Sophokles

Oedipus in Kolonos.

◆

von

Arnold Ruge.

16271

Jena,
Auguſt Schmid.
1830.

Sächsische
Landesbibliothek
10. JUNI 1976
Dresden

An

den Königlich Preußiſchen Regierungsrath

Friedrich Wilhelm Häniſch

in

Kolberg.

Widmung.

Nicht zu der Schulen eingeſchränktem Troſt,
Nicht für den Klügler, der um todte Rhythmen
Und längſt verklungne Weiſen ſich erboſ't;
Dem Leben ein Lebendiges zu widmen,
Des Alten Lied im wohlbekannten Ton:
Das iſt mein Dichten: und ſein höchſter Lohn,
Daß du und wer geweiht wie du die Chöre
Mit freiem Ohr und mitbegeiſtert höre.

Vorrede.

Ob wir ſchöne Lieder haben, darüber braucht freilich unter uns nicht mehr geſtritten zu werden, aber die der Alten, ſagt man, ſind ſchöner und von ihnen iſt Rath und Lehre anzunehmen. Beides iſt jedem Verſtändigen willkommen; allein es könnte faſt ſcheinen, als ſeien einige zu gelehrig geweſen, beſonders unter den Ueberſetzern diejenigen, welche ſich ſo antik halten, daß ſie ohne das Original nicht geleſen werden können. Dieſe Krankheit entſprang aus der Abſicht, das Nachbilden weiter, als auf den allgemeinen Charakter, nämlich auch auf Redefügung und Versbau auszudehnen, was oft die Sprache, oft die muſikaliſche Anſicht der Unſrigen nicht geſtattet. Aber man wird Aeſchylus feierlich, ja hochtrabend, Euripides künſtelnd, effectſuchend, rhetoriſch, Sophokles dagegen ganz ungekünſtelt, vollendet-einfach, ohne Declamations- und Pathos-Sucherei, wie die Griechen Homer, wie wir die Beſten gewohnt ſind, finden, und ſo muß der Ueberſetzer einen jeden wiederzugeben ſuchen. Da mag es nun freilich ſeine Schwierigkeiten haben, Aeſchylus und Euripides in ihrem Ton zu halten, beſonders wenn man nicht ſelbſt dafür hält, dieſer Ton ſei der richtige, aber die Art des Sophokles, wiewohl an ſich ſchwerer, ſcheint, einmal begriffen, leichter gehalten werden zu können, da ſie mehr objective Nothwendigkeit hat, ſo daß man faſt zu der Forderung ſich berechtigt glaubt, ſo müſſe und nur ſo dürfe dieſe Dichtung gehalten werden. Damit hat nun der Ueberſetzer die Aufgabe, ein Entſprechendes im Deutſchen zu ſuchen, und es iſt eine göttliche Freiheit, nur in der ſchönen Feſſel der Nothwendigkeit aus der Natur der Sache zu ſein. Es iſt nicht genug, daß ein Gedicht ſchön ſei, es muß ergreifend ſein, und ob eine Ueberſetzung auch unter dieſem Geſetz ſtehe, darnach wollen wir nicht mehr fragen, nachdem Luther bewieſen hat, was ſie vermag, wenn ſie Leben hat. Es fragt ſich alſo nur, ob man den lebendigen, den ergreifenden Punct findet und wo er liegt. Von den Gedichten ſprechen einige an und bleiben leicht im Gedächtniß, andere nicht, und man wird bemerken, wie allemal das, was leicht gegenwärtig bleibt, eine gewiſſe Nothwendigkeit in ſich hat, warum es gerade ſo iſt und nicht anders ſein zu können ſcheint, und gerade in dieſer Nothwendigkeit ſcheint die Kraft zu gefallen, zu ergreifen geſucht werden zu müſſen. Sie hat natürlich ihren letzten Grund in den Geſetzen des Geiſtes, iſt alſo ſeine Geſetzmäßigkeit, das heißt ſeine Freiheit. So ſchwer es daher auch iſt, dieſelbe wirkſam aufzuſtellen, ſo hat ſie doch viele Freiheit und viele Formen: bald iſt es eine gewohnte Anſchauung, worin ſie erſcheint, bald ein überraſchender Gegenſatz, bald eine klare Gedankenfolge, bald eine geheimnißvolle Gleichheit in höchſter Zuſammenfaſſung, bald eine Verſchiedenheit des Aehnlichen, bald eine Aehnlichkeit des Verſchiedenen, bald ein Gefühl aus unſerer Bruſt, bald eine Weisheit aus unſerm Bereich, immer zwar *unſer*, aber in ſo mächtigem fremden Zauber verkörpert, daß wir es lieber nur *ſo* ſehen. Er iſt aber auch nicht fremd dieſer Zauber, weil er nur aus dem *Unſern* geflochten ſein kann. Theils nämlich liegt ſeine Macht eben in jener Nothwendigkeit, theils in dem, was außerdem noch das *Unſere* iſt, in der *Rede*, die zwar an ſich mehr Willkühr hat, aber doch, einmal geſetzt, einmal erobert und als Gemeingut anerkannt, einen unabweislichen Zwang ausübt. Hier iſt nämlich ſehr darauf zu halten, den Erwartungen und Anforderungen *unſerer Sprachgenoſſen* zu genügen, in der nothwendigen fließenden Folge der Rede und in der Wahl der Wörter, ſolcher nämlich, welche ſich Anerkennung und Liebe verſchafft haben. Der Dichter wählt das Lebendigſte, die Schule dagegen hat andere Gründe, ſie nimmt z. E. das Poetiſchte, wie ſie es nennt, und ſagt Sang ſtatt Geſang, Spatz ſtatt Sperling, Leu ſtatt Löwe, und, wo Voß einen Spondeus braucht, da heißt es Bergleu, Meerſchwall, Salzfluth, Hauptshaar, Schuhpaar, ſtatt Meer, Fluth, Schuhe, Haare, nicht ſelten zum Schaden des Begriffs; die Dichter wollen Eindruck machen, die Schule Regeln, jene beobachten beſtehende Geſetze, dieſe ſetzt mit revolutionärer Vermeſſenheit neue; wenn jene etwas wagen, ſo iſt es unmerklich und auch das Gewagte ſcheint ſo ſein zu müſſen, dieſe dagegen iſt bei jedem Wort, welches über ihre Zunge geht, verdächtig. Freilich man weiß, daß der undichteriſche Kampe, der dafür hielt, es ſei beſſer die Braunſchweiger Mumme erfunden, als den Meſſias gedichtet zu haben, daß dieſer Mann das Verdienſt hat, manche neue Wörter ſtatt der ausländiſchen eingeführt zu haben, allein dies Verdienſt darf der Dichter nur ſehr beiläufig ſuchen. Bei ihm ſpringe Gedanke und Bild durchaus leicht und bekannt hervor, durch keine Kunſt ſelbſtgemachter und angemachter Wörter oder gar durch ausländiſche Stellungen verborgen und erſchwert, und wenn eine Ueberſetzung, namentlich des Sophokles, ein Gedicht bleiben will, ſo ſei es durchaus nicht zu hören, daß ſie Ueberſetzung iſt.

Aber auch damit iſt das Weſen des dichteriſchen Zaubers noch nicht erſchöpft; vielmehr wählt man vielfältig noch einen dritten Zwang hinzu, der freilich eben weil er gewählt iſt, minder weſentlich erſcheint, eine Feſſel, die genommen und wieder überwunden, und zwar ſo überwunden werden muß, daß ſie gar nicht da zu ſein ſcheint, daß man ſie faſt vergißt in demſelben Augenblick, wo man ihre Macht fühlt. Der Vers, und bei uns Neueren noch der Reim ſind ihre Namen, ſo daß uns namentlich im Lyriſchen die Feſſel nur unvollſtändig zu ſein ſcheint, wo der Reim fehlt. Je mehr wir dieſe unmöglich ſcheinende Aufgabe verwirklichen, deſto bindender iſt der Zauber. Die Feſſel ſollte aber ſo vollſtändig überwunden werden, daß ſie nicht da zu ſein ſchiene, alſo muß ſie dem

Ohr des Hörers nicht nur angemeſſen, ſondern geläufig, ja lieb und eigen ſein; er ſollte ſie faſt vergeſſen, indem er ihre Macht fühlte, aber er wird nichts Fremdes, nichts erſt Einzuübendes ohne Störung auffaſſen, geſchweige denn lernen und dann gleich wieder vergeſſen können. Es iſt alſo ein Glück, wenn die Deutſchen Ohren haben zu hören, wenn Maria Weber und Mozart nicht ohne Einfluß geweſen, Schiller und Göthe und ihre Lieder empfunden werden, kurz wenn ſie ſchon das Nöthige zu wiſſen ſcheinen, denn da darf man ohne weiteres ein Gedicht hören laſſen, ein Unglück, wenn dies nicht der Fall ſein ſollte, denn dann mag ſie Hinz und Kunz in die Schule nehmen, und es fragt ſich, ob ſie aufmerken und gelehrig ſein werden. „Wenn aber ein großer Mann es unternähme, der deutſchen Quantität mehr Anerkennung, der Zeitmeſſung mehr Geſetzliches, der griechiſchen Meßart mehr Eingang zu verſchaffen?" — Voß hat ſein Möglichſtes gethan, ſcheint aber doch nicht groß genug geweſen zu ſein, denn auf beiden Seiten treten ihm die Ultras entgegen, und die vernünftig Gemäßigten ſtehen zwar auf ſeinen Schultern, glauben aber doch in ſehr weſentlichen Dingen von ihm abweichen zu müſſen. Welch ein Anſehn würde alſo dazu gehören, Einheit in dieſe babyloniſche Verwirrung zu bringen, und welch eine Reſignation, ſtatt Gedichte für das Volk, Geſetze für die Dichter zu ſchreiben! Wenn ſie aber ſchon da ſind, alſo ſchon danach gedichtet werden kann, wird er ſie verrätheriſch offenbaren? Denn das Geheimniß gehört ja ſeinen Nachfolgern unter dem Lorbeer auch. — — Uebrigens dürfte Voß in ſeiner Theorie (Zeitmeſſung der deutſchen Sprache) mehr, wie in der Anwendung den Genius unſerer Sprache geachtet haben. Wir werden aber, nach den ausgeſprochenen Anſichten von dem Zwange des Verſes und des Reimes, dem Beſtehenden und Gebräuchlichen noch mehr Gewalt einräumen müſſen, und wenn gleich geſchichtliche Fortbildung anerkennend und wünſchend, dennoch gegen die bodenloſe Gewaltſamkeit voſſiſcher

Nachbildung auftreten müſſen. In dem deutſchen Trauerſpiel hat der fünffüßige Jambus bis jetzt den Sieg, und im Lyriſchen erwartet man den Reim, und man darf wohl dafür halten, jemehr derſelbe ein Unmögliches Wirkliches ſcheine, deſto größer ſei ſeine Zaubermacht. Wenn wir den Charakter des tragiſchen Trimeters, wegen des Mangels der Spondeen und der geringeren Macht der Länge in der Theſis im Deutſchen, gar nicht herſtellen können, wenn daher überhaupt ein feierlicher Spondeenſchritt in der deutſchen Tragödie auf gar keinen Erfolg rechnen kann, ſo hält man ſich billig zu dem Heimiſchen, das ſich bekanntlich ſchon mächtig genug bewieſen hat, während das Ausländiſche mit ohnmächtigem Eifer ſich umſonſt abmüht, und nur den, freilich hochmüthigen Troſt hat, unſere Ohren ſeien zu roh für die künſtlichen Rhythmen. Wenn man aber den Reim für das Lyriſche verlangt, ſo werden freilich die alten Chorſyſteme nicht bleiben können; das Unglück iſt aber ſo groß nicht, denn der Wievielſte weiß auch nur das

Griechiſche muſikaliſch aufzufaſſen? Wenn aber die innere Muſik in letzter Inſtanz Richter iſt, warum ſoll man nicht lieber componiren, als ſich der Möglichkeit ausſetzen, beim Copiren Noten ohne Rhythmus und Geſänge ohne Melodie zu ſchreiben. Der Hauptgrund bleibt aber immer die Empfänglichkeit und Forderung des deutſchen Ohrs. Wer ihm genügen kann, verſteht Muſik, und das iſt in der That nicht ſo leicht, als ein Dilettant wohl glauben möchte; es giebt auch ſchon Theorieen darüber, und hoffentlich werden die Muſiker, was auch Vater Voß gewünſcht hat, in dieſem Fach immer mehr zu Ehren kommen. Was aber endlich die hier verſuchte Ausführung der dargelegten Grundſätze betrifft, ſo ſind keine überſpannte Erwartungen vorhanden, aber die Ueberzeugung, daß nur auf dieſe Weiſe dieſer Dichter dem Deutſchen genießbar werden könne, und daß jeder, der den Verſuch machen will, zu der Einſicht gelangen wird, man gebrauche Gehör, Geduld, Liebe zu den Griechen, Hingebung für die Deutſchen, Muße und noch einige andere Dinge dazu, um dem alten Sophokles ſo ein neues Kleid anzuziehen. Dabei wird die entgegengeſetzte Anſicht vieler ſtimmfähiger Männer, ſo oft man ſich ihrer erinnert, ſtören, bis man endlich das Glück hat, in einem zugleich griechiſchen und nichtgriechiſchen Kreiſe das Gedicht ſelbſt geltend zu machen. Freilich die bevorrechteten Männer werden immer, die einen mit Zorn, die andern mit Verachtung die Forderung zurückweiſen, das Stück ohne alle Gelehrſamkeit wie ein modernes zu genießen; allein theils iſt ja auch ſchon an modernen Gedichten, nachdem man ſie zuerſt ohne Commentar aufgenommen, hinterher mancherlei Gelehrſamkeit entwickelt, theils leidet es in unſern Tagen gar keinen Zweifel mehr, daß wenigſtens der Genuß der Dichtung kein Privilegium der gelehrten Herren iſt, und daß, wenn dem ſo wäre, gar bald jede Facultät einen Nagel zum Sarge der Poeſie bringen würde, und nicht den kleinſten gerade die Aeſthetiker und Metriker ſelbſt. Und ſo fragt es ſich nur noch, ob der Gedanke, welcher dieſem Verſuch zum Grunde liegt, durch die That gerechtfertigt wird, nachdem die Theorie in dieſer Vorrede übergenug gethan zu haben glaubt. Indeſſen auch ſchon in dem Streben nach dem Schönen iſt Freude.

Dem Dichter verdanke ich viel. Mit Begeiſterung ergriff ich den Gedanken, ihn heimiſch unter uns zu machen, und ein widriges Geſchick war in ſofern ein gutes, daß es mir die Freude am Gelingen, die Muße zum Vollenden und durch die nöthige Täuſchung über den Stand der Litteratur die Begeiſterung bis zu Ende gewährte. Nun aber hängt es von dem Schickſale dieſes Verſuches ab, ob ſie ſich mir erneuert, von meinem eignen aber, ob ich ihr folgen kann.

Jena, den 5. September 1830.

Laïos und ſein Haus.

Als in jenen frühen Tagen Pelops berühmt war in der Inſel Apia, die bei den Nachkommen ſeinen Namen tragen, bei uns aber die geſegnete Morea heißen und zuerſt wieder das alte Thatenfeld des geiſtreichſten Volks der Erde zu Ehren bringen ſollte, als das reiche Korinthos dem Könige Polybos huldigte: da herrſchte auf dem Feſtlande, in dem Ogygiſchen Theben der Abkömmling des alten Kadmos, Laïos der Labdakide. Von ihm beginnt jenes furchtbare Trauerſpiel, die Erfüllung des pelopeiſchen Fluchs, dieſe Rache der Götter bis ins dritte Glied; und immer drohte ſie ihren Opfern ſchon vorher durch Apollons Sehermund. Denn als Laïos in kinderloſer Ehe mit Jokaſten lebte, und den Gott um ein Orakel bat, da ward ihm die Antwort:

Laïos, Labdakos Sohn, du möchteſt mit Kindern beglückt ſein?
Dir iſt ein Knabe gewährt, doch des Schickſals Wille beſtimmet
Auch von des Kindes Hand dir den blutigen Sturz in den Hades,
Denn ſo winkete Zeus zu Pelops Flüchen Gewährung,
Als du den lieben Sohn ihm geraubt und er alſo dir fluchte.

Zwar fürchtete Laïos die Drohung, doch er enthielt ſich nicht, und als ihm ein Knabe geboren ward, da ſollte der des Vaters Fehler büßen. Laïos nahm das Kind, durchſtach ſeine Fußgelenke, band ſie mit Riemen zuſammen, und gab es einem Hirten zum Ausſetzen in die Wildniß des Waldgebirges Kithairon. Aber den jammerte der Knabe, und als er einen Hirten des Korinthiſchen Polybos auf dem Gebirge traf, gab er ihn dem Manne, der aufs Beſte für den Armen zu ſorgen verſprach. König Polybos nämlich trauerte um den Verluſt ſeines Neugeborenen, und ohne Hoffnung auf Kinder, wie er war, mußte er ſich gern des dargebotenen Knaben annehmen; und ſo geſchah es. Seine Füße wurden gelöſ't, ſeine Wunden geheilt und ſein Name

(Oedipus, Schwellfuß) blieb das einzige Andenken an die Leiden ſeiner hülfloſeſten Tage. Denn wie ein Königsſohn erzogen, wuchs er auf in allen Herrlichkeiten des reichen Korinthos, und die königliche Erziehung und die Gewohnheit der Ehre gab ihm eine hochſinnige Richtung, nährte aber auch ſeinen aufbrauſenden Zorn. So ward aus dem Knaben ein Jüngling. Da begab es ſich beim Gelage, daß ihn ein Vorwitziger Baſtard ſchimpfte, und ihm damit einen Stachel in die Seele warf, der den Trefflichen in alles unverſchuldete Elend ſtürzte. Denn gleich am andern Morgen eilte er zum König und der Königin, und befragte ſie um den Vorwurf. Sie zürnten über die Beleidigung. Das freute den Jüngling wohl, aber fort und fort ſtachelte ihn das höhniſche Wort, und trieb ihn heimlich zum Pythiſchen Seherſitz. Hier fand er keinen Aufſchluß, ſondern erſt den rechten Anfang ſeiner Verirrung. Denn es hieß: Er werde ſeinen Vater tödten und unglückſelige Kinder mit ſeiner eignen Mutter haben. Da floh er vor Korinth und ließ die Sterne, die über ſeiner Heimath ſtralten, hinter ſich. So kam er nach Phokis, da wo von Delphi und von Daulia die Wege ſich begegnen, und wie er in der Hohle iſt, kommt ihm ein Wagen in den Weg. Der Fuhrmann ſchimpft und ſtößt ihn auf die Seite; er ſchlägt ihn, da verwundet ihn der Greis im Wagen; doch der ſtarke Jüngling erſchlägt den Mann und alle die ihm beiſtehn, bis auf Einen, der entrinnt. Dann ging er weiter auf dem Wege, der ihn nach Theben brachte. Hier hauſ'te die mörderiſche Sphinx. Ihr dunkles Räthſel war noch nicht gelöſ't, und täglich bluteten die Opfer, die ſie raubte. Der König war um Rath nach Delphis Altar, er ſiel von Mörderhänden und ließ die Stadt in Noth und ohne Fürſten. Da boten die Bürger dem die Krone und Jokaſten zur Gemalin, der jenes Räthſel löſ'te und die Sphinx vertriebe. Oedipus trat in die Schranken. Auf einem ſchroffen Felſen lag die Löwenjungfrau und ihre dunklen Worte waren dies:

Auf zwei Füßen erſcheint es, doch auch vierfüßig, und ändert
Zweimal ſeine Geſtalt, denn es geht auch auf dreien des Weges;
Doch wenn die meiſten Füße den reiſenden Körper bewegen,
Dann iſt mindeſte Kraft, und die langſamſte Eil' in den Gliedern.

Dies war aber auch der Augenblick, wo der Jüngling mit ſchnellblickender Vergleichung für alle Zeiten ſeinen Namen zum Sprichwort machte, denn er rieth das Räthſel und ſprach:

> Das iſt der Menſch, der zuerſt, wenn er kriechend die Erde beſchreitet,
> Als unmündiges Kind auf allen Vieren einhergeht,
> Und ſich zuletzt als Greis zum dritten Fuße den Stab nimmt.

Verzweifelt ſtürzte die Sphinx bei dem letzten Wort von dem Felſen. Denn ihr Zauber war gelöſ't und ihr Verhängniß erfüllt. Oedipus aber ward König der Kadmeier und Jokaſte war gewonnen. So verfloſſen ihm andere zwanzig Jahre ſeines Lebens auf dem Throne der Labdakiden, bis eine andre Landplage ſein Verderben ward. Das Orakel des Gottes gab Veranlaſſung zu der jammervollen Entdeckung, daß er ſeines Vaters Mörder, ſeiner Mutter Gatte und ſeiner Kinder Bruder war. Jokaſte ertrug es nicht, ſie endete ſelbſt ihr unglückſelig Leben, und Oedipus riß in wilder Wallung die Spangen von ihren Kleidern, und ſchlug ſie ſich in beide Augen. Darauf ward er als Vatermörder aus dem Lande verbannt; Antigone und Jsmene, ſeine Töchter, begleiteten ihn ins Elend und pflegten ihn nach Vermögen, während ſeine Söhne, Polynikes und Eteokles, im Pallaſte zu Theben blieben und abwechſelnd zu regieren verſuchten, bis ſie ſich entzweiten und im Zweikampf vor der belagerten Vaterſtadt, der eine ſtürmend, der andere vertheidigend, ſich wechſelſeitig erſtachen. — Dies iſt die Geſchichte dieſes Hauſes, die Verſöhnung aber des alten Oedipus mit dem verfolgenden Schickſal der Inhalt dieſes Sophokleiſchen Stücks, des Oedipus in Kolonos.

Oedipus in Kolonos.

Perſonen.

Oedipus.
Antigone.
Ismene.
Theſeus.
Kreon, Jokaſtens Bruder.
Polynikes.
Ein Kolonaer.
Ein Bote.
Chor der Kolonaer Aelteſten.

Erster Act.

Erster Auftritt.

Oedipus. Antigone.

Oedipus.

Antigone, des blinden Greiſes Kind,
Zu welcher Gegend nahn wir, welcher Stadt?
Wer wird den heimatloſen Oedipus
Mit milden Gaben dürftig heut verpflegen,
Ihn, der nur wenig bittet, weniger
Empfängt, und dennoch ſich genügen läßt?
Denn Gnügen lehrt das Leiden, lehrt des Lebens
Gedehnte Friſt mich und der edle Sinn.
Doch wo du einen Siz erblickſt, mein Kind,
Ob ungeheiligt, ob in Götterhainen,
Da bleib und laß mich ruhn, und wo wir ſind
Vernehmen. Wir ſind fremd, und müſſen hier
Die Bürger fragen und uns rathen laſſen.

Antigone.

Die Mauern, armer Vater, die gethürmt
Die Stadt verbergen, ſind, ſo ſcheint es, fern.

Perſonen.

Oedipus.
Antigone.
Iſmene.
Theſeus.
Kreon, Jokaſtens Bruder.
Polynikes.
Ein Kolonäer.
Ein Bote.
Chor der Kolonäer Aelteſten.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Oedipus. Antigone.

Oedipus.

Antigone, des blinden Greiſes Kind,
Zu welcher Gegend nahn wir, welcher Stadt?
Wer wird den heimatloſen Oedipus
Mit milden Gaben dürftig heut verpflegen,
Ihn, der nur wenig bittet, weniger
Empfängt, und dennoch ſich genügen läßt?
Denn Gnügen lehrt das Leiden, lehrt des Lebens
Gedehnte Friſt mich und der edle Sinn.
Doch wo du einen Sitz erblickſt, mein Kind,
Ob ungeheiligt, ob in Götterhainen,
Da bleib und laß mich ruhn, und wo wir ſind
Vernehmen. Wir ſind fremd, und müſſen hier
Die Bürger fragen und uns rathen laſſen.

Antigone.

Die Mauern, armer Vater, die gethürmt
Die Stadt verbergen, ſind, ſo ſcheint es, fern.

Dies iſt ein heil'ger Ort, man ſieht's, es blühen
Hier Reben, Lorbeern und Oliven; tiefer
Tönt vieler Nachtigallen ſüßer Mund.
Hier beuge dich zum rauhen Felſenſitz;
Es war ein langer Weg für deine Jahre.

Oedipus.

So laß mich blinden Mann mit Vorſicht nieder.

Antigone.

Nicht ungewohnt, daß ich es lernen müßte.

Oedipus.

Kannſt du mir ſagen, wo wir angekehrt?

Antigone.

Athen da kenn' ich, doch nicht dieſen Ort;
Ein jeder Wandrer nannt uns ja die Stadt,
Doch dieſe Stätte — ſoll ich gehn und fragen?

Oedipus.

Ja, Kind, und zwar, ob ſie bewohnbar iſt.

Antigone.

Gewiß! ſie iſt bewohnt; doch wird es gut ſein,
Denn dort erblick' ich jemand in der Nähe.

Oedipus.

Kommt er hieher, und naht er rüſtig uns?

Antigone.

Schon iſt er da, und was du ſchicklich nun
Zu ſagen findeſt, ſprich; der Mann iſt da.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Kolonäer.

Oedipus.

Mein Freund, da mir die Jungfrau hier, die auch
Für mich, wie für ſich ſelber, ſieht, berichtet,
Daß du, wie du dich umgeſehn, erwünſcht
Dich uns genahet, um uns aufzuklären...

Kolonäer.

Bevor du weiter fragſt — — von dieſem Sitz
Steh' auf, ſchon hingehn, wo du weilſt, iſt ſündlich.

Oedipus.

Was iſt die Stätte? welchem Gott gewidmet?

Kolonäer.

Unnahbar, unbewohnt, den ſchrecklichen
Göttinnen, der Erde Töchtern und des Dunkels.

Oedipus.

Welch heil'ge Namen heißt du mich verehren?

Kolonäer.

Die allerſpähenden Eumeniden würde
Dies Volk ſie nennen; anderswo ziemt andres.

Oedipus.

So mögen ſie mich Flehenden in Gnaden
Aufnehmen, denn ich weiche nimmer wieder
Von meinem Ruheplatz in dieſem Lande.

Kolonäer.

Wie? was iſt das?

Oedipus.

Die Loſung meines Schickſals.

Kolonäer.

Doch wag' ich's nicht, für mich ihn fortzutreiben,
Eh' ich's der Stadt gemeldet und gefragt.

Oedipus.

Freund, weigre ſtolz mir armen Flüchtling nicht,
Das zu berichten, was ich flehend bitte.

Kolonäer.

Sag' an; von mir erfährſt du keinen Stolz.

Oedipus.

So ſprich von dieſem Ort, wo ich verweile.

Kolonäer.

Was mir bekannt iſt, ſollſt du alles wiſſen.
Der ganze Hain iſt heilig, iſt Poſeidons
Des hehren, und der Feuerbringer Titan
Prometheus wohnet drin; da wo du ſtehſt,
Da heißt die Stätte, dieſer Hort Athens,
Des Landes eherne Schwelle; rings die Fluren,
Sie rühmen ſtolz den reiſigen Kolonos
Als ihren Vorſtand; und wir alle tragen
Von ihm ererbt den allgemeinen Namen.
So, Freund, iſt dieſes dir mit Worten nicht,
Nein, mehr durch Göttergegenwart verherrlicht.

Oedipus.

So wohnen Leute denn in dieſer Gegend?

Kolonäer.

Nun freilich, die nach dieſem Gott ſich nennen.

Oedipus.

Mit einem König oder Volksgewalt?

Kolonäer.

Der König in der Stadt gebietet hier.

Oedipus.

Und wer iſt dies, der Recht und Macht verwaltet?

Kolonäer.

Theſeus, des Aegeus Sohn, der ihm gefolgt.

Oedipus.

Ging' einer wohl von euch, ihn zu beſcheiden?

Kolonäer.

Was meld' ich? wie beweg' ich ihn zu nahn?

Oedipus.

Von kleiner Wohlthat hab' er großes Frommen.

Kolonäer.

Welch Frommen wirkte wohl ein blinder Mann?

Oedipus.

Was ich ihm künd' iſt alles ſeheriſch.

Kolonäer.

Horch, wie du hier vor Sünde dich bewahrſt,
Da du doch edel ſcheinſt, nur jammervoll.
Bleib, wo ich dich gefunden, bis ich ſelbſt
Den Ortsbewohnern, nicht den Städtiſchen
Die Meldung bringe. Denn die richtens, ob
Du bleiben oder wieder wandern ſollſt.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Oedipus. Antigone.

Oedipus.
Hat uns der Mann verlaſſen, meine Tochter?
Antigone.
Er hat, mein Vater, und in Frieden kannſt du,
Von mir allein vernommen, alles reden.
Oedipus.
Ehrwürd'ge, furchtbar Spähende, nun ich
In dieſem Lande meinen Schooß bei euch
Zuerſt gebeugt, gedenket mein und Phöbos.
Denn als er jene Leidensfüll' enthüllte,
Verhieß er dieſe Raſt nach langen Jahren,
Wenn ich, gelangt zum Lande der Vollendung,
Ehrwürd'ger Gottheit Sitz als Gaſt bezöge;
Da würde mein mühſelig Leben ruhn,
Heilbringend denen, die mich aufgenommen,
Doch Unheil, wo verſtoßen ich enteilte.
Und Zeichen, ſo gelobt er's, würden kommen,
Erdſtöße, Donner oder Jovis Blitz.
Nun hab' ich's wohl erkannt, daß mich ein Wink,
Gewiß von euch, untrüglich dieſen Weg
In dieſen Hain geführt, wie wär' ich ſonſt
Hinwandernd euch Weinfeinden alſo nüchtern
Zuerſt begegnet, und zum heil'gen Sitz,
Den keine Axt berührt, gelanget? — Doch,

Nach Phöbos Spruch, Göttinnen, gebt mir gleich
Vollendung meines Lebens und ein Ende,
Wenns ja nicht ſcheint, daß mir zu wenig wurde
Im ew'gen Dienſt des ſchwerſten Menſchenelends.
Auf! milde Kinder ihr des alten Dunkels,
Auf! die der hohen Pallas Stadt wir nennen,
Athen, vor allen Stadten hochgeehrt,
Erbarmt euch Oedipus, des Jammerſchattens;
Denn dies iſt nicht die alte Kraftgeſtalt.

Antigone.

Still! denn es kommen da betagte Männer
Mit Prüferblick zu deinem Ruheſitz.

Oedipus.

Ich ſchweige ſchon, birg du nun meinen Fuß
Abſeit ins Holz, bis ich vernommen, wie
Sie reden mögen. Denn die Sicherheit
Der That beruht in der erworbnen Kunde.

Vierter Auftritt.

Chor.

Späh! wer war's? wo weilt er? wo
Blieb, wenn er von hinnen floh,
Der Frevelmüthigſte von allen, allen?
Siehſt du ihn?
Blick naher hin!

Laß deinen Anruf allumher erſchallen!
Landflüchtig, fremd und flüchtig muß er ſein
Der Greis, ſonſt mied er den unnahbarn Hain,
Dieſer grimmen Götter. Scheu
Nennen wir ſie, fliehn vorbei,
Wenden uns verſtummt, und regen
Still im Sinn das Wort zum Segen.
Und nun ſoll ein Verächter hier
Erſchienen ſein, doch bleibt er mir
Verborgen in dem ganzen Haingehege,
Wohin ich auch den Späherblick bewege.

Fünfter Auftritt.

Chor. Oedipus. Antigone.

Oedipus.

Hier ſiehſt du mich, der ich durch Töne ſehe,
Nach jenem Sprichwort.

Chor.

Weh mir, wehe!
Ich ſchau' und höre Schreckliches!

Oedipus.

Ich flehe,
Nicht gottlos wähnt der eurem Blick begegnet!

Chor.

O behütender Zeus! wer iſt doch der Alte?

Oedipus.

Traun! nicht mit erſten Glückes Loos geſegnet,
Ihr Aelteſten, wie ich's vor Augen halte;
Würd' ich wohl ſonſt nach fremden Augen fahren,
Und dieſes Kind den alten Mann bewahren?

Chor.

Ach! ſo ſah dein Auge nicht,
Armer, ſeit du weilſt im Licht,
Und Jammerjahre weilſt und lange Jahre?
Aber nun
Will ich nicht ruhn,
Daß deiner Noth nicht dieſer Fluch ſich paare.
Denn Frevel übſt du, Frevel. In dem Hain
Und ſtillem Gras, wo Honigtrank hinein
Rinnt und wallt in Waſſerguß,
Wahre, Freund, den Unglücksfuß
Vor dem Schaden; komm', entfliehe!
Haſt zurück ſchon weite Mühe.
Unſtater Dulder, horſt du mich?
Haſt du ein Wort zu mir, ſo ſprich
Da, wo es allen ziemt, vom heil'gen Orte
Entfernt, doch vorher halte deine Worte.

Oedipus.

Kind, welcher Sorge Pfad verfolgen wir?

Antigone.

Laß uns, mein Vater, fügſam nach Gebühr,
Die Landesart und gutgewilligt üben.

Oedipus.

So faß mich an!

Antigone.

Schon halt' ich deine Hand.

Oedipus.

Daß ich denn auch nichts leide, wenn ich hüben
Verlaſſ', o Freund', euch trauend, meinen Stand.

Chor.

Niemand wird mit deinem Sträuben,
Greis, von dieſem Sitz dich treiben.

Oedipus.

Muß ich weiter noch herfür?

Chor.

Schreite näher her zu mir.

Oedipus.

Weiter?

Chor.

Laß ihn näher ſchreiten,
Mädchen, dir iſt zu bedeuten.

Antigone.

So folge, folge ſo mit blindem Schritte,
Wohin ich leite, Vater; zwinge dich,
Ein Fremdling in der Fremde, was die Sitte
Das Landes haßt zu meiden, was ſie ſich
Genehm erwählet, ſolches zu verehren.

Oedipus.

Kind, führe denn, daß wenn wir fromm uns fügen,

Wir reden dürfen und auch Antwort hören,
Und ſo nicht die Nothwendigkeit bekriegen.

Chor.

Halt! erheb' nicht über dieſe
Felſenſtufe deine Füße.

Oedipus.

So?

Chor.

Genug, wie du vernimmſt.

Oedipus.

Setz' ich mich?

Chor.

Dem Steingeſimms
Neige leicht gebeugt dich zu.

Antigone.

Dies iſt meine Sorge, du
Wandle mit bedacht'gem Tritt,
O doch, Vater, Schritt vor Schritt!
Und gelehnt auf meine liebe
Hand die hochbetagte Bruſt.

Oedipus (ſich ſetzend).

O der böſen Leidenstrübe!

Chor.

Du armer Mann, da du nun ruhſt,
So ſprich, wer dein Erzeuger iſt,
Wer du, in Leid geleitet, biſt,
Und wo du deine Heimat haſt.

Oedipus.
O Freunde, flüchtig ... aber laßt ...
Chor.
Warum wehrſt du ab, o Greis?
Oedipus.
Laß! o laß! und heiß
Mich nicht wer ich bin dir ſagen,
Forſche nicht mit Weiterfragen!
Chor.
Wie? was iſt?
Oedipus.
Unſel'ges Haus!
Chor.
Rede!
Oedipus.
Kind, was ſag' ich aus?
Chor.
Welches Blutes, Fremdling, ſprich,
Welcher Vater zeugte dich?
Oedipus.
Ach! mein Kind, ach! was ſoll nur geſchehn?
Antigone.
Sprich, du ſiehſt am Aeußerſten dich ſtehn.
Oedipus.
Red' ich denn! ich kann's ja nicht verhehlen.
Chor.
Eilt euch! lang' wahrt euer zögernd Wählen.

Oedipus.
Hörtet ihr von Lajos Sohne?
Chor.
O ihr Götter!
Oedipus.
Von der Labdakiden Throne?
Chor.
O!
Oedipus.
Vom armen Oedipus?
Chor.
Und der,
Der biſt du?!
Oedipus.
Hört furchtlos meine Mähr.
Chor.
O!
Oedipus.
Ich ärmſter Mann!
Chor.
O! O!
Oedipus.
Kind, was wird ſogleich geſchehn?
Chor.
Fort! und räumet dieſes Land!
Oedipus.
Wie ſoll dann dein Wort beſtehn?

Chor.

Neue Schickſalsſtrafen fand
Nie wer ſchon beſtraft geweſen,
Doch wer trugend wird betrogen,
Sieht, wenn ſich die Schlingen löſen,
Leid für Luſt ſich zugewogen.
Weiche denn von dieſem Ort
Wieder, und zurück und fort
Eil' aus meines Landes Port,
Daß durch dich nicht mehre Leiden
Meiner Stadt ſich zubereiten.

Antigone.

O ihr gütigen Freunde,
Wenn dieſen Greis,
Wenn von Vaters Thaten,
Die nicht mit Fleiß
Er vollbracht, ihr nicht wolltet hören;
O ſo ſchenkt doch Erbarmen,
Ich bitt' euch, mir Armen,
Laßt euch für den Vater beſchwören —
Mein flehendes Aug', o es ſchaut ja nicht blind
Dir ins Auge, ſo wurde dein eigenes Kind
Dir erſcheinen — o laß dich ſein Leiden
Zu ſchonender Achtung beſcheiden!
Wie von Gotte ſo fällt uns
Was dir bedünkt;
O ſo ſei denn Gewährung

Uns zugewinkt,
Die nimmergehoffte; bei allem zumal
Was lieb dir und theuer, beſchwör' ich dich, ſei's
Ein Gut, ſei ein Gott es, ein Kind, ein Gemal.
Denn keiner, wie ſcharf er auch ſpähete, weiß
Den Mann, der des Schickſals Zügeln
Entronnen mit ſiegenden Flügeln.

Chor.

Glaub' nur, uns dauert, Kind des Oedipus,
Dein eignes Unglück, wie das ſeinige;
Doch von den Göttern drohts; wir fürchten, können
Nicht über unſer Wort, das du gehört.

Oedipus.

Was will denn Achtung und ein guter Name,
Der ſo in nichts zerfließet noch bedeuten?
Heißt doch Athen die gottesfürchtigſte,
Allein vermögend den bedrängten Fremdling
Zu retten und allein ihn aufzurichten:
Und nun, wo iſt mir dies? wenn ihr mich erſt
Von meinem Sitze ſtört und dann vertreibt,
Bloß meinen Namen fürchtend? denn doch wohl
Mich ſelbſt nicht oder meine Thaten? die
Ja mehr erduldet worden, als gethan,
Wenn ich vom Vater dir und von der Mutter
Berichten ſollt', um die du mich verabſcheuſt.
Ich weiß es wohl; und doch, wie wär' ich böſe,
Da ich beleidigt nur vergalt, und ſo,

Selbſt wenn bewußt, auch dann nicht ſchuldig war?
Nun kam ich unbewußt, wozu ich kam,
Und wiſſentlich verdarben die mich kränkten.
Drum bitt' ich flehend, bei den Göttern! Freunde,
Wie ihr mich aufſtehn hießt, ſo rettet mich;
Und ehret ihr die Götter, ſo verachtet
Nicht ganz die Götter wieder, ſondern glaubt,
Sie achten auf die frommen Sterblichen,
Und achten auf die Böſen; und es finden
Gottloſe Menſchen keinen Weg der Flucht.
Verdunkle denn das glückliche Athen.
Nicht, jenen ähnlich, in des Frevels Dienſt;
Vielmehr, wie du's dem Flehenden verbürgt,
So rett' und ſchütze mich; und dieſes Haupt
Und Jammerangeſicht, verſtoß es nicht!
Geweiht erſchein' ich dir und fromm, und bringe
Den Bürgern Heil. Sobald ein Mächtiger,
Der euer Fürſt, ſich nahet, ſollſt du alles
Sogleich berichtet hören, doch bis dahin
Laß keine Unbill uns von dir erfahren.

Chor.

Mit Scheu vernehm' ich, Alter, die Bedenken,
Die du mich lehreſt, und ich muß es, denn
Ausführlich trugſt du's vor. So gnüge mirs,
Daß unſers Landes König dieſes prüft.

Oedipus.

Und, Freunde, wo iſt dieſes Landes Fürſt?

Chor.

In ſeiner Väter Burg, doch ihn zu rufen
Ging jener Späher, der auch mich beſchieden.

Oedipus.

Und glaubt ihr, daß er auf den Blinden Acht
Und Sorge lenkt, und ungeweigert kommt?

Chor.

Ganz ſicher, wenn er deinen Namen hört.

Oedipus.

Doch wer wird ihm dies Wort verkündigen?

Chor.

Zwar iſt es weit, doch pflegt der Wandrer Rede
Vielfach umher zu ſchweifen, und er hörts
Von ihnen, ſei getroſt, und kommt. Denn viel
Ging durch der Leute Mund dein Namen, Alter,
Und ruht er läſſig auch, und höret nur
Von dir, ſo wird er gleich ſich herbeeilen.

Oedipus.

So komm' er ſeiner Stadt zum Heil und mir,
Denn auch ſein eigner Freund iſt jeder Edle.

Zweiter Act.

Erſter Auftritt.

Vorige. Ismene (kommt).

Antigone.

Zeus, was iſt das? was ſoll ich denken, Vater?

Oedipus.

Antigone, mein Kind, was iſt?

Antigone.

Ich ſehe
Ein Mädchen, die auf ein Aetnäerroß
Erhoben naht, und ein Theſſalerhut
Beſchattet rings ihr Antlitz. Wie? iſt ſie's?
Iſt ſie es nicht? und täuſcht mich mein Gedanke?
Ich ſage ja und nein, und weiß es nicht.
O Gott! ſie iſt es ſelbſt, denn freundlich glänzt
Ihr Auge nahend mir entgegen und
Zeigt deutlich mir, ſie iſt es, ja! Ismene!

Oedipus.

Wie ſagſt du, Kind?

Antigone.

Die Schweſter, deine Tochter!
Und an der Stimme kannſt du's gleich erfahren.

Iſmene.
O mir die ſüßeſte, des Vaters Stimme
Und meiner Schweſter! — kaum daß ich euch fand,
Und ſeh' euch ſchon vor Thränen wieder kaum!
Oedipus.
Kamſt du, mein Kind?
Iſmene.
O Vaters Jammeranblick!
Oedipus.
O Schweſterblut!
Iſmene.
O unglückſel'ge Kinder!
Oedipus.
Kind, biſt du da?
Iſmene.
Nicht ohne Müh' und Noth.
Oedipus.
Umfaß' mich, Kind!
Iſmene.
Ich halte zwei zumal.
Oedipus.
O ſie und mich! — —
Iſmene.
Und mich unſel'ge dritte.
Oedipus.
Und warum kamſt du Tochter?

Ismene.
Aus Sorg' um dich.
Oedipus.
Nach mir verlangend?
Ismene.
Und um ſelbſt Bericht
Zu bringen mit dem Einen treuen Diener.
Oedipus.
Wo aber ſind die Brüder in der Mühſal?
Ismene.
Sind — — wo ſie ſind. Gefahr umdroht ſie izt.
Oedipus.
O wie ſie ganz nach der Aegypter Sitte
Den Sinn gebildet und die Lebensweiſe!
Denn dort bewegt der Mann zu Hauſe ſitzend
Den Webeſtuhl, und ſeine Gattin ſchafft
Vom Felde Lebensunterhalt herbei.
So meine Kinder. Denen dieſe Mühe
Zukommt, die hüten mädchenhaft das Haus,
Ihr aber tragt an ihrer Statt mit mir
Die bittre Noth. Die eine führt fortwährend,
Seit ſie die ſchwache Kindheit überwunden,
Den alten Mann, die Arme; irrt mit mir,
Schweift darbend viel und barfuß in der Wildniß
Der Wälder, duldet oft und ſchmählich Wetter
Und Sonnenbrand, und achtet, wenn der Vater
Nur Nahrung hat, der Heimat Pflege nicht.

Und du, mein Kind, ſchon früher kamſt du heimlich
Aus Kadmos Stadt mit allen Seherſprüchen,
Die meinem Namen galten, zu dem Vater,
Warſt auch mein treuer Wächter, als vertrieben
Ich aus dem Vaterlande floh, und nun,
Nun kehreſt du, Jsmene, mir ſchon wieder
Und bringſt uns Kunde mit. So ſprich, was führte
Dich aus der Heimat, denn du kommſt nicht leer,
Ich weiß es ſicher, bringſt ein Unglück mit.

Jsmene.

Die Leiden, Vater, die ich ſelber litt,
Den Aufenthalt zu finden, wo du wohnteſt,
Laß ich zur Seite; denn nicht zweimal will ich
Erſt in der Noth, dann im Erzählten leiden.
Ich komme, deiner Söhne Ungemach,
Das jetzt die Unglückſel'gen drängt, zu melden.
Zuerſt war Eintracht, und ſie wollten Kreon
[illegible] Thron vergönnen, wollten eingedenk
[illegible] alten Stammverderbens, das ſo ſchmählich
Dein Haus erfüllt, die Stadt nicht mehr entweihn:
Da wirft ein Gott und eigner Frevelmuth
Den dreimalunglückſel'gen böſen Hader
Um Herrſchaft und Gebietermacht ins Herz;
Und aus dem Lande treibt der Jüngere,
Der Nachgeborne, ſeinen ältern Bruder
Polynikes, den er von dem Throne ſtößt.
Nach Argos Schluchten, ſo erzählt bei uns

Die Sage, lenkt der ſeine Flucht, erwirbt
Dort neue Schwäher, neue Waffenfreunde,
Und will mit Argos rächend bald die Ebne
Des Kadmos fülln, und ſich zum Himmel heben.
Dieß iſt nicht leere Rechnung, Vater, nein,
Furchtbare That. Wie aber dein die Götter
Sich noch erbarmen werden, ſeh' ich nicht.

Oedipus.

Haſt du denn je gehofft, daß ſie auf mich
Mit Sorge ſehn, und mich erlöſen würden?

Ismene.

Ja, Vater, auf den letzten Seherſpruch.

Oedipus.

Wie das, mein Kind? was ward denn wahrgeſagt?

Ismene.

Du würdeſt einſt im Tod' und noch am Leben
Den Dortigen zum Heile nöthig werden.

Oedipus.

Wem könnt' ein ſolcher Mann noch Heil gewähren?

Ismene.

In dir ſoll ihre Macht enthalten ſein.

Oedipus.

So bin ich Mann erſt, wenn ich nicht mehr bin.

Ismene.

Jetzt heben dich die Götter, die dich ſtürzten.

Oedipus.

Schwer hebt der Greis ſich, wenn der Jüngling ſank.

Jsmene.
Und wiſſ', in Kurzem, ohne langes Säumen,
Wird deſſenthalben Kreon hier erſcheinen.
Oedipus.
In welcher Abſicht, Tochter? ſag' es mir.
Jsmene.
Man will dich bis zur Grenze holen, dort
In ſeiner Macht, doch nicht im Lande haben.
Oedipus.
Und wozu hülf' ein draußen Hingeworfner?
Jsmene.
Dein Grab im Elend wird ſie einſt betrüben.
Oedipus.
Das ließ auch ohne Götter wohl ſich denken.
Jsmene.
Und darum ſollſt du näher zu dem Lande
Geführet werden und gefangen bleiben.
Oedipus.
Und wird auch Thebens Erde mich umhüllen.
Jsmene.
Das Blut des Vaters wills ja nicht vergönnen.
Oedipus.
So ſoll'n ſie mein denn nimmer habhaft werden.
Jsmene.
Nun, das wird ſchwer auf die Kadmeier fallen.
Oedipus.
Durch welch Ereigniß, das geſchehen ſoll?

Jsmene.

Durch deinen Zorn, wenn ſie dein Grab betreten.

Oedipus.

Mein Kind, von wem vernahmſt du was du ſagſt?

Jsmene.

Geſandte brachtens mit von Delphi's Altar.

Oedipus.

Und mich hat Phöbos Mund dabei genannt?

Jsmene.

So melden ſie's zurück in Thebens Ebne.

Oedipus.

Und hat dies einer meiner Söhn' erfahren?

Jsmene.

Der eine, wie der andre wußt' es wohl.

Oedipus.

Und doch, die Schändlichen! wiewohl ſie's wußten,
Sie liebten doch die Herrſchaft mehr, als mich.

Jsmene.

Mit Schmerzen hör' ichs, doch ich muß es tragen.

Oedipus.

So löſcht, ihr Götter, ihnen denn nicht wieder
Denn vorbeſtimmten Hader! und ich ſelbſt,
Ja! lenkte ich das Schickſal dieſes Kampfes,
Der mit erhobnem Speer ſie jezt umfängt;
Es bliebe weder er, der izo Thron
Und Scepter hat im Lande, noch beträte
Der Flüchtling jemals wieder ſeine Stadt.

Denn als ich aus dem Lande ſo mit Schmach
Verſtoßen floh, da hielten ſie und ſchirmten
Den Vater nicht, nein ſtorten ſelbſt mich auf,
Verjagten mich, und ließens laut verkünden.
Du ſagſt vielleicht, daß damals mir die Stadt
Nur gütig die gewünſchte Gunſt gewährt;
Mitnichten; denn ſogleich an jenem Tage,
Als ſiedend mein Gemüth mir wie das Liebſte
Den Tod erſehnte und die Steinigung,
Gewährte keiner dieſes Wunſches mich;
Doch ſpäter, als ſich alle Qual gemildert,
Und ich erkannt, daß ich die frühern Sünden,
Von Wallung hingeriſſen, allzuſchwer
Gebüßt, da trieb zuerſt mich wider Willen
Die Stadt ins Elend nach ſo langer Zeit,
Und dann die Söhne, die mir helfen konnten,
Dem eignen Vater, wolltens nicht; und ich,
Mit Eines Wortes leichtem Hauch zu ſchützen,
Durch ſie ward ich ein heimatloſer Bettler.
Und nun, von dieſen Mädchen wird, ſoviel
Als Frauenkraft vermag, mir Unterhalt,
Ein ſichrer Weg und meiner Kinder Beiſtand,
Indeſſen ſie, ſtatt Vaters, lieber Kron'
Und Scepter führen, und das Land beherrſchen.
Doch ſie erlangen nimmer mich zum Helfer,
Noch wird die Herrſchaft über die Kadmeier

Sie je erfreun. Ich weiß es, nun ſie dieſe
Orakel mir geſagt, und ich mir Phöbos
Vorlängſt ertheilte Seherſprüch' erwogen.
Drum mögen ſie nur Kreon oder ſonſt
Gewalt'ge Bürger, mich zu fordern ſenden:
Wollt ihr, o Freunde, nur mit dieſen hehren
Göttinnen, eures Landes Hort, mir beiſtehn;
So ſchafft ihr eines großen Retters Macht
Für dieſe Stadt und Noth für meine Feinde.

Chor.

Du biſt bedauernswürdig, Oedipus,
Du ſelbſt und dieſe Kinder; doch du nennſt
Dich auch des Landes Retter in der Rede,
So will ich dir denn auch zum Guten rathen.

Oedipus.

O Lieber, rath'; erfüllen werd' ich alles.

Chor.

So ſühne dieſe Götter, denen du
Zuerſt genaht und ihren Hain betreten.

Oedipus.

In welcher Art? ihr Freunde, lehret michs.

Chor.

Zuerſt aus heilig immerreger Quelle
Bring' Opferguß in reinen Händen dar.

Oedipus.

Und wenn ich dieſen reinen Guß geſchöpft?

Chor.

Sind Becher von geſchickter Künſtlerhand,
Die du um Rand und Doppelhenkel kränzeſt.

Oedipus.

Mit Laub? mit Wollgekräuſel? oder wie?

Chor

Mit jungen Lammes jüngſtgepflückter Flocke.

Oedipus.

Gut! doch wie muß ichs weiter dann vollbringen?

Chor.

Zum erſten Frühroth ſchauend Spende gießen.

Oedipus.

Mit jenen Krügen, die du mir genannt?

Chor.

Drei Ströme, doch den letzten Becher ganz.

Oedipus.

Womit gefüllt? auch das noch lehre mich.

Chor.

Mit Honigwaſſer; keinen Wein dazu.

Oedipus.

Und wenns das blätterdunkle Land getrunken?

Chor.

So breite dreimal neun Olivenzweige
Mit beiden Händen drauf, und bete ſo:

Oedipus.

Laß hören! denn es iſt das Wichtigſte.

Chor.

Wie wir ſie gnäd'ge nennen, daß ſie ſo
Mit gnäd'gem Herzen auch den Flehenden
Annehmen und erretten: alſo bete
Mit ſtiller Lippen nicht erhobnem Laut,
Du ſelber oder wers für dich verrichtet,
Und geh dann ungewendet fort. Sobald
Du dies vollführt, würd' ich mit gutem Muth
An deiner Seite weilen, aber ſonſt
Um deinetwill'n, o Gaſt, in allen Aengſten.

Oedipus.

Hört ihr es, Kinder, was ſie gaſtlich rathen?

Antigone.

Wir hören, und befiehl nur, was zu thun.

Oedipus.

Mir ſelber iſts unmöglich, mich umſtricket
Der Blindheit und der Schwäche Doppelübel;
Geh eine denn von euch, und richt' es aus.
Es wird ja Ein wohlwollend Herz genügen,
So gut wie viele, dieſes darzubringen.
Macht fort, und ſchleunig; aber laßt mich nicht
Allein; vermöcht' ich ja doch, ohne Führer
Zurückgelaſſen, keinen Fuß zu regen.

Iſmene.

Gut' ich will gehn, und möchte nur den Ort,
Wo ich das Nöth'ge finden könnt', erfahren.

Chor.

Da drüben, Liebe, dieſer Hain! und mangelt
Dir etwas, iſt ein Häusler dort und weiß es.

Ismene.

Such' ich denn dies, und du, Antigone,
Behüte Vater hier; denn für die Aeltern,
Wie auch bemüht, muß man der Müh nicht achten.
(ab.)

Zweiter Auftritt.

Antigone. Oedipus. Chor.

Chor.

Zwar übel iſts, ein längſt ſchon ruhend Leiden
Von neuem aufzuwecken, dennoch, Lieber,
Möcht' ich erfahren — —

Oedipus.

Was?

Chor.

Des Unglücks Urſprung,
Das unabwendbar ſchmerzlich Dich ergriffen.

Oedipus.

Bei deiner Gaſtlichkeit! enthüll' es nicht!
Schmachvolle Thaten ſind es, die ich litt.

Chor.

Das viele unerſchöpfliche Gerede,
O Gaſt, ich wünſcht' es wahrhaft zu vernehmen.

Oedipus.
O Gott!
Chor.
Ich bitt', erhöre mich.
Oedipus.
Ach! ach!
Chor.
Gieb nach! bin ich dir ja doch auch zu Willen.
Oedipus.
Ich litt das Schmählichſte, ihr Freunde, litt's,
Doch nicht mit Willen, da ſei Gott mein Zeuge!
Und keins von allem wählt' ich mir von ſelber.
Chor.
Warum denn aber?
Oedipus.
Auf dem Frevellager
Ward ich in ein verderblich Eheband
Unwiſſend von der Vaterſtadt verflochten.
Chor.
Und nahmſt der Mutter Bette, wie man ſagt,
Das argberufne, ein?
Oedipus.
Weh mir! es iſt
Mir Tod, dies nur zu hören, o! und dieſe
Sind meine zwei — —
Chor.
Was ſagſt du?

Oedipus.

meine Tochter;

Zwei Frevel — —

Chor.

Gott!

Oedipus.

entſproſſen ſie dem Schoße,

Der mich geboren.

Chor.

So ſind's deine Kinder
Zugleich und auch die Schweſtern ihres Vaters.

Oedipus.

Weh mir!

Chor.

Ja wohl, ja wohl! von Unglück wurdeſt
Du vielfach heimgeſucht, und litteſt viel.

Oedipus.

Ich litt; und ewig bleibt mir's im Gedächtniß.

Chor.

Und thateſt? — —

Oedipus.

That es nicht.

Chor.

Wie denn?

Oedipus.

Ich nahm,

O! was ich armſter nimmer von der Stadt
Mir mußte reichen laſſen, zum Geſchenk.

Chor.

Wie aber, Unglückſeliger, begingſt du? — —

Oedipus.

Was nun? was willſt du wiſſen?

Chor.

Vatermord?

Oedipus.

Weh mir! da ſchlägſt du eine zweite Wunde.

Chor.

Erſchlugſt du? — —

Oedipus.

Ich erſchlug ihn, doch mir bleibt — —

Chor.

Was bliebe dir?

Oedipus.

Rechtfertigung.

Chor.

Und wie?

Oedipus.

Hör' an! Ich kannt' ihn nicht, als ich ihn ſchlug,
Und tödtet' ihn; und kam vor dem Geſetz
Unſchuldig unverſehns zu dieſer That.

Dritter Auftritt.

Vorige. Theſeus.

Chor.

Doch hier iſt unſer König, Aegeus Sohn,
Theſeus auf das Gerücht von dir genaht.

Theſeus.

Wie ich von vielen ſchon in früh'rer Zeit
Der Augen blutiges Verderben hörte,
So kenn' ich dich, o Sohn des Lajos;
Und nun ichs unterwegs vernommen, bin ich
Um ſo gewiſſer, denn daß du es biſt
Zeigt mir dein Aufzug und dein armes Haupt.
Dein Elend, Oedipus, mir geht's zu Herzen,
Und dich und die dich traurig unterſtützt
Will ich befragen, was ihr flehend mich
Und dieſe Stadt zu bitten kamet. Sag' es.
Du müßteſt ein gar Großes dir erbitten,
Wenn ich davon mich weigernd wenden ſollte,
Der ich es ſelber weiß, in meiner Jugend
Ein Gaſt wie du erwuchs, und in der Fremde
Gar viel als Mann mein Leben wagt' und kämpfte.
Drum keinem Gaſt, wie du nun einer biſt,
Entzög' ich meine Hülf' und Rettung; denn
Ich weiß, daß ich ein Menſch bin und mir morgen
Mit ſeinem Tag nicht mehr gehört, wie dir.

Oedipus.

Dein Edelmuth, o Theſeus, zeigt ſich mir
Aus deiner kurzen Red', und weniges
Brauch' ich nur noch zu ſagen. Du gedachteſt,
Wer ich und welches Vaters Sohn ich ſei
Und auch aus welchem Land' ich hergekommen,
So daß dieß Eine nur mir übrig bleibt,
Den Wunſch zu nennen; und es iſt geſagt.

Theſeus.

Das eben ſage denn, damit ich's wiſſe.

Oedipus.

Ich bringe meinen leidverſuchten Leib
Dir zum Geſchenk, nicht wünſchenswerth von Anſehn,
Doch nützlicher, als ſeine Bildung ſchön.

Theſeus.

Und welchen Nutzen dächteſt du zu bringen?

Oedipus.

Erfährſt es mit der Zeit, doch jetzt noch nicht.

Theſeus.

Und welche Zeit wird dein Geſchenk enthüllen?

Oedipus.

Wann ich geſtorben und von dir beſtattet.

Theſeus.

Den Schluß des Lebens bitteſt du, vergißt
Was in der Mitten, oder hältſt es nichtig.

Oedipus.

Das wird zu jenem mir ja mitgegeben.

Theſeus.
Nun, dieſe Gunſt iſt klein, um die du bitteſt.
Oedipus.
Und doch, bedenks, nicht klein iſt jener Kampf.
Theſeus.
Wie meinſt du? deiner Kinder oder meiner?
Oedipus.
Sie wollen mit Gewalt mich zu ſich führen.
Theſeus.
Wenn ſie es wünſchen, ſollteſt du nicht fliehn.
Oedipus.
Und als ich wollte, ließen ſie's nicht zu.
Theſeus.
O Thor, im Unglück iſt der Zorn nicht gut.
Oedipus.
Wenn du mich ausgehört, ermahn'; izt laß es.
Theſeus.
Trag' vor; ohn' Einſicht ziemt mir nicht zu richten.
Oedipus.
O Theſeus, ſchweres Leid auf Leid erfuhr ich.
Theſeus.
Meinſt du des Hauſes altes Ungemach?
Oedipus.
Nein! das iſt ja in aller Griechen Mund.
Theſeus.
Was wäre denn dein übermenſchlich Leiden?

Oedipus.
So höre zu! aus meinem Vaterlande
Ward ich vor meinen eignen Kindern flüchtig,
Und darf als Vatermörder nie zurück.
Theſeus.
Wie? dich vertreibend ſollten ſie dich fordern?
Oedipus.
Der Mund des Gottes zwinget ſie dazu.
Theſeus.
Welch Uebel fürchten ſie nach ſeinen Worten?
Oedipus.
Das Schickſal, hier ſich einſt beſiegt zu ſehn.
Theſeus.
Wie ſollten ſie und ich zu Feinden werden?
Oedipus.
O lieber Sohn des Aegeus, nur die Götter
Beſchleicht kein Alter jemals, noch der Tod;
Sonſt alles ſchmelzt mit Allgewalt die Zeit.
Die Kraft der Erde ſchwindet und des Leibes,
Die Treue ſtirbt, Untreue wird geboren,
Und nimmer fließet gleicher Freundſchaft Wärme,
Nicht zwiſchen Männern, noch von Volk zu Volk.
Die einen gleich, die andern werden ſpäter
Aus Freunden feind und wiederum verſöhnt.
Und lächelt jetzt von Theben heitrer Himmel
Dir ſchon herüber, ſo gebiert die Zeit,
Die ungemeßne, ſich auf ihrem Wege

Viel Nacht' und Tag'. In dieſen werden ſie
Den itzo wohlgeſtimmten Freundesgruß
Aus leichtem Grund' im Kriegesſturm verderben,
Und dann mein ſchlummernd eingehüllter Leib,
Sonſt kalt, ihr warmes Blut im Grabe trinken,
Wenn Zeus noch Zeus und Phöbos wahrhaft iſt.
Doch, denn es thut nicht wohl, Geheimniß reden,
Mit dieſem Anfang laß mich enden, und
Bewahre du nur treulich dein Verſprechen,
So wirſt du niemals ſagen, daß du unnütz
An dieſen Orten Oedipus bewirthet,
Wenn mich der Götter Worte nicht betrügen.

Chor.

Schon lang', o Herr, verſpricht er ſo und ähnlich,
Dem Lande ſich zu Nutze zu beweiſen.

Theſeus.

Wer wollte denn den wohlgeſinnten Mann
Verſtoßen, der zuerſt bei uns den Altar
Den gaſtlich allgemeinen immer findet,
Und bittend dann in Götterhut dem Lande
Und mir ſich naht mit nicht geringem Zins?
Dies acht' ich, und will nimmer ſeine Gunſt
Verwerfen, ihn vielmehr in dieſem Lande
Anſiedeln; und gefiel' es unſerm Gaſt,
Hier zu verweilen, ſo befehl' ich dir,
Nimm ihn in Schutz; gefiel es ihm mit mir

Zu gehn, ſo geb' ich, Oedipus, zu beidem
Dir freie Wahl; denn ſo will ich dir beiſtehn.
Oedipus.
O Zeus! vergölteſt du's mit Heil den Guten!
Theſeus.
Nun? und was wünſcheſt du? zu mir zu kommen?
Oedipus.
Wärs mir vergönnt; doch dieſes iſt der Ort — —
Theſeus.
Um was zu thun? ich will dich nicht verhindern.
Oedipus.
Um hier, die mich vertrieben, zu beſiegen.
Theſeus.
Das wär' ein groß Geſchenk für dein Verweilen.
Oedipus.
Bleibſt du geſonnen, wie du ſagſt, erfüll' ichs.
Theſeus.
Vertraue mir; ich will dich nicht verrathen.
Oedipus.
Will auch nicht zweifelnd eidlich dich verbinden.
Theſeus.
Und hätteſt ſo nicht mehr, als an dem Worte.
Oedipus.
Was denkſt du denn zu thun?
Theſeus.
Was kannſt du fürchten?

Oedipus.
Es kommen Männer — —
Theſeus.
Nun, da ſorgen dieſe.
Oedipus.
Doch, wenn du mich verläßt, ſo ſieh doch zu — —
Theſeus.
Lehr' mich nicht, was ich anzuordnen habe.
Oedipus.
Mich zwingt die Furcht.
Theſeus.
Mein Herz iſt frei von Furcht.
Oedipus.
Du weißt nicht was ſie drohn — —
Theſeus.
Ich weiß, daß niemand
Trotz meinem Willen dich von hinnen führt.
Viel Drohungen und viel verlorne Worte
Droht wohl der Zorn, doch wenn ſich der Verſtand
Beſonnen, ſind die Drohungen verweht.
Und wenn ſich jene immer auch erkühnt,
Das Aergſte zu geloben, wie ſie dich
Entführen wollen; ich weiß, das Meer herüber
Wird ihnen breit ſich zeigen und nicht fahrbar.
So ziemt dir denn — und ſelbſt wenn ich nicht ſorgte,
Da Phöbos dich geleitet — guter Muth.

Doch wird, ich weiß es, wenn ich nicht zugegen,
Vor Ungebühr dich ſchon mein Name ſchützen.
(ab.)

Vierter Auftritt.

Oedipus. Antigone. Chor.

Chor.

Fremdling, in der roſſereichen
Flur zum ſchönſten Aufenthalt,
Dem die freundlichſten Weiler weichen,
Her zu Kolonos kamſt du gewallt:
Wo aus grünender Thäler Reigen
Klagend der Nachtigall Flöten erſchallt,
Denn da weilt ſie ſo gerne, ſie wohnet
Unter des Epheus Dunkel; da thronet
Auch im geheiligten Haine der Gott
Unter des Fruchtbaums ſchattender Fülle,
Tief in des Waldes ſchirmender Hülle
Sicher vor Sturmes erbrauſender Noth,
Und in Begeiſterung ſchwingt ſich und ſchreitet,
Wie er die pflegenden Nymphen begleitet,
Stets da Jacchos, der ſchwärmende Gott.
Der Narziſſen Dolde blühet
Durch der Tage Reigentanz
Schön wie der Himmelsthau ſie ziehet,

Zweier gewaltiger Göttinnen Kranz
Nach altbräuchlicher Sitt'; es glühet
Hier auch des Krokos goldener Glanz;
Und nieruhender ſullender Sprudel
Schwellt des Kephiſſos ſchweifende Strudel,
Daß mit dem Reigen der Tage der Fluß
Stets zu des Fruchtlands Ebenen kehret,
Schießenden Keimen Leben gewähret
Feuchtend mit freundlich gekläretem Guß:
Und wie der Muſen erfreuende Chöre,
Naht ihm mit goldenem Zügel Cythere,
Weilet und ehrt ihn mit irrendem Fuß.
Und ein Baum, desgleichen,
Nicht von Händen ausgeſäet,
Nirgend ſonſt noch ward erſpähet,
Nicht in Aſiens Reichen,
Noch in dem weiten Dorierland,
Peloponneſos, ſprießend entſtand,
Feinden ein heiliges Zeichen,
Er blüht zumeiſt in dieſen Auen,
Sein Laub umrauſcht die ſilbergrauen
Oliven, unſrer Kinder Frucht.
Es hemmet von Zerſtörungsſucht,
So wie Mediens frevelnde Söhne,
Auch des Sparters gebietende Braun', und wacht,
Ihn zu ſchirmen des Moriſchen Jovis Macht
Und das Feueraug der Athene.

Weiter laß dich preiſen,
Vaterſtadt: die ſchönſte Gabe
Jenes mächt'gen Gottes habe
Stolz ich aufzuweiſen:
Fülle der Roſſe, herrliche Zucht,
Wimmelnder Schiffe ſauſende Flucht;
Drum der Kronid' iſt zu preiſen.
Poſeidon, Herrſcher, dieſem Lande
Gabſt du durch erſten Zügels Bande,
Durch Reiterkunſt und Roſſeshuf,
Worauf ich ſtolz bin, dieſen Ruf;
Und des Ruders Schaufel begleitet,
Wie am ſchießenden Bot ſie bewundert hüpft
Und von Händen gelenkt aus der Meerfluth ſchlüpft,
Die Neride, die Wogen beſchreitet.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Oedipus. Antigone. Chor. Kreon.

Antigone.

O vielfach du mit Lob erhobnes Land,
Jezt mußt du dieſes Ruhmes Glanz bewähren.

Oedipus.

Was giebt es Neues, Tochter?

Antigone.

Da kommt Kreon
Und mit Begleitern, Vater, auf uns zu.

Oedipus.

O lieben Greiſe, dann kann nur durch euch
Der ſich're Rettungshafen mir erſcheinen.

Chor.

Getroſt! du wirſt ihn ſehn; bin ich gleich alt,
Iſt doch des Landes Stärke nicht gealtert.

Kreon.

Ich ſeh', ihr edlen Landeseingeſeßnen,
Bei meinem Eintritt plözlich eure Augen
Von Furcht ergriffen; aber fürchtet nichts,
Und öffnet keinem böſen Wort die Lippen.

Ich komme nicht, um Thaten zu vollführen,
Ich alter Mann zu einer Stadt, ich weiß es,
Die mächtig iſt, wenn eine nur in Hellas;
Ich bin vielmehr zu dieſem Greis geſendet,
Ihn zu bewegen, mir in Kadmos Ebne
Zu folgen, nicht in Eines Mannes Auftrag,
Nein aller Bürger, weil als Anverwandten
Vor allen mich ſein Leid betrüben mußte.
So höre mich, gebeugter Oedipus,
Geh' mit mir heim; das ganze Thebervolk
Beruft dich billig wieder und am meiſten
Von allen ich, um ſo viel tiefer mir,
Wenn ich nicht ganz unmenſchlich denken will,
Dein Leiden, alter Mann, zu Herzen geht.
Ich ſeh' im Unglück dich und in der Fremde,
In ſteter Irr' und nur von dieſer Einen
Bedient, dich ohne Nahrung ſchweifen, ach!
Und nimmer hätt' ich ſie ſo tief im Elend,
Wie nun das arme Kind verſunken iſt,
Mir denken können: ſo dich ſtets zu pflegen
Mit milden Gaben, die ſie dir erbittet,
Und ſo erwachſen, fremd der Ehe Freuden
Und jedes Räubers Lüſten bloßgeſtellt!
Ja, traurig iſt die ausgeſprochne Schmach
Auf dich und mich und unſer ganzes Haus:
Doch Offenbares läßt ſich nicht verbergen;
So birg's denn ſelbſt, bei unſern Heimatgöttern!

Laß dich bewegen, Oedipus, begieb
Dich willig wieder in der Heimat Hallen,
Und ſage dieſem Lande lebewohl —
Mit Dank, denn es verdient ihn, doch die Heimat
Wirſt du, wie billig, höher achten, ſie
Die dir der alt'ſten Pflege Dienſt geweiht.

Oedipus.

O allvermeßner und der du für alles
Gerechter Gründe liſtiges Gewebe
Zu flechten wüßteſt, was verſuchſt du mich?
Um mich noch einmal in ein Netz zu fangen,
Das mir das bitterſte Gefängniß wäre?
Denn als ich damals mit des Hauſes Leiden
Geſchlagen gern das Land gemieden hätte,
Da wollteſt du mir nicht den Wunſch gewähren;
Doch als ich ſchon des Zornes überdrüſſig
Und mir die Heimat wieder lieb geworden,
Da triebſt und ſtießeſt du mich aus, und damals
War der Verwandte dir durchaus nicht theuer;
Nun aber, da du dieſe Stadt mir freundlich,
Das ganze Volk vereinigt ſiehſt, nun ſuchſt du
Das Bittre ſüßend mich hinwegzureißen.
Was reizt dich nur zu der verſchmähten Liebe?
Wie wenn du dringend bateſt, und nun einer
Dir nichts gewähren und nicht helfen wollte,
Dann aber, wenn dein Herz ſich am Begehrten

Geſättigt, dir es gäbe, wo die Gunſt
Uns nicht mehr günſtig ſtimmet; würde dich
Noch dieſes nichtige Geſchenk erfreun?
Und dennoch ſo eins bieteſt du mir an,
In Worten gut, doch in der That verderblich.
Und, daß auch dieſe deine Bosheit wiſſen,
Du kommſt nicht, mich nach Hauſe mitzunehmen,
Nein, draußen mich darneben zu behauſen,
Um deine Stadt von Schaden unverſehrt
Und frei zu halten, den dies Land ihr droht.
Mit nichten, ſondern ſo wird ſich's begeben,
Daß ewig dort mein Rächer bei euch wohnt,
Und meine Söhne von der Vatererde
Nicht mehr erlangen, als um drin zu ſterben.
Weiß ich nicht beſſer Thebens Loos, wie du?
Wohl viel! um ſo viel treuer mir es Phöbos
Und Zeus, ſein Vater, ſelber wahrgeſagt.
Dein Mund dagegen kommt voll lauter Lügen
Mit vielem Wortſchwall, aber alles Reden
Iſt meiſtens mehr betrübend als erfreulich.
Doch, denn du glaubſt es nicht, verlaß uns lieber
Und laß uns hier nur leben, denn wir werden
Auch ſo, wenn nur begnügt, ſo ſchlimm nicht leben.

Kreon.

Meinſt du, daß dieſe Rede mehr Betrübniß
Um deinetwill'n für mich als dich enthalte?

Oedipus.

Für mich viel Gutes, wenn du weder mich
Noch dieſe Männer hier bereden kannſt.

Kreon.

So witzigte dich leider auch die Zeit nicht,
Und mit dem Alter wuchs das Uebel nur.

Oedipus.

Du Zungenheld! doch kein gerechter Mann
Iſt mir bekannt, der alles gut vertheidigt.

Kreon.

's iſt zweierlei viel und gehörig reden.

Oedipus.

Wie kurz und wie gehörig du dies ſagſt!

Kreon.

Dem freilich nicht, der deines Sinnes iſt.

Oedipus.

Jetzt geh', auch dieſe wollens, und belagre
Mich nicht als Wächter hier in meiner Wohnung.

Kreon.

Ihr hört, denn er iſt fühllos, den Beſcheid
Auf Freundeswort; doch fang' ich dich einmal — —

Oedipus.

Wer will mich fangen, wenn ihm dieſe wehren?

Kreon.

Nun wahrlich, freun ſollſt du dich dennoch nicht.

Oedipus.

Auf welche That zielt dieſe Drohung ab?

Kreon.

So eben ſandt' ich deine andre Tochter
Ergriffen fort und folg' ihr bald mit dieſer.

Oedipus.

Weh mir!

Kreon.

Dies Weh ſoll gleich noch beſſer ſtimmen.

Oedipus.

Du haſt mein Kind?

Kreon.

Und bald auch die dazu.

Oedipus.

Und ihr? was ſinnt ihr? wollt ihr mich verrathen?
Treibt ihr den Böſewicht nicht aus dem Lande?

Chor.

Freund, gleich hinaus, denn weder izo thuſt
Du recht, noch was du kurz vorher vollführt.

Kreon (zu den Begleitern).

Ihr werdet nunmehr dieſe mit Gewalt,
Wenn ſie nicht willig folgt, von hinnen führen.

Antigone.

Ich bin verloren! wo entfliehn? wo Rettung
Bei Gott und Menſchen finden?

Chor.

Mann, was thuſt du?

Kreon.

Ihn werd' ich nicht berühren, nur die Meine.

Oedipus.

O Landesfürſt!

Chor.

O Fremdling, du thuſt Unrecht.

Kreon.

Nein recht.

Chor.

Du recht?!

Kreon.

Ich nehme nur, was mein iſt.

Antigone.

O Stadt!

Chor.

Was wagſt du? läßt du ſie nicht fahren?
Gleich prüfſt du meine Fauſt.

Kreon.

Hinweg! zurück!

Chor.

Von dir gewiß nicht, wenn du das verſuchſt.

Oedipus.

Wer mich verletzt, iſt mit der Stadt im Kriege.

Chor.

Ich ſagt' es ſchon.

Kreon.

Gleich laß ſie aus den Händen.

Chor.

Befiehl nicht, wo du nichts zu ſagen haſt.

Kreon.
Ich ſage, laß ſie los!
Chor.
Und ich, du gehſt des Weges.
Auf! eilt herbei, eilt, eilt, ihr Landesſaſſen,
Gewalt will mordriſch unſre Stadt erfaſſen;
Eilt her zu mir!
Antigone.
O Freunde, Freunde, weh man reißt mich fort!
Oedipus.
Wo biſt du, Tochter?
Antigone.
Mit Gewalt entfernt.
Oedipus.
Kind, reiche mir die Hand!
Antigone.
Ich kann nicht, Vater.
Kreon (zu den Begleitern).
Was ſaumt ihr? fort!
Oedipus.
Ich armer, armer Mann!
Kreon.
An dieſen Stäben wanderſt du hinfort
Nicht mehr. Du willſt dein Vaterland beſiegen,
Die Deinen, denen ich, wiewohl ein Fürſt,
Gehorſam dies beſorge? gut! ſo ſiege;
Weiß ich doch, mit der Zeit wirſt du's erkennen,

Daß du dich weder itzo gut berathen,
Noch ſonſt, als du der Freunde Rath verwerfend,
Dem Zorne folgteſt, der dir immer ſchadet.

Chor.

Halt' Freund, du bleibſt!

Kreon.

Rührt mich nicht an, ich ſag' es!

Chor.

Ich laß dich nicht, nun jene mir geraubt ſind.

Kreon.

So heiß den Staat nur gleich noch mehr vergelten;
Denn ſie ſind noch nicht alles, was ich nehme.

Chor.

Und was erwählſt du?

Kreon.

Dieſen führ' ich mit.

Chor.

Ein trotzig Wort!

Kreon.

Und wird ſogleich zur That,
Wenn mir's nicht etwan euer König wehrt.

Oedipus.

Du Unverſchämter, denkſt mich anzutaſten?

Kreon.

Schweig', ich gebiet' es.

Oedipus.

Nur vor dieſem Fluche,

Ihr Eumeniden, laßt mich nicht verſtummen,
Nun du mir, Schändlicher, mein einzig Auge,
Seit die erblindet, mit Gewalt entriſſen.
So gebe denn dir ſelbſt und all den Deinen
Der Gott, der alles ſiehet, Helios,
Einſt ſo ein Greiſenalter, wie das meine.

Kreon.

Seht ihr dies Weſen, Söhne dieſes Landes?

Oedipus.

Sie ſehen mich und dich, wie ich, durch Thaten
Beleidigt, nur mit Worten dir vergelte.

Kreon.

Ich will den Zorn nicht zähmen, nein ich will,
Wiewohl allein und ſchon ein ſchwacher Greis,
Ihn dennoch mit Gewalt von hinnen führen.

Oedipus.

Weh mir!

Chor.

Ein ſeltner Uebermuth, mein Freund,
Wenn du es wirklich auszuführen denkſt.

Kreon.

Das denk' ich.

Chor.

Dann wär's um dieſe Stadt gethan.

Kreon.

Oft ſtärkt ſein Recht den Schwächeren zum Siege.

Oedipus.
Hört ihr ihn drohn?

Chor.
Er ſoll es nicht vollführen.

Kreon.
Zeus weiß es, aber deine Weisheit nicht.

Chor.
Das iſt Gewalt!

Kreon.
Gewalt, doch mußt du's leiden.

Chor.
Auf! alles Volk! auf! Herrſcher, eilt herbei,
Herbei! denn ſchon begann die Uebertretung.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Theſeus.

Theſeus.
Welch ein Nothruf? was begab ſich? was erſchreckt euch, daß ihr mich
Vom Altare, wo dem Meergott, der Kolonos Schirmer iſt,
Opfer zücken, mich entfernet? Redet, zeigt mir alles an,
Was geſchwinder mich herbeiführt, als den Füßen angenehm.

Oedipus.
O Lieber, denn ich kenne deine Stimme,
Schlimm hat mich eben dieſer Mann behandelt.

Theſeus.
Wie ſo? wer iſt es, der dich kränkte? ſprich!

Oedipus.
Hier, Kreon, den du ſiehſt, hat räubriſch mir
Der Kinder einzig Helferpaar entführt.

Theſeus.
Wie ſagſt du?

Oedipus.
Was mir widerfahren iſt.

Theſeus.
Sogleich begiebt ſich einer von den Dienern
Zu den Altaren, und befiehlt dem Volk,
Daß alle wer zu Fuß und wer beritten,
Spornſtreichs vom Opfer auf die Straße eilen,
Beſonders dorthin, wo ſie zwiegemundet
Die Wanderer zuſammenführt, daß uns
Die Mädchen nicht entgehn, noch mir Gewalt
Geſchieht, die mich dem Gaſt verächtlich machte.
Fort! eilt euch! ich befehl' es; aber dieſen
Ließ' ich nicht unverſehrt aus meiner Hand,
Wenn ich ihm zürnte, wie ers wohl verdient:
Nun aber ſoll er eben den Geſetzen,
Die er uns mitbringt, keinen andern haften.
Denn nimmer wirſt du dieſes Land verlaſſen,

Bevor du ſie mir hier vor Augen ſtellſt.
Du handelſt weder gegen mich geziemend,
Noch deiner Herkunft würdig und der Heimath,
Wenn du die Grenzen der gerechteſten,
Nie vom Geſetz gewichnen Stadt betrittſt,
Und, dieſes Landes Herrſchermacht verachtend,
Nur ſo hereingeſtürzt, was dir beliebt,
Entführſt und mit Gewalt dir unterwirfſt,
Und meine Stadt wie männerleer und ehrlos
Und mich wie einen nicht'gen Wicht betrachteſt.
Und doch hat Theben dich nicht ſo verbildet;
Es pflegt nicht Ungerechte zu erziehn.
Auch würd' es dich nicht loben, wenn es hörte,
Daß du mit Raub an mir und an den Göttern
Die armen Schützlinge gewaltſam fortführſt.
Nie würd' ich ja dein Vaterland betreten,
Und, ſelbſt mit meinem allergrößten Recht
Dort wider Willen der Regierenden
Mir Menſchen rauben und entführen: nein
Ich wüßte, wie ſichs in der Fremde ziemt.
Du aber bringeſt unverdienten Schimpf,
Du ſelber auf dein eignes Vaterland,
Und wachſend hat die Zeit dich nur zum Greiſe
Und Unverſtändigen zugleich gemacht.
Nun ſagt' ichs ſchon und wiederhol' es jetzt,
Man führe ſchleunigſt mir die Mädchen her,
Wenn du nicht mit Gewalt und widerwillig

In dieſer Stadt willſt beigeſiedelt ſein.
Und dies erklär' ich dir, ſo wie mit Worten,
Zugleich aus meines Herzens wahrſter Meinung.

Chor.

Sieh! ſo verirrſt du, Freund, dein Stamm erſcheint
Untadlich, doch verwerflich dein Betragen.

Kreon.

Nicht, Sohn des Aegeus, weil mir männerleer
Und rathlos, wie du ſagſt, die Stadt geſchienen,
Vollführt' ich dies; ich wußte nur, hier würde
Sich um die Meinen niemand ſo beeifern,
Daß er ſie wider meinen Willen hegte;
Ich wußt', ihr würdet dieſen Vatermörder,
Den ungeſühnten, nicht behauſen, ihn
Dem ſündlich fruchtbar Eheband bewieſen;
Und wußte hier des Ares Richterburg,
Die wohlberathen heimiſche, die nimmer
So einen Flüchtling in den Mauern duldet.
Hierauf vertrauend that ich dieſen Fang.
Und dennoch unterließ ichs, hätt' er nicht
Gehäſſig mich und mein Geſchlecht verflucht;
Doch dieſes Unrecht mußt' ich ſo vergelten:
Der Zorn iſt ewig jung bis in den Tod,
Und nur die Todten rühret keine Kränkung.
Und nun, wie dir beliebt, ſo handle; denn
Verlaſſen, wie ich bin, wiewohl im Recht,

Bin ich gering; doch will ich deine Thaten,
So alt ich bin, dir zu vergelten ſuchen.

Oedipus.

Schamloſe Seele, denkſt du, dieſer Schimpf
Soll mehr mein graues Haupt als dich berühren,
Wenn du den Mord, die Heirath und die Leiden
Vorbringſt, die ach! ich wider Willen litt?
Denn ſo gefiels den Göttern, welche wohl
Von Alters her ſchon unſerm Hauſe zürnen.
Denn für mich ſelbſt wirſt du mich keiner Sünde
Zu zeihen wiſſen, die mir dieſe Frevel
An mir und an den Meinigen geboren.
Denn ſage, wenn des Gottes Sehermund
Dem Vater Tod von Kindeshanden drohte;
Wie willſt du mich mit Recht darum verklagen?
War ich doch damals gar noch nicht geboren,
Ja, nicht einmal gezeuget und empfangen.
Und wenn ich dann erwuchs, wie ich zum Unglück
Erwachſen, mit dem Vater kämpft', und ihn,
Nicht wiſſend was und wem ichs that, erſchlug;
Soll ich die willenloſe That entgelten?
Und gar die Ehe mit der Mutter! ſchämſt
Du frecher Menſch dich nicht um deine Schweſter,
Daß du mich zwingſt davon zu reden? Gleich
Werd' ichs erklären; denn ich will nicht ſchweigen,
Nun du mit frevlem Mund ſo weit gegangen.
Ja, ſie gebar mich, ſie (o hartes Schickſal!)

War unbekannt des Unbekannten Mutter,
Und die mich ſelbſt geboren, ſie gebar
Mir Kinder, ſich zu eigner Schmach und Vorwurf.
Eins aber weiß ich nun, daß du mit Willen
Mich ſo beſchimpfſt und ſie; dagegen ich
Verband mich ihr und ſag' es wider Willen.
Doch wird mich weder dieſes Bündniß, noch
Der Vatermord, den du mit bitterm Vorwurf
Mir immer wiederholeſt, je entehren.
Denn nur auf eine Frage gieb mir Antwort.
Wenn dich Gerechten plötzlich hier ein Mörder
Anfiele, würdeſt du zuvor erforſchen,
Ob er dein Vater ſei, ſtatt gleich zu ſtrafen?
Wenn du dein Leben liebſt, ſo mein' ich wirſt du
Den Schuld'gen ſtrafen und nicht prüfend richten.
In ſo ein Unglück nun hat mich ein Gott
Geführt, und ſelbſt, wenn hier des Vaters Schatten
Vor uns erſchiene, würd' er mirs nicht leugnen.
Du aber, denn du ehrſt kein Recht und billigſt
Ein jeglich Wort, erlaubt und unerlaubt,
Du wirfſt mir dies vor dieſen Männern vor,
Und würdig dünkt dirs, Theſeus und Athen
Zu ſchmeicheln, wie es wohlgeordnet ſei:
Doch bei dem vielem Lob entgeht dir dies,
Daß dieſe Stadt, wenn eine je die Götter
Zu ehren wußte, dieſen Vorzug hat,
Sie, wo du heimlich den beſchützten Greis,

Mich ſelber, angetaſtet, und die Mädchen
Ergriffen und entführt. Nun dafür rufe
Ich itzo betend den Erinnyen,
Und dringe bittend, daß zu Hülf und Beiſtand
Sie mir ſich nahn, damit du inne wirſt,
Wie würd'ge Männer dieſe Stadt beſchützen.

Chor.

Der Gaſt iſt gut, o Herr, doch ſeine Leiden
Sind grundverderblich und erheiſchen Heilung.

Theſeus.

Genug der Worte; denn die Räuber eilen,
Und wir, durch ſie beraubt, wir ſtehn und ſäumen.

Kreon.

Was heißt denn mich ohnmächt'gen Mann dein Macht-
ſpruch?

Theſeus.

Dorthin voranzugehn, wohin ich dich
Geleiten will, damit du unſre Jungfraun,
Wenn du ſie dieſer Orten wo verwahrſt,
Selbſt mir herausgiebſt. Wenn die Räuber aber
Entfliehn, ſo braucht es weiter keiner Mühe.
Denn andre ſind um ſie beeilt, und nimmer
Soll'n ſie's den Göttern danken, daß ſie denen
Aus unſerm Land' entronnen. Aber geh
Voran und wiſſe fangend dich gefangen
Und von dem Schickſal auf der Jagd erjagt.
Denn was mit Unrecht der Betrug erwirbt,

Iſt nicht zu retten, und von Helfern iſt
Hier nichts zu hoffen. Denn daß du nicht hülflos
Und ungerüſtet in ſo freches Wagniß,
Wie gegenwärtige Gewalt, gegangen,
Das weiß ich wohl, du hatteſt deinen Rückhalt,
Worauf du dich bei dieſer That verlaſſen.
Dies muß ich durchſehn: daß mir dieſe Stadt
Von Einem Mann nicht überwältigt werde.
Glaubſt du es? oder ſcheint dir jetzt, wie damals
Bei deiner That, dies nur ſo hingeredet?

Kreon.

Hier freilich iſt, was du auch ſagſt, untadlich;
Zu Hauſe werd' auch ich zu handeln wiſſen.

Theſeus.

Die Drohung ſpar' dir auf den Weg; du aber
Bleib ruhig hier und wiſſe, Oedipus,
Ich will nicht ruhn, wenn ich nicht vorher ſterbe,
Bis ich dir deine Kinder zugeführt.

(Theſeus mit Kreon ab.)

Dritter Auftritt.

Oedipus. Chor.

Chor.

Wo der eiſenerjauchzende Ares
Bald die Feinde zur Schlacht gewandt,

Wär' ich dort! an des Pythealtares
Oder dort an dem Fackel-Strand,
Wo gefeiert ſich heiliger Weihen
Von den Menſchen die Hehren erfreuen,
Die auch goldene Band' um die Zungen
Der Eumolpiſchen Diener geſchlungen,
Dort wo Theſeus gewiß wohl mit Siegermacht,
An jenen Geſtaden ein Sturm der Schlacht,
Die jungfräulichen Schweſtern beide
Umringt mit lautverwirrtem Streite.
Oder flüchten ſie etwa gen Abend
Vom Oeatiſchen Triftenfeld
Zu den ſchneeigen Felshöhn trabend
Und auf wettende Räder geſtellt?
Er ereilt ſie; die heimiſchen Wehren
Und des Theſeus Macht iſt in Ehren.
Denn unzählige Zügel erblinken,
Und die ſtürmenden Reiter ſie ſchwingen
Insgeſammt ſich in Sattel und Zeug, ſoviel
Die reiſige Pallas mit Dankgefühl
Und dich, du Erdumgürter, ehren,
Sohn Rhea's, den die Fluthen hören.
Ob ſie zögern, ob's vollenden?
Ahnend ſagt die Seele mir,
Bald wird man ſie wiederſenden,
Die durch ſchwere Ungebühr
Und von nahverwandten Händen

Schwer gebeugt; es ahnet mir,
Zeus wird heute was vollbringen
Und ein ſchöner Sieg gelingen.
O ſtieg' ich mit ſtürmendem Flügelſchlag
Schnellrudernder Tauben zum Himmelsdach,
Und ſäh' im Wolkenzuge droben
Mit eignem Aug' des Kampfes Toben!
Du der Götter Allregierer,
Zeus, der alles ſieht, verleih'
Dieſem Volk und ſeinem Führer,
Daß der Sieg mit ihnen ſei,
Und durch ihn zuletzt aus ihrer
Jagd der gute Fang gedeih'.
Hilf auch, Heldenhort, Athene!
Und du mit der ſichern Sehne,
Apollon, und du von der Hindin Jagd
Der geſprenkelten ſchnellen, o kommt mit Macht,
Hört mich, und ſeid, Geſchwiſtergötter,
Dem Land' und Bürger Hülf' und Retter!

Vierter Act.

Erſter Auftritt.

Chor. Oedipus. Antigone. Jsmene.
Theſeus.

Chor.

O flücht'ger Fremdling, was des Spähers Ahnung
Verkündete, wirſt du nicht betrüglich finden:
Hier ſeh' ich unſre Jungfraun wieder nahn.

Oedipus.

Wo? wo? was ſprichſt du! wie haſt du geſagt?

Antigone.

O Vater, Vater, wer von allen Göttern
Wird dir des beſten Mannes Anblick ſchenken,
Der uns hieher zu dir zurückgeleitet?

Oedipus.

Mein Kind, ſo ſeid ihr hier?

Antigone.

Durch dieſe Hände
Des Retters Theſeus und der lieben Seinen.

Oedipus.

Kommt zu dem Vater Kinder, daß ich euch,
Die wider Hoffen mir genaht, umarme.

Antigone.

Dein Wunſch geſchieht; erſehnt iſt die Gewährung.

Oedipus.

Wo denn? wo ſeid ihr?

Antigone.

Hier, und kommen beide.

Oedipus.

O liebe Kinder!

Antigone.

Jedes liebt der Vater.

Oedipus.

Ihr Stützen dieſes — —

Antigone.

armen Manns, wir Arme!

Oedipus.

Mein Liebſtes hab' ich nun, und wäre denn
Nicht mehr ſo gänzlich elend, wenn ihr mir
Zur Seite ſtündet in der Sterbeſtunde.
Kind, unterſtützt mir beide Arme, faßt
Den Vater an, und endet meine vor'ge
Verlaſſenheit und mein unſel'ges Tappen.
Und wie dies zuging, das erzählt mir kurz,
Denn kurzes Wort ſteht eurem Alter wohl.

Antigone.

Hier ſteht der Retter; ihn zu hören ziemt ſich:
Und ſo iſt mein Geſchaft nur kurz, mein Vater.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen.

Oedipus.

Laß dich's nicht wundern, Lieber, daß ich lange
Bei meiner Kinder unverhofftem Fund
Redſelig fortfuhr; weiß ich doch von dir
Und keinem andern dieſe Freud' an ihnen.
Denn du und du allein haſt ſie gerettet;
Und mögens dir die Götter, wie ich wünſche,
Dir und dem Lande geben. Denn ich fand
Den frommen Sinn, Gerechtigkeit und Wahrheit
Von allen Menſchen einzig nur bei euch;
Und ich erkenns mit dieſem Dankeswort.
Ja, was ich hab', ich hab es nur durch dich,
Laß mich, o König, deine Rechte nehmen
Und, wenn es ſein darf, dir die Stirne küſſen.
Jedoch was red' ich? ſollt' ich Unglücksmann
Denn Mann berühren, der von keines Frevels
Befleckung weiß? ich werd' es nicht, ich würde
Es ſelbſt nicht dulden. Denn kein Sterblicher,

Ders nicht erfuhr, fühlt dieſes Elend mit.
So lebe wohl, wir ſcheiden, und in Zukunft
Sei ſo gerecht für mich beſorgt, wie heute.

Theſeus.

Wenn du vor Freud' an deinen Kindern länger
Am Reden bliebſt, ſo nimmt es mich nicht Wunder,
Noch daß du ihnen früher zugeſprochen.
Wir nehmen beides keinesweges für ungut.
Denn nicht durch Worte ſuchen wir das Leben,
Vielmehr durch Thaten zu verherrlichen.
Und das beweiſ' ich, Alter; denn was ich
Gelobte, hat dich nicht getäuſcht: ich bringe
Sie lebend dir und wohlbehalten wieder
Trotz aller Drohung. Doch wie dieſer Sieg
Gelang, was ſoll ichs rühmen was du ſelbſt
Von deinen Jungfraun ohnehin erfährſt?
Dagegen überleg' dir ein Gerücht,
Das, als ich herging, eben mir begegnet
In kurzer Nachricht, aber wunderbar;
Und kein Ereigniß ſollte man verachten.

Oedipus.

Was giebt es, Sohn des Aegeus? ſag' es mir,
Denn mir iſt deine Kunde gänzlich fremd.

Theſeus.

Es ſoll ein Mann, zwar nicht aus deiner Stadt,
Doch dein Verwandter, bittend an Poſeidons

Altare ſitzen, wo ich grad' am Opfer
Beſchäftigt war, als ich mich herbeieilte.

Oedipus.

Wo iſt er her? was will er mit dem Flehn?

Theſeus.

Ich weiß nur eins: man ſagt, er wünſche dich
Nur kurz zu ſprechen, ohne zu beſchweren.

Oedipus.

Worüber? nichts Gering's will dieſer Sitz.

Theſeus.

Es heißt, um dich zu ſprechen, fordre er
Zu kommen und zu gehen ungefährdet.

Oedipus.

Und wer mag dieſer Bittende nur ſein?

Theſeus.

Bedenk', ob euch in Argos wer verwandt iſt,
Der dich um dieſe Gunſt erſuchen könnte?

Oedipus.

O lieber Mann, nicht weiter!

Theſeus.

Nun, was iſt dir?

Oedipus.

O dringe nicht.

Theſeus.

Auf was nicht? ſag' es mir.

Oedipus.

Aus dieſen Worten ſeh' ich, wer es iſt.

Theſeus.

Und wer denn, daß ich ihn zu tadeln hätte?

Oedipus.

Mein böſer Sohn, o König, deſſen Wort
Mich mehr, als jedes Menſchen quälen würde.

Theſeus.

Wie? kannſt du ihn nicht hören, und verweigern,
Was du verwirfſt? was thut's ihn anzuhören?

Oedipus.

Sein Wort vor allen haßt des Vaters Ohr,
Und zwing' mich nicht, dir hierin nachzugeben.

Theſeus.

Bedenk', ob doch der Altar dich nicht zwingt,
Und du des Gottes Beiſtand ehren mußt.

Antigone.

Mein Vater, folge mir, wie jung ich immer
Zu rathen wage. Laß ihn, wie er wünſcht,
Den eignen und des Gottes Willen thun,
Und uns vergönne, daß der Bruder kommt.
Denn nimmer, ſei getroſt, wird dir gewaltſam
Ein ungebilligt Wort den Sinn verwandeln.
Was ſchad's, die Worte zu vernehmen? Zeigt
Das Wort doch manches ſchön erdachte Werk.
Er iſt dein Sohn; und darum, hätt' er auch
Das Aergſte gegen dich verſchuldet, Vater,
Dir ziemt es nicht, ihm Gleiches zu vergelten.
Gewährs ihm. Sind doch andre Väter auch

Mit böſen Kindern und von jähem Zorn,
Doch laſſen ſie, durch Freundeswort ermahnt,
Mit lindem Zuſpruch ihren Sinn begüt'gen.
Zwar ſieh du izo nicht auf jene Leiden,
Die dir der Vater und die Mutter brachte;
Jedoch wenn du es wollteſt, ſähſt du ſicher
Wie böſem Zorn ein böſer Ausgang folgt,
Denn ein gewaltſam Zeugniß geben dir
Die blinden Augen, die du dir geraubt.
So gieb uns nach. Denn Billiges lange bitten,
Das iſt nicht ſchön, noch daß man ſelber Gunſt
Erfährt, und dann nicht zu erwiedern weiß.

Oedipus.

Mein Kind, zu ſchmerzlicher Gefälligkeit
Dringt ſiegend euer Wort mich. Sei es denn,
Wie ihr es wünſcht. Nur eins, o König, laß,
Wenn jener kommt, mir nicht Gewalt geſchehn.

Theſeus.

Nie wieder wünſch' ich das zu hören, Alter;
Wiewohl ich rühme mich nicht gern, doch du
Haſt Schutz, ſo lange mich ein Gott beſchützt.
(ab.)

Dritter Auftritt.

Chor. Antigone. Iſmene. Theſeus.

Chor.

Wen des Alters vollſte Zeit
Und nicht mittles Maß erfreut,
Den hat irre Thorheit inne,
Dünket meinem Richterſinne.
Denn es bringt der ſpäte Tag
Oft betrübend Ungemach
Und wer eifrig zum Gewinne
Hohes Alters kommt, man ſieht,
Wie ihn jede Freude flieht,
Wenn er auch da kein Gnügen gefunden,
Wo wie im Hades der Liebe Freuden,
Ach und die Klänge, die Tänze begleiten,
Ihm in den finſtern Tagen verſchwunden,
Bis der Tod ihm winkt zu ſcheiden.
Nie geboren ſein beſiegt
Jeglich Loos, weit unterliegt
Wer erſchien, doch, ſchnell vollendet,
Sich des Wegs zurückgewendet.
Denn die Jugend, an leichter Hand
Führt ſie flücht'gen Unverſtand;
Wem hat glücklich ſie geendet,
Wem nicht alles Leid gebracht,
Neid, Mord und Aufruhr, Streit und Schlacht?

Endlich erſcheint dann, in Schwäche bewahret,
Mürriſch geſondert, das Alter der Greiſen,
Wo ſie, der Freunde beraubt, verwaiſen
Ach! und der Uebel Fülle ſich ſchaaret;
Niemand mags willkommen heißen.
Mir kams, doch bittrer dieſem armen Dulder.
Wie am Nordſtrand ringsumher die Wellen
Stürmerwühlt aufbranden und zerſchellen,
So umſtürzen, gebogen,
Wilde, brandende Wogen
Der Leiden auch dieſen,
An ihn gewieſen,
Dieſe von dort, wo die Sonn' entflieht,
Jene, wo weckend das Frühroth glüht;
Dieſe, wo des Mittags Glut ſtralt,
Jene, wo geſtirnt ſich der Pol malt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Polynikes.

Antigone.

Da iſt uns ſchon, ſo ſcheint es mir, der Fremde,
Ganz unbegleitet, Vater, und die Augen
Voll Thränen triefend, kommt er auf uns zu.

Oedipus.

Wer iſt es?

Antigone.

Wie wir auch ſogleich vermuthet,
's iſt Polynikes, und nun iſt er da.

Polynikes.

O Gott, was mach' ich, Kinder? ſoll ich erſt
Mein eignes, oder Vaters Leid beweinen,
Das ich den alten Mann erdulden ſeh?
Den hier mit euch ich unter fremde Menſchen
Hinausgeſtoßen ſind', in dieſem Kleide,
Das widrig ſich mit altem Schmutz dem Alten
Anklebt und ſchimmelnd um die Hüfte legt,
Und um das augenloſe Haupt im Winde
Fliegt ungekämmt ſein Haar, und, wie es ſcheint,
Führt er auch dieſem angemeßne Koſt
Zu ſeines jammervollen Leibes Nahrung.
Zu ſpät hab' ich Unſel'ger dies erfahren,
Und nun bekenn' ich, daß der ſchlechteſte
Der Menſchen jetzt erſt dich zu pflegen kommt.
Doch lehre keinen fremden Mund dies ſprechen,
Vielmehr, denn ſelbſt mit Zeus zuſammen ſitzt
Die Scham bei allen Thaten auf dem Thron,
Laß dir auch, Vater, ſie zur Seite ſtehn.
Denn zwar zu heilen iſt der Sünde Schaden,
Doch nimmer wieder ungeſchehn zu machen.
Du ſchweigſt?
O rede, Vater, wende dich nicht weg.
Willſt du mir nichts erwiedern, ſondern mich

Beſchimpft entlaſſen, ohne einen Laut,
Und ohne ſelbſt, weshalb du zürnſt, zu ſagen?
O Tochter dieſes Mannes, meine Schweſtern,
Verſucht denn ihr es, Vaters finſtern Mund,
Den keine Rede rühret, zu bewegen,
Damit er mich nicht ſo beſchimpft von hinnen,
Des Gottes Schützling ohne Antwort, ſende.

Antigone.

Sag' du nur, Armer, warum du gekommen.
Denn meiſtens bringen Worte, ſei's erfreuend,
Sei's kränkend, oder ſei's durch eine Rührung,
Den Schweigenden zu irgend einer Rede.

Polynikes.

So will ichs ſagen; denn du redeſt gut.
Zuvörderſt nehm' ich jenen ſelben Gott,
Zu Hülfe, deſſen Altar mich der König
Verlaſſen und mich herbegeben hieß,
Mit dem Verlaub, zu reden und zu hören,
Und dann mich ſicher wieder zu entfernen.
Und dies, ihr Männer, hoff' ich nun von euch,
Von meinen Schweſtern und von dir, mein Vater.
Und nun vernimm, weshalb ich hergekommen.
Ich bin verbannt aus meinem Vaterlande,
Weil ich den Sitz auf deinem Herrſcherthron
Kraft meiner Erſtgeburt in Anſpruch nahm.
Da trieb mein jüng'rer Bruder Eteokles
Mich aus dem Land', ohn' einen guten Grund

Und ohne Tapferkeit und That voraus
Zu haben, nur durch die verführten Bürger.
Und daran, ſag' ich, iſt vor allen ſchuld
Die deines Fluches waltende Erynnis,
Wozu denn auch die Seherſprüche ſtimmen.
Denn als ich bei den doriſchen Argeiern
Adraſtos mir verſchwägert, warb ich mir,
Soviel in Apia die erſten heißen
Und kriegberühmt ſind, zum geſchwornen Bunde,
Vereint nach Theben jene ſieben Schaaren
Zu ſammeln, und mit Ruhm zu fallen oder
Die Schuld'gen aus dem Lande zu vertreiben.
Gut; aber warum komm' ich nun zu dir?
Mit flehentlichen Bitten, lieber Vater,
Sowohl für mich, als meine Bundsgenoſſen,
Die ſchon in ſieben Zügen und mit ſieben
Heerſchaaren Thebens Ebne rings umſtellt.
Da ſchwingt Amphiaraos ſeinen Speer,
Im Streit der erſte, wie in kluger Deutung
Der Wege, die der Schickſalsvogel zieht,
Dann der Aetoler Tydeus, Oeneus Sohn,
Und drittens Eteokles der Argeier.
Hippomedon den vierten ſchickt ſein Vater
Talaos. Der fünfte Kapaneus gelobt,
Alsbald von Grund aus Theben zu zerſtören.
Im ſechſten Zug ſtürmt der Arkadier
Parthenopaios, Atalantens Sohn,

Wie er beweiſt, und ſo von ihr genannt,
Weil ſie bis dahin unberührt geblieben.
Dann ich dein Sohn, und wenn der deine nicht,
Des böſen Schickſals Sohn, doch deiner heißend,
Ich führe Argos tapfres Heer nach Theben.
Wir alle flehn zu dir bei dieſen Kindern
Und deinem Leben, Vater, mit der Bitte,
Vom ſchweren Zorne gegen mich zu laſſen,
Nun ich den Bruder zu beſtrafen eile,
Der mich verbannt und mir die Heimat raubt.
Denn wenn den Seherſprüchen zu vertraun,
So ſiegen die, zu denen du dich ſtellſt.
So ford'r ich dich denn bei den heil'gen Quellen
Und bei den Göttern unſers Hauſes auf,
Gieb nach, laß dich beſänft'gen; bin ich doch,
Wie du, ein Bettler und ein Gaſt bei Fremden,
Und beide wohnen wir mit gleichem Schickſal
In fremder Gunſt, um die wir ſchmeichelnd werben,
Wenn leider der Tyrann daheim uns beide
Verſpottet und in weichen Lüſten ſchwelgt.
Den will ich, wenn du mir zu Willen biſt,
Mit wenig Müh' und Zeit von dannen jagen,
Und dich zurück in deine Hallen führen
Und mich, wenn er vor meiner Macht entweicht.
Dies darf ich, wenn du beiſtimmſt, ſtolz verheißen,
Doch ohne dich nicht einmal Rettung hoffen.

Chor.

Um deſſentwill'n, der ihn geſendet, Alter,
Sprich, was dir recht dünkt, und entlaß ihn wieder.

Oedipus.

Ja, Freunde, wenn nicht Theſeus, euer Fürſt,
Ihn mir geſandt und ihm Beſcheid erbeten,
Er hätte keinen Laut von mir gehört;
Nun geh' er, deß gewürdigt, und mit Worten
Beſchieden, die ihn nicht erfreuen ſollen.
Der du mich, Schändlichſter, als du noch Thron
Und Scepter hatteſt, welche nun dein Bruder
In Theben hat, mich deinen eignen Vater
Vertrieben, ſo mich heimatlos gemacht,
Und daß ich dieſe Kleider tragen muß,
Die du mit Thränen ſiehſt, nun dich mit mir
Des gleichen Unglücks Noth bedrängend faßt.
Doch nicht beweint, getragen, und von mir
Will dieſes ſein, ſo lang' ich lebend dein
Gedenke, denn in dieſe Noth haſt du
Mein Leben mörderiſch hinausgeſtoßen,
Du mich verbannt, du flüchtig umgetrieben,
Du mich gelehrt, mein täglich Brot zu betteln;
Und wären dieſe nicht zu meiner Pflege,
Die Mädchen mir geboren, traun durch dich
Wär' ich nicht mehr; nun haben ſie mein Leben
Gefriſtet, mich gepflegt, nun ſie wie Männer,
Und nicht wie Weiber, meine Noth getheilt;

Doch ihr ſeid fremd mir und nicht meine Kinder,
Drum wird auch bald der Rächer dich erſehn,
Wenn dieſe Schaaren gegen Theben ziehn.
Denn eh' du dieſe Stadt zerſtören kannſt,
Wirſt du und auch dein Bruder blutig enden.
Mit dieſen Flüchen weiht' ich euch ſchon früher
Den Rachegöttern, und nun ruf' ich ſie
Zu meinem Beiſtand wiederholt herbei,
Damit ihr eure Aeltern ehren lernt,
Und nicht mit Schmach bedeckt, weil ſolche Leute,
Wie ihr, den blinden Mann zum Vater haben.
Denn dieſe Mädchen handelten nicht ſo.
Drum wird mein Fluch auf deinem Throne ſitzen
Und walten, wenn die alte Themis noch
Nach altem Rechte thronet neben Zeus.
Nun fort mit dir, verſtoßen und verabſcheut,
Der Schlechten Schlechteſter, und dieſe Flüche
Nimm mit, die ich dir fluche, daß du weder
Dein Vaterland mit Waffen zwingſt, noch je
Nach Argos Schluchten kehrſt, vielmehr den Tod
Von Bruderhänden ſtirbſt, und den ermordeſt,
Der aus dem Vaterlande dich vertrieben.
So betend ruf' ich den verhaßten Vater
Des Tartaros, den Erebos, daß er
Dich mit hinabführt an den finſtern Ort,
Und dieſes Haines Rachegötter ruf' ich
Und Ares auch, der euch den wilden Haß

In euren wuthentflammten Buſen warf.
Und, ſo beſchieden, geh', und bring' die Kunde
Zu den Kadmeiern allen und zugleich
Den treuen Helfern: ſo hab' Oedipus
Den Söhnen Dank und Ehrenſold bezahlt.

Chor.

Polynikes, dieſer Gang war nicht erfreulich,
Und nun ſuch' eiligſt ihn zurückzuthun.

Polynikes.

O meiner Reiſe Müh' und böſe Frucht!
O meine Freunde! alſo ſolchem Ziel
Naht unſer Zug aus Argos? ach mir Armen!
Daß ichs den Freunden nicht entdecken, noch
Zurück vor dem Verderben weichen darf,
Nur ſchweigend in den offnen Abgrund ſtürzen.
O liebe Schweſtern, Kinder dieſes Vaters,
Ihr hört die harten Flüch' aus ſeinem Munde,
Und wenn ſich, was ſie drohen, mir erfüllt,
Und euch die Rückkehr in die Heimath führt;
Ihr, bei den Göttern, ihr verſtoßt mich nicht,
Und legt mich in ein Grab und Grabesſchmuck.
Und kein geringer Lob, als wie ihrs jetzt
Von dieſem Vater mühevoll erwerbt,
Wird dieſe Liebe gegen mich euch bringen.

Antigone.

Polynikes, bitte, thu mir eins zu Liebe!

Polynikes.
Was, theuerſte Antigone? ſag' an.
Antigone.
Führ' eiligſt jenes Heer zurück nach Argos,
Und richte dich nicht und dein Land zu Grunde.
Polynikes.
Es geht nicht an, denn nimmer folgt dies Heer
Mir wieder, wenn ich einmal mich gefürchtet.
Antigone.
Was brauchſt du dich auch wieder zu erzürnen?
Was hülfen dir des Vaterlandes Trümmer?
Polynikes.
Die Flucht iſt ſchimpflich, und daß ich, der Aeltre,
So meines Bruders Hohn erfahren ſoll.
Antigone.
Siehſt du nun, wie ſich Vaters Wort erfüllt,
Ihr würdet jeder durch den andern ſterben?
Polynikes.
Er ſagts; doch wir ſind nimmer zu verſöhnen.
Antigone.
O Gott! doch wer wirds wagen euch zu folgen,
Wenn er vernimmt, was Vater wahrgeſagt?
Polynikes.
Auch werd' ich ſchweigen; denn ein guter Feldherr
Sagt nur das Beſte, und verbirgt die Mängel.
Antigone.
So alſo, Bruder, haſt du dies beſchloſſen?

Polynikes.

Und halt' mich nicht, laß mich des Wegs gedenken,
Der heillos mir und böſe wird durch Vater
Und ſeine Helfer, die Erinnyen.
Doch euch geleite Zeus auf guten Wegen,
Wenn ihr dem Todten jene Gunſt vollendet,
Denn lebend hab' ich nimmer keine mehr
Von euch, und nun entlaßt mich, und lebt wohl,
Denn meiner Augen Licht ſeht ihr nicht wieder.

Antigone.

O weh mir Armen!

Polynikes.

Jammre nicht um mich.

Antigone.

Wer könnte dich, wie du zum offnen Hades
Dich ſtürzeſt, Bruder, ohne Jammer ſehn?

Polynikes.

Wenns ſein muß, will ich immer ſterben.

Antigone.

Nicht doch!
Laß lieber meine Bitten dich bewegen.

Polynikes.

Was ſich nicht ziemt, erbitte nicht.

Antigone.

Wie bin ich
Denn überelend, wenn ich dich verliere!

Polynikes.

Das ſteht beim Gott, er kann es ſo und anders
Verhängen; doch daß euch kein Unglück treffe,
Das bitt' ich von den Göttern, denn vollkommen
Seid ihr es würdig, frei von Leid zu ſein.
(ab.)

Fünfter Auftritt.

Chor. Oedipus. Antigone. Iſmene.

Chor.

Nein, es wäre mir ein Neues, wenn das Schickſal nicht erfüllt
Was der blinde Fremdling Böſes ſchwerer Schickung wahrgeſagt,
Denn von keinem Götterſpruche weiß ich, der umſonſt gethan.
Doch es prüft, es prüfet immer dies der Blick der Zeit, denn ſie,
Wie ſie täglich anders dieſes zeigt und immer ſteigend wächſt — —
Zeus! es erdonnert die Himmelswölbung!

Oedipus.

O Kinder, Kinder, wie beſorgte mir
Wohl einer hier den gut'gen Theſeus her?

Antigone.

Was haſt du vor, wozu du ihn verlangſt?

Oedipus.

Gleich führt mich dieſer flügelſchnelle Bliz
Von Zeus zum Hades. Aber ſchickt geſchwinde.

Chor.

Welch ein unerhörtes Donnern rollt mit übermächt'gem Schlag
Zeus herab! vor Schrecken ſtehen mir die Haare ſtarr empor.
Angſt ergreift mein Herz, denn wieder zuckt des Himmels Flammenbliz.
Welchen Ausgang wird es geben? o, ich fürchte! denn umſonſt
Fahrt er nimmermehr hernieder, und ein Unglück folgt ihm nach.
Zeus! o gewaltige Himmelswölbung!

Oedipus.

Ach Kinder, meines Lebens Ziel iſt da,
Wie's mir verhängt iſt, und kein Ausweg mehr?

Antigone.

Wie weißt du das? woraus entnimmſt du dirs?

Oedipus.

Ich weiß gewiß. Doch eiligſt geh mir einer
Und ſende mir den Fürſten dieſes Landes.

Chor.

Himmel! da! ſchon wieder praſſelts ſchrecklich weilend ringsumher.

Gnädig ſeid, ihr Götter, gnädig, wenn ihr meinem Vaterland
Mit des Donners unverſtandnen Stimmen eine Schickung bringt.
Mit dem Frommen laßt mich wohnen, nicht des Frevlers Gegenwart
Mich mit böſem Lohne büßen. Herrſcher Zeus, dich ruf' ich an.

Oedipus.

Iſt Theſeus in der Nähe? wird er mich
Noch lebend finden, Kinder, und bewußt?

Antigone.

Und weſſen bliebſt du gern dich gut bewußt?

Oedipus.

Für ſeine Wohlthat möcht' ich ihm den Dank
Erfüllen, den ich beim Empfang verſprochen.

Chor.

Auf! mein Fürſt, herbei! geſchwinde! und wenn auf den Uferhöhn
Du dem fluthenden Poſeidon auf den heiligen Altar
Farrenopfer weihend bringen ſollteſt, eile, eil' herbei!
Denn der Gaſt will dir, den Freunden und der Stadt verdienten Dank
Für die Wohlthat zollen, König, komm' geſchwind' im vollen Lauf.

Fünfter Act.

Erſter Auftritt.

Die Vorigen. Theſeus.

Theſeus.

Was ſchallt mir wieder im vereinten Toben
Ganz deutlich euer und des Fremden Ruf?
's iſt doch kein Bliz von Zeus, kein Hagelſturz
Hereingebrochen? denn wo ſolch ein Wetter
Der Gott herauf führt, darf man ſo was fürchten.

Oedipus.

Mein König, du begegneſt meiner Sehnſucht,
Und dich hat Gott mit dieſem Gang geſegnet.

Theſeus.

Was iſt denn wieder Neues, Sohn des Lajos?

Oedipus.

Mein Leben neigt, und ohne dir mein Wort
Zu halten und der Stadt, will ich nicht ſterben.

Theſeus.

Und was haſt du für Zeichen deines Todes?

Oedipus.

Die Götter ſelber melden mir ihn an,
Sie halten Wort mit allen dieſen Zeichen.

Theſeus.

Wie meinſt du, Alter, daß ſie dir es melden?

Oedipus.

Mit dieſen vielfach unverhallten Donnern
Und all den Blitzen aus der mächt'gen Hand.

Theſeus.

Ich glaub' es. Denn ich ſeh' dich viel verkünden
Und immer wahr. So ſprich, was iſt zu thun.

Oedipus.

Ich will dir, Sohn des Aegeus, offenbaren,
Was deiner Stadt ein unverdorbner Schatz
Durch alle Zeit wird aufgehoben werden.
Zum Orte meines Todes werd' ich ſelbſt
Und ohne Führers Stütze gleich vorangehn;
Du aber ſag' es nimmer einem Menſchen,
Wo und in welcher Gegend er verborgen,
Daß er für viele Schild' und Bundeslanzen
Ein ew'ges Bollwerk vor den Nachbarn ſei;
Und was in tiefverſchwiegner Weihe ruht,
Sollſt du allein an Ort und Stelle hören,
Denn weder würd' ich's einem dieſer Bürger,
Noch meinen Kindern, den geliebten, ſagen.
Und du behalt es treulich, und gelangſt
Du zu dem Ziel des Lebens, ſag' es nur
Dem Fürſten und der immer ſeinem Erben;
So wird die Saat der Drachenzähne nimmer
Dein ſichres Haus in dieſer Stadt zerſtören.

Doch viele Städte, wenn auch wohlgeordnet,
Erheben gern im Uebermuth ihr Haupt,
Denn ſcharf zwar ſieht, doch ſpät der Götter Auge
Auf Frevler, die von ihrem Rechte weichen.
Das laß dir, Sohn des Aegeus, nicht begegnen.
Wiewohl dies lehr' ich einen, der es weiß;
So laß uns, denn mich drängt des Gottes Zeichen,
Nun zu dem Ort und ohne Zagen gehn.
Hier, Kinder, folgt, denn nun werd' ich euch,
Wie ihr ſonſt mir, ein unerhörter Führer.
Kommt, doch berührt mich nicht, und laßt mich ſelbſt
Das heil'ge Grab entdecken, deſſen Hülle
Mein Schickſal mir in dieſer Erde giebt.
Hier folgt mir, hieher; denn hier leitet mich
Der Führer Hermes und des Hades Göttin.
O dunkles Licht, das einſt auch mir gehörte,
Zum letztenmal berührt dich nun mein Leib;
Denn ach! ſchon geh' ich, mein verlöſchend Leben
Im dunklen Hades zu verhüll'n. Doch du,
Mein lieber Wirth und die dir unterthan,
Und du, o Land, ſeid glücklich immerdar,
Und in der guten Tage ſtetem Glück
Gedenket meiner in des Grabes Schoß.
(Oed. Ant. Ism. Theſ. ab.)

Zweiter Auftritt.

Chor.

Wenn die dunkle Göttin mein Gebet
Und dich, Fürſt der Nachtumgebnen,
Aidoneus ehren darf, es fleht
Itzo: laß des Hades Ebnen,
Wo wir all' ins Dunkel wallen,
Und den ſtygiſch tiefen Hallen
Unſern Gaſt mit lindem Tod
Nahn und ohne Schmerzensnoth.
Denn nachdem du unverſchuldet
Vieles Mißgeſchick erduldet,
Giebt das Schickſal billig wieder
Auch einmal die frohen Güter.
Göttinnen der unterird'ſchen Nacht,
Und du ungethümer Hüter,
Der, wie dauernd eine Sage ſagt,
Fürchterlich gelagert wacht
An des Hades ehrnem Thor
Und aus tiefer Schlucht hervor
Grollend bellt, du Sohn der Erde,
Von dem Tartaros gezeugt,
Naht dem Fremdling ohne Fährde,
Wenn er zu euch niederſteigt.
Ihm den Eingang leicht zu machen,
Bitt' ich dich, den Immerwachen.

Dritter Auftritt.

Chor. Bote.

Bote.

Mitbürger, kurz könnt' ich die Meldung faſſen,
Wenn ich euch ſagte, Oedipus iſt todt;
Doch was geſchehn, kann weder kurz die Rede,
Noch ſo, wie dort ſich alles zutrug, ſagen.

Chor.

So iſt er todt, der Arme?

Bote.

Ja, für immer
Hat er das Licht verlaſſen, ſag' ich dir.

Chor.

Und wie? hat lind ein Gott ſich ſein erbarmt?

Bote.

Das iſt geſchehn und wunderbar genug.
Wie er hier fortging, wißt ihr, denn ihr wart
Dabei, als ohne eines Freundes Führung
Er ſelbſt uns alle führte, und voranging.
Doch als er zu dem Weg, der aus der Tiefe
Mit ſteilen Eiſenſtufen ſteigt, gelangte,
Da ſtand er ſtill, am vielgetheilten Kreuzweg,
Nah bei dem Schlunde, wo die ew'ge Treue,
Die Theſeus und Perithoos ſich ſchwuren,
Ihr Denkmal hat; dort ſtand er ſtill, gleich weit
Von dieſem Schlund' und dem Thorikiſchen Felſen,

Dem hohlen Birnbaum und dem Felſengrabe,
Und ſetzte ſich. Dann löſ't er ſich den Gurt
Der ſchmutzigen Gewänder, rief den Mädchen,
Und hieß ſie, ihm zu Bad' und Opferguß,
Lebend'ges Waſſer aus der Quelle ſchöpfen.
Sie gingen zu dem Hügel, deſſen Warte
Die ſchön umgrünete Demeter weiht,
Beſchickten eilig ihres Vaters Auftrag,
Und ſchmückten ihn mit Bad und Kleid gebührend.
Und als er all der Wartung ſich erfreut,
Und ihm kein Wunſch mehr unerfüllt geblieben,
Da donnerte der unterird'ſche Zeus;
Die Mädchen ſchraken bei dem Schall zuſammen,
Und ſtürzten weinend zu des Vaters Füßen;
Und unaufhörlich ſchlugen ſie die Bruſt,
Und unaufhörlich tönten ihre Klagen.
Doch er vernahm nicht alſobald den Ton
Des herben Rufes, da umarmt' er ſie,
Und ſagte: „Kinder, ihr behaltet heute
Nicht länger euren Vater, denn nun bin
Ich ganz vollendet, und ihr habt hinfort
Nicht mehr die mühevolle Sorg' um mich.
's war hart, ich weiß es, Kinder, doch verſüßt
Ein einzig Wort all dieſe Müh' und Noth.
Denn niemand hat euch inniger geliebt,
Als dieſer Vater, den ihr nun verliert
Für alle Zukunft, die ihr noch erlebt."

So weinten alle ſchluchzend, wie ſie ſich
Umfangen hielten. Dann verſcholl die Klage,
Kein Laut erhob ſich wieder, und nun war
Es ſtill. Da rief auf einmal eine Stimme
Nach ihm, daß plötzlich vor Entſetzen uns
Sich alle Haare ſtarr zu Berge ſträubten,
Denn oft und vielfach rief der Gott ihm zu:
„Hörſt du nicht? Oedipus! was zögern wir?
Komm, laß uns gehn! wie lange willſt du ſäumen?“
Er hörte, daß der Gott ihm rief; ſogleich
Ließ er den König Theſeus zu ſich treten,
Und als er näher kam, da ſagte er:
„O lieber Mann, gieb deiner altbewährten,
Getreuen Rechte Unterpfand den Mädchen —
Und ihr dem König, Kinder — und gelobe,
Daß du mit Willen nimmer ſie verrathen,
Und, was du thuſt, mit wohlgeſinnter Sorge
Zu ihrem Beſten ſtets vollbringen willſt.“
Und Theſeus, wie ein wackrer Mann, nicht weich,
Verſprach und ſchwur dem Gaſte, das zu thun.
Kaum war er fertig, als auch Oedipus
Mit ſchwachem Arm die Kinder faßt', und ſprach:
„Gefaßt, ihr Kinder, und mit feſtem Muthe
Müßt ihr von dieſen Orten euch entfernen,
Und Unerlaubtes nicht zu ſehn verlangen,
Noch euch erzählen laſſen, ſondern geht
Geſchwinde fort. Nur König Theſeus ſei

Zugegen und erfahre was geſchieht.“
Die Worte hörten wir ihn alle ſagen,
Und gingen ſchluchzend, unter Thränenſtrömen,
Mit ſeinen Mädchen. Doch nicht weit davon
Sahn wir uns um, und konnten nirgends mehr
Den Mann entdecken, und der König ſelbſt
Hielt ſchattend ſeine Hände vor die Augen,
Als wenn ein furchtbar Schreckbild, deſſen Anblick
Ganz unerträglich, ihm erſchienen ſei;
Jedoch ein wenig ſpäter ſahn wir ihn
Zugleich zur Erd' und dem Olymp der Götter
Auf ſeinen Knie'n in einem Oden beten;
Und welches Todes jener Mann geſtorben,
Das weiß kein Menſch zu ſagen, außer Theſeus.
Denn weder rafft' ihn Zeus mit Blitzes Flammen,
Noch auch ein Seeſturm fort, der ſich erhoben,
Vielmehr hat irgend ihn ein Gott entführt
Oder der dunkle Grund der Unterwelt
Wohlwollend durch die aufgeſchloßne Erde.
Denn ohne Schmerzenslaut und ohne Krankheit
Und ihre Qual und Leiden ſchied er hin,
So wunderbar wie je ein Sterblicher;
Könnt' ichs doch kaum verübeln, wenn die Leute
In dem Bericht mich irreredend wähnten.

Chor.

Wo ſind die Mädchen und die ſie begleiten?

Bote.

Nicht fern; denn ſchon verkünden ihre Klagen,
Die wir vernehmen, daß ſie zu uns kommen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Antigone. Iſmene.

Antigone.

Wehe, weh' es iſt gekommen,
Und kein Unglück fehlet noch.
Ach! wir ſeufzten heiß beklommen
Längſt im feſten Leidensjoch,
Daß uns Vater mit dem Leben
Frevelnd dieſes Loos gegeben;
Doch der letzte Schickſalsſchlag
Bringt unſäglich Ungemach.

Chor.

Was iſt denn?

Antigone.

Freunde, unerforſchlich iſt es.

Chor.

Schied er?

Antigone.

Wie du's ihm irgend wünſchen konnteſt.
Denn ihn hat nicht Ares troffen,
Noch des Meeres Wogendrang;
Der geheime Schlund iſt offen

Ihm erſchienen, und ſein Gang
Ungeſehn hinabgelenket.
Doch auf unſre Augen ſenket
Sich verderblich finſtre Nacht:
Wie ſoll ich vom Sturm gejagt
Auf dem Meer und fernen Küſten
Ein beſchwerlich Leben friſten?!

Jsmene.

Ich weiß nicht; und wenn Hades mich erhört
Der Würger, ſo führt er mich mit hernieder
Und eint mich ſo dem alten Vater wieder;
Dies Leben iſt mir nicht mehr lebenswerth.

Chor.

Ihr guten Kinder, was das Schickſal giebt,
Tragt's mit Geduld und nicht zu tief betrübt;
Ward ihm doch nichts Verwerfliches beſcheert.

Antigone.

Auch zum Unglück zieht ein Sehnen;
Was doch nicht für Liebes gilt
War mir lieb, da ihn zu lehnen,
Ihn mein Arm umfangen hielt.
Vater, lieber, o den nimmer
Mehr umſtralt des Tages Schimmer,
Auch dein ſchwaches Alter blieb
Und es bleibt uns immer lieb.

Chor.

So wurd' ihm denn? — —

Antigone.
Ihm wurde was er wünſchte.
Chor.
Wie ſo?
Antigone.
Er ſtarb als Gaſt in dieſem Lande,
Wie er wünſchte, ruht in ſchönen
Ew'gen Schatten tiefverhüllt,
Und ein Leid, nicht ohne Thränen,
Ließ er uns, denn ungeſtillt
Strömen ſie von dieſen Wangen.
O mein Vater, dies Verlangen,
Dieſer Schmerzen mächt'ges Dringen,
Ach! ich kann es nicht bezwingen;
Starbſt mir in dem fremden Land,
So verſäumt und abgewandt!
Ismene.
Ich armes Mädchen! welch ein Zuſtand wird
Denn itzo mir von neuem zubereitet?
Ach, ſo verlaſſen und ſo hülflos irrt
Mit dir mein Pfad, von Vater nicht begleitet.
Chor.
Ward ihm doch glücklich ſeines Lebens Ziel;
So hemmt denn, Liebe, dieſes Schmerzgefühl!
Vom Mißgeſchick wird jeder leicht erbeutet.
Antigone.
Komm eilig, Liebe, mit zurück.

Iſmene.
Wozu?
Antigone.
Ich möchte —
Iſmene.
Was? —
Antigone.
Die tiefe Wohnung ſehn —
Iſmene.
Weß ſeine?
Antigone.
Vaters; o ich armes Kind!
Iſmene.
Wie aber darfſt du das? du ſiehſt doch wohl —
Antigone.
Was weiſ't du mich zurecht?
Iſmene.
Und dann, wie willſt du? —
Antigone.
O widerſprich mir nicht zum zweitenmal!
Iſmene.
Du weißt, er wollt' ein unentdecktes Grab,
Und nahm es, unbeſtattet, unbegleitet.
Antigone.
So führe mich hin, und tödte mich dabei.
Iſmene.
Ach, ach, ich unglückſelig Mädchen, wo

Soll ich denn wieder hülflos und verlaſſen,
Wie ich es bin, ein elend Leben führen?

Chor.

Seid unbeſorgt, ihr Kinder.

Antigone.

Ach! wohin
Soll ich entfliehn?

Chor.

Schon längſt ſeid ihr entflohn
Dem Mißgeſchick, das irgend euch bedrohte.

Antigone.

Ich ſinne nach — —

Chor.

Was überlegſt du dir?

Antigone.

Wie wir nun wohl nach Hauſe kommen werden.

Chor.

Laß das. Es iſt beſchwerlich —

Antigone.

So wars immer.
Denn überſtürzend und verſchüttend ſchlug
Uns ſtets der Mühſal voller Wogenſchlag.

Chor.

Ja ein gewaltig Meer umſtürmet euch.

Antigone.

Ja wohl, ja wohl.

Chor.

Ich muß es ſelber ſagen.

Antigone.

O Zeus, wohin uns wenden? welcher Hoffnung
Lenkt nun ein Gott die ſcheue Seele zu?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Theſeus.

Theſeus.

Stillt euer Weinen, Kinder; um die Todten,
Die ſich der Gunſt der Unterird'ſchen freun,
Soll niemand klagen; das erzürnt die Götter.

Antigone.

O Sohn des Aegeus, kniend bitten wir.

Theſeus.

Was fehlt euch, Kinder, und was kann ich thun?

Antigone.

Wir wollen unſers Vaters Grab beſuchen.

Theſeus.

Es iſt ja nicht erlaubt hinzuzugehn.

Antigone.

Wie ſagſt du, Herr und Fürſt der Athenaier?

Theſeus.

Ihr Kinder, er befahl mir an, daß niemand
Sich jenem Orte nahe, noch ein Menſch

Zu dem geweihten Grabe, wo er ruht,
Den Ton der Rede richte. Wenn ich das
Ihm hielte, ſagt' er, würd' uns ungekränkt
Und glücklich ewig dieſes Land behalten.
Und dies vernahm die Gottheit, als wir ſprachen,
Und Styx, der alles hört, ſelbſt Jovis Schwur.

Antigone.

Nun denn, wenn ihm es ſo genehm iſt, wollen
Auch wir uns drin ergeben. Doch du ſendeſt
Uns wohl zurück nach dem Lajaiſchen Theben,
Ob wir vielleicht den Mord, der unſern Brüdern
Sich drohend nahet, noch verhindern können.

Theſeus.

Das will ich gerne thun und was ich ſonſt
Nur immer weiß, das euch von Nutzen iſt
Und ihn, den eben hingeſchiedenen,
In ſeinem unterird'ſchen Hauſ' erfreut:
Denn keiner Mühe darf ich unterliegen.

Chor.

So hemmt die Klag', und eure Thränen ſtillt,
Denn alles wird gehalten und erfüllt.

Aktenſtücke

zur

Cenſur, Philoſophie und Publiciſtik

aus dem Jahre 1842.

Geſammelt und herausgegeben

von

Arnold Ruge.

Ausgabe in Einem Bande.

Erſter Theil.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
Druck von Heinrich Hoff.

[illegible]

CH-3-9-12

[illegible]

Cenſur.

I.

Aktenmäßige Darlegung der Cenſurverhältniſſe der Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher in den Jahren 1839, 1841, 1842.

Vorbemerkung.

Ich theile in dem Folgenden meine eigenen Eingaben und Correſpondenzen, ſo wie die Beſcheide der Behörden auf dieſelben mit, und füge nichts hinzu, als was zur Verbindung der Documente ſowohl als zum Verſtändniß der Ereigniſſe unumgänglich nöthig erſcheint. Daß ich mir keine Redaction und Aenderung der eigenen und fremden Ausführungen erlaubt habe, verſteht ſich von ſelbſt. Der Verlauf würde dadurch entſtellt worden ſein.

Eben ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich nicht die rachſüchtige Abſicht habe, die Perſonen und die Behörden, welche, durch die Verhältniſſe gezwungen, die Cenſur vertreten, compromittiren und in ein nachtheiliges, mich ſelbſt dagegen, der ich die Cenſur im Princip angreifen muß, in ein glänzendes Licht zu ſetzen; obgleich ich allerdings ſehr wohl weiß, daß ich den Vortheil der guten Sache auf meiner Seite habe. Es handelt ſich hier um anſchauliche Darſtellung einer principiell höchſt wichtigen Frage. Mit dem allgemeinen Grundſatz der Preßfreiheit kommt man nicht weit; es iſt für die Entwickelung des Bewußtſeins nöthig, daß der Kampf der Principien in Perſonen und faßliche Verhältniſſe beiſpielweiſe verkörpert werde. Dazu ſollen die mitgetheilten Aktenſtücke dienen, und dazu werden ſie dienen. Je weniger ſie urſprünglich für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren, um ſo reiner ſtellen ſie den Conflict unſerer Zeit dar: er iſt kein Zerwürfniß mit Perſonen oder Autoritaten, ſondern ganz rein der Principienkampf der Cenſur und der Geiſtesfreiheit oder der Preßpolizei und der freien Wiſſenſchaft. Das wird auch die gehaltene Faſſung der Dokumente darthun.

Arnold Ruge.

Die erſte bedeutende Beſchwernng des Journals war die Zuruckweiſung einer ganzen bereits im Druck vorgelegten Woche, ausgefüllt von der (ſpäter in Mannheim unter dem Titel: „Philoſophie und Chriſtenthum“, erſchienenen) Abhandlung L. Feuerbachs: „Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß.“

Meine perſönlichen Verhandlungen mit dem Herrn Cenſor Prof. Wachsmuth und dem Herrn Kreisdirector von Falkenſtein hatten das Reſultat, welches die Nachricht des nachfolgenden Briefes enthält.

Herrn Dr. A. Ruge, wohlgeboren, hier in Leipzig.

Verehrteſter Herr Doctor!

Im Gedränge von Berufsarbeiten habe ich heute früh nicht dazu kommen können, der mündlichen Mittheilung den ſchriftlichen Beſcheid des Cenſurcollegiums nachfolgen zu laſſen; wollen Sie dies gütigſt entſchuldigen! Uebrigens iſt jener von der

Ihnen ſchon bekannten vorläufigen Erklärung wenig verſchieden. Das Weſentliche davon iſt, daß der Abdruck des Aufſatzes nur bis zu den Worten (S. 492): „der nur dem religiöſen oder politiſchen Fanatismus eigen iſt“, geſtattet werden könne, daß aber dem Folgenden bis zu Ende des Ganzen wegen der darin enthaltenen ſcharfen Oppoſition nicht nur gegen die chriſtliche Orthodoxie, ſondern gegen Religion und Chriſtenthum überhaupt, auf den Grund des §. 8 der Cenſoreninſtruction, das Imprimatur zu verſagen ſei.

Der §. 8 lautet: „Nichts darf gedruckt werden, ... was das religiös und kirchlich Heilige herabwürdigt oder Spannung und gegenſeitige Unduldſamkeit zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen aufregt.“

Nochmals die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochſchätzung und die Bitte um ein geneigtes Andenken.

Leipzig, den 4. März 1839.

Ihr ganz ergebenſter
W. Wachsmuth.

Gegen dieſe Entſcheidung der Leipziger Cenſur wandte ich mich mit der folgenden Vorſtellung an das hohe Miniſterium in Dresden:

Geſuch um das Imprimatur der Anlage: „Der wahre Geſichtspunkt ꝛc.“

Hochgebietender Herr Staatsminiſter!
Gnädiger Herr!

Im Anfange des vorigen Jahres überreichte ich das erſte Heft der Halliſchen Jahrbücher. Den mächtigen Beiſtand Ew. Exzellenz, welchen ich im Jahre 1838 für die Zukunft von Ihnen erbat, ſehe ich mich heute wirklich in Anſpruch zu nehmen durch eine ganz unerwartete Cenſurhemmniß gezwungen. Es iſt die hochwichtige Frage geſtellt:

> ob die orthodoxe und angeblich gläubige, wirklich aber unglaubige Theologie, und eben ſo die, eine Orthodoxie nur vorgebende, Hegelſche Philoſophie die Norm der Cenſur ſein ſollen?

Ew. Exzellenz haben die neueſte Weltbewegung als eine Strafe der erheuchelten zunächſt katholiſchen Orthodoxie, als eine Strafe der Anerkennung der längſt begrabenen Hierarchie gewiß ebenfalls angeſehen. Ein Gleiches bedroht uns jetzt innerhalb des Proteſtantismus ſelbſt. Ich geſtehe es, Hegels Zugeſtändniß, die Dogmatik mit der Philoſophie verſöhnt zu haben, iſt eine Täuſchung, und die orthodoxe Hegelſche Philoſophie iſt dieſelbe Calamität, welche die angeblich orthodoxe Theologie iſt, theils eine Täuſchung, theils eine gröbliche Unwahrheit und Heuchelei.

Ludwig Feuerbach, Sohn des berühmten Juriſten, aber ungleich genialer als ſelbſt ſein Vater, einer der ausgezeichnetſten Köpfe der jetzt lebenden Philoſophen, ſendet mir den anliegenden, wunderbar ergreifenden und wahrhaft entzückenden Aufſatz:

> „Der wahre Geſichtspunkt des Leo-Hegelſchen Streites ꝛc. ꝛc.“,

und thut darin den weltbewegenden Schritt,

> die chriſtliche und philoſophiſche (d. h. althegelſche) Heuchelei nachzuweiſen und mit dem Ausdruck der ungeſchminkten Wahrheit und Parrheſie abzuſtreifen.

Die Leipziger Cenſur, ſowohl der Cenſor Profeſſor Wachsmuth als das Cenſurcollegium, verſagen dieſem Artikel das Imprimatur.

Damit iſt die Heterodoxie der Gelehrſamkeit und der freien, nicht heuchleriſchen Wiſſenſchaft gehemmt, und es wäre der Zuſtand des Glaubens- und Wiſſensgerichtes faktiſch hergeſtellt, der Unglaube und die wiſſenſchaftlichen Zweifel, die das Princip des proteſtantiſchen freien Glaubens zuläßt, die Feuerbach ſelbſt aus Luthers Schriften und aus Herder, Schiller und Göthe citirt, dieſe Zweifel wären in die Form einer Geheimlehre zurückgedrängt.

Die Feuerbachſche Ausführung iſt reingelehrt, mit vielen Citaten aus den Kirchenvätern der katholiſchen Zeit und aus den Schriften der Lutheriſchen Orthodoxie verſehen, — die Halliſchen Jahrbücher werden nur von den höchſtgebildeten Männern und von ſolchen Jünglingen geleſen, denen ohnehin alle Quellen der Heterodoxie, die Feuerbach in Leſſing, Schiller, Göthe, Herder namhaft macht, zu Gebote ſtehen, ja bekannt ſind. Den Glauben, ſofern er nicht in der Literatur, ſondern im Volke iſt, hat Feuerbach durchaus nicht zum Gegenſtande, ſondern nur

> die expreſſe Chriſtlichkeit der heuchleriſchen Theologie und und philoſophiſchen Halbheit.

So iſt alſo der ganze Artikel eine eben ſo rein wiſſenſchaftliche Angelegenheit, als das ebenfalls heterodoxe Buch von Strauß über das Leben Jeſu, welches ſelbſt in Preußen auf Neanders Gutachten nicht unterdrückt worden iſt.

Ich bitte, Exzellenz wollen dieſer principiell unendlich wichtigen Frage ein gnädiges Ohr leihen, und Ihren mächtigen Einfluß dahin richten, daß es den philoſophiſch von Hegel und Orthodoxie befreiten Männern nicht verwehrt werde,

> ihre wiſſenſchaftlich und gelehrt begründete Heterodoxie energiſch und wirkſam gegen die verderbte Heuchelei und den ſchwachköpfigen Selbſtbetrug dieſer Zeit entgegen zu ſetzen.

Jede Beſchützung des Todten und Unwahren führt zu ſolchen Lebenswirren, wie wir ſie in der Kölner Calamität vor uns haben. Ew. Exzellenz kennen den Gang der Geſchichte, und werden es ohne Zweifel wünſchenswerth finden, daß der Streit

> des wirklichen und erheuchelten Glaubens lieber auf dem

Gebiete der Wiſſenſchaft als auf dem des Lebens ausgefochten, lieber mit Dinte als mit Blut und Feuer, lieber mit der Feder als mit dem Schwerte entſchieden werde. Daß er aber jetzt nicht mehr vertagt werden kann, iſt gewiß. Der Bruch iſt da, der Zweifel lebt; er iſt nicht zu erſticken, ſondern nur im Geiſte und in ſeiner freien Bewegung zu beſiegen.

Bei der Petition um das Imprimatur für den genialen Streich, den Feuerbach in dieſem Aufſatze führt, würde ich jedoch gerne ſelbſt beantragen, die letzten vier Zeilen zu ſtreichen, auch bei Chriſtenthum gerne das Wort „erkluſive“ hinzuſetzen, wo es, nackt genommen, den Mißverſtand erregen könnte, als ſei damit die ganze heutige Bildung und ihre wirkliche Religion gemeint, während Feuerbach überall nur das die Weltweisheit und Weltbildung ausſchließende Chriſtenthum meint.

Ew. Exzellenz würden mich unendlich glücklich machen, wenn ich in dieſer folgenreichen Angelegenheit, welche uns die Zukunft entweder zu öffnen oder zu verſchließen ſcheint, Ihren wirkſamen Schutz gegen ängſtliche und verdunkelte Anſichten ſonſt ehrenwerther Subalternen erfahren dürfte.

Ich unterzeichne mit der tiefſten Hochachtung Ew. Exzellenz

Halle, 5. März 1839.

unterthänigſter Diener,

Dr. Arnold Ruge.

Hierauf erfolgte die Entſcheidung:

Dem Miniſterium des Innern iſt die von den Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher“ unterm 4. dieſes Monats gegen das Leipziger Cenſurcollegium wegen Verweigerung des Imprimatur zu dem größern Theil eines von L. Feuerbach für dieſe Zeitſchrift beſtimmten Aufſatzes geführte Beſchwerde ſammt der Zuſchrift zugegangen, mit welcher die Beſchwerdeſchrift an des Herrn Staatsminiſters von Lindenau Excellenz geſendet worden iſt. Nach Prüfung des in Satzbogen zugleich eingereichten Aufſatzes mit der Aufſchrift:

> „Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß“,

ſo wie der von dem Cenſurcollegium in ſeinem darüber erforderten Berichte angeführten Gründe, kann das Miniſterium des Innern nicht umhin, es bei der Reſolution dieſer Behörde bewenden, und die Druckerlaubniß, inſoweit ſie nicht bereits ertheilt worden iſt, fortwährend verweigern zu laſſen, da durch die vorgeſchlagene Ausſcheidung oder Abänderung der Schlußſtelle, ſo wie anderer einzelner Stellen, die entgegenſtehenden Bedenken ſich nicht beſeitigen laſſen, und letztere hauptſächlich auch die Tendenz und die Hauptgedanken des ganzen zurückgewieſenen Theiles der Abhandlung treffen, welche darauf berechnet iſt, nicht ſowohl einzelne Dogmen des einen oder andern chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes, als vielmehr die von allen Confeſſionen anerkannten Grund- und Hauptlehren des Chriſtenthums, wie ſie unbeſtritten von ſeinem Stifter gelehrt worden ſind, als unvereinbar mit der Philoſophie, ſo wie mit dem Staate, und als unhaltbar darzuſtellen. So wenig nun das Miniſterium des Innern einer freiſinnigen exegetiſchen und philoſophiſchen Kritik der kirchlichen Dogmen und der Auffaſſung des Chriſtenthums durch die Cenſur Feſſeln anlegen laſſen will, ſo wenig kann doch, wegen des davon zu erwartenden gemeinſchädlichen Eindrucks und der nachtheiligen Einwirkung auf Religioſität, Sittlichkeit und Gemüthsruhe, die Veröffentlichung einer dergleichen Beleuchtung der heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit, beſonders in einer deutſch geſchriebenen und dem großen Publicum zugänglichen Zeitſchrift geſtattet werden und die Unterſtellung des vorliegenden Aufſatzes unter die Beſtimmungen §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſoreninſtruction keinem Zweifel unterliegen.

Die von dem Centralcenſor an einen der Redacteren unterm 4. Marz dieſes Jahres erlaſſene Zuſchrift folgt beigehend zuruck.

Dresden, am 18. Marz 1839.

Miniſterium des Innern:

Noſtiz und Janckendorf.

An die Redactoren der „Halliſchen Jahrbucher“, die Doctoren Arnold Ruge
und Theodor Echtermeyer.

Die folgenden Jahre bis zum December 1841 fanden keine tief eingreifenden Storungen des Druckes Statt. Selbſt die umlaufenden Geruchte eines Verbots der Zeitſchrift in Preußen beſtätigten ſich nicht; vielmehr wurde der Redaction im Mai des Jahres 1841 durch eine Kabinetsordre Sr. Majeſtat des Königs von Preußen die Verlegung des Drucks der Halliſchen Jahrbucher nach Halle oder unter preußiſche Cenſur anbefohlen und nur im Unterlaſſungsfalle das Verbot des Debits der Zeitſchrift in den preußiſchen Staaten ausgeſprochen. Die Publication dieſes Befehls, womit die Zeitſchrift unter preußiſcher Cenſur conceſſionirt war, fiel mit dem Umzuge der Redaktion nach Dresden zuſammen. Daher wurde es nöthig, die Halliſchen Jahrbucher aufzugeben und die deutſchen an ihre Stelle treten zu laſſen. Obgleich der Druck in Preußen unter dieſen Umſtanden nicht mehr die Bedingung der Conceſſion der Zeitſchrift ſein konnte und alles Polizeiliche nun lediglich der königl. ſachſiſchen Regierung anheim fiel, ſo hatte doch die Discuſſion uber Zweck und Bedeutung einer Richtung, wie die der Jahrbucher, die bei dieſer Gelegenheit vor dem großen Publicum eroffnet wurde, die Spannung gegen dieſelben bedeutend erhöht. War doch in der Augsburger Zeitung ſogar ein Aufſatz erſchienen, welcher die Ueberſchrift trug: „Die preußiſche Regierung und die Halliſchen Jahrbucher“, und darin eine principielle Differenz angedeutet werden, die gar nicht geeignet war, das Auge der Polizei abzuſtumpfen. In den §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſurordnung und ihrer ſtrengen Auslegung, kurz in der Cenſur ſelbſt lag allerdings, eben ſo gut wie in der preußiſchen Romantik, eine Differenz mit dem Geiſte der neuen Wiſſenſchaft. Dieſe Differenz brauchte nur in Anregung gebracht und die *veraltete* Maxime „unnachſichtlich“ im Sinne einer *vergangenen* Bildung, worin es ſich noch um den Streit religiöſer Confeſſionen und religiöſer Unruhen und Kriege handelte, geltend gemacht zu werden, und es litt keinen Zweifel, daß die Jahrbücher ganz anders cenſirt werden konnten, als dies bisher geſchehen war. Die Anregung blieb nicht aus. Die vorgeſetzte Behörde in Sachſen ſprach daher gegen Ende des Jahres 1841 in Folge dieſer Anregungen ihre Mißbilligung *eben ſo ſehr über die bisherige Cenſur als über das Princip der Jahrbücher ſelbſt aus*; und es erfolgte ohne weitere Veranlaſſung durch einen beſtimmten in Frage geſtellten Aufſatz und ohne Anfrage der Redaction folgender „Kanzleibeſcheid“:

Das königliche Miniſterium des Innern hat nicht länger es unterlaſſen dürfen, den Geiſt, in welchem die in Leipzig erſcheinenden „deutſchen Jahrbücher“ redigirt und cenſirt werden, zum Gegenſtande ernſter Erwägung zu machen. Wenn gedachtes Miniſterium ſeinem Einſchreiten deßhalb bis jetzt Anſtand geben zu können glaubte, ſo iſt dies in Berückſichtigung der §. 10 der allgemeinen Inſtruction der Cenſoren ausgeſprochenen Grundſätze geſchehen; in der Vorausſetzung, daß dieſe Zeitſchrift nach ihrer Tendenz und Sprache immer nur den Weg zu einem ſolchen Publikum ſuchen und finden werde, welchem gegenüber eine ſelbſt bis zum Uebermaß geſtattete und bis zum Mißbrauch geübte Schreibefreiheit mindere Nachtheile haben könne: in der Erwägung, daß die Wiſſenſchaft durch freie Rede und Gegenrede gefördert werde; endlich aber in Berückſichtigung des von der ſächſiſchen Staatsregierung feſtgehaltenen Grundſatzes, dem beſonnenen Fortſchreiten auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft nicht hemmend entgegen zu treten. Man hat aber bereits wahrgenommen, daß dieſe Zeitſchrift ein immer größeres und nicht bloß ein wirklich wiſſenſchaftliches Publikum zu finden ſcheint, daß ſie auf der ganz eigentlich revolutionären Bahn des Negirens, beſonders auch im Gebiete der Religionsphiloſophie und der Politik, mit den ihr unverkennbar zu Gebote ſtehenden reichen geiſtigen Mitteln, aber auch zum Theil mit eben ſo unverkennbarer Berechnung für Leſerkreiſe ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung immer weiter vorwärts ſchreitet, maß- und rückſichtlos ihren Krieg gegen alles Beſtehende mit ſcharfen Waffen fortſetzt, und es darauf ankommen laſſen zu wollen ſcheint, wie lange und wie weit man ſie auf dieſer Bahn vorwärts gehen laſſen werde.

Nur ungern würde das königliche Miniſterium des Innern Sich entſchließen, das hierländiſche fernere Erſcheinen einer Zeitſchrift zu verhindern, welche bei den intellectuellen Kräften, welche ſich für deren Redaction vereinigen, in mehrfacher Beziehung nützlich zu wirken berufen ſein könnte. Es will vielmehr zur Zeit die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Redacteren und der Verleger derſelben zweckmäßigen Vorſtellungen Gehör geben, und ſogar der Nothwendigkeit, mit Hülfe der Cenſur unzuläſſigen Ausſchreitungen ſtrenger als bisher begegnen zu müſſen, durch Umſicht bei der Redaction zuvorzukommen wiſſen werden.

Der Cenſor der „deutſchen Jahrbücher“ iſt an ſeinem Theile unter Mißbilligung der von ihm zeither bewieſenen, die Grenzen, die die öffentlich bekannt gemachte Inſtruction für Cenſoren geſteckt hat, in einzelnen Fällen wenigſtens überſchreitenden Nachſicht, zu ſtrenger Beobachtung ſeiner Pflicht und zur Anfrage in zweifelhaften Fällen angewieſen worden: die Redaction aber wird, im Einverſtändniß mit dem königlichen Miniſterium des Innern und auf deſſen Verordnung vom 1/8. d. M. von obiger Verfügung hierdurch mit dem Bemerken in Kenntniß geſetzt, daß ſie für den Fall, daß ſie nicht ſelbſt auch hauptſächlich den Anlaß dazu zu vermeiden wiſſen werde, die Unterdrückung gedachter Zeitſchrift in Sachſen herbeiführen würde.

Leipzig, am 10. Dezember 1841.

Königl. ſächſiſches Cenſurkollegium:
Falkenſtein.

Kanzleibeſcheid an den Herrn Dr. Ruge,
als Redacteur der deutſchen Jahrbücher
in Dresden.

Ferner die folgende Mittheilung des Herrn Cenſors:

Hochverehrter Herr Doctor!

Die Anzeige von Hoffmanns v. F. unpolitiſchen Liedern, der ich das Imprimatur habe verweigern müſſen, gibt mir Anlaß zu gegenwärtigen Zeilen. Es iſt immer ein fataler Uebelſtand, wenn ein ſchon abgeſetzter Artikel zurückgenommen werden muß, und darum ſehe ich es für räthlich an, Ihnen mitzutheilen, daß die Cenſur der Preußen betreffenden Artikel künftighin minder nachgiebiger als bisher zu ſein genöthigt iſt. Ich kann dabei nichts ändern, und wünſche, daß Sie, ohne der Tendenz der D. J. Eintrag zu thun, hierauf gefällige Rückſicht nehmen wollen. Sie wiſſen, wie leid es mir thut, einmal Gedrucktes zurückweiſen zu müſſen, und wie ſchwierig es oft iſt, zu modificiren. — Mit aufrichtiger Verehrung

ganz der Ihrige
W. Wachsmuth.

Leipzig, 15. Dez. 1841.

Herrn Dr. A. Ruge, Wohlgeboren,
zu Dresden.

Antwort an den Kreisdirektor von Falkenſtein.

Hochwohlgeborner
Herr Kreisdirector!

Ihre geehrte Mittheilung aus der Kanzlei des königlichen Cenſurcollegiums in Betreff der deutſchen Jahrbücher vom 10. dies habe ich geſtern empfangen.

Ich kann unmöglich die wohlwollende Meinung des hohen Miniſterii verkennen, und werde an meinem Theile nichts verſäumen, um den Wünſchen deſſelben möglichſt nachzukommen, da ich ſowohl politiſch als moraliſch mit den Prinzipien des conſtitutionellen Sachſens mich nicht im Widerſtreit erblicken kann. Um daher die nähere Meinung Sr. Excellenz nicht zu verfehlen, werde ich mich im Einzelnen zu unterrichten ſuchen, und mir zu dieſem Behufe eine Audienz bei dem Herrn Miniſter erbitten.

Ew. Hochwohlgeboren

Dresden, 22. Dez. 1841. ganz gehorſamſter
Dr. Arnold Ruge.

In der Antwort an Prof. Wachsmuth erklärte ich, die Umſtände berückſichtigen und ſtatt der Politik mehr die Religionsphiloſophie ins Auge faſſen zu wollen. Allein dieſe zeigte ſich gar bald eben ſo verfänglich, wie die Politik, und auch eine Auswanderung in die ruſſiſche und franzöſiſche Politik war nicht minder unzuläſſig, als die alte Heimath in der preußiſchen. Den Mißverſtand, in welchem Cenſor und Redaction eine Zeit lang gelebt, heben die folgenden Zuſchriften des Leipziger Cenſurcollegiums und des Herrn Prof. Wachsmuth ſelbſt vollſtändig:

Obwohl zu erwarten geweſen wäre, daß die Redaction der Deutſchen Jahrbücher in Folge des Erlaſſes vom 10. December v. J. ein anderes Verfahren einſchlagen und bemüht ſein werde, Tendenz und Ton der Zeitſchrift ſo zu regeln, wie es die beſtehenden preßpolizeilichen Vorſchriften erheiſchen, ſo iſt doch leider dieſe Erwartung nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr geben faſt alle Nummern, die im Monat Januar erſchienen ſind, Belege dazu, daß auch jetzt noch die auf eine völlige Auflöſung aller kirchlichen und ſocialen Verhältniſſe hinarbeitende Richtung in einem alle Grenzen überſchreitenden Ton in dieſer Zeitſchrift ſich geltend macht. Es iſt daher das königliche Cenſurcollegium auf Anordnung des königl. Miniſteriums des Innern genöthigt geweſen, den Cenſor mit geſchärfter Anweiſung zu ſtrenger Erfüllung ſeiner bisher nur mit gar zu großer Nachſicht erfüllten Cenſorpflichten zu verſehen, eine Anweiſung, die um ſo unerläßlicher war, als in der That die ſchon früher ausgeſprochene Erwartung von Beſchwerden auswärtiger Regierungen bereits in Erfüllung gegangen iſt. Das königliche Cenſurcollegium ſetzt die Redaction hiervon in Kenntniß, und hat es ſich dieſelbe lediglich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn endlich doch noch das königliche Miniſterium des Innern ſich ſollte genöthigt ſehen, die ganze Zeitſchrift zu verbieten.

Leipzig, den 12. Februar 1842.

Königl. ſächſiſches Cenſurcollegium:
Falkenſtein.

Kanzleibeſcheid an Herrn Dr. Ruge,
als Redacteur der Deutſchen Jahrbücher, in Dresden.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich ergebenſt zu benachrichtigen, daß eine an mich ergangene geſchärfte Rüge über die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher von nun an mich in die unabweisliche Nothwendigkeit ſetzt, der geſammten Tendenz des Blattes, insbeſondere wie dieſe in dem gegenwärtigen Jahrgange ſich dargeſtellt hat, entgegen zu treten. Es iſt nicht die Rede von einzelnen Ausdrücken oder Sätzen, wenn auch hierin mir zur Laſt gelegt wird, zu indulgent geweſen zu ſein, ſondern von der Richtung, die ſich in einer Reihe von Artikeln dargethan hat. Ich habe deßhalb einen Brief an Herrn Dr. Ruge zu gefälliger Beförderung beigelegt; an Ew. Wohlgeboren aber richte ich die Bitte, mit der Buchdruckerei eine ſolche Einrichtung treffen zu wollen, daß, bei den nun vorauszuſehenden häufigen Anfragen beim königl. Cenſurcollegium und überhaupt bei der mir nothwendigen längern Ueberlegung, nicht erwartet werde, der Druck könne in der bisherigen Art fortgehen. Aendert ſich die geſammte Tendenz des Blattes, dann hört auch dieſe Befürchtung auf; wo aber nicht, ſo bitte ich Sie, nicht mir die unvermeidlichen häufigen Stockungen und Störungen zur Laſt legen zu wollen. — Mit vollkommner Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Leipzig, 16. Febr. 1842.

ergebenſter

W. Wachsmuth.

Herrn Buchhändler Otto Wigand
in hier.

Verehrteſter Herr und Freund!

Nochmals werde ich veranlaßt, mich direkt an Sie zu wenden, um Sie von einer neuen an mich ergangenen Ruge in Kenntniß zu ſetzen, und dadurch, wo möglich, peinlichen Conflicten bei der Cenſur im Einzelnen vorzubeugen. Wir ſind, ſcheint mir, zur Kataſtrophe gelangt. Die Blätter Nr. 1, 4, 7 Bl., 10 Bl., 19 Bl., 23, 24 ꝛc. haben das große Mißfallen erregt, daß deßhalb die bedrohlichſten Mahnungen an mich erlaſſen worden ſind, und ich nunmehr erkennen muß, daß auch in nicht eigentlich politiſcher Richtung die Cenſur eine ganz andere als bisher werden ſoll. Ich geſtehe Ihnen offen meine Zweifel, ob Sie ohne vollkommene Aenderung der Tendenz das Blatt werden fortſetzen können. Findet die letztere Statt und die Zeitſchrift dabei ihr Gedeihen, dann meinen herzlichen Glückwunſch; im entgegengeſetzten Falle beklage ich mich im Voraus, derjenige ſein zu müſſen, der als Verderber ganzer Kolumnen oder gar Nummern in den Druck eingreift. Ich werde, da von mir erwartet wird, häufiger als bisher bei dem königl. Cenſurcollegium über bedenkliche Aufſätze Entſcheidung einzuholen, auch Herrn Wigand benachrichtigen, daß die Manipulation des Druckes eine andere Einrichtung bekommen muß, wenn nicht der eventuelle Aufenthalt der Anfragen oder eigene längere Ueberlegung Stockungen veranlaſſen ſoll. Gott befohlen! — Mit freundſchaftlicher Hochachtung und Ergebenheit

Leipzig, 16. Febr. 1842.
ganz der Ihrige
M. Wachsmuth.

Herrn Dr. Arn. Ruge
in Dresden.

Hiemit waren wir nun bei der Tendenzcenſur angelangt, und es war die Forderung geſtellt, „Tendenz und Ton", alſo Prinzip und Charakter der Zeitſchrift zu ändern. Und warum? Lediglich darum, weil nicht die jetzige Philoſophie als Bildung der Menſchen, ſondern eine vergangene, die altproteſtantiſche und altpolitiſche Zeit als das „Beſtehende" aufgefaßt wurde. Die Unmöglichkeit, dieſe Forderung zu erfüllen, liegt vor Augen. Kein Menſch kann ſich die Seele ausreißen, ſo auch die Schriftſteller der Jahrbücher und die Redaction nicht. Es fragte ſich nur, wie verſteht die Cenſur ihre Forderung im Einzelnen, und was wird ſie ſtreichen, was dulden? Wir legten daher die zum Druck eingeſandten Manuſcripte als Manuſcripte dem Herrn Cenſor vor. Die Antwort folgt

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich, die von Ihnen mir übergebenen Manuſcripte zurückzuſenden. Ich habe ein Blatt beigelegt, worauf mein vorläufiges Gutachten über das muthmaßliche Schickſal, das jene Manuſcripte, mit Ausnahme von Nr. 6, in der Zenſur haben werden, und bemerke noch, daß ich bei Nr. 2, 3 und 4 jedenfalls die Entſcheidung des k. Cenſurcollegiums einzuholen genöthigt ſein werde. Nochmals meinen beſten Wunſch, daß ſich die gegenwärtige Verwickelung bald und gut enden möge.

Hochachtungsvoll und ergebenſt
Leipzig, 25. Febr. 1842.
Ihr gehorſamſter
W. Wachsmuth.

Herrn Otto Wigand.

1 Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins — nicht paſſirlich.

2) Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag — ſchwerlich und nur etwa theilweiſe paſſirlich.

3) Einleitung in die Dogmengeſchichte — nur theilweiſe.

4) Bremiſches Magazin — nur zum geringern Theil, vielleicht gar nicht.

5) Ueber zeitgemäße Reform des Tüb. Seminars — großentheils.

6) Logiſche Unterſuchungen — Imprimatur.

7) Feuerbach, vorläufige Theſen — ſchon entſchieden.

Sodann ſpäter, den 4. März:

8) Neue Wendung der deutſchen Philoſophie. Das Weſen des Chriſtenthums von L. Feuerbach. Recenſion von Arnold Ruge. — Am Rande des erſten Abdrucks die Erklärung: „Das k. Cenſurcollegium hat dieſem Aufſatze das Imprimatur verweigert und zugleich erklärt, daß in der Folge jeder eine gleiche Tendenz ſo entſchie-

den ausſprechende Aufſatz unnachſichtlich zurückgewieſen werden müſſe. Wch."

9) 22. April. Die lit. Zeitung. **Kritik von A. Ruge.** Abgedruckt unter C. 11. Antwort wie folgt:

Werther Freund!

Empfangen Sie den beifolgenden zweiten Band der Geſchichte Frankreichs ꝛc. mit gewohnter Freundlichkeit! Der Buchbinder hat mich ein Paar Tage aufgehalten, und ſo hat ſich denn auch die Rückſendung Ihres Manuſcriptes (Nr. 9), mit dem ich zugleich das Buch an Sie gelangen laſſen wollte, verzögert. An das Imprimatur für jenes iſt nicht zu denken; ich würde Ihnen gar nicht einmal einen Dienſt geleiſtet haben, wenn ich es an das Cenſurcollegium gebracht hätte. „Schicket Euch in die Zeit." Ob es bald anders werden wird, hängt in vielen Beziehungen wol von Preußen ab; doch mit der Theologie hat es auch heimiſche Bedenken. — Leben Sie wohl!

Leipzig, 22. April 1842.

Ihr Ihnen aufrichtig ergebenſter
W. Wachsmuth.

Ich notirte ſogleich beim Empfange Folgendes auf den Brief, was ich hier nicht unterdrücken will:

„Alſo die „Theologie" und wieder die „Theologie" und zwar die „heimiſche", welcher der alte Carpzow noch im Leibe ſteckt, ſo rationaliſtiſch ſie auch angeſtrichen iſt. Aber was erreicht die Theologie dadurch:

> daß ſie aufhört, ein wiſſenſchaftliches und lebendig geiſtiges Intereſſe zu ſein! Wir können, nachdem ſie zu dieſem Geſtändniß ihrer Ohnmacht gekommen iſt, von ihr ſchweigen. Dieß hätte ohnehin von ſelbſt ſich gefunden — dieſes Schweigen — ſo wie die proteſtantiſche Wiſſenſchaft von der katholiſchen Theologie ſchweigt.

Es gibt werthvollere Intereſſen zu verhandeln; wie aber, wenn überall das Princip der Theologie zum Herren der Cenſur erhoben würde? Wenn alle Cenſoren „Theologen“ würden?

„Es iſt dieß nichts anderes, als der Conflikt der Wiſſenſchaft mit der Cenſur überhaupt, der dann eintritt, — die theologiſche Cenſur hat überhaupt nur dieſen Sinn; und der Dilemann iſt eine welthiſtoriſche Aufgabe, deren Löſung nur günſtig für die Wiſſenſchaft ausfallen kann.

„Es iſt jetzt ohne Scheu das Princip der römiſchen Kurie proclamirt, und die letzte Freiheit, auf die wir Deutſche froh waren, die des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, dieſe taſten uns jetzt die Theologen an. Weil ſie unfähig ſind, im offenen, ehrlichen Kampfe die Philoſophie zu beſtehen, ſo ſtecken ſie ſich hinter die Polizei. Sie erkennen, daß ihr Loos und das Loos des Polizeiſtaates, des willkürlichen und präventiven Verfahrens nach ſubjectivem Ermeſſen, eins und daſſelbe iſt. Arme Theologie: Geſetz und Freiheit ſind die Deviſen der Zukunft; die Willkür wird im Princip und überall aufgehoben werden: und du willſt durch eben dieſe Willkür deine Zukunft ſichern?

„Und in der That, es ſcheint, daß der alte Ungeiſt der ſächſiſchen Theologie, der dieß Land ſo ſehr zurückgebracht hat, noch einmal ſich erheben und wenigſtens im Stillen der Philoſophie entgegen arbeiten will. Der ſächſiſche Nationalismus ſtimmt natürlich mit dem Berliner Chriſtenthum überein gegen die Aufhebung der Theologie in Philoſophie oder, wie Feuerbach dieß näher ausdrückt, in Anthropologie. Dieſen Schritt der neuen Wiſſenſchaft ſcheinen die Geſetze aller Staaten unmöglich zu machen, während ihn das Geſetz der Entwickelung des Bewußtſeins unaufhaltſam herbeiführt. Die wahre Religion und ſelbſt das wahre Chriſtenthum — denn das iſt in der That Humanismus — und die wahre Erfüllung des Geſetzes iſt das neue Geſetz der Freiheit, das Preßgeſetz und die conſtituirte Geiſtesfreiheit als abſoluter Staatszweck. Das neue Geſetz hebt das alte auf. Das alte wird aber zum Unrecht gegen das Bedürfniß des neuen, dem um des alten willen nicht entſprochen werden ſoll.“

* * *

Obgleich nun die Ausmerzung auch der religions-philoſophiſchen Aufſätze aus den Jahrbüchern bewirkt war, ſo ſtand uns doch noch eine weitere Maßregel bevor; der folgende Brief zeigt ſie an:

Lieber Freund!

Eben erhalte ich Ihren und B. Bauers Brief. Ich fürchte, man läßt ſeinen dritten Theil nicht zu [*], da es eben auf B. B. abgeſehen iſt. Nun, ich muß jedenfalls den Verſuch machen und Alles daran ſetzen. Im übrigen haben Sie wohl recht, daß *** mit dahinter ſteckt, und ** ſein ami. Beides Literaten, — da ſitzt der Knoten.

Schon am vorigen Sonnabend iſt mir feierlich *die Conceſſion auf die Jahrbücher genommen.* Ich wurde vor den Rath citirt, und auf miniſteriellen Befehl der Conceſſion verluſtig erklärt. Für jedes Nummero ſoll ich zweite Cenſur und Cenſurſchein nachſuchen.

Ich habe proteſtirt und vorgeſtern, wie gewöhnlich, ſechs Nummern ausgegeben. Es iſt ſofort Bericht erſtattet, um jeden Eclat zu verhüten, und möglicher Weiſe iſt noch nicht Alles verloren. Bleiben oder Wandern, das iſt die Frage. Für wen und was ſtreitet man aber? Blicken wir um uns und horchen wir, dann ſind wir weiße Raben. Die thörichten, verblendeten Menſchen! Faſt alle geben der Reaction recht, und das macht ſie immer kecker. Blicken ſie nach Portugal, ſie haben die Freiheit geſchlachtet. In Spanien gehts nicht viel beſſer. In England ſiegen trotz aller Vernunft die Torys. Guizot ſteht feſt und hat fortwährend die Majorität. Savigny iſt Miniſter! Puchta kommt nach Berlin. B. Bauer disponibel. Feuerbach auf einem Dorfe. Sie können in Dr. nicht einmal Bürger werden. Ich ſtehe faſt iſolirt; der Geſinnungsloſeſte iſt der Willkommenſte! — Mein lieber Freund, ſollen wir nicht lieber Champagner trinken und die Narren auslachen, als uns pro patria kaſteien und verfolgen laſſen?

---

[*] Dieſe Befürchtung iſt unterdeſſen im Juni in Erfüllung gegangen.

Wollen Sie ſich eine heitere Minute machen, ſo leſen Sie im beiliegenden Heft der Revue.

10,000 Pfund Renten,

und dann die Briefe über Deutſchland, die ich mir im Franzöſiſchen verſchafft und hier deutſch mitgetheilt habe.

Meine beſten Grüße

Leipzig, 11. März 1842. Ihr
O. Wigand.

Herrn Dr. A. Ruge in Dresden.

In dieſer Lage, wo die angedrohte Unterdrückung des Journals bereits entſchieden zu ſein ſchien, unternahm ich im Nachfolgenden eine Darlegung des ganzen Verhältniſſes an einen hochgeſtellten Staatsmann, weniger um eines unmittelbaren Erfolges als um der Beſeitigung mancher Vorurtheile willen, die mir durch die bisherigen Verhandlungen als ſolche und als weſentlich einwirkend bekannt geworden waren:

Ew. Excellenz haben mir zu wiederholten Malen eine Theilnahme zugewendet, die mich verpflichtet, aber auch aufmuntert, in einem ſo kritiſchen Augenblick, wie der gegenwärtige — ich denke dabei an die Beſeitigung der Jahrbücher durch die Cenſur — mich privatim gegen Sie auszuſprechen, um Ihre gute Meinung bei meinem jetzigen und künftigen Verhalten nicht zu verlieren. Ich bitte um die Erlaubniß, ganz offen zu reden. Es handelt ſich um ein Princip, und da iſt allemal die beſte Politik, keine Politik, als die ganze rückſichtsloſe Wahrheit zu haben, von der ich aber im Voraus weiß, daß Sie dadurch nicht beleidigt, auch nicht unangenehm berührt werden können.

Obgleich Sachſen ſich gezwungen ſieht, das Anathem zu verhängen, und Preußen ſo das Odium vermeidet, eine rein philoſophiſche Discuſſion polizeilich zu beſeitigen: ſo verkenne ich dennoch nicht, daß es der Genius der Zeit iſt, der vor dem kühnen Gedanken der Selbſterkenntniß in ſeinem Innerſten erzittert, und vor ſeiner eignen Hohlheit ſich entſetzt, der daher zu der Maßregel, ſich vor ſich ſelbſt zu verbergen, um ſeinen ungläubigen Glauben in Frieden zu genießen, greifen muß. Ich werde daher aus meiner Rechtfertigung vor dem Publikum keinen Gegenſtand der Oppoſition gegen die ſächſiſche Regierung machen, vielmehr die Sache ſo allgemein nehmen, wie ſie es in der That iſt.

Die Differenzen der Zeit ſind ſo ſcharf ausgebildet, daß man ſich über den practiſchen Conflict, wie er in dem Anathem der Chriſtlichkeit gegen eine philoſophiſche Zeitſchrift, alſo gegen die ächt proteſtantiſche Form der Geiſtesfreiheit vorliegt, nicht wundern kann; dennoch, obwohl die neue Regierung in Preußen ſehr entſchieden das romantiſche, reſtauratoriſche, antiphiloſophiſche Princip ergriffen hat, vermeidet man ſelbſt dort den Schein des Unfreien; und es kommt ſo die Erſcheinung zu Tage, daß man eben ſo gut der Preſſe als dem Katholicismus Conceſſionen macht. Dies beweiſt das Buch von Bülow-Cummerow, dies beweiſen die Königsberger und die Rheiniſchen, ja ſogar, ſo linkiſch ihnen auch die größere Freiheit ſteht, die Berliner Zeitungen; nicht minder beweiſ't den erwachten politiſchen Geiſt die ganze Berliner Societät, die höchſten Beamten gar nicht ausgenommen. Wir haben bei allen frommen Wünſchen der Romantik ſchon jetzt weſentliche Progreſſen vor uns, und noch viel weſentlichere zu erwarten, wenn erſt dies ganze Syſtem der Schwankung zu allen ſeinen Conſequenzen gekommen ſein wird.

In demſelben Augenblick nun, wo dieſe Preßrelaxation in Preußen mit großem Eclat vor ſich geht, ja noch mehr, wo das Miniſterium Eichhorn mit Hülfe der Schleiermacherianer und Rankianer eine eigne Anſtalt zur Widerlegung der Deutſchen Jahrbücher gegründet hat, die „literariſche Zeitung“, wo man alſo von äußerlichen Maßregeln abſtrahirt und ſich auf den literariſchen Boden begibt, — in demſelben Augenblick ergeht von der ſächſiſchen Cenſur an mich die Forderung, „Tendenz und Ton“ der Jahrbücher zu ändern, und es werden die Aufſätze von Feuerbach, Bruno Bauer und mir, alle „unnachſichtlich wegen ihrer Tendenz“, der Kritik der chriſtlichen Weltanſicht, ausgeſtrichen, ja, es iſt ſogar am vorigen Sonnabend dem Verleger feierlich vom Leipziger Rath die Conceſſion zu den Jahrbüchern entzogen worden, wie er mir meldet, und ihm aufgegeben, für jedes einzelne Blatt der Zeitſchrift einen beſondern Cenſurſchein einzuholen, wenn ich die Nachricht richtig verſtanden habe. Bevor ich noch von dieſem letzten Schritte gegen den Verleger unterrichtet war, begab ich mich, wie Sie die Güte hatten; mir zu rathen, zu dem Herrn Miniſter des Innern, überzeugte mich aber gar bald von der Unmöglichkeit, die Zurückziehung der Tendenzcenſur zu erlangen. — Steht dieſe feſt, ſo legt alſo der Staat, wie dies auch in Preußen geſchieht, das ganze Gewicht ſeiner Autorität in die Wagſchale, verwirft die neue Richtung der Philoſophie als eine „ſchlechte“, nennt ſie „Gift“ und „deſtructiv“, und bezeichnet ihr Princip als ein unmoraliſches, vor dem man ſich entſetzen müſſe, wie es ſonſt die Kirche mit den Ketzern that, die nicht anders-, ſondern ſchlechtdenkende Menſchen von ihr genannt wurden, Feinde Gottes, die man vernichten müſſe.

Das Gewicht des Staates iſt allerdings ein großes, ſeine Autorität die höchſte: niemand kann größer von ihr denken, als die neueſte Philoſophie, die alles Göttliche in ſeinen Schooß legt: aber es iſt ſehr bedenklich, in einer Angelegenheit von der Autorität Gebrauch zu machen, wo nicht die Autorität das Entſcheidende iſt, ſondern die letzten unumſchränkten Gründe der Vernunft, die freie Einſicht. Niemand wird es glauben, daß wir Philoſophen ſchlechte Menſchen ſind, darum, weil wir einſehen und beweiſen, daß das Höchſte, der Geiſt, perſönlich nur als Menſch die Erde beſchreitet und daß das Individuum ſterblich, unſterblich aber nur der Geiſt iſt. Denn dies, und nichts anders, iſt die neue Tendenz, der Atheismus und die Ketzerei, vor der alle Theologen ſich entſetzen und alle Bande der Geſellſchaft gefährdet ſein ſollen.

Politiſch ſind die Conſequenzen, der freie Menſch und die vernünftige Weltordnung in Staat und Geſchichte ſei die höchſte Erſcheinung des Göttlichen. Und hier fürchtet man nun Demokratie und Republik, als wenn die Philoſophie dieſe Form ohne den freien Menſchen, etwa in Schwyz und Uri, freier finden könnte, als wenn irgend ein Menſch, ohne geiſtig ſich ſelbſt zu befreien, alſo der blanke Pöbel, wie ihn die Natur, hoch oder niedrig erzeugt, frei ſein könnte! Welche Form der Staat annimmt, immer wird ihn die Bildung der Zeit beherrſchen, und wie ſehr auch die Theologen gegen die Philoſophie eifern, nie werden ſie etwas anderes predigen können, als was ihnen der Geiſt und die Bildung ihrer Zeit in den Mund legt. Dieſe Formen (der Predigt und Volkserziehung) zerſtört keine Philoſophie, jede aber durchdringt ſie. Die Tendenz der neueſten Philoſophie iſt keine andere, als die der Philoſophie überhaupt.

Ew. Excellenz ſtehen zu frei, um zu verkennen, daß mir bei dem Dilemma, die Tendenz der Philoſophie, dieſer ganzen, entſchloſſenen und offenen Philoſophie, oder die Jahrbücher aufzugeben, keine Wahl bleibt. Was wäre ich für ein Menſch, wenn ich für eine jährliche Einnahme mich ſelbſt aufgäbe, wenn ich einen Augenblick ſchwankte, ob ich für die Wiſſenſchaft, der ich diene, Alles einſetzen und jeden Vortheil aufopfern ſoll? So ſteht nun die böſe Angelegenheit, und es iſt ein Conflict vorhanden, den wahrlich nicht ich, ſondern die freie Entwickelung der Gegenſtände herbeigeführt hat.

Soll ich aufrichtig ſein, ſo iſt dieſe Angelegenheit keine Sache der Kanzleien und Cenſurcollegien, ſondern des freien Staatsmannes. Die Deutſchen brauchen die Jahrbücher ſehr nöthig, und es wird tauſend Federn und die fähigſten und die feurigſten Köpfe in eine ſehr bittere Oppoſition werfen, wenn dieſe Beruhigung, daß wir hier doch nahezu eine freie Preſſe gehabt hätten — denn ſo ſieht man die Jahrbücher in der ganzen civiliſirten Welt an — hinwegfällt. Und ich wüßte nicht, wie der Druck der geiſtigen Welt unter der Cenſur augenfälliger und auch dem Trägſten fühlbarer gemacht werden könnte, als wenn man die Discuſſion, philoſophiſcher Probleme ſogar, unmöglich macht, und zwar jetzt erſt unmöglich macht, nun jedermann ſchon die Frage kennt, um die es ſich handelt: — Philoſophie oder Chriſtenthum.

Gewiß iſt es billig, die Wünſche der Regierung zu hören, und wenn die Umſtände drängen, principielle Fragen möglichſt zurückzuſtellen; aber von allen Seiten ſtürmen die Gegner ins Feld und ihre Parole füllt alle alten Literaturzeitungen: gänzlich zu verſtummen und das ausgeſprochene Princip nicht zu rechtfertigen — das iſt moraliſch unmöglich. Es iſt eine Ehrenſache, in der uns jetzt die Hände gefeſſelt, dem Gegner aber die ſieben Schwerter des alten Rugevit auf einmal in die Hände gegeben ſind. Welch' ein Zuſtand! und dazu der politiſche Bannſtrahl!

Ew. Excellenz würden mir gewiß einige Leidenſchaft in einem ſolchen Conflict zu Gute halten; dennoch verblende ich mich nicht mit exaltirten Gedanken und Hoffnungen. Die Wahrheit iſt immer unpolitiſch, immer bitter, immer unbequem. Glück macht man nur, wenn man ſie verhüllt. Aber der alte Sokrates ſchon hatte ſeinen Dämon, der ihn zu reden und zu forſchen trieb; dieſer Dämon lebt noch, er iſt die Ehre und das Gewiſſen; man muß ihm folgen und der Philoſophie treu bleiben. Ich hoffe daher, an Ihnen eine gütige Fürſprache zu finden, wenn ich mich genöthigt ſehe, mein Verfahren auch dem Publikum gegenüber zu rechtfertigen.

Dresden, den 13. März 1842.

Ew. Excellenz
unterthänigſter
Arnold Ruge.

* * *

Dem Verleger der Deutſchen Jahrbücher wurde die Conceſſion zu denſelben auf ſeine Vorſtellung an ein Hohes Miniſterium zurückgegeben, oder vielmehr neu ertheilt, da er ſie bisher auf die alte Conceſſion für die Halliſchen Jahrbücher herausgegeben hatte. Der Herr Cenſor aber blieb in einer ſehr gebundenen Stellung gegen das Cenſurcollegium, und wurde dadurch zu einer Cenſur aus einem Geſichtspunkt, der bei weitem nicht ſeiner Neigung und Ueberzeugung entſpricht, gezwungen. Möge dies der weitere Verlauf dieſer Mittheilungen, zuſammengehalten mit dem freieren und wahren Zuſtande, aus welchem die Cenſur durch die neueſten Maßregeln vom December 1841 und Februar 1842 herausgeworfen iſt, darthun.

Ich gebe zunächſt eine Cenſurprobe und die daran angeknüpfte Correſpondenz.

Cenſurprobe.

Aus Baden uber die Stellung der Philoſophie.

NB. Die mit [ ] eingeſchloſſenen einzelnen Sätze und Wörter ſind von der Cenſur geſtrichen worden.

Seit einiger Zeit werden der Stimmen uber den verwahrloſten Zuſtand der philoſophiſchen Studien auf den badiſchen Univerſitäten immer mehr laut. Der Zuſtand iſt augenfällig: die Urſachen dieſer betrübenden Erſcheinung liegen aber tiefer, als ſie gewöhnlich genommen werden. Zunächſt iſt das hauptſächlichſte Hinderniß die gegenwartige oſtenſible Richtung, welche Suddeutſchland ſo gut als den Norden ergriffen hat und in Religion, Politik und Wiſſenſchaft Intereſſen einer [langſt vergangenen] Zeit verfolgt. Die Poeſie iſt noch Romantik, [die Religion nicht von dieſer Welt], die Wiſſenſchaft von ſcholaſtiſchen Elementen durchdrungen und die Politik ſehnt ſich nach altdeutſchen Herrlichkeiten und bewegt ſich im Sinne des Napoleoniſchen Polizeiſtaates. Daß in dem proteſtantiſchen Wurtemberg reger Sinn fur Wiſſenſchaft herrſcht, kann nicht geläugnet werden: aber ſtehen nicht einem Strauß, Reiff, Viſcher, Zeller in ihrem Wirken die Eſchenmayer, Ennemoſer, Kerner u. ſ. w., von dem ganzen übrigen Troß der Romantiker, Myſtiker, Ohrenblaſer, Glaubigen, Magnetiſeurs und Wiedertäufer gar nicht zu ſprechen, mit einem gewaltigen Anhange gegenüber, und ſind dieſe nicht verbündet mit der Macht der Gewohnheit, und unter der Gunſt des herrſchenden Juste milieu? Wir führen nur ein Beiſpiel an, um zu zeigen, daß Würtemberg nicht aus lauter Philoſophen zuſammengeſetzt. Am letzten Neujahrstage ſchloß ein Geiſtlicher [in Stuttgart, Albert Knapp der Dichter,] die Univerſitat ins Kirchengebet ein [und lag ſeinen Herrn mit Seufzern an,] daß [er] die Schüler derſelben vor den Schlingen einer verderblichen „Philoſophie“ bewahren möge. Ein zweiter [machte es nach], nur in verblümterer Form. [Wie ſeltſam, aber doch welch ein merkwürdiger Beitrag zur Phyſiologie des Fanatismus! Gleichgültig, wie er in den Augen der Gebildeten damit erſcheinen muß, verwendet ein Prediger das Gebet ſelbſt, um bei den Laien in der Wiſſenſchaft die dunkle Vorſtellung zu erwecken von einem unbekannten, verderblichen Gifte, das in der Jugend ſchleiche, und mit dem es bereits ſo weit gekommen ſei, daß man dagegen wie gegen eine Landesſeuche in der Kirche beten müſſe. Läßt ſich dadurch nach Unten vielleicht der Wahn in Bewegung ſetzen, wie 1839 in Zürich, ſo iſt nach Oben die Hoffnung vorhanden, auf dieſem Wege die Beſorgniſſe von dem beunruhigenden und verſtörenden Einfluſſe der modernen Wiſſenſchaft zu vermehren, womit ſchleichende Ohrenbläſer das Gewiſſen der weltlichen Macht zu erfüllen beſchäftigt ſind.] Will man hiezu noch die neuſten Berufungen an die Univerſität Tübingen rechnen, ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß die ſüddeutſche Politik ſchon ſo profan nicht mehr iſt, wie es darum vielen Leuten geſchienen hat, weil der Dr. Strauß ein Würtemberger iſt. [Man wird einräumen, daß Heine jetzt überall Recht hat, wenn er ſagt:]

[Wir haben die ſchönſten Pfaffen,
Wir zeugen uns immer mehr,
Und hören nicht auf zu ſchaffen,
Wie pfäffiſch iſt Alles umher.]

[Dann nehmen wir Spiß und Piſtolen
Und ziehn zu der Glaubensarmee;
Don Carlos wird ſich erholen,
Und das Volk hat ein Autodafé.]

Was die Univerſität Freiburg betrifft, ſo hat man auf ihr die Philoſophie förmlich geächtet. Ob Trentowski Philoſoph iſt oder nicht, wage ich nicht zu entſcheiden; wenn er es aber auch iſt, ſo hilft dies wenig oder nichts, wo, wie hier, die Theologen alles freiere Streben zu paralyſiren wiſſen. — Will die Regierung einmal die Profeſſuren für Philoſophie und

Geſchichte, die ſchon längſt offen ſtehen, beſetzen, ſo wiſſen ſtets die geiſtlichen Räthe ſo zu agiren, daß es nicht geſchieht. Dank noch dem Himmel, daß die Regierungen in Baden und Würtemberg aufmerkſam genug ſind, ihre Univerſitäten nicht à la Würzburg reſtauriren zu laſſen. Denn immer noch beſſer leere Catheder, als eine Philoſophie, vorgetragen von katholiſchen Neuſchellingianern, den Neupythagoräern unſrer Zeit. Welcker nannte in der Kammer die Urſachen dieſer geiſtigen Stagnation bei ihrem wahren Namen, indem er darauf hinwies, „wie unter der Domination eines jeſuitiſchen Clerus von Lehrfreiheit nicht mehr zu reden, alſo auch eine wahre Univerſität unmöglich ſei.“ — Staudenmeier bringt nun einmal mit ſeiner katholiſchen Philoſophie durch, eine der ſeltſamen Ausgeburten der Verirrungen und zugleich das höchſte Idol unſrer verkehrten Zeit, welche vollkommen zu begreifen nur dann gelingt, wenn man auf ihre Keime in der ſogenannten Romantik und Naturphiloſophie zurückgeht und nachſieht, wie dieſe proteſtantiſchen Richtungen ſelbſt dem Katholicismus zu ſeinem Heile und Frommen, zu der Regeneration, in der wir ihn vor uns haben, ausſchlagen mußten. [Zu den Phantaſtereien der Romantiker brachte man den Spuk der katholiſchen Dogmatik, und die erſte Phaſe der Bildung war fertig; dann kam] Staudenmeier, ſtudirte aus Göſchel, Daub und Hegel Terminologie und ſchrieb eine Encyklopädie der Theologie, die [ſo katholiſch iſt, als nur je ein Pater Weishammel gepredigt, und wegen der Definitionen, die er zu ſeinem Gebrauche und zur größern Ehre Gottes aus den Hegelſchen Begriffsbeſtimmungen zuſammengezimmert hat], unter den katholiſchen Philoſophen als die höchſte Stufe der wiſſenſchaftlichen Entwicklung betrachtet wird, eine Weisheit, die alle fernere Philoſophie überflüſſig mache. Was den Mangel an Sinn für Philoſophie unter den Studirenden in Freiburg und Heidelberg überhaupt betrifft, ſo bezeichnete Welcker als eine der Haupturſachen davon dieſe, „daß die badiſchen Studirenden auf ihren ſogenannten Lyceen Logik und Pſychologie ſo lernen müßten, daß ſie mit Ekel gegen dieſe Disciplinen und gegen die Philoſophie überhaupt erfüllt würden.“ Man braucht auch nur in das Lehrbuch der Logik, welches einen gewiſſen Gockel, Lehrer der Philoſophie am Lyceum in Karlsruhe, zum Verfaſſer hat, hinein zu ſehen, um ſich ſogleich zu überzeugen, daß Welckers Klagen gegründet ſind. In dieſen Lehrbüchern, die für den Gebrauch der Lyceen legaliſirt ſind, kann man die erbaulichſten Dinge leſen, welche alle für Philoſophie ausgegeben werden. So herrſcht in dem erwähnten Gockelſchen Buche eine Confuſion und Verkehrtheit in den Definitionen (denn auf dieſem Standtpuncte vor dem Begriffe befindet man ſich natürlich durchaus) von Denken, Verſtand, Phantaſie, Vernunft, Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit, daß der Schüler, wenn er ſolch Unweſen ernſtlich für Logik hält, keine größere Liebe zur Philoſophie gewinnen kann, als ihm Mephiſtopheles beizubringen für gut findet. Kommt er nun gar auf die Hochſchule und hört [die] äſthetiſche[n] Vorleſungen [eines Professor p. o. der Philoſophie] über Fauſt, und [aus dem Munde des Profeſſors ſelbſt die herrlichen] Expoſitionen zu der Stelle, „da wo Begriffe fehlen, ſtellt zu rechter Zeit ein Wort ſich ein“, daß ſolche Worte das cogito des Descartes, die Subſtanz des Spinoza, die Monade Leibnitzens, das Ich Fichte's ſeien u. ſ. w., wer wird ihm verdenken, daß er ſich um dieſe begriffloſen Worte, die ihm mit ſo viel Genialität verleidet ſind, nun nicht weiter kümmern mag? Wer noch keine Einſicht in die Philoſophie gewonnen hat, wie kann der wiſſen, daß dieſe Worte das Gerüſt einer großen Entwicklung ſind, der größten, welche der menſchliche Geiſt zu vollführen und nicht jeder Profeſſor der Philoſophie zu capiren vermochte? — Und ſo wirft natürlich der Zuhörer dieſe Worte in eine Kategorie zuſammen mit dem, was er auf dem Lyceum gelernt hat, in ſeiner „formalen Logik“ von Syllogismis Cocleanis, cornutis, bicornibus, tricornibus, quadricornibus u. ſ. w., dem Galeniſchen Schema, den ſchönen Verſen:

Barbara, Celarent primae, Darii Ferioque;
Cesare, Camestres, Festino, Barocco secundae,
Tertia (grande sonans recitat) Darapti, Felapton,
Disamis et Datisi nec non Bocardo, Ferison.
Quart Bamalip, Calemes, Dimatis, Felapo, Fresison.

den Enthymemen, Epicheiremen u. ſ. w., womit man den geſunden Menſchenverſtand und das Gedächtniß der Lyceiſten zu Paaren treibt. — Wagt es aber dennoch ein Student, ſich mit Philoſophie beſchäftigen zu wollen, ſo hört er freilich in den Collegien des Freiherrn von Reichlin-Meldegg über dieſe „Worte, denen die Begriffe, nach ſeinen Fauſtvorleſungen, fehlen“, nichts anderes, als was ſeine Anſicht beſtätigen muß, daß das Cogito, die Subſtanz, die Monade, das Ich, das Abſolute leere Worte ſeien. Das ſagt der Herr Freiherr freilich nicht, daß nicht die Philoſophen begrifflos geſprochen, ſondern er es ſo aufgefaßt, weil ihm ſelbſt die Begriffe fehlten: aber er ſagt es, und wie nahe ſteht ſeine Anſicht der natürlichen der Studenten? Wie bequem zu dem, wie freiſinnig iſt ſie! Der Herr Profeſſor und die Herren Zuhörer wollen natürlich von einem beſtimmten Syſtem nichts wiſſen, „um ihre Freiheit nicht zu verlieren“. Was iſt dies aber für eine Freiheit? Sollte es vielleicht die ſein, die Willkür, die eignen Einfälle und natürlichen Meinungen gegen die Gewalt der freien Objectivität des Gedankens zu ſichern und zwar durch Flucht vor dem Kampfe? Eine ſolche Muthloſigkeit iſt das Element, in dem die Philoſophie nicht gedeihen kann: ſie will Kampf, und nur das iſt ihr wahres Eigenthum, was ſie durch ihre Energie errungen. Erben oder ſich ſchenken laſſen, darf ſie nichts. Auf dieſe Weiſe iſt die Theologie reicher geworden, und nun pocht ſie auf ihre Schätze: aber auf einmal wird ſichs klar zeigen, daß die Theologie mit falſcher Münze bezahlt und ihr Geld ſich dem Empfänger in eitel Kohlen verwandelt. Zwar haben manche Theologen dies eingeſehen und ſelbſt gegen dieſe Falſchmünzerei geeifert, ſo daß die Vernünftigen von ihnen zur Philoſophie kamen, um das Wahre vom Unächten ſcheiden zu lernen. Aber für Heidelberg ſind dieſe Zeiten wiederum vorbei. Kein Daub und Paulus rivaliſiren mehr, ſondern die Herren Theologen treiben es gerade wie die Freiburger, nur daß keiner von ihnen an Talent dem dortigen Staudenmaier, der dazu eine Entſchiedenheit beſitzt, die ihn eines beſſern Looſes würdig machte, als ein chriſtkatholiſcher Philoſoph zu ſein, gleichkommt, und daß keiner von ihnen je etwas geſchrieben, das Staudenmaiers Hauptſchriften gleichzuſetzen wäre. Sie halten chriſtlichen Frieden und Einigkeit unter einander, um die Käufer zu täuſchen, daß bei ihnen echtes Gold ſei. (Gegen die Philoſophie ſtellen ſie ſich freundlich, aber nur um Contrebande einſchmuggeln zu können.) Sie wollten bei der Vacanz des hieſigen philoſophiſchen Lehrſtuhls den halliſchen nachgerade verſchollenen Erdmann hieher berufen haben, damit die Hegelſche (!) Philoſophie vertreten ſei. (O sancta simplicitas!) Sie hätten es wohl auch durchgeſetzt, hätten ſie ſich mit einer noch poſitivern Partei vereinigen können, welche den Profeſſor Sengler von Marburg wünſchte, um durch ihn — in ähnlicher Weiſe wie in Marburg — der Philoſophie aufzuhelfen. Zwar hatte die Regierung, in Uebereinſtimmung mit (ehrlichern) Rathgebern aus der Facultät, den guten Gedanken durchgeführt, den frühern Erlanger Profeſſor Kapp zum Profeſſor zu ernennen, und mit ihm den Profeſſor Reichlin-Meldegg. Aber wird dies die allgemeinen Studien ſogleich heben können, da die Theologen, welche ſo großmüthig die Patronen der philoſophiſchen Facultät ſpielen, und in der That am meiſten auf Philoſophie angewieſen ſind, (ihre eigne Facultät ſo heruntergebracht haben, daß ſie im verfloſſenen Sommerſemeſter, obwohl gerade unſre Zeit den frommen, chriſtlichen Tendenzen ſo beſonders hold iſt, nur zehn Theologie Studirende zählte? — [Es ſcheint ein eignes Stratagem der Theologen zu ſein, immer über den Zuſtand der philoſophiſchen Facultät zu jammern, um die Augen von der Blöße ihrer eignen abzulenken.] — Es iſt zwar wahr, daß man in Baden keinen Zudrang verſpürt zu der Gottesgelehrſamkeit, aber es kommen auch keine Auswärtigen, was doch in nichts anderm begründet ſein kann, als darin, daß die philoſophiſch-kritiſche Seite eben ſo wenig, als die philoſophiſche, durch einen der bedeutenden, Richtung und Epoche machenden Gelehrten in der hieſigen theologiſchen Facultät vertreten iſt. Zwar nehmen die Herren Kirchenräthe Ullmann und Umbreit [in ihren Studien ohne Kritik und in ihren Kritiken ohne Studien] lebhaft Antheil an den theologiſchen Wirren unſrer Zeit, [freilich nicht, um ſie klar zu machen, ſondern um ſie wo möglich noch mehr zu verwirren und dann der Welt weiß zu machen, das trübe Waſſer ſei klar.] Aber welche Richtung haben ſie, als die, daß ſie keine haben? Wer ſich näher für den Geiſt der Studien oder Kritiken intereſſirt, den erinnern wir nur an Müller gegen Feuerbach, ungefähr dieſelbe Kritik, wie weiland der ſelige Götze gegen Leſſing, oder an Ullmann's: Hiſtoriſch oder Mythiſch? oder an den Genius des Cultus von Seiſen u. ſ. w. Doch da ich von dem Genius des Cultus an den Cultus des Genius erinnert werde, ſo bringt dies mich auf den Dr. Carrière, den begeiſterten Apoſtel „der Romantik der Zukunft.“ Selbſt dieſer iſt hier noch nicht religiös genug: man legt ihm alle möglichen Hinderniſſe in den Weg, um ihn nicht zum Dociren gelangen zu laſſen; man ſchaudert vor dem Gedanken, daß ein junger Mann, der einmal mit der „deſtructiven Rotte der Hegelingen“ in Verkehr geſtanden, einen Lehrſtuhl in Heidelberg betrete. Während doch gerade Carrière in letztrer Zeit durch mehrere Schriften jeden Denkenden bedenklich machen mußte, ob er deſtructiv oder nicht vielmehr conſtructiv ſei, er, deſſen drittes Wort die Religion iſt, und der, wenn er auch von „freier Bewegung und Geſtaltung“ ſpricht, doch ſchwerlich über die Anſicht hinauskommt, daß wir uns damit „an das Chriſtliche anſchließen“ müßten. Er ſcheint ſich als Philoſoph „der nationalen Partei“ zu geriren, wie er dies vor einiger Zeit in der oberdeutſchen Zeitung erklärt hat. Wir meinen doch, ein ſolcher Philoſoph könne den chriſtlichen Heidelbergern, wenn nicht vielleicht Privatrückſichten durch ihn verletzt werden, nur willkommen ſein. Möchte er nur nicht das Unglück haben, die Philoſophie ebenſo über dem Poſitiven zu vergeſſen, wie die gute Oberdeutſche in ihrer „nationalen Stellung“ die Freiheit der Conſtitution bei der Urlaubsfrage. Sein Freund Oppenheim, der ſich in der juriſtiſchen Facultät habilitirte, ſcheint nach „ſeinen Studien über Politik“ auch erſt bis zur Nationalität gekommen zu ſein. Was jetzt nicht alles deutſch national wird! Von den übrigen Docenten der philoſophiſchen Facultät zeichnet ſich ein Dr. Röth dadurch aus, daß er in den drei Curſen, ſeit welchen er ſich hier habilitirte, ſchon Vorleſungen über Chineſiſch, Sanskrit, Perſiſch, griechiſche und römiſche Literatur und Alterthümer, über Platon, die Aufgaben der Philoſophie und ihre Löſung, Logik und Gott weiß, was er Alles noch angekündigt hat. Die hieſigen Studenten ſind aber, wie es ſcheint, ſehr gleichgiltig gegen ſolche Univerſalgenie's, und wollten es ſogar anmaßend finden, daß er ſagte, Platon ſei bis jetzt (alſo bis auf ihn) noch gar nicht verſtanden werden; er ſei die Einheit des Hellenismus und Orientalismus, ſetze alſo zu ſeinem Verſtändniſſe die perſiſche Literatur voraus. (Hätte der Herr Geheimerath Creuzer gewußt, daß Röth in dem Vermengen des Orientaliſchen mit dem Helleniſchen ſo ſtark iſt, vielleicht wäre Roth und nicht Spengel Profeſſor geworden.] Doch warum bei ſo unſchuldigen Leuten ſich ſo lange aufhalten? Dr. v. Beaulien-Bonoeil beſchäftigt ſich in Staatswiſſenſchaften und Geſchichte. Er tritt nicht genug hervor. Er ſoll von Krauſe zu Hegel übergegangen ſein und ſich gegenwärtig auf einen veränderten Wirkungskreis vorbereiten. Uebrigens hat die Krauſiſche Philoſophie in der juriſtiſchen Facultät feſte Wurzel gefaßt, und wenn auch ein rüſtiger Arbeiter an Dr. Lindemann, der einem Rufe in die Schweiz folgte, verloren gegangen iſt, ſo kann man doch erwarten, daß in dem Freiherrn v. Leonhardi, dem Lieblingsjünger und Schwiegerſohne Krauſe's, die Krauſiſche Philoſophie hier einen neuen Vertreter finden werde. Leonhardi wird um ſo leichter für die Philoſophie wirken können, da ihm von der juriſtiſchen Facultät aus Zuhörer zukommen, während von der theologiſchen, wie ſchon oben bemerkt, in dieſer Hinſicht alle Hoffnung wegfällt. Kapp dagegen ſcheint der Univerſität nicht ſich[illegible] zu ſein. Er iſt ein Freund von Feuerbach, den er ziemlich bekannt gemacht hat, wenn er auf die Leiſtungen der Philoſophie der Gegenwart zu ſprechen kam, und dies kann denn auch den [Herren] Theologen und ihren Freunden nicht verborgen geblieben ſein. [Von dieſen Zuhörern aus andern Gründen, als um ſich zu belehren], muß der ungläubige Philoſoph denn auch in letzter Zeit Erfahrungen gemacht haben. Er ſchloß neulich ſeine Vorleſungen über Politik und Weltgeſchichte (Phil. d. Geſch.) mit den Worten Wallenſteins:

„Mit jedem Gegner wag' ich's, — den ich kann ſehen und ins Auge faſſen, — der ſelbſt voll Muth, auch mir den Muth entflammt; — Nicht, was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt, — Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz — Gemeine iſts, das ewig Geſtrige, — Was immer war und immer wiederkehrt, — Und morgen gilt, weil's heute hat ge-

golten, — Denn aus Gemeinen iſt dies Volk gemacht, —
Und die Gewohnheit nennt es ſeine Amme.“ —

„Auch der Muthigſte“, ſetzte er hinzu, „könne durch fortwährend im Finſtern ſchleichende Intriguen ermüdet, auch das freudigſte Wirken durch geheime Machinationen verbittert und die reinſte Thätigkeit ſo um manche Früchte betrogen werden.“

„Vielleicht habe er,“ fügte er hinzu, „das Katheder für lange Zeit zum letzten Male betreten, und werde ſich mit ſchweigender Verachtung zurückziehen, um ſeine Kräfte auf eine andere Weiſe zu verwenden.“ [Außer dem Haſſe der Theologen, welcher jeden in der Wiſſenſchaft entſchiedenen Charakter trifft], zog [er] ſich auch noch den Groll einiger Amtsbrüder in der philoſophiſchen Facultät zu, da er ſich im Intereſſe der Lehrfreiheit Carrière's mit Entſchiedenheit annahm, und einem Plane der Herren Ordinarii, durch Einführung halbjähriger Examina „den allgemeinen Studien aufzuhelfen“, durch ein Separatvotum an die Regierung mit Erfolg entgegen trat. Die Herren dachten wahrſcheinlich durch die projectirten Prüfungen, wie ſie in Baiern beſtehen, den allgemeinen Studien auch hier zu der Blüthe wie dort zu verhelfen. Es war deßhalb ſehr grob und uncollegialiſch von Kapp gehandelt, unumſtößlich darzuthan, daß ſolche Schulexamina die allgemeinen Studien nur unterdrücken und die Wiſſenſchaftlichkeit untergraben würden, um ſo die arrière-pensée des ganzen Plans ziemlich bloß zu legen, daß, weil die Ordinarii dann prüften, eine Art Zwang bewirkt werden würde, dieſe und nicht die Extraordinarien und Privatdocenten zu hören. Deßhalb halten auch manche der Herren ſo treulich gegen künftige Privatdocenten zuſammen. Müſſen ſie doch immer fürchten, das Beiſpiel werde ſich erneuern, welches der geiſtreiche Jolly gegeben, indem er in vollen Auditorien mit dem höchſten Beifalle Phyſik lieſt, [während die des ordentlichen Profeſſors Munke leer ſind]. Ja, die Jugend will Kraft, Freiheit und

Leben, und den Geiſt kann nur der anregen, der ihn ſelber beſitzt. Amen!

(Auf dem Rand des Blattes machte der Cenſor noch folgende Bemerkung: „Dieſen Aufſatz ganz und gar zurückzuweiſen, habe ich Bedenken getragen; aber ob nach dem Wegfall ſo vieler unpaſſender Stellen der Abdruck noch gerathen ſein wird? Wth.“)

Antwort auf die Beſchwerde des Verlegers an den Herrn Cenſor, die mir nicht zugänglich iſt.

Ew. Wohlgeboren

ſäume ich nicht, in Erwiederung Ihrer geehrten Zuſchrift auf Zweierlei aufmerkſam zu machen:

1) Daß ſtatt der an mich gerichteten Vorwürfe eine Reclamation bei dem königl. Cenſurcollegium der Sache und meinem Wunſche und Vorſchlage angemeſſener geweſen ſein würde.

2) Daß Ihr Begehren, ich möge die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher aufgeben, vollkommen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt — ich brauche wol keine Redensarten darüber zu verlieren — daß dies aber nicht in meiner Macht liegt, wenigſtens nicht ſo, wie Ew. Wohlgeboren die Sache ſtellen, daß aber eine Beſchwerde über und gegen mich mit angehängtem Geſuch um einen andern Cenſor bei der Oberbehörde hier in der Ordnung zu ſein ſcheint.

Leipzig, 22. Mai 1842.

Ganz ergebenſt

W. Wachsmuth.

N. S. Ich überlaſſe es nun noch Ihrer Beſtimmung, ob Sie die fragliche Nummer durch mich an das königl. Cenſurcollegium gebracht wiſſen wollen, oder, was ich als hier zweckmäßiger vorgeſchlagen habe, ſelbſt ſich an daſſelbe richten wollen. Wth.

Dem Buchhändler Herrn Otto Wigand,
Wohlgeboren, hier.

Herrn Profeſſor Wachsmuth, Wohlgeboren,
Leipzig.

Dresden, 28. Mai 1842.

Hochgeehrter Herr Profeſſor!
Verehrter Freund!

Wigand hat mir bei ſeiner Durchreiſe nach Wien ſeine Correſpondenz mit Ihnen mitgetheilt und zugleich die Nachricht, daß Preußen in vier Wochen die Bücher über zwanzig Bogen freigeben werde. Ich hielt dies Letztere namentlich für wichtig genug, um dem Herrn Miniſter von ** meine Aufwartung zu machen und unſere Cenſurverhältniſſe von Neuem zur Sprache zu bringen. Der Herr Miniſter ſagte mir, daß man hier noch keine Mittheilung über eine ſolche Abſicht Preußens habe, hörte übrigens ſehr gern und war auch ſchon davon unterrichtet, wie Königsberg und der Rhein zu einer factiſchen Preßfreiheit gelangt ſind. Sie wiſſen, daß wir vor einigen Jahren auch in Sachſen in dieſem glücklichen Falle waren; Sie haben neuerdings dafür büßen müſſen, und nun ſtehen wir leider viel ſchlechter. Ich brachte einen Cenſurbogen von Ihnen mit, die Correſpondenz aus Baden Nr. 124, und legte ſie mit Ihren Aenderungen vor, um den Herrn Miniſter zu überzeugen, daß Sie durch die wiederholten Rügen unwiderleglich in ein unhaltbares Syſtem getrieben ſeien, und zwar, wie Jedermann wiſſe, gar ſehr wider Ihre Neigung und eigne beſſere Ueberzeugung. Ich legte es nicht darauf an, Sie, ſondern nur dieſe Lage einer ſo willkürlichen Cenſur anzuklagen; und Sie werden es mir auf mein Wort glauben, daß Se. Excellenz die Uebelſtände dieſer Form der Cenſur durchaus nicht verkannten. Der fragliche Aufſatz hat wenig Werth, der Autor iſt nicht abſolut. Andere dagegen, die jedes Wort wägen und genau berechnen, geſtatten mir ſolche Abdrücke ihrer Arbeiten nicht, und wir müßten unausbleiblich dabei zu Grunde gehen. Nun weiß ich wohl, daß

Sie nur eine gute Abſicht damit haben: Sie wollen retten, was möglich iſt. Aber geſtehen Sie ſelbſt, ich habe Ihnen ſeit der letzten Kriſis nichts weſentlich Verfängliches und nichts formell Verletzendes vorgelegt. Sie ſind wirklich mit der Correctur und mit Beſeitigung namentlich alles Antitheologiſchen zu weit gegangen. Ich habe dies Alles nur mit dem Herrn Miniſter beſprochen, um Sie und mich aus einer unerträglichen Lage herauszubringen und wo möglich ohne Lärm und Aerger und Zeitverluſt. Ich wollte daher nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen und klagen. Der Herr Miniſter iſt ein Mann von Geiſt und freiem Blick. Ich verlaſſe ihn nie ohne geſteigerte Hochachtung, und werde daher auch diesmal ſeinen Rath befolgen, der ſchon darum, weil er von ihm kommt, gedeihlich ausſchlagen wird. Er ſagte mir, „ich möchte mich am liebſten mit Ihnen verſtändigen, zumal wir perſönlich in gutem Vernehmen ſeien; die Zeit ſei allerdings in einer unverkennbaren Kriſis; es werde aber am Ende der Vernunft nicht fehlen, daß ſie ſich durchſetze.“ Noch einige Wochen und Monate Geduld, und es wird ſich Alles beſſer einrichten. Die Symptome ſind unverkennbar deutlich. Ich will unterdeſſen gern das Meinige thun, und hoffe, daß wir wieder auf den alten guten Fuß kommen.

Die Jahrbücher ſind ſo nothwendig, daß ſie, in Sachſen unterdrückt, gleich anderswo wieder gegründet werden würden, ohne daß ich einen Finger darum zu rühren brauchte. Welche Bornirtheit in der Jenaer Litteraturzeitung! Dieſe Cruſius und Bachmann und Fries! Welch' eine Unwiſſenheit über die weſentlichſten Dinge in der Halliſchen Litteraturzeitung und welche Verkommenheit in den Berliner Jahrbüchern! Es iſt niemand fähig, ohne das Princip der ſteten Flüſſigkeit der Entwicklung eine Litteraturzeitung zu halten, und dazu muß der Proceß mit Bewußtſein gemacht werden. Dies geſchieht bei uns bis jetzt, und da wir es einmal gezeigt haben, daß es geſchehen müſſe, iſt es auf immer entdeckt und erobert. Ein Blatt von dieſem Princip wird immer ſein, ſo lange Deutſchland nicht litterariſch vernichtet iſt; und Sie werden Glauben genug in Sich und mich und den ganzen Gelehrtenſtand ſetzen, daß dies nicht geſchieht. *Man wartet nur auf einen honetteren Geiſt in Berlin*, — und er wird aufleben, — um die Preſſe überall ſo frei zu geſtalten, wie in Königsberg und am Rhein. Ich lege Ihnen eine Nummer der Rheiniſchen Zeitung bei; leſen Sie nur den Schluß über Walesrode's Buch und „die Hegemonie in Deutſchland“, um Sich zu überzeugen, wie der Geiſt in Königsberg und am Rhein iſt, und wie weit wir in Sachſen überflügelt ſind.

Laſſen wir alſo durch das Bisherige die unterirdiſchen Götter verſöhnt ſein, und weiſen wir den Ruhm nicht von uns, auf dem unſre Wohlfahrt und unſre Macht ruht. Der Einzelne iſt nicht ohnmächtig, der an den guten Geiſt ſeines Volkes glaubt.

Hochachtungsvoll

der Ihrige
Dr. *Arnold Ruge.*

Antwort.

Hochverehrter Herr Doctor!
Hochgeſchätzter Freund!

Sie werden nicht müde, für Ihre Sache zu kämpfen; ich verkenne nicht, wie ehrenwerth ſolcher Eifer und Drang iſt, muß Ihnen aber auf Ihre letzte Mittheilung erwiedern, daß ich in meiner Stellung zu den Deutſchen Jahrbüchern und Schriften ähnlicher Tendenz nichts ändern kann und ich ihnen gegenüber auf dem bisherigen Standpunct bleiben muß, bis mir die zunächſt competente Behörde zu erkennen gibt, daß ich nicht in ihrem Sinne verfahre. Dazu aber läßt ſich nicht durch eigenmächtiges Abweichen von den jüngſten Normen, ſondern nur dadurch gelangen, daß Sie Reclamation gegen meine Cenſur bei der höhern Behörde erheben. Sie werden verſichert ſein, daß es mir nicht leid thut, wenn Sie bei ihr den Sieg über mich davontragen. Nur über Eins wollen Sie ſich nicht täuſchen: den Anfeindungen der Theologie und des Chriſtenthums wird nimmermehr Raum gegeben werden; darin haben Sie nicht bloß die Cenſurbehörden wider ſich. Eine Privatverſtändigung mit mir — die hier überdies nicht die erſte ſein würde — bringt bei den gegenwärtigen Umſtänden die Sache um nichts weiter: Sie mühen ſich vergebens ab: zu geſchweigen, was davon auf meinen Theil kommt. Daher bitte ich Sie, wenn Sie künftig ſich beſchwert fühlen, Ihre Schreiben direct an das königl. Cenſurcollegium zu richten und nicht mit mir, ſondern gegen mich gehen zu wollen. Mit Ihnen vollkommen einverſtanden, daß wir in einer Zeit der Kriſe leben — denn ich habe alle Tage den Glauben ſchwarz auf weiß in der Hand — aber eben ſo unvermögend, an dem, was jetzt hier beſteht, ſo viel zu ändern, daß ich Ihren Erwartungen entſpräche, bitte ich Sie, meine perſönlichen Geſinnungen und Beziehungen zu Ihnen von dem Geſchäftscharakter zu trennen und ſich von der vollkommenen Hochſchätzung zu überzeugen, mit der ich mich unterzeichne als

Leipzig, den 3. Juni 1842.

Ihr Ihnen ergebenſter
W. Wachsmuth.

Wenige Tage nach Empfang dieſer Correſpondenz empfing ich die Nr. 148 und 149 der Jahrbücher mit dem Bemerken: „Dem Schluſſe (des Aufſatzes: Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit) von S. 590 (das Nächſte ꝛc.) an hat das königl. Cenſurcollegium das Imprimatur gänzlich verweigert. Wth.“

Darauf richtete ich die nachfolgende Vorſtellung an das hohe Miniſterium des Innern, um noch einmal den Verſuch zu machen, ob die deutlichſte Darlegung der Uebelſtände, die das Verfahren aus einer veralteten Bildung heraus mit ſich führt, nicht im Stande ſein ſollte, eine Aufhebung der Tendenzcenſur und der Verdachtserklärung ſpeciell gegen die Jahrbücher oder die Aufhebung der theologiſchen Cenſur zu erwirken:

An ein hohes Miniſterium des Innern in Dresden.

(Geſuch um das von dem Leipziger Cenſurcollegium verweigerte Imprimatur der Anlage: Deutſche Jahrbücher Nr. 148 und 149. (Schluß des Aufſatzes: Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit.)

Einem Hohen Miniſterium des Innern

lege ich, nachdem die Deutſchen Jahrbücher durch die neue Leipziger Cenſur um eine große Anzahl der philoſophiſch werthvollſten Arbeiten verkürzt ſind, die erſte Beſchwerde über dieſe Leipziger Cenſur vor.

Das Einzelne iſt es nicht, um das es ſich handelt: ſein Zutagetreten zu hindern, liegt nicht in der Macht der Leipziger Cenſoren; nothwendige Geiſtesentwickelungen werden durch den Druck nur gefördert; es handelt ſich vielmehr einfach um das Princip der Cenſur, die jetzt geübt wird, überhaupt. Und iſt es nicht zu erreichen, daß die Tendenzcenſur und die unverantwortliche moraliſche Aechtung der neuſten Philoſophie aufgehoben wird; bleibt nach wie vor die Dogmatik im Religiöſen und das Schweigen im Politiſchen das Princip der Cenſur, ſo muß dieſe Philoſophie und mit ihr die Initiative der Geiſtesbildung, wie zu Leibnitzens, zu Thomaſius und zu Fichte's Zeit, noch einmal aus Sachſen flüchten, und diesmal iſt es die philoſophiſche und politiſche Litteratur, um deren Auswanderung aus Leipzig es ſich handelt. Der Aufſchwung der preußiſchen Zeitungen gibt das Zeichen dazu. Dieſen letzten verzweifelten Schritt ſollte der Mittelpunct des Buchhandels nicht herbeiführen. Leipzig gehört Deutſchland an; es ſollte ſich vor localer Vorurtheil durch das Bewußtſein der geiſtigen Macht, die in einer freien Litteratur liegt, ſchützen. Ich ergreiſe dieſe Gelegenheit, Einem Hohen Miniſterium dieſen wichtigen Geſichtspunct in ein helles Licht zu ſetzen. Der Fall iſt ſelbſtredend genug. Der geſtrichene Aufſatz von S. 590 der Jahrbücher an iſt eine rein philoſophiſche Unterſuchung, völlig unzugänglich dem großen Publikum, und ſo entfernt von aller Aufreizung, daß er vielmehr verſöhnend beweiſt: „Der deutſche Geiſt ſcheine nicht einen ſolchen Untergang, wie der griechiſche zu ſeiner Zeit, erfahren zu ſollen.“ Ja, die Cenſur ſelbſt hat den Aufſatz völlig mißverſtanden; dies beweiſt das Streichen des verſöhnenden Schluſſes, nachdem die Diſſonanzen zwiſchen Philoſophie und Orthodoxie ſtehen geblieben ſind. Die Diſſonanz iſt da, und in dieſer Diſſonanz ſteckt alle Welt, Profeſſor Wachsmuth, die Herren vom Cenſurcollegium — ihre rationelle Confeſſion iſt bekannt — ja, ich getraue michs zu behaupten, jeder der Herren vom Miniſterium, die meine Vorſtellung leſen, ſind in dieſer Diſſonanz mit Krummacher und deſſen conſequenter Chriſtlichkeit begriffen; die ſächſiſchen Theologen von Ruf, den Herrn von Ammon und den Herrn Großmann an der Spitze, ſind es ebenfalls. Und wenn nun die Frage entſteht, wie wird ſich dieſe Diſſonanz löſen, und wenn ich nun dieſe Frage rein philoſophiſch, in ziemlich terminologiſcher Weiſe und ſchließlich verſöhnend löſe, ſo ſoll dies nicht paſſirlich ſein? Die Diſſonanzen ſind ja das Negative und die Verſöhnung derſelben das Poſitive.

Aber auch die einzelnen Bleiſtiftſtriche des Herrn Cenſors beweiſen eine totale Verirrung des Verſtändniſſes.

S. 590 iſt notirt: „daß Krummacher dem Philoſophen lächerlich ſei, aber vor ſich keine Komödie ſpiele, weil er die Umkehrung ſeines Bewußtſeins nicht wiſſe.“ Aus welchem Grunde kann dies anſtößig ſein? Soll etwa Krummacher das Princip ſein, wo bleibt dann der ſächſiſchen Theologen rationales Verhalten? Soll er nicht lächerlich ſein? Deſto ſchlimmer, wenn er ernſtlich zu nehmen wäre.

S. 591 iſt die Auflöſung „der Helleniſchen Religion und Sitte und des Helleniſchen Staates“ eingeklammert. Aber der Cenſor weiß doch, daß dieſe Auflöſung das Werk des Chriſtenthums iſt? Der Helleniſche Staat iſt Republik, die Sitte der Hellenen ſchöner Humanismus, die Religion der Hellenen Mythologie. Iſt dem Cenſor die Auflöſung dieſer unchriſtlichen, aber ſubſtanziellen Geſtalten des Geiſtes anſtößig? Alſo nicht die Religion oder der Begriff und die Wahrheit der Religion, ſondern jede Religion, auch der Zeus- und Bacchusdienſt, ſoll nicht aufgelöſt werden? Unmöglich!

S. 591. Die Anſtößigkeit „der größern Macht des Geiſtes als der Drommeten von Jericho“ habe ich nicht ergründet.

S. 591. „Die ironiſche Herrſchaft“ Gebildeter über Barbaren, ſo der Engländer in Oſtindien, der Jeſuiten in Paraguay, der ruſſiſchen Regierung über ihre barbariſchen Völker, iſt doch in Deutſchland unmöglich eine Sache, die nicht öffentlich erwähnt werden könnte.

S. 592. „Die Geiſtloſigkeit unſerer Politiker, die nicht den Geiſt und die Freiheit des Geiſtes, ſondern endliche beſchränkte Zwecke im Auge haben“, iſt eine Wahrheit, die doch wohl die allerunverfänglichſte iſt. Denn dieſe Politiker haben ja die ganze Welt der breiteſten Maſſe zu ihrer Stütze. Gefällt es aber dieſen Herren nicht, dieſe Stütze zu haben, wer wehrt es ihnen, Philoſophen zu werden? Die Politiker können die Philoſophen verachten, und in der That, in dieſer Verachtung haben ſie es weiter gebracht, als umgekehrt viele Philoſophen in der Verachtung jener geiſtloſen Politiker.

Warum ſtreicht der Herr Cenſor nun die „ohnmächtige" Verachtung der Philoſophie gegen die beſchränkten Politiker? Und wenn die Philoſophie mächtiger wäre, als man ihr einräumt, wenn ſie Recht hätte; wird nicht der Grund der Geiſtloſigkeit angegeben und iſt ſeine Erkenntniß nicht ſeine Aufhebung? Alſo auch dieſe Verſöhnung einer gegenſeitigen Verachtung ſoll nicht ſein? Die Diſſonanz ſoll bleiben? Der Politiker ſoll ein practiſcher Philiſter, der Philoſoph ein unpractiſcher Idealiſt bleiben? Nimmermehr.

Nr. 149. „Die Welt iſt noch immer voller Barbaren, die ſich in den germaniſchen Jungbrunnen, wie einſt die Germanen und Romanen in den griechiſchen, ſtürzen möchten."

Gegen welche Kategorie der Cenſurordnung verſtößt nun das? Sind die ruſſiſchen Steppenvölker und ſelbſt die ſonſtigen Slaven in Rußland und Oeſterreich gegen die Germanen keine Barbaren, und drängt die Barbarei des Slavismus nicht jetzt auf Deutſchland? Oder drängt ſie etwa ſchon ſo ſehr, daß die Cenſur es verhüten muß, den Slaven die Unannehmlichkeit zu bereiten, ihnen und uns dieſe Wahrheit zu ſagen? Und wenn nun vollends gezeigt wird, daß die Willkür des romantiſchen oder chriſtlichen Gemüthslebens, — das ſich denn doch wohl in Krummacher, Stephan, Ebel und Diſtel, Leo und Hengſtenberg jetzt und in den Augen des ſächſiſchen Chriſtenthums als Willkür ausgewieſen hat, — daß dieſe Willkür durch die Philoſophie und die hiſtoriſche Komödie unſerer Zeit darum zur Freiheit erhoben werden könne, weil jetzt die Philoſophie ſtaatenbildend und weltenbildend ſei — Sachſen iſt ja ſelbſt eben erſt aus der Theorie heraus neu conſtituirt — iſt dieſe Verſöhnung des ungeheuren Conflictes der alten und neuen Zeit, in dem wir leben, cenſurwidrig?

Betrachtet man alle die einzelnen Puncte, die ich erörtert, und die ganze Tendenz des Aufſatzes, ſo ergibt ſich mit Nothwendigkeit, daß nur aus einem fictitiven, künſtlich angenommenen, der ganzen ſächſiſchen Bildung eben ſo gut als der neueſten Philoſophie entfremdeten Schematismus heraus dieſer Aufſatz von der Cenſur beanſtandet ſein kann. Jede Religion und jede Bildung, den Zeusdienſt, die Drommeten von Jericho, Krummacher, die Barbaren, die geiſtloſen Politiker — alles dies in Schutz zu nehmen, kann nimmermehr, weder die Cenſurvorſchrift, noch die Ueberzeugung des Cenſors mit ſich bringen. Es iſt ſchlimm, die Ueberzeugung des Cenſors zum Maßſtabe der Unterſuchung zu haben; ja es iſt unmöglich, ein ſolches Verhältniß zu ertragen; aber es iſt noch ſchlimmer, ein Geſpenſt, einen Schematismus, der jeden Aberglauben und jede Beſchränktheit, ja ſogar die Barbarei in Schutz nimmt, zur Grenze der Kritik zu haben.

Ich lege Einem hohen Miniſterium den Fall offen und ohne Rückhalt vor. Ich kenne die gewöhnlichen Bedenken, die zu jenem unſeligen Schematismus geführt haben, und ich bitte um die Erlaubniß, ſie beleuchten zu dürfen.

Es handelt ſich bei der Entſcheidung eines Hohen Miniſteriums um nichts Geringeres, als um die Geiſtesfreiheit; denn was iſt die Heuchelei unſerer Zeit, wenn nicht die Maxime, daß Cenſor und Autor aus einem ihnen fremden Geiſt heraus verfahren ſollen?

Die Wahrheit iſt nie gefährlich, die Vernunft nie ſchlecht; aber wehe denen, welche beiden ſich entgegen werfen: *ἀνάγκη γάρ, χρόνῳ ποτὲ ἐκ τῶν ψευδῶν ἀγαθῶν ἀληθὲς συμβῆναι κακόν*, ſagt Ariſtoteles Polit. IV. 10. 5. Ausgabe von A. Stahr.

Das erheuchelte Syſtem geiſtiger und politiſcher Unterwerfung und Sclaverei iſt ein ſolches „Scheingut" und das „wirkliche Uebel" iſt die wirkliche Sclaverei, die Sclaverei aber der Staaten und der Einzelnen iſt ihr Untergang.

Die Cenſur, mit welcher in einem ſo erſchreckenden Grade

Ernſt gemacht wird, wie jetzt in Leipzig gegen die Deutſchen Jahrbücher und deren Princip der neueſten kritiſchen Philoſophie, iſt eine vollkommne capitis deminutio, eine entſchiedene Sclaverei der vielen Schriftſteller unter dem Einen Beamten. Kein Geſetz — denn das iſt nicht möglich — die reine Willkür und das ſubjective Ermeſſen des Cenſors oder des Collegiums ſtreicht die wichtigſten und werthvollſten Erörterungen aus. Ich habe gezeigt, wie ſehr die Herren Cenſoren mich mißverſtanden haben, denn es fehlen ihnen alle Vorausſetzungen zu dem richtigen Verſtändniß des einzig Poſitiven in den Negationen der Philoſophie: ſie ſind ſämmtlich keine Philoſophen, ſondern Fachmänner oder Beamte. Könnte ſich dieſe Unterjochung der Philoſophie allgemein durchſetzen, ſo wäre damit der Untergang des deutſchen Geiſtes vollbracht; aber ſie kann es nicht: und ſo iſt jene exceſſive Form einer ungeſcheuten Verachtung der Philoſophie, des Geiſtes und der Wahrheit außer dem Odium aller denkenden Menſchen auch noch mit der Schmach der Ohnmacht belaſtet.

Hätte man im Alterthum die Volksreligion und den alten Staat zum Princip einer Cenſur machen wollen oder können: wir hätten jetzt weder die Werke des Ariſtophanes, noch des Ariſtoteles und Plato, ja nicht einmal die unſchuldigen Philoſopheme Cicero's über ſeine Götter. Eine ſolche Cenſur iſt aber nie zur Macht der Zeit zu erheben; ſie kann reizen, ärgern, verkümmern, nie herrſchen. So iſt es auch jetzt. Die Kritik und die aus der Scholaſtik befreite Philoſophie dringt in tauſend Geſtalten ans Licht; die ganze Gegenwart iſt bereits davon erfüllt. Auch nur bis zu Strauß, ja nur bis zum Rationalismus brauchen wir mitzugehen, und der Sieg der autonomiſchen Vernunft iſt in der Theologie ſelbſt entſchieden; die Theologie iſt bereits eine rationale, eine Vernunftwiſſenſchaft, keine Offenbarungslehre mehr, d. h. „die Theologie iſt die Anthropologie", denn die Vernunft iſt das menſchliche Princip: Rationalismus und Humanismus iſt einerlei, und es iſt leicht zu begreifen, daß Feuerbach, der die Theologie als Anthropologie aufzeigt, nichts andres iſt, als die Offenbarung, das offene Ausſprechen deſſen, was der ganze theologiſche Rationalismus an ſich und innerlich ſchon zum Princip gemacht hatte, und was er darum zum Princip machen mußte, weil darin das Geheimniß auch der Orthodoxie beſteht, daß ſie zwar einen andern Gott (ein andres Princip) haben will, als den Geiſt, aber es *nicht weiter* bringt, als dazu, den Geiſt nach allen ſeinen Richtungen: des Gemüths, des Verſtandes, des Willens, zum Gott zu erheben.

Was will nun die Cenſur gegen dieſen Proceß ausrichten? Sie will es verhindern, daß die *Theologie* aufgelöſt werde in *Anthropologie*. Aber da hätte die Cenſur gleich den Rationalismus amputiren müſſen, ja ſie hätte die ganze Schöpfung der Dogmatik verhindern müſſen; denn haben wir einmal die Dogmatik, ſo haben wir auch das Geheimniß der Götterbildung, die Werkſtatt, aus der der chriſtliche Gott geboren iſt. Die Theologen wußten, was ſie thaten, als ſie mit Feuer und Schwert für ihre Satzungen fochten; ſeit ſie aber aufhören, productiv zu ſein, haben ſie aufgehört zu ſein. Ihr Myſterium iſt verrathen, ſchon durch die Rationaliſten und die Aufklärung: und nun ſoll die Leipziger Cenſur die Theologie ſchützen, nun da die Theologen ſelbſt ſich die Axt an die Wurzel gelegt, ſoll die Stütze der Polizei den ſinkenden Baum halten? — Es iſt zu ſpät: es lebt kein Menſch mehr in Deutſchland, der ſich von den Theologen ſeinen Gott machen ließe, und die Theologen ſelbſt ſind zu beſcheiden, um ſich noch für *Künſtler* zu halten; ſie wollen nur *Wiſſenſchaftler* und *Kritiker*, *gelehrte Menſchen*, keine *Kirchenväter* und *Heilige* mehr ſein.

Man weiß es wohl, wie es mit den Theologen ſteht, aber „ſie *ſind* und ſie ſind nothwendig". Niemand negirt die

Praxis der Volksbildung: aber die Theologen können nichts anders lehren, als was ſie wiſſen. Und wenn ſie die alte Dogmatik wider Wiſſen und Willen verkündigten, wer würde ſich bekehren laſſen? Knüpfen die Lehrer nicht an unſer Bewußtſein an, ſo predigen ſie tauben Ohren; unſer Bewußtſein aber iſt kritiſch und rational bis unten herunter. Dieſem status quo kann ſich keine Macht der Erde entziehen. Man geht alſo wohl auf das Nationale und Kritiſche ein, aber man unterſcheidet. Die rationalen Theologen und die aufgeklärte Regierung fürchten die ganze Kritik, die ſchonungsloſe Aufdeckung aller Geheimniſſe unſers Glaubens und Wiſſens, die Komödie mit den überwundenen Geſtalten des Geiſtes. Gut, wir wollen unſrerſeits auf die Furcht eingehen. Der Theolog, der Rationaliſt iſt der ſchonende Kritiker, er taſtet die ψευδὰ ἀγαθά, „die Scheingüter“ des alten Glaubens nicht an; der Philoſoph iſt der ſchonungsloſe Kritiker, die Komödie die unverſchämte Bloßſtellung. — „Nur dieſe Form ſoll nicht ſein.“ Aber welche Ueberſichtigkeit und welche unbegründete Furcht! Erſtlich iſt dieſe Form ſchon; es iſt nichts gegen ihre Exiſtenz auszurichten, und die Spannung, in die ſie durch Verſuche der Unterdrückung geſetzt wird, gibt ihr nur neue Kraft. Sodann iſt ihre Exiſtenz ganz und gar nicht gefährlich. Z. E. in der Oper „Czar und Zimmermann“ wird der Burgemeiſter komödirt, d. h. es iſt kein Hochverrath, über den Burgemeiſter zu lachen; in dieſem Gelächter befreit der Menſch ſich von dem Gefühle der kleinen Tyrannei, die dergleichen Obrigkeit zu üben pflegte, die man aber im gebildeten Bewußtſein nicht mehr duldet. Iſt das nun eine Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung? Iſt der Czar und Zimmermann, dieſe extremſte Kritik der Localobrigkeit, der Ruhe der Stadt Dresden, dem Anſehen der Obrigkeit durch die 40 oder 50 Aufführungen, welche dieſe beliebte Komödie in Dresden erfahren hat, gefährlich geworden? Kein Menſch in der Welt denkt an ſolche Abſurdität. Und doch iſt die Obrigkeit, der Burgemeiſter, eine ſehr ſubſtanzielle Geſtalt des Geiſtes in der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Perſifflirung vielleicht in Hamburg, wo es noch „Wohlweisheiten“ nach altem Stil gibt, bedenklicher als in Dresden ſcheinen möchte. Aber welcher Menſch würde den Wohlweisheiten Recht geben, wenn ſie meinten, die Komödirung *dieſer* Geſtalt des Burgemeiſters *höbe den Begriff des Burgemeiſters auf*, wie man vorgibt, die Komödirung einer beſtimmten Religion höbe die Religion als Gewiſſenhaftigkeit gegen das Göttliche oder als Begeiſterung dafür überhaupt auf, — wer alſo würde den Hamburger „Wohlweisheiten“ Recht geben, wenn ſie ſich einer ſolchen Kritik, als in der Komödirung des Burgemeiſters von Saardam liegt, widerſetzten? Sie thun es auch gewiß nicht. Denn das Facit dieſer Erörterung iſt, daß die Kritik und ſelbſt die Komödirung, welche die allerärgſte Kritik iſt, *nur eine theoretiſche* Befreiung iſt. Nachdem die Soldaten den Cäſar als den calvum moechum im Triumph durch Rom geführt, wurde er erſt der Gründer des Cäſarenthums. Die Komödie zehrt vielmehr das Pathos der Praxis auf, als daß ſie es befördern ſollte. *Aber im rein theoretiſchen Gebiete iſt ſie das Ende der Entwickelung.* Wo ſie auftritt, iſt keine Praxis mehr nöthig, iſt die theoretiſche Befreiung bereits vorhanden. Wer ausgelacht werden kann, wird gewiß nicht todtgeſchlagen.

In dieſem Falle ſind wir mit der Orthodoxie, der es nimmermehr gelingen wird, ihre Scheiterhaufen, ihre Kirchenſtrafen u. ſ. w. wieder aufzurichten. Die Kritik kämpft ernſtlich gar nicht mehr mit ihr, ſondern nur mit ſich ſelbſt, mit kritiſchen Exiſtenzen, als dem Rationalismus und nicht minder der romantiſchen Reflexionstheologie; neuerdings mit der theologiſchen Form des Bewußtſeins überhaupt; die Orthodoxie iſt eine komiſche Figur, wie Krummacher, mit welcher der Kampf bereits ein Spiel, eine Komödie geworden iſt.

Soll die Theologie nicht polizeilich geſchützt werden, ſo hat man doch das Bedenken, ob man denn das Chriſtenthum ohne polizeilichen Schutz laſſen könne. Aber das Bedenken, man müſſe das Chriſtenthum polizeilich ſchützen, iſt weſentlich eins mit dem Polizeiſchutz der Theologie. Nennt man den ganzen gegenwärtig gebildeten Geiſt der chriſtlichen Völker chriſtlich: ſo iſt die Kritik, die in ihm ſich erzeugt hat, auch chriſtlich; und chriſtlich, menſchlich, wahr civiliſirt — das fällt dann alles zuſammen. Das Göttliche iſt reiner in dem philoſophiſchen, als in dem rohen Verſtande; die Religion, als Begeiſterung für dieſes Göttliche, iſt wahrer bei dem Gebildeten, als bei dem Ungebildeten. Dem Ungebildeten kann ſeine kraſſe Religioſität nur mit der Unbildung genommen werden. Solche Proceſſe ſind aber ewige Aufgaben; und es iſt Wahnſinn, an eine Ueberſtürzung der Bildung und eine zu ſchnelle Aufhebung der Rohheit Befürchtungen zu knüpfen. Die Wahrheit braucht keinen andern Schutz, als ſich ſelbſt, und ſie hat keinen andern; die Unwahrheit oder die ſchaal gewordene und abgeſtandene Wahrheit früherer Zeiten iſt durch keinen äußerlichen Schutz aufrecht zu erhalten. Nennt man alſo das Chriſtenthum dieſe unſere geiſtige Entwickelung, ſo braucht dieſe keinen Schutz der Cenſur. Nennt man aber die alte orthodoxe Dogmatik Chriſtenthum, ſo iſt dies bereits untergegangen. Dafür hat jeder den Beweis in ſeinem Bewußtſein, und es iſt nicht nöthig, Göthe's Fauſt und den Ausſpruch zu citiren:

Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.

Nicht die Kritik, nicht die Philoſophie, ja nicht einmal die Komödie iſt das Gefährliche; das Gefährliche ſind einzig die *ψευδὰ ἀγαθά*, der Schein, die Heuchelei. Dieſe ſind Formen eines im Stillen ſchon exiſtirenden Verderbens, und der Untergang, das κακὸν ἀληθές, iſt ſodann nur ſeine Manifeſtation. — Ich habe es nicht unterlaſſen wollen, bei dieſer Gelegenheit das ganze Gewicht der großen Principienfrage unſerer Zeit Einem Hohen Miniſterium vorzuführen, um wo möglich die Entſcheidung zu erwirken: daß das Princip einer Tendenzcenſur und die Verdachtserklärung gegen die neuſte Philoſophie als der ganzen, vollen und freien Kritik aller Geſtalten des menſchlichen Geiſtes nicht mit den Intereſſen der Wiſſenſchaft, des Staates und der gebildeten Menſchheit zu vereinigen iſt, daß alſo die Cenſur, wenn ſie ja einmal ſein ſoll, mehr eine Notiznahme von den litterariſchen Projecten als eine Verhinderung der freien, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſein, ja daß bei aller Cenſur factiſch immer Preßfreiheit ſein müſſe, wenn nicht ein geiſtiges Verkommen und eine Alles auflöſende Ohnmacht der Staaten, das κακὸν ἀληθέστατον, das es geben kann, herbeigeführt werden ſoll.

Geſtützt auf obige ſpecielle und allgemeine Gründe, die meine aufrichtigſte und gutgemeinte Ueberzeugung ſind, bitte ich um Reformirung der vorliegenden Entſcheidung des Leipziger Cenſurcollegiums über die Nummern der Deutſchen Jahrbücher 148 u. 149, und damit um einen Anhalt zur Wiederherſtellung eines factiſch ehrenhaften und erträglichen Cenſurzuſtandes in Bezug auf ein rein kritiſches und der Entwickelung unſrer Litteratur bereits unentbehrlich gewordenes Organ.

Dresden, den 23. Juni 1842.

Eines Hohen Miniſteriums

unterthänigſter

Dr. Arnold Ruge.

Hierauf erhielt ich folgenden Beſcheid:

Die von dem Herrn Dr. Ruge unterm $^{23}/_{24}$. dieſes Monats an das Miniſterium des Innern gerichtete Eingabe iſt nach Ton und Inhalt nicht geeignet, um von dieſem, wie es gleichwohl zur Erörterung einer angebrachten Beſchwerde nöthig iſt, dem Leipziger Cenſurcollegium, gegen welches ſie gerichtet iſt, zugefertigt zu werden. Es würde aber auch die jedenfalls erforderliche Vernehmung und Prüfung der Gründe, aus welchen das Cenſurcollegium zu dem ganzen, von S. 599, Spalte 2 an in den anbei zurückfolgenden beiden Satzbogen befindlichen Schluſſe eines Artikels die Druckgenehmigung verweigert hat, in keinem Falle zu dem von Herrn Dr. Ruge gewünſchten Erfolge führen können, da der geſtrichene Schluß, wenn auch nicht in allen von dem Cenſor angezeichneten, doch in mehreren Stellen der Abänderung bedürfen würde, und nach den in der Vorſtellung enthaltenen Aeußerungen nicht zu erwarten iſt, daß derſelbe geneigt ſein möchte, ihnen eine alle Bedenken ausſchließende Faſſung zu geben, indem es bei einer ſolchen Umarbeitung eben darauf ankommen würde, die eigentliche Tendenz des ganzen Artikels aufzugeben.

Uebrigens iſt bei der jetzt vom Herrn Dr. Ruge ganz unverhohlen ausgeſprochenen Abſicht, das Chriſtenthum in ſeinen oberſten und weſentlichſten Grundſätzen zu bekämpfen, vorauszuſehen, und kann es ihn ſelbſt nicht befremden, daß ſeine Zeitſchrift fortwährend große Schwierigkeiten bei den Cenſurbehörden erfahren wird.

Je größer die Zuverſicht iſt, mit welcher Herr Dr. Ruge über den Erfolg dieſer ſeiner Angriffe ſpricht, deſto mehr wird er ſich ſelbſt ſagen können, daß und weßhalb die Regierung ſich verpflichtet fühlen müſſe, derartigen Verſuchen mit allen ihr zu Gebote ſtehenden geſetz- und verordnungsmäßigen Mitteln entgegen zu wirken, da ſie, ganz abgeſehen von den etwanigen endlichen Erfolgen dieſer Verſuche, den, wenn auch vorübergehenden nächſten, die öffentliche und Privatwohlfahrt bedrohenden Wirkungen derſelben, nämlich den Eindrücken zu begegnen hat, welche dergleichen Aufſätze auf einen Theil des Publicums, in deſſen Hände ſie gelangen, machen müſſen.

Dresden, am 27. Juni 1842.

Miniſterium des Innern:

Noſtitz und Jänckendorff.

An Herrn Dr. Arnold Ruge

hieſelbſt.

II.

Bemerkungen über die neueſte preußiſche Cenſurinſtruction.

Von einem Rheinländer.

Wir gehören nicht zu den Malcontenten, die ſchon vor der Erſcheinung des neuen preußiſchen Cenſuredicts ausrufen: Timeo Danaos et dona ferentes. Vielmehr da in der neuen Inſtruction die Prüfung ſchon erlaſſener Geſetze, ſollte ſie auch nicht im Sinne der Regierung ausfallen, gebilligt wird, ſo machen wir ſogleich einen Anfang mit ihr ſelbſt. Die *Cenſur* iſt die *officielle Kritik*; ihre Normen ſind kritiſche Normen, die alſo am wenigſten der Kritik, mit der ſie ſich in ein Feld ſtellen, entzogen werden dürfen.

Die im Eingang der Inſtruction ausgeſprochene *allgemeine Tendenz* wird gewiß Jeder nur billigen können: „um *ſchon jetzt* die Preſſe von unſtatthaften, nicht in der allerhöchſten Abſicht liegenden Beſchränkungen zu befreien, haben Se. Majeſtät der König durch eine an das königl. Staats-Miniſterium am 10. d. M. erlaſſene höchſte Ordre jeden ungebührlichen Zwang der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ausdrücklich zu mißbilligen und unter Anerkennung des Werths und des Bedürfniſſes einer freimüthigen und anſtändigen Publicität uns zu ermächtigen geruht, die Cenſoren zur angemeſſenen Beachtung des Art. 2 des Cenſuredicts vom 11. October 1819 von Neuem anzuweiſen.“

Gewiß! iſt die Cenſur einmal eine Nothwendigkeit, ſo iſt die freimüthige, die liberale Cenſur noch nothwendiger.

Was ſogleich ein gewiſſes Befremden erregen dürfte, iſt das Datum des angeführten Geſetzes; es iſt datirt vom 11. Oct. 1819. Wie? iſt es etwa ein Geſetz, welches die Zeitumſtände zu derogiren zwangen? Es ſcheint nicht; denn die Cenſoren werden nur „von Neuem" zur Beachtung deſſelben angewieſen. Alſo bis 1842 war das Geſetz vorhanden, aber es iſt nicht befolgt worden, denn „um ſchon jetzt" die Preſſe von unſtatthaften, nicht in der allerhöchſten Abſicht liegenden Beſchränkungen zu befreien, wird es ins Gedächtniß gerufen.

Die Preſſe — eine unmittelbare Conſequenz dieſes Eingangs — unterlag bis jetzt trotz dem Geſetze unſtatthafter Beſchränkungen.

Spricht dies nun gegen das Geſetz oder gegen die Cenſoren?

Das letztere dürfen wir kaum behaupten. Zwei und zwanzig Jahre durch geſchahen illegale Handlungen von einer Behörde, welche das höchſte Intereſſe der Staatsbürger, ihren Geiſt, unter Tutel hat, von einer Behörde, die, noch mehr als die römiſchen Cenſoren, nicht nur das Betragen einzelner Bürger, ſondern ſogar das Betragen des öffentlichen Geiſtes regulirt. Sollte in dem wohl eingerichteten, auf ſeine Adminiſtration ſtolzen preußiſchen Staate ſolch gewiſſenloſes Benehmen der höchſten Staatsdiener, eine ſo conſequente Illoyalität möglich ſein? oder hat der Staat in fortwährender Verblendung die untüchtigſten Individuen zu den ſchwierigſten Stellen gewählt? oder hat endlich der Unterthan des preußiſchen Staates keine Möglichkeit gegen ungeſetzmäßiges Verfahren zu reklamiren? Sind alle preußiſchen Schriftſteller ſo ungebildet und unklug, mit den Geſetzen, die ihre Exiſtenz betreffen, nicht bekannt zu ſein, oder ſind ſie zu feig, die Anwendung derſelben zu verlangen?

Werfen wir die Schuld auf die Cenſoren, ſo iſt nicht nur ihre eigne Ehre, ſondern die Ehre des preußiſchen Staats, der preußiſchen Schriftſteller compromittirt.

Es wäre ferner durch das mehr als zwanzigjährige geſetzloſe Benehmen der Cenſoren trotz den Geſetzen das argumentum ad hominem geliefert, daß die Preſſe andrer Garantien bedarf, als ſolcher allgemeiner Verfügungen für ſolche unverantwortliche Individuen: es wäre der Beweis geliefert, daß im Weſen der Cenſur ein Grundmangel liegt, dem kein Geſetz abhelfen kann.

Waren aber die Cenſoren tüchtig, und taugte das Geſetz nicht, warum es von Neuem zur Abhülfe der Uebel aufrufen, die es veranlaßt hat?

Oder ſollen etwa die objectiven Fehler einer Inſtitution den Individuen zur Laſt gelegt werden, um ohne Verbeſſerung des Weſens den Schein einer Verbeſſerung zu erſchleichen? Es iſt die Art des Scheinliberalismus, der ſich Conceſſionen abnöthigen läßt, die Perſonen hinzuopfern, die Werkzeuge, und die Sache, die Inſtitution feſtzuhalten. Die Aufmerkſamkeit eines oberflächlichen Publikums wird dadurch abgelenkt.

Die ſachliche Erbitterung wird zur perſönlichen. Mit einem Perſonenwechſel glaubt man den Wechſel der Sache zu haben. Von der Cenſur ab richtet ſich der Blick auf einzelne Cenſoren und jene kleinen Schriftſteller des befohlenen Fortſchrittes handhaben minutiöſe Kühnheiten gegen die ungnädig Behandelten, als eben ſo viele Huldigungen gegen das Gouvernement.

Noch eine andre Schwierigkeit hemmt unſre Schritte.

Einige Zeitungscorreſpondenten halten die Cenſurinſtruktion für das neue Cenſuredict ſelbſt. Sie haben geirrt; aber ihr Irrthum iſt verzeihlich. Das Cenſuredict vom 11. Oct. 1819 ſollte nur proviſoriſch bis zum Jahre 1824 dauern und — es wäre bis auf den heutigen Tag proviſoriſches Geſetz geblieben, wenn wir nicht aus der vorliegenden Inſtruktion erführen, daß es nie in Anwendung gekommen iſt.

Auch das Edict von 1819 war eine *interimiſtiſche* Maßregel, nur daß hier der Erwartung die beſtimmte Sphäre von fünf Jahren angewieſen war, während ſie in der neuen Inſtruction beliebigen Spielraum hat, nur daß der Gegenſtand der *damaligen* Erwartung *Geſetze der Preßfreiheit*, die der *jetzigen Geſetze der Cenſur* ſind.

Andre Zeitungscorreſpondenten betrachten die Cenſurinſtruction als eine Wiederauffriſchung des alten Cenſuredicts. Ihr Irrthum wird durch die Inſtruction ſelbſt widerlegt werden.

Wir betrachten die Cenſurinſtruction als den *anticipirten Geiſt* des muthmaßlichen Cenſurgeſetzes. Wir ſchließen uns darin ſtrenge dem Geiſt des Cenſuredicts von 1819 an, worin *Landesgeſetze* und *Verordnungen* als gleichbedeutend für die Preſſe hingeſtellt werden. (Siehe das angeführte Edict Art. XVI. Nr. 2.)

Kehren wir zur Inſtruktion zurück.

„Nach dieſem Geſetz, nämlich dem Art. 2“ ſoll die Cenſur keine ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftſtellern ungebührlichen Zwang auflegen, noch den freien Verkehr des Buchhandels hemmen.“

Die Unterſuchung der Wahrheit, die von der Cenſur nicht gehindert werden ſoll, iſt näher qualificirt als eine *ernſthafte* und *beſcheidene*. Beide Beſtimmungen weiſen die Unterſuchung nicht auf ihren Inhalt, ſondern vielmehr auf etwas, das außer ihrem Inhalt liegt. Sie ziehen von vornherein die Unterſuchung von der Wahrheit ab, und ſchreiben ihr Aufmerkſamkeiten gegen einen unbekannten Dritten vor. Die Unterſuchung, die ihre Augen beſtändig nach dieſem durch das Geſetz mit einer gerechten Irritabilität begabten Dritten richtet, wird ſie nicht die Wahrheit aus dem Geſicht verlieren? Iſt es nicht erſte Pflicht des Wahrheitsforſchers direct auf die

Wahrheit loszugehen, ohne rechts oder links zu ſehen? Vergeſſe ich nicht die Sache zu ſagen, wenn ich noch weniger vergeſſen darf, ſie in der vorgeſchriebenen Form zu ſagen?

Die Wahrheit iſt ſo wenig beſcheiden als das Licht, und gegen wen ſollte ſie es ſein? Gegen ſich ſelbſt? verum index sui et falsi. Alſo gegen die Unwahrheit?

Bildet die Beſcheidenheit den Character der Unterſuchung, ſo iſt ſie eher ein Kennzeichen der Scheu vor der Wahrheit als vor der Unwahrheit. Sie iſt ein niederſchlagendes Mittel auf jedem Schritt, den ich vorwärts thue. Sie iſt eine der Unterſuchung vorgeſchriebene Angſt das Reſultat zu finden, ein Präſervativmittel vor der Wahrheit.

Ferner: die Wahrheit iſt allgemein, ſie gehört nicht mir, ſie gehört Allen, ſie hat mich, ich habe ſie nicht. Mein Eigenthum iſt die Form, ſie iſt meine geiſtige Individualität. Le style c'est l'homme. Und wie! Das Geſetz geſtattet, daß ich ſchreiben ſoll, nur ſoll ich einen andern als meinen Styl ſchreiben! Ich darf das Geſicht meines Geiſtes zeigen, aber ich muß es vorher in vorgeſchriebene Falten legen! Welcher Mann von Ehre wird nicht erröthen über dieſe Zumuthung und nicht lieber ſein Haupt unter der Toga verbergen? Wenigſtens läßt die Toga einen Jupiterkopf ahnen. Die vorgeſchriebenen Falten heißen nichts als: bonne mine à mauvais jeu.

Ihr bewundert die entzückende Mannigfaltigkeit, den unerſchöpflichen Reichthum der Natur. Ihr verlangt nicht, daß die Roſe duften ſoll wie das Veilchen, aber das allerreichſte, der Geiſt ſoll nur auf eine Art exiſtiren dürfen? Ich bin humoriſtiſch, aber das Geſetz gebietet ernſthaft zu ſchreiben. Ich bin keck, aber das Geſetz befiehlt, daß mein Styl beſcheiden ſei. Grau in Grau iſt die einzige, die berechtigte Farbe der Freiheit. Jeder Thautropfen, in den die Sonne ſcheint, glitzert in unerſchöpflichem Farbenſpiel, aber die geiſtige Sonne, in wie vielen Individuen, an welchen Gegenſtänden ſie auch ſich breche, ſoll nur eine, nur die officielle Farbe erzeugen dürfen! Die weſentliche Form des Geiſtes iſt Heiterkeit, Licht, und ihr macht den Schatten zu ſeiner einzigen entſprechenden Erſcheinung; nur ſchwarz gekleidet ſoll er gehen und doch gibt es unter den Blumen keine ſchwarze. Das Weſen des Geiſtes iſt die Wahrheit immer ſelbſt und was macht ihr zu ſeinem Weſen? Die Beſcheidenheit. Nur der Lump iſt beſcheiden, ſagt Göthe, und zu ſolchem Lumpen wollt ihr den Geiſt machen? Oder ſoll die Beſcheidenheit jene Beſcheidenheit des Genies ſein, wovon Schiller ſpricht, ſo verwandelt zuerſt alle eure Staatsbürger und vor Allem eure Cenſoren in Genies. Dann aber beſteht die Beſcheidenheit des Genies zwar nicht darin, worin die Sprache der Bildung beſteht, keinen Accent und keinen Dialect, wohl aber den Accent der Sache und den Dialect ihres Weſens zu ſprechen. Sie beſteht darin, Beſcheidenheit und Unbeſcheidenheit zu vergeſſen und die Sache herauszuſcheiden. Die allgemeine Beſcheidenheit des Geiſtes iſt die Vernunft, jene univerſelle Liberalität, die ſich zu jeder Natur nach ihrem weſentlichen Character verhält.

Soll ferner die Ernſthaftigkeit nicht zu jener Definition des Tristram Shandy paſſen, wonach ſie ein heuchleriſches Benehmen des Körpers iſt, um die Mangel der Seele zu verdecken, ſondern den ſachlichen Ernſt bedeuten, ſo hebt ſich die ganze Vorſchrift auf. Denn das Lächerliche behandle ich ernſthaft, wenn ich es lächerlich behandle und die ernſthafteſte Unbeſcheidenheit des Geiſtes iſt, gegen die Unbeſcheidenheit beſcheiden zu ſein.

Ernſthaft und beſcheiden! welche ſchwankenden, relativen Begriffe! Wo hört der Ernſt auf, wo fängt der Scherz an? wo hört die Beſcheidenheit auf, wo fängt die Unbeſcheidenheit an? Wir ſind auf die Temperamente des Cenſors angewieſen. Es wäre ebenſo unrecht dem Cenſor das Temperament, als dem Schriftſteller den Styl vorzuſchreiben. Wollt ihr conſequent ſein in eurer äſthetiſchen Kritik, ſo verbietet auch *allzu ernſthaft* und *allzu beſcheiden* die Wahrheit zu unterſuchen, denn die allzu große Ernſthaftigkeit iſt das Allerlächerlichſte, und die allzugroße Beſcheidenheit iſt die bitterſte Ironie.

Endlich wird von einer völlig verkehrten und abſtracten Anſicht der *Wahrheit* ſelbſt ausgegangen. Alle Objecte der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit werden unter der einen allgemeinen Vorſtellung „*Wahrheit*“ ſubſumirt. Sehen wir nun ſelbſt vom *Subjectiven* ab, nämlich davon, daß ein und derſelbe Gegenſtand in den verſchiedenen Individuen ſich verſchieden bricht und ſeine verſchiedenen Seiten in eben ſo viele verſchiedene geiſtige Charactere umſetzt; ſoll denn der *Character des Gegenſtandes* gar keinen, auch nicht den geringſten Einfluß auf die Unterſuchung ausüben? Zur Wahrheit gehört nicht nur das Reſultat, ſondern auch der Weg. Die Unterſuchung der Wahrheit muß ſelbſt wahr ſein, die wahre Unterſuchung iſt die entfaltete Wahrheit, deren aus einander geſtreute Glieder ſich im Reſultat zuſammenfaſſen. Und die Art der Unterſuchung ſollte nicht nach dem Gegenſtand ſich verändern? Wenn der Gegenſtand lacht, ſoll ſie ernſt ausſehen, wenn der Gegenſtand unbequem iſt, ſoll ſie beſcheiden ſein. Ihr verletzt alſo das Recht des Objects wie Ihr das Recht des Subjects verletzt. Ihr faßt die Wahrheit abſtract, und macht den Geiſt zum *Unterſuchungsrichter*, der ſie trocken *protocollirt*.

Oder bedarf es dieſer metaphyſiſchen Quälerei nicht? iſt die Wahrheit einfach ſo zu verſtehen, daß *Wahrheit ſei, was die Regierung anordnet*, und daß die *Unterſuchung* als ein überflüſſiger, zudringlicher, aber der *Etiquette wegen* nicht ganz abzuweiſender Dritter hinzukomme? Es ſcheint faſt ſo. Denn von vornherein wird die Unterſuchung im *Gegenſatz* gegen die Wahrheit gefaßt und erſcheint daher in der verdächtigen officiellen Begleitung der Ernſthaftigkeit und Beſcheidenheit, die allerdings dem Laien dem Prieſter gegenüber geziemen. Der Regierungsverſtand iſt die einzige Staatsvernunft. Dem andern Verſtand und ſeinem Geſchwätz ſind zwar unter gewiſſen Zeitumſtänden Conceſſionen zu machen, zugleich aber trete er mit dem Bewußtſein der Conceſſion und der eigentlichen Rechtloſigkeit auf, beſcheiden und gebeugt, ernſthaft und langweilig. Wenn Voltaire ſagt tous les genres sont bons, excepté le genre ennuyeux, ſo wird hier das ennuyante Genre zum excluſiven, wie ſchon die Hinweiſung auf „die Verhandlungen der Rheiniſchen Landſtände“ zur Genüge beweist. Warum nicht lieber den guten alten deutſchen Curialſtyl? Frei ſollt ihr ſchreiben, aber jedes Wort ſei zugleich ein Knix vor der liberalen Cenſur, die eure eben ſo ernſten als beſcheidenen Vota paſſiren läßt. Das Bewußtſein der Devotion verliert ja nicht!

Der *geſetzliche Ton* liegt nicht auf der Wahrheit, ſondern auf der Beſcheidenheit und Ernſthaftigkeit. Alſo alles erregt Bedenken, die Ernſthaftigkeit, die Beſcheidenheit und vor allem die Wahrheit, unter deren unbeſtimmter Weite eine ſehr beſtimmte, ſehr zweifelhafte Wahrheit verborgen ſcheint.

„Die Cenſur“, heißt es weiter in der Inſtruction, „ſoll alſo keineswegs in einem engherzigen, über dieſes Geſetz hinausgehenden Sinn gehandhabt werden.“

Unter *dieſem Geſetz* iſt zunächſt der Art. 2 des Edicts von 1819 gemeint, allein ſpäter verweist die Inſtruction auf den „*Geiſt*“ des Cenſuredicts überhaupt. Beide Beſtimmungen ſind leicht zu vereinen. Der Art. 2 iſt der *concentrirte Geiſt* des Cenſuredicts, deſſen weitere Gliederung und Specification ſich in den andern Artikeln findet. Wir glauben den citirten Geiſt nicht beſſer characteriſiren zu können, als durch *folgende Aeußerungen deſſelben*:

Art. VII. „Die der Academie der Wiſſenſchaften und den Univerſitäten bisher verliehene Cenſurfreiheit wird auf fünf Jahre hiermit ſuspendirt.

§. 10. „Der gegenwärtige einſtweilige Beſchluß ſoll vom heutigen Tage an fünf Jahre in Wirkſamkeit bleiben. Vor Ablauf dieſer Zeit ſoll am Bundestage gründlich unterſucht werden, auf welche Weiſe die im 18. Artikel der Bundesacte in Anregung gebrachten gleichförmigen Verfügungen über die Preßfreiheit in Erfüllung zu ſetzen ſein möchten, und demnächſt ein Definitivbeſchluß über die regelmäßigen Grenzen der Preßfreiheit in Deutſchland erfolgen."

Ein Geſetz, welches die Preßfreiheit, wo ſie noch exiſtirte, ſuspendirt, und wo ſie zur Exiſtenz gebracht werden ſollte, durch die Cenſur überflüſſig macht, kann nicht gerade ein der Preſſe günſtiges genannt werden. Auch geſteht §. 10 geradezu, daß anſtatt der im 18. Artikel der Bundesacte in Anregung gebrachten und vielleicht einmal in Erfüllung zu ſetzenden Preßfreiheit proviſoriſch ein Cenſurgeſetz gegeben werde. Dies quid pro quo verräth zum wenigſten, daß der Character der Zeit Beſchränkungen der Preſſe gebot, daß das Edict dem Mißtrauen gegen die Preſſe ſeinen Urſprung verdankt. Dieſe Verſtimmung wird ſogar entſchuldigt, indem ſie als proviſoriſch, als nur für fünf Jahre geltend — leider hat ſie 22 Jahre gewährt — bezeichnet wird.

Schon die nächſte Zeile der Inſtruction zeigt uns, wie ſie in den Widerſpruch geräth, der einerſeits die Cenſur in keinem über das Edict hinausgehenden Sinn gehandhabt wiſſen will und ihr zu gleicher Zeit dies Hinausgehen vorſchreibt: „Der Cenſor kann eine freimüthige Beſprechung auch der innern Angelegenheiten ſehr wohl geſtatten." Der Cenſor kann, er muß nicht, es iſt keine Nothwendigkeit, allein ſchon dieſer vorſichtige Liberalismus geht nicht nur über den Geiſt, ſondern über die beſtimmten Forderungen des Cenſuredicts ſehr beſtimmt hinaus. Das alte Cenſuredict und zwar der in der Inſtruction citirte Art. 2 geſtattet nicht nur keine *freimüthige Beſprechung* der preußiſchen, ſondern nicht einmal der *chineſiſchen* Angelegenheiten. „Hieher", nämlich zu den Verletzungen der Sicherheit des preußiſchen Staats und der deutſchen Landesſtaaten, wird commentirt, „gehören alle Verſuche, *in irgend einem Lande* beſtehende Parteien, welche am Umſturz der Verfaſſung arbeiten, *in einem günſtigen Lichte* darzuſtellen." Iſt auf dieſe Weiſe eine *freimüthige* Beſprechung der chineſiſchen oder türkiſchen Landesangelegenheiten geſtattet? Und wenn ſchon ſo entlegene Beziehungen die irritable Sicherheit des deutſchen Bundes gefährden, wie nicht jedes mißbilligende Wort über *innere* Angelegenheiten?

Geht auf dieſe Weiſe die Inſtruction nach der liberalen Seite hin über den Geiſt des Art. 2 des Cenſuredicts hinaus — ein *Hinausgehen*, deſſen *Inhalt* ſich ſpäter ergeben wird, das aber *formell* ſchon inſofern verdächtig iſt, als es ſich zur Conſequenz des Art. 2 macht, von dem in der Inſtruction weislich nur die *erſte Hälfte* citirt, der Cenſor aber zugleich auf den *Artikel ſelbſt* angewieſen wird, — ſo geht ſie ebenſoſehr nach der *illiberalen Seite hin über das Cenſuredict* hinaus und fügt *neue Preßbeſchränkungen* zu den alten hinzu.

In dem oben citirten Art. 2 des Cenſuredicts heißt es: „ihr Zweck (der Cenſur) iſt, demjenigen zu ſteuern, was den *allgemeinen Grundſätzen* der Religion **ohne Rückſicht** auf die Meinungen und Lehren *einzelner* Religionsparteien und im Staate geduldeter Secten zuwider iſt."

Im Jahr 1819 herrſchte noch der Rationalismus, welcher unter der Religion im Allgemeinen die ſogenannte Vernunft-Religion verſtand. Dieſer *rationaliſtiſche Standpunkt* iſt auch der Standpunkt des Cenſuredicts, welches allerdings ſo inconſequent iſt, ſich auf den irreligiöſen Standpunkt zu ſtellen, während es die Religion zu beſchützen bezweckt. Es widerſpricht nämlich ſchon den allgemeinen Grundſätzen der Religion, ihre allgemeinen Grundſätze von ihrem poſitiven Inhalt und von ihrer Beſtimmtheit zu trennen, denn jede Religion glaubt ſich von den andern beſondern *eingebildeten* Religionen eben durch ihr *beſonderes Weſen* zu unterſcheiden und eben durch ihre *Beſtimmtheit* die *wahre Religion* zu ſein. Die neue Cenſurinſtruction läßt in der Citation des Art. 2 den *beſchränkenden Nachſatz* aus, durch welchen die einzelnen Religionsparteien und Secten von der Inviolabilität ausgeſchloſſen wurden, aber ſie bleibt nicht hierbei ſtehen, ſie liefert den folgenden Commentar: „Alles was wider die *chriſtliche* Religion im Allgemeinen oder wider einen *beſtimmten Lehrbegriff* auf eine *frivole, feindſelige* Art gerichtet iſt, darf nicht geduldet werden." Das alte Cenſuredict erwähnt mit keinem Wort der *chriſtlichen* Religion, im Gegentheil es unterſcheidet die Religion von *allen* einzelnen Religionsparteien und Secten. Die neue Cenſurinſtruction verwandelt nicht nur Religion in *chriſtliche* Religion, ſondern fügt noch den *beſtimmten Lehrbegriff* hinzu. Köſtliche Ausgeburt unſrer chriſtlich gewordnen Wiſſenſchaft! Wer will noch leugnen, daß ſie der Preſſe neue Feſſeln geſchmiedet hat? Die Religion ſoll *weder* im *Allgemeinen noch* im *Beſondern* angegriffen werden. Oder glaubt Ihr etwa, die Worte frivol, feindſelig machten die neuen Ketten zu Roſenketten? Wie geſchickt geſchrieben, *frivol, feindſelig*! Das Adjectivum frivol richtet ſich an die Ehrbarkeit des Bürgers, es iſt das exoteriſche Wort an die Welt, aber das Adjectivum feindſelig wird dem Cenſor ins Ohr geflüſtert, es iſt die geſetzliche Interpretation der Frivolität. Wir werden in dieſer Inſtruction noch mehrere Beiſpiele von dieſem feinen Tacte finden, der ein ſubjectives, das Blut ins Geſicht treibendes Wort an das Publikum und ein objectives, das Blut dem Schriftſteller aus dem Geſicht treibendes Wort an den Cenſor richtet. Auf dieſe Weiſe kann man lettres de cachet in Muſik ſetzen.

Und in welchen merkwürdigen Widerſpruch verfängt ſich die Cenſurinſtruction! Nur der halbe Angriff, der ſich an einzelnen Seiten der Erſcheinung hält, ohne tief und ernſt genug zu ſein, um das Weſen der Sache zu treffen, iſt frivol, eben die Wendung gegen ein *nur Beſonderes als ſolches* iſt frivol. Iſt alſo der Angriff auf die chriſtliche Religion im Allgemeinen verboten, ſo iſt nur der frivole Angriff auf ſie geſtattet. Umgekehrt iſt der Angriff auf die allgemeinen Grundſätze der Religion, auf ihr Weſen, auf das Beſondere, *inſofern es Erſcheinung* des Weſens iſt, ein feindſeliger Angriff. Die Religion kann nur auf *eine feindſelige oder frivole* Weiſe angegriffen werden, ein Drittes gibt es nicht. Dieſe Inconſequenz, in welche ſich die Inſtruction verfängt, iſt allerdings nur ein *Schein*, denn ſie ruht in dem Scheine als ſollte überhaupt noch *irgend ein* Angriff auf die Religion geſtattet ſein: aber es bedarf nur eines unbefangenen Blickes, um dieſen Schein als Schein zu erkennen. Die Religion ſoll weder auf eine feindſelige, noch auf eine frivole Weiſe, weder im Allgemeinen, noch im Beſondern, *alſo gar nicht* angegriffen werden.

Doch wenn die Inſtruction in offnem Widerſpruch gegen das Cenſuredict von 1819 die *philoſophiſche Preſſe* in neue Feſſeln ſchlägt, ſo ſollte ſie wenigſtens ſo conſequent ſein, die *religiöſe Preſſe* aus den alten Feſſeln zu befreien, in die jenes rationaliſtiſche Edict ſie geſchlagen hat. Es macht nämlich auch zum Zweck der Cenſur: „dem fanatiſchen Herüberziehen von religiöſen Glaubensſätzen in die Politik und der dadurch entſtehenden *Begriffsverwirrung* entgegenzutreten.“ Die neue Inſtruction iſt zwar ſo klug dieſer Beſtimmung in ihrem Commentar nicht zu erwähnen, aber ſie nimmt dieſelbe nichts deſto weniger in die Citation des Art. 2 auf. Was heißt fanatiſches Herüberziehen von religiöſen Glaubensſätzen in die Politik? Es heißt die religiöſen Glaubensſätze ihrer ſpecifiſchen Natur nach den Staat beſtimmen laſſen, es heißt das beſondere Weſen der Religion zum Maß des Staats machen. Das alte Cenſuredict konnte mit Recht dieſer Begriffsverwirrung entgegentreten, denn es gibt die beſondere Religion, den beſtimmten Inhalt derſelben der Kritik anheim. Doch das alte Edict ſtützte ſich auf den ſeichten, oberflächlichen, von Euch ſelbſt verachteten Rationalismus. Ihr aber, die ihr den Staat auch im Einzelnen auf den Glauben und das Chriſtenthum ſtützt, die ihr einen chriſtlichen Staat wollt, wie könnt Ihr noch der Cenſur dieſer Begriffsverwirrung vorzubeugen, anempfehlen?

Die Confuſion des politiſchen und chriſtlich-religiöſen Prinzips iſt ja officielle Confeſſion geworden. Dieſe Confuſion wollen wir mit einem Wort klar machen. Blos von der chriſtlichen als der anerkannten Religion zu reden, ſo habt Ihr in Eurem Staate Katholiken und Proteſtanten. Beide machen gleiche Anſprüche an den Staat, wie ſie gleiche Pflichten gegen ihn haben. Sie ſehen ab von ihren religiöſen Differenzen und verlangen auf gleiche Weiſe, daß der Staat die Verwirklichung der politiſchen und rechtlichen Vernunft ſei. Ihr aber wollt einen chriſtlichen Staat. Iſt Euer Staat nur lutheriſch-chriſtlich, ſo wird er dem Katholiken zu einer Kirche, der er nicht angehört, die er als ketzeriſch verwerfen muß, deren innerſtes Weſen ihm widerſpricht. Umgekehrt verhält es ſich ebenſo, oder macht Ihr den allgemeinen Geiſt des Chriſtenthums zum beſondern Geiſt Eures Staates, ſo entſcheidet Ihr doch aus Eurer proteſtantiſchen Bildung heraus, was der allgemeine Geiſt des Chriſtenthums ſei. Ihr beſtimmt, was chriſtlicher Staat ſei, obgleich Euch die letzte Zeit gelehrt hat, daß einzelne Regierungsbeamte die Grenzen zwiſchen Religion und Welt, zwiſchen Staat und Kirche nicht ziehen können. Nicht *Cenſoren*, ſondern *Diplomaten* hatten über dieſe *Begriffsverwirrung* nicht zu *entſcheiden*, ſondern zu *unterhandeln*. Endlich ſtellt Ihr Euch auf den *ketzeriſchen* Standpunkt, wenn Ihr das beſtimmte Dogma als unweſentlich verwerft. Nennt Ihr Euren Staat *allgemein chriſtlich*, ſo bekennt Ihr mit einer diplomatiſchen Wendung, daß er *unchriſtlich* ſei. Alſo verbietet entweder die Religion überhaupt in die Politik zu ziehen, — aber das wollt ihr nicht, denn Ihr wollt den Staat nicht auf freie Vernunft, ſondern auf den Glauben ſtützen, die Religion gilt Euch als die *allgemeine Sanction des Poſitiven*, — oder erlaubt auch das *fanatiſche* Herüberziehen der Religion in die Politik. Laßt ſie auf *ihre Weiſe* politiſiren, aber das wollt Ihr wieder nicht: die Religion ſoll die Weltlichkeit ſtützen, ohne daß ſich die Weltlichkeit der Religion unterwirft. Zieht Ihr die Religion einmal in die Politik, ſo iſt es eine untrügliche, ja eine *irreligiöſe* Anmaßung, *weltlich* beſtimmen zu wollen, *wie* die Religion innerhalb der Politik aufzutreten habe. Wer ſich mit der Religion verbünden will aus Religioſität, muß ihr in allen Fragen die entſcheidende Stimme einräumen, oder verſteht Ihr vielleicht unter Religion den *Cultus Eurer eignen Unumſchränktheit und Regierungsweisheit*?

Noch auf andre Weiſe geräth die *Rechtgläubigkeit* der neuen Cenſurinſtruction in Conflict mit dem *Rationalismus* des alten Cenſuredicts. Dieſes ſubſumirt unter den Zweck der Cenſur auch die Unterdrückung deſſen, „was die *Moral* und guten Sitten beleidigt.“ Die Inſtruction führt dieſen Paſſus als *Citat* aus dem Art. 2 an. Allein wenn *ihr Commentar* in Bezug auf die Religion Zuſätze machte, ſo enthält er Weglaſſungen in Bezug auf die Moral. Aus der

Beleidigung der *Moral* und der **guten Sitten** wird eine Verletzung von „Zucht und Sitte und äußrer Anſtändigkeit“. Man ſieht: die *Moral* als *Moral*, als *Prinzip einer Welt*, die eignen Geſetzen gehorcht, *verſchwindet* und an die Stelle des Weſens treten äußerliche Erſcheinungen, die *polizeiliche Ehrbarkeit*, der *conventionelle Anſtand*. Ehre dem Ehre gebührt, hier erkennen wir wahre Conſequenz. Der ſpecifiſch chriſtliche Geſetzgeber kann die *Moral* als in ſich ſelbſt geheiligte unabhängige Sphäre *nicht anerkennen*, denn ihr inneres allgemeines Weſen vindicirt er der Religion. Die unabhängige Moral beleidigt die allgemeinen Grundſätze der Religion und die beſondern Begriffe der Religion ſind der Moral zuwider. Die Moral erkennt nur ihre eigne allgemeine und vernünftige Religion und die Religion nur ihre beſondre poſitive Moral. Die Cenſur wird alſo nach dieſer Inſtruction die intellectuellen Heroen der Moral, wie etwa Kant, Fichte, Spinoza als irreligiös, als die Zucht, die Sitte, die äußre Anſtändigkeit verletzend, verwerfen müſſen. Alle dieſe Moraliſten gehen von einem principiellen Widerſpruch zwiſchen Moral und Religion aus, denn die *Moral* ruhe auf der *Autonomie*, die *Religion* auf der *Heteronomie* des menſchlichen Geiſtes. Von dieſen unerwünſchten Neuerungen der Cenſur — einerſeits der Erſchlaffung ihres moraliſchen, andrerſeits der rigoröſen Schärfung ihres religiöſen Gewiſſens — wenden wir uns zu dem Erfreulicheren, zu den *Conzeſſionen*.

Es „folgt insbeſondere, daß Schriften, in denen die Staatsverwaltung im Ganzen oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, erlaſſene oder noch zu erlaſſende Geſetze nach ihrem innern Werthe geprüft, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbeſſerungen angedeutet oder in Vorſchlag gebracht werden, um deßwillen, weil ſie in einem andern Sinne als dem der Regierung geſchrieben, nicht zu verwerfen ſind, wenn nur ihre Faſſung anſtändig und ihre *Tendenz wohlmeinend* iſt.“ Beſcheidenheit und Ernſthaftigkeit der Unterſuchung. Dieſe Forderung theilt die neue Inſtruction mit dem Cenſuredict, allein ihr genügt die anſtändige Faſſung ebenſowenig wie die Wahrheit des Inhalts. Die **Tendenz** wird ihr zum Hauptcriterium, ja ſie iſt ihr durchgehender Gedanke, während in dem Edict ſelbſt nicht einmal das Wort Tendenz zu finden iſt. Worin ſie beſtehe, ſagt auch die neue Inſtruction nicht, wie wichtig ihr aber die Tendenz ſei, möge noch folgender Auszug beweiſen: „Es iſt dabei eine unerläßliche Vorausſetzung, daß die Tendenz der gegen die Maßregeln der Regierung ausgeſprochenen Erinnerungen nicht gehäſſig und böswillig, ſondern wohlmeinend ſei, und es muß von dem Cenſor der gute Wille und die Einſicht verlangt werden, daß er zu unterſcheiden wiſſe, wo das eine und das andre der Fall iſt. Mit Rückſicht hierauf haben die Cenſoren ihre Aufmerkſamkeit auch beſonders auf die Form und den Ton der Sprache der Druckſchriften zu richten, und inſofern durch Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit und Anmaßung ihre Tendenz ſich als eine verderbliche darſtellt, deren Druck nicht zu geſtatten.“ Der Schriftſteller iſt alſo dem furchtbarſten Terrorismus, der Jurisdiction des Verdachts anheim gefallen. Tendenzgeſetze, Geſetze die keine objectiven Normen geben, ſind Geſetze des Terrorismus, wie ſie die Noth des Staats unter Robespierre und die Verdorbenheit des Staats unter den römiſchen Kaiſern erfunden hat. Geſetze, die nicht die Handlung als ſolche, ſondern die Geſinnung des Handelnden zu ihren Hauptcriterien machen, ſind nichts als poſitive Sanctionen der Geſetzloſigkeit. Lieber wie jener Czaar von Rußland Jedem den Bart durch officielle Koſacken abſcheeren laſſen, als die Meinung, in der ich den Bart trage, zum Criterium des Scheerens machen.

Nur inſofern ich mich äußere, in die Sphäre des Wirklichen trete, trete ich in die Sphäre des Geſetzgebers. Für das Geſetz bin ich gar nicht vorhanden, gar kein Object deſſelben, außer in *meiner That*. Sie iſt das Einzige, woran mich das Geſetz zu halten hat; denn ſie iſt das Einzige, wofür ich ein Recht der Exiſtenz verlange, ein *Recht der Wirklichkeit*, wodurch ich alſo auch dem *wirklichen Recht* anheim falle. Allein das Tendenzgeſetz beſtraft nicht allein das, was ich thue, ſondern das, was ich *außer* der That meine. Es iſt alſo ein Inſult auf die Ehre des Staatsbürgers, ein Vexirgeſetz gegen meine Exiſtenz.

Ich kann mich drehen und wenden, wie ich will, es kommt auf den Thatbeſtand nicht an. Meine Exiſtenz iſt verdächtig, mein innerſtes Weſen, meine Individualität wird als eine *ſchlechte* betrachtet, und *für dieſe Meinung* werde ich *beſtraft*. Das Geſetz ſtraft mich nicht für das Unrecht, was ich thue, ſondern für das Unrecht, was ich nicht thue. Ich werde eigentlich dafür geſtraft, daß meine Handlung *nicht geſetzwidrig* iſt, denn nur dadurch zwinge ich den milden, wohlmeinenden Richter, an meine *ſchlechte Geſinnung*, die ſo klug iſt, nicht ans Tageslicht zu treten, ſich zu halten.

Das Geſinnungsgeſetz iſt *kein Geſetz des Staates* für die *Staatsbürger*, ſondern das *Geſetz einer Partei gegen eine andre Partei*. Das Tendenzgeſetz hebt die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetze auf. Es iſt ein Geſetz der Scheidung, nicht der Einung, und alle Geſetze der Scheidung ſind reactionär. Es iſt kein Geſetz, ſondern ein *Privilegium*. Der Eine darf thun, was der Andre nicht thun darf, nicht weil dieſem etwa eine objective Eigenſchaft fehlte, wie dem Kind zum Contrahiren von Verträgen, nein, weil ſeine gute Meinung, ſeine Geſinnung verdächtig iſt. Der *ſittliche Staat* unterſtellt in ſeinen Gliedern *die Geſinnung des Staats*, ſollten ſie auch in *Oppoſition gegen ein Staatsorgan*, gegen die *Regierung* treten;

aber die Geſellſchaft, in der *ein* Organ ſich alleiniger, excluſiver Beſitzer der Staatsvernunft und Staatsſittlichkeit dünkt, eine Regierung, die ſich in principiellen Gegenſatz gegen das Volk ſetzt, und daher *ihre ſtaatswidrige Geſinnung* für die allgemeine, für die normale Geſinnung hält, das üble Gewiſſen der Faction erfindet Tendenzgeſetze, *Geſetze der Rache*, gegen eine Geſinnung, die nur in den Regierungsgliedern ſelbſt ihren Sitz hat. Geſinnungsgeſetze baſiren auf der Geſinnungsloſigkeit, auf der unſittlichen, materiellen Anſicht vom Staat. Sie ſind ein indiscreter Schrei des böſen Gewiſſens. Und wie iſt ein Geſetz der Art zu executiren? Durch ein Mittel, empörender als das Geſetz ſelbſt, durch *Spione*, oder durch vorherige Uebereinkunft, ganze litterariſche Richtungen für verdächtig zu halten, wobei allerdings wieder auszukundſchaften bleibt, welcher Richtung ein Individuum angehöre. Wie im Tendenzgeſetz die *geſetzliche Form* dem *Inhalt widerſpricht*, wie die *Regierung*, die es gibt, gegen das eifert, was ſie ſelbſt iſt, gegen die ſtaatswidrige Geſinnung, ſo bildet ſie auch im Beſondern gleichſam die *verkehrte Welt* zu ihren Geſetzen, denn ſie mißt mit doppeltem Maß. Nach der einen Seite iſt Recht, was das Unrecht der andern Seite iſt. *Ihre Geſetze ſchon ſind das Gegentheil von dem, was ſie zum Geſetz machen.*

In dieſer Dialektik verfängt ſich auch die *neue Cenſurinſtruction*. Sie iſt der Widerſpruch, alles das auszuüben und den Cenſoren zur Pflicht zu machen, was ſie an der Preſſe als ſtaatswidrig verdammt.

So verbietet die Inſtruction den Schriftſtellern, die Geſinnung Einzelner oder ganzer Klaſſen zu verdächtigen, und in einem Athem gebietet ſie dem Cenſor, alle Staatsbürger in verdächtige und unverdächtige einzutheilen, in wohlmeinende und übelmeinende. Die der Preſſe entzogene Kritik wird zur täglichen Pflicht des Regierungskritikers; allein bei dieſer Umkehrung hat es nicht einmal ſein Bewenden. Innerhalb der Preſſe erſchien das Staatswidrige ſeinem Gehalte nach als ein Beſonderes, Seite ſeiner Form war es allgemein, d. h. dem allgemeinen Urtheil preis gegeben.

Allein nun dreht ſich die Sache um. Das Beſondere erſcheint jetzt *in Bezug auf ſeinen Inhalt* als das Berechtigte, das Staatswidrige als Meinung des Staats, als Staatsrecht, in Bezug auf ſeine Form als Beſonderes, unzugänglich dem allgemeinen Licht, aus dem freien Tag der Oeffentlichkeit in die Actenſtube des Regierungskritikers verbannt. So will die Inſtruction die Religion beſchützen, aber ſie verletzt den allgemeinſten Grundſatz aller Religionen, die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der ſubjectiven Geſinnung. Sie macht den Cenſor an Gottes Statt zum Richter des Herzens. So unterſagt ſie beleidigende Aeußerungen und ehrenkränkende Urtheile über einzelne Perſonen, aber ſie ſetzt euch jeden Tag dem ehrenkränkenden und beleidigenden Urtheil des Cenſors aus. So will die Inſtruction die von übelwollenden oder ſchlecht unterrichteten Individuen herrührenden Klatſchereien unterdrücken, und ſie zwingt den Cenſor, ſich auf ſolche Klatſchereien, auf das Spioniren durch ſchlecht unterrichtete und übelwollende Individuen zu verlaſſen und zu verlegen, indem ſie das Urtheil aus der Sphäre des objectiven Gehalts in die Sphäre der ſubjectiven Meinung oder Willkür herabzieht. So ſoll die Abſicht des Staats nicht verdächtigt werden, aber die Inſtruction geht vom Verdacht gegen den Staat aus. So ſoll unter gutem Schein keine ſchlechte Geſinnung verborgen werden, aber die Inſtruction ſelbſt ruht auf einem falſchen Schein. So ſoll das Nationalgefühl erhöht werden, und auf eine die Nationen erniedrigende Anſicht wird baſirt. Man verlangt geſetzmäßiges Betragen und Achtung vor dem Geſetze, aber zugleich ſollen wir Inſtitutionen ehren, die uns geſetzlos machen und die Willkür an die Stelle des Rechts ſetzen. Wir ſollen das Princip der Perſönlichkeit ſo ſehr anerkennen, daß wir trotz dem mangelhaften Inſtitut der Cenſur dem Cenſor vertrauen, und Ihr verletzt das Princip der Perſönlichkeit ſo ſehr, daß Ihr ſie nicht nach den Handlungen, ſondern nach der Meinung von der Meinung ihrer Handlungen richten laßt. Ihr fordert Beſcheidenheit, und Ihr geht von der enormen Unbeſcheidenheit aus, einzelne Staatsdiener zum Herzensſpäher, zum Allwiſſenden, zum Philoſophen, Theologen, Politiker, zum delphiſchen Apollo zu ernennen. Ihr macht uns einerſeits die Anerkennung der Unbeſcheidenheit zur Pflicht und verbietet uns andrerſeits die Unbeſcheidenheit. Die eigentliche Unbeſcheidenheit beſteht darin, die Vollendung der Gattung beſondern Individuen zuzuſchreiben. Der Cenſor iſt ein beſonderes Individuum, aber die Preſſe ergänzt ſich zur Gattung. Uns befehlt Ihr Vertrauen und dem Mißtrauen leiht Ihr geſetzliche Kraft. Ihr traut Euren Staatsinſtitutionen ſo viel zu, daß ſie den ſchwachen Sterblichen, den Beamten, zu Heiligen und ihm das Unmögliche möglich machen werden. Aber Ihr mißtraut Eurem Staatsorganismus ſo ſehr, daß Ihr die iſolirte Meinung eines Privatmanns fürchtet; denn Ihr behandelt die Preſſe als einen Privatmann. Von den Beamten unterſtellt Ihr, daß ſie ganz unperſönlich, ohne Groll, Leidenſchaft, Bornirtheit und menſchliche Schwäche verfahren werden. Aber das Unperſönliche, die Ideen, verdächtigt Ihr voller perſönlicher Ränke und ſubjectiver Niederträchtigkeit zu ſein. Die Inſtruction verlangt unbegrenztes Vertrauen auf den Stand der Beamteten, und ſie geht von unbegrenztem Mißtrauen gegen den Stand der Nichtbeamteten aus. Warum ſollen wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten? Warum ſoll uns nicht eben dieſer Stand das Verdächtige ſein? Ebenſo der Charakter. Und von vorn herein muß der Unbefangene dem Charakter des öffentlichen Kritikers mehr Achtung zollen, als dem Charakter des geheimen.

Was überhaupt ſchlecht iſt, bleibt ſchlecht, welches Individuum der Träger dieſer Schlechtigkeit ſei, ob ein Privatkritiker oder ein von der Regierung angeſtellter, nur daß im letztern Fall die Schlechtigkeit autoriſirt, und als eine Nothwendigkeit von Oben betrachtet wird, um das Gute von Unten zu verwirklichen.

Die *Cenſur der Tendenz* und die *Tendenz der Cenſur* und ein *Geſchenk der neuen liberalen Inſtruction*. Niemand wird uns verdenken, wenn wir mit einem gewiſſen Mißtrauen zu ihren weitern Beſtimmungen uns hinwenden.

„Beleidigende Aeußerungen und ehrenkränkende Urtheile über einzelne Perſonen ſind nicht zum Druck geeignet.“ Nicht zum Druck geeignet! Statt dieſer Milde wäre zu wünſchen, daß das beleidigende und ehrenkränkende Urtheil objective Beſtimmungen erhalten hätte.

„Daſſelbe gilt von der Verdächtigung der Geſinnung Einzelner *oder* (inhaltsſchweres Oder) ganzer Klaſſen, vom Gebrauch von *Parteinamen* und dergleichen Perſönlichkeiten.“ Alſo auch die Rubricirung unter Categorien, der Angriff auf ganze Klaſſen, der Gebrauch von Parteinamen — und der Menſch muß Allem wie Adam einen Namen geben, damit es für ihn vorhanden ſei —, Parteinamen ſind nothwendige Categorien für die politiſche Preſſe,

„Weil jede Krankheit zuvörderſt, wie **Doctor Saſſafras** meint,
„Um glücklich ſie curiren zu können,
„Benamſet werden muß.“

Dies alles gehört zu den *Perſönlichkeiten*. Wie ſoll man es nun anfangen? Die Perſon des Einzelnen darf man nicht angreifen, die Klaſſe, das Allgemeine, die moraliſche Perſon eben ſo wenig. Der Staat will — und da hat er recht —

keine Injurien dulden, keine Perſönlichkeiten; aber durch ein leichtes „oder" wird das Allgemeine auch unter die Perſönlichkeiten ſubſumirt. Durch das „oder" kommt das Allgemeine in die Mitte, und durch ein kleines „und" erfahren wir ſchließlich, daß nur von Perſönlichkeiten die Rede geweſen. Als eine ganz ſpielende Conſequenz aber ergibt ſich, daß alle Controle der Beamten, wie ſolcher Inſtitutionen, die als eine Klaſſe von Individuen exiſtirt, der Preſſe unterſagt wird.

„Wird die Cenſur nach dieſen Andeutungen in dem Geiſte des Cenſuredicts vom 1. Oct. 1819 ausgeübt, ſo wird einer anſtändigen und freimüthigen Publicität hinreichender Spielraum gewährt, und es iſt zu erwarten, daß dadurch eine größere Theilnahme an vaterländiſchen Intereſſen erweckt und ſo das Nationalgefühl erhöht werden wird." Daß nach dieſen Andeutungen der *anſtändigen*, im Sinne der Cenſur anſtändigen, Publicität ein mehr als hinreichender Spielraum gewährt ſei, — auch das Wort Spielraum iſt glücklich gewählt, denn der Raum iſt für eine ſpielende, an Luftſprüngen ſich genügende Preſſe berechnet — geſtehen wir zu; ob für eine *freimüthige* Publicität, und wo ihr der *freie Muth* ſitzen ſoll, überlaſſen wir dem Scharfblick des Leſers. Was die *Erwartungen* der Inſtruction betrifft, ſo mag allerdings das *Nationalgefühl* in der Weiſe erhöht werden, wie die zugeſandte Schnur das Gefühl der türkiſchen Nationalität erhöht; ob aber gerade die ebenſo beſcheidene als ernſthafte Preſſe Theilnahme an den vaterländiſchen Intereſſen erwecken wird, überlaſſen wir ihr ſelbſt; eine magere Preſſe iſt nicht mit China aufzufüttern. Allein vielleicht haben wir die angeführte Periode zu ernſthaft begriffen. Vielleicht treffen wir beſſer den Sinn, wenn wir ſie als bloßen Haken in der Roſenkette betrachten. Vielleicht hält dieſer liberale Haken eine Perle von ſehr zweideutigem Werth. Sehen wir zu. Auf den Zuſammenhang kommt alles an. Die Erhöhung des

Nationalgefühls und die Erweckung der Theilnahme an vaterländiſchen Intereſſen, die in dem angeführten obligaten Paſſus als *Erwartung* ausgeſprochen werden, verwandeln ſich unter der Hand in einen *Befehl*, in deſſen Munde ein *neuer Preßzwang* unſrer armen ſchwindſüchtigen *Tagesblätter* liegt.

„Auf dieſem Weg darf man hoffen, daß auch die politiſche Litteratur und die Tagespreſſe ihre Beſtimmung beſſer erkennen, mit dem Gewinn eines reichern Stoffes auch einen würdigern Ton ſich aneignen, und es künftig verſchmähen werden, durch Mittheilung gehaltloſer, aus fremden Zeitungen entlehnter, von übelwollenden oder ſchlecht unterrichteten Correſpondenten herrührenden Tagesneuigkeiten, durch Klatſchereien und Perſönlichkeiten auf die Neugierde ihrer Leſer zu ſpeculiren — eine Richtung, gegen welche einzuſchreiten die Cenſur den unzweifelhaften Beruf hat.“

Auf dem angegebenen Weg wird *gehofft*, daß die politiſche Litteratur und die Tagespreſſe ihre Beſtimmung beſſer erkennen werden ꝛc. Allein die *beſſere Erkenntniß* läßt ſich nicht anbefehlen; auch iſt ſie eine erſt noch zu erwartende Frucht, und Hoffnung iſt Hoffnung. Die Inſtruction aber iſt viel zu practiſch, um ſich mit Hoffnungen und frommen Wünſchen zu begnügen. Während der Preſſe die Hoffnung ihrer künftigen Beſſerung *als neues Soulagement* gewährt wird, wird ihr zugleich von der gütigen Inſtruction ein gegenwärtiges Recht genommen. Sie verliert, was ſie noch hat, in Hoffnung ihrer Beſſerung. Es geht ihr wie dem armen Sancho Panſa, dem ſein Hofarzt alle Speiſe vor ſeinen Augen entzog, damit kein verdorbener Magen ihn zur Erfüllung der vom Herzog auferlegten Pflichten untüchtig mache.

Zugleich dürfen wir die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, den preußiſchen Schriftſteller zur Aneignung dieſer Art von anſtändigem Styl aufzufordern. Im Vorderſatz heißt es:

„Auf dieſem Wege darf man hoffen, daß:" Von dieſem daß wird eine ganze Reihe von Beſtimmungen regiert, alſo, daß die politiſche Litteratur und die Tagespreſſe ihre Beſtimmung beſſer erkennen, daß ſie einen würdigern Ton, ꝛc. ꝛc., daß ſie Mittheilungen gehaltloſer, aus fremden Zeitungen entlehnter Correſpondenzen ꝛc. verſchmähen werden. Alle dieſe Beſtimmungen ſtehen noch unter dem Regiment der Hoffnung; aber der Schluß, der ſich durch einen Gedankenſtrich an das Vorhergehende anſchließt: „eine Richtung, gegen welche einzuſchreiten die Cenſur den unzweifelhaften Beruf hat", überhebt den Cenſor der langweiligen Aufgabe, die gehoffte Beſſerung der Tagespreſſe abzuwarten, und ermächtigt ihn vielmehr, das Mißfällige ohne Weiteres wegzuſtreichen. An die Stelle der innern Cur iſt die Amputation getreten.

„Damit dieſem Ziele näher getreten werde, iſt es aber erforderlich, daß bei Genehmigung neuer Zeitſchriften und neuer Redacteure mit großer Vorſicht verfahren werde, damit die Tagespreſſe nur völlig unbeſcholtenen Männern anvertraut werde, deren wiſſenſchaftliche Befähigung, Stellung und Character für den Ernſt ihrer Beſtrebungen und für die Loyalität ihrer Denkungsart Bürgſchaft leiſten." Ehe wir auf das Einzelne eingehen, zuvor eine allgemeine Bemerkung. Die Genehmigung neuer Redacteure, alſo überhaupt der künftigen Redacteure, iſt ganz der „großen Vorſicht", verſteht ſich der Staatsbehörden, der Cenſur anheimgeſtellt, während das alte Cenſuredict wenigſtens unter gewiſſen Garantien die Wahl des Redacteurs dem Belieben des Unternehmers überließ: „Art. 9. Die Obercenſurbehörde iſt berechtigt, dem Unternehmer einer Zeitung zu erklären, daß der angegebene Redacteur nicht von der Art ſei, das nöthige Zutrauen einzuflößen, in welchem Falle der Unternehmer verpflichtet iſt, entweder einen andern Redacteur anzunehmen, oder wenn er den ernannten beibehalten will, für ihn eine von Unſern oben erwähnten Staatsministerien auf den Vorschlag gedachter Obercensurbehörde zu *bestimmenden Kaution* zu leisten.“

In der neuen Censurinstruction spricht ſich eine ganz andere Tiefe, man kann ſagen *Romantik* des Geiſtes aus. Während das alte Censuredict äußerliche, proſaiſche, daher geſetzlich beſtimmbare Kautionen verlangt, unter deren Garantie auch der mißliebige Redacteur zuzulaſſen ſei, nimmt dagegen die Inſtruction dem Unternehmer einer Zeitſchrift *jeden Eigenwillen*, und verweiſt die vorbeugende Klugheit der Regierung, die große Vorſicht und den geiſtigen Tiefſinn der Behörden auf innere, ſubjective, äußerlich unbeſtimmbare Qualitäten. Wenn aber die Unbeſtimmtheit, die zartſinnige Innerlichkeit und die ſubjective Ueberſchwänglichkeit der *Romantik* in das *rein Aeußerliche* umſchlägt, nur in dem Sinn, daß die äußerliche Zufälligkeit nicht mehr in ihrer proſaiſchen Beſtimmtheit und Begrenzung, ſondern in einer wunderbaren Glorie, in einer eingebildeten Tiefe und Herrlichkeit erſcheint, — ſo wird auch die Inſtruction dieſem *romantiſchen Schickſal* ſchwerlich entgehen können.

Die Redacteure der Tagespreſſe, unter welche Categorie die ganze Journaliſtik fällt, ſollen völlig unbeſcholtene Männer ſein. Als Garantie dieſer völligen Unbeſcholtenheit wird zunächſt die „*wiſſenſchaftliche Befähigung*“ angegeben. Nicht der leiſeſte Zweifel ſteigt auf, ob der Cenſor die wiſſenſchaftliche Befähigung beſitzen kann, über wiſſenſchaftliche Befähigung jeder Art ein Urtheil zu beſitzen. Lebt in Preußen eine ſolche Schaar der Regierung bekannter Univerſalgenie's — jede Stadt hat wenigſtens einen Cenſor —, warum treten dieſe encyklopädiſtiſchen Köpfe nicht als Schriftſteller auf? Beſſer, als durch die Cenſur, könnte den Verwirrungen der Preſſe ein Ende gemacht werden, wenn dieſe Beamten, übermächtig durch ihre Anzahl, mächtiger durch ihre Wiſſenſchaft und ihr Genie, auf einmal ſich erhöben und mit ihrem Genicht jene elenden Schriftſteller erdrückten, die nur in einem Genre, aber ſelbſt in dieſem einen Genre ohne officiell erprobte Befähigung agiren. Warum ſchweigen dieſe gewiegten Männer, die wie die römiſchen Gänſe durch ihr Geſchnatter das Capitol retten konnten? Es ſind Männer von zu großer Zurückhaltung. Das wiſſenſchaftliche Publikum kennt ſie nicht, aber die Regierung kennt ſie.

Und wenn jene Männer ſchon Männer ſind, wie ſie kein Staat zu finden wußte, denn nie hat ein Staat ganze Klaſſen gekannt, die nur von Univerſalgenie's und Polyhiſtoren eingenommen werden können, um wie viel genialer müſſen noch die Wähler dieſer Männer ſein! Welche geheime Wiſſenſchaft müſſen ſie beſitzen, um Beamten, die in der Republik der Wiſſenſchaft unbekannt ſind, ein Atteſt über ihre univerſalwiſſenſchaftliche Befähigung ausſtellen zu können! Je höher wir ſteigen in dieſer Büreaukratie der Intelligenz, um ſo wundervollere Köpfe begegnen uns. Ein Staat, der ſolche Säulen einer vollendeten Preſſe beſitzt, lohnt es dem der Mühe, handelt der zweckmäßig, dieſe Männer zu Wächtern einer mangelhaften Preſſe zu machen, das Vollendete zum Mittel für das Unvollendete herabzuſetzen?

So viele dieſer Cenſoren Ihr anſtellt, ſo viele Chancen der Beſſerung entzieht Ihr dem Reich der Preſſe. Ihr entzieht Eurem Heer die Geſunden, um ſie zu Aerzten der Ungeſunden zu machen.

Stampft nur auf den Boden wie Pompejus, und aus jedem Regierungsgebäude wird eine geharniſchte Pallas-Athene hervorſpringen. Vor der officiellen Preſſe wird die ſeichte Tagespreſſe in ihr Nichts zerfallen. Die Exiſtenz des Lichts reicht hin, die Finſterniß zu widerlegen. Laßt Euer Licht leuchten und ſtellt es nicht unter den Scheffel. Statt einer mangelhaften Cenſur, deren Vollgültigkeit Euch ſelbſt problematiſch dünkt, gebt uns eine vollendete Preſſe, die Ihr nur zu befehlen habt, deren Vorbild der chineſiſche Staat ſchon ſeit Jahrhunderten liefert.

Doch die wiſſenſchaftliche Befähigung zur einzigen, zur nothwendigen Bedingung für die Schriftſteller der Tagespreſſe machen, iſt das nicht eine Beſtimmung des Geiſtes, keine Begünſtigung des Privilegiums, keine conventionelle Forderung, iſt das nicht eine Bedingung der Sache, keine Bedingung der Perſon?

Leider unterbricht die Cenſurinſtruction unſre Panegyrik. Neben der Bürgſchaft der wiſſenſchaftlichen Befähigung findet ſich die der Stellung und des Charakters. Stellung und Charakter!

Der Charakter, der ſo unmittelbar der Stellung folgt, ſcheint beinahe ein bloßer Ausfluß derſelben zu ſein. Die Stellung laßt uns vor Allem ins Auge faſſen. Sie ſteht ſo eingeengt zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Befähigung und dem Charakter, daß man beinahe verſucht wird, an ihrem guten Gewiſſen zu zweifeln.

Die allgemeine Forderung der wiſſenſchaftlichen Befähigung, wie liberal! die beſondere Forderung der Stellung, wie illiberal! Die wiſſenſchaftliche Befähigung und die Stellung zuſammen, wie ſcheinliberal! Da wiſſenſchaftliche Befähigung und Charakter ſehr unbeſtimmt, die Stellung dagegen ſehr beſtimmt iſt, warum ſollten wir nicht ſchließen, daß das Unbeſtimmte nach nothwendigem logiſchen Geſetze ſich an das Beſtimmte anlehnen und an ihm Halt und Inhalt erhalten werde? Wäre es alſo ein großer Fehlſchluß des Cenſors, wenn er die Inſtruction ſo auslegte, die äuſſere Form der wiſſenſchaftlichen Befähigung und des Charakters, in der Welt aufzutreten, ſei die Stellung, um ſo mehr, da ſein eigner Stand ihm dieſe Anſicht als Staatsanſicht verbürgt? Ohne dieſe Auslegung bleibt es wenigſtens völlig unbegreiflich, warum wiſſenſchaftliche Befähigung und Charakter nicht hinreichende Bürgſchaften des Schriftſtellers ſind, warum die Stellung das nothwendige Dritte iſt. Käme der Cenſor nun gar in Conflict, fänden ſich dieſe Bürgſchaften ſelten oder nie zuſammen, wohin ſoll ſeine Wahl fallen, da einmal gewählt werden, da doch irgend wer Zeitungen und Journale redigiren muß? Die wiſſenſchaftliche Befähigung und der Charakter ohne Stellung können dem Cenſor ihrer Unbeſtimmtheit wegen problematiſch ſein, wie es überhaupt ſeine gerechte Verwunderung erregen muß, daß ſolche Qualitäten getrennt von der Stellung exiſtiren. Darf dagegen der Cenſor den Charakter, die Wiſſenſchaft bezweifeln, wo die Stellung vorhanden iſt? Er traute in dieſem Fall dem Staat weniger Urtheil zu, als ſich ſelbſt; während er in dem entgegengeſetzten dem Schriftſteller mehr als dem Staat zutraute. Sollte ein Cenſor ſo tactlos, ſo übelmeinend ſein? Es ſteht nicht zu erwarten, und wird gewiß nicht erwartet. Die *Stellung*, weil ſie im *Zweifelsfall* das entſcheidende Criterium iſt, iſt überhaupt das *abſolut Entſcheidende*.

Wie alſo früher die Inſtruction durch ihre *Rechtgläubigkeit* mit dem *Cenſuredict* in Conflict geräth, ſo jetzt durch ihre *Romantik*, die immer zugleich *Tendenz-Poeſie* iſt. Aus der *Geldcaution*, die eine proſaiſche, eigentliche Bürgſchaft iſt, wird eine ideelle, und dieſe ideelle verwandelt ſich in die ganz *reelle* und *individuelle* Stellung, die eine magiſche fingirte Bedeutung erhält. Ebenſo verwandelt ſich die Bedeutung der Bürgſchaft. Nicht mehr der Unternehmer *wählt* einen Redacteur, für den *er* der Behörde bürgt, ſondern die Behörde wählt *ihm* einen Redacteur, für den ſie ſich bei ſich ſelbſt verbürgt. Das alte Edict erwartet die Arbeiten des Redacteurs, für welche die Geldcaution des Unternehmers einſteht. Die Inſtruction hält ſich nicht an die *Arbeit*, ſondern an die *Perſon* des Redacteurs. Sie verlangt eine beſtimmte perſönliche Individualität, die ihr das Geld des Unternehmers verſchaffen ſoll. Die neue Inſtruction iſt eben ſo äußerlich, als das alte Edict; aber ſtatt daß dieſes das proſaiſch Beſtimmte ſeiner Natur gemäß ausſpricht, und begrenzt, leiht ſie der äußerſten Zufälligkeit einen imaginären Geiſt und ſpricht das bloß Individuelle mit dem Pathos der Allgemeinheit aus.

Wenn aber die romantiſche Inſtruction in Bezug auf den Redacteur der äußerlichſten Beſtimmtheit den Ton der gemüthvollſten Unbeſtimmtheit gibt, ſo gibt ſie in Bezug auf den Cenſor der vagſten Unbeſtimmtheit den Ton der geſetzlichen Beſtimmtheit. „Mit gleicher Vorſicht muß bei Ernennung der Cenſoren verfahren werden, damit das Cenſoramt nur Männern von erprobter Geſinnung und Fähigkeit übertragen werde, die dem ehrenvollen Vertrauen, welches daſſelbe vorausſetzt, vollſtändig entſprechen; Männern, welche, wohldenkend und ſcharfſichtig zugleich, die Form von dem Weſen der Sache zu ſondern verſtehen, und mit ſicherm Tact ſich über Bedenken hinwegzuſetzen wiſſen, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an ſich dieſe Bedenken nicht rechtfertigen.“ An die Stelle der Stellung und des Charakters beim Schriftſteller tritt hier die erprobte Geſinnung, da die Stellung von ſelbſt gegeben iſt. Bedeutender iſt dies, wenn bei dem Schriftſteller wiſſenſchaftliche Befähigung, bei dem Cenſor Fähigkeit ohne weitere Beſtimmung gefordert wird. Das alte, die Politik ausgenommen, rationaliſtiſch geſinnte Edict erfordert in Art. 3 „wiſſenſchaftlich gebildete“ und ſogar „**aufgeklärte**“ Cenſoren. Beide Prädicate fallen in der Inſtruction fort, und an die Stelle der Befähigung des Schriftſtellers, die eine beſtimmte, ausgebildete, zur Wirklichkeit gewordene Fähigkeit bedeutet, tritt bei dem Cenſor die Anlage der Befähigung, die Fähigkeit überhaupt. Alſo die Anlage der Fähigkeit ſoll die wirkliche Befähigung cenſiren, wie ſehr auch der Natur der Sache nach offenbar das Verhältniß umzukehren iſt. Nur im Vorbeigehen bemerken wir endlich, daß die Fähigkeit des Cenſors dem *ſachlichen* Inhalt nach nicht näher beſtimmt iſt, wodurch ihr Charakter allerdings *zweideutig* wird.

Das Cenſoramt ſoll ferner Männern übertragen werden, „die dem ehrenvollen Vertrauen, welches daſſelbe erfordert, *vollkommen entſprechen*." Dieſe pleonaſtiſche Scheinbeſtimmung, Männer zu einem Amt zu wählen, denen man vertraut, daß ſie dem ehrenvollen Vertrauen, welches ihnen geſchenkt wird, *vollſtändig entſprechen* (*werden?*), ein allerdings ſehr vollſtändiges Vertrauen, — iſt nicht weiter zu erörtern.

Endlich ſollen die Cenſoren Männer ſein, „welche, wohldenkend und ſcharfſichtig zugleich, die *Form* von dem *Weſen* der Sache zu *ſondern* verſtehen, und mit *ſicherm Tacte* ſich über *Bedenken hinwegzuſetzen* wiſſen, wo *Sinn* und *Tendenz* einer Schrift *an ſich* dieſe Bedenken nicht rechtfertigen."

Mehr oben dagegen ſchreibt die Inſtruction vor:

„Mit Rückſicht hierauf" (nämlich die Unterſuchung der Tendenz) „haben die Cenſoren ihre Aufmerkſamkeit auch beſonders auf die *Form* und den *Ton der Sprache* der Druckſchriften zu richten, und inſofern durch Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit und Anmaßung ihre Tendenz ſich als eine verderbliche darſtellt, deren Druck nicht zu geſtatten." Einmal alſo ſoll der Cenſor die *Tendenz aus der Form*, das andere Mal die *Form aus der Tendenz* beurtheilen. War vorhin ſchon der *Inhalt* ganz verſchwunden als Criterium des Cenſirens, ſo verſchwindet jetzt auch die *Form*. Wenn nur die Tendenz gut iſt, ſo hat es mit den *Verſtößen der Form* nichts auf ſich. Mag die Schrift auch nicht gerade ſehr ernſthaft und beſcheiden gehalten ſein, mag ſie heftig, leidenſchaftlich, anmaßend ſcheinen, wer wird ſich die *rauhe*

Auſſenſeite ſchrecken laſſen? Man muß das *Formelle* vom *Weſen* zu unterſcheiden wiſſen. Jeder Schein der Beſtimmungen mußte aufgehoben, die Inſtruction mußte mit einem *vollkommenen Widerſpruch gegen ſich ſelbſt* enden; denn alles, woraus die Tendenz erkannt werden ſoll, empfängt vielmehr erſt ſeine Qualificirung aus der Tendenz und muß vielmehr aus der Tendenz erkannt werden. Die Heftigkeit des Patrioten iſt heiliger Eifer, ſeine Leidenſchaftlichkeit iſt die Reizbarkeit des Liebenden, ſeine Anmaßung eine hingebende Theilnahme, die zu maßlos iſt, um mäßig zu ſein.

Alle objectiven Normen ſind weggefallen, die *perſönliche* Beziehung iſt das Letzte und der *Tact* des Cenſors *darf* eine Bürgſchaft genannt werden. Was kann alſo der Cenſor verletzen? Den Tact. Und Tactloſigkeit iſt kein Verbrechen. Was iſt auf Seite des Schriftſtellers bedroht? Die Exiſtenz. Welcher Staat hat je die Exiſtenz ganzer Klaſſen vom Tact einzelner Beamten abhängig gemacht?

Noch einmal, *alle objectiven Normen ſind weggefallen*; von Seite des Schriftſtellers iſt die Tendenz der letzte Inhalt, der verlangt und vorgeſchrieben wird, die formloſe Meinung als Object, die Tendenz als Subject, als Meinung von der Meinung, iſt der Tact und die einzige Beſtimmung des Cenſors.

Wenn aber die Willkür des Cenſors — und die Berechtigung der bloßen Meinung iſt die Berechtigung der Willkür — eine Conſequenz iſt, die unter dem Schein ſachlicher Beſtimmungen verbrämt war, ſo ſpricht die Inſtruction dagegen mit vollem Bewußtſein die Willkür des *Oberpräſidiums* aus; dieſem wird ohne Weiteres Vertrauen geſchenkt, und *dieſes dem Oberpräſidenten geſchenkte Vertrauen* iſt die letzte *Garantie der Preſſe*. So iſt das Weſen der Cenſur überhaupt in der hochmüthigen Einbildung des Polizeiſtaates auf ſeine Beamten gegründet. Selbſt das Einfachſte wird dem Verſtand und dem guten Willen des Publicums nicht zugetraut; aber ſelbſt das Unmögliche ſoll den Beamten möglich ſein.

Dieſer Grundmangel geht durch alle unſere Inſtitutionen hindurch. So z. B. ſind im Criminalverfahren Richter, Ankläger und Vertheidiger in *einer Perſon* vereinigt. Dieſe Vereinigung widerſpricht allen Geſetzen der Pſychologie. Aber der Beamte iſt über die pſychologiſchen Geſetze erhaben, wie das Publicum unter denſelben ſteht. Doch ein mangelhaftes Staatsprincip kann man entſchuldigen; aber unverzeihlich wird es, wenn es nicht ehrlich genug iſt, um conſequent zu ſein. Die *Verantwortlichkeit* der Beamten müßte ſo unverhältnißmäßig über der des Publicums ſtehen, wie die Beamten über dem Publicum, und gerade hier, wo die Conſequenz allein das Princip rechtfertigen, es innerhalb ſeiner Sphäre zum rechtlichen machen könnte, wird es aufgegeben, und gerade hier wird das entgegengeſetzte angewandt.

Auch der Cenſor iſt Ankläger, Vertheidiger und Richter in einer Perſon; dem Cenſor iſt die *Verwaltung des Geiſtes* anvertraut; der Cenſor iſt *unverantwortlich*.

Die Cenſur könnte nur einen *proviſoriſch* loyalen Charakter erhalten, wenn ſie den *ordentlichen Gerichten* unterworfen würde, was allerdings unmöglich iſt, ſo lange es keine objective Cenſurgeſetze gibt. Aber das allerſchlechteſte Mittel iſt, die Cenſur wieder vor Cenſur zu ſtellen, etwa vor einen Oberpräſidenten oder ein Obercenſurcollegium.

Alles, was von dem Verhältniß der Preſſe zur Cenſur, gilt wieder vom Verhältniß der Cenſur zur Oberzenſur und vom Verhältniß des Schriftſtellers zum Obercenſor, obgleich ein *Mittelglied* eingeſchoben iſt. Es iſt daſſelbe Verhältniß, auf eine höhere Staffel geſtellt, der merkwürdige Irrthum, die Sache zu laſſen und ihr ein anderes Weſen durch andere Perſonen geben zu wollen. Wollte der *Zwangsſtaat* loyal ſein, ſo hebe er ſich auf. Jeder Punct erforderte denſelben Zwang und denſelben Gegendruck. Die Obercenſur müßte wieder cenſirt werden. Um dieſem tödtlichen Kreis zu entgehen, entſchließt man ſich illegal zu ſein, die Geſetzloſigkeit beginne nun in der dritten oder 99ten Schichte. Weil dies Bewußtſein dem Beamtenſtaat unklar vorſchwebt, ſucht er wenigſtens die Sphäre der Geſetzloſigkeit ſo hoch zu ſtellen, daß ſie den Blicken entſchwindet, und glaubt dann, ſie ſei verſchwunden.

Die eigentliche Radicalcur der Cenſur wäre ihre Abſchaffung; denn das Inſtitut iſt ſchlecht, und die Inſtitutionen ſind mächtiger, als die Menſchen. Doch, unſre Anſicht mag richtig ſein oder nicht. Jedenfalls gewinnen die preußiſchen Schriftſteller durch die neue Inſtruction, entweder an reeller Freiheit, oder an ideeller, an **Bewußtſein.**

Rara temporum felicitas, ubi quae velis sentire et quae sentias dicere licet.

B.

Preßfreiheit.

I.

Die Rheiniſche Zeitung über Preßfreiheit.

Seit der Umwandlung der Cenſur in Leipzig, wie aus den von uns mitgetheilten Actenſtücken und aus der weſentlichen Verkürzung der Jahrbücher um die principiell eingreifendſten Aufſätze hervorgeht, iſt es dahin gekommen, daß die Fortſchritte zu neuen Geſichtspuncten häufig in politiſchen Zeitungen, namentlich in der „Königsberger“ und „Rheiniſchen Zeitung“ erſchienen ſind. Uns wurde ſogar die Anführung aus der „Rheiniſchen Zeitung“ über die Preßfreiheit, die wir bei Gelegenheit des Aufſatzes der Jahrbücher: „der diplomatiſche Stil“ in einer Anmerkung geben wollten, durch die Leipziger Cenſur inhibirt, alſo die Preußiſche Cenſur jener Zeitung nicht anerkannt. Wir holen unſer Citat hier nach, da jener Aufſatz, der ſich an die Debatten des Rheiniſchen Landtags anknüpft, die Frage nach der Preßfreiheit auf eine weſentlich neue und ſchlagend richtige Baſis ſtellt, überall daher, wo von Preßfreiheit in Zukunft die Rede iſt, wenigſtens ſeinem Principe nach gekannt und zum Grunde gelegt zu werden verdient. No. 130 und 132 Beiblätter. Es heißt dort: „Preßfreiheit iſt immer, es fragt ſich nur, ob ſie als Privilegium Einzelner oder als Privilegium des menſchlichen Geſchlechtes exiſtirt und exiſtiren ſoll.“ „Die der Freiheit angemeſſene Exiſtenz iſt das Geſetz“, „die Cenſur iſt eine Vorſichtsmaßregel der Polizei gegen die

Freiheit; das Preßgeſetz dagegen iſt keine Repreſſivmaßregel, es iſt die Regel der Freiheit ſelbſt, die ſich zum Maß ihrer Ausnahmen macht. Die Cenſurmaßregel iſt kein Geſetz. Das Preßgeſetz iſt keine Maßregel.“ „Im Preßgeſetz ſtraft die Freiheit. Im Cenſurgeſetz wird die Freiheit beſtraft. Das Cenſurgeſetz iſt ein Verdachtsgeſetz gegen die Freiheit. Das Preßgeſetz iſt ein Vertrauensvotum, das die Freiheit ſich ſelbſt gibt. Das Preßgeſetz beſtraft den Mißbrauch der Freiheit. Das Cenſurgeſetz beſtraft die Freiheit als einen Mißbrauch. Sie behandelt die Freiheit als eine Verbrecherin; oder gilt es nicht in jeder Sphäre für eine Ehrenſtrafe unter polizeilicher Aufſicht zu ſtehen? Das Cenſurgeſetz hat nur die *Form* eines Geſetzes, das Preßgeſetz iſt ein *wirkliches* Geſetz. Das Preßgeſetz iſt *wirkliches* Geſetz, weil es poſitives Daſein der Freiheit iſt. Es betrachtet die Freiheit als den normalen Zuſtand der Preſſe, die Preſſe als ein Daſein der Freiheit, und tritt daher erſt in Conflict mit dem Preßvergehen, als einer Ausnahme, die ihre eigne Regel bekämpft und ſich daher aufhebt. Das Preßgeſetz erklärt die Freiheit für die Natur des Verbrechers. Was er alſo gegen die Freiheit gethan, hat er gegen ſich ſelbſt gethan und die Selbſtverletzung erſcheint ihm als *Strafe*, die ihm eine Anerkennung ſeiner Freiheit iſt.“ „Der *Mangel einer Preßgeſetzgebung* muß als die Ausſchließung der Preßfreiheit aus der Sphäre der rechtlichen Freiheit betrachtet werden, *denn die rechtlich anerkannte Freiheit exiſtirt im Staate als Geſetz*.“ —

II.

Die Preſſe und die Freiheit.

Wir haben (Recenſ. A. I.) an einem Beiſpiele, wo es ſich um den reinen Ausdruck eines *neuen Princips* der reinen Wiſſenſchaft, der Philoſophie, handelte, gezeigt, *was die Cenſur iſt und thut.* Sie fragt nicht, iſt die Sache wahr und vernünftig berechtigt? Um dies zu können, müßte ſie wiſſenſchaftlich darüber verhandeln, alſo in denſelben Fehler verfallen, den ſie vermieden wiſſen will, ſie müßte ſich mit *ihrer* Anſicht, die um jeden Preis aufrecht zu erhalten ſein ſoll, in die Gefahr der Discuſſion begeben; ſie ſagt alſo, das *Neue* iſt nicht *meine* Anſicht, *folglich* iſt es „wider den Staat, die Religion und die gute Sitte“, hat eine „ſchlechte Tendenz“ und muß durch mich, die ich auf Zucht und Ordnung halte, beſeitigt werden.

Wir haben ferner (A. II.) bei Gelegenheit des neuen preuſſiſchen Cenſuredictes geſehen, *was die Cenſur eigentlich will.* Sie will die Geſinnung, die Tendenz *ihres* Princips, alſo der Parthei, die ſie ergriffen, gegen die Parthei des *neuen* Princips durch Verdachtserklärung und politiſche Achtung oder durch das Anſehen des Staats aufrecht erhalten oder durchſetzen.

Wir haben endlich (B. I.) auf die Ausführung der Rheiniſchen Zeitung, daß die Preßfreiheit immer vorhanden ſei, daß es nur darauf ankomme, ob ſie in Form des gerechten Geſetzes oder des Privilegiums der Cenſoren vorhanden ſei, hingewieſen.

Aus allen drei Puncten zuſammen laſſen ſich unſer Preßzuſtand und unſere Rechtsverhältniſſe in einem ſo weſentlichen Gebiete ſchon ziemlich vollſtändig erkennen. Im Gefühl ihrer Wichtigkeit wollen wir indeſſen die Preßfreiheit noch weiter zurückverfolgen. Wir ſtehen am Vorabende einer großen Umgeſtaltung der politiſchen Wirklichkeit, wenn wir anders jemals wie öffentliches Staatsleben und eine freie Preſſe erreichen und nicht für immer hinter England und Frankreich zurückbleiben ſollen. In ſolchen Zeiten iſt allemal die theoretiſche Orientirung und Bildung von der höchſten Bedeutung. Denn nur darum haben wir Deutſche 1813 und 1815 die volle bürgerliche Freiheit nicht errungen, weil wir in theoretiſcher Rohheit befangen waren. Der Rückſchlag auf das Nationale, den der Freiheitskrieg darſtellt, wurde überſchätzt, und das ganz expreß Deutſche geſtaltete ſich zu einem utopiſchen Altdeutſchthum, dem die wirklich vorhandenen politiſchen Vorausſetzungen unmöglich zugeführt werden konnten. Allerdings ſprach man im Freiheitskriege genug von der Freiheit; aber man verſtand unter frei damals durchgängig doch nur deutſch und unabhängig, das negative, nicht das poſitive Freiſein. Man iſt geworden, was man werden wollte. Der Wille aber reicht nie weiter, als die Einſicht, und man wollte nicht mehr, weil man weiter nichts wußte. Das Pathos des energiſchen Willens, die Begeiſterung und der Aufſchwung jener Zeit, war nicht voll vom freien Staat und von der freien Preſſe, eher noch von der Nationaleinheit. Natürlich. Nicht wieder unterjocht zu werden oder — was das Poſitive hierin iſt — nur überhaupt erſt einen völlig unabhängigen deutſchen Staat, eine wahrhaft ſouveräne deutſche Großmacht zu haben, das mußte freilich die Hauptſache ſein, damit zu allererſt eine Baſis des *freien* Staats gewonnen wurde. Mit deſſen Freiheit aber machte man ſich freilich vor ſeiner Exiſtenz ſo wenig zu thun, daß man ſie nicht einmal im Kopfe, viel weniger im Herzen hatte. Ja, dieſes vom „Welſchthum" unterſchiedene „Deutſchthum" — nicht die Exiſtenz, ſondern das Weſen des „Thum" ſollte verſchieden ſein — widerſprach ſogar den welſchen Principien, auf welchen die wirkliche Freiheit in Deutſchland, die preußiſche Regeneration von 1808 baſirt war; und was es mit den „*ſtändiſchen*" Verfaſſungen, die vorzugsweiſe „*deutſch*" ſein ſollen, auf ſich hat, weiß Jedermann. Sie ſind allerdings darin deutſch, daß ſie viele deutſche *Provinzen*, keinen *ſouverainen Staat* hervorbringen, und es gilt wieder das alte Lied:

Das liebe heil'ge röm'ſche Reich
Wie hält's nur noch zuſammen!

Hatte man nur erſt den *deutſchen Staat* glücklich vermieden, ſo war es freilich nicht ſchwer, die *deutſche Freiheit* zu vermeiden; und es hat lange gedauert, bis wir uns durch die Experimente der *vielen* deutſchen Staaten (Provinzen) darüber klar geworden ſind, daß Preußen *der* deutſche Staat ſei, daß wir alſo getroſt anfangen können, auf die Freiheit dieſes Staates zu denken, ja, daß dieſer Staat der wahrhaft *freie*, der nach Innen und Außen ſouveraine nur ſein zu wollen braucht, um der *deutſche* zu werden. Kurz wir kennen jetzt die Macht und den Inhalt der Freiheit um vieles näher, als vor 26 Jahren, und wenn wir erſt aufhören werden, vor ihr zu erſchrecken, ja wenn wir ſogar genöthigt ſein werden, ſie zu unſerm Schirm und Schild zu machen, dann werden wir hoffentlich noch einmal wieder das werden *können*, was wir werden *wollen*.

So wichtig iſt das Wiſſen und die Theorie. Wir müſſen alſo vor allen Dingen jetzt auch über die Preſſe vollkommen klar ſehen lernen, denn ſie ſteht immer zugleich mit dem freien

Staate auf der Tagesordnung. Die freie Preſſe iſt eine Form des freien Staates, beide ſind res publica. Man ſpricht daher in Preußen jetzt mit Recht von beiden. Es herrſcht aber eine große Verwirrung über dieſen wichtigen Gegenſtand: und da es nicht an Jeſuiten fehlt, welche die Verwirrung gefliſſentlich vergrößern, ſo wollen wir ſie mit möglichſtem Fleiß zu löſen ſuchen.

Man muß ſich zu dem Zweck die Fragen vorlegen: Was iſt die Preſſe? Was die Cenſur? Was das Cenſirte und was die freie Preſſe?

1. Was iſt die Preſſe?

Was anders als der Mund und das Ohr des Volkes zugleich? Sie iſt die Rede des Volkes an ſich ſelbſt; und dieſes Reden des allgemeinen Geiſtes mit ſich ſelbſt, was iſt es anders, als Selbſtverſtändigung oder Denken? Wir haben in der Preſſe nicht die Rede des Einzelnen an den Einzelnen, nicht die Beſprechung von Privaten und von ſolchen, die im Verborgenen ihren zu verbergenden Gedankengang verfolgten; wir haben in ihr den öffentlichen Ausdruck des Geſammtdenkens, und was das wahre Denken ſein ſoll, das wirklich Allgemeine, die explicirte und ſich ſelbſt durchſichtige menſchliche Gattung, das iſt die Preſſe reell. In ihr drückt eine Zeit und ein Volk nach allen Seiten hin ſich aus, das Zufällige und das verfehlte Streben hebt in ihr zu der wahren und durchdringenden Geſtalt ſich auf. Die öffentliche Vernunft richtet unerbittlich, das Ohr der Gattung zwingt den Mund der Gattung die wahren Töne zu ſuchen, und nur der Schriftſteller wird eine Macht, der dieſe Melodie und Harmonie der Vernunft zu treffen weiß. Man hat daher geſagt: Volkes Stimme Gottes Stimme, und drückt damit nichts anders aus, als die ſich ſelbſt regulirende und ſtimmende Thätigkeit des Geiſtes oder der Vernunft der Gattung.

Allerdings machen erſt die vielen Stimmen dieſe Eine Stimmung; aber indem ſie dies thun, bleiben ſie nicht die einzelnen, zufälligen Schreier, vielmehr entſcheidet das Gericht der Oeffentlichkeit und das ſich erklärende Zeitbewußtſein über die Achtbarkeit oder Verächtlichkeit der Einzelnen. Wer den Proceß der Geſchichte weſentlich zu beſtimmen die Kraft hat, iſt nicht zu verachten; für was er aber zu achten ſei, das lehrt die Zeit. Mit der Zeit nämlich wird durch das öffentliche Ohr ein neuer Inhalt des öffentlichen Mundes erzeugt und das iſt dann die *Kritik*, welche die Geſchichte fortführt, indem ſie ſich als das *Wort* beweiſ't, welches das neue Bewußtſein der Gattung ausſpricht.

Dies geſchieht in dem Organ des Geſammtdenkens (Reden und Hören, beides iſt daſſelbe Denken), der Preſſe. Sie iſt alſo das *Element* des Allgemeinen, der *Ort*, wo die Gattung ſich ſelbſt objectivirt.

Weil hiernach die Kritik der Gattung, die Volksſtimme, nothwendig dazu gehört, um das öffentliche Wort des Einzelnen zum Ausdruck der Geſammtvernunft oder zur Macht der Zeit zu erheben; ſo iſt alle Geſcheidtheit des Einzelnen ohne dieſe Wiedergeburt nicht in Anſchlag zu bringen. Die Eitelkeit, ein beſſeres Wort, als das geltende, ſagen zu können, ſobald man es nur der Mühe werth hielte, — eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung — beruht daher auf dem Irrthume, die bloße Möglichkeit eben ſo hoch und ſogar höher anzuſchlagen, als die Wirklichkeit, oder das *zufällige* Subject, wie es unmittelbar ſich findet, über das *hiſtoriſche* Subject zu ſetzen. Freilich iſt die Vernunft republicaniſch; ſie macht das *hiſtoriſche* Subject, aber das hiſtoriſche Subject iſt nicht der Zweck. *Alle Subjecte und ihr Zuſammenwirken zu der Vernunft der Gattung ſind der Zweck*, das hiſtoriſche Subject hat nur die Ehre, hervorſtechendes Mittel zu dieſem Zweck zu ſein; ein *hervorſtechendes*

Mittel der Vernunftrealiſirung können aber nicht die Vielen und nicht Jeder, der ſich geſcheidt dünkt, ſein. Die eitlen Subjecte verkennen, daß es auch darum ſich gar nicht handelt. Der Zweck iſt ja der republicaniſche, daß das Organ der Gattung die Function ihrer Selbſtverwirklichung ausübe, nicht der perſönliche, daß einzelne Subjecte hervorſtechen und hiſtoriſche Ehren empfangen, weshalb denn auch der wahre Stolz des freien Menſchen darin beſteht, daß er fortdauernd ſich als Tribunen jenes republicaniſchen Gemeinſinns betrachtet und das hiſtoriſche Subject in ſeiner allgemeinen Bedeutung (aber auch nur in dieſer) neidlos anerkennt.

Die Preſſe iſt jetzt die nothwendige Form, worin die Vernunft der Gattung ausgeſprochen und vernommen wird. *Dieſe Form* iſt daher für die Entwickelung der Gattung von der höchſten Wichtigkeit, ja, dieſe Entwickelung ſelbſt wird durch das Eintreten dieſer Form weſentlich modificirt.

Die Entwickelung der Gattung oder die Ausbildung der menſchlichen Vernunft hat ſich ohne die Preſſe, ja ſogar ohne die Schrift beholfen. Es war aber auch nur ein Behelf.

Das erſte Element der Verſtändigung, worin ſogleich die allgemeine Form des Verſtandes erreicht wird, iſt die *geſprochene Sprache*. Urſprünglich (und dieſe Urſprünglichkeit iſt noch vorhanden) bildet zu jeder Zeit die Familie ſie aus, dann das Geſchlecht, die Ortſchaft, die Stadt, der Stamm. *Die Freiheit der Sprache*, dieſe erſte Preßfreiheit, iſt nur durch die Sitte und die Natur beſchränkt, im Uebrigen iſt ihre Freiheit und Ordnung einzig die des Verſtandes ſelbſt. Da aber der Kampf mit der Schranke hier die Entwickelung macht, ſo iſt es intereſſant zu beobachten, wie die geſprochene Sprache als Element der Verſtändigung der natürlichen Zerſplitterung anheimfällt. Die natürliche Sprache, die es nicht weiter, als zum Sprechen bringt und die weitere Allgemeinheit der Schrift noch nicht hat, zerfällt in die unzähligen

Nüancen und Angewohnheiten der Familien und Ortſchaften. Jedes Dorf ſpricht ſeine eigene Sprache, könnte man ſagen, überall wo die Bildung der Schrift den zerſplitterten Naturwuchs nicht aufhebt, und auch neben der Schrift bleibt immer noch die natürliche Zerſplitterung, wenn auch ſchon mehr verwiſcht, als in den nur geſprochenen Sprachen. Ueberhaupt iſt Dialekt, wie der natürliche Verjüngungsquell, ſo auch die natürliche Zerſplitterung der Sprache; und es dürfte nicht ſchwer fallen, zwei deutſche Naturkinder aus ſehr abweichenden Dialekten zuſammenzubringen, die ſich einander kein Wort verſtehen. So lange ſich nun die Menſchen mit ihrer Verſtändigung untereinander an Natur und Localangewohnheiten gebunden ſehen, und alſo in kleine Kreiſe zerſplittert und in dieſen feſtgehalten werden, wird allerdings die Entwickelung des Geiſtes ſo ſehr gehemmt, daß ſie kaum die Form der Geſchichte erreicht. Dennoch ſind uns unzweifelhaft principielle Revolutionen aus der vorſchriftlichen Zeit überliefert worden. Wir brauchen nur an die griechiſche Götter- und Heldenſage zu erinnern.

Mit der Schrift tritt ſodann eine höhere Form der Freiheit ein. Die Schranken der Gewohnheit und der Natur werden nicht ſo empfunden, als die ſelbſtgeſetzten Schranken in dem durch die Schrift fixirten Gedanken und in dem ebenſo fixirten Willen, dem Geſetz. Die Empfindung der Schranke führt zur bewußten Ueberwältigung. Mit den Schranken, die der Geiſt ſich ſelber ſetzt, wird daher eine höhere, ſelbſtbewußte Freiheit und der ſtetige Stufengang der Geſchichte erzeugt.

Die Bildung der fixirten Sprache, der Schriftſprache, und der fixirten Sitte, des Geſetzes, iſt nun zugleich Geiſtesbildung in der Literatur und Staatsbildung in der weiteren Geſetzgebung, wie wir ſie bei den Römern und Griechen vor Augen haben. Es entſtehen Geſetze ſogar in Beziehung auf den Mißbrauch der Schrift. Doch wie nur Sprechfreiheit, ſo kennt man auch nur Schreibfreiheit. Man weiß, daß Sprache und Schrift unmittelbar freie Elemente der Selbſtverſtändigung der menſchlichen Gattung ſind. Der republicaniſche Zweck iſt unmittelbar anerkannt überall, wo die Tyrannis und das Ohr des Dionyſius, welche ihn bezweifeln, geſtürzt iſt. Dem republicaniſchen Zweck der Entwickelung, wie wir ihn ſo eben beſtimmt haben, entſpricht die Staatsform in den Städte-Republiken. Das Alterthum ſchafft die Königswürde, welche das hervorſtechende Subject zum Zweck macht, ab, ja, es gibt ſogar im Oſtracismus eine Form, das hervorſtechende Subject überhaupt zu beſeitigen, damit es nicht zur unverdaulichen Exiſtenz in dem republicaniſchen Proceß werde, der wahre Zweck der Entwickelung alſo unverrückt bleibe.

Wir haben nun (in den Staaten des Alterthums) erſt die Schrift, noch keine Preſſe, aber wir können ſehen, was ſie anrichtet, eine Revolution jagt die andere, d. h. die Schrift führt ſchon eine Entwickelung des Geiſtes in ſeinem eignen Elemente, eine Ueberwältigung ſeiner ſelbſtgeſetzten Schranken herbei. Sie ſchafft ihm ein Material, worin er ſich ſelbſt ſicher vor Augen hat und das erreicht, daß er durch die Bildung desſelben nur ſich ſelbſt bildet: die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Staatsverfaſſungen in den geſetzlich fixirten Beſtimmungen ſind dies Material und dieſer Gegenſtand, der ſelbſt Geiſt iſt. Aber erſt die Form der Preſſe gibt dies Material in die Gewalt Aller und dehnt den Ort, das Element des Geſammtbewußtſeins, oder der Selbſtverſtändigung der Gattung, aus — für den Staat über Ortſchaft und Stadt, für Kunſt und Wiſſenſchaft über den Kreis weniger Bevorzugter und Begüterter hinaus. Die Quantität ändert hier weſentlich die Qualität. Zur Hervorbringung des wahrhaft Menſchlichen iſt der ganze Kreis der wahrhaft zu humaniſirenden Menſchheit nöthig.

Schon die Fixirung und Objectivirung des Geſprochenen durch die Schrift hatte eine weitere Entwickelung erfahren, nämlich zur unmittelbaren Begleitung der Rede — zur Stenographie. Ueberall wo die Menſchen im hellen Lichte des Selbſtbewußtſeins, d. h. in öffentlichen republikaniſchen Staaten um den wahren Ausdruck des Zeitgeiſtes in öffentlichen Reden kämpfen, tritt das Bedürfniß auf, dieſe öffentlichen Reden durch Stenographie zu erhalten, um ſie dann zu verbreiten. Man gewinnt durch Stenographie die Schnelligkeit der Rede wieder, ohne ihre Fixirung zu verlieren.)

Mit der Preſſe aber wird die Vervielfältigung des Fixirten und damit eine Verallgemeinerung des Ausdrucks der Gedanken erreicht, welche die Oeffentlichkeit des Sprechens und Denkens, das Vernommenwerden und reelle Heraustreten des Innern auf den größten Kreis, die ganze hiſtoriſche Menſchheit, bringt. Durch das Herbeiziehen der größten Verſammlung mitthätiger Menſchen iſt nun aber in der That ein höheres Element und ein vergeiſtigter Ort für die allgemeinen Angelegenheiten errungen; weshalb denn auch die Literaturbewegung den republikaniſchen Zweck, und den Oſtracismus ſogar, in ſich ſelbſt geſichert hat.

Eben die republicaniſche Form nun aber und der Oſtracismus gegen alle Subjecte und Bücher, die ſich an die Stelle der Vernunft zum Zweck erheben möchten, — das iſt es, was die Preſſe in Conflict bringt mit allen nichtrepublicaniſchen Subjecten und Inſtitutionen. Dieſe haben ſie an ihrer Aeußerlichkeit ergriffen; und die Form des unfreien Staates, der eine andere Ordnung, als die der freien Vernunft und ihrer Selbſtverſtändigung hat, alſo die äußerliche Ordnung des Polizeiſtaates, ſucht man auf die Preſſe zu übertragen. Der Zwieſpalt dieſer beiden ſchlechthin entgegengeſetzten Ordnungen iſt der Kampf der Preſſe mit der Cenſur.

Würde eine Erfindung gemacht, welche die Mittel der Gedankenfixirung und ihrer Verbreitung, wie ſie jetzt die Preſſe beſitzt, in die Gewalt jedes einzelnen Subjectes gäbe, ſo wäre jeder Verſuch, der Aeußerung des Geiſtes andere Schranken, als die perſönliche Berechtigung zu geben, vereitelt. Ohne dieſe Erfindung aber iſt die Staatsfreiheit der einzige Weg, die Geiſtesfreiheit zu erringen, die freie Preſſe daher ein Eigenthum republicaniſcher Staaten. Es iſt hier nun aber der Ort, die Natur der Cenſur bis auf den Grund zu durchſchauen. Alſo

2. Was iſt die Cenſur?

Iſt die Preſſe die Realiſirung der Geiſtesfreiheit, ſo iſt die Cenſur die Störung dieſer Freiheit oder eine Form der Willkür im höchſten Elemente der Freiheit, dem öffentlichen Denken, aus welchem der Inhalt, die Motive und die Selbſtgewißheit des öffentlichen Willens oder des freien Staatslebens zu nehmen iſt.

Durch die Preſſe wird öffentlich gedacht. Das öffentliche Denken iſt das wahrhaft realiſirte, das objective Denken. Zuerſt wird es mitgetheilt, dadurch ein Gemeinſames, und in dieſer Reibung findet es ſeine Läuterung. An der Oeffentlichkeit hat es ſein Gewiſſen und ſeinen Richter, die objective Vernunft, die es berückſichtigt und von der es wiederum berückſichtigt, kritiſirt wird. Das öffentliche Denken (ich mache hier der Kürze wegen keinen Unterſchied zwiſchen öffentlichem Fühlen, Anſchauen, Vorſtellen, Denken — Denken drückt den ganzen geiſtigen, vornehmlich theoretiſchen Proceß aus) hat alſo das Maß ſeiner Freiheit, Wahrheit und Sittlichkeit in ſich ſelber. Die Oeffentlichkeit des Denkens iſt der Terrorismus der Vernunft, wie das Licht des Tages und die Augen aller Menſchen der Terrorismus der Sitte, des Anſtandes und der Geſetzlichkeit im Leben. Das Tagesleben, das Licht der Sonne und der öffentliche Markt ſind die ſittlichen und ſicheren Punkte; erſt mit der Nacht und ihrem ungewiſſen Licht, erſt mit der Heimlichkeit, in die jeder Einzelne ſein Gelüſte hüllen kann, entſteht der eigentliche Spielraum für die Verletzung der Sitte und des Geſetzes. So ſehr iſt der Menſch dem Menſchen das Gewiſſen und der Gott. — Und warum iſt er dies? *Weil der Menſch bei dem Menſchen die Vernunft vorausſetzt.* Dieſe Vorausſetzung iſt das Gewiſſeſte von Allem und jedem Menſchen unauslöſchlich in die Seele geſchrieben. Das hiedurch geregelte Leben der Menſchen iſt die Erſcheinung, welche wir *Selbſtregierung* der Vernunft, die *Autonomie* des Geiſtes und zugleich ſeine *Autokratie* nennen; eben ſo wie die umgekehrte Vorausſetzung, daß der Menſch als unſittlich und unvernünftig zu nehmen ſei, eine tiefe Verdorbenheit des Gemüthes, das Einleben in eine gewiſſenloſe Doctrin der Nacht und der Willkür iſt. Freilich der Polizeiſtaat, welcher nur vereinzelte Menſchen, nur Privatperſonen kennt, kennt den Menſchen nur in ſeiner Entwürdigung — die durchgeführte Vereinzelung iſt die Thierheit. Den Menſchen als unſittlich und unvernünftig vorauszuſetzen iſt gewiſſenlos; denn jeder Menſch fühlt in der Geſellſchaft die Gegenwart der Vernunft als ſein eignes Gewiſſen. Mit jedem Act dieſer Gewiſſenloſigkeit erniedrigt der Menſch ſich ſelbſt. Dieſe anarchiſche Doctrin macht das Bewußtſein der Verbrecher zum Bewußtſein der Menſchheit und wenn ſie regiert, ſo regiert ſie im Namen des Verbrechens. Sie nimmt den Menſchen *als den vereinzelten.* Wenn die Macht mit ihrem Dunkel ihn des Lichts beraubt und aus dem vernünftigen Zuſammenhange herauswirft, ſo reißt dieſe gewiſſenloſe Maxime dem Menſchen am hellen Tage die Augen aus, und nachdem ſie ihm dieſelben an den Kopf geworfen hat, ruft ſie ihm zu: ſieh', wie unvernünftig du biſt! ohne mein Regiment wärſt du ein Thier und zwar ein toller Hund, der jeden biſſe, der ihm in den Weg käme. Sie hat ganz recht, dieſe Weisheit, wenn ſie ſagt, der vereinzelte Menſch wäre ein Thier;

aber ſie hat ganz unrecht, wenn ſie ſich mitten auf den Markt und in das helle Licht der Sonne hinſtellt, und dort mit der unverſchämteſten aller Lügen auftritt, nämlich mit der Behauptung: der Menſch im öffentlichen Leben und im öffentlichen Geiſt, alſo in Staat und Litteratur wäre ein vereinzelter; und dennoch iſt es dieſe gewußte und gewollte Unwahrheit, dieſe permanente Gewiſſenloſigkeit und Lüge, auf der alle Störung der Selbſtregierung der Vernunft, d. h. alle *Willkür* beruht.

Die Polizei, welche dieſe Störung zum Princip machen wollte, wäre alſo das allerverwerflichſte. Das richtige Princip der Polizei iſt nicht, die Selbſtregierung der Vernunft aufzuheben, ſondern ihr gegen Nacht und Nebel darin zu Hülfe zu kommen. Das Princip der *wahren Polizei* iſt, die Hinderniſſe der Oeffentlichkeit der Vernunft zu beſeitigen, nicht ſie ihr zu ſchaffen. Die Aufdeckung verbrecheriſcher Heimlichkeit, die Erleuchtung der Nacht, der phyſiſchen und der geiſtigen, die Straßen- und Verkehrsordnung, das Auge der objectiven Vernunft in der Nacht und im Gewühl der Planloſigkeit, wo der Zufall es anſtiftet — *dieſe* Polizeigeſchäfte beruhen alle auf der Vorausſetzung der Vernünftigkeit und richten ſich alle nur gegen die *natürlichen* Schranken der objectiven Vernunft, nicht gegen dieſe ſelbſt oder angeblich gegen deren *innere* Schranken, die das Tageslicht und das Selbſtbewußtſein in ſich ſelbſt aufheben und aufzuheben das Recht und den Ruhm haben. Beim hellen Sonnenſchein mit Gaslaternen herbeieilen, iſt eine überflüſſige, eine ohnmächtige, eine beleidigende und eine verrückte Anſtrengung.

Was thut nun die Geiſtespolizei der *Cenſur*?

Die Cenſur macht den Privatgedanken, das *innerliche*, das *geheime Denken*, den *vereinzelten Menſchen* und *ſeine Willkür* zum Princip. *Das* iſt der Cenſor, der in ſeiner Heimlichkeit, in dem Dunkel ſeiner Vereinzelung den Schriftſteller, der ſich dem Fegefeuer der Oeffentlichkeit unterwerfen will, als einen ebenfalls vereinzelten Menſchen, als eine Geſtalt der Willkür behandelt. Die Cenſur kann das geheime Denken nicht hindern. Gedanken ſind zollfrei. Auch das mitgetheilte Denken durch Sprache und Schrift und viel vor der Geburt der Cenſur Publicirtes erreicht ſie nicht, ja, nicht einmal das gemeinſame Denken in den Zuſammenkünften der Menſchen. Aber ſie ſtört das öffentliche Denken, das wahrhaft allgemeine, das Denken der Gattung, ſie ſtört die Selbſtregierung des Denkens und die Autokratie der vernünftigen Menſchheit im Lichte des öffentlichen Denkens.

Ihr Princip iſt nicht das der wahren Polizei, alles ins Licht zu ſetzen, alles Verborgene ans Licht zu ziehen und die natürlichen Schranken des Vernehmens der Vernunft heben zu helfen. Sie iſt in einem Elemente, wo dieſe ſich ſelbſt aufheben; ſie erleuchtet die Sonne mit Gas: denn ſie traut der Sonne nicht, ſie hat Flecken auf ihr entdeckt: „ſie iſt gelehrt und weiſe": ihr Princip iſt das Mißtrauen, ja, der permanente Verdacht gegen das öffentliche Denken, gegen das Denken der Gattung. Die Macht des Tageslichtes, die Macht der öffentlichen und objectiven Vernunft, die Macht des göttlichen Denkens und der Wahrheit — dieſe ſelbſt iſt ihr verdächtig. Ihr dünkt es gefährlich, daß die Wahrheit ſei, noch mehr, daß ſie herrſche. Vor dem Terrorismus dieſes unerbittlichen Regimentes bebt ſie zuſammen, und weil ſie in die Sonne nieſen muß, will ſie die Sonne ausnieſen. Welch' ein Gedanke, welch' ein Aberwitz!

Oder iſt die Wahrheit und das Wiſſen der Wahrheit wirklich zu fürchten? Für die Realiſirung der Vernunft — nein! für die Realiſirung der Unvernunft oder für das Beſtehen der Unvernunft, die etwa ſchon realiſirt wäre, ja! — Was folgt daraus? Wer die Wahrheit und das Wiſſen fürchtet, ja, wer auch nur meint, die Unwahrheit und das falſche Wiſſen könne das wahre überwältigen, der iſt im Widerſpruch mit der öffentlichen, mit der göttlichen Vernunft, mit der Vernunft als der abſoluten Weltmacht. Er glaubt nicht an ſich und ſein Syſtem; er hat das Gefühl, daß dies nicht objectiv vernünftig ſei, aber er glaubt doch auch nicht oder er glaubt eben darum nicht an die öffentliche Vernunft. Aber **Glauben** muß er doch noch haben, weil die Zukunft fortdauernd eintritt. Ihr muß er entgegen ſehen entweder mit Zuverſicht oder mit Furcht; denn er weiß ſie nicht. Wüßte er die Zukunft, ſo hätte er entweder nichts von ihr zu fürchten, oder wüßte er, daß er Alles zu fürchten hätte, ſo wären ſeine Bemühungen eine Narrheit. So aber, da er nichts weiter weiß, als daß keine Sündfluth die Zukunft hindert, unerbittlich einzutreten, muß er doch auf irgend einem Stützpunct ſich gegen ſie in Poſitur ſetzen, er muß an irgend etwas in ihr glauben. Er glaubt alſo an die Cenſoren. Sehr einfach, ſehr gut! Aber die Cenſoren, was ſind denn nun die Cenſoren? Man kann ſie ſehen, man kann ſie mit Händen greifen, man kennt ſie, ihnen kann man ſich anvertrauen, man kann ihnen Naſen geben; alſo was ſind ſie? Sie ſind einzelne, perſönlich bekannte Menſchen, nicht die ganze, gewaltige, unfaßbare Subſtanz der Menſchheit. Gut, Thomas, hier ſiehſt du die Nägelmale und die Achillesferſe der Menſchheit, hier kannſt du das Ungeheuer der gigantiſchen, alles überwältigenden Vernunft an ſeiner empfindlichen Stelle faſſen; ohne viel Umſtände kannſt du es „an der Naſe“ faſſen und führen, wohin du willſt — du weißt wohin! Der Polizeiſtaat glaubt alſo, weil er ſie ſieht, an dieſe Cenſoren und ihre Bildung, wie er ſie vorfindet, und nun gibt er das, was Allen, was der Oeffentlichkeit und der Gattung gehört, dieſen vereinzelten Cenſoren; ihnen, die er bei der Naſe hat, gibt er Preßfreiheit. Sie ſind es, die da ſagen: Imprimatur! d. h. ſie haben den Geiſt, wie ein wildes Thier, im Käfig und laſſen ihn für Geld ſehen. Es iſt nicht ihr eigner Geiſt, den ſie im Käfig haben. Indem ſie alſo die Einzigen ſind, welche die Freiheit, d. h. welche es in ihrer Willkür haben, die öffentliche Vernunft ſagen zu laſſen, was ſie ſagt, und ſo in einem weſentlichen Gebiete den ganzen Geiſt und das göttliche Leben der Gattung zu verwalten und zu vertreten; können ſie das nicht poſitiv — dann müßten ſie allein öffentlich denken —, ſondern nur negativ, indem ſie dies Denken bewachen.

Wer nun ſo den Geiſt tractirt und das öffentliche Denken unter das Geſetz ſeines Mißtrauens und Verdachtes zu beugen verſucht, was thut er? Indem er nicht an den Geiſt, an die Macht der Wahrheit über die Menſchen und ihre Vernunft glaubt, verhält er ſich atheiſtiſch im ſchlimmſten Sinne und glaubt geradezu an die Uebermacht des Böſen, und obgleich er ſieht, daß nicht auf öffentlichem Markt, ſondern nur in der Vereinzelung der Heimlichkeit und der Macht böſe Leidenſchaften die Vernunft überwältigen, ja indem er wahrnehmen muß, daß die öffentlichen Leidenſchaften nur die erhabenen und göttlichen Leidenſchaften der Vernunft ſelbſt ſind, ſo ſoll dennoch die öffentliche Vernunft, ohne die Aufſicht der Cenſoren, ſogleich der Tummelplatz alles Böſen werden. Man kennt das Leben des Geiſtes und die Entwickelung der Vernunft nicht, darum fürchtet man es; oder man kennt beides und fürchtet es eben darum, ſo iſt man verrucht.

Doch überlaſſen wir dies Bewußtſein ſeinem eigenen Gewiſſen, und halten wir uns an die Thatſache.

Man greift alſo aus der Heimlichkeit heraus und durch vereinzelte Subjecte in die Entwickelung des öffentlichen Denkens ein und ſtört es. Die vereinzelten Subjecte ſind die Darſtellung der Willkür; erſt die Probe des Einzelnen am Allgemeinen gebiert die Freiheit. Die Störung des objectiven Selbſtreinigungs- und Selbſtregierungsproceſſes der Freiheit iſt die Unternehmung, den Geiſt und ſeine innere Geſetzmäßigkeit und Freiheit durch die Willkür vereinzelter Subjecte zu unterjochen; es iſt alſo der Verſuch der Geiſtesknechtſchaft und damit der Aufhebung aller wahren Staatsfreiheit, da es ohne die Freiheit des öffentlichen Denkens keine Freiheit des öffentlichen Willens geben kann.

Freilich iſt es unmöglich, mit dieſem Verſuch vollſtändig zum Ziel zu kommen. Es wäre die entehrteſte Nation und ihr Geiſt der verkommenſte und ohnmächtigſte, in welchem in der That und Wahrheit nicht dennoch, der Cenſur zum Trotz, die göttliche Selbſtkritik der öffentlichen Vernunft herrſchte und das zufällige Subject des Cenſors ſelbſt vor der Gewalt des öffentlichen Gewiſſens niederwürfe. Aber damit iſt das Princip der Cenſur nur um ſo mehr als ein unvernünftiges dargeſtellt; denn eben weil es unvernünftig und unwahr in ſich ſelbſt iſt, darum kann es nicht zu allen ſeinen Conſequenzen kommen, darum iſt es die Darſtellung der Unmöglichkeit und Ohnmacht ſeiner Abſichten.

Die Cenſoren, welche zufällige Individuen ſind, können die Gattung nicht kritiſiren; wenn ſie es könnten, wären ſie hiſtoriſche und nothwendige Subjecte. Dieſe aber werden nicht im Voraus durch die Behörden ernannt. Wir haben gezeigt, wie ſie von der Gattung ſelbſt creirt und wieder zurückgenommen werden.

Alſo Alles zuſammengefaßt: die Cenſur iſt die ſchreiendſte Form der Willkür, die Aufhebung des ſittlichen Geiſtes im Elemente des öffentlichen Denkens ſelbſt; ſie hat den unſittlichen Zweck, die Berechtigung und Selbſtgewißheit der Vernunft nicht nur nicht anzuerkennen, ſondern ihren Proceß ſogar mit frevelnder Hand zu ſtören und an die Stelle ſeines nothwendigen Verlaufs die Willkür der zufälligen Subjecte zu ſetzen.

3. Was iſt nun das Cenſirte?

Das Cenſirte iſt der neue Geiſt vor dem Forum des alten, wie dieſer in vereinzelten, zufälligen Subjecten exiſtirt. Den neuen Geiſt hat die Subſtanz des alten geboren; in ihm wird alſo der ganze Geiſt angetaſtet, die Freiheit deſſelben, das ſchlechthin Freie, er, der abſolut Alles beherrſchende Geiſt.

Wir haben geſehen, daß die Subſtanz oder der allgemeine Geiſt ſich durch die hiſtoriſchen Subjecte verwirklicht. Iſt alſo wohl die Cenſur des allmächtigen Geiſtes unmöglich, weil er auch die Cenſoren und die Schöpfer der Cenſoren beim Schopf nimmt und in den gemeinſamen „Kelch, aus dem ihm ſeine Unendlichkeit ſchäumt“, in die Geſchichte ſchleudert, ſo liegt darum nicht minder das Verhältniß vor, daß die zufälligen Subjecte den Verſuch machen, die hiſtoriſchen zu beherrſchen („die Wenigen, die was davon erkannt, hat man von je gekreuzigt und verbrannt“), wogegen die Möglichkeit, daß einmal ein Cenſor ein hiſtoriſches Individuum und umgekehrt die meiſten cenſirten Individuen zufällige ſein können, nichts beweiſet. Das Princip der Cenſur iſt einmal die bekannte, alſo die vergangene Bildung, die in dem Cenſor mit Augen geſehen wird, — und der wahre Conflict tritt erſt ein, wenn dieſer Standpunct einer weſentlich neuen Bildung, alſo ſeiner eigenen Negation, ſich zu widerſetzen hat.

Mit dieſem Verſuch oder vielmehr mit der Erkenntniß dieſes Verſuchs, das zufällige Subject einer geltenden Bildung, den Cenſor, zum Herrn und Meiſter einzuſetzen über das hiſtoriſche Subject, welches in Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft ein neues Princip bringt, wird es offenbar, daß die Cenſur zugleich immer ein perſönliches Recht verletzt. Wir wiſſen aber ſchon, daß ſie das Recht in ſeinem Fundamente, die Freiheit im Princip verletzt: welche Perſonen ſie alſo trifft, mag ſie *zufällige* oder *hiſtoriſche* Subjecte ihrer Willkür unterwerfen, ſie verletzt in beiden das Recht, ihre Freiheit zu gebrauchen und nur für ihren wirklichen und im Gericht bewieſenen Mißbrauch verantwortlich zu ſein.

Dies führt auf die Nothwendigkeit ſowohl der *freien Preſſe*, welche die hiſtoriſchen Individuen angeht, als des *Preßgeſetzes*, welches den Mißbrauch der Preſſe durch zufällige Individuen angeht.

4. Preßfreiheit.

Die *freie Preſſe* und das *Preßgeſetz* kann man auch *poſitives* und *negatives* Geſetz der Preſſe nennen.

Die wahre Preſſe iſt die freie. Dies erhellt aus dem, was wir oben darüber geſagt. Die Preſſe, welche die Entwickelung des Geiſtes darſtellt, hat das *poſitive* Geſetz ihrer Freiheit an der Form der Entwickelung ſelbſt, alſo an der Selbſtbeherrſchung der Freiheit im Kampfe ihrer Seiten. Das Geſetz dieſer vernünftigen Dialektik ſucht die Philoſophie zu finden, die Hiſtorie darzuſtellen. Ihm zu vertrauen und ſich für ſeine Geltendmachung zu begeiſtern, iſt die wahre Religion. Die Preſſe ſteht, wie die Geſchichte überhaupt, unter dieſem Geſetze, ſelbſt wenn es verkannt und der Verſuch, es zu aboliren, durch die Cenſur unternommen wird. Die *freie Preſſe* aber entſteht, wenn es *anerkannt* wird, daß die geiſtige Entwickelung dieſe Autonomie haben ſolle.

Das *Preßgeſetz* hat dieſe Anerkennung zur Vorausſetzung; und es ſpricht ſodann aus, daß die Schriftſteller, wie jeder andere Menſch, *verantwortlich* ſind, aber nur für den Mißbrauch ihrer Freiheit.

Mißbrauch der Freiheit iſt das beſtimmte Verbrechen; Verbrechen die *Verletzung der Freiheit*, welche im Geſetz dafür erklärt iſt.

Hiedurch entſteht nun das umgekehrte Verhältniß gegen die

Cenſur. Das Preßgeſetz ſetzt die Freiheit und das Geſetz der Freiheit als Regel voraus und beſtraft die Ausnahmen von dieſer Regel, die Willkür. Umgekehrt ſetzt die Cenſur die Willkür voraus und beſtraft die Freiheit durch die Willkür. (Vergl. die oben angeführte Ausführung der Rheiniſchen Zeitung.)

Erſt durch die freie Preſſe und das ſie vorausſetzende Preßgeſetz wird das Reich der Freiheit reell und rechtlich aufgerichtet und die Preſſe mit dem ganzen Inhalt der politiſchen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Welt lebendig erfüllt.

Einzig dieſer Zuſtand der freien Preſſe iſt ein ehrenhafter und einer civiliſirten Nation allein würdiger. Hier erſt tritt die öffentliche Tugend und Tapferkeit ein; hier erſt iſt der Mann ein ganzer Mann, der für ſeine Thaten einzuſtehen hat, der aber auch das volle Selbſtgefühl des Ganzen in ſeinen Worten und Thaten zum Ausdruck bringen kann. Ein ſolcher Ausdruck des öffentlichen Geiſtes iſt alsdann unverdächtig, hat den Glauben auch anderer Völker für ſich und gilt von Nation zu Nation, während die unfreien, cenſirten Völker weder ſich ſelbſt kennen, noch von den andern gekannt und anerkannt werden.

Die Unmöglichkeit, den jetzigen Zuſtand der Preſſe in Deutſchland zu halten, liegt in ſeiner Vernunftwidrigkeit, die wir ziemlich deutlich gemacht zu haben glauben; die Schwierigkeit, ihn zu heben, welche gleichwohl als drückendes Factum fortbeſteht, liegt in dem Scheine, als ſeien die Neuerer unter den Schriftſtellern, welche mit der Cenſur in Conflict gerathen, nur wenige prolatäre Individuen, beſitzloſe, übelwollende Unruhſtifter und verblendete Idealiſten, deren die beſonnene, auf ruhigen Erwerb und loyales Leben gerichtete Maſſe ſich nimmermehr mit ihren Sympathieen annehmen werde, und deren ſie ſich in der That bis jetzt nicht annimmt, ſelbſt wenn die Schriftſteller durch polizeiliche Zerſtörung ihrer

Arbeiten friſchweg und ohne rechtliches Gehör um ihr Eigenthum und um ihren öffentlichen guten Namen gebracht werden.

Dieſen Schein zu zerſtören und die ſonſt anerkannte Heiligkeit des Rechts auch in dieſer Sphäre geltend zu machen, dazu reicht auch die klügſte, überwältigendſte Darſtellung nicht aus. Dazu bedarf es der Durchbringung des bürgerlichen Lebens mit dem idealen Intereſſe der Politik und des Rechts überhaupt, kurz der völligen Aufhebung des geiſtloſen Hinlebens aller Menſchen unter Curatel und polizeilicher Aufſicht, dazu bedarf es eines hiſtoriſchen Umſchwungs. Je heftiger der Conflict der ſtreitenden Principien, der Freiheit und der Curatel, in der Theorie werden wird, um ſo näher rücken wir auch dem Ausbruch ihres Conflictes im bürgerlichen Leben, und mit dem Begriff des *freien Staatsbürgers* wird auch der Begriff des *freien Schriftſtellers* geboren werden, und der Schein aufhören, als ſeien die freien Schriftſteller nur darum ſo frei, weil ſie *bürgerliche* Prolatarier wären. So lange der Bürger Spießbürger, einer der nur leben will, bleibt, ſo lange hält er ſich für den glücklichen Hund und den Neuerer für den unglücklichen Wolf.

Es beſteht aber auch der Schein, als ſeien die cenſurwidrigen Schriftſteller *wiſſenſchaftliche* Prolatarier, eine Meinung, die eifrig genährt wird, weil man dadurch die Welt der Schriftſteller und Gelehrten ſelbſt in zwei feindliche Lager aus einander reißt.

Es iſt nichts dagegen zu ſagen, daß die Einzelheiten vieler gelehrten Forſchungen völlig unbefangen, daß ſolche Gelehrte in ihrer achtbaren Thätigkeit alſo völlig über die Cenſur erhaben oder unter ihrer Beachtung ſind und daher auch kein Intereſſe gegen die Cenſur haben mögen. Alles aber, was den Geiſt ſelbſt betrifft, das Recht, die Religion, die Philoſophie, mit einem Worte, alles Hiſtoriſche iſt nicht unbefangen. Und wenn es nicht ſchwer iſt, alle dieſe Diſciplinen ebenfalls auf einen unbefangenen Fuß zu ſetzen, — man braucht ſich nur darauf zu beſchränken, von dem bisherigen Inhalte äußerlich Notiz zu nehmen und ſich in die ungeheure Ausbreitung des hiſtoriſchen Materials zu vertiefen, ohne dabei eine Kritik, eine Erkenntniß, eine Wiedergeburt dieſes todten Geiſtes eintreten zu laſſen —; ſo beweiſt dies nicht das Prolatariat und die Verächtlichkeit der philoſophiſchen Unruhſtifter, ſondern lediglich die Geiſtloſigkeit oder das gelehrte Prolatariat jener unbefangenen und in ihrer Unbefangenheit hochmüthigen Männer.

Die ſogenannte „reine Gelehrſamkeit“ ohne die Erkenntniß der Principien beruht auf einem Mangel an Kopf: und weil ein ſolches Individuum nicht klar über ſich werden kann, ſchiebt es den denkenden und unruhigen Köpfen den Mangel zu, den es bei ſich ſelbſt zu ſuchen hätte. Nicht daß die Gelehrten nicht denken, ſondern daß ſie wirklich und ernſtlich denken, das iſt ihm der Mangel. Dieſe „reinen“ Gelehrten ſind die natürlichen Gegner der Denker, und ihr Mangel des Kopfes wird gar leicht zu einem Mangel des Herzens, indem ſie ſich als die erbittertſten Verfolger derer beweiſen, die ſie als ihre Vorbilder ehren ſollten. So unrein iſt gemeiniglich dieſe „reine“ Gelehrſamkeit, die Geburtsſtätte der Cenſoren und aller Vertheidiger eines „ſoliden Status quo“ gegen jene Neuerer. Sie nennt ſich darum auch ſelbſt ſolid. Aber iſt dieſe „reine“ Gelehrſamkeit nicht immer rein, ſo iſt ihre Solidität niemals ſolid.

Die Solidität eines Handlungshauſes iſt die Zahlungsfähigkeit, nicht der Beſitz ſolcher Fonds, die gar nicht flott gemacht werden können: die wahre Solidität des Gelehrten iſt die geiſtige Zahlungsfähigkeit, das Liquidmachen des Gewußten, wobei er jedesmal zu beweiſen hat, daß die Sache nun auch wirklich ſein Eigenthum, ſein Erwerb, ſein Product, nicht etwa das Kapital eines Andern iſt. Solid und großhandleriſch ſolid ſind in der Wiſſenſchaft alſo nur die principiellen und fundamentalen Neuerer, eben jene Verachteten.

Auf die „reine und ſolide“ Gelehrſamkeit wird immer provocirt, wenn der Philoſophie die Kehle zugeſchnürt werden ſoll; und ſelten verfehlt dieſe Provocation ihre Wirkung. Es findet ſich irgend ein „reiner“ Gelehrter, der gegen jene Unreinen und Stänker zu Felde zieht.

Iſt nun ſchon das Bewußtſein der angeblich „ſoliden und reinen“ Gelehrten ein großes Hinderniß auch der wiſſenſchaftlichen Preßfreiheit, ſo iſt es der Amts- und „Brodgelehrte“ noch mehr. Seine Weisheit wächst mit ſeinem Amte, ſeine Erfahrung mit ſeiner Praxis, und er überzeugt ſich in der Regel bis zum Fanatismus davon, daß mit der Theorie der Hund nicht vom Ofen zu locken ſei und daß alle Neuerungen in der Theorie auf Unwiſſenheit, in der Praxis auf „Unerfahrenheit“ zurückzuführen ſind.

Der Amts- und Brodgelehrte, der es ganz iſt, weiß nicht, daß er ein Glied eines Syſtems iſt und daß er ſelbſt mit ſeinem Dienſt und ſeiner Praxis theoretiſirt, indem er, ja von vorn herein das Princip des Syſtems anerkennen muß, dem er dient. Aber freilich, wer theoretiſirt, ohne es zu wiſſen, iſt ein ſchlechter Theoretiker, er iſt das, was der „Praktiker“ für das einzig Richtige hält, ein gedankenloſer Menſch. Der Glockengießer aber ſagt:

„Den ſchlechten Mann muß ich verachten,
Der nie bedenkt, was er vollbringt.“

Die „Brodgelehrten“ ſind in demſelben Fall, wie die ſogenannten „reinen Gelehrten“: der Mangel ihres Kopfes wird nur zu häufig zum Mangel des Herzens. Sie laſſen ſich hinreißen erſt zur Antipathie gegen die Theorie, dann zur Verfolgung der „naſeweiſen, alles beſſer wiſſen wollenden Theoretiker, Idealiſten oder, wie Napoleon ſagte, Ideologen“, und bedenken nicht, wie ſehr ſie damit gegen das Heiligſte, was es gibt, den Geiſt und ſeine Ausbildung ſündigen.

Die Brodgelehrten bilden den Uebergang zu dem weitern Inhalte des Polizeiſtaates oder des Rothſtaates, wie ihn Hegel nennt, der nichts weiter ſei, als die bürgerliche Geſellſchaft und ihre äußere Ordnung, den wirklichen Staat und ſein Selbſtbewußtſein aber noch nicht erreicht habe. Die Brodgelehrten ſind „ſo practiſch“, mit ihrer Gelehrſamkeit weiter nichts zu wollen, als den ſoliden Erwerb und Lebensunterhalt:

„Man lebt, weil man exiſtirt.“

Faßt aber der „Beamte“ und der ſogenannte „reine“ Gelehrte leicht eine Verachtung gegen den philoſophiſchen und idealiſtiſchen Schriftſteller, ſo iſt, wie wir geſehen haben und noch alle Tage ſehen können, die Maſſe der bürgerlichen Geſellſchaft nur gleichgültig gegen ihn und ſein Loos, ſo lange ſie die Freiheit der Preſſe noch nicht durch Beſitz und practiſche Erfolge hat ſchätzen gelernt. Sie iſt eben deßwegen, weil ſie nur gleichgültig iſt, nicht für immer unempfänglich für das Ideale und die höheren Intereſſen. Sobald dieſe nur in der Form von geſchichtlichen und augenfälligen Ereigniſſen auftreten, ergreift die ganze unbefangene Welt ihre Fahne; und alsdann haben die Beamten und „die Reinen“ keine Mittel mehr, den Egoismus und die Geiſtloſigkeit in der Herrſchaft zu erhalten. Die unbefangene bürgerliche Geſellſchaft wird das Material, welches durch die hiſtoriſchen Umſchwünge ſich vergeiſtigt: und nur in einer ſolchen Vergeiſtigung — wie wir ſie in Frankreich durch die Revolution haben entſtehen ſehen — iſt es möglich, das Princip des Polizeiſtaates völlig zu überwinden und an die Stelle der Noth des Lebens die geiſtigen Intereſſen der Freiheit zum Pathos des tiefer gefaßten Staates zu erheben.

Die Schwierigkeit, den jetzigen Zuſtand der Preſſe in

Deutſchland zu heben, iſt daher allerdings ſehr groß. Nicht weil die Staatsmänner gar zu übelwollend wären, ſondern weil die Bequemlichkeit des Polizeiſtaates und ſein philiſterhafter Inhalt ohne große Nothſtände und ohne reelle Gefährdung der Perſonen und des Eigenthums (zu denen es aber durch die Conſequenzen des Status quo für die geſchichtliche Stellung des bloßen Polizeiſtaates nothwendig kommen muß) nicht in die Unbequemlichkeit der Freiheit aufzuheben ſein wird. Man hat dies auch ſo ausgedrückt, daß man eine freie Preſſe ohne freien Staat und einen freien Staat ohne freie Preſſe nicht haben könne. Dieſem Bedenken, daß die Freiheit überhaupt dort nicht ſein könne, wo man die Sclaverei haben *will*, iſt unbedingt beizuſtimmen. Das iſt eine Weisheit, die im Grunde weiter nichts ſagt, als: alle *öffentlich gewollte* Freiheit iſt Staatsfreiheit; da nun auch die Geiſtesfreiheit oder die Freiheit des öffentlichen Denkens *öffentlich gewollt* werden muß, ſo iſt wohl klar, daß die Preßfreiheit bei den Deutſchen ſo lange ad graecas Calendas vertagt werden wird, bis der freie deutſche Staat die Geburtswehen des Mutterſchoßes, in dem er jetzt noch ſchlummert, verarbeitet hat. Dies wird nicht ausbleiben; und wenn wir auch die Schwierigkeit, den Idealismus und die Freiheit zum Pathos der Mitwelt zu erheben, die Ehre an die Stelle der Gefühlloſigkeit, die Arbeit an die Stelle des Hinbrütens und die Geſpanntheit an die Stelle kurzſichtiger Sorgloſigkeit zu ſetzen, nicht verkennen: ſo iſt es doch gewiß, daß die Weltgeſchichte aus idealen Intereſſen und aus der Macht der Principien heraus bewegt wird, die Principloſigkeit und Gleichgültigkeit des Volkes alſo nur proviſoriſch ſein kann.

Arnold Ruge.

C.

Lehrfreiheit.

I.

Bruno Bauer und die Lehrfreiheit.

Die Lehrfreiheit hängt mit der Preßfreiheit genau zuſammen: das Buch und der Lehrſtuhl ſind zwei Gebiete, auf denen ſich die Eine Sache, die Geiſtesfreiheit, verwirklicht. Der Umfang beider Gebiete iſt aber betrachtlich verſchieden. In der Preſſe iſt ein Organ vorhanden, welches ſo univerſell wirkt, daß man bei dem Inhalt der Preßfreiheit nur an den Proceß des theoretiſchen Geiſtes überhaupt zu denken gewohnt iſt; in dem Lehrſtuhl dagegen erblicken wir ſogleich ein Staatsinſtitut, und das Wort Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit, welches wir zum Princip der Lehrfreiheit machen, erinnert ſpeciell an den *Proteſtantismus* oder was einerlei iſt an die *Theologie*. Die *Freiheit des Geiſtes* iſt natürlich die Freiheit überhaupt, „*Geiſtesfreiheit*“ aber drückt nur die Freiheit des *proteſtantiſchen* Glaubens und der *proteſtantiſchen* Wiſſenſchaft aus, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß die Freiheit des Geiſtes das ganze Denken und Wollen, auch das nichtchriſtliche und unproteſtantiſche, angeht. „Geiſtesfreiheit“, als *hiſtoriſche* Kategorie, gehört alſo dem Proteſtantismus ſpeziell an, und iſt als ſolche das Princip der *Lehrfreiheit des Proteſtantismus*. Unter der Herrſchaft des *chriſtlichen* Gewiſſens darf der Proteſtant lehren, was er weiß und will. Die Freiheit des Geiſtes dagegen, welche Princip der Preßfreiheit ſein muß, kennt nur das Gewiſſen der Vernunft und gehört dem Weſen des menſchlichen Geiſtes überhaupt an; ſie beruht auf der richtigen Erkenntniß des öffentlichen Denkproceſſes, unter deſſen Herrſchaft auf gleiche Weiſe der theoretiſche Geiſt, die Wiſſenſchaft, und der practiſche, Sittlichkeit und Staat, ſtehen. Seitdem nun das chriſtliche Gewiſſen und das Gewiſſen der Vernunft in Gegenſatz und in Kampf gerathen ſind, muß man es ausſprechen, daß die durch den Proteſtantismus errungene Gewiſſens- und Geiſtesfreiheit der Hiſtorie angehört und für unſer gegenwärtiges Bedürfniß nicht mehr ausreicht. Es iſt nicht genug, daß ich glauben kann, was ich will und vermöge meiner Bildung muß, daß man alſo in mein Gewiſſen nicht eindringt, ſondern dasſelbe frei ſich ſelbſt überläßt; es iſt nicht genug, daß ich unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens Theologie lehren und das Wort predigen darf, wie ich es verſtehe; es wird nothwendig zu fordern: daß ich auch eine Wiſſenſchaft lehren und eine Wahrheit verkündigen und verbreiten dürfe, die der Theologie und dem chriſtlichen Gewiſſen widerſpricht; es darf nichts nöthig ſein zu dieſer Erlaubniß, als die Fähigkeit, die Wahrheit öffentlich als Wahrheit behaupten und geltend machen zu können. Unſere Zeit iſt nicht mehr theologiſch, wie der Proteſtantismus, und eben darum weil ſie nicht mehr theologiſch iſt, nicht mehr in die Intereſſen der Theologie aufgeht, reicht auch die Lehrfreiheit, zu welcher die proteſtantiſche Theologie es gebracht hat, nicht mehr aus; vielmehr beſteht die Forderung einer neuen Form der Lehrfreiheit, deren Princip kein particular proteſtantiſches oder chriſtliches, ſondern das univerſelle rein menſchliche der Vernunft und deren Ordnung lediglich die freie Dialektik der Vernunft ſelbſt iſt.

Dies tiefer gefaßte Problem iſt die Lehrfreiheit, welche durch den Bruno Bauer'ſchen Fall in Anregung gebracht wird und deren Eroberung von nun an die Aufgabe ſein muß.

Der Proteſtantismus hat ſeine officielle Geſtalt in der Theologie: ſeine Grundſätze, ſeine Formen, ſein offentliches Leben ruhen in der Hand der Theologen. Die Gewiſſensfreiheit der Theologen gewinnt daher gleich einen officiellen Anſtrich, ſie wiſſen wie ſie denken ſollen, ſie haben ein chriſtliches Gewiſſen, ihnen iſt die Bibel heilig und wenn ſie auch alles Einzelne vor der menſchlichen Vernunft fallen ließen, die Heiligkeit des Ganzen und, darauf gegrundet, die Chriſtlichkeit ihres Gewiſſens können ſie nicht fallen laſſen.

Neben dieſem officiellen Proteſtantismus der Theologie läuft das gewiſſenloſe Volk nebenher. Die Nichttheologen haben keine Urſache, ſich fortdauernd zu erinnern, daß ihr Gewiſſen chriſtlich ſei; und ſobald der theologiſche Geiſt nicht mehr die Gemüther auch der Laien beherrſchte, erzeugte ſich eine Wiſſenſchaft, die kein anderes als das rein menſchliche Gewiſſen der Vernunft zu ihrer Vorausſetzung hatte und dieſe Wiſſenſchaft nahm die univerſelle Form an — in der Philoſophie.

Obgleich die Philoſophie die univerſelle Wiſſenſchaft iſt, ſo beſteht neben ihr die Theologie und zwar nicht etwa als eine beſondere Form in der allgemeinen Wiſſenſchaft, ſondern ausdrücklich außer, neben und trotz der allgemeinen Wiſſenſchaft.

Man ſuchte Theologie und Philoſophie aus einander zu halten, und wenn es auch nicht gelingen konnte, das Eindringen der Philoſophie zu verhindern, ſo hielt doch die Theologie den einen Satz feſt: die Schrift im Allgemeinen iſt heilig, und Theolog ſein, heißt ein chriſtliches Gewiſſen haben. Dies iſt ungefähr der Ausdruck des Rationalismus; und man muß zugeſtehn, daß die Haltung der Kantiſchen Philoſophie allerdings dieſe Wendung ſeiner theologiſchen Conſequenz, des Rationalismus, rechtfertigt. Wir werden das gleich ſehen.

Vorher wollen wir über die Lehrfreiheit aus der vergangenen kantiſchen Zeit die philoſophiſche Conſequenz des

Kantianismus, Fichte, hören. Während der Rationalismus ſich accommodirt, iſt Fichte vollkommen rückſichtslos, und fordert nicht nur unbedingte Freiheit, ſondern auch unbedingte Herrſchaft der Wiſſenſchaft. In ſeinen „Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten" findet ſich nicht die allergeringſte Reſtriction der Vernunftfreiheit, obgleich er es wohl ahnet, daß die Rückſichtsloſigkeit und das Ignoriren noch nicht der Sieg über den Feind ſein möchte. Er ſagt ſehr antitheologiſch S. 83:

„Die Beſtimmung des Gelehrtenſtandes iſt die oberſte Aufſicht über den wirklichen Fortgang des Menſchengeſchlechtes im Allgemeinen und die ſtete Beförderung dieſes Fortganges. Ich thue mir Gewalt an, m. H., um von der erhabenen Idee, die jetzt aufgeſtellt iſt, meine Empfindungen noch nicht fortreißen zu laſſen, aber das muß ich doch im Vorbeigehen bemerklich machen, was diejenigen eigentlich thun würden, die den freien Fortgang der Wiſſenſchaft zu hemmen ſuchten. Ich ſage: thun würden; denn wie kann ich wiſſen, ob es dergleichen Leute gibt oder nicht (1794 im Jahre des Wöllner'ſchen Reſcripts an Kant und nachdem 1788 das Religionsedict in Preußen publicirt worden war)? Von dem Fortgange der Wiſſenſchaften hängt unmittelbar der ganze Fortgang des Menſchengeſchlechts ab. Wer jenen aufhält, hält dieſen auf. — Und wer dieſen aufhält, — welchen Charakter ſtellt derſelbe öffentlich vor ſein Zeitalter und vor die Nachwelt hin! Lauter als durch tauſend Stimmen, durch Handlungen ruft er der Welt und der Nachwelt in die betaubten Ohren: die Menſchen um mich herum ſollen, wenigſtens ſo lange ich lebe, nicht weiſer und beſſer werden; denn in ihrem gewaltſamen Fortgange würde auch ich, trotz alles Widerſtrebens, wenigſtens in etwas mit fortgeriſſen werden: und dies verabſcheue ich; ich will nicht erleuchteter, ich will nicht edler werden: Finſterniß und

Verkehrtheit iſt mein Element, und ich werde meine letzten Kräfte aufbieten, um mich nicht aus demſelben verrücken zu laſſen. — Alles kann die Menſchheit entbehren; alles kann man ihr rauben; nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung. Kalt und ſchlauer als das menſchenfeindliche Weſen, das uns die Bibel ſchildert, haben dieſe Menſchenfeinde überlegt und berechnet und aus der heiligſten Tiefe herausgeſucht, wo ſie die Menſchheit angreifen mußten, um dieſelbe im Keim zu zerdrücken und — ſie haben es gefunden. — Die Menſchheit wendet unwillig von ihrem Bilde ſich weg."

Fichte wußte wohl, daß es dergleichen gab, er kannte ſie ja perſönlich in Jena, Weimar, Dresden und Berlin, er wußte auch wie das Wort hieß, um deſſentwillen jene Feinde der Menſchheit die Suprematie der Wiſſenſchaft nicht anerkennen wollten, es hieß ſchon damals das chriſtliche Gewiſſen der Theologie; aber er ignorirte dieſe Exiſtenz, obwohl ſie ſich aufdringlich genug hervorthat. Das Ignoriren iſt daher eine Redensart, die unbedingte Herrſchaft der Wiſſenſchaft oder die Lehrfreiheit ebenfalls, das Nebeneinanderexiſtiren der beiden Gegenſätze liegt außer allem Zweifel, der Conflict konnte alle Tage ausbrechen. Hat Fichte und die Philoſophie nun geſiegt, weil ſie es ſagt? Gewiß nicht.

In Kant haben wir ſogleich den Beweis davon, ja ſogar einen wirklichen Conflict. Im October des Jahres 1794, kurz nach der Publication jener Fichteſchen Vorleſungen, die in der Michaelismeſſe erſchienen waren, erging an Kant folgendes Reſcript (Kants Werke ed. Roſenkranz Th. X. S. 252):

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc.

Unſern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und hochgelahrter, lieber Getreuer! Unſere höchſte Perſon hat ſchon ſeit geraumer Zeit mit großem Mißfallen erſehen, wie Ihr Eure Philoſophie zu Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt-

und Grundlehren der *heiligen* Schrift und des *Chriſtenthums* mißbraucht; wie Ihr dieſes namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Beſſeren verſehen; da Ihr ſelbſt einſehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen unſre, Euch ſehr wohl bekannten landesväterlichen Abſichten handelt. Wir verlangen des Eheſten Eure *gewiſſenhafte* Verantwortung, und gewärtigen nun von Euch, bei Vermeidung unſerer höchſten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen zu Schulden kommen laſſen, ſondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß, Euer Anſehn und Eure Talente dazu anwenden werdet, daß unſre landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgeſetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügung zu gewärtigen habt.

Sind Euch in Gnaden gewogen.

Berlin, 1. Oct. 1794.

Auf Sr. Königl. Maj. allergnädigſten Spezialbefehl:
Wöllner.“

Dies die Antwort auf Fichte's Frage, ob es Leute gäbe, die den freien Fortgang der Wiſſenſchaft zu hemmen ſuchten.

Auch Kant „wandte ſeinen Blick unwillig von dem Bilde dieſer Leute“ und ſuchte, ſtatt den Handſchuh aufzunehmen, den Kampf zu vermeiden. Er erkannte in ſeiner Verantwortung die Differenz nicht an und — gehorchte. Kant ſchickte ſich in die Zeit. Als aber die Zeit beſſer wurde, publicirte er ſeine wahre Herzensmeinung und dieſe erkannte allerdings den Zwieſpalt an, ſuchte ihm aber nochmals auszuweichen und die doppelte Norm der Wiſſenſchaft einmal „das Statut“, als Norm der oberen Facultäten, das andere Mal „die Wahrheit“, als Norm der philoſophiſchen Facultät, feſtzuhalten. Da iſt wieder nebeneinander die Wahrheit, alſo das Univerſelle und ein

Statut, das noch außer der Wahrheit, alſo außer dieſem geiſtigen Univerſum ſeinen Grund und Boden haben ſoll. Dies Verhältniß entwickelt uns der große Mann in ſeinem „Streit der Facultäten", einer Schrift, die auch heute noch ungemein leſenswerth iſt. Er zeigt die Nothwendigkeit und die Geſetzmäßigkeit des Streites unter ſo bewandten Umſtänden. „Statutariſche Vorſchriften der Regierung in Anſehung des öffentlich Vorzutragenden, ſagt er, werden immer ſein müſſen, weil die unbeſchränkte Freiheit, alſo ſeine Meinungen ins Publikum zu ſchreien, theils der Regierung, theils aber auch dieſem Publikum ſelbſt gefährlich werden müßte. Alle Satzungen der Regierung aber, weil ſie von Menſchen ausgehen, **wenigſtens** von dieſen ſanctionirt werden, bleiben jederzeit der Gefahr des Irrthums oder der Zweckwidrigkeit unterworfen; mithin ſind ſie es auch in Anſehung der Sanctionen der Regierung, womit dieſe die obern Facultäten verſieht. Folglich kann die philoſophiſche Facultät ihre Rüſtung gegen die Gefahr, womit die Wahrheit, deren Schutz ihr aufgetragen iſt, bedroht wird, nie ablegen, weil die obern Facultäten ihre Begierde zu herrſchen, nie ablegen werden."

Es iſt leicht zu begreifen, daß ein „Statut", welches nicht ſelbſt den Anſpruch macht, die Wahrheit zu ſein, wenig genirt. Die Juriſten z. B. können die Geſetze nur hiſtoriſch lehren und nur philoſophiſch kritiſiren, befolgt werden müſſen ohnehin alle Geſetze, ſo lange ſie gelten; die Mediciner aber haben gar kein Geſetz, ihre Wiſſenſchaft iſt Naturwiſſenſchaft, ihre Praxis aber keiner ſtatutariſchen Normirung fähig. Das einzige „Statut", um das es ſich handelt, kann alſo nur das theologiſche ſein, und welches iſt dies? — Es iſt der Inhalt in dem Statut der theologiſchen Facultät, welcher die Form der Wahrheit für ſich in Anſpruch nimmt, alſo es ſind „die Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums“ aus dem Wöllner'ſchen Reſcript, es iſt mit Einem Wort die Schrift als die heilige Schrift, welche die Wahrheit enthalten und über die Wahrheit der Vernunft erhaben, eben darum aber die geheiligte ſein ſoll. Man muß dies beachten, und man wird die Colliſion in allen Statuten der theologiſchen Facultäten ſchon entdecken. Wir theilen das Jeniſche und das Berliner Statut, aus der Minerva vom Mai 1842 und aus Marheinekes Votum mit:

Das Jeniſche, §. 1: „Die theologiſche Facultät hat als Theil der Univerſität die Beſtimmung durch Vorleſungen und durch Pflege der ihr anvertrauten Anſtalten im Geiſt der evangeliſchen Kirche die gelehrte theologiſche Bildung zu fördern und tüchtige Männer für die chriſtlichen Lehrämter heranzubilden.“ Das Berliner, §. 1: „Die theologiſche Facultät hat die Beſtimmung, nach der Lehre der evangeliſchen Kirche ſowohl überhaupt die theologiſchen Wiſſenſchaften fortzupflanzen, als insbeſondere durch Vorleſungen und andre academiſche Uebungen die ſich dem Dienſt der Kirche widmenden Jünglinge für dieſen tüchtig zu machen.“ Für die Proteſtanten war „der Geiſt und die Lehre der evangeliſchen“ Kirche nur die Freiheit im Gegenſatz gegen den Katholicismus, für die Wiſſenſchaft, und von unſerm Bewußtſein aus angeſehen, iſt dieſer Geiſt und dieſe Lehre, deren Princip die heilige Schrift iſt, eine Reſtriction, eine Feſſel. So iſt die Colliſion vorhanden.

Dieſe Colliſion war aber auch ſchon zu Kants Zeiten und für Kant ſelbſt deutlich genug vorhanden; allein er vermeidet auch hier, wie oben gegen Wöllner, ſo hier gegen die heilige Schrift, den Kampf in letzter Inſtanz und — accommodirt ſich. Statt die Heiligkeit der Bibel zu negiren, wie er mußte, da es für ihn nicht zwei Wahrheiten geben kann, ſagt er S. 322: „Die Göttlichkeit ihres moraliſchen Inhalts entſchädigt die Vernunft hinlänglich wegen der Menſchlichkeit der Geſchichtserzählung, die gleich einem alten Pergamente hin und wieder unleſerlich, durch *Accommodationen* und *Conjecturen* im Zuſammenhange mit dem Ganzen müſſen verſtändlich gemacht werden, und berechtigt dabei doch zu dem Satze, daß die Bibel, *gleich als ob ſie eine göttliche Offenbarung* wäre, aufbewahrt, moraliſch benutzt, und der Religion, als ihr Leitmittel, untergelegt zu werden verdiene.“ Wie trefflich haben die Rationaliſten ſich dieſe Accommodation und dieſe Quaſigöttlichkeit der Bibel gemerkt!

Was für eine Lehrfreiheit alſo bringt dieſer Standpunct heraus? Für die Theologie keine andere, als eine ſcheinbare, denn daß ſie wenn auch nur die ſcheinbare Göttlichkeit der Bibel anerkennen muß, woran liegt das anders, als an der Schranke des eignen Bewußtſeins, welches dieſe Göttlichkeit nicht entbehren kann? woran anders liegt es, als an dem *chriſtlichen* Gewiſſen der Zeit? Und für die Philoſophie? Nun, die kann von der Bibel abſtrahiren, ſie braucht kein chriſtliches Gewiſſen zu haben, ſie iſt eben darin Philoſophie, daß ſie die Wahrheit rein aus der Vernunft zu entwickeln ſucht; aber freilich, wenn durchaus von der Bibel die Rede ſein *muß*, nun da haben wir's ja eben geſehn, wie ſie ſich ausſpricht und welche Forderungen von Staatswegen an ſie geſtellt wurden. Offenbar hat jene Zeit das Gefühl, daß ſie den letzten Schlagbaum der Erkenntniß, die Bibel, in Frage zu ſtellen nicht ſtark genug ſei, und wenn ſie ihre Heiligkeit im Weſentlichen aufgehoben ſieht, ſo erkennt ſie doch an, daß die Bibel, „*gleich als ob ſie* eine göttliche Offenbarung wäre“, gehalten werden müſſe.

Kann der Proteſtantismus Lehrfreiheit haben in dem Sinne, daß er nur das Gewiſſen der *Vernunft* anerkennt? Nein Dieſe Lehrfreiheit, wie alle Formen der wirklichen Freiheit des Geiſtes, wäre — *eine Reformation des Proteſtantismus* oder der Theologie, denn deren Vorausſetzung und Geſetz iſt das *chriſtliche* Gewiſſen. Dieſe Unmöglichkeit liegt in den Univerſitäten, der conſtituirten proteſtantiſchen Freiheit, ausgeprägt vor.

Die ganze Vorausſetzung der Facultätseintheilung und der Organismus der proteſtantiſchen Univerſitäten, den Kant zum Grunde ſeiner Abhandlung legt, leidet an einem unauflöslichen Dilemma, dem des beſchränkten practiſchen Zwecks und dem der unbeſchränkten Wahrheit. „Die theologiſche Facultät hat das ewige Heil (Seelenheil), die juriſtiſche das bürgerliche und die mediciniſche das leibliche Wohl der Menſchen zu beſorgen“, ſagt Kant, und nur der philoſophiſchen Facultät ſchreibt er das reine Intereſſe der Wahrheit zu. In Wahrheit denkt er nicht groß von der Manier, mit der alle drei obern Facultäten ſich dieſer Geſchäfte entledigen. Er ironiſirt die Menſchen, welche dieſe Vormünder haben wollen und die Vormünder, welche ſich das zu Gute kommen laſſen. Er ſetzt wenig Hoffnung auf die Zunftgenoſſen, aber er findet, was das „bürgerliche Wohl“ angeht, „eine Begebenheit in ſeiner Zeit, welche das Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts zum Beſſern nicht nur beweiſet, ſondern ſelbſt ſchon ein ſolcher Fortſchritt iſt.“ Er fährt fort S. 346: „Die Revolution eines geiſtreichen Volks, die wir in unſern Tagen haben vor ſich gehen ſehen, mag gelingen oder ſcheitern; ſie mag mit Elend und Gewaltthaten dermaßen angefüllt ſein, daß ein wohldenkender Menſch ſie auf dieſe Koſten nicht zum zweitenmal beſchließen würde, — dieſe Revolution, ſage ich, findet doch in den Gemüthern dieſer Zuſchauer eine ſolche Theilnehmung dem Wunſche nach, die nahe an Enthuſiasmus grenzt, und deren Aeußerung ſelbſt mit Gefahr verbunden war, die alſo keine andere, als eine moraliſche Anlage im Menſchengeſchlecht zur Urſache haben kann.“ Er kommt ſodann auf die beſte Verfaſſung, die er mit Ariſtoteles als die „republicaniſche“ bezeichnet und „wenn auch autokratiſch geherrſcht werde, ſo müſſe dies doch im Sinne des Republicanismus und nach einer Analogie mit demſelben geſchehen.“ (S. 340.) Er iſt alſo weit davon entfernt, das „bürgerliche Wohl“ von den Juriſten und ebenſo das „leibliche“ von den Aerzten zu erwarten; natürlich, — und daß er kein Freund der theologiſchen Zunft ſei, iſt überflüſſig zu erörtern. Aber er findet ſich mit allen ab, und eine Reform der Univerſitäten hat er nicht für nothwendig erachtet, während es doch auf der Hand liegt, daß eine Eintheilung der Wiſſenſchaften nach jenſeitigen, bürgerlichen und leiblichen Zwecken eine gänzlich verkehrte und unhaltbare iſt. Soll überhaupt die Wiſſenſchaft nach Zünften und Innungen betrieben werden, ſo iſt es wohl ganz klar, daß die philoſophiſche Facultät die einzige ſein müſſe und ihr Princip ganz allein die Univerſität ausfülle. Ein anderes Princip als die Wahrheit kann die Wiſſenſchaft nicht haben; bringt man es ihr auf, ſo würdigt man ſie zum Handwerk herab, und ſpannt den Pegaſus vor den Miſtkarren des gemeinen Bedürfniſſes. Das Wiſſenſchaftliche in den obern Facultäten iſt daher auch gar nichts andres, als das Philoſophiſche, und es wäre die Aufgabe, dem Handwerk ſeine angemaßte Würde zu entziehen und für die beſchränkten practiſchen Zwecke, ſo lange ſie in dieſer Form noch verpflegt werden müſſen, Seminarien zu gründen, oder die Univerſitäten bei ihrer jetzigen unwiſſenſchaftlichen Form zu belaſſen, dann aber rein wiſſenſchaftliche Anſtalten, lediglich mit dem Princip der philoſophiſchen Facultät über ſie zu erheben und der Jugend noch Academien der freien Wiſſenſchaft zuzubereiten, deren ſie ſich ſorglos überlaſſen könnte, nachdem ſie die Angſt des Brodſtudiums und die Examina für das Fortkommen hinter ſich hätte. Doch ſo lange die weſentlichen Fortſchritte der Menſchheit nicht zum Zweck erhoben werden und die Staaten an die Stelle des juriſtiſchen und theologiſchen Heils nicht das der Freiheit, alſo das wahrhaft menſchliche Heil ſetzen können, iſt es vergeblich, an eine Reform der Univerſitäten zu denken. Die Univerſitäten dienen den Zwecken des Proteſtantismus, dem Seelenheil der vereinzelten Individuen in jener Welt, dem Wohl der Privatleute in dieſer Welt und dem leiblichen Wohl dieſer Privatleute; ihre Reform wäre daher unmittelbar die Reform des Proteſtantismus ſelbſt.

Dieſe Reformation iſt aber allerdings in vollem Anzuge, weshalb denn auch Geiſt und Wiſſenſchaft nicht mehr das Monopol der Univerſitäten ſind. Da nun die proteſtantiſche Welt weſentlich eine theologiſche genannt werden muß, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß die Auflöſung derſelben an der Theologie ſelbſt zum Vorſchein kommt, die neueſte Entwickelung der Theologie iſt die Auflöſung der Theologie, die neueſte Entwickelung des Proteſtantismus die Auflöſung der proteſtantiſchen Welt.

Dieſe proteſtantiſche Welt hatte das ewige Heil und die ewige Wahrheit im Himmel, das Gewiſſen in der Bibel, die Geſchichte in Paläſtina und in den Anecdotenſammlungen der heiligen Urkunden; den Staat, die Gegenwart, die wirkliche Welt, dies „Jammerthal“ und dieſe „irdiſche“ Unweſentlichkeit, mochte nehmen, wem es zufiel. „Der Fürſt dieſer Welt“ brauchte auch ſeiner Seits nichts weiter, als — „ein chriſtliches Gewiſſen“, um die Gläubigen zu ſchützen in ihren Beſtrebungen „die ewige Seligkeit zu erwerben“. Die wahre Welt war die jenſeitige, der Staat ein nothwendiges Uebel, wie das Leben ſelbſt, „das irdiſche Jammerthal“ brachte es nur zum Nothſtaat, und der unſichtbaren Kirche ſtand ein geheimer Staat gegenüber. So iſt die Phantaſie auf der geiſtigen und der Egoismus auf der reellen Seite mit allen Gütern der Menſchheit und ihrer Freiheit durchgegangen, und nichts übrig geblieben, als die chriſtliche Moral und das Recht des Privatmannes; denn dieſes beides, die

„Gewiſſensfreiheit“ (die chriſtliche) und „ein ruhiges und zufriedenes Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit“, iſt es doch wohl, was der Nothſtaat ſchützen und gewähren ſoll und will. Der Proteſtant denkt den Staat als eine aparte Macht, die ganz von Außen über ihn verhängt iſt, und die auch ohne ſein Intereſſe und Zuthun ſich ſelbſt erhält, ja ſogar ihn noch ſchützend unter ihre Obhut nimmt, er denkt ſich den Staat ſo jenſeitig, wie ſeinen Gott und Himmel; die ganze Welt iſt in die ſcheelſten Abſtractionen aufgelöſ't.

Die ärgſte Ketzerei gegen den Proteſtantismus iſt daher, die Vernunft und die Freiheit der Menſchen zum Princip und Mittelpunct alles Heils zu machen, denn das heißt die Theologie und den ganzen Himmel abſchaffen, das Geheimniß des Staats an den Tag bringen, die Chriſten zu Menſchen und die Unterthanen zu Republicanern erheben.

Und wirklich ſind die Augen der Menſchen durch das jahrhundertlange Hinausſtarren ins Blaue ſo verdorben, daß ſie in der Ruckkehr zu der directen, concreten, wirklichen Anſchauung der Welt und des Geiſtes nur einen bodenloſen Abgrund erblicken. Dennoch auf der andern Seite konnte das verkehrte Bewußtſein der mächtig bewegten Wirklichkeit gegenüber nicht Stich halten und Kant hat ganz Recht, wenn er den weſentlichen moraliſchen (geiſtigen) Fortſchritt an die franzöſiſche Revolution knüpft. Seitdem iſt der Proteſtantismus im Princip geſtürzt und das Programm der Zukunft iſt die Freiheit des menſchlichen Geiſtes, „die Menſchenrechte und die Republik.“

Daß die Jurisprudenz im proteſtantiſchen Staat verkümmern und gänzlich unter der Herrſchaft jenes theologiſchen Princips ſtehen muſſe, liegt am Tage: die Frage nach der Lehrfreiheit betrifft daher nur die Theologie und den theologiſchen Staatsbegriff, den auch Kant in ſeiner Abhandlung noch nicht verlaſſen hat, indem er eine der Wahrheit jenſeitige

Macht nach andern, als den Zwecken der Wahrheit ſelbſt, alſo doch wohl nach unwahren Zwecken, etwa des Egoismus und der Willkür, die Statuten der obern Facultäten feſtſetzen läßt. Alles beruht in dieſer Sache auf der Stellung des allgemeinen Bewußtſeins; und damit dies recht deutlich werde, wollen wir einen Altproteſtanten ſelbſt ſeine Anſicht vortragen laſſen. Wir kommen dadurch zugleich zu unſerm Ziele, denn die innern Widerſprüche dieſes Bewußtſeins heben es unmittelbar auf und geben uns die Nothwendigkeit des neuen Princips nur um ſo mehr zu fühlen.

In Bran's Minerva vom Mai 1842 S. 312 findet ſich ein Aufſatz, welcher beweiſen will, „daß mit Bruno Bauer ganz ſo geſchehn, wie Rechtens ſei". Indem wir dies unmittelbar zugeben, bleibt uns nur zu unterſuchen übrig, ob der Zuſtand, welcher jetzt noch Rechtens iſt, denn auch vernünftig und vor der ebenfalls rechtmäßig etablirten Bildung unſerer Zeit ſtichhaltig ſei. Hören wir unſern Theologen. Er beweiſ't zuerſt: „Lehrfreiheit ſei nicht möglich. Die Staat müſſe anordnen, was in der Schule gelehrt werden ſolle, er allein könne wiſſen, was ſich mit ſeinem Zwecke verträgt, was nicht."

Es iſt deutlich, daß ihm der Begriff des Staats undeutlich vorſchwebt, d. h. er denkt ihn ſich proteſtantiſch und theologiſch als die jenſeitige Macht und „ſeine Zwecke" als verſchieden von den Zwecken der Lehre oder der Wiſſenſchaft, während es doch klar iſt, daß der Staat, wenn er ſeine Zwecke wirklich am beſten verſteht, eine Wiſſenſchaft derſelben hat und dieſe Wiſſenſchaft frei exercirt, alſo Lehrfreiheit hat und ausübt. Lehrfreiheit hat immer irgend was in der Welt und wenn es wahr wäre, daß der Staat ſie für ſich in Anſpruch nähme, ſo hätte ſie freilich der Staat; und da der Staat, proteſtantiſch gedacht, der Fürſt und ſeine Beamten weſentlich andere Geſchäfte, als das Lehren haben, ſo übertragen ſie die Lehrfreiheit an eigens dazu beſtellte Beamten. Aber jedes

Wort kann eine Lehre ſein, und der Fürſt kann das Reden der Nichtdazubeſtellten nicht hindern, ja er kann nicht einmal die Worte ſeiner Beamten vorher anordnen. Es iſt auch in der That nicht wahr, daß er eine ſolche Abſurditat unternimmt. Die Sache verhalt ſich vielmehr ſo, daß der Staat und der Fürſt ſelbſt ein Product des Bewußtſeins und alſo, da das Bewußtſein nicht auf dem Acker wachst, der Lehre iſt; die Schranken der Lehre ſind aber die Schranken des Bewußtſeins, und alle Anordnungen konnen nur dazu dienen das Bewußtſein auszudrücken, das ohnehin die Welt ſchon beſitzt; nicht einmal die Schranke desſelben konnen die Anordnungen als Schranke faſſen, dann müßte das Bewußtſein oder der Zeitgeiſt ſeine Schranke kennen, und das heißt ſie bereits hinter ſich haben. Kurz, die Anordnungen ſind in der Wiſſenſchaft und in der Lehre derſelben machtlos, wenn ſie mit dem Bewußtſein ſtreiten, und uberflüſſig, wenn ſie es nur ausdrücken, da die Wiſſenſchaft ihr Bewußtſein viel angemeſſener, als in Anordnungen ſelbſt ausdrückt und dies Geſchäft kein Staatsgeſchäft iſt.

„Die Lehrfreiheit konne keine vollige Unbeſchranktheit ſein.“ Der Herr Profeſſor braucht um ſeine Schranke nicht beſorgt zu ſein. Er hat ſeinen Artikel nicht geſchrieben, wie es ihn gelüſtete und wie es ihm eine wuſte Willkur eingegeben, ſondern wie die Beſchranktheit ſeines Geiſtes, d. h. ſeine proteſtantiſche Bildung es ihm vorſchrieb und nothwendig machte. Eine wuſte Willkur, die mit dem Tollſten querein kame, gibt es im Geiſte nicht. Wer nicht verrückt iſt, ſteht unter der Herrſchaft der Vernunft ſeiner Zeit, wenn aber eine ganze Zeit verruckt ſein ſollte, ſo wurde der Nichtverrückte ſo machtlos ſein, als der Tolle unter uns. Ließ ſich die Lehre und die Weisheit nicht anordnen, ſo läßt ſich die Tollheit nicht verbieten. Beides aber iſt auch ſehr uberflüſſig, denn die Herrſchaft der Vernunft ruht doch nur in ihr ſelber. Die theoretiſche Unvernunft iſt der Irrthum. Der wird nicht durch Verbote beſeitigt, ſondern durch Erkenntniß. Iſt er erkannt und aufgedeckt, ſo verbietet er ſich von ſelbſt.

Der Theologe meint ferner, „einer könnte Verbrechen lehren“. Das kann er. Aber dagegen ſind nicht die Statuten der Univerſität, ſondern die Criminalgeſetze des Staats vorhanden.

Hat er S. 312 bewieſen: die Lehrfreiheit iſt unmöglich; ſo beweiſ't er 334: „die Lehrfreiheit iſt wirklich, der Miniſter Eichhorn hat ſie anerkannt, indem er die Facultätsgutachten über Bruno Bauer einforderte.“ Die Lehrfreiheit unter dem Geſetz des chriſtlichen Gewiſſens ſtimmt allerdings mit dem geheimen Zweck des geheimen Staats, weshalb dieſe Lehrfreiheit denn allerdings auch vorhanden iſt und der Miniſter nur fragt, „ob Bruno Bauers Buch unter der Direction des chriſtlichen Gewiſſens geſchrieben ſei“, und eine weitere Anordnung überhaupt nicht gemacht werden kann. Der Conflict iſt nun aber eben dieſer, daß B. Bauer kein anderes Gewiſſen, als das der Vernunft anerkennt und den Beweis führt, daß die Behauptung der Theologen, von dem Gewiſſen der Vernunft nicht weſentlich beherrſcht zu ſein, gewiſſenlos und „ſchamlos“ ſei. B. Bauer behauptet alſo, daß die Theologie innerlich, moraliſch bereits aufgelöſ't ſei, daß alſo auch ihre wirkliche Auflöſung in — directe menſchliche Vernunft und Wiſſenſchaft vorgenommen werden müſſe. Er unternimmt es. Die Theologie proteſtirt.

Ferner S. 336: „Theologie und Jurisprudenz ſind poſitive Wiſſenſchaften, die den letzten Beſtimmungsgrund ihrer Wahrheit in einer Feſtſtellung durch äußere Autorität haben.“ „Aber, heißt es S. 339, in der Theologie kommt alles auf lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des religiöſen Glaubens an“; alſo, ſollte man denken, kann der letzte Beſtimmungsgrund nur das eigne Denken ſein; aber nein, es wird fortgefahren, „und keiner kann religiöſer Volkslehrer ſein, der nicht einen lebendigen religiöſen Glauben beſitzt.“ „Daher kann die Theologie nicht ſolche Lehrer brauchen, welche die negative Richtung zu einem ſolchen *Exceß* treiben, wie *Bruno Bauer*.“ Richtig. So konnte der Pabſt Luthern auch nicht brauchen. Wenn aber der „Exceß“, d. h. das Verlaſſen des *chriſtlichen* Gewiſſens die Zeit für ſich gewinnt, wie dann? Es werden dann keine Lehrer mehr zu kriegen ſein, „wie ſie die Theologie braucht“, und die Welt wird Lehrer nehmen, *wie ſie die Menſchheit und die Vernunft braucht.*

Dieſen Streit der Theologie und der Vernunft drückt die Minerva weiter unten ſo aus: „Die practiſche Hauptbeziehung der Theologie iſt Sache des Gemüths und der Geſinnung, des Gefühls und der That; das Wiſſen iſt in ihr untergeordnetes Mittel, *weil* (!) die Gegenſtände deſſelben einer höhern überſinnlichen Ordnung der Dinge angehören, die gar kein Object eines eigentlich wiſſenſchaftlichen Erkennens in beſtimmten Begriffen, Schlüſſen und Beweiſen iſt.“ Nie iſt der Vernunft ſchamloſer ins Geſicht geſchlagen worden, als indem diejenige Wiſſenſchaft, die ausdrücklich erklärt, daß ſie keine ſei und keine ſein könne, den oberſten Rang und die Herrſchaft über die andern in Anſpruch nimmt. Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſer Widerſpruch jetzt aufgehoben werden ſoll, ſondern daß er ſo lange hat Stich halten können gegen das Recht der Vernunft.

In der Auffaſſung der *Kirche* tritt ſodann das politiſche Moment ein. Hier wird nun der Widerſpruch, der mit dem Staat entſtehen mußte, wenn ſich das chriſtliche Princip äußerlich realiſiren wollte, in die reine Phantaſie hineingetrieben. Der Proteſtant ſagt: die Kirche ſoll ſein, aber ſie ſoll kein Staat ſein, die Hierarchie ſoll eben aufgelöſ't werden. „Die Kirche iſt alſo die *unſichtbare*, das geiſtige Reich des Glaubens, der Glaube an Chriſtus ihr Symbol, die Schrift ſeine Quelle, die jeder ſelbſt auslegt, jeder iſt ſein eigner Prieſter, und Chriſtus das unſichtbare Oberhaupt der Kirche." So ſagt die Minerva, und das iſt ganz richtig. Dies Inſtitut iſt nicht druckend, ja es iſt „Gewiſſensfreiheit" in ihm: „niemand unterwirft ſeine individuelle Ueberzeugung der Beurtheilung anderer", wird aus Wieſe's Kirchenrecht citirt, und nur das Eine ſteht feſt, die Bibel, die er ſich auslegt, iſt ganz im Allgemeinen heilig.

Wir haben hier alſo eine Gemeinſchaft, die unſichtbar, ein Oberhaupt derſelben, welches ebenfalls unſichtbar und ein Geſetzbuch, welches nur ganz im Allgemeinen heilig iſt. Das Geſetz, welches im Einzelnen kein Geſetz iſt, überläßt alle Menſchen frei ſich ſelbſt. Die Religion iſt hier eine Sache der Innerlichkeit, jeder Einzelne hat ſie für ſich, und da im Proteſtantismus keine Gemeinſchaft vorhanden iſt, der ſich der Einzelne zu widmen hatte, da es nur auf ſein egoiſtiſches „Seelenheil" ankommt, ſo gibt es im Proteſtantismus nur Einzelne, nur Privatleute und keine andere Freiheit als die „Gewiſſensfreiheit", d. h. innerliche Privatfreiheit. Die einzige reelle Organiſation, zu der es gekommen, iſt die der Wiſſenſchaft (denn die „Seelſorger" gehören der Staatsverfaſſung an). Statt des Kirchenſtaates, den der Proteſtantismus auflöſt und in den weltlichen Staat aufgehen läßt, drängt er alſo zu einer Organiſation des unſichtbaren Reiches, und dies iſt das der Wiſſenſchaft, dargeſtellt durch die Univerſitäten und die Litteratur.

Dies Reich, das nun, da die Geiſtlichkeit als Kirchenſtaatsdienerſchaft ihren Sinn verlor, nothwendig ein geiſtiges werden und alles beherrſchen und umfaſſen mußte, erſcheint auf den erſten Blick als eine Auflöſung in gänzliche Anarchie, während früher das geiſtige Reich, die Hierarchie, wunderbar geordnet und regiert war. Aber die ſcheinbare Anarchie iſt die wirkliche Freiheit, in deren Bereich die Vernunft mit ſo unerbittlicher Sicherheit herrſcht, daß niemand in ihm eine

Macht zu erringen vermag, der ſie nicht verdient und jeder, der ſie verdient, ſie auch erringt. (Siehe oben die Abhandlung über die Preßfreiheit.)

Und was iſt nun die Lehrfreiheit?

Die Anwendung dieſes im Ganzen ſchon vorhandenen Verhältniſſes der abſoluten Vernunftherrſchaft auf die Univerſitäten. Wir brauchen dazu allerdings Univerſitäten, die von aller Rückſicht auf die Praxis völlig frei ſind, weil es von vorn herein das einzig richtige Verhältniß iſt, wenn von den Werkſtätten, wo ſich das neue Bewußtſein bildet oder wenigſtens bilden ſoll, die Praxis beherrſcht wird, nicht umgekehrt, wenn von practiſchen Inſtituten die Wiſſenſchaft und die Wahrheit beherrſcht werden.

Wird alſo das Princip der philoſophiſchen Facultät, die Wahrheit, zum allgemeinen erhoben, ſo iſt der Organismus der Univerſitäten der richtige. Die Zunftverfaſſung iſt dann aufgehoben. Jeder darf lehren, was er verſteht, und wir haben zwar ſpecielle Fächer in der Univerſitas, wie jetzt innerhalb der philoſophiſchen Facultät ſelbſt, aber dieſe Specialitäten, wie jetzt Philologie, Phyſik, Mathematik, Philoſophie ſelbſt, bilden keine Zünfte und Corporationen, ſie werden nur von den in ihnen ſich hervorthuenden Lehrern gebildet, und der Uebergang von einem Zweige zum andern koſtet nur die Mühe, ſeiner Herr zu werden und in ihm ſich geltend zu machen. Dies Verhältniß für die ganze Univerſität in Anwendung gebracht, iſt Aufhebung der Zünfte und Reform der Univerſitäten.

Das Individuum iſt hier zunächſt Docent, wenn es zeigt, daß es der überlieferten Wiſſenſchaft gewachſen iſt, ſie im Beſitz hat und mit ihr zu arbeiten weiß. Dies entſcheiden die bereits bewährten Docenten. Nun verſuche man es, ſich geltend zu machen. Eine weitere Controlle iſt nicht möglich, findet ſich auch nirgends wirklich vorgeſchrieben. Die öffentliche

Geltung des neu zugelaſſenen Docenten hängt rein von der Sache ab, da er keine Autorität iſt; und die wahre Macht gewinnt er doch nur durch die Anerkennung von Seinesgleichen in der Litteratur und durch ſeine Stellung zu dem öffentlichen Bewußtſein der Zeit. Von dieſem hängt das Bewußtſein der Zuhörer überall, wo es nicht von der practiſchen Rückſicht beſtimmt wird, entſchieden ab. Und dies iſt ganz in der Ordnung, da die Studenten über den Werth der Probleme nur dadurch aufgeklärt werden können, daß ſie dieſelben im öffentlichen Bewußtſein, wo ſie ſelbſt ſich an die Geſchichte anknüpfen, vorfinden.

Das Verhältniß der Univerſität zur Litteratur und zum öffentlichen Bewußtſein der gelehrten Welt überhaupt beweiſt, daß nicht mehr die Univerſitäten den öffentlichen Geiſt, ſondern dieſer die Univerſitäten beherrſcht, weßhalb denn auch die Preßfreiheit viel wichtiger erſcheinen muß, als die Lehrfreiheit. Die Bauerſche Angelegenheit iſt nur der Ausdruck dieſer Sachlage. Erſt mit der öffentlichen Geltung durch den Druck „der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker" trat die Colliſion ein und wurde als ſolche behandelt.

Man hat Bruno Bauer nun gerathen, und die Minerva thut es auch, er möge in die philoſophiſche Facultät übergehen, ohne Zweifel weil man denkt, dieſe habe eben dem Princip nach Lehrfreiheit. Aber ſie hat ſie der Organiſation der Univerſitäten nach keineswegs. Sie iſt Zunft neben Zünften. Bruno Bauer würde in ihr über die Synoptiker, über Werth und Gehalt der Bibel nicht leſen dürfen, über Dogmatik nun vollends nicht, und wenn es wahr iſt, daß ſich für ſolchen Inhalt philoſophiſche Titel finden laſſen, ſo iſt es eben ſo wahr, daß die Nothwendigkeit eines ſolchen Schleichhandels nur wiederum die Lehrunfreiheit beweiſt, weil Zunftzwang und keine wahre und wirkliche Univerſitas Litterarum vorhanden iſt, wie z. B. in der Litteratur, wo Niemand fragt, iſt der

Verfaſſer denn vermöge ſeiner Zunft berechtigt, dieſen Gegenſtand zu behandeln, ſondern nur, iſt er vermöge ſeines Geiſtes und Wiſſens berechtigt.

Wir haben geſehen, daß die Lehrfreiheit des Proteſtantismus unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens und die darauf beruhende Zunftverfaſſung der proteſtantiſchen Univerſitäten mit dem Begriff der wiſſenſchaftlichen Freiheit in Colliſion getreten iſt. Dieſe Colliſion, die ſchon lange vorhanden, aber erſt durch die Litteratur der neuſten Philoſophie geſchärft und mit Entſchiedenheit anerkannt worden iſt, wurde durch Bruno Bauer in die Theologie ſelbſt und auf die Univerſität verpflanzt. Die Facultäten haben ſeine Schrift über die Synoptiker förmlich verdammt, und die Regierung ihn wegen Mangels an einem chriſtlichen Gewiſſen, nicht wegen wiſſenſchaftlicher Unfähigkeit, die theologiſche Licentiatur entzogen.

Die Angelegenheit iſt hiemit ein Gegenſtand des öffentlichen Bewußtſeins und die Colliſion eine hiſtoriſche Thatſache geworden, indem die Facultäten ſelbſt erklärt haben, daß nicht die Wiſſenſchaft und das rückſichtsloſe Gewiſſen der Vernunft, ſondern das chriſtliche Gewiſſen und die Rückſicht auf das Chriſtenthum ihr Princip iſt.

Allerdings löſt B. Bauer die Theologie und die theologiſche Methode auf; aber dieſe Auflöſung zeigt zugleich, wie ſehr die Theologie ſelbſt ſchon in der Auflöſung begriffen iſt.

Nichts kann die Colliſion augenfälliger machen, als das Buch: „Hegels Lehre von der Religion und Kunſt; vom Standpunct des Glaubens aus beurtheilt. Leipzig, bei Otto Wigand, 1842“, welches B. Bauers Synoptiker förmlich auf dieſe Ketzerei verklagt. So S. 40: „Erſt bekämpft er die Theologen, welche die vier Evangelien fertig vor ſich liegen haben, d. h. die kirchlichen Theologen, die ſich bis auf unſere Zeit bemüht haben, unſere Augen für das heilige Wort

Gottes weiter zu machen. Wenn er ihre Kunſtgriffe, Lügen und Heucheleien, wie er ſich ausdrückt, aufgedeckt, ſo beginnt er denſelben Kampf gegen das theologiſche Bewußtſein, wie es ſich in denjenigen Theologen ausgeprägt hat, die nicht alle vier, ſondern nur drei oder zwei Evangelien vor ſich liegen hatten, d. h. gegen Johannes und Matthäus. Wenn er dieſe aufgelöſt und im Vorbeigehen auch dem Lucas einen Stoß verſetzt hat, kommt er zu Marcus, um deſſen noch religiöſe Reflexion und Plaſtik, wie er es nennt, d. h. im Grunde deſſen Truggewebe gleichfalls auseinander zu reißen und als bloß ſchriftſtelleriſches Machwerk zu beweiſen." „Iſt er ſo bis in das Heiligthum der Religion vorgedrungen, ſo ergötzt er ſich daran, daſſelbe zu profaniren und als ein freies, menſchliches Gebäude zu betrachten und den Leſern als ein ſolches zu beweiſen."

„Bauer nennt die proteſtantiſche und überhaupt theologiſche Schrifterklärung „jeſuitiſch". Die theologiſche Auslegung der Bibel, d. h. diejenige Auslegung, welche die Wahrheit der Schrift vorausſetzt, meint er, muß nothwendig jeſuitiſch ſein, weil

1) in der Bibel Beſtimmungen ſich vorfinden, die ſich widerſprechen und beide doch als gleich poſitiv anerkannt ſein wollen, alſo ihr Widerſpruch nur dadurch aufgelöſt werden kann, daß keine von beiden Seiten rein als ſolche anerkannt wird, d. h. jede von beiden in gleich illuſoriſcher Weiſe verflüchtigt oder gemißhandelt wird.

2) Muß dieſe Auslegungsart jeſuitiſch ſein, weil die Ausleger die ſtarren, poſitiven Angaben der Schrift als ewige, unerſchütterliche Wahrheiten betrachten, vorausſetzen und dennoch entweder in ihrer Menſchlichkeit überhaupt oder in den Anſichten der fortgeſchrittenen Zeitbildung, der ſie ſich doch nicht ganz haben verſchließen können, Vorausſetzungen beſitzen,

> die dem bibliſchen widerſprechen, die ſie aber dennoch nicht ganz aufgeben können, alſo trotz der bibliſchen Wahrheiten durchſetzen müſſen, d. h. weil ſie nun die bibliſchen Beſtimmungen in demſelben Augenblicke verletzen, wo ſie ſich den Schein geben, als wollten ſie dieſelben auslegen und ſogar befeſtigen, während ſie doch ihre modernen Anſichten durchſetzen und dieſe freilich wieder nicht rein ausſprechen und durchſetzen können, da ſie ja dieſelben mit den bibliſchen Beſtimmungen in Einklang ſetzen wollen.“ „Das iſt der nothwendige Jeſuitismus der Theologen.“

B. Bauer hat in den Synoptiken dies im Einzelnen nachgewieſen, und zuerſt ohne alle theologiſche Vorausſetzung die Compoſitionen der Evangelien, die wir vor uns haben, ihr Verhältniß zu einander, ihren Urſprung und ihren Inhalt unterſucht. Er hat, mit einem Wort, eine theologiſche Gewiſſenloſigkeit begangen, weil er die „theologiſche“ Gewiſſenhaftigkeit für Jeſuitismus und Unſittlichkeit erkennt; er iſt rein ſeinem wiſſenſchaftlichen, d. h. dem Gewiſſen der Vernunft gefolgt; und dieſe Lehrfreiheit, welche der Litteratur heutiges Tages nicht mehr ſtreitig gemacht, nur partiell und ohne Erfolg verkummert werden kann, hat er in das veraltete Zunftweſen der Univerſität verſetzt, hat er innerhalb der theologiſchen Facultät ſelbſt geltend zu machen geſucht.

Die Facultäten haben dieſe ihre Zurückführung zur wahren Freiheit und Sittlichkeit verſchmäht; die Wunde iſt alſo offen, und die Frage war von nun an die: wird die menſchliche Freiheit und Sittlichkeit oder der theologiſche Jeſuitismus den Sieg davon tragen? Bis zu dieſer Tiefe ſchneidet die Colliſion ein. Es ſind zwei Welten, die in ihr auf Tod und Leben ſich begegnen: von der einen Seite die Welt der Humanität und der Vernunft, von der andern die Welt des umgekehrten Bewußtſeins oder der chriſtlichen Weltanſchauung, welche die Freiheit der menſchlichen Vernunft und damit das Princip der ganzen Freiheit, die das Herz unſerer Zeit bewegt, nicht anerkennt.

Die Reform der Univerſitäten, die Reform des jenſeitigen Staats, die Reform des ganzen abſtracten, hohlen und jenſeitigen Weltbewußtſeins, ein neues Leben und ein neuer Geiſt, die Welt der wahren Freiheit und Sittlichkeit — nichts Geringeres liegt in dieſer Colliſion zu Grunde; und es iſt ſchon aus der bloßen Exiſtenz der Colliſion, ſo wie aus dem Muthe, mit dem ſie herbeigeführt und geltend gemacht wird, zu ſehen, daß die neue Welt in den Köpfen der Menſchen, wenn auch noch nicht ſogleich in den Inſtitutionen und Lebensformen, bereits eine achtungswerthe Exiſtenz als Wirklichkeit gewonnen hat.

Es iſt möglich, daß Deutſchland an ſeinen verroſteten und unſittlichen Formen noch einmal und gründlich untergeht; ſeine Bildung aber und ſeine radicale Freiheit wird das Palladium aller Zukunft und aller Völker ſein, denn ſie iſt es ſchon.

Arnold Ruge.

II.

1842 n. Chr. und 399 v. Chr.

Die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn hat geklagt, daß der Licentiat Bruno Bauer in Schrift und Lehre Principien ausſpreche und durchführe, die von dem Beſtande der chriſtlichen Wahrheit in ihrer jetzigen Faſſung völlig abwichen und deßhalb dem Glaubensfundamente jeder theologiſchen Facultät und ihrer Aufgabe auf das Beſtimmteſte widerſprachen. Sie hat in Folge deſſen es für begründet erachtet, daß die Behörde ihm nicht bloß die Beförderung zu einer Profeſſur in einer theologiſchen Facultät verſage, ſondern auch die ihm verliehene Licenz als Privatdocent an der evangeliſch-theologiſchen Facultät zu lehren wieder entziehe. Widerſpricht nun wirklich Bruno Bauers Lehre dem Glaubensbeſtand der jetzigen evangeliſch-theologiſchen Facultäten? Ja. Iſt alſo die Bonner theologiſche Facultät nicht in ihrem guten Rechte, daß ſie klagte und auf Suſpenſion antrug?

In dem Staatsarchive zu Athen wurde noch in ſpäter Zeit folgende Anklage aufbewahrt: Melitos, des Melitos Sohn aus Pitthos, erhebt gegen den Sokrates des Sophroniskos Sohn aus Alopeke dieſe Schriftklage und beſchwört ſie mit dem Eid für Gefährde: Sokrates begeht ein Staatsverbrechen, *indem er an die Staatsgötter nicht glaubt*, dagegen andre neue Götter einführt; er begeht ein Staatsverbrechen auch, indem er die Jugend verdirbt. — Strafantrag: Tod. Gefährdete nun Sokrates wirklich den Glauben an die vaterländiſchen Götter, lehrte er die Jugend wirklich Dinge, die der alten hergebrachten Sitte widerſprachen? Ja. War demnach Melitos, des Melitos Sohn aus Pitthos, nicht in ſeinem guten Rechte, daß er klagte und auf den Tod antrug?

Die Heliaſten zu Athen und das Miniſterium des Cultus und des Unterrichts zu Berlin haben gerichtet: Sokrates wurde verurtheilt, Bruno Bauer iſt ſuſpendirt; die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn hat ihr Recht behauptet, wie Melitos des Melitos Sohn zu Athen.

Oder hatte Melitos nicht ein Recht, den Mann dem Staate als gefährlich anzuzeigen, der ſein Gewiſſen höher achtete, als die ſittlichen Mächte außerhalb ſeiner? Der Geiſt des atheniſchen Volks an ſich, ſeine Verfaſſung, ſein ganzes Beſtehen beruhte auf dem Sittlichen, auf der Religion, auf dem, was an und für ſich ein Feſtes, Beſtehendes. Sokrates aber legte das, was das Wahre iſt, in das Entſcheiden des innern Bewußtſeins; dies Princip lehrte er und brachte es in ein lebendiges Verhältniß. Und er ging umher und zupfte die Jugend bei den Aermeln und lehrte ſie Sitte, Herkommen und Geſetz ſelbſtſtändig zu prüfen, und jagte ihr die Schamröthe auf die Wangen, indem er ihr zeigte, wie ihr Wiſſen, ihr hergebrachter Glaube, die alten Vorſtellungen der Väter, die ſie für unumſtößlich, für heilig gehalten hatte, halt- und widerſtandlos, nichts als Irrthum wären. Und hatten nicht die Atheniſchen Heliaſten ein Recht, den Mann zu verurtheilen, der die Haltloſigkeit der Grundlagen des griechiſchen Staates und der griechiſchen Religion unwiderſprechlich nachwies?

Sie hatten ein Recht, und ſie haben es ausgeübt.

Wir aber kennen ein höheres Recht, einen höhern Richter. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Die Weltgeſchichte aber hat anders gerichtet. Sie drückte das Brandmal der Schande auf Melitos Stirn und übergab ihn der Vergeſſenheit; ſie brach den Atheniſchen Staat und die Tempel ſeiner Götter, und ſprach den Fluch über die Verurtheilung des Sokrates; ſie ſchrieb des Sokrates Namen mit goldner Schrift in ihre Bücher und erhob ihn zu einem Heros der Menſchheit.

Wie? iſt denn die Weltgeſchichte eine ungerechte Richterin? Hatte nicht Melitos Recht zu klagen? Er hatte Recht, aber das Recht der Beſchränktheit; die Weltgeſchichte kennt nur das Recht der Freiheit. Man konnte Sokrates nicht widerlegen, ſeine Worte lehrten Wahrheit; aber dieſe Worte untergruben das Fundament, auf dem man feſtgewachſen war, auf dem man ſtehen und fallen ſollte; darum verklagte, darum verdammte man den Sokrates und — ging unter.

Hat nun nicht auch die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn ein Recht, den Mann anzuklagen, der nicht bloß durch Behauptungen, ſondern durch ſcharfſinnige Beweiſe die fundamentalen Sätze zerſtört, auf welchen das Gebäude der Theologie aufgeführt iſt, und der den jungen evangeliſchen Theologen Anſichten und Lehren mittheilt, die das Gegentheil der Theologie ſind? Sucht Bruno Bauer nicht nachzuweiſen, daß auch kein einziges Atom in den Evangelien geſchichtlich, daß vielmehr Alles freies ſchriftſtelleriſches Product der Evangeliſten iſt, daß die Evangeliſten in Einer Reihe ſtehen mit Homer und Heſiod, die nach Herodot den Griechen ihre Götter gemacht haben? Stellt er nicht das menſchliche Selbſtbewußtſein als den allmächtigen Schöpfer der heiligen Geſchichte auf? — Gewiß ſie hat ein Recht. Die evangeliſch-theologiſche Facultät zu Bonn hat das Recht des Melitos, Sohn des Melitos, zu Athen, das Recht der Beſchränktheit. Sie hat ihren Licentiat angeklagt und, ſo weit es von ihr abhing, verdammt; ſie ſelbſt aber — doch wir greifen der Weltgeſchichte nicht vor; ſie wird richten, und ſie wird nicht Jahrhunderte mit ihrem Urtheilſpruche warten, ſo wenig ſie bei den Athenienſern wartete: ihr Puls klopft ſchnell, raſch eilt ihr Fuß: noch kurze Zeit, und ſie hat gerichtet.

Ihr Männer von Athen, warum habt ihr alſo gehandelt? Es gab eine Zeit, wo ihr die unmittelbare Gegenwart und Fortexiſtenz der Götter und Heroen in dem Geblüte eurer Edlen als die ſittliche Grundlage des Staates betrachtetet. Es gab dieſe Zeit und ſie ging vorüber. Und es kam eine Zeit, wo ihr die erwerbende Thatkraft des Mannes und den dadurch erkämpften materiellen Beſitz als die Baſis bürgerlicher Ordnung feſtſtelltet. Es kam dieſe Zeit, und ſie ging vorüber. Darauf folgte die Zeit, wo ihr den unbefangenen Sinn und praktiſchen Blick des Individuums als die wahre ſittliche Macht des Staates anſahet, und in dieſer Zeit glaubt ihr euch noch zu befinden. Nun ſeht, jetzt tritt ein Mann auf, und beweiſt euch, daß die Moralität, das Gewiſſen, daß der denkende Geiſt die ſittliche Grundmacht des Staates iſt; und ihr verdammt ihn als einen Revolutionär? Und es gab eine Zeit, wo ihr die dunkeln Mächte der Natur, die ſchaffenden, entzückenden und ſchreckenden Gewalten des Himmels und der Erde, geſtalt-, oft namenlos anbetetet. Und wiederum gab es eine Zeit, wo die ſchönen, heitern, plaſtiſchen Götter des Olymps die alten Gottheiten ſtürzten und das Regiment der Welt ihren widerſtrebenden Händen entwanden. Ihr aber glaubtet an die neuen Götter. Und ſie kamen herab und wandelten unter euch und vermählten ſich mit euren Töchtern, und ſie ſahen aus, wie ihr; ſie ſprachen, ſie ſcherzten und lachten; ſie zürnten und liebten und kämpften, wie ihr. Und nun ſpricht jener Mann, das, was in eurem Buſen lebt und euch zur Tugend treibt, vom Böſen zurückhält, das iſt die wahre göttliche Macht; und ihr verurtheilt ihn als einen Atheiſten? Iſt es ſo ſchwer, die Geſchichte zu verſtehen? Und doch, wer die Geſchichte nicht mehr verſteht, hört auf, eine Geſchichte zu haben. Doch warum reden wir zu den Todten?

Ihr Männer zu Bonn, warum habt ihr das gethan? Wir wollen euch nicht verweiſen auf die Stadien der Entwickelung der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft, wie ſie geworden und was ſie geworden. Wir fragen nur: iſt das der unüberwindliche Glaube, das felſenfeſte Vertrauen auf die Macht der Wahrheit? Vergrabt ſie in die Tiefe der Erde, und ſie ſteigt in Blumen und Gräſern in die Höh'; ſchließt ſie in Stein und Erz, und ſie geſtaltet es zu ihrem Abbild; verhüllt ſie in die tiefſten Schlupfwinkel des Herzens, und ſie leuchtet aus den Augen hervor; bergt ſie in Thränen und Seufzer, und zu ihrer Zeit rollt ſie wie der Donner des Himmels. Wer wagt es, die Wahrheit zu unterdrücken, oder vielmehr, wer kann ſie unterdrücken? Sie macht jeden Verſuch zu Schanden, jeder Verſuch dient nur zu ihrer Befruchtung und Verherrlichung. Nun, ihr ſagt, ihr lehrt die Wahrheit; ihr lehrt ſie mit Glauben und Vertrauen; ihr flößt eurer Jugend eine Weisheit ein, die nicht bloß den Examinatoren muthig ins Auge zu blicken weiß, ſondern die auch der Fels des Lebens ſein ſoll, an welchem die tobenden Fluthen der widerwärtigſten Geſchicke, der bitterſten Nöthe und Gefahren machtlos zerſchellen ſollen. Ihr lehrt eine Weisheit, die nicht der trüben Abgeſchloſſenheit, dem finſtern Geheimniß ihre Erhaltung zu danken behauptet, ſondern die das Licht des Tages, die Luft des Lebens, den freien Blick des Geiſtes vertragen kann. Wie? und dieſe Weisheit fürchtet die Afterweisheit, die Lüge? Strahlt doch das Licht am hellſten in dem Schatten, glänzt doch der Weiſe am meiſten unter Thoren, ſiegt doch der Starke am leichteſten über die Schwachen. Glaubt ihr, Tugend zu beſitzen, ſo wünſcht euch die Röthe des Lebens, um ſie zu bewahren: glaubt ihr Vertrauen zu eurer Wahrheit zu haben, ſo wünſcht euch den Zweifel, wünſcht euch den Kampf mit der Lüge, um ſie zu erhärten. Kämpft auch der Gegner mit noch ſo viel Kraft, Gewandtheit und Scharfſinn, deſto glänzender der Sieg des wahren Princips: ihr wißt es ja, der Gegner ſteht auf einem falſchen Boden; alle ſeine glänzenden Mittel müſſen nur dazu beitragen, ſeinen Untergang und euern Triumph zu beſchleunigen: wollt ihr alſo nicht den Worten des weiſen Gamaliel folgen und ihn ruhig dulden, ſo kämpft, ihr wißt es ja, die Palme kann euch nicht fehlen: wiſſenſchaftliche Wahrheit kann durch den Kampf nur gewinnen, ſie wird durch ihn in einer Klarheit, einem Vertrauen, einer Energie erhoben, wie ſie ſie vor dem Kampfe nicht kannte.

Und hängt nicht an euerm Munde eine friſche, unverdorbene Jugend, deren wahrheitsdurſtige, unbefangene Natur noch helle Augen und offene Ohren für die lautere Wahrheit hat? Geſetzt aber, ſie würde durch die Scheingründe der Unwahrheit verwirrt, ſie würde durch die Schmeicheltöne menſchlicher Vernunft verlockt und berückt — wo könnte ſie gefahrloſer dieſer Gefahr ausgeſetzt werden, wo könnte man ſie ſorgloſer die genaue Bekanntſchaft des Erbfeindes machen ſehen, als da, wo ihr die würdigen Zeugen der Wahrheit ſtets zur Seite ſtehen, und wo ſie immer in den Stand geſetzt iſt, einen vergleichenden Blick in den Spiegel der Wahrheit zu werfen und den Rath des Verſtändigen zu vernehmen? Wenn die Spartaner ihren Söhnen trunkene Heloten vorführten, meinten ſie damit die Sittlichkeit der Jünglinge zu ſchwächen oder zu ſtärken? Nun wohl, es ſcheint, daß die evangeliſch-theologiſche Facultät nicht ſo viel Vertrauen auf ihren Glauben hat, als die Spartaniſchen Männer auf ihre Sittlichkeit hatten.

Haltet euch nicht für geſichert durch die weltliche Macht auf eurer Seite. Es iſt ſchön, von dieſer Macht anerkannt, geehrt und gefeiert, mit Aemtern und Titeln, mit Geld und Orden überhäuft zu werden; aber es iſt noch ſchöner, einzig auf ſeinem Gewiſſen ſtehend, trotz dieſer weltlichen Macht zu ſiegen. Wir haben geſehen, daß Sokrates, des Sophroniskos Sohn, aus Alopeke, von den Athenern verdammt wurde, und dennoch bezwang ſeine Weisheit die Athener und ihren Staat; wir haben geſehen, daß Jeſus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn, im Namen des Kaiſers und des Hohenprieſters an das Kreuz genagelt wurde, und dennoch hat ſeine Lehre Rom und den Tempel überwunden; wir haben geſehen, daß Martin Luther, des Bergmanns Sohn aus Eisleben, von Kaiſer und Papſt geachtet und gebannt wurde, und dennoch, was Anderes hat das Reich und die Kirche gebrochen, als die Reformation? Wir haben geſehen, daß Ch. Wolf, daß Fichte vertrieben, daß Kant bedroht wurde, und wer hat geſiegt? Hat Wöllner und das Religionsedict geſiegt? Ihr lächelt und meint, hier ſei nicht vom Schierlingsbecher, vom Kreuz, von Bann und Aechtung, nicht von Vertreiben und Verfolgen die Rede. Ganz recht. Jede Zeit ſpricht ihre beſondere Sprache, jede hat ihre beſondern Straf- und Regierungsſyſteme; der Brauch iſt verſchieden nach der Temperatur der Köpfe und Zeiten, aber ſeine Bedeutung iſt ganz dieſelbe. Nennt ſich eine Wahrheit eine wiſſenſchaftliche Wahrheit, kann ihr dann wohl irgend eine Behauptung, irgend eine Erkenntniß ſchaden? Muß ſie nicht durch jede, wenn ſie auch noch ſo feindſelig ſcheinen ſollte, gewinnen an Klarheit und überzeugender Kraft? Verliert ſie dagegen nicht dieſe Macht der Ueberzeugung, wenn ſie neue wiſſenſchaftliche Behauptungen nicht mit ihren eignen Waffen bekämpft, ſondern zur äußerlichen Gewalt ihre Zuflucht nimmt? Gibt ſie ſich damit nicht ſelbſt auf, verzichtet ſie nicht auf ihre Realität? — Ihr habt euch ſelbſt ein Armuthszeugniß ausgeſtellt, und ſcheint ferner keinen Anſpruch mehr zu machen auf die Walhalla wiſſenſchaftlichen Ruhmes, ſondern auf das Hoſpital.

M. F.

D.

Politiſche Freiheit.

I.

Fichte und die Revolution.

Daß Fichte die „Wiſſenſchaftslehre“ geſchrieben, daß er in Berlin „Reden an die deutſche Nation“ und viele andere Vorleſungen gehalten, daß er bei ſeinen Lebzeiten als Atheiſt und nach ſeinem Tode als Demagog in Unterſuchung geweſen, wiſſen Alle, die von ihm gehört haben. Weniger bekannt iſt, daß er auch ein gewaltiges Buch über die franzöſiſche Revolution in die Welt geſandt hat, und von den Wenigen, die dasſelbe dem Namen nach kennen, haben es die Wenigſten geleſen. Und doch hat es bei ſeinem erſten Erſcheinen (1793) nicht geringes Aufſehen erregt, obgleich nur ein einziges deutſches Journal, die „Schleswig'ſche Monatsſchrift“ das erſte Heft einer Anzeige würdigte. 1795 erlebte es eine zweite Auflage und wurde ſpäterhin zwar nicht die Veranlaſſung, wohl aber der eigentliche Grund zu den bekannten Verdächtigungen und Verfolgungen Fichte's. „Es iſt nicht mein *Atheismus*“, ſchreibt er ſelbſt, „ſondern mein *Demokratismus*, den ſie gerichtlich verfolgen. Hier bedarf es keiner Muthmaßungen und keines Rathens. Die Triebfeder jener Anklage iſt klar, iſt notoriſch: nur daß Keiner den Namen des Dinges ausſprechen will. Ich bin überhaupt nicht gemacht, um hinter dem Berge zu halten, und ich will es beſonders hier nicht: indem ich dieſer Angriffe nunmehr müde bin, und für *dieſes*

Mal mir entweder Ruhe verſchaffen will für mein ganzes übriges Leben, oder muthig zu Grunde gehen. Ich alſo will es ſein, der den Namen dieſes Dinges ausſpricht. Ich bin ihnen ein *Demokrat*, ein *Jacobiner*, dies iſt's. Von einem ſolchen glaubt man jeden Gräuel ohne weitere Prüfung; gegen einen ſolchen kann man gar keine Ungerechtigkeit begehen. Hat er auch dieſes Mal nicht verdient, was ihm wiederfährt; ſo hat er es doch ein andermal. Recht geſchieht ihm auf jeden Fall, und es iſt *politiſch*, die das wenigſte Aufſehen erregende, die *populärſte* Anklage zu ergreifen."

Wie und wodurch die Schrift in der Folge faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, ergibt ſich leicht. Fichte ſelbſt hatte in ſeinen ſpäteren Verhältniſſen kein Intereſſe, dieſelbe wieder hervorzuziehen; auch hätte ſie während der Kaiſerzeit unmöglich Anklang finden können. Ob ſie übrigens vom deutſchen Reichstage oder einzelnen deutſchen Regierungen im Geheimen unterdrückt worden iſt, weiß ich nicht; doch ſcheint das aus einigen Aeußerungen Fichte's hervorzugehen. Jedenfalls iſt ſie jetzt beinahe als verſchollen zu betrachten, und ich habe Zuhörer und Verehrer Fichte's geſprochen, welche von ihr nicht einmal gehört hatten.

Es heißt alſo wahrlich nicht, den unberufenen Beſchwörer ſpielen, wenn man einmal wieder auf dieſelbe hinweiſ't. Sie verdient es, nicht blos ihres Urhebers, ſondern auch ihres Inhalts wegen. Sie iſt keine unſchuldige literariſche Merkwürdigkeit, ſondern — wenn wir einzelne Andeutungen und Entwickelungen Hegels ausnehmen — bis auf den heutigen Tag das Bedeutendſte, das Gründlichſte, das Radicalſte, was je ein Deutſcher über die franzöſiſche Revolution geſchrieben hat. Auch aus andern Gründen dürfte es zeitgemäß ſein, das Andenken an dieſelbe zu erneuen. Jetzt, wo der Drang nach freier politiſcher Entwickelung in uns Deutſchen lebendiger und ſich ſelbſt klarer iſt als jemals, wird die Stimme des reinſten, entſchiedenſten, charactervollſten deutſchen Philoſophen mehr Anklang finden und beſſer verſtanden werden als ehemals. Nicolai hat zwar prophezeit, daß nach dem Jahre 1840 Niemand mehr von Fichte reden werde und ſpäter dieſen Termin noch bedeutend verkurzt: indeſſen ſcheint gerade erſt etwa ſeit jenem Jahre das deutſche Volk dahin gekommen zu ſein, Fichte's Streben in ſeinem ganzen Umfange zu begreifen und zu würdigen, — zu begreifen, was es nicht blos in der Wiſſenſchaft, ſondern auch in der Religion und Politik, in Kirche und Staat heißt: **Ich bin Ich.**

Das Buch iſt, wie geſagt, im Jahre 1793 erſchienen, alſo nach der Hinrichtung Ludwigs XVI, das zweite Bändchen ſogar erſt nach dem Sturz der Gironde, mithin während der ſogenannten Schreckenszeit, als die meiſten übrigen Deutſchen ihre Sympathien für die Revolution bereits aufgegeben hatten, und es iſt bemerkenswerth, daß auch ſpater, als der Terrorismus ſeine äußerſte Hohe erreichte, als der „Schrecken im Schrecken“ eintrat, Fichte niemals die Hoffnung aufgegeben hat, daß wenn der Sturm ausgetobt und die Leidenſchaften des Parteikampfes vorüber wären, ſich aus jener Umwälzung die wahre geſetzliche Freiheit und das rechte Mittel, ſie zu erhalten, entwickeln wurden. Auch iſt es nur um wenige Monate früher verfaßt als gedruckt; er begann dasſelbe während ſeines Aufenthaltes zu Danzig und ſetzte es zu Zurich fort. Er ſchrieb es, wie er ſelbſt ſagt, „während er als Gaſt in einer kleinen nordiſchen Republik lebte, von welcher aus er in den Tagen, da ſie verſchlungen wurde, nach einer ſudlich gelegenen Republik abreiste, von Unwillen hingeriſſen über die Uebertreibungen, die ſich damals die Vertheidiger der geſetzloſen Willkür der Machtigen erlaubten.“ Uebrigens iſt es nur Fragment und das dritte, von ihm verſprochene Bändchen, wie es ſcheint ohne ſeine Schuld, niemals erſchienen. Auch hat er ſich nicht auf dem Titel genannt, doch die Schrift ſelbſt nie abgeleugnet, wie er denn überhaupt gleich anfangs nur einſtweilen als Verfaſſer unbekannt bleiben wollte. „Ich gebe dem Publikum hiermit mein Ehrenwort“, heißt es in der Vorrede, „daß ich entweder noch bei meinem Leben ſelbſt, oder nach meinem Tode durch einen andern mich zu dieſer Schrift bekennen werde. Meine ſchriftſtelleriſche Grundregel iſt: ſchreibe nichts nieder, worüber du vor dir ſelbſt erröthen müßteſt und die Probe, die ich hierüber mit dir anſtelle, die Frage: könnteſt du wollen, daß dein Zeitalter, und, wenn es möglich wäre, die geſammte Nachwelt wüßte, daß du das geſchrieben haſt? Dieſer Probe habe ich gegenwärtige Schrift unterworfen, und ſie hat ſie ausgehalten. Mein Herz verböte mir alſo nicht, mich zu nennen. Daß aber zu einer Zeit, wo ein Gelehrter ſich nicht ſcheut, in einer Recenſion einen andern Gelehrten des Hochverraths anzuklagen, und wo es Fürſten geben könnte, die eine ſolche Klage aufnähmen, die Klugheit jedem, dem ſeine Ruhe lieb iſt, es verbiete, wird der Leſer einſehen.“

Zunächſt iſt die Schrift gegen Rehbergs viel geprieſene „Unterſuchungen über die franzöſiſche Revolution“ gerichtet, welcher die letztere nach den Principien des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts beurtheilt und dabei ähnliche Grundſätze ausgeſprochen hatte, wie ſpäter H. von Haller, wenn auch nicht mit ſolcher Entſchiedenheit und Schamloſigkeit. Doch iſt ſie nur an wenigen Stellen eigentlich polemiſch, ſondern faſt durchgehends freie, poſitive Entwickelung. Beſtimmt war ſie nicht für die Schule, ſondern für das Volk: „denn die Lehre von den Pflichten und Rechten des Menſchen iſt kein Kleinod der Schule. Wozu ſind jene Einſichten, wenn ſie nicht allgemein ins Leben eingeführt werden? Und wie können ſie eingeführt werden, wenn ſie nicht wenigſtens der größeren Hälfte Antheil ſind? So wie es jetzt iſt, kann es nicht bleiben. Wollen wir mit dem Bauen warten, bis der durchgebrochene Strom unſere Hütten weggeriſſen habe? Wollen wir unter

Blut und Leichen dem verwilderten Sclaven Vorleſungen über die Gerechtigkeit halten? Jetzt iſt es Zeit, das Volk mit der Freiheit bekannt zu machen, die daſſelbe finden wird, ſobald es ſie kennt. Gewaltſame Revolutionen zu verhindern, gibt es ein ſehr ſicheres Mittel, aber es iſt das einzige: das Volk gründlich über ſeine Pflichten und Rechte zu unterrichten."

Dieſem Zwecke gemäß iſt denn auch die Darſtellung durchaus nicht abſtract und ſchulgemäß, ſondern wie in Fichte's ſämmtlichen populären Schriften höchſt lebendig, anregend, ergreifend. Bekanntlich iſt ſeine Beredſamkeit nichts weniger als eigentlich rhetoriſch: er hat keine reiche Phantaſie und daher wenig Bilder und ſonſtigen Schmuck; er verſchmäht jegliche Kunſt, jede abſichtliche Ueberraſchung; er hat nur eine einzige Hülfsquelle: die Kühnheit und Energie des Gedankens und der Geſinnung, welche beide in ihm vollkommen Eins ſind. Sie allein ſind es, die mit unwiderſtehlicher Kraft ihn und den Leſer hinreißen und wie von ſelbſt die höchſten redneriſchen Effecte hervorbringen. Zu ſeinem glühenden Eifer für die Wahrheit, ſeiner jugendlichen Freiheitsliebe und eiſernen Conſequenz geſellt ſich bei ſeiner Betrachtung der franzöſiſchen Revolution noch der heilige Grimm gegen die entſetzlichen Mißbräuche der guten alten Zeit, gegen die ſchnöde Willkür und Unterdrückung der Menſchenrechte, gegen die Feigheit und Halbheit des in Egoismus und Privatrückſichten untergegangenen Geſchlechts, „das doch ja nichts an ſeiner bisherigen lieben Exiſtenz verrücken laſſen wollte." Wir könnten eine Menge Stellen anführen, wo ihn dieſer zur großartigſten redneriſchen Leidenſchaft erhebt; doch wir wollen nicht vorgreifen.

Die Hauptfrage, welche in dem Buche erörtert wird, iſt natürlich die nach dem Verhältniß des allgemeinen, vernünftigen, ewigen Rechts oder — um mit der erſten Nationalverſammlung zu reden — der „Menſchenrechte" und des ſogenannten hiſtoriſchen Rechts, d. h. der Bevorrechtung. Iſt das Beſtehende, blos weil es beſteht, ſchon deshalb an und für ſich recht, gerechtfertigt, geheiligt und unantaſtbar? Hat mithin ein Volk das Recht, ſeine Verfaſſung zu ändern oder nicht? Und wenn es daſſelbe hat, was ergibt ſich hieraus für die bevorrechteten Stände, für Adel und Klerus?

Sehen wir, wie dieſe Fragen von Fichte beantwortet werden!

In der Einleitung unterſucht er zunächſt, nach welchen Grundſätzen man Staatsveränderungen zu beurtheilen habe. „Bei Beurtheilung einer Revolution können nur zwei Fragen, die eine über die Rechtmäßigkeit, die zweite über die Weisheit derſelben, aufgeworfen werden. In Abſicht der erſtern kann entweder im Allgemeinen gefragt werden: hat ein Volk überhaupt ein Recht, ſeine Staatsverfaſſung willkürlich abzuändern? — oder ins Beſondere: hat es ein Recht, es auf eine gewiſſe beſtimmte Art, durch gewiſſe Perſonen, durch gewiſſe Mittel, nach gewiſſen Grundſätzen zu thun? Die zweite ſagt ſo viel: ſind die zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks gewählten Mittel am angemeſſenſten? Welche der Billigkeit gemäß ſo zu ſtellen iſt: waren es unter den gegebenen Umſtänden die beſten?“

Kann nun die erſtere Frage nach Erfahrungsſätzen, nach Sätzen, die wir hier auf Treu und Glauben, auf das Anſehen unſerer Väter und Lehrer angenommen, ohne Beweis angenommen haben, entſchieden werden? Nein, iſt die Antwort. „Denn wenn dieſe Sätze ſelbſt falſch wären, ſo müßte ja unſere auf ſie gegründete Antwort auch nothwendig unrichtig ſein. Diejenigen, nach deren Anſehen wir dieſes Meinungsſyſtem bildeten, nahmen ſie freilich für wahr an. Aber wie, wenn ſie irrten? Unſer Volk und unſer Zeitalter nimmt ſie freilich mit uns für wahr an. Aber wiſſen wir denn nicht, daß in Conſtantinopel gerade das allgemein für wahr anerkannt wird, was man in Rom allgemein für falſch anerkennt?

Daß vor etlichen hundert Jahren in Wittenberg allgemein für richtig gehalten wurde, was man jetzt eben daſelbſt eben ſo allgemein für einen verderblichen Irrthum hält? Wir hielten vor zwanzig Jahren unausgepreßte Gurken für ungeſund, aus eben den Gründen, aus welchen bis jetzt noch die meiſten unter uns meinen: ein Menſch könne **Herr** eines andern Menſchen ſein, ein Bürger könne durch die Geburt auf Vorzüge vor ſeinen Mitbürgern ein **Recht** bekommen u. ſ. w."

Aber nicht bloß Herkommen, Gewohnheit, Tradition und Autorität, ſondern auch unſere **Neigung**, unſer **Intereſſe** haben unwillkürlich Einfluß auf unſer Urtheil über das, was Recht iſt. „Bemüht, die Anſprüche unſers Eigennutzes andern und endlich auch uns ſelbſt unter einer ehrwürdigen Maske vorzuſtellen, machen wir ſie zu **rechtlichen** Anſprüchen und ſchreien über Ungerechtigkeit, oft, wenn man nichts weiter thut, als uns verhindert, ſelbſt ungerecht zu ſein. Kein Adlicher, keine Militärperſon in monarchiſchen Staaten, kein Geſchäftsmann in Dienſten eines gegen die franzöſiſche Revolution erklärten Hofes ſollte deßhalb in dieſer Unterſuchung gehört werden. Nur der, der weder Unterdrücker noch Unterdrückter iſt, deſſen Hände und Erbtheil rein ſind vom Raube der Nationen, deſſen Kopf nicht von Jugend auf in die conventionellen Formen unſers Zeitalters gepreßt wurde, deſſen Herz eine warme, aber ſtille Ehrfurcht fühlt für Menſchenwerth und Menſchenrechte, kann hier Richter ſein. — Es iſt wahr, Ritter vom goldenen Vließ, der du nichts weiter biſt, als das — es iſt wahr, und niemand läugnet es dir ab, daß es für dich ſehr unbequem ſein würde, wenn die Achtung für deine hohe Geburt, für deine Titel und deine Orden ſich plötzlich aus der Welt verloren und du auf einmal bloß nach deinem perſönlichen Werthe geehrt werden ſollteſt; wenn Alles von deinen Gütern, deſſen Beſitz ſich auf **ungerechte Rechte** gründet, dir abgenommen werden ſollte; — es iſt wahr, daß du der verachtetſte und ärmſte unter den Menſchen werden, daß du in das tiefſte Elend verſinken würdeſt: aber verzeihe — die Frage war auch gar nicht von deinem Elende oder Nichtelende; ſie war von unſerm Rechte. Was dich elend macht, kann nie recht ſein, meinſt du. Aber ſiehe hier deine bisher von dir unterdrückten leibeigenen Sclaven; — es würde ſie wahrhaftig ſehr glücklich machen, ſelbſt dasjenige deiner Schätze, was du mit Recht beſitzeſt, unter ſich zu theilen; dich zu ihrem Sclaven zu machen, wie ſie bisher die deinigen waren; deine Söhne und Töchter zu Knechten und Mägden zu nehmen, wie du bisher die ihren dazu nahmſt; dich vor ſich her das Wild treiben zu laſſen, wie ſie es bisher vor dir trieben; — ſie rufen uns zu: der Reiche, der Begünſtigte gehört nicht zum Volke; er hat keinen Antheil an den allgemeinen Menſchenrechten! Das iſt ihr Intereſſe. Ihre Schlüſſe ſind ſo gründlich, als die deinigen. Was ſie glücklich macht, könne nie unrecht ſein, meinen ſie. Sollen wir ſie nicht hören? — Nun ſo erlaube, daß wir auch dich nicht hören.“

Auch aus der Geſchichte kann die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Revolution nicht beantwortet werden; denn auch ſie gibt uns nur Erfahrungsſätze; ſie lehrt nur, was geſchieht und geſchehen iſt, nicht aber, was geſchehen ſolle. Sie gibt uns nur Begebenheiten, Thatſachen, Handlungen, aber nicht die Norm, an welcher dieſelben geprüft werden müſſen, und eben auf dieſe Norm kommt es an. Ueberdies iſt jedes Zeitalter, jede Nation, jedes Individuum ein Anderes. „Oder will man über die Rechtgläubigkeit des Erzvaters Abraham nach dem preußiſchen Religionsedict, über die Rechtmäßigkeit der Ausrottung der Canaaniter nach den Manifeſten des Herzogs von Braunſchweig gegen die Pariſer urtheilen?“ Endlich aber hat doch auch die Geſchichte, wie alle Erfahrung, irgendwo ein Ende. Nach welchem Geſetze will man dann richten? Oder hört hier, hört z. B. bei der erſten Entſchließung Adams die Betrachtung einer freien Handlung in Rückſicht des Sollens gänzlich auf, da dieſem ſeine Erfahrungen von den Präadamiten her, nach welchen er ſich hätte richten ſollen, doch unmöglich aufgezählt werden können?“

Das Reſultat dieſer erſten Unterſuchung iſt demnach folgendes: Die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Revolution läßt ſich nicht aus der Erfahrung, ſondern lediglich aus dem Begriffe des Rechts ſelbſt beantworten. „Bis auf die urſprüngliche Form unſers Geiſtes muß die Prüfung zurückgehen, und nicht bei den Farben deſſelben, welche Zufall, Gewohnheit, aus Irrthum unwillkürlich, oder von der Unterdrückungsſucht willkürlich ausgeſtreute Vorurtheile ihm anhauchen, muß ſie ſtehen bleiben. Sie muß — mit andern Worten — aus Principien *a priori*, und zwar aus practiſchen, und darf ſchlechterdings nicht aus empiriſchen geführt werden.“

Wir kommen zur zweiten Frage, zur Frage nach der Weisheit einer Staatsumwälzung, d. h. „ob die beſten, wenigſtens unter den vorhandenen Umſtänden beſten Mittel zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks gewählt worden.“ Nach welchen Grundſätzen iſt dieſelbe zu entſcheiden?

Sie iſt natürlich eine doppelte; denn es handelt ſich erſtens um die Beurtheilung des Zweckes und zweitens der Mittel.

Welches iſt der Endzweck aller Staatsverbindung? Dieſe Frage, ſagt Fichte, auf welche ſich jene nach dem Zweck jeder Revolution zurückführen läßt, kann nur aus dem Sittengeſetze beantwortet werden, und iſt mithin ebenfalls rein aprioriſch.

Etwas anders verhält es ſich mit der Frage nach der Beurtheilung der Mittel. Hier hat die Erfahrung eine Stimme, namentlich die empiriſche Pſychologie und die practiſche Menſchenkenntniß überhaupt; denn es kommt darauf an, nicht bloß den urſprünglich reinen Menſchen, ſondern den durch Nationalität, Zeitalter, Klima, Beſchäftigung und durch ſinnliche Zuſätze aller Art beſtimmten Menſchen zu beurtheilen. Auch die Geſchichte iſt dabei zu Rathe zu ziehen, damit ſie Analogien liefere, aus welchen auf den vorliegenden Fall geſchloſſen werde. Gehört aber deßhalb die ganze Frage und in letzter Inſtanz vor deren Richterſtuhl? Keineswegs! Denn zuvörderſt bietet die Geſchichte, wie geſagt, nur immer ähnliche, nie völlig gleiche Urſachen, aus denen mithin nur auch ähnliche, nie gleiche Wirkungen gefolgert werden können. „Und ferner, worauf gründet ſich denn überhaupt eure Folgerung, daß ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen haben werden, wenn nicht auf ein allgemeines Geſetz der Nothwendigkeit? Oder wie, wenn ihr auf einen Fall kommt, der in eurer Geſchichte noch nicht da geweſen iſt, was macht ihr dann? Ich fürchte ſehr, daß das bei der Frage von den Mitteln, den einzig wahren Zweck einer Staatsvereinigung zu erreichen, wirklich der Fall ſei. Ich fürchte, daß ihr in allen bisherigen Staaten vergeblich nach einer Zweckeinheit ſuchen werdet — in ihnen, die der Zufall zuſammenfügte, an denen jedes Zeitalter mit ſchüchternem Reſpecte für die Manen der vorhergehenden flickte und ausbeſſerte — in ihnen, deren lobenswürdigſte Eigenſchaft es iſt, daß ſie inconſequent ſind, weil die Durchführung mancher ihrer Grundſätze die Menſchheit völlig zerdrückt, und jede Hoffnung eines einſtigen Auferſtehens in ihr vernichtet haben würde — in ihnen, in denen man höchſtens nur diejenige Einheit antrifft, die die verſchiedenen Gattungen der fleiſchfreſſenden Thiere zuſammenhält, daß das ſchwächere vom ſtärkeren gefreſſen wird, und das noch ſchwächere ſelbſt frißt. Ich fürchte, daß ihr über die Wirkungen mancher Triebfedern auf den Menſchen in eurer Geſchichte keine Nachricht finden werdet, weil die Helden derſelben ſie dem menſchlichen Herzen anzulegen vergaßen. Ihr werdet demnach mit einer Unterſuchung a priori euch — begnügen müſſen, wenn die a poſteriori nicht möglich ſein ſollte."

Vor welchen Richterſtühlen die Revolution ihr Urtheil zu empfangen hat, wußten wir alſo. — Bis hieher hat, obgleich zuweilen etwas erregt, der Philoſoph geſprochen, die Principien der Unterſuchung feſtgeſtellt und der Vernunft vindicirt, was ihr gehört. Nun aber erhebt ſich der Redner, um die Empiriker nicht mehr zu widerlegen, wie jener, ſondern um ſie anzuklagen, — ſie, die „vielwiſſenden Sachkenner", die fortwährend gegen die Anwendung urſprünglich vernünftiger Grundſätze im Leben declamiren und das Volk vor den leeren Vorſpiegelungen und hohlen Theorien der Philoſophen warnen. Angriff folgt jetzt auf Angriff, Schlag auf Schlag.

„Wo der eigentliche Streitpunct zwiſchen uns liegt", heißt es unter Anderm, „das kann ich euch wohl mittheilen. Ihr wollt es freilich nicht ganz mit der Vernunft, aber auch nicht ganz mit eurem wohlthätigen Freunde, dem Schlendrian, verderben. Ihr möchtet wohl gern ein wenig vernünftig handeln, nur ums Himmels willen nicht ganz. — Ihr bleibt dabei, unſere philoſophiſchen Grundſätze ließen ſich einmal nicht ins Leben einführen; unſere Theorien ſeien freilich unwiderleglich, aber ſie ſeien nicht ausführbar. Das meint ihr denn doch wohl nur unter der Bedingung, wenn alles ſo bleiben ſoll, wie es jetzt iſt. Aber wer ſagt denn, daß es ſo bleiben ſolle? Wer hat euch denn zu eurem Ausbeſſern und Stümpern, zu eurem Aufflicken neuer Stücke auf den alten zerlumpten Mantel, zu eurem Waſchen, ohne einem die Haut naß machen zu wollen, gedungen? Wer hat denn geläugnet, daß die Maſchine dadurch völlig ins Stocken gerathen, daß die Riſſe ſich vergrößern, daß der Mohr wohl ein Mohr bleiben werde? Sollen wir denn Eſel tragen, wenn ihr Schnitzer gemacht habt? Aber ihr wollt, daß alles hübſch bei dem Alten bleibe; daher euer Widerſtreben, daher euer

Geſchrei über die Unausführbarkeit unſerer Grundſätze. Nun, ſo ſeid wenigſtens ehrlich und ſagt nicht weiter: wir können eure Grundſätze nicht ausführen, ſondern ſagt gerade, wie ihr's meint: wir wollen ſie nicht ausführen.“

„Das Geſchrei über die Unmöglichkeit deſſen, was euch nicht gefällt, treibt ihr nicht erſt ſeit heute; ihr habt von jeher ſo geſchrieen, wenn ein muthiger und entſchloſſener Mann unter euch trat und euch ſagte, wie ihr eure Sachen klüger anzufangen hättet. Dennoch iſt, trotz eurem Geſchrei, manches wirklich geworden, indeß ihr euch ſeine Unmöglichkeit bewieſet. So rieft ihr vor nicht gar langer Zeit einem Manne zu, der unſern Weg ging, und bloß den Fehler hatte, daß er ihn nicht weit genug verfolgte: proposez-nous donc ce qui est faisable — das heiße: proposez-nous donc ce qu'on fait, antwortete er euch ſehr richtig. Ihr ſeid ſeitdem durch die Erfahrung, das Einzige, was euch klug machen kann, belehrt worden, daß ſeine Vorſchläge doch nicht ſo ganz unthunlich waren.“

„Rouſſeau, den ihr noch einmal über das andere einen Träumer nennt, indeß ſeine Träume unter euren Augen in Erfüllung gehen, verfuhr viel zu ſchonend mit euch, ihr Empiriker; das war ſein Fehler. Man wird noch ganz anders mit euch reden, als er redete. Unter euren Augen, und ich kann es zu eurer Beſchämung hinzuſetzen, wenn ihr's noch nicht wißt, durch Rouſſeau geweckt, hat der menſchliche Geiſt ein Werk vollendet, das ihr für die unmöglichſte aller Unmöglichkeiten würdet erklärt haben, wenn ihr fähig geweſen wäret, die Idee deſſelben zu faſſen. Ihr werdet noch oft nöthig haben, euch die Augen zu reiben, um euch zu überzeugen, ob ihr recht ſeht, wenn wieder eine eurer Unmöglichkeiten wirklich geworden iſt.“

„Wollt ihr die Kräfte des Mannes nach denen des Knaben meſſen? Glaubt ihr, daß der freie Mann nicht mehr vermögen werde, als der Mann in Feſſeln vermochte? Beurtheilt ihr die Stärke, die ein großer Entſchluß uns geben wird, nach der, die wir alle Tage haben? Was wollt ihr doch mit eurer Erfahrung? Stellt ſie uns etwas anders dar, als Kinder, gefeſſelte und Alltagsmenſchen?“

„Ihr eben ſeid die competenten Richter über die Grenzen der menſchlichen Kräfte! Unter das Joch der Autorität, als euer Nacken noch am biegſamſten war, eingezwängt, mühſam in eine künſtlich erdachte Denkform, die der Natur widerſtreitet, gepreßt, durch das ſtete Einſaugen fremder Grundſätze, das ſtete Schmiegen unter fremde Pläne, durch tauſend Bedürfniſſe eures Körpers entſelbſtet, für einen höhern Aufſchwung des Geiſtes und ein ſtarkes, hehres Gefühl eures Ich verdorben, — könnt ihr urtheilen, was der Menſch könne? — ſind eure Kräfte der Maßſtab der menſchlichen Kräfte überhaupt? Habt ihr je die goldenen Flügel des Genius rauſchen gehört? — nicht deſſen, der zu Geſängen, ſondern deſſen, der zu Thaten begeiſtert? Habt ihr ein kräftiges: ich will, eurer Seele zugeherrſcht? Fühlt ihr euch fähig, dem Deſpoten ins Angeſicht zu ſagen: tödten kannſt du mich, aber nicht meinen Entſchluß ändern? Habt ihr — könnt ihr das nicht, ſo weicht von dieſer Stätte; ſie iſt für euch zu heilig!“

Den Schluß der geſammten Einleitung macht dann eine Betrachtung, die zwar nicht eigentlich die Grundſätze der Beurtheilung, aber das Recht der öffentlichen Beurtheilung ſelbſt angeht. Darf man, ſoll man dem Publicum über Staaten und Staatsveränderungen, mithin auch über die franzöſiſche Revolution die ganze, volle, unverkürzte Wahrheit ſagen?

Wie die Antwort ausfällt, verſteht ſich aus Fichte's Denkweiſe und Charakter von ſelbſt. „Man erhebt“, ſagt er, „bei freien politiſchen Unterſuchungen jetzt wieder ein Geträtſch, wie man es ſchon ehemals bei religiöſen trieb, über exoteriſche und eſoteriſche Wahrheiten, d. h. — denn du ſollſt es nicht verſtehen, unſtudirtes Publicum, drum werden ſie ſich wohl hüten, es deutſch zu ſagen — d. h. alſo: von Wahrheiten, die ein Jeder wiſſen kann, weil eben nicht viel Tröſtliches daraus folgt, und von andern Wahrheiten, die, leider! eben ſo wahr ſind, von denen aber niemand wiſſen ſoll, daß ſie wahr ſind. — Siehe, liebes Publicum, ſo ſpielen deine Lieblinge dir mit, und du freuſt dich in kindlicher Unbefangenheit über die Broſamen, die ſie dir von ihrer reich beſetzten Tafel zufließen laſſen. Traue ihnen nicht; das, worüber du eine ſo herzliche Freude haſt, iſt nur das Exoteriſche; das Eſoteriſche ſollteſt du erſt ſehen, aber — das iſt nicht für dich.“

„Das iſt auch eine von euren alten Untugenden, feige Seelen, daß ihr uns mit einer geheimnißvollen Miene ins Ohr flüſtert, was ihr aufgeſpürt habt: aber, aber — ſetzt ihr hinzu und macht ein kluges Geſicht, daß es ja nicht weiter auskommt, Frau Gevatterin! Das iſt nicht männlich; was der Mann redet, mag Jeder wiſſen.“

„Die allgemeine Verbreitung der Wahrheit, die unſern Geiſt erhebt und veredelt, die uns über unſere Rechte und Pflichten unterrichtet, die uns die beſten Wege auffinden lehrt, wie wir die erſteren behaupten, und die Erfüllung der zweiten recht fruchtbar für das menſchliche Geſchlecht machen können, ſollte ſchädliche Folgen haben? Vielleicht für diejenigen, welche uns auf immer in der Thierheit erhalten möchten, damit ſie uns auf immer ihr Joch auflegen und zu ihrer Zeit uns ſchlachten können? Und welche denn auch für ſie, als etwa die, daß ſie dann ein anderes Handwerk ergreifen müßten? Fürchtet ihr dies als ein Unglück? Nun freilich, darin ſind wir mit euch nicht einig; wir fürchten dieſes Unglück nicht.“

Gehen wir aus der Einleitung an das erſte Capitel!

„Hat überhaupt ein Volk das Recht, ſeine Verfaſſung zu ändern?“ lautet die Ueberſchrift. Sie iſt zugleich die eigentliche politiſche Lebensfrage unſerer Gegenwart.

Rouſſeau hat keineswegs geſagt — ſo hebt die Unterſuchung an —, daß alle bürgerlichen Geſellſchaften ſich der Zeit nach auf einen Vertrag gründeten. „Man ſieht es ja unſeren Staatsverfaſſungen und allen Staatsverfaſſungen, die die bisherige Geſchichte kennt, leicht an, daß ihre Bildung nicht das Werk einer verſtändigen Berathſchlagung, ſondern ein Wurf des Ungefähr oder der gewaltſamen Unterdrückung war. Sie gründen ſich alle auf das Recht des Stärkern; wenn es erlaubt iſt, eine Blasphemie nachzuſagen, um ſie verhaßt zu machen. Daß aber rechtmäßiger Weiſe eine bürgerliche Geſellſchaft ſich auf nichts anders gründen kann, als auf einen Vertrag zwiſchen ihren Mitgliedern, und daß jeder Staat völlig ungerecht verfahre und gegen das erſte Recht der Menſchheit, das Recht der Menſchheit an ſich ſündige, wenn er nicht wenigſtens hinterher die Einwilligung jedes einzelnen Mitgliedes zu jedem, was ihm geſetzlich ſein ſoll, ſucht, iſt ohne Mühe auch dem ſchwächſten Kopfe einleuchtend zu machen.“

„Kein Menſch kann verbunden werden, ohne durch ſich ſelbſt; keinem Menſchen kann ein Geſetz gegeben werden, ohne von ihm ſelbſt. Läßt er durch einen fremden Willen ſich ein Geſetz auflegen, ſo thut er auf ſeine Menſchheit Verzicht und macht ſich zum Thiere; und das darf er nicht. Bloß dadurch alſo, daß wir ſelbſt es uns auflegen, wird ein poſitives Geſetz verbindlich für uns. Unſer Wille, unſer Entſchluß, der als dauernd gefaßt wird, iſt der Geſetzgeber, und kein anderer. Ein anderer iſt nicht möglich. Kein fremder Wille iſt Geſetz für uns; auch der der Gottheit nicht, wenn er vom Geſetz der Vernunft verſchieden ſein könnte.“

„Das Gebiet der bürgerlichen Geſetzgebung umfaßt übrigens nur das durch die Vernunft Freigelaſſene; der Gegenſtand ihrer Verfügungen ſind die *veräußerlichen Rechte des Menſchen.*“

„Entſteht nun bloß aus dem Willen der Contrahirenden im Vertrage die Verbindlichkeit geſellſchaftlicher Verträge und kann dieſer Wille ſich ändern, ſo iſt klar, daß die Frage: ob ſie ihren Vertrag ändern können, jener: ob ſie überhaupt einen Vertrag ſchließen können, völlig gleich iſt. Jede Veränderung des erſten Vertrags iſt ein neuer Vertrag, worin der alte in ſo oder ſo weit beſtätigt oder aufgehoben wird. Veränderungen und Beſtätigungen erhalten ihre Verbindlichkeit von der Einwilligung der Contrahirenden im zweiten Vertrage. Eine ſolche Frage läßt ſich mithin vernünftiger Weiſe gar nicht aufwerfen.“

Hiermit wäre die Sache eigentlich abgethan. Es könnte dagegen aber noch ein Einwand gemacht werden, wie er denn gegen Rouſſeau's Theorie wirklich gemacht worden iſt, nämlich: „wie, wenn es aber eine Bedingung des Vertrags wäre, daß er ewig und unabänderlich ſei?“ Gründlicher und richtiger ausgedrückt ſtellt ſich die Frage ſo: iſt eine Staatsverbindung, welche unabänderlich ſei, nicht etwa widerſprechend oder unmöglich? oder: widerſtreitet die Unabänderlichkeit irgend einer Staatsverfaſſung nicht der durchs Sittengeſetz aufgeſtellten Beſtimmung der Menſchheit?

Zur Beantwortung derſelben folgt nun eine umſtändliche Unterſuchung über den Endzweck aller geſellſchaftlichen Verbindung und die letzte Beſtimmung des Menſchen überhaupt. Jener Endzweck iſt die *Cultur* als „die Uebung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit und Unabhängigkeit von allem, was nicht Wir ſelbſt, unſer reines Selbſt iſt.“ „Dieſe Cultur zur Freiheit iſt die einzig mögliche Beſtimmung des Menſchen, in ſo fern er ein Theil der Sinnenwelt iſt: welcher höchſte ſinnliche Endzweck aber wieder nicht Endzweck des Menſchen an ſich, ſondern letztes Mittel für Erreichung ſeines höheren geiſtigen Endzwecks iſt, der völligen Uebereinſtimmung ſeines Willens mit dem Geſetze der Vernunft. Alles, was Menſchen thun und treiben, muß ſich als Mittel für dieſen letzten Endzweck in der Sinnenwelt betrachten laſſen, oder es iſt ein Treiben ohne Zweck, ein unvernünftiges Treiben.“

Wir können die weitern Auseinanderſetzungen übergehen; der Schluß ergibt ſich ja von ſelbſt. Denn da die Cultur im ſteten Fortſchreiten iſt und ſich ſtufenweiſe realiſirt, ſo iſt die nothwendige Folgerung: „keine Staatsverfaſſung iſt unabänderlich: es iſt in ihrer Natur, daß ſie ſich alle ändern. Eine ſchlechte, die gegen den nothwendigen Endzweck aller Staatsverbindungen ſtreitet, muß abgeändert werden; eine gute, die ihn befördert, ändert ſich ſelbſt ab. Die Clauſel im geſellſchaftlichen Vertrage, daß er unabänderlich ſein ſolle, wäre mithin der härteſte Widerſpruch gegen den Geiſt der Menſchheit. Ich verſpreche, an dieſer Staatsverfaſſung nie etwas zu ändern, heißt: ich verſpreche, kein Menſch zu ſein, noch zu dulden, daß, ſo weit ich reichen kann, irgend einer ein Menſch ſei. Ich begnüge mich mit dem Range eines geſchickten Thiers. Ich verbinde mich und verbinde alle, auf der Stufe der Cultur, auf die wir hinaufgerückt ſind, ſtehen zu bleiben. So wie der Biber heute eben ſo baut, wie ſeine Vorfahren vor tauſend Jahren bauten; ſo wie die Biene heute ihre Zellen eben ſo einrichtet, wie ihr Geſchlecht vor Jahrtauſenden; ſo wollen auch wir und unſere Nachkommen nach Jahrtauſenden unſere Denkart, unſere theoretiſchen, politiſchen, ſittlichen Maximen immer ſo einrichten, wie ſie jetzt eingerichtet ſind. Und ein ſolches Verſprechen, wenn es auch gegeben wäre, ſollte gültig ſein? — Nein, Menſch du durfteſt das nicht verſprechen; du haſt das Recht nicht, auf deine Menſchheit Verzicht zu thun. Dein Verſprechen iſt rechtswidrig, mithin rechtsunkräftig.“

Alſo keine Staatsverfaſſung iſt unabänderlich und daß ſie es ſein ſolle, kann im bürgerlichen Vertrage nicht feſtgeſetzt werden, — dieſer Satz gilt im Allgemeinen, aber er hat noch außerdem eine ganz ſpecielle, terroriſtiſche Geltung für die bisherigen Staaten, d. h. für die abſoluten Monarchien Denn es fragt ſich: haben dieſe wirklich die Cultur gefördert und iſt die Möglichkeit und Leichtigkeit der Cultur bei Gründung und Regierung der bisherigen Staaten Endzweck geweſen?

„Ich forſche gewiſſenhaft“, iſt die Antwort, „und finde — Alleinherrſchaft eures Willens im Innern — Verbreitung eurer Grenzen nach Außen als eure Zwecke. Ich beziehe den erſten als Mittel auf unſern höchſten Endzweck, Cultur zur Freiheit; und ich geſtehe, nicht zu begreifen, wie es unſere Selbſtthätigkeit erhöhen könne, wenn niemand ſelbſtthätig iſt, als ihr; wie es auf Befreiung unſeres Willens abzwecken könne, wenn niemand einen Willen haben darf, als ihr; wie es zur Herſtellung der reinen Selbſtheit dienen möge, wenn ihr die einzige Seele ſeid, welche Millionen Körper in Bewegung ſetzt. Ich vergleiche den zweiten Zweck mit jenem Endzwecke, und bin wieder nicht ſcharfſichtig genug, einzuſehen, was es unſerer Cultur verſchlagen könne, ob euer Wille an die Stelle noch einiger Tauſend mehr trete, oder nicht. Meint ihr, daß es den Begriff von unſerm Werthe um ein Großes erhöhen werde, wenn unſer Beſitzer recht viele Heerden beſitzt?“

„Damit nicht Eine Monarchie alles verſchlinge und unterjoche, ſagt ihr, müſſen mehrere Monarchien ſein, welche ſtark genug ſind, ſich das Gegengewicht zu halten, und damit ſie ſtark genug ſeien, muß jeder Monarch ſich im Innern der Alleinherrſchaft zu verſichern und von Außen ſeine Grenzen von Zeit zu Zeit zu erweitern ſuchen. — Wir dagegen folgern ſo: dieſes ſtete Streben nach Vergrößerung von Innen und Außen iſt ein großes Unglück für die Völker; iſt es wahr, daß ſie es ertragen müſſen, um einem ungleich größern zu entgehen, ſo laßt uns doch die Quelle jenes größern Unglücks aufſuchen und ſie ableiten, wenn es möglich iſt. Wir finden ſie in der *uneingeſchränkten monarchiſchen Verfaſſung*: jede uneingeſchränkte Monarchie (ihr ſagt es ſelbſt) ſtrebt unaufhörlich nach der Univerſalmonarchie. Laßt uns dieſe Quelle verſtopfen, ſo iſt unſer Uebel aus dem Grunde gehoben. Wenn uns niemand mehr wird angreifen wollen, dann werden wir nicht mehr gerüſtet zu ſein brauchen; dann werden die ſchrecklichen Kriege und die noch ſchrecklichere ſtete Bereitſchaft zum Kriege, die wir ertragen, um Kriege zu verhindern, nicht mehr nöthig ſein. Ihr ſagt: da uneingeſchränkte Monarchien ſein ſollen, ſo muß ſich das menſchliche Geſchlecht ſchon eine ungeheure Menge von Uebeln gefallen laſſen. Wir antworten: da ſich das menſchliche Geſchlecht dieſe ungeheure Menge von Uebeln nicht gefallen laſſen will, ſo ſollen keine uneingeſchränkten Monarchien ſein Ich weiß, daß ihr eure Folgerungen durch ſtehende Heere, durch ſchweres Geſchütz, durch Feſſeln und Feſtungsſtrafe unterſtützt; aber ſie ſcheinen mir darum nicht die gründlichern."

Hierauf folgt eine lange glänzende Apoſtrophe, in welcher durchgeführt wird, daß allerdings die bisherigen Staaten und ihre Verfaſſung der Menſchheit und deren Ausbildung genützt, daß aber dies Reſultat keineswegs in der Abſicht der Regierenden gelegen, ſondern ſogar wider ihren Willen erfolgt ſei. Wir können uns nicht enthalten, da dieſelbe an einzelnen Stellen bis in den innerſten Lebenspunkt unſerer heutigen Zuſtände eindringt, ſie trotz ihrer Länge ganz wiederzugeben.

„Wenn wir alſo", lautet ſie, „nicht blos *unter* euren politiſchen Verfaſſungen, ſondern auch mit *durch* ſie an Cultur zur Freiheit gewonnen hätten, ſo haben wir euch nicht dafür zu danken, denn es war nicht nur euer Zweck nicht, es war ſogar gegen ihn. Ihr ginget darauf aus, alle Willensfreiheit in der Menſchheit, außer der eurigen zu vernichten: wir kämpften mit euch um dieſelbe, und wenn wir in dieſem Kampfe ſtärker wurden, ſo geſchah euch damit ſicher kein Dienſt. — Es iſt wahr, um euch volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ihr habt einige unſerer Kräfte ſogar abſichtlich cultivirt; aber nicht damit wir für unſere Zwecke, ſondern damit wir für die eurigen tauglicher würden. Ihr gingt mit uns ganz ſo um, wie wir mit uns ſelbſt hätten umgehen müſſen. Ihr unterjochtet unſere Sinnlichkeit und zwangt ſie, ein Geſetz anzuerkennen. Nachdem ihr ſie unterjocht hattet, bildetet ihr ſie zur Tauglichkeit für allerlei Zwecke: ſo weit war alles recht, und wäret ihr hier ſtehen geblieben, ſo wäret ihr wahre Vormünder der unmündigen Menſchheit geworden. Nun aber ſollte eure Vernunft und nicht die unſere, euer: Ich will, und nicht das unſere, der obere Beherrſcher ſein, welcher dieſer gezähmten und gebildeten Sinnlichkeit ihre Zwecke beſtimmte. Ihr ließet uns in mancherlei Wiſſenſchaften unterrichten, deren Form und Inhalt ſchon nach euren Abſichten eingerichtet waren, damit wir lenkſamer für dieſelben würden. Ihr ließet uns mancherlei Künſte lehren, damit wir euch und diejenigen, die euch umgeben, entweilen konnten, oder damit wir euch und den Werkzeugen der Unterdrückung in euren Händen, wo eure Hände ſelbſt nicht hinreichen konnten, den Prunk verſchafften, womit ihr die Augen des Pöbels blendet. Ihr unterwieſet endlich Millionen, — und das iſt das Meiſterſtück, worauf ihr euch am meiſten zu gute thut — in der Kunſt, ſich auf einen Wink rechts und links zu ſchwenken, an einander geſchloſſen wie Mauern ſich plötzlich wieder zu trennen, und in der fürchterlichen Fertigkeit zu würgen, um ſie gegen alles zu brauchen, was euern Willen nicht als ſein Geſetz anerkennen will. Das ſind, ſo viel ich es weiß, eure abſichtlichen Verdienſte um unſere Cultur."

„Dagegen habt ihr von einer andern Seite ſie abſichtlich gehindert, unſere Schritte aufgehalten, und Fußangeln auf unſere Bahn geworfen. Ich will euch nicht an die Thaten des Ideals aller Monarchien, derjenigen, die die Grundſätze derſelben am feſteſten und folgerechteſten ausdrückte, an das Papſtthum erinnern. Das iſt derjenige Unfug, an welchem ihr unſchuldig ſeid; ihr waret damals ſelbſt Werkzeuge in einer fremden Hand, wie wir's jetzt in der eurigen ſind. Aber in wie weit ſind denn, ſeitdem ihr frei ſeid, eure Grundſätze von den Grundſätzen eures großen Meiſters, dem nur wenige unter euch die ſchuldige Dankbarkeit zeigen, — doch ja! man fängt an, ſeine Pflicht zu erkennen und zu erfüllen —, abgewichen? Um den letzten Keim der Selbſtthätigkeit im Menſchen zu unterdrücken, um ihn blos paſſiv zu machen, laſſe man ſeine Meinungen von fremder Autorität abhängen, — war der Grundſatz, auf welchem dieſe fürchterliche Univerſalmonarchie aufgeführt war; ein Satz, der ſo wahr iſt, als je der Witz der Hölle einen erfand; ein Satz, mit welchem die unumſchränkte Monarchie unausbleiblich entweder ſteht oder fällt. Wer nicht beſtimmen darf, was er glauben will, wird ſich nie unterſtehen, zu beſtimmen, was er thun will; wer aber ſeinen Verſtand frei macht, der wird in Kurzem auch ſeinen Willen befreien. — Das rettet deine Ehre bei der richtenden Nachwelt, unſterblicher Friedrich, erhebt dich aus der Claſſe der zertretenden Despoten, und ſetzt dich an die ehrenvolle Reihe der Erzieher der Völker für Freiheit. Dieſe natürliche Folge unbemerkt ſich entgehen laſſen, konnte dein hell ſehender Geiſt nicht; doch wollteſt du den Verſtand deiner Völker frei: du mußteſt alſo ſie ſelbſt frei wollen, und hätten ſie dir reif für die Freiheit geſchienen, du hätteſt ihnen gegeben, wozu du unter einer zuweilen harten Zucht ſie nur bildeteſt. — Aber ihr Andern, was thut ihr? — Conſequent verfahrt ihr freilich, vielleicht conſequenter, als ihr ſelbſt es wißt: denn es wäre nicht das erſtemal, daß jemanden der Inſtinkt richtiger geführt hätte, als ſeine Folgerungen. Wenn ihr herrſchen wollt, ſo müßt ihr zuerſt den Verſtand der Menſchen unterjochen; hängt dieſer von eurer Willkür ab, ſo wird das Uebrige ihm ohne Mühe folgen. Neben uneingeſchränkter Denkfreiheit kann die uneingeſchränkte Monarchie nicht beſtehen. Das wißt ihr, oder fühlt es und nehmt eure Maßregeln danach. So erhob ſich, daß ich euch ein Beiſpiel anführe, aus der Mitte der Geiſtesſclaverei ein muthiger Mann, den ihr jetzt in eure Grüfte der Lebenden einmauern würdet, wenn er jetzt käme, und entwand das Recht, über unſere Meinungen zu ſprechen, der Hand des römiſchen Despoten, und trug es auf ein todtes Buch über. Das war für den erſten Anfang genug, beſonders da jenes Buch der Geiſtesfreiheit einen weiten Spielraum ließ. Die Erfindung mit dem Buche gefiel euch, aber nicht der weite Spielraum. Was einmal geſchehen war, ließ ſich nicht ungeſchehen machen: aber für die Zukunft nehmt ihr eure Maßregeln. Ihr zwangtet jeden in den Raum ein, den bei jenem Aufſchwunge der Geiſter der ſeinige eingenommen hatte. verpfähltet ihn hier, wie ein beſchwornes Geſpenſt in ſeinem Banne, mit Diſtinctionen und Clauſeln, bandet an dieſe Clauſeln ſeine bürgerliche Ehre und Exiſtenz und ſprachet: da du nun leider einmal hier biſt, ſo wollen wir dich wohl hier laſſen, aber weiter ſollſt du nicht kommen, als dieſe Pfähle geſteckt ſind, — und jetzt waret ihr unſerer Geiſtesſclaverei geſicherter, als je. Unſere Meinungen waren an einen harten, unbiegſamen Buchſtaben gebunden; hättet ihr uns doch lieber den lebendigen Meinungsrichter gelaſſen! Durch keinen Widerſpruch gereizt wäre er wenigſtens in einiger Entfernung dem Gange des menſchlichen Geiſtes gefolgt, und wir wären jetzt weiter. — Das war euer Meiſterſtück! So lange wir nicht begreifen werden, daß nichts darum wahr iſt, weil es im Buche ſteht, ſondern daß das Buch gut, heilig, wenn wir wollen, göttlich darum iſt, weil wahr iſt, was darinnen ſteht, werdet ihr an dieſer einzigen Kette uns feſthalten können."

„Dieſem Grundſatze ſeid ihr hier, ihr ſeid ihm in Allem treu geblieben. Ihr habt nach allen Richtungen hin, die der menſchliche Geiſt nehmen kann, Grenzpfähle, „privilegirte Grundwahrheiten“ zu betiteln, geſteckt und gelehrte Klopffechter dabei geſtellt, die jeden, der über ſie hinaus will, zurücktreiben. Da ihr nicht immer auf die Unüberwindlichkeit dieſer gemietheten Kampfer rechnen konntet, ſo habt ihr zu mehrerer Sicherheit einen bürgerlichen Zaun zwiſchen den Pfählen geflochten und Beſucher an die Pförtchen deſſelben geſetzt. Daß wir innerhalb dieſer Umzäunung uns herumtummeln, mögt ihr dulden; werft auch wohl, wenn ihr bei guter Laune ſeid, einige Schaupfennige unter uns, um euch an unſerer Geſchäftigkeit ſie aufzufangen, zu beluſtigen. Aber wehe dem, der ſich über dieſe Umzäunung hinauswagt; — der überhaupt keine Umzäunung anerkennen will, als die des menſchlichen Geiſtes. Schlüpft ja einer einmal hindurch, ſo kommt das daher, weil weder ihr, noch eure Beſucher etwas merken. Sonſt iſt alles, was darauf abzweckt, die Vernunſt in ihre unterdrückte Rechte wieder einzuſetzen, die Menſchheit auf ihre eigene Füße zu ſtellen und ſie durch ihre eigene Augen ſehen zu laſſen, vor euren Augen eine Thorheit und ein Gräuel.“

„Dies wäre demnach unſere Abrechnung mit euch über die Fortſchritte in der Cultur, die wir unter euren Staatsverfaſſungen gemacht haben.“

Und nun die endliche Folgerung? — „Daß, wenn wirklich Cultur zur Freiheit der einzige Endzweck der Staatsverbindung ſein kann, alle Staatsverfaſſungen, die den völlig entgegengeſetzten Zweck: der Sclaverei Aller und der Freiheit eines Einzigen, der Cultur Aller für die Zwecke dieſes Einzigen, und der Verhinderung aller Arten der Cultur, die zur Freiheit mehrerer führen, zum Endzwecke haben, aller Abänderung nicht nur fähig ſind, ſondern auch wirklich abgeändert werden müſſen.“

Es muß uns hiernach faſt wundern, als Ueberſchrift des folgenden Abſchnitts die Frage zu leſen: „*Iſt das Recht, die Staatsverfaſſung zu ändern, durch den Vertrag Aller mit Allen veräußerlich?*“ — Denn die Antwort liegt ja nicht etwa bloß verhüllt im Vorigen, ſondern iſt bereits poſitiv ausgeſprochen. In der That iſt das ganze Kapitel, wie Fichte ſelbſt ſagt, nur geſchrieben, „um alle möglichen Einwendungen gegen die Unverlierbarkeit dieſes Rechts zu widerlegen, und namentlich den falſchen Schein aller Sophiſtereien aufzudecken, die man gegen das Recht des Bürgers, ſeine Conſtitution zu ändern, aus dem langen Verzeichniß der großen Wohlthaten ableitet, die er ihr zu danken haben ſoll.“ Einen eigentlichen Fortſchritt in der Unterſuchung enthält es alſo nicht, obwohl im Anfang Begriff und Bedeutung des Vertrages genauer als im früheren erörtert werden; die größere Hälfte iſt rein polemiſch.

In dem zweiten Bande wird nun die Anwendung der bisher entwickelten Principien der Beurtheilung auf die bevorrechteten Stände gemacht. „Bis jetzt ging unſer Weg die ebne Straße des Naturrechts; von nun an windet er ſich durch die finſtern Hohlwege gothiſcher Meinungen und durch die Hecken und die Büſche einer halbbarbariſchen Politik.“ Die Einleitung handelt „*von den begünſtigten Volksklaſſen überhaupt, in Beziehung auf das Recht einer Staatsumwälzung*“, die beiden folgenden Abſchnitte vom „*Adel*“ und der „*Kirche*“ insbeſondere.

Die Vorausſetzung iſt alſo, daß die gegenſeitigen Rechte und Verpflichtungen der begünſtigten und der übrigen Staatsbürger ſich auf Vertrag gründen, da ſie ſonſt jeder rechtlichen Baſis ermangeln würden, folglich ohne Weiteres aufgehoben und Gewalt mit Gewalt vertrieben werden könnte. Es fragt ſich nun, „ob bei Verträgen dieſer Art der wahre innere Werth der gegenſeitigen Leiſtungen als gleichgeltend zu betrachten, ob wirklich ein Tauſch von Vortheilen ſtattgefunden und nicht ein Theil von dem andern über alle Maßen bevortheilt worden iſt. Nach den oben feſtgeſtellten und entwickelten Grundſätzen findet jene Bevortheilung über alle Maßen ganz ſicher da ſtatt, wo ein unveräußerliches Menſchenrecht veräußert worden. Für ein ſolches iſt gar kein Erſatz möglich; ein ſolches dürfen wir nicht aufgeben, ſo lange wir nicht aufhören Menſchen zu ſein; ein Vertrag, in welchem es aufgegeben wird, iſt ſchon an ſich ungültig und nichtig. Sobald demnach der unbegünſtigtere Bürger anfängt zu merken, daß er durch den Vertrag mit dem begünſtigten bevortheilt ſei, ſo hat er völlig das Recht, den nachtheiligen Vertrag aufzuheben. Er entbindet jenen ſeines Verſprechens, und nimmt dagegen das ſeinige zurück. Er hebt entweder die Leiſtungen, zu denen jener ſich verpflichtet hat, ganz auf, weil er ihrer entbehren zu können glaubt, oder er denkt darauf, ſie um einen wohlfeilern Preis zu haben. Er findet es etwa nicht mehr ſo ehrenvoll für ſich, daß eine Handvoll Adeliger und Prinzen auf ſeine Koſten einen glänzenden Hofſtaat bilde, oder nicht mehr ſo zuträglich für das Heil ſeiner Seele, daß eine Schaar von Bonzen ſich von dem Marke ſeiner Ländereien mäſte, — oder er bietet etwa die wenigen ihm nöthigen Kriegsdienſte gegen erträglichere Bedingungen aus. Wer ihm die gelindeſten macht, dem wird er jene Leiſtungen übertragen.“

Die Begünſtigten werden hiergegen einwenden, daß ihre Rechte ſich auf keinen vorausgeſetzten Vertrag gründen, daß dieſelben vielmehr ihnen von den Vorfahren übergebene, veraltete Rechte ſind, — und die Antwort darauf lautet: „Es gibt keine angebornen Rechte, als die *allgemeinen Menſchenrechte*, und deren iſt keines ausſchließend. Ihre Rechte müßten demnach doch zuletzt, wenn gleich nicht von ihnen, dennoch von einem andern *erworben* ſein, der dieſelben auf ſie übertragen hätte; und zwar durch *Vertrag* müßten ſie erworben ſein, da kein Recht auf Perſonen anders erworben werden kann.“

Hiernach ſtellt ſich nun die Sache für den Begünſtigten noch viel ungünſtiger: denn er ſelbſt wird freilich, — wie dies bei der *Rechtsvererbung* der Fall iſt, — nach dem Tode des Erblaſſers gern in den Vertrag eingetreten ſein; „aber iſt wohl der Erbe und Stellvertreter des Bevortheilten eben ſo freiwillig in ihn eingetreten? oder konnte der Bevortheilte ganz willkürlich ſeine Verbindlichkeit auf einen andern übertragen, ohne bei ihm anzufragen, ob er ſie übernehmen wolle? oder, welches eben das heißt: verbindet dieſen ein fremder Wille? —“ *Ein fremder Wille verbindet nie*: das iſt der erſte Grund alles Vertragsrechtes. Mag doch hier immer der Begünſtigte läugnen, daß der Bevortheilte noch während ſeines Lebens, ſobald er wolle, ſeinen Vertrag aufheben dürfe; ſtirbt dieſer Bevortheilte, ſo hört doch dann ſeine Verbindlichkeit gewiß auf, weil er ihr gar kein Genüge mehr thun kann. Wer aus der Welt der Erſcheinungen herausgetreten iſt, iſt ſeiner Rechte darin verluſtig und ſeiner Verbindlichkeiten entledigt. Verfolge ihn doch der Begünſtigte in die andere Welt, und mache dort ſeine Anſprüche auf ihn geltend, wenn er kann; in dieſer iſt er einmal nicht mehr anzutreffen. Aber den erſten, den beſten zu ergreifen und ihm zu ſagen: ich hatte Anforderungen auf Jemanden; er hat durch ſeinen Tod ſich denſelben entzogen; mir muß Genüge geleiſtet werden; komm, *Du* ſollſt mir für ihn einſtehen — wie ſollte das angehen? — Aber er hat mich auf dich angewieſen, ſagſt du mir. — Dann bedaure ich, daß du dich hintergehen ließeſt; er hatte kein Recht über mich zu verfügen; das hat niemand, als ich ſelbſt. — Aber du biſt ſein Sohn. — Aber darum nicht ſein Eigenthum. — Er hat als Verwalter deiner Rechte, während deiner Unmündigkeit, dich in den Vertrag mit eingeſchloſſen. — Das durfte er wohl thun, bis auf den Zeitpunkt, wo ich mündig ſein würde, nicht aber länger. Jetzt bin ich mündig und Verwalter meiner Rechte ſelbſt, und gebe dir keins auf mich.“

Ganz von ſelbſt knüpft ſich hieran die Bekämpfung der ſcheußlichen Sophiſtereien Rehbergs, durch welche die Leibeigenſchaft als nothwendig erwieſen werden ſollte und der Heuchelei des Chriſtenthums, das für die Seele des Menſchen die zarteſte Sorgfalt trägt und doch die Sclaverei rechtfertigt. Dann folgt die Aufzählung der Rechte, welche veräußert werden konnen.

Zu dieſen gehört erſtens das Recht der Selbſtvertheidigung durch Zwang, das Kriegsrecht; doch mit zwei Einſchrankungen: „Wir müſſen uns das Recht vorbehalten, oder vielmehr es bleibt nothwendig, auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt unſer, uns gegen einen ſchleunigen Angriff, der einen unerſetzlichen Beſitz, den unſeres Lebens in Gefahr bringt, und der das Erwarten fremder Hulfe unmöglich macht, ſelbſt, — und gegen den höchſten Vertheidiger unſerer Rechte immer in eigener Perſon zu vertheidigen. Ueber das erſte dieſer Rechte hat im Allgemeinen nie ein Zweifel ſtattgefunden; das zweite hat man in den mehrſten Staaten völlig unterſchlagen, und durch alle Mittel, beſonders durch Beredungskunſte, aus der chriſtlichen Religion entlehnt, zur ſtummen Ertragung alles Unrechts, das unſere Vertheidiger nicht rächen wollen, oder weil ſie ſelbſt es uns zufügten, nicht rächen können, zur willigen Hingebung unter die Hand unſers Scheerers oder Schlächters uns zu uberreden geſucht; aber weil es unterdrückt wurde, iſt es darum nicht minder feſt gegrundet. — Du vertheidigſt uns gegen alle Gewalt Andrer: das iſt recht und gut: aber wenn du nun entweder ſelbſt unmittelbar Gewalt gegen uns ausübſt, oder dadurch, daß du die verſprochene Vertheidigung unterläſſeſt, die wir ſelbſt nicht unternehmen dürfen, die Gewaltthätigkeiten Anderer zu deinen eignen machſt, wer ſoll uns dann gegen dich ſelbſt vertheidigen? Du ſelbſt kannſt nicht dein eigener Richter ſein; dürfen wir gegen dich uns nicht ſelbſt Recht verſchaffen, ſo haben wir das Recht der Selbſtvertheidigung, inſofern es ſich auf dich bezieht, völlig aufgegeben, und das dürfen wir nicht; denn nur die Arten dieſes Recht auszuüben, ob es z. B. durch uns ſelbſt oder durch einen Stellvertreter geſchehen ſolle, nicht aber das Recht ſelbſt iſt veräußerlich. Ob und wie dieſe Vertheidigung gegen die höchſte Gewalt in einem Staate ohne Unordnung und Zerrüttung möglich ſei, habe ich hier noch nicht zu unterſuchen: ich hatte blos zu zeigen, daß ſie ſtattfinde und nothwendig ſtattfinden müſſe."

Wir übergehen, was von den übrigen veräußerlichen Rechten, namentlich der Dienſtleiſtung und des Eigenthums und von deren rechtlicher Zurücknahme geſagt wird. Das Princip, nach welchem bei Aufhebung des Vertrages die Entſchädigung des Begünſtigten geſchehen ſoll, ergibt ſich aus dem Obigen von ſelbſt, daß derſelbe nämlich in allen Fällen, in welchen ſeine bisherigen Vorrechte gegen ein allgemeines Menſchenrecht ſtreiten, gar keine Entſchädigung zu fordern hat, keine andere wenigſtens, „als daß wir ihn ſo lange ernähren, bis er gelernt haben wird, zu arbeiten und ſich ſelbſt zu ernähren."

Hieran ſchließt ſich eine für die damalige und auch für unſere Zeit ſehr treffende Bemerkung. „Man hat unter uns wehmüthige Gefühle geſehen und bittere Klagen gehört über das vermeinte Elend ſo vieler, die aus dem größten Ueberfluß plötzlich in einen weit mittelmäßigern Zuſtand herabſanken, — von denen ſie beklagen gehört, welche in den glücklichſten Tagen es nie ſo gut hatten, als jene in ihrem größten Unſterne, und welche die geringen Ueberbleibſel vom Glück jener für ein beneidenswerthes Glück hätten halten dürfen. Die ungeheure Verſchwendung, die bisher an der Tafel eines Königs geherrſcht hatte, wurde in etwas eingeſchränkt, und Leute, die nie eine Tafel hatten noch haben werden, wie jene eingeſchränkte, bedauerten dieſen König: eine Königin hatte eine kurze Zeit lang Mangel an einigen Kleidungsſtücken, und diejenigen, welche ſehr glücklich geweſen wären, wenn ſie *dieſen* Mangel hätten theilen dürfen, beklagten ihr Elend. — Sezt man etwa bei dieſen Klagen ganz unbedingt das Syſtem voraus, daß nun einmal eine gewiſſe Klaſſe von Sterblichen, ich weiß nicht welches Recht habe, alle Bedürfniſſe, die die ausſchweifendſte Einbildungskraft nur irgend ſich erdichten könne, zu befriedigen; daß eine zweite nur nicht ganz ſo viele, als dieſe; eine dritte nur nicht ganz ſo viele, als die zweite, u. ſ. w. haben müſſe, bis man endlich zu einer Klaſſe herabgekommen, die das Allerunentbehrlichſte entbehren müſſe, um jenen höhern Sterblichen das Allerentbehrlichſte liefern zu können? Oder ſezt man dieſen Rechtsgrund blos in die Gewohnheit und ſchließt ſo: weil Eine Familie bisher das Unentbehrliche von Millionen Familien verzehrt hat, ſo muß ſie nothwendig fortfahren, es zu verzehren? Eine auffallende Folgeloſigkeit in unſerer Denkungsart iſt es immer, daß wir ſo empfindlich für das Elend einer Königin ſind, die ein Mal kein friſches Linnen hat, und den Mangel einer andern Mutter, die dem Vaterlande auch geſunde Kinder gebar, welche ſie, ſelbſt in Lumpen gehüllt, nackend vor ſich herumgehen ſieht, ſehr natürlich finden. Solche Leute ſind es gewohnt, ſie wiſſen's nicht beſſer, ſagt mit ſtickender Stimme der ſatte Wollüſtling, während er ſeinen köſtlichen Wein ſchlürft; aber das iſt nicht wahr: an den Hunger gewöhnt man ſich nie, an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinſchwinden aller Kräfte und alles Muths, an Blöße in ſtrenger Jahreszeit gewöhnt man ſich nie. Daß nicht eſſen ſolle, wer nicht arbeitet, findet man naiv; man erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht eſſen, oder das Uneßbarſte eſſen ſolle."

Das Kapitel „*vom Adel*" iſt der größeren Hälfte nach hiſtoriſch; es enthält Unterſuchungen über den Urſprung des Adels, beſonders bei den germaniſchen Völkern. Ausgegangen wird dabei von der höchſt wichtigen Unterſcheidung des Adels der Meinung und des Adels des Rechts. „Der erſtere iſt ſo alt als die Geſchichte und entſteht nothwendig, wo Menſchenſtämme in fortdauernde Verbindung mit einander kommen. Es gibt einen Gelehrten-Adel, einen Kaufmanns-Adel, einen Adel tugendhafter Großthaten u. ſ. w. Jeder, der ſeinem Namen eine gewiſſe Berühmtheit gibt, pflanzt mit dieſem Namen zugleich die Berühmtheit auf ſein Geſchlecht fort. Einen ſolchen Adel der Meinung gab es bei den Griechen und Römern zur Zeit ihrer Blüthe; aber keinen Adel des Rechts, und es zeugt von lächerlicher Unwiſſenheit, wenn man dieſe Nobilität unſerm Adel gleich ſetzt, denn von Vorrechten, etwa von einem ausſchließlichen Rechte auf die höchſten Magiſtratswürden u. dgl. kann bei derſelben gar nicht die Rede ſein. Und ferner, welch etwas ganz anderes war es, wenn ein Römer ſich einen Brutus, einen Scipio, einen Appius, oder Cimon ſich Miltiades Sohn nannte, als wenn der moderne Edelmann uns ſagt: Ich bin von Adel! Beſtimmte Thatſachen beſtimmter Männer gingen dann vor der Seele des Volks vorüber und knüpften ſich an den Mann, der durch ſeinen Namen oder durch den Namen ſeines Vaters das Andenken derſelben erneuerte. Aber was denken wir bei dem unbeſtimmten weitſchichtigen Begriffe: Adel? Etwas klares wenigſtens nicht. Oder, ſagt uns auch der moderne Edelmann ſeinen Namen: ich bin ein Herr von Y... oder ein Herr von X... oder ein Herr von Z..., ſo iſt er und wir dadurch meiſtentheils ſehr wenig gebeſſert. Wir ſind im Allgemeinen in unſerer vaterländiſchen Geſchichte weit weniger unterrichtet als die alten Völker, weil man uns ſo viel als möglich abhält, Antheil an öffentlichen Geſchäften zu nehmen: — und was wir allenfalls wiſſen, erregt unſere Theilnahme in weit geringerem Grade, weil es derſelben meiſt ſo wenig würdig iſt. Wenn wir denn nun von den Thaten der Ahnherrn des F... oder des Y... Hauſes ſehr genau unterrichtet wären, — was würden wir denn nun wiſſen? Vielleicht, daß der Eine bei einem Tourniere des Kaiſers Friedrich des Zweiten mitgefochten; ein Andrer einen Kreuzzug mitgemacht; in den neuern Zeiten ein Dritter Miniſter war, wie alle Miniſter zu ſein pflegen; ein Vierter General, wie alle Generale zu ſein pflegen; daß ein Fünfter als Geſandter einen Tauſchvertrag über einige Dörfer abgeſchloſſen, oder eine verſetzte Landſchaft eingelöſt, daß ein Sechſter in dem oder jenem Treffen brav gethan habe u. ſ. w.“

Es folgen, wie geſagt, Erörterungen über den Urſprung unſeres heutigen Erbadels, wobei bis auf Tacitus, das Gefolgſchafts- und Lehnsweſen zurückgegangen wird. Als erſte Veranlaſſung zur Entſtehung eines „Adels des Rechts“ bezeichnet Fichte die *Erblichkeit der Lehen*. „Noch immer aber gab nicht die *Geburt* den Adel, ſie gab das *Lehn* und das *Lehn* erſt gab den Adel.“ — „Um der Entſtehung eines Adels auf die Spur zu kommen, der nicht mittelbar durch etwas, das ſich vererben läßt, — durch Ländereien, ſondern unmittelbar durch die Geburt, — und nicht vermöge übernommener beſondrer Verbindlichkeiten, ſondern frei von allen Verbindlichkeiten, Vorrechte zu ererben vermeint, muß man in ein eben ſo finſteres, als verdorbenes Zeitalter herabſteigen, wo die alte Barbarei ohne ihre alte Conſequenz fortherrſchte.“ Nachdem dieſes geſchehen und gezeigt worden iſt, wie die letzte endliche Veranlaſſung zur Entſtehung des heutigen Adels ein „*Brett*“, nämlich das Wappen geweſen ſei, werden die verſchiedenen Anſprüche deſſelben einzeln durchgenommen und abgefertigt. Wir können nicht in das Einzelne eingehen, und heben deshalb nur folgende Stelle noch hervor: „Endlich fordert der Adel ausſchließend den *Umgang des Fürſten*, weil es wichtig für's Land ſei, daß denſelben Leute von guten Grundſätzen umgeben. Wäre dies richtig, ſo müßte das gerade Gegentheil desjenigen, was der Adel daraus ſchließen will, gefolgert werden. Dann gehörte der Umgang mit dem Fürſten unter die wichtigſten Staatsbedienungen, welche nach obigen Grundſätzen mit den größten und beſten Männern aus der geſammten Maſſe der Burger und nicht blos aus dem Adel zu beſetzen ſind. Aber ich bekenne ſchon im Voraus, was ohnedem bald an den Tag kommen muß, daß kein Fürſt, auf deſſen gute Grundſatze und guten Willen ſehr viel ankommt, und den man, wie ein Kind vor böſen Einreden, hüten muß, mir ſonderlich gefalle. Das Geſetz muß durch den Fürſten herrſchen, und ihn ſelbſt muß es am ſtrengſten beherrſchen. Er muß nichts thun können, was dieſes nicht will, und muß alles thun müſſen, was dieſes will; er liebe nur, ſo Gott will, im Herzen das Geſetz, oder er beiße unwillig in den Zaum, der ihn hält und leitet. Der Fürſt als Fürſt iſt eine vom Geſetze belebte Maſchine, die ohne jenes kein Leben hat. Inſofern er Privatmann iſt, mag er oder die Geſellſchaft für ſeinen ſittlichen Charakter ſorgen; der Staat ſorgt blos für den Charakter des Geſetzes. Der Fürſt hat keinen Umgang, nur der Privatmann hat einen."

Zum Schluſſe der ganzen Abhandlung über den Adel heißt es dann: „Es bleibt uberhaupt kein geſetzmäßiges Mittel übrig, um dem Adel aufzuhelfen. Aber warum ſoll ihm denn auch aufgeholfen werden? Rechtsanſprüche hat der Adel als Adel, d. i. als der gegenwartige, durch die Geburt beſtimmte Volkskörper gar nicht zu machen; denn ſogar ſein Daſein hängt vom freien Willen des Staats ab. Was hat der Staat nöthig, ſich auf ſeine Forderungen lange einzulaſſen? Fällt er ihm dadurch beſchwerlich, ſo hebt er ihn ſelbſt auf, und iſt dadurch aller ſeiner Anforderungen entledigt; denn was nicht iſt, kann auch keine Anſprüche machen."

Fichte ſelbſt war mit dem, was er über den Adel geſagt, nicht ganz zufrieden. Schon 1794 ſchreibt er an Reinhold, daß er in dem betreffenden Kapitel Manches verändert wünſchte. Größeres Gewicht dagegen legt er auf den folgenden und letzten Abſchnitt „über die Kirche, in Beziehung auf das Recht einer Staatsveränderung“, in welchem er viel Neues geſagt zu haben glaube. Ob mit Recht, möge der Leſer beurtheilen.

Zunächſt wird der Begriff der unſichtbaren und dann der ſichtbaren Kirche feſtgeſtellt. Jede Kirche gründet ſich auf Vertrag; „denn es iſt phyſiſch und moraliſch unmöglich, daß ſie, wie etwa ein irdiſcher Staat, durch Unterjochung entſtehe. Die Unterwürfigkeit der Geiſter unter ein Glaubensbekenntniß zeigt ſich nicht, wenn ſie nicht freiwillig iſt. Zwei wenigſtens mußten den Anfang machen, ſich ihre beiderſeitige Unterwürfigkeit zu geſtehen, und die übrigen, die ſie etwa im Verdacht der gleichen Unterwürfigkeit hatten, zum Bekenntniſſe einladen; ſonſt wäre aus Millionen Menſchen nie eine Kirche entſtanden. Die erſte Vorausſetzung, ohne welche überhaupt kein kirchlicher Vertrag möglich wäre, iſt aber die: daß das ihm zu Grunde gelegte Glaubensbekenntniß ohne allen Zweifel die einzige und reine Wahrheit enthalte, auf welche Jeder, der die Wahrheit ſuche, nothwendig kommen müſſe; daß es der einzig wahre Glaube ſei: — die zweite, welche unmittelbar aus der erſten folgt: daß es in der Macht jedes Menſchen ſtehe, dieſe Ueberzeugung in ſich hervorzubringen, wenn er nur wolle; daß der Unglaube immer entweder auf Mangel an aufmerkſamer Beherzigung der Beweiſe oder auf muthwillige Verſtockung ſich gründe, und daß der Glaube von unſerm freien Willen abhänge. Daher gibt es in allen kirchlichen Syſtemen eine Glaubenspflicht; Pflicht aber kann nicht ſein, was nicht in unſerer Macht ſteht; das hat noch nie eine Kirche geläugnet.“

Das erſte Amt aber, welches die leztere hat, iſt das Richteramt, das Urtheilen an der Stelle Gottes. „Ohne dasſelbe kann ſie ſchlechterdings nicht beſtehen. Was ſie löſet, das muß auch im Himmel gelöſet ſein, und was ſie bindet, das muß auch im Himmel gebunden ſein. Ohne dieſes Richteramt verlangt ſie vergeblich eine Herrſchaft über die Seelen der Menſchen, drohet vergebens mit Strafen, von denen ſie geſteht, daß ſie dieſelben nicht zuerkennen kann u. ſ. w."

„Sie ſoll alſo über die Herzensreinigkeit der Menſchen richten und ihnen nach Maßgabe derſelben Strafe und Belohnung austheilen. Da ſie aber deren Inneres nicht erforſchen kann, ſo entſteht für ſie eine neue Aufgabe, nämlich dieſe: ihr Glaubensbekenntniß ſo einzurichten, daß es ſich in äußern Folgen zeige, ob man von der Wahrheit deſſelben überzeugt ſei oder nicht, — ſich ſelbſt eine ſolche Verfaſſung zu geben, daß ſie von dem Gehorſame und der Ergebenheit ihrer Mitglieder aus ſicheren und unverdächtigen Merkmalen urtheilen könne. Damit ſie ſicher ſei, ſich nicht zu irren, wird ſie dieſe Merkmale ſo in die Augen ſpringend machen, als es ihr möglich iſt. Dies geſchieht auf zweierlei Art: durch harte Bedrückungen ihres Verſtandes und durch ſtrenge Gebote, die man ihrem Willen auflegt. Je abenteuerlicher, ungereimter, der geſunden Vernunft widerſprechender die Lehren einer Kirche ſind, deſto feſter kann ſie von der Ergebenheit ſolcher Mitglieder überzeugt ſein, welche das alles ernſthaft anhören, ohne eine Miene dabei zu verziehen, und es ihr lernbegierig nachſagen und mit Mühe und Arbeit in ihrem Kopf einprägen, und ſich ſorgfältig hüten, daß nicht ein Wörtchen auf die Erde falle. Je härter die Verſagungen und Selbſtverläugnungen, je grauſamer die Büßungen ſind, die ſie fordert, deſto feſter kann ſie an die Treue ſolcher Mitglieder glauben, welche ſich dieſem allem unterziehen, um nur mit ihr vereinigt zu bleiben: welche auf alle irdiſchen Güter Verzicht leiſten, um nur der himmliſchen theilhaftig zu werden. Nachdem ſie die Früchte des Glaubens in äußere Uebungen geſetzt hat, deren Beobachtung oder Unterlaſſung jedes gute Auge ſieht, hat ſie dadurch eine leichte Ausſicht in das Herz ſelbſt eröffnet."

„Unſern heutigen Eiferern für die Aufrechthaltung ihres allein ſelig machenden Glaubens, die großentheils nicht mit derſelben Ehrlichkeit eifern, muß ich hierbei eine Lehre geben, die den Verdruß, den ihnen die Durchleſung dieſes Capitels verurſachen könnte, reichlich erſetzt. — Wenn ſie ihren Glauben dadurch zu behaupten ſuchen, daß ſie etwa die abenteuerlichen Sätze aufgeben und ihn der Vernunft näher zu bringen ſuchen, ſo ergreifen ſie ein Mittel, das geradezu gegen ihren Zweck läuft. Geht den umgekehrten Weg! Jede Ungereimtheit, die in Anſpruch genommen wird, beweiſt kühn durch eine andere, die etwas größer iſt; es braucht einige Zeit, ehe der erſchrockene menſchliche Geiſt wieder zu ſich ſelbſt kommt und mit dem neuen Phantome, das anfangs ſeine Augen blendete, ſich bekannt genug macht, um es in der Nähe zu unterſuchen: läuft es Gefahr, ſo ſpendet ihr aus dem unerſchöpflichen Schatze eurer Ungereimtheiten ein neues; die vorige Geſchichte wiederholt ſich, und ſo geht es fort, bis an das Ende der Tage. Nur laßt den menſchlichen Geiſt nicht zum kalten Beſinnen kommen; nur laßt ſeinen Glauben nie ungeübt; und dann trotzt den Pforten der Hölle, daß ſie eure Herrſchaft überwältigen. — Laßt euch, o ihr Verfinſterer und Freunde der Nacht — laßt euch dieſen Rath durch die Vermuthung, daß er von einem Feinde komme, ja nicht verdächtig werden. Auch ſogar gegen euch iſt Tücke unerlaubt, ob ihr ſie gleich gegen uns braucht. Prüft ihn aufmerkſam, und ihr werdet ihn völlig richtig finden."

Hiernach wird mit Recht die katholiſche Kirche als allein conſequent anerkannt. „Die Lutheriſche Kirche iſt inconſequent und ſucht ihre Inconſequenz zu bemänteln; die reformirte iſt frank und frei inconſequent. Die reformirte Kirche hat kein Richteramt; die Lutheriſche hat bloß den Schein deſſelben. Der Lutheriſche Prieſter vergibt mir die Sünde mit der Bedingung, daß Gott ſie mir auch vergebe; er ertheilt Leben und Seligkeit mit der Bedingung, daß Gott ſie auch ertheile. Ich bitte, was thut er denn da Sonderliches? was ſagt er mir denn da, das mir nicht ein Jeder, das ich mir nicht ſelbſt eben ſo wohl hätte ſagen können, als er mir ſagt? Ich wollte beſtimmt wiſſen, ob Gott mir die Sünde vergeben habe; er ſagt mir, Er wolle ſie mir vergeben, wenn Gott ſie mir auch vergebe. Was bedarf ich ſeiner Vergebung? ich wollte die Vergebung Gottes. — Der Lutheriſche Prieſter gibt ſich alſo bloß den Anſchein, als ob er Segen ertheilen könne; er kann es nicht wirklich; Strafe auflegen darf er nicht einmal zum Schein. Er kann weiter nichts gegen die Sünde unternehmen, als ſie vergeben; behalten darf er ſie gar nicht, als vor der ganzen Gemeinde ins blaue Feld hinein. Er kann nur den Himmel verſprechen; mit der Hölle drohen darf er Keinem; ſein Mund muß immer in ein ſegnendes Lächeln gezogen ſein (d'un air bénin le pécheur il caresse)."

Dieſe Inconſequenz ergibt ſich auch noch auf einem andern Wege. „Ich will ſelig werden, das iſt mein letzter Endzweck; alle Kirchen verſichern, daß das nicht durch eigene Vernunft und Kraft, ſondern allein durch den Glauben an ſie möglich ſei; ich muß alſo, ihrer eigenen Verſicherung nach, ihnen glauben, wenn ich ſelig werden will. Alle drei Kirchen lehren, daß man in der römiſchen Kirche ſelig werden könne; trete ich, um ſelig zu werden, in die römiſche Kirche, ſo glaube ich allen dreien; ich werde demnach, nach Verſicherung aller dreier, ſelig. Die römiſche Kirche lehrt, daß man in den beiden übrigen Kirchen nicht ſelig werden könne; bin ich in einer von dieſen beiden und glaube dennoch ſelig zu werden, ſo glaube ich Einer Kirche nicht; ich werde demnach,

nach Verſicherung Einer Kirche, nicht ſelig. Der Glaube gründet ſich, der einſtimmigen Lehre aller Kirchen nach, nicht auf Vernunftgründe, ſondern auf Autorität. Wenn die verſchiedenen Autoritäten nicht abgewogen werden ſollen — das könnte nur durch Vernunftgründe geſchehen, deren Gebrauch unterſagt iſt —, ſo bleibt nichts übrig, als die Stimmen zu zählen. Wenn ich in der römiſchen Kirche bin, ſo werde ich durch alle Stimmen ſelig; wenn ich in einer andern bin, nur durch zwei, und durch eine verdammt. Ich muß, nach der Lehre aller Kirchen, die größte Autorität wählen; ich muß alſo, nach der Lehre aller Kirchen, in die römiſche Kirche treten, wenn ich ſelig werden will. — Kann den proteſtantiſchen Lehrern, welche kirchliche Grundſätze haben, dieſe leichte Folgerung entgangen ſein? Ich glaube, kaum. Ich glaube, daß ſie in ihrem Herzen Alle verdammen, die nicht denken, wie ſie, und daß ſie ſich nur nicht getrauen, es laut zu ſagen. Dann ſind ſie conſeqent, und dafür gebührt ihnen ihr Lob.“

Nach dieſen und ähnlichen Auseinanderſetzungen über die beiden andern Gewalten der Kirche, nämlich die geſetzgebende und ausübende, ſchreitet die Unterſuchung weiter zur eigentlichen Hauptfrage: „Welches Verhältniß hat die Kirche zum Menſchen unter dem Naturgeſetze und unter dem Geſetze des Staats, welche Beziehung auf den Menſchen als ſolchen und als Bürger des Staats?“

Sie hat ein Verhältniß zum Menſchen als ſolchen, aber ſie ſteht in dieſem Verhältniß unter dem Gerichtshofe des Naturrechts. „Demnach iſt der Menſch frei, und Niemand hat das Recht, ihm ein Geſetz aufzulegen, als Er ſich ſelbſt. Die Kirche hat folglich kein Recht, Jemanden ihre Glaubensgeſetze durch phyſiſchen Zwang aufzudringen. Sie mag verdammen und mit den härteſten Flüchen belegen, wer ſich ihr nicht unterwerfen will; ſo lange dieſe Verdammungsurtheile im Gebiete der unſichtbaren Welt bleiben, wohin ſie gehören, — wer dürfte etwas dagegen haben? Sie flucht im Herzen, wie jener unglückliche Spieler, und dieſe Genugthuung kann man Jedem gönnen. Sobald aber dieſe Flüche Eingriffe in die Rechte des Andern in der ſichtbaren Welt zur Folge haben, ſo behandelt derſelbe rechtlich die Kirche als Feind und nöthigt ſie zum Schadenerſatz. Jeder kann demnach der Kirche den Gehorſam aufkündigen, ſobald er will, und die Kirche hat eben ſo wenig das Recht, ihn durch phyſiſche Mittel zu nöthigen, in ihrem Schooße zu bleiben, als ſie jenes hatte, ihn durch dergleichen Mittel zu nöthigen, in denſelben zu flüchten. Der Vertrag iſt aufgehoben: er gibt der Kirche ihren himmliſchen Schatz, den er noch nicht angegriffen hat, unverſehrt zurück, und läßt ihr die Freiheit, alle ihre Zornſchalen in der unſichtbaren Welt über ihn auszuſchütten: und ſie gibt ihm ſeine Glaubensfreiheit wieder. Alle phyſiſchen Strafen, welche die Kirche einem Menſchen wider ſeinen Willen auflegt, ſind nicht bloß den eigenen Grundſätzen der Kirche, — ſie ſind auch dem Menſchenrechte zuwider. Jeder Ungläubige, den bei fortdauerndem Unglauben die heilige Inquiſition hingerichtet hat, iſt gemordet, und die heilige apoſtoliſche Kirche hat ſich in Strömen unſchuldig vergoſſenen Menſchenblutes berauſcht. Jeder, den die proteſtantiſchen Gemeinen um ſeines Unglaubens willen verfolgt, verjagt, ſeines Eigenthums und ſeiner bürgerlichen Ehre beraubt haben, iſt unrechtmäßig verfolgt worden: die Thränen der Wittwen und Waiſen, die Seufzer der niedergetretenen Tugend, der Fluch der Menſchheit laſtet auf ihren ſymboliſchen Büchern."

Hieraus ergibt ſich ſchon, wie das Verhältniß von Kirche und Staat beſtimmt wird: „Die Kirche hat ihr Gebiet in der unſichtbaren Welt und iſt von der ſichtbaren ausgeſchloſſen; der Staat gebietet nach Maßgabe des Bürgervertrages in der ſichtbaren und iſt von der unſichtbaren ausgeſchloſſen. Wenn beide ihre Grenzen kennen, und die Grenzen des andern reſpectiren, ſo können ſie nie in Streit gerathen."

Auf das Entſchiedenſte erklärt ſich daher Fichte gegen die vielgeprieſene Einheit von Kirche und Staat. „Man hat", ſagt er unter Anderm, „einen gewiſſen gegenſeitigen Bund der Kirche und des Staats erdacht, kraft deſſen der Staat der Kirche ſeine Macht in dieſer, und die Kirche dem Staate ihre Gewalt in der zukünftigen Welt freundſchaftlich leiht. Die Glaubenspflichten werden dadurch zu bürgerlichen, die Bürgerpflichten zu Glaubenspflichten. Man glaubte ein Wunder der Politik vollbracht zu haben, als man dieſe glückliche Vereinigung getroffen hatte. Ich glaube, daß man unvereinbare Dinge vereinigt und dadurch die Kraft beider geſchwächt habe. Ein Staat, der die Krücke der Religion borgt, zeigt uns nichts weiter, als daß er lahm iſt: wer uns um Gottes und unſerer Seligkeit willen beſchwört, ſeinen Befehlen zu gehorchen, der geſteht uns, daß er ſelbſt nicht die Kraft habe, uns zum Gehorſam zu nöthigen, ſonſt würde er es thun, ohne Gott zur Hülfe zu rufen. — Es ſteht ihnen allerdings wohl an, uns die Bezahlung in jenem Leben anzuweiſen, wenn ſie uns in dieſem Alles nehmen: oder uns mit der Hölle zu drohen, wenn wir uns ihren ungerechten Gewaltthätigkeiten nicht unterwerfen wollen. Was glauben ſie ſelbſt denn, indeß ſie ſo frank und frei ungerecht ſind? Entweder nicht Himmel noch Hölle; oder ſie denken für ihre Perſon die Sache mit Gott wohl abzumachen. Wie nun, wenn wir eben ſo klug ſind, als ſie? — Nirgends zeigt ſich dies auffallender, als in proteſtantiſchen Staaten. Eine und dieſelbe Perſon kann allerdings Fürſt ſein und Biſchof; aber die Verrichtungen des Fürſten ſind andere als die des Biſchofs, und keiner darf dem andern beiſtehen. In einer und derſelben Handlung kann man nicht beides zugleich ſein. Nun haben die proteſtantiſchen Fürſten ſich ſagen laſſen, daß ſie zugleich Biſchöfe ſeien, und eifrig, wie ſie ſind, wollen ſie auch ihre biſchöflichen Pflichten erfüllen. Die Reinigkeit des Glaubens liegt ihnen am Herzen, und dieſe wird, wenigſtens ihren geringen Einſichten nach, verfälſcht. Im gerechten Ingrimme tappen ſie um ſich, ergreifen, was ihnen in die Hände kommt und ſchlagen drein. Es war der Scepter, aber iſt denn der Scepter dazu? Der Hirtenſtab ſollte es ſein. Sind ſie Biſchöfe, ſo mögen ſie den Ungläubigen verfluchen, verdammen, des Himmels verweiſen und in die Hölle gefangen ſetzen; ſie mögen Scheiterhaufen errichten, auf denen Jeder ſich verbrennen könne, der gern verbrennt ſein will, um ſelig zu werden; aber die Macht des Staats dürfen ſie nicht gegen ihn brauchen, ſonſt fleht er den Staat um Schutz an. — Den Staat? Ach, in welche Hände ſind wir gerathen! Es iſt der Staat ſelbſt, der im Namen Gottes auf uns zuſchlägt."

Hierzu unter dem Text folgende Anmerkung: „Aber wenn es nun den Fürſten ein wahrer Ernſt wäre, für die künftige Seligkeit ihrer Unterthanen nach ihrer Art zu ſorgen, ſollte man dann nicht wenigſtens ihre guten Abſichten ehren? — Vielleicht; aber ihren Verſtand und ihr Gerechtigkeitsgefühl ſicher nicht. Jeder hat das Recht, die Mittel zu ſeiner Seligkeit ſelbſt zu finden, zu prüfen, zu wählen, und er duldet mit ſeinem vollen Rechte keine fremde Hand auf dieſem ſeinem eigenthümlichen Boden. Und warum wollen denn wohl eigentlich die Fürſten ihre Unterthanen ſo gerne ſelig haben? Ob es wohl in der Regel aus bloßer reiner Liebe zu ihnen, oder ob es nicht bisweilen aus Selbſtliebe geſchieht? Wie kommt es doch, daß es meiſt eben die vierzehnten Ludwige und Ihresgleichen ſind, die ſo angelegentlich für Anderer Seligkeit ſorgen? Solche Fürſten wiſſen an ihren Unterthanen Alles zu brauchen. Die ſterblichen Leiber derſelben haben ſie Glied für Glied ſchon ſo hoch in Anſchlag gebracht, daß an dieſen weiter kein großer Gewinn zu machen iſt. — Aber, ſagt ihnen ihr Gewiſſensrath, haben Ihre Unterthanen nicht auch eine unſterbliche Seele? und auf dieſe willkommene Erinnerung entwerfen ſie geſchwind einen Plan, ſie noch im ewigen Leben zu benutzen, und ſelbſt dem lieben Gott die Seelen derſelben ſo theuer, als es gehen will, zu verhandeln.“

Mit der proteſtantiſchen Einheit von Kirche und Staat iſt es alſo Nichts. „Ueberhaupt, die proteſtantiſchen Gemeinen ſind, wie geſagt, entweder inconſequent, oder ſie geben ſich gar nicht für Kirchen aus. Es gibt kein Drittes; man muß ſich entweder in den Schooß der allein ſelig machenden römiſchen Kirche werfen, oder man muß entſchloſſen ein Freigeiſt werden. Und hat der Staat den letztern zu fürchten? — Ich ſehe wohl ein, warum ein weiſer Staat keinen conſequenten Jeſuiten dulden könne; aber ich ſehe nicht ein, warum er den Atheiſten nicht dulden ſollte. Der erſtere hält Ungerechtigkeit für Pflicht, das ſetzt den Staat in Gefahr; der letztere anerkennt, wie man gewöhnlich glaubt, gar keine Pflicht; das verſchlägt dem Staate gar nichts, als welcher die ihm ſchuldigen Leiſtungen durch phyſiſche Gewalt erzwingt, man mag ſie nun gerne vollbringen oder nicht.“

Sind nun aber Kirche und Staat ſolchergeſtalt von einander geſchieden, was folgt daraus für den Fall einer Revolution? welche Rechte hat ein Staat, der umgeſchaffen ward, gegen die Kirche und das bisherige kirchliche Syſtem?

Die Antwort iſt kurz dieſe: „Er darf Lehren der Kirche, die bisher von dem Bürgerrechte nicht ausſchloſſen, durchſtreichen, weil ſie ſeinen neuen Staatsgrundſätzen zuwider ſind; er darf von allen, die das Bürgerrecht begehren, die Verſicherung, daß ſie jenen Meinungen entſagt haben, und die feierliche Uebernehmung der neuen, jenen Lehren widerſtreitenden Verbindlichkeiten fordern; er darf alle, welche dieſe Verſicherung nicht geben wollen, von ſeiner Gemeinſchaft und von dem Genuſſe aller Bürgerrechte ausſchließen.“

Wie aber verhält es ſich mit den geiſtlichen Gütern? denn ſie ſind bei jeder Umwälzung die Hauptquelle des Streits zwiſchen Staat und Kirche geweſen, und waren es auch bei der franzöſiſchen.

„Die Kirche als Kirche“, antwortet hierauf Fichte, „kann nicht occupiren; was ſie demnach beſitzt, beſitzt ſie durch Vertrag, und zwar nicht durch Arbeitsvertrag — ſie kann nicht arbeiten —, ſondern durch Tauſchvertrag. Sie vertauſcht himmliſche Güter, die ſie im Ueberfluſſe beſitzt, gegen irdiſche, die ſie gar nicht verachtet. Die Kirche hat Beamte, die nicht vom bloßen Glauben leben, ſondern die zu ihrer Erhaltung auch noch irdiſcher Speiſe und irdiſchen Tranks bedürfen. Es liegt in der Natur jeder Geſellſchaft, daß die Mitglieder diejenigen erhalten, die ihre Zeit und Kraft zum Dienſte der Geſellſchaft anwenden; demnach ſind ohne Zweifel die Mitglieder der kirchlichen Geſellſchaft verbunden, ihre Beamte zu ernähren. Die Beiträge dazu gibt aber der Einzelne in der Hoffnung, durch die Gnade der Kirche ſelig zu werden; er vertauſcht alſo das, was er gibt, gegen den Himmel. Eben ſo offenbar iſt der Tauſchvertrag, wenn die Abtretung irdiſcher Güter an die Kirche unmittelbar zur Abbüßung kirchlicher Sünden oder unmittelbar zur Erkaufung höherer Seligkeiten des Himmels geſchieht.“

„Aus dieſer Art des Urſprungs der kirchlichen Güter fließt nun eine wichtige Folge. Kein Vertrag iſt nämlich vollzogen, bis von beiden Theilen geleiſtet worden iſt, was ſie zu leiſten verſprachen. Der Beſitzer der irdiſchen Güter hat an ſeinem Theile geleiſtet; aber nicht ſo die Beſitzerin der himmliſchen an dem ihrigen. Nur durch den Glauben eignet ſich der erſtere einen Beſitz zu, gegen den er nicht die bloße Hoffnung, daß er ſeine zeitlichen Güter der Kirche übergeben werde, ſondern den wirklichen Beſitz dieſer Güter der Kirche übergibt. Wer weiß, ob er den Glauben an die Kirche immer behalten und ob die Kirche den Willen haben werde, ihm Wort zu halten u. ſ. w.? — Hat man demnach bei irgend einem Vertrage das Recht der Reue, ſo hat man es offenbar bei einem Tauſchvertrage mit der Kirche. Kein Schadenerſatz! wir haben die himmliſchen Güter der Kirche nicht abgenutzt; die Kirche mag ſie zurücknehmen; ſie mag uns mit ihren Strafen, mit ihrem Banne, mit ihrer Verdammung belegen. Das ſteht ihr frei; wenn wir überhaupt nicht mehr an die Kirche glauben, ſo wird dies alles eben keinen großen Eindruck auf uns machen.“

Mit der Erledigung dieſer Frage über die Einziehung der geiſtlichen Güter ſchließt das zweite Bändchen und zugleich die ganze Unterſuchung. Im dritten Heft ſollten die bisher dargelegten Grundſätze ſpeciell auf die franzöſiſche Staatsumwälzung angewandt und an ihr durchgeführt werden; doch iſt daſſelbe, wie geſagt, nicht erſchienen. Indeß rechtfertigt das Buch auch ſo ſeinen Titel: „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution“; denn wenn das Publikum zu urtheilen verſteht, ſo wird es ſchon ſelbſt die Anwendung machen können.

Die gegebenen Auszüge bedürfen, denk' ich, keines Commentars und keiner Nachrede; ſie reden hinlänglich durch und für ſich ſelbſt. Was wir aus ihnen und aus der ganzen Schrift lernen können? — Wäre es auch nichts weiter, ſo iſt es doch dies: daß Ihr mit Unrecht die Hegelſche Philoſophie anklagt, ſie allein ſei, wie Ihr es nennt, atheiſtiſch und revolutionär. Der Fichte war doch auch ein Philoſoph: Ihr habt zu ſeiner Zeit von ſeiner Philoſophie Gebrauch gemacht, — und nun ſeht, wie er auf den contrat social zurückgeht, und die Menſchenrechte, die droits de l'homme inaliénables et imprescriptibles reclamirt; wie er die Kirche ganz aus der ſichtbaren Welt verdrängt, d. h. von ihr gar nichts wiſſen will! — Doch dafür iſt Fichte ja auch „verdächtig“ geweſen. — Allerdings! Doch mit dem Geweſen iſt nichts geſagt. Alle Philoſophie iſt verdächtig. Es lebe die Philoſophie!

Köppen

II.

„Woher und wohin?

oder

Der preußiſche Landtag im Jahre 1840."

(Die Kritik iſt geſchrieben Ende 1841.)

Dies iſt der Titel einer kleinen Schrift, welche ſchon im vorigen Jahre mit Eifer geleſen wurde und fortwährend ihre Friſche und Zeitgemäßheit behauptet. Sie iſt eine der vielen Naturſchilderungen des edlen Baumes Boruſſia, welchem eine Partei wohl Blätter, allenfalls auch einige Blüthen geſtatten, aber Früchte zu tragen verbieten will. Aber die Kunſt, welche die Natur verzwickt und verzwergt, dieſe der abſoluten Monarchie für Gärten und Staaten ſo geläufige Kunſt unterliegt zuletzt ihrem wohlverdienten Schickſale. Auch in Preußen wird ſie nicht ſiegen; denn ihr Sieg wäre Preußens Untergang. Preußen aber iſt nicht geartet, daß es ſich noch einmal ruhig hinlege, um zu ſterben.

Dieſe gewiſſe Erwartung iſt der Lebenshauch, welcher auch die oben genannte Abhandlung durchdringt. Die kräftige Sprache, mit welcher ſie gegen die Beamtenhierarchie und das Verwaltungsfieber und für eine freie Reichsverfaſſung auftritt, muß um ſo wirkſamer ſein, als ſie nach allgemeiner

Verſicherung von einem wahrhaft erleuchteten hohen Staatsbeamten herrührt, welcher mit treuem Gemüthe und raſtloſem Kopfe alle neuern Schickſale Preußens, Erniedrigung und Erhebung, mitteninne durchlebt hat. Er iſt mehr als *Beamter*, er iſt ein *Staatsmann* im edelſten Sinne. Der Unterſchied zwiſchen beiden Naturen iſt an ſich klar und zum Ueberfluſſe hiſtoriſch begründet. Beamten-Ideale waren es, welche das erhabene Wort ſprachen: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“ Hätten ſie Recht behalten, ſo wären wir noch franzöſiſch, oder auf dem geraden Wege, ruſſiſch zu werden, falls das Waffenglück uns gerade einmal den Rücken kehrte. Beamte jener Art haben zu allen Zeiten, was auch kam, immer eben weggeſchrieben und expedirt und ihren Gehalt bezogen. Staatsmänner aber, die Blüthe der Staatsbürger, waren es, welche ſich in böſer Zeit an die Spitze des Volkszornes ſtellten, und das Vaterland mit dem ganzen Reichthum ſeines Inhalts, vor allen Dingen die Ehre wieder eroberten. Dieſen Männern der That ſei auch das erſte Wort gegönnt.

Einen von ihnen hören wir nun wieder auf *Reichsſtände* dringen. Die neueſte Weiterentwickelung des preußiſchen Provinzialſtändethums iſt ein Palliativ, mit dem man die offene Wunde des Landes behandelt. *Provinzialſtände*, ſollten ſie auch die höchſte Vollkommenheit erreichen, vermögen kein Staatsleben zu gebären, keine allgemeinen Stände zu erſetzen. Ein mangelhaftes Princip, mag es noch ſo weit getrieben, noch ſo viel daran herum gekünſtelt und ausgebeſſert werden, bleibt immer im Weſen und Geiſte von dem „alleinſeligmachenden“ Principe verſchieden. Für den Staat iſt letzteres die ungeſtörte Verwirklichung der Menſchennatur, d. h. die *Freiheit*: ſie berechtigt uns zum veredelten Gebrauche jenes päpſtlichen Wortes. Die Freiheit iſt es, welche Nationen gegen inneres Verderben und äußeren Untergang ſchützt.

Sie mangelt aber da, wo die Nation an ihrem eigenen Staate nicht betheiligt, wo ſie von der Geſetzgebung ausgeſchloſſen iſt und keine Oberaufſicht über die Verwaltung ausübt. Dies iſt bloß durch Reichsſtände aus freier Volkswahl möglich. Mit Provinzial- und Kreisſtänden bleibt ein Volk innerlich unfrei und ſchwächlich.

Jahre lang ſind in Preußen die Nation und die Provinziallandtage gleichgültig an einander vorüber gegangen; auf dieſem Wege der einſeitigen, in den Sonderintereſſen Weniger wurzelnden Vertretung blieb die allgemeine politiſche Erziehung auf Null. Nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen: Geiſt fordert Geiſt. Auch ein Volk wird nur durch das Organiſche ergriffen und gehoben. Das Mechaniſche in Preußens öffentlichem Leben (ſo weit hievon die Rede ſein kann), das Aggregatmäßige der Volksvertretung, die Apotheoſe des Zufalls und der Dinge, welche nicht in dem Menſchen ſind, ſondern an ihm kleben, als der Geburt, des Ständethums und des Vermögens, — dies Alles wirkte bisher nicht anders, als es eben konnte. Die Vertretung genießen nicht Menſchen, Staatsbürger, Preußen, ſondern Ständler, Provinzbewohner, Schleſier, Weſtphalen, Pommern ꝛc. ꝛc. Die an Zahl und Gewicht für den Staat weitaus Erheblichſten, Bürger und Bauern, ſind zum Theil gar nicht vertreten, und die Vertretenen müſſen ſich gefallen laſſen, neben Adel und Grundbeſitz eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Daher die nicht zu beſtreitende politiſche Lauheit in den meiſten preußiſchen Landſtrichen. Die Gefahren aber, welche in jener Atomiſtik, ſo wie in der von der Beamtenarmee vollzogenen anhaltenden Schematiſirung, Präparirung und Rubricirung eines friſchen, ſaftvollen Volksleibes liegen, drängen ſich in Maſſe dem einfachſten Nachdenken auf. Außerdem ſind ſie allergründlichſt hiſtoriſch begründet. Am ernſtlichſten drohen dieſe Gefahren da, wo ſich überhebende Selbſttäuſchung ſo weit verbreitet iſt. Zu ſchweigen von tadelnswerthen Beweggründen, gibt es manche Preußen, welche in aller Ehrlichkeit die vollendete Sonnenblume alles ſtaatlichen Organismus bei ſich zu Hauſe erblicken. Die edle deutſche Beſcheidenheit iſt allerſeits zu empfehlen; ſie und die einfache Betrachtung der Wirklichkeit weist jene Mißgriffe und Vorurtheile zurück, durch welche Schatten mit dem Namen Licht beehrt und die troſtloſe Aeuſſerlichkeit, das dürftig und klapperig Mechaniſche für freien Organismus ausgegeben wird.

Preußen hält ſeine Inſtitutionen in künſtlich-gewaltſamer Gefangenſchaft unter der Hefe der Zeit. Bis die, welche das Ruder führen, endlich zur Ueberzeugung von dem Vorhandenſein drohender Klippen gelangen und an die Möglichkeit ausländiſcher Stürme glauben, wird allem Anſcheine nach noch manches Wort laut werden müſſen, wenn überhaupt die Bekehrung durch dieſes friedliche inländiſche Verfahren, durch gewöhnliche Hausmittel erfolgen wird. Daß übrigens andererſeits alle diejenigen Preußen und Deutſchen, deren Herz mit ihrem Vaterlande zuſammengewachſen iſt, täglich vollſtändiger den Ernſt und die Nothwendigkeit einer *freien Staatsverfaſſung* würdigen, iſt eine in vielen Zügen handgreifliche Thatſache. Auch bei dem beſten Willen, und wenn man noch ſo gutmüthig iſt, wird man lieber nach dem Halt eines beſtehenden *Staatsgeſetzes* und des von Allen anerkannten Rechtes greifen, als nach der beweglichen Hand einer dem Barometer des täglichen Lebens unterworfenen *Perſon*. Und Gnade vollends iſt ein politiſches Surrogat, welches gemeiniglich dem Spender eben ſo wenig als dem Beſpendeten zur Ehre gereicht. Wozu auch *Gnade*, ſobald das *Recht* vollkommen ausreicht? Warum immer demüthiges Vertrauen fordern, da doch ohne Selbſtvertrauen ein Volk kraftlos wäre? Wenn das nunmehr in Gott ruhende „Politiſche Wochenblatt“ kurze Zeit vor ſeinem ſeligen Ende von der deutſchen Nation ſagte, daß in ihr „ein kindliches Vertrauen zu den väterlichen Abſichten ihrer Regierungen mit einem frommen Gottvertrauen Hand in Hand geht“, ſo knüpfen ſich an dieſe Vorſtellung viele Bemerkungen von ſelbſt an. Erwachſene Kinder wird es freilich wohl immerdar geben. Aber die Völker kommen in unſern Tagen mit der Kindlichkeit nicht aus. Kinder können nichts im Staate, ſie taugen nur für das „Himmelreich“. Auf der Erde braucht man Männer. Die Regierung allein kann und ſoll nicht Alles thun; auch ihre „väterlichſten Abſichten“ wären umſonſt, wenn das Volk ohne Selbſtgefühl und Selbſtthat bliebe. Eine einſichtige Regierung muß gerade dahin arbeiten helfen, daß die Bürger von der Ehre und Wohlfahrt ihres Staates ſo durchdrungen werden, wie Spartaner, Athener, Römer, Briten. Alſo die Kindlichkeit laſſe man endlich einmal fallen; ſie iſt ſelbſt als Bild untauglich. Das „fromme Gottvertrauen“ iſt eine höchſt zweideutige Sache: ſie bringt gar zu oft an den Bettelſtab und zur ſittlichen Entwürdigung, weil man nicht die Hände rührt, noch den Kopf gebraucht. Tüchtige Thätigkeit kann ohne eure vielbelobte Frömmigkeit beſtehen, dieſe ohne jene bringt es zu gar nichts. Und Betſtunden vollends ſind den leiblichen und geiſtigen Intereſſen geradezu verderblich.

Das ächte Vertrauen eines Volkes zu ſeiner Regierung hat wahrhaftig noch niemals gemangelt (die Geſchichte predigt es hundertfältig), ſo oft die Regierung nur irgend ernſtlich bewies, daß ſie das Recht über Alles ſtellte und nicht dem Volke ſein rein menſchliches, freies Daſein verkümmerte. Leider haben die Deutſchen mit ihrem „kindlichen Vertrauen“ ſehr herbe Erfahrungen gemacht; und den Reſt ihrer Kraft, mit welchem ſie Großes leiſteten und in der Arbeit neue Kräfte fanden, hatten ſie eben nicht dem Syſteme der „Väterlichkeit“ zu verdanken. Groß genug iſt deßhalb die Zahl derer, welche lieber wachen, als ſchlafen, bis ihnen der ausländiſche oder inländiſche Feind ſchon im Nacken ſitzt, welche Steffens*) achtes Normannenwort im Buſen tragen: „Die Neigung zum Deſpotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger über ſeine Freiheit wachen; denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.“

Hiezu iſt vor allen Dingen eine gute Staatsverfaſſung erforderlich. Mit größter Wahrheit thut daher derſelbe Steffens in derſelben Schrift den Ausſpruch: „Ein jeder nicht conſtitutionelle Staat iſt ein interemiſtiſcher.“ In dieſer Geſinnung hat auch der edle Verfaſſer des „Woher und Wohin?“ ſeinen innerſten Staatsgedanken enthüllt. Seine Darlegung iſt in der Kürze folgende:

„Woher der Ruf: Allgemeine Stände!? So fragt ihr euch, ſo fragt ihr Andere. Fraget die Geſchichte, und ſie antwortet: Friedrich II fand ein ungebildetes, gedankenloſes und kein denkfähiges Volk vor. Zuerſt aus ſeinem Geiſte ging eine neue Gedankenwelt auf das Volk über, und die Macht des Geiſtes machte ſich geltend. Das Volk, hochbegeiſtert von dem ideenreichen Könige, folgte ihm blind, wohin er es führte. Aber Licht entzündet Licht. Des Königs Ideen ſollten ins Leben treten, Staatsdiener mußten ſeine Befehle vollſtrecken, und auch in ihnen machte ſich die Macht des Geiſtes geltend; es gingen einzelne Strahlen von dem Glanze des großen Geiſtes auch auf ſie über. Dies gab der Dienerſchaft in den Augen des Volkes größere Wichtigkeit und höhere Bedeutung, als ſonſt dem Vollſtrecker gegebener Befehle zu Theil wird. Dieſer Abglanz des Heiligenſcheines des Königs mußte zwar vor dem innern hellaufleuchtenden Lichte der Volksbildung, vor dem ſteigenden Culturzuſtande des Volkes immer matter zurücktreten. Allein, wie die Kirche an ihren Heiligen immerdar gern feſthält, ſo pflanzte ſich auch die Meinung jenes Abglanzes von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, bis das preußiſche Beamtentreiben den Höhepunkt erreichte, wovon Strauß gegen Streckfuß[*] vollkommen richtig ſagt, daß die preußiſche Beamtenwelt wie im Sinne der katholiſchen Kirche handle: denn, wie der Geiſtliche dort nur für ſich, ohne Beziehung und Rückſicht auf die Gemeinde, den Gottesdienſt verrichte, ſo wähne der preußiſche Beamte, beſonders der dem Volke ferne ſtehende, daß der Staatsdienſt nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, ſondern das Volk für ihn da ſei. Aber es kam ja mehr und mehr Licht ins Volk, es tagte immer heller auf, wie im Mittelſtande, ſo im Adel. Erſterer beruhigte ſich, der Erſcheinung jener Beamtenwelt gegenüber, zum Theil dadurch, daß er ſelbſt den Beamtenſtand zu bilden ſich bemühte.

---

*) Die gute Sache. Leipzig 1819.

Daſſelbe geſchah beim Dienſtadel, der ohne Vermögen und Grundeigenthum da ſtand.

Unerträglich dagegen mußte die Bevormundung von Seiten der Beamten dem unabhängigen Manne ſein, insbeſondere dem Grundadel, der eingedenk ſeiner früheren Herrſchaft ihnen gegenüber ſtand, zumal nachdem auch in der Stellung der Beamten noch ein Schritt weiter geſchah.

Die ſteigende Cultur nämlich äußerte auch inſofern ihren Einfluß auf die Beamtenwelt, daß ſie bald nicht mehr blinde Werkzeuge zur Vollführung eines fremden Willens ſein wollten, ſondern ſie glaubten eigne Gedanken und Meinungen über Staat und Staatsverwaltung aufſtellen und realiſiren zu können.

---

[*] Der Aufſatz „Streckfuß und das Preußenthum von einem Würtemberger" rührt nicht von Strauß her; er iſt vielmehr von Echtermeyer zuerſt projectirt und dann, da die Sache Eile hatte, von uns gemeinſchaftlich ausgeführt, der Anfang von mir, das Ende von Echtermeyer geſchrieben. Der unterzeichnete „Würtemberger" ſollte nur den Conſtitutionalismus repräſentiren; es war nicht unſere Abſicht, die Vermuthung auf Strauß zu lenken.

A. Ruge.

So ſtellte ſich bald jeder Beamte als der Repräſentant einer ausübenden Macht, oder vielmehr als beſonderer Machthaber in dem ihm zugewieſenen Kreiſe dar, und es konnte nicht fehlen, daß dieſe Beamtenſtellung ſich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte. Ueberdies kam noch hinzu, daß in dem früheren roheren Staatszuſtande eine Menge, das Volk unmittelbar berührende Angelegenheiten von den Ortsobrigkeiten oder den Gutsherren in Ordnung gehalten oder gewiſſermaßen patriarchaliſch verwaltet worden waren. Dieſer Zuſtand der Dinge ließ ſich nun allerdings wegen der damit verbundenen und oft ſchroff und hart hervortretenden Willkür bei zunehmender Cultur nicht mehr halten; er ſtand dem Bildungszuſtande des Volkes hemmend gegenüber. Statt nun aber durch eine beſſere Ordnung der Nationalverhältniſſe dieſen Angelegenheiten den angemeſſenen Weg einer in ihrem eignen Weſen begründeten Organiſation anzuweiſen, zog man ſie vor das Gouvernement, welches, dadurch aus ſeinem Kreiſe heraustretend, die geſtellte Aufgabe niemals zweckmäßig löſen kann. Die Folge war: das Volk ſah immer klarer ein, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet, gleich einer Herde hierhin und dorthin geführt und ohne Grund und Zweck zu kennen, bald zu dieſer, bald zu jener Handlung aufgefordert und genöthigt wurde. —

Man erkannte immer mehr und mehr und immer allgemeiner, wie ſehr oft durch Einſeitigkeit einzelner Machthaber der Zweck des Staates verkehrt und verrückt worden, zumal wenn, wie nicht ſelten geſchah, zu ſolchen einſeitigen Tendenzen vom Volke überdies noch Leiſtungen und Beihülfe gefordert wurden. Es konnte daher nicht fehlen, daß dieſe Bevormundung mündiger Maſſen, im Geiſte der Beamtenhierarchie geführt, das Gefühl der Selbſtſtändigkeit des mündigen Theils des Volkes tief und ſchmerzlich verletzte. Um ſo mehr nahm man im Volke die Städteordnung mit hohem Enthuſiasmus auf, und mit um ſo größerer Sehnſucht ſah man einer Communalordnung und einer Volks- oder Ständerepräſentation entgegen, indem man hoffte und meinte, in dieſer die Mündigkeit des gebildeten Theils des Volkes wirklich auch anerkannt zu ſehen. Das Unglück der Jahre 1807—1813 und die Geſetze dieſer Zeit forderten dieſe Selbſtſtändigkeit des Volkes noch bedeutend mehr und brachten ſie in immer klareres Bewußtſein. Die ſchönſte Frucht davon und die herrlichſte Erſcheinung des erwähnten Geiſtes dieſer Zeit war die preußiſche Landwehr, nicht von Militär- oder Civilbeamten errichtet, ſondern aus dem Volke hervorgegangen und durch die Kraft des Volkes herangereift. Es war die Zeit der Erkenntniß gekommen.

Das Gouvernement erkannte nach dem Kriege im Jahre 1813 ſeinen neuen Standpunkt und es drängte ſich ihm ſelbſt die Abſicht auf, von ihm aus die Staatsorganiſation zeitgemäß zu entwickeln. Allein die Beamtenwelt, Civil- und Militär-Beamten, ſahen auch bald, daß in demſelben Grade, als die Selbſtſtändigkeit und Mündigkeit des Volkes zunehmen, und die Landſtände überhaupt an Wichtigkeit für den Staat gewinnen, die bisherige Beamtenwichtigkeit ſchwinden müſſe. Man fürchtete das ſchwere Gewicht der Landſtände werde in der Staatswage dem früheren Gewichte der Beamten ſeine große Bedeutung nehmen, und es trat ſomit eine planmäßige Reaction gegen die Zeit und ihre Forderungen im Gouvernement ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewicht für immer ſeine Bedeutſamkeit zu erhalten: die Städteordnung wurde, ſoweit man es, ohne den Schein der Barbarei und Inconſequenz auf ſich zu laden, nur irgend vermochte, allmälig in der Richtung einer Beamtenordnung umgeklügelt und modificirt. Eine Communalordnung hielt man nicht für zeitgemäß. — Auf die Landwehr geſchahen von Zeit zu Zeit ſo heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Charakter ſchon modificirt und ihr Grundton ſtark genug verſtimmt war, ſogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft ſchien. Ihre Aufhebung geradehin auszuſprechen, wagte man nicht; allein ſie erhielt je mehr und mehr Specialeinrichtungen, welche, ihrem Geiſte zuwider, ſie dem Beamtenmilitär immer näher bringen ſollten.

Die Provinziallandtage wurden von dem Volke mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen, weil ſie ein Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volkes zu ſein ſchienen, und weil man glaubte durch ſie, neben der Beamtenſtimme, auch eine Volksſtimme an den Souverain bringen zu können; und man glaubte dies um ſo ſicherer, als die Richtung der Zeit es zu fordern ſchien. Allein die Richtung der Gouvernementsmänner, welche bei dieſer Volksſtimme Werkzeuge des Souverains waren, ließ ſie nicht aufkommen; ſie wurden gefürchtet und verdächtigt, und die Beamtengewalt wurde für die Bewahrung und Aufrechthaltung ihres vormundſchaftlichen Verhältniſſes immer mehr mit Angſt und Beſorgniß erfüllt. Als z. B. der preuſſiſche Landtag, bei der Bereitwilligkeit des Volkes, das Land auch mit der Volksmaſſe zu vertheidigen, den Souverain einſt bat, einige feſte Punkte im Lande zu etabliren, ſprachen ſich mehrere bedeutende, hohe Militärbeamten höchlich entfremdet und faſt empört darüber aus, daß Landſtände über ſolche Verhältniſſe auch nur eine Stimme haben wollten, oder wohl gar Anträge darüber machen könnten; ja ſie betrachteten den Antrag des Landtages ſogar als eine ſträfliche Anmaßung*). Ebenſo fanden Beſchwerden über Adminiſtrationsbeamten, und Anträge zu weiterer Entwickelung eines regeren Volkslebens keinen Anklang: ſie regten vielmehr die Reaction von Seiten der Beamtenwelt nur noch um ſo mehr auf und der Erfolg von dem Allen war:

---

*) Proben ſolches verderblichen, die Nation zum Kretinismus verdommenden ſtupiden Hochmuthes ſind bekanntlich häufig genug. Entweihung der Schriftſtellerfeder iſt es, was in der Spener'ſchen Zeitung vom 23. Februar d. J. unter der Aufſchrift „Miscellen" gedruckt ſteht: „Unzeitig und taktlos war auch die Beleuchtung der Vertheidigungsloſigkeit Oſtpreußens gegen Rußland. Welcher Kluge wird die eigenen Schwächen dem Nachbar öffentlich aufdecken? Dergleichen Beſorgniſſe und Vorſchläge gehören nirgend, — außer mißbrauchsweiſe in der franzöſiſchen Deputirtenkammer —

Das Volk kam bei aller Treue gegen den Souverain
immer mehr in eine unheimliche Stellung.

So ſtand es in Preußen im Jahre 1840. Da fragte der König vor ſeiner Huldigung: „Welche früheren Zuſicherungen wollt Ihr, preußiſche Stände, beſtätigt haben?“ Und der Landtag antwortete: „Nur die Vollführung deſſen, was im Jahre 1814 und ſpäterhin in ſtändiſcher Hinſicht zugeſagt iſt, und zwar wünſchen wir Generalſtände, die auf Erfordern Rath geben, damit die oberſten Adminiſtrationsbeamten, der ſtändiſchen Verhandlung gegenüber, nicht wie bei den Provinziallandtagen, über den Landtag zu ſtehen kommen.“ So antworteten die Stände auf die Frage ihres Königs und mußten ſo antworten, denn der Fluch von Geſchlecht zu Geſchlecht würde ſie getroffen haben, hätten ſie jetzt vor ihres Königs Thron und Gottes Angeſicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewiſſens und ihrer Ueberzeugung erſtickt.

Und wer gab dieſe Antwort? Nicht eigenthum- und heimatloſe Menſchen, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrauſende Geiſter, die nur blindhin nach Neuerungen haſchen. Begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereiſter Erfahrung, Männer in grauen Haaren ſtellten den Antrag, und zwar ſolche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie oder auch nur entfernt zur Illoyalität hinführen könnte, da-

---

für die Oeffentlichkeit. Sie ſind von Rechtswegen die Geheimniſſe der Könige und ihrer Miniſter.“ Glaubt der Verf. denn, daß Rußland nicht weiß, wie es in Oſtpreußen ausſieht? Und ſind nicht die Bewohner Oſtpreußens die erſten, welche die Leiden des Krieges empfinden würden, alſo am meiſten bei der Frage betheiligt?

durch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben durfte.

Dies letzte kann jederzeit und unter allen Umſtänden auf den Beiſtand anderer Souveraine rechnen, aber wenn ein wilder Sturm der Leidenſchaften im Volke ausbricht, ſo werden ſtets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke, und demſelben am nächſten ſtehen, vor Allem als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreten kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, ſondern die erſten Notabilitäten des Landes, voll Treue im Herzen gegen den Souverain, voll Eifer für ſein und ſeines Landes Beſtes, gewiſſenhaft in ihrer Pflicht: den Nachtheil, welchen jetzt der Souverain mit dem Volke durch die Beamtenhierarchie erleidet, abwenden zu müſſen; ſie waren es, welche den Antrag gemacht und ihrem Könige auf ſeine Frage geantwortet haben. Und gegen wen iſt der Antrag geſtellt? Mit nichten gegen den Souverain, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Culturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit feſthalten wollen, und nur ſich allein, gleich den katholiſchen Prieſtern, als vollmündig betrachten. —

Wohin?

dürfte man nun fragen, würde der Antrag führen? Was würde die Folge einer Zuſammenberufung von Generalſtänden ſein? Sie würden allerdings die gewichtigſten Reſultate mit ſich führen; denn zunächſt und vor Allem werden die Generalſtände

1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, ſondern National- und Communalſachen ſind, ſich zueignen; dadurch wird aber eines Theils das Volk an Selbſtſtändigkeit, an Luſt und Fähigkeit zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, andern Theils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. Die Generalſtände werden

2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern, Verſchwendungen entgegentreten, die man ſich jetzt angeblich zum Beſten des Volks erlaubt, und eine einfachere Verwaltung erlangen. Die Zahl der Beamten wird ſomit auch auf dieſe Weiſe vermindert werden. Die Generalſtände werden

3) auch den Theil der Juſtizverwaltung, bei welchem es beſonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältniſſe und beinahe auch nur auf geſunden Menſchenverſtand und natürliches richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerſeits eine beſſere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem der Richter dann in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geſchäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andererſeits eine abermalige Verminderung der Beamten erfolgen kann. Es werden

4) die Generalſtände auch den Antrag ſtellen und es ſich ſelbſt zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volke in engere Verbindung geſetzt und dem Volke ſomit wahrhaft vertraut gemacht werde. Die erſten Grade der militäriſchen Laufbahn werden dann um ſo mehr Sache des Volks ſein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beſtändig aufs engſte mit der bewaffneten Macht verbindet. Dies Alles wird dann

5) auch den Landſtänden die gebührende Weiſe und die in ihrem Weſen begründete Bedeutſamkeit in und für den Staat geben. Um ſo mehr werden in Folge deſſen die Civil- und Militärbeamten auch ſelbſt in ihrer Meinung in die Stellung gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand ihrer Verhältniſſe in ihrem Amte ſie hinweiſt. Zwei läſtige und unerträgliche Uebel: „Uebermuth und Servilität“ werden dann erdrückt, wenigſtens in enge Grenzen gewieſen. Auf den Charakter und die

Stimmung des Volkes aber wird dies den wohlthätigſten Einfluß ausüben. Dem Souverain ſelbſt gibt

6) die ſtändiſche Repräſentation für die Wirkſamkeit und Tüchtigkeit ſeiner Beamten unfehlbar den beſten, vielleicht den einzig bleibend wirkſamen Prüfſtein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenſchaft über ſeine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwiſſend und kopflos ſein. Böſer Wille aber muß ſchnell zu Schanden werden. Um ſo ſicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er ſtets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe, und was für ihn und den Staat ein unſchätzbares Gut iſt, im öffentlichen Leben der ſtändiſchen Repräſentation finden alle Kabale und alle Polizeikünſte ſtets ein ſchnelles Ende. Nicht minder ſegensreich wirken

7) die Generalſtände auf den Geiſt der Geſetzgebung. Wer will und kann es leugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel, ſtets das Mißtrauen erwacht, ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt und die Verhältniſſe richtig erwogen haben? Ganz anders, wenn die Maßregeln von den Generalſtänden erörtert werden! In ihnen concentrirt ſich die Kenntniß der Verhältniſſe und Bedürfniſſe des geſammten Volkes, und auch darum haben ſchon die mit von ihnen ausgehenden Geſetze ſtets die Meinung des Volkes für ſich. — Nur durch Generalſtände kann und wird in unſerem Lande öffentliches Leben entſtehen und gedeihen. —

Iſt der Tag dazu angebrochen, ſo läßt die Sonne ſich nicht in ihrem Laufe gebieten. Schon im Jahre 1813 ſah man die erſte Morgenröthe eines ſolchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußerſten Spitzen gen Oſt und Weſt ſind noch davon erleuchtet.

Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und

Alt zu ſeinen Fahnen, ja fürwahr, in voller Treue kam man in Preußen des Königs Ruf zuvor. Tritt für uns erſt das volle öffentliche Leben ein, ſo ſind wir unüberwindlich, und unſer Thron ſteht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Culturzuſtande des Volkes zu ſtehen verdient. Die Zeit der ſogenannten väterlichen und Patrimonialregierung, für welche das Volk aus einer Maſſe Unmündiger beſtehen und ſich beliebig leiten und führen laſſen ſoll, läßt ſich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie ſie iſt, und das Gute daraus nicht ergreift, und in ſeiner Entwickelung fördert, dann ſtraft die Zeit!"

Solchen Worten, in welchen die Geſchichte und die Gegenwart ſelbſt ſpricht, läßt ſich nichts hinzufügen.

K. Neumarck.

III.

Ein Blick in die inneren Zuſtände des preußiſchen Staates nebſt einer Analyſe der „Vier Fragen“ eines Oſtpreußen und kurzer Critik vier ſeiner Gegner. Berlin, 1841. Plahn.

Mancher glaubt, und in vielen „Berichtigungsartikeln“ haben wir es hören müſſen, die preußiſche Verfaſſungsfrage ſei abgethan, rein abgethan. Dies iſt deshalb unrichtig, weil Preußen noch keine Reichsſtände hat. Die Güte einer Sache hängt nicht von ihrem ſofortigen Erfolge ab; der letztere iſt von jeher bloß der Maßſtab kleiner Seelen und enger Köpfe geweſen. Die Polen in Sibirien, in Frankreich, auf der ganzen Erde beweiſen nicht, daß die polniſche Nation recht- und exiſtenzlos ſei, ſondern umgekehrt, daß ihre Sache eine der lebenskräftigſten und geſichertſten iſt. Ein Volk, das Curtier und Winkelriede erzeugt, darf noch eine große Zukunft hoffen; die Tauſende, welche lieber in der Verbannung und dem Elende leben, als daß ſie um Gnade winſeln, können uns über Polen beruhigen, welches wohl vertagt, aber nicht verloren iſt. Nein, mit dem Erfolge läßt ſich nichts beurtheilen. Eine Sache iſt nicht gut, weil ſie Glück hat: ſie hat Glück, weil ſie gut iſt. Die Niederlagen, welche der Menſchheitsgenius zu erleiden ſcheint, ſind verſteckte Siege: der ſchließliche Triumph iſt deſto gewiſſer. Im engumkränzten Thalhorizont pflegt man jeden Erfolg für den letzten anzuſehen; aber nach ſechs Fehlſchüſſen kann der ſiebente treffen. Selten tritt etwas Großes auf einmal fertig und ſiegreich hervor; in der Regel mußte es vorher Prüfung, Leiden und Unterdrückung überſtehen. Die Burgen des Uebels müſſen belagert werden, und beim Sturm wird mancher friſche Haufen erfordert.

Die Ausbildung der monarchiſchen Einſeitigkeit Preußens zur politiſchen Freiheit und volksthümlichen Mannigfaltigkeit iſt ſchon in Umriſſen angedeutet; die öffentliche Intelligenz und das Staatsintereſſe wird ſie vollends herbeiführen. Gerade die mißglückten Verſuche und die Stimmen der Wüſte bürgen für das, was kommt: mit einigen Decreten und durch perſönliche Sympathien und Antipathien wird heutzutage das Schickſal der Nationen nicht mehr gemacht und protocollirt. Neben und unter der officiellen Chronik wogt die wahre Geſchichte in den Geiſtern und Gemüthern. Wohin dieſe Geſchichte zunächſt in Preußen ſtrebt, iſt leicht wahrnehmbar: zur freien Bewegung des Bürgers im Staate, von welchem er ſelbſt ein organiſcher Beſtandtheil iſt. Von allen europäiſchen Staaten iſt Preußen derjenige, welcher am wenigſten eine freie Staatsverfaſſung entbehren kann. Schon aus einem Grunde, welcher alle übrigen überflüſſig macht: die äußere Unabhängigkeit des überall offenen, ſo ungünſtig als möglich gelegenen Reiches iſt auf die Länge bloß durch die höchſte innere Kraftentwickelung möglich, und dieſe ſteht bloß durch eine freie Verfaſſung zu erreichen. Je freier das Vaterland, deſto heißer wird es von ſeinen Söhnen geliebt. Das Quantum von fünfzehn Millionen, wenn es, wie die Conſtellation der Großmächte es erheiſcht, doppelt und dreifach gelten ſoll, muß eine ausgezeichnete Qualität beſitzen; und von dieſer fehlt ihm noch beträchtlich viel. Preußen, dies Aggregat von ſehr disparaten Größen, wird mehr und mehr ein unmöglicher Staat, wenn ſeinen Bewohnern die Emancipation zu Staatsbürgern fortwährend vorenthalten wird.

Nachdem der preußiſche Verfaſſungsſtrom lange unter der Erde fortgefloſſen war, brach er in dem Antrage der preuſſiſchen Stände von 1840 wieder hervor, in größerer Stärke als je. Verſchwinden kann er nun nicht mehr. Die politiſche Richtung des Zeitalters, die wachſende Lebendigkeit des deutſchen Nationalgefühls wird nicht eher ruhen, bis ganz Deutſchland gleich anderen Ländern für das Staatsprincip der Neuzeit, das conſtitutionell-demokratiſche, gewonnen iſt. Die Autonomie des Geiſtes, welche der Proteſtantismus will, iſt auf das ſtaatliche Leben übertragen: Selbſtregierung der Bürger. Die Mitglieder eines Staates haben das Recht, Eſoteriker zu ſein; mit der abſoluten Monarchie bleiben ſie beſtändig Exoteriker und auf der niedrigſten Stufe des Staatenthums.

Die Erhebung Preußens in die Sphäre der Freiſtaaten (mit der Volksvertretung fängt der Freiſtaat an) iſt von verſchiedenen Seiten her in beredteſtem Ausdrucke als dringendes Bedürfniß verkündigt worden. Durchgebildete Provinzialſtände, welche ſich ihrer Ohnmacht zu entringen trachten, haben mit gleichem Ernſte, wie die publiciſtiſche Literatur, auf die Nothwendigkeit eines freien und öffentlichen Staatslebens hingewieſen. Alle Verhältniſſe Preußens, und vornehmlich der geiſtig-ſittliche Standpunkt ſeiner Bewohner, ſprechen dafür, daß dieſes Reich endlich einmal aus der Stufe des Mechanismus in die des Organismus verpflanzt werden muß. Der wahrhaft innerliche Fortſchritt eines Volkes iſt auf adminiſtrativem und polizeilichem Wege nicht erreichbar; er muß frei ſein, wie die innere Durchbildung des Individuums. Der Staat in höherem, edlerem Sinne wird an der Freiheit und Oeffentlichkeit erkannt; wo Menſchen nicht unter ihren *eigenen* Geſetzen leben, da iſt in Wahrheit noch kein Staat. Wenn dies früherhin in Bezug auf Preußen noch nicht klar genug war, ſo haben es die Erörterungen der Preſſe in das hellſte Licht geſetzt. Dies gilt nicht bloß von den Freunden des freien organiſchen Staatslebens, ſondern auch von den Vertheidigern der alten Zuſtände. Die letzteren ſind faſt ohne Ausnahme mit ſo unerhörter Schwäche und Sophiſtik aufgetreten, daß man ſie für arme Teufelsadvokaten halten mußte. Das, was ſie angriffen, haben ſie bloß noch mehr befeſtigt. Die Gegner des conſtitutionellen Preußens haben ſich um die Wette lächerlich, ja zum Theil ſogar verächtlich gemacht. Das erſtere durch ihre Meinungen und Gründe, das zweite durch Mißhandlung der Thatſachen, der wirklichſten Wirklichkeiten. Was hat man uns bei Gelegenheit des preußiſchen Verfaſſungsantrages nicht alles glauben machen wollen? Hier ſei nur ein Beiſpiel angeführt. Bekannt iſt der abgegriffene Kunſtgriff, mit welchem das Verlangen der gebildeten Preußen nach einer Conſtitution als bloßes Parteitreiben dargeſtellt wird. So hat man auch die Verhandlungen zu Königsberg und die daraus hervorgegangene Denkſchrift an den König verdächtigen wollen. Die ganze Sache ſoll nichts als die Kabale einer Faction ſein, welche die Landtagsmitglieder überrumpelt habe. Die tiefgewurzelte Ueberzeugung, das gediegene Benehmen reifer Männer ſänke demnach zu derſelben Erbärmlichkeit herab, wie eine ordinäre Hofintrigue. Hätten wir mehr Oeffentlichkeit, beſonders in Preußen, ſo würde die Richtigkeit jenes Geſchwätzes noch viel beſſer durchſchaut werden, ja es hätte gar nicht aufkommen können, höchſtens durch Leute, welche vom Lügen und von der Moucharderie Profeſſion machen. Glücklicherweiſe reicht das bekannt Gewordene hin, um zu wiſſen, daß der preußiſche Verfaſſungsantrag der Ausdruck innerſter Ueberzeugungstreue war und gleichſam von ſelbſt, wie alles in ſich Wahre, ins Leben trat, ohne daß künſtliche Nachhelferei die reine That beſudelte. Menſchen von ſo redlichen Geſinnungen, wie die preußiſchen Stände, verſchmähen die Dunkelſchleicherei und die Manier der Polizei, welche ſo gern das Nichtſeiende ſetzt und macht, und das Seiende verneint und zerſtört. Daß die Königsberger That von 1840 in Abſichten und Mitteln gleich rein und berechtigt war, dieſe lichte Thatſache hat von keiner Verunglimpfung verdunkelt werden können. Heutzutage laſſen ſich die Menſchen nicht mehr die Geſchichte unter den Händen wegſtehlen. Der Unterzeichnete kann aus unmittelbarſter authentiſcher Quelle folgenden Hergang als *thatſächlich* verbürgen. Die preußiſchen Stände wollten ſich ihres guten Rechtes bedienen und einer heiligen Pflicht Genüge leiſten, indem ſie um vollſtändige Erfüllung des tief aus dem geſchichtlichen Leben der Zeit hervorgegangenen Verſprechens von 1815 baten. Ein förmlicher Antrag von Seiten eines einzelnen Abgeordneten wurde auf dem Huldigungslandtage gar nicht geſtellt. Es bedurfte eines ſolchen nicht, weil bei der vorherrſchenden Uebereinſtimmung der Geſinnung kein Zweifel darüber obwaltete, wie die vorgelegte königliche Frage zu beantworten ſei. Die Denkſchrift an den König vom 7. September, von einem Abgeordneten verfaßt, wurde zunächſt in dem betreffenden Ausſchuß gründlich erwogen, und ſowohl von dieſem als ſpäter in dem Plenum unter unweſentlichen Abänderungen angenommen. Iſt in dieſem legalen Verfahren eine Spur von Ueberrumpelung? Die Leute, welche es unbegreiflich und anmaßend finden, wohl gar den erſten Schritt zum Hochverrath darin erblicken, daß man eine andere als die officiell vorgeſchriebene Anſicht habe, mögen ſich vielmehr die Frage vorlegen, wie man ſich die Abneigung der Regierung, ihre Propoſitionen den Ständen ſchon vor deren Einberufung mitzutheilen, zu erklären habe? Bedenkt man die kurze Zeit ihres Beiſammenſeins und die Maſſe der vorgelegten Gegenſtände, ſo liegt das gedankenloſe Jaſagen nahe genug. Das Unzulängliche der Ueberlegung, Erörterung und Motivirung iſt die unvermeidliche Folge. Eine *factiſche* Ueberrumpelung iſt dabei unläugbar, mag die Abſicht der Regierung noch ſo rein ſein. Die Provinzialſtände ſelbſt konnten ſich meiſtens dieſen Uebelſtand nicht verhehlen und machten Vorſtellungen dagegen. In der That fanden ſie bei der Regierung Berückſichtigung; aber welche! In dem letzten rheiniſchen Landtagsabſchiede wird dem Geſuche wegen vorgängiger rechtzeitiger Mittheilung der Propoſitionen gewillfahrt, „ſo weit dieſelbe zweckmäßig erſcheine und Bedenken nicht entgegenſtänden.“ Dieſe Verwahrung iſt mehr als myſteriös.

Die politiſche Bildung der öſtlichen und anderer Preußen wird ihre ſtaatsrechtliche Exiſtenz erlangen, trotz aller ausgeſprengten Redensarten, als ſei es nichts mit ihren Verfaſſungswünſchen, und dieſe ſpukten nur in einigen neuerungsſüchtigen Köpfen. Gründlicher Irrthum und von hämiſcher Verdrehung nicht frei iſt z. B. die Anfeindung des Oſtpreußenthums in der Schrift: „Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag“, ſo wie bei dem Lobredner derſelben in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 20. und 22. Juni 1841. An letzterm Orte wird „der von Oſtpreußen aus redende ſogenannte Liberalismus“ als ein „durchaus iſolirtes Phänomen“ behandelt; und getadelt wird „die Befangenheit ſeines Standpunktes, die Illoyalität ſeiner Mittel, die Einſeitigkeit ſeiner Argumente und der Mißbrauch der von ihm vorgeſchützten Autoritäten“ (Stein u. ſ. w., Hegelſche Philoſophie). Lauter unbegründete Beſchuldigungen. Das „iſolirte Phänomen“ iſt in Wirklichkeit das Titelblatt eines aus weltbekannten Gründen geheimgehaltenen Buches. Vier Wochen freier Preſſe — und die, welche es angeht, würden erſtaunen, wie allgemein verbreitet gewiſſe Ueberzeugungen nicht bloß in Oſtpreußen, ſondern im ganzen Reiche ſind. Denkende und fühlende Menſchen wollen nicht, daß der Staat eine Kaſerne ſei, ſie verlangen allſeitige freie Entwickelung: wie kann man ihnen „Befangenheit“ und „Einſeitigkeit“

Schuld geben? Dieſe Eigenſchaften ſind vielmehr das Erbtheil derer, welche keine Ahnung von der freien Perſönlichkeit Anderer haben, welche den Menſchen zu einem Dinge, das regiert wird, herabwürdigen, welche den Staat monopoliſiren. Das Gewicht des Vorwurfs der „illoyalen Mittel“ fällt von ſelbſt auf ſeine Urheber zurück, welche ſich bei hellem Tage ſolcher Anklage nicht entbloden. Was den „Mißbrauch der Autoritäten“ betrifft, ſo wäre es lächerlich, erſt beweiſen zu wollen, daß der conſequente Stein und der conſequente Hegel die entſchiedenſten Stützen des conſtitutionellen Syſtems ſind. Aber wozu einzelne Menſchen? Die Weltgeſchichte iſt die allerſtärkſte Autorität für die heutigen Beförderer des freien Staats. Sie haben einen ſo breiten Boden unter den Füßen, als er jemals dem Neuen und einer großen geſchichtlichen Conſequenz vergönnt war.

Die wahren Feinde des edlen, freien Staatslebens, wie es der Würde des menſchlichen Geiſtes entſpricht, ſind die Halben und die Heuchler. Halbheit entſpringt aus verſchiedenartigen Quellen, thut aber durch ihr Schaukelſyſtem immer Schaden. Heuchelei will den Schein und Ruhm des Fortſchrittes, aber nicht das Weſen deſſelben; ſie iſt unbedingt ſein gefährlichſter Feind. Dagegen die Freunde und Beförderer der ſtaatlichen Freiheit bilden zwei Klaſſen, eine poſitive und eine negative. Die erſtere kämpft offen und loyal in Wort und That; die andere iſt die unverholene Reaktion. Ihr Leichentuch von Schnee und Eis deckt die junge Saat der Freiheit. Ein kräftiger Druck ruft den Gegendruck hervor. Gewiſſe Begebenheiten, welche an und für ſich genommen von der betrübendſten Art waren, haben unter andern Ländern auch Deutſchland weiter gebracht. Derſelbe Fall iſt es auf dem Gebiete der Literatur; wer mag z. B. berechnen, wie viele freiſinnige Anſichten das Berliner politiſche Wochenblatt hervorgerufen und beſtärkt hat? Die Deutſchen Jahrbücher weihen ihm mehr als eine Thräne. In verwandter Weiſe haben ſich allem Anſchein nach die Flugſchriften, welche gegen die oſtpreußiſche Bewegung gerichtet wurden, das Wort gegeben, die Unumgänglichkeit einer friſchen und freien Verfaſſung für Preußen recht klar und offenbar zu machen. Sie würden noch mehr gewirkt haben, hätten ſich ihre Verfaſſer genannt. Auch das Eingangs genannte Schriftchen arbeitet im Weinberge des neunzehnten Jahrhunderts. Aus demſelben und über daſſelbe Folgendes.

Der Verf. beginnt mit ſehr freundlichen Worten über Oppoſition. Sie ſei überall, auch im Staate, unentbehrlich, wenn dieſer ein organiſches Ganzes ſein und ſich vor Einſeitigkeit hüten wolle. Die letztere führe zur Säbelherrſchaft oder zur Anarchie. Aber die rechte Oppoſition ſei eine vernünftige, des Erfolges gewiſſe. Iſt das nicht die liebe „officielle Oppoſition“, auch ein Beſtandtheil des ganzen Amphibienſyſtems, die liberale Schminke auf dem Polizeigeſicht! „Oppoſition muß ſein, aber ſie muß vernünftig ſein, d. h. eine zum Spaß, ein Eunuch. Am beſten wird ſie von einem beſoldeten Beamten verwaltet. Ein ſolcher „vernünftiger“ Oppoſitionsmann iſt die zeitgemäße Metamorphoſe des weiland Hofnarren. Dagegen „eine blinde, Alles über den Haufen rennende Kraft, welche nur agiren will und keine Reaktion duldet, iſt ein Unding, das das Mißlingen in ſich trägt und als todtgeboren gedacht werden muß.“ An welches Exemplar der Oppoſition denkt der Verf. hiebei? Meint er die Inſurrection gegen unerträgliche Tyrannei, ſo iſt ſie kein Unding, ſondern etwas ſehr Poſitives, auch wenn der volle Erfolg nicht ſogleich ſich einſtellt. Meint er aber jede feſte, entſchloſſene, aus Vaterlandsliebe unternommene Oppoſition, ſo iſt auch ſie kein Unding. Zu ſagen, ſie wolle keine Reaktion dulden, iſt geradezu albern. Jede ſeit längerer Zeit beſtehende Regierung hat für ſich in der einen Hand die Gewohnheit des

Gehorſams, in der andern die Beamtenſchaft und das Militär. Wer Oppoſition macht, und wäre es nur auf Einem Punkte, weiß nur allzu gut, wie wenig Spielraum die Action der Staatsgewalt ihm läßt. Die „blinde Kraft, welche nur agiren will und keine Reaction duldet“, iſt ein ſehr bekanntes Ding: die Staatsgewalt in unfreien Ländern. Der Verf., dem wir nicht Unrecht thun mögen, gibt dies ſelbſt zu: „Im Staatsleben ſinkt jede Oppoſition, die ſich des Mißlingens bewußt ſein muß, von wannen ſie auch herkommen mag, zur leeren Agitation herab, die nur zerſtören, niemals wieder aufbauen kann, und die, in ihrer Art, deßhalb eben ſo einſeitig iſt, wie es Monarchen- oder Pöbeldeſpotie nur immer ſein können.“ Soll hier der Begriff der Oppoſition auch auf die Regierung übertragen werden, ſo kann dieſe unpaſſende Auffaſſung bloß Verworrenheit hervorbringen. Denn wenn gleich Regierungen ſich öfter dem Willen und Streben der Völker opponiren, ſo wiſſen dieſe recht gut, daß ſolche Oppoſition ihnen ſchwere Leiden bereitet und gewöhnlich blutige Opfer fordert. Deßhalb iſt jener Name viel zu mild und ungenügend. — Was ſollen wir aber mit dem Erfolge als Criterium? Die Rückſichtsloſigkeit auf den Erfolg iſt gerade das Kennzeichen des Edelſinnes und der Ueberzeugungstreue. Sie wirkt, weil ſie muß: Lohn oder Strafe, Glücks- oder Unglücksausſichten können ihre Handlungen nicht beſtimmen. Demnach iſt „leere Agitation“ vielmehr ſolche Oppoſition, welche dieſen Namen gar nicht verdient: Widerbellerei ohne Grund und aus Laune. Zum öftern iſt ſie die ehrloſe Lüge, welche abgekauft werden will und ihre fetten Schandtage in dem Allerheiligſten der geheimen Polizei beſchließt.

„Die „vier Fragen“ wurden bei ihrem Erſcheinen als ein Curioſum betrachtet“ (S. 3). Sehr fälſchlich und ſehr richtig urtheilte ſo das Publikum. Die Flugſchrift berührte ſehr viele wunde Stellen des preußiſchen Weſens und ſchleuderte eine Menge flagranter Wahrheiten in die Oeffentlichkeit. Daß man dieſe Wahrheiten mit Beſchlag legte, war für ſie eine Illumination, eine glänzende Rechtfertigung. In ſo fern die Flugſchrift mitten aus der Wirklichkeit hervorging, war ſie durchaus natürlich und gar nicht curios. Aber höchſt curios war es freilich, daß in einer Zeit und in einem Lande, wo die Menſchen ſyſtematiſch von aller Oeffentlichkeit und Freimüthigkeit in Staats-, auch anderen Sachen entwöhnt wurden, auf geſetzlichem und widergeſetzlichem Wege, ſich dennoch ein Mann fand, welcher Vaterlandsliebe genug beſaß, um die weit verbreitete Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in Worte zu faſſen. Es wäre allzu curios, wenn das getadelte Syſtem ihn unangefochten gelaſſen hätte. Ein ganz artiger deutſcher Prozeß hat ſich an ſeine Ferſe geheftet, u. ſ. w.

Unſer Verf. meint, die „Vier Fragen“ wären erſt durch die *Gegenſchriften* zu höherer Bedeutung gelangt. Aber es waren vielmehr die zur Sprache gebrachten Dinge, welche der Flugſchrift die mächtigſte Theilnahme ſichern mußten. Die Entgegnungen konnten nicht ungeſchickter ſein; der Verf. hat Recht, dies Schickſal der „guten Sache“ zu beklagen. Der „Oſtpreuße“ hat durch ſeine Gegner einen tüchtigen Zuwachs an Kraft erhalten. Wir wollen aber nicht ungerecht ſein. Wenn die Sache ſelbſt *ungeſchickt* iſt, was können ihre Vertheidiger anders ſein? Iſt es ja doch keine leichte Sache, das Verwerfliche, z. B. einen Staat ohne Staatsbürger und ein öffentliches Leben ohne Oeffentlichkeit, zu vertheidigen, das Unbegründete durch Gründe zu ſtützen. Scheingründe und Lügen ſind zwar ſehr wohlfeil; aber die Leute ſind großentheils ſchon ſo ſtörend klug, daß ſie jene Aſſignaten nicht an Zahlungs Statt annehmen wollen.

Die Polemik des Verf. gegen die „Vier Fragen“ iſt um nichts gewichtiger und treffender, als die theilweiſe von ihm getadelte der früheren Gegenſchriften. Ihm ſchrittweiſe folgen, verlohnt ſich nicht der Mühe. Deßhalb können einige Beiſpiele genügen, als Gradmeſſer ſeiner Intelligenz. Wir wählen ſolche Puncte, bei denen es mißlich iſt, die Antwort ſchuldig zu bleiben.

Bei Gelegenheit der Erörterung, welche der „Oſtpreuße“ über das Verhältniß der *Bildungsſtufe des Volkes* zu ſeinem *Einfluß auf die Regierung* gibt, nimmt unſer Verf. mit triumphirender Miene des Gegners Wahlſpruch: facta loquuntur, in die Hand und ſtreckt ihn in den vaterländiſchen Sand mit folgender vernichtender Thatſache: „Wo gibt es eine freiere Verfaſſung, als im Nomadenleben, und wie ſteht es da um die Kultur?“ Zittert, ihr Freiheitsmänner! Nun wißt ihr, daß die Freiheit im umgekehrten Verhältniß zur Cultur ſteht, daß die reinen Deſpotien die allergebildetſten Staaten ſein *müſſen*. Vielleicht bleibt euch aber noch ein kleiner Ausweg vor dieſer fürchterlichen Conſequenz offen. Wie, wenn die Nomadenfreiheit gar keine wäre, wenigſtens eine von der civiliſirten Freiheit ſpecifiſch verſchiedene? Wie, wenn die rohe Naturkraft eben das wäre, was von der geſetzlichen Freiheit beſeitigt werden ſoll? Wie, wenn einem jeden Volke gerade ſo viel Freiheit gebührte, als es Cultur beſitzt, und wenn es je freier deſto civiliſirter wäre?

Die Beſchwerden des „Oſtpreußen“ wegen fehlender *Publicität* werden von unſerm Verf. auf die bekannte lächerliche Weiſe abgewieſen. Er pocht auf Artikel über den Geſundheitszuſtand der Schüler, über Poſtenreform u. dgl., auf Veröffentlichung ſtatiſtiſcher Angaben, z. B. der halben Zeitungsſpalte Budget, auf die Exiſtenz der drei Miniſterialblätter, auf die Zulaſſung vieler *fremder* Zeitungen, die ſich oft ſehr ſpeciell mit uns beſchäftigen! Angriffe *auswärtiger* Zeitſchriften auf Preußen würden oft in *preußiſchen* Zeitſchriften *widerlegt*. Man bedenke, welche ungeheure Preßfreiheit! Weiter: das Recht der Beſchwerdeführung ſchütze vollkommen gegen Beamtenvergehen. Eine neuentdeckte Wahrheit! Wozu dann noch die „papierne“ Publicität? Als Probe, zu welcher Bornirtheit die Unkenntniß des Auslandes und die egoiſtiſche Verliebtheit in ſein eigenes Philiſterium führe, kann die naive Art dienen, in welcher der Verf. endlich doch dem „Oſtpreußen“ das Schlachtfeld räumt. „Die ganze Klage des letztern über die Hemmung der Oeffentlichkeit in Preußen reducirt ſich auf den einfachen Satz: Die gewöhnlichen ſogenannten politiſchen inländiſchen Zeitungen, vorzüglich die Berliner, enthalten über wichtige, innere öffentliche Angelegenheiten wenig oder gar nichts.“ Nicht wahr, welche nicht der Rede werthe Kleinigkeit! Das iſt ja gerade der Jammer und die Unwürdigkeit, daß das Cenſurſyſtem uns den Staat, welcher uns ſelbſt gehört, aus der Preſſe wegescamotirt hat! Aber noch mehr. Der Verf. führt uns von einer Ueberraſchung zur anderen. Es iſt ihm nicht ganz klar, ob der Mangel an Oeffentlichkeit einzig und allein Schuld der Regierung ſei. Aber immer beſſer. Selbſt dies zugegeben, ſo iſt Folgendes die Löſung des erhabenen Räthſels: „Wir erlauben uns zu argumentiren, daß die Regierung den gemeinen Mann, der der größeſten Mehrzahl nach — vorausgeſetzt nämlich, daß er dafür Sinn und Neigung hat, was doch ſehr häufig nicht der Fall iſt — nur eine Zeitung leſen kann, nicht in einen Ideenkreis, der ihm und durch ihn der Geſammtheit gefahrbringend iſt, ziehen laſſen will. „Die Wahrheit iſt für den Weiſen.“ (Schiller in Don Carlos.) Man muß einräumen, daß der Verf. der Wahrheit ziemlich nahe gekommen iſt, ganz in der Einfalt ſeines Herzens. Die zärtliche Liebe und Sorgfalt der Regierung für das Wohl des gemeinen Mannes an Leib und Seele, ſie alſo machte aus den preußiſchen Zeitungen lauter Kirchhöfe? Das wäre ja daſſelbe Syſtem, als ließe man die Seinigen verhungern, damit ſie ſich nicht den Magen verderben.

Nein, du grundehrliche Seele, die Sache hängt noch anders zuſammen. Namenloſe Schüchternheit und Angſt vor öffentlicher Erörterung einerſeits, Bequemlichkeitsliebe und Hang zu unbeſchränkter, ungeſtörter Regiererei anderſeits hat den Deutſchen ihre politiſche Preſſe ſo mannigfach verkümmert und unterdrückt. Freilich mit Gradunterſchieden: deutſche, preußiſche und öſterreichiſche Zeitungen ſtellen drei Entwickelungsſtufen dar, das Helldunkel, die dunkle Helle und das Dunkel. Die Helle ſelbſt iſt mit der Cenſur unmöglich; ebenſo iſt ein Cenſurvolk politiſch unmündig und, dem beliebten Irrthum zufolge, am leichteſten zu regieren. Die geſchichtliche Wahrheit iſt, daß ein ſcharf überwachtes, überall controllirtes Volk das unzuverläſſigſte und ſchwächlichſte, und dabei zu unruhigen Bewegungen und Aufſtänden ſehr geneigt iſt. Die Geheimthuerei kann unmöglich Vertrauen erwecken. Wie wahr ſagte der Miniſter Graf Hertzberg in ſeiner in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gehaltenen Rede (23. Aug. 1787): „Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, innere Stärke und Gerechtigkeit gründet, verliert nicht, ſondern gewinnt, wenn er ſie ans helle Tageslicht bringt, und die Publicität iſt nur für ſolche Staatsverwaltungen gefährlich, welche finſtere und unterirdiſche Schleichwege lieben." Dieſe Worte führt unſer Verf. ſelbſt an; ſie bleiben aber bei ihm ein todtes Citat. Seinen „gemeinen Mann" müſſen wir nun noch in Kürze ſeciren. Man bemerke den Widerſpruch: eigentlich gibt ſich der gemeine Mann nicht häufig mit Zeitungsleſen ab; damit aber die Wenigen, welche es thun, nicht einſeitig werden, duldet die Regierung gar keine Oeffentlichkeit über Inländiſches. Allein für eine lebendige Theilnahme an der einheimiſchen Politik kommt gar nicht in Betracht, was man den gemeinen Mann nennt. Die letztere Beziehung paßt bloß für Ungebildete und im materiellen Leben Befangene. Dem Verf. zufolge wären für die Regierung alle gebildeten Klaſſen gar nicht vorhanden; höchſtens könnte ſie für „die Weiſen" eine geheime cenſurfreie Wahrheitszeitung erlauben.

Seinen oberſten ſtaatsrechtlichen Glaubensartikel gibt der Verf. in Folgendem: „Ein guter, weiſer Fürſt iſt dem Volke, ein treues, loyales Volk dem Fürſten die allein denkbare Garantie. Wo die Güte und Weisheit des Fürſten, die Treue und Loyalität des Volkes fehlt, helfen alle geſchriebenen Verträge nichts. Letztere begünſtigen überhaupt nur das Feſthalten an dem Buchſtaben; und der Eid — jeder Theil weiß ihn zu ſeinen Gunſten zu deuten, und die Abhülfe liegt allein in der — materiellen Macht." Dieſe Anſicht mag für Kammerherren brauchbar ſein; für die tauſendfach verſchlungenen Intereſſen eines Volkes iſt ſie unnütz, ja unheilvoll. Ein Fürſt ſelbſt, welcher „gut und weiſe" iſt, begreift die Nothwendigkeit ſchützender Formen, deren ſich erforderlichen Falls ein Volk gegen Uebergriffe und Ungerechtigkeiten der landesherrlichen Gewalt bedienen könne. In Wahrheit ſind bloß die ſchlechten und thörichten Fürſten auf ihre Unumſchränktheit eiferſüchtig. Auf dem Standpuncte des Verf. dürfte aber gar kein Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Fürſten gemacht werden. In der That geſchieht es auch nur pro forma. Für gewiſſe Menſchen und Sphären iſt der regierende Fürſt „gut und weiſe", ſo gut wie der Papſt unfehlbar iſt, ſo gut wie dem Communicirenden die Sünden vergeben werden. Daher die durch alle Jahrhunderte ſich gleich bleibende Geſtalt der fürſtlichen Geburtstags- und Huldigungsgedichte. Die Erſtgeburt iſt die wahre Quelle und Inhaberin der „Güte und Weisheit". Im einfachſten Ausdrucke lautet jenes öffentliche Recht des Familienſtaates: Jeder Fürſt iſt dem Volke die alleinige Garantie. Solche Folgerungen ſind unvermeidlich, wenn man einen unbegründeten Widerwillen gegen „geſchriebene Verträge" hat. Mit Unrecht wird oft vorausgeſetzt, daß Conſtitutionen keinen andern Zweck haben, als bloß den Sturz des Fürſten oder die Tyranniſirung des Volkes zu verhindern. Sie ſind vielmehr eben ſo ſehr für gewöhnliche Zeiten berechnet, als für außerordentliche Zufälle. Sie regeln und organiſiren die wechſelſeitigen Rechte zwiſchen Fürſt und Volk; nur unklare Köpfe, welche keine Ahnung vom jus haben, können behaupten, daß öffentliche Verhältniſſe nicht eben ſo ſehr der Feſtigkeit und geſetzlichen Ordnung bedürfen, als Privatverhältniſſe. Daß bei Conſtitutionen auch Umwälzungen Statt haben, wer wollte es läugnen? Aber erſchwert werden die letztern, wenn Conflicte auf dem Rechtswege ſich abmachen laſſen. Ein Land, welches keine Criminalgeſetze ſchreiben, drucken, fixiren wollte, müßte nach der abſolutiſtiſchen Theorie die wenigſten Verbrecher haben, indem es ſich auf die „Güte und Weisheit“ der Menſchen verließe. Iſt das ſchreckliche „Feſthalten an dem Buchſtaben“ gegründet, ſo muß man alle Geſetze abſchaffen, denn ſie alle begünſtigen es. Wohlverſtanden, der Buchſtabe kann nur von der Unredlichkeit gemißbraucht werden. Als Organ des Geiſtes aufgefaßt, kann er mit dieſem nicht in Widerſpruch ſtehen. — Die nothwendige Conſequenz des monarchiſchen Abſolutismus ſpricht der Verf. in aller Naivetät ſelbſt aus. Die „materielle Macht“ iſt die Seele aller Geſetze, der eigentliche Regent; denn ſchließlich bei Colliſionen zwiſchen dem Herrſcher und den Beherrſchten kommt alles darauf an, wer beſſere Fäuſte hat. Da liegt die ganze Rohheit, Geſetzloſigkeit und Barbarei der anſcheinend ſo liebreichen, von Milde und Rührung überſtrömenden Patrimonialidee offen zu Tage.

Die Einzelheiten, mit welchen der Verf. die „Vier Fragen“ zu entkräften glaubt, ſind ſo oberflächlich, ſo wenig probehaltig, daß ihre Widerlegung Luxus wäre. Sie widerlegen ſich durch handgreifliche Grundloſigkeit meiſtens ſelbſt.

Zum Schluſſe mag bloß noch erwähnt werden, daß der Verf. die Nichterfüllung des Reichsſtändeverſprechens von 1815 in der „Macht der Umſtände“ begründet findet. Gewiß, ſchon formell genommen, eine höchſt mißliche Erklärung. In welchem Lichte erſcheint ein Staat oder ein Privatmann, welcher ſich wegen Nichterledigung einer feierlichen Zuſage mit den Umſtänden entſchuldigt? Lähmender Zwang allein kann rechtfertigen. Prüft man aber die Beſchaffenheit der Umſtände ſelbſt, ſo weiſt ſich das Nichtvorhandenſein einer freien Reichsverfaſſung in Preußen als Ergebniß des freien Willens und veränderter Anſichten aus. Die politiſche Freiheit wurde den Preußen und überhaupt den Deutſchen von Oben her verheißen, weil die Völker ihre Mündigkeit erhärteten, zunächſt dadurch, daß ſie ihre Freiheit wieder eroberten und zugleich den Regenten ihre Throne retteten und ſicherten. Die Fürſten ſelbſt erkannten die Mündigkeit der Völker und ihre Berechtigung zu einem öffentlichen Staatsleben an. Iſt es in Preußen noch nicht dazu gekommen, ſo mögen dem Einen „Umſtände“ von Gewicht erſcheinen, welche für den Andern nicht maßgebend ſind. Im Gegentheil ſind „Umſtände“ eingetreten, welche die freie Staatsverfaſſung jetzt noch dringender empfehlen, als jemals. Vor allen nennen wir den einen „Umſtand“, daß die Bewohner Preußens noch mehr Mündigkeit und Fähigkeit zum Staatsbürgerthum haben, als in der Befreiungszeit. Die Fortſchritte in der Intelligenz möchten nun entſprechende politiſche Rechte genießen. Wenn in höheren Sphären ehemalige Anſichten ſich geändert haben, ſo ſteht dieſem Umſtande der andere Umſtand mit überwiegender Kraft entgegen, daß die Volksanſicht ſich nicht geändert hat. Beſonders iſt ſehr lebendig die Ueberzeugung, daß die politiſche Unfreiheit über kurz oder lang wieder zur alten Unmündigkeit führen müſſe. Daher die vielfachen deutſchen Bewegungen für einen allgemeinen Zuſtand von Freiheit und Recht.

Karl Nauwerck.

IV.

Der vaterländiſche Preuße.

Beiläufige Erklärung.

Die Spenerſche Berliniſche Zeitung brachte in der Beilage ihrer Nummer vom 8. October 1840 einen „Nicht polemiſch“ überſchriebenen Artikel, voll Klarheit und Kraft, wie deren ſelten erſcheinen. Der Journalismus würde durch ſeine Alltäglichkeiten, durch die Menge mittelmäßiger oder geradezu lügneriſcher und gefährlicher Artikel die traurigſten Verwirrungen in der öffentlichen Intelligenz anrichten, raffte er ſich nicht von Zeit zu Zeit, ſich ſelbſt übertreffend, durch Artikel auf, welche ſich wie Etappen der Völkerweisheit, wie Signalſtangen und Leuchtthürme der geiſtigen Cultur unwiderſtehlich der Geſellſchaft bemächtigen. So etwa verzeiht man einem genialen Schauſpieler, der uns zuweilen rührt und hinreißt, ſeinen zweideutigen Lebenswandel.

Man muß bedauern, daß der oben genannte Aufſatz nicht in allen vielverbreiteten Zeitſchriften zugleich erſchienen iſt, welche ſich übrigens beeilen ſollten, ſich durch ihn zu bereichern. Er verdiente, in allen preußiſchen Hauspoſtillen, Catechismen und Exercirreglements als Anhang zu glänzen. Der Verfaſſer deſſelben (nach der Unterſchrift: „ein Preuße“) hat ſeine Sätze kurz und bündig hingeſtellt. In der That beweiſt die vaterländiſche Wahrheit ſich durch ſich ſelbſt: ihr allein iſt der Zirkelbeweis geſtattet, ſie überhebt ſich aller Gründe; deßhalb führt der Bezeichnete faſt gar keine an. Jedoch iſt es zuweilen gut, im Intereſſe der minder Unterrichteten, die Wahrheit noch mit Beweismitteln des Weiteren zu unterſtützen.

Der Aufſatz beginnt: „Preußen iſt das Land der Intelligenz; das iſt ein anerkannter, vielfach ausgeſprochener Satz. Aber Preußen iſt auch das einzige Land der Welt, wo wahrhaft geſetzliche Freiheit herrſcht. Dieſe Sätze ſtehen in Wechſelwirkung und unterſtützen ſich gegenſeitig im Beweiſe ihrer Gemeingültigkeit. Es liegt aber auch in ihnen und ganz vorzüglich im letzten der zureichende Grund, aus dem die Lehren der liberalen Propagandiſten „von den politiſchen Garantien“ und „von den conſtitutionellen Monarchien“ in Preußen verhallen.“ Das iſt jedem guten Preußen aus der Seele geſprochen; auch der beſcheidenſte muß es zugeben. Es iſt höchſt zweifelhaft, ob ſich auch in anderen, hauptſächlich deutſchen Ländern jene Intelligenz finde; in ſolcher Fülle wenigſtens, wie Preußen, beſitzt kein einziges ſie. Deßhalb nennt man bekanntlich allgemein Preuſſen „das Land der Intelligenz“; ſo wie man von einem Vaterlande der Pflanzen ſpricht: denn anderswo kommen ſie meiſtens nur verkrüppelt fort. Und die „geſetzliche Freiheit“, welche bloß in Preußen beſteht, iſt ſie nicht das A und O der politiſchen Weisheit, die Wurzel der Volkswohlfahrt, die Ueberſchrift eines real-idealen Staates? Die Freiheit unter polizeilicher Aufſicht iſt das Merkmal des vollkommenen Staates und der allgemeinen Zufriedenheit. Gewiß, der Anblick der grauſenvollen Blutbäder, der ewigen Bürgerkriege, der unaufhörlichen Wirren und Streitigkeiten über Freiheit und Ordnung, über Staatsgrundſätze und Wahlmodus in gewiſſen deutſchen und weſteuropäiſchen Ländern muß das tiefſte Mitleid einflößen. Treffend macht der Berliniſche Artikel bemerklich, daß „der Rechtszuſtand in Preußen nicht von Abſtimmungen und Parteien abhänge.“ Man ſehe dagegen in England und Frankreich, wie wandelbar die Geſetze, wie alle Verhältniſſe ſich kreiſelartig drehen, wie zweideutig und ſtraßenräuberiſch die Gerechtigkeit, wie die bürgerliche Geſellſchaft ſich zu Gas verflüchtige! Was heute erlaubt iſt, wird morgen verboten; man weiß häufig gar nicht, was gerade Rechtens iſt. In den Zwiſchenacten des Umſtürzens und Machens gibt es Stunden, Wochen, Monate lang gar keine Geſetze. Bei den Wahlverſammlungen in England iſt man des Lebens nicht ſicher; man thut wohl, bis an die Zähne bewaffnet, oder beſſer, gar nicht hinzugehen. Welcher Engländer das Unglück hat, Tory zu ſein, kann der ſich ſchmeicheln, von einem Whigminiſterium Amt und Brod, wäre es auch nur eine Dorfküſterei, zu erlangen, ja nur in ſeinem rechtlichen Beſitze geſchützt zu werden? Sicherheit des Eigenthums und der Perſon iſt im weſtlichen Europa bloße Einbildung. Möchten doch alle Nationen, namentlich die deutſchen Landsleute, welche den troſtloſen, unheilbeſäeten Weg der conſtitutionellen Verfaſſungsform eingeſchlagen haben, nicht allzu hohes Lehrgeld bezahlen, möchten ſie (falls es ihnen die geringe Intelligenz erlaubt) bald begreifen, wie unglücklich ſie ſind; möchten ſie zu der ſchönen Ueberzeugung der Preußen emporſteigen, welchen (wie „ein Preuße“ ſagt) „es hell und klar einleuchtet, daß ein Ausdruck im Leben ſegensreiche Bedeutung nicht haben könne (conſtitutionelle Monarchie), der aus Worten zuſammengeſetzt iſt, die unter ſich in einem innern, nie zu löſenden Widerſpruche ſtehen; in ihnen lebt es kräftig, daß in der Einheit die Macht ruhe; und mit Jauchzen und Jubel können ſie das königliche Wort entgegen nehmen, das ihrer Freiheit die ſicherſte Gewähr iſt.“ Ja, die Weiſen der Erde, die edelſten Völker haben jenen „Widerſpruch“ von jeder erkannt; ſingt doch ſchon Homer, die Blume der altgriechiſchen Cultur, gerade ſo wie ein Preuße ſingen würde:

„Ohne Gedeihen iſt Vielherrſchaft; nur Einer ſoll herrſchen!"

Und Platon, in welchem die klaſſiſche Philoſophie gipfelte, hätte ſeinen bekannten Satz ſo ausdrücken können: der König iſt Philoſoph und der Philoſoph König. Aber jener „Widerſpruch" iſt auch ein äußerlich-etymologiſcher. „Conſtitutionell" erinnert an das „Zuſammengeſetzte", an pures Flickwerk. Ein einfacher Blick auf ſolche Länder zeigt uns ein Chaos zahlloſer auseinanderfallender Atome, eine bodenloſe Anarchie, eine permanente offene Rebellion der Rotten des Ahriman gegen das gute Princip, während die abſolute Monarchie eine Wahrheit iſt, weil ſie von organiſcher Einheit durch und durch geſättigt und weil ihr Regierungsſyſtem ſchlechterdings das Höchſte iſt, was der menſchliche Geiſt in dieſem Fache leiſten kann. Die abſolute Monarchie hat ein Problem gelöst, eben ſo ſchwer, wie die Quadratur des Zirkels: eine Nation wie eine Compagnie exerciren zu laſſen, eine allgemeine Verbrüderung zu bewirken. In ihr leben die Menſchen in kindlicher Ruhe; über alle Verhältniſſe legt ſich der Schmelz idylliſcher Zufriedenheit. Das eben iſt das Große, Ewige der ächten reinen Monarchie, daß ſie die uralten Staatsfundamente, welche aus einer Zeit ſtammen, wo nach der rührenden wahrhaft hiſtoriſchen Völkerſage das Menſchengeſchlecht der Gottheit näher ſtand, durch alle Culturſtufen mithindurchnimmt, daß in ihr die unveränderliche Subſtanz der menſchlichen Natur, vor allen Dingen der unbedingte Gehorſam, das von Gott ſelbſt eingeſetzte patriarchaliſche Daſein, ungetrübt von abſtracten Chimären (z. B. der freien Staatsbürgerſchaft, Selbſtbeſteuerung, Rede- und Schriftfreiheit) alle Zeitalter überdauert. Jeder Familienvater in Preußen iſt ein Patriarch im altbibliſchen Sinne; er weiß genau, wo und in welcher Perſon verkörpert der

Staat zu finden iſt. Gott iſt Alleinherrſcher und regiert unumſchränkt ohne Kammern (ſie werden im erſten Buche Moſis gar nicht erwahnt): ſo muß es auch auf der Erde ſein, dem Abbilde des Himmels. Geſegnet ſind die Lander, in welchen das Wort des Konigs noch heilig iſt, welche im Voraus von der Ueberzeugung beſeelt ſind, daß alle offentlichen Angelegenheiten in der Hand Eines Mannes ſich eben ſo gut ſtehen, wie die katholiſche Glaubenslehre und Kirchenzucht, welche von den untruglichen Pabſten Einheit und Unwiderlegbarkeit empfing. So kann denn der Berliniſche Artikel äußern: „Die Preußen durfen es ſich ſagen, daß viele Geſetze und Einrichtungen ihres Landes dem Ideale gleichſtehen.“ Der Wahrheit zu Ehren muß man hinzufügen, erſtens, daß dieſer Satz gleich wahr bleibt, mag man das Ideal als göttlichen oder menſchlichen Gedanken faſſen; zweitens, daß das Idealiſche in Preußen nicht ganz und gar menſchlichen Erfolgen, ſondern etwas auch der climatiſchen Beſchaffenheit zu verdanken iſt. Die Realiſirung des Ideals ſticht am meiſten hervor in der zahlreichen Beamtenſchaft, welche in jeder Provinz eine formliche Armee bildet. Wie reich muß ein Staat ſein, welcher ſo viele Menſchen Jahr aus Jahr ein punktlich beſoldet! noch mehr, welcher die Halfte ſeiner Einkunfte bloß fur das Kriegsdepartement ausgibt! Das kann doch kein andres Land daran wenden! Und dieſer idealiſche Zuſtand wird gar nicht durch zu hohe Beſteuerung hervorgebracht; denn die vielfachen Beſchwerden uber dieſelbe bei den untern Claſſen, wie Tagelöhnern z. B. in Schleſien, findet man in preußiſchen Journalen nirgends gedruckt, deshalb ſind ſie ſicherlich unbegrundet. Wo nicht, ſo wurden ſie gleich Anfangs erledigt worden ſein. — Der mehrerwahnte Aufſatz ruhmt auch „den hohen Standpunkt, auf dem die Sittlichkeit und Volkstugend der Volker Preußens ſtehen“. — „Vieles bekunde dies, und namentlich die fortwahrende Verminderung der Zahl der

Vergehungen gegen die Steuer- und Zollgeſetze." Je geiſtreicher, deſto poſitiver. Nicht nach hohlen Theorien läßt ſich die öffentliche Sittlichkeit beurtheilen; nein, ihr untrüglichſter Thermometer faſt iſt die Erfahrung über die Sittlichkeitsproportionen des Schmuggelhandels. Es iſt ſicher unnöthig, noch andere ſtatiſtiſche Notizen beizubringen, wie z. B. die anderswo unerhörte Wirkſamkeit der Mäßigkeitsvereine in Preußen. Wo gäbe es ſo viele *nüchterne* Leute als in dieſem Lande? Wo wäre endlich die Polizei, dies Geheimniß der wahren Staatskunſt, dieſe Locomotive der Sittlichkeit und des Pietismus, zahl- und ſegensreicher als dort?

Verſchweigen darf man übrigens nicht (die Unparteilichkeit erheiſcht es), daß hie und da in Preußen Klagen über zu *viel Freiheit* gehört worden ſind. Möchte dieſes Reich doch hierin ſeinen Idealen nicht untreu werden! Aber ſelbſt das verſtärkt den Beweis dafür, daß Preußen über die conſtitutionelle Entwickelungsſtufe längſt hinweg iſt; ſo wie ein Wunderkind ganze Capitel in der Grammatik überſpringen darf, weil es ſie ſchon von ſelbſt weiß. Ein preußiſcher Patriot ſchlug daher nach der Huldigung ein wenig ſchwärmeriſch vor, 1940 zu ſchreiben. Die preußiſchen Stände aber und andere, welche für Preußen eine allgemeine Volksvertretung fordern, worin ſie mit der früheren Willensmeinung Königs Friedrich Wilhelm **III.** als gute Royaliſten übereinſtimmen, aber, ſeit der Wind umſetzte, illoyal ſind, ſtecken in einem tiefen Anachronismus, indem ſie etwas ſuchen, was ſie ſchon ſeit Jahrhunderten in der Hand halten. Wer ſpannt denn auch Pferde vor einen Dampfwagen? Mit Recht behauptet der Berliniſche Aufſatz: „Es iſt gewiß und wahrhaftig wahr, was ein Berliner Correſpondent der Leipz. Allg. Zeitung in ſeinem Nachberichte (Nr. 269) über die Huldigungsfeierlichkeiten in Königsberg ſo ſceptiſch ausſpricht: „daß die Preußen den Ausſpruch ihres Königs, im Königsberger Landtagsabſchiede, *in ihrer*

Intelligenz mit Jubel aufgenommen hätten.“ Kraft ihrer Intelligenz unterſcheiden die Preußen den Glanz der Wahrheit vom falſchen Scheine u. ſ. w. Jede Bemerkung hiezu wäre überflüſſig; es war vorauszuſehen, daß das tiefgewurzelte von Streckfuß anatomirte *Volksbewußtſein* der Preußen, daß die unbeſchreibliche *Begeiſterung* für alles Vaterländiſche, welche auch des Eckenſtehers Bruſt durchglüht, aufs kräftigſte Beſtrebungen von ſich ſtoßen würde, welche Ausländiſches, ſchon als ſolches von der preußiſchen und namentlich der Berliniſchen Volksthümlichkeit Gehaßtes, in den preußiſchen Staat einzuſchwärzen Miene machten. Der bezeichnete Schriftſteller erinnert mit gutem Grunde, daß „die Preußen zu ihrer Erkenntniß keine Vergleichung mit nichtpreußiſchen Zuſtänden bedürfen; die Wahrheit ſtehe auf ſich ſelbſt“. Die *Unvergleichlichkeit* an und für ſich wahrer Zuſtände iſt außer aller Frage; das Glück des Liebenden kennt keiner außer ihm. Deßhalb war auch alles geſagt, wenn Delphi „der Nabel der Erde“ hieß; denn mehrere Nabel kann es nicht geben. Deßhalb nennt ſich auch China „das Reich der Mitte“, oder das „himmliſche Reich“, und verlacht das ausländiſche Gelächter. Das befremdet keinen, der Chinas wunderbar-weiſe Einrichtungen genauer kennt. Wer eine Ananas ißt, weiß, ohne einen Kürbis zu koſten, wie gut ſie ſchmeckt. Die vaterländiſche Wahrheit ſchwebt frei und hehr über der dicken Atmoſphäre der Unklarheiten und Lügen, gleichwie nach Pindar „der göttliche Vogel des Zeus ſich nicht um das Krächzen gemeiner Raben kümmert“.

Schließlich ſei erlaubt, eine Vergeſſenheit des Berliniſchen Artikels auszugleichen. Ausländiſche Tadler finden oft Anſtoß an den preußiſchen *Cenſurgeſetzen*; in ihrer Blindheit ſehen ſie nicht das Idealiſche in denſelben. Zuvörderſt ſollte man doch rühmend die gleichmäßige Gerechtigkeit anerkennen, mit welcher die Cenſur gegen das Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften, wie gegen den neuerungsſüchtigen Handelscommis verfährt. Dann das Weſen der Cenſur ſelbſt betreffend, warum ſollten denn abgemachte und vollkommen klare Dinge, wie die Staatsgeſetze und Staatseinrichtungen, noch öffentlich beleuchtet werden? Die Regierenden wiſſen ja bereits alles dergleichen haarklein, was für die Köpfe der Regierten unnützer Ballaſt ſein würde. Wirklich ſind dieſe ſehr dankbar, daß ihnen alle Mühe des Denkens über öffentliche Angelegenheiten abgenommen wurde. Was dagegen noch unerledigt iſt, oder erſt geſchaffen werden muß, z. B. das Droſchkenweſen, die Erleuchtung der Hausnummern u. a. wird der freieſten und gründlichſten Unterſuchung eröffnet, verſteht ſich mit den gebührenden Einſchränkungen. Auch die notae censoriae von Louis Drucker erfreuen ſich von Seiten der Cenſur eines ausgedehnten Spielraums; ſind ſie politiſch, ſo ſchickt er ſie in die Leipziger Allgemeine Zeitung. Viele andere Dinge endlich werden von der Cenſur ſehr liberal behandelt, z. B. die mathematiſchen Wiſſenſchaften, das Intelligenzblatt, die Viſitenkarten u. a. Selbſt durch den Mißbrauch dieſer Schreibfreiheit, z. B. zweideutige Mottos auf Etiketten, hat die langmüthige Cenſur ſich nicht zur Verſchärfung der beſtehenden Verordnungen hinreißen laſſen. — Im Uebrigen iſt es handgreiflich, daß die Cenſur in Preußen (ſowie anderswo) die unerläßliche Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt und Ruhe iſt, weil ſie dafür ſorgt, daß nur das *Wahre* und *Heilſame* bekannt gemacht wird. Beiſpielsweiſe hierfür ſei das leider wegen Metallſchwindſucht kürzlich zur Unſterblichkeit eingegangene Berliner politiſche Wochenblatt genannt, deſſen Widerſacher mit dem verdienten Maulkorbe einhergehen. Unbefangene Leute wiſſen, daß die Cenſur nicht gegen das *intelligente* Volk, ſondern bloß gegen einige Uebelwollende, welche natürlich nirgends fehlen, gerichtet iſt, gegen gewiſſenloſe Verführer, die das Volk vermittelſt Sophismen ſeiner ſonnenklaren durchdachten Einſichten berauben, ihm ſeine auf dem Felſen des Vertrauens ruhende unerſchütterliche Ueberzeugung erſchuttern wollen. Es iſt heilige Pflicht der hohen Behorden, ſolchen, wenn auch vereinzelten, Anſchlägen mit Ernſt und Kraft entgegenzutreten. Daher fühlt ſich Einſender dieſes glucklich in der Ueberzeugung, daß jeder preußiſche Cenſor einer Widerlegung des oben genannten Berliniſchen Artikels, ſollte überhaupt Jemand ſie unternehmen, die Druckerlaubniß verweigern würde.

Karl Nauwerck.

V.

Stimmen aus Preußen an Preußen. Fünf Geſpräche. Heidelberg 1841, bei Winter.

Wir haben jüngſt*) verſucht, die katholiſchen Nöthe Preuſſens auf ihren Begriff zurückzuführen; vorliegendes Schriftchen zeigt, wie ſich ein ähnliches Bewußtſein über dieſen Gegenſtand immer mehr im Volke ausbreitet; und hätte auch der unbekannte Verfaſſer noch gründlicher und tiefer greifen und ſich ſchärfer und weniger breit ausſprechen können — was er geſagt hat, iſt doch verſtändig und verſtändlich geſagt, und man kann Vieles auch *zwiſchen* den Zeilen leſen; er ſei uns alſo willkommen. Nichts nimmt von unſern öffentlichen oder vielmehr geheim-öffentlichen Angelegenheiten mehr die *allgemeine* Theilnahme in Anſpruch als unſere Verhältniſſe mit Rom. Die unfreien Zuſtände, die Niederdrückung des politiſchen Lebens, die Cenſur, die Polizei, die romantiſch-pietiſtiſchen Tendenzen und was damit im Zuſammenhange ſteht — Alles dies drückt ſo empfindlich nur auf die edleren Theile des Volkes, daher denn auch unſere Gegner mit Recht behaupten, die „geſunde, ehrenwerthe *Mehrheit* der Nation" ſei mit den preußiſchen Zuſtänden vollkommen zufrieden und fern von unſern Klagen.

---

*) In den deutſchen Jahrbüchern.

Denn allerdings bilden Bauer und Handwerksmann die bedeutende Mehrheit, ſie ſind ferner im Ganzen ehrenwerth und auch in der Regel geſund. Aber bei den proteſtantiſch-päpſtlichen Angelegenheiten fühlt ſich auch dieſe „geſunde, ehrenwerthe Mehrheit“ innigſt betheiligt, auch der gemeine Mann lauſcht begierig auf dahingehörige Neuigkeiten, der Katholik, weil ihm die Prieſter ſagen, es handle ſich um ſeine heilige Religion, der Proteſtant ſieht ſich in ſeinem proteſtantiſch-preußiſchen Stolze auf das Empfindlichſte verletzt. Wir haben den Papſt nun ſeit drei Jahrhunderten verachtet, ja es war ſo weit gekommen, daß man von ihm nicht mehr und beinahe daſſelbe, als vom Kaiſer von China ſprach, und jetzt iſt er plötzlich wieder ein großer Herr geworden, hält die Getreuen und die Abtrünnigen unausgeſetzt in Athem, lehrt den ſteifen preußiſchen Rücken Bücklinge und Kratzfüße machen und verſehen wir ein klein Wenig dabei, flugs geht's wieder unter dem Gelächter der Eminenzen von vorn; es ſei, heißt es, nicht canoniſch geweſen. Kurz, der große Völkerhirt läßt den nordiſchen Bären, der ſich nicht mitweiden laſſen will, wenigſtens zur Kurzweil tanzen. Es iſt, ſage ich, nichts allgemeiner, als das Bewußtſein dieſer ſchmachvollen Lage, und wir ſagen wahrlich nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Art, wie ſich der preußiſche Staat dem Papſt gegenüber geſtellt hat, die Proteſtanten auf das Tiefſte kränkt und kränken muß, und daß die aufgeklärten Katholiken nicht minder mit großem Bedenken ſehen, was ſich ein Staat, der ſo ſtark, ſo mächtig ſein *könnte*, in dieſen Verhandlungen vergibt, *bloß weil er ſeine Schwäche nicht einſehen will*, und ſich ſcheut, eine bittere Arznei einzunehmen. *Mit deinem beſten Fleiſch*, Antonio, bezahlſt du deine *Schulden*? Nun ſieh', der alte Shylock wetzt das Meſſer und iſt bereit. Jammernd umſtehen dich deine Freunde, und Porcia, ſcheint es, iſt ſehr weit, ſehr weit.

Der Verfaſſer weiſt darauf hin, in wie verkommenem Zuſtande ſich das Papſtthum im vorigen Jahrhunderte und im Anfange des jetzigen befunden habe, ſchon längſt gegen den Verlauf der Weltgeſchichte in ſeinen reservatis ecclesiasticis proteſtirend, und ſchon längſt von ihr ſeiner wahren Bedeutung nach abſorbirt. Wie es dann allmälig wieder zu Anſehn und Macht gekommen, indem man angefangen, „die Handhabung der Feſſeln, welche ſich aus der Religion bereiten laſſen, als ein weſentliches Attribut jeder Staatsgewalt zu betrachten“, und wie dann die Furcht vor der Jacobinermütze den Triumph der Kapuze vollendet und der Papſt der wahre Repräſentant aller Legitimität geworden ſei. Darin liegt viel Wahres. Bekanntlich waren die nächſten Erben der Reformation die Fürſten. Ihre Macht erhielt dadurch einerſeits die ideelle Grundlage, andrerſeits eine Fülle materiellen Beſitzes; der Gegner, der bis dahin anerkannter Weiſe der Vertreter der Idee geweſen und als ſolcher auch die Schätze der Welt lieb gewonnen und errungen hatte, lag ohnmächtig am Boden. Und die fürſtliche Gewalt ſäumte nicht, das neue Terrain auszubeuten, die Macht der Stände, die Schranken der Verfaſſungen und Herkommen wurden immer mehr zu ohnmächtigen Schatten, und ſo arbeitete ſie ſich endlich zu dem gottverlaſſenen Grundſatze aus: l'état c'est moi, oder zu dem, wie ſich Wachler ausdrückt, „erblichen Taumelwahn der Stuarts von dem göttlichen Urſprunge und Rechte der monarchiſchen Gewalt“, ein Wahn, der ſich natürlich dem Statthalter Gottes gegenüber nicht hatte behaupten laſſen, der aber nach der Reformation in katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern ſeine eigentliche Bedeutung bekam. Als endlich das freie Bewußtſein der Reformation auch die untern Schichten des Volkes durchdrang, da erfolgten, durch dieſe Grundſätze und ihre Conſequenzen hervorgerufen, je nach den verſchiedenen Volksbedürfniſſen Revolutionen, im ſiebenzehnten Jahrhundert in England, im achtzehnten in Frankreich. Aber zwiſchen dieſen Revolutionen zeigte die Weltgeſchichte auch in einem glänzenden Beiſpiele, wie die Seelengröße, auch ohne durch die Revolution gezwungen zu ſein, fähig iſt, den Nimbus des hinaufgeſchraubten Fürſtenichs abzulegen und ihre Glorie nur in der weltbewegenden Idee und ihrer Thatkraft zu ſuchen. Dieſes leuchtende Meteor ſeiner Zeit, dieſer Morgenſtern einer beſſern Zukunft iſt Friedrich der Große, nach dem Maßſtabe unſerer Zeit immer noch ein Tyrann, neben den hochmüthigen Czaren, den Bourbons und Habsburgern ſeiner Zeit aber ein ſchlichter Bürger, der erſte ſeines Staates. Das Beiſpiel war gegeben, der Weg gezeigt, wie der Fürſt von ſeiner transſcendenten Höhe herab in den Schoß des Volkes ſteigen und zu einer gereinigtern und ideellern Exiſtenz wiedergeboren werden könne. Aber Selbſtverläugnung iſt ſchwer. Die franzöſiſche Revolution kommt, und muß auch Preußen revolutioniren. Aber ſchon längſt war die Kritik lebendig geworden; je härter der Druck, deſto ſchärfer der Zweifel; die Analyſe des Begriffs und die Betrachtung der Geſchichte fingen an, den Glanz des Purpurs und des goldenen Thrones zu zernagen — da flüchtete ſich das bedrängte Königthum hinter den Vorhang der Religion, und wo das „Allergnädigſte“ und das „Großmächtigſte“ nicht mehr ausreichte, da ſchützte das „von Gottes Gnaden“; die Kirche, früher nur eine Clientin, wurde jetzt hoffähig. Als nun aber gar unter den furchtbarſten Erſchütterungen aller Verhältniſſe der abſoluten Monarchie die Volksſouveränität, dem göttlichen Rechte die Menſchenrechte entgegen traten, und die Gottesgeißel unter dieſem neuen Paniere die Throne Europa's fegte, da folgte zwar eine erzwungene, momentane Wiedergeburt der monarchiſchen Gewalt, aber auch um ſo entſchiedener, nachdem der Sturm ausgetobt, eine Reaction, ein um ſo ausgeſprocheneres Feſthalten am göttlichen Rechte, und das Königthum ward zum himmliſchen

Leben. Nicht Frankreich allein, das ganze civiliſirte Europa hat ſeine Reſtauration gehabt, die plumpſte war freilich die der Bourbonen.

Dieſe Reſtauration beſtand in Deutſchland darin, daß man die gute alte Zeit und ihre Begriffe dem neoteriſtiſchen Sinne der Gegenwart möglichſt ſiegbaft entgegentreten ließ, zwar nicht mehr mit Perücken und Zopfen angethan, aber dem Weſen nach waren es die alten. Gegen die Franzoſen wurde ewiger Haß gepredigt, ein Haß, der zwar in den Leiden der jüngſten Vergangenheit hinreichende Entſchuldigung fand, deſſen Pflege aber und abſichtliche Unterhaltung völlig unchriſtlich war. Mit Abſchen wurde auf die Gräuel der Revolution hingewieſen, aber Niemand erinnerte an die Gräuel, durch welche die Revolution hervorgerufen worden war, und wenn Maſſenbach im Jahre 1809 hatte ſchreiben können: „ich zog im Jahre 1792 in das Feld, in der Abſicht, meine Ausbildung zu befördern, und in der Ueberzeugung, dieſer Kampf der Könige gegen den Geiſt der Völker werde ein dem preußiſchen Staate nachtheiliges Reſultat hervorbringen.“ — „Dieſer Krieg war eine Folge der kleinen Anſicht, welche den Königen von den Urſachen der franzöſiſchen Revolution hingeſtellt worden war“, ſo wurden das allmälig läſtige, übel vermerkte, ja verpönte Anſichten, und je mehr man ſich von ſeinem Schrecken erholte, deſto mehr geſtalteten ſich die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen zum Sündenfall der Gegenwart; jenſeits alſo das Paradies der Legitimität, diesſeits die Verſuche, die irritirte Menſchheit in den legitimen Naturzuſtand zurückzuführen.

Wer ſieht nicht, daß unter ſolchen Auſpicien die Hierarchie und an ihrer Spitze ſeine Heiligkeit für neue und wirkſame Operationen die günſtigſte Gelegenheit hatten. Der Papſt iſt bekanntlich ur-legitim, ur-conſervativ, ur-antirevolutionär, die herrſchenden Tendenzen ſtanden alſo zu ihm in einem Pietätsverhältniſſe, wie die Winde zum Aeolos (κεῖνον γὰρ ταμίην ἀνέμων ποίησε Κρονίων). Ueberdieß ſtützten ſich auch alle ſeine Forderungen auf die herrſchenden Principien, er war nur noch etwas deutlicher und entſchiedener in ſeinen Anſichten.

Bei dieſer Harmonie der Grundprincipien überſah man leicht die kleine Differenz, die von Anbeginn zwiſchen dem proteſtantiſchen Staate und dem Papſte obwaltet, vermöge welcher weder der erſtere den letzteren, noch der letztere den erſteren als eine wirkliche Macht anerkennen kann, ohne ſich ſelbſt aufzugeben, man überſah, wie geſagt, dieſen kleinen Streitpunkt, denn der Eine hatte die Macht, der Andere die Geduld. So ſchob man neue Grundmauern unter den alten Vatikan und die Concordate reiheten ſich um das verwitterte Gebäude, wie Strebepfeiler. Und über ein Kleines hatte ſich das Blättchen gewendet, jetzt hatte der Andere die Macht und der Erſtere zur Abwechſelung die Geduld.

Der Conflict zwiſchen Staat und Kirche erfolgte, als die letztere ihre Principien zu entwickeln begann. Man hätte glauben ſollen, der Staat ſei darauf vorbereitet geweſen; aber er war bei der Rehabilitation der römiſchen Kirche und des Papſtthums ſo ungemein unbefangen zu Werke gegangen, daß er ſich förmlich verblüffen ließ und durch einen unrechtlichen Schritt ſein gutes Recht im höchſten Grade gefährdete. Ganz natürlich, man war über ſein Verhältniß zur Kirche und namentlich zur römiſchen Kirche völlig im Unklaren, und meinte die ultima ratio der abſoluten Staatsgewalt könne zuletzt doch vor dem Riß ſtehen.

Unſer Verfaſſer iſt nun mit dem Verfahren des Staates nach ſeinem erſten Schritte gar nicht zufrieden und ſagt: „Wer einem geharniſchten Feinde einen Hieb verſetzt, dann plötzlich den Degen in die Scheide ſteckt und ihm zuruft: „Wir wollen Frieden halten!“ der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er nun wehrlos, wie er iſt, zu Boden geſchlagen wird.“ Dieſe Worte werden aber durch eine andere Stelle richtig ergänzt, wo es heißt: „Daß bloße Geduld (oder ſogenannte paſſive Reſiſtenz) kein hinreichendes Mittel gegen dieſes immer drohender auftretende Uebel ſei, müſſen die Ereigniſſe längſt gelehrt haben. *Aber freilich wäre ſie immer noch einem unzweckmäßigen, die Sache noch mehr verwickelnden Handeln vorzuziehen.*“ Hiermit ſind offenbar zwei Regierungsſyſteme bezeichnet; das erſtere ſteckte, erſchrocken, eine wunde Stelle des abſoluten Staates berührt zu haben, das gezogene Schwert eiligſt wieder in die Scheide und ließ nun den Sturm unendlicher Schmähungen über ſich ergehen; das zweite ſuchte auf eine möglichſt anſtändige Weiſe den Frieden zu vermitteln und hat es jetzt laut rheiniſchem Landtagsabſchied zu einem vorläufigen Frieden gebracht. Wie? davon hat noch nichts Officielles verlautet, was aber nicht-officiell darüber verlautet, klingt höchſt erbaulich. Doch wir brauchen uns leider nicht an das zu halten, was verlautet, wir haben genug an dem, was gewiß iſt: Preußen hat ſich von ſechs Millionen Gewiſſen losgeſagt und hat ſie der Legitimität, der Conſervation des Beſtehenden, den befreundeten katholiſchen Mächten, ſeinem eignen Katholicismus zu Gefallen, dem alten Prieſter in Rom überantwortet, um den in Preußen kein Hahn krähen würde, wenn dieſes Preußen etwas weniger engherzig ſein und ſeinen Bürgern die freie Stellung gewähren wollte, die ihrer Bildung zukommt, in welcher ſie dann die *Gewißheit* hätten, daß keine Willkür, kein partikuläres Belieben in ihr heiligſtes Eigenthum zu dringen vermöge, und alle Verſuchung verſchwunden ſein würde, ihre sacra über die Alpen flüchten. Die Herren Diplomaten ſind zufrieden ſechs Millionen Leichname mit ihren Geldbeuteln und Fäuſten der preußiſchen Monarchie erhalten zu haben, das Gewiſſen, dieſer

Bettel, gehört nicht zum Staate. Oder hat Preußen etwa nicht durch ſeine Conventionen und Concordate ſeine katholiſchen Unterthanen rechtlich ausgeſchieden aus ſeinem hiſtoriſchen Leben, hat nicht der Papſt vollkommnes Recht, gegen jede tiefere Erkenntniß, die den Geiſt frei macht von den Banden wüſten Aberglaubens und ſchläfriger Gedankenloſigkeit, die ihn mit jugendlichem Enthuſiasmus und männlichem Streben erfüllt und zu Thaten in Wiſſenſchaft und Leben führt, feierlich zu proteſtiren und ſie mit den Waffen ſeiner geiſtlichen Gewalt zu verfolgen, da ſie gegen ſein mittelalterliches Syſtem iſt und dieſelbe Hand, die dieſes durchbricht, auch ihm den Sitz aus dem goldenen Stuhle ſchlägt? Tritt nicht Preußen allen geiſtigen Fortſchritt, alle wiſſenſchaftliche Entwickelung, die es ſonſt ſo gepflegt und gefördert hat, in ſeinen katholiſchen Unterthanen rückſichtslos mit Füßen, indem es ſie unter die Auctorität des Papſtes ſtellt, dem nicht nur unſere Schulen und Univerſitäten ein Werk des Antichriſt's, ſondern unſere ganze geiſtige Bildung ein Vorhof der Hölle iſt? Iſt jetzt nicht jedem edlern, höhern, freieren Streben, welches jenem finſtern Auctoritätsglauben gefährlich werden konnte, in jedem fanatiſchen Pfaffen ein hütender Drache zur Seite geſetzt, der jede Regung belauern, jeden Aufſchwung lähmen kann? Iſt das väterlich vom Staate gehandelt? Und welche Früchte wird ihm das ſelbſt bringen?

Uebrigens iſt es unbegreiflich, wie Preußen dies eine Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten nennen kann, wenn es den Erzbiſchof von Droſte und einige andere Perſönlichkeiten zum Schweigen gebracht, wenn es den Papſt verſöhnt und etliche Sprengel wieder mit Kirchenfürſten beſetzt hat. Hat man denn die Sache im Princip erfaßt? oder ſind dieſe Zerwürfniſſe nur Zufälligkeiten geweſen, an die ſich andre Zufälligkeiten angereiht haben? Tauſende von Verlegenheiten und

Nöthen werden noch entſtehen, zunächſt für die Einzelnen, zuletzt für den Staat. Glaubt Preußen, daß es ſich den Forderungen des Weltgeiſtes weichlich entziehen könne, glaubt es, daß es ohne Weiteres ſein proteſtantiſches Princip aufgeben, oder wenigſtens ungeſtraft das feindliche Princip hätſcheln könne? „Adam, wo biſt du?“ ruft Gott der Herr und vergeblich verſteckt ſich der arme Sünder und entſchuldigt ſich mit ſeiner Nacktheit. Hinweg Großprahler, hinweg Fünfzehn-Millionen-Staat, der du unter den Großmächten der Erde ſitzen und über den Großtürken und die Weltangelegenheiten richten willſt, und nicht die Kraft haſt ein ſelbſtſtändiges Princip zu haben und durchzuſetzen. Vergeblich trotzeſt du auf deine phyſiſche Kraft, auf deine Heerverfaſſung, die dich in kurzer Zeit über Hunderttauſende gebieten läßt. Ein Geſetz — und Frankreich und Oeſtreich und alle Länder Europa's haben dieſelben Vortheile, und deine numeriſche Macht iſt zuſammengeſchwunden, wie Schnee an der Sonne. Schon längſt biſt du kein Führer mehr der Weltgeſchichte, ſondern wirſt von ihr wie ein entmaſtetes Schiff getrieben, ſchon längſt biſt du beherrſcht von den Einflüſſen Rußlands und Oeſtreichs, du haſt bei deinen katholiſchen Unterthanen die freie Wiſſenſchaft dem römiſchen Stuhle geopfert, du ſtehſt im Begriff, die proteſtantiſche Wiſſenſchaft nach den ſtarren Dogmen der Kirche zu richten, du haſt dich zu Gunſten der Klöſter des Aargau's erklärt, du ſuchſt dich der katholiſchen Hochkirche in England zu nähern, du fundirſt gemeinſchaftlich mit dieſer Hochkirche, die dich natürlich im Grunde ihres Herzens ebenſo wie die römiſche Kirche deſpicirt, einen Biſchofsſitz zu Jeruſalem, damit, wie du ſagſt, die, welche die Wiſſenſchaft oder „der Trieb nach chriſtlicher Erbauung nach Paläſtina führt“ einen Schutz und Anhalt finden, du trittſt die Gewiſſen deiner katholiſchen Bürger an den römiſchen Stuhl ab — deiner halbkatholiſch-mittelalterlichen Beſtrebungen in deinem Innern gar nicht zu gedenken — wozu bedürfen wir deiner im Rathe der Weltmächte, denn die katholiſchen Intereſſen werden ſchon, und reiner als von dir, von Oeſtreich vertreten. Hinweg vor dem flammenden Schwerte des Cherubim!

Traun, es kommt die Zeit, und kommt ſie auch langſam, ſo kommt ſie doch furchtbar ſchnell, und wenn es erſt die Linden in Berlin wispern, dann iſt's zu ſpät.

v. Rhein

VI.

Zur Litteratur über den Königsberger Verfaſſungsantrag. Leipzig 1831. 8. bei K. F. Köhler (aber gedruckt in Berlin bei F. Weidle). Mit dem Motto: — φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας —

Dieſe 167 Seiten lange Preisſchrift eines Anonymus ſoll, wie hin und wieder verſichert wurde, aus einer ganz beſondern, individuellen Veranlaſſung entſtanden ſein. Dergleichen Triebfedern kommen aber bekanntlich erſt in ſpätern Jahren ans klare Tageslicht. Wir ſelbſt verzichten auch gerne auf die Kenntniß ſubjectiver Schwachheiten und Täuſchungen. Aber was uns leid thut, und wodurch wir uns zu dieſer Anzeige des Buches getrieben fühlten, iſt die, wie durch Uebereinkommen, faſt vernachläſſigte Erwähnung deſſelben in allen kritiſchen Organen Deutſchlands. Es iſt zwar eine beliebte Methode, durch Ignoriren ſeine Verachtung auszudrücken; aber dazu iſt das in Rede ſtehende Buch doch viel zu gut. Außerdem rühret es von einem unbekannten Verfaſſer her, der nach ſeiner Verſicherung (ſ. Vorrede) „nur einzelne glückliche Tage zählt, die ihm eine helle, klar empfundene Stunde bringen; der ihren Genuß mit unausbleiblicher längerer Erſchöpfung büßt"; da wäre es doch zu hart, ihm ſolche glückliche Tage, in welchen er ſein Werk concipirt hat, noch zu trüben durch

Schweigſamkeit über den höchſten Ausbruch ſeiner geiſtigen Kraft.

Was die äußere Oeconomie des Büchleins betrifft, ſo zerfällt es in eine Vorrede (XXV S.), in eine Art von Prolog auf vier Seiten; dann folgen die eigentlichen Kerngründe nach fünf Abſchnitten vertheilt, und zwar: I. Abſchnitt. Gegenſatz politiſcher Anſichten und Entwickelung des politiſchen Syſtems in Preußen. II. Abſchnitt. Litterariſche Vertretung des politiſchen Syſtems in Preußen. III. Abſchnitt. Der Königsberger Brief. IV. Abſchnitt. Einige Betrachtungen vom Standpunct der Principienfrage in Preußen. V. Abſchnitt. Die Provinzialſtände. Schluß.

Der Anfang des Schluſſes hätte am bequemſten für den Leſer zu Anfang der ganzen Schrift geſetzt werden müſſen, damit dieſer ſogleich erfahren konnte, daß hier eigentlich zu den Todten geredet wird. Mit Schatten und Manen der Abgeſchiedenen hat übrigens der Verfaſſer wie ein Geiſterbanner viel Verkehr. Der Anfang des Schluſſes heißt aber: „Indem ich dieſe Skizze überſehe, in welcher mir die Gedanken um ſo bunter durcheinander gegangen ſind, je mehr mir die Sache am Herzen lag und je weniger es ich (Probe von Durcheinander) für zweckmäßig erachtete, in das Detail an denjenigen Puncten wenigſtens, wo ich angemeſſen unterrichtet bin, einzugehen, frage ich mich, ob ich mit meinem Urtheilsſtandpuncte (ein Lieblingswort des Verfaſſers) wohl zu allererſt den Geiſtern jener großen Helden des ſiebenjährigen Krieges, dem klaren, entſchiedenen und entſchloſſenen Sinne Winterfeld's, dem redlichen Herzen Ziethen's, und ſo weiter allen Manen unſerer edlen Helden jener Zeit und einer noch lebendigern ſpätern verantworten zu können hoffen darf, und auf das Zeugniß hin, was ich mir auf dieſe Frage ſelbſt gegeben habe, übergebe ich dieſes Schriftchen dem Publicum."

Aus dieſer Mittheilung allein ſchon iſt man im Stande, den Verfaſſer nach ſeinem Standpunct gebührend zu rangiren. Er gehörte, hätten wir auch vierzehn politiſche Meinungsklaſſen, wie Rußland Rangſtufen, in die erſte und vornehmſte, welche nur wenige Wiſſende vereinigt. Denn dieſes geheimnißvolle Wiſſen, dieſe offenbarungsvolle Seligkeit und Ueberſchwenglichkeit patriarchaliſcher Weisheit beſitzt er in hohem Grade. Dabei aber verſchmäht er nicht, wie ſpäter nachzuweiſen iſt und in dem Angeführten ſchon eine Probe liegt, die ſchnöden Künſte der Sophiſten, die gleißneriſchen Blendwerke der Rhetoren. Er iſt mit einem Worte ein gewandter Gladiator in der Dialektik des Scheins, der doch zugleich den Andern die Gutmüthigkeit zutraut, ſie werden ihm aufs Wort glauben, ſobald er es auch nur auf Verſicherungen will ankommen laſſen. Der Contraſt beider Seiten iſt nicht zu überſehen, und wohl ebenfalls ein Werk kluger Berechnung. Bald fährt der Verf. hoch auf und dringt ein, bricht ſich mit jeder Waffe Bahn — ihm ſcheint weder Kirchenhülfe noch Staatsdrohung, weder Spott noch Schande, weder Hohn noch Verleumdung ſeinem Zwecke unangemeſſen; in allen zeigt er nicht geringere Gewandtheit des Gebrauchs, — dann wieder wird er herablaſſend, neigt ſich gnädig zu den Schwachen der Irrenden und Verführten, trennt den braven, treuen Haufen von den Uebelwollenden. Als Kunſtſtück betrachtet, wäre die Schrift lobenswerth — als Uebung in der Rhetorik und Sophiſtik. Fragen wir nun nach der Wahrheit derſelben, ſo erfordert dies ein weiteres Eingehen auf das Buch. Den Verſuch, es in einigen Hauptpuncten zu analyſiren, laſſen wir folgen. Es hat dies ſeine Schwierigkeit. Denn es genügt nicht, anzugeben, was der Verf. für Wahrheit des Staates und im Staate hält; man muß meiſtentheils ſeine Meinung aus den auf Schrauben geſtellten Sätzen herausklauben, ſie in verſtändliches Deutſch umſetzen, um zu begreifen, was unſer Räthſelſchmied ſagen und was er nur errathen wiſſen will.

An vielen Stellen aber muß gewiß jeder Verſtändige von dieſem rühmlichen, philologiſchen Vorhaben abſtehen, und ſich bei vorliegender Schrift, wie bei der Offenbarung Johannes, damit beruhigen, daß weitere Erklärungsverſuche unter die halben Narrheiten gerechnet werden dürften. Der Verf. mag dagegen, um uns ſeiner Sprache zu bedienen, ruhig fort argumentiren von ſeinem Urtheilsſtandpunct allererſtlich über die Trübung und Verwilderung des nationalen Affectes; vielleicht gelingt ihm dann, ſich klar zu machen, was ſeine Worte (S. 120) heißen ſollen:

„Unſere wichtigſte Garantie iſt ja, nächſt der urſprünglichen, dem in das Wohl unſers ſouveränen Regenten nothwendig eingeſchloſſenen Wohl unſerer Unterthanen, die klare, verſtändige Abgemeſſenheit der Verhältniſſe, in welchen die Lebensfunctionen unſers Staates in die intellectuelle und moraliſche Exiſtenz der Bevölkerung einzugeben vermögen, ſo daß es faßlich wird, nicht nur: wie viel Beſonderes iſt rechtens in Preußen? ſondern vielmehr: wie iſt dieſer ſouveräne Staat in ſeinen beſonderen Ordnungen rechtens? Zu welchem Behufe es denn vor allen Dingen nicht an tüchtigen Grundſätzen für die wichtigſten Grundfragen fehlen kann.“

Wir halten dieſe Worte allerdings nicht für gehüllt in Heraklitiſche Dunkelheit oder Johanniſche Offenbarungsverſchloſſenheit, dazu liefert das Buch andere Dinge, wohl aber in gründliche Confuſion geſteckt, und überlaſſen gerne jedem Andersdenkenden die Analyſe derſelben.

Zu vielen der Uebelſtände ſeiner Schrift hat ſich der Verf. aufrichtig freiwillig bekennt, obgleich wir darin nur den Kunſtgriff erblicken können, den Leſer dadurch in die Wahrheit und Richtigkeit des Uebrigen um ſo leichter hineintäuſchen zu können. Denn darum geſteht der Verf., daß der Aufſatz mit allen Mängeln ſeiner erſten Conception erſcheine, daß die Argumentation weder erſchöpfend noch hinlänglich begründend ſei, noch ſogleich zuſammenfaſſend und klar anordnend. Warum erſcheint er aber? fragt er ſich ſelbſt. „Weil die Freiheitsboten immer ſtärker ſprechen, immer deutlicher eine der Empörung zuführende Sprache reden.“ Man ſieht, worauf unſer Apologet der Dinge, wie ſie nun einmal ſind, ſich ſtützt. Auf die Verdächtigung ſeiner Gegner, als führte ihre Sprache zur Empörung. Da hört ſeine ſcheinbare Ehrlichkeit auf: er fällt aus ſeinem chriſtlich-väterlichen Ton in den chineſiſch-patriarchaliſchen, indem er „die politiſche Anſicht des Gegners, wenn irgend eine, in ihren Argumenten wenigſtens nicht nur kurzſichtig, ſondern auch einſeitig nennt, indem ſie, anſtatt die Intereſſen zwiſchen der Bevölkerung und dem Souverän aufzuklären, vielmehr den ſichtbar beſchränkten Unterthan wider die angebliche Beſchränktheit des Regierungsſyſtems ſprechen läßt, ja zu ſo unedlem Dienſt Wort und Zeugniß unſerer edeln Heroen aus den Tagen der härteſten Drangſal, der wundeſten Zeitläufte, mißbraucht, und das freilich, ſtatt aus der Prophetie ſolches Wortes unſerer Gegenwart eine in Wahrheit belehrende Aufklärung zu ſchaffen, nur dem redlichen Herzen verſtändiger Menſchen wehe thut.“

Klingt das nicht, wie der zur verdienten Bekanntſchaft gebrachte Paſſus eines renommirten Briefes, welcher da heißt: „und es ziemt dem Unterthanen nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht anzulegen, und ſich in dünkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit deſſelben anzumaßen“? Unſer Gewährsmann tritt etwas leiſer auf; er appellirt an das Mitleiden verſtändiger Menſchen, die aber doch in der Regel auch ſo geſchichtskundig ſind, daß ſie die Anführung von Verſicherungen und Betheurungen ſelbſt aus den wundeſten Zeitläuften in ihrer Wahrheit anerkennen, und die zugleich in der Einfachheit ihres Bewußtſeins die Anſtrengungen ein kirrenden Sophiſtik ruhig und ernſt von ſich abweiſen. Es gibt noch Tauſende von dieſen „ſichtbar beſchränkten Unterthanen“, welche, die Hand auf ihre Wundmale gelegt, ſchwören werden, daß ſie „das Wort und Zeugniß unſerer edeln Heroen aus den Tagen der härteſten Drangſal“ für nichts anders, als was es war, für untrügliche und unverfälſchte Wahrheit gehalten haben. Und nur das wird von ihnen zugegeben werden, wie es auch ſonſt ſchon ausgeſprochen wurde, daß ſich die Diplomaten damals in einer Begeiſterung, wie der eines Champagnerrauſches befunden hätten, aus dem ſie früher als die Völker erwacht wären.

Darum mag der Verf. vor allen Dingen es in Abrede ſtellen, „ob die politiſche Oppoſition im preußiſchen Staat, zunächſt in der Provinz Preußen, namentlich der ganze Geſellſchaftskreis, der ſich uns als Stein-Scharnhorſt'ſche Schule proclamirt, wirklich auch nunmehr noch im Sinn und Charakter des ſeligen Miniſters Freiherrn von Stein thätig iſt?“ Solche Verſicherungen, und die, welche er anſchließt, haben dieſelbe Beweiskraft, wie die entgegengeſetzten. Sie gewinnen dadurch nicht an Eindringlichkeit, daß er das wunderbare Verlangen ſtellt, Jeder, der Stein's Grundſätze vertheidige, müſſe auch den Standpunct des Verſtorbenen einnehmen. Man hat ſich bei uns viel kürzer gefaßt, indem man die Verbreitung der wieder abgedruckten Stein'ſchen Grundſätze verbot. Auch das möchte kein glänzendes Zeugniß von der Offenheit und innern Ueberzeugung des Verf., was ſeine Grundſätze betrifft, ablegen, daß er ſich zu der Aeußerung verleiten läßt, „die Anſichten Steins waren nie unmittelbares Reſultat ſeines Denkens und Thuns, ſeines Lebens.“ Verhält ſich das bei dem Verf. etwa anders? Oder will er glauben machen, daß wer heute noch in den Stein'ſchen Grundſätzen ſich bewegt, nicht auch dazu durch ſein Denken und Thun, durch ſein Leben gekommen iſt? Er ſetzt zwar überall Unmündigkeit voraus. Aber wer hat ihn zum Vormund derſelben beſtellt? Seine tiefe Weisheit etwa? Dieſe beſteht doch meiſt in der Berufung auf verſtorbene Zeugen, wie wenn er ausruft: „Was würde der brave deutſche Profeſſor Niebuhr zu den Tendenzen einer Zeitſchrift ſagen, welche von einer Landesuniverſität aus eine Oppoſition gegen die königliche Regierung übernehmen wollte?“ Oder: „Was würde der rechtſchaffene deutſche Freiherr von Stein ſagen u. ſ. w.?“ Wenn wir rückwärts gingen, könnte vielleicht die Berufung auf manche verſtorbene Autorität nicht ſo unnütz ſein; doch brauchte man dann nicht gerade Niebuhr und Stein um ihre Stimmen anzuflehen. Da träte ein großer Chor auf, und würde uns ganz andere Lehren in tauſendſtimmigem Wiederhall vortragen, als welche uns der Verfaſſer aufnöthigen will. Er würde uns nicht von Worten, von bloßen Verheißungen berichten, er würde uns ſeine Thaten vorhalten und uns fragen: Wie weit ſeid ihr durch die Opfer unſers Guts und Bluts in den höchſten Gütern menſchlichen Daſeins gefördert? Verharret ihr noch immer in den Trümmern des Alten und Neuen, was der Zufall fordern und geben wolle?

Es iſt eine ſchöne Sache um die Moral; bekanntlich haben die Jeſuiten die bequemſte: bei ihnen werden alle Rechtsfragen durch die vielen Pforten ihres caſuiſtiſchen Gebäudes nach Belieben ein- oder ausgelaſſen. Dem Verf. nun gefiel es, ſich auf den ſubjectiven Standpunct hoher Moralität zu ſtellen, und von da oben herunter den Königsberger Liberalen ihre Unterthanenpflicht ins Gewiſſen zu reden. Dieſe hatten ſich bekanntlich auf ein Geſetz vom 22. Mai 1815 berufen. Darüber läßt ſich der Verf. vernehmen: „Warum Se. Majeſtät der regierende König dieſes Geſetz förmlich aufzuheben nicht geruht, iſt mir unbekannt; indeſſen vermuthe ich, der

Grund liegt in derjenigen Interpretation, die Se. Majeſtät demſelben geben.“

Doch Conrad ſprach: ein Kaiſerwort
Soll man nicht drehn, noch deuteln.

An dieſe Abfertigung der Stein'ſchen Partei knüpft der Verf. den Nachweis „des edlen Irrthums Hegels“, womit er es aber nicht zu thun haben will, ſondern er geht nur auf „den unedlen der zweiten Hand aus, worunter er aber nicht ſeine würdigen Schüler verſtehen kann, ſondern einen baaren Charlatanismus, der ſich in einiger Entfernung mit der Hegelſchen Schule in Verbindung ſetzt.“ Man ſieht, der Mann meint es gut mit den Todten, will auch Niemand, der würdig, d. h. wohl in ſchon vorgerücktem Alter iſt, um die Ruhe ſeines Lebensabends bringen; aber für die böſe Jugend bewahrt er ſich nicht einmal den natürlichen Ton, der ihm doch ſonſt ſo leicht zu Gebote ſteht.

Dies hält der Verfaſſer für die Grundpfeiler unſerer geſetzlichen Anſprüche auf eine durch vernünftiges Recht geſicherte Gegenwart: Stein und Hegel; und er hat ſo unrecht nicht. Er verkennt aber gänzlich, daß beide Männer ſo gut wie ſie Anfangspunkte einer geiſtigen Entwickelung geworden ſind, deren Rechtmäßigkeit und innern Zuſammenhang er unabläſſig zu verdrehen ſucht, ſie eben ſo nur aus ihrer Zeit geboren werden konnten, und weil die Zeit für ihre Ideen reif war, oder ſie dieſe Gedanken des Weltgeiſtes in ſich zum Selbſtbewußtſein brachten, daß darum aber noch nicht mit dem Ende ihrer perſönlichen Verkündigung auch die Zeit der geiſtigen Freiheit zu Grabe getragen iſt.

Der Verfaſſer dagegen will uns glauben machen, als ob die Argumente, worauf ſich „die Königsberger liberale Literatur“ ſtützt, ohne Fundament darum wären, weil er ſie für nicht berechtigt erklärt, ſich auf Stein oder Hegel zu berufen. Er ignorirt abſichtlich die Anſtrengungen aller der wackern

Männer im Krieg und Frieden, die durch Wort und That ihr Leben geopfert haben für die Idee eines neu aufblühenden Staats, zu dem die Grundlagen vor länger als dreißig Jahren, weil die alten verfault waren, neu und ſtark mußten eingefugt werden. Damals und bis auf unſere Tage lachte kein „guter Patriot, der bei geſunden Sinnen war, uber dieſen jämmerlichen Ton conſtitutioneller Lockpfeifen“, er lachte nicht, es koſtete ihm vielmehr blutige Thränen, „wenn man ihn an große Namen und an große Zeiten erinnerte und der Hochmuth wird ihn nicht bitter machen (denn es iſt wahres Selbſtbewußtſein), mit welchem er an jene unſere Noth und jene unſere Hülfe erinnert wird.“

Der Verfaſſer will um jeden Preis die Geheimnißlehre des Staats, welche dies oft nur für die beſtellten Wiſſenden iſt, bewahren; darum ſind ihm die Conſequenzen „der frommen Bußgedanken edler deutſcher Männer in der Noth eine grauenhafte Carricatur“. Darum heißt es: „Eine ſolche Bitterkeit verſtockter Ideen redet uns von hellerem Sinn und wackerer Geſinnung; von Staatsreformen, um unſeren verkommenen Charakter zu retten, ſie wendet ſich an den unzufriedenen Unterthan, der ſoll der geiſtige Retter des Vaterlandes werden.“ Zu dem leiblichen war er vollkommen gut genug, warum nicht auch zu dem geiſtigen? Woher ſoll denn überhaupt die Rettung, welcher Art ſie nun ſein mag, dem Staate kommen, als von den Unterthanen? Freilich „das arme Volk! Ueberall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Laſten des Friedens und des Kriegs wegzutragen ſind; überall wird's aus demſelben gejagt, wo die größten Güter auszutheilen ſind, z. B. Licht, Kunſt, Genuß, ja bloße Feiertage. Wenn man nun fragt, wie viel Mann ſtark das Volk iſt, ſo ſchwindet gegen ſeine Volksmenge die regierende und gelahrte Mannſchaft ganz weg.“

„Mit welchem Rechte fodert irgend ein Stand den ausſchließenden Beſitz des Lichts — dieſer geiſtigen Luft — wenn er nicht etwa eins aus dem Unrecht machen will, deſto beſſer aus dem Hellen herab zu regieren in Dunkel.“

„Da exiſtirt eine der älteſten Einwendungen — die wahre graue Kronbeamte des erſten Despoten-Throns machten — daß nämlich das Volk wie Pferde und Vögel, geblendet viel ſchöner in der Roßmühle und auf dem Vogelheerde dienen, ſowohl dem Selbſtintereſſe als dem Staatsintereſſe.“

„Dieſer böſe Alte vom Berge ſieht ſpitzbübiſch erſtlich voraus, daß das Sonnenlicht nur auf den Bergen nütze, in den Thälern aber ſchade“ (Jean Paul's Freiheitsbüchlein).

Dieſer angeführten Worte gehören noch der hoffnungsreichen Zeit Deutſchlands an, die um ſo hoffnungsreicher war, je ſtärker der Druck war, aus dem die Völker ſich und ihre Fürſten befreit hatten. Es ſind Nachklänge aus dem ſogenannten deutſchen Freiheitskriege, welche ihren idealen Urſprung von dem ſo heftig angegriffenen und vertheidigten Tugendbunde ableiteten. Was der Tugendbund durch das Volk zu erreichen bemüht war, das ſprachen die Herrſcher als „die heilige Allianz“ aus, beide Richtungen ſchienen zunächſt nur durch einen formellen Unterſchied getrennt zu ſein. Aber dies war auch nur ein Schein. Denn im Grunde war die Idee der heiligen Allianz nur der ſpäter mit größerem Nachdruck ausgeſprochene Wahlſpruch: Alles für, Nichts durch das Volk; wogegen die Richtung des Tugendbundes hauptſächlich auf ein ſelbſtſtändiges, bewußtes Leben des preußiſchen und überhaupt deutſchen Volkes für ihre innern und eigenen Intereſſen thätig geweſen war, als es darauf ankam, jenes Motto, das Napoleon mit eiſerner Conſequenz auf die höchſte Spitze zu treiben ſich den Anſchein gab, durch die für Freiheit und Recht begeiſterten Völker zu vernichten.

Und von dieſem Motto nun handelt eigentlich die ganze vorliegende Schrift. Der Verfaſſer thut ſich alle mögliche

Gewalt an, recht väterlich zu ſcheinen; aber er unterläßt es auch nie, wenn er Verhärtung oder Ungelehrigkeit bei dem Kreiſe ſeiner ihm bekannter gewordenen Kinder antrifft, ein ernſtes, zürnendes Wort fallen zu laſſen, und ſelbſt mit bitterem Hohn diejenigen aus ſeiner Nähe zu verbannen, die er nicht für ſeine Kinder anerkennt.

Darum iſt „ihm der bloße Gedanke an eine Conſtitution unerträglich, weil erträglicher ſind die imaginärſten Pläne aus den Zeiten einer großen Bewegung im Geiſte deutſcher Nation". Weil die Conſtitution nicht den Geiſt und die Kraft einer die Ehre des Staats vertretenden Politik zu heben vermag, iſt ebenfalls der Gedanke an ſie unerträglich. Nun hat aber die Grundlage und die Hoffnung einer Conſtitution ſchon dem preußiſchen Staat Geiſt und Kraft verliehen, die ehrenvollſte Stellung wieder einzunehmen. Jedoch dem Verfaſſer beliebt es, ſolche beſchwerliche Erinnerungen überhaupt zu ignoriren, oder mindeſtens zu verdrehen. Als Preußen in ſeiner Wiedergeburt lag (1810), ſchloß Woltmann ſeine Betrachtungen über den Geiſt der neuen preußiſchen Staatsorganiſation mit den Worten: „wenn mit einem Organ des Volkswillens die Verfaſſung der preußiſchen Monarchie begründet iſt, nur dann erſt wird, mit Beihülfe der Nation, Ein mächtiger Wille von dem Staatsrath aus, dieſer Einheit, dieſem Mittelpunkt der ganzen Verwaltung, die Ideen der neuen Staatsorganiſation zu einem nie ſtockenden Umlauf durch alle Theile des Staats treiben." Und wieder acht Jahre ſpäter hören wir von einem ächten Vaterlandsfreund die Worte*): „Und Friedrich Wilhelm III., der unglücklichſte und der glücklichſte ſeiner Dynaſtie, dem ſein Geſchick die Gelegenheit gab, mit den übrigen Tugenden ſeines Heldenſtammes noch Würde und Standhaftigkeit im Unglück in ihrem höchſten Glanze zu zeigen, dem es den hohen Genuß bereitete, das Vertrauen auf ſein Volk am Tage der Gefahr mit der heldenmüthigſten Erwiederung und Anhänglichkeit vergolten zu ſehen, der dieſes Volk, von ihm geleitet, Thaten verrichten ſah, die die Thaten der Vorzeit weit hinter ſich ließen; Friedrich Wilhelm III., gewöhnt, den Rath verſtändiger Diener zu hören, was ſollte er für ſeine Sicherheit zu beſorgen haben, was ſollte er von ſeinem königlichen Anſehen verlieren, wenn er durch eine Verfaſſung die Fortdauer dieſer glücklichen Verhältniſſe verbürgt. Nein! er gebe ſie uns, er gebe ſie bald und vollſtändig, und Europa wird keinen glücklicheren, keinen geliebteren, keinen größeren König ſehen.

---

*) Regent und Volk. Oder: welche Conſtitution muß der Preußiſche Staat haben? Berlin, 1818. 8.

Die Zahl ſolcher Stimmen aus jener Zeit ließe ſich bis zum Ueberdruß vermehren. Wir wollen nur auf eine aus dem Jahre 1820 noch hinweiſen, die über Friedrich Wilhelm III. ſich alſo vernehmen läßt*): „Er entfernte die Günſtlinge; Er berief die Mündigen in ſein Cabinet zurück; Er hob das Religionsedict auf; *Er ſtellte die geiſtige Freiheit wieder her*; Er weckte durch Beiſpiel und Wort den Fleiß und die Berufstreue im Staatsdienſte; Er widerrief die Herſtellung der Tabaksregie; Er hörte die Stimme ſeines Volks.

„Mit dieſem Herzen und Geiſte hat er zwei und zwanzig Jahre regiert, und mit demſelben Herzen iſt er jetzt im Begriffe, ſeinem Volke eine große Bürgſchaft der Zukunft zu geben. Die Weisheit des Monarchen wird einen neuen Bund ſchließen zwiſchen dem Throne und dem Volke; einen Bund, der nicht auf die Lebensdauer eines Königs, der auf die Lebensdauer des preußiſchen Volks und Staats geſchloſſen wird.

„Sein Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag in der Geſchichte der Völker. Das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukunft, den Tag der Gründung einer ſtändiſchen Verfaſſung.“

---

*) Abdruck von Gentz Rede zur Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms III. Mit einem Vorwort. Leipzig, 1820.

Dieſe Zuverſicht machte ſich zehn Jahre ſpäter wieder lebendig geltend. Und abermals zehn Jahre verfloſſen; und ſie war noch nicht abgeſtorben.

Weil nun aber ſolchem Drange des Rechtsgefühls immer mehr die öffentliche Aeußerung verſagt wurde, weil ein aufgezwungenes Verſtummen den Schein der Zufriedenheit und Ausſöhnung mit dem alt Hergebrachten und der um ſich greifenden Reaction gegen bie Inſtitutionen der Neuzeit gab, darum kann der Verfaſſer zur Litteratur über den Königsberger Verfaſſungsantrag die Geſchichte Preußens ignoriren und „den Beruf des Staates darin finden, daß derſelbe die Conſequenzen ſeines Monarchismus mehr und mehr in edler ſcharfer Reinheit, Klarheit, Entſchiedenheit hervortreten laſſe, nicht zur Beugung, ſondern vielmehr zur Hebung und echten Erbauung des ſtaatsbürgerlichen Charakters.“ Das ſoll wahrſcheinlich wieder Ironie ſein.

Mit Uebergehung des Prologs, in welchem der Beamtenſtand der neueſte und geſegnetſte Bildungstrieb unſres Staates genannt wird, wenden wir uns zu den fünf Abſchnitten der Schrift, die, wie die fünf Finger einer krampfhaften Hand, die abſolute Monarchie nicht aufgeben können, weil ſolches die hiſtoriſche Nothwendigkeit verbiete.

Um den Gegenſatz aber in den Anſichten über das politiſche Syſtem Preußens nicht vollkommen zu ignoriren, läßt ſich der Verfaſſer dazu herab, einige Erklärungsgründe aufzubringen, warum ſich eine Verbreitung conſtitutioneller Ideen unter unſern Staatsbürgern finde. Dieſe Gründe aber ſchöpft er rein nur von der Oberfläche der Erfahrungen, wofür ihm „der hiſtoriſche Romanticismus und philoſophiſche Rationalismus“ gelten müſſen, da er nicht im Stande iſt die Verbreitung ſolcher Richtungen aus dem innerſten Drange der modernen Weltgeſchichte zu begreifen. Nun habe ſich aber in dem Conflict der Ideen keine conſtitutionell-liberale Partei in Preußen bilden können. Dies iſt wieder eine von den vielen ſcheinbar gläubigen Verſicherungen des Mannes. Warum dies aber nicht möglich geweſen, gibt er nicht an; man müßte denn etwa als den vermuthlichen Hemmungsgrund anſehen ſeine feine Bemerkung: „daß nichts die moraliſche Stellung unſeres Regentenhauſes zum Volke ſchärfer bezeichne, als die Forderung einer Legitimität der Geſinnungen und nicht bloß der ſtaatsbürgerlichen Pflichtleiſtung.“ Man bemerke wohl, was Alles hinter dieſer feinen Bemerkung ſteckt. Der Mann verlangt Legitimität der Geſinnung als den character indelebilis eines preußiſchen Unterthanen, iſt alſo gezwungen, dies höher zu ſtellen als ſtaatsbürgerliche Pflichtleiſtung, was alle guten Preußen mit den Unterthanen anderer Herrſcher gemein haben. Daraus folgt, daß der Mangel jener Legitimität der Geſinnung den preußiſchen Unterthanen, reſp. Staatsbedienten ꝛc. annullirt.

Würde ein ſolcher Zuſtand des Staats nicht die qualvolle Dauer jener höchſten Spitze aus dem franzöſiſchen Revolutions-Terrorismus begründen? Darum hat der Verfaſſer wohl ſeine Seele ſalviren wollen, wenn er ſagt (S. 2): „Wie aber, wenn ſich ihm ſelbſt ein Widerſpruch erweiſen laſſen ſollte mit den centralen Gewalten unſeres Staates und ihren Influenzen, zu welchen ſich auch ein ſehr bedeutendes Maß des Irrthums, bis ganz nahe der völligen Abtrünnigkeit, noch immer zu bekennen vermag?“ Wohin er den Staat gern geführt haben möchte, erſieht man wenigſtens deutlich aus dem oben Angeführten; er will den Terrorismus preußiſcher Geſinnung, ganz ſo, wie er ſich dieſelbe vorſtellt. Und will ferner, ganz conſequent, „weil alles ſtaatsbürgerliche Intereſſe in Preußen rein in das königliche aufgehend und eben als königliches, als Intereſſe des königlichen Staates gedacht wird“ (von einem königlichen Intereſſe, das eben ſo in das Staatsintereſſe aufgeben muß, iſt natürlich keine Rede, das verſteht ſich ja von ſelbſt), „daß deßhalb auch in Preußen nicht der kleinſte Keim einer ſolchen Oppoſition (wie etwa 1840 die preußiſche war) geduldet werden darf; vernachläſſigte die Regierung von ihrer politiſchen Uebermacht Gebrauch zu machen, ſo wird es der Unterthan von ſeiner moraliſchen müſſen.“

Da wäre es dann freilich am beſten, man vertilgte das Wort Oppoſition und alle ſeine Synonymen aus der Sprache, wozu z. B. der Kaiſer von China unter ſo vielen Hoheitsrechten gleichfalls befugt iſt. Der Verfaſſer iſt vielleicht auf ſeinem eigenthümlichen „Urtheilsſtandpunkt“ ſchon längſt ohne Kenntniß der Geſchichte zu einer ſolchen chineſiſchen Anſicht gelangt, und will ſich nur abſichtlich nicht deutlicher ausdrücken. Er läßt uns nur ahnen, daß Liberalismus und Oppoſition daſſelbe ſei, und weil Beides unter einer väterlichen Herrſchaft nicht geduldet werden dürfe, malt er uns auch die Entbehrlichkeit des Liberalismus, wie folgt, zum Troſte der Geſinnungs-Legitimen aus: „Denn was ſoll uns denn dieſer Liberalismus. Geſetzt, er fordert auch nicht zur Empörung auf, und es grauſet ihm vor dem Blutvergießen, ſonderlich wenn er ſich ſicher wüßte, es bliebe bloß bei dem ſeinigen; geſetzt ferner, er fordert uns auch nicht dazu auf, die öffentliche Meinung, die Converſation der geſellſchaftlichen Kreiſe und die Stimmung des Volks ſo lange zu treiben, bis ſie unverſehens dennoch in Gewaltthätigkeiten ausbricht; geſetzt endlich, er beabſichtigt auch nicht, uns entweder unſern ſtaatsbürgerlichen Pflichten, die denn doch überdies auch eine entſchiedene Geſinnung einſchließen (was der Verfaſſer ſonſt Legitimität nennt) untreu oder doch in unſeren ſtaatsbürgerlichen Leiſtungen läſſig zu machen: was ſollen wir doch mit einem Liberalismus, der uns geiſtiger Weiſe nicht da verharren läßt, wo wir mit Gut und Blut aushalten müſſen?“ Zer gliedere, wer Behagen daran findet, dieſen Embryo von verfiden Vorausſetzungen und unreifen Ausdrücken.

Denn darin liegt gerade der plumpe Kunſtgriff der immer kriechenden Knechte des Abſolutismus, der übrigens ſchon zu abgenutzt iſt, als daß er noch irgendwo Glauben fände, als ob der Liberalismus nur negativ ſei, nur auf Zerſtörung ausginge. Allerdings hat die Freiheit erſt die Gewaltsherrſchaft zu überwinden, ehe ſie zu dem Genuß ihrer Güter führen kann. Da verlangen nun jene beſtallten Finkler der öffentlichen Meinung mit ernſter Miene im Antlitz, mit ſarconiſchem Lächeln in ihrem vertrockneten Herzen, die Freiheit, der Liberalismus ſolle einem Volke Tugenden und Vorzüge verſchaffen, die ihm ſeine Natur verſagt hat; er ſoll ihm die angebornen Fehler nehmen; das kann, das will die Freiheit nicht, und dennoch iſt ſie des Volkes größtes Gut: ſeine Geſundheit.

„Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen ſucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr dieſen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er iſt ein ſchwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er iſt ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er iſt ein Böſewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menſchen machen? Er iſt ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geiſt verſchaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: *ich will ihn heilen*, wie er dann ſeine Geſundheit benutzen könne, benutzen wolle, das iſt ſeine Sache, das wird ſeine Beſtimmung entſcheiden. So auch ſpricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Geſundheit wieder, doch wie ſie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schickſale überlaſſen. Wie ein geſunder Bettler, der an ſeiner ſteinernen Brodrinde kauet, glücklicher iſt, als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tiſche ſchwelgt: ſo iſt ein freies

Volk und wohnte es im eiſigen Norden, ohne Kunſt, ohne Wiſſenſchaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um ſeine Nahrung kämpfend — ſo iſt es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradieſiſchen Himmel mit tauſend Blumen und Früchten ſchwelgt, die ihm der Boden, die Kunſt und die Wiſſenſchaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menſchheit vorgeſteckt worden. Nur ſie kann die verbergen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche ſeine Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuſchreiben, und ſeine geſunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Congeſtionen, geſetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das Andre und ſo etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutſchen.“

„Ein Volk, das nicht frei iſt, das noch in ſeiner Regierung wie ein Fötus im Mutterſchoße ruhet, iſt gar kein ſelbſtſtändiges Volk; es iſt eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit iſt auch die Ehre der Völker. — Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn ſie gehören zu einem Volk und der Eigennutz iſt ihr gemeinſchaftliches Vaterland. So oft ſie in einem Lande, das eine freie Verfaſſung hat, Mängel ſehen, ſchreiben ſie dieſe Mängel der freien Verfaſſung zu. So oft ſie in einem andern Lande, das unbeſchränkte Herrſcher hat, Vorzüge erblicken, ſagen ſie, dieſe Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unumſchränkten Regierung.“

Das iſt aber nicht die Rede unſeres Verfaſſers: er liefert dazu nur die Parodien ſeiner ganzen Schrift, und es iſt gleichgültig, welche Stelle wir mittheilen. Wir wählen folgende:

„Alles das, worauf die Nationen ihr Selbſtgefühl zu gründen vermögen (S. 149), abgeſehen von uralten Traditionen, die dem Nationalismus eigentlich nur als poetiſche Schöpfung angehören, verdanken ſie einem Wirken der Dynaſtien, das meiſt im Kampfe mit den Particularintereſſen der Stände auf das mühſamſte (oder willkürlichſte) die Kräfte zu einer politiſchen Exiſtenz in perſönlicher Lebensfülle zuſammenbrachte, zwar die nicht centralen Kräfte im Staate brach, die Macht allerdings in ſich vereinigte, aber auch an die Ehre des Hauſes, die ſich der Nation mittheilte und an eine Staatswirthſchaft aufwenden mußte, die dem gemeinen Weſen zu gute kam und ohne welche auch jene Macht zu einem geringen Schatten herabſank.“

„Die Leiden einer Nation unter der Regierung eines Königs ohne Charakter (Euphemismus) ſind unendlich groß; aber ich hoffe, daß Jeder, der aus der Geſchichte Zeugniſſe entnehmen will, mit mir damit übereinſtimmt, die unverhältnißmäßige Conſumtion des Staatsvermögens iſt noch eines der geringſten, und ſelbſt der Einfluß ſittenloſer Fürſten auf die Moralität der Nation (wie aber auf den Rechtszuſtand derſelben?), ihre Angriffe auf die Ehre des Privatmanns hat ohne das Hinzutreten anderweitiger Umſtände zwar ſchmerzliche, aber den Geiſt der Nation nie *herabwürdigende* Opfer gekoſtet. (Man ſieht deutlich, der Verf. hat ſeine ganz beſondern Geſchichtserfahrungen.) Kurz, daß manches Gute an Frucht, Blüthe, Keim dahin ſtirbt, das koſtet herbe Opfer genug; allein gerade dann entſchädigt der Gemeingeiſt und gibt dem zagenden Privatmann ſeine Faſſung zurück, — aber daß nichts Gutes lebt, daß ſich kein guter Geiſt regen und rühren kann, daß dasjenige, was ein ganzes Volk erhebt und erbaut, dahin ſinkt, das iſt das ſchlimmſte Leiden einer Nation unter der Regierung eines Fürſten ohne Charakter.“

„Dem aber wird ſo nicht abgeholfen, wenn den Fürſten die Macht zugemeſſen wird, mit der ſie ohne Schaden auch ihrer menſchlichen Schwachheit ſich hingeben können; denn das hindert ſie freilich nicht, große Männer zu ſein, wohl aber den Segen ihres Daſeins frei und gewaltig über das Land auszugießen."

So weit die Parodie. Jetzt kehren wir wieder zur Ordnung zurück. Der erſte Abſchnitt wägt alſo die Kräfte und Maſſen der conſtitutionellen und inconſtitutionellen Preußen ab: die Wagſchale der erſtern ſchwebt eben in der Luft, weil, ſo viel politiſche Nationaliſten (ſonſt Räſonneurs genannt) es auch gibt, ſie das, was ſie ſind, nur der Herzensgroßmuth ihrer Regenten verdanken; denn „der preußiſche Staat iſt ja nur die Schöpfung der Dynaſtie; ihr Eigenthumsrecht an ihm hat eine durchaus beſondere Beſchaffenheit, die ſich ſtark und allgemein fühlt." Von dieſem ſtarken und allgemeinen Gefühl der Macht appellirt der Verf. weiter an die Geiſter der Ahnen, „mit denen ſich jeder königliche Herr über Gegenwart und Zukunft berathet." Der Verf. hört ſehr deutlich, was ſie ſagen, und führt ihre Reden auf vier Seiten (S. 9—12) an, die natürlich alle Schrecken einer nächtlichen Phantaſie reproduciren in dem Falle, daß der Erbe der Macht nicht in den Fußſtapfen ſeiner Ahnen fortwandelt. „Schlimm, wo dem ſo iſt; ſchlimmer, wer ſich's ſo machen wollte."

Da läßt ſich der Verf. auf einem ihm ſelbſt gefährlichen Widerſpruche ertappen. Er fragt im Sinne der Ahnen: „Wem überläſſeſt du denn forthin die Sorge, dieſe vielen Völker des Landes zu einigen? Dem Triebe des Nationalintereſſes? Aber dein Preußen concentrirt ſich ja nicht durch eine eigene Nationalität." Dies iſt üblicher Weiſe ein Hauptargument gegen die der Macht bittere Arznei einer Conſtitution geworden, und dieſe hat ſich unabläſſig auf die hiſtoriſche Erfahrung von ihrer Heilkraft zu dieſem Zwecke berufen; ſie hat ihr Vermögen nachgewieſen, verſchiedene Stämme zu einem Volke, zu einem Staate einigen zu können. Aber iſt es denn wirklich nur eine Täuſchung der ſtatiſtiſchen Compendien, daß vierzehn Millionen Menſchen ſich Preußen nennen, und daß vom Memelſtrom bis Saarlouis das Lied erklingt: „Ich bin ein Preuße“? Oder geht nur die Caſuiſtik des Verf. ſo weit, auch den höchſten Stolz eines Vaterlandsfreundes zu verläugnen, wenn es ihm gerade bequem däucht?

Auf die Rede der Ahnen aber antwortet nun der einfache Unterthanenverſtand (dem ſonſt nicht verſtattet iſt, den Maßſtab ſeiner beſchränkten Einſicht ꝛc.); hier calculirt er recht verſtändig: „entweder wird ſo conſtituirt, daß der *Energie des Fürſten* daraus keine Hinderung erwachſen kann; wozu iſt denn die Conſtitution? oder es wird conſtituirt dergeſtalt, daß ein preußiſches Staatsſyſtem, welches in dieſer vom Leben losgeriſſenen Chartenförmigkeit noch viel ſchroffer daſteht, abgeſchloſſen wird; dann bleibt eigentlich alles, wie es iſt.“ Wer traut wohl ſolchen Scharfſinn einem einfachen Unterthanenverſtande zu? Aber der Verf. thut es, thut es noch auf drei Seiten, und gelangt daraus zu dem geſperrt gedruckten Schluß (S. 18): „Im höheren Intereſſe der Landeswohlfahrt, der Sicherheit des Staats, der Ruhe Europa's, ja des ferneren Gedeihens des chartenmäßig beſchränkt conſtitutionellen Staatenorganismus (wie werden ſich die conſtitutionellen Staaten Deutſchlands wundern!), wie er ſich bisher fixirt, auch namentlich des nationalen Vernehmens zwiſchen dem Hauſe Orleans und den franzöſiſchen Ständen, auf dem Grunde der revidirten Charte, liegt **nicht** die Conſtituirung Preußens, welche entweder an Kräften null und nichtig bleiben oder dem politiſchen Leben durch ganz Europa hin einen neuen Standpunct anweiſen müßte.“ Das iſt unfehlbar ein Abſchnitt aus dem geheimſten Capitel der höhern Staatsweisheit, und nur auf ſehr hohen Standpuncten zu begreifen.

Der Verf. führt uns noch auf derſelben Seite an die ſteilſte Spitze der Gefahr von einer Conſtitution und läßt uns in den ſchrecklichen Abgrund hinabblicken, ſo daß den einfachen und ſichtbar beſchränkten Unterthanenverſtand Schwindel ergreifen muß: „Er würde doch ſchaudern, das Regiment in die Hände verwegener Sprecher und aus ihren treuloſen Händen in die noch leichtfertigeren frecher Zeitungsſchreiber zu übergeben und auf den Cours liberaler Chicanen zu ſtellen. Das würde ihm heißen, eine Revolution conſtatiren (conſtituiren?) wollen.“

Von dieſen Gründen, welche der Verfaſſer Verſtandesgründe gegen die Conſtitution nennt, führt er uns zu den hiſtoriſchen, deren Qualität er freilich ſich nach ſchon gegebenen Proben für ſeinen Appetit zurecht gemacht hat. Er kommt auf das Wiener Edict vom 22. Mai 1815 zu ſprechen. Das ſei aber zum Glück Preußens in die Provinzialſtände umgeſchlagen. „Und nur ſo weit reicht das königliche Verſprechen, das man ſo unwürdig auch heut noch mißbraucht, mit einem ſo unverſtändigen Trotz, daß es dieſen ſelbſt ſofort caſſirt.“ Und nun bleiben wir „des Königs wertheſtes, in ſeinem Intereſſe geſchirmtes, in ſeiner moraliſchen Würde geachtetes, in ſeiner intellectuellen Bildung geehrtes Eigenthum.“ Man bemerke wohl, wie der Verf. faſt ängſtlich bei allen ſolchen Belobungen des Unterthanenſtandes jede Andeutung, die nur wie „Recht“ klingen konnte, vermeidet. Wir haben kein Recht gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit.

Kein Volk ſollte aber auch ferner ſo unbillig ſein, ſich über die Staatsökonomie Rechenſchaft verſchaffen zu wollen: denn „wer garantirt uns für ein tüchtiges Volk und wer für tüchtige Volksrepräſentanten?“ Da ſind doch gewiß beſſer die großen Individualitäten, die Impulſe großer Perſönlichkeiten. Dann folgen wieder ſtaatsökonomiſche Gründe, um das Verwerfliche der conſtitutionellen Verfaſſung ans Tageslicht zu bringen. Es ſcheint vielleicht, daß in ſolchem Durcheinander kein Gedankengang zu erkennen ſei. Wir verweiſen aber deßbald getroſt auf den Verfaßer, der es verantworten mag, da wir hier als ſein Diener kein Recht haben, uns über ſeine damit bezweckte Intention auszulaßen.

Daß Preußen ſich nicht conſtitutioniren darf, deutet der Verf. weiter an, liegt in ſeiner Stellung zu Rußland und Oeſterreich. Wahrlich auch kein Compliment für die fünfte der Großmächte Europa's, die, muß ſie ihr Beſtehen erſt durch Anſchließen an andere Mächte ſichern, in England größere Sicherheit als in Rußland gefunden hat, an Frankreich aber einen geringern Gegenſatz als an Oeſterreich haben würde

Endlich kommt der Verf. auf die moraliſchen und intellectuellen Gründe, warum es ſo, wie es iſt, beſſer iſt, als wenn Preußen ſich eine Conſtitution geben wollte: denn die Preußen ſind ja moraliſcher und intellectueller, als die Völker, welche unter conſtitutionellen Regenten, d. h. als die Franzoſen, weil es doch zu hart ſein würde, auch die übrigen deutſchen Brudervölker mit Ausſchluß der Oeſterreicher ſo herabzuſetzen.

Das Ende des Abſchnitts enthält einige Aufforderungen an die Völker Europa's, ſich eine tüchtige Sittlichkeit anzuſchaffen, und die ziemlich alte Entdeckung, daß man der neuſten Philoſophie die Conſervation des Beſtehenden zugetraut, ſich aber getäuſcht habe; und darum tritt man ihr faſt feindſelig entgegen.

Der zweite Abſchnitt behandelt die litterariſche Vertretung des politiſchen Syſtems in Preußen, d. h. eigentlich, er handelt von der Cenſur. Wir erhalten darin ſogleich den intereſſanten Aufſchluß, daß der Verf. für ſeinen Theil, wie auch Niemand in ſeiner nähern Umgebung, die Erwartung gehegt habe, Se. Majeſtät der jetzt regierende König werde das Geſetz vom 22. Mai 1815 zur Ausführung bringen. Daß Er dies aber mit einem offenen Worte, was freilich anfangs nicht ganz klar eingeſehen wurde, ausgeſprochen habe, freut den Herrn Verfaſſer ungemein. „Es hat auch die Ablehnung dieſer Petition (um die Erfüllung jenes Geſetzes) dem Volke nicht das Mindeſte gekoſtet“, denn es war ſeit 25 Jahren hinreichend darauf vorbereitet. Nun folgt eine Betrachtung über die Stellung Preußens in politiſcher und ſtaatsrechtlicher Hinſicht zwiſchen Rußland und Frankreich, eine Abwägung der Influenzen beider Staaten auf den preußiſchen. Auch der Conflict mit der Kirche wird beachtet. Dies Alles zwingt die Regierung, „im verſtändigen Sinne populär zu ſein“. Es fragt ſich nur, wie dies geſchehen könne? „Es gibt in Preußen einzelne Documente einer officiellen Beamtenlitteratur.“ Auf dieſer Baſis müßten die Intereſſen des Staats auch allgemein beſprochen werden. Dies thut aber der Beamte in der Regel nicht, er müßte denn ſelbſt „ein Liberaler“ ſein; ſonſt „wird er nur bitter“ und bahnt dadurch den conſtitutionellen Ideen einen deſto leichtern Eingang. Nach einigen Reflexionen gelangt der Verf. zu der Frage von der Preßfreiheit, wobei er ſich als Anhänger des öſterreichiſchen Cenſurweſens zu erkennen gibt. Die Gefahren ſelbſt einer geſetzlich höchſt eingeengten Preßfreiheit deducirt er wieder aus den Erſcheinungen in gewiſſen conſtitutionellen Staaten mit ſo abſichtlich beſchränktem Verſtande, als ob er von geſtern oder heute wäre. Die eigene, preußiſche Geſchichte ignorirt er vollkommen. Er läßt es unerwähnt, daß unter allen europäiſchen Völkern, außer den Deutſchen, deren Treue und Ehrlichkeit ſchon die beſte Bürgſchaft für volle Preßfreiheit wäre, etwa noch die Ruſſen und Oeſterreicher an dem Gängelbande vorſichtiger Cenſoren ihre geiſtigen Spaziergänge zu machen haben.

Der Verf. hat eine gewiſſe Phantaſie. Er ſpricht von den Wirkungen der Preſſe „auf die dichte Wolke des Ideenmyſteriums in conſtitutionellen Staaten“, und entwirft in Folge deſſen — der weitere Zuſammenhang iſt uns nicht klar geworden — ein Stück Hogarth'ſches Gemälde, wie folgt:

„Vergebens wird man dann auch erinnern, dieſer Ideenſpuk habe ſich bei ſeinem Eindringen in das Familienleben und in die kleine Welt des ehrlichen Vertrauens die allerſchändlichſten Blößen gegeben, ehrliche deutſche Weiber hätten unſern idealen Trunkenbolden, wenn ſie frech wären, den Rücken gekehrt, und den ſtillen Schwärmern darunter in den Bart gelacht; einige Thörinnen aber, die ſich in das Spiel der Hölle eingelaſſen, wären entweder geblieben, was ſie waren, Buhlerinnen, oder ſie wären verdorrt an Leib und Seele, oder hätten ein ſo fürchterlich zerriſſenes Leben nicht zu tragen vermocht. Doch nicht einmal ihr unglückliches Ende mit dieſem klaren Zeugniß eines verruchten, ſeelenverderbenden Frevels habe die verkehrteſten Menſchen zur Beſinnung bringen können.“

Soll man rathen, was dieſes Knieſtück bedeuten ſoll? Es war im Allgemeinen von der freien Preſſe die Rede; dann wurde ein Paar Seiten lang myſtiſcher Rauch aus dem Weihgefäſſe des Verfaſſers gelaſſen, und nun ſteht der Leſer noch halb betäubt vor dieſem Gemälde. Worauf ſoll der ſichtbar beſchränkte Unterthanenverſtand anders fallen, als dies iſt eine Wirkung der Preßfreiheit, und daß er ſo ſcheinbar von ſelbſt auf dieſe Vermuthung geleitet wird, darin liegt gerade der Pfiff. Gegen ſolche Verſchlagenheit aber ſcheint gerade die bekannte Cabinetsordre Friedrich Wilhelms III. vom 20. Febr. 1804 gerichtet zu ſein, in der es heißt: „Eine anſtändige Publizität iſt der Regierung und den Unterthanen die ſicherſte Bürgſchaft gegen die Nachläſſigkeit und den böſen Willen der untergeordneten Offizianten, und verdient auf alle Weiſe befördert und geſchützt zu werden.“ In gleichem Sinne hatte Preußens großer Miniſter, Graf Herzberg, geſprochen: „Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal durch die Publicität, wodurch jene ins helle Licht vor's Publicum geſetzt werden, und welche nur denjenigen Regierungen gefährlich iſt, welche dunkle und verſteckte Schleichwege lieben." Aber das iſt gerade das Sonderbare bei dem deutſchen Verlangen nach der noch gar nicht ſo lange verloren gegangenen Preßfreiheit, daß alle wahrhaft gebildeten und edlen Männer des Volks — wir begreifen darunter die erleuchteten Staatsbeamten ſowohl als die verſtändigen Bürger — von dem Werthe und der Nothwendigkeit einer mehr oder minder unbedingten Preßfreiheit durchdrungen waren und noch ſind, wie Tauſende von Zeugniſſen beurkunden, und daß dennoch Menſchen, wie der uns vorliegende Verfaſſer, *factiſch* Recht behalten. Derſelbe führt uns nur in ſeiner Weiſe einen weitläufigen Plan aus, wie der litterariſche Verkehr zum Beſten des patriarchaliſchen Staates betrieben werden müſſe. Es herrſcht darin eine ſo phantaſiereiche Imagination, daß ſich der klare Gedanke darunter gänzlich verloren hat. So viel wir aus acht Seiten (51—58) über dieſen Gegenſtand herausgebracht haben, ſoll der „litterariſch-ſociale Verkehr zwiſchen dem Privatmann und Beamten" gelinde, gelaſſen, herzensfreundlich geführt werden; es ſoll aus ihm hervorgehen, „daß die Intereſſen der Regierung und der Unterthanen dieſelben ſind, und daß der Staat nicht *den ſich verintereſſirenden Factor*, ſondern das Individuum in ſeinem Schooße hegt."

Unter dieſen Umſtänden, wenn ſie ſich herſtellen laſſen, „wollen wir — ſpricht der Verfaſſer — den preußiſchen Landſtänden aus ihrem vergangigen, wohlmeinenden Antrag kein Arg machen; nachdem aber das Wort Sr. Majeſtät geſprochen iſt, laſſet uns thun, was zum gemeinſamen Frommen dienen kann, und nicht auf den Wegen der widerſinnigen Meinung herumtreiben."

In dem *dritten Abſchnitte* wird der Königsberger Brief beſprochen. Ueber dies Document der Zeitgeſchichte iſt ſo hinreichend und erſchöpfend verhandelt, daß wir wohl vermuthen dürfen, unſer Verf. werde höchſtens aus dem Schrein ſeines Herzens einige ſalbungsvolle Reden darüber ausgießen. Er ſcheint aber den Verf. in perſönliche Affection nehmen zu wollen; er muß deſſen nähere Bekanntſchaft irgendwie gemacht haben, und läßt hier einige alte rancunes aus, das aber nur für die näher Betheiligten von Intereſſe ſein kann. Wir wollen uns nicht auf eine Analyſe der Analyſe des Briefs einlaſſen; wir könnten ſonſt wohl unſerm Herrn Verfaſſer den Hohn und das ironiſche Mitleiden, welches er über den Königsberger Briefſteller ausläßt, reichlich einbringen. Gelegenheit genug hat er dazu auf 35 Seiten gegeben, auf denen er eigentlich ein proſaiſches Spottlied über die Regenerationsepoche des preußiſchen Staates und ihrer fälſchlich gehofften Conſequenzen hat abdrucken laſſen.

So ganz ohne Witz erweiſet ſich der Herr Verfaſſer hierbei nicht, wie aus folgender Apoſtrophe zu entnehmen: „Arme Philoſophie, armer Logos der Geſchichte, wie haſt du dir dies Schickſal zugezogen, auf die Waſſermühlchen zu gerathen und ſo ganz armſelige Dienſte zu thun? Jenes halb witzige, halb kokette, oder geliebt es Jemand mehr, titanenhaftige Spiel mit dem Weltgeiſt hat dir nun die unausſtehliche Legion der Weltgeiſterchen über den Hals geführt.“

Der Verf. bekennt ſich im Verfolg ſeiner Analyſe dazu, daß ihm das Berliner politiſche Wochenblatt aus eigener Anſicht völlig unbekannt ſei. Incredibile dictu! Dagegen hat er die Bekanntſchaft mit Hengſtenbergs Kirchenzeitung gemacht. Den Schluß macht wieder eine väterliche Ermahnung, aber mit aufgehobenem Zeigefinger und ſtrengem Blick.

Der vierte Abſchnitt: „Einige Betrachtungen vom Standpunct der Principienfrage in Preußen“, holt zum vierten Male weit aus, um den Schein der Gründlichkeit über die ganze Unterſuchung zu verbreiten. Er hebt an mit Göttingen, „wo das hiſtoriſche Urtheil in Deutſchland allererſtlich zu ſoliden Fundamenten gedieh. Man ſieht auch ganz deutlich die Mittel, welche dort zuſammenfloſſen und die Betrachtung erbauten.“ Was nun dieſen „Urtheilsſtandpunkt“ unſers Verf. betrifft, ſei es erlaubt, ihn auf die Artikel über die Univerſität Göttingen in dieſen Blättern hinzuweiſen; vielleicht auch hat er ſich inzwiſchen eines Beſſern belehrt. Gegenwärtig deutet er noch auf die Gebrechen der philoſophiſchen Betrachtung der Weltgeſchichte hin, ſo wie auf einen „dritten Trieb, den man nicht mit Unrecht als den patriotiſchen bezeichnen kann.“ Dieſer trägt ſeine Blüthen und Früchte in der hiſtoriſch-juriſtiſchen und kritiſch-philologiſchen Schule. Als Heros beider Seiten, beide in einer vereinigt, ſteht Niebuhr da. Seinem Werke findet unſer Verf. kein zweites vergleichbar. Darüber läßt er ſich weiter aus, ſpricht noch einige Male von Blüthen und Früchten, um uns Deutſchen unſere ſtille Naturkraft anſchaulich zu machen, und gelangt dann zum vierten Triebe deutſcher Hiſtoriographie, der diplomatiſchen Quellenforſchung. Er will nämlich auf Betrachtungen vom Standpunct der Principienfrage in Preußen losſteuern, und dazu gehört allerdings ganz im Ernſte diplomatiſche Quellenforſchung. Aber, hilf Himmel! was nützen denn alle Quellen dem Gelehrten, wenn man die Ergebniſſe nicht darf an die Jugend des Volks bringen? Gewährt einmal die Reſultate unſerer deutſchen, reſp. preußiſchen Rechtsgeſchichte in einfacher, ſchlichter Form den Gemüthern der Jugend als geiſtige Nahrung, als Sporn zur Theilnahme an ihren vaterländiſchen Angelegenheiten, und ihr werdet ſtaunen über die Erfolge. Nur darf es freilich nicht in der Form geſchehen, die unſer Verf. ſich angeeignet hat, um unverſtändlich zu bleiben. Er will von zwei diplomatiſchen Schulen ſprechen, und thut das alſo: „Die ältere beweiſt mit den Thatſachen Conceptionen, von denen die Darſtellung ausgeht, Meinungen; die jüngere erklärt Thatſachen mit Conceptionen, zu denen die Darſtellung den nachdenkenden Leſer führen muß, mit ſimpeln Reflexionen;

ſie generaliſirt das Factum durch Abſtraction von ſeiner Individualität; ſie erfindet ihm einen Begriff dieſes Werthes." Er ſkizzirt nun beide Schulen etwas näher, und kommt, wie er glaubt, „ohne Bosheit" zu dem Schluß, daß überhaupt „in allen den Richtungen unſerer hiſtoriſchen Litteratur der Beruf nicht gegeben war, eine Entwickelungsgeſchichte des Königthums in Europa zu ſchreiben." Eine Vergleichung der Politik mit der Phyſik führt ihn auf die Prinzipienfrage.

Was iſt nun leichter, als zu behaupten, weil wir in das Weſen des europäiſchen Königthums auf allen Pfaden hiſtoriſcher Weisheit, geſchweige denn der Philoſophie, noch nicht eingedrungen ſind, darum ſei über den Unterſchied zwiſchen der conſtitutionellen und abſoluten Monarchie, ſo wie über den Vorzug der einen vor der andern noch viel weniger zu entſcheiden. Das ließe ſich aber noch am leichteſten nachweiſen, daß der conſtitutionelle Staat ſeinen Credit in der Nomokratie gefunden habe; in dieſem Credit aber liege ein Irrthum, von dem der ſouveräne Staat vermöge ſeines moraliſchen Halts himmelweit entfernt ſei. Um moraliſch zu exiſtiren, müſſe er aber ein Regime von ſtrenger Diät und conſequenter Lebensordnung entwickeln.

Jetzt bricht plötzlich eine Caſſandra aus dem Verfaſſer heraus; wir befinden uns im Centrum ſeiner Streitkräfte, die aber keine Phalanx bilden; denn es ſind folgende:

„Das dürfen wir uns ſchlechterdings nicht verhehlen, daß wenn es uns hier in Preußen augenblicklich auch noch ſo leicht werden ſollte, der aus der Communication mit dem conſtitutionellen Staat herbeigetragenen Intereſſen Herr zu werden; wenn es uns Unterthanen ſelbſt auch noch ſo leicht werden ſollte, den Sinn allgemein zu wecken, in dem es ſich verträgt, mit voller Geſundheit an Herz und Geiſt zugleich königlicher Unterthan und ein deutſcher Ehrenmann zu ſein, kurz die Ehre des preußiſchen Staatsbürgerthums von dem überhand nehmenden krankhaften Gefuhl eines unwürdigen Befindens unſerer Bevölkerung in dieſer ihrer pflichtmäßigen Stellung unbefleckt zu erhalten, daß wir dann noch einen weit radicalern conſtitutionsluſtigen Liberalismus vorfinden werden, wenn es uns nicht auch gelingt, den Credit des ideal-monarchiſchen Abſolutismus zu brechen, mag er ſich philoſophiſch oder religiös oder wie ſonſt argumentiren."

Der Verf. hat fruher geſtanden, daß er nur einzelne gluckliche Tage zähle, die ihm eine helle, klar empfundene Stunde bringen; darum wird uns daraus keine Mißdeutung entſtehen durfen, wenn wir die Vermuthung ausſprechen, ſeine ſo eben angefuhrten Worte ſeien in einer unklaren, kranken Stunde von ihm concipirt. Warum will er den geſunden Wachsthum des preußiſchen Staats, der allerdings, wie der Herr Verfaſſer, ſeine Krankheitsanfälle hatte, aufhalten, warum verkennen, daß Preußen, als die Freiheit in Europa geſunken, weil die Völker ſich ihrer nicht wurdig bewieſen, unbeſchränkte Macht zeitgemäß war, durch das Herrſchertalent dreier Regenten innerhalb eines Jahrhunderts zu einer europäiſchen Macht ſich erhob und erhielt? Das ſtolze Gebäude des Deſpotismus aber, das ſchönſte ſeiner Zeit, ſtürzte zuſammen vor dem Hauche eines durch Freiheit und Gleichheit ſtark gewordenen Volkes. Aus den Trummern erhob ſich Preußen, als die Feſſeln im Innern gebrochen, durch des Volkes Kraft zu neuem Glanze, zu neuer Macht. So ſteht es da im europäiſchen Staatenſyſteme, neu geſchaffen, nicht durch den Corporalſtab, das Talent oder Feldherrngenie eines Mannes, ſondern durch das Talent ſeines Volkes für Nationalehre, Freiheit und Unabhängigkeit, — berufen zum Schutz und zur Erhaltung deutſcher Freiheit und Unabhängigkeit, wie ein Damm gegen des Auslandes drohende Barbarei, mehr gegen Rußland wie gegen Frankreich. So iſt die Erhaltung und Erſtarkung Preußens nicht nur nothwendige Lebensbedingung für Deutſchland, ſondern für Europa, im Intereſſe der Civiliſation, damit die Freiheit nicht untergehe in der alten Welt. Wie Preußen durch die ihre Zeit überflügelnde Intelligenz gegründet und emporgehoben, wie es die durch Intelligenz geweckte Volkskraft neu geſchaffen, ſo kann es nur blühen, wachſen und gedeihen unter dem Banner der Intelligenz, nur beſtehen, wenn es die beſte (d. h. die zeitgemäßeſte) Verfaſſung, die beſte Verwaltung und das beſte Heer hat. Was Preußen als europäiſche Macht neu geſchaffen, das Talent ſeines Volkes für Freiheit und Unabhängigkeit, kann es nur auf ſeiner Höhe erhalten; darum Entfeſſelung und Mobilmachung jeder geiſtigen und leiblichen Kraft, wie 1813, wo Preußen ſich an die Spitze der Völker, der Freiheit ſtellte. Einen andern Maßſtab anzulegen, andere Principien auszucalculiren, iſt durchaus kein Grund vorhanden. — „Die büraukratiſche Monarchie, behauptet der Freiherr von Stein, ſchadet der geiſtigen Entwickelung — ſie erſtarrt: — die freie conſtitutionelle Monarchie belebt, entwickelt, reißt den Menſchen aus dem trägen, ſelbſtſüchtigen Leben.“

Wenn der Verf. will, daß ſolche Reden „dem redlichen, ſchlichten Unterthanenſinn ſchon unendlich nachtheiliger geworden ſind, als aller Demagogen Leichtſinn“, ſo iſt das eben ſein Urtheilsſtandpunct, auf dem die Erſcheinungen im Leben der Völker wie durch gewiſſe Spiegel zu Zerrbildern entſtellt werden. „Doch das hehre Zeugniß der Geſchichte muß man nicht mißbrauchen: wer es mißbrauchen mag, der hat es auch niemals verſtanden“, ſind ja die eigenen Worte des Verfaſſers.

Ueber die Art, wie die Unterthanen eines Staats zur treuen Dienſtpflicht auf dem Wege des öffentlichen litterariſchen Verkehrs angehalten werden müßten, war in dem Abſchnitt: „Der Königsberger Brief“, des Langen und Breiten verhandelt. Hier nun geſchieht eigentlich daſſelbe, nur daß die Formen und Wege der Belehrung andere ſind, durch welche die Schule ihre Weisheit vergeblich an das Volk bringen möchte. Es iſt aber dem Verf. die Speculation, „deren Uebermacht ſtets aus krankhaften Zuſtänden der Geſellſchaft hervorbricht“, das Gift unſerer Zeit, welches wohl für einige Geiſter heilſame Nahrung liefern könne, im Ganzen aber, „wo nicht das einzige, doch das weſentlichſte Hinderniß geworden iſt, was das mißverſtändlich als willkürliche Reaction verſtandene Regierungsſyſtem in unſerm Staate gefunden hat.“

Aber der Verf. tröſtet ſich darüber mit ſeinem Argumente: „Welcher Kluge unter uns wäre ſo gar klug, zu zagen, daß er ſich einem Regiment fügen müſſe, bei dem ein Regent, wie der große Friedrich, beſtehen kann? Gerade dies Argument iſt das volksthümlichſte wider alle Einwendungen der Gegenpartei.“ Dem würden wir unbedingt beiſtimmen können, wenn wir noch in Friedrichs Zeiten lebten, wenn es nicht ſeine Perſon geweſen wäre, welche jenes Regiment in jenen Zeiten, und doch ſelbſt die letzten Regierungsjahre des großen Königs ausgeſchloſſen, volksthümlich gemacht hätte, und daß jenes Regiment doch niemals als Urſache dieſer Perſönlichkeit kann ausgegeben werden. Weil aber der Einzige das nicht gethan hatte, was ſeine Nachfolger nun auch nicht thun werden, ſo wird „das einfache Verſtändniß ſich auch in kurzer Zeit durchaus und überall geltend machen, — — darum verlohnt es ſich nicht der Mühe, viel zu reden.“

Wir hätten uns gleichfalls gern die Mühe erſpart, zu reden, wenn es dem Verf. nicht beliebt hatte, trotz ſeiner Einſicht in das Ueberflüſſige ſeiner Rede ſich doch ziemlich umſtändlich auszulaſſen. Wir benutzen aber ſeinen Wink, uns über das Folgende ſo kurz wie möglich zu faſſen. Wir übergehen ſein Raſonnement über Kirche und Staat, über Katholicismus und Proteſtantismus. Nothwendig muß der Verf. von ſeinem „Urtheilsſtandpunct“ aus catholiſiren, obgleich er von „wir deutſchen Proteſtanten“ ſpricht; er muß den ſymboliſchen Büchern ein geneigtes Herz und Gehör leihen. Von den ſymboliſchen Büchern zu dem Gedanken von dem großen, abſoluten Königthum des Herrn aller Herren iſt nur ein Schritt. Und nach ſolchen Prämiſſen erſcheint folgender Satz als unumſtößliche Wahrheit, wer nur den Glauben hat: „Ein Abſolutismus, wie er in Preußen behauptet wird, kann uns zu freien, edeln Kindern des Hauſes erheben oder zu ſchlechten Knechten herabwürdigen, die das Heil ihrer unſeligen Freiheit in der Empörung ſuchen, nicht ſo ſehr, wie die Regierung will, als noch vielmehr, wie wir ſelbſt wollen.“ (S. die Geſchichte von China.)

„Er iſt vorhanden, und ſteht darum ſicher, weil gar keine Macht da iſt, welche *berechtigt* wäre, ihm Widerſtand zu leiſten; auch der unbefangenſte Juriſtenverſtand müßte jeden *dahin einſchlagenden* Verſuch als Hochverrath, als Empörung qualificiren.“

Das ſind Axiome, die in ihrer ruhigen, contemplativen Würde auf ſich beruhen *müſſen*: denn jeder dahin einſchlagende ꝛc. — —

Wir wenden uns deßhalb lieber zu einer unverfänglichern Seite des Schriftchens, und geben zu den etwa unabſichtlich mitgetheilten Beiſpielen eines Styls, wie er nicht ſein ſoll, folgenden Muſterſatz: „Freilich (S. 135) können wir Se. Heiligkeit nicht zwingen, ſich auch ihrerſeits nach dem Zuſtande und dem Bedürfniſſe unſers Staates umzuſehen; wir aber werden uns jedenfalls bemühen müſſen, das Maß des Vernehmens richtig abzugrenzen, wenn unſere Regierung nur im mindeſten das Ziel, was ſie ſich geſteckt hat, eine dergeſtalt grundſätzliche Verwaltung, daß ſolche die Gemüther aus dem Motiv ihres Princips ſelbſt beſtimmt, erreichen will, wenn alſo, unter andern, die Lehrſtühle auf den Univerſitäten mit gutem Vertrauen ſollen beſetzt werden können und wenn der

Geiſt der Univerſitäten ſich wiederum mit dem Geiſte der mancherlei Aemter im Staat und in der Kirche endlich verſtehen ſoll." Und da wir einmal beim Abſchreiben ſind, noch folgende klaſſiſche Stelle:

„Höchſt wünſchenswerth für den Fortgang der Dinge muß es jedenfalls erſcheinen, dieſen plaſtiſchen Trieb (ein Bedürfniß nämlich auf die Regeneration noch lebendiger Körper im Staate) unter uns directeſt auf das Centrale in unſerm Staate ſich richten zu ſehen; jedes nicht ſchlechthin in dieſem Sinn organiſche Gewächs müßte unter den Zeitverhältniſſen ſich alsbald in ſelbſtſtändige Beziehungen und Miniatur-Conſtitutionirungen umſetzen, die zu den vielen Gebreſten einer in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen theils durch die außerordentlichſten Schickſale der Zeit, theils durch die außerordentlichſten Opfer begeiſterter Hingebung noch immer wunden Gegenwart nur neue bringen müßte."

In ſolchen eigenthümlichen Wünſchen, Hoffnungen und Befürchtungen, die ſich in das Gewand einer ſchwerfälligen Dialektik gekleidet haben, bewegt ſich die Darſtellung von Anfang bis zu Ende.

Ueber den fünften Abſchnitt, der von den Provinzialſtänden handelt, haben wir ſchon im Eingange unſerer Anzeige die nothwendigen Andeutungen mitgetheilt. Der Verf. mußte von ſeinem „Urtheilsſtandpunct" nothwendig zu den Conſequenzen kommen, mit denen er das Inſtitut des Provinziallandtags umgibt, „obgleich er befürchten muß, mit dieſer ſeiner Meinung ſehr allein zu ſtehen". Denn das wichtigſte Moment im Daſein der Provinzialſtände konnte nach des Verf. Meinung dahin ausſchlagen, daß ſie „das Beſchwerde führende Corps" wurden. „Aber wer hat denn auch dies dem Provinziallandtage dictirt?" Nach einigen „Argumenten" gelangt der Verf. zu der Behauptung: „Se. Majeſtät der König ſelbſt würde das Land nicht wohl berathen, wenn er ſein Angenmerk darauf richten wollte, vor allen Dingen die Beſchwerden hinweg zu räumen." Auch dafür hat der Verf. ſeine Argumente. Ob als Argument für oder gegen ſein aufgeſtelltes Axiom, denn er ſpricht ſich darüber noch undeutlicher als gewöhnlich aus, führt er an: „Die rheiniſche Rechtsverfaſſung exiſtirt nach dem königlichen Willen; darüber hinaus hat die Frage hier kein Intereſſe." Die Rheinländer haben aber nicht ſo viel gethan für die Centralität des königlichen Staates, als dieſer für das rheiniſche Rechtsſyſtem. Als Verwarnung ſchließt der Verf. ſogleich an: „Im Intereſſe des königlichen Staates aber muß die nachdrückliche Wirkung des Provinzialtags geſucht werden; jede andere, die ſich zu einem momentanen Leben erkräftigen ſollte, muß nothwendig zu den allerheilloſeſten Zerwürfniſſen führen (S. 157)." „Der Landtag aber iſt nur ein ſehr beſcheidenes Inſtitut in unſerm Staate, berufen ohne Blähung (!) zu ſeinem Nutzen gerade an der Stelle, wo ſich öffentliche und Privatintereſſen ihrer Natur nach ſondern, zu wirken; in dieſer ſeiner Beſchränkung und in dieſer ſeiner Beſtimmung iſt er eben ein Provinziallandtag", ſagt der Verf. ſehr wahr.

Um dem Leſer nicht länger wehe zu thun, ſchließen wir mit des Verf. eigenen Worten, die aber zugleich das hohe Lied ſeiner Geſinnungsgenoſſen bilden: er ſpricht „von der höchſt ehrwürdigen Nationalität im deutſchen Volk, wie es in ſeiner trauten Einfalt, gering, ſchlecht und recht, ſtill für ſich hinlebt. Es iſt aber unſer Schickſal, wo wir klug zu thun anfangen (welche Beſcheidenheit, daß ſich der Verf. mit einſchließt), wo das Gemüth nicht mehr in vollen Tönen ſpricht, ſchlägt der Aberwitz die deutſchen Geißler." „Ehren wir, ſag' ich, den vernünftigen, nüchternen Sinn unſers ächt deutſchen Nationaltemperaments ꝛc." Aehnliches hat vor Zeiten Wolfgang Menzel der Welt veroffenbart in ſeiner Litteraturgeſchichte, und Börne darauf geantwortet: „Wir pauſiren zwar beträchtlich, ſind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unſere Niederkunft und ſchlafen unſern guten deutſchen Pflanzenſchlaf; doch könnte es geſchehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüſtern; darum ſperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unſere eigene Exaltation ſicher zu ſtellen. Thut das, lieber Herr!“

Rtg.

VII.

Der Adel und die Zeit.

Im Auguſt des vorigen Jahres[*] haben wir den erſten Theil der Schrift:

> Zwei Kapitel aus einem Manuſcripte über deutſche Angelegenheiten. Leipzig, 1841

einer Prüfung unterworfen; daß auch die zweite größere Hälfte derſelben einer ſolchen bedarf, könnte im neunzehnten Jahrhundert befremden, wenn man nicht wüßte und ſähe, daß alle geſchichtlichen Erſcheinungen noch lange nachher ihre Nachzügler haben, deren Muth zu größerer Bewunderung auffordert als ihre Einſicht. Das zweite Capitel der genannten Schrift handelt:

> „Ueber den deutſchen Adel und deſſen Reform in geſchichtlicher, ſtaatsrechtlicher, nationalökonomiſcher und politiſcher Beziehung mit Rückſicht auf die neueſten Erſcheinungen in Preußen.“

Wer die Reformation und die Revolution in ihrem Grundſatze und geſchichtlichen Verlaufe auffaßt, deſſen Urtheil wird ſich zu dem Satze abſchließen: der Geiſt der Zeit iſt, die Zeit des Geiſtes zu verwirklichen. Es iſt wahr, die Form hat lange, ſehr lange geherrſcht; aber dies iſt ein Grund mehr, daß der Geiſt an ihre Stelle trete, daß die verborgenen Keime der ganzen Menſchheitsgeſchichte an's Tageslicht hervorkommen und mit Einſicht und Liebe gepflegt werden. Dieſe Selbſtprophezeiung der Geſchichte geht auf vollſtändige Entwickelung der Idee: Menſch. Die neuere Zeit iſt rüſtiger, als irgend eine, in dieſer Arbeit begriffen. Erſt die neuere Zeit hat den Menſchen entdeckt; und von Tage zu Tage begreift der Menſch ſich beſſer, nachdem er einmal ſich ſelbſt gefunden. Wo befand ſich denn vormals der Menſch? Er war begraben von der Form, dem Namen, der Aeußerlichkeit, der Hülſe; der Kampf gegen dieſe Feſſeln iſt die Bedeutung der neueren Zeit. Sie hält das ungeſchriebene Geſetz in der Menſchenbruſt als blendende, vernichtende Folie gegen die kleinen bürgerlichen Satzungen, ſie will den Geiſt von der Tyrannei der leeren ſich aufblähenden Form befreien, ſie erhebt das Herz und das natürliche Gefühl über die bloße Convenienz, die Offenheit über die Maſke, die Wahrheit über die Lüge. Leider ſtecken wir noch tief in der geſellſchaftlichen Heuchelei. Wie viele Scheinexiſtenzen ſpreizen ſich mit erlogenem Gehalte, wie viele Staatstalente, wie viele Pedanten, wie viele Gecken verſperren unnütz den Raum! Es gibt Kirchengemeinſchaften, in denen einige plumpe Ceremonien und verſteinerte Glaubensformeln über die ewige Seligkeit entſcheiden. Es gibt „freie“ Staatsverfaſſungen, welche den Werth des Menſchen auf der Gold- und Silberwage berechnen; auch das alltägliche Leben klebt vielfach an dieſer ſchmutzigen Rechenkunſt. Es gibt abſolute Monarchien, in welchen die officiellen Zeitungen den Millionen Unterthanen tagtäglich die hohnvolle Lüge, wie ſelig ſie unter dem „väterlichen Scepter“ leben, in's Geſicht ſchleudern.

---

[*] In den deutſchen Jahrbüchern.

Sein oder Schein, darum handelt es ſich. Der größte Menſchenkampf iſt ewig zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen

Inhalt und Form, zwiſchen Wirklichkeit und Schatten, zwiſchen Geiſt und Materie. Hier liegt der Criſtalliſationspunkt aller Culturideen. Ehe dieſe anſchießen, dauert es lange. Sie ſind eben ſo ſelten, als die Eintagsfliegen häufig. Deßhalb wälzte ſich das Menſchengeſchlecht ſo mühſam, ſo ſchläfrig auf der Bahn der Entwickelung fort. Koſtet es nicht Jahrhunderte, bis ein längſt gehängter, geſpießter, geräderter, verbrannter Irrthum endlich, endlich wirklich und wahrhaftig todt iſt? Nicht genug. Dann geht er noch um. Nun, die Irrthümer der Menſchheit ſind Rieſen, und ihre Beſieger, die Culturgedanken, müſſen auch Rieſen ſein, Rieſen — nicht ſowohl an Tiefe des Denkens, als an Kraft, Geduld, Unerſchütterlichkeit. Wie Oxenſtierna zu ſeinem Sohne ſagte: „Da ſiehſt du, mein Kind, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, ſo ſpringt auch in die Augen, wie einfach die Gedanken ſind, welche die Welt weiter brachten. Der Gedanke Jeſu, der Gedanke Luthers, der Gedanke der Revolution, der Gedanke der neueren Philoſophie — was iſt er anders als der einfache Satz: Ein Menſch iſt ein Menſch?“ Dieſe triviale Wahrheit iſt noch wenig genug im Privatleben, weit weniger im öffentlichen anerkannt. Es iſt aber nicht die Schuld der Axiome, wenn die Piedeſtale ihrer Herrſchaft Leichenberge ſind.

Alſo die Idee des Menſchen, einerlei ob vom ſpeculativen Denken, oder von der empiriſchen Anthropologie erfaßt, iſt auch heute noch der Brennpunkt des öffentlichen Kampfes. Das Mittelalter hatte wohl Könige, Herzoge, Grafen, Ritter, Knappen, Prieſter, Mönche, Bürger, Leibeigene, aber keine Menſchen ſchlechtweg. Die gemeinſchaftliche Größe, welche allein jenen Ständen zum Grunde lag, das Menſchenthum, iſt erſt von der theoretiſchen und practiſchen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts herausgeſondert und zum General-Nenner der Weltgeſchichte erhoben worden. Die organiſche Rechtsnivellirung für alle Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft iſt der Zweck aller heutigen Volksbewegungen. Freilich gab es auch in der Feudalzeit Rechte und Freiheiten, aber bloß Standesrechte und Befreiungen von der allgemeinen Pflicht. Je niedriger der Stand, deſto dünner das Recht, bis es ganz unten den Nullpunkt erreichte. Als man „Freiheiten“ hatte, kannte man eben deßhalb die Freiheit nicht. Unſere Zeit bildet ſich zum Antipoden des Mittelalters aus. Die Vergleichung mit letzterem zeigt auch, daß es mit der „Erklärung der Menſchenrechte“ noch mehr auf ſich hat, als indifferente Witzlinge und dienſteifrige Polizeiräthe meinen. Die Menſchenrechte beſagen eben, daß aus dem Kaſtenſtaate ein Menſchenſtaat hervorgehen, daß die Maſſe der Nation nicht mehr zum Nutzen und Vergnügen Eines oder einiger Menſchen vorhanden ſein ſoll. Die natürliche Ungleichheit der Stellungen ſoll nicht künſtlich und gefliſſentlich vergrößert, ſondern durch die auf den gemeinſamen Menſchenbegriff begründete Rechtsgleichheit ausgeglichen werden.

Deßhalb iſt der Adelsſtand mit der neueren Entwickelung unverträglich. Alle Beſtrebungen, jenes ſinkende, überlebte Inſtitut zu halten oder durch Reform zu kräftigen, ſind bloße Oscillationen, durch welche die Geſchichte ſich nicht aus ihrer Bahn weiſen läßt. Der Ausdruck Reform kann nicht beſtehen; etwas völlig Unbrauchbares verdient ſie nicht und iſt ihrer nicht fähig. Solche Altflickerei kommt doch nur auf bare Reſtauration hinaus, wobei man mit einem Satze in eine weit hinter uns liegende Zeit zurückſpringen will. Die ſchönſten Worte, daß der Adel nun wirklich eine Wahrheit ſein ſolle, wirken nicht mehr als die Zahlen, mit denen ſich einer auf dem Papier ein beliebiges Vermögen zuſchreibt. Die neueren Lebensregungen des Adels als ſolchen haben alle einen kläglichen Verlauf genommen. Wir ſehen wohl Zuckungen, aber es ſind die durch Galvanismus aus Gehängten gelockten. Alle dieſe Verſuche liefern den Beweis, daß die adligen Reformers ſich im Stoffe vergriffen haben. Die Adelskette von 1815 war ſchon todtgeboren, da ihr Programm von den Mitgliedern nicht mit ihren Unterſchriften beehrt wurde. Mit mächtigem Hiatus wurde verkündet, „es ſei die Beſtimmung des Adels, der erſte und gebildetſte Stand in Deutſchland zu ſein; in ihm ſolle der alterthümliche ritterliche Sinn erweckt und erhalten werden, damit jede geiſtige und körperliche Bildung bei dem Adel immer mehr fortſchreite. Man hoffe ein fröhliches Gedeihen und kräftiges Wachsthum der Verbindung. Aus demſelben würden ſich manche liebliche Blüthen und Früchte entwickeln, die für jetzt noch nicht zu ahnen ſeien.“ Dieſe Lieblichkeit würde der deutſchen Nation ausnehmend bitter vorgekommen ſein. Aber, wie Klüber ſagt, „es war vorauszuſehen, daß dieſe Wiener Congreßfrucht, welche vier Jahrhunderte zu ſpät kam, zur Reife nicht gedeihen werde“. Daſſelbe läßt ſich auch von den allerneueſten Bemühungen des Adelsvereines oder vielmehr der Adelszeitung ſagen, um welche ſich ein bekannter Baron ſo viele Verdienſte erworben hat. Es hat auch dieſe ritterliche That nichts verfangen wollen; das Zeitalter iſt zu proſaiſch, zu undankbar. Es widerſetzt ſich dem practiſchen Reſtaurationsweſen, verdirbt aber übrigens Keinem ſeine unſchuldigen Freuden. Wenn ein Glied des öffentlichen Lebens im Verfaulen und Vergehen iſt, ſo finden ſich immer zahlreiche Dienſtbefliſſene, welche daſſelbe Glied, welches ſie mit Salben und Binden behandeln, für ein kerngeſundes ausgeben, und das Publikum fleißig davon unterhalten. Ein reichbedachter Zweig der vornehmen Literatur ſind die vielen Adelslexica, Wappenbücher und Adelszeitungen. Zu allſeitigem Nutzen nennen wir einige Denkmäler der neueſten Sorgfalt für das Alte: v. Zedlitz-Neukirch, preußiſches Adelslexicon; Caſt, ſüddeutſcher Adelsherold; das bairiſche Adelsbuch; das polniſche Wappenbuch von Nieſiecki, neue Auflage u. a. Dieſe Literatur ſcheint wirklich einem dringenden Zeitbedürfniſſe zu entſprechen. Die veränderte geſellſchaftliche Stellung des Adels, und die Ahnung des Looſes, welches die Urne des Jahrhunderts für ihn noch bewahrt, ruft wohl die ägyptiſche Pietät hervor, welche ſein Andenken der wißbegierigen Nachwelt auf's genaueſte überliefert. Aber die neuen Entwickelungen gehen trotz der Mumien vorwärts; den Lebendigen gehört die Welt. Nur müſſen ſie nicht müde werden, das Todtengräberamt nebenbei zu verwalten. Es iſt Zeit, auch unſerem Adelsreformator dieſen Liebesdienſt zu erweiſen. Hören wir, was er will.

Er ſpricht zuerſt (S. 37—51) vom hohen Adel, beſonders von deſſen Reclamationen ſeit 1815. Die Geſchichte der Mediatiſirung iſt bekannt genug; die hohen Herren haben ſelbſt dafür geſorgt, daß gewiſſe Thatſachen und deren Nutzanwendung bei den Deutſchen nicht ſo bald in Vergeſſenheit ſinken können. Das deutſche Reich war ſchon lange ein wüſter Haufen ſouverainer Oligarchien unter einem Nominalkaiſer, welcher ſelbſt bloß der größte jener Oligarchen war. Da im lieben Deutſchland Alles in ſeliger Ruhe entſchlafen lag, ſo konnte uns der Schimpf nicht erſpart werden, daß fremde Hände mit unſerer Neugeſtaltung begannen. Wir können es nicht läugnen: unſere weſtlichen Feinde brachten uns die Recepte zu der Kraft, mit welcher wir, ſie ſpäterhin beſiegten. Das Mediatiſiren war einer der gewaltigſten Hiebe, welche die Art der Revolution auf deutſchem Boden vollführte. Auch die Democratie weiß das *οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανία* in Uebung zu bringen. Die Mediatiſirten aber konnten ſich nicht recht in die Zeit finden; und mit dem Wiener Congreſſe hofften ſie die Rückkehr der guten alten Zeit. Daß ſie für ihren Vortheil arbeiteten, wer möchte es ihnen verdenken? So ſpricht man wohl zu ihrer Rechtfertigung. Aber dieſer Vortheil, in die deutſche Sprache überſetzt, war der Nachtheil von Millionen Menſchen. Und deßhalb muß man Mangel an Vaterlandsliebe denen vorwerfen, welche in Wien lungerten und feilſchten, um alle ihre drückenden Privilegien zu retten und das alte Familienſchlaraffenthum wiederherzuſtellen. Obwohl ihnen nun die Reichsunmittelbarkeit nicht wieder zu Theil wurde, ſo blieb oder fiel ihnen doch mancher ſette Biſſen zu, um den ſie ein rüſtiger Bürger oder Bauer, welcher alles, was er vom „Staate“ hat und noch darüber, baar bezahlt, nicht beneidet. Wenn die deutſche Nation ſich mit ein paar Zeilen in der Bundesacte begnügt hat, ſo können ſich die Mediatiſirten wahrlich nicht beſchweren, denen die Bundes- und die Schlußacte eine ſo weitläufige Zärtlichkeit gewidmet haben. Nach dem 14. Artikel der Bundesacte genießen die mediatiſirten oder ſtandesherrlichen Familien die größte Privilegirtheit im Staate, insbeſondere in Anſehung der Beſteuerung; ſie haben privilegirten Gerichtsſtand und ſind von aller Militärpflichtigkeit befreit; ſie ſind im Beſitz des größern Theils der Gerechtigkeitspflege, ferner der Polizei und des Patronats. Anderes, wie die Ebenbürtigkeit mit den ſouverainen Häuſern, iſt gleichgültig. „Indeſſen“, wie unſer Verfaſſer ſelbſt ſagt, „genügten dieſe Beſtimmungen noch keineswegs den Anſprüchen dieſer hohen Familien.“ Deßhalb ſuchten einige Mediatiſirte durch Separatunterhandlungen mit ihren Landesherren ihre Vorrechte zu erweitern. Der ſchlimmſte Punkt blieb die Auslegung des 14. Artikels der Bundesacte. Die deutſche Sprache iſt in öffentlichen Actenſtücken, mit Ausnahme vieler Polizeiſachen, gewöhnlich ſo höflich und ſchüchtern, daß von vorne herein der Sinn nicht recht klar iſt und man ſich das Vergnügen, Commentare zu machen, vorbehält. Dieſe Commentare ſind aber erſt dadurch vollkommen, daß ſie ſpäter noch einiger Interpretationen bedürfen. Demnach erhielt auch in Folge von Reclamationen der Standesherren gegen verſchiedene Regierungen, namentlich die würtembergiſche, der 14. Artikel der Bundesacte ſeine nähere Erklärung in dem 63. Artikel der

Schlußacte von 1820. Schon vorher in dem Beſchluſſe der Bundesverſammlung vom 24. Mai 1819 waren die deutſchen Regierungen ermahnt worden, ihre Unterhandlungen mit den Standesherren „ungeſäumt" zu betreiben; die unerledigt bleibenden Punkte ſollten „innerhalb kürzeſter Zeitfriſt" (d. h. „noch im Laufe der gegenwärtigen Sitzungen vor den Ferien, oder ſpäteſtens bei dem Wiederanfange der Sitzungen"), an den Bundestag gebracht werden. Man ſieht, daß die Standesherren mit einer ihrem Stande gebührenden aufmerkſamen Eile bedient wurden. Ein unſchätzbares Gut wurde ihnen in der Wiener Schlußacte zugewendet. Sie beſagt im 63. Artikel unter anderem: „Wenn gleich die über die Anwendung der in Gemäßheit des 14. Artikels der Bundesacte erlaſſenen Verordnungen oder abgeſchloſſenen Verträge entſtehenden Streitigkeiten *in einzelnen* Fällen an die competenten Behörden des Bundesſtaates, in welchem die Beſitzungen der mittelbar gewordenen Fürſten, Grafen und Herren gelegen ſind, zur Entſcheidung gebracht werden müſſen, ſo bleibt denſelben doch, im Falle der verweigerten geſetzlichen und verfaſſungsmäßigen Rechtshülfe, oder einer einſeitigen, zu ihrem Nachtheil erfolgten legislativen Erklärung der durch die Bundesacte ihnen zugeſicherten Rechte, der *Recurs an die Bundesverſammlung* vorbehalten; und dieſe iſt in einem ſolchen Falle verpflichtet, wenn ſie die Beſchwerde gegründet findet, eine genügende Abhülfe zu bewirken." Wer wollte dieſe *Familien* nicht glücklich preiſen, daß ihnen ein ſo vollſtändiger Rechtsweg frei gehalten worden iſt? Der Hannover'ſche Verfaſſungsſtreit hat in allen deutſchen Ländern eigene Bedenken hervorgerufen; man wünſcht auf's lebhafteſte, daß die *Völker* Deutſchlands bei der hohen Bundesverſammlung daſſelbe geneigte Gehör, wie die Standesherren, finden möchten. Zu Gunſten der letzteren iſt ſogar eine ſtändige Bundescommiſſion errichtet für alle wegen ungenügender Vollziehung des 14. Artikels der Bundesacte eingehenden Beſchwerden. Dieſe Commiſſion iſt ſchon ſtark genug beſchäftigt worden. Noch einmal, glücklich die Durchlauchten und Erlauchten, welchen in ihren Händeln mit den Landesherren die Appellation an die hohe Bundesverſammlung unverkümmert iſt und zu ſorgfältigſter rechtlicher Erörterung führt. In neueſter Zeit ſind ein Beiſpiel hievon mehrere Bundestagsbeſchlüſſe, in welchen die Beſchwerden der meiſten Standesherren des Großherzogthums Heſſen wegen der Grundrentenablöſung die bereitwilligſte Berückſichtigung gefunden haben. Dort wie anderswo (z. B. in Hannover) iſt den Standesherren die Landesgeſetzgebung, obgleich oder weil ſie mit den helleren und gerechteren Zeitanſichten Schritt hält, nicht gut genug; ſie verlangen mehr für ſich, als die gewöhnlichen Gutsbeſitzer. Sie richten ſich nach dem Evangelium: den Habenden wird gegeben. Die Privilegien und Monopole, mögen ſie noch ſo abgeſchmackt ſein, haben mit dem Salze wenigſtens die Aehnlichkeit, daß ſie immer durſtiger machen.

Nach dem hohen Adel handelt der Verf. vom niederen Adel (insbeſondere der ehemaligen Reichsritterſchaft), welchen die deutſche Bundesacte ebenfalls mit Vorrechten, ähnlich denen der Standesherren, bedachte. Der Verf. meint, durch die neuen Verfaſſungsurkunden ſei auch der niedere Adel „gleich den Nichtadeligen in ſeine ewigen Rechte eingeſetzt“. Mit der Ewigkeit iſt es wohl ſchlecht beſtellt: die „hiſtoriſche“ Schule ſollte doch ſelbſt am beſten wiſſen, daß Wandel und Vergänglichkeit in allen irdiſchen Dingen herrſcht. Will man es als ein beſonderes Recht betrachten, daß die Adeligen ihren Namen nach einer eigenen Methode ſchreiben, ſo kann ihnen daſſelbe unbedenklich in alle Ewigkeit verſtattet werden. Die Frage bleibt bloß, ob die größere Reichhaltigkeit der Benennung auch ein größeres Maß bürgerlicher Rechte einſchließe und rechtfertige. Der Verf. meint: „Da der Adel nicht mehr die kriegeriſche Kraft der Nation repräſentirt, ſo kann er heute nicht mehr ſein, was er *ehedem* war. Aber er kann in *verjüngter* Geſtalt auftreten, nützlich den Fürſten und wohlthätig den Völkern." Würde dieſe Verjüngung auf etwas anderes hinauslaufen, als daß der Adel in unſerer Zeit die Civilkraft der Nation repräſentiren ſolle? Der Nutzen des Adels für die Fürſten iſt wenigſtens zweideutig und nur da ſicher, wo dieſer ein bloßer Adels- nicht Volksfürſt iſt. Woran aber ſoll die Wohlthätigkeit des Adels für die Völker erkannt werden? In welchem Lande iſt der Adel etwas anderes geweſen als ein Inſtitut zur Benachtheiligung der ganzen übrigen Nation? Selbſt wenn gar keine Beſchädigung in der Abſicht lag, waren die regelmäßigen Wirkungen eines Standes mit mehr Rechten und weniger Pflichten, als andere Stände, unausweichlich.

Wie löcherig raiſonnirt wird, davon folgender Beleg: „Der *Adel* kann, ſeine Anſprüche auf Grund und Boden und auf größeres geiſtig-moraliſches Vermögen ſtützend, ſich an die Spitze der neuen und allgemeinen Staatsintereſſen ſtellen, und man wird ihm gern in jedem conſtitutionellen und weiſe regierten Staate alle die Vorrechte einräumen, die mit der Verfaſſung vereinbar ſind, und auch dem erworbenen, nicht ererbten Verdienſte freie Bahn laſſen. Rechtlich wird man es ohnehin finden, dem Adel den Verluſt ſolcher Rechte zu vergüten, in deren wohl erworbenem Beſitze er ſich bisher befand. Gerecht wird man ſeinen Schmerz über den Verluſt der Selbſtſtändigkeit nennen, beſonders wo das Opfer nicht für einen großen und würdigen Zweck gebracht werden mußte." Sieht man da nicht mehr Verkehrtheiten als Wörter? Die „neuen Staatsintereſſen" und das allgemeine Beſte ſind mit Adelsſtand unverträglich; will er alſo etwas bedeuten, ſo muß er in der Reformarbeit bei ſich ſelbſt anfangen, er muß ſich ſelbſt aufheben und das Schmarotzerthum auf allgemeine Koſten verſchmähen. Gibt es denn etwas Ignobleres, als unter nichtigen Vorwänden Prärogativen vor ſeinen Mitbürgern genießen? Was iſt das Obdach der Adelsprivilegien anderes als ein vornehmes Armenhaus? Aber die „Anſprüche"! Sehr wohl. Ein Bernſtorff, ein Stein und ihres Gleichen werden mit Jubel „an der Spitze der Geſchäfte" begrüßt; allein hätten ſie bloß Grund und Boden beſeſſen, ſo wären „ihre Anſprüche" ohne allen Grund und Boden geweſen. Wenn der Verf. nicht ſonſt als ernſtmeinend beglaubigt wäre, ſo müßte man in ſeinem „größeren geiſtig-moraliſchen Vermögen" des Adels einen guten Scherz erblicken. Noch öfter ſpricht er von dem „mit Grund und Boden gehörig dotirten und geiſtig hochſtehenden Geſchlechtsadel", als wenn das Beiſammenſein dieſer Eigenſchaften ſich von ſelbſt verſtände. Der Verf. ſollte aber nicht ſo oberflächlich ſein und lieber einen recht gründlichgelehrten anatomiſch-phyſiologiſchen Beweis des ſpecifiſchen Vorranges adliger Gehirne geben. Bis dieſer Beweis erſcheint, muß es ſchon bei der trivialen Wahrheit bleiben, daß die Natur bei der Austheilung ihrer Gaben nicht erſt Befehle von höchſten und hohen Stammbäumen einholt. Bezüglich auf das „Moraliſche", iſt althergebracht die Erfahrung, daß „adlige" Erziehung eine Quelle vieler Untugenden iſt, wenn gleich eine gute geſunde Natur den Sieg über ſolche verderbliche Einflüſſe erringen kann. Der Verf. irrt ſich weiter, daß man dem Adel „gern" Vorrechte einräumen werde. Die Nation hat das größte Recht, ſich dadurch beleidigt zu fühlen; und Regierungen, die es „gern" thun, verſtehen weder ihres Volkes noch ihr eigenes Beſte. Mit der „Verfaſſung" ſind alle Vorrechte durchaus unvereinbar; ſie kennt nur Rechte. Zwiſchen Beiden iſt ein unermeßlicher Unterſchied; denn Rechte ſetzen Leiſtungen voraus, Vorrechte aber wollen Lohn ohne Arbeit und ſind mit Ungerechtigkeit gleichbedeutend. Deßhalb iſt es auch optiſche Täuſchung, daß neben „Vorrechten" das der Perſönlichkeit immanente Verdienſt „freie Bahn" habe. Locomotiven und eingeſchirrte Pferde können keinen regelrechten Wettlauf halten. Welche niedrige Anſicht vom „Verdienſte" enthüllt ſich in der Vorausſetzung, es gebe zwei Claſſen deſſelben, ererbtes und nicht ererbtes. Zum Helden oder zum pflichtgetreuen Manne hat ſich noch Niemand geſchlafen. „Verdienſt" läßt ſich nicht forterben, ſo wenig wie ein Göthe ſeinen Genius vermachen kann. Wer aber Anſprüche erhebt bloß deßhalb, weil ſein Vater oder Ahn Verdienſt hatte, verdient wegen Mangels an Ehrgefühl bejammert, aber nicht erhört zu werden. Die adlige Verdienſttheorie iſt völlig ebenbürtig mit der orthodox-kirchlichen von der Rechtfertigung und Erlöſung des Menſchen durch die Verdienſte und Leiden Chriſti. Dieſe an Cretinismus gränzende und nur zu leicht alle wahrhafte Tugend untergrabende Lehre iſt bei den Katholiken noch um einige Grade kindiſcher ausſtaffirt, als Theorie von dem unerſchöpflichen Gnadenſchatze der Kirche, welcher aus den überſtrömenden Verdienſten Chriſti und aller Heiligen beſteht. — Auf die Theorie vom „wohl erworbenen Beſitze" läßt ſich nichts erwiedern, als daß er eben ſo „wohl verloren" iſt. Das Adelsinſtitut iſt nicht ſowohl durch Andere, als durch ſich ſelbſt und ſeine eigenen Frevel geſtürzt. Schon allgemein genommen, läßt ſich mit der Menſchheitsentwickelung und der Vernunftſtärkung nicht rechten. Zahlloſe Dinge ſind ſchon dem „Gewonnen und Zerronnen" anheimgefallen. Es gibt noch einen höheren Rechtscoder als die Verbriefungen, deren Urſprung gar oft eine verbrecheriſche Gewaltthat iſt, als die der Menſchennatur zuwiderlaufende Geſchlechter-Domination. Warum immer Entſchädigungsanſprüche für die Rechte erheben, welche der Adel gehabt hat? Oder wären nicht viel berechtigter die Entſchädigungsanſprüche wegen der Rechte, welche das Volk nicht gehabt hat? Und doch hat man nicht gehört, daß die Leibeigenen, als ihre Sonne aufging, Gegenrechnungen gemacht, Schmerzensgelder für die langen Generationen ihrer Ahnen gefordert hätten. Alſo laßt euch genügen an den genoſſenen Freuden eurer Vorfahren, und ſeid froh, daß die Leiden, mit welchen jene erkauft wurden, nicht an euch und euren Kindern heimgeſucht werden. Laſſet alſo die todten Rechte ruhen. Oder was wollt ihr billiger Weiſe mehr als allgemeine Gleichheit und freie Concurrenz? Erkennet doch, um wie viel gerechter die Völker und volksmäßigen Regierungen ſind, als eure einſt dominirende Kaſte. Man hat euch mit keinem bürgerlichen Banne vergolten. Im Gegentheil, muß manches Land noch ſagen. Leer iſt daher des Verf. Klage über den „Verluſt der Selbſtſtändigkeit". Als der Adel nicht durch innerlich begründete Vorzüge, ſondern durch Stand und unter allen Umſtänden gültige Privilegien herrſchte, damals war er „unſelbſtſtändig" im wahren Sinne; jetzt, da es heißt: Was leiſteſt du? iſt auch der Adlige erſt wahrhaft frei und ſelbſtſtändig. Das iſt freilich richtig, auf anderen ſtehen und ſie treten, dieſe Art „Selbſtſtändigkeit" haben wir hinter uns. Der Teufel habe ſie ſelig! Der „Zweck", für welchen ſie hat hinfahren müſſen, iſt wohl ſo „groß und würdig", wie irgend einer, trotzdem, daß er dem Verf. nicht ganz einleuchten will. Ich kann ihm aber ein Mittel verſchreiben, welches ſeinen Kopf ſo hell machen würde, wie eine Hydrooxygengasflamme. Er wähle ſich irgend einen ordentlichen Bojaren zum gnädigen Herrn und lebe einige Jahre als deſſen Leibeigener. Ein kleines Opfer im Intereſſe ſocialer Experimente! Es müßten noch Wunder geſchehen, wenn der Verf. auch dann noch die „Selbſtſtändigkeit" des Bojaren nicht würdigte.

Wandern wir mit dem Verf. weiter. Er findet, daß die ſeit der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland erſchienenen Schriften über den Adel ſich ſelten „mit Unparteilichkeit" über deſſen Weſen verbreitet hätten. Ihm muß es wohl ſo vorkommen; wirklich aber iſt Parteinahme gegen den Adelsſtand als Staatselement eigentliche Unparteilichkeit. Wenn Jeder ungeſtört ſeine Menſchen- und Bürgerrechte genießen darf, wer kann ſich da beklagen? Es wäre aber dürre Parteilichkeit, für einen eximirten Stand zu ſprechen.

Wunderlich motivirt iſt die Behauptung, die Amts- und die Geldariſtokratie ſeien die gefährlichſten, „weil ſich ihre Genoſſen für beſſer und tüchtiger halten, wie (als) Andere, bloß weil ſie mächtiger oder reicher ſind, wie dieſe.“ Als hätten die Adligen für gewöhnlich nicht auch eine ſehr ausgezeichnete Meinung von ſich ſelbſt; nur der Grund iſt zunächſt ein anderer: weil ſie höher geboren ſind. Wer von den dreien hat nun mehr Grund? Der Verf. klagt, die Ariſtokratien des Muthes und des Talentes und der grundbeſitzende, geiſtig hochſtehende Geſchlechtsadel würden unterdrückt. Welcher Miſchmaſch! Schlechten Dank werden ihm aber ſeine Clienten wiſſen, wenn er berichtet: „Wir ſehen jetzt dieſe drei factiſch edle und würdige Ariſtokratien auf die beklagenswertheſte Weiſe in den Vorzimmern jener anderen harren, welche die Ehrenſtellen und Würden an ambitiöſe und knechtiſche Individuen verleihen, und den Mammon in ihren Kiſten haben, der ſie zu Feldmarſchällen der Staatspapiere macht.“ Wenn Muth, Talent, Geburt, Grundbeſitz wirklich antichambriren und ſich unter die „ambitiöſen und knechtiſchen Individuen“ miſchen, ſo iſt das nicht „beklagenswerth“, ſondern verächtlich, niedriger, als Worte ſagen können. Glücklicher Weiſe gibt es noch Menſchen, welche der Verf. nicht in ſeinem obigen Fachwerke zu laſſen wüßte. Ein „geiſtig hochſtehender“ Mann, ſei er adliger oder bürgerlicher Geburt, iſt kein Schweifwedler: wenigſtens kann dies nicht als Regel gelten. — Seinen Tadel der Geldariſtokratie unterſtützt der Verf. mit einem Ausfalle Menzel's gegen dieſelbe. Letzterer möge es vor der Geſchichte verantworten, daß er behauptet: „Früher achtete man den Menſchen, jetzt nur noch das Geld.“ Gewiß wird noch heute das Reinmenſchliche lange nicht ſo geachtet, wie es ſein ſollte: aber zu welcher Zeit wäre es mehr für das erſte und wahre Criterium gehalten worden, als gerade ſeit der großen Revolution? Gewiß ſpielt das Geld oft genug eine unverdiente Rolle; aber in welcher Zeit wäre dies nicht der Fall geweſen? Die Metall- und Papierform macht es doch nicht allein; mit Gütern jeder Art ſind immer Anſprüche, auch die allerſchlechteſten, durchgeſetzt worden, bei Heiden und Chriſten, bei Morgen- und Abendländern. Die Wirkungen des neueren Geldſyſtems ſind aber zum Theil von weſentlichem Nutzen für die Geſellſchaft. Menzel ſagt ſelbſt: „Das Geld hat jenes Phantom der Ideologen, die allgemeine Gleichheit, wirklich in's practiſche Leben eingeführt, ſo weit dieſes möglich iſt. Geld iſt der Schlüſſel zu allem, und jeder Menſch kann ihn finden." Ich biete mich mit Vergnügen zum Adoptivvater dieſes Argumentes an, und bedaure bloß, daß es erſt in geringem Maße eine Wahrheit iſt. Aber die Entwickelung der Staats- und Geſellſchaftswiſſenſchaft wird hoffentlich die Mittel des Unterhaltes immer zugänglicher machen, ſo daß „jeder Menſch ſie finden kann".

Indem der Verf. ſich nach geeigneten Gegengewichten der Geldariſtokratie umſieht, ſpricht er mit rührender Salbung aus, die Baſis des ſocialen Fortſchrittes müſſe „nicht in dem unruhvollen Treiben der ſogenannten liberalen Partei — ſondern in einer väterlichen, religiöſen, humanen, chriſtlichen Verwaltung der Monarchie" ꝛc. aufgeſucht werden. Mit ſolchen Anſichten kann man es ſehr weit bringen, bloß nicht zu dem Ruhme eines Logikers und Hiſtorikers, die Philoſophie ganz aus dem Spiele gelaſſen. Zu allen Zeiten haben die Herrſchenden, mit Privilegien und Beſitzthümern Geſegneten eine natürliche Vorliebe für den status quo, eine erſchreckende Schlafſucht gehabt. Ausgebreitet iſt die Schule des Sancho Panſa, deſſen Philoſophie zum Princip hatte: „Geſegnet ſei der Mann, der den Schlaf erfand.“ Wenn nun die Menſchheit oder ein Volk weiter ſollte und wollte, ſo mußten wohl die Wachenden und Denkenden ſprechen und handeln. Wie ſollte dies aber ohne alle Unruhe abgehen? Sehr glaublich iſt es, daß man in höheren Sphären Unruhe empfindet, ſeine häusliche Bequemlichkeit über alles liebt. Aber bei normalem Verhalten, d. h. unter Leben und Beweglichkeit, würde man nichts von „Unruhe“ ſpüren und das „Treiben der Parteien“ würde höheren Orts ganz in der Ordnung erſcheinen. Der einfachſte Beleg hiezu, welchem es auch ſicherlich nicht an Legitimität mangelt, iſt, daß Regierungen, welche ihre Aufgabe kennen und wollen, am meiſten Lärm machen. Leopold, Joſeph und Friedrich waren ſehr unruhige Köpfe, würden aber wohl die Gunſt unſers Hrn. Verf. und aller derer beſeſſen haben, welchen dieſelbige Sache eine ganz andere iſt, je nachdem ſie einen Bürgerrock oder Hermelin anhat. Niedriger Charakter iſt es nicht bei Allen, es iſt häufig Beſchränktheit des Urtheils, bei andern beides, ſo zu ſagen, ſchwache Denkart. — Was für einen akephalen Fötus haben wir nun hier: „väterliche, religiöſe, humane, chriſtliche Verwaltung der Monarchie“! Und gar ſoll ſie mit eine Baſis ſein für „ſolide Socialverbeſſerung und Fortſchritt“! Alſo ſtatt des Neuen, Großen, was in dieſem Fache erfunden iſt und noch erfunden wird, ſoll wieder das alte Abgebrauchte, Zerfaſerte, Zerriebene dienen? Es hat ſich ziemlich überall ausgevatert und ausgekindert, zum Theil ſchon deßhalb, weil einige Monarchen ſelbſt nicht mehr Kinder wie ehemals ſind. Die beliebte Vergleichung des Staates mit einer großen Familie liegt in ihrer ganzen Unwahrheit und Unzweckmäßigkeit bloß. Die Prediger derſelben vergeſſen die allereinfachſte Conſequenz. Wenn die Kinder groß werden, ſo erlangen ſie Selbſtſtändigkeit und Freiheit; eben ſo die Kindeskinder. Warum ſoll es nun im Staate ewig und immerdar Kinder geben, und keine Bürger, die hineingehören? Der Patrimonialſtaat wäre heutzutage Verrath an den heiligſten Menſchen-Intereſſen, zumal wenn er ſich mit dem Polizeiſtaate amalgamirt, in welchem nicht einmal Kinderſtreiche zu machen erlaubt iſt. So viel für die Väterlichkeit. Was fangen wir mit der „humanen" Monarchie an? Der Verf. iſt recht grauſam. Warum ſoll ein armer Fürſt nicht auch ſeine Sonderbarkeiten, ſeine Launen haben, wie jeder andere Menſch? Hat er doch noch mehr Gelegenheit hypochondriſch zu werden, als ſeine Unterthanen. Nur ein herzloſer Terroriſt kann auf ſolche Weiſe die perſönliche Freiheit des Fürſten beſchränken wollen, daß er Humanität von ihm verlangt. Hundertmal nützlicher und bequemer für Jedermann im Staate iſt eine geſetzliche Inſtitution, nach welcher für das Ganze gar nichts darauf ankommt, ob die oberſte Perſon human oder inhuman iſt. Dann gehen die Dinge ihren regelrechten Gang. Ich lobe mir den König von England, welcher alles ſein kann, was man will, Weib oder Kind, klug oder blödſinnig, welcher in aller Ruhe ſeine Partie Whiſt ſpielen und wenn er blutdürſtiger Natur iſt, Fliegen und Füchſe erlegen darf. Großbritannien ſieht zu, wenn es gerade Luſt hat; im Uebrigen arbeitet es weiter an ſeinem Weltwerke. Das Geſetz, das Staatsrecht iſt König im Lande; die regierende Majeſtät iſt ſein Sprachrohr, und der Premierminiſter richtet es, wohin er muß. So weit von der Humanität. Herein die Religioſität mit ſammt der Chriſtlichkeit! Der Verf. ſcheint zu glauben, die doppelte Doſis ſei ſicherer. Wir haben aber an der einfachen ſchon zu viel. Chriſtlichkeit! Cui bono? Die Religion iſt ja reine Privatſache, mit der man das Staatliche nicht miſchen und trüben muß. Die Geſchichte ſagt uns, welche Qualität von Segnungen chriſtliche Könige über ihre Völker gebracht haben, und vollends die allerchriſtlichſten! Eifrige Religioſität hat einen giftigen Keim in ſich, welchen die Gelegenheit gar zu leicht aufſchießen läßt, den Keim der Unduldſamkeit, des Fanatismus. Der hochmüthigen „Chriſtlichkeit" iſt Heidenthum und Indifferentismus weit vorzuziehen: mit dieſem iſt Freiheit und Glück Anderer weit verträglicher. Der Eine gottloſe Friedrich hat mehr geleiſtet, als viele Dutzende noch ſo chriſtlicher Könige. Freilich gibt es Menſchen, welche von ihm ſagen: Er war ein braver Mann und großer König; ſchade, daß er kein Chriſt war. Wir andere denken aber, daß er ohne den orthodoxen Zollſtempel noch größer da ſteht: ein König, welcher das Königthum untergrub, indem er an der Mündigkeit des Volkes arbeitete. Die Chriſtlichkeit iſt alſo mindeſtens entbehrlich: was vor Allem Noth thut, iſt der Feuereifer für die allgemeine Gerechtigkeit. Beſſer, als das Recht, iſt, nach Falck's Ausdruck, unter allen menſchlichen Dingen auch das Beſte nicht. Ein gerechter König vollbringt das Höchſte in ſeiner Stellung; er kann nicht mehr als gerecht ſein. Mit dieſer Eigenſchaft ausgerüſtet, ſtellt er ſich ſelbſt unter das Geſetz und unter das, was im Geſetze beſchützt werden muß, die Freiheit. Ein gerechter König iſt namentlich auch ein Anhänger des Heraklit, oder vielmehr aller ihres Namens würdigen Philoſophie überhaupt; er weiß, daß Alles in ewigem Fluſſe iſt, und läßt deßhalb jeder Manifeſtation des Geiſtes freien Lauf. Die Geſchichte der Völker hat ihr natürliches Gefälle; ihr künſtliche Betten graben, iſt unnütze Quälerei.

Will man wiſſen, welches „die große Frage des Tages" ſei, ſo lernen wir vom Verf., ſie beſtehe darin, „ob man denen folgen ſoll, die Geld, oder denen, die Titel und Ahnen, oder denen, die Verſtand und Geiſt haben." Eine vortreffliche Claſſification, und ein tiefes, höchſt verwickeltes Problem! Unter den „preiswürdigen" Schriftſtellern darüber nennt der Verf. Grävell und ſchließt ſich namentlich an deſſen Schrift an: „Der Baron und der Bauer, oder das Grundbeſitzthum".

Der Verf. ſchildert S. 64 die traurigen Wirkungen der gewöhnlichen Erbfolge, welche „einen zahlreichen und verarmten Adel“ hervorbringen. Dadurch werde der Adelſtand erniedrigt und die Standesehre (ein wahrer Puck von Druckfehler findet ſich: „Schandesehre“) zu Grabe getragen. „Egoismus, Habſucht, Ränkeſchmieden, Kriecherei und Hoffahrt durchdringen den fauligen Körper und reißen in der Genoſſenſchaft auch die beſſern Mitglieder häufig hin ꝛc. ꝛc.“ Deßhalb nun, wie aus vielen andern Gründen, bedürfen wir der Gravelliſchen „Regeneration des Adels“. Hören wir, was er uns ſein ſoll: „Der Character des *echten Adels* beurkundet ſich in der *Unabhängigkeit* der ſämmtlichen Standesgenoſſen, welche das weſentliche Erforderniß iſt, damit ſie Regierung und Volk frei und durch ihr Standesanſehen vermitteln und jene abhalten können, dieſes zu bedrücken, das Volk aber verhindern, ſich an den Gerechtſamen der Regierung zu vergreifen.“ Dergleichen wird uns von Schriftſtellern gepredigt, welche die Vertheidiger der bürgerlichen Freiheit ſo gern hohle Theoretiker betiteln. Kann wohl etwas utopiſcher und unhiſtoriſcher ſein, als die obige Erwartung? Der „unabhängige“ Adel iſt noch niemals „eine feſte Stütze des Staates“ geweſen, ſondern lediglich die ſeines Standes; er hat immer nur für ſich ſelbſt geſorgt. Er hat, laut der Geſchichte, nicht für die „Erhaltung des Rechtszuſtandes“ gelebt, ſondern entweder mit Hülfe der Regierung das Volk unterdrückt oder gegen beide ſeine Macht gewandt, wie es gerade ſein Vortheil erheiſchte. Wo er einmal auf Seite des Volkes ſtand, da hat dieſes von der zweideutigen Verbindung nicht die erwarteten Früchte geärntet. Die Erfahrung von Jahrtauſenden iſt es nicht, welche folgende Meinung aus der Taufe gehoben hat: „Die Familiengröße des Adels liegt in dem *Schutze*, den er allen Staatsbürgern gewährt.“ Freilich der Pflanzer ſchützt auch ſeine Negerſclaven; der Hund ſchützt ſein Wahl gegen Angriffe. Ein wunderlicher Schutz, die perſönliche Gnade! Bloß objective Geſetze vermögen im Staate Schutz zu gewähren.

Nach Gravell muß ſich die Unabhängigkeit des Geſchlechtsadels offenbaren: 1) darin*), daß er ſeine politiſche Stellung Niemand verdankt, „ſondern ſie vermöge ſeiner Geburt durch Gott und die Conſtitution ſeines Landes erhält“. Gott iſt hier ſicherlich eine unbrauchbare Inſtanz; er hat andere Dinge zu thun, als die Geburt der Majoratsherren zu beaufſichtigen. Sonſt käme in dieſer Claſſe nicht ſo viel Schwächliches zur Welt. Wenigſtens müßt ihr doch, ſelbſt wenn ihr blind ſeid, ſehen, daß, ſoll einmal der deus ex machina auf der Erde umgehen, Jedermann bis zum Schweinejungen gleicherweiſe von Gottes Gnaden geboren iſt, daß Gott mit gleich ſpecieller Verſehung Adelsgegner und Adelsreſtauratoren bedenkt, und daß derſelbige auch Conſtitutionen wachſen läßt, welche den Adel für gänzlich überflüſſig erklären. Mit dem göttlichen Urſprunge iſt es den Herren aber kein conſequenter Ernſt; ſie fügen „das Recht der Standeserhöhung“ hinzu. Man muß dem lieben Gott nachhelfen; die Verfertiger von Edelleuten ſtehen ihm ohnehin weit näher, als andere Menſchen. Die providentielle Zeugung wird alſo ſymboliſch nachgemacht: neun Minuten — und wir haben einen adeligen Majoratsherrn mehr. Ein undankbares Geſchöpf müßte dieſer ſein, wenn er der fraglichen Adelstheorie nachlebte, welcher zufolge er „ſeine Stellung Niemand verdankt“. — 2) Der Adelige muß in ſeinen äußeren Verhältniſſen unabhängig ſein, durch ſein Vermögen von allen Verbindlichkeiten frei bleiben und nicht nach Mehrerwerb trachten. Ohne Zweifel iſt ſolche Unabhängigkeit eine ſchöne Sache; warum ſie aber in ihrer Paſſivität noch künſtlich mit politiſchen Rechten zur

---

*) Dieſe Rubricirung iſt nicht vom Rec.

Belohnung ausgeſtattet werden ſoll, iſt mehr als dunkel. Das bloße Vermögen gibt keine Fahigkeit. — 3) Die Hauptbeſchäftigung des Adeligen ſoll ſein „ſeine eigne perſönliche Ausbildung und der Genuß veredelter Lebensfreuden.“ Es ſind Einrichtungen nothig, welche es dem Adelsſtande möglich machen, edel zu ſein und edel zu handeln. Der Adelige ſoll nach „Gleichmuth des Gemuths“ und „Beſtändigkeit ſeiner Lage“ ſtreben. Sorgen und Verbindlichkeiten ſollen ihm fremd bleiben, „weßhalb in der That jedes Streben nach Erwerb und jedes Befaſſen mit allen Arten von ſpeculativen Unternehmungen nicht adelig iſt“. Da haben wir es, alte Melodie: dem Baron muß das Vergnügen eine Arbeit, dem Bauer die Arbeit ein Vergnugen ſein. Das iſt der offenere oder verſecktere Hintergrund aller Adelstheorien. Die heiße Gier, immer reicher zu werden, ziemt Niemand, die Arbeit des Unterhalts wegen Jedermann; warum darin Unterſchied zwiſchen Adeligen und Burgerlichen machen? Aber freilich, das ächte Adelsthum hatte niemals eine andere Religion, als die der Trägheit und des Genuſſes. Das „edel ſein und handeln“ hat den allerkläglichſten Anfang, wenn die unedle Forderung von Privilegien gleich vorangeſtellt wird. Auch ſind ja edle Handlungen gar nicht durch Vermogen und Ehre nothwendig bedingt. — 4) Wegen der allſeitigen Ausbildung ſeines Geiſtes und Characters muß der Adelige in Geſinnung, Anſichten und Handlungen durchaus frei und ſelbſtſtändig ſein. Ich wüßte nicht, warum dieſe der Würde der Menſchen gemaße Anforderung bloß auf den Adelsſtand beſchrankt werden ſollte. Vor allen Dingen aber geht aus der neueren Geſchichte hervor, daß kein Stand weniger, als der genannte, ſich edler Unabhängigkeit von allen materiellen Ruckſichten befliſſen und die Selbſtſtandigkeit des freien Geiſtes angeſtrebt hat. Der große Hauſe des Adels hat ſeit Jahrhunderten ſeine Ehre im Miniſterialismus und ſeinen Ruhm in Hofdienſten geſucht.

Deßhalb hat er auch ſeit Erſtarkung der abſoluten Monarchie das Meiſte zur Knechtung der Völker beigetragen, und die letzteren werden ihre köſtbare Erfahrung über die Wirkungen des Adels keiner lüſtigen Reſtauration des letzteren zum Opfer bringen. Auch im Schooße des Adels ſelbſt haben durchgebildete und wahrhaft unabhängige Geiſter dieſelbe Erkenntniß gehabt und bethätigt. — 5) „In ſeiner politiſchen Stellung vertritt der Adlige nur ſich ſelbſt.“ Von dieſer Wahrheit und Wirklichkeit hat die Welt ſich ſattſam überzeugen können: der Adelsſtand hat ſich nur äußerſt ſelten herabgelaſſen, für das allgemeine Staatswohl zu wirken. Wo es der einzelne Edelmann that, mußte er mehr oder weniger gegen ſeine eigene Corporation wiſſentlich oder unwiſſentlich arbeiten. — Daß der Adlige „nur allein ſeiner inneren Ueberzeugung und ſeiner Ehre nachzugehen hat“, iſt wieder nicht das Monopol eines Standes, ſondern eines jeden Ehrenmanns Sache.

Da wo der Verf. ſich über die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften des Adels ausläßt, gibt er zu, daß die „Nothwendigkeit geiſtiger Bevorzugtheit“ nicht die Geiſtesanlagen, ſondern bloß deren Ausbildung betreffen könne. Wir ſehen hier ein Beiſpiel der ſelbſtmörderiſchen Argumentation unſers Utopiſten. Er weiß recht gut, daß die Genie's nicht auf Commando zur Welt kommen; aber nachträglich läßt ſich ſo etwas machen. Der Edelmann muß einmal nothwendig „geiſtig bevorzugt“ ſein. Was hilft aber aller Unterricht, wenn der künftige große Mann einfältig iſt? Wäre ich der Verf., ich würde gar nicht zugeben, daß die Dummköpfe ſich auch unter die adligen Geburten verirren; wäre ich noch Adelsmarſchall dazu, ſo würde ich während der neun Monate die feierlichſten Gebete an die göttliche Vorſehung richten laſſen, und die Trägerin des künftigen Majoratsherrn und Pfeilers der Monarchie müßte abwechſelnd die neuteſtamentliche Verkündungsgeſchichte und Plutarchs Lebensbeſchreibungen leſen.

Doch vielleicht geſchieht dem Verf. Unrecht; nämlich wenn ſein Vorſchlag, die Aufnahme in den Adelsſtand von Prüfungen abhängen zu laſſen, ernſt gemeint und zweckentſprechend iſt. Soll die Prüfung auf der Oberfläche bleiben, ſo iſt ſie überflüſſig und die adlige „Geburt“ ein hinlängliches Criterium des idealen Edelmannes; dringt die Prüfung aber wiſſenſchaftlich in Mark und Bein, ſo entſteht die gerechte Beſorgniß, der Adelsſtand möchte zu dünn bevölkert werden oder einer reichen Ergänzung aus den Nobodys bedürfen. Und dann wären ja nicht die gebornen Edelleute adelig, ſondern die Geburtsloſen. Was ſollte da aus dem Staate, ja aus der Menſchheit werden? Wäre es dem Verf. mit der „geiſtigen Bevorzugtheit“ rechter Ernſt, ſo würde er dieſer den unbedingten Vorrang einräumen und den Grundbeſitz als gleichgültige Nebenſache betrachten. Die ſtaatsmänniſchen Talente, die großen Gelehrten, Dichter und Künſtler müßten dann in der „Baronie“ ſitzen. Aber das iſt wirklich ohnehin der Fall, und es bedarf nicht erſt des Namens und künſtlicher Ehrenrechte bei Männern, welche ihre hohe Stellung in der Geſellſchaft auf organiſche Weiſe errungen haben. — Ein blendendhelles Bild von den inneren Kopftheilen des Verf. gibt ſein Catalog der Wiſſenſchaften, welche der Adel als Stand zu wiſſen nöthig habe: „Geſchichte und Statiſtik, namentlich ſpeciell die vaterländiſche Naturlehre und allgemeine Technologie, ausführlicher die Landwirthſchaft, Philoſophie, ganz beſonders Logik, Naturrecht und Moral, und die Staatswiſſenſchaft überhaupt, vorzüglich Staatswirthſchaft, Politik, Staatsregimentslehre, und jene Lehre, welche noch keinen Namen und keinen Catheder hat, ſich aber mit der Kenntniß, der Würdigung und der Beſchaffung der geiſtigen Güter beſchäftigt, und zu welcher Heinroth in ſeiner „Orthobiotik oder Lehre vom richtigen Leben“ eine herrliche Grundlage geliefert hat, werden den Umfang des Wiſſenswerthen ausmachen. Ein ſo ausgeſtatteter Edelmann wird auf ſeinem Platze ſtehen." Was denkt denn der Verf. vom Adel? Iſt man deßhalb Edelmann, um ſich den Kopf mit dieſem enormen Haufen Wiſſenſchaften zu zerplagen, wo die Theorie der Düngung an die Lehre vom Abſoluten grenzt? Das iſt viel zu viel; und beinahe hätte der Verf. noch eine neue Wiſſenſchaft hinzu erfunden. Sollen alle jenen Wiſſenſchaften in ſeinem Sinne verwandt werden, ſo müſſen ſie wenigſtens vorher geadelt werden. So wie ſie wirklich ſind, untergraben ſie das Adelsinſtitut; wenig über die Elemente hinaus brauchen die Edelleute davon zu wiſſen — und ſie blicken ſich einander an, wie römiſche Auguren. Geſchichte, Logik und Naturrecht können ſchon, jedes für ſich allein, alle ariſtokratiſchen Subſtanzen zu Gas verflüchtigen. Der Adel laſſe ſich ernſtlich vor unſerm Verf. warnen, welcher feiner als ein Jeſuit die Aqua Toffana gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit dem Adelsthume beibringt. Viel nobleren Tact beweiſt Hr. von Chezy, welcher jüngſt ein Büchlein: „Die ſechs noblen Paſſionen", geſchrieben hat. Dieſe ſind: 1. Das Waidwerk, 2. die ritterlichen Uebungen, 3. das Mäcenat, 4. die Galanterie, 5. das Spiel, 6. das Zechen. Warum aber nicht die heilige Zahl dieſer Pflichten gegen ſich ſelbſt voll machen? 7. die Unwiſſenheit. Ein Normaledelmann iſt ohne Ignoranz undenkbar; denn ſobald ihn die Wiſſenſchaft beſeelt, hört er auf, dem Standethum zu huldigen, und erhebt ſich zur lichten Höhe des reinen Menſchenthums. — Der Verf. macht nach Gravell auf die Wichtigkeit der politiſchen Oeconomie aufmerkſam, genaue Bekanntſchaft mit dieſer die heilſamen Wahrheiten lehrenden Wiſſenſchaft erfordere „der die Baronie auszeichnende hohe Beruf". Möglich, daß dieſe Baronie, „zunächſt berufen, die großen Intereſſen des Familienverbandes zu wahren", auf dem Monde gedeiht; auf der Erde iſt ſie noch niemals da geweſen, und ſelbſt Preußen würde dieſe Beglückung ablehnen. Man braucht nicht weit zu ſuchen, wenn man den Gebrauch, welchen die Baronie von der „politiſchen Oeconomie“ macht, kennen will. Ueberall noch hat ſie nach dem Motto gelebt: Freiheit und Reichthum für uns, Knechtſchaft und Armuth für alles Volk. Nicht der Nationalverband, ihr eigener Familienverband iſt der Zweck, auf welchen ſie alles bezieht. Der ungariſche Edelmann zahlt gar keine Abgaben, weder directe noch indirecte. Die misera contribuens plebs iſt in Ungarn ein altes Ding und Wort. Eine wunderſchöne Wiſſenſchaft, die politiſche Oeconomie! Die engliſche Baronie ſorgt mit mütterlicher Zärtlichkeit für das Volk, welches ſich ein Vergnügen daraus macht, faſt den ganzen Staatsbedarf aufzubringen, während die Grundſteuer der Lords ſeit anderthalb Jahrhunderten immer bei derſelben geringen Summe geblieben iſt, trotz der unvergleichlichen Steigerung aller ſonſtigen Abgaben und des Werthes der Ländereien. Die Baronie von Großbritannien, die „edelſten Adelsgeſchlechter“ (wie unſere Adelszeitung ſagen würde) ſind in ſchmutziger Habgier und gefühlloſer Rohheit weit unter dem verworfenſten Pöbel. Der Irländer verhungert mitten unter den reichen Kornfeldern ſeiner Muttererde; der Fabrikarbeiter Englands ſchnappt in vielen Diſtrikten vergebens nach dem Brode, welche ihm die noble Tyrannei zu hoch hängt. Vermuthlich ſind die Getreidemonopolgeſetze auch ein Ausfluß der lehrreichen und menſchenfreundlichen „politiſchen Oeconomie“.

Außer den geiſtigen Gütern muß nach dem Verf. der Adel auch materielle haben; dies iſt denn wohl die Hauptſache. Unbewegliches Vermögen ſoll das Fideicommiß des Majoratsherrn ſein. Die politiſche Einrichtung, daß immer nur Einer aus dem Hauſe Adel und Vermögen bekommt, „ſichert davor, daß der Stand nicht durch Vererbung auf alle Kinder zu einer Kaſte ausarten kann, welche in dem falſchen Wahne, daß derſelbe durch das Blut vererbt werde und daß adeliges Blut ein edleres ſei, ſich auf eine thörichte und verderbliche Weiſe über alle anderen Bürger überhebt, und die Reinheit dieſes Blutes durch Ausſchließung zu bewahren ſtrebt. Gerade dieſer Kaſtengeiſt habe Unfrieden und ſchroffe Scheidung zwiſchen den verſchiedenen Ständen hervorgebracht.“ Wäre nur der Glaube an die Wohlthaten des Adelsinſtituts nicht ſo gründlich erſchüttert! Die Geſchichte gibt uns hundertmal mehr Actenſtücke, als wir brauchen, für die Wahrheit: daß Adel jeder Art, mit und ohne Majorate, ein ganz gemeines Kaſtenthum hervorbringt, welches zuletzt nur von der Macht der ſittlichen und Rechtsidee überwunden wird. Welche Plage für den Staat ein Heer unbemittelter Edelleute iſt, ſetzt der Verf. ſelbſt S. 64 auseinander. Auch klagt er die Adeligen, welche ſich gegen Majoratseinrichtungen erklären, „corporativer Tendenzen“ an. Wenig beſſer aber iſt es z. B. in England, wo die nachgebornen Söhne bekanntlich bei Erhaſchung von Staats- und Kirchenämtern meiſtens das Prävenire ſpielen. Das Kaſtenweſen gedeiht dort aufs Ueppigſte; ſchon deßhalb, weil alle Geſchlechtsverwandte an die Erbſchaftsreihe kommen können und ſich als Embryone der Baronie betrachten. Das Blutvorurtheil iſt dabei zwar etwas gemildert, aber reichlich durch das Standesvorurtheil erſetzt.

Der Beruf, welcher der Baronie, dem höchſten Stande, zugetheilt wird, nämlich die Vermittelung der übrigen Stände, iſt eine Phantaſterei. Schranken können bloß trennen, nicht vermitteln. Die Baronie beweist das gerade Gegentheil, den Waſſer- und Oelſtaat. Auch iſt ſie nicht „das wirkſamſte Gegenmittel wider die Beamtenariſtokratie und die Geldariſtokratie“. Das wahre Gegengift iſt die Mündigkeit des Volkes und die freie Bewegung in der Güterwelt. Die Baronie iſt weiter nichts, als noch eine Ariſtokratie zu den übrigen, noch eine auf Recht und Freiheit losgelaſſene Vampyrſchaar. Mancher Beamte übrigens wird ſich von der Liberalität des Verf. angeln laſſen, nach welchem „die höchſte Ausſicht und entſchiedenſte Belohnung für den verdienten Beamten immer ſein wird — baroniſirt zu werden“. — Wenn die Selbſtſucht und Habſucht mit Geld und beweglichem Vermögen in natürlicher Verwandtſchaft ſtehen, wie der Verf. behauptet, ſo muß er auch zugeben, daß das unbewegliche Vermögen mit denſelben Gebrechen zuſammenhange. Wucher und Gier nach einem größern Reichthum kann ſich allerdings bei dem Bankier leichter entwickeln, als bei dem Majoratsherrn; aber an ſich genommen, iſt nicht das Vermögen, ſondern die Charakterbeſchaffenheit und die Ausſtattung der Beſitzenden mit Privilegien als wirkende Urſache anzuklagen. Die Erfahrung zeigt zur Genüge, daß z. B. in England beide Claſſen von Kröſuſſen in der Parforcejagd nach Mehr zu wetteifern verſtehen, nur eine jede auf eigene Weiſe. Die Majoratsoligarchie iſt, ohne Feudalbrille angeſchaut, nichts weiter, als eine romantiſch-illuſtrirte Geldariſtokratie. Von Gegengewicht der erſtern gegen die letztere reden, heißt ſo viel, als zwei Krankheiten ſtatt einer empfehlen. Schließlich indeſſen vertragen ſie ſich; der Verf. meint, daß auch den Geldleuten die Ehre der Baronie als höchſten Standes „einen Wunſch der Sehnſucht einflöße“.

Vier Stände gibt es; dieſe Notiz iſt höchſt dankenswerth. „Der Adel und die Baronie vertritt das Sein oder die Perſönlichkeit, nicht der einzelnen Individuen, ſondern im Familienverbande —; die drei andern Stände der Landbauer, Gewerbtreibenden und Gelehrten vertreten alles Haben, alles Beſitzthum und allen Lebensverkehr durch dasſelbe und mit demſelben“. Wieder ein genialer Wurf! Wörter ſind doch eine herrliche Erfindung; ſie laſſen alles mit ſich machen. Wenn man aber das Scheidewaſſer der Wirklichkeit darauf träufelt, ſo ſieht's ſchlimm aus. Obige Vierſtände-Theorie vereinfacht ſich dann in den äußerſt leicht zu faſſenden Unterſchied von zwei Ständen, der Nichtsthuer und der Arbeiter. Soll der erſtere Stand der höhere ſein, weil Nichtsthun vornehmer iſt, als arbeiten? Perſönlichkeit! Wie kann von ihr die Rede ſein, wo Geburt, Vermögen und Erbrecht entſcheidet? Körperliche und geiſtige Thätigkeit den drei plebejiſchen Ständen: was bleibt denn für die Oberkaſte? Das hohle „Sein“ des Verf. iſt ein kümmerliches Vegetiren in Praſſerei. Das wahre Sein, die Würde der Perſönlichkeit kommt den drei arbeitenden „Ständen“ zu, welche nichts haben, wenn ſie nichts ſind. Die Barone aber ſollen Alles haben, wenn ſie auch nichts ſind; ſie ſollen, wie Epikurs Götter, in ſeliger Ruhe ewig genießen. Dieſe harmloſen Götter indeſſen kann man ſich noch gefallen laſſen; ſie beſtreiten ihren Aufwand aus eigenen Mitteln und laſſen die Erdbewohner ungeſchoren. Die Muſterbaronie aber iſt bloß eine ſchöne Wucherpflanze, und verpfuſcht den arbeitenden Klaſſen, der ganzen Nation ihren Staat. Ergebenſten Dank!

S. 80 ff. ſteht eine erbauliche Predigt für die faule Kategorie des „Althergebrachten“, und gegen die unbeſchränkte Theilbarkeit des Grundbeſitzes, dieſe gottloſe Tochter der Revolution. Die „objective, hiſtoriſch begründete Anſicht, welche feſte, ſittliche, eingewachſene Zuſtände für gewiſſe Claſſen will“, wird pflichtſchuldigſt geprieſen auf Koſten der „abſtract-ſubjectiven Anſicht“. Ein andermal: „eingelebte Sitten“, das „organiſch Erwachſene“. Folter, Inquiſition, Leibeigenſchaft und hundert Dinge ſonſt noch waren auch „eingelebt“, und wo ſind ſie jetzt? Wir kennen dieſes Wiedergekäue der Pſeudohiſtoriker; man riecht es auf meilenweit. Das Alte, da es ſo vielfach Knechtſchaft mit ſich brachte, können ſie am meiſten brauchen; im Grunde aber iſt Alter und Neuheit ihnen völlig einerlei, wenn nur die Selbſtſucht nicht zu kurz dabei kommt. Das nennen ſie dann objectiv, hiſtoriſch! Leben und Bücher haben das Empörende des Majoratsweſens, die unnatürliche Barbarei gegen alle Kinder (denn auch der Erbe empfindet oft genug die böſen Wirkungen dieſer Familieninfibulation) in das hellſte Licht geſtellt. Ueber das ganze Syſtem des Feudalismus, welcher den Menſchen zum Beſtandtheile der Scholle herabwürdigte und verthierte, iſt in den vorgeſchrittenen Ländern das hiſtoriſche Gericht ergangen. Der Verf. ſelbſt kann nicht umhin, das Wohlthätige in der Beſeitigung der Feudallaſten anzuerkennen; er muß es ſchon, weil doch auch die meiſten Regierungen in dieſem Sinne verfahren. Aber zu Gunſten ſeiner gehätſchelten Baronie muß der Feudalismus fortbeſtehen, wenigſtens ein tüchtiges Stück davon. Er bekrittelt die freie Theilbarkeit des Bodens aus den nichtigſten abgedroſchenen Gründen. Allzu ſehr verkleinernde Zerſchlagung des Bodens kann allerdings Mißſtände, namentlich Verſchuldung, herbeiführen. Aber es liegt auf der Hand, daß das richtige Maß von der Natur der Dinge ſelbſt zuletzt hergeſtellt wird. Man darf ohne alle Angſt zuſehen: die geſunde Vernunft und das materielle Intereſſe verhindern das Entſtehen werthloſer Parcellchen. Unberechenbar beſſer und wohlthätiger iſt ein Zuſtand, wo Viele kleine Grundſtücke haben, als wo Einer ſie alle allein beſitzt. Das Letztere iſt der Fluch Siciliens und anderer Länder: Barone und Pfaffen ſind dort wegen ungeheurer Ausdehnung ihrer Ländereien die Urſache des allgemeinen Elends an Leib und Seele. Daß die Bodencultur durch die Parcellirung nicht erhöht ſei, iſt, milde geſagt, eine Behauptung der vollſtändigſten Unwiſſenheit. Der Verf. widerlegt ſich ſelbſt ſchon durch das Zugeſtändniß der Thatſache, daß dem Staate materielle Vortheile daraus erwachſen ſind. Wäre dies möglich, wenn nicht auch die Landeigenthümer mehr Wohlſtand erlangt hätten? Aber der „Eigennutz“ als beſtberathener Regulator des Güterumfangs iſt ihm durchaus anſtößig. Die Baronie hat ihn ſo benebelt, daß er uns mit Nebel überzieben möchte: „Nicht der Eigennutz, ſondern die Vernunft mit ihrer Geſetzmäßigkeit muß die Dinge und das Verhalten der Staatsbewohner beſtimmen und regieren.“ Was den Einzelnen nützlich und heilſam iſt, iſt es auch der Summe dieſer Einzelnen. Das iſt Vernunft. Der materielle Wohlſtand iſt die ſicherſte, die nothwendige Grundlage, auf welcher ein Volk zum Menſchengefühle gelangt und geiſtig-ſittliche Wohlfahrt gewinnt. Der Verf. foppt ſeine Leſer mit der Forderung, der Geſetzgeber müſſe „nicht auf den Eigennutz der Einzelnen, ſondern auf den Zuſtand der Mitbürger und der Geſammtheit der Staatskörperſchaft“ ſeinen Blick richten. Sind denn die „Einzelnen“ nicht auch „Mitbürger“, Theile der „Geſammtheit“? Freilich mögen viele Einzelne ſich nicht hergeben, daß ſie von ein paar Baronen ausgeſogen werden. Der bevorzugte Stand, das iſt die „Geſammtheit“, mit welcher der Verf. taſchenſpielert. „Keiner will dem allgemeinen Wohle ſeinen Vortheil opfern, noch die Nachtheile beachten, die einerſeits ihm und andererſeits der Geſammtheit aus der Beweglichkeit des Grundbeſitzes zufließen.“ Im Handumdrehen wird der Vortheil des Einzelnen in Nachtheil für ihn verwandelt! Unverbeſſerlicher Einzelner, der du nicht einſiehſt, welche Wonne es gewährt, Fußſchemel eines Barons zu ſein! Man kann dem Verf. nur rathen, daß er noch die hohe Schule der Sophiſtik beſuche; ſeine Dialektik iſt noch zu ungelenk. Davon zeugt auch dies: „Das bewegliche Grundeigenthum kommt nicht immer in die Hände der guten Landwirthe, ſondern vornehmlich in die der Capitaliſten und Speculanten“ ꝛc. ꝛc. Vorn im Satz iſt die Ausnahme Ausnahme, hinten iſt ſie Regel! Der Güterſchacher iſt allerdings ein Uebel, wie jeder Schacher; allein eine anſtändige Verwendung des freien Eigenthums iſt etwas ganz anderes. Uebrigens iſt die Baronie ebenfalls mit gemeiner Gewinnſucht ſehr vereinbar. Es gibt Majoratsherren, welche ſich von Geldmäklern und Güterſpeculanten durch nichts als noble Geburt unterſcheiden, wenn ſie auch ihr Majorat nicht antaſten können. Mancher adelige Gutsbeſitzer macht gute Geſchäfte in Aeckern, gerade wie ein Roturier. Wenn er ſeine Schulden damit deckt, deſto beſſer für die Gläubiger. Man muß ſich nur nicht ſtellen, als ſei die Großmuth und edle Uneigennützigkeit das Monopol des Adels oder ſeiner Blüthe, der Baronie.

Wenn der Verf. ſich ſelbſt treu bliebe, ſo würde er dem Grundbeſitze die Rückkehr in den alten Feudalismus geradezu empfehlen. Er täuſcht ſich ſelbſt, indem er ſich für einen Juſte-Milieu zwiſchen den alten Feudallaſten und dem modern-liberalen Syſteme unbeſchränkter Freiheit des Grundeigenthums erklärt. Iſt dieſe Freiheit eine halbe, bedingte, ſo wird ſich der Bauernſtand niemals aus ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Bornirtheit erheben, und die drückende Domination der Gutsherren wird ſich verewigen. So gut wie alle andern Staatsangehörigen hat auch der Bauer ein Recht, Staatsbürger zu ſein, und nicht bloßer Untergebener eines Gutsherrn. Der Verf. ſtützt ſich unter andern Gewährsmännern auf Funcke: „Die aus der unbeſchränkten Theilbarkeit des Grundeigenthums hervorgehenden Nachtheile". Derſelbe meint: „Der Bauer muß perſönlich frei ſeyn, und mithin die Leibeigenſchaft aufhören; allein zu weit gehet man, wenn man den Colonen außer aller Verbindung mit dem Gutsherrn bringt." Was bezweckt dies anders, als halbe Leibeigenſchaft? Die Erbunterthänigkeit iſt in jeder Geſtalt mit Ungerechtigkeit verknüpft und eine Sünde wider den heiligen Geiſt des Menſchen. Wir halten es in dieſem und verwandten Gegenſtänden mit Sieyes Wort: „Eine halbe Wahrheit iſt noch ein Irrthum." Jede Variation des Adelsſtandes kann die Herrſchaft einer Zeit zurückführen, wo man von la gent taillable et corvéable à merci et à volonté ſprach, wenn gleich der Verf. meint, „kein ächter Adeliger“ werde in dieſen Ton einſtimmen.

Die Frömmigkeit, ein Firniß, in welchen jetzt ſo viele Verhältniſſe eingetaucht, ein Stoff, aus welchem ſo mancherlei Fabrikate zugerichtet werden, wird auch bei der Aufrechthaltung des kraſſen Bauernthums nützlich verbraucht. Funcke u. A. ſprechen von einer „frommen“ Beziehung des Menſchen zum Bodenbeſitze, von inniger Verbindung des Ackerbaues mit der „Religion“, und gegentheilig von der „Gottentfremdung“ und falſchen Freiheit, dem Hochmuthe und Mangel an Vaterlandsliebe bei dem Gewerbs- und Handelsſtande. Die Nähe Gottes mache den Ackerbau fromm. Auf all' ſolches Gerede iſt nichts zu erwiedern, als erſtens, daß die ſittlichen Wirkungen des Landlebens auch ohne jene ſtiere Religioſität, und noch beſſer, erfolgen; zweitens, daß dieſer Vortheil, ſei er groß oder klein, bei der freieſten Allodialverfaſſung am gründlichſten zu erlangen ſteht; drittens, daß die Bauernfrömmigkeit gewöhnlichen Schlages eine dumpfe niedrige Stufe iſt, welche viel edlere, begehrenswerthere über ſich hat.

Da der Verf. die Baronie ſo wenig wie ſeinen Schatten los wird, ſo muß ſie auch die bête noire ſeines Kritikers bleiben. S. 87 leſen wir den erhabenen Ausſpruch: „Das Reich der Privilegien und der nur durch Geburt Bevorrechteten iſt dahin und darf nicht wiederkehren; aber die Baſis der Staaten, die tief verletzt iſt, muß wieder hergeſtellt werden durch eine für Wahrheit und gegen Willkür nach feſten Normen einwirkende Baronie.“ Sich ſelbſt widerſprechend läßt der Verf. hier die Wichtigkeit der „Geburt“ fahren. Dann ſtürzt ja auch ſein Kartenhaus der Baronie zuſammen. Aber — quandoque bonus dormitat Homerus. Die Baſis der Staaten iſt um ſo feſter, je weniger Rechtsungleichheit, je mehr freies Staatsbürgerthum in ihnen iſt. Einen tüchtigen Ballaſt von Privilegien hat die Neuzeit aus dem Hauſe geworfen. Das ſcheint dem Verf. ein bitteres Unrecht. Er könnte ſich mit dem Quantum, welches noch drinnen geblieben iſt, begnügen. Aber er möchte das Beſeitigte durch die Hinterthüre wieder einſchmuggeln, wenn auch unter der Maske einer nagelneuen Baronie.

Alles Mögliche bietet der Verf. für ſeine Adelsreform auf: die Poeſie. Er citirt das ſtaunende Gefühl des „Verſtorbenen“ beim Anblicke der impoſanten Burg Warwick mit ihren herrlichen Beſitzungen und tauſendjährigen Geſchlechtserinnerungen. Der Fürſt fragt: „Gibt es einen ſo unpoetiſchen Menſchen, in deſſen Auge nicht die Glorie dieſes Andenkens auch den ſchwächſten Repräſentanten eines ſolchen Adels noch heute umglänzt?“ Alle Achtung vor der Poeſie, aber noch größere vor der Wahrheit! Die fürſtliche Frage enthält viel Stoff zu einer Adelspredigt; doch laſſen ſich auch Volkspredigten damit verſorgen. Eine ſolche wäre etwa in drei Theilen; erſtens: Ein ſchwacher Sprößling wird von der Ahnenglorie nicht umglänzt, ſondern verdunkelt und in das reine Nichts geſchoben; zweitens, die „Glorie“ der alten Edelleute wird ihrerſeits gar zu häufig verdunkelt, wenn man ſie mit der wirklichen Geſchichte beleuchtet. Brutale Herren und abrutirte Knechte treten uns ſelbſt aus den dürftigſten alten Chroniken entgegen. Drittens, alle Stammbaumspoeſie, aller Nimbus nobler Heldenthaten iſt ärmliche und erbärmliche Proſa gegen diejenige Poeſie, welche im freieren Flügelſchlage des Genius der heutigen Menſchheit liegt.

Am Schluſſe ſeiner Schrift ſpricht der Verf. von den Verhältniſſen des Adels in Preußen. Obgleich er ſelbſt den kläglichen Zuſtand dieſes Landes, welcher den tiefen Sturz und die Regenerationsgeſetze hervorrief, näher bezeichnet, ſo bringt ihn doch dies nicht zur Beſinnung über ſeine Vorſchläge wegen eines neuen Magnatenthums. Von ſelbſt verſteht ſich, daß er ſich von den „höchſt bedeutſamen“ Standeserhebungen bei Gelegenheit der Huldigung 1840 viel verſpricht. Die Haupttendenzen unſerer Zeit laſſen keinen Zweifel darüber, daß dergleichen Maßregeln vereinzelte machtloſe Verſuche bleiben werden. Unter dem Adel ſelbſt hat ſich, wenn gleich aus verſchiedenartigen Beweggründen, völlige Abneigung gegen Creirung von Majoraten kund gegeben. Bloße Titeländerung bei gewiſſen Perſonen aber iſt eine Beſchäftigung, die keines ſich ſelbſt achtenden Fürſten würdig ſein möchte. Hoffentlich wird ſich der Verf. in der Vorausſicht täuſchen, „daß durch den neueſten Vorgang in Preußen die Standeserhöhungen auch in andern deutſchen Staaten zunehmen werden“: bis jetzt iſt nicht viel davon zu ſehen, wenn gleich immer noch mehr als nöthig.

Der Erwähnung werth iſt noch des Verf. Wunſch, der deutſche Bundestag möge einen Beſchluß wegen voller Anerkennung des Adels und der Standeserhebung eines beſtimmten Bundesſtaates in allen übrigen faſſen. Daneben möchte Ref. ſich noch den Vorſchlag erlauben, daß ebenfalls durch Bundesbeſchluß die volle Gültigkeit eines Staatsgrundgeſetzes im Inlande aufrecht gehalten werde. Dringender iſt dies offenbar, als jene Maßregel beim Adel, welcher wenigſtens im Inlande ſelbſt nicht angetaſtet wird.

— Die Adelsideen, welche im Kopfe des Verf. ſpuken, könnte er mit einigen Stellen ſeiner eigenen Schrift verſcheuchen. Er denke z. B. nur eine Stunde recht aufmerkſam über das Wort nach (S. 92), welches der ehemalige preußiſche Juſtizminiſter, Graf Danckelmann, in einer Miniſterialverſammlung ausſprach: „Hätte der König mich darum nur zu meiner Würde erhoben, weil ich Graf bin, ſo wäre ich auf der Stelle bereit, mir den Abſchied zu erbitten.“ Dieſe Erklärung, ſo hell wie Sonnenlicht, iſt unſerm Verf. zu dunkel. Man bewundere ſeine Geſchicklichkeit, Schlüſſe zu machen: „Solchen Männern gebührt der Ehrenplatz von Rechtswegen" (d. h. Männer, wie Graf Danckelmann, verdienen baronisirt zu werden). „*Sie* bestätigen die Wahrheit, daß der *ächte Adel* die Stütze des Thrones und der vermittelnde Stand zwischen Fürst und Volk *sind*. Nicht zu oft kann man die Wahrheit wiederholen: daß eine erbliche Monarchie ohne einen tüchtigen Erbadel ein Gebäude ist, das in der Luft schwebt, und daß nur Wenigen gegeben ist, ein solches Gebäude im Gleichgewicht zu erhalten." Demnach lehrt derselbe Danckelmann, der nichts von seinem Grafenthum hält, daß weder Fürst noch Volk ohne Adel auskommen können! Geschichtliche Belege gibt es reichlich, daß Erbadel die *Monarchie* nicht vor dem Sturze bewahren konnte; im Gegentheil, er hat ihn regelmäßig befördert. Wenn ein Fürst mit der Intelligenz und Tüchtigkeit seines Volkes Schritt hält, so kann er keine sichrere Grundlage seines Thrones finden, als eben sein Volk; er kann ohne Leibwache ruhig durch bevölkerte Straßen gehen und in der bescheidensten Hütte übernachten. Das Volk ist seine Leibwache; dagegen jeder Adel, welcher den Fürsten vom Volke scheidet, erregt das gerechte Mißtrauen des letzteren. Die Beständigkeit der Dynastien hängt nicht von Adel und Militär ab, sondern von ihrer eigenen Handlungsweise. Despotische oder auch nur reactionäre Fürsten erregen mehr und mehr den öffentlichen Haß und erarbeiten sich selbst häufig genug ihren Untergang. Da hilft ihnen kein Gott, nicht einmal ein noch so „tüchtiger Erbadel". Noch ergötzlicher indessen, als die Vorstellung von den heilsamen Kräften des Erbadels für die Monarchie, ist die von dem Verf. zu Hülfe gerufene Meinung Zachariä's, nach welcher der Erbadel dem *Volke* unentbehrlich ist und zu einer Art Bürgerrettungsinstitut wird. In dessen Schrift: „Die Souveränetätsrechte der Krone Würtemberg in ihrem Verhältnisse zu den standesherrlichen Eigenthumsrechten des fürstlichen Gesammthauses Hohenlohe", heißt es: „Ein Volk, das, unter einer erblich-monarchiſchen Verfaſſung lebend, ſeine geſetzlichen Freiheiten ohne einen Erbadel bewahren zu können glaubt, vergißt die Nothwendigkeit, gegen eine Gefahr von Schutzmitteln Gebrauch zu machen, welche der Gefahr gleichartig ſind." Alſo similia similibus! Daß der Adel für ſeine eigene Freiheit herrlich gekämpft hat und Andere kämpfen laſſen, iſt z. B. aus Polens Geſchichte zum Ueberdruſſe bekannt. Daß er aber zum Held und Märtyrer der Gemeinfreiheit geworden, iſt ſelten geſchehen und gewöhnlich nur in einzelnen hohen Geſtalten. In der letzten polniſchen Revolution verwarf der Adel bekanntlich die vorgeſchlagene Emancipation der Bauern, die ſich doch gewiß tüchtig ſchlugen. Wie will man doch den Werth des Adelsinſtituts von jener Seite her aufputzen? Die Völker glauben nicht daran. Hof, Adel, Polizei und Armee — dieſe Tetrarchie hat aus der abſoluten Monarchie Jahrhunderte lang eine Geißel der Nationen gemacht. Die reine Deſpotie iſt der öffentlichen Freiheit viel weniger gefährlich, als wenn ſie netzartig einen zahlreichen Adel über das Volk ausſpannen kann. Ohne dieſen iſt ſie eben ſo leicht geſtürzt, wie entſtanden. Deßhalb wäre der chroniſche Adel als Schutzmittel gegen akute Deſpotie ungefähr daſſelbe, was permanente Diarrhoe, damit man nicht die Cholera bekomme. Die Tyrannei eines Mannes nebſt Anhang iſt ungleich leichter zu curiren, als daſſelbige Uebel, wenn hunderte von kleinen Tyrannen es repräſentiren. Ein Volk, welches noch Lebenskraft hat, erwartet die Beſchützung ſeiner Freiheit nicht von einem privilegirten Stande. Wenn irgendwo, ſo heißt es in dieſem delicaten Puncte: ſelbſt iſt der Mann. Die Julirevolution gibt dazu ein Beiſpiel von ſchärfſter Umgrenzung. Ueber das Therapeutiſche folgende Bemerkung. Dem Anſcheine nach verfuhren die Franzoſen homöopathiſch; in ſolchem äußerſten Falle wird Gewalt mit Gewalt curirt. Ihrer inneren Natur nach iſt aber dieſe Heilmethode reine Allopathie. Die bloß durch Tyrannei berechtigte Revolution iſt nichts weiter, als die Freiheit, das Recht, die Ordnung und das Wohl des Staates, aufgereizt und in Zorn gerathen. Die Tyrannei iſt ſelbſt Revolution gegen dieſe höchſten politiſchen Güter. Die Erhebung eines Volkes für ſeine Freiheit iſt Negation der Negation, alſo die allerſtärkſte Poſition.

Alle Verſuche, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Adels zu erhärten, müſſen an ſeinem Begriffe und ſeiner Geſchichte ſcheitern. Im neunzehnten Jahrhunderte iſt er vollends ein Anachronismus. Die norwegiſche Conſtitution hat es begriffen. Adel oder keiner, iſt eine Streitfrage, welche in der civiliſirten Welt ziemlich entſchieden iſt. Wozu brauchen wir Namen und Wörter? Ausgezeichnete Menſchen ſind ja ſchon als ſolche adelig; weßhalb noch die ausdrückliche Benennung? Nobilitas sola est atque unica virtus, ſagt Juvenal. Die, welche den Adel machen wollen, ſind Sacramentaliſten. Die Form der catholiſchen Taufe z. B. macht ſchon fromm und ſelig. Solche Leute ſtellen nach Prieſtermanier die Sache auf den Kopf. Sie machen aus zufälligen Aeußerlichkeiten Verdienſte. Sie fordern Vorrang ohne Arbeit, Genüſſe vor der Mühe. Aber das conſervative festina lente mag nichts davon wiſſen und ſagt: Erſt laßt eure Verdienſte ſehen, dann wird die Würde ſchon nachfolgen.

Was aber mit dem einmal vorhandenen Adel anfangen? Nichts einfacher. Man belaſſe ihm kein einziges Vorrecht, d. h. ungerechtes Recht; man fabricire keinen neuen. So wird der Adel ruhig zu Ende ſterben. Arzneimittel können nur ſeine Leiden verlängern. Geiſtlichen Troſt wird man ihm gern gönnen.

Karl Nauwerck.

Inhalt.

Seite

A. Cenſur.

I. Actenmäßige Darlegung der Cenſurverhältniſſe der Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher 1839, 1841, 1842 3
II. Bemerkungen über die neueſte preußiſche Cenſurinſtruction, n. v. 56

B. Preßfreiheit.

I. Die rheiniſche Zeitung über Preßfreiheit. n. z. 91
II. Die Preſſe und die Freiheit, von Arnold Ruge 93

C. Lehrfreiheit.

I. Bruno Bauer und die Lehrfreiheit, von Arn. Ruge. n. v. 119
II. 1842 n. Chr. und 1599 v. Chr., von M. F. n. z. 143

D. Politiſche Freiheit.

I. Fichte und die Revolution, von Friedrich Köppen. n. v. 153
II. Woher und wohin? oder der preußiſche Landtag im Jahr 1840. Kritik von Karl Nauwerck. n. v. 197
III. Innere Zuſtände Preußens nebſt einer Analyſe der „Vier-Fragen“ eines Oſtpreußen und kurzer Kritik vier ſeiner Gegner. Kritik von Karl Nauwerck. n. z. 212

IV. Der vaterländiſche Preuße, eine beifällige Erklärung, von Karl Nauwerck. n. v. 228
V. Stimmen aus Preußen an Preußen, vom Rhein. n. f. 237
VI. Zur Litteratur über den Königsberger Verfaſſungsantrag, von Mtg. n. f. 247
VII. Der Adel und die Zeit, von Karl Nauwerck. n. v. 282

Aktenſtücke

zur

Cenſur, Philoſophie und Publiciſtik

aus dem Jahre 1842.

Geſammelt und herausgegeben

von

Arnold Ruge.

Ausgabe in Einem Bande.

Zweiter Theil.

* * *

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
Druck von Heinrich Hoff.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

E. Philoſophie.

I. Neue Wendung der deutſchen Philoſophie, Kritik des Buchs: „Weſen des Chriſtenthums von Ludwig Feuerbach“ von Arnold Ruge. n. 1 . . . 3

II. Vorläufige Theſen zu einer Reform der Philoſophie, von Ludwig Feuerbach. n. 1 . . . 62

F. Theologie.

I. Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins, von B. Bauer. n. 1 . . . 89

II. Bremiſches Magazin. Rec. von B. Bauer. n. 1 . . . 113

III. Kliefoths Einleitung in die Dogmengeſchichte. Rec. von B. Bauer. n. 1. . . . 135

IV. Ammon, Leben Jeſu. Rec. von B. Bauer. n. 1. . . . 160

V. Das alte neue Teſtament, von B. Bauer. n. 1 . . . 186

Vermiſchtes.

VI. Die hiſtoriſche Komödie unſerer Zeit, von Arnold Ruge. n. 1. . . . 194

Seite

VII. Luther als Schiedſrichter zwiſchen Strauß und Feuerbach. Kein Berliner. 206

VIII. Die philoſophiſche Kritik der deutſchen Jahrbücher. Aus Berlin. 209

IX. Das „chriſtlich-germaniſche“ Juſtemilieu, von Arnold Ruge. u. ſ. w. 215

X. Die chriſtliche Philologie, von M. F. u. v. 251

XI. Ueber Bohlens Autobiographie, von Karl Nauwerck. Zur Vergleichung mit dem Abdruck in den deutſchen Jahrbüchern. 275

E.

Philoſophie.

I.

Neue Wendung der deutſchen Philoſophie.

(Das Weſen des Chriſtenthums, von Ludwig Feuerbach. Leipzig, Otto Wigand, 1841.)

Feuerbach hat die Principien dieſer Schrift ſchon früher in ſeiner Geſchichte der neuern Philoſophie bei Gelegenheit von Leibnitz und Pierre Bayle 1838, in der „Kritik der poſitiven Philoſophie“ (Halliſche Jahrb. 1838), in dem Aufſatz „zur Kritik der Hegelſchen Philoſophie“ (Halliſche Jahrb. 1839) und in der Broſchure „über Philoſophie und Chriſtenthum“ (1839) ausgeſprochen. Daß dies etwas weſentlich Neues und was es eigentlich ſei, wurde nicht ſogleich begriffen, wenn man auch von Subjectivismus, von Rationalismus und Mißverſtand der Geſchichte ſprach. Vielmehr, um den innerſten Sinn und das ganze Gewicht dieſer Principien dem Publicum, ſelbſt dem philoſophiſchen, nahe zu rücken, war erſt noch ihre Concentrirung und nähere Ausführung, wie ſie jetzt vor uns liegt, nothwendig. Erſt ſeitdem kommt Feuerbachs Bedeutung für die Weiterführung der Philoſophie und für die Geſchichte überhaupt mehr und mehr zum Bewußtſein. Wir haben hier die erſte wirkliche Kritik des Chriſtenthums vor uns.

Die practiſchen Bedenken, die die Sache von hinten anfangen und uns über eingebildete Verlegenheiten lamentiren laſſen wollen, welche aus dem Eingeſtändniß der enthüllten Wahrheit entſpringen ſollen, gehören nicht hieher: ſie gehören jenem rohen Bewußtſein an, welches noch etwas Anderes außer der Wahrheit für das Gute erklärt. Es handelt ſich hier um Philoſophie und um nichts als Philoſophie. Man könnte nun meinen, ſo ſtünde die Sache ſehr gut: denn wie viel alte und junge Männer gibt es nicht jetzt, die Philoſophen ſind? Aber ſo viele ſich auch Freunde der Wahrheit nennen, wenige werden es ſein. Die Kritik des Chriſtenthums iſt für Beruf, Fortkommen und geſellige Lage gar zu unbequem. Dennoch kann in dieſem Fall, obwohl er, wie eine Meſſerſcheide, zwei große Stromgebiete der Weltgeſchichte auseinander theilt, von nichts Weiterem die Rede ſein, als von dem Schickſal aller wahren Philoſophie. Die Pietiſten und die Rationaliſten, die Conſervativen und die Cenſur, als die Polizei des geiſtigen status quo — das iſt der alte Scheiterhaufen, nur in ſeine Elemente zerſplittert: fügt ſie in Eins zuſammen, gebt der Theologie ihren Willen, und ihr habt ihn wieder: und wie es nicht an Bauern fehlt, die den Rothſtift der Cenſur durch Werke führen, die ſie nicht verſtehen, ſo wird auch jener Bauer nicht fehlen, der das Holz zu dem neuen Glaubensfeuer herbeiträgt. Die moraliſche Verdammniß, wo es ſich um reine Erkenntniß handelt, das Einſchreiten mit polizeilichen Maßregeln gegen Philoſophie und Wiſſenſchaft iſt ganz die alte Maxime, nur verdünnt, verblaßt und humaniſirt. Man ſucht ſich ſo oder ſo die unbequeme Wahrheit vom Halſe zu ſchaffen. „Philoſophie, ſagt Feuerbach in ſeiner Kritik der Poſitiviſten, iſt Enttäuſchung — darum adſtringirend, bitter, herb, widerlich, unpopulär: die Speculation (der Poſitiviſten) dagegen iſt Selbſttäuſchung — darum gemüthlich, angenehm, populär, wie jede Illuſion." Noch mehr. Der Philoſoph iſt ein Irrenarzt, dem es in ſeiner Praxis nicht ſelten begegnet, daß die Kranken ihm Stuhl und Bänke an den Kopf werfen, weil der Wahnſinn mit ihm nicht beſtehen könne und die Welt ohne Tollheit ſicherlich zu Grunde gehen würde. Darum nennen ſie die Philoſophie „deſtructiv“ und „negativ“, die Medicin derſelben „Gift“ und „corroſiv“. Sie haben recht. Indeſſen äußert ſich in neuſter Zeit die Krankheit weniger acut, als früher; die Maniaci ſind noch vorhanden, aber ſie dominiren nicht mehr, und die ſanftere, halb aus dem Traum geriſſene Majorität ſchämt ſich vor dem Zuſchlagen, findet es im Allgemeinen roh, und wenn ſie auch im Stillen manchem wahren Wort den Hals umdreht, ſo hat ſie wenigſtens öffentlich einen gewiſſen Reſpect vor den läſtigen Aerzten.

Hieraus erklärt ſich die Möglichkeit der heterodoxen Literatur als äußerliche Thatſache.

Die wiſſenſchaftliche Geneſis der jetzigen Heterodoxie brauchen wir nicht auf die ethiſche und politiſche Haltung der Zeit zurückzuführen, obgleich dieſe durch die unerhörten Zumuthungen ihrer ſchamloſen Reaction ſehr ſtark dabei betheiligt iſt, daß man den alten Inhalt ernſtlich und gründlicher als je ins Auge gefaßt; wir finden vielmehr die Gegenſätze, in der wiſſenſchaftlichen Literatur ſelbſt, rein als Stufen der Erkenntniß dargeſtellt, werden alſo in unſerer Kritik das Ethiſche möglichſt aus dem Spiele laſſen, und den Büchern und ihren Verfaſſern, die hieher gehören, keine anderen Motive zuſchreiben, als die Stellung ihres wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins.

Neuerdings ſind vier Bücher erſchienen, die ein intereſſantes Verhältniß zu einander und zu der Hegelſchen Philoſophie haben, und, richtig geſtellt, Stufen der Geiſtesentwickelung, die jetzt vor ſich geht, bezeichnen: „Vatke über die menſchliche Freiheit“, „Strauß chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft“, „die Poſaune des jüngſten Gerichts über

Hegel den Antichriſten und Atheiſten", und „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums".

In den beiden erſten Büchern von Vatke und Strauß ſpricht ſchon der Titel die Hegelſche Amphibolie, den „Kampf" der „menſchlichen" Freiheit mit dem übermenſchlichen Schattenreich der Theologie, aus. Bei Vatke ſiegt die Theologie, bei Strauß die Philoſophie. Es iſt noch nicht reiner Boden der Philoſophie, auch nicht der Geſchichte; Vatke's „menſchliche Freiheit" hat es daher nicht mit dem Reinmenſchlichen und mit dem Proceß der Vernunft in der Welt zu thun, ſondern mit dem blauen Dunſt der Theologie; eben ſo in Strauß Dogmatik wird nicht und konnte nicht ausgegangen werden von der Wirklichkeit der totalen menſchlichen Entwickelung (und aus dieſer iſt doch immer erſt die Auflöſung der Theologie erklärlich), ſondern von dem beſchränkten Gebiet der Theologie und ihrer Phantaſieen. Das Intereſſe in beiden Büchern iſt nicht menſchlich, ſondern theologiſch. Allerdings löst Strauß die Theologie auf; dieſe Arbeit in dieſer Weiſe iſt unendlich hoch anzuſchlagen, aber dennoch iſt ſeine Dogmatik das beſte Hülfs- und Handbuch für Theologieſtudirende; die Theologie hat einen ſtarken Magen, und ſie wird bald die Nothwendigkeit einſehen, ernſtlich auf Strauß zurückzukommen; ſeine Dogmatik zu übertreffen, wird ihr wenigſtens unmöglich fallen, die Weisheit der Sibylle alſo auch in dieſer zuſammengeſchwundenen Geſtalt dennoch zu acquiriren und Strauß auf irgend ein theologiſches Katheder zu berufen ſein. In der dritten Schrift: „der Poſaune", wird allerdings von der Theologie nur fictiver Weiſe ausgegangen. Die Theologie wird in Wahrheit vielmehr vorausgeſetzt, als eine Denkungsart, mit der unſere ganze Zeit ſo gründlich fertig geworden ſei, daß ihr reiner und naiver Ausdruck auf das philoſophiſche und gebildete Bewußtſein nur eine groteſk-komiſche Wirkung hervorbringen könne. Das merkwürdige Buch mit ſeinen Stellen aus den Pſalmen, den Propheten, dem Hiob u. ſ. w. macht die Probe. Aber die Intention, die wenigſtens ſcheinbar vorliegt, das neue Princip, wodurch Hegel zu ſeinen Conſequenzen gebracht wird, ſchon in Hegel ſelbſt nachzuweiſen, gelangt nur halb zur Evidenz. Selbſt die Citate, die doch zu dem Zweck ausgewählt ſind, um die Conſequenz recht derb hervorzuheben, zeigen noch die Hegelſche Inconſequenz und Amphibolie auf. So wird im erſten Abſchnitt die Polemik Hegels gegen die Gefühlstheologie aus dem orthodoxen Standpunct und mit dem Object der Anbetung geführt, und dennoch folgt im eilften und zwölften Abſchnitt die Auflöſung aller Cultur in die wahre Objectivität des Geiſtes, wie ſie Hegel verſteht, nämlich die Sittlichkeit, den Staat und deren fürſichſeiende Exiſtenz, d. h. den Proceß des ſelbſtbewußten Geiſtes, in dem alles Object der Anbetung ſich in Geiſt und Selbſtbewußtſein auflöst. Dieſer Widerſpruch in unaufgelöster Geſtalt iſt dem Hegelſchen Standpunct eigenthümlich; er iſt er ſelbſt. Hegel macht mit ſeinem Princip des freien Selbſtbewußtſeins oder des Geiſtes, der abſolut iſt, der alten Welt gegenüber nirgends als in abstracto Ernſt. Was er in der Logik widerlegt, erkennt er in der Rechts- und Religionsphiloſophie wieder an. Dieſe Amphibolie ſteckt daher auch in der „Poſaune“. Die „Poſaune“ alſo, ſo extrem auch ihr verwegener Ton dem Pietiſten ins Ohr dröhnen mag, iſt dennoch auf der Linie der Hegelſchen Philoſophie ſtehen geblieben, während es keinem Zweifel unterliegt, daß ihr Verfaſſer, erhaben über ſein Buch, dem weſentlich neuen Standpunct der wirklichen reellen Freiheit angehört. Tauſende haben Hegel geleſen und ihn ſo geleſen, wie es Mode war, dies „nützlich-löbliche Geſchäft“ zu betreiben; der Poſauniſt zeigt mit genialer Ironie, was alles aus Hegel herausgeleſen werden könne, wenn man die Augen dazu hat. Es iſt wie mit der Bibel, aus der nun ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch jede Zeit ſich ſelbſt heraus las, wenn ſie es darauf anlegte. Ein ſchlagendes Beiſpiel und zugleich eine groſze Lehre. Es genügt nicht, den Fortſchritt der Zeit in der Vergangenheit nachzuweiſen; das Neue muß ſich auf ſeine eigenen Füße ſtellen; denn alle Exegeſe eines Neuen aus dem Alten iſt ſchief, iſt eben der Fehler der Hegelſchen Zweideutigkeit und ſeines Doppelſinnes, der Fehler der Philoſophie, welche ſich in die überſchrittene chriſtliche und feudale Weltanſicht hineinlegt und bei dieſem Geſchäfte ſowohl ſich als jene Geiſtesſtufen falſch auslegt.

Doch die „Poſaune“, die ein Schalk geſchrieben, hat ohne Zweifel einen politiſchen oder, wenn man lieber will, einen ethiſchen Zweck, und dieſen mußte ſie nothwendig erreichen. Sie mußte es erreichen, den ſchreienden Widerſpruch der Philoſophie oder unſerer Zeit und Wiſſenſchaft mit der hiſtoriſch-überſchrittenen Zeit der chriſtlichen Welt auch dem Stupideſten anſchaulich zu machen. Sie iſt eigentlich eine Conſequenz Feuerbachs, die aber um der Ironie willen ſcheinbar einen Schritt zurück geht.

Hat nun der Verf. der „Poſaune“, obgleich er mit theologiſchen Hunden philoſophiſche Haſen zu hetzen vorgibt, weder die Stellung Hegels, noch die der Theologie, was die beiden Seiten ſeines Buchs ſind, verhält er ſich alſo zu ſeinem Buche offenbar ironiſch; ſo ſind dagegen Vatke und Strauß von ihren Büchern nicht zu trennen, am wenigſten Strauß, während man allerdings Vatke's Buhlen um das Zeugniß der „Uebereinſtimmung mit der wahren Frömmigkeit“, und das in dieſer Lage des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Geiſtes, für eine Simulation und noch dazu die allererfolgloſeſte, die es geben kann, halten mußte, wenn nicht dieſe üble Gewohnheit ſchon von Hegel her ſo entſchieden zur andern Natur ſeiner legitimen und hyperlegitimen Söhne geworden wäre, daß ſie für das Ethiſche in dieſem ſklaviſchen Acte gar keine Empfindung mehr haben. Das war ein Standpunct des Bewußtſeins oder auch der Bewußtloſigkeit, des theologiſchen Duſels. Jetzt, ſeit Feuerbachs Buch erſchienen, iſt dieſe Naivität am Ende. Vatke's Buch erſchien faſt gleichzeitig, und hatte ſo das Unglück, in ein recht grelles Licht zu fallen. Statuirt man, wie Vatke, einen doppelten Geiſt, ſo gibt es keine menſchliche Freiheit. Die Frommen mögen vortrefflich, ſie mögen Engel ſein, wie die guten und ſchönen Kinder, aber frei ſind ſie nicht. Freiheit iſt mit Frömmigkeit, der Unterwürfigkeit unter ein entgegengeſetztes Selbſt, ſchlechthin unvereinbar; alle Taſchenſpielerſtückchen, die den theologiſchen, tranſcendenten Gott und den philoſophiſchen Begriff des Geiſtes vereinigen wollen, ſind verlorne Mühe. Hegel legt in der Rechtsphiloſophie der Lehre von der Freiheit, welche den ganzen ethiſchen Organismus ausfüllt, den Willen zum Grunde: die Explication des Willens iſt der metaphyſiſche Theil davon und die ſich ſelbſt beſtimmende Vernunft *als die Gegenwart des Ewigen*, das iſt ſeine große, die determinirte Entdeckung aller Freiheit. Dies meint Hegel ernſtlich. Er kennt nur *Eine*, nicht *mehrere* Freiheiten. Dieſe Grundlage kehrt bei Vatke wörtlich wieder; er hat ſie geſchickt wiederholt, bisweilen ſogar geſchickter, als er ſie vorfand; aber er macht einen ſeltſamen Gebrauch davon. Auf einer metaphyſiſchen Grundlage dieſer Art gibt es keine andre Subjectivirung und Verwirklichung der Freiheit, als das Reich der Sittlichkeit und der Geſchichte. Der Gott, dem dieſe Realität nicht gut genug iſt, wird tranſcendent, ohne damit eine beſſere zu erreichen. Freilich fallen Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſe Objectivität hinein: das ganze Reich der Idealität und des Göttlichen, das man vordem der Kirche vindicirte, muß als eine Realiſirung der Freiheit begriffen werden; das Denken, das Bilden, der ſittliche Charakter, alles dies prätendirt aber auch nicht, eine vom freien und wahren Staate getrennte oder gar ihm entgegengeſetzte Freiheitsrealität zu ſein. „Gott mehr gehorchen, als den Menſchen", iſt kein freies, ſondern ein unfreies Wort, denn es handelt ſich überall nur um den Einen Gehorſam Aller gegen die Vernunft; die Vorausſetzung, Menſchen, die nicht im Namen der Vernunft und der Freiheit gebieten, zu gehorchen, iſt die Vorausſetzung eines Sklaven. Die Kirche iſt nun aber ſchlimm daran. Der Staat und das Weltleben hat alles Göttliche an ſich geriſſen; es ruht in ſeinem Schooße, es kommt durch ihn und aus ihm zum Vorſchein. Dennoch trennt ſich die Kirche vom Staate. Sie prätendirt, auch nach Vatke, noch eine andre Objectivirung der Freiheit, als die des politiſchen Reichs der Sittlichkeit; ſie hat noch eine andre Gemeinde, als die Staatsgemeinde, die „religiöſe", und einen andern Geiſt, als den freien, den „heiligen". Aber die Freiheit der Religion und des heiligen Geiſtes iſt entweder ſchlechthin Freiheit des Geiſtes oder gar keine Freiheit. *Vatke* läßt uns zwiſchen dieſem Dilemma in der Schwebe, und ſtürzt den ganzen Apparat der alten transſcendentalen Ethik, als da iſt „Sünde", „Gnade", „Gemeinſchaft der Heiligen", „heiligen Geiſt", „Kirche", „Buße", „Kirchenſtrafe" neben „Staatsſtrafe" und das Princip aller dieſer Formen, den *tranſcendenten theologiſchen Gott*, in die Welt der Freiheit, die er uns auslegt, hinein — eine ſehr unwohnliche Welt, in der ihm der Erzbiſchof von Canterbury und ſein College Hengſtenberg guten Morgen bieten werden, ehe er ſich's verſieht. *Vatke traveſtirt die Philoſophie in Theologie*, in die „ſüße Selbſttäuſchung" der Speculation. Speculation iſt daher auch ſein Lieblingswort, ſein Ideal. Vatke iſt der talentvollſte, der ſpeculativſte Althegelianer; aber er iſt theologiſcher, als irgend ein Anderer.

Einen ſtarken Schritt weiter geht *Strauß*. Er erkennt *die Unverträglichkeit der modernen Wiſſenſchaft oder der Philoſophie und der Theologie* und erkennt ſie an. Er iſt ein Charakter in der Wiſſenſchaft; die Hegelſche Amphibolie faßt er ſcharf ins Auge, namentlich bei den theologiſirenden Schülern und deckt ſie unerbittlich auf. Er handelt nicht mit der „Frömmigkeit“, er zerſtört alle ihre Illuſionen und — „ſetzt an die Stelle der Dogmatik die Philoſophie.“ Dieſe Philoſophie iſt weſentlich die Hegelſche, nur daß die theologiſchen Vorſtellungen in die Begriffe der Gattung und der Subſtanz aufgelöſt werden, ſo Chriſtus, Gott und Unſterblichkeit des Individuums. Die Theologie behält nur die Geltung einer aufgelöſten Form, während ſie bei Hegel in den ireniſchen Partieen eine gleichberechtigte, exiſtirende Form zu ſein ſcheint. Strauß Verfahren iſt eine Reinigung der Philoſophie. Aber dieſe Reinigung bleibt dennoch bei dem Hegelſchen Prinzip, namentlich im Verhältniß zur Religion ſtehen. Die Subſtanz, dieſer letzte Halt und Grund der Straußiſchen Philoſophie, bringt es nicht zum Kultus oder vielmehr iſt eine entſchiedene Ueberſchreitung alles Kultus. Der Kultus braucht die Perſon. Nun iſt nach Strauß der Erlöſer die Gattung und Gott die Allperſönlichkeit, alſo beide keine Perſonen; dennoch konnte Strauß in dem Bleibenden und Vergänglichen „ſich nicht entſchließen,“ „den Kultus zu dem Vergänglichen zu zahlen und er verfiel auf den „Kultus des Genius“. „Chriſtus iſt der religiöſe Genius.“ Blieb nun für Strauß der Kultus, ſo blieb er doch nicht als Kultus des Abſoluten, denn das Abſolute iſt ihm ja die Subſtanz, das abſolute Weſen, nicht die abſolute Perſon, die darum nicht abſolut ſein kann, weil ſie determinirt iſt. Das Zugeſtändniß des „Kultus des Genius“, des Divus ſtatt des Deus, iſt eine Inconſequenz, eine Halbheit, eine Conceſſion gegen die Theologie, die aber von dieſer eben ſo wenig als vordem die Conceſſionen Hegels und Leibnitzens angenommen wurden. Zwiſchen Begriff und Begriffloſigkeit gibt es keine Verträge. Indeſſen iſt das Bleibende und Vergängliche überhaupt nur eine Conceſſion gegen die Begriffloſigkeit und ein hors d'oeuvre. Wichtiger iſt Straußens hegelſche Haltung in der Auffaſſung des Verhältniſſes von Religion und Philoſophie, auf der ſeine ganze Dogmatik ruht. „*Die Begriffe der Philoſophie* erſetzen im *Gemüthe* des Philoſophen *die religiöſen Vorſtellungen*. Er findet in ihnen „dieſelbe Befriedigung,“ ſagt Strauß. Aber beabſichtigen denn auch Religion und Philoſophie dieſelbe Befriedigung und die Befriedigung deſſelben? Sind die „Begriffe“ im „Gemüthe“? Iſt das Gemüth das Vorſtellende oder das Begehrende? Allerdings ſtellt der Begehrende ſich vor, was er will, aber ſein Intereſſe iſt nicht das Vorſtellen und die Erkenntniß, die darin liegt, ſondern der Wille, der Wunſch dieſe Vorſtellung, an der kein Zweifel iſt, wie ſie auch ſei, zu realiſiren. Die Philoſophie will *Wahrheit* und wäre ſie der Tod, die Religion will Leben und *Seligkeit* und wären beide auch die unmöglichſten aller theoretiſchen Unmöglichkeiten, wo nur das Wunder uns helfen kann. Gewiß entgegengeſetztere Intentionen ſind nicht denkbar. Dies iſt das theologiſche und das philoſophiſche Bedürfniß, welches wir fortdauernd unterſchieden haben; das volle Bewußtſein und die ganze Selbſtverſtändigung der Zeit über dieſen Gegenſatz gibt aber erſt Feuerbachs Kritik des Chriſtenthums. Die Hegelſche Philoſophie und Strauß mit ihr ignorirt den religiöſen Tic, der „Seligkeit“, „Heil“ und „Glück“ *will* und *wünſcht*, alſo weſentlich *praktiſch* iſt und ſchiebt dem Religiöſen ein rein theoretiſches oder metaphyſiſches Intereſſe unter. Aber Strauß hat kein *ireniſches* Intereſſe mehr, wie Hegel und die alten Hegelianer. Das iſt der Unterſchied. Er betont es, „daß die Form den Inhalt affizire“, und zeigt deswegen vielmehr „die Differenz“ der Dogmatik und der Philoſophie oder der Philoſophie und des Chriſtenthums, als deren „Uebereinſtimmung“ auf. Er weiß ſehr wohl, daß weder die

Religion, noch die Dogmatik die Philoſophie erzeugt haben, und ſetzt daher die Philoſophie nur „an die Stelle“ der kirchlichen Heilsordnung, die für das Bewußtſein unſerer Tage eben leer und hohl geworden. Dennoch kann er dies natürlich nur für den Philoſophen bewirken, der ſelbſt in der Zerſtörung „ſüßer Illuſionen“, alſo in der „herben Wahrheit“ ſeine Befriedigung findet, und ſtellt daher das Problem auf: „ob der philoſophiſche Inhalt jemals Gemeingut werden könne.“ „Der Atheismus (Pantheismus) iſt in dieſer Rückſicht, wo es auf die göttliche Perſon und Vorſehung ankommt, ganz daſſelbe“ ſagt Robespierre (Thiers III. 2. 10), „iſt ariſtokratiſch. Die Idee eines höchſten Weſens, welches über der unterdrückten Unſchuld wacht und das triumphirende Verbrechen beſtraft, iſt ganz „volksthümlich“. Wäre kein Gott, ſo müßte man einen ſolchen erfinden. Jeder Philoſoph, jeder Einzelne kann darüber eine Meinung hegen, welche er will: wer es ihm zum Verbrechen anrechnen wollte, wäre ein Unſinniger; aber hundertmal unſinniger wäre der Staatsmann, der Geſetzgeber, der eines ſolchen Philoſophen Syſtem annehmen wollte. Der Convent fabricirt keine Bücher und Syſteme. Er iſt eine Staats- und Volksverſammlung.“ Robespierre bekennt in derſelben merkwürdigen Rede, daß er „eben kein Katholik“ und „nur ein getreuer Vertheidiger der Menſchheit“, alſo doch wohl ſo circa Philoſoph ſei; aber Robespierre iſt ein Staatsmann, der das laut denkt, was ſeine Nachfolger nur leiſe denken: „Verdacht und Polizei für uns, Glaube und ihre Diener für's Volk; ob wir einen Gott haben, das iſt nicht die Frage, aber das Volk braucht einen Gott,“ und der mit ihnen darin Recht hat, daß die Philoſophie, als ſolche, niemals Gemeingut, noch weniger Religion werden könne, denn ſie hat keinen Troſt für „die unterdrückte Unſchuld“, weil ſie überhaupt nicht tröſtet, ſondern das Troſtloſe unerbittlich für troſtlos anerkennt; wahrlich, es gibt troſtloſe Menſchen, troſtloſe Zeiten und troſtloſe Völker, ſie können reell nur damit getröſtet werden, daß ſie aufhören es zu ſein. Dennoch iſt das Dilemma, ob die *Philoſophie* jemals *Gemeingut* werden könne, eine ganz ſchiefe Frage. Es wird dabei, gerade wie bei den Dogmen, die in ſcholaſtiſcher Manier mit Philoſophemen verglichen werden, im *gemeinen* Bewußtſein ein *wiſſenſchaftliches* Intereſſe für eine wiſſenſchaftliche Methaphyſik vorausgeſetzt. Die Wiſſenſchaft, *als ſolche*, oder der wirklich *philoſophiſche* Inhalt iſt nur das Gut und das Bedürfniß weniger wiſſenſchaftlich Geſinnter; dies Verhalten iſt ohne Zweifel mit Robespierre, wenn auch nicht in ſeinem Sinn der Denunciation, für excluſiv und ariſtokratiſch zu erklären; die große Mehrzahl der Menſchen (auch der Gelehrten und auch der ſogenannten Philoſophen) hat nur den Geſichtspunkt „der Seligkeit", „des Heils", „des Glücks", des Fortkommens, der Stellung, mit einem Wort den *praktiſchen* Geſichtspunkt. Dieſer Geſichtspunkt, in den, namentlich als Ausgleichung der irdiſchen Ungleichheiten des Glücks und Heils, auch der religiöſe fällt, iſt *ſchlechthin Gemeingut*, ihn haben Alle und ſogar die Gemeinen, deren Gemeinheit nur dadurch aufgehoben werden kann, daß ſie begreifen, ihr *eignes* Heil ſei nur in der Bildung, der Sittlichkeit und *der Freiheit Aller* zu finden. Das religiöſe Heilsbedürfniß iſt ſo egoiſtiſch, als der irdiſche Glückſeligkeitstrieb; und das *Seelen*heil des Einzelnen, worauf es dem religiöſen Egoiſten einzig ankommt, iſt zum *geiſtigen* Heile der ganzen Menſchheit im freien Staate zu erweitern. Die Freiheit aber — oder das geiſtige und zugleich bürgerliche Heil, dieſer Inhalt der neuen Heilsordnung, iſt eine ſehr faßliche Sache für alle Menſchen. Sie wird ſicher Gemeingut werden, wenn auch immer einzelne Verbrecher und Diſſenters, wie natürlich, übrig bleiben müſſen. Bekanntlich führt man auch in die Realität der Freiheit wieder das Dilemma von bürgerlicher und geiſtiger Freiheit, gemeinen und idealen Intereſſen, ein und faßt die Kirche als die dem Staat entgegengeſetzte Form des Idealen, in welcher der gemeine Menſch zum Ungemeinen und Göttlichen ſich erhebt. Aber man vergißt, daß kein wahrer und freier Staat die Formen, in denen das Ideale und Göttliche das Leben durchdringt, aufheben, im Gegentheil, daß er dieſen Formen erſt ihren lebendigen und ungeſchmälerten Inhalt geben wird — unbedingt freie Kunſt, unbedingt freie Wiſſenſchaft, mit einem Wort die noch nicht realiſirte Geiſtesfreiheit. Wo der Staat die Geiſtesfreiheit noch nicht ertragen kann, iſt er ſelbſt noch geiſtlos und nicht frei. Ihm ſetzt ſich daher, weil er nur äußerliche Ordnung, Polizeiſtaat ſei, die Kirche als geiſtliche Ordnung entgegen, der Gegenſatz des Mittelalters, nur abgeſchwächt und der wahren Realität der Zeit zuwider. Auch ſchon im gegenwärtigen Kultus der proteſtantiſchen Kirche ſind es in Predigt und Geſang die Formen der Philoſophie und Poeſie, die dazu dienen den ariſtokratiſchen Zeitgeiſt mit der gemeinen Bildung zu vermitteln. Die Philoſophie iſt die wiſſenſchaftliche Form der Zeit, die gemeine Bildung die politiſche; der gleiche Geiſt geht durch beide hindurch, nur daß die gemeine Bildung das praktiſche Moment und, eben durch die Praxis aufgehalten, immer einen Schritt zurück iſt. Zur wahren Freiheit gehört alſo weſentlich, daß die idealen Intereſſen und die Initiative des theoretiſchen Geiſtes in einem Volk vorhanden und völlig ungehindert wirkſam ſind, um ſpäter als gemeine Bildung das Leben zu durchdringen und zu vergeiſtigen. Alſo noch einmal, die Philoſophie, als ſolche, wird nicht Gemeingut; wenn ſie Gemeingut wird, ſchlägt die Theorie in Praxis, die Wiſſenſchaft in gemeine Bildung, die man gewöhnlich Zeitgeiſt nennt, um; was früher ein Intereſſe der Erkenntniß war, wird jetzt ein Gegenſtand des Willens, des Gemüths, eine Lebensform, ein Intereſſe der That. Allerdings hat der Staatsmann ſich auf die Bildung ſeines Volks zu ſtützen, aber nichts Unſinnigeres, als wenn ein ſolcher zwiſchen ſich und der Zeit in der Art unterſcheidet, daß er, um „volksthümlich“ zu ſein, die vorgerückte Philoſophie einer zurückgebliebenen Bildung zum Opfer bringen müſſe, denn dies zerreißt den Zuſammenhang von Leib und Seele, von Materie und Geiſt; wie denn auch die Wiederherſtellung des Katholicismus in Frankreich, wozu Napoleon aus rein politiſchen, d. h. hier aus rein tyranniſchem Intereſſe, ſchritt, die unheilvollſte Maßregel genannt werden muß, die ergriffen werden konnte; denn jene Philoſophie, die ſchon Robespierre zum ſchlechten Katholiken gemacht, hat ſeitdem ihre Wirkungen noch unendlich erweitert, und ſtatt einer Vermittlung des Lebens und der Idee, hat dieſe Politik der Anerkennung des ungebildeten Bewußtſeins nur den verhängnißvollen Bruch des gebildeten und des katholiſchen Theils der Nation, den wir jetzt in Frankreich wahrnehmen, hervorgebracht.

Indem nun Strauß das Intereſſe des Glaubens oder der Religion als ein weſentlich theoretiſches (Sache der „Vorſtellung“) faßt, wird es ihm zur Aufgabe, die dogmatiſchen Probleme auf philoſophiſche zurückzuführen, die ſpeculirende Vorſtellung, denn ſo wird das Dogma angenommen, zum „ſpeculativen Begriff“ zu erheben. Während die orthodoxen Schüler Hegels die Philoſophie in die Dogmatik ausmünden laſſen, macht es Strauß umgekehrt; und es kann nicht fehlen, daß er dabei im Ganzen Hegel richtiger auslegt, obgleich er mit jenen weſentlich auf derſelben Baſis ſtehen bleibt, nämlich auf der Baſis der theoretiſchen Vergleichung von Religion und Philoſophie.

Hier gelangen wir nun zu Feuerbach. Die Religion iſt auch ihm Bewußtſein des Weſens, Selbſtbewußtſein, aber bewußtloſes Selbſtbewußtſein; ein wiſſenſchaftliches Intereſſe hat ſie nicht, eine *intereſſeloſe* Wahrheitsforſchung iſt ihr gänzlich fremd. Die chriſtliche Religion entſpringt aus dem Drange des Herzens und Gemüthes, ſein Weſen, von den Schranken der Wirklichkeit befreit, anzuſchauen, aus gemüthlichen Bedürfniſſen, aus dem *practiſchen* Intereſſe des Individuums an ſeinem „Heil". *Feuerbach* unterſucht die *Geneſis* der chriſtlichen Vorſtellungen, und erforſcht ſie demnach nicht nach ihrer *metaphyſiſchen*, ſondern nach ihrer pſychologiſchen oder *anthropologiſchen* Bedeutung.

Dies iſt der wahre, ſehr weſentliche Unterſchied *Feuerbachs* von *Strauß* und aller Hegelſchen, ſelbſt der ſogenannten Junghegelſchen Philoſophie, der in Bezug auf die letztere namentlich darin beſteht, daß Feuerbach an der Stelle der hiſtoriſchen Continuität des chriſtlichen Bewußtſeins den hiſtoriſchen Bruch der neuen Welt mit dem Chriſtenthum zur Vorausſetzung macht, den Bruch, der von der Philoſophie ausgeht und im 18. Jahrhunderte eintritt; ferner, daß *Feuerbach* nicht bloß, wie die ſogenannten Junghegelianer, die religiöſen Bedürfniſſe als eine der Philoſophie fremde Subſtanz ausſcheidet aus dem Philoſophiren, welches rückſichtslos von rein theoretiſchen Bedürfniſſen getrieben werde, ſondern daß er nun weiter poſitiv die einzig mögliche Religionsphiloſophie darin nachweiſt, daß man die religiöſen Bedürfniſſe ſelbſt zum Gegenſtande der Unterſuchung macht, alſo eine wirkliche Kritik der religiöſen Vernunft anſtellt, die Feuerbach früher einmal, des Gegenſatzes wegen, „die Kritik der unreinen Vernunft" genannt hat. Was ſich den Namen Junghegelſche Richtung vornehmlich von den Pietiſten verdient hat, war zunächſt darin allerdings neu, daß die Conſequenzen aus Hegel gezogen und ſeine Inconſequenz überall, auch im Politiſchen, aufgehoben werden ſollte; die *poſitive* Aufhebung eines weſentlichen Theils der Hegelſchen Philoſophie, nämlich der Religionsphiloſophie, gibt aber erſt *Feuerbach* in dem „Weſen des

Chriſtenthums“ unter der Form einer Phänomenologie der chriſtlichen Religion.

Indem damit die chriſtliche Religion in unbefangener Weiſe als ein hiſtoriſches Phänomen und der größte Theil ihrer Vorſtellungen als der Geſchichte bereits anheim gefallen betrachtet wird, bekommen wir ein rein philoſophiſches Object, bei deſſen wahrem Weſen wir eben nur der Wahrheit nach, nicht, wie der Religiöſe, mit Furcht oder Hoffnung, intereſſirt ſind.

Das ungebildete und in dieſem Falle vornehmlich das theologiſche Publicum pflegt bei einem ſolchen Buche noch beſonders nach der Intention zu fragen, wie man vor nicht langer Zeit noch bei jedem Gedicht zu fragen pflegte, wenn man es zu Ende gehört: „Und was iſt die Tendenz davon?“ Wollte man ſo von der Intention der Feuerbachiſchen Unterſuchungen reden, ſo könnte man ſagen, ſie ſei die umgekehrte der berühmten Reden Schleiermachers „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, worin Schleiermacher Religion und Moral entſchieden trennt und den tranſcendenten Religionsſchwindel wieder zu begründen ſucht zu einer Zeit, wo derſelbe, wie dies auch der Titel des Buchs und das allgemeine Bewußtſein jener Periode ſagt, ziemlich herunter gekommen war. Es wurde nun wieder genial, religiös zu ſein, obgleich nach dem Sinn des alten Chriſtenthums religiös im Grunde niemand weniger war, als eben die willkürlich genialiſirenden Autoren dieſer Reſtauration, die Romantiker, Schleiermacher nicht ausgenommen. Umgekehrt richtet nun Feuerbach ſeine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verehrern, weiſt ihren für tranſcendent und jenſeitig gehaltenen Inhalt als einen ethiſchen und durchaus menſchlichen nach, zeigt ihnen, daß es weder Bildung noch das aufrichtige Bewußtſein unſerer Zeit ſei, im Dualismus ſtecken zu bleiben, und ſtellt ſo gründlicher, als dies jemals früher geſchehen war und geſchehen konnte, die Einheit von Religion und Sittlichkeit wieder her. Ein Memomus folgt dem andern, wie bei Schleiermacher eine Trennung und ein Zwieſpalt dem andern. Feuerbach nennt, dieſer Geiſteskrankheit des reſtaurirten Chriſtenthums gegenüber, deſſen Vater Schleiermacher iſt, ſein Buch eine pſychiſche Pathologie, wendet ſich mit ſeiner Kritik aber nicht an das Neuchriſtenthum, welches nur eine Simulation ſei, „ſondern an das alte, klaſſiſche, ganze und entſchiedene Chriſtenthum, deſſen Geſpenſt der modernen Theologie im Kopf ſpukt". Feuerbachs Standpunct iſt alſo dieſer, und er ſpricht es ausdrücklich aus, „daß die Geſchichte das Chriſtenthum bereits kritiſirt habe" — die Unterſcheidung zwiſchen Dogmen und Chriſtenthum iſt eine leere Ausflucht; — die Aufklärung und ihre Philoſophie im achtzehnten Jahrhundert muß als die entſchiedenſte Ueberſchreitung des Chriſtenthums angeſehen werden. „Die Theologie iſt längſt zur Anthropologie geworden. Die Geſchichte hat realiſirt, zu einem Gegenſtande des Bewußtſeins gemacht, was an ſich das Weſen der Theologie war." Sein Buch erhebt nun dies hundertjährige hiſtoriſche Bewußtſein zum klaren Selbſtbewußtſein, zum wiſſenſchaftlichen Beweis.

Dieſe That iſt eine reife Frucht vom Baume der Erkenntniß, und nun „die pneumatiſche Waſſerheilkunſt" Feuerbachs einmal angewendet iſt, kann Jeder das Ei des Columbus auf den Tiſch ſtellen. Die That iſt aber darum nicht weniger ehrenvoll. Denn zugegeben, was auch Feuerbach ſchon in der Broſchüre „Philoſophie und Chriſtenthum" bemerkte, daß die ganze klaſſiſche Litteratur der Deutſchen und die ganze Geſchichte der neuſten Zeit bereits dieſen Inhalt hat; wie neu er demnach, namentlich den Hegelſchen Schwankungen und Transactionen gegenüber und in dieſer geſchloſſenen, wiſſenſchaftlich begründeten Form iſt — das zeigt zur Genüge der Horror und die Verleumdungen der Theologen, wie nicht minder die Verſtimmung der Hegelianer, dieſer modernen Scholaſtiker und

Knechte der Theologie über das befreiende Werk. Die Philoſophie und Geſchichte werden ſich indeſſen dieſen Schritt zu Nutze machen. Er iſt ſehr nöthig geweſen.

Wir leben in einer Zeit, wo die Humanität im Namen des Heiligen, welches jenſeits und von ihr geſchieden ſei, noch einmal geächtet, wo der überwundene Aberglaube von der Geiſtesſchwäche reſtaurirt, wo die Geſchichte im Namen der Geſchichte negirt werden ſoll. Die Humanität und alle ihre Conſequenzen geltend machen, das heißt alſo jetzt die Geſchichte vollziehen. Dies thut Feuerbach; ſeine Aeußerungen ſind eben ſo neu und überraſchend, als unwiderſtehlich wahr und einfach. Er tritt muthig in die Zukunft hinein, und durch die Negation des ganzen alten Standpunctes erwächst ihm eine Fülle neuer und poſitiver Anſichten über Religion, Bildung und Geſchichte. Dies iſt im höchſten Sinne geſchichtlich; er ſchleppt die Schiffe, die ihn hertrugen an die neue Küſte, nicht mit ſich über Land, er trägt die Prometheusfeſſeln nicht mehr an ſeinem Arm und in ſeinem Gedächtniß: er verbrennt vielmehr die böſen Dünſte der Vergangenheit in der reinen Lebensluft des gegenwärtigen Selbſtbewußtſeins.

Das Princip iſt nun nicht mehr *das Abſolute der Phantaſie*. Die Philoſophie athmet erſt wieder auf, wenn ſie den Nebel des phantaſtiſchen Abſoluten durchbricht und die wahre Allgemeinheit, *die Gattung, die der Geiſt iſt*, auch im Ernſt als die erfüllte gegenwärtige Unendlichkeit nimmt, das Unendliche mithin nicht zweimal ſetzt, wie dies die theologiſirende Philoſophie thut. Das zweite Unendliche iſt die Phantaſie des Abſoluten, während die Logik ehrlich heraus ſagt, die wahre Unendlichkeit iſt die Einheit des Endlichen und Unendlichen. Eine Unendlichkeit ohne Realität iſt eine bloße Phantaſie. Was in Concretum durch Connivenz gegen die ungebildete Denkungsart der Theologie ſo ſehr verdorben wird, das ſpricht Hegel in Abſtracto auch an andern Orten eben ſo deutlich aus, z. E. Rechtsphil. S. 58: „Im freien Willen (der ſich ſelbſt beſtimmenden Intelligenz, welche nur in ihren Trägern, den Perſonen, wirklich iſt) hat das wahrhaft Unendliche Wirklichkeit und Gegenwart, — er ſelbſt iſt dieſe ſich gegenwärtige Idee." Und S. 59: „Es iſt die in ſich concrete und ſo für ſich ſeiende Allgemeinheit, welche die Subſtanz, die immanente Gattung oder immanente Idee des Selbſtbewußtſeins iſt; — der Begriff des freien Willens (der Freiheit), als das über ſeinen Gegenſtand übergreifende, durch ſeine Beſtimmung hindurchgehende Allgemeine, das in ihr mit ſich identiſch iſt." Die Beſtimmung des Allgemeinen, der Gattung, iſt die Realität im Einzelnen, im wirklichen Subject, und in dieſer Realität iſt jene Idealität der Gattung mit ſich identiſch, wahrhaft gegenwärtig. Kann man deutlicher ſein? Und doch wieder, nach der gemeinen Auffaſſung der Hegelſchen Freiheitslehre, ſollte man nicht fragen, iſt das Scherz oder Ernſt? Und ſollte man es glauben, daß unmittelbar neben dieſem Begriff der Freiheit S. 54 „das Chriſtenthum als Religion der Freiheit (doch wohl dieſer Freiheit?) und zwar wegen des Dogma von der Erbſünde (!!!)" proclamirt wird? Der Sinn der Erbſünde ſoll nämlich der ſein, daß Jeder ſich aus der Unmittelbarkeit der Natur herausarbeiten und alſo erſt durch Kampf ins Reich der Freiheit erheben müſſe. Und die Theologen? Sind ſie mit dieſer Erbſünde zufrieden? Laſſen wir ſie laufen, und ſtreiten wir's ihnen nicht ab, daß ihre Sünde wider den Geiſt und die Wahrheit allerdings die evidenteſte, gedankenloſeſte Erbſünde iſt, die es geben kann; Einer betet immer dem Andern nach, und unbeſehens tritt der Sohn die Erbſchaft des Vaters an. Aber wie iſt es mit Hegel? — Er hat die Unendlichkeit der Gattung gemeint und ausgeſprochen: er erkennt die Realität der Endlichkeit an als den realen Begriff, die Idee; aber er hat den Begriff nicht durchgeführt; im Gegentheil, ſeine Religionsphiloſophie und Politik ſtecken überall, wo ſie die Wahrheit als eine äußerlich gegebene beweiſen wollen, voller Scholaſtik. Statt das Recht und die Freiheit der Menſchen und der Vernunft zu beweiſen, quält er ſich, das Recht der Dogmatik und des mittelaltrigen Staates darzuthun. Darin liegt das Princip des ganzen conſervativen Wahnſinns, von dem unſre Politik und Geſchichte verpfuſcht werden ſoll, und es iſt dies der Punct, wo die Geiſtesphiloſophie geiſtlos und die Oppoſition zunächſt nothwendig wurde.

Im Großen beſteht dieſer Gegenſatz darin, daß die Philoſophie nicht bloß, wie Hegel dies ausdrückt, die Geſchichte ſyſtematiſirt und abſchließt, ſondern daß ſie auch durch den Abſchluß ſelbſt eine neue Aera heraufführt, in welchem Falle niemand augenſcheinlicher iſt, als Hegel mit ſeinem Syſteme ſelbſt. Er iſt ein wirklicher Abſchluß; aber je mehr er es iſt, deſto entſchiedener treibt er vorwärts in eine neue Welt hinaus. Wir haben dies anderswo bei Gelegenheit ſeines Naturrechts weiter ausgeführt. Hier iſt die Sache kurz ſo zu faſſen, daß mit dem Abſchluß auch die Reflexion auf den Abſchluß eintreten muß. Hegel will chriſtlich philoſophiren. Aber eine chriſtliche Philoſophie iſt Scholaſtik; erſt die Kritik des Chriſtenthums iſt wahre Philoſophie, freie Wiſſenſchaft. Die politiſche Welt des Mittelalters, die Mythen und die Götter der chriſtlichen Anſchauung, die Geheimniſſe ihrer Heilsordnung, alſo Staat und Religion des Mittelalters, werden nicht eher begriffen, als bis der Geiſt über ſie hinaus und, indem er in ihrer Subſtanz nicht mehr befangen, alſo kritiſch gegen ſie geworden iſt. Iſt es mit einer Welt ſyſtematiſch zum Abſchluß gekommen, ſo tritt ſie uns als Object gegenüber; wir finden uns in ihr Ende und dadurch über das Ende hinaus in den Anfang einer neuen Welt hinein. Dies iſt der Grund, weßwegen die Kritik des Hegelſchen Syſtems aus ſeinem eigenen Princip heraus an die Geiſtesphiloſophie ſich anknüpfen mußte, wie man denn auch äußerlich die Probe machen kann, daß ſeine Religions- und Rechtsphiloſophie die Praxis nicht befreit, ſondern vielmehr nur verwirrt hat, theils mit orthodoxen, ſchief interpretirten Formeln, theils mit den unreifen Dogmen über Corporations- und Standesfreiheiten im Gegenſatz zu der Freiheit des Menſchen.

Die menſchliche Freiheit iſt die Freiheit, der menſchliche Geiſt iſt der Geiſt, und ſo leicht es ſich begreifen läßt, daß dies in Wahrheit auch das Princip und der Sinn des Hegelſchen Syſtems ſei, wie dies namentlich am ſchlagendſten der Inhalt des „abſoluten Geiſtes“ bei Hegel beweiſt, deſſen Formen nicht etwa die Trinität, ſondern Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft, alſo Producte des Menſchengeiſtes ſind; ſo ſehr verändert doch die ernſtliche Durchführung des wahren Freiheits- und Geiſtesbegriffs die ganze Stellung der Philoſophie zur Vergangenheit und Gegenwart. Für die Religionsphiloſophie beweiſt dies Feuerbachs Buch; für die Rechtsphiloſophie wird es weder an dem wiſſenſchaftlichen noch an dem hiſtoriſchen Beweiſe fehlen.

Das Ernſtmachen mit der Philoſophie iſt eine neue Philoſophie.

Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει — tönt als ein altes Orakel zu uns herüber. Das Weſen des Menſchen, die Gattung, der Geiſt, iſt das wahre Weſen, das wahrhaft und wirkliche Unendliche. Die Phantaſien eines zweiten, höhern Unendlichen ſind keine Bereicherung der Wahrheit, nur eine Schwäche des Gedankens, der den Begriff der Exiſtenz unmittelbar als Weſen und das Weſen unmittelbar, ohne die Vermittlung der Endlichkeit, alſo leer und ohne Realität, als Exiſtenz zu haben wünſcht, und dieſen Wunſch ſich durch die Phantaſie eben ſo unmittelbar erfüllt. Der Begriff in dieſen Sätzen gehört Hegel, die Conſequenz Feuerbach. Aber die Conſequenz iſt wieder Begriff;

erſt der realiſirte Begriff iſt, nach Hegel ſelbſt, der wahre Begriff, die Idee.

Es iſt nicht damit abgethan, eine Sache in Abſtracto zu wiſſen, ſo den Begriff, das Aperçu, zu haben, — wenn das ware, ſo ware eine ſuperkluge nordiſche Nation die freieſte auf dem Erdboden, während ſie jetzt in Wahrheit faſt die politiſch miſerabelſte iſt, — es gehort dazu, daß dies Aperçu bis ins Einzelnſte hinein durchgefuhrt, bewieſen und bethatigt werde. Wer zum Beiſpiel wußte heut zu Tage nicht das Geheimniß aller Religionen und die Geneſis der Gotter aller Volker und Zeiten? Hat nicht die Philoſophie beides langſt enthullt? Sind nicht die olympiſchen Gotter der objectivirte Volksgeiſt der Hellenen? Sind ſie nicht dadurch erſt wieder eine Wahrheit geworden, welcher die Negation ihrer empiriſchen Exiſtenz, ihrer thatſachlichen Perſonlichkeit, nicht den mindeſten Abbruch thut? Gut, das iſt der Begriff. Wer hat ihn durchgefuhrt durch alle Religionen? Niemand bis jetzt, und wo es nun vollends Jedermann fur Pflicht und Pietat hielt, eine Ausnahme zu machen, beim Chriſtenthum, wer hat es ernſtlich und unbefangen der Kritik unterworfen? Zuallererſt Feuerbach und nur Feuerbach. Es iſt wahr, er iſt ungenirter, als viele Andre, ſelbſt als Hegel es geweſen; er iſt kein Augur, den die triumviri epulonum vom theologiſchen Tiſche wegjagen konnten, und er iſt eben ſo wenig ein philoſophiſcher Haruſper, der auf ſeinem Katheder aus den Eingeweiden wahrſagt; aber wie leicht iſt es einem Menſchen, der eine neue Welt entdecken will, alles zu verkaufen, was er zu Hauſe hat?

Um zu einer Phanomenologie des Chriſtenthums zu gelangen, war, wie geſagt, ſehr vieles, ja alles Nothige bereits vorbereitet. Am allermeiſten that die Einſicht, daß der chriſtliche Menſch der koſmopolitiſche, das Princip ſeiner Religion alſo ein allgemein menſchliches iſt, wahrend dagegen die heidniſchen Religionen *natürliche, nationale*, ja ſogar *locale Götter* verehren, hatte doch der Huſten, das Fieber, die Faulheit, der Herd, der Priap, ja ſogar der abſtracte Phallus und alle möglichen Thiere nach Ort und Gelegenheit ihren Cultus! Verräth uns nun dort im Heidenthum der particulare Gott das Bewußtſein, welches ihn verehrte, ſo wird uns im Chriſtenthum der univerſelle Gott nicht minder den chriſtlichen Menſchen und ſein Bewußtſein offenbaren.

Feuerbach erörtert daher zuerſt das Weſen des Menſchen, ſodann der Religion und die Religion ſowohl in Uebereinſtimmung als in Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen.

„Die Religion, ſagt Feuerbach, unterſcheidet den Menſchen vom Thier, denn ſie iſt Bewußtſein, das Wiſſen, dem ſeine Gattung, ſeine Weſenheit Gegenſtand iſt.“ „Das Thier findet nur den Gegenſtand, nicht ſich in dem Gegenſtande; der Menſch dagegen hat in dem Bewußtſein der Gattung ſein eignes unendliches Weſen zum Gegenſtande.“ Darüber kann der Menſch nicht hinaus. *Vernunft, Wille, Liebe ſind die abſoluten Mächte.*“ „Jede Beſchränkung der Vernunft oder überhaupt des Weſens des Menſchen beruht auf der Täuſchung, worin das Individuum ſich unmittelbar mit der Gattung identificirt und ſeine Schranken zu Schranken der Gattung macht.“ „Der ſinnliche Gegenſtand iſt *außer* dem Menſchen, der religiöſe iſt *in* ihm; hier iſt das Bewußtſein *Selbſtbewußtſein*, der Gegenſtand des Subjects nichts anders als das *gegenſtändliche* Weſen des Subjects“, was oben die abſoluten Mächte genannt wurde.

„Wenn nun (S. 18) die Religion, das Bewußtſein Gottes, als das Selbſtbewußtſein des Menſchen bezeichnet wird, ſo iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als wäre der religiöſe Menſch ſich direct bewußt, daß ſein Bewußtſein von Gott das Selbſtbewußtſein ſeines Weſens (der geiſtigen Subſtanz und der abſoluten Mächte derſelben iſt; denn der Mangel dieſes Bewußtſeins begründet eben die differentia specifica der Religion. Die Religion iſt die *erſte* und zwar *indirecte Selbſterkenntniß* des Menſchen. Der Menſch verlegt ſein Weſen *außer* ſich, ehe er es in ſich findet. Das eigne Weſen iſt ihm zuerſt als ein anderes Weſen Gegenſtand. Der geſchichtliche Fortgang in den Religionen beſteht deßwegen darin, daß das, was früheren Religionen für etwas Objectives galt, als etwas Subjectives, d. h. daß, was als *Gott* angeſchaut und angebetet wurde, jetzt als etwas *Menſchliches* erkannt wird. Die frühere Religion iſt der ſpäteren Götzendienſt: der Menſch hat ſein *eigenes* Weſen angebetet. Der Menſch hat ſich verobjectivirt, aber den Gegenſtand nicht als ſein Weſen erkannt: die ſpätere Religion thut dieſen Schritt. Jeder Fortſchritt in der Religion iſt daher eine tiefere Selbſterkenntniß. Aber jede beſtimmte Religion, die ihre älteren Schweſtern als Götzendienerinnen bezeichnet, nimmt *ſich ſelbſt* — und zwar nothwendig, ſonſt wäre ſie nicht mehr Religion — von dem Schickſal, dem allgemeinen Weſen der Religion aus; ſie ſchiebt nur auf die *andern* Religionen, was doch — wenn anders Schuld — die Schuld der Religion überhaupt iſt. Weil ſie einen *andern* Gegenſtand, einen *andern* Inhalt hat, weil ſie über den Inhalt der früheren ſich erhoben, wähnt ſie ſich erhaben über die nothwendigen und ewigen Geſetze, die das Weſen der Religion conſtituiren, wähnt ſie, daß ihr Gegenſtand, ihr Inhalt ein übermenſchlicher ſei. Aber dafür durchſchaut der Denker das ihr ſelbſt verborgene Weſen der Religion. Dem Denker iſt die Religion *Gegenſtand*, was ſich ſelbſt die Religion nicht ſein kann. Und unſere Aufgabe iſt es eben, nachzuweiſen, daß der Gegenſatz des Göttlichen und Menſchlichen ein durchaus illuſoriſcher und der Inhalt der chriſtlichen Religion ein durchaus menſchlicher iſt. Die Religion, wenigſtens die chriſtliche, iſt das Verhalten des Menſchen zu ſich ſelbſt, oder richtiger: zu ſeinem (und zwar ſubjectiven) Weſen. Das göttliche Weſen iſt nichts anders, als das menſchliche Weſen, oder beſſer: das Weſen des Menſchen, verobjectivirt, d. h. angeſchaut und verehrt als ein anderes, von ihm unterſchiedenes, eignes Weſen — alle Beſtimmungen des göttlichen Weſens ſind darum menſchliche Beſtimmungen.“

Auch Hegel behauptet die Einheit des menſchlichen und göttlichen Weſens, drückt ſich aber noch ſo aus: „Das Wiſſen des Menſchen von Gott iſt das Wiſſen Gottes von ſich ſelbſt“, wodurch der Schein der Religion, als ſei Gott ein objectives Subject und dies Denken ein Denken zweier Subjecte, ſtehen blieb. Strauß in der Dogmatik hebt zwar den Schein des perſönlichen Gottes auf; aber ſelbſt bei dem Ausdruck: „Gott iſt nicht Perſon, ſondern Allperſönlichkeit“, der in Wahrheit nur das Subſtantialitätsverhältniß ausdrücken ſoll, bleibt der Schein eines theologiſchen Gottes. Der Ausdruck ſtreift an Allgegenwart und dergleichen currente Vorſtellungen, die dem perſönlichen Gott eben ſo gut widerſprechen, und eben das Myſtiſche, Undenkbare und Unſagbare dieſes Widerſpruchs gibt jenen theologiſchen Schein. Feuerbach iſt der erſte, welcher den Schein des Doppelweſens ſowohl aus dem philoſophiſchen Ausdruck als auch aus der Auffaſſung des religiöſen Inhalts entfernt, indem er den Beweis führt, daß die Religion nichts anders als das Weſen des Menſchen zum Inhalt habe, die Philoſophie alſo mit der Weſenseinheit beim Worte nimmt. Iſt das Weſen eins, das Wiſſen und der Geiſt nur Einer, ſo iſt die einfache oder die doppelte Exiſtenz in den unterſchiedenen Subjecten keine Verdoppelung des Weſens als ſolchen, ſondern dieſe Endlichkeit, dieſe Exiſtenzen des Weſens, die Subjecte, ſind nur die Realiſirung des Weſens. Die Religion will das Weſen doppelt haben, Gott, der unendlich höher iſt, als alle Vernunft; ſie will es ſo, ſie ſagt, wie ſie es haben will, und glaubt damit, daß ſie es ſagt, die Sache auch gemacht zu haben. Hegel dagegen ſetzt nur zwei Ausgangspuncte, die den Schein zweier Subjecte, Gottes und des Menſchen, geben, um dadurch, unbeſchadet der Weſenseinheit, die ſie Geiſt nennt, Friede mit der Theologie zu machen; aber die Theologie hat dieſen Frieden immer ſtandhaft zurückgewieſen. Der Religiöſe nennt die doppelte Exiſtenz, die er ſetzt, doppeltes Weſen; er ſetzt den Geiſt Gottes dem Geiſt des Menſchen entgegen, eine Terminologie, welcher ſich ebenfalls wieder die Hegelſche Speculation anſchließt mit dem „endlichen“ und dem „abſoluten Geiſt“ — aber auch wieder nur ſcheinbar, denn der abſolute iſt nur der freie Geiſt, der Geiſt im Elemente des Geiſtes, kein anderer, als der exiſtirende, endliche, reale, ſondern nur deſſen wahre Exiſtenz, deſſen wahre Determinirung, deſſen wahre Realiſirung. Kein Hegelianer von Verſtand wird dieſem widerſprechen; der gedankenloſe Haufe, der ſeine Theologie in dem einen, ſeine Philoſophie in dem andern Schubſack hat, kommt hier nicht in Betracht.

Feuerbach zerſtört nun den Schein, ſowohl den feineren der Speculation, als auch den gröberen der Theologie, indem er den Urſprung des religiöſen Scheins nachweiſt; denn der religiöſe Schein, die Verdoppelung des Weſens iſt es, was der Theologie oder der Dogmatik ſowohl ihr Princip als ihren Inhalt gibt, und dieſer Dogmatik zu Liebe wird die Speculation ihrem eignen Princip der wahren ernſtlichen Einheit und Abſolutheit des Geiſtes, als der Gattung, untreu, und hat wenigſtens den feineren Schein, den wir eben erörtert zur Welt gebracht. (Feuerb. Weſen des Chriſtenth. 311—315.)

Die Folgerungen aus dem wahren Ausdruck, auf den Feuerbach die Religion gebracht, ſind nun unendlich lehrreich, und treffen faſt überall ſo ſehr den Nagel auf den Kopf, daß ſchon die lichtvollen Conſequenzen die Richtigkeit des Princips, wenn dies noch nöthig wäre, würden vermuthen laſſen.

Uebrigens iſt es eine ſehr falſche Meinung, wenn man fürchtet, die Philoſophie, welche die Religion begreift, zerſtöre die Religioſität. Könnte die Philoſophie dies, ſo müßte ſie im Stande ſein, alles unmittelbare und unbewußte Verhalten zu den geiſtigen Mächten in die Wiſſenſchaft von denſelben zu verwandeln; und hätte ſie dies erreicht, ſo müßte ſie den Act des Geiſtes, welcher ſeinen ganzen gewußten Inhalt in den Entſchluß, den Willen und das Gemüthsintereſſe zuſammenfaßt, vor dem Denkacte, dem rein theoretiſchen intereſſeloſen Verhalten, nie aufkommen laſſen. Denn die Aufnahme der abſoluten Mächte des Geiſtes ins Gemüthsintereſſe und in den Willen iſt wiederum Religioſität, und deſto intenſivere und höhere, je mehr die Idee, ihre Subſtanz, zur Wahrheit gereinigt iſt. Wen aber die Reinigung der Idee und der Wiſſenſchaft nicht berührt, und das iſt doch augenſcheinlich eine hübſche Majorität, den berührt auch die Erkenntniß ſeiner, der unmittelbaren Form der Religioſität nicht; ja ſelbſt in den hiſtoriſchen Völkern hat es ſich gezeigt, daß Heidenthum und Judenthum, der Kreuzweg und ſeine Dämonen, der Fetiſch und die Reliquie, um nicht erſt nach Neapel und Rußland ſuchen zu gehen, ſich erhalten hat. Und alles dies doch ohne Zweifel nur dem Bedürfniß vieler mitten in der Cultur roh gebliebener Menſchen; was für Angſt und Noth alſo um den Umſturz der Volksreligion? Es wird niemand auf den Märkten Hegel und Feuerbach dociren, und wenn es Alle, die es könnten, thäten, es würde ſie niemand anhören und noch weniger verſtehen. Dagegen kann die Vermittlung der wahren, höheren Religioſität mit der alten, hohl gewordenen Form des tranſcendenten Gottesdienſtes nur wünſchenswerth gefunden werden. Dieſe Vermittelung geht vor ſich in der Weiſe, wie immer die Philoſophie und Wiſſenſchaft zur allgemeinen Bildung wird. Es wird alſo nöthig ſein, die Prediger nicht von der Philoſophie und die Philoſophie nicht von der Oeffentlichkeit abzuſperren, wenn nicht das erfolgen ſoll, was man verhüten will, die gänzliche Intereſſeloſigkeit an den höchſten Gütern der Menſchheit.

Auch iſt es nur nöthig, Feuerbachs Buch zu leſen, um ſich von der Abſurdität der theologiſchen Verdächtigungen zu überzeugen.

Sofern „die Religion mit dem Weſen des Menſchen übereinſtimmt“, dies iſt die erſte Unterſuchung, wird ſie die abſoluten Mächte des Geiſtes, Intelligenz und Gemüth, oder Vernunft, Wille, Liebe, zum Gott, d. h. zum Gegenſtand der Anbetung, erheben.

„Das Weſen des Verſtandes, das allgemeine, unperſönliche Weſen, iſt der Gott des Metaphyſikers, des Skeptikers, des Naturforſchers. Dieſer Gott iſt die ſtrenge Regel, das Geſetz, und als Weſen des Verſtandes rückſichtslos gegen die Schwächen des gemüthlichen Individuums.“

„Erſt in dem herzlichen und gemüthlichen Gott, in dem Gott der Liebe, findet der gemüthliche Menſch ſeine Befriedigung.“ „Die Anſchauung Gottes als eines ſelbſt menſchlichen, d. h. herzlichen Weſens iſt das Geheimniß der Incarnation.“ „Aus dem liebenden folgt unmittelbar der leidende Gott.“ „Paſſion iſt das être suprême des Herzens“; „der menſchliche und leidende Gott iſt Chriſtus“. Feuerbach geht ſodann die Vorſtellungen Gott der Vater, der Sohn, der Geiſt und die Mutter Gottes durch. „Der dreieinige Gott iſt der Gott des Catholicismus, des Mönchs- und des Anachoretenweſens. Dies hat das jenſeitige Familienleben nöthig; darum verliert in neuerer Zeit die Trinität ihre Bedeutung.“

Ferner in dem „Geheimniß der Vorſehung und Schöpfung aus Nichts, des Gebetes, des Glaubens und des Wunders“ erſcheint der abſolut oder als allmächtiges Weſen geſetzte Wille, aber der Wille des Gemüths, des Herzens, des

Wunſches, der Phantaſie, die *Willkür*. Allmacht ſelbſt iſt die Macht der Willkür oder der Einbildungskraft. Dies iſt das Princip der Subjectivität, durch das Chriſtenthum zum Weltprincip erhoben mit ausdrücklicher Abſtraction von der ganzen geſetzlichen Weltordnung." „Glaube iſt eins mit dem Glauben an Wunder, er iſt die Zuverſicht zu der Realität des Subjectiven, der Herzenswünſche. Wo der Glaube aufgeht, da geht die Welt unter." „Der Glaube und das Wunder, beide ſetzen den Wunſch des Herzens abſolut." „Das Wunder iſt nichts als ein realiſirter ſupernaturaliſtiſcher (natur- und geſetzwidriger) Wunſch, ſeine Macht nur Macht der Einbildungskraft."

Feuerbach zeigt nun, wie das entgegengeſetzte Princip das der Arbeit, der Bildung, des Verſtandes, die Befreiung von der Natur durch das Eingehn auf ihre Geſetze, nicht die Befreiung durch den bloßen Wunſch ſei; wie alſo das Chriſtenthum, aus ſeinem Princip der Willkür, der abſtracten Subjectivität und des unverſtändigen, von den Naturgeſetzen abſtrahirenden Gemüths heraus, ein der Bildung, dem innerſten Weſen der Wiſſenſchaft und der Arbeit des Geiſtes entgegengeſetztes Princip geltend gemacht." „Der Untergang der Bildung iſt daher (in der Geſchichte) der Sieg des Chriſtenthums und umgekehrt (in der neuern Zeit) der Untergang des chriſtlichen Syſtems der Sieg der Bildung, des Humanismus, der Philoſophie, der reellen Ueberwältigung der Natur und der Willkür", — dieſe beiden Kataſtrophen ſind der Untergang des Alterthums und des Mittelalters, letztere vollzieht ſich vollſtändig und gründlich erſt jetzt, indem ſie erſt jetzt mit vollem Bewußtſein geſchieht.

Weiter iſt „Chriſtus das *ſelige* Gemüth — die *ſichtbare* Gottheit, der *perſönlich bekannte* Gott, die ſeligſte Gewißheit, daß Gott iſt und ſo iſt, wie das Gemüth will und bedarf, daß er iſt. Erſt in Chriſtus iſt Gott *wirklicher*

Menſch." „Man kann die chriſtliche Religion die abſolute nennen, ſofern Gott, der an ſich nichts anders iſt, als das Weſen des Menſchen, auch *als ſolches* verwirklicht werde; *als Menſch* dem *Bewußtſein* Gegenſtand ſei; das iſt das Ziel der Religion." „Die *Perſönlichkeit* Gottes iſt ſeine Menſchheit. Gott iſt perſönliches Weſen, heißt: Gott iſt menſchliches Weſen: *Gott iſt Menſch*. Chriſtus iſt der Gott der Chriſten", „der Unterſchied des Chriſtenthums vom Heidenthum". „Die Chriſten vergöttern das menſchliche Individuum, machen es zum abſoluten Weſen. Den Heiden iſt nur die Intelligenz, die Gattung, der Geiſt, den Chriſten das Individuum unſterblich, göttlich. Chriſtus iſt der reelle Gott, das Ende der Geſchichte, das Weltende. Geſchichte beruht auf dem Unterſchiede des Individuums und der Gattung. Iſt das Ideal erreicht, ſo iſt die Geſchichte fertig." Alſo auch aus dieſem Ausdruck ſeines Princips beweist ſich der Widerſpruch des Chriſtenthums gegen die Geſchichte und ſelbſt in ſeiner gegenwärtigen von allen ſeinen Principien abgefallenen Geſtalt, wo nur der leere Name zur Fahne erhoben wird, iſt es die Negation aller Geſchichte, die ihre Kämpfer unter dieſem Banner verſammelt und Geſchichte macht, nicht dadurch, daß ſie ihren Zweck erreicht, ſondern dadurch, daß ſie ihr Geſchick erfüllt und in ihrem Untergange den wahren Inhalt des Zeitgeiſtes und der Weltbildung an den Tag bringt.

„Aus der Vernunft läßt ſich die unmittelbare Identität der Gattung und des Individuums nicht deduciren. Das thut nur die Phantaſie, die Wunder thut, alſo auch das Individuum ſchafft, welches zugleich die Idee, die Gattung, die Menſchheit in der Fülle ihrer Vollkommenheit und Unendlichkeit, d. h. die Gottheit iſt. Das größte Wunder alſo iſt der hiſtoriſch-dogmatiſche Chriſtus." „Erſt die Menſchen ſind *der* Menſch, und die *Liebe*, das Selbſtgefühl der Gattung die natürliche Verſöhnung: homo homini deus est."

Dagegen beweiſt ſich das ganze Chriſtenthum als Mönchsthum. „Chriſtus iſt ohne Sehnſucht und Geſchlecht", „wie der Chriſt kein Bedürfniß der Bildung hat, ſo auch nicht der irdiſchen Liebe." „Im Himmel ſpricht der Chriſt wie er denkt, der Himmel iſt ſein offnes Herz, dieſer aber ſchließt das Gattungsleben aus", das geſchlechtloſe Leben, das geſchlechtloſe, abſolut ſich ſelbſt genügende Individuum — dieſes Ideal iſt hier erreicht. „Der chriſtliche Himmel und die perſönliche Unſterblichkeit" ſind unter dieſem Geſichtspunkt zu betrachten. „Das eheloſe, aſcetiſche Leben iſt der directe Weg zum Himmel, zum himmliſchen, unſterblichen Leben. Der Himmel iſt nichts anderes als das abſolut ſubjective Leben." „Dem Glauben an perſönliche Unſterblichkeit liegt der Glaube zum Grunde, daß die Geſchlechtsdifferenz nur ein äußerlicher Anflug der Individualität iſt, daß an ſich das Individuum ein geſchlechtsloſes, abſolutes Weſen iſt." „Es iſt geſchlechtslos, gattungslos, bedürfnißlos, gehört nur ſich ſelbſt an, iſt göttliches abſolutes Weſen. Nur da, wo die Gattung mit dem Bewußtſein verſchwindet, wird das himmliſche Leben zur Gewißheit." „Wer daher in der Gattung, als einer Realität lebt, der hält ſein Sein für Andere, ſein gemeinnütziges, öffentliches Sein für das Sein, welches eins iſt mit dem Sein ſeines Weſens, für ſein unſterbliches Sein" — im Tode wie im Leben. „Erſt im Chriſtenthum gelangt das himmliſche Leben und die perſönliche Unſterblichkeit zu ihrem Princip. Das Individuum hat hier die Bedeutung des abſoluten Weſens — daraus folgt die Unſterblichkeit." „Perſönliche Unſterblichkeit und perſönlicher Gott iſt identiſch, beides iſt die abſolute Subjectivität oder das uneingeſchränkte Gemüthsweſen. „Der Himmel iſt die Länge und Breite des abſoluten Lebens (die Fülle ſeliger Individuen), Gott die Concentration deſſelben in einen Punkt." „Unſterblichkeit iſt Göttlichkeit, Gott unſterbliche Subjectivität."

„Unſterblichkeit iſt der letzte Wille, das Teſtament der Religion, unverholen iſt es hier die eigne Exiſtenz, um die es ſich handelt.“ „So iſt der Menſch der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende der Religion.“ „Dies Kapitel enthält noch viele unendlich lehrreiche Ausführungen; zugleich intereſſirt es die Gegenwart um ſo mehr, je lebendiger in dieſen Anſchauungen das Chriſtenthum noch iſt, während manches andere wie Mönchsthum, Wunder, Dreieinigkeit, Mutter Gottes u. dgl. bereits entſchieden der fernen Vergangenheit oder zurückgebliebenen Völkern angehört.

Im zweiten Theil ſeines Buches behandelt Feuerbach „die Religion im Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen“.

„Die Uebereinſtimmung oder die Identität des Weſens der Religion mit dem Weſen des Menſchen iſt das Geheimniß der Religion, es iſt ihr ſelbſt Geheimniß“, die Enthüllung deſſelben würde den Religiöſen zum Philoſophen machen. „Der weſentliche Standpunkt der Religion iſt der practiſche.“ Der Religiöſe will nicht die Enthüllung theoretiſcher Geheimniſſe, — dieſe iſt ihm Frevel und Gräuel, er unterdrückt und verfolgt jeden, der es wagt ſeine Geheimniſſe zu verrathen, — er will die Erfüllung practiſcher Verheißungen. Der Chriſt will in ſeinem Gemüthe nicht beunruhigt ſein, er will nichts wiſſen, er will vor allen Dingen das Geheimniß ſeines eigenen Glaubens nicht wiſſen. „Die Religion iſt das Verhalten des Menſchen zu ſeinem eignen Weſen — darin liegt ihre Wahrheit — aber zu dieſem Weſen als einem andern, ja entgegengeſetzten Weſen — und darin liegt die Unwahrheit, das böſe Weſen der Religion.“ „Die Religion iſt Heilslehre. Sie knüpft an ihre Lehren Fluch und Segen, Seligkeit und Verdammniß. Selig wer glaubt, verdammt wer nicht glaubt. Sie appellirt nicht an die Vernunft, ſondern an die Affecte der Furcht und Hoffnung.“ „Was ich auch gar nicht zu bezweifeln getraue, das iſt keine Sache der Theorie, ſondern eine Gewiſſensſache.“ „Gott als Nomen proprium iſt nur Gegenſtand der Religion, nicht der Philoſophie, des Gemüths, nicht der Vernunft. Gott iſt das Weſen des practiſchen Standpunctes, er iſt der den Mangel der Theorie erſetzende Begriff, die Macht der Theorie, die aber dadurch alles dem Gemüthe klar macht, daß in ihr das Maß der Finſterniß, das unterſcheidende Verſtandeslicht ausgeht, das Nichtwiſſen, das alle Zweifel löst, weil es alle niederſchlägt, Alles weiß, weil es nichts Beſtimmtes weiß, weil alle Dinge, die dem Theoretiker imponiren, verſchwinden, im Auge der göttlichen Macht nichts ſind.“ „Weil die Religion von dem Weſen der Theorie, ihrem Standpunkt abſtrahirt, ſo beſtimmt ſie das ihr verborgne, nur dem theoretiſchen Auge gegenſtändliche allgemeine Weſen der Natur und der Menſchheit zu einem andern, wunderbaren, übernatürlichen Weſen, dem Begriff der Gattung zum Begriffe Gottes, der ein individuelles Weſen iſt, aber ſich dadurch von dem menſchlichen Individuum unterſcheidet, daß es die Eigenſchaften deſſelben im Maße der Gattung beſitzt.“ „Religion iſt das kindliche Weſen der Menſchheit. Urſprünglich iſt Gott das mit dem Menſchen identiſche Weſen. Chriſtus iſt anfangs Menſch.“ „Je mehr aber im Grunde und Weſen der Religion Gott ein vom Menſchen nicht unterſchiedenes Weſen iſt, um ſo mehr wird von der Reflexion über die Religion — von der Theologie der Unterſchied Gottes vom Menſchen hervorgehoben und die Identität geläugnet.“ Dadurch fällt alles Gewicht auf die äußerliche Exiſtenz. Die äußerliche Exiſtenz, der perſönliche Unterſchied, erreicht aber das Weſen nicht, zwei Menſchen ſind zwei Exiſtenzen, aber im Weſen darum nicht minder identiſch. „Nur indem ich Gott unmittelbar mit der Güte, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe identificire, ihn als die Realität der Gerechtigkeit beſtimme, beſtimme ich ihn durch ſich ſelbſt.“ Die äußere Realität, die Exiſtenz, hat nur äußerliche Wichtigkeit, die innere Realität iſt allein das Wahre, und ſie ſtellt ſich dar als Gattung des Vernunftweſens, des Göttlichen der Gattung, „während jede Religion, die ſich lediglich auf die Exiſtenz ihres Gottes, als auf eine empiriſche Wahrheit gründet, zu einer für die innere Geſinnung gleichgültigen Angelegenheit wird“. Der Ausdruck des Standpunktes, der alles Gewicht auf den exiſtirenden, von der Gattung unterſchiedenen Gott legt, iſt dieſer: „Wenn du nur glaubſt an Gott, glaubſt überhaupt, daß Gott iſt, ſo biſt du ſchon gerettet. Ob du dir unter dieſem Gott ein wirklich göttliches Weſen oder ein Ungeheuer, einen Nero oder Caligula denkſt, ein Bild deiner Leidenſchaft, deiner Rach- und Ruhmſucht, — das iſt eins — die Hauptſache iſt, daß du *kein Atheiſt* biſt.“ „Die Geſchichte der Religion hat dieſe Folgerung, die wir hier aus dem Begriffe der Exiſtenz ziehen, hinlänglich bewieſen. Hätte ſich nicht die Exiſtenz Gottes *für ſich ſelbſt* als religiöſe Wahrheit in den Gemüthern befeſtigt, ſo würde man nie zu jenen ſchändlichen, unſinnigen, gräuelvollen Vorſtellungen von Gott gekommen ſein, welche die Geſchichte der Religion brandmarken.“

„Der Glaube an die Exiſtenz Gottes iſt der Glaube an eine beſondere von der Exiſtenz der Menſchen und der Natur unterſchiedene Exiſtenz. Eine beſondere Exiſtenz kann ſich nur auf *beſondere* Weiſe conſtituiren. Dieſer Glaube iſt daher nur dann ein wahrer, lebendiger, wenn *beſondere* Wirkungen, unmittelbare Gotteserſcheinungen, *Wunder* geglaubt werden. Nur da, wo der Glaube an Gott ſich identificirt mit dem Glauben an die Welt, der Glaube an Gott kein *beſonderer* Glaube mehr iſt, wo das allgemeine Weſen der Welt den ganzen Menſchen einnimmt, verſchwindet natürlich auch der Glaube an beſondere Wirkungen und Erſcheinungen Gottes. Der Glaube an Gott hat ſich gebrochen, iſt geſtrandet an dem Glauben an die Welt, an die natürlichen, als die allein wirklichen Wirkungen. Wie hier der Glaube an Wunder nur noch der Glaube an hiſtoriſche, vergangene Wunder, ſo iſt auch die Exiſtenz Gottes hier nur noch eine hiſtoriſche, an ſich ſelber atheiſtiſche Vorſtellung.“

Die Exiſtenz des Göttlichen iſt die Realität, ſeine Endlichkeit ſeine Wirklichkeit, das exiſtirende Denken der Denkende, die exiſtirende Liebe die Liebenden, die exiſtirende Freiheit die Freien. Der Geiſt, die Vernunft, als der allgemeine Proceß, iſt ſo frei und ſo unfrei, als die einzelnen Menſchen, ſeine Träger, ſind; nur daß im Proceſſe ſelbſt die Schranken und Gegenſätze der Einzelnen aufgehoben und in dieſem Reſultat eine höhere Realität, freier denkende Menſchen, geboren werden. Die geiſtige Subſtanz, als Proceß der Gegenſätze, greift über die Einzelnen über, obgleich die Einzelnen den Proceß machen, aber das exiſtirende Individuum bemächtigt ſich dennoch der ganzen Subſtanz, das Moment iſt das Ganze und dennoch wird das Ganze erſt durch den Conflict der Momente, der Gegenſätze, geboren. Wenn der einzelne Menſch hiſtoriſch wird, ſo ſtellt er einen Gegenſatz der Zeit dar und darin die Menſchheit ſeiner Zeit, aber weder der eine Gegenſatz, noch der Einzelne erreicht je die reine Identität auch nur mit der Menſchheit ſeiner Zeit, der hiſtoriſchen Subſtanz. Dieſe iſt vielmehr der Proceß, der fortwährend über alle ſeine Beſtimmungen in den Einzelnen hinausgeht. Ein Individuum, welches zugleich die Exiſtenz im Proceß und der ganze Proceß, alſo zugleich Realität der Idee und unendliche Idee, wäre, widerſpricht der ganzen Oekonomie des Geiſtes, allen Geſetzen der Vernunft und der Wirklichkeit. Nur die Phantaſie vermag ſich ein ſolches Individuum vorzuſpiegeln, nur die Phantaſie, ſagt Feuerbach, bewahrt vor dem Atheismus, das Individuum mit den Prädicaten des Individuums im Maße der Gattung nicht denken zu können.

Aus der Exiſtenz folgt die Offenbarung. „Die Selbſtbezeugung der Exiſtenz, das authentiſche Zeugniß, daß Gott iſt, das bloß gedachte und vorgeſtellte Sein als wirkliches Sein, als *Thatſache*, iſt die *Offenbarung*." „Thatſache iſt was aus einem *Vernunftgegenſtand* zu einer *Gewiſſensſache* gemacht wird, was man nicht bekritteln, nicht anfaſſen darf, ohne ſich eines Frevels ſchuldig zu machen." „Das *Läugnen* unantaſtbarer Thatſachen hat dieſe Bedeutung, das *Verbrechen* der Ketzerei, ein Strafobject der weltlichen Obrigkeit zu ſein." „Die Thatſache iſt ſinnliche Gewalt, kein Grund: Thatſache paßt auf die Vernunft, wie die Fauſt auf's Auge." „Aber waren die Götter des Olymps nicht auch einſt Thatſachen? Galten nicht die lächerlichſten Mirakel der Heiden für Thatſachen? Waren nicht die Engel hiſtoriſche Perſonen; ſind ſie nicht wirklich erſchienen? Hat nicht einſt der Eſel Bileams wirklich geredet? Wurde nicht ſelbſt von aufgeklärten Theologen noch des vorigen Jahrhunderts das Wunder des ſprechenden Eſels eben ſo gut geglaubt, als das Wunder der Incarnation oder ſonſt ein anderes Wunder? O ihr tiefſinnigen, „chriſtlich-germaniſchen" Religionsphiloſophen, ſtudirt doch vor Allem die Sprache des Eſels Bileams, ich bürge euch dafür, daß ihr bei näherem Studium in dieſer Sprache euere *Mutterſprache* erkennen und finden werdet, daß *dieſer Eſel* ſchon vor Jahrtauſenden die *„tiefſten" Geheimniſſe eurer ſpeculativen Weisheit ausgeplaudert* hat." „Thatſache alſo iſt eine Vorſtellung, an deren Wahrheit man nicht zweifelt, weil ſie Gegenſtand des *Gemüths* iſt, welches wünſcht, daß *iſt*, was es wünſcht. Thatſache iſt, was zu läugnen verboten iſt, jede Möglichkeit, die für Wirklichkeit gilt, jede Vorſtellung, die für ihre Zeit, da wo ſie eben Thatſache iſt, ein Bedürfniß ausdrückt und damit eine unüberſchreitbare Schranke des Geiſtes; kurz, Thatſache iſt Alles, was nicht bezweifelt wird, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht bezweifelt wird, nicht bezweifelt werden ſoll.“ „Der Gläubige ſetzt die Offenbarung dem menſchlichen Meinen und Wiſſen entgegen.“ „Aber in der Offenbarung ſpricht Gott nicht zu Thieren oder Engeln, ſondern zu Menſchen — alſo eine menſchliche Sprache mit menſchlichen Vorſtellungen.“ „Die Offenbarung beweiſt nur, daß der Unterſchied der menſchlichen und göttlichen Vernunft illuſoriſch, daß das Geheimniß der Theologie die Anthropologie iſt.“ „Der Glaube an die ſchriftliche Offenbarung iſt nur da ein wahrer, ungeheuchelter, wo die ganze heilige Schrift und alles, was darin ſteht, heilig iſt und geglaubt wird. Wo dagegen unterſchieden wird zwiſchen Menſchlichem und Göttlichem, Hiſtoriſchem und Ewigem, wo nicht Alles ohne Unterſchied wahr iſt, was in der Bibel ſteht, da wird das Urtheil des Unglaubens, daß die Bibel kein göttliches Buch iſt, ſchon in die Bibel hineingetragen; da wird ihr, indirect wenigſtens, d. h. auf eine verſchlagene, unredliche Weiſe der Charakter einer göttlichen Offenbarung abgeſprochen.“ „Daraus entſteht die ganze Sophiſtik der Theologie, die unzähligen, ſchamloſen Lügen, Pfiffe und Kniffe, Selbſttäuſchungen und Scheingründe“, zu denen der capricirte Offenbarungsgläubige ſeine Zuflucht nimmt. Es iſt „der Widerſpruch der Offenbarung“ ſelbſt, der in dieſem böſen Weſen der Theologie zu ſeinen Conſequenzen kommt. Feuerbach hat auch dies Geheimniß für alle Zeiten enthüllt, und dadurch vorläufig wenigſtens ſo viel erreicht, daß die Welt weiß, wie furchtbar groß die Zahl der modernen Jeſuiten und wie mächtig der Geiſt der Lüge über die Menſchen wird, wenn ſie der Vernunft zum Trotz eine veraltete, hohl gewordene Geſtalt des Geiſtes zum Herrſcher über ſich und eine neue Zeit erheben. Theolog zu ſein ohne Jeſuitismus, ohne unwürdiges Verdrehen und Verdecken der Wahrheit, iſt heut zu Tage nicht mehr möglich. Den letzten Verſuch, die wirkliche Vernunft und die chriſtliche Abſtraction von

Wirklichkeit und Vernunft zur Uebereinſtimmung zu bringen, hat die Hegelſche Philoſophie gemacht. Nachdem der Verſuch in der Theorie geſcheitert iſt, wird er vergebens zu einer Aufgabe der Praxis und der Politik gemacht; was enthüllt iſt, deſſen Verbergung wird vergebens gewünſcht und ohne Erfolg befohlen.

Der letzte und höchſte Widerſpruch, in den die Religion mit dem Weſen des Menſchen tritt, und der, weil ſie eben an ſich ſelbſt nichts anders iſt, als ein Verhalten des Menſchen zu ſeinem eignen Weſen, auch ihr eigner innerer Widerſpruch ſein muß, iſt in der Feuerbachiſchen Ausführung „der Widerſpruch von Glaube und Liebe“.

„Der Glaube iſt die *Macht der Einbildungskraft*, welche das Wirkliche zum Unwirklichen und das Unwirkliche zum Wirklichen macht — der directe Widerſpruch gegen *die Wahrheit der Sinne, die Wahrheit der Vernunft*.“ Die Sacramente ſtellen dies an äußerlichen Objecten dar: Waſſer, Wein und Brod werden durch die Einbildungskraft ihrer unmittelbaren Wirklichkeit entkleidet und äußern ſupranaturaliſtiſche Wirkungen. Die Taufe, ſo gut wie die coena domini, iſt ein Wunder. „Der Glaube verneint, was die objective Vernunft bejaht, und bejaht, was ſie verneint. Das Geheimniß des Abendmahls iſt das Geheimniß des Glaubens.“ „Die Negation der objectiven, ungemüthlichen Wahrheit, der Wahrheit der Wirklichkeit, der gegenſtändlichen Welt und Vernunft, — eine Negation, welche das Weſen des Glaubens ausmacht — erreicht im Abendmahl ihren höchſten Gipfel, weil hier der Glaube ein *unmittelbar gegenwärtiges, evidentes, unbezweifelbares Object* negirt, behauptend, *es iſt nicht*, was es laut des Zeugniſſes der Vernunft und der Sinne *iſt*; behauptend, es iſt nur Schein, daß es Brod, in Wahrheit iſt es Fleiſch.“

„Der Glaube hat eine *beſondere* Offenbarung: er iſt *exclusiv*, beſitzt allein die Wahrheit; er bornirt den Menſchen, und macht ſeine Sache zu einer Sache des Intereſſes, der Glückſeligkeit." „Der Gläubige iſt eine Perſon von Diſtinction. Gott iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und dem Ungläubigen." „Der Glaube iſt gebieteriſch und beſtimmt. Was iſt chriſtlich? Das muß beſtimmt werden. Daher iſt das Dogma nothwendig, und das Dogma fahren zu laſſen, die entſchiedenſte Charakterloſigkeit, der ungläubige Glaube." „Der Indifferentismus flüchtet ſich aus der Beſtimmtheit des Dogma's hinter die Unbeſtimmtheit der Bibel." „Das *Verdammen* liegt im Weſen des Glaubens. Er ſchiebt alles in die Geſinnung. Der Ungläubige iſt *verſtockt*, iſt ungläubig aus *Bosheit*." „Im Glauben liegt ein böſes Princip." „Der Glaube iſt weſentlich intolerant — weſentlich, weil mit dem Glauben immer nothwendig der Wahn verbunden iſt, daß ſeine Sache die Sache Gottes ſei, ſeine Ehre die Ehre Gottes." „Die Hölle verſüßt die Freuden der ſeligen Gläubigen." „*Der Glaube iſt das Gegentheil der Liebe*", wie er der Widerſpruch der Vernunft iſt. „Nur wo Vernunft, da herrſcht Liebe. Die Vernunft iſt nichts anders, als die *univerſale* Liebe, und die Liebe, das univerſelle Geſetz der Intelligenz und Natur, nichts anders, als die Realiſirung der Gattung auf dem Wege der Geſinnung." „Chriſtus iſt die Liebe der Menſchheit zu ſich ſelbſt als ein Bild oder als eine Perſon, die aber nur die Bedeutung eines Bildes hat, nur eine ideale iſt." „Die Gattung iſt kein Abſtractum; ſie exiſtirt im Gefühle, in der Geſinnung, in der Energie der Liebe. Die Gattung iſt es, die mir Liebe einflößt. Ein liebevolles Herz iſt das Herz der Gattung. Alſo iſt Chriſtus, als das *Bewußtſein der Liebe*, das *Bewußtſein der Gattung*." „Wer alſo den Menſchen um des Menſchen willen liebt, wer ſich zur Liebe der Gattung erhebt, zur univerſalen, dem Weſen der Gattung adäquaten Liebe, der iſt

Chriſt, der iſt Chriſtus ſelbſt. Er thut, was Chriſtus that, was Chriſtus zu Chriſtus machte. Wo alſo das Bewußtſein der Gattung als Gattung entſteht, da verſchwindet Chriſtus, ohne daß ſein wahres Weſen vergeht; denn Er war ja der Stellvertreter des Bewußtſeins der Gattung, das Bild, unter welchem die Gattung dem Volke das Bewußtſein der Gattung als das Geſetz ſeines Lebens beibrachte."

Dies iſt genug, um Inhalt und Standpunct des Feuerbachiſchen Werkes denen deutlich zu machen, die bisher noch zu keinem eignen Studium deſſelben gekommen ſind; zugleich haben wir dieſe weſentlich neue Form der Kritik des Chriſtenthums mit dem bisherigen Verfahren der Philoſophie in Verhältniß geſetzt; und es iſt anzuerkennen, daß die Kritik und Phänomenologie des beſtimmten und entſchiedenen, d. h. des wirklichen und inhaltsvollen chriſtlichen Glaubens, hiemit vollendet iſt.

Das begreift ſich leicht. Die Aufklärung iſt bereits dahin gelangt, der chriſtlichen Weltanſicht die menſchliche und vernünftige, der poſitiven Religion die Vernunftreligion entgegen zu ſetzen; ſchon die Aufklärung unterſchied ſich vom Chriſtenthum, und ſie hat es weit damit gebracht, ſo weit in der That, daß gegenwärtig ſelbſt die feurigſten Chriſten, die ächten Scheiterhaufenſchürer, dennoch aufgeklärt ſind, und ſo aufgeklärt ſogar, um zu begreifen, daß ſie noch unendlich weit hin haben, um andere als Polizeimaßregeln, alſo andere als humaniſirte und verdeckte, d. h. aufgeklärte Autodafe's ins Werk richten zu können, Amtsentſetzungen, Nichtanſtellung, Preß- und Induſtriedruck, aber kein Verbrennen, kein Kopfabſchlagen, kein radicales „de vita!" Die Aufklärung hat theoretiſch und practiſch den ungeheuern Schritt gethan, überall die Humanität zum Princip zu machen und ſie zum Siege über die gräuelvollen Inhumanitäten und Monſtroſitäten alter gläubiger und abergläubiger Zeiten zu führen.

Es iſt bekannt, wie viel Geiſt, Kraft und Blut dieſe ungeheure Umwälzung der denkenden und politiſchen Welt gekoſtet: dieſe Kämpfe ſind das erhabenſte Schauſpiel der Geſchichte. Die Aufklärung theilte ſich bei uns in die triviale und geniale. Das flache dogmatiſche Denken fand einen Gegenſatz an unſern großen Dichtern und Philoſophen: die einen ſetzten dem Verſtande die Leidenſchaft, der nüchternen Menſchheit die begeiſterte, der vernünftigen die ſchöne entgegen; die Philoſophen kritiſirten die Vernunft, ſuchten das Princip aller Dinge, das aus ſich die Welt ſetzt, und die moraliſche Weltordnung zu erkennen; ſie traten endlich der Ueberhebung der Natur und der Negation der Geſchichte, wie ſie die Aufklärung im Naturalismus und Humanismus aufgebracht haben ſollte, mit der Vernunft in Natur und Geſchichte, mit dem Princip der vernünftigen Entwickelung und der Entwickelung der Vernunft, der Methode, entgegen. Aber den Boden der Aufklärung hat ſeitdem weder die herrſchende Poeſie noch die geltende und eingreifende Philoſophie verlaſſen; die Autonomie des menſchlichen Geiſtes war und blieb Princip oder Baſis, je nach der Natur der geiſtigen Gebiete. Der einzige reine und entſchiedene Abfall vom neuen Weltprincip iſt die Ultraromantik, die Reſtauration. Denn diejenigen Romantiker, die auf dem Gebiete der Philoſophie und Poeſie bleiben, wie Novalis, Tieck und ſelbſt die Schlegel, ſo lange ſie theoretiſch ſich verhalten, ſind eben ſo aufgeklärt, als romantiſch; ſie werden den Geiſt des Humanismus nicht los, obgleich ſie mit Händen und Füßen gegen ihn ankämpfen und eine vollkommene Dogmatik dagegen ausprägen. Die Aufklärung negirt theoretiſch und practiſch das Chriſtenthum, das dem Humanismus widerſpricht; die Romantik ſucht den Humanismus zu negiren und die Myſterien der „chriſtlich-germaniſchen Tiefe“ gegen die „flache durchſichtige Vernunft“ wieder heraufzuführen, wenn nicht in der Praxis, ſo doch in der Phantaſie der Poeſie und Doctrin: die Philoſophie ſodann weist (es war dahin gekommen, daß dies nöthig wurde) die Vernunft im Chriſtenthum nach, und ſchreibt der Religion daſſelbe Intereſſe, wie der Philoſophie, das Intereſſe der theoretiſchen Vernunft und der Wahrheit zu — worin ſie zu weit geht.

Wir haben oben gezeigt, wie ſich Strauß und Feuerbach zu dieſer Vermittlung des chriſtlichen und philoſophiſchen Intereſſe's verhalten. Hier fragt es ſich, wie die Feuerbachiſche Kritik ſich zu der hiſtoriſchen Kritik durch die Aufklärung verhält.

Die Aufklärung ergründet das Weſen der Religion nicht. Sie kämpft als Philoſophie und Weltbildung nur gegen die Kehrſeite und den Widerſpruch des Chriſtenthums mit der Vernunft. Sie achtet es nicht der Mühe werth, die Myſterien der chriſtlichen Religion zu enthüllen. Dieſe Myſterien galten ihr nichts mehr; ſie ſind ihr „unſinnig", „widerſprechen der Vernunft"; es kommt nur darauf an, vernünftig zu ſein, alſo auch nur eine „Vernunftreligion zu haben", obgleich es ſehr nahe liegt, daß nur das Gemüth und der practiſche Menſch ſich religiös verhalten kann, indem er das Göttliche mit unmittelbarer Erregung umfaßt bis zur Wolluſt der Hingabe und des Todes dafür. Seitdem hat die Philoſophie auch den Irrthum als eine Vernunftgeſtalt achten gelernt, und ſo iſt er nicht eher begriffen, als bis er erklärt iſt. Es kann keinem Philoſophen hinter Hegel beigehen, eine hiſtoriſche Erſcheinung zu verachten und unbeſehens zu verwerfen; ſo verfährt alſo auch Feuerbach nicht mit den Myſterien der Religion; im Gegentheil, er zeigt eben ſo ſehr die Uebereinſtimmung des Weſens der Religion als ſeinen Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen. „Die ſchöne Humanität der Hegelſchen Anſicht, die Religion als Form zu beſtimmen, in der die Wahrheit für alle Menſchen iſt", auf die Strauß, Feuerbach gegenüber, ſo viel Gewicht legt, geht alſo nicht verloren; ſie wird nur ſo geleſen, daß man „alle“ betont und nicht unerörtert läßt, wie denn die Wahrheit für alle ſei: ſie iſt für alle in der Form des practiſchen, nicht des reinen oder theoretiſchen Intereſſes, nicht als Wiſſen, ſondern als Wille des Wiſſens. Alle fragen: wozu? Nur der Philoſoph iſt ſo unpractiſch, dies nicht zu thun; nur er vergißt es nie, daß der Geiſt und die reine Erkenntniß Selbſtzweck iſt. Wir haben das oben erörtert.

Zu unſerer Zeit iſt ſelbſt der ungeberdigſte Chriſt ſo ſehr von Humanismus inficirt, daß wir nicht umhin können, dies anzuerkennen. Schon die Hiſtorie alſo führt den Beweis, daß der Chriſt auf den Menſchen zurückzuführen ſei, und verbietet es Feuerbach, den Humanismus pure dem Chriſtenthum entgegenzuſetzen: er weiſt ihn vielmehr als ſein eigenes Princip nach, und zeigt nur an dem ganzen Standpunct der Religion, wie nothwendig die Trennung des eignen Weſens vom Menſchen in Entfremdung dieſes Weſens und alſo in ſein Gegentheil umſchlagen mußte. Alſo könnte man ſagen: Die Unterſuchung des böſen Weſens der Religion iſt hiſtoriſch: ſie betrifft vergangene Zeiten, und wo ſie unſre Zeit afficirt, da gilt es nur der Ohnmacht des Vergangenen, das noch exiſtirt aber nicht mehr lebt und ſich hoffentlich von ſeiner Niederlage durch den Humanismus der Aufklärung nie erholen wird. Feuerbachs Darſtellung iſt gerecht, denn ſie behandelt beide Seiten, das gute und das böſe Weſen der Religion, mit gleicher Gründlichkeit. Von einer Kritik kann man im Grunde nur dies verlangen; aber Feuerbach geht weiter, und weiſt eben ſo einleuchtend nach, wie das böſe Weſen, deß die Praxis durch die Aufklärung ſich bereits großentheils entledigt hat, auch im Princip und mit vollem Bewußtſein zu vermeiden ſei, nämlich dadurch, daß der Menſch ſich vor der Entfremdung des Göttlichen, ſeiner eignen Subſtanz in den heiligen und abſoluten Mächten der Liebe, der Sitte und der Freiheit, hute. (Die Erregung für den Gott, der des Göttlichen entkleidet wurde, iſt der Fanatismus und ſeine Formel dieſe gedankenloſe, leere: „Gott iſt Gott und Mahomet ſein Prophet!“ Mögen ſich unſre Fanatiker die Formel überſetzen, ich will nicht ſagen zu ihrem Unterricht, ſondern für vorkommende Fälle zu beliebigem Gebrauch, um unwiſſende Bauern und geiſtloſe Politiker mit einem wirkſamen Popanz in Angſt zu jagen.) Die Aufweiſung der göttlichen Subſtanz, obgleich ſie nicht Zweck der Kritik ſein konnte, iſt dennoch ihre Vollendung. Sie iſt die poſitive Baſis, der Hintergrund oder einfach der Grund der ganzen Kritik; ſie iſt das begriffene Weſen, während die Kritik der Aufklärung nur das begriffene Unweſen darſtellt. Beim Weſen handelt es ſich um die Subſtanz und um die Exiſtenz des Subſtanziellen. Dieſe Begriffe fallen dem gemeinen Volk der ganzen Theologen und halben Philoſophen ſchwer, ja unmöglich, denn ſie haben ſich gewöhnt an die alte Formel: „Gott iſt Gott“, und ſuchen das Göttliche dadurch zu begreifen, daß ſie ſichs möglichſt weit vom Leibe halten. So haben ſie nichts dagegen, daß der Menſch in Paläſtina der Gott ſei, daß aber das wahrhaft Menſchliche das Göttliche, daß die Liebe, die Vernunft, der freie Wille oder die Freiheit die göttliche Subſtanz und das göttliche Weſen ſei, und daß die Träger dieſer Subſtanz die Menſchen im Proceß der Geſchichte ſeien, dagegen ſtreiten ſie mit dem größten Eifer, wohl wiſſend, wie ungöttlich, unvernünftig, unbegeiſtert und unheilig ſie ſelbſt, deren Bruſt aus ſchlechtem Tone geformt iſt, ſolche zu ſchätzen haben. Noch höher, als der Gottmenſch in Paläſtina, iſt ihnen der Gott hinter den Wolken und die Herrlichkeiten der andern Sterne und Welten. „Johann, halte dich am Zaun, der Himmel iſt hoch!“, ſagen die Pommern. „Weit davon iſt ſicher vor'm Schuß!“ ſagen die Theologen und philoſophiſchen Hierodulen. Aber würden dieſe neuen Afterphiloſophen höhere und beſſere

Weſen werden, wenn man ſie nach Jeruſalem ſchickte? Faſt hat es den Anſchein, als glaubten ſie ſelbſt daran; aber es iſt ſehr zu fürchten, daß weder ſie durch Jeruſalem, noch Jeruſalem durch ſie beſſer werde, ſo nöthig es auch beiden Theilen wäre. Der Gott, deſſen Göttlichkeit die Ferne iſt, und wäre es die Ferne der Antipoden, ja des Mondes oder gar der Nebelſterne, iſt von philoſophiſcher Seite nur zu belächeln, und es ſoll den jungen Berliner „Thiermenſchen", welche den „Herrn von Ferne" behalten wollen, in ſich aber nichts Göttliches, ſondern nur das Thieriſche ihrer Menſchheit verſpüren, unbenommen ſein, dabei zu bleiben. Was ihnen der ferne Gott und die weggeworfene Göttlichkeit hilft, wird die Zukunft lehren. Maſtſchweine eſſen mit Comfort; aber ſie eſſen ſich todt, um erſt im Tode der Menſchheit zu nützen.

Feuerbachs Aufgabe war es nicht, philoſophiſche Mohren zu waſchen; nur wer die Entwickelung des Begriffes der Subſtanz und des wahren Weſens in der Philoſophie und vornehmlich in der deutſchen Philoſophie kennt und verſteht, iſt fähig, die Feuerbachſche Kritik zu würdigen und zu begreifen, daß dieſe Abrechnung mit einer hiſtoriſch vergangenen Welt im Princip unübertrefflich, weil treffend und in der Hauptſache vollendet, weil die nothwendige Conſequenz der bisherigen Philoſophie iſt. Allerdings hat dieſe Wendung der Sache nach allen Seiten hin den größten Einfluß, ſo vornehmlich auf die Geſchichte, der es nun nicht mehr ohne Weiteres hingehen kann, das chriſtliche Princip ein höheres Weltprincip zu nennen; es iſt vielmehr gar kein Weltprincip, ſondern ein über- und widerweltliches Princip.

Strauß hat vor dem Erſcheinen des Feuerbachiſchen Buchs in Bezug auf Feuerbach das Bedenken ausgeſprochen: „Soll denn nun die Religions- und Kirchengeſchichte wieder Geſchichte der menſchlichen Narrheit werden? und wie fährt die Geſchichte überhaupt dabei?" (Chriſtl. Glaubenslehre S. 22.

Dies Bedenken iſt das Bedenken der Hegelſchen Philoſophie, welche die vernünftige Entwickelung aller Geſchichte, die Macht der Vernunft in der Geſchichte und den Proceß der Vernunft in der Vernunft ſelbſt entdeckt hat. Aber die Hegelſche Philoſophie beantwortet auch ihr eignes Bedenken ſelbſt, indem in ihr die Bewegung des Weſens immer ſeine eignen Beſtimmtheiten, alſo auch die Vernunft ihre Stufen oder ſich ſelbſt in ihren hiſtoriſchen Geſtalten negirt. Ja, ſie kann nicht umhin, die Entwickelung auf wenige *geiſtige*, geſchichtliche Völker zu beſchränken. Wird das Princip einer geſchichtlichen Erſcheinung durch ein höheres Princip aufgehoben, ſo wird damit die Geſchichte bis dahin für den Theoretiker noch nicht zur Narrheit. Dagegen für den Practiker wird ſie es unbedenklich. Die Chriſten faßten das Heidenthum ſo auf und noch ärger; ſie nannten die alten Götter Teufel, wir Theoretiker nicht; uns ſind ſie wieder das veräußerte Göttliche; wir finden Vernunft ſogar im Thier- und Fetiſch-Dienſt, d. h. wir *erklären* ihn. Und hat die griechiſche Religion ihre Entwickelung vom Naturdienſt zu den ethiſchen und von den ſtrengen zu den heitern Göttern — wie ſollte die Geſchichte der chriſtlichen Religion, die das Weſen des Menſchen zum Gegenſtande hat, Geſchichte der menſchlichen Narrheit werden? Allerdings würde die chriſtliche Religion, könnte ſie ihre Verheißungen und Verkündigungen unmittelbar erfüllen und den Kampf mit der Welt vermeiden, könnte ſie alſo ihr ſupernaturaliſtiſches Ideal wirklich erreichen, keine Geſchichte haben, ſondern der Himmel auf Erden ſein. Der Blick nach dem Paradieſe und zurück nach Paläſtina beweiſen dieſe Sehnſucht, mit der das Chriſtenthum aus der Geſchichte heraus will. Aber die Welt läßt den Himmel nicht zu Gute kommen; der Zweifel der Vernunft ſtürzt ſich in dieſe ſchönen Phantaſieen des Glaubens — ſo ſucht das Chriſtenthum ſelbſt als Papſtthum ſich vergebens mit Proteſtationen gegen alle Friedensſchlüſſe der Geſchichte zu entziehen. Die Weltgeſchichte zwingt auch das himmliſche Reich, Geſchichte zu haben, und ſollte der Glaube auch in der That und Wahrheit mit Welt und Vernunft kämpfen, wie er es denn augenſcheinlich genug thut, ſo iſt doch auch in ihm die Vernunft, wenn auch in verkehrter Geſtalt, immanent; ja ſelbſt ſein Widerſtand fordert den Geiſt zur tieferen Einkehr in ſich, und wäre es auch nur, um den Menſchen dieſen ſeinen Kampf mit ſeinen eignen dunkeln Gemüthsmächten, der Natur im Geiſt, verſtehen und würdigen zu lehren. Will man den Widerſpruch der Religion, wie er in der Praxis gegen die Vernunft auftritt, Narrheit nennen, ſo wird dies erlaubt ſein, ſobald man ihn practiſch zu negiren hat; ja es werden Fälle eintreten, wo man die Theſen anſchlägt: „Der Papſt iſt der Antichriſt“, „die Pfaffen ſind Jeſuiten und die Jeſuiten ſind aufzuheben“; aber dies hebt die Geſchichte nicht auf; es iſt nur der Uebergang in ein anderes Genus, der Uebergang von der intereſſeloſen Theorie und Geſchichtsbetrachtung zu der mit Leib und Seele intereſſirten Praxis der actuellen wirklichen Geſchichte. Wenn man Geſchichte ſchreibt, ſo iſt man Napoleon nicht böſe; wenn man Geſchichte macht, ſo iſt man vielleicht ſein tödtlichſter Feind, findet vielleicht alles ſchlecht, was er thut, nennt ihn einen Tyrannen, weil man ſein Princip negirt; man bekriegt den Feind der Freiheit und ſchlägt ihn todt. Allerdings hat die Aufklärung in dem „böſen Weſen“ des Chriſtenthums den Feind und Tyrannen der Vernunft, endlich in dem ſchwach gewordenen Tyrannen den Narren bekämpft. Wer die ganze bisherige Geſchichte und ihr Princip verfolgt, und als Narrheit bezeichnet, was die ungeheure Aufgabe der Aufklärung war, der verhält ſich practiſch zu ihr, der kämpft und ringt mit ihr. Erſt nach dem Siege — und in dieſem Falle iſt die jetzige Philoſophie dem mittelaltrigen Geiſte gegenüber — wird man gerecht gegen den

Feind. Der Feind wird Freund, und man erklärt ſein Weſen ſo gut, als ſein Unweſen; man ſchilt ihn nicht, man begreift ihn. Strauß und die Hegelſche Philoſophie, beide haben einen Widerwillen gegen die Praxis, d. h. gegen die gegenwärtige Geſchichte; allein es iſt umſonſt; trotz ihrer wiſſenſchaftlichen Unparteilichkeit ſind ſie Partei denen gegenüber, welche dieſe ganze Wiſſenſchaftlichkeit verdammen, verfolgen und practiſch negiren wollen; von ihnen werden ſie geſcholten, ſie werden als Feinde behandelt von der Unvernunft, die ſie tyranniſiren, und Strauß hätte die Geſchichte chriſtlicher Narrheit (die aber doch noch Vernunft im Leibe hat) in Zürich ſehr fühlbar erfahren können, wenn er es vorgezogen hätte, jene Septembertage am Ort des Kampfes ſelbſt zu verleben. Die Philoſophie iſt trotz aller olympiſchen Ruhe, die ſich auch Feuerbach und Strauß nie haben nehmen laſſen, in den practiſchen Kampf, in die actuelle Geſchichte hineingezogen: man ſchreit über ihre „ſchlechte Geſinnung“, über ihre „Wuth zu zerſtören“; man ſucht die ganze Majorität der Dummheit und Narrheit gegen ſie aufzuwiegeln, und warum? Weil dieſe Philoſophie in der Wiſſenſchaft das erobert, was die Geſchichte bereits gewonnen hat; weil ſie alſo die letzte und höchſte Sanction einer neuen Epoche iſt; weil ſie Ernſt macht mit der Freiheit des Geiſtes und des Lebens, und weil dieſer Ernſt, man mag ihn noch ſo theoretiſch und auf der höchſten Höhe der Wiſſenſchaft halten, immer die factiſche Negation einer herrſchenden practiſchen Richtung, ſagen wir es geradezu, der reactionären Partei iſt, derjenigen Faction, welche die Reformation ſo gut als die franzöſiſche Revolution im Princip negirt, die Geiſtesfreiheit ſo gut als die politiſche Freiheit antaſtet. Dieſe Reaction mit ihren Schibolethen: „Chriſtenthum!“ und „hiſtoriſches Recht!“ kann die Philoſophie, d. h. das abſolute Recht der freien Wiſſenſchaft oder die geiſtige Freiheit, welche die Initiative aller Entwickelung verlangt, nicht ertragen. Die Philoſophie als ſolche iſt alſo der Feind des Biſchofs von Chartres ſo gut als der Berliner „Thiermenſchen", und durch dieſe Kriegserklärung wird ſie, trotz dem, daß ſie rein und nur die Wahrheit will, oder vielmehr eben darum, weil ſie, rückſichtslos gegen die Unwahrheit, die ganze volle Wahrheit ausſpricht, zur practiſchen Partei herabgeſetzt — herabgeſetzt? ſagen wir lieber: erhoben; denn die Parteien *machen* die Geſchichte, und es iſt in Wahrheit eine Erhebung des Wiſſens, wenn es dem Proceſſe nicht nur zuſieht, ſondern mit voller Klarheit mitten drinne ſteht, und es iſt die Erhebung des Wiſſens zur Macht und damit zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung. Die Philoſophie muß dieſen Kampf annehmen, und ſie muß ſiegreich aus ihm hervorgehen, wenn wir ein *geiſtiges* Volk bleiben, d. h. wenn wir nicht aus der *Geſchichte* der Menſchheit in die Annalen byzantiniſcher Barbarei verſtoßen werden ſollen.

Obgleich es demnach den Anſchein haben könnte, als ſei die Feuerbachiſche Kritik des Chriſtenthums mit der Aufklärung in demſelben Fall, und als träfe Feuerbach wirklich das Straußiſche Bedenken, denn die practiſche Bewandtniß, die wir oben erörtert, findet wirklich Statt: ſo iſt doch der unendliche Unterſchied von der Aufklärung vorhanden, daß dieſer practiſche Gegenſatz nur durch die gründlichſte *Erklärung*, durch die vollſtändigſte *wiſſenſchaftliche Enthüllung aller chriſtlichen Myſterien* hervorgerufen wird, und zwar ſolcher Myſterien, die, nach dem eignen Geſtändniſſe der jetzigen Maulchriſten, längſt der Geſchichte angehören. Was alſo ſchon die Aufklärung und die Geſchichte *negirt* hat, das *begreift* und *erklärt* Feuerbach aus ſeinem eignen Princip. Das Verletzende für die ſcheinheiligen, lügneriſchen, politiſchen Chriſten unſerer Tage liegt alſo vielmehr darin, daß alle Welt nun erklärt, wie *weſentlich* die von ihnen bei Seite geſchodenen Dogmen ſind, wie wenig dieſe Renommiſten alſo den Namen der Chriſten, mit dem ſie ſo viel heilloſen Spuk treiben, verdienen. Dies iſt das Kränkende, weßhalb ſich denn auch weniger die Ultra's und die Katholiken, die alle Dogmen mit Haut und Haar ſich gefallen laſſen, beſchweren, als die Mittelſorte derer, die noch auf Vernunft Anſpruch machen, und zu dem Muthe des Anachoretenthums aus der Vernunft und zu dem Entſchluſſe, die gebildete menſchliche Geſellſchaft zu verlaſſen und zu verachten, noch nicht hindurchgedrungen ſind. Allerdings gibt es nun keine Kirchengeſchichte mehr, die ſich loslöſen ließe von der Weltgeſchichte. Denn nur die Welt- und Geiſtesbildung iſt das treibende Princip der Geſchichte; käme der Kirche die Welt mit ihrer Reflexion nicht in die Quere, ſo hätte ſie keine Geſchichte, und es iſt eine ſehr beſchränkte Fiction, den Staat, die Welt und ihre Bildung und Arbeit nicht auch mitten in der Kirche, die Abſtractionen des Chriſtenthums nicht mitten im Weltleben und durch dieſen Conflict modificirt und entwickelt zu ſehen. Der Mangel dieſes Zuſammenhangs iſt der Hauptmangel der Straußiſchen Dogmatik; die Entwickelung der Dogmen für ſich fällt daher namentlich im zweiten Theile des Werks faſt ganz aus dem hiſtoriſchen Zuge heraus und in den kritiſchen hinein, und wenn das Werk beweiſt, daß die hiſtoriſche Kritik die einzig richtige iſt, ſo wird an ihm zugleich klar, daß eine dogmatiſche Entwickelung ohne die weltliche nicht zu Stande gebracht werden könne, und wenn ſie Jahrhunderte lang ſich abzuſperren vermag, eben für ſich weder Leben noch Intereſſe hat. Die Möglichkeit des Feuerbachiſchen Werkes, der einen Durchſchnitt des conſequenten und ganzen Chriſtenthums zum Gegenſtande nehmen und Luther ſo gut als Auguſtin und die alten Väter zu Gewährsmännern machen konnte und mußte, beweiſt nur, daß die Dogmatik für ſich keine Geſchichte hat, vielmehr ein geſchloſſenes Syſtem iſt, welches ſich nur in ſich bereichert und, von Außen geſtoßen und getrieben, bald dieſe, bald jene Seite erweiterte, die wahre innere Negativität der Entwickelung aber, den Zwieſpalt der Beſtimmtheit und der Idee, der Zeit und des Ideals der Zukunft, d. h. die Geſchichte nicht kennt, vielmehr ihr Ideal hinter ſich und in der abſoluten Verkündigung der Wahrheit längſt erreicht hat.

Feuerbach hat alſo in Wahrheit das große Verdienſt, der Weltgeſchichte ihre univerſale Bedeutung und dem Chriſtenthum ſeinen unhiſtoriſchen Charakter vindicirt zu haben. Dem Chriſten paſſirt die Geſchichte nur contre coeur; ſein Heil iſt nicht vorwärts, ſondern rückwärts zu ſuchen. Dies Princip wirkt alſo immer nur im Conflict mit dem Weltleben und wird nothwendig immer mehr von ihm überwunden; denn nur die reale Arbeit in der Ueberwindung der Natur, äußerlich und innerlich, führt die hiſtoriſchen Reſultate herauf. So hebt das Chriſtenthum für ſich mit all' ſeiner Nächſtenliebe weder die Tyrannei, noch die Unterthänigkeit, noch die Sklaverei auf. In der Phantaſie läßt man die Menſchen alle Brüder ſein, in der Praxis Herren und Knechte, und das chriſtliche Gewiſſen hat die Folter, die Knute, den Negerhandel, die Patrimonialgerichte u. ſ. w. ganz in der Ordnung gefunden, bis, im Widerſpruch mit dem Chriſtenthum, der Humanismus und die Weltbildung die Rechte der Menſchen proclamirten. Und nicht zufällig iſt dem Chriſtenthum dies begegnet: es „tröſtet die unterdrückte Unſchuld“, wie Robespierre ſich ausdrückt, alſo auch den Sklaven mit dem Himmel und läßt ihm auf der Erde ſeine Ketten. Hierüber vergleiche man die franzöſiſchen Aufklärer.

Indem aber die Illuſionen der „chriſtlich-germaniſchen“ Herrlichkeit und des „geſchichtlichen Charakters des Chriſtenthums“, indem die Proclamirung der unbeſehens überall hingeſetzten Entwickelung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wird, bekommt allerdings auch die Herrlichkeit der Univerſalhiſtorie einen gewaltſamen Stoß. Nicht jeder Spätergeborne iſt nun der Träger der Wahrheit, nicht jedes Volk entwickelt ſich vorwärts, die Stufen der Freiheit ſind zugleich, die der Barbarei nicht minder durch die ganze Ausbreitung der Geſchichte. Iſt das *geiſtliche* Volk das *geiſtige*, das hiſtoriſche? Iſt es nicht vielleicht jetzt ſo gut wie je (ich brauche ſeine Rohheiten gegen die Wiſſenſchaft und Kunſt unſrer Zeit nicht zu citiren) das geſchichtswidrige, das *barbariſche*? Unſere gebildetſten Chriſten, welche Rollen würden ſie in Athen ſpielen einem Manne wie Perikles, Ariſtophanes, oder gar einem der großen Philoſophen gegenüber? Iſt nicht Sokrates und Plato und Ariſtoteles und Alexander auf einer Stufe der Bildung, wie ſie kein Chriſt, der ſein Princip feſthält, erreichen kann? Der Vorſprung des reinen Philoſophen beträgt Jahrtauſende, und dieſe armſeligen Chriſtenmenſchen, die nicht philoſophiren können, dieſe ungeheuren Anachronismen, ſind unſere Zeitgenoſſen? Welch' ein Schildkrötengang, wenn man die Menſchheit als ſolche gefördert finden will, wenn man ſagen will, der Geringſte iſt heute dem erſten Griechen voraus! Noch hat kein Volk der Erde ſo den Charakter des *geiſtigen*, freien und hiſtoriſchen Volkes wieder erreicht, wie die Griechen. Die *Religion* der Chriſten iſt ein Fortſchritt gegen die Religion der Griechen; aber die *Bildung* der Griechen hatte in ihren Heroen längſt das ganze Princip der Religion überſchritten; *ſie hatte es zur Philoſophie und zur bürgerlichen und geiſtigen Freiheit gebracht*; ſie hat darum das ungeheure Phänomen der *komödirenden* Kritik aller Geſtalten des Geiſtes, die höchſte Freiheit des Proceſſes, während wir nach Jahrtauſenden nicht einmal die *ernſte* Kritik der Philoſophie ertragen können. Das Princip des Chriſtenthums iſt ein *religiöſer Fortſchritt* und ein *hiſtoriſcher Rückſchritt*. Im Chriſtenthum geht Bildung und Freiheit unter; erſt das Wiedererwachen der

Alterthums bringt uns die Anfänge zu beiden zurück; noch aber ſind wir bei weitem nicht wieder eingeſetzt weder in die Rechte freier Menſchen und Staatsbürger, noch freier Künſtler und Philoſophen: welcher Kerker wäre für einen heutigen Ariſtophanes tief genug? Und da nun die Philoſophie die Scholaſtik negirt, muß ſie nicht flüchten aus ihrer Heimath? Vom Staate wollen wir gar nicht reden; de mortuis nil nisi bene! Und wir wagen es, der Geſchichte ins Geſicht zu ſehen? Ob die Deutſchen der Freiheit fähig, ob ſie nun das geiſtige, das hiſtoriſche Volk, die Griechen der Neuzeit ſind, dieſen Beweis haben ſie noch erſt zu führen. Denn bis jetzt iſt nicht einmal das Intereſſe dafür vorhanden; das Intereſſe der Freiheit iſt ihnen zu geiſtig. Die Cenſur negirt die Geiſtesfreiheit, der geheime Polizeiſtaat die politiſche Freiheit und alles Intereſſe für die höchſten Güter der Menſchheit; der Deutſche empfindet das kaum; er tröſtet ſich mit dem Privatrecht und mit dem Recht, ein geiſtloſes Wohlleben zu führen. Es gibt keine Majorität für die höchſten hiſtoriſchen Ehren; es iſt noch viel weniger der Fall, daß dies Intereſſe die Macht der Zeit wäre und die Deutſchen ſchon den Namen des geiſtigen Volks und Staates verdienen. Iſt das ein Fortſchritt gegen die Griechen und ihren Geiſt? Fahren wir getroſt fort, bei ihnen in die Schule zu gehen, und wähnen wir nicht zu zeitig, ihnen gleich zu ſein.

Dies ſind ungeheure Ketzereien gegen die Hegelſche Conſtruction der Entwickelung, ich gebe es zu; aber auch ſie ſtecken alle in Hegel. Wenn die Natur jetzt tiefer ergründet und weiter überwältigt iſt, ſo hat das nicht verhindert, daß die Feſſeln des Geiſtes geblieben ſind. Nehmen wir England, welch' ein Aufſchwung der Weltüberwindung und daneben welch' eine Rohheit in Religion und Philoſophie, und welche Lebensrohheit in ihrem Gefolge! Darf man die engliſche Rohheit neben den griechiſchen Geiſt ſtellen? Und dieſe Engländer haben wir noch um Vieles zu beneiden!

Die Geſchichte der neuen Zeit, welche durch die Weltüberwindung und die Befreiung des Geiſtes in ſich dem Ziel der freien, ſchönen und ganzen Menſchheit directer wieder zuſtrebt, hat noch weit hin, um in ihrem reicheren Material und ihrem großartigeren Umfange die ſtaunenswürdige Effloreſcenz des Atticismus wieder zu erreichen. Das Princip der Subjectivität und des Gemüths, welches der unendliche Fortſchritt über den attiſchen Geiſt ſein ſoll, die Erhebung der Frauenliebe, die edlere Geſtalt der Familie, der Aufſchwung der Phantaſie, worin dieſe Welt dem Himmel geopfert wurde — alles dies gebiert eine menſchlich-werthvolle und große Welt; aber die Subjectivität zeigt ſich zugleich als Willkür und das Gemüth als die Rohheit des Geiſtes; erſt die Bildung der Subjecte zum freien Staate, erſt die Cultivirung des Gemüths zum freien Geiſte erzeugt die wahre Menſchheit.

Die Progreſſen der Geſchichte ſind zugleich als Regreſſen zu begreifen, und die ſpäteren Stufen können nur dann wieder mit Sicherheit die höheren ſein, wenn das Princip der Philoſophie und damit die Stetigkeit der Bildung geſichert iſt. Im Ganzen ſchlagen allerdings die Regreſſen zu Progreſſen aus; die Erbſchaft eines genialen Volkes kommt der Welt zu gute; es dauert aber bisweilen unendlich lange, bis ſie mit dem Pfande wuchern lernt, das ſie hat, und viele Jahrhunderte nicht zu ſchätzen weiß. Im Einzelnen wird dagegen niemand das heutige Calabrien dem alten Großgriechenland, das heutige Sicilien dem alten gleichſetzen wollen, um von der Wiege der Freiheit, dem ſchönen Griechenland und der Levante, gar nicht zu reden; wo einſt die höchſte Cultur, herrſcht jetzt die furchtbarſte Barbarei.

Freilich ergibt ſich hieraus wiederum die Aufgabe, „die chriſtlich-germaniſche“ Rohheit, die Barbarei des Mittelalters und die Reſte dieſer Zuſtände in unſern Tagen nicht nur zu erklären und zu erkennen, ſondern auch im Namen der Menſchheit zu beſeitigen. Die wahrhaft hiſtoriſche Anſicht alſo, die das Recht der Menſchheit für das höchſte und unverjährbare erklärt, der Barbarei gegenüber es alſo unbedingt zum Princip erhebt, würde ſogleich Hiſtorie *machen*, wie ſie durchdränge, und das iſt zuzugeben, ſie weiß, wie unendlich viel verſäumt und verdorben wird mit jedem Tage, wo man noch der Barbarei und der Unvernunft eine legitime Exiſtenz einräumt. Sollte die „chriſtlich-germaniſche“ Reaction ihr Ziel, den Catholicismus und ſeine Barbarei, wirklich wieder erreichen, ſo wäre Europa in Gefahr, die Ehre des hiſtoriſchen Namens zu verlieren. Die Gefahr der Philoſophie iſt die Gefahr des *geiſtigen* Charakters; daran hängt die Geſchichte; trotzt nicht zu viel auf die Ewigkeit des Germanismus, er iſt noch gar nicht in ſeiner wahren und freien Form in die Geſchichte eingetreten, er iſt vielmehr augenſcheinlich von ihrer Höhe heruntergeſtürzt; ſeine Weisheit iſt ihm keine Realität und ſeine Realität nicht weiſe; er hat daher die Initiative der Geſchichte an die Franzoſen verloren, und worüber er ſich ſeit einem Vierteljahrhundert beſinnt — die politiſche und die geiſtige Freiheit — beides iſt ihm eben in dieſem Augenblicke ſo gründlich verleidet, als es dem Egoismus und dem *geiſtloſen* Philiſterthum nur immer verleidet werden kann. „Alſo — alſo — du glaubſt nicht an dein Volk!“ ſchrieen die abſtracten Patrioten. Hier iſt nichts zu glauben, ſondern zu wiſſen. *Wollt* ihr Geſchichte haben, ſo *habt* ihr ſie; daß ihr ſie aber jetzt weder habt, noch haben wollt, iſt erſt zu begreifen, um die Sehnſucht nach ihr zu faſſen. Im neunzehnten Jahrhundert iſt es nicht genug, ein Culturvolk, ein Handels- und Gewerbsvolk zu ſein; ihr müßt ein geistiges Volk sein, und den Geiſt nicht verfolgen, ſondern zur Herrſchaft bringen; es iſt nicht genug, als Spießbürger verwaltet, als Heerde geſchont und gehütet zu werden, nicht genug, zu eſſen und zu trinken und Kinder zu zeugen: ihr müßt Staatsbürger ſein, und nicht nur Staatsbürger, wie die engliſchen Ariſtokraten, ihr müßt Idealiſten ſein. Aber ich habe dies alles nicht geſagt, um irgend einen Philiſter zu bekehren — „bilde mir nicht ein“ ꝛc. ꝛc. — Es fragte ſich aber, wie es mit der Geſchichte und mit der Entwickelung ſtünde: und wir haben geſagt, der Genius Deutſchlands möge darauf antworten, nicht aus ſeinem wüſten „chriſtlich-germaniſchen“ Gemüthe, ſondern aus dem freien Geiſte der Griechen, mit dem er Jahrhunderte lang ſeine rohe Natur zu veredeln ſtrebt.

Man wende nicht ein, unſre Geſchichte ſei nicht der Begriff der Geſchichte. Der Begriff iſt die Freiheit, das iſt aus dem Geſagten leicht abzunehmen; ihre Exiſtenz iſt, wenn auch verkümmert, überall, wo Menſchen ſind: aber wie wir die Geſchichte der afrikaniſchen Neger weder erforſchen, noch beſchreiben, ſo iſt die Geſchichte, welche ihrem Begriff entſpricht und der Mühe werth iſt, nur die Geſchichte der geiſtigen Völker. Stehen wir ihr ſo nahe, daß wir dies begreifen, und ſo fern, daß wir noch nicht warm zu werden vermochten für dieſen Begriff, ſo ſind wir es in der That, bei denen in Ehre und Unehre vom Begriff der Geſchichte die Rede iſt.

Haben wir nun den Vorwurf gegen die neuſte kritiſche Richtung der Philoſophie, welcher in der Frage liegt, was wird bei ihr aus der Geſchichte? herumgedreht in die Antwort: aus ihr und durch ſie wird erſt die Geſchichte; während Hegel ſie abſchließt, fängt die Kritik Hegels und des Chriſtenthums (welches ſie ebenfalls in ihrem Weltende aufhebt) die wahre Geſchichte erſt an. Den Abſchluß einer Weltperiode darf man im Chriſtenthum ſowohl als im abſoluten Syſtem anerkennen; aber dies Ende muß nothwendig ein neuer Anfang ſein. Aus der Anerkennung eines Vernunftproceſſes in der Geſchichte muß die Kritik nothwendig die Erklärung der geweſenen Vernunft, die es alſo jetzt nicht mehr in der angemeſſenen Form iſt, hervorgehen laſſen; und es leuchtet ein, daß dieſes Begreifen der Vergangenheit ſchon das theoretiſche Daſein, d. h. die Forderung der Zukunft iſt. Darum muß jede Kritik, der ihr Geſchäft gelingt, die erkannte Geſchichte in werdende Geſchichte umſetzen; das Werden dieſer Erkenntniß iſt der Proceß ſelbſt. Der Vorwurf des ungeſchichtlichen Princips meint alſo vielmehr das allzu ernſtlich Geſchichtliche in ihm — weßhalb denn auch von andern Seiten das Ueberſtürzen der Bewegung, oder im Munde des geiſtigen Pöbels: „die Wuth des Zerſtörens“, „das alles zerfreſſende Gift der Philoſophie“, vorgebracht wird.

Die wichtigſte Poſition der Hegelſchen Philoſophie iſt die in ihrem Begriff der Entwickelung oder der Freiheit und der Geſchichte; wir mußten daher ernſtlich auf ihn eingehen und nachweiſen, daß er nicht aufgegeben, ſondern nur zu ſeinen Conſequenzen oder zu ſeiner Wahrheit fortgeführt werde. Minder wichtig iſt der Vorwurf des Subjectivismus, welcher dem Feuerbachſchen Standpuncte gemacht wird. Philoſophie und Religion, beide ſind gleichmäßig darüber im Reinen, daß die Subjectivität das wahre Weſen ſei; den Unterſchied der Auffaſſung hat Feuerbach nachgewieſen, eben ſo den Unterſchied der Objectivirung oder des Verhaltens der Subjecte zum Weſen. Subjectivität iſt der Proceß der ſelbſtbewußten Subſtanz; die Subjecte realiſiren ihn. Um alſo aus dem Subjectivismus eine Einſeitigkeit zu machen, muß gedacht werden entweder der Proceß als ein bloß formeller und leerer oder das Subject als das vom wahren Inhalt Abgetrennte, das bloß Empiriſche, der „Thiermenſch“, um mit einem begriffloſen Subjecte vom Subjecte, das ſeinem Begriffe widerſpricht, zu reden.

Es leuchtet ein, daß beide Abſtractionen Feuerbach nicht vorgeworfen werden können: weder iſt der Menſch bei ihm das empiriſche Subject oder der bloß natürliche Menſch, der noch nicht wirklich Menſch wäre, noch das Göttliche, die leere Bewegung, es iſt vielmehr das Reich der Freiheit und ſeine Realität in Liebe, Sitte und Geſchichte. Wenn aber geſagt wurde, das Verhältniß des Geiſtes zur Natur ſei in der Kritik des Weſens des Chriſtenthums nicht erörtert, ſo gehört dieſe Frage nicht hieher, wenigſtens nicht weiter, als ſie in dem Capitel über die Natur in Gott erörtert iſt.

Die Theologen aber meinen es mit dem Subjectivismus ſehr einfach. Sie ſagen: „Gott iſt Gott ꝛc. ꝛc.“, und denken daran, die wahre Objectivität zu haben, d. h. ſie ſagen dasjenige noch einmal, was Feuerbach als ihren Gedanken nachweiſt, und ignoriren den Sinn und Inhalt, über den er ſie aufklärt; denn dieſer Inhalt, die abſoluten Mächte des Geiſtes, ſind ihnen keine Objectivität, d. h. ſie wiſſen dieſelben nicht ernſtlich als abſolute Mächte und als höchſte Realität zu begreifen. „Gegen die Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.“ Die theologiſchen Objectiviſten wiſſen weder was Subjectivität, noch was die Objectivität des Subjectiven, noch überhaupt was die Natur ſolcher Reflexionsbeſtimmungen iſt. Ihr Einwurf hat gar keine wiſſenſchaftliche Dignität.

Eher könnte man die Frage gelten laſſen: was für ein Glaube bleibt, wenn das Ueberſinnliche und Göttliche nicht jenſeits iſt?

Aber wer läugnet denn das Jenſeits der Freiheit für den Sklaven, das Jenſeits der Liebe für den Rohen, das Jenſeits alles Göttlichen für den Unbeſchnittenen an Geiſt und Herz? O, es bleibt genug zu glauben übrig, und es gehört die ganze

Stärke der Philoſophie dazu, an die Realiſirung der Vernunft mitten in der Unvernunft zu glauben. Wir meinen dies ernſtlich. Jede Zeit hebt ſich ſelbſt auf; jedes Volk iſt in Gefahr, ſeine geſchichtliche Ehre zu verlieren, wenn es ſie beſitzt, und braucht alle ſeine Kraft, ſie zu erringen, wenn es ſie nicht beſitzt; in dieſem Kampf der Vernunft mit der Natur im Geiſte, mit dem unvernünftigen, egoiſtiſchen Gemüth, mit dem ſchlechten, nur das Gemeine, Ungöttliche, nicht das Ewige, Geiſtige begreifenden Willen, iſt der Glaube an die gegenwärtige und künftige Wirklichkeit und Uebermacht der abſoluten Mächte des Geiſtes eine Aufgabe, die unumgänglich gelöſt ſein muß, um überhaupt das Problem der Freiheit zu löſen, um überhaupt zu einer religiöſen Einigung des Individuums mit der Gattung, d. h. zu der höchſten geiſtigen Befriedigung zu gelangen.

Dieſer Glaube beſitzt im Negiren das Poſitive, im Untergang den Aufgang, im Ende den Anfang, im ſchnellſten Proceß die Ruhe der ewigen Wahrheit. Jede Beſtimmtheit iſt endlich, nur das Weſen ewig; dies ſchreitet von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk in ſeiner Selbſtverwirklichung fort; es erhebt die Menſchen und die Völker, die es begreifen, auf den Thron der höchſten Ehre, und ſtürzt in die Nacht der Barbarei, die ſein ewiges Walten verkennen und vor dem unerbittlichen Umſchwung ſeines Lichtes zaghaft zurückweichen.

Es iſt offenbart, aber es iſt verborgen nach wie vor. Dieſer Widerſpruch iſt der Trieb der Geſchichte, dieſe Noth die Luſt des Kampfes, ſeine Phaſen die Probleme der Zeiten, ihre Löſung die Jubelperioden großer Siege, und das Mitgefühl dieſer Kämpfe, dieſer Zweifel und dieſer Siege die Religion und die höchſte Befriedigung des Menſchen.

Arnold Ruge.

II.

Vorläufige Theſen zur Reformation der Philoſophie.

Das Geheimniß der Theologie iſt die Anthropologie, das Geheimniß aber der ſpeculativen Philoſophie — die Theologie — die ſpeculative Theologie, welche ſich dadurch von der gemeinen unterſcheidet, daß ſie das von dieſer aus Furcht und Unverſtand in das Jenſeits entfernte göttliche Weſen ins Diesſeits verſetzt, d. h. vergegenwärtigt, beſtimmt, realiſirt.

Spinoza iſt der Urheber der ſpeculativen Philoſophie, Schelling ihr Wiederherſteller, Hegel ihr Vollender.

Der „Pantheismus“ iſt die nothwendige Conſequenz der Theologie (oder des Theismus) — die conſequente Theologie; der „Atheismus“, die nothwendige Conſequenz des „Pantheismus“, der conſequente „Pantheismus“.*)

---

*) Dieſe theologiſchen Bezeichnungen werden hier nur im Sinne trivialer Spitznamen gebraucht. An ſich ſind ſie falſch. So wenig Spinozas und Hegels Philoſophie Pantheismus iſt — der Pantheismus iſt ein Orientalismus — ſo wenig iſt die neue Philoſophie Atheismus. — Ueber den nothwendigen Uebergang der halben Theologie zur ganzen, d. h. zum Pantheismus ſiehe § 112 meiner Geſchichte der Philoſophie von Bacon bis Spinoza.

Das Chriſtenthum iſt der *Widerſpruch* von *Polytheismus* und *Monotheismus*.

Der Pantheismus iſt der *Monotheismus* mit dem *Prädicate* des Polytheismus, d. h. der Pantheismus macht die ſelbſtſtändigen Weſen des Polytheismus zu Prädicaten, Attributen des Einen ſelbſtſtändigen Weſens. So machte Spinoza das Denken, als den Inbegriff der denkenden Dinge, und die Materie, als den Inbegriff der ausgedehnten Dinge, zu Attributen der Subſtanz, d. i. Gottes. Gott iſt ein denkendes Ding, Gott iſt ein ausgedehntes Ding.

Die Identitätsphiloſophie unterſchied ſich nur dadurch von der ſpinoziſchen, daß ſie das todte, phlegmatiſche Ding der Subſtanz mit dem Spiritus des Idealismus begeiſterte. Hegel insbeſondere machte die Selbſtthätigkeit, die Selbſtunterſcheidungskraft, das Selbſtbewußtſein zum Attribute der Subſtanz. Der paradore Satz Hegels: „das Bewußtſein von Gott iſt das Selbſtbewußtſein Gottes“ beruht auf *demſelben Fundament*, als der paradore Satz Spinoza's: „die Ausdehnung oder Materie iſt ein Attribut der Subſtanz“, und hat keinen andern Sinn als: das Selbſtbewußtſein iſt ein Attribut der Subſtanz oder Gottes, Gott iſt Ich. Das Bewußtſein, welches der Theiſt im Unterſchiede vom *wirklichen* Bewußtſein Gott zuſchreibt, iſt nur eine Vorſtellung ohne Realität. Der Satz Spinozas aber: die Materie iſt *Attribut* der Subſtanz, ſagt nichts weiter aus, als die Materie iſt ſubſtanzielle göttliche Weſenheit; eben ſo der Satz Hegel's nichts weiter als: das Bewußtſein iſt göttliches Weſen.

Die Methode der reformatoriſchen Kritik der *ſpeculativen Philoſophie überhaupt* unterſcheidet ſich nicht von der bereits in der *Religionsphiloſophie* angewandten.

Wir dürfen nur immer das *Prädicat* zum *Subject*, und ſo als *Subject* zum *Object* und *Princip* machen — alſo die ſpeculative Philoſophie nur *umkehren*, ſo haben wir die unverhüllte, die pure, blanke Wahrheit.

Der „Atheismus" iſt der umgekehrte „Pantheismus".

Der Pantheismus iſt die *Negation der Theologie auf dem Standpunkte der Theologie*.

Wie nach Spinoza (Ethic. P. I. Defin. 3 u. Propoſ. 10) das Attribut oder Prädicat der Subſtanz die Subſtanz ſelbſt iſt, ſo iſt auch nach Hegel das *Prädicat* des Abſoluten, des Subjects überhaupt das *Subject ſelbſt*. Das Abſolute iſt nach Hegel Sein, Weſen, Begriff (Geiſt, Selbſtbewußtſein). Das Abſolute aber, als Sein nur gedacht, iſt gar *nichts anderes* als Sein; das Abſolute, inwiefern es unter dieſer oder jener Beſtimmtheit, Kategorie gedacht wird, geht *ganz* in dieſe Kategorie, dieſe Beſtimmtheit auf, ſo daß es *abgeſehen* davon ein bloßer Name iſt. Aber deſſen ungeachtet liegt doch noch das Abſolute *als Subject* zu Grunde, hat das *wahre* Subject, *das*, wodurch das Abſolute nicht ein bloßer Name, ſondern *Etwas* iſt, die *Determination* doch noch immer die Bedeutung eines bloßen Prädicates, gerade wie bei Spinoza das Attribut.

Das Abſolute oder Unendliche der ſpeculativen Philoſophie iſt, pſychologiſch betrachtet, nichts anderes als das nicht Determinirte, Unbeſtimmte — die Abſtraction von allem Beſtimmten, geſetzt als ein von dieſer Abſtraction unterſchiedenes, zugleich aber wieder mit derſelben identificirtes Weſen; hiſtoriſch betrachtet aber nichts anderes als das alte theologiſch-metaphyſiſche, *nicht* endliche, *nicht* menſchliche, *nicht* materielle, nicht beſtimmte, nicht beſchaffene Weſen oder Unweſen, das vorweltliche Nichts geſetzt als Act.

Die Hegel'ſche Logik iſt die zur Vernunft und Gegenwart gebrachte, zur Logik gemachte Theologie. Wie das göttliche Weſen der Theologie der ideale oder abſtracte Inbegriff aller Realitäten d. i. aller Beſtimmungen, aller Endlichkeiten iſt, ſo die Logik. Alles was auf Erden, findet ſich wieder im Himmel der Theologie — ſo auch Alles, was in der Natur, im Himmel der göttlichen Logik: Qualität, Quantität, Maß, Weſen, Chemismus, Mechanismus, Organismus. Alles haben wir zweimal in der Theologie, das eine Mal in abstracto, das andre Mal in concreto — Alles zweimal in der Hegel'ſchen Philoſophie: als Object der Logik, und dann wieder als Object der Natur- und Geiſtesphiloſophie.

Das Weſen der Theologie iſt das transcendente, außer den Menſchen hinausgeſetzte Weſen des Menſchen; das Weſen der Logik Hegels, das transcendente Denken, das Denken des Menſchen außer den Menſchen geſetzt.

Wie die Theologie den Menſchen entzweit und entäußert, um dann das entäußerte Weſen wieder mit ihm zu identificiren, ſo vervielfältigt und zerſplittert Hegel das einfache, mit ſich identiſche Weſen der Natur und des Menſchen, um das gewaltſam Getrennte dann wieder gewaltſam zu vermitteln.

Die Metaphyſik oder Logik iſt nur dann eine reelle, immanente Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht vom ſogenannten ſubjectiven Geiſte abgetrennt wird. Die Metaphyſik iſt die eſoteriſche Pſychologie. Welche Willkür, welche

Gewaltthat, die Qualität für ſich, die Empfindung für ſich zu betrachten, beide in beſondre Wiſſenſchaften entzwei zu reißen, als wäre die Qualität Etwas ohne Empfindung, die Empfindung Etwas ohne Qualität.

Der *abſolute Geiſt* Hegels iſt nichts andres als der *abſtracte* von ſich ſelbſt abgeſonderte, ſogenannte *endliche* Geiſt, wie das unendliche Weſen der Theologie nichts andres iſt als das *abſtracte* endliche Weſen.

Der abſolute Geiſt offenbart oder realiſirt ſich nach Hegel in der Kunſt, in der Religion, in der Philoſophie. Das heißt auf deutſch: der *Geiſt der Kunſt, der Religion, der Philoſophie iſt der abſolute Geiſt.* Aber die Kunſt kann man nicht von der menſchlichen Empfindung und Anſchauung, die Religion nicht von dem Gemüthe und der Phantaſie, die Philoſophie nicht vom Denken, kurz den abſoluten Geiſt nicht vom ſubjectiven Geiſte oder Weſen des Menſchen abſondern, ohne uns wieder auf den alten Standpunkt der Theologie zurück zu verſetzen, ohne uns den abſoluten Geiſt als einen *andern*, vom menſchlichen Weſen unterſchiedenen Geiſt, d. h. ein außer uns exiſtirendes Geſpenſt von uns ſelbſt vorzuſpiegeln.

Der „abſolute Geiſt" iſt der „abgeſchiedene Geiſt" der Theologie, welcher in der Hegel'ſchen Philoſophie noch als *Geſpenſt* umgeht.

Die Theologie iſt *Geſpenſterglaube.* Die *gemeine* Theologie hat aber ihre Geſpenſter in der ſinnlichen Imagination, die *ſpeculative* Theologie in der unſinnlichen Abſtraction.

Abſtrahiren heißt das *Weſen* der Natur *außer die Natur*, das Weſen des Menſchen *außer den Menſchen*, das *Weſen* des Denkens *außer den Denkact* ſetzen. Die Hegel'ſche Philoſophie hat den Menſchen *ſich ſelbſt entfremdet*, indem ihr ganzes Syſtem auf dieſen Abſtractionsacten beruht. Sie identificirt zwar wieder, was ſie trennt, aber nur auf eine ſelbſt wieder *trennbare*, *mittelbare* Weiſe. Der Hegel'ſchen Philoſophie fehlt *unmittelbare Einheit*, *unmittelbare Gewißheit*, *unmittelbare Wahrheit*.

Die unmittelbare, ſonnenklare, trugloſe Identification des durch die Abſtraction vom Menſchen entäußerten Weſens des Menſchen *mit* dem Menſchen kann nicht auf poſitivem Wege, kann nur als die *Negation* der Hegel'ſchen Philoſophie aus ihr abgeleitet, kann überhaupt nur *begriffen*, nur *verſtanden* werden, wenn ſie *als die totale Negation* der ſpeculativen Philoſophie begriffen wird, ob ſie gleich die *Wahrheit* derſelben iſt. Alles ſteckt zwar in der Hegel'ſchen Philoſophie, aber immer zugleich mit ſeiner *Negation*, ſeinem *Gegenſatze*.

Der *augenfällige* Beweis, daß der abſolute Geiſt der ſogenannte endliche, ſubjective Geiſt iſt, alſo jener nicht von dieſem abgeſondert werden kann und darf — iſt die *Kunſt*. Die Kunſt geht aus dem Gefühl hervor, daß das dieſſeitige Leben das wahre Leben, das *Endliche* das *Unendliche* iſt — aus der Begeiſterung für ein *beſtimmtes*, *wirkliches* Weſen als das *höchſte*, das *göttliche* Weſen. Der *chriſtliche Monotheismus* hat *kein Princip* der *künſtleriſchen* und *wiſſenſchaftlichen Bildung* in ſich. Nur der *Polytheismus*, der ſogenannte *Götzendienſt* iſt die *Quelle der Kunſt und Wiſſenſchaft*. Die Griechen erhoben ſich nur dadurch zur Vollendung der plaſtiſchen Kunſt, daß ihnen unbedingt und unbedenklich die menſchliche Geſtalt für die höchſte Geſtalt, für die Geſtalt der Gottheit galt. Die Chriſten kamen erſt da zur Poeſie, als ſie die chriſtliche Theologie praktiſch negirten, das weibliche Weſen als göttliches Weſen verehrten. Die Chriſten waren im Widerſpruch mit dem Weſen ihrer Religion, wie ſie es vorſtellten, wie es Gegenſtand ihres Bewußtſeins war, Künſtler und Poeten. Petrarca bereute aus Religion die Gedichte, in denen er ſeine Laura vergöttert hatte. Warum haben die Chriſten nicht, wie die Heiden, ihren religiöſen Vorſtellungen adäquate Kunſtwerke? warum kein ſo vollkommen befriedigendes Chriſtusbild? Weil die religiöſe Kunſt der Chriſten ſcheitert an dem verderblichen Widerſpruch zwiſchen ihrem Bewußtſein und der Wahrheit. Das Weſen der chriſtlichen Religion iſt in Wahrheit das menſchliche, im Bewußtſein der Chriſten aber ein andres, ein nicht menſchliches. Chriſtus ſoll Menſch und wieder nicht Menſch ſein; er iſt eine Amphibolie. Die Kunſt kann aber nur das Wahre, Unzweideutige darſtellen.

Das entſchiedene, zu Fleiſch und Blut gewordene Bewußtſein, daß das Menſchliche das Göttliche, das Endliche das Unendliche, iſt die Quelle einer neuen Poeſie und Kunſt, die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige übertreffen wird. Der Glaube an das Jenſeits iſt ein abſolut unpoetiſcher Glaube. Der Schmerz iſt die Quelle der Poeſie. Nur wer den Verluſt eines endlichen Weſens als einen unendlichen Verluſt empfindet, hat die Kraft zu lyriſchem Feuer. Nur der ſchmerzliche Reiz der Erinnerung an das, was nicht mehr iſt, iſt der erſte Künſtler, der erſte Idealiſt im Menſchen. Aber der Glaube an das Jenſeits macht jeden Schmerz zum Scheine, zur Unwahrheit.

Die Philoſophie, welche das Endliche aus dem Unendlichen, das Beſtimmte aus dem Unbeſtimmten ableitet, bringt es nie zu einer wahren Poſition des Endlichen und Beſtimmten. Das Endliche wird aus dem Unendlichen abgeleitet — das heißt: das Unendliche, das Unbeſtimmte wird beſtimmt, negirt; es wird eingeſtanden, daß das Unendliche ohne Beſtimmung, d. h. ohne Endlichkeit Nichts iſt, als die Realität des Unendlichen alſo das Endliche geſetzt. Aber das negative Unweſen des Abſoluten bleibt zu Grunde liegen; die geſetzte Endlichkeit wird daher immer wieder aufgehoben. Das Endliche iſt die Negation des Unendlichen, und wieder das Unendliche die Negation des Endlichen. Die Philoſophie des Abſoluten iſt ein Widerſpruch.

Wie in der Theologie der Menſch die Wahrheit, Realität Gottes iſt — denn alle Prädicate, die Gott als Gott realiſiren, Gott zu einem wirklichen Weſen machen, wie Macht, Weisheit, Güte, Liebe, ſelbſt Unendlichkeit und Perſönlichkeit, als welche den Unterſchied vom Endlichen zur Bedingung haben, werden erſt in und mit den Menſchen geſetzt — eben ſo iſt in der ſpeculativen Philoſophie die Wahrheit des Unendlichen das Endliche.

Die Wahrheit des Endlichen wird von der abſoluten Philoſophie nur auf indirecte, verkehrte Weiſe ausgeſprochen. Wenn das Unendliche nur iſt, nur Wahrheit und Wirklichkeit hat, wenn es beſtimmt, d. h. wenn es nicht als Unendliches, ſondern Endliches geſetzt wird, ſo iſt ja in Wahrheit das Endliche das Unendliche.

Die Aufgabe der wahren Philoſophie iſt nicht, das Unendliche als das Endliche, ſondern das Endliche als das nicht

Endliche, als das Unendliche zu erkennen, oder, nicht das Endliche in das Unendliche, ſondern das Unendliche in das Endliche zu ſetzen.

Der Anfang der Philoſophie iſt nicht Gott, oder des Abſoluten nicht das Abſolute, nicht das Sein als *Prädicat* der Idee — der Anfang der Philoſophie iſt das Endliche[*], das Beſtimmte, das *Wirkliche*. Das Unendliche kann gar nicht gedacht werden *ohne* das Endliche. Kannſt du *die* Qualität denken, definiren, ohne an eine *beſtimmte Qualität* zu denken? Alſo iſt nicht das Unbeſtimmte, ſondern das Beſtimmte das Erſte, denn die *beſtimmte* Qualität iſt nichts andres als die *wirkliche* Qualität; der gedachten Qualität geht die wirkliche voraus.

Der *ſubjective* Urſprung und Gang der Philoſophie iſt auch ihr *objectiver* Gang und Urſprung. Ehe du die Qualität denkſt, *fühlſt* du die Qualität. Dem Denken geht das *Leiden* voran.

Das Unendliche iſt das *wahre Weſen* des Endlichen — das *wahre* Endliche. Die Speculation iſt nichts, als die *wahre und univerſale Empirie*. Einer der tiefſten und wahrſten Gedanken Hegels iſt der von ihm in der Geſchichte der Philoſophie, aber nur zufällig, bei Gelegenheit des Ariſtoteles geäußerte: „Das *Empiriſche* in ſeiner *Totalität* iſt das *Speculative*.“

---

[*] Das Wort Endlich brauche ich immer nur im Sinne der „abſoluten" Philoſophie, welcher vom Standpunkt des Abſoluten das Reale, das Wirkliche als das Unwirkliche, Nichtige erſcheint, weil ihr das Unwirkliche, das Unbeſtimmte für das Reale gilt, ob ihm gleich andrerſeits wieder vom *Standpunkt der Nichtigkeit* aus das Endliche, das Nichtige, als das Reale erſcheint — ein Widerſpruch, der beſonders in der früheren Schelling'ſchen Philoſophie hervortritt, aber auch der Hegel'ſchen noch zu *Grunde* liegt.

Das Unendliche der Religion und Philoſophie iſt und war nie etwas anderes, als irgend ein *Endliches*, irgend ein Beſtimmtes, aber *myſtificirt*, d. h. ein Endliches, ein Beſtimmtes, *mit dem Poſtulat*, *nichts* Endliches, *nichts* Beſtimmtes zu ſein. Die ſpeculative Philoſophie hat ſich *desſelben Fehlers* ſchuldig gemacht, als die Theologie, die Beſtimmungen der Wirklichkeit oder Endlichkeit nur durch die *Negation* der Beſtimmtheit, in welcher ſie ſind, *was ſie ſind*, zu Beſtimmungen, Prädicaten des Unendlichen gemacht.

Ehrlichkeit und Redlichkeit ſind zu allen Dingen nütze auch zur Philoſophie. Ehrlich und redlich iſt aber nur die Philoſophie, wenn ſie die Endlichkeit ihrer ſpeculativen Unendlichkeit eingeſteht — eingeſteht alſo, daß z. B. das Geheimniß der Natur in Gott nichts anderes iſt, als das Geheimniß der menſchlichen Natur, daß die *Nacht*, die ſie in Gott ſetzt, um aus ihr das Licht des Bewußtſeins zu erzeugen, nichts iſt, als ihr eignes, *dunkles*, *inſtinktartiges* Gefühl von der Realität und Unentbehrlichkeit der Materie.

Der bisherige Gang der ſpeculativen Philoſophie vom Abſtracten zum Concreten, vom Idealen zum Realen iſt ein verkehrter. Auf dieſem Wege kommt man nie zur *wahren*, *objectiven* Realität, ſondern immer nur zur *Realiſation ſeiner eignen Abſtractionen*, und eben deßwegen nie zur wahren *Freiheit* des Geiſtes; denn *nur die Anſchauung der Dinge und Weſen in ihrer objectiven Wirklichkeit macht den Menſchen frei und ledig aller Vorurtheile*. Der Uebergang vom Idealen zum Realen hat ſeinen Platz nur in der practiſchen Philoſophie.

Die Philoſophie iſt die Erkenntniß deſſen, *was iſt*. Die Dinge und Weſen ſo zu denken, ſo zu erkennen, *wie ſie ſind* — dies iſt das höchſte Geſetz, die höchſte Aufgabe der Philoſophie.

Das, was iſt, ſo, *wie es iſt* — alſo das Wahre *wahr* ausgeſprochen, *ſcheint oberflächlich*: das, was iſt, ſo, *wie es nicht iſt* — alſo das Wahre *unwahr, verkehrt* ausgeſprochen, *ſcheint tief* zu ſein.

Wahrhaftigkeit, Einfachheit, Beſtimmtheit ſind die formellen Kennzeichen der *reellen* Philoſophie.

Das Sein, mit dem die Philoſophie beginnt, kann nicht vom Bewußtſein, das Bewußtſein nicht vom Sein abgetrennt werden. Wie die Realität der Empfindung die Qualität und umgekehrt die Empfindung die Realität der Qualität iſt, ſo iſt auch das Sein die Realität des Bewußtſeins, aber eben ſo umgekehrt das Bewußtſein die Realität des Seins — das Bewußtſein erſt das *wirkliche* Sein. Die *reelle* Einheit von Geiſt und Natur iſt nur das Bewußtſein.

Alle die Beſtimmungen, Formen, Kategorien, oder wie man es ſonſt nennen will, welche die ſpeculative Philoſophie vom Abſoluten abgeſtreift und in das Gebiet des *Endlichen*, *Empiriſchen* verſtoßen hat, enthalten gerade das *wahre Weſen* des Endlichen, das *wahre Unendliche*, die *wahren und letzten Myſterien* der Philoſophie.

Raum und *Zeit* ſind die Exiſtenzformen alles Weſens. Nur die Exiſtenz in Raum und Zeit iſt *Exiſtenz*. Die Negation von Raum und Zeit iſt immer nur die *Negation ihrer Schranken*, *nicht ihres Weſens*. Eine zeitloſe

Empfindung, ein zeitloſer Wille, ein zeitloſer Gedanke, ein zeitloſes Weſen ſind Undinge. Wer keine Zeit überhaupt, hat auch keine Zeit, keinen Drang zum Wollen, zum Denken.

Die Negation von Raum und Zeit in der Metaphyſik, im Weſen der Dinge hat die verderblichſten practiſchen Folgen. Nur wer überall auf dem Standpuncte der Zeit und des Raums ſteht, hat auch im Leben Tact und practiſchen Verſtand. Raum und Zeit ſind die erſten Kriterien der Praxis. Ein Volk, welches aus ſeiner Metaphyſik die Zeit ausſchließt, die ewige, d. h. abſtracte, von der Zeit abgeſonderte Exiſtenz vergöttert, das ſchließt conſequent auch aus ſeiner Politik die Zeit aus, vergöttert das rechts- und vernunftwidrige, antigeſchichtliche Stabilitätsprincip.

Die ſpeculative Philoſophie hat die von der Zeit abgeſonderte Entwickelung zu einer Form, einem Attribut des Abſoluten gemacht. Dieſe Abſonderung der Entwickelung von der Zeit iſt aber ein wahres Meiſterſtück ſpeculativer Willkür und der ſchlagende Beweis, daß die ſpeculativen Philoſophen es eben ſo gemacht haben mit ihrem Abſoluten, wie die Theologen mit ihrem Gotte, der alle Affecte des Menſchen hat ohne Affect, liebt ohne Liebe, zürnt ohne Zorn. Entwickelung ohne Zeit iſt ſo viel als Entwickelung ohne Entwickelung. Der Satz: das abſolute Weſen entwickelt ſich aus ſich — iſt übrigens nur umgekehrt ein wahrer, vernünftiger. Es muß alſo heißen: nur ein ſich entwickelndes, ſich zeitlich entfaltendes Weſen iſt ein wahres, ein wirkliches, ein abſolutes Weſen.

Raum und Zeit ſind die Offenbarungsformen des wirklichen Unendlichen.

Wo keine Grenze, keine Zeit, keine Noth, da iſt auch keine Qualität, keine Energie, kein Spiritus, kein Feuer, keine Liebe. Nur das *nothleidende* Weſen iſt das *nothwendige* Weſen. *Bedürfnißloſe* Exiſtenz iſt *überflüſſige* Exiſtenz. Was frei iſt von Bedürfniſſen überhaupt, hat auch kein Bedürfniß der Exiſtenz. Ob es iſt, oder nicht iſt, das iſt eins — eins für es ſelbſt, eins für Andere. Ein Weſen ohne Noth iſt ein Weſen ohne *Grund*. Nur was *leiden* kann, verdient zu exiſtiren. Nur das *ſchmerzensreiche Weſen* iſt *göttliches Weſen*. Ein Weſen *ohne Leiden* iſt ein Weſen *ohne Weſen*. Ein Weſen ohne Leiden iſt aber nichts anderes, als ein Weſen *ohne Sinnlichkeit, ohne Materie*.

Eine Philoſophie, welche kein *paſſives Princip* in ſich hat, eine Philoſophie, welche ſpeculirt über Exiſtenz *ohne Zeit*, über das Daſein *ohne Dauer*, über die Qualität *ohne Empfindung*, über das Weſen *ohne Weſen*, über das Leben *ohne Leben*, ohne Fleiſch und Blut — eine ſolche Philoſophie, wie die des Abſoluten überhaupt, hat, als eine durchaus *einſeitige*, *nothwendig* die Empirie zu ihrem Gegenſatz. Spinoza hat die Materie wohl zu einem Attribut der Subſtanz gemacht, aber nicht als ein Princip des Leidens, ſondern gerade deßwegen, weil ſie *nicht* leidet, weil ſie einzig, untheilbar, unendlich iſt, weil ſie in ſo fern die *nämlichen* Beſtimmungen hat, als das ihr *entgegengeſetzte* Attribut des Denkens, kurz, weil ſie eine *abſtracte* Materie, eine Materie *ohne Materie* iſt, gleichwie das Weſen der Hegelſchen Logik das Weſen der Natur und des Menſchen iſt, aber *ohne Weſen*, *ohne Natur*, *ohne Menſch*.

Der Philoſoph muß das im Menſchen, was *nicht* philoſophirt, was vielmehr *gegen* die Philoſophie iſt, dem abſtracten Denken *opponirt*, das alſo, was bei Hegel nur zur *Anmerkung* herabgeſetzt iſt, in den *Text* der Philoſophie aufnehmen. Nur ſo wird die Philoſophie zu einer *univerſalen, gegenſatzloſen, unwiderleglichen, unwiderſtehlichen Macht*. Die Philoſophie hat daher nicht *mit ſich*, ſondern mit ihrer *Antitheſe*, mit der *Nichtphiloſophie* zu beginnen *). Dieſes vom Denken unterſchiedene, unphiloſophiſche, abſolut *antiſcholaſtiſche* Weſen in uns iſt das Princip des *Senſualismus*.

Die weſentlichen Werkzeuge, Organe der Philoſophie ſind der *Kopf*, die Quelle der Activität, der Freiheit, der metaphyſiſchen Unendlichkeit, des Idealismus, und das *Herz* die Quelle der Leiden, der Endlichkeit, des Bedürfniſſes, des Senſualismus — theoretiſch ausgedrückt: *Denken* und *Anſchauung*; denn das *Denken* iſt das *Bedürfniß* des *Kopfes*, die *Anſchauung*, der *Sinn* das *Bedürfniß* des *Herzens*. Das Denken iſt das Princip der Schule, des Syſtems, die Anſchauung das *Princip des Lebens*. In der Anſchauung werde ich *beſtimmt* vom Gegenſtande, im Denken *beſtimme* ich den Gegenſtand; im Denken bin ich Ich, in der Anſchauung *Nicht-ich*. Nur aus der *Negation* des Denkens, aus dem *Beſtimmtſein* vom Gegenſtande, aus der *Paſſion*, aus der Quelle aller Luſt und Noth erzeugt ſich der wahre, objective Gedanke, die wahre, objective Philoſophie. Die Anſchauung gibt nur das mit der Exiſtenz *unmittelbar identiſche*, das Denken das durch die *Unterſcheidung*, die *Abſonderung* von der Exiſtenz

---

*) Siehe hierüber, wie überhaupt über die Schellingſche und Hegelſche Philoſophie, meine in den Halliſchen Jahrbüchern (Sept. 1839) erſchienene Kritik der Hegelſchen Philoſophie, die, wie das damals freilich nicht anders zu erwarten war, aufs Leichtſinnigſte *überhudelt* wurde.

vermittelte Weſen. Nur da alſo, wo ſich mit dem Weſen die Exiſtenz, mit dem Denken die Anſchauung, mit der Activität die Paſſivität, mit dem ſcholaſtiſchen Phlegma der deutſchen Metaphyſik das antiſcholaſtiſche, ſanguiniſche Princip des franzöſiſchen Senſualismus und Materialismus vereinigt, nur da iſt Leben und Wahrheit.

Wie die Philoſophie, ſo der Philoſoph und umgekehrt: die Eigenſchaften des Philoſophen — die ſubjectiven Bedingungen und Elemente der Philoſophie ſind auch ihre objectiven. Der wahre, der mit dem Leben, dem Menſchen identiſche Philoſoph muß gallo-germaniſchen Geblüts ſein. Erſchreckt nicht, ihr keuſchen Deutſchen, über dieſe Vermiſchung! Schon Anno 1716 haben dieſen Gedanken die Acta Philosophorum ausgeſprochen. „Wenn wir die Teutſchen und Franzoſen gegen einander halten, ſo haben zwar dieſer ihre ingenia mehr Hurtigkeit, jene aber mehr Solidität, und könnte man füglich ſagen, das temperamentum Gallico-germanicum ſchicke ſich am beſten zur Philoſophie, oder ein Kind, welches einen Franzoſen zum Vater, und eine Teutſche Mutter hat, müßte (caeteris paribus) ein gut ingenium philosophicum bekommen.“ Ganz richtig; nur müſſen wir die Mutter zur Franzöſin, den Vater zum Deutſchen machen. Das Herz — das weibliche Princip, der Sinn für das Endliche, der Sitz des Materialismus — iſt franzöſiſch geſinnt; der Kopf — das männliche Princip, der Sitz des Idealismus — deutſch. Das Herz revolutionirt, der Kopf reformirt; der Kopf bringt die Dinge zu Stande, das Herz in Bewegung. Aber nur wo Bewegung, Wallung, Leidenſchaft, Blut, Sinnlichkeit, da iſt auch Geiſt. Nur der *Esprit* Leibnitz's, ſein ſanguiniſches, materialiſtiſch-idealiſtiſches Princip war es, was zuerſt die Deutſchen aus ihrem philoſophiſchen Pedantismus und Scholaſticismus herausriß.

Das Herz galt bisher in der Philoſophie für die Bruſtwehr der Theologie. Aber gerade das Herz iſt das ſchlechterdings antitheologiſche, das im Sinn der Theologie ungläubige, atheiſtiſche Princip im Menſchen. Denn es glaubt an nichts Anderes, als an ſich ſelbſt, glaubt nur an die unumſtößliche, göttliche, abſolute Realität ſeines Weſens. Aber der Kopf, welcher das Herz nicht verſteht, verwandelt, weil Trennen, Unterſcheiden in Subject und Object ſeine Sache iſt, das eigne Weſen des Herzens in ein vom Herzen unterſchiedenes, objectives, äußerliches Weſen. Allerdings iſt dem Herzen ein anderes Weſen ein Bedürfniß, jedoch nur ein ſolches Weſen, welches Seinesgleichen, nicht vom Herzen unterſchieden iſt, nicht dem Herzen widerſpricht. Die Theologie läugnet die Wahrheit des Herzens, die Wahrheit des religiöſen Affects. Der religiöſe Affect, das Herz ſagt z. B.: „Gott leidet; die Theologie dagegen ſagt: Gott leidet nicht, d. h. das Herz läugnet den Unterſchied Gottes vom Menſchen, die Theologie behauptet ihn.

Der Theismus beruht auf dem Zwieſpalt von Kopf und Herz; der Pantheismus iſt die Aufhebung dieſes Zwieſpalts im Zwieſpalt — denn er macht das göttliche Weſen nur als tranſcendentes immanent —; der Anthropotheismus ohne Zwieſpalt. Der Anthropotheismus iſt das zu Verſtand gebrachte Herz; er ſpricht im Kopf nur auf Verſtandesweiſe aus, was das Herz in ſeiner Weiſe ſagt; er ſetzt als abſolutes Weſen das Weſen, welches das Herz als einen weſentlichen Theil ſeiner ſelbſt erkennt. Die Religion iſt nur Affect, Gefühl, Herz, Liebe, d. h. die Negation, Auflöſung Gottes im Menſchen. Die neue Philoſophie iſt dader, als die Negation der Theologie, welche die Wahrheit des religiöſen Affects läugnet, die Poſition der Religion. Der Anthropotheismus iſt die ſelbſtbewußte Religion — die Religion, die ſich ſelbſt verſteht. Die Theologie dagegen negirt die Religion unter dem Scheine, als wenn ſie ſie poſirte.

Schelling und Hegel ſind Gegenſätze. Hegel repräſentirt das männliche Princip der Selbſtſtändigkeit, der Selbſtthätigkeit, kurz, das idealiſtiſche Princip; Schelling das weibliche Princip der Receptivität, der Empfänglichkeit — erſt recipirte er Fichte, dann Plato und Spinoza, endlich J. Böhm —, kurz, das materialiſtiſche Princip. H. fehlt es an Anſchauung, S. an Denk-, an Beſtimmungskraft. S. iſt Denker nur im Allgemeinen; aber wie es zur Sache kommt, im Beſondern, Beſtimmten, verfällt er in den Somnambulismus der Imagination. Der Rationalismus bei S. iſt nur Schein, der Irrationalismus Wahrheit. H. bringt es nur zu einer abſtracten, dem irrationalen Princip, S. nur zu einer, dem rationellen Princip widerſprechenden, myſtiſchen, imaginären Exiſtenz und Realität. H. ergänzt den Mangel am Realismus durch derbſinnliche, S. durch ſchöne Worte. H. drückt das Ungemeine gemein, S. das Gemeine ungemein aus. H. macht die Dinge zu bloßen Gedanken, S. bloße Gedanken — z. B. die Aſeität in Gott — zu Dingen. H. täuſcht die denkenden Köpfe, S. die nicht denkenden. H. macht die Unvernunft zur Vernunft, S. umgekehrt die Vernunft zur Unvernunft. S. iſt die Realphiloſophie im Traume, H. ſchon im Begriffe. S. negirt das abſtracte Denken in der Phantaſie, H. im abſtracten Denken. H. iſt als die Selbſtnegation des negativen Denkens, als die Vollendung der alten Philoſophie der negative Anfang der neuen; S. iſt die alte Philoſophie mit der Einbildung der Illuſion, die neue Realphiloſophie zu ſein.

Die Hegel'ſche Philoſophie iſt die Aufhebung des Widerſpruchs von Denken und Sein, wie ihn insbeſondere Kant ausgeſprochen, aber wohlgemerkt! nur die Aufhebung dieſes Widerſpruchs innerhalb des Widerſpruchs — innerhalb des einen Elementes — innerhalb des Denkens. Der Gedanke iſt bei H. das Sein; — der Gedanke das Subject, das Sein das Prädicat. Die Logik iſt das Denken im Elemente des Denkens, oder der ſich ſelbſt denkende Gedanke — der Gedanke als prädicatloſes Subject oder der Gedanke, der zugleich Subject, zugleich das Prädicat von ſich iſt. Das Denken aber im Elemente des Denkens iſt noch abſtractes; es realiſirt, es entäußert ſich daher. Dieſer realiſirte, entäußerte Gedanke iſt die Natur, überhaupt das Reale, das Sein. Was iſt aber das wahre Reale in dieſem Realen? Der Gedanke — welcher darum auch alsbald das Prädicat der Realität wieder von ſich abſtreift, um ſeine Prädicatloſigkeit als ſein wahres Weſen herzuſtellen. Aber eben deswegen iſt H. nicht zum Sein als Sein, zum freien, ſelbſtſtändigen, in ſich ſelber glücklichen Sein gekommen. H. hat die Objecte nur gedacht als Prädicate des ſich ſelbſt denkenden Gedankens. Der nun eingeſtandne Widerſpruch zwiſchen der ſeienden und gedachten Religion in der H.ſchen Religionsphiloſophie kommt nur daher, daß auch hier, wie anderwärts, der Gedanke zum Subject, der Gegenſtand, die Religion aber zu einem bloßen Prädicate des Gedankens gemacht wird.

Wer die Hegel'ſche Philoſophie nicht aufgibt, der gibt nicht die Theologie auf. Die Hegelſche Lehre, daß die Natur, die Realität von der Idee geſetzt — iſt nur der *rationelle* Ausdruck von der theologiſchen Lehre, daß die Natur von Gott, das materielle Weſen von einem immateriellen, d. i. abſtracten Weſen geſchaffen iſt. Am Ende der Logik bringt es die abſolute Idee ſogar zu einem nebuloſen „*Entſchluß*", um eigenhändig ihre Abkunft aus dem theologiſchen Himmel zu documentiren.

Die Hegel'ſche Philoſophie iſt der letzte Zufluchtsort, die letzte rationelle Stütze der Theologie. Wie einſt die katholiſchen Theologen *de facto* Ariſtoteliker wurden, um den Proteſtantismus, ſo müſſen jetzt die proteſtantiſchen Theologen *de jure* *Hegelianer* werden, um den „Atheismus" bekämpfen zu können.

Das wahre Verhältniß vom Denken zum Sein iſt nur dieſes: das *Sein* iſt *Subject*, das *Denken Prädicat*, aber ein ſolches Prädicat, welches das *Weſen* ſeines Subjects enthält. Das Denken iſt aus dem Sein, aber das Sein nicht aus dem Denken. Sein iſt aus ſich und durch ſich — Sein wird nur durch Sein gegeben, — Sein hat ſeinen Grund in ſich, weil nur Sein Sinn, Vernunft, Nothwendigkeit, Wahrheit, kurz Alles in Allem iſt. — Sein *iſt*, weil Nichtſein Nichtſein, d. h. Nichts, *Unſinn* iſt.

Das Weſen des Seins *als Seins* iſt das Weſen der Natur. Die zeitliche Geneſis erſtreckt ſich nur auf die Geſtalten, nicht auf das Weſen der Natur.

Das Sein wird nur da vom Denken abgeleitet, wo die *wahre Einheit* von Denken und Sein *zerriſſen* iſt, wo man erſt dem Sein ſeine *Seele*, ſein *Weſen* durch die Abſtraction genommen, und dann hintendrein wieder in dem vom Sein abgezogenen Weſen den *Sinn* und *Grund* dieſes für ſich ſelbſt leeren Seins findet; gleichwie nur da die Welt aus Gott abgeleitet wird und werden muß, wo man das Weſen der Welt von der Welt willkürlich abſondert.

Wer nach einem *beſondern* Realprincip der Philoſophie ſpeculirt, wie die ſogenannten poſitiven Philoſophen,

Iſt wie ein *Thier* auf *dürrer Heide*
Von einem *böſen Geiſt* im *Kreis* herum geführt,
Und rings umher liegt *ſchöne, grüne Weide.*

Dieſe ſchöne, grüne Weide iſt die Natur und der Menſch, denn beide gehören zuſammen. Schaut die Natur an, ſchaut den Menſchen an! Hier habt ihr die Myſterien der Philoſophie vor euern Augen.

Die Natur iſt das von der *Exiſtenz ununterſchiedne,* der Menſch das von der Exiſtenz ſich *unterſcheidende Weſen.* Das nicht unterſcheidende Weſen iſt der Grund des unterſcheidenden — die Natur alſo der Grund des Menſchen.

Die neue, die allein poſitive Philoſophie iſt die *Negation aller Schulphiloſophie,* ob ſie gleich das Wahre derſelben in ſich enthält, iſt die Negation der Philoſophie *als einer abſtracten, particularen,* d. h. *ſcholaſtiſchen* Qualität: ſie hat kein beſonderes, kein abſtractes Princip, — ſie hat kein *Schibolet,* keine *beſondere* Sprache, keinen *beſondern* Namen, kein *beſonderes* Princip. Die neue Philoſophie iſt keine *abſtracte* Qualität mehr, keine *beſondere Facultät* — ſie iſt der *denkende Menſch* ſelbſt — der Menſch, der iſt und ſich *weiß* als das ſelbſtbewußte Weſen der Natur, als das Weſen der Geſchichte, als das Weſen der Staaten, als das Weſen der Religion — der Menſch, der iſt und ſich *weiß* als die *wirkliche* (nicht imaginäre) *abſolute Identität* aller Gegenſätze und Widerſprüche, aller activen und paſſiven, geiſtigen und ſinnlichen, politiſchen und ſocialen Qualitäten — *weiß*, daß das *pantheiſtiſche* Weſen, welches die ſpeculativen Philoſophen oder vielmehr Theologen vom Menſchen *abſonderten*, als ein *abſtractes* Weſen vergegenſtändigten, nichts andres iſt als ſein *eignes unbeſtimmtes*, aber *unendlicher Beſtimmungen* fähiges Weſen.

Die neue Philoſophie iſt die *Negation* eben ſo wohl des *Rationalismus*, als des *Myſticismus*, eben ſo wohl des *Pantheismus*, als des *Perſonalismus*, eben ſo wohl des *Atheismus*, als des *Theismus*; ſie iſt die *Einheit aller dieſer antithetiſchen Wahrheiten* als eine *abſolut ſelbſtſtändige* und *lautere Wahrheit*.

Die neue Philoſophie hat ſich bereits als Religionsphiloſophie eben ſo *negativ*, als *poſitiv* ausgeſprochen. Man darf nur die *Concluſionen* ihrer Analyſe zu *Prämiſſen* machen, um in ihnen die Principien einer poſitiven Philoſophie zu erkennen. Aber die neue Philoſophie buhlt nicht um die Gunſt des Publicums. Ihrer ſelbſt gewiß, verſchmäht ſie es, das zu *ſcheinen*, was ſie iſt; muß aber eben deßwegen unſrer Zeit, welcher in den weſentlichſten Intereſſen der Schein für Weſen, die Illuſion für Realität, der Name für die Sache gilt, das *ſein*, was ſie *nicht* iſt. So ergänzen ſich die Gegenſätze! Wo das *Nichts* für *Etwas*, die *Lüge* für *Wahrheit* gilt, da muß conſequenter Weiſe das *Etwas* für *Nichts*, die *Wahrheit* für *Lüge* gelten. Und wo man — komiſcher Weiſe gerade in dem Moment, wo die Philoſophie in einem entſcheidenden, univerſalen *Selbſtentäuſchungsact* begriffen iſt — den bisher unerhörten Verſuch macht, eine Philoſophie lediglich auf die *Gunſt* und

Meinung des Zeitungspublicums zu gründen, da muß man auch ehrlicher und chriſtlicher Weiſe philoſophiſche Werke nur dadurch zu widerlegen ſuchen, daß man ſie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung beim Publicum verläumdet. O wie ehrbar, wie ſittlich ſind doch die öffentlichen Zuſtände Deutſchlands!

Ein neues Princip tritt immer mit einem neuen Namen auf; d. h. es erhebt einen Namen aus einem niedrigen, zurückgeſetzten Stande in den Fürſtenſtand — macht ihn zur Bezeichnung des Höchſten. Wenn man den Namen der neuen Philoſophie, den Namen Menſch mit Selbſtbewußtſein überſetzt: ſo legt man die neue Philoſophie im Sinne der alten aus, verſetzt ſie wieder auf den alten Standpunkt zurück, denn das Selbſtbewußtſein der alten Philoſophie als abgetrennt vom Menſchen iſt eine Abſtraction ohne Realität. Der Menſch iſt das Selbſtbewußtſein.

Der Sprache nach iſt der Name Menſch wohl ein beſonderer, aber der Wahrheit nach der Name aller Namen. Dem Menſchen gebührt das Prädicat πολυώνυμος. Was der Menſch auch immer nennt und ausſpricht — immer ſpricht er ſein eigenes Weſen aus. Die Sprache iſt daher das Kriterium, wie hoch oder wie niedrig der Grad der Bildung der Menſchheit. Der Name Gottes iſt nur der Name deſſen, was dem Menſchen für die höchſte Kraft, das höchſte Weſen, d. h. für das höchſte Gefühl, den höchſten Gedanken gilt.

Der Name Menſch bedeutet insgemein nur den Menſchen mit ſeinen Bedürfniſſen, Empfindungen, Geſinnungen — den Menſchen als Perſon, im Unterſchiede von ſeinem Geiſte, überhaupt ſeinen allgemeinen öffentlichen Qualitäten — im Unterſchiede z. B. vom Künſtler, Denker, Schriftſteller, Richker, gleich als wäre es nicht eine charakteriſtiſche, weſentliche Eigenſchaft des Menſchen, daß er Denker, daß er Künſtler, daß er Richter u. ſ. w. iſt, gleich als wäre der Menſch in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft u. ſ. w. außer ſich. Die ſpeculative Philoſophie hat dieſe Abſonderung der weſentlichen Qualitäten des Menſchen vom Menſchen theoretiſch fixirt und dadurch lauter abſtracte Qualitäten als ſelbſtſtändige Weſen vergöttert. So heißt es z. B. im Hegel'ſchen Naturrecht § 190: „Im Rechte iſt der Gegenſtand die Perſon, im moraliſchen Standpunkt das Subject, in der Familie das Familienglied, in der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt der Bürger (als bourgeois), hier auf dem Standpunkte der Bedürfniſſe iſt es das Concretum der Vorſtellung (?), das man Menſch nennt, es iſt alſo erſt hier und auch eigentlich nur hier vom Menſchen in dieſem Sinne die Rede." In dieſem Sinne alſo handelt es ſich auch, wenn die Rede iſt vom Bürger, vom Subject, vom Familienglied, von der Perſon, in Wahrheit immer nur von dem einen und ſelben Weſen, dem Menſchen, nur in einem andern Sinne, nur in einer andern Qualität.

Alle Speculation über das Recht, den Willen, die Freiheit, die Perſönlichkeit ohne den Menſchen, außer dem oder gar über dem Menſchen iſt eine Speculation ohne Einheit, ohne Nothwendigkeit, ohne Subſtanz, ohne Grund, ohne Realität. Der Menſch iſt die Exiſtenz der Freiheit, die Exiſtenz der Perſönlichkeit, die Exiſtenz des Rechts. Nur der Menſch iſt der Grund und Boden des Fichte'ſchen Ichs, der Grund und Boden der Leibnitz'ſchen Monade, der Grund und Boden des Abſoluten.

Alle Wiſſenſchaften müſſen ſich auf die Natur gründen. Eine Lehre iſt ſo lange nur eine Hypotheſe, ſo lange nicht ihre natürliche Baſis gefunden iſt. Dieſes gilt insbeſondere von der Lehre der Freiheit. Nur der neuen Philoſophie wird es gelingen, die Freiheit, die bisher eine anti- und ſupranaturaliſtiſche Hypotheſe war, zu naturaliſiren.

Die Philoſophie muß ſich wieder mit der Naturwiſſenſchaft, die Naturwiſſenſchaft mit der Philoſophie verbinden. Dieſe auf gegenſeitiges Bedürfniß, auf innere Nothwendigkeit gegründete Verbindung wird dauerhafter, glücklicher und fruchtbarer ſein, als die bisherige Meſalliance zwiſchen der Philoſophie und Theologie.

Der Menſch iſt das Ἓν καὶ πᾶν des Staates. Der Staat iſt die realiſirte, ausgebildete, explicirte Totalität des menſchlichen Weſens. Im Staate werden die weſentlichen Qualitäten oder Thätigkeiten des Menſchen in beſondern Ständen verwirklicht, aber in der Perſon des Staatsoberhaupts wieder zur Identität zurückgeführt. Das Staatsoberhaupt hat alle Stände ohne Unterſchied zu vertreten; vor ihm ſind ſie alle gleich nothwendig, gleich berechtigt. Das Staatsoberhaupt iſt der Repräſentant des univerſalen Menſchen.

Die chriſtliche Religion hat den Namen des Menſchen mit dem Namen Gottes in den Einen Namen des Gottmenſchen verbunden — den Namen des Menſchen alſo zu einem Attribut des höchſten Weſens erhoben. Die neue Philoſophie hat der Wahrheit gemäß dieſes Attribut zur Subſtanz, das Prädicat zum Subject gemacht — die neue Philoſophie iſt die realiſirte Idee — die Wahrheit des Chriſtenthums. Aber eben weil ſie das Weſen des Chriſtenthums in ſich hat, gibt ſie den Namen des Chriſtenthums auf. Das Chriſtenthum hat die Wahrheit nur im Widerſpruche mit der Wahrheit ausgeſprochen. Die widerſpruchsloſe, reine, unverfälſchte Wahrheit iſt eine neue Wahrheit — eine neue, autonomiſche That der Menſchheit.

Bruckberg, im Jun. 1841.

L. Feuerbach.

F.

Theologie.

I.

Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins.

Wir haben auch unſere Propheten. Es ſind jene Männer, die mitten unter dem Druck der abſoluten Monarchie und der Prieſterſchaft von einer würdigeren Zukunft der Menſchheit ſprachen, in welcher es nicht mehr unſer höchſtes Ziel ſein würde, zu Kindlein, ſondern endlich einmal auch Männer zu werden.

Wir haben auch einen Patriarchen, den Patriarchen von Ferney. Wir haben viele Heilige, ſie ſprachen franzöſiſch; es ſind alſo wunderliche Heilige, und dennoch wird es die ewige Ehre des achtzehnten Jahrhunderts ſein, nach ihnen genannt zu werden.

Als die Zeit gekommen war, von der ſie nicht nur geweiſſagt, ſondern ſie auch geſchaffen hatten, und als die Welt nach den Geburtswehen dieſer Zeit der ungewohnten Anſtrengung für einen Augenblick — oder hat dieſer Augenblick ſchon etwas zu lange gedauert? — unterlag, fielen die Propheten einer ſchmählichen Vergeſſenheit anheim, vergaß Europa ſeine Heiligen, bekannte ſie Frankreich nur noch im Geheimen und brachten wir Deutſche uns in dem Brodem eines ſüßlichen Myſticismus um den Verſtand. Wie dieſe Umkehrung möglich war, iſt ein Problem, das erſt noch zu löſen iſt und deſſen vollſtändige Löſung nothwendig iſt, wenn wir vor allen Gefahren eines ſolchen Rückfalls ſicher ſein wollen. Genug — hier geht uns nur das Factum an — wir wurden wieder Kindlein, und zwar, wie es bei ſolcher Unnatur nicht anders möglich war, recht altkluge, ſuffiſante Kindlein, die ihre Wohlerzogenheit erſt dann gehörig zu beweiſen und das Lob ihrer Informatoren zu gewinnen glauben, wenn ſie den Knecht Ruprecht, den man ihnen als das Furchterlichſte von der Welt abgemalt hat, recht tapfer verhöhnen und verſpotten.

Wir wurden Kindlein und, wenn es hoch kam, Theologen. Man lehrte uns den Patriarchen des achtzehnten Jahrhunderts verachten; aber man hütete ſich auch wohl, uns dem Blick ſeines Adlerauges auszuſetzen — denn wir wären vergangen oder electriſirt — und ſeine heiligen Bücher gab man uns nicht in die Hand.

Unſre Augen wurden ſtumpf gemacht, damit wir das Syſtem der Natur „nicht ſchauen" möchten, und auf ein Ding, das wir nicht kannten, lernten wir vornehm herabſehen. Wir mußten über die Frivolität und Unſittlichkeit der franzöſiſchen Herren declamiren lernen, damit das Gewebe der Lüge und Heuchelei um ſo ſicherer uns umſtricken konnte. Die Selbſtverläugnung, ſittliche Energie und Begeiſterung, mit welcher jene Männer zeitlebens für die Wahrheit gedacht, gearbeitet und ſtudirt hatten, durften wir nicht kennen, nicht ahnen, weil wir überhaupt den männlichen und ſittlichen Ernſt der Freiheit und das Gefühl der Empörung gegen die Unwahrheit und Lüge nicht kennen lernen ſollten. Jedes Kindlein, jeder Theologe — und Alles, Alles war Theologe, wie in jener glückſeligen Zeit von Byzanz — glaubte ſich dadurch bewähren zu müſſen, daß er über Männer ſchimpfte, die er nicht kannte und nicht kennen durfte, wenn er bleiben wollte, was er war — beamteter oder nicht-beamteter, officieller oder nicht-officieller Theologe.

Wie weit die Täuſchung ging, wie allgemein ſie war, können ſelbſt manche der philoſophiſch Gebildeten ſehr leicht erfahren, wenn ſie ſich fragen, ob ſie nicht — vielleicht jetzt noch — von der Unſittlichkeit jener Männer überzeugt ſind, ob ſie nicht — auch jetzt noch — das Syſtem der Natur längſt unter ſich zu haben glauben oder — ſogar zufrieden — als ein plattes Ding behandeln.

Am deutlichſten aber zeigen ſich die Nachwirkungen dieſer Täuſchung, wenn man auf den Kampf eines Voltaire gegen die „prêtres" und „théologiens" mit einem vornehmen Lächeln herabſieht, wenn man mit jener widerlichen Sanftheit der moraliſchen Indifferenz fragt, wozu überhaupt dieſer Kampf gegen das theologiſche Bewußtſein dienen ſolle, oder wenn man erſchrickt und über die Rückſichtsloſigkeit, welche die Dinge bei ihrem wahren Namen nennt, außer ſich kommt.

Die Sache liegt ſo, daß wir nicht einmal ſagen können, die Franzoſen hätten nur gegen die perſönliche Repräſentation des theologiſchen Bewußtſeins gekämpft, gegen welches wir uns in ſeiner Allgemeinheit, wie es eine Kategorie des Bewußtſeins iſt, zu wehren haben. Sie kannten vielmehr dieſe allgemeine Form auch recht wohl, und haben es als dieſe Kategorie bekämpft, welche ſich und nur ſich allein die Oberhoheit zuſchreibt, das Selbſtbewußtſein in allen ſeinen Schöpfungen in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft zertreten will und ihren heiligen Bekennern im Kreuzzuge gegen die Freiheit des Selbſtbewußtſeins die Parole gibt: écrasez l'infame!

Der einzige Unterſchied zwiſchen ihnen und den Deutſchen reducirt ſich am Ende darauf, daß dieſe von ihnen zu lernen haben, und wenn ſie gelernt haben, die umfaſſenden Anſchauungen ihrer Lehrmeiſter wahrſcheinlich in eine verſtändigere Ordnung bringen und in der allgemeinen Erſcheinungswelt des Selbſtbewußtſeins ihnen einen feſteren Halt und Zuſammenhang geben werden.

Hegel war der einzige deutſche Mann der neuern Zeit, der da wußte, wo man Männer findet und von Männern Etwas lernen kann.

Das Leben, welches das theologiſche Bewußtſein führt, hat nach ihm, nach unſern Propheten und an ihm ſelbſt folgende Geſtalt.

1.

Die Angſt.

Das theologiſche Bewußtſein iſt zunächſt oder an ſich religiös; es iſt ſogar die erſte Forderung, die an daſſelbe geſtellt wird, daß es in dem Zuſtande des religiöſen Bewußtſeins ſich nicht nur überhaupt einmal befunden habe, ſondern in demſelben eingewurzelt ſei und beſtändig die nöthige Lebenskraft aus ihm ziehe.

D. h. das theologiſche Bewußtſein kann nicht ohne den Bruch und die Zerriſſenheit des Selbſtbewußtſeins beſtehen. Wenn nämlich das freie, menſchliche Selbſtbewußtſein alle die allgemeinen Beſtimmungen, die für den Menſchen gelten und die Menſchen unter einander verbinden, als Erzeugniß ſeiner eignen Entwickelung und als das einzig würdige Erzeugniß ſeines Lebens betrachtet, erkennt und immer in ſeiner innern allgemeinen und idealen Welt zuſammenhält, hat das religiöſe Bewußtſein, dieſelben von dem Selbſt des Menſchen losgeriſſen, in eine himmliſche Welt verſetzt, und ſo das unſtäte, ſchwankend und elend gewordene individuelle Ich mit dem allgemeinen, wahrhaften Ich, mit dem einzigen Ich, welches den Namen des Menſchen verdient, in Zwieſpalt geſetzt.

Dieſe Zerriſſenheit des Innern und Entfremdung gegen ſich ſelbſt iſt aber nur das erſte, ſubjective Erforderniß des theologiſchen Bewußtſeins. Wirklich theologiſch wird es nur durch die Reflexion, und was kann der einzige Gegenſtand dieſer Reflexion ſein? Jene allgemeinen Beſtimmungen des religiöſen Bewußtſeins: Auf dieſe reflectirt es, es ſucht ſie näher zu beſtimmen, zu geſtalten; es entſteht aus dieſer reflectirenden und geſtaltenden Thätigkeit wiederum eine Welt von allgemeinen Beſtimmungen, Dogmen, eine heilige Geſchichte der göttlichen Welt, eine Geſchichte des Reiches Gottes, alſo eine ſehr große und weitſchichtige Welt von göttlichen Geſtalten, Geſchichten, Kämpfen, Sätzen, Dogmen und Statuten.

Da nun aber das theologiſche Bewußtſein durchaus religiös ſein muß, ſo muß es auch in dieſer Schöpfung einer poſitiven, geſtalteten Welt zerriſſen, zwieſpältig und elend ſich verhalten. Es weiß nicht und darf nicht wiſſen, daß dieſe poſitive Welt ſein Erzeugniß iſt, und daß ſie ihm nur deßhalb als eine fremde und jenſeitige göttliche Welt erſcheint, weil es im Grunde religiös iſt und zwar dieſer beſtimmten Religion angehört. Denn andere, frühere, untergegangene Religionen, wie z. B. die griechiſche oder römiſche für das chriſtliche Bewußtſein ſind, betrachtet es menſchlich, d. h. nicht mehr religiös, d. h. nicht mehr vom Standpuncte dieſer Zerriſſenheit und Entfremdung aus.

Ferner: da jene himmliſche, allgemeine oder überhaupt jenſeitige Welt — der heiligen Geſchichte, der heiligen Schrift, der Dogmen, der Geſchichte des Reiches Gottes — vom religiöſen Bewußtſein im Grunde herrührt, ſo iſt ſie in ſich ſelbſt verkehrt, zerriſſen, ſo iſt ſie nicht das plaſtiſche, menſchliche Kunſtwerk oder Geſetz, in welchem das Allgemeine und Einzelne, die Idee und das Beſtimmte oder der Umriß in Harmonie ſtehen, ſondern Beides, weil es eben das Werk einer zerriſſenen Anſchauung und nur die objective Darſtellung dieſer Zerriſſenheit iſt, ſteht es mit ſich im Widerſpruch. Die heilige Geſchichte, wenn man ihre Darſtellungen in der heiligen Schrift mit einander zuſammen bringt, ſteht in Widerſpruch mit den Geſetzen dieſer Welt und in Widerſpruch mit ihren eigenen Daten. In den Dogmen und Glaubensſtatuten läßt ſich der allgemeine Sinn, der Zweck, die Idee mit den einzelnen ſtatutariſchen Sätzen nicht in vollkommenen Einklang ſetzen, und die Geſchichte des Reiches Gottes überhaupt enthält Anſtöße und Räthſel, die nur unter der Kategorie der Myſterien unterzubringen ſind.

Der Widerſpruch, die Zerriſſenheit und die Entfremdung wiederholt ſich alſo wiederum in dieſer objectiven Welt, zu welcher ſich das unbeſtimmte religiöſe Bewußtſein geſtaltet hat.

Dieſe Welt iſt entſtanden durch die erſte, urſprüngliche Thätigkeit der Reflexion, d. h. des theologiſchen Bewußtſeins. Dieſes weiß aber und kennt nicht ſeine eigene Schöpferkraft: es betrachtet ſich dem Göttlichen gegenüber nur als empfangend, d. h. nur als religiös. Wie verhält es ſich alſo zu dieſer heiligen Welt? Religiös, d. h. wieder im Zuſtande der Entfremdung. Jene Welt als ſolche betrachtet es nicht nur als eine poſitiv gegebene, ſondern ausdrücklich ſtellt es ſich auch ſo zu derſelben, daß es ihre Harmonie, ihren allgemeinen Gehalt und die Widerſprüche für poſitiv gegebene erklärt. Die Harmonie der göttlichen Welt und die Widerſprüche, welche ihr gegenüber ſtehen, ſind ihm fremde Sachen. Es iſt das geplagte Bewußtſein des Widerſpruchs. Als ſolches muß es nun, wenn es ſich einen feſten Standpunct geben und in nähere Beziehung zu jener Welt ſetzen will — es iſt aber dazu gezwungen, da es ſich in dieſe Welt überhaupt erheben ſoll — auf die Seite der Widerſprüche, der Diſſonanz, der Endlichkeit ſtellen. Hier iſt ſein wahrer Ort, hier iſt es als Bewußtſein des Widerſpruchs zu Hauſe.

Seine Plage geht nun weiter, oder fängt erſt recht an. Vom Widerſpruch gefangen genommen und ihm in die Gewalt gegeben, muß es ſich nun mit ihm, mit dieſen fremden, ihm wenigſtens entfremdeten Sachen herumſchlagen, ohne Hoffnung, mit ihnen fertig zu werden.

Vom Widerſpruch kann es aber nur wiſſen, indem es zugleich Bewußtſein der Harmonie iſt — das iſt klar, und wir brauchen nicht einmal daran zu erinnern, daß es ſelbſt aus ſeiner religiöſen Tiefe dieſe Welt geſchaffen, ausgebildet und näher geſtaltet hat. Da es alſo an ſich ſelbſt dieſe Harmonie, da es Bewußtſein der Harmonie iſt, ſo muß es ſich von den Widerſprüchen befreien. Es muß die Harmonie auch als wirkliches Bewußtſein derſelben erzeugen.

Wie aber wäre ihm dieſer Beweis, daß es ſelbſt die Harmonie, daß es die wahre Energie der Harmoniſtik ſei, auch nur erträglich, — wir wollen nicht ſagen möglich, da für es, als theologiſches Bewußtſein eben dieſe Harmonie etwas Jenſeitiges, dem göttlichen Bewußtſein Zukommendes iſt? Allerdings, weil es an ſich, als menſchlich, das Bewußtſein und die Kraft der Harmonie iſt, ſucht es die Einheit jener jämmerlich zerriſſenen Welt herzuſtellen, die Harmonie hervorzubringen und in dieſer die Widerſprüche aufzulöſen. Aber ihm als theologiſchen und an ſich religiöſen Bewußtſein ſind beide Seiten gleich nothwendig, beide in gleicher Weiſe von Gott allein geſetzt, beide alſo gleich widerſprechend. Die Harmonie und Einheit iſt nur göttlich, wenn ſie widerſprechend iſt, d. h. wenn der Menſch ſie nicht anders als mit einem unauflöslichen Widerſpruch behaftet denken kann. Andererſeits die Widerſprüche ſind auch göttlich geſetzt, gehören zur Harmonie des göttlichen Rathſchluſſes, da ſie dazu beſtimmt ſind, unſerer fleiſchlichen Sicherheit zum Anſtoß zu dienen, uns zu ſtacheln, wenn wir oben hinaus wollen, und uns an unſere Schwäche und Ohnmacht zu erinnern. Der Widerſpruch iſt ſomit nicht nur durch den heiligen Buchſtaben und durch die ſtatutariſchen Glaubensſätze geheiligt, er iſt ſchlechthin zu unſerem Seelenheile nothwendig, er iſt an ſich ſelbſt unendlich werthvoll und wenn der Theologe ja einmal das Unglück haben ſollte, einen Widerſpruch zu löſen, ſo muß ſich aus der Löſung ſogleich ein neuer und hoffentlich ein größerer ergeben.

Als ſolcher kann aber der Theologe keinen Widerſpruch löſen. Etwas ſo Merkwürdiges und Atheiſtiſches gelingt oder vielmehr widerfährt ihm nur, wenn er aus der Philoſophie und weltlichen Wiſſenſchaft einzelne Beſtimmungen ſich aneignet und, was damit nothwendig verbunden iſt, ſie für ſeine himmliſche Welt verrückt macht, um ſie hier als Bindemittel anzubringen. Da die himmliſche Welt bei dieſem Geſchäft im Grunde dieſelbe bleibt und die „Lehrſätze“ aus den weltlichen Wiſſenſchaften auf den Kopf geſtellt werden, ſo iſt dafür allerdings geſorgt, daß die Quelle der Widerſprüche nicht verſiegt.

Der Theologe wäre nämlich unglücklich, wenn ſie verſiegte, da gerade aus ihr ſein Leben, ſein Ganzes, ſein Selbſt hervorquillt. Ohne dieſe gleich poſitive Geltung der Widerſprüche und der jenſeitigen Harmonie würde ſein theologiſches Bewußtſein als ſolches gar nicht mehr exiſtiren; wäre der Widerſpruch beider Seiten aufgehoben, ſo wäre die Theologie getödtet, und wollte etwa die Theologie ſelbſt die Vermeſſenheit begehen und das Räthſel löſen, ſo wäre es eben ſo als wollte jene Sphinx des Oedipus ſtatt die Menſchen zu quälen, freiwillig das Wort des Räthſels verrathen, ſich alſo freiwillig vom Felſen herabſtürzen und im Abgrund zerſchellen. Jeder Sieg, zu dem das theologiſche Bewußtſein — dieß geſchieht aber nur, wenn es dem böſen Drange der Welt nachgibt — getrieben wird, muß in einer freiwilligen Niederlage und Flucht enden, jede Löſung muß neue Schwierigkeiten und Widerſprüche erzeugen und wenn das theologiſche Bewußtſein ſich einmal zur Harmonie erhoben hat, muß es ſich in neue Qualen, neue Schmerzen, in einen verdoppelten Jammer ſtürzen.

Eben aus dieſen erſten, noch undeutlichen oder convulſiviſchen Bewegungen und Verrenkungen des theologiſchen Bewußtſeins iſt es klar, daß die Harmonie und die Widerſprüche an ſich nicht ſchlechthin und abſolut getrennt ſind, da jede Seite nur durch die andere iſt, jede die andere an ihr enthält und das Bewußtſein der einen nur durch die andere ſich bewußt wird. Indem jede Seite an der andern wiederſcheint, jede die andere an ihr hat, darin wäre alſo die Einheit von beiden geſetzt; das theologiſche Bewußtſein erfährt auch in der That dieſe Einheit; aber weil es eben theologiſch und damit religiös bleibt, erfährt es die Einheit als eine ihm jenſeitige, fremde und ohne ſeinen Willen geſetzte. Die Einheit der heiligen Welt ſtellt es ſich nur vor, ſomit als eine ſolche vor, die zu ihm noch in Gegenſatz ſteht, wenigſtens von ihm noch verſchieden iſt — kurz als eine ſolche, die nur im göttlichen Bewußtſein lebt und höchſtens erſt dann, wenn Alles offenbar wird und alle Dinge wiedergebracht werden, alſo erſt in der abſtracten, oder vielmehr abſolutiſtiſchen Zukunft, ihm, ſofern es chriſtlich und gläubig geblieben iſt, offenbaret wird.

Die Einheit, in welcher die allgemeine Regel der Harmonie und die hartnäckige Einzelnheit der Widerſprüche wirklich in Uebereinſtimmung geſetzt iſt, iſt demnach als dieſe bloß vorgeſtellte, im göttlichen Bewußtſein enthaltene. Gott hat die Regel, das Geſetz der Harmonie in ſeinem Beſitz, er hat die Widerſprüche mit Willen geſetzt, um das Fleiſch des Menſchen immer zu ſtacheln und vor der Fäulniß oder vor der Ueppigkeit und Lüſternheit zu bewahren, Gott hat alſo den Schlüſſel zu den Widerſprüchen, mit denen ſich der Theologe herumplagt. Gott weiß, wie man die Widerſprüche in jene Harmonie hineinſchieben müſſe, um ihr widerhaariges Weſen zu bändigen, um ihre Wildheit zu zähmen, um ihr Geſchrei zu beſänftigen.

Für die Vorſtellung und das theologiſche Bewußtſein hat alſo der Widerſpruch noch eine ſehr bedeutende Macht, noch Gültigkeit. Das theologiſche Bewußtſein iſt nicht nur an ſich — d. h. inſofern es nur nicht weiß, daß es ſelbſt dieſe ganze herrliche Welt geſchaffen und aus ſeinen Mitteln zugeſtutzt hat — die Macht der Einheit und Harmonie, ſondern es weiß auch dieſe Harmonie, aber als eine jenſeitige. Die Harmonie iſt alſo ſchlechthin entzweit, in Disharmonie aufgelöſt, mit dem Kampf und Widerſpruch behaftet und es iſt nun zu ſehen, wie ſich das Bewußtſein in dieſer Welt des Zwieſpalts bewegt.

2.

Der Selbſtbetrug.

Durch die vollſtändige theologiſche Anerkennung, daß die Einheit der beiden widerſprechenden Seiten eine jenſeitige, eine nur göttliche ſei, iſt auch der Widerſpruch vollſtändig und ſeine Härte faſt unüberwindlich geworden. Nur Jenſeits, in Gott iſt dieſe Einheit und Gott hat die geiſtige Welt geſchaffen, in der die Harmonie und der Widerſpruch ſich bekämpfen.

Gott hat die Bibel geſchrieben, die Gemeinde, ſeine Heerde, geleitet, er hat die Glaubensbeſtimmungen in der Schrift geoffenbaret und denen, die ſeinen Geiſt darin angerufen haben, die näheren Definitionen der dogmatiſchen Sätze mitgetheilt. Alles alſo, was der Theologe unter ſeine Hände bekommt, iſt ihm von einem fremden Willen gegeben und daß es ihm gegeben iſt, iſt ein Factum, an dem er nicht ſchuld iſt, ein Factum, das nun einmal und das überhaupt ſo und nicht anders geſchehen iſt. Die Bibel iſt ihm in die Hand gegeben, die Glaubensbeſtimmungen ſind ihm durch die Tradition zugekommen oder, wenn er es lieber hören will, aus der Schrift zugefloſſen oder zugeflogen oder ausgeſchwitzt.

Durch dieſe äußerliche, poſitive Form, in welcher dem theologiſchen Bewußtſein ſeine Welt offenbar wird, durch dieſe geſchriebene Bibel, durch dieſe Verſtandesſätze der Glaubens-Beſtimmungen iſt ihm ſeine göttliche Welt vollends eine verwunderliche und wunderſame Weisheit, vollends etwas unbegreiflich Feſtes und Poſitives geworden, die Widerſprüche der zahlloſen Einzelnheiten, die alle gleiche Bedeutung haben wollen, ſind fürchterlich und die Harmonie derſelben iſt ein unbarmherziges Myſterium.

Das theologiſche Bewußtſein kann die Einſicht in die Harmonie und Einheit nur hoffen und nur als eine jenſeitige hoffen. Es weiß nicht, daß es als Selbſtbewußtſein alle dieſe Dinge ſelbſt iſt, daß es als Bewußtſein alle dieſe Dinge ſelbſt gemacht, geſchrieben, gebildet und ausgearbeitet hat, daß es ſelbſt die Einheit der Harmonie und des Widerſpruchs, d. h. die exiſtirende Einheit iſt, die nur in ſich zu gehen braucht, um ſich zur ſelbſtbewußten Einheit zu machen.

Es hofft nur auf die Einheit, es glaubt im Jenſeits in die myſteriöſe Tiefe derſelben zu ſchauen, aber darf nicht ganz darauf Verzicht leiſten, die Einheit auch jetzt, wenn auch nur wie in einem Spiegel zu ſchauen. Jenes Jenſeits iſt an ſich nur das ſelbſtgemachte Jenſeits der Vorſtellung und muß als ſolches, da es nur eine ſubjective Beſtimmtheit und Form des theologiſchen Bewußtſeins iſt, auch jetzt ſchon auf dieſer Erde und in dieſem Jammerthal den Theologen tröſten, erquicken und in ſeinen Aengſten ſtärken. Dieſe Herzensſtärkung genießt der Theologe in der Sehnſucht, im Gefühl und in der Ahnung der Einheit der ärgerlichen Widerſprüche. Er hat in dieſer Ahndung, in dieſem Gefühl alſo auch nothwendig ein Gefühl davon, daß ſein Bewußtſein ſelbſt die Einheit ſei, denn es iſt ja an ſich dieſe Einheit in der That. Da ihn aber ſein theologiſches Bewußtſein immer, auch in dieſer Erhebung und Vertiefung zur Einheit beherrſcht, ſo fühlt er dieſelbe immer nur als eine jenſeitige und zwar zunächſt, da er ſich für jetzt als Gefühlsmenſch verhält, nur als eine höchſt unbeſtimmte.

a. Das Gefühl der Harmonie.

Seine Erhebung zur Harmonie der Widerſprüche iſt daher am Ende nur ein Duſel, in welchem ihn der Gedanke des Einzelnen und jede beſtimmte wirkliche Reflexion verläßt. Seine Schwelgerei in der Harmonie beſteht in nichts Anderem als darin, daß er alle beſtimmten Töne in ein Chaos zuſammenfließen läßt, in dem ſie ihre Beſtimmtheit verlieren, oder er dreht ſich im Kreiſe und die einzelnen Farben verſchwimmen ihm zur Farbloſigkeit. Er verhält ſich nicht als Geiſt und zwar als ſelbſtbewußter Geiſt zu ſeinem Gegenſtande, ſondern den Spiritus und Branntwein ſeines Innern zündet er an und entzückt ſich an der matten Flamme deſſelben, welche alle Gegenſtände zu Geſpenſtern und Schemen macht und ihnen die lebendige Farbe nimmt.

In dieſem Duſel ſpricht der Theologe von der Freiheit des Geiſtes, der ſich in mannigfachen individuellen Geſtalten ausprägt, von der Harmonie der heiligen Schrift, die von den Widerſprüchen unverletzt bleibe, von dem Einen Geiſte, der die Formen wechſle, aber in dieſem Wechſel ſich immer als derſelbe erhalte.

In dieſem Rauſche iſt es in der That, daß ſich das theologiſche Bewußtſein als die Einheit der Widerſprüche empfindet und fühlt, aber in ſeinem nüchternen Zuſtande weiß es von dieſer Erfahrung Nichts mehr, die Einheit entzieht ſich ihm, ſobald es die Sache mit nüchternem Ernſte betrachtet, und nach dieſer unbeſtimmten Erhebung fällt es um ſo tiefer und elender in ſeine Jämmerlichkeit zurück. Statt die Einheit zu ergreifen und in ſich herabzuziehen, iſt es nur des Widerſpruchs habhaft geworden, ſtatt die Freuden der himmliſchen Harmonie zu genießen, iſt es nur noch ſicherer eine Beute der Qual geworden.

Eines aber iſt nach dieſem forcirten Spiritusrauſch geblieben oder vielmehr gewonnen. Die Einheit, nämlich dieſe trunkene Viſion der Einheit iſt entflohen, aber das Vergebliche der Anſtrengung hat doch ſeine wohlthätigen Folgen gehabt: das elende Selbſtgefühl iſt geſteigert, iſt gerade durch die erhöhte Qual geſteigert und wenn das theologiſche Bewußtſein erſt betete, träumte und ſchwelgte, ſo muß es jetzt, da der Ernſt fürchterlich geworden iſt, arbeiten.

b. Die Arbeit.

Das theologiſche Bewußtſein arbeitet! Und was für eine Arbeit! Die Hunderttauſende von Büchern, die das Reſultat dieſer Arbeit ſind, zeigen nur ſchwach von der Qual und von dem jämmerlichen Elend, welches ſie hervorgebracht hat. Das Elend jenes gequälten und zerknickten Selbſtgefühls iſt unendlich und gerade von denen wird es am meiſten anerkannt, am richtigſten gewürdigt werden, die am meiſten von den Menſchen, die es empfinden, gelitten haben und noch jetzt leiden, von den Bekennern der Freiheit und der Wiſſenſchaft. Die Scheiterhaufen, blutigen Schwerter, die Kerker, die glühenden Eiſen, die Zangen und Beile, welche den Bekennern der Menſchlichkeit beſtimmt waren und in moderniſirter Form noch beſtimmt ſind, zeigen von dem Ernſt und der blutigen und feurigen Anſtrengung, mit welcher das theologiſche Bewußtſein gearbeitet hat und noch arbeitet.

Wehe dem, der ſich nicht dazu geſtimmt fühlt, dieſe theologiſche Arbeit unbedingt anzuerkennen. Das Bewußtſein der Harmonie wird dem Theologen erſt durch das Gefühl der äußerſten Qual zur Energie, zu eigner Arbeit ſeiner Kraft. Es iſt alſo ein gewaltſames Bewußtſein, welches hier arbeitet und ſeine innere Gewaltſamkeit und Forcirtheit auch diejenigen fühlen laſſen muß, die ihm zwiſchen die Hände fahren wollen. Das theologiſche Bewußtſein iſt, indem es wirkliche Energie geworden iſt, Begierde, wildes Verlangen, Gewaltſamkeit geworden und äußert ſich als dieſelbe unmittelbare Begierde gegen ſeine Widerſacher.

Es arbeitet alſo! Aber wie iſt es ſo zu dieſer Arbeit getrieben worden? Durch die Qual, durch die Begierde, es fühlt ſich heißhungrig, alſo zugleich durch die Stärke, welche in ſich ſelbſt Erſchlaffung und Schwäche iſt, zu ſeiner Arbeit geſtachelt: es hat einen äußeren, ſcheinbaren Gegenſtand vor ſich, den es zermalmen möchte, es hat die Spannung der blinden Begierde auf dieſen Gegenſtand, d. h. es weiß nicht, daß es in ihm mit ſich ſelbſt und mit menſchlichem Weſen zu thun hat.

Der Bruch und das mitleiderregende Elend, welches dadurch in ſeine Arbeit kommt, hat folgende Geſtalt.

Die Widerſprüche als Gegenſtand der wilden Begierde, welche ſie mit Haut und Haaren verzehren möchte, bleiben ebendeshalb unüberwindlich, ſie bleiben objectiv beſtehen und nur die ſubjective Gewalt kann ſie ſcheinbar für das theologiſche Bewußtſein vernichten; der Gewalt aber, die ſie immer noch als poſitive Beſtimmungen, Sätze und Statute betrachtet, können ſie nicht unterliegen. Das theologiſche Bewußtſein kann ſie nicht wirklich beſiegen und in Harmonie bringen, weil es ſie nur als gegebene Gegenſtände — wenn auch Scandale — betrachtet, als feſte, fremde Größen zu betrachten fortfährt und ſie nicht dahin zurückführt, wo ſie zu Hauſe ſind, ins Selbſtbewußtſein. Es macht nicht Ernſt damit, daß es die Harmonie der Widerſprüche iſt, kann alſo nur eine gebrochene Beruhigung, oder eine gewaltſame oder erheuchelte Harmonie zu Stande bringen. Handelte es anders und arbeitete es menſchlich, führte es die Gegenſätze des Dogma in das Selbſtbewußtſein zurück und die Widerſprüche der Schrift in das Selbſtbewußtſein der heiligen Schriftſteller, die ſie geſetzt haben, ſo wäre die Sache abgemacht; aber dann würde es ſeine eigne Sache verloren haben, es würde aufhören, das gebrochene Selbſtbewußtſein zu ſein, und es wäre dann nicht mehr das theologiſche Bewußtſein.

Als ſolches weiß es nicht, daß es in ſeiner Arbeit ſeine eigenen Productionen bearbeitet, dieſelben ſich aneignet und dahin zurückführt, wo ſie entſtanden ſind. Sondern nein! es behandelt die Widerſprüche wie hölzerne Klötze, wie Kieſelſteine oder wie Meteore, die man weder kauen noch verdauen kann und an deren Entſtehung, wenn ſie wie die Meteorſteine vom Himmel fallen, kein Menſch ſchuld iſt. Die Auflöſung der Widerſprüche, weil ſie nicht ernſtlich in den Geiſt zurückgenommen werden, bleibt daher eine gebrochene, unglückſelige Arbeit, und dieſer Bruch wird auch ſogleich in der Selbſtempfindung des theologiſchen Arbeiters hervortreten. Wenn es mit der Auflöſung der Widerſprüche ſo ſteht, daß die Harmonie doch noch nicht wirklich über ſie Gewalt bekommen hat, ſo iſt die Befriedigung des theologiſchen Bewußtſeins, die es aus ſeiner Arbeit zieht, ſelbſt gebrochen, getheilt und zerknickt. Seine Arbeit muß es für ſich ſelbſt verläugnen, vernichten, desavouiren und den Bruch damit nur noch erweitern.

Der Gegenſtand, mit dem es ſich beſchäftigte, die Bibel und das Dogma, beide mit ihren Widerſprüchen, iſt nicht ſein Eigenthum, iſt Nichts, was es mit Fug und Recht beherrſcht: aber es bearbeitet doch dieſen Gegenſtand? Es greift doch ganz tüchtig in die bibliſchen Berichte ein, und bringt tauſende von Büchern hervor, in denen es die Harmonie jener Berichte den Ungläubigen beweiſt? Allerdings arbeitet es; aber ſeine Arbeit iſt in ihr ſelbſt gebrochen, da es den Gegenſtand als gegeben und als ſeiner Macht entzogen vorausſetzt. Es kann nur die Oberfläche jener Kieſel- oder Meteorſteine oder jener hölzernen Blöcke berühren, und unterſcheidet dieſe Oberfläche, welche den Einflüſſen der zufälligen Temperatur, des Naturwechſels, der individuellen Lage ausgeſetzt und dadurch bedingt iſt, von dem Kern, der hinter ihr verborgen iſt.

Wie nach dem beliebten und ſo geiſtreichen Ausſpruch unſerer heutigen Gottesgelehrten, wenn Gott in der Entwickelung der dogmatiſchen Welt ſich eine Kirche erbaut hat, der Teufel ſogleich eine Kapelle daneben errichtet, oder wie der böſe Feind in den Weizen Gottes ſein Unkraut ſäet, ſo iſt auch an der Bibel, wie dieſelben theuern Gottesgelehrten verſichern, das Menſchenwerk von Gotteswerk zu unterſcheiden. Der Kanon iſt göttlich, aber dieſer Kanon iſt zu unterſcheiden von dem menſchlichen Kanon, in dem er enthalten und verborgen iſt. Die Schrift enthält Gottes Wort, aber ſie iſt nicht ſelbſt, iſt nicht in ihrem ganzen Umfange Gottes Wort. Das Göttliche iſt alſo von der Schale, von dem Menſchlichen, Individuellen ꝛc., zu unterſcheiden und wo möglich abzulöſen.

Etwas Ganzes kennt das theologiſche Bewußtſein nicht und kann es ſelbſt nimmermehr werden. Es iſt der Bruch des Geiſtes an ihm ſelber, und wo es nur hinkommt, was es nur berühren mag — in Alles bringt es denſelben Bruch, der es ſelbſt in ſeinem eigenen Innern iſt. Wie jenem Alles, was er berührte, unter der Hand zu Gold wurde, ſo dem theologiſchen Bewußtſein Alles zu einem gebrochenen Weſen.

Als dieſer Bruch kann es demnach auch nicht über ſeinen Gegenſtand Herr werden; ja es darf nicht einmal, weil es als trübſelige Zerriſſenheit die Schwäche ſelbſt iſt, mit dem Unterſchiede, den es z. B. in der Schrift annimmt, Ernſt machen. Es greift nicht ernſtlich zu, wagt den Gegenſtand nicht rückſichtslos anzugreifen, kann alſo durch ſeine harmoniſtiſche Arbeit nicht zum Selbſtbewußtſein ſeiner Freiheit und Selbſtſtändigkeit kommen. Es iſt elend, gefangen, gebunden. Nie wagt es ernſtlich, den Kanon im bibliſchen Kanon zu unterſcheiden, nie das göttliche Wort von der Schale abzulöſen; jedesmal, wenn es auch nur die kleinſte Partie von dem wirklichen göttlichen Wort unterſcheiden ſoll, fällt es in Angſt, zittert es und nimmt es ſein früheres an ſich ſelbſt ſchon unbeſtimmtes Gerede von jenem Unterſchiede in ein noch unbeſtimmteres Gerede, in eine ſinnloſe Faſelei über die höhere

Einheit und Harmonie zurück. Der Gegenſtand bleibt im Dunſt der Heiligkeit ſtehen.

Das gemarterte Bewußtſein kann daher durch ſeine Arbeit, da ſie nur das oberflächliche Sichſelbſtpreisgeben des Heiligen iſt, nicht zur menſchlichen Befriedigung kommen; es kann nicht das Bewußtſein der menſchlichen Freiheit gewinnen oder ſich ſelbſt bewähren — natürlich, da es den Gegenſtand nicht in das Selbſtbewußtſein zurückführt, alſo ſelbſt auch nicht im Reſultat der Arbeit in ſein Inneres zurückkehrt. Noch im Reſultat iſt es ſich ſelbſt entfremdet; daß es alſo zu einem Reſultat, zu dieſer oder jener Löſung eines Widerſpruches 2c. gekommen iſt, iſt ihm ein fremdes Geſchehen, ein von ſeinem Willen, ſeinem Entſchluß fremdes Thun — kurz, ein Geſchenk; auch die Möglichkeit, daß es für dies Geſchenk empfänglich war, ſeine Geiſtesgaben ſind ein Geſchenk, eine Gabe Gottes, und indem es dies Geſchenk als ſolches anerkennt und die Entſagung auf alle innere Befriedigung vollendet, muß es danken. Es dankt.

c. Der Dank.

„So ſchließe ich denn (Neander, Leben J. Ch., S. XIII) mit dem Danke gegen Gott, daß er mir die Kraft zu dieſer Arbeit verlieh, für alles Wahre, was in derſelben von ihm herrührt, und mit dem herzlichen Wunſche zu ihm, daß er ſie mit ſeinem Segen zu Beförderung ſeines Reiches begleiten möge.“

So ſchließen die meiſten Vorreden zu theologiſchen Büchern, und ſo müſſen alle ſchließen.

In dieſem Danke vollendet ſich aber der Selbſtbetrug des theologiſchen Bewußtſeins. Zunächſt brauchten wir es nur auf den Verſuch ankommen laſſen und zu ſehen, was der Theologe für ein Geſicht machen würde, wenn wir ſeinen Dank vollkommen ernſtlich nehmen und ſeine Entdeckungen mit der Vermel citiren wollten: „Es hat dem Herrn aller Herren gefallen, dem Herrn N. N. folgende Löſung des berühmten Widerſpruchs zu offenbaren oder ihm die Kraft dazu gegeben, daß er dieſe oder jene Schwierigkeit endlich aus dem Wege ſchaffen konnte." Oder was würden dieſe Herren wohl ſagen, wenn wir, was doch nothwendige Folge des Ernſtes wäre, ihre Namen gar nicht erwähnen und bloß ſagen wollten: „Gott hat es in der letzten Oſtermeſſe möglich gemacht, daß wir uns endlich der Qual wegen jenes ſchrecklichen Widerſpruchs in jenem evangeliſchen Bericht überheben können?"

Dieſe Herren würden es uns entweder ſehr übel nehmen, wenn wir ihre Namen gar nicht erwähnen wollten — ſie halten alſo doch noch etwas auf ihre Perſon — oder ſie würden uns auslachen, daß wir die Sache ſo ernſt nehmen, oder — in der That aber würden alle dieſe Erſcheinungen eintreten — ſie würden uns als frivole Spötter denunciren — — als ob es etwas Frivoleres geben könnte, als jenen Dank, mit dem es ſo wenig ernſt gemeint iſt und welchen das theologiſche Bewußtſein ſelbſt vollſtändig auflöſt.

In der That hat das theologiſche Bewußtſein in dieſem Danke ſich nicht aufgegeben, nicht aufgeopfert, nicht weggeworfen. Es hat ſelbſt gearbeitet, ſich ſelbſt abgequält, und gerade in dieſer Qual hat es ſich ſelbſt empfunden und genoſſen, und in den Schwingungen ſeines Innern, welche dieſe Qual zurückgelaſſen hat und in denen ſie noch nachvibrirt, genießt es ſich auch jetzt noch im Ergebniß ſeiner Arbeit. Dies Ergebniß iſt an ihm ſelbſt das Zeugniß ſeiner Anſtrengung und der Herold ſeines unſterblichen Verdienſtes.

Wehe dem, der ſich nicht dazu verſtehen wollte, dies Verdienſt anzuerkennen, zu proclamiren, oder ſich etwa gar unterſtünde, dieſe oder jene Löſung dieſes oder jenes bibliſchen oder dogmatiſchen Widerſpruchs elend und pitoyable zu finden.

Der Theologe hält auf ſeine Perſon große Stücke und hält ſie für nothwendig. „Die Zeichen der Zeit und die Ungewißheit menſchlicher Dinge fordern ihn auf (Neander, ebend. S. VIII), mit der Abfaſſung eines Lebens Jeſu Chriſti nicht mehr länger zu zögern. Er wendet das ſehr weltliche Mittel eines „geſchichtlichen Zuſammenſchauens“ an, um die Bruchſtücke des Lebens Jeſu (die in den Evangelien zerſtreut durch einander liegen) zur Einheit des Geſammtbildes zu verbinden“; und dieſe Arbeit führt er noch dazu aus „von dem Standpuncte der Entwickelungsſtufe des Lebens und der Wiſſenſchaft, der wir angehören“ (ebend. S. XI).

Hier, hier auf dieſer Erde findet er ſchon „Vorarbeiten für die Zeit einer neuen Schöpfung“ (S. X). Er hat „Schwierigkeiten insbeſondere in Hinſicht der chronologiſchen Anordnung“ zu überwinden. Aber er ſpricht ſich ſelber Muth zu: „Dies ſoll uns nicht abſchrecken von der Arbeit, ſondern zu einem neuen Anlaufe ermuntern“ (S. XI).

Er wendet ſelbſt „Forſchung“ an, ja er entzieht ſich nicht den kritiſchen Elementen der menſchlichen Natur und der Zeit“ (S. XIII), und ſtatt die Sorge dafür Gott zu überlaſſen, wie er thun müßte, wenn es ihm mit ſeinem Dank ernſt wäre, verſichert er endlich (Kirchengeſch. V, 1, Vorwort S. X), daß „er ſeinen theologiſchen Standpunct mit Gründen der Wiſſenſchaft wohl zu vertreten wiſſen werde“.

Die Umkehrung iſt vollendet! Das theologiſche Bewußtſein hat ſich als ſelbſtſtändig erfaßt; es hat die jenſeitige Macht, der es erſt Dank abſtattete, zu einer Illuſion gemacht, und in ſich ſelbſt iſt es eingekehrt, um ſich in ſeinem Innern als die Auflöſung der Widerſprüche und als die Vermittelung der allgemeinen Harmonie und der widerſpenſtigen Maſſe der Einzelnheiten zu gemeſſen.

Da aber dieſe Vermittelung noch theologiſch iſt, d. h. den Bruch des theologiſchen Bewußtſeins durch die zu Grunde liegende religiöſe Vorausſetzung beſtändig wieder erneuern, auf decken und wo möglich noch erweitern muß, ſo kann ſie in ihrer wirklichen Erſcheinung und Durchführung ſich nur als die Beziehung der beiden Seiten darſtellen, mit welchen das theologiſche Bewußtſein als ſolches ſich herumſchlagen muß. Das realiſirte theologiſche Bewußtſein iſt der Mittler, welcher die Harmonie und den Widerſpruch der Einzelnheiten in Beziehung ſetzt.

3.

Der Mittler.

Er darf ſie aber als dieſer Mittler nur in Beziehung ſetzen; denn wäre die Entfremdung beider Seiten wirklich aufgehoben, ſo wäre es auch um das theologiſche Bewußtſein ſelbſt geſchehen. Er kann daher die Einheit der Harmonie und der widerſprechenden einzelnen Beſtimmungen nur vorſtellen; ja es iſt genug, wenn er über dieſe Einheit nur „Winke“ gibt, oder „Andeutungen“, oder „Aphorismen“. Dieſe Vorſtellung gibt er den Andern, die noch auf der Seite des Widerſpruchs, in der Endlichkeit gefangen ſind, und die nur, da ſie die Löſung ſich nur vorſtellen dürfen und können, ſie nur durch den Mittler erhalten können, ſich nicht ſelbſt vermitteln dürfen und ſie mechaniſch als etwas rein Gegebenes annehmen müſſen. Sie vertrauen dem Mittler unbedingt, folgen ihm, verehren ihn und flehen ihn um ſeinen Rath an, den er ihnen voll von Erbarmen und herzlicher Theilnahme auch nicht verſagt. „Er weiß mit Liebe und Weisheit die freien (?) Geiſter zu leiten“ (Neander a. a. O.). Die andern dürfen ſich nicht einbilden, daß ſie durch eigne Selbſtthätigkeit hinter die Sache kommen können, oder ſie dürfen nicht ernſtlich meinen, daß wir Alle den Geiſt haben, denn (Sack, die Göttlichkeit der Bibel, S. 45):

„Nicht feſt gebannt an eines Standes Weihe,
Doch wohnend gern in würd'ger Lehrer Sinn,
So wirkt der Geiſt durch aller Glieder Reihe.“

Der Rath des Mittlers erſtreckt ſich auf alle Unternehmungen derjenigen, denen er die Vorſtellung der Harmonie gibt; er weist ſie auf ihre Arbeiten an und „ermuntert“ ſie dazu — lateiniſch ſagt er, wenn das Werk vollendet iſt: opus me incitante susceptum. (Unter den zahlloſen Vorreden, die Neander zu den Arbeiten Anderer geſchrieben hat, ſiehe die ſo viel wir wiſſen neueſten zu den Vitae quatuor Reformatorum und zu dem Heptaplom des J. Bodin von Guhrauer.) Sein Rath und Dienſt iſt noch umfaſſender und erſprießlicher; er bringt es dazu, daß den Seinigen „von allen Seiten die öffentliche Anerkennung und Aufmunterung zu Theil wird, die ſie durch ihre Geſinnungen, Kenntniſſe, Arbeiten und Leiſtungen verdienen“ (Vorrede zur erſten Auflage der Geſchichte der Pflanzung und Leitung ꝛc. I, S. XI); er verſchmäht es nicht, um die „ſorgenfreie Lage“ der Seinigen bekümmert zu ſein (Vorrede zu Heptapl.); er wünſcht ihnen die Beweiſe der „großſinnigen Liberalität der theuern Stadt Hamburg“ (Geſchichte der Pflanz. II, S. III), ja er wünſcht ihnen auch treffliche „Verleger“ für ihre Schriften.

Der Arme, der aus dieſem Cultus einmal herauszutreten und an der Mittlerſchaft des Mittlers auch nur im leiſeſten zu zweifeln wagt! ſogleich wird ihm zugedonnert, daß es ihm an „Wahrheitsſinn“ fehle, und er wird hinweggetrieben aus der Kirche und hinausgeſtoßen zu denen, die von vorn herein rathlos und unmittelbar in der Welt umherlaufen!

Der Mittler als dieſer beſtimmte iſt aber nicht allmächtig, nicht allwiſſend, nicht allumfaſſend, nicht die abſolute Vermittelung, da er ſelbſt nur in ſeinem Bewußtſein die Beziehung der Harmonie und der Widerſpruche auf die Einheit iſt. Die Einheit iſt ihm ſelbſt nur eine Vorſtellung; die Mittlerſchaft iſt daher ein Progreß ins Unendliche, und dieſer beſtimmte Mittler, der Einmal als Gegenſtand der Verehrung ausgeſtellt war, nur eine vorübergehende, alſo wechſelnde Vorſtellung der Kategorie der Mittlerſchaft. Er muß daher auch zuweilen aufhören, Mittler zu ſein, muß durch die That beweiſen, daß die Einheit und Löſung ihm nur eine vorgeſtellte iſt, d. h. er muß ſich auf die Seite derjenigen ſtellen, welche im Mittler ihre Vorſtellung haben, er muß mit ihnen auch ſeinen Mittler, alſo einen Andern außer ihm verehren. Die Perſonen wechſeln, es ſind viele Rather, Helfer — die Dedicationen der theologiſchen Bücher ſind der index sanctorum. der Himmel der Heiligen — jeder muß Gegenſtand der Verehrung werden, ſo wie er dem Andern wieder den Gegendienſt leiſtet, ihn im Chor der Andern zu verehren. Mit Einem Wort, wir ſehen „den theologiſchen Cultus des Genius“ vor uns, den wir in einem früheren Aufſatze in dieſen Jahrbüchern geſchildert haben.

Schluß.

Nach ſo vielen und jammervollen Leiden iſt die Freude des theologiſchen Bewußtſeins vollendet.

Aber dieſer Gipfel der Freude iſt an ſich ſelbſt wieder der Punct, wo der Quell jener Leiden entſpringt. Kaum hat das theologiſche Bewußtſein aus dem Jammerthal dieſer Welt am Bach ſeiner Leiden entlang ſich auf dieſe Höhe heraufgefunden, ſo muß es ſich mit ſeinen Leiden wieder herunterſtürzen, um immer von Neuem, alſo mit der Qual und Angſt des Siſyphus, ſich wieder hinaufzuarbeiten und dann zu ſehen, daß es zu ewiger Unſeligkeit verdammt iſt.

So lange es wenigſtens theologiſch bleibt und die nothwendige Entwickelung ſeiner ſelbſt nicht einſieht, nicht anerkennt und nicht zulaſſen will, iſt es die ewige Verdammniß des Geiſtes.

Im Hintergrunde des Schauſpiels, welches vom theologiſchen Bewußtſein aufgeführt wird, ſteht die Wahrheit, aber der Theologe als ſolcher erkennt ſie nicht und darf ſie nicht erkennen, weil er ſonſt ſein Bewußtſein aufgeben muß. Dafür tritt die Wahrheit wider ſeinen Willen hervor und „Baradauz! der Götze liegt am Boden“.

Wenn die Mittlerſchaft wechſelt und Ein Mittler dem Andern folgt, um die Ehre zu genießen, die er dem Andern erwieſen hat: was folgt daraus oder was iſt das im Grunde? Gewiß nicht, was der Theologe in ſeinem ſtarren, hölzernen Bewußtſein fixirt, immer nur Ein und daſſelbe, daß dieſer Mittler eifrig ſeine Ehre verlangt und von den Knechten zugewieſen bekommt; ſondern dies iſt nur die rohe oder marionettenartige Darſtellung deſſen, was in der Welt in ſeiner wahren, würdigen und großartigen Geſtalt ſich ausführt — das zum Puppenſpiel herabgewürdigte Schauſpiel, daß das Reich des Geiſtes ein allgemeines iſt, daß die Grenzen der einzelnen Territorien ſich berühren, die Genien ſich ergänzen, die Entwickelung fortſchreitet, und eben deßhalb, weil ſie dem allgemeinen Intereſſe dient, die früheren ſchöpferiſchen Geiſter nicht als todte Götzen für die Vorſtellung ſtehen, ſondern immerfort, auch nach dem Augenblick ihrer Herrſchaft noch, eine Geſchichte erleben läßt, welche das Urtheil über ſie ratificirt und ſie ſelbſt endlich, wenn ſie vollſtändig erkannt ſind, als Bürger in der Republik des Selbſtbewußtſeins verewigt.

Ebenſo wenn die Schaar der theologiſchen Anbeter vor dem Genius und Mittler kniet, ihrer eigenen Gedanken — ſo weit ſie noch welche hat — ſich entſchlägt und ſelbſt gedankenlos die Orakel des Mittlers nachbetet, ſeine Auflöſung der Widerſprüche bewundert und auswendig lernt: ſo iſt das allerdings auf dieſem theologiſchen Gebiete ein Anblick, der zum Erbarmen iſt. Im Grunde aber iſt dieſe Verzichtleiſtung auf den eigenen Willen, Rath und Gedanken die Anerkennung, daß der Geiſt nicht die ſubjective Willkür, nicht der bloße, eigne Einfall, ſondern weſentlich allgemein iſt. Ich reſignire auf meine Einzelnheit, um mich als allgemein, aber damit auch die Genien und ihre Productionen als Beſtimmtheit meines, nämlich meines allgemeinen Selbſtbewußtſeins zu wiſſen.

Erhebe ich mich aber zu dieſer Form des Selbſtbewußtſeins, d. h. bleibe ich nicht auf dem Standpunct des brutalen Bewußtſeins ſtehen, ſo ſage ich nicht mehr nur, wie das theologiſche Bewußtſein, daß Ich die Harmonie der Widerſprüche und die Einheit der Harmonie und der Widerſprüche bin, ſondern das allgemein gewordene Ich iſt es wirklich, und beweiſt in der That, daß es dieſe Einheit iſt; denn es iſt und beweiſt ſich als die Macht, in welcher dieſe Harmonie und dieſe Widerſprüche entſtanden ſind.

Auch die Mittler helfen dem theologiſchen Bewußtſein Nichts; denn Jeder, wenn er wirklicher Theologe — theologus absolutus — werden will, muß auch Mittler werden, und jeder Mittler muß den Proceß des Bewußtſeins durchmachen, den wir beſchrieben haben. Da nun Ein Mittler — ins Unendliche — dem andern Platz macht, ſo muß in jedem die beſchriebene Qual von vorn anfangen und jeder muß ſomit dieſe Qual in ihrer perſönlichen Darſtellung und Vollendung anbeten und ihr als dem Höchſten huldigen.

Das Selbſtbewußtſein iſt ſelig, auch in ſeinen Arbeiten ſelig. Das theologiſche Bewußtſein iſt die ewige Qual, und ſelbſt ſeine Freuden ſind durch dieſe Qual vergiftet.

B. Bauer.

II.

Bremiſches Magazin für evangeliſche Wahrheit gegenüber dem modernen Pietismus. Erſtes Heft. Auch unter dem Titel: die verſchiedenen theologiſchen Richtungen in der proteſtantiſchen Kirche unſerer Zeit von Paniel. Bremen, bei Schünemann 1841. P. XVI. 288.

Als Krummacher im vorigen Jahre zu Bremen die Kanzel betrat, war das Erſte, was die gute bremiſche Gemeinde hören mußte, ein Donner gegen Hegel. Die bekannte Verfluchungspredigt enthielt auch ihren Fluch für Hegel und diejenigen, welche dem gottloſen Philoſophen zur Hölle folgen.

Jene Fluchpredigt Krummachers hat eine große Broſchüren-Literatur hervorgerufen. Dreißig Broſchüren liegen uns zur Hand. Die letzte iſt das erſte Heft einer Zeitſchrift, mit welcher der Rationalismus, der allein gegen Krummacher und ſeine Richtung aufgetreten war, ſeine Sache vollends zu retten und dem Pietismus den letzten Schlag zu verſetzen hofft.

Und dieſe Schrift — ſollte es möglich ſein? Ei, was! es verſteht ſich von ſelbſt und iſt nicht anders zu erwarten — enthält einen Donner gegen Hegel, der beinahe ſo ſtark, ſo nachdrücklich, ſo niederſchmetternd iſt, wie ihn nur der pietiſtiſche Fanatismus rollen laſſen konnte. Wir würden ſagen, es iſt ein Fluch gegen Hegel, wenn der Rationalismus vor dieſem Worte nicht eine wahrhaft heilige Scheu hätte. Im Grunde aber iſt es doch ein Fluch, weil der Donner religiös iſt, im Namen der Religion grollt und nichts weniger als eine wiſſenſchaftliche Waffe iſt. In dieſer plumpen Weiſe verdonnern kann nur die Religion, dieſer Kolophonium-Blitz ſcheint nur dem religiöſen Bewußtſein, namentlich aber dem rationaliſtiſchen Kraft zu haben; wir ſagen: dem rationaliſtiſchen, denn der ächte Supranaturaliſt weiß doch noch ſtärker zu blitzen, wenn er den Blitz ſeines erleuchteten Auges dem Philoſophen zuſchleudert.

Die Kraft des offenbarungsgläubigen Fluches erhellt auch daraus, daß er gedankenlos, ja, ſo zu ſagen, gewiſſenlos auf den Gegner geworfen wird. Da findet kein Zweifel, kein Bedenken, keine Art von Beweis, Auseinanderſetzung und dergleichen weltlichen Schwächen ſtatt, geradezu vielmehr, kurz und ſchlagend wird dieſe Art des Fluches ausgeſprochen. Der wahrhaft Gläubige iſt gewiß, daß es nur Eines Wortes bedarf, da die Kraft des Göttlichen, der Wille und die Allmacht Gottes mit ihm iſt. So wie der wahrhaft Gläubige will, ſo ſteht es da, ſo wie er verneint, ſo iſt es ein vernichtendes Nein, er iſt ein Zauberer: Ein Blick ſeines Auges hat es dem Gegner angethan!

Der rationaliſtiſche Gläubige dagegen hat keinen Glauben mehr ihm ſcheint es Vermeſſenheit, wenn ein Menſch glauben wollte, ſein Wille könne ſo weit mit dem göttlichen Eins ſein, daß er löſen und binden könnte. Sein Gott hat nicht mehr die Kraft, das Gottloſe zu vernichten. Der Rationaliſt iſt in Allem zweifelhaft: ſcheut er ſich doch nicht, den Gedanken einer Allianz mit dem Gottloſen zu faſſen oder es wenigſtens zu beklagen, daß der Philoſoph nicht Luſt hat, ſich mit ihm gut zu ſtellen. Er macht daher weitläufige Anſtalten — ſie ſind wenigſtens weitläufig im Vergleich mit dem kurzen Prozeß, den der wahrhaft Gläubige mit der Philoſophie macht — er gängelt lange herum, zirkelt, mißt, vergleicht und ſpricht dann erſt ſein Verdammungsurtheil aus. Aber womit vergleicht er die Philoſophie? Mit den Ausſagen und Beſtimmungen ſeines religiöſen Bewußtſeins! Er verdammt alſo die Philoſophie aus religiöſem Intereſſe, d. h. er verflucht ſie. Der Fluch iſt der innere Sinn ſeiner Reden, ihre weltliche Form ſind Schmäh- und Schimpfworte.

Vorliegendes Heft des bremiſchen Magazins gibt uns Gelegenheit, an einem Beiſpiel dieſes Verhältniß des Rationalismus zur Philoſophie nachzuweiſen. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, weil uns die Zeit gekommen zu ſein ſcheint, daß der Rationalismus zum letztenmale mit der Philoſophie in Berührung gekommen iſt. Es iſt nur eine Epiſode des bremiſchen Streites, mit welcher wir unſere Leſer bekannt machen, oder nicht einmal eine Epiſode, ſondern ein Feldzug, den der Rationalismus gegen einen Feind unternommen hat, der ſich ihm in dieſem Kampfe noch nicht gezeigt hatte. Der Rationalismus hat aber dadurch eine Macht in den Kampf gezogen, die ſich eher oder ſpäter doch auf den Platz ſtellen mußte, um dem unnützen Blutvergießen ein Ende zu machen, das Recht der Verfluchung zugleich zu vertheidigen und zu ſtürzen und Herrn Paniel mit Herrn Krummacher zu verſöhnen. Wackere Herren, ihr werdet euch bald in die Arme fallen.

In einem folgenden Artikel werden wir den Gang des Bremiſchen Streites, die Stellung der Parteien, die Natur des Gegenſatzes und die Bedeutung des Kampfes ſchildern. Für jetzt ſei es genug an folgenden Bemerkungen, die wir voranſchicken müſſen, um ſogleich eine Vorſtellung von der Ueberlegenheit zu geben, welche dem Rationalismus gegen die Philoſophie eigen iſt.

Krummacher predigte und verkündigte den Fluch über diejenigen, welche dem Evangelium ſeine Kraft geraubt, ja das von Gott gegebene, durch Wunder und Zeichen beſtätigte und in der heiligen Schrift verbürgte Evangelium mit einem andern vertauſcht hatten. Er berief ſich auf die heilige Schrift und dieſe gab ihm das Recht zu dieſem Fluche. Er fluchte, weil er mußte, weil es die Schrift ihm gebot. Herr Paniel fühlte ſich empört, daß an der Stätte, an welcher er das Evangelium der Liebe und Freiheit zu predigen gewohnt war, ein Fluch gehört, von der Hölle geſprochen wurde und ein Menſch die Anmaßung hatte, über ſeine Mitmenſchen das Urtheil der Vernichtung auszuſprechen. Er trat daher gegen den Eiferer auf und eiferte gegen den Prediger der Strafe und Rache — Zahn um Zahn, hieß es jetzt, Glied um Glied, Auge um Auge. Das Höllenfeuer löſchte Herr Paniel aus, den Fluch wußte er verſtummen zu machen, aber ſeinen Gegner brandmarkte er mit dem Feuer der theologiſchen Rache als einen Gegner der Religion. Das Schriftwort entzog er ſeinem Gegner, aber er bewies ihm zugleich aus der Schrift, daß er ein Feind des Wortes Gottes ſei und Menſchenſatzung an die Stelle deſſelben ſetzte. Kurz, es war eine Religions-Fehde, in welcher beide Theile von gleichen Vorausſetzungen ausgingen und beide gleiches Recht und Unrecht, noch dazu in demſelben Punkte Recht und Unrecht hatten.

Was den Krummacher und ſeine Partei betrifft, ſo bemerken wir hier nur beiläufig, daß die chriſtliche Religion allerdings den Haß und den Fluch gegen die Ungläubigen gebietet und in der Behauptung, daß ſie allein als dieſe beſtimmte Form des Bewußtſeins die Wahrheit iſt, nothwendig den Satz enthält, daß alle diejenigen, die ihre poſitiven Beſtimmungen angreifen oder nicht anerkennen, der Vernichtung und dem ewigen Tode, d. h. der Hölle und dem göttlichen Zorn preisgegeben ſeien. Krummacher hat Recht, aber er hat nur das Recht, welches der Sclave hat, der ſeine Feſſeln für die Attribute der Menſchheit erklärt und diejenigen bekämpft, welche nicht wie er gefeſſelt ſein wollen. Es iſt aber gegen die Natur des Menſchen Sclave zu ſein und Unrecht iſt es, wenn der Menſch Sclave ſein und bleiben will. Selbſt die chriſtliche Religion, obwohl ſie die Wahrheit in Feſſeln und Schranken iſt und als Religion ſein muß, kann es doch nicht verhehlen, daß die unendliche Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins ihr inneres und als Object des Glaubens angeſchautes Weſen iſt: ſie ſchließt daher durch ihre religiöſe Schranke nicht nur aus, ſie haßt und flucht nicht nur, ſondern ſie beſtrebt ſich ſelbſt, ihre Schranke aufzuheben und lehrt deshalb die Liebe gegen ihren Gegenſatz. Wenn der Fanatiker ſich auf die Religion beruft, die ihn allerdings berechtigt, warum ſperrt er ſich gegen den Zug der Liebe, welche den Haß überwinden will? Er folgt nur dem Gebot der Härte und übertritt das Gebot der Liebe. In jener Folgſamkeit hat er Recht, er hat ſogar Recht, wenn er mit dem einen Gebote das andere zum Schweigen bringt — denn religiöſe Gebote müſſen abſolut ſein und Alles ſich unterwerfen, — aber er hat doch Unrecht, wenn er eine Seite, die ſich thatſächlich in der chriſtlichen Religion vorfindet, überſieht und nicht anerkennt. Eben ſo hat der Gläubige Recht, daß er an den Ausſagen der Schrift, welche den Fluch lehren, feſt hält, aber er hat nur Recht als der Sclave dieſes beſtimmten Buchſtabens, und Unrecht iſt es von ihm, daß er Schriftſtellen überſieht, welche den Fluch im Segen aufheben. Flucht der Gläubige, Kraft der religiöſen und bibliſchen Berechtigung über diejenigen, welche die Satzungen der Religion und Bibel nicht befolgen oder ſie verändern, ſo trifft ihn ſelbſt der Fluch, da er nicht weniger ſehr deutliche Beſtimmungen der Religion und Bibel verletzt und umſtößt. Die Religion, die den Fluch lehrt, tritt ſich ſelbſt und ihrem Gebot der Liebe entgegen. Durch Eine Beſtimmung der Religion und Schrift berechtigt, hat der wahrhaft Gläubige relativ Unrecht gegen andere Beſtimmungen von beiden.

aber jenes erſtere Recht iſt ſelbſt nur relativ und ein abſolutes Unrecht gegen menſchliche Freiheit und Vernunft.

Daſſelbe Verhältniß von Recht und Unrecht wird auf Seiten des Rationalismus ſtatt finden. Dem Prediger des Fluchs hält Herr Paniel das Evangelium der Liebe entgegen, er weiß alſo nicht, daß das Evangelium — wir wollen noch nicht ſagen, weil es religiös iſt, ſondern — als das chriſtliche, als dies gegebene Evangelium, auf welches ſich Herr Paniel beruft, den Fluch nicht nur kennt, ſondern auch lehrt, empfiehlt und gebietet. Um der Liebe willen läßt Herr Paniel dem Fluch Unrecht geſchehen, um der Liebe willen verfolgt und befeindet er den Fluchprediger, um der Liebe willen übt er Rache aus und vergißt er die Liebe. Herr Krummacher beruft ſich auf ein deutliches, unumſtößliches Schriftwort, wenn er den Ungläubigen den Fluch verkündigt; Herr Paniel dagegen beruft ſich auf die Sprüche des neuen Teſtaments, welche die Liebe gebieten, und hält es demnach für ſeine Pflicht, das reine, unverfälſchte Schriftwort gegen die ſchrecklichen „Pietiſten" aufrecht zu erhalten. Er kämpft für die heilige Schrift und iſt gläubig davon überzeugt, daß ſie die Wahrheit enthalte und unter göttlicher Leitung abgefaßt ſei. Indem er aber für die Schrift eifert, widerfährt es ihm, daß er die Autorität, die er ihr in demſelben Augenblicke beilegt, auf das empfindlichſte nicht nur antaſtet, ſondern völlig umſtößt. Die Sprüche, welche den Fluch über die Ungläubigen ſchleudern, erklärt er gewaltſam gegen ihren Sinn dahin, daß ſie Nichts vom Fluche wiſſen. Sein Glaube an die Bibel iſt Unglaube, ſein Gehorſam gegen das Schriftwort in demſelben Augenblicke, in dem er gelobt iſt, gebrochen, ſeine Knechtſchaft iſt zugleich Empörung gegen den Buchſtaben. Endlich iſt Herr Paniel überzeugt, daß auch die religiöſen Beſtimmungen, wie ſie in der Vernunft gegeben ſind, Nichts vom Fluche wiſſen wollen, als ob es nicht, wenn einmal die Vernunft ins Spiel gezogen wird, auf den Begriff der Religion ankäme, und als ob nicht in dieſer, weil ſie die ewige Wahrheit des Geiſtes in eine enge Schranke zuſammenzieht, jeder, der außerhalb dieſer Schranke ſich halten will, als verloren, unberechtigt und dem Verderben preisgegeben betrachtet würde. Wer nun gar dieſe Schranke angreift, ſie verſetzen oder erweitern will, wird von ihr nothwendig zurückgeſchnellt, d. h. dem Fluche ausgeſetzt.

Der Rationaliſt kämpft alſo für die Liebe und verräth ſie an den Haß; er ſpricht für die Freiheit und gibt ſie dem Buchſtaben gefangen, er eifert für den Buchſtaben und tödtet ihn, er kämpft für die Vernunft und opfert ſie der religiöſen Beſchränktheit, er will die Religion aufrecht erhalten und nimmt ihr die ſtärkſte Schutzwaffe, die ſie gegen ihre Widerſacher hat, — er nimmt ihr den Fluch.

Das relative Recht, welches das Evangelium der Liebe dem Rationaliſten gegen den Fluchprediger gibt, vernichtet er ſelbſt wieder, indem er in Haß und Verfolgung ausbricht. Das Recht, welches ihm Vernunft und Freiheit anbieten, wirft er gegen den Lohn der Knechtſchaft weg und als der heuchleriſche Buchſtaben-Knecht, der ſeinen Herrn nicht einmal ruhig ſprechen läßt, geſchweige denn, daß er ſeinen Geboten folgte, begeht er gegen Freiheit und Vernunft ein abſolutes Unrecht. Nicht einmal den Fluch, von dem er doch nichts wiſſen will, läßt er wirklich fahren, auch er benutzt ihn, nachdem er ihn umgewandelt und in Tobſucht, Polterei und leidenſchaftliche Schmähung umgeſtaltet hat.

Von beiden Seiten bekämpft ſich die Leidenſchaft des Unrechts. Die Leidenſchaft und ihre Sprache iſt etwas Schönes; auch vom wiſſenſchaftlichen und menſchlichen Standpunkte aus kann ſtark, leidenſchaftlich geſprochen werden; es kann ſogar nicht ſtark genug geſprochen werden und wir müſſen noch manche Prüderie unſerer lateiniſchen Complimenten und Gelehrten-Sprache ablegen. Dieſe Leidenſchaft gegen den Irrthum und gegen die Vernirtheit iſt aber etwas ganz anderes als das Toben, Schmähen und Poltern, mit welchem die einzelnen Geſtalten der Beſchränktheit ſich unter einander bekämpfen. Jene Leidenſchaft führt die Sprache des Sieges, dieſes Schmähen der Parteien iſt das Zeichen ihrer Schwäche, Gebundenheit und in der Unmöglichkeit, daß eine die andere beſiege, begründet.

Der Rationalismus wüthet und flucht noch gegen den Fluch, weil er von ihm noch nicht innerlich frei, weil er ihm noch in der That unterworfen iſt. In der religiöſen Schranke ſelbſt noch befangen fürchtet er noch ihre Gegenwirkung, wenn er ſie zum Theil überſpringen will. Er rüttelt an ihr, fühlt alſo ihre Gewalt und läßt dieſe Gewalt die Andern fühlen. Er iſt religiös, fürchtet den Fluch und flucht ſelber. Das wiſſenſchaftliche, freie Selbſtbewußtſein dagegen iſt über dem Tumult dieſer Verwirrung und über die Gräuel dieſes Kampfes zwiſchen Sclaven hinaus, da es den Fluch als nothwendigen Act der Religion anerkennt und die Religion als eine Form des Selbſtbewußtſeins begreift, welche ſeiner vollendeten Allgemeinheit Nichts mehr anhaben kann. Wer die Schranke vollkommen erkannt hat, fürchtet ſie nicht mehr.

Einem ſpätern Artikel bleibt die weitere Ausführung dieſer Dialektik beider religiöſen Gegenſätze vorbehalten. Für jetzt intereſſirt uns nur das Verhältniß, welches ſich der Rationalismus zur Hegelſchen Philoſophie gibt.

Unter Pauken- und Trompetenſchall, mit klingendem Spiel und mit fliegenden Fahnen ziehen wir durch die weite Breſche in die Feſtung des Poſitiven und Beſtehenden ein, zu deſſen eifrigſten Vertheidigern auch der Rationalismus gehörte. Und was thut dieſer in dem Augenblicke, wo er ſich uns auf Gnade und Ungnade ergeben muß? Er zeigt auf die Trümmer, die wir zerſchoſſen haben, auf die Feſtungswerke, die nicht mehr exiſtiren, die in Staubwirbel aufgeflogen ſind, und indem er uns auf das Gemäuer aufmerkſam macht, das nur noch in ſeiner Einbildung vorhanden iſt, glaubt er den Fortſchritten der Philoſophie Einhalt zu thun. Schießt, ſchießt doch nur, ruft er uns zu, dieſe Mauer, dieſen Thurm werdet ihr nicht treffen — und Mauer und Thurm ſind längſt gefallen. Bedauert den alten Mann, der kindiſch geworden und ſich in dem Maße an ſein altes Gemäuer und an ſeinen Kerker gewöhnt hat, daß er in ſeinen vier Wänden noch zu ſitzen meint, während er im Freien und unter dem weiten Himmel ſitzt. Er getraut ſich nicht, ſich zu bewegen, weil die Feſſeln, die er ſo lange Zeit getragen hat, ſich in ſein Fleiſch ſo tief eingedrückt haben, daß er ſie auch noch zu tragen meint, nachdem ſie ihm abgenommen ſind.

„Der Rationalismus, ſagt Herr Paniel S. 1, iſt nichts Anderes als die vernunftgemäße Auffaſſung des Chriſtenthums.“ Wir geben es nicht nur zu, ſondern in einem höhern Grade, als Herr Paniel und ſeine Genoſſen ſelbſt meinen und als man allgemein bisher die Sache anſah, erlauben wir uns die Behauptung aufzuſtellen und hoffen wir es auch mit der Zeit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, daß der Rationalismus die letzte Entwicklung und Vollendung des Chriſtenthums in religiöſer Hinſicht iſt. Um nur Eins, aber einen der Hauptpunkte zu erwähnen, ſo hat man es bisher ſehr mit Unrecht dem Rationalismus übel genommen, wenn er ſich bemühte, das Chriſtenthum von allem Localen und Temporellen, was ihm von ſeinem Urſprunge her anhaftete, zu befreien: dieſe ſeine Arbeit war eine wahrhaft religiöſe und diente zur religiöſen Vollendung des Chriſtenthums. Das Locale und Temporelle, welches dieſem anfangs eigen war, rührte zum Theil noch von lebendigen Volksintereſſen her, die als ſolche nicht nur beſchränkt an ſich waren, ſondern auch concreten Gebieten angehörten, die weit überſchritten und von der Religion abgeſondert werden muſſen, wenn dieſe ſich zu ihrer abſtracten Vollendung erheben ſoll. Um reine und abſtracte Religion zu werden und um als ſolche ſich von allen andern Gebieten des Geiſtes abzuſondern, muß das Chriſtenthum ſich von aller Verwicklung mit dem Volksweſen, mag dieſes auch immerhin wie das jüdiſche ein religiöſes ſein, von Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft abſcheiden. Der Rationalismus iſt die religiöſe Kritik und Vollendung des Chriſtenthums. Dieſe Kritik lag ihm auch im Sinne, wenn er das Chriſtenthum zur „Weltreligion“ fortentwickeln wollte.

Auch der Widerwille des Rationalismus gegen die inhaltvollſten Dogmen iſt acht religios. Es iſt bekannt und allgemein zugegeben, daß im weiblichen Geſchlechte der reinſte und ungetrübteſte Ausdruck des religiöſen Bewußtſeins gefunden wird. Die Frauen ſind die geborenen religiöſen Virtuoſen — aber wiſſen ſie Etwas von den beſtimmten Dogmen, bekümmern ſie ſich auch nur darum oder ſtreiten ſie ſich über die beſondere Faſſung der Glaubensartikel? Sind ſie Dogmatiker oder auch nur dogmatiſch gebildet oder geſinnt? Nichts von alle dem — aber nur deshalb, weil ſie wirklich religios ſind. So gibt auch der Rationalismus, der wie das Weib Nichts von Philoſophie wiſſen will, Nichts auf die kirchlichen Dogmen. Mit Recht, weil „ſie an und fur ſich ſchon aus dialektiſcher Speculation hervorgegangen und ganz von ihr durchdrungen ſind“ S. 221. Was ſollen dem religiöſen Bewußtſein dieſe wiſſenſchaftlichen Elemente? Wie kann der Glaube mit der ſpeculativen Dialektik zuſammen beſtehen? Wie ſtimmt Chriſtus und Belial zuſammen? Hinweg mit der Philoſophie und Speculation! Der Glaube allein, die reine Religion muß ubrig bleiben! Die Dogmen von der Trinitat, von der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur ſind allerdings von der Religion nur empfangen und von der Philoſophie gezeugt, ſie ſind die religioſe Faſſung von Gedanken, welche der

Speculation und dem reinen Intereſſe der Menſchheit an ihr ſelbſt entſprungen ſind. Wie ſie aber in dieſer religiöſen Faſſung entſtellt werden, ſo wird auch die Religion, die rein und allein Gottes Ehre zum Zweck haben ſoll, aus ihrer Richtung auf das Jenſeits abgelenkt, wenn ſie in Fragen gezogen wird, die im Grunde nur das Weſen des menſchlichen Geiſtes betreffen. Die Dogmen von der Trinität, von der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur ſind die religiöſe Antwort auf die Frage nach der Natur des Selbſtbewußtſeins. Die Religion aber, obwohl ſie an ſich die ſich ſelbſt entfremdete Betrachtung vom Weſen des Selbſtbewußtſeins iſt, muß ſich, um ihre Beſtimmung und Natur zu erfüllen und zu vollenden, immer mehr dem Selbſtbewußtſein entfremden, d. h. reines, unbeſtimmtes Bewußtſein werden, die Rückſicht auf das Selbſtbewußtſein von ſich abſtoßen und ſich nur dem Jenſeits als ſolchem zuwenden. Der Rationalismus mit ſeinem jenſeitigen Gott vollendet ſie zu dieſem reinen Bewußtſein.

Er iſt, wie es Herr Paniel S. 1 richtig ausdrückt, „nichts anderes als die vernunftgemäße Auffaſſung des Chriſtenthums.“ Wir ſagen „richtig“, weil die „vernunftgemäße Auffaſſung“ eines Gegenſtandes etwas ganz anderes iſt als ſeine Erkenntniß. Für die Auffaſſung bleibt der Gegenſtand immer noch reiner Gegenſtand und ſeinem Weſen nach unerkannt, für die Erkenntniß iſt der Gegenſtand nicht mehr eine fremde Macht, ſondern in die Macht und Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins hineingezogen. Wenn der Rationalismus das Chriſtenthum vernunftgemäß auffaßt, d. h. — wie wir bemerkten — fortbildet und vollendet, ſo kann er es — und daß er es thut, muß ihm zugeſtanden werden — vollkommen ſeinem Weſen gemäß auffaſſen und vollenden, aber er erkennt dieſes Weſen nicht, weil er es religiös auffaßt. Er kennt das Weſen, aber erkennt es nicht, er bringt es nicht zum Selbſtbewußtſein, ſondern läßt es als höchſten Gegenſtand des Bewußtſeins gelten

Als eine religiöſe und zwar als die vollendetſte religiöſe Richtung wird nun der Rationalismus ſeinem Verhältniß zur Philoſophie folgende Geſtalt geben. So lange die Philoſophie ſelbſt noch die religiöſen Intereſſen für ihr Selbſtbewußtſein als poſitiv gelten läßt, und ſich demnach bemühen muß, ſich mit ihnen zu vergleichen und zu verſöhnen, muß er ihr mißtrauen. Nicht die Form allein, daß religiöſe Sätze in die philoſophiſche Dialektik hineingezogen und in allgemeine Gedankenbeſtimmungen umgeſetzt werden, ſondern auch der Inhalt iſt ihm anſtößig, da gerade diejenigen dogmatiſchen Sätze, auf welche er gar Nichts gibt, von der Philoſophie vorzugsweiſe behandelt werden. Weil ihm dieſe Sätze nicht zu Kopfe wollen, ſo glaubt er auch nicht, daß es der Philoſophie mit ihnen Ernſt ſei; ſeiner religiöſen Beſtimmtheit nach findet er ſich in der Philoſophie gar nicht wieder, und da er endlich als religiös an menſchliche Arbeit, Anſtrengung, Aufrichtigkeit und Tapferkeit nicht glauben kann, ſo iſt er überzeugt, daß alle Bemühungen der Philoſophie, ſich mit der Religion in Frieden oder Einklang zu ſetzen, nur erheuchelt und ſcheinbar ſeien. Die philoſophiſche Richtung iſt nicht chriſtlich, ſondern ſie gibt ſich nur für eine ſolche aus; es geſchieht nur unter der Hülle kirchlich-dogmatiſcher Formen, daß ſich der Hegelſche Rationalismus ausbildet, und iſt nun einmal das religiöſe Bewußtſein ſo weit gegangen, das religiöſe Kleid der Philoſophie nur für eine Hülle zu erklären, die etwas ganz anderes verbirgt, als ſie eigentlich erwarten laſſen ſollte, ſo geht es in ſeiner nothwendig gemeinen Betrachtung menſchlicher Dinge noch weiter, und ſcheut es ſich nicht vor der Behauptung, daß die Philoſophie nur um äußerlicher und weltlicher Zwecke willen den Schein der Uebereinſtimmung mit der Religion erheuchle. Weil die Hegelſche Philoſophie gerade in einem Zeitpuncte und in einem Lande Geltung erſtrebte, in welchem die Reactionspartei die veraltete kirchliche Dogmatik wieder hervorgeſucht und für den allein wahren Glauben erklärt hatte, hielt es die ſpeculative Philoſophie für zweckmäßig und klug, ihre Speculationen an die Lehrſätze jener Dogmatik anzuknüpfen." Je nachdem es ihre ſonſtigen, weltlichen Intereſſen mit ſich brächten, könnte ſich dieſe Philoſophie an Alles anknüpfen, an jedwede beſtimmte Form des Beſtehenden, der Religion oder was es ſein mag. Nur mit Einem iſt es ihr allenfalls Ernſt, mit der Vernunft, die ihr „Alles und Jedes iſt. An was ſie ſich aber anknüpfe, iſt ihr gleichgültig" (S. 220—221).

Man ſieht, beſonders délicat oder abſtract ſpricht Herr Paniel eben nicht. Selbſt wenn er mit ſehr ruhiger Miene ſpricht, ſind ſeine Worte derb wie ein Klotz, und in aller Seelenruhe wirft er ſie vor den Leſer hin; wie derb und maſſiv iſt z. B. jenes: „an was ſie ſich anknüpfe". Es gehört eine ganz beſondere Derbheit und Geſundheit des Menſchenverſtandes dazu, wenn er ſo leicht mit Klötzen ſpielen, ſie verdauen und immer ſo naiv und unbefangen das Richtige treffen ſoll. Enorm aber wird das Gepolter der Klötze, mit denen der Rationaliſt um ſich wirft, wenn er die Philoſophie charakteriſirt, ihren Gegenſatz zu ſeinem religiöſen Bewußtſein ſchildert und zu dem Zwecke ihre Conſequenzen zieht. Die Ehrlichkeit, Tugend und chriſtliche Energie des Menſchenverſtandes legen ihr ganzes Gewicht in jedes Wort, welches dann der Rationaliſt der Philoſophie an den Kopf wirft. Die Hegelſche Schule, ſagt Herr Paniel S. 220, „hat nur Eines, für das ſie ſich intereſſirt und worauf ihr ganzes Streben gerichtet iſt, das abſolut Philoſophiſche nämlich und zwar insbeſondere das Idealiſtiſch-Pantheiſtiſche, die Identität des Denkens und Seins, die Einheit Gottes und der Natur, wobei jeder Gedanke und jede That des Menſchen eine Selbſtoffenbarung dieſer Gottnatur iſt und ſomit Gott erſt im Menſchengeiſte zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt kommt." Man braucht eben kein beſonderer Kenner der Philoſophie und ihrer Sprache zu ſein, um ſogleich beim erſten Anblick zu bemerken, wie es dem religiöſen Eiferer nicht im mindeſten auf die Worte ankommt, und wie er im Stande iſt, die verſchiedenſten Beſtimmungen zuſammen zu werfen und dem Leſer die Wahl zu laſſen, welche er als richtig und treffend annehmen will. So ſagt Herr Paniel S. 223, die Hegelſche Philoſophie „iſt repriſtinirtes Heidenthum und mehr oder weniger ſublimirter Materialismus, jedenfalls aber durch und durch Pantheismus.“ Dann kommt das alte Lied (S. 224): „Gottes Geiſt und der Geiſt Hegels und ſeiner Schüler iſt vollkommen Eins. So apotheoſirt dieſe Art von Philoſophie den menſchlichen Geiſt und vergöttert nicht nur den Menſchen, ſondern macht ihn zu Gott ſelber.“ Ferner: „Wie es nach der ſpeculativen Theologie Hegels keinen perſönlichen Gott und keinen perſönlichen Chriſtus gibt, ſo ſoll es auch keinen perſönlichen Menſchen geben. Die Frömmigkeit des Menſchen beſteht bloß darin, daß er ſich ſelber ganz und gar aufgibt, in keiner Weiſe mehr Ich ſein will und ſich mit der Idee Gottes oder dem Gottesbewußtſein rein identificirt“ (S. 229, 230).

Zu widerlegen ſind dieſe Anſichten durchaus nicht — aus mehr als Einem Grunde. Es iſt ſchon oft vorgekommen, daß man ſich wunderte und darüber wirklich raſonnirte, wenn die Art und Weiſe, wie der Standpunct der Freiheit und Philoſophie die Angriffe der Unfreiheit und Dummheit zurückzuweiſen ſuchte, nicht nur ſchwach, ſondern auch erfolglos ſchien. Man würde ſich aber nicht mehr wundern, wenn man bedächte, daß die Verrücktheit des Geiſtes wiſſenſchaftlich nicht widerlegt werden kann. Wer durchaus nicht vernünftig und frei ſein will, kann durch vernünftige Gründe nicht dazu gebracht werden. Mit einem Verrückten z. B. und einem Görres kann man entweder nur gleichfalls raſen oder in ganz anderer als in wiſſenſchaftlicher Weiſe umſpringen. Es wäre von der Wiſſenſchaft zu viel verlangt, wenn ſie mit der Dummheit dumm, mit der Verrücktheit verrückt werden ſollte im gewöhnlichen Leben können der Irrenarzt oder der Seelſorger, denen es um das leibliche und geiſtige Heil dieſes beſtimmten Individuums zu thun iſt, für einen Augenblick auf die Ideen deſſelben eingehen, oder der Pädagog kann gegen den Eigenſinn fühlbare Argumente anwenden; die Wiſſenſchaft aber hat es mit dieſem einzelnen Individuum oder dieſem beſtimmten Standpuncte nicht zu thun und ſie kann ſich nicht einmal ihnen verſtändlich machen. Sie wird es allerdings nicht daran fehlen laſſen, und die Schranke eines Standpunctes, wenn es ſich der Mühe verlohnt und dieſe Schranke wirklich allgemeine, menſchliche Bedeutung hat, aufheben; aber ſie faßt dieſelbe dann als reine Kategorie und Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins, und ſpricht demnach nur für diejenigen, welche die Kühnheit haben, ſich in die Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins zu erheben, d. h. in jener Schranke nicht mit aller Gewalt ſtehen bleiben wollen.

Damit iſt es bereits ausgeſprochen, daß ein Gegner der Philoſophie als dieſer Gegner und ſo lange er nicht Philoſoph ſein will, nicht widerlegt werden kann. Der religiöſe Eiferer als ſolcher bietet für die vernünftige Dialektik keine Handhabe dar. Auch die Zeit der Apologieen iſt vorüber, ſobald über das wirkliche Verhältniß der Philoſophie zur Religion keine Täuſchung mehr Statt findet. Wenn ſich die Philoſophie apologetiſch verhalten wollte, ſo würde ſie einerſeits den Gegner als abſolute Macht und andererſeits ihre eignen Beſtimmungen in der Form poſitiver Sätze als Wahrheit vorausſetzen, d. h. nicht nur zwei Wahrheiten annehmen, die gleichberechtigt wären, zweierlei Welten angehörten und ſich in einem Vergleich etwa verſtändigen müßten, ſondern ſie würde auch ihrer eignen Natur, die allem Poſitiven entgegen iſt, widerſprechen.

Der religiöſe, alſo beſonders der rationaliſtiſche Gegner der Philoſophie kann auch deßhalb nicht philoſophiſch widerlegt werden, weil er die beſtimmteſten Entwickelungen, die im Voraus ſeinen Ausſagen und Anklagen widerſprechen, ignorirt. Hegel hat ſehr oft in den ausführlichſten Erörterungen gerade diejenige Anſicht von dem Verhältniß zwiſchen Gott und Menſch, welche Herr Paniel in Anklageſtand verſetzt, als eine unrichtige Conſequenz ſeiner Philoſophie bezeichnet. Marheinecke in ſeiner Dogmatik hat mit dem gründlichſten Ernſte die Lehre von Gott abgehandelt, und gerade die Abſurdität, welche Herr Paniel der Philoſophie aufbürdet, die Behauptung, daß „der Menſch Gott mache und ihn in ſeinem Denken erzeuge“, als Abſurdität und als einen unbegründeten Schluß des Unverſtandes bezeichnet. Der Rationaliſt ignorirt alſo nicht nur, ſondern er entſtellt auch; er klagt nicht nur an und läßt die Entlaſtungszeugen nicht nur nicht zu Worte kommen, er führt auch falſche Zeugen vor. Eigentlich iſt es aber zu viel geſagt, wenn wir ſagen, der religiöſe Zelot ignorire; denn ignoriren kann man doch nur, wovon man Kenntniß, ſei es auch noch ſo oberflächliche Kenntniß, hat. Jener Eiferer kennt aber die Philoſophie nicht, hat ſie nie ſorgfältig und gründlich ſtudirt; er kennt ſie vielmehr nur aus den allgemeinen Vorſtellungen, die ſich über ſie in dem Kreiſe des frommen Publicums durch Hörenſagen und unter dem Einfluß der antiphiloſophiſchen Stimmung gebildet haben, und wenn er ein Paar Citate ehrenhalber, d. h. um ſeine gelehrte Ehre zu retten, beibringt, ſo kann man gewiß ſein, daß er das citirte Buch erſt in der Angſt des letzten Augenblicks zur Hand genommen hat.

Der religiöſe Eiferer iſt bei allem dem roh und barbariſch. Die religions-philoſophiſchen Bemühungen der letzten zwanzig Jahre, die Anſtrengungen eines Hegel, Marheinecke, Daub, die Philoſophie und Religion in Einklang zu ſetzen und zu verſöhnen, mag man betrachten wie man will, es mag auch ſein, daß die Kritik des religiöſen Bewußtſeins eine neue Wendung nehmen muß, um die Philoſophie von der Religion und ihren Angriffen zu befreien, in jedem Falle muß der Freund der Wahrheit in dieſen umfaſſenden Arbeiten eine der größten Erſcheinungen der Geſchichte, ja die größte Erſcheinung ſehen, welche die Geſchichte der Religion und Philoſophie bis jetzt aufzuweiſen hat. Zum letztenmale trafen die beiden Mächte, die bisher ihre combinirte Geſchichte unter Kampf und Zwietracht und unter momentanen Annäherungsverſuchen erlebt hatten, in der Einheit des Gedankens zuſammen, um einen ewigen Frieden zu ſtiften und ein Verſöhnungsfeſt zu feiern, welches ununterbrochen dauern und alle himmliſchen und irdiſchen Mächte vereinigen ſollte. Kennſt du, Eiferer, die Kraft des Gedankens, der ein ſo ungeheures Unternehmen für nicht zu groß hielt, ahneſt du etwas von der Kraft der Religioſität, welche der wirklichen Philoſophie ſich gewachſen fühlte und die Verneinung in ihrer Umarmung zu einer ewigen Bejahung umzuſchaffen hoffte? Nein! Er kennt Nichts davon, und ſo wenig hat er von dem Ernſt, von der Anſtrengung und geiſtigen Kraft, welche dieſe Arbeiten erforderten, eine Ahnung, daß er ſogar ihre Aufrichtigkeit bezweifelt, oder vielmehr es geradezu ausſpricht, daß jene religionsphiloſophiſchen Anſtrengungen nur heuchleriſch, jeſuitiſch und verſtellt waren. Die Anerkennung der Religion leiſtete nach ſeiner Vorſtellung die Philoſophie nicht im Ernſte, ſondern nur ſcheinbar und nur um weltlicher Zwecke willen, um unter dieſer Hülle ſich Geltung zu verſchaffen. So roh, ſo plump iſt dieſe Vorſtellungsweiſe, daß es dem Eiferer nicht einmal einfällt, die Philoſophie könnte vielleicht, wenn ſie einmal heucheln und ihre egoiſtiſchen Abſichten durchführen wollte, die Hülle der Religioſität nur deßhalb angenommen haben, um die Religion deſto ſicherer zu ſtürzen: nein! nur weltliche Herrſchbegierde und politiſche Augendienerei waren es, welche die Philoſophie der Religion in die Arme führten. Das religiöſe Verdächtigungsſyſtem beruht auf dem Unglauben an den Ernſt und die Aufrichtigkeit menſchlicher Arbeiten, und dieſer Unglaube iſt eben ſo roh, wie unmenſchlich.

Einen Vortheil aber hat der religiöſe Eiferer von ſeinem Mißtrauen gegen die Philoſophie, daß er ſich mit Vereinigungsverſuchen, die doch wieder der Trennung und der Zwietracht weichen müſſen, nicht täuſcht; doch wird ihm Niemand dieſen Vortheil beſonders hoch und als ein Verdienſt anrechnen, man müßte denn denjenigen gewandt und tapfer nennen, der ruhig zu Hauſe bleibt und dem Feinde nicht entgegen zieht. Der Religiöſe irrt nicht philoſophiſch, weil er überhaupt mit der Philoſophie nichts zu thun haben will. (Daß er aber ſchon durch ſeine Iſolirung irrt, daß ſeine Irrthümer entſetzlich ſind, daß er doch nicht ohne philoſophiſche Beſtimmungen exiſtiren kann und daß ihm immer die abgelebten philoſophiſchen Formen als Erbtheil zufallen und gewöhnlich nur ſein einziges Beſitzthum bilden, geht uns hier Nichts an.)

Sein Mißtrauen hilft aber dem Religiöſen noch weiter und gibt ihm ſogar eine Kraft, deren Bedeutung er ſelbſt nicht einmal ahnet. Eine beſtimmte Philoſophie — ſo iſt es auch mit der Hegelſchen der Fall — mag immerhin ihre ganze Kraft aufbieten und verſchwenden, um ſich mit der Religion in Einklang zu ſetzen, der Religiöſe merkt es doch, daß eben dieſe Kraft als philoſophiſch mit der Religion in Disharmonie ſteht, und er merkt es immer zuerſt. Er hat die feinſte Witterung für alles Philoſophiſche, und wo er einen philoſophiſchen Gedanken findet, iſt er von vorn herein überzeugt, daß derſelbe mit der Religion nicht beſtehen könne. Die Religiöſen ſind es immer zuerſt, die ein philoſophiſches Syſtem richtig beurtheilen, wenn ſie in ihm Pantheismus oder Atheismus wittern, und ihr Gefühl — man denke an die theologiſchen Controverſen gegen Carteſius oder Kant — iſt oft ſo ſein, daß ſie in der Philoſophie, die ſie gerade angreifen, ſchon die Conſequenz treffen, welche das folgende Syſtem ausbildet.

So iſt es auch mit der theologiſchen Kritik des Hegelſchen Syſtems gegangen. Hegel wandte die ungeheure Kraft ſeiner Ueberzeugung und Arbeitſamkeit darauf, die Einheit von Religion und Philoſophie nachzuweiſen; es half aber Nichts; die Theologen und Religiöſen hörten nicht auf, über Pantheismus und Vergötterung des Ich zu ſchreien. Sie hatten Recht. Damals, als ſie am lauteſten und ununterbrochen ſchrieen, wollte man es ihnen nicht zugeſtehen, was einfach daraus zu erklären iſt, weil man den betretenen Weg nicht verlaſſen konnte und auch nicht durfte, bis nicht alle Verſuche, Religion und Philoſophie zu verſöhnen, erſchöpft waren. Die große Arbeit, das unendliche Experiment beſchäftigte die Geiſter und machte ſie taub gegen das theologiſche Geſchrei. Jetzt aber, da der Weg bis an das Ende zurückgelegt iſt, wo es ſich zeigt, daß Religion und Philoſophie nicht mehr zuſammen wandeln können und daß ihr Verhältniß in anderer Weiſe zu ordnen iſt, muß den theologiſchen Eiferern zugeſtanden werden, daß Hegels Lehre Pantheismus, und im Grunde, d. h. wenn ſeine Conſequenz gezogen und ſein wahrer Sinn entwickelt wird, noch etwas Anderes iſt. Die Ehre des Syſtems muß offen bekannt werden, wenn ſie als ſolche durch alle Vermittelungsverſuche und Kämpfe ſiegreich ſich durchgeſchlagen hat.

Auch dann, wenn die Religiöſen und Rationaliſten die Philoſophie des Pantheismus und der Vergötterung des Ich anklagen, ſind ſie nicht zu widerlegen. Früher, in der eigentlichen Periode dieſes Kampfes, konnte man ſich ernſtlich auf Widerlegungen der Art einlaſſen und ſich darauf berufen, daß die Immanenz nach der Lehre der Philoſophie die Transſcendenz nicht ausſchließe; aber man glaubte auch damals wirklich an die Transſcendenz, von der man ſo viel ſprach. Jetzt ſpricht man nicht einmal von ihr, weil der Glaube an Sie aus dem philoſophiſchen Wiſſen vertrieben iſt. Es kann alſo auch nicht dem religiöſen Ankläger gezeigt werden, daß die Philoſophie auch eine Transſcendenz und am Ende gar dieſelbe lehre, wie er ſie annimmt.

Dem Ankläger kann ferner deßhalb keine Apologie entgegengeſtellt werden, weil er ſeine Anklagen nach den Vorausſetzungen ſeines religiöſen Standpunctes ausdrückt, dieſe Vorausſetzungen aber gerade von dem Philoſophen nicht getheilt werden. Wenn der Philoſophie vorgeworfen wird, ſie lehre die Einheit von Gott und Welt, ſo wird ihr ſonderbarer Weiſe die Vorausſetzung einer Unterſcheidung zugemuthet oder in den Schuh geſchoben, an die ſie nicht denken kann. Ebenſo, wenn ihr vorgeworfen wird, ſie vergöttere das Ich. Gegen dieſe Vorwürfe hilft keine Apologie, die in dem Sinne und zu dem Zwecke etwa geführt wird, damit ſich der Gegner zufrieden ſtelle und zu guterletzt zugebe, die Philoſophie laſſe ſeine Vorausſetzungen gelten. Sondern die einzige Widerlegung iſt diejenige, die für ihn ſo gut wie keine iſt, die das Uebel in ſeinen Augen nur noch größer macht und den Bruch zwiſchen ihm und der Vernunft vollendet.

Die wahre Widerlegung iſt die Fortbildung der Philoſophie und ihre Befreiung von allen poſitiven Vorausſetzungen, die ſie bisher noch mit ihren religiöſen Gegnern zu theilen ſchien. Die bloße Apologie bringt niemals weiter, die Gegner bringt Niemand aus ihrem Gegenſatz gegen eine beſtimmte Philoſophie, ſo lange ſie dieſe beſtimmte bleibt. Das angeklagte Syſtem muß vielmehr der philoſophiſchen Kritik unterworfen und von ſeiner Beſtimmtheit befreit werden. So wird es den Gegnern entriſſen, zu ſeiner eignen Wahrheit gebracht und ſein Sieg iſt dann auch entſchieden.

Gerade in dem Puncte, um welchen in den letzten Jahren am meiſten geſtritten iſt, geht das Hegelſche Syſtem ſeiner Vollendung entgegen, und der Anſtoß, den es dadurch einmal erhalten hat, wird es auch in den andern Disciplinen vollenden und ſeinem eignen, ewig wahren Princip gemäß ausbilden. Seine poſitive Anſchauung, nach welcher es die Allgemeinheit des Selbſtbewußtſeins von dieſem noch als eine ſubſtanzielle Macht zu unterſcheiden ſchien, wird durch die Kritik in das Selbſtbewußtſein und deſſen Bewegung, welche Alles umfaßt, weil das Selbſtbewußtſein die Einheit und Macht des Univerſum iſt, hineingezogen, und wenn der Proceß vollendet iſt, ſo komme nur der religiöſe und rationaliſtiſche Gegner mit ſeinen Anklagen und Einwürfen; er wird finden, daß eine Macht, die ihn und ſeine ganze Welt erkannt hat, ihm unerreichbar iſt. So wenig wird er gegen ſie etwas vermögen, als er ſchon jetzt, in dieſem Augenblicke, dem Selbſtbewußtſein die erkannte Religion, Kirche und Bibel entreißen wird. Die Widerlegung des religiöſen Gegners iſt die Kritik ſeiner transſcendenten Mächte.

Wir hatten oben erwähnt, wie Herr Paniel die „Klugheit“ der Philoſophie zu rühmen weiß; zum Schluß können wir noch bemerken, daß er auch den Punct getroffen hat, wo ſie ſich „unklug“ benimmt. „Es iſt von der philoſophiſchen Richtung, ſagt er S. 235, unklug gehandelt, ihren natürlichen Verbündeten (den Rationalismus) gegen die Beeinträchtigung der Geiſtesfreiheit ſchnöde desavouiren zu wollen.“ Schnöde! Wer wird die Wichtigkeit und Bedeutung des Rationalismus für die Kritik des beſtehenden und für die Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins mehr und aufrichtiger anerkennen, als der philoſophiſch Gebildete? Wem wird es einfallen, die gründlichen, kritiſchen Arbeiten, die von Rationaliſten ausgegangen ſind, ſo weit ſie wirklich kritiſch ſind, nicht anzuerkennen, zu ſtudiren und aus ihnen zu lernen? Wenn ſie nur gründlich und kritiſch ſind! Aber von den ungründlichen, unkritiſchen Werken abgeſehen: der deutſche Rationalismus bilde ſich nur nicht ein, Alles zu ſein, Alles gemacht zu haben. Die Philoſophen haben die Hauptſache gethan, und dann erlaube er uns, von einem Volke zu lernen, deſſen Schärfe er doch nur platt gemacht hat. Leſe, ſtudire Herr Paniel die Franzoſen des vorigen Jahrhunderts, und entſcheide er dann, wo mehr gründlicher Ernſt, Schärfe, Geiſt und Freiheit zu finden iſt, bei den ſogenannten Fremden oder bei den guten deutſchen Rationaliſten.

Um Verbündete iſt es der Philoſophie nicht zu thun: ſie ſteht, auch wenn ſie keine Verbündete unter den Gelehrten hat, oft auch, obgleich ſie Verbündete hat. Kritik iſt eine ihrer erſten Pflichten, und wenn ſie die Kritik gegen ſich ſelbſt und ihre eignen Anhänger richtet, ſo wird ſie wohl auch gegen ihre Widerſacher kritiſch ſein müſſen.

Der Rationalismus iſt aber ihr nächſter Gegner, weil er die reine Vollendung des religiöſen Bewußtſeins iſt. Mit dieſer Anerkennung wird auch Herr Paniel ſich zufrieden geben: — wie weit ſein relatives Recht in der Bremiſchen Verfluchungsgeſchichte geht, werden wir in einem folgenden Artikel auseinander zu ſetzen ſuchen.

B. Bauer.

III.

Einleitung in die Dogmengeſchichte von Theodor Kliefoth. X. 387. Parſim und Ludwigsluſt, Hinſtorff'ſche Hofbuchhandlung. (1½ Rthlr.)

Eine wackere und vortreffliche Leiſtung! Vortrefflich wenigſtens iſt das Menſchliche in dieſem Buche, der Theil nämlich, welcher menſchlich geſtaltet, die menſchlichen Angelegenheiten, die er darſtellt, in ihrer Menſchenform wieder gibt, in welcher ſie uns allein anſprechen und als Geiſt von unſerm Geiſt erſcheinen können: wir meinen den Theil, welcher die Entwickelung des Dogma und des Symbols bis zu ihrer Auflöſung in den verſchiedenen Formen des theologiſchen Bewußtſeins darſtellt. Dieſe Abſchnitte wären faſt vollendet, wenn ihre Vorausſetzungen richtiger und die Ausſichten, die ſie zum Schluß eröffnen ſollen, feſter geſtaltet und nicht ſo nebelhaft und geſpenſtiſch wären, wie ſie es wirklich ſind. Der Boden, auf welchem der Herr Verfaſſer ſeine Arbeit gegründet, iſt unhaltbar, und die Weiſſagungen, mit denen er ſchließt, ſind ſchon in dem kurzen Zeitraume, ſeitdem ſie ausgeſprochen ſind, widerlegt und als falſch bewieſen. Auf einer neuen Grundlage und mit einem neuen Schluß wird die Arbeit von Neuem ausgeführt werden müſſen, und wird ſie dann ein anderes Ausſehen bekommen, ſo wird doch dem Herrn Verfaſſer das

Verdienſt bleiben, daß er mehrere der wichtigſten Grundlinien und Umriſſe zuerſt vorgezeichnet hat.

Wenn ubrigens die Weiſſagungen des theologiſchen Bewußtſeins ſich immer ſo ſchnell als falſch beweiſen, dann hat es verloren und die Sache der Vernunft und Menſchheit hat gewonnen. Es iſt aber einmal nicht anders: in demſelben Augenblicke, wo es von theologiſchen Siegen weiſſagt, hat jenes Bewußtſein ſchon verloren, und die Philoſophie, Kritik und menſchliche Freiheit beweiſen ihm, daß ſie ihm weit zuvorgekommen ſind. Dieſe Widerlegung hat das Werk des Herrn Kliefoth in den letzten zwei Jahren bereits erfahren müſſen, und unſere Aufgabe kann nur darin beſtehen, daß wir in Kurzem nachweiſen, wie ſeine Lebenspuncte ſämmtlich ſchon todtlich getroffen ſind.

In drei Abſchnitten handelt der Herr Verfaſſer 1) „von der Geneſis und dem Begriffe des Dogma, 2) von der geſchichtlichen Entwickelung des Dogma und den Geſetzen derſelben, 3) von der Darſtellung der geſchichtlichen Entwickelung des Dogma oder der Dogmengeſchichte.“ Ueberall bietet er uns nicht nur eine Fülle von ſinnigen Bemerkungen, Reflexionen und Combinationen, Früchte ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit und der lebendigen, plaſtiſchen Kraft, mit welcher er die Ergebniſſe ſeiner umfaſſenden Studien zu vereinigen und zu geſtalten wußte; er erfreut und belehrt uns nicht nur durch die anſpruchsloſe und oft kunſtleriſche Weiſe, mit der er die einzelnen Stadien, Standpuncte und Formen in der Entwickelung des dogmatiſchen Bewußtſeins ſchildert, ſondern auch die Hauptgeſetze dieſer Entwickelung, ihren Verlauf und Zuſammenhang hat er im Weſentlichen richtig und erſchöpfend nachgewieſen. Nur der Anfang und das Ende, die Grenzpuncte, welche er dieſer Entwickelung geſetzt hat — alſo gar nicht unwichtige Dinge — ſind verfehlt, und allerwärts, wo es nicht zu vermeiden war, daß ſie mit der Mitte in Beruhrung und Verhältniß traten, hat es auch dieſe büßen müſſen. Die Mitte verräth den philoſophiſchen Geiſt, Anfang und Ende ſind Ausſagen des frommen und theologiſchen Bewußtſeins. Jene würde den Verfaſſer der „Undankbarkeit“ zeihen, wenn er nicht (S. 7) „bevorwortete, wie viel er für geiſtige Auffaſſung der Geſchichte und Verſtändniß wiſſenſchaftlicher Formen und Weiſen aus den Werken Hegels lernte“; Anfang und Ende ſind Ergebniſſe der Schleiermacherſchen Bildung, und ſtimmen namentlich, wenn ſie auch eigenthümlich geformt und ſelbſtſtändige Producte des Verfaſſers ſind, mit den Wünſchen, Reſultaten, Beſtrebungen und Gedanken derjenigen überein, die, von Schleiermacher angeregt, einer neuen Zukunft der Kirche entgegen ſehen und für dieſelbe zu wirken ſuchen. Wenn die Mitte des vorliegenden Werkes frei, liberal und menſchlich iſt, ſo thuen Anfang und Ende für dieſe Gebrechen Abbitte, ſo wie dieſe von der Mitte widerlegt, oder wenn ihr freier Raum zur Entwickelung gelaſſen wird, von ihr zerſprengt und in die blaue Luft, wo ſie hingehören, aus einander getrieben werden.

Mit Einem Worte: der Grundmangel dieſes vortrefflichen, ſo ſauber und mit ſo tüchtiger Intenſivität des Geiſtes ausgearbeiteten Werkes beſteht darin, daß es uns von freien Menſchen, ihrer freien Thätigkeit erzählt, die inneren Geſetze nachweiſt, welche dieſe Thätigkeit vernünftig beſtimmten und leiteten und eine That aus der andern erzeugten, daß es alſo die Dogmen, Symbole und die Auflöſung derſelben als freie menſchliche Thaten nicht nur bezeichnet, ſondern als ſolche auch nachweiſt, und dennoch dieſe Freiheit und die That ſelbſt wieder läugnet, indem es ein Material vorausſetzt, welches unabhängig von dem menſchlichen Selbſtbewußtſein gegeben, vom Himmel herabgefallen und, nachdem es die gottloſen Menſchen aufgelöſt hatten, damit der Kreistanz von Neuem beginnen könne, wiederum vom Himmel gefallen war. In welche Widerſpruche aber muß ſich das theologiſche Bewußtſein, welches ohne jenen Grundwiderſpruch nicht beſtehen kann, verwickeln! Entweder begreift man nicht, warum die Wahrheit, wenn ſie doch einmal von den Menſchen nicht gefunden und geſchaffen werden konnte, nicht ſogleich von vorn herein fertig und vollkommen entwickelt, ſo daß die Menſchen ſie weder erſt zu formen noch unter ihren Zänkereien zu trüben und zu entſtellen brauchten, vom Himmel fiel. Oder konnte es einmal nicht anders ſein, als daß die Wahrheit als einfache Subſtanz den Menſchen gegeben wurde, ſo mußte ſie als himmliſche Subſtanz allmächtig ſein, welche die Menſchen widerſtandslos zwang, ihrer Entwicklung zu dienen. Alles Gerede von Freiheit, That, Willen wäre dann eine Lüge, und, was die Hauptſache iſt, dieſe Subſtanz müßte dann ſo übermächtig gewirkt haben, daß Irrthum, Streit, Abweichungen von dem Wahren unmöglich wären, und am allerwenigſten würde man es unter dieſer Vorausſetzung begreifen können, wie es die himmliſche Subſtanz in der Zeit der Aufklärung dahin kommen laſſen konnte, daß ſie ſelbſt mit allen ihren beſtimmten Formen, für deren Ausarbeitung ſie zwei Jahrtauſende aufgewandt hatte, den gottloſen Philoſophen als Beute und Kampfpreis anheimfiel. Die Geſchichte widerſpricht der theologiſchen Vorausſetzung, hätte dieſe Recht, ſo gäbe es keine Geſchichte, es müßte denn eine Geſchichte ſein, die es nur bildlich und im uneigentlichen Sinne iſt, wie man von einer Naturgeſchichte ſpricht; oder gibt es eine Geſchichte — und deren Stichworte: Freiheit, Werden, Entwickelung gebrauchen ſelbſt Theologen — ſo hat jene theologiſche Vorausſetzung Unrecht.

Da der Herr Verfaſſer an dieſem Punkte, wo es ſich um die wahre Grundlage ſeines Werkes handelte, am ſchwächſten iſt, ſo muß er ſich mit theologiſchen Halbheiten helfen: „Das Chriſtenthum, ſagt er, iſt zunächſt Subſtanz", aber andererſeits iſt ſeine „Entwicklung nur geſchehen durch menſchliche Individuen und Subiecte“ — alles nur Redensarten und Behauptungen, welche den Hochmuth des Selbſtbewußtſeins, daß auch jene Subſtanz ſeine Schöpfung ſei, zurückweiſen ſollen. „Jene chriſtliche Subſtanz war es, heißt es dann auf jenem Standpunkte weiter, welche die ſubjective That und Kraft der Individuen ſich zum Organ aneignete.“ Organ! dieſe abgenutzte theologiſche Krücke! Was das aber doch für eine Subſtanz iſt, die ſich nicht ſelbſt aus ihr heraus ihre „Organe“ ſchaffen konnte. Wie ſtumpfſinnig, ohnmächtig und plump müßte dieſe „organloſe“ Subſtanz ſein! Hat denn aber die Subſtanz nicht ſogleich alles, was ſie zum Leben und — Tode braucht, an ihr ſelbſt, Leben, Glieder und was ihr gewiß noch viel lieber iſt, Bewußtſein und Selbſtbewußtſein, wenn ſie die Beſtimmtheit, Schöpfung und zugleich die Macht des Selbſtbewußtſeins ſelber iſt? Wozu alſo dieſe plumpe Fiction, welche die Subſtanz zu einem Formloſen — wer weiß was? vielleicht einem Gas und dergleichen — macht und den Menſchen zum Organ von Etwas, das mit ſeiner Natur urſprünglich nichts zu ſchaffen hat? Was iſt das für ein Menſch, der ſich zum Organ von etwas ihm Fremden macht oder vielleicht gar ſo ſchwach iſt, daß er ſich wider ſeinen Willen zu einem ſolchen Unding von „Organ“ gebrauchen läßt? Wozu alſo eine Fiction, welche Beidem, der vermeintlichen Subſtanz und dem „Organ“ nur Unrecht und Unehre zufügt und zufügen muß, weil ſie die Einheit, die kein Menſch ſcheiden ſoll, auflöst und die beiden getrennten Hälften — dieſe armen Krüppel — nur ſehr ſchlecht, d. h. gar nicht wieder zuſammenbringen kann? Laßt doch endlich ab von dieſem Wortkram, dieſen Qualereien und verſtandloſen Sophismen. Wachſen Organe von außen her an? braucht eine Subſtanz umherzulaufen, um ſich Organe zu ſuchen, oder braucht ſie ſo lange im Winkel zu warten, bis das gute Glück ihr Organe zuführen kann? Nun, wenn das alſo nicht der Fall iſt, wenn wir da, wo wir Organe ſehen, auf eine innere Seele ſchließen, die in ihnen urſprünglich zu Hauſe iſt, wenn Eines nur mit dem Andern, keines ohne das Andere iſt, ſo ſprecht nicht mehr von einer Subſtanz, die vom Himmel gekommen iſt, als auf der Erde indeſſen, während ſie früher ſchlief, ihr die nothwendigen Glieder gewachſen waren. Wie konnte ſich dergleichen zuſammenfügen? Oder hätte ſich die Subſtanz falſcher, angeleimter oder angeſchnallter Glieder bedient? Guter Menſch, was wareſt du dann bei deinen Leiden und Schmerzen in der Geſchichte geweſen! Ein falſches, geliehenes, angeſchnalltes Glied, ein hölzernes Bein, das man in den Ofen wirft, wenn es — und das geſchieht immer ſehr bald — ſich abgenutzt hat. O, die elenden Organe, die gliederloſe Subſtanz! Es iſt nur gut, daß es außerhalb der Sprache und des Bewußtſeins der Theologen nie ſolche Krüppel gegeben hat. Immer in dem Augenblicke, wenn die Philoſophie ein Princip aufgibt, kritiſch auflöst und mit einem neuen vertauſcht, nimmt es die Theologie auf, um mit ihm Staat zu machen. Und für ſie iſt es in der That immer noch gut genug. Wenn die Schlange der Ewigkeit ſich verjüngt hat und in einem neuen Kleide prangt, hat die Theologie, dieſe heuchleriſche Magd Gottes, den abgelegten Schlangenpelz angezogen. Das iſt auch ein Grund, weshalb beide immer mit einander in Kampf liegen: die Theologie will nicht nur gottesgelahrt ſein, ſondern ſie behauptet auch, die wahre Uniform zu tragen, wie ſie den Kämpfern für die Wahrheit geziemt. Sie will nicht nur gläubig, ſie will auch wahr ſein. So iſt es allerdings an dem, daß Hegel die allgemeinen Mächte des Selbſtbewußtſeins als die Subſtanz deſſelben bezeichnet und — es iſt nicht nur eine Bezeichnung — als dieſe Subſtanz begreift. Sein Princip iſt aber in ihm ſelber die Kritik dieſes Standpunktes des Subſtantialitäts-Verhältniſſes, d. h. die ideale Macht, welche die Subſtanz zur freien Schöpfung, Darſtellung und Gegenwart des Selbſtbewußtſeins erhebt oder — wenn man will — herabſetzt. Es iſt wahr, er ſcheint manchmal zu viel Gewicht auf die Anerkennung der Subſtanz zu legen, aber es geſchieht dann gewöhnlich nur, weil er dem Rationalismus und deſſen ſubſtanzloſen Ich ein Gegengewicht aufſtellen will. Endlich iſt nicht zu läugnen, daß er in manchen Ausführungen allerdings viel zu ſehr im Subſtantialitäts-Verhältniß verweilt und nicht den gehörigen Rückweg zum Selbſtbewußtſein wiederfindet — das iſt aber nur ein Mangel, nach deſſen Ergänzung nicht weit umher geſucht zu werden braucht: ſie liegt im Hegelſchen Princip ſelbſt und in den glänzendſten entgegengeſetzten Ausführungen, die wir dem Meiſter ſelbſt bereits verdanken, mag nun dieſer Dank, wenn wirklich weiter gegangen wird, aus Mangel an Gedächtniß oder im Sturm des Weitergehens und in der Hitze des Gegenſatzes vergeſſen werden.

Kurz, die Kritik der Subſtanz vollendet ſich, das Selbſtbewußtſein wird frei und allmächtig, die Menſchheit kommt zu ſich ſelbſt und in demſelben Augenblicke ſehen wir in vorliegendem Werke, wie die Theologie das Wort der Subſtanz zur Loſung macht und die Irrthümer, die mit einem einſeitigen Princip verbunden ſind, durchmachen muß. Die Philoſophie erkennt in den allgemeinen Beſtimmungen des religiöſen Bewußtſeins die Schöpfungen des Selbſtbewußtſeins und die Ausſagen deſſelben über ſeine Natur, Einheit, Allmacht und innere Bewegungen; die Theologie erhebt dieſe Beſtimmungen zur Subſtanz, die ſich der Menſchen zu ihrer Entwickelung als der Organe bedient. Die Philoſophie macht die Religionsgeſchichte zu dem wieder, was ſie urſprünglich war, zu einem Act der Freiheit, in welchem es das Selbſtbewußtſein mit ſich ſelbſt zu thun hat, die Theologie macht ſie zu einem Naturproduct, welches ſo, wie es entſtand, entſtehen mußte, zu einem Product, deſſen Hervorbringung der Menſch unwillkürſich als Organ dienen mußte. Der Freiheit der Philoſophie muß jetzt die Theologie die Nothwendigkeit der Subſtanz entgegenſetzen.

Aber der Subſtanz widerfährt daſſelbe Schickſal, welches alle philoſophiſchen Beſtimmungen erleiden müſſen, wenn ſie von den Theologen zu ihrem Beſten angewandt und benutzt werden: ſie werden transſcendent, heilig geſprochen, in den Himmel erhoben und dadurch um ihren wahren, vernünftigen und menſchlichen Sinn gebracht. Man denke doch nur eine Subſtanz, die auf die Erde kommt, um zu „Organen“ zu gelangen! Der Theologe zertrennt, was Eines iſt, oder verdoppelt es zu einer himmliſchen und irdiſchen Geſtalt, oder er ſtellt es überhaupt dem Menſchlichen entgegen, um ihm in dieſem Gegenſatze die gehörige Verehrung zu ſichern. So macht es der Herr Verf. auch mit der heiligen Schrift. In der Geneſis des Dogma nimmt er nämlich im Ganzen und formell betrachtet richtig drei Momente an: das geiſtige, traditionelle und das wiſſenſchaftliche. Das geiſtige iſt die ſubjective Wirklichkeit der Subſtanz, d. h. die Gegenwart der Subſtanz in den Subjecten, die ſie ſich als „Organe“ angeeignet hat. Das traditionelle Moment iſt die in der Geſchichte hervorgebrachte „Geſtaltung“ des chriſtlichen Geiſtes, umfaßt als ſolches S. 44 „ein gedoppeltes: das bibliſche und das in der bisherigen geſchichtlichen Entwickelung der chriſtlichen Lehre gegebene“. Beides ſteht „inſofern in Einklang, als die ſpätere hiſtoriſche Lehrentwicklung ſich immer auf die in der Bibel gegebene ſubſtantielle Grundlage baſirt“; und beides ſteht wieder „inſofern in Differenz, als die Trübung der Lehrentwicklung durch die Sünde eine geringere oder größere Abweichung von dem ſchriftgemäßen in ſich ſchließt.“ Die Bibel iſt ſomit das „Heilmittel der chriſtlichen Erkenntniß“. Warum? Sie iſt S. 39 „vom heiligen Geiſte eingegeben und ihre Verfaſſer erzählen als Augenzeugen ꝛc. ꝛc.“ „Wenn ein gleichzeitig lebender Heide uns über die Geſetzgebung am Sinai oder über den Tod Chriſti berichtet hätte, ſo würde ſein Bericht nicht die Geltung der Schrift für uns haben können. Denn als Heide ſtand er nicht — wie die Berichterſtatter der heiligen Schrift — innerhalb dieſer Geſchichte, nicht unter der Gewalt ihres Geiſtes.“ Natürlich! Aber wozu ſoll auch dieſes theologiſche Kunſtſtück, dieſe theologiſche Autologie, die ſich wunders wie viel zu Gute weiß, dienen? Wen ſoll dieſe Escamotage in unſern Tagen noch täuſchen? Warum konnte ein Heide uns nichts von der heiligen Geſchichte erzählen? weil er nicht unter der Macht des Geiſtes derſelben ſtand? weil er von dieſem Geiſte nicht erfüllt war? Wozu dieſes leere Stroh dreſchen? Konnte er denn als Heide überhaupt auch nur Augenzeuge einer Geſchichte ſein, die eine rein geiſtige, innerliche war? Deshalb — darauf reducirt ſich der ganze Handgriff und Mechanismus dieſes wunderſchönen theologiſchen Kunſtſtücks — deshalb konnte er nicht zeugen wie ein Chriſt, weil er ein Heide, weil er kein Chriſt war. So wenig konnte er von einer heiligen chriſtlichen Geſchichte zeugen, als es einem Inder oder Perſer unmöglich war, von der Geburt des Zeus oder von den Kämpfen des Herakles zu zeugen. Die Schrift iſt Nichts als die erſte Urkunde des chriſtlichen Bewußtſeins und der Geſchichte, die mit dem Aufgang des chriſtlichen Princips im Innern der Gemeinde geſetzt und in derſelben geiſtigen Localität ausgeführt war. Wenn das kritiſche Selbſtbewußtſein hinter dieſes Geheimniß gekommen iſt, ſo muß auch die Betrachtung der Schrift innerhalb der Darſtellung der Dogmengeſchichte eine durchaus andere werden, als ſie bisher geweſen iſt. Einerſeits allerdings wird die Schrift als die Norm des dogmatiſchen Bewußtſeins anerkannt werden müſſen. Wenn aber dieſe Anerkennung ſelber ſchon nur in dem objectiven Sinne geleiſtet wird, daß gezeigt wird, wie und in welchen Formen das kirchliche Bewußtſein die Schrift als Regulativ ſeiner ſelbſt betrachtete und betrachten mußte, wenn ſich ferner zeigt, daß das kirchliche Bewußtſein vielfach gegen die Schrift verſtieß und ſich als den Herrn derſelben aufführte, wenn ſich als Grund dieſer Aufführung der Umſtand verräth, daß das kirchliche Bewußtſein nicht nur der Form, ſondern auch dem Inhalte nach eine weitere Entwicklung des chriſtlichen Princips iſt — dann iſt es klar, daß die Schrift ſelbſt der Dogmengeſchichte verfällt, einerſeits als Gegenſtand des gläubigen und kirchlichen Bewußtſeins, andererſeits als die erſte und noch unvollendete Darſtellung der Beſtimmungen, an welchen die Kirche zwei Jahrtauſende gearbeitet hat.

Es iſt nicht anders zu erwarten: wenn die Subſtanz, welche ſich im geiſtigen und traditionellen Momente des Dogma vermittelſt der angeeigneten Organe ihre erſten Geſtalten gibt und namentlich ſich zunächſt in Form von Reflexionen darſtellt, von außen der Menſchheit zugekommen iſt, dann kann auch das dritte und letzte Moment des Dogma, das wiſſenſchaftliche, welches die verſchiedenen in Gegenſatz vertretenen Reflexionen zur Einheit zuſammenfaßt, nur (S. 48) ein „formelles Element“ ſein. Conſequent, aber durch die neueſten Fortſchritte der Wiſſenſchaft völlig widerlegt. Jene Macht und allgemeine Beſtimmtheit, welche das gläubige Bewußtſein als ſeine Subſtanz betrachtet, iſt ja die innere Beſtimmtheit der Subjectivität ſelber, die Schrift iſt freie Schöpfung des Selbſtbewußtſeins, ſo frei wie die ſpätern Verſuche der Kirche, ihr Princip zur Form des Bewußtſeins zu erheben: ſo iſt nun auch die abſchließende Hervorbringung des Dogma nur der letzte entſcheidende Punkt in jener Bewegung, in welcher die Subjectivität ihre innere Beſtimmtheit zum Gegenſtand des Bewußtſeins zu machen ſuchte. Form wie Inhalt gehörte dem Selbſtbewußtſein an und der Inhalt exiſtirte für daſſelbe nur, indem es ihm dieſe beſtimmte Form gab. Die

Dogmen bildende Subjectivität iſt ſich dieſer ihrer ſchöpferiſchen Thätigkeit nur nicht bewußt, da ſie denſelben Inhalt, den ſie als Dogma ſchafft, auch in den frühern Formen, in denen er als unbefangene Vorausſetzung des Glaubens und als Buchſtabe der heiligen Schrift erſchien, als einen ſchlechthin von außen und ohne ihr Zuthun gegebenen betrachtet. Sie iſt nach allen Seiten gefangen, weil ſie religiös und poſitiv iſt. Ihre Thätigkeit kann demnach nicht einmal eigentlich wiſſenſchaftlich genannt werden, wenn dieſes Prädicat nur derjenigen Thätigkeit vorbehalten werden muß, welche vom Selbſtbewußtſein mit dem Bewußtſein, daß ſein Werk und ſein Gegenſtand es ſelbſt iſt, ausgeübt wird. Nach einer Seite hin hat daher der Herr Verf. Recht, wenn er die vermeintlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit in der Ausbildung des Dogma formell nennt; denn in der That iſt dieſe Thätigkeit nur eine verſtändige — deshalb in ihr ſelbſt immer noch widerſprechende — Combination der Reflexionsgegenſätze. Das Dogma iſt nur ein Waffenſtillſtand der Gegenſätze und Widerſprüche, höchſtens ein in der Noth geſchloſſener Frieden, welchen die Noth bald darauf wieder bricht. Aber das kommt nur daher, weil die Gegenſätze, die es vereinigen will, falſch geſtellt, und weil ſie an ſich poſitiv ſind und weil es die poſitive Natur der Gegenſätze anerkennt und ſomit ſelbſt poſitiv bleibt. Es iſt eine Antwort auf eine falſch geſtellte Frage, eine Antwort, welche die Richtigkeit der Frage vorausſetzt und wiederum nur die Vorausſetzung der Frage conſequent und mathematiſch genau zuſammen und in Gleichgewicht bringt. Es iſt die Conſequenz der Inconſequenz, die Folge und Vereinigung einer an ihr ſelbſt unberechtigten Trennung. Nach dieſer Seite hin iſt die dogmenbildende Thätigkeit nur formell. Im Grunde aber iſt ſie die Fortſetzung und der poſitive Abſchluß einer Schöpfung, welche rein und allein aus der Kraft des Selbſtbewußtſeins hervorgegangen iſt.

Wie der Anfang ſo das Ende, nämlich das Ende, welches der Herr Verf. von der geſchichtlichen Entwickelung des Dogma erwartet. Seine Erwartung iſt richtig, ſie iſt in der Natur des dogmenbildenden Bewußtſeins, ſo wie in allen Elementen der gegenwärtigen Zeit begründet, ſie iſt ſogar zum Theil bereits eingetroffen und doch iſt ſie verfehlt, weil ſie ſich innerhalb der Schranken der poſitiven Intereſſen des dogmatiſchen Bewußtſeins hält und nicht den höhern Standpunkt anerkennt, auf welchem es ſich zeigt, wie dieſe Schranken gleich einem Nebelgebilde des anbrechenden Tages in der Klarheit, Gluth und Pracht des Tageslichtes ſich auflöſen und verſchwinden. Richtig iſt es, wenn er ſagt (S. 87), „daß die Entwickelung der Soteriologie (des dritten Dogmenkreiſes) im Proteſtantismus ſich in der Gegenwart vollendet habe und daß der kirchliche Geiſt in unſerer Zeit einer neuen kirchlichen und dogmatiſchen Entwickelung zuſchreite.“ „In den vorigen drei Perioden, fährt er fort, ſcheint auf den erſten Blick der Inhalt des chriſtlichen Wiſſens erſchöpft. Wenn das objektive Heil, wenn der Zuſtand des Menſchen in der Sünde begriffen und nun auch eingeſehen iſt, wie dieſer Sünder durch das objective Heil von ſeiner Sünde befreit werde und wozu er dann gedeihe, ſo ſcheint der Kreislauf dogmatiſchen Wiſſens erſchöpft. Und doch iſt dem nicht ſo.“ Welche Lehre iſt alſo noch zu entwickeln? „Die Lehre von der Kirche“ erhalten wir zur Antwort.

Richtig! Die Entwickelung vom Gegenſtande des dogmatiſchen Bewußtſeins iſt erſchöpft oder ſie ſcheint erſchöpft zu ſein. Wenn nun aber, nachdem alle bisher gebildeten beſtimmten Dogmen ihre Auflöſung gefunden haben und, wie der Verf. trefflich gezeigt hat, in der Entwickelung des theologiſchen Bewußtſeins finden mußten, wenn nun alſo ein neues Dogma zur Geſtaltung und Anerkennung kommen ſollte, wird dieſem ein glücklicheres Loos zufallen? Wird es die Stürme und Gewitter der Geſchichte oder die nie ruhenden Angriffe des Selbſtbewußtſeins aushalten können? Wird es beſtehen, wie Granitberge Beſtand haben? Ein Geſchichtſchreiber, der in dem Maße wie der Herr Verf. auf die Zukunft reflectirt oder die Geſetze von der Entwickelung ſeines Gegenſtandes aufzuſuchen bemüht iſt, darf ſich nicht damit allein begnügen zu ſagen, daß die Lehre von der Kirche der Schlußſtein von der Entwickelung des Dogma iſt: er muß auch unterſuchen, welches Schickſal dieſem Schlußſtein bevorſteht, d. h. welche Mächte gerade bei ihm als dem Schlußſtein in Berührung treten und ſich bekämpfen.

Darin aber ſchon, daß die Lehre von der Kirche als Dogma oder als poſitive theologiſche Satzung auftritt, liegt der Keim ihrer Auflöſung. Dieſe Lehre muß nämlich deshalb zuletzt zur Sprache kommen, weil nach der Erſchöpfung der dogmenbildenden Thätigkeit und nach der Auflöſung der beſtimmten Dogmen, der Grund und Boden, aus welchem dieſe Dogmen hervorgegangen ſind, die Macht, welche ſie erzeugt und ſich in ihnen dargeſtellt hat, das Subject, welches ſich in ihnen objectivirt, das Selbſtbewußtſein, welches ſich in ihnen als Gegenſtand des Bewußtſeins betrachtet hat, nun als ſolches Gegenſtand der Betrachtung werden muß. Die Vorausſetzung der durchlaufenen Geſchichte, die Macht des ganzen vollendeten Proceſſes muß zuletzt zur Sprache kommen. Wie aber? wenn das Selbſtbewußtſein auch zuletzt noch, wenn es ſich als Vorausſetzung des dogmenbildenden Proceſſes und der geſammten kirchlichen Entwickelung betrachtet, ſich als eine jenſeitige und ihm ſelber fremde Macht betrachtet, iſt damit nicht der totale Widerſpruch des bisherigen Proceſſes vollendet und bis zu dem Punkte gediehen, wo er unerträglich geworden, aber auch ſeiner Auflöſung am nächſten gerückt iſt? Und weshalb war es ihm möglich, bis zu dieſer unerträglichen und ihm ſelbſt ſo gefährlichen Härte zu gelangen? Nicht nur deshalb, weil die dogmenbildende Thätigkeit ihrem Ende zueilt, ſondern die Entwickelung der Wiſſenſchaft, die Emancipation der Sittlichkeit, die zum Selbſtbewußtſein ihrer Freiheit gelangte Menſchlichkeit hat dazu beigetragen, daß das ſtatutariſche Bewußtſein ſeine poſitiven Intereſſen in dem vereinfachten aber damit fürchterlich gewordenen Widerſpruch zu vertheidigen gezwungen iſt. Es iſt damit der letzte Augenblick von dem Kampf des dogmatiſchen und freien Geiſtes eingetreten, die freie Sittlichkeit hat das letzte Bollwerk eines chimäriſchen Jenſeits zu erobern, d. h. den letzten Schein einer erträumten Objectivität aufzulöſen, und der Sieg, welcher Seite er angehöre, kann nicht zweifelhaft ſein.

Es iſt ſogar noch ſehr die Frage, ob die Lehre von der Kirche diejenige beſtimmte dogmatiſche Faſſung erhalten werde, welche der Herr Verf. erwartet. Wir wagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, es ſei unmöglich. Ja, damals, als man noch Dogmen zu bilden verſtand, war es anders, da war die Macht der Erkenntniß in der Kirche vereinigt, da war das Intereſſe des Geiſtes an ihm ſelbſt und an ſeinen höchſten Gütern — er iſt aber ſelbſt ſein höchſtes Gut — in der Kirche am thätigſten und lebendigſten. Jetzt haben ſich die Zeiten geändert: das poſitive, kirchlich beſtimmte Bewußtſein hat ſeinen Inhalt verloren, es iſt an ihm ſelber unbeſtimmt geworden und hat am allerwenigſten die Kraft, dieſe Unbeſtimmtheit ſeiner ſelbſt zu geſtalten. Aus Nichts wird Nichts. Dieſes leere Bewußtſein kann nur ſeine Kirchlichkeit, Unfreiheit und die Nichtigkeit des Selbſtbewußtſeins behaupten, es kann die Nichtigkeit des Selbſtbewußtſeins decretiren, indem es ſich kurzweg auf den himmliſchen, jenſeitigen Urſprung der Kirche beruft oder vielmehr dieſen Urſprung rein und allein nur vorausſetzt, aber es wird nimmermehr ein Dogma erzeugen, welches eben ſo wie in den frühern Zeiten der Kirche die höchſten und ſtrebendſten Geiſter verſöhnt, befriedigt und vereinigt. Es wird nicht einmal den Schein von einem Dogma hervorbringen, da die Läugnung der Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins als dieſe reine, einfache, wenn auch noch ſo abſichtliche und angeſtrengte Läugnung keinen Gehalt beſitzt, den ſie formen könnte. Dieſes forcirte kirchliche Bewußtſein iſt der Widerſpruch, daß es die Beſchränktheit, welche allen kirchlichen Satzungen eigen iſt, rein als ſolche ohne allen Inhalt behauptet, Nichts als dieſe Beſchränktheit anerkennt, d. h. ſie als unendlich und allgemein ſetzt. Früher hatten ſich alle Intereſſen des Geiſtes in die Schranken des kirchlichen Bewußtſeins hineingedrängt oder das kirchliche Bewußtſein war nur die beſchränkte Auffaſſung der Unendlichkeit des Selbſtbewußtſeins, alles Feuer des Geiſtes, die Leidenſchaft der Menſchheit für ſie ſelbſt und für ihre Wahrheit war in das Dogma concentrirt, Staat, Kunſt, Wiſſenſchaft waren mit der kirchlichen Schranke verwickelt oder in ſie hineingeengt — alle dieſe Verwickelung, Einengung und Concentration hat aber aufgehört, nachdem das Selbſtbewußtſein ſich ſelbſt und ſeine Mächte von dieſen Schranken befreit oder — was daſſelbe iſt — nachdem es den Inhalt des kirchlichen Bewußtſeins ſo lange bearbeitet und ſeine Schranke hin und her gewandt hatte, bis er die Form des Menſchlichen erhielt und damit ſelbſt menſchlich geworden war. Die Kunſt ging voran, die Wiſſenſchaft folgte, der Staat wird nicht zurückbleiben, er hat nur den letzten Kampf zu beſtehen. Was iſt alſo nach dieſer Kataſtrophe aus dem kirchlichen Bewußtſein geworden? Die leere, inhaltsloſe, aber zum Abſoluten erhobene Schranke, als ſolche, wenn ſie ſich noch behaupten will. Als dieſe reine Beſchränktheit bildet es allerdings den Schluß der vorhergehenden Geſchichte, denn ein ſolcher Schluß beſteht immer darin, daß die allgemeine Beſtimmtheit eines Standpunktes ſich zuletzt rein als ſolche behauptet, während ſie von dem vorwärtsſchreitenden Geiſte begriffen, als Erſcheinungsform des

Selbſtbewußtſeins verſtanden und ihres Inhalts beraubt iſt. Daher kommt es auch, daß dieſe Beſchränktheit es nicht einmal zur Form des Dogma bringen kann: Sie kann ſich nur als Eifer gegen die Wiſſenſchaft, als Oppoſition gegen die Freiheit, als Poſtulat, Wunſch, Sehnſucht zu erkennen geben.

Der Herr Verf. bemerkt noch (S. 92—94), daß auch die jetzigen Staatsformen, nämlich der formell conſtitutionelle und der Polizeiſtaat, da ſie „das Gemüth“ u. ſ. w. nicht befriedigen könnten, einer Ergänzung durch das kirchliche Bewußtſein bedürfen. Wiederum richtig! Sie bedürfen dieſer Ergänzung nicht nur, ſondern ſie finden dieſelbe auch als Oppoſition in ſich vor, der Polizeiſtaat als Oppoſition gegen ſeine ſüffiſanten Anmaßungen, mit denen er das Innere ſeinem Polizeimaß unterwerfen will, der conſtitutionelle Staat als Oppoſition, die er ſelbſt durch ſeinen beſchränkten Hochmuth berechtigt, wenn er ſeine beſtimmte poſitive Form als ewig und final betrachtet. Aber iſt denn dieſer oder jener Staat der Staat als ſolcher? Entwickeln ſich nicht die Staaten und reißen ſie, wenn ſie ſich entwickeln, nicht alle Kraft der Innerlichkeit in ſich hinein, ſo daß ſie dem Streben des Geiſtes nach dem Genuß ſeiner Unendlichkeit, einen Genuß, den ihm das kirchliche Bewußtſein niemals vollkommen gewähren wird, endlich ſeine volle Befriedigung geben werden? Endlich ſind der formell conſtitutionelle und der Polizeiſtaat, welche der Herr Verf. allein im Auge hat, nicht die einzigen Formen des Staats. Es werden Staaten aufſtehen — ihre Zeit wird nicht mehr lange ausbleiben, was die jetzigen Staaten in dem Vorgefühl ihrer dunkeln und ungewiſſen Zukunft recht wohl wiſſen — es werden Staaten kommen, die ſich zuverſichtlich auf die Freiheit des Selbſtbewußtſeins gründen werden. Sie werden die Sache des kirchlichen Bewußtſeins vollends entſcheiden. Es gibt viele Weiſſagungen der letzten fünfzig Jahre, die ihrer Erfüllung harren. Heil den Staaten, die ſich nicht fürchten werden vor dieſen Weiſſagungen.

Die Ausſicht auf die Ausbildung des Dogma von der Kirche iſt nicht das Einzige, womit der Herr Verf. den bisherigen Verlauf der Dogmengeſchichte ſchließen läßt. Er eröffnet uns noch eine andere, viel reichere Ausſicht. Nach ihm verläuft ſich nämlich — und im Weſentlichen iſt dieſe Eintheilung richtig — die geſchichtliche Entwickelung des Dogma in drei Stadien, deren erſtes die Bildung deſſelben, das zweite die ſymboliſche Einheit, das dritte die Auflöſung des Dogma iſt. Dem dritten Stadium gehören die Erſcheinungen an, die als theologiſche Richtungen bekannt ſind, Erſcheinungen, die am vollendetſten und durchgebildetſten in der proteſtantiſchen Kirche an das Licht getreten ſind — natürlich, weil die Ausbildung des Dogma in dieſer Kirche ſich vollendet hat. „Der Verlauf dieſes Stadiums (S. 153) bildet aber zwei neben einander fortlaufende Reihen von ganz verſchiedener Tendenz Die eine Reihe bildet die allmälige Auflöſung des ſymboliſchen Dogma und die fortſchreitende Befreiung der Geiſter von ſeiner Autorität. Dieſe Reihe iſt ſtets auf die Vergangenheit gerichtet, geht von dem traditionellen Feſthalten an dem Symbol bis zu ſeiner Vernichtung durch die Kritik fort. Die zweite Reihe bildet das allmächtige Werden einer neuen dogmatiſchen Entwickelungsperiode. Dieſe Reihe iſt immer auf die Zukunft gerichtet, und geht von der Gleichgültigkeit an dem geſchichtlich geltenden Dogma und der Oppoſition wider daſſelbe zu der Anerkennung, aber auch Vervollkommnung deſſelben fort.“ Hat alſo die erſte Reihe die Auflöſung des Dogma im Auge und zum Reſultat, ſo die zweite „die Vollendung“ deſſelben. Die erſte ſchließt mit dem Rationalismus — der Herr Verf. läßt beide, den gewöhnlichen wie den „philoſophiſchen“ Rationalismus, dieſen Schlußpunct bilden — die zweite wird von dem Myſticismus eingenommen, der allmälig ſeine erſte ungebildete Form ablegt und zum philoſophiſchen wird, der in Schleiermacher und in den Theologen, die in ſeinem Sinne fortarbeiten, ſeine letzte Darſtellung erreicht hat.

Wie bisher, laſſen wir uns auch hier nicht auf die Unterſuchung ein, ob der Herr Verf. überall im Einzelnen richtig abgetheilt habe. Wir fragen nicht einmal, ob nicht vielmehr ſtatt der Darſtellung von der geſammten Entwickelung des chriſtlichen Bewußtſeins in Einem Zuge, ſo daß die Geſammtdarſtellung die Dogmengeſchichte bildet, die Dogmengeſchichte in einem engern Sinne von der Symbolik und ſodann von der Geſchichte der Theologie zu unterſcheiden ſei: wir behalten auch hier das Ganze, das Princip im Auge, deſſen Faſſung ohnehin die Eintheilung, Anordnung und Methode der Darſtellung verändern muß.

So anziehend nun die Art und Weiſe iſt, in welcher uns der Herr Verf. die Reihe der deſtructiven Richtungen ſchildert, ſo mußte ſeine Darſtellung doch bei der vorausgeſetzten Anſchauung von der kirchlichen Subſtanz eine verfehlte werden. Es iſt richtig von ihm bemerkt, wenn er ſagt, daß in dieſen Richtungen die einzelnen Momente des Dogma ſich iſoliren und in dieſer Iſolirung behaupten. Aber falſch iſt es, wenn er darin Nichts als die Auflöſung des Dogma oder die Trübung, Entſtellung deſſelben und die Schwächung ſeiner urſprünglichen Kraft ſieht. Im Gegentheil, dieſe Zerſplitterung iſt die Stärkung der einzelnen Momente des Dogma, iſt ihre höchſte Entwickelung, ihre Conſequenz, alſo ein Recht, welches ihnen nothwendig widerfahren mußte. Dieſe Steigerung iſt, um es mit Einem Worte zu ſagen, die reine Darſtellung des religiöſen Princips, welches in den frühern Stadien noch viel zu ſehr mit weltlichen, profanen Intereſſen verflochten oder ſelbſt liberal behandelt war. Wie die Reformation hauptſächlich die abſtracte Losreißung des religiöſen Princips von Kunſt, Staat und Wiſſenſchaft, alſo die Befreiung deſſelben von jenen Mächten war, mit denen es ſich im Alterthum der Kirche und in der Hierarchie des Mittelalters verbunden hatte, ſo ſind auch die theologiſchen und kirchlichen Richtungen, welche aus der Reformation hervorgingen, nur die conſequente Durchführung dieſer Abſtraction des religiöſen Princips von den andern Mächten der Menſchheit. Selbſt wo der Schein noch ſo ſehr dagegen ſprechen ſollte, ſind ſie die Vollendung des religiöſen Bewußtſeins. Wir führen das auffallendſte Beiſpiel an. Im Vergleich mit der Art und Weiſe, wie der Rationalismus die Bibel behandelt, verfuhr man früher gegen dieſelbe frei, liberal, kühn. Aber er kämpft doch gegen die Bibel und ihre Autorität? Ja, aber wie der Knecht gegen den Herrn, und nur zu dem Zwecke, um dem Buchſtaben, den er noch übrig läßt und wie er ihn erklären zu müſſen glaubt, um ſo knechtiſcher ſich gefangen zu geben. Der Rationalismus iſt die Vollendung der bibliſchen, mit der Reformation eingeſchlagenen Richtung. Ferner: damals war es leicht, dem kirchlichen Princip der Transſcendenz zu folgen, als die Kette, welche den Menſchen dahinzog, mit Blumen umwunden war, als das Dogma noch Inhalt hatte, ſpeculative Elemente enthielt und ſelbſt einen pantheiſtiſchen Anklang hatte. Der Rationalismus dagegen hat das religiöſe Princip der Jenſeitigkeit rein als ſolches zur Herrſchaft gebracht, wenn er ſich nicht ſcheut, dem reinen Gedanken des Jenſeits als ſolchen als ein Knecht des höchſten, ihm unerreichbaren Weſens zu huldigen. So haben alle dieſe Richtungen die Beſchränktheit des kirchlichen Princips erſt vollendet und jede in ihrer Art zum Bekenntniß gemacht.

Es iſt alſo unrecht, wenn der Herr Verf. nicht auch die Vollendung des Dogma und der Elemente deſſelben in der Reihe der deſtructiven Richtungen anerkennt. Wird nun dieſe Anerkennung geleiſtet, ſo iſt die weitere Frage, wie die Vollendung des Dogma zugleich ſeine Auflöſung ſein kann. Nichts leichter! In jenen Richtungen treten die Beſtimmungen des religiöſen und kirchlichen Bewußtſeins als Werk der Abſicht, als Eifer des Willens, als gewolltes und geſchiedenes Princip und als wiſſenſchaftliche Bemühung und Leidenſchaft auf. Sie verrathen ſich jetzt als, was ſie ſind, als menſchliche, freie Schöpfung.

Der Herr Verf. wird wohl ſelbſt nicht erwartet haben, daß man ihm von philoſophiſcher Seite beiſtimmen werde, wenn er den gewöhnlichen und den philoſophiſchen Rationalismus zuſammenwirft und beiden dieſelbe Behandlung angedeihen laßt. Es bedarf nicht vieler Worte, um dem Herrn Verf. zu zeigen, daß er zwei ſehr verſchiedene Dinge verwechſelt hat. Rationaliſten wollen wir ſein, aber nicht theologiſche, ſondern philoſophiſche. Das iſt etwas ganz Anderes. Der theologiſche Rationaliſt iſt noch der Knecht der Macht, gegen die er kämpft, Knecht in einem Maße, wie es nie in der Kirche Knechte gegeben hat. Der philoſophiſche Rationaliſt iſt frei von dem Gegenſtande, weil er dieſen ſelber frei gelaſſen, weil er es im Gegenſtande nicht mehr mit dem Unding einer fremden Subſtanz, ſondern mit einer Beſtimmtheit des Selbſtbewußtſeins zu thun hat. Der theologiſche Rationaliſt läugnet oder erwürgt mit Gewalt das Poſitive, der philoſophiſche erklärt, wie es entſtanden iſt. Jener bewirkt die theologiſche Auflöſung des Dogma, d. h. eine Auflöſung, welche im Grunde die Tyrannei der kirchlichen Subſtanz herbeiführt; dieſer laßt ſich das Dogma in ſeinem Urſprunge, im Selbſtbewußtſein auflöſen und verſchafft der Menſchheit wieder ihre unveräußerlichen Rechte.

Der philoſophiſche Rationalismus kann noch in ſeinen erſten Stadien mit den theologiſchen Intereſſen verwickelt ſein und Alles gethan zu haben meinen, wenn er z. B. in den dogmatiſchen Beſtimmungen überhaupt nur vernünftige Gedanken nachweiſt; er kann nach dieſer Arbeit den dogmatiſchen Beſtimmungen noch ihre objective oder transſcendente Bedeutung laſſen, aber die Vernunft und das Geſetz ſeiner eignen Entwickelung treibt ihn weiter und läßt ihm keine Ruhe, bis er nicht allen Schein des Theologiſchen von ſich abgeſtreift und das Dogma als die religiöſe Selbſtbetrachtung des Selbſtbewußtſeins begriffen hat. Der Herr Verf. meint zwar (S. 223), „je mächtiger das rationaliſtiſche Princip ſich entwickelt, um ſo verwickelter werden natürlich die Colliſionen mit der Geſchichte und Empirie. Die Kritik wird immer gewaltthätiger (!), die Verkennung des einfachen geſchichtlichen Sinnes der Schrift wie des Dogma immer auffälliger, und immer drohender erhebt ſich eine Reaction von Seite der einfachen, nackten (!) Geſchichte, welche am Ende den ganzen Bau zuſammenſtürzt.“ Jn dieſem Sinne bemerkt der Herr Verf. weiter, daß Straußens Leben Jeſu das „Aeußerſte“ und „der Punct iſt, an dem die Kirche zur Beſinnung kommen und ſich wieder der Geſchichte zuwenden muß“. Die neueſte Entwickelung der Kritik wird den Verf. belehrt haben, daß ſeine Weiſſagung ein Fehlgriff war. Das Werk von Strauß iſt nicht das Aeußerſte, weil es noch theologiſch, noch orthodox, alſo auch noch gegen die Geſchichte gewaltthätig und noch nicht die reine Erkenntniß der Geſchichte war. Das Aeußerſte iſt aber nicht der Punct, wo die Rückkehr nothwendig iſt, ſondern die Wahrheit, welche der Menſchheit Raum und Möglichkeit zum Fortſchritt gibt. Nur die Wahrheit iſt extrem. Wenn nun die Schrift erklärt, ihre Entſtehung erkannt, ihre eigne Geſchichte verrathen iſt und „nackt“ daſteht, wo ſoll dann die Nothwendigkeit der „Umkehr“ herkommen? Gibt es außer der Geſchichte noch eine andere Geſchichte? Kann die Geſchichte ſich ſelbſt bekämpfen? Der ſubjective Eigenſinn, die Schwäche, die Furcht, die ſclaviſche Geſinnung können thun, was ſie wollen, ſie können auch noch kämpfen, und wenn ſie im Beſitz der äußern

Mittel ſind, zu unterdrücken ſuchen; aber was thut das der Menſchheit, wenn ſie ſich im Selbſtbewußtſein orientirt und ihre Allmacht erkannt hat? Sie hat eine neue Aera erreicht: ſie iſt, nachdem ſie alle ihre Mächte als ihre eigenen Schöpfungen erkannt hat, zum erſtenmale bei ihr ſelber angekommen, um nun einer neuen Entwickelung, über die ſie allein zu gebieten und zu walten hat, entgegen zu gehen.

Was nun die Anſicht des Herrn Verf. vom Myſticismus betrifft, ſo iſt uns dieſer Name hier ſehr gleichgültig; es verlohnt ſich auch kaum der Mühe, darauf aufmerkſam zu machen, wie der Verf. das eine Mal das Auftreten deſſelben mittelbar auf göttliche Cauſalität zurückführt, während er doch bald darauf (S. 239) bemerkt, daß er aus dem Gegenſatze gegen die Geſchichte hervorgegangen ſei (als ob das Geſetz des Gegenſatzes kein der Geſchichte immanentes ſei); ferner mögen ſich unſerthalben die Heiden Winkelmann und Leſſing immerhin verwundern, wenn ſie ſich in der Richtung begegnen (S. 257), die vom Myſticismus ausgegangen iſt —: genug, wir haben ſchon geſehen, daß in Schleiermacher und deſſen Anhängern die gegenwärtige philoſophiſche Ausbildung des Myſticismus, von welchem eine neue dogmatiſche Entwickelung zu erwarten ſei, gegeben iſt. Aber zweierlei haben wir an der Darſtellung des Verf. nothwendig auszuſetzen: 1) daß er nicht beide Ausſichten, die auf eine neue umfaſſende dogmatiſche Entwickelung und die andere auf die Vollendung des Dogma von der Kirche in Beziehung gebracht hat, und 2) daß er nicht das Verhältniß beſtimmte, in welchem die Auflöſung des Dogma durch die deſtructive Reihe des dritten Stadiums und die Vollendung deſſelben durch den philoſophiſchen Myſticismus zu einander ſtehen.

Wir haben aber das Fehlende ſchon beſtimmt. Die Auflöſung des Dogma, welche in der ſogenannten deſtructiven Reihe vor ſich geht, iſt ja an ihr ſelber die Vollendung deſſelben: wozu alſo eine andere Reihe, welcher die Vollendung vorbehalten ſein ſollte? Nur Eine Vollendung des Dogma und der kirchlichen Subſtanz gibt es, die außerhalb der deſtructiven Reihe fällt, das iſt die philoſophiſche Erkenntniß des Dogma, eine Erkenntniß, die weder Schleiermacher noch ſeine Nachfolger in den theologiſchen Facultäten gegeben haben. Als gläubiger Rationaliſt gehörte Schleiermacher der Richtung an, welche der Herr Verf. die deſtructive nennt, d. h. die Vollendung, welche er dem Dogma durch ſeine kritiſche Zerſetzung gab, war noch eine theologiſche. Nicht das freie, menſchliche Selbſtbewußtſein hat er zur Anerkennung gebracht, ſondern den Glauben als innere Beſtimmtheit des frommen Bewußtſeins ſuchte er auf den Trümmern der objectiven Welt des Dogma zur Herrſchaft zu erheben. Die Trümmer der reichen dogmatiſchen Welt fielen nicht in das Innere, das Selbſtbewußtſein wurde nicht zur allumfaſſenden Macht, die auch die jenſeitige Welt des Dogma in ihren Schooß nahm; als frommes Bewußtſein behielt vielmehr das Selbſtbewußtſein noch eine jenſeitige Macht über ſich, mochte dieſelbe auch noch ſo unbeſtimmt und im Vergleich mit der kirchlichen Subſtanz noch ſo arm ſein.

In welchem Verhältniß ſteht nun dieſer Schleiermacherſche Standpunct zu jener Anſicht von der Kirche, die wir oben characteriſirt haben? In der innigſten; er iſt mit ihr Eines und Daſſelbe, hat ſich wenigſtens in den jetzigen Anhängern Schleiermachers mit ihr in Eins geſetzt. Dieſe nämlich ſind es, welche das Princip und die Forderung des kirchlichen Lebens zu ihrem Bekenntniß gemacht haben. Das Abhängigkeitsgefühl Schleiermachers hat in der leeren Behauptung der kirchlichen Schranke und Beſchränktheit nur ſeine gerechte Fortbildung und Ergänzung gefunden.

Die neue dogmatiſche Entwickelung, welche der Herr Verf. vom philoſophiſchen Myſticismus erwartet, iſt auch bereits in der Schleiermacherſchen Richtung eingetreten. Dieſe Richtung iſt die Verſöhnung aller Elemente, die bisher in Zwieſpalt gelegen haben. Von Allem hat ſie Etwas in ſich aufgenommen, d. h. von Allem hat ſie Nichts. Sie iſt der vollendete Nihilismus in theologiſcher Geſtalt. Sie will Alles ſein und iſt Nichts. Sie hat ein Paar dogmatiſche Beſtimmungen beibehalten, aber bei Leibe nicht in ihrem alten Sinne; ſie übt wacker und fleißig die bibliſche Kritik, ruft aber Jedem zu: ja nicht zu weit! ſie ſchämt ſich des Alten, das Neue aber will ſie beſchränken; ſie treibt Geſchichte, ſucht überall die menſchliche Entwickelung und Thätigkeit auf, aber wiederum ruft ſie: ja nicht zu weit! die Geſchichte könnte ſonſt mit Haut und Haaren, von Anfang bis zu Ende, ein Werk des Selbſtbewußtſeins werden. Allen Regungen der Freiheit und Menſchlichkeit, in welche ſie ſelbſt verwickelt iſt, wirft ſie bei entſcheidenden Puncten den Kappzaum des Abhängigkeitsgefühls und des kirchlichen Sinnes um. Dieſe Richtung iſt Nichts Anderes, als die letzte, aber dürftige Vereinigung der kirchlichen Elemente, die ſich in den theologiſchen Beſtrebungen der letzten Vergangenheit iſolirt hatten, in der Schranke eines inhaltsloſen kirchlichen Lebens. Sie iſt alſo der theologiſche Abſchluß jenes Prozeſſes, in welchem die theologiſche Auflöſung und Vollendung des Dogma vor ſich ging.

Ihr ſteht gegenüber die Richtung, welche in keinem andern Sinne mehr eine Richtung iſt, als in demjenigen, in welchem der Menſchheit die Richtung auf ihre Fortentwickelung und Befreiung zuzuſchreiben iſt, die Richtung, welche wiſſenſchaftlich das Dogma aufgelöst und vollendet hat. Aufgelöst: inſofern das Dogma in ſeiner Entſtehung erkannt und in ſeine Heimath, in das Selbſtbewußtſein zurückgeführt iſt; vollendet: inſofern die dogmatiſchen Attribute des kirchlichen Jenſeits an dem Selbſtbewußtſein ihr Subject gefunden haben. In dieſer Richtung, weil ihr die ganze Zukunft angehört und weil die Wahrheit nicht reich, umfaſſend genug und nicht menſchlich genug gedacht werden kann, hat der Grundſatz der Schwäche: „nicht zu weit!“ ſeine Geltung verloren. Auf dieſem Standpuncte graut es nicht mehr der Menſchheit vor ihr ſelber, weil ſie weder huben noch druben mehr die geſpenſterhafte Erſcheinung ihrer ſelbſt iſt.

Und unter uns geſagt: auf dieſem Standpuncte erſt wird die wahre Auffaſſung und Darſtellung der Dogmengeſchichte zu Stande kommen.

B. Bauer.

IV.

Die Geſchichte des Lebens Jeſu mit ſteter Rückſicht auf die vorhandenen Quellen dargeſtellt von Dr. von Ammen. Erſter Band. Leipzig 1842. Vogel.

Wenn es dem Kritiker nur darum zu thun wäre, mit ſeinen Entdeckungen und Beweiſen Eingang zu finden, ſo kann es ihm nur lieb und erwünſcht ſein, wenn ſeine Leſer Schriften leſen, in denen der Gegenſtand nicht etwa in einer entgegengeſetzten Weiſe — denn alles innere Verhältniß kann zu gewiſſen Zeiten vollſtändig aufhören – ſondern in einer Weiſe behandelt iſt, die ſich außer allem Verhältniß zum Gegenſtand und zu den Forderungen der Zeit geſetzt hat und dem Leſer das Leib und Seele marternde Gefühl der Unbefriedigtheit gibt, ſo daß er von einer unwiderſtehlichen Gewalt gezwungen wird, zu dem reinen friſchen Quellwaſſer wieder ſeine Zuflucht zu nehmen. Leſet, leſ't! kann der Kritiker Allen zurufen, die auch nur den geringſten Zweifel in die Richtigkeit ſeiner Methode und Reſultate ſetzten, leſ't dieſe Schrift, deren Methode der meinigen nicht entgegenſetzt, von der meinigen nicht einmal verſchieden iſt, ſondern nur durch das unendliche Urtheil „der Tiſch iſt kein Elephant“ — mit ihr zuſammengebracht werden kann, leſ't: — und der Kritiker kann gewiß ſein, daß die Leſer zugeben werden, die letzte Stunde ſei es in der That, die geſchlagen hat.

Demjenigen, dem es wirklich um ſeine Sache zu thun iſt, der gewiß iſt, ſie entſchieden zu haben, der von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß die Menſchheit im Begriffe iſt, mit ihrer geſammten Vergangenheit Rechnung abzuſchließen und mit der ungetheilten Kraft ihres befreiten Selbſtbewußtſeins das Gebäude ihrer wahrhaft menſchlichen Zukunft aufzuführen, dem muß es aber allerdings darum zu thun ſein, daß die erkannte und bewieſene Wahrheit Eingang und Verbreitung findet. Bücher, wie das vorliegende ſind ganz dazu gemacht, um ihn zu unterſtützen und die Anerkennung ſeiner Sache zu ſichern: denn iſt es möglich, daß ſie ſelbſt noch im Augenblick der dringendſten und der letzten Kriſis erſcheinen und von ihren Verfaſſern in der guten Meinung von ihrer Tüchtigkeit ausgegeben werden, ſo muß es auch dem Indolenteſten klar werden, daß die Stunde der Entſcheidung gekommen iſt, ein Entſchluß gefaßt werden muß und die Unentſchiedenheit ein Frevel iſt, deſſen Strafe nicht ausbleiben wird.

Leſ't daher dieſe neue quellenmäßige Darſtellung der „Geſchichte des Lebens Jeſu", leſ't ſie genau; wenn ihr euren Augen nicht traut, ſo leſ't ſie euch laut vor; leſ't ſie ſo, wie man jetzt alle Bücher leſen muß, die den Gegenſtand betreffen, deſſen Schickſal zugleich das Schickſal der Menſchheit iſt, oder wenn ihr ſie nicht leſen wollt, wenn ihr Beſſeres zu thun habt, ſo werde ich obwohl unter ſchmerzlichen Qualen, da ich nicht vergeſſen kann, was ich Beſſeres indeſſen leſen oder arbeiten kann – euch zeigen, wie man ſolche Sachen leſen muß und was herauskommt, wenn man ſie aufmerkſam liest.

Die Zeiten unterſcheiden ſich nicht nur darin, wie ſie arbeiten, ſondern auch, wie ſie leſen. Jede Zeit arbeitet ſo, wie ſie liest, und ſie liest, wie ſie arbeitet. Die theologiſchen Arbeiten der vergangenen Friedensjahre – im Grunde aber waren nicht nur die letzten fünf und zwanzig Jahre, ſondern die vergangenen achtzehn Jahrhunderte Friedensjahre, da eine gemeinſame Vorausſetzung alle Parteien vereinigte — waren in ihrer Art nur möglich, weil man noch nicht wirklich leſen konnte, weil man im Zwielichte las und über alle Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche ſorglos hinwegeilte. Jetzt leſen wir anders, weil wir anders arbeiten — wir wollen die Menſchheit endlich zu ſich ſelbſt bringen — weil wir anders ſehen — lange genug von Luftgebilden getäuſcht, müſſen wir unſere Augen anſtrengen, um den Hafen, dem wir endlich zuſteuern, nicht zu verfehlen. Sind die Schriften, durch die wir uns hindurcharbeiten müſſen, von ihren eigenen Verfaſſern und von den eifrigſten Anhängern und Verehrern derſelben ſo genau, wie von den neuern Kritikern geleſen? Wer hat ſie Wort für Wort, Satz für Satz, Wendung für Wendung ſtudirt wie wir? Wir mußten ſcharf ſehen, weil wir uns hindurcharbeiten und durch den unverwandten Blick die Geſpenſter verſcheuchen mußten, die uns umlagerten und den Weg verſperren wollten.

Immer, wenn ein neues Princip ſich durchgeſetzt und ſich über ſeine Vorausſetzungen wirklich erhoben hat, tritt in der erſten Zeit nach ſeinem Siege ein Augenblick ein, wo die Beſiegten ſich noch einmal erheben, von Neuem Widerſtand verſuchen, aber durch die Mattigkeit, ja durch die Ohnmacht des Angriffs zu guter letzt auch für diejenigen, die bis dahin noch ungläubig waren, die vollkommene Niederlage beweiſen. Die Beſiegten ſelbſt können nicht an ihre Niederlage glauben, weil ſie die Bedeutung des Neuen nicht verſtehen, ihre Schwäche, deren Gefühl ihnen doch nicht ganz fremd iſt, ſchreiben ſie lieber jedem andern Unfall, oder gar dem Zufall zu: nun wohl, durch ihren Verſuch, ſich dennoch zu behaupten, geben ſie ſelbſt den Anlaß dazu, daß ihnen an der Art und Weiſe ihres Benehmens ihre völlige Niederlage erwieſen wird.

Doch die Sache iſt ſchon weiter und über dieſen Augenblick hinaus. Die „hundert Tage“, die die Geſchichte einem geſtürzten Princip noch einmal ſchenkt, um es von ſeinem Untergang völlig zu überzeugen, ſind nur möglich, wenn das neue Princip ſelbſt noch Blößen gibt, die es für einen Augenblick ſtürzen, damit es belehrt und gewarnt ſeiner Herrſchaft einen feſten Grund gebe. Nach dem Auftreten von Strauß fallen „die hundert Tage“, in denen die Theologie ſich noch einmal erhob und die Bücher von Neander, Tholuck, Hoffmann, Lange waren es, die, wie es ſchien, der Theologie ihre Herrſchaft von neuem ſicherten, aber dieſen Schein nicht zur Wirklichkeit umzaubern konnten. Die Ohnmacht des Princips offenbarte ſich ſelbſt in den krampfhaften Anſtrengungen, mit denen es ſich zu behaupten ſuchte, die natürliche Sicherheit, mit der früher die Theologie ihre Fragen entſchied, war erſchüttert, der nervigte Arm, mit dem die heilige Wiſſenſchaft den gordiſchen Knoten durchhieb, hatte ſeine Kraft verloren, das Feuer im Auge des Glaubens war erloſchen, der turgor vitae war erſchlafft und wenn nun dennoch nur die früheren theologiſchen Wendungen wiederholt wurden, ſo war es unvermeidlich, daß trotz der krampfhaften Haltung dieſer Streiter, die Schwäche jener Wendungen vollends an den Tag kam. Der Glaube hatte den Glauben an ſich ſelbſt verloren, wenn er auch den Anſchein hatte, daß er ſich durchaus nicht aufgeben wollte. Seine Sache war zu einer Verſtandesſache geworden, es fehlte ihm alſo die Zuverſicht und Begeiſterung, mit der er früher ſich ſelbſt betrachtete und ſich ſelbſt, wie ſeinen Gegnern imponirte. Er trat nur auf, ſprach und handelte noch einmal, um durch das Precare ſeines Vortrags, durch das Schwankende ſeines Auftretens den aufmerkſamen Zuſchauer bei dieſem Kampfe zu der Einſicht zu führen, daß der Sprache und der Sache der Theologie dieſes Precäre und Schwankende überhaupt und weſentlich eigen ſei.

Ein wiſſenſchaftlicher Kampf iſt jetzt nicht mehr möglich.

Die Kriſis iſt nicht mehr die theoretiſche der Principien, ſondern die practiſche, ob ein geſchlagenes Princip, welches durch ſeine Sprache und durch ſein ganzes Auftreten ſeine Niederlage beweiſt, in der wirklichen Welt herrſchen, ob es in einer Welt herrſchen ſoll, die es nicht mehr geiſtig beherrſcht, nicht mehr beherrſchen kann, oder ob das neue ſiegreiche Princip practiſche Anerkennung erhalten ſoll. Der Kampf kann nicht mehr wiſſenſchaftlich ſein, da das alte Princip das neue nicht mehr bekämpft, nicht mehr bekämpfen kann und nicht einmal im Stande iſt, auch nur auf Eine ſeiner Wendungen einzugehen. War in den letzten „hundert Tagen“ der Kampf für den Glauben eine Verſtandesſache geworden und war es an den Tag gekommen, daß er im Grunde immer nur der Kampf des Verſtandes für ſeine bisherige geſchichtliche Schranke war, ſo iſt jetzt, da der Kampf aufgehört hat, die Schranke zur ruhigen Herrſchaft gekommen. Die Gluth und der Eifer des bisherigen Glaubens ſind vollkommen verſchwunden, die Beſchränktheit lebt und webt nur noch ruhig in ſich ſelbſt, und ſtatt wie früher nach außen zu fahren, arbeitet ſie ſich in ihren innern Zuckungen an dem Gedanken einer freien Welt ab, die ſie nicht mehr bekämpfen, nicht mehr ſcharf anſehen kann, die ſie nur dunkel ahnet und durch ihre dumpfe Contraction von ſich abzuwerfen ſucht. Dieſer Standpunct kann nur noch geſchildert werden, — aber er muß geſchildert werden, damit diejenigen, die noch ſchwanken, darüber zur Einſicht kommen, was ihr Loos iſt, wenn ſie nicht den Muth haben, fortzuſchreiten.

Man kann damit ganz zufrieden ſein, daß, ſo bald ein Verfechter oder vielmehr, da auf dieſer Seite kein Kampf mehr möglich iſt, ein Bekenner des Alten aufgetreten iſt: der alte Standpunct uns zeigt, weſſen er fähig iſt. Da es ferner nicht möglich iſt, daß auf jener Seite noch gar zu viel dergleichen Schriften erſcheinen werden — denn, ſobald es dieſer Richtung gar nicht mehr auf Erforſchung des Inhalts der Evangelien, überhaupt gar nicht mehr auf die Sache ſelbſt ankommt, ſo wüßten wir nicht, weshalb man ein Buch nach dem andern über denſelben Gegenſtand ſchreiben ſollte — da es in dem andern Falle, wenn die Zurückgebliebenen wirklich noch viele Bücher über denſelben Gegenſtand ſchreiben ſollten, vollkommen gleichgültig iſt, ob ſie ins Unendliche und noch zahlloſe Bücher ſchreiben — denn Bücher, die nicht mehr in der Entwickelung der Wahrheit und des wahren Bewußtſeins von der Sache ein inneres Glied bilden, gehören nicht mehr vor das Forum der Kritik und werden von der Geſchichte nicht einmal regiſtrirt — ſo iſt es gut, daß dieſe Art der Schriftſtellerei bald beginnt und das Einzige, was mit ihr vorgenommen werden muß, geſchehen kann: daß nämlich durch eine einfache Schilderung gezeigt wird, mit welcher Gleichgültigkeit von nun an dergleichen Erſcheinungen zu betrachten ſind.

Es iſt hart, daß auch nur an Einem Beiſpiel die Natur dieſes Standpunctes demonſtrirt werden muß, aber es muß geſchehen, damit der Triumph der Wahrheit vollendet werde, und wenn damit noch nicht genug geſchehen iſt, wenn vielmehr die theoretiſche Unklarheit und Leichtfertigkeit nicht aufhört, die Fortentwickelung der freien Wiſſenſchaft practiſch hindern zu wollen, ſo gelobe ich, nicht eher zu ruhen, nicht eher die Feder aus der Hand zu legen, als bis es ſo weit gekommen iſt, daß die Leichtfertigkeit eingeſteht, ſie ſei leichtfertig, die Gegner der Wiſſenſchaft zugeben, ſie hätten es nicht mehr mit der Wiſſenſchaft zu thun. Das Gelübde iſt ſchwer und grauſam, wie ſich jeder überzeugen wird, der nur Eine Seite in ſolchen Schriften lieſt, die das Alte der neuen Zeit in ihren Weg wirft — aber der Kritiker muß es ablegen und halten, ſollten auch ſeine beſten Jahre dadurch verſchwendet werden und ſollte er die Qualen des Tantalus leiden, wenn er ſich von den beſten Studien dadurch abgehalten ſieht.

Dieſe Art des Kampfes muß noch beſtanden werden und ſie iſt unausbleiblich, wenn die Vorausſetzungen, von denen achtzehn Jahrhunderte beſeelt und getragen wurden, abgelöſt von allem weiteren Inhalt, der ſich mit ihnen früher verband, verlaſſen von dem Enthuſiasmus, den ſie hervorriefen und der ſie wiederum werth und theuer machte, frei von aller Spannung, die ihnen geſchichtliche Bedeutung gab — kurz, wenn ſie als reine Vorausſetzungen des beſchränkten Verſtandes ohne das innere Feuer, das ihnen die frühere Geſchichte gab, ohne den Zuſammenhang mit dem Gemüthe, deſſen urſprüngliches Werk und Beſitzthum ſie früher waren, der Wiſſenſchaft, die ſie längſt erklärt und aufgelöſt hat, zu guter letzt noch einmal entgegen zu treten wagen. Verlieren wir unter ſolcher Arbeit unſere ſchönſten Jahre und vergeuden wir unſere beſten Kräfte, ſo haben wir uns nur als Individuen zu beklagen, aber aller Grund zur Klage verſchwindet, wenn wir bedenken, daß wir der Menſchheit Luft verſchaffen und ſie durch einen Raum hindurch, wo ſich die Stickluft von Jahrhunderten angeſammelt hat, ins Freie führen.

Wenn Männer, die ſich einer philoſophiſchen Bildung rühmen, über Reſultate kritiſcher Schriften, die ſie ſelbſt nicht geleſen haben, kurzweg bemerken: „das war von jeher meine Meinung, ſo habe ich immer gedacht!“ ſo iſt gewöhnlich der Hintergedanke, den ſie bei dieſer Bemerkung hegen, der, daß es eigentlich unnütz ſei, dergleichen Sachen auszuführen, einen Kreis von Dogmen, an die ſie ſelbſt nicht mehr glauben, aufzulöſen, die heilige Schrift, die ſie nicht mehr leſen, zu kritiſiren. Allein ein Dogmenkreis, an den achtzehn Jahrhunderte glaubten, iſt nicht damit aufgelöſt, daß man an ihn kurzweg nicht mehr glaubt; die heilige Schrift iſt dadurch, daß man ſie nicht mehr lieſt, noch nicht in ihrem Urſprunge erklärt. Man ſtelle dieſen Leuten die Aufgabe, einen Abſchnitt der Schrift zu erklären, d. h. als menſchliches, freies Product zu erklären und man kann gewiß ſein, daß ſie uns mit den Artikeln der unbeſtimmten Religioſität oder mit den Machtſprüchen einer Theologie, die ſie längſt hinter ſich zu haben meinen, aufwarten werden. Sie werden durch ihre Mißgriffe ſelbſt den Beweis liefern, wie nothwendig es iſt, daß die Kritik ernſtlich und bis in das Einzelnſte durchgeführt wird, ſie beweiſen alſo auch, wie Unrecht ſie haben, wenn ſie ſich zugleich zu der Meinung derjenigen bekennen, welche der Anſicht ſind, es ſei Unrecht, oder gefährlich oder voreilig, geradezu auf die Religion und auf die heilige Schrift loszugehen. Durch die Unbeſtimmtheit ihrer Anſichten, durch den Mangel an aller inneren Feſtigkeit, durch ihre eigene Verwickelung mit einem Standpunkte, über dem ſie ſich weit erhaben glauben, beweiſen ſie nämlich, daß es abſolut nothwendig iſt, die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Gefährlich iſt nur die Unbeſtimmtheit und das Schwanken der Ueberzeugung und die Täuſchung über ſich ſelbſt, daß man in einer Sache, deren wirklichen Urſprung man nicht kennt, ſich klar zu ſein meint. Voreilig endlich ſind noch niemals Schriften erſchienen, die ihren Gegenſtand gründlich und erſchöpfend behandeln; wann ſie erſchienen, war immer ihre Zeit da. Der ſchlagendſte Beweis ihrer Nothwendigkeit liegt immer wieder in der grenzenloſen Verwirrung der Anſichten, die zu der Zeit herrſcht, da ſie erſcheinen, in der Mattigkeit der Ueberzeugung, gegen die ſie auftreten müſſen und beſonders darin, daß die früheren kritiſchen Arbeiten ſelbſt noch dogmatiſch ſind, auf religiöſen Vorausſetzungen beruhen oder in dogmatiſche Sätze enden, überhaupt in der unklarſten Weiſe die entgegengeſetzten Principien noch in ſich vereinigen. Gerade dieſe kritiſchen Werke ſind der Gipfelpunkt der Verwirrung, ſie beweiſen am auffallendſten die Mattigkeit der Ueberzeugung, die Härte der Knechtſchaft und die religiöſen Vorausſetzungen offenbaren in ihren Raiſonnements den fühlbaren Druck. Dieſe Werke man denke an diejenigen von Strauß und Weiße — ſind der reinſte Ausdruck der Zeit, die der Vollendung der Kritik vorangeht und dieſelbe nothwendig fordert, da ſie die Freiheit des Selbſtbewußtſeins und die Befangenheit in religiöſen Vorausſetzungen in jedem Satze als vereinigt darſtellen und das Bedürfniß der Scheidung bis zu dem Punkte treiben, wo es unbedingt befriedigt werden muß. Es iſt eine ſehr falſche Vorſtellung, wenn man meint, der Kritiker ſtehe zur Religion und zum wirklichen Glauben in Spannung, es iſt ein ſinnloſer Vorwurf, wenn man ſagt, er ſei leidenſchaftlich und feindſelig geſinnt gegen den Glauben, die heilige Schrift und das Heilige überhaupt. Mit dem wirklichen Glauben hat er es gar nicht mehr zu thun, das Heilige haben Andere vor ihm profanirt, wenn ſie es mit ihren philoſophiſchen oder verſtändigen Räſonnements zu ſtürzen meinten: ſeine wahre Spannung iſt gegen jene zwitterhaften Werke gerichtet, die Leidenſchaft, die ihn zur Arbeit treibt, iſt durch den Widerſpruch und die Halbheit der früheren kritiſchen Arbeiten angeregt und wird durch den beſtändigen Kampf mit den Ungeheuern, die in der Verbindung des Glaubens mit der Philoſophie gezeugt werden, unterhalten, und eben dieſe Anſpannung öffnet ihm die Augen dazu, daß er in allen frühern theologiſchen Auffaſſungen, ja noch weiter bis in die theologiſchen Elemente, die ſich bereits in der Schrift finden, dieſelbe Vermiſchung des Glaubens und des Verſtandes, der Knechtſchaft und der Freiheit bemerken und verfolgen kann. Nur gegen dieſe Vermiſchung und Verwirrung, die ſich den Schein der Einheit und der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenſtande gibt, iſt ſeine Leidenſchaft gerichtet. Er will wirkliche Einheit, wirkliche Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenſtande. Darum kennt er keine Leidenſchaft gegen den Gegenſtand, gegen die Religion und das Heilige: er hat ſie nur zu erkennen und zu erklären und indem er ſich rein theoretiſch zu ihnen verhält, haben ſie aufgehört, für ihn Religion und das Heilige zu ſein. Seine Leidenſchaft wird nur dann wieder erregt, wenn man ihm das Heilige als ſolches wieder aufzwingen will und es doch nicht anders als ſo kann, daß man ihm mit verſtändigen Gründen zuſetzt, alſo mit Gründen, die das Heilige, indem man es ihm als ſolches präſentirt und darbietet, vollſtändig profaniren.

Wo bleibt aber die Schrift, die endlich doch angezeigt ſein will? Es hat mit ihr durchaus keine Eile. Wir könnten ſie vollſtändig ignoriren, wie ſie alle neuern Arbeiten, die von Strauß, von Weiße und Wilke durchaus ignorirt hat. Ich könnte kurzweg ſagen, ihr Verfaſſer habe nirgends das Rechte getroffen, wie derſelbe, wenn er zuweilen einige Sätze aus meinen Schriften citirt, immer ſehr ſchnell mit der Bemerkung, ich hätte mich geirrt, bei der Hand iſt. Doch nein! ich könnte es nicht in derſelben Weiſe! Mir wäre es ſchlechterdings unmöglich eben ſo die Sätze des Verfaſſers mißzuverſtehen, wie er meine Ausführungen total mißverſtanden hat. Mir wäre es durchaus unmöglich, einen ſo ſchwankenden, unverſtändlichen und falſchen Bericht von ſeinen Arbeiten zu geben, wie er von den meinigen gegeben hat. Ich kann von ihm nicht ſagen, daß er irgend eine Frage, ſei es die geringſte oder die umfaſſendſte, „vielſeitig angeregt und betrachtet hat“, bin alſo auch nicht im Stande, von einer „Beleuchtung und Anregung“ dieſer Art dann vollſtändig abzuſehen.

Der Verfaſſer nennt (S. 69) „die Frage von den Quellen des Marcus“ eine ſolche, die „in der neueren Zeit von Wilke, Weiße und Bauer vielſeitig angeregt und beleuchtet worden iſt“ — Weiße's Schrift citirt er folgendermaßen: „Evang. Geſchichte I, 6 ff.“, die meinige ſo: „Krit. der Synopt. Vorrede S. XI ff.“, als ob wir nur hier und auf den folgenden Seiten dieſe Frage „anregten und beleuchteten“. — Was ſagt nun der ehrenwerthe Verfaſſer von unſern „Anregungen und Beleuchtungen“? Beleuchtet er ſie nun von ſeiner Seite wieder? Nicht im Geringſten. Gibt er einen ordentlichen Bericht von unſern Arbeiten? Nein! Gar keinen! Bezieht er ſich auf ſie in ſeiner Darſtellung der evangeliſchen Geſchichte? Gar nicht! Er thut, als ob ſie gar nicht da wären. Nachdem er geſagt hat, daß wir die Frage „angeregt und beleuchtet“ haben, compilirt er wie in der ganzen Einleitung, die von den Quellen der heiligen Geſchichte handelt, die Paragraphen der currenten Einleitungen in das neue Teſtament, er compilirt ſie noch dazu in einer ſehr unklaren, ſchwebenden und durchaus haltloſen Weiſe und kommt dann nach den unverſtändlichen Wendungen, in denen ſich ſeine Sprache bewegt, zu dem Glaubensſatze, daß Marcus von Matthäus und Lucas abhängig ſei. Strauß ſteht alſo mit dem Bekenntniß dieſes Glaubensſatzes nicht mehr allein: er kann ſich nun in ſeinem Abbilde beſchauen.

Aber ſpricht denn der Verf. gar nicht von unſeren Beweiſen? Sagt er nicht einmal, worin ihre Bedeutung liege? Nein!

Spricht er auch nicht davon, daß Lützelberger bewieſen hat, die Tradition vom Aufenthalt des Apoſtel Johannes zu Epheſus ſei unrichtig? Gar nicht! Trotz aller Beweiſe, daß Johannes nicht zu Epheſus reſidirt habe, trotz aller Beweiſe, daß das vierte Evangelium durch und durch, im Ganzen und bis in das geringfügigſte Detail das Werk eines ſpätern Pragmatismus iſt, oder nicht einmal trotz dieſer Beweiſe, denn er kann ihnen nicht Trotz bieten, da er ſie nicht etwa nur ignorirt, ſondern nicht einmal ſie anſehen und auffaſſen und über ſie berichten kann, ſpricht er von dem Aufenthalt des Apoſtels zu Epheſus und von dem Apoſtel Johannes, der das vierte Evangelium abgefaßt habe. Er ſpricht nicht nur ſo, als wäre in den letzten Jahren Nichts geſchehen, ſondern für den Standpunkt, auf dem er ſich befindet, iſt Nichts geſchehen.

Nicht einmal das iſt für dieſen Standpunkt geſchehen, daß Strauß die natürliche Erklärung der evangeliſchen Berichte, wie ſie von Paulus am roheſten durchgeführt iſt, geſtürzt hat — — wir ſagen: „am roheſten": Strauß hat nämlich überſehen, daß alle theologiſche Erklärung natürlich iſt und Paulus nur eine beſondere Art der natürlichen Erklärung durchgeführt hat. Die theologiſche Erklärung der evangeliſchen Geſchichte beſteht weſentlich darin, daß ſie Vermittlungen in ein Gebiet bringt, das ſie ausſchließt, daß ſie erklären will, was unerklärlich bleibt, wenn es als empiriſches Factum gefaßt wird, daß ſie wirklichen Zuſammenhang da ſehen will, wo er nicht zu finden iſt, kurz, daß ſie verſtändige Kategorien in eine Welt bringt, in der ſie unmöglich ſind. Der Verfaſſer hat aber nicht nur nicht gelernt, daß alle bisherige Theologie mit ihren Vermittlungen, Erklärungen, Hebeln und Brechzangen aus der Welt der heiligen Geſchichte von der Kritik vertrieben iſt: er hat nicht einmal geſehen, daß die natürliche Erklärung in ihrer plumpeſten Form, in der Form, in der ſie Paulus vorgetragen hat, ihr Ende gefunden hat. Sein Buch iſt nur ein abgeſchwächter Nachdruck des Werkes von Paulus.

„Des Werkes von Paulus!"

Wenn man uns nämlich fragt: wozu alſo von einem Buche ſprechen, welches vollſtändig außerhalb unſerer Zeit ſteht, deſſen Verfaſſer die Beweiſe, die die letzten Jahre geliefert haben, nicht kennt und nicht kennen kann? Wozu ein ſolches Buch auch nur erwähnen, da ſeine Beurtheilung in den Werken gegeben iſt, die ſein Verfaſſer nicht ſtudirt hat und nach der Natur ſeines Standpunktes nicht ſtudiren konnte? Ein Buch, dem zu viel Ehre geſchieht, wenn es auch nur erwähnt wird? — wenn man ſo fragt, ſo antworten wir: im Gegentheil! Solche Bücher müſſen hoch gehalten werden, da ſie ein Beweis ſind, wie weit die Macht der Kritik ſchon vorgeſchritten iſt. Sie beweiſen, daß die Theologie nicht mehr im Stande iſt, die Kritik zu bekämpfen, d. h. — denn einen andern Kampf kennen wir nicht — die Ausführungen der Kritik zu leſen, zu verſtehen, darzuſtellen und wirklich, in ihrer allgemeinen Grundlage und im Einzelnen zu bekämpfen. Die Theologie ſpricht es ſelber aus, daß ſie neben der Kritik nicht beſtehen kann, wenn ſie dieſelbe ignorirt. Wenn ſie neue Bücher hervorbringt, ſo darf der Kritiker nicht ſchweigen, wenn er auch nichts anders zu thun hätte als ihr in Erinnerung zu bringen, daß es Beweiſe gibt, die ſie nicht beachtet hat, Beweiſe, die das Weſen des Ganzen betreffen und auch nicht den geringſten, unſcheinbarſten Theil unverſchont gelaſſen haben, daß ſie außerdem mit Behauptungen und Wendungen aufgetreten iſt, über die ſie ſich in längſt erſchienenen Werken eines Beſſern zu belehren hat.

Das iſt ſchon viel, wenn es ſo weit gekommen iſt, daß man jeden Theologen, der mit einem Buche über die heilige Geſchichte aufzutreten wagt, mit der bloßen Frage: haſt du den Wilke, den Lützelberger, den Weiße, den Bauer geleſen? Ja, haſt du ſie denn wirklich geleſen? wirklich? wo ſind denn die Beweiſe? — mit einer Frage, die bei jedem Satze, bei jedem Worte, das er uns bietet, wiederholt werden muß, entweder in die Schule oder in ſein Nichts zurückſchicken kann.

Noch mehr aber iſt gewonnen, wenn die Sache ſo weit gediehen iſt, daß die Theologie nicht mehr Werke, ſondern nur noch Bücher hervorbringen kann. Werke repräſentiren ein wirkliches Glied in der Entwickelung einer geſchichtlichen Frage: Werke würden exiſtiren und ſich vervielfältigen auch ohne den Beiſtand der Druckerpreſſe, Werke haben ein männliches Weſen in Sprache, Haltung und Geberde und als männlich beweiſen ſie ſich, indem ſie zeugen und eine neue

Entwickelung hervorrufen. Bücher, die die Theologie jetzt nur noch produciren kann, ſind nichts als Nachdrücke, und zwar blaſſe Nachdrücke von Werken, die ſelbſt ſchon die Zeit abgeblaßt hat, Bücher exiſtiren nicht durch die Nothwendigkeit des geſchichtlichen Fortſchritts, ſie ſind Producte der Willkür und Schwäche derjenigen, die hinter dem Fortſchritt zurückgeblieben ſind, Bücher vervielfältigen ſich nur vermittelſt der Druckerpreſſe. Die Schrift von Paulus iſt ein Werk, die Dogmen, die Herr von Ammann in den Druck gegeben hat, ſind, weil es der Verfaſſer und der Buchbinder ſo haben wollten, ein Buch. Werke können nur durch gediegene Werke, die einen weiteren Fortſchritt der Geſchichte repräſentiren, widerlegt werden, indem ihr allgemeines Princip und ihre einzelnen Glieder — denn ſie bilden wirklich immer einen Organismus — an einer höhern Idee, alſo auch an einer vollendeteren Darſtellung der Idee gemeſſen werden. Bücher haben kein leitendes Princip außer der Willkür, ſie haben keine Glieder, ſondern nur dürre Blätter oder Bogen oder Theile. Werke können widerlegt werden, Bücher nicht, da ſie kein Princip haben, das der Rede werth wäre, denn falls ſie ſelbſt den Anklang an ein Princip enthalten, wie vorliegendes Buch den Anklang an das Princip der natürlichen Erklärung von Paulus, ſo iſt derſelbe matt und unrein. Aus Werken kann man lernen, wenn auch zuweilen nur durch ihre Widerlegung lernen; aus Büchern nicht. Werke regen ihre Zeit auf, Bücher bleiben ihr gleichgültig und werden bald von ihr vergeſſen.

Wozu ſprichſt du denn alſo von dieſem Buche? wird man wieder fragen. Nun, iſt es denn nicht merkwürdig zu ſehen, in welchem Zuſtande die Religion ſich darſtellen muß, wenn ſie ſich noch neben der Kritik behaupten will? Vorliegendes Buch bringt uns dieſen Zuſtand genügend zur Anſchauung, ſo genügend, daß ich ſtundenlang darüber ſprechen möchte. Aber dann ſprich doch endlich einmal von dem Buche ſelbſt! Ei! Ich habe ja von Anfang an darüber geſprochen, geſagt, was über dergleichen Sachen zu ſagen iſt. Wir haben aber noch Nichts von dem Inhalte gehört! Wie kann ich von Inhalt ſprechen, wenn keiner aufzufinden iſt?

Von ſolchen Büchern kann nur der Styl geſchildert werden.

Der Styl iſt zwar nicht nur der Menſch, ſondern auch der Inhalt ſelbſt. Der theologiſche Styl iſt die Theologie ſelber, wie ſie leibt und lebt und ihre innerſten Herzensgeheimniſſe verräth. Charakteriſirt jenen Styl und ihr habt die Theologie ſelbſt geſchildert. In den Zeiten aber, wenn eine geſchichtliche Erſcheinung ſich überlebt hat, wenn die Verhältniſſe ſich rings um ſie herum verändert haben und ſie ſich dennoch immer noch zu präſentiren wagt, ſo iſt ihre Sprache faſt nur noch Styl und völlig inhaltslos, ſo iſt ſie nichts mehr weiter als ihr Styl und dieſer ſo auffallend, daß er faſt jedes Ohr beleidigt und nicht mehr lange zu leben hat. Der Curialſtyl z. B., der Styl der Bevormundung und Knechtſchaft, wurde in den Zeiten, als die Freiheit ſich zu regen begann und die Menſchheit erwachte, als Styl die Sache ſelbſt, d. h. ſo inhaltlos und empörend, daß er an ſeiner Leerheit und an ſeinem Widerſpruch gegen die veränderten Verhältniſſe untergehen mußte.

Jede Seite in vorliegendem Buche iſt claſſiſch geſchrieben, zeigt uns die Vollendung des theologiſchen Styls und verdiente deshalb analyſirt zu werden. Aber wir können hier kein Werk über den theologiſchen Styl ſchreiben. Ich widerſtehe der Verſuchung, die drei Seiten zu analyſiren, die von den Quellen des Marcus handeln (S. 69—71), denn jede Seite iſt ſo herrlich und charakteriſtiſch und bietet ſich ſo aufdringlich der Kritik dar, daß es ſehr parteiiſch von uns wäre, wenn wir abſichtlich und mit Ueberlegung irgend eine Seite bevorzugen wollten. Wir greifen willkürlich in das Buch und fangen bei der Seite an, die ſich uns zufällig darbietet, bei der Seite, wo der Verf. „von dem Verhältniſſe des Täufers zu Jeſu“ handelt und namentlich den Bericht des vierten Evangeliſten von der Botſchaft der Juden an den Täufer beſpricht.

Ich erwähne nicht — da es ſich auf dieſem Standpuncte von ſelbſt verſteht —, daß der Verf. auf die neuerlich geführten Unterſuchungen über das Verhältniß des Täufers zu dem Werke Jeſu, auf die Beweiſe, welche die bisherige überlieferte Anſicht in jedem Puncte aufheben, nicht im Geringſten eingeht: ich werde auch nicht auf meine Kritik des vierten Evangeliums verweiſen, denn auf dem Standpuncte, auf welchem der Verf. ſteht, kann man gründliche Entwickelungen nicht leſen: — wie geſagt, nur den Styl, die Wendungen der vorliegenden Schrift werde ich an ein Paar Beiſpielen kenntlich machen.

Ich erwähne ferner nicht, daß die Schwierigkeiten und Widerſprüche, durch welche ſich der Bericht des Vierten, wie ich in meiner Schrift nachgewieſen habe, vollſtändig auflöſt, daher kommen und zu erklären ſind, daß der Vierte auf eine ſehr unglückliche Weiſe die ſynoptiſchen Angaben über die Stellung des Täufers, namentlich aber den Bericht des Lucas von der Erklärung des Täufers, er ſei nicht der Meſſias, als das Volk vermuthete, er könne am Ende der Geſalbte ſein, verarbeitet habe. Die Sache geht uns hier Nichts an, da wir es mit einem Standpuncte zu thun haben, für den ſie ſelbſt nicht da iſt.

So ſagt denn der Verf., „das große Synedrium“ habe jene Geſandtſchaft an den Täufer geſchickt — man höre nun, wie die Unwahrheit der Sache in dem Schwanken und Schweben der Sprache ſich ausdrückt! — „vielleicht mehr in deliberativer und prävenirender als inquiſitorialiſcher Abſicht, weil ſeit der Beſetzung des Landes durch die Römer der hohe Rath nicht allein dem Kaiſer und ſeinem Stellvertreter verantwortlich war, ſondern es auch in dem Intereſſe ſeiner Stellung lag, von meſſianiſchen Aufregungen des Volks, ſo weit es die Klugheit erlaubte, den möglichſten Vortheil zu ziehen“. Nicht allein — ſondern auch! Alſo das eine Motiv kam zu dem andern hinzu, und zwar in der Art, daß ſich beide mit einander wohl vertrugen, beide mit Einemmale dieſelbe Handlung herbeiführen konnten, und zwar ſo herbeiführen konnten, daß ſie ſich nicht ſtörend durchkreuzten? Was heißt hier „deliberative und prävenirende Abſicht“? Und wie verräth ſie ſich in dem Benehmen der jüdiſchen Abgeſandten, in den Fragen, die ſie dem Täufer vorlegen? Woher weiß der Verf., daß es damals, als Jeſus auftrat, „meſſianiſche Aufregungen des Volkes“ gab? Weiß er uns aus dem Zeitalter Jeſu ein Beiſpiel zu erzählen, auch nur Einen einzigen Fall, woraus es hervorgeht, daß es „im Intereſſe der Stellung des großen Synedrium lag“, „von meſſianiſchen Aufregungen“ u. ſ. w. u. ſ. w.? Der Verf. will „das Leben Jeſu mit ſteter Rückſicht auf die vorhandenen Quellen darſtellen“: aber, müſſen nicht dieſe Quellen vorher kritiſch unterſucht werden? Iſt es nicht die erſte Frage in dem vorliegenden Falle, ob der Bericht des Vierten in ſich ſelbſt zuſammenhängt? Iſt es ſchon genug, wenn obenhin von „thatſächlichem Zuſammenhang der ganzen Erzählung und Darſtellung“ geſprochen wird? Iſt es nicht ſehr die Frage, ob überhaupt etwas oder wie viel an jener Tradition iſt, daß das Synedrium Neuerer — der Verf. ſagt: „novaturirende Lehrer“ — zur Rechenſchaft zu ziehen befugt war? Iſt dieſe Frage nicht dann wenigſtens unumgänglich, wenn der evangeliſche Bericht nicht als ein ſolcher erkannt iſt, der ſich durch ſich ſelbſt und durch ſeine inneren Widerſprüche auflöſt?

Wer wird an ſo kleinliche Fragen denken, wenn man wie der Herr Verf. ganz andere Hilfsmittel beſitzt und im Stande iſt, durch eine kühne Wendung die Sache zu entſcheiden.

„Demnach, fährt er S. 261 fort, ordnete das Oberpresbyterium von Jeruſalem an den Täufer am Jordan eine Deputation . . . ab, ihn über ſeine perſönlichen Anſprüche und die Abſichten zu vernehmen, die ſeinen Verſammlungen zu Grunde lägen.“ „Demnach!“ — und der Verf. hat uns nicht klar gemacht, welches die Verhältniſſe waren, die eine ſolche Botſchaft erforderten! Wir wiſſen noch Nichts davon, was denn jene „deliberative und prävenirende Abſicht“ war, Nichts davon, wie die jüdiſche Obrigkeit aus „den Verſammlungen“ (!) des Täufers „Vortheil“ ziehen konnte. Der Verf. ſagt uns nicht einmal, was die Abgeſandten den Täufer fragten: er hat genug gethan, wenn er ebenſo wie der Evangeliſt ſogleich bemerkt: „der Täufer erwiederte unumwunden: ich bin nicht der Meſſias;“ d. h. ſtatt zu erklären, den Bericht zu unterſuchen, gibt ihn der Verf. einfach wieder. Doch nicht ganz in derſelben Weiſe, wie der Evangeliſt: der Verf. hat vorher räſonnirt, über die Stellung und die Abſichten des Synedrium geſprochen, wollte er ſich daher conſequent bleiben und zuſammenhängend ſprechen, verſtändig reden, ſo hatte er noch weiter räſonniren und die Antwort des Täufers erklären und motiviren müſſen. Es iſt aber klar, weshalb er es nicht that: er konnte es nicht; das unklare und haltloſe Räſonnement, das er vorher zum Beſten gab, konnte nicht fortgeführt werden, da es längſt ehe es als Uebergang zu der Sache ſelbſt, d. h. zu dem evangeliſchen Berichte dienen konnte, in ſich ſelbſt zerfallen war. Kann eine Rede, die weder Hand noch Fuß hat, fortſchreiten oder auch nur zur Nothdurft weiter kriechen?

Der Verf. ſagt zwar nachher (S. 262): „Die Antwort war ohne Furcht und Rückhalt aus dem Zuſammenhange des Geſpräches ſelbſt genommen, wie es die Abgeordneten eingeleitet hatten, und riß gleich den erſten Faden ihrer ſpähenden Erwartung ab.“ Der Verf. hätte uns aber ſagen ſollen, wie die Abgeordneten das Geſpräch eingeleitet hatten, welches der

Zuſammenhang des Geſpräches war — aber wie konnte er es, wie konnte er den Schein der Vermittelung zur Wirklichkeit erheben oder vielmehr das Nichtige ſeines Geredes zur Sache führen, da er bei allem Räſonniren von dem Berichte ſo weit abhängig iſt, daß er ihn tautologiſch, aber mit einer Tautologie, die durch den Schein der Erklärung und Vermittelung nur verwirrt geworden iſt, wiedergibt? Im Berichte des Vierten erklärt der Täufer, er ſei nicht der Meſſias; ohne daß wir erfahren, wie er zu dieſer beſtimmten Antwort ſich bewogen ſehen konnte, bricht er die Verhandlungen ab, von denen uns nichts berichtet iſt: — aber ſind wir nun klüger geworden, wenn der Verf. von einem „Zuſammenhang des Geſpräches“ ſpricht und ihn uns nicht entwickelt, von einer „Einleitung des Geſpräches“ redet und ſie nicht analyſirt? Nein! Er revocirt in demſelben Satze ſein Gerede vom Zuſammenhang und von einer Einleitung des Geſpräches, wenn er von dem „erſten Faden jener ſpähenden Erwartung“ ſpricht, den der Täufer „gleich“ abriß! Iſt denn, wenn es gilt, „den erſten Faden einer ſpähenden Erwartung“ — „gleich abzureißen“, ſchon ein „Geſpräch“ gegeben, kann ſchon vom „Zuſammenhang des Geſpräches“ die Rede ſein, hätten die Abgeordneten Zeit gehabt, das Geſpräch einzuleiten? Iſt die Einleitung eines Geſpräches und der „erſte Faden einer ſpähenden Erwartung“ Eines und Daſſelbe?

Wie geſagt: in einem Zuſammenhange, wo es ſich gar nicht um die Sache handelt, wo es nur darauf ankommt, die Rechte der Sprache zu vertheidigen, verlohnt es ſich nicht der Mühe, zu bemerken, daß nur in der Schrift des Lucas die „Antwort“ des Täufers, er ſei nicht der Meſſias, Sinn und Bedeutung hat — denn hier vermuthete das Volk, er möchte am Ende ſelbſt der Meſſias ſein — daß nur hier, in der Schrift des Lucas, wirklicher, wenigſtens formell durchgeführter Zuſammenhang vorhanden iſt — denn das Volk kam durch die Predigt des Täufers auf ſeine Vermuthung — daß der Vierte den Bericht des Lucas ſehr ungeſchickt benutzt hat, indem er ihm eine Situation entlehnte, die er nicht wirklich ſchildert und herbeiführt — Alles das geht uns hier, wo wir es mit einer Schrift zu thun haben, die über, oder wenn man will, unter der Sache oder abſeits der ganzen Sache ſteht, Nichts, gar Nichts an. Gar Nichts!

Eigentlich haben wir genug — mehr als genug von dieſer Schrift geſprochen, da alle Sätze derſelben den ſo eben angeführten völlig entſprechen. Alle Sätze können wir doch nicht analyſiren, und wenn das nicht, ſo iſt es vollkommen gleichgültig, ob wir an fünfen oder an zehn oder an einer Mandel die Sprache des Verf. kenntlich machen, oder ob wir uns gar dazu verſtehen, die Sprachproben ſchockweiſe zu geben.

Wir könnten ſchließen. Doch wollen wir ſehen, wie weit unſere Geduld reicht. Den „Faden“ unſerer Geduld wollen wir nicht ſo „gleich“ reißen laſſen. Wir fahren in unſerer Analyſe fort, aber nur unter der Bedingung, daß die theologiſchen Leſer ſich nicht einbilden, ſie ſprächen und ſchrieben anders, als der Herr Verf., unter der Bedingung alſo, daß ſie in der Schreibart deſſelben ihren Styl wieder erkennen. Wollen ſie ſich zu dieſer Bedingung nicht verſtehen, ſo werde ich dennoch in dieſer Kritik fortfahren, aber ihnen die Aufgabe ſtellen, noch bei Zeiten mir den Theologen zu nennen, der in theologiſchen Verhandlungen menſchlich und zuſammenhängend ſchreibt: denn der Satz, daß der theologiſche Styl der Widerſpruch gegen Alles iſt, was Zuſammenhang, Aufrichtigkeit und Vernunft heißt, wird bald allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Unmittelbar nach jenem herrlichen Satze, der uns mit dem „Faden einer ſpähenden Erwartung“ zu unſerm Erſtaunen bekannt machte, fährt der Herr Verf. fort: „Alle Karaiten und Myſtiker unter den Juden waren dem politiſch-theokratiſchen Meſſianism abhold und da auch der Täufer hierüber eſſeniſch dachte, ſo ſagte er ſich von allen Anſprüchen auf die Meſſiaswürde mit entſchiedener Feſtigkeit — welcher Pomp der Sprache! „mit entſchiedener Feſtigkeit“ — los.“

Es wäre lächerlich, wenn wir den Herrn Verfaſſer über die Entdeckungen, die er uns in dieſem Satze mittheilt — alle Sätze ſeines Buches wimmeln aber von Neuigkeiten dieſer Art — mit Fragen beſtürmen oder ihm bemerklich machen wollten, daß wir durch unſere Kritik für jeden Verſtändigen ſolche Träumereien unmöglich gemacht haben. Wir haben nicht einmal Zeit dazu, den Herrn Verf. zu fragen, woher er es weiß, daß der Täufer über „den p. p. Meſſianism“ eſſeniſch dachte, woher er es weiß, daß „alle Karaiten und Myſtiker unter den Juden dem p. p. Meſſianism abhold waren“ — unſere Sache iſt einzig und allein, dafür zu ſorgen, daß wir uns, ohne an unſerm Verſtande Schaden zu nehmen, durch den angeführten Satz hindurcharbeiten, oder zu zeigen, daß ſeine Gedankenloſigkeit ihn für uns unſchädlich macht. Wie? Wenn der Täufer dem „politiſch-theokratiſchen Meſſianism abhold“ war, mußte er ſich deßhalb „von allen Anſprüchen auf die Meſſiaswürde mit entſchiedener Feſtigkeit losſagen“? Was für ein Sprung! Kann nur derjenige Anſprüche von dieſer Art machen, der ſich den „Meſſianism“ als einen „politiſch-theokratiſchen“ vorſtellt? Wozu gibt es in der theologiſchen Sprache das treffliche Wort „geläutert“, das ſich ſonſt immer zur rechten Zeit, d. h. in Zeiten der Verlegenheit einſtellt? Konnte der Täufer nicht über den „Meſſianism“ „geläuterte“ Vorſtellungen haben, d. h. konnte es ihm — wenn wir einmal in das Reich des Nonſens einen theologiſchen Spaziergang machen ſollen — bei „geläuterten Vorſtellungen über den Meſſianism“ nicht möglich ſein, recht wohl auf den Gedanken zu kommen, er könnte der Meſſias ſein? Oder, wenn die jüdiſchen

Abgeordneten — wovon wir aber im Bericht des Vierten Nichts leſen — den „Meſſianism“ nur als den „politiſch-theokratiſchen“ kannten, mußte deßhalb der Täufer ſogleich ſo ſprechen, als ob er mit dem „Meſſianism“ gar Nichts zu thun haben wolle. Gab es denn keinen „geläuterten Meſſianism“ und konnte ſie der Täufer über ihn nicht belehren? Man ſieht, wir wollen nicht ſpringen wie der Herr Verf., wir wollen nämlich ſagen, daß Erſte, was der Täufer unter jener Vorausſetzung hätte thun müſſen, konnte ſich allein darauf beſchränken, daß er erklärte, er wolle mit jenem beſagten „Meſſianism“ Nichts zu thun haben: dann erſt, wenn er ſie eines Beſſern belehrt und über den wahren Meſſianism aufgeklärt hatte, konnte er — allenfalls auch „mit entſchiedener Feſtigkeit“ — erklären, daß er nicht der Meſſias ſei. Kommt es aber nun nicht bei dem Sprunge des Herrn Verf. von der Abneigung des Täufers gegen den beſagten „Meſſianism“ zu ſeinem Widerwillen, mit der „Meſſiaswürde“ etwas zu thun zu haben, darauf hinaus, daß der Täufer mit dem „Meſſianism“ überhaupt Nichts zu thun haben wollte?

Es mag theologiſche Sätze geben, in denen der innere Widerſpruch der Glieder nicht ſo grell oder plump, die Zuſammenhangsloſigkeit nicht ſo außerordentlich iſt, daß ſie einen Abgrund bildet, in welchen vor aller Welt Augen die Theile des Satzes ſich hinabſtürzen, es mag theologiſche Sätze geben, in denen Anfang und Ende ſich nicht ſo laut zanken, ſich nicht ſo augenfällig ein Bein ſchlagen und auf dem Boden herumtummeln, bis ſie ſich ganz und gar zerzauſt haben, Sätze, in denen Anfang und Ende ſich nicht ſo ſehr ohne alle Umſtände gegenſeitig zerfleiſchen oder — o Wunder! — auffreſſen: aber den erſten theologiſchen Satz möchte ich ſehen, wo dieſer Kampf wenn auch heimlicher und verſteckter nicht vorhanden wäre. Die Theologie zerſtört ſich ſelbſt, indem ſich alle ihre Ausſagen innerlich zerreiben. Es bleibt Nichts von ihr übrig.

Wir zerſtoren ſie nicht: wir zeigen nur, daß ſie ſich ſelbſt umbringt. Sie iſt der Selbſtmord des Geiſtes. Je mehr es mit ihr zu Ende geht, deſto auffallender wird auch ihr Kampf mit ſich ſelbſt, deſto krampfhafter rafft ſie in ihren Sätzen das Entlegenſte zuſammen, um zu zeigen, daß ihre Ausſagen der Widerſpruch ſchlechthin, der Widerſpruch mit ihnen ſelbſt, der Widerſpruch gegen allen Zuſammenhang und gegen die Sache ſelbſt ſind.

Sollen wir weiter analyſiren? Ich dachte, es wäre genug. Wen ich nicht überzeugt habe, daß ein Standpunct, welcher fähig iſt, Sätze von der geſchilderten Art hervorzubringen, keine anderen hervorzubringen im Stande iſt, möge ſelbſt eine Seite im vorliegenden Buch beſtimmen, damit ich an ihr dieſelben Widerſprüche nachweiſe.

In einer kürzeren Manier will ich nur noch ein paar Sätze als Curioſa anfuhren. Man höre! „Als aber (S. 263) die Beauftragten mit einer ſtrengen Amtmiene — (man denke!) — auf Antwort drangen, ließ ſich Johannes endlich bewegen, — (ſo? bewegen? ſich endlich bewegen?) — die Rolle des Heroldes zu übernehmen — (zu übernehmen!) — der des Herrn Wege in der öden Wüſte vorbereite. Dieſer Beruf, noch dazu in ſolcher allgemeinen Haltung, war durchaus unverfänglich, namentlich in dem einſamen Thale des Jordan, wo kein anderer Lehrer des Geſetzes ſeine Stimme zu erheben pflegte.“ Alſo am Ende nur deshalb nicht verfänglich, weil hier „in dem einſamen Thale des Jordan“ keine Concurrenz zu fürchten war? Sonderbare Einſamkeit! ſonderbare Urſache, keine Concurrenz zu fürchten, wenn „ganz Judäa und Jeruſalem“ zum Täufer wallfahrte und die Meiſter Iſraels im Stich ließ! Sonderbare Einſamkeit, wenn „die Verſammlungen des Täufers“ das Synedrium allarmirten und zur Abſendung einer officiellen Botſchaft bewogen!

Lieber Leſer, höre nun, wie in zwei Sätzen die ganze

Frage über den bibliſchen Bericht über die Taufe Jeſu abſolvirt wird. Höre! „Warum hat Jeſus ſein öffentliches Lehramt mit einer feierlichen Untertauchung im Jordan begonnen, da er doch keiner ſittlichen Reinigung bedurfte? Dieſe Frage iſt zwecklos (!!), weil hier weder die Ablegung der Sündhaftigkeit (!) — (Ablegung der Sündhaftigkeit!) — noch die Prärogative der Sündloſigkeit in nächſter Ausſicht ſtand — (noch die Prärogative der Sündloſigkeit in nächſter Ausſicht ſtand!) — ſondern eine charakteriſtiſch-ſymboliſche Handlung — (ſondern eine charakteriſtiſch-ſymboliſche Handlung!) — die den Geiſt des neuen Lehrers eben ſo wohl als ſeine Lehre bezeichnete (Joh. 3, 5.) und ſchon im Voraus eine Grenzſcheide zwiſchen dem alten und neuen Bunde zog“ (S. 267). Mit dieſen beiden Sätzen iſt die Frage beantwortet und die Kritik, die ſo albern iſt, dergleichen Fragen gründlich behandeln zu wollen, völlig geſchlagen. Wie wichtig alſo ſind dieſe Sätze! Darum erwäge ſie, liebe Seele, recht genau, Wort für Wort, lies ſie zweimal, dreimal, analyſire ſie, unterſuche ihre Conſtruction, lerne ſie auswendig, ſchreibe ſie dir an die Wand und ſo oft du ſie vor dir ſiehſt, ſo denke daran, daß ſie das Meiſterſtück der Theologie ſind, daß ſie ächt theologiſch ſind, und rufe aus: Hebe dich hinweg von mir, Theologe!

Wer im Stande iſt, Sätze, wie die angeführten, zu ſchreiben, kann nicht anders ſchreiben; denn jene Sätze ſind Alles, was er über die Sache vorbringt, alſo nicht Nebenwerke, nicht verlorene Poſten, ſondern die geſammte Heeresmacht, über die er zu gebieten hat. Es iſt daher unnöthig und wäre Zeitverſchwendung, noch einige andere Sätze zu analyſiren.

Wir ziehen kurz und gut die Summe: der Herr Verf. hat uns den theologiſchen Styl in einer Form gezeigt, die wir faſt die Form der Vollendung nennen dürfen: dieſer Styl mußte ſo ſein, wie er wirklich iſt, wenn alle leitende Principien fehlen, wenn alle kritiſchen Unterſuchungen ignorirt werden, wenn die Abneigung gegen das Wunderbare der heiligen Geſchichte, überhaupt gegen das Heilige ſo groß geworden iſt, wie ſie es ſein muß, wenn noch in unſern Tagen die natürliche Erklärung an das Licht zu treten wagt. Das Schwankende und Unſichere der Schreibart verräth den Mangel an Muth — Muth iſt aber nur möglich, wenn tüchtige Principien leiten — die aufgedunſene Hohlheit iſt eine nothwendige Folge, wenn alle gründlichen Unterſuchungen ignorirt werden und der Schriftſteller ſich dennoch den Schein geben will, als gebe er das volle Reſultat einer Arbeit von Jahrhunderten oder Jahrtauſenden; das Schielende und Schwebende des Styls endlich iſt die gerechte Strafe desjenigen, der eine heilige Wundergeſchichte darzuſtellen und zu erklären hat und ſich den Schein gibt, als theile er uns die Sache ſelbſt mit, wenn er uns eine natürliche, ganz gewöhnliche Geſchichte ſchildert und zugleich die Forderung aufſtellt, wir ſollten dieſelbe als etwas ganz Beſonderes und Außergewöhnliches betrachten.

D. h. dieſer Styl, weil er innerlich falſch und nichts weniger als der Ausdruck der Sache iſt, iſt das Unpopulärſte, was es nur geben kann.

Es iſt leicht erklärlich, daß der Rationalismus malcontent wurde, als ihn die neuere Kritik aus ſeinem Traume von einer „Weltreligion“ weckte. Aber er mag grollen, wie er will: ſeine Miſſion oder vielmehr die Miſſion, mit der er ſich ſelbſt beehrte, als er ſich einbildete, ſeine geſchraubten Wendungen könnten die ganze Welt endlich einmal einengen, iſt ihm zum Heil der Welt abgenommen und die Zukunft wird darüber nur lächeln können, daß ein Styl von dieſer Art einmal für das Scepter der Weltherrſchaft ausgegeben wurde. Der Indier, der Chineſe ſollte ſich einem ſolchen Scepter unterwerfen? Die „quellenmäßige Darſtellung des Lebens Jeſu“, wie ſie uns der Rationalismus zu liefern nicht müde wird, ſollte Indiens und China's Literatur verdrängen? Wie denkt ihr hin! Mit den altdeutſchen Volksbüchern könnt ihr den Kampf nicht einmal aufnehmen. Ihr könnt es mit Nichts aufnehmen: am allerwenigſten mit dem Volke, mit dem, was das Volk will und was es geſchaffen hat.

Dem Volke gehört die Zukunft; die Wahrheit aber, weil ſie offen, unverſtellt, rückſichtslos und unerſchrocken iſt, iſt populär; ſie wird alſo mit dem Volke den Beſitz der Zukunft theilen oder vielmehr Beide, das Volk und die Wahrheit ſind Eines, ſind der Eine, allmächtige Herrſcher der Zukunft. Der Curialſtyl der Bevormundung wird nicht mehr vom Volke verſtanden: es will den Styl der Wahrheit, des Muths und der Einfachheit — es verlangt nach dem popularen Styl, den es allein verſteht.

B. Bauer.

V.

Das alte neue Teſtament.

In Friedenszeiten würde man ſich lächerlich machen, wenn man über eine Recenſion, aus der man weiter Nichts hat lernen können, als daß der Verfertiger derſelben nun eben von der Sache Nichts verſteht, auch nur Ein Wort fallen laſſen wollte. Aber lächerlich würde es auch ſein, wenn man dem Feinde, den man aus allen Kräften bekämpft, die Meinung laſſen wollte, er könne, wenn er in ſeinen Büchern geſchlagen iſt, nachdem ſeine Bibliotheken vom Feuer der Kritik verzehrt ſind, in ſeinen Literaturzeitungen ſicher und ungeſtraft den Schein erregen, als gebiete er noch über einen wahren Schatz von Wahrheiten. In Kriegeszeiten würde man ſich durch eine Schonung und Verachtung dieſer Art lächerlich machen: noch mehr: eine Indolenz von dieſer Art wäre eine verbrecheriſche Halbheit, da ſie im Rücken der vordringenden Armee die wenn auch verrotteten Burgen beſtehen ließe, aus welchen der Feind doch noch zuweilen Ausfälle machen kann, wodurch er wenigſtens die zurückgebliebenen alten Weiber in Schrecken ſetzen kann. Und können alte Weiber durch ihr Geſchrei nicht auch zuweilen Schaden anrichten? Es wäre lächerlich, wollte man ſo indolent ſein und die alten Literaturzeitungen ignoriren. Sie ſind ja derſelbe Feind, den die philoſophiſche Kritik in den theologiſchen Bibliotheken bekämpft.

In dieſem Augenblicke habe ich weder Zeit noch Luſt, dem Recenſenten, der im letzten Januarheft der Halle'ſchen Literaturzeitung meine Schrift über die Synoptiker angezeigt hat, von allen ſeinen Wendungen zu zeigen, daß ſie theologiſch, alſo ſchamlos, alſo pöbelhaft ſind — weder Zeit, da ich jetzt an der Reinſchrift des dritten und letzten Bandes arbeite, in welchen ohnehin allen theologiſchen Wendungen ein Ende gemacht werden wird — noch Luſt, denn mein Aufſatz über die theologiſchen Schamloſigkeiten reicht zur Antwort noch hin, namentlich mag der Recenſent in No. IV dieſes Aufſatzes, im Abſchnitt über den Rationalismus ſich Raths erholen. Alſo ſpäter! Und ſpäter gewiß, denn jener Kritik des theologiſchen Bewußtſeins gehört auch die Kritik der Geſinnung, mit welcher der ächte Theologe — und der ächteſte Theologe iſt der Rationaliſt — die kritiſchen Werke aufnimmt.

Der Zweck jener Recenſion war, zu beweiſen, daß der Rationalismus ſich lächerlich machen und über den Beweis, daß Marcus der Urevangeliſt iſt, lachen muß. Der Zweck jener Recenſion war ferner, zu beweiſen, daß der Rationaliſt die Sache nicht aus ſich, ſondern aus dem Hundertſten und Tauſendſten, wo möglich aus dem Antediluvianiſchen, gewiß aber aus dem Entlegenſten erklären muß. Das iſt leicht, ſagt der Recenſent, um mich zu widerlegen, eine Sache aus ſich zu erklären! Ja wohl iſt es leicht, wenn die Methode gefunden iſt! wird der Vernünftige antworten. Es iſt ein leichtes Ding mit dem Ei des Columbus! Aber der Theologe, der Rationaliſt darf nicht, wenn er das Kunſtſtück mit dem Ei geſehen hat, daran denken, ſeine Quälereien aufzugeben. Er rollt — ein kleiner Siſyphus — das Ei ſo lange hin und her, bis es bricht.

Ich erkläre die Sache aus ſich ſelber. Aber thue ich das etwa, wie die bisherigen Kritiker der Evangelien mit ihren Methoden, daß ich immer nur Ein und daſſelbe Schema beſolge und in tödtlicher Weisheit jedesmal nur Eine und dieſelbe Formel abſinge? In jedem Paragraphen erkläre ich die evangeliſchen Abſchnitte immer mit einer neuen Wendung der Einen Methode aus der Kraft des chriſtlichen Bewußtſeins, weil die evangeliſchen Abſchnitte ſelbſt von verſchiedenem Character ſind. Meine Methode weiß die innere Beſtimmtheit der beſtimmten Sache immer zu achten, zu erklären und durch dieſe Beſtimmtheit ſelbſt aufzulöſen. Ich bin nicht der Chemiker, der ſich einbildet, jede Farbe durch denſelben Handgriff aufzulöſen.

Jeden Abſchnitt muß ich nämlich deshalb mit einer neuen Wendung der Methode auflöſen, weil ich in jedem eine andere Beſtimmtheit des chriſtlichen Selbſtbewußtſeins — wenn ſie wirklich vorhanden iſt — ſehe, eine Beſtimmtheit, welche von dieſer oder jener Colliſion des chriſtlichen Selbſtbewußtſeins, von dieſer oder jener altteſtamentlichen Anſchauung hervorgerufen oder bedingt iſt.

Alſo iſt es mit der Erklärung der Sache aus ihr ſelbſt — wenn auch, ſo bald man die Methode gefunden hat, noch ſo leicht — doch wieder nicht ſo leicht, wie der Recenſent meint. Er wenigſtens hat nicht einmal geahndet, worin meine Methode beſteht. Als Theologe durfte er es nicht ahnden.

Er lacht darüber, daß ich es eine „lumpige Frage“ nenne, wenn ich den Abſchnitt aus ihm ſelbſt in jener Weiſe erklärt habe, nun noch wie der nothwendig inconſequente Mythiker, oder wie der Anhänger der Traditionshypotheſe, oder wie der Rationaliſt, kurz wie der Theologe fragen zu ſollen, ob dem Abſchnitt von der Stillung des Sturms nicht doch wohl irgend ein Factum, etwa daß ſich Jeſus einmal während eines Sturms muthig bewieſen habe, zu Grunde liege.

Ueber dieſe „lumpige Frage“ iſt es nun, daß ich hier noch ein Wort ſprechen will. Der Theologe zwingt uns, über lumpige Fragen zu verhandeln.

Was hätte wohl der Theologe gedacht, wenn ich ſchon in der Schrift über das vierte Evangelium jedesmal an ſeinem Orte bemerkt hätte, daß der Vierte hier die Schrift des Marcus, dort die des Lucas, und dort wieder die des Matthäus benützt habe. Wie ich jedem Bande meiner Schrift einen beſondern Brennpunct, ein beſonderes Intereſſe gegeben habe, ſo habe ich dem letzten das Intereſſe aufgeſpart, welches in der Löſung jener Frage nach dem Verhältniß des Vierten zu den andern dreien liegt.

Was hätte der Theologe geſagt, wenn er von mir hörte, daß das chriſtliche Princip ſo wenig in Form und Materie ſchöpferiſch war, daß alle ſeine Materialien aus dem A. T. genommen, daß dem A. T. ſogar die Worte und Conſtructionen der Sätze entlehnt ſind? Er würde mir — mir, der ich wie kein anderer auch in meiner Schrift über die Evangelien den Unterſchied des A. und N. T. entwickelt habe — den plumpen Vorwurf gemacht haben, daß ich das A. und N. T. zuſammenwerfe, mir, der ich immer zeige, wie die A. T.lichen Anſchauungen in der abſtracten Rede des N. T.lichen Princips ihres derben, aber immerhin doch volksthümlichen, alſo lebendigen Fleiſches beraubt werden. Dem letzten Bande habe ich auch dieſen Beweis aufgeſpart, daß das N. T. faſt ganz und wirklich aus dem A. zuſammengeſtellt werden kann. Ha! was ich hiemit dem Theologen für einen Stoff zu plumpen Mißverſtändniſſen und Verdrehungen gebe!

Nun zu der lumpigen Frage!

„Und es entſtand ein großer Sturmwind, ſagt Marcus C. 4, 37. Die Wogen aber ſchlugen in das Schiff, ſo daß es ſchon voll wurde.“ Der Dichter in Pſalm 107 ſpricht von denen, die „die Werke des Herrn ſahen und ſeine Wunder im Meer — ſie waren nämlich zu Schiffe — wenn er einen Sturmwind erregte und die Wogen ſich erhoben und ſie — das A. T. iſt immer lebendiger und farbenreicher — gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren und ihre Seele vor Angſt verzagte, daß ſie erſchüttert wurden und wankten wie ein Trunkener und wußten keinen Rath mehr und ſie zu dem Herrn ſchrieen in ihrer Noth und er ſie aus ihren Aengſten führete und gebot dem Ungewitter, daß es ſtille ſtand und die Wellen ſich legten" Pſ. 107, 24—29. „Und Jeſus, ſagt Marcus V. 39, drohete dem Winde und ſprach zum Meere: ſei ſtill, verſtumme! und es legte ſich der Wind und es ward große Stille." „Und es entſtand, heißt es Jonas 1, 4, ein großer Sturm und das Schiff lief Gefahr zerbrochen zu werden." „Da ſtand das Meer ſtille von ſeinem Wüthen" Jonas 1, 15. Daß Jeſus ſchlief als der Sturm wüthete, ſagen zwar auch Lucas und Matthäus, aber Marcus allein ſagt aus, daß Jeſus gerade „hinten auf dem Schiffe war und auf dem Kiſſen ſchlief"; Marcus nämlich hat den äſthetiſch nothwendigen Contraſt eben ſo wiedergegeben, wie er ihn an dem Orte fand, wo er ihn hernahm. „Jonas aber war in den Bauch des Schiffes heruntergegangen, hatte ſich niedergelegt und war in tiefem Schlaf." „Und ſie weckten ihn, ſagt Marcus, und ſprachen zu ihm: Meiſter, kümmert's dich nicht, daß wir umkommen?" „Da trat zu ihm (Jon. 1, 6) der Schiffsherr und ſprach zu ihm: was ſchläfſt du? Stehe auf und rufe deinen Gott an, damit er uns errette und wir nicht umkommen." Nach der Stillung des Sturms, Jon. 1, 16: *Καὶ ἐφοβήθησαν οἱ ἄνδρες φόβῳ μεγάλῳ καὶ ..* Marc. 4, 41: *καὶ ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν καὶ ..*

Nun? Iſt und bleibt die Frage nicht lumpig? Iſt es nicht lumpig, an der Priorität des Evangelium Marci zu zweifeln? Zumal wenn nachgewieſen iſt, wie ſchlottrig die beiden Andern ihre Abſchrift verfertigt haben?

So ſind alle dieſe lumpigen Fragen beſchaffen, mit denen ſich die — nothwendig inconſequenten — Mythiker, die Anhänger der Traditionshypotheſe, die Rationaliſten, kurz die

Theologen abquälen und mit deren Qual ſie uns durchaus martern wollen.

Noch eine Frage von dieſer Art!

Die genannten Männer beſchäftigen ſich mit der Frage, ob nicht vielleicht — nein! ſie wollen uns einreden, daß dem Bericht von der Verfluchung des Feigenbaumes ein Wort Jeſu, etwa eine Parabel zu Grunde liege.

Die Parabel findet ſich im A. T. und Marcus hat ſie zuerſt zu einem Factum gemacht, Lucas hat aus dem Factum auf eigne Hand eine Parabel — eine ſehr ungeſchickte Parabel — gemacht und Matthäus hat den Bericht des Marcus ſchlecht abgeſchrieben.

„Ich habe geſehen einen Gottloſen, der war trotzig und breitete ſich aus und grünete wie ein friſcher Baum. Da ich vorüberging — — da ich vorüberging! — παρῆλθον Pſ. 37, 35, 36, ſiehe, da war er dahin: ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden.“

Wie viel hat Marcus noch von Strauß zu leiden gehabt, daß er am Tage nachher erſt: nachdem Jeſus den Fluch ausgeſprochen, die Jünger, als ſie vorübergingen — als ſie vorübergingen! bemerken läßt, daß der Baum bis auf die Wurzel verdorrt iſt.

Die Frage iſt zu lumpig.

Wie kommt Marcus zum Feigenbaum? Warum nicht, wie ſonſt, ein Weinſtock? Woher die Bemerkung des Marcus: denn es war nicht die Zeit der Feigen?

Antwort! Weil Jehova Iſrael wie eine vorzeitige Feige am Feigenbaum fand. Hoſeas 9, 10.

Habe ich alſo Unrecht, wenn ich jene Fragen der theologiſchen Kritiker, Mythiker u. ſ. w. lumpig nannte?

Ich bin am wenigſten dazu geneigt, die Hypotheſen und Principien, durch deren Aufſtellung ſowohl als Widerlegung die Wiſſenſchaft wächst, lächerlich zu finden. Aber wenn ein unendlich höheres Princip, ja, wenn das einzig wahre Princip aufgetreten iſt und die alten Hypotheſen ſich dennoch mit altem wackelnden Kopf gegen das Neue und Wahre wie Heiden benehmen wollen, ſo machen ſie ſich allerdings lächerlich. Wenn z. B. die Kritik den äußerſt ſpäten Urſprung der Evangelien beweiſt und der Rationaliſt noch ſeinen Unterſchied der Lehre Chriſti — (in den Evangelien) — und der Lehre über Chriſtus — (in den Briefen) — aufſtellt, um jene feſtzuhalten und dieſe verwerfen zu dürfen, ſo iſt das doch zu arg. Die ächten Pauliniſchen Briefe ſind lange vor den Evangelien geſchrieben und dieſe enthalten dasjenige als ſtarres, poſitives Dogma, was in den Briefen noch im Fluß der urſprünglichen Dialektik ſteht, ſie enthalten überhaupt Vieles, was aus den Briefen entlehnt iſt.

Bis jetzt mußte ich mich damit begnügen, die Evangelien durch ſich ſelbſt aufzulöſen. Die Beziehung auf die Briefe — alſo die Herſtellung des epiſtolariſchen Evangelium, des Gegenſtückes zum alten Neuen Teſtament — kann erſt nach jener Auflöſung folgen und kann erſt ſicher durchgeführt werden, wenn die Kritik der Briefe auch von den Feſſeln der rationaliſtiſchen Vorurtheile befreit iſt. Wegen der Flüſſigkeit des Stoffes wird dieſer Proceß nicht ſo viel Zeit erfordern wie die Kritik der Evangelien.

Von den intereſſanten Fragen, die bei dieſem Proceß über die (ſogenannten) pauliniſchen Briefe ſich erheben und deren Zahl bedeutend vermindern werden, will ich im Voraus Eine den Rationaliſten vorlegen.

Daß es ſinnlos iſt, wenn Paulus bemerkt (Philipp. 3, 5), er ſei am achten Tage beſchnitten worden, er ſei von Geburt ein Iſraelit, er ſei aus dem Stamme Benjamin, daß Paulus das Letztere nicht wiſſen konnte, daß nur ein ſpäterer im Stande war, dergleichen Fadheiten niederzuſchreiben, wird der Rationaliſt, der Theologe weder einſehen noch zugeben. Aber wir wären ſehr neugierig, was er wohl ſagen würde, wenn wir nun gar fragten: iſt nicht Paulus das Neſtküchlein unter den Apoſteln? iſt nicht Benjamin daſſelbe? Benjamin der Kleine? Βενιαμὶν νεώτερος ἐν ἐκστάσει? (Pſalm 68, 27.) Nun?

In Zukunft rathe ich übrigens denjenigen, die mich zum Lob und Preis und Heil der Theologie recenſiren wollen, es nicht zu thun, wenn ſie nicht vorher gewiß ſein können, ihre Leſer durch Sprache, Klarheit der Gedanken und durch erhebende Ideen von der Macht ihrer Sache zu überzeugen. Am meiſten ſchaden ſie ſich, wenn ſie ganze Sätze aus meinen Büchern citiren. Das iſt unvorſichtig!

B. Bauer

VI.

Die hiſtoriſche Komödie in unſerer Zeit.

(Der Schluß des Aufſatzes: „Das Selbſtbewußtſein des Glaubens oder die Offenbarung unſerer Zeit". Deutſche Jahrb. 1842, Nr. 143 – 148.)

Dieſer Schluß eines Aufſatzes, der ſich an die Komödirung Schellings und Krummachers oder der chriſtlichen Philoſophie und des conſequenten Chriſtenthums in den beiden Büchern: „Schelling, der Philoſoph in Chriſto" und „Hegels Lehre von Religion und Kunſt, vom Standpunct des Glaubens beurtheilt", anſchloß, klärte den Titel des Aufſatzes dahin auf, daß der Glaube, der zur Selbſterkenntniß käme, über ſich ſelbſt lachen müßte, wie wir, die wir ihn kennen, ſo wie er in ſeiner wahren Geſtalt hervortritt, eine komiſche Erſcheinung in ihm finden müſſen. Dieſe Aufklärung über den Titel und über die zwei fraglichen Bücher ſtrich die Cenſur. Wir liefern hier die urſprüngliche Faſſung des Geſtrichenen als Document zu der Eingabe an das Miniſterium des Innern vom 23. Juni 1842; wollen jedoch, um das urſprüngliche Helldunkel, das in den Jahrbüchern leider nothwendig geworden war, hie und da zu lichten, einige eingeklammerte [ ] Zuſätze einſchieben. Da, wo die Recenſion in den Jahrbüchern abbricht, iſt gezeigt, daß die meiſterhafte Darſtellung in dem Buche: „Hegels Lehre ꝛc. ꝛc.", die beiden Extreme, Philoſophie und conſequentes Chriſtenthum, mit der entgegengeſetzteſten Abſicht und Meinung jedesmal auf denſelben Punkt treibt und im härteſten Conflict der feindlichen Mächte meiſt wörtlich beide Theile dieſelbe Sache ausſprechen und begründen. Daran knüpft ſich der geſtrichene Schluß, wie folgt:

Das Nächſte bei dieſer Erſcheinung iſt nun die Frage, wie verhält ſich dieſelbe zum Selbſtbewußtſein unſerer Zeit? [welche Empfindung wird ein gebildeter und denkender Menſch bei dieſem Conflict der Extreme haben?] der Glaube [ſagt Feuerbach in ſeinem Weſen des Chriſtenthums], ſchaut ſein Weſen als ein fremdes an. [Nimmt man die Darſtellung der „Hegelſchen Lehre vom Standpunkte des Glaubens“ in die Hand, ſo muß man geſtehen:] Krummacher, Hegel und Feuerbach ſtimmen darin überein. Das Selbſtbewußtſein des Glaubens wäre alſo [Aufklärung über ſeine Selbſtentfremdung d. h.] unmittelbar ſeine Auflöſung und die Darſtellung und [anſchauliche] Entzündung eines ſolchen Prozeſſes [des aus der Geiſtesabweſenheit wieder zu ſich ſelbſt kommenden] — die Komödie.

Wenn Krummacher [der conſequente Gläubige] z. E. weiß, daß ſeine Umkehrung des Bewußtſeins eine Umkehrung iſt, und ſie dennoch vornimmt, ſo verhält er ſich ironiſch: wenn er es nicht weiß, ſo kann er einem Philoſophen zwar lächerlich ſein, aber für ſich ſelbſt ſpielt er keine Komödie, im Gegentheil, er redet durchaus im guten Glauben. Weder von Krummacher, noch von unſerm Autor können wir wiſſen, ob er heiter oder ernſthaft drein ſchaut, wenn wir ihn heute leſen laſſen, was er geſtern ſchrieb. Wir haben dies ſchon oben bemerkt. — Es iſt alſo dahin gekommen, daß es gar nicht mehr auf die Subſtanz [des Gedruckten] als ſolche ankommt, ſondern auf die Stellung, welche das Selbſtbewußtſein zu der Erſcheinung derſelben einnimmt. Nicht was geſagt iſt, ſondern mit welcher Meinung, mit welcher Miene, mit welcher Einſicht, mit welcher Bildung, mit welchem Bewußtſein es geſagt und gehört wird, darauf kommt es an; und wir leben in einer Zeit, welche ihr Selbſtbewußtſein [ihr humanes und vernünftiges, d. h. unchriſtliches Weſen] auf eine ſolche kritiſche Höhe gebracht hat, daß die Komödirung alles deſſen, was in daſſelbe als eine widerſprechende Erſcheinung hineinfällt, ſich unabweislich von ſelbſt entzündet. Nun ſind die entzündenden [chriſtlichen] Körper gerade jetzt ſehr aufdringlich; dies hat ſeine ernſte Seite, die ſogleich herausſpringt, wenn wir den Begriff der Komödie und ihr Verhältniß zu unſerer Zeit ins Auge faſſen. Die wahre Komödie iſt eben die hiſtoriſche. Aus dem Begriff, den Hegel von ihr aufſtellt und den er namentlich von Ariſtophanes entlehnt, ergibt ſich dies unmittelbar. Iſt in der Komödie der Menſch als Subject zum vollſtändigen Meiſter alles deſſen gemacht, was ihm ſonſt als der weſentliche Gehalt ſeines Wiſſens und Vollbringens gilt und ſchlagt dieſe Seligkeit und Wohligkeit des Selbſtbewußtſeins in der Komödie jenes „Gelächter“ auf, in welchem das Subject ſeinen Triumph feiert, daß es alles durch ſich und in ſich aufgelöst hat und über den Trümmern der Auflöſung, über dem Gräuel der Verwüſtung „ſicher in ſich daſteht“ Aeſth. 533; — nun ſo iſt dieſe Komödie eben die hiſtoriſche oder die Darſtellung einer Weltwende, indem eine Form des Geiſtes unter- und eine neue aufgeht.] Die bürgerliche Komödie mit zufälligen Perſonen und unhiſtoriſchen Verhältniſſen kann hier nicht in Betracht kommen; dieſe Form, die man Genre-Komödie nennen könnte, und deren Humor durch größere Individualiſirung und kühnere Auffaſſung des Charakteriſtiſchen im gemeinen Leben immer noch unendlich tiefer ſein kann, als er jetzt iſt, hat nicht die Kraft die geiſtige Subſtanz in den angemeſſenen Prozeß zu ſetzen. Es knüpft ſich an ſie nur das Alltagsintereſſe, das immer wiederkehrt und das überall und zu allen Zeiten, wenn auch noch ſo lokal und temporell modificirt, ſpielen kann, weil man weiß, daß dieſe Formationen keine Standpuncte des [ſich bildenden, ſondern nur des natürlichen] Geiſtes bedeuten und darſtellen. „Irrthum an allen Ecken“, „der Junker in der Reſidenz“, „die luſtigen Weiber in Windſor“ — welche Komödie in dieſen Verhältniſſen vorgeht, welches „Wiſſen und Vollbringen“ dieſe immer in die Idealität des Selbſtbewußtſeins auflöſen mögen; eine ſolche Auflöſung betrifft nicht das „weſentliche“ Wiſſen und Vollbringen des Geiſtes, nicht ſeine geſchichtliche Entwickelung. Die Komödie, welche dies höchſte Intereſſe haben ſoll, muß ſubſtantiellere Verhältniſſe und in den Perſonen ihre Träger betreffen, ihre Auflöſung muß eine hiſtoriſche Stufe des Geiſtes ergreifen; dies iſt die hiſtoriſche Komödie. Sie wird vornehmlich durch Ariſtophanes repräſentirt, doch iſt ohne Zweifel auch der Molliere'ſche Tartüffe hieher zu zählen und die ganze Voltaire'ſche Perſifflage [das Chriſtenthum], ſo wie die betreffenden Schriften von Lucian und des Don Quixote. Die hiſtoriſche Komödie macht Geſchichte. Sie wirft ſubſtantielle Exiſtenzen eines eben der Kritik unterliegenden Zeitgeiſtes in den Schmelztiegel ihrer Idealität [des Auflöſungsprozeſſes] ſie vollzieht einen Act der hiſtoriſchen Kritik, indem ſie dem Selbſtbewußtſein der Gegenwart eine Form gibt, in der es ſich ſelbſt ſtärkt und zur ſouveränen Entſcheidung über eine Exiſtenz getrieben wird, die zwar ihm ſelber angehört, aber [ſeinem gegenwärtigen Weſen und Wiſſen] doch bereits entfremdet iſt. So tritt das Ritterthum im Don Quixote, die Olympier und die Unterirdiſchen im Lucian, ſo Dionyſos und Herakles in den Fröſchen des Ariſtophanes, ſo die Dichter, die Staatsmänner und das Staatsweſen in ſeinen andern Komödien auf. Der Komödie iſt nichts heilig und unantaſtbar, denn ſie iſt abſolute Kritik und die Verflüchtigung oder Idealität aller Exiſtenzen, weil ſie das Selbſtbewußtſein des Weſens ihnen gegenüber iſt. Das ernſte Pathos der Aufhebung einer ſubſtantiellen Exiſtenz im Namen des geiſtigen Weſens oder der Idee — iſt Begeiſterung und als Selbſtgewißheit des Subjects im Kampfe für die Realiſirung der Idee Religion. Deren Verhalten iſt practiſch, während die Komödie ſich nur theoretiſch verhält und in ihrer halbgewiſſen Anſchauung alle Exiſtenzen ſpielend hinopfert und widerſtandslos überwältigt: Der komiſche Sieg iſt ein theoretiſcher und kann dem practiſchen um viele Jahre in der Entwickelung vorgreifen. So löst die ariſtophaniſche Komödie in den Leichtſinn und die Heiterkeit ihres Selbſtbewußtſeins die ſubſtantiellen Mächte des griechiſchen Geiſtes, der Hellenen Religion und Sitte, Götter und Staat auf. Komödiren iſt augenfälliges Kritiſiren, Gelächter iſt Kritik auf einen Blick; die Sache iſt abgethan, ſobald ſie erſcheint, wie ſie iſt, nämlich als confuſe Exiſtenz des Selbſtbewußtſeins. Aber dieſer Proceß geht nur in der Anſchauung, d. h. im Element des Theoretiſchen vor, und obgleich die Anſchauung der Zeit mächtiger iſt, als die Trommeten von Jericho, und nicht bloß „Eine Mauer“, ſondern alle Mauern, Tempel und Götter des ſchönen Griechenlandes umgeſtürzt hat; ſo brachte es doch Ariſtophanes nicht ſo weit, daß es nun gleich keine Götter des Olympes mehr gegeben, daß die altgriechiſche Verehrung derſelben neben der neuen (die Komödie war ja ſelbſt ein Theil der Dionyſien) mit einem Schlage aufgehört hätte. Eben ſo lebte das griechiſche Staatsbewußtſein noch eine gute Weile fort; und der komiſche Untergang, obwohl Ariſtophanes allerdings vor Gericht gezogen (und freigeſprochen) wurde, bewies ſich und wurde aufgenommen als das was er wirklich iſt, als nur ideell oder als die vorläufige Idealität jener Wirklichkeit, welche nur beweiſt, daß ihre Exiſtenzen geiſtlos, geiſtverlaſſen und daß ein neuer Geiſt im Geiſt geboren iſt. Macht man ſich die Sache noch deutlicher, ſo heißt dies: die

Majorität bleibt aus Gewohnheit in Praxi noch lange geiſtlos, wenn ſie auch ſchon im Herzen nicht mehr an dem alten Geiſte hängt und dem neuen im Spiel, d. h. nur ideell und als einer Theorie, der ſie keine Folge geben will, ihren Beifall ſchenkt. Die Komödie iſt vollſtändig vorhanden, ohne daß an ſie geglaubt wird, man wird ſich herzlich an ihr ergötzen und ſich dabei ſagen: das iſt zum Todtlachen wahr, aber es iſt nur Spaß, während der Weltgeiſt [die Weltgeſchichte] urtheilt: es iſt ſo ſehr durchſchaut, daß es dem Geiſte nur noch ein Spiel iſt, alſo: es iſt ſchon Spaß, man wird das nur Ideelle von dem ernſtlichen Ideell ſetzen oder die ſpaßhafte von der ernſtlichen Auflöſung in den neuen Geiſt unterſcheiden und man wird — ein doppeltes Bewußtſein haben. [Das haben wir jetzt.] Das doppelte Bewußtſein naiv haben, iſt Dummheit, es wiſſentlich haben und für ſeine egoiſtiſchen Zwecke gebrauchen, iſt Heuchelei. Je tiefer die Bildung und die kritiſche Aufklärung der Zeit, deſto ausgebreiteter iſt die Heuchelei. Für unſere Zeit iſt ſie das allgemeinſte Bewußtſein, welches es förmlich zu Inſtitutionen und Syſtemen gebracht hat: ganze Völker werden mit Ironie regiert; der Gebildete, der aus dem barbariſchen Syſtem barbariſcher Völker heraus herrſcht, kann nur mit dem wiſſentlich doppelten Bewußtſein herrſchen, es müßte denn ſein, er wollte, was man jetzt Thorheit nennt, die Barbaren bilden und ihr „Volksthum“ aufheben. In ſolchen Zeiten weitverbreiteter Heuchelei, wo wider beſſeres Wiſſen ein überwundener Geiſt zum Princip erhoben wird, ſpielt die Komödie der Tartüffe. Neben der Komödie, die mit dem Heuchler geſpielt wird, ſpielt er ſeine eigene ſelbſt. Dies iſt die Komödie des Heuchlers. Er bekennt aus egoiſtiſchen Abſichten und denkt die Welt zu düpiren, d. h. die Naivetät des doppelten Bewußtſeins dafür zu gewinnen, daß ſie nicht ihr Selbſtbewußtſein, ſondern ihre bisherige Gewohnheit für Ernſt nimmt, und im Ernſte fur dasjenige auftritt, wofür er nur aus Politik ſich erklärt. Der Heuchler des alten Geiſtes kann wollen, daß der neue Geiſt oder das Selbſtbewußtſein am Glauben und an der alten Gewohnheit untergehe, weil das ſeinen Privatzwecken entſpricht; es iſt aber umgekehrt auch denkbar, daß der alte Glaube erheuchelt wird, um ihn zum Untergange ins Selbſtbewußtſein der Zeit zu bringen, weil das den Zwecken der Entwickelung und namentlich der Aufhebung des doppelten Bewußtſeins der Naivität entſpricht. Dieſe letzte Form iſt erheuchelte Heuchelei, denn der ſie ausübt, fällt nur ſcheinbar von ſeinem wahren Selbſtbewußtſein ab; er wird Künſtler und zwar der komiſche Künſtler, welcher die Heuchelei durch nichts anders, als durch ihre reine Darſtellung ins Selbſtbewußtſein auflöst. Iſt unſer Autor [von „Hegels Religion und Kunſt“] ein Komöde [und er iſt einer], ſo iſt er ein ſolcher.

Dieſelbe Auflöſung des alten Geiſtes, welche die Komödie darſtellt, beweist die Philoſophie. Plato und Ariſtoteles haben ſich vom Olymp und der Mythologie befreit; an die Stelle des mythiſchen und kunſtleriſchen Geiſtes tritt der philoſophiſche; die Wahrheit iſt dem Einen das Reich der ewigen Ideeen, dem Andern der freie Proceß (der Entelechie). Ueberhaupt tritt im Griechenthum, dieſem ewigen Vorbilde einer wahrhaft geiſtigen Ausbildung, mit der Komödie und ihrer Befriedigung des Selbſtbewußtſeins der Uebergang aus der poetiſchen Formirung des Geiſtes in die kritiſche und philoſophiſche ein; und es iſt nun eine Form des Geiſtes erreicht, die eine ſchlechthin allgemeine Bedeutung hat, während die Poeſie und Mythologie eine helleniſch-particulare, an ſpecielle Exiſtenzen feſtgebundene bleibt.

Der philoſophiſche und der heitere Geiſt der Hellenen iſt dann ſpater allerdings weltbildend geworden, er iſt es noch; aber er mußte ſein eignes Element, das ſchöne, humane Griechenthum auflöſen und das wilde Material des Abendlandes, eingetaucht in das Princip der Gemüthswillkür und romantiſcher [chriſtlicher] Umkehrung des Bewußtſeins, erſt überwältigen, um als von neuem befreiter Geiſt wieder *Philoſophie* und als „heiteres Beruhen des Geiſtes in ſich" [bei der angeſchauten Auflöſung ſeiner alten Subſtanz, des Chriſtenthums] wieder *Komödie* zu werden.

In der That erlebt in unſern Tagen das Griechenthum ſeine Wiedergeburt nach einem langen gigantiſchen Weltkampf; wenn aber die *ariſtophaniſche* Komödie unmittelbar aus dem politiſch-äſthetiſchen Leben des Volkes hervorging, ſo ſcheint die unſrige vielmehr aus der Philoſophie entſpringen zu wollen. Nehmen wir nämlich an, daß die Philoſophie jetzt das *Selbſtbewußtſein* des deutſchen Geiſtes iſt — und wir werden es müſſen — ſo entzündet in ihm eine Geſtalt wie *Krummacher* nothwendig ein welthiſtoriſches Gelächter, und in dieſem Falle hätten wir an dem vorliegenden Buche contra Hegel und nicht minder an dem Tractätchen für Schelling nichts Geringeres — als die *Wiedergeburt der* hiſtoriſchen *Komödie* und in ihr die vollkommenſte Idealität oder *geiſtige* Auflöſung des *romantiſchen* [chriſtlichen] Geiſtes.

Der *germaniſche* Geiſt iſt hierin nur erhalten, ſofern er ſich von dem romantiſchen [chriſtlichen] unterſcheidet und alſo auch fähig iſt, jenen aus ſich auszuſcheiden. Uebrigens iſt bei jedem Kampf der Sieg in Gefahr, und es wäre nichts als Indolenz, wenn man ſich ohne weiteres bei dem Gedanken beruhigen wollte, daß der *germaniſche* Geiſt vor dem Untergange gefeit ſei. Im Gegentheil, er hat die höchſten Formen der Wirklichkeit, freien Staat und conſtituirte Geiſtesfreiheit, noch nicht einmal erreicht. Kein germaniſches Gemeinweſen ſichert ihm eine Form des Selbſtgefühls und Selbſtbewußtſeins, wo nun der *rein* germaniſche Geiſt in vollkommenſter Heiterkeit und Macht frei ſich bewegen konnte. Ja, wir ſtehen noch nicht einmal an dieſer Aufgabe: ſie ernſtlich zu denken iſt — Verbrechen, und in der ganzen politiſchen Bewegung der Wirklichkeit hat das Recht des freien Selbſtbewußtſeins noch keine geſetzliche, ſondern nur eine factiſche Exiſtenz. Oder wo wäre der Politiker, der es nicht lächerlich ſände, einen andern, als einen ſogenannten practiſchen Zweck, den Dienſt eines womöglich perſönlichen Intereſſes, zu verfolgen? Die endlichen [kleinlichen, egoiſtiſchen] Zwecke und die ſogenannte Klugheit, ſie zu verfolgen — das iſt die geprieſene Politik. Ihr Princip iſt die Geiſtloſigkeit des Philiſterthums, ihre Stütze der Philiſter ſelbſt. Aus dieſer Geſtalt der Welt ſoll der Idealismus in Form einer Weltmacht erſt geboren werden, und wenn dieſer der rein germaniſche Geiſt oder der gereinigte Germanismus wäre, ſo könnte freilich zunächſt nicht von ſeinem Untergange, ſondern vorerſt nur von ſeinem Aufgange die Rede ſein. Will man aber, ſtatt des conſtituirten Idealismus zu gedenken, nur nach der Gefahr unſerer Wiſſenſchaft und unſeres innerlich freien Selbſtbewußtſeins fragen, ſo ſind wir ganz ähnlich daran wie die Griechen. Die Welt iſt noch immer voller Barbaren, und die Barbaren ſind noch immer begierig, ihre ganze wüſte Subſtanz, die durchgeführteſte rohſte Willkür ihres Gemüths- und Staatslebens, in den germaniſchen Jungbrunnen zu ſtürzen: und die Frage würde nur die werden: wird es dem philoſophiſchen Geiſt der Deutſchen vergönnt ſein, bei ſeinem eignen Material, der eignen inneren, der deutſchen Barbarei und Willkür, zu verharren und dieſe zu bezwingen, oder wird er ſich mühſam durch ein neues Mittelalter hindurch zu fremden Völkern und Welttheilen retten müſſen?

Dieſe hiſtoriſche Frage hangt gar ſehr an dem Umſtande, ob das naiv-doppelte Bewußtſein zur Theilnahme an dem Kampfe der Freiheit zu bewegen iſt, oder ob es den egoiſtiſchen Planen der Heuchelei und des modernen Jeſuitismus anheim fällt. Das iſt die Gefahr. Bei den Griechen wurde die Frage ſo ſcharf gar nicht geſtellt; Eins haben wir alſo vor den Griechen wirklich voraus: das philoſophiſche Selbſtbewußtſein [wir kennen die Gefahr], und ſelbſt die Komödie iſt in neueſter Zeit als ſtaat- und weltbildendes Princip bereits in Wirkſamkeit: die Kritik der hiſtoriſchen Barbarei unſers einheimiſchen Geiſtes hat ſich in einer weltbewegenden und welterneuernden Epoche poſitiv durchgeſetzt. [Die neueren Staatsbildungen beruhen auf der Philoſophie.] Gegen dieſe Nothwendigkeit der Vernunft reagirt die Willkür der Romantik [gegen die neue Zeit das Mittelalter, gegen den Humanismus das Chriſtenthum]; aber die Willkür iſt ſelbſt der flüſſige Proceß, in der Willkür des Geiſtes ſteckt die Vernunft, in dem Idealismus der Willkür der Idealismus der Freiheit; und ſo gut die Willkür den freien Geiſt bekämpft, ſo gut hat der freie Geiſt ſein Material an der Willkür. Es hat daher wohl den Anſchein, als hätte unſer romantiſches (oder chriſtliches) Material in ſeinem Princip der Willkür oder der abſoluten Subjectivität mehr Fähigkeit zur philoſophiſchen Befreiung, als der beſtimmte, in ſich geſchloſſene und vollendete Geiſt des Hellenismus in ſeinem Princip der Schönheit. Gegen die Kunſtgeſtalt kann man ſchon die Willkür, gegen die plaſtiſche Geſtaltung des Geiſtes die Innerlichkeit deſſelben als etwas Höheres geltend machen; gegen die Willkür ſelbſt nur die Freiheit. Der romantiſche (chriſtliche) Geiſt ſehnt ſich aus ſich heraus, er ſucht in ſeinem Jenſeits ſein Heil; er hat alſo allerdings die Anlage, aus ſich heraus zu gehen; und es iſt nun nur die Aufgabe, ihm zu zeigen, daß ſein Jenſeits nichts anderes iſt, als die wahrhaft menſchliche Freiheit, die ja in der That jenſeits ſeiner ſubjectiven Willkür liegt.

Mündete ſonach der griechiſche Geiſt in die Willkür des Gemüths, weil ſeine ſchöne Objectivität nicht anders flüſſig werden wollte; ſo ſcheint es jetzt, als müſſe die Willkür des Gemüths in die philoſophiſchr Freiheit münden, und die heutige hiſtoriſche Komödie löst die Willkür in die Freiheit auf, weil ſie (die Komödie) die Philoſophie in ſich hat. Nicht das ſubjective Belieben des großen Haufens, nicht das naivdoppelte Bewußtſein, ſondern nur das in der philoſophiſchen Freiheit ſtehende und für ſie entſchiedene Bewußtſein kann dieſe neueſte Komödie goutiren.

Die philoſophiſche Freiheit iſt nun aber — die Geſchichte hat es in unſern Tagen (durch die Staatsbildungen der franzöſiſchen Revolution) bewieſen — das Poſitive, der welterzeugende Mutterſchooß. Sie iſt alſo jetzt nicht bloß die Sicherheit des Geiſtes überhaupt — ſo erſcheint uns die griechiſche Philoſophie — ſondern in der freien Bewegung, die der philoſophiſche Geiſt gegenwärtig ſich erkämpft, handelt es ſich um die Sicherſtellung dieſes beſtimmten, von der Wiſſenſchaft zu machenden, Proceſſes, um die legitimirte Aufhebung dieſer beſtimmten Willkür in die Freiheit.

In der griechiſchen Philoſophie iſt der Geiſt überhaupt gerettet; nicht der helleniſche Geiſt: dieſer erträgt eine Geſtaltung von ihr aus nicht. Unſere Philoſophie dagegen hat von jeher an dem willkürlichen Geiſt des romantiſchen Gemüthslebens, deſſen Begriff es iſt, ſich fortdauernd aus ſich zu befreien, ein biegſames Material der Geſtaltung gehabt; unſerer Philoſophie ſcheint daher gerade in dieſem Kampfe ihr beſtimmter Proceß und das Element deſſelben geſichert zu ſein; und die Komödie findet einen Boden, der ſie ertragen kann, die Auflöſung der Willkür iſt ſofort die Freiheit. Nicht das Selbſtbewußtſein als Willkür oder abſolute Subjectivität, wie bei den Griechen, ſondern das Selbſtbewußtſein als Freiheit oder conſtituirte geiſtige Welt bricht hier in das Gelächter der Komödie aus. —

Und ſo legen wir denn die Feder bei Seite mit dem

Gefühl, daß wir nie einen Gegenſtand von fundamentalerer Wichtigkeit in Anregung bringen konnten, als hiemit geſchehen iſt. Der Kampf und die Bewegung brauſt vor unſeren Ohren, in ſeinem tiefſten Innern iſt das Geiſterreich erregt. Die Schickſal des deutſchen Geiſtes iſt dem Muthe unſerer Männer, der Hingebung unſerer Jugend anvertraut. Erinnern wir uns der Griechen! Wir werden ein unſterbliches Volk ſein, wenn wir uns ſelbſt nicht verlaſſen.

Arnold Ruge.

VII.

Luther als Schiedsrichter zwiſchen Strauß und Feuerbach.

Strauß und Feuerbach! Wer von Beiden hat Recht in der neulich angeregten Frage vom Begriffe des Wunders? St., der auf den Gegenſtand noch als Theolog, darum befangen, oder F., der ihn als Nicht-Theolog, darum frei betrachtet? St., der die Dinge anſieht, wie ſie in den Augen der ſpeculativen Theologie *erſcheinen*, oder F., der ſie ſieht, wie ſie *ſind*? St., der es zu keinem entſcheidenden Urtheil über das Wunder bringt, noch eine beſondere, vom Wunſche unterſchiedene Macht des Geiſtes durch das Wunder hindurch ahndet — gleich als wäre nicht der Wunſch eben dieſe von ihm aus geahndete Macht des Geiſtes oder Menſchen, nicht z. B. der Wunſch, frei zu ſein, der *erſte* Actus der Freiheit — oder F., der kurzen Prozeß macht und ſagt: das Wunder iſt die Realiſation eines natürlichen oder menſchlichen Wunſches auf ſupranaturaliſtiſche Weiſe? Wer von Beiden hat Recht? Luther — eine ſehr gute Autorität, eine Autorität, die alle proteſtantiſchen Dogmatiken ſammt und ſonders unendlich überwiegt, weil die Religion bei ihm eine *unmittelbare Wahrheit*, ſo zu ſagen *Natur* war — Luther entſcheide.

Luther ſagt *zum Beiſpiel* — denn es ließen ſich unzählige ähnliche Stellen aus ihm anführen — über die Erweckung der Todten bei Lucas 7: „Unſers Herrn Jeſu Chriſti Werk ſollen wir anders und höher anſehen, denn der Menſchen Werk, denn um der Urſachen willen ſind ſie auch uns fürgeſchrieben, daß wir an denſelben Werken erkennen ſollen, was er für ein Herr ſei, nämlich ein ſolcher Herr und Gott, der helfen kann, da ſonſt niemand vermag zu helfen, alſo daß kein Menſch ſo hoch und tief gefallen ſei, dem er nicht aushelfen könne, es ſei auch die Noth, wie ſie wolle.“ „Und was iſt bei unſerm Herre Gott unmöglich, daß wir's nicht getroſt auf ihn wagen ſollten? Er hat ja aus nichts Himmel und Erden und alles geſchaffen. Er macht noch alle Jahre die Bäume voll Kirſchen, Spillinge, Aepfel und Birnen, und bedarf nichts dazu. Unmöglich iſt's unſer einem, wenn im Winter der Schnee liegt, daß er ein einiges Kirſchlein aus dem Schnee bringen ſollte. Aber Gott iſt der Mann, der alles kann zurecht bringen, der da lebendig machen kann, was todt iſt und ruffen dem, was nicht iſt, daß es ſei, Summa, es ſei ſo tieff gefallen, wie es wolle, ſo iſt's unſerm Herre Gott nicht zu tieff gefallen, daß er's nicht könnte empor heben und aufrichten. Das iſt noth, daß wir ſolche Werke an Gott erkennen und wiſſen, daß ihm nichts unmöglich iſt, auf daß, wenn es übel zugeht, wir lernen auf ſeine Allmächtigkeit unerſchrocken ſein. Es komme der Türke oder ein ander Unglück, daß wir denken, er ſei ein Helfer und Retter da, der eine Hand habe, die allmächtig iſt und helffen könne. Und das iſt der rechte, wahrhafftige Glaube.“ „An Gott ſoll man keck ſein und nicht verzagen. Denn was ich und andere Menſchen nicht vermögen und können, das kann und vermag er. Kann ich und andere Leute mehr nicht helfen, ſo kann er mir helffen und mich auch vom Tode erretten, wie der 68. Pſalm ſagt: Wir haben einen Gott, der da hilfft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Daß alſo unſer Herz immer keck und getroſt ſei und an Gott feſthalte. Und das ſind Herzen, die Gott recht dienen und ihn lieben, nämlich die unverzagt und unerſchrocken ſind." „In Gott und ſeinem Sohn Jeſu Chriſto ſollen wir keck ſein. Denn was wir nicht können, das kann er; was wir nicht haben, das hat er. Können wir uns nicht helffen, ſo kann er helffen und will es ſehr gern und willig thun, wie man hier ſiehet." (Luthers Werke. Leipzig 1732. S. 442—445.) In dieſen wenigen Worten habt ihr eine Apologie der ganzen Feuerbach'ſchen Schrift — eine Apologie von den Definitionen der Vorſehung, Allmacht, Creation, des Wunders, des Glaubens, wie ſie in dieſer Schrift gegeben ſind. O ſchämt Euch, ihr Chriſten, ihr vornehmen und gemeinen, gelehrten und ungelehrten Chriſten, ſchämt Euch, daß ein Antichriſt Euch das Weſen des Chriſtenthums in ſeiner wahren, unverhüllten Geſtalt zeigen mußte! Und Euch, ihr ſpeculativen Theologen und Philoſophen rathe ich: macht Euch frei von den Begriffen und Vorurtheilen der bisherigen ſpeculativen Philoſophie, wenn ihr anders zu den Dingen, wie ſie ſind, d. h. zur Wahrheit kommen wollt. Und es gibt keinen andern Weg für Euch zur Wahrheit und Freiheit, als durch den Feuer — bach. Der Feuerbach iſt das Purgatorium der Gegenwart.

Kein Berliner.

VIII.

Die philoſophiſche Kritik und die deutſchen Jahrbücher.

Brief an einen Rheinländer aus Berlin. Anfangs Januar.

Wir konnten die Männer, die ſich an die Spitze der neueſten philoſophiſchen Bewegungen geſtellt haben, und die Andern, die ſich von allen Seiten her, ſowohl vom Standpunct des Glaubens, als der Theologie als einer mäßigen Philoſophie aus den philoſophiſchen Exaltado's widerſetzen, ruhig ihren Kampf ausfechten laſſen. Man zwingt uns aber, wenn nicht zur Theilnahme, doch zu einer geſpannten Aufmerkſamkeit, da namentlich die Gegner der Bewegung jede Gelegenheit benutzen, um in den öffentlichen Blättern das Publicum auf das zerſtörende Treiben jener Männer aufmerkſam zu machen und dagegen das Juſtemilieu ihrer Geſinnung, ihrer Arbeiten anzupreiſen.

Noch zuletzt brachte die Oberdeutſche Zeitung Nro. 21 einen Aufſatz, in welchem ſie die deutſchen Jahrbücher — die Art, mit der ſie es that, werden wir ſogleich kennen lernen — angriff und in derſelben Zeit kam uns eine Correſpondenz-Nachricht der Cölner Zeitung in die Hand, in welcher uns gemeldet wurde, daß Ruge in Dresden ſehr zurückgezogen lebe, daß er mit den Männern, die auf der Baſis der geoffenbarten Religion den Fortſchritt wollten, keinen Umgang habe, und daß ſich auch Echtermayer bewogen gefühlt habe, ſich von ihm zurückzuziehen.

Charakteriſch iſt es, wie alle ſolche Aufſätze und Nachrichten von dem Gegenſtande ihrer Anklage ſprechen. Einmal ſtellen ſie die Bemühungen der philoſophiſchen Kritiker als „zerſtörend“ dar — als ob ſie es zugeben dürften, daß durch die Kritik dasjenige, was ſie für wahr halten, zerſtört werden könnte! — oder als gefährlich — ſchönes Bekenntniß ihrer Stärke, wenn ſie ſo ſprechen, als hätten ſie nicht die Macht, alle Angriffe der Philoſophie im Voraus zu paralyſiren und unſchädlich zu machen! — und dann wenn ſie über Zerſtörung, Gefahr, Schädlichkeit mehr als zu viel declamirt haben, ſtellen ſie die Bemühungen ihrer Gegner als ein bloßes „Schulgezänke dar, welchem das Volk ſeine Theilnahme nicht ſchenke“. Warum ſprechen, ſchreiben und declamiren ſie alſo ſo viel über ſolches Schulgezänke? Warum ziehen ſie durch die öffentlichen Blätter das Volk in dieß vermeintlich unwürdige oder lächerliche Gezänke hinein? Warum vertrauen ſie nicht auf die Kraft ihrer Arbeiten und Bemühungen? Warum laſſen ſie nicht die Gegner das Schickſal ihrer Richtigkeit erfahren? Weil ſie auf ihr Juſtemilieu nicht vertrauen, weil ſie ſich bewußt ſind, daß ſie weder die Kraft der Bewegung, noch jene andere urſprüngliche Kraft beſitzen, welche dazu gehört, das Alte, den alten Glauben der Väter, den wirklichen Glauben der Kirche, das Erkenntniß der ſymboliſchen Schriften in dem vollen Ernſt des Alten feſtzuhalten. Man frage jene klugen Männer und Ankläger der Reihe nach herum: glaubt ihr, was die Väter glaubten, was die Kirche verſchreibt, was die ſymboliſchen Bücher lehren? und man wird hören, daß ſie Nichts davon glauben, daß ſie auch mit philoſophiſchen Grübeleien ſich abgeben und nur darüber erzürnt ſind, daß jene Andern ſie in der Kühnheit der Kritik überflügeln.

Wir verhalten uns in dieſer Angelegenheit völlig unparteiiſch, d. h. wir erkennen die beiden Gegenſätze an: die Feſtigkeit des wirklichen Glaubens — aber wohl verſtanden: des wirklichen ernſten Glaubens und die Feſtigkeit und Entſchloſſenheit der Kritik! Warum? weil die Männer des Alten und der Bewegung ihre Perſon vergeſſen, weil ſie nur für ihre Sache leben, weil ſie auf beiden Seiten die Selbſtverläugnung üben und ihre Perſon einem höhern Intereſſe aufopfern. Der Gläubige, aber wohlgemerkt! der wirklich Gläubige, opfert ſeine Privatanſichten, ſeine Privatmeinungen, Bedenken und Zweifel dem erhabenen Gebot der Kirche auf; der Mann der Bewegung, der eine neue Zeit ſchaffen, einen neuen Grund des geſammten Lebens legen will, gibt ſeine Perſon, ſeine Privat-Neigungen, ſein Privat-Wohl preis, indem er ſich von den bisherigen Grundlagen des Lebens ablöst und Gefahr läuft, von allen Seiten angegriffen, verfolgt, verkannt zu werden und endlich ſeines Unternehmens wegen als Opfer zu fallen.

Den Mittleren, den klugen Männern der Mäßigung mag es mit ihrer Ueberzeugung Ernſt ſein; aber ſie haben in der That keine Sache, kein Intereſſe, mit dem es ihnen Ernſt iſt. Es iſt ihnen nur Ernſt mit ihrer Klugheit, ihrer Geſundheit, mit jenem Strichelchen, welches ſie in ihrer Erfindſamkeit herausgebracht und gezogen haben, und über welches, wie ſie durchaus befehlen, die Geſchichte nicht hinausgehen ſoll. Aber ſie beſitzen weder den wahren, einfachen und unverfälſchten Glauben, noch die Kühnheit eines unerſchrockenen Denkens; um den Glauben und um das Denken iſt es ihnen nicht zu thun, ſondern um das unklare Gemiſch und Gebräue, welches ſie aus einem jämmerlich verdünnten Glauben und aus einem abgeſtandenen, trägen und dicken Denken zuſammengeſetzt haben.

Deutſches Volk! dieſes Gebräue ſollſt du trinken? damit ſollſt du dich ſtärken, mit einem Getränk, welches weder (Joh. 7, 38) aus dem himmliſchen Strom des lebendigen Waſſers geſchöpft iſt, noch das irdiſche Quellwaſſer des Denkens iſt? Nein! Klar, friſch und rein und an der Quelle geſchöpft, alſo urſprünglich muß in jedem Falle das Getränk ſein, welches dich ſtärken und erquicken ſoll! Jene Mixturen einer ſelbſtgefälligen Klugheit werden dir nicht munden.

Die Männer der kritiſchen Bewegung werden wohl darauf reſignirt haben, daß ſie auf jedem Schritt und Tritt von dem Beifall der Maſſe werden begleitet werden. Der Maſſe, an welche die Oberdeutſche Zeitung in jenem Aufſatze appellirt, ſchenkt zwar anfangs, wenn etwas Neues auftaucht, demſelben eine augenblickliche Aufmerkſamkeit, aber wenn der Ernſt der Bewegung größer wird, tritt ſie zurück, wird ſie ſchwankend, oft irre, und erſt wenn das Reſultat fertig auftritt, wird ihre Theilnahme wieder lebhafter erregt, weil ſie ſich nun für oder gegen entſcheiden muß.

Es gehört daher ein großer ſittlicher Ernſt dazu, wenn Männer eine Aufgabe übernehmen ſollen, deren Durchführung ſie ſo vielen Gefahren und ſelbſt der Gefahr, daß ſie für längere Zeit allein daſtehen, ausſetzt. Dieſe Sittlichkeit iſt durchaus anzuerkennen. Die größte Prüfung, die ſie beſtehen müſſen, beſteht darin, daß ſelbſt Leute, die mit ihnen anfangs gemeinſam arbeiteten, aus Indolenz, Schwäche, Klugheit der Berechnung zurücktreten — ja wohl gar auf die andere Seite hinüber geworfen werden.

Der genannte oberdeutſche Correſpondent ſagt, daß die neueren Kritiker mit „Gehäſſigkeit" vom Chriſtenthum reden. Wir dächten aber doch, daß Männer, die ihr ganzes Leben, Beſtehen und Lebensglück daran ſetzen, das Chriſtenthum nicht zu ſchmähen, ſondern zu erkennen und in ſeinem Urſprunge zu erklären, anders behandelt werden müſſen. Die einzige Behandlung, die ſie verdienen, iſt die, daß man ſie in Werken widerlegt, nicht in Zeitungsartikeln ſchmäht. Jener Artikel ſagt, daß ein Gerede, wie es der Kritiker über die Wahrheiten des Chriſtenthums verführt, „auch von (!) der griechiſchen oder mohamedaniſchen Religion unerträglich ſein würde.“ Erſtlich lerne der oberdeutſche Correſpondent beſſer ſchreiben, ſodann weiſe er nach, daß der Kritiker über die Wahrheiten der chriſtlichen Religion gehäſſig ſprechen und dann ſage er, ob ſie die griechiſche oder mohamedaniſche Religion auch gehäſſig behandeln. Anklagen von der Art darf ein Mann, dem es noch um die Sache zu thun iſt, nicht ſo leichtſinnig aufſtellen oder gar in Zeitungen ſetzen, die doch manchen Leſer haben, welcher die angeklagten Männer und ihre Schriften nicht kennt.

Was wir aber als gewiß ausſprechen können — als gewiß, weil es der Schluß des genannten Artikels beweiſt — iſt die Thatſache, daß es dem Verfaſſer deſſelben nicht um die Menſchheit, nicht um die Kirche, nicht um die heiligen Evangelien zu thun iſt, ſondern um die Schrift eines der ſchwächſten Anhänger der Hegel'ſchen Philoſophie, um eine Schrift, der er gern die Anerkennung verſchaffen möchte, welche ihr die Menſchheit leider bis jetzt verſagt hat. Am Schluß des Artikels wird nämlich von dem ewigen Evangelium geſprochen, welches erſcheinen würde, wenn „dem Menſchengeſchlechte durch Ausbildung (!) der geoffenbarten Wahrheiten in (!) Vernunfterkenntniſſe (!) geholfen“ werde. Nun, dieß „abſolute Evangelium“ oder wie es ſein Verfaſſer noch ſehr beſcheiden genannt hat, die „Beiträge“ zu dieſem Evangelium ſind bereits erſchienen, von eben jenem ſchwächſten aller Hegelianer der Menſchheit geſchenkt, und es kommt nun bloß darauf an, ob die Menſchheit will, daß ihr geholfen werde. Will ſie es nicht, ſo iſt es nicht die Schuld jenes oberdeutſchen Correſpondenten.

Und was wir endlich auch als gewiß ausſprechen können — jeder, wer dazu Luſt hat, kann ſich durch den Augenſchein davon überzeugen, und wir werden es bald beweiſen — in der

Thatſache, daß eben jenes „abſolute Evangelium“ nichts als ein fehlerhafter, oberflächlicher Auszug aus Hegels Religionsphiloſophie iſt. Der kenntnißloſe Verfaſſer dieſes Auszugs hat ſich nicht einmal die Mühe genommen, die zweite Ausgabe des Hegel'ſchen Werkes zu benutzen. Solche Compilationen will die Oberdeutſche Zeitung dem geſammten deutſchen Volk als die Beiträge zu dem ewigen Evangelium empfehlen. Solche Leute will ſie uns empfehlen, damit wir die ächten, geſchichtlichen Evangelien oder die vermeintlichen Mißhandlungen, welche dieſelben durch die Kritik erfahren haben ſollen, vergeſſen. Wir danken für dieſen Erſatz. Wir bleiben bei den alten Evangelien, wenn gleich nicht ohne Kritik.

IX.

Das „chriſtlich-germaniſche" Juſtemilieu.

Die Berliner „litterariſche Zeitung". 1842. Januar und Februar.

Bis zum Januar dieſes Jahres war die „litterariſche Zeitung" (Verlag von Duncker und Humblot, redigirt von einem Herrn Brandes) zwar nicht ohne Freundſchaft und Feindſchaft, aber doch weſentlich ein ſolides, anſpruchsloſes Intelligenzblatt, wohlfeil und vielverbreitet, obgleich es keineswegs alle Erſcheinungen der Litteratur vollſtändig regiſtrirte; ſeitdem hat der böſe Geiſt der deutſchen Jahrbücher auch über dieſes Beſtehende Macht gewonnen. Wir finden in einer Reihe von leitenden Artikeln die principielle Polemik, in den Ueberſchriften die epigrammatiſche Methode, ja in den Artikeln ſelbſt die Ausdrucksweiſe und die Stichworte der Jahrbücher nachgeahmt und neben einigen wenigen, immer wiederkehrenden, romantiſchen Dogmen ſehr häufig ſogar die Fahne „der freien Wiſſenſchaft", „des Proteſtantismus", „der freien Entwickelung", ſelbſt „des Conſtitutionalismus" aufgepflanzt. Ohne Zweifel iſt das Eine Ernſt und das Andere nur der Lockvogel. Jedenfalls aber ſind die höchſten Zwecke unmittelbar ins Auge gefaßt, und um dieſe zu erreichen, um das Princip, dem es gilt, näher zu beſtimmen, ſehen ſich die jüngeren und älteren Herren, denen wir den Aufſchwung der litterariſchen Zeitung verdanken und deren Namen bei dem fortſchreitenden Ruhme des Unternehmens gewiß nicht immer ungenannt bleiben werden, genöthigt, die deutſchen Jahrbücher im Einzelnen vielfältig anzugreifen; ja, ſo ſehr ſie auch im Ganzen von unſerer Methode erbaut zu ſein ſcheinen, ſie leben und weben ganz in dieſer Disputation gegen uns. Das iſt ſehr zu erkennen, und wenn ſie auch bisweilen etwas vorlaut werden, ſo ſind wir doch natürlich die Letzten, die dieſen Eifer für die Wahrheit mißbilligen, im Gegentheil wir rufen dem Gegner die Ermunterung des Römers zu:

macte nova virtute, puer, sic itur ad astra!

nicht, indem du gehängt wirſt, wie etwa Leo den Nachſatz commentiren würde, ſondern indem du begreifſt, daß niemand zur Unſterblichkeit aufſteigt, der nicht einen principiellen Kampf hindurchführt. Die litterariſche Zeitung hat das eingeſehen, und es iſt daher nur ein augenblicklicher Gedächtnißfehler, wenn auf der dritten Seite den Jahrbüchern vorgeworfen wird, ſeit dem Manifeſt gegen die Romantik ſei ihre Oppoſition abſtract principiell geworden. Wie könnte man in Wahrheit principiell ſein, ohne von allem zu abſtrahiren, was mit dem Princip unverträglich iſt? Wer für die weiße Roſe ficht, dem wird die rothe nicht dienen; wer aber denkt, er könne es mit beiden Theilen halten, der wird ſich zwiſchen zwei Stühle ſetzen. Alſo

„Nur offen, wie ein Mann: für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!"

Wie nun die litterariſche Zeitung im Allgemeinen die deutſchen Jahrbucher zu ſchätzen weiß — man ehrt niemand höher, als wenn man von ihm lernt und ſeine Maximen adoptirt — ſo müſſen auch wir ſie im Ganzen loben. Es iſt anzuerkennen, daß aus dieſer Gegend, wo man ſich ſonſt immer nur Götzens eiſerne Hand und den Index Prohibitorum zu denken pflegt, die litterariſche Gegnerſchaft beliebt wird.

Dieſe Tendenz iſt im Allgemeinen die richtige, und wenn die anonymen Herren auch ihre Mittel überſchätzen ſollten, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Mittel die einzigen ſind. Die Einſicht der Menſchen iſt keinem äußerlichen Mittel zugänglich, und außerdem, da einige von unſern Gegnern den Plato geleſen haben, ſo wiſſen ſie, Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Wäre nun dieſe Gleichheit wirklich vorhanden, ſo würde neben der litterariſchen Gegnerſchaft in der litterariſchen Zeitung niemals die Klage bei der Obrigkeit aufgekommen ſein: es wäre das Bedürfniß dazu gar nicht vorhanden geweſen. Wie die Sache aber jetzt liegt, fängt jeder Aufſatz, wenn auch nur indirect, mit dieſer Klage an und endigt mit ihr.

Wir wollen dieſes fremdartige Element, dieſe alte Krankheit der Theologie, die Wiſſenſchaft ins Gewiſſen der Polizei zu ſchieben und auf Theſen mit dem Fluch zu antworten, vorwegnehmen, und, um nicht zu ermüden mit dieſem heutzutage ſchon ſo ziemlich abgenutzten Artikel, nur den erſten Aufſatz — das Programm eines maßgebenden Mannes, der mit den großen Stiefeln des ſchwäbiſchen Hanemann vorangeht, — darauf anſehen. Gleich S. 1 klagt: „das Unweſen des neueſten Denkens mache ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten“; ferner „die Bekenner der neueſten Denkrevolution gebehrden ſich in Geſinnung, Praxis (?) und Theorie auf gleiche Weiſe revolutionär“ d. h. ſind Hochverräther; und S. 2: „Jene Koryphäen unſerer Philoſophie (Kant, Fichte ꝛc.) wollten keineswegs die ganze bisherige Bildung und Wiſſenſchaft zerſtören“, natürlich ſoll man ergänzen: aber dieſe neuen Denkrevolutionäre wollen es, und das iſt unrecht, obgleich es nicht ſchwer iſt, zu entſcheiden, wem die bisherige Bildung und Wiſſenſchaft unbequem iſt, ob den neuen Philoſophen oder den Männern von chriſtlicher Teinture: S. 4:

„wo findet ſich thatſächlich eine größere Preßlicenz gegen Kirche und Staat, als in dieſen undeutſchen Jahrbüchern?“ S. 5: „die Treue gegen die Idee, während ſie den Menſchen aus der bisherigen Sklaverei des Göttlichen zu retten vorgibt“ — (iſt die Idee nicht das Göttliche und die Treue nicht das Band des Individuums mit ihm?) — „löſt ſie in Wahrheit alle menſchlich-geſelligen Bande ſowohl des Staats- als des Privatlebens“; S. 6: „möge der Ernſt der deutſchen Wiſſenſchaft die Keime“ (des Böſen oder der Auflöſung) „wenigſtens in ihrem Gebiete zertreten, ehe es zu ſpät iſt!“ Der letzte Satz heißt auf deutſch: „Ich that das Meinige, Kardinal, thun Sie das Ihrige!“ welch ein Wink liegt in dem ſehnſüchtigen „Wenigſtens“? und die vorigen Sätze klagen alle theils bei der Cenſur oder über die Fahrläſſigkeit der Cenſur, theils bei der religiöſen Inquiſition, theils ſogar beim Criminalgericht auf Ketzerei und Hochverrath. Da dieſen Klagen nur polizeilich Folge gegeben worden iſt durch eine verſchärfte Cenſur in Leipzig und ſpeciell der deutſchen Jahrbücher, während in Preußen ſo weſentliche Preßerleichterungen eingetreten ſind, daß der Druck oppoſitioneller Schriften ſich jetzt gewiß nach Berlin ziehen wird, ſo haben die Klagen freilich nicht viel gefruchtet, zumal wenn man bedenkt, daß der Ankläger in der Hauptſache, der Klage auf revolutionäre Praxis und Verbrechen gegen die geſellige Ordnung, thatſächlich abgewieſen worden iſt; und da die „Bekenner der neueſten Denkrevolution“ in Familie, Geſellſchaft und Staat als gute, ja zum Theil als öffentlich ausgezeichnete Bürger leben, ſo iſt die Klage auf Löſung aller menſchlich-geſelligen Bande ꝛc. kein gutes Zeugniß für die Einſicht und den guten Willen des Schriftſtellers; es haben ihm daher auch nur die ausgemachteſten Pinſel geglaubt.

Was aber hier in der „litterariſchen Zeitung“ dieſe Klagen Störendes haben, das iſt, wie geſagt, das Verlaſſen des litterariſchen, des wiſſenſchaftlichen Bodens, das Herausfallen aus dem Widerlegen einer Philoſophie in ein ganz anderes Genus, nämlich in die moraliſch-politiſch-religiöſe Verdächtigung. Iſt dies in einer wiſſenſchaftlichen Discuſſion ſtörend, ſo iſt es überall bedenklich. Hat der Verf. niemals die Reden von Robespierre geleſen und den übeln Eindruck empfunden, den es macht, wenn die Gegner nicht grade und offen, ſondern mit Verdächtigung ihrer Geſinnung und Tugend, mit Inſinuationen der Gefahr des Vaterlandes bekämpft werden? Verdächtigung greift Platz, wo man nichts, oder ſogar das Gegentheil weiß, wo man die Phantaſie ängſtlicher Menſchen, nicht ihre Vernunft in Anſpruch nehmen will. Verdächtigen iſt ein moraliſcher Fehler: Das Gefühl für den Vorwurf der Gehäſſigkeit und der kleinen Seele darf dem edeln Menſchen nie abgehn: es iſt ein politiſcher Fehler: Gehäſſigkeit und niedrige Geſinnung können nicht herrſchen, ſie dienen immer, ſie werden nur verwendet, wie die Meute auf das Wild; und ſelbſt die Reſignation, nichts ſein zu wollen, als dieſe Meute, findet nirgends eine andere Anerkennung und Ehre, als die der Jäger ſeinen Hunden zukommen läßt: — er unterhält ſie. Ihr Männer und jungen Leute von Berlin, ihr wollt litterariſch opponiren, und ihr verdächtigt? Stellt dieſen Uebelſtand ab, das fordert eure Ehre!

Oder ſollten die Berliner, die wir hier vor uns haben, nicht gebildet genug ſein, um anders, d. h. mit reinem Intereſſe für die Controverſe, zu verfahren? Es iſt ja ſo leicht. Wir ſollen geſagt haben: das Denken iſt der Gott. Ihr laßt es nicht gelten. Gut, ſo zeigt, daß der Gott nicht das Denken ſei und lehrt uns, was göttlicher ſei, als Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft. Wenn das Denken der Gott iſt, ſo, fürchtet ihr, werde Alles was bisher dem Menſchen heilig geweſen, vernichtet. Gut, das dürft ihr fürchten, aber heilig iſt die Liebe, heilig die Wahrheit, heilig die gute Sache der Menſchheit, heilig iſt mit einem Worte alles was den Menſchen zum Menſchen macht, — vernichtet nun das Denken, welches der Gott ſein ſoll, dieſes Heilige, und wenn bisher etwas Anderes für heilig gegolten hatte, wäre es die Schuld ſolches Heiligen oder des Denkens, daß es vernichtet wurde? Wenn ihr alſo *alles* Heilige in Bauſch und Bogen nennt, ſo verdächtigt ihr nur. Geht ein auf die Sache, ſagt, *welches* Heilige wird durch das göttliche Denken vernichtet? *Welche* Bildung, *welcher* Staat, *welche* Kirche, *welche* geſellige Ordnung wird von der Denkrevolution angegriffen und zerſtört? Und wenn ihr die beſtimmte Sache genannt habt, die euch am Herzen liegt, dann vertheidigt dieſe Sache, vertheidigt die Dogmen gegen Strauß und die altchriſtliche Weltanſicht gegen Feuerbach, vertheidigt den Abſolutismus oder den Staat des Mittelalters gegen die neue Conſtituirung eines wahrhaft freien Gemeinweſens; dagegen aber ſchreit nicht in's Blaue hinein von „Auflöſung aller menſchlichen Bande“, bürdet uns nicht eine Abſurdität auf, die nicht einmal den Räuberbanden gelingt, denn auch die „Bande“ der Räuber untereinander ſind noch menſchliche. Wenn man aber ſagt, eines Menſchen Denkungsart ſei ſchlimmer als die der Räuber und Diebe, und iſt nicht im Stande, dies eben ſo öffentlich zu beweiſen, als man es behauptet hat; ſo — nun, meine Herren, was thut man in einem ſolchen Falle? Ich ſage doch nicht zu viel, wenn ich behaupte, man bringe ſich dadurch um den öffentlichen Credit, verſteht ſich, wenn man vorher einen gehabt hat. Und dieſe Gefahr ſolltet ihr nicht vermeiden wollen durch das einfache nicht rhetoriſche Eingehn auf den jedesmaligen *beſtimmten* Gegenſtand der Controverſe? — Wer ſeinen Vortheil verſteht, wird ſich dieſen Fingerzeig zu Nutze machen.

Wenn wir geſagt haben, daß Verdächtigung und moraliſch-politiſche Anklagen in einer wiſſenſchaftlichen Controverſe ein ſtörender Artikel ſind, ſo geſtehen wir damit zu, daß unſre Gegner neben der Anklagerei allerdings auf eine wirkliche Controverſe ausgehn und ſie ſcheinen, je weiter ſie kommen, deſto mehr von der urſprünglichen Unart zurückzukommen. Das iſt recht.

In der Controverſe ſelbſt wäre es freilich zu wünſchen geweſen, wir hätten namhafte ebenbürtige Gegner von philoſophiſcher Orientirung gefunden; aber wir wollen auch dieſe, wie ſie nun eben ſind, nicht verachten: nützt es nicht uns, ſo nützt es doch vielleicht ihnen, daß wir zeigen, welche Kenntniſſe und welche Erkenntniß ihnen noch abgeht, um, ganz abgeſehen von der Kunſt, die erſt den Autor macht, in ſo wichtigen Dingen öffentlich zu reden.

Der Aufſatz Nro. 1 über die „Denkrevolution" iſt, wie alle übrigen, nicht auf der Höhe der Principien, die wahren Pointen, um die es ſich jetzt handelt, werden verfehlt, und es tritt die Confuſion ein, daß der Verfaſſer ſich und ſeine Wiſſenſchaft für frei erklärt, in demſelben Augenblick, wo er die abſolute Unfreiheit an den Tag legt. Dies iſt das allgemeine Phänomen in dem bisher uns zu Geſicht Gekommenen. Es im Einzelnen nachzuweiſen, wird nicht ohne Intereſſe, und ſelbſt von practiſcher Wichtigkeit ſein, da eine große Majorität des Publicums und darunter politiſch einflußreiche Männer in demſelben Falle ſich befinden und viele davon vernünftigen Gründen nicht unzugänglich ſind. Wir entſchuldigen hiemit unſre Ausführlichkeit über dieſe ſonſt, d. h. wiſſenſchaftlich, völlig unbedeutenden Schriftſteller.

Nr. 1 alſo beginnt: „Kein anderes Volk hat, wie das deutſche, der Erforſchung der göttlichen Dinge ſich hingegeben; nur „im Geiſt und in der Wahrheit" wollte es das Heilige verehren, darum ſuchte es die Wahrheit mit tiefem Ernſt und untrennbar vom Heiligen, von der göttlichen Offenbarung." Dies verräth eine völlige Unkenntniß unſerer Litteratur und

Philoſophie. Kants Kritiken der Vernunft und der Urtheilskraft ſind völlig getrennt von der göttlichen Offenbarung: Fichte verlegt in ſeiner „Kritik aller Offenbarung“ das Urtheil über die Göttlichkeit derſelben in die menſchliche Vernunft, und ſeitdem er vollends Gott als die moraliſche Weltordnung beſtimmt hatte, wurde er von den Eiferern ſeiner Zeit ein Atheiſt genannt. Daß alſo die Unterſuchung der Wahrheit in Deutſchland „abgetrennt von der göttlichen Offenbarung geführt worden iſt“, hätte alſo Nro. 1 leicht lernen können. Auch Hegel iſt doch ein Deutſcher, er iſt ſogar ein Berliner geweſen, und liegt darum auch in der That dem Gedächtniß unſers Autors näher. Er hat daher bei ſeinem erſten Satze nur nicht an ihn gedacht, und wo er ſeiner ſich erinnert, auf der zweiten Seite, da denkt er nicht mehr an ſeinen erſten Satz. Er ſagt nämlich S. 2 ſelbſt: „Hegel habe die Uebereinſtimmung zwar behauptet, es ſei aber ſehr bald der Verdacht entſtanden, daß in einem Syſtem, welches darauf ausgehe, die Unwahrheit des gemeinen Bewußtſeins nachzuweiſen, die Uebereinſtimmung des religiöſen und ſpeculativen Bewußtſeins nicht begründet ſein könne.“ Mit dem Verdacht, dem theologiſchen Zweifel, beginnt nun der Fortſchritt von der Kenntniß des Herrn 1 zur Erkenntniß. Er ſagt S. 2. Die Grundanſicht des Hegelſchen Syſtems wäre: „Das Abſolute (Gott) iſt nicht zu denken als eine jenſeitige Perſönlichkeit — dieſe iſt eine abſtracte endliche Vorſtellung — ſondern als Proceß, als Einheit des Unendlichen und Endlichen, als hindurchproceſſirend durch alle Gegenſätze, als wirklich exiſtirend in Natur und Geiſt. Dieſe Beſtimmungen waren zunächſt nicht gegen die chriſtliche Idee Gottes gerichtet.“ Nicht? Hm! alſo wäre der chriſtliche Gott nicht perſönlich, nicht jenſeitig, nicht erhaben über alle Vernunft und nichts weiter, als die natürliche und geiſtige Wirklichkeit? Das wäre ein ſehr biegſames Chriſtenthum; ſo kann der Mann es alſo wohl nicht gemeint haben. Ohne Zweifel liegt der Accent auf dem Worte „*gerichtet*“, auf der *Abſicht*. Hegel *wollte* das nicht, es geſchah ihm unverſehns, und wenn er auch mit jener Faſſung des Abſoluten noch ſo ſehr „abgetrennt von der göttlichen Offenbarung“ und „der chriſtlichen Idee Gottes“ daſteht, er war zu gut dazu, um anders denken zu *wollen*, als es ſein Beichtvater erlaubte; auch ſoll ſich's gar bald gezeigt haben, daß es nicht ging, ſo zu denken, wie Hegel es leider wirklich that. „Weder das ſpeculative, noch das chriſtliche Bewußtſein konnte ſich mit dieſem Gedanken *befriedigen*. Man konnte denſelben nicht realiſiren“ (ein koloſſaler Einfall, den Gedanken des Abſoluten noch expreß zu realiſiren! etwa wie man einen Wechſel realiſirt?), „ohne Gott zugleich in die Endlichkeit herabzuziehn“ (aber das iſt ja eben der Witz davon, das hat ja Hegel nicht nur nicht vermeiden, ſondern ausdrücklich thun *wollen*!) „und noch mehr wird es *anſtößig*, daß Gott *erſt* im menſchlichen Selbſtbewußtſein der *allwiſſende* (?) ſein ſollte.“ Hegel hat dies nun freilich nicht geſagt, ſondern irgend einer, der nicht denkt, hat ſich dies ſchenken laſſen; das abſolute Wiſſen und die Allwiſſerei iſt bei Hegel nicht daſſelbe; was aber zugegeben werden muß, das iſt dies, es iſt nicht bloß „anſtößig“, es iſt ſogar abſtößig und negirt die ganze Anſchauungsweiſe der Vorzeit, wenn Hegel den ſelbſtbewußten Geiſt, d. h. den Menſchen, die höchſte Realität des Abſoluten nennt. Und dennoch, fragen wir bei dieſem deus terminus noch einmal, dennoch ſollen alle deutſchen Denker „in der Erforſchung der göttlichen Dinge von der Offenbarung oder von der Theologie ſich nicht abgetrennt haben“? Und noch einmal, iſt dies Mangel an Kenntniß oder an Verſtand? iſt es philoſophiſch-theologiſche Unwiſſenheit oder chriſtlich-germaniſcher Duſel?

Der chriſtliche Deutſche — wir wollen unſern Unbekannten der Kürze wegen ſo nennen — fährt fort, wie er angeſangen, ganz au naturel, und ſchiebt alles Unheil den Franzoſen in die Schuhe. Er ſagt: „Wenn bei unſern Nachbarn die Ueberkultur ein negatives, Gott läugnendes Denken erzeugte, ſo fand dies bei den Weiſeſten und Beſten, ja, bei dem ganzen Kerne unſerer Nation keinen Beifall; der Deutſche verachtete ein Denken, welches auf gleiche Weiſe die Würde des Menſchen und ſeinen göttlichen Urſprung verläugnete,“ d. h. die Deutſchen drückten ihre Verachtung ungefahr folgendermaßen aus: Schiller dichtete die Götter Griechenlands, Göthe die Braut von Korinth, Leſſing edirte die wolfenbuttler Fragmente und Friedrich der Große zog Voltaire an ſeinen Hof. Wir wollen einen Nachtwandler, der ſo tief in ſeiner chriſtlich-germaniſchen Tarnkappe ſteckt, daß er nicht nur ſelbſt unſichtbar iſt, ſondern auch die ganze große Welt der Edelſten und Beſten unſichtbar macht, nicht erſt fragen, bei wem die großen Deutſchen, die ihre Zeit beherrſchten, in die Schule gingen, von wem Friedrich, von wem Göthe gelernt; wir theilen ihm bloß die Notiz mit, daß es all dieſen Männern auf viel reellere Dinge ankam, als auf's „Läugnen und Verläugnen“, als auf den ganzen verſchimmelten Kram der Obſcuranten, und daß ſie gerade dadurch die „Edelſten und Beſten“ geworden ſind. Wir geſtehen es gerne, wenn wir ſo anfangen, dergleichen neuchriſtlich, neugermaniſche Phantaſien zu leſen, ſo wundern wir uns wohl, daß dieſe Herren unſere ganze Litteratur nicht geleſen zu haben ſcheinen; wenn wir aber fortfahren, was freilich einen großen Kampf mit der Langenweile koſtet, ſo hört dieſe Verwunderung in der Ueberzeugung auf, daß ſie auch das Geleſene ſo gut als nicht geleſen haben und, wie die Haſen, mit offenen Augen ſchlafen.

Nachdem wir alſo belehrt ſind, wie entſchieden bisher das franzöſiſche Unweſen von den Deutſchen verachtet worden, daß es weder ihre Hofe, weder ihre Sitten, ja nicht einmal ihre Gedanken erreicht habe, heißt es dann weiter: „Und doch iſt in Deutſchland ſelbſt ein ſolches Unweſen (er meint „das von der Offenbarung getrennte Denken“) jetzt aufgeſtiegen; aus unſerer Philoſophie glaubt er ſeinen Urſprung ableiten zu können“ — wirklich, das iſt ſchändlich, das iſt mehr, es iſt undeutſch! — „und gibt ſich ſelbſt für die höchſte Macht nicht nur des Denkens, ſondern auch des Lebens und alles Seins“ — nicht nur? iſt denn nicht das Denken der Souverain des Lebens und des Seins? Das weiß ja jeder Kaufmann, der ſeine Gedanken zu Gelde macht und jeder denkende Landwirth und Schafzüchter. Wißt ihr es aber anders, und iſt euch der Lebendige mehr als der Denkende; nun, ſo verehrt die Läuſe auf euerm Kopfe und haltet euers hohlen Schädels träges Sein für höher als den Kopf des Ariſtoteles! Ueber das Unweſen! — „es macht ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten.“ In der That, wenn es wahr iſt, wie der Menſch, ſo ſein Gott, dann könnte man verſucht werden an den Vernichtungsverſuch zu glauben durch eine ſolche Unkenntniß und eine ſolche geiſtige Unfähigkeit, die von der erſten Stadt unſers Vaterlandes ausgeht; doch gemach! ihr Herrn, „wir wollen uns unterſtehn, euch das zu wehren!“

In den nächſten Sätzen ſeines Programms gegen die Denkrevolution wird der chriſtliche Germane etwas menſchlicher, aber nur, um damit ſeinem eigenen Princip der göttlichen Offenbarung geradezu ins Geſicht zu ſchlagen. „Es ſei jetzt ein hitziger Kampf, man müſſe den gemeinſamen Ausgangs- und Mittelpunct der geiſtigen Entwickelung feſthalten“, — gut! man höre ihn! — „dieſer iſt kein anderer als — man erwartet die Offenbarung und die Erlöſung der Heiden und Germanen durch die Wunder in Judäa“, aber der Mann läßt ſich hinreißen zu ſagen: — „kein anderer als der Schatz der errungenen Bildung, die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft: nur in ihrer realen Durchdringung (nicht „Auflöſung“ — als wenn nicht jede realiſirte Durchdringung eine Auflöſung wäre! hat der Verf. ſeine Kinder nie Semmelmilch eſſen ſehen?), kann der Geiſt ſeinen hohen wiſſenſchaftlichen Beruf erfüllen, nur in ihr kann er fortſchreiten und die wahre Freiheit erreichen.“ Wiſſenſchaftlicher Beruf, wahre Freiheit des Geiſtes in ihm und der Schatz unſerer Bildung, alſo auch unſerer heidniſchen Philoſophie und Poeſie? Das alles iſt unſer? Das willſt du uns laſſen, du Guter? Wie ſchön! Aber iſt denn der „chriſtlich germaniſche“ Menſch frei in ſeinem Geiſte, iſt er nicht vielmehr abhängig von der Offenbarung und ihren Prieſtern? Iſt „die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft“ nicht im Streite mit dem Wunder der Offenbarung? Iſt die „Anſtößigkeit“ und „Verdachtigkeit“ eines in heutiger Vernunft ſehr maßgebenden Denkens nicht von dem Verf. ſelbſt ausgeſprochen worden? Wir fürchten, dies geht nicht zuſammen. Thut nichts, wenn es nicht geht, antwortet unſer Germane, und wäre es die baarſte Unmöglichkeit, wie ſie es wirklich iſt, zugleich die freie Wiſſenſchaft und die Herrſchaft der Offenbarung zum Princip zu machen, wer alle andern Wunder glaubt, den ſollte dies eine geniren? und iſt nicht dieſe Confuſion, der unvermittelte Streit des Weltlichen und Geiſtlichen, der Weltvernunft und der heiligen Glaubensherrſchaft (Hierarchie), „die chriſtlich-germaniſche“? Bei alledem „will die litterariſche Zeitung mit möglichſter Schärfe“ (nemo ultra posse), „und ohne Parteieifer“ (wir haben einige Proben dieſer Unparteilichkeit vorgelegt) „die Herrſchaft und Würde der freien Wiſſenſchaft zu fördern ſuchen“ (ungefähr dieſelbe Aufgabe wie die der Jahrbücher; nur etwas anders gelöſet, weshalb es denn auch gleich weiter heißt:) „Jener drohenden Auflöſung gegenüber beginnen wir das Werk im feſten Vertrauen auf die Unbeſieglichkeit und ewige Jugend des chriſtlich-deutſchen Geiſtes.“ Amen! Aber wie iſt mir? geht denn das mit rechten Dingen zu? In demſelben Augenblick, wo er mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt die freie Wiſſenſchaft ſtutzen will, ſpricht er ja die Furcht aus, daß die Freiheit, welche dieſe Wiſſenſchaft ſich nimmt, den Untergang und die Auflöſung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes herbeiführen werde. Iſt das nicht ungefähr ſo, als wenn einer fürchtete erſchoſſen zu werden und dann ſagte: ſchieß nur zu, ich werde deine Kugel mit meinem Kopfe pariren!

Doch im Ernſt, was iſt Freiheit der Wiſſenſchaft und was die germaniſche Chriſtlichkeit? Es wird viel Mißbrauch mit dieſen weitſchichtigen Begriffen getrieben, daß ſie aber hier ſogar zuſammengeſpannt werden konnten, war nur darum möglich, weil beide ganz unbeſtimmt und regungslos daliegen. Sobald man ſagt was ſie ſind und ſie beim Namen ruft, hört dieſer Friede auf, jedes ſtößt das andre ab, jedes iſt die Fahne einer andern Zeit. Die Freiheit des Wiſſens iſt das auf ſich ſelbſt geſtellte Denken, wobei alle Geſchichte und alle Natur oder die Erfahrung nur die zu überwältigende, nicht die normirende Vorausſetzung iſt, oder die Freiheit, die das Denken iſt, erzeugt ſich ſelbſt aus ihrer eignen Erfahrung und Natur und Geſchichte. In der Hiſtorie wird dies Verhältniß erſt da erreicht, wo die Autorität äußerer Macht in den Proceß des Wiſſens nicht eingreift und ihre Vorurtheile nicht zu ſeinen Geſetzen macht. Dies iſt der Begriff der freien Wiſſenſchaft im Gegenſatz zur gedankenloſen Kenntniß und zur abhängigen Scholaſtik. Chriſtlich-germaniſcher Geiſt iſt als hiſtoriſche Kategorie zu faſſen, ſo bezeichnet ſie den Geiſt des Mittelalters, der noch erſt zur Geiſtesfreiheit aufſtrebt. Die Form des mittelaltrigen Kampfes und alſo auch die hiſtoriſche Kategorie des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes iſt gegenwärtig überwunden. Will man den Kampf unſerer Zeit bezeichnen, ſo kann man nicht ſagen, es ſei jetzt das Weltliche und Geiſtliche noch gegeneinander; im Gegentheil, es weiß jetzt jeder, daß der Geiſt des Menſchen nur noch mit ſeinen natürlichen Schranken zu kämpfen hat, für die ſupranaturaliſtiſchen zeigt er weder Ohr, noch Intereſſe mehr: die Freiheit hat eine politiſche Bedeutung, Geiſtesfreiheit in der Form, jeden möglichen Glauben hegen zu dürfen, iſt ein längſt errungenes Beſitzthum. — Soll dagegen das chriſtlich-germaniſche zu einer noch heute gültigen Beſtimmtheit gemacht werden, ſo verflüchtigt es ſich in den ganz allgemeinen Ausdruck: Zuſtand des Geiſtes und der Bildung im gegenwärtigen Deutſchland. Aber wie nun? Soll die Philoſophie und die Poeſie nicht dazu gehören, und wenn dieſe, wie beide Theile nicht umhin können zu geſtehn, weder chriſtliche noch germaniſche, ſondern ſchlechtweg menſchliche Vernunft ſind, in Frankreich ſo gültig als in Deutſchland, wie wird es da mit der Kategorie „des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes?“ Man denkt ſich darunter wohl das deutſche Gemüth, die deutſche Treue und die deutſche Frömmigkeit — aber alles dies drückt ein moraliſches Verhalten, keinen Gegenſatz zur Philoſophie aus. Jenachdem ich philoſophire, wird mein Gemüth, meine Treue, meine Religion einen andern Inhalt haben. Im Gemüth faßt der Menſch Intereſſe für die Realiſirung der Wahrheit oder des Göttlichen, in der Treue fällt er von dieſem Intereſſe nie ab, und in der Religion glaubt er daran, daß die Wahrheit über allen Widerſtand ſiegen und der Tag des Edlen endlich kommen werde, nicht am Ende der Tage, ſondern für jede Phaſe der Idee oder des Ideals der Menſchheit, wenn das deutlicher iſt, zu ihrer Zeit. Dies chriſtlich-germaniſche Verhalten — wenn das gemeint wird — iſt aber wiederum ein ſehr allgemeines, ſogar ſehr franzöſiſches, wenigſtens wüßten wir kein Volk auf Erden, welches heldenmüthiger an der Realiſirung der Freiheit gearbeitet; Ehre dem Ehre gebührt! ja, und Religion dem Religion zukommt! denn mit der Maulreligion ohne allen beſtimmten Inhalt auf dem Faulbett einer ſtrohernen Metaphyſik ohne Kampf, ohne Helden, ohne Martyrer iſt es nichts. — Sollte es aber mit dem chriſtlich-germaniſchen ſo gemeint ſein, daß am Ende nur ganz im Allgemeinen der deutſche Charakter damit ausgedruckt würde, ſo iſt dieſer freilich unbeſieglich und ewig jung, mag er durch Auswanderung nach Rußland oder nach Nordamerika verſetzt, mag er unter den ſchlimmſten Eroberer hingeworfen werden, ja, es könnte ſich ſogar ereignen, daß der deutſche Charakter noch einmal darin geſetzt werden müßte, daß dieſes Volk allen Begriff von Staat und Freiheit bis auf ein Minimum verlöre: und immer würde in ihm noch das Chriſtliche und das Germaniſche zu entdecken ſein; die Duldung des Aeußerſten wäre chriſtlich und die politiſche Apathie werden diejenigen am allerwenigſten undeutſch finden, bei denen es als Glaubensartikel feſtſteht, daß nichts heilloſer ſei als politiſche Parteien und politiſche Kämpfe für die Principien der Parteien. Aber bei alledem, meine Herrn, Sie haben ja Patriotismus, Sie intereſſiren Sich für die deutſche Ehre, alſo aſſociren wir uns und geben wir es nicht zu, daß die Deutſchen ſo tief herunterkommen, nichts weiter zu ſein als Germanen und Chriſten, erinnern Sie Sich, „es iſt die Wahrheit, die da frei macht", auch die Germanen und die Chriſten. Alſo „fürcht' dich nit, Pfäfflein!" löſ' in Gottes Namen deine chriſtlich-germaniſchen Vorſtellungen in Philoſophie auf, die Menſchen werden dadurch nur menſchlicher, das Menſchliche göttlicher werden.

Wie alle chriſtlichen Germanen, ſo ſchlägt ſich auch dieſer, obgleich das Mittelalter an blutigen Köpfen und Gräueln reich genug iſt, vornehmlich mit dem Popanz der Revolution herum. Wozu das? wenn einer unbefugter Weiſe Revolution macht und ihr fangt ihn, ſo hängt ihn, ihr habt das Recht, wenn ihr regiert. Aber die gewaltſamen definitiven Conflicte der Principien — und das ſind die Revolutionen in der Weltgeſchichte — mit eingedrückten Augen wegdiſputiren zu wollen, iſt vergebliche Mühe; eben ſo wenig können wir darin ein Unglück finden, daß jedes ernſtliche Geltendmachen eines neuen Princips, ſei es in der Wiſſenſchaft, ſei es im Staat, ſobald es ſich durchgreifend zeigt, eine Revolution genannt wird. Das *gewaltſame* Durchſetzen des Neuen beſteht darin, daß nie und nimmer das Alte gutwillig untergeht, ſo wenig, daß der *definitive* Conflict nie das gänzliche Ende des Beſiegten, ſondern nur der entſcheidende Gang um die Herrſchaft iſt. Wenn aber unſer Germane meint, die hiſtoriſchen „Revolutionen erzeugten nichts Neues“ oder noch allgemeiner, „das Wegräumen des Alten gäbe keine Entwickelung“, ſo kann er ſich von der Unhaltbarkeit ſeiner Anſicht ſogleich überzeugen, wenn er ſich nur alle ſeine alten Zähne ausziehn läßt. Er wird zwar, wenn er ſchon gezahnt hat, keine neuen Zähne bekommen; aber ſowohl in ſeiner Sprache, als in ſeinem Eſſen wird eine enorme Entwickelung eintreten, ja es wird vielleicht ſogar das Zahnfleiſch den Dienſt der Zähne übernehmen aus reinem Patriotismus, denn es wird ſich keine Vorwürfe zu machen haben über die Wegräumung der „deſtructiven“ „corroſiven“ Zähne, dieſer Demagogen, „die nur Luſt am Zerſtören haben“ und „nichts Neues ſchaffen können“, die nichts im Sinne haben, als die „ungedeihliche Oppoſition der Unterſten gegen die Oberen“ und dadurch allen „Naturwuchs“, den ſie zwiſchen ſich kriegen, „auflöſen“. Ein bloßes Wegräumen, ein reines Zerſtören gibt es nicht, eben ſo wenig etwas, das *nur negativ* wäre, wie hier von der Revolution geſagt wird. In politiſchen Parteikämpfen iſt die bloße Negation am allerwenigſten auch nur vorzuſtellen. Denn da in ihnen ein Princip das andere wegräumt, ſo thut es dies nur, um ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen; dies Regiren iſt am alleraugenſcheinlichſten ein Poniren. Auch ſollte man denken, die franzöſiſche Revolution wäre doch die letzte, der man die Erzeugung eines neuen abſprechen könnte und ſollte es auch nur eines neuen „chriſtlich-germaniſchen Geiſtes“ ſein, denn der war doch vorher rein ausgegangen, und erſt Ruhr und ſpäter die chriſtlichen Althegelianer haben ihn wieder in der Leute Mund gebracht, verſteht ſich ſeit die Freiheitskriege und unſer romantiſche Aufſchwung dem Deutſchthum und dem Intereſſe für die Zeit ſeiner Glorie wieder auf die Beine geholfen; und à propos! iſt der Freiheitskrieg, der uns alle neu geboren hat, denn keine Revolution?

In der Philoſophie macht unſer conſervirte Deutſchthümler die Entdeckung „Hegels Denken verſchmähe die Subſtanz der Erfahrung und geſunden Vernunft“ und ſtellt ſich vor, daß der Denker nichts erfährt oder alles ignorirt, was er durch Geſchichte und eignes Leben in Erfahrung gebracht, endlich daß die Vernunft nicht geſund ſein müſſe, welche ſich mit dem gemeinen Bewußtſein überwürfe. Darum „geräth Hegels Denken in eine bedenkliche Stellung“, es wird ganz nachdenklich und ſtutzig über ſich ſelbſt bei dieſen Verhaltungen. „Es will mit dem Chriſtenthum“ — welches auch ſeinerſeits mit der natürlichen Erfahrung und ihren Geſetzen und mit der geſunden menſchlichen Vernunft gebrochen hat — „übereinſtimmen, und thut es nicht“. Dadurch entſteht die rechte Schule, die will, und die linke, die's nicht thut. „Die letztere, an deren Spitze ſich Strauß ſtellte, führte die ſpeculative Anſicht conſequent durch. Sie folgerte (!): exiſtirt Gottes Geiſt wirklich nur im Selbſt des Menſchen, nicht über (!) dieſem als ſchlechthin abſoluter Geiſt, ſo kann, da hiemit Gott der Vater aufgegeben iſt, auch der geoffenbarte Sohn nur als mythiſches Product des gläubigen Geiſtes der Gemeinde angeſehen werden; die Idee der Menſchheit iſt das Erlöſende.“ Strauß wird in derſelben Weiſe verſtanden, wie oben Hegel. Freilich konnte die Entſtellung und Trivialiſirung der Straußiſchen Anſicht durch nichts leichter erreicht werden, als daß ſie in den Katechismus überſetzt wurde. Feuerbach ergebt es noch ſchlimmer. Er ſoll nun wieder aus Strauß „folgern“ (!) und ihm erſtlich der Menſch das höchſte Weſen, dann dieſer wiederum bloß Naturweſen, der phyſiſche Menſch ſein, der zwar Vernunft und Liebe vor den Thieren voraushabe, „durch dieſe aber, welche die neue Lehre nur von der fleiſchlichen, natürlichen Seite allein anerkennt“ (die Vernunft von der fleiſchlichen Seite!!) „nur mit den gräulichen Illuſionen der Religion bethört ſein“. Unſer Germane iſt zwar nicht eben ein offener Kopf; da aber Feuerbach ſehr deutlich ſchreibt und in ſeiner Kritik des Chriſtenthums keine Metaphyſik, ſondern eine Enthüllung der religiöſen Myſterien und des Inhaltes der Theologie vorgenommen hat, dergeſtalt daß auch ein mäßiger Verſtand die Weisheit der Theologie als eine rein menſchliche erkennen kann, indem der ganze Inhalt als Abſtraction von dem Weſen des Menſchen nachgewieſen iſt: ſo leidet es keine Zweifel, daß der Berichterſtatter den Feuerbach nicht einfach mißverſtanden, ſondern wiſſentlich und gefliſſentlich entſtellt hat. Das wahre und das erheuchelte oder eingebildete Chriſtenthum, deſſen Unterſchied Feuerbach der verdorbenen Zeit vor Augen hält, kann Jeder unterſcheiden, es würde dieß ſelbſt ein Blinder können, der nur mit Händen zu fühlen verſtände, welches ein härenes Gewand und welches ein moderner Frack iſt; eben ſo der Satz: die Theologie iſt nichts und weiß nichts, als die Anthropologie, läßt auch bei dem ſchwächſten Verſtande keinen Zweifel übrig, wie es damit gemeint ſei, und es iſt eine ſeltſame Tactik, wenn man nun, ſtatt zu zeigen, was die Theologie denn noch mehr ſei, der Kritik der Theologie zum Vorwurf macht, daß ſie nicht weiter komme, als zum — Menſchen. Uebrigens iſt das Weſen des Menſchen nach Feuerbach nicht ohne den phyſiſchen Menſchen, aber es iſt die Menſchheit in dem Verſtande, wie ſie Vernunft und Geiſt iſt. Daß die Naturbaſis der Vernunft der phyſiſche Menſch und deſſen Grund die Natur unſerer Phantaſie ſei, das iſt nach Feuerbach, wie nach Hegel und nach aller Philoſophie der Fall, nur freilich nicht nach den Phantasmagorien derer, die nur darin reich ſind, daß ſie ſich immer in den eignen Beutel lugen. Von dem abſoluten Proceß Hegels ſoll aber die Philoſophie durch Feuerbach zum phyſiſchen Menſchen heruntergekommen ſein. Iſt dies keine philoſophiſche Antwort, ſo konnte man doch ſagen, es ſei eine philoſophiſche Frage, nämlich nach dem Unterſchied, der hier vorliegt. Der Hegel'ſche Proceß des wahrhaft unendlichen Weſens, welches der ſelbſtbewußte Geiſt und deſſen Subiectivität ſei, iſt durch Feuerbach nicht negirt, ſondern nur auf ſeinen unzweifelhaften Ausdruck gebracht worden, d. h. es lauert ſeitdem hinter dem Hegel'ſchen Proceß nichts abſolut Abſolutes mehr, kein unbekannter Gott, ſondern nichts anders, als der reale Geiſt, das Weſen der Menſchheit iſt dahinter. Es iſt hinter Hegel wie hinter der Weisheit der Theologie nicht mehr, als ſie beide ſelbſt ſagen und Feuerbach hat ihnen nur, wie die Pythia dem Sokrates zugerufen: „erkenne dich ſelbſt!" Dies Denken ſo ſpeciell angewendet und ausgebeutet, dieſe Selbſterkenntniß der Theologie und Scholaſtik, dieſe Kritik mit ihrem unauslöſchlichen Erfolge — das iſt Feuerbachs Verdienſt. Im übrigen iſt es den „Denkrevolutionären" auch vor dem Erſcheinen von Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums nie eingefallen, einen doppelten Geiſt zu denken, einen göttlichen und einen menſchlichen, der Monismus und die Autonomie des Geiſtes iſt der Begriff ſeiner Freiheit: aus dieſem Begriff folgt Feuerbachs Kritik unausbleiblich und wer das Princip der Freiheit zugibt, kann ſich der Anwendung deſſelben nicht entziehen. Wer es aber vermag etwas Höheres zu denken, als den Geiſt, der unternehme es, der vollbringe es, et erit mihi magnus Apollo.

Der Germane wenigſtens kommt nicht über Feuerbach hinaus: ſo ſehr er ihn verabſcheut, er ſchreibt ihn doch nur ab.

wo er etwas Poſitives ſagen will. Er definirt die Liebe S. 5 ganz wie Feuerbach am Schluſſe ſeines Buches, als das Band des menſchlichen Lebens, er nennt das Gewiſſen, „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen“, „dieſe göttliche Stimme, die ihn zum Guten, Menſchlichen zurückrufe“. Weiß er nicht, daß er den Humanismus damit proclamirt, ſo weiß er doch wie Feuerbach die Religion und das Gewiſſen beſtimmt; und indem er ihn abſchreibt und ſelbſt nur das als Subſtanz proclamirt, was Feuerbach dafür aufſtellt, ja es mit Feuerbachs eignen Worten proclamirt, ſagt er ihm nach, er gäbe den Geiſt den niederen Mächten preis und wolle einen Kultus (!) einrichten — „den Kultus des Eſſens, Trinkens und Waſſerbades“, ſo verſteht er angeblich den genialen Schluß Feuerbachs über die geiſtige Waſſerkur, die dem Menſchen das zweite Geſicht von den Augen nehme und ihn die natürlichen Dinge in ihrer wahren Dignität faſſen lehre. Welch ein ohnmächtiger Hokuspokus! — Eben ſo wie Feuerbach werden die Jahrbücher verlacht. „Dieſen Ketzern keine Treu' und Glauben!“ nicht wahr? Merzt er bei Feuerbach Vernunft und Liebe, dieſe Kleinigkeit, aus und nimmt ſie für ſich, läßt er „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen“ Feuerbach nie geſagt haben, um Feuerbach nur das Thier übrig zu laſſen: ſo wirft er mir als eine ganz beſondere Gottloſigkeit Mißhandlung Arndts vor und läßt meine Anerkennung des Mannes ohne Weiteres ungeſagt ſein, ja er hat die Stirn, dieſelben Seiten zu citiren, wo dieſe Anerkennung zu leſen iſt, wo es heißt: „Bei alledem“ (obgleich Arndt die franzöſiſche Freiheit haßt und die Principien der Revolution als undeutſch verwirft, obgleich er jetzt der Reaction angehört) „bleibt ihm immer das unſterbliche Verdienſt, ein ganzer Mann, wie wenige, ein Mann von tiefſter Religioſität und unbeugſamer Tugend zu ſein, der an die Idee geglaubt“ (ein Beiſpiel der Treue gegen ſie) „als die gemeine Welt an ihr verzweifelt, der Alles verkauft, und nur dem Einen Stern, der Freiheit, nachgefolgt zu einer Zeit, als die Nacht der Unterdrückung ſternenleer über den Häuptern ſeiner blöden Zeitgenoſſen zu lagern ſchien, der darum dem Herzen der Nation, das er einmal mit der Erfüllung ſeines Glaubens ſo im Innerſten bewegte, ewig theuer und nahe ſein wird.“ Kann ein ſterblicher Menſch höher gehalten werden? Und dennoch ſoll ich dieſen Mann damit „beſchmutzt“ haben, daß ich die Ideen ſeiner Zeit, denen ich damals ſelbſt ergeben war, in der unſrigen veraltet finde? ſoll ich „mit hohlem Worte dem Manne der That gegenüber mich ſpreizen?“ O, ihr habt Treu' und Redlichkeit, ihr ſeid deutſche Männer, ihr ſeid Männer Gottes, ihr fälſcht nicht, ihr habt Religion, ihr habt Gewiſſen, euch ſchlägt das Gewiſſen — aber ihr habt ein dickes Fell. Trotzt nicht zu ſehr darauf! Auch Arndts Thaten waren nur geiſtige Thaten, auch Arndts Waffe war nur die Feder, auch Arndts Worten ſtand ein ſolches Fell gegenüber, wie jetzt den Philoſophen; aber es kam die Zeit, da die Ohren der Menſchen feinhörig wurden, und da die ſich verkrochen, die früher in der Sonne geſtanden. „Heute mir, morgen dir!“ ſchrieb Franz I über die Thüre ſeines Kerkers. Aber nein! das iſt zu viel, ihr habt kein Heute und kein Morgen, ihr exiſtirt nicht, ihr ſeid jenes Schattens Traum von Anno 13, keine Menſchen: ihr habt kein Herz, ihr hättet Arndt ſonſt gelobt, als er noch ein Demagoge war, ihr habt keinen Geiſt, keine Idee und keine Treue gegen ſie, ihr ſeid — Franzoſen — denn ſo, wie ihr ſeid, ſo denkt ihr euch doch ungefähr die Franzoſen. Nehmt's nicht übel! ihr ſagt, wir ſeien Jacobiner: gut, nun ſind wir doch von einer Nation, was bleibt euch alſo übrig, als Franzoſen zu ſein? Und wahrlich, wenn unſere Hierarchie und Ariſtocratie fortfährt, die Philoſophie und die Bildung von ſich zu ſtoßen, wie ſie es jetzt thut, ſo wird das Verhältniß franzöſiſch werden. „Verachte nur Verſtand und Wiſſenſchaft“ ꝛc.

Eine ſo offenbare Unwahrheit, wie die, daß die Jahrbücher mit dem jungen Deutſchland und einer „libertiniſtiſchen Weltanſicht“ (S. 6) zuſammenhielten, kann unſern Gegnern bei niemand nützen. Lebt denn der Pilot nicht mehr?

Nachdem dies Genre von gewiſſenloſer Polemik ungeſchickt genug verführt iſt, erfahren wir zum Schluß: „die Religion“ (wir wollen religiosus bloß mit gewiſſenhaft überſetzen) „habe in unſerer Zeit zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß die Denkrevolution durchdringen könne.“ Ich dächte das alte Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine!“ wäre ſchon erfüllt. Wollt ihr Religion haben, ſo lernt in unſerer Zeit das glauben, was Arndt in der ſeinigen glaubte, daß die Vernunft und die Freiheit, nicht das ſchlechte Subject, unſterblich ſind, und daß ihr zwar untergehen werdet, daß aber, wenn etwas „Gutes und wahrhaft Menſchliches“ in euch iſt, auch ihr euer Theil, wie gering es auch ſei, an dem Unſterblichen habt.

Die zweite Nummer iſt ein wahrer Ständer des Ständethums und des wüſten Germanismus; ſie iſt gegen den Aufſatz der Jahrbücher: „der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung“ gerichtet. Der ſtändiſche Mann greift die Nothwendigkeit des Abſolutismus an: der große Churfürſt hätte es auch anders machen können. Ihm iſt die hiſtoriſche Nothwendigkeit, wie ſie die Hegelianer tractiren, fatal. Er hat den Inſtinct, die Geſchichte ſei das Reich der Freiheit und nicht der Nothwendigkeit, aber er vergißt den Unterſchied der werdenden und der vollzogenen Geſchichte. So lange die Frage noch offen iſt, ſehen wir die Menſchen frei gegen einander handeln; ſobald aber die Begebenheit vollzogen iſt, kann die Frage nur noch die ſein, warum mußte ſie ſich ſo und nicht anders vollziehen. Nicht nur die Hegelianer fragen ſo, auch unſer Ständer altgermaniſcher Freiheit und Willkür kann ſich dieſer Frage nicht entziehen und die Reform der Stände, die er S. 34 gefordert, hält er S. 35 für unmöglich; weil er dies aber in ſeiner eigenen Sprache ausdrückt, ſo meint er etwas Anderes geſagt zu haben, als die Philoſophen, die das Unmögliche erſt gar nicht fordern. Er findet die Sprache der Philoſophie deshalb zu vornehm und ſtrömt ſeine Indignation in moraliſche Vorwürfe aus: „der Aufſatz in den Jahrbüchern ſei hochmüthig, arrogant, voll leidenſchaftlichen Schreibtalents, würdige die erſten litterariſchen Dignitaten herab, trete Stenzel mit philoſophiſchen Stiefeln in den Koth“ u. ſ. w. Eben ſo ärgert es ihn, wenn geſagt wird: „wer nicht von Fach ſei, könne bei Stenzel das Poſtweſen und die Zölle ꝛc. überſchlagen“. Wir leugnen ja nicht, daß es Geſchichten gibt, in denen Theer, Wagenſchmiere, Schweineborſten und dergleichen Dinge eine weſentliche Rolle ſpielen; aber geſetzt, dies wäre in dem Leben unſers unbekannten Gegners der Fall, und er brächte es nun ſelbſt noch einmal zu einer Geſchichte, wenn auch nur zu einer Biographie, wird er uns zumuthen in der Beſchreibung derſelben auch die Verwaltungsgeſchichte ſeines Vermögens mitzuleſen? „Anſtatt ruhig, wie er es wünſcht, die Frage aufzuwerfen, ob denn nicht die Verwaltungsgeſchichte im abſoluten Staate Hauptmoment ſei“, halte ich mich „hochmüthiger und leidenſchaftlicher Weiſe“ an den geiſtigen Motor. Die Beruhigung bei den Mitteln und ihrer Verwaltung iſt die Sache des Spießbürgers; die Ueberſpanntheit, nach dem wirklich Abſoluten im abſoluten Staate zu fragen, d. h. nach dem geiſtigen Inhalt, — wodurch er ſich von der aſiatiſchen Despotie oder dem Sklavenverhältniß, der Nichtanerkennung des Menſchen und des Geiſtigen unterſcheidet, — alſo ſich klar zu machen, wo liegt hier Selbſtbeſtimmung und Selbſtgefühl des Staates und iſt ſein Inhalt nun wirklich mehr, als ſtändiſches Privatintereſſe, alſo wirklich das Abſolute, das Geiſtige, das Welthiſtoriſche — das iſt Sache des Philoſophen, auch des Geſchichtsſchreibers, wenn er kein Philiſter iſt und nicht, wie jener Chineſe, zu fürchten hat, daß nach dem Tode ſeine Seele in ein Poſtpferd verwandelt werde. Aber weil ich das Poſt- und Verwaltungsweſen nicht zur Hauptſache mache, findet der ehrenwerthe Herr mir gegenüber, daß ich „flache Allgemeinheiten“ rede, findet, daß der große Churfürſt, obgleich er allen Reſpect vor ihm hat, zu gut wegkommt, findet, „daß die Stände (hinc illae lacrymae) hätten biegen, nicht brechen ſollen“. — Aber denken denn dieſe Poſtpferde, mit denen die altadeligen Thoren jetzt in unſerer Litteratur umherfuhrwerken, daß auch ihr Stand in die Stände kommen wird, und wenn ſie keinen Stand haben, was gehen ſie die Stände an? Le cheval est un animal généreux! — Er fährt fort: „Regenerirt mußte das Alte werden zu neuen Schöpfungen, reformirt, nicht revolutionirt.“ So? „hätte“, „mußte“, alſo wirklich? — Der große Churfürſt hat mit ſeiner Revolution keine neue Standeverfaſſung, aber eine weſentlich neue Geiſtesverfaſſung geſchaffen, nicht bloß die Staatseinheit, ſondern auch das Staatsprincip. Die Staatseinheit erkennt denn auch unſer Feind des Brechens der Sonderintereſſen an, ſeine eigne Expoſition reißt ihn zu dieſer Inconſequenz hin. Aber wenn die Philoſophie die Geneſis des Abſolutismus erklärt, d. h. ſeine hiſtoriſche Berechtigung nachweist, warum überſieht unſer Freund des Biegens, daß ſie auch ſeine hiſtoriſche Auflöſung und die Geneſis des freien Gemeinweſens in der Hiſtorie als einen vernünftigen und nothwendigen Proceß darſtellt und darſtellen muß, weil die Prämiſſen der Entwickelung nicht aufzuheben ſind? Iſt es nicht komiſch, daß die Berliner litterariſche Zeitung für die Freiheit, die Philoſophen hingegen für den Abſolutismus ſtreiten ſollen? Aber die Stände: die Corporationen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bauern — dieſe Freiheit ſpuckt den Germanen im Kopfe; die Freiheit des Menſchen dagegen, in Specie des Staatsbürgers iſt ihnen eine blaſſe Allgemeinheit. Daß dieſe blaſſe Allgemeinheit in der preuſſiſchen Stadt- und Wehrverfaſſung bereits eine Realität iſt, hindert nicht, ſie als eine Unmöglichkeit nach allen vier Winden zu proclamiren. Man überſieht, daß Vernunft und Freiheit nicht das Specifiſche, Individuelle, Nationelle, Provinzielle, in jedem Stande Verſchiedene ſind. Allerdings hat jeder Menſch und jedes Volk ſeinen Charakter; aber nicht jeder Charakter iſt preiswürdig, der des Indifferentismus gegen unſere öffentliche Angelegenheiten, wie wir ihn ohne Widerrede jetzt haben, am allerwenigſten. Es iſt ein großes Geſchrei nach Nationalität, in dieſer Form iſt Jahns „Volksthum" endlich legitim geworden; aber die mit dieſem Schlachtruf ſich als Freiheitshelden träumen, überlegen ſich nicht, daß die Freiheit allgemein iſt und daß der Charakter des Individuums, ſei es Staat oder Menſch, die Vernunft in ihrem Weſen (der Freiheit) nicht ändern durfe, das Specifiſche alſo nur die Form des Naturells betrifft: ob der Menſch hitzigen oder ruhigen Charakters iſt, er wird darum nicht morden, nicht ſtehlen dürfen, ob ein Volk beweglich oder langſam iſt, ſeine Behörden werden daraus kein Recht der Unterdrückung ableiten können: nur im Gemüth, nicht in der Vernunft und Freiheit ſpecificiren ſich die Menſchen und die Völker. Man verweiſt auf die Wirklichkeit, auf Abhängigkeit von der Natur, dem Element, der Beſchaftigung; aber Localgeiſt, Sitte und ſonſtiges Specifiſches und Eigenthümliches, wenn es der Vernunft widerſpricht, läßt es keine Freiheit zu, und nur die Völker, welche aus ſolchem Naturgeiſt in die allgemeine, d. h. wirkliche Vernunft ſich zu erheben vermögen, ſind der geiſtigen und politiſchen Freiheit, wie ſie unſre Zeit intereſſirt, fähig. Eben ſo iſt Stand und Standesart zu überwinden und in allgemeine Bildung — das verſchrieene „Nivellement" der Vernunft — zu erheben, um im jetzigen Staatsleben ſich Geltung zu verſchaffen. Stände zu machen, iſt abſurd. Selbſt Stände, welche Stände hießen, würden keine *ſein*. Seitdem der Abſolutismus den allgemeinen Staat erzeugt und alle ſtaatswidrigen Selbſtſtändigkeiten aufgefreſſen hat, kann kein Vertreter etwas anders vertreten als den Staat. Dieſer gibt ſich und ſein Selbſtgefühl nicht wieder auf. Hoffe das niemand. Stände fällt weder ins Ohr noch ins Intereſſe, Klang und Gewicht hat nur der Repräſentant. Und der erſte preuſſiſche Staatsmann, welcher die Macht und den Muth hat, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, und jede Inſtitution, die aus unſern liberalen Antecedenzien folgt, ganz ernſtlich ohne die Reſtrictionen des Mißtrauens aus- und einzuführen, wird die wahre Gliederung der Nation nicht nur entdecken, ſondern ohne alle Plage mit verſchwundenen Ständen und Reſurrectionsrecepten auch in Ausführung bringen. Dieſer Schritt liegt ſo nahe, daß ihn jedermann kennt, und er wird nur darum nicht gethan, *weil es gefahrloſer ſcheint, nichts, als Alles zu thun*. Die Wünſche der chriſtlich-germaniſchen Faction freilich, welche auf Wiederbelebung des hiſtoriſch Untergegangenen hinauslaufen und das glorreiche Altengland zum Muſter aufſtellen, ſind ſehr gefahrlos, weil ſie ſehr unmöglich ſind. Dennoch ſind gerade dieſe Phantasmagorien der Mittelpunct aller politiſchen Weisheit der litterariſchen Zeitung, und nachdem No. 1 intonirt hat mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt, ſchreien alle die hoffnungsvollen jungen Männer der folgenden Nummern, wie abgerichtete Staare hinterher: Corporationen! Stände! und wahrſcheinlich ſind ſie zu jung, um die Beobachtung zu machen, wie unfähig ſelbſt die noch beſtehenden Corporationen z. E. die Facultäten der Univerſitäten ſind, auch nur ihre ganz ſpecifiſch gelehrten Rechte geltend zu machen. Ja, wenn ſo einem Corporationsſchreier die Corporation unbequem wird, weil ſie etwa noch eine altrationaliſtiſche Majorität hat, ſo legt er derweile ſeine Theorie bei Seite, wirkt ſich ein richtiges, modernes, centraliſirendes, alles nivellirendes Mandat aus und treibt die Corporation zu Paaren. Haben nun ſchon die noch beſtehenden Corporationen kein Leben und keinen Lebensmuth: welche Jungmühle ſoll beides vollends den untergegangenen einflößen? — O ihr Thoren! an Geſpenſter zu glauben iſt Aberglauben, an die Realiſirung der Freiheit unſerer Zeit nicht zu glauben iſt irreligiös; oder denkt ihr, daß Aberglaube Religion ſei?

Auch in No. 3 kehren die unglücklichen Pointen aus No. 1 wieder, jener traurige Autor wird ſogar als ein ſehr geiſtvoller wiederholt citirt. No. 3 führt mit löblichen Eifer aus, daß Schleiermacher viel theologiſcher und chriſtlicher philoſophirt habe (S. 59), als Hegel (ohne Zweifel rechnet No. 3 Schleiermachers Glaubenslehre, in welcher Schleiermacher ſelbſt das Theologiſiren und Philoſophiren ſo hübſch unterſcheidet, nicht zu ſeinen Philoſophemen, oder iſt es ein chriſtliches Philoſophem, wenn man, wie die Schleiermacher'ſche Glaubenslehre, „die Perſönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit, die Wunder, die Schöpfung in der Zeit und den perſönlichen Teufel leugnet, die Unſterblichkeit nicht beweist und die Sünde für ein nothwendiges Naturproduct erklärt?“ und iſt nicht Hegel mit dem wichtigſten dieſer Artikel, der Dreieinigkeit, viel ſäuberlicher gefahren? O Iſaſchar! (cf. deutſche Jahrb. 1842. S. 600, wo auch Iſaſchar, der beinerne Eſel citirt iſt) er bürdet Hegel, ſecundum No. 1, ebenfalls die Abſurdität auf, als habe er von Vorſtellung und Erfahrung, von Natur und Geſchichte abſtrahirt in dem Sinne, daß er rein aus dem Denken geſchöpft (S. 60), wobei man ſich das Denken ungefähr als eine hohle Phantaſie vorſtellt. „Schleiermacher dagegen beſtrebt ſich, das gegebene Bewußtſein (doch nicht etwa das chriſtliche?) höher zu entwickeln.“ Und wir dagegen ſind der Meinung, daß dies hier von N. 1 dem No. 3 „gegebene Bewußtſein ſich erſt ſelbſt „höher entwickeln“ müſſe, bevor es die philoſophiſchen Probleme auch nur zu treffen im Stande iſt. Das gemeine und rohe Bewußtſein ſetzt Gott und die Vorſtellungen der Kinderlehre voraus, — das mag es thun; aber die Philoſophen unſerer Zeit darnach zu meſſen, iſt mehr als naiv, es verdient eine augenblickliche Anſtellung in einer jetzigen philoſophiſchen Facultät. Wollen übrigens Miniſter und Räthe Schleiermachers Philoſophie gelten laſſen, ſo mögen ſie ſich vorſehen, daß nicht der alles verheerende Feuerbach auch aus dieſem Schleier der Wahrheit, dem doppelten Bewußtſein des Theologen, hervorquillt. Wo wäre die Selbſttäuſchung der Theologie deutlicher, als in Schleiermachers Philoſophemen? Gebt der Philoſophie einen Finger und ſie hat die Hand. Schleiermacher iſt ſo gut ein Vater der Deſtructiven, als der Pietiſten.

Intereſſanter iſt No. 4, die gegen Leo zu Felde zieht, in ihm das Extrem ihrer eignen Richtung öffentlich desavouirt und ihm ein förmliches Glaubensbekenntniß des romantiſchen Juſtemilieu gegenüberſtellt. Wenn Leo vorgeworfen wird, und das von einem chriſtlich-germaniſchen Menſchen, er habe ohne wiſſenſchaftliches Intereſſe gearbeitet, nur aus ſecundären Quellen geſchöpft und lediglich eine Parteiſchrift, kein Werk der Gelehrſamkeit zu Stande gebracht, er habe ferner ſehr anzüglich von den Jacobinern geredet und ſie Beſtien und Schweine geſcholten: ſo kann Leo darauf antworten: „wer ſagt euch denn, daß ich ein Intereſſe des Wiſſens und der Erkenntniß, zumal ſo ſcheußlicher Dinge, als der Revolution habe? das Eine, was ich davon zu wiſſen brauche, daß ſie ſcheußlich iſt, das weiß ich. Ein weiteres Wiſſen und vollends die ſogenannte philoſophiſche Erkenntniß wäre Fürwitz und Baalsdienſt menſchlicher Eitelkeit; das mögen andre treiben, ich will nur das Eine: wirken in majorem dei gloriam! ich will die Hierarchie, und um zu dieſer zu gelangen will ich die Revolution nicht erkennen, ſondern verfluchen und dem Abſcheu meiner Zeitgenoſſen überliefern." Das iſt die conſequente altgermaniſche Chriſtlichkeit. Das Extrem iſt allemal die aufgeſchloſſene Wahrheit der Richtung. Leo macht die Kirche zur Herrin über Geiſt, Leben und Wiſſenſchaft. Dieſes gebildete und humane Weſen unſerer neuchriſtlichen Germanen dagegen, dieſe zahme Juſtemilieu-Romantik, will ebenfalls die Kirche, aber daneben noch mit der Wiſſenſchaft, mit der Philoſophie, mit der Freiheit, mit allen Conſequenzen des Proteſtantismus Menage machen, kurz Zeitgenoſſe ſcheinen ohne es zu ſein, aber auch umgekehrt chriſtlich-germaniſch ſcheinen und es eben ſo wenig ſein. Man würde dieſes Schein- und Schattenweſen, das in unſerer Politik vielfältig ſein Spiegelbild hat, nicht zu erdichten wagen, wenn es nicht in ſeiner ganzen vollen Deutlichkeit ſich ſelbſt producirte. Das Glaubensbekenntniß, welches es ſowohl Leo, alſo der Hierarchie, als der Philoſophie entgegenſtellt, iſt daher ſehr merkwürdig. Es lautet: „Wir blicken vorwärts, nicht zurück; gegen Revolution und Reaction ſtreiten wir für die Reform" — das wäre vortrefflich, wenn es nur möglich und nicht jede Reform bei dem jetzigen Dilemma entweder dem Princip der franzöſiſchen Revolution oder der altgermaniſchen Reaction angehörte! Das Glaubensbekenntniß offenbart dies ſogleich ſelbſt, es heißt: „wir wünſchen freiſinnige Inſtitutionen des Staats" — nun kommen ſie: — „Selbſtſtändigkeit der Corporationen und der einzelnen Individuen in ihnen, ſo weit dies möglich iſt"; — und wenn es wieder Corporationen gäbe und wenn ſie wieder ſelbſtſtändig wären, ſo ſelbſtſtändig als die alten Zünfte, Städte und Adel, wären denn damit freiſinnige Inſtitutionen gewonnen? — „wir ſehnen uns nach einem neuen, friſchen Leben in der Kirche", — ihr braucht nur alle fleißig hineinzugehen oder, wenn ihr Prediger ſeid, ſo zu predigen, daß ihr die Leute intereſſirt und die Herzen aller Hörer zwingt, wer ſich aber nach dem Leben nur ſehnt, der iſt todt, wenigſtens fehlt ihm das Leben; dieſer Ausdruck iſt alſo zum wenigſten von ſehr bedenklicher Art; — das Credo fährt fort: „wir kämpfen für Freiheit der Discuſſion über vaterländiſche Intereſſen“; — bravi! — „unſere Sache iſt die der freien Wiſſenſchaft“; — Corpo di Bacco!! — „die es ſich bewußt iſt, daß ſie zu keinen dem Chriſtenthum feindlichen Reſultaten gelangen kann“; — ah ſo! — „die ſich aber weder in die dogmatiſchen Feſſeln der Theologen legen läßt“, — aber wo bleibt dann das Chriſtenthum und ſein Credo, auf welches ihr confirmirt ſeid? — „noch ſich vor der terroriſtiſchen Herrſchaft eines abſoluten Syſtems beugt“. — Aber ihr werdet doch euer eignes Syſtem, hier z. B. dieſes Glaubensbekenntniß nicht in demſelben Augenblick, wo ihr es ausſprecht, mit deſtructiver Hand wieder umreißen? es wird euch doch wenigſtens ſo lange, als ihr redet, für vollendet, für abſolut gelten? wie bodenlos wäre ſonſt eure Zerſtörungsſucht, wie corroſiv das Gift eurer negativen Denkungsart! — „Wir ſuchen unſre Gegner nicht auf Einer Seite, rings umgeben ſie uns ꝛc.“ — O ihr Tollkühnen, haltet ein! es wird Alles zu Grunde gerichtet werden, wenn ihr erſt ins Geſchirr geht, und ich fürchte, ihr geht mit zu Grunde, denn eure gefährlichſten Gegner ſeid ihr ſelbſt; haltet ein! und wenn ihr uns nicht ſchonen wollt, wüthet nicht gegen euch ſelbſt! der Staat hat ein Recht auf euer Leben und eure Kräfte! — Welche Sätze! welche Töne! Eine Wiſſenſchaft, die herausbringen muß, was dem Chriſtenthum nicht feindlich iſt! Armer Copernikus, armer Galilei, unglücklicher Spinoza, und ihr Verlornen, Fichte, Hegel, Strauß, Feuerbach, hört auf! ſo war es nicht gemeint, als von der Geiſtesfreiheit des Proteſtantismus die Rede war! Wer die poſitive Religion und die freie Wiſſenſchaft in Einem Athem als abſolute Mächte proclamirt, der braucht wahrlich nach Feinden um ſich und außer ſich nicht zu ſuchen, in ſeinem eignen confuſen Gehirne ſchlagen ſie ſich auf Tod und Leben mit einander herum. Nur wenn man dieſe Mächte beide zu leeren Redensarten aushöhlt, liegen ſie friedlich auf Einem Lager, auf dem Faulbett der Unwiſſenheit und Beſinnungsloſigkeit; beſinnt man ſich aber darüber, daß die Wiſſenſchaft weder Oben noch Unten, weder Himmel noch Hölle, ſondern nur Geiſt und Univerſum anerkennt, ſo begreift ſich's leicht, wie übel der Naturforſcher dran wäre, welcher nur das entdecken wollte, was der religiöſe Menſch, in Europa etwa der Chriſt, glaubt. Beſſer wußte es der Papſt, der den Galilei einſperrte und auf ſeinen Knieen ſchwören ließ, daß ſich die Erde nicht bewege, beſſer weiß es unſer Freund Leo, der den Servet mit Recht verbrennen läßt, wie gefährlich die Wiſſenſchaft dem chriſtlich-germaniſchen Geiſte war und iſt, beſſer, als dieſe lauwarmen Allerweltsromantiker, die wohl den Damen beim Thee eine ſolche liebenswürdige Eintracht aller Gegenſätze, eine ſolche paradieſiſche Unſchuld des Denkens, aber ſchwerlich dem wiſſenſchaftlichen Publikum unſerer Tage weiß machen werden. In der That, zu unſerer Belehrung hat die litterariſche Zeitung dieſen vierten, den Glaubensartikel, nicht ausgehen laſſen; und es wandelt uns allerdings eine gewiſſe Scham an, daß wir von ſolchen Manifeſtationen der Berliner Reformpartei, wie ſie hier vorliegen, wenn auch nur ſcherzhaft Notiz nehmen. Indeß gehört es einmal jetzt mit dazu; alſo noch einen, aber damit auch den letzten führt vor die Schranken, ihr Diener der Dike und des ſtrafenden Komos!

Nro. 5 und 8, der Austritt aus der Kirche und das prolongirte Mittelalter ſcheinen denſelben Verfaſſer zu haben. Man nennt mir einen jungen Mann von beweglichen Principien Namens D. Daß dieſe beiden Aufſätze anonym geblieben ſind, wird ſeinem Rufe keinen Schaden bringen. Der Austritt aus der Kirche hat wiederum nur die Pointen aus

Nro. 1: Den Vorwurf des Parteimachens, des Uebergehens aus der Theorie in die Praxis, den chriſtlich-germaniſchen Staat, jetzt bereits einen alten Bekannten von uns, und das Manifeſt gegen die Romantik, wodurch wir „abſtract principiell“ geworden ſind.

„Die Jahrbücher haben für Theorie nichts geleiſtet, im Gegentheil am Liebſten durch wildes Räſonniren über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände zu eklatiren getrachtet.“ Iſt das derſelbe Herr D., der uns über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände der Univerſität Berlin zu ſeiner Zeit Materialien anbot? oder iſt es ein Unterofficier mit ſeinem: „nicht räſonnirt!“ und iſt der Inhalt aller Theorien der Welt ein anderer, als die Gedanken der Perſonen, der Gehalt der Thatſachen, das Weſen der Zuſtände? Eklatirt ein ſolches Räſonnement, wie z. E. das über Heine, über Ranke, über Juſtinus Kerner, über Streckfuß, über die Romantiker, und hätte dann keinen theoretiſchen Werth für künftige Zeiten, an wem würde der Fehler liegen, doch wohl nur an der theoretiſchen Richtigkeit des Beräſonnirten? So iſt es aber hier nicht, mon cher; die von den Jahrbüchern beräſonnirten Perſonen haben mit wenigen Ausnahmen, wozu Sie ſelbſt ſich gewiß freiwillig rechnen werden, eine theoretiſche Wichtigkeit, und einige Räſonnements der Jahrbücher werden ſogar den ſonſt kurzlebigen Perſonen und Zuſtänden zu einem längeren Gedächtniß verhelfen. Sie ſagen weiter: „Die Jahrbücher können nur Partei machen. All ihr Schreien gilt dem ſolcher Mühen würdigen Plane, ſich eine Partei im deutſchen Volke zu bilden, die von ihnen alles gläubig (!) aufnimmt und es dann ſpäter durch die Maſſe ausführt.“ Und das Parteimachen für eine offen vertheidigte Sache wäre verwerflich? Wer ſagt denn das und wer glaubt es? Iſt Peel, iſt Palmerſton, iſt Canning, iſt Pitt, iſt Washington dem Jünglinge nie durch den Kopf gegangen? Hat er nie von den Gracchen gehört? Hat ihm nie das Herz höher geſchlagen, wenn die großen Worte der Freiheit aus Luthers, aus Guſtav Adolphs, aus Mirabeau's Munde ertönten und eine Welt in ihrem Innerſten freudig erſchütterten? Wohin haben Sie Sich verirrt, werther Herr, daß Sie die Heroen aller Zeiten, die es vermocht, ihr Volk um ihre Wahrheit zu ſammeln und die Menſchen für ihre höchſten Angelegenheiten ſo zu begeiſtern, daß ſie Partei dafür ergriffen, für nichts achten! Wer für eine große Sache Partei machen könnte und thäte es nicht, ſobald er es könnte, verriethe die Menſchheit und ſeinen eignen Nachruhm.

Der zweite Vorwurf des Uebergehens in die Praxis iſt mit dem des Parteimachens ziemlich derſelbe. Was aber den Austritt aus der Kirche betrifft, ſo wäre die Erklärung eines Philoſophen, daß er nothwendig ſei, practiſch, wenn dadurch eine conſtituirte Partei entſtünde, die ſich die geſetzlichen Conſequenzen dieſes Schrittes erkämpfte, mit einem Wort die Civilehe und eben ſo ſtatt der Taufe den rein civilen Act der Aufnahme in die Staatsgeſellſchaft; ſo lange aber nur aus einer philoſophiſchen Ueberzeugung heraus die Conſequenz gezogen wird, iſt es mit dieſer Forderung nicht anders als mit der Forderung der Geſchwornen, der Conſtitution, der Preßfreiheit, lauter Conſequenzen der Theorie, die ſelbſt ſo lange Theorie bleiben, bis ſie von Staatswegen ſanctionirt und durch die Majorität erobert ſind. Den Austritt aus der Kirche, ſofern nicht die Kirchengemeinde mit geſetzlichen Acten beauftragt iſt, hat aber jeder Proteſtant ſehr wohlfeil darin, daß er nicht hineingeht. Ein ſolches Verhältniß, wenn auch aus andern Gründen, war ſchon bei Sir John Falſtafs Zeiten im Gebrauch, und wenn ich über Herrn D. richtig berichtet bin, ſo iſt derſelbe nicht viel anders daran, als Sir John, er ſoll nur in den allerdringendſten Fällen die Kirche beſuchen, und da er dies nicht aus philoſophiſchen Gründen unterläßt, ſo können es nur die Gründe Sir John's ſein, die ihn dazu bewegen. Doch verbürg' ich in Ermanglung genauer polizeilicher Ermittelung meine Nachrichten nicht durchaus; und falls Herr D. ſich durch Zeugniſſe glaubhafter Geiſtlicher über ſeine Kirchlichkeit ausweiſen kann, ſo ſoll es mir eine Freude ſein, ihn in ſeiner frommen Qualität anzuerkennen. Wenn Herr D. aber dennoch meint, jener Philoſoph habe mit ſeiner Erklärung einen practiſchen Effect machen, etwa eine kirchliche Spaltung anſtiften wollen, ſo iſt das ſehr unüberlegt. Eine Geſellſchaft verlaſſen heißt, ſie ſich ſelbſt überlaſſen; dagegen kann ſie nichts haben. So tritt man aus einer Staatsgeſellſchaft aus, wenn man in ein anderes Land auswandert. Man wird immer im Staat leben; mit der Kirche aber hat es eine andere Bewandtniß. Sofern ſie nicht Staatsgemeinde, iſt ſie eine Sache der Innerlichkeit und man hat ihre Gemeinſchaft verlaſſen, ſobald man ihre Ueberzeugungen verlaſſen hat, wobei es nicht geleugnet werden kann, daß die durch Staatsgeſetze erzwungenen Acte, wenn ſie eine ausdrückliche Deklaration der Ueberzeugung mit ſich führen, den Ungläubigen zu derſelben Heuchelei zwingen, worein einer verfällt, der ſich zum Credo bekennt und weder die jungfräuliche Empfängniß, noch die Höllenfahrt glaubt.

Der Hauptpunct in der Confuſion unſers Freundes D. iſt aber der Begriff von Theorie und Praxis, deren Geheimniß eben ein logiſches iſt. Sie gehen ſchlechthin in einander über. Jede wirkliche Wiſſenſchaft iſt Praxis und jede Praxis verwirklichte Theorie. Schon die Arbeit um die Kenntniß und Erkenntniß iſt die Praxis, ſeine innern und äußern Schranken aufzuheben und ſodann hat jedes Gedankenſyſtem den Zweck, nicht nur „ſich eine Partei in der Nation zu machen“, ſondern die ganze Welt des Geiſtes zu erobern. Alſo iſt es freilich die augenſcheinlichſte Praxis, wenn man ſeine Theorie publicirt. Wird daher von „theoretiſcher Geiſtesbewegung“, von „wiſſenſchaftlicher Theorie“ geſprochen, ſo bezieht ſich dies lediglich auf die Form der ſyſtematiſchen und gelehrten Bildung, in dieſem ſpeziellen Falle auf den Unterſchied der Schriftſteller in den deutſchen Jahrbüchern und in der litterariſchen Zeitung z. B. der Herren Feuerbach, Strauß, Bauer und der Herren D., G., P. und ꝛc. Iſt Ihnen die Sache nun deutlich, meine Herren?

Mit derſelben Unwiſſenheit, womit das Gerede über Theorie und Praxis verführt wurde, wird der jetzige Staat ein chriſtlicher genannt und unſer ganzes Leben auf chriſtliche Weltanſicht gebaut S. 107. Der Glaube, auf den der Chriſt getauft wird, heiſcht: „der Welt und ihren Lüſten zu entſagen“, der conſequente Chriſt entſagt der Familie, er entſagt der bürgerlichen Geſellſchaft, dem Reichthum und ſeinen Lockungen, der weltlichen Ehre und dem weltlichen Ruhm, und der Krieg iſt höchſtens als Kreuzzug chriſtlich. Wir wollen nicht genauer darauf zurückkommen, wie wenig unſer Gegner in all dieſen delicaten Puncten ein Chriſt ſein möchte, genug, er iſt kein Eremit und hat der Welt und ihren Lüſten nicht entſagt; er ſetzt aber ſeiner Weisheit die Krone auf mit der Erklärung: „er betrachte theoretiſch die deutſchen Jahrbücher als aus der chriſtlichen Kirche und dem chriſtlich-germaniſchen Staate ausgeſchieden.“ Das iſt doch einmal ein Reſultat! aber er konnte die Jahrbücher auch practiſch ſo betrachten und es wäre oſtenſiv beſſer, wenn er ſich auf die practiſche Betrachtung, d. h. auf ſeinen Vortheil beſchränkte und der Theorie ihren Lauf ließe durch ſolche Köpfe, die von dem ſeinigen theoretiſch verſchieden ſind. Aber wäre es nicht für Herrn D. ſelbſt ein Vortheil, aus dem chriſtlich-germaniſchen Staat ausgeſchieden zu ſein und auf einer etwanigen Reiſe ohne Kampf mit den Wegelagerern des chriſtlichen Germanenthums zum Ziel zu kommen? — In der Praxis benutzen dieſe Herrn alle Vortheile der „ſchnöden Welt“, in der

Theorie alle Vortheile des neuen Chriſtenthums. Das wäre ſehr klug, wenn es nicht kreuzdumm wäre, Leuten mit offnen Augen und am hellen Tage des 19. Jahrhunderts den Frack für die Kutte verkaufen zu wollen.

In demſelben Genre *), wie die bisher charakteriſirten, gehen die andern Artikel gegen die Jahrbücher fort und da jedes Genre gut iſt, excepté le genre ennuyeux, dies vorliegende aber, zumal in repetitione zu der Ausnahme gehört, ſo ſchließen wir hiemit die Quellen, die unſre Wieſen zu überſchwemmen beſtimmt ſind.

Allah iſt groß, aber der litterariſche Zeitungsverein nicht ſein Prophet. Beklagen wir ihn, daß er ſich diesmal ſo ſehr vergreifen mußte, und hoffen wir ſo glücklich geweſen zu ſein, ihm die Urſache ſeines Mißgriffs zu verdeutlichen.

Arnold Ruge.

---

*) Eben erhalte ich die zwei erſten Nummern des Aufſatzes über „das Princip des Proteſtantismus“ und will es nicht verſchweigen, daß hiemit ein beſſerer Anſatz genommen und bei allem Juſtemilieu zwiſchen Poſitivismus und Kritik ein Ton angeſchlagen wird, der, von Verdächtigung und handgreiflichem Obſcurantismus ferngehalten, und bei einer moderaten Aufklärung und halben Liberalität Anklang finden möchte, ſofern überhaupt die apologetiſche Theologie in unſern Tagen noch ein Publicum außer der Theologie hat. Es verſteht ſich, daß auch in dieſem beſſern Genre der Widerſpruch des Princips, wie wir ihn oben beleuchtet haben, zum Grunde liegt. So lange die Bildung der Herren Tweſten, Trendelnburg und Ranke, die ſich in dieſen Verſuchen theils mittelbar, theils unmittelbar ausſpricht, nicht überſchritten wird, läßt ſich keine Löſung dieſes Zwieſpalts und überhaupt keine Stellung erreichen, die eine andere principielle Bedeutung hatte, als die der Principloſigkeit.

X.

Die chriſtliche Philologie. Das Ziel der Gymnaſialbildung, eine Rede von Dr. C. A. Moritz Axt. — Wetzlar.

Daß falſche Freunde weit gefährlicher, als entſchiedene Feinde ſind, iſt eine leidige Erfahrung, die ſchon Viele gemacht haben, und welche die chriſtliche Kirche in Kurzem in ſich ſelbſt erleben wird, wenn ſie nicht mehr auf ihrer Hut iſt, als ſie bis jetzt bewieſen. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Kirche in großer Bedrängniß iſt. Erbitterte Widerſacher ſind gegen ſie aufgeſtanden und haben ſie auf ein ſo ungünſtiges Terrain gedrängt, daß ſie Regen, Wind und Sonnenſchein gegen ſich hat. Die Kirche kann nicht ſagen: cogito, ergo sum, denn die Kirche denkt nicht und braucht auch nicht zu denken; ſie kann alſo nur ſagen: sum. Das wäre genug, wenn nicht die Gegner ſchrieen, das ſei bloße vis inertiae. Die Argumentationen der Gegner widerlegen kann die Kirche auch nicht, denn der Glaube läßt ſich nicht auf Argumente ein, und thut er es, ſo glauben die Gegner nun erſt rechtes Recht zu haben, und, was noch weit gefährlicher iſt, er verſchleppt bei dieſen Feldzügen immer mehr oder weniger feindliche Elemente in den Schooß der Kirche, die dann nicht ermangeln zur wuchernden Saat innerer Zwietracht zu werden. Doch, ſo groß dieſe Gefahren ſind, ein glücklicher Coup — und die Feinde können zum Schweigen gebracht ſein: aber bei weitem gefährlicher dünkt es uns, daß die Kirche ſo wenig argwöhniſch in der Aufnahme neuer Bundesgenoſſen iſt, die ihr jetzt unter dem Banner der Chriſtlichkeit von allen Seiten zuziehen, deren Chriſtlichkeit aber nichts weniger als erwieſen iſt. Die chriſtliche Philoſophie, die chriſtliche Medicin, die chriſtliche Aeſthetik, der chriſtliche Staat — das ſind ja ſo unerhörte Erſcheinungen, daß ſchon ihre Neuheit Zweifel an ihrer Berechtigung erwecken ſollte.

Der chriſtlichen Philoſophie iſt man zwar noch früh genug auf die Spur gekommen; die Wächter der Kirche waren hier zu ſehr auf ihrer Hut und mit vollem Rechte. Sie proteſtirten mit lauter Stimme gegen dieſen Eindringling, und die Zeit lehrte nur zu bald, wie ſie die wahren Gänſe des Capitols geweſen waren. Die chriſtliche Philoſophie ſteht bereits entlarvt in ihrer Scheinheiligkeit da und kann Niemand mehr irre machen. Aber ein nicht minder gefährlicher Feind iſt der chriſtliche Staat, um ſo mehr, als ſich ihm gerade die Kirche völlig in die Arme werfen zu wollen ſcheint. Möge doch die Kirche bei Zeiten ihre Augen öffnen, möge ſie ſich nicht blenden laſſen von dieſem weltlichen Glanz, dieſer weltlichen Macht mit ihren Kanonen und Bajonetten. Dieſer chriſtliche Staat, wie er ſich nennt, iſt er denn nicht ſtets ein Feind der Kirche geweſen? Man ſage nicht, das habe ſich ſeit der Reformation geändert. Im Mittelalter war es offene Feindſchaft, nach der Reformation falſche Freundſchaft. Welche war vorzuziehen? War die Kirche vor der Reformation oder nach der Reformation ſtärker, reiner, angeſehener? Die ſchönen Kirchengüter, die die Kirche ſo unabhängig vom Staate erhielten, wo ſind ſie? Die Macht der Diener der Kirche, wo iſt ſie? Die Demuth der Laien, wo iſt ſie? Alle die ſogenannten Bildungsanſtalten des Staates, was haben ſie anders bewirkt, als daß die Kirche jetzt kaum weiß, wie ſie ihre Blöße decken ſoll gegen die Kinder dieſer ſogenannten Bildung? So iſt's unter dem Patronat des Staates mit der Kirche geworden. Und nun kommt dieſer hohe Patron mit dem Banner der Chriſtlichkeit und erklärt ſich zum Vaſallen der Kirche. Soll man, kann man dem Dinge trauen? Wird die Kirche ſo ohne Weiteres, ohne alle Prüfung, ohne ſichere Bürgſchaft dieſen Staat als den ihrigen betrachten, der bis jetzt eine Art von Ehre darin geſucht hat, die Gewiſſensfreiheit zu ſchützen, der ſogar einmal hat fallen laſſen, ſeinetwegen könnte Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden; der bis jetzt die Menſchen nicht nach Tugend und Frömmigkeit, ſondern nach Adel und Grundbeſitz, ja ſogar nach Kenntniſſen und Weltbildung abgeſchätzt hat; der ſo wenig die Selbſtſtändigkeit der Kirche geachtet hat, daß er ſich die Beſetzung ihrer Lehrämter und die Erziehung der Jugend angemaßt hat, der — doch es genügt, die Kirche gewarnt zu haben. Mögen die treuen Wächter Zions vor Allem ihr Auge ſchärfen, um die Motive der plötzlichen Zuthulichkeit des Staates zu erkennen, mögen ſie ſich vor dieſem mächtigen Gegner hüten — wir wollen unterdeß gegen einen kleinern Feind zu Felde ziehen, der aber groß genug iſt, der Kirche, wenn man ſeine Bosheit nicht bei Zeiten entlarvt, unberechenbaren Schaden zuzufügen.

Wir meinen die chriſtliche Philologie. Nur in Zeiten, wo Wölfe in Schafskleidern herumſchleichen und Schafe ſich durch Wolfspelze Autorität zu verſchaffen ſuchen, nur in Zeiten der vollendetſten Begriffsverwirrung können ſich dergleichen Prätenſionen an das Tageslicht wagen. Chriſtliche Philologie! Warum nicht lieber chriſtliches Heidenthum? Ich glaube, jeder Philolog wird über dieſe contradictio in adjecto lächeln: ſoll die Kirche dergleichen als baare Münze hinnehmen? Doch laſſen wir unſre abſtracte Verwunderung, betrachten wir vielmehr das Werkchen, das dazu Veranlaſſung gegeben. Es iſt eine Schulrede, durch die ſich Herr Moritz Axt als Director am Gymnaſium zu Wetzlar eingeführt hat, eine Rede, die er zwar nur vorher meditirt, nicht ausgearbeitet und erſt ſpäter „auf vielfaches Verlangen“ niedergeſchrieben zu haben vorgibt, für die er aber natürlich, auch wenn wir dieſes glauben, volle Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit hat.

Daß Leute von niederer Geburt, wenn ſie ſich in die höhere Geſellſchaft einzuſchieben verſuchen, ſich allerhand Feſtkleider zuſammenborgen und Fragmente nobler Phraſeologie zulegen, und gerade dadurch ſchon Argwohn gegen ihre Aechtheit erregen —

Gemurmel

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — ſo lang es geht —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt —

Das beſtätigt ſich auch hier; denn es muß natürlich jedem unbefangenen Leſer gleich ſehr auffallend ſein, daß ein Philolog, der ſonſt nur mit allerhand heidniſcher Gelehrſamkeit ausſtaffirt einherſtolzirte, ſich jetzt in einen dichten Mantel von Bibelſprüchen hüllt und in Phraſen ſpricht, wie: „beglückende und erhöhende Anſchläge hinausführen“, „daß ein Bleibendes, für alle Folgezeit Gültiges, Fertiges geordnet iſt und ſich herausſtellt“, „dem heiligen Geiſte die Bahn in die Herzen bereiten“, Phraſen, die in dem Munde frommer, wahrhaft kirchlicher Männer ſo erbaulich klingen, einen Philologen aber offenbar in ein ſehr zweifelhaftes Licht ſtellen. Doch das iſt freilich erſt zu erweiſen; Herr Art behauptet das Gegentheil. Verfolgen wir daher dieſes ſcheinheilige Räſonnement, zeigen wir, mit wie unzureichender Legitimation dieſer philologiſche Eindringling verſehen, in welche Widerſprüche er ſich verwickelt, wie er in ſcheinbarer Naivetät die unkirchlichſten Behauptungen aufſtellt, die, gelänge ihre Einſchmuggelung, alle kirchliche Einheit, ja die ganze Exiſtenz der Kirche aufheben müßten.

„Die Vorweihe zur chriſtlichen Wiſſenſchaft, ſagt er, ſei die Aufgabe des Gymnaſiums. Glühende, ewige Liebe zur Wahrheit in den Gemüthern der Knaben und Jünglinge anzufachen, allerwärtsher, wo ſich Gott offenbart hat, dem heiligen Geiſte die Bahn in die Herzen zu bereiten, ſonderlich aber ſie durch die Vorhalle des klaſſiſchen Alterthums in die Kirche Chriſti zu führen, und in ihnen den befreienden, erlöſenden, beſeligenden Glauben an Chriſtus in aller Lauterkeit zu entzünden. Im Folgenden ſucht nun Herr Axt die ſchreienden Widerſprüche, die zwiſchen Chriſtenthum und Wiſſenſchaft, und im Beſondern zwiſchen klaſſiſchem Alterthum und chriſtlicher Kirche beſtehen, auf ſehr ſchlaue Weiſe zu beſeitigen. Es ſoll ihm aber nicht gelingen. „Die Wahrheit, ſagt er, welche von der Wiſſenſchaft geſucht wird iſt eine einige Wahrheit; ſie iſt der Inbegriff, die Harmonie aller einzelnen Wahrheiten, ſo viele in der Schöpfung ruhen und in die Erſcheinung treten, mögen ſie dieſe oder jene Seite des durch Menſchennamen zerſtückten ſelbſt auch einigen Menſchengeiſtes bewähren; Gott aber iſt die Wahrheit." Der chriſtliche Leſer braucht natürlich nicht erſt darauf aufmerkſam gemacht gemacht zu werden, wie hier ſchon der leibhaftige Pantheismus zu ſpuken anfängt. Doch er fahre fort zu leſen: „Die Wiſſenſchaft, d. i. die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge, des einzelnen als des Einen, ſucht mithin Gott; und dieſe Anſtalt iſt den Anfangsgründen derjenigen Fertigkeit und Kunſt gewidmet, welche das Leben erklärt. Die Erforſchung des Gottes, in welchem wir leben, weben und ſind, von welchem, durch welchen, für welchen Alles iſt; das Jagen und Ringen nach der Heiligung iſt der Gegenſtand und das Geſchäft der chriſtlichen Wiſſenſchaft; ſie ſucht Gott im Sein und Leben, in der Natur und im Geiſte, in den Werken und Stimmen der Weiſen und Künſtler, in der Geſchichte aller Völker und Zeiten, vor Allem aber im Evangelium." Da haben wir den entlarvten Mephiſtopheles:

Und fragt ihr mich, was es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur und Geiſteskraft.

Wir aber antworten Herrn Art:

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten,
Deshalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel,
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.

Die Wiſſenſchaft, ſagt Herr Art, ſucht Gott, die chriſtliche Wiſſenſchaft ſucht ebenfalls Gott. Welches iſt alſo der Unterſchied? Wiſſenſchaft gab es ſchon im Alterthume; wozu brauchen wir das Chriſtenthum? Gegenſtand beider iſt die Wahrheit. Gut. Aber iſt die Wahrheit des Chriſtenthums die der Wiſſenſchaft, die Wahrheit der Wiſſenſchaft die des Chriſtenthums? Iſt das Chriſtenthum nicht eine ſpecifiſche Wahrheit, eine Wahrheit, die anderen Wahrheiten entgegengeſetzt, ja feindlich entgegengeſetzt iſt? Iſt nicht das Reſultat des Chriſtenthums die Verehrung eines außerweltlichen Gottes, iſt nicht das Reſultat der Wiſſenſchaft der Cultus des weltlichen Menſchen? Man höre: „Die Reſultate der Natur- und der Geiſtesphiloſophie, der Mathematik, Phyſik und Chemie, der Infiniteſimalcalcul Newton's und Leibnitzens wurden zu bedeutenden Werkſtucken an dem Lehrgebaude der Glaubens- und der Sittenlehre der heutigen Menſchheit, ja zu Eckſteinen an dem Gebäude der ſpeculativen Theologie. Was aber die Wiſſenſchaft ausbeutet, deſſen Einflüſſen kann ſich nimmer die populäre Gotteslehre und die Meinung des Volkes entziehen. Was die Luft für die Körper und ihre Geſundheit iſt, das iſt die Atmosphäre der Wiſſenſchaft für die Geiſter und ihre Geſundheit. Die Schiffe des Columbus brachten nicht allein einen neuen Welttheil und ſeine köſtlichen Erzeugniſſe zurück, ſondern auch eine unſichtbare, ungeheure Kraft von Merkmalen für den Gottesbegriff; der Gottesbegriff aber iſt das Centrum der Volkscultur. Als Savary im Jahre 1700 die erſte Dampfmaſchine lehrte, ſchleuderte er zugleich gewaltige Momente zur Heiligung und Verſchönnung des Lebens und der Sitten in die Welt hinaus, und er verwaltete — ein Apoſtelamt für das Evangelium." „Chriſtenthum iſt wahre Philoſophie, und wahre Philoſophie Chriſtenthum."

O, wir kennen ſie recht gut, die Reden der geiſtreichen Frommen, wie ſie jetzt Mode ſind, ſie verſtehen ſo vortrefflich das miscere utile dulci, ſie ſind ſo fromm, ſie beten und ſingen ſo andächtiglich, ſie ſprechen ſo ſchön in den Worten der Schrift, ſie tragen Jeſum Chriſtum, den eingebornen Sohn Gottes, auf den Lippen, ſie ſind ſo gläubige Seelen — aber ſie ſind nicht beſchränkt, nicht einſeitig und geiſtesarm, behüte Gott! ſie ſind dabei auch gebildeten Geiſtes, aufgeklärte Köpfe, ſie glühen für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie ſehen darin eine wahre Förderung des Chriſtenthums, ſie verachten die retrograden Beſtrebungen der Fanatiker und Dunkelmänner, die alle Lichter der Erde ausputzen möchten, damit nur die Sonne des Himmels deſto heller leuchte, ſie wiſſen vortrefflich zu unterſcheiden zwiſchen Luſt und Finſterniß, und ſo glauben ſie ſich durch die Ambroſia der Bibellehre und den Nektar der Menſchenweisheit zur „Gottähnlichkeit" heraufzufüttern:

> Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum
> („Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
> Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange!")

Daß aber dieſe Menſchenweisheit im ſchärfſten Widerſpruche ſteht mit dem Gotteswort, daß die Wiſſenſchaft die heftigſte Feindin des Chriſtenthums iſt und mit tauſend Schwertern in den Eingeweiden der chriſtlichen Kirche wühlt, davon ſcheinen ſie keine Ahnung zu haben. Den aufrichtigen Freunden und Dienern der Kirche, die, das Evangelium in der Hand, mit Feuer und Schwert die Kinder dieſer Welt, wenn ſie ſich nicht bekehren, vertilgen wollen, rufen ſie entgegen: ſie ſeien trübe Fanatiker, lichtſcheue Pfaffen! Die rückſichtsloſen Vorkämpfer der Wiſſenſchaft nennen ſie Libertins, Atheiſten, Wühler, Zertrümmerer der Ordnung, Revolutionärs. Und ſie ſelbſt?

Medium tenuere beati.

Wer beweist denn den Wächtern der Kirche, einem Krummacher, einem Hengſtenberg u. A., daß ſie unkirchlich verfahren, wer widerlegt ſie durch die Schrift? Und wer beweist denn einem Strauß, einem Feuerbach, einem Bauer, daß ſie unwiſſenſchaftlich verfahren, wer widerlegt ſie durch den Geiſt? Auf, ihr chriſtlichen Weiſen, oder ihr wiſſenſchaftlichen Chriſten, öffnet die Schleußen eurer Beredſamkeit, laßt euer Licht leuchten, zeigt die Schärfe eures Verſtandes und die Feſtigkeit und die Gluth eures Glaubens. Zeigt, daß ihr nicht bloß Kinder des flachen Rationalismus, Unkraut „in dem Boden des Aufklärichts gewachſen" ſeid. Auf, ihr ritterlichen Romantiker, hier verdient euch eure Sporen. Aber daran kranken wir ja nun ſchon ſeit Jahrhunderten, an dieſer Halbheit, dieſer Heuchelei, dieſer Scheinheiligkeit. Dieſe Noth hat uns Luther und die Reformation ins Haus gebracht. Wie lauſchte die Menſchheit ſo begierig den verführeriſchen Worten: Seid frei, prüfet, forſchet, denket, treibt die Wiſſenſchaften; klärt euren Geiſt auf — ſo ſüße Töne flüſterte einſt die Schlange vom Apfelbaume — und man gehorchte um ſo unbedenklicher, da ja auf der andern Seite der Glaube, der unbedingte Glaube an die Dogmen und Satzungen der Kirche gepredigt und auf's Strengſte gefordert wurde. Nun, die Saat iſt natürlich mit der Zeit aufgegangen, verhehlen wir es uns doch ja nicht, das Chriſtenthum, das eigentliche wahre Chriſtenthum iſt in den letzten Jahrhunderten durch und durch morſch und gebrechlich geworden und der wahre, ſtarke Glaube durch die Weisheit der Welt verwaſchen und verblichen. Das ſehen auch unſere wahrhaft kirchlichen Männer immer mehr ein. Zuerſt erkannten ſie freilich nur das Verderben und den Verfall der Jetztzeit, ſie blickten daher mit Verlangen hinter die franzöſiſche Revolution, ein Ereigniß, das allerdings in hohem Grade zur Entwickelung des Giftſamens beigetragen hatte. Aber es bedurfte nur eines Blickes, um auch die Zone der Aufklärung eiligſt zu verlaſſen, und ſich nur um ſo vertrauensvoller den ſymboliſchen Büchern und der Reformation in die Arme zu werfen. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht. Mag auch die Reformation ein noch ſo großes Gewicht auf den Glauben legen, ſie hat ja in der prüfenden, forſchenden Vernunft, in der Subjectivität des Gewiſſens ihre einzige Berechtigung, ſie muß daher auf dieſe Vernunft, auf dieſes ſubjective Gewiſſen auf der andern Seite ein ebenſo großes Gewicht legen. Wie nun, wenn dieſe beiden in Widerſpruch gerathen, gerathen müſſen? Alſo auch in der Reformation iſt der Boden des Friedens nicht gewonnen. Epiſodiſch treten nun die Sympathien für die engliſche Kirche ein, aber ſie können natürlich nur als Spielart wahrhaft chriſtlicher Beſtrebung gelten; weit conſequenter ſind ſchon ächt katholiſche Schritte, z. B. die Gründung eines Biſthums am heiligen Grabe; doch wird das Alles nicht vorhalten, überall werden ſich ſchon Spuren des ſproſſenden Zweifels entdecken laſſen, wenn man nicht noch weiter zurückgeht. Und das iſt auch ſchon geſchehen. Viel mehr Halt gibt bereits der heilige Auguſtinus und als fernes Ideal fängt ſchon an die „urſprüngliche Gemeinde“ in ihrer patriarchaliſchen Einfachheit und Herzenseinfalt mit Teufel und Dämonen dem vom Zweifel beunruhigten Herzen aufzugehen. Und man wird ſich nicht länger täuſchen können, der wahre chriſtliche Glaube, die wahre chriſtliche Geſinnung iſt nur und einzig auf dieſem Wege wieder zu erobern, denn das, was ſich heut zu Tage für chriſtliche Geſinnung und Glauben ausgibt, iſt ſo von dem ätzenden

Geiſte der Wiſſenſchaft und der ſogenannten Aufklärung zerfreſſen, iſt ein ſolches Gewebe von Inconſequenz und Lüge, daß es ſich unmöglich noch lange in ſeinen zahlloſen Blößen wird halten können.

Nein, Wiſſenſchaft und Glaube können, dürfen nicht länger Hand in Hand gehen. Entweder Wiſſenſchaft, oder Glaube. Die Wahl kann nicht zweifelhaft ſein.

Unter den Wiſſenſchaften iſt aber vorzugsweiſe eine, die mehr als andere den chriſtlichen Glauben untergraben und die jetzige Miſerabilität mit herbeigeführt hat: die Philologie, die Alterthumswiſſenſchaft, gerade die Wiſſenſchaft, die nach Herrn Art die chriſtliche Lehre fordern, oder vielmehr — man denke! *ergänzen* ſoll. Herr Art nehme es uns nicht übel, daß wir die Sache mit dem klaren Worte benennen, wie es ihr zukommt; bei einiger Reflexion wird er ſich ſelbſt über ſeine Behauptung keine Illuſionen machen können. Denn was hilft es, wenn er S. 17 ſagt: „Die Predigt vom Gekreuzigten iſt fortan, ſeitdem ſie erſchollen, der beſtändige Mittelpunkt alles geiſtigen Lebens auf Erden; von ihr aus und nach ihr werden rückwärts und vorwärts alle ſittlichen Erſcheinungen bemeſſen: auf ihr zunächſt ruht die ganze Höhe des modernen Cultus.“ Das Chriſtenthum ſcheint ihm demnach nicht genug zu ſein, es ſcheint einer Vervollſtändigung durch die Philologie zu bedürfen, denn S. 19 fährt er fort: „Allein, was das Bedeutendſte iſt, das Evangelium dringt als Idee mit Uebermacht auf den reinen Geiſt: der Kreis ſeines Lebens und Wirkens *erſcheint* nur als ein innerlicher, alles Aeußerliche *ſcheint* hier vor dem Geiſte als Nichts zurückzutreten. Wohl ſoll das Innere in das Aeußere herausgearbeitet werden und ſich in jeder Lebensbeziehung darſtellen; aber der Abſtand zwiſchen dem Geiſtigen und Sinnlichen, zwiſchen dem Gedanken und dem Leben *erſcheint* allzuſchroff und weit; die Forderung des Geiſtes allzugroß, die Verſöhnung des Unendlichen mit dem Irdiſchen und Wirklichen unmöglich. Da iſt denn leicht die Folge, daß das Chriſtenthum gar nicht als ein thätiges, alle Erſcheinung ergreifendes Princip des Lebens betrachtet wird; es zieht ſich zurück in die Tiefe des Gemüths als überſchwengliche, wenig fruchtbare Beſchaulichkeit, gleichſam als erhaben über die Gegenwart mit ihren materiellen Beſtrebungen und Verſtandesberechnungen, die es ja eben ſeiner reinigenden Kraft unterwerfen ſoll: oder es hängt äußerlich todt und loſe im Gedächtniſſe, wenn es nicht ganz ignorirt wird. Da tritt nun das Alterthum zwiſchen die chriſtliche Idee und das Leben der Gegenwart und vermittelt den Bund zwiſchen beiden, indem es die Idee in das Leben hinüberleitet, das Leben in die Idee hinüber verklärt."

Der Freund der chriſtlichen Kirche kann nicht verkennen, wie das Trügeriſche dieſes Raſonnements beſonders in dem Worte „erſcheint" culminirt. Warum ſagte Herr Art nicht lieber: iſt? Dann würde die Kirche ſofort gewußt haben, wie ſie mit ihm daran wäre. Erſcheint oder ſcheint das Evangelium nur theoretiſch, nur einſeitig, ſo wird es auch wohl in ſich ſelbſt die Mittel haben, dieſen Schein zu überwinden, ohne zu den Werken der Heiden ſeine Zuflucht zu nehmen, und der Chriſt hat dieſe Mittel nachzuweiſen und flüſſig zu machen. Iſt aber das Chriſtenthum wirklich einſeitig, trägt es denſelben gebrechlichen Charakter, hat es ſeine Schwächen, ſeine Einſeitigkeiten, ſeine Widerſprüche in ſich, wie andere geſchichtliche Erſcheinungen, kann und muß es alſo durch dieſe ergänzt werden, hat das Chriſtenthum nicht einen ſpeciell göttlichen Character, ſteht es nicht den andern geſchichtlichen Thatſachen als etwas Abſolutes gegenüber — und das iſt wirklich Herrn Art's Meinung, denn er ſagt (S. 18), „daß in jeder Periode der Gottes- und Menſchengeſchichte ein Bleibendes, für alle Folgezeit Gültiges, Ewiges geordnet ſei und ſich herausſtelle, da Gott Nichts umſonſt thue ſo möge Herr Art zuſehen, wo ſein Chriſtenthum, wo ſeine kirchliche Geſinnung geblieben iſt; die chriſtliche Kirche wird aber wiſſen, was ſie von ſolchen Herren zu denken hat, die es für bequemer halten, auf zwei Stühlen zu ſitzen.

Herr Art fährt noch eine Weile fort, ſich in dieſer zweideutigen Weiſe über das Chriſtenthum auszuſprechen, ſagt (S. 23), daß die Aeußerungen der chriſtlichen Idee von der Art ſeien, daß ſie dem Irrthume das Chriſtenthum leicht als einen Gegenſtand paſſiver Hinnahme, als eine bloße Gemüthsſtimmung, als etwas ganz Tranſcendentes, ſeine eigentliche und wahre Sphäre lediglich als ein Einſtiges und Jenſeitiges erſcheinen laſſen u. ſ. w. Genug, es ereigne ſich leicht, daß der Buchſtabe den Geiſt überwältigt, daß die Geſchichte, das Factum, ein ungebührliches Uebergewicht gewinnt über den Gedanken u. ſ. w. „Darum zur ewigen Erläuterung dieſer Wahrheit ward dem Evangelium das an Form und Geiſt ihm verwandte Alterthum bewahrt und als Begleitung durch die Gegenwart aller Zeiten beigeſellt; denn in ihm ſind die Umriſſe aller praktiſchen Tugenden verzeichnet, welche das Chriſtenthum zum lebendigen, ſeelenvollen Gemälde auszuführen hat. Die Alten gaben die Methode der Tugend; den reellen Inhalt das Chriſtenthum ſelbſt. Das Alterthum deutet die Werke an, welche der chriſtliche Glaube ausüben ſoll.“ Himmelſchreiend! Alſo ſo weit iſt es mit dem heutigen Chriſtenthum gekommen, daß es die Menſchen zum Irrthume zu verleiten ſcheint; daß es dieſen Schein nicht ſelbſt mehr beſeitigen, dieſen Irrthum nicht aus ſeinen eigenen Mitteln bekämpfen kann, daß es ſeine Zuflucht zum Alterthume nehmen muß, dem es die Macht genommen, das es als die Welt der Sünde, der ſchönen Laſter nachgewieſen, das es als ſeinen Todfeind verfolgt und deshalb vernichtet hat; daß es nun, um die grollenden Manen des Abgeſchiedenen zu verſöhnen, erklären muß, das Alterthum ſei ihm an Form und Geiſt verwandt, daß es ihm von Gott und Rechtswegen als ein alter ego zur gegenſeitigen Ergänzung für alle Zeiten beigeſellt ſei? Nennt man das noch Chriſtenthum? Oder iſt es vielmehr ein aus etlichen chriſtlichen Elementen, einigen Phraſen einer oberflächlichen Philoſophie und allerhand modern-wiſſenſchaftlichen Ingredienzen gemiſchtes Gebräu, das jetzt unter der Firma der chriſtlichen Wiſſenſchaft verkauft und mit Behagen von den aufgeklärten Frommen und frommen Aufgeklärten, dieſen Zwillingsbrüdern des Rationalismus, geſchlürft wird?

Der Beweis nun, daß Chriſtenthum und Alterthum verwandt in Form und Geiſt ſind, und daß eins das andere ergänzt, wird von der chriſtlichen Philologie ſehr leicht geführt. „Die beſte, die göttliche Menſchlichkeit (S. 25) erſcheint vorzüglich in der Werkthätigkeit für den Nächſten, für das Gemeinſame; hier hat das Chriſtenthum nur den Begriff des Nächſten und des guten Werkes an ſich hie und da zu läutern und ihm die rechte Geſinnung unterzulegen, dann iſt das Alterthum ein vollkommenes Muſter für Chriſtenthat, für thätige Chriſtenliebe, für thätige Liebe zu Gott, eine Beiſpielſammlung für den Satz Johannis: So jemand ſpricht, ich liebe Gott“ u. ſ. w. „Wie die Alten für das, was ihnen Freiheit, Ehre, Vaterland, Geſetz nnd Gerechtigkeit war, für das, was ihnen als heilig und göttlich erſchien, duldeten und ſtarben, daran lerne der Chriſt Schmach und Tod leiden für ſeinen König, für die Gerechtigkeit, die in Chriſto Jeſu iſt, zur Ehre Gottes.“ „Wie die Griechen die Welt der Erſcheinungen furchtlos und beharrlich durchſpürten und betrachteten, ebenſo furchtlos und beharrlich ergründe der Chriſt alle Dinge.“ „Wie der Griechen ſchöne Rede in kunſtreich überredenden Worten menſchlicher Weisheit geſchah; ebenſo ſchön und kunſtreich führe der Chriſt die Beweiſung des Geiſtes und der Kraft." „Wie der Grieche die Holdſeligkeit und Anmuth, die Schönheit in Weſen und Form, alle Lebenserſcheinungen hindurch, beachtete und erzielte in Ahnung des heiligen Geiſtes, ſo beachte und erziele der Chriſt, alle Lebenserſcheinungen hindurch, in Weſen und Form, die Holdſeligkeit und Anmuth, die Schönheit, in der Fülle des heiligen Geiſtes" u. ſ. w.

Alſo dazu bedurfte es eines außerordentlichen Gnadenactes Gottes, dazu bedurfte es des Umſturzes aller Ordnung der Natur, dazu bedurfte es der Lügenſtrafung aller menſchlichen Denkgeſetze, dazu bedurfte es der Zertrümmerung einer ganzen Welt, ihrer Bildung und Inſtitutionen, um eine Idee ins Leben zu rufen, welche die Begriffe der Werkthätigkeit und Liebe des Alterthums etwas zu läutern und zu erweitern und ſich dann ihrerſeits durch einige Tugenden des Alterthums zu vervollſtändigen hatte? Es iſt das der gewöhnliche Kunſtgriff des Rationalismus, wodurch er ſich noch als chriſtlich zu legitimiren ſucht, daß er die Liebe und die Moral als den weſentlichen Inhalt des Chriſtenthums geltend zu machen ſucht. Wo bleibt dann aber der Glaube an den Sohn Gottes, empfangen vom heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, geſtorben, begraben, niedergefahren zur Höllen, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, ſitzend zur rechten Hand Gottes, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten? Iſt dieſer Glaube eine bloße leere Hülſe des Chriſtenthums, oder iſt er der wahre Kern, das wahre Herz deſſelben, und ſteht dieſer Glaube nicht dem Alterthum, ſteht er nicht der von der Alterthumswiſſenſchaft, der Philoſophie und allen möglichen Culturverſuchen zerrütteten Gegenwart und ihrer Faſſungskraft ſchroff gegenüber? Aber wir kennen ſie recht wohl dieſe Januspolitik:

„Est aliquid, solio de uno geminare triumphos."

Und die Kirche wird ſie auch erkennen. Sprüche aus der Schrift gegen dieſe rationaliſtiſche Halbheit anzuführen, iſt vergeblich, denn auch ſie weiß ſich und ihre gleißenden Sentenzen mit Sprüchen zu ſchmücken, wir ſehen es ja hinlänglich in den Schriften der Bremer Kirchenfehde, wo die Ungläubigen wie die Gläubigen ſich auf die Schrift berufen zu können glauben. Aber wer will, wer kann folgendes läugnen:

Der chriſtliche Glaube iſt etwas weſentlich Beſonderes, was ſich von der allgemeinen Vernunft gar ſehr unterſcheidet. Das Chriſtenthum tritt im höchſten Grade feindſelig auf gegen das Alterthum, wie ſich dieſes nicht minder feindſelig verhält gegen das Chriſtenthum. Das Chriſtenthum negirt die Welt als das Endliche, das Schlechte, das Sündliche — das Alterthum lebt und webt in der Welt, ja es vergöttert die Welt, denn ſeine Götter ſind nichts, als die Abſtractionen ſinnlicher Exiſtenzen. Der Chriſt beſchäftigt ſich mit ſich, ſeinem Innern und deſſen Heile — das Alterthum mit der Welt. Deshalb iſt in dem Chriſtenthume die Subjectivität das Höchſte — in dem Alterthume dagegen die objective Welt; dem Chriſten iſt das Gewiſſen etwas Heiliges — den Alten die Sitte. Leiden iſt das höchſte Gebot des Chriſten — Genießen das der Alten; daher verſchmäht auch der wahre Chriſt Bildung, Ehre, Hab' und Gut, ja ſogar die Ehe; nicht irdiſches Glück, ſondern Unglück, Leiden, Krankheit führt ihn zu Gott — dagegen winkt den Alten die Natur mit ihren Freuden, ſie werfen ſich ihr in die Arme, ſie ſind ihre Kinder und wollen ſie ſein. Wie daher das ganze Princip der Alten dem chriſtlichen Principe, wie die Natur der Bibel, die Bibel der Natur widerſpricht, ſo bekämpfen ſich die claſſiſche Welt und die chriſtliche auf das Erbittertſte. Die claſſiſche Bildung geht unter durch das Chriſtenthum, die letzten Koryphäen des antiken Geiſtes remonſtriren gegen die chriſtliche Bildung, ja es muß ſich ſogar das Chriſtenthum, um ſeinen rechten Boden zu gewinnen, ein ganz neues Gefäß, das frei geblieben von aller claſſiſchen Kultur, in den Germanen aufſuchen. Dieſe Gegenſätze ſpringen dem unbefangenen Beobachter ſogleich ins Auge, ſie ſind auch im Weſentlichen Herrn Art nicht fremd, wie ſich aus mehreren Stellen ergibt. Er hat aber Gründe zu ſagen, das *ſcheine* nur zu ſein, obgleich er ſich darin ſelbſt widerſpricht: nein, dieſe Widerſprüche *ſind* wirklich vorhanden, das Princip des Chriſtenthums iſt wirklich excluſiv gegen Geiſt und Welt der Alten, das iſt nicht ſein Schein, ſondern ſein Weſen; nennt nun Herr Art dieſes einſeitig, will er es durch das Princip der antiken Welt ergänzen, ſo habe ich nichts dagegen, er beliebe nur dieſe Verbindung nun auch nicht mehr einſeitig Chriſtenthum zu nennen, da er ſie mit demſelben Rechte Alterthum oder Claſſicität benennen könnte, und behabe ſich ſelbſt nicht als frommen Chriſten und Glied der chriſtlichen Kirche. Das Chriſtenthum weiſt nicht auf das Alterthum hin, das ganze Chriſtenthum iſt in ſeinen Dogmen enthalten, und was nicht *für* Chriſtus iſt, das iſt *gegen* ihn. Chriſtus ſchickt ſeine Apoſtel aus, die Heiden zu Chriſten zu machen, Herr Art will die Chriſten durch das Heidenthum vervollkommnen. Herr Art iſt alſo gegen Chriſtus.

Wir wollen hier nicht weitläufiger mit dem Verf. rechten, daß er in ſeinen Parallelen immer nur die Griechen erwähnt, da doch in dem claſſiſchen Unterrichte der Römer eine weit wichtigere Stellung einnehmen. Wollte aber Hr. A., ich weiß nicht, ob ſich ſelbſt oder das Publikum täuſchen, ſo war dieſe einſeitige Berückſichtigung der Griechen freilich in ſeinem Intereſſe, da die Conſequenzen des antiken Princips am ſchroffſten und unverkennbarſten in den Römern hervortreten und hier gerade einen ſolchen Widerſpruch gegen das Chriſtenthum darlegen, wie er ſich nicht wohl durch die chriſtliche Philologie hätte verwiſchen und beſchönigen laſſen.

So wahr aber nun dieſe allgemeinen Züge des Alterthums ſind, ſo wahr iſt es auch, daß eben gerade ſie in der Literatur der Griechen und Römer verarbeitet und zu einem großen Reichthum von Ideen und Conſequenzen entwickelt ſind: ſie ſind das Mark und der belebende Odem dieſer Schriften, und dieſe ſind wiederum als die Blüthen und Früchte, als das Gelungenſte, Vollkommenſte und Ausgearbeitetſte dieſer Principien oder überhaupt der geſammten claſſiſchen Bildung zu betrachten. Es kann demnach auch gar nicht zweifelhaft ſein, daß dieſe auf dem Boden des Alterthums gewachſene Nahrung ganz und gar nicht geeignet ſein kann, chriſtliche Regungen in der Bruſt der Jugend hervorzubringen, oder überhaupt das Chriſtenthum zu fördern. Wie wir gegen dieſen ſogenannten claſſiſchen Unterricht ſchon deshalb bedenklich werden ſollten, weil Chriſtus ſelbſt, der doch am beſten wiſſen mußte, zu welchen Einſeitigkeiten und Irrthümern ſeine Lehre führen könnte, eben ſo wenig, als ſeine Apoſtel, die claſſiſche Literatur der chriſtlichen Jugend empfohlen hat, ſo wird dieſes Bedenken bei einer ſelbſt oberflächlichen Prüfung der Heterogeneität bei den Kulturprincipien noch weit entſchiedener. Die Jugend wird offenbar durch die claſſiſchen Studien mit Ideen erfüllt, die nicht bloß ſie ſelbſt nicht, ſondern überhaupt Niemand mit dem eigentlichen, wahren Chriſtenthume vereinigen kann, ein Umſtand, der um ſo gefährlicher iſt, als in ihr an ſich das ſinnlich-natürliche Element vorwiegend iſt. Man laſſe ſich doch ja nicht durch allerhand Sentenzen täuſchen, die man aus den heidniſchen Dichtern und Proſaikern gezogen, und die in ihrer Abgeriſſenheit ganz erbaulich chriſtlich klingen: man halte ſich vielmehr an die unbeſtreitbare Thatſache, daß die heidniſche und die chriſtliche Bildung ganz verſchiedene, auf verſchiedenem Boden gewachſene und feindſelig einander gegenüberſtehende Principien haben. Man laſſe ſich nicht täuſchen durch die Ausſprüche des modernen, durch die Wiſſenſchaft und namentlich auch durch die Alterthumswiſſenſchaft ſo unendlich verkümmerten und corrumpirten Chriſtenthums, das freilich kaum noch eine Ahnung von dem hat, was ſeiner Reinheit gebührt, man blicke vielmehr in die Zeiten zurück, wo „die Braut Chriſti noch eine keuſche, unbefleckte Jungfrau war, wo ſie noch nicht in die Dornenkrone ihres himmliſchen Bräutigams die Roſen und Myrten der heidniſchen Venus einflocht“, und man wird ſich meiner Behauptung nicht entziehen können, daß der Stoff, an dem wir unſre Jugend auf den Gymnaſien bilden und erziehen, daß die claſſiſche Literatur, wie ihre Verfaſſer, nicht nur dem Chriſtenthume fremd iſt, ſondern auch ſchnurſtracks widerſpricht.

Der claſſiſche Unterricht hat aber nicht bloß dieſe ſtoffliche Seite; beinahe noch wichtiger und noch weit gefährlicher iſt ſeine formelle Seite. Durch Nichts wird der jugendliche Geiſt ſo geweckt, entwickelt und emancipirt, als durch die claſſiſchen Studien; durch Nichts wird jenes ſo gefährliche Abſtrahiren, Reflectiren, Diſtinguiren, Combiniren, das Prüfen, das Zweifeln, das Urtheilen zu größerer Selbſtthätigkeit hervorgerufen, durch Nichts werden jene Denkkategorien der Jugend geläufiger, durch Nichts wird ſie daher mehr in den Strudel der Logik und Dialectik gezogen, durch Nichts wird die Pietät vor dem Beſtehenden, vor den geheiligten religiöſen Vorſtellungen, vor dem Glauben mehr erſchüttert und aller ihrer Fundamente beraubt, als durch die Beſchäftigung mit den alten Sprachen. Menſchen erziehen dieſe studia humanitatis, aber Chriſten – nein, das heißt dem Glauben der Kirche zu viel zugemuthet. Es iſt ein Beweis von dem Verfall des modernen Chriſtenthums, daß es ſo unbefangen die Philologie in den Schulen neben ſich herwandeln ſah und ganz unbemerkt zu laſſen ſchien, wie dieſer Feind immerfort Unkraut unter ſeinen Waizen ſäete: es hätte doch ſehen ſollen, wie von jeher gerade die Philologen faſt in der Regel Verachter der Kirche waren, wie aus ihren Pflanzſchulen gerade die gefährlichſten Feinde des chriſtlichen Glaubens hervorgingen, und wie überhaupt ſeit der Vertreibung der Barbarei, wie ſich dieſe Menſchen ausdrücken, mit den renatis litteris allen Neuerungen in Religion und Glauben Thor und Thür geöffnet worden iſt. Von ihrem naſeweiſen Fürwitz gingen die Bedenken aus, daß das neue Teſtament in corruptem Griechiſch geſchrieben ſei, ſie wieſen auf die vielfältigen Codices hin, die zu Verfälſchungen führen mußten, ſie wollten ächte von unächten Schriften geſchieden wiſſen u. ſ. w., ſie haben daher die Laufgräben gegen die Feſtung eröffnet, ihre Jünger haben ihre Mauern erſtürmt, und der Kampf ſcheint bald entſchieden zu ſein. Jeder Knabe hat jetzt ſchon ſeine Zweifel, und woraus ſteigen dieſe Zweifel, wie vergiftende Dünſte, auf? Aus dem Chriſtenthume doch gewiß nicht, nein, ſondern aus den heidniſchen Studien. Der Rachedämon des Alterthums zieht jetzt wie ein verpeſtender Samum durch die chriſtliche Kirche; jetzt erſt? Nein, ſchon längſt; die ſchwachen Gläubigen hielten ihn für ein wohlthuendes, erquickendes Säuſeln, ſie ſchnappten gierig nach dieſem Humanitäts-Aether, ſie meinten, das bringe zweckmäßige Luftſtrömungen in die Kirche. Wenige Kirchendiener ahneten die Gefahr und warnten davor, die Geſchichte hat ſie nicht aufgezeichnet, denn auch ſie kämpft ſchon längſt gegen die Kirche. Die Warnungen wurden nicht gehört, die Ahnungen haben ſich erfüllt. Schwachheit, Schläfrigkeit, Feigheit, eine große Niederlage iſt über die Gläubigen gekommen, während die Altäre wanken und die Fundamente der Kirche berſten.

Ich will die Philologen nicht gerade beſchuldigen, daß ſie mit Bewußtſein dem Glauben und der Kirche geſchadet haben, aber eine dunkle Ahnung mögen ſie wohl davon gehabt haben, daß ihre Sache mit der *chriſtlichen* Religion eigentlich nicht viel zu thun habe; denn ſie haben ſich namentlich in neueſter Zeit entſchieden geweigert, ſich unter die Curatel der Kirche zu ſtellen, was ſchon Argwohn hätte erregen ſollen, und ſodann pflegten ſie bis jetzt auch immer als Zweck der Gymnaſialbildung die Erziehung durch Religion und Wiſſenſchaft zu nennen, es wohlweislich dem ſubjectiven Ermeſſen überlaſſend, dies als eine Hendiadys zu nehmen oder nicht. Zu Erklärungen darüber muß es aber natürlich kommen, wenn die Philologen geradezu als chriſtliche Philologen auftreten, ſich Förderer und Mehrer der Kirche nennen und ihr Treiben auf den Schulen als chriſtliche Wiſſenſchaft bezeichnen. Mag das nun aus Unklarheit, oder aus Rückſichten geſchehen, ſo kann es doch nur zu der größten Begriffsverwirrung führen. Wollen wir das Chriſtenthum regeneriren, ich meine nämlich nicht bloß was die Aufklärung unter Chriſtenthum verſteht, Liebe und Moral, ſondern namentlich den chriſtlichen, unerſchütterlichen Glauben, der ſich in den Dogmen und in der Kirche darſtellt, ſo haben wir vor allen Dingen zu prüfen, was iſt heute noch rein chriſtlich, was iſt noch unverletzt und unangetaſtet geblieben, was iſt noch nicht von den fremdartigen und feindſeligen Elementen durchzogen und zerfreſſen, und welches ſind dieſe fremden und feindlichen Elemente? Finden wir dann wirklich noch einen reinen, unvermiſchten, chriſtlichen Kern, ſo muß dieſer als die Operationsbaſis betrachtet werden. Von der andern Möglichkeit will ich lieber nicht ſprechen.

Eine artige Myſtification hat uns aber Herr Art bereitet, indem er auch wieder ganz naiv zu verſtehen gibt, daß ſein Vertrauen zu der Wirkſamkeit dieſer Verbindung von Alterthumswiſſenſchaft und Chriſtenthum keineswegs groß ſei und keine glänzenden Erfahrungen gemacht habe. Wäre das möglich? Ja wirklich, wir leſen es mit klaren Worten geſchrieben. S. 15 verſichert er uns nämlich, daß „keine Faſer am ganzen Menſchen ſei, kein Gliedlein, kein Gedankenatom, welches nicht vom Chriſtenthum ergriffen und in den Bereich ſeiner erweckenden oder beſchwichtigenden, ſeiner heiligenden Gewalten gezogen werde“, mit einem Worte alſo, daß unſre ganze Lebensluſt mit chriſtlichen Elementen geſchwängert ſei. Nun weiß Jedermann, daß ſeit der Reformation beinahe Nichts eifriger betrieben worden, als die Alterthumswiſſenſchaften, wie ſie als die Baſis aller tiefern Bildung angeſehen worden und deshalb von Kindesbeinen an die Thätigkeit und geiſtige Anſtrengung der Jugend in Anſpruch genommen haben. Man ſollte nun nach Herrn Art vermuthen, daß die Verbindung und gegenſeitige Durchdringung dieſer beiden Factoren, die ſich ja beide ſo ſchön ergänzen, ſtützen und ſtärken ſollen, ein ganz vortreffliches, probehaltiges Reſultat hätten haben müſſen, oder wenigſtens, da das bekanntlich in Bezug auf den chriſtlichen Glauben nicht der Fall iſt, daß Herr Art ſeiner Anſicht gemäß einen Schleier über dieſes Reſultat gedeckt hätte. Aber nein, er kennt die Nichtswürdigkeit der jetzigen Zeit und ſpricht ſie auch ohne Rückhalt in folgender Parallele zwiſchen der alten und der modernen Welt aus: „Die Alten ſind entweder warm oder kalt, wie das Evangelium die Menſchen verlangt, um bei ihnen Eingang zu finden: die moderne Welt iſt gewöhnlich weder warm noch kalt. Die Alten haben große Laſter, aber auch große Tugenden: die moderne Welt iſt oft für beide zu ſchwächlich oder zu feig, während es keineswegs fehlt an einer reichen Saat der widerwärtigſten Gemeinheit, der rohſten Brutalität und Beſtialität, des ſcheußlichſten Raffinements. In den Alten toben gewaltige Leidenſchaften, aber ſie brechen hervor; ſie wollen ſich nicht bemänteln und übertünchen; da iſt denn Hoffnung, daß aus einem Saulus ein Paulus werde. Die Alten ſind Kinder und doch vom Scheitel bis zu den Zehen Männer; ſie geben ſich, wie ſie gewachſen ſind; in ihnen liegt die Menſchheit klar ohne alle Beſchönigung, in ihrer Nacktheit vor Augen. Die moderne Welt iſt vielfach Unnatur, Verbildung, Verzwicktheit; hier iſt das Meiſte Form, Dreſſur, Verlebtheit, Poeſie; hier iſt faſt Alles gedeckt, verſteckt, verheimlicht, verklauſulirt, verhalten, berechnet."

Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Wir haben es ſelbſt gehört aus ſeinem Munde.

Wir würden uns anders über die heutige Zeit ausgeſprochen haben, ſtimmen aber im Allgemeinen vollkommen mit Herrn Art überein. Die Verderbtheit, die Halbheit, die Lüge vom Standpunct des chriſtlichen Glaubens aus betrachtet iſt ſehr groß. Man möge aber nur zuſehen, was dieſe Zuſtände herbeigeführt, den Glauben zerfreſſen, die Lüge zur Mode gemacht hat, und man wird ſich wenigſtens nicht mehr verſucht fühlen, die Humanitätsſtudien als brauchbare Werkzeuge zur Förderung des Chriſtenthums zu betrachten. Freilich iſt das Chriſtenthum, wie alle Religion, Product des menſchlichen Geiſtes und der jedesmalige Gott der Spiegel deſſelben; iſt die Theologie nichts als Anthropologie, gibt es keinen außerweltlichen Gott, ſondern iſt das menſchliche Selbſtbewußtſein die Verwirklichung Gottes, iſt daher die völlige Emancipation dieſes Selbſtbewußtſeins, die Freiheit und Herrſchaft der Vernunft wahrhaft göttliche Praxis, wie die modernen Sirenen ſingen — dann gibt es keine kräftigendere und nahrhaftere Speiſe, keinen Quell, der mehr capiti utilis, utilis alvo erfriſchte und erquickte, der mehr die Keime der geiſtigen Freiheit entwickelte und die unklaren Nebel verſcheuchte, als die ſogenannten claſſiſchen Studien. Der Chriſt aber dient, der Chriſt leidet, der Chriſt glaubt und ordnet ſeinem Glauben all ſein Denken und Wiſſen unter; daß hierzu die Alterthumswiſſenſchaft nicht führt, nicht führen kann, beweist ihr Princip und beweist die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte.

Es iſt unbegreifliche Verblendung, wenn die proteſtantiſchen Frommen — die katholiſchen ſind in dieſem Puncte weit vorſichtiger und conſequenter — ſo ſcheele Blicke auf die realiſtiſche Thätigkeit und die materiellen Tendenzen gegenwärtiger Zeit werfen, daneben aber das Griechiſche und Lateiniſche als beſondre Bedingungen wahrer Gründlichkeit und Solidität den Schulen empfehlen. Ich bin zwar weit entfernt, das Teufliſche zu verkennen, das in dieſen Realien, in dieſem materiellen Treiben liegt. Aber es läßt ſich eben gar nicht verkennen, Jedermann ſieht es, Niemand kann ſich darüber täuſchen und dieſe Erkenntniß treibt ſogleich als Kehrſeite davon die Gegenmittel herauf; ein practiſcher Beleg kann das Wupperthal ſein, das zwar einerſeits dem Mammon und den Mächten der Erde verfallen iſt, auf der andern Seite aber auch eine deſto größere Glaubenstiefe und Wahrhaftigkeit entwickelt. Aus den Realſchulen, aus den Fabriken und Induſtrieanſtalten gehen daher auch nicht die Revolutionärs und die gefährlichen Feinde des Glaubens hervor; ſie wachſen in den Gymnaſien, ſie ſtählen ihre Arme in der Paläſtra der Alterthumswiſſenſchaft, ſie ſind die Zöglinge jener studia humanitatis. Will man alſo das gläubige Gemüth erhalten, ſo fange man endlich einmal an die Alterthumsſtudien in ihren materiellen und formellen Reſultaten zu fürchten. —

Nachdem wir nun hier unſre Anſicht über die trügeriſchen Prätenſionen der chriſtlichen Philologie ausgeſprochen haben, ſind wir es der Gerechtigkeit ſchuldig zu verſichern, daß ſich Herr Art in Bezug auf Politik überaus loyal ausſpricht, daß ſeine Idee von der Monarchie feſt gegen Hieb und Stich und von der Art iſt, daß ſelbſt die Stuarts und die Bourbons nichts dagegen einzuwenden haben würden. Er ſagt S. 26: „Der Chriſt lerne Schmach und Tod leiden für den, von dem allein wahren Gott und ſeinem Sohne, dem Verleiher und Ordner aller Herrſchaft eingeſetzten König und Herrn, deſſen Wille die Freiheit des Volkes, die Freiheit ſelbſt und der Inbegriff aller Geſetze, das Geſetz ſelbſt iſt, als der verwirklichte Begriff der Staatseinheit, der Grund und die Seele der freien weder ariſtocratiſch, noch democratiſch, noch hierarchiſch verſtümmelten Monarchie, der allein an ſich vernünftigen und von der Geſchichte zu ſolcher Geltung für alle Folgezeit herausgeſtellten Volksverfaſſung, des irdiſchen Widerſcheines von der grenzenloſen Gottesmonarchie des Alls von der großen Geſammtfamilie der Menſchheit und der Geiſter."

Da dieſes aber noch nicht klar genug ſein dürfte, ſo fleht das Schlußgebet Gott an, daß wir den König „ehren, lieben und heilig achten als die leibhaftige, lebendige Summa aller menſchlichen Ordnung, als den Abglanz ſeiner ewigen Vatergüte, ſeiner höchſten Vernunft, als ſeinen Statthalter auf Erden, als das ſichtbare Haupt ſeiner chriſtlichen Staatsgemeinſchaft."

Ich glaube kaum, daß das chriſtlich ſein dürfte, wiſſenſchaftlich iſt es ſicherlich nicht; da aber das Politiſiren eine unfruchtbare Sache iſt, bei der nicht viel herauskommt, ſo wollen wir es dahingeſtellt ſein laſſen. Das ſcheint aber gewiß, Herr Art iſt noch einmal zu etwas Großem beſtimmt.

F.

XI.

Autobiographie des ordentlichen Profeſſors der orientaliſchen Sprache und Literatur zu Königsberg, Dr. **Peter von Bohlen**, herausgegeben von Johannes Voigt. Königsberg 1841.

(Zum Behuf des Vergleichs mit dem Abdruck in den deutſchen Jahrbüchern.)

Da dieſe Jahrbücher in der lebendigen Zeit wurzeln und an der Erwirkung einer Zukunft, welcher ſich die Gegenwart nicht zu ſchämen habe, arbeiten helfen, ſo könnte es beim erſten Hinblicke den Anſchein haben, als ob ihnen ein Profeſſor der orientaliſchen Sprachen ziemlich weit aus dem Wege liege. Freilich pflegen die orientaliſchen Studien, wie ſie gewöhnlich betrieben werden, eine ganz abgeſonderte, ſomnambüle Stellung zu behaupten. Aber wie alle geiſtige Arbeit, können ſie in den engſten Zuſammenhang mit der Gegenwart treten. Die ſcheinbar entlegenſten und trockenſten Disciplinen laſſen ſich für die Bedürfniſſe der Alles aufzehrenden Zeit verwenden. Heraldik und Sphragiſtik z. B. dürfen noch größeren Anſpruch machen, als Schauder zu erregen; man muß ſie nur zu nehmen wiſſen. Iſt es nicht ſchon ein großes gedankenreiches Reſultat der Heraldik, aus ihr zu lernen, daß ſie überflüſſig iſt? Das geht ſo weit, daß man die heraldiſche und alle einſchlägliche Literatur einer ſchärfern polizeilichen Ueberwachung empfehlen darf;

denn wie die Freigeiſterei von Niemand beſſer, als von den Kerkern der Inquiſition gepredigt wurde, ſo gebiert die Heraldik, theils durch ihre Zärtlichkeit für die große Familie der Raubthiere, theils durch ihre kühnen Behauptungen und ihren reizenden Styl, ſehr leicht nivellirende und der Menſchenklaſſifikation feindliche Köpfe. Der Geiſt des Widerſpruchs geht um, ſuchend, wen er verſchlinge. Noch mehr, die orthodoxen Heraldiker ſelbſt werden in der Regel ſo begeiſtert für Tinkturen und Deviſen, daß ſie mit ihrem Meduſenkopfe die Zeitgenoſſen noch weiter als ohnehin in die Nachwelt forttreiben. Troſtlos, daß die dürrſten Reiſer am Baume der Wiſſenſchaften eine ſo gefährliche Wirkung haben, man mag ſie verbrennen oder mit Grünem aufputzen. Aber in der Welt iſt nichts, was nicht ſeine Beziehung auf das Innerſte des Menſchen, auf den Alles begehrenden Geiſt, hätte.

Anderes Beiſpiel die Naturwiſſenſchaften. Der geſtirnte Himmel läßt ſich nicht beſteuern; obwohl er es verdiente, da ihn das alte Teſtament mit Recht für einen Ketzer erklärt, und da er die Liebe zur Freiheit nährt. Die unvernünftigen Thiere aber und die lebloſen Produkte der Erde ſcheinen ſehr harmlos und ſogar eine nützliche Beſchäftigung, damit die Gelehrten nicht zuviel an ſich und die andern Menſchen denken. Allein ſelbſt von dieſer Seite haben die Freunde des glaubensvollen und ſprachloſen Staatslebens keine Ruhe. Die Naturwiſſenſchaften haben der Scholaſtik den Gnadenſtoß gegeben und das Kirchenthum unterwühlt. Man denke an Kopernikus und Galilei, an die Phyſiologie, die Geologie und alle Disciplinen, welche das Logiſche über den Glauben ſtellen. Hat alſo die Unvernunft auch ihren Verſtand, ſo muß man es höchſt verſtändig finden, daß Rom die Naturforſcherverſammlungen für indirekte Demagogie hält und ſeine Landeskinder durch Beſuchsverbot vor der Anſteckung durch die Ungläubigen ſchützt. Lambruſchini, welchen der Prinz von Canino nicht erſt naturwiſſenſchaftlich zu rubriciren brauchte, weiß recht gut, daß das Reich der Gnade und das Reich der Natur ſich zu einander wie Ormuzd und Ahriman verhalten, und daß das zweite keine Gnade vor dem erſteren finden darf. Bei uns zu Lande ſieht man dem Treiben der Naturforſcher viel zu leichtſinnig und gleichgültig zu; dieſe Leute kommen jährlich zuſammen, ohne daß irgend Gebete und geiſtliche Lieder dabei vorfallen. Die gewinnende Außenſeite der Naturwiſſenſchaften iſt pfirſichartig; der Kern enthält Blauſäure, von der ein Tropfen ein Dutzend Bibelverſe und einen Theologen Mittelgut tödtet. Man glaube nur nicht, daß die Naturwiſſenſchaft bloß dem katholiſchen Weſen gefährlich ſei; ſie iſt es auch der proteſtantiſchen Dogmatik, weil beide Kirchen, wie ſie ſind, auf derſelben Grundlage ruhen und zu Einer Familie gehören. Die evangeliſchen Chriſten und die Frommen aller Art ſind in ihrem Gewiſſen zum Hannibalshaſſe gegen die Phyſik und Naturgeſchichte verpflichtet. Denn dieſe Wiſſenſchaften ſägen die Pfähle, auf denen die theologiſchen Waſſerbauten ruhen, rein durch, gerade wie die Teufel, welche noch dazu Hörner und Schwänze haben; damit auch die Ironie nicht fehle.

Aber die Staatsmänner und Volksregierer, welche magna vi brachia tollunt, um einen weltreformirenden Handwerksburſchen zu trepaniren, warum geben ſie nicht beſſer Acht auf die Naturforſcherei? Da ſtecken in erſchreckender Mächtigkeit Lager von Liberalismus, der ſich aufmacht und mit falſchen Päſſen überall frei umhergeht und das Vaterland an den Rand des Abgrundes bringt. Die Mineralogie z. B. hat viele ſtaatsgefährliche Elemente, auch die Zoologie hat demagogiſche Ideen. Aus der letztern lernt man unter anderm, daß ein Animal, wenn es Hunger hat, ſei es auf Fleiſch oder auf eine Konſtitution, ſehr böſe werden kann. Die ganze Phyſik und Naturgeſchichte iſt von der Sucht nach feſten Geſetzen geplagt, ſie will überall Gründe (weshalb Lichtenberg den

Menſchen das Urſachenthier nennt) und wittert nach dem Gegentheile von Willkür. Der Stein ſogar will ſein eigener Herr ſein, er lebt autonomiſch und iſt auf ſeine Freiheit noch eiferſüchtiger als der rheinpreußiſche Adel. Alle ungezählten Naturgeſchöpfe huldigen dem Principe der ungeſtörten geſetzlichen Freiheit und opfern dem Moloch der freien Individualität unter dem Schutze der herrſchenden Verfaſſung. Könige der Thiere exiſtiren nur in der Fabel. Alle halbwegs geſcheuten Thiere würden es ſich verbitten, wenn ſie heute eine glatte, morgen eine wollige Haut tragen, bald zwei, bald hundert, bald gar keine Augen haben, bald in dieſe bald in jene Klaſſe wandern ſollten. Wenn nun die Menſchen auch nach feſten Staatsgrundgeſetzen lüſtern ſind und es ihnen ſehr läſtig, ja verderblich erſcheint, daß der Staat alle Augenblicke ſich hergeben oder befürchten muß, umgeſchaffen zu werden, ſo iſt das doch ein ſehr bedenklicher Hang. So viel kann die Naturwiſſenſchaft verſchulden. Der Schluß liegt ſo nahe: die vernunftloſen und lebloſen Kreaturen haben Geſetze, welche ihrem Weſen entſprechen; iſt es nicht viel mehr recht und billig, daß vernünftige Menſchen bei lebendigem Leibe Geſetze haben, die ihrem Weſen angemeſſen ſind? Die Nothwendigkeit hat ihre ſchützenden Geſetze, ſoll die Freiheit vogelfrei ſein? Der Naturforſcher ſieht ein, daß Gott ſelbſt konſtitutionell regiert, denn das Univerſum hat die klarſte und unverbrüchlichſte Verfaſſung, und die Schöpfung braucht nicht alle Morgen zu zittern, daß chevalereske Kometen den ehrbaren Planeten zu Leibe gehen, und fürſtliche Sonnen als Brandſtifter und Revolutionärs durch den Raum fahren. Daraus ziehen viele Staatsbürger die Folgerung: Nun, dann wäre es einem Könige wohl auch das Dringlichſte, nicht ohne geregelte, unſer aller Freiheit reſpektirende Verfaſſung zu regieren; denn unmöglich kann er glauben, daß ſeine gebrechliche Phyſis und ſeine wandelbare Pſyche, welche wie bei uns allen nicht gegen

Krankheit und Wahnſinn gebüßt ſind, uns ein unumſtößliches Geſetz erſetzen. Wenn die Naturwiſſenſchaften auf dieſe Weiſe mit den Staatswiſſenſchaften zu konſpiriren fortfahren ſo müſſen ſie der ſtrengſten dreifachen Cenſurlinie überantwortet werden.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den orientaliſchen Studien; wenigſtens für den ſtillen bürgerlichen Gewerbsbetrieb der Kirche und Theologie ſind ſie ſehr unruhige Nachbarn. Es gab eine Zeit, da die Orientaliſten bloße Handlanger und Kammerfrauen der sacrosancta theologia waren Der arme Maracci durfte den Koran nur mit dem begleitenden Steckbriefe einer refutatio veröffentlichen. Vom Hebräiſchen zu ſchweigen, erſtaunte damals das Publikum über die arabiſchen und ſyriſchen Fetzen, mit denen ſich die Exegeſe ſchmückte. Aber im vorigen Jahrhunderte wies die allgemeine Erſchütterung der theologiſchen Dinge auch den Orientalien eine andere Stellung an. Eine Wirkung ihrer Emancipation war, daß ſie ſeitdem durch ihre merkwürdigen Entdeckungen einen beherrſchenden Einfluß auf die Theologie ausgeübt haben Natürlich die Wiſſenſchaft vom Oriente überhaupt, nicht die bloße Linguiſtik, iſt gemeint. Durch ſelbige hat die Theologie, deren unbewehrte Grenzen von ſo verſchiedenen Feinden übertreten worden ſind, immer mehr Land verloren. Je mehr Wiſſenſchaft, deſto weniger unbegriffener Glaube; je mehr Einſicht in das Weſen des menſchlichen Geiſtes, deſto weniger angemuthete unverdauliche Dogmatik. Deshalb verdienen auch diejenigen Forſcher, welche den fernen Orient erhellten, unſere Hochachtung, nicht bloß weil ſie uns Neues kennen, ſondern auch weil ſie uns Altes vergeſſen lehrten. Unter ihnen hat ſich Bohlen einen rühmlichen Platz erworben, und deshalb machen wir auf ſeine Autobiographie, welche auch in allgemein menſchlicher Hinſicht Intereſſe gewährt, aufmerkſam. Wie ſo manche Lichter der Wiſſenſchaft, hatte dieſer Mann ſich aus dunkler Armuth emporgearbeitet und eine bunte Reihe von Lebenszuſtänden durchgemacht. Seinen mühelos angebornen Adel adelte er durch Arbeit und gelehrte Thaten.

Peter von Bohlen (geb. 1796, geſt. 1840) war Sohn eines armen Bauers von Pommerſcher Abkunft im Jeverlande. Als ſolcher ackerte er, hütete Pferde und half beim Schmuggel. Darauf wurde er hintereinander geplagter Schneiderlehrling, Diener und Schützling des franzöſiſchen Generals Guiton, Domeſtik des Admirals L'Hermite, Gaſthofskellner in Hamburg, und Kaufmannsdiener. Endlich brach er ſich Bahn durch die Stadien eines wüſten Vielleſers, Autodidakten und Verſemachers, und ſah ſich mit 21 Jahren und einem Barte als glücklichen Tertianer des Hamburger Gymnaſiums. Von Freunden unterſtützt, ſtudirte er in Halle und Bonn, und wurde Königsberger Profeſſor. Auf dem Gipfel ſeines Glückes war ihm nur kurze Friſt vergönnt. Nach vielem häuslichen Unglücke, namentlich dem Verluſte der Gattin, wurde er ſelbſt ein Opfer der Schwindſucht. Aber er hatte gelebt, und folglich nicht vergebens.

Die Stadt, in welcher zunächſt Bohlen lehrte, was ihn der Geiſt gelehrt, muß die Theilnahme für dieſen Gelehrten erhöhen. Königsberg hat die ſchönſten Anſprüche auf die Dankbarkeit der deutſchen Nation. In Oſtpreußen erhielt ſich noch am längſten ein Reſt der alten politiſchen Freiheit, und zu einer Zeit, als es ſich ziemlich allenthalben zum Sultanat geſtaltet hatte, und die Freimüthigkeit gegen Fürſten ein theurer Artikel war, fanden die preußiſchen Stände für gut, dem Könige Friedrich Wilhelm I. auf deſſen Verbot, ſie ſollten ſich aller Beſchwerden und Mahnungen an alte Verheißungen enthalten, zu antworten: „Gott der Vater geſtatte es, ihm Beſchwerden vorzutragen und ihn an ſeine Verheißungen zu erinnern, mithin werde er, der König, es auch wohl nicht ungnädig nehmen, wenn ſie zunächſt um die Beſtätigung ihrer althergebrachten verfaſſungsmäßigen Rechte und Privilegien bäten.“ Ebenfalls war es Königsberg, wo in unſern Tagen wiederum die preußiſchen Stände, wie ſie es in alter Zeit unzählige Male gethan, in würdiger Weiſe, einfach, aber mit der Beredſamkeit des Rechtes, einen König an die Erfüllung eines großen Verſprechens, an die Lebensfrage des preußiſchen Reiches erinnerten. Einſt wird die Geſchichte das unvergängliche Verdienſt der Oſtpreußen, daß ſie das wieder eingenickte Preußen weckten und ihm die öffentliche Entwickelung der Volkskraft an's Herz legten, im wahren Lichte anerkennen. Allem Vermuthen nach iſt den nordöſtlichen Preußen noch eine große Aufgabe vorbehalten; denn unter allen Altpreußen ſind ſie weitaus die politiſch Gebildetſten. In Bezug auf Königsberg iſt folgende Aeußerung Bohlens bemerkenswerth: „Der oſtpreußiſche Adel und vornehmlich die Elite deſſelben, welche ſich in der alten Reſidenzſtadt concentrirt, iſt zu gebildet, um einem trennenden Kaſtengeiſte zu huldigen, und wo dieſer etwa in kleinen Kreiſen, beſonders unter den eingedrungenen militäriſchen Elementen, ſich geltend machen möchte, da bleibt zum mindeſten die allgemeine Geſelligkeit von ſolcher partiellen Abſonderung völlig unberührt. Da ferner der Handel faſt niemals ausſchließlich in Königsberg dominirt hatte und ohnehin ſeit der unglücklichen Kriegsperiode leider mehr als unbedeutend geworden war, ſo konnte auch von einer ſchroffen kaufmänniſchen Ariſtokratie, deren brutaler Hochmuth noch unerträglicher als Ahnenſtolz iſt, keine Rede ſein, ſondern es traf ſich oft, daß gerade der wohlhabendſte Mann ſich auch durch Bildung und Humanität am meiſten auszeichnete. Verletzungen der äußern Formen können bei der königsberger Kaufmannſchaft ſchon um deswillen nicht vorkommen, weil hier eine gewiſſe Bildung, welche unbemerkt aus den gelehrten Anſtalten, den vielen Landescollegien und mannigfachen Inſtituten ihre Nahrung zieht, alle Stände durchdrungen hat, und weil dieſe Stände durch die ungezwungenſte Geſelligkeit und durch gemeinſamen Umgang in einander verſchmelzen."

Außer ſeinem politiſchen Gehalte iſt Königsberg die große Metropole der deutſchen Revolution, nämlich der des philoſophiſchen Gedankens, geweſen. In einer ſolchen Stadt mußte die freie Wiſſenſchaft immer ein Aſyl finden. Wahr, daß Königsberg auch Muckerthum erzeugte, aber gerade dieſes ſetzt dort als mächtigen Gegenpol die unerſchrockenſte theologiſche Forſchung voraus. Auch Bohlen iſt trotz ſeiner kurzen Wirkſamkeit für dieſe Univerſität von Bedeutung geweſen, ſo wie ſie für ihn. Allem Anſchein nach wird es nicht gelingen, die königsberger Theologie in Erbauungskunde zu verwandeln. Der „geſunde Sinn", den die Männer der Macht jedesmal am Volke rühmen, ſo lange daſſelbe ſeine Mußezeit beim Spielzeug verbringt und ſeinen Staat den Prieſter-Beamten überläßt, hat in den königsberger Studirenden ſehr auffallende Repräſentanten gefunden. Von dieſen Lernenden kann Mancher etwas lernen, beſonders bei der gegenwärtigen Konſtellation. Auf dem Platze Berlin (Avis für die betreffende Handelswelt) iſt der Marktpreis des Artikels Frömmigkeit im Steigen. Viel Angebot, doch für jetzt noch mehr Nachfrage. Erſteres wird aber wohl ſo ſtark werden, daß letztere endlich nicht mehr wiſſen wird, wohinaus damit.

Das Gegentheil von der Frömmigkeit, die ſich auf Flaſchen ziehen oder von England verſchreiben oder nach Paläſtina, indem man noch Geld zugibt, verpacken läßt, erblicken wir in Bohlens tiefem Gemüthe, welches ſich als edle Menſchenliebe und oft unter der Form unerſchütterlichen Gottvertrauens ausſprach, ſo wie in ſeiner unbedingten Geiſtesehrlichkeit. Er war ein naiver, tapferer Forſcher, ein wahrhaft frommer Forſcher, froh und ſtumm, möchte ich ſagen; ſtumm über ſeine Verdienſte, kein Trompeter ſeiner Chriſtlichkeit, laut für die ausgehülſte und begriffene Wahrheit. Wäre es nicht auffallend, wenn ein ſolcher Mann von beſchränkten Theologaſtern nicht wäre angefeindet und angegeifert worden? Die wichtigſten unter Bohlens zahlreichen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind: „Das alte Indien mit beſonderer Rückſicht auf Aegypten“ (2 Bde. Königsberg 1830.), und: „Die Geneſis, hiſtoriſch-kritiſch erläutert“ (Königsberg 1835.). Da Bohlen die Bibel innerhalb des Menſchenthums und der Wiſſenſchaft ſtellte und ſie ihm kein begriffslos angebeteter Fetiſch war, ſo widerfuhr ihm, wie Andern auch, die Ehre der herzlichſten Verketzerung. Rückſichtsloſe Unterſuchung trifft immer auf Weſpenneſter. Das Licht aber zur richtigen Würdigung der Bibel kam Bohlen zumeiſt aus der tüchtigen Anſchauung vom ganzen Oriente überhaupt; von der arabiſchen, perſiſchen und indiſchen Welt hatte er eine ausgezeichnete Kenntniß erworben.

Die Studien des Orients leiſten die treueſten Dienſte, um ſich auch bei uns in Europa zu orientiren. Die menſchlichen und die „göttlichen“ Dinge gehen mit ihren Wurzeln in den Orient zurück. Der Patriarchalismus und Animalismus der Orientaliſchen Menſchheit iſt es, welchen eine rührige und Macht beſitzende Partei uns täglich als Muſterwirthſchaft anempfiehlt und möglichſt ins Leben, oder vielmehr in die Geſetzbücher, einführt. Die Geſchichte und Statiſtik des Morgenlandes iſt gegen ſolche Beſtrebungen ein wirkſames Gegengift. Oberherrſchaft einer Familie, eines Scheich begreift ſich allenfalls in den einfachſten Verhältniſſen, wo der Staat noch nicht angefangen hat, wo das Geſetz in der Geſtalt der Sitte und des Gebrauchs auftritt und der ſchlichte Stammangehörige eine Art Selbſtpolizei handhabt. Dort iſt das Leben ſo einfach, ſo durchſichtig, ſo unentfaltet, daß die unvollkommenſte, weil den meiſten Mißbräuchen ausgeſetzte, Form der Regierung, die monarchiſche (beziehungsweiſe oligarchiſche) dort ausreicht. Der Scheich iſt übrigens auch kein Kind und kein

Blödſinniger. Seine Gewalt ſteht ferner unter dem mächtigen Einfluſſe des Stammgeiſtes und der Stammesmoral, und findet darin ihre Umſchränkung. Davon weit verſchieden iſt der orientaliſche Deſpotismus; in ihm iſt die Willkür des Einen an kein Geſetz Gebundenen das einzige, oberſte Geſetz. Was aus dem Orient geworden iſt, unter Mitwirkung des Deſpotismus, weiß Jeder; und die morgenländiſche Geſchichte iſt wohl lehrreich genug, um gegen die europäiſche Variation jenes Thema's warnend aufzutreten. Unſere abſoluten Monarchien haben mit den orientaliſchen die Verwandtſchaft, daß in beiden das Staatsrecht ein unbeſtimmtes Chaos bleibt: dagegen das Privatrecht iſt bei uns feſter und heiliger und wird von der willkürlichen Gewalt weniger häufig verachtet. Rechtswidrigkeiten kommen übrigens auch in conſtitutionellen Monarchien vor; Deutſchland darf nicht weit danach ſuchen. Die Rechtswidrigkeit iſt aber doppelter Art. Erſtens kann das ausdrückliche Geſetz verletzt werden; was ſo fühlbar und der Macht ſelbſt gefährlich iſt, daß gemeiniglich Verdrehung und Beſchönigung zu Hülfe genommen wird. Viel ſchlimmer und ſchwerer zu heilen iſt die andere Art Rechtswidrigkeit, welche entweder mit dem poſitiven Geſetze in Einklang ſteht, oder auf einem ganz leergelaſſenen Tummelplatze vor ſich geht. Der unwürdigſte Zuſtand iſt da, wo durch das Geſetz ſelbſt die Geſetzloſigkeit Rechtens iſt. Wer wird z. B. unſern deutſchen Inquiſitionsproceß für einen wahrhaften Schutz der bürgerlichen Rechte halten? Gar nicht einmal von den nur zu häufigen poſitiven Ungerechtigkeiten zu ſprechen, iſt nicht ſchon der ungebührlich verſpätete Spruch eine verſchleierte Rechtloſigkeit?

Wie aus der friſcheſten Gegenwart, ſo läßt ſich auch aus den zerbröckelnden Trümmern des Orients lernen, daß der Zuſtand größerer oder geringerer Geſetzloſigkeit für die bürgerliche Geſellſchaft auflöſend wirkt. Unſere Patriarchaliſten ſind freilich der Meinung, daß die phyſiſche Herrſchaft und Unterthänigkeit uns heilſamer, und der höchſte Wille Einer Perſon eine lebendige Rechtsquelle ſei. Aber nach geſetzlicher Ordnung ſehnt ſich unſer neueres Staatsweſen. Allerdings haben wir z. B. in Preußen viele, unermeßlich viele Geſetze. Wenn die Referendarien ſie alle wiſſen ſollten, ſo würde kaum Einer ſeinen geſunden Verſtand behalten. Aber wir haben nicht überall die rechten Geſetze, und bei allem Ueberfluſſe zu wenige. Wir brauchen dringend ein Geſetz, welches uns von dem die perſönliche Freiheit zuſammenſchnürenden Ballaſte von Geſetzen und Polizeiverordnungen befreit, ein Geſetz, durch welches das Staatsbürgerthum erlaubt, ja nothwendig wird. In dieſer Beziehung hält uns die chineſiſch-japaniſche Welt einen Spiegel vor, den wir werthſchätzen mögen. Der Orient überhaupt gibt uns den größeren Theil der Naturgeſchichte der Knechtſchaft; lernen wir auch aus ſeiner Unmündigkeit mehr Freiheit und Würde.

Wenden wir uns zur Kirche und Theologie, ſo ſind die Studien des Orients für ſie von höchſter Bedeutſamkeit geworden. Zahlreich ſind hier die Berührungen. Das Chriſtenthum iſt ein Kind des orientaliſchen Geiſtes, und muß aus ihm heraus begriffen werden. Unſer Kirchenthum unterſcheidet ſich von dem orientaliſchen nur ein wenig im Grade: beide haben zu ihrem Mittelpuncte die äußerliche jenſeitige Autorität. Die neuere abendländiſche Entwickelung, wo und in wie weit ſie die Freiheit des individuellen Geiſtes bezweckte und erreichte, ſteht weſentlich außerhalb und über dem ſtarren Kirchenthum. Die Geſchichte und Statiſtik mancher morgenländiſchen Religion kann uns zeigen, erſtens, daß alles, was kein Werden hat, todt iſt, und das Einbalſamiren wohl Leben heucheln, aber nicht erſetzen kann, daß demnach die chriſtliche Religion und Kirche dem geſchichtlichen Geſetze des Lebens, d. h. der Veränderung, des Vergehens und der Neugeburt, eben ſo unterliegt wie alle andern; zweitens, daß das Pointiren der Gläubigkeit, die Prätenſion der Frömmigkeit die letztere völlig aufhebt, da das Weſen der Frömmigkeit gerade in der Unbefangenheit beſteht. Die moderne Chriſtlichkeit, die im Frömmigkeitsſtolze ausgeſprochene Unſittlichkeit, unſer wiſſentliches oder ſich ſelbſt belügendes Phariſäerthum, die raffinirte wollüſtige Aſceſe und die ſeraphiſche Liebe, alles dies gehört dem Verfall und der Fäulniß der Kirche an. Die Urbilder davon liefert uns der Orient, deſſen Geſchichte auch allem dergleichen das Urtheil ſpricht. Nicht das Kirchenthum, ſondern die ſittliche Macht iſt die lebendige Seele der religiöſen Geſellſchaften. Die chriſtlichen Eiferer werden beſchämt durch Leute, wie Mehemed Ali, Vorſteher der Derwiſche zu Salonichi, welcher zu einem Reiſenden*) ſagte: „Wir ſind alle Gottes Kinder, Chriſten, Türken, Juden u. ſ. w. Es iſt nur Ein Gott; Chriſtus, Muhamed, Moſes ſind Lehrer und Propheten. Ohne Gott kann Niemand einen Finger rühren. Er weiß es, warum er die Welt ſo eingerichtet hat. Wir aber müſſen uns alle wohlthun unter einander, nicht haſſen."

Man ſieht an dieſem Ausſpruch, daß auch der Orient Züge von Verehrung des ſittlichen Geiſtes bewahrt hat. Im Allgemeinen muß das Studium der morgenländiſchen Religionen uns Beſcheidenheit lehren und den Hochmuthsteufel des ausſchließlichen Seligmachens austreiben helfen. Die engherzige, gedankenloſe Beſchränktheit ſo vieler Theologen und Pfarrkinder in der eigenen Nationalität und Kirchlichkeit muß vor dem aufgerollten großartigen Gemälde eines ganzen Welttheils mit ſo verſchiedenen Sitten und Religionen, wie Aſien, betroffen werden; vielleicht, daß ſie darüber auch nachzudenken beginnen. Ueberhaupt ſchon lehrt die zünftige Theologie den Denker nichts weiter, als daß ſie ihm nicht genügt; weßhalb Brougham die Theologie definirte als die Kunſt zu lehren, was keiner weiß. Aber gar die theologiſche Anmaßung, welche aus einer Reihe gleichartiger Zuſtände einzelne Dinge und Zeiten herausgreift und dieſer eine angeblich nirgends ſonſt vorhandene Göttlichkeit vindicirt, ſperrt ſich gegen die Geſetze der allgemeinen Menſchheitsentwickelung und insbeſondere gegen die Geſchichte des Orients. Die letztere zerreibt die chriſtliche Offenbarungstheorie zu Staub. Daß das Chriſtenthum etwas ſpecifiſch Geoffenbartes, und das Göttliche durch Pachtcontract an Eine Kirche übergegangen ſei, findet ſchon darin ſeine widerlegende Parodie, daß alle Religionen daſſelbe Lied ſingen. Gar zu ſeltſam wäre es auch, wenn alle Religionen nur vorhanden wären, damit ſie der chriſtlichen Gläubigkeit als Gegenſtand des Mitleids, der Verachtung und des Spottes dienten. Sähe man ein, daß die fremden Völker auch für ſich ſelbſt eine Bedeutung haben, ſo würde das Miſſionsunweſen weniger graſſiren, und die kindiſche Vorſtellung z. B. des Miſſionärs Medhurſt wegfallen, welcher es höchſt traurig findet, daß die jährlich ſterbende Million Chineſen nicht ſelig werde. Auch die muhamedaniſche Welt iſt wohl noch mehr als bloßes Brennholz für die Hölle; eben ſo darf man den Buddhaismus, die verbreitetſte aller Religionen, nicht über die Achſel anſehen. Das Kirchenthum des ganzen Orients iſt dem unſrigen viel zu ähnlich, als daß man nicht ſchon deßhalb mit dem Verdammen zu ewiger Pein etwas vorſichtig und ſparſam ſein ſollte. Der Katholicismus namentlich kann dem Buddhaismus kaum den Bruderkuß verweigern. Oder was ſind die Ceremonien und die Betwindmühlen der Buddhaiſten anderes, als die Seligkeitsmaſchine der römiſchen Tauſendkünſtler?

---

*) Ritter Prokeſch von Oſten, deſſen Intelligenz bei dieſer Gelegenheit unter der türkiſchen blieb.

In der That, ohne den Orient zu befragen, würden die Occidentalen in zu vielen Räthſeln ſtecken bleiben. Manches Thun und noch mehr Laſſen können wir vom Oriente lernen.

K. Nauwerck.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Erſter Band.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1846.

Sächsische
Landesbibliothek
- 2 DEZ 1966
Dresden

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

Dem Andenken

Theodor Echtermeyers.

Dieſer Band ſei ihm gewidmet. Ich könnte ihm alle viere widmen. Denn ſeiner Anregung verdanke ich alle die Studien, aus denen ſie entſprungen ſind, alle die Erfolge, die ſich an die Arbeit jener Zeit knüpfen und den ehrenvollen Haß unſrer Feinde, der ihm durch ſeinen frühen Tod entging, mir nun aber gewiß als unbeſtrittenes Erbtheil zufällt. Ich trete ſie an, dieſe Erbſchaft, und zugleich erneuere ich den ganzen Proceß, den wir damals vor dem Publicum anhängig machten, in meinem eignen Namen.

Dazu hab' ich Echtermeyers Studien, ſoweit er ſie in unſerem Manifeſt gegen die Romantiker niedergelegt und ſoweit ſie meiner jetzigen Anſicht der Sache entſprechen, benutzt, in dem erſten Buch die Partie über die Stürmer und Dränger und Jung Stilling, in dem zweiten eine Partie über Göthe und Jean Paul, beides tritt hier jedoch in einen neuen Zuſammenhang. Im dritten Buch iſt ſeine Charakteriſtik Schellings in vielen Punkten benutzt; doch hatte ihn Echtermeyer, nach der damaligen Auffaſſung der neueſten Philoſophie, gegen Fichte zu ſehr hervorgehoben und ihm im Anfange das Verdienſt zugeſchrieben, „die Richtung von Novalis dem denkenden Geiſte zugeführt zu haben,“ während es ſich doch ſogleich zeigt, daß Schellings „intellectuelle Anſchauung“ nicht als ein Fortſchritt über Fichte's „intellectuelle Anſchauung“, ſondern ein entſchiedener Abfall vom Denken in die Viſion iſt, wie dies auch ſchon Hegel ganz richtig bemerkt hat, d. h. Schelling führt in der reactionären Richtung von Novalis vielmehr aus dem denkenden Geiſte heraus. Echtermeyer erließ es Schelling nicht, ihm den Abfall von der Philoſophie nachzuweiſen; er that dies aber mehr in der Entwickelung dieſes Mannes zu ſeinen Conſequenzen, als in ſeinem erſten friſchen und anregenden Auftreten. Der Abfall iſt von vorneherein entſchieden. Novalis und nach ihm Schelling reagiren erſt ohne es zu wiſſen, dann wiſſentlich gegen das Fichtiſche Freiheitsprincip, und ſind die Väter der Romantik.

„Die Tradition der Salons und der romantiſche Katechismus" beruht auf ſpeciellen Studien, die Echtermeyer in ſeinem Umgange überall mit feiner Beobachtungsgabe gemacht hatte und die damals unter uns vielfach beſprochen und an den Romantikern unſerer Bekanntſchaft bewährt wurden. Die Faſſung dieſer Partie war gleich Anfangs nicht von Echtermeyer, der Stoff vollſtändig; denn er war nun einmal Virtuos in dieſer Beobachtung und in der unausgeſetzten Bereicherung ſeiner romantiſchen Curioſitätenſammlung. Auch bei der Tieck'ſchen Novelliſtik und der Darſtellung von Gentz bitte ich die Herrn Romantiker, ſich Echtermeyers zu erinnern.

Ich habe die Darſtellung des Ganzen von einem freieren Geſichtspunkte aus unternommen, ſie iſt dadurch beſſer und wahrer geworden; aber ich verhehle es nicht, daß dies nur ein Verdienſt der Zeit iſt, die ich noch mitgelebt und genoſſen. Der Plan, auch der Plan einer Reviſion unſerer damals gemeinſam vollzogenen Arbeit gehört meinem verſtorbenen Freunde, der in dieſen Studien viel heimiſcher und zu weiten Ueberſichten vorbereiteter war, als ich es ſelbſt jetzt noch zu ſein glaube.

Zürich, den 1. Auguſt 1846.

Arnold Ruge.

Unſre

Claſſiker und Romantiker

ſeit Leſſing.

Geſchichte der neueſten Poeſie und Philoſophie.

Von

Arnold Ruge.

1
2
3
4

1
2
3.
4
5
6.
7.
8.

9.

10.

1.

2.

Inhalt.

Seite
Dem Andenken Theodor Echtermeyers . . . VII

Einleitung.

Die Aufgabe 1
Die Claſſiker 5
Die Romantiker 7
Nothwendigkeit dieſes Gegenſatzes . . . 11

Erſtes Buch

Leſſing . . . 18
Jacobi . . . 28
Hamann . . . 52
Jung Stilling . . . 64
Claudius . . . 73
Die Fürſtin Gallitzin . . . 77
Friedrich Stolberg . . . 81

Die Stürmer und Dränger.

a) Leidenſchaft und Empfindſamkeit . . . 91
b) Naturſchwärmerei . . . 95
c) Das Schauſpielweſen, Lavater und die Ruhmſucht . . . 100
d) Genie, Originalität und Kraft . . . 108
Klopſtock, Voß und der Göttinger Dichterbund, Wieland, Bürger und Heinſe . . . 112
Hippel . . . 119

Zweites Buch

Kant.

a) Die populäre Philoſophie vor Kant . . . 130
b) Kants Kritik und Metaphyſik . . . 134
c) Die ethiſche Seite der Kantiſchen Philoſophie . . . 143
d) Die Periode Kants . . . 152
Herder . . . 157

Seite
3. Schiller . . . 172
4. Göthe . . . 195
5. Fichte . . . 216
6. Jean Paul . . . 229

Drittes Buch.

1. Novalis . . . 247
2. Schelling . . . 277
3. Friedrich Schlegel und die Doctrin der Romantik 303
  1) Die Ironie . . . 304
  2) Die Frechheit . . . 307
  3) Die raffinirte Wolluſt . . . 311
  4) Das geniale Sein und Negetiren . . . 313
  5) Die Liebe ohne Gegenſtand . . . 317
  6) Die Naturehe . . . 320
  7) Sehnſucht und Ruhe . . . 324
  8) Ueberſicht der romantiſchen Doctrin . . . 328
4. Auguſt Wilhelm Schlegel und die romantiſche Propaganda . . . 334
5. Tieck und die Poeſie der Romantik . . . 353
  1) Die Lyrik der beiden Schlegel . . . 355
  2) Tieck's Lyrik . . . 359
  3) Tieck's Mährchen und Komödien . . . 374
  4) Tieck's Novelliſtik . . . 382
6. Zacharias Werner, Clemens Brentano, Achim v. Arnim, Fouqué . . . 386
7. Die Tradition und die Ariſtokratie der „Geiſtreichen" 392
  Romantiſcher Katechiſmus . . . 430
8. Friedrich von Gentz und die politiſche Conſequenz der Romantik . . . 432
9. Die romantiſchen Generationen . . . 451
10. Platen . . . 455
  Schluß . . . 463

Einleitung.

1. Die Aufgabe.

Die Deutſchen haben in der Poeſie und Philoſophie
ine Höhe erreicht, die ſie unter den übrigen Völkern
uszeichnet. Vielleicht ſollte es nur für den Augenblick
ein, denn es ſcheint, daß ſie raſch wieder herabſteigen.

Wir ſind die Zeitgenoſſen dieſes Ruhmes und ſeiner
efahr; ſollen wir den Ruhm nicht ſichern, der Gefahr
icht begegnen? — Es wäre wohl Pflicht, daß Jeder ſeine
anze Kraft daran ſetzte; aber iſt auch ein Erfolg zu
offen? Iſt es nicht dahin gekommen, daß man den
uhm für einen Vorwurf und die Gefahr für den nächſten
Beg der Rettung hält, indem man unmuthig eine Ver-
angenheit aufgiebt, die uns nichts, als eine ſolche Gegen-
art erzeugen konnte? Die großen Führer unſerer geiſti-
n Bewegung, welche aus der troſtloſen Wirklichkeit in
s freie Land der Träume und Gedanken auswanderten
d über bürgerliche Freiheit und menſchliches Recht der
elt nur verſtohlen ihr Innres offenbarten, werden ſchon
n Vielen geſcholten, als hätten ſie mehr geſchadet mit
m was ſie unterlaſſen, als gefördert mit dem was ſie
han. Und wenn das politiſche Elend verheerend durch-
ingt, alle Gemüther gegen ſich ſpannt, und mit ſeinem

ganzen Gewicht das theoretiſche Intereſſe der Gedanken- und Idealwelt niederdrückt; ſo iſt keine Macht der Welt im Stahde, den Verfall der deutſchen Poeſie und Philoſophie aufzuhalten.

Noch ſtehn wir indeſſen frei genug, um den Aufſchwung zu ſchätzen und den Verfall von Dichten und Denken auch für ein politiſches Unglück zu halten. Benutzen wir daher die Gunſt des Augenblicks zu einer Prüfung unſerer Lage und zur Muſterung unſeres Beſitzes, ohne uns von denen irre leiten zu laſſen, welche eine Geiſtesfreiheit verachten, die uns politiſch nicht einmal ſo frei zu machen vermochte, als die Engländer es ohne Philoſophie geworden ſein ſollen. Der Beſitz einer theoretiſchen Freiheit, wie kein anderes Volk ſich ihrer rühmen kann, iſt nie zu verachten. Und wären wir ſo tief in der Praxis der Freiheit, als wir weit von ihr entfernt ſind, wir müßten die Zeit, uns mit ihrer Theorie zu beſchäftigen, für die geeignetſte halten, die es geben könnte. Denn nichts iſt gefährlicher, als kopfüber in den Strudel einer zweifelhaften Revolution zu ſtürzen und ohne Stern und Compaß mit den aufgeregten Wellen an jedes beliebige Ziel zu ſchwimmen. Mögen die Franzoſen uns ein Beiſpiel ſein. Sie haben ihre groſſen Köpfe in der Revolution verſchwendet, und die Erinnerung an ihre freie Literatur mit welterſchütternden Thaten ausgelöſcht. Sie ſiechen jetzt dahin; und romantiſche Viſionäre, Pfaffen und kleine Männer, wagen es, die große Arena des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Ceremonien und Intriguen auszufüllen. Oder warum anders ſind ie Principien der franzöſiſchen Revolution, ich will nur on denen der Gironde reden, noch nicht wieder erreicht, ls weil die Philoſophie, aus der jene Principien entprangen, in den Köpfen der Franzoſen erloſchen iſt? Es iſt nicht wahr, daß Ideen nicht untergehn. Hatten doch ſelbſt die Engländer im vorigen Jahrhundert ine freie Literatur und Philoſophie! Sie haben die ranzoſen, ſie haben uns angeregt; und nun, wo iſt hre theoretiſche Freiheit? Iſt ſie nicht untergegangen? Werden nicht Byron und Shelley noch im Tode verolgt?

Diejenigen Politiker, welche uns auch im Abfall von nſerer geiſtigen Freiheit das Loos der Engländer und ranzoſen wünſchen und uns bigott und politiſch frei achen wollen, überſehn nur den kleinen Umſtand, daß ieſe beiden Völker alle ihre Leiden jenem Abfall und der inſeitigkeit ihrer Freiheit zu danken haben. Frei ſind e nur, wo ſie frei denken. Und da ſie ſich in freien ormen bewegen, ſo reicht überall ihre Praxis ſo weit, s ihre Gedanken. Nur darin ſind ſie glücklicher, als ir, daß ſie zuerſt das Nächſte und Nothwendigſte, Preſſe, echtsverwaltung, Verfaſſung, und nicht das Entlegenſte as den äußerſten Höhen der Speculation zum Gegenand ausgebildeter, freier Theorieen gemacht haben. Sie iſſen alle, was ein freier Mann ſagen und thun darf, d unter welchen Umſtänden er für ſeine Reden und haten zur Verantwortung gezogen werden kann. Sie wiſſen, daß ſie nur von geſchworenen Männern, die ihres Gleichen ſind, gerichtet und nur nach dem Geſetz beurtheilt werden können. Sie wiſſen, daß ſie die Geſetze durch ihre Abgeordneten ſelber geben, und die Anwendung derſelben nie aus der Hand laſſen.

Für uns iſt es klar: dieſe Theorieen noch zu gewinnen und die univerſellen, die wir bereits gewonnen, nicht wieder zu verlieren, darnach müſſen wir trachten. Verſäume es daher Niemand, mit aller Kraft dazu beizutragen, daß weder die Ideen, noch die Ideale, die wir in unſerer neuſten Literatur beſitzen, verſchwinden und verblaſſen, wenn er auch eben ſo ſehr, wie wir, davon überzeugt iſt, daß wir jetzt nichts Eiligeres zu thun haben, als den Engländern und Franzoſen den politiſchen Vorſprung wieder abzugewinnen, den ſie voraus haben.

Aus dieſen Gründen theile ich hier eine neue Arbeit über unſere Literatur mit, bei der ich das Manifeſt gegen die Romantik, welches ich mit Echtermeyer zuſammen ausarbeitete und in den Jahrbüchern erſcheinen ließ, nur für einige Partieen (die von E. werde ich unter dem Text bezeichnen), benutzt habe. Dort war die Hegelſche Philoſophie der Maßſtab, hier iſt es die erreichte Höhe der Poeſie und Philoſophie, und der Weg, auf welchem jenes Ziel erreicht, ſo wie die Wendung, um derentwillen ſie wieder verlaſſen wird, bildet hier den Verlauf. Die Freiheit iſt das Princip, der Kampf um ſie die Methode aller wahren Geſchichtſchreibung.

2. Die Claſſiker.

Die freien Männer unter unſern Vorfahren ſind Theoretiker. Nicht im Staate, nur in Religion, Kunſt und Philoſophie können wir nach der deutſchen Freiheit fragen. Aber auch die Religionshelden, wie die Reformatoren Luther und Melanchthon, die Pietiſten Spener und Franke, Lavater u. ſ. w., die Herderſchen und Kantiſchen Rationaliſten, dann die Schleiermacher, die Daub, die Strauß, laſſen ſich nicht zu denen zählen, welche die Freiheit wirklich erreicht haben. Die Religion *ſtrebt* nach Freiheit, aber ſie *erreicht* ihren Gegenſtand nie, er bleibt ihr immer das *vorſchwebende* Ideal oder die Idee, welche ſie eben *verwirklichen will*. Die Religion wechſelt daher, wie der Zeitgeiſt, und ſelbſt wenn ſie, wie im Chriſtenthum, das wahre Princip aller Ideale, die Humanität, erreicht hat, durchläuft dies ſo viel verſchiedene Formen, als es rohe und ſich erſt bildende Gemüther zu bewegen hat. Das *erreichte* Ideal iſt ein Gegenſtand der Kunſt, die *erreichte* Idee ein Beſitz des Gedankens oder der Wiſſenſchaft.

Wird die Idee oder der Zeitgeiſt, wie in der Religion, zur Herzensſache, ſo intereſſiren wir uns ſogleich für den Mangel, womit dieſe Gedankenwelt noch behaftet iſt, nämlich daß ihr die Verwirklichung fehlt. Wird dann dieſe Verwirklichung unternommen und ausgeführt, ſo wird die Religion zur Politik, die Herzensſache des Einzelnen zur gemeinen Sache des Staats.

Die chriſtliche Religion, welche überhaupt nicht fähig iſt, das vorſchwebende Ideal künſtleriſch zu erreichen und die innerliche Idee, die das Herz ihres Anhängers bewegt, in der Welt oder deutlicher in der menſchlichen Geſellſchaft zu verwirklichen, bringt es nicht zur Freiheit; die humane Religion aber, welche durch Kunſt und Bildung ſich den Wunſch ihres Herzens erfüllt, hört auf zu wünſchen und wird eine künſtleriſche oder ethiſche Realität. In beiden Fällen iſt der Freie erſt frei, wenn er aufhört religiös zu ſein.

Unſere freien theoretiſchen Vorfahren ſind alſo nur unter den Künſtlern und Denkern zu ſuchen; und ſie wären es auch dann, wenn die Religion in allen Herzen den richtigen Inhalt und in allen Köpfen ihren Begriff erreicht hätte.

Wenn dies richtig iſt, und die Zeit hat es ja bewieſen, ſo können in der deutſchen Geſchichte, in der es keine Staaten und keine Staatsmänner giebt, auch nur Künſtler und Denker um die Palme ſtreiten. Können ſie es aber auch wirklich? Wird ein unkünſtleriſcher Denker frei, wird ein Künſtler, der nicht denkt, es ſein? Gewiß nicht! O meine Freunde, hört auf, an die häßlichen und verzerrten Weiſen, hört auf, an die dummen und rohen Schönen zu glauben; und ihr werdet uns Deutſchen noch eine große Zukunft zugeſtehn, ihr werdet finden, daß uns die wahre Freiheit auch theoretiſch noch an allen Enden fehlt. Wie viel Werke behaltet ihr übrig, wenn es wahr iſt, daß alle, die nicht geleſen werden

nnen, auch nicht geleſen zu werden verdienen? Ich gebe
, daß unter den unlesbaren viele nothwendige und noch
ehr nützliche ſind; aber ich gebe es nicht zu, daß das
iefſte und Wahrſte nicht in ſchöner, vollendeter, warum
ll ich nicht ſagen, nicht in menſchlicher Form erſcheinen
nne. Was die Griechen in alter und die Franzoſen
unſrer Zeit ausgeführt, iſt auch den Deutſchen er-
ichbar, und was Einige unter uns erreicht, dürfen auch
och Andere erſtreben.

Ich nenne die deutſchen Schriftſteller, welche das
ahre Princip in ſchöner Form ausgeprägt, unſre
laſſiker.

3. Die Romantiker.

Wen müßten wir nun die Romantiker nennen? Alles
ebrige, den unendlichen Haufen, der ſo oder ſo unter
r Vollendung zurückbleibt? Nein! Man würde damit
les Gewicht auf Talent und Form legen, auf das Ta-
nt für die Wahrheit und auf das Glück, ſie darzuſtellen.
ir haben aber nicht von dem Claſſiſchen im Allgemei-
n, ſondern von unſern Claſſikern, von beſtimmten
utſchen Schriftſtellern, alſo von einer hiſtoriſchen Form
d Vollendung geſprochen. Das Claſſiſche und Roman-
che darf man nicht ohne Rückſicht auf den geſchichtlichen
ſprung erklären wollen. Nennt man die ſchöne Huma-
ät der alten Welt und die Erſcheinung derſelben in
heren angemeſſenen Formen der künſtleriſchen und ethi-
en Freiheitswelt das claſſiſche Alterthum, ſo iſt

das romantiſche Mittelalter, die überſchwengliche Sehnſucht und Innerlichkeit des Chriſtenthums, die alle Geſtaltung, ja die ganze Welt verſchmäht, ſein Gegenſatz in der Geſchichte. Das Chriſtenthum giebt das Princip der Humanität nicht auf, aber es verſetzt den Menſchen in den Himmel oder, was einerlei iſt, in die unerreichbare Innerlichkeit des Gemüthslebens; das Ideal des Chriſtenthums iſt der unerreichbare Gott (Chriſtus), das Ideal des griechiſchen Alterthums war der dargeſtellte Gott, der ſchöne Menſch; die Dichter und Künſtler machten ihnen die Götter. Die ethiſche Idee verwirklicht der Grieche im Staat. Der Chriſt in ſeiner Sündhaftigkeit kann auch ſie nicht erreichen, nur erſehnen und hoffnungslos erſtreben. Weder ſeinen Gott, das Ideal, noch ſeine Tugend, den Endzweck der ethiſchen Welt, hat er in ſeiner Gewalt. Die Befriedigung nennt er die „Verſöhnung“ der entzweiten Gegenſätze (Menſch und Gott, Wirklichkeit und Begriff), die nur von Außen gegeben, nicht durch die eigne Kraft des Menſchen erreicht werden kann. Das entſchiedene ganze Chriſtenthum will Religion (Sehnſucht, Streben nach dem Idealen und Wahren) ſein und bleiben; es will ſich weder künſtleriſch, noch philoſophiſch, noch ethiſch realiſiren laſſen.

Im Lauf der Zeit haben Philoſophie, Kunſt und Staat dieſen Widerſtand theils verborgen und auf Umwegen, theils durch einen directen Gegenſatz überwunden. Die Welt hat ſich an dem Alterthum wieder orientirt und humaniſirt; ſie hat ihre Verworfenheit, die das Chriſtenthum behauptete, ſelbſt verworfen und vielmehr die Erreichbarkeit des Idealen, des Wahren und einer ethiſchen Weltordnung (des freien Staates) zu ihrer Herzensſache, zur Religion gemacht.

Es iſt die Aufklärung, welche in allen drei Gebieten, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat, der überſchwenglichen unerreichbaren Innerlichkeit (oder Jenſeitigkeit) des Chriſtenthums entgegentritt. Die Aufklärung behauptet die Wahrheit der Wiſſenſchaft, die Wirklichkeit der Tugend und Freiheit, endlich die Exiſtenz des Ideals durch die Kunſt. Sie geht bei allen drei Behauptungen von den Thaten und Exiſtenzen des claſſiſchen Alterthums aus, und ihr Werk beginnt mit den claſſiſchen Studien, die ausdrücklich Humanitätsſtudien genannt werden, ſodann mit der franzöſiſchen und engliſchen Philoſophie, die ſich von der Scholaſtik losreißt und auf ihre eigenen Füße ſtellt. Endlich nachdem die Reformation durch die Univerſitäten und die freie Forſchung einen großen wiſſenſchaftlichen Aufſchwung herbeigeführt hatte, tritt durch die franzöſiſchen und engliſchen „Freidenker" im achtzehnten Jahrhundert das eigentliche **Aufklärungszeitalter** ein.

Shaftesbury, Hume, Bolingbroke, Voltaire, Rouſſeau, Diderot, d'Alembert, Boulanger, Robinet, das **Systême de la Nature**, wirkten auf Deutſchland ein. Unſere Philoſophie und Literatur in ihren bedeutendſten Vertretern ſchließt ſich an ſie an in Friedrich II., Leſſing, Nicolai, Wieland, Kant und ſo fort.

Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts iſt entweder Kritik und Polemik gegen das von Natur und Humanität abgewendete Chriſtenthum, oder poſitive philoſophiſche Verwirklichung des freien und eignen Wiſſens, künſtleriſche Beſitznahme der Idealwelt vornehmlich in der Poeſie, und politiſche Erkämpfung der freien ethiſchen Weltordnung, der Staatsfreiheit. Es iſt aber nicht unrichtig, wenn man die freien künſtleriſchen und ethiſchen Geſtaltungen nicht als ein Geſchäft, ſondern als eine Folge der Aufklärung betrachtet; man ſondert alsdann das Theoretiſche und das Praktiſche des neuen Zeitgeiſtes, deſſen Epoche wir mit Einem Wort die Aufklärungszeit nennen.

Gegen dieſe Epoche der Aufklärung und ihre Producte in Philoſophie, Poeſie und Politik lehnt ſich das Gemüth mit der Sehnſucht nach dem Unbegreiflichen, dem Unendlichen, dem „unerreichbaren“ Ideal und mit dem Gefühl der ethiſchen und wiſſenſchaftlichen Unzulänglichkeit des Menſchen auf. Die Humanität fand man trivial, die Kritik der Religionsmyſterien ſeicht, die Philoſophie war bloßer Verſtand und mangelhaftes Wiſſen, die Poeſie deſto beſſer, je dunkler, je ſehnſüchtiger, je religiöſer ſie war, Poeſie wurde das Wunderbare, das Ueberſchwengliche ſelbſt und der Staat ein ſo unbegreifliches myſteriöſes Weſen, daß Alles verkehrt erſchien, was verſtändige Menſchen von ihm verlangt und an ihm gethan. Das Chriſtenthum, welches ſich nicht in Humanismus auflöſen läßt, iſt Romantik. In dieſem Sinne können wir ſagen:

as Princip des Claſſiſchen ſei der Humanismus, das es Romantiſchen das Chriſtenhum, welches ſich dem Griechen- und Römerthum entgegenſetzte, iſt ein anderes, als das moderne Glaubens-, Gemüths- und Sehnſuchtstreiben, welches ſich dem Zeitlter der Aufklärung und der Revolution entgegenſetzt. ie Romantiker unſerer Zeit gewinnen ihre beſtimmte arbe durch den Gegenſatz, mit dem ſie kämpfen.

Ich nenne unſre Romantiker die Schriftſteller, elche mit den Mitteln unſerer Bildung der Epoche der ufklärung und der Revolution entgegentreten und das rincip der in ſich befriedigten Humanität auf dem Geiet der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Ethik verwerfen nd bekämpfen.

4. Nothwendigkeit dieſes Gegenſatzes.

Kunſt, Wiſſenſchaft und politiſche Freiheit führen den Menſchen zu einer Befriedigung ſeiner Natur. Die Beriedigung währt aber nur ſo lange, als ſein Gefühl der ſeine Einſicht mit den erreichten Formen durch die nruhe der innerlichen Arbeit des Geiſtes nicht in Widerreit geräth. Jeder, auch der vollkommenſte Zuſtand beiedigt nicht, wenn er feſtgehalten werden muß; der ußerlich glückliche Menſch wird eben darum blaſirt, weil m das Unglück fehlt. Zur Befriedigung iſt der nothendige Gegenſatz der Mangel, zur Verſöhnung der Zwiealt. Ueberall wo eine claſſiſche Realität in der Geſchichte reicht wird, tritt daher die romantiſche Oppoſition auf, und ſie bleibt ſo lange eine unbeſtimmte, ſchwankende, ganz allgemeine Sehnſucht nach etwas Beſſerem, bis dieſes Beſſere entdeckt und zum bewußten Ziel des geſchichtlichen Kampfes gemacht wird. Iſt der Grund aller Romantik das unruhige aufſäſſige Gemüth, ſo iſt die Ueberwindung dieſes Empörers eine neue Epoche der Freiheit und der Befriedigung der Menſchheit in ihr. Die Gemüthsunruhe und Sehnſucht iſt der Sauerteig der Geſchichte.

Hat die Wiſſenſchaft mit Fleiß und Methode ein Problem gelöſt, ſo iſt die Welt noch lange nicht geneigt, ſich den Erwerb anzueignen, und jede Laune ſchafft ihr neue Zweifel; hat die Kunſt in ewigen Formen die geiſtigen Tiefen ans Licht gebracht, ſo führt den Menſchen ſein Trieb, ſelbſt dieſe That zu thun, in die Tiefe zurück; hat der Staat eine Form der Freiheit errungen und zum Geſetz erhoben, ſo iſt es das Geſetz ſelbſt, welches die unruhige Seele in ihrem Treiben und Wirken hemmt und beugt. Der letzte Grund aller Bewegung der geiſtigen Welt iſt das Gemüth und ſeine Willkür. Es beginnt ſein Treiben und Gähren lange bevor das Geſetz der Schönheit, der Freiheit und der Wahrheit durch Arbeit und Beſinnung in die Welt kommt, und es beginnt mit doppelter Energie zu gähren und zu treiben, wenn ihm dieſes Geſetz überwältigend gegenübertritt. Die Willkür des Gemüths in Trieb, Sehnſucht und Leidenſchaft iſt auf dieſelben Güter gerichtet, welche die ſelbſtbewußte Geſetzlichkeit durch ihre

Arbeit erwirbt; das Gemüth und ſeine Leidenſchaft zu ſchätzen, iſt daher Jedem unbenommen, der es nur nicht verſchmäht, dieſe Kraft richtig zu leiten. *Das Gemüth für ſich* aber iſt das ungebändigte, naturwüchſige Weſen des Geiſtes. Seine Neigung und Abneigung, ſeine Liebe und ſein Haß ſind unberechenbar, nicht von Gründen der Vernunft beſtimmt, ſondern *in der Natur* des Individuums als magnetiſcher Zug oder als abſtoßender Pol gegeben; ſeine Thätigkeit in der *Kunſt* iſt viſionär und excentriſch, die von keiner proſaiſchen Beſonnenheit gebändigte Phantaſie; dies iſt die verwilderte Genialität, ie auch in der *Wiſſenſchaft* als ein zufälliges Umherappen nach Einfällen und Lieblingsgedanken, nach Aphoismen und Gedankenſpänen, in unberechenbarer *Naurbeſtimmtheit* erſcheint und in der *Religion* ben die unbeſtimmte, dunkle Gemüthsbewegung, den Pietismus, oder die phantaſtiſche Viſion, die Myſtik, zum Princip macht, den Enthuſiasmus für das Ideal des Humanismus dagegen nicht für Religion anerkennt. Im Staat endlich findet ſich der Gemüthsmenſch von ratioellen Geſetzen beleidigt und gedrückt, er erwartet auch ier Naturbeſtimmungen und die Willkür ſeines Herzens ieder zu finden. Die *Romantik* bleibt bei dieſer Eineitigkeit der *Gemüthsſeligkeit* ſtehn. In ihr laufen ie äſthetiſchen, wiſſenſchaftlichen, religiöſen und politichen Fäden zu dieſem gemeinſamen Einſchlag zuſammen nd bunt durcheinander, wie denn die unklare Gährung berhaupt, in welchem Gebiete es ſei, dieſes Flüſſigmachen und dann wieder dieſes Perſönlichwerden des Subſtantiellen in dem beſonders dafür disponirten, „genaturten“ Subject ihr Weſen iſt.

Anders iſt es, wenn das *Gemüth* in ſeiner Bewegung durch den *beſonnenen Geiſt* gezogen, gebildet und beherrſcht wird. Der Wallung, der Phantaſie- und Herzensbewegung giebt die Welt und der einzelne Menſch ſich hin gerade in den Augenblicken, wo er in der Aneignung ſeines Gegenſtandes arbeitet; ohne dieſe Begeiſterung gäb es keine Geſchichte und weder Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch Religion; ja die Religion iſt ganz eigentlich die Aufnahme des Idealen in das intimſte, perſönlichſte Intereſſe; aber die Gemüthsgährung, die Begeiſterung, die perſönliche Betheiligung gewinnt erſt ihren Werth und ihre Wahrheit durch die Bändigung, die ſie vom *ſelbſtbewußten* Geiſte erfährt: „der Gott im Buſen“ muß ſich nicht bloß fühlen und mit zufälligen Orakeln offenbaren, er muß ſich *wiſſen* und der *beſonnene* Herr des Buſens ſein, den er bewegt. Die Gährung des *naturbeſtimmten* Geiſtes, des Gemüthes und der Phantaſie, d. h. des Sinnlichgeiſtigen, hat daher das *Selbſtbewußtſein* ſich gegenüber, und je mehr das erregte Subject *ſich fühlt*, deſto nothwendiger iſt ihm die Erkenntniß, daß ſein beſtes Beſitzthum gerade nicht ſein eigenes, ſondern ein Allgemeines ſei. Zu allen Zeiten iſt daher die ſubjective Willkür und vornehmlich das Getreibe und Gewalle der Gemüthswirthſchaft, *ſeitdem* es durch den *Proteſtantismus* hiſtoriſche Geltung gewonnen, von der Philoſophie ergriffen und zur Raiſon gebracht worden, wie es ſeinerſeits gegen die Abſtractionen der einſeitigen Philoſophieen den ganzen Menſchen mit ſeinem dunklen Drange geltend machte. Als mit Spener und den erſten Pietiſten das Princip der freien Subjectivität, welches die Leibnitz'ſche Philoſophie in dem Princip des Individuums denkend ergriff, im Gemüthsleben hervortrat und weiter zum Taumel übertrieben und zum Herrnhuterweſen verbildet wurde, da zeigte ſich die Wolfiſche Philoſophie mit ihrer Verſtändigkeit als der Gegner, und als nun wieder dieſer verknöcherten Geſtalt und der Dürre der deutſchen Aufklärung gegenüber die Leidenſchaft der Stürmer und Dränger, die Schönſeligkeit des Jacobiſchen Kreiſes, der anonyme Wurm Hamann's, die krankhafte Frömmigkeit und ihre Empfindſamkeit zum Princip erhoben wurden, ſtand die Kantiſche Philoſophie dieſer Gährung als Bändiger und Bewältiger gegenüber.

Die Schiller-Göthiſche Poeſie iſt die claſſiſche Form, in welcher mehr als die Bändigung der dunklen Seite des Zeitgeiſtes durch den klaren vorliegt, in welcher vielmehr die Verſöhnung der Leidenſchaft, des Gemüths, der Natur mit dem beſonnenen freien Geiſt gefeiert wird. Dieſe Dichter ſind die Heroen des Humanismus, die Freien, die ſich ſelbſt beherrſchen. Endlich die Romantiker als ſolche, die das Schelling'ſche Princip der Anſchauung des Abſoluten in der Form phantaſtiſcher und genieſüchtiger Erregung darſtellen, bändigt die Hegelſche Philoſophie, ſo wie ihren Nachkommen, den heutigen Pietiſten, den politiſch-religiöſen Romantikern und den Jungdeutſchen das wiſſenſchaftliche Bewußtſein unſerer Zeit, die gereinigte, von der ihr anklebenden Trübe der Romantik befreite Philoſophie entgegentritt. In dieſer Gegenwirkung des beſonnenen Geiſtes gegen die trübe Gährung, alſo gegen die noch unfreie Selbſtbefreiung auf dem Boden des Gemüths und der ſubjectiven Willkür, liegt der Entwicklungsproceß, den wir gegenwärtig durchzumachen haben. Wir ſind in ihm, ſo lange die Romantik politiſch herrſcht, von dem vollen Genuß einer neuen weltbefriedigenden Geiſtesbewegung ausgeſchloſſen. Polemik, Zorn, Andrang gegen die Schranken der Freiheit in allen Gebieten hindern die meiſten Menſchen ſelbſt an den Verſuchen einer künſtleriſchen Befriedigung, und nur wenigen wird es vergönnt ſein, in ſchönen Gebilden der Phantaſie die Zukunft vorweg zu nehmen und den Uebrigen prophetiſch vorzuführen. Der Bruch zwiſchen der romantiſchen Willkür und der menſchlichen Freiheit iſt zu einer ſolchen Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit gediehen, daß ſelbſt die theoretiſchen Formen der Freiheit in Poeſie und Philoſophie nur noch eine factiſche, keine rechtliche Exiſtenz mehr haben. Aber die politiſche Freiheit wird dadurch das Bedürfniß aller Sphären der Geſellſchaft, und nur um ſo ſicherer und nothwendiger das Reſultat dieſer Gährung ſein.

Wir haben den Charakter und die Nothwendigkeit des Gegenſatzes der Freiheit und der Romantik nachgewieſen. Wir werden die humanen claſſiſchen Geſtalten nicht ohne Intereſſe auf- und untertauchen ſehn; aber wir werden die Polemik hier nicht zu unſerer Aufgabe machen, ſie vielmehr dem nothwendigen Verlauf der Geſchichte überlaſſen. Dieſe iſt ſo neu, daß ſie ſo gut, als gegenwärtig iſt und überall von ſelbſt den Beifall und den Widerſpruch hervorrufen wird, von dem die Herzen erfüllt ſind.

Erſtes Buch.

1. Leſſing.

1729—1781.

Leſſing iſt dafür bekannt, daß er ſeine Zeit in der Poeſie, in der Auffaſſung und Benutzung des Alterthums, in der Aeſthetik und in der religiöſen Aufklärung beherrſchte. Er wurde ſelbſt von denen anerkannt und verehrt, die wir jetzt zu ſeinen Gegnern rechnen: ich nenne nur Jacobi, Hamann und Claudius; und wenn auch Nicolai und Moſes Mendelsſohn durch ihre aufgeklärten Schriften viele Verehrer und große Erfolge erlangten, ſo gab doch erſt Leſſings Geiſt, Gelehrſamkeit und Kraft ihrer Richtung den unwiderſtehlichen Nachdruck, der bis auf unſre Zeiten herab wirkt und Stich hält.

Nicolai und die Berliner ſind die Sündenböcke der Aufklärung geworden, als die geniale Reaction gegen ſie auftrat; an Leſſing haben ſich dieſe Genies nicht gewagt, es müßte denn ſein, daß man ihre Genehmigung ſeines eignen Bekenntniſſes: „er ſei kein Dichter," für eine Kritik nehmen wollte.

Leſſings Wirkung iſt alſo eine univerſelle auch in dem Sinne, daß er die Gegenpartei zwang, wenn nicht ſeine Principien, doch wenigſtens ſeinen Geiſt und ſeinen Sieg über die ihrigen anzuerkennen.

Dennoch ſind alle die Verdienſte, die man ihm zuſchreibt, noch nirgends unter Einen Geſichtspunkt gefaßt. Man ſtand ihm zu nah, um ſeine ganze Größe zu faſſen, oder man ließ ſich durch die herkömmlichen Eintheilungen der geiſtigen Thätigkeiten irre machen. Weder die Philologen, noch die Philoſophen, noch die Dichter, noch die Theologen, noch die Aeſthetiker, — keine Gilde erklärt ihn bei ſich für zünftig; und da dieſe Zünfte noch immer nicht aufgehoben ſind, ſo hat Leſſing es büßen müſſen, daß er draußen blieb und beiläufig dem Philologen Klotz, dem Theologen Göze und einer Menge Aeſthetiker und Dichter den Kopf wuſch. Alle die über Leſſing geredet, ohne die Schwachheiten der Gilden und Kaſteneintheilung los zu ſein, ſind nicht berufen, ihn zu beurtheilen, und ſofern ſie noch bis heute darin ſtecken, wird Leſſing auch immer noch nicht verſtanden.

Das beſte Urtheil iſt immer noch das gewöhnlichſte, Leſſing als Reformator in Kunſt und Wiſſenſchaft zu feiern; aber es iſt nicht umfaſſend genug. Oder ſoll man ſeinen Antigöze mit zur Wiſſenſchaft rechnen? Es iſt doch klar, daß er mit dieſen ſchönen Waffenthaten ſeiner letzten Jahre, denen wir das avancirteſte Wiſſen und die vollendetſte polemiſche Kunſt zuſchreiben, dennoch ſich nicht an die Wiſſenſchaft, ſondern an das aufgeklärte religiöſe Bewußtſein der Zeit wendete, und es iſt eben ſo klar, daß er die aufgeklärteſten Theologen immer noch nicht bis zu ſeiner Höhe hinaufriß. Konnte ihn doch ſelbſt Herder, der ihm nacheiferte, nicht erreichen; ja, er ahnete nicht einmal, wie viel mehr, als Theologe, ſein großes Vorbild geweſen war.

Und was war er denn geweſen? was iſt er in Wahrheit? Er hat zu Deutſchland die Stellung, wie Voltaire zu Frankreich. Er iſt der Patriarch der deutſchen Geiſtesfreiheit. Leſſing ſtellt poſitiv in Werken des freien Geiſtes der Kunſt und der Wiſſenſchaft und polemiſch gegen die kaſtenartig und in gläubiger Gewohnheit gebundene alte Welt die deutſche Aufklärung dar. Niemand thut es würdiger, edler und tiefer. Er ſammelt für Deutſchland die ganze humane und freie Geiſtesrichtung der Zeit in Einen Brennpunkt, und indem er das Fremde und das Antike germaniſirt, giebt er zugleich dem Zeitgeiſt eine neue Geſtalt. Er iſt ein freier Gelehrter, ein freier Künſtler, ein freier Menſch und einer von den wenigen Männern, welche ihre Zeit zu einem Abſchluß bringen und dadurch die nothwendige Grundlage der Zukunft werden. Es iſt nicht bloß unſere Kunſt und Wiſſenſchaft, es iſt auch das religiöſe und univerſelle Zeitbewußtſein, welches von ihm ausgeht, und es würde auch das politiſche ſein, wenn Leſſing dem deutſchen Publicum nicht wenigſtens für damals alle Gelehrigkeit in der Politik abgeſprochen hätte. Sein Brief an Nicolai, in dem er die religiöſe Freiheit unter dem großen Friedrich lobt, ſpricht ſehr bitter über das politiſche Helotenthum ſelbſt unter dem milden Scepter ſeines Helden. Und warum er ſo feſt gegen die Zeloten zu Felde lag? Weil wir keine Hoffnung auf politiſche Freiheit hätten, ſo müßten wir wenigſtens die religiöſe mit aller Kraft aufrecht erhalten. Hätte Leſſing dies aber auch nicht ſelbſt mit großem Ernſt hervorgehoben, ſo würde immer noch Jacobi's claſſiſche Schrift „Etwas, das Leſſing geſagt hat“, genug beweiſen. Ueberhaupt iſt der Eindruck, den Leſſings politiſche und philoſophiſche Denkungsart auf Jacobi machte, ein Beweis mehr für die Klarheit und Gewalt dieſes entſcheidenden Kopfes; und wie die Erörterungen über die Politik, welche Jacobi an Leſſings Worte knüpft, von einem claſſiſchen Hauche durchweht ſind, der ſie vor allen andern Erzeugniſſen dieſes Schriftſtellers auszeichnet, ſo iſt auch die Mittheilung des Geſpräches über Spinoza viel mehr, als die Aengſtlichen und die Gründlichen darin zu ſehen gewohnt ſind. Es iſt ein kleines Kunſtwerk von ſeltener Wahrheit, es iſt, als hörte man beide Männer reden, und die Erörterungen, die ſich daran knüpften, haben mehr als ein Verdienſt, ſie haben die Scheu und die Unwiſſenheit, von denen der edle Spinoza „wie ein todter Hund“ behandelt wurde, hinweggeräumt und mit großer Begeiſterung das Problem der Freiheit gegen die Nothwendigkeit in der Bewegung der Subſtanz geltend gemacht. Und dies Alles knüpft ſich an Leſſing, dies Alles und noch unendlich mehr, nämlich eben ſo gut die wiſſenſchaftliche Freiheit der folgenden Philoſophen und Dichter, als die gläubige Jacobi's. „Doch Leſſing war kein Philoſoph.“ Eben ſo wenig als er ein Philolog war, aber die Philoſophie, die er kennt und vorausſetzt, die er verdaut hat und in Anwendung bringt, iſt die beſte von allen, welche die Welt bisher erreicht hat, und ſeine Dialektik eine Schule des Denkens, die alle Compendien der alten Logik übertrifft und auch vor der allerneuſten das voraus hat, daß ſie kein Compendium, ſondern lebendige Bewegung in den Zeitintereſſen und weithin wirkendes claſſiſches Beiſpiel iſt. Wenn aber die ſpätere Generation mit Hülfe aller ſtrengen und überſtrengen Philoſophie nur in wenigen Köpfen Leſſings religiöſe, logiſche und politiſche Freiheitsformen und -Gedanken wiedererreicht hat; ſo iſt dies nur ein Grund mehr, ihn als den großen Patriarchen unſerer theoretiſchen Befreiung und als einen noch immer lebendigen Lootſen durch alle Klippen der wichtigſten Zeitfragen zu verehren.

Leſſing hatte ſich von vornherein dem Einfluß der Alten und der freien Lebensluſt der Welt hingegeben. Er verlor ſich an kein Fach und hielt ſich mehr an das Theater, als an die Hörſäle der Univerſität, mehr an ſeine eigene Lectüre, als an die Vorleſungen, mehr an das Leben, als an den Schulwuſt. Er lernte dadurch nur um ſo mehr; und hatte er den Muth gehabt, dem Herkommen der bürgerlichen Berufswelt zu trotzen, ſo trat er auch von vornherein mit der Pedanterei der literariſchen Welt in Conflict. Er prüfte alle Autoritäten und ließ ſich von keiner gefangen nehmen.

Zu der verſchwindenden Philiſter-Periode Gottſcheds, der Schweizer und ſelbſt des moraliſchen Gellert, der eine ungemeine Wirkung ausübte und bei allen Parteien in Achtung ſtand, dann zu Hagedorn, Gleim und den übrigen Schriftſtellern des Leipziger Kreiſes, ſelbſt zu Klopſtock und Winkelmann, die einen Fortſchritt bilden, hatte Leſſing die Stellung, daß er die freie und poetiſche Bildung der Fremden und der Alten in viel weiteren Kreiſen überſah und auf ſich wirken ließ, und daß er ſowohl von der religiöſen Empfindlichkeit der beſchränkten deutſchen Welt, als von der frivolen Autorität der franzöſiſchen Claſſicität und Aufklärung frei war. Andere verwarfen an Voltaire die philoſophiſche Freiheit und ehrten ſein poetiſches Genie. Leſſing machte es umgekehrt, er ehrte in Voltaire den freien Denker und den hinreißend klaren Schriftſteller, aber er kritiſirte ſeine Dramen mit unerbittlicher Strenge und befreite die Deutſchen von der Dienſtbarkeit bei den Franzoſen, um dagegen Shakeſpeare, die Italiener, die Spanier und vor allen Dingen die Alten hervorzuheben. Seine Hamburger Dramaturgie und ſeine Kritik der franzöſiſchen Dramatiker war eine förmliche Revolution des Geſchmacks. Dieſe gewaltigen Schläge, welche die Luft wie ein Gewitter reinigten, erweckten die beſten Köpfe der folgenden Periode, obgleich es nicht verkannt werden darf, daß manches ſchwache Gehirn, durch Leſſing verleitet, in den Shakeſpeareſchen Urwäldern noch heute ohne Ziel und Compaß umherirrt, und daß die Verkennung Voltaire's und der klaren Franzoſen zu einer ſtereotypen Thorheit geworden iſt. Davon trägt indeſſen nicht Leſſing, ſondern der Unverſtand ſolcher

Nachfolger die Schuld. Leſſing ſelbſt giebt das beſte Beiſpiel der Klarheit und der Claſſicität in ſeinen Schriften und Dichtungen, ſo wie in ſeiner Anerkennung des Agathon von Wieland, ſpäter des Göthiſchen Werther, in ſeinem Lobe der Klopſtockiſchen Form und in ſeinem Tadel der Klopſtockiſchen Ueberſchwenglichkeit und religiöſen Ungenießbarkeit.

In der Kunſt iſt Leſſing, wie Klopſtock und Winkelmann, der Plaſtik und Formvollendung der Alten zugethan; doch verlor er nicht wie Klopſtock den Tact für das Bedürfniß der modernen Formen, er wählte im Nathan den engliſchen fünffüßigen Jambus und behandelte ihn ſo glücklich, daß er zum Muſter wurde. Der Gehalt aller ſeiner Dichtungen iſt ein rein menſchlicher.

In der Religion war er frei wie Winkelmann, der ſich nichts daraus machte, katholiſch zu werden, um die klare Welt der antiken Plaſtik den Deutſchen aufzuſchließen und ſich ſelbſt für ſein Leben darin zu vertiefen. Leſſing endigt ſeine Einleitung in die Erziehung des Menſchengeſchlechts mit den Worten: „Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln, oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen verdiente in der beſten Welt nichts; und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei Allem im Spiel, nur bei unſern

Irrthümern nicht?“ Im Nathan ſtellt ſich dieſe Anſicht noch gelinder und populärer dar. Sie betrifft das Dogmatiſche der poſitiven Religionen, deren ſymboliſchen Gehalt Leſſing ſo wenig verkannte, als er die Mythen und Dichtungen des Alterthums geringſchätzte. Aber Mythe, Symbol, Dogma, Poeſie war er gewohnt auf die ethiſche Welt zu beziehen. „Was iſt die Abſicht des Luſtſpiels? Die Sitten der Zuſchauer zu bilden und zu beſſern.“ Alſo ſogar des Luſtſpiels? Leſſing hat deswegen auch mit ſeiner ganzen Zeit eine Vorliebe für die Fabel, die das ausdrücklich thut, was die übrige Dichtung eingehüllt will. Der Nathan iſt ſo eine Fabel im großen Stil. Dieſe Kunſtanſicht iſt im Verlauf der Zeit überflügelt; und doch iſt ſowohl in Rückſicht auf die Religionen, Mythen und Dogmen, als auf die ſchönen Kunſtbildungen dieſe Anſicht in ihrem Kern die richtige. Das ethiſche Ideal, welches die Phantaſieſchöpfungen, wie die der Religionen und der Kunſt ausdrücken, iſt ihre Wahrheit. Darum findet Leſſing ganz conſequent in ſeinem berühmten Teſtament des Johannes, das wahre Chriſtenthum ſei in dem Ausdruck enthalten: „liebt euch untereinander!“ mit andern Worten: das ethiſche Chriſtenthum ſei die ganze Abſicht des dogmatiſchen, das Weſen des Chriſtenthums ſei das Menſchenthum, und die Liebe, die in jedem Menſchen das freie gleiche Weſen anerkennt, ſei der wahre Ausdruck der wahren Religion. Dies iſt richtig, es giebt kein anderes und kein höheres Ideal, als dieſes einfache der Humanität.

Leſſing dringt nun auf die Trennung der Philoſophie oder Wiſſenſchaft und der Religion. Auch dies iſt vollkommen richtig. Die Religion iſt die einfache Gemüthsbewegung für das ethiſche Ideal; die Wiſſenſchaft und die Philoſophie dagegen die Erforſchung und Auslegung des mannigfachen Inhalts der ethiſchen und natürlichen Welt. Jacobi theilt uns mit, Leſſing wäre Spinoziſt geweſen. Leſſing war mehr als das, er kannte die Alten und hatte ein großes Intereſſe an Leibnitz, der ihm darum ſo lieb war, weil er unendlich mehr errathen ließe, als er ſagte; aber Leſſing iſt eine ariſtoteliſche Natur: er verſenkte ſogleich ſeine Bildung in den beſtimmten empiriſchen Stoff, und ſein höchſtes Intereſſe war, dieſen zu beleben und zu vergeiſtigen, während Spinoza's Philoſophie doch nur eine Theologie iſt. Auch Leſſings Anerkennung des Ἓν καὶ πᾶν und der Gebundenheit aller Weſen in der Subſtanz, wogegen Jacobi mit der Freiheit proteſtirt, gründet ſich zwar auf Spinoza's Princip, enthält aber eine Auffaſſung der Freiheit, die Jacobi nothwendig mißverſtehn mußte, weil er nicht die innere Nothwendigkeit jedes Weſens und des Ganzen, ſondern die Unbegreiflichkeit und den geheimnißvollen Anfang aus ſich, der ſchlechthin ein individueller iſt, für Freiheit hält. Nur claſſiſche Naturen, wie Leſſing, begreifen die Nothwendigkeit als Freiheit, auch wenn ſie ſich die Einheit dieſer Gegenſätze nicht metaphyſiſch deducirt haben. Ich rede nicht von der Tagesfrage der Unſterblichkeit, die Leſſing darum nicht wünſchte, weil er ihren ethiſchen

Sinn, den unendlichen Werth des Menſchen und ſeinen Anſpruch darauf, Zweck der ſittlichen Weltordnung zu ſein, direct und ohne Symbol in Anſpruch nahm.

So führt er alle Gebiete der geiſtigen Welt in ihre einfache Einheit zuſammen, und bildet den Kern der Zukunft, die wohl ausdrücklicher, ergreifender, reicher und als ein mächtiger Baum aus ihm erwächſt, aber in Allem, was das höchſte Intereſſe der Menſchheit angeht, nichts thun kann, als dieſen unſterblichen Kern entwickeln.

2. Jacobi.

1743 — 1819.

Die Schriften dieſes liebenswürdigen edlen Mannes ſind nicht ſo ſehr darauf berechnet, uns ſeine Zeit kennen zu lehren, als ſie es wirklich thun. Jacobi war mit allen hervorſtechenden Köpfen ſeiner Zeit im Verkehr, er hat ſich an allen gemeſſen, und ſelbſt wenn er zurückfällt und, durch ſein gemüthliches Naturell gezwungen, an die Spitze der romantiſchen Richtung gedrängt wird, bleibt er in ſeinem Herzen ein Freund der Freiſten und Beſten. Seine Maxime iſt durchaus die Freiheit, und wenn es ſein Princip nicht iſt, ſo geſchieht ihm dies ſehr wider ſeinen Willen.

Friedrich Heinrich Jacobi iſt Leſſing gegenüber der Befangene, er iſt unter Leſſing. Dagegen erſcheint er freier als Mendelsſohn, er ſteht über dieſem Aufgeklärten. Jacobi iſt nicht jeder Aufklärung entgegen, er hat vielmehr die Stellung, daß er noch beide Seiten, die der Aufklärung und der Romantik, in ſich vereinigt. Entſchiedener ſind zum Beiſpiel Claudius und Hamann. Obgleich auch ſie noch Leſſing mit Achtung und Ehrfurcht betrachten, ſo wagt es doch Hamann ſchon, mit ſeiner gewöhnlichen Unverſchämtheit zu ſagen: „Im Grunde hätte der Hamburger Oelgötze bei all ſeiner Dummheit Recht.“ Jacobi vertheidigt Leſſing dagegen mit der

Bemerkung: „Leſſing ſei aufrichtig und behaupte gar nie, daß er Chriſtenthum habe.“ Leſſings Freiheit reſpectiren ſie alle, weil ſie wirklich eine iſt.

Neben Leſſings geiſt- und kraftvoller Befriedigung in einer werthvollen, ethiſchen, dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Welt, die Jacobi imponirte, bot indeſſen die deutſche Aufklärung auch eine triviale und ungenügende Form dar, mit der Jacobi durch Mendelsſohn direct in Conflict gerieth. Mendelsſohn und ſeine Freunde ſind mehr Praktiker. Sie ſuchen einfach den geſunden Menſchenverſtand, den die Wolfiſche Philoſophie erzeugt hatte, in der Welt geltend zu machen. Der Glaube an Gott und Unſterblichkeit (Deismus), ein gutes Gewiſſen und religiöſe Toleranz gegen Andersglaubende genügt ihnen zur Weisheit und zur Befreiung der Welt. Dieſe mag dann jeder ohne Sünde genießen und zu ſeiner Glückſeligkeit mit Vertrauen verwenden. Dazu iſt ſie, dazu ſind wir da.

Durch die Panacée des „geſunden Menſchenverſtandes“ und durch die „Glückſeligkeit“ dieſer einfachen Geneſung von allen Zweifeln und Qualen des Chriſtenthums wird die Aufklärung trivial. Dieſe Aufklärung befriedigt einen großen Theil der beſten Köpfe nicht. An ihr beginnt daher der entſchiedene Gegenſatz einer neuen Zeit, und alle Poeſie des Schmerzes, die in der Unſeligkeit des Chriſtenthums, aller Tiefſinn des dunklen Gemüths, wie er in Hamann, alle Leidenſchaft der ſtürmiſchen Jugend, die in den Stürmern und Drängern zum Vorſchein kommt, alle Sentimentalität der ſchönen Seelen empört ſich gegen ſie. Jacobi macht dieſen Gegenſatz in ſeiner ganzen Ausdehnung geltend, und iſt hier, wie überall, ein begeiſterter Anwald der Freiheit und des Herzens, welches ſich mit ihr erfüllt. Er hatte eine große Freude an dem Rationellen, und die unbedingteſte theoretiſche Freiheit war ihm die unbeſtrittenſte Vorausſetzung; und wenn Schelling in ſeinem „Denkmal" der Welt das Gegentheil weiß machen will, ſo gehört dies Unternehmen zu denen, die dieſem Charakter nicht zur Ehre gereichen würden, wenn er auch das Glück gehabt hätte, vor ſeinem Berliner Papſtthum zu ſterben. Eben ſo Unrecht thut ihm Hegel, wenn er ſeine Mißverſtändniſſe der Kantiſchen Philoſophie „gefliſſentliche Verdrehungen" nennt. Hegel hat dies Unrecht ſpäter wieder gut gemacht und ſogar ſein poſitives Verdienſt um die Entwickelung der Philoſophie anerkannt und dargeſtellt. Hegels zwei Beurtheilungen widerſprechen ſich. Wir dürfen der anerkennenden Recht geben, ohne Jacobi's ſchwache Seite zu verkennen.

Er konnte die Wiſſenſchaft wohl gelten laſſen. Es koſtete ihm wenig zu ſagen: „der Atheismus ſei ihr Princip." Denn „ein Gott, der gewußt würde, wäre kein Gott." „In der Wiſſenſchaft organiſirten wir nur unſre Unwiſſenheit." „Das Wahre könne nicht gewußt werden." Er ſetzte der Wiſſenſchaft die Grenze der ſinnlichen Welt und nannte „Vernunft das Vermögen des Ueberſinnlichen, deſſen was wir aus Geiſtesgefühl wiſſen und von dem wir ſagen, daß wir es glauben." „Nicht eine alle Wunder vertilgende Wiſſenſchaft, ſondern ein neben der Wiſſenſchaft beſtehender ihr unüberwindlicher Glaube an ein Weſen, welches nur Wunder thun kann und auch den Menſchen wunderkräftig ſchuf, der Glaube an Gott, Tugend und Unſterblichkeit iſt das Kleinod unſers Geſchlechts."

Dieſe Begrenzung der Wiſſenſchaft iſt Jacobi's ſchwache Seite. Schon Leſſing hatte ihm dies bemerkt, und Jacobi ſelbſt hat uns den Ausſpruch aufbewahrt, der damals nicht nur eine Kritik, ſondern eine Prophezeihung war, die jetzt eingetroffen iſt. „Worte, lieber Jacobi, Worte!" rief Leſſing aus; „die Grenze, die Sie ſetzen wollen, läßt ſich nicht beſtimmen, und an der andern Seite geben Sie der Träumerei, dem Unſinn, der Blindheit freies, offenes Feld."

Es iſt bekannt, daß auch die Kantiſche Philoſophie der Erkenntniß eine Grenze ſetzt; aber Kant macht das Erkennen zum Zweck des Erkennens und die Selbſtbeſtimmung iſt ihm im Theoretiſchen ſowohl als im Praktiſchen der letzte Grund. Jacobi dagegen macht das „Unerforſchliche zum Zweck des Forſchens," das Nichterkennen zum Ziel des Erkennens, und nach ihm iſt in ſeiner höchſten Thätigkeit der Menſch darum frei, „weil ſeine Vernunft von Außen beſtimmt, von Gott bewegt wird." Bei Kant iſt die Vernunft das autonomiſche höchſte Vermögen; bei Jacobi iſt ihre Wunderwillkür ihre Geſetzlichkeit oder ihre Freiheit, ſie kennt ihre eignen Geſetze nicht, ſie werden ihr mit der That eingegeben.

Noch viel energiſcher und beſtimmter als Kant legt Fichte allen Accent auf die freie Entwicklung aus ſich, und der Werth des Undenkbaren und Unbegreiflichen iſt bei ihm nicht, wie bei Jacobi, das Unſchätzbare des größten „Kleinods," er iſt nichtig, wie das Nichtich.

Jacobi's Vernunft dagegen, dieſe geniale wunderbare Anſchauung Gottes, iſt eben ſo myſtiſch, als die „intellectuelle Anſchauung" Schellings, die das Abſolute ſieht und iſt, und Jacobi giebt ſeine Freude über dieſe ſchöne Bezeichnung des „göttlichen Vermögens" zu erkennen. Dieſe Principien waren eine Weile wirklich Myſterien für die wunderſüchtige Welt; aber mit ihrer Enthüllung ſollten wir ſehr bald beglückt werden durch ihre Entwickelung zur völligen Blindheit und zum entſchiedenſten Unſinn.

Kant's Prüfung der Vernunft, Fichte's Wiſſenſchaftslehre, Hegel's dialektiſche Methode dagegen haben wirklich die Freiheit zum Zweck, und ihre Entwickelung beweiſt, daß ſie auf dieſem Wege erreicht wird.

Können wir Jacobi die Verwerfung ſeines Princips durch Philoſophie und Geſchichte nicht erſparen, ſo dürfen wir ſeiner perſönlichen Freiheit deſto unbedingter huldigen. Die Intentionen dieſes Mannes ſind überall die wahren, und ſeine Maxime der unbedingten theoretiſchen Freiheit reicht allein hin, ſeinen Ruhm zu ſichern.

Wir leben in einer Zeit, wo wir beides zu ſchätzen wiſſen.

Seine beredten Ergüſſe für die Aufklärung, für die politiſche Freiheit, für den Heroismus und die Leidenſchaft, welche die Welt auch wider ihren Willen rettet, ja ſelbſt für die Begründung der Freiheit in der Philoſophie, alſo für die metaphyſiſche Freiheit, zeigen uns in einem ſchönen Spiegel das Bild jener großen Zeit, wo alle dieſe theuerſten Wünſche des menſchlichen Herzens realiſirt wurden, und ſind ein ewig lebendiger Vorwurf für uns, die wir ſo ziemlich den ganzen Erwerb des achtzehnten Jahrhunderts wieder verloren haben.

Selbſt die kühnen Ausſprüche: „Es iſt das Intereſſe der Wiſſenſchaft, daß kein Gott ſei, kein übernatürliches, außerweltliches Weſen; nur unter dieſer Bedingung kann die Wiſſenſchaft ihr Ziel erreichen, Alles in Allem zu werden;“ „ein nüchterner Atheismus, als das Beſtreben nach einer vollſtändigen Einſicht, ſteht dem Verſtande wohl an;“ und: „das Wiſſen des Uebernatürlichen, von Gott und göttlichen Dingen, kann keine Wiſſenſchaft werden;“ — Ausſprüche, die Jacobi nur mit dem Rückhalt ſeiner Glaubens- und Offenbarungstheorie that, werden einfache Wahrheit, ſobald es bewieſen und anerkannt worden iſt, daß „Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft des Menſchen allerhöchſte Kraft“ ſind; und wer ſich über die Scheltworte derer härmt, denen nichts bewieſen werden kann, den tröſtet Jacobi mit der Erfahrung, die er gegen Fichte ausſpricht: „der Vorwurf des Atheismus oder Myſticismus iſt bei dem großen Haufen nicht zu vermeiden; wäre aber auch Fichte's Lehre atheiſtiſch, er würde ihn darum ſo wenig für einen Gottloſen halten, als den edlen Spinoza.“

Jacobi empfindet auch hier das Rechte, und wenn er es auch nicht feſtzuhalten vermag, ſo liegt es doch in vielen ſeiner Ausſprüche ſo klar zu Tage, wie gediegenes Gold. Es iſt keine weichliche Trennung der Perſon von ihrem Gehalt, was er über Fichte und Spinoza ſagt. Vielmehr iſt es dasſelbe, was er anderswo ausdrückt: „Irgend eine Religion hat Jeder, eine allerhöchſte Wahrheit.“ Noch einen Schritt, und er konnte ſagen: kein Gott kann mir mehr ſein, als dieſe Wahrheit, die mir das Höchſte iſt. Dies Ideal wünſchen wir in Thaten vor Augen zu haben; wir begeiſtern uns für die Männer, die ſolche Thaten thun, und wir bedürfen gar ſehr dieſer Beiſpiele; „wenn wir den Glauben an die Perſonen verlieren,“ ſagt er, „ſo verlieren wir noch mehr den Glauben an die Allgemeinheiten;“ darum ſtört weder Leſſing's Verſtand, noch Fichte's Speculation, noch Spinoza's atheiſtiſche Subſtanz Jacobi's Verehrung für dieſe Männer. Er ehrt ihr Recht, ſo zu denken, wie ſie thun, und bemüht ſich, ihren Gedankengang ſich zu erklären. Wenn er ſagt: „Wir haben alle ein gleiches Recht an Alles; Gewalt gegen Gewalt gebiert nie Recht, ſondern nur Anſehn gegen Anſehn, und das höchſte Anſehn iſt bei der Vernunft; Gerechtigkeit iſt die Freiheit

rer, welche gleich ſind, Ungerechtigkeit die Freiheit derer,
elche ungleich ſind;“ ſo drückt er damit die theoretiſche
nd politiſche Freiheit zugleich aus. Er nennt „jede
eligion unchriſtlich, welche die Geſtalt zur Sache, den
uchſtaben zum Weſen macht. Wer ſich keine Unfehlbar-
it ausdrücklich zuſchreibt und doch einen alleinſelig-
achenden Buchſtaben- und Religions-Körper predigt,
ie weiland Göze in Hamburg, iſt doppelt und dreifach
verſchämt.“ Jacobi hat die Maxime der theoretiſchen
eiheit nicht nur immer geübt, er hat dies auch mit
m vollſten Bewußtſein gethan; und wenn er fähig iſt,
bſt die mächtigſten Gegner mit Achtung und ohne perſön-
he Erbitterung zu bekämpfen, ſo giebt er das Beiſpiel
ner freien, edlen Perſönlichkeit, wie ſie unter allen Ver-
ltniſſen ſehr ſelten ſein wird.

Mit der Aufklärung iſt er unzufrieden, ſofern ihr
es Unausſprechliche verdächtig iſt und ſie über die ſinn-
he Erfahrung hinaus weder Worte noch Glauben hat.
ir die wahre Aufklärung gilt ihm die, „welche den
enſchen lehrt, daß er ſich ſelbſt ein Geſetz iſt; für die
ahre Cultur die, welche ihn gewöhnt, dieſem Geſetz
ne Rückſicht auf Belohnung und Strafe zu folgen.“
nd vielleicht geht er in der Anerkennung der unmittel-
ren Volksweisheit zu weit, wenn er meint, „was den
eiſen ſich verbirgt, ſei den Kindern und Einfältigen offen-
r,“ während er anderwärts ſehr richtig von der Gleich-
it urtheilt: „Freiheit kann uns nur durch Gleichheit
edergegeben werden, Gleichheit nur durch einen beſſer

proportionirten äußern Zuſtand, und dieſer nur durch allgemeine Aufklärung.“ Die Einheit der politiſchen, ſocialen und theoretiſchen Freiheit läßt ſich nicht einfacher und klarer ausſprechen. Die Anerkennung, daß alle Menſchen Brüder ſind, d. h. die Gleichheit der menſchlichen Würde in Allen iſt ein leeres Wort, wenn nicht Alle als gleiche Familienglieder leben und gebildet werden. Jede vornehmere Qualität, gründe ſie ſich nun auf's Blut, auf den Geiſt oder auf den Beſitz, führt zur Tyrannei, und alle Tyrannei liegt in der unbedachtſamen Anerkennung ſolcher Vornehmheit, die nichts weiter verdient, als unbefangen zum öffentlichen Nutzen verbraucht zu werden. Die Kühnheit, ſich Jedem gleich zu achten, und die Humanität, Jeden ſich gleich zu ſetzen, ſind die nothwendigen Bedingungen aller reellen Freiheit. Die Schmeichler „der Genie's“, „des Adels“ und „der Reichen“ ſind nicht gerecht, ſondern niederträchtig, und nicht unſchuldig, ſondern Verräther an der guten Sache freier, ſelbſtbewußter Männer.

Als Wieland im Mercur den ſchimpflichen Aufſatz drucken ließ, worin er das Recht des Stärkeren und jede Tyrannei predigt, worin er beweiſen will, „wo nicht Einer beföhle und die Uebrigen gehorchten, da wären die Menſchen wie das Vieh,“ antwortete ihm Jacobi mit verdienter Indignation, machte das gleiche Recht zum Princip und wies den Urſprung des Staates aus dem vernünftigen Bedürfniß und aus dem Bedürfniſſe der Vernunft nach. Und ſo wenig iſt jemals die reine Willkür und Gewalt das Princip der menſchlichen Geſellſchaft geweſen, daß nach dem Citat Spinoza's aus Daniel VI, v. 8. 12. 14. 15 u. 16 „die Perſer ihre Könige zwar als Götter verehrten, aber dennoch die Könige ſelbſt nicht die Macht hatten, einmal gegebene Geſetze zurückzunehmen“. Natürlich! ſind ſie göttlich, ſo muß auch ihr Wort ein göttliches, unverbrüchliches Geſetz ſein. Wieland und Haller gehn freiwillig in den Hof der Circe ein; und es ändert nichts, daß ihr verwandelndes Scepter zu unſerer Zeit in männlichen Händen liegt.

Setzt der Menſch einen Andern über ſich, ſo traut er dem die Vernunft zu, die er ſelbſt nicht kühn genug iſt in Anſpruch zu nehmen; „fängt er aber an,“ ſagt Jacobi ſehr richtig, „Andern nicht mehr als ſich ſelbſt zu glauben, ſo hat alles gouvernement de confiance ein Ende,“ und es tritt das Selfgovernment ein. — „Wo die wahren Geſetze der Freiheit in der That regieren, da muß ihr Wille der lebendige Wille des Volkes ſein. Geſetze der Freiheit ſind keine anderen, als Geſetze der ſtrengſten Gerechtigkeit, d. h. der vernünftigen Gleichheit. Alſo muß der Geiſt, der ihnen Nachdruck giebt und Dauer, eben ſo ſehr von der Herrſchſucht entfernt ſein, welche unterdrücken will, als von der Niederträchtigkeit, die ſich unterdrücken läßt.“ — „Politiſche Sklaverei eines Volkes iſt ein ſicheres Kennzeichen ſeiner moraliſchen Sklaverei, und wie dieſe in der thieriſchen Natur des Menſchen einzig und allein gegründet iſt, ſo auch jene, die aus ihr entſpringt. Beide zielen darauf ab, den Menſchen immer thieriſchen zu machen und ihn von Grund aus zu verderben. — Verdorbene, ganz ins Sinnliche verſunkene Menſchen können die Knechtſchaft eben ſo wenig vermeiden, als entbehren." Mit edler Leidenſchaft ruft er aus: „Lieber will ich Sklave ſein, als Sklaverei nicht haſſen; lieber jammervoll, als niederträchtig; lieber mißvergnügt, als feig." Jacobi's „Etwas, das Leſſing geſagt hat," richtet ſich mit unverholener Schärfe gegen den Despotismus; es erſchien zuerſt mit Berliner Druckerlaubniß; jetzt verdiente es einen neuen Abdruck in dem geleſenſten aller Blätter, ſo ſehr iſt ſeine Form, die an Thucydides erinnert, zu bewundern und ſein Inhalt zu beherzigen. Wenige Sätze werden dies beweiſen. „Kein größeres Uebel, als der Despotismus. Keine Verfaſſung hab' ich zu vertheidigen, in der ich über meine Rechte wachen und ſie ſelber ſchützen dürfte, keine Freiheit alſo und kein Vaterland. — Unvollkommene Weſen, wie wir ſelbſt, nur ſtärker noch verſucht zu allem Böſen, bei denen Eigendünkel, welcher alle Weisheit von ſich ſtößt, und Hochmuth, welcher Recht und Wahrheit ſelbſt beherrſchen will und über alle Pflichten ſich erhebt, die ganze Seele füllt und ihnen Tyrannei zur größten der Göttinnen macht: — ſolche Weſen werden zwar mit Erfolg gewaltig ſein, um uns zu hindern, unſere Leidenſchaften zu befriedigen; aber dieſes nicht zu unſerm Beſten, ſondern daß wir, ſtatt den eigenen, ihren Leidenſchaften dienen. Hiebei, wenn ſie Klugheit haben, können ſie auch wohl mit Recht den Namen noch erwerben, daß ſie

Hirten ihrer Völker ſind: denn ſie gönnen ihnen gute Weide, Anwachs und Gedeihen, ſchützen ſie mit ihrem Gehege, legen Hunde für ſie an die Kette, und umgürten ich wohl ſelbſt zur Wehre, wie Eumäus beim Homer; nur muß *die Heerde ſich nicht ſelber gehören wollen*, noch ein Stück derſelben außer ſeinem Haufen gehn: ſonſt zuckt und knallt die Peitſche und der ſchützende Hund wird gelöst. — Hingegen iſt Beförderung der *Menſchheit*, ihrer höchſten Freuden, ihres ſeligſten Genuſſes nie von unſer einem zu erwarten, welcher eigenmächtig herrſchen will, ſondern die Beförderung von lauter olchen Neigungen, welche die Stärke der Seele, die Erhabenheit des Geiſtes, den Adel des Gemüthes, alle wahre innere Vortrefflichkeit und Herrlichkeit zerſtören, ie Beförderung des Eigennutzes, der Gewinnſucht, der Weichlichkeit, einer dummen Bewunderung des Reichhums und der Macht, einer blinden abgeſchmackten Unterhänigkeit und einer Aengſtlichkeit und Furcht, welche keien Eifer zuläßt und zum kriechendſten Gehorſam bildet.“ Ein Jahr vor der Revolution ruft er aus: „In der That läßt ſich bei der gegenwärtigen Verfaſſung von Europa kaum etwas Vernünftigeres denken, als eine naufhörliche Flucht.“ Und als ihm Johannes Müller ie Reiſen der Päpſte überſandte, die das „Etwas ꝛc.“ eranlaßten, ſchrieb er ihm: „Ich hoffe nichts von unſern Pfaffen, denn ſie haben alle Heiligkeit verloren; nichts on unſern Rittern, denn ſie ſind, was ſie bei ſinkenden Nationen geweſen, der verdorbenſte Theil .. turpissimos

consulares: senatum fortem, sed infimo quemque honore fortissimum. Populo vero nihil fortius. Leider iſt das Leztere von uns nicht wahr, ſondern wir möchten uns ſo ziemlich im Falle der Antediluvianer befinden, da alles Fleiſch verderbt war und ſich vom Geiſte nicht wollte ſtrafen laſſen. Um ſo mehr haben wir den unbändigſten Despotismus, mit ihm die platte Vernichtung alles Guten zu befahren. Nicht was unſere Gefahr geringer machen könnte, aber nicht geringer machen kann, ſondern das, wodurch ſie die allergröſte, die allerdringendſte geworden und es wirklich iſt, dies möcht' ich allen Menſchen offenbaren, und würd' es thun mit lauter Stimme ohne Scheu und ohne Hehl, wenn ich der Mann dazu, wenn ich Johannes Müller wäre.“ Jacobi that wohl, daß er es dennoch ſelbſt verſuchte und nicht auf Johannes Müller wartete. Seine Zeit ließ ſich vom Geiſte weder ſtrafen noch retten; darin war ſie der unſrigen ganz gleich. Sie ſtürzte ſich in ihr Verhängniß; aber Jacobi ſah ſchon in den achtziger Jahren ein, daß ihr eine heroiſche Cur bevorſtand. Er ſchrieb an Forſter: „Wir ſollten in unſerer Lage damit anfangen, die Welt erſt tugendhaft zu machen! Wir ſollten bis dahin die Weisheit der Mönchsregel: **sine res vadere sicut vadunt!** bewundern und anwenden! Wahrhaftig, wenn es von jeher ſolche Mönche und keine Heroen gegeben hätte, welche Muth und Ahnung begeiſterte, wir kröchen wirklich ſchon auf allen Vieren. Was Millionen ſolcher Mönche in den Koth ſinken ließen, das hob oft ein Heros wieder heraus, und war darum kein Narr.“

Jacobi lebt die Leidenſchaft für das Ideale und
den heroiſchen Muth, die Welt wider ihren Willen zu
etten; aber eben ſo wenig, wie über die Lage Europa's,
äuſchte er ſich über Deutſchland, und er könnte denen
ein Beiſpiel ſein, die noch heute, ohne alle Freiheit und
ohne eines Vaterlandes Bürger zu ſein, Patrioten ſind.
Er ſchreibt an Johannes Müller: „Was ich aber nicht
ſo ganz mit Ihnen fühlen kann, das iſt Ihr deutſcher
Patriotismus. Wir ſind ein armes Volk, und ich
ehe gar nicht ab, wie es beſſer mit uns werden ſoll.
Das Menſchenverſtändige verſchwindet allmälig ganz aus
unſerer Verfaſſung; alle ihre Einrichtungen werden ſo
innlos, ſo lächerlich, ſo abgeſchmackt, daß man oft ver-
ucht wird, mit einem: „„Herr, erlaube uns, daß wir
nter die Säue fahren!““ von ihr Abſchied zu nehmen.“

Als nun die Revolution hereinbrach und die Heroen
es Convents die Befreiung der Deutſchen decretirten, da
eigte ſich die ganze Unfähigkeit des unglücklichen Reichs-
materials; aber faſt begegnet es nun Jacobi, daß er
ie Partie der Dämonen, die mit dieſen Säuen einher-
ahren, ergreift. Man erkennt die Zeit aus ſolchen Docu-
menten, wie Jacobi's Brief an Göthe über die unfrei-
willige Befreiung der Aachener Bürger. Es war im
ahr 1793, als Jacobi an Göthe ſchrieb: „Es iſt über
llen Glauben toll und thöricht, wie die Citoyens mit
er armen Aachener Bürgerſchaft umgehn, um mit ihr
inen Mauleſel der Freiheit und Gleichheit zu erzielen. Mit
ewalt iſt nun endlich ein Präſident des proviſoriſchen

Rathes gewählt worden, und mit Gewalt muß er Präſident ſein. So der ganze proviſoriſche Rath. Auf geſtern war die ganze Bürgerſchaft wieder in die Kirchen ihrer Grafſchaften beſchieden, um einen Maire und Repräſentanten zu einer Aachener assemblée nationale zu wählen. Dergleichen Aufgebote geſchehen immer bei Strafe von 3, 6 bis 24 Mann Execution, die jedem Nichterſcheinenden ins Haus gelegt werden ſollen. Als die Wahlmänner geſtellt werden ſollten, wurden die Bürgerhauptleute bedroht, daß man ſie, wenn die Bürgerſchaft nicht zuſammenkäme, gefangen comme criminels de lèse-nation nach Paris ſenden werde. Vorher hatte das Volk, das beim Freiheitsbaume war zuſammenberufen, auf die Frage: ob es mit ſeiner Verfaſſung zufrieden ſei? wie aus Einem Munde: Ja! geantwortet; und auf die Frage: ob es keine Aenderung begehre? Nein! Wie dieſes Nein ausgeſprochen war, liefen alle nach Hauſe, als ob es hinter ihnen brennte. Die Franzoſen hatten dem Bilde Carls des Großen, das auf dem Platze vor dem Rathhauſe ſteht, eine rothe Kappe aufgeſetzt. Die nämliche Ehre widerfuhr einigen Crucifixen. Einen Heiligen, der mit Ketten vorgeſtellt war, befreiten die Franzoſen von dieſer Schmach. Aber nicht ſobald waren die Ketten entzwei, als der Heilige in Stücken fiel. Die bedrohten Bürgerhauptleute brachten mit Mühe ihre Gemeinen zuſammen, die nun mit lauter Stimme ſchrieen: unſere Religion iſt geſchändet, unſere Zünfte ſind offen, wir ſollen Feind werden mit Kaiſer und Reich; beſſer, wir ſterben auf der Stelle; der Tod iſt beſſer! der Tod iſt uns lieber! — Dennoch wurde durch Zureden und Gewalt eine Art Wahl zu Stande gebracht. Und ſo geht's nun fort. Die Generale ſagten, ſie dürften keine Raiſon annehmen; ſobald die Organiſation geſchehen ſei, könne man ſich an die Convention nationale wenden. Die Aachener Bürgerweiber, die von einem Maire hörten, der durchaus gemacht werden ſollte, glaubten, man wolle ihnen nun auch gar eine neue Mutter Gottes aufdringen, und einige kamen, bitterlich darüber weinend, nach Baels.“ Glaubt man nicht eine Erzählung von Wilden zu hören, mit denen freilich die Befreier ähnlich verfahren, wie Cortez mit den Mexicanern? Und Jacobi? In Worten hatte er die Heroen ſo warm empfohlen; als er ſie im Conflict mit der von Mönchen verdorbenen Menge ſah, beſann er ſich nicht auf ſeine Theorie und hielt es ziemlich entſchieden mit dem Widerſtande der Dummheit, wie er auch ſpäter Burke's Polemik gegen die Revolution ſehr ſchätzte. Es iſt nichts ſchwerer für den begeiſterten Verehrer der Freiheit, als in irgend einer Begebenheit und reellen Lage der Dinge ſein Ideal wiederzufinden; ihn verletzt ſchon die Zumuthung, daß es nur möglich ſein ſoll; wie viel mehr wird er der Wirklichkeit ſich widerſetzen?

Und doch ging Jacobi noch praktiſcher zu Werke, als zum Beiſpiel Schiller, der in ſeinem Plan zu den Horen geſagt hatte: „Vorzüglich aber und unbedingt verbietet dieſe Monatsſchrift ſich Alles, was ſich auf Staats-, Religions- und politiſche Verfaſſung bezieht;“ und als

Jacobi ſich eine Erläuterung darüber ausbittet, „da er nicht wiſſe, worauf ſich die Philoſophie am Ende ſonſt noch beziehn ſolle, wenn nicht auf Staatsverfaſſung und Religion,“ ſeinen Ausdruck ſo erläuterte: „Der Philoſoph ſolle nicht Partei nehmen für einen wirklichen Staat und eine beſtimmte Begebenheit. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit bleiben, weil es nicht anders ſein kann; ſonſt aber dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen, wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichſten Sinne des Worts der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſein.“ Armer Dichter der deutſchen Zeitloſigkeit! Aber ſo war es und ſo iſt es; wer keine Zeit erlebt, kann freilich nicht ihr Genoſſe ſein. Die Freiheit iſt dort nur als Ideal zu erreichen, „und das Schöne lebt nur im Geſang.“ Beſſer, man ſprach von der ganzen Geſchichte nicht, und träumte ſich ein Paradies.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß wir Jacobi nicht weiter vorgerückt finden, als es die Beſten ſeiner Zeitgenoſſen waren, genug daß er, mit ihnen verbunden, dem deutſchen Geiſt einen höheren Schwung der Bildung, einen tieferen idealeren Inhalt gegeben.

Dies Verdienſt iſt mit der Darſtellung ſeiner formellen, aufgeklärten und politiſch freien Denkungsart noch keineswegs erſchöpft. Auch ſeine Anſtrengung für die metaphyſiſche Freiheit, ſo ſehr ſie ſchließlich geſcheitert, erobert dennoch ein neues Feld. Das Ungenügende der alten ſchalgewordenen Bildung, der das Denken, der Zweifel, die Energie ſelbſt ſo ſehr zur Laſt geworden war, daß ſie mit Allem bis auf die reine Verbreitung ihrer Lehre fertig zu ſein glaubte, konnte man nirgends lebhafter empfinden, als bei der Lectüre der Jacobi'ſchen Schriften. Seine Darſtellung Spinoza's, ſeine Anerkennung dieſes conſequenten Denkers, ſeine Forderung der Freiheit ihm gegenüber und die Behauptung, das Wunder der Freiheit und die unergründliche Gottheit ſei der eigentliche Gegenſtand der Vernunft, der Beginn aller Erkenntniß myſtiſch und myſtiſch die Vernunft, und das von einem ſolchen Freunde der Freiheit, wie wir Jacobi vor uns ſehn, wie hätte es nicht mächtig anregen und wirken ſollen? Die ganze Baſis der Gegenſätze wird eine neue; und noch heute wäre es eine Ungerechtigkeit, wollte man Jacobi rein auf die Seite des Widerſtandes gegen die Entwickelung werfen: denn noch heute können ſeine Schriften fördernd eingreifen, nur nicht mit ihrer metaphyſiſchen Löſung der Freiheitsfrage. Dieſe wirkt nur gegen die Wolfiſch-Leibnitziſche Schule befreiend, indem er dem Verſtande und ſeiner trocknen Einſeitigkeit opponirt, ſich mit Hamann „für die Einheit der Extreme, für einen Feind des Satzes vom Widerſpruch und für einen Freund der Coincidenz der Gegenſätze“ erklärt, „wenn er gleich die Formel der Auflöſung einiger entgegengeſetzter Dinge noch nicht finden könne.“ Hamann, Jacobi, Schelling, ſpäter dann Hegel wandern in das neue Land der neuen Metaphyſik aus, Hamann als dunkler Prophet ſich ſelber unverſtändlich und andern ein Räthſel, Jacobi im Gefühl und in der Forderung eines volleren, höheren Lebens, als die verſtändige Analyſe der geſonderten Gegenſätze zu gewähren vermag, Schelling als Viſionär mit dem Aperçû der Indifferenz des Objectiven und Subjectiven im Abſoluten, und Hegel in der Darſtellung der Dialektik aller Gegenſätze, der Erfindung der neuen Logik. In ſeiner anerkennenden Kritik Jacobi's hebt Hegel dies Verhältniß hervor und meint, „Jacobi müſſe ſich alſo mit einem ſolchen Denken in Harmonie finden.“ Dies iſt eine Artigkeit gegen den verdienten Mann; denn die Disharmonie des Gefühls und der Herrſchaft des vernünftigen Denkens über den Taumel der innern Bewegung liegt zu ſehr am Tage.

Jacobi verfolgt den Fortſchritt, den er im metaphyſiſchen Gebiete machen hilft, nicht nach der rationellen, ſondern nach der irrationellen Seite hin. „Wiſſenſchaft iſt ihm der Geiſt des Buchſtaben, und er möchte, wenn er nur könnte, ſich Claudius' Glauben verſchaffen, der ihm mehr als Philoſophie iſt.“ „Die Vereinigung von Naturnothwendigkeit und Freiheit in Einem und demſeben Weſen iſt ein ſchlechterdings unbegreifliches Factum, ein der Schöpfung gleiches Wunder und Geheimniß. Wer die Schöpfung begriffe, würde dies Factum begreifen, wer dies Factum, die Schöpfung und Gott ſelbſt.“ Was er an Kant tadelt, daß die Freiheit ein Poſtulat bleibe, das iſt bei ihm in verſtärktem Maße zu tadeln, ſie bleibt ein Unerreichbares. „Philoſophiren da hinauf werden wir uns mit unſerm natürlichen Leibe nicht; ſondern

wenn es eine gewiſſe Gotteserkenntniß für den Menſchen
giebt, ſo muß in ſeiner Seele ein Vermögen (Jacobi's
Vernunft) liegen, ihn da hinauf zu organiſiren. Ich
glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.“ Merkwürdiger
Weiſe antwortet ihm Hamann, an den jene Worte ge-
ichtet waren, darauf: „Kein Genuß ergrübelt ſich;
und alle Dinge, folglich auch das Ens entium iſt zum
Genuß da, nicht zur Speculation; durch den Baum der
Erkenntniß wird uns der Baum des Lebens entzogen.“
Ein Einfall, den Mephiſtopheles ſo populär gemacht hat.

Wir wollen Jacobi nicht weiter in ſeiner Qual um
ie Erreichung des Unerreichbaren, um die Auflöſung des
Unauflöslichen begleiten. Er bringt es doch nur zu der
lten Aushilfe der Offenbarung, wenn ſie auch eine
nnere und permanente bei ihm iſt; und zuletzt ſehn wir ihn
it dem Chriſtenthum, mit Hegel und Schelling darin einig,
aß der Geiſt der Urheber der Natur ſei. „Wäre kein
eiſt, ſo wäre er auch nicht der Anfang der Dinge,
ſofern ſie Wirklichkeit und wahres Weſen haben; denn
as Erſte iſt nothwendig überall, wo etwas wahrhaft iſt,
r Geiſt: es iſt kein wahres Sein und Daſein möglich,
ußer im Geiſt und durch einen Geiſt.“

Allerdings iſt Jacobi's Chriſtenthum ein ſehr moder-
ſirtes. Mendelsſohn war daher auch zweifelhaft,
Jacobi Atheiſt oder Chriſt ſei, eine ſchlimme Alter-
tive für Mendelsſohn, für uns aber durchaus nicht,
wir ſelbſt den Juden Mendelsſohn für einen Chriſten
erkennen, und ihm ſo gut, als Jacobi, das Zurück-

bleiben unter der Höhe der Aufklärung, alſo im Chriſtenthum zuſchreiben müſſen. In ſeinem Verhältniß zu Lavater und Claudius kommt es denn auch dazu, daß Jacobi den Rückfall an den Geiſt vergangener Zeiten ſogar mit den Worten der chriſtlichen Denkungsweiſe, deren er ſich ſonſt lieber enthält, ausſpricht. Hatte Leſſing ihm die Conſequenzen ſeiner Begrenzung der Erkenntniß vorhergeſagt; ſo faßt Göthe ſie ſpäter als Reſultat zuſammen und bricht mit dieſer ganzen Reſtaurationsrichtung. „Wenn Lavater, heißt es in einem Briefe Göthe's aus Italien, ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnerfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der Eine ungeſtraft ſagen: Alles was lebt, lebe durch etwas außer ſich? würde der Andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wiſſen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzuſtellen bemüht wären, wenn ſie ſich nicht hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur iſt, was er iſt, wo wir Alle gleiche Anſprüche haben?“

Jacobi's Glaube iſt ſeine „Vernunft,“ die unmittelbar das Göttliche weiß, er iſt unmittelbares Wiſſen, und hat darum mit aller Autorität gebrochen und die Freiheit feierlich und leidenſchaftlich in Anſpruch genommen; aber ſo entfernt die innere Offenbarung von der äußeren, der Jacobiſche Glaube von dem Kirchenglauben iſt, ſo hat die „Verwechslung der Worte“ doch hre Wirkung gethan; ſie bewegt noch heute die romantiſche Widerſetzlichkeit gegen den klaren wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſt in weiten Schwingungen. Hegel, ein Zeitgenoſſe der geiſtigen Revolution, die in Deutſch- and durch die Jacobiſche, Kantiſche, Fichtiſche, Schil- erſche und Göthiſche Thätigkeit vollführt wurde, berichtet uns in ſeiner Geſchichte der Philoſophie: „Alles, was nun ſeit Jacobi's Zeit von Philoſophen, wie Fries, und Theologen über Gott geſchrieben iſt, beruht auf der Vor- tellung vom unmittelbaren Wiſſen, intellectuellen An- chauen; und man nennt dies auch Offenbarung, aber in einem andern Sinn, als Offenbarung in theo- ogiſcher Bedeutung. Die Offenbarung als unmittelbares Wiſſen iſt in uns, während die Kirche die Offenbarung als ein Mitgetheiltes von Außen nimmt. So iſt es gleich- am ein Betrug, wenn hier von Glauben und Offen- arung geſprochen wird; der philoſophiſch ſein ſollende Sinn iſt ein ganz anderer, ſo fromm man auch thut. Dies iſt der Standpunkt Jacobi's; und er iſt ſehr gern aufgenommen und verbreitet worden. Man findet überall nichts als die Jacobiſchen Gedan- en, wobei das unmittelbare Wiſſen dem philoſophiſchen Erkennen, der Vernunft entgegengeſetzt wird; und dann ſprechen ſie über Vernunft und Philoſophie, wie der Blinde von der Farbe.“

Jacobi nennt in den Briefen über Spinoza ſogar das unmittelbare Wiſſen, „daß wir einen Körper haben und andere wirkliche Dinge gewahr werden und zwar mit eben ſolcher Gewißheit, als wir uns ſelbſt gewahr werden“ — „Glauben“ — ganz conſequent! und Hegel bemerkt dazu: „dies iſt der allgemeinſte Standpunkt unſerer Zeit.“

Das Individuum, welches unmittelbar die Wahrheit weiß, inſpirirt, gotterfüllt, poetiſch oder philoſophiſch begabt iſt, eine edle Dispoſition, eine höhere Natur hat, wird nun der Gegenſtand einer beſonderen Aufmerkſamkeit. Jeder ſchaut in ſich und lauert auf die Orakel der innern Offenbarung und auf die Bewegungen — der ſchönen Seele.

Jacobi beginnt dieſe Schönſeligkeit. Sein Woldemar und Allwill bewegen ſich einzig in dieſer Seelenſchau; ſie ſind merkwürdige, aber unendlich langweilige Producte, denen alle Spannung und Energie fehlt. Neben der Coquetterie der „ſchönen Seelen“, neben den Zweifeln und Schwüren auf das Daſein einer ſchönen Seele in dem Helden, neben ihrem ſtillen, edlen, entſagenden Walten in den Heldinnen findet ſich viel Wahres und oft eine hinreißende Beredtſamkeit in den beiden Romanen; aber die „ſchöne Seele“ hat ihren Wurm, wie Narciſſus, an dem inneren Götzendienſt der Selbſtbeſpiegelung.

Hegel, der einen Zug zur Poeſie der chriſtlichen

Sehnſucht hat, ſagt von Jacobi, „daß bei ihm die pro-
eſtantiſche Innerlichkeit aus der verſtändigen Form der
gleichzeitigen Kantiſchen Philoſophie zu ihrer wahren Ge-
ſtalt, einer Schönheit der Empfindung und der Lyrik
himmliſcher Sehnſucht zurückzukehren ſcheine; daß aber
er Glaube und die Schönheit der Seele durch die Re-
lexion auf dieſe Schönheit aus der Unbefangenheit heraus-
geworfen werde, wodurch ſie allein ſchön, fromm und
eligiös ſein könnte.“

Dies iſt die Selbſtbeſpiegelung und die Co-
uetterie der ſchönen Seele, die wir jetzt vorzüglich
n Pietismus beobachten können, während die Schön-
eligkeit, die Jacobi uns darſtellt, noch rein äſthetiſch iſt.

Indem Jacobi das Gemüth, den Glauben und
eine Bewegung in der ſchönen Seele zum Princip macht,
zt er die Willkür und das dunkle Getreibe aller mög-
chen Einfälle des phantaſirenden Menſchen auf den
hron. Hamann und Jung-Stilling ſind die näch-
en auffallenden Beiſpiele davon, wie weit es dieſe
ichtung in der Schrullenhaftigkeit der inneren Offen-
arung einer unvernünftigen Vernunft bringen konnte.

3. Hamann.

1730—1788.

Hamann, „der Magus aus Norden," der ewige Räthſelredner, der nur darum nicht zu errathen iſt, weil ſeine eigene unbekannte Richtigkeit der Inhalt ſeiner Orakel iſt, er, der ſo viel auf den Glauben giebt und doch ſein natürliches, ſündhaftes Selbſt zu keiner Wiedergeburt erhebt, ja der überall ausdrücklich auf ſeine Sündhaftigkeit pocht, er iſt nun das andere Ich zu Jacobi, mit dem er fortdauernd in Briefwechſel und Verkehr ſteht; und wenn er auch weniger als eine *ſchöne Seele* in die Augen fällt, ſo iſt er doch eine *anziehende*, eine *curioſe*, und hat mit ſeiner verſchrobenen Eigenthümlichkeit auf bedeutende Zeitgenoſſen, wie *Herder*, *Jacobi* und ſelbſt *Göthe*, einen entſchiedenen Einfluß geübt. Wollte man nun dieſen Einfluß aus der bloßen Curioſität ſeiner Erſcheinung erklären, ſo wäre das ſehr ungeſchickt und ohne Beziehung zu dem wirklichen Kern der Sache. Vielmehr war es die proſaiſche Dürre der Aufklärungszeit und der verſtändigen Philoſophie, welche nach tieferer Gemüthsoffenbarung dürſtete. Darum mußte die Welt an einer ſo viel verſprechenden Individualität, wie *Hamanns*, deren Aeußerungen die unverkennbarſten Spuren eines energiſchen inneren Lebens an ſich trugen und den Schein dieſer Tiefe durch ihr undurchdringliches

nkel noch erhöhten, den eifrigſten Antheil nehmen. In
ſer Eigenſchaft des originellen Geiſtes und tieſen Ge-
thes gewinnt er eine wahrhaft prophetiſche Bedeutung;
d als man ſich einmal darauf eingelaſſen hatte, wurde
Geltung ſeiner Sibylliniſchen Offenbarung neuer
ſterien und einer götterfüllten Zeit zum feſten Vorur-
l. Schlimm für den, der den „Magus des Nordens“
ht verſtand oder nicht genießen konnte. Er gehörte
ht zu den Eingeweihten; er hatte keine Zukunft.

Freilich ſchwindet für uns, die wir nun weder dieſer
phetie bedürftig, noch großen Erwartungen von ihm
ter ergeben ſind, der Nimbus gewaltig zuſammen.
s er leiſten konnte und wie beſchränkt dieſes war,
über iſt jetzt kein Zweifel mehr, ja es hat ſich längſt
ben, daß die Orakelform ſelber nichts Anderes iſt,
die Rohheit des naturwüchſigen Ichs, welches ſich
t ſcheut, ſich zu geben, wie es von Natur gewachſen iſt,
allen ſeinen Zufälligkeiten, die freilich Niemand wiſſen
, und gerade mit dem Nichtsnutzigſten an ſeiner Perſon,
mit dem Allgemeingültigſten aufzutreten. Seine Schrif-
ſind alle Gelegenheitsſchriften im ſchlechteſten Sinne,
häufigſten aus ſpecieller Empfindlichkeit und Verbit-
ng hervorgegangen (cf. Vorrede des Herausgebers
r Schriften). So liegt der Grund ſeiner erſten Schrift-
rei ſogleich in dem Streit mit ſeinen Freunden, deren
und Vertrauen er auf das Gröblichſte gemißbraucht
. Und als ihm von dieſen ſein haltloſes, indis-
s, unſittliches Leben, ſeine Arbeitsſcheu und Beſtim-

mungsloſigkeit vorgeworfen wird, begegnet er ihnen mit dem Hochmuth ſeines Sündenbewußtſeins und ſpricht es aus, „daß er der vornehmſte unter den Sündern ſei; eben in dieſer Empfindung ſeiner Schwäche liege ſein Troſt, den er in der Erlöſung genoſſen,“ „Bibelleſen und Beten ſei die Arbeit eines Chriſten, ſeine Seele ſei in Gottes Hand mit allen ihren Mängeln und Grundkrümmen,“ „der Chriſt thue alles in Gott: eſſen und trinken, aus einer Stadt in die andere reiſen, ſich darin ein Jahr aufhalten und handeln und wandeln, oder darin ſtill ſitzen und harren, ſind alles göttliche Geſchäfte.“ Dies nämlich ſind alles ſeine eigenen Grundkrümmen, denen er mit großer Indolenz nachgegangen iſt, als ihn ſein Freund Berens in Geſchäften nach London geſchickt, er aber dieſe göttlichen, eben beſchriebenen Geſchäfte denen ſeines Auftrags vorgezogen und ſich als „der ſchlechte Haushalter“ ausgewieſen. Dies Verfahren, auch das Nichtswürdigſte als den Willen Gottes zu behaupten und Gott Alles und Jedes, was das ſchlechte Subject thut, in die Schuhe zu ſchieben, vereinigt Unverſchämtheit und Heuchelei zu einer ſeltenen Verbindung. Unverſchämtheit, denn er giebt Alles zu, ja, mehr als man hören will; Heuchelei, denn er weiß es ſehr gut, wie es mit jenen „göttlichen Geſchäften“ bewandt iſt, daß man ihn darüber läſtert und verachtet, und daß man allen Grund dazu hat. Dies Sündenbewußtſein iſt aber weit entfernt, ihn zur Raiſon zu bringen, im Gegentheil, er ſetzt nun mit Hochmuth ſeinen Charakter darin und gewinnt die

Ueberzeugung, ein Prophet zu ſein, da „alle Zeugen“ das Schickſal verläſtert und verachtet zu werden gehabt hätten, ruft ſeinen Freunden zu, „in ihren eigenen Buſen zu greifen,“ und legt ſich den Beruf bei, „an ihrem Seelenheile zu arbeiten.“ Konnte er der Reflexion auf ſeine eigne Schlechtigkeit nicht entgehen und war er am allerwenigſten fähig, von ſich und ſeinen Schwächen oszulaſſen, ſo mußte es ihm allerdings eine Erlöſung ſcheinen, ſein ganzes nichtsnutziges Thun und Treiben u „göttlichen Geſchäften“ gemacht zu haben. Die Buße, ie er thut, bleibt innerlich und iſt nichts weiter als das Sündenbewußtſein und die Unverſchämtheit des Bekenntniſſes; aber eben hierin behauptet er ſich ſelbſt, eben in der Sündhaftigkeit und geiſtigen Krankheit fühlt er ſich, und nacht nun ſofort gegen ſeine Freunde und deren gleichmäßig heitere Exiſtenz die Folgen eines thätigen, auf eelle Intereſſen gerichteten Lebens und Strebens, ſeine eligiöſe Superiorität und die durch Gott empfangene Gnade, die Innerlichkeit ſeiner Buße geltend, was alles n Wahrheit nichts Anderes iſt, als die Hypochondrie ines Gemüthes, unfähig, aus ſich heraus zu gehen und ür Andere etwas zu werden.

Die daraus entſtandene innere Unruhe, dieſe Fieber- aftigkeit und Qual des in ſich arbeitenden Gemüthes, ennt er mit ſehr bewußter Sophiſtik einen höheren Zu- and, „er thut ſich nicht wenig zu Gute auf dieſe *Krank- eit, die ihm eine Stärke zu denken und zu em- finden gebe, die ein Geſunder nicht beſitze,*“

und rühmt ſich, „mehr Leben, mehr Affect, mehr Leidenſchaft zu beſitzen," als ſeine Freunde. Dieſe Leidenſchaftlichkeit ſeiner Religioſität ſpricht er mit Bewußtſein aus, und findet ſie auch im Chriſtenthum begründet, wie er denn überhaupt bei aller Aufnahme orthodoxer Redensarten ganz im Sinne der Aufklärung, die ſogar dieſer Querkopf vorauszuſetzen genöthigt iſt, kein Gegebenes ſondern nur ſeinen Sinn aufnimmt und ſich darin freilich eben ſo verhält, wie Hegel, der bei allem Anpreiſen zum Beiſpiel des Trinitätsdogma's in der That und Wahrheit nichts Anderes thut, als daß er der alten Vorſtellung von dem lebendigen Gott und ſeiner Selbſtmanifeſtation zu einem Sinn verhilft, den ſie in ihrer Starrheit und Unbeweglichkeit vorher nicht hatte. Hamann ſagt zur Rechtfertigung ſeiner Affecte und Ausbrüche: „Wie Paulus an die Korinther in einem ſo harten und ſeltſamen Tone geſchrieben, was für ein Gemiſch von Leidenſchaften habe dieſes ſowohl in dem Gemüthe Pauli, als der Korinther zu Wege gebracht? Verantwortung, Zorn, Furcht, Verlangen, Eifer, Rache; — wenn der natürliche Menſch fünf Sinne habe, ſo ſei der Chriſt ein Inſtrument von zehn Saiten, und ohne Leidenſchaften einem klingenden Erz ähnlicher als einem neuen Menſchen." Wie er demnach im Glauben überall ſeine perſönlichen Zuſtände, bis auf ſeine Capricen und Unſittlichkeiten, alſo dieſen ganzen Hamann, wie er leibt und lebt, wieder zu finden behauptet, und daher eine Reinigung von ſeinen Schlacken auch der Religion nicht zugeſteht, ſo nimmt er dem Glauben alle höhere Bedeutung. Es handelt ſich nicht mehr darum, daß wir ein Ideal im Herzen tragen und Glauben die Treue nennen, mit der wir ihm anhangen und ſeine Verwirklichung erſtreben. Nein, der Glaube wird ganz einfach das unmittelbare Wiſſen, ſeine Empfindung, ſein ſchlechter Geſchmack, die Dinge zu behandeln ganz mit derſelben Wendung, wie wir dies ſchon bei Jacobi geſehen, daß wir nichts wüßten, „daß vielmehr unſer eigen Daſein und die Exiſtenz aller Dinge außer uns geglaubt werde und auf keine andere Weiſe ausgemacht werden könne. Der Glaube ſei kein Werk der Vernunft und könne daher auch keinem Angriff derſelben unterliegen, weil Glauben ſo wenig durch Gründe geſchehe, als Schmecken und Sehen.“

Wie dieſe zähe und auf ihrem Egoismus beharrende, Alles nach ihrer Natur zurückbiegende Individualität ſich zu den weſentlichen Intereſſen verhält, und wie ſie ſich im Verhältniß zu Anderen anläßt, haben wir geſehen. Was konnte er mehr verrathen in der damaligen Miſere des abſoluten Privatlebens, als die Freundſchaft. Und er verrieth ſie. Die Freundſchaften und die Wechſelbeziehungen durch Briefwechſel ſpielen aber gerade in dieſer Zeit eine ſo eigenthümliche Rolle, daß auch Hamann, der ſich zu Hauſe mit Niemand vertrug, ſeine Freunde durch Briefe ſuchte und fand.

Die „lebhafte Empfindung im Allerheiligſten ſeiner ſchönen Seele,“ wie ſie bei Jacobi erſcheint, und „die

Stärke zu denken und zu empfinden," die Hamann aus ſeinem Sündenbewußtſein ſchöpft, das ſentimentale und das affectvolle Subject, müſſen um ſo lebhafter den Drang zur Selbſtbethätigung haben, je mehr ſie ſich auf ſich zurückgeworfen, in ihren unmittelbaren Verhältniſſen negirt oder gar verachtet ſehen, wie Hamann. Alſo nach gleichgeſtimmten Seelen und ihrer Anerkennung werden ſie dürſten. Dieſe Sehnſucht gründet die Freundſchaften und ihre Bethätigung, die Briefwechſel. Wechſelnichtigkeiten, wie Göthe jene Briefwechſel nennt, ſind auch die Freundſchaften ſelbſt, d. h. ſie ſind nicht erfüllte, auf einem poſitiven Intereſſe, auf objectivem Grunde beruhende Gegenſeitigkeit; nur ſich ſelbſt und ſeine abſtracte Innerlichkeit will der Eine im Andern genießen, ſich nach Außen zu empfinden geben, um durch dieſen Rapport und das Bewußtſein davon eine Bewegung in die Selbſtempfindung zu bringen, die ſonſt alles Inhalts und aller Thätigkeit ermangeln, ſich an ihrer Hohlheit verzehren und in ſich erſterben müßte. In dieſem Egoismus macht man ſich denn auch kein Gewiſſen daraus, die Freunde zu hudeln, mit ihnen ein grauſames Spiel der Perſiflage zu treiben, ſie in ihren theuerſten Intereſſen kalt zu negiren (wie dies Hamann mit Kant und Herder, Herder mit Göthe that, von deſſen Werken er nie etwas wiſſen wollte, bis einmal die unglückliche natürliche Tochter das Glück hatte, ihm zu gefallen); iſt doch die Vorſtellung des Effects, den man damit zu erreichen gewiß iſt, ganz beſonders geeignet, die

Selbſtſucht der nur auf „lebhafte Empfindung“ gerichteten Seele durch einen ſtarken Reiz in Bewegung zu ſetzen. „Was iſt denn das Augenmerk der Freundſchaft?“ fragt Hamann. „Lieben, Empfinden, Leiden. Was wird Liebe, Empfindung, Leidenſchaft aber eingeben und einen Freund lehren? Geſichter, Mienen, Verzuckungen, Figuren, redende Handlungen, Strategeme, Schwärmerei, Eiferſucht, Wuth.“ Mit dieſem egoiſtiſchen Princip der Freundſchaft und freundſchaftlicher Mittheilung, das nicht das Intereſſe hat, auf den Andern einzugehen und ſich wahrhaft mit ihm zu verſtändigen, hängt die Sucht zu Myſtificationen und Mummereien zuſammen, um nicht bloß zu ſagen, ſie vertrügen ſich mit einander. Hamann hat überall die Mummerei zu ſeiner Redeweiſe. So dedicirt er ſeine Sokratiſchen Denkwürdigkeiten „an Niemand, den Kundbaren“ (das ſoll das Publicum ſein), „und an Zween“ — die er nicht nennt, ſondern nur ſo charakteriſirt: „der Erſte arbeite am Stein der Weiſen, wie ein Menſchenfreund, der denſelben für ein Mittel anſieht, den Fleiß, die bürgerlichen Tugenden und das Wohl des gemeinen Weſens zu fördern“ (daraus ſoll man Berens verſtehen); „der Andere möchte einen ſo allgemeinen Weltweiſen und guten Münzwardein abgeben, als Newton war“ (das iſt Kant). Auch Göthe leidet an dieſer Krankheit. Er hat ſich ſelbſt zu dem „Tic“ bekannt, der ihn immerfort antriebe, ſich zwiſchen ſich und ſeine Erſcheinung zu ſtellen, d. h. ſich ſo zu geben, daß er für Andere etwas zu ſein ſchiene und doch zugleich ein Problem bliebe, ein Unauflösbares für ſich behielte. In ſeiner Jugend ſiegte der naive Drang des poetiſchen Talents über dieſe Schwäche der Eitelkeit, die er damals lieber im Leben ſelbſt befriedigte. Später jedoch tritt das Räthſelhafte und Geheimnißvolle auch als poetiſches Motiv auf, bis er im zweiten Theile des Fauſt ſich die Genugthuung verſchaffte, der Nachwelt ein Buch mit ſieben Siegeln zu hinterlaſſen, ſoviel hatte er da „hineingeheimnißt.“ Allen dieſen Myſtificationen liegt die Tendenz zu Grunde, durch Verhüllung deſto mehr Aufmerkſamkeit auf den Kern zu richten, der dahinter ſein möchte, ſich ſelbſt aber im Gefühl des Unterſchiedes zwiſchen dem, was man iſt, und dem, was man vorſtellt, deſto lebhafter zu empfinden, und je ſchlechter die Maske, deſto höher der Selbſtgenuß. Hamann's ſämmtliche Schriften ſind hiezu ein ſtetes koloſſales Beiſpiel.

Herder, der ihn perſönlich kannte und vielfach von ihm angeregt war, ſchildert ihn am Schluß ſeiner Fragmente über die neuere deutſche Literatur, indem er ihn nachahmt. Er nimmt dabei nur auf den Schriftſteller, nicht auf die ganze Bedeutung dieſer barocken Figur Rückſicht. Er ſagt: „darf ich unſere Schriftſteller mit einem Autor beſchließen, der nach dem erſten Urtheil der Literaturbriefe mit Winkelmann einige Aehnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richterſpruche ſein Antipode geworden, der erſt ein Heiligthum unſerer Zeit (ἀνάθημα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (ἀνάθεμα) wurde? Es iſt der Verfaſſer der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten. Wer ihn nicht als Geſtirn betrachten will ſehe ihn als Meteor an; ein Phänomen bleibt er immer. Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Beleſenheit. Die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich ſeines eigenen Zeugniſſes bediene und ſeine Manier gleichſam nach ſeiner Manier ſchildere:

Geleſen: und allerdings viel, weitläufig und mit Geſchmack geleſen, multa et multum legit; allein die Balſamdüfte vom ätheriſchen Tiſch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Bredem der britiſchen Laune vermiſcht, ſind um ihn zu einer Wolke geworden. Seine Beleſenheit iſt alſo unleſerlich zuſammengefloſſen, wie eine Schrift, auf unzuſammenhängend Papier geſchrieben. Und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchſtelle, worüber er commentirt, Vieles enträthſeln, aber auch verrathen würde, ſo bin ich, der ich ſelbſt unter die ſtummen Leſer ſeiner Schriften gehöre, nicht im Stande, hier Errathungen für Geſichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet: ſeine Bemerkungen vereinigen eine ganze Ausſicht in einen Geſichtspunkt. Hier ſtehe aber ein Leſer, der dieſen Punkt treffe, oft auf einem Wortſpiel hafte, der ſein Auge, der ſeine Laune zu Beobachtungen hat; ſonſt ſieht er verzogene Stellen, und Schimmel ſtatt eines mikroſkopiſchen Wäldchens. Leſer, der du dieſe hingeworfenen Beobachtungen verſtehen, brauchen, ergänzen kannſt, du haſt ſie erfunden!

Gedacht: wie es ſcheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß, oder eine Augenweide geweſen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüſſel behält. Weil er aber die Spinngewebe der Syſteme hat, ſo iſt jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle, jeder Gedanke iſt in ein Wort gekleibt, ohne welches er ihn nicht denken und ſagen konnte.

Angenehme Worte geſucht und gefunden: ſeine Annehmlichkeiten ſind keine Folgen von gelernten Regeln; ſeine Fehler ſind ſogar, bis auf Einkleidungen, Anſpielungen, Licht und Schatten, bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung ſind Früchte der Denk- und Sehart, und eine Zunge kann ſtammeln, wenn die Seele gewiſſe Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. Barocci malte grünes Fleiſch, und Guercino ein trauriges Colorit; von den Schriften dieſes Verfaſſers gilt es alſo vermuthlich, was Plinius vom Maler Euthykrates ſagt: austero maluit genere, quam jucundo placere.

Seine Nahrung von ferne gebracht: oft woher und wo es Niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr Swift leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand, im Monde, da findet ein Anderer Ritter und Rieſen: „„Ich hieb viel tauſend Feinde nieder in allen Keſſeln, die ich fand, da lagen denn die kleinen Leichen““ u. ſ. w. Karſchin. Hätte unſer jetzt abenteuerlicher Sokrates eine Aſpaſia, ſeine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades, ſie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann im dritten Gliede ein

Ariſtoteles, **Socratis et Platonis pejor progenies**, ein Syſtem in der Philologie errichtete, woran ſein Großvater nicht gedacht hatte)“ — auch nicht denken konnte, denn er hatte nicht das Talent, mehr als eine myſtiſche Möglichkeit zu ſein, und der mögliche Großvater iſt nicht einmal Vater geworden.

4. Jung Stilling.

1740 — 1817.

Jung Stilling, obgleich eine naivere, reinere und bei weitem nicht ſo widerſpruchsvolle Natur, wie Hamann, hat doch mit dieſem in manchen Stücken eine Aehnlichkeit, die nur aus den gemeinſamen Zeiteinflüſſen zu erklären iſt. Dahin gehört zunächſt jene ganz apart chriſtliche Dispoſition des gläubigen Gemüths, Alles, auch das Geringſte direct auf Gott zu beziehen, in Allem Gottes ausdrücklichen Willen zu ſehen, alle Einfälle des naturwüchſigen Menſchen und alle Thorheiten, in denen er von der Vernunft abfällt, als directe Einwirkungen Gottes zu betrachten und Andern gegenüber geltend zu machen, in allen Krümmungen und Zufälligkeiten des Geſchicks, anſtatt den wahren Grund und Ausgang in den analogen Krümmungen und Irrſalen des Gemüths zu ſuchen, eine unmittelbare Führung Gottes zu erblicken. Hamann braucht die widrige Manier dieſer religiöſen Rohheit mehr zur Vorſpiegelung und Selbſttäuſchung, um ſich gegen die Freunde ins Gleichgewicht zu ſetzen und darin halten zu können. Stilling aber, der ohne ein beſonnenes, auf wahrer Selbſterkenntniß beruhendes Streben, ohne Feſtigkeit und Sicherheit eines gebildeten Charakters, ſich aus einem Beruf in den andern wirft, identificirt bei jeder Veränderung der Lebensweiſe, die er willkürlich herbeiführt, ſeinen Entſchluß mit Gottes ewigem Rathſchluß, und macht, in naiver Selbſttäuſchung und in fortgeſetztem Widerſpruche mit dieſem Bekenntniß ſelbſt, immer von Neuem geltend, „dies und nichts Anderes habe Gott mit ihm vorgehabt.“

Dieſelbe Vorſtellung von der Einheit des göttlichen Rathſchluſſes mit den particulärſten Zuſtänden und Verhältniſſen des einzelnen Menſchen liegt in der Bedeutung, welche *Jung Stilling* und „die Stillen im Lande“ (die ſich unter anderen Formen und Namen bis auf den heutigen Tag erhalten haben) der *Kraft des Gebetes* geben. Das *Beten* ſpielt eine große Rolle in *Stilling's* Confeſſionen. Es iſt bei *Stilling* und ihm gleich disponirten Geiſtern die Anſtrengung, *Gott gegenüber ſich in ſeinen Wünſchen und Launen zu behaupten.* Bei jeder Wendung des Lebens, bei jedem wichtigen Lebensmomente wird „mit Gott gerungen,“ um ihn zu den Wünſchen und Bedürfniſſen des befangenen Herzens herüberzuziehen, man „läßt ihn nicht los,“ man ſucht ihn nach Art der Alten zu ermüden (fatigare deum precibus), um ihn willfährig zu machen, daß er dem, was das liebe Ich ſich in den Sinn geſetzt hat, nachgebe, damit ſchließlich nicht ſein, ſondern der Wille des Beters geſchehe. *Stillings* Leben giebt die fortgeſetzten erbaulichen Proben auf dieſe Theorie von der Kraft des Gebets. Man darf ihm zugeſtehn, daß er die Sache nicht unrichtig gefaßt hat. Er nimmt ſich nur die Freiheit, mit ſeinem Beten wirklich etwas ausrichten zu wollen.

und die Jacobiſche Anſchauung der unmittelbaren Einheit des Glaubens mit Gott wird von ihm in ſeine Lebenspraxis überſetzt. Er erzählt nun der Welt, daß er die Sache immer richtig gefunden habe.

Den Abſchnitt aus ſeinem Leben, Heinrich Stillings Jugend, hatte er in Straßburg ſeinen Freunden mitgetheilt, und es war Göthe, der ohne ſein Wiſſen den Druck bewirkte und durch das Glück dieſes allerliebſten pietiſtiſchen Epos, in welchem ſelbſt der lenkende Gott, den man damals nach Homers Vorgang durchaus haben wollte, nicht fehlte, Jungs Zug zur Schriftſtellerei entſchied. Es war gewiß leicht zu beobachten geweſen, daß er nicht ſelbſt handeln, ſondern geführt und beſtimmt ſein wollte, damit die Vorſehung es gethan haben möchte, beſonders wenn es gerieth, wogegen es nicht hätte ſein ſollen, wenn es übel ausſchlug.

Als ſeine Großmutter ihm nach einem böſen Auftritt mit dem Vater kräftig zuredet und aus ſeiner Neigung zu den Büchern noch eine beſſere Zukunft für ihn ableitet, glaubt er „aus der dunklen Gruft ſeines Großvaters ein Orakel zu hören, es war als wenn er entzückt wäre, und hörte ganz deutlich: „ſei getroſt, Heinrich, der Gott deiner Väter wird mit dir ſein!“

Er geht nun und wird Geſell bei einem Schneidermeiſter, mit dem er ganz harmonirte und völlig glücklich und zufrieden lebte. Da kommt der Drang, der ihn zu einem höheren Beruf und ſchließlich zu ſeiner religiöſen Wirkſamkeit treibt, unmittelbar aus den Wolken. „Etwa

itten im Junius ging er an einem Sonntag Nachmit-
g durch eine Gaſſe der Stadt Schauberg; die Sonne
hien angenehm und der Himmel war hie und da mit
nzelnen Wolken bedeckt; er hatte weder tiefe Betrach-
ngen, noch ſonſt etwas Sonderliches in Gedanken;
on ungefähr blickte er in die Höhe und
h eine lichte Wolke über ſeinem Haupte
nziehn; mit dieſem Anblick durchdrang eine
nbekannte Kraft ſeine Seele, ihm wurde
nig wohl, er zitterte am ganzen Leibe und konnte ſich
um enthalten, daß er darniederſank; von dem Augen-
ck an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz
r die Ehre Gottes und das Wohl ſeiner Mitmenſchen
leben und zu ſterben. Auf der Stelle machte er einen
en, unwiderruflichen Bund mit Gott, ſich hinführo
iglich ſeiner Führung zu überlaſſen und keine eitlen
ünſche mehr zu hegen, ſondern, wenn es Gott gefallen
rde, daß er lebenslang ein Handwerksmann bleiben
te, willig und mit Freuden damit zufrieden zu ſein."
Es iſt klar, daß er hofft, Gott werde es nicht ge-
en, ſchon um ſeiner eignen Ehre willen, zu der unſer
illing ſich nicht umſonſt mit ihm verbündet, als er
Wolke ſieht.

Er wird nun Informator bei einem Kaufmann, muß
r dabei ſo furchtbar eingeſperrt leben, daß er ſich
g aufreibt, krank und unglücklich wird und endlich
h Wald und Feld davonläuft. Nun iſt er aber ſehr
daran, ohne Nahrung, faſt ohne Kleidung und ohne

Geld „in einer Einöde, wo er weit und breit keinen Menſchen kannte.“ Sollte Gott ſeinen Bund mit ihm vergeſſen haben? „Jetzt alſo fing er an und ſagte bei ſich ſelber: „„Nun bin ich auf den höchſten Gipfel der Verlaſſung geſtiegen; es iſt jetzt nichts mehr übrig, als betteln oder ſterben: — das iſt der erſte Mittag in meinem Leben, an welchem ich keinen Tiſch für mich weiß! ja, die Stunde iſt gekommen, da das große Wort des Erlöſers für mich auf der höchſten Probe ſteht: Auch ein Haar von eurem Haupte ſoll nicht umkommen! — Iſt das wahr, ſo muß mir ſchleunigſt Hilfe geſchehen, denn ich habe bis auf dieſen Augenblick auf ihn getraut und ſeinem Worte geglaubt; ich gehöre mit zu den Augen, die auf den Herrn warten, daß er ihnen zur rechten Zeit Speiſe gebe und ſie mit Wohlgefallen ſättige; ich bin doch ſo gut ſein Geſchöpf, wie jeder Vogel, der da in Bäumen ſingt und jedesmal ſeine Nahrung findet, wenn's ihm Noth thut.““ Stillings Herz war bei dieſen Worten ſo beſchaffen, wie das Herz eines Kindes, wenn es durch ſtrenge Zucht endlich wie Wachs zerfließt, der Vater ſich wegwendet und ſeine Thränen verbirgt. Gott! was das Augenblicke ſind, wenn man ſieht, wie dem Vater der Menſchen **ſeine Eingeweide** brauſen, und er ſich vor Mitleiden nicht länger halten kann! —“

Jung kommt in die Stadt, findet einen Meiſter, geht gleich mit zu Tiſche und — der Meiſter iſt fromm. „Als er dies merkte, fing er ganz unvermuthet hinter dem

Tiſch an laut zu weinen und zu rufen: „„O Gott, ich bin zu Haus! ich bin zu Haus!““ Alle Anweſenden erſtarrten und entſetzten ſich; ſie wußten nicht was ihnen widerfuhr. Meiſter Iſaac ſah ihn an und fragte: Wie iſt's Stilling? (er hatte ihm ſeinen Namen geſagt.) Stilling antwortete: „„Ich habe lange dieſe Sprache nicht gehört und da ich nun ſehe, daß Sie Leute ſind, die Gott lieben, ſo weiß ich mich vor Freude nicht zu laſſen.““ Meiſter Iſaac fuhr fort: Seid Ihr denn auch ein Freund vom Chriſtenthum und von wahrer Gottſeligkeit?“

Meiſter Iſaac nimmt ſich ſeiner faſt über ſeine Kräfte an und kleidet ihn ganz neu. Dies ſoll ihm noch am jüngſten Tage zu Gute kommen. „Wenn einmal die Stimme über den flammenden Erdkreis erſchallen wird: Ich bin nackend geweſen und ihr habt mich bekleidet! ſo wirſt auch du dein Haupt empor heben, und dein verklärter Leib wird ſiebenmal heller glänzen, als die Sonne am Frühlingsmorgen!“ — So viel Einfluß hat der fromme Schriftſteller bei Gott erlangt.

Göthe hatte in Straßburg einen beſondern Gefallen an dieſem naiven Dichter und guten Jungen. Als die Andern ihn aufziehn, nimmt er ſich ſeiner an und ſagt: „Probire doch erſt einen Menſchen, ob er des Spottes werth iſt; es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der Keinen beleidigt hat, zum Beſten zu haben.“ Die Geſellſchaft von Göthe, Lenz und Herder, „unter denen ſein Enthuſiasmus für die Religion kein Hinderniß war, weil ſie keine Spötter waren, wenn ſie auch freier dachten," bildete ihn ſehr und erweiterte ſeinen Geſichtskreis. „Wenn aber jemals ein Geiſt einen Stoß bekommen hat zu ewiger Bewegung, ſo bekam ihn Stilling von Herdern, und das darum, weil er mit dieſem herrlichen Genie, in Anſehung ſeines Naturells, mehr harmonirte als mit Göthe."

Alle Gründe gegen Bibel und Chriſtenthum, die er täglich hört, erſchüttern ihn nicht. Er weiß, wie er mit ſeinem Gott ſteht; und ſo weich und fügſam, ſo ſchwach und frauenartig er zu ſein ſcheint, ſo entſchieden verfolgt er ſeinen Weg, unmittelbar mit ſeinem Beiſpiel für die Religion zu wirken und Gott die Probe, ob er den Bund mit ihm halte, immer von neuem, verſteht ſich glücklich, beſtehn zu laſſen. (Er ſtirbt als badiſcher Geheimer Hofrath).

Seinen Willen, den er bei ſeinem Gott durchſetzt, weiß er natürlich noch beſſer gegen die gottloſe Welt zu behaupten. Er will mit der Aufklärung nichts zu thun haben, erklärt ſich friſchweg, wie Hamann, für die orthodoxeſte Dogmatik, und iſt ein entſchiedener Feind des Sebaldus Nothanker von Nicolai und aller Beſtrebungen der Aufklärer*); doch mit dem Unterſchiede von Hamann, daß, wenn Jener neben der Caprice, orthodox zu ſein, weil es Andere nicht ſind, die größte formelle Freiheit behauptet, und von einem tiefen ſpeculativen Inſtinct gegen die einſeitigen Abſtractionen der Verſtandesbildung

---

*) Heinr. Stilling's ſämmtliche Schriften, I. Stuttg. 1835.

ezt wird, bei Stilling alle wahrhaft philoſophiſchen
otive wegfallen, und die auf Andere reflectirende Caprice
iglich durch die gutmüthigere, wenn auch deſto be-
ränktere Form vertreten wird, Alles, woran nun ein-
l Eltern und Voreltern glaubten und was durch Ge-
t und Erziehung ein Theil ſeiner Perſon geworden,
abſolute Wahrheit feſtzuhalten und ſich „um Alles
der Welt nicht nehmen zu laſſen“. Er will nicht;
iſt wider ſein Gefühl und ſeine Dispoſition.

Auch die Luſt an grotesken Ideen und den
lbſtgenuß in lebhafter Empfindung hat Jung
Hamann und andern, von jener eigenen Gemüth-
gkeit und ungebundenen Phantaſieſchwelgerei der Zeit
riſſenen Geiſtern gemein. Im zweiten Theile ſeiner
ensbeſchreibung erzählt er, wie er durch einen alchy-
iſchen Förſter mit Paracelſus, Graf Bernhard, Jacob
hm, „deren Bücher ihm große Heiligthümer waren,“
annt worden ſei. „Stilling fand Geſchmack daran,“
it es ſodann, „nicht bloß wegen des Steins der Weiſen,
dern weil er ganz hohe und herrliche Begriffe, beſon-
s in Böhm, zu finden glaubte; wenn ſie das Wort:
d der ewigen Eſſenzien, oder auch ſchielender
itz und andere mehr ausſprachen, empfanden ſie eine
nz beſondere Erhebung des Gemüths. Ganze
nden lang forſchten ſie in den magiſchen Figuren,
meinten, die vor ihnen liegenden Zauberbilder lebten
bewegten ſich; das war denn ſo rechte Seelen-
ude, im Taumel groteske Ideen zu haben
d lebhaft zu empfinden!“

Dieſes Schwelgen in den Abenteuern einer irrlichterirenden Phantaſie und in den *dunkeln* Tiefen des in ſich gährenden Gemüths hatte *Stilling* früher in leidenſchaftlicher Beſchäftigung mit den ſogenannten Volksbüchern und Volksliedern befriedigt. Die *innigen* und zarten *Empfindungen*, die Gewalt und der natürliche Ausdruck der *Leidenſchaften*, wie ſie in vielen jener Productionen zum Vorſchein kommen, mußten in einer Zeit, die ſich aus einer ſchalen, nur auf das Formelle gerichteten Poeſie zu befreien noch im Begriff war, ſelbſt den freieſten Geiſtern jene Ueberlieferungen werth machen; und auch jetzt noch wird man, eben ſo wenig wie an Paracelſus und J. Böhm, nur ein hiſtoriſches Intereſſe an ihnen nehmen, ſondern in vielen derſelben einen unverwüſtlichen Kern entdecken und genießen; aber unfreiere Geiſter, wie *Stilling* in ſeiner Jugend war und wohl auch immer geblieben iſt, werden gerade durch das angezogen, was das Unwahre, der ſchlechte Bodenſatz an dergleichen Productionen iſt. Das Nebuloſe, das Räthſelhafte, das *dunkle* Gemüth, welches ſich nicht ausdrücken kann, das *trübe* Gähren der Empfindung, die willkürliche Phantaſtik, das ſind die Elemente, in welchen der ungebildete Gemüthsmenſch ſich wiedererkennt, ſeine eignen Schrullen empfindet und liebt, und Letzteres um ſo mehr und um ſo lebhafter, als der Menſch, wie er geht und ſteht, nichts ſo apart *für ſich* hat, als eben ſeine Schranken.

Auch hierin iſt *Jung Stilling* wie *Hamann* die Ueberſetzung der Jacobiſchen Theorie in die Praxis.

5. Claudius.

1740 — 1815.

Claudius, der joviale Wandsbecker Bote, trägt bei allem Chriſtenthum den Kopf viel freier, als Stilling. Sein Humor, daß der Bauer eben ſo klug ſei, als der gelehrte Herr Vetter, iſt die aufgeklärte Weisheit des Herrn Vetters ſelbſt. Sie läßt jedem Narren ſeine Kappe, und fürchtet ſich vor keiner Freiheit, im ſichern Vertrauen auf die große Ausbreitung der Dummheit. Dies dient der naiven Komik vortrefflich, und Claudius hat eben ſo ſehr humaniſirend und befreiend gewirkt, als er dem reellen Durchbruch des Menſchengeſchlechts zu philoſophiſcher, poetiſcher und politiſcher Emancipation entgegen war. Er gefiel wie ein drolliger Sklave aus einer Komödie von Ariſtophanes oder Plautus, und gewann mit ſeinen heitern, moraliſch-jovialiſchen Liedern, wie: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,“ „Urians Reiſe um die Welt,“ „War einſt ein Rieſe Goliath,“ „Recht thun und edel ſein und gut, iſt mehr als Gold und Ehr',“ ein großes Publicum wohldenkender Perrückenſtöcke und guter Kinder. Klopſtock's Oden, ſagt Asmus, reimen ſich zwar nicht; aber, 's ſind doch Verſe, ſagt ſein Vetter, und faſt jede Strophe ein kühnes Roß mit freiem Nacken. Göthe's Werther hat ſeinen Beifall; aber er räth den jungen Leuten, bei ſolcher Gelegenheit ſich auszuweinen, und dann mit einem neuen muthigen Anſatz in die Welt zurückzukehren. Leſſing's Kopf gefällt ihm, obgleich er ſeinen Glauben nicht theilt. Er verſpottet die Glaubensrichter, „die gefährliche Bücher zwar nicht leſen, aber darum doch wohl wiſſen können, daß ſie gefährlich ſind.“ Und allerliebſt perſiflirt er ſich ſelbſt in Asmus ſeiner Audienz bei dem Kaiſer von Japan, wo er zuerſt Leſſing's Verfahren mit der Religion ungeſtraft lobt, weil der Kaiſer und ſein Hofmarſchall ſelbſt aufgeklärt denken, dann aber, als er ſeine philiſterhafte Aufklärung von dem guten Fürſten, der Pflichten gegen ſeine Unterthanen habe, vorträgt, dem Hofmarſchall mißfällt, und dieſen dahin bringt, daß er dem Kaiſer vorſchlägt, er möge dem Asmus erlauben, ſich in ſeiner Gegenwart den Bauch aufzuſchneiden. — Hat die Reform des Staates durch Vernunft und Menſchenrechte ſowohl in Japan als in Frankreich ihre Schwierigkeit, beſonders da, nach ſeiner Weltgeſchichte, „6000 Jahre immer Monarchieen geweſen ſind, und nun plötzlich Republiken machen und Menſchenrechte entdecken zu wollen eine Tollheit iſt;“ ſo kommt ihm vollends die Verbeſſerung der Religion durch Vernunft vor, „als wenn Einer die Sonne nach einer alten hölzernen Hausuhr ſtellen wollte;“ und „obgleich ihm auf der andern Seite auch die Philoſophie ein gut Ding zu ſein dünkt,“ ſo meint er doch: „die Philoſophie mag wohl ein Haſenfuß ſein, mit dem man die Statüe der Religion vom Staube reinigen, ſie aber nicht ſchnitzen und bildhauen kann.“

Seine Weisheit iſt der Katechismus, und er vertheidigt ihn mit Jan Hagels Witz: „Wir Menſchen gehn m Dunkeln und die Gelehrten treiben brodloſe Künſte." „O Vetter, wenn dir ein Menſch vorkömmt, der ſich viel dünkt, wende dich um und habe Mitleid mit ihm. Wir ſind nicht groß, und unſer Glück iſt, daß wir etwas Größeres und Beſſeres glauben können." Glaubte er nun nur das Richtige, als z. B. die wirkliche Erlöſung der Menſchheit durch Wiſſenſchaft und Kunſt und durch das Bewußtſein der gleichen Anſprüche Aller, ſo wäre ſein Humor geſund. Aber er perſiflirt die Gleichheit, dieſe Ueberſetzung der chriſtlichen Brüderſchaft ins Franzöſiſche, mit Kurz und Lang, mit Dick und Dünn, mit Dumm und Klug; und das Höhere und Beſſere, an das er glaubt, iſt an einer Stelle ſogar der Teufel ſelbſt. „Die ganze Natur und Religion," ſagt er, „ſupponiren einen Teufel; Chriſtus wird vom Teufel verſucht; und nun ritt Einer auf und meint, es ſei kein Teufel! Das bedarf doch wohl keiner Antwort!" Gewiß nicht; und man wird dem guten Asmus ſogar zugeben, daß er ihn reitet, wenn er ſagt: „Man ſoll dem Menſchen die Augen nicht udrücken; man mag ihm beſcheidentlich ſagen und kund hun, daß er nicht für die Andern, ſondern um ſeinetwillen da ſei; aber wer ohne Rückhalt und Einſchränung „Menſchen-Freiheit" verkündigt und unbedingt „die Menſchen-Rechte" predigt — der nimmt dem Menſchen alles Heil und allen Troſt." Hat er gleich bisweilen, wie bei Gelegenheit von Mendelsſohn's thörichter Vertheidigung Leſſing's gegen den Spinozismus, einen ichten Augenblick, und ſieht er ein, „daß Philoſopheme nicht vom Blatt zu ſpielen ſeien, daß daher auch einige Theologen den Spinoza liebten, indeß andere aufſchrieen und ſich bekreuzten, daß Spinoza ein Spinoziſt geweſen," während ſie ſich einfach dabei beruhigen könnten, „daß viele Leute ſicher ſeien, keine Spinoziſten zu werden"; ſo iſt doch ſein Hauptgedanke und der Nerv ſeiner ganzen Komik der dumme Verſtand des gemeinen Mannes, der alle die Weitläufigkeiten der Gelehrſamkeit entbehren kann.

Der Gegenſatz ſeiner moraliſch-religiöſen Komik iſt die Blumauerſche Traveſtieen- und Spottpoeſie, die gleichzeitig in der Wiener Aufklärungsperiode zum Vorſchein kommt, und mit Frivolitäten, Witzen, Zoten und Trivialitäten, wie es eben kommt, ein großes Publicum gewinnt. Auch dieſe Poeſie appellirt an den gemeinen Sinn, wie er ſich eben vorfindet, und verfehlt, wo ſie ihn trifft, ihren komiſchen Effect eben ſo wenig, als der Wandsbecker Bote. Den wahren Sinn der Aufklärung dagegen oder den idealen Humanismus verfehlt der empiriſche Humanismus Blumauer's ſo gut, als der unſers „Asmus (sine puncto, nicht asinus) omnia sua secum portans"; denn Asmus müßte viel von dem Seinigen, vor allen Dingen ſeine forcirte Natürlichkeit ablegen, um die wahre Natur und die Natur der Wahrheit zu erreichen, und in den Hauptpunkten der Freiheit vor dem Punkte ſicher zu ſein.

6. Die Fürſtin Gallitzin.

1743 — 1806.

Keine lehrreichere Zeit zum Verſtändniß der unſrigen, als dieſe. Obgleich ſie uns nun bereits ſo völlig objectiv geworden, wuchert ſie dennoch mit ihren Früchten augenſcheinlich unter uns fort, und bringt in dem Kreiſe der Fürſtin Gallitzin und ſeiner Entwicklung die Eigenthümlichkeiten von Hamann und Jacobi, von Friedrich Stolberg und Göthe nach dem Kern und Gehalt ihrer Richtungen zur Prüfung.

Hatte Kant muthig die Vernunft gerichtet und verurtheilt, ſo war Jacobi zwar nicht fähig, dieſes Urtheil aufzuheben, im Gegentheil, er beſtätigte es nur; aber ein weibliches Gemüth, wie er war, ſuchte er den Wunſch ſeines Herzens, die Verſöhnung, nun dennoch, den Gründen zum Trotz, in Gefühl und Glauben durchzuſetzen. Darin begegnete er ſich mit Jung Stilling und mit Hamann, dieſer fleiſchgewordenen Caprice; und es iſt in ihrer Art zu fühlen, zu diviniren, zu empfinden und zu verkündigen, der Abfall von der männlichen Seite des Geiſtes, der verſtändigen Erkenntniß, an die weibliche, das unklare Gemüth, zum Vorſchein gekommen. Das unklare Gemüth treiben nun die Gallitzin und Stolberg zu ſeinen äußerſten Conſequenzen und auf den praktiſchen Boden des Lebens hinaus; ja, ſie legen damit geradezu den Grund zu den gegenwärtigen Erſcheinungen der Reaction. Ein Mitglied und Sprößling ihres Kreiſes und ſeiner Doctrin iſt auch der Erzbiſchof Clemens Auguſt von Droſte-Viſchering, deſſen Erfolge gewiß ſeine kühnſten Hoffnungen übertroffen haben, wenn man bedenkt, wie ſehr erſt die abenteuerliche Doctrin des Münſterſchen Obſcurantismus und des abtrünnigen Proteſtantismus die höchſten Kreiſe der preußiſchen Hauptſtadt ergreifen mußte, um ſein Auftreten nur möglich zu machen.

Der Geiſtesdrang des Ewigweiblichen, wie es ſich ſchön und ergreifend, aber auch beſchränkt und der Freiheit unfähig, in Jacobi zum Princip macht, iſt zunächſt in der unbefangenen Gleichartigkeit des Gefühls ein Bindemittel der verſchiedenſten Naturen. Göthe erzählt uns, wie er, auf ſeiner Rückkehr aus dem unglücklichen Feldzug in der Champagne, ſich an Fritz Jacobi und die Fürſtin Gallitzin mehr angenähert; „doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß," fährt er fort, „deſſen Art und Weiſe ſchwer auszuſprechen und nur durch den Begriff der ganzen Claſſe gebildeter, oder vielmehr der ſich erſt bildenden Deutſchen einzuſehen. Dem beſten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das ſie aus der öden, gehaltloſen, abhängigen Pedanterie, als einem kümmerlichen Streben, herauszuleiten verſprach. Sehr Viele waren zugleich von demſelben Geiſt ergriffen; ſie erkannten die gegenſeitigen Verdienſte, ſie achteten einander, fühlten das Bedürfniß, ſich zu verbinden, ſie ſuchten, ſie liebten ſich, und dennoch konnte keine wahre Einigung entſtehen." Die Zeit der erweiterten und aufgeregten Innerlichkeit bringt

ugleich in allen den Individuen, welche nicht die Kraft
aben, bei dem beſonnenen Geiſt des Selbſtbewußtſeins
Hülfe zu ſuchen, ihre Beſchränktheit und Krankheit an
en Tag. „Werther bei ſeinem Erſcheinen in Deutſch-
and,“ ſagt Göthe, „hatte keineswegs, wie man ihm
erwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, ſondern nur
as Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen
ag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte
ch eine literariſch-äſthetiſche Ausbildung auf deutſchem
Grund und Boden, innerhalb der Nationalſprache, auf
as Schönſte entwickelt; doch geſellte ſich bald, weil der
ezug nur auf's Innere ging, eine gewiſſe Sen-
mentalität hinzu, bei deren Urſprung und Fortgang
an den Einfluß von Yorick Sterne nicht verkennen darf...
s entſtand eine Art zärtlicher Aſcetik, welche, da
s die humoriſtiſche Ironie des Britten nicht gegeben
ar, in eine leidige Selbſtquälerei gewöhnlich aus-
ten mußte.“ Von der hatte ſich Göthe eben durch das
chreiben des Werther zu reinigen gewußt.

Wir haben nun an der Gallizin*), man könnte ſagen,
n weiblichen Werther; ihre Liebe blieb Sehnſucht, und
zehrte ſich darin auf, weil ſie den Mann ihres Herzens
d den Seelſorger, welcher dem Weibe zukommt, in ihrem

) Vgl. Katerkamp, Leben der Fürſtin Amalie von Gallizin. Obgleich dieſer katholiſche Vetter Michel von der langweiligſten Garbe Alles auf ſeine ihm eingetrommelten craſſen Pointen zieht und damit verdreht, ſo läßt ſich dennoch der wahre Verlauf und der eigentliche Sinn der Entwicklung durchfühlen.

Gemahl nicht fand, und daher ihn anderswo zu ſuchen nicht aufhörte, bis ſie in Krankheit und geiſtiger Gebrochenheit dem Katholicismus zufiel, und nun ihre Leiden in eine freiwillige Aſceſe zu verwandeln ſuchte. Ihr Bildungsgang iſt durchaus proteſtantiſch, Forſchung und Studium bis zum Ueberweiblichen. Obgleich ſie, in der gemiſchten Ehe des Grafen Schmettau entſproſſen, einen äußerlichen Anfang katholiſcher Erziehung erduldete, ſo warf doch die große Welt, der ſie nicht entgehen konnte, ihren Geiſt ſehr bald in das volle Element der modernen Bildung. Sie las und verfiel ſogar in metaphyſiſche Speculationen, wodurch ſie einen religiöſen Geſchmack, aber auch ſofort das Bedürfniß nach männlicher Leitung gewann. Die Richtung auf das Innere verleidete ihr den ſchalen Hof und eben ſo in der ſpäteren ungenügenden Ehe das Leben der großen Welt, in die ſie durch ihren Gemahl, den ruſſiſchen Geſandten im Haag, geſtellt war. Hier lernte ſie Diderot perſönlich kennen, und wenn ſie auch ſonſt ſeine Richtung nicht genießbar finden konnte, ſo ermunterte er ſie doch zu Studien, die bei ihrem Talent ſehr bald zum Zweck führen mußten. Sie beſchloß, ſich auf ſich zurückzuziehen, ſchor ſich plötzlich den Kopf von allem Puder und Flitter rein, warf die Schnürbruſt weg, und war nun unfähig, geſehen zu werden und Andere zu ſehen. Sie wollte ganz der Erziehung ihrer Kinder leben, und nur Hemſterhuys, deſſen Bekanntſchaft ihrer Richtung auf inneres Leben, auf Gemüth und Geiſt ſowohl, als auf die Wiſſenſchaft entſprach, blieb in ihrer

Geſellſchaft. Er wurde nun ihr erſter Seelſorger, und lehrte ſie redlich lateiniſch, griechiſch und die Philoſophie des göttlichen Platon. Beide waren in ſchöner Freundſchaft und in einem edlen Geiſt bis ans Ende verbunden. Die Erziehung ihrer Kinder führte ſie jedoch mittlerweile auf den Freiherrn von Fürſtenberg, Miniſter im Stift Münſter, einen edlen geiſtvollen Katholiken, der, damals unbefangen der Wiſſenſchaft ergeben, eine weitberühmte Schulordnung im Lande Münſter einführte. Dieſer „große Mann“, wie ſie ihn immer nennt, imponirte ihr ſo, daß ſie ſich zu ihm nach Münſter begab und fortan unter ſeinem Einfluß lebte. Jacobi war ein auswärtiger, Stolberg ein ſpäterer Freund, Hamann dagegen ihre Autorität, ſo lange er in Münſter lebte, etwa ein Jahr lang, und als er ſtarb, begrub ſie ihn in ihrem Garten und errichtete ihm ein Denkmal. Ihre eigentliche Bekehrung oder „ihr Uebertritt zum Chriſtenthum“, wie Katerkamp ſich ausdrückt, geſchah nach einer ſchweren Krankheit, von der ſie im Grunde nie genas, und wird zu Hamann's Zeit wohl noch nicht ganz vollendet geweſen ſein, obgleich ſie, nach Hamann's Ausdruck, „an der Leidenſchaft für Größe und Güte des Herzens ſiech war,“ und es nicht unverſucht ſcheint gelaſſen zu haben, auch Hamann „zum Chriſtenthum“ zu bekehren, wie ſie es ſpäter mit Göthe ſo unglücklich und nur mit dem ſchon halbreifen Fritz Stolberg glücklich verſuchte. Ihre eigene Bekehrung iſt myſtiſcher Art; ſie nennt in dem Briefe darüber an Hemſterhuys die neue Auffaſſung des Abſoluten „Intuition und Erſcheinung. Die Philoſophie und die Vernunft habe nicht die Totalität und Dichtigkeit, wie dieſe Art der Auffaſſung; jetzt erſt ſei ſie zur wahren Freudigkeit und Verſöhnung gekommen; eine ſchwere Hypochondrie, eine Ueberreizung durch geiſtige Anſtrengung und ſelbſt ihr körperliches Leiden fühle ſie weichen vor dem eindringenden Chriſtus, der nunmehr ihr Inneres geworden ſei“. Aber wie ſie denn Weib iſt, ſo genügt ihr Chriſtus, der innere, nicht. Sie fühlt ſich abhängig in Liebe, will nur zu „den Säuglingen Gottes“ gehören und „als gehorſames Kind ſich ihrem Beichtvater unterwerfen“. „Sie verzichtet auf eigene Einſicht.“ „Entzückung und Fürſprechung können täuſchen, aber Gehorſam täuſchet nicht.“ Die Hüftengicht kehrt indeſſen wieder, der Schmerz läßt nicht nach; nun wird er Theorie: „Seid mir gegrüßt, holde ſchlafloſe Nächte, Geſchenk der wachenden Liebe! Ungeahnete Thränen leidender Liebe verwandeln in eurem Schooße in köſtliches Manna ſich zur Nahrung der ſchmachtenden Seele; heilige Triebe himmelreiner Liebe, von ſchalen Menſchen verſpottet, den Geliebten ſelbſt unnahbar, ihr lernet, auf Flügeln der Nacht zum Quell der Liebe euch ſchwingen und dort die Erfüllung ahnen.“ „O, ſtärke meine junge Neigung zu den Dornen, daß ich nimmermehr aufhöre, ſie zu umfaſſen!“

Wie ihr Abhängigkeitsgefühl weiblich, ſo iſt auch dieſe Myſtik und Ascetik und damit die ganze katholiſche Religioſität, die ſie ſich aneignet, ein begreifliches Reſultat ihres Lebens und ihrer Schickſale. Aber dieſer ſelbſtgeſchaffene Katholicismus iſt nur das Product einer proteſtantiſchen Entwicklung, die an der Weiblichkeit und deren unbefriedigter Sehnſucht ſowohl nach einem Manne ihres Herzens als nach einer befriedigenden Philoſophie haften bleibt, und nun den Beichtvater ſich zum Scheinkönige einſetzt (denn ſie überſieht den ehrlichen Overberg) und in der Intuition die Philoſophie erſetzt findet. Sich an den gegebenen Inhalt unbedingt anzuſchließen, iſt freilich Geiſtesſchwäche; ſie reſignirt; auf der andern Seite ſchaltet ſie mit dem Inhalt in der myſtiſchen Intuition und in fortgeſetzter Philoſophie völlig nach Belieben. So erhält ſich ſelbſt im Katholiſchwerden das Moment der Aufklärung.

7. Friedrich Stolberg.

1750 — 1819.

Hier ſchließt ſich nun Stolberg an. Seine Arbeiten in der Richtung auf das Alterthum ſind nur der Form nach auf das Claſſiſche gerichtet. Freier Principien war er überhaupt nur in derſelben Weiſe wie die Gallitzin fähig, in gemüthlicher Gefühlsemancipation, die ſich aber bei ihm von vornherein gewaltthätig, extravagant und ketzerrichterlich, z. E. gegen Schiller's Götter Griechenlands, äußerte. Man könnte ſagen, er floh vor ſich ſelber und ſeiner eignen innern Haltloſigkeit in den Katholicismus, hätte er nicht ſeine Zwecke und Reflexionen dabei gehabt. Er war von vornherein mit mehr Reflexion und Abſicht, mit mehr Politik zum Katholicismus gekommen, verwendete ihn zwar auch zu ſeinen Gefühls- und Phantaſiebedürfniſſen willkürlich genug; noch mehr aber ſucht er vielleicht für die ariſtokratiſchen Wunden, welche ihm die Revolution ſchlug, ein Heilmittel in ihm. Voß *) geht in ſeinem Urtheil über den Abfall zu einſeitig von den äußerlichen Motiven aus; Jacobi ſieht mehr auf die inneren. Jacobi's Stellung zu Stolberg's Entwicklung und namentlich zu ſeinem Uebertritt iſt bedeutend; denn ſie zeigt Jacobi ſelbſt in dem Moment,

---

*) In ſeinen Schriften: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" und: „Beſtätigung der Stolberg'ſchen Umtriebe. 1820."

wo er vor den Conſequenzen ſeines eigenen Gefühls- und Unvernunftprincips erſchrickt; hatte er doch fortdauernd die Jeſuitenriecher befehdet und ſelbſt den heimlichen Apoſtaten Starck in Darmſtadt in Schutz genommen. Stolberg war ein Mann von leidenſchaftlichem Gefühl, ergriffen von der Sentimentalität der Zeit und von Phantaſiebedürfniſſen bedrängt. Jacobi *) ſagt: „Sein Uebertritt läßt ſich nur aus der Verzweiflung, das Chriſtenthum gegen die Angriffe einer durch Nachdenken und Geſchichtsforſchung erweiterten Vernunft zu retten, erklären. Dem Chriſtenthum zur Schande und ſeinen Spöttern zum Triumph, ergreift man dann ein Syſtem, welches die Unterwerfung der Vernunft unter die Kirche verordnet... Ich werde mich gegen Jedermann über die erſchütternde Begebenheit, ſobald ſie öffentlich wird, beſtimmt und nachdrücklich erklären. Ja, ich werde mich wohl genöthigt finden, noch weiter zu gehen, da es dringend wird, der Partei der Vernunfthaſſer die Stirn zu bieten, welche blinder Unterwürfigkeit und allen Geiſtesfeſſeln das Wort zu reden in den Zeitumſtänden Vorwand und Ermunterung finden, und ſchamlos genug ſind, Barbarei und Tyrannei als verlornes Kleinod und einziges Rettungsmittel der Menſchheit anzupreiſen, das mit Wuth und Gewalt wieder herbeizuſchaffen ſei.“

Von der Erſchütterung Jacobi's durch den Abfall ſeines Freundes kann man ſich einen Begriff machen aus

---

*) In ſeinem Briefe an den Grafen Holmer.

folgenden Worten ſeines Briefes an Stolberg's Frau: „Stolberg's Gegenwart würde mich tödten. Nein, mein Auge ſoll den Blick nicht auf ihn werfen, den es allein auf ihn werfen könnte. In anderen Armen will ich über ihn weinen, den ſo tief, tief, tief Gefallenen! — Gott! ein ſolcher Mann! Stolberg mit einer Kerze und einem Roſenkranz in der Hand, ſich mit Weihwaſſer beſprengend, irgend einem Pfaffen die Schleppe nachtragend, ein: Gegrüßt ſeiſt du, heilige Mutter Gottes — — bitt' für uns! mitplappernd — ich kann den Gedanken nicht ausdenken! Wir ſehn uns nicht wieder." Iſt dies derſelbe Jacobi, deſſen Rede von der Vernunft (als er Vernunft noch im gewöhnlichen Sinne gebrauchte), die weder Hände noch Füße habe, ſie in Münſter ſo bereitwillig nachplärrten und die hier nun, wo es die Anerkennung derſelben Vernunft gilt, ſo viel Hand und Fuß hat, daß ſie auch uns noch erſchüttert?

Eben ſo, wie über die Vernunfthaſſer, bringt ihn dies Ereigniß auch zur Beſinnung über das Gefühl. Er ſchildert Stolberg gegen Holmer ſo:*) „Stolberg wurde ja jedesmal blaß und roth, Stimme und Lippen bebten ihm, wenn nur irgend eine Frage entſtand, die ſeine Lieblingsmeinungen anzufechten drohte. Oft gerieth er plötzlich in Feuer und Flammen, bloß über einen Gedanken, den er im Andern nur vermuthen konnte… Wie mag ein ſolcher Mann ſich rühmen, daß er Jahre hindurch geprüft, daß er unterſucht, daß er ſich endlich vollkommen überzeugt gefunden habe? Daß er ſich vollkommen überzeugt fühle, daran zweifle ich nicht im Mindeſten. Aber wie viele Menſchen begingen nicht aus einer **gefühlten** Ueberzeugung die ärgſten Frevel?“

---

*) Voß, Beſtätigung, S. 81.

Allerdings, das Princip des Gefühls iſt das unfreie, und Stolberg verſinnlicht dies mehr als irgend ein Anderer, er tritt aber auch ſchon aus demſelben heraus, und macht die willkürliche Reflexion und die entſprechende Phantaſiebedürftigkeit, die als Princip erſt der folgenden Periode, der eigentlichen Romantik angehört, zu dem Beſtimmenden. So regt ihn die Oſterfeier in Rom mächtig an, in die craſſeſten Ceremonieen, die nur Schein haben, zeigt er ſich verliebt, und wenn ihm Voß äußerliche Zwecke als Beſtimmungsgründe Schuld gibt, ſo iſt dies nur objectiver und weniger anklagend zu faſſen, um wahr zu ſein.

Göthe in ſeinem Leben läßt die Stolbergs in Frankfurt bei ſich auftreten mit einem blutigen Tyrannenhaß und mit ſo exceſſivem Freiheitsdurſt, daß kaum der beſte Wein ſeiner Mutter und ſeinerſeits eine altkluge Beſchwichtigungs- und Beſchwörungsformel den Taumel zu bändigen und in andere Richtungen zu verfahren ſtark genug ſchien. Mit Jubel, ſagt Voß, begrüßten ſie ſodann die Nationalverſammlung und ihre unſterblichen Thaten. Sie hofften die Beſchränkung „der Tyrannen“ vornehmlich durch den Adel, und ſie fielen völlig ab von ihrer Begeiſterung, als in derſelben Nationalverſammlung die Vorrechte auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt wurden. Dahinaus alſo wollte die Freiheit? ſagte ſich Stolberg, und die Aufklärung? ſagte ſich Fürſtenberg. Was iſt dem Unglück dieſer neuen Zeit entgegenzuſetzen? Die Freiheit und der Glaube der Alten, der Adel und die Geiſtlichkeit. Fürſtenberg war Beides, Stolberg, der Graf, Präſident des Conſiſtoriums in Eutin. Nun bildet ſich die Doctrin, Freiheit ſei die Willkür des Adels; „das Maß der Tyrannei,“ d. h. der Adelsunterdrückung und der Abolirung ſeiner Willkür, das Maß dieſer Tyrannei ſei voll, oder wo man mit Stolberg dies nicht glaubte, da trat die klügere Theorie ein, man habe den alten Glauben wieder aufzurichten, Roms Altäre mit allen Räucherungen der Götzendienerei wieder herzuſtellen; — ſeien nur erſt, ſtatt des Einen Gottes der Aufklärung, die vielen Vaſallen des Himmels, die Heiligen, wiedergewonnen, ſo würde auch der Vaſallendienſt auf Erden, ſtatt des Dienſtes bei dem Einen König der Aufklärung, ſich erneuen. Die Doctrin dieſer Reflexion, die noch heut zu Tage, und gerade jetzt erſt recht die Unverſchämtheit hat, ſich hören zu laſſen, iſt nicht nothwendig nur gemacht und erheuchelt, ſie hat ihr Reſiduum von angeſtammter Denkweiſe und eingelebter altfränkiſcher Frömmigkeit, wie dies auch bei Stolberg der Fall war; es iſt aber eben ſo wenig zweifelhaft, daß ſie gleich in ihrem Entſtehen als ein Kind der verderblichſten Politik auftritt, und neuerdings die Mutter ſtaatenzerſtörender Zerrüttung wird. Dieſelbe Krankheit, die Frankreich ſo ſchmerzlich überwunden, den Feudaladel und den forcirten Katholicismus, ſucht man uns mit den Recepten des Altars, welcher den Thron, und der Adelsmauer, welche des Königs Haus ſtütze und ſchütze, wieder einzuimpfen. Auf dem Boden dieſer Doctrin, die gegenwärtig eine ſo gefährliche praktiſche Geltung gewonnen, bildete ſich in Münſter eine Propaganda des Ultramontanismus, in welcher die Gallitzin, Fürſtenberg, Overberg, Katerkamp, Clemens Auguſt von Droſte und ſein Bruder, und Stolberg, der ſich dahin überſiedelte, ſich einen Ruf erwarben. Ein Trappiſtenkloſter, die weſentliche Modificirung der früher von Fürſtenberg und Overberg ſelbſt eingeführten Unterrichtsordnung, die Nonne von Dülmen mit den Wundermalen und dem Aehnliches mehr that ſich ſchon damals hervor. „Für die Fürſtin, ſagt Katerkamp *), welche in dieſer verhängnißvollen Zeit (der Schreckenszeit der Revolution), alle Edlen, die mit ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, ſich an einander zu ſchließen, und durch vereinigte geiſtige Beſtrebungen der wilden Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig iſt, zu zerſtören drohete, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürſtenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes (Stolberg's) verſtärkt zu ſehen, deſſen Geiſt eine ſo nahe Verwandtſchaft mit dem ihrigen hatte.“

---

*) S. 253 führt er den intereſſanten Beweis, daß der Erzbiſchof. Clemens Auguſt von Droſte, Stolberg zu ſeiner Religionsgeſchichte veranlaßt.

Dieſe Verwandtſchaft im Weiblichen und Unſelbſtändigen, die einer kranken Frau nicht zur Laſt zu legen ſind, wäre eben keine Schmeichelei für Stolberg. Die Verbindung aber und die gemeinſame Wirkſamkeit für den augenfälligſten Obſcurantismus hat in der eben bezeichneten Ausbildung aufgehört ein rein geiſtiges Intereſſe zu ſein, es war ein praktiſch-politiſches, zu dem nur Geſinnung, Zuſtimmung aus irgend einem, auch dem intereſſirteſten Grunde, und gemeinſame Praxis, keineswegs wahre Theorie mehr vonnöthen war.

Und hiemit hört dieſer Kreis auf, ein weiteres Intereſſe in der geiſtigen Entwicklung zu haben, es müßte denn ſein, daß er ſie zu ſtören die Macht gewönne und dadurch eine Revolution einleitete. Dieſe Ausſicht liegt hinter der deutſchen Entwickelung, mit der wir es hier zu thun haben. Wir wenden uns daher zu einer weiteren, noch gährenden und treibenden theoretiſchen Romantik.

8. Die Stürmer und Dränger.

a) Leidenſchaft und Empfindſamkeit. *)

Mit der Sturm- und Drangperiode, welche die Philiſter, Nicolai und Böttiger, ſchlechtweg als eine verrückte Genieſucht verwarfen, iſt die Leidenſchaft eines tieferen Selbſtgefühls in ſeinem noch unklaren Erwachen zu bezeichnen, das männliche Pathos, während die Periode zugleich die der Sentimentalität und Schönſeligkeit, des weiblichen Pathos iſt. Jacobi weiſt auf beide hin. Mit dem mehr ſentimentalen und lyriſchen Kreiſe der Göttinger, eben ſo wie mit dem Göthiſchen Kreiſe, welcher die Leidenſchaft zum Princip macht und ſich auf das Drama und auf Shakeſpeare wirft, hat er ſeine Beziehung. So liebt er Göthe's Clavigo wegen der Leidenſchaft und läßt ſich ſelbſt in ſie hineinreißen in dem Briefe an Wieland (Göthe's Leben von Döring, S. 165): „Und wenn ich nun ſelbſt, in Beaumarchais Perſon, bei Marie und Sophie ankomme, hingehe zu Clavigo, ihn befehde, überwältige, nachher mich ausſöhne mit dem Reuigen, ihm die ausgeſtellte Schrift zerriſſen zurückgebe — und dann neben Marie ſtehe, und

---

*) Die Partie a b. c. iſt mit geringen Stilveränderungen und Zuſätzen von Schiermeyer. Die Charakteriſtik Jung Stillings habe ich umgearbeitet und erweitert. In den Jahrbüchern iſt ſie ſelbſt noch theologiſch.

zweifle, und doppelten gräßlichen Meineid ahne, und halte in meinen Armen den bebenden, ſterbenden Engel — und nun ihm, in meinem Angeſicht, an meinem Buſen der letzte Todesſtoß! mir Feſſeln, Gefängniß — von Clavigo, dem Treuloſen, dem Feigen, dem Verräther, dem unendlich Niederträchtigen! — wühle, wühle, im finſtern, moderhaften, erſtickenden Abgrund, wühle, wühle! — Ha! der Himmel offen! Rache! Rache! Rache! hab ich ihn, ich muß ihn haben! — Sehen Sie, lieber Wieland, alles das iſt ſo ganz aus meiner Seele heraus empfunden, daß ich Ihnen nicht bergen kann, auch mir „„glüht in jeder Ader, zuckt in jedem Nerven die Begier nach ihm, nach ihm.““ Berühmter iſt Jacobi's Erklärung gegen das abſtracte Geſetz und für das Recht der Leidenſchaft: „Ja, ich bin der Atheiſt und Gottloſe, der dem Willen, der Nichts will, zuwider, lügen will, wie Desdemona ſterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Oreſt ſich darſtellende Pylades; morden will wie Timoleon; Geſetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbſtmord beſchließen, wie Otho; Tempelraub unternehmen, wie David; — ja Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um des Menſchen willen gemacht iſt, nicht der Menſch um des Geſetzes willen; — mit der heiligſten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das Privilegium aggratiandi wegen ſolcher Verbrechen wider den reinen Buchſtaben des abſolut-allgemeinen Vernunftgeſetzes, das eigentliche Majeſtätsrecht des Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner göttlichen Natur iſt.“ In demſelben Sinne perſiflirt Göthe in „Götter, Menſchen und Wieland“ die Moralität mit dem hohlen Gegenſatz von Tugend und Laſter, und ſo wird ſchon in der Recenſion eines Schreibens über Homer von Seybold die „profeſſorliche Tugendhaftigkeit“ abgefertigt, welche ohne Sinn und Gefühl für „das höchſte Ideal menſchlicher Natur, die höchſte Würde menſchlicher Thaten, den Homer entſchuldigt, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt und die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war.“ Durchweg ſucht Göthe die Leidenſchaft, die innern ſelbſtändigen Forderungen des Individuums den Geſetzen, Regeln und Convenienzen gegenüber geltend zu machen, und dies iſt auch das Princip ſeiner frühſten Dichtungen Fauſt, Prometheus, Werther, Götz. „Unter allen Beſitzungen, heißt es in einer Recenſion aus jener frühſten Zeit, iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum Zwei. Und Reinhold Lenz, im Muſenalmanach von 1777, ſtürmt Göthe'n folgendermaßen nach:

Lieben, Haſſen, Fürchten, Zittern
Hoffen, Zagen bis in's Mark
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne ſie wär's Quark!

Die Leidenſchaft iſt der Sturm der ethiſchen Welt. Dagegen das Leben im tiefſten Innern und die ſtete Reflexion darauf, die lebhafte und innige Empfindung, die Empfindſeligkeit und die ſchöne Seele ſind zunächſt ſelbſtgenügſam, ſetzen ſich wohl in Beziehung zu Andern, aber nicht um die Welt zu überwältigen, ſie ſuchen in der Gegenſeitigkeit nur Selbſtgenuß und allenfalls Bekehrung. Ein weiterer Durchbruch der innerlichen Bewegung, als die Bekehrung iſt, erſcheint in der Ruhmſucht, dem Beſtreben, die Welt mit ſich zu erfüllen. Dabei bleibt ſie aber vielleicht wie ſie iſt, und es kann genügen, daß ſie auf den Ruhmſuchenden nur achtet; die ſtillere Geltung der bekehrenden ſchönen Seele geht alſo praktiſch weiter, und der Ruhmſüchtige hat nur voraus, daß die ganze Welt ſein Augenmerk iſt, nicht dieſer oder jener Convertit; die wahre Praxis des Ruhmes, das heißt der Geltung des bewegten Menſchen, iſt die Weltbewegung, die Welterſchütterung, die von ihm ausgeht; daher in ſeiner Bruſt der Drang aus ſich heraus, „der Drang,“ die Welt zu „ſtürmen“ und von ſich aus und nach ſich neu zu geſtalten. So ergiebt ſich die Leidenſchaft, welche die heftigere Anſpannung des Gemüthes zur Ueberwindung der Welt iſt. Der Leidenſchaft gehört der Geiſt und die Geſchichte, während die Empfindſamkeit ſich mit der Natur begnügen kann und ſich daher auch viel mit ihr zu thun macht.

b. Empfindſamkeit und Naturſchwärmerei.

Die Natur muß dem Menſchen, der ſich auf ſie richtet, ſtille halten; die willkürlichſten Stimmungen und Gefühlsaffectionen kann er ohne Widerſtand oder eine verletzende Gegenwirkung zu erfahren in ſie hineintragen.

In die Natur ſich verſenkend, iſt er ungetrübt nur ſich empfindend und genießend immer bei ſich. — Die Naturſchwärmerei wird für ein Zeichen von Gemüthlichkeit gehalten, als wäre es ein Verdienſt, in dieſem ungetrübten Verkehr mit ſeinen Einfällen und Empfindungen einen gleichmäßigen Seelenfrieden zu behaupten, und ſich den Genuß des „lieben Herzens“ und der eigenen trauten Gemüthswelt zu bereiten. Eine ſolche Seele, die ſich ganz gut mit ſich verträgt, wird aber nur allzuoft ſcharf, eckig und hart, wenn ſie mit andern Seelen zu thun hat, die nicht ſo ſtill halten wie die Natur, und nicht ſo geneigt ſind, auf alle Schrullen, Einfälle und Stimmungen, die man ihnen zumuthet, einzugehen und ſie in gehorſamer Reſonanz zurückzugeben.

Man achtete gefliſſentlich darauf, ob einer Sinn für Natur hätte, und es war ein großes Ereigniß, daß Leſſing weder an der Muſik Geſchmack fände, noch bei den Schönheiten der Natur etwas Beſonderes empfände. Im Gegentheil, ſo berichtet Jacobi, hatte er einmal geäußert, als ihm die Frühlingsſchwärmerei und die Sehnſucht, daß er endlich einmal wieder grün werden möchte, läſtig wurde: „Es iſt ſchon ſo oft grün geworden, ich wollte, daß es einmal zur Abwechslung roth würde!“

Sehr charakteriſtiſch in Beziehung auf dieſe Empfindſamkeit für die Natur iſt, was Knebel in einem ſeiner früheſten Briefe an Gilbert ſchreibt:

„Eine Schwachheit von mir muß ich Dir ſchon geſtehn: das iſt meine Zärtlichkeit. Ich kann auch gegen ein Grashälmchen zärtlich ſein: aber bei Seelen gegen keine andern, als die mir gleichgeſtimmt und eben ſo zärtlich ſind. Reiz, Schönheit und Jugend und alle andern bunten Zierrathen des Zufalls machen bei mir gar nichts. Aber die feineren guten Seelen — o wie lieb' ich die!“

Wie eine ſolche Empfindſamkeit, die den aufdringlichen Geſetzen der ethiſchen Welt und dem Recht der fremden Stimmung von Herzen gram iſt, alle Augenblicke in Härte umſchlägt, oder ſie als Kehrſeite neben ſich hat, iſt ſchon frühzeitig anerkannt und ausgeſprochen worden. So wird in einem Romane, der unter dem Titel: „Der Empfindſame — Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt, auch Selmar genannt“ 1785 in Erfurt erſchien und als eine nicht geiſtloſe Satire auf die krankhafte Sentimentalität und andere Thorheiten der Zeit von hiſtoriſchem Intereſſe iſt, eine Stelle aus den Fragmenten zur Geſchichte der Zärtlichkeit (von J. M. Miller, 1776) eingangs folgendermaßen parodirt:

„Für Euch habe ich geſchrieben, Ihr ſüßen ätheriſchen Seelen, die Ihr bei dem — „„wonnigen Wehen und Anhauchen der gottheithaltigen Natur in huldigem Liebeſinn und himmelſüßem Frohſein dahinſchmelzt, die Ihr Euch ſehnt, ach! Euer ganzes Weſen hinzugeben, um Euch mit all' der ſeelenlabenden Wonne eines einzigen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen, die Ihr umſäuſelt vom Sang der Liebe, von Mondſchein und Thränen Euch nährt; eingewebt im Wohlwollen des Allgütigen und unter dem Wehen und Weben der innigſten Liebe für Eure Brüder““ — auf alle Verhältniſſe des Alltagslebens ſchimpft, den hartherzigen Buben flucht, die Euch nicht verſtehn, die Ihr das „„Wehe über die Eltern ſchreit, und ſie vor dem ernſten Gerichte Gottes verurtheilt, die dem Herzen ihrer empfindſamen Kinder ſo viel Seufzer erpreſſen.““ — „Wer doch immer ein Kind bleiben könnte! Wenn doch nie die Vernunft an die Stelle des Gefühls träte!“ heißt es in Müller's Freuden und Leiden, einem andern jener empfindſamen Werke. Und ebendaſelbſt an einer andern Stelle: „Sie behohnlächeln mich: aber laß Dich nie den Spott einer Menſchengeſtalt abhalten, die der Liebesgeiſt nicht durchweht.“ An welche Worte der Verfaſſer des ſatiriſchen Romans folgende Betrachtungen anknüpft: „Sanfter duldender Yorik! das war nicht Deine Sprache! Du prieſeſt Dich nicht mit einer phariſäiſchen Selbſtgenügſamkeit, und ſchimpfteſt nicht auf die, die Dir nicht ähnlich waren. — Doch! ſprachſt Du am Grabe Lorenzo's, doch ich bin ſo weichherzig, wie ein Weib. Aber ich bitte die Welt, nicht zu lächeln, ſondern mich zu bedauern. — Ruhe Deinem Staube, ſanfter liebevoller Dulder! und nur einen Funken Deines Geiſtes Deinen Affen!“

Der Einfluß, den Sterne auf die deutſche Literatur geübt, und welchen Verlauf die empfindſame Poeſie bei uns während einer gewiſſen Epoche genommen, wird ſodann von unſerm Anonymus näher ſo geſchildert: „Kaum war der liebenswürdige Sterne auf ſein Steckenpferd geſtiegen und hatte es uns vorgeritten, ſo verſammelten ſich, wie gewöhnlich in Deutſchland, alle Jungen um ihn herum, hingen ſich an ihn, oder ſchnitzten ſich ein Steckenpferd in der Geſchwindigkeit nach oder brachen Stecken vom nächſten Zaun, oder riſſen aus einem Reiſigbündel den erſten, den beſten Prügel, ſetzten ſich darauf, und ritten mit einer ſolchen Wuth hinter ihm drein, daß ſie einen Luftwirbel veranlaßten, der Alles, was ihm zu nahe kam, wie ein reißender Strom mit ſich fortriß. Wär' es nur unter den Jungen geblieben, ſo hätte es noch ſein mögen: aber unglücklicherweiſe fanden auch Männer Geſchmack an dem artigen Spielchen, ſprangen von ihrem Wege ab, und ritten mit Steck, Degen und Amtsperrücken unter den Knaben einher. Freilich erreichte keiner ſeinen Meiſter, den ſie ſehr bald aus dem Geſicht verloren, und nun die poſſierlichſten Sprünge von der Welt machten, und doch bildete ſich jeder der Affen ein, er reite ſo ſchön, wie der gute Yorik." — „Bald darauf ſtieg ein Genie unter ihnen auf, Göthe, deſſen Loſung zwar auch Empfindſamkeit, aber von einer ganz andern Art war, und der es ſich zur Schande rechnete, hinter den andern Knaben drein zu reiten. Vom Drange des Genies dahingeriſſen, war ihm der menſchliche Gang zu langſam, die Wege zu ſchmal, zu krumm und zu uneben, die Welt zu enge. Es ſprang querfeldein über Aecker und Wieſen, ſprang über die Gräben und trat die Zäune nieder, die ihm in den Weg kamen, und da war ihm wohl. Kam es auf einen gewöhnlichen Menſchenweg, „ſo packt es ihn mit gräßlicher Kälte, die Angſt krampfte ihn, engte ſein Herz all' ſo ein, ſein Herz bangte, ſeine Gebeine raſſelten, ſeine Seele ſchwirrte, es hetzte ihn ſo grimmig, daß ſeine Seele ſich in allen Nerven umkehrte, daß er ſich hätte dem Teufel ergeben mögen, über all' die Hunde, die Gott noch auf Erden duldet und die keinen Sinn haben an dem Wenigen, was noch gut auf der Welt iſt." Schnell ſchloſſen ſich alle Genies und Kraftmänner an ihn an, denen es „dumpf und taub war vor'm Sinn, die ſich labten im Wirrwarr, die erlagen unter der Gewalt der Herrlichkeit der Erſcheinungen, die ſich über eine Trommel ſpannen laſſen wollten, um Ausdehnung zu kriegen, die in dem Raume einer Piſtole zu exiſtiren wünſchten, bis ſie in die Luft geknallt würden, die mit den Zähnen knirſchten, ſich's Herz abnagten, Alles verfluchten und die Welt in Brand ſtecken mögten, um aus dem Schutt eine neue hervorzuziehn" (Klinger*). „Da es aber auch dieſen an Kraft gebrach, ſich ihrem Original nachzuſchwingen, ſo machten ſie ſich fliegende Drachen von Papier, bemalten ſie mit unverſtändlichen Charakteren, ſteckten ein Lichtchen hinein, ſetzten ſich drauf und raſten geniemäßig damit in der Luft herum. — Aber es gebrach an Kraft, ſich länger auf ihren Pferden und Drachen zu erhalten; und vielleicht hätte das ganze Unweſen ein Ende gehabt, wenn nicht ein Mann, der es nicht ſo übel gemeint haben mochte (J. M. Miller, Verfaſſer des Siegwart), einen neuen Ton, der ihren ſchwachen Köpfen und Nerven faßlicher war, angegeben, und damit das Unheil mehr als jemals vergrößert hätte. Er hatte kaum angeſtimmt, ſo fiel die ganze Schar mit ein, und alle Winkel erſchallten von weinerlicher Empfindſamkeit, von Seufzern, Küſſen, Thränen und Wonnen. Das war eine Freude für die Knaben, die nun mit ſo wenigen Koſten, ohne Kopf und Anſtrengung, ſo wonniglich ſpielen konnten! Alles küßte, wimmerte, ſiegwartiſirte." —

---

*) Bekanntlich hat Klinger durch ſein Drama: Sturm und Drang dieſen Ueberſchwenglichkeiten den Namen zu Wege gebracht, unter welchem ſie in der Literaturgeſchichte aufgeführt zu werden pflegen.

e. Das Schauſpielweſen, Lavater und die Ruhmſucht.

„Zum Unfug des empfindſamen Romanweſens kam auch noch die Komödienſpielerei hinzu, die ſelbſt von verehrungswürdigen Männern, von Männern von anerkanntem Geſchmack, nicht nur gebilligt, ſondern auch empfohlen wurde. Was mußte nun aus Kindern werden, die unter Empfindelei, Romanleſen und Komödienſpielen gebildet und großgezogen wurden!"

So weit der ſatiriſche Roman. Die Anregung und Färbung, die durch Sterne unſere Literatur erhielt, iſt nicht zu verkennen; allein das Princip, aus welchem dieſe Bewegung hervorging, finden wir in dem innerſten Leben der Deutſchen und der eignen Entwicklung deſſelben begründet und die Sympathie, welche für Sterne und die engliſche Poeſie überhaupt damals in Deutſchland erwachte, aus einem genügend vorbereiteten Bedürfniß zu erklären. Sterne und andere Engländer kamen nur hinzu, das Ferment der freigewordenen Gemüthsbewegung noch mehr in Schwung zu ſetzen, bei ſeiner Darſtellung im Leben und in der Kunſt die Geburt zu erleichtern und ſeine jugendlichen Schritte zu gängeln. Als das Wirkſame und Charakteriſtiſche im **Sentimental Journey**, ſo wie im **Tristram Shandy** iſt die Art und Weiſe zu betrachten, „wie hier die Eigenheiten der Menſchen in Schutz genommen werden. Sterne zeigte, wie viel Zartes, Gemüthliches ſich oft mit ſolchen individuellen Lebensgeſtaltungen verſchwiſtere, die nur dem Draußenſtehenden ſeltſam und unförmlich erſchienen, dem Individuum aber eben nothwendig ſeien, weil es ſonſt nicht dieſes Individuum wäre, worin doch ſelbſt für uns der ganze Reiz ſeiner Exiſtenz liege. Dies Thema hat Sterne auf das Mannigfaltigſte mit dem reichſten Humor entwickelt, namentlich auch den lächerlichen Kampf auf das Vortrefflichſte dargeſtellt, mit welchem das Individuum ſeine zufälligen Eigenheiten, die für daſſelbe ſelbſt Nothwendigkeiten geworden ſind, gegen äußeren feindlichen Zufall oder gegen wahre Nothwendigkeit zu erhalten bemüht iſt“ (Roſenkranz Geſch. der Poeſie).

Der andere Punkt in der Darſtellung des Anonymus, der eine Ergänzung verdiente, iſt die Erwähnung der

„Komödienſpielerei," des überſpannten Intereſſes für das Theater und Schauſpielweſen, das mit der Periode der Empfindſamkeit zuſammenfällt. Es iſt auch dieſe Richtung tiefer in dem Princip jener Zeit und ihrer Gährung begründet, als es auf den erſten Blick vielleicht den Anſchein hat. Göthe's Briefe über die Campagne von 1792 geben in der Erzählung des ſentimental-romanhaften Verhältniſſes zum jungen Pleſſing, der die Veranlaſſung zur Harzreiſe im Winter ward, viel intereſſante und beachtenswerthe Aufſchlüſſe über die Zeit, in welcher der Werther entſtanden. Wir haben oben ſeine Aeußerungen über die damals graſſirende „zärtlich leidenſchaftliche Ascetik und die leidige Selbſtquälerei" erwähnt.

Unmittelbar nach dieſen Betrachtungen nun wird Lavaters Phyſiognomik eingeführt, doch ſo, daß der Zuſammenhang dieſer Beſtrebungen mit dem geſchilderten Charakter der Zeit mehr zu rathen gegeben oder nur leiſe angedeutet, als mit klaren Worten ausgeſprochen wird. Er iſt nicht ſchwer zu verſtehn. Jene Selbſtquälerei iſt nichts als die Kehrſeite des Selbſtgenuſſes, die Pein und Krankheit des Individuums, das von allem Inhalt und aller Realität abſtrahirend wie ein Magen, dem nichts geboten wird, zuletzt ſich ſelbſt zerreibt und durchlöchert. Jemehr aber das Individuum auch in dieſem Schmerz ſich fühlt, deſto größer iſt die Bedeutung, die es mit all' ſeinen Launen, Thorheiten und Zufälligkeiten auf ſich legt und von Andern in An-

ruch nimmt. Göthe's Jugendbriefe an die Gräfin Bern-
orff haben uns jüngſt wieder dieſe Coquetterie (ſo wie
dere Hohlheiten und Spiegelfechtereien damaliger Zeit
– was wird ſich und Andern Alles vorgelogen!) mit
ellen Farben vorgehalten. Was man für einen Rock
ägt, mit welchen Knöpfen u. dgl., nimmt unter den
denſchaftlichſten Ergießungen ſogleich einen Platz ein:
ß man ſeine Silhouetten gegenſeitig giebt und fordert,
arf vollends nicht ausbleiben. Gewiß ſteht nun auch
avaters Phyſiognomik in Verbindung mit dieſer
echſelſeitigen Verehrung der Individuen unter einander,
e zu einer Art von Bilderdienſt ausartete, ohne doch
ben der gegenſeitigen Theilnahme gegenſeitiges Kennen
d Erkennen zu entwickeln, eben weil man in dem
reunde nur ſich liebte und wollte, weil man vergötterte,
n wieder vergöttert zu werden. Dies Verhältniß kannte
iemand beſſer, als Göthe, der die Komödie ſelbſt
nug mitgeſpielt hatte. Bei Gelegenheit des Gleim'ſchen
riefwechſels, der in dem weichlichen Geſchmack dieſer
eit von leerer Zärtlichkeit überfließt, ſprach er ſich da-
gen aus. Dies hinderte ihn aber nicht, ſpäter ſelbſt
hnliche „Nichtigkeiten“ zu publiciren.

Aus dieſer überſchwenglichen Bedeutung, die man
mals nicht nur auf die individuellſten Dispoſitionen
ines innern Naturells, auf die eigenſten Bewegungen
d Stimmungen des Herzens legte, ſondern auch für
ine Darſtellung nach Außen, für die ganze Zufälligkeit
iner Erſcheinung in Anſpruch nahm, aus dieſem Zuge

und Drange der Zeit ging nun auch das Intereſſe für Theater und Schauſpielweſen hervor, dem man mit einer Leidenſchaft ſich zuwandte, wie nie zuvor, noch jemals nachher. Denn wo kann ſich der Menſch in ſeiner unmittelbarſten Exiſtenz mehr geltend machen als auf dem Theater? Wo hat die Perſönlichkeit als ſolche, das Naturell mit ſeiner ganzen Aeußerlichkeit dieſe Anſprüche auf Anerkennung und augenblickliche Wirkung wie hier? Wie Göthe von dieſer Influenz ergriffen war, iſt allbekannt, und wäre es nicht ausdrücklich in ſeinen Confeſſionen zu leſen, ſo würden W. Meiſters Lehrjahre immer noch deutlich genug Zeugniß davon ablegen. Dieſer Roman ſoll ja die Befreiung aus dieſer Liebhaberei und die Reinigung von der Quelle, in welcher ſie begründet iſt, darſtellen. Daß aber die Deutung, die wir dieſer Zeitrichtung gegeben, nicht willkürlich, und die Verbindung, in die wir ſie mit andern Sympathieen jener Epoche gebracht haben, keine gewaltſame Combination iſt, mögen ein paar Stellen belegen, die wir der Selbſtbiographie von Karl Philipp Moritz, denn das iſt eigentlich der unter dem Titel Anton Reiſer erſchienene „pſychologiſche Roman,“ zur Beſtätigung entlehnen. Anton Reiſer war noch Gymnaſiaſt, als er mit Iffland, ſeinem Mitſchüler, in dramatiſchen Aufführungen, zu denen es nicht an Gelegenheit fehlte, rivaliſirte, und bald mit allen Sinnen zum Theater hingezogen wurde. „Ruhm und Beifall zu gewinnen, das war von jeher ſein höchſter Wunſch geweſen; — aber der Beifall durfte ihm nicht zu weit liegen. Und ſo griff nun freilich das Theater am ſtärkſten in ſeinen Wunſch ein. Nirgends war jener Beifall aus der erſten Hand ſo wie hier zu erwarten. — Er betrachtete einen Brockmann, einen Reincke immer mit einer Art von Ehrfurcht, wenn er ſie auf der Straße gehen ſah, und was konnte er mehr wünſchen, als in den Köpfen anderer Menſchen einſt eben ſo zu exiſtiren, wie dieſe in ſeinem Kopfe exiſtirten. — So wie jene Leute vor einer ſo großen Anzahl von Menſchen, als ſonſt nur ſelten verſammelt ſind, alle die erſchütternden Empfindungen der Wuth, der Rache, der Großmuth nacheinander durchzugehen, und ſich gleichſam jeder Nerve des Zuſchauers mitzutheilen, — das däuchte ihm ein Wirkungskreis, der in der Welt nicht ſeines Gleichen hätte." Als bei einer Darſtellung des Clavigo A. Reiſer darauf gerechnet hatte, die Titelrolle zu erhalten, dieſe Hoffnung aber fehlgeſchlagen war, fühlte er ſich ſo dadurch gekränkt, „daß ihn dieſer Vorfall in eine Art von wirklicher Melancholie ſtürzte. Denn ſein ganzer Wunſch, den er ſchon Jahre lang bei ſich genährt hatte, ſtand jetzt gerade auf der Spitze der Erfüllung und Nichterfüllung; öffentlich vor den verſammelten Einwohnern ſeiner Vaterſtadt ſeine Talente zu entwickeln, und zeigen zu können, wie tief er empfand, was er ſagte, und wie mächtig er wieder das durch Stimme und Ausdruck zu ſagen im Stande wäre, was er ſo tief empfand, — das war für ihn ein ſo großer, ſtolzer und die Seele erhebender Gedanke, wie vielleicht nie für irgend einen Sterblichen eine Rolle in einem Trauerſpiel geweſen ſein mag.“ „Als der Clavigo probirt wurde, hatte er ſich in eine der Logen verſteckt — und während J. als Beaumarchais auf dem Theater wüthete, wüthete *Reiſer*, der in der Loge ausgeſtreckt am Boden lag, gegen ſich ſelber, und ſeine Raſerei ging ſo weit, daß er ſich das Geſicht mit Glasſcherben, die am Boden lagen, zerſchnitt und ſich die Haare raufte. Denn die Erleuchtung, die Blicke unzähliger Zuſchauer, alle auf ihn allein hingeheftet, und er, vor allen dieſen forſchenden Blicken ſeine innerſten Seelenkräfte äußernd, durch die Erſchütterung ſeiner Nerven auf jede Nerve der Zuſchauer wirkend, — das alles wurde ihm in dem Augenblick gegenwärtig — und nun ſollte er *nichts, wie unter der Menge verloren*, ein bloßer Zuſchauer ſein, wie er jetzt war, während ein Dummkopf, der den Clavigo ſpielte, alle die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, die ihm, dem ſtärker Empfindenden, gebührt hätte.“ — „Dieſe *Unbedeutſamkeit*, dies *Verlieren unter der Menge*, war es vorzüglich, was ihm oft ſein Daſein läſtig machte.“ — Der Grund dieſes „durchbohrenden Gefühls“ iſt aber nichts als der krankhafte Drang, ſich als Einzelner zu empfinden, ohne Etwas zu ſein; Etwas zu ſein, ohne ſich zu Etwas gemacht und einen weſentlichen Gehalt errungen zu haben. „Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton“ zwar auch dem Edeln, und „iſt ſeines Schweißes werth,“ aber worauf es ihm vor Allem hierbei ankommt, iſt, daß ihm aus der Anerkennung Anderer die Beſtätigung zurück-

amt, ein wirklich Wahres und Schönes erkannt, gewollt
zur Darſtellung gebracht zu haben. Dieſe frank-
ſte Ungeduld des Ruhms hingegen, dieſer abſtracte
rgeiz, will nur das liebe Ich und iſt daher oft ſchon
der Sache und ohne alles ſachliche Intereſſe vorhan-
. Anton Reiſer war erſt neun Jahr alt und ging
h in die Schreibſchule, da „hatte er ſich mit einem
er Mitſchüler vorgenommen, daß ſie zuſammen ein
ch ſchreiben wollten, und Beide ſchmeichelten ſich ſchon
nals mit der Idee, wie ihnen dies zum ewigen Ruhme
eichen würde.“ Auch auf dem Gymnaſium beſchäf-
en neben den Phantaſieen für das Theater, die „kein
ſthaftes Nachdenken, keinen Fleiß im Studiren auf-
men ließen,“ mancherlei Schriftſtellerprojecte den Jüng-
s. So wollte er einmal ein Trauerſpiel ſchreiben.
r ſah ſchon den Komödienzettel angeſchlagen, worauf
Name ſtand, — ſeine ganze Seele war voll von
er Idee und der ſchmeichelhafteſte Gedanke für Rei-
n war, wenn er dies Stück noch in ſeinem jetzigen
ande, noch als Schüler vollenden würde, was man
n für Erwartungen von ihm ſchöpfen, wie es dann
h weit mehr ihm zum Ruhme gereichen müßte.“ Bei
Mangel an wahrem Intereſſe, an wirklicher Be-
ligung des Geiſtes und inhaltsvoller Erregung des
müths macht man ſich dann nicht allzuviel daraus,
dem leeren Schein zu figuriren, ſich und Andern
as vorzulügen. Einer ſeiner ehemaligen Mitſchüler,
hlt Anton Reiſer, mit dem er nichts weniger als

in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden hatte, kehrte ſchwindſüchtig, von den Aerzten aufgegeben, von der Univerſität zurück, „und Reiſer's erſte Gedanken, da er dies hörte, waren, wie er auf dieſen Vorfall ein Gedicht machen wollte, das ihm Ruhm und Beifall zuwege brächte. Kurz, er hatte das Gedicht ſchon acht Tage vorher angefangen, ehe der junge M. ſtarb. — Statt nun, daß er dies Gedicht hätte machen ſollen, weil er über dieſen Vorfall betrübt war, ſuchte er ſich vielmehr ſelbſt in eine Art von Betrübniß zu verſetzen, um auf dieſen Vorfall ein Gedicht machen zu können. Die Dichtkunſt machte ihn zum Heuchler." — „Daß Reiſer'n ſein Gedicht auf den jungen M. mehr am Herzen lag als der junge M. ſelbſt, war wohl natürlich, obgleich es wieder nicht zu billigen war, daß er Empfindungen log, die er nicht hatte."

d) Genie, Originalität und Kraft.

Die Ruhmſucht und das Schauſpielweſen führen uns wieder auf das poſitive männliche Selbſtgefühl der Sturm- und Drangperiode zurück.

Durch Leſſing hatte man den Kopf frei gekriegt, durch Klopſtock das Herz voll hoher Gefühle von Religion, Tugend, Vaterland und Thaten des Genies im Dienſte dieſer Gefühle. Leſſings Anerkennung der Schakeſpearſchen Poeſie wirkte ebenfalls zu Gunſten der regelloſen Genialität, der Originalität und der Kraft aus ſich. Klopſtock ſtand unter Youngs Einfluß oder vielmehr er fand in Young den innerſten Drang ſeiner Seele ausgeſprochen und wiederholte die Worte des Engländers mit allem Nachdruck ſeiner Begeiſterung und ſeines Selbſtgefühls. In Klopſtock nämlich perſonificirt ſich zuerſt nach langer Verachtung und Verſäumung in der traurigſten Dienſtbarkeit der geweihte Dichter; und Niemand iſt wohl ſo von ſeiner Mitwelt in dieſer Eigenſchaft anerkannt und verehrt worden, als er. Seine Umgebung fand es nicht lächerlich, ſondern erhaben, als er im Schiffchen auf dem Zürichſee bei einem Windſtoß betete, Gott möge ihn den Deutſchen erhalten. Wahr iſt daran der Aufſchwung für das Ideale, verkehrt die Selbſtſucht des Genies und die Verwechſelung des geſelligen Menſchen in ſeiner perſönlichen Pflicht gegen die Gleichen mit der allgemeinen Bedeutung ſeiner künſtleriſchen Leiſtung. Ueberhebt er ſich, wenn er als Genie eine beſondere Figur ſein will, ſo werfen die Anderen ſich weg, die ihn dulden. Je mehr die Perſönlichkeit, ſei es im Dichter, ſei es im Machthaber, Feldherrn oder Staatsmann, überhoben wird und ſich überheben darf, um ſo unfreier iſt die Zeit. Sie ahnt erſt, daß frei und mächtig ſein eins ſein müſſe, ſie wagt noch nicht, nach dem Geſetz der Freiheit und Gleichheit zu leben. Durch den Begriff Genie und Original kommt etwas Myſtiſches in die Poeſie, welches trotz Göthe's und Schiller's klaren Producten noch bis heute fortwirkt; und als Winkelmann behauptete, „der einzige Weg, unnachahmlich zu werden, ſei die Nachahmung der Alten,“ vergaß Klopſtock ſein ganzes Verdienſt, das in ihrer glücklichen Nachahmung lag, und meinte, „jedes Genie müßte vor dieſem Satze erſchrecken.“ Dieſen Schrecken leitet Gervinus aus Klopſtocks Lectüre der Young'ſchen Schrift ab, die ſich ausdrücklich um die Unterſcheidung des Genies und der ſecundären nachahmenden Geiſter dreht, und bemerkt zu der Prätention der Originalität, mit welcher die Jugend dieſer Zeit ſo ſtürmiſch hervortrat: „ſonderbar, daß nicht einmal der Begriff des Originalgenies original war und daß der große Tragöde Shakeſpeare, der ſo fern von Copie iſt, ſo vielfach von unſern Originalen copirt wurde.“ Freilich iſt der Begriff Originalität eben ſo wie ſpäter die Eigenthümlichkeit, die beſonders in der Politik ihre Spiegelfechterei treibt, ein Verirbegriff. Worauf kommt es denn bei allem Originellen und bei allem Eigenthümlichen an? Nicht darauf, daß eine gute Sache neu, ſondern daß die neue Sache gut ſei, nicht darauf, daß eine Perſon ſich eigenthümlich, ſondern daß ſie ſich vortheilhaft auszeichnet.

Die phyſiognomiſchen Studien von Lavater gehen ebenfalls dem unklaren Drange der Eigenthümlichkeit und damit ſogleich dem Genie nach. Hamanns Schrullen, ganz aparte Dinge zu ſagen, eben ſo; und daraus erklärt ſich das momentane Zuſammenwirken ſo verſchiedener Charaktere, als Göthe, Herder, Lavater, Jung Stilling, Jacobi, Stolberg, Klinger, Lenz und Heinſe. In allen lebte das ſchöpferiſche Feuer der losgebundenen, gährenden Welt der Innerlichkeit und der allgemeinen Begeiſterung, dieſe nun in ſeiner eignen Perſon darzuſtellen und

h ſchöne Thaten des Genies im Gebiete der Poeſie
erwirklichen. Dies letzte Mittel war das richtige
die deutſche Welt, die von den Engländern und
zoſen die philoſophiſchen, die religiöſen und poetiſchen
ilder ſich aneignete, die politiſchen dagegen faſt gar
begriff, erreichte in der Poeſie die Befriedigung dieſer
ncipationszeit. Selbſt Gleim war von dem Taumel
ffen, in den der Aufſchwung der damaligen Jugend
hineinriß, und ſchrieb an Heinſe: „nur ein dutzend
geiſter wie Du, beſſer Sohn, könnten helfen.“ Und
Göttinger ſchickten die Stollberge zu Klopſtock mit
Bundesbuche, indem ſie ihre Gedichte niedergelegt,
er urtheile, wer Genie hätte, wer nicht.“ Dieſe
duld, die das Urtheil der Welt, dem ſelbſt Klopſtock
zu bald verfiel, nicht erwarten konnte, ſondern un-
bar die Krone der Genialität erobern wollte, cha-
iſirt die ganze Zeit des damaligen Durchbruchs zur
eit in Poeſie und in Denken.

Wenigen gelang es, mit dem „Drange“ und der
ſt“ die Geduld und Einſicht zu vereinigen, von denen
rfüllung dieſer jugendlichen Hoffnungen abhing.

9. Klopſtock, 1724—1803; Voß und der Göttinger Dichterbund, 1772—74; Wieland, 1733—1813; Bürger, 1748—94, und Heinſe, 1749—1803.

Leſſings Geiſt wirkt im Ganzen noch nicht befruchtend auf Klopſtock und Wieland, weil ſie, ſeine Zeitgenoſſen, ihm zu nahe ſtehn. Die claſſiſchen Studien, die engliſche und franzöſiſche Literatur, die Aufklärung und die chriſtlichen Principien vereinigen ſich in ihnen. Die feindlichſten Elemente ſind ruhig und unbewußt verbunden. Klopſtock und Wieland breiten den Geiſt ihrer Periode aus, erfriſchen und formiren ihn. Seine letzten Principien ſind aber ſo wenig ihre Sache, daß ſich Klopſtocks Verehrung der Alten ohne Anſtoß mit dem Glauben und Wielands Vernunft mit dem Recht des Stärkeren verträgt.*) Sie wirken nur als Dichter. Ihr Inhalt iſt ihre Schwäche. Die dichteriſche und gemüthliche Bewegung ihrer Zeit, mit der wir ſie hier daher auch in Beziehung bringen, regen ſie an, während

---

*) Umſonſt erklärte Wieland ſpäter dies Recht des Stärkeren für Ironie. Seine Anſichten über Bonaparte's Uſurpation und der Claudius'ſche Liberalismus, „der Fürſt müſſe ein guter Mann ſein", laufen genau auf das Nämliche hinaus. Man moraliſirt nur den Starken; wenn er aber Gewalt braucht, ſo iſt es auch recht.

eſſing mehr in die Ferne wirkt und die denkende Be-
pegung anregt.

Klopſtock und Wieland ſind die herrſchenden
Dichter in der Gährung der Sturm- und Drangperiode.
1748 waren die erſten Geſänge des Meſſias erſchienen.)
Die Alten haben Klopſtock an ihren Formen gebildet
nd für Freiheit, Vaterland und Freundſchaft begeiſtert.
Mit ihm beginnt eine kühnere höhere Sprache, antike
Versformen und das ganze poetiſche Hoch- und Selbſt-
efühl, in welchem die innerlich befreite deutſche Welt ſich
oh ergießt. Sein Vorbild iſt Milton. Dieſer verführt
n zu ſeinem heiligen Gegenſtande. Wenigſtens beſtärkte
ihn in ſeinem Plane. Er hatte den größten Gegenſtand
ſucht, er gerieth auf Chriſtus, und ſo gelang es ihm,
en wahren Gehalt des claſſiſchen Alterthums bei Seite
laſſen und einem vollkommen romantiſchen ſich zu
idmen. Aber es war ſein Loos, daß er weder die
ntike Form noch den romantiſchen Inhalt durchſetzte,
gewaltig er auch mit beiden ſeine Zeit ergriff, er-
hütterte, anregte und auf den richtigen Weg brachte.
ein großer Gegenſtand findet ſich populärer in der Bibel
d weder das Thatenfeld ſeines Epos, der Himmel,
ch das ſeines Drama's, der Teutoburger-Wald, ſind
eiſe gewählt. Auch Wieland verlegte ſeine Schau-
ätze in die Fremde, aber in die Städte der Menſchen
d mitten in die wirkliche Alltagswelt. Auch er findet
den Alten ſeine Anregung und ſeine Vorbilder, aber
cht an den horazianiſchen Oden, nicht an den hohen

Epen Homers, ſondern an dem horazianiſchen Weltton, an Lucians Komödirung der Götter und überhaupt an der gefälligen Claſſicität nährt er ſeinen Geiſt. Hiemit ſtimmen die Franzoſen, und ſeitdem ſich Wieland einmal aus dem ſeraphiſchen Anflug ſeiner Jugend, in den er gegen ſein Naturell durch Klopſtocks überwältigenden Einfluß hineingeriſſen war, und aus der Myſtik, in die er in Zürich hineingerieth, befreit hat, bleibt er in dieſem Element. Klopſtocks vornehmer, hoher und edler Stil iſt eine formelle Claſſicität, Wielands leichte horazianiſche, lucianiſch-franzöſiſche Form ebenfalls. Aber beide beginnen und endigen mit dem dunklen poetiſchen Gemüth. Ihre umwölkte und ſchwankende Aufklärung ſchwimmt begeiſtert in dem Strome der neuen Zeit, aber ſie wiſſen nicht, woher er kommt und wohin er führt. Wie Mendelsſohn und Nicolai vor Leſſings Spinozismus und Göthe's Extravaganzen erſchracken, ſo moraliſirt Klopſtock und faſelt Wieland über die Erſcheinung der Zeit, welche die vollendete Befreiung war. Weder in Wieland, noch in Klopſtock ſehen wir die Höhe der Leſſingiſchen Principien, noch viel weniger die Folgerungen aus ihnen, deren ſie ſich ſpäter fähig gezeigt, dargeſtellt; aber ſowohl die Wielandiſche Form, ſeine elegante Sinnlichkeit, ſeine heitere leichte Lucianiſche Manier, als der Klopſtockiſche Inhalt der Begeiſterung, der Hochgefühle für alles Ideale, für Freiheit und Vaterland ſind eine Verwirklichung der Aufklärung, eine theoretiſche Wiederherſtellung des freien humanen Weſens

der antiken Welt, die in der mittelaltrigen Romantik
untergegangen war. Sind Klopſtock und Wieland
Gegenſätze, ſo ſind ſie es innerhalb der Poeſie, und
eine Poeſie, welche ſo entſchieden der höchſte Zweck iſt,
wie hier, bleibt immer, wie in der alten Welt, ideale
That und die letzte Befriedigung des freien Menſchen.
Klopſtock meint freilich durch ſeinen Stoff „unſterblich
zu ſein“, aber die poetiſche Unſterblichkeit iſt eine ratio-
nelle und antike, und die Welt fand ſchon Geſchmack an
einer ſolchen irdiſchen Palme. Wenn alſo der Dichter die
Erde vergißt und ſich in den leeren Aether des chriſtlichen
Himmels verſteigt, ſo bleibt das Publicum zurück, lieſt
eine Geſänge nicht mehr und erholt ſich lieber an Wie-
and, der zwar ebenfalls ins Weite ſtrebt und meiſt im
lterthum und im Orient ſeinen Hippogryphen tummelt,
ber doch menſchliche Begebenheiten und ſogar mit ſehr
ikanten Menſchlichkeiten unvergleichlich lieblich vorträgt.
iſt Klopſtocks Element die überſchwenglichſte Sittlich-
it, ſo iſt Wieland in der üppigſten Sinnlichkeit zu
auſe.

Bürger, der durch ſeine populäre Balladen- und
omanzenform einen tiefen Eindruck machte und ſich ein
etiſches Verdienſt erwarb, verfolgt im Weſentlichen die
ielandiſche Richtung, auch Heinſe, der ſinnliche Feuer-
iſt (ſiehe Th. II. S. 310), während der Göttinger
ichterbund, Johann Heinrich Voß an der Spitze,
tſchieden zu der Klopſtockiſchen Fahne ſchwört. Der
ichterbund, ſo lang er exiſtirt, d. h. ſo lange die

Jünglinge zuſammen leben, dichten und ſchwärmen, ſtellt ein Stück der Sturm- und Drangperiode dar. Die Bürgeriſche Lyrik hingegen, bewegt ſie ſich gleich in einer eingeſchränkten Manier, iſt eine Eroberung auf dem Gebiete der Dichtung und ein ideeller Erwerb für ein großes ausgebreitetes Bewußtſein. Von den einzelnen Mitgliedern des Göttinger Bundes gewinnt ſpäter nur Voß durch ſeine Aneignung des Homer, durch ſeine Louiſe und durch die vielgeleſenen Ueberſetzungen vieler Claſſiker auf Form und Richtung des poetiſchen Geiſtes einen ebenſo durchdringenden Einfluß. Voß wirkte in ſeiner reiferen Zeit entſchieden im Sinne der Kantiſchen Aufklärung und des humanen Alterthums; und nur in ſeiner Jugend finden wir ihn mit dem Göttinger Dichterbunde in einem unklaren Gemüthstaumel befangen. Klopſtock iſt dieſem Bunde Autorität. Sein Teutonismus, ſeine rigoriſtiſche Begeiſterung für Religion, Patriotismus und Freundſchaft reißt die Jünglinge zu komiſchen Anſtrengungen und Demonſtrationen hin. Unter Eichen wird der Freundſchaftsbund der deutſchen Dichterjünglinge geſtiftet. Voß ſchreibt darüber 1772 an einen Freund: (Prutz, Göttinger Dichterbund 227) „Ach, den zwölften September, da hätten Sie hier ſein ſollen! Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond war voll. Wir überließen uns ganz der Empfindung der ſchönen Natur.“ „Hier fanden wir einen kleinen

Eichengrund, und ſogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten ſo um den eingeſchloſſenen Stamm herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unſeres Bundes an und verſprachen uns ewige Freundſchaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unſern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu dieſem Endzwecke die ſchon gewöhnliche Verſammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Aelteſten erwählt. Jeder ſoll Gedichte auf dieſen Abend machen und ihn jährlich begehen."

In einer Geſellſchaft, zu welcher der ganze Parnaß geladen war, wurde Klopſtock, Leſſing, Gleim, Geßner gefeiert; und als Bürger, der nicht zum Bunde gehörte, aber von dem Gaſtgeber herbeigezogen war, das Glas nahm und Wielands Namen nannte, erhob man ſich und rief aus Einem Munde: „Es ſterbe der Sittenverderber Wieland, es ſterbe Voltaire!“ Die Stollberge traten zum Bunde; durch ſie leitete ſich eine wirkliche Verbindung mit Klopſtock ein. Eine förmliche Klopſtocksfeier wurde veranſtaltet und Wielands Bild verbrannt, ſeine Schriften zu Fidibus herumgereicht. „Die Franzoſen haß' ich, ſchreibt Voß, mit jedem deutſchen Patrioten“. Und einmal ging er mit Friedrich Stollberg und Hahn bis Mitternacht ohne Licht in ſeinem

Zimmer umher: „wir ſprachen,“ erzählt er, von Deutſchland (1774), Klopſtock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unſchuld nicht achtet.“

Der Bund, ſo kindiſch ſein Bewußtſein war, blieb nicht ohne Folgen. Die Göttinger Muſenalmanache, deren Name „leider“ von den Pariſer Almanac des muses ſtammt, wurden durch die Beiträge der ſtürmiſchen Jugend, zu der auch Göthe und Bürger mit ſeiner alles bezaubernden Lenore ſich geſellten, eine bedeutende Erſcheinung, die in weiten Kreiſen auf das Publicum wirkte, und dem Bunde einen Glanz gab, den er für ſich allein durch den Oden- und Mieneſingerton, mit dem er nur eine fremde unpopuläre Manier nachahmte, niemals erreicht hätte.

Die Idee Klopſtocks und des Bundes, in dieſer Form die „gute Richtung der Poeſie“ zu conſtituiren und zur Herrſchaft zu erheben, bildet die Spitze jener phantaſtiſchen Bewegungen, in denen der Bund entſtand. Wären jene dunklen Gefühle der einzige Inhalt der Zeit geweſen, ſo hätten ſich natürlich der Papſt und ſeine Prieſter leicht dazu gefunden. Es war aber bei weitem beſſer beſtellt; und die theoretiſche Freiheit, die weder jungen noch alten Genies im Traume und in der Ekſtaſe gegeben werden ſollte, behauptete ſich negativ in Spott, Kritik und Abfall, poſitiv in den hinreißenden Philoſophemen und Poeſieen der nächſten Zeit.

10. Hippel.

1741–1796

Hippel wird gewöhnlich unter die Humoriſten verwieſen und erſcheint ganz einfach als Nachfolger von Sterne und als Vorläufer Jean Pauls. Dabei habe er Kantiſche Gedanken in Umlauf geſetzt. Es iſt wahr, er iſt ein Humoriſt und ein Kantiſcher Philoſoph; aber er iſt mehr, als das, und ſeine beſten Schriften ſind nicht die humoriſtiſchen, ſeine beſten Gedanken nicht die, welche er als Kantiſche vorträgt. Ein Zeitgenoſſe der Revolution, im Juſtiz- und Gemeindedienſt erprobt, ein Anhänger Friedrichs **II.** und ein entſchiedener Freund der republicaniſchen Elemente, durch welche damals erſt wieder wahre Staaten auf dem europäiſchen Continent entſtanden, würde Hippel auch ohne den geprieſenen Humor lediglich durch ſeine ſachgemäßen und vollkommen klaren, aber nur um ſo geiſtvolleren Darſtellungen „über Geſetzgebung und Staatenwohl“, „über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber“ und „über die Ehe“ die Aufmerkſamkeit der Welt erregt haben; und wäre dieſe Welt nicht damals gar zu weit von ihren nächſten und wichtigſten Intereſſen entfernt geweſen, die politiſche Wirkſamkeit ſeiner Schriften wäre nicht erſt nach ſeinem Tode und nach dem Falle Preußens eingetreten. Er ſtarb zu früh, um eine Rolle unter den demokratiſchen Staatsmännern zu ſpielen, die im gleichen Geiſte und nicht zufällig in **Königsberg** für Staat und freie Geſetzgebung wirkten. **Hippels** bedeutendſte Schriften, und die gerade jetzt wieder geleſen zu werden verdienen, ſind die, in denen er ſich alles Humors enthält. Natürlich. Der Humor verſchwendet ſeine Kräfte, um ſein Ziel ewig unerreicht zu laſſen, und er befriedigt nur den, der für dieſe Irrgänge des Geiſtes und Witzes disponirt iſt. Erſt der directe klare Stil zeigt uns den ganzen Menſchen und hindert keinen Leſer, ſeinen Zweck und ſeine Befriedigung zu erreichen. Der Humor geht auf Abenteuer der Poeſie aus, die nicht Jedermanns Sache ſind. Allerdings wendet **Hippel** viel Zeit und Raum auf dieſe Art des irrenden Ritterthums der Poeſie, und hätte er nur die „Lebensläufe in aufſteigender Linie“, und was dahin gehört, hinterlaſſen, es wäre ſchwer zu ſagen, was man eigentlich an ihm hätte, denn daß er einigen Narren der forcirten Genialität gefiele, wäre nur ein ſehr zweifelhaftes Zeugniß für ſeinen Werth.

Hippel gehört ganz ſeiner Zeit, — der deutſchen Welt, die poetiſch noch in der Gährung liegt, der franzöſiſchen, die ſich philoſophiſch und politiſch frei macht. Indem er die Folgen des freien Denkens für Geſellſchaft und Staat einſieht und beweiſt, überflügelt er die Deutſchen ſeiner Zeit; indem er die freie Form der Poeſie nicht erreicht, bleibt er gerade hinter der Freiheit zurück, die für uns das Reſultat des achtzehnten Jahrhunderts war.

Hippel iſt alſo eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung.

Aber es iſt leicht begreiflich, warum ihm die Poeſie nicht ſo gut gelingt, als Philoſophie und Publiciſtik. Die bürgerliche und philoſophiſche Welt nimmt ihn ſo vollſtändig ein, daß ſelbſt ſeine humoriſtiſchen Schriften nur dazu dienen müſſen, Gedanken zu verbreiten.

Die „Lebensläufe“ enthalten deutliche Charaktere; dieſe werden aber mehr gezeichnet durch das was ſie denken, als durch das was ſie thun. Es fehlt das Intereſſe der Fabel und des Verlaufs. So charakteriſirt es den Herrn von G., daß er Kants Meinung iſt, „man könne u dem Unſichtbaren nicht beten“; und er iſt kein König- icher, „lieber, würde er mit Cromwell ſagen, deine Re- ublik, als dein Reich komme!“ und eben ſo charakteriſiren en Paſtor, der mit ihm disputirt, ſeine Anſichten. Der uffatz „über Geſetzgebung und Staatenwohl“ enthält eine ähere Ausführung der Andeutungen, welche wir in den Lebensläufen“ finden, nimmt fortwährend auf Rouſſeau Rückſicht und erinnert auch an Rouſſeau's klare Schreib- rt. Eben ſo verläßt „die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber“ den humoriſtiſchen Ton des Buches „über die he“; am einfachſten und ſchönſten aber iſt der „Nach- ß über weibliche Bildung.“ Alſo darf man wohl an- ehmen, daß Hippel im Lauf der Zeit ſeinen Geſchmack reinigt und ſeinen „Johann Jacob“ auch mit formellem utzen geleſen. Er verlangt Gleichſtellung der Weiber, weiſt ihre Fähigkeit zu Allem und die Nothwendigkeit ner Reform der Erziehung und der allgemeinen Mei- ung in dieſer Hinſicht. Und er hat Recht.

Dieſe, wie alle Zurückſetzung und Sklaverei beruht in ihrem letzten Grunde auf der Erziehung, durch die in ganzen Claſſen und über ganze Claſſen und Geſchlechter die Meinung feſtgeſetzt wird, unter der ſie leiden.

Hippel ſagt in ſeinem „Nachlaß“: „Man bringe die Weiber aus ihrem Pſychodocheum, wo man ſie als abgeſchiedene Seelen hält, wo man ſie zu einer Art von Liebe fürs Ritterleben von trauriger Geſtalt verurtheilt — zum wirklichen Leben, und ſie werden von ihren jetzigen Fehlern befreit werden und in allen Arten bürgerlicher Beſchäftigungen ihr Licht „leuchten laſſen.“

Die herbſten Verhältniſſe würden ſie mildern und vermenſchlichen. „Entfernt, zu behaupten, fährt er fort, daß die Freiheit Frankreich mehr, als andere Nationen, die zur Freude der Freiheit eingingen, gekoſtet habe, behaupte ich nur, daß die Franzoſen, die ohne Zweifel durch keine uns bekannte Nation an gegenwärtiger Einſicht je übertroffen werden, die Freiheit noch viel wohlfeileren Preiſes erhalten haben würden, wenn die Weiber Sitz und Stimme gehabt und nicht bloß durch geheimen Einfluß gewirkt hätten.“ Die Franzoſen ſind ihm in der Gleichheit nicht weit genug gegangen, ſie haben die Hälfte des Menſchengeſchlechtes, ſie haben die Weiber vergeſſen. „Die Laternenpfähle,“ ruft er aus, „ſcheinen über Frankreich das Licht der Natur und Gleichheit aller Menſchen ſo ſtark verbreitet zu haben, daß man vor lauter Licht das Licht zuweilen nicht erblickt.“ Und er bleibt nicht etwa bei der bloßen Behauptung, die Frauen hätten gleiche Fähigkeiten und gleiches Recht; er nimmt alle Einwürfe einzeln vor und widerlegt ſie gründlich. Seine Methode iſt überhaupt keine Schwärmerei aufs Gerathewohl, keine phantaſtiſche Erholung an beliebigen Einfällen. Er ſagte und er hatte das Recht es zu ſagen: „meine Theorie iſt eine abſtrahirte Praxis; und iſt die beſte Theorie, die nicht praktiſch werden kann, mehr als ein Leib ohne Seele? Alles was gemeinnützig iſt oder werden kann, iſt auch gemeinfaßlich oder kann es werden; und wenn es eine Philoſophie der Welt giebt, ſo muß es eine Legislatur dieſer Art geben, die eine ſcharfſichtige Beobachtung der eigentlichen Welt vorausſetzt und in den Vorfällen des Lebens nicht bloß recht, ſondern auch weiſe handeln lehrt. Dies iſt der Verſtand, der nicht vor Jahren kommt, wo ſich keine erweiſende Lehrart anbringen läßt, ſondern wo Erfahrung, Umgang, Weltkenntniß die Lehrſtellen bekleiden.“ Sein oberſter politiſcher Satz, den ihn dieſe Schule gelehrt, iſt: „die Gleichen und Freien müſſen ſelbſt ihren Staat machen und regieren,“ und alle Menſchen, ſelbſt die Weiber, dazu gebildet werden; denn „da wo das Volk nicht ſelbſt denken kann, ehe es votirt, iſt nie eine Demokratie, ſondern eine Ariſtokratie, und dieſe Regierungsform iſt, wenn ſie nicht, wie Gold im Feuer, geläutert werden — das Verderben der Menſchheit und war eben darum der Fall aller Staaten der Vorwelt.“ „Jeder Geſetzgebung muß darum eine weltbürgerliche Abſicht zum Grunde liegen,“ jedes rohe Volk gefährdet die Freiheit der gebildeten Völker, die Verbindung aller

Menſchen muß eine ſolidariſche ſein. „Die Vaterlandsliebe war oft in eben dem Grade eine Volkstäuſchung, als eine National-Gottheit. Es iſt Ein Gott und kein anderer außer ihm, und iſt Ein Vaterland — die Welt.“ „Wehe den Fürſten, die unter dem Namen Vaterland ihr Allerhöchſtes Selbſt verbargen, und dieſe falſche Münze von Politik unter die Leute zu bringen wußten!“ „Ich halte den König Friedrich II. für den größten unter allen Königen; allein ich getraue mir auch, behaupten zu können, daß er unter den Menſchen ſich mit einem andern Range zu begnügen geruhen werde, obgleich ihm der Ruhm eignet und gebührt, daß das hohe Wort Menſchenrecht nicht ein Conſonant in ſeinem Staate war, und daß ihn kein Regentenfieber anwandelte, wenn ſeine Hausphiloſophen über dieſen Text vielleicht oft zur Unzeit predigten. Durch Denk- und Preßfreiheit warf er der ſeufzenden unterdrückten Menſchheit nicht etwa einen Strohhalm oder ein ſchwankendes Brett hin, ſondern er that mehr. Den Johann Jacob Rouſſeau, obgleich er ein Freund ſeines innigſten Freundes (Mylord Marſchal's) war, liebte der König nicht, allein ohne Zweifel nicht, weil Rouſſeau zu dreiſt das Prognoſtikon der Despoten ſtellte — und gewiß keiner der kleinen Propheten eines Volkes war, in deſſen Sprache er ſchrieb, ohne ſich auszudrücken, wie dieſes Volk, das mit einer andern Denkart auch einen andern Namen annehmen ſollte. Nein, weil er dem König, wie Shakeſpeare dem Voltaire, als ein berauſchter Wilder vorkam; und das vergebe

Gott dem König und ſeinem damaligen Beichtvater Voltaire.“ Rouſſeau's Anſichten haben ſtark auf Hippel gewirkt, und man muß ihm zugeſtehn, daß er ſie weitergebildet in den merkwürdigen Worten, die heute noch gelten und das ſociale Problem mit meiſterhafter Sicherheit löſen: „Es iſt nicht zu läugnen, daß man nicht nur ſich, ſondern auch das Seinige Allen zuſammen abtritt, wenn man ein Volk ausmacht; allein dies geſchieht nur, damit unſre Perſonen und unſer Beſitz geheiligt, rechtmäßig und rechtskräftig werde. Das Ganze leiſtet jedem Einzelnen Bürgſchaft, ſeine eigne Perſon und ſein Eigenthum zu ſchützen. Man giebt ihm ſich ſelbſt und alles was man hat, und es nimmt nichts, ſondern verſtärkt nur was es ſcheinbar erhält. Es giebt die zweite Auflage von Menſchen, in Geſtalt des Bürgers, vermehrt und verbeſſert heraus. Freilich gehört dem Bürger nur erſt Alles von Geſellſchaftswegen; es gehört ihm ſo, daß das Vermögen des Ganzen durch ſein Vermögen nicht leidet — er muß dem Ganzen nachſtehn; allein, was hat er von dieſer Unterordnung zu fürchten, er, der im Ganzen Sitz und Stimme hat, und ohne den das Ganze nicht das Ganze wäre? Der Vorwurf, den man dem Geſetze macht, daß es nämlich nur dem förderlich und dienſtlich ſei, der Etwas habe, hebt ſich von ſelbſt, indem auch der Aermſte ſich ſelbſt hat. Er ſelbſt iſt mehr als Alles, was außer ihm iſt — und wenn er ſich ſelbſt beſitzt, kann er leicht über kurz oder lang zum Eigenthum kommen, wozu der Staat dem Einzelnen Gelegenheit eröffnen muß, wenn er nicht ſeinen eignen Vortheil verkennen will; — der Volkswille hat Gleichheit zum Wahlſpruch, der einzelne Wille geht auf Vorzüge aus. — Es gehört viel Kunſt dazu, dieſe ſich entgegenarbeitenden Beſtrebungen im Staate ins richtige Verhältniß zu bringen. Die Bürger wollen ſelbſt nicht in den Stand der Gleichheit und der Natur zurück, aus dem ſie ſich der Ruhe und Sicherheit halber herausgeſetzt haben; allein ſie wollen auch nicht unmittelbar unter Menſchen ſtehen. Sie Geſetzen unterzuordnen, iſt das beſte Mittel, und, wenn dieſe keinen Unterſchied als zwiſchen Guten und Böſen, zwiſchen Gerechten und Ungerechten machen, ſo iſt dieſer gordiſche Knoten gelöst und nicht zerhauen.“ Jeder Bürger muß Herr ſeines Willens ſein und ihn geltend machen können. „Ein Bürger, der auf ſeinen Willen Verzicht thut, hört auf ein Menſch zu ſein. Ein Volk, das Gehorſam ohne alle Klauſeln gelobt, iſt kein Volk mehr, ſein politiſcher Körper, wie ſeine politiſche Seele, iſt todtkrank, und wenn beide geſund zu ſein wähnen, ſo iſt dies deſto übler, weil ſie, durch falſche Vorſtellungen hingehalten, ſich dann nicht ſchonen. Das Beſte in dieſer Verfaſſung iſt — ſterben — denn, in der That, ein ſolches Volk iſt an ſich lebendig todt.“ So wurde dieſer edle Mann, bloß weil er die Bildung hatte, dieſe allgemeine Wahrheit zu ſehn und zu ſagen, ein Prophet. Nur zehn Jahre vergingen von ſeinem Tode bis 1806. Er redet übrigens nie ohne Rückſicht auf die Verhältniſſe; ſo räth er, die Aufklärung nicht bei der Religion und den Volksvorurtheilen, ſondern beim *Menſchen* und der *Naturwiſſenſchaft* anzufangen. Er begreift ſehr wohl, daß ein rohes Volk nicht frei ſein könne, meint aber, „daß die Zeit gekommen ſei, wo man je länger, je mehr das geſellſchaftliche Band nicht für eine eingegangene Verbindung eines höheren, vom Himmel gekommenen Geſchöpfs, eines Uebermenſchen — mit einer Anzahl im Staube liegender Sklaven anſieht, ſondern als eine Verbindung des Volks untereinander, des Ganzen mit jedem ſeiner Glieder.“ „*Daß die einzelnen Menſchen für das Gemeinweſen da ſind*, iſt ein Satz, der zu vielen Mißverſtändniſſen Anlaß giebt; *gewiß aber iſt's, daß das Gemeinweſen nur um der Einzelnen willen entſtanden iſt.*“

Ich habe geſagt: „es iſt nicht wahr, daß Ideen nicht untergehn;“ ich frage jetzt: ob ich es nicht bewieſen habe? *Hippels* böſe Prophezeihung iſt eingetroffen, ſeine gute iſt es auch. Die letztere erfüllte ſich durch Geſetze und neue Lebensordnungen, die Niemand verachten, vielmehr Jeder mit Gut und Blut vertheidigen müßte; ſollen aber dieſe Erfüllungen nicht eine unglückliche Abwechſelung miteinander erfahren, ſo iſt es die höchſte Zeit, die freien, klaren Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts von den Todten zu erwecken und ihre Wahrheit noch einmal wahr zu machen. Politiſch intereſſant wird man auch des Miniſters *Herzberg* Anſicht finden: „daß berathende Provinzialſtände einzurichten ſeien, der König aber im Vollgenuß der ganzen geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt erhalten werden müſſe," und Hippels Kritik dieſer Anſicht, „welche es unmöglich mache, daß es je wirklich zu einem Staate komme."

Daß Hippel, der Verehrer und Befreier der Frauen, ehelos ſtarb, daß der Freund demokratiſcher Staatsformen ſeinen vergeſſenen Adel erneuern ließ, ſind nur für den Widerſprüche, der auf die Verhältniſſe der Zeit und des Einzelnen keine Rückſicht zu nehmen gewohnt iſt. Hippels Stellung und Verbindungen wieſen ihn auf den höheren Staatsdienſt hin, und hätte der Tod ſeine Thätigkeit nicht allzufrüh unterbrochen, ſo würde ſich der Nutzen des Adelstitels ohne Zweifel noch bewieſen haben.*) Daß er aber darum anders dachte, als er ſchrieb, beweiſt dieſe Farçe eben ſo wenig, als ſein zufällig eheloſes Leben.

Hat Leſſing mit Recht dieſen Abſchnitt unſerer Darſtellung eröffnet, ſo dürfen wir ihn gewiß mit Hippel, deſſen Charakter und theoretiſche Freiheit uns den Patriarchen unſerer Aufklärung ins Gedächtniß zurückruft, ſchließen, mit Hippel, der auch der Zeit nach auf Kant, den Anführer einer zweiten Epoche, hinweiſt.

In dieſem Abſchnitt iſt die Aufklärung die unmittelbare, das Lebenselement der verſchiedenen Geſtalten und die Romantik eben ſo unmittelbar ihre Gemüthsverfaſſung und ihre Schranke. Beide finden ſich daher in den meiſten ſo oder ſo vereinigt. Die claſſiſche Vollendung wird daher im Ganzen nur von **Leſſing** erreicht und vorgebildet, bei allen Andern nur in einzelnen Punkten und nur nach Einer Seite hin.

---

*) Ein Brief von Kant an Hippel ſpricht dieſe Anſicht mit deutlichen Worten aus. Und Kant war mit Hippels Motiven vertraut.

In dem folgenden Abſchnitt beſchäftigen wir uns mit **Kant** und den claſſiſchen Dichtern, alſo mit der **kritiſchen Aufklärung** und der **bewußten Kunſt**.

Doch, um nicht vorzugreifen, theilen wir hier nicht weiter ein, laſſen uns vielmehr erſt durch den Verlauf dazu berechtigen.

Zweites Buch.

1. Kant.

1724 — 1804.

a) Die populäre Philoſophie vor Kant.

Kant macht die Probleme der Aufklärung zu Gegenſtänden der philoſophiſchen Kritik. Vor Kant war die Philoſophie durch die Kunſt der Franzoſen, durch die Klarheit der Engländer und durch die deutliche Demonſtration der Deutſchen eine Angelegenheit des großen Publicums geworden. Die ſokratiſche, horazianiſche, franzöſiſche, engliſche, Wielandiſche, Wolfiſche Weltweisheit, Friedrichs II. und Kaiſer Joſephs Bemühungen für Bildung und Wiſſenſchaft bezeichnen dieſe Zeit. Durch Wolf's Rückkehr nach Halle, durch ſeine Bemühungen um die Form, endlich durch ſeine Schüler und Anhänger, die hierin zum Theil noch glücklicher waren, als er ſelbſt, gewann die populäre Philoſophie, die mit Voltaire aller Spitzfindigkeiten der Metaphyſik entſagte, eine große Ausbreitung. Die Erfahrung, die Beobachtung, die Natur, die Selbſtkritik ſollten den Geiſt nähren und aufklären. Was in Kant ſpäter concentrirt hervortritt, iſt in ſeiner Vorzeit ſchon enthalten. Dies beweiſt am deutlichſten Locke's Methode, die Aufgabe der Philoſophie zu faſſen, eine Denkungsart, die ſich als populäres Reſultat in weiten Kreiſen der vorkantiſchen Zeit bemächtigt hatte. „Ich glaubte, ſagt er in ſeinem „Verſuch über den menſchlichen Verſtand", das erſte, was man thun müßte, um den Trieb zu verſchiedenen Unterſuchungen, in welche der menſchliche Geiſt ſich gerne vertieft, zu befriedigen, beſtehe darin, unſern Verſtand genau zu betrachten, unſre eignen Kräfte zu prüfen, und die Dinge, denen ſie angemeſſen ſind, zu unterſuchen. Es kam mir vor, als wenn man, ſo lange das nicht gethan iſt, die Sache am unrechten Ende angreife, und als wenn das Streben nach Befriedigung durch einen ruhigen und ſichern Beſitz der Wahrheiten, die uns intereſſiren, ſo lange vergeblich ſei, als man ſeine Gedanken regellos auf dem unermeßlichen Ocean der Dinge umherſchwärmen laſſe, gerade als wenn der Verſtand im natürlichen und unbezweifelten Beſitz dieſes weiten Reiches wäre, als wenn Alles in demſelben ſeiner Entſcheidung ſich unterwerfen müßte und nichts ſeiner Einſicht entgehn könnte. Wenn die Menſchen auf dieſe Art ihr Nachforſchen über die Grenzen ihrer Fähigkeit ausdehnen, und ihre Gedanken in die Tiefen ſich verſteigen laſſen, wo ſie keinen ſichern Grund finden, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie Fragen über Fragen erheben, und die Streitigkeiten vermehren, welche, da ſie nie zu einer Entſcheidung kommen, nur dazu dienen, ihren Zweifeln Nahrung zu geben und ſie am Ende im entſchiedenſten Skepticismus beſtärken: Würde hingegen die Fähigkeit unſers Verſtandes gründlich unterſucht, der Umfang unſerer Erkenntniß entdeckt und der Horizont gefunden, welcher die Grenzen zwiſchen der bekannten und unbekannten Welt des Verſtandes, zwiſchen dem, was uns begreiflich und unbegreiflich iſt, beſtimmt, ſo würden ſich die Menſchen vielleicht mit weniger Unruhe bei der erkannten Unwiſſenheit über eine Welt beruhigen und in der andern mit mehr Vortheil und Genugthuung ihre Gedanken beſchäftigen.“

Ganz ähnlich klingen Voltaire's Warnungen gegen unnütze Metaphyſik, und Mendelsſohn meint: „Wenn ich euch ſage, ein Ding leidet oder wirkt, ſo fragt nicht weiter, was es iſt? Wenn ich euch ſage, was ihr euch von einem Dinge für einen Begriff zu machen habt, ſo hat die fernere Frage, was dieſes Ding an ſich ſelbſt ſei, weiter keinen Verſtand.“ Alſo Beobachtung, nur Erfahrung und geſunden Verſtand, keine Speculation! Auch Friedrich II. ſpricht ganz im Sinne jenes Zeitgeiſtes die Meinung aus: „Wenn man alle die abſtracten Materien (der theologiſchen Metaphyſik) lange genug durchdacht hat, iſt man endlich genöthigt, auf Montaigne's: Was weiß ich? zurückzukommen. Man kann ſich ohne Nachtheil über ſolche Gegenſtände irren; der Menſch iſt gemacht, zu handeln.“ Die Aufklärung ſetzt der Theologie die Ethik entgegen. Der Philoſoph von Sansſouci „findet bei den Metaphyſikern nichts, als die Unbegreiflichkeit einer Menge von Dingen, welche die Natur der Faſſungskraft unſers Geiſtes entzogen hat. Die Metaphyſik iſt wie ein Graben, je mehr man ſchöpft, deſto tiefer. Das Wichtigſte iſt, gut zu leben, geſund zu ſein, Freunde zu beſitzen, und ein ruhiges Herz zu haben. — Was man an der Philoſophie zu fordern hat, iſt, daß ſie ebenſoviel Einfluß auf die Sitten gewinnen möchte, als die der Alten.“

Bei der Richtung der Zeit auf neue Entdeckungen in der Natur, die durch Newtons glänzende Erfolge genährt wurde, und bei der Klarheit ſeines Vortrags mußte Locke einen großen reformatoriſchen Einfluß ausüben. Shaftesburys ethiſche Schriften unterſtützten die Bewegung. In Frankreich wurde ſie von Voltaire empfohlen, von Condillac populär gemacht; und in den bedeutendſten Schriftſtellern des Jahrhunderts, Rouſſeau, d'Alembert, Diderot, Helvetius, drückt dieſe Denkungsart, wenn auch nach den Charakteren unendlich modificirt, mit überwältigender Genialität der Zeit ihr Gepräge auf. Die Franzoſen haben vorzüglich die Menſchenwelt beobachtet und als Weltmänner, als Skeptiker und als Idealiſten darüber geſchrieben. Locke aber hat auch die entſchieden politiſchen Unterſuchungen Montesquieus und Rouſſeaus, nicht nur die von Helvetius über den Geiſt angeregt.

Obgleich nun die populäre Philoſophie und Aufklärung in Deutſchland weſentlich dieſelbe Richtung, wie in

England und Frankreich verfolgte, auch nicht ohne den Einfluß der engliſch-franzöſiſchen Literatur blieb, wofür ſchon Leſſing, Friedrich II. und Wieland genug beweiſen; ſo tritt doch erſt ſeit Kant die verſtändig-ethiſche Richtung als wiſſenſchaftliche Selbſtkritik und als ſchöne Darſtellung des eignen Innern in der Kunſt ein. Die Sehnſucht der ſchönen Seele wird in der Kunſt erfüllt, die Freiheit in der Philoſophie bethätigt. Der Menſch ſelbſt, ſein Verſtand, ſeine Freiheit und die Darſtellung ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Welt erſcheint von nun an ausdrücklich als die Aufgabe; und wenn ſie es unbewußt zu jeder Zeit ſein muß, ſo iſt der große Schritt dieſer Geiſtesbewegung, daß ſie es jetzt ausdrücklich und bewußter Weiſe wird.

b) Kants Kritik und Metaphyſik.

Locke, Hume und Newton waren für Kant Gegenſtände des ernſtlichſten Studiums, und beſtimmten ſeine wiſſenſchaftliche Aufgabe, ſein Verfahren und ſeinen Gehalt; Voltaire und Rouſſeau übten einen befreienden, ethiſchen Einfluß auf ihn aus. Als Rouſſeaus Emil erſchien, ward Kant von der Lectüre ſo hingeriſſen, daß er über dem Buche ſeine Erholungsſtunden vergaß und ſeine Tagesordnung, die er ſonſt pedantiſch hielt, unterbrach. Roſenkranz' Geſchichte der Kantiſchen Philoſophie ſtellt ſein Verhältniß zu den Franzoſen und Engländern anſchaulich dar. Kants naturwiſſenſchaftliche Schriften gründen ſich ausdrücklich auf Newton und ſeine „Kritik der reinen Vernunft“ bezieht ſich überall auf die engliſche Philoſophie. Dieſe Einflüſſe retteten ihn aus der directen monotonen Fortſetzung der Wolfiſchen Philoſophie und der populären Aufklärung. Er lernte von den Britten, aber man darf nicht vergeſſen, daß er das Aufgenommene weſentlich verwandelte. Er ging nicht in dem breiten Geleiſe der Beobachtung und des Verſtandes bei der Metaphyſik vorbei, ſondern er unterſuchte die Principien der geiſtigen Welt. Dies that er mit vollem Bewußtſein und mit aller Achtung vor der geiſtvollen Form der franzöſiſch-engliſch-deutſchen Popularphiloſophie. „Damit die Popularität einen Werth und ein Recht habe, äußerte er, müſſe man vorher mit den Principien im Reinen ſein,“ und als Mendelsſohn, deſſen Formen er gerne Gerechtigkeit widerfahren läßt, alle Streitigkeiten der philoſophiſchen Schulen für bloße Wortſtreitigkeiten erklärte, zeigte er ihm, daß es ſich dabei immer um ſehr weſentliche Dinge gehandelt habe. Eben ſo wenig könne man Mendelsſohn ſagen laſſen, „daß man nach den letzten Gründen nicht weiter fragen, alſo die Metaphyſik bei Seite laſſen müßte.“ Dieſe Maxime ſei das Nachtheiligſte, was der Freiheit und der Philoſophie widerfahren könnte, und eine ganz andere Sache als das Beiſeiteſetzen der theologiſchen oder dogmatiſchen Metaphyſik, welches Voltaire, Locke und die übrigen Aufklärer forderten. Vielmehr müſſe man die Metaphyſik weiter führen und ſtatt der bisherigen Verſtandesmetaphyſik, „die lauter analytiſche Urtheile (über ein dogmatiſches Material) enthielte“, ein Syſtem der reinen Denkbeſtimmungen, welches alle nur in der Vernunft begründeten Begriffe („ſynthetiſche Urtheile a priori“) ableitete und kritiſirte, alſo eine neue Logik und Metaphyſik begründen. Das heißt: man müſſe die Metaphyſik aus der Theologie in die Kritik der Vernunft oder in die Logik verlegen. „Ein ſolches Organon der reinen ſpeculativen Vernunft hielt er für möglich und nicht gar zu umfänglich.“ Er nennt dieſe Erkenntniß, die ſich mit unſern Begriffen an und für ſich beſchäftigt, „transſcendental“, weil ſie über die Erfahrung der ſinnlichen Welt hinausgeht. Und es iſt das höchſte Intereſſe der theoretiſchen Freiheit, daß Verſtand und Vernunft nicht bloß aus der Erfahrung aufnehmen, ſondern ſelbſt hervorbringen, „ſetzend ſich verhalten.“ Dies hatte ſchon Jacobi gefühlt, als er die Freiheit das ſchöpferiſche, unbegreifliche Anfangen von ſich nannte. Kant aber nahm das Problem ernſtlich vor und fragte: wie ſind die Verbindungen reiner Denkbeſtimmungen möglich? Er zeigte den Unterſchied auf zwiſchen Denkbeſtimmungen mit ſinnlichem Inhalt, wie der Menſch, und denen die ohne alle entſprechende Exiſtenz ſind, wie Urſach, Wirkung, Möglichkeit, Wirklichkeit, wies „deren Geburtsort im Verſtande allein und dadurch die Möglichkeit reiner Denkbeſtimmungen nach.“ Die Verbindung dieſer Denkbeſtimmungen wird möglich und geſchieht durch die Einheit des Selbſtbewußtſeins, in welchem die Einbildungskraft verbindend wirkt. So ſind „ſynthetiſche Urtheile

a priori möglich.“ Hatte Jacobi die Freiheit in myſtiſcher Begeiſterung gefordert, ſo ſuchte Kant ſie wiſſenſchaftlich zu beweiſen.

Kant hatte die Frage der engliſchen Philoſophie nach dem Vermögen der menſchlichen Einſicht aufgenommen. Waren aber Locke und die Franzoſen durch ſie von der Metaphyſik abgeführt worden, ſo ergab ſich für Kant als das nächſte Reſultat dieſer Unterſuchung die Entſtehung einer neuen Metaphyſik, des „tranſcendentalen Idealismus“, der ein Syſtem der reinen Denkbeſtimmungen, die in keiner äußeren Erfahrung vorkommen, aufſtellt. Dieſe Arbeit iſt nun freilich nicht ſogleich gelungen, im Gegentheil, ſie verwickelte ihn in unauflösliche Schwierigkeiten; und wollte man ſich an das kahle Reſultat halten, „daß wir nur die Erſcheinung, nicht die Dinge an ſich erkennen,“ daß „die Vernunft zwar das Vermögen der Ideen iſt und den Trieb hat, das Unendliche zu erkennen, daß ſie ſich dabei aber nothwendig in unauflösliche Widerſprüche verwickelt“, ſo könnte man meinen, Kant brächte es immer nur wieder zu dem ungelöſten Problem der Aufklärer, um ſich dann, wie ſie und ſeine nicht ſpeculirenden Anhänger, auf Moral und Naturkunde zu beſchränken. Aber es iſt unendlich mehr gewonnen, als in den populären Erfolgen ſogleich zum Vorſchein kommt. Die Arbeit der Kritik, die wirklich angewandte freie Unterſuchung führt eine Vertiefung der geiſtigen Welt herbei, in welcher ſie ſich völlig verjüngt. Aus dieſer Tiefe quillt ihr in Gedicht und Gedanken die Unendlichkeit. „Die Kritik der reinen Vernunft“ unterwirft alle allgemeinen Denkbeſtimmungen einer Prüfung, aus der ſie nach wiederholten Anſätzen der folgenden Philoſophieen wirklich zu einem Syſtem, zu einer dialektiſchen Auflöſung und zu einem Organon der ſpeculativen Vernunft hervorgehn. Kant ſtellte nicht nur dieſe Aufgabe, er brachte es auch im Einzelnen zu den folgereichſten Entdeckungen. Selbſt ſeine Verwicklung in Widerſprüche ſind lehrreich geworden; ſeine Beurtheilung der Vernunft bei aller Selbſtgewißheit der theoretiſchen und ethiſchen Freiheit ſpornte zu ihrer Rettung, und da Alles auf dem Spiele ſtand, gelang es kühnen Geiſtern, Alles zu erobern. Kant wurde von denen verſtanden, die ſeine Metaphyſik nicht wegwarfen, ſondern vollendeten und ſeine Widerſprüche zu deuten unternahmen. Die Verwickelungen, an denen er leidet, liegen daher für uns mehr in ſeiner mangelhaften Form, als in ſeinem wirklichen Inhalt; und inſofern iſt es leichter, ihn überſetzt, als in der Originalſprache darzuſtellen. Nachdem die Principien, um die es ſich damals handelte, ſo weit ins Reine gebracht ſind, iſt ſelbſt die Metaphyſik fähig, aller Welt mitgetheilt zu werden.

Die theoretiſche Freiheit erreicht Kant, indem er beweiſt, das Gebiet der abſtracten Gedanken ſei unſre eigne Hervorbringung. Schon der Verſtand bringt frei (sponte) ſeine Kategorieen hervor, die Vernunft aber oder das Denken der Ideen verſetzt uns in das Gebiet des Unendlichen, „welches in keiner ſinnlichen Erfahrung

rkommt.“ „Das denkende Ich — das unendliche Uni-
rſum — der Urheber der Welt — ſind die tranſcen-
ntalen Sphären, in denen die Vernunft ſich bewegt.
ier verwickelt ſie ſich nun aber in lauter falſche Schlüſſe
Paralogismen) und Widerſprüche (Antinomieen)“. Ein
eiſpiel iſt der Schluß: „Dasjenige, deſſen Vorſtellung
as **abſolute Subject** unſerer Urtheile iſt und daher
icht als Beſtimmung eines andern Dinges gebraucht
erden kann, iſt **Subſtanz**. — Ich, als ein denkendes
Weſen, bin das **abſolute Subject** aller meiner mög-
chen Urtheile. — Alſo bin Ich, als denkendes Weſen
Subſtanz.“ **Kant** nennt dieſen Schluß einen falſchen,
eil er die Dialektik, wodurch das Ich und die Subſtanz
der das Einzelne und das Allgemeine als Gegenſätze
rſcheinen, die ineinander übergehn, für einen trügeriſchen
Schein hält. Die Darlegung dieſes „trügeriſchen Scheines“
nennt er die „Dialektik der reinen Vernunft.“ „**In der
Vernunft liegen dieſe Widerſprüche**“. „Es giebt
ine **natürliche unvermeidliche** Dialektik der reinen
Vernunft, nicht eine, in die ſich etwa ein Stümper durch
Mangel an Kenntniſſen verwickelt, oder die irgend ein
Sophiſt, um vernünftige Leute zu verwirren, künſtlich
rſonnen hat.“ Seine „Antinomieen“ ſind berühmt.
Solche Antinomieen oder Widerſprüche ſind: „die Welt
ſt begrenzt; die Welt iſt unendlich.“ — „Die Materie
ſt bis ins Unendliche theilbar; es muß einfache Theile
geben.“ — „Freiheit und Nothwendigkeit“. — „Zur Welt
gehört etwas, das, entweder als ihr Theil oder ihre

Urſache, ein ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt; es exiſtirt überall kein ſchlechthin nothwendiges Weſen, weder in der Welt, noch außer der Welt, als ihre Urſache."

Von dieſen Widerſprüchen erklärte die alte Metaphyſik immer die eine Seite für die Wahrheit und zog gegen die andere ins Feld. Kant bringt die Beweiſe für beide Seiten und erklärt die Widerſprüche für „unvermeidliche Widerſprüche der Vernunft". In den Dingen dagegen, auch in den überſinnlichen Weſen, könnten keine Widerſprüche ſein, ſonſt wären die Objecte ſelbſt nicht, denn (dieſen Satz der alten Metaphyſik giebt Kant nicht auf) „Alles was einen Widerſpruch enthält, iſt unmöglich." Unſre Erkenntniß des Unendlichen verwickelt uns in Widerſprüche: ſie iſt alſo unmöglich und „hier ſind wir an der Grenze des menſchlichen Vermögens angelangt, haben alſo zugleich mit der Kritik des ganzen Schatzes der reinen Begriffe die große Aufgabe der Lockiſchen Philoſophie gelöſt und was die franzöſiſch-engliſch-deutſche Aufklärung nur vorausſetzte, die Unmöglichkeit, dem Ueberſinnlichen und Unendlichen beizukommen, das iſt hier nun bewieſen."

Wie die Vernunft in theoretiſcher Hinſicht der Ideen oder der freien Begriffe ſich nicht entſchlagen kann und ſich dabei nothwendig in Widerſprüche verwickelt, ſo iſt ſie praktiſch „der Freiheit als phyſiſch unbedingter Selbſtbeſtimmung gewiß," und gelangt auch hier an die Grenze des menſchlichen Vermögens. „Sie findet ihre Grenze, ſowie ſie zu den Grundkräften gelangt," „die Freiheit ſelbſt iſt nicht zu erklären."

Wie Verſtand und Vernunft „ſelbſt ſetzend“, ſo iſt der Wille „ſelbſt geſetzgebend“. Die „**phyſiſch** unbedingte Selbſtbeſtimmung“ iſt der „kategoriſche Imperativ“ des freien Willens, das **abſolut** Unbedingte dagegen iſt und bleibt das Unbegreifliche auch an der Freiheit, weil „der Menſch ſich nirgend zum Unbedingten ſelbſt erhebt.“

Man hat Kant alſo ſehr mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er theoretiſch eine Grenze ſetze, und durch „Poſtulate der praktiſchen Vernunft“ die Freiheit auf einem Umwege wieder herſtelle. Seine Denkungsart iſt conſequent in beiden Gebieten eine Lehre der Freiheit, die aber zuletzt in „die Widerſprüche der Vernunft„ ausläuft und daher noch die ſehr weſentliche Forderung enthält, daß alle dieſe Widerſprüche gelöſt werden ſollen. Die Kritik der reinen Vernunft ſogut als die Metaphyſik der Sitten endigt mit dieſer Forderung. Kant weiſt alſo ſelbſt über ſeine Reſultate hinaus, er hat das Gefühl, daß es eine Löſung der Widerſprüche, bei denen er angelangt war, geben müſſe. In der Idee „des höchſten Gutes“ müſſe ſie enthalten ſein, er fordert daher „die Exiſtenz Gottes, die nicht bewieſen werden konnte,“ als „nothwendige Urſache zur Erreichung des höchſten Gutes“ und „für den unendlichen Proceß zum höchſten Gut die Unſterblichkeit des Menſchen,“ ebenſo die Auflöſung des Streites von „Freiheit oder Selbſtbeſtimmung und der abſoluten Nothwendigkeit des moraliſchen Imperativs.“ Das wahrhaft

Poſtulirende der praktiſchen (zu Thaten des Gedankens weiter ſchreitenden) Vernunft ſind die Widerſprüche ſelbſt, die Kant ſtehn läßt. Sie werden der Trieb der folgenden Philoſophieen, und es mußte nothwendig dahin kommen, daß man die Widerſprüche nicht nur im Denken, ſondern in allen Objecten entdeckte und gerade ihre Bewegung und ihren Streit, wie den Streit der Winde im Gewitter, für das Princip aller Welt-, Lebens- und Geiſtesbewegung erklärte und in ihrer Bewegung ihre Auflöſung erkannte. Dieſe Entdeckung begründet allerdings in Wahrheit erſt die neue Metaphyſik, aber ſie knüpft ſich als Antwort an die Frage, die Kant aufgeworfen und leiſtet was er fordert, wenn auch in einer andern Region, als er es vermuthet hat, nämlich nicht im unzugänglichen Jenſeits, ſondern in der Unendlichkeit des Geiſtes ſelbſt oder gar in der Identität des Endlichen und des Unendlichen, denn auch dieſe ſind ja im Widerſpruch gegen einander. Alle Beſtimmungen im Unendlichen ſind flüſſig und heben ſich ſelbſt auf.

Etwas Anderes mußte aus Kants Philoſophie hervorgehn für den, der ſie denkend und kritiſch zu nehmen wußte, etwas Anderes für den, der ſie poſitiv als Lehre und als Reſultat nahm. Für den Erſteren war ſie der Trieb und die Unruhe, eine offenbar noch unerledigte Aufgabe dort wieder aufzunehmen, wo Kant ſie gelaſſen, für den Letzteren lehrt in doctrinärer Form nur die vor-

tiſche Aufklärung wieder und er ſagt: der Menſch
ſſe ſich um das Unendliche, das eben ſeiner Natur
b jenſeits unſerer Faſſungskraft läge, nicht weiter be-
hn, die Vernunft werde ja durch die nothwendigen
derſprüche nicht aufgelöſt, müſſe ſie alſo ertragen können,
da die Grenze ihres Vermögens nun erkannt ſei,
könnte das Erreichbare in Beobachtung der Natur
in Ausbildung der ſittlichen Welt deſto ungeſtörter
Beſitz genommen werden.

Nicht die Kühnheit, *unſere* Welt für das Höchſte zu
ären, aber den Muth hat die Kantiſche Philoſophie,
ere Welt zum Zweck zu machen und Gott ſelbſt nur
eine Hypotheſe zur Löſung ihrer Widerſprüche her-
uziehn.

c) Die ethiſche Seite der Kantiſchen Philoſophie.

Und in der That, es genügt, die Hypotheſen der alten
taphyſik bei Seite zu laſſen, um die Natur und den
nſchen an und für ſich, d. h. mit wahrem Intereſſe
betrachten.

Kant ſagt: „die Natur procedirt nach Geſetzen, der
nſch nach der Vorſtellung von Geſetzen. Der Wille
ſelbſtgeſetzgebend, *autonom*. Der Menſch exiſtirt
Selbſtzweck. Die oberſte Maxime der Sittlichkeit und
iheit alſo iſt: *Handle ſo, daß du die Menſch-*
t ſowohl in deiner Perſon, als in der Per-
eines jeden Andern jederzeit zugleich als

Zweck, nie bloß als Mittel brauchſt.“ — „Freiheit heißt, die Urſache ſeiner Selbſtbeſtimmung in ſich haben.“ — Wäre der Menſch bloß Mitglied der Vernunftwelt, ſo würden alle ſeine Handlungen dem Princip der Freiheit immer gemäß ſein; als Mitglied der ſinnlichen Welt braucht er den kategoriſchen Imperativ der Vernunft.“

Kant trennte in ſeiner Darſtellung Tugend- und Rechtslehre, Moral und Politik, und ſeine rationaliſtiſchen Nachfolger, welche aus ſeiner Kritik nicht die Arbeit und die Qual der Widerſprüche, ſondern das Reſultat der beſchränkten und verworrenen Vernunft zogen, ließen auch in ſeiner Ethik die dornenvolle Politik dahin geſtellt ſein und predigten die bequemere Moral. Aber der Philoſoph war weit entfernt, es bei der innerlichen Gerechtigkeit bewenden zu laſſen und lebte der feſten Ueberzeugung, das ethiſche Princip werde auch in der Politik durchdringen und „die moraliſch praktiſche Vernunft nach vielen mißlungenen Verſuchen endlich den Sieg erringen“; „die Natur der Dinge werde zwingen auch wohin man nicht gerne will,“ „fata volentem ducunt, nolentem trahunt.“ Hiemit endigt er ſeinen Aufſatz über die Geltung der Theorie für die Praxis.

Er verſteht die Aufklärung nicht anders. „Sie iſt der Ausgang der Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit.“ „Sapere aude! habe den Muth, dich deines eigenen Verſtandes zu bedienen.“ „Faulheit und Feigheit ſind die Urſachen, warum ein ſo großer

eil der Menſchen, nachdem ſie die Natur längſt von
mder Leitung freigeſprochen, dennoch gerne zeitlebens
mündig bleiben, und warum es andern ſo leicht wird,
zu ihren Vormündern aufzuwerfen.“ Zuletzt kommt
allerdings auf die Einſicht an. „Durch eine Revolution
rd vielleicht ein Abfall von perſönlichem Deſpotismus
d gewinnſüchtiger oder herrſchſüchtiger Bedrückung, aber
mals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kom-
n; ſondern neue Vorurtheile werden ſo gut, als die
en, zum Leitbande des gedankenloſen großen Haufens
nen.“

„Zur Reform der Denkungsart, mag ſie noch ſo
gſam vor ſich gehn, iſt indeſſen nur die Freiheit
hig, von ſeiner Vernunft in allen Stücken öffentlich
brauch zu machen.“ *Kant* fügt hinzu: „Wir können
ht ſagen, daß wir in einem *aufgeklärten* Zeit-
er leben. Die Menſchen ſind noch nicht mündig, aber
n arbeitet daran, ſie mündig zu machen. Wir leben
dem Zeitalter *der Aufklärung*, in dem Zeitalter
iedrichs II.“ Im Verlauf dieſer Ausführung be-
t er die Befreiung zunächſt auf die Religion; aber
endigt damit, daß es bei Friedrich's Motto: „rä-
nirt ſo viel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur
orcht!“ nicht bleiben könne, denn „wenn auf dieſe
iſe *die Natur den Keim, für den ſie am zärt-*
ſten ſorgt, nämlich den Hang und Beruf zum
en *Denken*, ausgewickelt hat, wirkt dieſer allmälig
ck auf die Sinnesart des Volks (wodurch dies der

Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird) und endlich auch ſogar auf die Grundſätze der Regierung, die es ihr ſelbſt zuträglich findet, den Menſchen, der nun mehr als Maſchine iſt, ſeiner Würde gemäß zu behandeln." In ſeinem berühmten Entwurf „zum ewigen Frieden" ſtellt er den Satz an die Spitze: „der Staat iſt keine Habe, wie der Boden, auf dem er ſeinen Sitz hat. Er iſt eine Geſellſchaft von Menſchen, über die Niemand anders, als ſie ſelbſt, zu gebieten und zu disponiren hat." Hieraus folgt von ſelber, „die Verfaſſung jedes wahren Staates müſſe republicaniſch ſein." Republicanismus nennt er „Trennung der geſetzgebenden Gewalt, die das Volk ausübt, von der Regierung, die es beſitzt. Im Despotismus hingegen handhabt der Regent den öffentlichen Willen als ſeinen Privatwillen." Dafür ſpricht er gegen die Demokratie, weil in der Demokratie immer ein Theil des Volks den andern tyranniſiren müſſe. Hier fehlt ihm der Begriff des Rechtes der Majoritäten in Verbindung mit der Preß- und Lehrfreiheit, wodurch die Minorität ihre Anſichten zu denen einer neuen Majorität erheben kann. „Der ewige Friede" iſt nur dadurch wirklich zu erreichen, daß man den äußern Krieg in den geiſtigen, die Gewalt der Waffenmajorität in die Gewalt der Vernunft und der geſetzlichen Majorität verwandelt. Kant hat vollkommen Recht; man kann weder den Krieg, noch den Aufruhr zur Maxime machen; beides iſt ein Uebergang von der Vernunft in ein anderes Gebiet. Beides iſt aber

ermeidlich, ſolange nicht die theoretiſche Entwickelung
g freigelaſſen und die politiſche republicaniſch con-
irt iſt, wie es Kant zu dieſem Zweck verlangt. „Der
ge Friede, ſagt er, wird annähernd immer mehr erreicht“;
Kant iſt kein Thor, wenn barbariſche Volksgeiſter
n Föderalismus freier Staaten“, der jenſeits des
ans faſt einen halben Welttheil wirklich umfaßt, dies-
noch in eine weite Ferne hinausſchieben.

Kant nimmt den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts
er Verfaſſung, in welcher es zu einer friedlichen Ent-
lung conſtituirt iſt, als einen „moraliſchen.“ Wir
den ihn jetzt einen ethiſchen, einen Fortſchritt der
e zu allgemeiner vernünftiger Denkungsart nennen,
it aber weſentlich nur dasſelbe ausdrücken, was
t meinte. Die Ausbreitung der Bildung und die
chen Folgen derſelben lagen in der großen Erhebung
franzöſiſchen Revolution vor. Er beruft ſich darauf
es iſt bezeichnend für ihn, daß er zu den wenigen
tſchen gehört, die den innerſten ethiſchen Sinn dieſer
en Bewegung, ſelbſt nach der Schreckenszeit, nicht
annten. Seinen Entwurf „zum ewigen Frieden“
ffentlichte er 1795, ſeinen „Streit der Facultäten“
viel ſpäter, und in dem letzteren heißt es: „die
elution eines geiſtreichen Volkes, die wir in unſern
en haben vor ſich gehn ſehen, mag gelingen oder
tern; ſie mag mit Elend und Greuelthaten der-
en angefüllt ſein, daß ein wohldenkender Menſch
wenn er ſie zum zweiten Mal unternehmend,

glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf ſolche Koſten zu machen nie beſchließen würde, — dieſe Revolution, ſage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuſchauer eine Theilnehmung dem Wunſche nach, die nahe an Enthuſiasmus grenzt und deren Aeußerung ſelbſt mit Gefahr verbunden war, die alſo keine andere, als eine moraliſche Anlage im Menſchengeſchlecht zur Urſache haben kann.“ Der Zweck der Revolution war freie Staatsform. „Nun behaupte ich, fährt Kant fort, dem Menſchengeſchlechte die Erreichung dieſes Zweckes und hiemit zugleich das von da an nicht mehr gänzlich rückgängig werdende Fortſchreiten zum Beſſern, auch ohne Sehergeiſt, vorherſagen zu können. Denn ein ſolches Phänomen in der Menſchengeſchichte vergißt ſich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menſchlichen Natur zum Beſſern aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Verlauf der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freiheit nach innern Rechtsprincipien im Menſchengeſchlechte vereinigt.“

„Aber wenn der beabſichtigte Zweck auch jetzt nicht erreicht würde, wenn die Revolution oder Reform der Verfaſſung eines Volkes gegen das Ende doch fehlſchlüge, oder nachdem dieſe einige Zeit gewährt hätte, doch wiederum Alles ins vorige Geleis zurückgebracht würde (wie Politiker jetzt wahrſagen), ſo verliert jene philoſophiſche Vorherſagung doch nichts von ihrer Kraft. Denn jene Begebenheit iſt zu groß, zu ſehr mit dem Intereſſe

Menſchheit vererbt, und, ihrem Einfluſſe nach, auf
Welt in allen ihren Theilen zu ausgebreitet, als daß
cht den Völkern, bei irgend einer Veranlaſſung
iger Umſtände, in Erinnerung gebracht und ſie zu
erholung neuer Verſuche dieſer Art nicht erweckt
n ſollten; da dann, bei einer für das Menſchen-
rcht ſo wichtigen Angelegenheit, endlich doch die
chtigte Verfaſſung diejenige Feſtigkeit erreichen muß,
e die Belehrung durch öffentliche Erfahrung in den
thern Alter zu bewirken nicht ermangeln würde."

o ſpricht *Kant* ſich über die Politik und über die
ide ſeiner Zeit aus, ſo verſteht er die Verbindung
oral und des Staats, ſo den Fortſchritt der Menſch-
er will die vernünftige Bewegung zur
aſſung des Volkes und jeden Menſchen zu
Zweck erhoben ſehn; und es iſt nicht ſeine
, wenn nur langweilige Moraliſten, keine freien
er bis jetzt ſich nach ſeinem Namen genannt haben.
ſen wir jedoch nicht die wenigen Politiker und
eber, deren Werk dieſen Augenblick in Gefahr
, den Nachfolgern *Hamanns* und *Stolbergs*
egen, und erwarten wir, daß ſeine körnigen Worte
ine klaren Gedanken, die das ethiſche Problem für
iten feſtgeſtellt, noch einmal verſtanden und noch
ausgeführt werden.

rch ſeine „Religion innerhalb der Grenzen der
Vernunft" bringt *Kant* nach Möglichkeit Sinn
Beſtimmungen und Dichtungen des Chriſtenthums

hinein. Hegel rechnet ihm dies hoch an, beſonders freut er ſich, daß die Erbſünde wieder aufgefriſcht wird im Kants radicalen Böſen, und Hegel hat bekanntlich als getreuer Erbſünder dies nützliche Geſchäft fortgeſetzt; aber Hegel wie Kant konnten es denen nicht zu Dank machen, die nicht den Sinn, ſondern den Unſinn offenbart haben wollen. Die ganze Anlage der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ iſt wieder eine ethiſche. Das gute und das böſe Princip, ihr Streit, der Sieg des Guten entwickelt ſich, und wo die chriſtlichen Vorſtellungen, die dieſe Dialektik allerdings enthalten, hereingezogen werden, da müſſen ſie ſichs gefallen laſſen, den bekannten rationalen Proceß durchzumachen. Der deutſche Geiſt hat nichts in größerer Ausbreitung aufgenommen, als dieſen Reinigungsproceß der religiöſen Vorſtellungen; und es iſt jetzt dahin gekommen, daß man es unternehmen durfte, das ethiſche Ideal, den freien Menſchen ſelbſt und den Enthuſiasmus für ſeine Realiſirung, die Liebe, zur Religion unſerer Zeit und der nächſten Zukunft zu erheben. Moral, Politik und Religion vereinigen ſich an dieſem Punkt in Eins.

In dem Reſultat, das ethiſche Ideal und den Menſchen, der ſein Inhalt iſt, zum Zweck aller Bewegung der Wiſſenſchaft und des Lebens zu erheben, kommt Kant auf Leſſing zurück. In ſeiner Forderung der unbegrenzten Wiſſenſchaft iſt Leſſing weiter; aber Kant treibt durch die Aufſtellung beſtimmter Schranken

r Unterſuchung dieſer Schranken ſelbſt, und namentlich
r Auflöſung der Widerſprüche. Schon **Hamann** hatte
gen **Kant** die Coincidenz der Gegenſätze behauptet,
kritiſirte die Trennung des Sinnlichen und Intellec-
ellen, er war raſch bei der Hand, mit dem Unendlichen
Endlichen; aber ihn lockten die Räthſel, ſie chokirten
n nicht, und wenn er die Löſung aller Siegel zu haben
hauptete, ſo blieb darum die Sache nichts deſto weniger
Myſterium. **Jacobi** und **Herder** gingen noch
eniger auf die Fragen, mit denen **Kant** ſich ehrlich
rumgeſchlagen, ein, beiden mißfiel zuletzt das reinver-
ändige und dialektiſche Verfahren. **Jacobi** hielt das
anze Unternehmen für verfehlt; ſo ſehr ihm auch das
eſultat, man könne das Unendliche nicht erkennen, zu-
gte, ſo entſchieden war ihm der Kantiſche Verſtand
n Anſtoß. **Herder** ging noch weiter, und je impo-
nter die Ausbreitung der Kantiſchen epochemachenden
hiloſophie war, um ſo unangenehmer berührte ſie ihn.
r war ein eifriger Schüler von Kant geweſen, aber als
ſich ſelbſt zu einer „geiſtreichen, beredten" Größe in
r Literatur erhoben hatte, als er von **Kant** über dieſe
benteuer der Genialität ironiſirt worden war in der
ritik ſeiner „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der
enſchheit", fand er die Kantiſche Philoſophie **religions-**
d **ſtaatsgefährlich**, ſie ſei ein wahrer „Veitstanz
s abſtracten Denkens" und „hätte bei der Jugend eine
erödung der Seelen, eine ignorante Verleidung alles
ellen Wiſſens und Thuns, die unerträglichſte Verachtung

aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben, einen ſtolzblinden Enthuſiasmus für fremde Wortlarven erzeugt.“ Ja er forderte geradezu jeden, der ſeine Anklage läſe, auf, „das Seine zu thun, damit die überſinnliche Tranſcendenz deſcendire.“

Die Bedeutung der Kantiſchen Philoſophie zeigt ſich in dieſem Effect, ſie war die gefährliche neue, Alles ergreifende Denkungsart; aber die Bedeutung der Epoche, die ſie ausdrückt und ſchafft, iſt dieſen Gegnern, die an der Form hängen und die eigentliche Aufgabe nicht faſſen, unzugänglich.

d) Die Periode Kants.

Die Schriftſteller der Leſſingiſchen Periode und Leſſing ſelbſt, alle ſind Zeitgenoſſen Kants; dennoch beginnt Kant eine neue Zeit. Leſſings Principien finden erſt in ihm ihre Fortbildung; Alle, die unter Leſſing zurückbleiben und nicht, wie Hippel, Genoſſen des Kantiſchen Geiſtes ſind, treten daher gegen ihn auf, ſelbſt Jung Stilling machte den Verſuch. Natürlich erreichen dieſe Gegner die Kantiſche Aufklärung noch weniger, als die Leſſingiſche. Keiner von ihnen faßt die Bedeutung der kritiſchen Philoſophie. Die Aufklärung wurde, ehe ſie ſichs verſahen, durch Kant Wiſſenſchaft und Syſtem. Er baute a priori frei aus ſeinem Kopf heraus eine neue Welt, ein Syſtem des freien Gedankens und der ſelbſtgeſchaffenen Wahrheit. Dieſe Erſcheinung ergriff die Welt in ihrem Innerſten.

Es war das erſte Gebäude des befreiten deutſchen Geiſtes, es war Product und Darſtellung der aufgeklärten Zeit, und enthielt alle ihre Zweifel und ſuchte ſie zu löſen, — ein Denkmal, dauernder als Erz, denn auf dieſem Grunde ſteht alles Wiſſen, alle Kunſt, alle Religion der Zukunft.

Dieſe Bedeutung der Kantiſchen Unterſuchung des Denkens, ſeines Vermögens und ſeines reinen, nur ihm gehörigen Inhaltes mußte Jacobi, Hamann, Stilling, Claudius und ſogar Herdern nothwendig verborgen bleiben; denn keiner von ihnen traut dem Menſchen die volle Freiheit und ſo glänzende Früchte der Freiheit zu, als wir ſie ſeitdem erlebt haben. Und was ſie ſelbſt davon erlebten, hielten ſie für gering gegen die vermeintliche Hohheit ihrer Phantaſieen und Träume. Nur die Grundlage einer neuen Gemüthsgährung gegen den Verſtand und eines neuen Triebes aus der dunklen Tiefe gegen die vollkommenen Poeſieen dieſer Zeit können ſie mit ihrer Polemik abgeben. Erwarten wir alſo ihre Wirkung an ihrem Ort. Hier ſiegt die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Freiheit. In der Periode Kants erhebt ſich der Verſtand der Wiſſenſchaft und die Sicherheit künſtleriſch klarer Bildung zu einer neuen höheren Geſtalt des aufgeklärten Geiſtes.

Kant iſt vielleicht der einzige weltbeherrſchende Geiſt, deſſen Wirkſamkeit erſt im hohen Alter recht eigentlich beginnt. Seine „Kritik der reinen Vernunft“ erſchien im Jahr 1781. Er hatte ſeine Thätigkeit unter *Friedrich* II. begonnen, der König, der in ihm noch mehr als in *Wolf* einen Mann ſeiner Richtung erblickte, und der Miniſter *Zedlitz* liebten und ſchätzten ihn. Darauf ſeufzte er eilf Jahre unter dem Joch der Reaction Friedrich Wilhelms II. und ſeines pfäffiſchen Miniſteriums *Wöllner*. Aber ſchweigend, verſtümmelt in ſeinen Werken und Thaten [er ließ ſogar eine ganze Partie ſeines Hauptwerkes „der Kritik der reinen Vernunft" weg, um ſie durch weniger heterodoxe und wirklich heterogene Ausführungen zu erſetzen (Vorrede zur Roſenkranziſchen Ausgabe)], nicht ohne den inneren Wurm unwürdiger Selbſtverläugnung rettete er ſein ehrwürdiges Haupt in die neue Regierung hinüber und ſetzte der wiedergekehrten Freiheit des Denkens in der Vorrede zu dem „Streit der Facultäten" ein Ehrendenkmal, auf deſſen Kehrſeite *Wöllner* und die Reaction ihre Schmach verewigt ſehn. *Kant* erlebte *Fichte*, den er nicht anerkannte, *Herders* Polemik, die ihn nicht erreichte, und *Schillers* Ruhm, in dem er eine ſchöne Erſcheinung des neuen Geiſtes begrüßte. *Schiller* hatte ſein ethiſch-politiſches Freiheitsintereſſe begriffen, er breitete es in der edelſten Form über die Nation aus, *Göthe* hingegen blieb der ſtrengen Form der Kantiſchen Philoſophie fremder, obgleich er am vollſtändigſten ihre Entwickelung erlebte und am radicalſten ihre Conſequenzen zieht.

Kant iſt eine große Erſcheinung. Alle Heroen der Philoſophie und Poeſie ſtehen auf ſeinen Schultern;

alle Freiheit und Kühnheit des deutſchen Aufſchwungs athmet Kantiſchen Geiſt und bis in unſere getrübten Zeiten herunter durchdringt er das ganze Leben und Bewußtſein der rationellen Partei. Zäh, wie er, tolerant gegen die Reaction bis zur Wegwerfung der eigenen Würde, aber unverwüſtlich verſtändig, — ſo mögen die Söhne Kants den Sieg, den ſie nicht erzwingen werden, wohl erleben. Ihre Hoffnung iſt die Makrobiotik, ihre Zuverſicht die ſichere Burg der innerlichen Welt. Sie haben die Staats-Freiheit nicht zu verlieren, ſie haben ſie nie zu beſitzen gewagt. Die innerliche Freiheit und Selbſtbeſtimmung, die Kant neben ſeiner politiſchen Ethik zum Princip machte, zum Syſtem ausbildete und zur bewußten Maxime erhob, bleibt freilich jeder Tyrannei unerreichbar; und ſelbſt wenn es der Gewalt gelang, den Urheber dieſer neuen Geiſteswelt wenigſtens theilweiſe zum Bekenntniß der alten zu zwingen; unaufhaltſam rollt die neue Welt ihre neue Bahn. Aber dieſe Trennung zu verewigen, liegt nicht im Sinne Kants, und ſo ſteht es nicht in den Sternen geſchrieben. Die Kreiſe der innern und äußern Welt laufen nothwendig in einander, die Thaten müſſen den Gedanken entſprechen. Das unerreichte, unbewegte Innere wäre nicht frei: nur die Leidenſchaft und das aufgeregte Gemüth kann die Schätze des freien Innern heben. Darin hat Jacobi Recht; alſo der Aufregung des rohen Gemüthes iſt die Leidenſchaft des gebildeten entgegenzuſetzen.

Die vollkommenſte Befriedigung in Wiſſenſchaft und

Kunſt neben der entſchiedenſten Unterjochung der bürgerlichen Welt läßt ſich nur ſo lange ertragen, als das Gefühl dieſes Widerſpruchs noch nicht erwacht iſt. Einzelne macht dieſes Gefühl unglücklich, Kant ſelbſt hat dies Unglück erfahren, der Maſſe, die von ihm ergriffen würde, brächte es unmittelbar eine große, bisher nie empfundene Befriedigung. Man wird die Kantiſche Periode ſpäter bis zu dem Augenblick dieſer Erhebung ausdehnen; wir beſchränken ſie jetzt auf den engeren Kreis der bewußt aufathmenden Geiſtesfreiheit, deren Gegenſatz die Willkür der genieſüchtigen Romantik und deren Rückkehr die freien Principien unſerer Zeit ſind.

Sehr bezeichnend für die Periode, mit der wir uns hier beſchäftigen, ſind die Urtheile, die Schubert in ſeiner Biographie Kants (Werke 11. 2. 120) von Wilhelm von Humbold, Schiller, Jean Paul und Göthe über Kant und ſeine Philoſophie anführt.

2. Herder.

1744 — 1803

Herder hängt gemüthlich mit Hamann zuſammen, er knüpfte mit Vorliebe an Leſſing ſeine Unterſuchungen und Kritiken an, er wirkte auf Stilling und Göthe in ſeiner früheſten Zeit, wurde wegen ſeiner Form in der Vorſchule der Aeſthetik von Jean Paul, wegen ſeiner Volkslieder von A. W. Schlegel ſehr hoch gehalten, und gerieth zuletzt mit Kant und Fichte in einen ſchneidenden Gegenſatz. Seine Schriften und ſeine Wirkſamkeit haben einen groſſen Umfang und eine eigenthümliche Bedeutung.

Wie Jacobi hinter Leſſing zurückſinkt und doch in die Zukunft weiſet, indem er die innerliche Freiheit und die Erfüllung der Gemüther mit dem Unendlichen fordert, ſo ſinkt Herder hinter Kant zu Leſſings allgemeiner Bildung und zu der geiſtreichen Popularphiloſophie der Franzoſen zurück; aber er wird ein neues Muſter äſthetiſcher Formen in einer Sphäre, wo man ſie bisher durchaus nicht kannte, er hat ſelbſt die Theologen humaniſirt und Geiſt und Bildung in die Schulen und Kirchen verbreitet. Herder hätte ſehr recht, wenn er die Kantiſchen Principfragen gelöſet und die Freiheit, die Kant ſuchte, wirklich erfaßt gehabt hätte, dann wieder populär zu werden und es mit mehr Geiſt zu werden, als viele Anhänger Kants es geworden ſind;

er hatte ſehr unrecht, ohne die errungene Freiheit, bei Leſſing und der genialen Popularität bleiben zu wollen. Mit großen Zurüſtungen und auf weiten Umwegen erreicht er immer nur den Geiſt, der ſchon geboren war. Er zieht ihn heran, er pflegt die Grazien der Sprache und die Formen der edlen Menſchheit; aber er lüftet den Schleier der Wahrheit nicht weiter und erzürnt ſich über die Frevler, die es vor ſeinen Augen kühn unternehmen. Er ſchreit, ſie ſchreiten über ihn hinweg, und weder die ſchöne Form, noch den poetiſchen Geiſt ließen ſie ihm allein; ſie benutzten ſelbſt die vielen Schätze fremder Poeſien, die er aufſchloß, in ihrem Sinn.

Dieſe Stellung des geiſtvollen, humanen, gelehrten und geſchmackvollen Mannes hat etwas Tragiſches. Er findet mitten in der Befriedigung an der großartigen Humaniſirung, deren Mittelpunkt er geworden iſt, eine Unruhe und eine Kränkung, weil er ſich überholt ſieht und mit der untergeordneten Rolle, eine ſchöne, werthvolle Vergangenheit fortzuſetzen und weiter zu bilden, nicht zufrieden iſt. Und doch war dies ſehr viel. Selbſt ſeine Polemik gegen Kant und die Transcendentalphiloſophie befriedigt den humanen Drang der Zeit und erhält das große Princip der allgemeinen Bildung gegen die Barbarei der abgeſonderten Schulzunft aufrecht. Herder leiſtet auch hier, was er mit Schiller gemein hat, und was leider noch heute gegen die Sitte der Deutſchen läuft, in claſſiſcher, ſchöner Sprache ſeine Kenntniſſe und Ideen vorzutragen und Vortrag, Gedanken und Stoff ſo zu verbinden, daß ein

ßliches, verdautes und anziehendes Product geliefert
ird. Alle ſeine Schriften unterhalten ein lebhaftes In-
reſſe und ziehn uns unmerklich mit ihm fort in den
izenden Strom ſeiner Rede. Seine Darſtellung iſt auf
er Höhe der Zeit; wie ſchade, daß es nicht auch ſeine
deen ſind!

Herder findet ſich in Hamanns Schrullen und
enialitäten. Davon nimmt er was ihm zuſagt, Dinge,
ie die Coincidenz der Gegenſätze und dergleichen Tief-
nn ignorirt er. In Kants methodiſche Anſtrengungen,
it den Widerſprüchen des Denkens fertig zu werden,
ann er ſich nicht finden, und, ſo gern er es ſelber glaubt,
r gehört nicht zu den Schülern des Philoſophen, die
hn verſtanden, nicht zu denen, die er über die weſent-
iche Aufgabe des Denkens, ſondern nur zu denen, die
r über allerlei andre Dinge belehrt hatte. Er geſteht
uns dies ſelbſt, wenn er von Kant ſagt:

„An ſeiner Metaphyſik, die er richtiger gefaßt zu
haben glaube, als ſeine ſpätere Schule, und die Kant
damals noch mit aller Jugendberedſamkeit, in einer viel
helleren Sprache, als der ſpäteren ſcholaſtiſchen Kunſt-
ſprache, vortrug, habe er weniger Geſchmack fin-
den können, und ſei nach mancher metaphyſi-
ſchen Vorleſung mit einem Dichter oder mit
Rouſſeau ins Freie hinaus geeilt, um jener Ein-
drücke wieder los zu werden, die ſeinem Gemüth nicht
zugeſagt hätten.“

Es iſt keine Kritik Kants,[1] ſondern eine Charakteriſtik Herders, daß ihm Kants Metaphyſik nicht zuſagt, daß er das „Freie“ nicht dort, ſondern „im Freien“ findet, daß ihm Rouſſeau, oder die vorkantiſche Popularphiloſophie, und die Dichter, oder die ſchöne Form des gemüthlichen Inhaltes, genügt. Hiezu fühlt er ſich gleich von Anfang an beſtimmt und herbeigezogen.

Was er nicht verſtand, das ließ er lange bei Seite, ſuchte Leſſing fortzuſetzen und womöglich zu übertreffen, machte Glück durch ſeine geniale Kritik und konnte wirklich hie und da etwas am Laokoon, an der Abhandlung über die Fabel und ſonſtwo verbeſſern, obgleich es ihm nicht gelungen iſt, die gründliche Bewegung der Geiſter, die Leſſing mit ſolchen Fragen hervorbrachte, zu wiederholen. Endlich ſetzte er ſich mit ſeinem Bewußtſein in der Theologie feſt, er mußte gegen die Göttinger Pfaffen den Ausſpruch thun: „wer an meiner Orthodoxie zweifelt, möge mich meiner Ketzereien überweiſen;“ er verſuchte die drei großen „Begebenheiten,“ durch die das Chriſtenthum geſtiftet, ausgebreitet und ſanctionirt ſei, den Ruf vom Himmel bei der Taufe, die Auferſtehung und die Himmelfahrt, zu halten und zu glauben. Er war trotz ſeiner äußerſten Weltbildung und Schöngeiſterei, die ihn im Hohenliede ein ſchönes ſinnliches Liebeslied entdecken und die Bibel wie jedes andere Buch als Poeſie und hebräiſche Nationalliteratur faſſen lehrte, feſt entſchloſſen, wie Hamann ihm das Beiſpiel gab, das Röthige zu glauben. Man höre nicht, was er „von der Auferſtehung als Glauben, Geſchichte und Lehre“ ſchrieb, ſondern nur, was er dazu voranſchickte, um ſein volles Bewußtſein über den glücklich hinterlegten theologiſchen Todesſprung der Vernunft zu beurtheilen. Er erzählt: „Als Georg Sabinus in Italien war, fragte der Cardinal Bembo ihn über Melanchton um verſchiedene Dinge, z. B. wie viel Zuhörer er habe? zuletzt auch, was er von der Auferſtehung der Todten und vom ewigen Leben hielte? Da auf die letzte Frage Sabinus ihm aus Melanchtons Schriften antwortete, erwiderte der Cardinal: „„ich würde ihn für einen geſcheidteren Mann halten, wenn er dies nicht glaubte.““ Vielleicht werden einige Leſer, die nicht Cardinäle ſind, von mir, der ich nicht Melanchton bin, bei dieſer Schrift ein Gleiches denken. Wie dem aber auch ſei, ſo habe ich dem Publicum meine Meinung nicht entziehn mögen.“ Faſt iſt es picanter, daß er glaubt, als wenn er nicht glaubte, ſo ein genialer, ſchönſchreibender Mann, ſo ein humaner, freiſinniger Autor, er, der gegen alle Cenſur war, der das Publicum werth achtete, daß ihm keine, auch die verkehrteſte Meinung nicht vorenthalten werde, daß ſich, wie der Speer des Achilles, die Feder des Schriftſtellers ſelbſt corrigire. Er war geduldig. Was hatte er auch zu fürchten? Lag nicht die Gewalt des bezaubernden Wortes in ihm ſelber, und fand er nicht die Ideen, die er reinigen, verklären und wirkſam machen wollte, in allen Köpfen? Das wahre Chriſtenthum, die Humanität, — wer konnte hoffen, nach dieſem Siege der zweitauſendjährigen Geſchichte, dawider aufzukommen mit andern oder höheren Principien?

Herder hätte Recht gehabt, wenn er nur die Geduld nicht verloren und die Rückkehr ſelbſt der kühnſten Schwärmer und Tranſcendenten auf den allgemeinen Boden der Menſchheit ruhig abgewartet hätte. Dies that er nicht; er wurde ungehalten, als die Zeit ſich wider ihn zu wenden ſchien. Die Kantiſche Philoſophie brachte die Fichtiſche hervor. In Jena, ganz in ſeiner Nähe, war Alles für dieſe überſchwengliche Bewegung des reinen Denkens und der totalen Befreiung. Fichte eiferte gegen die Theologie, er las ſogar am Sonntag und nannte den einzig wahren Gottesdienſt die Philoſophie. Ja, er ſoll auf dem Katheder geſagt haben: „In fünf Jahren iſt keine chriſtliche Religion mehr, die Vernunft iſt unſere Religion!“ Dazu die übermüthige Jugend, „die in der chriſtlichen Religion nichts als Aberglauben erblickte.“ Dies war, zu arg. Herder griff zur Feder, um die Quelle all dieſes Tranſcendirens, die er in Kants Werken hatte entſpringen ſehn, zu verſtopfen, und ſchrieb die „Metakritik“ gegen Kants Vernunftkritik und die „Kalligone“ gegen Kants „Kritik der Urtheilskraft.“ Andere gingen noch weiter und zeigten das Unglaubliche, den ſchädlichen Einfluß der Kantiſchen Philoſophie auf die Moralität. Herders Freunde fanden, daß er vollſtändig geſiegt hätte. Jean Paul und der galante Profeſſor Plattner in Leipzig belobten ihn, alle Volksfreunde wußten ſeine Abſichten zu ſchätzen; die Popularphiloſophie, die Genialität und die Theologie hatten Eine Freude und eine äſthetiſche dazu.

Dennoch war die Sache bedenklich. Herder hatte gute Gründe zum Kriege, aber die Mittel ſchienen nicht ſo ganz in ſeiner Gewalt zu ſein. Selbſt Göthe, der ebenfalls an der Metaphyſik keinen Geſchmack fand, rieth ihm ab, fortzufahren, und die Regierungen ſchritten nicht ein, vielleicht daß ſie ſich Herders frühere Erklärungen für die Gedankenfreiheit zu Herzen genommen, vielleicht daß ſie die Metaphyſik noch weniger verſtanden, als Herder.

Wir erinnern uns, wie Kant die theoretiſche und praktiſche Freiheit ſuchte und wo er ſich in Widerſprüche verwickelte. Herder hatte dieſen Kampf mit angeſehn; und wie Hamann die Löſung der Probleme in dem tiefen Sinne der Sprache ſuchte, ſo knüpft er gleich an die Sprache ſeine Unterſuchung. „Man lerne denken durch Worte, und die Widerſprüche und Ungereimtheiten, die Kant der Vernunft aufbürden wolle, würden wohl nur in der ſchlechten Wahl der Ausdrücke liegen.“ Was hatte ihm nun „Hamanns Coincidenz der Gegenſätze“ genützt? Er hielt ſich an die Worte. Bitter griff er die ſchwerfällige Kantiſche Kunſtſprache an und ſetzte ihr ausdrücklich die gebildete Form der früheren Philoſophieen entgegen. Er ſagte:

„Der Geſammtgeiſt aller cultivirten Völker Europas hat ein philoſophiſches Idiom. Von Plato und Ariſtoteles reicht es zu Locke und Leibnitz, zu Condillac und **Leſſing**. Ein **Rothwelſch**, das mit jedermannverſtändlichen Worten neue Nebelbegriffe verbindet, iſt und bleibt **Rothwelſch**. **Es kann und darf ſich dem Geiſt, der Sprache**, der Nation, geſchweige aller Nationen, nicht eindrängen, ſeine Eier ſind Kukukseier u. ſ. w." Und um ſchließlich alle Qual der ungelöſten Widerſprüche zu heilen, giebt er uns mit der Salbung des Conſiſtorialen den Satz ein: „An die reine höchſte Urſache alles Daſeins halte dich feſt, in deſſen Reiche geht nichts verloren und iſt alles in Harmonie." Die Dialektik nennt er ein Hin- und Herſprechen, in dem nur die Rollen falſch ausgetheilt ſind; und ſo löſt er endlich human, wie es ihm gebührt, die berühmten Antinomieen mit der beſſern Vertheilung dieſer Rollen, indem er den einen Satz des Widerſpruchs der „Phantaſie", den andern dem „Verſtande" in den Mund legt.

Herder gehört zu den glücklichen Naturen, die keine Schwierigkeiten kennen und, ſollten ihnen andre welche aufwerfen, im Gefühl ihres ſchönen Talents, alle Löſungen derſelben nicht ſowohl in ihrem Kopfe, als in ihrer Feder haben.

In der „Kalligone" iſt ihm der Muth noch gewachſen. Er fühlt ſich hier mehr zu Hauſe; die Aeſthetik war es, wo er einſt ſeine Sporen verdient. **Winkelmann**, **Leſſing**, den ganzen Vatican und die ſchönen Villen der Borgheſe, Albani u. ſ. w. hatte er nicht umſonſt ſtudirt. Er wollte **Kant** in die Schule der Schönheit führen und ihm ſeine ganze Blöße empfinden laſſen, der

Welt aber nun vollends „den begriffloſen Myſticismus der kritiſchen Philoſophie“ aufdecken. Seine Irrthümer ſind hier noch intereſſanter, als in der „Metakritik“.

Kant beginnt auch im Aeſthetiſchen eine ganz neue Welt, die unbedingt frei in ſich beruhende Welt der Schönheit. „Schön iſt ihm, was in unintereſſirter Luſt gefällt“, und „das Ideal die Vorſtellung eines einzelnen als eines der Idee adäquaten Weſens.“

Weder das Eine noch das Andere begreift Herder, weil er die Kühnheit, den ewigen Inhalt reell vor Augen und im einzelnen Weſen vorgeſtellt zu finden, mit ſeiner theologiſchen Denkungsart nicht verbinden kann. Und gegen die „unintereſſirte Luſt“, welche nur die Freiheit der ſelbſtgenügſamen äſthetiſchen Auffaſſung bezeichnet, polemiſirt er mit dem Intereſſe, welches uns gerade beim Schönen in höherem Grade, als ſonſtwo ergriffe.

Nicht Herder, ſondern Schiller ſollte den Gewinn dieſes neuen äſthetiſchen Princips begreifen und fruchtbar machen. Die freie Schönheit und die vollkommene Befreiung der Menſchheit im äſthetiſchen Gebiet folgert aus Kant und bethätigt in Kunſtwerken erſt Schiller.

Herder hat das Schickſal Jacobi's. Seine Principien ſind weit hinter ſeinen Maximen, ſeine Philoſophie weit hinter ſeinem äſthetiſchen Talent zurückgeblieben.

So frei er zu denken glaubt, ſo entſchieden iſt er ein Liebling und ein Anführer der Romantiker geworden, und wenn er in ſeinen Briefen über die Humanität, in ſeinen Anſichten von Staats- und Völkerleben mit Franklin, Friedrich II., Montesquieu und „allen Großen und Guten“ der Vorzeit zuſammenſteht; ſo möchte man wohl wünſchen, mehr Deutſche ſtünden mit ihm zuſammen, und beſtreiten erſt das Leben durch Realiſirung ſo vortrefflicher Maximen, bevor ſie den Himmel der Schönheit anbauten und die Freiheit des Geiſtes vollendeten: aber man darf nicht vergeſſen, daß es unſer Schickſal iſt, nicht den Baum mit ſeinen Früchten zu genießen, ſondern erſt alle ſeine Augen zu impfen und zu veredeln. Für die theoretiſche Entwickelung wäre es die gefährlichſte Bequemlichkeit geweſen, bei Herder ſtehn zu bleiben, für die praktiſche war es ein ſchöner Traum und wäre es noch, uns nur zu ſeinen humanen Maximen zu erheben.

Seine Briefe zur Beförderung der Humanität ſind noch immer der deutſchen Praxis und Politik ſo unendlich weit voraus, daß man ſich wundern muß, ſie noch unverbrannt zu finden. Franklin trägt in ihnen ſeine Politik, Friedrich II. ſeine Philoſophie vor, es iſt ſogar „von einer Verbindung zur Beförderung der Humanität“ die Rede, und der große König ſagt: „den Autoren iſt man Alles ſchuldig,“ Herder ſelbſt: „das Göttliche in unſerm Geſchlecht iſt Bildung zur Humanität“, „unter allen Stolzen aber, der Nationalſtolze, ſowie der Geburts- und Adelsſtolze der größte Narr.“ Dann läßt er Realis de Vienna reden, und dieſer erklärt: „Kein Volk ſei ein auserwähltes, die Wahrheit müſſe von allen geſucht, der Garten des gemeinen Beſtens von allen gebaut werden. Am großen Schleier der Minerva hätten alle Völker, jedes auf ſeine Weiſe zu arbeiten.“ Und Herder ſelbſt fügt hinzu: „Hätte Realis nöthig gehabt, den Deutſchen ſo oft unzeitige Geduld, ja Niederträchtigkeit Schuld zu geben, wenn die Großmuth, die er zu ihren Vorzügen rechnet, ihr eigenſter Charakter wäre?“ Realis ſagt es und der humane Herder glaubt es; eine üble Begebenheit!

Und ſchon damals, vor einem halben Jahrhundert, ſchreibt unſer Autor gegen die Cenſoren und gegen die Verachtung, womit Deutſchland ganz im Gegenſatz zu ſeinen cultivirten Nachbarn, den Franzoſen, Engländern und Italienern, ſeine Schriftſteller behandle, eine Gemüthsverfaſſung, die Volk und Schriftſteller gleich verächtlich mache. „Erhebt euch aus dieſer Barbarei,“ ruft er den Deutſchen zu. „Erwache, du ſchlafender Gott, wenn du nicht etwa dichteſt oder über Feld gegangen biſt; erwache, deutſches Publicum, und laß dir dein Palladium nicht rauben. Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beſte wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechteſten das Privilegium des Beſten giebt, aus der nie theilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird nichts und kann nichts werden. Erwache und zeige, daß du kein Barbar biſt, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne.“ Genug! verhüllen wir unſer Angeſicht, wie Agamemnon. Auch unſere Iphigenie, die kraftgeborne Geiſtesfreiheit des achtzehnten Jahrhunderts, wurde geopfert, und als wir Troja erobert und die Siegesfeuer von Berg zu Bergen bis nach Mycene angezündet hatten, wurden wir es ſelbſt, um auch hierin die Tragödie des Atriden zu wiederholen.

Herder öffnete ſeinen lebhaften Geiſt jeder freien Bewegung der Literatur und ſuchte ihr eine neue Seite abzugewinnen. Man könnte alle ſeine Arbeiten auf dieſes Beſtreben ziehn und faſt überall würde man ihm mehr oder weniger Erfolg zugeſtehn müſſen. Weniger war es in ſeiner Art, ſelbſt etwas Neues zu beginnen. Aber er hatte den Muth, die großen Aufgaben, an denen die Heroen der Zeit ſich verſucht, immer noch einmal vorzunehmen. Am glücklichſten war er in ſeiner Nacheiferung Leſſings, am unglücklichſten in ſeinem Kampfe mit Kant; in der Mitte ſtehn vielleicht die Geſpräche über Spinoza, wozu er durch den Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn veranlaßt wurde. Er hatte den Inſtinct, im Spinozismus die abſolute Theologie zu finden, und ſelbſt dieſe Theologie war doch immer noch Theologie. Welch ein Fund! Dazu dieſe Klarheit und Einfachheit Spinoza's. Er ließ alſo zu Nutz und Lehre der Welt, unter dem Titel „Gott“, Geſpräche zwiſchen Gottwitz (Theophron) und Volksfreund (Philolaus) oder einem Popularphiloſophen und einem Theologen über Spinoza erſcheinen, in denen es klar werden ſollte, wie ſehr Jacobi ſich geirrt hatte, als er meinte, daß Spinoza von Gott nichts wiſſe. Weit gefehlt, daß Spinoza keinen Gott gehabt hätte, fehlte ihm vielmehr nur die Welt. Und Herder hätte Geſchmack an dieſer Denkungsart gefunden, wären die Verhältniſſe nicht im Wege geweſen, ja, er fand ihn, obgleich ſie es waren, und wußte ſich einzurichten. Er hat ein Gedicht wider das Ich, in dem es unter anderm heißt:

Ermanne dich. Nein, du gehörſt nicht dir;
Dem großen guten All gehöreſt du.
Wenn einſt mein Genius die Fackel ſenket,
So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
Nicht um mein Ich, und trinke froh
Die Schale Lethens.

Wie kühn! Aber „jedes Ding hat zwei Seiten,“ ſagt Raumer, und ſo ſagte auch Herder, er unterſcheidet von dem ſterblichen Ich das unſterbliche Selbſt:

Vergiß dein Ich, dich ſelbſt verliere nie.
Was in mir lebet, mein Lebendigſtes,
Mein Ewiges kennt keinen Untergang.

In einem andern Liede zeigt der Schmetterling, der ſich aus der Raupe entpuppt, ſogar wieder

Was Ich ſein werde.

Und man würde ſich ſehr irren, wenn man Herdern mit dem „unendlichen Selbſt“ eine untheologiſche Unendlichkeit oder gar den Gedanken der Einheit des Selbſt und des Allgemeinen zuſchreiben wollte. Die genialen Wendungen ſtreifen wohl auf das neue Gebiet hinüber, aber ſie behaupten es nicht, noch weniger bauen ſie es an.

Herders Gedichte in antiken Maßen machen einen erfreulicheren Eindruck als die gereimten. Ihm fehlt der lyriſche Schwung. Deſto glücklicher ahmt er nach und reproducirt fremde Eigenthümlichkeiten, wie die Romanzen von Cid, und die Volkslieder, die er aus allen Zonen auf den Boden der Heimat verpflanzte. Hiemit beginnt er eine eifrige und ergiebige Entdeckerluſt in fremden Literaturen, der nach ihm vorzüglich die Romantiker ſich hingaben. Auguſt Wilhelm Schlegel iſt der erſte, der dies Verdienſt ſich aneignet und zu ſchätzen weiß: „Herder, ſagt er, hat die Volkslieder der verſchiedenſten Nationen und Zeitalter mit gänzlicher Reinheit von aller Manier und poetiſchem Schulweſen, jedes treu in ſeinem Charakter übertragen. Dieſe Sammlung, wo die eigenſten Naturlaute mit allſeitiger Empfänglichkeit herausgefühlt ſind, iſt einzig in ihrer Art.“

Der frappante Charakter des Verſchiedenartigen führte zu der Myſtik der „Naturlaute“, denen man eine anonyme Entſtehung und einen übergroßen poetiſchen Werth zuſchrieb. Ein eigner Begriff des „Volksliedes“ bildete ſich und die „Eigenthümlichkeit“, zu der es keinen Eigenthümer mehr gab, als den ganzen Volksgeiſt, erſchien nach und nach in allem Ernſt als das „Product des dichtenden Volksgeiſtes.“ Erſt ſpätere Unterſuchungen über die Fortbildung der Epen (vornehmlich der deutſchen) durch wiederholte Redactionen haben wieder eine vernünftige Anſicht über die Bildung anonymer im Volk lebender alter Lieder hervorgebracht. Herders Intereſſe an der fremden Eigenthümlichkeit war noch unbefangen und beſonnen, bei den Romantikern iſt es nie ohne das Anonyme, Unausſprechliche, das überhaupt nur Eingeweihten und eigens dafür empfänglichen Naturen offenbart werden kann. Wäre Herder kein Theolog, er wäre nicht romantiſch, er wäre nur human, und es iſt ſeine ſtarke Seite, daß er wenigſtens in den Formen die Theologie dem Humanismus opfert und nur in den Principien umgekehrt ihr ſeine Vernunft auf den Altar bringt.

3. Schiller.

1759—1805.

„Unſer menſchliches Jahrhundert herbeizuführen, ſagte Schiller, haben ſich, ohne es zu wiſſen, oder zu erzielen, alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt.“ Die Zeit kam durch den Sieg der politiſchen Freiheit in der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution, durch das Ideal der Poeſie und durch die emancipirte, nur in ſich ruhende Philoſophie zu einer bewußten Befriedigung und Vollendung, wie ſie unſre früheren Vorfahren weder zu denken noch zu erſtreben gewagt. Der Menſch hielt ſich des Höchſten für fähig und nahm es kühn in Beſitz. Dieſe Epoche jenes „menſchlichen Jahrhunderts“ iſt die Revolution. Schiller gehörte zu den Wenigen, die ſich darüber vollkommen klar waren. Nicht nur die Erfüllung der Aufklärung, daß der Menſch die **Freiheit,** die **Wahrheit** und das **Ideal erreichte** und in ſich ſelbſt und ſeiner Welt verwirklichte, auch den drohenden Verluſt dieſer höchſten Güter, für deren geſicherten Beſitz die Maſſen bei weitem noch nicht vorbereitet waren, erkannte er. „Die moraliſche Möglichkeit“, heißt es in den Briefen „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“, „den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.“ Das Diſtichon:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

iſt alſo mehr als ein Spiel der Antitheſen, es iſt vollkommener Ernſt. Aber indem er dieſe Unfähigkeit der Zeit begriff, forderte er nicht, wie Wieland, einen Dictator, der ſie ihr noch einmal bewieſe, ſondern „die Schönheit, die ſie befähigte, das Gegentheil zu beweiſen.“ „Die Menſchheit muß warten bis die Trennung des innern Menſchen aufgehoben und die Totalität ſeines Weſens, wie ſie nur die Griechen darſtellen, wiedererreicht iſt, um ſelbſt die Künſtlerin zu ſein, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.“ Bis dahin werden die alten Grundſätze bleiben. „Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit anerkennen und in Europa ſie in dem Denker ſchänden.“ Soll nun die Philoſophie verzweifeln? „Woran liegt es, daß wir noch Barbaren ſind?“ „Wendet euch an das Herz des Menſchen, bildet die Welt ſeiner Empfindungen.“ Das Werkzeug, das, vom Staat unabhängig, den Menſchen veredeln kann, iſt die Kunſt. „Der politiſche Geſetzgeber kann das Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht.“ In den „Künſtlern“ heißt es:

Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,

Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

„Die Schönheit ſichert die Wahrheit und rettet ſie durch barbariſche Zeiten hindurch." Das Gedicht „die Künſtler" drückt den Inhalt der Briefe „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen" in ſeinen Hauptzügen noch einmal aus, ſo auch dieſen:

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
Der junge Tag im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
Sanft ſpiegelnd einen ſchönen Widerſchein,
Und prangend zog in die geſchmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven ſprach jetzt Menſchenrecht:
Wie Brüder friedlich mit einander wallen
So mild erwuchs das jüngere Geſchlecht.

Schiller ſtellt den Künſten eine bildende, eine ſitten- und freiheiterzeugende Aufgabe. „In der ſchamhaften Stille deines Gemüthes erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen gewiß biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben.“ „Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen; aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher, als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten wirſt du umſonſt verdammen; aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohheit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edlen, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.“

Künſtler, Pfleger der Schönheit,
Glückſelige, die ſie — aus Millionen
Die reinſten — ihrem Dienſt geweiht —
In der erhabnen Geiſterwelt
Wart ihr die erſte Stufe!

Dem Wilden

Entfloh ſie ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Erſt die Bilder des ſchönen Scheines geben uns in „unintereſſirter Luſt“ die unendliche Befriedigung, die Schönheit allein rettet den Menſchen:

> Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
> Schloß ſie, die menſchliche, allein
> Mit dem verlaſſenen Verbannten
> Großmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.

Erſt die Schönheit erzeugt geiſtigen Genuß, die Menſchheit beginnt mit ihr, mit ihr der Gedanke:

> — Zum erſten Mal genießt der Geiſt,
> Erquickt von ruhigeren Freuden,
> Die aus der Ferne nur ihn weiden,
> Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
> Die im Genuſſe nicht verſcheiden.
> — Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
> Die freie ſchöne Seele los;
> Durch euch (die Künſtler) entfeſſelt ſprang der Sklave
> Der Sorge in der Freude Schooß.
> Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
> Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
> Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
> Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.

Man hat ſich aber geirrt, wenn man Schiller für einen Politiker hielt, der die Schönheit nur zu ethiſchen Zwecken benutzte, für einen Denker, der ihr keinen abſoluten Werth beigelegt. Im Gegentheil, erſt Schiller und Schiller zuerſt hat philoſophiſch und poetiſch die volle ſelbſtgenügſame Wirklichkeit des Ideals dargeſtellt, Schiller hat die abſolut freie äſthetiſche Welt entdeckt, die erſte Realität der geforderten Kantiſchen Freiheit iſt Schiller. Er ſagt den Künſtlern:

Wenn auf des Denkers freigegebnen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,
Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerlohne
Den edlen Führer zu entlaſſen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt:
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Erndtekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Noch mehr:

Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euern Armen erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſein. —

Erſt eine ſpätere Zeit lehnte ſich gegen dieſe höchſte Stellung der Kunſt auf und ſetzte das „abſolute Wiſſen“ über ſie. Zu Schillers Zeit, im erſten Rauſch ihrer entdeckten Freiheit und Hohheit herrſchte ſie noch unumſchränkt über alle Herzen, und wir hoffen, ſie wird auch durch die Barbarei des „abſoluten Wiſſens“ die Menſchheit zu einer zweiten folgenreichen Wiedergeburt hindurchretten. Aber damit Niemand ſeine Hoffnungen von der befreienden Macht der Schönheit zu hoch ſpanne, „die Schönheit giebt kein Reſultat für den Verſtand, führt keinen einzelnen intellectuellen oder moraliſchen Zweck aus, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die äſthetiſche Cultur bleibt der perſönliche Werth eines Menſchen oder ſeine Würde völlig unbeſtimmt und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nun von Natur wegen möglich gemacht iſt, aus ſich zu machen, was er will, daß ihm die Freiheit, zu ſein, was er ſein ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt."

„Eben dadurch aber iſt etwas Unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beim Denken gerade dieſe Freiheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit betrachten. Freilich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtande, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden."

„Es iſt alſo nicht bloß poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſere zweite Schöpferin nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit bloß möglich macht und es im Uebrigen unſerm freien Willen anheimſtellt, in wie weit r ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes ja mit ſerer urſprünglichen Schöpferin, der Natur, mein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Ver- gen zur Menſchheit ertheilte, den Gebrauch deſſelben r auf unſere eigene Willensbeſtimmung ankommen läßt.“

Mit derſelben Klarheit, womit Schiller uns hier Freiheit, welche die Schönheit giebt, kennen lehrt, t er uns auch den wahren Sinn des „Unendlichen“, ches wir in ihr erreichen. Er ſagt:

„Alle anderen Uebungen geben dem Gemüth irgend beſonderes Geſchick, aber ſetzen ihm auch dafür eine ndere Grenze; die äſthetiſche allein führt zum Unbe- nzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen nen, weiſet uns auf einen vorhergehenden zurück und rf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der etiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle ingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich inigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus Zeit geriſſen, und unſere Menſchheit äußert mit einer Reinheit und Integrität, als te ſie von der Einwirkung äußerer Kräfte keinen Abbruch erfahren.“

Hieraus folgt, was man von dem Kunſtwerk zu rn hat und wie es auf uns wirken ſoll:

„Die hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geiſtes, Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, er uns jedes ächte Kunſtwerk entlaſſen muß, und iebt keinen ſicherern Probierſtein der wahren äſthe- n Güte.“

„Schönheit iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erſcheinung;“ „die äſthetiſche Stimmung die abſolute Beſtimmbarkeit zur Wahrheit und ſittlichen Güte!“

„Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und zu großen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern.“

„Der Menſch in ſeinem phyſiſchen Zuſtande erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht im äſthetiſchen Zuſtande und er beherrſcht ſie im moraliſchen.“

„Der phyſiſche Menſch, wenn er in das Geiſterreich tritt, erndtet Sorge und Furcht. Beides ſind Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtande vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingte Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtande haben. Eine grenzenloſe Dauer des Daſeins und Wohlſeins, bloß um des Daſeins und Wohlſeins willen, iſt bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die bloß von einer ins Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden.“

„Aus einem Sklaven der Natur, ſo lange er ſie bloß empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſobald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte, ſteht jetzt als Object vor ſeinem Blick. Was ihm Object iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Object zu ſein, muß es die ſeinige erfahren.“

„Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben und es in ſein Object zu verwandeln weiß. Sowie er anfängt ſeine Selbſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freiheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eignen Bilde, indem ſie ſeine Vorſtellung werden.“

Der Gott iſt der Menſch, der ſein eignes Bild ſich vorſtellt. Der Menſch gelangt zur vollen Freiheit in der Erreichung der Schönheit. „Schönheit iſt zwar Gegenſtand, aber zugleich Zuſtand als Empfindung. Und eben weil ſie beides zugleich iſt, dient ſie uns zu einem ſiegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchließe (die vielbeſprochene Einheit des Objectiven und Subjectiven), daß mithin durch die phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freiheit keineswegs aufgehoben werde.“

So beweiſet uns Schiller zuerſt die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit und die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit. Wer die Entwickelung der großen Fragen nach dem Freien, Göttlichen, Unendlichen, Unſterblichen in der letzten Zeit verfolgt hat, der wird mit freudiger Ueberraſchung in den Worten Schillers, die wir angeführt, den Samen mehr als eines epochemachenden Geiſteswerkes unſerer Zeit entdecken, und ihm im Namen der Nachwelt dankbar auch die philoſophiſche Krone entgegenbringen.

Hieher gehören auch die bekannten Diſtichen:

An die Aſtronomen.
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.
Mein Glaube.
Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! Und warum keine? Aus Religion.
Unſterblichkeit.
Vor dem Tod erſchrickſt du! Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen; wenn du lange dahin biſt, es bleibt.

Sie ſetzen das Höchſte und die ideale Befriedigung in den Menſchen und in die Menſchheit.

Verfolgen wir aber die Briefe „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ noch eine Weile. Sie machen zugleich Schillers Verhältniß zu Kant und Schillers eigne Bedeutung, in der Vereinigung der ſchönen Form und des freien Inhaltes die claſſiſche Vollendung zu erreichen, anſchaulich. Wir haben ſchon bemerkt, wie Schiller Kant verſicht und ſeine „unin-

ſſirte Luſt“ und „das Ideal, in welchem das Ein-
ne die Idee in einer ihr adäquaten Erſcheinung dar-
lt“, fruchtbar macht. Er nennt das Schöne den freien
hein, und die Bewegung in ihm den Spieltrieb.

„Die Natur erhebt uns ſelbſt aus der Realität zum
hein durch Auge und Ohr. In beiden iſt die Materie
on weggewälzt von den Sinnen. Im Taſten leiden
Gewalt; der Gegenſtand des Auges und Ohrs iſt
e Form, die wir erzeugen.“

„So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt
bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne
Scheins in dieſer Periode bloß dienen. Er erhebt
entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt
doch nicht mit demſelben. Sobald er anfängt mit
Augen zu genießen und das Sehen für ihn
en ſelbſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch
on äſthetiſch frei und der Spieltrieb hat ſich ent-
kelt.“

„Der ſelbſtändige Schein und der aufrichtige
es, der ſich von allem Anſpruch auf Realität aus-
cklich losſagt und allen Beiſtand der Realität entbehrt.
e lebende weibliche Schönheit wird uns eben ſo gut
noch ein wenig beſſer als eine eben ſo ſchöne bloß
alte gefallen; aber inſoweit ſie uns beſſer gefällt,
die letztere, gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtändiger
hein, nicht mehr dem rein äſthetiſchen Gefühl; dieſem
f auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das
rkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert

es noch einen ungleich höhern Grad der ſchönen Cultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.“

„Bei welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Trefflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare ſein und ein Olivenkranz höher, als ein Purpurkleid ehren.“

„Den Vorwurf, es noch nicht bis zum reinen äſthetiſchen Schein gebracht zu haben, werden wir ſo lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zweck zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigne abſolute Geſetzgebung zugeſtehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeugen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.“

„Wo wir Spuren einer unintereſſirten Schätzung des reinen Scheines entdecken, da können wir auf eine Revolution der ganzen Empfindungsweiſe rechnen und der Menſch befindet ſich auf dem Wege zum Ideale, er macht den Anfang der Menſchheit in ſich.“

„Nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame Aller bezieht. Die

Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können alſo unſere ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräſentanten der Gattung.“

„Die Schönheit allein beglückt die Welt, und jeder vergißt ſeine Schranken, ſo lang er ihren Zauber erfährt.“

„Aus den Myſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft.“

„In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hohheit begeben und zu dem Kinderſinn vertraulich herabſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniß, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freier Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staub, und die Feſſeln der

Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewaltthätig beugt, muß ſie hier um ihre Beſtimmung fragen. Hier alſo, im Reiche des äſthetiſchen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſirt ſehen möchte."

„Exiſtirt aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfniß nach exiſtirt er in jeder feingeſtimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserleſenen Cirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigene ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickeltſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen."

Dies iſt das Verhältniß der äſthetiſchen zur ethiſchen Welt, wie es die Briefe „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen" mit meiſterhaften Zügen darſtellen. Es iſt zugleich der Beweis, welch einen gewaltigen Fortſchritt des Geiſtes Schiller macht, indem er die Frage der Freiheit auf dem ethiſchen, dem äſthetiſchen und dem philoſophiſchen Gebiete zu einer poſitiven Löſung bringt, die

Kantiſchen Schranken hinwegräumt und den Grund zu der ganzen folgenden philoſophiſchen und poetiſchen Bewegung legt. Die poetiſche Bewegung iſt zum Theil ſeine eigene That, und er hat in ihr nicht nur die ganze philoſophiſche Freiheit verkörpert, er hat ſie auch durch Beſtrickung aller Herzen zum allgemeinen Bewußtſein der Zeit erhoben. Eben ſo klar, wie über das Verhältniß von Politik und Poeſie, ſpricht er über die Verbindung von Stoff und Form, von Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben:

„Wer mir ſeine Kenntniſſe in ſchulgerechter Form mittheilt, der beweiſet mir zwar, daß er ſie richtig faßte und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande iſt, ſie in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweiſet nicht nur, daß er dazu gemacht iſt, ſie zu erweitern, er beweiſet auch, daß er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es giebt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es außer uns werden.“

Erſt in der vollkommenen Durchdringung von Inhalt und Form erreicht der deutſche Geiſt die claſſiſche Vollendung, die uns Schiller und Göthe darſtellen.

„Stoff ohne Form iſt freilich nur ein halber Beſitz, denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopfe, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen iſt gar nur der Schatten eines Beſitzes, und alle Kunſtfertigkeit des Ausdrucks kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.“

Hat Schiller den Inhalt der Aufklärung, wie Kant ihn zuſammenfaßte, bis in ſeinen innerſten Kern zu erfaſſen und fortzubilden gewußt, ſo war er früher von Leſſing, Shakeſpeare, Klopſtock, Herder und ſelbſt ſchon von Göthe, der ihm der Zeit nach weit vorausgeht, angeregt worden, und ſeine dichteriſchen Anfänge entſpringen deutlich in der Gährung der Sturm- und Drangperiode, aus der Schiller die männliche, Göthe die weibliche Gemüthsbewegung aufnimmt. Göthe's Zuſammenhang mit den einzelnen Erſcheinungen der vorigen Periode iſt ſchon erwähnt. Der vollendete Göthe, wie der vollendete Schiller, die ihre Aufgabe, den Bildungsproceß des vorigen Jahrhunderts zu einem Abſchluß zu bringen, mit vollkommenem Bewußtſein vollziehn, können erſt in dieſer Periode erſcheinen.

In Schillers erſten Erzeugniſſen herrſcht noch die ungebändigte Leidenſchaft, der Drang nach Wahrheit und Natur; der ethiſche Zweck ſchlägt in den Räubern mit ſocialen Reformideen und mit der Strafe des Laſters durch. Später beherrſchen die Griechen ſeinen Geſchmack; er ſtudirt Voſſens Homer und gewinnt ſeine äſthetiſchen Principien aus der Philoſophie von Leſſing und Kant. Jetzt hören wir ihn über die Leidenſchaft und die Tendenz der Poeſie anders urtheilen:

„Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft giebt es, aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effect des Schönen iſt Freiheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als, dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.“

Unter Tendenz wird hier Zweck verſtanden. Die Schönheit erzeugt Stimmungen und Zuſtände, keine Kenntniſſe und Entſchlüſſe. Die Abhandlung „über naive und ſentimentale Dichtung“ macht dies nach allen Seiten hin deutlich. Alle Dichter werden entweder (ſchöne) Natur ſein oder ſuchen, die Freiheit des Gemüthes zeigen oder herzuſtellen ſuchen, das Ideale genießen oder erſtreben; ſie ſind naiv, wie die Griechen, wie die Kinder, die von der Natur noch nicht abfielen, oder ſentimental, wie wir Neueren, denen in der Cultur die Natur, in der Wirklichkeit das Ideale abhanden kam. Aber weder das endliche Object, und wäre es, wie in Ovids Triſtien, das herrliche Rom, iſt ein würdiger Gegenſtand unſerer Sehnſucht, noch das Ideal ein unerreichbarer. Der ſentimentalen Poeſie, wie Schiller ſie verſteht und ausübt, würde man mit Unrecht ſchuld geben, ſie ſtelle den Bruch der Wirklichkeit und des Ideals dar, ſie baue ſich die ſchöne Welt ihrer Sehnſucht in einer troſtloſen, freiheitsleeren Zeit: die Welt der Schönheit fällt nie mit der wirklichen Welt zuſammen und iſt dennoch immer die wirklich erreichte Freiheit, wo ſie nur wirklich eine ſchöne Welt iſt, ein Gewinn, den Schiller für alle Zeiten und auch für ſeine eigne Kunſtübung gemacht hat. Der Fortſchritt über Schiller wie über Göthe iſt nicht darin zu ſuchen, daß ſie das Vollkommene und die freie Welt des Schönen nicht erreicht hätten, ſondern darin, daß eine reichere Wirklichkeit auch eine reichere Idealwelt erreichen wird, oder wie Schiller auch dies ausdrückt:

Der fortgeſchrittne Menſch trägt auf erhabenen Schwingen
Dankbar die Kunſt mit ſich empor,
Und neue Schönheitswelten ſpringen
Aus der bereicherten Natur hervor.

„Das Abſolute, aber nur innerhalb der Menſchheit, iſt die Aufgabe des Dichters.“ Er hat ſeine Natur zu vollenden und die wahre menſchliche Natur, die nicht anders als edel ſein kann, zu erreichen, bevor er ſie darſtellt. Darum urtheilt er über Bürger: „Der Geiſt, der ſich in ſeinen Gedichten darſtellt, iſt kein gereifter, kein vollendeter, und ſeinen Producten fehlt nur deswegen die letzte Hand, weil ſie ihm ſelber fehlt.“ „Ihm fehlt das Ideale und die Erhebung ins Ideal.“

Dies gilt für alle Zeiten und in dieſem Princip hat Schiller das Höchſte erreicht. Er ſelbſt hält dieſes Bewußtſein gegen das triviale, in dem Diſtichon an Klopſtock:

Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

Es handelt ſich bei der höchſten Palme darum, daß die ſchöne Menſchheit in der eignen Bruſt und im Kunſtproduct erzeugt und fortgepflanzt werde.

Millionen beſchäftigen ſich, daß die Gattung beſtehe,
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort;
Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur einer, einer allein ſtreut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Obgleich Schiller die Freiheit des Ganzen und die erhabene Erſcheinung einer großen Zuſammenwirkung der Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Zweck achtet; ſo kann er die höchſte Befriedigung doch nur in der harmoniſchen Ausbildung des Einzelnen finden. „Das Siegel der vollendeten Menſchheit wäre die ſchöne Seele.“ „In einer ſchönen Seele iſt es, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren und Anmuth iſt der Ausdruck ihrer Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit beſitzen und hre Form bewahren.“ „Die ſchöne Seele hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt.“

Adel giebts auch in der ſittlichen Welt: gemeine Naturen
Zahlen mit dem was ſie thun, edle mit dem was ſie ſind.

Schiller will den Unterſchied der bürgerlich-prakiſchen und äſthetiſchen Naturen damit ausdrücken. Er ommt in dieſer Selbſtgenügſamkeit der ſchönen Seele, ie, wie das Kunſtwerk, weiter keine Zwecke als ihre

Schönheit, ihr Daſein hat, mit Göthe überein. Richtig genommen, iſt dieſe Schönheit der Seele, der äſthetiſche, ideale Gemüthszuſtand allerdings eine Befriedigung im Abſoluten und, ſehr verſchieden von der coqueten Schönſeligkeit, ſchön, ſolange ſie Natur iſt und den Menſchen nicht in ſeiner Selbſtgenügſamkeit iſolirt. Die andre Seite zu dieſer anmuthigen Gemüthsverfaſſung iſt daher die würdige, die männliche, die ſtrebende; das wahre Thun verwirft Schiller keineswegs. „Ohne das Erhabene, ſagt er, würde uns die Schönheit unſerer Würde vergeſſen machen. In der Erſchlaffung eines ununterbrochenen Genuſſes würden wir die Rüſtigkeit des Charakters einbüßen und, an die zufällige Form des Daſeins unauflösbar gefeſſelt, unſre unabänderliche Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu ſein und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligiblen Welt zu verſcherzen.“ Der Menſch alſo muß ebenſowohl das Ideal in ſich verwirklichen, als den Bruch des Daſeins und der Idee empfinden und ſich dadurch in Thätigkeit ſetzen.

In ſeinen Dichtungen drückt Schiller überall dieſen gereiften, vollendeten, idealen Geiſt aus. Die Götter Griechenlands, die Reſignation, die Künſtler, Don Carlos fallen vorzüglich als ein poſitiver Ausdruck der

Geiſtesfreiheit in die Augen. Die „Briefe über Don Carlos“ eröffnen das nähere Verſtändniß ſeiner Abſicht; die deutſche Welt war durch die große Erſchütterung der Revolution noch nicht vorbereitet und empfänglich für dieſen ethiſchen Idealismus. Schiller unternahm es daher, in den Briefen dem Verſtändniß nachzuhelfen. „Es ſchien mir des Verſuches nicht unwerth, Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit der Gattung meint, die heiligſten ſein müſſen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſenſchaft waren, in das Gebiet der ſchönen Künſte hinüberzuziehn, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und, als lebendig wirkende Motive in den Menſchen gepflanzt, im Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen.“ Immer mehr verſchmolz er dann im Verlauf ſeiner Arbeiten Bild und Gedanken, und wie ſehr es ihm auch gelang, ſo bemerkt man doch immer ſeine Herkunft von der Seite der denkenden Erfahrung, während Göthe mehr von der Lebenserfahrung zu ſeinen Poeſieen gelangt. Göthe's Poeſieen laufen daher in das verknöcherte Greiſenalter aus, ſie werden bei weitem mehr, als es je die Schillerſchen waren, Producte der Reflexion, ſie werden ein Ausdruck der Grille und der Pedanterei, während Schiller den Vorzug hat, in ſeiner vollen Kraft und getreu ſeinem freien intelligenten Genius zu endigen. In ſeinem Ende liegt eine andere Tragödie. Eine Welt von Schönheit ſtirbt mit ihm; dies lehren uns ſeine Entwürfe und ſeine Studien, die er hinterließ, und das Letzte, was er vollendete, die Ueberſetzung von Racines Phädra. Die griechiſche Einfachheit, die claſſiſche Abrundung zieht ihn an, und in ſeiner meiſterhaften Ueberſetzung legt er ſeine ganze Vorliebe für dieſe conciſe Form nieder, die er ſelbſt bis dahin nirgends erreicht hat. Die Fülle und der Schwung ſeiner Dramen erſcheint mit einem Male vor dieſem Bilde ſeiner Vorliebe als ein jugendlicher Wurf, der noch eine höhere Claſſicität vor ſich hat und ſeine beſten Kräfte daran wagen will. Doch freuen wir uns deſſen, was er iſt, und gönnen wir der nachſtrebenden Jugend die Kränze, die er ihrem Eifer übrig ließ.

4. Göthe.

1749 — 1832.

Hat Schiller raſch gelebt und mit einer kräftigen Spannung die volle intellectuelle und ſittliche Freiheit erreicht und künſtleriſch dargeſtellt: ſo verbreitet ſich Göthes Leben und Dichten gemächlich durch eine lange Zeit. Der Sturm der Jugend tobt ſich aus, Leidenſchaft, Sinnlichkeit, Empfindung wird in der Kunſtform beherrſcht und verklärt, die innere Bewegung ein Gegenſtand künſtleriſcher Bildung. Zuletzt erſcheint die Selbſtbeherrſchung, die weiſe Enthaltſamkeit, Maß und Schranke als das Reſultat des bewegten und reichen Geiſteslebens dieſes Mannes, das Entſagen als ſeine Maxime und die Verknöcherung des Alters als ſein Schickſal. Dies iſt der Lauf der Natur; ein Intereſſe der Freiheit und eine heitere Befriedigung gewährt uns nicht dies allgemeine Menſchenloos, ſondern des Dichters ſiegreiche Ueberwindung der Natur und ihrer Schranken in den ewigen Gebilden der ſchönen Kunſt, nicht das Entſagen, das er predigte, nicht ſeine eingeſchränkten Reflexionen, ſondern ſeine genialen Thaten. Durch dieſe iſt er mit der reichſten Periode unſers bisherigen Geiſteslebens an allen Punkten ſo innig verflochten, daß eine Schilderung ſeiner Wirkſamkeit eine ebenſo weitſchichtige Aufgabe wäre, als eine Skizze derſelben einfach iſt. Göthe findet ſich von Anfang an auf humanem Boden und bleibt immer mit gleicher Klarheit in dieſer geiſtigfreien Richtung. Die Aufregung der deutſchen Jugend in der Sturm- und Drangperiode iſt das friſche Freiheitsgefühl der Aufklärung. Niemand hat es energiſcher empfunden, als Göthe, niemand das ganze titaniſche Treiben des bewegten und befreiten Buſens ſo ergreifend dargeſtellt. Hierüber verbreitet ſich Gervinus' Vergleichung der Elemente des Fauſt und der Elemente jener literariſchen Gährung im fünften Theil der poetiſchen Nationalliteratur mit meiſterhafter Deutlichkeit. Der Fauſt iſt der ganze Göthe und ſpiegelt alle ſeine Perioden, ſeinen Kampf, ſein Gelingen und ſein Verkommen wieder. Von vornherein iſt in dieſer Dichtung die alte Welt überwunden, wir befinden uns auf dem Boden der neuen reinmenſchlichen. Das Vorſpiel im Himmel faßt ſich daher möglichſt kurz und am Schluß der Audienz eröffnet uns der Schalk ſeine ganze Ironie mit den wenig verſtandenen Worten:

> Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
> Und hüte mich mit ihm zu brechen.
> Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
> So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Und nun beginnt erſt die rechte Qual und Luſt, der Drang und die Leidenſchaft der Menſchenbruſt, die eigentliche Aufgabe des befreiten Lebens und Dichtens. Das ſchöne Gedicht, wie des Dichters Leben, enthält in ſeinem Verlauf die Darſtellung des ſchönen Innern und befriedigt wo es dieſe Vollkommenheit und Freiheit erreicht, es endigt nicht damit, ja es hat mit dem Ausdruck des wettenden Fauſt,

> Das Streben meiner ganzen Kraft
> Iſt grade das, was ich verſpreche,

nicht einmal das große Problem der befreiten Menſchheit zu faſſen gewußt: es iſt ein Fragment, wie das Menſchenleben ſelbſt, und wollte man ſich an Worte hängen, ſo wäre der Rückfall in die ironiſirte alte Welt durch die Tragödie Gretchens leicht zu rügen. Göthe, wie ſein Fauſt, ſind trotz all ihrer Irrſale und Rückfälle nicht verloren, es iſt nicht nur „das Streben ihrer ganzen Kraft,“ es ſind die gelungenen ſchönen Thaten in jenem freien Gebiete, deſſen abſoluten Werth wir durch Schiller kennen gelernt haben, wodurch ſie ſich zu den lichten Höhen freier Menſchheit emporretten. Aber über den Werth dieſer Freiheit wird er ſich viel ſpäter klar, als er ſie erreicht. Wo er im Fauſt ſeinen Helden das magiſche Bild des Makrokosmus ſchauen läßt, da empfindet er die ewige Harmonie der angeſchauten Vollkommenheit:

> Wie Alles ſich zum Ganzen webt,
> Eins in dem Andern wirkt und lebt,
> Wie Himmelskräfte auf- und niederſteigen
> Und ſich die goldnen Eimer reichen!
> Mit ſegenduftenden Schwingen
> Im Himmel durch die Erde dringen,
> Harmoniſch all' das All durchklingen!

Aber er will nicht den Schein, er will das Weſen:

> Welch Schauſpiel, aber ach! ein Schauſpiel nur!
> Wo faß' ich dich, unendliche Natur?

Weder das Wiſſen befriedigt Fauſt, noch die Schönheit den Dichter. Die Befriedigung, die er in der Bilderwelt der Schönheit erreicht, gilt ihm für keine genügende; ſein Talent erleichtert ihm die poetiſche Ueberwindung ſeiner Qualen:

Mir gab ein Gott zu ſagen, was ich leide:

aber je leichter ihm dieſe Weltüberwindung wird, um ſo weniger genügt ſie ihm. Er ſtürzt ſich in die Natur, und — es gelingt auch hier. In der Metamorphoſe der Pflanzen gewinnt er die ewige Ordnung wieder:

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.

Ebenſo in der Bildung der Thiere.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
— — — — — Es zeiget ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn dir, mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erreicht der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
Der verdient es zu ſein, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.

Freue dich, höchſtes Geſchöpf der Natur, du fühleſt dich fähig
Ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
Nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche und nimm von dem Munde der Muſe,
Daß du ſchauſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche volle Gewißheit.

Konnte ihm die Philoſophie, für die er kein Organ hat, nichts geben, mußte er die Wirrſale des Lebens immer erſt durchirren, und in eigner Qual genießen, ehe er mit irgend einer poetiſchen That ſie in das Gebiet der Freiheit erheben und darin ſich befriedigen konnte, mußte er die Natur erſt in ihre eigenen Bildungsgänge verfolgen, um ihr folgerechtes Verfahren im Beiſpiel zu entdecken; ſo war es ſelbſt die vollendete Kunſtform, die er erfahren, vor ſich haben, auf ſich wirken laſſen mußte, um ſie ſich zur Aufgabe zu machen und in ihr die volle Befriedigung zu finden, welche die Schönheit und die Kunſt gewährt. Daher ſeine Sehnſucht nach Italien und dann dort ſein Glück in dieſer Natur und in dieſer Fülle der Schönheit.

„In dieſen Gegenden, ſagt er in einem Brief aus Italien, muß man zum Künſtler werden, ſo dringt ſich Alles auf; man wird voller und voller und gezwungen, etwas zu machen.“ Er vollendet hier ſeine beſten Werke, er legt in der Iphigenie das ganze Gefühl der Verſöhnung und Befriedigung nieder, das er empfindet, und ſpricht in den römiſchen Elegieen ſchön und beredt die Verjüngung und Veredlung ſeines ganzen Weſens aus. Wie die alten Götter der Schönheit begegnen und ſie raſch ſich aneignen, ſo ergreift er ſie hier: an der ſchönen Geliebten ſchwellenden Formen lernt er den Marmor erſt recht verſtehn, und unter Italiens reinerem Himmel entwölkt ſich ſeine eigne Stirn.

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
  Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meinen Scheitel ſich ſenkte,
  Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag.
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
  Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
  Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.

Selbſt in der Natur lebt er hier ein äſthetiſches Leben, und der höchſte Ausdruck davon ſind eben die ſinnlichen, formell vollendeten, edelgehaltenen „römiſchen Elegieen," eine zweite Jugend, eine Erhebung über die nordiſche enge und unſchön zurückgezogene Sitte, die er unter ſcharfen Vorwürfen büßte, aber als entſchloſſener Ketzer mit dem ganzen Gewicht ſeines freien Geiſtes durchſetzte. Er antwortet:

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
  Daß Martial ſich zu mir auch, der Verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
  Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
  Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen,
    verändert,
  Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepflegt,
  Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.

Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
  Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
  Friſch erneueſt und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.

Göthe ſpricht ein vollkommenes Bewußtſein über die äſthetiſche, religiöſe und ſittliche Freiheit, über die freiwirkende und ſich ewig verjüngende Natur nur poetiſch aus. Hundertmal nimmt er ſeine Poeſie in ſeiner proſaiſchen Proſa zurück; aber ſeine Poeſie iſt wahr, ſeine Wahrheit ſehr häufig nur der lahme Flügel der Proſa, mit dem er in den gemeinen Weltlauf herabſinkt. Was ihm gelingt, gelingt dem Dichter.

Er hat die Gewaltſamkeit und das Schwelgen in der losgebundenen Empfindung, die hohle Schönſeligkeit und Begeiſterung der romantiſchen und ſtürmiſchen Jugend des vorigen Jahrhunderts ergriffen, gebändigt, geſtaltet und vorzugsweiſe die weibliche Seite der Freiheit, die receptive Gemüthsbewegung, die Empfindſamkeit und Lyrik von ihrer Krankhaftigkeit und Ueberſchwenglichkeit gerettet und gereinigt. Die Begeiſterung erhebt ſein poetiſcher Genius zu einer äſthetiſchen; die innere Aufregung, die Sinnlichkeit, die Natur, die Leidenſchaft entläßt er in ſchönen Gebilden zu einer eignen, freien Welt. Alle ſeine Dichtungen ſind, wie er wiederholt ausgeſprochen, poetiſche Confeſſionen, Darſtellungen ſeines innern Lebens und der Vorgänge ſeines eignen Innern, die darin ihre Bedeutung haben, daß ſie die weſentliche Gemüthsbewegung ſeiner erregteſten und bewußteſten Zeitgenoſſen in ſich ſchließen, und in ſeiner eignen Befreiung zugleich die Zeit befrein.

Indem er eine Phaſe ſeines Lebens poetiſch fixirt, wird das, was unwahr daran iſt, durch die Macht und Reinheit des Talentes als unwahr vernichtet. Werther geht zu Grunde; und indem Göthe in den Dichtungen ſeine innere Welt und die Krankheiten des bewegten Zeitgeiſtes darſtellt und außer ſich anſchaut, befreit er ſich und die Welt auch im praktiſchen Leben von dieſen Qualen und Schranken. „Was ich als Object betrachte, ſagte Schiller, das beherrſche ich.“

Die Freiheit iſt dieſe Befreiung. Die Arbeit, in ſich die Unwahrheit, Krankheit und Ausſchweifung der Empfindung und Gemüthsbewegung zu überwältigen und zur Schönheit herauszubilden, iſt der Trieb ſeines eigenthümlichen Dichterberufs. Sobald er alſo im Leben und Charakter das Maß der Beſonnenheit, welches in ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit nur mitwirkend auftritt, fixirt hat, kommt er zu einer unproductiven Ruhe; hört der poetiſche Gegenſtoß des überſchwellenden Dranges auf, hat er keine äſthetiſche Erregtheit mehr, und was er nun noch dichtet, gewinnt immer mehr auch zum Inhalt die Beſonnenheit der Reflexion, das Maß und die Regel. Der Stil höhlt ſich aus, die Rhythmik wird Manier, er wiegt ſich behaglich im leeren Wogen des Verſes, die jener Witzbold gut parodirte mit dem bekannten: „Hebe vor und Liebe nach.“ Beſonders wenn er weiſe über den Staat redet, der ihm auf keine Weiſe deutlich werden will, begegnen wir völlig leeren und räthſelhaft lächerlichen Wendungen. So heißt es einmal: „Gegenwärtig ruht in meinem Gemüthe die Maſſe deß, was der Staat war, an und für ſich; mir iſt er, wie Vaterland, etwas Ausſchließendes.“ „Und ich kam um Salbenbüchschen mein“, ſagt Ariſtophanes.

Göthe's Stellung zum Leben, das kleine Verhältniß jener kleinen Domäne, in der ihm, trotz aller Umwälzungen ſeiner Zeit, etwas Unabänderliches erſchien, die Beobachtung der Weltbegebenheiten, in denen er immer nur die Wiederkehr der alten Proſa entdeckt, führt ihn zur proſaiſchen Mäßigung ſeiner Anſprüche und in dieſem Maße ſchließt ſich auch ſeine poetiſche Bildung ab. Ich füge hier die Charakteriſtik dieſer *Göthiſchen* Selbſtbeſchränkung von Echtermeier ein. Er ſagt: „Dieſer Abſchluß iſt der, daß er ſich mit dem *Weltlauf* abfindet, daß die Schranken der Wirklichkeit als gegebene, nicht als vernünftige, ſondern als äußere Nothwendigkeit anerkannt werden, das Widerſtreben des Gemüthes gegen ſie aufgegeben, der innere Freiheitsdrang der äußeren Nothwendigkeit gegenüber beſchwichtigt wird. Der *Weltlauf* aber und der Complex des geſelligen Lebens iſt nicht die realiſirte Freiheit einer vernünftigen Totalität des geſchichtlichen Geiſtes. Deshalb iſt *die Ausgleichung mit dem Weltlauf keine wahre Verſöhnung*; man kann, um mit ihm auszukommen, nur *reſigniren, entſagen, ſich accommodiren.* Das iſt die Weisheit des Lebens und Lebenlaſſens. Es iſt dies, daß ich mich in die Umſtände füge, mich den Umſtänden unterwerfe und dadurch die Umſtände mir, ohne in dieſem Verhältniß doch wahrhaft bei mir und in wahrhaft verwirklichter Freiheit zu ſein. Für dies Verhältniß gilt die Maxime:

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Als wenn die immer bedeckten Füße — *des Menſchen*, und nicht vielmehr nur *des Philiſters* letzte Rückſicht wären! Allerdings iſt nun Alles in der Ordnung. Die Leidenſchaft, der Freiheitsdrang kommt aus ſeiner Feindſchaft mit dem Geſetz zu einer Ausgleichung und der in ſich gemäßigte Menſch zu einer behaglichen Exiſtenz; aber dies iſt nur der civile Kreis und das bürgerliche Leben; die Gegenſätze in den höheren Sphären der Freiheit, der Kampf des weltgeſchichtlichen Geiſtes wird damit nicht geſchlichtet, nur abgehalten; nicht verſöhnt, nur ignorirt. Das Ergebniß der Göthiſchen Entwickelung iſt alſo dies, *daß er überall dem bewegten Herzen Reſignation und Entſagung predigt*. Daher auch die Schlüſſe aller ſeiner größeren Compoſitionen, ſelbſt wenn ſie die Befriedigung und Verſöhnung zu ihrem Inhalt haben, entſagend oder lyriſch ausfallen. Das Lyriſche iſt fähig, die in ſich befriedigte und harmoniſche Subjectivität darzuſtellen, *die begeiſterte Lyrik ſeine vollendete Gattung*. Das Drama dagegen, welches auf die Probleme des Lebens und des Geiſtes angewieſen iſt, bringt es von dieſem Standpunkte aus nie zu einem befriedigenden und verſöhnenden Schluß. Der natürlichen Tochter gar nicht zu gedenken, iſt Taſſo z. B. ſogleich auf das Entſagen angelegt, Taſſo erkennt den Sturm ſeines Innern als ſeine Krankheit und Antonio, dieſe Perſonification des berechneten Maßhaltens, als den Felſen, an dem er ſcheiternd ſich anklammert, als ſeine Macht und Wahrheit an. Egmont läßt die Welt nicht an ſich kommen, er iſt ein Traumwandler in ſeiner Gemüthswelt, der ſich fürchtet, beim Namen gerufen zu werden, um aus ihr nicht zu erwachen. Nur im Traum erreicht er auch die Freiheit; und die wirkliche Verſöhnung, die durch Oranien in die Darſtellung hätte kommen ſollen, bleibt eine jenſeitige, ebenſo wie das Problem des Fauſt im erſten Theile ungelöſt und ſeine Sehnſucht ungeſtillt, im zweiten Theil in der Induſtrie ſtecken bleibt, und die unbefriedigten Kunſtbeſtrebungen Wilhelm Meiſter's in die proſaiſchen Intereſſen des bürgerlichen Lebens auslaufen, ſo daß die Reſignation, die in dieſer Wegwendung aus der idealen Welt liegt, im Fauſt auf eine jenſeitige Verſöhnung, in den Wanderjahren wenigſtens auf ein Jenſeits im Dieſſeits, nach der neuen Welt, nach Amerika hinüberweiſt. In den Wahlverwandtſchaften ſpielt die Entſagung eine große Rolle, ſelbſt die Iphigenie, die noch zu den objectivſten Productionen gehört, endigt mit dem: Lebt wohl! der Reſignation, und die Wanderjahre führen ſogar den Titel: Die Entſagenden. Allerdings iſt erſt die Leidenſchaft mit dem ewigen Inhalt des hiſtoriſchen Geiſtes über das Geſetz erhaben und zur wahren Freiheit ſiegreich hindurchzudringen fähig. Sofern alſo Göthe in der civilen Sphäre verharrt, iſt ihm jene höhere Verſöhnung verſagt. Die Beſonnenheit und Geſetzlichkeit mit der Maxime der Reſignation, die ſeiner abgeſchloſſenen Bildung angehört, nannten wir unpoetiſch. Das poetiſche Ferment in Göthes Dichtungen ſtammt daher faſt überall aus frühſter Zeit, und die Conception der bedeutendſten gehört faſt ausſchließlich ſeiner Jugend an, der Zeit, da es in ihm gährte, da der Proceß aus der Leidenſchaft und der Ueberſchwenglichkeit heraus ihn bewegte. Er betrachtet es zuletzt als eine „Aufgabe,“ eine Schuldigkeit gegen das Publicum, das Begonnene zu vollenden, iſt aber gar nicht mehr mit Liebe in dem alten Stoffe und ſeiner Bewegung, nimmt ihn daher nur zum Rahmen, die Reflexionswelt ſeiner ſpäteren Zeit und deren wiſſenſchaftliche Tendenzen in ihm niederzulegen. Der junge Göthe iſt dem alten gänzlich fremd geworden; er nennt ihn oft ſeinen jungen Freund und ſpricht ganz objectiv von ihm.“

Ja, er verſteht ſeine Jugend nicht mehr, und die jugendlichen Poeſieen erklären uns mehr, als ſeine ſpäteren Erinnerungen. Man höre nur eins, die gewaltſame Motivirung ſeiner guten Laune und Ausgelaſſenheit, als er mit einem Jugendfreunde nach Schweiz gewandert war: „Man denke ſich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den Werther ſchrieb, einen jüngeren Freund, der ſich ſchon an dem Manuſcripte jenes wunderbaren

Werkes entzündet hatte, beide ohne Wiſſen und Wollen gewiſſermaßen in einen Naturzuſtand verſetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenſchaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgeloſe Plane bildend, im Gefühle behaglicher Kraft das Reich der Phantaſie durchſchwelgend, dann nähert man ſich der Vorſtellung jenes Zuſtandes, den ich nicht zu ſchildern wüßte, ſtünde nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis Mitternacht?“

Iſt der Zuſtand nun geſchildert? Es zeigt ſich nur die Verlegenheit des alten, keineswegs die Empfindung des „jungen Freundes.“

So wenig findet ſich der alte *Göthe* in dem jungen zurecht. In ſeiner Jugend ſagte er, was er wußte, und quälte ſich nicht mit dem, was ihm aus dem Herzen und aus dem Gedächtniß entſchwunden war. Daher gelang ihm manches ſchöne Werk. Aber erreicht er gleich zur Zeit ſeiner ganzen Kraftentwicklung die Befriedigung der innern Harmonie und Selbſtbeherrſchung im Leben wie in der Dichtung, ſo bleibt er doch auch in der gelungenen Darſtellung der Schönheit *egoiſtiſch auf ſich ſelbſt zurückgezogen und beſchränkt*; es fehlt ihm, was *Schiller* die erhabene Seite nennt. Und wenn er es in ſeinen gediegenſten Werken *formell* zu einer vollendeten Darſtellung einer wahrhaft idealen Welt bringt, ſo hat er dennoch an dieſer Welt ſelbſt zuletzt eine Schranke, die ihn von der höchſten Freiheit im Denken, wie in der Kunſt ausſchließt. Er hielt die Idee der Freiheit in den Entwickelungen der Völker und der allgemein geiſtigen Mächte ſorgfältig von ſich ab und iſolirte ſich dafür in dem engen, das Individuum als ſolches umſchreibenden Kreiſe. Nicht die Idee der allgemeinen, männlichen, vollen, über das Haus hinausgreifenden Freiheit, nur die relative des in ſich harmoniſch und maßvoll durchgebildeten Individuums wußte er zu faſſen, die weibliche Freiheit, den äſthetiſchen Standpunkt der ſchönen Bildung und Sitte, anſtatt der weltgeſchichtlichen Verwirklichung des Ideals. Er beſchränkt ſich dichtend auf die ſubjective Welt des Dichters und erhebt ſich nicht zu der Anſchauung, daß im Laufe der Menſchenbildung eine allgemeine äſthetiſche Vervollkommnung und eine Darſtellung des Schönen im Großen vor ſich geht; er hatte die untergegangene Welt des ſchönen Griechenthums vor Augen und in ſehnſüchtiger Erinnerung, aber treu ſeiner nur aufnehmenden, erfahrenden Bildungsmethode, wurde ihm die untergegangene ethiſche Welt keine Bürgſchaft für die aufgehende. Ja, er war nicht einmal fähig, in die große Revolution, die er erlebte, ſich hineinzufinden, weil die kleine Welt, in der es ihm wohl geworden war, mit dieſem Aufſchwunge in feindlichem Conflicte ſtand.

Hierin bleibt er hinter Schiller, Kant und Fichte, ja hinter ſeiner ganzen Zeit zurück. Das männliche Freiheitsideal ſtößt ihn ab und berührt ihn unangenehm, er ſucht es ſich mit Spott vom Leibe zu halten, denkt ſehr klein von den Pariſer Jacobinern und Bürgergenerälen, die ſich anmaßen, die Menſchheit über die enge Umfriedung des Privatlebens und der Dienſtbarkeit zu den Unmöglichkeiten der allgemeinen Freiheit hinauszuführen. Dieſe Bewegung des menſchlichen Geiſtes rührt ihn nicht: „An allen dieſen Ereigniſſen (es iſt von der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution die Rede) nahm ich nur inſofern Theil, als ſie die größere Geſellſchaft intereſſirten; ich ſelbſt und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, *den Menſchen* kennen zu lernen, *die Menſchheit überhaupt* ließen wir gern gewähren,“ d. h., wir waren keine Reformatoren und weiſe genug, uns nicht für geſchichtlich betheiligte Menſchen zu halten. Die Entwickelung „der Menſchheit überhaupt“ geht da draußen in Frankreich und Amerika vor ſich. Wir dachten: „Der Despotismus fördert die Autokratie eines Jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und ſo den höchſten Grad von Thätigkeit hervorbringt“, z. E. in der Türkei. Oder wir dachten gar: „Welches Recht wir zum Regieren haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk das Recht habe, uns abzuſetzen, darum kümmern wir uns nicht, wir hüten uns nur, daß es nicht in Verſuchung komme, es zu thun.“ Das heißt *Göthe* und ſeine Freunde entſchlugen ſich aller politiſchen Gedanken. Ihre Weisheit iſt: Es giebt kein Recht, und die Erfahrung lehrt, daß der Hecht den Karpfen frißt. Er zeigt auch darin ſeine weibliche Denkungsart, daß er nur gegenwärtige Zuſtände und Thatſachen, keine zuſtändeſchaffende Thaten kennt. Seine erfüllteſten und mannigfaltigſten Charaktere ſind darum die Frauengeſtalten, von den männlichen nur die, welche ihn ſelbſt im Leiden und in den inneren Conflicten darſtellen. Schiller iſt für die Freiheit, Göthe für die Bildung und Sitte, Schiller auf die Geſchichte, Göthe gegen die Natur gerichtet; Schiller's Princip iſt das Wollen und Thun, Göthe's das Sein, das unmittelbar Subjective, ein Princip, wie es ſich in den (wenigſtens dem Sinne nach Göthiſchen) Xenien ausſpricht:

Suchſt du das Höchſte, das Größte? die Pflanze kann es dich lehren,
Was ſie willenlos iſt, ſei du es wollend — das iſt's

Und:

Die politiſche Lehre.

Alles ſei recht, was du thuſt, doch dabei laß es bewenden.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhand'ne vollkommen
Sei, der falſche will ſtets, daß das Vollkommene ſei.

Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung Göthe's Ausſpruch, wenn wir nicht irren, gegen Eckermann, daß allemal geſchichtlich aufgeregte Zeiten Intereſſe an Schiller nehmen, den Antheil an ſeinen Productionen aber zurückdrängen würden; und zur Einſicht in die Geltung, welche zu ihrer Zeit die Lehre von dem werthvollen Sein des harmoniſch gebildeten Subjects ſich errungen, dient der Brief des Herzogs Carl August an Knebel, worin er ihm zuredet, ſich über ſeine Geſchäftsloſigkeit keine Sorge zu machen, bei Leuten, wie er, genüge es, daß ſie ſeien.

Iſt nun dies werthvolle Sein des in ſich zurückgezogenen ſchönen Egoiſten noch nicht die reelle vollendete Befriedigung, ſo hat auf der andern Seite Schillers Idealwelt immer noch den Bruch mit der Wirklichkeit an ſich, daß weder das vollendete Kunſtwerk, noch der allgemeine äſthetiſche Zuſtand vorhanden iſt, in dem die Kunſt mehr als Privatſache, in dem ſie ebenſo die ſchöne Seele des Ganzen darſtellt, wie ſie jetzt die Schönheit in unſern beiden Dichtern ſubjectiv verwirklicht. Auch die äſthetiſch reelle Freiheit beider Männer iſt nur eine theoretiſche. Das Höchſte wäre, durch die Vereinigung der männlichen Freiheit der Schillerſchen Poeſie mit der weiblichen der Göthiſchen eine neue äſthetiſche Welt zu erzeugen. Es müßte in derſelben wahren und wirklichen Weiſe, in welcher Göthe die ſchöne Innerlichkeit durch humane Bildung darſtellt, die Idee der freien Menſchheit, der humaniſirten und äſthetiſch erzogenen Welt, von der Schiller begeiſtert war, dargeſtellt werden. Die volle objective Freiheit des Geiſtes müßte als eine wirkliche, in ſich beruhigte Welt zur Anſchauung gebracht werden. Es iſt klar, daß zu dieſer Realiſirung des Ideals bis jetzt noch der Boden fehlt. Die Freiheit des Gemüths, die äſthetiſche Weltbildung, und die Freiheit des Geiſtes, die intellectuelle Weltbildung, werden ſo lange das Ideal und der Zuſtand einzelner Individuen bleiben, bis die öffentlichen Formen des gemeinſamen Lebens und Wirkens nach den Geſetzen der freien Geiſtesbewegung und unter der alleinigen Herrſchaft des

Kunſt-Ideals über die Gemüthsbewegung ſich geſtaltet haben. Auch hier ſind die Griechen Beiſpiel und Vorbild. Nur der freie Staat erzeugt einen Dichter, der die wahre Wirklichkeit idealiſirt und ein Ideal hervorbringt, das die Welt ernſtlich verwirklicht. Wer ſich dann mit der freien Welt genügen läßt, reſignirt nicht, wer dann dem freien Menſchen ein Ideal ſchafft, fordert nicht umſonſt ſeine Verwirklichung. Durch beide große Dichter iſt die Kunſt human und ſchön geworden; es ſind nach Inhalt und Form vollendete Poeſieen entſtanden. Die überirdiſche Sehnſucht der Religion wurde durch die Kunſt menſchlich erfüllt. Die ſchöne Humanität iſt die Claſſicität. Aber der claſſiſche Geiſt iſt noch Privatſache. Wird die Humanität dann das allgemeine Ideal, ſo wird die Kunſt die Religionsform des Volks, die Dichtkunſt unmittelbar eine öffentliche Wirkſamkeit und eine reelle Befriedigung, in welcher es unmöglich iſt, ſowohl beim ſchönen Egoismus, als bei der Sehnſucht nach der Volksfreiheit ſtehn zu bleiben. Die Mängel der Dichtung werden nicht mehr in den Weltverhältniſſen, ſondern allein in der Fähigkeit der Individuen begründet, die Würde der Kunſt geſichert ſein. Denn ſie erſcheint nun nicht mehr als eine Dienerin der Langeweile, ſondern als der geehrte Bote aus einer Idealwelt, deren Ausbildung die Angelegenheit Aller und eine öffentliche Function iſt. Jetzt iſt es immer ſchon ein Triumph, einzelne Männer von ſolcher theoretiſchen Freiheit, wie ſie Schiller und Göthe erreicht, in unſerm Volke anzutreffen. Wollten Viele ſich ernſtlich an ihnen hinaufbilden, ſo würde ſich um ſo leichter die Forderung jener neuen Welt, die ihnen zur Vollendung fehlte, der Gemüther bemächtigen. Die Zöglinge der Griechen ſind den Germanen noch immer ihrer tiefſten Bedeutung nach fremd: Schillers Sehnſucht und Göthes Entſagen dieſelbe Elegie, die unter Barbaren „das Land der Griechen mit der Seele ſucht."

Göthe geſteht uns, daß manchmal eine unbefriedigte Stimmung über ihn gekommen ſei. „Spinoza habe ihn dann beruhigt;" und es iſt merkwürdig, wie er ihn verſteht. „Alles ruft uns zu: daß wir entſagen ſollen. Die meiſten entſagen im Einzelnen, Wenige im Ganzen. Dieſe überzeugen ſich von dem Ewigen, Nothwendigen, Geſetzlichen, und ſuchen ſich ſolche Begriffe zu bilden, welche unverwüſtlich ſind, ja, durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenſchliches liegt, ſo werden ſolche Perſonen gewöhnlich für Unmenſchen gehalten, für gottloſe und weltloſe. Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte." Er fügt ganz bedeutſam hinzu: „Niemand verſtehe den Andern, Jeder läſe nur ſich aus ihm heraus." Es geht ihm wie Sokrates, er hat ſeinen Dämon, durch ihn erfährt er, was ihm dient, ſonſt ſchwankt er in ſeinem Urtheil und iſt weit entfernt von aller philoſophiſchen Beſtimmtheit und Klarheit.

Bilde, Künſtler, rede nicht!
Nur ein Hauch ſei dein Gedicht.

Sein guter Dämon iſt der Genius der Poeſie, von dem er, wie ſein Künſtler im Erdenwallen ſagen konnte:

Du wohnest bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Kreatur!
In dir verſunken,
Bin ich ſelig, an allen Sinnen trunken!

Und dieſe Trunkenheit hätte er auch in ſeiner Nüchternheit verehren, ſeinen eignen Rath, nicht zu „reden", ſich zu Herzen nehmen ſollen. Er hat es nicht über ſich vermocht, und ſo wird die Nachwelt ſeine nüchternen Werke ins Feuer werfen, um das Aechte im Werthe zu erhöhn.

Ein großes Verdienſt um die Rettung ſeines Genius aus proſaiſcher Verkommenheit in Acten und Experimenten erwarb ſich Schiller. Das Verhältniß mit ihm übertraf alle ſeine Wünſche und Hoffnungen: „Von dem erſten Augenblick an war es ein unaufhaltſames Fortſchreiten philoſophiſcher Ausbildung und äſthetiſcher Thätigkeit. Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging."

Dieſe beiden Männer ſtehn nicht nur neben einander, ſie ſtehn durcheinander auf der äſthetiſchen und intellectuellen Höhe ihrer Zeit, und was Schiller als beſonnener kluger Steuermann ins Auge faßte, das gab Göthen ſein guter Dämon im Traum der holden Phantaſie. In ihrer Vereinigung raffen beide ſich zu einer umfaſſenden und weitgreifenden Thätigkeit auf.

Sie ſchließen das Jahrhundert der Aufklärung ab nd ziehen aus dem Samen des freien Menſchengeiſtes ine ſchöne Flur voll ewiger Blüthen und Früchte. Ein berwucherndes Unkraut iſt ihnen nachgewachſen, aber is heute konnte es ſie nicht erſticken. Aus ihnen wird as werdende Jahrhundert neue Kräfte, neuen Samen ehn. Was ſie für ſich erreicht, erreiche nun die Welt. Ihre Dauer beweiſt die Macht ihres Princips nd die Aechtheit ihrer Form.

Nur allein **der Menſch**
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihn.

Er hat ſich endlich ſelbſt gewonnen, ſein iſt die Erde und er ſagt ſein Selbſtgefühl mit kühnem Humor en alten Göttern ins Angeſicht:

Ach, ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Feſten Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben.

Wie ſehr brauchen wir dagegen zur Reinigung unſerer Erde noch immer dieſe Heroen! Wir ſcheiden von ihnen ur, um zu ihnen zurückzukehren.

3. Fichte.

1762—1814

Nur im einzelnen Menſchen und nur für den Einzelnen iſt durch Schiller und Göthe das Ideale verwirklicht worden. Es bleibt Privatſache, während es doch im Griechenthume ſchon einmal Volksſache und Religion geweſen war. Das Unendliche iſt reell geworden, aber nur im Zuſtande des einzelnen äſthetiſch Gebildeten, der die Schönheit anſchaut und in ſeinem Innern erzeugt. Die Schönheit, ſo ſehr ſie es fähig iſt, wird nicht Weltzuſtand, nicht Aufgabe und Inſtitution der menſchlichen Geſellſchaft, ſie bleibt ein Luxus; ſtatt ſich zur hohen ernſten Dionyſiſchen Feier der idealen, alle Herzen bändigenden Welt zu erheben, bleibt ſie ein weſenloſes Spiel des Müſſiggangs. Ihr Mangel iſt die dumpfe Luft der Klauſe, die Abgeſchloſſenheit und Unſicherheit des ſtillen Buſens; ſie entſagt, wie Göthe, dem Höchſten, oder ſeufzt, wie Schiller, nach Wirklichkeit und Allgemeinheit; ſie ſucht das wahre Du zu dem wahren Ich, die Freiheitswelt zu der freien Perſönlichkeit.

Dasſelbe, was Schiller und Göthe in der Kunſt ſind, iſt Fichte in der Philoſophie, das freie Ich, der ſubjective Idealiſt, und ihm gegenüber die nichtige Welt. Auch er bringt es zu einer vollendeten in ſich geſchloſſenen Welt des freien Innern; auch er endigt unbefriedigt:

n ſeiner Jugend mit dem unbefriedigten Streben ins Unendliche, mit einer endloſen Ueberwindung er Schranken des Ichs, in ſeinem Alter mit der religiöſen Entſagung, in ſeiner Kraft mit dem ab- oluten Wiſſen, wie er es in der Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre von 1801, die jetzt zum erſten Mal m Druck erſcheint, mit überraſchender Sicherheit und neiſterhafter Form entwickelt. In der „Grundlage der Wiſſenſchaftslehre“ vollendet er den „tranſcendentalen Idealismus“ Kants, in dem Rückfall an die Religion er jenſeitigen Welt deutet er auf die Romantik und in er Darſtellung des „abſoluten Wiſſens,“ der „intellec- uellen Anſchauung,“ des „Subject-Object,“ der „Einheit des Denkens und des Seins“, des „Seins und der Freiheit“ auf die Philoſophie von Hegel hin, deſſen heoretiſche Einſeitigkeit nun auch ſchon längſt zur Qual er Zeit geworden iſt.

Fichte iſt eine überwältigende, männliche, dictatoriſche Erſcheinung, die alles Treibende und Kräftige ihrer Zeit in hren Zauberkreis hereinreißt, gleich gewaltig als Redner und als Erfinder, als perſönliche Erſcheinung und als Schriftſteller. Man erzählt von ihm, er habe eifrig Theil ge- ommen an den militäriſchen Uebungen, als man ſich in Ber- in gegen die Feinde organiſirte. Dabei ertrug er mit Leich- igkeit die Anſtrengungen und ermunterte Andre, die läſſig waren. Einer wies ihn einmal ab mit den Worten: „Sie önnen wohl ausdauern, bei Ihren Muskeln iſt es kein Verdienſt.“ „„Schaffen Sie ſich meine Principien an, erwiderte Fichte, ſo werden Sie auch meine Muskeln bekommen.““ Auf die Jugend machten ſeine Vorträge und ſein Umgang einen begeiſternden Eindruck. Schiller war mit ihm befreundet und ließ ſeine Anſichten auf ſich wirken, Schleiermacher, die Schlegel, Schelling, Novalis lebten ganz in ſeiner Sphäre; ſie wurden von ihm hingeriſſen und angeregt, und bei aller Verſchiedenheit ihrer Natur und Richtung konnten ſie ſich nie gänzlich ſeinem Einfluß entziehn. Sie wirkten auf ihn zurück, ſie zogen ihn aus der einſamen Höhe ſeines freien Wiſſens herunter, aber ſie kamen in ihrer „Natur“ und „Objectivität“ immer wieder auf ſeine Principien zurück und redeten, wenn auch in entgegengeſetzter Abſicht, in ſeiner Sprache. Selbſt die Wiederherſtellung eines ſchönen Stils in den philoſophiſchen Werken von Schleiermacher, Friedrich Schlegel und Schelling iſt dem Beiſpiel Fichte's zuzuſchreiben.

Kant hatte die Verbindung der reinen Gedanken für möglich erklärt durch die Einheit des denkenden Ich's, welches durch alle ſeine einzelnen Urtheile als die Grundlage hindurchgehe. „Ich, ſagte Fichte, iſt alſo wirklich Subſtanz (Sein) und Subject (freie Thätigkeit) zugleich, es iſt dasjenige, deſſen Sein (Weſen) bloß darin beſteht, daß es ſich ſelbſt ſetzt, ſchafft, hervorbringt; ehe ich zum Selbſtbewußtſein kam, war ich nicht Ich. Ich aber iſt ſein eigner Gegenſtand, indem es ſich denkt, iſt es das Handelnde und das Product ſeiner Handlung. Sein Sein iſt Fürſichſein, Freiheit, es iſt abſolutes Subject.“

„Die Beſtimmungen der Gegenſtände ſind Beſtim-
gen des Ich. Dies iſt der wahre Geiſt des trans-
entalen Idealismus: Alles Sein iſt Wiſſen. Die
ndlage des Univerſums iſt nicht Ungeiſt, Wider-
deſſen Verbindung mit dem Geiſte ſich nie begreifen
, ſondern ſelbſt Geiſt. Kein Tod, keine lebloſe
erie, ſondern überall Leben, Geiſt, Intelligenz: ein
erreich, durchaus nichts Anderes. Wiederum alles
en, wenn es nur wirklich Wiſſen iſt, iſt Sein,
abſolute Realität und Objectivität," oder „das Ich
ubſtanz, als der Inhalt aller Realitäten."

In dieſem Gedanken hat nun Fichte das Eine Samen-
gefunden, aus dem, nach Hegels Vergleich, die
wie eine Blume ewig hervorgeht; und Fichte iſt
rſte, der es unternimmt: aus einem höchſten Princip
ſchaftlich, conſequent allen Inhalt herzuleiten und
anze Welt aufzubaun.

Die „Wiſſenſchaftslehre" iſt dieſes neue große Un-
hmen.

Die Ableitung der Kategorien in ihr nennt Fichte
Darlegung Entgegengeſetzter, welche vereinigt werden
, in der Form von Theſis, Antitheſis und Syntheſis
beiden bis zur abſoluten Einheit.

Das Ich iſt die urſprüngliche Theſis, die nicht be-
n werden kann. Es wird erfahren, indem Jeder ein
wird dadurch, daß er auf ſich reflectirt, ſeine eigne
gkeit thut und dieſes Thun anſchaut. Dies iſt die
llectuelle Anſchauung", ein „Wiſſen von dem Wiſſen",

ſeine Entwickelung Philoſophie, „Wiſſenſchaftslehre“. Das Nichtich iſt die Antitheſe, die Abſolutheit des Ichs, die oben beſchrieben wurde, die Syntheſe.

Die Abſolutheit des Ichs iſt in der „Grundlage der Wiſſenſchaftslehre“ allerdings eine doppelte. Einmal ruht jedes Ich in ſich und iſt weil es iſt, es bringt ſich ſelbſt hervor, und weil es ſeine eigne Thätigkeit und ſein eignes Product iſt, darum iſt es abſolutes Subject. Dann aber iſt jedes Ich, dem ein Nichtich entgegengeſetzt iſt, in dem überhaupt eine Beſtimmung gemacht wird, alſo jedes beſtimmte Ich ein endliches. Das abſolute Ich wäre alſo das unbeſtimmte, ein Ich, dem nichts entgegengeſetzt wäre, die undenkbare Idee der Gottheit. Nur in dieſer würde der Widerſpruch der Unendlichkeit und der beſtimmten Grenze nicht ſtattfinden.“

Fichte wird mit dieſer Schwierigkeit in ſeiner jugendlichen Periode nicht fertig, er endigt vielmehr mit ihr; nur das iſt ein Fortſchritt über den feſten Widerſpruch, daß er den Widerſpruch ausdrücklich „das unendliche Streben“ nennt. „Das abſolute Ich nämlich (welches nun doch wieder das menſchliche, wirklich denkende Weſen und nicht mehr die undenkbare Idee der Gottheit iſt) fordert, weil es alle Realität enthält, die Uebereinſtimmung des geſetzten Nichtich mit ſich, iſt alſo das unendliche Streben, ſeine Schranken zu überwinden.“ Die verſchiedenen Syntheſen der beiden Seiten geben die verſchiedenen Kategorien, Sein, Werden, Wirkung, Wechſelwirkung, Subſtanz, Accidenz und ſo weiter.

Dieſe Form und dieſes Reſultat der Wiſſenſchaftslehre iſt es, welches ſich in der ganzen genialen Jugend jener Zeit wirkſam zeigt. Der Taumel der neuen Freiheit, der ſubjective Idealismus, der vor ſeiner Alleinherrſchaft die ganze objective Welt in Nichts verſchwinden läßt, erzeugt ein überſchwenglich willkürliches, ironiſches, humoriſtiſches, tolles und ausſchweifendes Genie-Geſchlecht. Die Sturm- und Drangperiode, in der die Freiheit der Aufklärung zuerſt empfunden und überſtürzt wurde, wiederholt ſich nun in einer reineren, ätheriſcheren Sphäre, die ganze taumelnde Bewegung des widerſtandsloſen ſchallenden Ich wird eine philoſophiſche. Jean Paul, Novalis, Schelling und die übrigen Romantiker alle ſind philoſophirende Dichter und dichtende Philoſophen, ohne weder das Eine noch das Andere ganz zu ſein, als hätten ſie gefliſſentlich in ihrer Perſon das „unendliche Streben“ veranſchaulichen wollen.

Fichte fühlte ſehr wohl, daß der Widerſpruch noch nicht gelöst war, wenn man es dabei ließe, daß er ſich ewig erneuere. Er nahm die „Wiſſenſchaftslehre“ daher immer von neuem vor. Das in ſich beruhigte Wiſſen, „die abſolute Einheit“ mußte zu Stande kommen. Schelling arbeitete ſpäter eben ſo in wiederholten Anſätzen an der Aufgabe, Hegel brachte dann das Syſtem und die Methode zu Stande. Sie ſind die wahre Conſequenz der Wiſſenſchaftslehre, der eine „das unendliche Streben“, der andre die Löſung der Probleme in der Ausführung, während Fichte ſelbſt in der „Darſtellung der

Wiſſenſchaftslehre“ von 1801 das Problem wenigſtens im Princip löſt und nur in der Methode und in der Ausführung, keineswegs in der Grundanſicht hinter ſeinem großen Nachfolger Hegel zurückbleibt.

Er unterſcheidet zwar auch hier das „Abſolute“ und das „abſolute Wiſſen“. Es iſt aber eben ſo gut eins und daſſelbe, denn er beſtimmt das Eine ganz wie das Andere. „Das Abſolute ruht auf ſich, iſt abſolutes Sein, es iſt durch ſich ſelbſt, iſt abſolutes Werden, Freiheit. Beides iſt im abſoluten Wiſſen vereinigt, welches Ruhen in ſich, Fürſichſein und eben ſo inneres Sehen, Anſchauen dieſes Sehens, intellectuelle Anſchauung iſt.“

„Das Syſtem des Univerſums dagegen iſt das der Wandelbarkeit, wo immer eins durch das andere beſtimmt wird, des Veränderlichen, des Verſchwindenden, des Scheins.“ Das Sein des empiriſchen Ich (im Gegenſatz zu dem abſoluten Ich des Fürſichſeins) iſt Reſultat der Wechſelwirkung mit dem Univerſum. In mir handelt das Univerſum. Die Freiheit erhebt uns daher auf ein anderes Gebiet und entnimmt uns der Sphäre der Triebe, die das Univerſum bewegen; während ohne Erhebung zur ſittlichen Freiheit nicht ich handle, ſondern die Natur durch mich handelt.“ „Erſt die Intelligenz iſt ein exiſtirendes Syſtem der Freiheit, das individuelle Ich ſchaut ſeine Freiheit nur innerhalb der allgemeinen Freiheit an.“

Fichte geſteht zwar, der Naturtrieb ſei ein Anſtoß, den man nicht ableiten könne; aber er beginnt dieſen merkwürdigen neuen Entwurf ſeiner „Wiſſenſchaftslehre“ mit der Freiheit oder dem abſoluten Wiſſen und endigt damit. Hier erklärt er, wie wir ſchon eben angeführt, die Einheit des Seins und der Freiheit für den wahren Geiſt des tranſcendentalen Idealismus.

Es iſt nichts Höheres und nichts Tieferes ausgeſprochen, es iſt auch im Weſentlichen kein anderer Beweis der Freiheit geführt worden; aber die große Aufgabe der wahren Entwicklung eines Syſtems aus Einem Begriff und Eines Begriffs zum Syſtem iſt allerdings in der „Wiſſenſchaftslehre“ noch nicht erreicht, obgleich ſchöne dialektiſche Partieen und die kühnſten Ausführungen vorkommen, unter denen „das ſeiende Nichtſein“ und umgekehrt „der entſchiedene Widerſpruch, vor dem die Logiker ſich hüteten,“ nicht fehlt.

Bald darauf tritt die Zeit ein, wo dieſem energiſchen Geiſt die Flügel ſinken; er fällt in dasſelbe Bewußtſein zurück, aus dem er ſich mit einer ſo ausgebreiteten Erſchütterung ſeiner Zeit erhoben hatte.

Dieſer Abfall beginnt ſchon in der „Beſtimmung des Menſchen“, erſcheint dann in der „Anweiſung zum ſeligen Leben“, in den „Reden über das gegenwärtige Zeitalter“ und ſo fort, obgleich überall eine Deutung des neuen „Glaubens“, zu dem er übergeht, und eine Anknüpfung an das Gebiet „der abſoluten Freiheit“ verſucht wird, und grade in den populären und praktiſchen Schriften eine befreiende redneriſche Gewalt liegt, die ſich mit den beſten Regungen unſers Volksgeiſtes verband und große Erfolge herbeiführte.

Die „Beſtimmung des Menſchen" enthält den Uebergang aus der freien Metaphyſik in die gläubige, ſie beweiſt aber auch zugleich, daß dies keiner iſt.

Der Menſch zweifelt, er findet ſich als Theil der Natur. Selbſt das Denken iſt in der Natur und durch die Natur. Er erſchrickt, daß er ſich ſelbſt verliert und ſich in die Nothwendigkeit der Natur eingeordnet ſieht. Das Wiſſen rettet ihn. In den Dingen, ſagt ihm der Geiſt, ſiehſt du nur dich ſelbſt. Darum iſt auch dieſes Ding dem Auge deines Geiſtes vollkommen durchſichtig, es iſt dein Geiſt ſelbſt. Das Ding iſt nur das vorſchwebende Wiſſen.

„Und mit dieſer deiner Einſicht, Sterblicher, ſei frei und auf ewig erlöst von deiner Furcht. Du wirſt nun nicht länger vor der Nothwendigkeit zittern, die nur in deinem Denken iſt, dich nicht länger fürchten, von den Dingen unterdrückt zu werden, die deine eignen Producte ſind, nicht länger dich, das Denkende, mit dem aus dir ſelbſt Hervorgebrachten in Eine Claſſe ſtellen. So lange du glauben konnteſt, daß ein Syſtem der Dinge, unabhängig von dir, außer dir wirklich exiſtire und daß du ſelbſt ein Glied in der Kette dieſes Syſtems ſein möchteſt, war deine Furcht gegründet. Jetzt wirſt du ohne Zweifel nicht mehr vor dem dich fürchten, was du als dein eignes Geſchöpf erkannt haſt."

Nun verſchwindet dem Menſchen alle Realität, er ſieht es ein, kann es aber nicht glauben. „Die Menſchen faſſen alle Realität durch den Glauben.“ Dies erinnert an Jacobi. Gleich darauf erklärt ſich jedoch der Glaube als die Forderung der Vollkommenheit und der Realiſirung des ethiſchen Ideals. Die Rohheit ſoll aufhören. Der Menſch ſoll aufhören, Laſtthier zu ſein, „die Unterdrückten werden von der Verzweiflung die Kraft zurückerhalten, die ihnen ihr Muth nicht geben konnte. Sie werden Verabredungen treffen, die Jeden zwingen, gerecht zu ſein und die ganz etwas Anderes ſind, als jene Verordnungen der verbündeten Herren an die zahlloſen Heerden ihrer Sklaven.“ „Die Einzelnen werden die Staaten conſtituiren, es wird nur Beziehungen der Einzelnen geben, deren Rechte überall reſpectirt ſind, weil Jeder dem Ganzen lebt und das Ganze in Jedem verletzt werden würde.“

Die vollkommene irdiſche Freiheit iſt zu erreichen. Aber was dann? Genügt das meinen höheren Anlagen? Bin ich nicht Bürger zweier Welten? Ich ſelbſt und mein nothwendiger Zweck ſind das Ueberſinnliche, die Ueberzeugung von einer geiſtigen Ordnung der Welt, in welcher ein erhabner Wille ſich verwirklicht, iſt das Gewiſſeſte von allem Gewiſſen. „Erhabener Wille, den kein Name nennt, wohl darf ich mein Gemüth zu dir erheben, denn du und ich ſind eins.“ Dies iſt zunächſt die „moraliſche Weltordnung“, um derentwillen Fichte als Atheiſt verfolgt wurde.

Sodann in der Anweiſung zum ſeligen Leben conſtruirt er den hiſtoriſchen Chriſtus nach Johannes und nennt nun „die Einheit Gottes und der Menſchheit“ die „moraliſche Weltordnung“, bis denn allmälig Gott überhaupt an die Stelle des Ich, die Welt an die Stelle des Nicht-ich tritt, und die ſpeculative Erklärung der Freiheit in den Glauben der chriſtlichen Welterklärung verſchwindet, wobei er aber das Chriſtenthum durchweg als Humanität und Freiheit zu faſſen ſucht.

Fichte's politiſche Freiheit folgt nothwendig aus ſeiner metaphyſiſchen. Sie hatte den unendlichen Werth des ſelbſtbewußten und ſich ſelbſtbeſtimmenden Menſchen nicht umſonſt bewieſen.

Seine Anſichten über die Revolution legte er in einem eignen Buche nieder. Die Herſtellung wirklicher Staaten habe in Europa jetzt erſt begonnen, während ſonſt „die Regenten eigentlich Hausväter und ihre Unterthanen Miethsleute waren. Wann werden ſolche Dynaſtieen nicht mehr gegründet werden können? Wenn das Volk und Europa klar ſieht und um öffentliche Angelegenheiten ſich bekümmert, tiefer: wenn ein Staat möglich und gewünſcht wird. Ein Staat aber geht einher, nach der Idee, durch einen gemeinſchaftlichen Willen den Zweck des Geſchlechts zu befördern.“

Als ſpäter Napoleon den freien Staat durch ſeine Uſurpation verrathen hatte, ſchrieb Fichte gegen ihn, und bis ans Ende ſeiner Tage blieb er ſein bitterſter Feind. Er richtete den Muth der Deutſchen durch ſeine berühmten „Reden an die deutſche Nation“ wieder

f. Die Deutſchen würden ſich ſelbſt nicht verlieren,
nn ſie verſtünden ſich ſelbſt, während die Miſchvölker
innerſten Sinn ihrer eignen Sprache nicht verſtünden.
ch *Fichte* glaubte wie *Schiller* an die Herſtellung
itiſcher Freiheit nur auf dem Umwege der Bildung.
her ſchlug er in den Reden eine großartige National-
ehung vor. .

„Unter den Augen der Zeitgenoſſen hat das Ausland
Errichtung des vollkommenen Staats leicht und mit
riger Kühnheit ergriffen, und kurz darauf dieſelbe alſo
en laſſen, daß es durch ſeinen jetzigen Zuſtand ge-
igt iſt, den bloßen Gedanken der Aufgabe als ein
brechen zu verdammen, und Alles anwenden müßte,
wenn es könnte, jene Beſtrebungen aus den Jahr-
ern ſeiner Geſchichte auszutilgen. Der Grund dieſes
lges liegt am Tage: der vernunftgemäße Staat läßt
nicht durch künſtliche Vorkehrungen aus jedem vor-
denen Stoffe aufbauen, ſondern die Nation muß zu
ſelben erſt gebildet und heraufgezogen werden. Nur
nige Nation, welche zuvörderſt die Aufgabe *der Er-*
ung zum vollkommenen Menſchen durch wirk-
Ausübung gelöſt haben wird, wird ſodann auch jene
vollkommenen Staats löſen."

An dieſe Reden knüpfen ſich die bedeutendſten An-
gungen für die Reform der Erziehung, die Turnerei,
Univerſitätsreformen, die Schullehrerſeminare, dann
Verfolgungen aller dieſer Beſtrebungen, die Ausar-
derſelben ins Deutſchthum, in Frömmelei, in Ath-

letenweſen, in Schwärmerei, bis endlich der alte Cirkel wieder vorliegt: ſoll dieſer Staat die theoretiſche Entwickelung oder die theoretiſche Entwickelung dieſen Staat geſtalten? Es iſt klar, daß der Staat die Geiſtesbildung zu beherrſchen nicht beabſichtigen kann, ſobald er ihre Anfänge in der freien Innerlichkeit der freien Individuen kennen gelernt hat, und daß er immer ſcheitern wird, wenn er es unternimmt, dieſe überſinnliche, unzugängliche Region in ſeine Gewalt zu bringen. Die Erziehung reicht am tiefſten hinein und dennoch iſt ſie nur im Allgemeinen ihres Erfolges ſicher, ſie bildet zur Selbſtthätigkeit oder ſie hinterläßt ungebildete Menſchen.

Gebildete Menſchen ſind die Vorausſetzung einer freien Geſellſchaft, ſie conſtituiren ſie noch nicht; denn die praktiſche Freiheit ſogut als die theoretiſche wird erlebt, erfahren, erkämpft. Erſt wenn ſie exiſtirt und eine Anſchauung ihrer ſelbſt in allen ihren Trägern entſtanden iſt, kann ſich ihr Syſtem entwickeln. Darum iſt die menſchliche Geſellſchaft noch immer erſt in den Anfängen der großen Frage begriffen, und Fichte, der Begründer der vollendeten theoretiſchen Freiheit, konnte überall der Vater der Reactionäre und Romantiker werden. Seine wahre Conſequenz in unſerm Staats- und Geiſtesleben erwartet erſt ihre Zeit und ihren Sieg.

6. Jean Paul.

1763 — 1825.

Die theoretiſche Freiheit, die abſolute Freiheit des Subjects hat Fichte deducirt. Inhalt und Form haben in Göthe und Schiller die äſthetiſche Freiheit erreicht, ein Geſetz, welches ihr eignes und doch ein allgemeines Geſetz der Schönheit und Wahrheit iſt. Die beiden Dichter gelangen zu dem Menſchen, der ſein Inneres mit der Weltbewegung erfüllt und dieſe Bewegung ſeines Herzens in ſchönen Darſtellungen herausbildet.

Göthe beherrſcht ſeine Gemüthsbewegung durch das Geſetz der Schönheit, das er im tiefſten Innern trug, bis er den Stoff der Beherrſchung, den wildbewegten Buſen ſelbſt verliert, alle Ueberſchwenglichkeit abthut und, wie er an Lavater ſchreibt, neben dem Genius auch den Terminus aufſtellt, im Grunde aber, wie wir geſehn haben, ſtatt des Genius dem Terminus huldigt.

Schiller hat ſein Geſetz an der allgemeinen Idee der Freiheit, in welcher die Menſchheit ſich verwirklicht, indem ſie äſthetiſch im Schönen ein Unendliches erreicht, und auf dem Grunde der ſchönen Empfindung die äſthetiſche Welt der Freiheit aufbaut. Der Verherrlichung dieſer Freiheit iſt ſein Talent gewidmet.

Jean Paul ſetzt die Willkür an die Stelle der Freiheit. Das Geſetz iſt ihm ſein Bewußtſein, die Freiheit ſein humoriſtiſches Selbſtgefühl, in dem die Welt, die närriſche, wie in einem Hohlſpiegel ſich verzerrt. Weder die Welt, der Inhalt, wird wahr formirt, noch die Form, der Hohlſpiegel ſeines Humors, zu einem wahren Spiegel geſchliffen. Was iſt ihm die Realität? Nicht die werthvolle Gemüthsbewegung, nicht die ſchöne Sitte und Empfindung, nicht die welthiſtoriſche Freiheitsbewegung. Was denn? eine närriſche, lächerliche Welt, abſolut unvollkommen gegen die Idee des Humoriſten, das Fichtiſche abſolute Ich, werthvoll aber und geliebt eben in dieſer unvollkommenen erheiternden Geſtalt.

Emſig hinkt um die Tafel der lachenden Götter Hephäſtos;
Ohne den hinkenden Gott hätten ſie keinen Humor.

Die andre Seite des Humors iſt die Sentimentalität, der Mangel einer reellen Befriedigung. Denn in dem humoriſtiſchen Verfahren bleibt jede Seite wie ſie iſt und die Schönheit wird nicht geboren. Es bleibt nichts übrig, als ſich in ſeinen Humor zurückzuziehn, oder ſich der Liebe zu der unvollkommenen Welt rückſichtslos hinzugeben. Jean Paul ſchildert dies Verhalten ſelbſt vortrefflich: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher — nicht glücklich — zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe geht, iſt: ſo weit über dem Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß, wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſt herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. — Der dritte endlich — den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, — iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln" (Vorrede zu Quintus Fixlein). Sodann giebt der Dichter ſelbſt einen Commentar zu dieſer Stelle, aus dem wir noch Einiges herausheben müſſen:

„Der Held, der Reformator, das Genie, kurz jeder Menſch mit einem großen Entſchluß oder auch nur mit einer perennirenden Leidenſchaft — all' dieſe bauen ſich mit ihrer innern Welt gegen die Kälte und Glut der äußern ein, wie der Wahnſinnige im ſchlimmern Sinne; jede fixe Idee, die jedes Genie und jeden Enthuſiaſten wenigſtens periodiſch regiert, ſcheidet den Menſchen erhaben von Tiſch und Bett der Erde, von ihren Hundsgrotten und Stechdornen und Teufelsmauern — gleich dem Paradiesvogel ſchläft er fliegend, und auf den ausgebreiteten Flügeln verſchlummert er blind in ſeiner Höhe die untern Erdſtöße und Brandungen des Lebens im ſeligen ſchönen Traume von ſeinem idealiſchen Mutterland. — Dieſe Himmelfahrt iſt aber nur für den geflügelten Theil des Menſchengeſchlechts, für den kleinſten. Was kann ſie die armen Kanzleiverwandten angehen, deren Seele oſt nicht einmal Flügeldecken hat, geſchweige etwas darunter — die im Krebsteller der Staatsſchreibſtube auseinandergeſetzten Krebſe, die zur Labung mit einigen Brenneſſeln überlegt ſind? Was ſoll ich ſolchen für einen Weg, hier ſelig zu werden, zeigen? — Bloß meinen zweiten, und das iſt der: ein zuſammengeſetztes Mikroſkop zu nehmen und damit zu erſehen, daß ihr Tropfe Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingſtaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld und der Sand ein Juwelenhauſe iſt. — Fixleins Leben ſoll der ganzen Welt entdecken, daß man kleine ſinnliche Freuden höher achten müſſe als große, den Schlafrock höher als den Bratenrock u. ſ. w. Gelingt mir das, ſo erziehe ich durch mein Buch der Nachwelt Männer, die ſich an Allem erquicken, an der Wärme ihrer Stuben und ihrer Schlafmützen — an ihrem Kopfkiſſen, an den heiligen drei Feſten u. ſ. w., an dem Tage, wo eingeſchlachtet, eingemacht, eingepöckelt wird gegen den grimmigen Winter und ſo fort. Man ſieht, ich dringe darauf, daß der Menſch ein Schneidervogel werde, der nicht zwiſchen den ſchlagenden Aeſten des brauſenden, von Stürmen hin- und hergebogenen, unermeßlichen Lebensbaumes, ſondern auf eines ſeiner Blätter ſich ein Neſt aufnähet und ſich darin warm macht. — Die nöthigſte Predigt, die man unſerm Jahrhundert halten kann, iſt die, zu Hauſe zu bleiben. — Der dritte Himmelweg iſt der Wechſel mit dem erſten und zweiten. Der vorige zweite iſt nicht gut für den Menſchen, der hier auf der Erde nicht bloß den Obſtbrecher, ſondern auch die Pflugſchaar in die Hände nehmen ſoll. Der erſte iſt zu gut für ihn u. ſ. w. Nur der kleinſte Theil des Lebens giebt einer arbeitenden Seele Alpen; der längere Theil des Lebens iſt ein wie eine Tenne platt geſchlagener Anger, ohne erhabene Gotthardsberge, oft ein langweiliges Eisfeld, ohne einen einzigen Gletſcher voll Morgenroth.“

Dieſe dreitheilige romantiſche Glückſeligkeitstheorie, die dennoch aus der Einſeitigkeit der Subjectivität nicht heraus kann, läßt ſich, ihre Confeſſion ergänzend, im Roman ſelbſt noch einmal ſo vernehmen:

„Kleine Freuden laben wie Hausbrod immer ohne Ekel, große wie Zuckerbrod zeitig mit Ekel. — Man muß dem bürgerlichen Leben und ſeinen Mikrologieen einen künſtlichen Geſchmack abgewinnen, indem man es liebt, ohne es zu achten, indem man dasſelbe, ſo tief es auch unter dem menſchlichen ſtehe, doch als eine andere Veräſtung des menſchlichen ſo poetiſch genießet, als man bei deſſen Darſtellungen in Romanen thut. Der erhabenſte Menſch liebt und ſucht mit dem am tiefſten geſtellten Menſchen einerlei Dinge, nur aus höhern Gründen, nur auf höhern Wegen. Jede Minute, Menſch, ſei dir ein volles Leben! — Verachte die Angſt und den Wunſch, die Zukunft und die Vergangenheit! — Wenn der Secundenweiſer dir kein Wegweiſer in ein Eden deiner Seele wird, ſo wird's der Monatweiſer noch minder, denn du lebſt nicht von Monat zu Monat, ſondern von Secunde zu Secunde! — Genieße dein Sein mehr als deine Art zu ſein, und der liebſte Gegenſtand deines Bewußtſeins ſei dieſes Bewußtſein ſelber! — Mache deine Gegenwart zu keinem Mittel der Zukunft, denn dieſe iſt ja nichts als eine kommende Gegenwart, und jede verachtete Gegenwart war ja eine begehrte Zukunft! u. ſ. w. Verachte das Leben, um es zu genießen; — beſichtige die Nachbarſchaft deines Lebens, jedes Stubenbrett, jede Ecke, und quartiere dich, zuſammenkriechend, in die letzte und häuslichſte Windung deines Schneckenhauſes ein. Halte — — die Freude für eine Secunde, den Schmerz für eine Minute, das Leben für einen Tag und drei Dinge für Alles, Gott, die Schöpfung, die Tugend.“

Man hört Fichte; faſt ſind es ſeine Worte: „das Bewußtſein des Bewußtſeins,“ „die ſelbſtſelige Beſchäftigung mit ſich ſelbſt“; doch nun kommt Jean Pauls eigner Gebrauch des Idealismus, nicht die Verſchönerung, ſondern die Verachtung des Lebens nach Außen, die Zertrümmerung der Welt in ihre Elemente, die man ſich als ein bequemes Hausgeräth zurechtlegt, um in dem gemüthlichen Spiel mit dieſen Niedlichkeiten ſich zu befriedigen — das heißt in der That die Willkür des Subjectes auf den Gipfel treiben! Wie aus der Welt, ſo fällt er auch aus der Zeit heraus: er hat nur die Minute übrig behalten und keine andere Gegenwart als ſein feſtgehaltenes Selbſtgefühl. Ein Individuum, das nicht im Ganzen der Menſchheit und in der Allgemeinheit menſchlicher Intereſſen und ihrer Realiſirung lebt, hat auch nicht Antheil an der Vergangenheit und Zukunft der Menſchheit, und eben ſo wenig in ſich ſelbſt einen wahrhaften Proceß, weder außer noch in ſich eine Geſchichte, ſondern ſein Leben iſt nur ein äußerlicher Zuſammenhang von Augenblicken, die nur mit momentanen Freuden und Leiden ausgefüllt ſind, ſeine Vergangenheit war wie ſeine Gegenwart, und wie dieſe wird auch die Zukunft ſein. Aber haben wir dem Dichter nicht unrecht gethan, wenn wir das, was er dem *bürgerlichen* Leben und ſeiner Nichtigkeit als die Welt des Ideals gegenüberſtellt, allein in der leeren Selbſtbeſchauung finden? werden nicht in unſrer Stelle zuletzt *Gott, die Schöpfung und die Tugend* ſo genannt, als ſeien dies die „drei Dinge,“ welche den Inbegriff jenes Ideals bildeten? Ja, wenn es bloß auf Worte ankäme! Denn nur in Worten beſteht, genauer angeſehn, dies Bekenntniß. — Was iſt die *Schöpfung*, welche *der Menſchheit* gegenüber gehalten wird, anders als die Natur, welche dem empfindſamen Subject ſo freundlich ſtille hält? was die *Tugend*, welcher der Staat und das Leben das Nichtige iſt, anders als das gute Gewiſſen des bloß in ſich lebenden Menſchen? Was ſt *Gott*, den man nur in der Natur anſchaut und nur n dieſem egoiſtiſchen guten Gewiſſen empfindet, während ie Menſchheit und ihre Geſchichte eine Offenbarung des Nichtigen ſein ſoll, anders als die Herrlichkeit des eigenen Herzens? — was dies Alles zuſammen anders als ſchöne Namen der verſchiedenen Formen des leeren Selbſtgenuſſes, in welchen die Aufgabe des Dichters, die ethiſche Welt in ſich aufzunehmen und zu geſtalten, gänzlich verloren geht?

Jean Paul iſt der ſubjectivſte Idealiſt, der ſich denken läßt, ein mit Jacobiſchen, Hamann'ſchen, Herder'ſchen Elementen behafteter Fichtianer. „Die weltverachtende Ironie“ wird jedoch durch ſeine Gemüthlichkeit gehindert, ſich in aller Schärfe zu verwirklichen. So umfaßt er die Welt, die er verachtet, dann wieder mit einer ſolchen Liebe, daß auch das Geringſte einen unendlichen Werth erhält; und es ergiebt ſich ſchon in der äſthetiſchen Theorie ein merkwürdiger Widerſpruch zwiſchen dem Princip des weltverachtenden Humors und einzelnen Ausführungen, in welchen man der Fülle des Gemüthes und der Wirklichkeit nicht entſagen will und mit poetiſchem Inſtinct dieſe inhaltsvolle Welt dem romantiſchen „Nihilismus“ der ſpäter ausgebildeten Schlegel-Tieckſchen Ironie, ohne in ihr ſeine Conſequenz zu erkennen, gegenüberhält.

Er ſagt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik ungefähr folgendes: „Die geſetzloſe Willkür des jetzigen Zeitgeiſtes, — der lieber ichſüchtig die Welt und das All verachtet, um ſich nur freien Spielraum im Nichts auszuleeren, und welcher den Verband ſeiner Wunden als eine Feſſel abreißet — dieſe Willkür der Ichſucht muß ſich (zuletzt auch) an die harten, ſcharfen Gebote der Wirklichkeit ſtoßen, und daher lieber in die Oede der Phantaſie verfliegen, wo ſie keine Geſetze zu befolgen findet, als die eignen, engern, kleinern, die des Reim- und Aſſonanzen-Baues. Wo einer Zeit Gott wie die Sonne untergeht, da tritt bald darauf auch die Welt in das Dunkel; der Verächter des All achtet nichts weiter als ſich, und fürchtet ſich in der Nacht vor nichts weiter als vor ſeinen Geſchöpfen.“ Und weiterhin heißt es: „Bei Individuen, wie bei Völkern, iſt Abfärben früher als Abzeichnen, *Bilderſchrift* eher als *Buchſtabenſchrift*. Daher ſuchen dichtende Jünglinge, dieſe Nachbarn der Nihiliſten, z. B. *Novalis* oder auch Kunſtromanſchreiber, ſich gern einen Dichter oder Maler, oder andern Künſtler zum darzuſtellenden Zwecke aus, weil ſie in deſſen weiten, alle Darſtellungen umfaſſenden Künſtlerbuſen und Künſtlerraum Alles, *ihr eignes Herz, jede eigne Anſicht und Empfindung* kunſtgerecht niederlegen können, ſie liefern daher lieber einen Dichter als ein Gedicht. — Kommt nun vollends zur Schwäche der Lage die Schmeichelei des Wahns, und kann der leere Jüngling ſeine angeborne Lyrik, ſich ſelber für eine höhere Romantik ausgeben, ſo wird er mit Verſäumung aller Wirklichkeit — die eingeſchränkte in ihm ſelber ausgenommen — ſich immer weicher und dünner ins geſetzloſe Wüſte verflattern, und wie die Atmoſphäre wird er ſich gerade in der höchſten Höhe *ins kraft- und formloſe Leere verlieren*.“ Wie richtig und wahr iſt das alles aufgefaßt, wie treffend ausgeſprochen! Und nun vergleiche man damit die Theorie des Humors: ſie fällt ganz mit dem Princip zuſammen, aus welchem der ſo hart angefochtene Nihilismus hervorgeht!

Die Wahrheit von dem, was er mit dem Worte Humor bezeichnet, iſt der Proceß, durch welchen der Dichter die vorgefundene gegenſtändliche Welt vergeiſtigt, um ſie in ſein Inneres aufzunehmen, hier im Feuer der Begeiſterung ihren wahren Gehalt von den Schlacken der gemeinen Erſcheinung zu reinigen und den idealen Gehalt im verklärten Schein der Kunſt wieder hervortreten zu laſſen. — In dieſem Act der Begeiſterung, in welchem der Genius für die Wahrheit, die allgemeine Idee, erglüht und den Drang empfindet, die ſchöne Welt des erfüllten Innern nun auch außer ſich anzuſchauen und zur Anſchauung zu bringen, in dieſem Acte verſchwindet, wie der Mangel der von Außen empfangenen Welt, ſo auch die Nichtigkeit des eigenen Ich, die Rohheit, Willkür und Selbſtſucht des natürlichen Hanges und des trivialen Verſtandes.

Dieſe Entſtehung des Schönen im Künſtler verkennt Jean Paul, wenn er ſtatt der Weltbildung die „weltverachtende Idee“ und ſtatt des producirenden den „vernichtenden Humor“ ſein Princip nennt.

Der „weltverachtende Humor“ nimmt die Gegenſtändlichkeit bloß in ſich auf, um ſie zu vernichten. Das Objective iſt ihm überhaupt das Unwahre, das ganze Thun und Treiben der Menſchen nichts als Eitelkeit. Das einzig Poſitive in dieſer Vernichtung der Welt bleibt der Selbſtgenuß, welcher die Begeiſterung vertreten muß, denn dieſe iſt nur dann möglich, wenn es ſich um die Darſtellung einer idealen und zugleich wahren Welt handelt. Im *Jean Paul'ſchen* Humor dagegen bleibt *das Selbſt und ſein Genuß* allein übrig, das Ich, an deſſen innerer Welt die gegenſtändliche Welt zerſchellt .Dieſe innere Welt iſt aber nichts Anderes, als das Naturell, die angeborenen Neigungen, Antipathieen und Sympathieen, die zufälligen Gemüthsaffecte, „die traumartige Veränderlichkeit des romantiſchen Mondes,“ von dem er in ſeiner Vorſchule redet, und ſein weſenloſer Dämmer in ſchönen Namen und Klängen, mit denen man meint und empfindet, was man will oder nicht will: Gott, Schöpfung, Tugend u. ſ. w.

In dieſer leeren Unendlichkeit der romantiſchen Dichtung verſchwimmt nun die Wirklichkeit und ihr Widerſtand, anſtatt daß ſie durch den Dichter gerade deutlicher und bedeutungsvoller hervortreten ſollte.

Er ſagt: „Die romantiſche Poeſie, im Gegenſatz der plaſtiſchen, hat die Unendlichkeit des Subjects zum Spielraum, *worin die Objecten-Welt, wie in einem Mondlichte, ihre Grenzen verliert.* Der Verſtand und die Objectenwelt kennen nur Endlichkeit. Hier finden wir nun den unendlichen Contraſt zwiſchen den Ideen (der Vernunft) und der ganzen Endlichkeit ſelber. Wenn man aber eben dieſe Endlichkeit als *ſubjectiven* Contraſt jetzt der Idee (Unendlichkeit) als *objectiven* unterſchiebt und leiht, ein auf das Unendliche angewandtes Endliche, alſo bloß Unendlichkeit des Contraſts gebiert, d. h. eine negative, — ſo ergiebt ſich der Humor.“

Das wird ſo viel heißen: der Endlichkeit der Objectenwelt und des Verſtandes ſteht die Unendlichkeit der Idee und der Vernunft unvereinbar gegenüber.

Dieſer fixe Gegenſatz kann nicht verſöhnt werden, und es bleibt kein anderer Ausweg, als ihn ſubjectiv zu vernichten, indem man in humoriſtiſcher Stimmung das Eine vom Andern verzehren läßt, und ſo thut, als ſei der Zwieſpalt nun auch objectiv nicht vorhanden. Aber dieſer Contraſt braucht nicht erſt im Humor vernichtet zu werden, er iſt vielmehr ſchon an ſich nichtig. Die Unendlichkeit, welche die Endlichkeit nicht in ſich hat, die Vernunft, welche den Verſtand ausſchließt, ſind nichts als Gedankendinge; eine ſolche Idee iſt eine nur im Subject vorhandene Exiſtenz; die Vernunft ohne Verſtand iſt die Willkür des Gemüths und der Phantaſie. Dieſer nichtige Gegenſatz kann nicht Inhalt eines Kunſtwerks werden. In Jean Paul's humoriſtiſchen Dichtungen zeigt ſich auch ſogleich dieſe Nichtigkeit; und die verachtete Welt drängt ſich trotz aller Anſtrengungen des Ideals hervor und macht ſich bei ihm breiter als irgendwo.

In ſeiner Theorie heißt es: „Der Humor vernichtet nicht das Einzelne, ſondern das Endliche durch den Contraſt mit der Idee. Es giebt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, ſondern nur Thorheit und eine tolle Welt; er erniedrigt das Große, um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu ſetzen und ſo beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich iſt und nichts.“

D. h. „die Unendlichkeit“ iſt das allein Wahre, die Welt das Unwahre, die „tolle Welt“, die zu vernichten und zu verachten iſt. Die einzelne Narrheit, die in dieſer tollen Welt geſchieht, wie der einzelne Thor, erſcheint darum aber wieder gerechtfertigt; ja der Humoriſt ſympathiſirt mit allen Thorheiten und Abſonderlichkeiten: wenn er ſie bei Andern findet, wird er ſeiner eignen Herrlichkeit eingedenk, er wird ſeiner eigenen Freiheit bei ihrer Beſchränktheit erſt recht froh. „Vive la Bagatelle, ruft erhaben der halb wahnſinnige Swift, der zuletzt ſchlechte Sachen am liebſten las und machte, weil ihm in dieſem Hohlſpiegel die närriſche Endlichkeit als die Feindin der Idee am meiſten zerriſſen erſchien, und er im ſchlechten Buche, das er las, ja ſchrieb, dasjenige *genoß*, *welches er ſich dachte*.“

Der „närriſchen Endlichkeit“, der Feindin der Idee gegenüber ſoll das ſich beſpiegelnde und ſeine inneren Myſterien *genießende Subject* das Wahre ſein.

„*Die Romantik*, ſagt er, iſt im Gegenſatz der claſſiſchen Objectivität — *die Regentin der Subjectivität*. Wenn der Humor im verwechſelnden Contraſte der ſubjectiven und objectiven Maxime beſteht: ſo kann ich, da die objective eine verlangte Unendlichkeit ſein ſoll, dieſe nicht *außer* mir gedenken und ſetzen, ſondern nur in mir, wo ich ihr die ſubjective unterlege. Folglich ſetz' ich mich ſelber in dieſem Zwieſpalt — aber nicht etwa an eine fremde Stelle, wie bei der Komödie geſchieht — und zertheile mein Ich in den endlichen und unendlichen

Factor, und laſſe aus jenem dieſen kommen. Da lacht der Menſch, denn er ſagt: Unmöglich! Es iſt viel zu toll! Daher ſpielt bei jedem Humoriſten das Ich die erſte Rolle; wo er kann, zieht er ſogar ſeine perſönlichen Verhältniſſe auf ſein komiſches Theater, wiewohl nur um ſie poetiſch zu vernichten" — und — fügen wir hinzu — zu genießen. Dieſes Preisgeben der eigenen Schranken beruht eben ſo auf Selbſtſucht und Eitelkeit und ſchmeichelt ihr, wie Hamann's und ſeiner Geiſtesverwandten unverſchämtes Sündenbekenntniß mit dem Hochmuth ganz auf einer Linie ſteht. Das Ich hat nichts ſo recht eigentlich für ſich, als eben ſeine Schranken, wie, um mit Jean Paul ſelbſt zu reden, „hundert Lichter in Einem Zimmer nur Ein zuſammengefloſſenes Licht, dagegen hundert Schatten geben."

Nicht das Feſthalten des Sündenbewußtſeins, ſondern das Aufgeben desſelben, nicht die Erinnerung und das Bekenntniß des Ichs mit allen ſeinen „Grundkrümmen", ſondern das Vergeſſen desſelben in einer reellen menſchlichen Thätigkeit reinigt die Seele. Darum vergißt der wahre Künſtler in ſeiner Begeiſterung ſich ſelbſt und tritt vor dem Ideal, das er bildet, mit ſeinem Ich zurück; und das Zurücktreten geſchieht nicht mit Aufſehn, aus der Selbſtvernichtung wird kein eitles Geſchäft des Dichtens gemacht, wie es Jean Paul thun will. Mit demſelben Unrechte, womit er das gemeine Ich mit Aufſehn vernichtet, macht er das idealiſirte Ich zum Haupthelden aller ſeiner Compoſitionen und ſagt in der „Vorſchule“: „Der ideale Prototypcharakter in des Dichters Seele, der ungefallene Adam, der nachher der Vater der Sünder wird, iſt gleichſam das ideale Ich des dichtenden Ich; und wie nach Ariſtoteles ſich die Menſchen aus ihren Göttern errathen laſſen, ſo der Dichter aus ſeinen Helden, die ja eben die von ihm geſchaffenen Götter ſind. Daher kehrt der Held des Autors als der feine Elementar- und Univerſalgeiſt ſeines ganzen Weſens, wenig verändert, außer etwa ſo wie der Autor ſelber, in allen ſeinen Werken wieder.“ Hier haben wir das Subjective zum Princip erhoben! Wer findet aber das Individuum Shakeſpeare in ſeinen Dramen? Aus dieſer Subjectivität heraus ſtellt er nun auch an den Leſer die ſeltſame Anforderung, daß er „einige Liebe, wenigſtens keinen Haß gegen das ſchreibende Ich mitbringen ſolle.“ Iſt aber die intereſſirte Luſt am Schönen ſchon ein unwahres Verhalten, ſo darf vollends von Leſern nicht die Rede ſein, welche für oder gegen den Dichter geſtimmt ſind. Was Jean Paul ſelbſt dem „poetiſchen Nihilismus“ verwarf, daß er nur ſein Ich zum Vorſchein bringe, dasſelbe thut die Theorie ſeines Humors, indem ſie das thörichte Ich mit Aufſehn vernichtet und das ideale überall zum Helden der Dichtung macht. Endlich ſpricht er in der Vorſchule ſogar ausdrücklich die Uebereinſtimmung des Humors mit dem leeren Treiben des gerügten Nihilismus ſelbſt aus, wenn er ſagt:

„Wie die Vernunft den Verſtand (z. B. in der Idee einer unendlichen Gottheit), wie ein Gott einen Endlichen mit Licht betäubt und niederſchlägt und gewaltthätig verletzt, ſo thut es der Humor, der ungleich der Perſiflage den Verſtand verläßt, um vor der Idee fromm niederzufallen. Daher erfreuet ſich der Humor oft geradezu an ſeinen Widerſprüchen und an Unmöglichkeiten, z. B. in Tieck's Zerbino, worin die handelnden Perſonen ſich zuletzt nur für geſchriebene und für Nonſenſe halten, und wo ſie die Leſer auf die Bühne und die Bühne unter den Preßbengel ziehen. Daher kommt dem Humor die Liebe zum leerſten Ausgange. So ſpricht z. B. Sterne mehrmals lang und erwägend über gewiſſe Begebenheiten, bis er endlich entſcheidet: es ſei ohnehin kein Wort davon wahr.“

Jean Paul thut ſich einmal etwas darauf zu gute, daß er während des Producirens im Stande war, daran zu denken, „daß, wenn er fertig wäre, die gebackenen Roſen- und Hollundertrauben auch fertig würden, die man unterdeß für ihn in Butter ſott.“ Er iſt bei ſich, nicht in der Sache, er iſt nicht beſonnen in der Begeiſterung, es fehlt ihm die Begeiſterung für die ideale Arbeit, über der man doch wenigſtens Eſſen und Trinken vergißt, ſo lange man darin iſt. Er iſt nicht in der Idee und ihrer Entwickelung, darum fehlt es der Fabel der Jean Paul'ſchen Romane immer an einem nothwendigen Verlauf und an einer inwohnenden Idee. Dafür macht der Verſtand, die Reflexion, der Witz die gewaltigſten Anſtrengungen, durch willkürliche Combinationen das auseinanderfallende Leben zuſammenzuhalten und zu irgend einem Abſchluß, der dann freilich kein wahrer iſt, zu führen. Die Zettelkaſten und die eigene Welt des Dichters ſind ihm ſtets das Gegenwärtigſte und Nächſte.

Wenn aber Jean Paul's Dichtungen trotz dieſer falſchen Theorie und der damit zuſammenhängenden Mängel ihre Zeit mächtig ergriffen haben, und für immer ihre Bedeutung behaupten werden: ſo liegt dies in der ungewöhnlichen Gewalt ſeines Talentes und in der natürlichen Liebenswürdigkeit ſeines Gemüths, in dem Gemüthe, welches auf das Kleinſte liebevoll eingeht, in dem Talent, welches ſein neues Ideal mit reichem Farbenglanze ſtrahlend nach Außen zu werfen verſteht und dagegen ſeine ſubjectiven Grillen und die Kleinigkeiten des Lebens, an denen es haftet, in einer durch Witz und Feinheit zuſammengehaltenen ſymboliſchen Welt auszulegen und durch die mannigfaltigſten Charaktere zur Darſtellung zu bringen weiß.

Der Humor Jean Paul's faßt ſich auch ſelbſt als Fiction, als den willkürlichen Act, das ſubjective Leben dem objectiven unterzuſchieben, der im Intereſſe der Kunſt und ihres Scheines geſchieht; es iſt ein äſthetiſch gemüthliches Verhalten, das höchſtens als ein gemüthlicher Weg, glücklich zu werden, nicht als der allgemeine, objectiv wahre ausgeſprochen wird. Der Humor iſt ein äſthetiſches Princip und ſeine Auslegung ein künſtleriſcher Proceß. War Schillers Aeſthetik die Seele und der mächtige Reiniger ſeiner idealen Producte, ſo fällt Jean Paul's Theorie und Kunſt auseinander. Auch dies Bekenntniß legt er ſelber ab und beweiſet damit nur noch einmal, daß die Beichte unſerer Fehler uns nicht vollkommen macht, die Willkür im Princip aber ſicher eine mangelhafte Kunſt erzeugt. So leitet Jean Paul von der claſſiſchen zur romantiſchen Periode über. Die vollkommene Befreiung im Idealismus ſchlägt ihm zum Taumel aus, nicht weil er die vollkommene Unabhängigkeit der geiſtigen Welt nicht kannte, ſondern eben darum, weil er nichts weiter von der Freiheit verlangte. Dies iſt der Fluch der damaligen Freiheit auch im Politiſchen. Weder die ethiſche Welt wird formirt, noch die Geſetze der geiſtigen Welt in gehöriger Ausbreitung erkannt und durch die Aufnahme in viele Köpfe ausgeführt. Das Umſchlagen des Unabhängigkeits- in Abhängigkeitsgefühl, die Verwandlung der Tyrannenfreſſer und Antibonapartiſten in unterthänige Polizeidiener, folgt daher auf der Stelle. Die Natur wird wieder Herr über den Geiſt, das Gemüth über die Vernunft: die Romantik und ihr Dämmer bricht über Deutſchland herein.

Drittes Buch.

1. Novalis.

1772 – 1801.

Schiller und *Fichte* vollendeten die Kantiſche Phi-oſophie; ſie zeigten, daß die abſolute Freiheit im Ideal und im Idealismus, im ſchönen Kunſtwerk und im abſoluten Wiſſen realiſirt werde. Zu der philoſophiſchen fügten *Schiller* und *Göthe* noch die poetiſche Realität der Freiheit. In dieſem Zeitraum erreicht der deutſche Geiſt ſeine höchſten Ehren und ſeine ſtolzeſte Erhebung. Mit *Jean Paul* beginnt ſodann ſchon der Gegenſtoß. *Göthe* hoffte umſonſt, ihn noch zu den ſeinigen zu zählen, *er fällt von der Freiheit in die Willkür.* Aber er *will* die Freiheit, er glüht, er kämpft für ſie mit gleicher Begeiſterung wie *Fichte*, er bekämpft weder die Vernunft, noch das Wiſſen, noch die Staatsfreiheit, weder die Reformation noch die Revolution, er iſt in ſeinem Herzen von der Aufklärung und ihrer welthiſtoriſchen Wendung nicht abgefallen, nur fehlt ihm freilich die Hauptſache, die Fähigkeit, das Princip der Freiheit und der Schönheit, dem jene groſſen Männer ſich ergaben, zu begreifen und zu verwirklichen.

Von jetzt an wendet ſich das Blatt, die Aufklärung, das Rationelle, die Humanität, die Reformation, die Revolution, der Verſtand, der geſunde Menſchenſinn, die kritiſche Philoſophie, die claſſiſche Poeſie, vorzüglich Schiller — kurz, der ganze geſchichtliche, philoſophiſche und künſtleriſche Erfolg der Freiheit wird ein Gegenſtand der offenen Anfeindung. Das Genie proclamirt die Hülfloſigkeit der Welt und fühlt ſich am wohlſten auf dem Miſtbeete der alten Zeit, es pflegt ſeine eigne Herrlichkeit und den Katholicismus, die ſüße Lehnspflicht, den Aberglauben, die Myſtik, die göttlichen Rechte ſtatt der Menſchenrechte, und Jacob Böhms Viſionen werden in allem Ernſt als ein tieferes Princip dem freien Geiſte Voltaire's und Kants entgegengeſetzt.

In der Literatur fällt es nun aber unmöglich, den Geiſt geltend zu machen, ohne ihn zu beweiſen, die Freiheit zu beſiegen, ohne eine höhere Freiheit zu behaupten. Deswegen tritt der Abfall als ganz beſonderer myſteriöſer Geiſt und als die allerüberſchwenglichſte Freiheit, die genialſte Willkür auf, nie ganz ohne Talent, immer ohne den wahren Geiſt. Die Romantiker ſind in der Kunſt verpfuſchte Genie's, in der Philoſophie verworrene Querköpfe.

Der Johannes des neuen Evangeliums iſt Novalis, der Meſſias Schelling, die Evangeliſten die Schlegels und Tieck; die kleinen Irrlichter ſind nicht zu zählen, viel weniger aufzuzählen. Die ganze Richtung ſetzt der Aufklärung und Humaniſirung der chriſtlichen

Welt die Wiederherſtellung des Chriſtenthums, der Freiheit die Unterwerfung unter Offenbarung und Autorität, der Kunſt die Religion, der Begeiſterung die Ironie, der Freiheit des Menſchen die Frechheit des Genies entgegen.

Dieſe großartige, aus Gemüths- und Herzensbedürfniß entſprungene, weit verbreitete, ja zu einer gewiſſen demokratiſchen Herrſchaft nationaliſirte Reaction iſt eine äußerſt intereſſante Erſcheinung, und wäre ſie auch ſchon gründlicher überwunden, als ſie es iſt, wir würden immer noch Grund genug haben, in ihrem lockenden Dämmer uns zurecht zu finden. Wir beginnen mit Novalis. Auch er geht aus Fichte hervor, aber anders als Jean Paul.

Fichte's Idealismus iſt dem puren Lichte zu vergleichen, einem Tage ohne Nacht, einer Sonne, welcher ihre Erde abhanden gekommen, die dunkle Welt, deren Reflex erſt das bunte Spiel der Farben und die Bewegung des Lebens erzeugt.

Der einſame Geiſt, der die Natur in ſich verzehrt hatte, ſehnte ſich wieder nach der Fülle des Lebens in der Natur. Zum Tage geſellte ſich wieder ſeine Nacht, deren kühle Dämmerung nun auf lange Zeit einen bannenden Zauber über die Gemüther üben ſollte. Novalis ſagt ſelbſt: „es bricht die neue Welt herein und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein." Die Augen mußten ſich ſtärken für den Aufgang einer neuen Sonne und eines neuen Tages. „Der Traum der untergegangenen und der kommenden Sonne, der Mond," welcher nach dem heißen Tage des Fichtiſchen Idealismus heraufzieht, das Geſtirn, unter deſſen lieblichem Schimmer die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik ſich ausbreitet, iſt Novalis. Ohne ihn wäre die Nacht viel nächtlicher. Sein Geiſt enthält in poetiſcher Anſchauung und lyriſcher Erregung den ganzen Inbegriff deſſen, was neben und noch lange nach ihm das deutſche Bewußtſein in ſeinen Tiefen vorzugsweiſe beſchäftigen ſoll, und trifft daher an allen Punkten ins Herz unſerer Zeit.

Novalis hatte ſchnell und energiſch gelebt. Seine Schriften, ſo gering ihr Umfang iſt, denn zwei kleine Bändchen umſchließen ihn, enthalten die Spuren einer Geiſtesarbeit, die nach allen Richtungen in die tiefſten Gründe hinabgeſtiegen war, und finden erſt jetzt in dem mächtigen Baum der Erkenntniß, der auf ſeinen Schultern ſteht, ihr volles Verſtändniß. Er eilte ſeinen Freunden und Altersgenoſſen, den Schlegels, Tieck und Schelling voran, denn ſeine Zeit war bald erfüllt; ein erregtes Blut und eine geiſtige Durchſichtigkeit, welche die Bruſtkranken auszeichnet, hatten ihn ſo ſchnell gezeitigt. „Sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe ſeines Geſichtes, beſonders der geiſtreichen Stirn, faſt durchſichtig. Der Umriß und Ausdruck ſeines Geſichtes kam dem Evangeliſten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer ſehen, die Nürnberg und München aufbewahrt." So beſchreibt ihn Tieck.

Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, war er ein Jüngling von 17 Jahren; als er ſelbſtändig zu leben anfing, war die politiſche Aufregung im Verdampfen, die Kriege entbrannt, der deutſche Geiſt aber beſchäftigt, auf der Baſis der kühnſten Selbſtbefreiung, wie ſie ſich in *Schiller*, *Fichte* und *Göthe* darſtellt, eine neue Welt zu erbauen. In dieſe Bewegung und ihre Leidenſchaft fällt *Novalis* Leben und Wirken, ja ſein Herz und Gemüth iſt ſelbſt ein bewegender Punkt, in dem der Zeitgeiſt, den wir in der Fichtiſchen abſoluten Freiheit kennen gelernt, mit höchſter Energie ſich anſetzt. Mit titaniſcher Kühnheit ergreift er das himmliſche Feuer der Begeiſterung für *„die innere Welt"* und läßt alle Geſtalten aus Freundes und Feindes Land ſchonungslos darin aufgehn: denn „die Unendlichkeit des Gemüthes," die Seligkeit „der Vertiefung in ſeine innere Wunderwelt," die *Welt der Wahrheit und des ewigen Geiſtes*, die er mit Enthuſiasmus in des Gemüthes tiefem Schacht erſchürfte, die frohe Botſchaft dieſer Einheit des Jenſeits und Dieſſeits, die *Fichte* in die Welt gebracht, und das Gefühl dieſes Beſitzes — das iſt der geiſtige Salamander, der in dem weißen Kern der allverzehrenden Flamme webt und dennoch ſeiner Zukunft gewiß bleibt. Das Neue iſt bei ihm, daß er die *dunkle wunderbare Gemüthswelt* (an die Stelle des Fichtiſchen Selbſtbewußtſeins) *abſolut ſetzt*.

Unter Novalis' Fragmenten iſt das merkwürdigſte: „die Chriſtenheit oder Europa," geſchrieben im Jahre 1799;

denn es zeigt ſowohl ſeine Wahrheit, als ſeinen Mangel in der ſtärkſten Färbung: ſeine Wahrheit, die Entdeckung und den Anbau des abſoluten Gemüthes, welches mit hinreißender Lyrik, mit der ſüßeſten Sirenenmuſik einer myſtiſch-poetiſchen Sprache verführt und Sinn und Geiſt gefangen hält; ſeinen Mangel, eben dies Princip des myſtiſchen abſoluten Erguſſes, der die Welt überſtrömt und zur fixen Idee einer verloren gegangenen Gemüthsherrlichkeit verglaſt, ſtatt ſie in ihrer wahren Wirklichkeit zu durchdringen und ſelbſt in dem unendlichen Fluß der Weltgeſchichte aufzugehn*). Nun iſt es rührend zu leſen, wie er die volle Realität „des heiligen Sinnes", der gemüthlichen Schönheit, und der geiſtlich milden Lenkung der europäiſchen Welt in das geiſtige Regiment, „in die heilige Reſidenz des Himmelreichs auf Erden“ und in die naive Gläubigkeit ſeiner Bewohner hineinphantaſirt; aber wirklich und wahr iſt hieran nicht ſowohl die innere Befriedigung und die ernſtliche Freiheit „der ſchönen Züge ächt katholiſcher oder ächt chriſtlicher Zeiten,“ als vielmehr Novalis freie Phantaſie und gemüthliche Schönheit, die liebenswürdig in dieſem Gewande ihrer eignen Erfindung ſich einführt und gegen die für uns unwahre Vergangenheit der Hierarchie ſo ungerecht gerecht iſt, daß er ſich den Ausſpruch erlaubt: „mit Recht widerſetzte ſich das weiſe Oberhaupt (der Chriſtenheit) der frechen Ausbildung auf Koſten des heiligen Sinnes.“ Dieſe „Jugend der Chriſtenheit“ und ihre „heilige Naivetät“ läßt er ſodann allerdings ausgehn, und „das Wiſſen und Haben des ſpäteren eigenmündigen Alters“ an die Stelle treten; und nun könnte man voreilig den Schluß ziehn, der gemüthliche Schwärmer, der den Fortgang gegen den Ausgang herabſetzt, wiſſe nichts vom hiſtoriſchen Proceß und ſetze kein Vertrauen in ihn. So iſt es aber nicht.

---

*) Dieſen merkwürdigen Aufſatz, der durch Schlegel's Uebertritt, durch Tieck's Kunſtkatholiſirung und durch Schellings letzte Phaſe die Conſequenzen gerechtfertigt hat, die Novalis 1799 ſeinen Freunden zu verſchlucken gab, verwarfen dieſe Freunde, als er ihn fürs Athenäum brachte. Karl von Hardenberg jedoch, der katholiſch gewordene Bruder, und Friedrich von Schlegel wünſchten ihn ſpäter veröffentlicht, was Schlegel in der vierten Ausgabe wider Tieck's Willen auch durchſetzte. In der 5. Aufl. 1837 läßt nun Tieck den Aufſatz wieder weg, „weil er ſchwach ſei," aber wenn er ſeinem Freunde Novalis damit auch „den Papſt" ſparte, was er nicht thut, weil die 4. Aufl. doch einmal exiſtirt, ſo hat Novalis immer noch II. 76 an „dem Urvolk" ein romantiſches Signum Depoſitionis ganz von derſelben Qualität, wie der heilige Vater. Wir werden bei Schelling die ſyſtematiſche Geneſis ſolcher Conſequenzen erleben; hier iſt alles dergleichen allerdings verhüllte, ſchwebende Exiſtenz, aber eben deswegen nur um ſo bedeutender, nur um ſo mehr Novalis.

Novalis hat von Entwickelung und Methode viel Bewußtſein und Niemand giebt mehr auf die Philoſophie und den Geiſt, als er, wenn er ſagt: „die vollſtändige Darſtellung des zum Bewußtſein erhobenen ächt geiſtigen Lebens iſt Philoſophie: hier entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bei ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtalteten geiſtigen Univerſo von ſelbſt ausdehnt; der Kern und Keim einer Alles befaſſenden Organiſation. Es iſt der Anfang einer wahrhaften Selbſtdurchdringung des Geiſtes, die nie endigt", deſſelben Geiſtes, von dem es kurz zuvor heißt: „der Geiſt iſt die ſanctionirende, ausſprechende, rechtskräftig machende Macht," und deſſen Geſchichte er anerkennt, „als eine Oſcillation entgegengeſetzter Bewegungen, aber auch als eine Auferſtehung, eine Verjüngung in neuer, mächtiger Geſtalt; fortſchreitende, immer mehr ſich vergrößernde Evolutionen ſeien der Stoff der Geſchichte." Er preiſt das Bemühen, „den Grund der Gedanken zu finden," alſo die Metaphyſik, als „das einzige Heil des mehr als ſchuſterhaft geſchulten Gelehrten," er verkündigt die Einheit der Logik und Metaphyſik, ja es iſt an ihn gekommen, daß dieſe Zeit erfüllt ſei und in ihrem Herandringen ans Licht der Wirklichkeit eine neue Epoche der Wiſſenſchaft bezeichne. „Jetzt behaupten Einige (das iſt der Jenenſer Kreis ſeiner Freunde), ſo läßt er ſich vernehmen, es habe ſich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung (der höchſten Widerſprüche) ereignet, es ſei ein Keim der Vereinigung entſtanden, der allmälig wachſen, und Alles zu einer untheilbaren Geſtalt aſſimiliren werde; dieſes Princip des ewigen Friedens dringe unwiderſtehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wiſſenſchaft und Ein Geiſt, wie Ein Prophet und Ein Gott ſein." So iſt ihm allerdings der Geiſt, ſeine Selbſterkenntniß in ſeinem Grunde und in dem Grunde ſeiner Gedanken, in ſeiner Bewegung und in dem Rhythmus ſeiner geſchichtlichen Vertiefung in ſich das Wahre; aber erſt im dunklen Lawinendonner der „immer ſich vergrößernden Evolutionen,“ erſt in dem mythiſchen Vorgefühl einer allgemeinen, aber nothwendigen Sage dämmert mit ihm „die Theophanie der Zukunft“ auf. Novalis iſt ſelbſt dieſer Mythus, und ſeinen Kern hat die Zeit gedeutet, die ihn philoſophiſch und poetiſch entfaltete; aber ſeine mythiſche Verhüllung verdeckt ihm die Sicherheit des Weges, den ſein Geiſt und der Geiſt der neuen Zeit vor ſich hat, und ſo kommt es denn, daß er mitten in dem tiefſten Genuß, ja in der realen Verkündigung des freien Geiſtes und ſeines unſichtbaren Tempels, des tiefinnerſten Gemüthes, dennoch „die ſichtbare Kirche mit dem weiſen Oberhaupte der europäiſchen Chriſtenheit“ in verirrter Rede um Ideal der Zukunft erhebt. Hier fehlt ihm der Grund er Gedanken. Der heilige Staat iſt nicht der freie Geiſt, die Theorie läßt ſich nicht conſtituiren, das freie Innere bewegt ſich unbeherrſcht und nach ſeinen eignen wigen Geſetzen. Und hat er nicht ſelbſt die weltver-ichtende Entdeckung der „innern Welt,“ „der einzigen wahren Wirklichkeit des höchſten Gottes,“ mit dithyram-iſchem Schwung verkündigt?

Dies iſt die mangelhafte Vermittlung ſeiner Freiheit mit der Wirklichkeit; es iſt ſeine Unfreiheit: daß er ſeine ene Freiheit und ihre geiſtige Realität wegwirft an eine dte, nur phantaſtiſch wirkliche Form der Vergangenheit. Einmal war doch das Chriſtenthum mit voller Macht und Herrlichkeit erſchienen, ruft er aus, bis zu einer neuen Welt-Inſpiration“ (der Prophetie der Convertiten) „herrſchte ſeine Ruine, ſein Buchſtabe mit immer zunehmender Ohnmacht und Verſpottung.“

Ja wohl; Einmal und nicht wieder! Neuer Geiſt iſt neue Form. Jene Macht war nicht voll, und jene Herrlichkeit war nicht Geiſt. Keine goldnen Decken und kein hoher Dom, dein eignes tiefes, wunderbar alle Welten weitüberwölbendes Gemüth, der unendliche Dom des innerlichen Geiſtes, das, edler Novalis, iſt deine Sehnſucht, das unſre „unſichtbare Kirche,“ das deine Zukunft und unſre Gegenwart, die in keiner ſichtbaren Kirche befaßt und gebannt wird. Nicht die Allgemeinheit der kosmopolitiſchen Hierarchie, ſondern die Allgemeinheit des unendlichen Geiſtes, der in aller nationalen und perſönlichen Zerſprengung weder an Macht noch an Herrlichkeit verliert, und je unſichtbarer, deſto ſicherer ganz Europa beherrſcht, die hätteſt du weiſſagen ſollen, um dir ſelber treu zu bleiben und die wahre Wirklichkeit des Gemüthes und ſeiner Religion nicht zu verkennen.

Statt deſſen beklagt nun Novalis, daß die Geiſtlichkeit ſich von den Laien hätte überflügeln laſſen, vergeſſend ihres Amtes, die erſten unter den Menſchen zu ſein an Geiſt, Einſicht und Bildung, was dann „die Inſurrection der Proteſtanten“ herbeigeführt, die nun das Untheilbare getheilt und ſich frevelnd aus dem eigentlichen

Verbande geriſſen. Hier tritt die abſurde Doctrin der altdeutſchen Einheit im römiſchen Reich und römiſcher Religion noch ganz naiv als Ziel der Freiheit auf. Wie er das Prieſterthum nicht in Kunſt und Philoſophie, ſondern in das hierarchiſche Staatsamt ſetzt, wie er alſo die unabhängige Macht des Geiſtes verkennt und, weil er ſie vermißt, dafür unabhängige Pfaffen fordert, ſo verkennt er auch die Reformation, findet in ihr „keine große, herrliche Erſcheinung des Ueberirdiſchen mehr,“ während ſie doch nichts Anderes iſt, als die Einſetzung des überſinnlichen, unbeherrſchten Innern in ſeine abſoluten Rechte, mäkelt auf das Ungeſchickteſte an ihrer Geſchichte herum und verwechſelt vornehmlich den kühnen Geiſt Luther's mit der ſpäteren Verknöcherung des Lutherthums und dem Umſchlagen in die Aeußerlichkeit des Buchſtabendienſtes.

Novalis läßt nur den Geiſt und die Poeſie der Bibel, namentlich des neuen Teſtamentes, gelten. „Der heilige Geiſt iſt ihm mehr als die Bibel; er ſoll unſer Lehrer des Chriſtenthums ſein, nicht todter, irdiſcher zweideutiger Buchſtabe. Unſer ganzes Leben iſt Gottesdienſt.“ „Die Geſchichte Chriſti iſt eben ſo gewiß ein Gedicht, wie eine Geſchichte; und überhaupt iſt nur die Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſein kann.“ „Fabel nämlich und Mährchen“ iſt ihm „Geſammtwerkzeug ſeiner gegenwärtigen Welt.“ „Selbſt das Gewiſſen, fährt er fort, dieſe ſinn- und welterzeugende Macht, dieſer Keim aller Perſönlichkeit, erſcheint mir wie der Geiſt des

Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantiſchen Zuſammenkunft des unendlich veränderlichen Geſammtlebens.“ und deutlicher: „das ächte Mährchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſein. Der ächte Mährchendichter iſt ein Seher der Zukunft.“ Aber zu alledem der Schlüſſel iſt die Rede des Grafen von Hohenzollern im erſten Theil des Ofterdingen: „Wenn ich Alles recht bedenke, ſo ſcheint es mir, als wenn ein Geſchichtsſchreiber nothwendig auch ein Dichter ſein müßte, denn nur die Dichter mögen ſich auf jene Kunſt, Begebenheiten geſchickt zu verknüpfen, verſtehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit ſtillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geiſt des Lebens bemerkt. Es iſt mehr Wahrheit in ihren Mährchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Perſonen und deren Schickſale erfunden, ſo iſt doch der Sinn, in dem ſie erfunden ſind, wahrhaft und natürlich. Es iſt für unſern Genuß und unſre Belehrung einerlei, ob die Perſonen, in deren Schickſalen wir den unſrigen nachſpüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anſchauung der großen, einfachen Seele der Zeiterſcheinungen, und finden wir dieſen Wunſch gewährt, ſo kümmern wir uns wenig um die zufällige Exiſtenz ihrer äußern Figuren.“ So unterſcheidet Novalis im Allgemeinen vortrefflich den Geiſt der Geſchichte von der äußern Geſchichte, die gegen den wahren Kern ganz gleichgiltig angeſehen werden müſſe; aber von der Reformation kann er zunächſt keine andere Idee faſſen, als daß ſie der Zuſtand unberechtigter Anarchie ſei, weil ſie keine unabhängige Prieſterregierung duldet. Daß ſie die Anarchie des Innern proclamirt, hat er richtig bemerkt; er hätte nur nicht vergeſſen ſollen, daß Niemand als das Ich ſelbſt das Ich beherrſchen und innerlich beſtimmen kann. Aber hierin folgte er Fichte nicht. Er ſagt: „Der Religionsfriede wurde nach ganz fehlerhaften Grundſätzen abgeſchloſſen, und durch die Fortſetzung des ſogenannten Proteſtantismus etwas durchaus Widerſprechendes — eine Revolutionsregierung permanent erklärt. Indeß liegt dem Proteſtantismus bei Weitem nicht bloß jener reine Begriff zu Grunde, ſondern Luther behandelte das Chriſtenthum überhaupt willkürlich, verkannte ſeinen Geiſt, und führte einen andern Buchſtaben und eine andere Religion ein, nämlich die heilige Allgemeingiltigkeit der Bibel. Dem religiöſen Sinn war dieſe Wahl höchſt verderblich, da nichts ſeine Irritabilität ſo ſehr vernichtet, wie der Buchſtabe. Im ehemaligen Zuſtande hatte dieſer bei dem großen Umfange, der Geſchmeidigkeit und dem reichhaltigen Stoff des katholiſchen Glaubens, ſo wie der Eſoteriſirung der Bibel und der heiligen Gewalt der Concilien und des geiſtlichen Oberhauptes, nie ſo ſchädlich werden können; jetzt aber wurden dieſe Gegenmittel vernichtet, die abſolute Popularität der Bibel behauptet, und nun drückte der dürftige Inhalt, der rohe, abſtracte Entwurf der Religion in dieſen Büchern (wie kühn und wie rückſichtslos!) deſto merklicher, und erſchwerte dem heiligen Geiſte die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung unendlich. Daher zeigt uns auch die Geſchichte des Proteſtantismus keine herrlichen, großen Erſcheinungen des Ueberirdiſchen mehr, nur ſein Anfang glänzt durch ein vorübergehendes Feuer des Himmels; bald nachher iſt ſchon die Vertrocknung des heiligen Sinnes bemerklich, das Weltliche hat die Oberhand gewonnen, der Kunſtſinn leidet ſympathetiſch mit, nur ſelten, daß hie und da ein gediegener Lebensfunke hervorbricht, und eine *kleine Gemeinde* ſich aſſimilirt. So *Zinzendorf* und *Jacob Böhme*. Die Moderatiſten behalten die Oberhand und die Zeit nähert ſich einer gänzlichen Atonie der höheren Organe, der Periode des praktiſchen Unglaubens. *Mit der Reformation war's um die Chriſtenheit gethan.*“

Ja! die Sehnſucht nach dem trüben Duft eines heiligen Sinnes, der die Weltlichkeit als unbezwinglichen Gegner behandelt, und „das freche Licht“ des neuen Tageslebens nicht gern ſieht, ſteigert ſich ſogar bis zum Lobe der Jeſuiten, dieſer klugen Aerzte des alterskranken geiſtlichen Regiments, „deren Pläne nur darum fehlſchlugen, weil ſie nicht auf alle Anlagen des ganzen Geſchlechts angelegt waren;“ — allerdings ein fundamentaler Fehler, zumal wenn es grade die Anlage zur Geiſtesfreiheit ſein ſollte, die die Jeſuiten überſehn haben!

Hier kommt nun dennoch die Nothwendigkeit der Reformation als „Mündigkeit der Zeit“ heraus; aber das bringt nur neues Unglück. „Der Gelehrte iſt gegen die Geiſtlichen, das Wiſſen gegen den Glauben, die Philoſophie gegen die Religion; ja der Religionshaß dehnt ſich auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus und verketzert Phantaſie, Gefühl, Sittlichkeit, Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit." verſichert Novalis' Klagelied, nur „Ein Enthuſiasmus wird großmüthig den armen Menſchen übrig gelaſſen, der Enthuſiasmus für die Philoſophie;" und Frankreich hat das Glück, der Schooß und Sitz dieſes neuen Glaubens zu ſein. Das iſt dieſelbe Litanei, die jetzt von allen Heiligen in die Ohren unſerer edlen Ritter geſungen wird, um Geiſtes- und Staatsfreiheit an den Gemüthstaumel des altdeutſchen Glaubens und Lebens zu verrathen. Vernünftiger fährt er dann fort: „Die ſtaatsumwälzenden Zeiten, ganz in die Weltlichkeit verſenkt, wälzen den Stein des Siſyphus, weil der Staat nach der Erde weist; aber eben ſie knüpfen den Menſchen durch höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels. Die Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion." Ein großes Bewußtſein, deſſen Wahrheit der Gedanke iſt: keine Freiheit ſei eine befriedigende, als allein die in der abſoluten Region des reinen Geiſtes ſelbſt errungene, der Begriff, den der Zweifel, und das Ideal, das der freiwallende und gährende Buſen gebiert. Und nun prophezeit er den germaniſch-romaniſchen Völkern mit dem Frieden den Anfang „eines neuen höheren Lebens", während bei den Deutſchen ſelbſt die Spuren der neuen Welt ſchon mit voller Gewißheit aufzuzeigen ſeien. Was er aber von der neuen Welt ſieht und prophezeit, das iſt nur er ſelbſt und dieſe noch mythiſch und myſtiſch eingehüllte tiefere Freiheit, die er reizend alſo ſchildert: „Eine Vielſeitigkeit ohne Gleichen, eine wunderbare Tiefe, eine glänzende Politur, vielumfaſſende Kenntniſſe und eine reiche, kräftige Phantaſie findet man hie und da, und oft kühn gepaart. Eine gewaltige Ahnung der ſchöpferiſchen Willkür, der Grenzenloſigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit, der heiligen Eigenthümlichkeit und der Allfähigkeit der inneren Menſchheit ſcheint überall rege zu werden. Aus dem Morgentraume der unbehilflichen Kindheit erwacht, übt ein Theil des Geſchlechts ſeine erſten Kräfte an Schlangen, die ſeine Wiege umſchlingen und den Gebrauch ſeiner Gliedmaßen ihm benehmen wollen. Noch ſind Alles nur Andeutungen, unzuſammenhängend und roh; aber ſie verrathen dem hiſtoriſchen Auge eine univerſelle Individualität, eine neue Geſchichte, eine neue Menſchheit, die ſüßeſte Umarmung einer jungen überraſchten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innigſte Empfängniß eines neuen Meſſias in tauſend Gliedern zugleich. Wer fühlt ſich nicht mit ſüßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild ſeines Vaters, eine goldene Zeit mit dunklen unendlichen Augen, eine prophetiſche wunderthätige und wundenheilende, tröſtende und ewiges Leben entzündende Zeit ſein, — eine große Verſöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menſchen einheimiſch, nur geglaubt, nicht geſehen werden, und unter zahlloſen Geſtalten den Gläubigen ſichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Geſang vernommen, und mit himmliſcher Wolluſt, als Tod, unter den höchſten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrauſenden Leibes aufgenommen wird."

So ſehr geht ihm die neue Zeit zu Herzen, ſo ſehr iſt ſie in alle ſeine Nerven verwachſen, daß er mit wollüſtiger Spannung ihre Wehen fühlt und darin erſtirbt. Das Selbſtgefühl welches ſich zur Wolluſt ſteigert, und die Freiheit, welche bis zum Exceß Welt und Geſchichte in ihren Phantaſien verflüchtigt — Beides wirft ſich nun aber weg an „die Wiederkunft der Hierarchie", an eine fremde, vergangene Objectivität, an eine ſtarre äußerliche Nothwendigkeit. Das exceſſive Selbſtgefühl an das fremde Object, — die exceſſive Freiheit an die ſtarre Nothwendigkeit wegwerfen — heißt das zur wahren Freiheit und zum ächten Frieden gelangen? Dieſe wollüſtige Gemüths- und Phantaſieſchwelgerei, die ſich in der eben angeführten Stelle dumpf ins Räthſelhafte und unklar Zweideutige verliert, ins Tönen und leere Schallen dithyrambiſcher Ausläufer ihre Ekſtaſe legt, — das iſt eine Freiheit, welche die Nothwendigkeit und ihr Geſetz nicht in ſich hat; dieſe exceſſive Freiheit iſt die Willkür ſelbſt, und weil ſie nun die Nothwendigkeit außer ſich hat, ſo ſucht ſie dieſelbe auch da draußen — nicht innen im Geſetz des Geiſtes und in der ſich ſelbſt zügelnden Vernunft, ſondern da draußen im Geſetz der Hierarchie und dem ſtarren Zwange ihrer Formen.

Wir haben hiemit Novalis in ſeinem Weſen erkannt, und könnten nun füglich von ihm Abſchied nehmen, wenn nicht die nähere Ausführung ſeiner Innerlichkeit ſowohl in den „Hymnen an die Nacht“ und dem „Ofterdingen“, als auch in den „Fragmenten“ alle Quellen der neueſten Romantik mit wahrhaft vernichtendem Freimuth bloslegte. Die ſubjective geſetzloſe Form begründet die losgelaſſene Willkür der Phantaſie, d. h. die poetiſche und religiöſe Myſtik und das Selbſtgefühl des Subjects ſteigert ſich in dieſem viſionären Selbſtgenuß bis zur Wolluſt. Beide Seiten, die Myſtik, dieſe theoretiſche Wolluſt, und die Wolluſt, dieſe praktiſche Myſtik, treten bei Novalis gleich ſtark hervor, und es iſt nichts intereſſanter, als dieſen Zuſammenhängen nachzugehen und ſie zu ergründen.

Novalis iſt kein Heuchler und kein hohler Objectiviſt, wie wir ſie jetzt an den Alles beweiſenden und für Nichts erglühenden philoſophiſchen Zöpfen, dieſen Mißgeburten der Hegelei, vor uns haben: er ſetzt überall für ſeine Wahrheit ſich ſelber ein; die tiefſte, rückſichtsloſeſte Empfindung iſt ſein Princip, und daher Alles, auch ſein Philoſophem, lyriſch bewegt. Er will ſich fühlen und er hat es kein Hehl, daß er dieſen Selbſtgenuß ſucht. Dies führt ihn denn auch auf die Zuſtände, welche vorzugsweiſe dem Subject ſich zu fühlen geben. Darum iſt ihm die Krankheit lieber, als die Geſundheit, und die Nacht lieber, als der Tag und ſein „freches Licht.“ Hiemit ſchließt Novalis ſich entſchieden an die Gallitzin an. Der Geſunde fühlt ſich nicht, der Kranke dagegen wird immer auf ſich zurückgeworfen und hat eben darin ſeine Krankheit, daß in der Störung des freien organiſchen Proceſſes nun das Subject ſich afficirt fühlt, ſich in ſeiner Bewegung gewahr wird und, bei der Hemmung anhaltend, zugleich bei ſich anhält. Der Kranke fühlt ſich vorzugsweiſe, wie denn die Wolluſt, der exceſſive Selbſtgenuß, nichts Anderes iſt, als ein krankhaftes Selbſtgefühl und der ſchwebende Kampf zwiſchen Luſt und Schmerz. Dies drückt Novalis ſehr richtig ſo aus: „Ueberall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen Bedingungen (Berührungen) wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſein, deren begeiſternde Wirkungen wir ſe ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben.“

Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der Nacht. Dieſe hemmt das Subject, verſchließt ihm die Breite der Außenwelt und treibt es dadurch in ſich ſelbſt und auf ſein Selbſtgefühl zurück. So iſt das Grauen die Wolluſt dieſes Nachtgefühls, der Schauder des Selbſtverluſtes, aus welchem das Subject ſich zum Selbſtgefühl zurückgeworfen findet. Höchſtens das Zwielicht der

mondbeglänzten Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält,

ſagt dem inſichgekehrten Auge der Romantik zu. In den „Hymnen an die Nacht" heißt es ſchön und zugleich wunderbar charakteriſtiſch: „Abwärts wend' ich mich zu der heiligen unausſprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft verſenkt: wüſt und einſam iſt ihre Stelle. In den Saiten der Bruſt weht tiefe Wehmuth. — — Was quillt auf einmal ſo ahndungsvoll unterm Herzen, und verſchluckt der Wehmuth weiche Luft? Haſt auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältſt du unter deinem Mantel, das mir unſichtbar kräftig an die Seele geht? Köſtlicher Balſam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die ſchweren Flügel des Gemüths hebſt du empor. Dunkel und unausſprechlich fühlen wir uns bewegt —

ein ernſtes Antlitz ſeh' ich froh erſchrocken,
das ſanft und ahndungsvoll ſich zu mir neigt,
und unter unendlich verſchlungenen Locken
der Mutter liebe Jugend zeigt.

Wie arm und kindiſch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und geſegnet des Tages Abſchied. — Himmliſcher, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter ſehen ſie, als die blaſſeſten jener zahlloſen Heere — unbedürftig des Lichts durchſchauen ſie die Tiefen eines liebenden Gemüths — was einen höhern Raum mit unſäglicher Wolluſt füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten (der innerlichen), der Pflegerin ſeliger Liebe — ſie ſendet mir dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach' ich — denn ich bin Dein und Mein — du haſt die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menſchen gemacht — zehre mit Geiſterglut meinen Leib, daß ich luſtig mit dir inniger mich miſche und dann ewig die Brautnacht währt."

Hier haben wir Alles beieinander: die Nacht, das in ſich ſchwelgende Gemüth, das Unausſprechliche, die Tiefe der Wolluſt, die Krankheit und die Wolluſt der Krankheit und am Ende das Sterben, welches dann wieder Nacht und Gemüthsſeligkeit iſt. Eine andere Stelle ſpricht die Wolluſt des Schmerzes aus: „In dem Augenblick, in welchem ein Menſch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendſte Wolluſt in ſeinen Armen, die höchſte poſitive Luſt durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Syntheſis ſein? Je fürchterlicher der Schmerz, deſto höher die darin verborgene Luſt? Jede Krankheit iſt vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweier Weſen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Menſch enthuſiaſtiſch für Krankheiten und Schmerz werden und vor Allem den Tod als eine nähere Verbindung liebender Weſen anſehen. Fängt nicht überall das Beſte mit Krankheit an? Halbe Krankheit iſt übel, ganze Krankheit iſt Luſt und zwar höhere."

Dieſem ſich Fühlen des Subjects bis in alle Nerven hinein, dem wollüſtigen Krankheitsgefühl bei Novalis entſpricht im Pietismus das Sündenbewußtſein, die geiſtige Krankheit, die eigentlich eine Wolluſt iſt; und wie Novalis' Begeiſterung für die Krankheit dem Sündenbewußtſein, ſo entſpricht ſeine Vorliebe für die Nacht der Myſtik, dem monologiſchen Schwelgen des Subjects im Gottesgefühl, in ſubjectiven Viſionen und ekſtatiſchen Zuſtänden, die, ebenſo wie die gemeine Geſpenſterſchau in der Nacht, der Schauer des viſionären Außerſichſeins und die Wolluſt des ſich darin behauptenden Subjects ſind. Deswegen treibt ſich denn auch in Jung Stilling früher und ſodann bei Juſtinus Kerner und Eſchenmayer (vgl. die Seherin von Prevorſt u. ſ. w.) die Myſtik geradezu zum Geſpenſterſpuk fort (vgl. die Nachtſeite der Natur, von Schubert). Wie die Myſtik in Geſpenſterſpuk, ſo läuft der Pietismus in Jeſuitismus aus (vgl. Th. IV, S. 180 die Ausführung der „Pietismus und die Jeſuiten"). Von der Wolluſt der frommen Genußſucht im Pietismus und in der Myſtik hat Novalis das entſchiedenſte Bewußtſein. Er ſagt: „Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt. Die Sünde iſt der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je ſündiger der Menſch ſich fühlt deſto chriſtlicher iſt er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und der Liebe." Und: „Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat."

Ferner: „Spinoza's Idee von einem imperativen, ſchönen oder vollkommenen Wiſſen, einem an ſich befriedigten Wiſſen, einem alles übrige Wiſſen annihilirenden und den Wiſſenstrieb angenehm aufhebenden Wiſſen, kurz einem wollüſtigen Wiſſen (welche Idee allem Myſticismus zu Grunde liegt) iſt äußerſt intereſſant.“ Dies wollüſtige Wiſſen giebt uns die Deutung der wollüſtigen Religion, der ſich genießenden Gemüthsſchwelgerei.

Die Myſtik iſt der theoretiſche, der Pietismus der praktiſche Selbſtgenuß des Religiöſen. Die Myſtik geht nicht auf die Geſinnung und auf das Verhalten nach Außen, ſondern auf das Gefühl und die Phantaſie, alſo nach Innen. Die Myſtik, dieſes viſionär excluſive Selbſtgefühl im Abſoluten, zeigt ſich zuerſt gegen die ſteife und äußerliche Scholaſtik und iſt in dem Geltendmachen des Subjectiven die Richtung auf die religiöſe Befreiung, ein Vorläufer der Reformation. Der Myſtiker in ſeiner frommen Ekſtaſe iſt ſein eigener Prieſter, er hat nur ken innerlichen, gar keinen äußerlichen Zweck, er geht über die Formen der Kirche, über die Vorſtellungen der Kirche, über die Geſetze hinaus und erkennt keine andere Vermittlung mit ſeinem Gott an, als die Viſionen, dieſe Zuſtände ſeines eigenen Innern, als die Gefühlserregung, die, unabhängig von aller Menſchenmacht und von aller hierarchiſchen Controle, mitten im Unfreien die Geiſtesfreiheit geltend macht. Ein bedeutender Reformations-Vorläufer in dieſem myſtiſchen Belebungsproceß, in dieſem Wiedererobern des religiöſen Inhalts für das eigne Leben des Innern iſt Tauler, deſſen Predigten und Schriften in deutſcher Sprache eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Die Myſtik nach der Reformation und innerhalb derſelben iſt ſodann in Jacob Böhm wirklich Sache des Laien, nicht nur des religiöſen, auch des wiſſenſchaftlichen Laien, darum die naturaliſirende Speculation in rohſter Form. Er beſitzt theils die proteſtantiſche Theologie, alſo die befreite Form des Speculativen, theils ſetzt er die Dogmatik derſelben voraus, beſitzt ſie alſo unfrei, theils aber hebt er auch dieſe Unfreiheit in ſeinen Viſionen und Speculationen gänzlich auf und befreit ſich mithin wirklich, ein myſtiſcher Philoſoph: es war in ihm die Speculation und die Viſion mit gleicher Berechtigung vermiſcht. Mit Leibnitz erfaßt die Wiſſenſchaft in gereinigter Form dieſe dunkle Naturſeite des Geiſtes, ergreift und bändigt ihre Exceſſe und erhebt das Princip des Individuellen und Subjectiven zum wiſſenſchaftlichen Beſitz aus der bisherigen unklaren und unmittelbaren Geiſtesgährung.

Novalis ſucht nun umgekehrt den philoſophiſchen Geiſt, deſſen er ausgezeichnet mächtig geworden war, wiederum in die dunkle Tiefe des Gemüths und der Phantaſie zu verſenken. Er hatte die Abſicht, außer dem Ofterdingen noch ſechs andere myſtiſche Tendenzromane zu ſchreiben, in denen er, wie Tieck behauptet, „ſeine Anſichten der Phyſik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Oſterdingen die der Poeſie niederlegen wollte.“ „Denn, ſagt Tieck, es war ihm (im Oſterdingen) nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheit darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen gewöhnlichſten Vorfällen in Poeſie, weil dieſe der Geiſt iſt, der alle Dinge belebt.“ Tieck und Novalis iſt aber die Poeſie gleich Fabel und Mährchen, gleich dem willkürlichen, Alles in ſeinen Strudel ſtürzenden Spiel der Phantaſie, jedoch ſo (und das iſt hierbei das Seltſame), daß dieſes Spiel ſich nun nicht Selbſtzweck iſt, ſondern dazu dient, von irgend etwas „das innerſte Weſen aufzuſchließen,“ alſo ein freies Phantaſieſpiel mit metaphyſiſchem oder philoſophiſchem Zweck, mit dem Zweck der Offenbarung, der Belehrung, der Geltendmachung einer Anſicht, das nennt Tieck, und das iſt auch für Novalis in Wahrheit die Poeſie. Und hieraus erklärt ſich nun näher, warum ihm „Fabel und Mährchen nur das Geſammtwerkzeug ſeiner gegenwärtigen Welt“ iſt. Die Tiefe der Innerlichkeit und der metaphyſiſche Grund läßt ſich in „einzelnen und beſtimmten Figuren“ der wahren Poeſie nicht verwirklichen, es wird daher zu einer allgemeinen Auflöſung aller Individuen des Oſterdingen in Typen und allegoriſche Allgemeinheiten geſchritten, und was er dem armen Mährchen zumuthet, „prophetiſche und abſolut nothwendige Darſtellung zu ſein,“ iſt ſchon derſelbe unpoetiſche Tic, daſſelbe halbphiloſophiſche und didaktiſche Intereſſe, die Tendenz hinter der wirklichen Sache, die Tieck in ſeinen Perſiflagenmährchen und auch Göthe mit ſeinem unglücklichen Mährchen und ſpäter mit der koloſſalen Räthſelwirthſchaft des zweiten Fauſt verfolgt. Novalis hat unſtreitig ein tiefpoetiſches Gemüth. Das Ewige iſt in ſeiner Macht, und die Form dafür iſt ihm ſo entſchieden die ſinnliche, daß er überall nicht nur perſönlich und gemüthlich dabei iſt, nicht nur immer lyriſch und phantaſtiſch, d. h. durch das poetiſche Mittel der wirklichen Exiſtenzen ſich ausſpricht, daß er ſogar überall bis zur wollüſtigen Sinnlichkeit, alſo der ekſtatiſchen Betheiligung des ſinnlichen Ichs fortgeht. Das Sinnlichgeiſtige iſt ſein wahres Element; aber dann auch wieder nicht, denn nicht dieſes Beſtimmte iſt es ja, was ihn intereſſirt, er will das eigentliche Weſen, den metaphyſiſchen Grund der Sache ausſprechen. Aſtralis iſt daher der Sohn Oſterdingens und Mathildens, aber er iſt es auch wieder nicht, ſondern eine Allegorie, er iſt „der Geiſt der Poeſie und zugleich der ſideriſche Menſch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens geboren iſt.“ Ja ſeine Geneſis ſelbſt und damit auch ſeine Erzeuger werden zum Allgemeinen verflüchtigt, denn er ſagt von ſich und ſeiner Zeugung:

„Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.“

Und wie es mit dieſer Poeſie in ihrer allegoriſchen Phantaſtik bewandt ſei, drückt derſelbe ſideriſche Wechſelbalg auf folgende Weiſe aus:

„Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt, es ſei geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn;
Frei ſoll die Phantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier Manches verſchleiern, dort Manches entfalten,
Und endlich in magiſchem Dunſt verſchweben.
Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie, —
Wer ſich der höchſten Lieb' ergeben,
Genaß von ihren Wunden nie.“

Durch dieſe wollüſtige Myſtik und willkürliche Phantaſtik löſt ſich leider die reizendſte Poeſie überall in „den blauen Dunſt“ der Allegorie auf.

„Die Liebe (ein allegoriſcher Popanz) ging auf dunkler Bahn
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und ſeltſam aufgeſchmückt.

Ein blauer Dunſt umſchwebte ſie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Phantaſie (ebenfalls perſonificirt)
Sie über Strom und Land.“

Wie erkältend haucht uns dieſer blaue Dunſt an, wenn r uns das friſche, warme Lebensbild, das Feſt und die Verlobung Heinrichs und Mathildens, des alten Schwa- ing Lied von der Jungfrau Liebe und ſchwellender Jugend, ie alle Bänder überquillt, des heitern Klingsohr: „Auf grünen Bergen ward geboren der Gott, der uns den Himmel bringt" — in trübe, allegoriſche Nebelwolken entrückt. Wäre doch die kleinſte Novelle mit reellen, bleibenden Geſtalten poetiſcher geweſen, als die blauſten, dunkelſten, fernſten und tiefſten allegoriſchen Mährchen, und der irdiſche Knabe lieber und bedeutender, je irdiſcher, deſto lieber, und wie viel mehr als der ſideriſche Aſtralis! Denn die Kinder, das ſagt Novalis ſelbſt, ſind „die ſichtbar gewordene Liebe," und der wirkliche Menſch iſt „der einzige Tempel Gottes auf der Welt," wie „das Thier die ſichtbare Unvernunft," ſo iſt „der Menſch die ſichtbare Vernunft."

Die Form der Poeſie, welche Novalis im Ofterdingen gewählt, entſpricht weder der Tiefe ſeiner eigenen Philoſophie, deren wunderbare Blicke nach allen Richtungen Jeden überraſchen werden, der ſeine Fragmente lieſt und die philoſophiſchen Probleme kennt, noch darf ſie ſich der wahren Poeſie, die zu ſeiner Zeit ſo mächtig einſchlug, an die Seite ſtellen. Mit dieſer Poeſie und namentlich mit dem Wilhelm Meiſter, der ſich feſt an die Wirklichkeit anſchließt, iſt er daher ſehr unzufrieden: „Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte, bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buches.“ Um nun dem Wunderbaren und Romantiſchen, dem Nichtmodernen, der Naturmyſtik und aller möglichen Verwunderung rechten Spielraum zu geben, ſpielt der Heinrich von Ofterdingen in einer ſolchen Naivetät des Mittelalters, daß er auch das Gemeinſte erſt zu erleben hat, daß z. B. die Laute, der Dichter, ja die ganze Welt, welche ihm erſt in Augsburg wirklich wird, zu Anfange uns als eine Sage aus der Ferne hereindämmern; und dann, wenn man endlich bei der verheißenen Wirklichkeit angelangt iſt, dieſe mittelſt des blauen Dunſtes wieder verſchwindet und als Fata Morgana einer wetterwendiſchen Phantaſtik erſcheint.

Dies iſt die Seite, nach welcher Novalis der Vater der eigentlichen Romantik in der Kunſt iſt; und er iſt in ſeiner gedrungenen, energiſchen und überall wahrhaft empfundenen Form nicht nur das Original und die Quelle der Romantik, ſondern auch ihr ganzer Inbegriff, der ſpäter in eine weitläufige Welt freilich auseinanderſplittert. Wie von den Büchern der cumäiſchen Sibylle das Eine, welches der König kaufte, ſo viel werth war, als alle zuſammen, die ſie ihm zuerſt geboten, ſo iſt auch der Eine Novalis die ganze Romantik, und wenn alle Schriften der nachfolgenden Verkündiger dieſes Geiſtes in Waſſers- oder Feuersnoth geriethen, ihr Weſentliches wäre uns in ihm verſichert.

Nach der andern Seite iſt er eine Grundlage und eine Vorbedeutung der gegenwärtigen Philoſophie, die zuerſt in Schelling ihm entſpricht, ſodann in Hegel ihm und Schelling widerſpricht und mit dem gegenwärtigen Bewußtſein, wie die Kritik Schelling's, ſo auch die vollkommene und eigentliche Kritik Novalis' herbeiführt, deſſen Wahres und Unwahres in ſeiner Darſtellung zu ſondern darum ſo ſchwer fiel, weil man ihn nicht zeigen kann ohne ihn in mythiſch, myſtiſch, mährchenhafter Form, eingehüllt in das individuelle Gemüth und ſeine Phantaſieen, erſcheinen zu laſſen.

2. Schelling.

1775.

Was in **Novalis** lyriſch, ahnend, prophetiſch zum Durchbruch kam und in Poeſieen, Mährchen und genialen Einfällen verwirklicht werden ſollte, das ſucht **Schelling** ſyſtematiſch durchzuführen, aber mit der ausdrücklichen Behauptung, „dieſe Philoſophie ſei der **Poeſie, dem Mythus** und der **genialen Eingebung** gleich.“ Die Philoſophie iſt ein „Act des Genies,“ „ſie iſt von der Kunſt geboren und muß alles Wiſſen wieder in den Ocean der Poeſie zurückführen.“ „**Eine neue Mythologie** iſt das **Problem**.“ So ſpricht ſich ſchon das „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus“ aus, ſo verfährt er in ſeinen naturphiloſophiſchen Ausführungen, und die vielgeprieſene Abhandlung „über die Freiheit“ wird überall zum Mythus, wo ſie aus der Kritik der früheren Philoſophien zur Darlegung ihrer eignen Anſicht übergeht.

Schelling kehrt die dunkle Seite des Geiſtes hervor, aus dem klaren Selbſtbewußtſein **Fichtes** macht er unter demſelben Namen, dem der „intellectuellen Anſchauung“, ein **myſtiſches überſchwengliches Schauen des Abſoluten**, welches das Abſolute ſelbſt ſt. Von völlig Fichtiſchen Ausdrücken kommt er zuletzt u völlig theologiſchen und myſtiſchen, wie „Gott und Natur, Himmel und Hölle und der **Ungrund**, welcher die abſolute Indifferenz der Gegenſätze, Gottes und ſeines Naturgrundes, iſt.“ Ueber das Fichtiſche Princip iſt Schelling nie hinausgekommen. So lange er philoſophirt, bleibt er von Fichte abhängig, erſt wo er die Philoſopheme zu Mythen erhebt und ſich und die Welt myſtificirt, macht er einen Gegenſatz gegen Fichte, denſelben, den Novalis machte, nur mit dem Unterſchied, daß er Novalis' Genialitäten zu einer ſyſtematiſchen Ausbreitung auseinanderdehnt und ihnen die Form der leichten Anmuth nimmt, um ihnen die der unerreichbaren Doctrin zu geben. Schelling iſt bei weitem nicht ſo ſelbſtändig gegen Fichte, wie Novalis. Er ſetzt Fichtes Natur im Geiſt und ſeiner vergeiſtigten Natur nichts anders entgegen als eine Ausführung dieſer Idee; und als er Fichte heftig angriff, konnte er ihm nur vorwerfen, Fichte ſei ſpäter, als er in die religiöſe Vorſtellung zurückgefallen, habe ſich ſpäter erinnert, daß nicht von dem empiriſchen Ich, ſondern von Gott, als dem abſoluten Subject, die Rede hätte ſein müſſen. Dieſe Entdeckung Schellings, die den „abſoluten“ Idealismus erſt ausmachen ſollte, haben die Theologen lange vor ihm gemacht; und es bleibt als Unterſchied Schellings von Fichte nichts Anderes übrig, als was Hegel ſchon zu einer Zeit dafür erklärte, wo Schelling ſich ſelbſt noch für einen Fichtianer hielt, nämlich, daß Fichte die logiſche und rationelle Einheit des Subjectiven und Objectiven ausführt, Schelling dagegen die Naturbeſtimmtheiten ebenfalls als geiſtige wirklich zu beweiſen ſucht. Er ſucht das Syſtem des tranſcendentalen Idealismus als Naturphiloſophie durchzuführen und Fichtes Princip zu realiſiren. So lange er Philoſoph bleibt, bleibt er Fichtianer, ſelbſt die Vergeiſtigung der Spinoziſtiſchen Subſtanz iſt nur eine weitere Ausführung des Fichtiſchen Anfangs. Wo er aber aufhört Fichtianer zu ſein, fängt er an Mythiker zu werden. Dabei geben wir gerne zu, daß Novalis' Mährchen und Novalis' Myſterium, Novalis' Kühnheit, ſich zu jedem Abfall von der Freiheit zu bekennen und ſelbſt zum Hymnus auf die Nacht und zum Lobe des Katholicismus ſich zu begeiſtern ſchon von Anfang an in Schelling ſteckt. Wie Novalis, ſind alle dieſe Geiſter des Gegenſtoßes gegen den Durchbruch zur vollen Freiheit von Anfang an entſchieden und ganz, wenn auch noch nicht in voller Ausbreitung und Deutlichkeit, das, wofür ſie am Ende ihrer Laufbahn erkannt werden. Alle ſind gezwungen, von der Freiheit auszugehn, welche in ihrer Zeit erreicht wurde; aber ſie gehen gleich Anfangs nicht von ihr aus, um zu ihr zurückzukehren, ſondern, um ſich gegen ſie zu wenden. Ganz wie Fichte ſpricht Schelling die Einheit des Idealen und Realen aus, und bemüht ſich in den verſchiedenſten Anſätzen, die Idee in der Natur, die Identität der Gegenſätze im Abſoluten (in Gott) ſyſtematiſch darzuthun. Er fühlt ſehr gut, daß, da nun einmal das abſolute Princip entdeckt iſt, nur mit dem Syſtem weiter zu kommen ſei. Um ſich auch im

Princip zu unterſcheiden, muß er das Princip verdunkeln und den Leſer myſtificiren. „Das Geſammte was iſt," ſagt er in der „Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik," „iſt an ſich oder ſeinem Weſen nach die abſolute Identität ſelbſt: der Form ſeines Seins nach das Selbſterkennen der abſoluten Identität von Subject und Object in ihrer Identität, welches unendlich iſt." Fichte macht die Einheit des Objects und Subjects im Denkact klar; Schelling erklärt in der „neuen Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik" die intellectuelle Anſchauung für eine Sache der Begabung, ſo daß es ſich gezieme, „den Zugang zur Philoſophie nach allen Seiten hin vom gemeinen Wiſſen ſo zu iſoliren, daß kein Weg oder Fußſteig von ihm aus zu ihr führen könne", und ſpricht „dem Denken, welches einen nothwendigen Gegenſatz am Sein habe," die Fähigkeit ab, abſolutes Erkennen zu ſein und zu werden. Im „Syſtem des tranſcendentalen Idealismus" deducirt er das „Organ der Philoſophie," das „Genie," deſſen Product das „Abſichtsloſe, zu dem abſichtlich Begonnenen hinzugebracht," wäre. „Dieſes unveränderlich Identiſche, was zu keinem Bewußtſein gelangen kann und nur aus dem Product wiederſtrahlet, iſt für den Producirenden eben das, was für den Handelnden das Schickſal iſt, d. h. eine dunkle, unbekannte Gewalt, die zu dem Stückwerk der Freiheit das Vollendete oder Objective hinzubringt. Und wie jene Macht, welche durch unſer freies Handeln ohne unſer Wiſſen und ſelbſt wider unſern Willen nichtvorgeſtellte Zwecke realiſirt, Schickſal genannt wird, ſo wird das Unbegreifliche, was ohne Zuthun der Freiheit und gewiſſermaßen der Freiheit entgegen, in welcher ewig ſich flieht, was in jener Production (dem Kunſtwerk) vereinigt iſt, zu dem Bewußtſein das Objective hinzubringt, mit dem dunklen Begriff des Genies bezeichnet.“ Hiemit weiſſagt er ſich und ſeine Stellung gegen Fichte, hiemit nimmt er Schillers freie Schönheit in ſeine dunkle Form hinüber, und nachdem er anerkannt hat, nur die Kunſt offenbare das Ewige, erklärt er die Philoſophie für einen äſthetiſchen Act, in welchem ebenfalls „Denken und Sein“ nicht entgegengeſetzt wären. In der „neuen Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik“ führt er dies ſo aus: „als abſolutes Erkennen kann nur ein ſolches gedacht werden, in welchem Denken und Sein ſelbſt nicht entgegengeſetzt ſind. In der Idee des Abſoluten wird eine gleiche abſolute Einheit der Idealität und Realität, des Wiſſens und Seins, der Möglichkeit und Wirklichkeit gedacht. Was in allem Sein vereinigt iſt, iſt das Allgemeine und Beſondere, wovon jenes dem Denken, dieſes dem Sein entſpricht. Allgemeines und Beſonderes ſind in Anſehung deſſen, was abſolut iſt, ſchlechthin eins. Da es die Form iſt, wodurch das Beſondere ein Beſonderes, das Endliche endlich iſt, ſo iſt, weil im Abſoluten das Beſondere und Allgemeine abſolut eins, auch die Form mit dem Weſen eins. Da das Abſolute im Erkennen der Form nach iſt, ſo iſt es wegen der abſoluten Indifferenz des Weſens und der Form, die zu ſeiner Idee gehört, auch dem Weſen nach im Erkennen. Die abſolute Einheit des Idealen und Realen iſt die ewige von ſeinem Weſen nicht verſchiedene Form des Abſoluten, das Abſolute ſelbſt. Dieſe intellectuelle Anſchauung iſt, als Erkenntniß, zugleich abſolut eins mit dem Gegenſtande der Erkenntniß. Das iſt die erſte ſpeculative Erkenntniß, das Princip und der Grund der Möglichkeit aller Philoſophie; von dieſem Punkte geht alle philoſophiſche Exiſtenz aus, und er ſelbſt iſt die höchſte Exiſtenz." „Das abſolute Erkennen, welches nothwendig das Abſolute ſelbſt, und ſonach die nothwendige und mit dem Abſoluten gleich ewige Form deſſelben iſt, iſt im Idealismus als abſolutes Ich bezeichnet worden. Das iſt der Begriff, mit dem, als einem Zauberſchlag, die Welt ſich öffnet, das Objectwerden des unendlichen Denkens. Die Dinge-an-ſich ſind die Ideen im ewigen Erkenntnißact." Dieſes wunderbare Weſen war bei Fichte ein vernünftiges, beſſer wird es hier nicht, aber dunkler. Die „intellectuelle Anſchauung" iſt eine myſtiſche geworden, ſie iſt nun etwas anders als das Denken, ſie iſt das Abſolute, und das „undenkbare" Abſolute wird dem Genie in einem äſthetiſchen Act offenbart, wenn es eine Viſion hat, deren die meiſten Leute unfähig ſind. Nur den Sonntagskindern, ſagt Hegel, läßt er die Philoſophie übrig, das Denken wird zum Schauen. Wie dem leiblichen Auge nicht gegeben werden kann, was es nicht ſieht, ſo iſt das geiſtige Auge der intellectuellen Anſchauung Niemanden zu verſchaffen und zu eröffnen, denn es iſt die unmittelbare, *die ſchon vorgefundene geniale Viſion*. „Wer ſie hat, dem iſt ſie evident, wer ſie nicht hat, dem wird ſie nicht andemonſtrirt.“ Sie iſt *Begabung des geiſtigen Organs*, und nicht das Ende oder der Verlauf, ſondern der Ausgangspunkt aller Philoſophie. „Das philoſophiſche Wiſſen muß ein Anſchauen ſein, heißt es im „tranſcendentalen Idealismus“, das, als freies, ſich ſelbſt zum Object habendes *Produciren*, nicht ſinnliche, ſondern *intellectuelle Anſchauung*, das *Organ* alles tranſcendentalen Denkens iſt. Alles vorgebliche Nichtverſtehen dieſes Philoſophirens hat ſeinen Grund nicht in ſeiner eignen Unverſtändlichkeit, ſondern in dem *Mangel des Organs*, mit dem es aufgefaßt werden muß, und das man fordern und vermuthen kann.“ Schelling rechtfertigt hiemit ſeine immer wieder bewieſene Unfähigkeit, einen ſyſtematiſchen Weg zu der Höhe ſeiner philoſophiſchen Warte, zu ſeiner myſtiſchen intellectuellen Anſchauung, zu bahnen, ja er erklärt die Unzugänglichkeit für beabſichtigt; und es iſt wahr, eine Erkenntnißform, welche unmittelbar *iſt* und bleiben ſoll, was ſie iſt, nämlich das Vorrecht beſonderer Genialität, läßt ſich nicht weiter beweiſen, das hieße ſie in allgemein verſtändliche Bewegung ſetzen und ihrer vornehmen Iſolirtheit entreißen.

Schelling würde nun aber nicht philoſophiren, höchſtens verkündigen, befehlen, prophezeien, wenn er nicht bewieſe. Er ſucht alſo, ſeinem Princip zum Trotz, nichts eifriger, als den Beweis, ohne jemals ſeine Form zu finden, ja ſelbſt ohne ihn auch nur in ſeiner Unförmlichkeit zu vollenden. Der Geiſt iſt ihm natürlicher Geiſt; ſeine unmittelbar vorgefundene Form, die bewußtloſe Genialität, gilt ihm für die höchſte. Der Geiſt fällt ihm, ſo zu ſagen, noch mit der Natur *zuſammen*, ſtatt in der *Einheit* mit ihr zugleich ſeine *Selbſtändigkeit* zu behaupten. Die Anſchauung iſt das *Sein der Genialität*, nicht das *Werden* und *Procediren des Denkens*, nicht das **Sein** des Selbſtbewußtſeins, welches aus dem unbewußten Verhalten ſich ſeiner bewußt *wird*. Die Einheit des Seins und Denkens alſo finden wir bei Schelling nicht in den *Proceß* des Abſoluten gelegt, ſondern in die *Anſchauung* des Abſoluten, in welcher das Denken noch kein Denken, ſondern *Phantaſie* oder viſionäre *Genialität* iſt.

Schelling iſt reich an Einfällen, an treffender Auffaſſung fremder Philoſophen, er iſt fruchtbar an neuen Verbindungen; aber er iſt unfähig, neue Wege zu gehn, und vor allen Dingen die Methode der Freiheit, die zu ihrem Principe nun zu entdecken war, iſt ſeiner Anſchauung ſo fremd, daß ſie ihr vielmehr entgegengeſetzt iſt. Wie er das Princip der *Freiheit* verdunkelt, ſo kennt er keine andere Bewegung als die der *Willkür*. Er bringt es nicht dahin, daß er ſich mit der gegenſtändlichen Welt, die nun nicht mehr draußen ſtehn bleiben ſoll, erfüllt, indem die Vernunft in allen Naturproceſſen ihr eignes Weſen und Geſetz erkennt, ſondern indem er ſich bildlich, phantaſtiſch, durch Analogieen und Symboliſiren mit dieſer im Grunde doch immer noch fremden Welt zurecht findet. Die Natur geſtattet dieſe Analogieen und Willkürlichkeiten ungerügt, während die ſich ſelbſt verſtehenden Phänomene des Geiſtes eine unvollkommene Ausdrucksweiſe gleich an ſich ſelbſt meſſen und richten. Die intellectuelle Anſchauung Schellings bringt darum ganz beſonders die Naturſeite des Geiſtes zu Ehren. Er wird hoch gehalten als Seele, Stimmung, Gemüth. Daher denn auch das Aeſthetiſche, das geniale Aperçu, das ohne Weiteres, man weiß nicht wie und woher, in den Beſitz der Sache geräth, der höhere und intimere Kunſtſinn, ſo vorwiegende Geltung erreicht. Die äſthetiſche Anſchauung nennt er die objectiv gewordene intellectuelle.

Schellings Philoſophie iſt nichts, als phantaſirende Genialität. Darum ſtellt er auch die Kunſt (im tranſcendentalen Idealismus wenigſtens noch) über die Philoſophie. Die Kunſt, ſagt er, „iſt die einzige und ewige Offenbarung, die es giebt, und das Wunder, das uns von der abſoluten Realität jenes Höchſten überzeugen muß.“ Verſteht ſich, daß er ſeine Philoſophie für Kunſt erklärt. Aber es leidet keinen Zweifel, die Anſchauung iſt die mangelhaftere Offenbarung. Die Anſchauung iſt noch mit dem Sinnlichen behaftet, ſie iſt das Denken mittelſt der Vorſtellung der ſinnlichen Dinge. Dieſe Natürlichkeit des Denkproceſſes, der ſich der Künſtler unterwirft, iſt ſchwerfällig und unfähig, die ſpröden Exiſtenzen, mit denen er ſich ſchleppt, zu verdauen; es fehlt ihm die flüſſige Dialektik des freien Geiſtes. Schelling krankt an dieſer Unverdaulichkeit. Sie ſtellt ſich bei ihm dar theils als äußerlicher Schematismus, theils in den Conſequenzen ſeiner äſthetiſchen oder vielmehr mythiſchen Methode, die ihn nun mit den hartnäckigſten Exiſtenzen ſeiner Vorſtellungen von der unfreiſten Art plagt. So wird ihm der Logos zur Vorſtellung eines verweltlichten Gottes, ſo die Sünde zum Sündenfall, ſo bedarf er eines vorgeſchichtlichen Paradieſes, einer Urzeit voll Weisheit und Sündloſigkeit, um die Vernunft in der Geſchichte, eines Abfalls der Menſchheit an die Natur, um den Kampf der Entwicklung zu begreifen; und ebenſo bedarf er des Gottes, der einmal ein Menſch wurde: — kurz alle die Vorſtellungen ſchleichen ſich in ſein Philoſophiren allmälig ein, unter welchen nicht dem denkenden Geiſte, ſondern der ſinnlichen Auffaſſung des gemeinen, ſo hart von ihm behandelten Bewußtſeins, das Abſolute und deſſen Proceß in der Geſchichte erſcheint. In dieſer nothwendigen Ausbildung zum craſſeſten Empirismus und Poſitivismus wird das Schellingſche Philoſophiren die Wurzel jener verſchrobenen Chriſtlichkeit, welche ſich auf ihre Unfähigkeit zu denken ſo viel zu Gute thut und es für genial hält, allen, auch den unverdaulichſten und undurchſichtigſten Mythen eines phantaſirenden Glaubens ſich in die Arme zu werfen. Man ſucht die Geſchichte rückwärts zu conſtruiren. Weil das Abſolute in ſeinem Anfange das Fertige iſt und die Einheit aller Dinge in Gott nichts zu wünſchen übrig läßt, ſo entſteht ein Urzuſtand der Vortrefflichkeit und Vollkommenheit, von dem die Menſchen erſt an die Natur abfallen, um dann ſpäter durch Chriſtus wieder erlöst zu werden. Die Geſchichte wird aufgehoben und ſtatt der geiſtigen Vertiefung, womit die Gegenwart alle Vergangenheit umfaßt und in ihrer Totalität wieder herausgebiert, wird nun, von dieſer Schelling'ſchen Baſis aus, der wirkliche Rückſchritt, ſeine äußere Wiederherſtellung der Vergangenheit gefordert. Die Geſchichte und dies iſt das Wahrzeichen der *Romantik*, die hier ich anſchließt) wird damit ſchlechtweg eine *Reaction*, on jetzt zu Luther, von Luther zum Papſt, vom Papſt u Chriſtus, von Chriſtus zum Paradieſe, in welchem Zuſtande *Schelling* ſodann „das Aufhören aller Wiſ-enſchaft in *unmittelbare Erkenntniß*", die endliche Wiederherſtellung der abſoluten Identität aller Gegenſätze rophezeit, denn das *Unmittelbare* iſt das Höchſte. Im Werden erkennt dieſe Auffaſſung nur das *Sein* an, as Gewordene, und indem im Gewordenen wieder ein Werden war, treibt ſie ſich immer weiter zurück bis zum llerunmittelbarſten Sein — dem *Nichts*. Dies folgt lles aus der *Anſchauung*. *Anſchauen* kann man ur das ſinnlich Vorhandene, das Fertige, das Gewor-ene, während dagegen das *Werden*, die Freiheit der

Vernunſt, nur dem Denken zugänglich bleibt, denn das Denken iſt das Sein in ſeiner Bewegung. Das Anſchauen fixirt das Sein und faßt nur die feſten Erſcheinungen der Natur; den Geiſt muß es läugnen. Will es das bewegte Sein, den werdenden Geiſt faſſen, ſo muß es ihn nothwendig verdrehen. Die *Camera obscura* der romantiſchen Anſchauung gleicht dem Daguerreotyp, welches nur das Ruhende darzuſtellen vermag, alle Bewegung aber zu chaotiſch unförmlicher Bildung verzerrt.

Man könnte Schellings Standpunkt, der aus ſeinem myſtiſchen Princip nothwendig zu ſeinen jetzigen unphiloſophiſchen Conſequenzen führen mußte, dahin ausſprechen, daß bei ihm die Identität Denken gleich Sein, nicht Sein gleich Denken iſt, daß ihm das Sein das prius, das Denken das posterius der Idee iſt, das Sein alſo und nicht das Denken die Wahrheit. Die Willkür ferner ſeiner ſubjectiven, noch unmittelbaren Methode ließe ſich ſo bezeichnen: Indem er die Vermittlung zwiſchen Object und Subject in die Sphäre der Freiheit, ins Denken, legt, das Subject zur Wahrheit, zum prius des Objects macht, beſteht ſein Mangel darin, daß dieſes Subject durch die Nothwendigkeit objectiver Methode noch nicht zu einem allgemeinen ſich erhoben hat, ſondern — noch ſein eignes ungereinigtes Ich iſt, mit allen Zufälligkeiten der Naturung, Begabung, Genialität behaftet, und zwar ſo, daß das Subject gerade dieſe ſeine empiriſche Seite, dieſen ſeinen unmittelbaren Grund, maßgebend macht, alſo wieder dahin zurückfällt, das Denken vom Sein oder von ſeinem Zuſtande beſtimmen zu laſſen, nicht von der Natur des Gegenſtandes. Hiemit, indem er ſich in der Rolle fühlt, die Gegenſätze der Welt in ſich zu verſöhnen und die Norm aller objectiven Wahrheit zu ſein, entſteht der furchtbarſte Dünkel, die widerwärtigſte Ichſucht, welche Schelling ſo unliebenswürdig in ſeinem Hochmuthe macht, und welche in der praktiſchen Sphäre in erbitterte Verketzerung umſchlägt, ſobald ſeinem Eigenſinn eine ſachgemäße und darum durchſchlagende Oppoſition in die Quere kommt. Hat er gegen die Welt den Hohn: „es giebt dumme Menſchen, die unfähig ſind, mich zu faſſen,“ faſt in allen ſeinen Schriften wiederholt, ſo treibt der Zorn ſich auf die Höhe gegen Hegel, dem er unterliegt, weil Hegel die durchgeführte Freiheit an die Stelle ſeiner durchgeführten Willkür ſetzt. In den Münchner Vorträgen pflegte er daher zu ſagen: „Hegels Philoſophie gleiche der ſeinigen, wie der Affe dem Menſchen,“ was inſofern richtig iſt, als ſie ihr gar nicht gleicht. Statt des verletzten Hochmuthes hat die Hegelſche Philoſophie nur die getreue Darſtellung ihres Gegners angewendet. Schellings ärgſter Feind iſt wer ihn darſtellt, wie er iſt, und dieſe Feindſchaft hat Hegel mit großer Ruhe in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der Philoſophie an ihm ausgeübt. Schellings und der Romantiker Polemik hingegen iſt immer die Erbitterung des verletzten Ichs. Sie verdammen und verfolgen. Beſonders ſeit den Freiheitskriegen, wo nun die Theorie der Freiheit ſich bewähren und ausführen ſoll, treten die fixen Ideen Schellings und der Romantiker in Kirche und Staat mit Verketzerung und Verfolgung der Aufklärung und ihrer Formen hervor.

Man hat den neuen Schelling, d. h. die Conſequenzen ſeines Princips, von der Wahrheit ſeiner Anſchauung trennen und dem alten Schelling nicht zur Laſt legen wollen. Mit Unrecht. Die Schelling'ſche Philoſophie iſt, — eben um der trüben Region willen, aus der ſie nicht heraus kann und die ſie gerade ſo wie ſie iſt, ohne Verſtand und Beſinnung, als die rechte Weide des Geiſtes behauptet, durch und durch nichts anders, als — ein Abfall von der Philoſophie. Dieſe Willkür und dieſe freiwillige Knechtſchaft iſt keine Philoſophie mehr. Sobald ſie zur näheren Erörterung ihrer hochmüthig angeprieſenen unzugänglichen Region kommt, zeigt es ſich, daß ſie nur Mythen zu erzählen weiß, ſowohl von der Natur, als von der Urweisheit. Die Natur und die „Wirklichkeit, an die das Rationale nicht heran könne," wie es in der Vorrede zu Couſin heißt, lernen wir eben darum nicht kennen, und vielleicht glauben wir es nicht, was ſeine Mythen uns erzählen von dem an ſich vollendeten Geiſt des Urvolks, zwiſchen den und uns die Natur, an die er abfiel, ſich geſtellt hat. Schelling iſt allerdings an die Natur und zwar an ſeine eigne abgefallen, und eben darum kann er an das Rationale nicht heran und die philoſophiſche Freiheit nicht erringen.

Dieſer Abfall von der „Urweisheit“ der Fichtiſchen „intellectuellen Anſchauung“ an die „Natur“ ſeines unliebenswürdigen, eitlen, „genialen“ Ichs iſt allerdings ein Rückfall, aber ein Rückfall ſeines eignen Geiſtes, welchen er mit Unrecht dem Geiſt der Geſchichte aufbürdet. Er fällt aus der Freiheit des Denkens in die Launen ſeiner Phantaſie zurück; ſeiner Philoſophie iſt Natur und Geſchichte gleich geſetzlos und biegſam. Sie führt den Strom zu ſeiner Quelle zurück. Ihr iſt nicht die Blüthe der Geſchichte, die geläuterte Form des gegenwärtigen Geiſtes, ſondern die Urweisheit am Anfange der Geſchichte das Ziel, ein Poſitivismus, welcher den Menſchen auf den Kopf ſtellt, damit er von ſeiner eigenen Blutfülle erſtickt und in der Gehirnüberſchwemmung ſelig werden möge.

Niemand iſt bitterer von ihm verfolgt worden als Jacobi, der in dem naturphiloſophiſchen Satze: „Iſt doch die Natur dem begeiſterten Forſcher allein die heilige, ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt und werkthätig hervorbringt,“ nach ſeiner Art Atheismus und Spinozismus findet. Schelling gab überall, wo er den Idealismus entwickelte, ſolches Aergerniß, und nur wo er mythiſch wurde, konnte das fromme Gemüth ſich darüber beruhigen, daß ſein Geiſt im Weſentlichen immer im Tübinger Stift und deſſen dogmatiſchen Erinnerungen heimiſch geblieben, von Fichte alſo nur kurze Zeit auf Abwege geleitet worden war. Im Syſtem des transcendentalen Idealismus ruft er aus: „Gott iſt nie, wenn

Sein das iſt, was in der objectiven Welt ſich darſtellt; wäre er, ſo wären wir nicht; aber er offenbart ſich fortwährend. Der Menſch führt durch ſeine Geſchichte einen fortgehenden Beweis von dem Daſein Gottes." Wie er hiemit Fichte's „moraliſche Weltordnung" ausdrückt, ſo iſt ſeine viſionäre Anſchauung des Abſoluten nichts Anderes als die Jacobiſche Vernunft, die kein Denken iſt, ſondern Gott in unmittelbarer Anſchauung erkennt; und wie er Jacobi gerade darum ſo bitter anfeindet, weil er im Princip und in allen vernunftfeindlichen Conſequenzen ihm vollkommen gleicht, ſo ſucht er auch Fichte möglichſt zu vernichten: ihm, von dem er alle ſeine wirklich philoſophiſchen Gedanken entlehnt hatte, gab er Schuld, er hätte aus ſeiner Schrift „über Philoſophie und Religion" den Rückfall in die Theologie abgeſchrieben, als wenn die Weisheit: „nicht das empiriſche Ich, ſondern Gott ſei das Abſolute," erſt von Schelling erfunden und von Fichte bei ihm, ſtatt bei irgend einem Prediger, gelernt wäre. Schelling fragt Fichte: „woher er es wiſſe, daß nur wir das Wiſſen ſind und daß überall ſonſt kein Wiſſen, als in uns iſt?" Fichte hätte ihm aufgeben können, ein anderes Wiſſen zu beweiſen. Schelling ruft höhniſch aus: „für Fichte ſei nur das menſchliche Geſchlecht allein da;" aber wie konnte Fichte alle die mythiſchen Geſchlechter und unvordenklichen Potenzen ahnen, die der „Dichter Schelling" noch hervorbringen würde? Fichte fällt freilich von ſeinem philoſophiſchen Bewußtſein ab, als er Gott an die Stelle „des Ich des Bewußtſeins“ ſetzt; aber Schelling iſt von Anfang an auf dieſe Weiſe abgefallen, und daß er Fichte dieſen „höheren Standpunkt“ in ſeiner Auffaſſung des Idealismus geliehen haben will, darin liegt nur der kleine Irrthum, daß er die Anſicht des Katechismus und die Myſtik Jacobi's für einen höheren Standpunkt hält, als die Fichtiſche unſterbliche Entdeckung, daß das empiriſche wiſſende Ich, der wirklich denkende Menſch, die exiſtirende und reelle Freiheit, die einzige Realität des Abſoluten iſt, während das Abſolute, das Schelling im Sinne hat, nichts Anderes iſt, als eine myſtiſche Union Gottes und der Natur, die darum nie erreicht wird, weil beide Seiten, wie Schelling ſie verſteht, nichts als Phantasmagorieen ſind.

Seine „philoſophiſchen Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freiheit und die damit zuſammenhängenden Gegenſtände“ ſind ſo unphiloſophiſch, als ihr Titel, aber eine wahre Apokalypſe ſeiner phantasmagoriſchen Welterklärung. Hegel ignorirt dies Schriftchen mit Unrecht, weil es „vereinzelt wäre, ſo viel Speculatives es auch enthielte.“ Es iſt ſo wenig vereinzelt, daß Schelling ſein ganzes Weſen erſt hier entfaltet und die Viſion in der Form des Mythus zu einer rückwärts und vorwärts gewendeten Weiſſagung erhebt.

Allah iſt groß und Schelling ſein Prophet.

Mit wenig Worten aus der intereſſanten und ſchön geſchriebenen Ausführung läßt ſich dies beweiſen. Um die Freiheit zu erklären, geht er auf die Erklärung des

Böſen und des Guten zurück. Dieſe nimmt er, wie er ſie findet: theils ſind ſie ihm, wie den alten Parſen, kosmiſche, theils, wie den Chriſten, ethiſche Exiſtenzen, theils endlich, wie den Philoſophen, Gemüthsverfaſſung.

Gleich Anfangs wundert man ſich, bei dem Schüler Fichte's zu leſen, „daß die Freiheit eins der herrſchenden Centra jedes Syſtems ſein müſſe," als könne ein Syſtem mehrere Centra haben; — wir erfahren aber ſehr bald, daß wirklich zwei Centra in dieſem Syſtem wirkſam ſind: „Gott hat den Grund in ſich — dieſer Grund iſt die Natur in Gott, und der dunkle Grund die erſte Regung göttlichen Daſeins, die Sehnſucht, worin Gott ſich als ſein Ebenbild erblickt." Die beiden Centra reichen aus; vermöge ihrer Bewegung gegen- und ineinander ſehn wir Gott erwachen, ſich dehnen, ſich zum Daſein erheben, vor den Spiegel treten, ſein Ebenbild erblicken und — ja, meine Herrn, ſo iſt die Sache vor ſich gegangen; es ſind ewige Urkunden darüber vorhanden, die man intellectuell-anſchauend ohne Schwierigkeit entziffert. Man ſchaue nur: „Im Menſchen iſt die ganze Macht des finſteren Princips und in ebendemſelben zugleich die ganze Kraft des Lichts, der tiefſte Abgrund und der höchſte Himmel oder beide Centra." Dies iſt poetiſch. Während „dem Philantropismus unſerer Zeit der einzige Grund des Böſen in der Sinnlichkeit oder Animalität liegt, in dem irdiſchen Princip, indem er dem Himmel nicht, wie ſich gebührt, die Hölle, ſondern die Erde entgegenſetzt;" zeigt Schelling, „das Böſe liege in der zum Selbſtſein erhobenen Endlichkeit“ im Centrum des dunklen Grundes, das ſich Gott entgegenſetzt. Dies Selbſt im Centrum der Natur, oder der Teufel, ſucht die Welt auf eigne Hand zu Stande zu bringen. Umſonſt, es fällt Alles immer wieder in ein wüſtes Chaos zuſammen, bis Gott dem Unweſen ein Ende macht und „das Wort der Liebe“ in die Verwirrung ruft, ebenſo wie er ſpäter Chriſtus in die turba gentium ſendet und ihn das Wort der Erlöſung in die ſittliche Welt rufen läßt. „Daß Gott die unordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung gebracht und ſeine ewige Einheit in die Natur ausgeſprochen, dadurch wirkte er vielmehr der Finſterniß entgegen und ſetzte der regelloſen Bewegung des verſtandloſen Princips das Wort, als ein beſtändiges Centrum und ewige Leuchte, entgegen.“

„Im Anfang war ſelige Unentſchiedenheit, das goldene Weltalter, wo weder Gutes noch Böſes war: dann folgte die Zeit der waltenden Götter und Heroen, oder der Allmacht der Natur, in welcher der Grund zeigte, was er für ſich vermöchte. Damals kam dem Menſchen Verſtand und Weisheit allein aus der Tiefe; die Macht erdentquollener Orakel leitete und bildete ihr Leben.“ Er ſchildert die Reſultate als eine Zeit der Schönheit und des Glanzes der Kunſt und ſinnreicher Wiſſenſchaft. Aber, aber: „weil das Weſen des Grundes für ſich nie die wahre vollkommene Einheit erzeugen kann, ſo kommt die Zeit, wo alle dieſe Herrlichkeit ſich auflöſt, und, wie durch ſchreckliche Krankheit, der ſchöne Leib der bisherigen Welt zerfällt, endlich das Chaos wieder eintritt. Schon zuvor nehmen die in jenem Ganzen waltenden Mächte die Natur böſer Geiſter an.“ Dann folgt die Erlöſung, wie wir wiſſen; aber ſie hilft wenig, und es wird nicht erreicht, daß nun der Böſe unter die Füße getreten iſt, o nein! dann wäre ja das Böſe nicht erklärt, vielmehr wird ihm nun nur das Gleichgewicht gehalten und „ein erklärter, bis zum Ende der jetzigen Zeit fortdauernder Kampf des Guten und Böſen tritt ein.“

Wie hübſch ſich der alte Wein aus neuen Schläuchen trinkt! Man liest mit Behagen und gerne liest man fort, ſo populär wird der Dichter. Und die Fabel hat einen guten Sinn: es iſt kein Wunder, daß unſerm Schelling der fortgeſetzte bewußte Abfall von dem Princip der Freiheit in ſeiner höchſten Durchbildung, der Mythus vom Böſen in ſeiner Selbſtändigkeit, und die Anſchauung der zwei Centra ſo lebhaft vor der Seele ſteht. Es iſt das Bekenntniß eines gefallenen Genius. Man muß aber auch weiter nichts als dieſe mythiſche Selbſtkenntniß zu leſen wünſchen, um den Geſchmack an ſolchen Ausführungen nicht zu verlieren; man wird dem Mythus ſeinen Sinn nicht beſtreiten, aber man muß einen naiven Begriff von der Philoſophie haben, um dergleichen alte und neuaufgewärmte Mythen für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen zu halten; man muß mit Schelling und Novalis denken, „Philoſophie iſt Poeſie und die höchſte Poeſie das Mährchen.“

Allerdings geht die Beſinnung des Doctrinärs durch ſeine Dichtung hindurch und er vergißt es nicht, uns auch das Ende vom Kampf des Guten und des Böſen zu ſchildern, denn ſonſt wäre ja nur der ewige Wechſel Fichte's zwiſchen Nichtich und Ich erreicht. Der Anfang und das Ende iſt daher weder Gott noch der Grund, ſondern „der Urgrund oder der Ungrund, die abſolute Indifferenz, das Nichtſein der Gegenſätze.“ „Ohne den Ungrund gäbe es keine Zweiheit der Principien.“ „Der Ungrund iſt das ſchlechthin betrachtete Abſolute, in dem das Ich und das Nichtich verſchwunden iſt.“

Hegel findet Speculatives in dieſen Mythen, und der „Ungrund“ iſt allerdings ſein „Sein, welches noch nichts iſt, weil es keine Beſtimmungen in ſich hat;“ aber Hegel iſt kein Mythiker, der die Statuen anbetet, die er gemeißelt hat, während Schelling nicht die Freiheit, ſondern nur den Mythus der Freiheit begreift. Wie könnte auch irgendwie und irgendwo ein Sich-Selbſtſetzendes vorhanden ſein, wenn immer noch der Ungrund dahinter iſt und es nie an den Tag kommt, daß das ſchlechthin Unbeſtimmte eben nur eine Annahme des Denkens, eine Fiction und hier bei Schelling eine Phantasmagorie iſt?

Dies iſt es was Schelling nicht gelungen iſt und was einem von vorneherein theologiſch verdunkelten Geiſte, wie dem ſeinigen, nie gelingen konnte. Er bringt es nicht bis zum reinen logiſchen Denken; und er bringt es eben ſo wenig bis zur vollen lebendigen Poeſie; er bleibt ſchweben zwiſchen Himmel und Erde — im Mythus; und darin iſt er ein intereſſanter Anachronismus.

So fällt das Streben der Zeit, aus dem Fichtiſchen Sonnenlicht des Denkens zu dem irdiſchen Schatten der Realität zurückzukehren, in ſeinem bedeutendſten philoſophiſchen Verſuche aus: der Philoſoph glaubt die Philoſophie verlaſſen zu müſſen, um „an die Realität heranzukommen.“ Er ſucht in unermüdlichen Wendungen immer neue Eingänge, er bringt Begriff, Idee und geniale Geiſtesblitze in die Naturbetrachtung und vergeiſtigt ſie; aber weder die Natur ſollte er denkend erfaſſen, noch viel weniger die geſchichtlichen Wiſſenſchaften philoſophiſch durchdringen. Die Methode der Entwickelung, die Bewegung der Freiheit zu finden, auf die es nach der Entdeckung ihres abſoluten Principes durch Fichte nun ankam, iſt Hegel vorbehalten und ein Werk der Nach-Schellingiſchen Zeit, in welcher nun Schelling das dunkle und negative Princip, die abſolute Willkür gegen die Freiheit anführt.

Schelling iſt dem fixirten Geiſt, der Natur und den Thatſachen der Hiſtorie verfallen. Er hat ſich in Beides, in Natur und Geiſt hineingeſtürzt, ohne den Proceß, welchen beide machen und darſtellen, als den Proceß der denkenden Vernunft aufzeigen und ohne ihm alſo mit der Vernunft nachgehn zu können. Darum bleibt die große Fichtiſche Anſchauung der Identität beider Seiten in ſeiner Philoſophie eine bloße Forderung, und der Proceß, den er vernimmt, iſt nicht der objective, der, einmal aufgezeigt, nun das allgemeine Eigenthum aller Geiſter wäre und die Wiſſenſchaft mit der Beſcheidenheit des Entdeckers nun in die Gewalt der Welt gäbe; Schelling iſt immer noch der prätentiöſe Entdecker einer neuen Welt, er iſt immer noch, ſo alt er auch geworden, auf der reſultatloſen Entdeckungsreiſe begriffen, und hat auch ein neues Volk der Juden um ſich verſammelt, die den wahren Meſſias kreuzigen, und lieber hoffen als genießen. Schelling bleibt alſo auch immer noch allein auf „ſeiner iſolirten Warte der Wahrheit,“ und da er das Geſetz ſeiner Entdeckungen nicht preisgiebt, weil er es ſelber nicht beſitzt, ſo erſcheinen alle Proceduren, denen er die gegenſtändliche Welt unterwirft, geſetzlos, ſie ſind — nur Willkür. Der Fichtianismus, der Princip bleibt, und nicht in der Welt als deren conſtituirte Bewegung aufgezeigt wird, iſt das unumſchränkte Subject, ein tyranniſcher Monarchismus. Bei Fichte war die Subjectivität Princip, die nun im Schellingſchen Poſitivismus Methode wird, ſeine Einfälle ſind das Weltgeſetz und die Weltgeſchichte. Ueberall aber, wo die Laune herrſcht und Geſetz iſt, wo die Subjectivität Methode iſt, da herrſcht die Willkür. In der Politik iſt dieſe Willkür der Royalismus, in der Religion iſt es der Glaube, der nach Belieben und nach ſeinen Bedürfniſſen ſich die Welt zurechtlegt oder verrückt, im Gegenſatz zum ſubjectiven Idealismus, der ſubjective Poſitivismus. Der Poſitiviſt ſchwärmt in der gegebenen Welt mit Willkür umher, die Subjectivität ſoll ſich aufgeben und an das Object hingeben, er will freiwillig das Unfreie; er wird nach Gelegenheit katholiſch, weil er es will, aber er vergißt nie, daß er die Caprice gehabt, dies zu wollen. Der Freie kann nicht gänzlich von der Freiheit loskommen, die Poſitiviſten behalten daher immer das Subjective, die Selbſtbeſtimmung an ſich, und wer von ihnen wirklich in den Katholicismus zurückkehrt, iſt darum noch kein rechter Katholik, ſo wenig ein Freier, der ſich entſchließt, Sklave zu werden, weil Sklaverei das Wahre ſei, jemals dadurch, daß er ſich in die Sklaverei begiebt, ein Sklave im alten Sinne werden kann. Immer iſt es ſein Entſchluß, der ihn himmelweit von dem alten Sklaven unterſcheidet.

Das Schelling'ſche Subject iſt nun aber, eben wegen ſeiner Prätention, im Beſitz der ganzen Objectivität zu ſein, das allergefährlichſte, und ſeine Laune, die allerſchneidendſte Willkür, macht ſich um ſo widriger und unerträglicher, da die Welt ſeitdem ſich den Beſitz und den ſichern Gebrauch der geiſtigen Geſetzlichkeit erworben und alſo den alten Tyrannen mit ſeinen Eingriffen ins Geſetz auf dem geweihten Gebiete der Freiheit ſelbſt zu beſtehen hat.

Hatte ſchon Fichte das Princip der Freiheit als abſolute Selbſtbeſtimmung ausgeſprochen und bleibt es bei ihm nur darum mangelhaft, weil es nicht mehr, als bloßes Princip, weil es noch nicht durchgeführte Entwickelung und realiſirte Methode, das heißt reelle Freiheitsbewegung im theoretiſchen und praktiſchen Gebiet wurde; ſo mußte nun der Drang des Geiſtes entſtehn, die objective Welt mit dieſem Princip in Beſitz zu nehmen.

Wir haben geſehen, wie Novalis als lyriſcher Embryo dieſer neuen Geſtalt des Geiſtes erſcheint; es iſt ſeine Freiheit und ſeine Bedeutung auf die Durchdringung der Welt mit dem Wiſſen, auf die Erfüllung des Ichs mit der Objectivität poetiſch hinzuweiſen. Ihm ſelbſt ſollte es nicht gelingen, das Hineinſtürzen in die Objectivität der Hiſtorie und der Natur zu vollbringen; und ſeine Sehnſucht behält ihr Recht, ſo lange ſie nicht an einer beſtimmten Verirrung gerichtet wird. Wir haben dies zu zeigen verſucht.

Schelling ſcheitert nun viel gründlicher, weil er ſich viel tiefer auf Natur und Geſchichte einlaſſen muß. Er (und nach ihm die ganze Romantik) ſtürzt ſich in Hiſtorie und Natur, ohne in beiden die Freiheit und das Geſetz zu entdecken und geltend zu machen; ſie kehren vielmehr aus dieſem Sturzbad der Objectivität zu dem grellſten Subjectivismus, zu der verletzendſten, tyranniſchſten, abſichtlichſten Willkür zurück; ſie machen das Geſetz ihres Herzens, die Launen ihres Genies zum Geſetz der intellectuellen, der politiſchen, der äſthetiſchen und ſogar der natürlichen Welt, die ſie durch Wunder und Geiſterſpuck aus den Fugen zu heben ſuchen.

Die Romantik iſt die Kriegserklärung dieſes Geiſtes der Willkür gegen den freien geſetzlichen Geiſt unſerer Zeit. Sie zerſtört die ewigen und die geſchichtlich errungenen Geſetze durch Decrete ihres Beliebens, die Formen der Schönheit durch die

Fratzen des Humors und der Ironie, die logiſchen Geſetze der Wiſſenſchaft durch die Mythen und Mährchen ihrer blinden Phantaſie und ihres beliebig erwählten Glaubens.

Die Schüler und Freunde Schellings ſind noch übler berathen, als er ſelbſt. Sie halten an ſeinem myſtiſchen Princip der Anſchauung und an der Willkür ſeiner Methode feſt, ohne ſein Talent und ſeine Beeiferung um die Entdeckung des philoſophiſchen Geſetzes zu theilen. Das Caput mortuum des Schelling'ſchen Geiſtes iſt ihr Fundament. Sie wiſſen, als umgekehrte Göthiſche Zauberlehrlinge, das Wort des Zaubers nicht, welches die Beſenſtiele in Bewegung ſetzt, können ſie daher kein neues Eimer tragen laſſen, und ſchöpfen nur aus denen, die daſtehn, von dem Meiſter geſendet. Weil dieſer ſein Geheimniß für ſich behalten hat, und leider für ſich behalten mußte, da er es ſelbſt noch nicht entdeckte, ſo wird es ihnen um ſo leichter, ohne den Zauber der Bewegung, nur die geiſtloſen Dogmen und Forderungen ihrer Doctrin der Welt zur Laſt zu bringen. Schelling in ſeinem letzten Auftreten verhält ſich ganz wie dieſe ſeine Geiſteserben, zu ſeiner Jugend und zu ſeiner früheren productiven Periode. Die willkürlichen Viſionen, die er längſt gehabt, ſagt er jetzt nur noch einmal her und behauptet vergebens, es wären neue Erleuchtungen.

3. Friedrich Schlegel und die Doctrin der Romantik.

1772 — 1829.

In der Darſtellung Schelling's haben wir das Princip der Romantik entſpringen ſehen. Es war mit Einem Wort (welches uns jetzt verſtändlich iſt) die Schelling'ſche Willkür, und der geſchichtliche Verlauf der Romantik iſt die Ausbreitung dieſer Willkür in die ganze objective Welt, die Periode der Reaction. Waren die Progonen der Romantik aufgeregte Gemüths- und leidenſchaftlich bewegte Gefühlsmenſchen, ſo tritt nunmehr der Geiſt, der in ihrem Gefühl gegährt und den auch noch Novalis als die unendliche Innerlichkeit mit tiefer Lyrik empfunden, aus der Gemüthlichkeit und Innigkeit heraus in die — Anſchauung der Phantaſie und in die kalte Reflexion.

Das Schelling'ſche Subject iſt das geiſtreiche, welches nun nicht mehr, wie die Gemüthsmenſchen, in trunkner Betheiligung dem Inhalte unterliegt, ſondern in genialer Anſchauung ihn vor ſich hat und mit der Willkür der Reflexion ihn beherrſcht. Die Conſequenzen des Schellingianismus könnte man daher kurzweg Phantaſie und Reflexion nennen. Sie ſind der Geiſt in der Form der Willkür, die Genialität des Denkens in dem üblen Sinne, daß ſeinen Einfällen weder

der Urheber, noch die Andern vertrauen, vielmehr immer darüber hinaus ſind, ſobald ſie ſie ausgeſprochen, ohne gleichwohl auf der andern Seite einem gewiſſen Kreiſe ſolcher Einfälle die Dignität ihrer Ideen und ſtabiler Dogmen verſagen zu können. Für dies Verfahren, welches in die Schelling'ſche Genialität die Fichtiſche Bewegung des reſultatloſen Proceſſes, des Setzens der Schranke und des endloſen Aufhebens derſelben, hineinbringt, machte Friedrich Schlegel den Namen der Ironie geltend. Sie iſt geniale Form, und dieſe als Selbſtparodie, denn die gemeinte Objectivität der intellectuellen Anſchauung iſt immer nur das zufällige Apercu, das ſich ſelber nicht traut und im nächſten Augenblick wieder anders ſein kann, je nachdem der Genius in ſeinem dunkeln Schachte waltet.

1) Die Ironie.

Dies iſt die Form der Begabten, der feine Geiſt, „die Form des Paradoxen; wer ſie nicht hat, dem bleibt ſie ein Räthſel. Sie entſpringt aus der Vereinigung von Lebenskunſtſinn und wiſſenſchaftlichem Geiſt. Sie iſt die freiſte aller Licenzen, denn durch ſie ſetzt man ſich über ſich ſelbſt weg, und doch auch die geſetzlichſte, denn ſie iſt unbedingt und nothwendig. Es iſt ein ſehr gutes Zeichen, wenn die harmoniſch Platten gar nicht wiſſen, wie ſie dieſe ſtete Selbſtparodie zu nehmen haben, immer wieder von Neuem glauben und mißglauben, bis ſie ſchwindlig werden, den Scherz gerade für

Ernſt und den Ernſt für Scherz nehmen.“ Indem Friedrich Schlegel ſich ſo über dies „geflügelte, zarte, heilige Ding“ äußert, iſt wenigſtens ſo viel unzweifelhaft gewiß, daß es ſeiner Ironie mit ihrer eignen Genialität und dem ganz beſondern Sinn deſſen, der ſie hat, bitterlicher Ernſt iſt. Und wenn alles Andere flüſſig wird, das Eine ſteht feſt, die Genialität iſt eine angeborne Bevorzugung und begründet ein excluſives ſelbſtſeliges ariſtokratiſches Weſen, welches beſonders Friedrich Schlegel in einer durchgebildeten Doctrin zu allen ſeinen Conſequenzen bringt.

Doctrin überhaupt unterſcheidet ſich ſo von Philoſophie, daß dieſe auf Ergründung und Prüfung (Speculation und Kritik) beruht, die Doctrin hingegen auf Ausbildung gegebner Vorſtellungen zu einem Kanon und auf Ueberlieferung und Einprägung einer ſo entſtandenen Dogmatik ausgeht. Die Romantiker ſind die modernen Dogmatiker. Philoſophie iſt Sache der Wiſſenſchaft, Doctrin Sache des Lebens; jene primitiv, dieſe ſecundär. Schelling bleibt daher, ſo lange er ſtrebt, bei allem Abfall von der Philoſophie immer noch Philoſoph dem Intereſſe nach, während Friedrich Schlegel und alle Romantiker Doctrinärs und auf gut katholiſch einer Tradition ergeben ſind. Wir werden dieſe ſpäter zuſammenſtellen.

Bei Friedrich Schlegel's Bildung iſt nicht zu überſehen, daß er mit Schleiermacher zuſammen die Platoniſchen Werke zu überſetzen unternahm, und es ließe ſich namentlich aus dem Stil der Lucinde leicht nachweiſen, daß er aus der genialen Form der Platoniſchen Ironie ein Studium gemacht. Während nun aber die Platoniſche Ironie nicht aufhört Bonhomie zu ſein und in dieſer Philoſophie durchaus nicht die letzte, ſondern nur eine vorbereitende Form, die Dialektik des Zweifels iſt, auch ſich nur gegen die Individuen in ihrer beſchränkten Bemühung um die Wahrheit wendet, ohne ſie hochmüthig und ſpöttiſch zu excludiren und zu gemeinen Paria's zu erklären: wird in der Schlegel'ſchen Ironie die räthſelhaft bleibende und foppende Genialität, „der harmoniſchen Plattheit gegenüber," das Höchſte und Letzte. Ihr Princip iſt ſo wenig mittheilende Bonhomie, daß es vielmehr excludirende Perſiflage iſt. Die Unmittelbarkeit des genialen Ich und was dieſes für ſich hat, das iſt das Wahre. Es iſt das Subject, welches alle Objectivität in ſeiner Gewalt hat, und der Welt zum Aergerniß und zum Erſtaunen nur in der Form von Paradoxen ſich äußert, dem gemeinen Bewußtſein fortdauernd in die Augen ſchlägt, ohne jedoch daß dies darüber zur Beſinnung kommt, wie das nur eigentlich gemeint ſei. Denn das geniale Ich thront, wie wir ſchon aus Schelling wiſſen, in unzugänglicher Höhe. Die Genialität will ſich in der Ironie nicht mittheilen, „wer ſie nicht hat, dem iſt ſie nicht zu geben;" auch will ſie keine Wahrheit erwerben, denn ſie iſt unmittelbar ſelbſt die Form der Wahrheit; in ihrer Bewegung hat ſie alſo nur den ſelbſtſüchtigen Zweck, *zu dieſer ihrer „Unmittelbarkeit“ zurückzukehren, und ſich ſelbſt zu genießen.*

Wie *Novalis* in ſeinem Heinrich von Ofterdingen das Weſen der Poeſie darſtellen wollte, eben ſo legt *Friedrich Schlegel* ſeine Doctrin von der *Liebe* in der *Lucinde*, einem fragmentariſchen Roman, nieder. Es iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein Roman, ſondern eine Reihe von *Reflexionen* und *Phantaſieen* (mit dieſen Namen ſind auch die meiſten Abſchnitte ausdrücklich überſchrieben), welche in den Verhältniſſen des *Genieweibes* und des *genialen Künſtlers* die Liebe nach ihrer ganzen Entwickelung vorführen ſollen. Beide Geſtalten ſind Exiſtenzen „der paradoxen Form;“ ſie werden ſich daher bemüht zeigen, ſich über die gemeine Sitte, über die gemeine bürgerliche Geſellſchaft, über das gemeine Bewußtſein in das Bewußtſein der Genialität zu erheben. Dies geſchieht nun folgendermaßen:

2) Die Frechheit.

Gleich zu Anfang, unter der Ueberſchrift: „*Dithyrambiſche Phantaſie über die ſchönſte Situation*,“ erfahren wir, daß Mann und Weib, um ſie in ihrer Umarmung zu erreichen, möglichſt die Rollen zu wechſeln hätten, ſodann in der „*Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine*“ wird „die liebenswürdige Moral der Liebe“ fortgeſetzt. Ironiſch, verſteht ſich, ſagt

Julius: „Sie liebt es auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe zu geſticuliren, unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt. Wenn das Wilhelmine thut, was darf ich nicht thun, da ich doch bei Gott! ein Mann bin und nicht zarter zu ſein brauche, als das zarteſte weibliche Weſen?“ Und nun wendet er ſich an Lucinde und applicirt die geniale Ironie auch auf ſie mit dem Ausruf: „O beneidenswerthe Freiheit von Vorurtheilen!“ Freiheit der Hintertheile! „Wirf auch du ſie von dir, liebe Freundin, *alle Reſte von falſcher Scham*, wie ich oft die fatalen Kleider von dir riß und in ſchöner Anarchie umherſtreute.“ Lucinde hat ihm eingewendet: „Wie kann man ſchreiben wollen, was kaum zu ſagen erlaubt iſt, was man nur fühlen ſollte?“ „Ich antwortete, ſagt Julius: Fühlt man es, ſo muß man es ſagen wollen, und was man ſagen will, darf man auch ſchreiben können.“ Gewiß! So lange die Freiheit von aller Scham, weil ihm alle Scham eine falſche iſt, d. h. ſo lange die Frechheit des Subjects, ſeinem Kitzel und ſeinem Raffinement nachzugehn, als Doctrin einer großen Secte, als ihre Moral und Politik exiſtirt, ſo lange iſt es ſogar wünſchenswerth, daß ſie ſich ausſpricht, damit ſie vom Gemeingeiſt der Sitte und der Freiheit negirt werde. Wir wollen ihn daher ordentlich zu Worte kommen und ungehindert ausreden laſſen.

Was „die Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine“ ſo augenſcheinlich vorbereitet hat, die *Schamloſigkeit* oder die *Frechheit*, dieſe bekommt jetzt ihr eignes Capitel: „Allegorie von der Frechheit.“ Darin tritt zuerſt „die öffentliche Meinung,“ dieſe ſchlimmſte Feindin der Frechheit, als ein ſkorpionartiges Ungeheuer auf, verwandelt ſich aber ſehr bald in einen ganz gemeinen Froſch. Nun kommt „der Witz,“ ein wohlgewachſener Mann, dazu und deutet die Figuren. „Vier Romane“ ſind Jünglinge. „Die Jugendhaftigkeit“ und die „liebe Sittlichkeit,“ die „ſchöne Seele“ und „die Decenz,“ welche die öffentliche Meinung zu ihrem Leidweſen hülflos auf dem Rücken liegen ſieht, endlich „die Beſcheidenheit“ ſind blühende, aber unbedeutende junge Damen, und „wenn man genauer zuſieht, finden ſich ſogar Spuren von Verderbtheit und ganz gemeine Züge.“ Dieſe Bemerkung gewöhnt ihn an den Anblick „der Frechheit,“ welche nun, wie es einem Genieweibe zukommt, die Romane mit blanken Redensarten ungenirt herunterreißt. Endlich verſchwindet Alles, auch der Witz, aber im Verſchwinden fährt er in den Phantasmagoriſten, in den ſpäter auch noch „die Phantaſie“ ihre Einfahrt hält, um aus ihm heraus „ihre unwiderſtehliche Willkür hoher Zauberei“ zu verkündigen und die Maxime auszuſprechen: „Vernichten und Schaffen, Eins und Alles; und ſo ſchwebe der ewige Geiſt ewig auf dem ewigen Weltſtrome der Zeit und des Lebens und nehme jede kühnere Welle wahr, ehe ſie zerfließt.“ — Dies fade Allegoriſiren iſt ſchlechte Poeſie, aber deutliche Doctrin. Der Zweck iſt erreicht, keine Doctrin iſt je beſſer begriffen worden. Julius macht einen Strich und hat die Ge=

nialität zu ſagen: „Wie die weibliche Kleidung vor der männlichen, ſo hat auch der weibliche Geiſt vor dem männlichen den Vorzug, daß man ſich durch eine einzige kühne Combination über alle Vorurtheile der Cultur und der bürgerlichen Conventionen wegſetzen und mit einem Mal mitten im Stande der Unſchuld und im Schooße der Natur befinden kann" — eine Genialität, welche aus der allegoriſchen zugleich zur weiblichen und zur begriffenen Frechheit zurückkehrt. Oder iſt die forcirte Rückkehr in den Stand der Unſchuld durch das Wegſetzen über alle gegenwärtig giltige Sitte, dieſer erkünſtelte Naturwuchs nicht ganz daſſelbe mit der Frechheit? Iſt die Frechheit nicht alſo das Princip aller naturwüchſigen Doctrin von Friedrich Schlegel bis auf Haller und den letzten Nachtreter? Frechheit iſt die Natur, welche ſich der Cultur zum Trotz in ihrer Blöße zeigt, gleichviel ob dies aus Verachtung der Cultur oder aus Verehrung der Natur geſchieht; ganz umgekehrt als bei der kleinen Wilhelmine und den Wilden der Urwälder, welche das Recht haben, ihre „Natur," ſogar im engſten Sinne, ungenirt zu produciren. Die Unſchuld aus Reflexion iſt die Schuld. So unſchuldig wie die zweijährige Wilhelmine, wäre die zwanzigjährige Wilhelmine ein ausgemachtes Scheuſal, und wenn ſie Lucinde heißt, ſo iſt ſie es darum nicht minder, ſobald ſie Julius den Willen thut, „alle Reſte der falſchen Scham von ſich zu werfen."

3) Die raffinirte Wolluſt.

An die Empfänglichkeit der Weiber für „die Natur“ und für „die *Wiederherſtellung* der paradieſiſchen Unſchuld,“ Beides im obſcönſten, d. h. Friedrich-Schlegel'ſchen Sinne, knüpft der Doctrinär ſeine *Wolluſttheorie*; denn bei ihm ſind die Wolluſtſchauer des hektiſch in ſich erzitternden *Novalis* zur *Theorie*, zur *bewußten Paradoxie* des Genialitätsorakels herumgedreht und verderbt. Er theilt die Jünglinge ein in ſolche, welche „die ſeltene Gabe der *Empfindung des Fleiſches*“ beſitzen, und in andere, „welche, *obgleich Virtuoſen der Männlichkeit*, dennoch ihre Laufbahn vollenden, *ohne eine Ahnung davon zu haben*. Auf dem gemeinen Wege kommt man nicht dahin. Ein Libertin mag verſtehen, mit einer Art von Geſchmack den Gürtel zu löſen. Aber *jenen höheren Kunſtſinn der Wolluſt*, durch den die männliche Kraft erſt zur Schönheit gebildet wird, lehrt nur die Liebe den Jüngling. Es iſt Electricität des Gefühls, dabei aber im Innern ein ſtilles, leiſes Lauſchen, im Aeußern eine gewiſſe klare Durchſichtigkeit, wie in den hellen Stellen der Malerei, die ein reizbares Auge ſo deutlich fühlt.“ „Uebrigens möchte ſich *die Empfindung des Fleiſches* nicht weiter definiren laſſen, genug ſie iſt für Jünglinge der erſte Grad der *Liebeskunſt* und eine angeborne Gabe der Frauen, durch deren Kunſt und Huld allein ſie jenen mitgetheilt und angebildet werden kann. Mit den Unglücklichen, die ſie nicht kennen, muß man nicht von Liebe reden.“

Mit dieſem „höheren Kunſtſinn der Wolluſt“ iſt die Liebestheorie zu derſelben Behauptung gelangt, wie oben die Theorie der ironiſchen Darſtellung. War die romantiſche Poeſie die Poeſie der Poeſie, eine raffinirte Poeſie: ſo iſt hier die romantiſche Liebe eine raffinirte Liebe, eine Liebe der Auserwählten, der Liebegenies, welche die unſagbare Fleiſchesempfindung als höhere Begabung, als ariſtokratiſche Naturen für ſich allein haben und mit Verachtung auf den gemeinen Liebespöbel herabſehen. Ueber dem Zweck des raffinirten Genuſſes bleibt das geiſtig ſittliche Weſen der Liebe außer Acht, das Geiſtige, hier „die Genialität“, wird ins Raffinement geſetzt.

Auch Heinſe hat die Empfindung des Fleiſches, die Sinnlichkeit und den Liebesdilettantismus z. B. im Ardinghello zum Thema, aber Heinſe führt das Intereſſe auf Begebenheiten, auf Perſonen und Situationen, die Leidenſchaft iſt nicht Theorie, ſondern bewegende Gewalt, Heinſe iſt Dichter; Friedrich Schlegel dagegen ein poetiſcher Caſtrat, ihm iſt es nur um die Doctrin zu thun. Er nennt es das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes, wenn er im Stande wäre, überall den heiligen Funken der romantiſchen Liebe zu wecken, „ihn von der Aſche der Vorurtheile zu reinigen und, wo die Flamme ſchon lauter brenne, ſie mit beſcheidenem Opfer zu nähren.“ So zart es geſagt iſt, ſo heißt dies doch nichts Anderes, als ſich nützlich machen, eine Tendenz mit dem Roman verfolgen. In dieſem Sinne geht er wirklich noch deutlicher heraus und unterſucht: „welchen Eindruck dieſer phantaſtiſche Roman auf Jünglinge und Frauen wohl machen werde.“ Gleichwohl wäre es ein Abfall vom Princip, wenn der eigentliche Zweck des Romans nicht näher liegen und etwas Anderes ſein ſollte, als das Raffinement des romantiſchen Selbſtgenuſſes. Das eitle Subject erinnert ſich daher noch zur rechten Zeit ſeiner Allegorie von der Frechheit, wo der Witz ſelbſt „vom geöffneten Himmel herab zu ihm ſprach: „„Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.““ Und,“ fährt er dann fort, „warum ſoll ich nicht aus eigner Machtvollkommenheit zu mir ſagen: Ich bin des Witzes lieber Sohn?“ Zuletzt wird Alles zuſammen doch nur den Eindruck machen, wie ungeheuer genial ich in dieſem phantaſtiſchen Roman geweſen. Er kann ſich den Genuß nicht verſagen, „ſich wie Narciſſus in der klaren Fläche zu beſpiegeln und im ſchönen Egoismus zu berauſchen.“

4) Das geniale Sein und Vegetiren.

Das Göthiſche ſchöne Sein, der göttliche Quietismus von Novalis *), die Ruhe, das Nichtsthun,

---

*) Bei Novalis in den Fragmenten heißt es einmal: „Das höchſte Leben iſt Mathematik. Ohne Enthuſiasmus keine Mathematik. Das Leben der Götter iſt Mathematik. Reine Mathematik iſt Religion. Zur Mathematik gelangt man nur durch Theophanie. Der Mathematiker weiß Alles.

Schlaf, Beiſchlaf und, in paradoxeſter Form, „die gottähnliche Kunſt der Faulheit“ wird nun in einer eignen Reflexion zum Gegenſtande genommen unter der Ueberſchrift: „Idylle über(!) den Müßiggang.“ Sie leitet ſich ein mit den Worten: „In jener unſterblichen Stunde, da mir der Genius eingab, das hohe Evangelium der ächten Luſt und Liebe zu verkündigen, ſprach ich zu mir ſelbſt: „„O Müßiggang! du biſt die Lebensluſt der Unſchuld und der Begeiſterung, dich athmen die Seligen, und ſelig iſt, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment der Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradieſe blieb.““ Alsdann kommt er zur Sache und bekennt: „Ungeachtet mein Gemüth in ſeiner Behaglichkeit ſo matt war, wie die von der gewaltigen Hitze aufgelöſten und hingeſunkenen Glieder, dachte ich ernſtlich über die Möglichkeit einer dauernden Umarmung nach. Ich ſann auf Mittel das Beiſammenſein zu verlängern.“ „Gleich einem Weiſen des Orients war ich ganz verſunken in heiliges Hinbrüten und ruhiges Anſchauen der ewigen Subſtanzen, vorzüglich der deinigen und der meinigen. Ich erinnerte

---

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wiſſen eintritt. Der Zuſtand des Wiſſens iſt Eudämonie, ſelige Ruhe, himmliſcher Quietismus.“ So bringt Novalis die Mathematiker zu Ehren, deren gedankenſtilles Weſen für gedankenloſes zu nehmen als eine profane Rohheit, eine gottloſe Uebereilung geſcholten werden müßte. Reine Mathematik iſt Novalis die reine Selbſtbeſchauung, das leere ſich ſelbſt gleiche Sein.

mich, und ich ſah uns, wie gelinder Schlaf die Umarmten mitten in der Umarmung umfing. Dann und wann öffnete einer die Augen, lächelte über den ſüßen Schlaf des Andern und wurde wach genug, um ein ſcherzendes Wort, eine Liebkoſung zu beginnen: aber noch ehe der angefangene Muthwille geendigt war, ſanken wir beide feſt verſchlungen in den ſeligen Schooß einer halbbeſonnenen Selbſtvergeſſenheit zurück."

„Warum ſind die Götter Götter, als weil ſie mit Bewußtſein und Abſicht nichts thun? Ihnen eifern alle Weiſen nach: und mit großem Recht, denn alles Gute und Schöne iſt ſchon da und erhält ſich durch ſeine eigne Kraft. Was ſoll alſo das unbedingte Streben und Fortſchreiten ohne Stillſtand und Mittelpunkt? Kann dieſer Sturm und Drang der unendlichen Pflanze der Menſchheit, die im Stillen von ſelbſt wächſt und ſich bildet, nährenden Saft und ſchöne Geſtaltung geben?" „In der That, man ſollte das Studium des Müßiggangs nicht ſo ſträflich vernachläſſigen, ſondern es zur Kunſt und Wiſſenſchaft, ja zur Religion bilden! Um Alles in Eins zu faſſen: je göttlicher der Menſch und ein Werk des Menſchen iſt, je ähnlicher werden ſie der Pflanze: dieſe iſt unter allen Formen der Natur die ſittlichſte und ſchönſte. Und alſo wäre ja das höchſte vollendetſte Leben nichts als reines Vegetiren."

Ueberall in dieſem merkwürdigen Punkte der Doctrin leuchtet das Beſtreben der wirklichen Rückkehr zum *ruhigen Sein* hindurch; aber ſo wenig die Umarmung es zu einem *dauernden Sein* bringt, ſo wenig ein ernſtlicher Schlaf, der nicht fortdauernd ſich ſelbſt durch liebkoſende Thaten unterbrache, noch Umarmung wäre, eben ſo wenig iſt ſelbſt *ein pflanzliches* Sein ein ruhiges. Die Pflanze wächſt, und das Geräuſch ihrer innern Bewegung, die Thatſache ihres Fleißes wird nur damit verdeckt, daß ſie „im Stillen" und „von ſelbſt" wachſen ſoll; aber ſie wächſt und ſchreitet fort ohne Ruhe und Stillſtand, ſo lange ſie wächſt. Eine *periodiſch* wachſende Pflanze ſoll nun aber die Menſchheit nicht ſein, ſondern eine „unendliche Pflanze," alſo eine ewig wachſende, eine nie müßige, und für die Stille ihres Wachſens bliebe alsdann weiter nichts übrig, als die ſelige „Selbſtvergeſſenheit" des obigen raffinirten Zuſtandes in der Umarmung. „Das vollendetſte Leben iſt Vegetiren." Die Menſchheit ſoll in unbewußter und zweckloſer Bewegung ſein, wenn gleich in endloſer, und der Pflanze darin gleichen, daß ihr Wachſen von ſelbſt, d. h. ohne ihre Abſicht und ohne ihr Zuthun, und im Stillen, d. h. ohne daß ſie darum weiß, vor ſich geht. Dieſe hundertfach nachgebetete geiſt- und ſinnloſe Pointe der Romantik, die ſogenannte „Naturwüchſigkeit," nimmt der Menſchheit alſo nicht das Werden, denn das Sein iſt unmöglich, aber das Selbſtbewußtſein und die Selbſtbeſtimmung im Werden, d. h. das Menſchliche darin; und indem ſie recht geiſtreich zu verfahren meint, hebt ſie damit den Geiſt ſelbſt auf. Denn was iſt geiſtloſer, als eine Geiſtesthätigkeit, die ſelbſtvergeſſen und zwecklos in ſich verläuft? — „Alles Gute und Schöne iſt ſchon da,“ ſo können keine Zwecke mehr gewußt und gewollt werden. Sehr folgerecht, wenn gleich noch ſo ſcherzhaft, fährt die Doctrin fort: „der Fleiß und der Nutzen ſind die Todesengel, die dem Menſchen die Rückkehr ins Paradies verwehren.“ Denn der Fleiß beſtimmt ſich wiederholt zu den Mitteln, wodurch das noch nicht daſeiende Schöne und Gute ins Werk gerichtet wird, und der Nutzen iſt das Reſultat, welches der Fleiß erreicht, der Nutzen iſt das Gute, deſſen Zuwachs ich mir bewußt bin und mit Bewußtſein genieße. Die genialen Pflanzenſeelen, dieſe romantiſchen Blattläuſe des Naturwuchſes, dies faule Geſchmeiß eines paradieſiſchen Sybaritismus, meint nun darum vornehmer zu ſein, weil es den Hausmannsverſtand des Fleißes und das gemeine Bewußtſein des Nützlichen ablehnt; in der That und Wahrheit aber laſſen ſie es weder an der Betriebſamkeit für ihren Nutzen, noch an der Pfiffigkeit, ihren Vortheil wahrzunehmen, fehlen, und wenn doch einmal von einem gemeinen Bewußtſein die Rede ſein ſoll, ſo iſt keines gemeiner als die unausgeſetzte Reflexion der romantiſchen Genußſucht.

5) Die Liebe ohne Gegenſtand.

„Ich nahm mir vor, ſagt Julius, mich zufrieden im Genuß meines Daſeins über alle doch endliche und alſo verächtliche Zwecke und Vorſätze zu erheben.“ „Treue und Scherz," die Liebe zum Scherz, die Galanterie, die Coqueterie und die Zweideutigkeit finden auf dieſer Stufe der Doctrin ihre Stelle. Julius, das geniale und frivole Subject, iſt über alles Beſtimmte hinaus. In den „Lehrjahren der Männlichkeit" iſt ſeine Liebe noch „ohne Gegenſtand;" er ſchleppt ſich durch eine Wüſtenei von namenloſen Weibern, unter denen nur eine recht koloſſale Hetäre, Liſette genannt, zu einem Charakter kommt; und „dabei verabſcheute er die entfernteſte Erinnerung an bürgerliche Verhältniſſe, wie jede Art von Zwang, verachtete die Welt und Alles, und war ſtolz darauf."

Auf dieſer Höhe der Romantik begegnet ihm nun die Eine Beſtimmte, ſeine Lucinde. Man iſt geſpannt, wie die Sache ſich nun entwickeln wird. Lucinde iſt keine Jungfrau mehr, ſondern ein Genieweib und „mitten im Schooß der menſchlichen Geſellſchaft Naturmenſch geblieben." Sie giebt ſich ihm hin, abgeſehen von der Sitte, „weil ſie wohl ahnete, daß er nach der Hingebung liebender und treuer ſein würde wie vorher." „Aber zuerſt will er weder den Taumel der Nächte, noch die Freude der Tage Liebe nennen. So ſehr hatte er ſich beredet, daß dieſe gar nicht für ihn ſei und er nicht für ſie!" Endlich gelingt es, und „Julius fand in Lucindens Armen ſeine Jugend wieder. Die üppige Ausbildung ihres ſchönen Wuchſes war für die Wuth ſeiner Liebe und ſeiner Sinne reizender, wie der friſche Reiz der Brüſte und der Spiegel eines jungfräulichen Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umſchließung war mehr als mädchenhaft; ſie hatte einen Anhauch von Begeiſterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er ſie im Zauberſchein einer milden Dämmerung hingegoſſen ſah, konnte er nicht müde werden, die ſchwellenden Umriſſe ſchmeichelnd zu berühren, und durch die zarte Hülle der ebenen Haut die warmen Ströme des feinſten Lebens zu fühlen.“ Durch dieſe Empfindung des Fleiſches und durch das ganz eigenthümliche nicht Allen zugängliche Raffinement der Nichtjungfrauſchaft oder der mütterlichen Umſchließung bekehrt ſie nun wirklich, wenn auch auf dem Wege der Natur, wie man ſieht, den Wüſtling aus der Unbeſtimmtheit der Weiber zu ſich, der Einen Beſtimmten. Ja was noch mehr iſt, ſie hat durch ihn die Unendlichkeit des Geiſtes, und er durch ſie „die Ehe und das Leben und die Herrlichkeit aller Dinge begriffen.“ „Alles iſt beſeelt für mich, ruft er aus, ſpricht zu mir und Alles iſt heilig. Wenn man ſich ſo liebt, wie wir, kehrt auch die Natur im Menſchen zu ihrer urſprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wolluſt wird in der einſamen Umarmung der Liebenden wieder, was ſie im großen Ganzen iſt — das heiligſte Wunder der Natur; und was für Andere nur etwas iſt, deſſen ſie ſich mit Recht ſchämen müſſen, wird für uns wieder, was es an und für ſich iſt, das reine Feuer der edelſten Leidenſchaft.“

6) Die Naturehe.

Eine Bekehrung iſt alſo vor ſich gegangen, das iſt nicht zu läugnen; aber wovon und wozu wird Julius bekehrt? Offenbar von dem rohen Libertinismus zu der raffinirten Wolluſttheorie, von der „Liebe ohne Gegenſtand“ zu einer beſtimmten Liebe, die nun zwar in dem Sinne aufhört dilettantiſche Liebe zu ſein, daß ſie bei der Einen Lucinde bleibt, die aber in dem Sinne nun erſt der äußerſte Dilettantismus wird, daß Julius bei ihr grade durch nichts Anderes gefeſſelt wird, als eben durch das Raffinement der Wolluſt, durch „die höhere Liebeskunſt“, bei ihr Natur, bei ihm, „dem begabten Jünglinge, angebildet,“ ganz ſo, wie es oben vorgeſchrieben wurde. Und wenn dieſe Ehe nur dazu dient, ihn den tieferen, ſo zu ſagen den methaphyſiſchen Sinn der Wolluſt zu lehren, ihm alſo zu offenbaren, was ſie im großen Ganzen der Natur, in den Heerden und in der Wildniß gilt: ſo bleibt dieſes Verſtändniß der Ehe im Weſentlichen dasſelbe, was die Liebe der Einen Lucinde auch ſchon war, eine Paarung, bei der die Genußſucht in höherem Sinne ihre Rechnung findet, als bei der polygamiſchen Liebe „ohne Gegenſtand“, wie denn unſtreitig die gepaarten Tauben mehr Recht haben, die Vögel der Venus zu ſein, als das rohe Volk der Rebhühner mit ihrem allgemeinen Hahn. Indeſſen wir wollen ſelbſt gegen ein Individuum, wie Friedrich Schlegel, nicht ungerecht ſein: die Lucinde wird nicht unrichtig fortgeführt von der unbeſtimmten zur beſtimmten Liebe, und eben ſo richtig führt die beſtimmte Liebe, die Paarung, zur Zeugung; durch das Kind aber wird auch die Unbeſtimmtheit des Lebens zu einer Beſtimmtheit getrieben: der Liebes- und Lebensdilettantismus bekehrt ſich zur Ehe und zum Nutzen, zum Ernſt und zur Thätigkeit, und war der geniale Dilettant früher ein wüſter Vagabund, ſo ſchwärmt er jetzt von ganzer Seele für die eigne „Stelle in dieſer ſchönen Welt.“ Er ſchreibt an ſeine Naturlucinde begeiſtert, wie die Nachtigall in den warmen Mainächten der Paarung ſchlägt: „Iſt es denn wahr und wirklich, was ich ſo oft in der Stille wünſchte? Du wirſt Mutter ſein! — Lebe wohl, Sehnſucht und du leiſe Klage, die Welt iſt wieder ſchön, jetzt liebe ich die Erde, und die Morgenröthe eines neuen Frühlings hebt ihr roſenſtrahlendes Haupt über mein unſterbliches Daſein. Was vorher war zwiſchen uns, iſt nur Liebe geweſen und Leidenſchaft. Nun hat uns die Natur inniger verbunden. Die Natur allein iſt die wahre Prieſterin der Freude; nur ſie verſteht es, ein hochzeitliches Band zu knüpfen, nicht durch eitle Worte ohne Segen, ſondern durch friſche Blüthen und lebendige Früchte aus der Fülle ihrer Kraft.“ Er hält nichts auf die Bedeutung der Worte und die Formen der Sitte und rühmt ſeine Ehe als eine Naturehe, allein durch die That des Kinderzeugens geſchloſſen, wie ſie die übrigen gottgeſchaffenen Weſen, die Thiere des Feldes und die Vögel in den Lüften, auch begehn. Hierauf wird es nun auch nöthig, ſich anzubaun. Das Paar braucht ein Neſt. Dies drückt er ſo aus: „Wir ſind nicht etwa taube Blüthen unter den Weſen, die Götter wollen uns nicht ausſchließen aus der großen Verkettung aller wirkenden Dinge, und geben uns deutliche Zeichen. So laß uns denn unſre Stelle in dieſer ſchönen Welt verdienen, laß uns auch die unſterblichen Früchte tragen, die der Geiſt und die Willkür bildet, und laß uns eintreten in den Reigen der Menſchheit.“ Als ob der Reigen der zeugenden und neſterbauenden Weſen der Reigen der Menſchheit wäre! „Ich will mich anbauen auf der Erde, ich will für die Zukunft und für die Gegenwart ſäen und ernten, ich will alle Kräfte brauchen, ſo lang es Tag iſt, und mich dann am Abend in den Armen der Mutter erquicken, die mir ewig Braut ſein wird. Unſer Sohn, der kleine, ernſthafte Schalk, wird um uns ſpielen, und manchen Muthwillen gegen Dich mit mir ausſinnen.“ „Leichtſinnig lebte ich über die Erde weg, und war nicht einheimiſch auf ihr.“ „Nun hat das Heiligthum der Ehe mir das Bürgerrecht im Stande der Natur gegeben.“ — Das Bürgerrecht, aber doch noch ſo ein Stück paradieſiſches Bürgerrecht; er kauft ſich ein kleines Landgut. — „Ich ſehe das Nützliche in einem neuen Lichte, und finde Alles wahrhaft nützlich, was irgend eine ewige Liebe mit ihrem Gegenſtande vermählt, kurz Alles, was zu einer ächten Ehe dient.“ Die „ächte Ehe“ iſt die Naturehe. Es läßt ſich leicht einſehen: wie die Vögel ihr Neſt, ſo muß ſelbſt die Naturehe — die „wegen der wahrhaft mütterlichen Umſchließung" geſchloſſen und mittelſt des Kindes durch die prieſterliche Natur erſt wirkſam eingeſegnet wurde — ihre „eigne Stelle" haben. Dieſe ſei aber ſo viel als möglich eine „Naturzelle" und „das Bürgerrecht im Stande der Natur" die einzige bürgerliche(?) Beſtimmtheit, wozu der Romantiker ſich bequemt. Alſo überall „der Naturwuchs!" Naturliebe, Naturehe, ja ſogar Naturbürgerrecht; und die möglichſt paradieſiſchen Zuſtände aber der raffinirteſten Geniemenſchen, die das Nützliche nur ergreifen, weil es ſelbſt zur Naturehe nothwendig iſt. Die Naturehe iſt nicht aus der Sitte, ſondern wider die Sitte entſprungen; die Naturehe hat denſelben Boden, wie das einzelne geniale Subject, Lucindens ganz ſeltene Begabung und Julius' geiſtreiche Empfänglichkeit; ſie ruht, eben ſo wie die ganze Ariſtokratie der Geiſtreichen in äſthetiſchen Dingen, auf dem Angebornen und dem Anerzogenen; ſie iſt ferner eben ſo egoiſtiſch und nur auf ſich ſelbſt geſtellt, wie es das Genie auch iſt, denn ſie ſucht gefliſſentlich und excluſiver Weiſe für ſich den Naturſtand; ſie verkennt den geiſtigen Verband und die geiſtige, die menſchliche Sitte der Ehe, die, um wahr zu ſein, mit bewußten Worten, aus der Gemeinde heraus, gegründet und anerkannt und mit fortdauernder Abſicht auf die Geſellſchaft wieder bezogen, von ihr berührt und durchdrungen wird, wodurch ſie einen Stand bekommt, der überall kein Naturſtand, ſondern ein Dienſt des Geiſtes iſt, wo er auch ſtehe. **Der Menſch iſt Geiſt und überall aus der Natur heraus**, er und ſeine Verhältniſſe ſind Gebilde des Geiſtes, die ſich durch keine Pflanze und kein Thierweſen, durch kein Naturgebilde, weder durch den „Pflanzenwuchs“ noch durch den „Organismus“, erklären oder gar meiſtern laſſen. Die *Romantik* iſt aber die *verkehrte Welt*, ſie ſetzt die *Natur* über den Geiſt, den Kopf nach unten und die Beine nach oben, das Unvernünftige, ja das *Vernunftloſe*, wie die Pflanze, und das Organiſche zur Regel des Vernünftigen, *die Natur und das Paradies* zum Ziel des Geiſtes und der Cultur.

Dies iſt der romantiſche Zopf, den *Friedrich Schlegel* in der Lucinde friſirt, um ihn ſeinem geiſtig verkümmerten Nachwuchs an die hohlen Schädel zu hängen, zum Geſpött aller Kinder dieſer Zeit.

7) Sehnſucht und Ruhe.

Das geniale Subject *will* alſo raffinirter Weiſe aus den Bedingungen und aus der *Künſtlichkeit* der Geſittung, die der menſchliche Geiſt geſchaffen hat, zur Unbedingtheit und Unmittelbarkeit, zur *Natürlichkeit* zurück. Dies iſt ſeine *Sehnſucht*. Zu gleicher Zeit iſt es ſelbſt *die höhere Natur*, das begabte Subject, welches in ſeinem genialen Verhalten, der höheren Anſchauung, die Schönheit und Wahrheit, nach welcher zu ſtreben iſt, ſchon beſitzt. Dies iſt die *Ruhe*. „*Sehnſucht und*

Ruhe,“ „die Beſtimmung, in welcher das Unbeſtimmte und das Beſtimmte in Eins iſt,“ wird daher nun am Ende der Lucinde Gegenſtand der „Reflexion,“ und als endliche Löſung des Räthſels der Liebe ausgeſprochen. Daß der Müßiggang kein pures Nichtsthun, die göttliche Faulheit kein einfaches Ruhen ſei, daß die Unbeſtimmtheit nicht ohne die Beſtimmtheit auskommen könne: dies Alles iſt durch die Naturehe an den Tag gebracht, und wird nun tapfer behauptet, indem die Sehnſucht in der männlichen und die Ruhe in der weiblichen Liebe, das Beſtimmte und das Unbeſtimmte aber in der menſchlichen Aufgabe und Beſtimmung vermittelt ſein ſollen, jedoch ohne daß die Rückkehr zur Unmittelbarkeit, zur paradieſiſchen Natur, alſo die unmenſchliche, widergeiſtige, frevleriſche und freche Beſtimmung aufhörte, das Ziel zu ſein. Wollte man alſo eine wahre Verſöhnung des Problems der Lucinde haben, ſo müßte allerdings noch ein zweiter Theil geſchrieben werden, welcher den erſten in allen Punkten als den craſſeſten Abfall vom Geiſt und von der Wahrheit nachwieſe; will man jedoch die Darſtellung und Kritik des romantiſchen Abfalls, dieſes Mephiſtopheles unſerer Tage, wie wir ſie hier aus dem beſſeren Bewußtſein unſerer Zeit verſucht haben, dafür gelten laſſen, ſo kann uns dieſe Mühe geſpart werden, eine Aufgabe, die Friedrich Schlegel freilich, ſo gut wie die ganze Romantik und ihre Nachfolge zu löſen unfähig war und iſt, darum weil ſie nicht dahin vordringen, ſtatt des Beſtimmten und des Unbeſtimmten, der Sehnſucht und der Ruhe den Gegenſatz von Geiſt und Natur zum Problem zu erheben. Dieſer ganzen Clique, von Friedrich Schlegel bis auf den letzten Mohikaner, fehlt — der Geiſt und ſein Begriff, ihre Genialität iſt geiſtlos, ihre Poeſie unpoetiſch, ihre Freiheit Frechheit, ihre Philoſophie Ironie und Myſtification. „Die natürliche Beſtimmung," „die Ruhe und die Sehnſucht," „die abſichtliche Reflexion, und die abſichtslos ſpielende Phantaſie," ebenfalls eine Form des Beſtimmten und Unbeſtimmten, ſchließt die Lucinde und führt ſie auf das Sein des genialen Ichs als den wahren Ruhepunkt zurück. „Wir ſind dankbar und zufrieden mit dem, was die Götter wollen und was ſie in der heiligen Schrift der Natur ſo klar angedeutet haben. Das beſcheidene Gemüth erkennt es, daß es auch ſeine, wie aller Dinge natürliche Beſtimmung ſei, zu blühen, zu reifen und zu welken. Aber es weiß, daß Eines doch in ihm unvergänglich ſei. Dieſes iſt die ewige Sehnſucht nach der ewigen Jugend, die immer da iſt und immer entflieht."

Dies iſt das Tiefinnerliche, das Unſägliche des unergründlichen Ichs, das daran den dunklen Naturboden der geiſtlichen Productivität und Genialität gewinnt. „Andeuten will ich Dir wenigſtens, fährt Julius zu Lucinden fort, was ich nicht zu erzählen vermag. Denn wie ich auch die Vergangenheit überdenke, und in mein Ich zu dringen ſtrebe, um die Erinnerung in klarer Gegenwart anzuſchauen: es bleibt immer etwas zurück, das ſich nicht äußerlich darſtellen läßt, weil es ganz innerlich iſt. Der Geiſt des Menſchen iſt ſein eigner Proteus, verwandelt ſich und will nicht Rede ſtehn vor ſich ſelbſt, wenn er ſich greifen möchte. In jener tiefſten Mitte des Lebens treibt die ſchaffende Willkür" (die productive ewige Jugend) „ihr Zauberſpiel." Dieſer Mittelpunkt, die ewige Jugend der productiven Genialität, das Ich, thronend in unſäglicher, unerreichbarer Höhe oder undurchdringlicher Tiefe, iſt der Mittelpunkt der Sehnſucht, das heißt ihre Ruhe. — „Julius, fragte Lucinde, warum fühle ich in ſo heiterer Ruhe dieſe tiefe Sehnſucht? — Nur in der Sehnſucht finden wir die Ruhe, antwortete Julius. Ja die Ruhe iſt nur das, wenn unſer Geiſt durch nichts geſtört wird, ſich zu ſehnen und zu ſuchen, wo er nichts Höheres finden kann, als die eigne Sehnſucht. — Du biſt's, antwortet ſie, es iſt die Wunderblume Deiner Phantaſie" (das obige Zauberſpiel der ſchaffenden Willkür), „die Du in mir, die ewig Dein iſt, dann erblickſt, wenn das Gewühl verhüllt iſt" (in der Nacht wie Novalis) „und nichts Gemeines Deinen hohen Geiſt zerſtreut. — Er: Unendlich iſt nach Dir und ewig unerreicht mein Sehnen. — Sie: Sei's was es ſei, Du biſt der Punkt, in dem mein Weſen Ruhe findet. — Er: Die heil'ge Ruhe fand ich nur in jenem Sehnen. — Sie: Und ich in dieſer ſchönen Ruhe jene heil'ge Sehnſucht. — Er: O ewige Sehnſucht! Doch endlich wird des Tages fruchtlos Sehnen, eitles Blenden ſinken und erlöſchen, und eine große *Liebesnacht* ſich ewig ruhig fühlen.“ — Hier ſpielt *Novalis* herein: Nacht, Tod, Concentration des Ichs auf ſich, — aber ſchon als todte Ueberlieferung, als bewußte Erinnerung jener „genialen“ Pointen, wie denn überhaupt die Lucinde nur ein Zerrbild des begeiſterten Stils von *Novalis* und ſeiner wahrhaft erfinderiſchen Aufregung iſt, und darum in ihrem letzten Capitel: „Tändeleien der Phantaſie“, im Grunde ſich ſelbſt ſehr hart richtet, indem ſie die Abſichtlichkeit der Reflexion gegen die Unmittelbarkeit des abſichtslos bewegten Innern ſo weit zurückſtellt. Die abſichtlich gewählte Abſichtsloſigkeit iſt nun aber eben ſo wenig eine wirklich abſichtsloſe, als die Rückkehr zur Natur eine natürliche; und ſo realiſirt ſich in allen Punkten ſtatt der *Natur nur die Unnatur*; ſie iſt das ſchroffe Reſultat der Lucinde, dieſes merkwürdigen Katechismus der Romantik.

8) *Ueberſicht der romantiſchen Doctrin.*

Friedrich Schlegel's und zugleich der ganzen Romantik Princip, die *werthvolle „Unmittelbarkeit“ und die geniale Rückkehr zu derſelben*, eine Rückkehr zur Natur gegen des Geiſtes Natur und Weſen, das Princip der Genialität alſo in ſeiner Selbſtvernichtung, iſt nun klar. Bei ihm iſt es ganz derſelbe Fall, wie bei *Schelling*, daß ſein ganzes ferneres Thun und Treiben nichts weiter iſt, als eine immer wiederholte Anwendung des Princips der Willkür, die immer wiederkehrende, in verſchiedenen Gebieten nur verſchieden benannte *reflectirte Rückkehr zur Unmittelbarkeit*, das freche Zurückbringen der *Natur* in die Cultur, des *Geiſtwidrigen* in den Geiſt, des *Unvernünftigen* in die Vernunft, des *Negativen* ins Poſitive, der *negirten Vorzeit* in die beſtehende Gegenwart, der *tyranniſchen Willkür* in die geſetzliche Freiheit. Es iſt die Empörung gegen alle ſittliche und geiſtige Ordnung, ein Theolog würde ſagen, das Princip des Teufels ſelbſt, wir nennen es weniger ſträflich des Abfalls von der Freiheit, die eigentliche Sünde wider den Geiſt. Denn die Frevler wiſſen, daß ſie der Freiheit ins Angeſicht ſchlagen und ſie fühlen ſich in dieſer Frechheit.

Wir wollen jetzt die verſchiedenen Unmittelbarkeiten aufzählen und die Wege der Rückkehr uns anſehn.

1) In der Aeſthetik oder in der Ironie, deren Vater *Friedrich Schlegel* iſt, war die „*Unmittelbarkeit*" die geniale Willkür und das *abſtracte Ich*. Um ſich als ſolches zu bethätigen, ſetzt es ſich Schranken, die aber nichtig ſind und nur die Bedeutung haben, aufgehoben zu werden, dem Ich die Bewegung in ſich zurück zu geben und ihm zum Selbſtgenuß zu verhelfen.

2) In der Liebe und im Leben iſt die „*Unmittelbarkeit*," zu welcher zurückgekehrt wird, die *Natur*, aber freilich, wie wir geſehn haben, nicht die gemeine Natur, was man ſo Natur nennt, ſondern die *Natürlichkeit* des „*genialen*" Ich und ſeines Verhal-

tens. Dies bringt es wieder in dieſelbe Bewegung, wie die Ironie. Der Trieb des Ich, ſich von ſich zu unterſcheiden, um ſich zu genießen, iſt die Sehnſucht. Weil es nun aber den Gegenſtand ſelbſt ſetzt und ihn jeden Augenblick willkürlich verlaſſen kann, ſo iſt es mit der Sehnſucht nicht Ernſt. Alles iſt Spiel und die Sehnſucht nur Moment des Genuſſes. Im Suchen iſt ſich das Ich Selbſtzweck, es iſt bloß der Zirkel in ſich zurück. Das iſt die Ruhe in der Sehnſucht, das Gefühl, daß Alles, was das Ich thut, im Grunde keine Realität hat, und daß das reine Ich in ſeiner reinen Bewegung allein das Reale iſt, der Mittelpunkt und der Zweck. Dies begründet die „Kunſt des Müßiggangs", die „bloß innerliche Bewegung des Ich", die Paſſivität, das „Vegetiren," und dieſer Müßiggang der Selbſtanſchauung, als Selbſtgenuß, in Religion, myſtiſche Abſtraction.

3) Die „Unmittelbarkeit", zu welcher ſeine Philoſophie zurückkehrt aus dem, natürlich vergeblichen, Suchen der Methode, iſt der Glaube. Er ſagt in den „philoſophiſchen Vorleſungen von 1804—1806:" „Gefühl iſt als die unmittelbare Wahrnehmung des innern Geiſtes die wahre Erkenntniß; ſie beruht aber auf Hoffnung, Liebe und Glaube." Scheinbar im Widerſtreite damit iſt der Ausſpruch derſelben Vorleſungen: „die ſcholaſtiſche Philoſophie ſtehe ganz allein da als die Periode der gefundenen Wahrheit." Sie iſt allerdings die Philoſophie, welche die Wahrheit unmittelbar nimmt, wie ſie ſie vorfindet; wie alſo das Ge-

fühl das unmittelbare Philoſophiren, ſo iſt die Scholaſtik die unmittelbare Wahrheit, der Glaube.

4) Dieſe „Unmittelbarkeit“ wäre nun zugleich die Unmittelbarkeit der Religion, der überlieferte gegebene Inhalt, und die Rückkehr zu ihr das Katholiſchwerden, eine Rückkehr, die Friedrich Schlegel bekanntlich ausgeführt hat.

5) Allein damit iſt die Geſchichte noch nicht zu Ende. Denn welches iſt nun die „Unmittelbarkeit dieſer Unmittelbarkeit“, wo kommt der Katholicismus her? Woher die jetzige Welt und Natur? — Nicht Friedrich Schlegel allein: Alles, die ganze Objectivität, Natur und Geſchichte muß ja ebenfalls zurückkehren zu ihrer Unmittelbarkeit, die ihre Wahrheit iſt. Lebensphil. 174: „Iſt die Natur aber, wie man wohl annehmen darf und annehmen muß, nach der urſprünglichen Abſicht und Schöpfung ein Paradies geweſen für die ſchon früher erſchaffenen ſeligen Geiſter und erſtgebornen Söhne des Lichts“ (Schelling's Urvolk): ſo iſt ſie es doch nicht geblieben und iſt es jetzt nicht mehr, eben ſo wenig wie der erſte Menſch im Paradieſe geblieben iſt.“ Aus der Natur ſowohl, als aus dem Reich der Wahrheit iſt dieſer ſchöne Zuſtand der Unmittelbarkeit verſchwunden. Aber die Natur, heißt es gleich darauf, „wird einen Weg der Rückkehr aus dieſem jetzigen verwilderten, oder wenn man will, herabgeſunkenen und herabgeſetzten, zum Theil ungeſunden und kranken Zuſtande finden“ (Lebensphil. S. 176). Ebenſo in der Geſchichte (S. 199):

Im Anfange war, nach unſerm Doctrinär, volle Erleuchtung; durchs Heidenthum trat Verfinſterung ein; das Chriſtenthum wendet die Seele wieder zum Lichte zurück; aber auch hier tritt wieder Finſterniß ein, und erſt am Ende der Tage wird wieder die urſprüngliche Erleuchtung aufgehn. So wiederholt ſich Schelling, und die chriſtliche Mythe iſt noch einmal in die neue Mythe überſetzt.

Curios kommt dabei die wirkliche Geſchichte weg. Sie iſt nichts Anderes, als die oben beſchriebene zweckloſe Bewegung der Ironie. (Lebensphil.): „Die ganze Weltgeſchichte iſt eigentlich nur ein fortgehender Kampf zwiſchen dem reinigenden Feuer der göttlichen Strafgerichte und dem in der zwiefachen Geſtalt der Anarchie und des Despotismus immer von neuem ſich regenden Lügengeiſte." Aber kehrt denn die Geſchichte nicht zurück, da es doch die Natur thut? — Allerdings! Er ſieht dazu in unſeren Tagen die beſten Anſtalten, und lobt in dieſem Sinne zuerſt natürlich ſich ſelbſt und die Jeſuiten und ſodann die Reſtauration der Bourbonen. „Der Wendepunkt zum Böſen war eingetreten mit dem Kampf der Ghibellinen gegen die Päpſte;" daraus entſpringt nun weiter die Reformation, und aus dieſer gar die Revolution, bis gegenwärtig nach ſeinem und der übrigen Convertiten Uebertritt eine wohlthätige „Rückkehr zum katholiſchen Mittelpunkt" ſich bemerklich macht.

Aber dieſe anfangende, ſich bemerklich machende Rückkehr iſt immer nur der Anfang des Endes; und wenn nach *Friedrich Schlegel* die Geſchichte auch den guten Willen zur Rückkehr zeigt, ſo iſt es doch nur die Doctrin, die es wirklich dahin bringt, das wahre Ende, den *paradieſiſchen Urſtand*, zu erreichen. Die Bekehrten ſchwärmen dafür und ſuchen die *Rückkehr dahin* ihren Zeitgenoſſen zu empfehlen. Zurück, zurück zum Paradieſe!

Und damit wäre denn der katholiſchwerdende *Schlegel* wieder auf dem Wege zur Lucinde, oder vielmehr, er wäre in allen Punkten nicht weiter gekommen, als er gleich Anfangs war. Der böſe Geiſt des *Schelling'ſchen Abfalls* führt ihn im Hexenkreiſe ſeiner Doctrin herum. Er thut geiſtig keinen Schritt vorwärts; alle Conſequenzen, auch die tollſten, ſind nichts Anderes, als was die urſprüngliche Unfreiheit ebenfalls ſchon war. Wie das *romantiſche Subject* mit ſeiner Doctrin keinen Schritt vorwärts thun kann, ſo kann es mit aller Anſtrengung auch keinen zurück thun: alle Unwahrheit, zu der es hinſtrebt, hat es in ſeinem Princip, an *ſich ſelbſt*, von vornherein erreicht; und ſo macht es mit aller Mühe nur das Eine anſchaulich, daß ſeine *Doctrin* wirklich und wahrhaft *das Reich der fixen Idee* iſt.

4. Auguſt Wilhelm Schlegel und die romantiſche Propaganda.

1767—1845.

Das Reich der *fixen Idee* iſt das Werk der Genies, und dieſe haben die Doctrin für *ſich*. Es iſt eine Gabe des Himmels, ſo genial zu ſein, aber auch ein Genuß, ſich in dieſer Eigenſchaft zu produciren. Iſt die Zeit Anton Reiſer's und ſeiner Theaterwuth vorüber, ſo tritt gleichwohl eine andere Schauſpielerei dafür ein. Die Romantiſch-Genialen zeigen ſich dem Publicum als *Vorleſer*, d. h. als geiſtige Seiltänzer von einer paradoxen Form, die alle Erwartung übertrifft und vor den höchſten Herrſchaften in Dresden, Wien und Berlin mit Beifall producirt worden iſt. Die „*Unmittelbarkeit der Genialität*" verlangt auch die Unmittelbarkeit der perſönlichen Ueberlieferung, die geniale Form des Vortrags ſoll den Effect machen! und ſo wird es denn nöthig, *ſich ſelbſt* ſehen zu laſſen als *das wilde Thier der fixen Idee*, „welches mit ſeinem ſeltenen Naturwuchs bis jetzt in Europa das einzige Exemplar iſt," ein paradoxes Wunderthier, „welches Niemand ohne Staunen beſuchen wird." Die *Effectmacherei* und die *Eitelkeit* ſind die nächſten Motive; der neue Zeitgeiſt, welcher verkündigt wird, die „Genialität" im Gegenſatz gegen die „triviale Aufklärung" iſt nichts weiter als die ironiſche Bewegung, die paradoxe Praxis des geiſtreichen

Subjects; die Propaganda der Doctrin alſo nur ein ſecundäres, wenn gleich nothwendiges Geſchäft, um dem neuen Geiſt, der werdenden Romantik, der romantiſchen Poeſie und vor und hinter Allem dem genialen Subject ſelbſt zur Exiſtenz und Geltung zu verhelfen. Allerdings hat ſich auch Friedrich Schlegel in dieſem Sinne bemüht, ja es iſt bekannt, daß er auf einer Miſſionsreiſe nach Dresden in ſeinem Berufe, verleſend geſtorben iſt; vorzugsweiſe aber war es Auguſt Wilhelm Schlegel, dem zu der romantiſchen Doctrin die ſecundäre, nur formgebende Stellung des Propagandiſten oder Miſſionärs zufiel. So zieht er 1802 nach Berlin, ſo ſpäter 1808 nach Wien, und hält Vorleſungen zur Mehrung des Reichs der fixen Idee, von deren Erfolgen er ſodann 1803 und 1809 auch dem größeren Publicum Bericht erſtattet, wenn er die Vorleſungen dem Druck übergiebt. Sein ſecundäres Verhältniß zu Friedrich und zur Doctrin drückt das Diſtichon aus:

> Wilhelm ſagt: mein Bruder und ich!
> Ich und mein Bruder! ſagt Friederich.

Und er geſteht es ſelber, wenn gleich, wie natürlich, mit etwas mehr Anerkennung ſeiner ſelbſt, in dem Liede, womit er 1802 ſeinen Bruder und ſich beſingt. Hier träumt er nämlich:

> Mir war, als hielt zuſammen
> Uns Eine Rind' umſchloſſen
> In hoher Palmgeſtalt.

Und von dieſem hohen Gewächs iſt die nährende Wurzel **Friedrich**, die ausgebreitete Krone er ſelber. Ein anderes Bild macht die Sache alsdann noch deutlicher:

Du förderſt aus der Erden
Edles Metall zu Tag.
Das giebſt du meinen Händen,
So bild' ich künſtlich Schalen
Und Trinkgefäße draus.

So denkt er ſich die Sache. Wir Andern, die wir es mit der Schlegelei genau nehmen, halten uns an das reine Verhältniß. Das iſt richtig: **Friedrich** iſt der Componiſt, **Wilhelm** die Trompete der Romantik. Mit dem edlen Metall der genialen Doctrin dagegen iſt es auf ewige Zeiten vorbei; und will man ihrem Begriff ſein Recht widerfahren laſſen, ſo hat ſich dieſe Genialität in vollem Maße den Namen der **geiſtloſen** verdient. Hier iſt nichts zu retten, als vielleicht für **Auguſt Wilhelm** das Verdienſt des formgebenden Goldſchmieds, — vielleicht. Die Propaganda der Romantik beginnt mit dem „Athenäum" 1798 — 1800 in Jena. Beide Brüder wirken vereint darin, die Form iſt verſchieden, in Proſa am beſten, nicht übel in Diſtichen, unverwüſtliche Proſa und Katzenmuſik in Reimen und beſonders in den unglücklichen Sonetten. Für die Sache und für die Formgebung iſt bezeichnend

Das Athenäum.

Sonett von Friedrich Schlegel.

Der Bildung Strahlen all' in eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde

Beſtrebten wir uns treu im freien Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchreit und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr, es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

Welch' ein Stil! welch ein Gewächs von Poeſie! wie platt, wie ſtrohern! Und wie platt müſſen erſt die andern geweſen ſein, von denen dies ſich noch als genial unterſcheiden ſoll! Der Saft, „die Kraft und die Allgemeinheit," oder, wenn man lieber will, die Kraft zur Allgemeinheit, zur poetiſchen ſowohl, welche die Herzen zwingt, als zur philoſophiſchen, welche den weltbeherrſchenden Gedanken trifft, — das iſt es, woran es der Romantik fehlt, und das iſt zugleich die Urſache, weßwegen Alles zuſammenſtürzen muß, was auf ſie ſich ſtützt. Poeſie, Doctrin oder Staat, was es ſei: iſt euer Princip Romantik, ſo habt ihr keine Macht über die Welt und den wahrhaft allgemeinen Geiſt, der ſie regiert.

Als das Athenäum, welches noch viele eben ſo ſchlechte und ſchlechtere Sonette gebracht, das Jahr 1800 erreicht hatte, ging es ein. Im Jahr 1802 verließ August Wilhelm Schlegel Jena und eröffnete in Berlin vor einem bedeutenderen und größeren Kreiſe ſeine „Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters.“ In dieſen Vorleſungen, die 1803 in der Europa ſeines Bruders, Band II. Heft I. erſchienen, heißt es mit deutlicher Hinweiſung auf das Athenäum und die Jenenſer Thaten: „Mehrere meiner Freunde und ich ſelbſt haben den Anfang einer neuen Zeit auf mancherlei Art, in Gedichten und Proſa, im Ernſt und im Scherz (?) verkündigt, und gewiſſe ehrenfeſte Männer, die von keiner andern Zeit einen Begriff haben, als der, welche die Thurmglocken anſchlagen und die Nachtwächter ausrufen, haben uns aus dieſen frohen Hoffnungen ein großes Verbrechen gemacht. — Das entſetzliche, gar nicht aufhörende Geſchrei dawider von allen Seiten ſcheint zu verrathen, daß die Gegner doch vielleicht heimlich fürchten, im ruhigen Beſitz ihrer Nichtigkeit durch jene verhaßten Anmuthungen geſtört zu werden.“

Die Glaubensartikel ſind, daß mit der Romantik die neue Zeit im Anzuge, daß die Gegner platt, nichtig und beſchränkt, ſie ſelbſt hingegen die Genialen ſeien! Aber wie trivial iſt der ironiſche Angriff und wie mattherzig die prophetiſche Verſicherung! Ihr kommt es nicht darauf an, auch wohl einmal nur „im Scherz“ prophezeit zu haben, und damit ſchlägt die geniale Selbſtparodie ins Inepte um; — eine unvollkommene Dreſſur, eine ſchlecht einexercirte Genialität!

Der Miſſionär der neuen Zeit drückt ſodann ſeinen Zuhörern das Bewußtſein über ſeinen Beruf, ihr Evangelium zu verbreiten, aus: „Wir ſchmeicheln uns keineswegs, fährt er fort, einer ſchon erfolgten allgemeinen Veränderung, wir behaupten nur, es ſeien Keime eines neuen Werdens ausgeſtreut. Auch wenn man ganz allein bliebe und gar nicht *auf einen ſich erweiternden Bund gemeinſchaftlich ſtrebender Geiſter rechnen dürfte*, ſo wäre man darum nicht weniger berechtigt zu ſagen, es fange eine neue Zeit an, *ſobald man es in ſich fühlt*. Denn aus dem höhern Geſichtspunkt angeſehen, iſt die Zeit eine Hervorbringung des freien Menſchen.“ Er fühlt es in ſich, daß eine neue Zeit anfängt; aber iſt jemals ein Zeitgeiſtgefühl kläglicher ans Licht getreten? Den ganzen Inhalt der Zukunft in das abſtracte „es“ und in die ſchlechte Ueberſetzung von Werk und That durch „Hervorbringung“ zu gießen! — Die neue Zeit, für die er ſich zu dieſen Formen begeiſtert, iſt nun natürlich die *geniale*, die poetiſche, die romantiſche. Zum Behuf ihrer Verwirklichung bläſt er den Berlinern ſchon 1802 das Licht der Aufklärung, ihr Bischen Verſtandeslicht aus und ſetzt das Licht der *genialen Unmittelbarkeit* an die Stelle, um alsdann mit *Novalis*, *Schelling* und ſeinem Bruder *Friedrich* die Poeſie der Nacht, des Dunkels, der Magie, der Aſtrologie, des Glaubens und des Aberglaubens und noch anderer romantiſcher Unmittelbarkeiten zu erörtern. Er decirt: „Das Licht iſt vermöge ſeiner Natur ſelbſt hell, und dann erleuchtet es die übrigen Dinge. (') Eben ſo verhält es ſich mit dem, was im menſchlichen Gemüthe einzig den Namen des Lichts verdienen kann: den Ideen, welche in der innern Anſchauung unmittelbar Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit und ewigen Gültigkeit mit ſich führen, und demnächſt auch die äußerlichen Erſcheinungen in ihr wahres Verhältniß unter einander und gegen jene ſetzen. Die Menſchen, welche ſolche geiſtige“ (als ob es auch eine körperliche gäbe) „Intuition mit ungewöhnlicher Energie und Klarheit in ſich hatten, ſind von Zeit zu Zeit die wahren Erleuchter der Welt geweſen, aber ſolch ein inneres Licht verwerft ihr als Schwärmerei und Wahnſinn.“

Soweit der trivialiſirte Schelling; dann geht er an Novalis' Nachthymnen, um ſie ebenfalls zu traveſtiren mit den gefrornen Worten:

„Unſer Gemüth theilt ſich, wie die äußere Welt, zwiſchen Licht und Dunkel, und der Wechſel von Tag und Nacht iſt ein ſehr treffendes Bild unſers geiſtigen Daſeins. Der Sonnenſchein iſt die Vernunft, als Sittlichkeit auf das thätige Leben angewandt, wo wir an die Bedingungen der Wirklichkeit gebunden ſind. Die Nacht aber umhüllt dieſe mit einem wohlthätigen Schleier, und eröffnet uns dagegen durch die Geſtirne die Ausſicht in die Räume der Möglichkeit“ (eine alberne Phraſe!); „ſie iſt die Zeit der Träume. Einige Dichter haben den geſtirnten Himmel ſo vorgeſtellt, als ob die Sonne nach

Endigung ihrer Laufbahn in alle jene unzähligen leuchtenden Funken zerſtöbe; dies iſt ein vortreffliches Bild für das Verhältniß der Vernunft und Phantaſie; in den verlorenſten Ahnungen dieſer iſt noch Vernunft." „Auf dem Dunkel, worein ſich die Wurzel unſers Daſeins verliert, auf dem unauflöslichen Geheimniß beruht der Zauber des Lebens, dies iſt die Seele aller Poeſie. Die Aufklärung nun, welche gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat, iſt folglich die entſchiedenſte Gegnerin jener, und thut ihr allen möglichen Abbruch."

Mit dieſen ausgehöhlten, verdorbenen und jammervoll zuſammengeflickten Formen ſeines verſtorbenen Freundes iſt er zu dem Satze gelangt: „die Aufklärung iſt der Poeſie entgegen," und da dieſe auf der Phantaſie oder der zerſplitterten Vernunft beruht, ſo ſind die Phantaſieen der Zauberei, der ſympathetiſchen Wirkungen, des Aberglaubens, der Beſchwörungen, der Geſpenſterwirthſchaft lauter poetiſche Producte, deren „verlorne Ahnungen von Vernunft" conſtruirt werden ſollen in der beliebten Manier des ſpeculativen Aberglaubens, der die ſchmählichſten und niederträchtigſten Exiſtenzen als Vernunftſplitter rechtfertigen, nicht begreifen und im Begriff negiren will. Zu begreifen iſt genug an Hexen, Geſpenſtern, Ahnungen, Vorbedeutungen, Zauberſprüchen, Friedrich Schlegel, Auguſt Wilhelm Schlegel und ſo fort; aber all dies Gerümpel mit ſeiner zerſplitterten Vernunft begreifen, das heißt kein Unweſen negiren. Der Aufklärung wird es nun ſehr verdacht, dieſe Negation auf dem praktiſchen Boden ausgeführt zu haben, und die Romantiker vergeben es dem *Thomaſius* nie, daß er mit den Hexenproceſſen ſo viel Poeſie, ſo viel „Ehrfurcht vor dem Dunkel,“ ſo viel „verlorne Ahnungen von Vernunft“ ausgerottet. „Ich ſehe nicht, ſagt *Auguſt Wilhelm*, daß die Wohlthaten ſo arg waren, welche die Aufklärung den Menſchen durch die Befreiung von den Aengſtigungen des Aberglaubens erzeugt; vielmehr finde ich jeder Furcht eine Zuverſicht entgegengeſetzt, die ihr das Gleichgewicht hielt, und von jener erſt ihren Werth bekam. Gab es traurige Ahnungen der Zukunft, ſo gab es auch wieder glückliche Vorbedeutungen; gab es eine ſchwarze Zauberei, ſo hatte man dagegen heilſame Beſchwörungen; gegen Geſpenſter halfen Gebete und Sprüche; und kamen Anfechtungen von böſen Geiſtern, ſo ſandte der Himmel ſeine Engel zum Beiſtande.“ „Die *Aſtrologie* muß wieder zur *Aſtrologie* werden. Wir wollen nicht bloß die Geſtirne zählen und meſſen und ihrem Laufe mit den Ferngläſern folgen, ſondern die *Bedeutung* von dem Allen begehren wir zu wiſſen. Die dynamiſche Einwirkung der Geſtirne, daß ſie von Intelligenzen beſeelt ſeien und *gleichſam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben*: dies ſind unſtreitig weit höhere Vorſtellungsarten, als wenn man ſie wie todte mechaniſche Maſſen denkt.“ Welche Hohlkopfsſphäre hat über Auguſt Wilhelm Schlegels romantiſchen Schädel die Schöpferkraft dieſer Abſurditäten ausgeübt?! „Eben ſo, wie die Aſtrologie, fordert die Poeſie von der Phyſik die Magie. Was verſtehn wir unter dieſem Worte? Unmittelbare Herrſchaft des Geiſtes über die Materie zu wunderbaren unbegreiflichen Wirkungen." Die unmittelbare und bewußtloſe Herrſchaft des Geiſtes über die Natur iſt ihm wegen „der verlornen Ahnung von Vernunft" poetiſcher, als die Phyſik mit ihren begriffenen Wirkungen: Fortunat's Wünſchhütlein iſt Poeſie, der Dampfwagen Proſa, der Hexenbeſen Poeſie, der Luftballon Proſa, und die Kanonen würden es ebenfalls ſein, wenn ſie nicht ſchon bei Shakſpeare ſpielten. Uebrigens iſt die Romantik der Magie weniger ſtrohköpfig ausgeſprochen, als die der Aſtrologie; ſie wird wenigſtens conſequent aus der Willkür des Geiſtes, der ohne Rückſicht auf die Geſetze der Natur in ihr wirken will, und aus der Widerſetzlichkeit gegen die Vernunft der gewußten und begriffenen phyſikaliſchen Wirkungen, alſo wirklich aus dem Kern der romantiſchen Methode hergeleitet. Die wunderbaren Wirkungen (das Wunder der romantiſchen Theologie) erklären den Geiſt für den dummen Hans im Mährchen, der auf Abenteuer auszieht und überall das Rechte trifft, ohne zu wiſſen wie ihm geſchieht. Das Intereſſe der Romantik an den wunderbaren Wirkungen und an dem magiſchen Wunder iſt das Intereſſe an dem willkürlichen, dem „genialen" Geiſt, deſſen Launen und phantaſtiſchen Einfällen nichts im Wege ſtehn ſoll. Das iſt Poeſie und die geforderte neue Zeit

Die alte Zeit der Aufklärung, welche nicht wie „die neue Zeit" Alles auf die Poeſie, ſondern Alles auf die Brauchbarkeit und den Nutzen bezog, hat nun auch „in der Moral großes Unheil angerichtet. Ohne irgend eine Ausnahme für beſondere Naturen gelten zu laſſen, ſagt unſer geniales Naturwunder, ſollten alle gleichermaßen in das Joch gewiſſer bürgerlicher Pflichten geſpannt werden, in das Gewerbs- und Amts-, und dann das Familienleben, und zwar nicht aus Patriotismus und Liebe, ſondern um den Acker des Staats, wie Zugvieh, zu pflügen, und die Bevölkerung zu befördern." Als wenn die Aufklärung einem Manne, der „wegen ſeiner beſondern Natur nicht bevölkern kann," nicht für ſeine Perſon die Ausnahme geſtattete oder etwa keine romantiſchen Hauſirer ohne Amt und Gewerbe duldete! Der Vorwurf iſt eben ſo philiſtrös, als unwahr. Mußte nicht vielmehr das ausgenommene Subject mit genialer Unverſchämtheit, wie in der Lucinde, ſeine nicht bevölkernde und nichtsnutzige Theorie und Praxis poſitiv geltend machen, ſtatt ſich über die aufgeklärte Moral zu beſchweren? Oder ſoll man den noch eine „beſondre" Natur nennen, der ſich gar nichts Beſonderes mehr herausnehmen kann, weil alle Anderen es eben ſo machen wie er, was ſie doch thun müßten, wenn ſtatt der aufgeklärten die romantiſche Moral allgemein würde? Nicht minder ungerecht iſt der Vorwurf, „die Aufklärung habe die ritterlichen Grundſätze der Ehre abgeſchafft." Dieſer Vorwurf trifft eben ſo gut die Romantiker und vornehmlich A. W. Schlegel, der ſo unzählige Gelegenheiten zu den brillanteſten Zweikämpfen hat ungenutzt vorübergehn laſſen, ja der 1813 Feſtungen, Redouten, Quarrés, wenn er Geſchmack daran gefunden, hätte ſtürmen helfen und ſich mit vielen Berliner Aufgeklärten zuſammen auf dem Felde von Großbeeren zum Ritter des eiſernen Kreuzes hätte ſchlagen laſſen können.

In ſeiner vierten Vorleſung von 1802 zu Berlin, die ebenfalls in der Europa abgedruckt erſchien, erklärt ſich der Ritter von der fixen Idee gegen die Reformation, die Quelle alles Unheils der Aufklärung. „Die Reformation iſt es, ſagt er, von welcher die Aufklärung herſtammt, ja welche ſchon ſelbſt die Aufklärung im Keime war.“ „Die Reformation hat wider Mißbräuche geeifert, deren Abſtellung in der Geſammtheit der Kirche vielleicht allmäliger, ſpäter, aber univerſeller und dauernder zu Stande gekommen wäre.“ „Die Reformatoren gleichen darin den neueren Theologen, daß ſie, Gegner aller Myſtik(?), gleichſam um den Wunderglauben markteten, wie wohlfeil ſie etwa damit abkommen möchten, und daß ſie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer ſinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten.“ „Europa, beſtimmt nur eine einzige große Nation auszumachen, wenn auch die Anlage im Mittelalter da war, ſpaltete ſich in ſich; und da ohne die Reformation Rom verdientermaßen der Mittelpunkt der Welt geblieben wäre, und die ganze europäiſche Bildung italieniſche Farbe und Geſtaltung angenommen hätte, ſo gaben jetzt Frankreich und England den Ton an, und unnatürlich verbreitete ſich von daher aus der Weſtwelt Vieles auch über Deutſchland, den eigentlichen Orient von Europa. Deutſchland, als die Mutter der Reformation, hat auch an ſich ſelbſt die ſchlimmſten Wirkungen von ihr erfahren."

Von dieſen wiedergekäuten Pointen aus Novalis' und aus ſeines Bruders Doctrin bleibt nichts Eigenthümliches für ihn übrig, als allenfalls Dante für Shakſpeare, Italien für England, der Mythenmangel in der Reformation, Deutſchland eine zweite Türkei, und die geiſt- und ſinnloſe Mäkelei an dem hiſtoriſchen Verlauf, der zehnmal anders und beſſer hätte kommen können, was Chamiſſo bekanntlich treffend ſo ausdrückt:

Es war ein Mann, dem nah es ging,
Daß ihm der Zopf ſtets hinten hing,
Er wollt es anders haben.
Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Es wird nichts Guts, es wird nichts Schlechts:
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Anders wie gewöhnlich, paradox, genial zu ſein und dies im trivialſten Sinn und in der trivialſten, ſaft- und kraftloſeſten Form von Dogmen, an die er augenſcheinlich ſelber ſchon damals nicht glaubte, — dieſe ſchalgewordene Eitelkeit, welche jene foppende Ironie ſo gänzlich vergeſſen hat, daß ſie die fremde Doctrin pedantiſch aufſagt und vielfach verdreht und verflacht docirt, das iſt das Reſultat!

Noch einmal hat es ſodann den Anſchein, als ſei es ihm wenigſtens eben ſo Ernſt mit der Reaction, wie ſeinem „zurückgekehrten“ Bruder; aber es ſcheint auch nur ſo. Im Jahr 1808 nämlich wurde Friedrich's „Rückkehr“ bekannt und in demſelben Jahr führte die Mad. Stael August Wilhelm nach Wien, und ließ ihn öffentlich in den dramaturgiſchen Vorleſungen auftreten. Hier war es, wo er die Rückkehr mit großem Beifall, wenigſtens ausſprach, wenn auch nicht gleich ausführte. „Seit drei Jahrhunderten, ſo ermahnt er die Wiener, hat innerer Zwieſpalt unſere edelſten Kräfte in Bürgerkriegen aufgezehrt, deren verderbliche Folgen ſich nun erſt vollſtändig enthüllen. Mögen ſich Alle, die auf die öffentliche Geſinnung zu wirken Gelegenheit haben, beeifern, das alte Mißverſtändniß endlich zu löſen, und alle ächt Geſinnten um die, leider, verlaſſenen Gegenſtände der Verehrung bei treuer Anhänglichkeit, wovon unſere Vorahnen ſo viel Heil und Ruhm erlebt haben, wie um ein heiliges Panier verſammeln, und ſie ihre unzerſtörbare Einheit als Deutſche fühlen laſſen.“ Dieſelben Gegenſtände hatte 1807 ſein Bruder Friedrich in dem „Roſtorfiſchen (des jüngeren „zurückgekehrten“ Hardenberg's) Dichtergarten“ der Poeſie zum Ziel geſteckt und deutlicher bezeichnet mit den Worten:

Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden,
Die alte Schönheit, eh' ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Dies ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

„Gegenſtände," ſagt A. Wilhelm in ſeiner Recenſion des Dichtergartens, „um welche Liebe und Verehrung eine unſichtbare Gemeinſchaft edler Menſchen verſammelt."

Bei dieſen Ermahnungen zur Verſammlung um die verlaſſenen Heiligthümer und zur Verbündung für den Katholicismus ließ er es aber bewenden. Mad. Stael nahm ihn mit auf Reiſen, er ließ die Welt auf ſich wirken, und nach zwanzig Jahren fand er ſich ſo umgebildet, daß er den Vorwurf, welchen ihm der Baron d'Eckſtein in dem Catolique vom Juny 1827 machte, er ſei à moitié catolique, nicht ertragen wollte und zum Beweiſe ſowohl ſeines Proteſtantismus, als ſeines Patriotismus eine eigne Broſchüre, „Berichtigungen einiger Mißdeutungen," herausgab. Darin erklärte er ſich nun für „die Reformation, als das große Denkmal des deutſchen Ruhmes, als die nothwendige weltgeſchichtliche Begebenheit, deren heilſame Wirkungen durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, ſeit drei Jahrhunderten ſich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder ſittlichen und geſelligen Verbeſſerung förderlich bewährt haben."

Mußten wir ſchon aus der unlebendigen, ſchalen Form ſeiner Vorleſungen entnehmen, daß ihm das Reich der fixen Idee nie Herzensſache und lebendige Ueberzeugung geworden ſei, ſo werden wir darin nur noch beſtärkt durch dieſe Broſchüre, welche ein der früheren Doctrin ganz entgegengeſetztes Glaubensbekenntniß aufſtellt, ohne jedoch von dem Princip des genialen Ich abzufallen, welches eben darin beſteht, daß es dem Subject nie um einen Inhalt, eine wirkliche Wahrheit, ſondern nur um ſich zu thun iſt. Dem genialen Ich leiſtet jeder Inhalt, wie dem Schneider jede Mode, denſelben Dienſt, nämlich den, ſich als den überraſchenden, wunderbaren Künſtler zu zeigen; und ſo wäre denn das ganze Geſchäft der Propaganda nichts als der reinſte Dilettantismus geweſen, Auguſt Wilhelm Schlegel aber in der Eitelkeit der Romantik immer noch vorzugsweiſe das eitle Subject, welches mit fremden Federn, die ihm ſchief zu Geſichte ſtehen, eine Weile ſich aufputzt und gezwungen brüſtet, dann aber den ganzen Putz unbekümmert von ſich wirft und dagegen der Reformation und der Wahrheit das Wort redet, ohne gleichwohl ſich ſelbſt von der Willkür des Genialiſirens zum Geſetz der Philoſophie bekehrt zu haben, weßwegen denn das letzte Bekenntniß eben ſo unwahr iſt, als das erſte.

Gregorius fuhr ums Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen:
Biſt munter, Wilhelm? o der Noth! —
Da ſchrieb er ohne Säumen:
Was immer er geſchrieben,
Sich ſei er treu geblieben.

Es iſt wunderbar fein, wie er in dieſer Broſchüre ſeine patriotiſchen Verdienſte beweiſt, ſo fein, daß der Beweis immer nur ſeine Eitelkeit, nie ſeine Tapferkeit an den Tag bringt. Er wird aus Frankreich verbannt, weil man ſeinen Napoleonshaß gekannt hat, ſo erzählt er die Sache. Die Wahrheit aber iſt, er wird verbannt als irgend ein unbekannter Menſch im Gefolge der Mad. Staël, den die Genfer Polizei Monſieur Chelégue nennt, nicht ungeſchickt, denn er iſt in der That der patriotisme gelé, wie er die romantique gelée war. „Es war Pflicht, ſagt er, auch in der hoffnungsloſeſten Lage, bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1806 und dann bei der allgemeinen Entwaffnung, zu hoffen und dieſe Hoffnung in Andern zu nähren.“ Zu dem Behuf dichtete er zwei vaterländiſche Lieder; „aber ſie aufzuſchreiben und ſchriftlich aufzubewahren, hätte Freunde in Gefahr bringen können. Noch ſind ſie mir zum Theil im Gedächtniſſe; aber auch für die jetzigen Zeiten wären die damals geſprochenen Worte zu flammend.“ Hätte er ſie vollends damals bekannt gemacht, ſo wäre „ihr Aufruf vielleicht auf empfängliche Gemüther nicht unwirkſam geweſen“ *). Welch' ein Geck! welch' eine unglaubliche Eitelkeit!

Dieſe Eitelkeit iſt ſein unverwüſtliches Princip und er fängt nichts an und hört mit nichts auf, ohne dies Erſte und Letzte, ſein eitles Ich, im Auge zu haben. Er iſt der Dilettanten Oberſter. — Der Dilettantismus, wie wir ihn faſſen, ſoll nicht die Scheu vor Mühe und Anſtrengung bezeichnen, die Ungründlichkeit im gewöhnlichen Sinne, die in die Unkenntniß des empiriſchen

---

*) Man vergleiche das Oppoſitionsblatt von Fries und Schmid, 1828. Bd. I. Heft 2.

Stoffes und in den Mangel äußerer Virtuoſität und Beherrſchung der Mittel geſetzt wird, ſondern der eigentliche Dilettantismus iſt der, welcher nur ſich, nicht die Sache will und inſofern ungründlich iſt, als er nicht auf den Grund des Objects ſich einläßt, ſondern mit ſeinem Intereſſe bei ſich und ſeiner Eitelkeit ſtehen bleibt und die Sache ſich nur um ſein Ich bewegen läßt, ſtatt umgekehrt ſich um die Sache zu bewegen. Dieſe Eitelkeit ſucht daher, wie im Philoſophem das Paradoxe und Auffallende, ſo in der Empirie das Fremde, Andern Unbekannte, was einen Schein auf das Subject wirft; denn dies iſt ſein zweiter Vater, hat es im ausſchließlichen Beſitz, und genießt die Freude, ſeiner bevorzugten Art zu beſitzen ſich recht energiſch bewußt zu werden*). **August Wilhelm Schlegel** nun, um ein allſeitiger

---

*) Die ganze elegante und Phraſenphilologie hat dieſe Pointe der Eitelkeit. Sie iſt bei dem minutiöſeſten und ſelbſt asketiſchen Fleiß nichts, als der ausgebildetſte Dilettantismus, dem ein halbes Leben der Mühe und Noth verſüßt wird, wenn er nur einmal alle Jubeljahr vor einem gähnenden Auditorium ſeine Rede wie Cicero anfangen und mit etiam etiamque vom Katheder ſteigen kann. Die Eitelkeit, Neues zu entdecken, und wenn nicht zu entdecken, doch geſehen zu haben („entrollſt du gar ein würdig Pergamen" ꝛc.), endlich aller Notizenſtolz gehört ebenfalls hieher. Wer eine Notiz nicht hat, für den iſt das eine Schranke. Solche Schranken bei ſich zu beſeitigen, bei Andern aber zu wiſſen, iſt ein Selbſtgenuß, den auch der Beſchränkte ſich zu verſchaffen weiß. Mit dieſem Stolz nähren und tröſten ſich die vielen Handwerksgelehrten, die ohne wahren Beruf den Acker des Geiſtes anbauen und Schellendiener bleiben.

Dilettant zu werden, blieb nicht bei der paradoxen Doctrin ſtehen, er wendete viel Mühe und Gelehrſamkeit auf, um in allen Ländern und Zonen, England, Portugal, Spanien, Italien, Indien, vornehmlich neue Poeſieen und große Dichter zu entdecken; aber wie er auch Nal und Damajanti, Calderon und Shakeſpeare erhebt und anpreiſt, es kommt ihm nicht ſowohl auf ſie an, als auf den ſeinen, begabten Geiſt, der ſie zu erkennen und zu ſchätzen gewußt, auf ſeinen eignen Geiſt. Wie ſehr die Entdeckung des Neuen und hinterher der excluſive Beſitz dieſe Genialitätspointe iſt, ſieht man unter andern auch daran, daß er aus einer Region, welche auch von Andern angebaut wird, ſich ſogleich zurückzieht. So geſchah es mit dem Altdeutſchen, und ſo würde er es ohne Zweifel für ſein Leben gern mit dem Sanskrit gemacht haben, hätte ſich nur irgend etwas aufthun wollen, wovon er ſich einen neuen Eclat verſprechen durfte. Aber die größte Entdeckung, die er hätte machen können, wäre die geweſen, daß er ſich ſelbſt in ſeiner wahren Geſtalt entdeckt hätte, auf ſeinen eigenen Begriff gerathen wäre, und zu der katholiſchen und proteſtantiſchen Confeſſion auch noch dieſe dritte, die philoſophiſche, hinzugefügt hätte. Aber die Selbſtperſiflage geht den genialen Männern aus, wo ſie grade, weil ſie die Wahrheit zum Vorſchein brächte, den meiſten Effect machen würde.

6. Tieck und die Poeſie der Romantik.

1773.

Das Genie und das geniale Product, die Poeſie, ſtellen die Romantiker ſowohl in der Doctrin Friedrichs, als in der Darſtellung Auguſt Wilhelm Schlegels an die Spitze und ans Ziel; die Poeſie wird ihre wichtigſte Aufgabe: und alle Drei nach einander, die beiden Schlegel und Tieck, wurden für den neuen großen Dichter erklärt. Nicht nur Schleiermacher verherrlichte Friedrichs Dichtergeiſt und ſeine Lucinde in den Briefen über ſie; auch Auguſt Wilhelm Schlegel ſagt von ihm:

> Dich führt zur Dichtung Andacht brünſt'ger Liebe,
> Du willſt zum Tempel dir das Leben bilden,
> Wo Götterrecht die Freiheit lös' und binde.
> Und daß ohn' Opfer der Altar nicht bliebe,
> Entführteſt Du den himmliſchen Gefilden
> Die hohe Gluth der leuchtenden Lucinde.

Eben ſo dichteriſch fand man ſeine Lyrik, ſeine Sonette und ſogar ſein Trauerſpiel „Alarkos.“ Daß Auguſt Wilhelm Schlegel für einen Dichter gehalten worden iſt, liegt nicht ſo im Bereich des Unglaublichen, daß wir auch dafür Zeugniſſe zu citiren brauchten; ſein epigrammatiſches und parodiſches Talent, ſeine geſchmackvollen Ueberſetzungen und Nachbildungen der kunſtreichen Maße und Rhythmen ſind noch im friſchen Gedächtniß, er hat unter den Romantikern die genießbarſten, freilich immer noch abſchreckende, Sonette herausgebracht, und ſeine beiden Elegieen, „an Göthe“ und „Rom“, ſind zwar langweilig und voll geſpreizter todter Hiſtorie, aber doch formell anſprechend. So formlos die Berliner Vorleſungen ſind, ſo viel Sinn und Takt für Form zeigt er da, wo er ein lebendigeres Intereſſe nimmt und vor allen Dingen den Stoff nicht zu erfinden braucht. Gleichwohl iſt der anerkannt romantiſche Dichter, der große, wenigſtens der jetzt größeſte Dichter, wenn man den poetiſchen Feldmeſſern trauen will, nicht Auguſt Wilhelm Schlegel, das fällt Niemandem ein zu denken, ſondern Ludwig Tieck. Er iſt es, dem die künſtleriſche Formirung der romantiſchen Doctrin am beſten gelungen, den die eigentliche Romantik auf den Schild hebt und die Epigonenſchaft vorausſetzt.

Die Poeſie der Romantik wäre nun die Poeſie der Unmittelbarkeit, das unmittelbare Hervortönen und Ausſtrömen der genialen Innerlichkeit, mit einem Worte die Lyrik; aber die romantiſche Unmittelbarkeit iſt die reflectirte, der Romantiker biegt ſich mit Gewalt zur Natur, zum Urſprünglichen zurück; er hält ſich überzeugt, daß die Abſicht nichts taugt und der urſprüngliche Naturdrang das einzig Wahre ſei; er drängt daher mit Abſicht die Abſicht zurück und kehrt mit Reflexion zur Reflexionsloſigkeit, heim zu dem geheimnißvollen Born der Innerlichkeit, und je mehr er den Verſtand ſeines Innern und die künſtleriſchen Abſichten los wird, deſto ſicherer iſt ihm die *Willkür* der Phantaſie und deſto ferner das Verſtändniß ſeines eigenen Herzens. Die Poeſie der Romantik erreicht die geſunde *Lyrik* nicht; ſie hat *keine* aufzuweiſen. Reflexion, Proſa, proſaiſche Doctrin und verwilderte Phantaſie ſind der Inhalt deſſen, was die Romantik ihre Lyrik nennt. Statt der Begeiſterung für den herzergreifenden Inhalt, hat ſie nur den Genialitätsdünkel und die Schrullen der Doctrin, das Naturunweſen, die mittelalterliche rohe Natur, den trüben katholiſchen Glauben und die unmittelbare Kunſt mit ihren überlieferten Formen. Nicht das Geſetz der Beſonnenheit und der Begeiſterung iſt es alſo, welches hier wirkt und neue Bildungen zu ſchaffen vermöchte, ſondern das überlieferte Geſetz der Meiſterſängerei, der ſpäteren Italiener und des Alterthums, wird mit *Reflexion* wieder herbeigezogen; und vornehmlich das kälteſte und reflectirteſte Maß, das unglückliche Sonett, dieſe unpoetiſche Form der ſpielenden Willkür, finden wir mit Eifer von den *Schlegels* und *Tieck* cultivirt; daneben dann bis zum Ueberdruß die Aſſonanz, die zum Beiſpiel im „Alarkos“ durch alle Vocale ſich hindurchleiert; je nachdem er kräftig, ſchauerlich, lieblich ſein will, und in Tieck's „Zeichen im Walde,“ einer Romanze, die 28 Seiten lang aus u, daß es einen ſchüttelt, unkt und ſpuckt.

1. Die Lyrik der beiden Schlegel.

Ein Sonett ohne allen Schwung und innere Wahrheit, welches aber zu ſeiner Zeit gefiel, iſt folgendes von A. W. Schlegel; man ſollte es jetzt trotz allem Anputz mit griechiſchen Namen viel eher für eine Parodie, als für ernſtlich gemeint halten, ſo hinkt und keucht es einher.

Das Zeitalter.

Grau, doch nicht weiſ' iſt das Jahrhundert worden:
Ihm iſt umſonſt die Weltgeſchicht' erſchollen.
Noch thürmen ſich im Strom des Eiſes Schollen,
Und heiſ'rer brauſen Aeol's wilde Horden.

Wird blindlings hin und her ſtets Mavors morden?
Wird ſtets das Glück ſein Rad zertrümmernd rollen?
Gilt frecher Willen bloß, nie ernſtes Sollen?
Und einigt Völker nur der Selbſtſucht Orden?

Steigt niemals, die, wie jenes Greiſen Töchter,
Verwegenheit und wilder Wahn zerfleiſchet,
Verjüngt die Menſchheit aus den Zauberkeſſeln?

So mag die Hoffnung, welche die Geſchlechter
Mit Weiſſagungen goldner Zukunft täuſchet,
Zu ew'ger Flucht Pandora's Urn' entfeſſeln.

Wird man nicht gewonnen, ſo wird man doch überrumpelt; und ſo lange dies Unweſen für Geiſt galt, quälte ſich die Welt, ihm beizukommen und Geſchmack abzugewinnen. Manche Themata haben die Romantiker mit einander gemein, wo ſich dann gewöhnlich A. W. Schlegel hervorthut. So hat Tieck einen verunglückten Arion gedichtet, A. W. Schlegel den glücklicheren: „Arion war der Töne Meiſter;“ aber auch dieſer Arion iſt immer noch ein eitler Geck, der ſich mit Spangen und Mantel putzt, wie er über Bord ſpringt. Beide Schlegel haben Tieck's Genoveva als die Verwirklichung der neuen

Poeſie angeſungen, Friedrich mit den ungeſchickten Worten:

Da nahte Genovev' in frommer Schöne,
Wer fühlt nicht, daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in heller Klarheit? (!)

Auguſt Wilhelm geſchickter, aber freilich faſt noch lächerlicher, ſo:

Du, in der Dichtung reicher Blüthe,
Bringſt uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erſchien und Eva. (!)
Ja, Dank ſei deinem kindlichen Gemüthe,
Heiligſt die Kunſt, verſchönerſt Heiligkeiten, (!)
Und machſt zum Lied das Leid der Genoveva.

Den Tieck'ſchen Zerbino feiert Friedrich Schlegel ſolo in einem Sonett, welches wo möglich noch ſchlimmer ausläuft, als jenes auf das Athenäum, nämlich ſo:

Verkehrt iſt Alles in den ſüßen Poſſen, (des Zerbino)
Statt Ma ſagt das Gi'lein ſelber Ay:
Ergötzlich ſpielen drein mit Narrenſchwänzen
Theater, Aufklärung und Nicolai,
So mal den Tieck, mal ferner unverdroſſen
Der Schriftſteller albernſte Tendenzen.

Wahrlich zu dieſen Tendenzen gehört nicht nur der ſich ſelbſt malende Zerbino, ſondern vor Allem Friedrich Schlegel's Lyrik, die purſte Proſa und, überall wie hier, albernſte Tendenzlyrik. So feiert er in einem „Selinde" überſchriebenen Liede die Tendenz der Lucinde noch einmal! und eben ſo ſingt in dem „Wechſelgeſange" „Sie:"

„Laß ſich beim Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören,
Die Reize locken ſinnlich ſie verſuchen,
Des Sehnens Wünſche ſeltſam zu erhören,
Im ſchönen Wechſel leichte Freuden ſuchen;
Und will der ſchwere Ernſt die Spiele ſtören,
Das lange matte Einerlei verfluchen."

Armſelige Receptreime! die uns denn auch verkündigt: „im Mittelalter ſei noch frei die Welt geweſen," „der alte Glaube müſſe thronen, eh' Heil uns wiederkehr," und „die Tage kehren wieder des heil'gen Märterthums." Im Jahr 1809 thut er das ächtteutſche Gelübde: „Es ſei mein Herz und Blut geweiht, dich Vaterland zu retten!" 1810 beſingt er Marie Louiſe, die Kaiſerbraut, und nach dem Freiheitskriege, 1820, wo man nun denken ſollte, die gute Zeit wäre wieder da, klagt er über die ſchlechte Zeit und Satans Macht in ihr, gegen die er Rückkehr zum katholiſchen Glauben anempfiehlt (Sämmtl. Werke, Th. 9, 196), ſein letztes gereimtes Recept. Wohl bekomm's! Wir Andern wollen dem Satan der böſen Zeit, die zugleich eine gute iſt, mit andern Waffen zu Leibe gehn und hoffen, wie unſer tapfere Vorfahr zu Wittenberg, wenn auch „groß Macht ſein Rüſtung iſt, es ſoll uns doch gelingen."

Einen Dichter Friedrich Schlegel giebt es ſo wenig, als einen Philoſophen dieſes Namens. Auch in der Tendenzpoeſie bietet A. W. Schlegel anmuthigere Producte als ſein Bruder. Er hat witzige und treffende Perſiflagen [illegible], vornehmlich Kotzebue's und in dem bekannten „Wettgeſang dreier Poeten," Voſſens, Mathiſon's und Schmitt's von Werneuchen. Wir erinnern noch an den „Feſtgeſang deutſcher Schauſpielerinnen bei Kotzebue's Rückkehr“:

Allerliebſter Kotzebue!
Hatten wir doch keine Ruh',
Da man Dich von uns genommen,
Bis Du endlich wiederkommen.
Ach, wie waren wir betrübt;
Denn wir ſind in Dich verliebt.
Nun willkommen, Liebſter, Du!
Kotzebue! Kotzebue!
Bubu — Bubu — Bubu — Bu!
u. ſ. w.

Bei alledem bringt auch er es zu keiner wahren Lyrik. Es iſt kein Schwung, keine Empfindung, gar keine Macht und Erfüllung in ſeinen ſogenannten Gedichten.

2. Tieck's Lyrik.

Wir werden alſo weiter auf Tieck getrieben, um die Lyrik der Romantik bei dem zu finden. Einzelnes von ihm iſt geſangmäßig und populär geworden, z. B. „Treulieb' iſt nimmer weit“ und „Dicht von Felſen eingeſchloſſen, wo die ſtillen Bächlein gehen, wo die dunklen Weiden ſproſſen, wünſcht' ich einſt mein Grab zu ſehen.“ Freilich iſt damit noch nicht geſagt, daß dieſe Lyrik nun einen wirklichen Fond und Werth habe; im Gegentheil: „Treulieb'“ iſt ein ſo abſtractes Weſen, daß man eigentlich gar nicht klug wird aus ſeinem Thun und Treiben, noch weniger ſeines Herzens Sinn und

Empfindung, vielmehr ganz in der Luft ſchweben bleibt, ganz allgemein zwiſchen Kummer und Troſt, wie ſie Gott geſchaffen hat, jedes in ſeiner Art, denn der Dichter verräth nichts weiter als:

Treulieb' iſt nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehret wieder Lieb' und Freud'; (wie allgemein!)
Dann lebet der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.
Treulieb' iſt nimmer weit,
Ihr Gang durch Einſamkeit
Iſt Dir, nur Dir geweiht.
Bald kommet der Morgen ſchön,
Ihn begrüßet
Wie er küſſet,
Freudenthrän'.

Gleichwohl iſt Stimmung drin, wenn auch noch ſo dumpf, und die Muſik hebt dergleichen Texte, ſie iſt ſelbſt das Unbeſtimmte, nur die allgemeine Stimmung.

An dem einzigen Wunſche des Betrübten, ſein eigenes Grab ſehen zu wollen, offenbar bloß um des Reimes willen, wäre nicht minder zu zweifeln; doch hat auch hier der Erfolg die Stimmung anerkannt. Dieſe, das wirklich poetiſche Intereſſe, hat denn auch Tieck in der That vor den Schlegel's und den übrigen Altromantikern voraus. Aber ſeine Lyrik iſt gänzlich formlos, ohne alles Gefühl für Rhythmus, Wohllaut der Sprache und Muſik des Verſes, abgeſehen davon, daß der ewig wiederkehrende Naturinhalt des Frühlings, der Waldeinſamkeit, des Windesrauſchens und Waſſerfließens, ſo wie der rohen Natur des Geiſtes, der Phantaſie in Spuk- und Roſenkranzſinn, nach altdeutſcher Melodie, ein unmittelbarer, unwirkſamer Inhalt bleibt. Wer kennt Tieck's drei Bände Gedichte, herausgekommen bei Hilſcher in Dresden, 1821 bis 1823? — Merkwürdig ſind ſie aber immer zur Charakteriſtik der romantiſchen Lyrik. Zunächſt alſo die U-Romanze von dem alten Wulfen, den der Teufel holt:

O mein Sohn, wie gräßlich heulend (!)
Klagt herauf vom Meer die Unke!
Hörſt du wohl die Ruder krächzen?
Die Geſpenſter in dem Sturme? —

Vater, laß die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird ſie der Mond bezwingen,
Der zu ſcheinen ſchon begunnte.

Ach, du Himmliſche gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria Bitt' ſei gnädig,
Bleib' in Finſterniß verſchlungen!

Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen!

Und ſo weiter in dem Uhuweſen mit „Münze gulden," „großen Klumpen," „rufe Trude," „thuen, ſunnen," „lugen," „bedunken," „erſchlunge," „anhube," „mit tiefen Brunſten," und vielen Unken, die heulen und wunken zu dem „Requiem des todten Wulfen," den „der dunkle Satan mit vielen Wunden" erſchlunge. — In einer ſolchen Romanze iſt doch noch Glauben, Chriſtenthum und Unmittelbarkeit, eine recht beizende Medizin gegen die

Aufklärung, die er ihr, wie einem kranken Pferde mit Gewalt durch die Nüstern gießt, während die Schlegel nur in Abstracto receptiren. Darauf besingt er den Frühling viele Mal und alle vier Elemente: Wasser, Erde, Feuer und Luft, läßt den grünen Wald blühen, grünen, rauschen und den Dichter singen:

Willst du dich zur Reis' bequemen,
Mußt Gesundheit mit dir nehmen,

und gleich daneben:

Ueber Reisen kein Vergnügen,
Wenn Gesundheit mit uns geht:
Hinter uns die Städte liegen,
Berg und Waldung vor uns steht.

So gelangt er zum Kern der Romantik, nämlich zur Phantasie, der alte Phantasus sitzt festgebunden in der Ecke, dagegen

„Der Mensch handelt, treibt, die Pflicht
Wird indeß gern von ihm gethan.
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihren Winkeln auf,
Vernunft wird müde und wird zu Bett gebracht.
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied.
Wo ist meine Vernunft geblieben? sagt der Mensch,
Geh' Erinnerung, und such' sie auf."

Erinnerung geht und trifft sie schlafend.

„„Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen,"
Denkt der Mensch."

Das geschieht wirklich, und nun geht die Poesie des losgelassenen Phantasus los:

„Unten gehn Zentauren im Garten spaziren, (!)
Engel klingen in den Wolken,
Abendröthe und Mondschein gehn durcheinander — —

Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt ſich die Augen, gähnt und dehnt ſich:
Wo iſt mein lieber Menſch?“

Der muß nun wieder an ſeine Geſchäfte und der alte Phantaſus wird wieder feſtgebunden. Er klagt:

„Schlaf iſt weg und keiner ſteht mir bei.“

Und dieſe Poeſie wirft unſern Freund Kotzebue ſo weit weg und iſt ſo ausbündig genial? — Gewiß, denn die ganze Geſchichte iſt Ironie, wenn auch nur in dem Sinne, daß dieſe Lyrik ſich ſelbſt vernichtet, und nichts übrig läßt, als die Lehre, die lyriſche Mährchen- und Spielwelt der willkürlich träumenden Phantaſie das ſei Reich der Poeſie, die Tagesvernunft mit ihren bewußten Zwecken aber die Proſa. Wir kennen das.

Von dieſer Wendung gegen die Aufklärung der Vernunft und den Nutzen zu Gunſten des lyriſchen Phantaſus trennen wir uns, nehmen Abſchied von der Phantaſie der Romantik und treten in ihr gelobtes Land hinein, auf den feſten Boden Italiens. Tieck hat dieſe Gedichte des dritten Theils krank niedergeſchrieben. Krankheit hat ihn verhindert, ſie zu überarbeiten. „Die Freunde, ſagt die Vorrede, erhalten alſo dieſe Lieder, oder kleine Begebenheiten, ganz ſo, wie ich ſie damals in ungleicher Laune aufſchrieb, und vielleicht iſt der Ausdruck des Moments friſcher und lebhafter, als es bei mehr Fleiß die Ausbildung des Verſes, oder der hinzugefügte Reim und die geordnete Strophe zugelaſſen hätte.“ Tieck läßt uns hiermit nur in ſeine lyriſche Werkſtatt ſchauen, er giebt uns wirkliche lyriſche „Unmittelbarkeiten," und wir erfahren, wie ſie bei ihm ausſehen. Den Anfang macht „das Sehnen nach der Kunſtheimat," dann erblickt er, als ſich plötzlich der Weg rechts wendet, den hohen Petrusdom, und wie einen Pilger ergreift ihn „die Größe dieſes Momentes." Er quartiert ſich neben der „ſpaniſchen Treppe" ein und

„So wie die Gläubigen fromm
Dort am Lateran
Auf heiliger Stufe knien,
So nun ſeit Wochen
Wandl' ich, wenn die heiße Mittagsſonne
Brennend niederſcheint,
Die edlen Stufen auf und ab."

Das bekömmt ihm gut, und zuletzt

„— Sieht auch ſchon trägern Auges
Der weniger Staunende (Italiener)
Mein Treppenbad ruhiger an."

Bei Gelegenheit dieſes Exercitiums in der Kunſtheimat, die ſeine Verſe nicht gerade zu animiren ſcheint, erfährt er, daß unſere Edelleute Kotzebue und Lafontaine in ſchweren Kiſten über die Alpen mit ſich führen und erzählt:

„Jüngſt fragte mich einer
Neugierig forſchend,
Ob ich vielleicht ganz unbedingt
(Was ihm unbillig ſchien)
Göthe's Fragment vom Fauſt
Der Dichtung Schatz's
Den Vorzug gäbe.
Er ſchüttelte ungläubig
Das denkende Haupt,

Als ich ihm betheuert,
Daß mir die zweite unbekannt,
Und ich auch ohne Trieb mich fühle
Sie zu genießen.“

Zum Glück dauert dieſe italieniſche Kunſtübung nicht gar zu lange; er reiſt wieder nach Hauſe:

„— weit hinter uns liegt Rom,
Auch mein Freund iſt [illegible],
Der mit mir nach Deutſchland kehrt,
Der mit allen Lebenskräften
Sich in alte und neue Kunſt geſenkt,
Der edle Rumohr,
Deß Freundſchaft ich in mancher kranken Stunde
Troſt und Erheiterung danke.“

Hochgeehrter Herr Hofrath!
Dieſer unmittelbaren Lyrik,
Das verzeihen Sie gütigſt, weiß ich,
Mit dem beſten Willen,
Sowohl in alter als in neuer Poeſie
Nichts zur Seite zu ſtellen,
Als etwa dieſen
Schwachen Verſuch einer freien Nachbildung.

Aus einer Lyrik, die unmittelbar nicht beſſer iſt, würde aller Reim und Rhythmus nichts Anderes, als wieder dieſelbe Proſa geſtalten: Tieck mußte doch wiſſen, daß ſolche Dinge weder ſelbſt „Lieder“ noch der Inhalt von Liedern ſein können. Wollen wir indeß billig ſein, ſo umnebelt ihn die ſinkende Herrlichkeit der ſpaniſchen Treppe und der ganze ſüße romantiſche Duft dieſes verfaulten Italiens mit ſeinen Knierutſchern, ſeinen Götzendienern, ſeinen Querſack Ueberbleibſeln aus der frommen Unmittelbarkeit und aus der Poeſie des römiſchen Augurnglaubens, — dieſe Kunſtheimat, die wahrlich zugleich Naturheimat im ſchlimmſten Sinne iſt, ſie umnebelt ihm alle Sinne ſo ſehr, daß er auch die miſerabelſte Notiz von ihrer Herrlichkeit für Poeſie hält. Italien iſt ein ſchönes, heiteres Land, und das Volk von der Natur mit Liebenswürdigkeit und Genie geſegnet; aber der Fluch geiſtiger Knechtſchaft und politiſcher Verkommenheit gönnt weder dem Lande die reine Luft der Cultur, noch dem Volke eine mehr als untergeordnete Bewegung in Wiſſenſchaft und Kunſt; es iſt ſelbſt die Ruine von ſich, und nichts in der Welt kann abenteuerlicher ſein, als die romantiſche Berauſchung in dem Moder dieſes ruinirten Geiſtes. „Geweſen iſt Roms Wahlſpruch,“ ſagt A. W. Schlegel, und damit nennt er ganz richtig den Punkt des elegiſchen Intereſſes an dieſen vermoderten Erinnerungen.

Wie Italien die Kunſtheimat iſt, wo die Kunſt im Freien fortkommt und von ſelbſt wächſt auf der ſpaniſchen Treppe und in den Colonnaden Sanct Peters, ſo gab es auch eine Zeit des unmittelbaren Theaters, das iſt das alte Brettergerüſt zu Shakſpeare's Zeit, und deshalb läßt Tieck die „Wehklage Thalia's in Deutſchland“ ſo endigen:

Glanz von Lichtern
Aus Couliſſen,
Bengals Feuer,
Bunte Wände
Ohne Güte,
Die ſo theuer,
Sind mir gar Gebrumm
Deutſcher Bühnen Ruhm
Macht mich völlig dumm

Damals „in den kindlichen Zeiten" hat man ſich alles Ueberflüſſige hinzugedacht und nur auf die Poeſie ſein Augenmerk gerichtet, meint Tieck, deshalb iſt auch die Vorleſung eines Dramas, die von vornherein auf alle Aeußerlichkeit und Wirklichkeit der Darſtellung Verzicht leiſtet, ein größerer Genuß, als die Aufführung. Thalia's Wehklage formirt dieſe Lehre. Die Unmittelbarkeit des rohen, wilden Reckenthumes ſtellen die zwei Romanzen von „Jung Siegfried" dar mit roheſter altdeutſcher Terminologie, als z. B. „mit Freude er das ſach," „er nahm die Eſſens-Speiſe" u. ſ. w. Der Inhalt ſolcher Romanzen ſind die rohe Sagen- und Mährchenwelt, die in ihrer wilden Willkür für heilige, unantaſtbare Poeſie gehalten und möglichſt getreu wiedergegeben wird. In ihr zieht das Dunkle, das Nächtige, das geſpenſtiſche Mondſcheinweſen an: heraus aus dem Tageslicht der Aufklärung in dieſe poetiſche Unmittelbarkeit ſehnt ſich Tieck zurück und ruft ein Mal über das andere aus:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wunderbare Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Je mehr ihm dieſe Doctrin zu Herzen geht, deſto mehr Zug hat der Vers, obgleich er, rationaliſtiſch genug, einer Definition ähnlicher ſieht, als einem lyriſchen Stoßſeufzer; enn es wird mit der mondbeglänzten Zaubernacht nur elehrt, was die wunderbare Mährchenwelt der Tages-ernunft einer Alles deutlich ſehen wollenden Aufklärung egenüber ſei und bedeute: die Rückkehr zu der alten

Pracht des geſangenen, gläubigen, unmittelbaren, für Wunder empfänglichen, kindlichen Sinnes iſt die uns bekannte Wendung der romantiſchen Sehnſucht.

Das Wunderbare und Unbegreifliche der Poeſie verſchwimmt in Unbeſtimmtheit, die nichts weiter auszudrücken vermag, als im Allgemeinen die Stimmung, wie dies die Muſik thut, welche darum die wahre Unmittelbarkeit der Lyrik iſt. Tieck feiert nun aber umgekehrt die Muſik mit großer Reſignation als eine höhere Lyrik.

Die Flöte ſpricht:
Unſer Geiſt iſt himmelblau, (?)
Führt dich in die blaue Ferne,
Zarte Klänge locken dich
Im Gewühl von andern Tönen.
Lieblich ſprechen wir hinein,
Wenn die andern munter ſingen,
Deuten blaue Berge, Wolken,
Lieben Himmel künſtlich an,
Wie der letzte leiſe Grund
Hinter grünen friſchen Bäumen.

Das Verſchwommene, Fernblaue, Nebulöſe, die bloße Stimmung, in die nun alle Herrlichkeit des poetiſchen Lebens geſetzt wird, tritt der Dichter alsdann ausdrücklich an die Töne der Muſik ab in der von allen Romantikern, von Tieck ſelbſt und auch von einigen Epigonen noch gloſſirten berühmten Strophe:

Liebe denkt in ſüßen Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Wovon die nicht gloſſirte Fortſetzung noch deutlicher ſo heißt:

Drum iſt ewig uns zugegen,
Wenn Muſik in Klängen ſpricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht,
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann ſich nicht bewegen,
Leihet ſie den Athem nicht

Die Liebe iſt der Romantik das Unſägliche, das Tiefanonyme, das in der Unmittelbarkeit der Stimmung durch Worte nicht erreicht wird. Gedanken und Worte bedeuten ihr hier die beſtimmte und bewußte Tageswelt, die Proſa; Töne dagegen die unſägliche unbeſtimmte Mondnacht der Poeſie, die den Sinn gefangen hält und den Phantaſus losläßt. Streitet nun die Nachricht aus dem Reich der Liebe, daß ſie nur in Tönen, nur muſicirend denken ſoll, mit der hellen Geſchwätzigkeit aller wirklichen Liebespaare, die ſich gemeiniglich ſo unſäglich viel zu ſagen haben, daß ſie nimmer fertig werden: ſo iſt es gewiß die überwirkliche, die mährchenweltliche Liebe, die in Tönen denkt; und es wäre nicht ungeſchickt für die myſtiſch-romantiſche Liebe, alſo für die unbeſtimmte, nebuloſe ſüße Selbſt-Empfindung, die eigentlich nur ihre *eigne innere* Herrlichkeit und Bewegung, nicht den Geliebten, zum Gegenſtande hat, nur zu tönen. So braucht ſie nur egoiſtiſch in ſich hineinzuſummen, wie der Maikäfer; an dem Tönen hat ſie allerdings die unbeſtimmte, undeutliche vieldeutige, nur empfundene, nichts *ſagende* und alſo auch nichts proſaiſirende Bewegung: ihre Innerlichkeit, die ſie ſelbſt nicht faſſen kann und mag, wird im Muſikaliſchen nicht deutlicher, und doch ausgedrückt, doch herausgetönt; und in der That, *das iſt das Myſtiſche und die Romantik der Muſik*, daß, ſo lange ſie nicht ausdrücklich Wort und Handlung begleitet, die Gedanken ihr allerdings zu ferne ſtehn, um ſie zum beſtimmten Stichhalten zu bringen. Die Muſik wirft alle Energie in die *Stimmung*, dieſe regt ſie an; den dunklen, romantiſchen Gemüthsgrund, die Gährung als ſolche, in den verſchiedenſten Abſtufungen und Richtungen vom Zerfließen in Schwermuth bis zur Zuſammennahme der Seele ins tapferſte Selbſt- und Siegsgefühl, das weiß ſie auszudrücken. Es iſt nun allerdings ein Verdienſt, im Poetiſchen auf das Muſikaliſche, auf die Stimmung und den Ton zu halten, und es gehört zur Poeſie ein eigner Sinn für dieſen unſagbaren Duft; aber dieſer Ton und dieſe Färbung befriedigen ſogleich die Liebe zum Beiſpiel nicht. Man würde ein paar Liebende nicht ärger ennuyiren können, als wenn man ſie auf die Ausdrucksform der Nachtigall reducirte und ihnen Gedanken und Wort ſo fern rückte, als *Tieck* es fingirt. Und wenn die ſüße Liebe vielmehr in Küſſen u. ſ. w. denkt, ſo hat dieſe beide Praxis all ihren Werth nur in den vorausgegangenen und in den ſie begleitenden Gedanken, die das Bewußtſein des gegenſeitigen Beſitzes und ſeines Werthes ſind, und weit tiefer und weit näher in die Seele gehn, als alle Töne der beſten Muſik und der innerlichſten Stimmung vermöchten, wenn die Stimmung nicht eben wieder ein Product dieſer Gedanken wäre. Aber nicht zu läugnen iſt die Thatſache, daß Tieck mit jenem vielgeprieſenen Verſe wirklich ein Getöne von ſeltner Leere und Gedankenferne ausgeführt hat. Neben der unwahren dunklen Ueberſchätzung der Tongedanken, iſt es die Geſchmackloſigkeit der „fern ſtehenden" Gedanken, eine Tieck'ſche Liebhaberei, bei ihm ſteht und geht Alles, die Geſundheit, der Mondſchein, die Liebe u. ſ. w. Aber auch abgeſehen davon, daß die beiden erſten Zeilen ohne Leben, Wahrheit und Anſchauung ſind, dreht ſich der weitere Verlauf: „nur in Tönen mag ſie gern, Alles, was ſie will, verſchönen," nur auf den Anfang zurück und macht ihn wo möglich noch confuſer, als er ſchon war. Wenn ſie das gerne möchte, was gar nicht wahr iſt, ſo würde ſie es nicht können, und wenn ſie es auch könnte, ſo würde ſie es nicht mögen, ſo würde ſie eines Theils nicht auf alles Mögliche verfallen, denn es iſt etwas ſehr Beſtimmtes, was ſie intereſſirt, andern Theils würden ihre Gedanken denn doch viel reeller ſein, als das bloße Verſchönen iſt, ſie denkt auf unſterbliche Kinder, wie Diotima ſagt, und dieſe ſind ihrer würdige Gedanken. Das Getöne und Geklingle, welches nicht einmal muſikaliſch iſt (Tieck hat nur Sehnſucht nach dem Lyriſchen, keine lyriſche und muſikaliſche Macht), erreicht den Inhalt nicht. Darin aber iſt dieſer Vers das romantiſche Manifeſt, daß es ihm entſchieden auf die willkürlichſte Myſtik, auf die eingebildete Unſäglichkeit und Tiefe, auf ein Muſiciren, welches Myſticiren iſt, ankommt. Es ſoll zwar das Unausſprechliche herausgetönt und angeklungen werden, aber es ſoll nach wie vor verborgen und unverrathen, ungeſagt und unſagbar bleiben: „denn Gedanken ſtehn zu fern.“ Sie ſind allerdings der weſentliche Mangel der Romantiker. Dies iſt es, was ſchon Hegel in der Recenſion des Solger-Tieck'ſchen Briefwechſels, namentlich in Bezug auf Kleiſt, ſo treffend heraushob, „das abſichtliche Streben, über das Gegebene und Wirkliche hinwegzugehn, und die eigentliche Handlung in eine fremde, geiſtige und wunderbare Welt zu verſetzen, kurz ein gewiſſer Hang zu einem willkürlichen Myſticismus.“ Die Romantik leidet „an der unglücklichen Unfähigkeit, in Natur und Wahrheit das Hauptintereſſe zu legen, und an dem Triebe, es in Verzerrungen zu ſuchen. Der willkürliche Myſticismus verdrängt die Wahrheit des menſchlichen Gemüths durch die Wunder des Gemüths, durch die Mährchen eines höher ſein ſollenden inneren Geiſteslebens.“ Dieſes höher oder tiefer ſein ſollende Geiſtesleben wird nun zu dem eigentlich Poetiſchen gemacht. Tieck ſetzt daher in dem Briefwechſel mit Solger die Größe Shakſpeare's und überhaupt die Poeſie in den Myſticismus, findet Schelling's und Fichte's Philoſophie nicht tief genug und zeigt ſich von Jacob Böhm dagegen ganz gefangen und begeiſtert, „der ſich, ſagt er (Briefw. S. 535), aller meiner Lebenskräfte ſo bemächtigt hatte, daß ich nur von hier aus das Chriſtenthum verſtehn wollte, das lebendigſte Wort im Abbild der ringenden und ſich verklärenden Naturkräfte, und nun wurde mir alle alte und neuere Philoſophie nur hiſtoriſche Erſcheinung“ (das Umgekehrte, bemerkt Hegel hiezu, geſchieht der philoſophiſchen Erkenntniß, als welcher der Myſticismus und deſſen Geſtaltungen zu hiſtoriſchen Erſcheinungen werden): „von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling, und fand ſie leicht, nicht tief genug, und gleichſam nur als Silhouetten und Scheiben aus jener unendlichen Kugel voll Wunder.“ Hiezu bemerkt die Recenſion: „leicht, weil es dem myſtiſchen Bedürfniß nur um den allgemeinen Sinn, die abſtracte Idee, nicht um das Denken als ſolches zu thun war; — nicht tief genug, weil in der Form und Entwickelung des Gedankens der Schein der Tiefe dem des Gedankens Unkundigen verſchwindet, denn tief pflegt man einen Gehalt nur im Zuſtande ſeiner Concentration, und oft, wie er bei J. Böhme am meiſten vorkommt, einer phantaſtiſchen Verwirrung und Härte zu finden, das Tiefe aber in ſeiner Entfaltung zu verkennen.“

Tieck hat eine Periode gehabt, wo er in ſeinem „Wunderlande“ ſelbſt ganz verzaubert und ſelbſt ganz in die Form- und Geſtaltloſigkeit des myſtiſchen Selbſtverluſtes aufgelöſt war, und gerade damals meinte er die Speculation und das innere Leben gefunden zu haben, und „da ich dafür hielt, ſagt er (Briefw. 339), daß es ſich mit weltlichen Beſchäftigungen nicht vertrüge, ſo gab es viele Stunden, in denen ich mich nach der Abgeſchiedenheit eines Kloſters wünſchte, um ganz meinem Böhme und Tauler und den *Wundern meines Gemüthes* zu leben,“ in welchem Wunderzuſtande ihm denn nun auch „die Luſt an Poeſie, an Bildern, als etwas Verwerfliches, Verfehltes erſchien.“

3. Tieck's Mährchen und Komödien.

So wenig Tieck die Unmöglichkeit der romantiſchen Lyrik möglich gemacht, eben ſo wenig hat er weiter, als er aus der Gefangenſchaft in *Jacob Böhm* und dieſer myſtiſchen Selbſthemmung ſein Productionsvermögen wiedergewann, als Dichter der Romantik mit der dramatiſirten Mährchenwelt die Nation zu gewinnen vermocht, und er würde ſelbſt längſt eben ſo vergeſſen und vorübergegangen ſein, als ſein Octavian und ſeine Genoveva, wenn er nicht dieſe Region verlaſſen, den Mährchenballaſt des „Phantaſus“ weggeworfen, und in den Novellen die feine Dialektik der Bildung und ihrer verſchiedenen, namentlich künſtleriſchen Pointen für ſich allein zur Darſtellung zu bringen geſucht hätte. Die Tieck'ſchen Novellen ſind ſo aus dem Phantaſus entſtanden, daß die unterredenden Perſonen die bleiernen Beiſpiele zu den romantiſchen Grillen fahren laſſen und dafür mehr ihre eigne Geſchichte ins Intereſſe ziehn, zwar nach wie vor disputiren und ihre genialen Pointen und Tendenzen anbringen, aber doch wirklich auf eine Species von Geſchichte ausgehn. Tieck's *Mährchenphantaſie* hat ſich ſchnell ausgelebt, die feine *Reflexionspoeſie* der Novelliſtik iſt die Rettung von einer Abſtraction in die andere, und dieſe Schnelllebigkeit, ſo wie dieſe Rettung in den Verſtand das gemeinſame Loos der Romantiker, ſeien ſie nun Poeten, Theologen oder was ſonſt. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Romantik iſt eine geiſtige Ariſtokratie und ſomit der nivellirenden Aufklärung und dem allgemeinen Menſchenverſtande feindlich. Statt jener wird die Herrlichkeit des Gemüths und die Wunderwelt der Phantaſie — Phantaſie und Gemüth beruhen aber auf dem Naturell, der beſonderen Naturbegabung des einzelnen, empiriſchen Subjects — zum Princip erhoben. Aber die Forderungen von Außen und die eigne Luſt, ſich zu äußern, ſind nicht abzuweiſen; damit iſt es ſogleich bewieſen, daß Phantaſie und Gemüth ſich nicht ſelbſt genügen, daß ſie nicht abſolut, daß ſie vielmehr einſeitige Abſtractionen ſind, die leere Innerlichkeit, die alsbald in ihr Gegentheil umſchlägt. Phantaſie und Gemüth für ſich ſind einſeitige Gewalten, ſie ſind Despoten, vor welchen alles Concrete und Beſtimmte zuſammenſinkt, die Schrankenloſigkeit des Unbeſtimmten iſt ihr Begriff. Die Romantiker glauben dem Gemüth und der Phantaſie erſt dadurch ihr Recht angedeihen zu laſſen, wenn vor ihnen alles Objective, als das Endliche, das Bornirte, machtlos verſchwindet. Sie ſetzen den Begriff der Phantaſie in die Willkür der Phantaſie, ebenſo des Gemüths; dieſe Willkür verwechſeln ſie mit der Freiheit. Die genehmſte Form in der Kunſt iſt ihnen daher das Mährchen. —

„die wundervolle Mährchenwelt,“ in der man aus den Verſtößen gegen alle Geſetze der Natur und des Geiſtes gar nicht herauskommt, iſt ihnen das wahre poetiſche Genre. Neben dem Mährchen ſodann machen im ſcheinbaren Contraſt die Satire und die Komödie ſich geltend. Der wahre Humor hat es mit erfüllten Geſtaltungen und wahren Situationen zu thun, an welchen das Unwahre, der endliche Schein, ſich bricht; der Romantik dagegen iſt die Geſtaltung, die poetiſche Beſtimmtheit als ſolche ſchon ein Abfall von der Phantaſie und vom Gemüth. Da nun aber doch die Phantaſie ſelbſt, das innerliche Gemüth, als ein Innerliches nicht erſcheinen kann, ſo verfahren die Romantiker rein formell und negativ, d. h. ſie befriedigen ſich an der leeren Zerſtörung, welcher keine Wahrheit zu Grunde liegt; ſie ſchaffen Geſtalten und führen eine Bewegung, eine Handlung vor, die aber nichts ſind, als verſchiedenartig maskirte und aufgeputzte Leerheiten, Trivialitäten, Alltäglichkeiten, welche ſie dann in ſich zuſammenfallen laſſen, um die leere Phantaſie und das unbeſtimmte Gemüth doch auf irgend eine Weiſe in Bewegung zu bringen. Die Geſtaltungen aber, weil ſie, wie der perſiflirte Nicolai, Böttiger ꝛc. ꝛc., dem bewegten Innern feindlich und widerwärtig ſind, weil ſie alſo nicht die Ausgeburten ſeiner Liebe, ſondern die Gegenſtände ſeiner Antipathie ſind, weil ſie nicht aus der Begeiſterung hervorgehn, ſondern in die Nichtigkeit der Geiſtloſigkeit zurückgeworfen werden, kurz weil ihnen aller Gehalt, aller Impuls des Wahrheitsdranges, aller

Schwung fehlt — ſind reine Verſtandesgeſchöpfe, rein durch den Calcul und den Witz zuſammengeleimt, desgleichen ihre Bewegung zu und neben einander. So ſchlägt dieſe Phantaſie dieſes Gemüths in das Gegentheil von Gemüth und Phantaſie um, in den baarſten, proſaiſchen, berechnenden Verſtand. So Tieck's Komödien und Hoffmann's Mährchen.

Das ganze bisher geſchilderte Verfahren und Princip iſt nun die Tieck'ſche Ironie, unter welchem Namen es in allen ſeinen Richtungen gefaßt und nicht ganz ungeſchickt bezeichnet werden iſt. Denn bei aller Ironie wird das Beſſerwiſſen des Subjectes vorausgeſetzt; dieſe Vorausſetzung conſequent gegen Alles gewendet giebt ohne Weiteres den ſuperklugen Nihilismus. Mit dieſem ihrem Princip hängt die Abneigung der Romantiker gegen alles Pathos in der Kunſt, gegen alle „Spannung,“ wie ſie es nennen, zuſammen. Nun giebt es zwar eine ſchlechte Stoffartigkeit und eine ſchlechte Spannung, die Geiſt und Form außer Augen läßt; aber die rechte Spannung, die eine geſetzmäßige Entwickelung und Formirung des geiſtigen Inhaltes ſelbſt im Auge hat, gehört ſo ſehr zur Kunſt, daß ſie ihre ganze Aufgabe ausfüllt.

Producte dieſes ſuperklugen Nihilismus oder der Ironie ſind nun die Tieck'ſchen Komödien, die den feinen Sinn der geiſtreichen Ariſtokratie darſtellen, „der Kater“ im Phantaſus und „Gerbino oder die Reiſe nach dem guten Geſchmack.“ „Der geſtiefelte Kater“ und „Gerbino," dieſe unangenehme Wahrheit iſt der Romantik nicht zu erlaſſen, ſind die fadeſten, witz- und humorloſeſten Producte, die je eine verdrehte Schulpedanterei geiſtreich gefunden hat. Die Fadheit und Hohlheit der Juvenaliſchen Rhetorſchlafmütze erſcheint gegen dieſe ſalz- und ſchmalzloſen Satiren Tieck's golden und genußreich. Nirgends bringt er einen Charakter zu Stande, gegen den und mit dem nun die komiſche Operation losgehn könnte; die faden Pointen der Romantik, „Nützlichkeit", „Geſchmack", „Aufklärung", „die Proſa", „die nicht Dantiſch, italieniſch und Shakſpeariſch Begeiſterten", „den Verſtand" — kurz das Nichtgeniale in Bauſch und Bogen zu verhöhnen, iſt ſelber nichts weiter, als die tiefſte Proſa des Verſtandes, die auch da, wo ſie Individuen, wie den alten Böttiger, lächerlichſten Andenkens, vor ſich hat, es dennoch nicht zur Perſon, ſondern nur zu der hohlſten, zurechtreflectirten allgemeinen Maſſe bringt. Und wie ledern genial iſt nun vollends „der unwahrſcheinliche Hinze," der mit ſeiner „Unwahrſcheinlichkeit" die Natürlichkeit, die der gemeine Menſch in der Poeſie fordert, verhöhnen ſoll. Der gemeine Menſch im Allgemeinen kann nur unwahr und fade verhöhnt werden. Denn nicht gegen die Proſa der Alltäglichkeit, nicht gegen den Verſtand, wie er überhaupt ſich vorfindet, iſt zu polemiſiren: das iſt geiſtlos; ſondern unter den beſtimmten und ſehr wohl berechtigten Charakteren, unter wirklichen komiſchen Perſonen iſt die Genialität zu verwirklichen. Tieck's geniale Anſichten, die ohne dramatiſchen Verlauf und ohne wirkliche lebendige Perſonen ſich darſtellen und dadurch ihn als höchſt witzigen und ſchalkhaften Künſtler, als alle Erwartung wunderbar täuſchendes Genie erſcheinen laſſen wollen, den „Schaum ſolcher extravaganten Laune“ aber als einen Fortſchritt der Poeſie anpreiſen, ſind das platte Gegentheil ſowohl der künſtleriſchen, als überhaupt der Genialität; und indem ſie den Leſer myſtificiren, zeigen ſie ihm, ſtatt des Geiſtes, nur die nackteſte und bedauernswürdigſte Proſa ſelbſt, die Reflexion, die vor lauter Abſicht, vor lauter Pointen, vor lauter Feinheit, zu keinem Zweck, zu keinem Witz, zu keiner Komik, ſondern höchſtens zu dem allerblaſſeſten Schematismus einer Komik kommt. Ihr fehlt ſowohl das lächerliche Subject, als das lachende, ſowohl die Erſcheinung der Confuſion, als die Kraft, ſie zu verdauen, ja ſie hat nicht einmal ſelbſt das Verdienſt lächerlich zu ſein, denn die ganze Komödie iſt pure Theorie, ſie zeigt nichts, ſie äſthetiſirt im verdrehteſten Pedantismus, und hofmeiſtert ſo abſtract, wie nur jemals ein Schulfuchs es gethan hat. — Die Willkür, daß man gar keinen Maßſtab weder für die Tollheit, noch für die Trivialität hat, daß man eben überall getäuſcht und myſtificirt wird, daß man wirklich nicht wiſſen ſoll, ob man Hund oder Katze vor ſich hat, weder wie „Hinze“ noch wie „Stallmeiſter“ ausſieht, das iſt der Witz davon, und zu ſolcher Unwahrheit iſt die Ironie herabgeſunken, daß ſie gar nichts mehr iſt und gar nichts mehr ausrichtet, wo nicht der

Leſer den ganzen albernen Apparat der genialen Doctrin ſelbſt hat und nun ein kindiſches Intereſſe an der Niederlage „des gemeinen Bewußtſeins" im Allgemeinen nimmt. Das Nichts, auf das dieſe Producte geſtändiger Maßen ausgingen, iſt — die Geiſtloſigkeit — der Selbſtgenuß des Subjects, der in ſeinem Raffinement nun wirklich ſtatt der Juno die Wolke, ſtatt des Geiſtes das Geiſtloſe ergriffen und ſich mit ihm zu thun gemacht hat. Je mehr hier der Künſtler den Herrn über den Inhalt ſpielt, je mehr er mit der Poeſie nur ſein Spiel treibt, um ſo weniger hat er ſie in Beſitz, um ſo entſchiedener iſt er ihrer nicht Herr, ganz in demſelben Verhältniß, wie der willkürliche Tyrann am wenigſten König iſt. Die Romantik ſchlägt in dieſem Phänomen gerade in das über, was ſie niederzukämpfen ſo ſehr ſich anſtrengt, in die proſaiſche Verſtandesreflexion, und die Geiſtloſigkeit, die ſie an der Welt rügen will, bringt ſie nur an ſich ſelber zum Vorſchein.

Wir haben geſehen, wie in der Tieck'ſchen Ironie (der Komödie namentlich) das Princip der ſchrankenloſen Phantaſie in ihr pures Gegentheil, die Proſa, welche ſie ſo gern bekämpft, überall zurückfällt. So erklärt ſich dann auch Tieck's merkwürdige Zuneigung zu Holberg, den er zu einem der größten Dichter machen möchte, der aber in der That, wie kaum ein Anderer, die Proſa und das Philiſterthum zum Princip hat. Keinem Dichter iſt die Poeſie ſo wenig Selbſtzweck, wie ihm, keiner iſt in ſolchem Grade Tendenzpoet. (S. ſeine eigenen Bekenntniſſe.) Das Element der Caricatur und der Poſſe iſt das, in welchem er noch am meiſten wirkt und ſich am freiſten ergeht, durch das er mitunter, wenn auch nur niedrig komiſche Effecte hervorbringt. Sonſt aber beſteht ſeine Hauptpointe in der Vernichtung und Zerſtörung aller Illuſion. So in ſeinem, von der Tieck'ſchen Schule am meiſten geprieſenen Stücke, z. B. dem Ulyſſes von Ithacia (wo die Schauſpieler ſich mitunter bei Namen nennen und zuletzt der Trödeljude dem Ulyſſes die geborgte Garderobe wegnimmt), einer Komödie, die, neben Lenz, der auch Tendenzpoet genug war, und dem Maler Müller, auf den geſtiefelten Kater gewiß vom größten Einfluß geweſen. Indem ſo die Poeſie in die Zerſtörung der Illuſion geſetzt wird, erklärt ſich auch Tieck's oben berührte Grille, dem ausgebildeten Theaterweſen unſerer Zeit gegenüber das einfache Brettergerüſt der Shakſpeare'ſchen Zeit zu empfehlen, und, was man der Noth wohl einräumen mußte, zu einer Kunſtforderung zu machen, nämlich bei den dramatiſchen Vorſtellungen, welche eben die Beſtimmung haben, einen poetiſchen Vorgang nun auch ſinnlich zur Anſchauung zu bringen, von den äſthetiſchen Anforderungen dieſer unmittelbaren Anſchauung zu abſtrahiren; ja Tieck nimmt ſich auch wohl der alten und häßlichen Schauſpieler mit Liebe an und hält dieſe Abſtractien ebenfalls für ein Kriterium höherer Weihe in theatraliſchen Dingen.

4) Tieck's Novelliſtik.

Die Novelliſtik Tieck's iſt dagegen in mancher Hinſicht gediegener (beſonders wo ſie auf der Geſchichte ruht), als ſeine früheren Productionen, aber auch hier iſt viel Tendenzwirthſchaft. „Dieſe Erzählungen ſind größtentheils, wo nicht ſämmtlich in der Abſicht geſchrieben, irgend eine irrthümliche Zeittendenz zu heilen, irgend einen Volkswahn in ſeinem wahren Lichte darzuſtellen, die Thorheit desſelben dem Publicum wie in einem Spiegel zu zeigen und es dadurch zur Vernunft zurückzubringen. Doch darf man nicht glauben, daß ſie ein bloß locales und vorübergehendes Intereſſe hätten. Es ſind Lehren, von denen alle Völker Nutzen ziehen können. — Der bedeutendſte Fehler des Dichters beſteht darin, daß er zu wenig nach Erregung ſtrebt, ja ſie ſogar emſig vermeidet. Einige ſeiner Erzählungen ſind faſt nur Geſpräche und bieten, ſo bewundernswerth ſie auch geſchrieben, dem engliſchen Leſer nicht den Stoff dar, den er in Werken der Phantaſie zu ſuchen gewohnt iſt. Man muß Tieck nur leſen, wenn man zum Nachdenken neigt; wer bloß Geſchichten zur augenblicklichen Unterhaltung verlangt, wer auf überraſchende Begebenheiten oder romantiſche Entwickelungen harrt, — der wird ſich hier getäuſcht finden; Tieck's Werke ſind ein Quell der Belehrung, nicht der unmittelbaren, ſondern einer Belehrung, die der Leſer ſelbſt durch geiſtige Anſtrengung daraus gewinnen muß.“ So urtheilt ein engliſcher Kritiker in der Foreign Quaterly Review über die 1838 in Breslau erſchienene Sammlung von acht Bänden Tieck'ſcher Novellen. — Es iſt ſeit der Schlegel'ſchen Zeit herkömmlich in Deutſchland geworden, auf die äſthetiſche Kritik des Auslandes mit vornehmem Hochmuth herabzublicken und ihr Urtheil mit Achſelzucken anzuhören. Nun haben die Deutſchen allerdings dies gar ſehr vor den Ausländern voraus, daß die Aeſthetik als Wiſſenſchaft und aus philoſophiſchen Principien heraus ſich faſt nur bei ihnen entwickelt hat, während die Aeſthetik der Franzoſen und Engländer lange Zeit faſt auf nichts, als auf alter Tradition oder ſinniger Empirie beruhte. Aber eben dieſer Zuſammenhang der deutſchen Aeſthetik und Poetik mit der Evolution der metaphyſiſchen Wiſſenſchaften war Schuld, daß ſie auch in der ganzen Einſeitigkeit, welche unſere Philoſophie bis Hegel darſtellte, befangen blieb, während die Empirie z. B. der Engländer die Unbefangenheit des unmittelbaren Gefühls und des durch das Leben gebildeten Sinnes behauptete. Dieſe Einſeitigkeit iſt aber nie ſchroffer hervorgetreten, als in dem Fichtiſchen Princip und dem daraus hervorgegangenen Princip der Ironie; und gerade von dieſem Standpunkte aus hat ſich unſere Aeſthetik dieſe Tyrannis angemaßt. Worin ſie ſich am liebſten tummelt und beſpiegelt, iſt — nachdem Calderon, Dante u. And. etwas in den Hintergrund getreten, Shakeſpeare. Da ſind die Engländer wahre Narren gegen uns; ſie verſtehen ihn ganz und gar nicht. Aber was hat Tieck nicht Alles herausgebracht! Die Tyrannei dieſer Einfälle iſt vorüber; und wir ſcheuen uns nicht, es einmal mit einem engliſchen Kritiker zu halten und ſein Urtheil über Tieck's Novellen zu dem unſrigen zu machen. Die Novellen ſtehen im Zuſammenhang mit der Novelliſtik Göthe's, in dem mit zunehmendem Alter das Tendenzweſen immer mehr zum Vorſchein kommt, wie ſich ſchon Taſſo in der Reflexion bewegt, in der Bildung, welche aber hier noch vom poetiſchen Duft durchzogen iſt. Dieſe Bildung ſucht durch die Macht der Reflexion (und des Willens), nicht der Phantaſie und des Gemüths, die objective und ſubjective Welt zu verſöhnen. Ihre Bewegung iſt die ſich accommodirende Dialektik, die Dialektik nach Umſtänden. Die Sentenz, die z. B. im Taſſo ſo prävalirt, iſt das Mittel, den beſonderen Fall theoretiſch unter einen allgemeinen Geſichtspunkt zu bringen, und ſich dadurch über das Beſondere zu erheben, was aber nicht das rein poetiſche Verhältniß iſt. So fehlt es dem Taſſo an durchdringendem Pathos, nur Taſſo ſelbſt iſt von Leidenſchaft ergriffen, die ſich indeß doch am Ende durch eine Reflexion, welche die Form eines ſententiöſen Gleichniſſes annimmt, abſchneidet und reſignirt. Wenn ſich aber bei Göthe die Reflexion und die Proſa aus der Geſchichte ſeines Lebens unmittelbar ergab, ſo iſt dieſe bei Tieck Princip. Der Mangel an Leidenſchaft, die Intereſſeloſigkeit wird, wie der Engländer ganz richtig bemerkt, von ihm beabſichtigt als die wahrhaft poetiſche Seele: die Begeiſterung für ein concretes

Verhältniß, einen beſtimmten Charakter, für lebendige ſittliche Conflicte und ergreifende Lebensverhältniſſe ſteht der ſchrankenloſen Phantaſie der Romantik entgegen, daher der Ausſpruch Tieck's, den man noch täglich hören kann: der Dichter müſſe nicht in ſeine Productionen „vergafft" ſein, d. h. er muß ſich nur in der Ironie genießen, keine wirkliche Begeiſterung, kein erfülltes Herz in ihnen zeigen.

6. Zacharias Werner, 1768—1823. Clemens Brentano, 1777—1842. Achim v. Arnim, 1781—1831. Fouqué, 1777—1843.

Wir haben die Poeſie der Romantik an den Hauptanführern nach ihrem Princip und nach der Verwirklichung deſſelben ſo weit beleuchtet, daß nunmehr alle weſentlichen Pointen zum Vorſchein und zur Kritik gekommen ſind. Die übrigen Dichter, die zu dieſer Periode gehören, Werner, Brentano, Arnim, Fouqué, ſind zwar nicht ohne eigenthümlichen Charakter, bringen es jedoch nicht weiter, als zu ausgebildeteren Conſequenzen der vorhandenen Doctrin. Roſenkranz hat in dem Aufſatz der Halliſchen Jahrbücher: „Tieck und die romantiſche Schule“, eine Reihe treffender Ausführungen gegeben, auf die wir hier verweiſen dürfen. Werner iſt die katholiſch, Fouqué die ritterlich fixe Idee. Roſenkranz hat a. a. O. den Wahnſinn der „geiſtlichen Uebungen für drei Tage,“ die Werner 1818 in Wien edirte, nachgewieſen; ein Erliegen des Geiſtes unter dem Gewicht des theologiſchen Problems, welches ſich auch ſchon in der „Weihe der Kraft“ ausdrückt, indem ſie den Schatz des religiöſen Heiligthumes in die myſtiſche Ekſtaſe und in das unausſprechliche Innere legt, und darum die ganze Welt, die ſie verführt, mit einem ſüßlichen, überweltlichen Weſen, mit dem lebhafteſten Gefühl der Unkraft und der geiſtigen Agonie durchzieht. Die Ohnmacht der ſtarren Ekſtaſe, der myſtiſche „Karfunkel," die bedeutungsvolle „Hyacinthe" und das bedeutungsloſe Wortgeklingel, womit dergleichen ſich lyriſch eingänglich zu machen ſucht, iſt ſchon im Lutherthum die verſteinerte, fixirte, ſich ſelbſt unzugängliche Gemüthswelt des Katholicismus; und es iſt kaum ein Schritt zu nennen, wenn der ſpröde „Karfunkel" ſpäter den Namen Katholicismus annimmt. Im Wunder, im Unausſprechlichen, im Myſtiſchen bewegt ſich ſein Gemüth gleich von vorn herein eben ſo äußerlich und unfrei, kehrt es eben ſo immer zu derſelben ſtarren Unmittelbarkeit zurück, als ſpäter im Katholicismus. Der einzig mögliche Fortſchritt iſt der zum wirklichen Irrereden, zur förmlichen Darſtellung des Selbſtverluſtes und der fixen Idee im ſchlimmſten Sinne.

Die fixe Idee der Ritterlichkeit, zur vollkommenſten Donquixoterie ausgebildet, finden wir in Fouqué, einem Mann, der außerhalb des poetiſchen Bannes gar nicht ohne Witz und ſelbſt mit raffinirter Reflexion auftritt, aber, ſobald er ins poetiſche Ritterweſen geräth, ſogleich den Kopf verliert, und eine parodirte Welt für die ideale ausgiebt. Er iſt übrigens nicht ohne Poeſie und von den eigentlichen Romantikern der glücklichſte Lyriker; denn er beſitzt, was jenen abgeht, eine gemüthliche Theilnahme und ein ernſtliches Intereſſe. Wenn die übrigen Romantiker ihrer Phantaſie den Zügel ſchießen laſſen, ſo haben ſie die Reflexion, daß es nichts damit iſt. Umgekehrt Fouqué. Er ſtürzt ſich ohne alle Reflexion, ohne Ironie, ohne Witz und Verſtand in ſein ritterliches Pathos, und alle Beſinnung, alle Umſicht, die er ſonſt im Leben hatte und anwendete, hört plötzlich auf; ganz dieſelbe Erſcheinung, wie der Edle von La Mancha.

Brentano und Arnim haben gemeinſam „des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben, um die „Unmittelbarkeit“ der Lyrik, die Volkslyrik zu ſichern und zur Wirkſamkeit zu bringen. Die exceſſive Verehrung der Volkspoeſie, Volksſage, Volksmährchen, Volksbücher, Volkslieder iſt Verzweiflung an der eignen Poeſie, wozu die Romantik allerdings den beſten Grund hat. Es wird nun Sitte, dieſe zum Theil rohe, unſinnige und zufällige Poeſie mit ihren ewig wiederkehrenden dürftigen Pointen, weil ſie ein „Unmittelbares“ zu ſein ſcheint, was ſie, beiläufig geſagt, auf keine Weiſe iſt, in Bauſch und Bogen über alle Kunſtpoeſie weit zu erheben. Brentano und Arnim haben daher das Schlechteſte ſo gut, wie das Gute aufgenommen, ja ſie haben ſich ſelbſt in den Volkston geworfen und nach Willkür untergeſchoben und verfälſcht. Die Conſequenz der überſchätzten Volkspoeſie ergiebt ſich alſo vornehmlich in der Lyrik von zwei Seiten aus dem romantiſchen Princip, theils aus ihrer angeſtrebten Rückkehr zur Unmittelbarkeit, theils aus dem Mangel der wahren lyriſchen Unmittelbarkeit, des von einem begeiſternden Inhalt erfüllten Gemüths. Arnim hat in der That in ſeiner Gräfin Dolores die Lyrik bis zur äußerſten Caricatur verzerrt. Einmal z. B. beginnt er ſechs Verſe hintereinander mit der Unmittelbarkeit der Interjection: „Ei du luſtiger (ſeeliger, ſchläfriger, ſchnarchender, läſſiger) Edelknecht!“ und ahmt ſo dieſe üble Manier der gedankenloſen Naturpoeſie nach. Die Verſe kommen ihm nie in Fluß. In Folgendem z. B. ſtockt, abgeſehn von dem wahnwitzigen Inhalt, aller Rhythmus:

Bald bet' ich in der Klauſe
In der Waldeinſamkeit;
Herr, ſchenke ihrem Hauſe
Ach all die Seligkeit,
Die ich hoffend hatte mir erſonnen,
Sei mein Beten ganz für ſie gewonnen.
Die Menſchen ſie denken
Und Gott wird ſie lenken.
Der Name des Herrn ſei gelobt.

Wollte man auf den Roman als ſolchen eingehn, ſo müßte an der Gräfin Dolores, an Walter dem Dichter, und allen Perſonen, ſelbſt an dem Grafen eine nähere Kritik die Unnatur und Willkür nachweiſen. Willkür iſt Charakter der Romantik, und wo ſie nicht als Wunder erſcheinen will, da producirt ſie ſich als Wunderlichkeit. Dieſe Wunderlichkeit und irrationale Eigenheit, der man nicht beikommt und nicht nachkommt, charakteriſirt auch die Form der Darſtellung. Die Gräfin iſt ein Genieweib, die ſich durch vorgeſpiegelte Genialität verführen läßt, zu welcher Genialität indeſſen ein merkwürdiger Bundesgenoſſe hinzutritt, nämlich ein myſtiſch-muckeriſches Element. „Der Markeſe“ ſtellt ſich, als wenn er in einer Viſion die Mutter Gottes ſieht. Th. II. S. 33: „Er ſagte, er ſehe die Mutter

Gottes, die Dolores an ihn drücke und einen Kranz von Roſen mit den Worten über ſie halte: Folge mir nach! — Dolores drückte ſich erſchrocken an ihn und meinte, ſie werde an ihn gedrückt; ſie fühlte ſeinen Athem, und meinte, es ſei der göttliche Athem“ (wie inept!) „und rief: Ich fühle ſie, ich fühle ihren Athem, er iſt heiß wie der Orient und wie die Liebe einer Mutter. — Bei dieſen Worten rief er: Und ich bin ihr Sohn! und ſtürzte in einem krampfhaften Zucken über die Gräfin hin. Schon oft hatte er ihr von einer wunderbaren Erneuerung des heiligen Mythus(!) geſprochen; ſie ſchien bewußtlos bei dieſen Worten: Ja du biſt, du Gewaltigſter, du Heiligſter in der Schwäche menſchlicher Natur mir in die Hand gegeben! — Und du biſt meine ewige Braut! ſeufzte er.“ —

Das Princip dieſer Stelle, die, wie der Stil des ganzen Romans, von aller Wahrheit, allem Zuge, aller Plaſtik gänzlich entblößt vor uns liegt, iſt die inepte, inſipide Willkür, die ſchwachgewordene Romantik, die ſelbſt nicht mehr an ſich glaubt und mit Aberglauben und Unglauben, mit Liebe und Affectation ein lächerliches, intereſſeloſes Würfelſpiel aufführt. Roſenkranz ſagt von Arnim, er ſtelle das Mittelalter im Verſinken dar. Es wäre noch hinzuzufügen: und zugleich das verwitterte Intereſſe an den Pointen der Romantik. Ihm ſcheint überall der Tag des Bewußtſeins durch den Dämmer ihres Somnambulismus hindurch.

Brentano hat ſpeciell die Mährchenpointe bis ins Kindiſche und Läppiſche übertrieben, mit der Prätenſion nach Novalis und Tieck, daß dies Alles wunderbar bedeutſam und genial, das Läppiſche zum Gefäß des höchſten Sinnes erhoben ſei. Auch er legt auf das Lyriſche ein großes Gewicht. Sein Ponce de Leon, ein Luſtſpiel in ſpaniſcher Steifheit und Abſtraction, iſt ganz davon durchwachſen. Aus ihm iſt wenigſtens das Lied: „Nach Sevilla, nach Sevilla, wo die hohen Prachtgebäude“ ꝛc., beliebt geworden. Das Intereſſe und die Macht der ernſthaften Begeiſterung fehlt ihm gänzlich, und das Gaukelſpiel ſeiner Gemüths- und Phantaſiewelt, welches ſich in den zufälligſten und willkürlichſten Combinationen, Beziehungen und Anſpielungen herumwirft und ſeine höchſte Spitze in der Vorrede zu „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ erreicht hat, macht ſeine Producte faſt eben ſo ungenießbar, als die ſpäteren Erzeugniſſe Fouqué's in ihrer verholzten, man möchte ſagen, faßhölzernen Manier.

War die freie Philoſophie der Aufklärung in Wiſſenſchaft, Kunſt, Leben und Staat verwirklicht worden, ſo wird es nun auch die Romantik und die Doctrin der Reaction. Es bildet ſich im Leben eine eigne Tradition dieſes Geiſtes und in der Politik das Syſtem und die Praxis der Reaction, die ſeit den Freiheitskriegen und der heiligen Allianz im welthiſtoriſchen Sinne dieſen Namen erworben hat, und mit welcher Friedrich Schlegel, Gentz und Schelling als thätige Doctrinäre auf die wirkſamſte Weiſe verwebt ſind.

4. Die Tradition und die Ariſtokratie der „Geiſtreichen."

Die Poeſie Tiecks und ſeiner Genoſſen iſt nicht bloß inſofern von Bedeutung, als ſie die Principien der Romantik auf die Poeſie praktiſch anwendete und das von Novalis auf dieſer Seite angeregte in einer breiten Welt von Dichtungen auslegte und weiterführte; von noch größerem Intereſſe iſt ſie für uns, die wir die Romantik als eine Phaſe des deutſchen Geiſtes im Allgemeinen betrachten, indem ſie das Medium wurde, die romantiſche Doctrin auf populärem Wege zu propagiren und in das Leben einzuführen. Es bildete ſich um jene Schriftgelehrten und Hohenprieſter eine Gemeinde der „Geiſtreichen" und ein Cultus des Genius mit einer eigenthümlichen, in das deutſche Bewußtſein ſich tief einniſtenden Tradition, — eine Ariſtokratie der „Geiſtreichen", in der eine gegenſeitige Anerkennung mit ſtereotypen Formen äſthetiſcher Convenienzen herrſcht. Dieſer Tradition, dieſer Bildung mit all' ihren Satzungen und Gebräuchen nachzugehen, wäre von großem Intereſſe (eine Sammlung von Leuten, wo jeder ſich ſelbſt zum Genie, wie die Narren zum Kaiſer und Gott Vater, erhebt), würde aber hier zu weit führen; wir begnügen uns, die Hauptartikel des Bekenntniſſes, die romantiſchen Dogmen, in einer gedrängten Skizze wiederzugeben. Die Sache iſt nicht leicht. Wir haben es hier mit dem Leben und ſeiner Breite zu thun, können uns alſo weniger auf ſchriftliche Documente, als vielmehr nur auf die Erſcheinungen im Leben ſelbſt berufen. Wenn wir zugleich bei dieſer Gelegenheit nicht vermeiden können, daß ſo mancher Punkt, der ſchon zur Sprache gekommen, wiederholt wird, wie wir ſchon bei Novalis Vieles vorausnehmen mußten, was bei den Schlegels und Tieck als Ausgang und Mittelpunkt ihrer Beſtrebungen weitläufiger noch einmal erörtert wurde: ſo liegt dies eben darin, daß in der Romantik die Idee fix iſt und ſich nicht wirklich weiterbildet, ſondern mit der unverſchämteſten Stirn immer den alten Kohl als neuen wieder zum Vorſchein bringt; iſt aber nicht überflüſſig, theils um die Drohnennatur dieſer impotenten Genialität, die ſeit Novalis principiell gar nichts mehr producirt hat, der Welt vor Augen zu legen, theils um den praktiſchen Einfluß der fixen Idee darzuthun, ſie mit unermüdlicher Sorgfalt hinwegzuräumen, und den Polypen, ſo oft er wiederkehrt, eben ſo oft zu exſtirpiren.

Die Tradition iſt nun die von der principiellen Baſis, von dem bewußten Zuſammenhange oder der unmittelbaren Berührung mit der Philoſophie der Zeit abgelöſte, rein dogmatiſch gewordene, populariſirte Romantik. Die Einheit des prophetiſchen Geiſtes, aus welchem Novalis ſeine tiefen Orakel erließ, die Conſequenz und bewußte Dialektik bei Schelling, die Doctrin bei Friedrich Schlegel, die poetiſche Darſtellung dieſes Geiſtes in A. W. Schlegel und Ludwig Tieck wird zum poſitiven Aufnehmen bei untergeordneten Geiſtern, die vom Princip nichts haben, als einen gewiſſen Inſtinct für das „Geniale" d. h. was als genial gilt, wenn ihnen nicht gar dieſe Pointen nur äußerlich *angezogen* und eingeimpft wurden. *Die Tradition iſt nur ein conventionelles und ſociales Phänomen*; was ihr aber an principiellem Intereſſe abgeht, das gewinnt ſie reichlich wieder durch das vielſeitige Zuſammenfaſſen des bisher nur vereinzelt Geſchilderten. *Sie iſt ein Recept, in 24 Stunden geiſtreich zu werden*; und zur Bequemlichkeit unſerer Zeitgenoſſen wollen wir, nach einer kurzen Charakteriſtik der Genialitätsariſtokratie, den ganzen Katechismus dieſer äſthetiſchen Katholiken unter 1, 2, 3, herſagen.

Durch die Vermittlung der Poeſie fand der romantiſche Geiſt ſeinen Eingang ins Leben, wie denn auch die Kunſt und die Kunſtbetrachtung lange Zeit vorzugsweiſe der Mittelpunkt der genialen Geſellſchaft war und ihrer Harmloſigkeit wegen auch wohl noch iſt. Das Werk aber, welches vor allen hier einſchlägt, iſt der *Phantaſus von Tieck*, der in den Komödien die Aufgabe verfolgt, die nichtgenialen, die platten Tendenzen zu perſifliren und nach verſchiedenen Seiten darzuſtellen, für die geniale Geſelligkeit aber ſchon hier eine Muſterwirthſchaft einzurichten mit dem Kreiſe, welcher den Rahmen des Ganzen bildet, und von dem „feinen" Geiſte der Romantik auch das romantiſche Bewußtſein, ſeine Sympathieen und Antipathieen bis auf das Tabackrauchen und den philiſterhaften Mundwinkel des Rauchers explicirt. Alles wird auf die Poeſie gezogen, auch das Tabackrauchen. „Das Tabackrauchen, heißt es im Phant., iſt die unkünſtleriſchſte aller Beſchäftigungen und der Genuß, der ſich am wenigſten poetiſch erheben läßt.“ Dieſe unausgeſetzte Rückſicht auf die Poeſie zieht den Kreis der Intereſſen ins Engſte zuſammen und läßt alles Andere gegen das Aeſthetiſche völlig verſchwinden. Die ganze Geſellſchaft des Phantaſus beſteht aus Dichtern (Phant. 4, 103), aus lauter Leuten, die ihr Gedicht, ihr Mährchen, ihr Drama machen können, ſodann aus lauter bloß Seienden; Keiner hat eine Stellung, ein objectives Verhältniß, ein Geſchäft; ſie ſind ſämmtlich Dilettanten des Lebens. Dieſer Theodor, Friedrich, Lothar u. ſ. w., blaſſe Namen ohne Charaktere, tragen uns ihre Räſonnements und Schrullen vor; Alles bleibt dabei im Dämmer und in der Schwebe; es wird viel Anſtalt gemacht, aber nur um vorübergehender pſychologiſcher Pointen willen; kein einziger der Sprechenden hat eine Geſchichte, nicht einmal eine Phyſiognomie: der Stil iſt überall dieſelbe charakterloſe Glätte, eine Caricatur des Göthiſchen, den er nachahmt. Sowohl für dieſe Genies und Dichter des Phantaſus, als für die Genialität der Salons, die ſich darnach eingerichtet, iſt Göthe der Ausgang, das Genie, obgleich Göthe, weil er ſelbſt in einem Proceß begriffen war, in welchem er Manches von ſich ſtieß, was er früher als Gegenſtand der Verehrung aufgeſtellt hatte, mit der fixen Tradition der angelernten

Genialität auch wieder in Conflict gerathen mußte. Neben Göthe wurde Shakſpeare mit mehr Sicherheit des Beſtandes, denn er war todt und darum fix, als unbeſtrittenes Genie und abſoluter Dichter proclamirt, eine Superſtition, die bis zur abſurdeſten Zurechtmacherei auch des Willkürlichſten und Verfehlteſten bei dieſem großen Dichter fortgeſchritten iſt, zu derjenigen äſthetiſchen Scholaſtik, in welcher beſonders die Stock-Hegelianer ſo lächerliche Mißgeburten zuwege gebracht. Shakſpeare hatte außerdem noch den Reiz der Ferne und der fremden Sprache, die nicht Allen zugänglich iſt; er wurde in der That erſt zurecht gemacht, überſetzt, commentirt und eingeführt. So war er der ihre, und ſie ſetzten ihn ſofort zum Götzen mit Haut und Haaren unbedingt und ohne Abzug ein. Göthe dagegen, der mit ſeiner eignen Entwicklung den Herren von der fixen Idee und äſthetiſchen Dogmatik einen Querſtrich machte, war nicht nach ſeiner ganzen Ausbreitung zu gebrauchen; er wurde alſo in der genialen Epoche feſtgehalten. Was er damals angeregt, das mußte gelten, alſo Shakſpeare, Italien, die altdeutſche Kunſt, das Mittelalter, Hans Sachs, das Mährchen, die Volkspoeſie; dagegen wurde es als Abfall Göthe's von ſich ſelbſt dargeſtellt, wenn er ſpäter die antike Kunſt immer mehr hervorhob, an Shakſpeare's Unbedingtheit zweifelte und Tieck's Willkürlichkeiten zurückzuweiſen anfing. Im Ganzen aber bleibt Göthe für die romantiſche Tradition das Genie der Deutſchen, „der Dichter“ als ſolcher, und die Autorität, Schiller dagegen der Richtdichter, der Popanz, den man nicht lieben durfte, wenn man courfähig bleiben wollte. Ihr Inſtinct und ihre Unmittelbarkeitstheorie leitete ſie zu Göthe, deſſen Ideal das ſeiende, harmoniſch in ſich beruhende Ich, der ſchöne Egoismus war, während Schiller ſie abſtieß, weil er ſein Ideal zum Herrn des Subjects erhebt und ſein Intereſſe nicht ins geniale Sein, ſondern in die werdende Geſchichte hinaus verlegte. Dies Dogma hat A. W. Schlegel in den unglücklichen Vers gebracht:

So lang es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller ſtets Bewundrer haben.

Schillers Geiſterſtimme könnte ihm antworten:

Willſt du nach den Schlegels fragen?
Kaum ſo lang' ſie lebten waren ſie.

Die Verkennung Schiller's, die zugleich die vollſtändigſte Selbſtverkennung iſt, worüber unter Andern A. W. Schlegel wohl noch ins Klare gekommen ſein möchte, gehört zu den allerverrückteſten und bedauernswürdigſten Einfällen, die die Romantik ausgeheckt und die Tradition fortgepflanzt hat, vornehmlich mit dem armſeligen Fachwerk von objectiver Poeſie Göthe's und ſubjectiver Schiller's.

Schiller hat ſelbſt die Gährung der Sturm- und Drang-Periode mitgemacht und durch ſeine Jugendwerke, die Räuber u. ſ. w., die Romantik mit angeregt; und das Princip, nur in der Kunſt werde das Unendliche erreicht, wovor die Romantik doch Achtung haben ſollte, weil ſie es ſelbſt von Schelling erbte, ſpricht er in der

Abhandlung „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ ſchon vor Schelling aus. Davon wiſſen die Romantiker nichts. Verhaßt iſt ihnen aber die Schillerſche Poeſie wegen ihres dem allgemeinen Denken zugänglichen Gehaltes, wegen des herausgearbeiteten, faßbaren Pathos derſelben, worin nichts Anonymes zurückbleibt, kurz wegen ſeines objectiven ſtofflichen Intereſſes; wogegen Göthe, ſeiner Individualität nachgehend, mehr ſubjectiv und unmittelbar angeregt erſcheint. Während Schiller von dem Gedanken, vom Allgemeinen ausgeht, bleibt Göthe in ſeinen Anregungen beim Erfahren und beim empiriſchen Ausgang. Schiller iſt in dieſem Sinn der Praktiker, der ſein Denken realiſirt und herausbildet, für ihn iſt die Kunſt Geſtaltung des rein Geiſtigen. Göthe dagegen iſt der Theoretiker, der die Welt auf ſich eindringen läßt, ſie alsdann unter ihrer Form, der ſinnlichen, faßt und ſie auch unter dieſer Form zu einem Geiſtigen bildet und ſich aneignet. Für ihn iſt die Kunſt Vergeiſtigung des ſchon an ſich Sinnlichgeiſtigen. Er zieht die Welt in ſich hinein, während Schiller ſie aus ſich heraustreibt. Der Egoismus des theoretiſchen Verhaltens in Göthe iſt nun dem ſelbſtgenügſamen Subject des Romantikers das Anſprechende und Analoge. Dieſe Subjectivität Göthe's, die ganze Naturſeite ſeines Weſens, welche die Bildung ſeines Ich zum Zweck und Mittelpunkt alles Strebens macht, das intereſſirt ſie, das iſt das Unſagbare, Tiefe, Anonyme, was ſie immer hervorheben, — das Leben im tiefſten Inneren, das unendliche Fürſichſein, welches, ſo berechtigt es immer iſt, ſogleich einſeitig und verwerflich wird, wenn dieſes theoretiſche Ich nun nicht wieder praktiſch zum Anſatz neuer Weltbildung werden will. Das einſeitige theoretiſche Verhalten führt zur Ironie, zum zweckloſen Hineinziehn der Welt in den Abgrund des widerſtandsloſen Ich, das ſich damit zur affectloſen Camera obſcura der Objectivität herabſetzt. Göthe erkannte daher Schiller als ſeine andere Seite vollkommen an, er ſchildert uns Schiller's Verdienſt um ſeine Rettung für die Poeſie, und gewinnt mit ſeiner Thätigkeit ſowohl, als mit dieſer Anerkennung ſeines Mangels ſelber Theil an der anderen Seite, während die Romantiker ihn einſeitiger Weiſe als „Dichter“ gegen Schiller, den „Nichtdichter“, aufſtellen.

Für dieſe Cardinal-Punkte der romantiſchen Tradition, mit deren Bekenntniß uns auch die Anfänger in der Genialität aufzuwarten pflegen, bietet der Phantaſus einen intereſſanten Beleg dar. Unter den Toaſten ſeiner Dichtergeſellſchaft, die natürlich alle äſthetiſcher Art ſind, zeichnet ſich einer beſonders aus. Zuerſt „der Vater Göthe,“ ſodann auch Schiller, aber nur ſo nebenher als Anhängſel von Göthe, und nicht ſowohl in ſeiner reinpoetiſchen Qualität, als ſeines „ernſten großſtrebenden Sinnes wegen“ und „weil der Moment begeiſterter Liebe nur Liebe ſein kann, die Kritik aber zurückdrängt,“ wie dies auch ſchon bei Göthe geſchehen mußte aus den uns bekannten Gründen. Die übrigen Trinkſprüche lauten dann, wie folgt: „dem Weiſen, der nie Sectirer war, dem kindlichen Jacobi,“ — „dem phantaſievollen, witzigen, ja wahrhaft begeiſterten Jean Paul, ſeinen Irrgärten und wundervollen Erſinnungen,“ — „dem brüderlichen Geſtirn deutſcher Männer, unſerm Friedrich und Wilhelm Schlegel, die ſo viel Schönes befördert und geweckt,“ — „dem vielgeliebten Novalis, dem Verkündiger der Religion, der Liebe und Unſchuld, er ein ahndungsvolles Morgenroth beſſerer Zukunft!“ — Ihre Beziehungen zu dieſem Kreiſe ſind uns bekannt. Ernſt, Wilibald, Anton, Manfred, Theodor und Friedrich haben jene Toaſte ausgebracht; den auf Shakſpeare aber Lothar (ſo ſtark iſt allein die männliche Seite dieſer Geſellſchaft) mit den Worten: „der große Brite, der ächte Menſch, der Erhabne, der immer Kind blieb, der einzige Shakſpeare ſei von uns und unſern Nachkommen durch alle Zeitalter geprieſen, geliebt und verehrt!“

Die Verehrung iſt Gewiſſens- und Gemüthsſache, der Effect aller Toaſte wird an das Todtenopfer für Novalis geknüpft und dann geſchloſſen mit den Worten: „Alle erhuben ſich, die Freunde umarmten ſich ſtürmiſch und jedem ſtanden Thränen in den Augen. Man ging ſchweigend in den Garten.“

Jeder Toaſt hatte ſeine beſondere dogmatiſche Pointe, für welche eine gläubige Pietät in Anſpruch genommen wird; und der Toaſt überhaupt iſt die angemeſſene Form, das Urtheilen nach Sympathie und Antipathie, eine religiöſe Verehrung oder Verdammung, auszudrücken. Man könnte daher den ganzen Phantaſus und alles andere Geltendmachen der überlieferten romantiſchen Pointen eine große Toaſtſammlung, eine Reihe von Vivats und Pereats nennen, mit welchen der Cultus des Genius ſeine Götzen verehrt, die Ketzer aber verurtheilt, die an ihren Dogmen zweifeln oder gar die Verehrung, in welche die geweihte Stimmung ausbricht, nicht mitfühlen.

Dieſem gläubigen Geſinnungsweſen, ſich zu fertigen Formeln zu bekennen, widerſetzt ſich die ächte Praxis der Geiſtesfreiheit, auch die poetiſche. Der höchſte Genuß jeder Dichtung iſt der bewußte, der die Kritik nicht ausſchließt, nicht der abergläubiſche einer blinden Hingabe; die höchſte Ehre der Dichter iſt nicht, geprieſen, geliebt und verehrt, ſondern durchdrungen und mit Sinn und Verſtand aufgenommen zu werden. Umgekehrt verhält ſich der romantiſche Kreis. Ein ganz beſonderer Sinn für ganz beſondere Feinheiten, für Shakſpeare, „der immer Kind blieb,“ für die Kindlichkeit Jacobi's, die Schrullenhaftigkeit Jean Paul's, die guten(!) Wirkungen der katholiſirenden Schlegel und des krankhaft erregten Novalis, begründet eine excluſive Geſellſchaft begabter Menſchen, eine Ariſtokratie der Geiſtreichen, welche dieſe Dogmen voraus hat, wofür der Sinn ihr angeboren, oder doch angezogen wird, eine geniale Tournure, in welcher Rührung und Entrüſtung, Sympathie und Antipathie, das

Vivat und das Pereat mit pedantiſcher Beſtimmtheit ſich an gewiſſe Stich- und Commandoworte knüpft. Wie man durch Nieſen ein „Wohl bekomm's!“ und andere Höflichkeiten erzielt, ſo iſt die Ariſtokratie der Geiſtreichen eine wohlconditionirte Repetiruhr, welche, je nachdem man ſie auf Göthe, Schiller, Italien, Hans Sachs, das altengliſche Theater, die Unzweckmäßigkeit unſerer Couliſſen, die Volkspoeſie, das Mittelalter u. ſ. w. ſtellt, allemal richtig ſchlägt und bei jedem Punkte angiebt, was die Tradition und der Kreislauf ihrer Dogmatik mit ſich bringt.

Durch den Reiz der Eitelkeit, ſich über die „harmoniſch Platten“ zu erheben, erreicht es die excluſive hochmüthige Genialität, anſtatt die Menſchen, wie man vermuthen ſollte, abzuſtoßen, ſie vielmehr anzuziehen und einen anſehnlichen Kreis von Nachtretern und Anbetern um ſich zu verſammeln. Je mehr man ſich dem Genie, den Schlegels und Tieck und was dieſe für Genie erklärten, hingiebt, deſto mehr Sinn und Empfänglichkeit zeigt man für die bevorzugte Anſchauungsweiſe des Höchſten und Beſten. Die Gemeinde der Receptiven, die ſich auf dieſe Weiſe conſtituirt, die weiblichen Genies und die genialen Weiber, erkennt die productiven Genies und ihre Ausſprüche als Autorität und Orakel. Sie gewinnt ſich damit die Ehre der Genialität, aber freilich um den Preis ihrer Freiheit. Denn die Ehre, zur Ariſtokratie der Geiſtreichen zu gehören, iſt unmittelbar die Unehre des

Dienſtes, eines blinden Autoritätsglaubens, nach welchem die Empfänglichen Alles, wie die Autoritäten es ausſprechen, ſich äußerlich anzueignen und mit religiöſer Pietät zu verehren haben. Der Hauptſitz dieſer Salonsäſthetik und ihrer romantiſchen Tradition iſt Berlin, wo Franz Horn die Genialität ſelbſt für die Frauenwelt zurechtmacht und ſie bis zur Caricatur verzerrt, zur ſelbſtloſeſten, weichlichſten Nachbeterei, die ſich ſogar in die abſurde Form des Urtheilens nach Urtheilen, ganz abgeſehen von dem weiteren Inhalte der Perſon, verläuft, eine Praxis, die im Leben ſehr gewöhnlich wurde, z. E.: „Viel Geiſt ſchien er nicht zu haben, denn ſtellen Sie Sich vor, er hielt Schiller für einen großen Dichter, er konnte die Vogelſcheuche von Tieck nicht verdauen, oder gar: er fand den geſtiefelten Kater nicht komiſch,“ welches freilich, ſo wahr es iſt, doch immer eine ganz ungeheure Ketzerei bleibt; — in der Literatur dagegen tritt nur bei Franz Horn die ganze Naivetät eines ſolchen Autoritätsunweſens hervor. Er ſchreibt in ſeiner Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen: „Einem Gerücht zu Folge, das einmal ausgeſprochen worden, ſoll Klopſtock Shakſpeare nicht geliebt haben! Wir überwinden den Widerwillen, ohne welchen eine ſolche Nachricht nicht wohl mitgetheilt werden kann, durch die Hoffnung, daß irgend ein Deutſcher, welcher Klopſtock's perſönlichen Umgang genoß, veranlaßt werde, ihr zu widerſprechen. Indeſſen, auch ohne hiſtoriſchen Beweis führen zu können, lehnen wir jene Notiz als in ſich unhaltbar ab, da wir ſonſt wohl ſchwerlich Klopſtock für einen Dichter würden erklärt haben können. Und als ein ſolcher iſt er uns ſtets erſchienen; einſeitig zwar, doch in der Einſeitigkeit wahrhaft groß und herrlich.“ Alſo Dichter oder Nichtdichter, je nachdem er von Shakſpeare urtheilt! Das iſt doch eine fabelhafte Orthodoxie für Shakſpeare! Und welch’ ein Verfahren mit Klopſtock noch dazu in einem wiſſenſchaftlichen Buche! Hat denn Klopſtock gar keinen eignen Inhalt? Konnte ſtatt dieſes wehmüthigen Pietismus, der ſich die frevleriſche Freigeiſterei, Shakſpeare nicht zu lieben, gar nicht denken kann, nicht aus dem Charakter und eigenthümlichen Naturell Klopſtock’s ruhig entwickelt werden, wie dieſer in Shakſpeare’s Dichtungen nichts weniger als ſein Ideal poetiſcher Anſchauung und Darſtellung finden mußte? — Aber die gemüthliche Verehrung, die religiöſe Pietät gegen Shakſpeare, wird jedem Dichter zur Gewiſſensſache gemacht, und wer ſich beigehen läßt, zu unterſuchen und zu diſſentiren, den thut das Glaubensgericht dieſes katholiſchen Geniecultus in die Hölle der „Nichtdichter.“ Shakſpeare iſt ein Hauptprobirſtein der Genialität. Wir haben ſchon erwähnt, wie übel es Göthe genommen wurde, als er anfing Shakſpeare’s Unbedingtheit zu bezweifeln. Von dieſem Augenblick datiren ſie ſeinen Abfall von der Poeſie: „wer ſo urtheilt, konnte nach Horn’ſchem Gefühl kein Dichter mehr ſein.“

Die Ariſtokratie der Geiſtreichen wird durch dieſen Cultus der Genien zur Hierarchie und fällt ganz in ihren Charakter nicht nur mit dem Heiligendienſt, ſondern auch mit der Ketzerrichterei. An Shakſpeare, Göthe, Dante, Calderon, Hans Sachs und im Laufe der Zeit auch Ludwig Tieck mit „dem Welthumor des Katers und des Zerbino“ wird blind und ohne Beſinnung geglaubt, verſteht ſich, ſofern die Götzen ſtill halten, was Göthe bekanntlich nicht that. Der Glaubende iſt von dem Genie wie beſeſſen und behert; er erhebt es zum Idol einer abergläubiſchen Verehrung; ſein Glaube wird zur Pietät, jeder Zweifel aber an dem Werthe oder der Unbedingtheit ſeiner Geniegötzen zum Sacrilegium. Als die genialiſirende Richtung, vornehmlich in den Gebrüdern Schlegel, ſich begründete, war jeder Andersdenkende ein „harmoniſch Platter,“ ein geiſtiger Paria; in dem Beſtande der genialen Hierarchie dagegen, welche ſpäter um ihre Dogmen ſich anſetzte, gilt die Kritik und Negation derſelben für Frevel und Ketzerei. Der krankhaften Autoritäts-Verehrung entſpricht ganz dieſe empfindliche Gemüthsverfaſſung der Kritik gegenüber. Natürlich. Sie ſind darauf nicht gefaßt. Taſtet man den Geiſtreichen ihre Götzen an, ſo entſteht das unglückliche Gefühl der Hilfloſigkeit; denn die ganze geiſtige Berechtigung der romantiſch Genialen hängt an ihrer Autorität. Alles, was ſie ſind und gelten, dieſe kunſtſinnigen äſthetiſchen Katholiken, das wurden ſie nur durch ihren Glauben an das *Idol*. Trifft dieſes nun eine Calamität, ſo können ſie ihm nicht beiſpringen, denn ihre Weisheit wird in dem Vater ihrer Gedanken mit vernichtet. Darum bricht für ihr Gefühl jede freie Kritik „der Verehrten“ mit profaner Gewalt in das Heiligthum ein, und es bleibt ihnen nichts übrig, als entweder *ohnmächtig in ſich zuſammenzuſinken*, oder wenn ſie ja noch Widerſtand leiſten wollen, ſich zum *Fanatismus aufzuregen* und über Gottloſigkeit, Impietät, ſchlechtes Herz, Neid u. ſ. w. zu ſchreien. „Wer *Tieck* nicht liebt, hat ein ſchlechtes Herz“, ſagte mir einmal ein romantiſcher Maler. Die Ausbrüche des Fanatismus ſind in der alten Hierarchie Fluch und Bann, in dieſer neuen — Pereats, welche ſich theils durch ſtarke Trümpfe und ergrimmte Schimpfworte, theils durch Anrufung der Obrigkeit kund geben. Wir brauchen hiezu, vornehmlich aus der religiöſen und hiſtoriſchen Romantik, keine Beiſpiele herbeizuziehen. Die Sache iſt aber begreiflich: der Romantiker ſieht mit dem Sturze ſeiner Idolatrie ſich und die Welt ſofort ins abſolute Unglück geſtürzt. Erhebt er ſich nun aus der Melancholie dieſer furchtbaren Thatſache, ſo kann er nur ſchreien über „die Gefahr Gottes und alles Heiligen, die Untergrabung der Pietät, der Auctorität, der Religion, des Chriſtenthums, alles Schönen und Guten, der „„Bollwerke““ alles Poſitiven;“ denn in ſeiner eigenen Hilfloſigkeit erſcheint ihm die Hilfloſigkeit Gottes und der Wahrheit ſelbſt. In dieſer Angſt um das wankende Idol (nur Götzen ſind zu ſtürzen, nicht das Göttliche) verdammt der Romantiker, der äſthetiſche wie der religiöſe und politiſche, den Andersdenkenden mit leidenſchaftlicher Härte, um durch Aufregung bei ſich und Andern das zu erſetzen, was ihm an Macht des Gedankens und der Wahrheit abgeht. Die Bibel des äſthetiſchen Geniecultus iſt der Phantaſus, das innere Princip aber der Genius und die Autorität; Göthe das Genie der Meſſias, die Schlegel und Tieck die Apoſtel; und nun ein Clerus, der, wie er von Jenen abhängig iſt, wieder Autorität wird für weitere Kreiſe, denen er den Geiſt der Oberen zuführt, und für die er eintritt, wo Jene nicht geſprochen, die Conſequenzen zieht und die Tradition, aus dem romantiſchen Inſtinct heraus, deutet. Alle kennen ſich alsbald an wenigen Stichworten, die wir größtentheils ſchon angedeutet; ſo erkennt Hoffmann ſofort in Hitzig einen Ebenbürtigen, als dieſer von einem „Kerl in Steifleinen“ redet: ſie ſind nun Brüder in Shakſpeare, der damals bei uns noch nicht ſo allgemein bekannt war. So dienten auch hier wenige hingeworfene Worte, das Urtheil der Sympathie zu beſtimmen und mit dem ganzen Menſchen ſich ins Klare zu ſetzen. Jean Paul ſagt einmal von A. Wilhelm Schlegel's Kritiken ganz richtig, „ſie wüßten nur entweder überſchwenglich anzupreiſen, oder aufs Härteſte zu verdammen;“ verehren und ſelig ſprechen, oder verketzern und in die Hölle thun, lieben als entſprechend, oder haſſen als den Widerpart, das iſt die Folge des äſthetiſchen Dogmatismus und bildet hier ſchon das religiöſe Phänomen, mit dem gegenwärtig die Zeitgeſchichte zu thun hat, vor.

Die Ariſtokratie der Geiſtreichen widerſetzt ſich nun aber, bei aller dogmatiſchen Firirung und Unfreiheit, dennoch keineswegs dem Neuen; nur iſt das Neue in ihrem Sinne vielmehr das Aparte, das ganz Beſondere, das Exclusive, welches mit den verſchiedenen Unmittelbarkeiten, dem Mittelalter, dem Volksthümlichen, dem Aberglauben u. ſ. w. ſtimmen muß, um vorzüglich zu ſein.

Bis zur Ungebühr überſchwenglich ſind die bekannten, jetzt viel wieder angeregten Tiraden von Görres über die Volksbücher, welche den kritiſchen Geſichtspunkt in Beziehung auf dieſe merkwürdigen Combinationen heidniſcher Poeſie und pfäffiſcher Intentionen, Interpolationen und Verfälſchungen, vollſtändig verrücken, dagegen den blinden Autoritätsglauben, die katholiſche Verehrung an die Stelle zu ſetzen bemüht ſind, und wahrlich mit größerem Erfolge, als die Sache erwarten ließ, ſich gekrönt ſahen. Das Anpreiſen Calderon's, das Ueberſchätzen der endloſen indiſchen Epen, die blinde Manie für Sonett und ſonſtige italieniſche und deutſche Meiſterſängerei — Alles dies ſind Neuerungen und Entdeckungen ganz beſonderer Schönheiten, die aber immer noch viel weniger raffinirten Geſchmack, excluſive Stimmung und mittelaltrige Unbedingtheit erfordern, als der Höllenvater Dante, den die romantiſche Tradition ebenfalls mit ſeinen dunkeln Anſpielungen und ſcholaſtiſchen Cruditäten bis in unſre heutigen Theecirkel zu propagiren gewußt hat. Es thut nichts, wenn ein ſolcher Poet unpoetiſch, abſtrus, ungenießbar ſein ſollte, wie dies Meiſter Dante wirklich iſt; denn wer keinen Geſchmack an ihm finden kann, dem geht eben das Organ dafür ab, der iſt kein Epopt dieſer Poeſie, kein Geweihter und beweiſt ſo nur um ſo mehr die ganz beſondere äſthetiſche Begabung des Anpreiſenden. Eine ſolche aparte Befriedigung, die finden zu können nicht gerade Jedermanns-Sache iſt, gehört ja eben zu der Liebhaberei, und ein gänzlicher Mangel an Kritik, womit das Heterogenſte neben einander hingenommen und das Verſchrobenſte geprieſen wird, charakteriſirt eben das geniale Subject, das darin ſein Verdienſt ſetzt, dieſe Seltenheit genießbar zu finden, und das nicht auf allgemeine Erkenntniß ausgeht, ſondern die Autorität des entdeckten Genius durch ſein bloßes Erſcheinen gerechtfertigt zu finden, jedem Eingeweihten zumuthen muß. Was aber das allgemeine und unbefangene Bewußtſein findet, das darf der Romantiker gerade nicht finden. Um ein Kunſtwerk zu genießen, müſſen Entdeckungen gemacht werden (wir haben bei A. W. Schlegel davon gehandelt), die ſich ſogleich und augenfällig nicht darbieten. In dieſer Beziehung iſt Tieck's Behandlung des Shakſpeare merkwürdig, inſonderheit die bekannten Einfälle über Hamlet, Lady Macbeth und die Vorzüglichkeit des alten Shakſpeare'ſchen Brettergerüſtes vor unſerm ausgebildeten

Theater. Die ſpaßhafteſten Entdeckungen und Selbſtmyſtificationen hat aber auch hier wieder Franz Horn an dem Maikäferliede ausgeführt, die zu übergehen eine Sünde gegen den Gott der Heiterkeit wäre: „Schon im dritten oder vierten Lebensjahre,“ ſagt er in dem biographiſchen Denkmal, S. 8, „war ich des poetiſchen Leidens, der Ahnung eines verhüllten Lebens in dem ſcheinbar Todten, ſo wie der Wonne der Thränen fähig (!). Unter den weltlichen Liedern zog mich zuerſt und zwar mit unwiderſtehlichem Zauber der kindiſch-myſtiſche Volksvers an:

Maikäfer flieg!
Dein Vater iſt im Krieg,
Deine Mutter iſt in Pommerland,
Und Pommerland iſt abgebrannt;
Maikäfer, flieg!

Darüber konnten meine Mitſchüler und Mitſchülerinnen (in der erwähnten ABC-Schule) kaum aufhören zu lachen, denn es ſei doch gar zu unſinnig. Auch ich verſuchte wohl ein paar Mal aus Gefälligkeit mit in den Chor einzuſtimmen, es gelang aber nicht. Mir erſchien die ganze Sache anders und zwar ſehr rührend. Der arme Maikäfer war eine Art von Waiſe, oder doch ein verirrtes und halb verlornes Kind. Der Vater war ja im Kriege, und wo mochte ihn der hinführen? Was konnte der für das arme Kind thun? vielleicht lebte er gar nicht mehr. — Und die Mutter? über ſie lauteten die Nachrichten ſchon etwas beſtimmter. Sie war doch wenigſtens mit Sicherheit zu erfragen, und zwar im Pommerlande. Wo das lag, wußte ich nicht, aber ich ließ es gern als ein ſehr ehrbares Land gelten. Doch ach! dieſes Pommerland war abgebrannt. Meine ganze Phantaſie tauchte ſich und das Land in blutige Flammen, und wenn dieſe ſanken, blieb nichts übrig, als eine einzige ungeheure Verwüſtung und Oede. Wie armſelig mußte es nun der Mutter gehen! was konnte ſie geben? und wie wenig würde ſie ſich freuen, wenn das arme Kind zu ihr zurückkäme — hungernd vielleicht zu der Hungernden! — Und ſo konnte man dieſem nur den traurigen Rath-geben, in die weite Welt hineinzufliegen!“ Welch ein unausſtehlicher Wunderjunge! welch ein ſyſtematiſcher Philiſter ſchon in der Bluſe! — Ja, dieſer Junge wäre unausſtehlich, wenn er nicht ſein eigner Vater wäre, der nur ſpäter den Jungen zum Narren umgedichtet! Uebrigens heißt das tiefſinnige Lied gar nicht „Maikäfer flieg,“ ſondern „flieg, Käfer, flieg;“ auch das „Und“ vor Pommerland hat Franz Horn noch hinzugeflickt. Alle dieſe Verbeſſerungen des tieferen Verſtändniſſes verderben nur die klingende Schelle und das tönende Erz, dieſe dummen Naturklänge, auf die ſich die andern Kinder, die ſich nichts dabei denken, viel beſſer verſtehen, als der fictive Scholaſticus, dieſer Phantaſiejunge ſeines Vaters, den der Tollwurm des kindlichen Tiefſinnes und ganz abſonderlicher Entdeckungen mit der Tradition der Romantik gezeugt.

An das Haſchen nach dem Aparten, Dunklen, Tiefen, Schwerzuentdeckenden, welches trotz ſeiner abſtruſen Geſtalt in den Danteconventikeln eine eigene Form der Geſelligkeit geſchaffen und alſo auch dieſe Caprice der Romantik an den Theetiſch gebracht hat, knüpfen wir eine der ausgeſprochenſten Sympathieen der Romantik, die ſich ebenfalls als ein weitverbreiteter Glaubensartikel feſtgeſetzt und geſellig wie literariſch ausgebildet hat, nämlich die Liebe zum Wunder und zum Aberglauben. Die Dichtkunſt namentlich ſoll ohne dieſe Elemente nicht auskommen können. Der Teufelshoffmann, die Geſpenſterlyrik, und ein weitſchichtiges Spuck- und Dämonenunweſen gründet ſich auf dieſes unſinnige Dogma, und durchzieht mit ſeinen eckelhaften Fratzen die ganze Breite der jüngſtvergangenen und gegenwärtigen Literatur, zum ſicheren Zeichen, wie ſehr der geſunde Sinn und die gehaltvollen Anregungen des Lebens uns noch abgehen, nicht etwa, weil wir ſie nicht hätten, ſondern weil unſer eigenes Staatsleben mit allen Charakteren und Bewegungen hinter verſchloſſenen Thüren ſich uns verbirgt und die Poeten verſtößt zu den weſenloſen Geſpenſtern ihrer hohlen Phantaſien. Die Spuck- und Aberglaubenspoeſie haben ſie ſelbſt aber keineswegs aus dem Müßiggange ihres Intereſſes und aus der Blindheit für den lebendigen wahren Geiſt, für den Kampf und den Sieg des Menſchen über ſein Geſchick abgeleitet, ſondern mit ächt deutſcher Gründlichkeit hinterher ſogar als nothwendig deducirt. Tieck empfiehlt im Phantaſus das Wahrſagen aus dem Innern, die Geburten der Dunkelheit und die Welt des

Traumes: „Wir träumen ja auch nur die Natur und möchten dieſen Traum ausdeuten; auf dieſelbe Weiſe entfernt und nahe iſt uns die Schönheit, und ſo wahrſagen wir auch aus dem Heiligthum unſers Innern, wie aus einer Welt des Traumes heraus. — So könnte man denn wohl aus witziger Willkür mit der Wirklichkeit wie mit Träumen ſpielen und die Geburten der Dunkelheit als das Rechte und Wahre anerkennen wollen. — Thun denn ſo viele Menſchen etwas Anderes? — Und thun ſie daran ſo gar unrecht?“

In Jean Paul's Vorſchule der Aeſthetik, welche ſo ſichtbar den Einflüſſen des romantiſchen Geiſtes Raum gegeben, findet ſich ſogar ein eigner Paragraph mit der Ueberſchrift: Poeſie des Aberglaubens. „Der ſogenannte Aberglaube, heißt es hier, verdient als Frucht und Nahrung des romantiſchen Geiſtes eine eigene Heraushebung.“ Das Wahre aber an dieſem und das Princip, welches der romantiſche Dichter nur verklärt aufwecke, ſoll „das ungeheure, faſt hilfloſe Gefühl“ ſein, „womit der ſtille Geiſt gleichſam in der wilden Rieſenmühle des Weltalls betäubt ſteht und einſam.“ — „Der Verf. iſt für ſeine Perſon froh, daß er ſchon mehrere Jahrzehende alt und auf einem Dorfe jung geweſen, und alſo in einigem Aberglauben erzogen worden, mit deſſen Erinnerung er ſich jetzt zu behelfen ſucht. Wäre er in einer galliſchen Erziehungsanſtalt und in dieſem Säcul ſehr gut ausgebildet und verfeinert worden, ſo müßt' er manche romantiſche Gefühle, die er dem Dichter gleich zubringt, erſt ihm abfühlen. In Frankreich gab es von jeher am wenigſten Aberglauben und Poeſie.“ Dieſer „romantiſche Geiſt, dieſe poetiſche Myſtik iſt niemals im Einzelnen aufzufaſſen und feſtzubannen; es ſind daher gerade die ſchönſten romantiſchen Blüthen bei der Volksmenge, welche für die leſende die ſchreibende richtet, einem thieriſchen Betaſten und Erſticken ausgeſetzt: daher das ſchlimme Schickſal des guten Tieck und beſonders ächter Mährchen.“ — „Die plaſtiſche Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen; der romantiſche Mond ſchimmert veränderlich, wie das Träumen.“ So iſt der romantiſchen Elite das Unbeſtimmte, das Unfaßbare, das Dämmernde, das Zerfließende immer identiſch mit Poeſie; Mährchen, Spuck, Wunder, Traum, Mondſchein, Ferne ſind ohne Weiteres poetiſch. Der ſelbſtbewußte Geiſt, der ſich zu ſicherem Beſitz das Göttliche anzueignen ſucht, das Wirken des zur Tagesarbeit erwachten Menſchen, die das Gemüth wahrhaft und unmittelbar ergreifende Nähe, das Eingehen auf die wirklichkeitsvollen concreten Intereſſen der Gegenwart — das ſind Elemente einer profanen Welt, mit welcher die Poeſie nichts gemein haben ſoll. „Ehemals,“ ſo ließ ſich noch kürzlich einer der jüngeren Romantiker, A. von Sternberg, vernehmen, „ehemals war die Ferne noch gleichbedeutend mit dem Wunder. Wer die Fremde ſchaute, hatte ein Wunder geſchaut, und wer Wunder geſchaut, verfällt der Poeſie. Wie arm ſind wir, die wir keine Wunder mehr ſchauen!“ — Fluch den Schnellpoſten, den guten Wegen, dem Dampfe und den Eiſenbahnen, durch welche die Ferne täglich näher gerückt, das Licht des Bewußtſeins immer mehr angefacht und verbreitet, die trauliche Enge eines ärmlichen, auf das Nothdürftige beſchränkten Lebens dem Wohlſtand der Induſtrie und dem Luxus ihrer Erzeugniſſe geöffnet, das Völkerleben in einander geſchlungen, endlich „die Poeſie des Reiſens“ ſelber vernichtet wird! denn von umgeworfenen Wagen, zerbrochenen Rädern, Räuberanfällen und Plünderung, oder von langen Liebesromanen auf dem Wege „von Memel nach Sachſen“ wird bald gar nicht mehr die Rede ſein!

Tauſend und abertauſend gedankenloſe Nachbeter der Romantik überſchütten uns mit dieſen geiſtesſchwachen Elegieen; aber eine überall mit Macht durchdringende Erfindungs- und Eroberungsluſt des wahrhaft geſunden und wahrhaft poetiſchen Geiſtes ſpottet ihrer mit großen Thaten überwundener Natur und Unmittelbarkeit. Mögen ſie betäubt daſtehn mit ihrem ſchwachen Gehirn! Des Geiſtes iſt es, nicht Wunder zu glauben, ſondern Wunder zu thun, weil er ſie weiß und ergründet. Aber dies iſt der Punkt. Auf das Anſtaunen, auf die Betäubung kommt es ihnen an. Der Menſch weiß ihnen jetzt viel zu viel!

Auch in die niederen Stände dringt täglich mehr das „freche Licht“ der geläuterten Erkenntniß und das freie Intereſſe an der Oeffentlichkeit der Verhältniſſe. Die Naivetät der Volksbeluſtigungen, auf welche es ſich ſo gemüthlich herabſchauen läßt vom ariſtokratiſchen Balcen, vollends „die humoriſtiſchen Narrenfeſte des Mittelalters, welche mit einem freien Hyſteronproteron, mit einer inneren geiſtigen Maskerade ohne alle unreine Abſicht Weltliches und Geiſtliches, Stände und Sitten umkehren," werden bald ganz verſchwunden ſein; „zu ſolchem Lebenshumor iſt jetzt weniger unſer Geſchmack zu fein, als unſer Gemüth zu ſchlecht." (Jean Paul's Vorſch.) Wie aber, wenn man in jenen Volksbeluſtigungen nur einen Ausfluß unfreier Zuſtände, den Saturnalien der Römer vergleichbar, ſände, in welchen die von allen weſentlichen und allgemeinen Intereſſen abgeſchnittenen Sklaven in wildem Taumel alljährlich auf ein Paar Stunden die Gedrücktheit ihrer Exiſtenz vergaßen; — wie wenn jene Narrenfeſte ſich als Conſequenzen des Katholicismus darſtellten, in welchem ſich das Volk darum mit dem Göttlichen und Heiligen Scherz und Spiel zu treiben erlaubte, weil ihm das wahre Weſen des Göttlichen ein verborgenes und ſein Dienſt ein unbegriffener von fremder Autorität aufgedrungen iſt? — Gewiß! das iſt eben ſo wahr, wie dies, daß Kinder und Unmündige, weil ſie in der Arbeit, die ihnen von Außen zugemuthet wird, noch nicht frei bei ſich und in ihrem eigenen Intereſſe ſind, nur in den Relarationen des Spieles ſich ſelbſt befriedigen und genießen, während dem freien Manne Arbeit und Vergnügen zuſammenfallen und je ausgebreiteter und umfaſſender ſein Wirkungskreis iſt, deſto entſchiedener reelle und allgemeine Intereſſen Herz und Gemüth erfüllen. Wie die Wunder; die Aberglaubenspoeſie und das Spuckintereſſe, wie die Poeſie der gelben Kutſche zwiſchen Leipzig und Dresden, die drei Tage fuhr, ſo liegen die Vorzüge der Volks- und Narrenfeſte des Mittelalters vor den Lebensfreuden der Mitwelt nirgends anders, als in den ſophiſtiſchen Reflexionen eines nüchternen, hohlen, proſaiſchen Geiſtes, der, ins Mark der Welt zu dringen überall unfähig, nicht unter der Schlechtigkeit, ſondern unter dem Gewicht des Zeitinhaltes erliegt.

In der Erziehung findet die Romantik einen ungeſtörten Tummelplatz, und ſetzt ſie ihre Schrullen nicht durch, ſo darf ſie mit ihren Kindern doch nach Herzensluſt experimentiren. Dies geſchieht denn auch. Die Polemik gegen „die galliſche" Erziehung, gegen die pädagogiſchen Principien der Aufklärungszeit mit ihrer Tendenz auf den Nutzen und mit der Verwerfung von Ammenmährchen und Geſpenſterſpuk, gehört weſentlich zur romantiſchen Confeſſion und Betriebſamkeit. Nach ihr iſt das Mährchen eins der werthvollſten Erziehungsmittel, das Element, in welches das Kind vorzugsweiſe einzutauchen iſt, um es, nach Jean Paul's obiger Anſicht, poetiſch und für die Poeſie zu erziehen, und zwar nicht als die Form, in welche man wegen der Geſetzloſigkeit des Mährchens, welche dem geſetzloſen Geiſte des Kindes entſpricht, die kindliche Phantaſie, um ſie freundlich und mit lieblichen Bildern anzuregen, am leichteſten einführen kann, nicht weil das Phantaſtiſche am unmittelbarſten die Phantaſie des Kindes ergreift und am leichteſten über die unmittelbare Wirklichkeit in den

Aether des heiteren Scheins und Spiels erhebt, während das wahre Ideal eines gebildeten Geiſtes bedarf, — ſondern des Inhalts wegen verlangt die romantiſche Tradition das Mährchen, damit dem Kinde für das ganze Leben ein poetiſcher Fond mitgegeben, ihm auf die Dauer eine Scheu, ein Reſpect vor dem Aberglauben, vor dem Irrationalen, dem Anonymen, der mondbeglänzten Zaubernacht und dem Wunder eingepflanzt werde. Während daher in der Aufklärungszeit wohl auch ein Vermummter mit Bärenfell und Ofengabel als Knecht Ruprecht auftrat, um nachher entlarvt den Kindern ſich als wohlbekanntes Familienglied darzuſtellen, kommt es den Romantikern ſehr ungelegen, wenn der Zufall den Kindern dies Heiligthum der Hexerei zerſtört, oder ſie hinter dem Knecht Ruprecht den Vater und hinter der Frau Berchta mit der langen Naſe die Mutter zu wittern pfiffig genug ſein ſollten. Dies Unglück bereitet die unbefangene Umgebung des Geſindes und der Hausgenoſſen, die auch der eingefleiſchteſte Dämonendiener dem Einfluß des hiſtoriſchen Geiſtes, ſo wenig er auch an ihn glaubt, nicht entreißen kann.

Je entſchiedener die Romantik an der Freiheit und am Geiſt verzweifelt, deſto feſter ſetzt ſie ihre Hoffnung auf den Aberglauben und die Geiſter; fehlt ihr der Glaube an den Geiſt, ſo klammert ſie ſich feſt, wie ein Ertrinkender, mit dem Aberglauben an Geſpenſter. — Sie kann den Geiſt der Geſchichte und die Vernunft des hellen Tageslebens nicht ſehen, und nach ihrer Melancholie wird es nur immer ſchlimmer auf der argen Welt; in dieſe troſtloſe Zukunft, die alſo ihren Kindern bevorſteht, giebt ſie ihnen zur erquicklichen Erinnerung den Knecht Ruprecht und die Frau Berchta mit: mögen die Spuckgeſtalten der düſtern Advents- und Weihnachtsnächte ihnen beiſtehen in den langen Sommertagen der „frechen Aufklärung,“ die ihrer wartet! — Die Romantik iſt vertraut mit dem Gedanken „einer Verwüſtung alles Guten und Heiligen;“ womit kann ſie ſich da helfen und retten, als mit dem Glauben an die Wunder? — Sie glaubt alſo an eine umgekehrte Unordnung der Dinge, in welcher, wie in dem gewöhnlichen Weltlauf der Teufel tumultuariſch regiert und wüſtet, ebenſo nun ſeinerſeits auch einmal Gott ſich zeigt und durch die ſpröden Geſetze der Welt für einen Augenblick emportaucht, — aber nur für einen Augenblick; und ſo wendet auch dieſer außerordentliche Durchbruch das abſolute Unglück nicht ab, der Sieg der Verworfenheit, der Triumph der Sünde ſchlägt, wie die Wellen des Meeres über Pharao, gleich wieder zuſammen über dieſe aphoriſtiſche Exiſtenz Gottes. Der Glaube an Wunder iſt die Verzweiflung an der ewigen Weltordnung, ein roher Standpunkt; der Wunderglaube iſt der wahre Atheismus, der mitten in der Offenbarung des geiſtigen und natürlichen Univerſums fortdauernd wimmernd daſteht mit der Forderung, daß ihm der Staar möge geſtochen werden durch ein recht plötzliches und eclatantes „Mene, mene tekel Upharſin,“ welches die Hand aus den Wolken der ſchnöden Welt herunterſchreibt.

Der Unglaube an den Geiſt ſtellt ſich äſthetiſch in den Dogmen der Tradition ſo dar, daß Göthe der letzte Dichter, daß von der Gegenwart weder philoſophiſche, noch poetiſche Thaten zu erwarten ſind, daß wir namentlich kein Epos und keine dramatiſche Poeſie mehr haben können, daß die großen und die vollkommnen, die abſoluten Dichter ſchon dageweſen und eben darum nicht wieder zu erwarten ſind. Dieſer Aberglaube ſetzt Homer, Shakſpeare, Göthe, ja ſogar den unſeligen Dante und Calderon als abſolut, ſtatt ſich die Aufgabe zu ſtellen, warum jeder Poet nur ſeinen Zeitgeiſt, nur ein Hiſtoriſches, d. h. Relativ-Vollkommenes erreichen konnte. Wir haben bei Göthe davon gehandelt, eine ausführliche Kritik Shakſpeare's und Göthe's aus dieſem Bewußtſein heraus wäre eine wenigſtens eben ſo fruchtreiche Emancipation des deutſchen Geiſtes von unglückſeligen, abergläubiſchen Traditionen, als die Leſſingiſche Kritik der Franzoſen zu ihrer Zeit.

Dieſer Unglaube bringt überall Hypochondrie und Melancholie zu Wege: es giebt für das unglückliche Bewußtſein der Romantik keine Gegenwart, keine äſthetiſche, keine religiöſe, keine politiſche, kein Drama, ſeit Shakſpeare, keine Schauſpieler, ſeit Fleck und Eckhof todt ſind *); die Menſchen werden immer ſchlechter,

---

*) Vergl. Phantaſ. 5, 461. „Fleck's Othello, Lear, Macbeth, Karl Moor, Wallenſtein, Otto von Wittelsbach, ſo wie viele

und waren ſie nach Graf Wackerbart zuerſt ſo groß wie die Kirchthürme, ſo ſteht nun zu befürchten, daß ſie allmälig ganz zuſammenfallen und verzweifelnd mit dem Geſange: „O du Deutſchland, und ich muß ſcheiden,“ unter die Käfer gehen werden. Ja ſelbſt die Natur wird in der allgemeinen Verderbniß mit verderben; der ſchnöde Menſch vertreibt die Natur aus der Natur, zerſtört die romantiſche „Waldeinſamkeit“, dieſes einzige Fleckchen Unmittelbarkeit und Naturwuchs, welches man wenigſtens fictiver Weiſe dafür hinnehmen konnte, wenn man einen Augenblick den Förſter und den Jäger vergeſſen wollte. Tieck ſagt im Phantaſus: „Auch wahrhaft romantiſche Wildniſſe werden verfolgt und zur Regel und Verfaſſung der neuen Gartenkunſt erzogen. So war ehemals um die große wundervolle Heidelberger Ruine eine ſo grüne, friſche, poetiſche und wilde Einſamkeit, die ſo ſchön mit den verfallenen Thürmen, den großen Höfen, und der herrlichen Natur umher in Harmonie ſtand, daß ſie auf das Gemüth eben ſo wie ein vollendetes Gedicht aus dem Mittelalter wirkte; ich war ſo entzückt über dieſen einzigen Fleck unſerer deutſchen Erde, daß das grünende Bild ſeit Jahren meiner Phantaſie vorſchwebte; aber vor einiger Zeit fand ich auch hier eine Art von Park wieder, der zwar dem Wandelnden manchen ſchönen Platz und manche ſchöne Aus-

---

andere Charaktere, ſind vielleicht, ſeit wir eine Bühne haben, nur einmal ſo geſehen worden, und kehren ſchwerlich in dieſer Hoheit jemals zurück.“

ſicht gönnt, der auf bequemen Pfaden zu Stellen führt, die man vormals nur mit Gefahr erklettern konnte, der ſelbſt erlaubt, Erfriſchungen in anmuthigen Räumen ruhig und ſicher zu genieſsen; doch wiegen alle dieſe Vortheile nicht die groſsartige und einzige Schönheit auf, die hier aus der beſten Abſicht iſt zerſtört worden.“

Die anonyme Schönheit der wilden Waldeinſamkeit wird hier mit dem Geſchmack der Menſchen und der Zurichtung der Natur für menſchliche Zwecke, Annehmlichkeit und Wohnlichkeit in Streit geſetzt. Die wilde Natur ſoll ſchöner ſein, als die wohnlich eingerichtete. Freilich ſtreitet die Schönheit mit dem Nutzen, ſie iſt ſich ſelbſt Zweck, ſie iſt der angeſchaute Geiſt; aber wer ſagt denn, daß die wilde Natur ſich ſelbſt Zweck ſei? und wenn ſie, trotz ihrer Geiſt- und Selbſtloſigkeit, den Geiſt anzuſprechen und empfinden zu laſſen fähig iſt, ſo iſt es die von Menſchen geſtaltete Natur am meiſten und am directeſten; und es leidet keinen Zweifel: der Park iſt ſchöner, als der Urwald, ja, nur der Park iſt ſchön und der Urwald gar nicht. Die Harmonie der Waldwildniſs mit der Ruine wäre das Ueberwuchern der wüſten und verwüſtenden Natur, wäre nichts als das gleichmäſsige Aufheben und Zerſtören des ſchönen Menſchenwerks; und alles Ruinenweſen hat ſein Intereſſe nicht darin, daß nun die Natur geſiegt hätte, ſondern daß ſie noch nicht völlig zum Siege hindurchdringen konnte, vielmehr die Gedanken der Vernunſt und den geſchichtlichen Geiſt auch aus der Verwüſtung noch hervorragen läßt. Kommt dazu nun das Bewußtſein einer vorgeſchrittenen, in Unterwerfung der Natur immer nur mächtiger gewordenen Gegenwart, ſo iſt gerade der Verfall jenes vorzeitlichen Menſchenwerks ein Triumph des Geiſtes ſelbſt, dem nun auch die verwitternde Natur dient; und er läßt ſie gewähren, in der Behaglichkeit ſeines Selbſtgefühls alle Bequemlichkeiten des Parks, ſeine Ausſichten, ſeine Sitze, ſeine Erfriſchungen und ſeine Gefahrloſigkeit doppelt genießend. Dies weitere Ruineninteresse, auch ein geiſtiges, obwohl kein ſchönes, fügt das Parkweſen des Heidelberger Schloßberges neu hinzu, das Schönheitsinteresse dagegen fällt in die Gartenkunſt, in charakteriſtiſche und heitere Geſtaltung der wilden Natur; und es gehört keine geringe romantiſche Verſchrobenheit dazu, die wilde, unheimliche, wüſte Waldeinſamkeit „großartig ſchön,“ die veredelte und cultivirte Natur aber gar nicht ſchön und nur nützlich zu finden. Mit der Nützlichkeit, einer Hauptkategorie der Aufklärung, glaubt ſie den äußerſten Vorwurf in dieſer Angelegenheit ausgeſprochen zu haben, während doch die ganze Natur, wie ſie da iſt, nur den Zweck hat, das Haus des vernünftigen Geiſtes zu ſein, ſeine Nahrung und ſein Mittel. Verachtet der Romantiker den Nutzen und den Zweck, ſo thut er damit wahrlich dem Mittel und dem nur zum Nutzen Beſtimmten, der Natur, keine Ehre an, im Gegentheil, er ficht nur gegen ſich ſelbſt mit blinder Gedankenloſigkeit.

Nicht beſſer iſt es mit der Achtung des Geſchmacks, oder des gebildeten Schönheitsſinnes, welcher eben ſo gewiß dem unmittelbaren Sinne, der Naturbegabung, vorzuziehen und überlegen ſein wird, als erſt die cultivirte Natur unter den Begriff der Schönheit fällt. Aber der Romantiker verpönt das Wort Geſchmack, als ein aufgeklärtes Wort. Die Bildung des Schönheitsſinnes wäre zu erwerben, ſie beruht auf Vorausſetzungen, Maximen und Zuſammenhängen des Lebens, die Geſchichte verändert und geſtaltet das Schöne, wie den Sinn dafür (wir haben bei den Poeten ſchon darauf hingewieſen); der Romantiker erkennt weder die Geſchichte, noch die allgemeine Bildung an; beide würden ſeine excluſive Orakelwirthſchaft, ſeine Genialitätsariſtokratie, die allein und auf dem Wege der Inſpiration zum Beſitz der Schönheit gelangt, vernichten.

Wegen des Autoritäts- und Orakelweſens lieben die Romantiker die vornehme Frauenwelt zum Publicum zu haben; die Frauen bedürfen der Autorität und können die Kritik nicht vertragen. So bilden ſie ihre Theecirkel und ihre Damenauditorien, denen ſie „dramatiſche Meiſterwerke von Shakſpeare, Calderon, Holberg“ vorleſen. Das eitle romantiſche Subject hört ſich gern reden, die Theaterwirthſchaft der Sturm- und Drangperiode, die Anton Reiſer'ſchen Anfechtungen finden ihren Schauplatz verlegt; es entſteht der concentrirtere Genuß, daß Ein Subject das ganze Stück aufführt, die Damen durch die Fiſtel, Falſtaff im Baß, die erſten Liebhaber im Tenor, Shylock mäßig im Dialekt, den Juden Tubal ganz wie einen Bundjuden u. ſ. w. wiedergiebt und zwar gänzlich abgeſehen ſowohl vom Nutzen des Honorars, als vom Geſchmack der verderbten Zeit, lediglich zum Kunſtgenuß einer bevorzugten Elite der Geſellſchaft, vornehmlich von Damen. Dieſe Vorleſungen exerciren alle Romantiker von Ruf und Talent mit mehr oder minderem Glück, vom einförmig rhetoriſchen bis zum feinſten mimiſchen Effect, welchen namentlich Tieck in einem bewundernswürdigen Maße zu erreichen verſteht. Tiecks Vorleſungen ſind ſogar für die Darſtellung mancher Rollen von Schauſpielern benutzt, ja gänzlich copirt worden. Sie verdienen ihren Ruf und beweiſen ſein eminentes Talent, die dramatiſchen Charaktere lebendig aufzufaſſen und anſchaulich auszudrücken. Immermann, welcher gleichfalls ein berühmter Vorleſer war, vertrat das rhetoriſche Genre. Daß indeſſen auch die beſte mimiſche Vorleſung nur Caricatur der Aufführung ſein kann, liegt in der Sache, ſo ſehr dies auch mit dem Gedanken dieſer Bemühungen, das Schauſpiel von allem ſtörenden Außenwerk, Coſtume, Couliſſen und Action zu reinigen und dadurch die Poeſie und ihren Genuß zu concentriren, ſtreitet. Das Anpreiſen des Alt-Shakſpeare'ſchen Brettergerüſtes hat denſelben angeblich poetiſchen Grund; und das unaufhörliche Reden vom Theater, welches man in der romantiſchen Geſellſchaft, wie ſie der Phantaſus auch hierin vorbildet, bemerkt, gründet ſich theils auf dieſes Verhältniß, theils auf den melancholiſchen Glauben an die Verkümmerung des gegenwärtigen Geiſtes auch in der Schauſpielkunſt. Dies Gerede, wie denn überhaupt die groſsſtädtiſche Theatermäkelei, iſt die Selbſtgenügſamkeit des Alles beſſerwiſſenden, ganz beſonders genialen Subjects, worin die Romantik nur dadurch exiſtirt, daſs ſie ein für allemal mit Einem Strich die ganze Gegenwart und das ausgebildete Theaterweſen überhaupt negirt, und ſo auf das höchſt pikante Thema geführt wird, wie denn nun hier die wahre Unmittelbarkeit, der verloren gegangene richtige Zuſtand wiederherzuſtellen ſein möchte.

Der Wiederherſtellung der Poeſie im Theaterweſen entſpricht die Wiederherſtellung der Religion im Leben, welche, um alle mögliche Anonymität, Wunderbarkeit, Abergläubigkeit und Mittelaltrigkeit, alle mögliche Unmittelbarkeit barbariſcher Idolatrie in ſich zu begreifen, als Neigung zum Katholicismus und als Anerkennung ſeiner Tiefe, vornehmlich im Vergleich zu der Aufklärung, die Geſellſchaft der Romantiker durchzieht. Dazu behandeln ſie den Katholicismus als äſthetiſche Religion, d. h. ſie machen ſich ihn zurecht, wie ſie ihn haben wollen; und diejenigen von ihnen, die wirklich übertreten, begeben ſich damit keineswegs ihrer Willkür, ſie werden nicht katholiſch, um ſich nun einem Geſetz zu unterwerfen, ſondern vielmehr darum, weil dieſe Objectivität eine bereits vergangene und nicht mehr wirkliche iſt, die ihnen darum nun vollends gar nichts mehr zumuthet, im Gegentheil, augenſcheinlich die Kraft verloren hat, das Subject in ſich hineinzureiſsen, und ſeiner Phantaſie, ſeinen äſthetiſchen Grillen und willkürlichen Combinationen freien Spielraum laſſen muß. Nicht an die wirkliche Gewalt des jetzt mächtigen Geiſtes, ſondern an die fingirte und vorgebliche Herrſchaft des jetzt bereits ohnmächtigen Geiſtes geben dieſe ſeinen, nur auf das freie Spiel ihres genialen Ich bedachten, nach aparter und ganz beſonders pikanter Speiſe lüſternen Subjecte ſich hin. — Tritt der Romantiker nicht wirklich über, und begnügt er ſich mit ſeiner Hinneigung zum Katholicismus, ſo findet er es wenigſtens pikant, eine Katholikin zu heirathen, auch eine getaufte Jüdin hat dieſen Reiz „der fernſtehenden Gedanken“ und des „geheimnißvollen Innern,“ alſo der Poeſie; am allerpikanteſten aber iſt eine zum Katholicismus übergetretene Jüdin. In dieſen Formen verkörpert ſich dem Romantiker das Irrationale, das Geheimnißvolle, wozu man keine Analogie hat. „Wie mag es in einer ſolchen Seele ausſehen?“ Wir enthalten uns der Citate zu dieſem Phänomen; das Publicum erinnert ſich ihrer von ſelbſt.

An den Uebertritt und die Neigung der Romantiker zum Katholicismus ſchließen wir das unfreie Verhältniß derſelben zu Italien an. Sie verehren es unbedingt als das Land der Kunſt und der Genialität, ſo ſehr es auch in beiden ſeit der Reformation zurückgekommen iſt. Nachdem Göthe Italien ſo verherrlicht, giebt es eine Art Adel, dageweſen zu ſein; die claſſiſchen Erinnerungen, die katholiſchen Exiſtenzen und das ganze ausgebreitete Ruinenthum aller Zeiten, oft auch, wie vor

Kurzem noch bei den Tempeln zu Päſtum, ein ernſtlich ſiegreicher Naturwuchs, der über den ſchönen Trümmern verdeckend zuſammenging, — alle dieſe Unmittelbarkeiten, die wir ſchon bei Friedrich Schlegel kennen gelernt, ſpielen hier ineinander, und es wird nun erwartet, daß man Italien unbedingt lobt. Den kahlen Apennin, die öden Vulcane, die verbrannten und verſtaubten Fluren, den Schmutz und die Verkommenheit, unter dem in Rocca di Papa die ſchönſten Menſchen als Troglodyten hauſen, die geiſtige Verwahrloſung unter den Heerden unwiſſender und widerwärtiger Pfaffen, die Pfaffenerziehung und das Pfaffenregiment, die Fremdherrſchaft im Weltlichen und Geiſtlichen, — alſo den gänzlichen Selbſtverluſt dieſes unglücklichen Landes, — das Alles zu erwähnen, iſt verboten, es zu empfinden, nicht genial. Es wird erwartet, daß man Alles lobt, nicht nur das Klima, nicht nur den Segen Toscana's, den Reichthum der Lombardei, die Schönheit Neapels, die Luft und die Früchte Siciliens, den ewig heitern Himmel des „meerumfloſſenen“ Landes, nicht nur die Reſte einer ausgeſtorbenen Kunſt und Herrlichkeit, zu der das Genie auch der jetzt Lebenden vielleicht noch einmal wieder ſich erheben werde; auch die Indolenz ſoll man naiv, auch die Verwüſtung intereſſant nennen, und wehe dem, der die Pommedamourſaucen ſammt den Nudelbergen nicht vortrefflich findet; es iſt unpoetiſch, ſeine Genialität iſt für immer gerichtet. Man erlebt es, daß romantiſche Frauenzimmer, die beſonders fanatiſch fürs Geniale ſind, nach ſolchen Ketzereien einem für immer den Rücken kehren und jedes Wort bedauern, das ſie in der Hoffnung auf eine romantiſche Uebereinſtimmung an einen Unwürdigen verſchwendet. Ueber alle andern Länder in der Welt, Deutſchland nicht ausgenommen, kann Jeder denken und urtheilen, was er will und mag, keine Seele weint darum; wer aber Italien antaſtet, der verſündigt ſich, dem *wird ſein Tadel ins Gewiſſen geſchoben*. Zu dieſer Verrücktheit hat ſich in allem Ernſt die romantiſche Cleriſei fortreißen laſſen; und es war auch hier die wohlfeile Genialität einer eingelernten überläſtigen Kunſt- und Naturleier, die zu beſchränkt iſt, um den Geiſt Italiens zu ſehen, und dafür fortdauernd ſein hohles Schneckenhaus auftiſcht, um ſich mit ihrem Bettelſtolz auf die Knechtſchaft der ſtabilen Tradition ins Licht zu ſetzen.

Wir haben jetzt alle Hauptſtücke der genialen Tradition und Confeſſion berührt. Wer das Glück hatte — und wer hätte es nicht gehabt? — Zöglinge und Mitglieder der Genialitätsariſtokratie kennen zu lernen, wird ſich leicht darauf beſinnen, daß ihm alle jene Pointen, die wir verriethen, vorgekommen ſind; denn ſie ſind tragbar, wie eine homöopathiſche Apotheke, und kein ächter Romantiker läßt die Gelegenheit ungenutzt, wo er ſie hervorziehen, und eine nach der andern daraus mittheilen kann. Oeffnen ſie aber den Schnappſack ihrer Aberweisheit, ſo ſind ſie bald fertig; eine Taſſe Thee reicht hin, den ganzen Katechismus dabei aufzuſagen. Von jetzt an indeſſen werden die Romantiker wieder abnehmen, und es wird in Zukunft nicht Jedem vergönnt ſein, die ſeltenen Vögel kennen zu lernen; denn ihr Räthſel iſt gelöſt und die Sphinx der Genialität ſtürzt ſich herab von ihrem Felſen. Wir fügen daher hier den ganzen Katechismus als kurzes Signalement bei, damit ihn Jeder, dem daran liegt, zur Recognoſcirung etwaniger noch verſprengt umherirrender Romantiker bei ſich führen kann:

Romantiſcher Katechismus.

Ein ächter Romantiker glaubt:

1) An den genialen Göthe, an die unbedingte Vollkommenheit Shakſpeare's, an die Tiefe Dante's und an Calderon den Spanier, auch an einige Griechen. Dieſe ſind „Dichter,“ Schiller und Körner dagegen ſind „Nichtdichter.“

2) Dieſe Beſtimmung bleibt myſteriös, und es wird allemal aus einem ganz beſondern Heiligthum heraus ohne alle nähere Erörterung erklärt „Dichter oder Nichtdichter.“ Shakſpeare, Dante, Calderon, Göthe, Hans Sachs, Friedrich Schlegel, Holberg, Heinrich von Kleiſt, Manzoni ſind Dichter; Voltaire dagegen, Schiller, Körner, Walter Scott und Wieland mögen ſonſt hübſche Leute ſein, aber „es fehlt ihnen das Eine, Dichter ſind ſie nicht.“ Warum, das weiß man nicht.

3) Der Romantiker glaubt ferner an das Mittelalter, an den Katholicismus, an die mittelaltrige Kunſt und an die Vor-Raphaelſche Malerei.

4) An die Poeſie des Aberglaubens, an die

kspoeſie im Gegenſatz gegen die Kunſtpoeſie, an
kslieder und Volksbücher, nach der Melodie:
Beſte wird durch Worte nicht deutlich!"

) An den Stil A. W. Schlegel's und an
k's Welthumor im Kater.

) Er ſehnt ſich nach Italien, und verachtet Jeden
geiſtlos, der es nicht lobt.

) Er erzieht ſeine Kinder nach der Wunder- und
rchenſchrulle.

) Die Narrenfeſte, Volksſpiele, die alte
epoeſie gehören zu ſeinen frommen Wünſchen.

) Sein drittes Wort iſt tief und myſtiſch.

0) Er haßt die Aufklärung und die Franzoſen,
ptet Nicolai und Kotzebue, und hält nichts auf
rich den Großen und Thomaſius. Die Wörter
on und Geſchmack in den Mund zu nehmen iſt
l.

1) Er verachtet die Park- und Gartenkunſt und
den Naturwuchs der „Waldeinſamkeit."

2) Er glaubt an den Weltuntergang, und zwar iſt
be bereits eingetreten in der dramatiſchen Poeſie, ſeit
kſpeare und Holberg todt ſind; im Theaterweſen
em Alt-Shakſpeare'ſchen Brettergerüſt, in der Schau-
nſt mit Fleck und Eckhof. Er glaubt endlich auch
ner andern Sphäre an den freiheitzeugenden Geiſt,
aber an den Teufel und an Spuck.

Friedrich von Gentz und die politiſche Conſequenz der Romantik.

1764 — 1832.

Der romantiſche Katechismus mit ſeinem ausſchließlich äſthetiſchen Inhalt mußte uns die politiſchen Gefahren, ja ſelbſt die Lebendigkeit und Energie, die dem romantiſchen Princip inwohnen, größten Theils verwiſchen. Dieſe äſthetiſchen Paradoxieen, ſelbſt der Götzendienſt mit dem Genie und der Unglaube an die unvergängliche Zeugungskraft des menſchlichen Geiſtes, erſchienen uns mehr als harmloſe Abſurditäten. Wir erkannten ſie wohl für einen Abfall von der Freiheit, für geiſtloſe und geiſttödtende Ueberlieferung; aber was war es mehr, als eine Privatſache, die nur hin und wieder einzelne Individuen mit jenem Syſtem beſchränkter Süffiſance unterſuchte, das Gemeinweſen aber anzugreifen weder aufgelegt noch geeignet ſchien? — Denken wir indeß an Friedrich Schlegel zurück und an ſo manches, was ſchon gelegentlich mit den Gorgonenblicken einer unſeligen Zeitgenoſſenſchaft durchſchimmerte; ſo werden wir freilich auch in dem äſthetiſchen Katholicismus der genialen Ariſtokratie den gefährlichen Gegner der Geiſtesfreiheit nicht verkennen und uns keinen Augenblick verhehlen, wie bedenklich die Romantik in der Praxis der Politik ſich ausnehmen würde; allein unmittelbar nach unſerer Darlegung der genialen Tradition und ihrer äſthetiſchen

Pointen könnte man es zweifelhaft finden, ob wir überhaupt ein Recht hätten, andere, als die bisherigen, harmloſen Conſequenzen aus der romantiſchen Doctrin abzuleiten. Dieſe Ableitung hat die Geſchichte in einer uropäiſchen Ausdehnung vorgenommen. Wir gehn ihr nur nach und befinden uns mit einem Schritte bei dem Punkt, wo ſich die Friedrich Schlegel'ſche Theorie n die Praxis des Charakters und ins öffentliche Leben überſetzt, und wo die Ausflüſſe dieſes Princips in der Wirkſamkeit bedeutender Politiker zum Vorſchein kommt. Friedrich Schlegels eigne Stellung zu dem Wiener Cabinet war die unmittelbarſte Herübernahme dieſer Doctrin in die Politik. Nächſt ihm einer der vornehmſten romantiſchen Praktiker iſt Friedrich von Gentz, ein Name, auf den die öffentliche Aufmerkſamkeit noch einmal hingewendet werden möge, um an ihn, und nicht nur an ihm, ſondern an ſeinem Geiſt und an Allem, was darin ſich befängt und aufthut, das Urtheil der Nachwelt ſich vollziehen zu laſſen. Wir erinnern hier an die ausführlichere Charakteriſtik von Gentz, welche 1839 in den Halliſchen Jahrbüchern erſchien und an inen in gleichem Sinne geſchriebenen Aufſatz der lit. Unterh.-Blätter vom Januar 1840. Beide Darſtellungen haben zur richtigen Würdigung dieſes Charakters mit ſichtbarem Erfolge gewirkt. Gentz Lebensanſicht und Lebenspraxis indeſſen, welche dort nur als Ausfluß ſubjectiver Dispoſition und individueller Richtung gefaßt wurden, ſind hier in ihrem principiellen Zuſammenhange mit der gemeinſamen Baſis des romantiſchen Geiſtes nachzuweiſen, und erſt dadurch das Urtheil über das Gentziſche Syſtem und ſeine praktiſche Bedeutung geſchichtlich abzuſchließen.

Friedrich von Gentz, theoretiſch zwar ohne eigentlichen Zuſammenhang mit der Quelle der Romantik, vielmehr, ſoweit er überhaupt philoſophiſch angeregt war, der Kantiſchen Schule angehörend, ſtellt dennoch, wie kaum ein anderer ſeiner bedeutenderen Zeitgenoſſen, die Conſequenzen dieſes Syſtems praktiſch, als Charakter, nach der Seite des Lebens und Handelns dar, — das nothwendige Seitenſtück, die letzte Ergänzung zu Friedrich Schlegel, mit dem er auch weiterhin in nahe ſich berührende Thätigkeit zuſammentraf, der incarnirte Esprit der Lucinde, die handgreifliche Perſonification der ironiſchen Genialität, deren Begriff — nun hinlänglich zu Tage gelegt — ein für allemal den Schlüſſel zu den geheimſten Herzenskammern dieſes Mannes giebt, einer Figur, die man der klaren Erkenntniß ſo eifrig zu entziehn ſucht, um mit ihm die eignen aus gleicher Wurzel entſpringenden Tendenzen dem Gericht der öffentlichen Meinung nicht preiszugeben.

Gentz ſchreibt an Rahel im April 1814: „Ich mußte Ihnen die Geſtalt zeigen, welche meine Weltverachtung und mein Egoismus jetzt angenommen haben. Ich beſchäftige mich, ſobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts, als mit der Einrichtung meiner Stuben, und ſtudire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfums und jedem Raffinement des ſogenannten Luxus verſchaffen kann. Mein Appetit zum Eſſen iſt leider dahin; in dieſem Zweige treibe ich bloß noch das Frühſtück mit einigem Intereſſe.“

Wir erinnern uns dieſer Doctrin aus Friedrich Schlegel; hier finden wir ſie in der Anwendung als Lebenspraxis. Das ironiſche Ich giebt im Leben den Egoismus. Wie das ironiſche Ich nur ſich denkt, ſo will das egoiſtiſche nur ſich, und nicht ſich als das Wahre, als den freien Menſchen, ſondern ſich in dem ganzen Naturwuchs ſeiner Unmittelbarkeit, wie es ißt und trinkt; macht alſo ſeine Exiſtenz, die äußerlichen Vortheile und das ſinnliche Behagen zum Zweck und Maßſtab ſeines Handelns. Und die Befriedigung, welche Schlegel und die übrigen Ironiker theoretiſch und äſthetiſch in der eitlen Selbſtbeſchauung erſtrebten, ſchlägt hier in das Raffinement der ſinnlichen Genußſucht um. Dort keine Wahrheit, hier kein ſittlicher Zweck, daher, wie dort „die raſtloſe Sehnſucht in der Ruhe“, ſo hier mitten im Genuß und Behagen das „unabläſſige Studiren“ auf neue Mittel und Gegenſtände des Genuſſes. Dies giebt den Zuſtand der Blaſirtheit, das Selbſtgefühl der Hohlheit, das Mißbehagen an ſich ſelbſt, welches Gentz mit derſelben Offenherzigkeit und Frechheit, wie Friedrich Schlegel in der Lucinde ſeine wüſte Doctrin, ausſpricht. Man traut ſeinen Augen nicht, man erſtaunt vor der Conſequenz des Widerſinns und vor der extremen Gründlichkeit, damit alle uns wohlbekannten Pointen der tollgewordenen Genialitätsunmittelbarkeit praktiſch ausgebeutet und als Thatſachen der Gewohnheit und des Lebens zu Papier gebracht werden. Gentz' Briefe an Rahel, Januar 1831: „Lectüre und Studium bieten mir keine Reſſource mehr dar; theils halten mich die currenten Geſchäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, ſo wenig ich auch Freude daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Poſitives zu lernen, da es nichts Feſtes mehr giebt und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther ſagt, ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Speculative Meditationen aber und ſelbſt die beſte Poeſie ziehen mich bloß in melancholiſche Grillen, und würden mich zuletzt um das Bischen Verſtand bringen, das mir in meinem großen Bankerott noch geblieben iſt.“

Sodann läßt er ſich noch näher herbei und ruft aus: „Was iſt doch das Leben für ein abgeſchmacktes Ding! Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr kalt, blaſirt, höhniſch, von der Narrheit faſt aller Andern und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellſichtigkeit, mehr als es erlaubt iſt, durchdrungen, und innerlich quaſi teufliſch erfreut, daß die ſogenannten großen Sachen zuletzt ſolch ein lächerliches Ende nehmen.“

„Das Vergangene kommt mir vor, als wenn

es mir nicht gehört hätte, und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptſächlich weil ſie an den Tod grenzt, womit ich mich, wie Sie wiſſen, nie gern beſchäftige.“

„Ich glaube, die Menſchen und Dinge nie ſo klar geſehen zu haben, als jetzt. Und doch iſt Alles leer, matt, abgeſpannt um mich her und in mir.“

„Glauben Sie mir, ich bin hölliſch blaſirt, habe ſo viel von der Welt geſehen und genoſſen, daß man mit Illuſionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet.“

„Kein Menſch auf Erden weiß von der Zeitgeſchichte, was ich davon weiß. Es iſt nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren iſt, denn zum Sprechen bin ich zu verſchloſſen, zu diplomatiſch, zu faul, zu blaſirt und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und beſonders Jugend. Ich bin unendlich alt und ſchlecht geworden.“

Er nennt ſich gegen Rahel „eine in verderbter Hülle unſchuldig gebliebene Seele“, wo denn zur Unſchuld eben weiter nichts gehört, als zu wiſſen, daß es mit aller Sünde gegen die Sittlichkeit, das Geſetz und die Geſellſchaft nichts iſt. Die geniale Unſittlichkeit überläßt die Moral den Philiſtern. Das bei Jacobi vornehm ſich ſpreizende Nichtwiſſen des Wahren wird zum Nichtwollen deſſelben. Die Genialität, die hiemit allen Widerſtand des innerlichen Gewiſſens ſich wegräumt, kann nun auch den Widerſtand des objectiven Gewiſſens, der Sitte, des Geſetzes, der öffentlichen Meinung nicht anerkennen, und das iſt die Frechheit der vornehmen Liederlichkeit und die eitle Schauſtellung der Unverſchämtheit und Blaſirtheit, welche es zur praktiſchen Zerſtörung aller ethiſchen Grundlagen des öffentlichen Lebens, der Treue, der Geſetze, ja des ganzen Freiheitsbegriffes ſelbſt gebracht hat. Gentz und ſeines Gleichen gilt jeder Anhänger einer objectivgültigen, freiconſtituirten ethiſchen Welt für einen Verbrecher gegen die allein wahre ſouveräne Willkür des hohlen Individuums.

Alles iſt eitel! ruft das blaſirte Subject, und doch will es die Eitelkeit ſeiner eigenen Intereſſen nicht zugeben, eben ſo, wie der theoretiſchen Ironie nach Vernichtung der ganzen Welt immer ihr eigenes Ich übrig bleibt. Wir haben den Welthumor Jean Paul's kennen gelernt, für den es keine Vergangenheit und keine Zukunft giebt. Hier finden wir die praktiſche Weltverachtung, die ausdrücklich bekennt, daß für ſie nur das Jetzt exiſtire, daß ſie „an der Vergangenheit keinen Theil, vor der Zukunft aber ein wahres Grauen habe.“ Die Geſchichte und was der geniale Weltverächter rings um ſich ſieht, erſcheint ihm als „ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Nur das negative, das zerſtörende Princip der Welt wird ihm klar; er glaubt nicht an den Geiſt als das einzig Poſitive, nicht an die Idee, die Alles durchdringt und ſelbſt in die Verrücktheit eine ſolche Conſequenz, wie hier, hineinbringt. Das Poſitive iſt für ihn nur der empiriſche Zuſtand, die Gegenwart, der Moment und ſeine zufälligen Bedingungen. Wo dieſes Poſitive wankt, wankt ſeine Zuverſicht; mit dem Tode hört Alles auf, und nichts iſt ihm daher unbequemer, als der Gedanke an die letzte Stunde. Denn was ihn überlebt, intereſſirt ihn nicht; die „großen Sachen enden lächerlich.“

Der praktiſche Romantiker zieht die letzten Conſequenzen des ironiſchen Princips oder vielmehr ſtellt ſie unmittelbar dar. Die Andern, obgleich ſie wiſſen, daß bei allem Denken und Dichten nichts herauskommt, können es doch, aus theoretiſchem Intereſſe oder poetiſchem Triebe, nicht laſſen, zu philoſophiren und zu dichten und den ironiſchen Proceß in dialektiſcher oder äſthetiſcher Form zu exerciren. Hier dagegen kommt zu der Erkenntniß, daß es mit der Welt der Freiheit und Wahrheit nichts ſei, noch die Reſignation auf die formelle Bemühung um die Wahrheit, welche ebenfalls gleich nichts iſt. Kunſt und Philoſophie verderben dem ironiſchen Praktiker nur den Humor und bringen ihn um „das Bischen Verſtand, das er aus dem großen Bankerotte gerettet hat.“ Den zu verlieren wäre aber die größte Calamität: ſteht man in dieſer Abwendung von aller Wahrheit, Idealität und Freiheit auf gleicher Linie mit Mephiſto, dem Geiſte, der nur verneint, ja ſpricht man es ſelbſt aus, daß man kalt, blaſirt, höhniſch, teufliſch ſchadenfroh ſei, ſo will man doch kein **dummer** Teufel ſein, und ſich um den Witz nicht bringen laſſen, der da, wo es ſich um äußerliche Vortheile handelt, ein ſo geſchickter Steuermann iſt. — Daß Gentz nicht anders, als zur Kunſt und Poeſie, auch zur Religion ſich wird verhalten haben, kann man ohne Weiteres annehmen, ja bei ſeiner Stellung zum Ideal mußte ſie ihm etwas Gleichgiltiges ſein, und daß er eine Confeſſion gegen die andere würde vertauſcht haben, wenn es die Umſtände erfordert hätten, verſteht ſich von ſelbſt. Zum Ueberfluß ſpricht ſich der Verfaſſer „der europäiſchen Pentarchie“ mit einem ausdrücklichen Zeugniß dahin aus, „Gentz ſei die Religion nur eine Sache der Politik geweſen.“ „Für nichts erglühen,“ „kalt und blaſirt“ ſein, die „großen Sachen und die ganze Geſchichte“ lächerlich und zwecklos finden, heißt ohnehin nicht anders, als gar keine Religion haben. In dieſem Sinne hat neuerdings ein Blaſirter von der neueſten Form den Eifer der jüngeren Philoſophen für die ganze und volle Wahrheit, welches allerdings die Ehre unſers gegenwärtigen Urſprungs iſt, eine „fanatiſche Art,“ genannt. Dem Blaſirten iſt nichts unbequemer als fremde Begeiſterung für die „großen Sachen.“ Dieſe Religion iſt für ihn ein Unſinn und doch eine Exiſtenz.

Gentz, der nicht an den Geiſt und ſeine Geſchichte glaubte, der Materialiſt, der Poſitiviſt und Epikuräer konnte auch an die Literatur nicht glauben und kein Intereſſe haben, für ſie und die Bildung des Volkes zu wirken. Er iſt deshalb auch nur Gelegenheitsſchriftſteller, ergreift die Feder nur eines praktiſchen Zweckes wegen und um einen unmittelbaren Erfolg zu erreichen. Er führt ſie nur im Dienſte des Augenblicks, und iſt dieſer vorüber, nimmt er weiter keinen Antheil mehr an ſeinen Productionen. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehören „die Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europ“ (Petersburg, 1806), ein mit Nachdruck und Schwung geſchriebener Aufruf an die Zeitgenoſſen, aus ſchmählicher und kleinmüthiger Verſunkenheit ſich aufzuraffen, und für Ehre, Freiheit, Recht und Nationalunabhängigkeit die Waffen zu erheben. Und wie läßt er ſpäter im Jahr 1830 gegen Rahel darüber ſich aus! „Ich habe ganz vergeſſen, ſchreibt er, daß ich auch einmal ein Schriftſteller war, und ſeit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden iſt, angeſehen. Neulich aber las mir Jemand, der ſehr gut vorlieſt, die Vorrede eines gewiſſen Buches, „Ueber das politiſche Gleichgewicht“, vor, und da war ich ganz erſtaunt, daß ich jemals ſo gut hatte ſchreiben können. Leſen Sie einmal, Spaßes halber, dieſe Vorrede, und ſagen Sie ſelbſt, ob das ein Stil war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geſchrieben, die ſich in Hinſicht auf den Stil damit meſſen können.“

Sie ſoll „ſpaßeshalber“ das Buch anſehen und ſagen, „ob das ein Stil war.“ Er ſelbſt wundert ſich, daß er je ſo gut geſchrieben, und redet von der Schrift, wie von einer ganz fremden („ein gewiſſes Buch“), die ihm durch einen guten Vorleſer zufällig in Erinnerung gebracht wurde. Hatte ſie doch nun ihren Zweck erfüllt, dieſe gut ſtiliſirte Schrift, und war es nicht genug, wenn [illegible] Andere die Religion hatten, an jene Wahrheit zu glauben und für einen Glauben zu ſterben, den er bloß erlogen und bloß als Mittel zum Zweck gebraucht hatte? Die Verruchten! — Doch kehren wir zu dem Stil zurück! Alſo es iſt der Stil, der dem blaſirten, dem von aller Wahrheit abgefallenen hohlen Subject immer noch gilt. Sehr begreiflich; denn konnte er ſich nur wichtig machen durch die künſtlich und perfid genährte gute Regung der Begeiſterung für „die ſogenannten großen Sachen," ſo hatte er ja das wahre Mittel, den Stil, in der Hand. Der Stil, dieſes Caput mortuum, dieſe abſtracte Form der bewegenden Macht, nicht die Begeiſterung ſelbſt, iſt es alſo, was den grauen Mephiſto jetzt noch intereſſirt; ihm mußte er ja ſo viel verdanken; denn wodurch, als durch die Kunſt der Darſtellung war er ſo weit gekommen? — freilich ſo weit! — weil er den Geiſt der Freiheit und ſeinen bewegenden Inhalt nicht glaubt, nicht ſieht und diaboliſch verläugnet, den Stil aber von ſeiner Wurzel losreißt und eben ſo, wie ſich ſelbſt, hohl und leer als künſtliches Geſpenſt dem hiſtoriſchen Aufſchwung und dem Wall des bewegten Buſens gegenüberſtellt. Das iſt der Fluch der Lüge, daß auch ihre eigene Ehre zur Schmach ſich herumwendet!

Als der Krieg, den er in jener Schrift mit ſcheinbar begeiſterter Rede heraufzubeſchwören ſucht, nun eingetreten und einer glücklichen Löſung nahe iſt, hat er einen andern Geſichtspunkt, als daß die Sache nun ihr dramatiſches Intereſſe," d. h. den wollüſtigen, krankaften Reiz der Spannung für ihn verlöre.

Genz' Briefe an Rahel, Nov. 1813. „Was die große Sache (den Krieg) betrifft, ſo verliert auch dieſe, ben weil es nun ſo gut geht, viel von ihrem drama-iſchen Intereſſe. Das Gemiſch von Angſt und Hoffnung hört auf, die Zukunft wird der Gegenſtand regelmäßiger Calcüle, der Hauptknoten iſt gelöst, und es iſt jetzt bloß von Mehr oder Weniger, Früher oder Später, die Rede." Er iſt wieder bei der Blaſirtheit angekommen, und ſelbſt das Intereſſe „der Angſt und Hoffnung," der unmittelbaren Betheiligung ſeiner perſönlichen Beziehungen (ein anderes hatte er ohnehin nie gehabt, denn jenes Drama, dem er hinter den Kanonen zuſah, und der es ſpielte, der bewegte Weltgeiſt und ſein innerſter Kern, was ging der ihn an?), jenes perſönliche Intereſſe iſt nun auch wieder dahin, nicht einmal der Reiz des ängſtlich wartenden egoiſtiſch betheiligten Zuſchauers bleibt ihm übrig, ſein Loos iſt gezogen, was nun weiter wird, iſt einerlei.

Um die romantiſche Praxis des raffinirten Kitzels (der für nichts erglühenden und nie bei der wahren Sache betheiligten Subjecte) nach allen Seiten hin auszufüllen, taucht endlich auch noch in den Briefen an Rahel das aus der Lucinde bekannte Raffinement des Rollenwechſels zwiſchen Mann und Weib auf, wie denn dieſer Briefwechſel überhaupt als eine intereſſante Sammlung roman-

[illegible] Genialitäten bis zu den paradoxeſten Ausdrücken, als „ſchöner Ekel“ u. ſ. w., zu betrachten iſt.

Gentz ſchreibt an Rahel:

„Es iſt eigentlich ein unendlicher Mißgriff geweſen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen vollſtändigen — gelangt ſind. Es wäre zwiſchen uns ein Verhältniß ausgebrochen, deſſengleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Es war doch hauptſächlich Ihre Schuld; Sie ſtanden höher, ſahen tiefer und weiter als ich. Sie mußten, in Rückſicht auf meine *in verderbter Hülle unſchuldig gebliebene* Seele alle gemeine Scheu bei Seite ſetzen, und mir ſogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.“ — „Wiſſen Sie, Liebe, warum unſer Verhältniß ſo groß und ſo vollkommen geworden iſt? Indeß will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind ein *unendlich producirendes*, ich bin ein *unendlich empfangendes* Weſen; Sie ſind ein großer Mann, ich bin das erſte *aller Weiber, die je gelebt haben.*“

Bei aller Lüge der Paradorieenjagd iſt auch daran etwas Wahres. Man kennt ſeine ungeheure Angſt vor Allem was Meſſer, Degen und Schießgewehr heißt, er zittert Jahre lang vor dem Schickſal Kotzebue's; es mußte ihm eine fürchterliche Erſcheinung ſein, daß mitten im Frieden der Ernſt des Fanatismus zu ſolchen meuchelmörderiſchen Exceſſen und nun gerade gegen das lumpige Bewußtſein, welches nur „ſpaßeshalber“ und aus Egoismus Bülletins ſtiliſirte, ſich bewaffnete. Die Todesfurcht, velche ihm ohnehin ſchon geläufig war, noch geſteigert urch den Kitzel dieſes Gedankens, war ein zu ſtarker Reiz, es war ihm außer dem Spaß, daß nun alle übrigen hinter den Kanonen und er ganz allein oder doch ganz vorzüglich vor den Riß ſtehen ſollte, was von ſeinem Geſichtspunkt aus den umgekehrten Freiheitskrieg gab, wo er dem Drama ſo gemächlich zugeſehn, die Andern aber im Feuer geſtanden hatten. Gentz hat in dieſer Periode ſeines Lebens keine Gelegenheit verſäumt, ſich weibiſch und verächtlich zu zeigen, und was er an ſeine Genialitätsgenoſſin nur aus pikanter Frechheit ſchreibt, das hat allerdings für uns noch dieſe andere Seite. Die ganze Erſcheinung der raffinirten weibiſchen Weichlichkeit, der vollendete niedrige Egoismus, die geniale Unverſchämtheit, womit er aller Wahrheit, Sitte und Ehre ins Geſicht ſchlägt, iſt in Gentz zu einer welthiſtoriſchen Bedeutung gelangt; wir dürfen es jetzt ausſprechen und ſein hohles Geſpenſt als eine warnende Tonne über den Sandbänken vor Anker legen, die das Schiff der politiſchen Freiheit in ihren Schlamm zu verſenken drohen.

Gentz wurde geboren im Jahre 1764, einer Zeit, die für die junge Saat der Romantik ſo fruchtbar und darum für die Freiheit ſo bedeutungs-, um nicht zu ſagen ſo verhängnißvoll war. Als er in Berlin ſeine praktiſche Laufbahn eröffnete, war dieſe Reſidenz, wie gegenwärtig der Mittelpunkt der romantiſchen Tradition und Politik, ſo damals der Hauptſitz jenes raffinirten, ariſtokratiſchen

Epikuräismus, deſſen Charakter ſo wie Gentz' tiefe Betheiligung bei ſeinen Orgien der Aufſatz eines Zeitgenoſſen in den Halliſchen Jahrbüchern für 1839 unter der Aufſchrift: Gentz und das Princip der Genußſucht, vortrefflich ſchildert. Berlin und der Norden von Deutſchland iſt aber nicht der geeignete Boden für dieſen Geiſt und ſeine Praxis. Allerdings iſt der Norden das Vaterland der entſchiedenſten Romantiker, des Werners, Hamanns, Schlegels, Tiecks und Gentz, hier wo der rationelle Geiſt vorherrſcht, erweckt der Widerſpruch den romantiſchen; aber auf die Dauer und in ihrem Extrem kann die Doctrin, in ihrer ganzen Energie kann die Praxis dieſer Richtung hier nicht gedeihn. Die Bildung und die Geiſtesfreiheit ſtößt eine entſchiedene Rückkehr zur Sklaverei der Sinnlichkeit in Religion und Leben, und zur Willkür in Wiſſenſchaft und Politik von ſich; wir ſehen daher wiederholt die Repräſentanten dieſes Abfalls auswandern, und ſich in der Hauptſtadt des katholiſchen Südens feſtſetzen, um hier den trägen Geiſt einer vergangenen Periode, der von ſich aus die freien Principien nicht bekämpfen kann, weil er ſie nicht kennt, zu neuem Leben anzufachen. Geiſt und Bildung ſind ihnen nur als „Stil“ und „dialektiſches Kampfmittel“ wichtig, die Reaction Princip.

Der katholiſche Süden hat ſeinen Gegenſatz gegen die neuſte Geſchichte nie aufgegeben; er ſtützt ſich auf die zurückgebliebenen Völker, und die Völker ſind zurückgeblieben, weil ſie ſich der Geſchichte widerſetzten. Dieſen Cirkel finden die Romantiker vor. Das Factum machen ſie zur rundlage ihrer Angriffe. Die geiſtige Freiheit, die wir n erſten und zweiten Buche dargeſtellt, die politiſche, ie zum Theil in den Inſtitutionen des übrigen Deutſch- ands liegt, iſt eine Entwickelung, die angegriffen und ls Abfall von dem urſprünglichen wahren Zuſtande des ohen geiſtlichen und weltlichen Reiches angeſehn wird. Die Geſchichte der Zurückgebliebenen iſt zuerſt der Widerſtand gegen die neue Zeit. Jetzt wird ſie bewußte Bewegung gegen die Vorzeit zurück in der Form der Reaction, welche die freien Verfaſſungen, die Preſſe, die Poeſie und die Principien unſers Jahrhunderts zerſtört.

Die Romantiker, welche die Reaction beweiſen und mit den Waffen des Geiſtes in die Gemüther pflanzen, führen die rohe Vorzeit an, und überliſten und überſchleichen ſelbſt die Bildung mit ihrer genialen Sophiſtik. Hatte im ſiebenjährigen Kriege durch Preußen die Aufklärung und die Geiſtesfreiheit geſiegt; ſo ſchien es, als hätte im Freiheitskriege die Romantik und nur die Romantik geſiegt, und die geiſtreichen Schriftſteller von der romantiſchen Doctrin überredeten die Diplomaten und Machthaber ſehr bald, daß man mit dieſem Geiſte getroſt aller Unbequemlichkeit der politiſchen Freiheit ſich entſchlagen könnte.

Die Gefahr für die Völker, nach den Principien der Reaction ihr Leben einzurichten, iſt aber ganz dieſelbe, wie für die Einzelnen, ja, eine größere, weil eine unausweichliche. Während Gentz der Probe ſeiner Hohlheit ausweichen oder durch den Tod der Nemeſis entgehn konnte, muß ein Volk kämpfen und durch alle Jahrhunderte die Folgen ſeiner Niederlagen büßen. Selbſt die Reiche, deren Völker zurück ſind, wie die öſterreichiſchen, gefährden ſich daher durch ein widergeſchichtliches Streben, entſchlagen ſich ihrer Kraft und werden zum willenloſen Material künftiger Entwicklungen. Am gefährlichſten aber iſt es dem gebildeten und freieren Volk, in Blaſirtheit, Frivolität und Genußſucht die Intereſſen ſeines Geiſtes und ſeiner Freiheit zu verſäumen. (Dieſe Unnatur der Cultur iſt im Nachtheil ſogar gegen die ungebildete Natur. Wilde Völker, wie Tſcherkeſſen und Beduinen, entwickeln die Energie einer rohen Natur, gebildete Völker in Sklaverei können nur erſchlaffte Barbaren werden, die ſich nur ſo lange aufrecht erhalten, bis die rohe Natur in ihnen verzehrt iſt, weshalb ſie denn auch die rohe Natur zu erhalten ſuchen und dem Landleben vor der ſtädtiſchen Cultur den Vorzug geben.)

So war Preußen, trotz ſeiner Erfolge im ſiebenjährigen Kriege, dennoch nicht ungeſtraft mit Oeſterreich in Conflict gerathen, und hatte von dort her, in ähnlichem Verhältniß, wie Griechenland nach den ſiegreichen Perſerkriegen innerlich immer mehr von dem orientaliſchen Geiſt unterjocht wurde, ſo viel verderbliche Elemente in ſich aufgenommen, daß nun erſt der rechte Krieg und die eigentliche Gefahr begannen. Geiſtige Faulheit und weichliche Sinnlichkeit drangen immer mehr ein; dieſer Einfluß vom feindlichen Süden her iſt die innerſte Seele der Kataſtrophe von 1806, welche Preußen aus der welthiſtoriſchen Mächte auf ſieben volle Jahre hinweglöſchte, die Macht ſeines freiſinnigen Namens aus dem Gedächtniß der Menſchen zu entfernen drohte und den Staat ſeinem Untergang nahe brachte.

Wenn nun auch Oeſtreich den Streichen des gewaltigen Geiſtes, den Napoleon durch Europa trug, ſich beugen mußte, ſo beweiſt dies nur die Unſicherheit ſeiner zurückgebliebenen Stellung. Wer den neuen Geiſt zu bekämpfen hat, kämpft ſchließlich allemal unglücklich. Selbſt ſiegreiche Naturvölker unterliegen zuletzt dem Geiſt der gebildeteren Beſiegten. Oeſtreichs Sicherheit wäre alſo ſchon damals in einem geiſtig ſich ſelbſttreuen Deutſchland zu ſuchen geweſen, wie es denn auch der deutſche Aufſchwung war, dem Napoleon erlag. Oeſtreich aber glaubte dies vor ſeinem Falle ſo wenig daß es vielmehr nichts willkommner hieß, als die principielle Begründung, die ſeine Reaction ſeit dem Abfall vom Joſephinismus in der Romantik fand, und verſäumte es nicht, dieſe Aftergeburt des nordiſchen Geiſtes in ſich aufzunehmen, um ſein reactionäres Princip in ſcheinbar wiſſenſchaftlicher und dadurch für die Deutſchen berückender Geſtalt auftreten zu laſſen und die, der Bildung nach, ihm am meiſten entgegengeſetzten Länder am ſicherſten in ſeine Netze zu ziehen. Friedrich Schlegel zog es an ſich und bewaffnete ſeine Feder mit allen Unmittelbarkeitscapricen für die öſtreichiſche, die vergangene, die mittelaltrige, die katholiſche Welt; Gentz trat in ſeinen Dienſt und wurde eins der vorzüglichſten Werkzeuge all der Reactionen und Maßregeln, die bis auf den heutigen Tag den glorreichen Vorkämpfer der Freiheit, das jugendliche Preußen, bis auf den Grund aus dem Herzen der freien Deutſchen zu vertreiben drohen, der ganzen verhängnißvollen Richtung (von den Karlsbader Beſchlüſſen an bis zu den geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſen von 1834 und den jetzigen Verfaſſungsfragen), einer Richtung, welche der Geiſtesfreiheit und dem Geiſte der Freiheit mißtraut und auf Gentz und Friedrich Schlegel's geiſtloſer Vorausſetzung beruht, daß nicht der menſchliche Geiſt das einzige Poſitive ſei, ſondern der jedesmalige Zuſtand, wie er gewachſen iſt. Dieſer Poſitivismus hat keine Zukunft. Die morſche Stütze ſeines geiſtloſen Daſeins, der materielle Glaube an die äußern Exiſtenzen und an die Fähigkeit des status quo, dem bewegten Geiſte der Menſchheit ewig zu genügen, bricht unter ihm zuſammen, wie der Leib im Tode. Adam von Müller, Jarcke und Hurter fanden ſpäter ebenfalls den Weg nach Wien; Görres, der politiſche Urromantiker, und die Schriftſteller der hiſtoriſch politiſchen Blätter in München ſetzten die Doctrin auf publiciſtiſchem Wege mit jeſuitiſcher Frechheit fort. In Preußen ſelbſt hat ſich eine Schule romantiſcher Staats- und Kirchen-Diener gebildet, die weniger durch ihre literariſche als durch ihre amtliche Thätigkeit die Reaction durchzuführen ſucht. Hiegegen entbrannte neuerdings in der religiöſen, philoſophiſchen, politiſchen Sphäre ein weitverbreiteter Kampf, in welchem die Principien der Freiheit wiederhergeſtellt und ihre Formen erobert werden ſollen.

---

9. Die romantiſchen Generationen.

Wir geben hier einen Ueberblick des ganzen großen Gebietes der fixen Idee, in dem ſo viel rennomirte Namen figuriren, um Niemand zu täuſchen über die Verwickelungen und Wendungen, die eine erſchöpfende Darſtellung des romantiſchen Geiſtes immer noch vor ſich hätte, die aber freilich der Natur des Gegenſtandes gemäß immer nur dieſelben eintönigen, rein auf die praktiſche Wirkung berechneten Wendungen zu behandeln hätte. Nur der Freiheitskrieg giebt eine neue Anregung und verbindet den gemüthlichen Aufſchwung mit allerlei dunklen Emancipationsideen, regt Verfaſſungsverſuche im Politiſchen, neue Begeiſterung in der Poeſie und neuen Eifer für die Löſung der philoſophiſchen Probleme an. Wir haben dieſen Erſcheinungen eigne Darſtellungen gewidmet, auf die wir uns hier beziehn können.

Es iſt von Intereſſe, die Bemerkung zu machen, daß die Romantik, ihre Progonen miteingerechnet, von zwanzig zu zwanzig Jahren mit immer neuen Anſätzen hervortreibt.

1) Die Progonen der Romantik, Jacobi, Hamann, die Stürmer und Dränger, Lenz, Klinger u. ſ. w., Stolberg, Lavater, Claudius, Maler Müller, Heinſe (meine geſamm. Schr. Th. II S. 310) u. ſ. w. erſcheinen mit dem Jahre 1770. Für

Göthe und Schiller iſt dieſe Periode die Grundlage: ihre Verwicklung in ſie überwinden ſie.

2) Die eigentlichen Romantiker, Friedrich Schlegel, Auguſt Wilhelm Schlegel, Tieck, Wackenroder, Werner, Steffens, Creuzer, Gentz, Adam Müller, Haller, Johann Friedrich von Mayer, Schubert, Brentano, Arnim, Fouque u. ſ. w. treten auf ſeit 1790 oder wurzeln doch in der Bildung dieſer Zeit.

3) Die zahlreiche Epigonenſchaft, welche die ausgebildete Tradition der Romantik in verſchiedenen Richtungen ausbeutet, erſcheint auf dem Schauplatze mit dem Jahr 1810, wird durch die Freiheitskriege genährt und angeregt und ſchiebt ſich in die unmittelbare Gegenwart als ein bedeutendes Ferment hinein. Der Bruch, den die Freiheitskriege geben, theilt dieſen Anſatz der Romantik, die Epigonen, in zwei charakteriſtiſch geſchiedene Hälften, dadurch daß die Freiheitskriege die Thatkraft des Fichtiſchen Idealismus erwecken und die Einführung der Romantik in die Praxis des Lebens (Turnerei) und des Staats (deutſche Freiheit) veranlaſſen. Gentz und der moraliſch-religiöſe Fanatismus bekämpfen ſich zuerſt als feindliche Extreme, um ſpäter durch die pietiſtiſch-ariſtokratiſch-jeſuitiſche Coalition ihre identiſche Wurzel aufzuzeigen und mit der Einführung der Stolbergiſchen, Gallitziniſchen, Droſtiſchen, Schlegelſchen Doctrinen, deren Entſtehung wir kennen gelernt haben, in die Praxis des Staatslebens

die alte Romantik und ihre intereſſeloſe Schwelgerei zu ergänzen. Die äſthetiſchen Epigonen, die ſich vornehmlich an Göthe anſchließen und nach verſchiedenem Naturell verſchiedene Pointen der Romantik, als Volksthum und deutſches Gemüth, Ritterweſen, Teufelsſpuck, Geiſterwirthſchaft, Mittelalter, Myſtik u. ſ. w. cultiviren, dabei politiſch meiſt harmlos ſich verhalten, ſind z. B. Körner, Uhland, Juſtinus Kerner, Heinrich von Kleiſt, Chamiſſo, Eichendorff, Schenkendorf, Ernſt Moritz Arndt, Immermann, Rückert, Franz Horn, Varnhagen, Amadeus Hoffmann; Politiker und religiöſe Praktiker ſodann ſind Savigny, Görres (der indeſſen auch noch ſeine rein-ätheriſche und äſthetiſche Seite hat), Jahn, Tholuck, Dräſeke, Neander, Hengſtenberg, Menzel, Leo, Stahl, Simrok, Florencourt, Wackernagel, Jarke, Phillips u. ſ. w. bis zur äußerſten Namenloſigkeit einer literariſchen Betriebſamkeit, der es rein auf den praktiſchen Effect ihrer Doctrin ankommt und das entſchiedene Bewußtſein beiwohnt, daß mit dem Wiederkäuen längſt abgeſtandener Pointen höchſtens ein praktiſcher Zweck, auf alle Fälle kein Ruhm zu erreichen ſei. Die Genialitätspointe haben nur die Herren von Ruf und Namen beibehalten, die in ihrem Glauben ſo ſtark und in ihrer Confuſion ſo überſichtig ſind, daß ſie ſich für die Väter fremder Kinder halten und ihnen ihre Hamannſchen, Stollbergiſchen, Friedrich-Schlegelſchen, ja ſogar ihre Hallerſchen Züge nicht anſehen.

4) Den neuſten Anſatz der Romantik ſeit 1830

bilden die Jungdeutſchen, die Neuſchellingianer, die Hegelianer mit dem romantiſchen Zopf, wie Göſchel und einige ältere orthodoxe Schüler. Hegel führt dieſe Periode an und vereinigt in ſich die romantiſche und die freie Seite. Der Fortſchritt iſt daher die Reinigung der Hegelſchen Philoſophie oder der Romantik, wie ſie in der neuſten kritiſchen Geiſtesbewegung vorliegt.

10. Platen.

1796—1835.

Platen beginnt die Rückkehr aus der Willkür der Romantik zur Strenge der Claſſicität, aus dem wilden Germanenthum zum milden Griechenthum, aus der ungebändigten Phantaſiewelt zur geſetzlichen Wirklichkeit, aus der Liebhaberei zur Liebe, aus dem Dilettantismus zum Studium, aus dem Royalismus zum Republicanismus, aus der Frivolität des Witzes zum Ernſt einer erhabenen, freien, auch politiſch freien Lyrik, aus der Künſtelei zur Kunſt auch im Dramatiſchen. Platen iſt der erbittertſte Feind der Romantik, und dennoch iſt er zum Theil in ihr befangen; ſein ganzes gediegenes, klares, geſetzliches Weſen athmet eine neue Zeit, und dennoch drückt die alte böſe Luſt, wie ein Alp, auf ſeiner Bruſt. Er iſt der Uebergang, er kämpft, er erbittert ſich gegen die Uebermacht eines ſchlechten, leeren, verderblichen Zeitgeiſtes; er geht zuletzt ziemlich unbefriedigt in dem Zwieſpalt unter, daß er „das Edle wollte und das Schöne konnte" und dennoch ſo wenig Wirkung auf ſeine Zeit hervorbrachte. Ja, als er endlich mit der „verhängnißvollen Gabel" und dem „romantiſchen Oedipus" durchſchlug, war es das Parodiſche und das Formelle, alſo die Kritik und die claſſiſche Erinnerung, mit denen es ihm gelang: nicht der große, freie Inhalt, nicht die wiederhergeſtellte wahre, nein, die vernichtete falſche Poeſie ſollte es ſein, welche der Welt in die Augen ſprang. Er wird daher überall, vorzüglich wegen ſeiner formellen Virtuoſität, geſchätzt, und ein wenig hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß man ihn als Virtuoſen und nicht als Verkünder und Bildner eines neuen Geiſtes nimmt. Er legt überall den Nachdruck auf die Form.

Das nicht heißt ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Irgend ein glücklicher Vers zwiſchen erbärmlichen ſteht;
Jegliche Silbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz iſt,
Was er gedacht, ſcheint uns niedergeſchrieben in Erz.

Und er verkündigt zu viel, ja, bis zum Ueberdruß ſich ſelbſt als den Meiſter der Form, als den Genius und als den Poeten. Der ſelbſtgefällige Accent, den er auf die Genialität legt, iſt ein übles Erbtheil von Schelling, deſſen Verehrer er iſt, ohne, wie es ſcheint, jemals den eigentlichen Kern dieſes eleganten und geiſtvollen Feindes aller der großen Gedanken, die ſein poetiſches Herz ſchwellten, entdeckt zu haben. Die Neigung zu Schelling beruht bei ihm auf deſſen formalem Talent, die Abneigung gegen Hegel auf deſſen ſchwerfälligen der Poeſie feindſeligen Formen.

Dennoch iſt der Hegelſchen Geſetzlichkeit und philoſophiſchen Claſſicität kein Dichter verwandter als Platen, der ſtrenge, der geſetzliche, der Zögling der großen Griechen, der Kenner unſerer eignen Claſſiker, in deren Beurtheilung, vornehmlich in der Anerkennung Schillers, er merkwürdig mit Hegel übereinſtimmt und den Romantikern widerſpricht. In Platens Aufſatz, „das

Theater als Nationalinſtitut", findet ſich ſchon 1825 zum Theil faſt wörtlich ausgeſprochen, was wir oben unabhängig davon über Göthe und Schiller geſagt. Er iſt ein Mann, der bei allem poetiſchen Enthuſiasmus das wahre Verſtändniß weit über die nachgebeteten Orakel der Genialitätsuſurpatoren ſetzt.

Im „romantiſchen Oedipus" erhebt er ſich mit Macht gegen die Verächter und Beſchimpfer des „Verſtandes." „Nimmermann" ſagt zu dem „Verſtande", der aus Preußen exilirt iſt:

> Die Pietiſten haben dir Berlin verpönt
> Mit Fug und Recht! Wer kümmert um Verſtand ſich noch?
> Hat unſer Hoffmann, jener große Callotiſt,
> Dich nicht magnetiſch eingelullt mit Fug und Recht?
> Die Schüler Hegels bieten dir ſpitzfindiglich
> Die Spitze dar: Wer kümmert um Verſtand ſich noch?
> Mich lies, Fouqué ſtudire dann, und ſämmtliche
> Franz Horn-Zigeunerzunnedeutſch-Berlinerei:
> Wir haben keinen Theil an dir im Preußiſchen!

Die ſchönſte Stelle des „romantiſchen Oedipus" iſt die Blitz- und Donnerrede, womit der „Verſtand" dem Romantiker antwortet:

> Zwar als Verbannter ſchleich' ich jetzt umher,
> Doch vom Exil abruft mich einſt das deutſche Volk:
> Schon jetzt erklingt im Ohre mir ſein Reueton,
> Schon zerrt es mich am Saume meines Kleids zurück!
> Dir aber ſchwillt der Kamm gewaltig — —
> Unſeliger, der du heute nun erfahren mußt,
> Welch' einen Schatz beherzter Ueberlegenheit,
> Biegſamer Kraft im Vorgefühl des Bewältigens,
> Welch' eine Suada dichteriſcher Redekunſt

In meines Weſens Weſenheit Natur gelegt!
Denn jeden Hauch, der zwiſchen meinen Zähnen ſich
Zur Lippe drängt, begleiten auch Zermalmungen!
— — — — — — — — —
In meinen Waffen ſpiegle dich, erkenne dich,
Erſchrick vor deiner Häßlichkeit und ſtirb ſodann!

Wie er den „Verſtand“ in ſeine weltbeherrſchenden Ehren wiedereinſetzt, ſo ſpricht er auch gegen das romantiſche Stichwort, die „Tiefe“, in der ſchönen Parabaſe von 1835:

Sie wähnen, ſie ſei'n voll Tiefe, ſobald ſie den Miſt aufwühlen, den tiefſten.
So ſeh'n wir bereits nun Frankreich auch ſich ergehn in dämoniſcher Tollheit,
Und den Hoffmann ſelbſt nachahmen, o Schmach! und Berliniſchen Taumel erkünſteln.

Dieſe ganze Parabaſe iſt ein wahres Manifeſt gegen alle romantiſchen Tollheiten von der allgemeinen „Chriſtlichkeit“ bis zum „Kloſterbau“ und der „Rückkehr.“ Sie endet ſo:

Ihr ſahet und ſeht, welch' herbes Geſchick die verſtockteren Völker getroffen,
Die nicht in der Zeit des erweckenden Rufs abſagten dem römiſchen Baalsdienſt.
Gern möchten ſie jetzt wegſchieben das Joch und es zappelt der Hals in der Schlinge;
Doch leider zu ſpät, denn Pfaffengewalt ſchnürt ihnen die Seele zuſammen.
Ihr aber, erlöſt von dem geiſtigen Druck, der jene ſo jämmerlich einzwängt,
Preiſ't jeglichen Tag, dankſagenden Sinns, die unſägliche tägliche Wohlthat,
Die einſt muthvoll mit dem Schwert in der Fauſt die begeiſterten Ahnen erfochten!

Nicht ſchreitet zurück deshalb, krankhaft
Dem Geweſenen hold, das lange vermorſcht!
Abwendet das Ohr paradoxem Geſchwätz,
Seid Männer und ſteht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerſchütterlich feſt, ſucht wahres und lacht
  Des romantiſchen Quarks,
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit.

Doch es war nicht gethan mit Wahrheit und Schönheit; die Wirklichkeit widerſtand. Platen war der erſte, dem dieſer Kampf die Augen öffnete, und der nach den Julitagen und dem Untergange Polens ſeinen poetiſchen Bannſtrahl direct und unverholen gegen den ſiegreichen Despotismus ſchleuderte. Er iſt der erſte politiſche Dichter in unſerer neuſten Literatur. Seinen Nachfolgern gab er das erhabne Thema. Nun ſie es ſo glücklich variirt, wollen wir uns ſeiner erinnern. **1831** ſchrieb er „an einen Ultra“:

Es führt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Strahlenglanz herbei!
Im Finſtern, ſagſt du, ſchlich ſie lang verborgen,
Das war die Schuld der Tyrannei.

Wer ſpräche laut, wenns ein Despot verwehret,
Der allen ſchließt den Mund?
Selbſt Chriſti Wort, das alle Welt verehret,
War lang geheimer Bund.

Nicht Böſe bloß verbergen ihre Thaten,
Auch Tugend hüllt ſich ein;
Das Vaterland, auf offnem Markt verrathen,
Weint ſeine Thräne ganz allein!

Den Herrſcher, ſagſt du, ſoll ein Scepter zieren,
Das unbeſchränkt befiehlt,
Als ſtünd' ein Menſch er zwiſchen wilden Thieren,
Nach denen ſeine Flinte zielt!

Du willſt der Rede ſetzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umſonſt! Es wälzt ſich jeder Glutgedanke
Bacchantiſch und unſterblich fort!

Er ſchließt dies ſchöne Lied im Vorgefühl ſeines einſamen Endes in Syracus:

Und ſollt' ich ſterben einſt wie Ulrich Hutten,
Verlaſſen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnts der Mühe, ſchlecht zu ſein!

Ueber ſein politiſches Ideal läßt er uns nicht zweifelhaft. Erinnern wir nur an einige ſeiner melodiſchen Diſtichen:

Die wahre Pöbelherrſchaft.

Nicht wo Sophokles einſt trug Kränze, regierte der Pöbel;
Doch wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß!
Pöbel und Zwingherrſchaft ſind innig verſchwiſtert, die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

Wappen der Medici.

Wo nur immer ich euch, medicäiſche Kugeln, erblicke,
Garten und Tempel und Haus zierend in Rom und Florenz,
Weckt ihr Haß mir und Furcht, heilloſe Symbole der Knechtſchaft
Denen der edelſte Staat, lange ſich ſträubend, erlag.

Der Grimm, der den edlen Dichter ergreift bei der namenloſen Indolenz der Deutſchen, die kein Aufſchwung der Welt und alle Melodieen ſeiner großen Dichter, alle Gedanken ſeiner freien Denker nicht befreit, iſt wahrhaft claſſiſch, und wenn Platen nichts empfunden und gedichtet hätte, als dies eine vernichtende Freiheits- und Vaterlandsgefühl, er hätte ſeine ganze Zeit, die leider noch zu ſehr auch die unſrige iſt, empfunden und gezeichnet. Seine „Polenlieder", die er uns hinterließ, und die neben ſeinen geſammelten Werken im Auslande erſcheinen mußten, beginnen mit dieſem Gedicht:

Zuſammen pack' ich meine Habe
Und was im Buſen mir gedieh,
Denn länger frommt mir nicht die Gabe,
Die mir ein milder Gott verlieh.

So hat es mich umſonſt begeiſtert?
So wars umſonſt, was ich empfand?
Und jeder arme Stümper meiſtert
Den Griffel meiner Meiſterhand?

Im Dunkel muß der Geiſt ſich bergen,
Damit's die Blöden nicht verſtehn,
Dann mag er mitten durch die Schergen,
Wie ein erhabnes Weſen gehn.

Der mörderiſche Cenſor lümmelt
Mit meinem Buch auf ſeinen Knie'n,
Und meine Lieder ſind verſtümmelt,
Zerriſſen meine Harmonie'n.

So muß ich denn gezwungen ſchweigen,
Und ſo verläßt mich jener Wahn,
Mich fürder einem Volk zu zeigen,
Das wandelt eine ſolche Bahn.

Doch gieb, o Dichter, dich zufrieden,
Es büßt die Welt nur wenig ein,
Du weißt es längſt, man kann hienieden
Nichts Schlechtres als ein Deutſcher ſein.

So viel iſt Platen mit der Freiheit und mit der Schönheit zu früh gekommen, daß ſeine Zeit noch immer eine zukünftige iſt: noch immer iſt die poſitive Erſcheinung der vollen Sonne der Wahrheit in Proſa, in Verſen und auf der Tribüne des öffentlichen Weſens eine unbegreifliche, wenn nicht gar eine unmögliche. Aber die Gährung in allen Gebieten, die univerſellſte Verneinung der Romantik, wenn auch zum Theil noch in romantiſcher gemüthsdunkler Form, iſt eingetreten; und Platens Polemik zum Wenigſten würde jetzt einen ungeheuren Widerhall finden; ſeine „Polenlieder“ haben auch in der That zwei Auflagen erlebt, wenn auch ſeine Plaſtik noch lange nicht genoſſen und gewürdigt werden mag. Darum iſt er eine Uebergangsfigur, deren ganze Bedeutung erſt im Verlauf der gegenwärtigen Periode enthüllt und empfunden werden kann. Was Novalis für die Periode der Reaction, das iſt Platen für die Periode der Revolution, in der wir das Glück oder das Unglück haben zu leben, nur mit dem Unterſchiede, daß Platen Alles nicht lyriſch und prophetiſch, wie Novalis, ſondern kritiſch und plaſtiſch vorbedeutet. Selbſt ſeine literariſche Komödie, wie gleich aus dem oben mitgetheilten Bruchſtück klar wird, iſt ſchon eine politiſche, und zu Ariſtophaniſchen Erfolgen fehlte ihm nur — das Volk der Athenienſer. An dieſem Zwieſpalt ſeiner innern und der äußern Welt ſcheitert er zu ſeiner Zeit, und erſt in der Zukunft ſehen wir durch immer erneuerte Anſtrengungen alle Richtungen ſeines Strebens wiederauftauchen. Der Italiener Landolina hat daher nicht mit Unrecht auf ſeinen Marmor die Worte ſetzen laſſen:

> Ingenio germanus, forma graecus,
> novissimum posteritatis exemqlum.

Schluß.

Hier wäre nun noch ein viertes und ein fünftes Buch zu ſchreiben, um die deutſche Geiſtesbewegung, 1) die Fortſetzung der Romantik durch die Freiheitskriege und 2) die Rückkehr zur Freiheit oder als Fortſetzung der Fichtiſchen Philoſophie und der claſſiſchen Richtung der Literatur: Hegel, ſeine Zeit und ſeine Fortbildung darzuſtellen.

Beide Abſchnitte ſind aber in den folgenden Bänden dieſer geſammelten Schriften in eignen hiſtoriſchen Skizzen und Charakteriſtiken ſchon behandelt worden. Für den erſten verweiſen wir auf den vierten Band der geſammelten Schriften Seite 60: „Zur Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſeit den Freiheitskriegen;" für den Zuſammenhang des deutſchen Staatsweſens mit der deutſchen Geiſtesbewegung auf Band 4, S. 1: „Der preußiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung;" für die Kritik der neuſten Romantik auf Band 4, S. 114: „Der literariſche Kampf mit der Reaction", Band 4, 180: „Der Pietismus und die Jeſuiten", Band 4, 219: „Zur Charakteriſtik Savigny's" und „Florencourts"; für die Reinigung unſers eignen Manifeſtes in den Halliſchen Jahrbüchern auf den Aufſatz Band 3, S. 117: „Die wahre Romantik und der falſche Proteſtantismus," „ein Gegenmanifeſt."

Für den zweiten Abſchnitt verweiſe ich den Leſer auf „unſre letzten zehn Jahre" im zweiten Theil der „zwei

Jahre in Paris," die ich als Band 5 und 6 meiner geſammelten Schriften, mit denen ſie im Format genau ſtimmen, anzuſehn bitte. Der Aufſatz: „Unſere letzten zehn Jahre, oder über die neuſte deutſche Philoſophie", enthält eine kurze Darſtellung Hegels und der Geiſtesbewegung, die ſich an ihn anſchließt. Zur Ergänzung dieſer Skizze dient der zweite Band der geſammelten Schriften: „Ueber die gegenwärtige Poeſie, Kunſt und Literatur." Dieſe letzte Parthie hat nicht die Form der Geſchichte, dafür entſchädigt ſie vielleicht durch die lebendigere Charakteriſtik der bedeutendſten Erſcheinungen, vorzüglich der merkwürdigen Vereinigung der romantiſchen Willkür und der philoſophiſchen Emancipation in Heine.

In der Darſtellung „unſerer letzten zehn Jahre" mangelt die beſtimmte Anknüpfung Hegels an Kant und Fichte, wodurch die Form zu tief in die Metaphyſik hineingeworfen und das Publicum gleich im Anfange abgeſchreckt worden wäre. In dieſem Zuſammenhange iſt die Verbindung nun ſehr leicht zu ſchlagen.

Die Aufgabe der Wiſſenſchaftslehre nimmt das Hegelſche Syſtem wieder auf. In der Logik leitet Hegel die Kategorieen von der abſtracteſten, der abſoluten Unbeſtimmtheit und Indifferenz, bis zu der erfüllteſten, der abſoluten Idee, ab. Die ganze Logik hält ſich aber in der abſoluten Abſtraction und die Kategorieen ſind ſämmtlich allgemeine Beſtimmtheiten, Begriffe, denen noch der andere Moment der Idee, die Wirklichkeit, fehlt. Die Durchführung des logiſchen Begriffs durch Natur und

Geiſt vollendet das Syſtem und die Realität der abſoluten Idee.

Hegel verläßt die bisherige Methode, welche feſte Beſtimmtheiten in dem Verlaufe der Gedankenbewegung hinſtellt. Er beweist die verſchiedene Bedeutung der Beſtimmungen an den verſchiedenen Stellen der Gedankenreihe, ſo haben die Wirklichkeit der Exiſtenz, die Wirklichkeit der Naturproceſſe und die Wirklichkeit des Denkens die verſchiedenſten Werthe. Die abſolute Wirklichkeit iſt Hegel das denkende von der natürlichen und geſchichtlichen Wirklichkeit erfüllte Subject, dieſer ſubjective Geiſt iſt der abſolute.

Die Hegelſche Philoſophie faßt die ganze bisherige philoſophiſche Arbeit des menſchlichen Geiſtes zuſammen, nimmt die Geſchichte ſelbſt als eine dialektiſche, freilich natürlich-verunreinigte Reihe, und ſtellt in ſeiner Logik und in ſeinem Syſtem die erſte große dialektiſche Entfaltung der geiſtigen und natürlichen Welt aus einem Begriff dar. Die Löſung des Problems, Freiheit und Syſtem zu vereinigen, indem die Entwickelung ſelbſt Princip geworden war, dieſe gewaltige Unternehmung, ihr behauptetes Gelingen und der Zweifel an einer ſo überwältigenden Realität faßte wie mit einem betäubenden Zauber die ſtrebendſten Geiſter ſeiner Zeit; und es bedurfte einer guten Weile der Beſinnung und Ermannung, um die Freiheit und Geſetzmäßigkeit der großen logiſchen und methodiſchen Entdeckung feſtzuhalten, ohne die eigne Freiheit des Denkens und Dichtens einzubüßen, ſo ſehr auch in der Flüſſigkeit und Vieldeutigkeit der Begriffe je nach den verſchiedenen Punkten des Syſtems eine Nöthigung zur Freiheit liegt; denn nun iſt es doch klar, daß dies ganze Syſtem, ſo wie es hingeſtellt iſt, ſogleich wieder ſelbſt ein Moment in einer neuen Reihe werden muß.

So iſt es denn auch geſchehn. Es erſcheint uns als die Seite der ſyſtematiſirten und vollendeten Geiſtesfreiheit, als Abſchluß der proteſtantiſch-theoretiſchen Entwickelung, und als Baſis einer neuen ethiſch- und äſthetiſch-freien Welt. Es verſteht ſich, daß es die Reaction der Romantik in ſeine Univerſalität aufhebt. Den Beweis, daß wir es mit Recht als die Baſis der wiederhergeſtellten und tiefer gefaßten Freiheit genommen, habe ich in dem Aufſatz: „Unſre letzten zehn Jahre“, zu führen geſucht. Möge nun auch die Geſchichte ihn bewähren! — Aber die Geſchichte ſind wir. Fordre ſich alſo jeder, der die Verwirklichung der großen Principien, *die nur in der* **deutſchen** *Entwickelung zur abſoluten Klarheit hindurchgedrungen ſind*, ſeinem Zeitalter nicht mißgönnt, zu neuer Anſtrengung auf. Wem es aber am Vertrauen fehlt, der laſſe ſich die unglaublichen Erfolge der Romantik aus ihrem abſolut nichtigen Princip zum Beweiſe dienen, welche Macht den entſchiedenen und entſchloſſenen Gegenſätzen innewohnt, zuerſt ſich durchzuſetzen und dann unausbleiblich ihre eigne Negation zu erzeugen. Mehr als Beiſpiel iſt aber unſer eignes Bewußtſein und ſeine unſterbliche Geſtalt in den Heroen unſerer freien Philoſophie und Dichtung, es iſt Wirklichkeit und Begriff.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Zweiter Band.

Mannheim.

Verlag von J. P. Grohe.

1846.

Sächsische
Landesbibliothek
28. SEP. 1966
Dresden

9

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

An

Robert Eduard Prutz.

An R. E. Prutz.

Als ich dieſe Sammlung gedruckt vor mir ſah, mein theurer Freund, fiel es mir ſchwer auf die Seele, daß der Platz leer geblieben war, der Deinen melodiſchen Poeſieen und dem Anfange der poſitiven Oppoſitionslyrik, welche Du mit Deinem Rheinliede eröffneteſt, zugekommen wäre. Ich widme Dir dafür das Ganze. Damals, als wir dieſe Geſchichte ſchrieben, und, ächt vaterländiſch, ſo ſie machen halfen, ging noch Manches gährend durcheinander, was ich jetzt abgeklärt und reiner gebe. Aber nicht, wie die Frivolen und Sophiſten, den Idealismus, nicht die Poeſie, nicht die Freiheit, nicht den immer erneuerten Trieb zu ihren Kämpfen und Triumphen legen wir ab; wir humaniſiren nur die Formen der Philoſophie und bleiben dem Aufſchwung unſerer Jugend treu. Denn die Jugend iſt wahr und gut, auch in denen, die im Alter verrätheriſch und ſchlecht werden. Alt aber nenn' ich alle jene hohlen Geſtalten, die nichts mehr zu hoffen und zu realiſiren haben, weil auch der letzte Reſt ethiſcher und poetiſcher Ideale in dem Taumel ihrer geſetzloſen Dialektik untergeſunken iſt. Retten wir die Jugend; rette die Jugend unſere Ideale!

Unter dieſer Einheit ſtehen alle die Ausführungen, die ich Dir hiemit widme, Dir, demſelben, wie ich es zu ſein wünſche, im Ernſt für die ewigen Güter der freien Menſchheit.

Hottingen bei Zürich, den 1. Mai 1846.

Inhalt.

Seite.

An R. E. Prutz VI

1. Heine und ſeine Zeit. 1838 und 1846 1
   1. Heine's Verhältniß zu Deutſchland und Frankreich 3
   2. Heine's junge Lieder 5
   3. Heine und die patriotiſche Jugend 8
   4. Was iſt der Witz? 11
   5. Das Publicum des Witzdichters 13
   6. Parrheſie. Ungenirtheit. Uebermuth 15
   7. Frivolität des Witzes 17
   8. Vergeiſtigung des gemeinen Lebens . 20
   9. Begeiſtung der Natur: Märchen 22
   10. Die poetiſche und unpoetiſche Pointenpoeſie . . 25
   11. Der Witz iſt proſaiſch und Realiſt 27
   12. Die coquette Poeſie. Die Lüge der Coquetterie . 30
   13. Der wahre Realismus und Heine's Form . . 35

2. Heinrich Heine und unſere Zeit. Frivolität und Religion. Erinnerung an Heinrich Heine. 1843 und 1846 39

3. Die Metriker und die Satiriker 61
   1. Juvenal und der Begriff der Satire 63
   2. Juvenal iſt nicht zu überſetzen 69
   3. Horaz und die Ueberſetzung 74
   4. Der metriſche Ultra 78
   5. Der Beſuch. Drama in Einem Aufzug und in Einer Scene. 1840. 89

4. Ueber Ariſtophanes Komödie und Droyſens Ueberſetzung. 1839. 92

5. Die moderne Belletriſtik und der ſatiriſche Roman. 1839 128

6. An Roſenkranz über ſeine Komödie: das Centrum der Speculation. 1840 147

Seite
7. Der neue Werther. 1838 153
8. Rückerts Vers und Reim 157
9. Ueber Bopp's und Rückert's Nal und Damajanti. 1839 162
10. Karl Auguſt Böttiger und die Genies in Weimar. 1838 172
11. Der Zeitgeiſt in der Düſſeldorfer Akademie. 1838 188
12. Ueber die Kunſt der Popularität. Bei Gelegenheit von Straußens Bleibendem und Vergänglichem im Chriſtenthum. 1839 197
13. Die Dichter des Chamiſſo'ſchen Muſenalmanachs für 1839. Chamiſſo, Gaudy, Pfizer, Arndt, Hoffmann von Fallersleben, Schwab, Gruppe . . 206
14. Ueber Ferdinand Freiligrath's Gedichte. 1839 . 238
15. Neue Lyrik. Gedichte eines Lebendigen. 1841 . 254
16. Die abſtracten Literaten unſerer Zeit. 1840 . . 274
17. Schlemihls Schatten, der Patriotismus. 1840 281
18. Zur Charakteriſtik von Sealsfield. Das Cajütenbuch oder nationale Charakteriſtiken vom Verfaſſer des Legitimen, des Virey — von Sealsfield. 1841 289
19. Ueber Wilhelm Heinſe und ſeine Zeit. Die Geiſtesfreiheit. Der Genius. Die wirkliche Freiheit . 310
20. Ueber George Sand und die Tendenzpoeſie. 1844 358

Ueber die gegenwärtige Poeſie, Kunſt und Literatur.

Das Weſen der Komik, des Witzes, der Satire, der Lyrik und der freien Belletriſtik.

1. Heinrich Heine und ſeine Zeit.

1838 und 1846.

1. Heine's Verhältniß zu Deutſchland und Frankreich. 2. Heine's junge Lieder. 3. Heine und die patriotiſche Jugend. 4. Was iſt der Witz? 5. Das Publicum des Witzdichters. 6. Parrheſie. Ungenirtheit. Uebermuth. 7. Frivolität des Witzes. 8. Vergeiſtigung des gemeinen Lebens. 9. Begeiſtung der Natur: Märchen. 10. Die poetiſche und die unpoetiſche Pointenpoeſie. 11. Der Witz iſt proſaiſch und Realiſt. 12. Die coquette Poeſie. Die Lüge der Coquetterie. 13. Der wahre Realismus und Heine's Form.

Faſt eben ſo berühmt, als die Beſchränktheit der Unwiſſenheit iſt die des Wiſſens; und vielleicht thun die Gelehrten wohl daran, wenn ſie vornehm überſehn, was ihrer Steifheit nun einmal nicht zugänglich iſt. Die Bewegungen des gegenwärtigen Lebens und darin die Blüthen des Geiſtes, Witz und Genialität, Kunſt und Poeſie, ſtehn bei den Gelehrten von Fach gemeiniglich nicht ſehr in Gunſt. Das Genie verachtet den Pedanten, der Gelehrte den unwiſſenden Künſtler, wenigſtens ſo lange bis ſeine Werke hiſteriſch und dadurch dann ein legitimer Gegenſtand der Gelehrſamkeit geworden ſind. Aber ſo läſtig die Genies ſich nun auch vordrängen, die Gelehrten verſagen ſich's, Jagd auf ſie zu machen:

und das geniale Wild wird nur um ſo ſichrer und unverſchämter, ja es greift die Gelehrten ſelber an, bringt den Wagner auf die Bühne und beſchreibt die Göttinger Wagnerſchule. Der ſchlimmſte von allen iſt Heine. Die Gelehrten haben ihn daher ausnahmsweiſe ſchon bei Lebzeiten berückſichtigt. Hinrichs in ſeiner Vorrede zur Geneſis des Wiſſens nimmt ihn philoſophiſch; Weiße zu ernſt für den Schalk, der in ihm ſteckt; ein Herr Meyr in ſeiner Schrift über die poetiſchen Richtungen unſrer Zeit bringt vortreffliche Sachen vor, aber es iſt zu befürchten, daß ſie auch ihn einen Philiſter nennen werden, denn er macht ſo bedenkliche Geſichter zu Heine's Unfläthereien und Freveln, als wäre er nie in einer Kneipe oder in einer Wachtſtube geweſen; Börne endlich geſteht ſogar freimüthig ein, er ſei nicht die Katze darnach, eine Maus mit ſo viel Schlupflöchern, als Heine ſich angelegt, zu fangen, und die Kritik werde ihn nie anders erreichen, als darin, daß ſie dies wüßte. Gewiß, Heine iſt nicht auf einen Grundſatz zu ziehn, dann müßte er ehrlich einen ausſprechen, Heine iſt nicht mit finſtrer Miene abzuthun, dann müßte er kein Schalk ſein, Heine iſt aber auch nicht zu ignoriren, denn er iſt eine Macht, und eine Macht recht im Herzen unſrer Zeit.

Die Heiniſche Poeſie und Schriftſtellerei hat Bedeutung nicht nur als Ausdruck irgend einer verſchimmelten und im Winkel verſteckten Richtung, ſie iſt bei dem Fortſchritt unſrer Zeit betheiligt und darum eine weitverbreitete Gemüthsangelegenheit, ihre kritiſche Beleuchtung aber nichts Geringeres, als ein Spiegel der heutigen Bildung, vor dem ſie erſchrecken oder ſich putzen mag, — gleichviel, hier iſt er.

1. Heine's Verhältniß zu Deutſchland und Frankreich.

Als Heine mitten in der Bewegung der Julirevolution, von Frankreichs poetiſchem Aufſchwung hingeriſſen, Deutſchland verließ, erinnerte er ſich der alten Größe der Franzoſen und der alten Geiſtesträgheit der Deutſchen. Daß die drei Tage ſeine Skepſis beſiegten, war eben ſo natürlich, als daß der Anblick der Deutſchen ihn zur Flucht beſtimmte; er war nicht blind genug, mitten unter den Deutſchen an die Freiheit zu glauben, er war Enthuſiaſt genug, den Franzoſen noch einmal auch die Entfeſſelung der Deutſchen zuzutrauen. Hatte er doch die Trommel der Franzoſen gehört, als ſie vom Rhein bis in die Oſtſee das Mittelalter vor ſich hertrieb, und die Trompeter des alten Blücher, die es wieder hineinblieſen in die alten Schlupfwinkel, wo ſie irgend noch erhalten waren, in die Judengaſſe ſowohl, als in den neuen Reichstag zu Frankfurt. Diesmal ſind auch die Franzoſen in die Proſa zurückgefallen, und nun iſt einmal Heine zu tief in das deutſche Weſen hineingerathen, um ſich der Sehnſucht ganz erwehren zu können. Er kennt unſre philoſophiſche und poetiſche Bewegung, er empfindet, was er daran verliert, daß er dieſe Arbeit der theoretiſchen Emancipation nicht unmittelbar mitmacht, er ſelbſt verdankt dieſer Schule ſeine Bildung:

er hatte Urſach zu gehn, faſt hätte er Urſach wiederzukehren. Dieſe Stimmung drückt er ſo in einem Liede aus:

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal warum;
Im Winde klingt ein ſanftes Wort,
Schauſt dich verwundert um.

Die Liebe, die dahinten blieb,
Sie ruft dich ſanft zurück:
O komm zurück, ich hab' dich lieb,
Du biſt mein einz'ges Glück!

Doch weiter, weiter, ſonder Raſt,
Du darfſt nicht rückwärts gehn;
Was du ſo ſehr geliebet haſt
Sollſt du nicht wiederſehn.

Erſt in einem ſpäteren Liede, wo dieſe Stimmung noch ſtärker wiederkehrt, überwältigt ihn ſeine üble Gewohnheit, und er verhöhnt mit dem gewöhnlichen Schlußwitz das Gefühl, dem er nicht nachgeben will, um kein „ſentimentaler Eſel" zu ſein. Dennoch, gegen ihn ſelbſt behaupt' ich es, iſt die Stimmung nicht erlogen. Der Menſch iſt mit ſeinem Herzen da, wo er wirkt, wo man ihn verſteht, wo man ihn ſchätzt, wo man ihn braucht. Heine iſt kein myſtiſcher Nationaler, aber er hat nicht aufgehört, „ein deutſcher Dichter" zu ſein, und legt viel mehr Gewicht darauf, als er ſich merken laſſen möchte.

Wie er mit Deutſchland verwachſen iſt, ſo iſt er von Anfang mit Frankreich verflochten. In Düſſeldorf geboren, wurde er groß gezogen unter den Wirbeln der franzöſiſchen Trommeln, im Netz des großen Reichs. Vorzüglich iſt es Napoleon, der ſeine Phantaſie erfüllt. Das Buch „Le Grand“ in den Reiſebildern giebt eine reizende Beſchreibung ſeiner Jugend und dieſes rheiniſch-franzöſiſchen Elements, womit ſie genährt worden. Heine beherrſcht ſeinen Gegenſtand und er gefällt ſich in dieſer Erinnerung, die ihm nun hinterher erſt klar macht, wie ſehr damals die Herrlichkeit Frankreichs, ihm ſelber unbewußt, ſein Gemüth erfüllt hatte. Dies war die erſte Kindheit, und ehe er noch aus ihrem Traum erwachte oder ſich auf ihn beſann, wurde er wieder an Deutſchland zurückgeworfen, und hatte nun die ganze deutſche Schule zu durchlaufen, die uns noch heute mit ihren Staubwolken umwirbelt. Die Verarbeitung, die Ironiſirung des romantiſchen Herzens und der beſtäubten Weisheit dieſer Welt giebt ihm ſeine poetiſche Stellung; was er von der Philoſophie lernt, iſt ebenfalls das radical Kritiſche, die Freiheit des 18. Jahrhunderts, nur noch tiefer begründet: und ſo könnte man ſagen, Heine war ein Emiſſär des franzöſiſchen, leichten, freien, geiſtreichen Weſens von Anfang an und die Fahne ſeines Spottes auf unſerm Capitol die erſte Rache, der erſte Sieg der Revolution über unſre zähe Romantik.

2. Heine's junge Lieder.

Anfangs war er nicht klar über ſeine Richtung. Seine erſten Verſuche, die Lieder, welche er „junge Leiden 1817—1821“ überſchreibt, verfolgen in völlig charakterloſer Indifferenz kleinliche, verträumte, wirklich geſpenſterhafte Intereſſen, es ſind wahrhaft vorweltliche Lieder. Nach keiner Seite in den Geiſt der Zeit eingetaucht, von keiner Bewegung der Welt und der Menſchen überfluthet, ſteht er hier noch dürr und ungenießbar da. Was er in ſich trägt von ſeiner Jugend, was das Buch „Le Grand“ davon weiß, und was er jetzt vor Augen hat: die „jungen Lieder“ erfüllt und bewegt es nicht. Aus der Beſchränktheit dieſer Jugend und ihren kindiſchen Erfahrungen heraus quält ſich das Talent mit dem Leeren und Hohlen bis zur Verzweiflung; das einzige Eingreifende und Wahre, was noch herauskommt, iſt das Unglück junger Knaben, die ſich in Mädchen ihres Alters verlieben, und nun die Erfahrung machen, daß die Schönen ſich verheirathen, eh' ihre Knaben groß werden. Dies Leiden iſt allerdings ein *junges* Leiden, aber es iſt doch was daran, und man könnte die Wahrheit dieſes Verhältniſſes nicht treffender ausdrücken, als er mit ſeinem gewöhnlichen Witz es ſelber thut in den Verſen:

Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu,
Und wem ſie juſt paſſiret, dem bricht ſie das Herz entzwei.

Armer Junge! Indeſſen hat er ſich durch viele, ſehr viele Liebſten zu tröſten gewußt; im „Salon“ ſind ſie cyniſch und ergötzlich beſchrieben. Für jetzt glaubt er an ſein Unglück; im Tone der wehmüthigen Volkspoeſie fragt er:

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie das Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb',
Mein liebes Liebchen, ſprich?
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

Aber dies Malheur wird nun endlos ausgeſponnen und mit den monotonſten, blaſſeſten Fenſterparaden, mit der Proſa der ſchwangeren Ungetreuen ſchüttet der unglückliche Cicisbeo eine wahre Sündfluth langweiliger Lieder über uns aus. Eben ſo verfolgen dieſe erſten unreifen Lieder das Geſpenſterweſen in alle ſeine Widerwärtigkeiten und die Träume in all ihren Dunſt. Die Poeſie wird ſelbſt zum Traum, und Heine ſagt von ihrem Zauberlande: „Ach, jenes Land der Wonne, das ſeh' ich oft im Traum; doch kommt die Morgenſonne, zerfließt's wie eitel Schaum!“ Auch dies iſt ein *junges* Leiden, das ſich freilich bei Heine ein wenig feſtgeſetzt hat, denn er bleibt überall dabei, das Sonnenlicht der Poeſie mit der Beſinnung über dieſe „Illuſion“ zu kritiſiren. Die Kritik, der Witz iſt ſeine Poeſie — ein gutes Genre, wenn der Gegenſtand darnach iſt; ſo z. E. iſt es nur zu loben, daß ihm endlich bei ſeinem Traum- und Geſpenſterkram ſelbſt unheimlich wird. Er ſchließt:

Die alten böſen Lieder, die Träume ſchlimm und arg,
Die laßt uns jetzt begraben, holt einen großen Sarg.

Das wäre wirklich der Witz davon, wenn nur nicht die unglückliche Schönthuerei nachkäme:

Wißt ihr, warum der Sarg wohl ſo groß und ſchwer mag ſein?
Ich legt' auch meine Liebe und meinen Schmerz hinein.

3. Heine und die patriotiſche Jugend.

Die „jungen Leiden“ währen von 1817—1821, ziehn ſich alſo bis in die Studentenjahre hinauf, denn 1819 ſtudirte Heine bereits in Bonn. Dennoch zeigt ſich das Studentenleben erſt in den „Liedern der Heimkehr“ und in den „Reiſebildern“ wirkſam.

Heine, wie er von jetzt an, — mit den „Reiſebildern“ — auftritt, iſt der **Dichter der neuſten Zeit**. Mit ihm lebt in der Poeſie eine Emancipation von den alten Autoritäten auf, er bringt einen heilſamen Sauerteig in den faulen Haufen, er formulirt die Richtigkeit der Zeit, er ſtört die Ruhe der ſelbgenügſamen Poſitiviſten, er iſt ein **kritiſcher** Dichter. Die neue Zeit und ihre Bewegung knüpft ſich, wie Heine's Jugend, an Frankreich und an den Mann des Jahrhunderts, der Deutſchland aus ſeiner Lethargie aufgeſtachelt.

Napoleon unterwarf das alte Reich und ſeine Herrn und Unterthanen. Er verachtete beide und kommandirte ſie nur. Die abſterbende alte Zeit ſiechte in der Unterwerfung fort und lebte mit dem neuen Herrn, wie mit den alten in Frieden und Verehrung. Göthe dichtete Lobgeſänge auf Napoleon, und an Beamten war kein Mangel. Nur die Ermannung, die Zuſammenraffung aller Kräfte zur innern Freiheit und zum Ausſtoßen des Pfahls im Fleiſch gehört der Zukunft an, — der Tugendbund, die Geſetzgeber, die Soldaten, die das Volk bewaffneten, die Philoſophen und Dichter, die es zur Beſinnung brachten. Der Befreiungskrieg war eine vollkommene Revolution, ihre Aufwallung riß die Jugend fort und goß ihr ein Fieber in die Adern, welches die edelſten Naturen vor allen noch weit in den Frieden hinein zu Thatendurſt und blutigen, heldenhaften Phantaſieen entflammte. Aber der Aufregung folgte die Ermattung. Das gemeine Leben war geiſtlos und ohne Bedürfniß der politiſchen Freiheit; nur die Univerſitätsjugend hielt den Traum der Freiheitskriege für eine Realität und ſcheiterte eben darum an der Proſa der unbewegten Alltagswelt.

Mit der Zeit unterſcheidet man in der deutſchen Bewegung zwei Richtungen. Die eine erhebt den Ruf: befreit den Staat! Die andere bleibt bei der alten Methode: befreit euch ſelbſt! Das Richtige: befreit den Staat dadurch, daß ihr euch ſelbſt befreit, war noch nicht entdeckt. Auf alle Fälle finden wir die Begeiſterung der Patrioten von allen möglichen trüben Elementen durchzogen, und mit ihrer phantaſtiſchen Herrlichkeit deutſcher Vorzeit nicht ſehr geeignet, die Köpfe der Maſſe aufzuklären. Zu dem paſſiven Widerſtand gegen die romantiſche Freiheit, den der Spießbürger und der alte despotiſche Verwalter des deutſchen Lebens leiſtete, geſellte ſich nun noch die Philoſophie, die weit über die kahlen Dogmen der Patrioten hinausgriff, und die Satire, in der Heine ſie aufzog. Heine iſt das Extrem der Selbſtbefreiung, der Witz, der über Alles hinaus iſt.

Er iſt nicht ohne Beziehung zu der Bewegung der patriotiſchen Jugend. Aber er hat ſein Herz zeitig genug losgeriſſen von jenen „Jugendeſeleien“, oder vielmehr, er hat es nie daran weggeworfen, und wir finden ihn gleich von Anfang gegen dieſe Begeiſterung in der Stimmung des Witzes. So verſammelt er auf dem Brocken in ſeiner Harzreiſe die ganze damalige Burſchenwelt, um ſie auf's vortrefflichſte zu ironiſiren und auf's ergötzlichſte zu ſchildern. Was ihm Wahres daran zu ſein ſcheint, iſt das emancipirte Leben ſelbſt in ſeiner Unbefangenheit und ohne beſtimmten Inhalt. Heine iſt keine dogmatiſche Natur; ihn konnten die politiſchen Dogmatiker nicht gewinnen; von einer ganz andern Seite ſollte ihm die Politik beikommen. Nicht in Grundſätzen und Geſetzen, vielmehr in ihrer Auflöſung durch Witz und Kritik ſtellt ſich ihm die Befreiung dar. „Wie bornirt, ſich ernſtlich zu ereifern und gar ſein Leben in dieſem Gemüthszuſtand zu riskiren! Freiheit iſt es, dieſe Eſelei zu durchſchauen und zu verlachen.“ Ohne Zweifel geht die Freiheit nicht weiter, als der Verſtand reicht;

indeſſen iſt der Verſtand, der die Welt nicht ernſt nimmt, ſondern im theoretiſchen Hochmuthe nur kritiſirt, immer ſchon die Revolution. Heine's nirgends betheiligter, nur kritiſcher Geiſt goutirt die Dogmen der deutſchen Revolutionärs nur darum nicht, weil ſie nicht die Revolution (die Auflöſung, die Kritik) ſelber ſind. Wie der Witz ſehr am Orte iſt gegen alles Unwahre, ſo die Revolution gegen alles Freiheitswidrige.

4. Was iſt der Witz?

Beides, Revolution und Witz, können ſich aber eben ſo gut gegen die Wahrheit und gegen die Freiheit richten, denn der urſprüngliche Vater von beiden, der Alles erzeugende *perſönliche* Geiſt, iſt im Recht oder im Unrecht, jenachdem er ſich mit dem *allgemeinen* Zweck identificirt oder brouillirt.

Was in der ernſthaften Praxis die *principloſe Bewegung*, das iſt auf dem komiſchen und theoretiſchen Gebiete das *freie Belieben* der genialen Perſon. Das *Geniale* liegt darin, daß ſie etwas Eigenes hervorbringt und geltend macht, das *Verkehrte* darin, daß ſie ſich nur frei fühlt, indem ſie ſich losreißt von dem allgemeinen Zuge, daß ſie redet und handelt, wie ſie thut, nur weil *ſie* es will, daß ſie ſich gemüthlich nicht ſo weit betheiligt, als ſie ergriffen iſt, ſondern nur ſo weit es ihr *beliebt*, oder *nur* zum *Spaß* und um zu zeigen, daß ſie es wohl könnte, wenn es ihr gefiele, es zu thun.

Heine's Späſſe ſind genial; daß er den Spaß zum Princip erhebt, iſt verkehrt.

In ſeiner Witzelei über Alles hat *Heine* vorläufig ſo wenig eine Richtung auf die politiſche Reform, daß er ſie vielmehr als eine pedantiſche Thorheit verſpottet; aber dem Princip nach iſt der Witz im Poetiſchen, was die Revolution im Politiſchen: weder das Revolutioniren gegen freie und vernünftige Inſtitutionen, noch die Verhöhnung des Wahren läßt ſich ausſchließen, wenn man das freie Belieben und den permanenten Witz zur Maxime erhebt. Gleichwohl iſt die Empörung des Subjectes gegen alles Objective und der Wirbel der Kritik oder des Witzes, der die Freiheit zur formellen, inhaltsleeren Bewegung aushöhlt, dem es auf nichts Beſtimmtes, nur auf ſeinen Spaß ankommt, eine weſentliche Geiſtesverfaſſung, und Heine hat eben darin ſeine Bedeutung, daß er ſie poetiſch darſtellt. *Es iſt das Recht der Perſönlichkeit.* Theoretiſch und im Komiſchen befreit ſich das Genie von Allem, indem es mit Allem fertig wird, *der Witzling iſt die freie, die ſelbſtbewußte, die dominirende Perſönlichkeit*, und ſein Zweck *der Selbſtgenuß, der in dem genialen Belieben liegt.*

Alles was exiſtirt hat ſeine Schwäche, an der man es faſſen kann, auch geht jede Exiſtenz an ihrer eignen Entwickelung unter. Ja, ſelbſt die ewigen Ideen laſſen ſich antaſten: Liebe iſt nur durch den Haß, Vernunft ſelbſt durch die Unvernunft, Freiheit durch die Feſſel, der wir uns entledigen; ohne die Perſon, die liebt, haßt, vernünftig, frei iſt, haben die blaſſen Namen der Idee keine Realität, die Perſon aber wird dem Witz und der **Kritik** ſchon ihre Blößen bieten. Gut alſo, wir geben es zu, die ganze Welt des Geiſtes und ihr werthvollſter Inhalt iſt zu ironiſiren; aber iſt es dann nicht der Witzdichter und ſeine eignen Werke ebenfalls? „Allerdings, antwortet uns darauf der freiſte der Befreier: das iſt ja eben der Witz davon: ich gebe mich ſelbſt, mein Gefühl, mein Höchſtes und das ſonſt Geheimſte des Herzens preis, nur ſo ſteh ich über Allem.“ Heine's Schlußwitz, womit er ſeine eignen Gefühle verhöhnt, übt dieſe Kunſt aus; es iſt der Gipfel der Befreiung, ſich von ſich ſelbſt zu befrei'n, ein Glück für den, der ſelbſt nichts taugt, das höchſte Unglück, wenn man ſein beßres Ich über Bord wirft.

5. Das Publicum des Witzdichters.

Der Witz, der ſich Alles erlaubt, jeden Abfall, jeden Verrath, weil ihm Alles gleich nichtig iſt, hat ſich übrigens weit verbreitet. Mächtig durch das Selbſtgefühl der Individuen und die Ohnmacht unſers Gemeinweſens, iſt dieſer Geiſt der unabhängigen, nicht betheiligten Genie's, dies geiſtige Freibeuterweſen, in die entgegengeſetzten Geſtalten des Lebens und der Literatur gefahren. Der gemeine Krautjunker, der ſeine Unterthanen hudelt, ironiſirt ſie, und nicht nur den Spießbürger, auch Vernunft, Wiſſenſchaft, Liebe — ironiſirt er mit dem bekannten Ausdruck: „Profeſſoren und Huren ſind immer für Geld zu haben.“ Der geniale Deſpot, der fromme Heuchler, der lügneriſche Diplomat, ſie haben alle ihren Humor dabei und kennen die Maxime: mundus vult decipi. Es iſt möglich, daß der Witz dieſen noblen Cavalieren unbequem wird; aber ſie hören darum nicht auf, wie die Freudenmädchen, ihr Publicum zu ironiſiren und, wie dieſe, verlieren ſie nur in Einem Fall ihren Humor, — wenn ſie ihr Publicum verlieren.

Der Witzdichter, ſo gefährlich er iſt, hat daher ein großes und ſogar ein hohes Publicum. Ihn begrüßt die feine und die überfeine Welt, die ſich vor allen Dingen gerne zum Esprit und zur Genialität erhöbe, ihn die übermüthige Jugend, die ſich mit ihm im Kothe findet, ja ſogar die ſentimentale, die ſeinen Pferdefuß nicht merkt, und in der lächelnden Thräne ein intereſſantes Malheur ſieht, enthuſiaſtiſch als ihren Dichter, als den Sänger ihres Herzens. — Von Gentz, dem Roué (Gentz war ein leidenſchaftlicher Verehrer Heine's) bis zu dem ſchwärmeriſchen Schüler, welch' eine weite Kluft! Und wenn es ſich trifft, daß ſeine Satire da einſchlägt, wo ihr Blitz jetzt hingehört, in die faulen Flecke unſers geſelligen und politiſchen Körpers, ſo gewinnt er auch noch die noblen Herzen und die ſtrebenden Köpfe für ſein Genre; die Realiſten endlich entgehn ihm nie, denn die handgreifliche Realität ſelbſt iſt es, die er gegen Alles ins Feld führt.

6. Parrheſie. Ungenirtheit. Uebermuth.

Er ſelbſt pflanzt die Fahne des heitern Griechenthumes, die Fahne der Parrheſie, auf; und wenn er es mit nichts hält, ſo iſt er es, der laut verkündigt, was ſo viele heimlich denken. Wie Ariſtophanes läutet er ſeiner Zeit zu Grabe und verkündigt eine neue, ungenirte, menſchliche Zeit. Er ſagt es: „Ein zweites nachwachſendes Geſchlecht hat eingeſehn, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo reſpectabel iſt, wie jene triſte modrige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes **Europa** trübſelig entblumt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkert hat.“ Vortrefflich! der Aſkeſe, der Romantik und dem Chriſtenthum ſetzt er die heitere Freiheit entgegen; aber iſt es nicht etwa Ironie? Hat Heine das Recht, ernſthaft zu reden, nicht verſcherzt? Wer glaubt ihm noch? wer iſt ſo ein Eſel? würde er ſelbſt ſagen. Und mit Recht. Wir müſſen uns ſelbſt unterrichten, was es mit jener „Frühlingsidee“ auf ſich hat; daß der Frühling aber nicht ganz erlogen ſein könne, wiſſen wir ſchon aus ſeinem Principe, dem befreienden Witze, ſelbſt.

Heine iſt ein Widerſacher der trüben deutſchen Romantik von 1813 und 1815; Heine hat franzöſiſches Blut in ſeinen Adern, und es ſpuckt in ihm etwas von Voltaire's Eſprit. Während Börne die Rouſſeau'ſche Moral der Freiheit verkündigt, iſt es ihm um den Geiſt, der frei iſt, wie der unfaßbare Proteus, zu thun. Er iſt im Streite mit der Religion, und ſeine Polemik nicht immer die zarteſte. Die Hegel'ſche Philoſophie und der franzöſiſche Esprit haben ihn in die Lehre genommen, und er ſucht nun den ſentimentalen, ſchwerfälligen, trübſeligen, religiösverdumpften deutſchen Geiſt zu verarbeiten und zu verdauen. Es weht in der That Frühlingsluft in ſeinen Schriften. Er hat Recht gegen die Zeit, die er ironiſirt. Dieſe Verarbeitung des deutſchen Geiſtes beginnt in den „Liedern der Heimkehr“ und in den „Reiſebildern“. Eine unſägliche Friſche weht uns erquickend an, wie wir aus der ſteifen Geſellſchaft der alten Welt unter die völlig ungenirte Jugend treten, die ganz unter ſich iſt und ſich einem offenen Uebermuthe hingiebt. Die Jugend iſt dieſe Poeſie. Schon Göthe weiß das friſche Jugendleben zu ſchätzen, wie es ſich giebt, „mit wenig Witz und viel Behagen“; wie glücklich, wenn nun gar viel Witz und ausgelaſſener Uebermuth mit dieſem Elemente ſich verbindet! Dies iſt Heine's Glück.

Der Witz aber gehört weſentlich dazu. Denn der Witz iſt der kluge Befreier von aller Gêne: er iſt der immer triumphirende Sieger gegen die Steifen, die der Zopf der Convenienz, gegen die Heuchler, die der Zopf der Religion, und gegen die Philiſter, die der Zopf der Moral genirt; und wenn dieſer ungenirten Geſellſchaft von Freigeiſtern auch alles Andere verächtlich wird: Liebe für Sentimentalität, Begeiſterung für Tollheit, Sittlichkeit und Treue für Beſchränktheit gilt, denen ein Vernünftiger und Freier und vor Allem ein Mann von Geiſt ſich zu ſchämen habe; ſo bleibt doch Eins gewiß bei ihr in Ehren und das iſt der Witz.

7. Frivolität des Witzes.

Der ſouveraine Witz iſt die Macht, welche die Frivolität jedes Kneip-, Soldaten- und Studentenlebens zu einer geiſtigen Würde erhebt, und den Betheiligten ſogar das befriedigende Gefühl mittheilt, daß ſie nun kein höheres Bedürfniß mehr haben und ſelig ſind, wie die olympiſchen Götter.

Aber ſoll der Witz damit zufrieden ſein, daß ihm dies oder jenes zufällig in den Wurf kommt? Soll er die Herrlichkeit des Herzens, den Enthuſiasmus der Freiheitshelden, das Recht der Sitte reſpectiren? So wär' er genirt. Wer iſt am Ende ungenirt, ſo lang er noch Strümpf' und Schuh' an den Füßen und ein Hemd um den Hals hat? So geſchieht es denn, daß der ungenirte Witz ſich nackt auszieht; die Kleider aber und die weggeworfenen Feſſeln dieſes neckiſchen Kobolds ſind in letzter Inſtanz Liebe, Wahrheit, Freiheit, die er nun links und rechts von ſich reißt und mit Füßen tritt.

In den Reiſebildern (II, 122) heißt es: „Aepfeltörtchen waren damals meine Paſſion, jetzt iſt es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebsſuppe.“ Dieſe Krebsſuppe iſt die allgemeine Witzſuppe, ohne welche er nie jene vornehmen Gerichte, wie Liebe u. ſ. w. aufträgt; man würde ja ſonſt ihn ſelber für einen „ſentimentalen Eſel“ oder etwas dergleichen halten.

Soll man nun dieſe Frivolität, gedruckt und poetiſch dargeſtellt, ernſter nehmen, als die entſprechende Lebensregion? Um einen Genuß daran zu haben, muß man kein Philiſter ſein. Die gelehrte Frage: wie viel verſteht das Spiel von dem, womit es ſpielt, der Zorn über ſeine Frechheit, die feine Naſe bei ſeiner Derbheit, der Anſtand bei ſeinen Zoten, der Ernſt bei ſeiner Gottloſigkeit — alles dies iſt eine Steifheit, welche vergißt, daß der Uebermuth hier die Vorausſetzung und das eigentliche Lebenselement iſt. Heine fertigt die bornirten Kritiker damit ab, daß ihn jeder auf ſeinen Geſichtspunkt ziehe, der eben nicht dahin gehöre: „Das Huhn ſtellt ſich auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernſt; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans ſchnattert, er ſei nicht wiſſenſchaftlich; der Dompfaff zwitſchert, er habe keine Religion ꝛc.“

Die völlige Ungenirtheit und Liebenswürdigkeit dieſes frivolen Lebens giebt die „Harzreiſe“ am reinſten wieder.

Der Witz iſt Herr überall, wo er es werden kann, und er hat Recht, ſo weit er die Welt gewinnt. Was ihm verfällt, das iſt verloren; was reelle Macht hat, dem kommt er nicht bei, dem folgt er, wie der Sklave in der Komödie ſeinem Herrn. Daß der Witz ſich an Alles macht, iſt ſeine Empörernatur, daß er nicht Alles beſiegt, iſt ſeine Sklavenrolle; der ſiegende Witz kommt nach dem ernſthaften Freiheitskampf, der reſultatloſe iſt der ohnmächtige Troſt über die Zähheit einer dauernden Sklaverei, die der Witz nicht praktiſch ſtürzt, von der er nur in ſeiner Phantaſie ſich befreit.

Ueber die geſtürzten Götter kommt die Vergeſſenheit; als Lucian ſie noch verſpottete, waren ſie noch nicht vergeſſen; aber wenn ſie verſpottet werden können, iſt ſchon ein ernſter Titanenkampf gegen ſie gelungen, Viele ſind ihnen entfremdet, nur noch nicht Alle. Sobald es Alle ſind, verliert der Witz ſeinen Gegenſtand: er braucht den Menſchen und ſeinen Wahn.

Heine iſt der chriſtliche Lucian:

Mir träumt': ich bin der liebe Gott
Und ſitz' im Himmel droben,
Und Englein ſitzen um mich her,
Die meine Verſe loben.

Doch Langeweile plagt mich ſehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden. ꝛc.

Die Redensart: „Ich war müde wie ein Hund und ſchlief wie ein Gott“ nimmt er ernſthafter, als die Studentenwelt, in dem Gedicht:

Eingehüllt in graue Wolken
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie ſie ſchnarchen,
Und wir haben böſes Wetter.

8. Vergeiſtigung des gemeinen Lebens.

Die Harzreiſe geht von Göttingen aus. Göttingen alſo, dies unlebendige, in's Einzelne verirrte, verbauerte, citatenſtolze Profeſſorenunweſen, hat zuerſt den Aerger des emancipirenden Geiſtes zu büßen. Mit Recht! Der befreiende Dichter nimmt das Leben und immer wieder das Leben zum Motto, und klopft den pedantiſchen Bücherwurm aus, der es anfrißt. „Es war noch ſehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte ** lag gewiß noch im Bett und träumte wie gewöhnlich: er wandle in einem ſchönen Garten, auf deſſen Beeten lauter weiße mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühſam in ein neues Beet verpflanzt.“

Heine verſteht die Kunſt, dem Leben überall wie es vorkommt, die Bedeutung abzugewinnen und das Licht der Poeſie darüber auszugießen. Seinen Reiſegefährten, den Schneidergeſellen, läßt er erzählen: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Kaſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen. Hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwei Groſchen Durſt; und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Camiſol, weint wie eine Dachtrauſe und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie.“

In dieſem Humor wird das Ringen nach den geiſtigen Gütern zum Witz und Sinn des alltäglichen Lebens, — eine Form, die ſogar tiefere Poeſie iſt, als die Darſtellung des frivolen und harmloſen Witzlebens der ungenirten Lebensregion, wo man ſich nur gegen die Abhängigkeit von einem weſentlichen Intereſſe ſträubt, während hier aus dem gemeinen Leben ſelbſt ein edlerer Gehalt emportaucht. Der Dichter hat ſein Talent, das unmittelbare Leben poetiſch zu Ehren zu bringen, vielfach glücklich geübt, obgleich ſpäter auch ſehr oft nur proſaiſcher Witz und reine Malice hervortreten, z. B. gegen Platen und in der Schilderung:

Du, du liebteſt die Chauſſeen
In der Liebe und ich ſchau
Dich am Arm des Gatten gehen,
Eine brave, ſchwangre Frau.

Das iſt eine Realität ohne Witz, und gar die Philiſterei in der Strophe:

Braver Mann, er ſchafft mir zu eſſen!
Will es ihm nie und nimmer vergeſſen!
Schade, daß ich ihn nicht küſſen kann,
Denn ich bin ſelber dieſer brave Mann.

Die wirklich poetiſche Welt der neuen Poeſie iſt das erfriſchte und über ſich ſelbſt erhabene Alltagsleben mit Wegwerfung aller poetiſchen Vornehmthuerei. Der Heiniſche Schneidergeſell iſt ſo viel werth als drei Könige vom alten Stil. Die Berechtigung des Lebens iſt anzuerkennen und die Begeiſtung dieſes Lebens eine gute poetiſche That, die ſich denn auch Eingang zu verſchaffen gewußt hat.

Die Poeſie des unmittelbaren Lebens ſucht nicht lange umher. Alles und jedes iſt ihr Stoff, die ganze Welt iſt von ihr erobert, ſie braucht nur in die Welt hineinzureiſen, um Poeſie mit nach Hauſe zu bringen. Die „Reiſebilder“, Reiſenovellen und wie die Mutterſtämme und Ableger ſonſt noch heißen, tragen ihr welteroberndes Beginnen, ihre Luſt des Lebensbades und ſeiner Erfriſchung ſchon im Titel an der Stirn.

Der „Salon“ iſt nur die Umkehrung der Reiſebilder. Dort wurden die Bilder erreiſ't, und der Verſammlungsſaal ſeiner Figuren lag über halb Europa ausgebreitet. Hier concentrirt ſich das Leben, Paris iſt die Welt, theils ſind die Bilder beiſammen, theils werden ſie herbeigeholt, um hier ſich zu concentriren. Der zufällige Stoff, wie er ſich grade findet, iſt dem Dichter recht; dieſe Art von Poeſie hat keine abgeſchloſſene, kunſtreiche Geſtaltung nöthig. Darauf kommt es ihm nicht an; er iſt höchſt ſelbſtgenügſam, hat all das Seinige immer bei ſich, würzt mit ſeinem Witze Alles was ihm nur vorkommt, und iſt entſchieden darüber aufgeklärt, daß es nicht um die vorkommende Sache, ſondern um die Würze zu thun ſei.

9. Begeiſtung der Natur: Märchen.

Er wendet dieſes Vergeiſtigen und Würzen, wie auf das Menſchenleben, ebenſo auf die Natur an. Gleich in der Harzreiſe hat er höchſt anziehende Belebungen dieſer Art zu Stande gebracht. Durch den vertrauten Umgang mit den Dingen, durch den Sinn für ſie, der ihnen in all ihre Eigenthümlichkeit nachgeht, entſteht ein intimeres Verhältniß zu ihnen. Er hat auch hierüber das entſchiedenſte Bewußtſein: „Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die Unmittelbarkeit entſtand die deutſche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Dinge ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſem Volke, in der ſtillen umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- und Waldhütten, offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände; dieſe gewannen einen nothwendigen, conſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und reinmenſchlicher Geſinnung; und ſo ſehn wir im Märchen wunderbar und doch, als wenn es ſich von ſelbſt verſtünde: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneiderherberge und verirren ſich im Dunkeln ꝛc. Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bei allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäter abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen und das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühſam einwechſeln."

Das Charakteriſtiſche der Naturbildungen giebt, wie die Thiere in der Fabel, eine gewiſſe Nothwendigkeit; die Tanne des Nordens, die Palme des Südens ſind ſolche Charaktere, die das Märchen in Scene ſetzen könnte. Das Märchenhafte einer ſolchen Naturpoeſie bringt Geiſt in die Natur, wie die alte Fabel es mit den Dryaden und Flußgöttern machte. Dieſe Begeiſtung der Natur ſetzt ihre Starrheit in einen lieblichen Fluß, aber ſie wirkt nur ſo lange die Anſchauung und das Bild im Charakter und damit in der wirklichen Anſpielung auf das menſchliche Gemüth bleiben. So empfindet man wohl die beſchneite trauernde Tanne auf dem nordiſchen Felſen und den wehmüthigen Palmbaum im brennenden Süden als Gegenbild des Gemüthes, als dieſe ſchwermüthige Anſchauung; nun aber läßt Heine ſie, ohne weitere märchenhafte Vermittlung, in einander *verliebt* ſein. Das iſt nur ein Scherz. Man nimmt ihn an, man läßt ſich hinreißen, darauf einzugehen: aber es iſt ein leerer Witz; die reine Willkür hat ihn geboren, und nur die Beweglichkeit dieſer Willkür, der ſonderbare Einfall, iſt ſein Verdienſt. Man ergötzt ſich an ſolchem Tand und ſeinen bunten Abenteuerlichkeiten; aber man *beſinnt* ſich bald, daß im Grunde nichts dahinter iſt, während im Märchen bei aller Abenteuerlichkeit die Charaktere der Dinge nur dazu dienen, einen pſychologiſchen Verlauf darzuſtellen, ohne ſelbſt Zweck zu ſein.

10. Die poetiſche und unpoetiſche Pointenpoeſie.

Man beſinnt ſich über die Berechtigung des Witzes, wenn man auch anfangs von ihm überraſcht wurde, und dieſe Beſinnung iſt es, welche überhaupt der Heiniſchen Poeſie zu einer weiteren Kritik ausſchlägt.

So lange wir noch unbedenklich auf dem luſtigen Strudel des ungenirten Witzes uns einſchiffen, ſo lange wir mit ihm die Ufer des gemeinen Lebens umſegeln und uns im märchenhaften Wirbel vorbeitragen laſſen, ſo lange wir die Pedanten, die Steifen, die Unbewußten, die Narren gutmüthig in unſer Schiff laden, und, vor allen Dingen, ſo lange der Strom *uns an keinen Felſen der ernſten Lebensbrandung wirft*; — ſo lange iſt dieſe ergötzliche Poeſie wirklich ſo viel werth, als aus ihr gemacht wird, vielleicht noch etwas mehr, denn ſie *fordert* die Freiheit im Ernſt, weil ſie ſie *nur* im Spiel erreicht. Eben dieſe Beſinnung, zu der ſie anregt, denn jeder Witz iſt die Beſinnung über eine Abſurdität, erſcheint als ihr Wurm, der ſie von Innen heraus verzehrt, oder als die ernſthafte Befreiung, in der dies Spiel mit ſeinem zügelloſen Strudel untergeht.

Die Heiniſche Poeſie iſt eine Witz- *und Pointenpoeſie*, eine Komödirung und Traveſtirung von allem Möglichen. Es können einzelne, es können mehrere Lieder vorkommen, die ernſtlich ergreifen würden, wenn ſie iſolirt blieben; aber wo der Schlußwitz und die Aufhebung des Gefühls nicht gleich beigegeben iſt, da folgt ſie mit unausbleiblicher Sicherheit in einem eigens darauf berechneten Liedchen nach. Dieſe Manier iſt ſo bekannt und berühmt, daß es überflüſſig ſein würde, Beiſpiele anzuführen. Alle Lieder von der Heimkehr bis zu den politiſchen Satiren der letzten Zeit ſind von der Art. Es iſt bei der Gelegenheit viel von der lächelnden Thräne und damit vom Humor die Rede geweſen; aber Witz über die Empfindung, mag er, wegen der Affectation der Empfindung, noch ſo nahe liegen, iſt immer Liebloſigkeit und vorwitziges Bewußtſein, und darum gerade das Gegentheil des weltverſöhnenden, zur Unſchuld abſoluter Liebenswürdigkeit zurückkehrenden Humors. Der Witz verhöhnt die Beſchränktheit, der Humor hegt und pflegt in ihr den verborgenen Kern des Wahren. Der Witz macht das Wahre zum Schwert gegen den Verkehrten, der Humor macht es zur Frucht der beſchränkten Geſtalt. Wo alſo Heine wirklich Humor zeigt und damit poetiſch wirkt, geht er auf die bornirte Geſtalt ein, wie auf den Schneidergeſellen im Anfange der Harzreiſe und auf das Bergmannsmädchen etwas weiter hin; er bringt den Kern der Individuen ans Licht, ohne ihren beſchränkten Charakter zu zerſtören. Daſſelbe geſchieht in der Darſtellung des Studentenlebens auf dem Brocken, am beſten in dem Liede an den Nachtwächter, welches das liberale Bewußtſein ſich ſelbſt ironiſiren läßt:

> Der Kölner Dom, des Glaubens Freude,
> Ein frommer König baut ihn aus;
> Das iſt kein modernes Kartengebäude,
> Kein ſündiges Deputirtenhaus.

In dieſem Humor ſind die Pointen überall, an jeder Stelle der Darſtellung, das Ganze iſt vollſtändig von ihnen durchdrungen, das ſtete Wetterleuchten des Geiſtes aus der bornirten Geſtalt macht ihr urſprüngliches Dunkel zu einem poetiſchen Phänomen. Dies iſt die poetiſche

Pointenpoeſie, die nun keinen Schlußwitz, kein vornehmes Naſerümpfen des Poeten mehr brauchen kann, denn ſie hat den Witz verdaut und aſſimilirt. Heine iſt dieſer Form vollkommen mächtig, und darin liegt die Liebenswürdigkeit und die Macht ſeiner Poeſie über die Zeit.

Dagegen ſind alle ſeine Gedichte mit Schlußwitzen, die das Gefühl negiren, welches vorhergeht, nichts weniger als Humor. Der Humor iſt *für* das Wahre, er ſucht und findet es in der beſchränkten Figur, oder läßt es durch ihre Darſtellung hervorſpringen. Der Heiniſche Schlußwitz aber iſt *gegen* das Wahre, er ſchämt ſich der Liebe, er ſchämt ſich des Heimwehs, er ſchämt ſich jeder Begeiſterung: der geniale Poet ſoll darüber erhaben ſein. Dies iſt die *unpoetiſche* Pointenpoeſie. Sie hält jedesmal ihrer eignen Empfindung die proſaiſche gemeine Welt entgegen.

11. Der Witz iſt proſaiſch und Realiſt.

Es iſt der Begriff des Witzes, daß er überall das Selbſtbewußtſein der Perſon geltend macht und dadurch ihren unbefangenen, unmittelbaren Zuſtand aufhebt. Dies geſchieht, indem die harmloſe, unbewußte Geſtalt plötzlich, ſo wie ſie iſt, mitten in das Licht der Kritik hineinverſetzt wird. Es iſt gewiß, daß nun der Gehalt und die Wahrheit ſo gut auf der einen, als auf der andern Seite ſein kann, ja, wir fühlen uns grade da am meiſten verſucht, die eigne Freiheit geltend zu machen, wo uns die Wahrheit mit ihrem Gehalt mächtig und überwältigend gegenübertritt. Die ſelbſtbewußte Perſon kann von der Wahrheit wegſehn, und wenn ſie dem begeiſterten Redner eine Naſe dreht oder einen Zopf anſetzt, ſo iſt das ein Witz. Allerdings kann der Witzige die Wahrheit wiſſen und auf ſeiner Seite haben, immer muß er ſich den Anſchein geben; aber der leere Schein der Wahrheit macht denſelben Effect, als die Wahrheit ſelbſt, und Liebe, Wahrheit, Freiheit, vornehmlich aber der Enthuſiasmus, werden durch die Krebsſuppe, die der Geniale zu ihnen hinzufügt, lächerlich; denn es ſcheint, als hätte der Enthuſiaſt in ſeiner Ueberſchwenglichkeit das Recht der Krebsſuppe vergeſſen. Hat nun der Witzige, der zur Wahrheit, Liebe und Freiheit noch die Krebsſuppe hinzufügt, Recht? Er zeigt damit weiter nichts, als daß er auch dieſes Umſtandes eingedenk, alſo vollſtändiger bei Sinnen ſei, als Leute, die ſich in die Paſſion der Liebe verſenken und dabei die Krebsſuppe außer Acht laſſen; er bringt den Schein des überlegenen Selbſtbewußtſeins hervor: er *ſcheint* die *Wahrheit* auf ſeiner Seite zu haben, indem er an das gemeine Bewußtſein und an die craſſe Realität der Dinge appellirt. *Warum ſind die Juden ſo witzig? Weil ſie Realiſten ſind.* Alle Heiniſchen Schlußwitze, welche als Gegenſtoß gegen die Gemüthsvertiefung auftreten, thun daſſelbe. Sie fügen hinzu, der Poet wiſſe ſich auch frei davon, das heißt aber nichts anders, als die Poeſie depreciren und den verſtändigen gemeinen Zuſtand gegen die geiſtige Erfüllung, Begeiſterung, Berauſchung als den ſelbſtbewußten und wahren behaupten. Nicht auf den Inhalt der Poeſie, welche jener Rauſch ſei, kommt es ihm an, ſondern auf den Witz, d. h. auf die Befreiung vom Rauſche. Nun iſt es genial, ſich vertiefen und die Schätze des Gemüths ans Licht bringen zu können; aber, meint der Witzdichter, nur ein Narr vergräbt ſich in dieſes Bergwerk der Poeſie und thut, als wenn ihre ſelbſtgeſchaffene, dunkle Welt ein Recht hätte gegen das Tageslicht der allgemeinen Beſinnung. Alſo noch höher, als jene Begeiſterung, iſt die Genialität, welche gleich von vorneherein die Beſinnung über den poetiſchen Zuſtand der Ekſtaſe hat und ausdrücklich hinzufügt, während bei ernſtlicher, unbeſonnener Vertiefung, ohne daß man daran denkt, doch allmälig mit dem proſaiſchen Lichte des alltäglichen Verſtandes die Beſinnung ſich wieder einſchwärzt. „Ach, jenes Land der Wonne, ich ſeh' es oft im Traum; doch kommt die Morgenſonne, zerfließt's wie eitel Schaum.“ Ein Dichter, dem die Poeſie ein Traum, die Proſa das Tagesleben iſt! ein Realiſt, wie ein Jude, wenn er auch ſelbſt keiner iſt! „Theurer Freund, du biſt verliebt, und du willſt es nicht bekennen; doch ich ſeh' des Herzens Gluth ſchon durch deine Weſte brennen.“

„Denkſt du der Vögel und der Bäume,
Des ſchönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es iſt ſchon ſpät. Die Nacht iſt helle,
Trübhell gefärbt vom feuchten Schnee.
Ankleiden muß ich mich nun ſchnelle
Und in Geſellſchaft gehn. O weh!“

12. Die coquette Poeſie. Die Lüge der Coquetterie.

Was ſollen dieſe kalten Umſchläge? Nichts als die Macht des Poeten über ſeine poetiſche Stimmung zeigen, an die er ſich nicht verliert, weil er zu vernünftig iſt, ſein Werk höher zu ſchätzen, als die Ehre ſeiner ſelbſtbewußten Perſon. Was will alſo die Heiniſche Poeſie, indem ſie dasſelbe Gefühl, das ſie erregte, verſpottet und dem Witze preisgiebt? Wir werden gefoppt, wir werden überraſcht, das Gegentheil von dem geſchieht, was wir erwartet; dieſe epigrammatiſche Form iſt *pikant*, und der witzige Dichter, der ſo in die Poeſie hinein und ſo wieder herausſpringen kann, der nicht nur ſo viel Gefühl, ſondern auch ſo viel Witz und Geiſt dabei hat, iſt doch ſehr *intereſſant*. Dies Pikante, dies Intereſſante und dies Intereſſe an ſeinem eignen Geiſt iſt offenbar der Zweck.

Wenn der Witz auch noch ſo zwecklos und unbefangen ſpielend erſcheint, es bleibt ihm doch immer der Zweck des ſüffiſanten Selbſtgenuſſes. Wir können zwar Theil daran nehmen und wir thun es auch, wenn's nur wirklicher Witz iſt; aber die Ehre bleibt dem Urheber allein. Und dieſe Ehre geht ihm über Alles; er opfert ihr jedes Gefühl, jedes Geheimniß ſeines Herzens, die ganze

Poeſie; aber — er iſt pikant, er macht ſich intereſſant.

Daſſelbe iſt mit den Damen der Fall, welche gefallen wollen und mit Geiſt und Schönheit zu feſſeln ſuchen, Liebe erregen, aber ſich der Liebe nicht hingeben, vielmehr ſogleich ſich zurückziehen und Alles für Spiel erklären, wenn ſie Eindruck gemacht. Dieſe Schönen wollen die Liebe nicht, ja ſie glauben nicht an die Liebe, ſie fühlen nicht eine Macht im Herzen, der ſie ſich hinzugeben hätten; ſie glauben an die Liebe nur als an ihr Werk, nicht als an ihre Paſſion, ſie glauben nur an ſich ſelbſt und an ihre Macht, Liebe zu erregen und ſich aus dieſer Erregung zurückzuziehn. Man ſieht, ſie wollen ſich nur intereſſant machen, und ſie machen ſich wirklich intereſſant, d. h. ſie ſind coquet.

Eben ſo hat ſich Heine in das Gefühl einzulaſſen, es zu erregen, zu beherrſchen und ſodann erſt durch den Witz ſich daraus zurückzuziehn und darüber zu erheben, um ſeine Poeſie pikant und ſich intereſſant zu machen, d. h. dieſe Heiniſche Witzpoeſie der epigrammatiſchen Schlußpointen, die gegen den Inhalt der Gedichte ſelbſt gerichtet ſind, iſt die coquette Poeſie und ihr Princip die Gefallſucht des Subjects, welches auf Koſten der eignen, wahren Paſſion ſich intereſſant machen will.

Zu dieſem Endzweck iſt er blaß und krank, hat ein zerriſſenes, aber ſchönes Herz, „in deſſen Tiefe manche ſchöne Perle ruht." Mädchen ſitzen am Fenſter und ſehn ihn mit Intereſſe vorbeigehn, ſie ſagen zwar nichts, ſehn aber fragend aus und denken wahrſcheinlich: wer iſt der intereſſante blaſſe junge Mann? Und die Antwort: einer der erſten deutſchen Dichter. Zu dieſen Ausführungen geſellt ſich keine Ironie, mit ihnen iſt es vollkommner Ernſt. Die Verſe, die ſehr charakteriſtiſch ſind und ſich in tauſend Variationen wiederholen, heißen wörtlich: „Wenn ich an deinem Hauſe des Morgens vorübergeh', ſo freut's mich, du liebe Kleine, wenn ich dich am Fenſter ſeh'. Mit deinen ſchwarzbraunen Augen ſiehſt du mich forſchend an: Wer biſt du, und was fehlt dir, du fremder, kranker Mann? Ich bin ein deutſcher Dichter, bekannt im deutſchen Land; nennt man die beſten Namen, ſo wird auch der meine genannt. Und was mir fehlt, du Kleine, fehlt Manchem im deutſchen Land; nennt man die ſchlimmſten Schmerzen, ſo wird auch der meine genannt.“

Die Schmerzen ſind die jungen Leiden, die wir kennen. — Eben ſo intereſſant, wie die Bläſſe, macht ihn die ſchöne Thräne. „Auch mich ſah der Harz, ſagt er, wie mich nur Wenige geſehen: in meinen Augen flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals.“

Dieſelbe Coquetterie mit ſeinem großen, leidenden, liebenden, blühenden, duftenden Herzen. Die Aloe ſpringt mit einem Schuß auf, wenn ſie blüht, der alte Chriſtian pflegte den Kindern eine hölzerne Treppe um die Blume herum zu bauen. Eben ſo ſelten, wie die Aloe, blüht ſein Herz. „Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt, und hörſt du plötzlich den Schuß — Mädchen, erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knospe und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudiger Sangesfülle. Iſt dir aber dieſe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach' es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe *und ſchaue hinab in mein blühendes Herz.*“

Die Mädchen am Fenſter beſehn ihn nur, und dieſe bewundert nur ſein liederblühendes Herz. Zu einer wirklichen Liebe kommt es nicht, nur zu der erdichteten, vermutheten. Er verſpottet das Herz und ſeine Schwärmereien: Alles iſt ja nur Lüge und Schein. „In den Küſſen, welche *Lüge*! Welche Wonne in dem Schein! Ach wie ſüß iſt das *Betrügen*, ſüßer das Betrogenſein!“

Nachdem er ſich viel um ſein untreues Lieb gehärmt, aber auch ſchon Witze genug über die Thorheit ſeines Schmerzes ausgeſchüttet; nimmt er endlich für immer Verſtand an, und es zeigt ſich, was es eigentlich mit der ganzen Geſchichte auf ſich hat, denn „o König Wiswamitra, o welch' ein Ochs biſt du, daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt, und Alles um eine Kuh!“ Oder ſoll dies etwa bloß mythologiſch ſein? nehmen wir den vortrefflichen Witz doch lieber, wie er es verdient, pſychologiſch, und ihn ſelbſt als den König; ſeiner Liebſten geſchieht kein Unrecht damit, denn — „wenn meine Liebſte ein Herzchen hätt', ſo wollt' ich drauf machen ein hübſches Sonett.“

Sonette giebt es, Herzen aber nicht. Vornehmlich bei den Weibern gehört es zu ihren Reizen, daß ſie falſch ſind, die Weiber ſind alle herz- und treulos: „O ſchwöre nicht und küſſe nur, ich glaube keinem Weiberſchwur! Dein Wort iſt ſüß, doch ſüßer iſt der Kuß, den ich dir abgeküßt; den hab' ich und dran glaub' ich auch, das Wort iſt eitel Dunſt und Hauch!" Und der ſeelenloſe Kuß wäre wahr?

Nicht ohne Grund verſteht man im gemeinen Leben unter dem Schimpf: „ſie iſt eine Coquette" geradezu, ſie iſt eine Hure. Die Liebe der Coquetterie, das ſcheinbare, herzloſe Sicheinlaſſen iſt Hurerei, denn Hurerei iſt die Liebe als Lüge und als bloßer Schein. Eben ſo iſt die ganze Poeſie der Coquetterie, die ſich immer nur ſcheinbar auf die Sache einläßt, nur mit ihr buhlt um des Scheines willen, ihrem innerſten Begriff nach eine Poeſie der Lüge.

Ueber der proſaiſchen Beſinnung, über dem realiſtiſchen Tic für den Koth, in dem er wadet, geht Heinen hier die ganze Welt der Wahrheit und die ganze Realität im wahren Sinne verloren. Indeſſen iſt dies nur die eine Seite ſeines Weſens, die unpoetiſchen Pointen werden durch die poetiſchen aufgewogen. Die leere Zeit und die herzloſe Herzensherrlichkeit, deren Uebermaß die Poeſie überſchwemmte — verdiente wohl den kalten Hohn der Satire, und wäre nur die Coquetterie nicht ſo bitterer Ernſt oder wäre auch ſie als eine gemeinſame Krankheit der Poeten ironiſirt; ſo ließe man ſich die entſchloſſene

Proſa und die handfeſte Realität gefallen in der Hoffnung, daß ein großer Aufſchwung einmal wirklich reelle Intereſſen ins Herz des Dichters und des Volkes gießen werde.

Heine ſchrieb ſich immer mehr aus dem Humor heraus und in die Proſa hinein, bis endlich die Julirevolution und die franzöſiſche Erhebung ihn anzog. In dem vierten Bande ſeiner Reiſebilder warf er „den königlich Preußiſchen Winternächten" ſeine Verachtung hin, er floh nach Paris in die Juliſonne, und ſchwärmte eine Weile für die Freiheit.

Leider hielt auch dieſer Rauſch nicht vor und die Nüchternheit der Proſa, die Kritik, kam wieder über ihn.

13. Der wahre Realismus und Heine's Form.

Es iſt nicht ſeine Schuld, könnte man ſagen, daß die Welt ſo läuft, wie ſie thut, und daß er ſich keine Illuſionen über die Menſchen und ihre proſaiſchen Zwecke macht. Aber die Poeſie ſoll den proſaiſchen Lauf der Welt bezwingen; ſie thut es in allen großen Momenten: die Poeſie, dieſen Rauſch des Geiſtes, der die wirkliche Welt nur momentan ergreift, den ſichert uns der Dichter in ſeinen unſterblichen Gebilden. Der Komiker alſo löst den Weltlauf ſelber auf; und nach langer Zurückgezogenheit aus der poetiſchen Bewegung iſt Heine wirklich mit der glücklichſten, zum Theil vollendeten Komödirung unſerer politiſchen Welt und ihres troſtloſen Verlaufs hervorgetreten. Es iſt klar, daß dieſe Wendung die Freiheit wieder auf ſeine Seite bringt und darum die Poeſie in ihm wieder herſtellt.

An den „neuen Liedern“ und an „Deutſchland, ein Wintermärchen“ iſt dieſe Wendung nachzuweiſen.

Seine Form bleibt überall dieſelbe, die Form des gemeinen Bewußtſeins, die leichte, natürliche, ungenirte Bewegung in Verſen und in Proſa. Sie entſpricht ganz ſeinem realiſtiſchen Princip. Er wird dem Gebrauch nie untreu, ſeine Verſe und ſeine Proſa ſind natürlich, als wären ſie gefunden. Er ſpricht nie in einer ſelbſtgemachten Sprache, ſondern mit den inhaltreichen, wohlverſtandenen Typen des Lebens. Seine Proſa ſtolpert nie, ſeine Verſe fließen von ſelbſt; aber bei den Verſen rächt ſich die übertriebene Oppoſition gegen die Kunſtform zuerſt durch den Widerwillen an dieſem monotonen, nur abgeklopften Rhythmus. Die Lieder der Nordſee fallen dann ſogar in die völlig willkürlichen Rhythmen, d. h. in die Form der Proſa. Dieſe Zwangloſigkeit iſt keine Kunſt mehr.

Die poetiſche Formloſigkeit, welche ganz mit der Proſa übereinläuft, entſpricht vollkommen dem Princip des Witzes, welcher die Beſinnung des Alltagslebens gegen „den Traum der Poeſie“ geltend macht.

Wir haben Urſache, ungeduldig zu werden, wenn es nie zum Siege über die alltäglichſten Hinderniſſe des Weltlaufs kommt, wenn immer die Formen der Gewohnheit es davontragen; wie in der Schreibart, ſo in dem Inhalt. Wie einförmig iſt z. B. nur dieſes Liebesverhältniß! Faſt nie kommt es zu Worten, nur zu Meinungen und Phantaſieen, die ſich von den Blicken und der Haltung ſeiner

Damen am Fenſter herſchreiben. Immer tritt ein gut Stück Straße, Fenſter, Ehemann, Verhältniß dazwiſchen, und man iſt ſicher, daß die ſogenannte Liebſte nie wirklich ſein iſt. Liebt ſie ihn, ſo giebt ſie ſich einem Andern hin; giebt ſie ſich ihm hin, ſo hat ſie gewiß einen Eheherrn und iſt immer nicht ſein. In den Beſchreibungen der Pariſer Liebe kommt es nun freilich zu den entſchiedenſten Realitäten; z. B: „Dieſe ſchönen Gliedermaſſen koloſſaler Weiblichkeit ſind jetzt ohne Widerſtreit meinen Wünſchen überlaſſen.“ — „Welcher Buſen, Hals und Kehle! (höher ſeh’ ich nicht genau;) eh’ ich ihr mich anvertrau’, Gott empfehl’ ich meine Seele!“ Aber dieſe anatomiſchen Realitäten erkälten ihn ſelbſt, und man begreift nirgends beſſer, als bei dieſer Schilderung, daß die gemeine Realität von dem wahrhaft Reellen ebenſoweit entfernt iſt, als das Thierleben vom Menſchenleben. Ein Hund iſt ſicher vor Empfindelei, aber er iſt eben ſo ſicher vor der Realität der Liebe, der Wahrheit und der Freiheit.

An die Stelle der Religion ſetzt Heine ſeinen „Glauben an den heiligen Geiſt, welcher die Zwingherrnburgen und des Knechtes Joch zerbrach.“ „Alle Menſchen, gleichgeboren, ſind ein adliges Geſchlecht.“

Von dieſem Geiſte nennt er ſich einen Ritter; und er iſt ihm wirklich gefolgt. Kaum erſchütterte Europa der Klang der alten Marſeillaiſe, kaum hörte Heine die Kanonen Frankreichs die Verkündigung der menſchlichen Freiheit erneuern; ſo riß es ihn hin.

Heine iſt als Realiſt für die Religion der Freiheit, er iſt als Realiſt für die Realität des Materiellen, für die Wahrheit der Sinnlichkeit; aber er läßt ſich den Geiſt, den die Materie erzeugt, zu leicht aus den Augen rücken: er iſt lange genug auch dem Glauben an die Freiheit untreu geweſen, weil Frankreich ſeit 1830 ſcheinbar wieder in das alte Joch zurückſank.

Es iſt Niemand zu verdenken, wenn er nicht glauben will: aber es iſt ein großer Mangel, wenn der Dichter die wahre Menſchenwelt in der unwahren Wirklichkeit nicht ſieht und nicht erkennt. Ueberall wo Heine ſich über den wahren Sinn der Realität täuſcht, fällt er aus der Poeſie heraus, und glücklich wenn er nur in die Proſa, wenn er nicht über und über in den Koth fällt. Dies Unglück begegnet ihm bei aller Richtigkeit ſeines Princips: der wahre Menſch ſei die wahre Realität. Das wahre Princip richtet ihn aber auch von tiefen Stürzen wieder auf, ſobald ihm der edlere Sinn des Realismus aufgeht.

Mit all ſeinen Fehlern darf man ihn immer zu den Befreiern des neunzehnten Jahrhunderts zählen; und eine ſpätere Zeit wird ſeine univerſelle Komödie, ſeinen Uebermuth mitten in dem tauben Philiſterthum unſerer Zeit ernſter nehmen und höher anſchlagen, als ſeine Zeitgenoſſen es vermögen. Niemand verurtheilt ſich ſelbſt.

2. Heinrich Heine und unſere Zeit.

Frivolität und Religion.

Erinnerung an Heinrich Heine.

1843 und 1846.

Haben wir zu fürchten, daß der ernſte Freiheitskampf noch einmal zur Poſſe werde? Iſt Heine's Blaſirtheit noch einmal möglich? Und wenn er wieder kommt, wird er wieder ein Gegner der praktiſchen Befreier ſein? So fragten wir uns 1843, als der deutſche Philiſter noch einmal die Sache der Freiheit zu verrathen begann, ein Geſchäft, welches er ſeitdem rüſtig fortſetzt. Eine Zeit der allgemeinen Erſchlaffung oder des hohlen Aufſchwungs iſt jetzt nicht zu fürchten; die Zeit der Frivolität iſt vorüber; die ernſtliche Befreiung läßt ſich nicht mehr unterbrechen: wenn ſie hier verrathen wird, nimmt ſie anderswo einen neuen Anſatz. Jede Unterdrückung der Theorie ſchlägt jetzt in praktiſche Verlegenheiten der Unterdrücker aus. Selbſt der Philiſter, ja ſelbſt der frivole Indifferentiſt wird in den Dienſt der Freiheit hereingeriſſen.

Es iſt lehrreich, aus dieſer Zeit auf die frühere zurückzublicken.

Die Zeit, gegen welche Heine in den zwanziger Jahren auftrat, verdiente ihr Schickſal. Heine faßte den Idealismus der Romantik, die Begeiſterung für Gott, Moral und Vaterland, wie ſie zum Beiſpiel in Menzel verſteinert iſt, bei ihrer Hohlheit; er faßte das nackte

Philiſterleben als den Sieger, und zeigte unaufhörlich, daß in ihm alles Wahre und Poetiſche untergehn müſſe. Immer heirathet ein Gimpel das romantiſche Mädchen; und die romantiſche Freiheit des deutſchen Reichs und ſeiner Herrlichkeit iſt ſelbſt nichts anders, als Gimpelei; ja, er geht noch weiter, und proclamirt den Untergang alles Idealen überhaupt: nur der Witz bleibt ihm berechtigt, denn dieſer iſt, wie er und die Philiſterwelt, Realiſt. Seine Manier wird allmälig eintönig, und man weiß es bald auswendig, wie es kommen wird, wenn er im Anfange jedes Liedes ſeinen Hochgefühlen oder Viſionen den Zügel ſchieſſen läßt. Der gemeinſte Realismus kommt hinterher, um dem Schwärmer einen tüchtigen Nackenſchlag zu verſetzen: „Doctor, ſind Sie des Teufels?“ fragt der Schiffscapitän, als er ſich in ſeiner Nixenviſion zu weit über Bord biegt. Der grellſte Contraſt der beſte! Ganz ſo war es den Deutſchen ergangen. Nicht den Hippias und Hipparch, nein den Harmodius und Ariſtogiton vertrieb der Philiſter; die Freiheitsſchwärmer wanderten nach Amerika, oder in die Caſamatten, und alle Welt ſchrie: „Kinder, ſeid ihr des Teufels?“

Der Frivolität iſt dabei ſo kannibaliſch wohl, als wie zehntauſend Säuen.

Frivol wird die Komödie aber erſt, wenn es ſich zeigt, daß ſie mit Allem, auch mit der Idee und dem Idealismus, ſelbſt in ſeiner wahren Form, fertig iſt und daß ihr nun wirklich nichts übrig bleibt, als der gemeine Sinn und die gemeine Alltagswelt, eben ſie, in welcher der witzige Dichter die Erfahrung machte, daß doch Alles, worauf der Menſch den Anſpruch ſeiner höchſten Würde gründet, eitel Dunſt ſei: eitel Dunſt die Freiheit, die Liebe, das Wiſſen, die Dichtung und, verſteht ſich, die Begeiſterung — Alles Lariſari! wir ſind keine Athenienſer; und Eſel und Narren, die dergleichen Dinge begehren! — man kann ſie nicht eſſen, wie Falſtaff von der Ehre ſagt. Das Einzige, was man thun kann, iſt, die Eſel und die Schwärmer unter den Eſeln in Einem Athen aufziehn, und mit den Schweinen ſich im Kothe wälzen, denn das Gemeine iſt ja doch das einzig Reale.

„Um die rothe Weltgeiſtnaſe — dreht ſich die ganze betrunkene Welt.“
„Zarte Gedanken der Liebe — roth und weiße Blumen im Kornfeld der Gedanken!
„Nur die ländliche Jungfrau verehrt und pflückt euch,“ „und ſchmückt
„Mit euch die ſchönen Locken.“

Nur ſie iſt noch naiv genug. Ein „Jüngling — Mann“ ſteht am Meer und fragt die Wogen:

„Sagt, was bedeutet der Menſch?“ — Die Wogen antworten nicht —
„Und ein Narr wartet auf Antwort.“

„Selten habt ihr mich verſtanden, ſelten auch verſtand ich euch;
„Nur wenn wir im Koth uns fanden, ſo verſtanden wir uns gleich.“

Natürlich, im Koth ſind alle Probleme gelöſt, es iſt nichts mit allen. Am deutlichſten wird dies in der „Götterdämmerung“, einem merkwürdigen Gedicht, in welchem die Kritik des gemeinen Realiſten ohne viel

Federleſens die ganze Welt zuſammenbrechen läßt, eben darum, weil es mit dem Idealen nichts iſt. Und allerdings, fällt dieſer Grund der Menſchenwelt, des Freiheitsbaus, des moraliſchen Weltgebäudes, der menſchlichen Natur in der natürlichen Natur: ſo fällt ſie in ſich ſelbſt zuſammen, und nur der Koth bleibt übrig. Die geniale Phantaſie hat darin mehr Methode, als ſie in Anſpruch nimmt. Hört:

> „Ich ſchaue in den Menſchenhäuſern und Menſchenherzen
> Lug und Trug und Elend.
> Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
> Viel ſchlimme. In der Jungfrau Schamerröthen
> Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern;
> Auf dem begeiſtert ſtolzen Jünglingshaupt
> Seh' ich die bunte Schellenkappe ſitzen;
> Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
> Seh' ich auf dieſer Erde.“

Es iſt weiſe, das Elend der Erde nicht zu überſehn, aber ſelbſt das elendeſte Menſchenherz iſt weiſer, als die Herzloſigkeit, die unter allen Menſchen kein menſchliches Weſen entdeckt. Nachdem er Geſundheit und Schönheit aus der Welt hinausgeworfen und nur Fratzenbilder und ein großes Lazareth übrig behalten, ſtürmt er dann auch den mythiſchen Himmel, in dem das Chriſtenthum die „Leiden der Erde“ ſühnt. Er „entdeckt auch im Himmel nicht die Macht des Menſchen, der ihn geſchaffen, ſondern nur die Macht des Unmenſchen, der ihn zerſtört. Gott iſt kein guter, er iſt ein „elender, ſiecher Menſch,“ und er wird nicht in das ſchöne

Tageslicht der wahren Menſchenwelt zurückgeführt, um hier alles Ideale mit neuer Kraft zu erfüllen, nein, er verſinkt in die alte Nacht, wie ſchon vor ihm alles Menſchliche in Gemeinheit verſunken war.

„Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder
Aufs Angeſicht die frommen Engelſchaaren.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt die Kron', zerrauft ſein Haar —
Die Söhne der Nacht geißeln die armen hübſchen Englein —
Und gellend dröhnt ein Schrei durchs ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht."

Der Himmelsſturm iſt conſequent. „Die Söhne der Nacht" ſind aber nicht reeller als „die frommen Engelſchaaren," der „verzweifelnde Gott" iſt nur die Wiederholung des „verzweifelnden Dichters," der nichts als eitel Elend in den Menſchen entdeckt. Der Himmelsſturm mit den Söhnen der Nacht iſt unberechtigt, die Kritik der Menſchenwelt mit dem allgemeinen Koth iſt gemein. Das Elend und der Himmel, der Gott und der Lump, beide ſind Producte des Menſchen; der Menſch hat die Macht, ſeine Welt wahrer und alle Menſchen geſunder, ſchöner, freier zu machen, aber ſchon wie die Welt iſt, iſt ſie ein Zeichen ſeiner Größe, und der Dichter irrt ſich bei allen Mängeln der Erde dennoch nicht, wenn er

„in den Menſchenhäuſern und Menſchenherzen"

Ehre, Wahrheit und Größe ſchaut.

Der Dichter wäre gar kein Dichter, der die geiſtigen Güter nicht ſähe. Um nur von ihnen zu reden, muß er ſie ſogar ſelbſt produciren; um nur gehört zu werden, muß er beweiſen, daß er in ihrem Beſitz iſt. Er producirt den idealen Gegenſtand, dem er zuſetzen will. Er liebt, um die Liebe zu perſifliren; um ſie mit ſeinem Witz zu treffen, muß er ſie erſt herbeiziehn. So erſcheint ſie in den Anfängen aller der unzähligen Lieder, die dies Thema behandeln. Will er ferner die Naturdichterei perſifliren, ſo muß er erſt Alles leiſten, was ſie ſelbſt geleiſtet. So ſchildert er das Meer vortrefflich und zuerſt in allem Ernſt, darauf tönen ſchon Diſſonanzen herein, wie „Großmutter der Liebe, o Meer" — und endlich reißt „Poſeidon einen Seemannswitz, und das plumpe Fiſchweib Amphitrite und die dummen Töchter des Nereus lachen darüber." Alles will erſt producirt ſein, bevor er die Production ſelbſt oder wenigſtens den Ernſt der Sache und der Darſtellung perſifliren kann. Dies aber will er. „Denn am Ende, fragt der Realiſt, was iſt es weiter? Witz, Genie, nur dies. Ich bin es, der all die ſchönen Dinge ſchafft. Mein ſchöpferiſcher Witz iſt anzuerkennen, aber was ich producire, das darf ich nicht anſtieren und anbeten. Die Illuſion muß ich als Illuſion kennen und Phantaſieen nicht für Realitäten nehmen. Alſo fahret hin, alle Herrlichkeiten des Herzens, des Enthuſiasmus, der Dichtung, des Wiſſens: ihr ſeid Lug und Trug! ich kenn' euch, denn ich hab' euch gemacht!" „Es jauchzt die befreite Seele," daß ſie mit all den Illuſionen fertig geworden, ihre eigne Thorheit für Thorheit erkannt und alle „Heuchelei mit ihrer gleißenden kalten Schlangenhaut“ von ſich geworfen hat. So leſen wir's in der „Reinigung.“

Der witzige Realiſt redet ganz allgemein; aber er hat eine beſtimmte Welt vor ſich, die hohlgewordene und ins Philiſterthum untergegangene Romantik, d. h. die Geiſtesarmuth der Deutſchen, die mit einem ungeheuren Aufſchwunge nichts Anderes herausbrachte, als das alte Chriſtenthum und das alte Reich. Natürlich mußte dieſe Herrlichkeit mit ihren vermoderten Idealen in die gemeine Wirklichkeit des beherrſchten Philiſterthums untergehn. Unter dieſen Umſtänden eine Herzensherrlichkeit anzuerkennen, das nennt er Heuchelei. Und daß er dieſe losgeworden, die Heuchelei der Frommen und der Patrioten — darüber jauchzt ſeine Seele. Gewiß, das iſt ein Gewinn.

Zunächſt mußte alle Welt, und leider ſtehn wir zum Theil noch in dieſer Kriſis, das Hohle als hohl, die Heuchelei als Heuchelei erkennen. Die Religion, die von dem irdiſchen Heil, der Patriotismus, der von der Freiheit abſieht, beide bringen nichts Anderes hervor als die Ergebung und das Elend des Philiſterthums, das gemeine unpoetiſche Leben. Der Witz und die Kritik ſind eins; ſie haben Recht gegen die Romantik d. h. gegen die jenſeitige Seligkeit und gegen den Patriotismus des Sklaven, der nur den Feind jenſeits der Grenzen kennt, und ebenſo gegen das Philiſterthum, welches die entgötterte Erde bevölkert. Alle Erhebung dieſer geiſtloſen Welt iſt Heuchelei; ihr wahres Weſen iſt der Indifferentismus.

Aber der Witz unſers Realiſten iſt ſelbſt indifferent, er iſt ſelbſt nur die Poeſie des Indifferentismus.

Sein Fehler beſteht alſo darin, daß er bei der Kritik des hohlen Idealismus, der hohlen Begeiſterung für die abgetragenen Kleider der Zeit, in denen die Prieſter und die Despoten einhergehn und der „elenden" Menſchheit aufs Haupt treten, das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Seine Realität, die er der „hohlen Idee" entgegenſetzt, iſt ſelbſt hohl und morſch, ſie iſt die gemeine, geiſtloſe Welt. Seine Freiheit, die er aus der „kalten Heuchelei" rettet, iſt eben ſo kalt, als ſie. Was der Heuchler verſchweigt, daß er von der Wahrheit nichts halte und ſie nur für ſich gebrauche, das ſagt er, das thut er. Nicht dasſelbe wie der Heuchler, das Gegentheil müßte er anerkennen und wollen. Nicht die gemeine Wirklichkeit und ihre Verzweiflung müßte er dem hohlen Enthuſiasmus, der auch nicht weiter kommt, entgegenſetzen, ſondern die wahre Verwirklichung der Menſchenwelt. Für ihre Möglichkeit iſt dem wahren Realiſten die jetzige Wirklichkeit und ſeine eigne Erkenntniß derſelben Bürge. Dieſem Realismus hängen wir an, und wenn man ihn Idealismus nennt, ſo iſt es nicht falſch, denn die zweite Natur in der gemeinen Natur, die der Menſch im Verein mit Menſchen ſchafft, iſt ein Geiſtesproduct.

Es kommt allerdings darauf an, zu wiſſen, „was der Menſch ſei;" aber „der Jüngling — Mann," der zu dieſem Problem gelangt, verfährt ſehr ungeſchickt, wenn er die „Wogen" darum befragt; und er darf ſich nicht wundern, daß er zum Narren gehalten wird.

Man könnte denken: Heine ſei hier nur einmal ſchwach geworden und habe die Perſiflage des meerbefragenden Jünglings nicht weit genug durchgeführt; man würde ſich aber darin ſehr irren. Die Ironie iſt überall nicht weit genug durchgeführt, ſonſt müßte er die Verſpottung des wahren Inhaltes wieder verſpotten und damit zur Wahrheit zurückkehren. Erſt der Spott, der den Witz von ſeiner Empörung gegen Vernunft und Freiheit zurückbrächte, wäre die wirkliche Befreiung, die nun auch ihn und ſein Publicum nicht mehr „kalt" ließe. Der Menſch ließe ſich mit dem Wahren erfüllen und Herz und Seele von ihm bewegen: es wäre *ein Umſchlagen der Komödie in die Begeiſterung*, man könnte ſagen *in die Religion*, um damit die hinreißende Gewalt der beſeelenden Idee und den Uebergang zur That unter dem Einfluß dieſer Gewalt zu bezeichnen. Was mir Religion iſt, dafür ſteh' ich ein, davon werd' ich getrieben, es iſt wirkende Idee, Praxis.

Aus dieſem Geſichtspunkt hebt ſchon die Philoſophie, der es Ernſt mit ihrem Inhalt iſt, im Gegenſatz zu der Sophiſtik, die nur ihr Spiel mit ihm treibt, die Frivolität auf, und dies iſt bekanntlich auch in Deutſchland wirklich geſchehn. Natürlich vermag dies nicht jede Philoſophie, ſondern weſentlich nur die, welche ſich zur Religion concentrirt und auf die Praxis der Idee dringt. Eine ſolche Philoſophie iſt die Fichtiſche, ſie tritt gegen die Frivolität auf; und ihr folgt ein Zeitalter der Religion. Erſt ſpäter erzeugt aus der Hohlheit des romantiſchen Geiſtes die Frivolität ſich wieder. Ja, Fichte beantwortet ſchon 1805 in der ſiebzehnten Vorleſung über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" Heine's Fragen an die Wogen und erklärt die Beruhigung: „ein Narr wartet auf Antwort." Der Philoſoph ſagt: „Selten iſt der Menſch ſo glücklich, daß ihm die reine Gedankenloſigkeit zu Theil wird. Kann er aber dem Andrang der Gedanken nicht widerſtehn, ſo bleibt ihm nichts übrig, als die abſolute Gedankenloſigkeit mit Freiheit zu ſeiner Maxime zu machen und in ſie die rechte Weisheit zu ſetzen. Die Narrheit, nach einem Grunde zu fragen, unterdrückt dieſer Weiſe, und will ſie nicht gelingen, ſo ſucht er ſich ſelbſt mit jenem Streben lächerlich zu machen, um an ſich ſelbſt Rache zu nehmen, daß er ſich doch einmal überraſchen und ergreifen ließ, auch, damit ja die Andern einer ſolchen Schwachheit ihn nicht für fähig halten. — Es kommt dir ein ernſter Gedanke in den Weg, den du nicht magſt; ſo laß ihn liegen und ſetze deinen angefangenen Weg fort! Das aber thuſt du nicht, ſondern du wendeſt dich gegen ihn, und bieteſt alle Gewalt deines Witzes auf, um ihn in ein lächerliches Licht zu ſetzen.

Warum giebſt du dir denn die Mühe? Du muſt doch den Gedanken in ſeiner ernſthaften Geſtalt nicht ertragen können, da du nicht eher Ruhe haſt, als bis du ihn in eine andere, dir gefälligere Geſtalt gebracht. *Leichtſinn* und *Frivolität* — und zwar je höher ſie ſteigen, deſto mehr — *ſind untrügliche Kennzeichen, daß im Innern des Herzens etwas iſt, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte;* und ſie ſind grade dadurch unverwerfliche Beweiſe, *daß die edlere Natur noch nicht ganz ausgeſtorben iſt.* Wer es vermag, einen tieferen Blick in ſolche Gemüther zu werfen, dem geht der ſchmerzliche Jammer auf über ihren Zuſtand und über die unaufhörliche Lüge, in der ſie ſich befinden, indem ſie alle Andern glauben machen wollen, daß ſie höchſt glücklich und vergnügt ſind, und von ihnen wieder die Beſtätigung erwarten, ohne doch bei ſich ſelbſt jemals Glauben zu finden, — zugleich mit einem wehmüthigen Lächeln über ihr Beſtreben, *ſchlimmer zu ſcheinen,* als ſie wirklich ſind."

Dies iſt der Humor von dem Humor, die Tragödie der leeren Zeit und des leeren Herzens! Aber an wem hatte Fichte dies Phänomen ſtudirt? — An aller Welt, wie ſie ihn umgab. Er ſpricht vor Berlinern, er ſpricht vor 1806. Die Gefahr dieſer Erſcheinung iſt ihm klar; er weiß das Mittel der Rettung, er ſpricht es aus, aber vergeblich, wie Kaſſandra. Erſt muſte die alte *frivole* Welt wirklich auf den Kopf geſtellt werden; eher hatten die Menſchen keinen Sinn für die *Religion,* die er fordert, und darum fordert, damit in ihr eine neue Welt geboren werde. Um den Untergang zu vermeiden, mußte man die Revolution, welche von Außen hereinbrach, das ernſte Weltgericht über den alten frivolen Ungeiſt, von Innen heraus kommen laſſen, wie die Bewegung, welche ſpäter die Wiedergeburt herbeiführte.

„Wir haben, fährt Fichte fort, alles Große und Edle im Menſchen darauf zurückgeführt, daß er ſeine Perſon in der Gattung verliere und an die Sache dieſer Gattung ſein Leben ſetze, für ſie arbeite, dulde und, ſich opfernd, ſterbe. Immer waren es Thaten, worauf wir ſahen; jetzt können wir tiefer gehn und ſagen, das einzig wahrhaft Edle — der ewig klare Quell aller wahren Thaten, die höchſte Form der in ſich ſelbſt klaren Idee iſt die Religion. Hat das Licht der Religion ſich in uns entzündet, ſo verbreitet es ſich, bis es unſre ganze Welt umfaßt, und wird ſo die Quelle eines neuen Lebens."

Dies iſt ein großes Wort. Wir reinigen es nur von dem Myſticismus, der die Perſon in der Gattung verlieren und die Quelle aller Thaten von der wahren Thätigkeit noch trennen, das Leben in und für die Idee von dem reellen Leben noch unterſcheiden will. Die Religion, von der hier die Rede ſein kann, wäre alſo die Bewegung des Gemüthes, welches von der Sache der Gattung erfüllt iſt. Dieſe Gemüthsbewegung läßt die Perſon nicht verloren gehn, ſie hebt ſie erſt recht hervor und befriedigt ſie; die Sache der Gattung iſt die Wahrheit, die Idee, der Zeitgeiſt, die Aufgabe der Geſchichte und darum eben ſo ſehr Sache der Individuen, die ſie ausführen. Die begeiſterten Perſonen ſind von dieſer Bewegung erfüllt, die frivolen halten ſich leer davon, in ihrer Leerheit aber ſind ſie hungrig nach der Erfüllung. Fichte hat alſo im Grunde von der Frivolität geſagt: ſie ſei die Sehnſucht nach der Religion oder nach der ernſtlichen Betheiligung bei der Realiſirung der Idee.

Wie wahr dies iſt, beweiſt Heine's ganze Geſchichte, vornehmlich ſeine Hingabe an die Hoffnungen der Julirevolution, in welcher ſich die Idee unſerer Zeit am deutlichſten ausſprach.

Die Frivolität ſcheint nun wieder auftauchen zu wollen. Sind wir aus der reellen Befreiung wieder in die Zeit der Sehnſucht zurückgeworfen? Wird das Herz wieder leer, der Verſtand wieder ein Philiſter, die Philoſophie zur Sophiſtik, die Poeſie zur Satire, die Religion zur Harlequinade, die Befreiung zur Witzreißerei werden? Der Witz iſt die Freiheit des Sklaven, nicht nur in der Komödie, auch in der Wirklichkeit, nicht nur zu den Zeiten Ariſtophanes', auch zu Heine's Zeit. Die Berliner und Wiener Witze, auch die hochverrätheriſchen gegen den Kaiſer und den König, ſind die Stigmata des deutſchen Geiſtes. Weh' uns, wenn das Volk keinen andern Troſt weiß, als den: „Haſt du die Peitſche, hab' ich den Rücken!“

Dieſe Angelegenheit iſt eine ſehr ernſthafte. Di

Männer, die der Welt einen neuen Aufſchwung zu geben und ſie aus ihrer ſelbſtgefälligen, ſchmählichen Faulheit herauszureißen bemüht ſind, müſſen vor dem Wiederauftauchen der Frivolität — und das Phänomen iſt in allen Kreiſen zu finden — ſtutzig werden. Was bedeutet es uns? Wird es völlig zur Herrſchaft gelangen, hat es eine Zukunft, oder wird der leichtfertige Geiſt, der unſern Zorn und unſre Erhebung mit den Fuhrmannswitzen gemeiner Krautjunker, und mit dem Hohn ſeiner Rauchfäſſer, ſeiner Reliquien und ſeiner Rockfahrten erwidert, zu Grunde gehn? So viel iſt gewiß, mit der Frivolität paſſirt der liederliche Cäſar den Rubicon, um die Republik und ihren Inhalt, Freiheit, Bildung, Ehre, überhaupt den Idealismus, der das Leben erſt lebenswerth macht, zu zerſtören. Auf alſo, und wehrt ihm die Paſſage!

Die Frivolität und ihr witziges Selbſtbewußtſein ſcheint Freiheit zu ſein; ſie iſt Willkür. Sie ſcheint poetiſch zu ſein; ſie iſt die reellſte Proſa. Sie ſcheint Geiſt zu ſein, und ſie iſt nichts, als die Verzweiflung am Geiſte ſelbſt. Aber es fällt oft ſchwer, den Schein vom Weſen zu unterſcheiden; und kaum wird dies anders, als im Zuſammenhange der Geſchichte deutlich. Die Geſchichte zeugt und die Geſchichte richtet die Phänomene. Wir werden uns alſo hierüber an Hein. orientiren und Einiges nachbringen können, was erſt die Alles enthüllende Zeit klar gemacht.

Wir haben ihn natürlich, wie alle Welt, im Anſange gern gehabt, als er mit ſeiner Harlequinspritſche den alten Ungeiſt blinder und hohler Begeiſterung für alles mögliche wieder eroberte deutſche Unweſen überwand; er war im Recht. Ihr ſagt, er war frivol und kannte kein anderes Intereſſe, als das der Frivolität. Ja, er war und er iſt frivol; aber wenn er die Welt frivol nimmt, iſt es nicht die Welt, die ihn frivol gemacht? Ihr ſagt, ohne auf Fichte's mildes Wort zu hören, dieſer Menſch treibt ſeinen Spott mit dem Heiligen; aber wenn nun vorher das Heilige ſeinen Spott mit ihm getrieben? Wenn er ſich in eine Zeit verſetzt ſah, wo die Heiligthümer profan und die Prieſter Heuchler und Komödianten waren — wie dann? Niemand iſt witzig, ohne daß ihm einer Gelegenheit giebt, es zu ſein; niemand frivol, wenn die Heiligthümer nicht leer, die geiſtige Welt nicht hohl und das Herz nicht ohne Nahrung iſt. So iſt auch Heine ein Sohn ſeiner Zeit. Es iſt ſeine Schuld, allerdings! aber es iſt auch ſein Schickſal. Sein Dämon iſt ſein Witz. Aber es wäre ſehr voreilig, wenn man ihn nun ſogleich beim Wort nehmen wollte, und jeden Witz für Ernſt, jeden Ernſt für Witz hielte, die Fähigkeit aber, ſeine eigne und die Tragödie ſeiner nichtswürdigen Zeit zu empfinden, ihm nicht zutraute. Es wäre ungerecht. Man braucht nicht Brief und Siegel darüber, daß es ſo iſt, denn es muß ſo ſein. Kein Menſch verfällt dem leeren Witz und der Verzweiflung an dem Idealen, ohne im Gefühl ſeiner Leerheit ſogleich auch die Sehnſucht nach wahrer Erfüllung zu empfinden, wie Fichte uns ſehr richtig lehrt.

Heine hatte lange nichts anders getrieben, als die Verhöhnung alles deſſen, was nicht mit Händen zu greifen iſt; — da trat die Julirevolution ein: und er gehörte zu denen, die nun an die Freiheit glaubten. Aber Realiſt, wie er war, drehte er dieſem Glauben gar bald wieder den Hals um. Er ſah, wie Louis Philipp „die beſte Republik“ zu kehren und zu wenden wußte, und nun war er wieder für lange Zeit vom Idealismus curirt: man darf ſagen, er warf ſich weg. Das beweiſen theils ſeine obſcönen Gedichte aus Paris, wo wir ihn nun wirklich „im Kothe“ finden, theils ſeine Schriften über Frankreich, und endlich zum Schluß das Buch gegen Börne. Börne iſt philoſophiſch nicht ſo frei, als Heine; er verſteht weder die Göthiſche, noch die Hegel'ſche Befreiung; aber Börne iſt der Freiheit treu wie der Geliebten; Heine mißbraucht ſie nach ſeiner Laune.

Unterdeſſen darf man auch hier nur ſuchen, um überall Spuren der alten Sehnſucht, die bei ſeiner Flucht nach Paris an den Tag gekommen war, zu entdecken; und es muß zugegeben werden, daß er Urſach hatte, Realiſt zu ſein. Wenn er nun ſagte: „Ich gebe meinen Witz für die Freiheit. Ich gebe ihn in ihren Dienſt. Gebt mir Freiheit, aber die ganze, reelle Freiheit, und ſie wird meine Religion ſein. Ihr könnt es nicht; gut, ſo bleiben wir Sklaven mit einander; ich wenigſtens will nicht zu denen gehören, die ſich darüber täuſchen. Und ihr ſelbſt, glaubt mir's nur, ihr thätet wohl, es eben ſo zu machen, wie ich. Reißt einen Witz, ſo ſieht man doch, daß ihr es merkt, wo man euch bei der Naſe hat.“

In dieſem Sinn iſt das bekannte Epigramm, welches im Geſpräch mit dem politiſchen Nachtwächter die illuſoriſche Magna charta der deutſchen Freiheiten mit ſo überlegenem Witz in's Licht ſtellt, ſehr zu beachten. Denn man kann hier nicht ſagen, daß er frevelhaft ungläubig wäre, im Gegentheil, er hat Recht:

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortſchrittsbeinen,
Du kommſt ſo verſtört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen?
Iſt ſchon befreit das Vaterland?“

Vortrefflich geht es, der ſtille Segen,
Er wuchert im ſittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und ſicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt ſich Deutſchland von innen heraus.

Nicht oberflächlich, wie Frankreich, blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutſcher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu geſpendet,
Und Wittelsbach ſchickt Fenſterglas.

Die Conſtitution, die Freiheitsgeſetze,
Sie ſind uns verſprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte das ſind Schätze,
Wie tief im Rhein der Nibelungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt:
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten feſt ſein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns beſcheeren;
Die patriotiſche Ueberkraft
Wird rüſtig rudern auf deutſchen Galeeren;
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So ſchwindet am Ende von ſelbſt die Cenſur.

Es zeigt ſich nur, daß er von der deutſchen Freiheit darum nichts glaubt, weil er ſie kennt und durchſchaut. Gegen wirkliche Illuſionen, wie die deutſchen Freiheitsfortſchritte, hat der Realiſt immer Recht, und wehe denen, die ſich gegen ſeine Stimme verſtocken. Die Frivolität, die Blaſirtheit, die Indolenz, das Philiſterthum, alle dieſe Plagen unſrer Zeit, ſind nicht anders zu überwinden, als in der wirklichen Freiheit, verſteht ſich, der politiſchen, denn nur in ihr iſt die Freiheit überhaupt reell, und dem Sirenengeſange des Proteſtantismus iſt nicht zu trauen, wenn er uns eine „Geiſtesfreiheit“ im unfreien Staatsleben vorſpiegelt. Der Geiſt iſt Staatsgeiſt, er iſt nicht freier, als der Staat; und alle Menſchen, die eine übereinſtimmende Denkungsweiſe erzeugen, ſind politiſche Weſen, Mitglieder eines Ganzen von beſtimmtem Charakter. Wer kann ſein Haupt erheben zu kühnen und ganzen Gedanken, wer ſeine Seele erweitern mit wahren, die Sache der Menſchheit ergreifenden Gefühlen, wenn ihn auf jeden Schritt der Scherge ſeines Herrn begleitet, um ſein Haupt zu ducken und ſeine Seele zuſammenzuſchnüren? „Herr, gedenke der Athener!“ ließ ſich einſt der Perſerkönig zurufen. „Sklav, gedenke der Athener!“ laſſe ſich jetzt der Proteſtant zurufen; und er wird zugleich des Despoten gedenken, der ihn hindert, zu ſein, was er denkt.

Wäre nun die politiſche Freiheit eine Sache, wie ein Juwel oder ein ſchönes Schloß, wäre ſie nicht vielmehr eine Form der menſchlichen Geſellſchaft und des menſchlichen Denkens und Thuns, die fortdauernd in der Bildung begriffen iſt; ſo müßte man dem Realismus, der in proſaiſchen Zeiten verzweifelt, frivol und blaſirt wird, Recht geben. Gleichgiltigkeit, Schlaffheit, Blaſirtheit, Frivolität ſind Producte ſklaviſcher Zuſtände und eines praktiſch und politiſch verwahrloſ'ten Volksgeiſtes; wo aber die Freiheit auch nur theoretiſch, in Philoſophie und Poeſie, verwirklicht iſt, liegt ſchon eine Bürgſchaft für totale Befreiung vor. Der Realiſt iſt in der Täuſchung, wenn er die Theorie, den ewigen Mutterſchoß der Weltgeſtaltung für unfruchtbar hält, weil noch nicht alle Formen menſchlicher Entwürdigung aufgehoben ſind.

Die Wahrheit und der befreiende Gedanke iſt allemal hinter den Dingen verborgen, und Heine hat 1830 ſelbſt erlebt, daß die Idee Alles vermochte gerade zu einer Zeit, als er ihr nichts zutraute, — daß alſo ein zündender Gedanke Millionen Herzen entflammte. Alle dieſe Herzen waren Idealiſten; wenn aber der Idealismus allgemein iſt, ſo iſt er eine Macht und eine Realität, auch für den äußerſten Zweifler. Das empfand damals unſer Witzdichter.

Aber auch in Deutſchland hat Heine die Erfahrung machen können. Es verſteht den zweckloſen Witz nicht mehr, es will die Narrenkappe los ſein; und ſelbſt im Politiſchen, wo die Satire ſo ſehr am Platz iſt, ahnet man ſchon die Gewitter, die, ſtatt mit Gelächter, mit Donner und Blitz die Luft erſchüttern werden; aber man ahnet, man prophezeit, man hofft, man wünſcht, man phantaſirt, man träumt, kurz man giebt überall tauſend Blößen; und ſo lange dieſer proviſoriſche Zuſtand dauert, wäre es in der That möglich, daß ein halbes oder ein ganzes Schock politiſcher Satiren von dem Schrot und Korn des Nachtwächterliedes, die Heine noch immer ſchreiben kann (er hat es ſpäter in dem „Wintermärchen" und in den „neuen Liedern" gethan), ihre gute Statt fänden. Man würde ſie gelten laſſen, aber, wohlgemerkt! mit dem ganzen Ingrimm ernſter Männer in einer ernſten Lage.

Was alſo die jetzige Frivolität und aberweiſe Sophiſtik auch treiben mag, es iſt nicht zu fürchten, daß ſie eine totale Verfinſterung unſerer aufgehenden Freiheitsſonne herbeiführen wird; wo ſie mit Satire und geiſtvollem Skepticismus einſchlägt, wird ſie im Gegentheil nur reizen und aufſtacheln, nicht erſchlaffen. Denn, wie beſcheiden wir auch von uns denken mögen, ſo viel dürfen wir uns doch geſtehn, das alte Motto: vive la bagatelle! der alte Humor des Philiſters und ſeiner vier Pfähle, die frühere Auflöſung der ganzen Freiheitswelt in lauter Wind und das Spiel treuloſer tückiſcher Windgötter mit unſerm Herzblute und unſerm guten Glauben, der große Betrug des Freiheitskriegs, iſt jetzt nicht mehr nach unſerm Geſchmack. Ja, ſelbſt die alten, einſt ſo mächtigen Windgötter haben ſich verwandelt und ſind Windfahnen geworden; ſie werden es noch mehr werden. Die Atmoſphäre arbeitet in ſich ſelbſt, und es iſt ſchon ein öffentliches Geheimniß, daß die Phänomene derſelben viel tiefer ſtecken, als in den Windſäcken jener Äoliden.

Aus dieſem Grunde muß jetzt eine frivole Poeſie und Literatur, ſelbſt wenn ſie unter der Firma der politiſchen Satire Glück macht, ſich immer gefallen laſſen, dem befreienden Luftzuge unſerer Zeit nur zu dienen und eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Sie ſelbſt hat die Luft gereinigt und dem neuen Odem der Freiheit die Stätte bereitet; ſie ſelbſt, die herzlos ſcheinende Frivolität, — wir erinnern noch einmal an Fichte, — war nur die Sehnſucht nach der Religion, die jetzt wieder die Welt mit lyriſchem Feuer und mit energiſchem Thatenmuth erfüllt. Und erſt wenn es möglich wäre, dieſe ganze geiſt- und freiheiterfüllte Welt noch einmal auszuhöhlen, ſie zu einem leeren, effectloſen, nicht zu realiſirenden Gerede herabzuſetzen, ihr alſo vor ihrer Geburt, ſo zu ſagen, ſchon die Narrenkappe über die Ohren zu ziehen — erſt dann wäre der Untergang der deutſchen Freiheit für immer entſchieden und die Frivolität könnte ihr ſchließlich mit ihrem Schellengeklingel zu Grabe läuten.

Vorläufig ſind dieſe Dämonen in unſrer Gewalt, wir haben ihre eigne Macht, die des Wiſſens, der gewinnenden Form und des realiſtiſchen Tactes in den Dienſt der Freiheit und des Idealismus genommen: die ganze Macht des Geiſtes, auch die der übermüthigſten Komik drängt zum Siege. Es iſt die ernſte Pflicht, dieſen Sieg nicht zu verſcherzen, ſondern zu verfolgen; es iſt aber auch nur nöthig, daß dieſe Aufgabe erkannt wird, um ihr zu genügen: ſo viel Köpfe und Hände ſind bereit.

3. Die Metriker und die Satiriker.

1. Juvenal und der Begriff der Satire. 2. Juvenal iſt nicht zu überſetzen. 3. Horaz und die Ueberſetzung. 4. Der metriſche Ultra. 5. Der Beſuch, eine Komödie.

1) Des Quintus Horatius Flaccus Satiren, kritiſch berichtigt, überſetzt und erläutert von C. Kirchner, Dr. Ph., Director des ſtralſundiſchen Gymnaſii. 1. Th. Stralſund 1829.

2) Die Satiren des D. Junius Juvenalis. Ueberſetzt und erläutert von Dr. Wilh. Ernſt Weber, Prof., Director der Gelehrtenſchule zu Bremen. Halle 1838.

3) Die Epiſteln des Quintus Horatius Flaccus. Ueberſetzt von Joſeph Merkel, Prof. und Hofbibliothekar in Aſchaffenburg. 1841.

Die erſte dieſer Ueberſetzungen iſt die Mutter der beiden andern, Merkel namentlich beruft ſich ausdrücklich auf die „metriſchen und proſodiſchen Regeln, wie dieſe von C. Kirchner in ſeinen „„Grundregeln der deutſchen Zeitmeſſung 1829 (d. h. in der Einleitung zu dem 1. Th. ſeiner Horazüberſetzung) und von W. E. Weber vor ſeiner Ueberſetzung des Theognis und Perſius 1834““ aufgeſtellt worden ſind.“ Kirchner und Weber reden im Grunde gar nicht mehr deutſch, ſondern ultraaltvoſſiſch, einen Dialekt, in dem man, genau genommen, weder denkt noch redet, ſondern radebrecht, und dies ſowohl aus Princip im Ganzen, als aus wirklicher Verirrung im Einzelnen; Merkel dagegen erkennt den Genius der deutſchen Sprache und die ſtrengſte Correctheit der deutſchen „Satzfügung“ wenigſtens im Vorwort, alſo in der Theorie an, in der Praxis kehrt dann aber weſentlich das alte Genre, wenn auch etwas gemildert, wieder. Von jedem Eine Zeile wird dies beweiſen:

Kirchner: Wenn du das eigene Schlecht triefäugig, die Wimpern bebalſamt,
Muſterſt.
Weber: Wunderlich iſt's, wie dem andern ſo viel Naß kam für die Augen.
Merkel: Mich, den genug anſchaute das Volk, der empfangen den Freiſtab.

Gewiß ſchaute das Volk den altvoſſiſchen Paßgänger verſchrobener Hebungen, Fügungen und Bildungen genug an, im Ganzen iſt es auch darüber weg und difficile et satiram non scribere, wenn man jetzt noch dieſe Manier und Handwerksmeiſterſchaft vor ſich ſieht; es iſt aber an dieſen Erſcheinungen zu lernen, wie zäh der Beſtand widerſinniger Formen aushält, ſelbſt in einem ſo beweglichen Elemente, ja in dem allerbeweglichſten, der Literatur und dem Gedanken; und wenn man ſagen wollte, drei Philologen bewieſen nichts, ſo würde man ſich nur zu erinnern haben, daß auch Rückert, ein Philolog und Sprachverdreher wie jene, mit derſelben Unnatur der Rede, des Reims und der Satzfügung, ja mit einer noch ärgeren, als ſie in der altvoſſiſchen Schule herrſcht, ſich den Namen eines großen Dichters erwerben konnte, während doch gerade er, wenn er nicht bereits theoretiſch und praktiſch negirt wäre, nur den Untergang des guten Geſchmacks und ſogar des correcten Stils und alles klaren Denkens darſtellen würde. Die Voſſiſch-Rückertſche und die ganze ſogenannte „ſprachbildneriſche" Manier findet factiſch ihre Widerlegung in der Bildung und dem richtigen Gefühl, den der ungezwungene und correcte Uſus unſerer erſten Dichter begründet hat; kaum iſt die Theorie noch nöthig; und gegen den feierlichen Nachklang, den auch dieſe abgeſtorbene Bildungsform heutzutage erlebt, wird es genügen, den letzten Effect der Kritik, den der Kömödie, aufzubieten, um der ganzen Sache ein recht populäres Ende zu bereiten. Vielleicht gelingt uns dies weiter unten. Am nächſten liegt uns hier die Frage: ob die beiden Römer überall ins Deutſche und in den deutſchen Hexameter überſetzt werden können, und was es mit dem ſogenannten „Nachbilden" dieſer Satiriker auf ſich hat. Dieſe Frage, ſo nahe ſie liegt, iſt bisher keineswegs gehörig ins Auge gefaßt worden.

1. Juvenal und der Begriff der Satire.

Juvenal hat rhetoriſche, philoſophiſche, moraliſche Pointen, er iſt ein Philiſter, kein Poet, ein Rhetor, kein Humoriſt. Man beſtimmt gewöhnlich die Satire vorzugsweiſe nach ihm, namentlich thut dies noch Jean Paul, der ihre Qualität in die Bitterkeit ſetzt. Aber die Bitterkeit iſt Ernſt und der bittre Ernſt keine Form der Poeſie oder der heitern idealiſtiſchen Praxis der Kunſt, vielmehr die des Dreinſchlagens und der Praxis des gemeinen Lebens. Die Satire, die noch eine Poeſie ſein ſoll, nach Juvenal zu beſtimmen, iſt ein großer Mißgriff. Die poetiſche Satire oder ein poetiſcher Spott läßt ſich nicht denken ohne komiſche Caricatur, ohne Witz und in letzter Inſtanz ohne Humor: eine ernſthafte Beſſerungscaricatur und eine Verhöhnung mit moraliſchem Zweck dagegen ſind ſo gut wie ein hölzernes Eiſen. Warum? Weil mich der gemüthlich nichts angeht, über den ich lache, den ich aufziehe, den ich carikire, mit Witzen und Scherzen bloßſtelle; thut doch Jeder alles dies nur da, wo er an einer Beſſerung und praktiſchen Einwirkung verzweifelt, oder wo nichts weiter als die eigne, die ſubjective, die theoretiſche Genugthuung nöthig iſt, denn das Gelächter iſt ein rein theoretiſches Verhalten, eine beſondre Form der Kritik, weiter nichts: alſo eine *rein ideelle Befreiung* von den Verkehrtheiten, die der Menſch vor ſich hat. Iſt der Weltzuſtand nun ein verruchter in Tyrannei von oben und Niederträchtigkeit von unten, wie ihn Juvenal erlebte; dann iſt die Satire nicht mehr am Orte. Wer ſo ſehr der *reellen* Befreiung bedarf, der iſt unglücklich, wenn er ſie nicht erlangen kann; wer aber noch Mittel hat, eine *reelle* Befreiung zu erzielen, der iſt ein Narr, wenn er ſich mit der *ideellen* begnügt. Nun iſt es bekannt, daß die Sklaven, die Gedrückten, die Bucklichen vorzugsweiſe witzig, ſatiriſch, ſogar humoriſtiſch ſind; aber der humoriſtiſche Sklave muß, um Humor haben zu können, mit der Sklaverei zufrieden ſein, bei alledem einigermaßen in der Wolle ſitzen und definitiv ein Sklave bleiben wollen, obgleich er es fühlt, daß er einer iſt. — So hilft ſich der Sklave in der Komödie, ſo die Berliner, ſo die Wiener, eben ſo Horaz mit — Witzen. Fehlt ihm der Adel der Freiheit, ſo wird er läppiſch; iſt er, um läppiſch zu ſein, ein zu edler Sklave, ſo wird er humoriſtiſch; und wenn er zum Humor nicht Freiheit und Gemüth genug hat, ſo perſiflirt er. Wie nun die Perſiflage, das Durchziehn und Aufziehn, dem Ernſt am nächſten iſt, ſo ſteht ſie auch der *reellen* oder praktiſchen Befreiung am nächſten. Neben der Perſiflage des Komos, dieſer eigentlichſten Satire, liegt unmittelbar der tragiſche Dolch, der den gordiſchen Knoten der Knechtſchaft, und der endlichen Verzerrung überhaupt, durchſchneidet, ſtatt ihn lächerlich zu finden. Die Perſiflage behält die komiſche Form bei, wird aber entweder vornehme Verachtung, die es in der Regel ſehr ernſt meint, oder glühenden Haß zum Beweggrunde haben; denn ſie iſt — der *liebloſe* Witz. Aus dem Haß geht ſie in die Praxis der reellen Befreiung über; mit der Verachtung iſt ſie ſchon dabei, ſich frei zu fühlen, nur daß es genau genommen keine Befreiung des Verächters von dem Verachteten giebt. So lange ich einen Menſchen über die Achſel anſehe, incommodirt er mich, iſt zwar nicht mein Herr, aber meine Schranke, ein Anſtoß für mich; und wenn die Perſiflage und die Vornehmheit ſagt und zu zeigen ſucht: „ich nehme keine Notiz; wie könnte man anders, als über dieſe Unangemeſſenheit hinwegſehn!" ſo iſt dies Behaben ſogleich ſelbſt eine Notiznahme, eine Unbequemlichkeit, alſo — eine Abhängigkeit. Alle Komödirung iſt in dieſer Stellung, die Satire am allermeiſten. Sie taucht nicht umſonſt mit dem Verluſt der politiſchen Freiheit auf. Jede knechtiſche Zeit hat ihre Witzreißer, ihre Ironiker, ihre Satiriker. Die wahrſte und freiſte Komik iſt daher diejenige, der es lediglich auf theoretiſche Befreiung, auf die komiſche Anſchauung als ſolche, ohne alles praktiſche Verhältniß ankommt, was Kant intereſſeloſe Luſt nannte, wobei alſo weiter nichts nöthig iſt zur reellen Befreiung, als dieſe ideelle des Gelächters, in welchem Falle wir uns etwa hier mit der Befreiung von der Manier der ſcholaſtiſchen Poeten von Voß bis Platen und Rückert befinden würden, wenn wir ſie komiſch vornähmen. Freilich ſo viel Humor müſſen wir haben, um es uns zu geſtehn; im Ganzen bleibt immer die Rolle des Spaßmachers die des Sancho; und wenn die Rolle des Donquixote nicht beneidenswerth gefunden werden ſollte, ſo führt ſie doch den Troſt mit ſich, daß ſie die noble iſt, wie umgekehrt die Nobleſſe auch immer die Donquixoterie an ſich hat.

Die Satire iſt nun allerdings nicht harmloſe, ſondern abſichtlich gegen jemand Beſtimmtes gerichtete Komik, und weil die Perſiflage das, was man Perſönlichkeiten und Anzüglichkeiten nennt, zu ihrem Inhalt hat, ſo wird ſie allerdings Satire im engern Sinne ſein; aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß jedes komiſche Genre als Satire benutzt und gegen eine unbequeme Perſon, um dieſer durch die eigne theoretiſche Befreiung in Witz und Humor einen Dampf anzuthun, gewendet werden kann. Die Satire will von dem Komödirten als Komik, die ihn trifft, empfunden ſein, die harmloſe Komik hat es lediglich mit dem Selbſtgenuß der Heiterkeit zu thun. Die Satire gehört daher allerdings ins Leben, in die Polemik, in die Sendſchreiben; die harmloſe Komik rein in die Kunſt. Dennoch muß man von der Satire fordern, daß ſie poetiſch, d. h. in ihrem ſpeciellen Fall, daß ſie bei den Intentionen der Komik bleibt, welche aber ſo mannigfaltig ſind, als das ausgebreitete Gebiet des Komiſchen ſelbſt. Wie weit wir dies aber auch ſtecken mögen, immer iſt es unmöglich, Juvenal und Perſius in der Satire, ja nur überhaupt im Poetiſchen unterzubringen. Das ganze Genre iſt ein verfehltes, eine Caricatur des Horaz, deſſen Pointen zum Theil wörtlich und dennoch bis zum Exceß entſtellt wiederkehren. Sie ſetzen ſich auf's geniale Pferd und ziehn ein komiſches Geſicht, ſie quälen ſich, witzig und pikant zu ſein; aber es kann niemand mit ihnen lachen, höchſtens ebenfalls ein Geſicht ziehn und höhniſch aufmerken. Wir handeln hier ſpeciell von Juvenal.

Juvenal geht mit ungeheuren Umſchweifen, mit lächerlicher Ausführlichkeit auf ſehr armſelige Reflexionen und moraliſche Pointen aus, und wenn er perſönlich wird, ſo iſt es nicht mit Witz und Feinheit, ſondern mit dummpretiöſer Anſpielung, mit dem derbſten Schulmeiſterton und mit einem Pathos, welches man durchaus ein hohles nennen muß, da die Negation der ſittlichen und politiſchen Verruchtheit bei ihm doch nur eine contemplative, keine praktiſche ſein kann. Die wahre poetiſche Negation wäre die Komik, die wahre theoretiſche die Kritik — von beiden iſt bei ſeinen Intentionen und Tendenzen nicht die Rede — die wahrhaft pathetiſche Negation aber wäre die Praxis, denn die eigentliche innerliche Erregtheit, die Leidenſchaft, das Pathos tritt nur im Praktiſchen ein. Die Praxis hat einen directen, nahen Zweck und das lebhafteſte Intereſſe für denſelben; aus ihm entſpringt die Beredtſamkeit und ihr Pathos, das Herz, welches zum Herzen ſpricht, indem es ein gemeinſchaftliches Intereſſe auf der Stelle zu Entſchluß und That zu erheben ſucht. So ſind die Reden der alten Römer in den Volksverſammlungen und Gerichten, ſo unſere Parlamentsdebatten unmittelbar praktiſch. Die ſpätere Rhetorik der Römer in den Schulen hat in ihrer Loslöſung von der effectvollen Praxis kein Leben und keinen Sinn mehr. Beredt zu ſein hat man keine Urſache, wo es zu nichts hilft; ohne allen möglichen Effect gut zu reden, iſt eine Sache der Thorheit und der Eitelkeit, mit andern Worten des hohlen Pathos. Dabei wird dann nicht einmal die geringe Ueberlegung angewendet, wie unwürdig des Menſchen es iſt, ein Bellen an der Kette, ein zweckloſes Eifern, ein leeres Gerede zu verführen. Mit den Reden über Brutus unſterbliche That unter den Imperatoren ſieht es lächerlich aus, mit Juvenals ſchwungvollen Abhandlungen desgleichen. Schwung und Pathos wird hier eine Sache der Eitelkeit und ein Selbſtzweck, während doch das Herz und ſein Aufruhr eine zu noble Sache iſt, als daß man ſie zwecklos und bloß um ſich darin zu beſpiegeln vergeuden ſollte.

2. Juvenal iſt nicht zu überſetzen.

Dies hohle, ſich ſelbſt genießende, philiſterhafte Pathos Juvenals: die Proſa und die Unnatur, das praktiſche Unvermögen mit exceſſiv praktiſcher Tendenz in ſchwungvollen, recht abſichtlich erhabengebildeten und volltönenden Hexametern auszugießen — iſt unüberſetzbar.

> Nemo tamen studiis indignum ferre laborem
> Cogetur posthac, nectit quicumque canoris
> Eloquium vocale modis laurumque momordit.

Denn ein ſolcher wird ihn nicht wählen.

Zudem findet Juvenal einen ſolchen Genuß in ſeiner ohnmächtigen Unzufriedenheit, daß er die widerwärtigſten Fictionen, die doch wahrlich nicht ſeiner ſchlechten Zeit allein zur Laſt fallen, ſondern theils dem ganzen Alterthum, theils der rohen Phantaſie, mit welcher er geplagt iſt, nackt aufs Papier wirft, lediglich um des widerwärtigen Effects willen, z. E. 9. 42.

> An facile et pronum est agere intra viscera penem
> Legitimum atque illic hesternae occurrere coenae?

Natürlich wagt auch Weber hier die deutſche Ueberſetzung nicht; wie es nicht gedacht werden durfte, weil es gedacht zu werden nicht würdig iſt, wenn es auch zu allen Zeiten vorkommt, ſo darf es, ja ſo kann es nicht überſetzt werden. So philiſtrös Juvenal moraliſirt, ſo roh, ja ſo unſittlich thut er es; dies beweiſt, wem die 9te Satire nicht genug beweiſt, gewiß die 6te, welche eine ſeltſame Aberweisheit über die Verdorbenheit der Weiber aller Zeiten auskramt, die er ſich für Genialität einredet, und die es in der That, wenn gleich in ſehr wohlfeiler freigeiſteriſcher Form, auch iſt. Nur im Saturniſchen Zeitalter gab es keuſche Weiber, als — wie Weber craß genug überſetzt —

Als ſein ehelich Lager das Bergweib breitet' im Walde
Aus Baumlaub und Geröhr und des nahanwohnenden Wildes
Fellen, vergleichbar nicht dir, Cynthia, oder dir Andern,
Welcher des Sperlings Tod trüb machte die ſtrahlenden Aeuglein:
Sondern die Zitzen zum Trunk darreichend gewaltigen Kindern,
Und oft ſtruppiger ſelbſt, wie der Eichmaſt rülpſende Gatte.

(Die ubera und das glandem ructante marito ſind hier in der That noch übertroffen, oder vielmehr ſie wären es, wenn die ganze Haltung der Ueberſetzung nicht ſcurril würde, wenn ſolche Wendungen und ähnliche wie

geringe zu achten den Genius heiliges Schragens
sacri genium contemnere fulcri

nicht zu häufig vorkämen, und uns die Ueberſetzung noch ſchwieriger, als das Original, den Sinn daher ohne dasſelbe meiſt ſo problematiſch machten, daß man ſeinen Augen nicht traut und bei dem Schlimmſten ſich das Beſte denkt, wenn einem nicht überhaupt die Gedanken ausgehn.)

Juvenal führt nun ſeinen Unglauben an die Weiber mit den grellſten Farben und mit ſo entſchiedener Effecthaſcherei aus, daß er an vielen Stellen mehr ſeine eigne verdorbene Phantaſie, als die der Weiber beweiſet. Eine iſt auf dem Lande keuſch geweſen, in der kleinſten Stadt ſteht er nicht für ſie; und ſelbſt auf dem Lande —

Quis tamen affirmat, nil actum in montibus aut in
Speluncis? adeo senuerunt Jupiter et Mars?

Wer möchte verſichern, geſchehen ſei nichts in den Bergen,
Nichts in den Höhlen? verſchollen ſo ſehr denn Jupiter
ſammt Mars?

Nachdem er ſo ſeine freie Anſicht von den alten Göttern beiläufig dargelegt, geht der viel ſchlimmere, weil unwahre Atheismus gegen die Frauen wieder ſo ſchamlos ins Einzelne, daß ſein Haſchen nach dem craſſen Effect keinem Zweifel unterliegt: denn wer wird es für eine Thatſache nehmen? wenn er ſagt:

Chironomon Ledam molli saltante Bathyllo,
Tuccia vesicae non imperat: Appula gannit,
Sicut in amplexu, subitum et miserabile.

Tanzet der zarte Bathyll die gebehrdneriſch gaukelnde Leda,
Hält's in der Blaſe zurück nicht Tuccia, kläfft, wie im Acte,
Selbſt die Apulierin, ſtoßweis und beweglich...

„Gebehrdneriſch“ hab' ich für pantomimiſch gewagt, bemerkt Weber. Er hat dies gewagt, und ſowohl hiemit, als mit dem ganzen Unternehmen zu viel gewagt: er hat damit einen äſthetiſchen und einen Fehler der Einſicht in ſeinen Autor und in die Forderungen des deutſchen Sprachgenius begangen. Juvenals Pointen ſind ſelten wahr; immer iſt ihre Ausführung unwahr und unangemeſſen; er iſt die Unwahrheit und Unnatur ſelbſt, nicht eine Correctur, ſondern ein Spiegel und ſehr oft ein verzerrender Hohlſpiegel ſeiner Zeit. Wie nun? — ſoll man wiſſentlich Unnatur in Unnatur, ein hohles Pathos in das andre überſetzen? Wahrlich! eine tädiöſe Aufgabe, wenn man auch zugeben wollte, ſie möchte eine lösbare ſein, und lösbar gerade dadurch, daß man die Unnatur, nicht wie Weber, in das gänzlich Sprachwidrige und Unrhythmiſche, ſondern eben in die outrirte Rhythmik und in die craſſe Natürlichkeit legte. Es giebt nichts nach allen Dimenſionen Verfehlteres, als eine ſolche nur metriſche Ueberſetzung, die von vorn bis hinten keinen richtigen Vers und unzählige Sinnfehler enthält. Die Voſſiſche Manier, vom Accent, der bei uns die Seele des Worts auch im Verſe iſt, zu abſtrahiren und rein nach der fictiven oder wahren Quantität zu gehn, barbariſirt das Ohr nicht nur, ſondern tödtet auch den Sinn, weil jede falſche Hebung und vollends die falſche Stellung nach der ſelbſtgemachten, von Kirchner ſecundum Voß decretirten, Metrik auch eine falſche Bedeutung giebt.

Nehmen wir einen beliebigen bekannten Vers Juvenals, etwa Sat. X. 18—21, wo es heißt: Wenn du auch noch ſo wenig haſt, fürchteſt du dich immer vor Räubern, dagegen

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Weber: Neben dem Strauchdieb trällert der ledige Wanderer ein Liedlein.

Welch eine Sinnverdrehung! Liegt nicht auf dem Trällern, dem furchtloſen Singen und dann zunächſt auf dem

„vacuus“ aller Nachdruck? Muß alſo nicht dieſes beides in den Anfang, in die Arſis des Verſes, womöglich in die Cäſur, geſtellt werden, und der Vers alſo gerade umgekehrt:

Trällert der ledige Wandrer ſein Liedlein neben dem Strauchdieb

heißen?

Wenn anders „Liedlein“ und „Strauchdieb“ nicht anrüchig ſind, als pretiöſe und unnöthig geſuchte Spondeen, auch eine Marotte des ſeligen Johann Heinrich; ſo geht es. Einen Vers weiter leſen wir:

Prima fere vota et cunctis notissima templis
Divitiae.

Weber: Meiſtens die erſten Gelübd' und bekannteſten jeglichen Tempeln
Sind Reichthum.

Weber weiß ſehr gut, daß den Tempeln nichts bekannt ſein kann, auch im Lateiniſchen dies nicht geſagt iſt; aber welch eine Gewiſſenloſigkeit gegen Vernunft, Logik, Grammatik und Sprachgebrauch gehört dazu, dennoch dieſen unglücklichen Dativ hinzuſchreiben und nun vollends „jegliche Tempel“! Hat denn jeglicher einen Plural, oder iſt dieſer Singular ſelbſt ſchon einer? Wozu ſind dieſe Herren Grammatiker, wenn ſie ſelbſt auf die Grammatik nichts halten? Und dies iſt nicht etwa ſo ein einzelnes Verſehn, Gott bewahre! dieſer Raptus geht durch; ſo heißt's gleich wieder im folgenden Verſe: „daß ſämmtliches Marktes größeſte Lade die unſre“. „Sämmtlich“ faßt ja Mehreres zuſammen, und der Markt iſt nur Einer. So könnte man wohl „ſämmtlicher Plunder“ und „der ſämmtliche Kram“ ſagen, aber nur „der ganze Markt“. Doch wir wollen den ſonſt verdienſtvollen Mann nicht länger quälen, obgleich dieſe Juvenals-Ueberſetzung ein einziger großer Fehler und eine Sammlung unzähliger Fehler iſt, von der man vermuthen könnte, ſie ſei abſichtlich ſo gemacht, um ſie Schülern zur Uebung in der Correctur vorzulegen.

3. Horaz und die Ueberſetzung.

Steht es ſo mit Juvenal’s Ueberſetzbarkeit und mit Weber’s wirklicher Ueberſetzung, ſo hat dagegen Horaz einen ganz andern Charakter. Horaz iſt der wirkliche poetiſche Satiriker. Mit ſeiner Feinheit, Urbanität, Einfachheit, Natürlichkeit, mit ſeinem Weltmannshumor iſt er darum freilich nicht leicht, aber mit deſto mehr Genuß und Wahrheit zu überſetzen. Man könnte ſo eine faſt proſaähnliche Haltung, wie die Goethiſchen Hexameter in „Hermann und Dorothea“, dafür annehmen,

Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam sibi sortem etc.
Hab’ ich doch nie ſo leer den Markt und die Straßen geſehen.

Wie machen es nun aber unſre beiden Ueberſetzer? Merkel ohne Zweifel am beſten, nur hätt’ er ſich freilich ganz von Voß und Kirchner emancipiren müſſen. Kirchner dagegen ſchlägt den armen Horatius ganz über denſelben Leiſten, wie Weber den Juvenal, über allen Sprach- und Poeſie-Genius ſo entſchieden hinausſpringend, daß er auf eine höchſt ſpaßhafte Weiſe, noch ärger faſt als Weber, tranſcendent wird.

Reden wir zuerſt von **Merkel**. Er hat Talent und Verſtand, ja, er wäre im Stande geweſen, die Sache ganz gut zu machen, hätte er ſich nicht durch die unglückſelige, ganz und gar windige und verkehrte metriſche Gelehrſamkeit ſeiner Vorgänger verleiten laſſen, vielmehr ſtatt deſſen das innere Geſetz der Sprache dem Goethiſchen und das innere des Hexameters dem lateiniſchen Vorbilde gelehriger abgehorcht. In der Sprache hat Goethe und die ſeinem Princip folgenden Spätern, zu denen auch Platen gehört, unbedingt Recht, und die Geſetze der alten Metra kann man befolgen, wie dies Platen zeigt, ohne daß man dem unglücklichen Gedanken Raum giebt, unſrer Sprache das metriſche Princip der Alten, ſtatt des rhythmiſchen, das in ihr vorherrſchend gebietet, aufzuzwingen. **Merkel** verſieht es nur in zwei Dingen: 1) in undeutſchen und unrichtigen Stellungen, 2) in der unſeligen Accentuirung nach Voß: z. B. aus**hauchen** für **aus**hauchen. Sonſt iſt er durchgängig lesbar und faſt Alles ohne das Original zu verſtehn. Manches bekannte Problem bleibt freilich ungelöſ't, z. B.

> Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
> Sieh! dort kreiſ't das Gebirg und gebäret zum Lachen ein Mäuslein.

Solche zum Sprichwort gewordene Verſe ſind gewiß ſchwer zu treffen, und es iſt bekannt, wie ſehr Voß damit in die Aeußerlichkeit der Nachbildung fiel, als er das ridiculus mus überſetzte: komm doch heraus, Maus! Aber Merkel trifft es eben ſo wenig: die Bildungen auf „lein“, „Mäuslein, Knäblein“, ſind antiquirt, „gebäret“ ſtatt gebiert iſt eine Geburt der Versnoth, das „ſieh!“ nicht minder, das „zum Lachen“ ebenfalls, und ſo iſt der ganze Vers ein Nothſchuß. Merkel ſagt, wer ihn kritiſiren wolle, möge zeigen, daß er es beſſer machen könne. Würde er mit Einer Zeile zufrieden ſein und nicht vielmehr darauf antworten:

Berge kreiſen und bringen — ein winziges Mäuschen zum Vorſchein.

Aber wie ſeltſam! iſt nicht „kreiſen“ und „winzig“ unpopulär, wenn auch gebräuchlich, alſo noch einmal:

Berge in Kindesnöthen! und 's wird — ein erbärmliches Mäuschen.

Merkel wird ſagen, auch das ſei noch ſchlecht genug und man brauchte Methuſalems Alter, wenn man ſo reflectiren und über jede Zeile ſpintiſiren wollte; aber ſo machen's die Philologen und die Poeten: er wird es alſo nicht ſagen. Er wird vielmehr den Hiatus, das „'s wird“ und das „Mäuschen“ angreifen. Seine Deminution ſteckt in der That ſchon in „erbärmliches“, doch erinnere ich mich eben recht an das bekannte: „ein kleines Lämmchen, weiß wie Schnee ꝛc.“ und verſchanze mich hinter den deutſchen Sprachgebrauch, der auch wohl jene Härten erträgt, z. B. „'s wird beſſer gehn, die Welt iſt rund, ſie muß ſich drehn. Zu dem Sprichworte iſt aber mit all dieſen Anſtalten ein gutes Beiſpiel gegeben. Denn man fühlt es wohl, daß die ſprichwörtliche Geltung immer noch nicht erreicht iſt.

Anderes iſt Merkel gelungen, Ep. I, VIII.

An Celſus Albinovanus.

Gieb dem Geſuche Gehör und bring', o Muſe, dem Celſus
Freundliche Wünſche zurück, dem Begleiter und Schreiber des Nero!
(falſche Stellung)
Fragt er dich, was ich treibe, ſo ſag' ihm: Vieles und Schönes
Wolle geſtalten der Geiſt, doch fehle die heitere Stimmung;
(frei, aber gut)
Nicht, weil Hagel die Reben zerſtört, und Hitze den Oelbaum,
Auch nicht, weil mir die Heerden erkrankt auf fernen Gefilden, —
Nein, weil kränker die Seel', als ſämmtliche Glieder des Leibes,
Durchaus nichts, was lindert den Gram, anhören und ſehn will,
(falſche Stellung und falſche Hebung)
Weil mich reizen zum Zorn treumeinende Aerzte und Freunde,
(wieder das Verbum vorauf!)
Daß ihr Eifer entreißen mich will der betäubenden Schlafſucht,
(detto)
Weil ich, dem Schädlichen hold, wegſtoße das Gute, und launiſch
(falſche Hebung und Stellung)
Tibur preiſe in Rom, nach Rom mich ſehne in Tibur.
Dann nach ſeinem Befinden, Geſchäft und ganzen Verhältniß
Frage, und wie er dem Fürſten gefällt, und wie dem Gefolge;
(wird der Imperativ nachgeſetzt?)
Wenn er „wohl!" dir erwiedert, ſo wünſche ihm Glück und vergiß nicht,
Recht eindringlich die warnende Lehr' in's Ohr ihm zu flüſtern:
Wie du trägeſt dein Glück, ſo werden dich tragen die Freunde.

Die verwünſchte Judenconſtruction! Sind etwa die Satzfügungen des Volkes Gottes poetiſcher, als die der andern ehrlichen Deutſchen?

Würdet ihr, Freunde, geladen zur Schau, einhalten das Lachen?

Welch ein Kauderwälſch!

Der Brief an die Piſonen iſt freilich ſonderlich ſchlecht gerathen. Will man die Ueberſetzung von Seiten ihrer Nützlichkeit nehmen, ſo kann einer, der tactfeſt im Deutſchen iſt, ſie ohne Schaden leſen. Man muß ſich die Sache als Proſa vorſtellen und die nöthige Verſetzung mit den Verben vornehmen, manchmal eine Partikel ergänzen und dergleichen, ſo bekommt man eine leidliche Vorſtellung von den Briefen des Horaz, wie geſagt, eher noch von den leichteren, als von der Ars poetica; aber

Dichtern erlauben die Halbheit
Götter und Sterbliche nicht;
ſchreibſt du ein Gedicht, dann
Steig' es hinab in des richtenden Mäcius Ohr,

der hier ſogleich die fehlende Cäſur gerügt haben würde. So viel iſt aber anzuerkennen, daß Merkel, wenn er das richtige Princip, ſtatt des unglücklichen Voßiſch-Kirchner'ſchen ergriffen und ſich nicht eingebildet hätte, daß unſre großen Poeten geſetzlos, Kirchner aber geſetzmäßig gedichtet haben müßte, weil jene die Grundregeln der deutſchen Zeitmeſſung verſchwiegen, dieſer ſie publicirt hat, — er würde die Epiſteln unſers Dichters vortrefflich überſetzt haben: es fehlt ihm nicht an Talent und Sinn für das Rechte.

b. Der metriſche Ultra.

Dies Unglück hat Kirchner auf dem Gewiſſen und Kirchnern wieder die gewiſſenloſe Kritik, die ihn längſt gründlich hätte negiren müſſen.

Kirchner wollte „eine metriſche Uebertragung und Erläuterung (etwa auch eine „metriſche"?) der Satiren, die dem jetzigen (1829) Standpunkt unſrer Sprachbildung und Wiſſenſchaft angemeſſen ſei, liefern", und nennt Voß, Wolff, Humboldt, Süvern, Paſſow, Solger, Thierſch als Vorfahren. Jeder Zoll ein Philolog! Iſt denn die Ueberſetzung ein rein ſprachliches Kunſtſtück? Iſt das Metriſche, — das Maß, das Lang und Kurz, — der Vers? und iſt es nicht vielmehr der Fehler aller der genannten Herren, ſeiner Vorfahren, daß ſie das Rhythmiſche, die Seele, den Genius des deutſchen und des Verſes überhaupt, nicht faſſen und darum in ihren Ueberſetzungsübungen meiſt einen klappernden Automaten, ſtatt des beſeelten Tänzers zur Welt bringen? Dies iſt unendlich wichtig. Die abſtracten Träume der Philologen ſind nicht ohne Nutzen geweſen, ja, wie immer die Extreme fördern und treiben, ſo haben auch ſie es gethan; aber ſchon „Voß' Zeitmeſſung" iſt cum grano salis zu ſtudiren, und Kirchner's Reformbill wird nie und nimmer die zweite Leſung paſſiren; wir hätten ihr kaum zugetraut, daß ſie bei der erſten Unterſtützung finden würde: Weber und Merkel widerlegen dieſe Geringſchätzung.

Kirchner iſt ein determinirter Metriker, ein metriſcher Ultra. Er ſagt S. XII: „Wir Deutſche haben eine ſelbſtändige Proſodie und Zeitmeſſung nach Art der Alten. (So?) Aber es fehlt noch immer viel zur Sicherheit und Vollendung. Voß und K. B. Garve haben zwar die Hauptprincipien der Wortmeſſung mit uns (dem Director Kirchner oder vielmehr umgekehrt) übereinſtimmend aufgeſtellt; aber gleichwohl iſt für die praktiſche Anwendung nach allen Seiten hin ſehr viel Vages und Schwankendes geblieben. Daher haben ſich die meiſten unſrer deutſchen Dichter, ſelbſt in metriſchen Ueberſetzungen, in Rückſicht der Sylbenmeſſung bisher (jetzt ſoll das alſo anders werden) nur nach dem Gefühl und nach ungefähren Hauptregeln gerichtet.“

Drohen dieſe radicalen Reden, unſre allverehrten Landespoeten gradezu vom Thron zu ſtoßen, ſo wird gleich darauf die neue Ordnung der Dinge, die ſich indeſſen ſeit 1829 nur ſchwach befeſtigt und nicht gar viele Anhänger gewonnen hat, in einem förmlichen Geſetz feſtgeſtellt mit den Worten: „unverkennbar iſt auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Bildung, die (lies „den“) wir einnehmen, das Bedürfniß nach einem feſten, allgemein gültigen (!) Geſetz unſrer Zeitmeſſung, und wenn auch das vorliegende (hört!) nicht in allen Einzelheiten ohne Widerſpruch ſein ſollte (ſoll vermuthlich heißen: „bleiben ſollte“), ſo wird es doch hoffentlich eine feſte Baſis geben“, — wovor uns Apollon und ſein Chor in Gnaden bewahren wolle! Denn nun geht er ins Einzelne und „ſetzt feſt“, als z. B.: „Lang ſind die Endungen: bert, brecht, dann, in, itſch, atſch, lach, lef, lof, laf, aff, av, old, olf, ulf, ſal, ward, witz u. ſ. w. in Egbert, Albrecht, Dennewitz“, Schulwitz u. ſ. w.

Alſo das ſteht feſt, das iſt Geſetz und das ſollen wir uns gefallen laſſen? Nimmermehr! Wer iſt der Geſetzgeber? und wem ſteht die geſetzgebende Gewalt von Gott und Rechtswegen zu? Wir ſind überſchwenglich legitim und rufen aus: Niemanden als den gekrönten Häuptern der Poeſie ſelbſt, und müſſen dafür halten und uns in allem Ernſte dagegen verwahren, daß der Director Kirchner eine unbefugte Ausübung der höchſten Gewalt ſich erlaubt hat.

Aber was hilft's uns zu decretiren? Müſſen wir nicht diſputiren, wenn wir den metriſchen Fanatismus und den Terrorismus des abſoluten Lang- und Kurzmachens in den Köpfen der Zeitgenoſſen definitiv ſtürzen wollen? Alſo es iſt jedermann hinlänglich bekannt, wie der alte Homer bei Platon und anderen vernünftigen Leuten für einen göttlichen Poeten und Verskünſtler gegolten, weshalb demſelben denn auch der Profeſſor Thierſch, — ſonſt auch ein Anhänger der Metriker, wie ſeine Pindarsüberſetzung beweiſt, — im §. 147 ſeiner griechiſchen Grammatik nicht mit Unrecht einige Grundſätze in der Behandlung des Lang und Kurz im Verſe — d. h. der Modification des Metriſchen durch den Rhythmus — abgelauert hat. Dieſe ſind beſonders auffällig unter No. 6, wo Thierſch lehrt und mit einer Myriade von Beiſpielen belegt:

„Wenn eine Kürze am Ende durch die Arſis verlängert wird, ſo ſteht ſie erſtlich einzeln zwiſchen zwei Längen, zweitens unter drei Kürzen ꝛc., alſo

_◡̇_, ◡̇◡◡, ◡◡◡̇, ◡◡◡̇◡◡, ◡◡◡̇◡◡◡̇◡◡ z. B. *Λητὼ γὰρ ἥλκησε* Od. λ, 580. *ὀγκῶνι νύξας* Od. ξ, 485 _◡̇_ oder *τὰ περὶ καλά* Il. φ, 352. ◡̇◡◡ oder *Τῇ δέ θ'ἅμα Νύμφαι* Od. ζ, 105 ◡◡◡̇."

Weiter brauchen wir Thierſch nicht abzuſchreiben. Der Satz, daß auch der Homeriſche Vers ſchon die Macht zu löſen und zu binden, zu verlängern und zu verkürzen — dies letztere iſt noch bekannter — gehabt und auch ohne Poſition durch den bloßen Rhythmus ausgeübt habe, iſt hinlänglich bewieſen. Unſre großen Poeten folgen nun ähnlichen Geſetzen, aber weil Thierſch ſie nicht ausgezogen hat, ſo merkt Kirchner ſie nicht; und obgleich Voß in ſeiner vortrefflichen Zeitmeſſung der deutſchen Sprache einen eignen Abſchnitt mit dieſem wichtigen Gegenſtande anfüllt, und unter andern ganz ähnlich, wie Thierſch beim Homer, zeigt, wie und wann wir z. E. „des verherrlichenden Dionyſos“ leſen, nämlich „vor zwei Kürzen oder einer tieftonigen Länge im Hexameter“, alſo auch ſo: „und ein heiligeres hochherziger denkendes Weſen,“ ſo überhört dennoch Kirchner dieſe ganze Lehre, weil er den Anſatz zur Rhythmik, den der alte Voß mit Anerkennung der metamorphoſirenden Macht des Hexameters nimmt, in ſeinem abſtract metriſchen Syſtem nicht brauchen kann und ſagt (S. XXIX), ſogar falſch citirend, Voß wolle leſen: „heiligeres Weſen,“ was Voßen nie in den Sinn gekommen iſt. Ja, Kirchner tritt ſogar mit dem ausdrücklichen Satz hervor:

„Lang dürfe nie kurz und kurz nie lang werden im Rhythmus, außer an gleichgiltigen Stellen.“

Das Stärkſte was es in dieſer Beziehung geben kann, der äußerſte metriſche Fanatismus, eine Robespierreſche Abſtraction. Wahrlich, es ſtünde ſchlecht um uns, wenn unſre Poeten ſich nicht beſſer auf den Rhythmus und ſeine Gewalt verſtänden, als dieſer neue Draco, der überdies nicht einmal den Geiſt der alten Geſetze beim alten Voß gehörig gefaßt hat. Wie ſollte es mit alle den vielgeſungenen und geſagten Liedern werden, die jetzt unſre Seele bewegen? Dürfte man doch nicht einmal mehr ſagen:

> Kennſt du das Land, — wo die Poeten blühn,
> Die ſich, nach Kirchner, überſpannt und grün,
> Gedehnte Strich' und kurze Häkchen ziehn?

Da wir dies zu fragen unmöglich unterlaſſen können, würde ein Mathematiker ſagen, ſo — bleibt es vorläufig beim Alten.

Daß die Ueberſetzung des Horaz nach ſolchen Grundſätzen eine höchſt ergötzliche Verirrung ſein müſſe, liegt am Tage. Die Erſcheinung iſt alt, ſie bleibt aber ewig neu. Wir geben ſogleich eine Probe, in welcher wir das Auffallendſte unterſtreichen. Alſo Sat. III, 24:

> Mir ſelbſt, ſprach jener, verzeih' ich.
> Thörig iſt ſolcherlei Lieb', und ſchamlos, würdig der Ahndung.
> Wenn du das eigene Schlecht triefäugig, die Wimpern bebalſamt
> Muſterſt, warum dann blickſt du ſo ſcharf in den Mängeln der Freunde,
> Gleich wie Adler und gleich epidauriſchen Schlangen? Wofür dann
> Dich's auch trifft, daß deinem Gebreſt nachſpüren die Andern.
> Leicht zum Zorne gereizt iſt der Freund: nicht ganz für die feinen
> Naſen der heutigen Welt: zum Spott mag reizen des Haupthaars
> Roherer Schnitt, des Gewandes abfließendes Hängen: des Schuhpaars
> Lockeres Schlappen am Fuß.

Es iſt lehrreich, hier das Einzelne zu betrachten und nach Art der Philologen ein paar Anmerkungen zu machen.

Solcherlei. Eine Form, die, ähnlich wie das „ſämmtliche“ und die ungehörigen Comparative, dem Daktylus ihren Urſprung verdankt, die aber zunächſt völlig ungebräuchlich und dann keineswegs einerlei iſt mit „dieſe,“ „ſolche,“ dem hic des Horaz, welches beſtimmt auf die Selbſtgenügſamkeit zurückweiſt, während „ſolcherlei“ nur die ähnlichen Sorten präſentirt. Wäre das Wort in Polizeidecreten gebräuchlich, ſo könnte man vermuthen, es ſei hieher gezogen worden wegen der Amtsmiene, die in dem lateiniſchen dignusque notari liegt, welches bekanntlich die officielle Sprache des Cenſors iſt und daher mit dem ganz wider den Sprachgebrauch laufenden und unlebendigen „würdig der Ahndung“ nicht ſtimmt. „Ahndung“ iſt nicht übel getroffen, aber die Conſtruction „würdig der“ ohne Adjectiv, etwa „der ſchärfſten,“ macht den Ausdruck ſo rein ſchulmäßig, ſo unfähig z. B. in einem heutigen gerichtlichen Urtel Platz zu finden, daß alle Anſpielung auf den officiellen Ton vollkommen verloren geht. Wo bleibt nun aber dabei das Mark der Satire? Um den Curial- und Kirchneriſchen Styl zu ächt ſatiriſcher Wirkung zu vermählen, ſchlagen wir daher vor:

Schnöd' iſt ſothanes Gelieb', unweislich und Ahndung erheiſchet's,

wobei jeder Unbefangene zugeben wird, daß unſre Lesart aus allen obigen und noch einigen andern Gründen eine Emendation iſt.

Das eigene Schlecht, tua mala, deine Gebrechen. Wer erlaubt dieſes Neutrum? Wir ſetzen den Fall, ein gottloſer Junge ſoll ausgezankt werden, wer würde es wagen, dies Wort in den Mund zu nehmen? es müßte denn ſein, daß er ausdrücklich darauf ausginge, ſich von dem Buben ins Geſicht lachen zu laſſen.

Die Wimpern bebalſamt. Warum nicht gleich: bebohmölt? Möglich iſt dieſe Wendung, aber wirklich und wirkſam, lebendig, leicht und weltmänniſch im Genre des Autors iſt ſie nicht; ſchlimmer iſt „warum dann“ ſtatt warum denn; das iſt auch unmöglich, alſo wohl nur ein Druckfehler.

„Scharf blicken in den Mängeln der Freunde,“ ſagt man im Deutſchen nicht, man kann es nicht. Die Redensart ſcharf „ſehen in einer Angelegenheit“ hat dazu verführt. „Blicken“ iſt ein momentanes, bewegtes Hinſchauen. Man ſagt wohl, ich blickte ſcharf hin, aber in einer ſolchen Verbindung, wie hier, iſt ja von einem Zuſtande, von einer verharrenden Gewohnheit die Rede, worauf ganz äußerlich ſchon das Dativverhältniß „in den“ dem gelehrten Herrn hätte helfen ſollen. Das fixirte Blicken iſt das Blinzeln, eine Krankheit.

Gebreſt. Ein Geſchenk von den alten Cethegen, aber es iſt ranzig geworden, und vergebens wird ſich Kirchner auf Horaz berufen, der auch für ſeinen Ruf und Geiſt zu oft auf die ſehr untergeordnete Rückſicht der Sprachbereicherung zurückkommt; z. E. Ars poet. 55. nach Merkel:

Kann ich erwerben
Einiges, was mißgönnen ſie mir's? da die Sprache der Ahnen
Ennius doch und Cato bereicherten, neue Bezeichnung
Schaffend dem neuen Begriff! Frei ſtand es und ſtehet für immer
Frei, zu gebrauchen ein Wort, mit dem heutigen Stempel bezeichnet.

Darin liegt es, in der Stempelgerechtigkeit, die ſich freilich auf die Vernunft der Sache zunächſt und dann auf eine allgemein vernehmbare Stimme ſtützt. So haben Hegel, Leſſing, Klopſtock, Campe genug geprägt, und manche Wörter, die wir jetzt gar nicht mehr miſſen können, ſind blutjung. Das Grimm'ſche Lexikon wird viel intereſſante Geburtsſcheine ausſtellen. Wir machen keine Anwendung.

Haupthaars roherer Schnitt. Wenn man auch wirklich hie und da noch andre Haare als die am Haupte beſchneidet, ſo iſt dennoch „Haupt" ein ſehr überflüſſiger Zuſatz. Das Compoſitum, um einen Spondeus, und der Comparativ, um einen Daktylus zu forciren, ſind ſehr üble Praktiken von Voß, nicht nachzuahmen, vielmehr zu vermeiden, weil ſie überall nothwendig Sinnfehler mit ſich führen. Meerfluth iſt was anderes als Meer, Bergleu iſt ein beſtimmter Leu, Bergweib ebenſo.

Abfließendes Hängen: das toga defluit iſt mit dem unglücklichen Abſtractum nicht getroffen: es iſt dies ſo zu denken, daß ſie herunterhängt, heruntergleitet — die ganze Toga, wie der Mantel das auch kann, den man nicht angezogen, ſondern umgeſchlagen hat.

Des Schuhpaars lockeres Schlappen am Fuß, male laxus in pede calceus hæret. Dieſer Paſſus ſetzt dem Werk die Krone auf. Aus einem calceus ein Schuhpaar zu machen, und dann die Methode des Tragens, „das ganze Paar an Einem Fuß!“ Ob das antik iſt? Selbſt wenn die Alten Kaloſchen getragen hätten, worüber erſt der ſelige Böttiger gehört werden müßte, ſo wär's doch immer noch kein Paar an Einem Fuße. Die Kirchner'ſche Verbeſſerung des Urtextes ſcheint übrigens ihren Grund theils im Spondeenhunger, den Horaz nun freilich am allerwenigſten begreifen würde, theils in der Betrachtung zu haben, daß doch wohl beide Schuhe „geſchlappt“ hätten. Aber warum auch dann noch das unſelige Paar ſtatt des ſimpeln Plurals?

Vom Metrum haben wir's gelernt,
Vom Metrum —
Läßt uns nicht Ruh bei Tag und Nacht,
Iſt nie auf Sinn und Brauch bedacht, —
Das Metrum! das Metrum!

Und doch usus est tyrannus: was würde der Herr Director ſagen, wenn ihn ſein Sohn anginge um ein neues „Schuhpaar“, ſtatt um ein Paar neue Schuhe? Jener obige Satz iſt in Abſtracto unglaublich; aber „ſo iſt es, es iſt wirklich ſo, er hat es geſchrieben“; ja, es iſt dies noch das Aergſte nicht. Kirchner macht es eben ſo ſchlimm vor, wie es ihm Weber nachgemacht hat. Man leſe nur noch dieſe vier Zeilen derſelben Satire, V. 45:

„Den Schieler
Nennt Glurauge der Vater und Küchlein (sc. ſagt er), lebet ein Sohn ihm
Unter natürlichem Maß, wie der Knirps unreifer Geburt einſt
Siſyphus: Teckelchen den, mit geſäbelten Beinen: den andern
Lallet er Humpelchen.“

Darin wollen wir, um des Guten nicht zu viel zu thun, weiter nichts commentiren, als die „geſäbelten Beine“. Soll heißen Säbelbeine, Beine, die ſäbeln, nicht die geſäbelt werden; aber leider heißt es das nicht; geſäbelte Beine ſind nie und nirgends etwas anders, als mit dem Säbel bearbeitete. Man vergleiche gehobelt, geraspelt, geſägt, gewalkt, geſpießt, geknutet, lauter gebräuchliche und ſehr wohl verſtändliche Wörter: dagegen gedegent, geflintet, geſäbelt, gekirchnert ſagt man nicht; wenn man's aber ſagt, muß eher alles Andre gedacht werden, als degenförmig, ſäbelförmig u. ſ. w., ausgenommen bei dem Worte „gekirchnert“, denn was durch Kirchner bearbeitet wird, das wird auch kirchnerförmig, z. E. der Horaz. So ſteht es auch hier mit der Grammatik.

Aber die Geſchichte iſt komiſch; denn daß dieſe Herren, nehmen wir Weber oder Kirchner, gleichviel, — im Ernſt keine Grammatik verſtehn ſollten, wer würde das ſagen? Aber ihre Tollwurz iſt —

Das Metrum, das Metrum!

Geben wir ihnen allen beiden, da ſie es doch mit der Satire zu thun haben und den Satirikern nicht böſe ſein dürfen, auch wenn dieſelben noch im Grabe ſie in Ungelegenheit gebracht haben ſollten, eine Komödie als Nieswurz. Unſer Ueberſetzer hat ein Recht, als Repräſentant der völlig transſcendent gewordenen Metrik zu gelten. Wir berichten alſo im Folgenden die Zuſammenkunft und Vereinigung zweier deutſch-claſſiſcher Versmacher, des Herrn Ueberſetzers und des Grafen Platen von Hallermünde.

Beide ſind Reſtauratoren der neueſten Poeſie vom Verſe aus, und folglich geiſtesverwandt, wenn auch mit dem verſchiedenſten Erfolge, indem Platen zum Metrum der Alten den Rhythmus und Uſus der Deutſchen hinzuthat und ſomit für ſeinen Zweck ganz richtig verfuhr, nur Schade, daß Verſe noch nicht Poeſie ſind und er es an der Hauptſache fehlen ließ, an dem neuen Inhalt; — vielleicht daß es ihm ſonſt gelungen wäre, das Wort der Schrift zu widerlegen: Man ſolle neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen. Alſo

5. **Der Beſuch.** Drama in Einem Aufzug und in Einer Scene. 1830. Selbſtverlag.

Der Ueberſetzer

(noch im Bett, träumt in Spondeen).

Schlaf ſchließt ſüß ringsher flaumweich mein ſchnarchendes Haupt ein.

Graf Platen von Hallermünde

(iſt auf dem Hippogryph aus Italien in Stralſund angelangt und ſchreitet mit pas de basque, von Anapäſten begleitet, zu dem Ueberſetzer ins Zimmer).

Ich bin Platen der Graf, ein *geborner* Poet,
Wie man ſagt im Vingt-un, wenn ſich König und Aß
In dem Treffer vereint, was ein ſeltener Fall,
Da ſei höchſte Vollendung *geboren*.
Doch es giebt auch gemachte Vingt-uns, die durch Kauf
Sich und Fleiß zur Vollendung erhöhn: ſo biſt du,
Den ich grüß' als *gemachten* Poeten.

Der Ueberſetzer

(ruft nach ſeiner Frau).

Mutter, das Schuhpaar fehlt und des Lockhaars gräulicher Salbnapf,
Auch der geſäbelten Bein' untre Bezüge ſind fort.

Weh mir, wie komm' ich hervor aus der Ruhſtatt qualmigem Dunſtkreis,
Daß ich in beſſerer Luft wirthe den künſtlichen Mann.
Denn er wird leibhohl ſein und gern ſich gebrauchen der Frühkoſt,
Weil ſylbmeſſende Wuth preſcht' ihn vor Tage ſchon her.

Graf Platen.

Daktyliſcher Mann, reinmeſſendes Haupt,
Feinfühlender Hort der Spondeen,
Du Buhler mit Wolf, der gediegenen Sinns
Gleichfüßiges Maß dem Horatius gab,
Trotz ſeinem Proteſt, den er einlegt,
Er ſei kein Poet und gehöre nicht an
Der Zunft hochtrabender Barden, —
Sei nochmals gegrüßt, grundtüchtiger Mann; —
Doch eins iſt an dir mir ein Greuel.

Der Ueberſetzer.

Plumpſt mit dem Thor ins Gebäud'; allein ich gier', es zu hören:
Iſt's in der Koje der Dunſt oder mein ſalbenlos Haupt?

Graf Platen.

Du ſchießeſt vorbei und triffſt es auch nie,
Und gäb' ich dir tauſend Decennien.
Das iſt es, mein Freund, ihr münzet mir falſch
Und achtet den Brauch nicht der Rede,
Die Germanien ſchuf und der Deutſche verehrt
Als eigenes Gut, ſo zum Beiſpiel:
Wer plumpt mit dem Thor ins Gebäude? man ſagt
Nur: er fällt mit der Thür ins Haus, und bedient
Nicht gern ſich des eigenen Stempels.
Craß iſt es daher in des Aeſchylus Chor,
Was der alternde Voß für Worte geprägt
Und des Sohnes mißtöniges Hackbrett — —

Der Ueberſetzer.

Halt! du ſtriemſt mir den Voß mit tückiſchem Riemen am After,
Wie's den Knäbelein kaum muthet ein Lehrender zu.

Achtung zollt' ich dir ſonſt, jezt brumm' ich dir bitteren Hohn zu:
Und aus dem Flaumbett ſchlägt flugs ſich ein ſchmähliches Rund.

Graf Platen (tanzt ab).

Ha! Huronen ſind hier in dem nebligen Land
Pommeraniens. Weh! was warf ich den Säu'n
Auch die Perle des ſüdlichen Meers vor!
Führ' eiligſt zurück, helikoniſches Roß,
Den Poeten zum Strand, „wo die Wog' abfließt
Voll Schaums von dem Fels in des Hadria Wuth,
Und im Pinienhain zwar auch Beifall
Der Befreundeten fehlt,“ doch die Rohheit zugleich,
Und kein pommerſcher Taps mir die Freude verdirbt
An der rhythmiſchen Kunſt, die Germanien rührt
„Mit der Fülle des ſüdlichen Wohllauts“.

Zur Verſöhnung erinnern wir an den Anfang dieſer Erörterungen, und wollen weder der metriſchen Donquiroterie, noch uns als dem Komöden es erſparen, das Schickſal des Begriffs zu erfüllen. Die Philologen aber vor allen haben Ohr für die Lehren der Kritik, haben ſie doch den Horaz geleſen und wiſſen, daß nicht Alles richtig iſt,

> Quae gravis Aesopus, quae doctus Roscius egit:
> Et non turpe putant, parere minoribus, et quae
> Imberbes didicere, senes perdenda fateri!

4. Ueber Ariſtophanes Komödie

und

Droyſens Ueberſetzung *).

1839.

Das bewundernswürdige Werk der Droyſen'ſchen Ariſtophanes-Ueberſetzung liegt jetzt vollendet vor uns, zu vielſeitiger Erbauung und auch zum beſſern Verſtändniß dieſer Komik und ihrer Zeit. Droyſen hat die Ariſtophaniſchen Komödien wunderbar glücklich wiedergedichtet, und die Probe, die wir uns äſthetiſch zu dem vielberühmten Alten ſtellen werden, iſt hier nun zum erſten Male zu machen. Das Griechiſche allein hilft nicht dazu. Nicht leicht erwehrt ſich ein Kenner des Alterthums der Verſuchung, ſein Intereſſe aus dem Ganzen heraus ins Einzelne, aus dem Sinn in die Worte, aus dem Kern der Komik in die Form der Dichtung, in den Fall der Anapäſten, in die Anordnung der Chöre oder gar in die Hiſtorie und Politik zu wenden. Von allen dieſen Hinderniſſen eines unbefangenen und ununterbrochenen Genuſſes der Dichtung können wir hier nun abſehen, wenn wir es über uns gewinnen, höchſtens ein, nicht etwa die ganzen eilf Luſtſpiele Wort für Wort zu vergleichen, oder gleich

---

*) Dieſe Arbeit, an der ich jetzt nur die Form veredelt habe, beruht auf der Combination eines Aufſatzes von Herrn Prof. Th. Bergk und von mir.

von vornherein den Entſchluß zu faſſen, Alles auf guten Glauben anzunehmen und als Poeſie, wie wir ſonſt pflegen, zu genießen. Bei dieſer großen Vergünſtigung gewinnt nun ohne Zweifel der Leſer; es iſt aber nicht zu verbergen, daß der Dichter dabei verliert. Haben wir längſt die verfehlten, ja die langweiligen Stellen z. B. im Kaufmann von Venedig gekannt, gähnen wir, wenn der Mohr an die Käſtchen geht oder die unglücklichen Liebhaber kritiſirt werden, ſo gilt es noch immer für ziemlich hochverrätheriſch, in irgend einer Hinſicht an Ariſtophanes zu zweifeln; gleichwohl wird er nun dieſer Gerechtigkeit nicht entfliehn; und ſo hätte denn Droyſen ſeinen Ruhm um ſo weniger vermehrt, je mehr die Vollendung der Kunſt und der komiſchen Genialität den wirklichen Ariſtophanes in unſern Bereich bringt. Neben den feinſten und hochpoetiſchen und neben den nichtswürdig verdrehenden und doch hinreißend treffenden Zügen der Komik tritt ſein burlesker Charakter in den dickſten Zoten, in den trivialſten Prügel- und Abführungsſcenen, in der oft albernen Allegorie, z. E. der Wolken, ja tritt ſogar die Langeweile ſchlechterfundener Scenen häufig genug hervor, um an die Stelle der abſoluten Verehrung Kälte und Kritik zu erzeugen. Droyſen ſelbſt, der doch gewiß nicht wenig Begeiſterung nöthig hatte, um bei der ſchwierigen Aufgabe bis zu Ende auszudauern, hilft uns durch ſeine Einleitungen in dieſe kritiſche Stimmung hinein; und ſo geſtehn wir denn, daß uns beim Wiederleſen des Ariſtophanes in Droyſens Ueberſetzung ſelbſt die Vögel, ſo wunderbar im Ganzen und ſo hinreißend im Einzelnen dieſes Gedicht iſt, nur intermittirende Komik, die Thesmophoriazuſen aber und vor allen die Fröſche den ununterbrochenſten Humor, den vollendeten Gipfel der Ariſtophaniſchen Poeſie darzuſtellen und damit den eigentlichen Kern dieſer komiſchen Sonne und das Recht ihres verblendenden Glanzes zu begründen ſchienen.

Für die Kritik des Komiſchen hat unſre Zeit ſich ungemein ausgebildet. Es wäre aber nicht wohlgethan, wenn wir hier ſogleich mit dem aufgefriſchten Intereſſe für die Ariſtophaniſche Komödie die einzelnen Stücke und ihren poetiſchen Werth kritiſiren, und nicht vielmehr von der neuen Ueberſetzung und ihrer Kunſt reden wollten. In der Kunſt der Ueberſetzung bildete man ſich aus der Voſſiſchen Manier, ſeinen unlebendigen Stelzen und gutgemeinten altclaſſiſchen Redensarten heraus; Platen hatte eben den Schulen und den Schulmännern nicht wenig imponirt mit gelehrten und dennoch rein deutſchen, ja rein proſaiſchen Verſen und Versarten; man ſteckte ſich nun das Ziel des Deutſchclaſſiſchen auch bei Ueberſetzung des Altclaſſiſchen, und dies im Ariſtophanes zu erreichen, war gewiß ein kühnes, ja das kühnſte Unternehmen, das jemals in dieſem Fache gewagt worden iſt. Droyſen's Bemühung hat dieſe Stellung der wirklichen im Gegenſatz zu der Voſſiſchen Aufgabe, unſere Sprache und Dichtung mit altclaſſiſcher Eigenthümlichkeit zu bereichern. Droyſen iſt ein feiner Kenner des alten wie des deutſchen Verſes; er hat ſich ungemein in die Sache vertieft und mit poetiſchem Sinn die Geheimniſſe unſerer eigenthümlichen Verskunſt, ihre Klang- und Poſitionspointen erlauſcht, ohne darum ſchlechtweg dem Bewußtſein über dieſe Dinge und ſeiner Reflexion bei der Ausübung die Herrſchaft zu übertragen, was dann immer wieder ein unlebendiges Weſen zur Welt geboren hätte. Bei alledem ſind die Schwierigkeiten, welche ihm Ariſtophanes machte, ſehr groß, und um ſich davon zu überzeugen, wie ſie ihn hin und her geworfen, braucht man nur die Vorrede zum erſten Bande zu leſen. Ariſtophanes' unerſchöpflicher Bilderreichthum, ſeine unausgeſetzten Anſpielungen, der wunderbar wechſelnde Ton, womit er immer und immer „neue Regiſter des Spottes“, der Perſiflage, der Parodie aufzieht, ſind unaufhörliche und zum Theil unüberſteigliche Hinderniſſe, für die nur in irgend einer Aehnlichkeit unſerer Anſchauungsweiſe ſchwacher Erſatz zu ſuchen war. Wie wenig hat Voß mit ſeiner philologiſchen Treue und mit ſeiner altclaſſiſchen Sorgloſigkeit dieſe Bedenken gewürdigt; wie unlebendig iſt er aber auch geblieben! Geiſt, Geſchick und Kühnheit des neuen Ueberſetzers leiden daher gar keinen Vergleich zu Voſſens in ihrer Art verdienſtlichen Arbeit. Droyſen will geben und giebt wirklich: nicht eine nur gelehrte und griechiſch elegante Ueberſetzung, ſondern Poeſie; er will den Alten friſch und verjüngt im geiſtigen Hauche der deutſchen Gegenwart auftreten laſſen. Dabei wußte er immer noch die Ariſtophaniſche Form zu bewahren; und hat man früher den leeren antiken Mantel des Grafen Platen von

Hallermünde vielfältig freudetrunken begrüßt, ſo nehme man hier die Erfüllung jener Verheißung, eine Ueberſetzung, die faſt an keiner Stelle gezwungener, ja oft reizender als das Original in unſere Ohren fällt und mit überraſchenden Erläuterungswitzen anmuthig einſchlägt.

Die attiſche Komödie macht gleichſam den Schlußſtein der griechiſchen Literatur; ſie nimmt alle früheren Geſtalten der Poeſie, die heterogenſten miteinander, in ſich auf. Droyſen charakteriſirt dieſe Art des Ariſtophanes treffend mit folgenden Worten: „Seine Wortbildung iſt überraſchend und keck, trotz der des Aeſchylus und Ariſtoteles; der Wohllaut ſeiner Sprache, zugleich mit dem feinſten Atticismus und der freieſten Routine in der Sprechweiſe aller Dichtungen gepaart, würde einem Virtuoſen im Ueberſetzen des Verſchiedenartigſten, des Homer's ſo gut wie des Plato, der Bakisſprüche ſo gut wie der guten und ſchlechten Tragiker Mühe machen; denn alles das, bald dieſen, bald jenen Ton anſchlagend, braucht der Komiker bunt durcheinander; auf dieſer ſeltſamen Claviatur ſpielt er jedes ſeiner luſtigen Stücke, indem er ſtets neue und neue Regiſter des Witzes oder Spottes vorzieht; und daß es denn endlich doch die erhabenen Klänge althelleniſcher Poeſie, eines ſonſt ſo ernſten, ſo großen und feierlichen Werkes ſind, in denen er ſeine übermüthigen Weiſen ſpielt: das macht ſie und ihren Eindruck nur noch ſeltſamer und unnachahmlicher.“

So gewandt und glücklich nun im Allgemeinen das Unternehmen durchgeführt iſt, ſo ſcheint es doch einer nahe liegenden Gefahr, der genialen Laune des Ueberſetzers ſelbſt, bisweilen unbarmherzig bloßgeſtellt zu ſein. Vornehmlich in den Vögeln ereignet ſich dies. Allerdings boten grade die Vögel oft auf überraſchende Weiſe vielfältige Analogieen zu der Gegenwart dar. Sie werden dieſe Anwendung auf jede Zeit erleiden, die ihr geiſtiger und materieller Reichthum in mancherlei Schwindel nach Wolkenkukelheim abführt; um ſo weniger war aber eine ſpecielle Wendung des Einzelnen auf unſer Tagesintereſſe vonnöthen. Im Jahre 1830 „machte der Ueberſetzer den Verſuch, das Stück gänzlich den damaligen Zuſtänden und Ereigniſſen anzupaſſen, erkannte aber bald, daß eine ſolche Willkür nur zu einem zwitterhaften Weſen, keineswegs aber zu einem treuen Abbilde der Ariſtophaniſchen Dichtung führen könne.“ Einiges davon iſt immer noch zurückgeblieben, z. B. V. 504, wo Rathefreund ſagt:

Im Aegyptierland und Phönizien auch war ehmals König der Kibitz:
Wenn der Kibitz ſein Hephevitzhep rief, da begannen die alle Phönizier
Ihren Walzen und Mais, ihren Gerſten und Reis in den Feldern der Aehren zu ärndten.

Worauf Hoffegut erwidert:

Drum heißt es auch jetzt wohl im Sprüchwort noch: „Hep, Hep, in das Feld, ihr Beſchnittnen.“

Ebenſo:

Und kommen ſie doch, gleich ſei'n ſie dann ſtehenden Fußes
Mit 'nem Vorhängſchloß polizeilich verwahrt, daß ſie nicht mehr interveniren.

Allerliebſt iſt die Ueberſetzung:

Und mit fliegenden Corps Saatpickern die Saat von den Feldern
hinwegtirailliren.

Und der Vers:

Iſt etwa das daſſelbe Wolkenkukelheim,
Wo auch Theagenes ſeine lügenden Gründe hat?

Endlich die Pindariſche Traveſtie:

Aber geſchwind eilet der Muſen Kunde fern,
Eilt wie ein Roß im Trompetengeſchmetter!
O Vater du, Gründer Aetna's,
Du des freundlichen Rathes Namensvetter,
Gieb mir, o gieb, was du in deinem Haupte längſt
Wohldenkend mir zu ſchenken denkſt!

iſt bei aller Freiheit ganz im Geiſte des Originals.

In den übrigen Stücken ſind die modernen Anſpielungen ſeltner, jedoch leſen wir in den Weſpen von dem „höchſt homöopathiſch zugemeſſenen Gerichtsſold."

In den Acharnern mußte der Megarenſer und Böotier, welche zu Markt kommen und in heimiſcher Mundart ihre Waaren ausbieten, Schwierigkeiten machen. Voß hat bei ſolchen Gelegenheiten deutſche Provinzialdialekte genommen, Droyſen folgt ihm darin nicht, und ſucht allerdings mit mehr Glück durch allerlei provinzielle Worte und Laute den breiten gedehnten Megarenſer- und rauhen und platten Böotier-Dialekt nur anzudeuten, eben ſo den der Spartanerin in der Lyſiſtrate. Die ſchneidenden und plötzlichen Uebergänge aus dem luſtigen in den tiefernſten und feierlichen Ton wollen ſich, wie es ſcheint, in unſerer Sprache nicht ſo merklich abgrenzen. Wo dagegen eine feierliche Haltung durchgeht und nur zuweilen der Spott hereinbricht, wie im **Plutos**, geht es gut von Statten. Andrerſeits aber wieder will der Schluß der **Acharner** ſich nicht recht ſchicken. Daſelbſt erſcheint der Diener und verkündet das Unglück ſeines Herrn, des Lamachos, in hochtrabender, bombaſtiſcher Rede. Ariſtophanes verhöhnt hier die üppige Fülle von Worten, das Streben nach Aehnlichkeit von Satztheilen und Worten, einen ganz reimähnlichen Gleichklang, kurz alle die künſtlichen Figuren und Phraſen, mit denen Gorgias und ſeine Schüler, zu denen auch Lamachos gehörte, jeden, ſelbſt den geringfügigſten, Gegenſtand ausſchmückten. Dieſe Perſiflage hat Droyſen nicht erreicht, und man fragt, warum hier der ſonſt ſo oft angewendete Reim fehlt?

Eine ſolche Forderung wäre freilich an jeden Andern ungerecht. Droyſen aber regt ſelber dazu auf durch ſeine treffende, oft überraſchend treue Herausbildung der maleriſch-berühmteſten Stellen, z. B. der Vögelchöre und endlich des Froſchchors in dem letzten und ganz vorzüglich gelungenen Stück ſeiner Ueberſetzung, den **Fröſchen**:

Charon und **Dionyſos** (der rudern helfen muß.)
Fröſche (die aber nicht geſehen werden.)

Fröſche.

Brekekekex koax koax!
Brekekekex koax koax!
Ihr Bachgeſchlecht, Sumpfesvolk,
Zum Flötenklang laßt Geſang,
Anſtimmen uns unſer melodiſch Meerlied.
Koax! koax!

Das jubelnd wir dem Nyſakind,
Dem Gott Dionys, im Sumpfe jauchzen heut wie alle Zeit,
Während im trunkenen Luſtzug
Her zu dem heiligen Kaſſeſt
Des Volkes Schwarm wallet zu unſerem Muſenſitz,
Brekekekex koax koax!

(Die Fröſche ſingen mit ſteigender Schnelligkeit des Tactes, ſodaß der dicke Dionyſos auch immer ſchneller rudern muß.)

Dionyſos.

Mir fängt derweil zu ſchmerzen an,
Mein Hintertheil, ihr Herrn Koax.

Fröſche.

Brekekekex koax koax!

Dionyſos.

Ich aber habe Blaſen ſchon,
Und mein Liebwerthſter ſchwitzt mir ſchon
Und ſchreit beim nächſten Bücken mit
Brekekekex koax koax!
Doch nun, ihr ſangluſtig Volk,
Paſſirt einmal!

Fröſche.

Lauter noch
Schall es jetzt, wenn je wir ſonſt
Hier an ſonnenhellen Tagen,
Unter Waſſerdoſt und Kalmus,
Huckten, hüpften, Waſſer traten,
Froh des taucheriſchen Gequackes,
Oder auch, Zeus' Regen meidend,
Tief im Grunde Waſſerreigen
Bunten Lurchentones unkten
Unter Blaſentropfenſchlag,
Brekekekex koax koax!

Dieſe Chorpartieen ſtehen den griechiſchen in nichts nach, und der Effect iſt ohne den Reim erreicht, welchen Droyſen an andern Orten zur Erhöhung der komiſchen Wirkungen mit dem beſten Erfolge im Chor und anderswo anwendet. So ſchließt er die Vögel mit der allerliebſten Weiſe:

Nun folgt dem Hochzeitzuge nach,
   Luſt'ge Vögel alle,
Zur Wieſe nach zum Brautgelag,
   Nach beim Flötenſchalle!
Komm, ſüßes Kind, und faß geſchwind
   Hier an mein Gefieder;
Umſchling' ich dich, ſo ſchwing' ich dich,
   Weibchen auf und nieder!

Die trochäiſchen Tetrameter finden wir durchgehnds gereimt; aber ſogar auch den jambiſchen Trimeter, dem der Reim ſogleich Zwang anthut und damit komödirend wirkt, z. B. in den Vögeln.

Auf du und du! nun nehmet euer Waffenthum
Und hängt im Namen Gottes Alles wiederum
Am heil'gen Heerd auf in dem Tellerküchenſchrank.

In den anapäſtiſchen Tetrametern möchte es am ſchwerſten ſein, den Reim neben der Macht des Rhythmus und bei der Länge des Verſes fühlbar zu machen. Wir verſuchen eine Stelle aus den Vögeln, die gewiß überaus gut gelungen iſt:

Oh Menſchen ihr rings, Nachtwandler am Tag, Herbſtlaub in dem Walde des Lebens,
Ihr, Staubes Idol, ohnmächtiges Thun, ruhlos traumgleiches Vergebens,

Ihr Eintagsfliegen, zum Fliegen zu ſchwach, ihr zum lebenden Sterben Erleſ'nen,
Hört, hört jetzt uns, die Unſterblichen, an, die ewiglich ſeiend geweſ'nen,
Die ätheriſchen, nimmer ergreiſenden, euch Unvergängliches ſinnend zum Wohle,
Daß von Allem belehrt, was da lebet und webt meteoriſch von Pole zu Pole,
Von der Vögel Natur, von der Götter Geburt, vom Styx und vom hölliſchen Ofen,
Abführen ihr leicht ad absurdum könnt die modernen Naturphiloſophen.

Soweit geht der Reim, und iſt vielleicht als ein abſichtlicher Luxus eine hübſche Parodie des bombaſtiſchen Verſes, der ſelbſt Parodie ſein ſoll; dann aber geht es ruhig weiter ohne Reim, und damit ſcheint dieſer auch als überflüſſig empfunden zu ſein; Droyſen müßte denn gemeint haben, nun ſei die parodiſche Haltung genug im Schwunge und der Reim nicht mehr nöthig.

Komiſch und muſikaliſch einſchmeichelnd zugleich ſind die Verſe:

Wenn ihr uns demnach als Götter verehrt,
So wird euch Orakel, ſo viel ihr begehrt,
Und Freude der Lieb' ohn' Gefährd' und Beſchwerd'
Und Sommer und Winter gewährt wie beſcheert.
Nicht gehn wir davon und ſetzen uns breit
Hin hinter die Wolken in Fürnehmheit,
    Wie Zeus, wenn es ſchneit;
Nein, ſtets nah, ſtets treu werden wir ſein
Euch, eueren Kindern und Kindeskindelein,
Euch immer erfreun mit Glück und Gedeih'n,
Mit Frieden und Jugend und Kuchen und Wein,

Und Feſten und Tänzen und Spaßvögelei'n,
Ja, es ſoll vor Genießen, Gedeihen, Erfreu'n,
Nicht zum Aushalten ſein —
So wiſſen wir euch zu beglücken!

So meiſterhaft nun die Ueberſetzung oder vielmehr die Wiedergeburt der Ariſtophaniſchen Komödieen Droyſen gelungen iſt, haben wir doch, wie die Stücke in den drei Bänden jetzt vor uns liegen, einen Wunſch nicht unterdrücken können, den man vielleicht kleinlich finden wird, von dem es uns aber nicht gelingen will zurückzukommen. Es iſt der Wunſch, die eilf Stücke nach der Zeitfolge hintereinander zu haben, ſo daß ſie mit den Einleitungen zuſammen einen ſtetigen Verlauf darſtellten, in welchem die Poeſieen als ſchöne eingelegte Arbeit nur energiſcher das attiſche Leben in ſeiner höchſten Blüthe wieder ſpiegelten. Aeſthetiſch iſt dieſer Wunſch nicht; weſentlich auch nicht, denn es braucht nur aufgeſtellt zu werden, wie ſie folgen, und dies geben die Unterſuchungen über die Zeit der Aufführung an die Hand, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſich die richtige Ordnung anzumerken. Dennoch hat die hiſtoriſche Folge faſt ein ſo großes Gewicht beim Ariſtophanes, als die philoſophiſche Anordnung der Platoniſchen Dialoge. Ariſtophanes wird nicht leicht oder ſehr wenig mit bloß äſthetiſcher Rückſicht geleſen; es bleibt für die Meiſten der hiſtoriſche und literarhiſtoriſche Geſichtspunkt ſtehen, ſie wollen den Dichter ſelbſt und ſeine Entwickelung im Leben und in der Literatur betrachten, und es iſt dies namentlich diejenige Theilnahme an ſo weit hinaufreichenden Geiſtesfrüchten, welche in keinem Punkte der weiterrückenden Bildung erkalten und immer eine raſche Ueberſicht der Sache nöthig haben wird, welche alſo, bei aller Vertrautheit mit dem Komiker, dennoch den Totaleindruck auf dem hier gebahnten Wege nicht verſchmähen darf. Je mehr die Ueberſetzung uns dem mikrologiſchen Stillehalten entreißt, um ſo mehr hätte ſie uns für dieſen weſentlichen Unterricht den Zickzackweg erſparen ſollen. Die vorliegende Aufeinanderfolge iſt völlig willkürlich und aus poetiſcher Laune hervorgegangen. Zuerſt der Friede, aus der mittleren Lebensperiode des Dichters, ſodann der Reichthum, das allerſpäteſte Werk, welches eigentlich, ſowohl der Zeit als dem Weſen nach, nicht einmal der älteren Komödie angehört, ſondern der mittlern, oder vielmehr den Uebergang ſelbſt bildet, und darum auch gegen die übrigen Komödien ſehr zurückſteht. Daran ſchließt ſich, gleichſam um jenen Abſtand recht hervortreten zu laſſen, die kunſtreiche, ätheriſche Komödie der Vögel. Im zweiten Bande ſodann eröffnet wiederum das Mittelalter des Dichters mit den Wespen den Zug, und es folgen zwei Jugendarbeiten, Acharner und Ritter. Der dritte Theil bringt, noch in der beſten Ordnung, die Wolken, die Lyſiſtrate, die Thesmophoriazuſen, die Ekkleſiazuſen, die Fröſche. Gewiß hatte der Ueberſetzer das Recht, ſeinen ſubjectiven Gründen, die er uns freundlichſt mittheilt, bei der Bearbeitung zu folgen, — hier gilt der Spruch: dem Genius läßt ſich nicht gebieten; — aber wie leicht war es, jedes Stück für ſich auszugeben, wenn es einmal wünſchenswerth ſchien, das Werk theilweiſe zu veröffentlichen!

Wir haben allerdings den Ariſtophanes immer nur als Fragment, von vier und vierzig Luſtſpielen eilf; dennoch ſcheint ein günſtiger Zufall dabei geſpielt zu haben: ſie ſtellen bald mit geringerer, bald mit größerer Unterbrechung den ganzen Lebenslauf des Dichters vom Jünglings- bis zum Greiſenalter dar. Ja ſelbſt von den zerriſſenen Stücken haben ſich Reſte erhalten, die wichtig ſind und uns in den Stand ſetzen, auch aus ihnen noch Züge zur Vervollſtändigung des Ganzen zu entnehmen. Dazu läßt ſich von allen eilf Stücken nicht nur das Jahr, ſondern meiſt auch der Tag der Aufführung mit Gewißheit beſtimmen. Dies iſt wichtig, denn niemand geht mit mehr Anſpielung und Beziehung auf die Umſtände zu Werke, als gerade Ariſtophanes. Seine Komödie iſt bei aller Idealität zugleich immer aus dem Geſichtspunkte der Zuſchauer, ihrer Anſchauung und ihrer Verhältniſſe zu nehmen. Sie hat ihre ſchlagendſten Pointen gerade in dem Conflict und Ineinanderſpielen dieſer gemeinen und dieſer Idealwelt. Daher denn auch ohne Beachtung des Tagesintereſſes die Ariſtophaniſche Poeſie ziemlich ungenießbar und dunkel bleibt. Es wäre wie mit einer heutigen Polterabendpoſſe. Je beſſer ſie anſpielt und neckt, um ſo weniger würde man ſie ohne gehörige Einleitung verſtehen und goutiren.

Zugleich iſt die Zeit und ihre Färbung, wie der

Schlüſſel zu den Poeſieen, ſo eine biographiſche Leuchte für die Einſicht in die Entwicklung des Dichters nach ſeinen reichen Beziehungen. Der Dichter zieht ſich perſönlich in den Verlauf ſeines Stücks hinein, und die ganze Procedur einer ſolchen Aufführung iſt ein Stück Leben, welches mit der Lupe der Hiſtorie und der allerintimſten Kenntniß der Verhältniſſe immer noch nicht genau genug beſehen werden kann. Im Drange der Begebenheiten projectirt, auf den Tag und ſeine Intereſſen berechnet, ja faſt unmittelbar aus der noch friſchen Tafel des Poeten recitirt, ſo treten uns dieſe großartigen Gelegenheitsgedichte, die ihres Gleichen in der Welt nicht wiederfinden, entgegen. Können wir doch mit Sicherheit nachweiſen, daß Ariſtophanes mehrere ſeiner Dramen, oder doch wenigſtens einzelne Theile derſelben, nur wenige Tage vor der Aufführung verfaßte; ſo, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Rede an die Zuſchauer faſt zum Schluß der Ekkleſiazuſen, wo der Dichter die Kampfrichter und Zuſchauer ermahnt, und ſeinen Chor, bevor er abgeht, ſagen läßt:

Nur leg' ich erſt den Richtern Einiges noch an's Herz,
Insbeſondre nicht entgelten mich's zu laſſen, daß mich heut
Traf das erſte Loos zu ſpielen, nein, das alles, treu dem Eid,
Wohl erwägend uns zu richten ſtreng mit Unparteilichkeit;
Nicht in eurem Richteramt ſo zu thun, wie jede Metze,
Welche nur Gedächtniß haben für den letzten ihrer Schätze.

Die Verlooſung aber, wornach die Reihenfolge der Aufführungen beſtimmt wurde, fand nur ſehr kurze Zeit vor dem Dionyſienfeſte Statt. Und wie manche Beziehungen, die tief in den Gang des Ganzen eingreifen und doch Ereigniſſe betreffen, welche unmittelbar vor der Aufführung eingetreten waren, finden ſich in anderen Stücken? Ariſtophanes läßt den Moment auf ſich wirken, und es iſt nicht zweifelhaft, daß er mit meiſterhaftem Geſchick überall das Tagesintereſſe, ja grade das Neueſte, das recht im Leben Gährende in ſeine Kunſtwerke hineinzuarbeiten verſtand. So iſt es denn bei keinem Dichter ſo wichtig, als bei Ariſtophanes, daß die Beſchäftigung mit ihm an den Faden der Zeitereigniſſe ſich anknüpfe, und zwar hat der Verlauf ſeiner dichteriſchen Beſtrebungen, wenn man ihn feſthält, wiederum die Macht, einen Spiegel der Ereigniſſe und der eingreifenden Perſönlichkeiten dieſer Zeit zu bilden, und ſie uns zu zeigen, wenn auch nicht wie ſie wirklich waren, doch wie ſie im Hohlſpiegel des durchtriebenſten aller Spötter ausſehen. Die Aufeinanderfolge ſeiner Stücke hat damit auch den Sinn, die verſchiedene Wendung ſeines Intereſſes, als beſtimmt von den jedesmaligen vornehmſten Objecten des attiſchen Geiſtes, literariſchen, politiſchen, ſocialen, zu veranſchaulichen. Dazu kommt, daß die Ariſtophaniſche Komödie grade den bedeutendſten Punkt der griechiſchen Geſchichte und der attiſchen insbeſondere trifft, nämlich den peloponneſiſchen Krieg in ſeinem ganzen, die helleniſche Welt furchtbar erſchütternden Verlauf von Anfang bis zu Ende. Dieſer Krieg begann im zweiten Jahre der 87. Olympiade (431 v. Ch. G.) und endigte mit der verhängnißvollen Schlacht bei Aegospotamos, im 4. Jahre der 93. Olympiade (405 v. Ch.); und grade in dieſen Zeitraum fällt nun auch die ganze Lebensthätigkeit des Ariſtophanes; denn von ſeinen ſämmtlichen Komödien läßt ſich genau das Jahr angeben, welchem ſie angehören, und es ergiebt ſich folgende Ueberſicht:

Acharner, aufgeführt	Ol.	88, 3;	v. Ch.	425.
Ritter	„	88, 4;	—	424.
Wolken, 1. Bearb.	„	89, 1;	—	423.
Wespen . . .	„	89, 2;	—	422.
Frieden . . .	„	89, 3;	—	421.
Vögel	„	91, 2;	—	414.
Lyſiſtrate . . .	„	92, 1;	—	411.
Thesmophoriazuſen	„	92, 2;	—	410.
Fröſche . . .	„	93, 3;	—	405.
Ekkleſiazuſen . .	„	96, 4;	—	392.
Plutos, 2. Bearb.	„	97, 4;	—	388.

Demnach fallen nur die beiden letzten Stücke hinter den peloponneſiſchen Krieg, während alle übrigen, nur durch kleine Intervallen von einander getrennt, jener tiefbewegten Zeit angehören und ihre innere Gährung meiſt mit vorwiegend politiſchem Intereſſe darſtellen. Wer ſollte ſich nun nicht wünſchen, dieſem Verlaufe nachgeführt zu werden, zuerſt durch die einleitenden Zurechtweiſungen und dann durch die Komödie, welche ſich mit der lebendigſten Verarbeitung eines ſpeciellen Zeitintereſſes in den Verlauf der Geſchichte einlegt. Dieſen Genuß aber hat uns Droyſen durch ſein ſprungweiſes und rein äſthetiſches Intereſſe verkümmert. Während die Anordnung und Ausführung, welche wir im Sinne haben (und welcher Droyſen für ſeine Perſon ſich doch, wenn gleich mit immer neuen Anſätzen, zuwenden mußte), zugleich das große Weltdrama und mit ihm die ungeheuren Ariſtophaniſchen Contraſte als ein ſtetiges Bild auch dem minder vertieften Leſer vorführen müßte, findet man ſich jetzt durch die Aphoriſtik nur mehr geſtört, eilt zerſtreut zu dem äſthetiſchen Genuß, erſparte ſich lieber ganz die Einleitung, und wird ſchwerlich zu der Totalanſchauung gelangen, wenn man nicht ſchon anderweitig zu ihr geführt wurde. Droyſen wird hierin keine Pedanterie ſehen, denn er ſieht ſich wiederholt ſelber genöthigt, es auszuſprechen, daß der äußere Kampf auch durch den inneren dargeſtellt werde, ja daß nicht nur das Innere des athenienſiſchen Staates, ſondern ebenſogut das Innere des Komödiendichters und ſeine Komödien ſelbſt jene ungeheure griechiſche Revolution mit all' ihrer Gährung, ihren Kämpfen, ihren Widerſprüchen veranſchauliche, die Darſtellung ihrer Aufklärung ſowohl als ihrer Bewußtloſigkeit über ſich ſelber ſei; wie denn Ariſtophanes, indem er die Neuerer verfolgt, ſelber in Religion und Sitte der ausgelaſſenſte Neuerer und ganz eigentlich der Generalobenhinaus iſt, er, der alle Götter und alle Menſchen mit der rückſichtsloſeſten Laune aufzieht und vor der ganzen Stadt zum großen Spaße der Herrn des attiſchen Salzes koboldſchießen läßt. Wenn nun das hochgebildete, übermüthig lebensvolle Athen der Makrokosmus iſt, den dieſer Herr und Meiſter des Komos perſonificirt und wiederſpiegelt, ſo wäre mit der ausdrücklichen hiſtoriſch gefaßten Aufgabe zugleich die äſthetiſche tiefer gelöſt worden. Einer zweiten Auflage werden wir dies gewiß nicht vergebens gewünſcht haben.

Die Komödie und ihr Sinn und Zweck iſt nirgends tiefer und beſſer zu erkennen, als aus der Ariſtophaniſchen Art, und dennoch hat gerade ſie ſo viel Veranlaſſung gegeben zu den einfältigſten Zweckbeſtimmungen, zu ganz unkünſtleriſchen und völlig proſaiſchen Deutungen; ja, eine müßige und philoſophiſch rohe Kleinmeiſterei wird ſich das Vorrecht, ihre unſinnigen Entdeckungen über die Abſichten der Ariſtophaniſchen Luſtſpiele herauszugeben, auch in Zukunft nicht brechen laſſen. Auch in dieſer Beziehung hat Droyſen große Verdienſte, und man muß ſich nur wundern, daß ihm ſeine Ketzereien bis jetzt ſo gut durchgegangen ſind. Zu allererſt hat er uns Gottlob von den moraliſch-politiſchen Tendenzen befreit, von dem Tugendſpiegel Ariſtophanes, der alle Schlechtigkeit mit ſeinem Spotte verdienter Maßen gegeißelt habe, und für den gerade die Zöpfe unter uns am meiſten ſchreien, die gewiß außer ſich gerathen würden, wenn ſie auch nur die harmloſeſte Rolle in einer Komödie übernehmen ſollten, die mit Ariſtophaniſcher Unverſchämtheit unſere Verhältniſſe darſtellte und lächerlich machte. Droyſen vertheidigt Sokrates, Euripides, ja ſogar den von Allen aufgegebenen Kleon gegen die

Hohlſpiegelfiguren unſeres Dichters. Wenn es darauf ankommt zu zeigen, daß die komiſche Figur keine hiſtoriſche ſein kann, ſo iſt dies ſo gewiß, daß es aus dem Begriffe ſelbſt, ohne alle hiſtoriſche Zeugniſſe, für Jeden folgt, der die Sache kennt, ſei es poetiſch oder philoſophiſch. Denn das wäre doch ein höchſt langweiliger Komiker, dem irgend eine, auch die ärgſte wirkliche Caricatur verdreht genug wäre, und Ariſtophanes iſt wahrhaftig nicht der Mann darnach, ſich im Punkte des Pikanten einen Zwang der hiſtoriſchen Richtigkeit auferlegen zu laſſen, wie dies Jeder an den Fröſchen und an ſeiner Kritik des Euripides ſich klar machen kann, wo die Refrains z. E. und das Salbenbüchſchen doch wohl ſelbſt dem Verſtockteſten einige Bedenken gegen die kritiſche und einige Gründe für die bloß komiſche Abſicht ihres Freundes an die Hand geben dürften. Das iſt nun aber die Sache. Der Zweck des Ariſtophanes mit der ganzen Komödie ſowohl, als mit den Parabaſen iſt der reinkomiſche, wodurch aber keineswegs verboten wird, daß er bei den Tagesintereſſen Partei ergreife, ja es kann ſich ſogar ereignen, daß er um der politiſchen Partei willen aus der Komik herausfällt, dies iſt jedoch ſehr ſelten.

Hierbei hört nun der moraliſche Geſichtspunkt auf, die Komik hat kein Gewiſſen. Dem Gegenſtand Unrecht zu thun, das iſt ihr Begriff; ſie geht nicht auf die Berechtigung des Lächerlichen ein; wäre ſie ſo billig, ſo wäre ſie ernſthaft, und es würde auch der Confuſeſte bei ſo billigem Verhör ſeine gehörige Veranlaſſung zur Confuſion darthun, wie denn kein Arzt lachen wird, wenn er einen Verrückten examinirt, d. h. mit der ärztlichen Abſicht examinirt. Die Komik geht ſo wenig auf die Wirklichkeit und den Zuſammenhang des Lächerlichen mit ſeiner Urſache, daß ſie vielmehr die ganze Erſcheinung aus ihrer Sphäre herausreißt und plötzlich in das Licht des ſouverainen Selbſtbewußtſeins, des Alles beſſerwiſſenden Komikers hineinwirft; und nun iſt es eben ſo vergeblich, daß jener ſich gegen dies Unrecht ſträubt, als wenn ein Schlafender, dem man plötzlich die hellſte Sonne auf die Augen lenkt, ſeinen Schlaf gegen dieſe unberechtigte Störung geltend machen wollte.

Ohne Zweifel iſt es aber auf der andern Seite das Recht des Schlafenden, zu erwachen. Eben ſo unzweifelhaft iſt das Recht des Komödirten die Komödie. Das Unrecht, welches ihm die rückſichtsloſe unbillige Komik anthat, indem ſie nicht auf ſeine wirkliche Exiſtenz und ihren nothwendigen Zuſammenhang einging, dieſen vielmehr ſtörte, — dies Unrecht iſt nur ein Unrecht gegen die überhaupt unberechtigte Exiſtenz, kein Unrecht gegen den Begriff des Menſchen. Der Grund des Komiſchen iſt die Einſicht oder vielmehr Anſchauung, daß eben jene Exiſtenz und ihre Zufälligkeit unberechtigt ſei. Der Komödirte muß Humor haben, und im Speciellen gegen den Komiker muß er den Humor haben, daß die forcirte Beleuchtung mit dem abſoluten Lichte, die völlig gewiſſenloſe Entblößung, ja ſogar die angedichteten Schatten, das poetiſche Recht dieſes (proſaiſch ganz zweifelloſen) Unrechts ſei. In dieſem Sinne hat die Komik kein Gewiſſen, vielmehr iſt erſt die Gewiſſenloſigkeit ſelbſt ihr poetiſches Gewiſſen. Wirft daher Droyſen im Gegenſatz gegen die Philologen dem Dichter Immoralität und Gewiſſenloſigkeit in der Verdrehung, namentlich gegen Sokrates, Euripides und Kleon vor, ſo geht er darin einen Schritt zu weit; dieſe proſaiſche Gerechtigkeit wäre die Zerſtörung der komiſchen Dichtung, welche ſogar gegen die Götter ſich ganz naiv deſſelben Verfahrens bedient; ſo wird es z. B. Niemandem einfallen, den pöbelhaften Poltron von Dionyſos in den Fröſchen oder den Erbſenfreſſer Herkules ebendaſelbſt für glimpfliche Portraits zu halten. Uebrigens hat es auch nichts auf ſich, daß dieſe Kömödirung irgend einem Gott oder Menſchen zum Präjudiz hätte gereichen ſollen. Kleon blieb nicht weniger in Anſehen, und wenn er ſich über Ariſtophanes ärgerte, wie er es denn erwieſener Maßen gethan hat, ſo war er darin poetiſch viel roher, als die Athenienſer, welche in dieſer Sache zwiſchen der idealen und der wirklichen Welt unterſchieden und ihn dem Könige der Komik nicht ins Gehege kommen ließen. Die freie Welt der Poeſie war und blieb ſouverän und allmächtig, die Alltagswelt aber ging eben ſo, trotz aller Schur, den alten Gang wie ungeſchoren. Und ſo iſt es noch.

Die Komik hat kein Gewiſſen oder vielmehr ſie hat nur das poetiſche, das komiſche Gewiſſen; hat ſie nun darum auch keine Geſinnung? Hält ſie es mit

Niemandem in Liebe oder Haß? Je ungerechter, unbilliger und gewiſſenloſer ſie iſt, deſto mehr Geſinnung ſcheint ſie zu haben. Es iſt ſchlechterdings nothwendig, um komiſchen Effect zu machen, daß der Dichter aufs Allerſchroffſte Partei ergreift; der komödirte Gegenſtand wird aber vermöge der Gewiſſenloſigkeit in den tiefſten Schatten gebracht, und das grelle Schlaglicht der Komik iſt nun ſchon darum nicht unparteiiſch, ja es iſt ohne Weiteres das Bewußtſein der Gegenpartei; und ſo wird gleich die Komödie im Sinne dieſer Partei ſein. Verſteht ſich aber, daß auch dieſe Partei ſich blamiren muß, denn das Ganze iſt ja wieder im Sinne des Publicums: es würde Niemand lachen, wenn nicht ſein Bewußtſein die Vorausſetzung wäre, und Caricatur iſt Alles, ſowohl der, welcher Recht, als der, welcher Unrecht bekommt, wie denn ja auch das ſouveraine Volk vor ihm ſelbſt aufs Unbarmherzigſte abgeſtäupt wird. Iſt alſo dieſe allgemeine Carikirung nun nicht wiederum Geſinnungsloſigkeit? Hier verhält ſich die Sache ſo: Innerhalb der Komik und ihrer poetiſchen Region wird aufs Stärkſte, aufs Ungerechteſte Partei ergriffen, und eine Ausgleichung findet nur darin Statt, daß auch die komiſch-bevorzugte Partei eben nur komiſch bevorzugt wird, d. h. es wäre keine Komödie, wenn nicht jedes proſaiſche Parteiintereſſe in ihrem Aether verflüchtigt, vor ihrer Blendlaterne als unberechtigt, d. h. als lächerlich erſchiene. Allerdings iſt daher die Folie jeder Komödie bei Ariſtophanes eine beſtimmte Parteigeſinnung, ein beſtimmtes Bewußtſein, und es leidet keinen Zweifel, dieſe Partei wird am lauteſten geklatſcht und ihm eine vortreffliche Geſinnung zugeſchrieben haben; aber ſie wurde ohne Zweifel gleich darauf ebenfalls wieder ausgelacht, ja ſie wurde komiſch ſchon indem ſie Recht bekam, und wiederum über dieſe Komik konnten ihre Gegner in die Hände klatſchen. In dieſer Beziehung iſt der Ritterchor, welcher gleich bei ſeinem erſten Auftreten Kleon auf das Heftigſte angreift, ein herrliches Belegſtück:

Chor.

Nieder mit ihm, dem Erzhallunken, Ritterſtandbewürgehund,
Und dem Zöllner und dem Miſtpfuhl und dem Charybdis-Schlingehund,
Und dem Hallunken und dem Hallunken zehnmal noch und hundertmal;
Denn ein Hallunk iſt dieſer Hallunk ja des Tages wohl tauſendmal!
Nieder hau' ihn und verfolg' ihn! mach' ihn mürbe! ſtampf' ihn klein!
Spei' ihn an! wir Alle mit dir! ſtürm' auf ihn mit lautem Schrei'n!
Sorgt nur, daß er nicht entwiſche, denn er weiß hier aus und ein,
Wie mir Eukrates entwiſchte grades Wegs in die Kleien hinein!

Zuerſt iſt hier die Geſinnung gegen Kleon gerichtet, und dieſe Geſinnung iſt die Rittergeſinnung; dennoch komödiren ſich dieſe Ritter gleich ſelbſt mit den unglaublich komiſch ſich überſchlagenden Schimpfworten, die noch dazu charakteriſtiſch für die Herren Ritter geweſen ſein werden, ſodann mit dem höchſt poſſirlichen Einhau'n und Anſpei'n, und endlich noch mit der ſchließlichen Befürchtung, Kleon möchte, wie Eukrates in den „Babyloniern", in die Kleien entwiſchen. Und dieſe Ritter, die hier gleich, wie ſie auftreten, ohne Zweifel zum großen Jubel des Publicums ſich ſelbſt ſchimpfend, ſpeiend, bramarbaſirend preisgaben, hatten Humor genug, den Chor zu der Aufführung herzugeben! Haben die Proſaiker es nie gemerkt, welch' eine unglaubliche Höhe der komiſch-humoriſtiſchen Bildung dieſe wenigen Zeilen in dieſen Verhältniſſen uns offenbaren? Wie völlig unbegreiflich iſt dieſe poetiſche Befreiung unſern Verhältniſſen! Ich ſetze den Fall, es ſchriebe einer jetzt eine Komödie gegen irgend eine Secte unter uns: würden die Betheiligten, auch nur auf dem Liebhabertheater, ſich ſelbſt zu komödiren die Freiheit haben? Allenfalls einen Chor der Philoſophen gegen Görres getraute Referent aufzubringen, wenn auch noch ſo viel Spaß über die Terminologie gemacht würde, denn dieſe müſſen ſchon Humoriſten ſein, wenn ſie überhaupt Philoſophen ſind; aber unſre deutſche Ritterſchaft würde nur den Boden der Proſa, die dürre Weide des gemeinen Bewußtſeins kennen und ſich erzürnt darauf zurückziehen, nicht weniger die übrigen Parteien. So ſteht es beim Ariſtophanes mit der Geſinnung: ſie wird dargeſtellt, wird vorgegeben, wird aber in demſelben Augenblick auch komödirt. Es kommt auf ſie als ſolche nicht an, auch die ungerechteſte Komik iſt frei von der eigentlichen Parteiung des proſaiſchen Lebens, ſie geht zugleich gegen alle Parteien, wenn ſie auch eine ſiegen läßt, denn die ſiegende ſiegt nur komiſch.

In dieſem Sinne hat Droyſen Recht: die Komödie iſt geſinnungslos, wie ſie gewiſſenlos iſt, beides im Sinne der komiſchen Poeſie. Dieſe hat alſo keinen praktiſch-politiſchen Zweck, ſo ſehr ſie ihn auch vorgeben möchte, und Diejenigen, welche z. B. eine ſolche Schimpfſcene für einen ernſtlichen Angriff auf Kleon und nicht vielmehr für ein rein komiſches Motiv halten, ſind in komiſchen Dingen, gelinde geſagt, ohne Sinn und Verſtand. Gleichwohl hat Ariſtophanes dieſen ungeheuren Sieg der Poeſie über die gemeine Wirklichkeit nur mit großem Kampfe und mit wirklicher Gefahr durchgeſetzt, denn ganz Athen war ſo in Angſt vor dem Terroriſten Kleon, daß dem Poeten kein Menſch eine Maske des Demagogen machen wollte, und es gehörte die hinterhaltige Macht der Ritter dazu, um überhaupt den komiſchen Plan zu verwirklichen und den Athenienſern den Ruhm der Genialität zu erwerben, welchen wir ihnen jetzt zugeſtehen müſſen. Die Komik hat in ihrer poetiſchen Souverainität die unbedingteſte Licenz gegen die ganze Wirklichkeit, ſobald ſie dieſelbe wirklich ausgeſprochener Maßen auf den Kopf ſtellt dadurch, daß ſie die Alltagswelt in die abſolute Sphäre der Poeſie mit Gewalt hinüberwirft, wo denn ſogleich Jeder an der Gewalt erkennt, daß dem komödirten Gott oder dem Helden der Komödie ſein Kern nicht entriſſen wird, auch mit dem tollſten Gelächter nicht. Ariſtophanes hat alſo keinen politiſchen und keinen moraliſchen Zweck, und iſt bei alledem nicht unſittlich? Nein! Die komiſche Sittlichkeit wäre nichtkomiſche Philiſterei, und die Unſittlichkeit der Komik wäre unpoetiſch, häßlich, gemein, abgeſehen davon, daß von Sittlichkeit in unſerm Sinne bei den Hellenen nicht ſo ohne Weiteres die Rede ſein kann, wie Droyſen auch ganz richtig bemerkt; namentlich iſt die Sitte in Beziehung auf das Geſchlechtsverhältniß und die allgemeine Zotenreißerei eine ganz andere als bei uns, wovon die Ruhe z. E., womit im Platoniſchen Gaſtmahl die ganze ehrbare Geſellſchaft den Alcibiades mit ſeinen beiden Hetären aufnimmt, einen ſchlagenden Beweis abgiebt. Zur Moral gehört das Gewiſſen, welches die Komik des Ariſtophanes ausſchließt; zur Sittlichkeit gehört dagegen die ganze Breite des damaligen Geiſtes, wie er ſich in der Wirklichkeit ausprägt und den Einzelnen beherrſcht. Nun iſt es gewiß, daß Ariſtophanes gewiſſenlos carikirte, und eben ſo gewiß, daß er das Moraliſiren, wie den proſaiſchen Standpunkt überhaupt verſpottete, z. E. Weſpen, V. 1051:

Wenn künftig daher von den Dichtern ſich wer,
O verehrliche Herr'n, Müh' giebt gar ſehr,
Zu erfinden für euch neue Luſt und Mähr',
Ja ſo heget ſie mehr und ehret ſie ſehr
Und bewahret hinfort die Sprüch' und die Lehr'
Und legt ſie in Kiſten und Kaſten und Schrein
Mit den Aepfeln hinein;
Und thut ihr es heut, kein Jährlein Zeit,
So riecht euer Kleid
Nach lauter vernünftiger Einſicht.

Das iſt der wunderbar trunkene Ausdruck der Komödie über den Nutzen der verſtändigen Richtſchnur, der nüchternen Sprüch' und der Lehre. Daß aber dieſe komiſche Trunkenheit am Feſte des Weingottes nicht gegen die helleniſche Sitte läuft, iſt nicht nöthig zu erweiſen. Das ganze Bacchantiſche Weſen bricht, wie noch heute der Carneval, aus der alltäglichen Proſa hervor und ruft das Feſt der allgemeinen poetiſchen Licenz ins Leben. Dieſe trunkene Welt iſt aber berauſcht im Geiſte des Komos, und ſeine Geſetze ſind eine zweite Welt zwar, ein poetiſches Reich, aber zugleich auch wieder die Nothwendigkeit der Licenz, die darum in den Regeln der komiſchen Kunſt gebunden iſt. Das Bewußtſein dieſer Kunſt und der rein komiſche Effect ſind von proſaiſchem Haß und von grober Anwendung auf die Gegenſtände der Ausgelaſſenheit des Komos außerhalb ſeiner Zeit frei, ſie ſelbſt bilden ihren völlig abgeſchloſſenen Kreis, ſind ſich ſelbſt Zweck und genügen ſich ganz allein an dem gegenwärtigen Feſtgenuſſe. Das Kunſt-, Feſt- und Effect-Bewußtſein gehört aber ſo gut zu der damaligen helleniſchen Sittlichkeit, als die politiſche Welt der Proſa, ja dieſe Komödie iſt ſelbſt der Bacchiſche Gottesdienſt. Im Bacchusdienſt und in den Aufzügen mit burlesker Ausgelaſſenheit, wie wir ſie vielfältig, beſonders auf geſchnittenen Steinen, vorgeſtellt finden, liegt alſo ſchon das Selbſtbewußtſein, das ſich in ſich die fröhliche Welt erbaut und aus ſich den Spiegel macht, in dem die ganze nicht trunkene Welt als die tolle ergötzlich auf den Kopf geſtellt wird. Man muß daher den berühmten Ausſpruch über Ariſtophanes: „in ihm zeige ſich die Alles zerfreſſende Subjectivität, an welcher der Hellenismus untergehe,“ mit einigem Mißtrauen aufnehmen. Das Princip der Komödie iſt überhaupt die Idealität der Welt; in ihrem Hohlſpiegel, in ihrem trunkenen Aug', in ihrer hellſehenden Doppelſichtigkeit liegt Alles verzerrt, aber auch verklärt. Iſt dies der Subjectivismus, ſo kann man ſagen, es iſt die Wiedergeburt aus dem phantaſtiſch-allmächtigen Ich, es iſt die Schöpfung einer tollen Welt bloß durch die ideale Macht des Geiſtes, der ihre Tollheit durchſchaut und dieſes zweite Geſicht darzuſtellen und zu offenbaren weiß. Hat nun Ariſtophanes dieſen ewig wahren Act erfunden, weil er ſo gewaltig in ihm iſt, weil er das vollendet, was der Komos ſeiner Anlage nach ſchon immer war, ſo lange er überhaupt war? „Die urſprüngliche Komödie“, ſagt Droyſen, indem er O. Müller und Welcker folgt, „war ein Komos, ein Phalloszug zu Ehren des Dionyſos und der verwandten Gottheiten, zwiſchendurch, wenn man ruhte, mit neckiſchen Spottverſen auf die Umſtehenden. Dieſe Weiſe von Feſtzügen mit Geſang und Spott iſt alt und weitverbreitet in griechiſchen Landen geweſen; irgend eine beigefügte Harlequinade, etwa das Voraufziehen des Gottes mit ſeinem Silen, oder irgend ſonſt ein ſchrulliges Abenteuer, an denen ſeine Geſchichte ſo reich iſt, mag den Anfang der dramatiſchen Geſtaltung gegeben haben, der ſich dann auch der Chor in der Weiſe näherte, daß er ſeinen Charakter als Feſtzug aufgab und unmittelbar in Beziehung zur

Handlung trat. Doch blieb er auch in ſolcher Umgeſtaltung an ſich der Komos, und wenn die Handlung ruhte, hatte er Muße, in ſeiner eigentlichen Weiſe zu agiren. Dies iſt der Sinn der Parabaſe.“

An dieſer Geneſis der Komödie iſt nicht zu zweifeln. Wir haben aus der Sculptur die geiſtreichſten Darſtellungen dieſes Lebens, und ſeine Abbildung war in der That eine ſehr aufdringliche Aufgabe für die Kunſt, weil die feſtliche Begehung ſelbſt ſchon poetiſch, eine Vergeiſtigung der gemeinen Wirklichkeit war. Es iſt dieſes Leben darum weſentlich komiſch, weil die Heiterkeit der komiſchen Laune, welche mit trunkenem Behagen ſich gegen die Alltagswelt kehrt, die allernächſte Idealiſirung, ſchon eine ſchöne Welt iſt, ohne gleichwohl eine künſtleriſch geſtaltete zu ſein. Die Plaſtik, wenn ſie es nur vermochte, den angemeſſenen und gereinigten Ausdruck der Bacchiſchen Heiterkeit zu geben, war alſo gleich höchſt inhaltsvolle und poetiſch werthvolle Kunſt. Nicht minder als der Plaſtik drängte aber dieſes Poeſieleben der Kunſtpoeſie und namentlich der dramatiſchen Poeſie ſich auf. Das ſatyriſche Drama ſteckt mit ſeinem Chor noch tiefer in der mythiſchen Figuration. Die Komödie ſodann aber erhebt jene zufällige Verſpottung oder auch jenes gutmüthige Hänſeln der Nichteingeweihten und Nichtfeſtlicherregten, welches zuerſt nur ſo gelegentlich unterwegs von dem ganzen Zuge verübt wurde, zur Geſtaltung einer beſtimmten Fabel, in welcher zur Darſtellung wirklich berechtigte Charaktere, wie Kleon ꝛc., nicht zufällig in den Weg laufende, aus dem Leben aufgegriffen werden; und Ariſtophanes erreicht die Höhe und erlebt auch wieder das Sinken dieſer Kunſt. Die Intentionen des Komos zur vollendeten, völlig bewußten und frei auf ſich geſtellten Kunſt zu erheben, das iſt die That und der Begriff des Ariſtophanes.

Nicht dieſer Dichter, nicht dieſe Perſon und ihre Bildung, nicht dieſes Subject alſo iſt es, welches ſeinen Idealismus gegen die wirkliche Welt kehrt und ſie überall auf den Kopf ſtellt: es iſt die Bacchiſche Welt des trunkenen Komos, welche ſich ſo verklärt und in ihrer äußerſten Ausgelaſſenheit bei aller Gottloſigkeit nicht nur ſo liebenswürdig, ſondern auch ſo bacchantiſch orthodox iſt. Soll nun die auflöſende Subjectivität, welche ausſchließlich der ariſtophaniſchen Dichtung, wie mir ſcheint, ſehr voreilig zum Princip gegeben wird, auf den heitern Bacchus, den trunkenen Silen und das ganze übermüthige Gefolge zurückgeſchoben werden, ſo möchte dies Princip leicht älter ſein, als die ganze attiſche Demokratie und ihr Lykurgiſcher Gegenſatz; hat alſo, was ebenfalls nicht wahr iſt, dieſe Zügelloſigkeit den Hellenismus zerfreſſen und zerſtört, ſo hat die alte Zügelloſigkeit eine viel jüngere Geſetzlichkeit aufgefreſſen. Wahr iſt an der Sache gewiß ſo viel, daß allerdings im Bacchusdienſt, in dem Komos und in dieſer komiſchen Poeſie ein Keim liegt, welcher den Hellenismus in ſeinem altmythiſchen und ſtaatlichen Ausdruck zu überwuchern beſtimmt war, denn die Poeſie des Komos ſtellt eine Lebensgeſtalt auf, welche aus höherer Anſchauung die wirkliche Welt negirt; dies iſt zuerſt und lange wohl unbewußte Subſtanz dieſer Heiterkeit; in dem Künſtler Ariſtophanes aber wird dieſelbe zum ſelbſtbewußten Subject, welches daher poetiſch auf dieſelbe Weiſe, wie Sokrates und Platon philoſophiſch, eine Bildung darſtellt, die das naiv griechiſche Bewußtſein überflügelt und auflöſ't. Ariſtophanes iſt die perſonificirte Komödie. So ſehr er daher in der griechiſchen Sittlichkeit, in der alten Sitte des Komos und ſeiner tiefen Poeſie wurzelt, eben nur die Vollendung dieſer ächt helleniſchen Genialität iſt: ſo wenig kann er von ſeiner Bildung, von der Freiheit ſeiner Zeit abſtrahiren. Seine Komödie iſt daher von dem Geiſte der Neuerung, von der Widerſpenſtigkeit gegen die altmythiſche Orthodoxie, wie ſie der Platoniſche Euthyphron höchſt lächerlich repräſentirt, durchdrungen, ohne gleichwohl aufzuhören, völlig im Sinne der Dionyſienfeier und des althergebrachten Feſtzuges zu dichten. Freilich kann über ſeine Heterodoxie kein Zweifel ſein. Nicht nur die Göttergeſtalten treten komödirt auf, was man gelten laſſen könnte, wenn es minder deſpectirlich geſchähe, er ironiſirt auch die ganze mythiſche Anſchauungsweiſe, wenn er z. B. die Fröſche ſingen läßt:

Iſt mir ja doch hold die leierkundige Muſe,
Hold der Hornfuß Pan, der mit der Rohrflöte froh iſt,
Iſt mir doch auch geneigt Apoll, der Zitherſpieler,

Wegen des Rohrs, zum Steg an der Leier,
Das ich ihm feucht im Sumpfe zieh'!
Brekekex koax koax!

Welch' eine wunderbar bewußte und hochkomiſche Parodie der Anrufungen und des Preiſes der localen Schutzgottheiten! Die nobelſten Götter macht er ſo mit einem Schlage zu Froſchpatronen und ſcherzt noch nebenbei über ihre Attribute, mit denen ihm längſt ſein Glaube zum „Verſchrumpfſtein" oder nach „Wolkenkukelheim" durchgegangen iſt!

Nachdem dieſe Stellung der Ariſtophaniſchen Komödie zum helleniſchen Leben erörtert iſt, braucht es nicht mehr geſagt zu werden, wie ſchwierig es ſei, ihre vielfache Verwickelung mit den Widerſprüchen jener revolutionirenden Kriegszeit der Geſchichte in einen angemeſſenen Ausdruck zu faſſen. Droyſen thut dies bisweilen mit wenig Glück, namentlich geht er zu weit, wenn er die Auflöſung der wahren Subſtanz in dem Bewußtwerden der Zeit über veraltete Formen findet, Ariſtophanes ſelbſt aber auf die Begriffe von Tugend und Laſter zieht in ſolchen Ausdrücken wie: „Es iſt ein ſchlimmes Ding, von dieſer Art des kyniſchen Spottes Geſinnung zu erwarten, auf deren Koſten der Spott ſelbſt nur möglich iſt; es wäre eine moroſe, abſtändige und langweilige Komik, die eigentlich nur Moral zu predigen im Sinne hätte, und die Moral ſelbſt wäre doppelt ſchlimm daran, ſolche Prieſter zu finden, die da an dem Beiſpiele und der Luſt des Laſters die Tugend lehren möchten."

Dies giebt wenigſtens den Schein, als könnten dieſe modernen Ausdrücke auf Ariſtophanes eine Anwendung finden, was Droyſen anderwärts ſelbſt ablehnt. Wenn aber vollends von der „Aufklärung“ mit ſolcher Anwendung die Rede iſt, ſo verſchiebt ſich die Anſicht noch mehr. Es heißt daher etwas ſehr abſtract und ſehr unangemeſſen am Ende der Einleitung zu den Vögeln: „In Zeiten geſteigerter Civiliſation, wenn das Scheidewaſſer der Aufklärung alles Leben angefreſſen, wenn man ſich über Sitte und Vorurtheil, über alles Ueberlieferte und Subſtantielle hinwegräſonnirt hat, wenn in der Fäulniß der ſittlichen und religiöſen Zuſtände das wurmhaft wimmelnde Einzelleben immer beweglicher und bunter durcheinander arbeitet, dann ſind in der Poeſie Erſcheinungen wie die alte Komödie möglich und an der Zeit. Und in ſolchem Leben, in ſolcher furchtbaren Verwirklichung der Freiheit ſteht Ariſtophanes; ſein ſchmerzlichtolles (ſchmerzlich?) Lachen und die tiefe Melancholie (?) ſeines großen Zeitgenoſſen Euripides ſind Ausdruck derſelben geiſtigen Zerriſſenheit, derſelben Verzweiflung.“ (?)

Das iſt eine Phantaſie: weder Ariſtophanes, noch Sokrates, noch auch Euripides wüßte ich irgend als Zerriſſene oder Verzweifelte zu erkennen: im Gegentheil, ſie glauben ſich ganz ernſtlich im Beſitze einer höheren Form der Wahrheit, als die der Vorzeit geweſen, und was den Schmerz anlangt, der Ariſtophanes zugeſchrieben wird, ſo dächt' ich doch hätte Droyſen ſelbſt am meiſten dies unſägliche Behagen der komiſchen Begeiſterung nachempfunden; woher nun dieſe graue Theorie? Aus jenem berühmten Satz von Hegel, „der Hellenismus gehe an der Subjectivität unter.“ Alle Geburten der Subjectivität gehen auch wieder an ihr unter.

Wird aber in der Einleitung zu den Fröſchen Perikles' Rede bei Thucydides über die Peſt und die dortige Schilderung der ſocialen Auflöſung und des grauenhaften Verderbens der Peſtzeit zu Grunde gelegt, um daran den Beweis des allgemeinen Verderbens der ganzen Kriegszeit zu knüpfen, ſo iſt das eben ſo unhiſtoriſch, als wenn man die heutigen Zuſtände der Italiener nach den Choleragreueln in Sicilien charakteriſiren wollte, nicht zu gedenken, daß jeder Krieg, ſogar der ſittliche Freiheitskrieg der Deutſchen, Scenen mit ſich bringt, die man im Frieden unglaublich finden muß. Von der Schilderung des Verderbens jener Zeit im Gegenſatz gegen die altattiſche gute Zeit iſt alſo ohne Zweifel ein großer Theil zurückzurechnen.

Im Uebrigen iſt auch das Feſthalten des gemeinen Bewußtſeins, gewöhnlich alſo der Geſinnung derer, die für die gute alte Zeit ſind, nur eine komiſche Nothwendigkeit, weil es ſehr ſchwierig wäre, das Bewußtſein der Neuerer zum Hintergrunde des Komiſchen zu erheben. Ueber die Neuerer als über die Schwindler zu lachen, das iſt in der Ordnung; aber im Sinne dieſer noch unbekannten Welt zu lachen, das wäre eine Umkehrung des Bewußtſeins ſelbſt, die zu mühſelig iſt, um komiſch glücklich zu ſein.

Hieraus erklärt ſich Ariſtophanes' ſcheinbare Altgläubigkeit; wenn man ſich aber unterrichten will, wie der komiſche Mann geſellig und perſönlich von den Zeitgenoſſen genommen worden ſei, ſo iſt dazu nichts ſo dienlich, als das Platoniſche Gaſtmahl, zuerſt wie ihn Plato ſo meiſterhaft als eingefleiſchten Spaß- und Luſtigmacher ſchildert und verfahren läßt, dann aber auch wie die Geſellſchaft ihn nimmt und in ſeiner Qualität zu ſchätzen weiß.

5. Die moderne Belletriſtik und der ſatiriſche Roman *).

1839.

Es iſt auch für die Nichtbetheiligten unbequem, daß die junge Literatur auf das praktiſche Gebiet geworfen und ſodann mit einem Interdict belegt wurde, welches wenigſtens dem Namen nach noch fortbeſteht und die Männer, die es betrifft, ſo augenſcheinlich um ihre Vollbürgerrechte bringt. Dies ſtört das unbefangene Verhältniß, wirft gehäſſige Schatten auf jeden Widerſpruch, erregt die Sympathie der Einen und allerdings auch eine Falſtaffscourage der Andern; mancher ehrliche Deutſche eilt herbei, um dem gefallenen Percy noch ein Bein abzuhauen. Schon dies Verhältniß trübte den kritiſchen Proceß. Außerdem iſt bekannt, daß ſtarke perſönliche Zerwürfniſſe den Kreis ſonſt befreundeter junger Schriftſteller nicht nur geſprengt, ſondern auch in einen Krieg Aller gegen Alle umgeſetzt haben; und es reißt die üble Gewohnheit der Befangenheit, der prädeſtinirten Kritik, der Parteilichkeit, wie es ſcheint, in den Organen der Zerfallenen noch immer mehr ein. Auch dies iſt eine Calamität, und ſie liegt wiederum darin, daß die Sache gleich praktiſch genommen, gleich als Lebensfrage behandelt wird, worin man mit jedem Urtheil um einen

---

*) Gutzkow's Blaſedow und ſeine Söhne.

Fuß breit Exiſtenz kämpft oder angefochten wird, Mann gegen Mann in wahren literariſchen Duellen. Aber wahrlich, hier iſt zu viel Duellbewußtſein; denn eine wirklich nachhaltige literariſche und dichteriſche Exiſtenz, — und eine ſolche ſchreiben ſich die Kämpfenden doch wohl zu? — iſt durch keine Kritik zu tödten, am allerwenigſten durch eine unbegründete böswillige. Wo aber das Princip und der Gehalt fehlt, alſo wirklich nur Mann gegen Mann in dem eigentlichen Duellverhältniß kämpft, da mag die kritiſche Procedur eher als Lebensfrage gelten. Sonſt überall, wo die Gegner mehr als leere Duellanten, wo vielmehr die Gegenſätze principiell ſind und ihr Kampf die Zeitentwicklung betrifft, iſt gerade jetzt die Wahrheit geltend zu machen, daß die Erkenntniß, auch die kritiſche, *als reiner Selbſtzweck aus der praktiſchen Verwicklung zu befreien ſei.* Die Cooperation der Schulen und der gleichen Richtung, welche ſo weit geht, daß ſie ihre ſchlechteſten Producte in Schutz und von der feindlichen Richtung auch die beſten in die Scheere nimmt, iſt eine Manier der Schwäche, der Parteimacherei, der Clique. Die Halliſchen Jahrbücher haben ſich von dem Kampfe des Lebens nicht zurückgezogen, wenn die Kritik ihn fördern zu können ſchien; aber ſie haben auch die perfideſte Richtung, den *jeſuitiſchen Pietismus* z. B., der uns jetzt ſchon offen ins Geſicht ſagt, wie er uns zu knebeln und zu braten gedächte, wenn er, was er für ausgemacht hält, das Heft in die Hände bekäme, ehrlich kritiſirt und als Phänomen zu erklären geſucht.

Die Folge davon hätte ſein können, daß die feindſelige und dem Proteſtantismus in Staat und Kirche gefährliche Richtung um ihren Credit und factiſchen Einfluß gekommen wäre. Wenn dies nun aber nicht der Fall war, ſo iſt eben damit der Beweis geliefert, daß die reine Einſicht den praktiſchen Springfedern der Lebensentwicklung fern ſteht, und daß alles einmal Eingefahrne, wie namentlich bei uns die katholiſchen und proteſtantiſchen Jeſuiten, ſich erſt bis zum ſchreienden Exceß fortſetzt, ehe die Lebensbewegung es wieder ausſtößt. Die Erkenntniß hat ſich das untergeordnete Gebiet des Lebens nicht zum Zweck zu ſetzen, ſondern nur ſich ſelbſt. Die Jahrbücher lehnen daher die Zumuthung ab, ſich mit Parteiintereſſe unmittelbar ins praktiſche Gebiet einzulaſſen, ſtehen aber vor allen Dingen der belletriſtiſchen Parteiung, die keine ſolche hiſtoriſche Bedeutung hat, wie die pietiſtiſche Demagogie, völlig unbefangen gegenüber. Außerdem möchten wir faſt behaupten, daß, bei der enormen Fluth belletriſtiſcher Producte, jede, auch die parteiiſche Notiznahme, ſelbſt mit Unrecht renommirter Journale, als ein Ereigniß von den Literaten betrachtet werden könnte. Wenn nun Gutzkow von den Jahrbüchern wiederholt mit ſeinen Producten in Betracht gezogen wurde, ſo geſchah dies vor Allem mit der Anerkennung, daß die Kritik derſelben die Einſicht der Gegenwart in die Procedur unſerer jetzigen Poeſie zu befördern geeignet ſein möchte. Gutzkow hat ſich über die Art und Weiſe, ſo wie über die Recenſenten, durch welche dies geſchehen iſt, beſchwert; einſeitige Sympathie oder Antipathie aber, die gegen irgend eine Perſon der gegenwärtigen ſchönen Literatur zur Parteilichkeit führen könnte, iſt der Redaction völlig fremd. Vielleicht dient dieſe Bevorwortung dazu, denen, die ihre Producte preiszugeben nicht von vornherein die Zuverſicht haben, wenigſtens den Geſichtspunkt zu eröffnen, daß *die* Kunſtwerke, welche der kritiſchen Lebensfrage überhaupt unterworfen ſind, nicht Lebenskraft genug in ſich tragen, um mit der Zeit groß zu werden, durch die Fürſprache des Autors aber am allerwenigſten zu halten ſind. Vielleicht aber verletzt auch die nachfolgende Kritik nur um ſo mehr.

Die *praktiſche* Richtung der modernen Belletriſtik nun, die wir hier ins Auge faſſen, breitet ſich in vielfacher Verzweigung aus; ſie geht auf die Geſelligkeit, auf die Familie, auf das Staatsleben, auf die Diplomatie ein; ſie macht aber auch in ihren künſtleriſchen Producten am allermeiſten die Literatur und darin wiederum einen beſtimmten Kreis von jungen Literaten zum Gegenſtande theils ihres Widerſpruchs, theils ihrer Empfehlung, und knüpft ſich mit mancher feinen Wendung und Ausführung an das Zeitintereſſe und ſeine Probleme an, nicht nur um darauf einzuwirken, ſondern um dabei auch für ſich zu intereſſiren. Vornehmlich waren es bekanntlich die problematiſchen Gährungen, die Aufgaben, woran unſere Zeit arbeitet, welche künſtleriſch darzuſtellen die Aufgabe werden mußte; denn nur ſo konnten ſie hoffen, den Eindruck und die Wirkung, die ſie ſuchten, zu erlangen.

Dagegen erhob ſich eine *praktiſche* Reaction. Am plumpſten iſt hier Menzel drein gefahren, und hat die Täuſchung, als könne die ſchöne Literatur mit ihren Dogmen und Zweifeln ohne Weiteres auch die Wurzeln des Lebens herausreißen, zu dem Schreckbilde verſtärkt, es ſchwanke der Boden unter unſern Füßen, wenn die Poeſie uns dieſe Schwankung vormache und wenn die Belletriſten davon ſprächen. Und es gelang. — Die damalige Verfolgung, welche die junge Literatur, mit Hilfe der Pietiſten, einen Augenblick an den Ort des Archimedes zu ſetzen ſchien, von welchem er die Erde aus den Angeln zu heben verſprach, war eine ſeltſame Ueberſchätzung, iſt uns nun aber im Laufe der Zeit als ziemlich unverfänglich bekannt geworden, was ſie freilich gleich Anfangs hätte ſein ſollen. Denn wenn es nicht mehr vergönnt wäre, den ganzen Beſtand der gewonnenen Elemente zu kritiſiren, auch ungerecht zu kritiſiren, und theoretiſch oder gar poetiſch in Frage zu ſtellen, ſo wäre dies ſelbſt das ſicherſte Zeichen, daß der jüngſte Tag vor der Thür und das Buch des Lebens zugemacht wäre, ein Reſultat, dem die Hüter des Beſtandes doch hoffentlich am allermeiſten ſelbſt ſich widerſetzen würden. Die junge Literatur hat es aber nicht ſo ernſtlich gemeint, als es hin und wieder genommen worden iſt, mit den Schwankungen des Bodens, dieſen Erdſtößen gegen die Grundlagen des Lebens, worauf ſie mit ihren ſocialen Problemen und mit der Erörterung verfänglicher Zeitfragen hinwirkte. Vielmehr kam es ihr gar ſehr darauf an, hiemit zu intereſſiren und literariſchen (wahrlich nicht gleich bürgerlichen) Effect zu machen, ſowohl bei den Philiſtern, die nun gleich alle ihre Grundſtücke purzeln ſehen, als bei dem genialen Publicum, das an dieſer Fiction wie an dieſer Angſt ſeine Freude haben ſollte. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, der literariſche Effect, ſofern er kein nachhaltig poetiſcher iſt, erſchöpft ſich damit, daß er nur die Aufmerkſamkeit und die Reflexion, welche daraus folgt, erregt, aber keineswegs den ſittlichen Boden ſelbſt durch und durch erſchüttern und umwühlen kann, es müßte denn ſein, daß dieſer Boden in ſeinen eigenen Fugen, auf tiefer vulkaniſcher Gefahr gebaut, ſchon das durchbrechende Feuer ſelbſt in ſich trüge.

Nicht nach der *praktiſchen*, ſondern *nur nach der poetiſchen Seite* beſchäftigt uns daher der Gutzkow'ſche Roman.

Die Geſchichte Blaſedow's und ſeiner Söhne ſpielt, wie dies nach dem Bisherigen zu erwarten war und wie es überhaupt der neueſten Romanform zukommt, in der allergegenwärtigſten Gegenwart, und ſchließt dabei eine Welt ſo reicher, ſo ſpecieller, ſo literatürlicher, ſo commerciell eingeweihter, ja ſo commentmäßiger Anſpielungen in ſich, daß man faſt zur ſchönwiſſenſchaftlichen Gilde gehören muß, um, ohne ein Converſationslexikon der jüngeren Novelliſtik, die Motive, die Intentionen, die Hiebe, die Witze, kurz den Humor davon überall auch nur zu verſtehen. Jean Paul nennt dies den gelehrten Witz, die Anſpielung aber die Feinheit. Und in der That! ſo viel konnte der Satiriker für das kluge Gelächter des

Spottes nirgends vorausſetzen, als in der ganzen Breite der heutigen Welt. Wir erinnern uns wohl, daß unſer Dichter nicht den Anfang gemacht weder mit dieſer Bequemlichkeit, noch mit der Komödirung dieſes uns Allen ſo wohlbekannten oder doch ſo nahe liegenden Stoffes. Wenn aber auch Heine damit angefangen, ſo war doch alles Bisherige die entſchiedenſte Aphoriſtik, und die erſte größere Compoſition in dieſer Richtung, die ſich ſelbſt als komiſchen Roman giebt, iſt der Blaſedow. Faſt gleichzeitig tritt, aus einer älteren Literaturrichtung, der Immermann'ſche Münchhauſen hervor, und es ſcheint daher jetzt der Trieb in der Luft zu liegen zu größeren und zuſammengehaltenen Kunſtwerken auf dem Gebiete der Komik.

Die bisherige komiſche oder humoriſtiſche oder auch nur genialiſirende Aphoriſtik konnte die Bequemlichkeit einer bekannten Vorausſetzung nicht entbehren. Bei ihrer Abſicht, nur ſich intereſſant zu machen, wäre es Luxus geweſen, ſich noch mit der Baſis, etwa einer fremden Oertlichkeit und fernen Zeit, lange herumzuſchlagen; ihr genügte Feder, Tinte, Papier und Witz. Der komiſche Roman nun aber hat es genau genommen mit der Gegenwart nicht leichter, als mit irgend einer Zeit. Denn er iſt überall darauf angewieſen, durch die Darſtellung ſeiner Charaktere und ihrer Geſchichte zu wirken; alles Herausgehen aus der Geſchichte und aus den Perſonen, an denen ſie verläuft, iſt ein Beiwerk und eine willkürliche Verkennung der eigentlichen Macht dieſer Dichtungsart.

Dem komiſchen Roman iſt alſo die Gegenwart, die Tagesgeſchichte, die Buchhändler- und Schriftſtellerwelt nicht vonnöthen; ja ſie iſt ihm feindlich und zuwider; es müßte denn ſein, was ihm ja erlaubt ſein würde, daß ihre Perſonen und Verhältniſſe, verſteht ſich in idealiſirter Geſtalt, ſeinen wirklichen Inhalt und Kern ausmachten. Im Blaſedow iſt dies nun ſo eigentlich nicht der Fall; und es möchte daher die ganze Gelehrſamkeit und Feinheit, welche Gutzkow in den Anſpielungen auf bekannte, aber ziemlich gleichgiltige Verwicklungen der jungen Literaten unter ſich, es möchte das Namennennen des Conſiſtorialrathes Marheineke, des Fürſten Pückler, des Heinrich Laube u. ſ. w. vielfältig nur für ein übelverſtandenes ſatiriſches Reislaufen und für eine ganz ungehörige Aufnahme der blanken Wirklichkeit zu halten ſein, die der poetiſchen Wirklichkeit den übeln Dienſt erweiſt, daß ſie ihr allen Glauben zur Thür und allen Duft zum Fenſter hinausjagt. Es heißt nämlich gefliſſentlich aus der Poeſie in die Alltagswelt herausfallen, wenn der Dichter unſer Intereſſe auf eine ſolche ſelbſtändige ſatiriſche Pointe treibt, darüber ſeine Geſchichte ſowohl als ſeine Helden und deren eigene Komik vergeſſen läßt, und plötzlich ſelbſt hinter dem Vorhange hervortritt mit der Frage: „Nun, wie gefällt Euch der Witz?“ Wir erwidern dann höflich: Es iſt doch ein charmanter Mann, dieſer Gutzkow. Aber — der Blaſedow iſt uns unterdeſſen in den Brunnen gefallen.

Dieſer Fehler kommt nicht hie und da vor; er iſt durchgehend, er iſt der eigentliche Charakter dieſes ſogenannten

Romans, der füglich eben ſo gut oder vielmehr mit weit beſſerem Fug hätte überſchrieben werden können: Satiriſche Ausläufer und geniale Reflexionen über Welt und Zeit, leidlich in einen Rahmen gefaßt und herausgegeben von Karl Gutzkow. Und wirklich, wenn die Satire und die geiſtreichen Anſichten über alle möglichen Gegenſtände der Kunſt, des Lebens und der Literatur der ausgeſprochene Zweck wären, wie ſie jetzt nur der abuſive Zweck ſind, ſo müßte man ſehr ungerecht ſein, um nicht in vielen Dingen einen ſeinen Sinn, ein gebildetes Urtheil, intereſſante Bemerkungen und gute Witze zu finden, Alles mit einander in einer eleganten Sprache, die aber vielfältig die entſchiedenſte Rückkehr der Jean Paul'ſchen Manier iſt. Schlachtenmaler, der älteſte Sohn Blaſedow's, giebt ein Journal heraus. Er hat eine Unterredung mit einem ſchöngeiſtigen jungen Juden, dem Sohn des Banquiers Baron von Lipman. Er ſagt: „Ja, Herr von Lipmann, Befreiung vom Hergebrachten, keine Feſſeln, die wir mit der Nabelſchnur, der Wiege, dem Fallhut, dem Gängelbande, der Schulruthe, dem Confirmandenunterricht und dem Copulationsſcheine mitbekommen — ſondern Alles nur durch uns und in Gott; — und ſchaffen wir nichts Neues, kommen wir auf das Alte zurück, gut, dann hat die Welt und die Geſellſchaft den Frieden, und die Literatur den Glanz davon; — Ihre Zuſtände aber und ſeinen Bezüge locken weder Hunde noch Philiſter vom Ofen!“

Der epigrammatiſche Witz und die Ueberſetzung der ſpeciellſten Dinge in bedeutende Gedankentypen iſt bei dem ſatiriſchen Augenmerk und durch dieſes Augenmerk ſelbſt eine ganz berechtigte Form; aber eben die Satire, die uns die ganze Welt dieſes Gedichtes durchlöchert und nur auf ſehr vereinzelten Punkten liebenswürdig darſtellt, vergiftet Alles und entreißt ſelbſt den begeiſterten Viſionen ihren Gegenſtand. Im Ganzen iſt die unmuthige Bitterkeit, die herbe Verſtimmung und die rächende Geißel des Spottes der Grundton. Hat man ſich in dies Intereſſe vertieft und iſt man, ſtatt der harmloſen Darſtellung närriſcher Leute, die aber im Grunde ſo dumm nicht ſind, geneigt, der Welt einmal recht auf den Dienſt zu paſſen, einmal über das andere auszurufen: wie wahr, wie ſcharf! und ſo das ſatiriſche Weltgericht rückſichtslos mit zu vollziehen, eine Laune, die ſich allerdings wohl finden möchte: ſo iſt der Blaſedow eine höchſt piquante Lectüre.

„Der Generaliſſimus hatte bisher auf ſeinem Sattel wie auf Kohlen geſeſſen: denn der Fürſt, erfuhr er ja noch ganz in der Frühe, hatte in der Nacht einen Traum gehabt, daß die rothen Streifen an den Hoſen ſeiner Truppen zu ſchmal wären und ſich, etwas vergrößert, ſchöner ausnehmen würden. Man hatte im Generalſtab und von Seiten des Kriegsminiſteriums, ja, zuletzt durch einen Fußfall der Fürſtin und ihrer Kinder es jedoch dahin gebracht, daß ſich der Fürſt beruhigte und den Feldzug nicht bis auf die Fertigung der neuen Muſterkleider ausſetzte.“

Aber die Satire iſt, wie in dieſem Beiſpiel, ſo überall, mehr Kritik als Poeſie, und dieſe Abweichung von Jean Paul, bei ſonſtigen vielfach wiederkehrenden Anklängen an ſeine Form, iſt eine ſehr weſentliche, eine Abweichung des Gemüthes. Der Dichter kann nicht über ſein Gemüth hinaus. Gutzkow iſt nun wirklich nach vielen Seiten hin verſtimmt und malcontent. Die Welt, die Menſchen, die Kritiker, die Staatsleute, die Literaten ſind ihm nicht recht. Er iſt nicht ohne Zorn und Erregung für das Ideale: aber es will ſich wenig Wirklichkeit finden, die ſich damit ausfüllen ließe, weder der freie Staat, wo nun das Talent vor dem Stande in Geltung wäre, noch das Leben, welches mit Enthuſiasmus zu lieben der Mühe lohnte. Dieſe Gemüthsverfaſſung, die immer noch in den Problemen gährt und treibt und in der Unruhe des Suchens ſich umherwirft, hat eine intereſſante Energie, aber vielmehr ein tiefes Unglück, als ein humoriſtiſches Glück vor uns aufzurollen, und leider heißt das: — weniger die gute Laune des Humors, als die Verſtimmung der Satire, dieſen umgekehrten Humor ſelbſt, der den Hohlſpiegel der Welt allerdings mit jenem wahren Humor gemein hat, der dieſelbe Anſchauung aufnimmt, aber nicht mit dem Sonnenſchein der Liebe, ſondern mit den Schatten des Haſſes ſeine Bilder überzieht.

Ich gehöre nicht zu denen, die Gutzkow das Glück ſeines frühen Ruhmes zum Verbrechen machen; im Gegentheil, es leidet wohl keinen Zweifel, daß ihm (wie

Allen, die in ſeinem Falle ſind) nichts Schlimmeres begegnen konnte, als dieſe überſpannte Aufmerkſamkeit auf ſeine Perſon zu einer Zeit, wo er weder mit ſich, noch mit der Welt zu irgend einem erträglichen Abſchluß gekommen war, und wo er nun, weil er ſich denn doch fühlte und ſich zu ſtark zu fühlen veranlaßt wurde, lieber die Welt nach ſich, als umgekehrt fügen wollte. Das Unglück einer ſolchen Stellung iſt wahrlich kein erlognes, nur liegt es freilich nicht an der Zeit und an dem Gegenüber, ſondern an der eigenen inneren Ueberſtürzung, die nun in ihm fortkocht. Die ſatiriſche Wendung gegen die Welt iſt die unruhige Erſcheinung dieſer verſtimmten Gemüthsverfaſſung und darum der Blaſedow auch eine Darſtellung der unglücklichen Erfahrung, welche die unreife und überſtürzte Genialität an der Welt und ihrem Inhalt macht. Und wir können es uns nicht verbergen, die Lectüre des Blaſedow bringt einen gewiſſen wüſten Schwindel, einen moraliſchen Katzenjammer, ein gemüthliches Unwohlſein hervor, das vergebens von ſich loszukommen ſucht und ſich, lechzend nach einer geſunden Erfüllung, mit Gewalt in ein friſches Element wirft, um nur aus der Verderbniß zu neuer Verjüngung zurück zu gelangen.

Bringt der poetiſche Humor das tiefſte Mitgefühl, das innigſte Behagen an der poetiſchen Welt und damit an dem Kern der wirklichen Welt mit ſich, ſo führt uns die Satire auf das leere Stoppelfeld der niedergehauenen Wirklichkeit und eröffnet uns nur eine herbſtliche traurige Perſpective.

Die Geſchichte Blaſedow's und ſeiner Söhne hätte nimmermehr zu einem ſolchen Umfange von drei ſtarken Bänden anwachſen können, wenn nicht die Seite der Kritik theils in der Form genialer Reflexion, theils in ausdrücklicher Satire auf alles Mögliche den bei weitem größten Theil des Raumes ausfüllte. Die Geſchichte ſelbſt nämlich hat eine geringe Elaſticität und verläuft ohne ſonderliche Verwicklung und Spannung. Dagegen wäre nun von vornherein nichts zu ſagen, denn man könnte vermuthen, die Betrachtungen ſeien alle Charakterdarſtellung und darum das eigentliche Fleiſch der Geſchichte. Zum Theil iſt dies auch der Fall. Blaſedow ſelbſt, der Pfarrer zu Kleinbetteln, deſſen verunglücktes Erziehungsexperiment die Fabel des Romans bildet, iſt ein Charakter, der weniger durch That und Verwicklung mit der Welt, als durch ſeine Schrullen und Gedanken ſich darzuſtellen hat, und der erſte Anſatz dieſer Darſtellung, namentlich das allererſte Capitel iſt reizend, läßt das Vollkommenſte erwarten. Kaum aber ſteigt der Pfarrer zu Pferde und reitet in die Einſamkeit hinaus, ſo ſchlägt ihm die malcontente Reflexion, die Mutter der ganzen Erziehungsſchrulle, und inſofern freilich eine leidige Nothwendigkeit, mit aller Bitterkeit in den Nacken: „Schrecklicher Gedanke, ruft er aus, wenn ſich der Menſch auf der Mittagshöhe ſeines Lebens geſtehen muß: Kerl, du haſt deine Beſtimmung verfehlt! Nun kann man nicht wieder umkehren. Weib und Kind ſitzen herum um einen unglücklichen Mann; das Schickſal ſchlängelt ſich wie zwei Drachen um den ſchreienden Laokoon; man iſt einmal darin in den Verſchlingungen der grauſen Thiere und muß erſticken, um Trojas Schickſal erfüllen zu helfen. Auf das Auswandern nach Amerika geb' ich nichts. Man kann dort nur vorſtellen, was man hier gelernt hat. Man hat wenig Concurrenz, man kann bei ſeinem Unglücke freilich ſagen, daß man in dem Pechſache der Einzige iſt. Was darin aber für ein Troſt liegt, das ſeh' ich nicht ein.“

Nachdem er ſich geſagt hat, daß *ihm* nicht mehr zu helfen ſei, wendet er ſich mit Enthuſiasmus dem Gedanken zu, deſto ſorgfältiger ſeine Kinder durch eine ſachgemäße Erziehung ihrer wahren Beſtimmung entgegenzuführen. Darin kehrt ſich nun allerdings die poſitive, die Gemüthsſeite, das humoriſtiſche Element heraus, und ſo ſpröde und herbe Blaſedow's Charakter im Ganzen iſt, ſo gewinnt man doch durch die ergreifende, innige Betheiligung bei der Zukunft und dem Schickſal ſeiner Kinder eine nachhaltige Zuneigung zu ihm.

Weniger iſt dieſer Genuß des Humors aus den ſämmtlichen Eheverhältniſſen des Romans und am wenigſten aus Blaſedow's eignen zu entnehmen. Eine barſche Nothwendigkeit ſchlägt in allen die ſchreienden Diſſonanzen der gemeinſten Erfahrung an und ihre Auflöſung zur Harmonie iſt dafür nicht, wie in der Wirklichkeit, meiſtentheils gleich hinterdreingebracht, ſondern mit eiſerner Conſequenz allemal in die Auflöſung des Verhältniſſes ſelbſt gelegt. Blaſedow's Ehegenoſſin iſt aus dem Wittwenſtande an ſeine Hand gekommen, nicht in Folge weſentlicher Motive, ſondern aus abſtracten Rückſichten. Ihre irdiſche Natur iſt ſo tief unter ihm, daß ſie ſich immer nur bitterböſe und abſtoßend berühren, weswegen denn auch bei der endlichen Auflöſung aller Verhältniſſe, die Blaſedow's Charakter nach ſich zieht, der Nachbar Tobianus, deſſen ſolide Geiſtloſigkeit ſchon immer Blaſedow's Hausfrau angezogen, das Recht der Wahlverwandtſchaft ausübt. Gertrud, ſo heißt dieſer Hausdrache, iſt zu irdiſch eingehüllt und behält das Abſtoßende der Gemeinheit, ſelbſt in ihrer beſſeren Richtung, in der Liebe nämlich zu ihrem Erſtgebornen aus erſter Ehe, Peter, der zuerſt aus Ungarn und Siebenbürgen, wohin er auf die Wanderſchaft gegangen iſt, dunkel herüberdroht, zuletzt aber, als ein zweiter Sohn des Jupiter Ammon, aus Aegypten heimkehrt, um den gordiſchen Knoten der gründlichen Verwirrung und der äußerſten Verfahrenheit der Familie Blaſedow mit dem goldenen Schwerte des vornehmen Renegaten, in den er ſich verwandelt hat, zu zerhauen, und Alles, was wurzellos daliegt, mit ſich an den Nil zu führen. Die ſchwerfällige Gutmüthigkeit des Renegaten und die Anknüpfung ſeines Verhältniſſes mit dem Stiefvater und ſeinen Söhnen hat eine humoriſtiſche Ader; auch Tobianus hält ſich in der verklärten Region und erwärmt mit ſeiner hausväterlichen Haltung, mit dem Genuß ſeiner Pfeife und dem ruhigen Pfarrerbewußtſein bei aller ſonſtigen Beſchränktheit ſeiner Erſcheinung. Dagegen iſt die ganze Realiſirung der Erziehungspläne voll der willkürlichſten Unnatur. Namentlich ergreifen Blaſedow's Reden über die verſchiedenen Künſte, zu denen er ſeine Söhne beſtimmt, die ſeltſamſten Gelegenheiten, richten ſich an Kinder mit den tiefſten Bildhauer- oder Maler- oder Dichtertheorieen, und wenn der Junge davonläuft, wie dies vorkommt, geradeswegs in die blaue Luft, womit denn das komiſche Motiv ebenfalls in der blauen Luft ſchwebt. Denn der alte Blaſedow durfte nicht ſo verrückt werden, daß wir unmöglich mehr an ſeinem ernſtlichen Glauben und an einer gewiſſen Vernunft oder Methode in ſeiner Schrulle feſthalten können. Dies gehört zu der Illuſion, die wir zu fordern berechtigt ſind, dies iſt der komiſche Nerv ſelbſt; denn wer würde nicht alles komiſche Romane ſchreiben, wenn die baare Münze eines ganz widerſinnigen Benehmens Humor wäre! Wir ließen es uns wohl gefallen, daß die Erziehung möglichſt verkehrt ausfiele, aber wir müſſen die Nothwendigkeit einſehen, die zu dieſer Verkehrtheit führt. Sodann hat Blaſedow vier Söhne, von denen aber nur einer zu einem anſchaulichen Charakter herausgebildet wird, nämlich der älteſte unter dem Namen Schlachtenmaler. Die drei übrigen verſchwinden als Arabesken in die Staffage und laſſen dafür manchen andern Figuren, unter andern einem zweiten Katzenberger, welcher den Namen Sägenreißer führt und ſcharf heraustritt, Raum. Um freilich den Roman nicht vollends in vier neue Romane zerfahren zu laſſen, mußte ein gewiſſes Familienleben der Brüder beibehalten werden; es konnte nicht jeder zum Charakter erhoben und ſelbſtändig in die Welt hinausgeworfen werden, und eine complicirte Geſchichte ſo vieler aus einander und wieder zuſammenlaufenden Entwicklungen, als vier ſelbſtändige Helden erfordert hätten, wäre für den Plan der Auflöſung auch der realen Erziehung oder der Auflöſung auch der Zukunft und der tiefſten Herzensangelegenheit Blaſedow's offenbar zu weitläufig geworden. Die Verneinung ſeiner ſanguiniſchen Hoffnung, der Sieg der ſchnöden Welt über des Menſchen idealiſirende Träume, geht daher an dem Einen, Schlachtenmaler, umſtellt von den Charakterembryonen der drei Brüder, beiſpielsweiſe vor; alle ſeine Begebenheiten ſind ebenfalls Beiſpiele des Weltlaufs und ironiſiren den idealen Erziehungsplan von den verſchiedenſten Seiten, reißen zuletzt den Alten, der aus Gram über den Erfolg ſeiner Erziehung nun vollends ſeine Pfarre hat wüſt werden laſſen, in ein Schauſpieler-, Vagabunden-, Spieler- und Badeſaiſonleben hinein, und laſſen zum Ueberfluß den Stiefſohn Peter, welcher ohne Weiteres an das Handwerk des gemeinen Lebens und in die ſchlechte Materie verſtoßen war, den Beweis liefern, daß die eigentliche Macht über die Welt im dummen Einlaſſen auf das Weltliche, eben im Handwerk, Handel und was dahin gehört, begründet ſei. Die idealiſtiſchen Roués, die es vergebens unternommen, ſo in Abſtracto vom Geiſt und Genie aus die Welt zu überwinden, leben mitſammt ihrem Vater erſt zu einer Sicherheit der Exiſtenz auf unter den Flügeln des außerhalb aller Geiſtigkeit nur im Schlamm Aegyptens wurzelnden Renegaten

Peter. So iſt die große Weltironie vollendet, ſie ziehen von dannen, und die Wehmuth des Abſchiedes und die Ausſicht in ein dunkles Jenſeits ſchließt den Roman. Auch in der Ausſicht iſt wiederum nur Peter der Mann, der felſenfeſt ſicher von ſich und von dem Orte weiß, auf dem die Wurzeln ſeiner Kraft ziehen und treiben werden. Die Geſchichte ſchließt:

„Von unſern vertrautern Freunden nehmen wir jetzt vielleicht auf immer Abſchied. In Wien haben ſie ſo eben das Donaudampfboot Nador beſtiegen und blicken wehmüthig in die neue Zukunft hinaus, die ihnen der Orient erſchließen wird. Es iſt ein kalter Morgen. Blaſedow lehnt ſich fröſtelnd an das Dach der Cajüte, den Arm in den Bruſtlatz geſteckt, und denkt über ſein Grab in den Pyramiden nach. Die Brüder und die Türken lärmen mit den Arbeitsleuten, die ihre Effecten verpacken. Muſtapha Bei (Peter) ſieht mit ſtumpfer Neugier dem geſchäftigen Treiben zu und zählt die Thürme Wiens in der Ferne. Schlachtenmaler unterhält ſich mit dem Capitain und beſichtigt die Maſchinen. Die Glocke wird zum zweiten Male gezogen. Die letzten Verſpäteten beeilen ſich auf das Schiff zu kommen. Die Glocke läutet zum dritten Male, der Schornſtein hört zu brauſen auf, und im leichten Tanze ſchaukelt das ſchwere Schiff ſich allmälig in die Mitte des Stromes hinein.

„Nimm dein Tuch und wehe ihnen noch einmal deinen Abſchied zu! Grüßet die Kuppeln der Minarets von Stambul, grüßet die Ruinen Trojas, grüßet den heiligen

Nil und den Vater Enfantin! Eine neue Welt geht vor euren Augen auf; vergeßt unter Palmen nicht die deutſche Buche, unter Dattelbäumen unſere Zwetſchen (!) nicht, unter Rododendren nicht das Veilchen und Vergißmeinnicht! Lebt wohl, ihr Theuren, Guten! Noch einen Gruß mit euren Tüchern! ach, dann nehmt ſie, um eure Thränen zu trocknen! Lebt wohl, ihr Lieben! Lebt wohl!“

Wenn wir hier nun wieder einſetzen wollten in die obige Betrachtung Blaſedow's: „Auf das Auswandern nach Amerika geb' ich nichts. Man kann dort nur vorſtellen, was man hier gelernt hat ꝛc.“, ſollen wir dann ſagen, aber das Auswandern nach Aegypten und unter Muſtapha Bei's Protection ſei etwas Anderes? Oder iſt der factiſche Sieg des Materialismus der Humor davon und ſoll er es ſein? — Es liegt wohl ſo etwas in der Luft, die uns hier umweht, und die Demüthigung des Geiſtes zieht ſich wie ein drückender Alp über unſere Bruſt; dennoch wollen wir nicht deuten, ſondern mit offenen Augen das Schiff in die Ferne verſchwinden ſehen, das uns ein Stück Deutſchland davonträgt. Haben wir aber unſer Herzblut mit ihnen verloren? Sehen wir ſie ungern ziehen? — Nein, es wird uns erſt leicht ums Herz, nun ſie fort ſind, und was das Gewiſſeſte von allem Gewiſſen iſt: wir ſuchen ſie nie wieder auf.

6. An Roſenkranz

über ſeine Komödie.

Das Centrum der Speculation.

1840.

Allerdings, lieber Freund, kannſt Du Dich mit der Literaturkomödie ſogar auf Ariſtophanes berufen: ſeine Fröſche kritiſiren die dramatiſchen Poeten, ſeine Wolken den Sokrates; aber abgeſehen davon, daß die Wolken bei der Aufführung durchfielen, ein böſes Omen für Deine Komödie, iſt der kritiſche Theil der Fröſche, nachdem vorher das ganze Bacchiſche Feſt und der Gott dazu gehörig komödirt worden, mehr ein Potpourri aus populären tragiſchen Aufführungen, als eine Komödie auf literariſcher, alſo excluſiver Baſis. Dieſe muß ſchlechterdings allgemein ſein, wie die Luft, und die armſeligſte Gelehrſamkeit, die zur Vorausſetzung der Komödie genommen würde, iſt wider die Komödie, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand etwas Anderes belachen wird, als was er vollſtändig im Beſitz hat. Soweit ſind wir nun aber noch lange nicht mit der Philoſophie gediehen, ſo viel uns auch unberufene und unwiſſende Theologen in den Kram pfuſchen. Die literariſche, geſchweige denn die philoſophiſche Komödie iſt ein Auswuchs unſerer ſeltſamen Auswanderung aus der Wirklichkeit des gemeinen Lebens in das Gebiet der Theorie, aus der Realität in die Innerlichkeit der Idealität. Wir Deutſchen beobachten weder den Philiſter, den wir haben, noch den Politiker, der ſich uns hinter verſchloſſenen Thüren verbirgt; die Oeſtreicher mit ihrem philiſtröſen Humor und der Anſchauung des gemeinen Lebens ſind uns daher ſchon weit voraus und nun vollends die Engländer und Franzoſen! Welch' ein Humor und welche Lebenswahrheit in Boz, Walter Scott, Fielding, dem Vicar! welche Fülle treffender Komik im Charivari und in den engliſchen Parlamentsreden? Du haſt mit Deiner Komödie allerdings ein ſchlechtes, ein gar nicht ſein ſollendes Genre, ein begriffswidriges Unweſen, die kritiſche Komödie (den romantiſchen Zopf!) gepflegt; aber was noch ſchlimmer iſt, es fehlt ihr aller Rhythmus, alle Muſik der Sprache, die Verſe ſind auch mit dem Knüppel nicht zu ſcandiren und der Witz iſt ſchon aus dem Grunde, weil weder Du noch das Publicum eine Anſchauung Deiner blaſſen Perſonagen gewinnt, gänzlich ausgeblieben. Man ſieht nur Deine liebenswürdige und harmloſe Perſon überall in den Intentionen der Selbſtverhöhnung ſowohl, als in der gutmüthigen Charakteriſtik der feindlichen Figuren durchſcheinen. Dennoch biſt Du wohl mit dem Jean Paul'ſchen Drangeben des eigenen Ichs und des eigenen Intereſſes zu weit gegangen, wenn Du keine Partei ſiegen und die Berathung der Philoſophen in der Intervention der Polizeibedienten untergehen läſſeſt. Niemand nimmt mehr Partei, als das Gelächter und die Komödie, nur daß ſie dies in komiſcher Weiſe thut. Siegen ſoll ihre Partei und das gründlich, aber wo möglich durch das unfreiwilligſte Koboldſchießen ihrer eigenen Repräſentanten, und nicht, wie das auf unſerer Bühne wohl vorkommt, durch den Grenadierſchritt der Philiſterei, noch durch die Aberweisheit des Intriguanten. Das verſteht ſich alſo, daß Du unſere Seite, die Philoſophie, wenn auch durch noch ſo verkehrte Mittel, zum glänzendſten Triumph hätteſt hindurchführen müſſen; die Andern aber, die mit der Polizei die Region des Abſoluten betreten, mußten wenigſtens eben ſo ſchlimm wegkommen, wie beim Phädrus die Geſandtſchaft der Hunde an Zeus, und wenn daraus gleichfalls die unanſtändigſte Bethätigung ihrer Angſt gefolgt wäre, weshalb ſie nun Jeden auf den chriſtlichen Geruch prüfen, ſo war auch dieſe Niederlage nicht wider die Komödie. Du ſiehſt, ich gehöre zu den Wenigen, die Deine Komödie geleſen haben, und wie ſollt' ich nicht, da ich doch ſelbſt, wie mein Freund Hengſtenberg mich verſichert (E. K. Nr. 48), unter dem Namen Leo rugiens darin vorkomme, ohne gleichwohl ſonderlich wild und tobend aufzutreten, ein Anſichſein des Löwenthumes und des Brüllens, das bei aller guten Meinung ſehr beleidigend iſt, abgeſehen davon, daß Du mein Ueberſchlagen in meinen Gegenſatz, den philoſophirenden Feind der Philoſophie, ohne alle Vermittelung aufſtellſt. Hengſtenberg hat Deine Komödie gefallen, er ſagt: „Hr. Dr. Roſenkranz ſcheint in einer jüngſt von ihm herausgegebenen Komödie, worin er die ganze Hegel'ſche Schule und auch ſich ſelbſt **nicht ohne** treffenden **Witz** lächerlich macht (ad majorem Dei gloriam), mit dem Prädicat Leo rugiens den Hrn. Dr. Ruge in Halle bezeichnen zu wollen (Prof. Leo ſelbſt figurirt als Hiſtoriker).“ Das iſt nun doch ein Effect und einer in der Hauptſtadt, allein, lieber Roſenkranz, ich erinnere Dich an den Vers des alten Gellert:

„Wenn Dein Gedicht dem Kenner nicht gefällt,
So iſt das ſchon ein ſchlimmes Zeichen.
Doch wenn es gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, es auszuſtreichen.“

„Aber wie ſeltſam, wirſt Du zu mir ſagen, daß Hengſtenberg an Deiner blaſſen Figur und an Deinem problematiſchen Titel gleich den nächſten Antheil nimmt, im Uebrigen aber die Komödie nur als nützlich gegen die Philoſophie in Betracht zieht!“ — Ich antworte: Das Letztere iſt ja nichts Anderes, als Puſtkuchen's unſterbliche Aeſthetik; das Erſtere hat ſeinen guten Grund in den Verdienſten, die ich mir um Hengſtenberg's Renommée, um die Beleuchtung ſeines Charakters und ſeiner Richtung erworben habe. Er mußte daraus ein gewiſſes Tendre für meine Perſon gewinnen, deswegen iſt es ihm nicht gleichgiltig, daß Du mich unter der Maske „des brüllenden Löwen, welcher ſuchet, wen er verſchlinge,“ mit Unrecht zu der Teufel Oberſten gemacht haſt, und er berichtigt dieſen Irrthum dahin, ich hätte nur ſo einen teufliſchen Anflug, nicht die Macht jenes Alles verſchlingenden infernalen „Gebrülles,“ ſondern nur „eine heulende Miſchung von Grimm und Hohn“ in meiner Stimme. Statt alſo das Salz Deiner Komödie zu unterſuchen, erläutert er das Genre von Salz, welches ich hätte. Während nun aber die abſtracten Literaten mir nur das attiſche Salz nicht zuerkannten, das halliſche Salz dagegen, d. h. mein Eigenthum unangetaſtet ließen, mir dies vielmehr unter dem Titel der ſpießbürgerlichen Anſäſſigkeit ins Gewiſſen der Genialität ſchoben, erkennt Hengſtenberg auch das halliſche Salz nicht an, ohne Zweifel im Vorgefühl des Ketzergerichts, welches nun bald zur Ehre Gottes meinen Leib verbrennen, mein Salz aber confiſciren ſoll, und geſteht mir nur das hölliſche Salz zu. Ich finde dies aber immer noch human, und wenn gleich die tropiſche Salzpolemik und die Verſicherung, ich hätte nur dieſe oder jene Art von Salz, nach und nach langweilig wird, ſo iſt es doch ſehr anzuerkennen, wenn die Jungdeutſchen und die Pietiſten mein Salz unterſuchen, anſtatt mich mit dem ihrigen ſogleich ſelbſt einzuſalzen und nun gepökelt und geräuchert der Nachwelt zu überliefern oder wenigſtens ihren gegenwärtigen Leſern zur Ergötzung vorzuſetzen. Und außerdem, welch' eine Herablaſſung, welch' eine Abſtumpfung des Eifers im Herrn, den Witz überhaupt noch anzuerkennen, die Eitelkeit dieſer Welt in Betracht zu ziehen und, ſtatt nun endlich das Religionsedict und die Auskehr aller Ungläubigen mit

Feuer und Schwert auszuwirken, auch ſeinerſeits auf — die Literaturkomödie ſich einzulaſſen! Wo iſt hier „Schwert des Herrn und Gideon?“ Go too, Ned!*) damit doch endlich was paſſirt!

---

*) Eduard Hengſtenberg.

7. Der neue Werther.

1838.

Jede Zeit hat ihren Dichtertypus; gewiſſe Töne liegen in der Luft und legen ſich jedem in den Mund, der zu ſingen anhebt. Dahin gehören jetzt die Heiniſchen Töne. Die verheirathete Liebſte und der unglückliche Geſpiele, der ſich nicht todtſchießt, wie damals Werther, auch nicht todtgrämt, aber der einen ungeheuren Herzensriß davon trägt, iſt unſterblich; noch fehlt die verſtändige Proſa der Heiniſchen Alltagspointen, wenn gleich in anderer Form. Den neuſten, jenen Heiniſchen Werther, ſchildert uns E. Geibel (Chamiſſo'ſcher Muſenalmanach von 1838) in der „verlornen Liebe“, und hat das Verdienſt, die Verhältniſſe lebensvoller und blühender geſtaltet, überhaupt poetiſcher vorgeführt zu haben, als es in Heine's abſtractem Hin- und Hergucken geſchehn konnte, die Spitze iſt aber dieſelbe Proſa:

Nun mußt' ich ſie verlieren. An den Mann
Iſt ſie gebannt, den ſie nicht lieben kann,
Dem ihre erſten Küſſe nicht zu eigen.
Er führte lächelnd zum Altar ſie fort,
Sie wurde bleich, der Prieſter ſprach das Wort,
Ich aber ſtand dabei und mußte ſchweigen.
— — — — — — — — — — — — — —
Darum bin ich ſo trüb, darum ſo wild.

Die Liebe kann nicht gezwungen werden, es iſt ſchlechterdings unbegreiflich, warum die Geliebte den

Mann heirathet, den ſie nicht liebt, wenn ſie überhaupt ſo geiſtiger Natur iſt, daß ſie liebt; und doch iſt es gerade dieſer Zwang der proſaiſchen Verhältniſſe, der bei dem neuſten Werther immer ohne Weiteres als abſolute Macht vorausgeſetzt wird. Niemand kann gezwungen werden und am allerwenigſten, wer liebt und mit ſeinem ganzen Weſen an die Liebe ſich hingiebt. Aber das iſt die Proſa unſerer feigen Zeit, daß ihr Liebe und Leidenſchaft für ohnmächtiges Unweſen, dagegen die Rückſichten und nichtswürdigen Verhältniſſe, die dem verwegenen Gotte von Rechtswegen geopfert werden müßten, für die abſolute Macht gelten.

Wie könnten unſre Poeten dieſe abſolute Macht der unwahren Proſa vorausſetzen, wenn die Rückſicht, die Feigheit, das Gehenlaſſen der Ungerechtigkeit, die Gleichgiltigkeit in den heiligſten Dingen, in Freiheit und Ehre, nicht ſo ſehr dies ſchwachköpfige Geſchlecht ergriffen hätten?

Darum ſteht auch der Einfaltspinſel unſerer Tage, der Heiniſche Werther, bei der Trauung dabei und — ſchweigt, während er ſchon beim Aufgebot hätte Einſpruch thun ſollen und hier — wenn er wirklich ſo wild iſt, wie er ſich ſchildert — wenigſtens mit Feuer und Schwert dreinfahren müßte. Darin hat dieſe Poeſie recht, das iſt jetzt nicht Mode, ſie iſt daher modern. Aber keine Mode dauert ewig, ſonſt wäre ſie nicht Mode; und es wird ſchon wieder eine männliche Zeit kommen, der weder das Geſetz des Herzens hohl und ohnmächtig, noch der Wahnſinn der Liebe weibiſcher Blödſinn, noch endlich die mächtigen Verhältniſſe das Unwahre und doch Geltende ſind.

Umgekehrt, die Verhältniſſe des Staats und der Familie fangen ſchon an, ins Herz der Gegenwart einzuſchlagen; die leere, poetiſirende, pietiſtiſirende, genialiſirende Treiberei hört auf: wir wiſſen, daß wir haben, was wir zu lieben haben, und wir werden nicht ſchweigen, wenn man es uns nimmt, ſondern das Schwert ziehn, und wenn es ſein muß, wie unſere Väter gethan, das Leben dafür laſſen.

Aus dem Tode das Leben: dies iſt der Anfang einer neuen Zeit, und das mögt ihr euch geſagt ſein laſſen, vortreffliche Männer und Dichter, die Zeit fängt wieder an poetiſch zu werden, die kleinliche Schönthuerei ohne tiefe Bewegung des Herzens und ohne geiſtige Macht hört auf uns zu feſſeln, wir wollen durchgreifende Poeſie, die Poeſie großer, wahrer, freier Intereſſen, oder wir werden euch eine Proſa ſchreiben, die poetiſcher iſt als eure Verſe.

Göthe trat ebenfalls mit ſeinem Werther in einer proſaiſchen Zeit hervor, aber er ſtand ſicher und feſt auf dem Felſen der Wahrheit. Lottens Verhältniſſe ſind nicht unwahr; gerade ihr Familienleben iſt es, was den unglücklichen Werther noch mehr hinreißt, und ſein Gegner iſt kein unwürdiger, kein ungeliebter; ſo ſteht ihm die Wahrheit entgegen, unüberwindlich entgegen. Wohin ſoll das Unwahre fallen, als eben in ihn ſelbſt, und ſo richtet er auch ſich ſelbſt. Göthe iſt ein großer Forſcher der Natur und des Geiſtes. Beiden Seiten geſchieht ihr Recht, den mächtigen Verhältniſſen und der Leidenſchaft, die ihnen erliegt; und der Göthiſche Werther iſt das Gegentheil von dieſer modernen Tragödie, in welcher ſowohl die Leidenſchaft ohnmächtig, als die „mächtigen“ Verhältniſſe unwahr und lumpig ſind.

8. Rückerts Vers und Reim.

Rückert genießt in dieſem Augenblick einer ausgezeichneten Anerkennung und es giebt eine Anzahl raſcher Männer, die in ihm ſchon den poſitiven Tröſter über Heine und die ganze negative Geſellſchaft finden. Rückert iſt ohne Schwung, und giebt uns Heine witzige und geniale Proſa, ſo giebt er, der unerhörte Philiſter, uns zu der Proſa noch die Langeweile dazu. Was vorzüglich an ihm gelobt zu werden pflegt, die erſtaunliche Macht über die Form, womit er das Unmögliche möglich gemacht, iſt nicht ſogleich eine dichteriſche Poſitivität; es iſt keine neue Leidenſchaft für neue Götter. Obgleich gegen die ſaloppe Formloſigkeit Heines die Künſtlichkeit Rückerts einen Gegenſatz bildet, ſo wäre doch ſelbſt der Sprachkünſtler noch lange kein Dichter weder als Vates noch als Poietes. Aber Rückert iſt auch in Reim, Rhythmus und poetiſcher Sprache ein Pfuſcher. Er iſt ein grammatiſcher Poet, überall wirſt er uns mit Gewalt in die Grammatik, denn überall kämpft er mit ihr und — verſtößt gegen ſie.

In der Nachrede zu ſeinen geſammelten Gedichten ſagt er ganz in ſeinen grammatiſchen Rockelor gehüllt:

Ich ſchäme mich vor meinen Herrn Collegen,
Daß ich hab' ausgegeben die Gedichte.

Und hieran wäre zugleich ſeine Reim- und Verskunſt zu beurtheilen; denn die folgende Strophe iſt das Aeußerſte in der Rückert'ſchen willkürlichen, unpoetiſchen, ganz ungebräuchlichen und ganz unberechtigten Sprache. Man ſollte meinen, es wäre eine gefliſſentliche Parodie, wenn es heißt:

Doch eines dient zu meines Grams Beſchwichtung,
Zur Dämpfung meiner Scham vor der Gelahrheit:
Daß bei genauer vorgenommner Sichtung,
Wenn das Verborgne kommt zur Offenbarheit,
In den gelehrten Speichern manche Dichtung
Sich findet, die ſich giebt für baare Wahrheit,
Dagegen in der Dichtung Spreuehaufen
Auch manches Körnlein Wahrheit mit wird laufen.

Zufällig hab' ich eine wirkliche Parodie der Rückert'ſchen Manier, die ein Freund einmal gelegentlich in einem Sonette unternahm, vor mir liegen. Ich theile ſie mit, obgleich ſie in der That nicht heranreicht an dieſe rand- und bandloſe Wortmacherei: denn welcher Menſch, außer Rückert, ſagt „Beſchwichtung", „Gelahrheit", „Offenbarheit", und wer ſoll ſich eine Bildung wie Spreuehaufen gefallen laſſen. Ebenſowenig erreicht ſie die Proſa der „genauer-vorgenommenen Sichtung"; man höre und urtheile, ob das Original nicht vielmehr noch als Parodie der Parodie erſcheinen wird:

Ich lag dahingeſtreckt in meinem Bette,
Da hört' ichs: Schläfer, Faulpelz! mich anſchnauzen,
Wie lange willſt du in den Federn kauzen?
Geh', mach' dich auf, der holden Henriette

Zu huldigen im prangenden Sonette
Mit Erlanger Reime majeſtät'ſchem Plauzen;
Geh', zögre nicht! ſelbſt ihren Schatz in Bauzen
Gewönneſt du mit ſo melod'ſcher Kette;

Sie aber, kommſt du, ihr das Blatt zu reichen,
Wird ſüß aus braunen Sternen auf dich lächeln,
Ihr holdes Patſchchen reichen auch zum Kuſſe,
Fortan wird aller Jammer von dir weichen,
Und jedes Leid, gleich wie von Sturmes Fächeln,
Von dir entfliehn zum ſtarren Kaukaſuſſe.

Wie Rückert in die Verſtöße gegen die Grammatik und die Sprachgeſetze faſt in jedem, ja ſicherlich in jedem Gedicht verfällt, ſo verzwickt er auch die Stellung und den Ton des Ganzen oft bis zum Curialſtil. Ich ſetze einen Vers von ihm als Proſa her. Er ſingt:

„Wenn du nur in dieſer Welt, wo an dem, was es gewonnen, nichts, auch nichts das Herz behält, willſt beklagen, was zerronnen; wenn du Alles nicht vergeſſen kannſt, ſo wie dir's iſt genommen, oder ſo ans Herz es preſſen, daß dir's geiſtig bleibt beſeſſen, Herz, ſo iſt nicht auszukommen."

„Herz, wenn du Alles an Herz preſſen" — willſt! und dabei noch das „willſt" ausgelaſſen! Und eine ſolche Radebrecherei, die ſich kaum das wohllöbliche Land- und Stadtgericht in Proſa erlaubt, ſollen wir im Verſe ſchön finden? — Aber indem ich dies niederſchreibe, fällt mir ein, daß dies nicht erſt noch geſchehen ſoll, daß die guten Deutſchen in Ermangelung beſſerer Poeſie Rückerts halsbrechendes Proſagehumple längſt als den neueſten Flug unſers Pegaſus begrüßt und anerkannt haben.

Die völlig unſtatthafte Form der Rückert'ſchen Gedichte liegt aber nicht blos in unberechtigter Wortbildung, in verkehrter Stellung, in ungeſchicktem Bau und in proſaiſchem Ausdruck; ſie liegt auch ganz beſonders im Reim, deſſen ganzes Princip bei Rückert verderbt und in dieſelbe Willkür ausgeartet iſt, wie die Wortbildung. Er iſt ein grammatiſcher Rebell auch im Reim. Er ſtellt Worte hin, deren Reim nun gewiß Niemand ahnen wird; und ſiehe da! Rückert macht es möglich. Wenn er z. E. auf Wahrheit drei Reime braucht, ſo macht er aus Gelahrtheit „Gelahrheit“, und obgleich das Wort „Offenbarheit“ aus guten Gründen nicht gebräuchlich iſt, ſo hat er ebenfalls gute Gründe, nämlich den Reim, es zu gebrauchen. Was iſt nun aber herausgekommen? Nicht ein Klang, in dem des Herzens Luſt und Empfindung harmoniſch wiederklingt; die Reime haben ſich nicht gefunden, ſie ſind geſucht, ja ſie ſind gewaltſam hervorgeſucht und wie ſtörriſche Jagdhunde zuſammengekoppelt, um den Leſer in der fortdauernden Angſt zu erhalten, ſie möchten ſich losreißen und dann das ganze Gedicht zerſtieben, wie ein „Spreuehaufen“ vor dem Winde.

Der wahre Reim iſt ganz das Gegentheil von dieſen Zwangsverſen. Wie die Poeſie uns losreißt aus der nüchternen Ohnmacht der Alltagswelt, ſo beſchwört Rhythmus und Reim die waltende Macht des Alles durchdringenden Geiſtes; und die Zufälligkeit des gleichgiltig auseinander liegenden Ausdrucks der Proſa iſt durchbrochen. Im Reime der deutſchen Poeſie tritt das Bedeutſame hervor, welches ſich ſucht und eine Vermählung des Verſchiedenen auch im Tone darthut. Rückerts

Reim dagegen iſt orientaliſches gemüthloſes Geklingel und in Wahrheit nichts als eine ungeſchickte, noch dazu ungrammatiſche Sprachwitzelei.

Wie der Reim bei Rückert orientaliſches bedeutungsloſes Spiel geworden iſt, ſo geht die ganze Poeſie jetzt in die Fremde. Wir haben das Herz der Sprache, wir haben die Herzensangelegenheiten zu Hauſe verloren. Seit Göthe's weſtöſtlichem Divan iſt unſre Poeſie ſehr geneigt, zu fremden Nationen, am liebſten zu Wilden und Barbaren auszuwandern, landſchaftliche Studien im Orient und in Afrika zu machen, Sittengemälde mitzubringen und mit alledem unwiderleglich zu beweiſen, daß ſie weit von ihrem Mittelpunkt, der Vertiefung ins gegenwärtige Leben und der gemüthlichen Macht der Kunſt, abgewichen iſt. Schlaffe, völlig weibiſche Naturen, deren Weiber tapferer ſind, als ſie, durchſchweifen den Orient und die Steppen Hochaſiens; die politiſche Anregung wird von den Franzoſen geholt; Serben, Polen, Krainer und andere Slaven, ja ſogar Ruſſen dudeln uns ihr ungeſchlachtes Weſen vor. Die Poeſie breitet ſich ins Unendliche aus; ſelbſt die Wüſte nimmt ſie in Beſitz. Es müſſen Regiſter gemacht werden, damit wir die welterobernden neuen Dionyſoszüge nicht aus dem Auge verlieren. Doch die Dichter werden heimkehren, ſobald die Heimat ſich aufrafft aus dieſem Dachsleben der Beſchaulichkeit, der Leidenſchaft einen neuen Spielraum eröffnet und ihrer Darſtellung ein neues Ziel ſteckt.

9. Ueber Bopp's und Rückert's Nal und Damajanti.

1839.

„Dieſes Gedicht, ſagt Bopp, iſt eine Epiſode des Mahâ Bhârata, und zwar die größte, unter den Indiern die berühmteſte, und meiner Meinung nach die ſchönſte jenes rieſenhaften Epos. Ich habe ſie zu einer Zeit, wo das Sanſkrit in Europa noch zu den ſeltenſten Studien gehörte, aus einer Handſchrift in Paris kennen gelernt und in der erſten Begeiſterung über den herrlichen Fund im Urversmaße ins Deutſche übertragen.“ Gleichwohl iſt der Veröffentlichung dieſer Ueberſetzung die Bearbeitung von Rückert um Vieles zuvorgekommen, und hat jetzt, da Bopp zum erſtenmal hervortritt, ſchon viele Freunde gewonnen und eine zweite Auflage erlebt. Wenn es wirklich wahr iſt, wie Bopp verſichert, daß die übrigen Glieder des Rieſenepos hinter dieſem mit ihrer Schönheit zurückbleiben, ſo wird in der That mehr der gelehrte als der Kunſteifer in ihnen ſeine Rechnung finden, wie dies zum Theil auch ſchon bei Nalas und Damajanti der Fall iſt. Die kindiſche Motivirung der Tragödie aus dem blöden indiſchen Ritualaberglauben über die Selbſtbenetzung und das Beſeſſenſein vom böſen Geiſte Kali hat Rückert nicht verändert, Bopp aber, ohne Zweifel um das Gedicht zu heben, ſo ſehr verdeckt, daß man nun vollends ohne alle Motivirung des Umſchlagens ins Tragiſche gelaſſen wird. Die langweiligen und albernen Partieen des Gedichts nimmt man gern mit in den Kauf bei den wirklich reizend naiven, idealen und doch wahren Zügen einer noblen und liebenswürdigen Nationalphyſiognomie. In ſeiner Wahrheit iſt der Indier dem Edelſten verwandt, und ſo hat denn auch dieſer Ausdruck ſeiner poetiſchen Welt Jung und Alt unter den Deutſchen erfreut. Rückert ſchwemmt freilich die Sache, wie man jetzt aus der Vergleichung mit Bopp ſehen wird, ein wenig auf und erlaubt ſich vielfältig ſeine gewohnten Härten, reimt oft unbarmherzig und bedeutungslos hinter einander weg, trifft aber doch bisweilen mit vielem Sinn einen Ton, der treu dem Vorbilde und dennoch für uns unendlich viel mundgerechter, ja oft viel poetiſcher iſt, als die ſtarre Einfalt, die aus Bopp's Verdeutſchung hervorleuchtet. Rückert hat gereimte Knittelverſe gewählt; Bopp dagegen durch die unſelige Meinung, als habe der Humpelvers:

„Es war ein Fürſt, genannt Nalas,
Mit Tugenden begabt reichlich,“

auch im jambiſchen Rhythmus und für das ungenirte Ohr des Deutſchen „etwas Majeſtätiſches“, ſich den ganzen Vortheil verderben, ein naives, treues, unverrenktes Bild des Originals zu geben. Dies würde er erreicht haben, wenn er dieſe drückende Feſſel weggeworfen und im Uebrigen alle Freiheiten, die er ſich jetzt erlaubt, in einem rein jambiſchen Verlaufe auch benutzt hätte. So aber iſt die Sprache, man kann nicht ſagen, wie ſinn- und geſchmacklos verſchraubt, verzwickt, verundeutſcht, verdunkelt, verbieſtert und verbaaſt, würde der Niederſachſe ſagen, in alle mehr als Voßiſche Schrullen. Dennoch lieſt man mit geſpannter Neugier dieſe diplomatiſch-treue Ausprägung neben Rückert's manierirter Bearbeitung, um hier zum erſten Mal die indiſche Einfalt ſelbſt zu *ahnen*, wenn auch nicht zu ſehen. Denn die Bopp'ſche Todesverachtung in Allem, was deutſche Sinn-, Satz- und Wortfügung heißt, iſt nicht das Bild einer menſchlichen, ſondern einer überall aus Rand und Band gegangenen Darſtellung. Aber, wie man nun iſt, verſeſſen auf das *Richtige* und nicht zufrieden mit dem *Poetiſchen*, intereſſirt für das Charakteriſtiſche und verſtimmt über jeden neuen Zug, der es gar kein Hehl hat, ein ſolcher zu ſein, nimmt man lebhaften Antheil an den richtigen indiſchen Namen, an den mythiſchen Notizen und den kleinen Belehrungen, die ſich hierbei ergeben, und wird Bopp's ſeltſame Arbeit gar nicht miſſen wollen, um das Fremde ſo fremd und ſo notoriſch als möglich vor ſich zu ſehen. Wir ſtellen den Elephantenſturm beider Ueberſetzer zuſammen.

Bopp, dreizehnter Geſang. S. 121.

Mit Einwill'gung des Anführers,
Den ſchönſten aller Haine dann
Betritt der Zug, der zahlreiche,
Ruht am weſtlichen Strand des Teichs.
Aber um Mitternachtsſtunde,
Der lautloſen und feuchten dann,
Kam, da der müde Zug ſchlummert,
Von Elephanten eine Schaar,
Um zu trinken am Bergſtrome,
Trübend ihn durch der Schläfe Saft,
Sah den ſchlafenden Zug dorten,
Des Zuges Elephanten auch.
Als ſie jene geſehn aber,
Zahmen der wilde Elephant,
Stürzten heran ſie mordgierig,
Austräufelnd ihrer Schläfe Saft.
Der Anſtürmenden Drang aber
Unwiderſtehlich war er ganz,
Wie losgeriſſ'ner Berggipfel,
Stürzend von Bergeshöh' herab.
Als zerſtöret den Weg Bäume,
Die der Rennenden Andrang brach,
Nah dem zerſtörten Weg ſchlafend,
Am Lotosteich, den Kaufmannszug,
Plötzlich zertraten ſie dieſen,
Welcher Widerſtand leiſtet nicht.
„O weh! weh!“ dieſen Laut ſtöhnten
Die Kaufleute, die fliehenden,
In den Gebüſchen des Walds laufend,
In Menge ſchlafestrunken noch.
Mit Rüſſel der, mit Zahn dieſer,
Mit Füßen ward zermalmet der;
Ihres Kameels beraubt viele,
Die dem Fußvolk beigemiſcht,

Eilig, von Furcht geſcheucht, flohen,
Fördern einer des andern Tod.
Jammervolles Geſchrei machend,
Stürzten zu Boden viele hin;
Bäum' erklimmend in Furcht andere,
Fielen auf ungebahnten Weg.
So auf vielerlei Art wurde,
Wie es des Schickſals Fügung war,
Vom Elephantenheer dorten
Zerſtört der reiche Kaufmannszug.

Rückert, fünfzehnter Geſang. S. 144.

Mit des Führers Genehmigung
Ging da zur Malraſt Alt und Jung.
Die müden Thier' entſchirrt, entfrachtet,
Geſiedelt ward und übernachtet.
Aber in ſtummer Mitternacht,
Als keiner der Müden mehr gewacht,
Rannte vom Berg mit Schnaufen
Ein Waldelephanten-Haufen,
Um den Durſt in dem Strom zu letzen,
Den ſie mit träufelndem Brunſtſchaum netzen.
Als nun die wilden, wuthentbrannten
Witterten ihre zahmen Verwandten,
Die Karavanenelephanten,
Stürzten, dieſen das Leben zu rauben,
Jene heran mit Schäumen und Schnauben.
Kein Einhalt war dem Ungeſtüme
Der wildandringenden Ungethüme.
Wie losgeriſſen vom Bergesgipfel
Auf's Thal einſtürzende Felſengipfel
Wälderzerbrechend rannten
Alſo die Elephanten,
Und dort das ſchlafende Menſchenheer
Zertraten ſie ohne Gegenwehr.

Da, aufgeſchüttert, mit Schrecken wach,
Floh, wer entfloh, mit Weh und Ach;
Durcheinander Herr und Geſind,
Greis, Mann und Kind,
Von Nacht, von Furcht und vom Schlafe blind;
Mit furchtbarem Angſtgeſchreie,
Ins Dichte oder ins Freie,
Liefen ſie, ſtürzten und rannten
Vor den ſchnaubenden Elephanten:
Von den Rüſſeln dieſe zerbrochen,
Von den Zähnen jene durchſtochen,
Von den Füßen andre zerſtampft,
Von deren Blute der Boden dampft;
Ein ſich in eigener Menge
Erſtickendes Fluchtgedränge,
Ein halbreitend- halbgehender Troß,
Fußgänger zwiſchen Kameel und Roß,
Einander ſelbſt ins Verderben zerrend,
Sich die Wege zur Rettung ſperrend,
Welche auf Bäume kletternd,
Welche in Klüfte ſchmetternd,
Welche an Stämme prallend,
Welche ins Waſſer fallend.
Alſo von den Geſchickgeſandten
Ward, von den wüthenden Elephanten,
Auf vielerlei Art in dieſer Stunde
Vernichtet und gerichtet zu Grunde
Die ganze reiche Handelsrunde.

Unverkennbar iſt Rückert hier im Vortheil, und kaum ein einziger Zug ſeiner volleren und wirklich darſtellenden Ausführung auf Rechnung ſeiner Willkür zu ſetzen, obgleich gerade die drei letzten Reihen ein Beiſpiel ſeiner ungeſchlachten Reimerei darbieten. Wenn man Rückert für ſich lieſt, wird man ſich ſchon über viele Verrenkungen und eine lallende Schreiberei ärgern; wenn man aber Bopp dagegen hält, nimmt ſelbſt Rückert's Manier den Schein claſſiſcher Eleganz an, ſo völlig außer den Bahnen alles Geſetzes bewegt ſich der gelehrte Herr. Seltſam, daß gerade die Erforſcher der Sprachgeſetze mit ſo hochverrätheriſcher Geſetzſtürmerei hervortreten, als dächten ſie von der poetiſchen Handwerksmeiſterſchaft:

„Hans Michel kann machen, was er will!“

Allerdings iſt das große Räthſel dieſes, daß alle Theorie grau iſt und daß „der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,“ dem nicht das Geſetz zur Bewegung ſeines tiefſten Innern wurde, nie und nimmer, auch wenn er es weiß, das Geſetz erfüllen wird. Eine menſchliche, d. h. eine reine und wirklich claſſiſche Bearbeitung von Nalas und Damajanti iſt mit beiden Bemühungen noch nicht gegeben, und wäre in der That auch nur möglich, wenn alles Vorliegende lediglich als roher Stoff trachtet, und mit unerbittlichem Kunſt-Sinn und -Fleiß verarbeitet würde, eine Aufgabe ähnlich der Iphigenie von Göthe.

Rückert hat aus dem langen zwölften Geſange drei und aus dem dreizehnten zwei Geſänge abgetheilt, ſo daß er ſtatt 26 Geſänge 30 bekommt. Die Kürze der Geſänge iſt ſehr einladend und ermunternd; man tröſtet ſich bei etwaniger Langerweile ſogleich auf das neue Capitel, das höchſtens zwei Blätter entfernt iſt.

Wir lernen durch Bopp bei dieſer Gelegenheit das Metrum des Originals kennen, welches gar keine weiteren Geſetze als den unglücklichen Antiſpaſt in der erſten und dritten Zeile des Slóka, d. h. der vierzeiligen Strophe, hat, ſonſt neben dem Jambus alle möglichen Freiheiten geſtattet. Dieſes rohe Metrum in unſer gebildetes und muſikaliſch verwöhntes Gehör hinüberzuziehen, iſt der Haupt- und Grundfehler der Boppiſchen Arbeit, und es kann uns nur wehmüthig ſtimmen, wenn wir bedenken, wie viel Sorgfalt und redliche Bemühung hiemit ſo gänzlich in den Brunnen fällt. Denn die metriſche Gelehrſamkeit war an dem Beiſpiel eines einzigen Slóka genug und übergenug dargelegt, ohne daß uns darum dieſe barbariſche Knieverrenkung mit all ihren unſeligen Verſchiebungen durch das ganze Gedicht hindurch zu quälen brauchte.

Wir kennen die Mangelhaftigkeit fremder und eigener alter Poeſie, der römiſchen in ihrer größten Maſſe und vieler Partieen der ſo ſehr überhobenen griechiſchen; aber wir werden nicht aufhören, uns um ſie zu bemühen; ſo iſt es auch mit dem Indiſchen. Freilich der verblendete Enthuſiasmus für das Fremde iſt ſchon von der Aufklärung ergriffen, und die indiſchen Poeſieen, die ſeiner etwa noch mehr bedürfen ſollten, als Nal und Damajanti, mögen ſich beeilen, ans Licht zu treten, damit eine ſpätere Bildung ſie nicht gleich bei der Geburt, ſtatt auf den Thron der ewigen Dichtung, in den Curioſitätenkaſten befördere. Sofern ſich nun Bopp gleich von vornherein auf das Intereſſe der Curioſität beſchränkt, kommt ſein Verſuch nicht unrecht. Er ſtellt Rückert viel zu hoch, rühmt deſſen wohlklingenden Reim und ſetzt dann hinzu: „Die Rückert'ſche Arbeit aber konnte einen Verſuch nicht überflüſſig machen, der darauf hinausgeht, das unübertreffliche (!!) Meiſterwerk in der ihm am meiſten entſprechenden Form, und, ſo weit es der Unterſchied der Sprache zuläßt, in ſeinem alten Colorit und majeſtätiſchen Rhythmus (damit meint er den Hinkjamben), ohne irgend eine Zuthat und ohne weſentliche Auslaſſung (im Ganzen ſind etwa vierzig Verspaare, woven einige mit Pflanzennamen angefüllt ſind, in meiner Ueberſetzung wegfallen), dem deutſchen Leſer vor Augen zu ſtellen.“

Die indiſchen ſo wie die altclaſſiſchen Philologen werden wohl daran thun, wenn ſie den Gedanken faſſen, daß ſie mit der begeiſterten Ueberhebung der alten Poeſie ſich eben ſowohl dem Urtheil, es fehle ihnen an Sinn für Poeſie, ausſetzen, als diejenigen, welche dieſe ſogenannten, zum Theil allgemein geprieſenen „Meiſterwerke“ keineswegs „unübertrefflich“, ja, von uns übertroffen finden, oder gar die Forderung ſtellen, das Ueberlieferte ſei nur als Material zu behandeln und in unſrer höheren Bildung einem großen Theile nach ohne Weiteres zu verklären und umzudichten, wie die Euripideiſche Iphigenie es war. Uebrigens wird der hochverdiente Mann dieſe geſetzlichen Einreden von Seiten der deutſchen Sprache und Dichtung nicht bitter aufnehmen. Sie ſind lediglich aus der Wahrheit der Sache entſprungen; und er wird um ſo beſſern Humor dabei haben, als ja die Region ſeines eigenen Wiſſens und Könnens gänzlich außer dem Bereich dieſer Anſprüche liegt, ſeine liebenswürdige Beſcheidenheit aber, die ſich freiwillig ſogar unter Rückert ſtellt, wird von Niemanden verkannt werden, der in poetiſchen Dingen ein Urtheil hat.

10. Karl Auguſt Böttiger
und
die Genies in Weimar.

1838.

K. W. Böttiger gab 1838 ein Buch heraus: „Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen; in Schilderungen aus K. A. Böttigers handſchriftlichem Nachlaß,“ welches zu der folgenden Polemik die Grundlage bildet.

Die Leute, welche das Land umgraben, ließen vor dieſem die Knochen liegen, wo ſie zum Vorſchein kamen; ſeitdem hat man gelernt, ſie zu vermahlen, zum Abklären, zum Düngen und wozu ſonſt noch zu benutzen; und nun legt jeder, der gräbt, ſich Knochencollectaneen an; eben ſo iſt es mit den Glasſcherben, der Lumpen gar nicht zu gedenken. Alles iſt zu brauchen, und Männer, die in ihrer frühen Jugend ſchon den Grundſatz faßten, nichts zu verachten und liegen zu laſſen, Alles zu ſammeln und gehörig zuzurichten, wie weit könnten ſie es bringen, vielleicht in einem Menſchenalter weiter, als Nathuſius und Rothſchild! Karl Auguſt Böttiger hat ſchon etwas davon geahnt. Gleich in Pforta auf der Schule ſoll er die alten Claſſiker excerpirt und ſich Curioſitäten- und Utilitäts-Fächerchen angelegt haben, und ſo fuhr er fort, alles Curioſe und Intereſſante, was er gehört und geleſen, ſich anzumerken und aufzuheben. Das Intereſſante und Curioſe — d. h. was er nach ſeiner geringen Einſicht dafür hielt — alles dergleichen hat er immer, vorzüglich aus dem Alterthume, wie aus einem reichen Kehrichthaufen, hervorgeſucht, erſt in ſeinen Collectaneenkorb geſchmiſſen und dann geordnet und gewaſchen auf den Markt der Publicität gebracht. Eine große und zugleich charakteriſtiſche Notiz iſt die des Euhemeros, daß all die bisherigen alten Götter nichts als verſtorbene Könige geweſen; Thorheit alſo, einen idealen Sinn in dieſen Figuren zu ſuchen, nachdem man einen realen gefunden! Und Raritäten aller Art finden wir in dem Putzzimmer der Römerin, welches Böttiger uns zeigt — er iſt ein großer Cicerone, ein lebendiges Raritäten-, Curioſitäten- und Schatzkäſtlein geweſen. Er hat nicht nur Vieles aufgeſucht und aufgeſpeichert, nicht nur geordnet und ausgeſtellt, ſondern auch auf das Amüſanteſte im Gedächtniſſe gehabt. Die Präſenz und der Reichthum der Notizen bildet ſeine Gelehrſamkeit, die eben darum eine ſolide genannt werden muß, weil ihr Princip das der Induſtrie, die Brauchbarkeit ſelbſt war.[1]

Dieſe praktiſche, hausbackene Gelehrſamkeit ironiſirt überall die ſelbſtgenügſame Philoſophie und Kunſt. Das Princip alles Wiſſens und aller Kunſt iſt ihr das gemeine Intereſſe, praktiſch Eſſen und Trinken, Honorar und Beförderung, theoretiſch curioſes Zeug. Wozu dient die Gelehrſamkeit? Jeder will doch wiſſen, wie es in früheren Zeiten ausgeſehen; aber nicht Alle verſtehen Lateiniſch und Griechiſch, um ſelbſt nachzuleſen, und, — da doch auch Poeſie und Philoſophie, wenn ihre Zeit erſt vorüber iſt, wieder Gegenſtände der Notiz werden, — nicht Alle ſind in Weimar und Jena geweſen, als Göthe, Schiller Wieland, Herder und Fichte dort waren. Wer dieſer Wißbegierde die Brücke baut, wer einen Guckkaſten in die Vorzeit aufzuſtellen, und die nöthigen Erläuterungen zu den Figuren, die nöthigen Regiſter zu den Erläuterungen beizubringen weiß, der muß intereſſant, unentbehrlich, geſchätzt und geſucht ſein. Ein ſolcher Gelehrter hat das Seinige gelernt und muß nothwendig ſein ſolides Fortkommen finden; ja, es kann ſich ereignen, daß er, wie Böttiger, ungeheuer geſucht, von allen Leuten überlaufen wird; und dennoch iſt ſein Princip nur das des Chiffoniers. Dies nur brauchbare Wiſſen, die Notiz, die zu irgend etwas dient, nicht zum Selbſtzweck des Wiſſens und des Thuns hindurch dringt, iſt ein armſeliges, ein philiſtröſes Weſen, und nach Gelegenheit ein gemeines. Nach Gelegenheit — ſo oft nämlich der Philiſter den Pegaſus vor ſeinen Pflug ſpannt und überall das liebe Leben zum Endzweck, den Geiſt aber mit ſeinen goldenen Gaben zum Küchenjungen ſtempelt.

Das iſt widrig und entwürdigend. Böttiger hält es mit Wieland und Herder, ſofern ſie gegen Göthe und Schiller verſtimmt ſind. Er holt dieſe Verſtimmung aus dem Kaſten hervor, und ſein Sohn ſendet ſie in die Welt. Der Contraſt iſt in der That eine Curioſität, und die Folie, auf der die beiden großen Dichter hier erſcheinen, ſchadet nicht ihnen, ſondern Böttigern und ſeinen Freunden. Widrig iſt beſonders die letzte Parthie der

Memoiren, wo der gute **Wieland** unaufhörlich ſeine beſchränkte Verehrung des Alterthums, ſeine Gedrücktheit neben Göthe und Schiller, endlich den ſaftloſen, abgeſtorbenen Geiſt ſeiner dahingeſchiedenen Periode, eine wirklich nur formirte Alltäglichkeit, wiederholt. Dieſe Mittheilungen ſind nicht in Wielands Intereſſe. Man fühlt lebhaft, wie es nicht anders hatte kommen können, als Wieland Böttigern klagt: „Der Herzog hat mich ſeit fünfzehn Jahren nicht einmal ernſtlich angehört. Wenn ich auch kein Ducatengold bin, ſo bin ich doch Kronengold, und auch dies wirft man nicht ſo muthwillig weg.“ Wieland ſteht Böttigern ſchon näher, er giebt ſich daher auch am meiſten mit ihm ab.

Zuerſt halten ſie z. B. beide Horaz für einen großen Dichter. Göthe thut das nicht, und die Sache ſcheint daher zu kommen, daß „Göthe und Conſorten wohl nicht genug Latein verſtehen.“ Wieland ſagt: „Es war eine Zeit hier, wo man mich für einen Imbecillen, für ein Kind, dem man ein Geiferlätzchen vorbinden müſſe, erklärte, weil ich den Horaz für einen Dichter hielt. Seitdem iſt eine Zeit gekommen, wo man mir lebhaft gedankt hat, daß man durch meine Ueberſetzung des Horaz nun erſt dieſen trefflichen Dichter recht genießen könne. (**Hoc oblique in Goethium dictum erat.**)“

Dann iſt Wieland überhaupt in Oppoſition gegen Göthe und vorzüglich gegen Schiller.

So z. E. ſollen „Göthen die vier Friedrichsd'or für den Bogen ſo gut geſchmeckt haben, daß darum der Wilhelm

Meiſter ſo lang geworden.“ Und über Schiller ſagt Wieland: „Er branlirt ſich, um tief zu ſcheinen. Er begeht dadurch die Sünde gegen den heiligen Geiſt, daß er das, wozu ihn ſein Genie beſtimmt, die Dichterei verläugnet, um Philoſoph zu ſein. Sein Geiſterſeher und die Götter Griechenlands ſind menſchliche, ſchöne Producte, mit Schillers eigenthümlicher und in dieſer Miſchung ſehr angenehmen Stimmung. Er hat nie die Alten kennen gelernt, darum iſt ſeine Schreibart ſo ungeheuer. In ſeinem Don Carlos iſt Philipp ein gigantiſches Unding und Alles iſt koloſſal. Wenn der gute Schiller weniger Krämpfe hätte, würden auch ſeine Darſtellungen weniger convulſiviſch ſein.“ Auch Herder ſpricht ein getrübtes übelgelauntes Bewußtſein über die beiden Heroen der damaligen Zeit aus, namentlich verwirft er den unſittlichen Stoff des Wilhelm Meiſter, und macht die wunderliche Forderung: die Schilderung dieſes Schauſpielerlebens ſolle uns in beſſere Geſellſchaft bringen, als ſie eben thut. Bei Herder las Wieland den Wilhelm Meiſter vor, im vierten Theil von da, wo Sarno dem Wilhelm den Lehrbrief erklärt. Herder klagte darüber, daß Göthe ſo oft bloß Sophiſterei treibe, im Lothario, dem er überall huldigt, dem Eigenwillen der Großen Kopfkiſſen unterlegt, und in Scenen, wie in der Erzählung von Philine, die der Graf Friedrich macht, ſeine eigne laxe Moral predigt. Den Einfall der Philine, die ſich mit ſchwangerem Leibe im Spiegel ſieht und ruft: „pfui, wie niederträchtig ſieht man da aus," hat Göthe ſeiner vorigen Geliebten, der Frau von St. abgeborgt. „Man mag unter allen dieſen Menſchen nicht leben," ſagte Herder ein ander Mal, „nichts ſpricht uns an. Wie ganz anders iſt es in Lafontaine's Romanen!"

Anders freilich. Aber ſollte man es glauben, jetzt, da die Zeit uns gelehrt, wie groß der Widerſtand der ſpröden Welt geweſen, — — daß ſogar Herder Lafontaine's Romane den Göthiſchen vorgezogen?! —

Die Kleinlichkeiten, die Eitelkeiten, die ſogenannten Verhältniſſe, Rückſichten, Unwahrheiten und Trübungen ſind geſunken: der Tag des Edlen iſt endlich gekommen; für uns iſt er gekommen, aber es giebt noch Leute genug, die Göthen die Hoſen und die Stiefeln ausgezogen, die Schillers Rockknöpfe gezählt und die kahlen Stellen auf den Aermeln geſehen haben: „für Kammerdiener giebt es keine Helden."

Dies iſt das Gemeine an Böttigers Mittheilungen, daß ſie den Schmutz verewigen und dieſes Kammerdienerbewußtſein jetzt am hellen, lichten Tage des Geiſtes noch geltend zu machen wagen. Der Herausgeber hat eine Ahnung davon, daß ſein Vater hier eine traurige Rolle ſpielt, aber er hat ihn herausgegeben; man war freilich überhaupt nie ſehr zweifelhaft über Böttigers Stellung zu Göthe und Schiller, aber hier ſind die Acten vorgelegt, und vorgelegt von dem eignen Sohne. Was muß dieſer Mann für eine Philoſophie haben! Er bevorwortet dieſe publicirte Livree damit: „der

Kenner weiß, daß allzunahes Beſehen nicht immer frommt, daß nur in einer gewiſſen Ferne vom Portrait der rechte Standpunkt iſt. Objective Treue und Wahrheit hier zu verlangen, hieße Unmögliches fordern; aber ſubjective wird den Mittheilungen ſchwerlich abzuſprechen ſein." Als wenn die Wahrheit des ordinären Subjects noch die Wahrheit und nicht vielmehr die Unwahrheit wäre!

Dies ordinäre Bewußtſein macht ſich gleich in der erſten Ueberſchrift: „Weimar'ſches Genieweſen" Luft. Der alte Böttiger, dieſer Großvater aller Philiſter, der an keine Poeſie, nur an's Verſemachen, wie er's auch kann, an kein Genie, nur an gelehrte Beſchäftigung, an keine Selbſtgenügſamkeit des Wiſſens und der Kunſt, nur an ihre Benutzung zum Avancement und zu den beſchränkteſten Zwecken des eſſenden und trinkenden Subjects glaubt, dieſer unſelige Böttiger redivivus ſchildert uns das Weimar'ſche Genieweſen als eine wahre Vagabundenverſammlung, welche der Herzog, wie eine Art Herbergsvater, angezogen und aufgenommen. Ohne Zweifel hätte er lieber ſolide Leute, wie Böttiger, ſo aufnehmen ſollen; und daß Schiller und Göthe ewigen Ruhm davon getragen, Böttiger aber nur das Unglück, publik geworden zu ſein, iſt gewiß nur darum ſo gekommen, weil der Herzog ſich ſo vergriffen hat. Der Herzog und die Gunſt des Herzogs, keineswegs der Kern und Gehalt ihrer Werke, iſt die Sonne, die Böttiger ſieht.

„Die erſte Periode, wo der Geniedrang am heftigſten und der Herzog ſelbſt am ſtärkſten dafür eingenommen war, fängt ſich bald nach Göthe's Ankunft in Weimar und ſeiner Verbrüderung mit dem Herzoge an. Von allen Seiten wallfahrteten Kraft- und Dranggenie's hierher, um auf Göthe's Flügeln auch mit zur Sonne aufzuſteigen, in deren wohlthätigen Strahlen ſich Jener ſo ſchön ſonnete."

Nun geht das Vagabundiren los; unter Andern kommt Friedrich Schulz vor, der wenig ſoll gewußt haben, „und iſt jetzt zu ſeinem eigenen Erſtaunen Profeſſor in Mietau. Er hat viel Phantaſie und einen ſchönen Firnißtopf; aber die Grundlage iſt ſeicht. — Dies war lange auch mit Schiller der Fall. Dieſer aber hat ſich durch anhaltendes Studium hier in Weimar auch ſolide Kenntniſſe erworben." Dann erzählt er auch Schiller's Vagabundenleben, ſeine glückliche Bekanntſchaft mit dem Herzog, und wie ihm das Arbeiten ſo ſauer geworden ſei, daß er Alles gleichſam aus ſich habe „herauspumpen müſſen". „Nirgends weht in Schiller's Geiſtesproducten die leichte genialiſche Muſe, die uns ganz vergeſſen läßt, daß dem Dichter ſeine Erzeugniſſe Anſtrengung und Arbeit gekoſtet. Auch rächt ſich der Mangel an Schulkenntniſſen und einer gebildeten Erziehung ſehr oft an ihm. Der Vorwurf, daß er nicht einmal den Strada zu ſeiner niederländiſchen Geſchichte habe leſen können, iſt vielleicht ſehr treffend." Sollte man nach dieſem testimonium morum und maturitatis oder vielmehr immaturitatis nicht meinen, Böttiger ſei das Genie und Schiller der Dickkopf? Böttiger, der weltregierende Heros, mit Geiſt und Wiſſen gerüſtet, Schiller aber ein trauriger Knappe im unterirdiſchen Stollen der Mühſal?

Dann berichtet Böttiger: „Lenz ſonnte ſich einmal im Belvedere, nachdem er an der Krippe geweſen war, und rief aus: Ach! mir iſt ſo wohl wie einem Kuhblatter (oder pladder?)“.

Eine Klatſchgeſchichte, wie Göthe ſich mit Klinger entzweit, weil dieſer einſt Göthe's Portrait als Zielſcheibe aufgeſtellt habe, wird von dem alten Böttiger erzählt und von dem jungen widerrufen.

Wie wichtig iſt aber die hinter den Couliſſen hervorgebrachte Nachricht über den Fauſt! „Schade nur, daß dieſer Fauſt, wie wir ihn jetzt in ſeinen (Göthe's) Werken haben, ein aus früheren und ſpäteren Arbeiten zuſammengeflicktes Werk iſt (ſowie auch Wilhelm Meiſter), und daß die intereſſanteſten Stellen, z. B. im Gefängniſſe, wo Fauſt ſo wüthend wird, daß er ſelbſt den Mephiſtopheles erſchreckt, unterdrückt worden ſind.“ Was müßte dieſe Wuth intereſſant geweſen ſein! Aber was hätte Böttigern am ganzen Fauſt intereſſiren ſollen, wenn er es nicht erfahren hätte, daß auch Göthe eigentlich nur ein Altflicker in der Poeſie geweſen? Er will dies bei Wieland gehört haben.

Aber nicht bloß hinter die Conliſſen, auch hinter die Gewiſſen läßt er uns ſehen. „Damals erlaubten ſich auch die Genies, Alles, was ihnen beim Beſuche in eines Andern Stube gefiel, geradezu einzuſtecken und ohne Wiſſen des Beſitzers zu entwenden. Man nannte es mit dem Studentenausdruck: *ſchießen*." Man begreift nicht, daß ſie nicht Alle gehenkt worden ſind, — es müßte denn ſein, daß ein Genie über das andere nicht geklagt, zu den Nichtgenies aber Niemand Schießens halber gegangen wäre.

„Ueber den Weimar'ſchen Gelehrtenverein 1791" ſind die Berichte lesbar; Böttiger lieſ't ſelbſt etwas vor; hier iſt er zünftig, und die Notizen über Natur- und Lebens-Verhältniſſe, die wiſſenſchaftlich eruirt werden — davor hat er den nöthigen Reſpect; er berichtet dieſe Vorgänge daher mit Anſtand, und wie bei der Oppoſition gegen die Genies ſeine eigene Miſere, ſo iſt hier ſein beſſeres Selbſt der Hintergrund, und dabei nur der Uebelſtand, daß dieſe geiſtloſe Gelehrſamkeit ihren Notizenadel ſogleich zum Princip ihrer miſerabeln Oppoſition macht. So in der Chronique ſcandaleuſe Göthe's: „Seine Verſuche über Farben- und Lichtbrechung, wovon er jetzt die erſten Sätze bekannt macht, erregen bei Kennern, z. B. bei Hrn. v. Zach in Gotha, viel Achſelzucken, und bei Spöttern **bon-mots**. So ſagte der trockene Geheimerath Bode, die *Geißel der hieſigen Genies*, als von Göthe's Prisma geſprochen wurde: „„Die Genies müſſen immer eine Puppe haben, womit ſie ſpielen, und weil ſie Kraft in ſich fühlen, ſo wollen ſie mit Felſenſtücken wie mit Schnellkäulchen ſpielen"". Man glaubt noch immer, daß er ſeine Maitreſſe, Dlle. Vulpius, heirathen werde ꝛc." Nun kommt, wie ſie ausſieht, daß ſie ein Kind zur Welt gebracht, wie es mit der Gevatterſchaft geworden u. ſ. w.

Schildert er hier Göthe als einen wiſſenſchaftlichen Narren und producirt ihn in ſeinem unglücklichſten Nachtkleide, ſo erfahren wir gleich darauf, welch ein Geck dieſer Göthe nun vollends in ſeiner Jugend geweſen ſein müſſe: „In ſeiner Jugend und Genieperiode war er als einer der ſchönſten Männer von Mädchen und Frauen angebetet. Oft ging er, als er noch in Frankfurt war, zu Fuß nach Darmſtadt. Da gaben ihm die artigſten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus, und in Darmſtadt ſetzte er ſich vor Merk's Haus, um den um ihn verſammelten Mädchen Genieaudienz zu geben, die oft länger als eine Stunde dauerte."

Sodann allerhand unbefangene Ausſprüche Göthe's, unbefangen hingeworfen, und Notizen über ihn, welche die Kammerdienernaturen, mit deren Memoiren und Klatſchereien Göthe ſo geſegnet iſt, noch um dieſe vermehren, die aber die allerordinärſte von allen iſt. Er ſyſtematiſirt ſein Geklätſch, und trägt die böſen oder die unbefangenen Gerüchte, die er aufgetrieben, nach Perioden und Jahreszahlen vor; jedes Haar ein Philiſter! In dem Abſchnitt „Zur Weimar'ſchen (nicht Weimariſchen) Genieperiode von 1775 bis 1781" zeigt ſich, wie Göthe „Hahn im Korbe" wird, iſt und bleibt, und was er als ſolcher für abſonderliche Streiche vollführt: „Eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter machte die Genies den Quäkern und Heilandsbrüdern ähnlich. So ſchickte Göthe oft zu Bertuch's Frau und ließ ſich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Canevasweſte und Hoſen (die damals Genietracht waren), ſo ließ er ſich aus der herzoglichen Garderobe ſein Bedürfniß holen. Verſteht ſich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft ſchickte er in ein Haus und ließ ſagen, er würde heut Abend da eſſen."

Was man von den Genies erfährt, iſt regelmäßig nur dies, daß ſie was Gutes zu eſſen, allerhand brauchbare Sachen und die Gunſt der Weiber mit leichter Mühe erwarben, Reſultate, die offenbar Böttigern darum ungemein genial vorkommen, weil er auf dies alles ſo ſaure Mühe und ſo weitgeſchlängelte Wege zu verwenden gehabt. Aber man erfährt doch, was die Pointen ſeiner Beobachtungsgabe ſind: Die Böttiger halten das Genie — für den beſten Erwerbszweig, den ſie freilich auch ergreifen könnten, wär' es nur nicht wider ihre Grundſätze. „In Weimar trat indeſſen Merk auf, heißt es mit dürren Worten, den Göthe ſelbſt als ſeinen erſten Lehrer im einträglichen Genieweſen reſpectirte. Er predigte Kunſtgeſchmack, verſchacherte Kupferſtiche und Kunſtwerke, und ſchnitt ſich aus jedem Rohr eine Pfeife."

Es dauert ziemlich lange, bis der Gegenſatz des Genies zum Vorſchein kommt, und während wir nun ſchon wiſſen, daß die Genies „formlos und unverſchämt" ſind bis zum Stehlen, „ſo hieß in der Genieperiode Jeder, der Ordnung und Anſtand nicht mit Füßen treten wollte, ein Spießbürger". Man ſieht es zu deutlich, Böttiger und die ganze Heerde ſeiner geiſtigen Standesgenoſſen konnten alle auf der Stelle Göthe und Schiller, leichtlebende und weltbezwingende Genies werden, wenn ſie ſich nur entſchließen wollten, *den Anſtand und die Ordnung zu verletzen*; ſie blieben aber lieber unſcheinbare Genoſſen der ruhigen Hürdenumfriedung, als daß ſie ſolche Exceſſe hätten begehen ſollen, wie Göthe, der „von innen die Fenſterſcheiben mit großen Thalern einwarf, der die bravſten Leute ſilhouettirte und durch Lavater's Urtheil und unverſchämteſte Ausſprüche auf die Schädelſtätte zu den Räubern verwies“. Wer „den großen Dresdener Lohnbedienten“, wie er ſich ſelbſt höchſt witzig zu nennen pflegte, nur einmal geſehen hat, wird Göthen einen ſolchen Luxus gewiß nicht zutrauen. Es iſt merkwürdig, welche Furcht gerade dieſes Genre von Menſchen vor dem Silhouettiren hat; man muß vermuthen, daß ſie zu oft in den Spiegel ſehen — in dieſes dämoniſche Reich des Scheins und der Wahrheit —; oder ſollten ſie gar meinen, weil ſie für ſich doch gewiß und wahrhaftig exiſtiren, ſo wären ſie auch für Andere ſo wirklich und wichtig, daß ſie gleich von den Künſtlern ſilhouettirt und von den Naturforſchern claſſificirt werden müßten?

Auch das Verhältniß Göthe's und Schiller's lernen wir von der Seite der Einträglichkeit, wenigſtens der Nutznießung, kennen: „Göthe hatte den Wunſch, in Verbindung mit Herder und einigen anderen Weimar'ſchen Gelehrten ein Muſterjournal herauszugeben. Da dies aber nicht ging, verband er ſich mit *Schillern*, den er früher gar nicht ausſtehen konnte, und das um ſo lieber, da er von dieſem die kritiſche Philoſophie in Quinteſſenz vorgetragen erhielt. *Göthe quetſcht gern ſolche Citronen aus.*“

Vor Göthe, der denn doch Miniſter iſt und es alſo zu was Erklecklichem gebracht hat, macht die Philiſterrotte nothgedrungen Front; aber Schiller wird gar nicht anerkannt, und dieſer unwiſſende und nichtsnutzige Menſch, ſcheint Böttiger ſagen zu wollen, hätte bei alledem es noch zu was Bedeutendem bringen können, aber er war einmal von Gott verlaſſen. Der große Lohnbediente erzählt von Schiller: „Er konnte ein ſehr glücklicher Mann ſein, wenn er das ſich ihm darbietende Glück in Mannheim nicht mit Füßen geſtoßen hätte. Der alte Buchhändler Schwan hatte eine einzige Tochter, ein ſchönes, munteres Mädchen, die Schillern liebte und in ſeinem Beſitz ſehr glücklich geweſen wäre. Er war damals *Theaterdichter*. Wenige Tage vor ſeiner Abreiſe von Mannheim hielt er förmlich beim Vater um ſie an. Dieſer hatte eine herzliche Freude darüber, und verſprach ihm ſeine Tochter mit dem ganzen Vermögen von 50,000 fl. zu geben, wenn er das *unſtete Theaterdichterleben* aufgeben und die *trefflich organiſirte Buchhandlung* annehmen und fortſetzen wolle. Er ſelbſt, der alte Schwan, habe die Buchhandlung nicht kunſtmäßig gelernt, *und die Sache ſei ſo ſchwer nicht*, zumal da er ſich einen guten Factor halten könne. Habe er dazu keine Luſt, ſo ſolle er ſein mediciniſches Studium fortſetzen, wozu er ihm die Koſten gern geben wolle, und dann als Arzt ſeine Tochter heirathen. — Schiller reiſ'te einige Tage nach dieſen Verhandlungen fort und ſoll heute noch auf die Erbietungen des Vaters antworten. Er liebte die unbeſchränkte Freiheit.“

So verſchieden iſt Schiller's Vernunft von Böttiger's; ich wundre mich nicht, daß er ſich über Schiller's Dummheit wundert: gerade ſo würde ſich das Pferd wundern, wenn es die Memorabilien eines Menſchen ſchriebe, daß der ihm den Hafer eingeſchüttet und nicht lieber ſelbſt gefreſſen habe.

Ueber die Jungfrau aus Schiller's Munde: „Sie muß, da ſie zu Talbot ein Wort ſpricht, das die Nemeſis beleidigt und wozu ſie keinen Auftrag vom Himmel hatte,

> Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
> Als bis das ſtolze England untergeht,

für dieſen Uebermuth geſtraft werden. Die Strafe folgt in der Verliebung in Lionel auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geiſtern zu ſtreiten. Eine einzige Berührung des Geiſtes lähmt ihren Arm.“ So weit wieder Schiller's Vernunft; dann die Anmerkung von Böttiger's Hafervernunft: „Am Ende iſt doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanoniſirende Palme!“ Wie käme auch Böttiger dazu, die Liebe zu begreifen und Schiller's Worte zu verſtehen, da ihm deſſen ganzes Treiben und Dichten ein ewig verſiegeltes Buch iſt. Was Wieland wohl dabei gedacht haben mag, als er zu Böttigern am 16. März 1796 ſagte: „Ich habe immer die Meinung gehabt, daß die

Menſchen eigentlich nur eine höhere Claſſe von Affen mit einer beſonderen Perfectibilität, die bei ihnen ſtatt des Inſtincts iſt, zu betrachten wären. Gewiſſe höhere Genien haben ſich von Zeit zu Zeit verkörpert, um dies Affengeſchlecht zu civiliſiren.“

Wie wenig ſie bei Böttiger ausgerichtet, zeigen dieſe Proben. Gewiß haben Böttiger's Zuſtände ein großes Publicum, ohne Zweifel das allergrößte, den ganzen Haufen und ſein miſerables Bewußtſein; aber es giebt, Gott ſei Dank, auch Männer in Deutſchland, die ſich entrüſten werden gegen das Geſchmeiß, welches in dem Geiſte nur ein Aas ſieht, in das es ſeine Eier zu legen und woran es ſeine Gemeinheit zu weiden hätte mit dem Gedanken: „Schiller und Göthe ſind wie Unſereiner, und ſo gelehrt nicht einmal, wie wir in Pforta waren“. — Iſt es nicht genug, daß wir ein jeder in unſerer Stadt dieſe Schmeißfliegen dulden, ihre Umſchwärmung und die Beſudelung unſerer heiligſten Intereſſen erfahren müſſen: — ſoll auch der Glanz, die Ehre, der entſchiedene Sieg des Edlen, Schiller und Göthe, dieſe Wahrheit und Verwirklichung des Schönen, noch einmal in den Kampf zurückgeworfen werden mit dem Schmutz jener Zeit? Nein! ſtreicht die Memoiren der Philiſter aus. Wenn es auch paſſirt iſt, was ſie berichten, es iſt doch nicht wahr.

11. Der Zeitgeiſt in der Düſſeldorfer Akademie.

1838.

Unter allen Künſten hebt ſich jetzt in Deutſchland die Malerei hervor; dieſe unſchuldige, ſchweigende Schönheit ehrt Alles mit Ruhm und mit Gold; die Maler fühlen ſich getragen und ermuthigt, ihre Arbeiten werden eifrig geſucht, die Protection der Könige, die Liebhaberei der Reichen, die Kunſtvereine der Bemittelten, Alles drängt ſich mit ſeiner Theilnahme zu den Bildern. So iſt dies jetzt. Ein ſtummer Cultus führt die guten Deutſchen durch die bunten Säle, und ſelten unterbricht ihre ſtille Beſchaulichkeit ein unberufener Prediger, der den Bildertext auslegt.

Früher war es die Poeſie, welche in Schiller und Göthe dem Geiſt ſeinen Ausdruck, dem Leben der Menſchen ſeine höhere Weihe, der Zeit ihre Befriedigung gab. Allmälig zog darauf das geniale Intereſſe ſich in die Philoſophie zurück, ſelbſt die Poeten: die Schlegel, Tieck und ſogar Göthe in ſeinen alten Tagen, wurden *philoſophirende*, der junge Nachwuchs, wie Heine, ſogar *kritiſirende* Poeten. Die Zeit iſt jetzt poetiſch verwahrloſt, und wir ſehnen uns nach einem neuen Ausdruck des Idealen, der auch *lebendig* und *leibhaftig* vor unſre Seele träte und unſer Gemüth bewegte. Dieſes Bedürfniß ſucht die Malerei zu befriedigen.

Die Zeit iſt ihr ausgeliefert von der Philoſophie und von der ſich ſelbſt verlaſſenden und verſpottenden Poeſie; denn das Wenige, was noch ehrlich-poetiſch dreinſingt, iſt eben zu wenig, von ihm iſt die Macht und die Herrſchaft gewichen. Und dieſen Vortheil zu ergreifen, war ſie aufs Beſte vorbereitet, ſo merkwürdig es auch immer bleibt, wie einer ſolchen innerlichen Wendung des Geiſtes die Technik und die Induſtrie entgegenkommt. Muß es doch den Männern, welche diesmal dem Bedürfniß der Zeit mit der regenerirten Malertechnik in Deutſchland entſprechen, höchſt ſeltſam erſcheinen, wenn wir ihre Kunſt und ihre Erfolge nicht aus der Willkür, nicht aus dem zufälligen Bildungsgange der Einzelnen entſpringen laſſen, ſondern aus der Geſtaltung des allgemeinen Geiſtes, der wie das Licht Alles durchdringt, und nach ſeiner ganzen Verbreitung gleichmäßige Affectionen erfährt. Was ſollen ſie ſagen, wenn wir ſie nur als nothwendige Punkte in dem Verlauf behandeln, während ſie uns erzählen könnten, warum ſie Maler geworden, warum nach Rom gegangen, und wie ſie auch hier im Studium der großen Meiſter ſich mit freier Ueberlegung beſtimmt hätten. Und dennoch gebiert der Einzelne den Geiſt nicht abgeriſſen und mit deſultoriſcher Willkür, ſondern in der entſchiedenſten Abhängigkeit; aber freilich, erſt wenn die Zeit mit ihren Thaten und Bewegungen vollendet vorliegt, ergiebt ſich deutlich und faßbar ein Zuſammenwirken oft des Entlegenſten aus Einem Drange und Einer Macht. Dies iſt jetzt mit der Malerei der Fall.

Düſſeldorf wurde durch die Gründung und das Gedeihen ſeiner Akademie, zuerſt unter Cornelius, dann unter Schadow's Leitung ein Sammelpunkt ſonſt zerſtreuter Kräfte und ſtellt uns jetzt eine gewiſſe Univerſalität des Kunſtlebens und der Verarbeitung des gegenwärtigen Zeitgeiſtes dar.

Zuerſt mußte ſich's für die Technik ſo glücklich fügen, daß Cornelius die Seite der Zeichnung und Compoſition, Schadow die des Malens vertrat, und ſo beides nacheinander und durch einander verarbeitet wurde. Beide Directoren brachten ihre katholiſchen Mucken aus Italien mit; dagegen mußte die norddeutſche Bildung und was jetzt von befreienden, rationellen Trieben in den Köpfen und Herzen ſteckt, reagiren.

Die maleriſche Ausbildung theilt ſich daher dem Inhalte nach in zwei Richtungen, in die romantiſch-chriſtliche Nachahmung der Alten und der Directoren, und in die Reaction der ſelbſtändigen und rationellen Charaktere und Talente.

Die fromme Richtung der Malerei wiederholt nur das Schickſal der Frömmigkeit überhaupt. Die innerliche Geſinnung und ihre überſchwengliche und unergründliche Herrlichkeit gilt ihr Alles; die That, das Handeln, die äußerliche Welt ſtört nur ihre Andacht. Das Bild ſoll alſo nicht die profane That, ſondern nur das ruhige Heiligthum der innerlichen Andacht darſtellen. Bei aller Kraft der Malerei, bei aller Genauigkeit des Techniſchen ſetzt ſie ihre heiligen Figuren zu nichts in

Bewegung, ſie hüllt ſie verſchwimmend ein in einen ſomnambulen Zuſtand. Solche Bilder ſind Schadow's Chriſtus mit den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, Ittenbach's Chriſtus und die erſten Jünger, und ſein Johannes und die erſten Jünger. Was thun ſie? was reden ſie? was denken ſie? Die Maler wiſſen es ſelbſt nicht, ja ſie würden jedes Wort zu gering finden, um das Unergründliche zu ſagen, und dieſe Schwebe des Gemüths, dies heilige Brennen des Herzens wirklich feſtzuhalten und auszudrücken. Der Maler redet ſeine Seele nicht heraus, er zeichnet und zeigt ſie; will er nicht Alles preisgeben, was er innerlich ſieht, ſo ſoll er nicht malen; will er malen, ſo ſoll er deutlich und lebendig werden wie das Licht und die Sonne, ſprechend wie das Leben und die Welt im Tageslicht. Schadow zeigte mir ſein Bild, die thörichten und die klugen Jungfrauen. Die thörichten ſchlafen mit verlöſchenden Lampen, die klugen treten dem Propheten mit brennenden Lampen entgegen. Der Gegenſtand iſt unpoetiſch, die Parabel reicht lange nicht an ihre Bedeutung heran, die Action dieſer Allegorie iſt nicht die Action des Geiſtes, die damit angedeutet wird; dieſe Munterkeit und dieſes Licht iſt eben nur ein andeutendes Außenwerk. Schlafen und Wachen, Lampen mit und ohne Oel ſind nicht die Gemüthsbewegung bei der Aufnahme der Verkündigung ſelbſt, ſie ſind Sinnbilder. Das Licht des Auges wäre bedeutender, als das Licht der Lampe, das geiſtige Erwachen müßte ſich anders, energiſcher und reeller ausſprechen, als durch das körperliche Wachen; aber ſelbſt das geiſtige Erwachen wäre noch zu blaß und zu allgemein; es müßte ein Vorgang gemalt werden, wie der Sturm der Baſtille, um ſo etwas deutlich zu zeigen. Welch ein Greuel! hör' ich die frommen Maler rufen, und doch haben ſie ihn ſchon mitten unter ſich.

Der Sturm von Ikonium und Huß vor dem Concil, das erſte Bild von Plüddemann, das zweite von Leſſing, beide ſind ein reelles Erwachen bei der Verkündigung einer neuen Epoche. Freilich liegt das Intereſſe an dieſen Epochen uns ziemlich fern, es iſt immer derſelbe religiöſe Tic, den die Maler nicht los werden, weil das deutſche Volk immer noch nichts Beſſeres gethan hat; aber es iſt ein gewaltiger Sprung von der todten hölzernen Parabel und von den Spaziergängern mit brennendem Herzen zu dieſen lebendigen hiſtoriſchen Scenen.

Die energiſche Hiſtorienmalerei, wie ſie in Leſſing's mit Recht ſo berühmten Huſſiten und in ſeiner Lenore auftritt, wirft die ſtille und impotente Herzensherrlichkeit weg, ſtudirt das Leben und ſeine ausgeprägten Bilder, und ſucht ſich hier den vollen kühnen Ausdruck ihres Gedankens wieder. „Nichts ohne ſpecielles Motiv und dennoch nicht Copie," das iſt das Motto dieſer Richtung. Die Anſchauung fühlt ſich mitten in der Wirklichkeit dieſer Welt und ihrer profanen Figuren erſt wieder mächtig, reich und lebendig.

Dasſelbe Motto durchdringt auch Leſſing's Landſchaften. Sie werden dadurch poetiſch und erheben ſich über die bloßen Abbildungen. Eine Schule in der Schule hat ſich dadurch gebildet und eine ſiegreiche Oppoſition der rationellen Jugend gegen die directoriale Tradition. Vielleicht hat hierin Düſſeldorfs unpoetiſche Umgebung Gutes gewirkt. Die Studien wurden alle weit hergeholt, das Localintereſſe fiel weg, und es ſtellte ſich das Bedürfniß der wirklichen Verarbeitung ein, während die Nähe ſchöner Gegenden zu Portraitlandſchaften verführt, wie dies von den Münchnern und mit italieniſchen und griechiſchen Gegenden geſchieht.

Ein anderer junger Maler, Jordan, ſteigert die Wahrheit ſeiner Genrebilder bis zum Humor. Die Verlobung auf Helgoland iſt eins der populärſten Bilder geworden, die es giebt. Er malte an einem Seeſtück: Lootſen, die zur Rettung eilen. Sturm. Einſchiffung. Abſchied des Vaters, des Liebſten. Das Mädchen begleitet, die Kinder wollen mit. Die Perſonen aus der Verlobung von Helgoland und die ganze übrige Einwohnerſchaft in ernſter Action. Die Darſtellung dieſes tapfern Lebens iſt von großem Effect.

Neben Jordan cultivirt Schrödter das humoriſtiſche Genre. Sein Donquixote iſt bekannt. Er malte, als ich ſein Atelier beſuchte, Sir John Falſtaff's Enrollirung der Recruten, die Scene, wo er ſie vortreten und beim Friedensrichter einſchreiben läßt. Falſtaff dictirt die Namen, nachläſſig auf einen Stuhl geſtützt, der unter ſeiner Wucht zuſammenknickt; die einzelnen Kerle ſind ſtudirt und mit Genie gezeichnet; nur ſchade, daß ſie nicht eben ſo berühmt ſind, als der Ritter ſelbſt. Shakeſpeare's reiche poetiſche Welt hat die Künſtler angezogen, den Humoriſten der Humor; aber auch das Tragiſche und die Liebesgluth Romeo's und Juliens ſollte hier einſchlagen und zwei ſchöne Bilder hervorrufen: Eduard's Söhne von Hildebrandt, und Romeo's Abſchied von Sohn. Der Humor und die ſinnliche Liebe ſind die äußerſte Linke gegen die Heiligenmalerei. Die Söhne Eduard's, obgleich Hildebrandt vielleicht der rationellſte Kopf der Akademie iſt, ſtecken eher noch im Religiöſen. Gebetbuch und Roſenkranz liegen auf dem Polſter; die zwei Knaben ſind das Heilige, in harmloſem Schlummer einer heiteren unſchuldigen Kindheit. Hier iſt auch den Mördern zu Muth, wie im Heiligthum. Sie ſind der Gegenſatz, aber ſie fühlen ſich ergriffen, und es hängt an eines Haares Breite, daß die verruchte That ungethan bleibt. Das Bild hat raſch das Publicum für ſich gewonnen. Es iſt eine wirkliche Darſtellung innerer Kämpfe; ein idealer Hauch durchweht das Ganze und erfüllt das Gewiſſen der Mörder mit Scheu vor den reinen Kinderſeelen, die ſie hinopfern.

Sohn malt ſchöne und reizende Weiber. Man fällt hier ſogleich in die Idee der Aphrodite, welche nicht nur die ſchöne, ſondern auch die geliebte iſt. In der geliebten Schönheit iſt die Sinnlichkeit idealiſirt und vergeiſtigt, und die Aphroditenbildung unſerer Zeit durch die Darſtellung der idealen Geliebten iſt keine der kleinſten Aufgaben der Malerei, eine Aufgabe, die Tizian zwar zu löſen begonnen, aber nicht erſchöpft hat. Ohne Zweifel wenigſtens erſchiene darin ein Fortſchritt der Compoſition, wenn die Liebe aus der einſeitigen Portraitirung der Geliebten, wie dies bei Tizian der Fall iſt, zu dem Moment eines wirklichen Vorgangs erhoben würde. Dies thun die Dichter und vertiefen ſich darum grade nach dieſer Seite ſo ſehr in die Welt der Schönheit, weil ſie hier die Bewegung und ihren Verlauf ſo nahe liegen haben. Aber der Ozean der Liebespoeſie, ſo weit er iſt, hat einzelne Punkte, die jedem Herzen theuer geworden ſind, und dazu gehört Shakespeare's Romeo und Julie. Es war kühn von dem Maler Sohn, daß er Romeo's Abſchied wählte. Den trauten Söller der Julie und die weckenden Lerchen des Morgens, das verbotene und eroberte Heiligthum, den Entſchluß zu ſcheiden und das Zögern des Abſchieds — wie ſollte er uns dies alles und wie Julien und ihren Geliebten zeigen? Aber es iſt klar gezeigt und Nichts vergeſſen. Dies Bild löſ't eine große Aufgabe. Das Tageslicht iſt ſchon erſchienen, man ſieht durch das Fenſter, auf deſſen Sims Romeo Abſchied nehmend ſitzt, in die Morgenlandſchaft hinein, während Juliens Gemach in der Sophaniſche noch von der Ampel beleuchtet wird. Sie kniet auf einem Polſter am Fenſter, umfaßt ihn mit der Rechten und legt die Linke auf ſeine Schulter, um ihn eben zum letzten Kuſſe herabzuziehn, indem ſich das reizende und klare Geſicht der Italienerin mit dem innigſten und hingebendſten Ausdruck zu ihm emporhebt, er aber ſcheidend und zögernd zu ihr herabſieht. Die Gewänder, die Geſichter, der Ausdruck, dieſe Fülle der Sinnlichkeit, dieſe Macht der Gegenwart — alles dies kann nicht beſchrieben, nur gemalt werden; — ſo aber wie ſie gemalt wurde, iſt Shakespeare's ſchönſte Stelle würdig aufgefaßt. Während die vollendete Umarmung nichts ſagte und die wirkliche Sache nur erſchließen ließe, iſt hier die ganze reiche Gemüthsbewegung mit all ihren Motiven, ihrer Gefahr, ihrer Noth, ihrer Seligkeit, ihrem Schmerz, ihrer Innigkeit und ihrer Macht aufs ergreifendſte veranſchaulicht. Dieſe Action malt das Herz und ſeine innerſte Empfindung.

Was die Heiligen nur wünſchen, dieſer Unheilige hat es hier die Fülle; und man ſage nicht, daß dieſe ſtumme Bilderwelt nicht deutlich genug die Bewegung der Zeit ausdrückte. Der myſtiſche Schleier fällt und die freigewordene Jugend ſteht da mit hinreißender Schönheit, mit ſtrahlender Wahrheit.

12. Ueber die Kunſt der Popularität.

Bei Gelegenheit von Straußens Bleibendem und Vergänglichem im Chriſtenthum.

1839.

Wir finden eine ſo ernſthafte Frage, wie die von Strauß nach dem Bleibenden und Vergänglichen des Chriſtenthums, in einem Unterhaltungsblatt, dem Freihafen. Iſt es ein Mißbrauch, mit der Literatur auf Unterhaltung auszugehn? Iſt nicht vielmehr ihr Zweck ein höherer, als das Vergnügen einer angenehmen geiſtigen Anregung? Die Anregung iſt nur der Anfang der Geiſtesthätigkeit, und es wäre freilich ſehr verkehrt, wenn die ganze Kunſt es nie weiter brächte, als nur zum Zeitvertreib. Sie wäre dann ein Spielzeug für die geiſtloſen Menſchen, welche mit ihrer Muße nichts anzufangen wiſſen. Wer wirklich arbeiten kann, iſt immer unterhalten. Dennoch wird alle Kunſt den Ausgangspunkt der müheloſen angenehmen Geiſtesthätigkeit behalten, ja ſogar die Wiſſenſchaft wird dem ſpannenden Intereſſe, dem *Vergnügen* des Denkens ihren Ausgang, ihre Luſt, ihre Leidenſchaft zur Arbeit verdanken. Was unterhält? Was uns leicht beſchäftigt. Auch das unterhält noch, was uns aufregt und in Begeiſterung verſetzt, nicht für den Ernſt des Lebens, ſondern in der heitern Welt der Kunſt; aber es iſt dennoch ſchon mehr, als Spiel; denn die Welt der Kunſt iſt ein Spiegel der Wahrheit. Der

Spiegel kann nun dem Müßigen zur Unterhaltung dienen, und der hohe, ja der höchſte Ernſt ſeines Bildes vor dieſem ordinären Zweck verſchwinden. Wo aber die Arbeit des Lebens und des Denkens beginnt, da handelt es ſich nicht mehr um die unterhaltende Beſchäftigung, um den Tod der Langeweile, ſondern um ein Reſultat der Thätigkeit, obgleich immer dem Einen Spiel bleibt, was den Andern als bitterer Ernſt plagt. Wie weit ſich aber das Intereſſe an der Beſchäftigung ſelbſt, der Reiz der müßigen Arbeit, des ſpielenden Wirkens und Thuns in alle Faſern der geiſtigen Welt hinein erſtreckt, läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß die größten Beſchwerden, Jagd, Krieg, Reiſen, zur Unterhaltung übernommen werden.

Eine Arbeit, die unterhalten ſoll, muß eingeübt ſein. Wer ſeiner Sache vollkommen Herr iſt, nur der kann ſich damit unterhalten. Die Lectüre der Müßigen ſetzt daher ſchon eine Bildung voraus, der die Aufnahme neuer Gedanken, Vorſtellungen und Bilder auf dieſem Wege eine Befriedigung gewährt. Von der Bildung des Leſenden und von dem Inhalt der Lectüre hängt der Werth dieſer Lückenbüßerei ab. Die Arbeit zum Spiel iſt daher nicht im Allgemeinen, ſondern nur in ihrer Geiſtloſigkeit zu verwerfen, obgleich es gemein iſt, ein Product der Kunſt nicht für die Veredlung der Welt, ſondern nur für das Bedürfniß der Langenweile zu beſtimmen.

Die geiſtige Arbeit zum heitern Spiel zu erheben, iſt die Aufgabe der Kunſt. Das höchſte Wiſſen, ſobald es völlig frei und richtig eingeleitet auftritt, wir meinen, ſobald die Welt und der Denker gleichmäßig vorbereitet ſind, behauptet den Charakter der angenehmen Arbeit. So iſt die platoniſche Philoſophie gewiß nicht darum eine minder tiefe, weil ſie jene geiſtreiche Unterhaltungsform hatte; und gerade Platon hat es gefallen, immer, auch die ſchwerſte Arbeit des Denkens als dieſe müheloſe Götterluſt der Converſation darzuſtellen. Der ganze Griechengeiſt athmet mit großer Liebenswürdigkeit dieſe Heiterkeit; ja, ſie gingen in die Schlacht und in den Tod, wie zu Feſt und Tanz. Auf ihnen lag noch nicht die weitverſchleppte und tiefverſtaubte Geſchichte, nicht der fremde Geiſt mit ſeinen ſchweren Riegeln, in den wir uns jetzt mühſelig hineinzwängen, um nach langer Arbeit wieder zu uns ſelbſt zurückzukehren, den Ballaſt auszuladen, und durch die Kunſt des Vergeſſens und Erinnerns dann endlich, endlich zu heitern, ſchönen Gebilden, zu freien wahren Gedanken in freier wahrer Form hindurchzudringen. Wer aber die Fluthen der heiligen Lethe nicht trinkt, und wer die Arbeit nicht über ſich nimmt, unſäglich viel Vergeſſenswerthes aufzunehmen, eben damit die Fluth der Lethe auch eine Stätte finde, um ſie zu reinigen — beiden iſt die Pforte der Seligen verſchloſſen.

Unſere ſchöne Literatur, als ſie noch auf dem ganzen Schatz claſſiſcher und philoſophiſcher Bildung ruhte, beherrſchte die Zeit; unſere gegenwärtigen Schöngeiſter ſind an keinem Punkt auf der Höhe der Zeit.

Es iſt klar, daß die Bewegung aus der Gelehrſamkeit und Philoſophie, in die ſie ſich unterirdiſch verſenkt hat, erſt wieder auftauchen muß. Das deutſche Leben iſt leer; nur die deutſche Theorie kann unſer ſchönes Schriftſtellergeſchlecht in Beſitz des weltbewegenden Inhalts ſetzen.

Ein merkwürdiger Beleg zu dieſer Bemerkung ſind Strauß Schriften, die weder durch ihre Form noch durch ihren Inhalt allein das Publicum ergreifen. Die große Popularität ſeiner Bemerkungen über das Bleibende und Vergängliche im Chriſtenthum wird uns aus dieſer glücklichen Combination von Gelehrſamkeit und Geſchmack begreiflich.

Mit der Sache ſelbſt, die wir keineswegs verachten, hat es ungefähr folgende Bewandtniß: Wenn die Unterſuchung angeſtellt wird, welchen Inhalt, d. h. welche Wahrheit hat die Mythologie der alten Völker, ſo wiſſen wir, daß es dem Philoſophen nicht einfällt, bei aller Anerkennung jener tiefſinnigen Dichtungen, nun den Zeus, den Apollon und den Dionyſos anzubeten. Wir haben ſie gerettet als Träger des Geiſtes; ſie ſind keine Teufel mehr, aber ſie werden darum doch nicht unſere Götter. Das weiß heutiges Tages auch der ſtärkſte Glaube; es müßte denn ſein, daß auf den Höhen des Olympos noch irgend ein orthodoxer Zeusdiener verborgen ſäße.

Ganz umgekehrt iſt es den unbefangenen Philoſophen ergangen, die uns gelehrt haben, auch die chriſtlichen Phantaſieen und ſinnlichen Auffaſſungen der ewigen Verhältniſſe hätten einen Inhalt, und welche nun darauf dringen, wir ſollten die wirkliche Wahrheit der Dogmen eben ſo gut wie die Wahrheit der Mythologeme nachweiſen. Kaum iſt dies Zauberwort ausgeſprochen, ſo ſchreit ein unverſtändiger Haufe: „alſo nun werdet ihr denn auch daran glauben, z. B. daß es einen Teufel mit Horn und Schwanz, eine Hölle voll Feuer, Schwefel und Pech, ein Fegefeuer, einen Himmel voll geflügelter Engelein u. ſ. w. giebt!“ Als wenn dies hier nun folgte, während doch oben weder Zeus noch Apollon, weder Tartaros noch Elyſium darum, weil ſie einen vernünftigen Sinn haben, zur religiöſen Exiſtenz zurückkehren ſollten! Todt iſt todt; ſofern es ſich um die Exiſtenz des Bewußtſeins, um das Daſein im Glauben, was man ſo nennt, um das „es giebt“ handelt, da iſt aller Auferſtehungsverſuch verlorne Mühe. Wir wiſſen ſehr wohl, daß die menſchlichen Phantaſieen und Vorſtellungen eben ſo viel Exiſtenz und eben ſo viel Vernunft, ja viel mehr Vernunft und darum viel höhere Exiſtenz haben, als die Kräuter und die Steine des Feldes und die Beſtien der Vor- und Mitwelt; ſelbſt in dem Teufel iſt Vernunft; es iſt was dran an der Teufelei; aber dieſe Vorſtellung ſo gut als ihr Gegenſatz iſt eine Vorweltsbeſtie; jetzt giebt's dergleichen nur noch in dem conſervativen Eiſe arktiſcher Naturen, die vor der Sonne der Gegenwart nicht aufthauen, oder als foſſile Seltenheit in den Gegenden der Abgeſchmacktheit und der Heuchelei.

Wenn alſo in den antiquirten Vorſtellungen und Phantaſieen der katholiſchen und proteſtantiſchen Dogmatik von der Philoſophie die Vernunft nachgewieſen wird: ſo folgt daraus nicht, daß dieſe Gebilde nun mit Haut und Haaren wieder auferſtehen. Im Gegentheil, eben dieſe Procedur der Philoſophie iſt der ſchlagendſte Beweis, daß ſie vergangen und vorübergegangen ſind; wie käme ſonſt die Philoſophie zu jener Unterſuchung? Muß nicht erſt geſagt werden, es iſt keine Vernunft darin, das heißt, dies oder jenes Dogma iſt aus dem Bewußtſein der heutigen Welt verſchwunden, wenn der Philoſoph hinterherkommen und euch beweiſen ſoll: es ſei dennoch Vernunft darin? Ganz gewiß. So ſteht es jetzt; das kann Niemand läugnen.

Freilich liegt der Unterſchied vor zwiſchen den chriſtlichen und den altgriechiſchen Vorſtellungen von göttlichen Dingen, daß uns Chriſten neue Vorſtellungen aus den veralteten heraus gewachſen ſind, z. E. aus der Himmelsvorſtellung iſt der Gedanke an ferne Welten, andere Sterne, auf denen wohl die Verſtorbenen wohnen, entſprungen, — daß alſo die chriſtlichen Vorſtellungen der Gegenwart einen fühlbaren Zuſammenhang mit denen der Vorwelt behalten haben, ja daß auch der chriſtliche Aberglaube noch neben dem moderniſirten Glauben eine weitſchichtige Exiſtenz hat, während der griechiſche und römiſche Aberglaube höchſtens in Italien und Griechenland auffällig fortlebt.

Man nimmt daher keinen Anſtoß an einer Philoſophie der Mythologie, während man gerade jetzt nicht übel Luſt hat, die Philoſophie der Dogmatik als eine Gottloſigkeit zu bezeichnen, ärgerlich nur darüber, daß es zwar einen Melitos, aber keinen Schierlingsbecher mehr für dieſen Fall giebt, darum weil kein Geſetz gegen ungläubige Philoſopheme möglich iſt. Man darf ſich jedoch nicht verbergen, daß eines Theils der oben erwähnte fühlbare Zuſammenhang eine größere Diſcretion nach beiden Seiten verlangt. Niemand wird es angemeſſen finden, wenn die religiöſe Vorſtellung durch Spott in ihrer Andacht geſtört wird; Niemand wird aber auch auf Gottloſigkeit klagen dürfen, wenn dieſe oder jene Vorſtellung für todt erklärt wird, mit Beibringung ihres Todtenſcheines von Seiten des heutigen Bewußtſeins. Andern Theils leidet es keinen Zweifel, daß die gegenwärtige Zeit ſich der Aufgabe nicht entziehen kann, zwiſchen dem Lebendigen und dem Todten in ihren religiöſen Vorſtellungen eine rechtſchaffene und ehrliche Abrechnung anzuſtellen. Und das iſt wieder ein großer Unterſchied der Stellung zum chriſtlichen von der Stellung zum altgriechiſchen Bewußtſein, daß innerhalb des chriſtlichen Vorſtellungskreiſes eine ſolche Abrechnung, in der That durch die philoſophiſche und religiöſe Vertiefung der Zeit veranlaßt, noch erſt anzuſtellen iſt.

Dieſe Beſinnung iſt nicht eigentlich das philoſophiſche und wiſſenſchaftliche, ſondern das religiöſe Geſchäft der Zeit, deſſen Reſultat die Philoſophie allerdings im Ganzen ſchon erreicht hat und darum vorausſieht, deſſen wirklichen Verlauf im Leben aber die dunklere Bewegung der geſchichtlichen Mächte zu geſtalten haben wird. Der Einzelne kann hier in der That nur thun, was Strauß gethan hat, ſich die Frage vorlegen: was iſt mir das Vergängliche und was das Bleibende im Chriſtenthum, und wie weit möchte wohl dieſes mein Bewußtſein in der heutigen Welt verbreitet ſein?

Es iſt von der höchſten Wichtigkeit, dieſe eigentliche Orthodoxie der Mitwelt auszuforſchen; es iſt ein gutes Zeichen, daß dieſe Forſchung Intereſſe erregt; denn das Vergehen iſt unmittelbar das Entſtehen, oder das religiöſe Intereſſe iſt ſchon Religion. Allerdings iſt das Verhältniß zu dem Ewigen, das Verhältniß des Menſchen zur Idealwelt, die Religion, keiner Vergänglichkeit unterworfen in irgend einem anderen Sinne, als daß ſie immer neu und immer in tieferer Faſſung ſich hervorthut: die Gewißheit des Bleibens im Vergehen hat alſo jene Unterſuchung, ſo wie ſie nur beginnt, ſchon ausgeſprochen. Aber wie iſt nun der Proceß im Einzelnen beſchaffen?

Man wird Strauß in Vielem nicht Unrecht geben können, beſonders wo das Veraltete namhaft gemacht wird; man wird auch das Poſitive, die Bedeutung der chriſtlichen Religion als vollendetſter Religion anerkennen; ihr Ideal iſt ja der vollkommene Menſch, der „Gottmenſch“; und dennoch iſt es wohl ſchwer, in dem Cultus des Genius, der nach Strauß der Cultus der gegenwärtigen Welt wäre, wie in manchem Einzelnen ſonſt noch, einen Ausdruck des gebildeten Bewußtſeins unſerer Zeit überhaupt zu finden; wir halten den Cultus des Genius, der exiſtirt, für einen profanen; und wenn es ausgemacht wäre, daß die Religion der Gebildeten ungefähr ſo ausſähe, was wohl der Fall ſein möchte, iſt denn das nun die wirkliche Sonderung des Lebendigen und des Todten im Glauben der Zeit überhaupt? Dieſe Frage iſt, wie ſchon geſagt, der Geſchichte anheimzugeben.

So weit 1839. Seitdem hat es ſich gezeigt, daß zur Erforſchung des wirklichen religiöſen Bewußtſeins der Maſſen noch populärere Männer, Schriften und Ereigniſſe nöthig waren. Aber es beſtätigt ſich, daß die aufgeklärte Religioſität, die nicht im Dogma, ſondern in der freien Weltbildung ihre Ideale findet, die ihr Herz nur für die Freiheit und Humanität erwärmt, eine ſehr große Ausbreitung gewonnen hat. Die katholiſche und proteſtantiſche Reformbewegung macht eine nähere Probe davon. Die Welt iſt ſo weit, daß ſie, ſtatt des rohen Decrets über theoretiſche Fragen, die Löſungen, die Zweifel, die Probleme, die Streitigkeiten der Wiſſenſchaft und Bildung nicht nur erträgt, ſondern ſogar durch das Bewußtſein der Maſſen ſelbſt in Schutz nimmt. 1846.

13. Die Dichter des Chamiſſo'ſchen Muſenalmanachs für 1839.

Chamiſſo, Gaudy, Pfizer, Arndt, Hoffmann von Fallersleben, Schwab, Gruppe.

Es iſt der heitere Geiſt einer harmlos claſſiſchen Kunſt, der uns aus dieſen Liedern entgegenquillt, unbeſorgt um den trüben Giſcht der Weltbewegung, unbeſchwert von dem dicken Blut „germaniſch-chriſtlicher“ Hypochondrie. Die Ausbildung der poetiſchen Form zur geſchmackvollen Eleganz hat in unſerer Zeit eine große Sicherheit und eine weite Verbreitung erreicht; Rückert's Verbildung und Verrenkung der Sprache und Platen's claſſiſche Versübungen zeigen ſich nur als vereinzelte krankhafte Auswüchſe, welche die allgemeine Geſundheit der gegenwärtigen Lyrik nicht ernſtlich gefährden. Die **Platen'ſche Takttreterei** iſt elegant und ſprachrichtig, aber ſie iſt eine gemachte und leere Eleganz, gemacht, weil ſie nicht aus dem Herzen der Zeit, ſondern aus dem Studium fremder Vorbilder kommt, leer, weil es ihr nicht um die Gemüths-, ſondern um die Versbewegung zu thun iſt. Wir goutiren ſie nur auf der Zunge, die, noch dick mit Schulſtaube belegt, die formelle Claſſicität für Poeſie nimmt. Die Rückert'ſche Manier aber iſt der Mangel aller Eleganz und alles formellen Sinnes. Er unterwirft ſich nirgends der Nothwendigkeit des Sprachgenius, weder im Reim, den er verkünſtelt und zum morgenländiſchen Spielwerk verdirbt, noch in Wort- und Satzbildung, die er nach Bedürfniß und Laune wider alle Geſetze verändert, noch endlich in der Muſik des herzgewinnenden Rhythmus. Gegen dieſe beiden Schmarotzerpflanzen auf dem Baume der neuen Lyrik hält das Widerſpiel die *Heiniſche Manier*. Sie iſt die leichteſte, die *ſaloppe Eleganz*, die gewiſſenhafteſte Verehrung des Sprachgenius, der Natürlichkeit und Leichtigkeit der Versform bis zur Eintönigkeit. Von ihrer Monotonie bis zu *Freiligrath's* maleriſcher Durchbildung der poetiſchen Mittel füllen viele Stufen die wahre Mitte aus, und dieſe finden wir in dem diesjährigen Muſenalmanach zu einer höchſt anziehenden Sammlung vereinigt.

Es giebt heutzutage ein Gemeingefühl für die wirklich entſprechende, ſinnige und darum *anſprechende Form*; es giebt eben ſo einen weitverbreiteten Sinn für den *poetiſchen Kern der Welt*, welcher ſich vornehmlich in der Lyrik durch die mannigfaltigſten Bildungen darſtellt, oft freilich ohne die Gemüthstiefe und den hinreißenden Schwung, wodurch dieſe Dichtung in ihrer Vollendung wirkt. Dieſer Zuſtand iſt die *claſſiſche Zeitbildung*, deren Mangel im Allgemeinen die Tiefe und der Schwung, deren Lob der ſeine Sinn wäre. Mit einer lebensfrohen, poetiſch heiteren und ſinnigen Bildung iſt das claſſiſche Element, welches Schiller und Göthe den Deutſchen nicht umſonſt in Fleiſch und Blut verwandelt, als ein wiederauferwecktes, ein *verklärtes*

Griechenthum über uns gekommen. Es hat vielleicht die Beſtimmung, ſich immer mehr zu einer tiefbetheiligten Begeiſterung zu verdichten, wenn anders wirklich eine neue mächtige Poeſie, wie es den Anſchein hat, im Anzuge iſt. Die Lyrik, dieſe innerlichſte Poeſie, deren Wort ihres Herzens treuſte Meinung ſagt, bietet uns den harmloſeſten Spiegel der gegenwärtigen Weltbildung. Ihr ganzer Effect liegt in dem Geheimniß, daß ſie von Herzen kommt und zu Herzen geht; welcher anderen Sorge könnte ſie ſich hingeben, als wie ſie um jeden Preis das Leben im tiefſten Innern zur Macht über die ſpröde Welt bringe. Sie iſt ſorglos human: ſorglos geht ſie daran, überall die Blüthen des rein menſchlichen Gemüthes zu pflegen, ſorglos überläßt ſie's dem Gehalt ihrer Gebilde, durch ihre Schönheit die Welt zu veredeln, ſich eine enthuſiaſtiſche Liebe zu erwerben und eines ewigen Ruhms ſich zu verſichern.

Die Durchbildung zur claſſiſchen, rein menſchlichen Form hat in der Poeſie ihren ungenirten Genuß, die ſorgenloſe Heiterkeit des ſicheren Olympus, der aus den Stürmen des Lebens emporragt. Wir finden in den Gedichten der neun und zwanzig Poeten, welche den letzten Muſenalmanach gebildet, dieſe Heiterkeit durchgehends erſtrebt, häufig erreicht, ſelbſt da, wo die gährenden und drohenden Stürme des Lebens der Gegenſtand ſind. Einzelne allerdings bleiben auch hier, trotz der allgemeinen Zeitbildung, unfähig, zur Heiterkeit der Poeſie hindurchzudringen. Der Anblick ihres mühſeligen Kampfes kommt ausnahmsweiſe vor. Es wird erfreulich ſein, von den Mühſeligkeiten zu beginnen und zur Befreiung daraus fortzugehen.

Gleich Chamiſſo, der noch als Mitherausgeber genannt wird, giebt mehr der Sache als der Form nach das Gefühl der Arbeit und der Noth. Seine Poeſie hat eine eigenthümliche Schwüle. Welche drückende Luft weht in Salas y Gomez! Seine Tragödie iſt das unerbittliche Verhängniß, die ſchroffe Noth, der ſtarre Tod mit dem herben Riß durch die Ewigkeit, dieſen Abgrund, deſſen andere Wand nicht einmal die Sehnſucht überſteigt. Chamiſſo iſt todt. Wir haben ihn lange ſterben ſehen. Es war die Fieberphantaſie eines Sterbenden, womit er den vorjährigen Muſenalmanach ſchloß, und nun er wirklich geſtorben iſt, giebt er noch im Tode dieſen Jahrgang heraus, auch hier wiederum mit Todesgedanken ſeine Lieder einleitend und durchwebend. Seine Todesgeſänge ſind nun die Lieder eines Geſtorbenen. Darin liegt etwas Unheimliches, Schauerliches, Erkältendes, und es wirkt ganz ähnlich, wie überhaupt die unvollkommene Tragik ſeiner Verkommenen, ſeiner Verlaſſenen und der ohnmächtig mit dem Weltlauf und dem Schickſal hadernden Subjecte. Anziehend ſowohl im Tragiſchen als im Komiſchen ſind die höchſt energiſchen Lichter dieſes Weltlaufs, die Chamiſſo aufzuſetzen verſteht. Er iſt bisweilen bis zur Sprichwortsform glücklich darin, z. E. mit der „tragiſchen Geſchichte“:

„'s war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.“

Chamiſſo liebt es, den Weltlauf in die Form der Anekdote zu faſſen, ſeine Schrullen, ſo wie ſeine gewöhnliche Noth bei irgend einem intereſſanten Haken zu ergreifen: und wie er ſich im Leben beliebt zu machen wußte durch die ſtete Bereitſchaft merkwürdiger und komiſcher Geſchichten, ſo hat auch ſeine Kunſt ihre Stärke in der poetiſchen Anekdote. Eine Geſchichte bleibt Anekdote, — bloße Merkwürdigkeit, die bekannt zu werden verdient, — wenn ſie nur eine komiſche, eine charakteriſtiſche oder eine tragiſche Pointe hat, wenn man ihr alſo keine weitere ideale Bedeutung abgewinnen kann. Die Merkwürdigkeit dient entweder zum Gelächter, oder zur ſchlagenden Charakteriſtik, oder ſie erſcheint als ergreifendes Menſchenloos. Dieſe Geſichtspunkte hat das gemeine Intereſſe, das Publicum von „Stadt und Land“, dem deshalb auch von induſtriöſen Leuten aufgewartet wird mit Gräueln, mit Zügen aus dem Leben großer Männer und mit Schnurren, die zum Lachen ſind. Die Poeſie aber iſt die Bezwingung des trüben Menſchenlooſes, die Erhebung des Charakteriſtiſchen zu einer Geſtalt von allgemeiner Wahrheit und des Komiſchen in das Element allgemeiner Heiterkeit. Es iſt Chamiſſo daher leichter geworden, die komiſche, als die charakteriſtiſche und tragiſche Anekdote oder Merkwürdigkeit zur Poeſie zu erheben, darum, weil jedes Stückchen Komik in einem ſo liebenswürdigen Gemüthsſpiegel, wie dem Chamiſſo'ſchen, ſchon Humor iſt und Humor erzeugt. So mit der erſten Merkwürdigkeit, die der Muſenalmanach von ihm bringt, mit der Hiſtorie vom *armen Heinrich*, wenn ſie den Altdeutſchen auch noch ſo werth ſein ſollte, iſt poetiſch nichts anzufangen, denn all die moraliſchen, wohlthätigen und glaubensſtarken Intentionen dieſer Geſchichte ſtecken tief in dem Schmutze, dem Elende, ja dem Gräuel des gemeinen Lebens und Daſeins. Die Geſchichte iſt und bleibt eine bloße Curioſität und noch dazu eine alberne. Der ſpröde Stoff hat auch des Dichters Herz nicht bewegt, ſeine Verſe ſind theils üble Manier, theils hart, gemacht und proſaiſch, z. B.

> ihr habet mir die Wahrheit
> *Deſſen* wohl geſagt, was mir bevorſteht.

oder:

> Wankt dein Wille von dem Schmerz erſchüttert
> Und bereueſt du die That; *zu ſpät iſt's*.

Es iſt ſonſt nicht Chamiſſo's Art, gegen die Form zu verſtoßen; und gleich das Genrebild der Emigration, welches er in einem folgenden Gedichte entwirft: „die ſtille Gemeinde" mit ihrem nächtlich geheimen Cultus auf dem Meere, beweiſt ſein Talent zur Schilderung und zur claſſiſchen Form. Freilich iſt die unterdrückte Kirche immer ein beſchränkter Geſichtspunkt für die Poeſie, ſie theilt nur das allgemeine Menſchenloos, welches dem Schickſal unterworfen iſt. Was hilft es, daß die emigrirten Prieſter weiſe Reden führen und chriſtlich beten; ſie ſind eben im Elend und bleiben drin ſitzen. Anders iſt es mit dem energiſchen Märtyrerthum, wenn der Menſch das Menſchenloos überwindet, indem er ſich ihm frei unterwirft und es im Namen der Freiheit verachtet. Das wäre aber nicht die Stellung der Emigration, ſondern die des Widerſtandes. Freilich würde man ſich auch für die empörten Prieſter nicht intereſſiren. — Darauf folgt eine hübſche Anekdote mit hübſcher Pointe und alt-Gellert'ſchem Philiſterhumor, ſie heißt: „Thu's lieber nicht!" Die Bauern beſchließen: die ſchöne Sylika ſolle dem Junker keinen Kuß geben, er könne auf den Vorgang ein Recht gründen. Eine andere Anekdote dagegen, „San Vito" überſchrieben, ſtellt unpaſſend den Weltlauf und den ohnmächtigen Hader mit ihm dar. Der Schiffer kommt zu Hauſe, ſeine Frau war mit Allem über Erwarten geſegnet und ſagt zu jeder neuen Verwunderung von ſeiner Seite:

'ſ iſt Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Als ſie dies auch von dem unerwarteten „Büble" verſichert, bricht der arme Schiffer in die Worte aus:

Mord Element, zu viel iſt zu viel!
Laß ſolchen Segen mir aus dem Spiel!
San Vito her, San Vito hin!
Ich bin — Gott beſſer's! — ich bin … ich bin …
Hole der Hund San Vito!

Was hilft hier der Hörnerzorn? Fertig iſt die Geſchichte mit dem naiven Bekenntniß der Frau. Schließt ſie damit, ſo ſagt die Welt dazu: „ſo geht's!" und nimmt das Ding objectiv. Dann war die Rede lediglich vom Weltlauf. Nun läßt aber der Dichter noch die Gemüthsbewegung des Schiffers eintreten, die weder Ernſt noch Spaß iſt; — oder ſoll das auch noch der Humor davon ſein, daß er bei dieſer Entdeckung nicht weiß, wo ihm der Kopf ſteht? Die Ohnmacht gegen den Weltlauf iſt unpoetiſch. Komiſch oder tragiſch war das Menſchenloos zu bezwingen. Streichen wir hier z. B. den letzten Vers, ſo wird an dem Troſt der Welt: ja ſo geht's! die Macht ihres Schickſals gebrochen; wir gewinnen in dem gemeinen Bewußtſein eine Art humoriſtiſchen Chors. Aber der betrogene Ehemann ſelbſt eignet ſich nicht zum Chor; und weder zum Rächer noch zum Narren, wozu er ſich eignen würde, kann er ſich entſchließen.

Chamiſſo kennt die Welt, man könnte ſagen, er iſt weltweiſe, hat das Einzelne beobachtet und weiß es auf intereſſante Geſichtspunkte zu ziehen; aber er verliert ſich unbedachtſam in den einzelnen Fall mit der altepiſchen Zuverſicht, es könne nicht fehlen, daß der Fall wichtig und bedeutend ſei; und er iſt ſehr häufig unbedeutend, ſelbſt dann noch, wenn er intereſſant iſt.

Franz Freiherr Gaudy, der überlebende und wirkliche Herausgeber, giebt ſieben zum Theil ausgedehnte Beiträge, welche mit lebhafter, feuriger, bisweilen fieberhaft aufgeregter Energie die verſchiedenſten Schilderungen vorführen. Eine claſſiſche Sicherheit und eine ſchöne Begeiſterung für die ſchwungvolle Form iſt allen eigen. Sie regen an, und reißen uns in ihre Bewegung anmuthig hinein. Dieſe raſche Dramatik, die uns keine

Ruhe läßt, iſt poetiſch. Wir ſind mitten im Leben, wir erleben Alles mit, und es brauchte nur ein großer Inhalt zu ſein, um mit einer Dichtung in dieſem feurigen und zugleich fein fühlenden Stil einen großen, den längſt erſehnten Effect zu machen. Aber daran fehlt es, und allerdings iſt Gaudy gemüthlich nicht genug betheiligt, er ſpielt nur mit den Gegenſtänden, es iſt ihm nicht ſo Ernſt mit der Poeſie und ihrem pochenden Herzblut. Das „Lebenslotto“, welches ihn zuerſt einen Degen, dann ein Frauenbild, zum Dritten ein Saitenſpiel und endlich einen Todtenſchädel ziehen läßt, und „des Sapieha Rache“ ſind von den ſieben die gelungenſten Gedichte, das erſte als die Hoffnung und das trügeriſche Spiel des Lebens, das zweite als polniſches Genrebild. In dieſen beiden thun die lebhaften Farben uns wohl, während ſie in der „Bettlerin von Pontneuf“ mit der doch wohl übertriebenen Revolutionswirklichkeit, und in den „Gräbern“ mit der ebenfalls outrirten Kirchhofs- und Todtengräber-Eigenthümlichkeit ſtechend wehe thun. Das dramatiſche Talent des Dichters dringt uns überall die volle wirkliche Sache auf, ſelbſt da, wo wir ſie uns lieber erſpart ſähen, ruft aber auch den lebhaften Wunſch hervor, er möge mit dem dramatiſchen Intereſſe an der Wirklichkeit ſich nicht begnügen, vielmehr ernſthaft für ihren tieferen Sinn und Geiſt in Feuer gerathen, die dramatiſirte Welt in lyriſcher Begeiſterung ſich aneignen und mit überirdiſcher Weihe durchdringen.

Guſtav Pfizer nimmt nächſt den beiden Herausgebern den meiſten Raum ein. Seine fünf Gedichte bleiben aber ihrem poetiſchen Werthe nach hinter denen von Gaudy weit zurück. Sie ziehen ein verdroſſenes Geſicht, ſchieben das Befreiungsproblem den chriſtlichen Sacramenten zu und laſſen es diesmal ſogar an der Form fehlen, die ſich hin und wieder gequält und höchſt geſchmacklos zeigt, z. B.:

Ja ſchon welk die Roſen ſind,
Eh' die Sonne ſank, — vom Wind
Ausgelöſchte Farbenkerzen;
Doch Herolde von der Kraft
Die im Tod noch träumt und ſchafft,
  Blühn ſie ewig mir im Herzen.

Das durch den Reim accentuirte „ſind" und das durch die Hebung wichtig gemachte proſaiſche „von" für den Genitiv, die ſeltſame Zeitbezeichnung „eh' die Sonne ſank" neben jenem „ſind", das unmelodiſche „im Tod noch", wo der Tod offenbar nur aus metriſcher Noth ſein e verloren hat — alle dieſe gehäuften Uebelſtände verkümmern uns noch den ſchwachen metaphyſiſchen Herzenstroſt, der Tod ſei doch nicht ganz Tod. Dennoch iſt eben dieſe Herzensangelegenheit, dieſe metaphyſiſche oder vielmehr geiſtige Theilnahme, der Deutungsverſuch oder das Beſtreben, den Vorgang auf die eigene Gemüthsverfaſſung zu beziehen, ein lyriſcher Zug, den Pfizer vor Chamiſſo und Gaudy voraus hat. Dieſer ſichtbare Anſpruch auf den lyriſchen Kranz iſt ſchuld daran, daß der alte Göthe an Pfizer damals den höchſten Maßſtab anlegte. Man ſieht, er ſingt ſein Herz und ſeinen Antheil in dieſem Muſenalmanach vornehmlich in der Form der ſchließlichen Deutung. Eine ſolche Deutung geht nicht durch, die ſchließliche metaphyſiſche Erregung verklärt noch nicht das ganze Gedicht, am allerwenigſten da, wo der Gegenſtand ſo wenig hergiebt, wie „die Roſen im Spätherbſt“, und die Metaphyſik ſo ſehr unter der Zeitbildung iſt, daß ſie im Platoniſchen Phädon durch die Betrachtung über's Einſchlafen und Aufwachen, Sterben und Wiederaufleben ſich bereits weit übertroffen findet. Die dichteriſche Metaphyſik iſt keine ausdrückliche, die obige Pfizer'ſche hat auch daran einen Wurm; aber dennoch bricht jede wahre Lyrik durch die Phyſik ſowohl, als durch den ganzen übrigen Wiederſchein der Freiheit hindurch und fühlt ſich ſelbſt mitten im freien Geiſt. Göthe hat in dieſem Sinne von Pfizer's Gedichten geurtheilt: „er finde in ihnen nichts das Menſchenloos Bezwingendes.“ Ohne auf Göthe's Ausſprüche unbedingt zu ſchwören, muß man hier bekennen, dieſe Kritik, durch den abſoluten Anſpruch und den wirklich lyriſchen Anſatz der Pfizer'ſchen Dichtung hervorgerufen, trifft den weſentlichen Mangel derſelben, ihre mißlungenen Verſuche, die ſonnigen Höhen der freien Dichtung zu erfliegen, die Natur aber, den Menſchen und das Leben ſo ätheriſch zuzubereiten, daß ſie die Auswanderung in den Himmel des Ideals vertragen.

In ſeiner Erwiderung auf den Göthiſchen Ausſpruch, dem erſten der hier mitgetheilten Gedichte, zeigt ſich der Philiſter von allen Seiten. Die Hauptpointen ſind das Selbſtgefühl und die bekannte Moralbegeiſterung einer nunmehr ſchon veralteten Lebensanſicht.

Fand er nichts in meinem Buch,
Was das Menſchenloos bezwingt!
Gnügt mir's wenn des Lieds Verſuch
Heim nur Roſ' und Oelblatt bringt!

Daß des Lieds Verſuch den Gegenſatz bildet gegen des Liedes Gelingen und damit Pfizer's Stellung zur Lyrik ausgeſprochen iſt, leidet keinen Zweifel; was aber die Roſe und das Oelblatt bezeichnen, iſt wohl nicht ganz ſicher, wir ſollen vermuthlich darunter die geringeren poetiſchen Erfolge, den Kreis der Leſer und Leſerinnen und die Befriedigung des Dichters in dieſem Beifall verſtehen. Weiter heißt es:

Von den Schultern ſah er mir
Einen Bettlermantel wehn:
Sah' er je mit Bettlergier
Mich um Gnadenlappen flehn?

Hier tritt nun das moraliſche Selbſtgefühl ein, aber keine Antwort auf Göthe's hartes Wort, denn der meint mit dem Bettlervergleich nichts anders, als den unfreien Geiſt, der ſich nicht zu der abſoluten Freiheit der lyriſchen Dichtung erhebt. Während Pfizer's Antwort nichts weiter ausdrückt, als daß er ein Verhältniß nicht begreift, welches in ſeiner Erfahrung nicht vorkommt. Der Ausdruck endlich:

Sünd' iſt's, wenn ein Dichterwort
Tödtet, ſtatt lebendig macht!

iſt nun vollends eine ſeltſame Moral. Wie käme der Dichter zu einer ſolchen Rückſicht bei ſeiner Kritik? Oder giebt es irgend einen andern Weg, das Wahre lebendig zu machen, als die Tödtung des Unwahren? Der Tod jener ganzen Verſuchspoeſie wäre gerade das Aufleben der Erfüllungspoeſie geweſen; und es giebt kein ärgeres Philiſterthum, als die Forderung, auch das Allerunvollkommenſte leben zu laſſen, keinem Menſchen wehe zu thun, und eine Grauſamkeit darin zu finden, wenn den Vertretern unwahrer Richtungen und Standpunkte die Wahrheit entgegengehalten wird. Der Gewinn davon kommt freilich dem Kritiſirten nicht zu Gute, es müßte denn ſein, daß er in ſich ginge und von der alten Weiſe abließe; aber der hiſtoriſche Proceß und die Geſundheit des allgemeinen Geiſtes kann dieſe rückſichtsloſe Grauſamkeit, dieſe kritiſchen Tödtungen, nicht entbehren.

Ein zweites Lied von Pfizer iſt eben ſolches Verſuchslied. Ein Wahnſinniger pflückt ſich jeden Morgen einen friſchen Strauß. Dann wird es Herbſt und endlich Winter. „Wird er nicht geneſen und im neuen Geiſtesfrühling Vergütung der verſagten Roſen finden?“

Vielleicht, daß er vom ſchweren Banne los,
Den Geiſtern, die gewallt auf lichten Wegen,
Knospen, gepflückt in dunkler Tiefe Schooß,
Gereift zu Weisheitsblumen, ſchwingt entgegen!

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Iſt das nun eine Bezwingung des Wahnſinns, dieſes trübſten Menſchenlooſes? Die ganze Dichtung iſt zu particular, das Behaben des Wahnſinnigen mit den Blumen ganz zufällig, und die Wendung mit den Knoſpen, die zu Weisheitsblumen aufbrechen ſollen, eine leere Redensart. Wüßte man, worüber der Menſch den Verſtand verlor, und ſähe man ein, daß er ihn darüber zu verlieren Urſach hatte, dann könnt' es auch zu einer Verſöhnung kommen. So aber ſind die Blumen an ihm verſchwendet, wie die Kränze an den Särgen; ſie bedeuten nur noch einmal den Tod, ſie ſind getödtet, und wenn ſie auch wieder Wurzel ſchlügen und blühten, das Blumenblühn iſt wiederum das *Ver*blühn und ſo immer nur noch einmal das Sterben. Pfizer hat auch ſeine Verſöhnung noch obendrein ſehr undeutlich gehalten, man wird nicht gewiß, ob er die Vorſtellung der Auferſtehung oder nur die Geneſung vom Wahnſinn meint.

Deutlicher wie irgendwo tritt ſein unglückliches Bewußtſein und der verunglückte Verſuch, das Irdiſche auszuziehen, hervor in dem Liede „Typen und Erfüllung.“ Hier werden die fehlgeſchlagenen Verſuche der Griechengötter erzählt, dem Menſchen Unſterblichkeit zu ertheilen.

Ihr konntet heilen nicht den Tod,
Dem ihr ja ſelber nicht entfloht.

Und doch willkommen, ernſte Sagen,
Die ihr aus alten Fabeltagen
  Wehmüthig trüb herüberklingt,
Aus deren Hülle, halb verborgen,
Wie aus der Nacht der ſcheue Morgen,
  Der ew'gen Hoffnung Stimme ſingt,
Die, von der blinden Schaar gehöhnt,
Nur immer lauter, heller tönt!

Es hob ſich ein Altar, ein neuer;
Fiel nicht vom Himmel heil'ges Feuer,
  Darin das Ird'ſche wird verzehrt?
Quillt nicht aus ew'gen Felſens Pforte,
Gekräftigt von geheimem Worte,
  Das Waſſer, das dem Tode wehrt?
Iſt aus geweihtem Kelch ein Zug
Zur Lebensbürgſchaft nicht genug?

Aus Bildes Blüthen reift die Wahrheit,
Aus Schatten leuchtet auf die Klarheit,
  Dem Siege weicht der Fehlverſuch;
Ein (?) Gott, der Menſchheit Weſen theilend,
Des Todes altes Uebel heilend,
  Zerbrach von innen dieſen Fluch;
Und lud des Erdballs Kinder ein
Zu Feuertaufe, Bad und Wein.

Das Sprichwort ſagt: Einer hat läuten hören, aber nicht zuſammenſchlagen ſehen. Die Meinung iſt, in den Mythen eine Aufdämmerung der wirklichen Ueberwindung alles Irdiſchen durch das Chriſtenthum zu finden; wenn aber geſagt wird, das Waſſer der Taufe wehre dem Tode, und aus geweihtem Kelch ein Zug ſei Lebensbürgſchaft genug, ſo ſind das leere Verſicherungen; und wenn ein Gott (irgend einer?), der Menſchheit Weſen theilend, des Todes altes Uebel heilt, ſo iſt das Nähere dieſer Heilung doch in dem Gedichte nicht zu finden. „Die Feuertaufe?" was ſoll das ſein? und „Bad und Wein" ſind die eine Befreiung vom Irdiſchen? Sie wären höchſtens die Hinweiſung und die Erinnerung an die Erlöſung. Die Erlöſung und das Freiheitsbewußtſein wird in dieſem Liede als Thatſache des Chriſtenthums geprieſen, und nur hiſtoriſch auf die Mittel zur Befreiung hingewieſen. Aber was leiſtet dann noch das Lied ſelbſt? Nichts weiter, als daß es uns die chriſtliche Freiheit, die wir auch ohne ſein Zuthun und ganz eigentlich außer ihm haben, citirt, ſeine eigene Unfähigkeit alſo bekennt, eine wiederholte gegenwärtige Befreiung zu Stande zu bringen. Die Poeſie thut das im einzelnen Falle. Pfizer's ganze Löſung aber iſt äußerlich und blaß allgemein. Er gleicht einem Ertrinkenden, welcher ſich an dem Schaume der Wellen zu halten gedenkt, wenn er uns mit den Namen der chriſtlichen Myſterien aus der Dunkelheit dieſer Welt zu erretten meint.

> Namen iſt Rauch und Schall,
> Umnebelnd Himmelsgluth.

Zu der unfreien Lyrik gehört auch das beſchränkte politiſche Intereſſe. Pfizer's Lied „der Tod“ führt uns den König Ferdinand im Abſcheiden und den jetzigen Bürgerkrieg der Spanier im Entſtehen vor, ohne daß der Sache eine weitere Bedeutung abgewonnen würde, als die Frage: was wird am Ende noch daraus werden:

> Wird ſie (die Infantin) aus des Frevels Wogen
> Segnend ſteigen, makellos?
> Oder ſinkt, vom Fluch gezogen,
> Sie auch in des Abgrunds Schooß?

Dies Lied iſt keine Marſeillaiſe.

Wir wollen bei dem Facit über Guſtav Pfizer nicht auf Göthe's Ausdruck zurückkommen, vielmehr die Bemerkung machen, wie alles Volk, dem es verſagt iſt, die geiſtigen Höhen des Wiſſens und Schauens zu erſteigen, in dem Dunſtkreiſe der Geſinnung eine Entſchädigung ſucht. Das thut hier Pfizer's Anflug von Chriſtlichkeit und von politiſchem Kannegießer-Intereſſe an der ſpaniſchen Geſchichte. Die Geſinnung iſt wirklich die Richtung des guten Willens auf das Gute, welches in Perſonen und Inſtitutionen in der Welt iſt, und allen denen, die ſich recht dafür intereſſiren, ſtreitig erſcheinen muß, weil in der Welt nichts vollkommen iſt. So die Freiſinnigen finden, daß die Regierung oder der Zeitgeiſt es an der Freiheit fehlen läßt, der Zug der Geſchichte geht ihnen nicht raſch genug; die Sklaviſchgeſinnten und die Trübgeſinnten oder Duckmäuſer und die Kopfhänger finden, daß zu viel Widerſetzlichkeit, nicht genug Gehorſam und Ehrfurcht in der Welt iſt, und nehmen als das Gute für den Menſchen meiſtentheils das geweſene Gute, weil es damals denn doch thatſächlich ſo leidlich gegangen, für die Zukunft aber das Allerſchlimmſte zu erwarten ſtehe. Die Geſinnung bewegt ſich im Reiche des ſittlichen Geiſtes und hat die Gegenſätze des Lebens zu ihrem Inhalte. Es kommt daher vornehmlich auf religiöſe und politiſche Geſinnung an, und darf mit Recht viel darauf gegeben werden, wie ſich das Individuum zu der Geſchichtsentwicklung verhält, da dieſe wohl Ruhm und Ehre, aber noch mehr Gefahr und Arbeit bringt, viele Menſchen alſo auch bei ausgebildetſter Erkenntniß dennoch die Richtung ihres guten Willens (d. h.

die Geſinnung) nicht nach der Wahrheit, ſondern nach den Umſtänden, und wie dieſe ihnen Gefahr, Ehre oder Glücksgüter verſprechen, beſtimmen. *Auf dem Felde der Geſinnung tritt für den großen Haufen der gemeinen Naturen das ein, was man Politik nennt.* Sie hängen den Mantel nach dem Winde, ohne gleichwohl dabei ihre Haut weniger zu Markte zu tragen; denn ſie wiſſen wohl, wie er bläſt, aber nicht, wie er ſich drehen wird. Darum wird nun die Richtung auf das Gute aus dem abſoluten Geſichtspunkte, der Wahrheit, den Kern des Wiſſens, der Kunſt und Religioſität ſo hoch gehalten; und es iſt gewiß, daß eine ſolche Einheit höchſter Geiſtesbildung mit dem praktiſchen Verhalten die höchſte Ehre des Menſchen begründet. Dennoch wird in der Regel das pointirt ſittliche Verhalten, die eitle und ausdrückliche Geſinnung, nur Surrogat für das wirklich freie Verhalten, nur der Verſuch und das Beſtreben, d. h. *der bloße gute Wille* ſein, und noch lange nicht die Erfüllung und das Genügen in der müheloſen Bethätigung der Freiheit.

Es giebt beſonders in bewegten Zeitläuften eine *Geſinnungslyrik*, die ſich daher an die *Verſuchspoeſie* überhaupt anſchließt. Bleibt ſie in dem Kampfe des Lebens, alſo in der nicht ſiegenden Partei ſitzen, ſo iſt ſie nach der poſitiven Seite bloß *freiſinnig*, nicht frei, nicht weltbezwingend. Dies giebt die Richtung des ehrenwerthen Mannes, die ihren Gegenſatz in der Depreſſions- und Oppreſſionsrichtung hat, einer theils klangloſen, theils melancholiſchen Stimmung. Die höchſte Ehre des Menſchen, der Genius zu ſein, welcher das Heil in die Welt und die Wahrheit in die Wirklichkeit bringt, geht über die Geſinnung der Partei, des fixen Gegenſatzes hinaus; die Partei kommt in ihnen unmittelbar zum Siege, verſteht ſich durch den Dichter in der Poeſie. Das praktiſche Verhalten ſolcher Menſchen iſt univerſell, auch in der ſchärfſten Verwicklung mit der Weltbewegung. Ihre Willensrichtung iſt in der Wahrheit und auf die Wahrheit; die Geſinnung kommt bei ihnen gar nicht mehr in Frage, ſondern die bedeutende That. Die Lyrik dieſes Standpunktes wird daher nicht mehr als Geſinnungslyrik angeſehen. Göthe und Schiller behaupten entſchieden dieſe Stellung, obgleich ſie ſehr beſtimmt die aufgeklärte Richtung vertreten und Geſindel genug gegen ſich hatten und noch haben. Wie das wahrhaft geniale Verhalten eine ernſthafte Ueberwindung der feſten Gegenſätze darſtellen kann, ſo giebt es auch eine humoriſtiſche Befreiung aus der Partei, die ebenfalls ihre Fahne nicht verläugnet und doch univerſelle Geltung behauptet.

Fouqué, Stägemann, Weſſenberg, Arndt und Hoffmann von Fallersleben geben Geſinnungslieder, und zwar lauter freiſinnige. Denn obgleich Fouqué ſich als einen der klobigſten Romantiker zur ſtereotypen Figur unſerer jetzigen Donquixoterie in Politik und Religion gemacht hat, ſo iſt er doch tapfer und hält große Stücke auf den männlichen Kampfesmuth: das iſt aber gerade der Trieb aus der ſchwülen Romantik heraus.

Stägemann iſt modern, ohne gerade jung zu ſein. Die Beiträge von ihm haben zum Theil die ſteife Sonettform und ſind nicht gleich faßlich, intereſſiren aber durch die Anknüpfung an Namen, wie Schleiermacher, Schill, Napoleon. Die ehrenwerthe Geſinnung geht mit der Poeſie durch. Aeußerſt faßlich, leicht und ganz eigentlich „gutgeſinnt" finden wir Weſſenberg's Lieder: „die Ermuthigung" und den „Aufruf an Alle".

Wenn dir, mit Liſt verwoben,
Des Eifers frommes Toben
Den Ruf zernagt,
Trag' es, den Blick nach oben,
Doch unverzagt.

Wenn Wahrheit ruft nach Zeugen,
Doch bang kein Mund das Schweigen
Zu brechen wagt,
Beſchäme du die Feigen,
Sprich unverzagt.

So möchte der edle Mann die Willensrichtung der argen Welt ſtärken, als wenn Zureden hülfe. Ernſt Moritz Arndt ſodann iſt ein Charakter ohne Falſch und ohne Fehl, der die Bildung und die Wehen ſeiner Zeit mit dem männlichſten, todesmuthigſten Ernſte durchgemacht, der wirklich nie verzagte und auch unter den trübſeligſten Verhältniſſen den Glauben an die deutſche Sache aufrecht erhielt. Er hat es erlebt, daß ſein Wahlſpruch verwirklicht wurde. Ernſt Moritz Arndt hat in dem Siege des Patriotismus und der Unabhängigkeit, den er weſentlich mit erfochten, den er in tapfern, eingreifenden Liedern verherrlicht, eine ähnliche Stellung wie Körner, eine heroiſche Würde unter dem Namen der Wiedergeburt. Wenn Fouqué die vorzeitliche hohle Thatkraft vorſtellt, ſo iſt Arndt die gegenwärtige freie Männlichkeit, mit der es nicht beim leeren Willen geblieben iſt, die vielmehr die glänzendſte Erfüllung ihres Willens erſtritten hat. Arndts Kriegs-, Siegs- und Trinklieder ſind nur mit der Unterdrückung der ſingluſtigen Stimmung überhaupt untergegangen. Für die Stimmung haben wir jetzt die kopfhängeriſche Verſtimmung, für das Singen das Beten eingetauſcht. Es iſt nichts angemeſſener, als das Andenken Arndt's wieder aufzufriſchen. Für den Wahlſpruch unſerer Zeit nur wieder einen Mann, wie dieſen! Denn Arndt iſt im beſten Sinne ein deutſcher Charakter.

Arndt's Bildung iſt allerdings nicht die heutige, ſeine Poeſie nicht die freie, und das praktiſche Verhalten geht ihm über das ideale. Aber dieſes praktiſche Verhalten iſt rein von Rückſichten; er hat ſeine Form der Wahrheit nie aus den Augen verloren. Ueber Alles geht ihm, wie vordem, ſo noch heute, „Vaterland und Freiheit". Rührend iſt ſeine „Entſchuldigung":

Und rufſt du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht raſten?

Und doch iſt — „Alles eitel".

Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit! Dieſer Ruf muß bleiben,
Wenn lange unſrer Gräber Sand
Und unſern Staub die Winde treiben.

Wenn unſers Namens dünner Schall
Im Zeitenſturme längſt verklungen,
Sei dieſes Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgeſungen.

— — — — — — — — —

Drum müſſen wir an dieſem Bau
Und hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geiſterau
Einſt ſelig können niederſchauen.

Das Vaterland iſt ihm mehr, als der Himmel, den er zwar ſtatuirt, aber nur als eine Warte, um aus der Höhe recht frei ins Land hineinzuſchauen. Mit den Unſterblichkeitsliedern, deren er zwei giebt, will es darum gar nicht recht fort. Er lobt auch darin den Frühling und die Lerchen, ſtatt des Himmels, dem er zwar ein Compliment macht, aber ein ſehr conventionelles:

Wie prangt im Frühlingskleide Die bunte grüne Welt!
Und hat in Wald und Haide Muſik und Luſt beſtellt!
Wie klingt und ſpielt der Scherz In Büſchen und in Bäumen
Von Edens Blumenträumen Den Klang in jedes Herz!

Hinaus, denn meine Seele! — Du biſt von Lerchenart;
Laß fliegen, fliegen und ſchweben Die ſüße Himmelfahrt!
O flieg' aus dieſem Glanz Der bunten Erdenlenze
Ins Land der ew'gen Kränze! Dort iſt dein Ziel, dein Kranz

Der jenſeitige Himmel iſt ein bloßes Bild des diesſeitigen; ſoll er ſchöner werden, ſo iſt er gerade erſt recht einzutauchen in die irdiſch dunkle Fluth. Arndt iſt ein Mann des Diesſeits und der Gegenwart; die abſolute Region, die er ſich außerdem nicht als geiſtige Befreiung, ſondern als religiöſe Verheißung denkt, ſteht nur in Ausſicht und iſt nicht mit dem ihn bewegenden weltlichen und patriotiſchen Geiſt in Eins verſchmolzen. Dieſer Mangel ſeiner Poeſie iſt aber keine Kürzung ſeiner welthiſtoriſchen Ehren, die zu erneuen uns Jüngeren eine nie erläßliche heilige Pflicht ſei.

Auch Hoffmann von Fallersleben giebt ein Paar Geſinnungslieder, die zugleich völlig frei und heiter ſind, und durch das humoriſtiſche Element, in dem ſie ſchwimmen, eine reelle Bezwingung des trüben Menſchenloſes darſtellen.

Von allen Wünſchen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunſchesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdeſt du doch wahr,
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und ſchlüge drein ohn' Unterlaß:
Friſch! Knüppel aus dem Sack
Aufs Lumpenpack!
Aufs Hundepack!

Dieſer Humor hat auch ein treffliches Weinlied zuwege gebracht, welchem gewiß der heitre Gott der Reben, um der allzugroßen Zudringlichkeit chriſtlicher Schwachköpfe das nöthige Gegengewicht zu erwecken, einen guten Zug in muntere Kehlen freier Männer verleihen wird, es heißt:

Wer fragte je nach deinem Glauben,
Wenn er vor dir mit Andacht ſaß,
Bei dir, du edler Sohn der Trauben,
Die Zeit und alle Welt vergaß?

Willkommen, reiner Gottesſegen,
Sei uns willkommen tauſendmal!
Genährt von Himmelsthau und Regen,
Getränkt von Licht und Sonnenſtrahl!

Und wärſt ein Ketzer du, ein Heide,
Wir Gläubigen verehren dich,
Wir fliehn zu dir in unſerm Leide,
Wir freu'n mit dir uns inniglich.

Dich hat der Herr der Welt begnadet,
Nur du darfſt ohne Glauben ſein;
Der große Wirth der Gläub'gen ladet
Uns alle, alle zu dir ein.

Sonſt iſt es ein gewöhnlicher Uebelſtand in den Weinliedern, nicht über's Trinkenwollen, über die Gründe zum Weintrinken hinauszukommen; dieſem Liede dagegen iſt eine wirkliche Weinheiterkeit mitgegeben. Kopiſch' Weinlied „Was wollt ihr trinken“ iſt gewiß recht geſangsmäßig, aber es hat gleich die reflectirte Stellung zur Sache, es iſt nüchtern, iſt höchſtens durſtig; während doch die Trunkenheit und die rechte Weinlaune bei weitem mehr poetiſche Punkte hergiebt, als die bloße Vorbereitung zum Trinken. Kopiſch trägt indeſſen unter den verſchiedenen Märchen und verſificirten Sagen dieſes Muſenalmanachs entſchieden den Preis davon mit dem wunderbar lebhaft veranſchaulichten und ſorgfältig ausgearbeiteten Märchen „des kleinen Volkes Ueberfahrt“. Der zweite Vers heißt:

Der Schiffer ruft dem Knechte ſein,
  Er kommt — die kleinen Weſen ſchrein:
„Zertritt uns nicht, wir ſind ſo klein!“ —
  Da mußt' er wohl behutſam ſein!
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie Jeder ſeinen Heller gab.
  Pirr! trippelts heran
  Und ſtapft zum Kahn.
Und ächzt mit Kiſten und Kaſten ſchwer,
Rückt, drückt und ſchiebt ſich hin und her,
Weint, ruft und zankt ſich überquer.
Es drängt und zwängt ſich immer mehr:
  „Fahr ab, der Kahn will ſinken!
  Fort! eh' wir all' ertrinken!“

Der Humor, der mit dieſer Lebhaftigkeit und genaueſten Wahrheit der Schilderung ſpielt, und die Phantaſiewelt ganz in die nächſte Nähe des nur anſchauenden Kinderſinnes heranzaubert, iſt entzückend; es iſt der ächte Märchenhumor, die liebenswürdigſte Gemüthlichkeit von der Welt, und macht die poetiſchen Intentionen des Vorgefundenen erſt recht wirkſam. Dieſe Wiederdichtung oder Kunſtdichtung eröffnet mit der Vollendung, die, wie hier, die naive Form noch an Naivetät und zugleich an feſter Geſtaltung übertrifft, ein ganz neues Genre, welches ſich zu den urſprünglichen Märchen, die jetzt eine weitſchichtige literariſche Exiſtenz haben, verhält, wie die Kunſtdichtung der Griechen zu ihrem Mythus. Eine Wiederdichtung, die den Intentionen des Märchens keine größere Dichtigkeit und Energie zu geben vermöchte, käme nicht auf neben der urſprünglichen gewohnten Form. Aber eine ſolche Vollendung und ein ſolcher Treffer wie dieſer, zeigt dann die Möglichkeit, in der poetiſchen Form die urſprüngliche aufzuheben, und damit gründet erſt die vollkommen gelungene Kunſtgeſtalt ein neues Genre. Es wird aber ſchwerlich irgendwo unter den vielen Verſuchen, das Märchen in der Kunſtpoeſie wiederzugeben, einer aufzuweiſen ſein, der „des kleinen Volkes Ueberfahrt“ von Kopiſch überträfe, ja, das iſt ohne Weiteres unmöglich, denn dieſe iſt vollendet. „Der Hausdrache“ daneben ſticht gewaltig ab. Es gehört mit zu den Verdienſten der Wiederdichtung, ſich im Stoff nicht zu vergreifen. — Bekanntlich hat Simmrock ſich um die Rheinſagen ſehr verdient gemacht. Er iſt hier ſo eingehauſt, daß er immer noch neue intereſſante zu Tage bringt, oder geſtaltet. Pikant iſt die Geſchichte „der Teufel und der Wind.“ Die gehen zuſammen ſpazieren, kommen bei den Jeſuiten vorbei, der Teufel will nachſehen, was ſie machen, heißt den Bruder Wind warten und tritt ein zu ſeinen Freunden:

Da ſah er ſeine Freude! er guckte ſchier ſich blind:
„Gar wohl gefällt mir Alles, was man hier treibt und ſpinnt!“
Mit Freudenſprüngen fuhr er in ſie hinein geſchwind,
Und ließ da draußen harren ſeinen armen Freund, den Wind.
Der harrt und harrt, wie manches Jahrhundert auch verrinnt,
Und wird er ungeduldig, ſo heult er nicht gelind.

Entſchieden ſatiriſch, ohne gleichwohl aus dem Humor herauszufallen, iſt „des Propheten Erdengang“ von V. Strauß. Und um vollends die Humoriſten mit gutem Humor zu verlaſſen, iſt Friedrich v. Sallet's „Wanderlied“ anzuführen, deſſen herrliches Vagabundengefühl determinirte Poeſie iſt:

Ich ſag's: ſo traurig iſt kein Neſt,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herze preßt,
Wenn man von dannen eilet.

— — — — — — —

Kein Fiedel iſt ſo lahm und dumm,
Es läßt ſich fröhlich pfeifen,
Und kein Geſell ſo zahm und ſtumm,
Es läßt ſich mit ihm ſtreifen.

Kein Weg ſo krumm und voll Geſtein,
Der nicht zur Schenke lenke;
Und geht man luſtig nur hinein,
Iſt's luſtig in jeder Schenke.

— — — — — — —

Man achtet mich daheim nicht ſehr,
Drum lieb' ich das Marſchiren,
Die Wipfel grüßen rings umher,
Die Vögel muſiciren.

Das Fabelartige, Anwendbare und Symboliſche, was in Sallet's übrigen Beiträgen erſcheint, bleibt hinter dem Wanderliede weit zurück.

Reizend idylliſch iſt „der Bäurin Süden“ von G. Schwab:

„Herr Pfarrer, der ihr vieles wißt,
Herr Pfarrer, ſagt mir, wo Süden iſt?“
Dort, wo, vom Felſen unterbaut,
Das Neſt des Hohenzollers graut.
Das Weiblein ſchüttelt den Kopf und ſpricht:
„Ach, Herr, das iſt mein Süden nicht!“

Nun geht er weiter und gelangt endlich bis ans Meer und die Schiffe.

„Das iſt mein Süden, Herr, hört auf!
Dort zimmert im Schiff mein einzig Kind,
Behüt' es Gott vor Wellen und Wind!“ u. ſ. w.

Das iſt die Poeſie der idylliſchen Einfalt, ſie hat hier ein Motiv gefunden, welches lebenswahr und doch völlig idealiſirt die Mutterliebe durch die liebenswürdigſten Verhältniſſe und Staffagen hindurchbrechen läßt.

Mit den Liebesliedern den Schluß zu machen, iſt diesmal belohnend. Es ſind ihrer nicht viel, aber ſinnig und formell vollendete in der Sammlung. Je aufdringlicher der Gegenſtand iſt, um ſo mehr überraſcht die Enthaltſamkeit und das Glück der Dichter, von denen nur einer die Kunſt in Verkünſtelung hat ausarten laſſen.

Ferrand's Lied „Eine Todte“ hat man für das Beſte im ganzen Almanach erklärt. Das Gute und das Beſte iſt ein geduldig Wort, auf das unter Umſtänden ſogar Hoffmann's „Knüppel aus dem Sack“ ohne Widerrede paßt; dennoch hat die Bevorzugung des Ferrand'ſchen Liedes einen reſpectablen Grund. Der Gegenſtand iſt die Liebe und der Weltlauf, die Jugendliebe, welche verklärt durch das kalte Leben, ja durch das Grab hindurchbricht und die Erinnerung dieſer erſten Befreiung zur bewußten Liebe feiert. Dazu iſt die Form mit großer Sorgfalt behandelt; kein Wunder, daß ſie Freunde findet: und dennoch können wir uns weder dem Gegenſtande noch der Form mit voller Seele hingeben. Die Reue des Liebenden, die Entſagung und die Vergeſſenheit des Mädchens, das ganze Kirchhofsweſen iſt — rührend, aber unangenehm, zu irdiſch haftend. Die Macht des Weltlaufs liegt uns drückend wie der Alp auf der Bruſt, ſie zeigt ſich unbedingt als die überwältigende, und die Thräne der Rührung iſt ſeine einzige Auflöſung. Dieſe ergreifende Macht allerdings hat das Lied, wenn es uns nicht gleich abſchreckt, mit dem geſpenſtigen Anfang:

Nahſt du mir auf einmal wieder, lang vergeſſ'nes, bleiches Kind?
Rührſt du meiner Seele Lippe leiſe küſſend, geiſterlind?
Denkſt du in dem Todestraume noch in ſtiller Liebe mein,
Der ſo ſchnell dein Bild verloren in des Lebens Wirbelreih'n?

Nun kommt zwar die Liebe zu ihrem Recht, ſie wird verherrlicht, aber nur in Wehmuth und Reue, nicht in dem Sonnenſtrahl der Erfüllung, welche die Liebe nicht etwa, wie hier, unter dem Leichenſtein des Kirchhofs hervorbrechen, ſondern vielmehr in dem paradieſiſchen Garten einer erſten Beſeligung ſich wiederfinden und ohne Weiteres, in der Erinnerung ihrer Macht, über den Tod hinaus dauern ließe. Es konnte Elegie genug bleiben, wenn das Verhältniß von Anfang an wahrer und weniger begräbnißmäßig dargeſtellt wurde. Dem Thränengeſchmack iſt eine untergeordnete Stellung im

Reiche des Schönen anzuweiſen. Alsdann auch der ſorgfältigen, ungemein ausgearbeiteten Form könnte man auf den erſten Blick ſich gefangen geben, es fällt uns aber ſogleich eine ſchwülſtige Uebertreibung und verwirrende Schwere neuer Wortbildungen und Zuſammenſetzungen auf. „Die Lippe der Seele“ will nichts ſagen als die Allegorie und noch dazu die Beeinträchtigung der wirklichen Lippe, die theils in der einfachen Zahl ſich nicht gut ausnimmt, theils, wie ſie da iſt, mit Haut und Haaren ſelbſt nichts anders als die Lippe der Seele vorſtellt. Schwer wird der Ausdruck: „Mehr als meines Herzenslenzes Blüthenbotin warſt du nie“, welches zugleich ein unausſtehlicher, unüberlegter Hochmuth iſt, und vornehmlich darum, weil es denn doch am Ende heißt:

> Biſt du jetzt auch herzdurchſonnend, liebegeiſtig nahe mir,
> Mein' ich doch, mein frühlinghellſtes, ſchönſtes Leben ſtarb mit dir.

Aber welche Compoſitionen, wie glücklich „frühlinghellſtes“, wie ganz unſinnig „liebegeiſtig“, wie ſehr von der wahren Form, die aus dem Herzen des Volkstones quillt, entfernt und in die berechnetſte Künſtelei hineingeſchraubt! Ferrand's Lied iſt ſo wenig das Beſte im Muſenalmanach, daß es vielmehr ein Anfang zum Verderben der Lyrik wäre, wenn ſein Stil in die Mode käme, und daß nur der äußerſten Urtheilsloſigkeit eine Bevorzugung dieſes Stils vor dem einfachen einfallen konnte. Viel weiter kommt in der Wahrheit der Form und der Liebe Adolf Elliſſen, welcher neben zwei hübſchen Gedichten „nach dem Chineſiſchen“ noch ein Drittes giebt, „die Schwalben“ und deren Liebesleben. Eine Strophe giebt immer die Anſchauung und eine zweite die Auslegung. Wir ſetzen nur das fortlaufende Thema und die letzte Auslegung her:

Schwalben bauen ihr Neſt.
Sie flattern geſchäftig ſelbzwei,
Sie tragen den Mörtel herbei;
Das Häuschen wird zierlich und feſt.

Schwalben bauen ihr Neſt.
Sie ſtreifen den Boden ſelbzwei,
Sie ſchwingen gen Himmel ſich frei,
Keins jemals das andre verläßt.

Schwalben bauen ihr Neſt.
Sie flattern ſo traulich ſelbzwei,
Sie helfen einander ſo treu,
Keins jemals das andre verläßt.

Sie rufen einander mit zärtlichem Klang.
Sie zwitſchern im ſinnigen Wechſelgeſang.
Voll Sorgen, daß nutzlos der Frühling verfliege,
Beſtreun ſie mit Federn den Boden der Wiege,
Daß weicher das Häuſlein der Kinderchen liege.

Reizender noch iſt „des Reiters Abſchied“ von Gruppe. Es ſpricht ungemein an durch die hübſche Form, die wohlvorbereitete Intention und die dennoch überraſchende Wendung. Zuerſt nimmt er Abſchied, dann nach und nach den Becher mit dem Abſchiedstrunk, die Roſe, das Buſentuch, endlich, als ſie nicht hinauf reichen kann zum Kuß,

Da ſtieg ſie hinan und ſtand in dem Bügel,
Er küßte ſie heiß und hielt ſie umſchlungen;
Wohl fühlte das Roß da gerücket die Zügel,
Und hat ſich ſo muthig von dannen geſchwungen.

Hinauf, ja hinauf auf die luſtigen Höhen,
Hinauf auf die ſonnigen Höhen und weiter:
Man hat ſie vor Sonn' und Staub nicht geſehen,
Die liebliche Schenkin, den glücklichen Reiter.

14. Ueber Ferdinand Freiligrath's Gedichte.

1839.

Durchdringende, mit Recht gefeierte Klänge einer eigenthümlichen Poeſie. Ihre Eigenthümlichkeit zu verſtehen, ihren fein ausgebildeten Sinn zu treffen, das iſt bereits verſchiedentlich verſucht, und zum Theil konnte es wegen der ſchlagenden Neuheit nicht mißlingen, zum Theil konnte aber auch gerade dieſes Neue nicht verfehlen, die Gewohnheit in Verlegenheit zu ſetzen. Was iſt das? haben wir ausgerufen. Wie ſeltſam und doch wie hinreißend! Oder iſt es das Seltſame ſelbſt, was ſo entzückt?

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl dieſe Hand;

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's flammendes Gebiet;
Dann hielt ich wohl mit meinen Heerden
Raſt bei dem Buſche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In meines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Geſängen aus.

— — — — — — — —

O Land der Zelte, der Geſchoſſe!
O Volk der Wüſte, kühn und ſchlicht!
Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht!

Ich irr' auf mitternächt'ger Küſte!
Der Norden, ach! iſt kalt und klug.
Ich wollt', ich ſäng' im Sand der Wüſte,
Gelehnt an eines Hengſtes Bug.

Seltſame Sehnſucht! mikroſkopiſch deutliche Malerei! wimmelndes Leben! neue, feurige Phantaſie! Ihr begeiſterter Schwung reißt uns mitten hinein in die poetiſche Ferne des Orients und der bunten Tropenländer. Gewiß, die Ferne iſt poetiſch; ſie ſo ergreifen und verdeutlichen, dieſen phantaſtiſchen Zauberſprung in alle Wunder des gluthumſäumten Horizonts am Aufgang und am Niedergang — den thut der Genius und ſeine Macht, und zugleich hat ihm noch nirgends in der deutſchen Dichtung eine größere rhythmiſche Kunſt und eine glücklichere Beherrſchung der Form gedient, als eben hier. Was nun Alles in der Ferne liegt und aus ihr herbeibeſchworen wird durch die poetiſchen Mittel, iſt höchſt wunderbar, iſt erſtaunlich. Sogar den Frühling, unſern alten Freund, der alle Jahre zur Oſtermeſſe in der Natur und in zahlloſen Gedichten kommt, den wir aber bei alledem für einen ehrlichen Deutſchen gehalten, dieſen verſchreibt uns der Dichter aus Indien. Man ſollte meinen, auch das ſei mehr als ſeltſam; aber er thut es unter Umſtänden, die uns beſtechen, und mit einer Freiheit und Anmuth ſeiner maleriſch ergreifenden, rhythmiſch einzigen Strophen, daß dieſes gewagte Spiel ein triumphirend gewonnenes wird. An Bord der Amphitrite war ungeſehn der junge Mai mit über's Meer gekommen, und nun „iſt er mit bunter

Zier ſogleich an's Land geſchwommen. Es flattern vor ihm her die Störche als Propheten; ein Zaubrer, ein Jongleur, hat er den Strand betreten.“

Nackte Bäume macht er grün,
Und blumig kahle Stätten;
Bunte Tulpen läßt er blühn
Hyazinthen und Tazetten.
Die Erde wunderbar
Schmückt er mit farbigem Schimmer.
Dank, rüſtiger Laskar!
Willkommen, lockiger Schwimmer!

Das ganze Gedicht kommt nicht von innen, iſt nicht eben Empfindung und Frühlingsgefühl: aber hundert der gewöhnlichen Lerchen-, Veilchen-, Roſen- und Nachtigallen-Gefühlslieder für dieſe kühnphantaſtiſche Schilderung des indiſchen Fremdlings und die zauberiſchen Rhythmen, worin er ſeine Thaten thut. Auf der andern Seite fehlt aber dennoch dem Gedicht auch die Wahrheit der Empfindung nicht. Das Schiff des Südens kommt mit dem Mai; der Mai kommt mit ihm; er muß plötzlich und mit einem der Seinen kommen, damit wir ihn gewahr werden und ihm: Willkommen! rufen. So fuhren wir einmal von Amalfi nach Capri vor den Wellen des warmen Scirocco. Es wollte Frühling werden und war nahe gegen den Mai. Die Ruderer ſaßen ſämmtlich bis auf's Hemde bequem gemacht, ihre rothen Mützen läſſig über's Ohr, und ſchwatzten müſſig mit einander, denn der Wind trieb das Segel von ſelbſt. Da ſchwirrte ein Nachtigallenzug vorüber von Afrika her und auf die ſchattigen Schluchten des Monte ſolare gerichtet. Gleich ſprangen alle Schiffer auf, klatſchten ihnen nach und jauchzten freudig überraſcht: primavera! primavera! — Hatte der Scirocco und die Nähe des Mai's ſie bis auf's Hemde ausgezogen; den Frühling lehrte das ſie nicht; dieſer ſchlug erſt mit dem Flügelſchwirren des Zuges aus Süden in ihre Erinnerung ein. Freilich, dieſe Boten brauchten den Männern von Amalfi nicht erſt gedeutet zu werden, wie's mit der Amphitrite denn doch von Nöthen war, und an ſie, könnte man ſagen, ſei daher die Anknüpfung eine etwas willkürliche. Dieſe willkürliche Anknüpfung kommt allerdings nicht zufällig, ſondern ſehr häufig bei Freiligrath vor; wir glauben eben aus Intereſſe am Entlegenen, welches zur anſchaulichſten Wahrheit zu erheben ja vornehmlich ſeine Kunſt iſt. Zauber und Märchen! eine neue Welt mit fremden Formen ſteigt vor uns auf; der Reiz des Märchens, aber auch das Spiel des Märchens wird die Folge ſein. Glücklich nimmt er in dem Gedichte „Im Walde“ dieſes ganze Waldleben ohne Weiteres als ein verwandeltes und verwünſchtes; und in der „Tanne“ erzählt er uns die Zaubermyſterien dieſer wunderbar gebundenen Welt mit ſolcher Vorliebe, daß er ſchließlich ausruft: „Tanne, könnt' ich mit dir tauſchen!“ ein etwas forcirter Geſchmack, der ſich auch darum nicht begreift, weil ja dieſe Verwandlung es doch nicht weiter bringen würde, als zu demſelben Austauſch der Naturgeheimniſſe, welcher bereits wirklich vor ſich gegangen iſt. Der Wunſch iſt zu praktiſch; man fällt mit ihm aus der Illuſion heraus.

In dem Spiel des Märchens liegt der Vorwurf einer Erdichtung in der Dichtung; die verzauberte Welt iſt wohlfeiler zu haben und leichter zu beherrſchen, als die wirkliche; dennoch iſt aber und bleibt ſchon die Verzauberung ſelbſt poetiſch, weil ſie die gemeine Welt durchſichtig macht, und ihre Flüſſigkeit, mit der ſie ſich fortdauernd verwandelt und zurückverwandelt, darſtellt. Der knospentreibende indiſche Zauberer iſt daher eben ſo wahr als märchenhaft. Genau angeſehen, liegt aber das Weſen unſers Dichters nicht darin, daß er die ferne, die zweite Welt in eine märchenhaft erdichtete ſetzen ſollte; im Gegentheil er macht' uns heimiſch in der Fremde und in der wirklichen Fremde durch die geſchickteſte Detailmalerei, durch eine wahrhaft holländiſche Naturwahrheit; er ſieht ſchärfer, als das gewöhnliche Auge, und geht mit wunderbarer Geſchicklichkeit und Liebe auf die innerſte Eigenthümlichkeit ſeiner Gegenſtände ein. Dies giebt höchſt anziehende und unübertreffliche Darſtellungen, ſo oft ſein Gegenſtand, die Nationalität oder die Natur, die er ſchildert, an ſich ſelbſt ein hinlängliches Intereſſe hat; es kommen aber auch poetiſch unbrauchbare Stoffe vor, ſolche, die der Darſtellung nicht werth ſind, und angeknüpfte Gelegenheitsgedanken, die da, wo ſie ſind, nicht berechtigt ſind, ſo z. E. der König in den Pyramiden, welchen der Löwe aufgebrüllt, um einiger Betrachtungen willen, die nicht der Mühe werth ſind. Auch die vier Roßſchweife, die im Poſtwagen beſungen werden, haben mit Recht dieſen Tadel erfahren. Anders, wenn bei Gelegenheit der Einfahrt eines amerikaniſchen Schiffes in den deutſchen Hafen allerhand amerikaniſch Fernes gezeichnet wird. Das Lied heißt **Florida of Boston**; es zeichnet gut, nicht nur das einfache Schiff und das Weſen damit und darauf, ſondern auch den Hang des Dichters, in die Ferne zu ſchweifen: er kommt vom Schiffe auf den Flamingo, den es aufgeſchreckt, und nun fliegt er mit ihm zu den Huronen und ſchildert ſie; — da iſt das Schiff in den Hafen hineingewunden. Hier zeigt ſich die Fernmalerei ſelbſt und das phantaſtiſche Verlaufen nach jenſeits, dieſe Sehnſucht, die uns gerade in ſolchen Momenten, wie wenn ein Schiff kommt, anwandelt, als das Intereſſe, um das es gilt. Allerdings ſehnt ſich vornehmlich die Jugend darnach, die Schranken der Ferne einzureißen; und wenn dieſe Gemüthsſtimmung verhält bis zu dem Zeitpunkt, wo der jugendliche Wunſch ſich erfüllt, ſo ſchärft ſie das Auge der Beobachtung, ohne den phantaſtiſchen Duft der Ferne zu verletzen. Dem Kinde wird mit aufgehender Beſinnung zuerſt die ganze gewöhnliche Welt merkwürdig, die Thiere vornehmlich, als dieſe ſeltſamen Käuze, welche in dem großen Tagesconcert der Natur immer den Einen Ton, wie ruſſiſche Horniſten, blaſen, und damit Alles ſagen, weil ſie freilich nur ſo wenig zu ſagen haben, dennoch aber für's Erſte der Phantaſie des Kindes den Eindruck geben, als ſtecke ein großer Reichthum der Seele, des Leidens und des Thuns dahinter. Das Märchen kommt darauf herbei und ſtellt dieſelbe Seele auch hinter die lebloſe Natur, und die

Poeſie davon iſt überall die, daß des Kindes unentwickelter Geiſtesreichthum der Thierwelt und Natur zu viel Ehre anthut, indem er ſich ſelbſt dahinter ſucht. Aus dieſer Täuſchung verlegt ſich dann, ſobald ihr die hieſige Welt bekannt und gewöhnlich geworden, das Intereſſe der Jugend in die fernen Länder zu ganz anderen Menſchen und zunächſt in den Orient, den uns die Bibel verführt. Freiligrath ſchildert dieſe Morgendämmerung unſerer wie ſeiner Sehnſucht in dem Gedicht „die Bilderbibel“:

Du ſchobſt für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!

Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüſte,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Alsdann geht er daran, die Ferne ſich anzueignen, und hierin, könnte man meinen, trifft ſeine Poeſie gerade noch zu rechter Zeit ein, bevor die Fernüberwindung in der Wirklichkeit, die uns reißend näher nach Amerika, nach Morgenland, nach Algier, ja nach Indien ſelbſt führt, den Wundern jenſeits der Meere allen Reiz nimmt. Es erfreut ihn, im Kaffeehauſe unter fremden Schiffern die Zeitungen zu leſen:

Um mich herum war Summen und Gebrauſe
Und laut Geruf: — ſo gerade leſ' ich gerne!
Vier Sprachen hör' ich nicht auf meiner Klauſe,
Wälſch, Däniſch, Engliſch — das bringt erſt die Ferne,
Von der ich leſe, meinem Geiſte nah —

Die *Darſtellung* fremder Sitten und Geſchicke mit wahrhaft fataliſtiſcher Entſchloſſenheit, das iſt nun, Form und Kunſt natürlich mit eingerechnet, ſein poetiſches Verdienſt. Wo er am glücklichſten iſt, da geht er gänzlich vom fremden Leben und Bewußtſein aus, ſtellt es hin und überläßt es ſich. Merkwürdig und, bis zur Caprice des fremdartigen Reimes, jenſeitig gehalten iſt die „Piratenromanze“. Ein geiſtreicher Kritiker, ich denke der Herr von Florencourt, tadelte dieſe geſuchten, ausländiſchen Reime, und ſah darin ein verwerfliches Streben des Dichters zum Neuen und Frappanten. Allerdings wird von ihm das Seltſame geſucht; wenn aber die Poeſie der Ferne und vornehmlich der Ferndarſtellung zugegeben, wenn die Berechtigung der Freiligrath'ſchen Richtung, ſei es auch nur als einer particularen, zugegeben wird, und das iſt hoffentlich ſchon geſchehen: nun, dann können wir auch die Reime, welche in fremder Zunge die Klapper des Fandango begleiten, nicht verwerfen. Wie abſichtlich ſie gewählt ſind, erhellt daraus, daß ſie keinem Verſe fehlen und das ſo eigentliche Effectmoment dieſer Malerei bilden. In dieſem Zuſammenhange und in dieſer Intention werden ſie uns nicht ſchlechthin abſtoßen. Sind ſie nicht die tiefſinnigen Gemüthsboten deutſcher Lyrik, ſo ſind ſie doch die charakteriſtiſchen Klänge aus dem heſperiſchen Zaubergarten, deſſen ſchroffes Spiel von Luſt in Leid durch ſie ſo fremd und doch ſo eigen hindurchtönt.

Auf dem Decke der Gabarre
Liegt der Scheik der Chriſtenhunde,
Die erloſchene Cigarre
Von Havanna in dem Munde.

O, wohl mochte die Cigarre,
Caſtilianer, dir verglimmen,
Da du hörteſt zur Guitarre
Die beſtrickendſte der Stimmen.

Angethan mit welſcher Seide
Und mit Tüchern vom Hoangho,
Tanzt Juana, deine Freude,
Mit dem Bootsmann den Fandango.

Auf der leichten Füße Spitzen
Schwebt ſie um die braunen Maſten;
Ihres Gürtels Spangen blitzen,
Die mit Perlen eingefaßten.

Ihre Wange gleicht der Roſe
In den Gärten von Sevilla;
Um die weißen Achſeln loſe
Weht und flattert die Mantilla.

Ihre Locken hält ein grünes
Netz; die beiden kleinen Mohren
Denken nicht des Tambourines;
Alles iſt in Schaun verloren.

Auf den Raa'n, auf den Lafetten
Sitzt die Mannſchaft, wie gebannt;
Caſtagnetten und Trompeten,
Statt der Lunten in der Hand.

Die Guitarre nach dem Tanze
Streicht in Demuth ihr der Mohr
Glänzendes Auges die Romanze
Von dem Cid Campeador

Singt ſie. Horch, von den Paläſten
An dem Guadalquivir
Singt ſie; von den nächt'gen Feſten
In des Tamburins Geklirr.

Von der goldbeſpülten Zone,
Die das Fahrzeug bald erſteuert,
Wo der träge Lazzarone
Einen ew'gen Sonntag feiert.

Horch, von Roma, von Milane
Singt ſie, wo Banditen ſtreifen —
Capitane, Capitano!
Beſſer wär's, dein Schwert zu ſchleifen!

Dann entern die Piraten, hauen Alles nieder und rauben die Juana.

Allerdings iſt die Charakteriſtik dieſer heißen Nationalität ziemlich gemüthskalt, und je wahrer dieſe Kälte der heißzonigen Menſchen iſt, um ſo unwahrer könnte man die Sehnſucht finden:

Ich wollt', ich ſäng' im Sand der Wüſte,
Gelehnt an eines Hengſtes Bug!

Und es bleibt auch wirklich mit dieſer Sentimentalität nichts anzufangen, als ſie ſo jugendlich zu finden, wie ſie iſt, gar nicht ernſt und incurabel; denn was wehrt es dem Dichter, ſich den Sand, die Araber und die Wüſte noch einmal ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, und von dort aus dann wieder die kühlen Buchenwälder Deutſchlands in der Ferne zu haben? Iſt ihm doch ſchon jetzt auch unſer tieferes Leben, das Heiligthum des Gemüthes und die heimiſche Natur nicht verſchloſſen. Berühmt in dieſer Hinſicht ſind „die Auswanderer“:

O ſprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
Im Speſſart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Weizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath's Begeiſterung iſt hier eine innige, überall hinreißende; ſelbſt bei fremden, ſehr objectiven Stoffen ergreift uns ihre elektriſirende Bewegung, ihr Strom durchzuckt uns alle Adern mit dem genialen Feuer des Dichters; wir dringen tief in die Eigenthümlichkeit des Gegenſtandes, ſei es die Wüſte mit den Karavanen und Beduinen, ſei es der Neger mit ſeiner wüſten Kampfluſt, ſei es das Meer, das wunderbare, mit ſeinen Schätzen und ſeinen fernſtrebenden Schiffen. Das Feuer, welches aus ihm auf uns überſtrömt, kennt, liebt und fürchtet er, als dieſen Dämon, der mit jedem Male, wo er ihn ergreift, ihm ans Leben, an die Seele taſtet. Auch hierin hat man ihn verkannt, und die Furcht vor der verzehrenden Ekſtaſe, die er wahr und treffend ausdrückt, für Ziererei gehalten. Er ſcheint, aus dem erſten Liede dieſer Sammlung zu ſchließen, ein Mann von aufgeregtem Blute, dem's öfter heiß zu Herzen dringt; ſo wird ihm jedes ſeiner feurigen Gedichte hart zuſetzen und ihn ins Fieber werfen, denn es iſt nicht wahr, daß ſich der Geiſt, wie in einer Blechbüchſe verſchloſſen, bewegen ſollte; ſeine wirkliche Bewegung iſt überall aufreibend, die Luſt dieſes Sterbens iſt das höchſte Leben. Hören wir den Mann, der es erfuhr und wiederzuſagen weiß:

Sie ſchliefen Jahre lang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht; — ich hab' es nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar! ach! und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! Alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin, und ſagen lächelnd: Sieh'!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend ſchon er wallt;
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;

Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Darauf ſagt er ſehr bezeichnend für ſich, was Poeſie ihm ſei. Sie iſt zuvörderſt und vornehmlich die Ekſtaſe und das Excentriſche, ſodann der lichte Klang im Geiſte, der ſich ſammelt aus dem dumpfen trüben Leben zum hellen Ton der poetiſchen Wahrheit; das Symboliſche, das Bedeutende, den Neger, welcher ihm das Ferne und Abenteuerliche darſtellt, Abenteuer, jähes Todesloos nennt er unter ſeltnen Umſtänden. So faßt er Vieles zuſammen, ohne es gleichwohl anders zu ſagen, als es auch ſonſt ſchon ſeine Dichtung thut. Das aber iſt eben ſein Verdienſt, er kennt die Poeſie nur als das begeiſterte Durchſchauen der Welt, die der Mühe lohnt, ſich in ſie zu vertiefen überall, wo er ſein Seherauge prüfend anſetzt.

Dabei entgeht er dem Zuge ſeines Intereſſes nicht, wie er es in dem Liede: „Meine Stoffe“ mit großem Bewußtſein ausſpricht. Vielleicht iſt es ihm nicht minder klar, wie weit ihn dieſer Zug bisweilen über Ziel und Maß hinüberreißt, theils zur Detaillirung des Gräßlichen und Grauenhaften (er beklagt ſich einmal, daß er die beſchworenen Geſpenſter nicht wieder los würde), theils zu ſolcher Meeresliebe z. B., daß er ſich den Schiffbruch und den Tod auf Korallenriffen wünſcht.

Wohl wünſch' ich Vieles mir; doch wär' ich ein Matroſe,
Dann wünſcht' ich einen Sturm und eine Waſſerhoſe
Im fernſten Südmeer mir; dann wünſcht' ich, daß mein Schiff

Der zürnenden Gewalt des Trombengeiſts verfiele,
Daß maſt- und ſegellos es ſäße mit dem Kiele
Geſpießt auf ein blutroth, thurmhoch Korallenriff.

Sind wir ſo tief in die Proſa verſunken, daß wir dieſen Wunſch nicht verſtehen, oder hat der Dichter den Geiſt ſeiner ſchiffbruchlaunigen Poeſie, den er dem Matroſen eingiebt, wirklich an die unrechte Perſon verſchwendet?

Es ſei ihm nicht unvorſichtig vorgerückt, das Gedicht iſt außerdem Fragment; einem Manne, wie Freiligrath, der überall und vornehmlich in dem berühmten Gedichte: „der Alexandriner“ ſo viel bewußte Kunſt, ein ſo hinreißendes Talent der Malerei in Rhythmen und in Tönen zeigt, kann man mit ſeinem kritiſch-aphoriſtiſchen Verdachte nicht vorſichtig genug nahetreten; er iſt viel eher eine Fundgrube tiefer poetiſcher Erfahrung und Einſicht, als ein Exempel gewöhnlicher leichtfertiger Dichterei, über die abſprechen zu können, ſo ſehr zu den glücklichen Erlebniſſen auch der jüngſten Literatoren gehört. In ſeiner eigenthümlichen Weiſe der hinreißenden Schilderung iſt Freiligrath Meiſter; nimmt man die verſchiedenen Gedichte richtig als Ausdrücke verſchiedener Individualitäten, Momente und Situationen, und zieht nicht jede Sehnſucht, jede Stellung auf den abſoluten Geſichtspunkt, ſo wird ſich auch der Vorwurf der Unwahrheit erledigen; vielmehr iſt die wirkliche Betheiligung bei der Sache, die Wahrheit und der Schwung des Pathos ein Verdienſt, welches jetzt eben ſo gut als ſeine Stoffe neu und überraſchend genannt werden kann. Nur mehr, nur weiter, nur tiefer in die wahre Begeiſterung hinein. Ihrer bedarf es gegen die faulen Fiſche niederträchtiger Augendienerei und gleißneriſcher Allerweltsmanier, die keine Leidenſchaft und keine Seele hat, und uns aus allen Regiſtern die Haut voll lügt.

1846.

Der Ernſt und die Wahrheit des Dichters erſcheint in ſeinen Producten als der maleriſche und energiſch darſtellende Fleiß; ſein Glaube an die Inſpiration hindert ihn daran nicht. Er ſchweift ſogar manchmal aus und übertreibt es mit frappanten fremden Farben, mit Ausrufungen und techniſchen Ausdrücken.

Eine andere Frage iſt die Befriedigung des lyriſchen Ideals. Befreit ſeine Poeſie und löſ't ſie den beklommenen Buſen der ſterblichen Menſchen? — Seine Genrebilder, auch die neuſten mit politiſchem und freiheitathmendem Inhalt haben eine ſo univerſelle Aufgabe nicht. Der Dichter wird durch ſeine Studien vornehmlich zu modernen Vorbildern gezogen; er giebt uns Proben ſeiner glücklichen Bemühungen um die Franzoſen und Engländer. Die Freiheit der deutſchen Poeſie des 18. Jahrhunderts dagegen und der Anſpruch, das Höchſte unmittelbar zu beſitzen und poetiſch zu vergegenwärtigen, iſt uns für den Augenblick überhaupt verloren gegangen. Wir kämpfen um die erſten Bedingungen der Freiheit, um die Exiſtenz erſt nur ihres Wortes und ihrer Empfindung. Erſt ein

Werk, dem die ganze philoſophiſche, techniſche und antike Bildung, die Deutſchland erworben, und die politiſche Befreiung, die unſerer Zeit zukommt, zur Vorausſetzung und zur Grundlage dient, kann ſolchen Anſprüchen genügen. Bisher hatte nur Platen die Bildung und den guten Willen, die große Aufgabe der Poeſie, wie ſie bei unſerer Vergangenheit zu faſſen iſt, fortzuführen. Nur im Einzelnen gelang es ihm. Als er aber den großen Bruch mit der Vergangenheit erlebt hatte und nun ſeine techniſch-vollendete Form mit den Herzensangelegenheiten der Zeit zu erfüllen anfing, raffte der Tod ihn hinweg. Für großartige poetiſche Erfolge und vor allen Dingen für univerſelle Kunſtwerke von größerem Inhalt muß daher an Platen's Auffaſſung, Technik und Bildung wieder angeknüpft werden: weder die leere Verkündigung des Dichters, noch die leere Technik iſt jetzt noch einmal zu fürchten.

15. Neue Lyrik.

Gedichte eines Lebendigen.

1841.

Hat die Schweiz dieſe neue Lyrik nicht geboren, ſo hat ſie ihr wenigſtens den Torus und die Hebamme gewährt, zwei Dinge, die der Dichter in dem übrigen Deutſchland leicht vergebens geſucht haben möchte. Denn wir ſehen hier eine wirklich neue Geburt vor uns, und nicht nur irgend eine, ſondern eine ſolche, die der alte Kronos ſchon im Mutterleibe fürchtet, die er zwar zu zeugen nicht unterlaſſen kann, aber auch gleich bei der Geburt wieder zu verſchlingen entſchloſſen iſt. Georg Herwegh, ein Wirtemberger, heißt der neugeborne, „lebendige“ und geſunde Dichterknabe, den wir unſern Freunden und Bekannten hiemit ankündigen und vorſtellen.

Wir wollen uns nach ſeiner Gemüthsverfaſſung umſehn, da ja bei dem lyriſchen Dichter Alles auf das Gemüth ankommt; wir wollen alſo ſehn, wie er empfindet, liebt und haßt, oder mit welcher Bildung er ſein Herz erfüllt; und da iſt es zunächſt ein Gewinn, daß ſeine Herzensangelegenheit wirklich auch die unſrige, ſeine Liebe, ſein Zorn, ſein Haß, ſein glühender Wunſch auch die Leidenſchaft der Zeit iſt, ſeine Lieder alſo ein allgemeines Intereſſe treffen. Wir ſind es in neueſter Zeit gewohnt geworden, daß unendlich viel Lieder wie Waſſertropfen an uns abgleiten, und man könnte auf die bisherige Lyrik das Sprichwort anwenden: **waſch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß!** Wir ſind wie geölt und getheert gegen all dieſe zahmen Ergüſſe herzloſer Verſemacherei. Selbſt Freiligrath, der viel Glück gemacht und Glück zu machen verdient hat, bezwingt uns die innerſte Seele nicht, greift nicht mit unwiderſtehlicher Hand an's Herz der Zeit: und wenn man ihn damit entſchuldigen könnte, daß er dies nur darum nicht gethan, weil eben ſeine Zeit herz- und geiſtlos geweſen, ſo ſtellt ihn das im Weſentlichen nicht beſſer. Sein Intereſſe iſt und bleibt ein äußerliches, „es treibt in die Ferne ihn raſtlos hinaus," und die Poeſie der Ferne macht das Ideal ohne Weiteres unerreichbar. Nicht was das Herz des Dichters und ſeiner Zeit erfüllt *) und überſtrömen läßt, beſeelt ſeine Rhythmen, ſondern der Drang, das Tropenland und ſeine Wunder zu malen, — gewiſſermaßen ein epiſches Intereſſe, die Lyrik als Genremalerei mit einem erotiſchen Typus. Anders Herwegh. Er ergreift das Allernächſte und Allerinnerlichſte, ja, er enthüllt Geheimniſſe, die Alle auf dem Herzen haben, aus denen aber Niemand einen Vers zu machen wußte; er hat alſo das Zauberwort gefunden, bei dem der ſtarre Berg Seſam des deutſchen Gemüthes ſich aufthun und ſeine Schätze, den Enthuſiasmus für ſeine große Beſtimmung, an's Licht gebären wird. Freilich werden die Philiſter ſich entſetzen; aber das ſollen ſie auch, das Entſetzen iſt ihre Verklärung und ihre Schönheit. Herwegh geht grad' heraus mit ſeiner Poeſie, d. h. er verbrennt die Schiffe der gemeinen und gemeingültigen Proſa hinter ſich und erklärt, wie vordem Max Schenkendorf's Schill: „Schwert, von Männerfauſt geſchwungen, rettet einzig dies Geſchlecht!“ Sein „Gebet“ iſt dies:

---

*) Sein Glaubensbekenntniß erſchien 1844. Seitdem ſind ſeine Stoffe vorzugsweiſe aus der gegenwärtigen Bewegung genommen.

> Brauſe, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
> Gieb ein Trauerſpiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle:
> Laß das Herz doch wieder ſchlagen in der Bruſt der kalten Welt,
> Und erweck' ihr einen Rächer, und erweck' ihr einen Held!

Dieſe Gemüthsverfaſſung iſt freilich der Gegenſatz gegen die allgemeine Gedrücktheit und Feigheit unſerer Friedenszeit, die uns zu keiner Entwicklung in politiſchen Dingen kommen, vielmehr überall im Proviſorium ſtecken läßt; aber wer wäre ſo ſtumpf, daß ihn dieſer Gegenſatz nicht aufſtachelte, — reitet man nicht ſelbſt, ſo ſieht man doch einmal einen reiten, — und wer ſo einfältig, um nicht einzuſehen, daß auf die Länge die diplomatiſche Pfiffigkeit den Betrug der Welt um ihre große Intereſſen nicht durchſetzen wird? Die Sonne bringt es an den Tag; unaufhaltſam dringt das Gefühl für politiſche Freiheit weiter; die Politik des Widerſtandes und des Mißtrauens gegen die nothwendige Reform muß allerdings zuletzt einen thatkräftigen Zorn erregen, und daß er bereits vorhanden iſt, möge dieſe Lyrik und ihr Erfolg beweiſen.

> Ihr habet lang genug geliebt,
> O lernet endlich haſſen!

Bekämpfet ſie ohn' Unterlaß,
  Die Tyrannei, auf Erden,
Und heiliger wird unſer Haß,
  Als unſre Liebe, werden.

Entſchloſſen und unumwunden, wie er im „Lied vom Haſſe“ und in dem andern „An die Zahmen“ auftritt, ſchleudert der Dichter ſeinen Fluch gegen Rom; Bann gegen Bann, nicht viel Federleſens! er endigt:

Du wirſt erliegen, Lügenhirt,
Empören werden ſich die Denker,
Das Brauſen des Jahrhunderts wird
Zertrümmern ſeine letzten Henker!

Eben ſo wohlwollend als freimüthig iſt dagegen das Lied „An den König von Preußen.“ Um dies allein werden viele Patrioten nach dem Buche greifen. Wir führen zur weiteren Charakteriſtik unſers Dichters einige Zeilen daraus an:

  Noch iſt es Zeit, noch kannſt du ſtehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
  Noch kannſt du treue Herzen ſehn,
  Die gern mit dir zum Tode gehn,
Zum Tod im heiligen Streite.
  Du biſt der Stern, auf den man ſchaut,
  Der letzte Fürſt, auf den man baut;
  O eil' dich! eh' der Morgen graut,
Sind ſchon die Freunde in der Weite.

Mag es nun ſein, daß dieſe Verſe ſehr kühn und ſehr „ideologiſch“ gefunden werden; ſo viel iſt nicht zu läugnen, die Kühnheit des Dichters trifft die beſten Gedanken und die heißen Wünſche vieler Zeitgenoſſen; ja, eben dieſer Idealismus, der ihn ſo kühn macht, iſt das Kind der Zukunft, welches die Kureten und Korybanten der Jugend pflegen und groß ziehen werden. Die Poeſie mußte erſt zu ſeiner Fahne ſchwören, um wieder ſich ſelbſt gleich zu werden, und in ihrem Lichte die Welt zu verjüngen; ſo hat ſie nun wieder Macht über die Herzen, wie die Philoſophie über die Gedanken. Das Bewußtſein davon lebt zur Zeit in beiden, es bricht überall unaufhaltſam hervor und muß nothwendig mit ſeiner Ausbreitung auch das Selbſtgefühl der Freiheit an die Stelle der ſelbſtloſen Knechtſchaft (oder verſtändlicher der ſervilen Gemüthsverfaſſung) ſetzen. Eine ſolche allgemeine Stärkung und Nobilitirung der Geſinnung iſt ſelbſt eine große Gemüthsangelegenheit der Zeit. Der Dichter widmet ihr ein Lied, überſchrieben „An die deutſchen Dichter.“

Seid ſtolz! es klingt kein Gold der Welt,
Wie eurer Saiten Gold;
Es iſt kein Fürſt ſo hoch geſtellt,
Daß ihr ihm dienen ſollt!
Trotz Erz und Marmor ſtürb' er doch,
Wenn ihr ihn ſterben ließet;
Der ſchönſte Purpur iſt annoch
Das Blut, das ihr als Lied vergießet!

— — — — — — — —

Hoch, Sänger, ſchlage euer Herz,
Wie Lerchen in der Luft!
Es ruht ſich beſſer allerwärts,
Als in der Fürſtengruft.
Ein Liebchen, das die Treue bricht,
Iſt überall zu finden,
Verſchmähet mir die Ringe nicht,
Doch laßt euch nie an Ketten binden!

Aber, wird hier ein wohlgeſchulter und guterzogener Mann ausrufen, alle dieſe Lieder ſind ſie nicht politiſch, und iſt die Proſa der Politik ein Gegenſtand der Lyrik, dieſer zarten Herzensblüthe? Ja wohl ſind ſie politiſch, es iſt das nicht ihr geringſtes Verdienſt, und das alte Dogma: „ein politiſch Lied, ein garſtig Lied!“ iſt durch viele herzergreifende Accorde unſers Dichters glänzend geſprengt: er hat nicht nur den Muth und den Willen, das hiſtoriſche und politiſche Intereſſe, mag es auch noch ſo delicat ſein, zum Inhalte der Poeſie zu erheben; er kennt auch den ganzen Umfang der wiſſenſchaftlich erarbeiteten Pointen, jener großen Punkte, von denen aus man die alte Welt aus ihren Angeln hebt. Ein ſolches Lied, ausdrücklicher, als die bisherigen, auf den erſehnten Helden des Jahrhunderts, führen wir noch an. Es iſt überſchrieben:

Der Freiheit eine Gaſſe.

Wenn alle Welt den Muth verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß du dein Herzblut rinnen.
Gieb uns den Mann der das Panier
Der neuen Zeit erfaſſe,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gaſſe!

Das Dilemma des Staats und des egoiſtiſchen Abſolutismus behandelt das Gedicht: „vive le roi!“ mit dem Refrain: „vive la liberté!“ frei nach Hégéſippe

Moreau; die Einheit Deutſchlands, dieſes neuerdings ſo viel ventilirte Thema, die Wiedereinſetzung Arndt's, die Rheinfreiheit, das freie Wort, — alle dieſe Gegenſtände ſind mit Glück und mit der kühnſten Offenheit behandelt, und ſehr ſelten wird man ein Herausfallen aus der Lyrik in die Reflexion nachweiſen können. Dem Dichter iſt die Freiheit wirklich Religion. Er hat ihr auch, wie das nicht ausbleiben kann, ſeine Opfer gebracht, das Gedicht „Leicht Gepäck“ ſagt:

Ich durfte nur, wie Andre wollen,
Und wär' nicht leer davon geeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen ꝛc.

und

Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläſte mied,
Laß ich getroſt die Liebe laufen:
Mein ganzer Reichthum ſei mein Lied.

Schön ſind in dieſer Hinſicht die „Strophen aus der Fremde“ empfunden und geformt. Er iſt in der Schweiz „auf dem Berge.“

Da wären ſie, der Erde höchſte Spitzen!
Doch wo iſt der, der einſt an ſie geglaubt?
Das Auge ſieht die Sonne näher blitzen;
Doch arm und ſonnenlos iſt dieſes Haupt.

Ich ſehe die granitnen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau ſich drüber hin;
Doch will das Herz mir tiefbeklommen ſchlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parſe beten,
Hier ſingen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerſtimme des Propheten
Gottrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermeſſen —
In dieſen Bergen ſuchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergeſſen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck, der Noth da unten allzumal!
Wie nach den Feinden ſelbſt, die ich verlaſſen,
Und nach der Menſchheit vollſter, tiefſter Qual!

Ihr glänzt umſonſt, ihr Purpurwolkenſtreifen,
Und ladet mich gleich ſel'gen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde ſein.

Wir kennen die Verhältniſſe des Dichters nicht, wir wiſſen es nicht, ob dieſe Situation der abſtracten Selbſtändigkeit für ihn eine dauernde war oder iſt, daß er aber ſchon wegen des Inhaltes dieſer Lieder und vornehmlich jetzt wegen ihrer Veröffentlichung „ſein Kreuz auf ſich genommen“ und mit dem Philiſterthume in unverſöhnlichen Streit gerathen, verſtünde ſich von ſelbſt, auch wenn das Lied: „Jacta est alea“ es nicht ausdrücklich ausſpräche. Gleichwol iſt dies kein Kummer, der in Anſchlag käme gegen die allgemeine Noth; und dieſe wiederum iſt nichts Unüberwindliches, vielmehr hat der Idealismus die Aufgabe ſie aufzulöſen, und der Dichter den Beruf ſie mitzufühlen. Wie? alſo doch

Weltſchmerz, der viel verfolgte? Allerdings, aber ein Weltſchmerz, der zugleich Himmelsluſt iſt, indem ſie mächtig aus ſeinen Wehen hervorbricht und dem es zu ernſt um die Freiheit gilt, als daß er an ſich denken und ſich ſelbſt beſpiegeln ſollte; dieſer Weltſchmerz iſt keine Eitelkeit: er wird darum auch nicht zur Schau getragen, ja nicht einmal wie er iſt gegeben, ſondern überall aufgelöſt in muthige Geſänge.

Ein ſicheres Zeichen, daß es mit einer Zeitrichtung bitterer Ernſt wird, iſt es, wenn ſie Religion wird und als ſolche ihre Lyrik bekommt. Wir haben bei der Romantik gezeigt, warum die leere Bewegung des Subjects im Spiegel ſeiner Eitelkeit keine Lyrik haben konnte, wir haben an der Heiniſchen Lyrik nachgewieſen, daß ſie die Poeſie der Lüge, der Selbſtvernichtung, des Zweifels an aller Wahrheit iſt. Die hohle Witzreißerei eines ſelbſtſeligen Ironiſirens iſt der Spiegel einer Zeit, in welcher die Freiheit verrathen, vergeſſen, verlaſſen, oder, einſam in unzugänglich metaphyſiſcher Höhe, der Welt und dem Genuß des politiſchen Menſchen entzogen war. Dieſe Weltperiode iſt nun vorüber. Sie iſt zuerſt durch die Julirevolution geſprengt worden, der Glaube an die Macht der Idee über die rohe Gewalt durchzuckte mit ihr wieder alle Herzen, die Freiheit war mit Händen zu greifen, die Netze ihrer Widerſacher zerriſſen und ihre leuchtende Erſcheinung trat mit einem großen gemeinfaßlichen Act vor alle Menſchen, welche die Hiſtorie mitleben. Dann hat die Kritik und die neueſte Philoſophie die alte Weltperiode, ihre Indolenz und den hohlen Hochmuth der unfruchtbaren Wiſſenſchaft bei der Wurzel ergriffen und im Princip vernichtet. Dieſe Philoſophie iſt nun ſelbſt religiös, ſie glaubt an den weltbeherrſchenden Gedanken, ſie verkündigt dieſen Glauben, ſie bethätigt ihn durch ihr Leben, ihren Kampf und ihre Leiden, ſie geht dem Widerſtand der ſpröden Welt entgegen, ja ſie tritt aus ihrer eigenen Form, der ariſtokratiſchen Selbſtgenügſamkeit einer abgeſchloſſenen, ſchwer zugänglichen Wiſſenſchaft heraus und ergießt ſich mit der Wärme der Beredtſamkeit über die weiten Kreiſe des entgeiſtigten Lebens. Die Wahrheit iſt Ein Geiſt und Ein Leben; in dieſer Einheit mußte nun auch die neue Poeſie geboren werden: und ſo iſt es geſchehen. Was die Welt zu erfüllen und aus den Banden des gemeinen Egoismus, der Indifferenz, des geiſtloſen Wohllebens erlöſen ſoll, das muß geweiht ſein in dem philoſophiſchen Heiligthume der Zeit und der Dichter muß ſein Herz und Gemüth durch den Zauber der Kunſt ins Leben werfen; nur ſo, nur lyriſch kann der neue Inhalt von Herz zu Herzen dringen und die Menſchen unwiderſtehlich zur Sehnſucht nach den höchſten Gütern hinreißen. Die Philoſophie iſt die Vorbereitung der geſchichtlichen Bewegungen, die Poeſie aber ſchon unmittelbar ihr erſter Ausbruch, die Kunſt ſtellt ſchon die Praxis der Idee dar, weil ſie die Maſſen mit den gemeinfaßlichen Formen des Schönen bewegt; und wo die ganze Poeſie mit der religiöſen Energie des neuen Zeitgeiſtes erfüllt iſt, da iſt es vergebens, mit Intriguen und äußerlichen Maßregeln ſich ihr zu widerſetzen. *Ein* Himmelslicht ſetzt den ganzen Aether in Flammen und in ihm verklärt und verzehrt ſich der alte Geiſt bis auf den dunkelſten und ſchlechteſten Egoismus herab.

Je delicater und verfänglicher nun Herwegh's Lieder ſind, deſto gewiſſer *leben in ihnen die großen und entſcheidenden Probleme des allgemeinen Herzens, die Gemüthsangelegenheit der Nation*, und je mehr Pöbel ſich findet, der „kreuziget und ſteiniget ihn!" ſchreit, um ſo gewiſſer iſt es, daß „der Tag des Edlen endlich gekommen." Wir nennen darum dieſe Lyrik eine neue und einen wirklichen Fortſchritt, weil ſie das Kreuz des Prophetenthumes muthig auf ſich nimmt, und der erſtaunten Welt den Auferſtehungshymnus in die Ohren ſingt, deſſen ferne, ferne Sphärenmuſik ſie noch lange nicht aus einem irdiſchen Munde zu vernehmen gedachte. Der Dichter nennt ſich darum mit Recht einen „Lebendigen," den erſten Auferſtandenen und er weiß ſehr gut, wie ſehr er gegen den guten Ton der legitimen Spießbürgerei des ewigen Friedens, der die Gegenſätze nicht an einander gerathen laſſen möchte, verſtößt. Er ſetzt daher als Druckfehleravis ans Ende ſeiner Gedichte:

Voll von Fehlern iſt dies Buch;
Freiheit ſteht auf jeder Seite;
Gleichviel — gebt ihm euern Fluch
Oder Segen zum Geleite!
Für das Sündenregiſter
Sorge der deutſche Philiſter

Und in dem Gedichte: „Jacta est alea:“

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! ſo ſteh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von geſtern iſt mein Brief und Siegel,
Mein Pergament:
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämmrung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich ſchelten?
Ich hab's gewagt!

— — — — — — —

Dürft' ich an einer Marmorſäule
Ein Simſon ſtehn,
In meiner Fauſt Heraklis Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläſte brechen —
O Gott, was haſt du mir's verſagt? —
Zu den Despoten ſprechen:
Ich hab's gewagt!

Allerdings iſt dies nicht legitim; aber was wär' es denn und was wäre werth es zu werden außer den ewigen ungeſchriebenen Geſetzen, die es noch nicht ſind und für die zu dichten und zu trachten, zu wagen und zu fallen, wenn es ſein muß, als wahrhaft ſchöpferiſche und poetiſche That der höheren Menſchheit aufbehalten wurde? Iſt nicht auch Schiller geflüchtet wegen ſeiner Räuber? War er nicht ein Vagabund in den Augen der Stuttgarter? Und jetzt? — Die Philiſter errichten ihm ein Standbild.

Die Geſchichte der Zeit iſt breit und groß, die Aufgaben, welche vor uns liegen, kennt Jedermann, und dennoch ſind ſie das Ei des Columbus nicht nur in der Praxis, auch in der Kunſt und Wiſſenſchaft. Wer Geiſt und Muth ſie zu löſen hat, braucht nicht zu fürchten, daß ihm eine endloſe Menge von Concurrenten die Palme entreißt. Ein König, der es wüßte und wollte, was die Zeit bewegt, hätte ſchwerlich einen Nebenbuhler und dieſen Einen werden wir noch lange vergebens ſuchen: das Vivre et mourir en Roi iſt leicht geſagt ſo in Abſtracto, ſchwer in der That und Wahrheit. Nicht anders iſt es mit dem Dichter und vornehmlich jetzt, wo ſchon die Jugend an den ſtinkenden Brodkorb ſich anklammert und der Ehrgeiz nach großen Erfolgen der Krämerſpeculation auf den gemeinen Gewinn nur zu ſehr zu weichen ſcheint. Das Bewußtſein und den Muth unſers Dichters, möge ihm auch zu beiden ſeine Jugend die bequemſte Leiter gereicht haben, wollen wir daher nicht zu gering anſchlagen. Unter ſeinen Sonetten ſpricht ſich eins ganz vortrefflich über das bisherige falſche und das nun zu ergreifende richtige Princip der Poeſie aus:

Von Büchern liegt vor mir ein Perſerheer,
Doch keins kann mir den Unmuth ganz verwiſchen!
Der will den Geiſt auf Reiſen ſich erfriſchen,
Der holt ſich ſeinen Helden über Meer.

Unwillig ſchwingt der Kritiker den Speer:
Warum die fremde Koſt auf unſern Tiſchen?
Warum nach Gold in fremden Flüſſen fiſchen?
Iſt unſre Heimath, unſer Herz ſo leer?

Geh' wieder in dein Kämmerlein und dichte!
Brauchſt keinen Turban, keine welſchen Blouſen;
Zünd' deinen Zunder an am eignen Lichte!

Greif', Sänger, wieder in den eignen Buſen,
In deines eignen theuren Volks Geſchichte!
Da, oder nirgends wohnen deine Muſen.

Aber wo iſt die Geſchichte, wo der eigne Buſen nicht? fragen die Uebrigen; und wahrlich ſie haben nicht Unrecht, wenn ſie die Entdeckung von dieſer Formel erſt beginnen zu müſſen glauben, denn auf den innern Sinn derſelben kommt es an, wie dies das Sonett an „Ludwig Uhland“ ausſpricht:

Nur ſelten noch, faſt graut's mir, es zu ſagen,
Nehm' ich der Freiheit Evangelium,
Den Schatz von Minne und von Ritterthum
Zur Hand in unſern hartbedrängten Tagen.

Wie hab' ich einſt ſo heiß dafür geſchlagen!
Wie haſtig dreht' ich Blatt um Blatt herum!
Ich kann nicht mehr, — ich kann nicht — ſei es drum!
Es ſoll doch Niemand mich zu ſchelten wagen.

Ein ander Haſſen und ein ander Lieben
Iſt in die Welt gekommen, und von allen
Sind wenig Herzen nur ſich gleich geblieben.

So ſind auch deine Lieder mir entfallen;
Ein einziges ſteht feſt in mir geſchrieben;
Kennſt du das Lied: „Weh' euch, ihr ſtolzen Hallen!“

Alſo: Guerre aux chateaux, paix aux chaumières! Aber freilich, dieſe Geſchichte hat man vergeſſen, im Angeſichte dieſer Geſchichte wird vielmehr Alles reſtaurirt, was vor ihrem ſtrengen Blick ſchon einmal vernichtet niederſank, der Papſt und die Pfaffen, die abſolute Willkür und der privilegirte Adel — was wollen dieſe Revenants? Sie wollen noch einmal begraben ſein, und es geſchieht nicht ohne Ironie des Schickſals, wenn der Todtengeruch des Moſchusparfüms aus den knappen ariſtokratiſchen Kleidern der guten alten Zeit in die Naſe der neuen fährt. Iſt es alſo zweifelhaft, was jetzt Geſchichte iſt? Je unumſchränkter die romantiſche Reſtauration vorſchreitet, um ſo weniger; und wenn erſt die Poeſie überall in rechte Flammen geräth, ſo wird ſich das Wunder von Jericho wiederholen: wir dürfens ihr zutrauen, ſie wird ſeine Mauern niederſingen, und die Geſpenſter bannen, die ſie bevölkern. Es wird daher ſchon wirken, wenn nur die Dichter den Anmaßungen der Ariſtokratie das verhängnißvolle: „Friede den Hütten, Krieg den Schlöſſern!“ entgegenſetzen. Das heißt ins Deutſche überſetzt: „Eine Erinnerung gegen die andere! Erinnert euch der guten alten Zeit, in Gottes Namen! ſo werden wir uns ihres Endes erinnern.“ Herwegh's Lieder ſind in dieſem Sinn eine lehrreiche Lectüre; nur müſſen die Herren aufmerkſam leſen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß kein Titelchen verloren geht aus dem Evangelium der Freiheit und daß alle Paragraphen ihres großen Geſchichtscodex, die nicht gewährt werden, früher oder ſpäter nur um ſo ſicherer erobert werden. Die Revolution und ihr großes Princip der politiſchen Freiheit kann nicht negirt werden, ohne reproducirt und in dieſer Reproduction fortgeführt und geläutert zu werden. Alſo wende man gegen die Auffaſſung der Geſchichte, wie ſie in dieſer neuen Lyrik erſcheint, nur nicht ein: Geſchichte ſei die gute alte Zeit und das Mittelalter vor ihr; die Geſchichte, die uns intereſſirt und erwärmt, iſt unſre Geſchichte, und was von ihr noch nicht da iſt, aber werden muß, das holt das Denken und das Dichten — herunter aus dem Himmel.

Iſt nun dieſe Lyrik das Herz der Zeit, das Wort der Freiheit, ſo war es nicht unpaſſend, daß der Lebendige ſie dem Verſtorbenen als Abſagebrief dedicirte. Hat man doch hier erſt den eigentlichen Sinn dieſes „Verſtorbenſeins,“ denn in der That Pückler's Zeit iſt um, und je ſchärfer die letzten Werke des Fürſten ſeinen widrigen Moſchusgeruch durch die deutſchen Lüfte trieben, um ſo eher werden die Todten ihren Todten begraben müſſen. Wenn nun allerdings die „Lieder eines Lebendigen“ ihren Effect zum großen Theil ihrem kühnen und alle Rückſichten muthig durchbrechenden Inhalte verdanken werden, ſo iſt doch eines Theils der Inhalt und der richtige Inhalt das erſte Verdienſt des Dichters: er muß vor Allen wiſſen und fühlen, was des Schweißes der Edlen werth iſt; andern Theils aber wird Niemand dieſen Gedichten den Schwung, auch den formalen und meiſt geiſtreich geordneten Effect abſprechen können. Die ächte Begeiſterung führt dies auch leicht herbei, vornehmlich in einer Zeit, wo die formelle Bildung ſo allgemein verbreitet iſt und darum weſentlich von einem neuen hiſtoriſchen Inhalte der Fortſchritt erwartet werden mußte. Wie er in der Lyrik hiemit eingetreten, ſo iſt er nun fürs Drama noch zu erwarten. Wollte man ein Bedenken gegen die vorliegenden Gedichte ausſprechen, ſo träfe dies die ſteifleinene Sonettform, die der Dichter zwar keineswegs unlebendig und ungeſchickt behandelt, ja die er viel glücklicher, als mancher Andere benutzt, deren ganzes Genre aber für dieſes neue Leben zu todt iſt. Was ſollen wir neben jenen Kriegs- und Sturmesliedern mit dem Geklimper ſuperkluger Sonette? — Nur mehr, edler Freund, von jenen Weltuntergangsliedern und nichts mehr von Sonetten! Mögen die von denen cultivirt werden, deren Herz in alten todten Formen erſtarrt iſt. Dem „Lebendigen“ ziemt es nicht, neuen Wein in alte Schläuche zu faſſen.

Aber was haben wir gethan, indem wir dieſen Dichter lobten? — — Man wird ſagen, „der Lebendige“ ſei revolutionär, und nicht mit Unrecht. Aber überſetze man doch dieſen Vorwurf! Revolutionär, heißt das nicht poetiſch, novarum rerum studiosus, ſchöpferiſch? Jede Zeugung, von der κοσμοποίησις an, macht ſie nicht eine Revolution; jede neue Poeſie, iſt ſie nicht der Umſturz einer alten und veralteten Geiſteswelt? Wir haben gezeigt, daß die Lieder eines Lebendigen allerdings einen ſolchen Umſturz vollziehen und zwar poſitiv durch einen neuen Inhalt. Will man die Neuheit nicht gelten laſſen, ſo vergleiche man dieſe Freiheits- und Kriegslieder mit den alten aus den Freiheitskriegen, und man wird den Unterſchied fühlen. Alſo revolutionär ſind dieſe Gedichte poſitiv und negativ, — nur ſei es nicht thöricht ſo verſtanden, als wären ſie nur ein mißlungener Kitzel: ſie ſind eine vollzogene Revolution, und was das Ernſthafte dabei iſt, ſie würden hohl und lächerlich ſein, wenn nicht die ganze hiſtoriſche und reingeiſtige Entwickelung der neueſten Zeit ihr Mutterſchoß wäre. Mit Einem Wort, die politiſche Freiheit, ganz und ohne Abzug, iſt die Religion und die Poeſie unſerer Zeit; und nur darum iſt es ſo delicat von ihr zu reden und zu ſingen, weil es die Zeit der Brautwerbung, alſo die Zeit zarter Geheimniſſe, die Zeit der Ueberſpanntheit, der Uebertreibung, der Phantaſie und der Luftſchlöſſer iſt. Weder die Leidenſchaft, noch die Exceſſe, noch viel weniger aber das verrufene Revolutioniren dürfen wir alſo dieſen Gedichten verrücken; es gehört zu ihrem Begriff und iſt ihre Tugend.

Und ſo ſei es drum, wir laſſen ihm ſogar ſeine Exceſſe zum Lobe gereichen: wer möchte auch einen Knaben, der von Jugend auf ein Philiſter, mit der Elle im Rücken, wäre und nicht eine Zeit des Raſens und der Exceſſe hätte? Schließen wir alſo mit einem recht friſchen und exceſſiven Gedicht aus unſerer Sammlung, mit

dem Reiterliede.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten in's Verderben.

Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja ſoll dich färben.
Den erſten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Reſtchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Dies Reſtchen dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Die Entſchloſſenheit des Gedankens überraſcht, aus dem Contraſt des Lebens- und Sterbemuthes entwickelt ſich ein eigener Humor, in dem die Situation ſo anſchaulich und naiv ſich ſpiegelt, daß wir raſch mit hineingeriſſen werden; zudem iſt eine ſtarke Bewegung in dieſer Situation und jeder Vers von einem ſchlagend neuen Motiv getragen; der erſte führt plaſtiſch die ganze Scene ein. Sie kommen durch die Nacht geritten, der Morgen graut, die Stille wird unterbrochen, ſie reiten in die Schlacht, der Letzte hält vor der Schenke. Der Gedanke an den Tod und an den Tod fürs Vaterland überwältiget ſie. Dann erhebt ſich die Stimmung im Freiheitsgefühl, es dringt ein leiſer Spott durch über das Reſtchen des römiſchen Reichs, auf deſſen Sterben es eigentlich im Namen der Freiheit abgeſehen iſt. Endlich geht es fort zum Uebermuthe der Soldatenſtimmung, die Lieb' und Leben leichtfertig auf den ehernen Würfel ſetzt. Und mit wie wenig Aufwand, ſpielend, faſt frivol iſt dies Alles erreicht! Der Reiter und ſeine Sänger ſind ſehr liebenswürdig und ſehr gebildet; es wird aber auch nicht fehlen, daß man ſie liebt und verſteht.

Die Form der Herwegh'ſchen Gedichte iſt durchgehend eine epigrammatiſche. In ſchwungvoller, edler Sprache wird die Pointe vorbereitet, die dann einen befriedigenden, bisweilen überraſchenden Schluß bildet. Auch die Form des Rondeau's mit der ſtrophiſch wiederkehrenden Pointe iſt häufig. Oft ſind dieſe Stichworte aus allgemein bekannten Dichterſtellen: „die Lerche war's ꝛc.“ Die ſonſt ſchöne Sprache leidet an vielen Uncorrectheiten, „den Held,“ „den Fürſt,“ u. dgl., vor deren Fixirung man ernſtlich warnen muß, in einer Zeit, wo es, neben der Erwerbung der bürgerlichen Freiheit, nicht nur die freien Gedanken unſerer großen Vorfahren, ſondern auch ihre vollendeten Formen vor einer barbariſchen Reaction zu retten gilt.

16. Die abſtracten Literaten unſerer Zeit.

1840.

„Ich bin ein freier Mann, ich lebe von der Feder;" dieſer Ruhm einer freien Lebensart war damals noch nicht möglich, als der Verleger dem Dichter der Meſſiade zwei Thlr. für den Bogen und eine neue Weſte gab; er iſt alſo ein Product der neueren Zeit. Vornehmlich iſt es die romantiſche Tradition, welche den neuen Ritterorden, „die Herren von der Feder," geſtiftet hat, und dies allerdings durch den neuen Begriff der Ehre, den ſie mit ſich führt, den der abſtracten Genialität oder Productivität. Setzte der Katholicismus das Göttliche in die Abſtraction von der Welt, ins eheloſe, ins Bettlerleben, in Stummheit und Anachoretenthum; ſo war es die Wiedergeburt des erfüllten Geiſtes in der Reformation, welche die wahre Auswanderung aus der Welt entdeckte, und ſie in die innerliche, geiſtige Bewegung ſetzte, die Ehe aber, die bürgerliche Tüchtigkeit und den Weltverkehr zu der Ehre brachte, daß alles dies, ſofern es nur im rechten Geiſt geheiliget würde, eine Ordnung Gottes ſei. Seltſamer Weiſe ertappen wir nun aber gerade jetzt wieder die *politiſche*, *religiöſe* und *literariſche* Welt in ausgedehntem Maße bei der Verderbniß katholiſcher Abſtraction und Trennung beider Seiten. Die Pfaffen, die gottloſeſten Pflanzen unſerer Zeit, reden fortdauernd von „einer Kirche, im Gegenſatz zum

Staate,“ organiſiren ſich literariſch und amtlich zu einem bittern Auswuchs der Zeit, und geben ſich dazu her, die ganz ähnliche und noch verderblichere Abſtraction oder Trennung der Regierenden von den Regierten zu begünſtigen, den heutigen Ariſtokratismus, und das jeſuitiſche Geſchrei zu erheben: „Altar und Thron und die adelige Mauer um den Thron!“ So ſehr hat die Kirche es vergeſſen, daß ſie die „unſichtbare,“ die reingeiſtige Gemeinſchaft iſt, und daß ſie in gar keiner anderen Form mehr exiſtirt und Gewalt hat, als in der Form des freien Wiſſens und der gewiſſenhaften Praxis des Gewußten. Die wahre Geſtalt, zu der die Kirche ſich entwickelt, iſt der Geiſt und ſein Reich, die innerliche Geiſtesbewegung, die aber alle Wiſſenſchaft und alles Leben in ihr Bereich zieht, alſo in Wiſſen, Kunſt, Regiment, Krieg und Allem, was in Natur und Geſchichte der Herrſchaft des Geiſtes anheimfällt, ſich ins Werk ſetzt. Es iſt das Gefährlichſte und Krankhafteſte, „Kirche und Staat,“ „Regierende und Regierte“ aus ihrer Einheit und aus der großen Freiheitsgeſtalt des ſich ſelbſt reformirenden Geiſtes herausreißen zu wollen. Die Innerlichkeit der Geiſtesbewegung bleibt allerdings immer das erſte in der Freiheit, aber die Verwirklichung der *Geiſtesfreiheit* iſt die *Staatsfreiheit*, und nur die Staatsfreiheit ſichert die Throne, nur die Geiſtesfreiheit realiſirt das Chriſtenthum; die bezeichnete Abſtraction aber iſt nichts Geringeres, als eine tödtliche Krankheit, der Anfang des Endes, der Weltuntergangstrieb, der jetzt den deutſchen Geiſt zu ergreifen droht: und wie der Hundswüthige mit Waſſerſcheu, ſo hat gegenwärtig der Deutſche mit Geiſtesſcheu und Freiheitsangſt ſeine Seele erfüllt. Theil an der Tollheit des Abfalls von unſerm beſſeren Selbſt mit dem wüſten Scheiterhaufengeſchrei: „die Kirche, die Kirche muß wieder äußerlich frei und mächtig werden!“ hat bekanntlich die Novalis-Tieck-Schlegel-Stolberg'ſche Richtung. Sie ſpricht in Theoremen und Kunſtbeſtrebungen bereits Alles aus, was uns jetzt zu Haus und Hof zu kommen droht, und Friedrich Schlegel und Stolberg zeigten ſogleich an ihrer eigenen confuſen Perſon, wie die Sache eigentlich gemeint ſei, daß im letzten Grunde die Trennung von Kirche und Staat, der Abfall von der Durchdringung der Geiſtes- und Staatsfreiheit, der Philoſophie und der Wirklichkeit nichts Anderes bedeute, als die Rückkehr zum Katholicismus. Aber nicht nur betheiligt iſt die Romantik bei der jetzigen katholiſchen Sündfluth; nein, ſie iſt geradezu der Ausgang dieſer deſtructiven und wahrhaft raffinirten Zerſetzungswuth gegen den freien Geiſt und Staat, womit die kirchliche und ſtaatliche Reaction bereits praktiſch aufzutreten die Stirn gehabt. Das Princip der freien geiſtigen Innerlichkeit, die Welt des Gemüths als die wahre Unendlichkeit, die Novalis und ſeine Freunde entdeckten, iſt zunächſt noch eine proteſtantiſche Form, die *Genialität des ironiſchen Subjects* bei Tieck und den Schlegels aber ſogleich der vollendetſte Abfall vom „lebendigen Glauben“ und nichts Geringeres, als „der lebendige Unglaube," dem nur die Lebendigkeit der Genialität, die Macht des Allerweltſubjects übrig bleibt, aller Inhalt aber gleichgültig wird und nur zum Spiel der Frivolität dient. Wir haben dies in der Romantik bei Friedrich Schlegel gezeigt. Hier iſt nun der Punkt, wo ſich unſere abſtracten Literaten, wie Käſemilben wuchernd in der Fäulniß des romantiſchen Princips, ſchaarenweis erzeugen. „Die Welt des Gemüths iſt aller Inhalt, die Genialität nimmt Alles aus ſich!" laſſen ſie ſich vernehmen. — Vortrefflich ſoweit und unbedenklich! Man muß aber vorher einzunehmen ſich entſchließen, und dann erſt auszugeben unternehmen; oder vielmehr, es iſt fortdauernd nöthig, die Welt der Geſchichte und der Gegenwart mit ernſthafter Arbeit zu erobern und in die Welt des Gemüthes einzutauchen, bevor man berechtigt iſt, ſie wieder zu produciren, entnommen aus dem unendlichen Gemüth oder als ein Product der Genialität; mit andern Worten: es giebt keinen Progreß aus dem Geiſt heraus, der nicht der ernſtlichſte Regreß in ſeine ganze Fülle hinein wäre. Seine Fülle iſt aber die aus ſeiner Geſchichte begriffene Gegenwart; abſtract dagegen bleibt ſowohl das Ergreifen irgend einer vorzeitlichen Form, als auch die Verachtung des Staates, des bürgerlichen Lebens und der empiriſchen Wiſſenſchaft der Gegenwart: abſtract alſo ſowohl die Verzweiflung des „lebendigen Unglaubens," die ſich blind dem todten Dogma und dem Formalismus der äußeren Kirche, dem Orthodoxismus und Katholicismus, in die Arme wirft, als

die Genialität, welche den Lebensberuf verachtet, eine Einordnung in den Staat und ſeine Verhältniſſe für philiſtrös, die Ehe und ihre ſittliche Beſtimmtheit für einen Raub an der Liebe hält, die empiriſche Wiſſenſchaft nicht als Vorausſetzung der geiſtigen Bewegung, ſondern der Genialität für überflüſſig erachtet, und nun, wie weiland die Raubritter Pferd und Degen, ſo *Feder und Papier ergreift, um ohne Weiteres* Ehre, Ruhm, Geld, Freiheit und alle Güter des Geiſtes in Beſitz zu nehmen. Dieſe literariſchen Raubritter, die wir *abſtracte Literaten* nennen, haben alle Unarten ihrer Vorfahren im Reich. Sie verachten das Eigenthum, aber ſie halten auf den Beſitz und Gebrauch des Geldes aus dem Beutel ihrer Mitmenſchen, beſonders der Buchhändler und ihrer begüterten Freunde, — aus Genialität; ſie können ſich unmöglich einem bürgerlichen Geſchäft oder Beruf ergeben, — aus Genialität; ſie werden ſich nicht leicht verheirathen, es müßte denn ſein um einer reichen Mitgift willen, — aus Genialität; ſie binden ſich nicht gern an einen beſtimmten Ort, es müßte denn ſein, daß er beſonders ergiebig an Buchhändlerwild wäre, ihre Heimat iſt daher vornehmlich Leipzig, Stuttgart und Berlin, — aus Genialität; ſie haben wegen dieſer ihrer Grundſätze und Lebensart viel Unannehmlichkeit mit der Polizei und viel Streit mit den Buchhändlern, beiden trauen ſie auf hundert Meilen nichts Gutes zu, — aus Genialität; die abſtracten Literaten ſchreiben mit gleicher Bereitwilligkeit für den Liberalismus und für den Servilismus, für den Teufel, für Gentz, für Talleyrand und ſeine Großmutter, aus Genialität: denn ihr Geſchäft iſt nicht „Kritik“ und gewiſſenhafter Dienſt der Wahrheit, ſondern „Production,“ — aus Genialität. Dieſes Geſchlecht, ein weit verbreitetes, in Cartel und Bündniß verbrüdertes und in principloſe Feindſchaften geſpaltenes, erkennt ſich an dem Freimaurergruß: „Produciren Sie?“ worauf der Andere ſodann zu antworten hat: „Ja, ich ſchreibe Novellen und Novelletten und gehöre zu denen, welche die junge Literatur auf die Bretter zu bringen, den Verfaſſern neuer Bühnenſtücke aber ein beſſeres Honorar auszuwirken ſuchen; außerdem aber „kritiſire“ ich auch ſchöne Literatur.“ „Kritik und Production“ ſind die beiden Hauptkategorien und Stichwörter der abſtracten Literaten, und ihre Abſtraction beſteht darin, daß ſie (weſentlich aus dem Grunde, weil ſie die theoretiſche Vertiefung, die gründliche Erkenntniß des Wahren nur unter dem flachen Namen der belletriſtiſchen Kritik und die wahre Praxis nur unter dem beſchränkten Titel der ſchöngeiſtigen Production kennen) das Introduciren und das Produciren nicht gehörig zur Durchbringung bringen. Die Welt theilt ſich freilich in Genies und Philiſter; nur wird ſich das Genie allemal an den Ausſpruch des modernen Helden, den gerade die moderne Productivität mit ſolcher Vorliebe feiert, an Napoleon Bonaparte's: „Beaucoup de mathématique et peu de latin!“ erinnern und an die Kritik, die er bei der Production jedes Sieges nöthig hatte, um nicht ein abſtractes Genie, ſondern ein welteroberndes, mit den Intereſſen der Zeit und des Augenblicks erfülltes Genie zu ſein — und das iſt es, was man Genie nennt, meine freien Freunde von der Feder! — Uebrigens, ſo ſehr die abſtracten Literaten der wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Standesehre im Wege ſtehen, ſoll nicht behauptet werden, daß ſie gänzlich fehlen dürften und nur ſchädlich wären. Sie gleiten allerdings eben ſo, wie die katholiſchen Apoſtaten, aus Genialität unter das Niveau des Geiſtes hinab und verfallen der Unfreiheit; jene fallen aus der Geiſtesfreiheit in die Verknöcherung und Erſtarrung des Hierarchismus, unſere Freunde, die abſtracten Literaten, aus der Kunſt ins Handwerk: aber wie die Reaction im Geiſte den Nutzen hat, Trieb der Entwickelung und Belebung der erſtarrten Gegenſätze zu ſein, ſo iſt auch das Handwerk der abſtracten Literatur, wenn nicht genial, doch eine gemeine Exiſtenz des Geiſtes, die ihre „löblich nützliche“ Seite hat und mit ihrem Hochmuthe um ſo mehr zu toleriren iſt, je weniger ſeine Meiſter in der Regel zum „Guten dieſer Welt gelangen,“ alſo wenigſtens nicht durch die philiſtröſe Beruhigung im Wohlſein verführt werden, „das Beſſere für Trug und Wahn“ zu erklären und darum, der großen Maſſe nach, ſo gut ſie es vermögen, ſich willig beweiſen, dem Zuge der Zeit und der Gewalt des Geiſtes die Ehre zu geben, um Ehre zu nehmen.

17. Schlemihls Schatten,*)

der Patriotismus.

1840.

Es giebt ein altes Märchen: der Teufel ſei einmal unter eine Geſellſchaft Gefangener getreten, die in den Händen eines argen Tyrannen ihren Tod erwartet, ihre Befreiung aber nimmermehr gehofft, und habe ihnen freimüthig eröffnet, wer er ſei und daß er ihnen allen die Thore des Kerkers aufthun und Leben und Freiheit wiedergeben wolle, wenn er nur den Letzten in der Thüre ſich greifen dürfte. Weil nun jeder bei ſich im Stillen die Hoffnung hegte, es werde doch nicht gerade ihn dies Unglück treffen, ſo willigten ſie alle unbedenklich in den Vorſchlag des Argen, der hinter den Letzten ſtand und ſchon ſich auszurechnen ſchien, wen es wahrſcheinlich treffen möchte, daß er ausgedrängt zurückbliebe; ſie ſtellten ihm nur die Bedingung, er ſolle den Ausgang ſo groß machen, daß alle zugleich hinaus könnten, wenn ſie geſchickt und hurtig wären. Darauf traten ſie in Reih und Glied, richteten ſich ganz genau, wie ſie es als Soldaten gelernt hatten, der Officier commandirte, und ſie marſchirten ſo gerade in den Ausgang hinein, daß ſicherlich keiner um eines Haares Breite zurückgeblieben wäre, wenn nicht bei dem letzten haſtigen Schritt der Mittelſte, da wo die Schwelle der wirklichen Kerkerthür war, das Unglück gehabt hätte, zu ſtolpern und zu fallen. Glücklicher Weiſe fiel aber ſein Schatten, den der Vollmond in die geöffnete Thür zurückwarf, hinter ihm her; der Teufel hielt dieſen für den Letzten, warf ſich auf ihn und fing dem ſtolpernden Manne ſolchergeſtalt ſeinen Schatten weg. Die Soldaten marſchirten luſtig in die Freiheit hinein und lachten über den betrogenen Teufel. Aber das Schlimme kam nach. Der Gefallene hatte wohl ſeine Seele gerettet, aber nicht ſeinen Leib. Die Schattenloſigkeit zehrte ihn aus; die Sonne ſchien durch ihn hindurch, und er verging vor den Augen der Menſchen, wie Nebel und Dunſt. — Ich glaube dieſes Märchen ſogar gedruckt geleſen zu haben, und wundere mich, daß es weder Hitzig noch Chamiſſo ſelbſt erwähnen. Hitzig hat es gewiß nicht gekannt; daß dagegen Chamiſſo ſelbſt, wenn auch nur ſo eine zweideutige Jugenderinnerung davon gehabt, und die rohen Motive desſelben beſſer ausgebeutet oder vielmehr das äußerliche Motiv der Durchſichtigkeitsſchwindſucht und ihrer bloßen Calamität in ein ethiſches, wahres und werthvolles umgedichtet, ſollte man doch beinahe vermuthen. Wenn damit Chamiſſo eine gewiſſe Anonymität, ſo ein unbewußter Zug und eine poetiſche Eingebung ſtatt des vollen Bewußtſeins zugemuthet wird, ſo iſt wohl zu bedenken, daß die Männer ſeiner Richtung gerade darin die wahre Poeſie ſetzen, wie denn auch Chamiſſo ſelbſt und Hitzig desgleichen ein klares Bewußtſein über die Wahrheit des Motivs im Schlemihl beharrlich abläugnen. Hitzig ſagt in ſeiner Vorrede zu dieſer hübſchen Ausgabe, deren Ausſtattung mit ſammt den genialen Holzſchnitten die beſte Empfehlung verdient: „Man hat Chamiſſo oft mit der Frage gequält, was er mit dem Schlemihl ſo recht gemeint habe? Oft ergötzte ihn dieſe Frage, oft ärgerte ſie ihn. Die Wahrheit iſt, daß er wohl eigentlich keine ſpecielle Abſicht, deren er ſich ſo bewußt geweſen, um davon eine *philiſtröſe Rechenſchaft* zu geben, dabei gehabt. Das Märchen entſtand, wie jedes ächt poetiſche Werk, in ihm mit zwingender Nothwendigkeit, um *ſeiner ſelbſt willen*.“ Chamiſſo ſelber macht ſich über die klügelnden Fragen nach ſeiner eigentlichen Intention luſtig und deutet ſcherzhaft den Schatten als das *Solide*; und man könnte ernſthaft hinzuſetzen, „er ſei das *Zeugniß* des Soliden,“ wenn man, wie Chamiſſo hier, an den Schatten für ſich allein ſich halten wollte, wem aber das Zeugniß des Soliden abgehe, dem fehle für die Welt das Solide ſelbſt. — Was iſt der Paß? — ein Signalement, ein Schattenriß, ausdrücklich als Zeugniß ausgeſprochen, und Jedermann weiß, was der Mangel dieſes Schattens für Unannehmlichkeiten nach ſich zieht, wenn man unter die Leute geräth, welche darauf achten. Es wäre aber zu ſpeciell, wenn man die ethiſche Bedeutung des fehlenden Schattens einfach als Zeugniß des Soliden, um auf Chamiſſo's Humor einzugehen, ausſprechen wollte. Ein ſechster Finger, ja eine ſechste Zehe, die man etwa nur weiß, gar nicht einmal ſieht, ein Höcker, ein Zopf, wenn die Andern keine Zöpfe, und kein Zopf, wenn die Anderen welche tragen, „eine zweibeinigte Carrete," wie die Straßenjungen ſich ausdrücken, wenn die gewöhnlichen Carreten vier Räder haben, — Alles dergleichen giebt Schlemihl'ſche Unbequemlichkeiten, nach Gelegenheit ethiſche und gemüthliche Uebelſtände. Mir erzählte ein Freund: er habe als Student in Berlin ſeinen Mantel verſetzt. Darauf ſei eine furchtbare Kälte eingefallen und für ihn, dem nur ein Leibrock zu Gebote geſtanden, nun nicht ſowohl der grimmige Froſt, als das Bewußtſein unbequem, ja drückend geworden, unter allen Bemäntelten ſo abenteuerlich nackt einherzugehen. Er habe ſich verſtohlen an den Häuſern hingeſchlichen und tauſendmal den Verſatz ſeines Mantels verwünſcht; ja er ſei gar nicht ausgegangen, als zur höchſten Noth, um nur dieſem Gefühl der Unvollſtändigkeit und Abenteuerlichkeit zu entgehen. Gerade damals habe er ſich viel mit der Deutung des Schlemihl und überhaupt mit der verkehrten Manier, im Kunſtwerk den allgemeinen Gedanken zu ſuchen, herumgeſchlagen, bis er eines Tags einen Freund um ſeinen Mantel gebeten mit den Worten: „Borg mir einmal deinen Schatten," bei welchem Ausdruck ihnen Beiden auf einmal die Wahrheit des Motivs im Schlemihl deutlich geworden ſei. Der Mantel aber habe zwiſchen ihnen fortan nur der Schatten geheißen. —

---

*) Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte, mitgetheilt von Adelbert von Chamiſſo. Nach dem Tode des Dichters neu herausgegeben von J. E. Hitzig.

Wie es hier nicht gleichgültig war, ob „der Schatten" verſetzt oder geſtohlen war; wie einer, der, wenn nicht froſies-, doch ſtandes- und ehrenhalber einen Mantel haben muß, wenn es 20 Grad kalt iſt, ſich gemüthlich ſehr incommodirt fühlen wird, wenn er ihn verſetzt hat: ſo geſteht auch Schlemihl durchaus nicht ein, wie er eigentlich um den Schatten gekommen iſt, lügt vielmehr jedesmal, er ſei ihm geſtohlen oder durch eine Calamität, die er nicht verſchuldet, abhanden gekommen. Obgleich nun übrigens Schlemihl eine unſchuldige Haut iſt, ſo beruht doch auf dem Umſtande, daß er dem Teufel „nur ein Haar“ freiwillig giebt, daß er ihm auch nur ſeinen Schatten verkauft, ſich auf einen Handel mit ihm einläßt und von dem gewöhnlichen Wege der Welt zu den Gütern der Erde abweicht, — auf dieſer leiſen, ſich ſelbſt entſchuldigenden Verſchuldung beruht die glückliche Wendung der Dichtung, ihr feſſelndes Intereſſe und ihr intereſſanter Verlauf. Das Verhältniß, welches Chamiſſo ſelbſt zu dem Schlemihl hat, wird dadurch ebenfalls intereſſant. Hitzig ſelbſt erzählt, Chamiſſo habe den Schlemihl geſchrieben im Jahr 1813, in einer Zeit, wo die ganze deutſche Welt für eine große Sache ſich bewaffnete. „Chamiſſo hatte nicht allein einen kraftvollen Arm, ſondern trug ein wahrhaft deutſches Herz in ſeiner Bruſt und befand ſich dennoch in einer Lage, wie unter Millionen nicht Einer. Denn es galt Kampf nicht für Deutſchland allein, ſondern auch Kampf gegen ein Volk, dem er durch Geburt und Familienbande angehörte. Das ſetzte ihn in Verzweiflung. „„Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins,““ ſo ſeufzte er oft. Seine

Freunde entfernten ihn aus Berlin und bereiteten ihm ein Aſyl bei der gräflich Itzenplitziſchen Familie zu Kunersdorf. Hier ſchrieb er in wenig Monaten den Schlemihl.“ Es kann nicht fehlen, daß er darin ſeine eigene Stimmung ſchrieb. Was fehlte ihm, was hatte er verſchuldet? war es mehr als der verdienſtloſe Schatten, den alle Anderen vor ihm voraus hatten? denn er war ja ſeiner Geſinnung nach ein Deutſcher und nur von Geburt ein Franzoſe; und war es ſeine Schuld, daß nun plötzlich eine Zeit hereinbrach, die ein Weſen, welches bisher ein Schatten zu ſein ſchien und nicht höher geachtet wurde, die Nationalität, das Volksthum, zum Stichwort machte und Jeden, der es nicht hatte, mit unerbittlicher Rohheit als einen paßloſen Auswürfling und Vagabunden behandelte? Man kann ein ehrenwerther Mann ſein ohne dies Verhältniß; der Menſch und die Intereſſen des menſchlichen Geiſtes, Wiſſenſchaft und Kunſt, die dem edlen Chamiſſo ſo ſehr am Herzen liegen, rechtfertigen ſeine kosmopolitiſche Schattenloſigkeit; und bei ſeinem Freunde Hitzig und ſelbſt bei dem teutoniſchen Fouqué war er ſo gut, wie Schlemihl bei ſeinem Freunde Chamiſſo gerechtfertigt. Das aber iſt ein feiner Takt, daß er ſeinen Helden nicht ohne Schuld in die Calamität hineingerathen läßt, und wenn er ſehr ſtark hervorhebt, wie wenig er vor ſeiner trüben Erfahrung den Werth des Schattens gekannt, ſo iſt es wohl kein Zweifel, daß auch hier wieder Chamiſſo ſeine eigene Erfahrung mit der doppelten, d. h. mit gar keiner Nationalität in der innerſten Empfindung gegenwärtig gehabt. Die Analogie beleuchtet ſo ſtark, wie der Begriff, und für das Poetiſche ſtärker, denn ſie giebt die anſchauliche Wahrheit, nicht die abſtracte. Will man nun von Chamiſſo's eigener Schuld reden, ſo iſt ſie augenſcheinlich dieſelbe, wie die ſeines Freundes Schlemihl, die Veräußerung einer Qualität, auf die er kein Gewicht legte, als er ſie hingab, und um die gleichwohl kurz darauf Millionen zum Schwerte griffen. 1810 konnte er zurückkehren; 1813 trat der Nationalitätskampf ein. Chamiſſo hatte den Humor, auf ſein Vagabundenbewußtſein zu beſtehen, ja in das Botaniſiren durch alle Zonen und Welttheile ausdrücklich die Verſöhnung des Schlemihl mit ſeinem ſchlimmen Geſchick zu ſetzen; auch dies iſt aus ſeiner innerſten Anſchauung und Erfahrung geſchrieben, und er bewies es kurz darauf durch die That. „Die erſte Ausgabe der unvergleichlichen Erzählung, ſchreibt Hitzig, erſchien 1814, und hatte ſich kaum zu Anfange des nächſten Jahres 1815 Bahn zu brechen angefangen, als der Dichter auf mehr als drei Jahre, zu ſeiner Reiſe um die Welt, von der der Schlemihl eine merkwürdige Vorahnung enthält, Deutſchland verließ. Schlemihl war der Abſchiedsgruß an dies ſein zweites Vaterland.“ Chamiſſo iſt zurückgekehrt, und hat ſeine Studien und ſeine Poeſieen gepflegt, wie Schlemihl der Anachoret, aber auch er gewann ſeinen Schatten nie wieder: er hatte aufgehört, Franzoſe zu ſein, der Kampf der Deutſchen und Franzoſen war verraucht, und es wurde nicht mehr auf das Franzoſenthum pointirt; aber der Kampf um das Deutſchthum, die Noth um die Leichtigkeit der Sprache in der Converſation (die ihm beim Schreiben ſo meiſterhaft gelingt, wie des der Schlemihl ein Zeuge iſt) führte ihn nie zum vollſtändigen Ueberwinden. —

Dem Herausgeber iſt die neue Anregung für dieſes liebenswürdige Product und die mancherlei Auskunft über den nicht minder liebenswürdigen Dichter nicht genug zu danken; ſoll doch vom Weltſchmerz die Rede ſein, den ſo viele Gecken jetzt affectiren, ſo iſt es wenigſtens die Welt geweſen und der ſchöne Kosmopolitismus, der dem wackern Chamiſſo ſo zu Herzen ging, über den er ſich aber nicht zerriß und zerraufte, ſondern deſſen tiefe Wahrheit er mitten in der eben ſo berechtigten Aufregung des nationalen Pathos mit ſiegsgewiſſem Humor feſthielt und darſtellte, deſſen Schuld er nicht läugnete und deſſen Kampf er dichteriſch geläutert mit ergreifender Macht in ein analoges Verhältniß hineinbildete.

18. Zur Charakteriſtik von Sealsfield.

Das Cajütenbuch oder nationale Charakteriſtiken vom Verfaſſer des Legitimen, des Virey — von Sealsfield.

1841.

Das Cajütenbuch behandelt den „Moment der Gründung eines neuen anglo-amerikaniſchen Staates auf mexikaniſchem Grund und Boden; den Moment, wo die germaniſche Race ſich abermals, auf Unkoſten der gemiſchten romaniſchen, Bahn gebrochen, die Gründung eines neuen anglo-amerikaniſchen Staates durchgeführt hat“. Es iſt von Texas die Rede. „So wie in früheren Werken, ſo ſcheinen auch in dieſem dem Verf. Quellen zu Gebote geſtanden zu ſein, die weit mehr Aufſchlüſſe über die Entſtehung des neuen Staates geben, als es bisher erſchienene geſchichtliche Werke thaten. Auch bemerkt er ausdrücklich, daß mehrere Facta, z. E. das Treffen am Salado, die Belagerung von Bexar, die Entſcheidungsſchlacht bei Louisburg, dem Staatsarchiv zu Waſhington entnommen worden, ſowie daß ſämmtliche Incidents ſich auf Thatſachen gründen.“ (Vorwort des Herausgebers.) Texas iſt nun fertig. Der Strom der Auswanderung und Coloniſation zieht ſich daher nach der andern Seite, nach der Weſtküſte von Mexiko, und es handelt ſich gegenwärtig um Californien, das den pfäffiſch-verdummten Mexikanern zu nichts nützt, das aber die Union wegen ſeines Hafens in der Franciscobay für den Handel ihres Oregongebietes, dem es an Häfen fehlt, nicht entbehren kann. In dieſem raſtloſen Civiliſationsproceß haben wir alſo eine Epoche vor uns, die das Cajütenbuch ſehr anſchaulich darſtellt, nicht ohne Seitenblicke nach Nord- und Südamerika und den rieſenhaften Fortſchritten beider Continente in dieſem Jahrhundert.

Die Cajüte iſt ein patriarchaliſches Pflanzerwohnhaus in Miſſiſſippi. Capitän Murky hat es ſich im grandios-bizarren Stil aus Balken und Brettern zuſammengezimmert. Es glich der altteſtamentariſchen Arche oder auch einem holländiſchen Vierundſiebziger; aber es mußte ſich dennoch lieblich und comfortable drin hauſen. Denn wir finden dort eine große Geſellſchaft Miſſiſſippi-Gentlemen bei den feinſten franzöſiſchen und ſpaniſchen Weinen verſammelt, und dieſe reichen Herren ſind in Betreff des Comforts jeglicher Art nicht minder delicat, als im Punkt der Ehre, den ſie bis zum Exceß cultivirt haben. Ihre Reden ſprudeln leicht über und ihre Geſellſchaft hat ganz den Charakter des lebendigſten Duellcomments; jede Differenz führt an die Grenze einer Ehrenſache. Die Rede kommt auf Texas; Texas wird beleidigt; ein Texaſer, Oberſt Morſe, tritt auf; er hat bei Fort Velasco, bei San Antonio und in der Entſcheidungsſchlacht bei Louisburg mit Auszeichnung gefochten; er fordert, daß die Miſſiſſippi-Gentlemen ihre Ausdrücke in Beziehung auf Texas, wenigſtens auf die Tapfern, mit denen er zu fechten die Ehre gehabt, „qualificiren“. Sie haben von ihm gehört, ſie erwägen die tapfern Thaten der Revolution, ſie qualificiren. Nun geſteht ihnen Oberſt Morſe viel Geſindel in Texas zu, viel Geſindel, Räuber, Diebe, Mörder und Spieler — aber lange noch nicht genug für Texas: und als man ſich wundert, wie er, von guter amerikaniſcher Familie, nach Texas gekommen, erzählt er ihnen dies, ſowie ſeine Verwicklung in den Aufſtand und in die Intereſſen des jungen Staates, der daraus erwuchs. Dieſer Oberſt, oder vielmehr General Morſe, ein Mann inmitten der Zwanziger und bereits ſo tief betheiligt bei dieſen folgenreichen Ereigniſſen, iſt der Held unſers Romans; in der That, eine intereſſantere Figur, als wir ſie in unſern alterſchwachen Alltagsverhältniſſen haben können; wir müßten zu dem Zweck die franzöſiſche und ſpaniſche Revolution zu Hilfe nehmen. Der erſte Theil des Cajütenbuchs, welcher Texas und dem General Morſe ſich widmet, heißt „die Prairie am Jacinto". Wir werden hier mit Herzensangelegenheiten noch gar nicht behelligt; die Charakteriſtik und Geſchichte des neuen Landes und Staates ſcheint der einzige Zweck zu ſein, der aber auch wieder ſehr geſchickt an die perſönlichen Fata des Helden angeknüpft und von ihnen getragen wird. Zuerſt hat er das Land förmlich zu entdecken, und das iſt keine leichte Aufgabe. „Die Küſten von Galveſtonbay, in die der Rio de Brazos einmündet, ſind nicht ſo grauſenerregend zu ſchauen, wie die Louiſiana's und der Mündungen des Miſſiſſippi; aber aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben nicht zu ſchauen ſind. Man ſieht weder Mündungen noch Land. Eine Inſel dehnt ſich etwa 60 Meilen vor dieſem wie eine ungeheure flachgedrückte Eidechſe hin — ſie wird Galveſton-Inſel genannt —, hat aber weder Hügel noch Thal, weder Haus noch Hof, nicht einmal einen Baum, mit Ausnahme dreier verkrüppelter Auswüchſe am weſtlichen Ende, die aber bei der gänzlichen Flachheit des Bodens doch weit hinaus ſichtbar ſind. In der That würde ohne dieſe drei Zwergbäume das Auffinden der Mündung eine ſchwere Aufgabe ſein.“ „Denken Sie ſich,“ fährt Oberſt Morſe fort, „eine unüberſehbare, hundert oder mehr Meilen vor Ihren Augen hinlaufende Ebene, dieſe Ebene ohne auch nur die mindeſte Erhöhung oder Senkung, mit den zarteſten, feinſten Gräſern überwachſen, — von jedem Hauche der Seebriſe gefächelt — in Wellen rollend — durch nichts unterbrochen — weder Baum noch Hügel, Haus noch Hof — einzig der Wogenſchaum, der, ſich an den Gräſern abſetzend, in endloſen Streifen vor unſern Augen hinzog, deutet auf etwas wie eine Grenzſcheide — eine Küſte und ein Land, aber weder die eine noch das andere in irgend etwas von der See zu unterſcheiden, — und Sie werden ſich eine ſchwache Vorſtellung von der ſeltſamen Erſcheinung dieſes Landes bilden können. Etwa zehn bis zwölf Meilen gegen Norden und Nordweſten tauchten freilich einige dunkle Maſſen auf, die, wie wir ſpäter erfuhren, Baumgruppen waren; aber unſern Augen erſchienen ſie als Inſeln; auch heißen dieſe Baumgruppen, deren es unzählige in den Prairies von Texas giebt, wirklich, charakteriſtiſch genug, Inſeln, und ſie gleichen ihnen auch auf ein Haar.“

Oberſt Morſe, zur Zeit noch ſchlechtweg Sir Eduard Morſe, hat ſich in Newyork von der Galveſtonbay- und Texas-Landcompagnie einen Texas-Land-Scrip gekauft. Um dieſen zu realiſiren, geht er jetzt mit mehreren andern Einwanderern den Brazos hinauf nach Brazoria. Am erſten Tage fuhren ſie durch eine immerwährende Wieſe, am zweiten rückten ſie den Inſeln näher; die Wieſe wurde zum Parke, rechts und links tauchten in meilenweiter Entfernung die prachtvollſten Baumgruppen auf, aber keine Spur menſchlichen Daſeins in dieſem herrlichen Parke — ein unermeßlicher Ocean von Gräſern und Inſeln. „Es ergreift aber ein ſolcher Ocean von Gräſern und Inſeln das Gemüth des Neulings noch weit mehr, als der Ocean der Wäſſer. Wir ſahen dies an unſern Reiſecompagnons, Landjägern, ſo wie wir, nur daß ſie nicht überflüſſig mit dem circulating medium geſegnet, auch ohne Scrips kamen; übrigens nichts weniger, als empfindſame Yorik-Reiſende, im Gegentheil meiſtens wilde Burſche, die es während der drei Wochen oft toll genug trieben. Hier wurden ſie jedoch alle ohne Ausnahmen nüchtern, ja ernſt und geſetzt. Die wildeſten, und ein Paar waren wirklich ſo wildrohe Burſche, als je auf Abenteuer ausgingen, wurden ſtumm, ließen keine der rohen, ſchmutzigen und ſelbſt gottesläſterlichen Zoten hören, die uns zur See ſo oft mit Ekel erfüllen. Sie betrugen ſich wie Leute, die, zur Kirche gehend, ſo eben in den Tempel des Herrn eintreten.“ Nichtsdeſtoweniger ſollten die Einwanderer gar bald wieder nicht nur die Civiliſation, ſondern ſogar die

Abgefeimtheit mit allen ihren machiavelliſtiſchen und jeſuitiſchen Pointen auch hier antreffen. Schon in Brazoria erfuhren ſie, wie es mit ihren Scrips eigentlich ſtand, und daß dieſe in der That nicht mehr und nicht weniger werth waren, als jedes andere beſchriebene Papier. Die mexikaniſche Regierung hatte die Abſicht gehabt, das Land zu bevölkern und die Einwanderung vorzüglich in Texas zu begünſtigen. Es waren zu dem Zweck Unterhändler angenommen, die unentgeltlich eine gewiſſe Anzahl Ausländer importiren und dafür zur Belohnung ſelbſt Ländereien erhalten ſollten, während auch den Importirten, je zu hundert Familien, fünf Quadratſtunden Landes angewieſen werden ſollten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieſe Einwanderer Bekenner des ſogenannten alleinſeligmachenden Glaubens ſeien. Dies hatten die Newyorker weislich verſchwiegen, und die Unterhändler aller übrigen Orte desgleichen. Die Mexikaner aber legten ein beſonderes Gewicht auf ihre Bedingung. Sie wollten Texas als eine vorgeſchobene Miſſion gegen die ketzeriſche Union, keineswegs als eine Colonie von Herege's in ihrer rechtgläubigen Flanke haben. Dies iſt der Haken. Die amerikaniſchen Einwanderer erkennen und durchſchauen dieſe Politik. Das Land iſt ſchön; ſie ſind nun einmal da; die Union iſt in der Nähe, Mexiko ſchwach: ſie ſiedeln ſich an und bleiben nun erſt recht gefliſſentlich, um dieſen Strauß und was für Abenteuer mit ihm verknüpft ſind, zu beſtehn. Je mehr ſich einfinden und feſtſetzen, deſto ernſthafter wird die Verwicklung; die beiden

Gegenſätze lernen ſich kennen, und die Mexikaner erwerben ſich immer gründlicher die Verachtung der Amerikaner, die ſich natürlich ganz auf heimiſche Weiſe eingerichtet und conſtituirt, und gleich von vornherein ſo gut wie unabhängig leben; denn ſie ſind die eigentlichen Coloniſten und Beſitzer dieſer weiten herrenloſen Ländereien.

Auf die anziehendſte Weiſe werden wir von der Natur des Landes und ſeiner Bewohner ſodann noch näher unterrichtet, indem Eduard Morſe ſich in der Prairie verirrt und zwei volle Tage, genug, um Alles zu entdecken, ſich einzuprägen und wiederzugeben, darin herumreitet, bis er endlich ermattet ſeinem Muſtang die Zügel ſchießen läßt und nun von dieſem wieder zu Menſchen geführt wird; aber er iſt nur in eine Räuber- und Mördergrube gerathen. Aus einer Ohnmacht, in die ihn der Hunger geworfen, erwacht er, um zu entdecken, daß er aus der Wüſte der Natur zu einem noch ſchlimmeren und wüſteren Menſchen und eben darum noch lange nicht dem Tode entkommen iſt. Indeſſen wendet ſich die Sache wunderbar anders, als der erſte Anſchein ſie erwarten ließ. Eine meiſterhafte Schilderung führt uns in dem Mörder Bob die Wirkungen dieſer urwäldlichen Einſamkeit auf das Gemüth der Menſchen vor. Die Gewiſſensbiſſe werden durch den Gegenſatz, den die gottergebene Stimmung unſers Helden zu dem zerriſſenen Weſen des Wüſtlings bildet, noch geſteigert, und das Ende vom Liede iſt, daß Bob mit dem jungen Manne zum Alkalden reitet, dort ſich ſelbſt des Mordes anklagt und gehängt zu werden verlangt.

Nicht wenig erſtaunt iſt Eduard Morſe, als der Richter zu dieſem extremen Schritt gar keine Luſt zeigt, und als Bob ſich von ſeinem Verlangen durchaus nicht abbringen läßt. „Iſt zu ſpät!“ — nämlich ſich zu beſſern — „verſetzte Bob.“ — Weiß nicht, warum es zu ſpät ſein ſollte; iſt nie zu ſpät, ein ſündig verdorbenes Laſterleben aufzugeben; nie, Mann! — „Calculire, iſt's aber doch! verſetzte halb trotzig Bob.“ — Ihr calculirt, es iſt? ſagte der Richter, ihn ſcharf fixirend. Und warum calculirt Ihr? — Der Alcalde muß ihm endlich eine Jury verſprechen und läßt ihn gehn; den Gentleman aber behält er bei ſich und eröffnet ihm des Breitern ſeine Geſichtspunkte, die uns einen höchſt intereſſanten und für Texas bedeutenden Mann zeigen.

„Sag' Euch, Miſter Morſe, gäbe zehn meiner beſten Rinder darum, wenn das mit Bob nicht geſchehen wäre.“ — Glaub' es Euch gern, verſetzte ich; aber nun iſt es einmal geſchehen. — „So gewiß, als Moſes ein Hebräer war. Wie ſchmeckt Euch dieſer Ananaspunſch? Er verdient, gehängt zu werden, wie ein todter Hirſchbock, und doch —“ das machte mich wieder ſtutzen, das Glas, das ich an den Lippen hatte, abſetzen. — „Läßt's ſich wieder nicht thun, auch wenn wir wollten. Hätten viel zu thun, wenn wir Alle hängen wollten, die —“ Viel zu thun, wenn Ihr Alle hängen wolltet, die — gemordet? fiel ich einigermaßen heftig ein. Mein Gott, was muß das für ein geſellſchaftlicher — „Zuſtand ſein? ergänzte er ganz ruhig, ſich eine Cigarre anbrennend. Je nun, fuhr er, nachdem er dieſe in Rauch gebracht, fort, gerade ſo, wi er es in einem Lande ſein kann, das, dreimal größer al der Staat Newyork oder vielleicht ſelbſt Virginien, nod keine 35,000 Seelen zählt, eine Wildniß iſt, eine prachtvolle Wildniß, aber doch nur eine Wildniß. Iſt ein Land wie es alle herrenloſen Länder (denn die Herrſchaft Mexiko't iſt ſo gut wie keine) einſt waren, als ſie noch mit den vorlieb nehmen mußten, was eben kam, ſelbſt Unrath un Auswurf. Und, ſage Euch, ſind Unrath und Auswur für ein ſolches Land auch vonnöthen. Wäre uns hier i Texas nicht einmal gedient mit lauter ſolchen Leuten, wi die Livingſtons, Ranſelläers, Caroltons, oder Euren an Zucht und Ordnung gewöhnten Philadelphia- und Newjerſey-Quäkern; ſehr reſpectable Leute ohne Zweifel, aber für uns zu reſpectable, zu viel Pietät, Reſpect vor Autorität. Würden ſich ſchmiegen, biegen, ſich eher Alles gefallen laſſen, als daß ſie ſich wehrten, oder aufſtänden und dreinſchlügen. Sind viel zu ordentlich, lieben die Ruhe, die Ordnung zu ſehr. Brauchen aber in dieſem unſerm Texas, für jetzt wenigſtens, nicht ſo ſehr ruhig ordentliche Leute, als vielmehr unruhige Köpfe, Köpfe, die einen Strick um den Hals, Spunk im Leibe haben, die ihr Leben nicht höher als eine taube Nußſchale achten, nicht lange fragen, mit ihrem Stutzer ſogleich zur Hand ſind.“ Und nun zeigt er, daß alle großen Reiche durch Räuber und Mörder geſtiftet ſind; namentlich die Normannen in England bringt er unter dies Regiſter.

Allerdings wird nun Bob gehängt, weil er es durchaus ſo haben will. Aber der Richter ſelbſt reißt ihn wieder vom Galgen herunter, denn er hat noch was zu ſagen; und was er nun ſagt, das iſt die Entdeckung, daß ein Amerikaner, ein noch größerer Schuft als er ſelbſt, nach San Antonio entflohen und katholiſch — mithin ein Verräther geworden iſt. Alles geräth in Aufruhr. Man ſetzt in Eile nach. Die Blaſe platzt und der Kampf geht los. Freilich wird dieſer vorläufig noch wieder beigelegt. Als aber der texaſiſche Repräſentant im mexikaniſchen Congreß durch den Vicepräſidenten eingekerkert, darauf **Santa Anna zur Prieſterpartei abfällt** und die Conſtitution von 1824 aufgehoben wird, erfolgt die Losreißung Texas' von Cohahuilo ſowohl als von Mexiko, die Unabhängigkeitserklärung und die Revolution ſelbſt.

Der Alcalde ſpielt nun in ihr eine bedeutende Rolle und das ganze Unternehmen iſt in der That bewundernswürdig. Oberſt Morſe ſagt von ihm zu ſeinen amerikaniſchen Freunden: „Lange dürften Sie die Bände der Weltgeſchichte zu durchblättern haben, ehe Sie eine Revolution richtiger durchdacht, conſequenter durchgeführt fänden. Es hatte ſich da eine Schaar zuſammengefunden, die unter den groben Filzhüten die feinſten Köpfe, unter den rauhen Hirſchwämſern die wärmſten Herzen, die eiſernſten Willen bargen. Männer, die genau wußten, was ſie wollten, die Großes wollten, die aber dieſes Große mit den allergeringſten Mitteln durchführen, mit kaum einer Hand voll Leute es gegen die zweitgrößte Republik der Welt aufnehmen, die alſo ihrem Völkchen nothwendig auch den ſtärkſtmöglichſten Impuls geben mußten. Denn nun handelte es ſich nicht mehr bloß um Aecker und Neger, um einige bürgerliche Rechte mehr oder weniger, oder den Fortbeſtand einiger tauſend Farmers und Pflanzer: es handelte ſich um die Lebensfrage, um die höchſten Güter freier Männer, die durch die ruchloſe Apoſtaſie Santa Anna's, die Vernichtung der Conſtitution von 1824 bereits in ihrer Lebenswurzel getroffen, nun in der ſchmählichſten aller Herrſchaften, der Prieſterherrſchaft, ganz und gar hingeopfert werden ſollten." „Und die Stellung des neuen Staates — voll hoher Bedeutſamkeit für die Zukunft der amerikaniſchen Welt — darf wohl ein Meiſterſtück politiſcher Combination genannt werden. Mitten eingekeilt zwiſchen die zwei großen Republiken, iſt unſer Texas gleichſam der Sporn, der, in die Flanken Mexiko's geſetzt, endlich doch noch den obtuſen Freiheitsſinn ſeiner durch Ariſtokratie und Hierarchie gleich geknechteten Stämme aufſtacheln muß, während es wieder für die Union ein Bollwerk bildet, ein freilich bisher bloß aus rohen Stämmen und Erde aufgeworfenes Bollwerk, das aber doch bald ein imponirenderes Aeußere annehmen dürfte."

Oberſt Morſe erzählt nun den Befreiungskampf, das Gefecht am Salado, die Eroberung von San Antonio; dann die Niederlagen einzelner Poſten, als Santa Anna mit einer großen Armee vorrückt; und endlich den Ueberfall bei Louisburg, wo Santa Anna ſelbſt gefangen genommen und damit der Krieg beendigt wird. Der halbgehängte Bob leiſtet hiebei die unſchätzbarſten Dienſte als Spion und als lebensſatter Kämpfer. Ein höchſt ergötzliches Zwiſchenſpiel iſt die Erzählung, wie die Amerikaner nach dem Gefecht am Salado dem fliehenden Feind eine goldene Brücke bauen, gar ſehr wider den Willen ihrer Anführer.

„Der Capitain commandirte Feuer, aber keiner ſeiner Leute leiſtete Folge; er befahl ein zweites Mal — noch immer keine Folge. Wie er jetzt ein drittes Mal commandirte, trat ein alter wetter- und ſonnenverbrannter Bärenjäger kopfſchüttelnd an ihn heran, ſich mit aller Muße folgendermaßen expectorirend: „Wollen Euch ſagen, Capting! — bei den Worten ſchob er den Tabaksquid aus ſeiner linken Backe in die rechte über. — Wollen Euch ſagen, Capting! Calculiren, laſſen für jetzt die armen Teufels, die Dons, in Ruhe!“ — Aller Verweis hilft nichts; er fährt ruhig in ſeinem Palaver fort, entwickelt ſeine Notion weiter und ſagt: „Calculire, iſt eine große Kurzſichtigkeit, den Feind ohne Unterſchied niederzumachen, den Zaghaften eben ſo wohl als den Herzhaften; heißt das ein Prämium auf die Tapferkeit ſetzen, und iſt das zwar klug, wenn man es bei ſeinen, aber nicht klug, wenn man es bei des Feindes Leuten thut. Sind die Zaghaften immer die beſten Alliirten; ſind es dieſe, die, wenn Ihr ſie verſchont, bei der nächſten Gelegenheit zuerſt Reißaus nehmen, die Andern mit ſich fortreißen. Und ſind die — er wies hier mit der Hand auf die flüchtigen Mexikaner — wohl die Allerzaghafteſten;

denn ſind im paniſchen Schrecken am weiteſten in die Prairie hinausgeſprengt, zuerſt ausgebrochen, haben in ihrer Angſt die Furth ganz und gar vergeſſen. Und wenn Ihr jetzt in ſie hinausſchießt, und ſie merken, daß, gleichviel ob zaghaft oder tapfer, ſie doch von uns niedergeſchoſſen werden, je nun, ſo könnt Ihr ſicher ſein, daß ſie bei der nächſten Gelegenheit ihren Balg theuer verkaufen. Sage Euch, Capting, calculire, laßt die armen Teufels von Dons. Werden uns ſo beſſere Früchte tragen, die Haſenfüße, wenn wir ſie laufen laſſen, als wenn wir ihrer 500 niederſchöſſen. Calculire, werden das nächſte Mal dafür zuerſt Reißaus nehmen, und ſo den Dank für die bewieſene Großmuth abſtatten.“

Kehren wir von Texas zur Cajüte Capitain Murky's zurück, ſo iſt unterdeſſen, daß General Morſe ſeine Fata erzählt, ein intimer Freund des Capitains, der Bankpräſident, erſchienen, um den Capitain zu entſchuldigen, der ſich entfernt, um ſeine Tochter Alexandrine, die von Paris ſo eben zurückkehre, zu empfangen. Dies erregt einen großen Aufruhr; und als vollends General Morſe bei dem Namen Alexandrine ſeufzt, werden die Miſſiſſipi-Gentlemen Feuer und Flammen; ſie verbieten ihm das Seufzen, und mit Noth und Mühe gelingt es dem Bankpräſidenten, den Sturm zu beſchwichtigen. In dieſem Scharmützel rühmt ſich der Bankpräſident, auch er habe Pulver gerochen, und dies wird die Veranlaſſung zur näheren Charakteriſirung des Capitain Murky, in deſſen Geſellſchaft eben dieſes nobilitirende Geſchäft vor ſich gegangen. Die Erzählung führt uns nun nach Südamerika und in den dortigen Revolutionskampf, namentlich zu der Belagerung von Callao, dem letzten Punkt, den die Spanier vertheidigten. Der Charakter des Capitains und die Ereigniſſe, ſo wie die Elemente dieſes denkwürdigen Kampfes ſind auf's Anziehendſte geſchildert. Schließlich entdeckt ſich der Bankpräſident als Onkel des General Morſe, nimmt Capitain Murky ein lebhaftes Intereſſe an dem jungen Mann, und gelingt es dieſem, ſeinen Roman mit der ſchönen Alexandrine auf die liebenswürdigſte Weiſe zum Schluß zu bringen. Man ſieht, der Roman nimmt den kleinſten Theil des Werkchens ein, das dem Anſchein nach zuerſt völlig frei iſt von allen ſentimentalen Intereſſen, vielmehr nur auf Kampf und Krieg, Politik und Freiheit auszugehn ſcheint, dann aber auf dieſem Hintergrunde deſto reizender die friedlichen Spiele der Liebe hervortreten läßt. Und es konnte nicht überzeugender bewieſen werden, daß der Friede nichts werth iſt, der nicht durch den Krieg verdient wurde, und daß die beſten Weiber zu keiner Zeit und nirgends den Anſpruch aufgeben, ganze Männer und geprüfte Charaktere durch ihre Gunſt mit dem ſchönſten Danke zu ehren.

In dem dritten Theil, dem eigentlichen Roman, treten an die Stelle der epiſchen Ausbreitung kleine, zarte Idyllen, ein reizender Contraſt. Die Seufzer des Jünglings, die Süßigkeiten ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe, die kleinen Coquetterieen, die halbe Hingabe und die verſchämte Verſchloſſenheit der klugen, ſchalkhaften und feinen Republikanerin — ſind uns hier eine überraſchende Entdeckung, während ſolche Dinge an andern Orten, wo ſie das A und das O ſind, wo ſie ohne Folie mit ihrem abgedroſchenen Brillantfeuer in der Luft hängen und die ganze Luft mit dieſem Intereſſe auszufüllen die Unverſchämtheit haben, höchſt widrig auftreten.

Der General benimmt ſich bei der Eroberung ſeiner Schönen trotz aller Entſchloſſenheit linkiſcher, als er es wohl bei den Stürmen auf die mexikaniſchen Wälle gethan. Dies Linkiſche kleidet ihn aber nicht wenig liebenswürdig, weshalb es denn auch die ſchalkhafte Alexandrine wiederholt bis zur Verwirrung ſteigert, indem ſie ihm immer den letzten Strich und das Titelchen über das J ihres Ja hinwegſcherzt. Meiſterhaft iſt in dieſer und anderer Hinſicht der Abſchnitt: „Die Fahrt und die Cajüte“. Hier ein Beiſpiel zum Beleg: „Trinken Sie, der Thee heitert immer auf, und Sie bedürfen der Aufheiterung, denn einigermaßen kommen Sie mir vor, als ob —“ Als ob? — „Sie nicht bei Troſte wären!“ ſpottete ſie. — Der Spott war aber wieder mit einem ſo ſchalkhaft zärtlichen Blicke gewürzt, daß er aufſprang und ihr wahrſcheinlich um den Hals gefallen ſein würde, wenn er ſich nicht noch zu rechter Zeit beſonnen hätte. Sie werden mich noch um den Verſtand bringen! rief er wie außer ſich. — So? fragte ſie mit komiſchem Ernſte; ſo? Wirkt alſo meine Nähe ſo gefahrbringend, dann ſollte ich ja billig anſtehn, Ihnen im Wagen noch näher zu kommen. Und in der That, wenn Papa Sie mir nicht zum Beſchützer auf dieſer Fahrt gegeben hätte? Er hat Sie recht gerne, Papa.“ — Und ſeine Tochter? — „Will ſehen, in wie weit Sie ſein Vertrauen rechtfertigen. Geben Sie aber Acht, mein tapferer General! die Pferde Ihres Onkels ſcheinen mir auch zur Schwärmerei geneigt, ein bischen wild.“ — Das waren ſie nun in der That, aber es verſprach auch, den Reiz der Fahrt zu erhöhen. Eine ſolche Fahrt aber iſt überhaupt ſchon geeignet, Liebende in günſtige Beziehungen zu bringen. Bereits das Erfaſſen der Zügel giebt dem Manne einen gewiſſen Halt, der, ſo ſchwankend er iſt, ihn ſchon zum Bewußtſein deſſen bringt, was er als Gentleman ſeiner Dame ſchuldig iſt, während ſie ſich wieder, im Gefühl des Schutzbedürfniſſes, näher an ihn anſchmiegt. Der junge General beſaß aber auch den ſeltenen Takt, ihr ſeinen Schutz auf die möglichſt zarte Weiſe angedeihn zu laſſen. Er wußte nicht bloß, wie jeder Gentleman, gut — er verſtand es auch, mit Gefühl — wenn wir ſo ſagen dürfen — zu fahren, mit jener gewiſſen hinreißenden Caprice, die, gleichſam den Impulſen eines empfänglichen Gemüthes nachgebend, da raſch den Zügel ſchießen läßt, wo alltägliche Gegenſtände das Auge beleidigen, wieder läſſig weilt, wo intereſſante Punkte vortreten. Die Umgebung von Natchez iſt reich an Abwechslungen. Nun grandios, ja ſublim durch ein Bruchſtück des hehren Urwaldes oder den zeitweilig hervortretenden Waſſerſpiegel des majeſtätiſchen Vaters der Ströme, in der nächſten Wendung wieder idylliſch durch eine deliciöſe Villa, die in Chinabäumen, Magnolien, Orangen- und Citronenbäumen Verſteckens zu ſpielen ſcheint, wird ſie plötzlich proſaiſch, ja gemein durch eine Cottonpflanzung, deren meilenweite Baumwollenſtauden mit den häßlichen Einfriedigungen wie ſpaniſche Reiter in die Augen ſtarren. — Sie flogen abwechſelnd durch Gaſſen von Cottonfeldern, wieder weilten ſie im Schatten der Urwälder, bewunderten hier die ſeltene Färbung einer Blüthe, eines Blattes, dort die hundertvierzig Fuß hohe Krone eines Cottonbaumes; dann tranken ihre Blicke aus dem goldglänzenden Spiegel des Miſſiſipi, wieder weilte ihre Phantaſie bei den Bildern der edlen Natchez, deren einſtmalige Sitze am Catharinenfluſſe ſie durchfuhren. Vor einer Villa hielten ſie, weil ſie Aehnlichkeit mit der ihrer Freundin Gabriele, vor einer andern, weil ſie ihn an ſeinen Landſitz in Texas, den er von einem edlen Spanier an ſich gekauft, erinnerte. Nun ſcherzend, plaudernd, lachend, ſtand ihnen wieder im nächſten Augenblick eine Thräne im Auge. Wie Kinder trieben ſie es. Spielend wie Kinder kamen ſie an der langen Allee von Chinabäumen an, an der ſie vorbeigefahren ſein würden, — ſo hatten ſie in ihrem Glücke Alles um ſich her vergeſſen — wenn nicht der Diener, der ſie zu Pferde begleitet, vor ihr gehalten hätte.“

Wir genießen das Glück unſers Freundes mit, lange bevor es ihm noch gelingen will, das Siegel der ausdrücklichen Anerkennung auf ihre Lippen zu drücken, und finden wiederholt Anlaß, die feine Beobachtung der weiblichen Caprice in dieſem zarten Punkte zu bewundern.

Wir haben das Cajütenbuch nach ſeinen intereſſanten und frappanten Zügen, in denen wir allerdings faſt eben ſo viele Vorzüge vor unſerer trivialen Genialitäts- und Handwerks-Belletriſtrik finden müſſen, der Anſchauung des Publicums nahe zu bringen geſucht; wir hätten es aber freilich damit noch lange nicht als Kunſtwerk gerechtfertigt, und wenn man uns nach dem Geſagten auch die gute Schilderung werthvoller Einzelheiten zugeben ſollte, ſo iſt es doch von da noch weit hin zu einem tadelloſen Ganzen, deſſen Theile gehörig ineinandergreifen, und zu einer lebendigen Bewegung der Charaktere gegen einander, die wir in manchen Romanen Walter Scott's z. B. ſo ſehr zu bewundern haben. Und es fragte ſich, ob wir nicht ſogar mehr thun, als der Verfaſſer im Bewußtſein ſeiner Intention ſelbſt in Anſpruch nimmt, wenn wir ſeine nationalen Charakteriſtiken einen guten Roman nennen. General Morſe begleitet uns freilich durch die ganze Erzählung, er iſt der Faden, an dem ſie, wenn auch loſe genug zuſammenhängt, aber er iſt Sieger von vornherein, und ſelbſt die letzte Entſcheidungsſchlacht, das Capituliren der ſchönen Alexandrine und ihre endliche Ergebung auf Gnade und Ungnade, iſt gewonnen, faſt ehe ſie noch geſchlagen wird, und alle Hinderniſſe, die ſich berghoch aufzuthürmen ſcheinen, räumt ein einziges Wort des alten Murky hinweg, als dieſer, im Hintergrunde der Cajüte verſteckt, das Geſtändniß des Generals gegen ſeinen Onkel mit angehört hat. Iſt das nicht ſehr gewöhnlich? und wo bleibt der Kampf um Helena? wo die Spannung, wo die Geſchichte? Allerdings war das Hauptaugenmerk ohne Zweifel die nationale Charakteriſtik, dennoch muß man geſtehn, daß die Concentrirung der Elemente in der Cajüte ſehr fein und von vornherein berechnet iſt, daß dadurch das Ganze den Anſtrich dieſer idylliſchen Ruhe nach heroiſchen Stürmen eines ideal bewegten Lebens erhält: die Cajüte iſt der Ruheſitz des tapfern, vielverſuchten, in Schlachten und Stürmen unerſchütterlich ruhigen Seemannes, des Capitain Murky. Deſſen Charakteriſirung iſt meiſterhaft, ſo individuell, wie nur immer die Boziſchen Figuren, aber dennoch frei von aller grotesken Carikirung. Eine granitne Figur, aber inwendig ein Juwel, und bei aller ſcheinbaren Indolenz das tiefſte Gemüth. Es wird nun mit Recht ein Gewicht darauf gelegt, daß Alexandrine auch geiſtig ſeine Tochter iſt, daß der Capitain ſich gleich, wie er ſeinen Werth und ſein Gemüth erkennt, des General Morſe annimmt, und als dieſer durch ſeinen Onkel, weil Murky's Verhältniſſe für einen Texaſer Abenteurer zu brillant wären, ſchon entſchieden verſcheucht iſt, eben ſo entſchieden das Noninterventionsdecret und das Gewährenlaſſen der Liebesraſerei proclamirt. Hat er doch einſt ſelbſt, mit Gefahr ſeines Guts und Lebens, rein der Sympathie für Freiheit und Ehre folgend, er ein Kauffahrer und ſimpler Handelscapitain, den General Hualero aus den blutigen Händen der Spanier gerettet! In der

Geſchichte des Capitains Murky haben wir neben den grandioſen Abenteuern zugleich die Gründung der Familie und das Intereſſe für den Familiengeiſt, eben ſo wie Eduard Morſe durch ſeine Theilnahme an der Revolution von Texas ſeine Zukunft ſich gegründet hat. Auf dieſe Weiſe gewinnen die großen Ereigniſſe eine direct perſönliche Beziehung, ſie ſind der vulcaniſche Boden, auf deſſen beruhigtem Grunde das Paradies der Liebe angebaut wird. Wir haben dieſen Contraſt ſchon hervorgehoben und wir müſſen dieſe Begründung des idylliſchen Lebens nun auch von Seiten der künſtleriſchen Anlage in Schutz nehmen, wie wir es oben von Seiten des Effects gethan. Es ſchwebt alſo weder Capitain Murky, noch General Morſe außerhalb der Einen Geſchichte, deren Fäden weniger als deren Grundmaſſen in dem idylliſchen Finale zuſammentreten und zuſammenrücken. Dies iſt allerdings eine neue Art, auch dem Leſer überraſchend, denn dieſer hat ſich längſt darein ergeben, daß es hier nur einem Lande nach dem andern und einem Abenteuer nach dem andern habe gelten ſollen. So fällt nun freilich die Spannung hinweg; aber die Spannung nur auf dieſen Ausgang und auf den Zuſammenhang im Ganzen, deſto größer iſt die Spannung im Einzelnen: die umgekehrte Spannung, die Ueberraſchung, tritt dagegen am Ende ein, und wie ein wohlthuender Blitz aus dem Chaos den göttlichen Umſchwung des Himmels hervorhebt, ſo läuft die Erinnerung totaliſirend und rundend bis an den Anfang — des Romanes — wir ſind ſo dreiſt, ihn ſo zu nennen — zurück. Und was iſt denn der Roman? ja was alle Gattungen der Poeſie? Wer hat das Recht, ſie zu ſchaffen, und wer, ſie zu fixiren, wenn ſie geſchaffen ſind? Die Geſchichte, die Alles ſchafft. Es giebt keine abſolute Poeſie, wie es keine fertig gewordene Philoſophie giebt. Beides ſind Blüthen (Beſtimmtheiten, Kategorieen) der Geſchichte, die Geſchichte faßt ſich in ihnen zuſammen, und wie die Philoſophieen eine Entwicklung der Geſchichte, ſo ſind die Poeſieen und die beſtimmten Formationen der Poeſie nur in der hiſtoriſchen Entwicklung verſtändlich. Unſer Autor aber iſt eine ſolche Entwicklungsphaſe der Poeſie, und ſelbſt da, wo er das Chaos nicht an dem einen Feuerfaden der Compoſition zu erleuchten gewußt, iſt er ein ſehr deutlicher Fortſchritt. Wir haben dies gleich Anfangs angedeutet; wir werden noch darauf zurückkommen.

Möge das gute, tapfre politiſche Element, die Ehre und der Stolz dieſer großartigen republikaniſchen Völker auf uns Deutſche übergehen: ſo würden wir auch wieder eine Geſchichte gewinnen, die es werth wäre, poetiſch verklärt und in mehr als Einer Form der Erinnerung aufbewahrt zu werden, während wir jetzt nur mit China rivaliſiren und uns nicht ohne Urſache vor der Zukunft fürchten; denn was hilft uns alle Weisheit ohne Ehrgefühl und öffentliche Tugend? Die Schilderungen unſers geiſtreichen Verfaſſers ſind die Trophäen des Miltiades, die uns nicht ſchlafen laſſen ſollten, aber es iſt zu fürchten, ſie werden es.

19. Ueber Wilhelm Heinſe und ſeine Zeit. *)

Die Geiſtesfreiheit. Der Genius. Die wirkliche Freiheit

1840.

Heinſe's Jugend fällt in die Zeit, wo die Aufklärung in Deutſchland bereits zum Siege gelangt war und durch Friedrich's des Großen bewunderte Heldenthaten an dem preußiſchen Königreich ein feſtes Bollwerk ſich erobert hatte. Heinſe war begeiſtert für dieſen Erfolg des hiſtoriſchen Geiſtes, wie jeder ſtrebende und denkende Menſch ſeiner Zeit: denn Preußen erſchien damals nicht mit den Barbaren und ihrer Widerſetzlichkeit, ſondern mit der Freiheit und nur mit ihr verbündet. In einem Briefe vom Jahr 1772 an Gleim ruft Heinſe aus: „Ein ſüßer Schauer von Bewunderung zitterte von meinem Herzen aus durch mein ganzes Weſen über den König und den Dichter (Gleim). Geläſter, es iſt wahr, habe ich genug über dieſen großen Mann, von weiſen und bewunderten Männern ſogar, gehört, aber mir niemals die Bewunderung für ihn, die ich aus den Liedern des Tyrtäiſchen Grenadiers mit Entzückung als Kind eingeſogen hatte, aus meinem Buſen nehmen laſſen.“ Und im Jahr 1778, als Preußen für Baiern auftrat, ſchreibt er aus Düſſeldorf an Gleim: „Was hier ſieht und hört, und denkt und überlegt, was

---

*) Heinſe's ſämmtliche Schriften. Herausgegeben von Laube.

es ſieht und hört, iſt auf preußiſcher Seite mit Herz und Mund. Und von Freund und Feind wird der große alte Fritz, das Adlerauge, bewundert. Prinz Heinrich wird durchaus geliebt, und das Lob ſeines Heldenverſtandes fließt von allen Lippen. Die Siege bei Lowoſitz, bei Reichenbach, bei Prag, bei Roßbach, bei Liſſa, bei Zorndorf, bei Hoyerswerda, bei Minden, bei Torgau, bei Freiberg u. ſ. w. weiß man mit allen Umſtänden auswendig. So iſt es bei uns, und ſo wird es auch in Frankfurt ſein; was will das Zeitungsgeſchwätz dagegen?" Und im folgenden Jahr: „Unſer großer König müſſe von Tage zu Tage jünger und ſtärker werden, und ſein Lorbeer ihm immer freudiger um die Schläfe grünen! O wenn er den deutſchen Muſen noch mehr als Freiheit verſchafft hätte! Doch genug! dies bleibt immer die Lebensluft, ohne welche bei Allem nichts gedeihen kann." — Dieſer Geſinnung darf man trauen, ſie iſt der Gegenſatz gegen das feile, unterthänige Zeitungsgeſchwätz, welches zu allen Zeiten mit ſeiner Lobhudelei des status quo die Welt überſchwemmt und den heroiſchen und freien Männern der Zukunft, mögen ſie Könige oder Unterthanen ſein, entgegentritt. — Gleich unter Friedrichs Nachfolger verlor Preußen die Sympathie der freien Männer, es gerieth auf die Seite der Reaction gegen Frankreich. Und wer ſich ſpäter auch für die Wendung der franzöſiſchen Geſchichte nicht mehr begeiſtern konnte, ſagte dem ſchönen Traum politiſcher Freiheit Lebewohl, flüchtete auf ein anderes Gebiet und überließ den Staat der Franzoſen dem Napoleoniſchen Despotismus, den Staat Friedrichs des Großen aber ſeiner Troſt- und Intereſſeloſigkeit, in welcher er, wie billig, zu Grunde ging. Ueberhaupt entſteht mit dem Siege der Aufklärung und Friedrichs II. in Deutſchland nur der Staat, der die Freiheit ſchützt, nicht der Staat, welcher die Freiheit iſt. Die Freiheit des innerlichen Geiſtes (in Religionsſachen, in Philoſophie und Poeſie) iſt unzweifelhaft erobert, die Arena dieſer Ausbildung hat Friedrich II., „indem er den Muſen die Freiheit verſchafft", eröffnet; die Freiheit des Staates dagegen fällt aus der nächſtfolgenden Arbeit des deutſchen Zeitgeiſtes gänzlich heraus; und wenn gleich die innerliche Freiheit auch die Geſetze und die Individuen, die den Staat regieren, immer einigermaßen durchdringen und tingiren wird, ſo mußten wir doch die Erfahrung machen, daß der Nachfolger des philoſophiſchen Königs auch von der Philoſophie und der freien Innerlichkeit der reformirten Welt abfiel. Der öffentlichen Freiheit genügt es nicht, daß einmal ein König Philoſoph war, vielmehr erfordert ſie die Verwirklichung der innerlichen Freiheit der Nation in den Inſtitutionen des Staates und ihrer lebendigen Bewegung. Die Formen des Staates aber, den Friedrich II. hinterließ, wurden gar bald unfrei, weil ſie excluſiv waren gegen den Strom des gebildeten Geiſtes, ſtarr für ſich beharrten und jener innerlichen Freiheit der aufgeklärten deutſchen Welt durchaus nicht entſprachen, weshalb denn auch alle Bildung und alle Herrlichkeit der Philoſophie und Poeſie, in denen damals der deutſche Geiſt außerhalb des Staates eine wahre und ſchöne Wirklichkeit gewann, unvermögend war, den todten, geiſtloſen, von der Nation nicht durchdrungenen und nicht geliebten Staatsformalismus vor dem feurigen Hauch, womit der Heros der franzöſiſchen Revolution auf ihn eindrang, zu erretten. Nicht der Staat und die Mittheilung ſeines höheren Lebens erfüllte in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts das Freiheitsintereſſe der deutſchen Welt, und wenn er es berührte, ſo war es nur in der Theorie; das Bildungsgeſchäft des Geiſtes in jener Zeit betraf nicht ihn und ſeine Verfaſſung, ſondern nur das Individuum und ſeine Innerlichkeit. Was von weltbildneriſcher Wallung in der Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur auftauchte, ſowohl Heinſe's griechiſche Ideale, als ſelbſt der ausdrücklichſte Tyrannenhaß der Gebrüder Stolberg, verſchäumte und verpuffte ohne alle politiſche Anknüpfung und Bedeutung; und wir haben bei einer andern Gelegenheit darzuthun verſucht, daß die Göthiſche Entſagung und ſeine egoiſtiſche Selbſtgenügſamkeit, die ſich aus der Weltbildung auf die Formirung des Schönen, und für das Subject und ſeine Befriedigung auf die Ausbildung der maßhaltenden Innerlichkeit, alſo auf die Bildung des Ichs zurückzog und reſignirte, der Abſchluß jener deutſchen Geiſtesrichtung ſei. Heinſe iſt nun zwar eine der Göthiſchen ganz entgegengeſetzte Natur. Weder die ſcheinbare Ruhe Göthiſcher Entſagung, noch die ariſtokratiſche Selbſtgenügſamkeit des ſchönen Egoismus, weder die intereſſeloſe Beſchaulichkeit, noch das raffinirt gemäßigte Behagen ſind ſeine Sache; er iſt und bleibt ein Mann der Leidenſchaft, des Kampfes und der That, ein praktiſches Genie und ſelbſt ſeine Theorie trägt den Charakter der Praxis, indem ſie überall fordert und in Bewegung ſetzt, faſt nirgends beſchaulich konſtruirt und ſich's damit genug ſein läßt; ſein Temperament iſt nicht deutſch-ſpeculativ, ſondern ſüdlich-energiſch, und je mehr er in der Wirklichkeit darbt und der Beſchränkung anheimfällt, deſto entſchiedener fordert ſeine Phantaſie den exceſſivſten Genuß, die feurigſte Leidenſchaft und die idealſten Heldenthaten. Allerdings iſt wohl eine ſolche Natur mehr für den Sturm und Kampf des öffentlichen Lebens, als für die Beſchaulichkeit der poetiſchen Bildnerei geeignet: er zeigt zwar eine bewundernswürdige plaſtiſche Kraft, ſeine Gluth und Energie durchſtrömt hinreißend die unübertrefflichen Kunſt- und Naturſchilderungen, welche wir von ihm beſitzen; bei allem Talent aber bringt er es zu keinem umfaſſenderen rein künſtleriſchen Product, ja er läßt ſich ſo ſehr von der Theorie gefangen nehmen, daß er ihr ſeine ganze Kunſt unterordnet und faſt alle ſeine Werke eine didaktiſche und kritiſche Tendenz entwickeln. Aber welche Theorie? offenbart nicht gerade ſie ſein praktiſches Naturell? Denn was iſt praktiſcher, wenigſtens der Abſicht nach, als die Didaktik und die Kritik, deren ganzes Pathos immer das Sollen bleibt und der Drang zu neuer That, zu reformirten Beſchlüſſen.

Der Drang der Freiheit, den wir in Heinſe anſchauen, ſcheint alſo viel weniger zu dem künſtleriſchen Egoismus, zu der Göthe'ſchen Abſtraction vom Leben und von der politiſchen Wirklichkeit zu paſſen, als wir, nach der hergebrachten Vorſtellung von dem deutſchen Geiſt und ſeinem beſchaulichen oder ſpeculativen Naturell, bei unſeren Landsleuten vorauszuſetzen pflegen. Geht dennoch auch Heinſe nur auf die Freiheit des Individuums aus, und läßt die auseinandergeriſſene, von den allgemeinen Intereſſen des öffentlichen Weſens losgelöſte Zeit einem praktiſchen Charakter, wie Heinſe, keine andere Verwirklichung der Freiheit übrig, als das Ringen des iſolirten Individuums nach Unabhängigkeit von der Noth und dem Zwange der Natur und der Geſellſchaft und die Ausbildung des Subjectes, vornehmlich für die Kunſt, weil eben die Kunſt ſeiner unabhängigen Geltung in der Welt Vorſchub leiſtet: ſo beweiſt ſich doch Heinſe's Natur viel widerſtrebender gegen die Schranken dieſes Zeitgeiſtes, viel gründlicher politiſch angeregt, als Göthe, — der Kunſt und der Welt der Innerlichkeit aber, wie es ſcheint, nur durch die Gewalt der Verhältniſſe zugewendet.

In der Kürze iſt alſo die damalige Weltlage und Heinſe's Verhältniß darin ſo auszuſprechen: der deutſche Geiſt hat in dieſer Zeit, was leidenſchaftlichen und thatkräftigen Naturen ſo ſehr Bedürfniß iſt, noch nicht die ganze Welt gewonnen, er iſt zwar weltlich geworden, findet im Gemüth, in der leidenſchaftlichen Gemüthsbewegung, in der Darſtellung des menſchlichen Innern, in der unabhängigen Kunſt und Philoſophie das Göttliche, iſt alſo der chriſtlich-theologiſchen Barbarei und Tyrannei entwachſen, nimmt die antike Welt nicht nur unbefangen, ſondern mit Vorliebe auf; und abgeſehen von dem Göttinger Kreiſe, von Bürger, Voß und den Jünglingen Stolberg, ſind Gleim und ſelbſt die Jacobi's, Heines nächſter Anhalt, Wieland, ſein Ausgangspunkt, und die Stürmer und Dränger, ſeine Alters- und Streitgenoſſen, Alle auf dieſe gemeinſchaftliche Baſis geſtellt; aber dieſer weltliche Geiſt der damaligen Zeit bleibt immer noch, ausgeſchloſſen von dem Staat und ſeiner Welt, auf die Innerlichkeit, auf die Geiſtesfreiheit und ihre theoretiſchen und beſchaulichen Gebilde allein angewieſen. Seine weſentlichſte Praxis iſt die Kunſt, zwar auch eine Aeußerung und Objectivirung ſeiner Gefühls- und Gedankenwelt, aber nicht in der unmittelbaren Weltbildung, nicht in der realen Wirklichkeit des Staates und des Staatslebens, ſondern in der idealen Wirklichkeit, im Elemente der Innerlichkeit ſelbſt. Die Kunſt iſt daher auch für Heinſe das Element, indem er für ſich ausſchließlich die Freiheit und ihre Verwirklichung zu ſuchen hat, und es klebt ihm an als ein Ueberſchuß, daß er außerdem noch Demokrat und griechiſcher Republikaner iſt, daß er den Platoniſchen Staat ſtudirt hat und den todten Egoiſten, in den ſich zu ſeiner Zeit der Staat verzerrt hatte, von Herzen verachtet.

In einer Zeit nun aber, wo das freie Ausleben des Individuums und die Darſtellung der ſchönen Subjectivität ſo entſchieden das Ziel des allgemeinen Geiſtes iſt, muß uns eine Perſönlichkeit, wie Heinſe, doppelt intereſſiren und ſowohl was er erreichte, als wornach er vergeblich ringen ſollte, gewinnt aus dieſem Geſichtspunkte eine lehrreiche Bedeutung.

Gegen das Ende ſeiner „achtjährigen“ Studienzeit wurde Heinſe mit Wieland, ſeinem Lehrer an der Univerſität Erfurt, bekannt und befreundet, und nun weiter von ihm mit einigen „Sinngedichten und Dialogen,“ die er in Wieland'ſcher Manier verfaßt hatte, an Gleim empfohlen. Bei dieſer Gelegenheit (im Jahre 1770), in einem Alter von 21 Jahren, alſo den Anfang ſeiner Studien vom erſten Latein datirt, ſchrieb er dem neuen Gönner einen förmlichen Lebenslauf und befolgte hierin die Sitte aller derjenigen jungen Leute, welche, bevor ſie noch irgend etwas erlebt oder geleiſtet haben, die „höchſten Ehren“ bei einer illuſtren Facultät in Anſpruch nehmen. Zum Glück fühlte Heinſe das Lächerliche dieſes Verhältniſſes, und ſtatt des erſten Keims eines ehrbaren Gelehrtenzopfes, dem nichts, auch ſeine geringe Perſon nicht, der Geſchichte unwürdig erſcheint, wächſt ihm der Kamm der Selbſtperſiflage. In dem genialiſirenden Rococogeiſt jener Zeit erſäuft er alle ordentlichen Begebenheiten und Umſtände ſeiner erſten vita. Für uns ſagt er auch ſo noch immer genug. Aus Langenwieſen, einem Dorfe des Thüringer Waldes, jedenfalls von halb bäuerlichen Eltern, gebürtig, wuchs er in Wald und Feld kräftig auf, und gewann darin die eiſerne Baſis ſeines ganzen Lebens, eine ungemeine Tapferkeit des Körpers und des Gemüthes. Im Februar ſei er zur Welt gekommen, im Wonnemonat Mai, unter den Geſängen der Nachtigallen alſo gezeugt und empfangen. Jedenfalls, ſchließt er, „müſſen mein Vater und meine Mutter bei guter Laune geweſen ſein, denn wie ſollte ich ſonſt die, alle wirklichen Trübſale hinwegzaubernde Phantaſie erhalten haben?“ Dieſe Trübſale beſtanden zunächſt und noch lange nachher darin, daß er an dem Nothwendigſten Mangel litt, und nun, um dennoch dem einmal erkannten geiſtigen Berufe nicht untreu zu werden, eine große Energie der Entbehrung entwickeln mußte. In dieſer Partie der Nothleiderei, dem Schickſal faſt aller Derer, welche das Handwerk verſchmähen und dem unmittelbaren Dienſt der Freiheit in Poeſie und Philoſophie ſich widmen, bringt es Heinſe zu einer muſterhaften Virtuoſität; er iſt aber auch, wie alle noblen Naturen, eingetaucht in das enthuſiaſtiſche Glück dieſes hohen Berufes, zu dem er durch Wieland die Weihe empfängt. „Mein guter Genius, fährt er fort, zeigte mir wieder den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — hier kann ich nicht weiter ſchreiben! Alle guten Ideen, die ich im Gehirn habe, wollen auf einmal den drei Schreibefingern meiner rechten Hand befehlen, ſie herzuſchreiben! Es hüpft Alles in meinem Kopfe! — Sie kennen den großen Mann! Ihr Genius und der Wieland'ſche ſind in dem Griechenlande des Platoniſchen Himmels von den Muſen und Grazien auf Roſen erzogen, und nacheinander auf dieſe Unterwelt — nicht wegen begangener Sünden — ſondern wegen ihres großen Adels, herabgeſenkt worden, um das menſchliche Geſchlecht glückſelig zu machen." Sein Humor bei dem Kreuz, welches er als Diener der Muſen auf ſich nimmt, iſt eben ſo charakteriſtiſch für die Bildung, von der er ausgeht, als es dieſer Ausbruch des Enthuſiasmus war. Er will darüber, daß er ein nothleidender Scribent iſt, „mit unſerm Herr Gott nicht zanken, wie Timon von Athen oder der Candide Voltaire's. Er hat Alles wohlgemacht! er gab der Nachtigall den Geſang und dem Pfau hübſche Federn; Gerſtenbergen einen Ugolino und Bodmern Archive: dem Salomon tauſend Weiber und dem Phanias eine Muſarion; Peruvianern Geld und den Griechen Göttinnen, Wein und Roſen; den Dunſen Millionen und mir einen Wieland, Wielanden einen Gleim, Gleimen einen Wieland und Jacobi".

Die Schönheit, auf welche dieſe Zeit mit aller Anſtrengung ſich richtet, wird vornehmlich im Griechenthum geſucht, bloße Namen und griechiſche Klänge reichen hin, um einen poetiſchen Duft in die Rede zu bringen; zu gleicher Zeit aber iſt es die ſchöne Seele, der Genius, auf den aller Werth und alles Gewicht des Idealen fällt; ihm ſich nur nahen zu dürfen iſt dem Golde gleich, iſt mehr, es iſt der Himmel. Seine Weltlichkeit, ſeine Befreiung, ſeine Aufgeklärtheit, ſeinen Humanismus (und alle zuſammen werden ihm Namen Eines Begriffs) findet nun der Genius in der eleganten Parrheſie, womit er, im griechiſchen Coſtüme, ſeines Herzens Luſt und Empfindung darſtellt, unter der Vorausſetzung des Beifalls aller unverdorbenen, gutherzigen, empfindenden Seelen. Dieſe Allgemeinheit des Menſchlichen und die Anerkennung ſeiner Natur, die im Grunde nicht ſündig, wie die alte finſtere Theologie wollte, ſondern wahr und ſchön ſei, wie die Heiterkeit der griechiſchen Welt und die Aufklärung des trüben deutſchen Himmels bewieſen, macht der Poeſie Muth, der ſchönen Sinnlichkeit und dem Rechte des Weltlaufs nachzugehen, ihm das Wort zu leihen und mit ſeiner Darſtellung ſelbſt im Gegenſatz der theologiſchen Perrücken und ihnen zum Trotz an das Publicum zu appelliren.

Die Wieland'ſchen Poeſien ſind zunächſt unſer Beiſpiel. Von dieſem Geiſte alſo ging Heinſe mit ſeinen erſten Productionen aus; allein er ging auch ſogleich einen Schritt weiter, und wenn Wieland mehr mit der That, als mit ausdrücklicher Erklärung dem Moralpedantismus und der ehrbaren Heiligkeit entgegengetreten war, ja vielmehr dadurch, daß die tugendhafte Seite dem Weltlauf und den humanen Trieben gegenüber immer noch als berechtigt anerkannt und ausdrücklich zu Worte gebracht wurde, ſeiner Sinnlichkeit mehr die Form der Lüſternheit gegeben hatte: ſo zerriß nun Heinſe, ſchon aufgeſäugt mit der Milch der ſchönen und berechtigten Menſchlichkeit und ihrer Triebe, kühn den letzten Faden der theologiſchen Feſſel, und erkannte kein anderes Geſetz mehr an, als dasjenige, welches jedes edle und reine Gemüth in ſich ſelbſt trägt, ſeine Leidenſchaft, ſeine Triebe nicht ausgenommen, ſo daß ihm erſt der ein rechter Menſch iſt, der ihrer Bewegung, der Welt zum Trotz, tapfer zu genügen und vielmehr die Welt nach ſeiner Natur, als ſich nach der Welt einzuſchränken und zu geſtalten weiß, gleich den ſeligen Göttern, die ſchön ſind und bleiben, wie ſehr ſie auch dem Geſetz zuwider in das Leben des Menſchen eingreifen. Allerdings war auch ſchon die andere Seite der ſchönen Literatur, die heilige Poeſie, deren geweihte Prieſter, wie Klopſtock, nach der Idee ihrer Verehrer womöglich immer im ſchwarzen Talar einherſchreiten und nie die Miene zum Lachen verziehen, noch den Becher der Luſt an ihre Lippen ſetzen ſollten, von der Weltlichkeit angeſteckt und ſo ſehr, daß uns Heinſe erzählt, wie in einer Geſellſchaft bei Jacobi, wo Lavater und noch einige Hyperchriſten mit ihm, Göthe und anderen Weltkindern zuſammen kamen, Göthe ernſtlich die Vertheidigung Klopſtock's übernehmen mußte. Und in der That, welch' ein Frevel, die ganze heilige Geſchichte, wenn auch mit der orthodoxeſten Abſicht, dennoch mit verwegener Alterirung ſämmtlicher Dictate des heiligen Geiſtes, in Hexameter zu ſetzen, und für alle die neuen Engel und Teufel, Begebenheiten und Ausſchmückungen nichts Geringeres als eine neue, eine Klopſtock'ſche Inſpiration in Anſpruch zu nehmem! Immer hat die sancta simplicitas der Theologie eine feine Naſe für ihre Feinde gehabt, auch wenn ſie als ſcheinbare Freunde auftraten, wie jetzt der ſelige Hegel und damals der heilige Klopſtock.

Heinſe nun machte Ernſt mit den Menſchenrechten der ungeſchminkten Wirklichkeit, faßte die ganze Partie altchriſtlicher Prüderie und phariſäiſcher Geſetzlichkeit unter dem gemeinſamen Namen der „Moral“ zuſammen und ſchrieb und überſetzte ohne Rückſicht auf ſie, was ſeinem Genius gefiel. „Die Begebenheiten des Enkolp, aus dem Satyrikon des Petron überſetzt,“ „Laidion, oder die Eleuſiniſchen Geheimniſſe“ und „die Kirſchen,“ eine verſificirte Erzählung nach Dorat, erſcheinen nach einander, und werden in dem kritiſchen Theil des Almanachs der deutſchen Muſen von 1774 und 1775 mit unbefangenem und gewöhnlichem Lobe aufgenommen, obgleich die beiden erſten mit vollſtändigſter Rückſichtsloſigkeit ein neues Genre aufthun, indem ſie das Wieland'ſche Palliativ eines Abkommens mit dem Geſetz der Moral kühn verſchmähen, und nur „die Kirſchen“ — eben wegen des Verdienſtes Dorat's (nach dem Kritiker in dem A. der d. M.) „den vortrefflichen Gedanken von der Ehrfurcht, welche die Unſchuld auch Böſewichtern einflößt, zuerſt gedacht zu haben,“ die altgewohnte Wieland'ſche Lüſternheit und Proſa wiederbringen. Die Petronsüberſetzung begleitet der Kritiker nur ſchließlich mit der Bemerkung: „Weitläufig baut die Vorrede allen den Bedenklichkeiten vor, welche ſtrenge Sittenlehrer über die Verdeutſchung eines ſo unkeuſchen Romans haben könnten.“ „„Die

Dichter, heißt es unter Anderem, Maler und Romanſchreiber haben ihre eigene Moral. Es wäre eine ſehr unbillige Forderung, wenn man von ihnen verlangte, ſie ſollten lauter Grandiſone, Madonnen, [illegible] und Meſſiaden zur Welt bringen. Die Moral der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zeigt die Menſchen, wie ſie ſind und zu allen Zeiten waren, in hervorſtechenden Handlungen allen Menſchen zum Vergnügen, zur Lehre und zur Warnung.““ Man ſieht, daß Heinſe, bei aller Ketzerei in der Praxis, dennoch in der Theorie die Beſſerungs-, Abſchreckungs- und Vergnügungs- heorie, alle drei mit einander, der Kunſt zum Zweck giebt; in Wahrheit iſt aber dies nur eine Redensart und as eigentliche Pathos ſeiner Auflehnung in den Worten nthalten, „die Kunſt habe die Menſchen zu zei- en, wie ſie ſind und zu allen Zeiten waren,“ nd es iſt gar nicht ungeſchickt geſagt, wenn er behauptet, ie Künſte und was ſie darſtellten, die Wirklichkeit des eiſtes, hätten ihre eigene Moral, d. h. ihr eigenes nmanentes Geſetz, welches nicht mehr als gegebene ormel und als todtes Schema, ſondern als die bewegende eele der Verhältniſſe erſcheint, als der weltliche Geiſt, r von der Sinnlichkeit ſo wenig abſieht, daß er viel- hr nur in der ſinnlichen Welt zum Vorſchein kommen d wirken kann. Ob Heinſe nun die geiſtige Sinnlichkeit d ihr eignes innerliches Geſetz treffend und wahr verar- e, wollen wir noch nicht fragen; vorläufig genügt es, daß rückſichtslos und entſchieden über Wieland hinaus ging und dadurch ſowohl den Enthuſiasmus der Jugend, als den Unwillen Wieland's ſelbſt erregen mußte. Göthe vornehmlich war hingeriſſen bis zum Exceß, er äußert über Laidion und die angehängten Stanzen," in denen Heinſe die Belauſchung und Uebermannung der badenden Almina beſchreibt: „Das iſt ein Mann! Er hat Hunderten das Wort vom Maule weggenommen. Eine ſolche Fülle hat ſich mir ſo leicht nicht dargeſtellt. Ich halte dafür, daß ſich nichts über ihn ſagen läßt. Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Wer etwas Anderes thut, oder ſagt ſo! oder ſo! der iſt eine Canaille!" Und bei einer andern Gelegenheit: „Heinſe iſt ein herrliches Genie! Laidion iſt ein ſchönes Ungeheuer; ich hätte nicht gedacht, daß ſo viel Grazie in dieſem jungen Faun verborgen läge. Viele ſeiner Stanzen ſind unſäglich ſchön!" Die Formirung und wirkliche Idealiſirung des Sinnlichen nach den eigenen Geſetzen der Wirklichkeit das iſt allerdings der Punkt, auf dem alle Befreiung des Geiſtes zu ſelbſtändiger und vollendeter Kunſt und Schönheit beruht; das iſt wirklich das Wort, welches Heinſe Hunderten vom Maule weggenommen, dieſer Fortſchritt iſt ein Schritt des Zeitgeiſtes, iſt die Löſung der Frage nach der „freien Kunſt," und ſofern dies ein volles Intereſſe der Freiheit genannt werden muß, wäre ſelbſt der Göthi'ſche Trumpf gegen jeden Widerſacher dieſes Schrittes zu rechtfertigen: „der iſt eine Canaille!" Laube aber faſelt in ſeiner Vorrede, wenn er meint, der Punkt der Sinnlichkeit gegen die Moral ſei noch immer nicht gelöſt.

Sinnlichkeit ſowohl als Moral ſind cum grano salis zu verſtehen. Heinſe's Löſung und Göthe's ganze Praxis ſind die wirkliche Löſung dieſer Frage, ſie ſind die Verwirklichung derjenigen Reformation, welche nicht das abſtracte, das fremde Geſetz, ſondern nur das eigene Geſetz der Wirklichkeit anerkannte und nach Gelegenheit künſtleriſch, d. h. im Elemente der Sinnlichkeit realiſirte. Es iſt auch dabei durchaus nicht, wie nach Laube, von dem Gegenſatz „der Schönheit und der Moral,“ „der Polizei und der Poeſie“ die Rede, ſondern von der Freiheit des deutſchen Geiſtes in der Form der Poeſie oder der ſchönen Innerlichkeit. Und wenn vollends die Sinnlichkeit des jungen Deutſchlands, die Emancipation der Weiber und des Fleiſches dabei erwähnt wird, ſo iſt dies ſo wenig eine Fortſetzung des angeblich ungelöſten Problems der Sinnlichkeit, daß weder die Wally, noch die ſonſtigen Schriften dieſer Richtung es zu einer irgend ergreifenden Sinnlichkeit, um nicht zu ſagen, zu einer Wahrheit und Fülle der Wirklichkeit bringen, vielmehr nur zu einer Fortſetzung des ironiſchen, abſtract-genialen Selbſtgenuſſes der Schlegel'ſchen Romantik. In dieſem Element läßt ſich allerdings die Frage nach dem Schönen, das nur ſein Geſetz anerkennt, nicht mehr löſen, denn erſtlich, wie der Berliner ſagt, iſt ſie ſchon gelöſt und zweitens iſt die jungdeutſche Genialität weder ſchön, noch ſinnlich, ſondern abſtract und einſeitig, es iſt geiſtiger Onanismus, der weder einem Affect, noch einem Object ſich hingiebt und ſelbſt in den unzüchtigſten Liedern

Heine's (im Salon) vor lauter Genialität es zu keiner Sinnlichkeit bringt, ſondern nur zu koloſſalen Witzen und Reflexionen über ſeine Griſetten, oder was es ſonſt iſt, worüber er genialiſirt. Sinnlichkeit, Fleiſch und Blut, Wirklichkeit und reeller Idealismus — das gerade iſt es, was dem jungen Deutſchland abgeht; und ſeitdem es mit der Polizei in Händel gerathen iſt, fehlt ihm auch noch die Courage (die Heinſe hatte), was es Freies und Neues weiß, ſei es auch immerhin den Franzoſen abgehört, energiſch und eindringlich auszuſprechen, überhaupt mit Göthe Jeden eine Canaille zu nennen, der ſo oder ſo ein Feind und Verräther der Freiheit iſt, oder ein Ueberläufer, wie ſo viele Jungdeutſche, die weiland liberalſten nicht ausgenommen. Doch dies bei Seite!

Wie Göthe und die übrige Jugend für Heinſe ſich erklärte, ſo Wieland gegen ihn. Zweierlei hatte er ihm vorzuwerfen: die ganze Petronsüberſetzung, die unſere Sitten nicht vertrügen, und die drei Stanzen der Almina, in welchen er das Unbeſchreibliche beſchreibt, worüber ihn auch ſchon eine ältere Freundin mit der Bemerkung zurechtgewieſen: „ein ſo helles Sonnenlicht bei dergleichen Dingen thue den Augen weh“. Aus beiden zuſammen entnahm Wieland den ſittlichen Vorwurf: „Heinſe habe kein gutes Herz und keine Empfindung für das Moraliſch-Schöne“. Gegen dieſen Vorwurf geht nun Heinſe's reumüthige Vertheidigung, in welcher er ſowohl den Petron ſammt Vorrede, als auch die drei Stanzen preisgiebt, und ſeine perſönliche Geſinnung und Erfahrung von allem Exceſſiven, was darin vorkommt, auf's Glaubhafteſte loslöſt. Laube findet, bei dieſer Verhandlung ſei der ſtreitige Punkt gar nicht berührt worden, und darin hat er Recht und Unrecht zugleich: Recht, wenn er meint, weder Wieland noch Heinſe habe die Sache zu einer rein äſthetiſchen Differenz gemacht — der Eine klagt an, der Andere rechtfertigt ſeine Perſon, nicht ſein Werk —; Unrecht, wenn es überſehen wird, daß eben dies der Wieland'ſche Standpunkt iſt, die Wirklichkeit nicht frei wirken zu laſſen, ſondern immer nur unter den Rückſichten ſeiner moraliſchen Vorausſetzungen, und daß er hier gegen Heinſe ganz von dieſem Standpunkt aus verfährt. Auf dieſe Weiſe berührt Wieland allerdings den Controverspunkt der Zeit, und es kommt nur darum zu keiner Entſcheidung, weil Heinſe, perſönlich an Wieland verpflichtet, ihm die moraliſche Rechtfertigung ſchuldig war. Nur am Schluſſe ſeiner Buß- und Beſſerungsepiſtel ſpricht er dennoch wieder die Differenz zwiſchen ihnen aus: „So ſehr Schüler bin ich nicht mehr, daß ich nichts von der moraliſchen Schönheitslinie wiſſen ſollte; Ihnen ſelbſt habe ich im gelindeſten Tone ſchon vor einem Vierteljahr den Vorwurf von einer Dame machen laſſen, daß Sie bei einer der unſchuldigſten, ſchönſten Göttinnen der Griechen dieſe Linie ſehr überſchritten hätten; ſetzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlaſſen, gegen meine Almina; Ihre Behandlung iſt räſonnirt, meine im Taumel der Phantaſie begangen worden — ich dächte, daß „der Meiſter dem jungen Artiſten verzeihen könne". — Iſt dies nicht das ausgeſprochenſte Verhältniß der reflectirten Lüſternheit Wieland's gegen die feurige, rückſichtsloſe Sinnlichkeit Heinſe's? Was aber Heinſe's Exceſſe betrifft, namentlich die angefochtene Schilderung in den Stanzen, ſo iſt ſeine Zurücknahme derſelben nicht gegen ſein Princip; denn die Bemerkung ſeiner Freundin: „eine ſolche Situation vertrüge nicht das helle Sonnenlicht," iſt mit ihm anzuerkennen als eine Verletzung der Wirklichkeit und der Natur der Sache oder ihrer immanenten Geſetze ſelbſt.

Dieſen Sinn hat Heinſe's erſtes Auftreten, deſſen Wichtigkeit auch Laube nicht verkennt, ohne jedoch, was man darnach wohl hätte erwarten ſollen, die Acten zu dieſem literarhiſtoriſchen Proceß mit dem wichtigen Document des „Enkolp von Petron und der Heinſe'ſchen Vorrede" zu vervollſtändigen. Wenn irgend wo, ſo war es hier doch leicht zu begreifen, daß die ſeltſame Scheidung von Production und Bearbeitung bei dem Geſammtbilde eines Schriftſtellers nicht maßgebend ſein könne; auch iſt es mit der „Armida" aus dem Taſſo, die denn doch aufgenommen wurde, ganz derſelbe Fall, wie mit dem nicht aufgenommenen „Enkolp".

Wenn man dagegen die „Laidion", die „Stanzen" und die „Kirſchen" aus ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange herausnimmt, ſo begreift man ſchwer die Wirkung, welche ſie hervorbrachten. Die Kirſchen ſind nichts weiter, als die gemeinſte Wirklichkeit, und in dieſer eine grobe Verletzung aller Decenz und Wahrſcheinlichkeit. Die Proſa des gemeinen Lebens bringt es nicht einmal dazu, daß wir ſie glauben, und den Eindruck dieſer proſaiſchen Wirklichkeit erhöht der Verfaſſer noch dadurch, daß er die Perſonen Dorat's in Berliner Masken, vom trivialſten Schlage, einhüllt. Bei alledem war dies Genre damals beliebt, und wir haben geſehen, daß der Kritiker des „Almanachs der deutſchen Muſen“ dem Dorat um der „Kirſchen“ willen ſogar eine Eroberung auf dem Gebiete des Moraliſchen zuſchreibt. Umgekehrt verhält es ſich mit der „Laidion“; ſie ſchwebt zu ſehr in dem Aether des griechiſchen überhimmliſchen Elyſiums, als daß ſie Fleiſch und Blut gewinnen ſollte, und hat es vornehmlich mit dem Philoſophem und mehr mit der Theorie des neuen Geiſtes, als mit ſeiner Praxis zu thun. Laidion macht in höchſt graziöſen Raiſonnements ihre ſchöne Natur gegen alle Widerſacher geltend, trägt eine förmliche Hetären-Theorie vor, polemiſirt gegen die Sitte, vornehmlich gegen die Ehe und die trägen Ehemänner, läßt nur die Schönen unſterblich ſein, erklärt überhaupt die Schönen außer dem Geſetz: denn „unter zwei göttlichen Perſonen muß die Ehe zu Trümmern gehen, wie ein Land unter zwei gleich großen Eroberern,“ und ihr ſchmachtender Hippolochos ſingt:

O, wie manche Leda wird
Girren wie ein Täubchen girrt,
Selbſt ſich Küſſe geben,
Wenn ihr Mann, von Schlaf beſiegt,
Wie dahin geſtorben liegt,
Ohne Geiſt und Leben!

Die bekannte Phantaſie! Vollends aber das Capitel von den wollüſtigen Fiſchen iſt entſchieden phantaſtiſches Raffinement, ganz geeignet, die Jugendlichkeit und das nur Theoretiſche, das noch Unerfüllte dieſer Sinnlichkeit anſchaulich zu machen. So theoretiſirt und phantaſirt Heinſe, der Jüngling, wo es Begebenheiten und Charaktere hätte gelten ſollen; er fühlt aber auch den Mangel der Theorie für ſeinen Zweck; ſeine Laidion lehrt uns: „die Empfindung macht glückſeliger, als der abgezogene Begriff davon; und die Kunſt, das Genie, Wolluſt, Liebe, alle Leidenſchaften im höchſten Grade ihrer Seligkeit zu empfinden, beſitzen die Damen unſtreitig in größerem Maß, als die Männer“. Darauf alſo legt er das vorzüglichſte Gewicht. Empfindung und Leidenſchaft iſt die Parole des neuen Geiſtes, dem Heinſe in der „Laidion“ das beneidete Wort geliehen. Noch praktiſcher überlaſſen ſich ſodann die Stanzen dem Zuge der berechtigten, frei erklärten Triebe, und thun dabei zugleich im Formellen einen ſo gewaltigen Schritt, daß einzelne, namentlich die allererſte Strophe, auch jetzt noch als vollendet genoſſen wird.

O, ſchwebe doch nun auch zu mir hernieder,
Du ſchönſtes Kind der hellgeſtirnten Nacht!
Zum dritten Mal hab' ich voll Feuer wieder
Den Morgenſtern mit mattem Blick erwacht.
Es locken dich der Nachtigallen Lieder,
Der Blüthen Duft, von Lunen angelacht
So ſüß, als ob im Schatten dieſer Bäume
Endymion von ihrer Liebe träume.

Eine weitere Entwicklung beginnt für Heinſe durch ſein Verhältniß zu den Gebrüdern Jacobi. Wieland hatte ſich mit ihm ausgeſöhnt; der Gegenſatz war verwiſcht, und Gleim und Georg Jacobi, die er in Halberſtadt traf, liebten ſehr unbefangen ſein Talent ohne die Zukunft, welche er ihnen gegenüber darſtellte, in ihm zu negiren, ja ohne ſich derſelben auch nur bewußt zu werden. Wieland und Gleim nannten ihn den Feuergenius, und als ihn Georg Jacobi mit nach Düſſeldorf nahm, ſcheint Friedrich Heinrich Jacobi, der allerdings zu der nächſtfolgenden Gährungsperiode mitwirkt, vornehmlich an ſeiner Energie und Kühnheit in Behandlung der Leidenſchaft, an ſeiner Richtung auf die Macht der Triebe ſogar einen principiellen Verbindungspunkt mit ihm gefunden zu haben, während Georg Jacobi ungefähr ſo wie Gleim zu ihm ſteht und viel auf ihn hält, ohne ſich von ihm anſtecken zu laſſen, wie er denn gleich für die Iris mehr ſein Talent zu ſchreiben, als ſeine Richtung in Anſpruch nimmt. „Das Unſchuldigſte, was Wieland geſchrieben, klagt Heinſe gegen Gleim, würde ihm zu frei ſein.“ Ein förmlicher Gegenſatz entwickelte ſich hieraus aber nicht; dazu war Jacobi zu leutſelig und zu unbefangen; nur weil er die Iris ganz für die Frauen berechnet hatte, durfte er ſie Heinſen natürlich nicht ohne Cenſur eröffnen.

Heinſe's Verhältniß zu der Familie Jacobi, welches ſich bei ſeinem Aufenthalt in Düſſeldorf bildete, wurde ein ſehr intimes, wie der Briefwechſel aus Italien mit Friedrich, und die begeiſterten Ausdrücke über Betty Jacobi, Friedrichs ſchöne und liebenswürdige Gattin, beweiſen: „Betty! o beſter Vater Gleim! was iſt alle unſre Weisheit und Poeſie gegen ihr Geſicht, aus welchem inniger Friede, Unſchuld und Seligkeit lächelt! Bei ihren ſanften, gefälligen Blicken vergißt man Himmel und Erde, und Rom und Smyrna, den Aetna und alle Inſeln des Archipelagus!“ — und das will für Heinſe, den Griechen und Italiener, viel ſagen.

Sein eminentes Talent in der Auffaſſung und Darſtellung von Gemälden, ſeine muſikaliſche und ſtiliſtiſche Virtuoſität, ſeine auch jetzt noch keineswegs verächtliche äſthetiſche Theorie — Alles dies wurde theils geſellig, theils literariſch in Düſſeldorf offenbar, und mußte den Jacobi'ſchen Kreis, wo dieſe Intereſſen vornehmlich galten und cultivirt wurden, gänzlich für ihn gewinnen. Sie nahmen ſich ſeiner in jeder Hinſicht an, vornehmlich, wie es ſcheint, Fritz und Betty, wenigſtens ſpäter bei ſeinem ſo lange vergeblich erſehnten Römerzuge; und er vergalt es ihnen mit der wärmſten Liebe. Kaum iſt er einige Tagereiſen von Düſſeldorf entfernt, ſo ſchreibt er an „Fritz den Großen, Edlen, Licht- und Feuervollen“: „Ach Gott! was bin ich Ihnen nicht Alles ſchuldig, und werd' es Ihnen noch werden! Wenn ich in Düſſeldorf mit Ihnen davon habe ſprechen wollen, ſo iſt mich immer ein Schrecken überlaufen. Sterb' ich unterwegs, o ſo wäre doch Alles aus geweſen; und komme ich wieder zurück, ſo werde ich doch immer im Kreis ihrer Liebe herumziehen. Bei Ihnen ſitzen möcht' ich jetzt einen ſeligen Abend; ich weiß gewiß, daß wir uns etwas Rechtes mitzutheilen haben würden.“ Ueber das geiſtige Verhältniß und ihre gemeinſame Freiſinnigkeit, trotz aller (freilich viel ſpäter erſt entwickelten) Glaubensphiloſophie Jacobi's, giebt die Schilderung, welche Heinſe, nicht ohne Nutzen für unſre heutigen genialen Theologen, von Lavater entwirft, einen merkwürdigen Aufſchluß: „Lavater hat ein ſehr zartes Gefühl und eine Gemſenſprünge machende Phantaſie; von eigentlichem Verſtand, von Leſſingiſchem, ſitzt ihm kaum der erſte Flaum am Kinn. Er hat einen heimlichen Brand von Ruhmbegierde im Leibe, und möchte gern von Troß und Mann bewundert ſein, welches nun nicht wohl angeht. Er findet viel Vortreffliches in der chriſtlichen Religion in der That und Wahrheit, übertreibt dies aber — wenn einen ſeine Sinne nicht täuſchen und man von zweimal zwei auf vier ſchließen darf — mit Fleiß und ohne weitere Ueberzeugung, außer etwa einer poetiſchen während der Ausarbeitung, wie wir andere ordentliche Menſchen auch haben. In der Verſtellung hat er es ſehr weit gebracht, wovon ich die klarſten Proben geſehen habe, begeht aber darin doch Fehler, die nach einer kurzen Ueberlegung oder nur Memorie ſein Spiel verrathen. Ueberhaupt iſt er zart und ſchwach und gut, im Umgang höchſt liebenswürdig, und in ſeinem Syſtem noch lange nicht gewiß. Lavater iſt, faſt möcht' ich ſagen, ſo gut gegen mich geweſen, als ob ich ein Pietiſt wäre, und hat mir Lobſprüche ertheilt, mehr als ich von ihm verlange.“ Der ganze Ton der Mittheilung beweiſt eine vorausgeſetzte

Uebereinſtimmung wenigſtens in der Hauptſache. Allerdings ſind Heinſe und Friedrich Jacobi unendlich verſchiedene Naturen, und wir dürfen glauben, daß ſie dies auch beiderſeits ſich nicht verhehlten. Dies läßt ſich ſchließen aus der Art und Weiſe, mit welcher Heinſe ſich über Göthe äußert, als dieſer in Geſellſchaft heiterer Genoſſen eine Schrift von Fr. Jacobi an einen Baum genagelt und dazu eine muthwillige Rede gehalten hatte: „Mit Wolfgang Göthe ſollte man es gerade ſo machen, wie er es gegen Andere macht; denn was ſonſt Unrecht wäre, iſt hier Recht. Ihr Handel mit ihm iſt von ganz anderer Beſchaffenheit, als mit Wieland, da er Sie nicht öffentlich angegriffen, ſondern nur im Winkel bloßen Muthwillen an einer von Ihren Schriften ausgeübt hat. Es iſt ein *Studentenſtreich* im *Rauſche*, wie ſie die Athenienſer von dem Alcibiades auf die leichte Achſel nahmen, den ſie aber zur Züchtigung dafür doch auf einige Zeit aus ihren Staaten verbannten, ſo daß er zu Sparta ſchwarze Suppe eſſen und bei der Königin ſchlafen mußte. — Ein ſo gewöhnlicher Menſch, wie Leſſing meint, wird er nie werden; den innern Gehalt kann kein Gepräge umändern. — Ach, wenn man immer bei einander wäre, ſo würde Manches nicht geſchehen! — Des Menſchen Sinn iſt gerecht und gut, aber ſeine Phantaſie iſt ein Teufel.“

Bei aller Entrüſtung über die Beleidigung Jacobi's läßt dieſe ganze Strafrede ſehr deutlich Heinſe's Hinneigung zu Göthe durchſcheinen; die Strafe des Alcibiades iſt ſo ſchlimm nicht, das Ende des Paſſus aber vollends die allerentſchiedenſte Schutzrede; und in dieſer Sache auch nur ſo **für** Göthe ſprechen, hieß im Grunde ſehr gegen Jacobi ſein. Es wurde aber nicht ſo aufgenommen. Unter den Schriften, die dem Düſſeldorfer Aufenthalt ihre Entſtehung verdanken, iſt nächſt den noch immer unübertroffenen Briefen über die dortige Gallerie, vorzüglich über den kühnen Feuergeiſt Rubens, worin die Sprache faſt die Anſchaulichkeit der Malerei ſelbſt erreicht, das Leben Taſſo's literariſch merkwürdig. Es erſcheint 1774 in der Iris, alſo vor dem Göthiſchen Taſſo; und wenn es in der Charakteriſtik des Herzogs und der Prinzeſſin abweicht, und mehr Lebenswahrheit, mehr reelles Verhältniß als in den Göthiſchen Anſtandsabſtractionen und Decenzverletzungen darſtellt, auch Taſſo mehr zu einem heldenmüthig als zu einem kindiſch Liebenden macht, ſein Familienverhältniß und ſein tragiſches, zugleich aber verſöhnendes Ende am Tage vor der Krönung auf dem Capitol vortrefflich in das ganze Bild einfügt, ſo iſt der Charakter Antonio's in ſeinen Grundzügen zu auffallend vorgebildet, als daß man nicht an einen Einfluß der Heinſe'ſchen Darſtellung auf Göthe denken ſollte. Einer der Herren des Hofes zu Ferrara, ein angeblicher Freund Taſſo's, wird ſo geſchildert: „Außer dem tiefen Gefühl, das den Freund mit allen ſeinen Fehlern und Vollkommenheiten umwindet und gegen jeden Fremdling vertheidigt, der ihn mit Recht oder Unrecht angreifen will, hatte er alle Eigenſchaften, die die Philoſophen von einem

Freunde verlangen: zum Beiſpiel eine gewiſſe Kaltblütigkeit, die Dinge in ihrem wahren Licht, in ihren richtigen Verhältniſſen zu betrachten, um dem Freunde zu ſagen, wenn er fehle; wie man denn der beſte Menſch ſein würde, wenn man immer kaltes Blut im Herzen haben könnte, und Wärme und Feuer nicht zum Leben gehörte; ferner den herrlichen philoſophiſchen Geiſt, bei allen Dingen gelaſſen zu ſein, oder ein fröhliches, gefälliges Geſicht zu machen, ſeine Empfindungen zu verbergen, wenn Leidenſchaft im Herzen Wellen wirft; und wie dergleichen ſchöne Dinge alle heißen."

In Düſſeldorf und Pempelfort verlebte Heinſe heitere Jahre; nur das eine Unglück ließ ihm keine Ruhe, die unerfüllte Sehnſucht nach Italien und Griechenland, der claſſiſchen Heimat ſchöner Menſchheit, antiker Plaſtik und moderner Malerei und Muſik; ja, ſelbſt der Natur ſüdlicher Länder fühlte er ſich zugeneigt; ſie ſchien ſeinem Unabhängigkeitsſinne, dem freien Daſein der leichtlebenden Götter viel mehr als der ſtrenge Norden zu entſprechen. Niemand konnte die Wichtigkeit, ja die Nothwendigkeit dieſes Zuges ſeiner Seele ſo verſtehen und zu würdigen wiſſen, als ſeine Düſſeldorfer Freunde, und ſo entſchloſſen ſie ſich denn auch, ihm die Mittel dazu großmüthig zu verſchaffen; vornehmlich ſcheint Fr. Jacobi, der durch ſein Amt und durch das Vermögen ſeiner Frau in beſſerer Lage war, als ſein Bruder Georg, die Sache ins Werk gerichtet zu haben.

Auf der italieniſchen Reiſe und durch dieſelbe entfaltet ſich nun Heinſe's ganzer Charakter. Für Niemand iſt Italien ein ſo überwiegendes Moment geworden, als für ihn; in Niemandem iſt die ſchwärmeriſche Neigung nach dieſem Lande ſo berechtigt, ſo friſch, ſo wahr und ſo ſein ganzes Innere füllend und färbend, als in ihm; alle Praxis und alle Theorie der ſchönen Menſchheit, auf die er ausgeht und in die er die Freiheit ſetzt, knüpft ſich für ihn an Italien, nicht an das pfäffiſche und in Ruinen vermoderte, ſondern an das ideale Italien; und ſo ſehr er für dieſes ſchwärmt und für ſeine ſchönen Reſte in Kunſt und Leben begeiſtert auftritt, ſo unverblendet und immer nur im Sinne der Freiheit betrachtet er die verwahrloſte Gegenwart dieſes ſchönen Landes. Mit der italieniſchen Reiſe und ihrer Einwirkung verknüpft ſich ſein ganzes ferneres Sein und Wirken. Sein Freiheitsdrang behält fortdauernd den Charakter der naiven Hingabe des Geiſtes an die Sinnlichkeit; ſo ſehr er aber der Sinnlichkeit das Wort redet, iſt ſie ihm immer nur werth unter der Form der Tapferkeit; die Ideale ſeiner Frauen und Mädchen haben faſt alle den Charakter des Heroismus und des Uebermuthes, die Liebe den des Kampfes und abenteuerlicher Verwegenheit; der Ringkampf des Verliebten mit ſeiner Schönen wiederholt ſich öfter, und wenn Almina beſiegt unterliegen muß, ſo iſt Hildegard zweimal in ganz ähnlicher Lage gegen Lockmanns Liebe und gegen den Frevel des wüſten Prinzen mit amazonenhafter Kraft Siegerin geblieben. Eben ſo, wie ihn die Bilder des Kampfes ergötzen, kämpft er ſelber mit Luſt, und genießt doppelt ſein italiſches Paradies, nachdem er es ſich mit Gefahr und Entbehrung erobert hat. „Mein ganzes Leben gleicht den Strömen, die ſich von den höchſten Alpen herabſtürzen müſſen, ehe ſie Ruhe finden und ſanften Lauf haben.“ „Meine Nerven ſind von Stahl und Eiſen. Wenn nur mein Blut und meine Lebensgeiſter minder feurig wären! Ich kann's Ihnen nicht ſagen, wie oft ich unterwegs gebrannt habe!“ „Ich kann die See vertragen, wie ein Matroſe, und werde von Neuem mit Entzücken auf dieſem großen herrlichen Elemente, zwiſchen den bezaubernden und alten berühmten Küſten umherwallen. Als wir von Marſeille aus dem Hafen fuhren, ging das Meer fürchterlich hoch. Ich allein mit den Schiffern hielt aus. — Wie zum Gott gemacht, im Genuß ſeliger Unendlichkeit, hat mich auf dieſer Fahrt das Himmelbett voll lebendiger Sterne über meinem Haupte, wenn ich des Nachts auf dem harten Verdecke, ſo in kalter freier Luft, in meinem bloßen Röckchen dahingewiegt wurde, und zuweilen nach einem kurzen Schlummer das ſüße Gewimmel von Licht anderswohin geſchwebt ſah. O ihr glückſeligen Araber, ihr ſeid doch die wahren Kinder der Natur; was ſind wir dagegen in unſern Steinhauſen mit Ziegeldächern!“

Der unabhängige Sohn der Wüſte iſt ihm ein Ideal; und wie er mit dem vollen Sinn eben ſo ſehr für die ſinnliche Welt der Natur als der Kunſt ſich begabt zeigt, ſo hat er auch die Stählung und die Kraft, den Elementen zu widerſtehen; ja, er hat die Luſt und die Sehnſucht im Buſen, ſich gänzlich mit ihnen auszuſöhnen und unter dem Dache eines milderen Himmels die läſtigen Scheidewände des geiſtigen Menſchen und der ſinnlichen Außenwelt niederzureißen, „glückſelig zu werden, wie die Araber, die wahren Kinder der Natur“. Italiens ſüdliche Natur iſt ihm in dieſem Gefühl das unmittelbarſte Element der Freiheit, ſchön der Menſch, den die Natur nicht niederdrückt, und deſto freier, je mehr er ſich ſtählt und bildet, um ihre genußreiche, aber tapfere Führung durch Sonnenbrand des Tages, durch Sternenkühle der Nacht, durch die Wildniß der Länder und durch die Unendlichkeit des Meeres zu ſchätzen und auszuhalten. Wie entzückt ihn, den Sohn des Binnenlandes, vornehmlich das Meer, und wie weiß er ſeinem Gefühl Worte zu geben!

„Von der unabſehbaren Tiefe des unermeßlichen Elements, und der ſchroffen Heldenform ſeiner heranziehenden Wogen, und dem Aufgang des Morgenſternes und der Sonne, blinkend hell und von friſchen Strahlen träufelnd aus der Fluth hervor in den heitern Aether — und den flammenden Kronen der See-Alpen in ihrem Untergange — mag ich jetzt nichts ſagen; Sie ſollen meine heiligen Gefühle einmal anderswo finden. Wie beſeufze ich die Jahre meiner Jugend, wo ich nichts von dieſem ewigen Leben koſten durfte! Dank dem gütigen Himmel, daß ich endlich einmal in das füllendſte Heiligthum der Natur hineinkam! —“

Und dieſe „erfüllende heilige Natur“, dieſer unmittelbar genoſſene Himmel, erzeugt auch die ſchönen Menſchen.

„Meine unausſprechliche Luſt hier ſind hauptſächlich die Sirenenkehlen und die ſchönen Augen und herrlichen Naſen der Venetianerinnen.“ Beides, der ſinnliche Himmel ſchöner ſüdlicher Natur, und in ihm der unabhängige Gott, der ſchöne ſüdliche Menſch, der ſich tapfer zum Herrn und zugleich zum Freunde dieſer Natur macht, gewiſſermaßen mittelſt einer Fortſetzung des künſtleriſchen Einarbeitens des Geiſtes in die ſinnliche Welt, — das iſt nun überall die Baſis und das Element ſeiner Idealwelt, am ausdrücklichſten im Ardinghello.

Heinſe'n geht in ſeiner rückſichtsloſen vollen Hingabe an die ſchöne Sinnenwelt, an die wahre und in ſich geſetzliche Wirklichkeit, an die „himmliſche“ Natur und an den „göttlichen“ Menſchen, welches Beides er in Italien vor Augen hat, der Stern ſeiner neuen Freiheit auf; ſein Princip und das Wort der neuen Zeit, „welches er Hunderten vom Maule wegnahm,“ iſt hier Fleiſch geworden; von hier, aus dem Born dieſer Befreiung des deutſchen Geiſtes, ſprudelt ein verjüngender und erquickender Strom lebendiger Wahrheit und ſchöner Wirklichkeit über Deutſchland, und die Pietät gegen die Natur, gegen Italien und gegen den ſchönen Menſchen, den Genius, wurde ſo groß, daß viele Nachkommen die Ueberſchätzung der Natur Italiens gegen den Menſchen Italiens, die Erhebung des irdiſchen heſperiſchen Himmels gegen das geiſtig freie Vaterland und die Bevorzugung des Genius gegen den ganzen Menſchen und den Ernſt ſeiner Befreiung bis zum Wahnſinn fixer Ideen ausbildeten. Wir haben in der Ueberſicht der Romantik dieſe Ausartungen beleuchtet. Bei Heinſe iſt die *Begeiſterung für Italien* motivirt, völlig unbefangen und ganz begriffen, die *Schwärmerei für die Natur* nur die Darſtellung ſeiner Emancipationsidee, und auch der *Cultus des Genius* nur die Anſchauung der Freiheitsform ſeiner Zeit. Auch der Genius iſt die mächtige Naturquelle des Geiſtes, und die Natur feiert er als die Mutter der Kunſt; auf dieſe Weiſe wird ihm die Natur das eigentliche Höchſte. Er ſpricht ſich höchſt merkwürdig darüber aus in dem Briefe an Jacobi, worin er die venetianiſche Oper und namentlich den Caſtraten Pacchiarotti lobt. Es heißt: „Wenn dieſer Pacchiarotti ſo recht ſeine Fülle von Seelenton um ſich quillt, ſo ſcheint er ein Engel, vom Himmel herabgekommen, die Sterblichen zu beglücken. Anſtatt daß ihm etwas mangeln ſollte, iſt vielmehr das Gebrüll und Brummen der Brutalität von ihm weg; er brennt von ſelbſt, wie reiner Geiſt, und leuchtet ohne Lichtſchnuppe. — Für den Moment! — *Die Natur allein löſcht den Durſt und erquickt das Leben mit Wirklichkeiten. Ein Rheinſturz bei Schaffhauſen geht über alle Muſik von Kehlen und Geigen*; indeſſen laßt uns der Kunſt auch unſern Tribut entrichten.“

Allerdings iſt dies eine Ueberſchätzung der Natur und ein Unrecht gegen den Geiſt und die Kunſt, dasſelbe Unrecht, welches noch jetzt faſt alle Kunſtjünger ſelbſt und die ganze nachfolgende Romantik, in der Poeſie wie in der Politik, dem Geiſte und ſeinen Gebilden anthun; aber eines Theils war zu Heinſe's Zeit die Anerkennung der Natur, ſowohl der äußerlichen Natur als der des Menſchengeiſtes (ſtatt ihrer theologiſchen Verdammung als der ſündhaften Weltlichkeit und Sinnlichkeit), ein befreiender Schritt, und die Vertiefung in dieſe Wirklichkeit, mit dem vollen Vertrauen ihrer Berechtigung, iſt in der That die Mutter der Kunſt; andern Theils finden wir Heinſe nicht ſo bornirt, daß er nicht das ganze Gewicht ſeines Strebens der Natur gegenüber geltend machen und die plaſtiſche That, die aus dem „erquickten Leben, aus dem an der Natur geſtillten Durſt“ hervorquillt, ſehr hoch halten ſollte. Er bezeigt ſich nur übermäßig dankbar für dieſe Erquickung und Anregung, ohne zu bedenken, daß denn doch nicht der Trunk, ſondern der Trinkende Zweck, das Gebilde der Kunſt aber die Darſtellung der trunkenen, der wirklichkeitstrunkenen Seele ſei. Was er nicht bedenkt, das thut er, auch hier wieder ſeinen Brüdern, den Malern, getreu. Er iſt mit einem aus ihrer Zunſt an eben dem überſchwenglich erhobenen Rheinfall zuſammen; jener malt, er beſchreibt das herrliche Phänomen, und eröffnet nach ſeiner heroiſchen Weiſe einen Wettkampf mit dem Künſtler, worin er dreimal von Neuem ſeine Schilderung ausführt. In dieſem Intereſſe gebraucht und beherrſcht er ſein vergöttertes Object zu ſeinem künſtleriſchen Zweck, der kein anderer iſt, als die Darſtellung der Gemüthsbewegung, welche in die ſinnliche Welt einzugehen und in ihr ſich darzuſtellen weiß. Ja, dies

Intereſſe könnten wir ſogar von aller Beſcheidenheit ſehr leicht entblößt und vollkommen egoiſtiſch finden, wenn wir nur darauf achten, daß die Natur, dem Subjecte völlig preisgegeben, unendlich nachgiebig und bildſam für alle möglichen gelegentlichen Gemüthsregungen, Stimmungen, Empfindungen iſt, der Geiſt dagegen und die Kunſt unbedingt zwingende Geſetze in ſich tragen, und jede willkürliche Bewegung des Subjects, bei ſeiner Empfindung und Darſtellung, ſogleich Lügen ſtrafen. Die Natur iſt dunkler, allegoriſcher, deutungsfähiger Geiſt, Kunſt und alles Geiſtige dagegen abſolut durchſichtige, wahrhaft wirkliche, bereits gedeutete und nur ſich ſelbſt bedeutende Subſtanz, löſcht alſo wohl weniger den Durſt eines gewiſſen bildneriſchen Gelüſtes, bleibt aber immer der wahre Lebensborn und die eigentlich durſtſtillende „Wirklichkeit". Es iſt aber nicht Jedermanns Sache, die Wirklichkeit auf der Seite zu ſehen, wo ſie iſt und wirkt; die Heinſe'ſche Selbſttäuſchung wenigſtens trübt noch heut zu Tage, wie ſchon bemerkt, viele unphiloſophiſche Köpfe.

Die ſchöne Sinnlichkeit der Natur hat nur Werth als die ſchöne Spiegelung derſelben im Geiſte; Heinſe ſelbſt faßt dies ſo auf bei der Schilderung des Eindrucks, den Rom auf ihn gemacht. Nachdem er zuvor ſeiner Fahrt dahin als einer von Ort zu Ort unendlich genußreichen gedacht, und ſelbſt mit großem Intereſſe verſchiedene Räuber, mit denen er zu thun bekommen, beſchrieben, wie ihre Augen geblitzt und wie verwegen und gefaßt ſie ſich gezeigt, fährt er fort: „Nichts aber hat einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, als Rom. Es war mir, wie ich anlangte, als ob ich mich der eigentlichen Herrſchungsſphäre näherte. Die triumphirende Lage, ungeheuer lang und breit, um den wilden Tiberſtrom herum, mit den gebieteriſchen Hügeln voll ſtolzer Paläſte in babyloniſchen Gärten und deſpotiſcher Tempel mit himmelhohen Kuppeln, an dem prächtigen Amphitheater der Gebirge von Frascati und Tivoli; die Brückengewölbe, thürmenden Thore, flammenden Obelisken, bemoosten und mit Grün überzogenen Ruinen alter Herrlichkeit, und das kühle Rauſchen von Schritt zu Schritt, von tauſend und aber tauſend lebendigen Springbrunnen, wie in den quellenreichen Alpen drin, und manche männliche und weibliche antike Geſtalt mit heißem Blick und warmen Geberden, im Helden- und Siegerinnengang auf den weiten Plätzen und in den unabſehlichen Straßen, *erweckten eine Wunderempfindung von einer neuen Natur in mir, die ich noch nicht gehabt hatte.*"

Dies iſt das *ideale* Italien, wie er es im Lichte ſeiner Begeiſterung für die Wohnſtätte ſchöner Menſchheit und antiker Heldennatur erblickt; die Wirklichkeit läßt er weg: kein Pfaff ſchimpfirt ihm die Herrſcherſtadt, und doch ſind ſie die Miliz der letzten Herrſchaft und ihrer ſchmachvollen ſtupiden Wirklichkeit, zu deren Fahne ſpäter ſo mancher romantiſch-verdrehte Renegat ſchwor, die aber Heinſe, wie alle Tyrannis, gründlich haßt und verachtet. Er ſagt: „die Verwüſtung für das arme Rom wird fortdauern, bis einmal ein guter Genius ſeiner geiſtlichen

Herrſchaft ein Ende macht, und die letzte Spur von den Siegen der Scipionen und Cäſare vertilgt iſt; denn die Päpſte herrſchten und herrſchen doch nur durch die Stärke der Alten, und nicht durch ihre politiſchen Künſte. Die chriſtliche Religion und Hierarchie war nur ein Pfropfreis in den kräftigen Stamm der alten römiſchen Republik, mit Conſtantinen eingeimpft. Welch ein glückliches Land, wenn das Pfaffenregiment aufhörte und nicht jeder Papſt mit ſeinen Nepoten neue Blutigel anſetzte, ſo daß faſt kein anderer Bürger außer den Klöſtern und päpſtlichen Familien mehr Eigenthum hat, und Jeder ſich ſeinen Unterhalt von dieſen erkriechen und erbetteln muß; denn zu ſtolz und zu klug iſt die Nation doch noch, um als Sklaven, ohne Hoffnung zu größerem Glück, für tägliches Brod und weiter nichts eitlen Prinzen und faulen Tagedieben zu arbeiten. — Ha! wenn man mit vollem Herzen und wachen Sinnen ſo in dem Theater der Zerſtörung da ſteht, ſo überläuft die Menſchlichkeit ein Schauder bei einem, und man verſchwindet wie ein Nichts in dem verſchlingenden Abgrund der Zeiten.“

Dies iſt das wirkliche Italien, von dem Heinſe abſtrahirt, wenn er ſein Ideal genießen will; und wenn wir bei der Gelegenheit ſein Verhältniß zu Religion und Staat angedeutet finden, ſo ſcheint eine ähnliche Abſtraction auch hier durch. Der wirkliche Staat, wie er damals war und in der abſoluten Monarchie noch iſt, genügt der politiſchen Geſinnung des geiſtig freien Menſchen ſo wenig, als das katholiſche Pfaffenregiment; es bleibt ihm nichts übrig, als die Abſtraction von ſolchen unfreien Exiſtenzen, wenn ſie ſeiner Idee nicht weichen wollen. Derſelbe Fall iſt es mit dem ausdrücklichen Chriſtenthum, wie es ihm Lavater vorgeſpuckt hatte; auch davon kann er nur abſtrahiren, wenn es ihm nicht gelingt, ſeine Aufklärung an die Stelle jenes unfreien und todten Weſens zu ſetzen. Heinſe denkt aber weder an die politiſche noch an die religiöſe Realiſirung ſeines Ideals; er abſtrahirt von dem accentuirten Chriſtenthum und von dem wirklichen Staate, d. h. er ſetzt die Freiheit in die Unabhängigkeit von dieſen Geſtalten des Geiſtes, während in unſerer Zeit die Deutſchen die freie Durchbildung ſowohl des Staates als des religiöſen Geiſtes ernſtlich vor die Hand nehmen. Weder das Specifiſch-Chriſtliche noch die wirkliche Verfaſſung der Staaten beunruhigt ihn. Religion und Freiheit iſt ihm die freie Ausbildung der ſchönen Seele, das Ausleben des Genius in vollkommenſter Unabhängigkeit, vor Allem auch von bürgerlichem Amt und äußerlichen Pflichten, weßhalb er denn auch, und dies nicht ohne Schmerz, von dem Glück der Familie abſtrahiren muß. In dieſer allſeitigen Unabhängigkeit geräth ſeine Theorie, wo ſie gebildetere Verhältniſſe darſtellen will, als die Naturunabhängigkeit der „glückſeligen Araber“, auf die griechiſchen Formen, und im Ardinghello bedenkt er ſich keinen Augenblick, eine Platoniſche Republik und in griechiſchen Tempeln eine neue Naturreligion zu ſtiften.

„Ein neues Pantheon wurde der Natur aufgeführt: ein Tempel der Sonne und den Geſtirnen; ein Tempel der Erde; ein Tempel der Luft, und einer auf einem Vorgebirg in die See hin thronend dem Vater Neptun; und dann noch ein Labyrinth angelegt von Zedern und Eichen, zur künftigen ſchauervollen Nacht für Zweifler, dem unbekannten Gotte.“

Man würde indeß Heinſe'n ſehr Unrecht thun, wenn man aus dieſem Natur-Cultus und dem Dienſt eines „unbekannten Gottes“ etwas Anderes ſchließen wollte, als 1) die ſchon oben beſprochene Ueberſchätzung der Natur, in welcher er die abſolute und primitive Wirklichkeit anſchaut, und 2) die Unerkennbarkeit Gottes, das Bekenntniß jener Zeit, welches nichts Anderes ausdrückt, als den Geiſt, welcher ſeine eigene Wirklichkeit und Wirkung zur Zeit noch verkannte.

Die Aufklärung gelangt überall zum Geiſt, indem ſie von ihm abſtrahirt (wie dies Heinſe thut, haben wir geſehen). Die Aufklärung abſtrahirt von der Geſchichte, die Geſchichte iſt ihr nur der gegebene Geiſt, den erkennt ſie nicht an, weder die „offenbarte Religion“, noch den „überlieferten Staat“ läßt ſie als das Wahre gelten. Indem ſie auf dieſe Weiſe von dem exiſtirenden Geiſt abſtrahirt, wird ſie genöthigt, ihn neu aus ſich ſelbſt zu produciren, von vorn oder von nichts neu anzufangen, lediglich auf ſich ſelbſt ſich zu verlaſſen, und nichts anzuerkennen, als nur ihr eigenes Product; dadurch wird nun aber in Wahrheit der freie Geiſt und der ſchöpferiſche Genius erſt gewonnen; der von Außen angenommene Gott war ein Götze und der nur gegebene Geiſt ein Ungeiſt, ein geiſtloſes Ding. Der aufgeklärte Geiſt iſt alſo zwar factiſch auf die freie Innerlichkeit zurückgeworfen, aber dennoch zunächſt nur über die gegenſtändliche Welt und darüber aufgeklärt, daß er dieſe ſich nicht von Außen dürfe aufdringen laſſen; es fehlte ihm die Aufklärung über ſich ſelbſt und darüber, daß der ſchlechthin von ſich anfangende Geiſt die einzig wahre und ſich fortdauernd offenbarende Wirklichkeit iſt. Weil ihm dieſe Reflexion fehlt, ſo iſt ihm die wahre, die geiſtige Wirklichkeit, „der Gott“ noch „unbekannt,“ und erſt die Aufklärung des Geiſtes über ſich ſelbſt iſt mehr als factiſch, iſt auch mit Bewußtſein bei dem freien Geiſt angekommen. Dieſe Aufklärung hat drei Stufen: 1) Erkenntniß der Vernunft in der Natur, Naturphiloſohie; 2) Erkenntniß der vernünftigen Nothwendigkeit des Geiſtes und des geiſtigen Proceſſes in der Geſchichte, Geiſtesphiloſophie; 3) Verwirklichung des theoretiſch befreiten Geiſtes in allen Gebieten des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, die Geiſtesphiloſophie als Geſchichte oder die gegenwärtige, die nicht bloß bewußte, das Object erkennende, ſondern die ſelbſtbewußte und als ſolche ſich bewirkende Aufklärung, die Philoſophie unſerer Zeit, die unſre Welt verjüngt und reformirt.

Dieſer Bildung iſt der Gott nicht mehr „unbekannt“ und die Hiſtorie nicht mehr „ein bloß zu negirender Wuſt“; obgleich immerhin das ponirende Selbſtbewußtſein im Kampfe mit den unmittelbaren und geiſtlos gewordenen oder gebliebenen Exiſtenzen der Begriff der gegenwärtigen geſchehenden Geſchichte bleibt. Wir wundern uns daher gegenwärtig eben ſo ſehr über den Naturcultus, als über das Zurückgehen der politiſchen Freiheitsbeſtrebungen und Theorien auf das Alterthum und ſeine Formen, und müſſen uns, um dies zu begreifen, ausdrücklich daran erinnern, weshalb jene ältere Aufklärung die Hiſtorie negirte und wie ſie zu den antiken Formen des Humanen und Schönen, als den wahren Lebensformen, durch die Bildung ſowohl als durch die Verbildung der Zeit zurückgeführt wurde. Wie die franzöſiſche Religion durch und durch von antiken Reminiſcenzen durchzittert wird, ohne daß ſie deswegen praktiſch einen antiken Staat hervorgebracht hätte, wie ſie dem „unbekannten Gott“ in dem Etre suprême einen Tempel errichtete, *nachdem ſie es vergeblich verſucht hatte, die Göttlichkeit der Vernunft in vernünftiger Weiſe geltend zu machen*: ſo widerfährt es auch Heinſe'n, daß er mitten in ſeiner vollkommen modernen Ausbildung und Geiſtesbeſchaffenheit von claſſiſchen Idealen bewegt und ſie *aller Hiſtorie zum Trotz* für das Ziel ſtatt für den Anfang der menſchlichen und freien Entwickelung nimmt. Will man von dieſem Mangel des wahren Begriffs der Hiſtorie und in ihm der inhaltsvollen Freiheit abſehen, ſo iſt Heinſe's politiſche Theorie eben ſo geſund, wie ſeine äſthetiſche, und verdient dieſelbe Anerkennung, wie die humanen und liberalen Grundſätze, welche in der Staatsreform von 1789 ſich als die abſtracte Baſis der neuen Zeit ankündigen, und deren allſeitige Erfüllung die Aufgabe unſerer jetzigen Zeit iſt. „Man betrachtet, ſagt er, eine Geſellſchaft von Menſchen, die man einen Staat nennt, am beſten als ein Thier, das von Innen Kräfte, Proportion aller Theile haben und geſund ſein muß, und volle Nahrung, um für ſich auf die Dauer zu exiſtiren und glücklich zu ſein, und von Außen Stärke, Erfahrung und Klugheit, um ſich gegen die Feinde zu erhalten; denn Alles von Außen, wie Kindern bekannt, iſt Feind. Das Wohl des Ganzen iſt das erſte Geſetz, wie bei jedem lebendigen Dinge; und jede Staatsverfaſſung, wo nur ein Theil ſich wohl befindet oder gar abgeſondert wäre, iſt ein Ungeheuer, eine Mißgeburt. Ein Deſpot alſo, das iſt ein Menſch, der ohne Geſetze, die aus dem Wohl des Ganzen entſpringen, über die Andern herrſcht, bloß nach ſeinem Gutbefinden, iſt kein Kopf am Ganzen des Staates, ſondern ein Ungeziefer, ein Bandwurm im Leibe, eine Laus, Mücke, Weſpe, das ſich nach Luſt an ſeinem Blute nährt; oder will man lieber: ein Hirt, weil doch dies das beliebte Gleichniß iſt, der ſeine Schafe ſchiert und melkt und die jungen Lämmer ſchlachtet und die fetten alten, wahrlich nicht zu ihrem, ſondern zu ſeinem Beſten.“

„Der Staat iſt endlich ein Thier, das ſeine Geſetze hat, weder von Kühen noch Schafen, ſondern von der Natur des Menſchen, weil er aus Menſchen beſteht, und kein Menſch iſt ſo über Andere, wie ein Hirt über eine Heerde. Ein vollkommner Staat muß ein Thier ſein, das ſich ſelbſt nach ſeiner Natur, ſeinen Bedürfniſſen und Erfahrungen regiert, wie ein Ulyſſes für ſich nach den Umſtänden und gegen Andere. Ein Staat von Menſchen, die des Namens würdig ſind, vollkommen für Alle und Jeden, muß im Grunde immer eine Demokratie ſein, oder mit andern Worten: das Wohl des Ganzen muß allem Andern vorgehen, jeder Theil geſund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Geſellſchaft und Freude haben; der allgemeine Verſtand der Geſellſchaft muß herrſchen, nie bloß der einzelne Menſch. Dieſe Lage aber zu erhalten, dazu gehört ein durchgearbeitetes Volk, das ſich ſelbſt, ſeine Kräfte und ſein Intereſſe kennt, und ſich in einem Punkte vereinigen kann; und ſelten iſt einer, der an der Spitze ſteht, aus Liebe oder Gewalt im Stande, eine Verfaſſung in eine ſolche umzuändern, geſchweige ein Philoſoph auf ſeinem Studirzimmer.“

Und dennoch, wie viel hat ſeitdem die Philoſophie geleiſtet? Iſt nicht die bewundernswürdige Darſtellung, welche das vernünftige Thier, der Staat im Abbilde des vernünftigen Menſchengeiſtes, der conſtitutionellen Selbſtregierung, gewinnt, ihr Werk? Iſt es nicht das größte Lob, welches dem Philoſophen auf ſeinem Studirzimmer geſpendet werden kann, wenn ſeine Feinde und Ankläger ihm zuſchreiben, daß alle die weltumwälzende Arbeit der neueſten Zeit, die den vernünftigen und freien Staat zu begründen ſucht, von ihm, dem ſtillen Denker, ausgeht? Auch Heinſe iſt ein ſolcher Revolutionär, ein Arbeiter an der innerſten Umwälzung des ewig lebendigen, ewig ſich verjüngenden und befreienden Geiſtes, und ſeine einfachen Worte enthalten den fruchtbaren Keim der großartigen Ausbildung politiſcher Freiheit, die wir erlebt und noch zu erleben haben. Sicher und glücklich der Staat, der die Gährung auch der kühnſten Gedanken, und dieſer am meiſten, frei und öffentlich ſich abklären läßt, um aus der durchgebildeten Einſicht ſeiner Zeit die Entſchlüſſe zu ſeiner eigenen Umbildung zu entnehmen; denn „das Staatsthier“ wird erſt vernünftig, wenn es mit vollem Selbſtbewußtſein und mit dem durchgebildetſten Selbſtgefühl wirkt und handelt.

War Heinſe's Religion die Sache des unabhängigen Individuums, in der es ausdrücklich „ſeinen Tempel oder ſein Labyrinth des Zweifels“ haben ſollte, alſo ganz richtig eine Sache der Innerlichkeit und der ungehinderten freien Durchbildung: ſo iſt hier die Politik im letzten Grunde die, daß der ſchöne und freie Menſch mit ſeinen wahrhaft humanen Anforderungen ſowohl der Zweck als auch das Vorbild des Staates ſei, und die Forderung, dieſen Beſitz und Genuß der wahren Menſchlichkeit an alle Staatsbürger zu bringen, iſt in der That die

Forderung der Freiheit und das Princip der Religion der Humanität, des Chriſtenthums, deſſen immer breitere Verwirklichung die Ehre der Geſchichte, ja die Geſchichte ſelbſt iſt.

Aus unſerer bisherigen Erörterung iſt nun wohl Heinſe's hiſtoriſche Bedeutung und ſpecieller ſo viel klar geworden, daß er ſein Princip, die freie Durchbildung der ſchönen Menſchheit, conſequent in alle Gebiete überträgt; und wenn es ihm nicht gelungen iſt, in großen Kunſtſchöpfungen abgerundete Geſtalten desſelben niederzulegen, ſo müſſen wir immer doch an ſeinen Werken, weil ſie von dieſem Princip und der Arbeit in ſeinem Dienſte Zeugniß geben, ein hohes Intereſſe nehmen.

Vor Allem iſt im „Ardinghello oder die glückſeligen Inſeln“ nach allen Seiten dieſer Freiheitsdrang ausgebreitet. Seine Sinnlichkeit und der unabhängig tapfere Genuß der Welt, in welchem der ſchöne Menſch ſich Selbſtzweck iſt; dann in Natur, Kunſt und Staat — in allen die Wiederherſtellung der ſchönen Menſchheit, welche ſelbſt das Sinnlichgeiſtige und in Allem die wahre Darſtellung des Göttlichen iſt, — dieſer ganze Inhalt durchdringt den ſogenannten Roman. Und ſeine Vorliebe für dieſe reformatoriſche Idee verirrt ſich von der Form der Geſchichte und des Romans bis zur Ausartung in reine Kunſtbetrachtung (die Schilderung der Rafael'ſchen Malereien) und in pure Metaphyſik; ja er ſchließt damit, als der neue Staat auf Paros und Naxos aus der ſchönſten Jugend aller italieniſchen Städte gegründet, die Gemeinſchaft der Weiber, die neue Religion und die Piratenfreiheit kühner Seefahrt eingeführt iſt: „Das beſondere Geheimniß unſerer Staatsverfaſſung, welches nur denen anvertraut ward, die ſich durch Heldenthaten und großen Verſtand ausgezeichnet hatten, beſtand darin, der ganzen Regierung der Türken in dieſem heitern Klima ein Ende zu machen, und die Menſchheit wieder zu ihrer Würde zu erheben.“ Uebrigens darf es nicht verſchwiegen werden, daß die philoſophiſche und principielle oder die tendenziöſe Einheit des Ardinghello keine Einheit der Geſchichte, ja, überhaupt keine Geſchichte und nur eine fortgeſetzte Fopperei des eigentlichen Romanintereſſes hervorbringt, weil das Türkenthum, — die reine Sinnlichkeit, die fortdauernd den heiligſten Rechten des Gemüths und der perſönlichen, wahrhaft geiſtigen Liebe ins Geſicht ſchlägt und nichts übrig läßt, als den allgemeinen ſchönen Beſchäler Ardinghello, — von vornherein nicht vermuthet wird und in der That nicht werth iſt, mit ſo viel Anſtalten und immer noch mit ſo viel Schein gemüthlicher Betheiligung producirt zu werden. Der plaſtiſche, anſchaulich und leidenſchaftlich intereſſirende Anfang des Romans erregt Erwartungen für die Aufregung und Schilderung der ſtärkſten und ſchönſten Leidenſchaften, die durchaus getäuſcht werden.

Das Verſtändniß der Hildegard von Hohenthal, des Gegenbildes zum Ardinghello, indem wir hier das ſelbſtgenügſame ſchöne Weib und ebenfalls die Täuſchung aller gemüthlichen Intereſſen der Liebe neben ganz unberechtigtem Selbſtverluſt in lauter Einzelheiten der muſikaliſchen, wie dort der maleriſchen Kunſtwelt vor uns haben, iſt viel leichter, als das des Ardinghello; für das Princip aber finden wir nun natürlicher Weiſe Hildegard, trotz alles Raiſonnements, nicht mehr ſo bedeutend, als Ardinghello, der dies Intereſſe nach allen Seiten hin ausbeutet, während die Hildegard nichts Anderes thut, als daß ſie das Liebesverhältniß herumdreht, weniger exceſſiv, weil weiblich, hält und einer anderen Kunſt zur Anknüpfung ſich bedient.

Will man aber die Specialitäten der muſikaliſchen Didaktik in der Hildegard, der maleriſchen im Ardinghello oder gar die des Schachſpiels in der Anaſtaſia zum Hauptaugenmerk und Zweck erheben, wie denn dies bei der Anaſtaſia nicht wohl zu vermeiden iſt, ſo wäre der Autor zur geiſtigen und principiellen Nullität verurtheilt. Iſt demnach die Anaſtaſia künſtleriſch gar nicht zu retten, ſo müſſen wir von der Hildegard immer noch den größten Theil aufgeben, und nur im Ardinghello läßt ſich mit der principiellen Einheit eine unkünſtleriſche Rechtfertigung des Inhalts durchſetzen.

Dieſer Mangel der Heinſiſchen Werke hat ſeinen Grund übrigens theils in ſeinem mehr zur Lebens- als zur Kunſtpraxis, mehr zur Kunſtauffaſſung als zur Kunſtproduction geſchaffenen Naturell; — er weiß das Einzelne, wie er es anſchaut, meiſterhaft darzuſtellen; aber ſo hinreißend er auch den einzelnen ſinnlichen Gegenſtand ſtiliſtiſch wiederzugeben weiß, er kommt nicht über die einzelnen Erfahrungen zur Ausbildung in der geſchloſſenen Idee, er kommt nicht zur freien Verklärung und abgerundeten Durchbildung ſeines geiſtigen Beſitzthums; — theils iſt ſein Mangel das noch ungebildete Princip ſelbſt. Er iſt trunken von der ſchönen Sinnlichkeit der Kunſtproductionen, der Natur, der Menſchen. Dieſe reißen ihn nun in ihrer Iſolirtheit und wie ſie ſich äußerlich darbieten hin; er bleibt bei dem Enthuſiasmus und beim Genuß dieſer Schönheit ſtehen, die ſchönen Weiber nach einander ſind ihm im Ardinghello z. B. immer nichts Anderes, als eben dasſelbe, was ihm verſchiedene ſchöne Bilder und Statuen auch wären, Objecte des Enthuſiasmus und des Genuſſes. Dieſe Auffaſſung der Schönheit iſt roh, dieſe Hingabe an die Sinnlichkeit bei aller Bildung des Schönheitsſinnes, bei allem äſthetiſchen Raffinement ungeiſtig und einſeitig. Das Schöne iſt das Geiſtig-Sinnliche. Der wirkende Geiſt, der Heinſe'n zum Künſtler fehlt, dieſe geiſtige Wirklichkeit fehlt ſeinen Figuren, den Weibern, die mit ihrem Gemüth nichts ausrichten, und den Männern, die von ihrer geiſtigen Liebe nicht geführt und beſtimmt werden; daher keine Verwicklung und keine Entwicklung gegenſeitiger Leidenſchaft, keine wirkliche, dramatiſche Charakterbewegung. Es geht Alles nach äußerlichen Rückſichten, im Ardinghello nach dem Princip der türkiſch-emancipirten Schönheit, in der Hildegard nebenher ſogar nach Standesvorurtheilen; und das ſchöne Subject, welches ſich Selbſtzweck iſt, bleibt bei Heinſe noch ſo abſtract, ſo unbeweglich, wird ſo wenig in Wirkſamkeit geſetzt, daß ſogar das allmächtige Geſetz des Herzens und die Alles durchbrechende und vor ſich niederwerfende Leidenſchaft erſt noch erfunden und in die Poeſie als ausdrückliches Pathos eingeführt werden ſollte; dies iſt dieſelbe Abſtraction, welche ihn faſt überall die Unabhängigkeit für die Verwirklichung der Freiheit nehmen läßt. Der Heinſiſche Durchbruch der pedantiſchen Schranken und ſeine Negation aller anderen Geſetze, als derer, die in der Natur der Sache ſelbſt liegen, iſt mehr Theorie und Forderung, als gründliche Praxis; denn dieſe, die durchgeführte Revolution der Autonomie, iſt die ſchöne und berechtigte Leidenſchaft, welche als gemüthliche Macht in dem Befreiungskampfe gegen die gemeine und unberechtigte Wirklichkeit ſich geltend macht, eine Umkehr, wie ſie ſpäter die Schiller'ſchen Räuber z. B. bewerkſtelligen. Was Heinſe gewollt, Göthe und Schiller führen es aus. Heinſe aber hat es nicht umſonſt gewollt und geſagt. Göthe wußte ſein Streben und ſeinen Durchbruch zu ſchätzen, wie wir jetzt die enthuſiaſtiſche Anerkennung, womit Göthe ihn begrüßte.

20. Ueber George Sand und die Tendenzpoeſie.

1844

Als ich einige Romane von der berühmten Schriftſtellerin geleſen hatte, ſchien es mir leicht, ſie zu beurtheilen, jeder neue Band aber gab dem erſten Eindruck einen Stoß und trieb ihn, wie die Ringe im Waſſer, ins Unbeſtimmte hinaus. Die Sand überraſcht durch ihre Entwicklung, ſie verwirrt durch ihren Reichthum, ſie entflieht durch die Schnelligkeit ihrer neuen Schöpfungen. Es iſt unmöglich, mit einem wahrhaft lebendigen und ſich ſelbſt unermüdlich ausbildenden Geiſt zum Abſchluß zu gelangen und ihm ſeine Stelle anzuweiſen, denn er verändert ſeine Stelle.

Dasſelbe, wie mir, wird Vielen begegnet ſein, die jetzt raſch hintereinander den Sturm der Veröffentlichung der George Sand'ſchen Werke auf ſich wirken ließen, einen Genuß, der etwas Berauſchendes, eine Enthüllung, die etwas Betäubendes mit ſich führt.

Als ich ſo weit in dem Studium dieſer vielgeſcholtenen und vielgeprieſenen Erſcheinung gekommen war, erſchrak ich vor der Verwegenheit, mit der ich mich zu dem Verſprechen hatte hinreißen laſſen, öffentlich über ſie zu reden. Und dieſe Bedenklichkeit wurde nicht vermindert durch die ſchrecklichen Worte: Emancipation der Frauen, Republikanismus oder gar Communismus, welche ſich an den Namen George Sand knüpfen und bei denen ſich natürlich jeder ächte Deutſche nur die Auflöſung aller menſchlichen Bande und die Wiederherſtellung des nackten Paradieſes denkt.

Ich will es aber nur geſtehn, mit der Schwierigkeit iſt auch mein Intereſſe an der Sache, mit dem Delicaten der Aufgabe mein Eifer, über ſie ins Klare zu kommen, gewachſen; und wenn ich ohne Zweifel bei dem erſten Eindruck der Lectüre dasſelbe Schickſal mit den meiſten übrigen Leſern hatte, ſo wünſche ich jetzt nichts weiter, als auch in der Ausbildung einer näheren Einſicht in das Weſen dieſer neuen Welt mit ihnen zuſammen zu treffen.

Wir ſind ſeit einigen Jahren ſo glücklich oder ſo unglücklich, Alles auf die Tendenz zu ziehn, das heißt, es ſind wirklich einmal Tendenzen und beſtimmte Richtungen des öffentlichen Willens zum Vorſchein gekommen. Welch ein Schrecken ein öffentlicher Wille, welch eine Gefahr, wenn es andem wäre, daß es einen ſolchen geben, und welch ein Abgrund, wenn er ſich verwirklichen müßte! Es giebt ohne Zweifel einen guten Willen, und eben ſo einen ſchlechten; und niemand wird darüber zweifelhaft ſein, daß ſein eigner Wille der gute, der ſeiner Gegner aber der ſchlechte ſei. Wir haben es nun erlebt, daß die ſchlechten Tendenzen der Neuerer von den guten Tendenzen der Altfühlenden ſo ziemlich in Verruf gebracht und zu einem Aergerniß der großen Maſſe wenigdenkender, guter Menſchen geſtempelt worden ſind.

Dies Schickſal hat auch die Dichter getroffen und vor allen die George Sand. Viele Deutſche ſchlagen ein Kreuz vor jedem Franzoſen und ein doppeltes vor ihr.

Ja man hat die Tendenz der Dichter ganz beſonders aufs Korn genommen, und wenn man einem Dichter nur überhaupt Tendenz vorwerfen konnte, ſo war er in der Meinung vieler Kunſtkenner ſchon ruinirt. Pfui, ein Tendenzgedicht! riefen ſie aus, und das hieß, es iſt gar kein Gedicht. Dieſe tendenzſcheuen Leute haben einen dunklen Gedanken von dem ſchönen Beruf der Kunſt: mit voller Freiheit ein Ganzes von lebensvollen kämpfenden Gegenſätzen darzuſtellen und jedes Princip mit höchſter Gerechtigkeit walten zu laſſen. Dies ſchließt den Parteiruf und den Parteizweck aus. Alſo, ſagen ſie, macht Gedichte, die rein objectiv darſtellen und mit denen ihr nichts bewirken wollt; nur ein ſchönes Kunſtwerk ſollen ſie ſein, dem jeder ſein Wohlwollen zuwenden möge, als freier Menſch empfindend, und eben darum frei von aller Parteiſucht. — O, wie göttlich und wie ſelig! Wenn es nur ginge! Als der Werther geſchrieben wurde, welch' eine ſchändliche Tendenz; als Schiller auftrat, welch' eine verruchte Richtung! Und jetzt? ſcheinen ſie nicht immer ſelige Götter geweſen und in ihrer Objectivität nie einen Widerſacher gefunden zu haben? Was iſt denn das Geheimniß davon? daß jede Zeit eine Tendenz hat und eine Tendenz iſt, und daß jeder, der ſeine Zeit darſtellt, ebenfalls eine beſtimmte Richtung, nie den ganzen alten und zugleich den neuen

Olymp darſtellt. Hat z. B. der ganz objective Göthe wirklich noch ein gutes Stück von der alten Perücke des deutſchen Privatphiliſters conſervirt, ja, ſollte es ſich zeigen, daß der ganze Mann ein politiſcher Philiſter iſt, ſo wird es nur um ſo klarer werden, daß auch das entſchiedenſte Genie die Tendenzen ſeiner Periode nicht los wird und die Grenzen ſeiner Geiſteswelt zu ſeiner eignen Beſtimmung hat. Will eine Poeſie auch nur darſtellen, und das ſoll ſie ja doch wollen, ſo fällt ſie ſchon aus dem Himmel der Tendenzloſigkeit heraus; denn ſogleich will ſie etwas, und was denn? Der Dichter will ſich und ſeine Welt. Er will, was er iſt, geltend machen; und es leuchtet ein, daß er eine Partei haben muß, um überhaupt etwas zu ſein. Denn, um den Deutſchen dies zu beweiſen, wer etwas Beſtimmtes iſt, der iſt Partei.

Die genialen und gelehrten Herren, die gegen die Tendenzpoeſie reden, würden erſchrecken, wenn man ihnen vorhielte, ſie redeten damit gegen alle Poeſie; wer etwas mache, der müſſe auch etwas damit ausrichten wollen. Aber man wird ihnen beiſtimmen, wenn ſie in ihrem Kunſtenthuſiasmus behaupten, er müſſe nicht blos etwas, er müſſe Alles aus- und eine ganz neue Welt einrichten, er müſſe nicht blos dieſen oder jenen überreden und zu einer beſtimmten Entſchließung bewegen, ſondern ſchlechthin einen neuen Geſichtskreis für die Welt gewinnen wollen. Die Tendenz, würden wir daraus ſchließen, iſt poetiſch, wenn ſie dies Werk, nämlich die Geſtaltung des Zeitgeiſtes vollbringt, was ihr aber nur gelungen ſein wird, wenn ſie ihre Gegenſätze zum Schweigen und ſich auf den Thron des öffentlichen Bewußtſeins gebracht hat. Jede Poeſie iſt alſo eine kämpfende. Zu dieſem univerſellen Zwecke gehören aber der beſtimmte Charakter und die beſtimmten Zwecke dieſes Charakters. Hiegegen zu reden, wird Wenigen einfallen. Aber deſto ſicherer wird ſich ein großer Haufe auf die letzte Schanze der Genieſucht, die Bewußtloſigkeit, die Gotterfülltheit des wahren Künſtlers zurückziehen und jeden für profan erklären, der dem Dichter ſchuld giebt, er hätte mit Bewußtſein ſeinen Zweck der Welteroberung durch die Plaſtik ſeines Zeitgeiſtes verfolgt.

Dieſe Schanze ſollen ſie behalten; „den ſchlechten Mann muß ich verachten, der nie bedenkt, was er vollbringt!“ Das Bewußtſein ſchadet allerdings dem Wahnſinnigen, aber nicht der Geſundheit in ihm.

Wenn nun die Sand voller Tendenzen ſteckt, wie dies niemand läugnen wird, der ſie geleſen hat, ſo liegt dies an ihrer Zeit und an ihrem Volk. Beide ſchließen dieſe Tendenzen in ſich; und der reelle, eclatante Kampf der geiſtigen Richtungen, die hervorgetretene, öffentliche, die politiſche Arbeit des Geiſtes, das iſt ein Vorzug der jetzigen franzöſiſchen Welt. Eine Tendenz, wie ein öffentlich redender Anwalt, ohne allen univerſellen Inhalt, hat keine ihrer Schriften; die Darſtellung einer Tendenz aber, die ſie grade ſelbſt erfüllt und die von ihren Zeitgenoſſen getheilt wird, iſt vollkommen eben ſo ſehr das Werk des Dichters, als die Darſtellung längſt vergangener Tendenzen früherer Jahrhunderte. Ja, es leuchtet ein, daß ein politiſches Volk, wie früher die Griechen und jetzt die Franzoſen, viel zu ſehr von ſeiner Gegenwart erfüllt ſein müſſe, um die reine Raritätenkrämerei, wie wir Deutſche ſie wohl getrieben haben, genießbar zu finden. Die Tendenz, den Geiſt ſeiner Zeit in ſeinem Sinne zu formiren, iſt ohne Zweifel poetiſch, weil es die Verdeutlichung einer werdenden Welt iſt; die Tendenz dagegen, hundert Parteigänger zu gewinnen, und wenn ſie ſich durch hundert Gedichte hindurchzöge, bliebe eben ſo gewiß immer proſaiſch.

Die Tendenzen der Sand ſind in Frankreich wie in Deutſchland angefeindet worden. Man hat gefunden, ſie untergrübe die Ehe und ſpäter alle Fundamente der menſchlichen Geſellſchaft, weil ſie die Emancipation der Frauen und der niederen Claſſen der Geſellſchaft zu Motiven ihrer Charaktere und Geſchichten gewählt hat. Aber grade die Kühnheit, ſolche Conflicte als Probleme der menſchlichen Civiliſation und als Aufgaben der Geſchichte zu behandeln, das iſt es, was in dieſem Fall die Franzoſen und ihre Schriftſteller auszeichnet; und war es möglich, das türkiſche Verhältniß der Weiber und die Sklaverei der Alten aufzuheben, ſo iſt auch jetzt nicht daran zu verzweifeln, daß die entwürdigte Menſchheit zu erheben eine Aufgabe der Geſchichte und die Arbeit dafür die Bildung eines erhabenen Zeitgeiſtes ſein könne. Schiller hat einmal ein Epigramm gemacht, worin er die Weltverbeſſerer ſehr vornehm abführt und ſie darauf hinweiſ't, ſich ſelbſt zu etwas Edlem auszubilden und eine ſolche innere Welt darzuſtellen. Das iſt ſehr gut und ſchön, aber wenn nicht die Sorge um Regen und Sonnenſchein, die er verſpottet, ſo gehört doch die Sorge um die Sonne und den freien Himmel des öffentlichen Geiſtes weſentlich zu den Geſchäften des Dichters, wie aller Derer, welche ein ideelles Leben und Wirken verführen. Es reißt den Menſchen nicht herunter, alle Leiden der Erde mitzufühlen, und es erhebt ihn nichts als der Kampf gegen ſie unter der Parole ſeiner Z... Die himmliſche Freiheit, die im Geiſte mit geſchloſſenen Augen unter den leuchtenden Sternen des Himmels umherirrt und in Wahrheit zu den Füßen irgend eines Despoten ihre feilen Saiten ſchlägt, iſt keine Poeſie mehr. Hat die Poeſie nicht das Herz des Volks, fühlt ſie nicht ſeinen Schmerz und ſeinen welthiſtoriſchen Schmerzensſchrei, kann ſie Erſcheinungen, wie die franzöſiſche Revolution mit albernen Poſſen und mit eben ſo alberner Sentimentalität abfertigen wollen, ſo mag man ſie immer einen eleganten Zopf nennen und ihre feinen Manieren loben; aber ihr Inhalt iſt verkommen, ihre Begeiſterung ſchaal geworden, ihre Macht iſt keine weltbewegende, ihre Schöpfung nicht der Mühe werth — ſie iſt keine Poeſie mehr. Das Weſen der Poeſie iſt demokratiſch. Wozu wäre noch der Poet in der Welt, wenn es nicht darauf ankäme, alle Herzen, alle von Grund aus zu beherrſchen und in den Zauber ſeiner Formen zu binden? Und wie ſoll dies möglich ſein, wenn er nur den Dudelſack des Salons und die Zither des Hofpoeten zu ſpielen weiß, nichts als dieſes Elend der ewigen Langenweile.

Als die Deutſchen bei der Wiedereroberung ihrer Unabhängigkeit die Erfahrung einer großen Volksbewegung machten, verfielen ſie auch auf die Idee, daß die Poeſie weſentlich Volkspoeſie wäre. Aber wie verſtanden ſie dies? Grade wie ſie in der Politik die Freiheit bei ihren Vorfahren ſuchten, ſo waren Volkslieder für ſie und ſind es noch, nicht Lieder, die das ganze Volk empfindet, ſingt und liebt, ſondern Lieder, die in grauer Vorzeit das Volk unmittelbar ſelbſt gemacht, und wenn nicht das Volk in Maſſe, was zu abſurd klingt, ſo doch wenigſtens eine möglichſt rohe und unmittelbare Dichternatur, ein Naturmenſch in dieſem Sinn. Es wurden im Freiheitskriege wirkliche Volkslieder gemacht und geſungen von Arndt und Körner, aber der Hautgout der Kunſtweiſen wandte ſich bald verächtlich von ihnen ab und fand unendlich mehr Poeſie in den alten Gaſſenhauern von der Gattung des

O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt!
In dir da liegt begraben ſo mancher Soldat.

Und mit dieſer Wendung der politiſchen und der poetiſchen Weisheit zu der alten Rohheit zurück, mit der Wiedereinrichtung der leeren Gegenwart und der öden Zukunft, mit dem Spießbürger, der nur exiſtirt und höchſtens in ſeinen Urahnen eine Hiſtorie hat — unter einem ſolchen Volke giebt es gar keine Volkspoeſie, es fehlen die Themata, es fehlt das Bewußtſein und die Spannung des Volks, es fehlt aber auch eben ſo die Kühnheit der Dichter, denen ſchon der Gedanke an einen fundamentalen Erfolg mit erſchütternder Poeſie den Athem verſetzt. Sinn, Empfindung, Selbſtgefühl, Schmerz, Leidenſchaft, Thatenluſt, kurz eine Exiſtenz in der wirklich geiſtigen Atmoſphäre des Menſchen — das fehlt unſerm Volke und folglich auch unſerer Volkspoeſie, oder, um nicht ironiſch zu reden, beide exiſtiren nur in einem ganz aparten und verdrehten Sinne, das Volk als rohe Maſſe ohne Geiſt und Selbſtgefühl, die Volkspoeſie als Product dieſer Rohheit.

Sind nun die Sand'ſchen Romane Volkspoeſie? Nein, aber die Sand'ſchen Romane ſind das Product eines lebendigen Volksgeiſtes, und die Probleme und Tendenzen, mit denen er ſich bis in ſeine unterſten Schichten herunter abarbeitet, kommen in ihnen zum Vorſchein, ſind zum Theil mit ergreifender Wahrheit und Schärfe in ihnen dargeſtellt; die Form der Dichtung dagegen iſt eher die der Ueberbildung als die der Naivetät.

Doch wir ſprechen hier zunächſt noch nicht von dieſer Form. Was man der Dichterin vorwirft, ihre Richtung und ihr Inhalt, dies grade macht einen guten Theil ihrer Größe aus. Sie ſchneidet überall ſcharf ein, ſie wagt es, jeder Erſcheinung und jeder Frage auf den Grund zu gehn, ſie iſt frei von der Prüderie einer lügenhaften Convenienz, und über die politiſchen und geſelligen Probleme bringt ſie eine Fülle von Gedanken hervor, die ſchon außer ihrem künſtleriſchen Zuſammenhange alle Achtung verdienen und für uns Deutſche, die wir uns durch niederträchtige Zeitungsſatelliten ſelbſt von der Erwägung der ſocialen Probleme abſchrecken laſſen, unendlich viel Beſchämendes enthalten. Sie hat den Vortheil einer großen geiſtigen Welt, eines hiſtoriſchen Mittelpunktes, einer gewaltigen Vergangenheit und einer in ſich arbeitenden, zukunftreichen Gegenwart; aber ſie weiß dieſe Vortheile zu benutzen: und das iſt Alles, was des Einzelnen Ruhm begründet; ſonſt wäre jeder ein Mirabeau, der in das Jahr 1789 nach Frankreich fiele. Die Sand hat die vollkommenſte Einſicht in die politiſche Lage. Sie verſteht zu ſtudiren und giebt ſich die Mühe, es zu thun. Ueber Zeit und Ort, über Italien, über Paris, über die Provinzen, über ferne Länder, über die Zeit vor der Revolution, über die Emeuten, über die Gegenwart und ihre Gährung hat ſie einen ernſthaften Unterricht genommen; und dieſen läßt ſie den Leſern ihrer Schriften zugute kommen. Ihre Darſtellungen ſind deutlich, energiſch, blendend ſogar.

Im Anfang ihrer Laufbahn war es offenbar die Liebe, und man ſagt, nicht ohne Veranlaſſung aus ihrem eignen Schickſal, welche ſie in den Conflicten mit Convenienz, Sitte und Geſetz meiſt alſo tragiſch behandelte. Wenn wir bedenken, wie eintönig unſere Literatur mit dieſem Thema verfahren iſt, wie wir faſt nur alte Gimpel und junge Weiber als den tragiſchen Haken kennen gelernt, ſo kann ſelbſt das Raffinement der mannigfaltigen

Situationen bei der Sand als eine Erholung wirken. Etwas mehr Stoff hat ſie allerdings in den franzöſiſchen Zuſtänden. Zuerſt die unauflösliche katholiſche Ehe, dann die nicht anerkannte wilde Ehe, die Convenienzheirathen, die ſelber zur Convenienz des großſtädtiſchen Lebens wurden, endlich die Sitte, welche dennoch alle Abweichungen ſtrenge bezeichnet und ein gewiſſes Helotenthum aller unvollkommenen Verhältniſſe begründet, alſo in letzter Inſtanz durch die Abnormitäten ſelber idealiſtiſch wirkt. Dies benutzt ſie aber auch meiſterhaft, um überall die Gewalt der Alles beſiegenden Leidenſchaft der Liebe durchbrechen zu laſſen. In der Indiana ſind die Verhältniſſe noch ziemlich einfach, in Leon Leoni und anderwärts aber faſt bis zum Exceß verwickelt. Man muß ſich drein ergeben, daß z. B. die Liebe der Julietta zu Leoni völlig ſomnambul wird, um es nur zu begreifen, wie die Leidenſchaft ſelbſt den ſchwärzeſten Betrug, ſelbſt ihren entſchiedenſten Verrath, ja die tiefſte Verachtung ihres Gegenſtandes überdauert. Es iſt klar, daß Sitte, Ehre und Treue längſt in dem furchtbaren Feuer verbrannt ſind, wenn es zu dem Extrem kommen kann, daß man zu ſeinem eignen Mörder mit magiſcher Gewalt hingeriſſen wird und dies unmittelbar aus den Armen ſeines einzigen treuen Freundes und Beſchützers. Eine ſolche Unmöglichkeit zu motiviren, erfordert außer dem Aberglauben an die ſomnambule Liebe noch einen großen Aufwand von Witz und Talent, den man mit einem Wort Liebesſophiſtik nennen könnte. Hierin iſt die

Dichterin ſtark bis zum Uebermaß. Sie ſtattet ihre Charaktere damit aus, ſie macht ſie ſiech und toll damit, aber ſie ſetzt auch bei ihren Leſern den Aberglauben an einen ſolchen Sonnenſtich der Leidenſchaft voraus. So lange nun die Leidenſchaft direct fortgeht und Alles mit ihren Flammen verzehrt, ja ſich ſelbſt hineinſtürzt und vernichtet, ſo lange begreift man ſie. Wenn aber die Reflexion ſie in tauſend Windungen biegt, wenn ſie zur Verſtellung, zur Abſicht, zu Vorſpiegelungen aller Art herumgedreht wird und doch noch Liebe und doch noch Leidenſchaft ernſter Art ſein ſoll, wie dies in Leoni und Horace verlangt wird; ſo wird aus der Liebe eine Liebesſophiſtik, ein Raffinement und eine Willkür, die man nicht mehr begreift, die man höchſtens auf guten Glauben für wahr hinnimmt. Wollte man ungalant ſein, ſo könnte man ſagen, nur eine Frau wäre im Stande, aus einer einfachen Sache, der Leidenſchaft für die Frauen und umgekehrt, eine ſolche kabbaliſtiſche Unergründlichkeit zu machen. Dieſe complicirten Herzen haben viel voraus; das iſt wahr, ſie können mit ihren Capricen eine lange Zeit ausfüllen; aber ſie zu ergründen, iſt ein Luxus, zu dem nicht jeder aufgelegt ſein wird. Die raffinirte Liebesexplication iſt daher eine excluſive Beſchäftigung, eine romantiſche Seligkeit, die in der That nicht von dieſer Welt iſt, wenn ſie auch als Beiwerk zum Stickrahmen zu empfehlen wäre. Die meiſten Männer der Sand haben den Stich, daß ſie zu ſehr im Weibe leben, und viele ihrer Weiber den der kranken Liebe, des Hinſiechens in der Verfolgung des unerreichbaren romantiſchen Weſens, der ewig nur idealen Liebe. Sie ſind dann blaß, durchſichtig, ſchmächtig, gebrechlich oder vielmehr zerbrechlich, ſo eine Art luſtiger Feen. Man denkt, ſie ſind häßlich, aber ſie ſind hinreißend intereſſant. Sie feſſeln bis auf einen gewiſſen Punkt, ſie haben meiſt einen ungetreuen Liebhaber, der ſie ſchließlich ſchändlich verräth, der aber der eigentlich Glückliche iſt, und einen Getreuen, der es aber in der Regel mit all ſeiner Bravheit zu nichts Rechtem bei ihnen bringt.

Wären alle Romane aus dieſen Elementen gewebt, ſo würde man ihrer bald überdrüſſig werden. Dies iſt aber nicht der Fall. Die Schriftſtellerin iſt jenem Liebestaumel ſelbſt entwachſen. Sie hat es zu geſunderen Männer- und Frauengeſtalten gebracht, die darum nicht minder intereſſant und in viel weſentlicheren Conflicten dargeſtellt ſind. Die Lelia iſt das verfehlteſte ihrer Werke, indem es die haltungsloſe Sophiſtik der Liebe in der ganz abſtracten Form des Raiſonnements vorträgt. Von dieſer Verirrung iſt ſie aber zurückgekommen und in Horace ſind die Gedanken des Jugendlebens in der Hauptſtadt, die revolutionären und legitimiſtiſchen Gefühle und Tendenzen vollkommen mit den Charakteren verwachſen, in dem Handwerker (**le compagnon du tour de France**) eben ſo die ſocialiſtiſchen Theorieen. Die Emancipation der Frauen gewinnt durch die Verbindung mit den Fragen einer geſelligen Umgeſtaltung der heutigen Menſchheit eine viel breitere Baſis und ein größeres Gewicht.

Wenn man die Liebe ſich auflehnen ſieht gegen ein Verhältniß, welches der Nutzen, äußere Rückſichten und die Willenloſigkeit einer jungen Dame geknüpft haben, ſo muß man geſtehn, dieſe wäre nun zu emancipiren; der Conflict iſt aber das Werk des Zufalls, denn es iſt doch nicht nothwendig, daß allemal alle Andern herzlos und zugleich das junge Mädchen willen- und gedankenlos ſei, wenn eine ſolche unauflösliche Ehe geſchloſſen wird. Allerdings wird man die Auflösbarkeit der Ehe eben darum zugeben, weil ein böſer Zufall ein verderbliches Verhältniß ſtiften kann; aber die Sklaverei der unauflöslichen Ehe trifft auch den Mann nach Gelegenheit und nur diejenigen Frauen, die es ſpäter Urſache haben, die Ehe wieder aufzulöſen. An und für ſich iſt die Ehe ein Verhältniß fürs ganze Leben, deſſen Auflöſung vor der reellen Auflöſung der Familie immer ein Uebelſtand bleibt. Die Sklaverei der Frauen in dieſem Verhältniß liegt alſo nicht an der Ehe, ſondern an zufälligen Umſtänden.

Ganz anders ſtellt ſich die Frage, wenn man ſie dorthin verlegt, wo das Weib wegen ſeiner ſchwächeren Natur und vernachläſſigten Erziehung, ja wegen des Mangels aller äußerlichen Baſis ihrer Familie ganz vorzüglich der Verwahrloſung und Unterdrückung blosgeſtellt iſt. Die Verführung und die Verſtoßung, die Proſtitution und der äußerſte Mangel treten hier als die Erblaſt des ſchwächeren Geſchlechts auf. Der chevalereske Charakter unſerer höheren Kreiſe, in denen das Weib ein Gegenſtand der Verehrung und des Dienſtes iſt, erſcheint bei der Barbarei der bürgerlichen Geſellſchaft in den niederen Kreiſen als eine lächerliche Ironie gegen das Weib. Man weiß auch, wie lange oder vielmehr wie kurze Zeit dieſer Cultus vorhält: ſein Tempel iſt der Salon und die Salonspoeſie; ſo wie die Lichter des Feenreiches ausgelöſcht ſind und das dunkle Haus der wahren Wirklichkeit an die Stelle tritt, bleiben wenig Menſchen übrig, die Bildung genug haben, um aus ihrer Ritterrolle nicht heraus zu fallen. Was alſo wäre der Sinn der Emancipation der Frauen? Ohne Zweifel der, daß überall und in der ganzen Breite der Geſellſchaft die chevalereske Ironie zum Ernſt erhoben und von den Männern überall in den Frauen die edle und ſchöne Menſchheit gefunden würde. Die Uebertreibung des chevaleresken Cultus hat zum wenigſten gezeigt, wie viel man hier finden kann, wenn man überhaupt etwas finden will. Die Frauen ſind die Hüter einer idealen Sittlichkeit geworden. Sie überall und nun mehr in der Wirklichkeit, als im Schein dazu zu erheben, das iſt ein Problem der Humanität, deſſen Größe keinen Menſchen erſchrecken, alle vielmehr erheben und zum Eifer dafür anſpornen ſollte.

Natürlich iſt dies nun ganz dieſelbe Frage, die im Communismus und Socialismus vorliegt, die Frage: ſoll die Geſellſchaft ſchlechterdings dafür haften, daß alle

Menſchen zu wahren Menſchen gebildet und möglichſt in dieſem Zuſtande erhalten werden?

Es wäre Thorheit, wenn wir unſerer politiſchen Welt ſchuld geben wollten, dies Princip ſei ihr ganz fremd. Im Gegentheil, ſeitdem der Staat auch nur das gemeine Weſen genannt, die Sorge für Erziehung, Sicherheit und Ordnung von ihm ausgeübt worden iſt, noch mehr, ſeitdem im Namen des Staats der Privaten Leben und Eigenthum verwendet wird, ſeitdem nicht die Ausbeutung der Menſchen für Menſchen, ſondern ihre gemeinſame Arbeit für ihren gemeinſamen Zweck Princip geworden iſt — ſeitdem iſt der Staat communiſtiſch oder republicaniſch und ſind alle ſeine Zwecke ſociale Zwecke. Aber es iſt eben ſo klar, daß die gemeinſame Arbeit und der gemeinſame Zweck gegenwärtig noch vollſtändig von der Privatarbeit und den Privatzwecken erſtickt wird. Das Princip unſerer Geſellſchaft iſt noch nicht der Menſch und ſein ewiges Recht, ſondern das Intereſſe und ſein Privatrecht. Das wahre Intereſſe aller ohne Ausnahme wäre aber die freie Gemeinſchaft, welche alle Privatintereſſen, die ſich jetzt zufällig befriedigen, aus ihrer Fülle geregelt befriedigte, — eine Umkehrung des Princips, die zunächſt nur eine Umkehr des politiſchen Bewußtſeins und ein Erwachen der wahren Staatsſeele ſein kann (die Revolution von 1789), dann aber auch allerdings den Privatmenſchen, dieſen entmenſchten und ſeelenloſen Menſchen, in jeder Lebensſphäre wieder zum wahren und vollen Menſchen machen muß (das Problem der neuen Demokratie, die aus der Julirevolution entſpringt).

Die Thorheiten, man wolle einen paradieſiſchen Zuſtand herbeiführen oder gar den Reichen ihren Beſitz nehmen und ihn den Armen geben, — das iſt es, was man dieſem einfachen und ſchon vielſeitig verwirklichten Principe ſchuld giebt. Wenn aber Alle arbeiten, wie Alle Soldat ſein können, und wenn Alle mit der Bedeutung und mit dem Bewußtſein arbeiten können, daß dies für den Staat geſchieht, der Staat aber wieder jeden Einzelnen zum Zweck hat — wer ſagt denn, daß darin ein Utopien liegt? Oder wenn es einige Staaten und Einzelne ſchon jetzt thun, beweiſt das nicht, daß es Alle können? Damit aber, daß weder die Leidenſchaft, noch das Verbrechen, weder der Krieg, noch der Exceß aus einer Geſellſchaft verbannt wird, die keinem Privaten leibeigen, ſondern nur ſich ſelbſt gehört, die aber auch keine privatiſirende Sonderlinge mehr anerkennt, damit iſt nichts bewieſen, als daß die Aufgabe aller menſchlichen Entwickelung, ſein Ich mit dem Allgemeinen zu vermitteln, eine Arbeit iſt, die allerdings nicht jedem gelingt und deren Mißlingen die Quelle aller Uebelſtände der Geſellſchaft in ſich ſchließt.

In Frankreich arbeitet nun der Geiſt, vornehmlich in den untern Regionen der Geſellſchaft, ſich zu dem Bewußtſein über die Aufgabe der Geſellſchaft empor. Dieſe Schichten der Geſellſchaft, und wie ſie von den Aufgaben „der neuen Demokratie“ ergriffen und bewegt werden, hat die Sand vielfältig meiſterhaft dargeſtellt, nur würde man ſich freilich ein wenig verrechnen, wenn man den wirklichen Handwerkern und Handarbeitern, was in Frankreich einerlei iſt, eben ſo viel intereſſante Sentimentalität zuſchreiben wollte, als die Charaktere der Sand gewöhnlich an den Tag legen. Im Uebrigen und ſelbſt in dem inſichgekehrten, ernſten Weſen darf man ſie für ſehr getroffen halten. Gewiß, alle die Freiheiten, welche die Dichterin ſich in der Darſtellung dieſer neuen, höchſt werthvollen Geiſteswelt nimmt, ſind vollkommen berechtigt; und wir dürfen getroſt, ſo gut wie den polizeilichen, auch den portraitmaleriſchen Maßſtab wegwerfen, um die Kunſtwerke unbefangen als ſolche zu genießen.

Die Sammlung derſelben iſt zu reich, als daß es nicht ermüdend ſein ſollte, ſie alle einzeln zu erörtern, zudem machen ſie ſelbſt nicht die Prätention ewiger Kunſtgebilde, die unſere deutſchen Kunſtrichter, aller Macht der Zeit zum Trotz, haben wollen, und deren Exiſtenz man ſich nur darum vorſpiegeln konnte, weil in der unerhörten Langenweile unſerer Geſchichte ſelbſt die Schwachheiten des Göthiſchen Alters ſchon für Thaten genommen werden mußten und unſere papierne Welt ſo weit heruntergekommen war, daß ſie, ſtatt neue Werke der Kunſt zu erzeugen, ganze Bibliotheken voll ſchrieb über den Fauſt, den Göthe ſelbſt ein Fragment genannt und deſſen Anſpruch auf den Namen eines Kunſtwerks daher nur in der blinden Phantaſie derer beruht, die ſich einmal der Illuſion des Ewigen nicht entſchlagen, Fragmente daher nicht ſehn können. Und doch iſt alles Göttliche auf Erden nur Fragment und im Himmel nur ein Traum. Wären alſo die Sand'ſchen Romane alle ſammt und ſonders nichts als Fragmente, es ſollte uns wenig beunruhigen. Einen leidlichen Schluß und einen überlegten Verlauf hat hinterher auch Vater Göthe zu ſeinem Fragment gefunden, und wenn man fühlte: es iſt doch Fragment, ſo wurde das ſchöne Gedicht dadurch nur um ſo intereſſanter.

Einer der ſchönſten Romane der Sand, der Handwerker, iſt in demſelben Fall. Man ſagt, er hätte in Frankreich kein Glück gemacht, und darum ſei er abgebrochen worden, denn es iſt bekannt, daß die Form der Veröffentlichung in den Feuilletons der Schriftſtellerin unmittelbar die Probe ihres Erfolgs zu machen erlaubte. Ihre Romane erſchienen partieenweiſe in der Revue indépendante. In Deutſchland iſt aber gerade dieſer Roman und gewiß mit Recht von einem ganz beſondern Intereſſe begleitet worden.

Im Uebrigen darf man nicht ſagen, daß eine berechnete Anlage in ihren Werken zu vermiſſen wäre, ſelbſt wenn man entſchieden das Gefühl hat, daß im Lauf der Sache Manches hinterher ſich anders ausgebildet, als es wohl urſprünglich projectirt worden iſt.

Alle Romane haben den gemeinſamen Charakter einer eleganten Plaſtik. Die Charaktere laſſen uns nie einen Augenblick zweifelhaft über ihre geiſtige Eigenthümlichkeit und Geſtalt. Selbſt aus einem reichen Bündel von Perſonen, wie im Horace und in der Conſuelo markirt ſich jedes einzelne

Individuum bis zur vollkommenen Evidenz. Selten, wie die Wüſtlinge in Leon Leoni, iſt ein Haufe unbeſtimmter Schatten hineingeworfen.

Die Sprache iſt reich und bei aller Claſſicität höchſt individuell, je nachdem die Gegenſtände wechſeln. Von den idylliſchen ländlichen Schilderungen weiß ſie die Langeweile, von der Leidenſchaft den Exceß, von den Zeit- und Ortscharakteriſtiken die blaſſen Gemeinplätze zu entfernen: überall zu intereſſiren und mitten in eine volle wirklich durchgearbeitete Anſchauung hineinzuziehen.

Unſere Zeit und die Forderung, in dieſer poetiſchen Form über ſie zur Klarheit zu kommen, hat keinen Schriftſteller erzeugt, der die Sand überträfe, am wenigſten in Deutſchland, wo es höchſtens der verrückt gewordene Adel und die alberne Romantik auch nur gewagt hat, ihres Herzens Sinn und Empfindung in Romanen öffentlich darzuſtellen, und wo der einzige Rival, von dem die Rede ſein könnte, der Amerikaner Sealsfield, ſeine Stoffe von den Antipoden holt, weil unſere eigene verfaulte Philiſterwelt augenſcheinlich kein anderes Intereſſe darbietet, als womöglich durch ihren herbſten Gegenſatz zerſetzt zu werden.

Die Sache hat aber, ſo ſchlimm ſie iſt, nichts Ungewöhnliches. Wir waren immer zurück und jetzt hat der deutſche Bär ſeinen Winterſchlaf noch lange nicht beendigt; es iſt außer Zweifel, daß er ihn ſo lange fortſetzt, bis der Löwe vor ſeiner Höhle ihn aufſtört. Unterdeſſen muß er natürlich die da draußen ſich weit vorauseilen laſſen, glücklich, wenn er es nur überhaupt noch gewahr wird, daß Leben, That, Kunſt und Erfolg in der Welt iſt, dort draußen in der Welt, aus deren Geräuſch er in ſeine Zelle ſich zurückzog.

Walter Scott konnte nachgeahmt werden; er ſchrieb nach Documenten. Die Sand kann es nicht, ſie zeichnet nach dem Leben und die Todten können das Leben nicht nachahmen. Sollten ſie aber auferſtehen, was Gott und ihre Philiſternatur verhüten wird, ſo würden ſie an ihrem eigenen Leben Stoff genug finden; es fehlt ihnen nicht an Luſt, ſolche Lorbeeren zu erndten.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Dritter Theil.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1846.

Sächsische
Landesbibliothek
- 2. DEZ. 1956
Dresden

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

I. Di

1. G
bi
2. A
N
3. D
4. B
5. Di
6. Se
1
2
3
4
5
6
7. Die
tism

1. Die
2. Der
man
3. Das
184
4. Gege
larun

Inhalt.

Seite
n Johann Jacoby in Königsberg V

e verſchiedenen Stellungen der freien Kritik zu der Zeit.

ründung und erſter Jahrgang der Halliſchen Jahr-
cher. 1839 3
orwort der Redaction. 1840 13
chtrag zu dem Vorwort 20
s Verhältniß von Theorie und Praxis. 1841 24
i der Ueberſiedelung nach Sachſen. 1841 . . 42
e Zeit und die Zeitſchrift. 1842 61
lbſtkritik des Liberalismus. 1843 76
. Die liberale Partei 80
Der Liberalismus unſere Freiheit 87
Das liberale Bewußtſein 91
Die religiöſe Illuſion des liberalen Bewußtſeins . 98
Die blaſirten Theoretiker und die Illuſion der ab-
ſtracten Philoſophie 104
Die Reform des Bewußtſeins und die praktiſchen
Probleme 109
wahre Romantik und der falſche Proteſtan-
us, ein Gegenmanifeſt. 1842 117

II. Philoſophiſche Polemik.

Univerſität Jena. 1839 137
Prediger Sintenis und die Magdeburger Ro-
ik. 1840 159
Manifeſt der Philoſophie und ſeine Gegner.
. . . . 166
n die Lobhudelei und über den Index scho-
n. Halle. 1841 177

Seite
5. Die Politik des Chriſten K. H. Sack in Bonn. 1841 . . . 192
6. Der Genius und die Geſchichte. Bei Gelegenheit von Straußens Berufung nach Zürich. 1839 . 209
7. Was wird aus der Religion? 1841 221
  1. Pietiſmus . . . 224
  2. Myſtik . . . 229
  3. Das Muckerthum . . . 231
  4. Novalis über Religion und Sinnlichkeit 235
  5. Alexander Jung über die Mucker . . . 240
  6. Das Bewußtſein über den religiöſen Standpunkt bei Hegel . . . 246
8. Ueber das Verhältniß von Philoſophie, Politik und Religion. (Kants und Hegels Accommodation). 1841 . . . 254
9. An einen Berliner Scholaſticus. Ueber das Buch: Differenz der Schellingſchen und Hegelſchen Philoſophie. 1842 . . . 298
Des „Berliner Scholaſticus“ Antwort . . . 300
Antwort an den „Berliner Scholaſticus“ . . . 307

III. Politik und Publiciſtik.

1. Streckfuß und das Preußenthum. Von einem Wirtemberger. 1839. . . . 315
2. Ueber Gegenwart und Zukunft der Hauptmächte Europa's. Bei Gelegenheit von Menzels Europa im Jahr 1840. 1840 . . . 341
3. Zur Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechts. 1840 . . . 397
4. Die Quadrupelallianz gegen Frankreich. Eine Epoche der orientaliſchen Frage. 1840 . . . 434
5. Der chriſtliche Staat. Gegen den Wirtemberger über das Preußenthum. 1842 . . . 446

An

Johann Jakoby in Königsberg.

Hochgeehrter Herr!

Neugeſchärfte Waffen, die ich von einem nicht unrühmlichen Schlachtfelde geſammelt, häng' ich huldigend in Ihre Halle.

Ich überſchätze ſie nicht, ich bin nicht zufrieden mit unſern Erfolgen. Immer noch blicken wir nur in die Zukunft und wiederholen uns im Stillen nun ſchon zweitauſend Jahre den Troſt: die Wahrheit wird uns befreien; wir können bis jetzt von ihr nicht rühmen, daß ſie es gethan, auch dieſe Verheißung, verbrieft durch die heiligſten Urkunden, ward uns nicht erfüllt. Aber nun ſtimme ich mit Ihnen dafür, daß wir ſie uns ſelbſt erfüllen. In einem Volke, welches die Wahrheit nicht zu verwirklichen und die Freiheit nicht zu erobern weiß, gilt Weisheit für Thorheit und Gerechtigkeit für Verbrechen: die ehernen Tafeln der Freiheitsgeſetze ſind erloſchen, wenn die Quiriten das Forum und die Conſuln die Republik verlaſſen. Sie haben es gewagt, allein auf den verlaſſenen Markt zu treten, die Geſetze zu verleſen und ihre Anwendung zu fordern, und Sie blieben nicht allein: vor die Augen der verſammelten Menge trat die blutige, ſchwarz gewordene Schrift des Frühlings von 1815 golden wieder hervor. Zu denen, die ſich eingefunden, Ihnen öffentlich zuzuhören und beizuſtimmen, zählen Sie auch mich; und ſelbſt wenn es Ihr Loos ſein ſollte, daß die Geſetze Sie nicht vor ihren Verwaltern ſchützten, dennoch würde mich dieſe endlos wiederholte Erfahrung nicht von der unſterblichen Thorheit bekehren, zu glauben und zu empfinden, daß nach Jahrtauſenden des Schlummers in den Herzen der Menſchen jetzt endlich einmal Wahrheit und Freiheit wieder aufwachen. Sie ſind ein Erwecker. Ich widme Ihnen dieſe Blätter.

Zürich, im Frühjahr 1846

Arnold Ruge.

I.

Die verſchiedenen Stellungen der freien Kritik zu der Zeit.

1. Gründung und erſter Jahrgang der Halliſchen Jahrbücher.

Vorwort zum zweiten Jahrgang.

1839.

Die Reſultate des erſten Jahrganges liegen nun vor. Wenn im Anfange ſchon die Billigung und der Beitritt vieler Gelehrten uns in dem Vertrauen zu unſerem Unternehmen beſtärkte, ſo dürfen wir uns nunmehr wohl geſtehen, die Verbreitung des Journals, ſelbſt über die Grenzen Deutſchlands hinaus, die Theilnahme eines nicht unbedeutenden Publicums und nicht minder der Weheruf bekämpfter und in der geſchichtlichen Bewegung untergehender Richtungen hat den Gedanken gerechtfertigt und den Plan bewährt; und ſo wird es für die Redaction zu einer höchſt erfreulichen Aufgabe, dieſen Verlauf nach ſeiner ganzen Bedeutung nun noch einmal zu überblicken und in Erinnerung zu bringen.

Die älteſten Literaturzeitungen, welche jetzt beſtehen, trieb zu ihrer Zeit ebenfalls ein geiſtiger Umſchwung, das Bedürfniß ſeiner Darſtellung hervor. Es iſt bekannt, mit welchem Applaus die Bertuch-Schütziſche Stiftung begrüßt wurde. Die Jugend des Kantianismus und das friſche Intereſſe an der Göthe-Schiller'ſchen Poeſie fanden dort ihren Spiegel; aber jene Bildung der kritiſchen Philoſophie iſt alt geworden und allmälig in die Mittelregion des common sense hinabgeſunken. Ueberwunden von dem neuen Princip, ſehen wir ſie, wo ſie ſich wiſſenſchaftlich noch geltend machen will, theils zu einer unlebendigen Geſtalt verknöchert, theils zu principloſer Zufälligkeit auseinandergefahren. Gewiß galt es nun, neu zu ſein im Sinne der neuen Welt; aber wir haben es gar bald erlebt, daß neuere Inſtitute entweder auf den Standpunkt gewöhnlicher Recenſiranſtalten zurückſanken, oder gar eine höhere Stufe über dieſe hinaus zu erſteigen glaubten, wenn ſie ohne Weiteres zu vollſtändigen, die ganze Literatur umfaſſenden Regiſtern und Repertorien ſich geſtalteten. Dieſe Vollſtändigkeit diente der Notiz, nicht der Wiſſenſchaft; und es erhoben ſich dagegen mit Recht in allen Specialwiſſenſchaften bis in die feinſten Nüancen hinein auch eigne Journale: ſo ſehr iſt die Flüſſigkeit journaliſtiſcher Vermittelung, die Aufnahme der Literatur- und Kunſtwerke in dieſen Verdauungsproceß der Gegenwart unſerem Leben nothwendig geworden.

So fanden und ſo erkannten wir den Zuſtand der gelehrten Journaliſtik. Es ſchien an der Zeit zu ſein, hier einen weſentlichen Schritt vorwärts zu thun. Es war nämlich nicht ſchwer, zu bemerken, daß durch die allgemeinen Literaturzeitungen, die Repertorien und die Specialjournale weder das Leben des principiellen Kampfes, noch ein wahrhaft darſtellender Bericht der geiſtigen Bewegung gewonnen werde. Dazu bedurfte es eines ganz neuen Mittelpunktes der Anziehung aller noch wirklich treibenden und lebendigen Säfte der Zeit. Dies iſt der Urſprung und die Beſtimmung der Halliſchen Jahrbücher.

Bei der Ausführung, die wir nun beſchloſſen, mußte es zunächſt für ein beſonderes Glück gelten, daß die Redaction in ihrer äußerlich vollkommen unabhängigen Lage den mancherlei Rückſichten beſchränkter Verhältniſſe oder gar einer praktiſchen Partei nicht unterworfen war, auch keineswegs dem unlebendigen Formalismus einer excluſiven Schule huldigte, vielmehr vorurtheilsfrei jeglicher geiſtig eingreifenden Richtung der heutigen Literatur nachging, und ehrlicher Weiſe die Bildung der Gegenwart, wie ſie wirklich iſt, nicht wie man ſie hie und da machen möchte, zu Worte bringen wollte. So mußte die wiſſenſchaftliche Welt Veranlaſſung nehmen, ſich ſelbſt darzuſtellen, wie dies denn auch in ſehr wichtigen Punkten bereits geſchehen iſt.

Allerdings fehlte für die Verwirklichung unſers Planes nun immer noch das Letzte, eine buchhändleriſche Firma von Ruf, die es unternähme, den tief eingewurzelten Vorurtheilen des alten Schlenderganges mit einer ſolchen Regeneration dieſes Literaturzweiges gegenüberzutreten.

Wie denn aber allemal die Sachen auch ihre Perſonen ur Ausführung finden, ſo auch hier; der Verleger war mit dem erſten Verſuche gewonnen; wir begegneten uns mit ihm in demſelben Plane. Es wurde nun Ende Octobers on den Redactoren eine Reiſe in die vorzüglichſten Sitze

deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt unternommen, der **Proſpect des neuen Journales** vorgelegt, eine große Anzahl **ausgezeichneter** Männer dafür gewonnen und — die **Eröffnung des** erſten Jahrganges mit dem Januar 1838 **ins Werk** gerichtet, ein Erfolg, der uns ſelbſt überraſchte. Nur zwei Monate Zeit, und es wurde möglich, nicht nur die Mitarbeiter, ſondern auch die geeigneten Beiträge zur Verwirklichung der Zeitſchrift zu gewinnen. So ſehr kam ſie den Wünſchen der Gelehrten und den Forderungen der Zeit entgegen.

Gleich der Anfang ſprach den Charakter des neuen Inſtituts auf's Entſchiedenſte aus. Eine freie und wahre Schilderung des merkwürdigen und liebenswürdigen Juſtinus Kerner von Strauß zeigte deutlich, wie das Eingehen auf die Repräſentanten der verſchiedenen und ſelbſt der entgegengeſetzten Richtungen gemeint war. Nicht minder poſitiv und anerkennend wurden Niebuhr und Dahlmann charakteriſirt. Beide ſind wiſſenſchaftliche Charaktere, deren Erkennung allemal eine Anerkennung iſt. Dagegen traten ſowohl die Recenſionen über Forchhammer, über den dreieinigen Pantheismus Volkmuth's, als auch vornehmlich die Würdigung der Klagen eines Juden und der Heiniſchen Poeſie entſchieden gegneriſch auf gegen das Unwahre, nur Vorgegebene und Selbſtbetrügeriſche der gegenwärtigen Geiſtesgährung, ohne daß dabei die principielle und poetiſche Bedeutung zum Beiſpiel des Heinianismus verkannt wurde.

Hiemit ſahen wir uns ſogleich mitten hineingeriſſen in das tiefſte Intereſſe der deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft. Das iſt ihre Arbeit aus der Willkür gemachter und unwahrer Tendenzen heraus zu einer wahren und geſunden Befriedigung. War allerdings auch damit ſchon ein vielartiger Kampf angekündigt, ſo mußte doch vorläufig dahingeſtellt bleiben, auf welchem Gebiete der erſte augenfällige Ausbruch hervortreten würde.

Ueber die Düſſeldorfer Akademie, über die Univerſität Halle, über des alten Böttiger vorzeitliches geiſt- und geſinnungsloſes Notizenweſen, über Seydelmann, Snabediſſen und Sternberg verbreiteten ſich vielfach anregende, obwohl nicht ſogleich polemiſch zündende Kritiken und Berichte. Es ging ſogar noch die Leo'ſche Kritik Ellendorf's mit der Klage über die verkümmerte Kirchengewalt riedlich neben ihrem Gegenſatze her, welcher die Kirche als Staatsinſtitut betrachtet wiſſen wollte.

Allerdings war gleich im Anfange theoretiſch der Proteſtantismus und die freie Wiſſenſchaft, praktiſch der proteſtantiſche und moderne Staat als das Princip des Blattes usgeſprochen. Wenn wir nun alſo eine freie Bewegung er Gegenſätze, eine Darſtellung der ſtimmfähigen Rich- ungen durch ſich ſelbſt beabſichtigten, ſo konnte damit icht gemeint ſein, daß auch Beſtrebungen, die von der Grundlage unſeres Staats- und Wiſſenſchaftslebens ab- hen, ſich geltend machen dürften. Vielmehr beginnt hier e Grenze des ſchlechthin Verwerflichen und abſolut zu egirenden: die ganze dem Weſen des proteſtantiſchen taates und der Autonomie, d. h. der Freiheit philoſophyſiſcher Wiſſenſchaft, feindliche Farbe iſt nicht innerhalb der gegenwärtigen Entwickelung, ſondern unter ihr, kann ſich daher zu derſelben nur in Verhältniß ſetzen mit den rohen Waffen des unmittelbaren Lebens, mit der Aufregung des Aberglaubens, der Bigotterie und der blinden Leidenſchaft, wie dies Görres in ſeinem neueſten Sauerteige verſucht hat. Die Unklarheit, die Verdunkelung vor ſich ſelbſt tritt als unwahre Form, als angeeignete fremde Schreibart, — kurz als Unwahrheit und Selbſtverluſt in vielen unſerer Zeitgenoſſen belletriſtiſch, theologiſch und politiſch hervor. Sie ſind ſchillernde Farbe und wie Formen im Waſſer, nur zum Dienſt einer fremden Macht, nicht zur primitiven Bedeutung des Charakters und der wirklich verdauten Einſicht befähigt. Dieſe unwahren, hohlen, ſelbſtloſen Geſtalten, man könnte ſagen, dieſe Geſpenſter der Zeit (und das ſind zu jeder Zeit die Geiſter des Abgeſtorbenen; ſie ſind todt und wiſſen es nicht) ſtellen daher nicht den Inhalt der Zeit, ſondern nur die Ohnmacht, ihn zu gewinnen, dar; und es war von vorn herein unmöglich, an ihre Mitwirkung zu denken.

Wahr dagegen ſind ſelbſt die extremen Richtungen, ſobald ſie ehrlich an die Bewältigung der Aufgaben unſerer Zeit herangehen und ſich als wiſſenſchaftliche Charaktere zeigen, d. h. als Männer, denen es rein um die Sache zu thun iſt, und die den Muth haben, ihrer eignen innerſten Ueberzeugung ins Geſicht zu ſehen, auch wenn ſie abweichen ſollte von dem Ziel, welches die Fertigen und die Leichtfertigen aufſtellen. Dahin gehören Viſcher's vielbeſprochene und mehrfach verketzerte Charakteriſtiken Straußens und der Wirtemberger, welche die rein gelehrte Kritik Bopp's von Pott begleiteten, und neben dieſem ſpeciellen ein allgemeineres Intereſſe aufregten und befriedigten. Hier fingen nun die Geſpenſter, denen dieſes Leben und dieſes Aufthun des innerſten Herzens ihren Tod und ihre blaſſe Blutloſigkeit vorwarf, an, ſich zu regen, und ſie thaten ſich auf mit ihrem ſchreckhaften Anſehn, ſpielten den Knecht Ruprecht, und dachten die Kinder Preußens und Wirtembergs damit zum Beten zu bringen. Aber dieſe zeigten ſich nicht graulich, beſonders ſeitdem der preußiſche Hahn zu Cöln am Rheine Nachmitternacht gekräht und die freien Proteſtanten den Schlaf ſich aus den Augen gerieben. Görres trat auf mit ſeinem berüchtigten Athanaſius, um vollends keinen Zweifel übrig zu laſſen, wohin dieſe Vampyre unſers Staates und unſerer Wiſſenſchaft wollten. Hier war es un Beruf und Pflicht, mit den ſchärfſten Waffen der Gegenwehr dreinzuſchlagen. Es iſt geſchehen, es iſt wieder- olt geſchehen, und mit gutem Erfolge zuerſt von Stuhr n ſeiner Kritik des Athanaſius.

Ueber dieſem religiöſen Intereſſe ging unterdeſſen das elehrte und künſtleriſche nicht verloren. Der Muſen- manach, ein Ausdruck gegenwärtiger Lyrik, Creuzer's ichtung, die Univerſität Halle, die wirtembergiſche trafgeſetzgebung in ihrem Entſtehen, Geſchichtswerke, ilosophiſche und theologiſche Beſtrebungen, wie von

Haſe und Rothe, erfuhren eine Beleuchtung, welche die Hauptgeſichtspunkte und zum Theil ohne Widerrede die gründlichſte Verarbeitung jener bedeutenden Erſcheinungen herausſpringen ließ. Nicht unwichtig war es, daß bei Gelegenheit von Feuerbach's Geſchichte der Philoſophie gegen den Philoſophismus, der Alles, was man will, beweist, und für den Charakter auch in der Philoſophie geredet wurde. Dieſe Krankheit dürfte noch näher zur Sprache und dieſe Geſundheit zu immer aufrichtigerer Anerkennung zu bringen ſein. Mit einer Kritik über Oken's Naturgeſchichte und der Darſtellung Tieck's und der romantiſchen Schule gelangte die Zeitſchrift, nunmehr ſchon durch viele werthvolle Beiträge bekannt, bei dem halbjährigen Abſchnitte an. Von hier aus erhob ſich der Kampf gegen die Obſcuranten zu einer neuen, wichtigen und ſeitdem auch außerhalb der Jahrbücher aufgenommenen Wendung. Es erſchien für die proteſtantiſch-patriotiſchen Intereſſen eine Vertheidigungsſchrift von Leo, welche aber unſer politiſches und geiſtiges Leben ſowohl im Principe als in der Wirklichkeit preisgab. Eine entſchiedene Darlegung dieſer Uebelſtände und namentlich ein ſcharfes Ausſchneiden des Krebſes, der in den verſchiedenen Gebieten das Leben des Proteſtantismus und ſeine wiſſenſchaftlichen Früchte anfrißt, erregte einen ungemeinen Beifall; — das Journal gewann in wenigen Wochen mehrere hundert neuer Abonnenten, — fachte aber auch das Feuer eines unauslöſchlichen Haſſes an. Die Ereigniſſe, welche außerhalb dieſer

Blätter vor ſich gingen, ſind bekannt: die Anklagen ſowohl, als das Urtheil, welches die ganze Welt darüber gefällt hat. Beides konnte nur der Wahrheit und ihrer Kraft zum Gedeihen gereichen; und wir dürfen uns den Streit nicht gereuen laſſen.

Mit dem Anfange des Octobers überließen die Jahrbücher dieſe Materie einer anderweitigen Oeffentlichkeit, gingen ruhig den Phänomenen der Kunſt und Wiſſen-
chaft in gewohnter Weiſe nach, und hatten die Freude,
nit jedem Monate die Theilnahme ſowohl des ſchreibenden
ls des leſenden Publicums ſich ſteigern zu ſehen. Denn
as Ausſcheiden weniger pietiſtiſch verſtimmter, ſonſt der
edaction freundlich geneigter und wohlwollender Männer
wurde durch eine viel größere Anzahl unbefangener und
wirkſam eingreifender Gelehrten erſetzt.

Bei dem, was die Zeitſchrift geleiſtet und wie ſie im
rſten Jahre anregend, eingreifend, ſogar entſcheidend ſich
rzeigt hat, dürfen wir nun wohl ſchließlich das Geſtänd-
iß ablegen, daß auch Manches im Drange des Augenblicks
cht erledigt, nicht beſeitigt werden konnte. Die ſchöne
teratur iſt durch die religiös-politiſche Controverſe ver-
rzt, aber nur momentan verkürzt worden; Theologie
nd Philoſophie haben faſt eine zu ausgedehnte Aufmerk-
mkeit gefunden; in der Jurisprudenz iſt allerdings nur
r Anfang zur Belebung gemacht, und dieſe Schwierig-
t wegen der geringen politiſchen Oeffentlichkeit in Deutſch-
nd überhaupt wohl die hartnäckigſte; die Medicin fand
um mehr als eine vereinzelte Vertretung, obgleich es

im Anfange den Anſchein hatte, als würde gerade dieſe Wiſſenſchaft nach der Seite ihrer neueren Vertiefung in das Phyſiologiſche und den Naturheilproceß ſtark und lebendig hervortreten; viele Pläne ſtimmfähiger Mediciner ſehen immer noch ihrer Ausführung entgegen.

Was aber die weſentliche Aufgabe der Jahrbücher war, einen Mittelpunkt zu bilden, um ſowohl den Kampf gegenwärtiger Gegenſätze als den Bericht über die wichtigſten Ereigniſſe in Kunſt und Wiſſenſchaft von ſachverſtändiger Auffaſſung aus ans Licht zu bringen, dieſes Ziel iſt bei aller Aphoriſtik des Anfangs zu augenſcheinlich erreicht, als daß hier noch eine weitere Ausführung davon nöthig ſein ſollte.

2. Vorwort der Redaction.

1840. *)

Den vorigen Jahrgang dieſer Zeitſchrift eröffneten wir
amit, daß wir theils über die äußeren Erfolge, die wir
it ihrem Entſtehen erreicht, berichteten, theils uns ſelbſt
nd unſern Leſern darüber Rechenſchaft zu geben ſuchten,
e ſich die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des Blattes zu
n bei ihrer Ankündigung ausgeſprochenen Verheißungen
rhielten. — Für diesmal ſollen dieſe und ähnliche Selbſt-
rachtungen und Selbſtbekenntniſſe ausgeſetzt bleiben.
afür wollen wir einmal um uns und nach Außen blicken,
d das Schickſal einiger die Halliſchen Jahrbücher nahe
ührenden literariſchen Organe, da es zum Theil durch
s Leben unſerer Blätter augenſcheinlich bedingt worden
zu Nutzen und Frommen der deutſchen Literatur mit
Paar Worten in Betracht ziehn.

Zuerſt haben wir unſerer nächſten und unmittelbarſten
alin, der Halliſchen allgemeinen Literaturzeitung, zu
nken, und ihr zu der Verjüngung und neuen Be-
ng Glück zu wünſchen, die ihr in dem letzten Jahre
Theil geworden. Daß ſie das alte Negligé verlaſſen
nun fein ſäuberlich und in gefälligem Gewande vor

Dies Vorwort iſt größtentheils von Echtermeyer verfaßt,
konnte aber in dieſem Zuſammenhange nicht weggelaſſen
werden.

dem Publicum erſcheint, iſt ſchon etwas und als ein Fortſchritt anzuerkennen; doch dürfen wir, um gerecht zu ſein, unſer Lob nicht darauf beſchränken, haben vielmehr offen und unbefangen auszuſprechen, daß ihre Lenker und Führer ſichtbar bemüht geweſen ſind, auch für eine Verjüngung von Innen zu ſorgen, und in dem modiſcheren Kleide auch einen modernen, der Zeit und ihren Bedürfniſſen entſprechenderen Geiſt ſich regen und zum Vorſchein kommen zu laſſen. Ganz iſt der alte Sauerteig freilich nicht ſogleich auszumerzen, und es wird noch einige Zeit vergehen, ehe er völlig ausgegohren. Daß ſie die empiriſchen und poſitiven Wiſſenſchaften vorzugsweiſe berückſichtigen, liegt in ihrem Princip, begründet ihren ſpecifiſchen Charakter und ſoll ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Aber die Art und Weiſe, wie die Philoſophie und die dahin einſchlagenden Disciplinen, wenn ſie zur Sprache kommen, jetzt noch behandelt werden, können wir nicht gutheißen, da das Journal hiedurch nicht nur zur eigentlich wiſſenſchaftlichen Bewegung unſerer Zeit in eine ſchiefe Stellung, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, mit ſeinem eigenen Charakter und ſeiner urſprünglichen Tendenz in Widerſpruch geräth. Die Sache iſt die: man hat erkannt, daß die Zeit des alten Kantianismus vorbei, und, um in der Philoſophie noch zu gelten, eine neue Farbe erforderlich ſei, ohne daß man doch zu Hegel und der durch ihn angeregten Schule ſich wenden möchte, weil man es nicht vergeſſen will, wie ſchroff dieſe Richtung ſich lange Zeit zu dem Princip und den Conſequenzen

r Kantiſchen Philoſophie, dem Rationalismus, verhalten
t. Was thut man nun? Man recrutirt ſich aus einer
ecte, die einmal auch modern iſt, und dann bei allem
fall von der freien, nur auf ſich beruhenden Wiſſenſchaft
h die Beruhigung gewährt, daß ſie mehr und mehr
n verhaßten Hegelianismus ſich feindſelig gegenüber-
lt. So hat ſich der Rationalismus dazu verſtanden,
K. P. Fiſcher, dem jüngern Fichte und andern
ſennern einer als Neuſchellingianismus auftretenden
ſitiven Philoſophie", die aber in ihrem ſomnambulen
nkel weder Fiſch noch Fleiſch iſt, gemeinſchaftliche
he zu machen, während nichts ſo ſehr in ihrem In-
ſe iſt, als, von der durch Hegel begründeten wiſſen-
ftlichen Methode unterſtützt und über ſeine Einſeitig-
n erhaben, gegen den Dämmer, die Unklarheit und
krankhaften Gemüthstaumel, der überall ſich wieder
zu machen ſucht und, obgleich ohne innere Energie,
vahren Wiſſenſchaft doch unbequem zu werden weiß,
der freien Gegenwart mehr und mehr in Alliance
eten.

ächſt der in Halle erſcheinenden allgemeinen Lite-
zeitung nimmt deren nachgeborne Schweſter in Jena
e Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wie wir erfahren,
uch dieſer eine Kriſis bevor. Soll dieſer Ausdruck
das gänzliche Aufhören des Blattes bezeichnen, ſon-
damit nur geſagt werden, daß auch ihm eine Ver-
ng, eine den Umſtänden und Verhältniſſen gemäße
aniſation zugedacht ſei, ſo wünſchen wir zwar auch

der thüringiſchen Rivalin das Beſte, befinden uns aber in einiger Verlegenheit, wenn wir die Aufrichtigkeit unſers Antheils durch einen guten Rath, wie wir ihn unſerer Nachbarin ertheilt, an den Tag legen ſollen. Es wird nicht in ihrem Intereſſe liegen, und dem Ehrgeize, den wir bei ihr vorausſetzen, nicht entſprechen, nur darauf auszugehen, ganz innerhalb desſelben Terrains, mit Aufgebot derſelben Mittel zu demſelben Zwecke, neben der Halliſchen Schweſter ihre Exiſtenz und ein leidlich ehrenhaftes Daſein zu behaupten; vielmehr wird ſie, um hemmende Colliſionen und Concurrenzen zu vermeiden, ein ihr eigenthümliches Lebensprincip feſtzuhalten, eine eigenthümliche Wirklichkeit und Wirkſamkeit darzuſtellen und zu verfolgen haben. Und wenn wir es ernſtlich überlegen, ſo müſſen wir zugeſtehen, es liegt allerdings ein Element in dieſem Blatte, das es als eine Art von Privilegium beſitzt, und das, bewußt und conſequent zur ausſchließlichen Geltung erhoben, demſelben ein ſpecifiſches Gepräge, einen unterſcheidenden Charakter geben, und dadurch ihm die Ehre einer gewiſſen Selbſtändigkeit und die Ausſicht, einen zahlreichen Kreis von Leſern ohne Concurrenz zu bedienen, ſichern würde. In ſolcher Lage freilich pflegen es die Leute dem Menſchenfreunde, der ihnen ihr Beſtes räth, ſchlechten Dank zu wiſſen. So wenig ſie auch ſich ſelbſt vertrauen und auf ſich halten, ſo wollen ſie doch Andern gegenüber nicht gern auf eine gewiſſe Würde und Repräſentation verzichten; und ſo kann es uns leicht begegnen, daß unſere gute Abſicht

nzlich verkannt wird. Aber es ſei! wir fügen uns dem
eltlauf und ſprechen die Ueberzeugung aus, daß die
enaiſche Literaturzeitung, wenn ſie noch Freude
ſich und Erfolge in der Welt erleben will, nichts
ſſeres thun kann, als die vornehme Praxis ganz auf-
ben, und dem ehrbaren Land- und Bürgervolke, für
s ſie ſchon lange eine eigene Inclination hat, fortan
sſchließlich ſich widmen. Schriften über Schafzucht und
ollpreiſe, Rathgeber für Bienenzüchter und Obſtgärtner,
chbücher, Anweiſungen für praktiſche Kutſcher und ſo
iter, das wären Artikel, über die ſie ſich zum Nutzen
d Frommen eines zahlreichen Publicums herauslaſſen
nnte, ohne, wie es den Anſchein hat, in Zukunft be-
chten zu müſſen, bei Beſprechung des einen oder an-
n ſolcher Bücher mit der Allgemeinen Literaturzeitung,
ſich vor Zeiten auch wohl gelegentlich für „praktiſche
tſcher“ und dergleichen nicht zu überſehende Leute
tereſſirte, in Colliſion zu gerathen.

Blutsverwandtſchaft und principielle Sympathieen wir-
ſtärker, als die Zufälligkeit nachbarlichen Beiſammen-
ns und einer allgemeinen Stammgenoſſenſchaft; und
müſſen wir geſtehen, daß das Schickſal einer dritten
valin, der Berliner Jahrbücher, auf die wir jetzt
ſprechen kommen, uns unendlich mehr am Herzen
gt, als die beiden Landsleute, von denen wir eben
chieden, des ahnenſtolzen, nichtsnutzigen Löſchpapiers
Georgia Auguſta und des langweiligen Velin von
ien und Heidelberg gar nicht zu gedenken. **Fuimus!**

Doch von ernſten Dingen geziemt ſich ernſt zu ſprechen. Es geht ſeit Wochen das Gerücht, ſelbſt öffentliche Blätter haben ſchon davon geredet, daß die fernere Exiſtenz der Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik ernſtlich in Frage geſtellt ſei. Man könnte meinen, daß wir dies für einen Gewinn erachteten und an dieſer Kriſis eine egoiſtiſche Freude hätten; ja, geſtehen wir es nur, man hat uns von verſchiedenen Seiten zu dieſem Ereigniß förmlich beglückwünſcht. Aber wie könnte man uns für ſo undankbar, wie für ſo verblendet halten, daß wir den Sturz dieſes Inſtitutes wünſchen ſollten? Undankbar wäre es, wenn man je vergeſſen wollte, wie bedeutend die Berliner Blätter zur Ausbreitung und Weiterbildung der höheren Wiſſenſchaftlichkeit unſerer Zeit gewirkt, welch tiefes und reiches Geiſtesleben ſich namentlich während der erſten Periode darin geregt, — und — in ſpecieller Beziehung auf uns — wie ohne den Vorgang dieſes Organs und den durch dasſelbe gelegten Grund wir ſelbſt nach keiner Seite hin mit dieſen Jahrbüchern den Erfolg und die Wirkſamkeit gewonnen hätten, die uns — warum ſollten wir uns deſſen nicht rühmen! — in erfreulicher Weiſe zu Theil geworden. Aber könnten wir auch undankbar und ſelbſtſüchtig alles dies außer Acht laſſen, ſo wäre es doch eine Verblendung, wenn wir nächſt dem momentanen und äußerlichen Gewinn, der unſerm Blatte durch das Abtreten des gefährlichſten Nebenbuhlers erwachſen dürfte, nicht auf die Dauer unſer wahres Intereſſe gerade dadurch für gefährdet hielten.

Gar nicht davon zu reden, daß zunächſt und vor Allem
uns nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als die Wahrheit
ſelbſt und ihre Verkündigung und Verwirklichung ſo viel-
ſeitig und ſo nachdrücklich, als dies immer geſchehen kann,
rkennen wir, wie ſehr es auch für unſere perſönliche
Stellung zur Wiſſenſchaft von Einfluß und Wichtigkeit
ſt, daß das Princip, deſſen Dienſt wir uns geweiht, in
er Hauptſtadt unſeres Staates, im Mittelpunkte des pro-
eſtantiſchen Deutſchlands eine Stütze, ein öffentliches
Organ, eine imponirende Vertretung habe. Ein ſolcher
Rapport kann uns perſönlich nur heben, ermuthigen,
nſpornen, die Theilnahme des Publicums aber auf die
Dauer unſerm Blatte mehr zuwenden, als entziehen.

Es iſt leider freilich wahr, die Berliner Jahrbücher
aben in der letzten Zeit nicht völlig dem Geiſte ent-
rochen, aus dem ſie hervorgegangen, und der eine Reihe
on Jahren hindurch ſo friſch, ſo kräftig und belebend das
eutſche Bewußtſein in ſeinem tiefſten Grunde angeregt.
ie Gelehrſamkeit als ſolche, die empiriſche Wiſſenſchaft
ne Vermittlung mit dem Gedanken hat mehr und mehr ſich
reit gemacht; die philoſophiſchen Disciplinen ſind zurück-
treten, und wenn man ihnen das Wort vergönnte, trat
ur zu ängſtlich das Beſtreben hervor, die Philoſophie in
m von Hegel ihr gegebenen *Beſtand* zu erhalten und in
rknöcherten Phraſen fortzupflanzen, anſtatt das unſterb-
he Princip der Freiheit, das er der Zeit zum Bewußtſein
bracht, ſich frei entwickeln und zu neuen Conſequenzen
d zu immer reineren Formen ſich fortbilden zu laſſen.

Aber wir wiſſen gar wohl, wie viel den Umſtänden und der Macht äuſerer Verhältniſſe hievon beizumeſſen iſt, und es würde ſich nicht ziemen, die namhaften und berühmten Intelligenzen, die an der Spitze der Berliner Jahrbücher ſtehen, in dieſer Noth mit drückenden Umſtänden, die ſich ſofort auf uns ſelbſt propagiren würden, wenn ſie dort ſich vollzogen hätten, nur hofmeiſtern und zurechtweiſen zu wollen. Und ſo haben wir ſchließlich vielmehr den Wunſch auszuſprechen, daß die Kriſis, welche dem einflußreichen Blatte bevorſteht, dahin ausſchlagen möge, dasſelbe von jenen Verhältniſſen und hemmenden Rückſichten gründlich zu befreien und ihm fortan Gelegenheit zu geben, in die geiſtige Bewegung unſerer Zeit energiſch einzugreifen und der Schlange, die an den Wurzeln unſers Lebensbaumes nagt, den Kopf zu zertreten. E.

Nachtrag zu dem Vorwort.

Die Jenaiſche Literatur-Zeitung bringt in Nr. 185, October 1839, unter der Ueberſchrift: Handlungswiſſenſchaft, folgenden Beleg zu unſerer Bemerkung im Vorworte, den wir zu citiren nicht unterlaſſen wollen, da wir die faſt noch piquantere Belehrung „über die Schneckenfütterung,“ die ebenfalls im vorigen Jahrgange zu leſen war, leider nicht notirt haben:

Ilmenau, bei Voigt: Der Handel im Kleinen oder praktiſche Anleitung, ſich mit allen Vortheilen desſelben vertraut zu machen, ihn mit dem größtmöglichſten Nutzen

betreiben u. ſ. w. u. ſ. w. Ein unentbehrliches Hand-
d Hülfsbuch für **Krämer, Höken, Laden-
ngfern** und Alle, welche, ohne den Handel erlernt
haben, ihn mit Vortheil zu betreiben wünſchen, von
guſt Leſſer, praktiſchem Kaufmann in Sondershauſen.
38. IV und 244 S. gr. 8. (20 Gr.)

Der verehrliche Recenſent, der ſich übrigens gelehrt
ug mit griechiſcher Schrift ι. ε. γ. ν. unterſchreibt,
erkt unter Anderem: „Wir vermiſſen bei dem Artikel
bak die Angabe von zweckdienlichen Saucen, um
geringen inländiſchen Blättern einen feinen Tabak
uſtellen, ein Gegenſtand, wobei ebenfalls ein bedeu-
er Vortheil erzielt wird, ſowohl beim Rauch- als
Schnupftabak. Rec. will hierbei nicht wieder
Einzelne eingehen, kann aber verſichern, daß ihm
Rauchtabak, den er in jeder Geſellſchaft rauchen
, der weder knellert, wie man das zu nennen pflegt,
auch den andern Tag im Zimmer einen üblen Ge-
zurückläßt, nicht höher als 3 Gr. zu ſtehn kommt.“
Nicht nur durch die Unterſchrift, ſondern auch durch
Notiz gewinnt allerdings die Rec. eine gelehrte
dung: man erfährt doch, welchen Tabak die jenai-
Recenſenten rauchen, und wie wohlfeil das Leben
r heiteren Gegend ihres Aufenthaltes ſein müſſe.

Die Berliner Jahrbücher.

In der Leipziger Zeitung vom 14. Dec. 1839 leſen
die Anzeige: „Die Societät für wiſſenſchaftliche

Kritik zu Berlin hat unter den neuerdings eingetretenen Umſtänden beſchloſſen, ihre Jahrbücher auch fernerhin erſcheinen zu laſſen, und glaubt dieſelbe bei dieſer Gelegenheit hinſichtlich der von ihr zu liefernden Beurtheilungen eine größere Vollſtändigkeit der anzuzeigenden Werke, ſo wie eine vielſeitigere Vertretung der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Richtungen verheißen zu können.“ Dieſem Curialſtil, der ſchwerlich einem Gelehrten angehört, iſt wohl ein Verſehn paſſirt, und es ſoll ſtatt „Richtungen“ vermuthlich Disciplinen heißen, da ſich die Societät unmöglich darüber täuſchen kann, daß es nur zwei Richtungen giebt, die philoſophiſche und die der Philoſophie aufſäſſige Empirie, und daß ihr einziges Verdienſt darin beſteht, gezeigt zu haben, daß es keine wiſſenſchaftliche Kritik gäbe, die antiphiloſophiſch wäre. Das iſt auch in der That die große Cardinalfrage, um die es jetzt gilt, und jeder, der die Philoſophie aufgiebt, giebt die Reformation und den Geiſt der Wahrheit auf. — Sind aber die „verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Richtungen“ kein Verſehen und wird ihr ungeſchulter Sinn, der alle mögliche banauſiſche Empirie für Wiſſenſchaft anerkennt, wirklich ausgeführt, ſo iſt die Reform alſo die geweſen: daß Melange gemacht, der Begriff der Wiſſenſchaft aber aufgegeben wird, und die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik hätten alſo dennoch ihr Verhängniß erfüllt! Von dieſem Leben, dem zweiten Tode, iſt dann freilich gar nichts zu erwarten, als daß particuläre Berliner

Richtungen mit ihren verwitterten und antiphiloſophiſchen Exiſtenzen einen breiteren Ausdruck gewinnen. Nun mag man dieſe „Richtungen“ ſchätzen wie man will, das Blatt ſtellt ſich ſelbſt dadurch auf die Linie der veralteten begriffloſen Inſtitute zurück, die, wie die Göttinger Anzeigen, in dem Wuſt einer Univerſität fortvegetiren, auch wenn ihr Leben und ihre Bedeutung längſt vorüber iſt. Dann freilich hätten wir in unſerm Vorwort eine viel zu hohe Meinung von den Wiederherſtellern ausgeſprochen, als wir ihnen die Geburt eines neuen Herakles zutrauten, um nun nichts als eine Verwandlung der *wiſſenſchaftlichen* Kritik in *unwiſſenſchaftliche*, aberweiſe Empirie zu erleben; und ſo müßte man denn zu dieſem Aufgeben des Hegel'ſchen Geiſtes in Berlin ſagen: „Jeruſalem, du biſt wüſt unter den Städten!“

3. Das Verhältniß von Theorie und Praxis.

Vorwort zu dem Jahrgange der Halliſchen Jahrbücher 1841.

> „Geh' mir aus der Sonne!" Mehr will der Philoſoph auch jetzt noch nicht von dem Könige.

Als im Herbſt des Jahres 1837 dieſe Zeitſchrift gegründet wurde, verhielt ſich die deutſche Welt politiſch und wiſſenſchaftlich noch bei weitem naiver. Die großen Fragen der Zeit, die jetzt bereits auf der Schärfe des Schwertes liegen und einer durchgreifenden Kriſis immer näher rücken, waren zum Theil noch ſehr verhüllt. Eine bedeutende Anzahl Männer, jetzt die heftigſten Gegner freier Tendenzen und namentlich der Jahrbücher, hatten damals kein Arg daraus, daß es hieß, die Iſolirung der alten Literaturzeitungen von der wahren Geiſtesbewegung und ihre abgeſtorbene Exiſtenz ſollte durch ein Organ aufgehoben werden, dem die Zeitgeſchichte für ein unzertrennliches Ganzes, Wiſſenſchaft und Kunſt aber für die eigentlichen Nerven ihrer Bewegung gelten. Und doch liegt nichts näher, als daß mit der Ausführung dieſes Gedankens eine gewaltige Zerſetzung des alten Chaos, in dem damals weder Eros noch Eris zum rechten Leben erwacht waren, eintreten mußte. Denn was konnte die Folge ſein? Mußte nun nicht überall in die geſchichtlichen Zuſtände und ihre Auflöſung das Bewußtſein der Wiſſenſchaft einzudringen ſtreben? Und wenn dies gelang, wurden dann nicht die hiſtoriſchen Exiſtenzen mit einer Klarheit über ſich ſelbſt erfüllt, welche man bisher nur in der Philoſophie, nicht einmal in den empiriſchen Wiſſenſchaften hatte dulden wollen? — So iſt es geſchehen; mehr als einmal ſind daher auch die Nachtwächter von allen Enden zuſammengelaufen und haben ihre Löwenſtimme erhoben, über den hellen Schein, den die Feuersbrunſt der Unwahrheit von ſich gebe, und fortwährend ſehen wir den Eros, die entbrannte Geſinnung der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit, und die Eris, den unerbittlichen Kampf für Beides, an den Lauf dieſer Zeitſchrift gebunden. Was überhaupt der Charakter unſerer Zeit iſt, das Erwachen zum Selbſtbewußtſein, dasſelbe iſt auch ihrem Spiegel, den Jahrbüchern, widerfahren. Der Geiſt unſerer gegenwärtigen Geſchichte iſt der *bewußte*; von jetzt an täuſcht er ſich über ſein Ziel nicht mehr; wir wiſſen Alle, daß uns die Freiheit der literariſchen Oeffentlichkeit und die Oeffentlichkeit des freien Staates gewiß iſt; aber das Einzelne wird uns immer überraſchen: es wird uns überraſchen, wenn unſer privates Wiſſen zum öffentlichen Willen und unſere ſubjective Geſinnung zur Praxis der Wirklichkeit ausſchlägt. So war auch das Ziel dieſer Zeitſchrift von Anfang an geſteckt und leicht zu erkennen; aber es gehörte Zeit dazu, bis ſie ihre Naivetät aufgab, den Feind als Feind behandelte und zu den entſchiedenen Folgen des Princips gelangte. Erſt nach dieſer wirklichen Scheidung konnte das volle Bewußtſein über die Gährung der Zeit in den Jahrbüchern ſich ausbilden und eine gründliche Durchdringung derſelben unternommen werden.

Kein geringes Verdienſt um die Aufklärung der Wiſſenſchaft und des Lebens über ſich ſelbſt, an der jeder denkende Zeitgenoſſe Theil nimmt, haben auch ihrerſeits unſere Gegner ſich erworben; und wie die theoretiſche Umwälzung der Geiſter von ihnen angeregt und gefördert worden iſt, ſo, ſcheint es, werden ſie nun in der nächſten Zukunft auch die praktiſche herbeiführen. Ja, wir dürfen es uns wohl geſtehen, daß ſie, die jenen wunderlichen, aber nunmehr offenkundigen Entſchluß bereits feſtgeſtellt hatten, der Geiſtesfreiheit den Garaus zu machen, die Autorität des blinden Glaubens wieder einzuführen und die Principien der glorreichen Revolution unſeres Jahrhunderts mit der Wurzel auszureißen, — daß dieſe Männer gleich Anfangs viel weniger unſchuldig dreinſchauten, als wir ſelbſt. Sie drängten ſich herzu, ſie hatten ſich ſeit einigen Jahren gewöhnt, das große Wort zu führen; ſo waren ſie gleich voran, und weil ihr Gewiſſen ihnen ſagte, daß es ihnen galt, bevor es noch ausgeſprochen war, darum ſuchten ſie, gleich den Schlangen der Juno, das Kind in der Wiege zu erwürgen. Der Geiſt unſerer Zeit aber war und iſt ihr Herakles, und alle ſeine Arbeiten wird er an ihnen vollbringen; dieſe Kämpfe ſind der

eg zu ſeiner Verklärung, — eine Reinigung, die wir
gt Aufklärung, Philoſophie und bürgerliche Freiheit
nnen. Kein Licht ohne Schatten, kein Morgen ohne
acht.

In einer Zeit nun, wie die unſrige, in der es ſich
cht mehr um die verhüllte, ſondern um die bewußte
twickelung des Geiſtes handelt, ſo augenſcheinlich, daß
n Schleier des Geheimniſſes ſelbſt die Götter der Erde
ht mehr feſtzuhalten vermögen und das Weltgericht
mittelbar in den Lauf der Ereigniſſe hereinbricht,
ußte dies Journal, welches die Wurzeln der Thaten
d Begebenheiten aufzuſuchen, die principiellen Ent-
llungen vorzunehmen hatte, eine ganz neue Stellung
Geſchichte gewinnen, und es wird nicht ungehörig
n, beim Beginn eines neuen, eines in der That ent-
eidenden Jahres, dies Verhältniß mit ein paar Worten
beleuchten.

Keine gelehrte Zeitſchrift hat jemals in dem Maße
d in der Bedeutung, wie die Jahrbücher, die Genug-
ung erfahren, daß ihre Erörterungen Ereigniſſe wurden
als ſolche über den Kreis der Theoretiker hinaus-
gen, um das unmittelbare Leben mit ins Intereſſe
ziehen und als Tagesangelegenheiten zur Discuſſion
gelangen. Es ſind aber in Wahrheit weniger dieſe
erlichen Erfolge, als die Urſachen ſolcher öffentlichen
merkſamkeit, auf die wir hiemit hinweiſen wollten.

Theorie iſt nicht mehr iſolirt, und wird es in Zu-
ft noch weniger ſein. Dennoch dürfen wir nicht

fürchten, einer ungehörigen Praxis zu verfallen, oder gar auf die verkehrten, jetzt herrſchenden Richtungen derſelben jemals einen unmittelbaren Einfluß zu gewinnen. Wir wollen uns nicht täuſchen, wir wollen mit der vollkommenſten Offenheit unſere Lage beſprechen; das Verhältniß zur Geſchichte und zur Praxis läuft keine Gefahr, wenn es vollkommen erkannt und ohne Rückhalt enthüllt wird. Ohnehin iſt keine Politik ſchlauer, als die ſich aller Schlauheit entſchlägt, und wenn es darauf ankommt, ſeine Widerſacher zu täuſchen, ſo lehrt die Erfahrung, daß man keinem Menſchen weniger glaubt, als dem, der immer die ganze Wahrheit herausſagt; es fürchte alſo Niemand, der das Heil von den Verſtößen unſerer politiſchen und wiſſenſchaftlichen Gegner erwartet, daß wir im Stande ſein möchten, mit unſern Aufklärungen, Beweiſen und Kritiken den heilſamen Sauerteig der Reaction aus der Geſchichte zu verbannen. Umgekehrt, ſie verhalten ſich wie Oedipus, der hinging, ſeinen Vater zu erſchlagen, **weil** der Gott ihm ſein Schickſal enthüllte. Das Orakel unſerer Zeit iſt die Revolution der europäiſchen Menſchheit; es iſt umſonſt, es ihnen zu verkündigen; hoffe Niemand einen ſolchen Erfolg: um dies Orakel zu vermeiden, ziehen ſie dem Laufe der Geſchichte entgegen, laſſen die Sterne ihrer glorreichen Heimat, Proteſtantismus, Philoſophie und politiſche Freiheit, hinter ſich, und rücken dem Hohlwege immer näher, wo ihr Verhängniß ſich erfüllt. Wer die Lehre der Geſchichte nicht hört, ſondern

ns ihr nur zu lernen ſucht, wie er ihren Lauf herum-
rehen und den Geiſt der Zeiten um ſeine Macht und
onſequenz betrügen könne, der wird den Unterricht von
nem Einzelnen und die theoretiſche Manifeſtation der
eien Richtung in Wiſſenſchaft und Staat nur für eine
nmaßung halten, zumal unter uns, wo in geſchicht-
chen Dingen Jeder ein Laie ſein ſoll, der zur verbor-
enen Lenkung der Menſchen und der Begebenheiten
cht von oben berufen und angeſtellt wurde. In Rückſicht
f eine ſolche Praxis, die den Jahrbüchern wohl mitunter
s eine lächerliche Beſtrebung untergeſchoben worden iſt,
nnten ſie gar wohl das Motto führen: „Bilde mir
cht ein, ich könne was lehren, die Menſchen zu beſſern
d zu bekehren.“ Auf die Gefahr hin alſo, daß wir
n eingeleiteten Proceß ſtören, das Gewitter zertheilen
d die Welt um eine Kriſis betrügen ſollten, ſei die
ahrheit immerhin geſagt und wieder geſagt; ſie erfährt
s Schickſal der Kaſſandra, nichts weiter.

Dagegen iſt die Wirkung der Jahrbücher einzig und
lein ihr Verhältniß zur Bildung, die Bildung dann
eiter aber das Element, in dem die Politiker ſich zu
wegen, und das Terrain, auf dem ſie den Zeitgeiſt
beſtehen haben. Der letzte Sieg iſt der Sieg im
eiſte; wenn alſo von einer Stellung der Jahrbücher
r Geſchichte und damit von der Zukunft ihrer Richtung
e Rede iſt, ſo ergiebt ſich hierüber der Aufſchluß aus
m öffentlichen oder genauer dem gegenwärtigen, an
ner wahren Oeffentlichkeit gehinderten Geiſte. Denn es

iſt Jedermanns Geheimniß, daß der oſtenſible Geiſt bezahlter und überwachter Zeitungen nicht der wirkliche, der intereſſeloſe alter gelehrter Inſtitute nicht der lebensfähige iſt.

Das Princip, um das ſich jetzt Alles dreht, iſt die Autonomie des Geiſtes, und zwar im Wiſſenſchaftlichen die Fortbildung des Rationalismus und im Staatlichen des Liberalismus. Alle Wahrheit in der Wiſſenſchaft hat gegenwärtig die allgemeine Form des Selbſtbewußtſeins, iſt der Proceß des denkenden Menſchen. Die Einheit des geſchichtlichen und des reingeiſtigen Proceſſes, weil ſie als dieſelbe Bewegung der Vernunft erkannt worden, läßt nichts übrig, als die Welt der Vernunft ſelbſt. So wenig das verborgene und dann offenbarte Factum, als das nur gewußte und nicht erkannte, hat gegenwärtig noch einen Sinn und eine Geltung; und eben ſo wenig als Vernunft und Ueberlieferung ſind Geiſt und Natur zur Zeit noch ſtarre Gegenſätze. Im Politiſchen wird nun dieſer Rationalismus oder dieſe rationale Bildung der Zeit praktiſch. Hier iſt das Entſprechende, daß der Staat nicht ein undurchdrungener, verſchleierter, geheimer und darum fremder Zuſtand, ſondern ebenfalls die proceſſirende Exiſtenz unſeres Selbſtbewußtſeins, oder, wenn das deutlicher wäre, das geordnete und in allgemeinen oder vernünftigen Formen ſich ſelbſtbeſtimmende Volk iſt. Das Volk, in dieſen Formen ſich bewegend, iſt ſouverain, wie die Vernunft des Rationalismus in ihrer methodiſchen Bewegung ebenfalls ſouverain, der

eß des unbedingt freien Weſens, iſt. Dieſe Einſicht
ſich als eine folgenſchwangere bewähren; alle Fragen
eit entſpringen aus ihr. Selbſtbewußtſein und Selbſt-
mmung des Volks in ſeiner Verfaſſung ſetzt Oeffent-
it, und bei dem Stande unſerer Verhältniſſe litera-
Oeffentlichkeit neben der unmittelbaren Zugäng-
t der betreffenden politiſchen Verhandlungen voraus.
Staat iſt keine res privata, ſondern res publica;
aber nach unſern Begriffen, genau genommen, gar
res, kein Ding, höchſtens eine Angelegenheit, aber
nicht eine oder irgend eine Angelegenheit, ſondern
ngelegenheit, ſondern der Geiſt, die Freiheit, der
an ſich ſelbſt, an ihrem Wiſſen und ihrem Thun
n iſt. Der Menſch muß theoretiſch und ethiſch
nom ſein. Der Staat iſt ſich ſelbſt Zweck. Sein Be-
ird ſehr mißverſtanden. Denn Staat iſt ein ſchlech-
odtes Wort, beſſer iſt „öffentliches Leben,“ Ge-
, Reich des Geiſtes, Freiheit. Aus dieſem Namen
an ſogleich, das Subjective oder der Menſch iſt hier
eſen und der Zweck. Unſere Zeit verlangt nun dieſes
der Freiheit in ſeiner ſelbſtbewußten und ſich ſelbſt
enden Bewegung, oder die öffentlich und durch
rch realiſirte Vernunft des Volks. Dies iſt die
che Autonomie. Dieſe unerſchütterlich feſthalten
ter Macht unbedingt vertrauen, das iſt der große
, womit die Gegenwart den Polizeiſtaat über-
das die Religion, zu welcher der politiſche Menſch
bekehren hat.

Ueber den Begriff formeller Garantieen, welcher ſich nur auf den Polizeiſtaat bezieht, und die Vorausſetzung der Unſittlichkeit nur herumdreht, indem er ſie der oberſten Gewalt zurückgiebt, eben ſo über die bloßen Formen des Republicanismus, geht dieſer Freiheitsbegriff unſerer Zeit, der das Herz der Welt bereits im tiefſten Innern ergriffen hat, weit hinaus, obgleich er allerdings nur die Ausbeutung des wahren Inhalts genannt werden kann, welcher dem Liberalismus und Republicanismus zu Grunde liegt. Das öffentliche Weſen, welches ſich Selbſtzweck und vernünftige, bewußte Selbſtbewegung ſein will, geht nicht auf dieſe oder jene Form, die mehr Garantie gäbe, aus, ſondern mit Einem Schlage auf ſeine einzig richtige Form, die Form des freien Geiſtes. Sie allein iſt das Princip, um die Zweckmäßigkeit, Macht und Nothwendigkeit einer Verfaſſung zu beurtheilen, wobei es aber ſogleich einleuchtet, daß die Formen der Parlamente der Oeffentlichkeit, der Preßfreiheit, der Geſchwornengerichte, der Nationalvertheidigung ꝛc., welche der Liberalismus eingeführt oder aufgenommen hat, keine zufälligen, ſondern Begriffsformen, entſprechende Bildungen der Freiheit oder des freien Geiſtes ſelbſt ſind.

Dies iſt der Weltzuſtand, in dem wir jetzt mit all unſerem Intereſſe leben und weben. Er gründet ſich, in ſeiner gegenwärtigen Ausbildung, wie in ſeinem Anfange, auf die gegenſeitige Durchdringung des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Geiſtes; er entſpringt mit einem Wort aus der erſten Form der Aufklärung, hat ſich aber

1789 um ein Bedeutendes gezeitigt. Alle Staaten
civiliſirten Europa ſind mehr oder minder von ihm
rchdrungen, von der Lebendigkeit politiſcher Gegenſätze
wegt und friſch erhalten, oder mindeſtens mit dem
iſte des Liberaliſmus und ſeiner Fortbildung theoretiſch
üllt. Die Theorie aber hat ihre Harmloſigkeit abge-
t: Wiſſenſchaft ohne politiſche Freiheit iſt ein Unding.
d beide Theile, ſowohl die Verweigerer, als die For-
er des freien Staates, haben die Geſchichte des Geiſtes
erhaupt und die politiſche Geſchichte für eine und die-
be Bewegung, für die Eine Arbeit der Freiheit erkannt.
aher die Oppoſition nicht nur gegen den Liberaliſmus,
dern auch gegen ſeine Wurzel, den Rationaliſmus.
r Rationaliſmus aber und ſeine Methode wird ſich
rchſetzen, er iſt das Leben des Zeitgeiſtes ſelbſt. Der
itere Verlauf wird daher der ſein, daß alle geſchicht-
hen Völker ſich die politiſche Reform erkämpfen, indem
Theorie und das Bewußtſein ihres befreienden In-
ltes ſich immer energiſcher aller Gemüther bemächtigt,
d dann ſowohl in innern Kämpfen, als in einem
indlichen Principienkriege das neue Weltalter erreicht
rd.

Der Widerſtand, den die politiſche Reformation in
europäiſchen Welt findet, iſt ein doppelter: 1) ein
türlicher, 2) ein künſtlicher oder capricirter.

Der natürliche Widerſtand iſt die ungehobelte Volks-
tur und der rohe Inhalt der Staaten, denen die Voraus-
ung der bisherigen Geſchichte fehlt. Die ruſſiſchen und

öſtreichiſchen Barbaren bilden die ſpröde Materie und die rohe Natur, die in den hiſtoriſchen Fluß noch nicht aufgelöſt werden konnte; auch unter den andern Völkern gehört dahin, was nur dem Leben, nicht dem Geiſte dient. Alles dies würde ſich nun aber, ganz wie die Natur ſelbſt, nur paſſiv verhalten und mit ſeiner rohen Kraft lediglich im Dienſte des Geiſtes ſtehen, wenn nicht die zweite Form des Widerſtandes, die künſtliche, ſich zu ſeiner Seele machte. Künſtlich aber iſt der Widerſtand gegen den Geiſt in allen denen, welche die Bildung der Zeit bereits als Theorie und als ihre eigene Art zu denken und zu fühlen in ſich tragen. Dies ſind die gebildeten Regierungen roher Völker und die gebildeten Völker ſelbſt, in denen die Reſte der alten Zeit mit den Erzeugniſſen der neuen im Kampfe liegen. Staaten wie Frankreich, Preuſſen, die deutſchen Bundesſtaaten und ſelbſt Oeſtreich in ſeinem gebildeteren Theil befinden ſich in dieſem Zwieſpalt. Die Reſte der alten Zeit könnten nicht kämpfen, wenn ſie von der Bildung der Gegenwart ganz verlaſſen wären; ſie würden eben ſo wie die natürliche Rohheit zum rein paſſiven Material für den neuen Geiſt herabſinken, denn ſie würden ſelbſt roh ſein ohne den Geiſt, dem ſie widerſtehen wollen. So wird ihre Stellung eine künſtliche oder capricirte. Ueberall, auch als Anführer des natürlichen Widerſtandes, haben ſie die Bildung mit der Bildung, die Wiſſenſchaft mit der Wiſſenſchaft, den Geiſt mit dem Geiſte zu bekämpfen. Der Jeſuitismus, auf den Geiſt zu ſpeculiren, zum Zweck ſeiner eigenen

nterdrückung, bietet ſich verlockend dar, und es iſt keine
offnung, eine mächtige Autorität, wie einſt Friedrich
nd Joſeph, für die Freiheit zu gewinnen. Die Gegen-
ätze laufen durcheinander, beide Lager haben Freund
nd Feind unter ihren Zelten, und der hereindrohende
rincipienkrieg ſcheint die Welt in dieſem chaotiſchen Zu-
ande überraſchen zu wollen. Es iſt eine ungeheure
erwickelung der Verhältniſſe, in denen wir leben, vor-
ehmlich für Deutſchland, ſo lang es nicht politiſch frei
nd ſouverain iſt; denn es läuft Gefahr gegen ſeinen
genen Geiſt zu fechten, auf ſein eigenes Herz das Schwert
zücken.

Nun iſt dieſe Entſcheidung indeſſen noch erſt zu er-
arten, vorläufig alſo der rein geiſtige Kampf in den
iſſenſchaften fortzuſetzen, um ſo eifriger, da allerdings
eſer innerliche uns jenen äußerlichen Krieg ſparen würde,
nn es bei Zeiten gelänge, ein großartiges Intereſſe
ganzen Nation für die Seite des freien Geiſtes und
ben zu rufen. Die Kriſen der Theologie, der Servi-
mus der Jurisprudenz, die Myſtik der Medicin, die
holaſtik der Philoſophie und der Romanticismus der
nſt — welch' eine Gährung! und die Geiſtloſigkeit,
Abhängigkeit vom Leben, die Beſtechlichkeit durch
t, Geld und äußere Rückſichten — welch' eine Maſſe
natürlichen Widerſtandes, welch' ein Inſtrument in
Hand des Jeſuitismus unſerer Zeit! Fordere ſich
der auf, der den Muth und die Einſicht beſitzt, zur
form dieſes geiſtigen Reiches an Haupt und Gliedern

redlich das Seine zu thun, und wer die Ueberzeugung gewonnen hat, wie denn dieſe nicht ſchwer zu erlangen iſt, daß die Halliſchen Jahrbücher die einzige vollkommen bewußte Zeitſchrift ſind, die in allen Gebieten das freie Princip zu vertreten weiß und wagt, der wende ihnen ſein Intereſſe und ſeinen Beiſtand zu, nicht als einem fremden Phänomen, das ihn ſelbſt nicht berührte, ſondern als ſeiner eigenen Sache, deren Erfolg auch von ſeinem Antheil und von ſeiner Thätigkeit bedingt ſei. Die Stellung dieſer Zeitſchrift zur Entwickelung unſerer Zeit iſt alſo dieſe, daß ein ſteigendes Intereſſe des Publicums, des ſchreibenden, wie des leſenden, ein unmittelbarer Sieg des freien Geiſtes ſein würde. Die Wiſſenſchaft aber iſt überall zu befreien von der fremden Autorität, welchen Namen ſie auch führt, von der Praxis, der ſie als Werkzeug dienen ſoll, und von der Vorausſetzung, daß Geiſt und Kenntniß nur für den Dienſt des gemeinen Lebens und des gemeinen Bedürfniſſes zuzurichten ſeien, während umgekehrt das Leben nicht nur dem Erfolge, ſondern auch dem ausgeſprochenen Principe nach unter die Herrſchaft des Geiſtes und der Wahrheit geſtellt werden muß. In der Literatur exiſtirt, wenn auch verfolgt und verketzert, dieſe freie und autonomiſche Wiſſenſchaft, die Literatur ſelbſt aber iſt noch nicht der Polizeiverfaſſung entwachſen und zur ethiſchen Autonomie hindurchgedrungen. Dieſe Befreiung der literariſchen Oeffentlichkeit wäre alſo das nächſte Bedürfniß der Entwickelung, um nicht nur die ſcheinbar unverfänglichen wiſſenſchaftlichen Gebiete, ſondern auch das nächſte und lebendigſte Intereſſe, den Staat und ſeine Reform gründlich und lebhaft zur Sprache zu bringen und auf dem theoretiſchen Gebiete einen Kampf zu erledigen, der außerdem auf dem Boden des Lebens mit ungleich größerer Gefahr zu beſtehen iſt.

Allerdings fehlt es aber auch bis jetzt der Wiſſenſchaft, die frei von allen Rückſichten der Praxis, von den Einflüſſen der Autorität und den handwerksmäßigen Zwecken des Staates iſt, an aller Concentration, an einem eignen Wohnſitz und an der freien Anerkennung von Seiten eines freien Staates. Die literariſche Exiſtenz reicht nicht aus, ſie bedarf einer lebendigeren Realität, mit Einem Worte einer neuen Univerſität. Wie wir gezeigt haben, liegt die Macht der Zeit und Zukunft lediglich im Princip des freien Geiſtes, der Staat alſo, welcher dieſe Macht zu ſeiner Seele erhebt, gewinnt die Initiative der Geſchichte und die Anhänglichkeit aller derer, ie eine Zukunft haben und zu erarbeiten im Stande ind. Die philoſophiſchen Facultäten der alten Univer-itäten haben allerdings die rein wiſſenſchaftliche Aufgabe, ennoch iſt ihre Stellung factiſch eine ganz ſchiefe. Man chiebt ſie in die Vorbereitungszeit zu den eigentlichen Studien, man macht ſie überall zum Beiwerk und zur Magd der übrigen, der praktiſchen Disciplinen. Hat auch ie Einleitung in die Wiſſenſchaften, worin die Lehrer hren Nutzen empfahlen, einer edleren Auffaſſung faſt berall weichen müſſen, ſo iſt der leidige Nutzen als eine wahre Tollheit durch die Examenangſt deſto feſter in die Gemüther der Studenten gefahren, und nichts iſt ausgemachter, als daß die Brodſtudien und der zukünftige Erwerb, das elende nackte Leben, nicht die Wahrheit und der ewige Geiſt das Princip unſerer Univerſitäten ſind. Die Philoſophie und die reine Wiſſenſchaft wird unterdrückt, der Gemeinheit, dem Handel, dem Werbe- und Protectionsſyſtem, der Corruption des Edelſten im Menſchen iſt hiermit Thür und Thor geöffnet, und daher auf allen jetzigen Univerſitäten der Einfluß derer am größten, die den wahren Intereſſen der Wiſſenſchaft am fernſten und den pfiffigen Praktiken des gemeinen Lebens am nächſten ſtehen.

Die Wiſſenſchaft, die ſo unmittelbar der Praxis dient, wie dies unſere Univerſitäten thun, ſinkt zum Handwerk herab, und es iſt hohe Zeit, ſie aus dieſer Stellung zu erlöſen, damit ſie ſelbſt fähig bleibt, die Welt zu erlöſen. Allerdings müſſen die jetzigen Univerſitäten bleiben, weil der Haufe, der nur für die Praxis geſchaffen iſt, ebenfalls bleibt; auch ſoll es nicht geläugnet werden, daß bei aller Unterdrückung und Anfeindung namentlich von Seiten der Theologen und Juriſten, weil dieſe den alten Sauerteig des unfreien Staates und des beſchränkten Glaubens am unmittelbarſten zu cultiviren haben, dennoch die philoſophiſche Facultät viel Uebelſtände ausgleicht und allen fähigen Köpfen die Anregung zur wahren, auf ſich ſelbſt geſtellten Wiſſenſchaft zu geben vermag. Aber damit wird das Princip der alten Univerſitäten nicht

abſolut, ſondern nur in Beziehung auf die Bedürfniſſe
des Lebens gerechtfertigt. Iſt aber die Wiſſenſchaft von
abſoluter Bedeutung, iſt ihre Praxis eine viel höhere,
als die, dem gemeinen Leben, wie es iſt, zu dienen;
muß von ihr vielmehr eine fortwährende Erhebung der
Welt über ihre Beſchränktheit ausgehen, — und wer
wollte dies läugnen? — nun ſo bedarf die Wiſſenſchaft,
ſeitdem ſie ihrer autonomiſchen Würde inne geworden,
auch einer neuen Univerſität mit dieſem reinen
und wahren Princip. Man hat bei den Akademieen
dieſe Abſicht gehabt; aber die Akademieen nehmen eine
bſtracte unlebendige Stellung ein, es fehlt ihnen die
Jugend und das lebendige Wort, wodurch eine Phaſe
es Geiſtes ſich fortſetzt und ausbildet; die Mikrologie
er Unterſuchungen und die excluſive Vornehmheit, das
Wegfallen aller wahren Oeffentlichkeit außer der literari-
chen, tödtet dieſe Inſtitute, und wenn ſie ja ein Schein-
eben fortſchleppen, ſo iſt es doch kein Geheimniß, wie
nendlich weit ſie von den Univerſitäten überflügelt wer-
en. Es iſt daher die Form der Univerſitäten die mäch-
ge und die bewährte; ſie hat die Entwickelung unſerer
eſchichte mit immer neuen Anſätzen bezeichnet. Die
rößte That knüpft ſich an Wittenberg, welches eben ſo
hr vom Geiſte der Reformation gegründet, als für ſeine
usbildung und Realiſirung thätig geworden; die neueſte
niverſität, Berlin, kommt dem Begriff der Univerſität
m nächſten und hat ihm in der That ſo lange entſprochen,
ls die Philoſophie ihre vornehmſte Facultät bildete und

in Schleiermacher ſelbſt die Theologie philoſophiſch geworden war. Berlin iſt darum auch lange Zeit als eine Univerſität nach der Univerſität, um die es ſich jetzt handelt, vornehmlich von den Wirtembergern benutzt worden, und es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, welch ein geiſtiges Gewicht Wirtemberg durch dieſen rein wiſſenſchaftlichen Eifer gegenwärtig in unſerem Vaterlande behauptet. Nun aber iſt Berlin mit Gewalt von ſeiner Höhe heruntergeriſſen; das alte Princip des politiſchen und, was noch ſchlimmer iſt, des bornirt theologiſchen Nutzens ſteht in ſeiner craſſeſten Geſtalt wieder auf, und es iſt dringender als je nöthig, daß ein freier deutſcher Staat der freien Wiſſenſchaft eine Stätte bereite, daß die neue Form der Wiſſenſchaft, die alles Material der alten Facultäten in philoſophiſche Hiſtorie und Philoſophie auflöſt, in einer neuen Wohnung einen neuen Haushalt beginne, und denen, die nach dem Examen und nach der banauſiſchen Mühe dafür nun erſt den Blick zu der reinen Sonne der Wahrheit erheben, den edleren Jünglingen, die jenen berühmten Schwaben in ihrem Bildungsgange nachzueifern den Sinn und die Fähigkeit haben, eine Akademie der freien Wiſſenſchaft eröffnet werde. Preußen iſt abgefallen von der Philoſophie: es iſt kein Geheimniß mehr, welche Richtung dieſer Staat, dem einſtmals die große Aufgabe zugefallen war, die Geiſtesfreiheit zu ſchirmen und durch ihren Inhalt zu ſiegen, einſchlägt; es iſt abzuwarten, ob er im Laufe der Zeiten ſich wieder aufzuraffen im Stande ſein,

er ob ein anderer proteſtantiſcher Staat unſeres Vater-
ndes die Motive des gegenwärtigen Geiſtes und mit
ien die Initiative und das Steuer der deutſchen Ge-
ichte ergreifen wird; aber es iſt nicht zu erwarten,
ß ſich kein einziger Staatsmann finden ſollte, den die
ſchichte nicht gelehrt, wodurch Preußen geſtiegen und
durch Sachſen ſeine primitive Stellung eingebüßt.
es iſt keine Lehre der Hegel'ſchen Philoſophie, keine
ille von Dieſem und Jenem; es iſt die Weltgeſchichte
d das Geſchick der Völker mit ſeinem ganzen Gewicht,
n dem dieſe Stimme ertönt. Die Forderung iſt da,
Aufgabe nothwendig; dieſe Praxis ſteht der freien
ſſenſchaft bevor; früher oder ſpäter muß ſie ins Leben
en, wenn auch jetzt noch nicht erkannt werden kann,
cher deutſche Fürſt Geiſt und Muth genug beſitzt, um
h dieſem Kranze, der über ſeinem Haupte ſchwebt,
Hand auszuſtrecken.

Dies ungefähr war es, was wir über die Stellung
erer Zeitſchrift und ihres Princips zur Geſchichte und
Praxis bei der Eröffnung des Jahrgangs 1841 zu
n hatten; möge auch hier das oft bewährte Wort
erfüllen: die Zeit bringt Roſen!

4. Bei der Ueberſiedelung nach Sachſen.

1841.

Eröffnen wir die deutſchen Jahrbücher nicht mit niederſchlagenden Gedanken über die Verhältniſſe, aus denen ſie entſpringen, ſondern lieber mit der Ausſicht, der wir nichtsdeſtoweniger mit ſicheren Schritten entgegengehn und die uns heitere, lichte Höhen in naher Ferne und ein belohnendes Ziel des mühevollen Weges verheißt. Wie dem Wanderer mit dem neuen Morgen die alte Sonne wieder aufgeht, ſo auch uns. Es giebt nur Ein Himmelszeichen, welches der geiſtigen Welt leuchtet und warm macht, das iſt die Wahrheit, und der Name dieſes Geſtirnes heißt — Philoſophie. Wir können keinem andern folgen; und wie drohend auch der irdiſche Dunſt vor ſeinem Glanze ſich aufthürmt, wir knüpfen getroſt an ſeinen Lauf den unſrigen, und wir wiſſen, was wir thun. Nicht Geringeres, als die Philoſophie bisher vermocht — die heiligen und die profanen Urkunden der Geſchichte bezeugen es — erwarten wir auch jetzt von ihrer Macht. Dieſe Sonne wird mit ihrem Schein nicht nur die ſchlaftrunkenen Wimpern der Menſchen von einander löſen und die Augen zu immer neuer Arbeit des Suchens und Anſchauens erwecken; ihr Strahl wird auch die Hitze des Kampfes und den Schweiß der Arbeit

it ſich führen wie bisher: die Wahrheit bringt das
den, ſie bringt aber auch das Schwert in die Welt;
d glücklich ſind die Zeiten, die ſo viel Ausſicht auf
n Sieg haben, wie die unſrigen.

Für uns ändert ſich jetzt, obwohl wir daſſelbe Princip
s leiten laſſen, wie bisher, dennoch weſentlich die
cene, wie die Eine Sonne, die mit jedem Morgen ver-
ngt aus den Fluthen des Orients aufſteigt, dem Wan-
rer, den ſie weckt, immer neue Fluren beleuchtet: er
dert ſeinen Ort, und eine neue Welt liegt ausge-
eitet vor ſeinen Blicken. Wir wollen unſere neue Lage
s Auge faſſen.

Die philoſophiſchen Ortsveränderungen ſind nicht
ne Bedeutung. Der Philoſoph iſt ein Apoſtel der
kunft. Dies iſt ſein Begriff. Er ſchüttelt den Staub
n ſeinen Füßen, und was er zurückläßt, iſt das Erbe
s Todes. Die wahre Auswanderung der Philoſophie
gt ſich aber immer als das Verlaſſen des Particularis-
s und die Einkehr in ihr univerſelles Reich, von dem
verſchiedenen Orte nur verſchiedene Symbole ſind,
ſprechendere oder unpaſſendere, jenachdem ſie ſich an-
ſen.

Als die neueſte Philoſophie durch Hegel nach Berlin
pflanzt wurde, gewann ſie auf der einen Seite durch
e Hauptſtadt eines großen Reiches deutſcher Nation
en univerſellen Boden, verlor aber zugleich die gute
immung vieler Zeitgenoſſen, die außer Preußen lebten,
r ſich wenigſtens im Gegenſatze zu Preußen fühlten,

wenn ſie den wahren Univerſalismus in den deutſchen Namen überhaupt legten. Hegel hatte ſeine Philoſophie ausdrücklich als die Philoſophie ſchlechthin und als den wahrhaft allgemeinen Vernunftproceß (Methode, Entwicklung) dargeſtellt und in gründlichen Werken wiſſenſchaftlich bewieſen; dennoch nannten dieſe Gegner die neueſte Philoſophie eine preußiſche, wie dies auch neuerdings mit einem ſeltſamen Anachronismus noch einmal wiederholt worden iſt. So lächerlich dies aber jetzt, ſelbſt dem Laien in der Philoſophie, der nur die Zeitungen lieſt, erſcheinen muß, ſo hatte die Sache doch im Anfange einen guten, wenn auch nur ſubjectiven Grund. Hegel trat bekanntlich dem rohen Deutſchthum und ſeinen Idealen mit dem Intereſſe der Wiſſenſchaft und der wahren Idealität des vernünftigen Proceſſes ſehr beſtimmt entgegen. Es hätte nun den Kampf des Gemüthes und der Philoſophie auf dem Boden der Wiſſenſchaft gegolten. Aber das Deutſchthum hatte keine geiſtigen Potenzen, die dem Drange nach Erkenntniß und der Theorie des Vernunftproceſſes in allen Geiſtesſphären Widerſtand zu leiſten vermocht hätten; der Dogmatismus der Geſinnung und des Gemüthes war überhaupt zu einem ſolchen Kampfe nicht fähig, und die Deutſchthümler, welche ſteif und feſt bei ihren dogmatiſchen Stichworten ſtehen blieben, konnten daher nicht fechten und mußten im Verlauf einer geiſtigen Bewegung, die ſo vollkommen über ihrem Horizont lag, nothwendig ihren Untergang finden. War den altdeutſchen Männern die Macht der Philoſophie und er reinwiſſenſchaftlichen Bewegung verborgen, ſo gab ch ihnen die Macht des preußiſchen Staates deſto fühlarer zu erkennen; er beſchützte und beförderte daneben ie Philoſophie: was Wunder alſo, daß ſie auch die Macht der Philoſophie eine preußiſche nannten? Dieſen Männern iſt es nun vorbehalten, die Erfahrung zu achen, wie wenig ſie ſelbſt und ihre noch zu hoffenden Philoſopheme, auch im Schatten der Mächtigen, verögen, wie viel dagegen die Philoſophie urſprüngliche Macht in ſich ſelber trägt. Sie kann die Freundſchaft r Herrſcher entbehren, aber wer die Welt regieren will, r bedarf der Philoſophie, denn ſie iſt der Nerv des ſchichtlichen Geiſtes. Das Miniſterium Altenſtein hat mit dem Schutze der Philoſophie nie anders gemeint, s daß es in ihr den innerſten Trieb und Keim der ntwickelung pflegte; und dieſe Ueberzeugung findet ihre echtfertigung in dem ganzen Stande der gegenwärtigen iſſenſchaft und Geſchichte, um der Zukunft gar nicht gedenken.

Dennoch ſollte jener abenteuerliche Vorwurf, als ſei Philoſophie keine primitive, ſelbſtändige Macht, ſondern r ein politiſches Mittel, wie Polizei und Kanonen, lches von Außen her ſeine Impulſe bekäme und nach lieben gerichtet würde, im Verlauf der Zeit eine geſſe Rechtfertigung erfahren. Aus der Geſchloſſenheit s Syſtems bildete ſich eine Schule — die der Altheianer — und dieſe verfiel dem Begriff der Philoſophie r zuwider, in eine dreifache Abhängigkeit. Zuerſt war ſie philoſophiſch orthodox, indem ſie das Syſtem als abſolut vorausſetzte und meiſt mit denſelben Worten, wie der Gründer ſeine Wahrheit verkündigte; ſodann wurde ſie theologiſch rechtgläubig und bildete förmlich eine neuproteſtantiſche Scholaſtik aus, und endlich, was ſich am meiſten von ſelbſt verſtand und darum ſo ſelten zur Sprache kam, war ſie politiſch orthodox und glaubte trotz der Hegelſchen Rechtsphiloſophie durchaus an kein Sollen der Idee gegen die Wirklichkeit: die empiriſche Wirklichkeit galt für die wahre Wirklichkeit.

Dieſer Zuſtand war entſchiedene Abhängigkeit von fremden Mächten, alſo die offenbarſte Knechtſchaft. Die ſteife Berliner Obſervanz, der ſuperkluge excluſive Hochmuth, wie er in den Berliner Jahrbüchern auftrat, machte das Uebel noch ärger; und es war für die Philoſophie die dringendſte Noth vorhanden, wieder zum Wanderſtabe zu greifen, und Berlin, von dem ſie ſich mit tauſend Rückſichten und Vorurtheilen eingezwängt ſah, zu verlaſſen. Sie zog nach Schwaben und in die Provinz.

Die Halliſchen Jahrbücher wurden ſodann, nicht ohne vorhergegangenen Druck der excluſiven Berliner, das Organ der Befreiung. Allerdings klebten Anfangs auch ihnen in allen Partieen die Fetzen der alten fixen Idee am Zeuge; aber mit dem Entſchluß zur Freiheit kam dieſe allmälig ſelbſt. Die bisherige Apologetik wich immer mehr der Kritik des Syſtems; — erſt die Zeit wird dieſe vollenden. So war auch die Chriſtlichkeit eine her-

rachte, wenn gleich freier gedeutete Keime, allerlei
ulative Nebel zogen durch die Theologie, doch brachte
dieſem Gebiete die Ungeduld und der Inſtinct der
curanten die vollkommene kritiſche Beſinnung am
eſten zu Wege. Am längſten hielt ſich die Abhängig-
von Außen in der Politik. Die Verhältniſſe er-
ngen jene formelle Unredlichkeit, welche darin beſtand,
dem status quo ohne Weiteres die Idee unterge-
en, und das, was im Principe liegt, für anerkannt
gegeben wurde, obgleich jedermann die widerſprechende
te Wirklichkeit bekannt war. Endlich aber trat auch
eine freimüthige und unbemäntelte Kritik ein.

Der Freiheitskrieg gegen die drei fremden Mächte,
fertige philoſophiſche Syſtem, die vorausgeſetzte Dog-
und die empiriſche Wirklichkeit, führte eine voll-
ien veränderte Stellung der neueſten Philoſophie
Außenwelt herbei. Was ſie wirklich iſt, die freie
t der werdenden Geſchichte, dazu bekannte ſie ſich
vollem Bewußtſein und ohne allen Rückhalt, —
Kriſis von der höchſten Bedeutung; denn es handelt
t ihr um den wahren Freiheitsbegriff, d. h. um
fangende primitive Macht der Entwickelung. Dieſe
das gemeine Bewußtſein der Philoſophie nicht
verweiſt ſie vielmehr an das anonyme Myſterium
erdens der Natur (Savigny und die übrigen Na-
chſigen), oder an den jenſeitigen und willkürlichen
(die ganze moderne Chriſtlichkeit), während dagegen
hiloſoph das Selbſtbewußtſein und ſeinen noth-

wendigen Proceß, die Kritik der jedesmaligen Stufe, zur treibenden Kraft, zum prius gegen alles äußere Geſchehen, oder zum Princip der geſchichtlichen Bewegung des Geiſtes macht. Dies iſt die Herrſchaft der Philoſophen, von der Platon in ſeinem Staate redet, in die ſie aber nicht von Staatswegen, ſondern von wegen der Wahrheit ſelbſt eingeſetzt werden und die kein irdiſcher Herrſcher ihnen zu entreißen vermag, es müßte denn ſein, er philoſophirte wahrer als ſie, würde alſo einer der ihrigen. Daß der Philoſophie dieſe zukunftbildende Kraft und Aufgabe zugeſchrieben werden müſſe, läugnet nun Hegel ausdrücklich, indem er die Kritik deſſen, was wirklich iſt, allerdings als ein hinter dieſe Wirklichkeit herkommendes Geſchäft betrachtet, daraus aber für die ganze Philoſophie nicht den Schluß zieht, daß dies Hinterhergekommene, als das Letzte, nun doch in Wahrheit das Neueſte, alſo damit die folgende, die zukünftige, der empiriſchen Wirklichkeit vorausgeeilte Stufe des Geſchehens ſei. In der wiſſenſchaftlichen Dialektik lehrt und übt Hegel fortdauernd die wahre Idealität; der Regreß auf das Vorhandene giebt ihm überall den Progreß, die Kritik der erreichten Stufe iſt unmittelbar in der Orientirung über das, was ſie hat und iſt, ein Neues geworden; in der Weltgeſchichte dagegen will er der Philoſophie durchaus die Initiative nicht zugeſtehen. Philoſophie iſt ihm ein Abſchluß ohne Sollen, das bloße Fertigmachen einer Periode, und wie es den Anſchein hat, als ſchlöſſe die griechiſche Philoſophie ihre

ltperiode, ohne eine neue zu beginnen, ſo, ſchien es,
en auch wir uns nach dem Hegelſchen Syſtem auf
deutſchen Weltuntergang gefaßt machen. Die Laſt
s ſolchen Bewußtſeins nimmt kein Gott von unſern
ultern, wenn wir es nicht ſelbſt thun, indem wir
nnen, daß nur das Selbſtbewußtſein, welches auf
n gewonnenen Inhalt reflectirt und zurückkommt,
die philoſophiſche Kritik, auch die Bewegung der
tgeſchichte macht. Der Philoſoph, der dieſen Punkt
reffen weiß, iſt es, welcher am Webſtuhl der Zeit
Ein *neuer Idealismus*, in Wahrheit aber
s weiter, als die nothwendige Conſequenz der Kan-
en Autonomie des Willens, des Fichtiſchen ſich ſelbſt-
mmenden Ichs und der Hegelſchen Auslegung dieſer
ſelbſtbeſtimmenden Intelligenz, d. h. der Dialektik des
riffs, ſowohl im reinen Selbſtbewußtſein, als im
t (Staat und Geſchichte). Dieſe Conſequenz giebt
erſt den wahren *Monismus des Geiſtes*, indem
uf der Einſicht beruht, daß der Proceß der Geſchichte
dem Proceß des Selbſtbewußtſeins überhaupt nicht
hieden ſein könne. Das Fichtiſche Ich, und das
en der Kantiſchen Autonomie, dieſer kategoriſche Im-
iv, iſt alſo in höherer Form wieder hergeſtellt, indem
geiſtigen und geſchichtlichen Kriſen in der Sammlung
Selbſtbewußtſeins in ſich beruhen, jede Selbſtkritik aber
neue Schöpfung oder freie That iſt. Dies iſt die
heit. Nie iſt ihr Begriff ſicherer geweſen, als jetzt,
darum ihre Realität näher, als unter dieſen an-

ſcheinend ſo trübſeligen Umſtänden. Die neueſte Philoſophie iſt die Philoſophie des Selbſtbewußtſeins auch in dem Sinne des Selbſtgefühls. Aber allerdings iſt dies eine Kriſis, in welcher alle Hohlheiten des ungebildeten Sinnes und gemeinen Treibens der Welt Chorus machen müſſen gegen die Anmaßung — der Vernunft, daß ſie und nur ſie das Erſte ſein will und das Letzte, das Princip von Allem und überall der Zweck. Die Vollendung dieſer Kriſis, zu deren Einleitung die Halliſchen Jahrbücher manches Scherflein beigetragen, ſollten ſie nicht erleben, ſie ſind in der Breſche der alten Zeit geblieben; wir hoffen, das dankbare Vaterland werde ſich ihrer dereinſt erinnern.

Die Redaction der Deutſchen Jahrbücher hat ſich aus Preußen entfernt. Dieſe neue Zeitſchrift will keine Provinz, keine Stadt, keinen beſonderen deutſchen Staat, ſie will nur den deutſchen Geiſt zu ihrer Geburtsſtätte und zu ihrem Anhalt. Darum wählte ſie den univerſelleren Namen, und man wird für die Wiſſenſchaft dieſe Allgemeinheit in Anſpruch nehmen dürfen, ohne das Land zu beleidigen, aus dem ihre Organe ſtammen und in dem frei zu athmen und zu leben ihnen vergönnt iſt.

Wir ſind ausgewandert aus Preußen, aber nur nach Deutſchland, wir hoffen auch, nicht für immer der näheren Gemeinſchaft mit Preußen entfremdet zu ſein, denn es iſt bekannt genug, welcher Entwicklung unſer deutſches Vaterland entgegengeht: aber wir haben dieſen Entſchluß, den wir der Literatur ſchuldig zu ſein glaubten, nicht leichtſinnig gefaßt und nicht ohne bedeutende Opfer ausgeführt.

Wir ſcheiden ohne Groll; aber wir mußten den Ver-
ältniſſen für den Augenblick weichen. War früher Berlin
in Ort für den Trieb und die geiſtige Bewegung, die
ir ſoeben beſchrieben, ſo hat ſeit Kurzem ganz Preußen
tſchieden die Farbe der Apologetik und der Defenſive ge-
n die neueſte Philoſophie angenommen. Das romantiſche
rincip iſt für den Augenblick entſchieden. Der Um-
wung erfolgte ſehr raſch, und wenn es gleich für eine
oße Vermeſſenheit ausgegeben wird, dies auszuſprechen,
il ja der Philoſoph Schelling ſogar nach Berlin
geladen ſei, ſo iſt die Thatſache dennoch nicht minder an-
ſcheinlich, ja, ſie iſt gerade darum, weil Schelling,
er große Philoſoph“, berufen wurde, deſto verſtändlicher.
ir begreifen auch nicht, worüber die Apologeten ſich
erzürnen, wenn der jetzt herrſchenden Richtung in
eußen der Geſchmack an der Philoſophie, wie wir ſie
ſtehen, abgeſprochen wird. Dieſe Behauptung wird
h nicht etwa durch den Ruf an Schelling widerlegt?
helling hat verſprochen, noch einmal einen Schritt
thun, und wenn er ihn auch nicht thäte, ſo hat er
h ſchon eben ſo viel gethan, als mancher Andere, der
berufen wird; er gehört durch die bekannte Vorrede
Couſins Broſchüre zu den „Widerlegenden,“ aus
gehen ferner die „Poſitiviſten“ hervor, und er kommt
ſeiner geſchichtlichen Anſicht mit der „Romantik,“ na-
tlich mit Friedrich Schlegel überein; Stahl endlich
ankt, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ihm ſeine
iderlegung“ alles Rationalismus, den Hegelſchen

nicht ausgenommen. Warum alſo läugnen, daß Schelling nicht zu den jetzigen Philoſophen, ſondern zu den „widerlegenden“ Gegnern derſelben gehört? Er bleibt ja darum nicht minder „der große Schelling“; und wenn ihm die „Widerlegung“ definitiv gelingt, ſo wird er wieder, was wir für den Augenblick nicht an ihm finden können, Vertreter der neueſten Philoſophie. Wollte man Stahl glauben, ſo wäre freilich das Chriſtenthum und die Offenbarung, nicht eine neue Philoſophie, der Hintergrund der Schellingſchen „Widerlegung“ alles Rationalismus; aber Schelling hat das nicht anerkannt, was Stahl aus der Schule ſchwatzt. Schelling iſt ein Diplomat, er weiß den öffentlichen Interpellazionen geſchickt auszuweichen, und — das verſtand ſich wohl von ſelbſt — ſo ungeſchickt wie die Stahlſche iſt ſeine „Widerlegung“ nicht. Er hat in Abſtracto nicht Unrecht, wenn er die abſolute, die fertige, die nur abſchließende Philoſophie nicht anerkennen will; aber, wozu er ſich nie entſchließen wird und kann, ſie aus ihrem eigenen Princip zu widerlegen und in dieſem Sinne ein beſſeres Buch über die Freiheit zu ſchreiben, als ſeine Abhandlung nach Jakob Böhm, ja, alsdann alle ſeine Bücher in dieſem rationaliſtiſchen Sinne abzufaſſen, das iſt es, womit der Welt gegenwärtig gedient wäre und womit ihr nun, unterdeſſen daß Schelling ſich beſinnt, von Andern gedient wird.

Die „Widerlegenden,“ die „Vermittelnden,“ die „Antiphiloſophiſchen“ ſtehen überall hoch im Preiſe, nament-

lich für die ſacroſancte Theologie; jeder von ihnen wird
nach allen Univerſitäten gerufen, und ſie fangen an ſo
rar zu werden, daß ſie auch für die höchſten Preiſe
nicht zu haben ſind; wer wird es Berlin verdenken,
wenn es das Oberhaupt aller „Widerlegenden,“ den
Urfeind aller Hegelſchen Ketzereien, wenn es Schelling
aben kann? Aber ſagt nur nicht, daß dies Philo-
ophie ſei; es iſt „Widerlegung“ alles Rationalismus,
. h. aller Philoſophie. Das iſt Schellings Verhältniß
u dem neuen Preußen.

Ihm ſchließt rüſtigen Schritts, verjüngt in Pariſer Friſuren,
 Wilhelm von Schlegel ſich an, wieder einmal in Berlin.
Wo er vor dieſem mit gutem Geſchick von Wundern und Hexen
 Und von feurigem Spuk zierliche Dogmen gelehrt.
Wie wird jetzt in Berlin der berühmte Romantiker wirken?
 Aufgeklärt: er edirt oeuvres de Frédéric II.

uch die Göttinger pflegt man zum Ruhme des neuen
erlins und zum Beweiſe, daß die Protection der Wiſ-
nſchaft noch immer dieſelbe wie bisher ſei, anzuführen
nd, was den Ruhm betrifft, nicht mit Unrecht. Die
rimms ehren den Ort, den ſie bewohnen, und es iſt
t, daß Berlin den Ehrgeiz aller gebildeten Völker, be-
hmte Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt zu Mitbür-
rn zu haben, wieder anregt; aber die Grimms,
ornelius und Tieck, ſo berühmt ſie ſind, beweiſen
wenig für eine zeitgemäße Richtung, daß ſie vielmehr
r gut zu der „Widerlegungsrichtung“ ſtimmen, und
nn Dahlmann (um noch einen Schritt weiter zu
en) mehr nach ſeinen Principien, als nach ſeiner

Proteſtation genommen würde, ſo wüßten wir nicht was richtiger wäre, als der neulich veröffentlichte Vorſchlag, auch ihn jetzt nach Berlin zu berufen. Gelehrſamkeit und Kunſt ohne Philoſophie — und wir haben Göttingen definirt. Warum ſoll Berlin jetzt nicht Göttingen werden? Warum nicht Bennecke daſelbſt und Schopenhauer und Ulrici dorthin befördert, um als unſchädliche und widerlegende Philoſophen, jedenfalls als Antihegelianer die Philoſophie zu vertreten? Taute wird in Königsberg, da ſeine chriſtliche Religionsphiloſophie zur Zeit doch noch nicht durchgedrungen, „da Hävernick leider noch nicht gewonnen werden konnte,“ und der Geiſt in Oſtpreußen grade jetzt ſehr ungünſtig zu ſein ſcheint, vollauf mit Roſenkranz zu ſchaffen haben, Taute, der außerdem durch eine langjährige mühevolle Privatdocentſchaft etwas angegriffen ſein ſoll; und Schubarth in Breslau wird gewiß eine Menge junger Hegelianer nach ſich ziehen, die natürlich begreifen müſſen, daß hier, wo ein ſo erbitterter urſprünglicher Gegner Fuß gefaßt, die größte Gefahr für ihre Sache droht. Taute, Schubarth, Hävernick — ſie ſind zerſtreut in Königsberg, Breslau und Roſtock; aber welch' eine unwiderſtehliche Widerlegung aller Philoſophie würde die Univerſität erleben, wo dieſe drei Männer zuſammen ihren Geſang im feurigen Ofen anſtimmen und die Flammen der philoſophiſchen Irrlehre hinwegſingen könnten! So wie ſie ſind, vereinzelt ausgeſetzt, müſſen wir ſie für verlorne Poſten halten und bedauern, die Hoffnungen ihrer hohen Gönner nicht theilen zu können. Es läßt ſich in dieſem Sinne ohne Zweifel noch Vieles wirken, vielleicht zu viel, denn was iſt leichter zu erzeugen, als die Geſinnung und der gute Wille, die Ketzerei zu widerlegen? Zum wenigſten, — wenn auch die gute Geſinnung, die Geſinnung als ſolche das Allerſchwierigſte und Theuerſte iſt, — das Bekenntniß und das ceremoniöſe Behaben darnach iſt das Allerleichteſte und das Allerwohlfeilſte. Wird doch die Chriſtlichkeit bereits überall zu Markte gebracht, von Colporteurs durch die Straßen gezerrt und an die Läden geheftet, ja ſogar als eine Qualificirung für Dienſtboten gebraucht, wie denn neulich eine Berliner Zeitung bekannt machte, daß ein „chriſtliches" Mädchen eine Herrſchaft ſuche. Wird die Geſinnung zur Bedingung und von vornherein zur Aufgabe gemacht, ſo kann es nicht fehlen, daß durch die Leichtigkeit des Bekenntniſſes und durch die Schwierigkeit, ſeine Richtigkeit in Herz und Nieren zu prüfen, die Geſinnung zu einem Gegenſtande der Speculation, der Mode und des Behabens heruntergeſetzt wird. Darum hat es allerdings ſein Bedenken, wenn wir den Glauben, die Chriſtlichkeit und die gute Geſinnung jetzt ſo hervorgehoben ſehen. Bei alledem enthält „der Staat der Intelligenz" ſo viel ſoliden Fond und ſo viel wiſſenſchaftliche und wirklich philoſophiſch befreite Männer, daß es keinem Zweifel unterworfen iſt, der preußiſche Name wird nicht in dem Zeichen des Glaubens untergehn, ſondern ſehr bald zu der vollen Klarheit des Wiſſens und des Thuns ſich wieder zuſammenraffen.

Die Thatſache darf aber nicht bei Seite geſchoben werden, daß in der jetzigen Weltlage Philoſophie und Chriſtenthum in derſelben Weiſe ſich gegenübertreten, wie zur Zeit der Reformation das religiöſe Gemüth und die äußerlichen Formen der abgeſtorbenen Hierarchie. Die Frage kommt ihrer Entſcheidung immer näher, und die Welt wird ſich ihrer nicht anders erwehren können, als indem ſie ſich ſelbſt vollkommen verjüngt.

Hat ſchon die Straußiſche Dogmatik dieſer Bewegung einen mächtigen Stoß gegeben und die Auflöſung alles ſpecifiſch Chriſtlichen, alſo die ganze geſchichtliche Entwicklung bis an die Schwelle der neueſten Philoſophie heran, in das Selbſtbewußtſein des gegenwärtigen Geiſtes eingeleitet; ſo iſt jetzt mit dem neueſten Werk von Ludwig Feuerbach über „das Weſen des Chriſtenthums,“ welches ſo eben erſchienen iſt, ohne allen Rückhalt der Beweis geführt: „die Theologie iſt die Anthropologie,“ und ſind alle Illuſionen des religiöſen Standpunktes, welcher ſich phantaſtiſch ein äußeres Object gegenüberſetzt, aufgehoben und in das Selbſtbewußtſein hineingezogen. Es wird nun ohne Zweifel ein gewaltiges Zetergeſchrei der Verketzerer gegen dieſe Ausführungen entſtehen, man wird mit Gottloſigkeit und Atheismus ſehr aufgeregt zu Felde ziehen; aber es wird darauf geantwortet werden, oder vielmehr es iſt ſchon im Voraus hinlänglich dargethan, daß die Philoſophie allerdings zu einem Begriffe von den Göttern gelangt, den die Religion ſich nicht träumen läßt, daß ſie auch ſehr wenig Verdienſt haben würde,

enn ſie mit ihren Gedanken nicht weiter käme, als der
Mann, der pflügt und ſäet und mit ſeiner Andacht den
Gott des Regens und des Sonnenſcheins verehrt, und
aß es endlich ganz gewiß kein anderes Mittel gegen die
nbequeme Kritik giebt, als den Auflöſungen der Dogmen
nd religiöſen Standpunkte einer vergangenen Weltlage
chritt vor Schritt nachzugeben und ſie ſelbſt vor den
ichterſtuhl der Vernunft zu ziehen, alſo wiſſenſchaftlich
„widerlegen.“ Ueber Strauß' Dogmatik iſt es ſehr
lle im Reich der Widerlegung, und es wird auch ſeine
oth haben, ſelbſt wenn Fichte, Weiße und K. P. Fiſcher
Sache angreifen ſollten. Eben ſo verhält es ſich mit
m Feuerbachiſchen Buche, welches außerdem ein viel
iverſelleres Intereſſe in Anſpruch nimmt und bei aller
elehrſamkeit höchſt anziehend und eingänglich geſchrieben
Dieſe Reformation geht unaufhaltſam vor ſich, und
verdient mit Behutſamkeit und Treue beobachtet zu
rden, damit rohe Hände von dem Allerheiligſten fern
halten werden und die Knüppel der Zürcher Bauern
wohl, als die Aufruhrpfeife der Pfaffen im Sacke bleibt,
der Bildung und dem Geiſte ſelbſt in ſeinem theo-
iſchen Reiche den Proceß bis dahin zu ſichern, wo
Praxis des neuen Bewußtſeins ohne Convulſionen
Leben treten kann. Jedermann wird die Wichtig-
des Conflictes einſehen.

Die Confeſſionsunterſchiede traten mit der Reformation
die Stelle der hierarchiſchen Staatsſatzungen, ſie waren
religiöſen Conſtitutionen, und als ſie eine Wahrheit

wurden, erſtarrten ſie; denn die Wahrheit iſt weder Satzung noch Confeſſion, ſondern Geiſtesbewegung, freier Geiſt. Die Confeſſionen löſten ſich daher auf und ſind in unſerer Zeit zur vollſtändigſten Verblaſſung heruntergekommen. Mit der Union wurde ſodann dieſe Thatſache innerhalb des Proteſtantismus ausgeſprochen. Jetzt iſt auch dies nicht mehr allgemein genug, und Alles, was Intereſſe am religiöſen Standpunkte überhaupt nimmt und, nach alter Weiſe, an die Form der Kirche und eines beſondern Kirchenlebens neben und außer dem Staats- und Wiſſenſchaftsleben das Heil der Zeit knüpft, wirft ſich in den allumfaſſenden Gedanken der „Chriſtlichkeit“ überhaupt. Katholiken und Proteſtanten haben dieſelbe Parole; und es hat den Anſchein, als wäre hiemit nun die wahre Verſöhnung der früheren Kämpfe zu erreichen, die Toleranz aller Confeſſionen gegen einander verwirklicht und nur die Kleinigkeit noch übrig, der Wiſſenſchaft und der Bildung, die überhaupt kein Intereſſe an der Confeſſion mehr nimmt, alſo auch an dieſer chriſtlichen Freundſchaft der nicht mehr exiſtirenden Standpunkte keinen Geſchmack finden kann, einmüthig entgegen zu treten und nach Gelegenheit zu ſteuern. Wer wollte es verkennen, welches Verdienſt Zürich in dieſem Punkte ſich erworben hat? Aber wer möchte uns gleichwohl rathen, ihm nachzueifern? Dies iſt die Schwierigkeit. Was ſich unter der Parole der „Chriſtlichkeit“ zuſammenthut, iſt Alles in eins gerechnet ohne Unterſchied des Standes geiſtig

unfrei, indem es dem äußerlichen Gotte und ſeiner von
Außen her gegebenen und eben darum geweihten Wahrheit
ich unterwirft. — Strauß hat ſchon ausgeſprochen, daß
es völlig einerlei wäre, ob die Schrift oder der Papſt die
nfallible Norm ſei —; ſo ſteht alſo die geiſtige Unfreiheit
mit der chriſtlichen Geſinnung auf der einen und die Philo-
ophie mit der weltlichen und wiſſenſchaftlichen Tendenz auf
er andern Seite. Nicht daß die Philoſophie ihren Urſprung
und das wahre Princip des Chriſtenthums verkennte, nicht
aß ſie gegen eine wahre Gemeinſchaft und gegen ein gei-
iges Gemeinweſen in dem Ideal der Humanität ſich ſteifte:
ber es iſt leicht zu begreifen, daß dieſe Gemeinſchaft des
eiſtes nicht ohne die Arbeit des Geiſtes mit dem bloßen
amen des Chriſtenthums oder unter den alten Formen
es todten Cultus in Beſitz zu nehmen iſt. Vielmehr lebt
unächſt nur in der Wiſſenſchaft die wahre Allgemeinheit des
eiſtes, die wahre Gemeinſchaft und die reine Vermittelung
er höchſten Intereſſen, ſodann aber iſt kein anderes Mittel
n der Welt, das Leben mit einer geiſtigen Gemeinſchaft auf-
ufriſchen und ihm eine höhere Weihe zu geben, als die
ntſchließung des Staates, in ſeiner Allen mitgetheilten
ewegung das Gegeneinanderwirken der geiſtigen Po-
nzen, das Verſenken des höheren Geiſtes in das un-
ittelbare Leben frei zu geben. Die wahre Religioſität,
e Treue des Menſchen gegen die Idee, läßt ſich nur
uf dem Wege erzielen, daß von der idealen Praxis
e Welt und das Weltleben unmittelbar durchdrun-
n und erfüllet wird, und zwar nicht nur in Kriegs-
iten und bei öffentlichen Nöthen, ſondern immer und

eben ſo ſehr in den Zeiten des Friedens, die nimmermehr die Schlafenszeit der Menſchheit und die Zeit der Lethargie ſein dürfen, ſondern ſich zu öffentlichen inneren Kämpfen und zu freier Lebendigkeit in werthvollen Intereſſen erweitern und aufmuntern müſſen. An Metaphyſik und höheren Geſichtspunkten wird es dann dem religiöſen Leben nicht fehlen, die Metaphyſik iſt aber hohl und abſtract, die ſich nicht aus dem Leben des hiſtoriſchen Geiſtes ſelbſt hervorarbeitet. Darum bisher keine Lieder, keine Begeiſterung, kein Aufſchwung, keine Religion, als in den Zeiten hiſtoriſcher Durchbrüche; und darum iſt der Gewinn einer bloßgelegten inneren Bewegung ein ſo unendlicher, ein abſoluter, weil er die Freiheit und ihre Beſeligung an ein viel kürzeres, gewiſſermaßen an ein permanentes Aufathmen des Geiſtes knüpft und ſo die edlere Menſchheit fortdauernd in höherer Spannung und Productivität erhält.

Wir ſchließen mit dieſer Ausſicht. Sie iſt die Verheißung unſerer Tage und die berührten Kämpfe und Gegenſätze dienen nur dazu, um ſie herbeizuführen. Daß wir sine ira et studio, wenn gleich nicht ohne den tiefſten Antheil des Gemüthes, Entwicklungen ſo unendlich werthvoller Art in dieſer Zeitſchrift zu begleiten gedenken, daß wir mehr als je der ruhigen Unterſuchung und der ſachgemäßen Kritik vertrauen, hoffen wir im Verlauf zu beweiſen. Nur der verdient den Sieg, der ſelbſt im überwältigenden Sturme des Kampfes die Beſonnenheit und den ruhigen Blick auf die wahre Lage der Dinge zu behaupten weiß.

5. Die Zeit und die Zeitſchrift.

1842.

Wir eröffnen hiemit den fünften Jahrgang. Das
roblem alſo, eine Zeitſchrift, wie die Jahrbücher, ohne
nterſtützung der Staatsregierung durch ihr eignes In-
eſſe und darum in vollſter Unabhängigkeit zu begrün-
n, iſt gelöſt. Die Thatſache iſt unerbittlich. Unſere
egner haben, vergeſſend, daß uns auch in unſerm eig-
n Gebiete dennoch eine vormundſchaftliche Hand die
der führt, dies unabhängige Inſtitut gefährlich gefun-
n, ſie haben gefragt: wie ſollen wir beſtehen, wenn
uns kritiſirt und dem Gelächter der Welt preisgebt?
r gar, um die Ironie recht deutlich und doch die Gefahr
ht augenſcheinlich zu machen: welche Religion und
lchen Staat wollt ihr nun gründen?

Wir dürfen nach dem Bisherigen wohl ein anderes
d beſſeres Intereſſe für die Theorie und Kritik, die
r ſich geltend machte, in Anſpruch nehmen, als jene
wiſſenden Fragen der religiöſen und politiſchen Praxis
drücken. Die praktiſchen Fragen werden praktiſch
ntwortet werden von einer ſchon geltenden Bildung
d Freiheit, während die Theorie, die wirklich auf der
he der Zeit ſteht, zunächſt nur Gehör und Prüfung
langt, um eine weitere Bildung herbeizuführen.

Das Intereſſe, welches die Welt an der Theorie nimmt, brauchte alſo ein ſolches Geſchrei der Praxis nicht zu erwecken — werden doch die Herren, die ſich jetzt ſo viel mit der Gottloſigkeit der Philoſophie zu thun machen, längſt begraben ſein, wenn die Zeit der neuen Theorie, mit anderen Worten der neuen Generation, kommt. — Der Widerſtand wie der Sieg, den die Wiſſenſchaft will, iſt zunächſt ein rein geiſtiger, ſie will durch ihre Wahrheit gelten und nur durch ihre Unwahrheit widerlegt ſein. Dies iſt nicht nur ihr zufälliges Privilegium, es iſt ihre Natur, ihr iſt nicht anders beizukommen; und weder durch das Gewiſſen des Religioſen, noch durch das Geſetz des Politikers, ſondern nur durch Vernunft und Verſtand läßt ſich eine neue Philoſophie zurückweiſen. Ein Gewiſſen, und wäre es das Gewiſſen des Papſtes oder des guten Profeſſors Neander, ein Geſetz, und wäre es die lex regia ſelber, welches die Vernunft und ihre Theorie nicht aushält, welches Copernicus und Galilei, Spinoza und Hegel nicht widerlegen kann, iſt zu reformiren, nicht umgekehrt die Theorie dem Gewiſſen und dem Geſetze aufzuopfern.

Das wahre Intereſſe an der theoretiſchen Bewegung iſt alſo nicht die Leidenſchaft der bornirten Praxis (obgleich ſie von jeher mit ihrem: „ſteiniget!“ Chorus gemacht hat, wenn ein theoretiſcher Ruf geſchah), ſondern der heitere Blick, den die Völker in ihre Zukunft thun, die Freude an der Bereicherung ihres Geiſtes und Lebens durch Veredlung und Vertiefung des Inhaltes,

en Gewiſſen und Geſetz, oder das praktiſche Verhalten
n Staat und Sittlichkeit haben. In den neuen Theo-
ieen ſchauen die gebildeten Völker den Geiſt ihrer nach-
achſenden Jugend an; und hierin haben ſie die Bürg-
haft für die Verwirklichung deſſen, was ihrem Zeit-
lter nur als goldene Hoffnung vor der Seele ſteht.
ber ſind wir denn dieſes gebildete, dieſes freie Volk?
nd wir der theoretiſchen Ehre, die man uns im Aus-
nde zuſpricht, werth, wir, die wir uns nicht einmal
eoretiſch zu verhalten wiſſen? Es iſt eine Rohheit, die
res Gleichen ſucht, wiſſenſchaftliche Theorieen für ge-
hrdrohend zu erklären; und es wäre nicht ſo, wie es
, wenn ſich nicht gefliſſentlich die Rohheit ans Ruder
r Wiſſenſchaft ſetzte und zur Mutter aller weiteren
ſchichte zu machen ſuchte. Zu verwundern iſt es aber
ht. Die romantiſche Generation, die der neuen Zeit
rauf geht, iſt die rohe, wofür man ſie auch ſchon
mal officiell erklärt hat, damals, als der ſelige, jetzt
ſelige Hegel ſie zu cultiviren berufen wurde. Bekannt-
hat dies gewirkt und die Rohheit wird damit endi-
, daß Cultur aus ihr hervorgeht.

Die Theorie iſt nun im Verhältniß zu der roman-
hen Rohheit Extrem, die Philoſophie iſt durch
e ungeheure Kluft von dem „ſüßen und ſauren Pö-
“ getrennt; man ſchreit daher mit Pſalmen- und
ſaunenton über das Extrem. Aber wie roh! Kann
denn der Theorie zum Vorwurf gemacht werden,
em zu ſein? Iſt nicht extrem zu ſein ihr Daſein?

muß ſie nicht die letzte ſein, um zu ſein? — Eben ſo wenig iſt es der Theorie ein Vorwurf, revolutionär zu ſein: nur umwälzende Gedanken ſind Gedanken. Alles Leben und aller Geiſt iſt auf ewige Neuerung geſtellt; der Leib verfault, wenn ihn das Leben, der Geiſt geht aus, wenn ihn die innere ſchöpferiſche Unruhe verläßt, der Staat — könnte man hinzufügen — geht zu Grunde, der die Ruhe und die Faulheit des Friedens zu ſeinem Götzen macht, denn der Staat iſt die praktiſche Geiſtesbewegung. Doch wir reden hier von der theoretiſchen Geiſtesbewegung.

Unſere Zeitſchrift hat es mit einer ſolchen zu thun. Wer gegen ſie polemiſiren und in der Entpuppung ein Verlaſſen ihrer ſelbſt nachweiſen wollte, der hätte es leicht; denn es iſt eine Schuppe nach der andern gefallen, und jeder Ring würde, mit berühmten Namen bezeichnet, das Monument einer ehrenvollen Vergangenheit ſein, für die Polemik aber ſogleich die andere Bedeutung gewinnen, daß die Beſten ſich von uns abgewendet. Die Beſten ſind die Todten; doch wir ſind nicht undankbar.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſein.

Auch unſere Stunde wird kommen; jetzt aber geht uns das Pantheon noch nichts an, und wir haben ſogar den Humor, überhaupt weder ſelig noch unſterblich, dagegen aber vor der Hand lebendig bleiben zu wollen. Sehr natürlich — die Zeitſchrift hat auf Ewigkeit keinen Anſpruch; ſo lange ſie leben und ihre Beſtimmung erfüllen will, muß ſie der Dialektik des Geiſtes — der theoretiſchen Revolution —, die unſere Zeit hervorbringt, folgen, und wo ſie es vermag, ihr vorangehen.

Dies Letztere iſt indeſſen immer vorzugsweiſe die Aufgabe der Einzelnen, während das Zuſammenwirken in einem Journal den Proceß mehr darſtellen, als machen wird. Wer Epoche macht, bringt den Verlauf zu einer Sammlung, zu einem Halt, zu einer Beſtimmtheit, die hervorragt und einen längeren Kampf zu ihrer Ueberwindung ins Leben ruft. Männer, die epochemachende Werke ſchreiben, kommen daher in die Lage, ſowohl den bisherigen Proceß ſtutzig zu machen und zur Beſinnung zu bringen, als auch ſelbſt wieder von ſeinen Wogen verſchlungen und hinweggeriſſen zu werden. Die Einzelnen ſind immer nur Eine Stufe; die Zeitſchrift dagegen kann begreiflicher Weiſe, ohne ihrer Richtung untreu zu werden, verſchiedene Stufen, die ſich aufheben, zugleich darſtellen, vornehmlich zu der Zeit, wo ſie noch mit einander kämpfen. Es kommt bei ihr nur darauf an, die Berechtigung des Neuen und die noch dauernde Kampffähigkeit des Alten zu erkennen, um das Intereſſe der Entwicklung zu behaupten. Die epochemachenden Werke ſind aber darum nicht für ephemer erklärt; überwunden dürfen ſie erſt genannt werden, wenn ſie vollkommen verdaut ſind; und wenn wir das Nächſte nennen wollen, wie lange wird es noch währen, bis die Werke von Strauß und Feuerbach dahin gelangen? Und erſt dann, wenn dies geſchieht, wenn ſie, wie jetzt Hegel, ins Blut zu gehen anfangen, beginnt ihr rechtes Leben. Soll dabei von Ehre und Verdienſt die Rede ſein, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der nicht gezählt wird, der nicht hervorragt; und ſo ſchwer es iſt, hiſtoriſche Thaten zu thun und Epoche zu machen, ſo leicht iſt es, der Hiſtorie zu folgen. Bewundert Napoleon, aber hört auf, über Talleyrand außer euch zu ſein, obgleich man immer zugeben wird, daß er ein großer Dialektiker war.

Mitzugehen alſo iſt im Ganzen nicht ſchwer. Wer geiſtig lebt, deſſen Lage iſt zugleich die Lage der Welt. Nichts Menſchliches iſt ihm fremd; die Schlachten, die das Schickſal der Menſchheit entſcheiden, werden in ſeinem Herzen noch einmal geſchlagen und entſcheiden auch ſein Schickſal. Große Thaten geſchehen nicht nur vor unſern Augen, ſie werden auch in unſerm Namen vollbracht, jeder Edle macht ſie zu ſeinem Eigenthum und fühlt in ihrer Ehre ſich mitgeehrt; ſchlechte Thaten dagegen, die Gemeinheiten der Tyrannei und ihrer Menſchenverachtung werden nicht bloß gegen die Candioten, die Spanier, die Franzoſen, die Irländer und ſo weiter, nicht bloß gegen die einzelnen Opfer, ſie werden gegen die ganze Menſchheit verübt, ſie treffen und verwunden jedes Herz, ſie ſind unmittelbar gegen uns ſelbſt gerichtet. Wer wäre da nicht entſchieden? Die Geſchichte der Welt iſt die Geſchichte unſers Herzens, ſie iſt der Kampf unſers Geiſtes, unſer Himmel, unſre Hölle, unſer Tod und unſer

Leben, unſer Triumph und unſer Gericht — unſer eignes Schickſal; — und alles dies iſt ſie jetzt mehr, als ſonſt. Die Geſchichte iſt ausgebreiteter, ſie umfaßt immer mehr alle Theile der bewohnten Erde, aber zugleich iſt ſie concentrirter durch die erſtaunliche Vervollkommnung der Mittel des gemeinſamen Lebens; und nie lebte der Menſch ſo mit ganzer Seele in ihr, als jetzt, wo das Hauſen vor den Thoren der Welt in den geſpenſtiſchen Regionen eines erträumten Jenſeits von Tag zu Tage mehr außer Credit kommt und der Troſt auf den Himmel gerade denen am wenigſten zuſagt, die in Maſſe auf die Erde reſigniren mußten, um ſie den ſchlauen Tröſtern allein zu überlaſſen.

Daher das Gewicht, welches man jetzt von allen Seiten, wenn auch in ſehr verſchiedenem Sinne, auf die Geſchichte legt: man fürchtet von ihr — im Regiment, man hofft von ihr — in der Geiſtesbewegung, man hängt an ihr mit allen ſeinen Intereſſen — im Leben. Und mit Recht. Die Aufklärung hat geſagt: „das Chriſtenthum rollte das irdiſche Leben zuſammen und machte daraus eine Stufe für den Himmel;“ gegenwärtig wird die ganze Vergangenheit der chriſtlichen Welt zuſammengerollt und zur Stufe für den Himmel der neuen Zeit gemacht; die Umwälzung der Gedankenwelt iſt bereits erfolgt; die Vertreibung der Völker aus ihrer warmen irdiſchen Heimat in den kalten chriſtlichen Himmel wird ſchwerlich noch einmal gelingen; auch ihre Vertreibung aus dem politiſchen Paradieſe hat alſo wohl die längſte

Zeit gedauert. Was haben daher die Unterdrücker zu hoffen, was die Entwicklung zu fürchten, was das Leben zu erwarten?

Ungeduldige wollen die Geſchichte machen, Geduldige wollen ſie unſchädlich machen. Ohne Zweifel wird ſie gemacht; aber wo iſt ihre Werkſtatt, wo ſteht der Webſtuhl der Zeit? Wo liegt das Ei, in dem das gefährliche Junge ſteckt? Wollt ihr es nicht ſuchen und die Brut vernichten? Warum wartet ihr jedesmal, bis die jungen Enten zu Waſſer gehen, um dann erſt, wie das erſtaunte Huhn, das ſie ausgebrütet, verzweifelt am Ufer umherzulaufen? Hühnernatur! Das Ei iſt wohl zu finden, ihr brütet es auch ſelber aus, aber ihr wißt nicht, was ihr brütet. „Es war die Philoſophie, werdet ihr ſagen, es iſt einmal geſchehen, — ſoll nicht wieder vorkommen.“ Gut, die Dragonaden Ludwig's XIV. ſind keine Philoſophie; und ſie haben die Bourbonen aus Frankreich vertrieben. Die Stuart's ſind keine Philoſophenfreunde und ihr Dogma von der Verantwortlichkeit nur vor Gott iſt keine Philoſophie; und die Stuart's? „O die dummen Stuart's und die dummen Bourbonen! Es iſt widrig, immer von alten Geſchichten zu hören.“ Gewiß, aber ſie kannten das Ei nicht, das ſie ausbrüteten; und Louis Philipp, „der kluge und gute,“ wie geht es ihm? Iſt es nicht klar, daß ſein Syſtem mit ihm begraben werden wird, weil ſein Syſtem er ſelbſt und ſein Intereſſe iſt? Eines Schattens Traum ſind Fürſten. Sie können nicht, was ſie wollen, ſondern nur, was ſie müſſen, ſagt Platon. Die Entwickelung der menſchlichen Vernunft iſt ſouverän, der menſchliche Geiſt iſt der Ocean, der ſich ſelbſt regiert, iſt die Werkſtatt der Geſchichte und der Webſtuhl der Zeit, iſt das Element, in deſſen allmächtigem Wogen nur ſeine eigene Natur gebietet. Wem gehört dieſe Welt, wenn nicht ihr ſelber? Wer iſt ihr Pächter und wer ihr Beſitzer? Wer regiert ſie und wer führt ſie? Das Leben dieſer Welt iſt vielfach bedingt, ihr Wind und Wetter liegt im Schooſe ihrer ganzen Vergangenheit. Sie iſt das Ei, welches nicht zu zertrümmern, die Brut, welche nicht zu vertilgen iſt.

Unſere Zeit iſt nun vorzugsweiſe kritiſch, und die Kriſis, die ſo viel Bedenken erregt, nichts Geringeres, als das oben bezeichnete Beſtreben, welches ſich aller Orten zeigt, die Schaale der ganzen Vergangenheit zu durchbrechen und abzuwerfen, ein Zeichen, daß ſich bereits ein neuer Inhalt gebildet hat. Dieſer Zuſtand der Zeit iſt unſer Zuſtand. Alle Richtungen ſtellen ihn dar, alle ſind gleichmäßig genöthigt, ihm zu ſeinen Conſequenzen zu verhelfen, bona oder mala fide, gleichviel.

Die Vertilger, z. B. dieſes Durchbruchs, welcher die ganze chriſtliche Weltanſicht theoretiſch und praktiſch aufzuheben und ihre zwei Welten zu einer wahren Verſöhnung zu bringen unternimmt, müßten ſie nicht ſich ſelbſt vertilgen, wenn ſie dieſen Weltzuſtand vertilgen wollten? Denn reflectiren wir einen Augenblick auf ſie, weil ſie doch, wie die Zahnbrecher, auf allen Märkten ihr Remedium ausſchreien, — was ſind ſie ſelbſt, bei Lichte beſehen, Anderes, als auch in ihrer Art die Henne, das Küchlein und das Ei in Einem? „Lächerlich, werden ſie ausrufen, wir ſind ganz Ei, und ihr ſollt eure Noth mit uns haben, aus unſerer ächten Chriſtlichkeit einen Baſilisken auszubrüten." — In der That? Aber wie leicht iſt ihnen Allen nach der Reihe zu beweiſen, daß ſie längſt aus dem Ei heraus ſind und nur mit der Schaale auf dem Kopfe umhertaumeln, um ſich an jeder Ecke die liebe Hülſe abzuſtoßen und dann mühſam wieder aufzukleben! Und wenn ſie nicht Henne ſein wollen, ſo würde es doch wahrlich keine Oppoſition geben, wenn ſie ſie nicht gebrütet hätten; ſo würde uns keine Revolution über den Hals kommen, wenn ſie ſie nicht einrührten.

Auch hört man dies leicht an den Stichwörtern aller Farben. Die Erhalter lamentiren: das Chriſtenthum geht zu Grunde! die Philoſophen ſagen: es geht auf ſeinen wahren Grund zurück und ſetzt das Höchſte in den Menſchen; die Abſolutiſten jammern: der Staat geht unter! der Hiſtoriker ſagt: euer Staat iſt bereits untergegangen, ſein jüngſtes Gericht war die Revolution und gegen hiſtoriſche Urtel giebt es keine Appellation; die Reaction ſchreit: Revolution! die Progreſſiſten antworten: ihr ſeid ſie ſelbſt und ihr macht ſie: — Alles Ein Weltuntergangsbewußtſein, immer dieſelbe Sache, nur von verſchiedenen Seiten angeſehen.

Dieſen Weltuntergang aufzuhalten machen ſich die Einen, ihn zu zeitigen die Andern zum Geſchäft; wer ihn

der am meiſten beförderte, — das wird die Zukunft
hren, für jetzt iſt es wenigſtens ſehr zweifelhaft, ob die
recten oder die indirecten Beförderer den größten Eclat
aben werden. Wir erinnern noch einmal an die fran-
ſiſchen Ludwige: wer hätte dieſen Männern das Rie-
nwerk zugetraut, das auf ihrem Miſte gezeitigt wurde?

Sind wir Deutſche nun in der Theorie ohne Wider-
de am weiteſten, das entſchiedene Extrem der geiſtigen
reiheit, ſo ſpielen wir freilich praktiſch überall eine deſto
impflichere Rolle — vor der Hand, verſteht ſich. Ja,
e ſchlechteſte von allen untergehenden Welten, die des
on Carlos und ſeiner ſchmutzigen Geſellſchaft, haben ſich
ht Deutſche herbeigelaſſen, ſie zu vertheidigen, zuerſt
ht mit dem Degen Daun's, den der Papſt geweiht hatte,
dern mit proteſtantiſchem Degen, und alsdann neuer-
ngs in carliſtiſchen Schriften mit deutſcher Feder verfaßt?
d Louis Philipp, dieſem vortrefflichen Reactionär unter
t „revolutionären Franzoſen,“ wer redet ihm ſo warm
s Wort, als die Deutſchen? Die Engländer thun es
h nur, wenn ſie ihn brauchen: ſobald ſie ihn ausge-
aucht haben, enthüllen ſie rückſichtslos ſeinen bornirten
oismus und ſeine Unfähigkeit, ſich mit den Intereſſen
Freiheit in Einklang zu bringen. Von unſerer eige-
Praxis zu reden, iſt noch zu früh.

Je näher nun aber nach der Natur der Sache auch
uns die Praxis der Staatsfreiheit herankommt, deſto
fänglicher wird die Theorie. Dieſer Umſtand ſelbſt iſt
erfreulicher; weit entfernt alſo, darüber zu klagen,

wollen wir uns Glück dazu wünſchen; und aus dem Zetergeſchrei der Männer mit der geiſtigen (ich ſage nicht mit der wirklichen) Cenſur uns nur dies entnehmen, zunächſt daß ſie es Urſach haben, denn ſie ſind, ſo lange ſie auch ſind, am Verſinken; ſodann daß die Theorie unſererſeits, eben um dieſer Weltlage willen, der Leidenſchaft ſich möglichſt zu entſchlagen habe. Die Leidenſchaft gehört der Praxis an; wo ſie eintritt, da wird die Gemüthsbewegung nicht fehlen; die Theorie aber hat noch keine Urſach, gereizt zu ſein, mit ihren Erfolgen unzufrieden und bei ihrer eigenthümlichen Arbeit läſſig zu werden: ihre Praxis liegt im Kopf, nicht im Herzen.

Vom Herzen gehen die Reformen nicht aus, obgleich Herz dazu gehört, ſie vorzunehmen; und wie überall der Theoretiker die Ruhe voraus hat, ſo auch wir. Dürfen wir doch eben um der Höhe unſerer Theorie willen, die wahrlich keine Nationaleitelkeit, ſondern eine ſehr einleuchtende Thatſache iſt, die Hoffnung hegen, einer großen politiſchen Wiedergeburt zu ihrer Zeit deſto tiefer und ſicherer zu genießen! Müſſen wir dagegen jetzt mit Scham auf unſere Nachbarn blicken, die uns offenbar in praktiſcher Freiheit und Humanität unendlich vorangeeilt ſind, ſo iſt doch zu bedenken: indem bei ihnen der politiſche Umſchwung möglich war, zeigte ſich allerdings, daß der geiſtige bereits wirklich ſein mußte; indem aber der politiſche Erwerb wieder in Frage geſtellt werden konnte, oder vielmehr ſeine volle Wirklichkeit nicht erreichte, zeigte ſich zugleich, wie weit die Maſſe der Nation noch zurück, wie weit mithin jene großen Männer der Aufklärung, die Lehrer der Franzoſen, voraus waren. Dürfen wir nun allerdings hoffen, durch die intenſivere Geiſtesbildung, die im Proteſtantismus und namentlich in unſerer Philoſophie liegt, den gegenwärtig praktiſch freieren Völkern den Vorſprung wieder abzugewinnen: ſo iſt doch der Bruch, den dort (in Frankreich und nicht minder in England) der Katholicismus in den Staat bringt, bei uns keineswegs beſeitigt; ja dieſer Bruch wird gehegt und gepflegt, die katholiſchen Tendenzen ſind auch bei denen zu finden, die ſich bloß Chriſten nennen, und es iſt ſehr raſch damit gegangen, dieſen ſonſt unverfänglichen Namen zu einem Parteinamen, zum Schiboleth des Obſcurantismus und der Reaction zu erheben.

Obgleich es nun ein großer Vortheil iſt, ſo einen hübſchen allgemeinen, von den Geſetzen in beſonderen Schutz genommenen Namen zu führen, ſo iſt doch ein ſehr verdrießlicher Umſtand dabei, daß nämlich Jedermann die Wölfe in den Schafskleidern wittert, und ein noch verdrießlicherer, daß an dieſe Weltlage ſich eine Unterſuchung des alten Kleides anknüpft, die ſeinen Preis unendlich herunterbringen muß. Nichts iſt ewig und dieſes Kleid ſchon ſehr abgetragen; mag es alſo noch ſo ſehr verſichert und wiederhergeſtellt werden, die Menſchen werden doch nach dem neuen Kleide der politiſchen Freiheit greifen. Dies ſind die Controverſen der Zeit, die überall bei den avancirten Nationen ventilirt, nirgends aber ſo gründlich begriffen werden, als bei den Deutſchen.

Möge es uns gelingen, in dieſem Jahr, außer der dornenvollen Aufgabe, mit ungebildeten Vorurtheilen zu ſtreiten, auch viele heitere und unverfängliche Thaten der Kritik ans Licht zu fördern. Die Zeit aber drängt ſich auf, ihre Stichwörter, auch die widerwärtigen und hinterliſtig gemeinten, ſind nicht zu vermeiden, ſondern vielmehr zu verdauen; und ſo werden wir uns denn in Zukunft mit der Theologie und mit der chriſtlichen Weltanſicht, die ſich immer von Neuem in den Vordergrund drängt, allerdings noch beſchäftigen, wenn gleich beide für den philoſophiſch orientirten Beobachter nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe haben können, und alle Verſuche der actuellen Verſöhnung von Immanenz und Tranſcendenz, von Monismus und Dualismus, von Philoſophie und Chriſtenthum, von Freiheit und chriſtlicher Weltanſicht nothwendig ſcheitern müſſen. Nimmt man die ganze bisherige Geſchichte als drei Entwicklungsſtufen, ſo iſt das ganze griechiſche Alterthum der unmittelbar in ſich befriedigte Geiſt, das ganze chriſtliche Weltalter die Zeit des Zwieſpalts und des unglücklichen Bewußtſeins, drittens in unſern Tagen die Löſung des Zwieſpaltes zwiſchen dem Menſchlichen und Uebermenſchlichen in der Philoſophie zwar ſchon vorhanden, in der Wirklichkeit aber noch einer unabſehbaren Kette von Kämpfen unterworfen, — der Geiſt der Hellenen ſei mit uns! Die capricirte Reſtauration des Chriſtenthums, welche die Praxis verſucht, und die nothwendig daraus folgenden katholiſchen Sympathieen einer bekannten Partei ſind ein politiſches Inſtrument, deſſen Wirkſamkeit aber in unſerer Zeit nur durch demokratiſche Vorſpiegelungen, wie in der Schweiz, momentan geſichert werden könnte, denn es wird unmöglich ſein, geſetzlich zu verhindern, daß der „kirchlichen“ ſich eine „unkirchliche“ Richtung, die aus Princip von dem Cultus abſtrahirt, wie ſie es jetzt ſchon de facto thut, entgegenſetzt. Das Kirchenthum wird dadurch nicht weiter gefährdet, daß die es verlaſſen, die ihm ohnehin ſchon nicht mehr angehören; die Uebrigen werden dann deſto eifriger ſein und vielleicht zum Katholicismus, vielleicht ſogar noch einen Schritt weiter zurückzuſchrauben ſein, — vielleicht aber auch nicht. Denn wer ſteht dafür, daß aus dieſem chriſtlichen Ei nicht ein politiſches Küchlein auskriecht? Hätte das allerchriſtlichſte und das katholiſche Syſtem die Freiheit verhüten können, wie ganz anders müßten Frankreich und Spanien jetzt ausſehen! Dragoner müßten auf die Reformirten und Feuerbrände auf die Ketzer geworfen werden, während ſie jetzt Freiheitslieder ſingen und ſich nur um den beſten Staat, ſehr wenig um das ewige Leben kümmern.

Discite justitiam, moniti, nec temnere divos!

Das determinirte Princip des Glaubens rief bei uns den Fortſchritt hervor, daß wir den ganzen Glauben als ein ungebildetes und hiſtoriſch überwundenes Verhältniß begriffen und ihm in der Sphäre der theoretiſchen Geiſtesbildung keine Stätte mehr übrig ließen.

6. Selbſtkritik des Liberalismus.

1843

Ein Philoſoph erklärte neulich, er ſchriebe nicht unter Cenſur und wolle keinem Staatsdiener erlauben, ſeine Gedanken zu entſtellen. O er hat Recht, und es wäre nur nöthig, daß alle Welt ſo dächte, ja, es wird dahin kommen müſſen, wenn jemals aus Sklaven freie Männer werden ſollen. Frei zu ſein iſt leicht, man braucht es nur zu wollen. Wer giebt uns die Cenſur? Doch mindeſtens eben ſo ſehr die ſie dulden, als die ſie auferlegen. Aber haben wir mit den Jahrbüchern denn dieſen Willen der Freiheit gehabt? War der Schritt von Halle nach Dresden radical? Nein, es war vielmehr gar kein Schritt; wir konnten uns dadurch der Freiheit nicht nähern, ſondern nur in der alten Unfreiheit bleiben. Wem wäre nicht der Gedanke durch den Kopf gegangen, ein- für allemal dieſe entwürdigende Stellung aufzugeben und nur in freien Ländern, etwa in Frankreich oder der Schweiz, noch drucken zu laſſen? Aber der Einzelne iſt nicht für ſich, ſpreche er zu ſich ſelbſt, wie Odyſſeus:

Trag' es geduldig, mein Herz, viel Schnöderes trugſt du ja ſonſt ſchon!

nehme er freiwillig die Knechtſchaft ſeiner Brüder auf ſich. Man muß den Glauben haben an eine allgemeine Erhebung des Bewußtſeins, man darf das Vertrauen zu dem Terrorismus der Vernunft nie verlieren, wenn man nicht den Boden unter ſeinen Füßen wegſtoßen will. Dies Vertrauen hat ſich nun auch in den letzten Monaten bewährt. Wir hatten im Anfange des vorigen Jahres einen harten Kampf. Man erblickte in dieſen Jahrbüchern nicht die Anregung zu einem erhöhten Geiſtesleben, ſondern einfach die Quelle alles Uebels, und dachte ernſtlich darauf, ſie zu zerſtören. Vornehmlich war es die Kritik der Theologie, welche unerträglich ſchien. Die Negation der ganzen Sphäre des phantaſtiſchen Denkens der Theologen, die Feuerbach's „Weſen des Chriſtenthums" mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt in das alte unklare Getreibe hineingeſchleudert hatte, rief die theologiſche Cenſur gegen uns hervor. Sie iſt buchſtäblich freilich in den Cenſur-Verordnungen begründet. Der Fehler war aber der, daß nicht die Frage, ob jetzt noch eine theologiſche Oberaufſicht über das Denken anwendbar ſei, erörtert wurde, ſondern lediglich die, ob ſie verordnet ſei, und daß ſelbſt die ſächſiſchen Rationaliſten, dieſe noch vor Kurzem ſo tapferen Vertheidiger der Gedankenfreiheit, ſich jetzt nur der ſegensreichen Wirkſamkeit ihrer orthodoxeren Vorfahren erinnerten und die gottloſe Kritik nicht widerlegten, ſondern vertilgten — i. m. D. g. Daraus ergab ſich eine momentane Hemmung und Spannung von der peinlichſten Art. Der freie Proceß des theoretiſchen Geiſtes, dieſe theure Frucht der deutſchen Kämpfe, wurde in unſerm Organe geſtört; und es blieb den unterdrückten Kritiken nichts übrig, als — auszuwandern, um zu ihrer Zeit den geregelten Verlauf durch einen Umweg wieder herzuſtellen und die großen Lücken des vorigen Jahrgangs auszufüllen.

Unterdeſſen iſt, vorzüglich in Preußen, eine Erweiterung des Bewußtſeins eingetreten, welche eine ganz neue Welt aus ſich zu erzeugen verſpricht und dem Gedanken oder vielmehr dem Entſchluſſe, frei zu ſein, ſehr nahe ſteht. Die vortreffliche Rheiniſche, die leitenden Artikel der Königsberger Zeitung und von Seiten der Geſetzgebung die völlige und ehrlich gemeinte Preßfreiheit der Bücher über 20 Bogen ſind Erſcheinungen einer ganz neuen Denkungsart. Im Zuſammenhange mit dieſer Bewegung iſt denn auch die Cenſur der Jahrbücher zu einer Praxis zurückgekehrt, welche in dem Schriftſteller und Philoſophen nicht mehr einfach den Ketzer vernichtet, ſondern den Menſchen wieder anerkennt, dem ohne Weiteres die geiſtigen Naſen und Ohren herunter zu ſchneiden zum mindeſten türkiſch wäre. Hält auch der größte Theil der altſächſiſchen Gelehrten die neueſte Philoſophie für eine tolle Unverſchämtheit oder, wenn man lieber will, für eine unverſchämte Tollheit, ſo iſt doch auch zu ihnen eine dunkle Kunde davon gedrungen, daß die Tollheit des Denkens und der Freiheit einige Achtung, wenn auch bei weitem keine Nachahmung verdiene. Doch daß ich nicht bitter werde gegen dieſe Aermſten —

„Es wird ja doch gebrochen
Der Stab der Tyrannei“ —

arum darf wohl ein freier Mann die Ungebühr auf ſich
ehmen, der Willkür eines Andern anheimzufallen, weil
ie Aufhebung dieſer Willkür ſelbſt der Preis iſt.

Aber kein Gefangner liebt ſeine Ketten, ſollten ſie
uch mit Sammet gefüttert ſein, und es wäre kein Zei-
en von großer Beſonnenheit, wenn man nun etwas
ſonderliches erreicht zu haben dächte und über einer
eſſen Cenſurerleichterung die allgemeine Erſchlaffung
nd politiſche Troſtloſigkeit unſrer Zeit verkennte. Die
erſäumniß der Deutſchen iſt ungeheuer, alles Zuſammen-
irken für große praktiſche Zwecke, — wäre es auch nur
f dem theoretiſchen Gebiet z. B. für die Preßfreiheit,
- die ganze Welt einer ſtaatsbürgerlichen Praxis iſt
ns ſo gut als unbekannt. Wie ſoll das Volk aus der
lummerei und Verweichlichung des Privatlebens heraus
r Exiſtenz der idealen Intereſſen im gemeinen Leben
d zum wirklichen freien Tagesleben des politiſchen
enſchen, d. h. zu ſeinem Begriff gelangen? Dazu müßte
den ungeheuren Schritt thun, alle Herrlichkeiten des
reiten Innern, alle Schätze der proteſtantiſchen Ge-
iſſenswelt, zur Gemüths- und Willensſache, zur Religion
d zur weltbewegenden Leidenſchaft zu verdichten. Kann
Kritik ihm dazu verhelfen? iſt es nicht vielmehr ihr
griff, daß ſie nur ſcheidet, nicht verbindet, nur auflöſt,
ht verdichtet? Das iſt er, und dennoch bleibt uns
ges übrig, um den Anfang der Praxis zu machen, als
n die Kritik. Scheidet ſie, ſo reinigt ſie auch; jede
lbſterkenntniß iſt ein Fortſchritt des Bewußtſeins und

ein Anſatz zur That. Jetzt alſo, wenn wir die Kritik gründlich und unerbittlich gegen uns ſelbſt kehrten, ſollte es uns nicht begegnen können, daß wir ernſtlich von uns ſelber loskämen, und aus der ſchaalgewordnen Selbſtgenügſamkeit des Wiſſens zur Hingabe an große gemeinſame Zwecke gelangten? Allerdings wäre dieſer Schritt der Uebergang in ein völlig neues Gebiet und darum viel ſchwerer als Alles, was uns bisher gelungen iſt; aber es iſt der Mühe werth, ihn zu verſuchen. Faſſen wir alſo einmal den ganzen Liberalismus ins Auge. Wir werden vielleicht beſſer, als ſeine Gegner, entdecken, was ihm fehlt, und rathen, was ihm frommt, verſteht ſich, wenn von einer Aushülfe überhaupt noch die Rede ſein kann.

1. Die liberale Partei.

Die Klage über die Zerfahrenheit des Liberalismus iſt ſehr allgemein und ſie iſt es darum, wie es ſcheint, weil alle Welt der ſchönen Reden und fertigen Klageformeln ſatt iſt, ſich vielmehr nach den Thaten der liberalen Partei ſehnt und die weiſeſte Weisheit ohne Energie des Charakters und ohne Hingebung an die Eine Sache, die uns Religion geworden, bereits zur Thorheit herabgeſunken iſt. Die Forderung iſt gerecht; aber giebt es denn eine liberale Partei, kann es überhaupt unter uns eine geben? Unſer Glück beſteht ja bekanntlich darin, daß wir keine Parteien haben, und wenn es auch kein Glück wäre, ſo iſt es doch unſer Zuſtand, wohlverſtanden! unſer politiſche Zuſtand; denn in der Wiſſenſchaft, wo wir ein öffentliches Leben führen, bekämpfen ſich fortdauernd die ausgeſprochenſten Gegenſätze und haben es kein Hehl, daß ſie Partei ſind. Wie ſind wir dazu gekommen, politiſch ohne Parteien zu ſein?

Eine Partei, die ihre Gegenpartei vernichtet, vernichtet ſich ſelbſt: wir erinnern an die Partei Sulla's, der Bartholomäusnacht und des Berges. Die ganze Frage wird alsdann auf eine neue Baſis geſtellt. Dem Tode folgt die Auflöſung und die Verweſung, aus der oft erſt die Jahrhunderte ein neues Leben hervorrufen. Und wenn die Geſchichte dennoch, ja, wenn ſie eben dadurch fortſchreitet, ſo iſt es wenigſtens nicht im Sinne der ſiegenden Partei, wie dies geſchieht. Die Gegenwart Deutſchlands iſt noch immer eine ſolche Zeit des Todes und der Verweſung: zu der reellen Wiedergeburt iſt noch ſo wenig geſchehen, daß wir in der ſouveränen Sphäre unſerer Politik nicht einmal eine offne Frage haben, deren Beantwortung uns in Spannung hielte. In den Freiheitskriegen war ein Keim zu dem neuen Deutſchland vorhanden, die radicalen Demokraten, deren großartige Wirkſamkeit in der Regeneration Preußens und der ganzen Volkserhebung gegen Napoleon vorliegt. Der Keim iſt erſtickt, — geſtehen wir es uns nur ein, die alten Gracchen der Freiheitskriege ſind von der Erde verſchwunden, jene Gährung hat nicht ausgegohren, ſie hat, im Frieden, wo nun ihr Proceß erſt wirken konnte, ernſtlich nicht einmal begonnen. Nicht durch Volksvertreter, durch Diplomaten wurde der damalige Neubau aufgeführt. Er enthält auch ſo noch alle Probleme der Zeit, es iſt für alle ein Paragraph in der Bundesacte vorhanden, aber daß kein einziges von allen den Problemen wirklich gelöſt worden, im Gegentheil, daß ſie ſammt und ſonders, die Einheit ſowohl als alle Arten der Freiheit, die der Preſſe nicht ausgenommen, noch immer Probleme ſind, wird Niemand läugnen. Ein neues Deutſchland zu gründen war die Aufgabe. Was geſchah? Ein Bild des alten, der deutſche Bund, wurde wirklich gegründet. Hätte die Volkspartei exiſtiren, hätten die demokratiſchen Retter Deutſchlands die Demokratie retten wollen, ſo mußten ſie dieſer Auskunft widerſtehen. Sie, in deren Namen Stein geſagt hatte, die Dynaſtieen ſeien ihm gleichgültig, ſollte nun die Dynaſtieen und die alten deutſchen Privatſtaaten mit all ihren alten Herrlichkeiten, — Stände und Biſchöfe, ja ſogar den heiligen Vater nicht ausgenommen, — zum Princip der neuen Zeit erhoben ſehen. Mit dem erſten Lebenshauch des deutſchen Bundes iſt der Keim der demokratiſchen Partei in Deutſchland erſtickt: die demagogiſchen Umtriebe ſind Narrenspoſſen, ohne alle andre, als eine phantaſtiſche Realität: den Boden der reellen Welt haben die alten Territorialherren ganz allein wieder in Beſitz, und was an ihre Exiſtenzen nicht anknüpft, ſchwebt als revolutionäre Phantaſie in der Luft: das nothwendige Schickſal der ſogenannten Demagogie. Alſo es giebt keine politiſchen Parteien: das Glück des politiſchen Todes iſt uns zu Theil geworden. Wir verweſen im Privatweſen, wir ſind politiſch ein glücklicher Leichnam, wenn nicht ganz ſo, doch möglichſt nach dem Muſter des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, verſteht ſich aus der Zeit, als es keine Nation mehr war.

Wer hat alſo eigentlich geſiegt? Die Reſtauration der hiſtoriſchen Privatrechte. Wer iſt beſiegt worden? Die Demokratie und die Menſchenrechte der Revolution. Noch mehr, die demokratiſche Partei iſt vernichtet.

Iſt dies nun nach unſerer Anſicht keine frohe Botſchaft für die Sieger — ihnen gähnt die Zukunft als ein ſchwarzer barbariſcher Schlund entgegen. Niemand kann ihn ergründen, weil unſer eigner Inhalt ein ganz verborgner iſt, den erſt die prüfenden Ereigniſſe an den Tag bringen werden —, ſo iſt es wahrlich auch kein Compliment für den Liberalismus, dieſen theoretiſchen Sohn der frühverſtorbnen demokratiſchen Partei. Oder was iſt der Liberalismus anders, als der blaue Dunſt einer unfruchtbaren Theorie, wenn er keine Partei iſt? Und dürfen wir denn ſagen, daß eine liberale Partei n Deutſchland exiſtirt, da kein politiſches Deutſchland xiſtirt, ſondern nur, wenn wir nicht irren (und wer ürfte in dieſem Punkte ſich nicht irren?), 37 Territorien? Und wenn in irgend einem dieſer Territorien, etwa in Baden, oder wenn nicht vor den Thoren des deutſchen Bundes, etwa in Oſtpreußen, von einer liberalen Partei ie Rede ſein könnte, zu welchen politiſchen Effecten ient es, daß ſie redet und exiſtirt, wenn ihre Exiſtenz ein Luxus und ihre Rede ein Raub der Winde iſt? Oder giebt es einen deutlichern Beweis von der Nichtexiſtenz der liberalen Partei im deutſchen Bunde, als dieſe ihre Exiſtenz und Ohnmacht in Baden und in Oſtpreußen? Finden ihre Reden und Schriften Anklang und reelle politiſche Geltung, ſo wird offenbar etwas gethan, von dem jetzt nur geſprochen wird, ſo hebt ſich der Liberalismus ſelbſt auf. Genau zu der Zeit, als die Realiſirung der Demokratie in Deutſchland durch den deutſchen Bund unmöglich geworden war, entſtand der Liberalismus, d. h. auf Deutſch die gute Meinung, die frommen Wünſche für die Freiheit, die „Freiſinnigkeit“ oder die Sympathieen mit der Demokratie — „in der Geſinnung“. Ein Sympathiſirer will oder kann nicht ſelber etwas thun; wer ſympathiſirt, ſieht die Schlacht aus dem Fenſter mit an und wünſcht allen Freiheitshelden Glück und Segen; dieſe Geſinnung iſt ſehr liebenswürdig, aber ſie iſt — graue Theorie. Ja, es iſt wahr, dieſe „gute Geſinnung“ hat eine ſolche Unbeſtimmtheit und Weite, daß alles Mögliche hineingeht, jeder Gott und jeder Staat. So wurde denn Anfangs der Liberalismus auch mit auf den Bundestag gebracht, wo er nun eine deutſche Partei hätte werden können, wenn nicht alsbald eine Puriſication von dieſen Elementen wäre vorgenommen worden. Die liberale Partei kann aber bei uns in der That nirgends zur reellen Exiſtenz kommen, weil ſie nirgends weiß was ſie will, und was ſie weiß nicht ſelber will, ſondern nur andre Leute will wollen laſſen. Man hat dies allmälig begriffen, und die Zeit iſt daher gekommen, wo der deutſche Trajan und der Herr von Blittersdorf die rara temporum felicitas gewähren können, daß die Leute denken was ſie wollen und reden was ſie denken. Gegen die rein theoretiſchen Reden der Liberalen zu handeln, wäre überflüſſig, nach ihnen zu handeln, iſt nicht nöthig. Haben wir doch in dem Strafredner Börne ſogar unſern Tacitus gehabt, — und er iſt deutlicher geworden, er konnte mehr nach Vorwärts weiſen, als der römiſche, aber wir können ihrer noch zehn vertragen, ohne daß wir darum eine liberale Partei bekämen.

Was könnte auch eine deutſche liberale Partei wollen? Doch wohl nur ein Problem der politiſchen Freiheit unſrer Zeit in einem ſouveränen Staat löſen? Kann ſie alſo die Provinz wollen oder zum Gegenſtande ihres po-itiſchen Zwecks haben? Nein! denn in der Provinz kann ie keinen freien Willen haben und noch weniger einen urchführen. Wenn ſie nun aber dennoch nur Provinzen erfindet, was kann ſie alsdann wollen? Es iſt offenbar, aß ſie dies weder wiſſen, noch wenn ſie's wüßte, es ollen kann, denn ſie iſt ja nicht revolutionär. Mit eutſchen Worten: die Entwicklung Deutſchlands in po-itiſcher Hinſicht bricht da ab, wo die Demokratie der egenerationsperiode vernichtet wird.

Darum wurde nun eine Zeit lang die Entwicklung berhaupt gefürchtet. Zunächſt iſt aber die Furcht, daß e eintreten werde, nicht begründet; die Gegenwart alſo, die ſich davon überzeugt hat, iſt auch in Rückſicht der Revolutionärs faſt zu derſelben liebenswürdigen Toleranz gekommen, wie in Rückſicht der Liberalen. Wir können uns die ſchönſten Schlachtgeſänge dichten und ſie von hinreißenden Melodieen begleiten laſſen, es glaubt kein Menſch an ihren Ernſt; und wär' es auch, daß der Dichter unter jeden Vers die Verſicherung ſetzte: „und das iſt meine Meinung!" es würd' ihn dennoch Keiner für ſo böſe halten. Wie verkehrt alſo, daß man zuerſt über **Herwegh** erſchrak; wie abgeſchmackt, daß wir uns von dieſem gerechten Entſetzen des Philiſters vor einem ſolchen Revolutionär eine politiſche Ermunterung des entſchlafenen Vaterlandes verſprachen! Was iſt denn weiter nöthig, als zu fingiren, oder vielmehr das ganze Volk in ſeinem eignen Bewußtſein die Auslegung finden zu laſſen, dies ſei bloße Theorie? Wir haben bereits die Probe. In ganz Deutſchland, ſelbſt in dem geiſtreichen Berlin, findet man Alles vortrefflich geſagt und kräftig ausgedrückt; man enthuſiasmirt ſich für den feurigen Poeten; aber man denkt: „Poeſie iſt Poeſie; es giebt keine Brücke von dem Himmel ihrer Viſionen auf unſere Erde!" Die Liberalen ſympathiſiren mit dem Republikaner; nun — was weiter? Haben ſie das nicht ſchon immer gethan? Werden nicht alle Schulkinder dazu angehalten? Alles das giebt keine Umkehr des politiſchen Bewußtſeins, alles das befreit uns nicht aus der Theorie, aus dem Stande der Zuſchauer, aus den bloßen Sympathieen eines ohnmächtigen, willen- und gegenſtandloſen Liberalismus.

Der Liberalismus iſt die Freiheit eines Volkes, welches in der Theorie ſtecken geblieben. Er, der keine Freiheit, ſondern nur Sympathie für fremde, und höchſtens Sehnſucht nach gelegentlicher eigner, durch irgend einen Zufall von Außen ihm zuzuführender Freiheit iſt, er iſt ſo wenig Partei, daß er in der That unſre ganze jetzige Freiheit ſelbſt iſt.

2. Der Liberalismus unſre Freiheit.

Weil der Liberalismus keine Partei iſt, ſo iſt er ein unpolitiſches, nämlich ein rein theoretiſches und paſſives Verhalten in der Politik. Die politiſche Freiheit beſteht in der freien Bewegung der Gegenſätze auf dem praktiſchen Boden; eine ſolche Freiheit kann der Liberalismus nicht ſein, aus dem einfachen Grunde, weil ſein Gegenſatz übermächtig iſt und ihm übermächtig erſcheint. Wir müſſen zugeben, daß der *Souverän* auf der einen und die „*Freiſinnigen*" auf der andern Seite keine Gegenſätze auf gleicher Linie ſind, ſelbſt dann nicht, wenn der Souverän ſelbſt freiſinnig ſein ſollte. Die gute Meinung des Liberalismus läßt fünf gerade ſein, um nur die Phantaſie der Freiheit für eine wirkliche nehmen zu können. Unſre Freiheit iſt darum eine Freiheit in der Phantaſie, weil ſie eine *geſchenkte* iſt. Die ganze Bundesacte hat den Charakter eines Geſchenks — zuerſt gegen die *Mediatiſirten*, deren Loos ſo große Sympathie erregte, daß im 6ten Artikel ernſtlich davon die Rede iſt, ob ſie nicht eine Curiatſtimme am Bundestage bekommen ſollten, der vielen Privilegien des 14ten Artikels gar nicht zu gedenken; ſodann gegen die *Unterthanen*, welche wieder mit *landſtändiſchen* Verfaſſungen verſehen werden ſollen. Offenbar hatte der Congreß Sympathieen für Recht und Freiheit; nur freilich war das *Recht* das *Fürſtenrecht* und das *Privilegium* der Mediatiſirten, kurz, wem von den Franzoſen an ſeinem Patrimonium Unrecht geſchehen war, und die Freiheit war die Freiheit der *Unterthanen*. Allerdings ſind dieſe Sympathieen liberal und ſie wurden auch ſo empfunden, ja ſie werden jetzt ſogar von nicht liberalen Schriftſtellern als ein unvorſichtiger Freiheitsſchwindel dargeſtellt; aber man täuſcht ſich über dieſe Freiheit; ſie iſt eine *geſchenkte* und wurde gar bald eine nur *geduldete*. Vierundzwanzig kleine Staaten bekamen *octroyirte* Verfaſſungen, die allerdings nicht ganz ſtändiſch ausgefallen ſind, ihre Principien der Oeffentlichkeit, der Preßfreiheit, der Steuerbewilligung aber nur ſo weit ausbilden dürfen, als dies von den großen Staaten und der Bundesverſammlung *geduldet* wird. Am deutlichſten beweiſt dies wiederum die Geſchichte des conſtitutionellen Lebens in Baden. Die Freiheit der kleinen Staaten iſt aber nicht nur an dieſe Rückſichten nach Außen gebunden, ſie iſt auch in jedem Lande ſelbſt ein Product der Theorieen und Rückſichten der Territorialregierungen, nicht eines allgemeinen und ſouveränen Volksgeiſtes, obgleich nicht verkannt werden darf, daß die Regierungen allerdings unter ſeinem Einfluſſe ihre Geſetze geſchaffen haben. Die *geſchenkte* kleinſtaatliche Freiheit iſt eine Selbſtbeſchränkung des Souveräns, die ſich von der Freiheit der Unterthanen in den abſoluten Monarchieen nur dadurch unterſcheidet, daß ihre Geſetze die politiſche Sphäre betreffen, während auf dem Boden der Civil-, Criminal-, Polizei- und Militär-Geſetzgebung jedes Geſetz des perſönlichen Souveräns ebenfalls eine Selbſtbeſchränkung iſt. Auch der Unterthan erhält mit jedem Geſetz ein Recht; die von oben her über ihn kommenden Geſetze ſind alſo ebenfalls geſchenkt. „Wer nicht denkt, dem wird's geſchenkt.“ Die Deutſchen haben 1813 und 1815 gar nichts gedacht, und ſie werden noch dafür büßen müſſen, daß ſie ſo gedankenlos waren.

Dieſe *kleinſtaatliche* Freiheit und die Freiheit der *Unterthanen*, wie wir Deutſche ſie jetzt genießen, konnte nun freilich keinen andern Geiſt, als den des Liberalismus hervorbringen, den *guten Willen* zur Freiheit, aber nicht den *wirklichen Willen* der Freiheit. Die *Unterthanen* gehorchen vielleicht nur ihren *Geſetzen*, aber dieſe ſind ihnen *geſchenkt*; ſie ſind nicht wirklich autonom; ſie haben keinen Begriff davon, daß die Geſetze freier Weſen ihr eignes Product ſein müſſen. Die *kleinen Staaten* haben in ihren Conſtitutionen die „wohlmeinendſten und freiſinnigſten“ Paragraphen; aber die Verhältniſſe erlauben ihre Verwirklichung nicht, — ſie ſind nicht autonom, d. h. nicht ſouverän nach Außen. Umgekehrt die Souveräne der großen Staaten, denen der Staat erb- und eigenthümlich von Gott gegeben iſt, haben zur innern Autonomie deſſelben nur den guten Willen, nicht den wirklichen. Ihr Verhältniß zur Freiheit iſt alſo ganz das des Liberalismus, eine Neigung, vielleicht eine brennende Liebe zur Freiheit. Aber dieſe Liebe zur Freiheit täuſcht ſich vollſtändig über den Begriff der Freiheit, und indem ſie ſeine ganze Sphäre, nämlich die wahre Autonomie und Souveränität des Staats (nach Innen und nach Außen) verfehlt, ſucht ſie dieſen Fehler durch eine gute Geſinnung und durch ſogenannte freimüthige Reden wieder gut zu machen.

Der liberale Souverän wünſcht, daß ſeine Unterthanen frei ſeien, ihm aber natürlich die Souveränität laſſen; die liberalen Unterthanen wünſchen, daß der König ſie frei mache, aber die Souveränität natürlich für ſich behalte. Alles iſt lauter Liebe und Güte, und die Erde wäre ein Paradies, — wenn es ein hölzernes Eiſen gäbe oder, noch beſſer, wenn alles Eiſen ſich in Baumwolle verwandeln wollte. Der Liberale ſagt, wenn ernſtlich von der Freiheit die Rede iſt, was jener Franzoſe antwortete, als er ſeine Schulden bezahlen ſollte: „Glauben Sie mir nur dieſe zwei Worte, ich bin edel und gut!“

Wir ſind hier wieder bei der alten Gegenſatzloſigkeit, bei der Eigenthümlichkeit der Deutſchen, daß ſie keine politiſchen Parteien haben, d. h. bei ihrem politiſchen Tode angelangt. Der politiſche Liberalismus hat das alte Spießbürgerbewußtſein zur Vorausſetzung: er iſt nur ſcheinbar ein neuer Geiſt. Ihn quält noch immer das Geſpenſt des alten heiligen römiſchen Reichs. Nicht einmal das römiſche Recht, die Inquiſition, die Pfaffen, die

rivilegirten des hohen, mittlern und niedern Adels iſt
r losgeworden: dagegen öffentliches, alſo wirklich ge-
chertes Recht und Preßfreiheit, wirkliche Freiheit wenig-
ens im theoretiſchen Gebiete — welche himmelhohen,
öllig unerreichbaren Dinge! Und vollends die Idee der
olksſouveränität, auf die es vor Allem ankäme, die iſt
un gar franzöſiſch. Aber es wäre ſehr oberflächlich, wenn
an die ganze Schiefheit unſers politiſchen Bewußtſeins
n dem Geſpenſt des alten deutſchen Reichs ableiten
ollte; im Gegentheil, dies Geſpenſt iſt aus unſrer
hiefen, tiefen und unſäglich confuſen Deutſchheit abzu-
iten, aus der Deutſchheit, die Alles anders haben wollte,
s die „Franzen", und die nun mit ihrer gewaltigen
riginalität nichts von Allem, als den leeren Schein
avongetragen hat, aus dem einfachen Grunde, weil es
derzeit nur Eine Freiheit giebt, und die Freiheit unſrer
eit zufällig die Franzoſen, nicht die guten Deutſchen
funden haben. Doch das iſt genug geſagt und gerügt.
ir wollen es daher hier nicht weiter rügen, ſondern
r den Schluß daraus ziehen, daß unſere Freiheit nichts
ders iſt, als unſer Bewußtſein und ſeine Producte.
ahren wir alſo fort, den Liberalismus zu kritiſiren, in-
m wir das liberale Bewußtſein ſelbſt unterſuchen.

3. Das liberale Bewußtſein.

Seit die Deutſchen die Politik über das Denken, die
raxis über die Theorie, die äußere Welt über die innere
rgeſſen haben, ſeit der Reformation ſind ſie im Poli-

tiſchen gedankenlos geworden. Ihr ganzes Leben iſt davon erfüllt, daß alle Politik Regal ſei. Ihr Politiſiren iſt alſo nicht ihr weſentlichſtes Geſchäft, ſondern ein Raub, den ſie begehen, eine Kühnheit, die ſie eigentlich nicht haben dürften, eine Verſäumniß ihrer weſentlichen, nämlich ihrer Privatgeſchäfte. Nun berührt ſie zwar die Politik, aber nur wie ſie das Wetter berührt, das ſie auch nicht produciren; und wenn ſie gute Politik wie gutes Wetter wünſchen, ſo ſchauen ſie vertrauungsvoll, ja ſtumm nach Oben. Bei alledem iſt es dahin gekommen, daß die Fundamente des alten Bewußtſeins nicht mehr vorhalten. Die höchſte Angelegenheit des Menſchen iſt nicht mehr ſeine Sorge um ſeine ewige Seligkeit; das Höchſte iſt der freie Geiſt, wie ihn Wiſſenſchaft und Poeſie herausgebildet. Der Staat iſt nicht mehr der alte eiſerne rohe Ritter, der den geiſtlichen, gewiſſensfreien und in der Schrift forſchenden Menſchen beſchützt; der Staat iſt vielmehr die Freiheit ſelbſt, und der freie Geiſt hat ihn fortwährend aus ſich zu erzeugen; der Staat iſt ſein Product, nicht ſein Herr. Nun wird alſo das Verhältniß des Herrn und des theoretiſchen Geiſtes herumgedreht, und der theoretiſche oder der freie Geiſt würde ſogleich praktiſch werden, wenn er wirklich dazu gelangte, mit vollem Bewußtſein (ohne Bewußtſein ſeines Thuns thut er es immer) den Staat zu produciren; er würde ſein Herr werden; und es iſt klar, daß der ritterliche Herr den geiſtigen Herrn nicht aufkommen läßt, ſo lang' er es hindern kann.

Dieſer Gegenſatz iſt ſcharf und unerbittlich, und eben darum ſein Kampf unvermeidlich. Er iſt ſchon entbrannt; es werden täglich und ſtündlich Schlachten geſchlagen, verloren und gewonnen. Aber das breite und breit getretene Bewußtſein der Menſchen wird das alte Verhältniß und die Hoffnung nicht los, es werde Alles noch friedlich beigelegt und Niemand an Eigenthum, Leib und Leben verletzt werden. Um dieſen frommen Wunſch ſich erfüllen zu können, fingirt der Liberalismus, das geiſtige Eigenthum ſei kein eigentliches Eigenthum, es könne ausgeſtrichen, unterdrückt, confiscirt und eingeſtampft werden, ſelbſt wenn es von einer namhaften Geldſumme repräſentirt werde; das geiſtige Leben könne getödtet werden, ohne daß es verletzt werde. Der Liberalismus merkt nicht, daß er ſo nur den Leib und ſeine frommen Wünſche unverletzt erhält. Das Eigenthum, das Leben des Geiſtes, der die Freiheit ſelbſt ſein, nicht geſchenkt haben will, kann er nicht retten. Er kann die Freiheit nicht retten, weil er nur eine *geſchenkte* Freiheit kennt, die Freiheit aber nicht geſchenkt werden kann; denn ſie iſt keine Sache, ſondern ein Sein, eine Geiſtesverfaſſung, ein Zuſtand des Bewußtſeins, der nur erkämpft und erobert werden kann. Hat dein Sohn Charakter, ſo löst er ſich ſelbſt von deiner Autorität los; hat er keinen und du läßt ihn frei, ſo wird er nur eines Andern Diener. Die Freiheitskriege beweiſen das. Sie ſind die Abſchüttelung einer totalen Knechtſchaft, und einen Augenblick heißt es: „Nun, ihr Deutſchen, liebe Brüder und tapfere Männer, ſeid ihr frei: was fangt ihr nun mit euch an?“ Und was thun ſie? Nichts Eiligeres wiſſen ſie zu thun, als in das altproteſtantiſche Bewußtſein von der theoretiſchen Freiheit und den vielen ritterlichen Herren der vielen Staaten, die der Proteſtantismus zur Welt gebracht, zurückzufallen. Man brauchte, um dies zu beweiſen, die Bundesacte nur abzuſchreiben; jeder Satz in ihr iſt von dieſem Bewußtſein dictirt. Und wir wollen nicht etwa den Herren in Wien das alles in die Schuhe ſchieben; es wäre zu viel, wenn wir ſagten, ſie hätten dies Bewußtſein geſchaffen; ſie hätten gern ein neues geſchaffen, wenn ſie es vermocht hätten. Auch denke nur Niemand, daß die Edelſten und Beſten es vermocht hätten und nur in Wien nicht zu Rathe gezogen wären: o nein, ſie dachten nicht anders. Wir brauchen nur Hegel's Antrittsrede in Heidelberg zu citiren, worin er ſich freut, daß nun der laute Lärm des politiſchen Getreibes ſich wieder gelegt und das Reich Gottes der reinen Theorie von Neuem zu Worte kommen könne. Was heißt das? Nichts Geringeres, als: Wir fahren nun fort, meine Herren, wo wir vor der Revolution und dem Kriege ſtehen geblieben ſind, nämlich in der Ausbildung der innerlichen Freiheit, der Freiheit des proteſtantiſchen Geiſtes oder der abſtracten Theorie, deren Vollendung die Philoſophie iſt. Hegel hat dieſe Form der Freiheit vollendet und auf die höchſte Spitze getrieben, wo ſie umſchlagen ſollte. Dies iſt geſchehen, und es mußte geſchehen. War wirklich die Philoſophie die theoretiſche Befreiung des Geiſtes, ſo mußte ſie nun ja frei genug geworden ſein, um zu erkennen, daß die bloß theoretiſche Freiheit noch keine iſt. Dies iſt erkannt und auch praktiſch die Probe davon gemacht worden; denn die vermeintliche theoretiſche Freiheit hat erfahren, daß ſie unter der Scheere derer ſteht, um die ſie und die ſich um ſie nicht bekümmert haben, ja, die ſie negiren und verwerfen. Die philoſophiſche Befreiung iſt darum keine, weil ſie nur neben dem Privatſtaate herläuft, ja, weil ſie in ihm ſelbſt nichts anders als ſeine eigene Darſtellung iſt, ein privates Fürſichſein der Freiheit, nicht im öffentlichen Gemeinweſen, ſondern in dem aparten, kategoriſch geſchulten Selbſtbewußtſein des Subjects. Dieſe vornehme Philoſophie, die ſich ſo weit über den armen Liberalismus erhaben dünkt, hat dennoch weſentlich Theil an ihm; ihr fehlt ſo gut, als ihm, das *neue Bewußtſein*. Es iſt nur theoretiſch von ihr anerkannt; ſeine Praxis verſchmäht ſie. Ihr fehlt das Bewußtſein, daß der öffentliche Geiſt die dialektiſche Lebendigkeit des wiſſenſchaftlichen und der wiſſenſchaftliche den Inhalt des öffentlichen Geiſtes haben müſſe. Die Probleme der Zeit müſſen im Beſitz des Volkes und für das Volk ſein, um ein wirkliches Leben in dieſer Welt zu führen. Der Begriff des Volks iſt die Aufhebung der Kaſte und der Standesſchranken, nicht nur der illuſoriſchen zwiſchen Adel und Bauern, vornehm’ und bürgerlich (es iſt nur eine Beſchränktheit, auf dieſe Schranken, nachdem die Rohheit ihres Rechtes gebrochen iſt, noch ein Gewicht zu legen, —) ſondern auch der wirklichen Schranken zwiſchen Wiſſenden und Unwiſſenden, worin ſich viel mehr leiſten läßt, als es auf den erſten Blick den Anſchein hat. Ich will Sancho Panſa's Regierung ſeiner Inſel hier nicht citiren, um zu beweiſen, daß der Geiſt nicht von den Gelehrten gepachtet iſt; es handelt ſich um ein viel tieferes Problem, darum, daß erſt die Einheit des Selbſtbewußtſeins und des Weltbewußtſeins der Geiſt und die Freiheit iſt. Warum verehrt ihr die Macht des Dichters? Weil er ſein Selbſtbewußtſein zum Weltbewußtſein zu erweitern, weil er die Form zu treffen weiß, die das Höchſte und Tiefſte, was er weiß und fühlt, euch ins Herz, in die Seele, in Sinn und Empfindung legt. Die excluſive Form iſt die unwahre. Wie die Weisheit nur aus der ganzen Geſchichte und aus dem wirklichen Volksbewußtſein hervorgeht, ſo muß ſie ſich ſo lange mit ihrer Form kaſteien, bis ſie fähig iſt, auch wieder in das Volk zurückzugehn. Unterlaſſen dies die Philoſophen, ſo thun es die Dichter; aber gethan muß es ſein. Die wahre Form iſt der Hebel des Archimedes, welcher die Welt aus ihren Angeln hebt; aber zu dieſer Form gehört mehr als Wiſſen, Talent und Stoff; es gehört Muth und Charakter dazu. Erſt die Einheit von alledem iſt der Geiſt, der vor ſeiner eignen Kühnheit nicht erſchrickt und an ſein kühnes Wort ſein Alles ſetzt.

Die Entdeckung der wahren Form iſt die Ueberſchreitung des theoretiſchen Geiſtes und damit des Liberalismus in ſeiner edelſten, der philoſophiſchen Geſtalt. Alle, auch die extremſten Formen des theoretiſirenden Geiſtes werden bald völlig legitim ſein; die wahre Form aber, die das Feuer des neuen Bewußtſeins anzündet, wird von dem alten mit Furcht und Entſetzen begrüßt werden und noch viel mehr in der Proſa, als in Verſen, am allermeiſten aber in der erſten Rede, worin ſie am rechten Orte zum Vorſchein kommt. Denn ſie wird Religion ſein und mit unwiderſtehlicher Gewalt die Welt bewegen und umgeſtalten. Es arbeiten jetzt viele Geiſter und viele, die es nicht wiſſen und nicht wollen, an dieſem Fortſchritt aus der Liebe zur Freiheit (wie man den Liberalismus überſetzen könnte) in die wirkliche Freiheit. Unſere Zeit iſt dürr und ſchlecht, ſie läßt ſich nur an der Oberfläche bewegen; aber dieſes Ringen und Schwellen des Keimes einer freien, nicht fernen Zukunft mitzufühlen, iſt Genuß. Ein Fremder, deſſen Volk noch mit den Anfängen der Civiliſation zu kämpfen hat, hörte ein Geſpräch über dieſe Dinge und auch die Klagen, die ſich an die Trägheit der Zeit knüpfen, mit an; aber er klagte nicht mit, im Gegentheil er brach in den Ausruf aus: „o ihr ſeid glückliche Leute, daß ſolche Fragen euer Leben bewegen!“ Er hatte recht, dieſer Kampf iſt das höchſte Gut, und wer es empfinden will, was es heißt, ihn zu entbehren, der verſuch' es nur und führe ſein Leben unter Barbaren, wäre es auch im ſchönſten Himmelsſtrich des Südens. — Dieſer Kampf iſt die Reinigung des Bewußtſeins in allen Sphären, alſo der Kampf der wahren Religion mit der religiöſen Illuſion, der lebendigen Philoſophie mit der abſtracten oder ebenfalls mit ihren Illuſionen, und der praktiſchen Probleme des politiſchen Lebens mit den vorgeſpiegelten und phantaſtiſchen, die gar keine ſind und ſein wollen, ſondern nur um die wirklichen bei Seite zu ſchieben erfunden ſind. Es iſt überall die einfachſte Operation, die es geben kann, das Ergreifen der Sache ſelbſt ſtatt ihres Scheines und der ganze gewiſſenhafte Ernſt (religio) in den höchſten Intereſſen ſtatt des frivolen und leeren Spiels mit ihnen. Die Liebe zur Freiheit wird zur Ehe mit ihr. Der Liberalismus iſt mit ſeiner guten Meinung beim Worte zu nehmen und anzuhalten, mit ſeiner langverehrten und begehrten Braut nun auch endlich in allem Ernſte Kinder zu zeugen.

4. Die religiöſe Illuſion des liberalen Bewußtſeins.

Der Liberalismus (im engern Sinne) geht nie auf die Wurzel des Bewußtſeins los. Er ſetzt immer voraus, daß alle Welt ſo denken müſſe, wie er, und daß es nur am guten Willen, d. h. am Liberalismus fehle. Er denkt ſich daher die Popularität als eine ungemein leichte Sache und wundert ſich z. B. über die ſeltſamen Verwicklungen in der Cölner Angelegenheit eben ſo ſehr, als früher über den Geſchmack der Menſchen an der unendlich abſtruſen Hegelſchen Philoſophie, die nach Fries ihre kauderwelſche Terminologie nur erfunden hat, um die Leerheit ihrer Gedanken zu verbergen. Der Liberalismus glaubt, das Bewußtſein der Menſchen ſtehen laſſen zu können, wo es ſteht, und doch im Stande zu ſein, ihnen die Freiheit zu bringen, er will ſie ihnen geben, wie er ſie bekommen hat, gleichſam octroyiren. Darum begreift er ſchlechterdings nicht, wie man ſich mit der religiöſen Frage beſchäftigen und die Menſchen nicht glauben laſſen könne, was ſie Luſt haben. Es entgeht ihm, daß er ſelbſt ein religiöſes Product und nichts anders iſt als der alte moraliſche Geiſt des Proteſtantismus, der leere gute Wille, der zwar ſchätzenswerth, aber auch ſehr ohnmächtig iſt, denn er reicht nicht weiter, als daß er an alle Leute die Forderung macht, ſie ſollen dieſen guten Willen ebenfalls haben. Freilich iſt dieſe Form der Religioſität bereits eine Abſtraction von der Religioſität ſelbſt, darum weil er für die Herrlichkeit des alten Bewußtſeins, die ewige Seligkeit, ſich nicht mehr intereſſirt und das neue Bewußtſein, welches an die Stelle des Himmels die Erde, an die Stelle des Himmelreichs das Reich der Freiheit, an die Stelle der unſichtbaren und ſichtbaren Kirche den Staat und den öffentlichen Geiſt ſetzt, noch nicht gewonnen hat. Denn ſelbſt wenn er in ſeinem Thun keinen andern Zweck hätte, ſo hält er ſich doch nicht für ſo radical. Er will alle Herrlichkeit der Freiheit erſchleichen und bildet ſich ein, der Privatſtaat, welcher lediglich dadurch auf Erden entſtehen konnte, daß die Menſchen mit ihren Intereſſen ins Himmelreich ausgewandert waren, könne von Menſchen aufgehoben werden, die nach wie vor im Himmelreich leben. Das thut nicht nur das altreligiöſe Bewußtſein, es thun es ſelbſt die philoſophiſch befreiten Privatmenſchen, mit Einem Wort alle die, welche Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt über den Staat in einen abſtracten Himmel des Selbſtbewußtſeins hinausſetzen, und die idealen Intereſſen, in denen ſie ihren Geiſt befriedigen, in der Theorie des Glaubens, Wiſſens und Dichtens außer dem Staate zu finden meinen — als wenn nicht alles dies eine öffentliche Sache und eine organiſirte Realität der Freiheit politiſcher Weſen wäre. Nur die Verweltlichung der Religion, die Säculariſation der Wiſſenſchaft und die Herablaſſung der Kunſt und Dichtung in die reelle Welt, die wir uns alle Tage neu zu ſchaffen und zu erobern haben, verlegt den Schwerpunkt des geiſtigen Intereſſes in den Staat, und dies, meine Herren, iſt die religiöſe Frage.

Das iſt nun aber nicht die Aufhebung der Religion, ſondern ihre Wiedergeburt, denn es handelt ſich um nichts Geringeres, als um einen neuen Idealismus, um eine neue Vergeiſtigung unſers verholzten Lebens oder um Verwandlung der ſcheinbaren Religion in die wirkliche.

Ihr meint, die Religion ſei gleichgültig, jede Confeſſion und ſelbſt die Juden könnten politiſch ſelig werden. Wenn dies wahr wäre, was bewieſe es? Daſſelbe was eure falſche Anſicht von der Sache beweiſt, den religiöſen Indifferentismus oder die Auflöſung des alten Bewußtſeins. (Die ächten Juden und Chriſten wollen gar nicht politiſch ſelig werden, ſondern nur privatim.) Warum macht ihr euch alſo die Illuſion, daß das Indifferente noch reſpectabel ſei und eure Sache den Schaden davon haben werde, wenn Menſchen auftreten, die wieder Religion in die leeren Herzen der Chriſten und Juden hineingießen wollen? Ohne Religion bewegt ihr keinen Stein von dem andern, ohne Religion werden die Jahrhunderte wie ſeit 1815 die Decennien ſpurlos über Deutſchland hinweggehn, und alle Weisheit ſeiner Weiſen keine Freiheit bringen. Die Freiheit ſelber wird jetzt Religion und nie iſt etwas Andres Religion geweſen als die Freiheit. Jetzt aber wird ihre Form und ihr Inhalt ein edlerer, als je zuvor. Die ganze Idealwelt des Humanismus, der ganze Geiſt unſrer Zeit muß in den Schmelztiegel des Gemüthes, aus dem er als glühender Strom wieder hervorgehn und eine neue Welt bilden ſoll. — Doch was brauche ich viel zu reden, weiß ich doch, dies ſtimmt ganz gut mit euren *Wünſchen*, ihr findet es nur gefährlich für eure Sache. Aber eure Sache iſt eine verlorne, wenn ſie nicht ſelber durch dieſes Feuer hindurchgeht. Die Theorie für ſich iſt ein ohnmächtiger Schatten, der den lebendigen Sprudel des Geiſtes verläßt und nur ſein Zerrbild darſtellt.

Die Liberalen ſagen es und die Welt weiß es, die Confeſſion oder die *beſtimmte* Religion ſei indifferent geworden; und weil es nun ſchon ziemlich auf eins hinausläuft, ob einer ein Jude, ein Proteſtant oder ein Katholik heißt, wenn er nur ein vernünftiger gebildeter Menſch iſt, weil jene Gegenſätze keine praktiſche Bedeutung und nicht die Kraft der Parteinamen mehr haben, ſo iſt man auf den Ausweg gekommen, ſich auf die Indifferenz ſelbſt zu ſteifen und das Allgemeine als ſolches, das Chriſtenthum, auf die Fahne der Zeit zu ſchreiben, als wenn Einer, der kein beſtimmtes Wort oder keine wirkliche Sprache mehr ſprechen könne, nun grade die Sprache im Allgemeinen gewonnen und nicht vielmehr mit jeder einzelnen Sprache alle Möglichkeit zu ſprechen überhaupt verloren hätte. Wir haben das die religiöſe Illuſion genannt; wir haben aber ſo eben geſehen, daß ſie weſentlich nichts anders iſt, als der unpraktiſche Tic der Zeit, beim Allgemeinen und Unbeſtimmten ſtehn zu bleiben und ſich den wahren Inhalt ſelbſt ihrer eifrigſten Wünſche nicht durch die Probe zum Bewußtſein zu bringen. Die Probe der Theorie iſt die Praxis. Die Sache hat noch Leben und Zukunft, die den Menſchen das Blut zum Herzen treibt, um die ſie ſich ſtreiten und in Haß und Liebe wiederhallende Parteinamen ſich beilegen. Hört der Streit auf, ſo hört die Sache auf, die Köpfe und Herzen der Menſchen zu erfüllen. So iſt es mit der altreligiöſen Sphäre. Unſere Zeitgenoſſen werden dagegen ſogleich wiſſen, wofür oder wogegen ſie zu ſtreiten haben, wenn die politiſche Freiheit und irgend eine Conceſſion derſelben zum Gegenſtande der Parteiung gemacht wird.

Wir ſind damit gegen 1837 und 38 weit vorwärts gekommen. Damals waren die religiöſen Nüancen, Pietiſten, Rationaliſten, ſelbſt Katholiken, — wenn Letztere auch nur im Extrem, wie Görres, — ein Parteiintereſſe, das man zum wenigſten vorſchützen durfte, um nur an die abſolut unzugängliche Politik wieder praktiſch heranzukommen. Aber alle dieſe religiöſen Gegenſätze ſind eigentlich nicht religiös; ſie waren bereits unpraktiſch geworden, ſie waren nicht im Stande, Maſſen in Bewegung zu ſetzen und mit nachhaltiger Begeiſterung zu erfüllen, ſelbſt in Zürich gelang dies nur im Namen der Politik; ſie ſind Gegenſätze der Theorie und haben ſich daher ſehr ſchnell wieder verſöhnt, und in die unbeſtimmte Allgemeinheit des Chriſtenthums überhaupt aufgelöst, eine Form, die nun nur inſofern Partei genannt werden kann, als es vielleicht eine Partei geben kann, die nichts Beſtimmtes will und daher wiederum der Ausdruck unſres todten gegenſatzloſen Lebens iſt. Die Pietiſten, welche ſich zu „Chriſten“ überhaupt verflüchtigen und nichts Beſtimmtes, ſchneidend Pietiſtiſches zu wollen und durchzuführen ſich getrauen, verlieren alles Intereſſe. Dem Unbeſtimmten nachlaufen, heißt ſich Illuſionen machen. Auch dieſe Illuſion iſt eine liberale. Die Pietiſten haben nur im Allgemeinen den guten Willen, Chriſten zu ſein; den wirklichen Willen, beſtimmte Chriſten zu ſein und uns Andre mit aller Gewalt dazu zu machen, haben ſie nicht. Sie ſind daher blaſirt, ſpotten über ſich ſelbſt und alle Welt, ſchreiben elegante und unendlich ſuperkluge Artikel in Hengſtenbergs Kirchenzeitung, hecken allerhand impotente Plänchen aus und wundern ſich hinterher, wenn ſie mit Allem elend Schiffbruch leiden. Jetzt, da ſie nun was ſein könnten, ſind ſie nichts, und ſelbſt das Bischen Eifer und Zorn, was ſie früher als ecclesia pressa noch vorzubringen hatten, iſt jezt verpufft. Freuen wir uns, daß ſie die Erfahrung gemacht haben und gönnen wir ihnen Zeit, ſich vollends dahin zu bringen, daß kein Menſch mehr von ihnen ſpricht. Es war faſt ſchon zu ſpät, es hier zu thun. Alſo ſchlafen Sie wohl, meine Herrn Chriſten, und laſſen Sie Sich von einem großen Geſetz träumen, womit Sie uns Alle zuſammen in Einem ſchönen Fiſchzug wieder ans Land des alten Bewußtſeins ziehn. Sie ſind blaſirte Theoretiker, Sie haben keine Religion. —

Die Religion dieſer Leute iſt darum keine, weil ſie vom Leben und der Idee unſrer Zeit abſtrahirt, ſie iſt *abſtracte* Theorie, Lehre, nicht Leben. Religion kann nicht gelehrt werden, aber die *wahre* Theorie iſt Religion und wird als Religion empfunden und ausgeübt. Die Lehre, welche nicht im Gemüthsleben als Macht gegenwärtig iſt, erzeugt das blaſirte Bewußtſein unſrer Tage und erſcheint nicht nur an den forcirt Religiöſen, ſondern auch in der Weltbildung und ihrer höchſten Form, der Philoſophie.

5. Die blaſirten Theoretiker und die Illuſion der abſtracten Philoſophie.

Das ſelbſtgenügſame und darum abſtracte Wiſſen verſchmäht auch den höchſten Selbſtzweck der Idee und des freien Geiſtes, den Zweck, ſich zu realiſiren und im Kampfe mit der Welt zu beſtehen — was eben das höchſte prak-

e Pathos und Religion iſt. — Dieſe falſchverſtandne
bſtgnügſamkeit, die in die Philoſophie und in die ganze
ſenſchaft unſerer Zeit eingedrungen iſt, verdirbt den
rakter, noch mehr, ſie hebt ihn auf und erzeugt die
rakterloſigkeit und Feigheit, die ſo häufig bei Ge-
tell gefunden wird, daß ſie bereits in unſern Komö-
dargeſtellt zu werden pflegt. Nur die Philoſophie,
che ſich zum Weltbewußtſein erheben will, iſt das In-
ſe des Philoſophen, hat aber der Philoſoph ſelbſt
Intereſſe nicht mehr, wie ſoll ſeine Philoſophie die
t intereſſiren? Ganze Haufen philoſophiſcher Bücher
en auf den Markt, kein einziges davon erregt In-
ſe. Warum? weil ſie nichts enthalten als den Egois-
, die Eitelkeit, die Aberweisheit ihrer Verfaſſer, die
er und immer etwas Neues zu ſagen ſich anſchicken
nicht merken, daß ſie aus dem alten Hexenkreiſe der
acten Theorie, die um keines Menſchen Kummer ſich
mert, nicht heraus kommen, weil ſie ſelbſt keinen
ern Kummer haben, als den, ob nun Fiſcher oder
nicht das Problem der Gegenwart gelöſt habe — ja,
Problem der Gegenwart! Aber ein einziges Buch
einem Menſchen, der Herz und Feuer im Leibe hat,
der Zeit mit vollem Ernſt und ſchneidender Energie
aufs Leben dringt, erſcheint — ich brauch' es nicht
ennen —, und die ganze Welt iſt in Bewegung zu
r Dichtung und zu neuen Thaten.

Ziehen unſre Weiſen daraus keinen Schluß? Nein,
Menſch iſt ihnen nur eine Perſon, wie ſie auch

welche ſind. Die Eitelkeit des abſtracten Theoretikers iſt unfähig, den qualitativen Unterſchied zwiſchen ſich und einem ganzen Menſchen zu begreifen, gleichviel ob dieſer Theoretiker als verbißner oder als genialer Egoiſt zornig oder frivol ſich zur Geſchichte verhält.

Es handelt ſich hier nicht um die Moral, es handelt ſich um die Religion der Philoſophie, um die Hingebung des Philoſophen an die Philoſophie nicht als an ein Handwerk, ein Geſchäft, als an ſeine Domäne, ſondern als an die höchſte Form des Geiſteslebens, in der alles Leben bewegt wird. Die Philoſophie, die ihren radicalen Zweck aus dem Sinne verliert, läuft eben ſo wie die allgemeine Weltbildung der reinen Privatmenſchen, immer Gefahr, an Selbſtbeſpieglung und eitler Bewegung in ihrer eignen Subjectivität ſich zu Grunde zu richten. Der Witz und der ſchaale Humor großer Städte, der immer auf der Lauer liegt, wo er paſſend hervorbrechen und glänzen kann, die Vergötterung jedes Genies und jeder Berühmtheit, der hohle Enthuſiasmus für Tänzerinnen, Muſiker, Athleten, was beweiſt dies alles? Nichts als die blaſirte Bildung, der es an reeller Arbeit für große Zwecke fehlt, nichts als die unendliche Selbſtgenügſamkeit der theoretiſchen Faulheit, nichts als die Frivolität des bloßen Formverſtandes und Formtalents; und man muß es dahin gebracht haben, all dieſe Gaben und all dieſe Geſcheidtheit zu verachten, um nicht in denſelben hohlen, ſaft- und kraftloſen Strudel hineingeriſſen zu werden. Spielt mit eurer Superklugheit und ennuyirt euch, wenn ihr es dahin gebracht habt, daß ihr mitglänzen und mitſpielen könnt, reflectirt dann auf dieſes Dandylöwen-Bewußtſein, in dem ihr Alles und auch die Einſicht erreicht habt, daß ihr es nun höher als zu dieſer Ueberſättigung und Blaſirtheit nicht bringen könnt; aber denkt nicht, daß ihr ganze Menſchen ſeid und wenn ihr euch aus Blaſirtheit erſchießen ließt.

Dieſelben Phänomene, die das hauptſtädtiſche Leben der Ueberbildung hervorbringt, entſpringen auch aus der ſelbſtgenügſamen Philoſophie. Ihre Illuſion iſt dieſelbe wie die der Weltbildung, daß ein formelles Theoretiſiren ſchon Geiſt und Selbſtzweck ſei. Der Zweck der Weltbildung, nur geiſtreich, und des Philoſophismus, nur wiſſend ſein zu wollen, iſt der *unbeſtimmte* Zweck und verhält ſich zu den reellen, wirklichen, beſtimmten Zwecken ganz ſo wie das Chriſtenthum überhaupt zu einer wirklichen Confeſſion deſſelben; es kann daher bei einer Philoſophie, welche nicht den Zweck hat, dieſe beſtimmte Wirklichkeit bis auf den Grund zu durchdringen und in ihr ihren Begriff zu realiſiren, was eine Herzensſache iſt, nichts Andres herauskommen, als die Freude des Philoſophirenden an ſeiner eignen Weisheit. Das abſchreckendſte Beiſpiel der philoſophiſchen Ichſucht, der Renommage, der Erbitterung über fremde Erfolge und der gänzlichen Hohlheit und Verkommenheit in der egoiſtiſchen Genießſucht — iſt ſo bekannt, daß ich ein Uebriges thäte, wenn ich ſeine Berühmtheit noch berühmter machte.*)

---

*) Sollte es nicht paſſend ſein, als Auflöſung zu dieſem Räthſel

Die Wahrheit iſt ſich ſelbſt Zweck heißt: ihr Zweck iſt im Bewußtſein der Welt und als lebendiges, bewegendes Princip zu ſein, d. h. der Zweck der Theorie iſt die Praxis der Theorie.

Die Philoſophie alſo als ein jenſeitiges Weſen und Weben des Gedankens ohne Willen und Leidenſchaft iſt aufzulöſen. Selbſt die Logik iſt Polemik gegen das Weltbewußtſein der Vergangenheit, und jeder Gedanke, auch der abſtracteſte, koſtet kochendes Blut und Zorn gegen ſeine Schranke, oder er iſt keines Lebens werth und keiner Wirkung fähig. Dies heißt aber jetzt nichts Andres, als das blaſirte Bewußtſein unſrer Zeit iſt im Princip aufzulöſen.

Das blaſirte Bewußtſein iſt der theoretiſche Geiſt, welcher ſeine Arbeit vollbracht oder es bis zur Ueberbildung gebracht hat und nun nicht weiß, was er mit

---

die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 21. November zu citiren, welche über die erſte Vorleſung eines berühmten Philoſophen aus Berlin alſo berichtet: „Keine geſchraubten und tönenden Redensarten von Wiſſenſchaft und Philoſophie, ſondern leuchtende Silberblicke einer platoniſchen Ideenwelt, gefaßt in die draſtiſche Form Göthiſcher Dichtung. Schelling, ausgehend von dem Begriff der Philoſophie, *entwickelte die Antwort auf dieſe höchſte und wichtigſte Frage* an den Fortſchritten *ſeines* **eignen** *Geiſtes*.“ Es hat mich beim Setzen der Hegelſchen Werke immer gewundert, daß dieſer Philoſoph das Wort „Ich“ ganz aus ſeiner Sprache verloren zu haben ſchien: jetzt glaube ich den Grund dieſer Enthaltſamkeit entdeckt zu haben. Doch ſtelle ich es den Gelehrten anheim, ob ich recht gerathen oder mich geirrt habe.

Anmerkung des Setzers.

ſich anfangen ſoll. Es iſt der Zuſtand des Satten und des Müßiggängers, der ſich ſelber nicht loswerden kann, ſo ſehr er ſich auch zur Laſt iſt. Hat der einzelne Menſch mit gemeiner Noth zu kämpfen, ſo kommt ihm dieſer Feind nicht bei; aber das geiſtige Leben der Völker kann ihm nur entrinnen durch eine politiſche Bewegtheit in großen praktiſchen Problemen, die jedes Individuum beim Schopfe faſſen und aus der Ueberſättigung an ſich ſelbſt heraus reißen. Die Auflöſung des abſtract theoretiſchen Geiſtes auch in der Form der Philoſophie iſt alſo dadurch zu bewirken, daß ſie in das politiſche Leben verwickelt wird und die radicale Reform des Bewußtſeins, die Entzündung der Religion der Freiheit zu ihrer Aufgabe macht.

6. Die Reform des Bewußtſeins und die praktiſchen Probleme.

Daß die Reform des Bewußtſeins eine Reform der Philoſophie ſelbſt iſt, liegt am Tage. Läßt man den Staat, die Religion und die Kunſt laufen, wie ſie Luſt haben, ſo werden alle drei verwahrloſen, und iſt der Philoſoph hochmüthig auf ſein Denken, ſo werden ſie es auf ihre Gedankenloſigkeit ſein. Nimmt man ſich ihrer aber an, knüpft man dort an, wo ſie ſtehen, ſo ergiebt ſich daraus eine ganz neue Wiſſenſchaft, wie dies Feuerbach. Strauß und B. Bauer an der Theologie hinlänglich gezeigt haben. Das iſt eine Reform des Bewußtſeins, denn ſie faßt das wirkliche exiſtirende Bewußtſein bei der Wurzel und reformirt dadurch zugleich die Philoſophie und die Wiſſenſchaft, d. h. ſchafft eine ganz neue, eine wirkliche und mächtige Wiſſenſchaft. Im Politiſchen ſind die Franzoſen Muſter, vornehmlich Rouſſeau unter den ältern und Lamennais in neuſter Zeit; die ſchriftſtelleriſche Macht des Letztern iſt wahrhaft überwältigend. Der Deutſche, der dies lieſ't und mitfühlen kann, muß unmittelbar begreifen, daß alle unſre Schreiberei blutloſes Schattenweſen iſt gegen dieſe Worte, die Thaten ſind. Und nun werdet ihr ſagen, bei ihm haben die Schatten getrunken aus der Blutgrube der Revolution, der politiſchen und der Preßfreiheit; aber wer hat den Franzoſen das neue, welterſchütternde Bewußtſein erzeugt, wer hat ihnen dieſe Seelengröße eingehaucht, daß ſie es wagen, frei zu ſein? Ihre Philoſophen, ihre unſterblichen Schriftſteller. Von der Reform der politiſchen Formen das Heil der Welt zu erwarten, iſt der alte Fehler des Liberalismus; Alles liegt an der Reform des Bewußtſeins. Die Reform des Bewußtſeins iſt die Reform der Welt und kein Gott kann ſie hindern.

Der Liberalismus iſt jetzt Volksbewußtſein, und wir haben geſehen, daß er zugleich unſre Freiheit iſt, die Freiheit eines Volkes, welches in der Theorie ſtecken geblieben. Wo alſo die abſtracte Theorie verlaſſen, und zu einer Reform des Bewußtſeins übergegangen wurde, z. B. im Religiöſen, da fühlte ſich ſogleich der Liberalismus ſelbſt überſchritten, denn, wie geſagt, er will die Menſchen denken laſſen, was ſie wollen, aber außerdem ſollen ſie frei werden, als wenn ein Einfältiger oder ein Gedankenloſer je frei werden könnte. Die Reform des Bewußtſeins, — und aus der religiöſen folgt von ſelbſt die totale, — iſt alſo in der That die Auflöſung des Liberalismus und die Eroberung einer neuen, der wirklichen Freiheit. Ihr weſentlicher Unterſchied von der geſchenkten Freiheit des Liberalismus iſt der, daß ſie ihr eignes Product und erkämpfter neuer Geiſteszuſtand, ein vollkommen in ſich ſelbſt ruhendes, ohne alle Garantieen von Außen geſichertes Beſitzthum iſt.

Die Praxis kann nur elend ſein, wenn das Volksbewußtſein auf ſie keinen Werth legt. Wenn die Gelehrten denken, wir haben nichts zu ſagen, was nicht unſre Collegen, die Cenſoren paſſiren ließen, wir haben vornehmere Dinge zu denken und zu thun, als uns um ſolche Lumpereien, wie dieſe praktiſchen Häkeleien ſind, zu bekümmern, und wenn in Folge deſſen das Volk denkt, es iſt Einerlei, was die Gelehrten machen, ſie und ihr Loos geht uns nichts an, genug für uns, wenn unſer Leben und Eigenthum, übergenug, wenn auch unſer Wohlſtand geſichert iſt, der Zweck von Allem iſt ja doch nichts weiter als das liebe Leben; — wnen die Leute ſo denken, und ſie thun es, ſie ſind ſo dumm, es zu thun, nun da iſt es gar kein Wunder, daß die Preſſe nicht frei und ein politiſches Leben nur als Schein und Schatten vorhanden iſt. Wollt ihr dies Bewußtſein nicht in ſeiner ganzen Niederträchtigkeit verachten lernen, ſo wird es zwar zweifelhaft ſein, was für Herren ihr jedesmal habt, aber daß ihr immer welche behaltet und ganz gewiß Sklaven bleibt, iſt weiter nichts als euer eigner Wille.

Allerdings muß die Sache bei der Wurzel gefaßt werden, d. h. nur die Philoſophie kann die Freiheit erreichen und ergreifen; aber, wie geſagt, der Philoſoph ſo gut als der Dichter hat die Aufgabe, das allgemeine Bewußtſein zu faſſen und in ſeine Gewalt zu bringen: die Ueberſchreitung des Liberalismus iſt alſo nur durch die Auflöſung der alten Vornehmheit und machtloſen Zurückgezogenheit der Philoſophie möglich, indem alle Köpfe von Talent und Feuer auf den Einen, großen, unendlich dankbaren Zweck gerichtet werden, den Durchbruch des ſtumpfſinnigen Spießbürger-Bewußtſeins und die Erzeugung eines lebendigen, feinfühlenden politiſchen Geiſtes zu bewirken. So lange noch alle Welt der Ueberzeugung iſt, das Vernünftigſte und Größte ſei, aus einer Studirſtube für die Andern zu ſchreiben oder ſeine ſchönſten Kräfte in dem Staube nie geleſ'ner Acten zu vergraben, ſo lange man nur nebenher die Dichter bewundert und nicht vielmehr dies anerkennt, daß ihre Macht in ihrer Herablaſſung ins Bewußtſein des Volks beſteht, ſo lange man nicht begreift, daß es nichts als eine Rohheit und armſelige Impotenz iſt, wenn man die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit nur zum Raub des Todes und des Moders zu machen weiß; ſo lange werden ungeheure Kräfte vergeudet, erſtickt, gemordet und die Welt um ihr heiligſtes Recht, um die Theilnahme an dem freien Geiſtesleben betrogen. Dieſe Welt, in der wir leben, iſt die Welt der indiſchen Büßer und der ſyriſchen Selbſtentmannung. Wie viel Kräfte werden vergeudet im Dienſte einer Weltüberwindung, deren Ideal die Kaſteiung und die Flucht aus der Welt ſelber iſt! Wie viel Menſchen verlieren ihr Leben und alle ſeine Kräfte im Dienſte eines Syſtems, deſſen Princip die Furcht vor dem Menſchen ſelbſt iſt! Iſt nicht der directe Weg, alle Staatsbürger zu Menſchen zu bilden und dann jeden frei den andern ſchützen zu laſſen, unendlich viel einfacher und ſichrer, als das Unternehmen, die ſchützende Polizeiordnung, die jetzt das Ideal iſt, von Außen heranzubringen, wobei fingirt wird, dieſe Diener der Ordnung ſeien nun die Vernunft, das ganze übrige Menſchenmaterial aber ohne Weiteres die Unvernunft? Und rechnet nur getroſt die ſtehenden Heere gleich mit zum Polizeiſtaat, und vergeßt es nicht, daß Volksbildung und Volksbewaffnung, wenn man ſie nur verſtehen, lieben und nicht fürchten wollte, eine viel großartigere und die einzig unüberwindliche Macht wären. Alle Heere ſind ſtehend und ein ſtehender Sumpf, die aus dem Spiel, welches viel früheren Jahren zukommt, einen jahrelangen Ernſt machen; und am meiſten leiden darunter die Officiere, die einen lebenslänglichen Ernſt daraus zu machen haben. Nur das öffentliche Leben und die Combination der Schule und des Militärs kann dieſe Wunde heilen, aus der uns noch einmal, wie ſchon vordem, ein tödtliches Uebel zu entſpringen droht.

Aus den Illuſionen des Bewußtſeins, worauf unſer jetziges politiſches und religiöſes Leben ruht: der jenſeitigen Geiſteswelt, der über dem Leben ſtehenden Polizeiordnung, der geheimen und ebenfalls über dem Volk ſchwebenden Juſtiz und dem abgeſonderten, zum Zweck und theilweiſe zum Lebenszweck erhobenen Militärweſen, gehen einfach die praktiſchen Probleme hervor:

1) Die Kirche in die Schule zu verwandeln und eine wirkliche, allen Pöbel abſorbirende Volkserziehung daraus zu organiſiren.
2) Das Militärweſen damit völlig zu verſchmelzen.
3) Das gebildete und organiſirte Volk ſich ſelbſt regieren und ſelbſt Juſtiz handhaben zu laſſen, im öffentlichen Leben und im öffentlichen Gericht.

Wende Niemand ein, das ſeien Hirngeſpinnſte, es iſt nur unſre auf den Kopf geſtellte Welt, die Welt unſerer Antipoden zu allen ihren Conſequenzen gebracht; und wer ſich daran ſtößt, daß unſere Welt dort auf dem Kopfe ſteht, der frage ſich, ob ſie nicht bei uns etwa auf der ſehr kopfloſen Illuſion ſteht, daß die Vernunft jenſeits des Volkes geſucht, ihm von oben gegeben und anderswo, als in ihm, realiſirt werden ſoll.

Außerdem iſt ohne Zweifel zu den Ohren unſerer Weiſen, wenn auch nicht zu ihren Herzen die furchtbare Frage des Communismus gedrungen. Man erſchrickt davor, daß der Pöbel philoſophirt, und noch mehr davor, wie er philoſophirt. Hebt ihn alſo auf oder noch beſſer überlegt euch, wie er aufgehoben werden kann; das iſt eins von den praktiſchen Problemen, deren Löſung den gewaltſamen Umſturz des alten Syſtems dadurch vermeiden lehrt, daß ſie freiwillig aus dem neuen Bewußtſein ihr Syſtem bildet. Oder wollt ihr den Pöbel lieber todtſchießen, ſobald es ihm einfällt, die Schläge, die er jetzt ruhig hinnimmt, einmal zu erwidern? Gewiß nicht. Auch würd' es nicht gehn. Die Menſchheit iſt unſterblich und eben ſo unſterblich ihr Recht an ſich ſelber und an ihrem Begriff. Keine reellere Frage der Freiheit, als die, alle Menſchen zur Würde des Menſchen zu erheben; und die Welt hat ſich mit ihr zu beſchäftigen, bis ſie gelöſt iſt.

Vor den wirklichen Freiheitsfragen werden die illuſoriſchen, die ſchon jetzt jeder Verſtändige durchſchaut, bald gänzlich verſchwinden. Oder was ließe ſich mit der ſtändiſchen Provinzialfreiheit und ihrer altdeutſchen Herrlichkeit, was mit dem leeren Gerede von Nationalität oder gar von der Einheit Deutſchlands, von den Symbolen, Stadtbränden, Geldſammlungen, Monumenten, Prachtbauten und Bündniſſen, durch welche ſie bewieſen oder in Ausſicht geſtellt und endlich erreicht werden ſoll, noch ausrichten? Nichts in der Welt. Die Einſicht, daß dies Illuſionen ſind, braucht nicht erſt erzeugt zu werden. Für die Freiheit aber hat die Einheit Deutſchlands, dieſes alt kaiſerliche Dogma eines unbeſtimmten Liberalismus, weiter keine Bedeutung, als die der Souverainetät. Eine Stadt, wie Athen, die ſouverain ſein und die Perſer ſchlagen konnte, war ſich ſelbſt genug und hat wirklich eine Welt in ihrem Schooße getragen, welche die nachfolgenden Jahrhunderte befruchten und befreien konnte. In einer Zeit aber, wo ein ſolches Territorium nicht ſouverain ſein kann, wird es auch nie frei ſein. Wer die Freiheit will, muß den ſouverainen Staat, und wer den ſouverainen Staat will, muß ſeine Bedingungen wollen. Weiter iſt mit der Einheit des Volkes nichts zu machen; da ſonſt Nordamerika und England eins ſein und die Deutſchen am Ohio zum heiligen deutſchen Reiche gehören müßten.

Die deutſche Welt, um ihre Gegenwart dem Tode zu entreißen und ihre Zukunft zu ſichern, braucht nichts, als das neue Bewußtſein, welches in allen Sphären den freien Menſchen zum Princip und das Volk zum Zweck erhebt, mit Einem Wort die Auflöſung des Liberalismus in Demokratismus.

7. Die wahre Romantik und der falſche Proteſtantismus, ein Gegenmanifeſt.

Wir alle erinnern uns wohl noch des Manifeſtes gegen die Romantik, welches faſt alle Dichter, außer den beiden heidniſchen, Göthe und Schiller, abſetzte und ein großes Aergerniß in unſrer genialen Welt anrichtete; und wer es ja vergeſſen haben ſollte, dem rief es jener große Unbekannte oder eine jener unbekannten Größen, die jetzt die literariſche Zeitung zur Repräſentantin der Berliner Bildung erhoben haben, ganz neuerlich ins Gedächtniß zurück. Die Jahrbücher haben geſagt, die Kritik ſei frei, eine Epoche freſſe die andere auf; gut, wir wollen die Probe machen. Wir ſind eine neue Epoche, eine neue Negation in dem unaufhörlichen Fluß des Negirens. Mit jenem Manifeſte iſt es nichts. Es quält ſich, „die Romantik“ aufzuheben und „das Romantiſche“ zu retten, es giebt ſich viel Mühe, den Proteſtantismus von der Romantik zu unterſcheiden und doch auch wieder die Romantik für eine Tochter des Proteſtantismus auszugeben. Umgekehrt! der Proteſtantismus wird aus der Romantik geboren, und die neuſten Romantiker, die wirklich aus dem Proteſtantismus, ja ſogar aus der Aufklärung, wenn auch als ihr Gegenſatz entſpringen, ſind nur Romantiker aus Reflexion, nur capricirte Reſtauratoren der alten ächten Romantik. Es hat ſich daher auch gar bald gezeigt, daß weder die Proteſtanten, noch die Romantiker mit dem Manifeſte ſonderlich zufrieden waren. Sie hatten Recht. Und da wir einmal in einer Zeit der Palinodien, der Bekenntniſſe ſchwacher Seelen, der Bekehrung ganzer Völker und ſogar der Deutſchen Jahrbücher leben, ſo hoffen wir, die Redaction werde nichts dawider haben, daß die Jahrbücher für die Romantik eintreten und, was ſie ſelbſt, ohne Zweifel aus Verachtung, bisher unterlaſſen hat, die Widerlegung jenes Manifeſtes bringen. Und warum ſollten ſie nicht? Wie oft haben ſie ſeitdem gemauſert? Können die Heiden und Philoſophen unſrer Zeit mit jenem Artikel noch einverſtanden ſein? ſind die Jahrbücher noch dieſelben, die ſie 1839 und 40 waren? iſt ihr Stichwort noch immer Proteſtantismus? iſt es nicht vielmehr wie ausgekehrt aus ihren Spalten? und Romantik? Nun, es kommt wohl hin und wieder noch ein Hieb auf dieſen Popanz vor; im Ganzen aber möchte leicht nachzuweiſen ſein, daß ſeine Bedeutung durchaus nicht mehr dieſelbe iſt, als in jener glücklichen, unbefangenen Zeit, die harmlos alle ihre Bedürfniſſe in den Schranken erlaubter Kategorien befriedigte und darum ſich ohne allen Anſtand ganz ſo geben durfte, wie ſie war, während jetzt kein Wort mehr legitim iſt, das aus dem Herzen dieſer umgewandelten Zeitjünger aufſteigt. Die Jahrbücher haben ſich bisher immer ſelbſt widerlegt, bei nichts ſind ſie geblieben, am allerwenigſten beim

Proteſtantismus, den ſie nun nicht einmal mehr in den Mund nehmen mögen, während er früher ihre Fahne (oder ſoll ich ſagen ihr Aushängeſchild?) war. Warum ſollte es alſo uns, die wir die wohlmeinende Abſicht haben, alle Tiefen der Romantik zu erfahren und zu erforſchen, und die wir uns wirklich getrauen, jene dunkle Materie aufs Beſte aufzuklären — man verzeihe uns dies Wort, es iſt wohlmeinend — nicht erlaubt ſein, die Romantik ſowohl, als den Proteſtantismus an den Junghegelianern zu rächen und jenes anmaßende, verletzende und gänzlich unhaltbare Manifeſt aufzulöſen?

Die Sache iſt, wie die Wahrheit immer, ſehr einfach. Was iſt Proteſtantismus? Chriſtenthum. Was die Romantik? Chriſtenthum nicht minder, eher mehr. Soll alſo der Proteſtant nicht romantiſch ſein? So ſoll er kein Chriſt ſein. Doch — ohne auf das Wort Chriſt zu pochen, worüber ſich die Schriftgelehrten ſchon ſo lange ſtreiten und vielleicht nur an den allerhöchſten Stellen jetzt die richtige Auslegung anzutreffen iſt, denn wer iſt noch ein Chriſt und wer iſt es nicht mehr? — wir wiſſen unmittelbar, was wir am Romantiſchen haben. Klingt romantiſch nicht ſchön? finden nicht ſelbſt Leute aus niedern Ständen eine ſchöne Gegend und beſonders eine großartige Gebirgsgegend romantiſch? Wie ſoll man dieſes Unſagbare ſagen, wenn man das unerforſchliche Wort aus der Sprache verbannt? Klingt es nicht gleichbedeutend mit ahnungsvoll, ſchaurig, überſchwenglich, oder vielmehr, iſt es nicht eine Miſchung aus allen dreien? und manchmal wieder iſt es nicht, was wir ſonſt himmliſch und erhaben nennen? Iſt die maleriſche Landſchaft, die ſehnſüchtige Muſik, iſt die göttliche Poeſie ſelbſt, die uns mit ihrem Zauber aus dieſem Jammerthal erlöſt und in eine höhere, beſſre Welt erhebt, uns aus uns ſelbſt entführt, nicht romantiſch? Und gegen all dieſe Herrlichkeiten wollt ihr eure Philoſophie, eure ſogenannte Freiheit einſetzen, den Sonnenſchein und ſein unverſchämtes Licht wollt ihr zum Princip erheben und über die „mondbeglänzte Zaubernacht“ und ihren milden Dämmer ſetzen, über alles das,

> Was von Menſchen nicht gewußt
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Bruſt
> Wandelt in der Nacht?

Und ihr wollt kommen mit eurer widerwärtigen Wahrheit, die dem Menſchen ſeine Ahnung, ſeinen Himmel, ſeine Sehnſucht und alle Zauber der Verzückung raubt? O geht mir, geht! Das vermögt ihr nicht, das würdet ihr nimmer vermögen und wäre die Zeit auch noch viel tauſendmal proſaiſcher und verruchter, als ſie iſt.

Allerdings unterſchied das Manifeſt zwiſchen romantiſch und Romantik, allerdings ſollte die Romantik der ausgeartete und die Philoſophie der ausgebildete Proteſtantismus ſein. Aber welche unnöthige Sprachverwirrung, welche kraftloſe Sophiſterei! Wollt ihr die Romantik nicht, ſo laßt auch das Romantiſche fahren. Seid doch einfach und ehrlich; geht heraus mit der

Sprache und bekennt, daß ihr weder Proteſtanten, noch Katholiken, weder Romantiker, noch romantiſch ſeid, weil ihr Philoſophen, keine Chriſten, ja nicht einmal Heiden, ſondern einfach gar nichts Andres, als Menſchen und freie Menſchen, wie ihr zu ſagen pflegt, ſein wollt. Wir kennen euren Wahlſpruch, welchen ihr von jenem Tſcherkeſſen entlehnt habt, den die Ruſſen zur Unterwerfung aufforderten und der ihnen zur Antwort gab: Ich denke ſo: „zwiſchen meinem Kopf und dem Himmel ſoll nichts ſein, als meine Mütze.“ Wir wiſſen es, ihr haßt, ihr verachtet, ihr verlacht das Chriſtenthum: wie wollt ihr da noch Proteſtanten ſein, wie Sinn für das Romantiſche haben und wie etwas erkennen, wofür ihr keinen Sinn habt? Wer von euch liebt den Mond, wer von euch kann ihn, die Hand aufs Herz, begrüßen wie Göthe:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz?

Beruft euch nur nicht auf Göthe! Göthe war ein Dichter, in Dichter war Göthe und ihr ſeid keine Dichter und wißt auch nicht, was ein Dichter iſt. Doch ich rechte nicht mit euch, und ſtreite nicht mit Worten, ſondern vielmehr mit dem Geiſt einer großen Vergangenheit, des Chriſtenthums, welches ihr nicht begreift. Hört mich n, und es wird euch klar werden, was romantiſch iſt nd wo es fehlt, wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß das Romantiſche etwas eben ſo Unſagbares, Unerforſchliches iſt, als der Dichter.

Romantiſch iſt chriſtlich. Das habt ihr nicht geſagt, die ihr damals noch ſo frech waret, euch ſelbſt für Chriſten auszugeben, wohl aber kann man es aus Hegel entnehmen. Aber was iſt chriſtlich? Die Schwierigkeit geht damit nur wieder von vorne an. Hegel ſetzt das Chriſtliche in die Innerlichkeit der Subjectivität und darum ſind ihm auch die romantiſchen Künſte diejenigen, die das Leben und Weben dieſer Innerlichkeit zu ihrem Element haben, die ganze Welt in ſich hineinreißen und dieſen Inhalt als Sentiment ausſprechen. Er macht damit einen Gegenſatz zwiſchen dem Subjectivismus der neuern Künſte und dem objectiven, plaſtiſchen Ideal der alten Welt. Aber wiſſen wir denn nun, was romantiſch iſt?

Wie ſchwer verſtändlich dieſer Hegel iſt! ein wahrer Stein des Kronos, an dem die Zeit ſo lange vergeblich verdaute, bis die Empörer gegen ſeine Autorität unter dem Schall der Korybanten und Kategorien groß geworden waren! Welche weitſchichtigen Worte, „Subjectivität, Innerlichkeit!“ als wenn die alte Welt nicht auch im Elemente der Innerlichkeit gelebt hätte! als wenn die „unendliche Subjectivität“ mit dem Chriſtenthum zur Welt gekommen und die Subjectivität nicht von jeher die unendliche geweſen wäre! Deutlicher wird die Sache, wenn man ihn ſagen hört, die Innerlichkeit ſei jetzt als das Unendliche geſetzt worden, oder wie Feuerbach in ſeinem „Weſen des Chriſtenthums“ dieſen Gedanken ohne Zweifel richtig deutet, das Chriſtenthum mache die Innerlichkeit des Gemüthes und den Inhalt der Subjectivität zum Gott, wie denn überhaupt Feuerbach die Gabe der Deutlichkeit hat und Niemanden über ſeine eigentliche Meinung in Zweifel laſſen wird, der jenes merkwürdige Buch aufmerkſam lieſt. Er läugnet den objectiven oder perſönlichen Gott, und ſagt, der Gott der Chriſten ſei ihr objectivirtes Gemüth. Hiemit wird gemeint: Die Alten vergöttern die Natur und den Menſchen; die Chriſten vergöttern das Weſen des Gemüthes und des Geiſtes: Gott iſt der Geiſt. Der Gott der Griechen iſt die menſchliche Geſtalt, in welche die Natur verklärt und die ſittlichen Mächte verkörpert ſind; der Gott der Chriſten iſt die Subjectivität des Geiſtes als ſolche. Die chriſtliche Welt iſt nicht die objective unmittelbare. Die findet der Chriſt ungöttlich, er entgöttert Natur und ſchöne Menſchengeſtalt, und vergöttert dagegen die geiſtigen Mächte als ſolche.

Man gebe wohl Achtung, wenn die Bibel ſagt: Gott iſt ein Geiſt, ſo ſagen unſre Philoſophen, Gott iſt der Geiſt, und meinen dieſen irdiſchen Geiſt und ſeine Geſchichte, während der chriſtliche Gott im Himmelsthrone des Jenſeits ſeinen Sitz hat. Dies iſt die vielbeſprochene Transcendenz, der Faden des Damokles, an dem das Schwert über unſrem Haupte ſchwebt; ſchneiden wir ihn durch, ſo ſtürzt die ganze bisherige Weltordnung zuſammen, von dem corroſiven Selbſtbewußtſein der Philoſophie zerſtört. Die Romantik hängt an demſelben Faden, denn ſie iſt überall der Zug des Herzens nach dem Jenſeits, ſie iſt ſo in der That chriſtlich, wie Hegel von ihr und keineswegs polemiſch behauptet. Die Polemik der Junghegelianer gegen die Romantik war daher nichts Andres, als die verſteckte Polemik gegen das Chriſtenthum.

Wir behaupten das Jenſeits, und wenn wir das Jenſeits in irgend einer Form behaupten können, ſo können ſie uns die Romantik nicht ſtreitig machen. So lange noch irgend eine Bruſt von Sehnſucht gepreßt, ſo lange ein Mädchen von dem abweſenden Geliebten in ſein Jenſeits hinüber gezogen wird, ſo lange der Dämmer des Mondes uns das reizend macht, was er uns verhüllt, ſo lange der Flor den keuſchen Buſen lockend verhüllt, ſo lange die Nachtigall im Frühling verlangende Melodien haucht, ſo lange die Menſchheit an ein verlornes Paradies ſich erinnert, ſich nach dem Tage des Edlen und Freien ſehnt, daß er endlich komme und alle Mühſal der Unterdrückten ende: — ſo lange ſteht der ſchöne Tempel des Jenſeits, zu dem die Welt ihren verlangenden ſehnſüchtigen Blick erhebt, und dieſe Gemüthsbewegung iſt romantiſch.

Man kann die Philoſophie und ihren Begriff zugeben, man kann ihr das Aergſte nachſehen; ſie wird das Jenſeits nicht überwinden, ſie wird die Romantik nicht ſtürzen.

Die Wahrheit des Chriſtenthums iſt nach ihr das

Zurückziehen des Bewußtſeins in ſich bei der Inconvenienz und Mangelhaftigkeit aller Exiſtenzen. Und damit geht die rechte Religion erſt auf. Denn was iſt Religion andres, als daß der Menſch für das Weſen gegen die Exiſtenz Partei nimmt? Das Weſen iſt der Geiſt, das innerliche Weben. Vor ſeiner raſtloſen Arbeit ſtürzen alle Exiſtenzen in Natur und Geſchichte zuſammen, aus ihm erheben ſie ſich neu. Das Auflöſen aller Exiſtenzen in ihr Weſen, die abſolute Bewegung, und die Aufnahme dieſer Auflöſung in Gefühl und Empfindung des Subjects, nach dem Ausdruck der Religion, das Beziehen aller Dinge auf Gott (Gott iſt dem Philoſophen der Name des Weſens, das die Religion perſonificirt), die Empfindung und der Eifer für dieſes jüngſte Gericht, welches zugleich Schöpfung einer neuen Welt iſt, wäre alſo Religion.

In der chriſtlichen Religion iſt damit der Proceß gegeben; denn das Weſen zieht ſich unaufhörlich aus allen Exiſtenzen in ſich zurück und geht unaufhörlich zu neuen Exiſtenzen aus ſich hervor. Das Weſen iſt in den Exiſtenzen, aber es iſt als Proceß ihnen zugleich immer tranſcendent und ſtellt ſich immer ſelbſt als das Jenſeits dieſer Welt dar. Das Chriſtenthum ſetzt der Welt den Geiſt entgegen. Die Philoſophie ſagt, die Objectivirung des Geiſtes als des Weſens ſei die Geburt des Gottes in dieſer Religion.

Vergöttert nämlich die griechiſche Religion die Exiſtenz, ſo vergöttert das Chriſtenthum dagegen das

Weſen ſelbſt und erkennt eben wegen der abſoluten Macht des Weſens über die Exiſtenz gar keine Exiſtenzen an; die einzige Exiſtenz, die es aber dennoch als geſichert anerkennt, nämlich Gott, ſoll das abſolute Weſen ſelbſt und unmittelbar als das allgemeine Weſen zugleich die einzelne Exiſtenz, Perſon, ſein. So erklärt ſich Feuerbach die religiöſe Anſchauung.

Das iſt unmöglich, ſagt die Philoſophie; aber es iſt ſo und iſt ein Wunder, ſagt das Chriſtenthum. Das Wunder iſt das abſolute Jenſeits der Vernunft, wo das Wunder anfängt, ſteht uns der Verſtand ſtill. Das Wunder iſt das Princip des Chriſtenthums, und wie das Wunder der Vernunft tranſcendent iſt, ſo iſt die chriſtliche Innerlichkeit, die ſich in ſich zurückzieht, der Welt tranſcendent: die entgötterte Welt des Chriſtenthums, die Natur, iſt dem Geiſte, der Geiſt, der zum Gott objectivirt oder perſonificirt worden, ſich ſelber tranſcendent. Das Gefühl, die Darſtellung und die Anſchauung dieſer Wunderwelt des Chriſtenthums, das iſt das Romantiſche.

So hat die Philoſophie ſelbſt uns das Romantiſche, dieſe goldene Zeit „chriſtlich-germaniſcher“ Herrlichkeit, ganz Poeſie, eine völlig umgekehrte Welt, beweiſen müſſen. Romantiſch alſo durch und durch iſt das Mittelalter, nur um ſo ſchöner, wie eine Landſchaft vom Berge aus nur gewinnt, wenn man den Kopf zwiſchen die Beine ſteckt und ſie verkehrt ſieht. — Daß das Mittelalter romantiſch ſei, das iſt genug geſagt, aber nicht genug bedacht; romantiſch iſt der Geiſtliche, welcher ſich aus der Welt zurückzuziehen ſtrebt, und der weltliche Menſch, der ſich nach dem Himmel ſehnt; romantiſch die Treue, ganz in einem Andern zu leben und ſeine Ehre darein zu ſetzen, einem fremden Selbſt zu dienen; romantiſch iſt die freiwillige Knechtſchaft aus ſolchem Princip; romantiſch aber auch die Liebe, welche ſich dem erſehnten Gegenſtande widmet und ihn zerſtört zu haben glaubt, ſobald ſie ihn erreicht; romantiſch iſt die Liebe überhaupt, ſo lange ſie als Sehnſucht ihren Zweck nicht erreichen kann und dennoch ihm nachzuſtreben ſich gedrungen fühlt; romantiſch iſt die Geſchichte des Mittelalters, das Abenteuer in der unbekannten Welt, die Kreuzzüge, der Bannſtrahl, der Fluch, der Segen, der wunderthätige Namen Chriſti, die Reliquien, das Haus zu Loretto und alle die Wallfahrten zu den heiligen Stätten; romantiſch aber auch jenes entzückende Gefühl, auf claſſiſchem Boden zu ſtehen und den Pfad zu wandeln, den ein Heros der Geſchichte betrat. Das Princip der Romantik iſt das Jenſeits der Phantaſie, der unerreichbare Zweck, das Geheimniß hinter den Dingen.

Warum erklärte nun das Manifeſt die Romantik ohne dieſen weſentlichen Begriff für das Gemüthsleben in der Form der Willkür oder für den Egoismus der abſtract-ironiſchen Beziehung auf ſich? warum leitete es die Romantik aus dem Proteſtantismus ab? Es handelte ſich allerdings um die Romantik im Proteſtantismus, um die romantiſche Schule in der neueſten Literatur; aber darum iſt noch der Begriff der Romantik nicht aus dem Proteſtantismus abzuleiten, ſondern nur die hiſtoriſche Kategorie der romantiſchen Richtung unſerer neueſten Literatur. Der Begriff iſt ohne die Transcendenz, ohne das weſentlich chriſtliche Bewußtſein nicht zu beſtimmen. Und nun vollends die Romantiker als inconſequente Proteſtanten und die Philoſophie als den conſequenten Proteſtantismus zu bezeichnen, war ganz verfehlt, wenn es mehr als eine Sache der Politik war. Umgekehrt, die Philoſophie fällt vom Proteſtantismus ab, der Proteſtantismus aber iſt erſt recht romantiſch. Er reſtaurirt das Chriſtenthum, er ſtiftet von neuem das Gemüthsleben im Jenſeits und die Innerlichkeit des lebendigen Glaubens, welche die Welt in ſich untergehen läßt; und es iſt wahrlich nicht die Schuld ſeines Glaubens, ſondern das Werk des Unglaubens, den er mit den Wiſſenſchaften ins Leben rief, wenn die Welt ſich allmälig als den Paraſiten erwies, der ihm ſein Mark ausſaugte. Der Proteſtant, nicht der Proteſtantismus hat das chriſtliche Princip verlaſſen. Der Proteſtantismus iſt darum mit der ganzen Welt ſeiner Anſchauung ſo romantiſch, als das Mittelalter und der Katholicismus nur immer ſein kann.

Nicht alſo die pure Willkür oder nicht jede Willkür des Gemüthslebens (z. E. nicht der Jähzorn) war als Romantik zu beſtimmen; Romantik iſt dieſe beſtimmte Willkür, welche das Wahre und den Zweck ins Jenſeits ſetzt, und in gemüthsſeliger Trunkenheit den Verſtand über Bord wirft. Steift ſich die Philoſophie auf die Nothwendigkeit der Vernunft und der Naturgeſetze, ſo laſſen wir Romantiker uns dieſer Nothwendigkeit zum Trotz die Möglichkeit, von jenſeits einzugreifen, nicht rauben, und finden gerade darin die Tiefe und den Reiz des Geiſtes, daß er ſich ſelbſt unzugänglich und unerforſchlich iſt. Nicht auf den elenden Zufall, nicht auf die äußerlichen Geſetze der Natur, nicht auf die Entſchlüſſe und Einſicht der Menſchen führen wir die Dinge zurück, die uns imponiren. So iſt Haiti nicht durch die vulcaniſche Gährung, ſondern durch den unerforſchlichen Rathſchluß Gottes erſchüttert, Napoleon nicht durch das Feuer von Moskau und den ruſſiſchen Winter, ſondern durch die Vorſehung aus Rußland vertrieben worden.

Auch die Begründung und Ableitung der modernen Romantik in der Literatur wäre dem Manifeſt viel leichter geworden, hätte man ſie einfach als gefliſſentliche oder mit Reflexion unternommene Wiederherſtellung des Chriſtenthums aufgefaßt. So wird Alles klar. Antichriſtlich iſt die Aufklärung, Kant und Fichte. Die Aufklärung geht von der Philoſophie und Wiſſenſchaft aus, ſie hat weſentlich den Zweck, das ganze Jenſeits und ſeine unerforſchliche Region, mit einem Wort die chriſtliche Weltanſchauung aufzuheben. Als die Hexen und der Teufel erſt gefallen waren, ging es rüſtig weiter in der Gottloſigkeit gegen alle übrigen Götter und Glaubensgegenſtände, am ſchroffſten in Frankreich, wo auf kurze Zeit ſogar das Chriſtenthum abgeſchafft und die Religion des Atheismus eingeſetzt wurde. Dies war aber auch die Höhe der Aufklärung; ſowohl gegen ihre politiſche, als gegen ihre religiöſe Freigeiſterei traten vornehmlich unter uns Deutſchen eine Menge Schriftſteller auf, meiſt bekehrte Aufklärer; Novalis, Schelling, die Schlegel und Tieck führen den Reigen der romantiſchen Schule, die vorzugsweiſe ſo genannt wird, und ſchließen ſich in ihrer Geiſtes-Philoſophie ausdrücklich an den ächtproteſtantiſchen Philoſophen, Jacob Böhme, den Görlitzer Schuſter, an. Das Princip ihrer Weltanſicht iſt nun wieder das chriſtliche und von dem alten naiven Chriſtenthum nur der Unterſchied bei ihnen, daß ſie, obgleich aufgeklärte Leute, dennoch aus Gründen ſich ausdrücklich zum Chriſtenthum entſchließen und daher auch ihre äſthetiſchen Beſtrebungen und ihre weltliche Eitelkeit und Genieſucht mit ins Chriſtenthum herüberbrachten. Wir ſind nicht ſo ſchwach, dieſe Schwächen überall vertheidigen zu wollen, ja wir ſtimmen ſogar gern den Ausſtellungen bei, welche in dem Manifeſt das eitle und geniale Subject erfährt, wir geben nicht zu, daß das geniale Subject ohne Tranſcendenz oder Sünden- und Nichtigkeitsbewußtſein chriſtlich ſei, wir laſſen die Lucinde, wir laſſen die Berliner Vorleſungen, wir laſſen die Tieckſche Lyrik, ja wir laſſen ſogar Manches von Novalis' unüberlegten Ausſprüchen im Stich; aber wir vertheidigen die Romantik, wir vertheidigen die Sache und geben die Menſchen preis, obgleich wir den Romantikern auch die Anerkennung nicht verſagen können, daß ſie die Jeſuiten ſind, die der Aufklärung entgegentraten, wie die alten Jeſuiten der Reformation die Stirn boten. Je ſchwächer ſich aber die Werkzeuge gezeigt, deſto ſtärker muß die Sache in ſich ſelbſt ſein, die ſo weit gedeihen konnte, als ſie nun doch augenſcheinlich gediehen iſt.

Wo ſie unter den breiten Schild des Chriſtenthums geſtellt und als katholiſche Religion, wenn nicht mehr ganze Völker, doch noch viele Individuen und hochgeſtellte Männer, Fürſten, Prälaten, Cardinäle und Päpſte zu ihren Vertretern hat, wo ſie in der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit ſo viele wackre Streiter aufzuweiſen vermag, ich nenne nur einen, unſern Krummacher; da ſteht und fällt ihre Sache mit dem Chriſtenthum ſelbſt und da wäre es eben ſo vermeſſen, eine Vertheidigung zu unternehmen, als es ein ohnmächtiger Frevel wäre, einen ernſtlichen Angriff zu verſuchen. Wo er geſchah, folgte ihm die Verwünſchung.

Das Jenſeits des Chriſtenthums ruht im Schooße der Mächtigen und der Gelehrten dieſer Erde; wenn auch die ganze Welt in ihrer Verblendung von dem Himmel und ſeiner Verheißung abfiele, und der Papſt und die Mächtigen bleiben ihm treu, ſo iſt keine Gefahr vorhanden. Die Mittel der Macht ſind unendlich, iſt doch das Alter und ſein ehrwürdiges Siegel ſelbſt eine Macht!

Wo aber das chriſtliche Jenſeits aufhört und das menſchliche Jenſeits, das jeder morgende Tag, jede unerreichte Ferne iſt, beginnt, da würde ſich ſelbſt, nach dem gänzlichen (übrigens, wie wir ſo eben geſehen, nicht zu befürchtenden) Untergange des chriſtlichen Glaubens noch ein Aſyl für die Romantik eröffnen. Der Menſch wird ſich ewig Illuſionen machen, und die vorzüglichſte wird immer die ſein, daß er glaubt, was er wünſcht, und daß er mit der Phantaſie unmittelbar das ſich erfüllt, was ſeines Herzens Wunſch iſt.

Die Sehnſucht der getrennten Liebenden, die Sehnſucht der Liebeſuchenden und ihre Klagen über Verſchmähung werden ewig dauern; die Sehnſucht nach Befreiung iſt die Mitgift jedes Gedrückten, jedes Gefangnen, jedes Sklaven, und wer frei iſt, wird erſt recht den Reiz einer weitern und größern Freiheit empfinden. Darum hat die Welt eine Geſchichte und ſteht nie ſtille.

Hier treffen wir auf die hiſtoriſche Jenſeitigkeit, die Zukunft, ſo wie die natürliche Jenſeitigkeit des Geiſtes die Außenwelt ſelbſt iſt. Die phantaſtiſche und wahrhaft tranſcendentale Aufhebung beider Jenſeitigkeiten in unmittelbarer Gemüthsbewegung iſt nun auch hier Romantik. Die Erkämpfung der Zukunft iſt die proſaiſche Arbeit, die poetiſche Vorbildung oder Darſtellung iſt die romantiſche Befriedigung der hiſtoriſchen Sehnſucht. So verhält ſich etwa die Stumme von Portici zur Julirevolution. Die romantiſche Unterwerfung oder Vergeiſtigung der Außenwelt, der geiſtloſen und entgötterten Natur iſt die Landſchaftsmalerei, die Naturſchwärmerei, kurz diejenige Auffaſſung der Natur, welche, wie Viſcher dies neulich in dieſen Blättern ſehr faßlich ausſprach, der Natur unſre Empfindung und Gemüthsbewegung leiht, eine Stimmung in ſie hineinlegt und in ihr wiederfindet. Die Landſchaftsmalerei und die moderne Naturpoeſie, der Cultus der Nachtigall und der Lerche, des Frühlings und des jungen Morgens beruht auf dieſer

Romantik. Auch der muſikaliſche Genuß iſt romantiſch, ſo lange die Empfindung außer dem Verſtändniß bleibt. Würde die Intention und der Satz vollkommen verſtanden, ſo hörte die Jenſeitigkeit und Ueberſchwenglichkeit der Muſik auf, während bei der Intention, die ganze Seele herauszuſagen, die Unzulänglichkeit der Muſik ihre Romantik wird; ſie erſcheint als die ewige Sehnſucht, den Geiſt zu erreichen, deſſen volles Selbſtbewußtſein ihr ewig tranſcendent bleibt. Ihre höchſte Macht iſt, den höchſten Inhalt der Freiheit in der Concentration der Empfindung zu incarniren.

Das Jenſeits der Vergangenheit ſpricht Göthe in dem berühmten Liede an den Mond mit den Verſen aus:

> Fließe, fließe, lieber Fluß!
> Nimmer werd' ich froh,
> So verrauſchte Scherz und Kuß,
> Und die Treue ſo.
> Ich beſaß es doch einmal,
> Was ſo köſtlich iſt!
> Daß man doch zu ſeiner Qual
> Nimmer es vergißt!

Ja wohl, zu ſeiner „Qual!“ Qual iſt die Erinnerung, Qual die Sehnſucht, Qual miſcht ſich in jedes romantiſche Gefühl: immer iſt ſein Ideal im Jenſeits und es muß die Bitterkeit dieſer Qual zur Würze ſeiner Seligkeit mit in den Kauf nehmen, es muß ihre allzugroße Herbigkeit durch die Stärke der Phantaſie überwinden. Schon Robespierre antwortete den Atheiſten ſeiner Zeit: „wenn es keinen Gott gäbe, man müßte ihn erfinden zum Troſte der unterdrückten Unſchuld,“ und Robespierre wußte, wie Viele in dem Fall waren, dieſen Troſt des Himmels dringend zu bedürfen, weil er ihnen ſelbſt den Troſt der Erde, den Kopf, abſchnitt. In der Qual der Erde allerdings wurzelt die Romantik, und ſo wird man ein Volk um ſo romantiſcher und elegiſcher finden, je unſeliger ſein irdiſcher Zuſtand iſt. Wird mit der Verewigung irdiſcher Unſeligkeit die Sehnſucht nach der ſeligen Zukunft geſichert; ſo iſt freilich auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die ganze und volle Freude, der Sieg, das erreichte Ideal, der volle Sonnenſchein der Freiheit nicht romantiſch iſt; und wenn unſre Gegner lauter Siegeshymnen ſingen, alle Schlachten gewinnen und allen Leiden der Erde die Spitze bieten könnten, ſo wären alle Quellen der Romantik ſicher verſtopft. Bis dahin:

„Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!“

Ja, ich ſetze kühn hinzu, auch die Sehnſucht aus der Romantik heraus, der heiße Wunſch, der vollen Freiheit in vollen Zügen zu genießen, dieſe geheimſte Herzensangelegenheit unſrer geſpannten Zeit, ſo wenig ich natürlich mit ihr ſympathiſire, iſt romantiſch.

Ewiges Rom, du erneuſt uns noch immer die Feſſeln des Geiſtes,
Und du erhältſt dich im Zorn ewiger Geiſter; wie groß!
Möge der Donner, der fern dir über dem Haupte heranrollt,
Ferne verhall'n und der Blitz achten dein heiliges Haupt.
Unter den Hymnen, die ſiegend auf deinen Trümmern ſie ſängen,
Fände die chriſtliche Welt ihr philoſophiſches Grab.

II.

Philoſophiſche Polemik.

1. Die Univerſität Jena *).

1839.

Die Univerſität Jena wurde gegründet, als der Kurfürſt Friedrich der Großmüthige, von Kaiſer Karl V. beſiegt, ſich ſelbſt in Feſſeln, die Reformation aber in harter Bedrängniß ſah und ihr einen neuen Haltpunkt zu geben wünſchte. Dieſe Gründung im Sinne des Rückzugs aus der weltlichen und materiellen Sicherheit auf die rein geiſtige Macht hat der Univerſität gleich bei der Geburt

---

*) Um den Aufruhr der Jenenſer Perrücken noch zu ſteigern, ſchrieb ich damals dieſen Spiegel einem der Ihrigen zu. Die Herren hielten ſich im erſten Aufbrauſen allerdings des Verbrechens für fähig; ſpäter werden ſie leicht eingeſehen haben, daß keiner von ihnen ſo denkt, wie ich den Berichterſtatter reden laſſe. Sie müßten ja, um Theil an dieſem Aufſatz zu haben, wie Kronos, ihre eigenen Kinder, dieſe principes der Profeſſorenjugend, verſchlingen wollen! Jetzt werde ich das Specielle unterdrücken und nur das Allgemeinintereſſante wiederholen; es wird aber immer noch anſtößig genug gefunden werden; möchte es nur wirken! Der Weimariſche Ausſpruch aus jener Zeit: il est très-méchant, mais il est bien-vrai! hätte eingreifendere Reformen nach ſich ziehen ſollen, als geſchehn iſt. Uebrigens werden die Enkel, wenn auch nicht die Söhne der Geheimen Hofräthe, Hofräthe u. ſ. w. einſehn, wie gut gemeint der Aufſatz war; dann aber, wenn die ganze Univerſitätsfamilie, wie die venetianiſchen Nobili, an Scrofeln daniederliegt, dann wird es zu ſpät ſein.

für alle Zeiten ein Ziel und eine Richtung gegeben, zu welcher ihr Genius, wenn es auch ſein ſollte, daß von Zeit zu Zeit eine Entfremdung einträte, ſie immer von Neuem wieder zurückführen möge. Die geſchichtliche Noth und, wir möchten ſagen, Gemüthsbewegung der Reformation, aus welcher die Univerſität hervorging, wies ſie darauf hin, der Belebung von der Erkenntniß, der Stärkung vom Geiſte aus, der lebendigen, erkennenden, nicht bloß wiſſenden, Wiſſenſchaft, im Gegenſatz gegen alle Erſtarrung (gegen Katholicismus) und gegen alle materielle Selbſtgenügſamkeit (gegen das Princip des feindlichen Kaiſerthums), ihr eifrigſtes Augenmerk zu widmen. Als der Kaiſer die deutſche Sache, die deutſche Geiſtesfreiheit in der Reformation, bekämpfte, als die Macht der gewohnten Autorität ihm die gefährlichſten Siege zuwendete, in dieſem Augenblicke der Noth ſelbſt wurde in Jena der geiſtige Hoffnungsanker niedergelaſſen, und es hat ſich wahrlich an ihm bewährt, daß wir Deutſche eine ideale Ader vor Allen voraushaben.

Dreiunddreißig Jahre iſt das deutſche Kaiſerthum todt und begraben. Warum? Offenbar darum, weil es abfiel von dem lebendigen Pulſe des deutſchen Lebens, von der Bewegung ſeiner Wiedergeburt in der Reformation. Und gerade in dieſer neueſten Zeit hat die geiſtige Macht der Jeniſchen Univerſität ihre Lebendigkeit glänzend bewieſen und einen Frühlingsodem ausgehen laſſen in die Welt, welcher noch in dieſem Augenblicke Wiſſenſchaft und Kunſt beherrſcht, und Jedem von uns, der mit reger Theilnahme der geiſtigen Bewegung gefolgt iſt, das innerſte Herz bewegt. Die vollendetſten, heiteren Tempel des deutſchen Geiſtes, unſer weſentlichſtes, ja unſer einziges Heil, die neueſten Formen der reformirten Bildung in Philoſophie und Poeſie, welche das Leben veredeln, indem ſie es durchdringen und ſeine Verfaſſung vergeiſtigen, wo ſie lebendig werden, ſind hier gegründet. Die ganze Lichtſeite unſerer Zeit und die Gewähr einer freien Zukunft beruhen auf dieſer Grundlage, die Fichte, Schelling, Herder, Schiller, Göthe und Hegel gelegt, und deren ganze Bedeutung und nachhaltige Stärke erſt in unſern Tagen vollſtändig eingeſehen wird. Ja, man darf jetzt dieſes reizende Thal von Jena und die unſcheinbare Reſidenz Weimar den heiligen delphiſchen Mutterſchooß des neudeutſchen Geiſtes und ſeiner goldenen Früchte nennen, aus dem alle ohne Widerrede zugführenden Namen entſpringen; und es iſt uns vergönnt, einem wehmüthigen Gefühle Raum zu geben bei dem Gedanken, wie ſchnell, wenn auch nur für den Augenblick vielleicht, unſer geiſtesſtolzes Jena (und Weimar) dem Schickſale des deutſchen Kaiſerthumes nachgefolgt. Denn hat es ſich nicht ſelber entmannt, und den neuen Geiſt in Fichte, Schelling, Hegel, Schiller, mit mehr oder weniger Schuld bei dem einzelnen Falle, ausgeſtoßen? Iſt es ihm nicht feindlich gegenübergetreten mit den Nachwehen des Kantianismus? Könnte man nicht ſagen, ſo ſei es nunmehr eine kaiſerliche, aber auch eine kaiſerlich todte Univerſität, weil ſie das Leben der Philoſophie, ihren Stolz und ihr eigenſtes Princip, nicht mehr in ſich, ſondern als ihren Feind ſich gegenüber hätte? Oder iſt es überall nur Zufall, wenn hier jene Heroen gelebt und gewirkt, und ſollen wir ſagen, nicht die heroiſche Kraft ſei die gemäße auch für das Leben einer Univerſität wie Jena; gemäß ſei den Friedenszeiten des Geiſtes nur das Spießbürgerthum des weniger genialen, als beſonnenen Kantianismus?

Freilich, es kann nicht behauptet werden, daß die höchſte Ehre, die Pflege jener philoſophiſchen und poetiſchen Heroen, jemals von Jena oder Weimar beabſichtigt oder durch Berufung in glänzende Stellen ausgegangen ſei; ja, die Anweſenden ſind niemals eben ſehr hoch gehalten worden; und als Fichte, eine Macht, die doch wohl weit über die unſers Großherzogthums hinausreicht, ſich ſtolz zeigte, wurde er auch ſogleich unleidlich, und that Göthe den bekannten Miniſterialausſpruch: „eine Regierung dürfe ſich nicht trotzen laſſen,“ was doch zuletzt nur die Meinung ausdrückt, der Mann ſei entbehrlich. Allerdings: „man lebt, weil man exiſtirt;“ aber der neue Schuß des treibenden Geiſtes nahm ſeinen Frühling mit. Eben ſo ſind Schelling und Hegel dem hieſigen Bewußtſein, wie ſie noch hier lehrten, nie mehr geweſen, als gewöhnliche Kathederindividuen. Man hat keine Anſtrengung gemacht, den Geiſt, der in Jena geboren wurde, in Jena groß zu ziehen, an Jena zu feſſeln, und man hätte es doch in ſeiner Hand gehabt, Deutſchland von Jena aus wahrhaft kaiſerlich zu beherrſchen. Hier muß man mit Göthe in den Ausſpruch einſtimmen:

„du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt;“ und man könnte ſich beigehen laſſen, uns mit den Juden zu vergleichen, die das Heil der Welt zu den Heiden verwieſen. Gleichwohl iſt ſchon die Geburt eine Ehre, und ſie iſt darum eine Ehre, weil es nicht zufällig iſt, daß hier ſich Alles ſammelte, was ſich fühlte und was eine Anknüpfung ſuchte an die Bewegung des Geiſtes, die hier ſichtbar culminirte. Jena hat in ſeiner Stellung, die aller einſchläfernden Faulheitsfundamente ſo ſehr entbehrt, die entſchiedenſte Aufforderung, nicht dem Fakirthum der Beſchaulichkeit todter Notizen, ſondern der wirklich geiſtigen Macht der Erkenntniß Altäre aufzurichten. Dieſes ſein Weſen war bekannt, und daneben glänzte Weimar ſeit Langem als ein genialer Mittelpunkt von Deutſchland. Beides war das Manifeſt an alle geiſtig Mächtigen und Erregten mit der Aufforderung: Hier tanze, hier iſt dein Boden! — Dies iſt die Ehre der Geburtsſtätte.

Hatte nun alſo die Stellung der Univerſität zur deutſchen Wiſſenſchaft und der Ruf Weimars die nunmehr unbeſtritten erſten Namen Deutſchlands nach Jena geführt, ſo iſt dies ein Verdienſt, aber doch zunächſt nur das Verdienſt des werthvollen Daſeins, worauf die hochgeſtellten Männer damaliger Zeit nicht mit Unrecht ſo große Stücke hielten. Weimar und Jena ſind ſodann für jetzt von ihrer Höhe heruntergeſtiegen, weil ſie ſorglos bei dem genialen Zuſtande verharrten, und nicht fähig waren, zu erkennen, wo nun die neuen Triebe zur Fortpflanzung des Geiſtes anzulegen ſeien, weil ſie nicht erkannten, wie nöthig es ihnen war, die Jugend der neuen Philoſophie mit allen Ehren auf den Thron zu ſetzen, und wie bedauerlich ſelbſt Göthe in dem Bilde ſeines Alters ſich ausnimmt, welches in dem langen Philiſterrock, die Hände in der Taſche und den Bauch voraus, nur die untergegangene Genialität, dieſe umgekehrte Frucht jenes werthvollen Daſeins, aufweiſt. So regiert Weimar und Jena die Welt nicht, ſo begräbt die Welt vielmehr unſere letzten Heroen mit Trauermuſik bei dem alten deutſchen Kaiſerthum, das weiland, eben ſo in ſeinem Daſein verknöchert, den werdenden Sproß der Zukunft, die Reformation, ſelbſtgenügſam von ſich wies, und wahrlich mit beſſerem Grunde, als Jena im materiellen Reſiduum ſeine Unſterblichkeit geborgen wähnte.

Wer ſähe nicht gern die Blüthe Jena's ſich erneuern, wie damals Weimars geniale Sonne ſie hervorrief und die Richtung der Univerſität ſelbſt ſie zu fordern ſchien; und wäre nicht jetzt das vielgeſcholtene Hinderniß des Studienzwanges, den ein großer Nachbarſtaat bisher ausübte, glücklich hinweggeräumt? Allein Weimar hat aufgehört, ein geiſtiger Focus zu ſein; und Jena? hat es nicht den Widerſachern jener großen Namen ihre Stätte zubereitet? Und wäre nun vielleicht, ſo wenig wie in Weimar der Adel der Genialität wiederherzuſtellen iſt, eben ſo wenig in Jena der Glaube an die geniale Philoſophie wieder aufzurichten? Thatſächlich iſt er jetzt nicht vorhanden. Jena hat das Selbſtbewußtſein, philoſophiſch voranzuſchreiten, verloren, und damit iſt ihm ſelbſt ſein Princip und ſein innerſtes Weſen verdunkelt; wie ſoll nun die Welt dazu kommen, an Jena zu glauben, welches ſelbſt nicht mehr an ſich glaubt? „Was zieht euch das Herz ſo?“ Was zög' euch zu uns? Nicht die Gegenwart, nur die Erinnerung.

Was wir hiermit ausgeſprochen, die fühlbare Erblaſſung unſers alten Glanzes, der Mangel an Anziehungskraft für junge, feurige, fähige Köpfe, an denen doch Deutſchland jetzt wahrhaftig keinen Mangel leidet, das iſt ein Gefühl, dem viele geſcheidte Männer in Jena und Weimar ſich keineswegs verſchließen; es iſt ein Gefühl, welches in unſere geweihteſte Trauer und in unſere heiterſten Feſtmahle ſich eindrängt; es iſt ein Gefühl, welches ſich mit rückwärts gewandter Begeiſterung Luft macht, wenn wir die Gläſer erheben und dem unſterblichen Karl Auguſt die Ehre dankbarer Erinnerung widmen. Wir ſprechen es dennoch aus; wir ſetzen uns ihm nicht entgegen und läugnen es nicht weichlich ab. Iſt doch die Erkenntniß der Krankheit und der Name ihrer Urſache ſchon der Weg zur Heilung. Zudem iſt die Zeit nicht fern, wo mit dem Abgange einer nicht geringen Anzahl gutdotirter Veteranen, die einen hochberühmten Namen, aber ein zu weit vorgerücktes Alter erreicht haben, der Erkenntniß, wenn ſie eintritt, immer noch die Möglichkeit gegeben iſt, neue zugführende Männer, die das übrige Deutſchland in Baiern, Wirtemberg, Hannover, Sachſen und Preußen in den Privatſtand verſtoßen hat, an ſich zu ziehen. Niemals war die Zeit günſtiger, durch die

Nachfolge Karl Auguſt's einen neuen Mittelpunkt zu bilden; denn niemals war überall ſo ſichtbar die Furcht vor den genialen Stürmern und Drängern am Ruder; und es braucht heutzutage ein junger Gelehrter nur die entſchiedenſten Fortſchritte in der Wiſſenſchaft zu machen, der Mittelpunkt einer weſentlichen Geiſtesbewegung zu werden, um auch ſofort ganz ſicher zu ſein, daß ihn entweder die regierenden oder die regierten Bauern (wie jüngſt in Zürich) nicht in den Staatsdienſt gelangen laſſen. Wenn wir unſerem Jena alſo Gutes wünſchen dürfen, ſo iſt es ein immer zunehmendes Gefühl ſeiner Ohnmacht in der Verlaſſenheit von dem voranſchreitenden freiſinnigen Princip, und darin die immer größere Sehnſucht nach jenen Namen, die von heut und geſtern und doch ſchon ſo mächtig ſind.

Wie dem aber auch ſei, ob Jena oder welche Univerſität ſonſt für die Zukunft ſich auf dergleichen Kühnheit beſinnen wird, oder ob unſer ſtimmgebendes Perſonal nicht am Ende gerade vorzugsweiſe der bürgerlichen, antigenialen Maxime ſich wird ergeben, nach welcher man lieber beſchränkte Profeſſorenſöhne und unſcheinbare Chriſten, als himmelſtürmende, weltberühmte Gelehrte und Schriftſteller befördert — das wollen wir jetzt dahingeſtellt ſein laſſen, unſer jetziges Vermögen in Augenſchein nehmen und uns darüber eine von Selbſttäuſchung wie von Selbſtverkennung wo möglich gleich entfernte Rechenſchaft geben. Und da müſſen wir denn leider bekennen, daß unſer Miniſterium ſeit zehn Jahren aus der Fremde Niemanden gerufen hat, außer zwei Juriſten ins Oberappellationsgericht. Die außerdem in dieſer ganzen Zeit befolgte Maxime, abgegangene bedeutende Lehrer nicht durch neue bedeutende zu erſetzen, ſondern heranfrücken zu laſſen, und die Gehalte der Geſchiedenen theilweiſe einzuziehen, theilweiſe unter die Jüngeren und Jüngſten zu vertheilen, aber ſo, daß dieſe ſelten mehr als 100 oder 150 Thlr. bekamen, ſtellt uns allerdings ein bedenkliches Prognoſtikon und iſt für jetzt ohne Widerrede eine empfindliche Calamität. Statt der Berufung friſcher Notabilitäten aus dem Auslande wurde ein Avancement eingeleitet und die Stellen und Functionen zerſpalten, und überall erſcheinen die leidigen Profeſſorenſöhne als geiſtige Erbſchleicher und Theilungsgenoſſen der verlaſſenen Gehälter. Dieſer Recrutirungsmißſtand wird ſelbſt im Auslande bemerkt und beſpöttelt, und man erlaubt ſich, uns ins Geſicht zu ſagen: die Pappenheimer Regimenter, die alte preußiſche Garde und die Jeniſche Univerſität hätten die Aehnlichkeit, daß ſie ſich ſelbſt regenerirten. Es iſt aber für eine Univerſität viel ſchlimmer, als es für das Haus Braganza war, wenn keine friſchen Säfte in Circulation kommen, ſondern immer nur in der Verwandtſchaft fortgezeugt wird. Mit der Vererbung und der körperlichen Unſterblichkeit z. E. der Namen Luden, Danz, Succow, Martin, Stark, Reinhold (den man ſich ſogar wieder gerufen) u. And. an unſerer Univerſität hängt das ſchnelle Titularavancement zuſammen, obgleich es allerdings auch mit den geringen Geldmitteln der Nutritoren in Verbindung zu ſetzen ſein dürfte. Junge Leute ohne allen literariſchen Ruf, ohne alle wiſſenſchaftlich eingreifenden Leiſtungen, ja ſelbſt mit den mäßigſten Geiſtesgaben und den geringſten akademiſchen Erfolgen werden in kürzeſter Zeit Profeſſoren; und wie wir mit Hofräthen, Geheimen Hofräthen und Geheimbden Räthen geſegnet ſind, iſt allbekannt.

Dieſe Uebelſtände ſind für jetzt ganz unläugbar vorhanden. Es iſt unbequem, ſie zu hören, das geben wir zu; aber wahrlich, es iſt noch viel unbequemer, ſie zu erdulden; und es giebt nur ein Mittel zur Erholung unſeres geſunkenen Ruhmes, nämlich dieſes, daß die Nutritoren der Univerſität alle Rückſichten auf die Wünſche ſchwacher Väter und ſelbſtſüchtiger alter Männer hartherzig bei Seite ſetzen, und nur den wiſſenſchaftlichen Glanz der Univerſität und vor Allem ihr Princip ins Auge faſſen: *reformirend mit den Namen der großen Ketzer, wie weiland mit Fichte und den Stürmern und Drängern, der blöden Welt voranzuſchreiten.* Welch ein Gegenſatz, welch eine Reform in der Verjüngung, von den Söhnen der Profeſſoren auf die Söhne der Wiſſenſchaft und die jungen und höher treibenden Schößlinge des deutſchen Geiſtes überzuſpringen! Aber zugleich welch eine gebieteriſche Nothwendigkeit! Dies auszuſprechen, im ſchroffſten Gegenſatz mit der gegenwärtigen Perſonen- und Sachlage, war für uns eine patriotiſche, eine heilige Pflicht.

Für unſere Zeit, wo der Begriff der reellen, auf ſich ſelbſt ruhenden Wiſſenſchaft nun einmal errungen iſt, entſcheidet über Princip, Richtung und Ausbildung einer Univerſität die philoſophiſche Facultät. Wir begegnen hier ſogleich der erfreulichen Thatſache, daß vier ordentliche Profeſſoren der Philoſophie vorhanden ſind, Fries, Bachmann, Reinhold und Scheidler, ſämmtlich literariſch wohlbekannt und Fries außerdem noch eine eigenthümliche Fortbildung der kritiſchen Philoſophie, ein hiſtoriſcher Name. Fries iſt unſer bedeutendſter Philoſoph, und obgleich er viele Jahre von dem philoſophiſchen Lehrſtuhl ausgeſchloſſen und lediglich auf Phyſik und Mathematik angewieſen war, ſo erhielt dennoch die Univerſität vornehmlich von ihm ihre Anregung und ihre Färbung, und wie vormals der „Hermes“ im Sinne Frieſiſcher Philoſophie redigirt wurde, ſo hörte der Student zu keiner Zeit auf, nach Unterricht in dieſer Philoſophie ſich zu ſehnen und zu bemühen. Fries genießt wegen ſeiner makelloſen, patriotiſchen und freien Geſinnung einer ungetheilten Achtung in Jena, und es iſt nicht zu verkennen, bei ihm vor Allen iſt die Philoſophie zum Charakter geworden. Seine Schriften verrathen die aufrichtige Theilnahme ſeines Herzens, und ſein Leben in ſeiner ganzen Ausdehnung widerſpricht ihnen nicht. In den praktiſchen Gebieten durchdringt ſeine Schriften eine gewiſſe Religioſität, welche z. B. in Freundſchaftsbündniſſe und in wohlgeſinnte Genoſſenſchaften das Heil des Staates ſetzt und am Schluſſe ſeiner Ethik in die Worte ausbricht: „wenn du aber neue Opfer forderſt, o Vaterland, ſo nimm auch mich!“ Man hat Fries bei dieſer Geſinnung ſelbſt angegriffen, theils von Seiten des Staates im Zuſammenhange mit dem burſchenſchaftlichen Patriotismus, theils von Seiten der Hegel'ſchen Philoſophie, welche die Erbaulichkeit und Gemüthlichkeit mit den härteſten Ausdrücken als unwiſſenſchaftlich verwarf. Dagegen wenden wir ein, dieſe praktiſche Seite ſei vielmehr dem Urtheile des Lebens unterworfen und habe in der Anerkennung ſeines biederen Charakters ihre volle Rechtfertigung gefunden, ja, ſie dürfte vielleicht der jüngeren Generation von Philoſophen vielfältig kein ungeeignetes Vorbild ſein; der Mangel alſo der Frieſiſchen Philoſophie ſei weniger das Verhältniß ſeiner Theorie zu ſeinem Leben und zum Leben überhaupt, als vielmehr ihr Princip, das Stehenbleiben bei den Thatſachen des gewöhnlichen Bewußtſeins, aus welchem Standpunkt nun einerſeits die Ehrlichkeit, die Anſpruchsloſigkeit, die Offenheit und Freiſinnigkeit, anderſeits aber auch wieder eine rationelle Beſchränktheit und eine Widerſetzlichkeit gegen die genialen Thaten unſerer Zeit folgt, die den freiſinnigen Mann wider Willen zu den Unfreien geſellt. Fries und Krug ſind ähnliche Nachwirkungen des Kantianismus, welcher überall den geſunden Verſtand und die verſtändige Geiſtesgeſundheit hervortrieb, aber auch den Uebelſtand mit ſich führt, daß er nichts lehrt, als was alle Welt ſchon weiß und, wie das Sprichwort ſagt, an den Schuhen abgelaufen hat. In dieſem Charakter der Trivialität hat die Philoſophie des Bewußtſeins ſich überlebt, iſt ins gemeine Leben hinabgeſunken, und wo ſie, wie hier in Jena, die ganze Univerſität beherrſcht, kann ſie zwar wohl dazu dienen, eine brave Geſinnung und eine Tüchtigkeit des Lebens zu erzeugen, aber nicht den Geiſt in Schwung zu ſetzen und die letzten Gründe des Wiſſens, das eigentliche Reich der Freiheit aufzuſchließen.

Fries darf jetzt wieder philoſophiſche Collegia leſen und im Kataloge ankündigen. Er iſt als berühmter Name und als der geiſtreichſte Philoſoph an der Univerſität vornehmlich der Mann der Ausländer und der freieren Studenten, eine Stellung, die der ehrenwerthe Mann von jeher gehabt hat. Ein weſentlicher Nachtheil, den wir auch ohne ſyſtematiſche Controverſe einſehen, iſt bei der Frieſiſchen Philoſophie der Umſtand, daß die ganze reiche Entwickelung der ſpäteren Philoſophie, der ſogenannten Speculation von Fichte, Schelling, Hegel, welche gegenwärtig die Literatur bis in die Belletriſtik hinein durchdringt, völlig unbekannt und unzugänglich bleibt, ja wohl gar als eine phantaſtiſche Verderbniß geſchildert und unter die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes gerechnet wird. Dieſer Uebelſtand iſt um ſo aufdringlicher, als jene verrufene Speculation nunmehr ſelbſt ſchon vielfältig zu einer „Thatſache des Bewußtſeins“ ſich geſtaltet hat und namentlich in unſern erſten Dichtern dieſe Exiſtenz behauptet. Die drei übrigen philoſophiſchen Profeſſoren haben im Weſentlichen dieſelbe Stellung zu der heutigen Wiſſenſchaft und Kunſt, und nur die Modificationen dieſes Verhältniſſes charakteriſiren ſie. Als Schriftſteller ſind

Reinhold und Bachmann gleich bekannt, Reinhold indeſſen in geräuſchloſerer, minder verfänglicher Wirkſamkeit, während Bachmann neben ſeiner Logik, die ein vorzugsweiſe gelehrtes Intereſſe darbietet und nach der Seite der complicirten Ausbildung ihrer früheren Geſtalt ein brauchbares Handbuch abgiebt, neuerdings zwei gegen die Hegel'ſche Philoſophie gerichtete Schriften herausgab: „Ueber Hegel's Syſtem und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgeſtaltung der Philoſophie“ (1833), und gegen Roſenkranz' „Hegel“ den „Antihegel“ (1835), wodurch er in Streitigkeiten verwickelt worden iſt, die ihn vornehmlich durch Ludwig Feuerbach's energiſche Gegenſchrift: Kritik des Antihegel (Ansbach, 1835) vielfältig und ſehr empfindlich bloßgeſtellt. Reinhold iſt für das Gros der Studenten und entſpricht dem praktiſchen Bedarf einer durchaus nicht für die Philoſophie ſelbſt portirten Menge. Er iſt der bedeutendſte Leiter hieſiger Philoſophie in die Köpfe der einheimiſchen Jugend. In ſeiner Geſchichte der Philoſophie iſt die neueſte Zeit: Herbart, Hegel und And., nicht unberückſichtigt geblieben, er ſucht dieſe Syſteme darzuſtellen, hat aber bis jetzt keine Stellung in der Entwickelung ihrer Probleme zu erringen vermocht. Sein Vortrag iſt einigermaßen pedantiſch, und wenn er dadurch abſchreckt, ſo wenden ſich die Studenten gewöhnlich zu Bachmann, der bekannt dafür iſt, ebenfalls eine Stellung zur Gegenwart der Philoſophie zu haben. Reinholds Schriften ſind fleißig und lesbar, aber dürr und geiſtlos. Er iſt kein ſpeculativer

Kopf und überzieht die zweiſchneidigen Schwerter tieferer Principien, welche unſere Zeit in die Welt gebracht, überall mit dem erkenntnißtheoretiſchen Ruß ſeines ordinären, langweiligen Bewußtſeins. Bachmann iſt nicht ſo glücklich bei den Studenten. Die Feuerbach'ſche Gegenſchrift gegen ſeinen Angriff auf die Hegel'ſche Philoſophie, welche die von Roſenkranz weit übertrifft und eine Polemik der furchtbarſten Art mit dem gewohnten Geiſt und Feuer des Verfaſſers eröffnet, iſt hier am Orte faſt gar nicht bekannt geworden. Der Streit erregte ſeiner Zeit mit Recht viel Aufſehn. Bachmann ſelbſt iſt ein gewandter und witziger Schriftſteller, der ſich's wohl zutrauen konnte, mit den bis dahin renommirten Anhängern der Hegel'ſchen Philoſophie den Strauß zu beſtehn. In Feuerbach erwuchs ihm aber ein ganz unerwarteter Gegner, den er zuerſt mit ſeiner Namenloſigkeit vornehm ablaufen ließ, dadurch aber eben jene oben genannte Kritik des Antihegel hervorrief, in der es S. 26 heißt: „Uebrigens verdient der Eifer, mit dem Herr Bachmann die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Idee gegen Hegel in Schutz nimmt, alles Lob. Denn unter der Identität des Begriffs und der Objectivität verſteht er eine Identität der Idee mit den „einzelnen Erſcheinungen“ (Antihegel S. 27, 29—31), „mit den individuellen Formen des Seins“ (S. 143), und zwar, was wohl zu bemerken iſt, nicht mit den einzelnen Erſcheinungen, wie ſie Gegenſtand der Idee, der Vernunft, ſondern der gemeinſten Empirie ſind, mit den einzelnen

Erſcheinungen nicht in ihrer *Totalität*, in der ſie ſich gegenſeitig kritiſiren, berichtigen, ergänzen, in ihrem Weſen, ihrem wahren Sein, ſondern in ihrer Einzelheit, ihrem ſinnlichen Sein, ſo daß der Sinn ſeines Argumentes: „wenn die Natur in der Idee göttlich iſt, ſo iſt ſie es auch unmittelbar in ihrem Sein“, in Wahrheit *der* iſt: wenn die Natur in ihrem *wahren* Sein göttlich iſt, ſo iſt ſie es auch unmittelbar in ihrem *falſchen* Sein, oder kürzer und richtiger der: wenn die Idee, die Vernunft, göttlich iſt, ſo iſt auch nothwendig die Nichtidee, die Unvernunft, göttlich. Dieſer ſein Schluß will daher gerade ſo viel ſagen, wie der: die Vernunft iſt das Weſen des Menſchen, der Narr iſt ein Menſch, alſo iſt der Narr vernünftig. Wenn Herr Bachmann vom Sein ſpricht, ſo meint er darunter immer in ſeiner Polemik ein Sein, das weder die Philoſophie noch der natürliche Menſchenſinn als Sein kennt und *Sein* nennt. Er verſteht darunter das todte, das geiſt- und ſeelenloſe, das von der Idee *negirte* Sein, *das* Sein, das *bloßer Schein* iſt. Daher thut er bei ſeiner Polemik gegen die Identität des Denkens und Seins ſogar die unerhörte Behauptung, daß der Leichnam ein *Sein unſer* ohne Denken ſei, „eine Behauptung, die außer allen Zweifel ſetzt, *was* Herr Bachmann unter Sein verſteht.“

Nach dieſer Ausführung iſt es nicht zu viel geſagt, wenn *Feuerbach* behauptet, *Bachmanns* Polemik gegen Hegel ſei eine Proteſtation gegen *alle* Philoſophie überhaupt, eine Proteſtation von demſelben Katheder herunter, von welchem vor dreißig Jahren Fichte, Schelling und Hegel die neueſte Philoſophie zuerſt verkündigt. Bachmann hat mit dieſer Polemik ſich und unſerer Univerſität eine Stellung zubereitet, die ſchwer zu verwinden iſt, und die noch viel ſchlimmer ſein würde, wenn nicht glücklicher Weiſe die Feuerbach'ſche Kritik eine weit geringere Verbreitung gewonnen hätte, als ihre exceſſive Genialität und ihre jedem Laien zugängliche Procedur erwarten ließ.

Auch Scheidler, der vierte Philoſoph unſerer Univerſität, hat den Standpunkt des Bewußtſeins und „des geſunden Verſtandes“ im Gegenſatz zu „den Schwärmereien der Philoſophie.“ Er geht urſprünglich von Fries aus, lieſt aber jetzt meiſt nach G. E. Schulze's Compendien, was womöglich noch einen Pflock zurückſtecken heißt, und beſchäftigt ſich mehr mit den praktiſchen Intereſſen, wie ſie dem unmittelbaren Bedürfniß vornehmlich werth ſind, kirchlich, politiſch, das Univerſitätsweſen betreffend u. ſ. w. Auf dieſem Gebiete iſt Scheidler tüchtig und romantiſch-liberal. Seine akademiſche Wirkſamkeit iſt etwas lebhafter als die Bachmann'ſche. Ohne Zweifel findet er ein großes Hinderniß ſeines Berufs, wie ſeiner lebendigen und ſchnellen Orientirung in der Zeit an einem hartnäckigen Gehörsfehler. Seine Vorleſungen über Nationalökonomie u. ſ. w. wollten bisher nicht recht einſchlagen.

Den Fachphiloſophen, deren zurückgebliebene und vor dem Glanz des Auslandes erblaßte Doctrin offenbar unſer drückendſtes Uebel iſt, indem wir dadurch unſerem innerſten Weſen, dem philoſophiſchen Fortſchritt untreu und für die Welt entbehrlich werden, dieſen zunächſt ſteht ein Mann, welcher ſie wirklich zum Theil ergänzte und zu ſeiner Zeit durch ſeine hiſtoriſchen Vorträge die Studenten gewaltig anregte. Luden iſt ein Schüler Fichte's, deſſen zweite, mehr praktiſche Wendung vornehmlich auf ihn eingewirkt zu haben ſcheint. Seine früheſten Schriften und die Aufſätze von ihm in der Nemeſis ſind meiſtentheils mit Feinheit, mit ſtiliſtiſcher Eleganz, mit Geiſt und Effect geſchrieben. Eben ſolchen Eindruck und daneben noch den der patriotiſchen Begeiſterung machten ſeine Vorträge, welche die ganze Univerſität zu ſeinen Füßen verſammelten und mit vielem Intereſſe bei ſeiner Darſtellung der Geſchichte in allen ihren Theilen feſthielten. Die Bedeutung der Bildung und der Nationalität, die Vernunft der Geſchichte, „den Gott, der in der Geſchichte erſcheint," die Wehen der Entwickelung mit der Sympathie für den jedesmaligen Durchbruch der Vernunft wußte er der Jugend ergreifend vorzuführen. Luden war in ſeiner energiſchen Periode, in ſeinem Glauben an die Vernunft der Geſchichte eine geiſtige Macht von wohlthätigſter Wirkung, ein wahrer Erſatzmann für das, was die Jenaiſche Philoſophie nicht leiſtete; mit Bedauern bemerkt man jetzt an ihm ein immer ſtärkeres Hervortreten des Unglaubens an die höheren Mächte des Lebens, eine Realität des Göthiſchen:

„Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
So wird das Beßre Trug und Wahn.“

Luden verliert ſich an das Gute dieſer Welt, opfert die Energie ſeiner früheren Begeiſterung dem Comfort einer rationaliſtiſchen Lebensphiloſophie und geht ſchriftſtelleriſch ins Breite und Geſchmackloſe einer hohlen Rhetorik, die nur eine ſchwache Erinnerung der früheren wirklichen Erregung und Beredtſamkeit iſt, ja welche ſeltſamer Weiſe in der großen deutſchen Geſchichte den deutſchen Patriotismus gar häufig zu einem ausdrücklichen Entſcheidungsgrunde in der hiſtoriſchen Kritik macht. Auch in ſeinen Vorträgen hat er nicht mehr den Beifall und die Macht wie ſonſt. Seine Collegien ſind zwar noch immer beſucht, er hat nicht weniger Zuhörer als Reinhold, aber er iſt gegenwärtig auch kaum noch mehr als dieſer umgekehrte Prophet, ſo daß man von ihm ſagen muß, er erfüllt die glänzende Aufgabe, durch ſeine Hiſtorie die abweſende Philoſophie zu erſetzen, gegenwärtig nicht mehr, indem er ſelbſt zu dem trivialen Bewußtſein herabſinkt.

Die theologiſchen Nüancen der Jenaiſchen Profeſſoren ſind von keinem Intereſſe mehr. Ob das Pfaffenthum etwas ſcholaſtiſcher, etwas genialer, etwas romantiſcher, etwas philoſophiſcher propagirt wird, wenn es nur propagirt wird, das iſt einerlei. Dagegen darf man mit Recht die claſſiſche Philologie zu den Haupthebeln der humanen Bildung rechnen. Sie ruht ganz allein auf Göttlings Schultern. Die Sprachvergleichung und die deutſche Philologie ſind nicht vertreten.

In den Naturwiſſenſchaften iſt Niemand zu erwähnen, als der geniale Empiriker Döbereiner für Chemie, und in der Medizin Kieſer, der letzte Naturphiloſoph in Jena, der Wiege dieſer Richtung.

Die Juriſtenfacultät iſt die reellſte und darum am vollſtändigſten beſetzt. Es verſteht ſich, daß die Juriſten die zweite Schlacht von Jena abwarten, um mit dem Verluſt des alten Gegenſtandes aus Dienern der weltlichen Inquiſition und aus Conſervateurs der Sklaverei Kenner und Gönner der Freiheit zu werden. Sie müſſen bis dahin öfters den Abſchnitt über ſich in Kants „Streit der Facultäten“ leſen.

Der Jenenſer Katalog, eine Sammlung ſo vieler Unſterblichen, den man außerdem auch noch in der Augsburger Zeitung einſehn kann, erſpart mir die Aufzählung:

Wer zählt die Geiſter, kennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen?

Bei alledem hat Jena immer noch einen ausgezeichneten Fond und eine Bedeutung auch in ſeiner jetzigen Wirklichkeit, die es den kleinen Provinzial-Univerſitäten des Südens, Nordens und Oſtens unſers Vaterlandes entſchieden voranſtellt. Um ſo bedauerlicher wäre es, wenn dieſer einzige Lichtpunkt unſers Vaterlandes in ſelbſtſüchtigem Nepotismus und ſpießbürgerlicher Zaghaftigkeit verkommen ſollte. Es koſtet Anſtrengung und Muth, einen Ruf, wie ihn unſere Univerſität hat, zu behaupten; die Fortſetzung des bisherigen Syſtems wird aber unausbleiblich ſeinen völligen Verluſt herbeiführen.

Die Aufhebung des Univerſitätsbannes von Seiten Preußens hat noch wenig auf die Frequenz gewirkt, ſehr natürlich, weil Jena nichts hat, womit es die preußiſchen Hauptuniverſitäten überragte; wir zählen nie über 500 Studirende, Preußen, Baiern und Oeſtreicher ſind nicht hier, einige Ungarn, die Braunſchweiger nach wie vor, Hamburger, Holſteiner, Oldenburger und ſehr wenige Süddeutſche.

Wie ganz anders würde ſich dies alles alsbald geſtalten, wenn Jena den jetzigen Moment der Reaction benutzte, und es den Preußen zuvorthäte? Jena iſt ein Ort, der ſich wie kein anderer zur Univerſität eignet. Die freundliche Stadt, die reizende Gegend ſind wie gemacht zum Boden eines rein der Wiſſenſchaft zugewendeten Lebens, für Studenten und Profeſſoren gleich angenehm und erfriſchend. Keine fremdartigen Intereſſen, wie der Induſtrie oder des Reſidenzlebens oder der üppigen Geſelligkeit, wirken hier ſtörend ein, keine widrige Localität wirft die Aneinandergewieſenen trennend auseinander. Zudem ſchwebt über uns mit ſeiner Weihe der Ruhm einer thatenreichen Vergangenheit, deſſen Erinnerung jedes beſſere jugendliche Gemüth aufſtachelt und in eine edle Richtung wendet. Der hieſige Student iſt darum immer vor allen andern einer gehaltenen Heiterkeit ergeben und für vorzugsweiſe geiſtige Anregung ſtets ſehr empfänglich geweſen. Aber man kehrt auch bei uns mit dem Scheuerbeſen der Polizei das Bischen Poeſie von den Flügeln dieſes Schmetterlings herunter, läßt gleich die Jugend zum lebhaften Gefühl der Noth des Lebens kommen, und rückt ſie dicht und feſt an den Studirtiſch für das drohende Examen. Dieſe Karngaularbeit und dazu der Dampfſtrieb, je eher je lieber fertig zu werden, wirft den ganzen Zug unſerer heutigen Jugend auf die Brodſtudien und damit in eine Thätigkeit, die um nichts beſſer iſt, als jedes Handwerk mit ſeinem goldenen Boden. Solcher gemeinen Richtung iſt Vorſchub genug geſchehen, und nichts dringender nöthig, als die ideale Seite des Wiſſens, den Selbſtzweck und den Stolz des höchſten Zieles, der freien Arbeit an der welthiſtoriſchen Entwickelung der Menſchheit, wieder in die Jugend zu pflanzen.

2. Der Prediger Sintenis und die Magdeburger Romantik.

1840.

Wir leſen in der Magdeburger Zeitung vom 3. Febr. ein völlig katholiſches Lied, zehn Strophen lang, überſchrieben „die betende Bauernfamilie,“ nach dem Bilde von J. Becker, deſſen Inhalt dieſer iſt, daß einer Bauernfrau ein frommer Wundarzt den Staar ſticht, und die glückliche Operation von ihm ſowohl als von der Familie auf die Hilfe und den Beiſtand Chriſti zurückgeführt wird. Sie beten ihr Dankgebet unter dem Gnadenbilde „der heiligen Eiche;“ ſie „pilgern“ früh morgens

„Im Hochgefühl des neuen Glücks
Waldeinwärts zu dem heil'gen Baum,
Zum lieben Heiland Jeſus Chriſt,
Der aller Noth Erbarmer iſt.“

Chriſtus alſo wird geſucht, wo ſein Bild iſt, im Hain, an der heiligen Eiche. Jeder Vers hat den obigen Refrain. Wir führen noch die zwei erſten Verſe an:

Wo warſt du heut ſo frühe ſchon?
Frägt Mütterchen den blonden Sohn,
Der jubelnd, daß die Tenne ſchallt,
Herein ins enge Stübchen ſpringt.
„Ich war mit Vater in dem Wald,
Der grünend unſer Haus umringt,
Zum lieben Heiland Jeſus Chriſt,
Der aller Noth Erbarmer iſt.“

Und Anna tritt, ihr Töchterlein,
Mit Blumen jetzt zur Thür herein.
Wo warſt denn du? — Mit Bruder Hans
Und Vater in den Wald ſpaziert.
Da hab' ich mit dem friſchen Kranz
Der Eiche heil'ges Bild geziert
Vom lieben Heiland Jeſus Chriſt,
Der aller Noth Erbarmer iſt.

Im vorletzten Verſe iſt nun zwar Chriſtus „im Himmelsraum," und ſie knieen nur zum Ueberfluß, wie es ſcheint, oder um des maleriſchen Effects willen „vor dem Baume;" es iſt aber dies nichts Anderes als die Confuſion aller Bilderverehrung, und Niemand wird den heidniſchen Wald- und Bilderdienſt, ſo wie den katholiſchen Heiligendienſt und Wunderglauben, den Glauben an das „wunderthätige Gnadenbild" darin verkennen. — Ueber dieſe allerdings merkwürdige Erſcheinung, die vornehmlich einem proteſtantiſchen Geiſtlichen wider das Gewiſſen laufen mußte, erließ nun am 7. Febr. der Prediger Sintenis folgende „Kritik."

„Was ſich öffentlich darbietet, das ſetzt ſich auch öffentlicher Beſprechung aus. Das im 28ſten Stück dieſer Zeitung befindliche Gedicht, „die betende Bauernfamilie" benannt, hat in beſonderer Beziehung ſolche verſchiedentlich angeregt, und Schreiber dieſes verfährt gewiß im Geiſt und Sinn ſehr Vieler, wenn er — beſcheidenſt und ohne alle und jedwede Perſönlichkeit, da er den Verfaſſer durchaus nicht kennt, — hier ſeine Stimme laut werden läßt. Es handelt ſich theils um den Gegenſtand des Gedichts im Allgemeinen, theils aber und hauptſächlich um den in allen Strophen wiederkehrenden Refrain:

„Dem lieben Heiland Jeſus Chriſt,
Der aller Noth Erbarmer iſt.“

Dem Dichter zwar, wie dem Künſtler, ſteht es frei, ſich das Sujet zu ſeiner Behandlung zu wählen, und es iſt — wer wüßte das nicht! — zu unterſcheiden zwiſchen Kunſt und Stoff, zwiſchen Phantaſie und Wahrheit; aber es kann doch ein böſes Zeichen der Zeit ſein, wenn Künſtler und Dichter ſich in den Dienſt des Aberglaubens geben, oder — ohne Abſicht — mit ihren Erzeugniſſen dem Aberglauben förderlich werden. — Den Aberglauben predigen aber iſt es, wenn der Verfaſſer des bezeichneten Gedichts immer und immer von dem „lieben Heiland Jeſus Chriſt“ ſpricht, wo der Wahrheit gemäß nur von Gott die Rede ſein darf. Denn nirgends hat Chriſtus geſagt, daß die Menſchen, ſeine Gläubigen, zu ihm beten ſollen, wenn er auch fordert, daß ſie in ſeinem Namen (und das iſt gehörig zu verſtehen) beten ſollen. Er erklärt vielmehr ernſt und feierlich: Es ſteht geſchrieben: Du ſollſt anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen! Er betheuert eben ſo entſchieden: Ich ſage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will; denn er ſelbſt, der Vater, hat euch lieb! Er weiſet uns mit unſerm Bitten und Flehen, mit unſerm Dankſagen und Lobpreiſen für empfangene Wohlthaten zu keinem Andern, als zu Gott; denn er ſpricht: Gebt Gott die Ehre! —

Das Gemälde von J. Becker, auf welches ſich das Gedicht bezieht, iſt als Kunſtwerk vortrefflich, und der nach demſelben gefertigte Steindruck iſt als Kunſtblatt ebenfalls wohl gelungen und lobenswerth. Aber die Darſtellung iſt den Aberglauben unter einſchmeichelnder Form nährend, und darum gefährlich.

Der Maler hat es den Blicken verborgen gehalten, welches Heiligen- oder Gnadenbild es ſei, vor dem die Bauernfamilie betet. Der Dichter, — deſſen Gedicht ſich übrigens ganz gemüthlich lieſt, — macht daraus ein Chriſtusbild. Vermuthlich iſt er ein Proteſtant, der ein anderes Heiligenbild nicht gerne ſehen und anbeten laſſen mag. Aber daß er der Wirkſamkeit des „lieben Heilands Jeſus Chriſt“ das zuſchreibt, was von Gott nur erbeten und erflehet, erhofft und erwartet werden ſoll, das iſt dennoch unevangeliſch und leitet auf den Wahn, als ob der Vater in Ruheſtand verſetzt ſei.

Noch einmal: der Künſtler kann ſein Sujet wählen, wie es ihm beliebt; aber chriſtlicher, rein evangeliſcher wäre es geweſen, wenn Herr J. Becker die fromme Bauernfamilie vor dem unſichtbaren Gott, der im Geiſt und in der Wahrheit angebetet ſein will, der durch Moſes ſchon befahl: „Ihr ſollt euch keinen Götzen machen, noch Bild, und ſollt euch keine Säule aufrichten, noch keinen Maalſtein in eurem Lande, daß ihr davor anbetet; denn ich bin der Herr, euer Gott!“ —

ſich inbrünſtig, vertrauensvoll, demüthig und dankbar hätte niederwerfen laſſen, und wenn danach dann der Dichter in ſeiner frommen Begeiſterung geſungen hätte.

Wem es willkommen ſein möchte, noch mehr über das, was hier angedeutet worden iſt, zu leſen, der verſchaffe ſich eine jüngſt einzeln herausgekommene Predigt, die gewiß noch in hieſigen Buchhandlungen zu bekommen iſt: „Die Kunſt von ihrer Schattenſeite." Homilie über Apoſtelgeſch. 18, 23 — 40, von Dr. G. A. Keferſtein. In der St. Michaelis-Kirche in Jena am 17. p. Trin. 1839 gehalten." Soweit Sintenis.

Es regt ſich überall der Widerſtand gegen die katholiſchen und heidniſchen Elemente, welche die Romantiker als wucherndes Unkraut in die Köpfe der Maler, Dichter und Prediger einer nachwachſenden Generation geſä't haben. Die Erklärung des Predigers Sintenis richtet ſich ſehr bedeutungsvoll gegen den Götzendienſt, **Bilder anzubeten**, und gegen den Katholicismus, **das unmittelbare Verhältniß der Menſchen zu ihrem Gott**, den eigentlichen Sinn des ganzen Proteſtantismus, aufzugeben und eine Mittelsperſon anzubeten, ſtatt die Vermittlung mit dem wahren Weſen ſelbſt zu empfinden, als Ideal vor Augen zu haben und als letzten Zweck ins Werk zu richten. Die unglaubliche Oppoſition, welche Sintenis mit dieſer ächt proteſtantiſchen Erklärung ſich zugezogen (man hat gegen ihn geſchrieben und in faſt allen Kirchen der Stadt Magdeburg gegen ihn gepredigt), beweiſt nur, wie bedenklich es mit der romantiſchen Infection der dortigen Prediger ſteht, und wie nothwendig eine gründliche Reform jenes unfreien, reactionären Bewußtſeins bereits geworden iſt, um der *gänzlichen Trennung des freien, gebildeten Geiſtes von einem verdumpften katholiſch-heidniſchen Pfaffenthum zuvorzukommen.* Wir legen auf dieſen Punkt ein großes Gewicht, und ſind feſt überzeugt, daß die Macht der freien, philoſophiſchen Bildung in Zukunft nicht bloß von Laien getragen und daß der Prediger Sintenis nicht ohne Nachfolger und ſein Auftreten nicht ohne Erfolg bleiben werde. Seine Kritik iſt durchaus gehalten, ſehr wohlbegründet und keineswegs mit dem verſchimmelten Geſchrei gegen „den Rationalismus vulgaris und das gemeine Bewußtſein“ abzuthun. In der Beſeitigung des ſtupiden Formalismus, in der Negation alles Bilder- und Heiligendienſtes hat das gemeine Bewußtſein der Aufklärung und des Rationalismus vollkommen Recht, und ein „ungemeines Bewußtſein“ romantiſcher Papageien, deſſen Antirationelles und Ungemeines nur darin beſteht, alle vom Rationalismus negirten grobſinnlichen und wüſten Vorſtellungen, der Vernunft zum Trotz, nun wieder zu bekennen, hat eben als Ungemeines keine Ausſicht, ſich allgemein zu machen. Vielmehr iſt der Rationalismus vollkommen zu ſeiner Wahrheit hindurchzuführen, zum Begriff des freien Geiſtes und ſeiner abſoluten Selbſtbeſtimmung, worin er allein das Poſitive iſt. *Die Wahrheit iſt nicht abgeriſſener Weiſe nur ein einziges Mal* irgendwo und irgendwie offenbart worden, ſondern ſie offenbart ſich fortdauernd und iſt offenbar in dem geſchichtlichen Geiſte, der das Chriſtenthum erſt erfüllt durch die Realiſirung der Menſchheit in jedem Menſchen, und reinigt von allen Vorſtellungen, welche der Vernunft und der Wiſſenſchaft unſerer Tage widerſtreiten. Geht der Rationaliſt auf die Bibel zurück, ſo iſt das in dieſem Falle, wo ſelbſt das Judenthum ſich freier zeigt, als unſere modernen Heiden und Katholiken, nicht unzweckmäßig; die wahre Quelle alles Glaubens und Wiſſens aber bleibt immer die wirkliche Geſchichte, das Studium der Natur und der freie philoſophiſche Geiſt, den ſie erzeugen und der nun eben dadurch das letzte wahrhaft Poſitive ſelbſt iſt. Die Geſchichte und Naturkunde ſind unſere Offenbarung und die Philoſophie iſt ihre Faſſung. — Wir rathen den Pfaffen, die ſich der Aufklärung und dem Rationalismus widerſetzen, wohl zu bedenken, daß jetzt die Wahrheit und die Religion in jedes Menſchen Macht gegeben iſt, die durchgeſetzte Beſchränktheit der Theologen alſo keinen andern Effect haben würde, als den, daß ſie ſich um allen Einfluß brächten und völlig außer Curs ſetzten.

3. Das Manifeſt der Philoſophie und ſeine Gegner.

1840.

Ein dankbares Geſchäft, die Wolluſt der zeugenden That und die Freude an ihrer tauſendfältigen Fortpflanzung, Belebung und Geſtaltung! und dies iſt in unſerer empfänglichen, hochgebildeten Zeit das Loos der Philoſophie, welche die Phänomene der Vergangenheit und Gegenwart unter ihrem Brennſpiegel ſammelt, und mit dem Strahle dieſes Begreifens ein wiederholtes Werde in die Welt ſendet, das Loſungswort einer neuen Zeit. Dies Entſtehen iſt nun zugleich das Vergehen, dieſe Zeugung des Neuen der Tod des Alten. Was alſo zu den gewordenen Beſtänden gehört, ſträubt ſich gegen dieſen Strudel des neuen Werdens, das Veraltete gegen den Proceß der Verjüngung, und ein groſſer Chor ſingt die klägliche Litanei: dieſer Strudel ſei „deſtructiv“, dies Treiben gäbe nichts weiter als „unverſchämte Kritik“, „keine Production“, der Reſt ſei nichts als blanker „Illuminatismus, Kosmopolitismus“ u. ſ. w. Das Zuſammenfaſſen und Begreifen der Geſchichte betraf nun in dem Manifeſt gegen die Romantik überall noch ſtrebende Richtungen, noch lebende Perſonen und ihre Gemüthsverfaſſung; und wenn dies nun vielleicht förderlich und verdienſtlich genannt werden wird, ſo hat es zugleich die Feinde der Philoſophie unglaublich vermehrt und Richtungen unter einen Hut gebracht, die ſich früher auf's Tödtlichſte befehdeten. Pietiſten und Ariſtokraten freilich ſind ſich nur noch näher getreten; aber die Altromantiker und die Jungdeutſchen, die abſtracten Literaten und die beſchränkten Empiriker — Alle erkennen plötzlich ihr gemeinſames Intereſſe und ihren gemeinſamen Feind; und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Remonſtrationen der alten Heidelberger Profeſſoren gegen die ſehr gehaltene und von aller egoiſtiſchen Betheiligung völlig freie Darſtellung dieſer Univerſität (deren Verf. ſie übrigens durch keine Inquiſition ihrer Privatdocenten und Extraordinarien ans Licht ziehen werden) ganz mit den Beſchuldigungen der jungdeutſchen Journaliſtik zuſammenfallen, ja, wenn der Telegraph für Deutſchland plötzlich ſeinen Liberalismus vergißt und ſeine Jugendlichkeit nicht minder, um an den Halliſchen Univerſitätszopf und an das Tendre der Deutſchen für das romantiſche Helldunkel zu appelliren, und dergeſtalt immer noch mehr Philiſterei der ſüßen Gewohnheit des Lebens und Daſeins gegen die Unruhe des bildenden Gedankens ins Feld zu ſtellen. Der Widerſtand aller Nüancen der Romantik von Schlegel und Gentz bis auf den jüngſten Jungdeutſchen und den ärmſten Betbruder aus der Berliner oder Halliſchen Baumſchule oder gar aus dem Erlanger Sumpfe — gegen die Philoſophie iſt ein ſehr begreiflicher Egoismus, der eben darum, weil ſeine Blöße ſo naiv zu Tage liegt, auf die Sympathie des Publicums nur inſofern rechnen kann, als dieſes ſelbſt egoiſtiſch betheiligt iſt, auf die Sympathie der Zukunft oder, was daſſelbe ſagen will, der unbefangenen Jugend aber gar nicht; denn dieſe hält es unbedingt mit der Wahrheit und ihrer Befreiung.

1) Am nächſten liegt der Egoismus der Ariſtokratie und des Alters. Dieſe Herren ſind im Beſitz, und ſofern ihre Zeit vorüber, ihre Wahrheit nicht mehr gültig und ihr Weſen in eine andere Geſtalt aufgelöſt iſt, bleibt nichts übrig, als die faule Haut ihrer empiriſchen Perſonen, an die ſie nicht wollen rütteln laſſen. Daher ſchreien allemal einige anonyme Verletzte, wenn irgend eine, auch die wohlwollendſte Darſtellung einer Univerſität, wie z. E. von Jena und Heidelberg, ein Schlaglicht auf die Perrücken wirft, die der Welt gern Puder ins Geſicht ſtreuten, um den von ihnen gewärmten Schädel für ein ſonderliches Cabinetsſtück der Wiſſenſchaft auszugeben, oder um den ſchmutzigſten Nepotismus zum Nutzen auch noch der Kinder und Enkel geltend zu machen, ohne daß die Welt darum wiſſen ſoll.

Wen's juckt, der reibe ſich! Weiter iſt auf die Klagen über Rückſichtsloſigkeit gegen die „Heiligthümer der Perſönlichkeit und der delicaten Verhältniſſe“ nichts zu erwidern; denn es iſt nicht wahr, daß an den Perſönlichkeiten eine andere, als ihre wiſſenſchaftliche, und an den Verhältniſſen eine andere, als ihre hemmende oder fördernde Seite, womit ſie ſich gegen die Zwecke der Univerſitäten ſelbſt kehren, beleuchtet wird. Mit der Ariſtokratie iſt es der nämliche Fall. Der ganze Staat, wie er jezt iſt, kennt keine fixen Stände: der Edelmann iſt nicht mehr der Soldat, jeder Bürger vertheidigt das Vaterland; der Edelmann iſt eben ſo wenig ein Patriarch auf der unbewegten Scholle; er muß induſtriell werden, wenn er ſich halten will in der jetzigen Lebensbewegung, und es würde nur zu revolutionären Bewegungen führen, wenn man ihm Rechte wieder zuwenden wollte, die ihm die Geſchichte und die Bewegung des bürgerlichen Lebens unwiderruflich genommen haben. Eben ſo wenig giebt es fixirte Stände des Gewerbs und der Handarbeit; jeder Handwerker kann zum Fabrikherrn und zum Kaufmann, jeder Kaufmann zum Grundbeſitzer werden; und wie die Gelehrſamkeit ins Handwerk und in Induſtrie ſich umſetzt, der Kriegerſtand aber vollends alle wehrhaften Staatsbürger umfaßt, davon zu reden, wäre überflüſſig. Die Ariſtokratie iſt daher eine hohle Einbildung und ein anmaßender Egoismus von Individuen, die das Entſchwundene nicht für entſchwunden und die geweſene Wahrheit des Standes nicht für eine gegenwärtige Unwahrheit anerkennen. Es bildet ſich hieraus das Beſtreben, mit allen Mitteln der Bildung und des Erwerbes unſerer Zeit, dieſer Bildung zum Trotz, die alten Inſtitutionen: Adelskammern, Corporationsweſen, Militärſeparatismus, Pfaffenſtand und Standſchaft der Geiſtlichkeit, wieder herzuſtellen. Dieſes Unweſen nennen ſie, im Gegenſatz zu der conſtitutionellen Freiheit, „ſtändiſche Verfaſſung“, eine Staatsform, gegen welche die centraliſirte Beamtenmonarchie unbedenklich die höhere und freiere iſt. Die Ariſtokraten ſind die Jeſuiten des Staats; ihr Egoismus aber wird unaüſhörlich verletzt, ſowohl durch den richtigen Begriff des Staats, als auch ſchon durch den gegenwärtigen Staat und ſeine Bewegung ſelbſt.

2) Der Egoismus der ungebildeten Theologie ſpricht ſich theoretiſch aus in der Unterſuchung über die Chriſtlichkeit der Philoſophie und in dem Reſultat dieſer Unterſuchung, das namentlich neuerdings die Berliner theologiſche Facultät ſehr naiv bekannt hat: die Theologie dürfe die Philoſophie gar nicht an ſich kommen laſſen. Praktiſch tritt er auf als Pfaffenthum und Pietismus mit allen Künſten der Aſſociation, der Einſchüchterung, der Verlockung und was ſonſt dem Bekenntniß auf den bevorzugten Glauben oder auf das für poſitiv gehaltene Dogma noch für Hebel des Gelüſtes und der Caprice ſich darbieten, um die Wahrheit mit dem alten unſterblichen Phariſäismus zu bekämpfen. Dieſes Phänomen iſt genug erörtert; ſeine Waffen und Inſignien ſind überall in ganz Deutſchland kenntlich und zur Genüge durch ſich ſelbſt in Verruf gekommen, um eine andere Zukunft vor ſich zu haben, als den immer vollſtändigeren Untergang aller abenteuerlichen Geſtalten dieſes Elementes in dem unaufhaltſamen Durchbruche der Philoſophie und des freien Geiſtes.

3) Die altromantiſche Schicht iſt natürlich in unſerer Zeit ſchon dünn geworden: Tieck hat jene Polemik gegen die Aufklärung, das Pathos der genialen Chriſtlichkeit, in die Novelliſtik der feinen Bildung untergetaucht; A. W. Schlegel wohnt in einer gelehrten Atmoſphäre; beide ſind bei Jahren und ihre rüſtigſten Genoſſen

bei den Seligen. Die Altdeutſchen aber, als Menzel, Görres u. And., ſind ſo alt, daß ſie noch in der angenehmen Illuſion leben, die Philoſophie habe überhaupt keine ſonderliche Geltung in dieſer Zeit, ſei mehr ein königlich preußiſcher Luxus, als eine Sache der deutſchen Nation. Ihre Feindſchaft hat daher neben der lächerlichen Rococomiene einen eben ſo ſpaßhaften Zug des Hochmuths, indem ſie es für ausgemacht halten, die beſte Widerlegung einer Sache ſei die, wenn ſie davon nichts wüßten.

4) Der Egoiſmus der jungdeutſchen Subjecte braucht nur genannt zu werden, er iſt der einleuchtendſte. Ohne einen andern Gegenſatz, als den der Subjecte, zerfährt die Richtung in die bitterſten Feindſchaften und unterhält fortdauernd das Publicum mit ihren hohlen Perſönlichkeiten. Ihre Geſpräche, ihre Journale, ihre Romane, ihre Dramen ſatiriſiren, polemiſiren, mediſiren immer en famille, als wenn ihre Geſellſchaft die Welt wäre. Alle Dramen und Romane, von den Berliner Witzen bis zur ſocialen Miſere, d. h. von der Komödie bis zur Tragödie der jungen Literatur, haben keinen andern Inhalt, als dieſe Literaturperſonnagen, ihre Differenzen und ihre Noth. Der ungeheure Weltſchmerz iſt ihre Concurrenz und die Blaſirtheit ihr verödetes Gemüth; die Späße aber und der Humor ſind ſo armſelig, daß ſie ohne die abgenutzte Literaturmediſance nicht flott werden können, und keinen andern Gegenſtand wiſſen, als den allerunpaſſendſten, den es giebt, particulare Richtungen und iſolirte Charaktere der Belletriſtik, die nicht einmal als allgemein

bekannt gelten können, anſtatt den friſchen Inhalt des Lebens, wie er überall in jedes Menſchen Bereich und Intereſſe liegt, in Bewegung zu ſetzen, wenn es auf's Komiſche, und der Geſchichte, wenn es auf's Tragiſche abgeſehen iſt. Wahrlich, die Schlegel'ſche Forderung einer Poeſie der Poeſie iſt reichlich erfüllt worden; und ſo wenig können ſich dieſe zeugungsſtolzen Männer der Kritik enthalten, daß all ihre Productionen nur eine kritiſche Seele haben, ja ſogar die Berliner Eckenſteher ſich mit Emancipation, mit Journalismus und mit Gutzkow's ungerechter Kritik Bozens u. ſ. w. herumſchlagen müſſen. Dieſer Egoismus, nur ſich ſelbſt und ſeine eigene Miſere zum Motiv der Romane und Dramen zu nehmen, iſt eine bedauernswürdige Erſcheinung; wie weit haben dieſe Gemüther noch hin, um ſich für die welthiſtoriſchen Bewegungen der Freiheit zu begeiſtern, und von da wie weit, um ſie uns darzuſtellen? Sie berufen ſich wohl auf Tieck; ja, ſie werden ſagen: hat nicht Göthe ſogar in ſeinem Fauſt Literaturanſpielungen? Göthe nachzuahmen und ſich auf die Zeit zu berufen, als man die ſchöne Literatur noch ſo unendlich wichtig nahm, daß man über ſie die ganze übrige ethiſche Welt vergaß, iſt aber ſehr vom Uebel; denn der Fortſchritt unſerer Zeit iſt eben der, die losgelösten Einzelnen in Staat und Geſchichte aufgehen zu laſſen, und ihre Hohlheit und Iſolirtheit mit dem ewigen Inhalt der Hiſtorie eben ſo praktiſch als theoretiſch auszufüllen. Die abſtracten Literaten, die ſich um nichts kümmern, als um ſich ſelbſt, können die Herzen der Menſchen nicht gewinnen. Man könnte gegen den Vorwurf der Abſtraction einwenden, alle Wiſſenſchaftler von Profeſſion hätten eine abſtracte Stellung. Die Wiſſenſchaft, die Philoſophie und ihre Probleme geben allerdings ein Reich, welches nicht von dieſer Welt iſt, aber dennoch iſt es eine egoiſtiſche Abſtraction, wenn die Univerſitätsgelehrten ſich weder als Gemeinde- noch als Staatsbürger betheiligen, jede Verfaſſung und jede Entwickelung des Staates als ein fremdes Phänomen betrachten und nach Gelegenheit ſo gut in Rußland hauſen mögen, als mitten in Deutſchland. Erſt die Betheiligung des Subjectes bei der Geſchichte giebt ihm ſeinen wahren Inhalt, und wenn ſeine Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſei es nun die Mineralogie oder Belletriſtik, ihn aus der geiſtigen Bewegung und der politiſchen Betheiligung herausführt, ſo iſt das nur ein Zeichen ihrer abſtracten und bedürftigen Stellung. Vollends aber ins Vagabundenthum, in die Heimath-, Verhältniß- und Parteiloſigkeit eine Genialität zu ſetzen, und die unvermittelte Allgemeinheit, die harmloſe Theorie, oder gar die formelle Bildung, die nach Gelegenheit jeder Sache zu dienen bereit iſt, für das Höhere zu nehmen und beſtimmten Verhältniſſen und ausgeſprochenen Richtungen als einem philiſterhaften Weſen gegenüberzuſtellen, iſt ein lächerlicher Bettelſtolz, deſſen weite Ausbreitung unſere Zeit weder reicher an Gaben des Genius, noch mächtiger durch Thaten des wiſſenſchaftlichen Geiſtes macht. Das junge Deutſchland hat nun gänzlich die Stellung der ungebundenen und leeren

Genialität, die ſich bald für, bald gegen die Freiheit wendet, bald excentriſch liberal und frivol freigeiſtig, bald ſuperklug romantiſch für Gentz, für die Schlegel und Tieck ſich ins Mittel ſchlägt, beſeelt von der Ueberzeugung, daß ein wohlredender Mann mit Hilfe einer Clique auch ohne ausgeſprochene und conſequente Richtung leicht berühmt, reich und mächtig werden könne. Neuerdings hat man gegen uns daher den Vorwurf ausgeſprochen, wir hätten keine, „weder eine poetiſche noch philoſophiſche Berühmtheit gemacht, ſondern Alles nur der Schule, der Innung zugute kommen laſſen,“ — wahrlich das größte Lob, das es geben kann, nur dem freien Princip zu dienen und die Berühmtheiten nicht zu machen, ſondern ſich ſelbſt machen zu laſſen. Die Schule iſt aber keine Clique, und es wird, wenn für die Schriftſteller der Jahrbücher überhaupt noch von einer Schule die Rede ſein kann, nur das freie philoſophiſche Princip, die Methode und der Begriff der hiſtoriſchen und logiſchen Dialektik vorausgeſetzt, um jeden, ſelbſt den Urheber dieſes Princips an ihm zu prüfen. So unerbittlich, wie der Hiſtorie ſelbſt, iſt Alles und iſt jede Perſon dieſer Kritik unterworfen, und irrt dieſe Kritik, z. E. über irgend einen Jungdeutſchen und ſeine poetiſchen Verſuche, ſo iſt es hinwiederum die Hiſtorie, welche die Kritik rectificiren wird. Die Mitarbeiter an den Jahrbüchern haben keine Lobaſſecuranz, und es iſt dahin gekommen, daß keine andere Rückſicht herrſcht, als die der Wahrheit und des Gewiſſens, ein Zuſtand, den nur diejenigen haſſen können, die ein ſchlechtes Vertrauen in die Macht der Wahrheit und der Geſchichte ſetzen. Es wäre übrigens eine ſehr ſchiefe Anſicht, wenn man die Jahrbücher lediglich für einen Gerichtshof und nicht vielmehr ſelbſt für eine Art Zeitgeſchichte halten wollte, nachdem faſt drei Jahre hindurch die hiſtoriſche Bewegung des deutſchen Geiſtes, die Darſtellung ſeiner Bildungsſtätten, die Abklärung ſeiner Kämpfe ihr Geſchäft war und Manches daraus wirkſam ins Leben zurückgefloſſen iſt. Die entſchiedene Wendung gegen die Romantik aber und die Betonung der Philoſophie, welche die principloſe Zerfahrenheit des belletriſtiſchen Egoismus nicht lieben kann, iſt nichts Anderes, als das Recht der Philoſophie, ihr eigenes Bewußtſein für das Poſitive, den Abfall von ihr aber für das Negative zu nehmen; und wenn weder der Kantianismus Schiller, noch die Aufklärung Göthe hinderte, den Stuhl der poetiſchen Ehre zu beſteigen, ſo wird wahrlich die Hegel'ſche Philoſophie, welche die Negation der geſchichtswidrigen Romantik und der genialen Confuſion iſt, kein Hinderniß ſein, daß ein begeiſterter Mann, der ſich auf die Hiſtorie und ihren gegenwärtigen Aufſchwung verſteht, von Neuem den Purpurmantel der Poeſie um ſeine Schultern ſchlage. Wer er auch ſei und woher er ſtammen möge, ob aus dem jungdeutſchen oder aus dem altdeutſchen Gährungsproceſſe, wir wollen ſeine Thaten nicht hindern, die Welt zu erobern und ihr Herz mit ewigen Melodien zu bezaubern; aber ihn zu „machen," das iſt nicht die Aufgabe, die uns hier beſchäftigt, auch würde es ganz vergeblich ſein, den Leuten weiß zu machen, was ſie nicht ſchon ſelbſt empfänden. Wenn die jungdeutſche Romantik aber einen rechten Fund gethan zu haben meint mit dem abgedroſchenen Vorwurf der „Aufklärung und des ſeligen Nicolai,“ der in der Philoſophie der Gegenwart wieder zum Vorſchein käme, ſo iſt es jetzt allerdings an der Zeit, Nicolai's Verdienſte nicht geringer anzuſchlagen, als die geiſtloſe und triviale Polemik der meiſten Romantiker gegen dieſen Aufklärer, und nun auch einmal poſitiv auf ihn einzugehen; die Philoſophie aber iſt nicht nur der ſelige, ſondern der beſeligende und unſterbliche Nicolaus, denn ſie iſt die Wahrheit, die alles Volk befreit, das ſich ihr hingiebt, und beſiegt, das ihr widerſtrebt.

4. Gegen die Lobhudelei
und
über den Index scholarum.

Halle. Winter 1840 — 1841.

1841.

Es pflegt nicht eben der Fall zu ſein, daß die Vorreden zum Lectionskatalog der Univerſitäten eine allgemeine Wichtigkeit und eine geiſtige Bedeutung haben; ſind ſie doch im Grunde weniger dazu beſtimmt, geleſen als vielmehr nur geſchrieben zu werden. Dies Jahr hat indeſſen der Tod des Königs auch in dieſen ſonſt ſo trocknen Canal Gedanken über die letzten Gründe des Univerſitätsweſens und der freien Wiſſenſchaft getrieben, welche wir nicht ignoriren wollen, und es läßt ſich in den wenigen, ſonſt nichts bedeutenden Blättern dieſer officiellen Schriftſtellerei für den Eingeweihten ein ſittliches und praktiſches Verhalten erkennen, welches theils mit unrühmlicher Furcht, theils mit leichtſinniger Hoffnung die Kriſis unſerer gegenwärtigen Staatsentwicklung wiederſpiegelt.

Die Gedanken über das Princip der Univerſitäten und der Lehrfreiheit oder der Freiheit der Wiſſenſchaft knüpfen ſich an den Namen des verſtorbenen Miniſters, das praktiſche Verhalten an die Vertheilung des theologiſchen Preiſes. Zuerſt die Gedanken. Der Prorector wünſcht durch den Mund des Profeſſors der Beredtſamkeit, „es möge ein würdiger Nekrolog Altenſtein's geſchrieben werden von einem Manne, der ſowohl die Thaten, als die Intentionen und die Schwierigkeiten bei der Durchführung derſelben, womit der Staatsmann zu kämpfen gehabt, gehörig kenne, gewiſſenhaft mittheile und durch ſeine Perſönlichkeit außer Zweifel ſetze, dicendi autem vi ea polleat, ut laudatus laudare laudandum videatur.“ Gut, und, richtig verſtanden, ſehr gut! Nun kommt Magnificus aber dem letzten Grunde der Sache näher und ſagt, „der künftige Biograph werde zu zeigen haben, wie Altenſtein die alte Art und Weiſe der Univerſitätscorporationen gegen die unzeitigen und verkehrten Angriffe der Neuerer vertheidigt habe (antiquam illorum collegiorum naturam ab novantium intempestiva et præpostera insectatione defenderet), ohne gleichwohl dem Drange und Bedürfniß der täglich erweiterten Wiſſenſchaft entgegenzutreten; mit welcher Klugheit er die Lehrfreiheit, auf der das Weſen und die Bedeutung der Univerſitäten beruhe, gegen böswillige und verblendete Widerſacher geſchützt habe, welche bald mit heimlicher Verdächtigung, bald mit offener Denunciation vornehmlich die Profeſſoren der Theologie und Philoſophie zu ſtürzen geſucht hätten; wie er für tüchtige Lehrer und wie für die Aufmunterung der ſtudirenden Jugend unter andern auch durch Preisaufgaben geſorgt habe.“ Dieſe Gedanken ſind loyal und panegyriſch; daß ſie aber für den Hiſtoriker eine Norm ſein könnten, daß ſie kritiſch, daß ſie wahr, ja auch nur überall aufrichtig wären, wer wagte das zu behaupten?

Im Gegentheil müſſen nicht wir Alle, die wir in Berlin und in Halle dieſer hochwichtigen Angelegenheit auch nur ein mäßiges Intereſſe zugewendet haben, leider bekennen, daß ein böſes Geſchick uns den Schleier, mit dem man ſonſt die Scham der Univerſitäten zu verhüllen ſucht, in den letzten Jahren zu ſehr gelüftet hat, um auch in dieſer Angelegenheit durch die leichtſinnige Lobhudelei eines officiellen Patriotismus täuſchen zu laſſen? Hat die Klugheit des freiſinnigen Miniſters, ja hat ſeine Macht und ſeine perſönliche Freundſchaft mit dem verſtorbenen Könige ausgereicht, um in Bonn die Hermeſianer, in Berlin die philoſophiſche Theologie zu ſchützen, in Halle die Berufung des Tübinger Baur durchzuſetzen und die moderne Scholaſtik der Sündentheologie von uns abzuwenden? Haben nicht die Obſcuranten in der Praxis überall zehnfach gewonnen, wenn ſie in der Wiſſenſchaft verloren haben? Altenſtein war bei allem guten Willen in ſeiner letzten Zeit nicht im Stande, der Fluth der Pietiſten Widerſtand zu leiſten; ja nicht einmal die Philoſophen konnte er anſtellen, ohne ſie vorher von Göſchel „plombiren“ zu laſſen, wie unſer Freund Tholuck dieſen Purificationsact witzig genannt hat. Der Miniſter Altenſtein hat bei alledem alles Mögliche gethan, er hat z. B. das Verbot der Halliſchen Jahrbücher, als es die Pietiſten verlangten, nicht zugegeben; aber es ſtand nicht in ſeiner Macht, die neueſte philoſophiſche Richtung legitim zu machen und den Pietismus, dieſen Radicalfeind des preußiſchen Grundſatzes freier Forſchung und Wiſſenſchaft, in die Oppoſition zu werfen, ſo ſchreiend er ſich auch bei jeder Gelegenheit, bei den katholiſchen Wirren ſo gut, als bei der Züricher Revolution compromittirte. Auch kann weder der Magnificus noch der Profeſſor der Beredtſamkeit das Miniſterialreſcript in der Thieliſchen Angelegenheit vergeſſen haben, wodurch die Majorität der philoſophiſchen Facultät ſo plötzlich überzeugt wurde, daß ſie ihre eigene wahre Meinung ſelbſt verkannt hatte, die Minorität der Pietiſten aber ihren Candidaten durchbrachte, nachdem die Facultät auf Befehl ſeiner Excellenz ihr wiſſenſchaftliches Votum reformirt hatte. Iſt dies etwa die „antiqua illorum collegiorum natura ab novantium intempestiva et præpostera insectatione per administrum) defensa?“ oder hat der Miniſter ganz recht, wenn er gar keinen Reſpect hatte vor dieſem antiquirten Weſen der Facultäten? Wir dürfen froh ſein, daß dieſe Collegien längſt nicht mehr berufen ſind, die Freiheit der Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft überhaupt und die erſte und tiefſte Quelle der Freiheit allein mit ihrer „antiken Natur“ aufrecht zu erhalten.

Altenſtein hat die Abſetzung Wegſcheider's und Geſenius' damals hintertrieben und die Denunciation der Pietiſten, die dies verlangten, zurückgewieſen; Altenſtein hat es aber nicht hindern können, daß die gläubige Geſinnung gegen die ungläubige Wiſſenſchaft, um ſie von den theologiſchen Lehrſtühlen in Halle und Berlin fern zu halten, polizeiliche Maßregeln ergriff und durchſetzte. Altenſtein ergab ſich dem Peſſimismus; und die herbe

Conſequenz der gläubigen Caprice iſt bereits eingetreten: der wiſſenſchaftliche Kampf hat ſich auf den politiſchen Boden verpflanzt, theils in der Magdeburger Streitigkeit, theils in der Haltung der Berliner Facultät, theils in andern kleinen Ausbrüchen, — ein Erbtheil der Altenſtein'ſchen Verwaltung malgré lui, welches gar ſehr in ſeine Geſchichte gehört; und es täuſche ſich nur Niemand über die Nothwendigkeit, dem Pietismus, dieſem Gegner der Wahrheit und Freiheit, *auch auf politiſchem Boden Widerſtand leiſten zu müſſen.* Wir wünſchen ſehr, daß die Collegien der Univerſitäten in dieſem Kampf tapfere Thaten thun und den Magdeburger Ehrenmännern, die ein *modernes* Collegium (den Magiſtrat) bilden, beſtens nachahmen mögen; aber wir haben nach dem Bisherigen und nach dem, was wir weiter unten mittheilen werden, wenig Urſache, es zu hoffen, müſſen uns vielmehr nach ganz andern Streitgenoſſen umſehen.

Daß der Obſcurantismus keinen ſonderlichen Boden in Norddeutſchland gewonnen hat, beweiſt die Magdeburger Streitigkeit am beſten. Die höchſten geiſtlichen Autoritäten, der Oberpräſident Stolberg, der Biſchof Dräſeke, die Mehrzahl der Prediger ſind die entſchiedenſten Romantiker, Dräſeke iſt dazu ein Mann von Geiſt und Leidenſchaft, ein Rednertalent ohne Gleichen und ein beliebter Redner, — und wie weit ſind ſie gekommen gegen Sintenis? von dem es wahrlich heißen kann, „wenn dieſe ſchweigen, werden die Steine reden;“ denn nur das Princip der proteſtantiſchen Geiſtesfreiheit, und dies nicht vornehmlich von Geiſtlichen, ſondern am nachdrücklichſten von Laien verfochten, hat die Hierarchen, die ein ſymboliſches Geſetz und Ketzergericht bitter vermißten, niedergeworfen. Dergleichen Fälle aber, wo ſich die öffentliche Meinung zeigen kann, ſind wegen des Cenſurdrucks und der Verborgenheit unſerer „öffentlichen" Angelegenheiten äußerſt ſelten. In der Regel überſchwemmt uns, wie die öffentlichen Blätter gerade jetzt beweiſen, eine geſinnungs- und kritikloſe Lobhudelei auch des Verkehrteſten, was bei uns geſchieht, und ein officieller oder vielmehr ſerviler Patriotismus, der nichts Anderes vorſtellt, als die Rede an einen Kranken, welche alle Krankheit läugnet, ſtatt ſie zu curiren. Erſt der Tod dieſes officiellen Patriotismus und der ſich ſelbſt und alle Welt ſo unverſchämt belügenden Lobhudelei iſt die Wiedergeburt des wahren Patriotismus, um nicht zu ſagen, des ehrlichen Mannes und einer Zeit, wo die Wahrheit wieder für eine Ehre und das Verſchmähen aller lügenhaften Schönrednerei für die Pflicht jedes freien Mannes gilt.

Freilich mußte es dahin kommen, daß die Lobhudelei dem kritiſchen Bewußtſein aller Unterrichteten und dem Gemeingefühl auch der Unbefangenſten und Unwiſſendſten Widerwillen und Verachtung abnöthigte, um die Gegenwart von dem alleinredenden und alleinſeligmachenden Servilismus zu heilen und die Oppoſition gegen ſolches Unweſen dem Verdachte zu entreißen, als hätte ſie gar keine Urſache zu exiſtiren. Man hat ſich in allem Ernſte mit der wahnwitzigen Idee getragen, unſerer Zeit ſei es vorbehalten, eine religiöſe, eine philoſophiſche und eine politiſche Orthodoxie herzuſtellen, und dann ſelig zu ruhen in dem Schatten eines ewigen dolce far niente. Die philoſophiſche Orthodoxie hatte Hegel's Encyklopädie, die theologiſche den Talmud, das Tridentinum, die ſymboliſchen Bücher und warum nicht den Hutterus redivivus und die Göſchel-Hegel'ſche, Hengſtenberg-Stephan'ſche Theologie? konnte ſich hier doch ein Jeder ſeine Ueberzeugung gedruckt und gebunden kaufen und ſodann dieſen Götzen verehren! es fehlte nur noch, daß auch die politiſche Orthodoxie ſich förmlich mit regula fidei und Katechismus verſah, oder vielmehr auch dies fehlte in Deutſchland nicht mehr, ſeitdem nach des ſeligen Napoleon's Beiſpiel in einem namhaften, ſehr romantiſchen Staate die Lehre des Servilismus mit in den religiöſen Katechismus gezogen worden iſt. Es wird nun erlaubt ſein, auch hier ſich kritiſch und heterodox zu verhalten, ohne dem Heil des Vaterlandes und dem wahren Patriotismus zuwider zu handeln; ja es iſt Pflicht und die dringendſte Nothwendigkeit geworden, die Kritik überall nicht mehr zu verſchlucken und ſie den Täuſchungen der Heuchelei unerbittlich entgegenzuſetzen. Nicht der iſt mein wahrer Freund, der meinen Gebrechen ſchmeichelt, ſondern der ſie mir aufdeckt; ſo iſt auch der kritiſche Patriot der wahre Freund des Vaterlandes. Wenn alſo die Servilen gerade jetzt zudringlich werden, wie die Wanzen im Julius, und ihre lächerlichen Dogmen nicht nur endlos wiederholen, ſondern ſogar in Erz graben und im Stein aushauen möchten, ſo wollen wir es nicht verabſäumen, ihnen den kritiſchen Commentar zu ihren Texten zu liefern. Der freiſinnigſte Fürſt könnte mit dem feilen Geſindel unerſättlicher Speichellecker keinen freien Staat gründen, und wenn man die Phänomene der heutigen Lobhudelei und des unchriſtlichen Götzendienſtes mit hohen Perſonen vor ſich hat, ſo begreift man Nero's und Napoleon's Menſchenverachtung. Niemand wird frei werden, der nicht wagt es zu ſein.

Das Proömium des Halliſchen Lectionskatalogs iſt nun freilich ſo böſe nicht gemeint, wenn es nicht aufrichtig und nicht kritiſch iſt. Dazu war hier der Ort nicht, wird man ſagen; ſind doch die commilitones vor der Hand noch ſo wenig milites der Wahrheit, daß ſie noch im tirocinium derſelben ſtehen, und was hätten dieſe hier anders zu erwarten, als allgemeine herzſtärkende Worte? Wir wollen davon abſehen, daß die Verredner zu dieſem Zweck ja alte Helden und Miniſter, Ariſtides, den Gerechten, und Mäcenas, den Freund der Wiſſenſchaften und freien Künſte, wie zu andern Zeiten, ſo auch diesmal hätten wählen können, wenn es die Nähe der Ereigniſſe und die pädagogiſche Rückſicht nicht erlaubte, des Herzens Sinn und Empfindung zu ſagen; ja wir dürfen ihnen ſogar noch beſſere Vertheidigungsgründe ſuppeditiren. Die Panegyrik hat das Recht, auf das Weſentlichſte loszugehen und das Unweſentliche, die Abweichung von der Regel bei Seite zu laſſen; ſo iſt es in der That zu machen, wenn man einem Manne, wie Altenſtein, ſo in der Kürze nicht unrecht thun will. Zudem iſt die Rede lateiniſch, alſo darum ſchon auf hohle Phraſen vielumfaſſender Allgemeinheiten und, aus Angſt um den numerus rhetoricus, auf die bekannten ſtelzfüßigen Hyperbeln angewieſen; ſind doch dieſe geplagten neueſten und zugleich veralteteſten Rhetoren froh, wenn es nur leidlich klingt und klappt, mag dann immerhin den Sinn und die Wahrheit des Inhalts der Fuchs beißen. — Wenn dies aber auch Alles hinlänglich erklärt und rechtfertigt, ihr Herrn, ſo gewinnt ihr damit nichts weniger, als das Recht, über die antiqua natura der Univerſitätscorporationen den Mund ſo voll zu nehmen; im Gegentheil, es ſteht ernſtlich ſehr ſchief darum, und mehr als man denken ſollte. Man urtheile.

Der Summe reverendus Theologorum ordo, beſtehend aus ſieben Mitgliedern, — einer Zahl, die nicht nur durch die ſieben Leuchter der Offenbarung, die ſieben Weiſen aus älterer Zeit, ſondern auch durch die ſieben Göttinger noch neuerdings wieder zu beſondern hiſtoriſchen Ehren gelangt iſt, — hatte der Unterſuchung der Commilitonen anempfohlen: „die Lehre von der Wiederkunft Chriſti beim Johannes mit der beim Paulus gelehrt und ſcharfſinnig (docte et subtiliter) zu vergleichen.“ Dies heißt nun doch eine Verſchiedenheit in der Schrift ſtatuiren und „die Kritik“ gefliſſentlich herausfordern. Nun ſagt der Mythus und die leichtgläubige Welt ſagt ihm nach: Ein junger Mann alſo, den dieſe Herausforderung reizt, ſtrengt all ſeine „Gelehrſamkeit und ſeinen Scharfſinn“ an und liefert eine Arbeit, der nicht nur der Referent über eingegangene Arbeiten, ſondern auch fünf Mitglieder der Facultät durch Beiſtimmung den Preis zuerkennen. Zwei Männer des modernen Glaubens proteſtiren aber dagegen in der Facultätsſitzung nicht aus dem Grunde der wiſſenſchaftlichen Unzulänglichkeit, ſondern wegen „der ungläubigen und kritiſchen Geſinnung“ des Preisbewerbers. Als dieſer Einwand nichts fruchtet, da ja die ganze Aufgabe eine kritiſche war, ſo tritt ein gläubiges Mitglied des S. r. ordo auf und erklärt, er werde bei der allerhöchſten Behörde Klage führen; und hierauf geſchieht das Unglaubliche, nicht daß der Bewerber wegen ſeiner ungläubigen Geſinnung neben dem Preiſe den üblichen Verweis erhält, ſondern daß ein Anderer, dem der Glaube kein Hinderniß iſt, an ſeine Stelle tritt. Es wäre gewiß ſehr zu wünſchen, wenn der Summe reverendus ordo dieſem Hergange gründlich widerſprechen könnte. Denn welch eine Zumuthung wäre es von dem gläubigen Collegen, bei der Majorität die Möglichkeit vorauszuſetzen, daß ſeine Drohung ſie beſtimmen könnte, in einer ſo geringfügigen Sache ein Einſchreiten des Staatsoberhauptes gegen wiſſenſchaftliche Vota auch nur einen Augenblick für wahrſcheinlich zu halten, und dann dieſer Meinung, erſchreckend vor einem Schattenbilde ihrer Phantaſie, ihre wiſſenſchaftliche Ueberzeugung zu opfern? Und wäre das Religion und Tapferkeit, wenn eine ganze theologiſche Facultät nicht nach der Wahrheit und Ueberzeugung entſcheiden wollte, ſondern nach ſolchen Rückſichten, alſo theils aus Furcht vor Menſchen, theils aus der Beſorgniß, die bibliſche Orthodoxie könnte gefährdet werden, wenn man die rationaliſtiſche Kritik durch die Preiſe, die ſie verdient, aufmunterte? Die Angelegenheit iſt aber als öffentliches Geheimniß in Jedermanns Munde, alle Profeſſoren und alle Studenten wiſſen darum, ganz Halle redet davon, und es ſcheint mir, als bliebe dem Summe reverendus ordo nichts Anderes übrig, wenn der ganze Hergang nicht einfach verneint werden kann, als zu geſtehen, der *gläubige College habe die Majorität mit jenen Argumenten und eröffneten Ausſichten überzeugt, der Glaube alſo einen wirklichen Sieg über den Rationalismus und die Kritik davon getragen.* Ob dies dann die mythengläubige Welt glauben würde, weiß ich nicht; aber das weiß ich, die Faſſung der Urtheile über den ſubſtituirten und den repellirten Sieger, wie ſie das Proömium mittheilt, wird Jedermann ſtutzig machen, der ſie lieſt. Von der gekrönten Arbeit heißt es zunächſt nur: „non displicuit," ſie iſt ſo leidlich; und ſodann wird weniger die geforderte subtilitas und doctrina, als der Fleiß gelobt (accurate de argumenta egit). „Er ſchickt in einer kurzen Einleitung voraus, was Johannes und Paulus im Allgemeinen von der feierlichen Wiederkunft des Erlöſers (Optimi Maximi Salvatoris) lehren, geht ſodann auf das Einzelne ein und zeigt, was jeder Apoſtel über die Anzeichen der ſogenannten Paruſie und über ihr Weſen für einen Glauben anbefiehlt. Er citirt faſt alle Stellen der Schrift für die Meinung, welche er ergreift, deutet ſie meiſt fleißig und gründlich (accurate interpretatus est), und widerlegt auch die unrichtigen Auslegungen Anderer. Seine Schreibart iſt leidlich (usus est probabili scribendi genere), obgleich nicht überall gehörig lateiniſch, ſeine eingeſtreuten Philoſopheme dagegen konnte die Facultät nicht billigen. Da jedoch viel Gutes in der Arbeit iſt (plurima nitent), ſo wird der Verfaſſer für würdig erklärt, den ganzen Preis zu erhalten.“ Dies Urtheil, welches die Philoſophie verwirft, ſogar den Stil tadelt, von Gelehrſamkeit nichts rühmt und ſtatt der subtilitas nur anerkennt: accurate egit und accurate interpretatus est, ſteht bedeutend zurück hinter dem Urtheil, welches der S. r. ordo ſelbſt über die nach dem oben erzählten Halliſchen Mythus durchgefallene Arbeit des kritiſchen Studenten hinterherſchickt. Es heißt:

„Bei dem Verfaſſer einer anderen Abhandlung darf man mit Recht loben, einen nicht gewöhnlichen Scharfſinn, ausgezeichneten Fleiß und einen Fond von umfaſſender Gelehrſamkeit (ingenii acumen haud vulgare, singularis industria atque variae eruditionis, quibus instructus est, copiae). Er hat viel und lange über den Gegenſtand nachgedacht, die meiſten Bücher fleißig geleſen, nicht wenige Irrthümer Anderer berichtigt und Vieles ſehr richtig beurtheilt.“ Alſo, ſollte man denken, hat er ja mehr noch gethan, als die Aufgabe verlangte, er hat mehr als „gelehrt und ſcharfſinnig verglichen;“ aber nein, das Aber kommt nach, und nicht ein einfaches, ſondern ein verum enimvero, und es heißt — dies iſt nun ein höchſt merkwürdiges Bekenntniß der heutigen Theologie, ein Zeugniß der vollkommenſten Aporia und Penia —: „Verum enimvero si rei summam spectaveris, a vero longissime aberravit. Fraudi ei fuerunt critici, qui audacius quam verius nuper de historiae sacrae fide atque Apostolorum auctoritate sententiam ita tulerunt, *ut, si audiendi essent, ipsius Evangelii, h. e. decretorum in omnibus Novi Test. libris constantissime traditorum jactura vix ac ne vix quidem everti posset.* Commendat ordo commilitoni aurea summi Apostoli verba: *Πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε.*“ Zu deutſch: „Aber, aber, in der Hauptſache verfehlt er die Wahrheit gar ſehr. Ihn verführten die Kritiker, welche neuerdings mit mehr Kühnheit als Wahrheit über die Glaubwürdigkeit der heiligen Geſchichte und über die Autorität der Apoſtel ſo geurtheilt, daß, wenn man ihnen folgen wollte, faſt unvermeidlich der Verluſt des Evangeliums ſelbſt, d. h. der ganzen Ueberlieferung in allen Büchern des Neuen Teſtamentes bevorſtünde. Die Facultät empfiehlt ihrem Mitbürger die goldenen Worte des großen Apoſtels: Prüfet Alles, und das Rechte behaltet.“ Welch ein Zuruf, wenn es wahr wäre, was der Mythus ſagt, daß der Ordo ſelbſt beide Arbeiten geprüft und dann die unrechte behalten hätte! welch eine Ermahnung zur Prüfung, alſo zur Kritik, nachdem es gerade die Kritik geweſen ſein ſoll, die ihn verführt hat, und von der er ſich nicht hätte verführen laſſen ſollen, weil — es iſt unglaublich — bei dieſem Verfahren die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift zweifelhaft werden könnte! Iſt denn das καλόν, das Rechte und die Wahrheit, die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit? Iſt die Bibel allemal das Reſultat der Prüfung, und iſt die Prüfung falſch, wenn ſie wider die Bibel läuft? — Copernicus alſo und Galilei mit ihrer Prüfung im Unrecht? Die Wahrheit, die commandirt werden muß, iſt nichts, als die Unwahrheit, und der Gott, der geſtürzt werden kann, iſt nur ein Götze. Nicht um die Glaubwürdigkeit der Bibel, nicht um die Lehre der Bibel, ſondern nur um das Princip, um den erſten Anfang des chriſtlichen Geiſtes kann es ſich in der Bibel handeln; und die Theologie, die nicht den Muth hat, die ganze äußerliche Wahrheit (empiriſche Hiſtorie) dranzugeben, wird nicht im Stande ſein, die innerſte Wahrheit, das wahre Weſen des Chriſtenthums, zu vertheidigen. Und ich behaupte dreiſt, der S. r. ordo iſt ſelbſt nichts weniger, als richtig orthodox und ſchriftgläubig. Woher ich das weiß? Aus der Preisaufgabe, meine Herren, die von einem Gegenſtande handelt, der eclatanter, als irgend ein anderer, die Unfehlbarkeit der Prophezeihung widerlegt und die Wahrheit der mythiſchen Anſicht beweiſt; und hat die Facultät in ihm nicht ſelbſt gleich von vornherein eine kritiſche, d. h. eine zweifelhafte Frage geſtellt? Ob nun aus der Faſſung der beiden Urtheile auf die Wahrheit der betrübten Geſchichte zu ſchließen ſei, das überlaß ich dem Publicum zu beurtheilen, dem S. r. ordo aber, welchem ja die paſſendſten Wendungen ſo geläufig ſind, zu widerlegen oder, wenn dieſe Wendung in dieſem Fall die beſte ſein ſollte, zu ignoriren.

5. Die Politik des Chriſten K. H. Sack in Bonn.

Eine Polemik gegen dieſen Apologeten.

1841

Man hat viel von der Heuchelei der Theologie geredet, man ſollte auch ihre Verſchämtheit und ihre Politik rühmen. In anderen Gebieten, z. E. im politiſchen ſelbſt hat man durch den bisherigen Erfolg der Reaction das Selbſtvertrauen gewonnen, offen hervorzutreten und feierlich zu erklären, die Freiheit und ihre Bewegung in den Formen der Volksvertretung ſei die leere Bewegung der Ironie, das Reden der Repräſentanten vergeblich, die Verfaſſungen nur Schein, die Urkunden derſelben alſo nichts anders als Papier, alle Geſetze werthloſe Maculatur, die wahre Macht dagegen die lebendige Willkür der Beamten; kurz hier, wo man es grade recht verfänglich finden könnte, nehmen die Theoretiker und Praktiker der Reaction keinen Anſtand, die Freiheit und die Wirklichkeit des Staates entſchieden zu trennen und die leere ironiſche Bewegung in den Scheinvertretungen des regierten Theils nur darum beizubehalten, um für das einzig reale Geſchäft, die Verwaltung, wie ſie meinen, ein fügſameres Material zu haben. Man könnte nun denken, die Politiker von dieſem Schlage ſeien viel weiter, als die Theologen, ihre Brüder, die ihrerſeits noch nicht dahin gekommen ſind, öffentlich den Schein auch für Schein und Theologie und Wiſſenſchaft für zwei vollkommen getrennte Dinge zu erklären. Aber man täuſche ſich nicht, ihre Verſchämtheit iſt vielleicht eine beſſere Politik als jene politiſche Unverſchämtheit, und wenn beide, was ihnen gemeinſchaftlich widerfahren wird, ihren jüngſten Tag erleben, ſo wird die obſcure Theologie vor ihre Richter treten und ſagen: „Was wollt ihr, mag es ſein, daß jene von der Freiheit gewichen ſind, bin ich jemals von der Wiſſenſchaft gewichen? Habe ich nicht ihre Lehrſtühle und Facultäten auf dem ordnungsmäßigen Wege gewonnen? Alſo urtheilt über jene, wie ſie es verdienen, an mir könnt ihr keine Schuld finden.“ Die obſcure Theologie verdeckt ihren Zwieſpalt mit der Wiſſenſchaft unter dem ſcheinbar unverfänglicheren Gegenſatz der Chriſtlichkeit zur Philoſophie und Kritik; ſie unterſcheidet innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt und nimmt für ſich, wenn nicht das Wiſſen und die Erkenntniß, wenigſtens die Kenntniß und Gelehrſamkeit in Anſpruch. Die alten Jeſuiten ſind darin mit lehrreichem Beiſpiel voraufgegangen. Dieſe Pfiffigkeit, den eigentlichen Zwieſpalt mit der Wiſſenſchaft als ſolcher nicht zum Klappen kommen zu laſſen, ſondern zwiſchen ſchädlichem und unſchädlichem Wiſſen zu unterſcheiden, gewinnt in vorkommenden Fällen, wenn die wiſſenſchaftliche Behandlung der Theologie, welche freilich profan wurde, zu unterdrücken iſt, die Form der Advocatenkniffe und der Intrigue. Die öffentliche Angelegenheit wird als eine Privatſache des betreffenden Individuums behandelt; daß dieſes ein

Princip vertritt, wird cachirt, an die Stelle des Principienſtreites alſo wo möglich eine Zänkerei irgend welcher gleichgültiger Individuen geſetzt. Je mehr die Obſcuranten ſelbſt wiſſen, was ſie erreicht haben, um ſo weniger ſoll die Welt es wiſſen. Die Bauerſche Angelegenheit, die wir in den Hall. Jahrb. 1841. (Nr. 91, 106, 107) zur Sprache gebracht, iſt nicht die einzige dieſer Art, aber ſie iſt lehrreich genug, um nun, da Hr. Sack, ein Mitglied der Bonner evangeliſch-theologiſchen Facultät, ſich noch einmal vernehmen läßt, auch noch einmal zur Erörterung weſentlicher Zeitintereſſen zu dienen. Wir haben in der Discuſſion, die Herr Sack herbeiführte, bewieſen, daß es ſich hier nicht um Wort und Factum in äußerlicher Richtigkeit und Uebereinſtimmung, ſondern in weſentlicher Wahrheit, dem Sinn und der Bedeutung nach handle. Die Urkunde, die in dem Berliner Actenrepoſitorio liegt und die unſer Berichterſtatter allerdings von einem Ende bis zum andern geleſen hat, kommt hier nicht in Betracht. Die Sache iſt ohnehin klar genug: die Chriſtlichkeit hat auch bei der Zurückweiſung des Licentiaten Bauer, ſo oder ſo, ihren Willen gekriegt, und ihr Wille iſt nicht mehr verborgen. Hr. Sack, welcher als Decan der Bonner Facultät zugleich das Geſchäft hat, ihr Advocat und Apologet zu ſein, giebt ſich aber nicht zufrieden, er bleibt bei ſeinem Grundſatz: si fecisti, nega, und hat den allerdings ſehr ſtarken Glauben, ſein Regiren könne die wahre Sachlage ändern und ſeiner Vertheidigung ſei das Schuldbekenntniß nicht anzumerken.

Es liegt ein zweiter Druck des Schriftchens: „Ueber das Geſchichtliche im A. T. von Dr. K. H. Sack. Ein Sendſchreiben“ (16 S.), vor uns. Dies iſt nun allerdings eben ſo unbedeutend, als Hr. Sack ſelbſt, und es würde unbeſcheiden gegen das Publicum ſein, wiederholt davon zu reden, wenn nicht heut zu Tage grade das Unbedeutende eine ganz eigne Bedeutung gewonnen hätte und das Behaben desſelben an einem Platze, den es nicht auszufüllen vermag, nachgerade eben ſo verhängnißvoll als intereſſant würde. Man möchte gern die äußere Stellung zu einer geiſtigen Autorität erheben, man beſchwert ſich über Mißachtung dieſer Autoritäten und nimmt die alte Ironie: Aemtchen bringt Käppchen, und wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand, für baare Münze, hält es daher nicht grade für nöthig, erſt den Verſtand zu ſuchen und ihm alsdann das Amt zu geben. Die Bedeutung der Unbedeutenden in unſerer Zeit iſt alſo die: daß man durch Stellung und Amtsautorität den Geiſt und die wahre Autorität im Reiche des Wiſſens und des Handelns, im Staat und in der Wiſſenſchaft, zu erſetzen unternimmt. Hr. Sack hat ſich in dieſe Politik vortrefflich eingelebt und ſtimmt aus voller Seele den Männern bei, welche die Mißachtung oder das Ignoriren der äußerlichen Stellung im Gebiete der Wiſſenſchaft zu einer literariſchen Unſitte ſtempeln, während hier zum wenigſten die Republik eine Wahrheit und die Frage nur die iſt, was einer leiſtet, nicht was er für ein Amt bekleidet. Ich finde es daher ſehr naiv, wenn Hr. Sack mich „unbeſcheiden“ und „beiſpiellos dreiſt“ findet; wenn er aber von meinen „leidenſchaftlichen Angriffen" auf die Bonner theologiſche Facultät und beſonders auf ihn ſpricht, ſo wird Jedermann begreifen, daß dieſe Leidenſchaft ſehr objectiv ſein müſſe, da ich perſönlich von den Herren in Bonn nicht im Geringſten berührt werde und das Rencontre mit Hrn. Sack für mich doch nur die heitere Bedeutung haben kann, daß ich den Sack ſchlage und den Eſel meine, Hr. Sack alſo für mich nur ein Fall iſt, wie ihn der Krankheitsgenius unſerer Tage producirt, und der mich nur intereſſirt als die Wirklichkeit und Individualiſirung des allgemeinen Leidens. Die perſönliche Wendung der Sache, welche Hr. Sack im Intereſſe des Obſcurantismus wünſcht, iſt daher nicht möglich. Sein Vorwort drückt dieſen Wunſch lebhaft aus, natürlich um von dem Principienintereſſe auf den Skandal abzuleiten. Er beginnt darin von ſich (als wenn es ſich um ihn handelte) und geht alsdann ſogleich dazu über, mir moraliſche, d. h. *perſönliche* Vorwürfe zu machen (als ob ich bei ihm zur Beichte oder wir beide in einem Eheſcheidungsproceß begriffen wären), indem er ſich alſo herausläßt: „Nachfolgendes, an ſich ſehr geringfügige Schreiben an meinen Freund, Hrn. Pr. Löbell, würde ich nicht veröffentlichen, wenn mich dazu nicht die große Unbeſcheidenheit nöthigte, mit welcher Stellen aus dieſem, nur in wenigen Exemplaren für Freunde gedruckten Schriftchen in den Hall. Jahrb. (1841, Mai, 106, 107) aus dem Zuſammenhange geriſſen und in ein ungünſtiges Licht geſtellt worden ſind. Iſt das recht und edel bei einer

Schrift, die dem Publicum nicht vor Augen liegt, in Anſehung deren es alſo die Urtheile des Recenſenten nicht prüfen kann? Dem zu begegnen, iſt hier die Schrift, zu deren vollem Inhalt ich mich bekenne, ob ich gleich, natürlich, von vornherein vor dem Publicum nicht mit ſo Unausgeführtem würde aufgetreten ſein, und manche Wendung, die in einem freundſchaftlichen Briefe ganz an ihrer Stelle iſt, nicht würde genommen haben.“ Alſo nur für Freunde, nicht für den Recenſenten, und der Recenſent iſt unbeſcheiden und unedel, wenn er ein ſolches, zwar gedrucktes, aber nicht für ihn beſtimmtes Sendſchreiben durch die Abſtufung immer entfernterer Freunde zu Geſicht bekommt, Stellen daraus nun auch für ſeine Freunde dem Druck übergiebt und ſein Urtheil hinzufügt? Seltſam und ſehr delicat! Aber wenn einmal eine ſolche Indiscretion etwas austrug, warum vermied denn Herr Sack nicht von vorneherein die Möglichkeit dazu, warum wagte er den Druck und den Druck ohne alle Warnung vor unbeſcheidnem Leſen und Weiterſagen? Der erſte Abdruck war nur für Freunde, dieſer zweite wird nur aus Noth dem ganzen Publicum unterbreitet; die Unbeſcheidenheit des Rec., welche darin beſteht, „daß er Stellen aus dem Zuſammenhang geriſſen hat,“ iſt es, welche die abſolute Veröffentlichung nothwendig macht. Aber wer nun unſere Recenſion (Hall. Jahrb. Nr. 107) und dies Schriftchen vergleichen will, der wird finden, daß wir den ganzen in ſich zuſammenhängenden Epilog desſelben, worauf es Herrn Sack wegen ſeines darin ausgeſprochenen Entſchluſſes, unter Umſtänden ein Narr ſein zu wollen, vorzüglich ankommt, unverkürzt mitgetheilt haben. Herr Sack ſagt in dieſem Epilog: Er habe es gewagt, ſeine Meinung in aller Einfalt heraus zu ſagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, vor das Forum der Zeitkritik gezogen und dort verſpottet zu werden. Dieſer Epilog zu ſeinem Sendſchreiben (der übrigens mit dem Vorgeben, daß er nur den Freunden vor die Augen hätte kommen ſollen, ſchlecht zuſammenſtimmt) wird durch nichts aus dem Zuſammenhange geriſſen, weil er gar keinen andern Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden hat, als die ganz allgemeine Beziehung auf Hrn. Sack's „Einfalt“ und „Chriſtenthum,“ zwei Dinge, die auch ohne dies Sendſchreiben allen Leuten bekannt ſind, denen überhaupt Hr. Sack bekannt iſt. Die Unredlichkeit und ein doloſes Citiren ſeines Recenſenten hat Herr Sack daher eben ſo gut, wie das ganze Sendſchreiben, „in ſeiner Einfalt herausgeſagt.“ Rec. iſt nicht „leidenſchaftlich“ genug, um Schlimmeres zu argwöhnen. Das Sendſchreiben gewinnt aber auch dadurch, daß man es in Extenſo lieſt, wie der Verf. dies im Vorworte verlangt, kein geſcheidteres Anſehen; und wir hätten Hrn. Sack wahrlich keinen Dienſt damit erwieſen, wenn wir es unverkürzt (es trägt 9 Seiten aus) mitgetheilt und ihm die Entſchuldigung erſpart hätten, es werde nur aus Noth, nicht um ſeiner Tugend willen, publicirt. —

Aus dieſer Entſchuldigung dämmert immerhin ein Fünkchen Selbſterkenntniß auf, wenn es gleich confus genug bleibt, im Texte des Epilogs (vgl. Jahrb. 1841, Nr. 107, Sendſchr. S. 15) zum literariſchen Märtyrerthum entſchloſſen, zur Verachtung auch der „Herrlichſten und Wiſſendſten" unter den kritiſchen Richtern gerüſtet zu ſein, in dem nachträglichen Prolog alsdann ſo ernſtlich, wie wir oben angeführt, mit dem Recenſenten zu hadern und auf ſeine Unbeſcheidenheit ſo viel Gewicht zu legen, die Narrheit vor der Welt aber, wenn nicht förmlich abzuweiſen, wenigſtens bedeutend zu moderiren. Die Form dieſer Apologie iſt höchſt ergötzlich; ſie lautet: „Herr Dr. Ruge wollte gern mich öffentlich als einen ſolchen hinſtellen, deſſen Wahlſpruch ſei: credo quia absurdum est, und der das Narrſein vor der Welt aus Liebhaberei erwählt habe und um der Ungereimtheit ſeiner Sache willen tragen müſſe. Mit nichten. Es heißt (in dem Epilog des Sendſchreibens) relativ und hypothetiſch: Ich will ein Narr ſein, eher — ich mich zu einem gewiſſen Einſtimmen in Zeitmeinungen bringen laſſe. Auf dieſes Eher kommt Alles an; nämlich eher ich mich zur Verläugnung deſſen bringen laſſe, was, meiner Ueberzeugung nach, zu dem weſentlichen Inhalt des Evangeliums gehört. Und dieſes relative und hypothetiſche ein Narr ſein wollen hat, Gott ſei Dank! ſeit dem Apoſtel Paulus bis auf den heutigen Tag zum Charakter eines jeden wahren Theologen gehört, und wird dazu gehören bis an das Ende der Tage." — Alſo ein hypothetiſcher und relativer Narr will Herr Sack ſein? Ich habe nichts dagegen. Aber habe ich denn behauptet, daß irgend ein Narr abſolut närriſch ſei? Jeder Narr iſt ein Narr, eher, bevor, ſo lange bis, er in die wirkliche und allgemeine Vernunft ſeiner Zeit und ſeines Landes einſtimmt; und habe ich etwa bei der Anführung des Epilogs dieſes Eher unterdrückt? Hr. Sack weicht aber auch in dieſem ſpeciellen Fall wieder auf eine bedenkliche Weiſe von dem allgemeinen Begriff der Narrheit ab, indem er die naive Erklärung abgiebt, daß die „Zeitmeinungen" ſeiner Unzeitmeinung gegenüber nicht nothwendig das Vernünftige wären. Jeder Narr hält ſich für geſcheidt und die Welt für närriſch; wer aber, wie Chriſtus, Paulus und Luther, ein neues Princip in die Welt bringt, der geht auf die Zeitmeinung ſowohl, als auf die Zeitvernunft ein, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Welt dergleichen nicht als Narrheit, ſondern ſehr ernſthaft nimmt und mit ihren beſten Kräften ſich ihm anſchließt. Die Hochmuthstollheit hingegen, welche ihre ſubjectiven Einfälle, ihre ungebildete Opinion, der ganzen Wiſſenſchaft, Kritik und Literatur ihrer Zeit entgegenſtellt, und die Einfalt des Ignorirens und die Ignoranz der altgläubigen Beſchränktheit für die wahre Weisheit ausgiebt, iſt auf ganz umgekehrte Weiſe im Widerſpruche mit der Welt, als es die Prophetie eines neuen Princips iſt. Dieſe wird von der Welt zu ihrer Zeit noch nicht erkannt, jene iſt von ihr für immer gerichtet und verworfen; die eine iſt das Erhabene, die andere das Lächerliche. Das Erhabene wird nicht ſogleich begriffen; das Lächerliche faßt Jedermann ſogleich; und wo die Lächerlichkeit für wird, da entſteht diejenige Narrheit, die von der Welt nicht nur begriffen, ſondern mit Händen gefaßt und ins Narrenhaus geſetzt wird. Es wird Hrn. Sack nicht ſchädlich ſein, ſich den Unterſchied zwiſchen ſich und Paulus recht klar zu machen; und wenn er dieſe Uebung in der Selbſterkenntniß an den Begriff der Narrheit anknüpfen will, ſo iſt das eine Veranlaſſung, von der in dieſem Falle ſehr wohl ausgegangen werden kann. Herr Sack iſt mit ſeiner hypothetiſchen und relativen Narrheit zum höchſt problematiſchen Selbſtapolegeten geworden, Rec. aber ſo wenig leidenſchaftlich gegen ihn geſinnt, daß er dieſe Calamität ſehr bedauert und nur den allgemeinen Schluß daraus ziehen will, wie wenig eine kritikloſe Apologetik auch ſogar in perſönlichen Angelegenheiten Stich hält. Möge nur Hr. Sack unſere Belehrung über die wahren und falſchen Propheten (die Narren) nicht „unbeſcheiden“ finden und ſie lediglich der Selbſtbewegung der Sache, wie der alte Hegel zu ſagen pflegte, zuſchreiben.

Wenn Hr. Sack nun aber noch einmal ſeiner Erklärung in der Leipziger Allg. Zeitung, 15. März 1841, gedenkt und es ſchmachvoll findet, daß ich dabei bleibe, dennoch in dem ſpecifiſchen Chriſtenthum der Bonner Herren die causa remota der Bauer'ſchen Zurückſetzung zu finden, ſo ignorirt er den ganzen Verlauf der Sache und die Ueberzeugung, die nothwendig das Publicum gewonnen haben muß; — wahrlich, eine ſeltene Verſchämtheit und eine gute Politik! Er ſagt, ich bliebe dabei ohne ſchlagende Beweiſe, und meint nun: „wenn der ſchlagende Beweis in einem officiellen Actenſtück läge, wie das in die Hände des Rec. käme und mit welchem Recht er Gebrauch davon machte, um die Facultät öffentlich zu verdächtigen? Und den ſchlimmſten Fall geſetzt, was läge denn darin Arges? — — Wozu ſei denn das Recht der Facultät, bei Vacanzen Profeſſoren vorzuſchlagen? Doch wohl dazu, daß ſie den einen als eine ihr im Intereſſe des Ganzen *grata persona* bezeichne, den andern nicht?“ Aber zuerſt, welcher Menſch verlangt in dieſer Angelegenheit nach Actenſtücken, um ſich zu überzeugen, wie Hr. Sack und ſeine Freunde hier eingewirkt? und ſodann, wenn dieſes Wirken, welches übrigens allerdings aus einem officiellen Actenſtück bewieſen werden könnte, ſo arglos iſt, warum wird die Hinweiſung auf dasſelbe als eine „Verdächtigung“ bezeichnet? Handelt ſich's denn um Euere Moral und um Euer Gewiſſen? ja, handelt ſich's auch nur überhaupt um Euch und um Euer Recht? Durchaus nicht. Die Bauer'ſche Angelegenheit beweiſt, daß die unglückliche Schrulle der ſpecifiſchen Chriſtlichkeit, die durch unſere Zeit geht, wie eine ſchwüle Gewitterluft, auch hier wieder in Wirkſamkeit getreten iſt und die Differenz des ungebildeten Glaubens mit der Philoſophie und den Conſequenzen des durch die Reformation befreiten Geiſtes deutlich herausgeſtellt hat. Wie die Perſonen heißen, die dabei mitgeſpielt, das iſt Nebenſache; und Hr. Sack mag ſich noch ſo ſehr in den Vordergrund drängen, ſein Name iſt nicht dazu beſtimmt, auf die Nachwelt zu kommen.

Die Sache aber iſt unendlich wichtig; und wenn es einmal dahin gekommen iſt, daß nicht die wiſſenſchaftliche Qualification, ſondern die ſpeciſiſch chriſtliche Geſinnung und das vermeintlich chriſtliche Bekenntniß die Motive zur Ergänzung der theologiſchen Facultäten werden, wenn es ernſtlich darauf ankommt — und leider kommt es bereits faſt überall darauf an —, ob ein Theolog eine persona grata bei den Rechtgläubigen iſt oder nicht: dann, Herr Sack, brechen die theologiſchen Facultäten die proteſtantiſche Entwicklung ab; dann geben ſie die Freilaſſung und Aufhebung der Ketzerei, den wirklichen Glauben an die Allmacht der Wahrheit und an die Tugend des freien Geiſtes auf; dann ſetzen ſie die Furcht auf den Thron, der göttliche Geiſt könne ſich ſelbſt abhanden kommen, und es ſei nothwendig, mit der Glaubenspolizei ſeiner Entfaltung unter die Arme zu greifen. Die Folge aber wird die ſein, daß die theologiſchen Facultäten die Facultät, eine Zukunft zu zeugen und zu erleben, verlieren, gleich wie ihre Vorfahren, die Phariſäer und die katholiſchen Pfaffen, und daß des Zimmermanns und des Bergmanns Söhne, die nicht in ihrem Synedrium ſitzen, gegen ſie aufſtehen und den Tempel reinigen, den ſeine Hüter entweihen und entgeiſtigen.

Hr. Sack verdeckt gefliſſentlich den wahren Inhalt der Frage und beruft ſich nur auf das formelle Recht, deſſen die Facultät ſich aber gar nicht einmal bedient hätte. Was iſt alſo, fragt er, das Verbrechen der Bonner Theologen gegen Bauer, der ja lieſt, der ja in Bonn exiſtirt, den ja nicht ſie, ſondern die hohe Behörde ganz nach eignem Ermeſſen anzuſtellen hat? „Sie haben,“ antwortet er in unſerem Namen, „ſämmtlich den Mann nicht vorgeſchlagen, der ſich jetzt noch entſchiedener als vorher zu uns (zur Philoſophie) hält, und das iſt ihre Sünde. Es iſt eine gute Gelegenheit, ſie ſämmtlich recht ſchwarz zu malen, damit wir dann recht zu Felde ziehen gegen — Windmühlen!“

In der That, wenn nicht gegen mehrere, doch gegen Eine Windmühle oder vielmehr gegen Einen Windſack, der, weil er eine persona grata iſt, nun ſogleich alles Unangenehme, was die chriſtliche Reſtauration mit ſich führt, völlig hinwegwindbeuteln möchte. Denn er ſelbſt weiß es ſehr gut, daß es uns nicht um ihn und ſeine Collegen, nicht um die Wurſt und nicht um den Zipfel zu thun war, ſondern um die Reaction der Gläubigkeit gegen die Kritik der Theologie; er ſucht aber dem Publicum einzureden, wir wären rabbiat, ſtürzten mit dem kritiſchen Dolch durch die Straßen, ſtießen alle Begegnenden nieder, und es müßte eigentlich von uns wie in jener Fabel heißen:

> In Afrika war eine Schlange,
> Die jedes Thier ohn' Urſach biß.

Sodann fügt er aber ſchließlich und zum Ueberfluß doch noch einen leidlichen Grund hinzu, weshalb die Bauer'ſche Angelegenheit zur Sprache gebracht worden ſei (dies geſchah bekanntlich ſehr beiläufig in dem Artikel über die Apoſtaſie der Leipziger Allgem. Zeitung, und wurde erſt auf Sack's Abläugnung des Thatbeſtandes ausführlicher unternommen): — man habe Bauer in die Profeſſur hinauf ſchmähen wollen, nämlich durch Schmähung derjenigen, von denen man fingirt, daß ſie gegen jenen machinirt, indem man zugleich fingirt, daß ſie eine gewiſſe arge Tendenz (die Chriſtlichkeit?) haben, und ferner fingirt, die hohe Behörde werde ſich eine Anſtellung durch Schmähung abringen laſſen". — Und alle dieſe angeblichen Anſtellungsmanoeuvres, woraus ſind ſie entſprungen? Aus Hrn. Sack's Erklärung in der Leipziger Zeitung, die es uns zur Pflicht machte, das wahre Sachverhältniß nicht durch die Künſte der apologetiſchen Chriſtlichkeit verdunkeln zu laſſen. Wer anders alſo als Hr. Sack ſelber hätte jene Fictionen und ihre Gefahr auf dem Gewiſſen?

Hr. Sack nennt ſich einen ehrlichen Mann, dem man auf's Wort glauben müſſe. Er legt ein beſonderes Gewicht auf ſeine Ehrlichkeit. Wie kommt er denn da zu der ſeltſamen Inſinuation, unſerer Polemik gegen ihn einen apologetiſchen Zweck bei der hohen Behörde zuzuſchreiben, da er „bei unſerer großen Kunde" uns doch wohl zutraut, daß wir auch davon unterrichtet ſind, wie ſehr gerade er dort eine persona grata und noch etwas darüber iſt. Kann er als ſolche ehrlich ſagen, daß er an ſeine Fictionen glaubt? Ueberhaupt wäre es geſchickter geweſen, uns einen Zweck beim Publicum, ſo einen demagogiſchen, unterzulegen, ſtatt bei der hohen Behörde. Die Kritik auch des ſpeciellen Falles hat immer nur den allgemeinen Zweck, die Zeit über ihre Phänomene aufzuklären. Die ſpeciellen Wirkungen können ſie nicht kümmern. So z. E. bringen unter den gegenwärtigen Verhältniſſen dergleichen Aufklärungen für die betreffenden Individuen praktiſch regelmäßig die umgekehrte Wirkung hervor. Wir erinnern hier nur an die Kritik der Romantik in den Halliſchen Jahrbüchern. Eine negative Kritik von Seiten der Philoſophie dient gegenwärtig nur als Empfehlung zu irgend einer Stelle. Dies Verhältniß iſt Hrn. Sack nicht unbekannt. Das Märtyrerthum, unter unſern Händen zu verbluten, beweist die Wahrheit des altruſſiſchen Glaubens, daß die pro patria Gefallenen in der Hauptſtadt wieder auferſtehen. Dies iſt ſüß. Darum rennt Hr. Sack wiederholt ſo todesmuthig in unſern Degen. Was wäre alſo unſer Zweck anders, als höchſt unpraktiſch, ideologiſch, idealiſtiſch und von dem Krämergeſichtspunkt des Hrn. Sack z. E. kreuzdumm. Wir geben dies zu. Aber das iſt immer noch kein Motiv für die Theorie, ſich darum weniger auf ſich zu verlaſſen; und ſollten wir diesmal die Wirkung erfahren, daß Hr. Sack über's Jahr Papſt würde und eine zweite Auflage von dem Buche ſeines Vorgängers über den Triumph der römiſchen Kirche beſorgte, auch das bewieſe noch nichts gegen die Nothwendigkeit und Autarkie der Kritik. Sie mag lange um ihre Praxis betrogen werden, ſie erobert dennoch die Welt, und wird endlich mit ſo beſchränkten Erfolgen, als die Beförderung eines guten Freundes, bei Weitem nicht zufrieden geſtellt; im Gegentheil, (hört! hört!) ſie hat nichts

Geringeres als das Abſolute ſelbſt zum Zweck, und verſteht ſich um Vieles beſſer als die oſtenſible Rechtgläubigkeit auf den eigentlichen Sinn der Verheißung: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes, ſo wird euch das Andere alles von ſelbſt zufallen.“

Hr. Sack mag auf ſo unpraktiſche Tendenzen nichts halten; er mag die hübſchen Wirkungen, welche chriſtliche Artikelchen und Broſchüren an einflußreicher und hoher Stelle haben, dem weitausſehenden Glauben des Philoſophen an den Geiſt der Geſchichte entſchieden vorziehen; wir unſerer Seits rechnen mehr auf die Wunder und Offenbarungen des Geiſtes in der Gegenwart und Zukunft, und laſſen uns durch die troſtloſe Lehre einer ſpecifiſchen Offenbarung irgend einer alten Zeit, gegen welche die unſrige profan wäre, nicht irre machen. Die Trivialität dieſer Wunder- und Offenbarungslehre iſt übrigens der Hauptnerv der Geſchichtsanſicht unſers Autors. Wir reißen zum Abſchiede von ihm nur noch eine Stelle aus dem Zuſammenhange ſeines Sendſchreibens, S. 13: „Und wenn wir den Fall ſetzen, die Geſchichte werde geſchrieben in einer Zeit und unter einem Volke, in welchem die Spuren und Erfahrungen eines göttlichen Eingreifens in die Entwicklung der Geiſter und der Dinge durch Offenbarungen und Wunder vorhanden ſind:“ — nun dann? — es iſt nicht nöthig, den Nachſatz hinzuzufügen, um Hrn. Sack's metaphyſiſche ſowohl als hiſtoriſche Impotenz noch weiter zu beweiſen. Solche Aphorismen, auch als Aphorismen, ſind ſo energiſche Anzeichen des geiſtigen Todes, daß alle Redeblumen unendlicher Vorder- und Nachſätze den Leichengeruch nicht zu überholen vermögen. Ja, ſelbſt wenn uns die Ausſicht eröffnet wird, „das göttliche Eingreifen, die Offenbarungen und die Wunder" könnten bald einmal wiederkehren, etwa mit Dampf aus Indien oder Nordamerika, ſo beſſert das nichts in der Sache: der Standpunkt iſt bedauerlich; er iſt närriſch nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor der Wiſſenſchaft; und er wäre ſchlechthin nichtig, wenn nicht die Umſtände, deren wir oben gedacht haben, mit dieſer Karte, der Freiheit und ihrer innerſten Quelle, der Philoſophie, va banque! böten. Aber nur zu; wir halten die Wette!

6. Der Genius und die Geſchichte.

Bei Gelegenheit von Straußens Berufung nach Zürich.

1839.

Gleich von vorneherein war die praktiſche Richtung, welche die Straußiſche Frage in Zürich nahm, ein Beweis, daß Strauß eigentlich nicht hieher zu rufen geweſen. Das Straußiſche Problem iſt in ſeiner tiefſten Wurzel ein metaphyſiſches, und was davon auf das Bewußtſein der Welt reformatoriſch wirken könnte und wirken muß, ſchlägt nicht ſogleich in handgreifliche Verfaſſung des Lebens um, hat vielmehr an dem Leben, wie es iſt, vollkommen genug. Es iſt keineswegs die Bildung einer neuen Dogmatik und Symbolik, oder gar ein veränderter Cultus, der hier in Frage ſteht, ſondern die Selbſterkenntniß der gegenwärtigen Bildung, welche nicht erſt zu formiren, ſondern längſt formirt und vorhanden iſt. Die rein geiſtige oder beſſer rein theoretiſche Frage, welches iſt die Philoſophie und Religion unſerer Zeit? zu löſen, dazu reicht die Bildung der Schweiz nicht aus; der Herd des ſich umſchmelzenden Geiſtes iſt vielmehr das Herz von Deutſchland, wo der philoſophiſche und poetiſche Proceß des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts den ganzen alten Inhalt bereits verjüngt und umgeprägt hat, ohne daß die Schweiz auch nur receptiv einen gründlichen, viel weniger einen eingreifenden Antheil daran genommen hätte.

Während bei uns Leben und Wiſſenſchaft, tief durchdrungen von den bei uns geborenen Principien, eine originell deutſche Geſtaltung erfährt, wird die Schweiz vornehmlich von Frankreich angeregt und wirft ſich in rein politiſchen Experimenten, eingeklemmt zwiſchen Jeſuiten und Aufgeklärten, zwiſchen Haller und Rouſſeau, umher, wird von dem politiſchen Intereſſe verzehrt und — braucht auch in dieſem Augenblick „den Struß“ nur als politiſche Vogelſcheuche. Es handelt ſich gleich um Reform und abermals um Reform, d. h. um Geſtaltung des Lebens und der Formen, in die es ausläuft, nicht um die ſcheinbar zweckloſe Flüſſigkeit des Geiſtes, der Quelle, aus der alle Lebensformen fließen. So aus heiler Haut aber die Conſequenzen der neueſten Philoſophie zu verarbeiten, ohne daß vorher dieſe Philoſophie anders als in höchſt fabelhafter Geſtalt in ihre Berge eingedrungen wäre, das iſt eine etwas voreilige Hoffnung geweſen. Die Schweiz hat einen provinziellen Charakter, ja, mehr noch, einen Charakter abgeſonderter und ſtagnirender Particularität. Die welthiſtoriſchen Geiſtesſchwingungen, welche ſich, befruchtend und geräuſchlos, über das proteſtantiſche Deutſchland ausbreiten, ſcheitern an den vielen Grenzen und kleinlichen Verhältniſſen der Schweiz. So hat man dort neuerdings in Folge der politiſchen Belebung und Befreiung wohl gefühlt, daß der höheren Bildung ihre Stätte bereitet werden müſſe; aber ſtatt eine große, ſchwungvolle Schweizeruniverſität (etwa in Zürich) zu gründen, und ihren ganzen Reichthum in einen mächtigen Focus zu verbinden, bleiben ſie zerſplittert in dieſe todte Provinzial-, ja Städtekleinlichkeit und Armſeligkeit. Das Intereſſe von Stadt und Land, das Intereſſe von Stadt gegen Stadt, Canton gegen Canton bleibt in den Rückſichten der bürgerlichen Geſellſchaft ſitzen, erklärt ſich in den großen Weltbewegungen womöglich neutral und wirft aus ſeiner Gährung nicht Feuer genug aus, um ſich zu den Himmelshöhen rein geiſtiger Fragen emporzuſchwingen. Die Stellung der Schweiz zur Wiſſenſchaft iſt eine philiſterhafte, ſie fragen überall: wozu dient es? ſie geben überall dem Erwerbe, der Praxis, dem Leben das Primat, und es war ein ganz ſchiefer Gedanke, von Strauß eine kirchliche Reformation, d. h. einen praktiſchen Umſchwung zu erwarten, wie dies manche ſonſt vernünftige Männer wirklich ausgeſprochen haben. Allerdings thut Strauß viel dazu, die Selbſterkenntniß des gebildeten Bewußtſeins unſerer Zeit in religiöſen Dingen herbeizuführen. Dazu iſt die Staats- und Lebensform ſchon vorhanden, — aber alle möglichen Aenderungen der Lebensformen, alle möglichen Symbole, in welchem Sinne es auch ſei, könnten keine Reformation des religiöſen Bewußtſeins herbeiführen. Dieſe wird überhaupt nicht im Wege der Verfaſſungsänderung von Außen herbeigeführt, ſondern die Einſicht ſchleicht, aller Verfaſſung zum Trotz, in unabwendbarer wie unwillkürlicher Verbreitung, ein; die innerliche Reformation iſt alſo längſt gemacht, wenn die äußerliche vor ſich geht, und wird nie durch die Berufung fremder Männer unmittelbar erzeugt. Mittelbar allerdings; und die flüſſige Verbindung einer großen Schweizeruniverſität mit unſeren wiſſenſchaftlichen, namentlich philoſophiſchen Progreſſen, die Reformation der Bildung, welche zunächſt in der Wiſſenſchaft ſelbſt ihren Verlauf hat und, um die ſogenannten Conſequenzen für die niedere Sphäre völlig unbekümmert, ihren eigenen Weg macht, dieſe würde zum Theil durch Straußens Berufung ausgeführt worden ſein. Zum Theil; denn Zürich hatte dann immer noch erſt die Aufgabe, die zwei übrigen Schweizeruniverſitäten entweder gänzlich zu überflügeln und auszuleeren, oder mit ſich zu vereinigen, und ſich zu der Bedeutung einer deutſchen ſtimmgebenden Anſtalt zu erheben, was eben nur unter der Vorausſetzung einer Centraliſirung der Kräfte von allen drei Schweizerhochſchulen möglich wäre. Iſt dies nicht zu erreichen, ſo verlieren die Schweizer nur, wenn ihre eigenen halbſchlächtigen Anſtalten ein Hinderniß für die jungen Leute abgeben, ſich nach Deutſchland ſelbſt zu wenden, und ſo der provinziellen Beſchränktheit nach Kräften entſagen zu lernen.

Für Strauß aber iſt es wohl ſchwerlich ein Unglück, daß ihm die Schweizeratmoſphäre erſpart wurde; denn die Lehrpraxis vor einem ſo kleinen Publicum mögen wir nicht ſonderlich hoch anſchlagen, und eine vortheilhafte Geſtaltung ſeiner äußeren Lage, ſo wie eine nähere Anknüpfung ans Leben, die er zu wünſchen ſcheint, wird nicht ausbleiben. Von rein wiſſenſchaftlichem Intereſſe ſind die beiden Punkte, die Strauß als weſentliche Probleme des heutigen religiöſen und theologiſchen Bewußtſeins geltend gemacht: 1) die Frage nach dem Princip und der wirklichen Beſchaffenheit des heutigen religiöſen Bewußtſeins (Bleibende im Chriſtenthum), 2) die Frage nach der Wahrheit und Wirklichkeit der Idee oder die Frage, wie ſich die Wahrheit offenbart (Chriſtologie). Beides hat nur ein Intereſſe für die Bildung und innerhalb des freien Geiſtes, und beide Probleme werden gelöſt durch die Ausbreitung des philoſophiſchen Selbſtbewußtſeins über dies theologiſche und religiöſe Gebiet, alſo 1) durch die Auflöſung der Theologie in Philoſophie, eine Beſtimmung, welcher die Theologie ſich widerſetzt, ohne ſich ihr entziehen zu können, und 2) durch die Auflöſung der dogmatiſchen Religioſität in lebendigen Idealismus, in gebildete Gemüthsbewegung.

Mit der Idee, dem wahren Sein, welches zugleich die Bethätigung des Begriffs iſt, wird viel Unfug getrieben von Leuten, die zu dieſem Grund und Weſen vorzudringen nicht im Stande ſind. Thatſache und Gedanke, Vorſtellung und Ereigniß, Poeſie und hiſtoriſche Begebenheit ſind roh gegen einander ins Feld geführt worden, und doch iſt es immer die Idee und nur die Idee, mag ſie es nun ſein ſollen oder nicht, die in allen dieſen Namen, in der Thatſache ſo gut wie im Gedanken, in dem Ereigniß wie in der Vorſtellung, in der Hiſtorie wie in der Poeſie, und in Allem überhaupt allein Macht und Gewalt hat. Wenn man Idee das Alles durchdringende Wahre nennt, was zürnen die Factenkrämer den Idealiſten? In der Thatſache ihr Sinn, den wir ergreifen, in dem Ereigniß das Geiſtige, was ſich in ihm zu vernehmen giebt, die Idee und ihre Manifeſtation: giebt es etwas Anderes, das man predigen, wofür man ſich begeiſtern könnte, als dies? Deutlich und offenbar iſt die Idee im Gedanken, den wir erkennen, nicht wie es uns bald ſo, bald anders gefällt, ſondern wie wir müſſen, und in dem Schönen, das wir uns bilden mit Phantaſie und Gemüth, nicht in leerer Einbildung, ſondern in der Anſchauung des Innerſten der Thatſachen, der Ereigniſſe, der Hiſtorie. Denn die Idee, dieſer Anſtoß der Materialiſten, leitet ſich und ihren Namen her aus dem Bedürfniß des denkenden Menſchen, allem Sein und Weſen, allem Daſein und Geſchehen auf den Grund zu blicken. Was alſo die beſchränkte Liebe zu den Thatſachen als ſolchen, ſtatt zu ihrer Bedeutung anbelangt, ſo kann ſie freilich den Männern, die ſich Philoſophen nennen, und dennoch in jenem Sinne reden, nur zum Stempel der gründlichſten Geiſtloſigkeit und Verwerfung gereichen; denen aber, die Alles unbeſehens und gedankenlos nehmen, wie es iſt, und darum alſo das wahre Sein nur immer, eingefroren ins unwahre, ergreifen, muß man ihre harmloſe Rohheit vorläufig zugute halten. Indem Strauß von dem Cultus des Genius ſpricht, ſcheint es nun, als ginge er, ſtatt auf den Begriff des Menſchen, den ſich in Allen manifeſtirenden culturfähigen Geiſt, vielmehr auf eine ausnahmsweiſe Begabung Einzelner, den Genius aus, und ſtelle dieſen als den Sender und Spender des Geiſtes dar, während er doch vielmehr ebenſoſehr nur der Geſandte des Geiſtes iſt, und nur dann werth gehalten und gefeiert wird, wenn er ſich in dieſem Dienſte glücklich beweiſet. Die Geſchichte zeigt die Idee in ihrem Hervorbringen aus dem Vorzüglichſten von Allem, worin ſie iſt, aus dem Menſchen, nicht ſporadiſch, ſondern in ſtetiger Fortſetzung und unabläſſiger Energie, und zwar am einleuchtendſten auf einzelnen verdichteten Brennpunkten; aber die Knotenpunkte der Geſchichte, in denen das Abbrechen vom alten Bewußtſein erfolgt, ſind ebenſowohl Product der allgemeinen Bewegung, als des einzelnen Kopfes, an deſſen Wirkſamkeit ſie ſich am deutlichſten anknüpfen; die Anerkennung der geſchichtlichen Heroen durch den Ausdruck: Cultus des Genius, den Strauß geprägt hat, führt daher leicht zu Mißverſtändniſſen.

Strauß bevorwortet, er habe es in ſeiner Schlußabhandlung zum Leben Jeſu nicht ſo gemeint, „als ſollte die Menſchheit in der Eigenſchaft einer unterſchiedsloſen Maſſe, nach allen ihren Theilen in gleicher Einheit mit dem Göttlichen ſein; ſondern von der Menſchheit war dort in dem Sinne die Rede, wie ſie ſich der vernünftigen Betrachtung darbietet: als eine zwar gleichartige, aber in ſich vielfach unterſchiedene Allgemeinheit, deren geiſtiger Gehalt und göttliche Ausſtattung zwar überall zu Grunde, aber nicht überall zu Tage liegt, vielmehr nur auf einzelnen Punkten zur vollen Wirkſamkeit kommt, um von ihnen aus auch an allen andern Stellen ſich möglichſt in's Leben zu rufen. Dies ſind jene Knotenpunkte der Geſchichte, jene Höhen der Menſchheit, auf welchen die Individuen ſtehen, in denen das Zuſammentreffen natürlicher Begabung mit freier Selbſtbeſtimmung ungewöhnliche Kräfte zum Daſein und zur Reife bringt, mittelſt welcher ſie auf größere oder kleinere Kreiſe ihrer Mit- und Nachwelt ſchöpferiſch beſtimmend einwirken.“

Hierbei könnte man ſich mit den Fragen beunruhigen, ob der Geiſt in geſchichtlichen Völkern bei der Maſſe denn wirklich zu Grunde liegen bliebe und nicht zu Tage trete, ſo daß die eigentliche Arbeit der Geſchichte, die volle Wirkſamkeit des Geiſtes den Genien allein anheimfiele? und wie das ſchöpferiſche Eingreifen der geſchichtlichen Heroen zu denken ſei?

Es wird ſchwerlich Widerſpruch finden, wenn Strauß für die geiſtige Eigenthümlichkeit oder Einzigkeit der geſchichtlichen Heroen eine geniale Würde in Anſpruch nimmt, die den übrigen Menſchen abgeht. Wer den geſchichtlichen Ruck und Bruch mit der Vorzeit ausführt, der ſitzt mit Ehren am Webſtuhl der Zeit, er ſchafft durch die Erkenntniß des Vorliegenden die neue Beſtimmung; dann aber tritt die Idee überall zu Tage und bleibt nirgends „zu Grunde liegen“. Der Grund ſelbſt iſt hier nicht mehr von der Exiſtenz unterſchieden. Obgleich ein Unterſchied in der Erſcheinung des Geiſtes iſt, ſo iſt doch der Geiſt ohne Weiteres auf allen Punkten ſeines Daſeins Erſcheinung oder Manifeſtation ſeiner Idee, Bethätigung ſeines wahren Seins, d. h. er iſt der allgemeine Ausbruch oder Durchbruch der Freiheit. In dieſer Allgemeinheit ſchafft der Einzelne niemals etwas Anderes, als was der allgemeine Proceß, an den Jeder Hand anlegen muß, zu dem Jeder mit Blut und Leben ſich geworben und gezogen ſieht, in der Form der allgemeinen Verbreitung eines ſich allüberhinziehenden Duftes, einer allesdurchſtrahlenden Beleuchtung bereits gewoben hat, wenn die einzelne Sonne, als das Gegenauge aller ſehenden Augen, aus dem Ocean des Umſchwungs auftaucht. Sie iſt uns nicht fremd, nicht unbekannt, obgleich ſie uns wirklich Licht ſpendet.

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken!
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Und doch iſt dies nur ein ſchlechtes Bild der Bewegung der Idee in der Geſchichte der Menſchen. Das wirklich Zeugende iſt hier allerdings der Einzelne, der Genius, der aber aus dem allgemeinen Geiſt hervorgeht, und, indem er das allgemeine Bewußtſein ausſpricht, nichts thut, als der ſich ſelbſt einführenden Freiheit das Wort leihen. Seine Ehre iſt ſein Wort, weil es das Wort des Geiſtes auf dieſer Stufe ſeiner Manifeſtation iſt, die neue Faſſung ſeiner proceſſirenden und im abſolut durchſichtigen Sein, im Geiſte, proceſſirenden Idee. Wäre die Erkenntniß, der helle Tag der Idee, nicht ebenfalls in den Andern, ſo würde er ſein Wort in den Wind reden, wenn er es überhaupt ausſprechen könnte.

Wollen wir dies Wort des Proceſſes „ſchöpferiſch“ nennen, ſo dürfen wir das allerdings. Das Ausſprechen der neuen Stufe des Bewußtſeins iſt Schöpfung derſelben. Wer das Wort weiß und findet, fängt frei damit von ſich an, iſt das Subject der Idee; nur überſehen wir nicht die Macht der Geſchichte, der allgemeinen Bewegung des Geiſtes, dem Subjecte gegenüber, die dem Individuum wiederum Alles in den Mund legt und, ohne Abzug der weniger Begabten, die Idee iſt, die ſich nicht im Grunde verborgen hält, ſondern gerade hier in der Geſchichte als der wahre Grund, als wirkliche Erſcheinung der Freiheit überall zu Tage tritt. Das ſchöpferiſche Individuum hat in ſeiner Schöpfung nur die Ehre, die neue Stufe, die ſchon an ſich iſt, durch das primitive Erkennen und Ausſprechen des neuen Selbſtbewußtſeins einzuführen. Der Genius iſt, wenn er weltbewegend wird, nur der Ausbruch, nicht der willkürliche Zauberer des Zeitgeiſtes; dieſer „kommt in ihm zur vollen Wirkſamkeit,“ iſt aber überall erſcheinende Wirklichkeit. Die Heroen ſind keine Prometheiſchen Feuerbringer, welche die Wahrheit aus dem jenſeitigen Himmel zu holen bevorzugt wären, obgleich es kein geringer Vorzug iſt, das Herz der Zeit zu verſtehen und zu bewegen. Sie bringen ihm das Feuer der Wahrheit, ſie offenbaren es uns. Aber nur von dem Unſrigen können ſie's nehmen und uns geben. Das Feuer des ſelbſtbewußten Geiſtes iſt ja in den verſchiedenſten Kreiſen ſein eigenes Product, und *zwar auf dem Herde der Religioſität*, ſobald ein Volk der Natur und ihrem Dienſt entwächſt und geſchichtliche Ehre gewinnt, *die ausdrückliche permanente Verklärung der Idee in der Form der freien Idealität, welche Geiſtesbewegung in ihrer Selbſtproduction eine ſolche bewegende Macht zeigt, daß die Einzelnen ſchlechterdings nur der Mund des religiöſen Geiſtes ſind, und ſpurlos mit ihrer Eigenthümlichkeit darin unter- oder aufgehen*, ohne daß dieſer Proceß darum weniger des treibenden Durchbruchs von Seiten der hiſtoriſchen Genien bedürfte. Als Kunſt*poeſie* ſetzt ſich ſodann die Religionsformirung, aus der Mythenbildung heraustretend, fort, bis zu den Punkten des Bewußtſeins und des *opponirenden* Bewußtſeins der Einzelnen; aber der bewußte Opponent iſt auch hier immer nur das Organ einer neuen Anſchauung, die ſich bildet, einer weiteren Faſſung der ethiſchen Probleme, *der Poet iſt Sohn ſeiner Zeit*. Das reine Selbſtbewußtſein der *Philoſophie*, welches ſodann hervortritt, hat keine andere Stellung, im Gegentheil, ihm giebt ſein eigner Begriff die Reſignation in den Mund, daß ſeine einzelne Form der Wahrheit nur darum eine Macht und einen Sinn habe, weil ſie die allgemeine iſt und die gegenwärtige Bewegung der Idee trifft. Dieſe Reſignation iſt nichts Anderes, als die Maxime der freien Dialektik ſelbſt. Mit dieſer allgemeinen Ariſtokratie des Geiſtes, der ſeine höchſten Güter, die des Selbſtgenuſſes in der Gemüthsbewegung wie in der Darſtellung und der Erkenntniß der Idee nicht geizig austheilt, und in der Erkenntniß und Darſtellung zwar die Genien an ſeine Arbeit beruft, in der Begeiſterung aber und im Genuß Keinem das Geringſte vorausgiebt, — mit dieſer allgemeinen Ariſtokratie des Geiſtes, der den Unterſchied einer „nicht erſcheinenden“ Geiſtigkeit abweiſt, haben wir vielmehr die geiſtige Demokratie, die im Beſitz des Göttlichen die Genien nicht verehrt, denn ſie ſind von ihr beſtellt, ſondern ſie nur ehrt, indem ſie ſie beſtellt.

Dieſe geiſtige Demokratie in Activität iſt die Gemeinde, und der Ausdruck ihrer Gefühle, ihrer Anſchauung und Erkenntniß iſt die „Wahrheit und Wirklichkeit der Idee.“ Die Bildung der Maſſe iſt die Realiſirung der Theorie.

7. Was wird aus der Religion?

Die projectirte Wiederherſtellung des Chriſtenthums durch: 1) Pietismus, 2) Myſtik, 3) Muckerthum, 4) Novalis über Religion und Sinnlichkeit, 5) Alexander Jung über die Mucker, 6) Hegel über Religion.

1841.

Die Pietiſten läugnen ihren Zuſammenhang mit den Muckern, weil ſie in der That von ihnen unterſchieden ſind, die gebildeten Pietiſten verläugnen die rohen, die gemäßigten desavouiren die fanatiſchen, ja die Hierarchen und Jeſuiten, wie Hengſtenberg, verläugnen den ganzen Pietismus, und dennoch iſt von allen dieſen Formen, wie von der Myſtik nicht minder, die gemeinſame Grundbeſtimmung oder das Element die trübe Religioſität oder die religiöſe Trübheit.

Die Religion der heutigen Welt iſt zum großen Theil nicht mehr die alte Religion, die ganze Bildung iſt mehr oder weniger bewußt von ihr abgefallen; ja, es fragt ſich, ob wir überhaupt noch von einer Religion im gewöhnlichen Sinne reden können.

Das Jenſeits iſt eine rohe Kategorie der Räumlichkeit. Das Andere gegen das Hieſige, das im Jenſeits erreicht werden ſoll, iſt immer dieſelbe Aeußerlichkeit. Dagegen iſt das Dieſſeits oder die Gegenwart des allgemeinen Geiſtes in dem Einzelnen eine wirkliche Negation der Aeußerlichkeit und eine nothwendige Beſtimmung des Geiſtes. Giebt es nun eine Religion des

Dieſſeits, einen Cultus der Wahrheit und der Idee, eine Religion des Geiſtes?

Nur wenn man die Religion *als Treue gegen die Idee und als ihre hingebende Praxis nimmt*. Alsdann wird freilich ihre Gemüthsbewegung eine reine und durchſichtige, ſie wird eine gebildete ſein, ohne deshalb der Intenſität und Energie zu entbehren. Die Religion in dieſem Sinne umfaßt den Staat und ſeinen ganzen Inhalt, und iſt das wirkliche thätige Wollen des Wiſſens. Dies iſt zugleich Idealismus, Geſinnung und Praxis, und zwar iſt die Religion diejenige Praxis, welche überall durch die Negation der Exiſtenzen, die der Idee ſich widerſetzen, ihren eigenthümlichen Kampf und die Aufopferung kleiner, naheliegender Intereſſen und Vortheile mit ſich führt.

Die Idee iſt die dieſſeitige Wahrheit, ſie wohnt in den Köpfen der Menſchen. Die Begriffe eines heiligen Jenſeits dagegen, die Vorſtellungen des unerreichbaren, überſchwenglichen und darum der Phantaſie anheimfallenden Göttlichen, ſind leere und hohle — Vorſtellungen. Denn was wirklich jenſeits unſers Horizontes läge, hätte keinen Anſpruch darauf, ja fände keine Möglichkeit, unſer Wiſſen und Wollen, unſer Herz und unſern Kopf mit etwas Reellem zu erfüllen.

Nimmt man nun aber die Religion *im gewöhnlichen Sinne*, ſo iſt ſie dennoch, dieſem Widerſpruche zum Trotz, nichts Geringeres, als der Cultus oder die Verehrung eines ſchlechthin jenſeitigen Heiligen, deſſen

Offenbarung wohl in die Zeit fällt, aber immer auch in dieſer noch das Unerreichbare, das Ueberſchwengliche und Unbegreifliche, alſo nach wie vor jenſeitig bleibt.

Die Religion mit dieſer Beſtimmung iſt Sache der Phantaſie, *trübe Religioſität* oder *religiöſe Trübheit*: denn ſie beruht auf einem ungelöſten Widerſpruch und ſieht ſich durch die Unmöglichkeit, dieſen auf eine begreifliche Weiſe auszulegen, zu hohlen und leeren Phantaſieen genöthigt, welche ihr das Jenſeits mit Caricaturen des Dieſſeits ausfüllen, anſtatt ſich auf das vernünftige Begreifen des Dieſſeits ſelbſt, d. h. auf Vernunft und Wiſſenſchaft zu legen. Das Heiligthum der Phantaſie iſt ein hohles, die Aufregung dafür im Gegenſatz gegen die inhaltsvollen Geſtalten des Geiſtes iſt der Fanatismus; das Erfülltſein von der Idee dagegen iſt die Begeiſterung, ihr Tempel die Menſchenbruſt, ihr Heiligthum die gewußte Wahrheit. Dies der Unterſchied, der groß genug iſt.

Dieſe beiden Formen der Religion bekämpfen ſich jetzt, oder richtiger geredet, ſie ſtehen einander gegenüber, wie die alte und die neue Zeit, ohne daß es gerade einem Einzelnen ganz klar würde, welcher Form er angehört, denn die Gewohnheit zieht ihn in alter Weiſe fort, die Philoſophie und Bildung der Zeit aber nöthigt ihn zu der neuen Auffaſſung. Eben ſo ſehr alſo als die alte Form noch exiſtirt und tolerirt wird, — denn ſie ſcheint nicht mehr gefährlich für den Einzelnen zu ſein, — eben ſo frei bleibt Jedem die Wahl der neuen, ſobald er in ſeinem Innern mit ſich einig iſt. Die alte Form der Religion iſt der chriſtliche Glaube oder das *alte Chriſtenthum*; die neue Religion iſt das *realiſirte Chriſtenthum* oder der *Humanismus*.

1. Pietismus.

Nun hat die alte Form ihre ausgebildete Exiſtenz, und eine lange Geſchichte voll gewaltiger, blutiger Kämpfe liegt als Erinnerung hinter ihr; diejenigen, welche dieſe Exiſtenz mit dem Weſen verwechſeln und ſich an dieſer Erinnerung ihrer Geſchichte erhitzen, conſtituiren ſich nun heutiges Tages zur Aufrechterhaltung der alten Form. Die alte Form iſt die Form der *Frömmigkeit*, eine Kategorie der Kindheit und auch der Menſchheit in der Zeit ihrer Kindheit. Die Kategorie der *Frömmigkeit* iſt jetzt veraltet, denn ſie iſt die gute, gehorſame, ſanfte Unterwürfigkeit unter den heiligen Willen des jenſeitigen Gottes, ſie iſt Tugend aus Religion. In der alten Form der Religion iſt Tugend und Religion zweierlei, weil es einen doppelten Willen giebt, den Willen Gottes, zu dem ſich die Religioſität gehorſam verhält, und den Willen des Menſchen, deſſen Tugend in dieſem Gehorſam beſteht und dann *Frömmigkeit* genannt wird. Dieſes complicirte Verhältniß iſt nun aufgehoben: es giebt nur *Eine* Vernunft, und der Gehorſam gegen ſie iſt — Tugend und Religion in Eins. *Frömmigkeit* iſt aber kein Ausdruck für dieſen Begriff, denn Frömmigkeit ſetzt, wie geſagt, das kindliche

Verhältniß eines doppelten Willens und die Folgſamkeit des Kindes gegen den Vater voraus: *der mündige Menſch hat keinen leitenden Vater mehr*; er iſt nicht mehr fromm, ſondern nur gewiſſenhaft, gebildet frei und vernünftig. Die Kategorie der *Frömmigkeit* unter unſeren Verhältniſſen herbeizuziehen, iſt alſo jedenfalls Caprice, Politik, Reflexion. Denn die Zeit, wenn auch nicht alle Menſchen philoſophiren, iſt doch in ihrem Gefühl immer mit der Philoſophie einig, ſie hat durch und durch das Gefühl der Mündigkeit und der Selbſtbeſtimmung, wenn es auch unendlich vielen Menſchen nicht möglich iſt, in gedankenmäßiger Folgerichtigkeit zur Loslöſung von allen ſtörenden und nunmehr hohl gewordenen Gebräuchen und Gewohnheiten fortzugehen. Wie das Heidenthum immer noch unſer Leben durchdringt, ſo erbt ſich auch das veraltete Chriſtenthum unter vielen unabweisbaren Geſtalten fort; um es zu vergeſſen, müßte man die Sprache ſelbſt vergeſſen. Aber eben dieſe Harmloſigkeit einer Exiſtenz, die uns nicht mehr zwingt und unterjocht, ja, die, trotz aller krankhaften Aufregung, uns kaum noch genirt, die vielmehr ſo in den allgemeinen Aether des Lebens und Vorſtellens verflüchtigt iſt, daß Niemand ſich die Mühe zu nehmen braucht, auf ſie, als auf etwas Beſonderes, oder als auf etwas, das noch erſt durchgeſetzt werden müßte, zu halten, eben dies macht das betonte und ausdrückliche *Chriſtenthum* zur Caprice. Die Frömmigkeit, welche wirklich als ächter Reſt einer unmündigen Vorzeit noch übrig iſt, darf von ihrem Gegenſatz nichts wiſſen; ſie darf nicht gebildet, ſie muß wirklich noch kindlich oder wie kindlich bei Erwachſenen, die wie Kinder ſind, aber nicht ſein ſollten, abgebeugt wird, kindiſch ſein.

Die Frömmigkeit noch erſt Frömmelei zu ſchelten, iſt ſehr überflüſſig; denn wer wird noch fromm ſein wollen? Die alten Rationaliſten, die um dieſen Titel noch buhlen, ſind Narren; denn nicht einmal ſie, die doch noch den meiſten Anſpruch darauf hätten (ſie haben an ihrem Bibelbuchſtaben ja den allerjenſeitigſten Gott, den es geben kann), ſetzen es durch. Man laſſe die Frömmigkeit alſo bei ihren Ehren und geſtehe ihr zu, das zu ſein, was ſie iſt.

Es hat aber auch keine Gefahr, daß uns ihr Name über ihr Weſen täuſchen ſollte. Die Frommen ſind nicht, wie die Kinder, die von ihrer Kindlichkeit nichts wiſſen, ſie ſind zu klug zu dieſer Unſchuld; ſie kennen die verderbte Welt, und ſetzen mit voller Reflexion und Kritik den „Weltkindern" ſich, „die Kinder Gottes," entgegen. — Das iſt der Begriff; aber die Welt? — in der hört die Kinderſtube auf, und wer in die Welt hinaustritt, iſt ſofort kein Kind mehr, und nun vollends „ein Kind der Welt!" — Die Welt iſt nicht die Ehe und weder Vater noch Mutter, vielmehr die Gemeinſchaft freier Menſchen; darum tritt hier ſtatt der Kindſchaft das Verhältniß der Freiheit ein, es handelt ſich um Bildung des Charakters und des Geiſtes, um den Kampf der Freiheit und der Welt, welcher nichts Anderes iſt, als der

Kampf des Menſchen mit der äußern und innern Natur. Wer den Freiheitskampf in geiſtiger Weiſe verſteht und treu die Folgen ſeines Verſtändniſſes auf ſich nimmt, den kann man im wahren Sinne *religiös* nennen. Die *Frömmigkeit* aber iſt nur Reflexion und Eigenſinn — darum, weil ſie dies freie Verhältniß des Weltlebens ſehr wohl kennt und es nach allen Richtungen hin mitmacht, ausbeutet, in Betracht zieht und genießt, dann aber plötzlich, die Hand auf dem Geldſack und das Auge auf dem Courszettel, das ganze Weltweſen verwirft und ſich eine beſondere Heiligkeit beilegt, „die Wiedergeburt,“ wie ſie ſich ausdrückt, „zum Chriſtenthum“.

Die *Frömmigkeit* beruht von vornherein auf dem Zwieſpalt der aufgeklärten und der frommen Welt. Sie hat das entſchiedenſte Bewußtſein davon, daß es mit dem Chriſtenthum aus iſt und daß es zwei Arten Leute giebt, Unchriſten und „Wiederherſteller des Chriſtenthums“. Die Pietiſten ſondern ſich daher von der Welt, „die *nicht mehr* fromm iſt,“ ab, und bilden eine Gemeinde „der Frommen“ in eignen „Conventikeln“. Dies Bewußtſein, daß die *Frömmigkeit* und das Chriſtenthum das *Untergegangene* ſind, daß beide die Zerriſſenheit in zwei Welten zum Princip haben, daß die Wiederherſtellung alſo nur die Wiederherſtellung dieſes unglücklichen Bewußtſeins und eines wirklichen innerlichen Zwieſpaltes, des „Sündenbewußtſeins“, der „Zerknirſchung“ und der „Sehnſucht nach dem Gnadenzuſtand“ ſein könne; — alles dies iſt die richtige Conſequenz des falſchen

Princips. Die „Frommen“ ſprechen daher auf ihrer Seite mit andern Worten ganz daſſelbe aus, was die Philoſophen für ein nothwendiges Ergebniß der geiſtigen Entwicklung erklärt haben; nur iſt uns die „Unchriſtlichkeit der Zeit“ nichts, als der Fortſchritt vom Unweſen zu dem Weſen des Chriſtenthums, und die Aufhebung der „Frömmigkeit“ nichts anders, als die Aufhebung der ganzen chriſtlichen Vorausſetzung eines jenſeitigen, fremden, zu verſöhnenden Gottes, alſo eine Ueberwindung des Chriſtenthums aus ſeinem eignen, dem humanen Princip. Der Abfall der Welt von der Frömmigkeit erſcheint daher nicht als ein Rückfall ins Heidenthum, ſondern als ein Fortſchritt zu einer höheren Geiſtesſtufe.

Dieſe „Frommen“ und die es allerdings zugleich ſehr heuchleriſch und ſehr jeſuitiſch ſein müſſen — denn die Wiederherſteller des Chriſtenthums entſprechen ganz den Wiederherſtellern des Katholiciſmus und Papiſmus — dieſe „Frommen“ alſo ſind die Pietiſten; ihre Religioſität iſt die praktiſche; es kommt einzig und allein auf den „guten Willen“, ein Chriſt zu ſein, an, nicht auf die Einſicht und auf die Wahrheit; denn das falſche Princip läßt ſich nicht wiſſen — ſein Gott iſt ja jenſeitig —, ſondern nur wollen, der Vernunft und der Weltbildung zum Trotz wollen; daher iſt die „gute Geſinnung“, nicht das Wiſſen und die Einſicht, ihre Parole; die Praxis aber, zu welcher dieſe gute Geſinnung treibt, iſt die Bemühung um „die Wiedergeburt der Welt“. Freilich hat es dieſe Praxis, ſo lange ſie nicht zum hierarchiſchen Pietismus und zur Wiederherſtellung der äußerlichen Kirche fortgeht, oder ſich in Maßregeln des Staats hineinlegt, oder endlich eine fromme Tournüre, ein beſtimmtes Behaben in Geberden und Terminologie erzeugt, immer nur mit der Innerlichkeit zu thun: die Welt ſoll ſich bekehren, ſoll in ſich gehen, ſoll zu dem unglücklichen Bewußtſein des Chriſtenthums, dem „Sündenbewußtſein“ zurückkehren, ſoll die Geſinnung der Frömmigkeit faſſen: „ſchaffet mit Furcht und Zittern, daß ihr ſelig werdet!“ Sie ſind unſelig, das iſt richtig, und ihre Aufgabe iſt die Propaganda dieſer Unſeligkeit; die Harmonie, die ſie im Auge haben, iſt ein allgemeines Zittern, Heulen und Zähnklappen wegen der Sündhaftigkeit, der Gottloſigkeit und der Gottverlaſſenheit der Welt; denn ihr Gott wohnt drüben in ſeinem Himmel abſtract und allein, und die ſchwache Heerde irrt fürchtend und zitternd in dieſer Welt umher, weswegen ſich die Schafe denn auch zuſammenſchaaren und ihre Stimmen zu gemeinſchaftlicher Wehklage vereinigen.

2. Myſtik.

Ein anderes, mehr theoretiſches und individuelles Verhalten der alten trüben Religioſität, das aber jetzt ſelbſt ſchon zu den Antiquitäten gehört, iſt die Myſtik. Iſt der Pietiſt „fromm“, ſo iſt der Myſtiker „gottſelig“, ein Heiliger. Dieſe Gottſeligkeit und Heiligkeit iſt das phantaſtiſche Leben in Gott, das Gottſchauen, Gottfühlen, die Ekſtaſe und die Auswanderung aus dem Irdiſchen, eine abſtracte Selbſtſeligkeit und Gefühlsſchwelgerei. Sie war zu ihrer Zeit ebenfalls Bedürfniß. Als nämlich noch nicht das Princip der Unſeligkeit und überhaupt der ganze Cultus des Jenſeitigen in Frage geſtellt wurde, dieſer Cultus aber erſtarrt und in äußerlichen Ceremonien verknöchert war, da konnte der abſtracte Gegenſatz dagegen, den die *Myſtik* machte, eine Reformation genannt werden, und *die* Reformation, die man vorzugsweiſe ſo genannt hat, wirklich vorbereiten; in unſerer Zeit hat die *Myſtik* keinen Grund und Boden, eben ſo wie der jetzige Pietismus und die wieder aufgewärmte Frömmigkeit unſerer Zeit eine ganz andere Stellung, als die des reformatoriſchen Pietismus von Spener einnimmt. Jener hatte nur die chriſtliche Weltanſicht, die noch dominirte, neu zu beleben und innerlich in Fluß zu ſetzen; er redet daher nicht von „*Wiederherſtellung* des Chriſtenthums“: was beſteht, braucht man nicht wieder einzuführen; die jetzigen Pietiſten dagegen *finden kein Chriſtenthum mehr in der Welt*; ſie müſſen es daher, wenn es denn doch mit aller Gewalt ſein ſoll, — „wiederherſtellen“.

Iſt die Vorausſetzung der Pietiſten richtig, ſo iſt nichts Chriſtenthum, als ſie; es iſt alſo ſo gut wie untergegangen — denn was ſind ſie? —, läßt ſich aber wiederherſtellen durch die Propaganda und — durch die Ungebildeten, die noch unſchuldig ſind. Es ginge wohl, aber es geht nicht; die Allerungebildetſten ſind immer ſchon gebildeter, als die alte Dogmatik, und haben ihr weſentlichſtes Intereſſe in dieſer Welt; dann aber iſt es auch unmöglich, unter den Gebildeten, die doch „wirken“ müßten, für das „neue Chriſtenthum“ die Majorität zu gewinnen; denn das Neue an ihm iſt nicht chriſtlich und das Chriſtliche nicht neu; die Jugend aber, um die es ſich hier denn doch in letzter Inſtanz handelt, gehört nie dem Alten, ſondern allemal das Alte der Jugend.

3. Das Muckerthum.

War die Myſtik und der Spener'ſche Pietismus reformatoriſch, und konnten beide es ſein, weil die zu formirende Subſtanz noch vorhanden war; ſo iſt der *moderne Pietismus* reſtauratoriſch, weil er die ganze Chriſtenheit erſt wieder erzeugen muß. Die Welt liegt nach ihm im Argen; der Welt iſt nur zu helfen durch eine „Wiedergeburt der Welt“. Aber wie ſoll die Welt aus ſich ſelbſt erlöſt werden? was hilft die Wiedergeburt des Argen aus dem Argen? Zur Wiedergeburt der Welt brauchen wir eine „Wiedergeburt Gottes“, einen „neuen Meſſias“. Zur Heiligkeit bringen es nur Wenige, nur „Auserwählte“; die Heiligkeit iſt eine Ekſtaſe, eine Abſtraction von dieſer Welt der Sinnlichkeit; ſolche „Auserwählte“ und Heilige, wenn ſich zwei in rechter Reinheit ohne Luſt zur Zeugung vereinigten, könnten der Welt, die im Argen liegt, einen neuen Heiland ſchenken. Und damit haben wir die *Muckerei*, ſobald wir nur noch die myſtiſche Aſkeſe in dieſer beſtimmten Richtung auf die Zeugung und die Beſeitigung der Luſt bei derſelben als ihren Cultus und als die Praxis ihrer Religioſität auffaſſen. Man ſieht, das Ideal und die Liebe, die Praxis der Idee, bleibt ſogar in dem Unweſen der Muckerei noch der Begriff der Religion.

Die Muckerei iſt die Einheit des Pietismus und Myſticismus, der praktiſchen und theoretiſchen Religioſität des Jenſeits. Die Heiligkeit der Geſinnung und die Heiligkeit der Ekſtaſe vereinigt der Mucker in der Ekſtaſe des Zeugens ohne „Straucheln“ (ohne Wolluſt); das iſt ihr Kunſtausdruck für die weſentlich neue That, in der ſich die höhere Einheit des Pietismus und Myſticismus darſtellt.

Wir haben alſo:

1) Pietismus: Wiedergeburt der Welt im Chriſtenthum, als Geſinnung;
2) Myſticismus: Wiedergeburt des Subjects in der Heiligkeit der Ekſtaſe;
3) Muckerthum: Wiedergeburt des Meſſias, um durch das Product der heiligen Ekſtaſe eine gründliche und wahrhafte Wiedergeburt der Welt zu erzielen.

Der Pietismus iſt „Frömmigkeit“, Kindſchaft Gottes; der Myſticismus „Gottſeligkeit“, Schwelgen in Gott, Vereinigung mit Gott, um nicht zu ſagen eine phantaſtiſche Ehe mit Gott; das eine iſt die abſtracte Praxis, das andere die abſtracte Theorie; *) —

---

*) Die Ekſtaſe könnte man umgekehrt auch Praxis nennen, aber nur eine Praxis innerhalb der reinen und rohen Phantaſie;

dagegen iſt die Muckerei die höhere Einheit dieſer beiden, die ernſtliche und wirkliche Praxis ihrer Theorie; hier handelt ſich's um die reelle Wiedergeburt des Heilandes, nicht um eine gewollte und gemeinte „Kindſchaft“, nicht um eine geträumte und herbeiphantaſirte „Vereinigung“ (unio mystica), ſondern um eine reelle und wirkliche Zeugung Gottes durch die wirkliche Vereinigung von Mann und Weib.

Der Pietiſt kann es dem Mucker nicht zum Vorwurf machen, daß er dabei ſeinen Zweck nicht erreicht, und mit all ſeinem Apparat der verſchiedenen Grade und Weiſen der Zeugung nur das gewinnt, daß er immer wieder „ſtrauchelt“, nie eine ſündloſe Umarmung, „eine gerechte Wechſelwirkung,“ und alſo auch nie eine Zeugung des Sündloſen zu Stande bringt. Dem Pietiſten geht es in ſeiner Art nicht beſſer; er kommt aus „dem Zuſtande der Sünde“ nie heraus, und wenn er auch „Augenblicke der Gnade“ in ſich zu verſpüren glaubt, ſo bedarf es doch nur einer gründlichen Beſinnung über ſich ſelbſt, um ſogleich wieder zur Unſeligkeit des Sündenbewußtſeins zurückzutaumeln; — ganz natürlich: auf dem Boden der abſoluten Differenz, in der Religioſität, welche das jenſeitige Göttliche erreichen will, iſt keine Löſung oder Verſöhnung möglich.

---

eben ſo könnte man den Pietismus mit ſeiner Doctrin, um die es ſich doch lediglich handelt, theoretiſch nennen, aber doch nur in der praktiſchen Sphäre der Geſinnung, des „guten Willens für das alte Chriſtenthum“ und ſeine Propagirung.

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo beweist die Erſcheinung und Praxis der „chriſtlichen“ Religioſität in den erwähnten Formen ebendasſelbe, was die Philoſophie unſerer Zeit auch beweist, nämlich: daß die Welt „unchriſtlich“ und daß es unmöglich iſt, das Chriſtenthum oder die Zeit des unglücklichen Bewußtſeins auf den Grund der alten tauben und blinden Metaphyſik wiederherzuſtellen. Oder beweist das Unweſen des Pietismus, das böſe Weſen der Myſtik und die ſcandalöſe Verrücktheit der Muckerei nichts? — Wen die Götter verderben wollen, dem nehmen ſie vorher den Verſtand.

Man ſollte an den bisherigen Ausſchweifungen genug haben, und begreifen, daß die mißlungenen Verſuche, ſowohl das Volk als den Meſſias wiederzugebären, praktiſch und negativ dasſelbe lehren, was die Philoſophie theoretiſch und poſitiv lehrt. Man ſollte die Klagen über die Deſtruirung des Chriſtenthums nur nicht mißverſtehen; ſie ſind derſelbe Ausdruck der Zeit, wie die Philoſophie, und beweiſen, daß die Revolution bereits in vielen Köpfen, wenn auch nur unklar, vollzogen iſt, die von der Philoſophie mit klaren Worten und ohne Klage um den Untergang, vielmehr mit Freude über den Aufgang verkündigt wird. Erſchrickt man nicht über jene Klagen, warum erſchrickt man über dieſe Negation der Klagen? Iſt die Klage nicht das Negative, und die Philoſophie, dieſes Bewußtſein der neuen Zeit und die Begeiſterung für ſeine Realiſirung, das Poſitive? Das Poſitive aber will man ja, warum erſchrickt man alſo vor ihm? Warum?

Es iſt bekannt genug, was man Alles auf dieſes Warum antworten könnte; aber es iſt nicht ſo bekannt, was den reactionären Politikern die Weltgeſchichte darauf antworten wird; denn dieſe Antwort, weil ſie ſehr ſpeciell iſt, können wir nur erleben und erfahren. Ohnehin wäre es überflüſſig, der Reſtauration noch etwas beweiſen zu wollen: behält ſie doch ihren „guten Willen“ und ihre „Geſinnung“, zu der ſie aus Impotenz des Erkennens gegriffen! Und es wäre ſeltſam, wenn ſich die Impotenz von ſich ſelbſt durch irgend etwas Anderes überzeugen laſſen ſollte, als durch — das Experiment. In dieſer Hinſicht ſind alle Pietiſten Mucker: das vergebliche Experimentiren und der Untergang dieſer Experimentirer, ihr Scheitern an dem ſittlichen Weltbewußtſein, alſo an der neuen Religion der Sittlichkeit — das iſt ihr Begriff. Mögen ſie ihn bald erfüllen!

4) Novalis über Religion und Sinnlichkeit.

Intereſſant und ſehr hieher gehörig ſind einige Ausſprüche von Novalis, der, ſo zweideutig er auch iſt, dennoch bei der Reſtauration ſehr in Ehren und Anſehen ſteht. Er ſagt (5. Aufl., Th. 2, S. 264): „Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt (Muckerei). Die Sünde iſt der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je ſündiger ſich der Menſch fühlt, deſto chriſtlicher iſt er (Pietismus). Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und der Liebe. Dithyramben ſind ein ächt chriſtliches Product

(Ekſtaſe, Myſtik). — Die chriſtliche Religion iſt auch dadurch merkwürdig, daß ſie ſo entſchieden *den bloßen guten Willen* im Menſchen und ſeine eigentliche Natur, *ohne alle Ausbildung*, in Anſpruch nimmt und darauf Werth legt. *Sie ſteht in Oppoſition mit Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß.* — Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der *Beſchränkten* auf Erden. Sie iſt das Licht, welches in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie iſt der Keim *alles Demokratismus*, die höchſte Thatſache der Popularität.“ Und (S. 246): „Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der *Grauſamkeit Wolluſt* iſt.“ — „Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von *Wolluſt, Religion* und *Grauſamkeit* die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat.“

Dieſe Aufmerkſamkeit iſt von Wichtigkeit für den vollſtändigen Begriff der beſprochenen Phänomene. Nicht genug, deren Theorie und die Vermittlung ihrer Theorie und Praxis zu beachten, wir müſſen ihrem innerſten Herzenszuge, ihrer weſentlichen Richtung auf das *ſinnliche Selbſtgefühl* unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, um ſie ganz zu verſtehen. Die Ekſtaſe der Myſtiker und der Mucker iſt entſchieden ein Act der Sinnlichkeit — die Phantaſie iſt nichts als ſinnlicher Geiſt — und im Pietismus iſt die „Herzenswärme“ und die recht grobe und fühlbare Zerknirſchung das Entſprechende, — der Uebergang von den ſinnlichen Ausſchweifungen der Jugend zum Pietismus, als dem Schwelgen im Sündenbewußtſein, iſt bekannt genug: — alle dieſe Beobachtungen der Thatſachen werden durch den Begriff der trüben Religioſität vollſtändig gerechtfertigt. Und nur von der Religion gegen das unerreichbare Göttliche, nicht von der Gewiſſenhaftigkeit des philoſophiſchen Dienſtes der Wahrheit hat Novalis ſeine Ausſprüche abſtrahirt. Das ſchmerzliche Gefühl der Zerriſſenheit, der Sünde, der Entfremdung von dem jenſeitigen Gott wird in Herzenswärme und Ekſtaſe (auch Andacht iſt *unio mystica*, cf. Hegel, Rel. Ph. I, p. 167) zur Luſt der Vereinigung mit ihm erhoben; und die Activität, ſich (den Menſchen) in ſeinem Andern zu ſetzen unter Luſt im Schmerz und in ſchmerzlicher Luſt, iſt — Religion als Andacht und Ekſtaſe, iſt — Wolluſt als Selbſtgenuß in der Aufhebung des Selbſtgefühls, in dieſem Streit des Selbſtgefühls und des Vernichtungsgefühls. Auch in der Wolluſt ſetze ich mich in dem Andern und gebe mich zugleich darin auf, wie dies in Andacht und Ekſtaſe mit Beziehung auf das Abſolute geſchieht. Und die Grauſamkeit, was iſt ſie Anderes, als abſtracte, theoretiſche Wolluſt, im Vernichtungsgefühl des Andern ſein Selbſtgefühl zu haben und in dieſem Kitzel ſich zu genießen? Der Selbſtgenuß in ſeinem Andern iſt Religion, Grauſamkeit und Wolluſt; und in allen Dreien iſt dieſer Selbſtgenuß extrem bis zum Schmerz und bis zur Ueberſpannung, denn eben darin liegt der Reiz und der Kitzel. In allen Dreien wird die Humanität überſchritten und aufgehoben.

Die Aufhebung der Humanität in der Grauſamkeit, die Entſchloſſenheit zu dieſer Extravaganz und Tranſcendenz der Unmenſchlichkeit, iſt eine innerliche Erſchütterung, welche der Ekſtaſe in ihrem Weſen vollkommen gleichkommt; auch der Unterſchied, daß die Wolluſt poſitiv und die Grauſamkeit negativ, und der andere Unterſchied, daß die Ekſtaſe der Religion nur eine phantaſtiſche, die beiden anderen Ekſtaſen aber reell ſinnliche ſeien, hebt ſich auf; denn die Ekſtaſe iſt überall die phantaſtiſche, und die Sinnlichkeit nur ihr Element, ihre Aeußerlichkeit. Wie die Wolluſt die Phantaſie nicht entbehren kann, um von der Erſchütterung der Grauſamkeit gar nicht zu reden, ſo kann umgekehrt die Religion die Sinnlichkeit nicht entbehren; in ihr wird dieſes beſtimmte empiriſche Subject Gefäß des jenſeitigen Gottes, und das Zerbrechen des Gefäßes im Act ſeiner Erfüllung, das iſt das Ausklingen der Andacht und die Erſchütterung des ſinnlichen Individuums ſelbſt. Ueberall ein Schaffen und Zerſtören, Entſtehen und Vergehen, Realiſiren und Annihiliren in Eins, und zwar unter dem Entſprechen von Luſt und Schmerz. Das Zerſtören und Vernichten und das hohle Selbſtgefühl, welches aus der gewaltſamen Vereinigung der ſchlechthin getrennten Momente entſpringt, iſt der **Fanatismus**, die Spitze und die wüſte Vereinigung von allen Dreien, von Wolluſt, Grauſamkeit und Religion in Eins. —

Dieſer Marter der dualiſtiſchen Religion und ihrer verzerrten Erſcheinung, die an die Opiumseſſer des Orients erinnert, ſteht die Wirkung des Ideals im freien Selbſtbewußtſein als die Wahrheit und als diejenige Gemüthsbewegung gegenüber, in welcher ebenfalls das Subject energiſch gefühlt, heftig bewegt und zur Entſchloſſenheit und That getrieben wird. War dort die Verſöhnung und Vermittlung unmöglich, ſo iſt hier der Beſitz und die Gewißheit des wahren Inhaltes, weil ihn der menſchliche Geiſt erzeugt, auch wirklich zu erreichen. Die Religioſität, welche Sittlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit gegen die Idee iſt, kann nicht mehr eine krankhafte, die Entſchloſſenheit, welche im Namen der Idee Gewalt braucht, nicht mehr eine grauſame und extravagante ſein, ſondern ſie iſt nothwendig eine humane und maßvolle, und dieſes Selbſtgefühl nicht mehr ein wollüſtiges, ſondern die Befriedigung des Menſchen nach ſeiner intellectuellen Seite in ſeiner freien und edeln Geiſtigkeit, ein ſtolzes und nüchternes Selbſtgefühl, das darum nicht aufhört ein Subjectives zu ſein, weil das Subject nun nicht mehr das rohe und phantaſtiſche, ſondern das gereinigte und freie, das erlöſte, iſt.

Erſt die Religion der Sittlichkeit, erſt die volle und rückſichtsloſe Hingabe der Einzelnen an die Freiheit und an die Geſtaltung der Idee, die ſie theoretiſch bereits gewonnen haben, wird die große Reformation der Menſchheit und ihre wahre Erlöſung vollenden. Iſt der Riß zwiſchen dem Alten und Neuen nie tiefer geweſen, als in dieſem Augenblick, ſo hat auch niemals der Geiſt mehr Sicherheit und mehr Klarheit über ſeine Vergangenheit und Zukunft gehabt, als eben jetzt; aber freilich

„die Zukunft iſt nicht für die Kranken, nur der Blick des Geſunden kann ſich dreiſt in ihre wunderlichen Wege verlieren“ (Novalis).

5) Alexander Jung über die Mucker.

Das Buch von Alexander Jung haben wir bisher nicht erwähnt, weil es wirklich ſehr ſchwer zu benutzen und eben ſo ſchwer zu beurtheilen iſt. Der Verfaſſer verſteht die Methode, vom Hundertſten auf's Tauſendſte zu kommen, und wendet ſie viel zu viel an. Er ſetzt dabei gewöhnlich nicht weniger, als Alles voraus, und wenn man nun daran iſt und denkt: jetzt muß es kommen, dann gerade entſchlüpft er uns, ein neuer Proteus, und im blauen Aether ſchwimmt er wie verduftend. Der Verfaſſer holt zu weit aus und verfährt nicht ſachlich und hiſtoriſch genug. Auch das Bekannteſte muß uns wenigſtens genannt und in Erinnerung gebracht werden, wenn wir uns intereſſiren ſollen; und nun gar das Unbekannte, jenes nur ſo emanirte, nie gehörig publicirte extreme Pietiſtenunweſen! Wie unendlich intereſſant iſt dieſes Thema, wie neugierig macht er uns auf die Aufſchlüſſe, und was erfahren wir? „Daß die Acten noch nicht publicirt ſind, daß alſo über das Myſterium des extrempietiſtiſchen Privatcultus, über den „Seraphinenkuß,“ die „nackten Umarmungen“, „die Prüfungen“ und „die Verſuche, den Meſſias zu erzeugen,“ zu denen der Seraphinenkuß und die Umarmungen die Vorbereitungen waren, öffentlich nichts bewieſen und mithin von der ganzen Geſchichte in dieſer Beziehung nichts zu ſagen ſei.“ (S. 70.) Aber Alexander Jung weiß die ganze Geſchichte, er weiß Alles, was privatim bewieſen iſt, und es wird wenig in den Acten ſtehen, das er nicht wüßte: nun? — wenn er alſo, ſagen wir, über die Extreme des Königsberger Pietismus philoſophiren wollte, ſo mußte er ſich entſchließen, eine hiſtoriſche Grundlage zu legen und Alles, was er wußte, vorher in Hitzig's Annalen publiciren. Das dagegen, was er wirklich thut, heißt, wie die Katze um den heißen Brei herumgehen und führt zu nichts. Die Schönherrſche oder vielmehr Ebelſche Theoſophie, die übrigens auch anderweit bekannt wäre, iſt ſehr wohlfeil. Bedeutend wird ſie nur in Beziehung auf jene eigenthümliche Praxis. „Es giebt zwei Urweſen: Licht und Finſterniß. Licht = Gott, Finſterniß aber = Waſſer. Das Licht ſtrömt in die Finſterniß. Das Licht iſt das Symbol des Mannes, das Waſſer (Finſterniß) des Weibes. „„Ein Reich Gottes iſt nur in einem vollkommen gerechten Verhältniß denkbar. In der Wechſelwirkung der Urweſen ſchauen wir die Vollkommenheit.““ Nun giebt es eine Störung der „„gerechten Wechſelwirkung““ — (das Böſe, das „Straucheln“), daher „„im Menſchen die Herrſchaft des Geiſtes über das Fleiſch zu fordern iſt““. — Das Licht iſt nicht materiell. Es liegt nur an unſeren Sinnen, daß wir der feinen Geiſtigkeit des Lichts nicht inne werden. Das Waſſer hat die Qualität des Lichts, nur in ſchwächerm Grade. Gott iſt auch räumlich. Es giebt eine Verſöhnung mit Gott. Der Mittelpunkt derſelben iſt Chriſtus; aber „„concentriſch““ auf ein Zuſammenwirken gerichtete „„Hauptnaturen““, „„Stützpunkte des Lichts,““ vollbringen die Rettung der Welt. Die „„Hauptnaturen““ ſind erkoren, den Andern ihre Stellung zum Gottesreiche zu ertheilen; die „„Auserwählten““ leiten, erleuchten und fördern die Andern. — Der urſchöpferiſchen Thätigkeit entſpricht die ſpätere ſchöpferiſche, die hervorbringende Thätigkeit der beiden Geſchlechter. Die Aufgabe iſt das „„Wohlſein““ an Leib, Seele und Geiſt, die „„Vollſeligkeit““. Dazu iſt das Angenehme erforderlich. Der Geſchlechtstrieb iſt ein Moment des „„Wohlſeins““. Der Mann theilt in dem ſexualen Proceß den Lichtgeiſt mit, welchen das Weib, als der Waſſergeiſt, von ihm in ſich aufnimmt. Die „„gerechte und gottwohlgefällige Zeugung““ muß im Lichte vorſichgehen, es muß „„eine ſanfte, harmoniſche Wechſelwirkung““ ſtattfinden und die Ausdrücke „„Ueberſtrahlungen““, „„„ſenkrechte Einflüſſe““, „„„gerechte Ausflüſſe des Lichts““, ſcheinen ebendahin zu deuten. „„„Die lauterſte Keuſchheit““ ſoll dabei erzielt werden“. (S. 80.) Die Imbecillität iſt ſo groß in dieſem Gerede, daß es für ſich als Theorie und Theoſophie gar keine Bedeutung hat. Erſt zwei Urweſen, offenbar ſchlechte Copieen aus der Geneſis, und dann laufen Gott und Chriſtus ganz müßig nebenher; wie verhalten ſie ſich denn zu den ſchöpferiſchen Urweſen? Das übrigens iſt nicht zu läugnen, daß dieſer doppelte Riß, der ausgefüllt werden muß, zu der religiöſen Praxis, die im Hintergrunde liegt, gut genug iſt. Das Unklarſte iſt am jenſeitigſten — und nun doch ſo nahe, in Mann und Weib! — Welch ein Kitzel, welch ein grobreligiöſer Genuß!! Sodann fügt Jung S. 85 hinzu: „Zwar ſei die Erzählung des ganzen Sachbeſtandes noch mangelhaft und öffentlich unerwieſen, Alles jedoch deute darauf hin, daß bei Ebel in dem praktiſchen Theile noch eine ganz beſtimmt ausgeprägte Weiſe des Cultus vorkommen müſſe; und das werde dann wohl die eigentliche Geheimlehre ſein, die nur Ebel's nächſter Umgebung, dem innerſten Kreiſe jener „„concentriſch zuſammenwirkenden Naturen““, mitgetheilt worden ſei.“ Jung fährt vorſichtig alſo fort: „Wir vermuthen aber, folgernd aus dem, was uns vorliegt, daß dieſes Myſterium zwei Hauptmomente enthält. Einmal die Lehre von der Repräſentation des Göttlichen, Lichten, Männlichen auf der einen, und des Waſſers, des Finſtern, des Weiblichen auf der andern Seite, und zwar in räumlich-ſinnlicher Gegenwart durch Perſonen; ſodann die Lehre von der Hervorbringung in „„gerechter““ Weiſe eines Weſens, welches auch für die Zukunft wieder jene Repräſentation übernehmen könne, damit durch lebendige Tradition die Weisheit, welche vom Himmel ſtammt, erhalten bleibe.“

Das Uebrige, d. h. den ganzen eigentlichen Cultus, auf den es hier offenbar doch ankommt, müſſen wir uns leider denken, wir müſſen es theils uns denken, theils heimlich von Wohlunterrichteten zuflüſtern laſſen: kein officielles Wort iſt zu erforſchen über eine Angelegenheit, die unſer öffentliches Leben ſo verderbendrohend inficirt, wie der Pietismus in gemäßigten und extremen Formen dies gethan hat und noch thut. Warum dies Geheimniß über unſere Verirrungen? — Warum? Damit wir Deutſche nicht widerlegt werden können, wenn wir bei Gelegenheit des Proceſſes der Lafarge die deutſche Sittlichkeit hoch über die franzöſiſche erheben; und dennoch ſind es gerade die Franzoſen, denen das Politiſche, die Welt des Dieſſeits bereits zur Religion geworden, die für einen ſittlichen Inhalt große, begeiſterte Thaten vollbracht, die ſich darum auch nicht ſcheuen, ihr ganzes Leben öffentlich darzulegen, während unſere heimlichen Sünden zahllos, unſere öffentlichen Tugenden null und unſere Heuchelei unſere größte Tugend iſt. Wann wird die Zeit kommen, daß jeder Deutſche ſich zu ſeiner Philoſophie und ihren Conſequenzen bekennt, ich ſage nicht, daß er den Muth habe, ihr nachzuleben? Wann die Zeit, wo wir wiſſen und begreifen, was wirklich bei uns geſchieht, ich ſage nicht, daß wir eine Geſchichte hätten, wie ſie einer großen Nation geziemt? Hätten wir doch nur Sinn dafür, wie lächerlich und verächtlich unſer Philiſterthum gegen die gewaltigen Kämpfe der Engländer und Franzoſen iſt, dann wäre es zu erwarten, daß wir auch den unſittlichen Hochmuth über eine erlogne Sittlichkeit und die Heuchelei einer hohlgewordenen Form der religiöſen Weltanſchauung bei Seite ſetzten, und die neue Aera der Weltgeſchichte, wozu das allgemeine Gefühl der Freiheit und die hie und da aufleuchtende Begeiſterung dafür uns aufruft, muthig begönnen: das jüngſte Gericht des Pietismus, der ganzen Reſtauration und all ihrer Auferſtehungsmänner, ſo viel es ſind, wäre gekommen; und es würde nicht fehlen, daß Deutſchland ehrenvoll mitkämpfte zur Geſtaltung der Welt, die uns jetzt, — eben ſo jenſeitig und unerreichbar, als der alte Himmel, — draußen vor der Thür liegt. Den Franzoſen iſt die Politik Religion, und ſo denken ſie, was ſollen wir mit der Metaphyſik? Gleichwohl drängt ſie ſich ihnen jetzt auf, und die katholiſche Religion wird und muß erſt in der Metaphyſik untergehen, damit die Freiheit nicht mehr ſomnambül, ſondern mit wachem Auge ihr höchſtes Princip erfaſſe — und ſicher gehe. Die Engländer laſſen die alte craſſe Metaphyſik nebenherlaufen, wohin ſie will, ſie haben keine Zeit und keinen Trieb, ſich eine neue zu machen, denn ſie bilden und geſtalten den ganzen Erdkreis, das iſt Arbeit genug und eine ſehr reelle. Wir dagegen haben eine alte und eine neue Metaphyſik; aber wir glauben in dieſem Augenblick, wo die Kriſis und der große Riß im Bewußtſein verarbeitet werden muß, weder an die eine noch an die andere, und was die reelle Weltgeſtaltung betrifft, ſo glauben wir auch an die nicht: gleichwohl dürfen wir der Zukunft vertrauen; eben darum, weil wir im Stande ſind, dieſe unſere tiefſten Leiden zu erkennen, dürfen wir hoffen, daß wir gründlicher als irgend ein Volk der Erde die Vermittlung des Idealen und Realen und darin eine neue Erhebung und Verjüngung gewinnen werden.

6) Das Bewußtſein über den religiöſen Standpunkt bei Hegel.

In dem Bisherigen iſt mancherlei Ketzeriſches zur Sprache gebracht. Es iſt anerkannt worden, daß der Pietismus und alle andern Formen der chriſtlichen Weltanſicht auf der alten Unmöglichkeit, den extramundanen, fremden und unbekannten Gott zu erreichen, beruhe, daß die ganze Reſtauration unſerer Zeit in dieſer vergeblichen Anſtrengung des Chriſtenthums wurzele, daß alſo der Pietismus bis zur Muckerei herauf wirklich das ſei, wofür er ſich ausgiebt, der Verſuch, das Chriſtenthum zu reſtauriren, daß eben darum ſein Bewußtſein das unglückliche, der Tod im Herzen, das Weltuntergangsbewußtſein ſei, weil der Verſuch, die jetzige Welt durch das Sündenbewußtſein zu einer höhern Befriedigung zu erheben, nothwendig mißlingen müſſe. Das Aufgeben des Chriſtenthums und der alten dualiſtiſchen Religion iſt die erſte Ketzerei. Sie wird nicht leichtſinnig begangen, ſie iſt nothwendig, und konnte namentlich hier nicht vermieden werden, wenn wir die krampfhaften Zuckungen der gegenwärtigen religiöſen Bewegungen und namentlich die Bedeutung des betonten Chriſtenthums verſtehen wollten. Verſtehen aber müſſen wir ſie; dieſer Tod iſt erſt ihr Leben.

Die zweite Ketzerei iſt die der alten entgegengeſetzte neue Religion, die Religion der Sittlichkeit, die Religion des Dieſſeits; und der Grund von beiden Ketzereien iſt der Geiſt, welcher nicht transmundan, ſondern die ewiggegenwärtige, als geiſtiges Univerſum ausgelegte Idee iſt. Alles dies würde wenig befremden, wenn nicht mit dem Wachſen der philoſophiſchen Macht im Zeitgeiſt die Reſtauration um Vieles gereizter und empfindlicher geworden wäre, als früher, wo das indifferente Chriſtenthum die Philoſophie und dieſe das Chriſtenthum naiv und ohne Furcht vor den beiderſeitigen Conſequenzen aufnahm, weshalb denn bis in die allerneueſte Zeit die Gewohnheit ſich erhalten hat, die Philoſophie als eine ſtetige Fortſetzung des Chriſtenthums, das Chriſtenthum als die allgemeine Atmoſphäre, in der wir leben, zu nehmen und auf den Unterſchied, der in Wahrheit fundamental und von den ungeheuerſten Conſequenzen iſt, kein Gewicht zu legen. Feuerbach und Strauß haben den Unterſchied zuerſt ſcharf betont; die petrificirten Hegelianer dagegen ſträuben ſich fortdauernd gegen dieſen Riß, eines Theils aus geiſtiger Faulheit und ſittlicher Schwäche (es giebt viele Leute, die ſich durch die Denunciationen Hengſtenberg's abſchrecken laſſen, und nichts Verfängliches mehr ſchreiben, ſobald der Großinquiſitor oder ſein bekannter Halliſcher Scherge ſie hat merken laſſen, daß ſie doch im Grunde ſo ſchlecht nicht wären und auf Gnade noch rechnen könnten, verſteht ſich, wenn ſie ſich in Zukunft darnach aufführten: ſo ſchimpflich es iſt, dies wirkt allemal, man vergleiche nur das Datum ſolcher Inſinuationen in der evang. Kirchenzeitung und beobachte von dem Tage dieſes

Gerichts an die genannten Namen, ſie verſchwinden ſogleich aus den Jahrbüchern), andern Theils ſträubten ſich die Hegelianer dagegen, weil in Hegel ſelbſt der Riß nicht nur verdeckt iſt, ſondern ſogar mit Vorliebe die Seite der Identität von Religion und Philoſophie hervorgehoben wird, nicht nur indem von Hegel Religion ohne Weiteres in der neuen Form verſtanden wurde, ſondern auch indem ausdrücklich die chriſtliche Religion als die abſolute ausgelegt und Richtungen wie die Göſchelſche anerkannt worden ſind. Dennoch iſt Hegel nur mit Vernunft zu leſen, um alles das in ihm zu finden, was jetzt darum als eine beſondere Ketzerei verſchrieen wird, weil es die Reinigung, die Kritik und, um beſcheidener zu reden, die richtige Auslegung des unſterblichen Philoſophen iſt, der aber wahrlich nur in der Behauptung des neuen Princips ein Heros und ein Unſterblicher, in der Accommodation und Mantelträgerei (denn auch dieſe iſt ihm nachzuweiſen, namentlich in der Politik) ein ſterblicher Menſch iſt.

Weil aber von der Aufrichtigkeit der neuen Richtung, von dem Atheismus, der Unchriſtlichkeit, dem Republicanismus u. ſ. w. ſo viel Weſens gemacht wird, ſo will ich hier das neue Princip von Religion, Staat und Sittlichkeit mit ein paar Worten in Hegel ſelbſt nachweiſen: wenn es nicht gut iſt, um eine ſolche Autorität gegen die Chriſten zu haben, ſo iſt es doch gut für die ſchwachen Hegelianer, denn es heißt jetzt nicht mehr Philoſophie und Chriſtenthum, ſondern Philoſophie oder Chriſtenthum, und ins Deutſche des allgemeinen Verſtändniſſes überſetzt: Freiheit des Menſchen oder Reſtauration des Sklaven. Wenn wir aber das Daſein der neuen Weltanſicht, ohne ihr volles Fürſichſein, die Exiſtenz des Selbſtbewußtſeins ohne die Reflexion auf ihren principiellen Unterſchied vom alten Bewußtſein, ohne die Reflexion auf dieſe ihre Qualität der Neuerung bei Hegel nachweiſen, ſo ſind wir gewiß nicht der Meinung, Hegel werde damit von uns nur wiederholt. Im Gegentheil, wenn jetzt die Selbſtbeſtimmung des Geiſtes ernſtlich abſolut genommen und die metaphyſiſche Freiheit als weltbildende ethiſche Macht geſetzt wird: ſo iſt das der tiefſte Unterſchied von der ganzen bisherigen ſomnambülen Weltanſicht, den es nur geben kann, und zugleich iſt dieſer Unterſchied ſo poſitiv und ſo groß, daß es keine andere Möglichkeit giebt, die Welt vom Untergange in geiſtiger Fäulniß und praktiſcher Knechtſchaft zu retten, als die Erhebung des neuen Princips, welches ſchon vorhanden iſt, ins allerentſchiedenſte und klarſte Selbſtbewußtſein unſerer Mitwelt (Feuerbach Weſen des Chriſtenthums Vorr. VII. VIII). Hegel und die Auslegung des Fichtiſchen Princips (des Ich, aus dem aller Inhalt ſich entwickelt) zur Dialektik des endlichen und abſoluten Geiſtes und deren Einheit im Selbſtbewußtſein oder zur allumfaſſenden Bewegung des Selbſtbewußtſeins, — Hegel ſteht mit dieſer ſeiner Auslegung des abſoluten Geheimniſſes zu ſeiner Zeit noch iſolirt da; ſeine Schüler, dieſe Philiſter in folio, verſtehen ihn nicht, und er ſelbſt wagt es noch nicht, ſich ganz zu verſtehen und die ungeheure Differenz des neuen Princips von dem alten in allen Colliſionen anzuerkennen, d. h. praktiſch das zu ſein, was er theoretiſch ſo entſchieden iſt, wie einer. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt das Gefühl der Iſolirtheit, daher, obgleich er ſehr gut weiß, „daß die Philoſophie der Ausdruck der Zeit in Gedanken iſt“, kann er doch wieder in ſchwachen Stunden nicht davon loskommen, daß dieſe Philoſophie nun erſt *ſeine* Philoſophie wäre, weil er, dieſer Philoſoph, den ganzen alten Somnambülismus ſowohl des Glaubens, als der Aufklärung in ihrer Halbheit, d. h. des Rationalismus und was dahin gehört, gegen ſich hat. Zudem ſtützt er ſich *auf den Staat der Reſtauration* und dieſer Staat auf ihn. So ſtellt er auch an ſich ſelbſt den Widerſpruch dar, und fingirt, daß das neue Selbſtbewußtſein oder das Selbſtbewußtſein überhaupt nicht Selbſtbewußtſein werden könne, daß man daher die *Form der Vorſtellung*, das heißt der *Illuſion*, um ihres Inhaltes willen, conſerviren müſſe. Wenn man immer vorſtellen wird und Bilder in Gedanken haben, ſo iſt es dennoch jetzt darum zu thun, daß die größte Ausbreitung des Denkens vor ſich gehe; und die Welt wird das Wunder der Aufklärung in höherer Form wiederholen, *ſie wird Wunder thun im Denken: ſie wird in Maſſe denken.* Das Geheimniß der Philoſophie wird alſo jetzt rückſichtslos ausgeplaudert; und der Unterſchied von Hegel iſt, daß die Philoſophie und das neue Princip nun nicht mehr in Furcht iſt, denn es iſt nicht mehr in der Form des einzelnen Menſchen, der ſich iſolirt fühlt und darum ſich fürchtet und äußerlich unterwirft. Erſt die unendliche Ausbreitung hebt die falſche Stellung des Princips auf: es verſteht ſich erſt ſelbſt, wenn es ſich überall wiederfindet, und es fürchtet nicht mehr den Riß mit der Welt, wenn dieſe Welt bereits von ihm erfüllt iſt. Dieſe Zeit iſt jetzt. Doch zur Sache.

Die Objectivität und Tranſcendenz Gottes und damit der ganze altreligiöſe Standpunkt wird bei Hegel aufgehoben in den „Begriff, das Subject, den Geiſt“ oder in die Dialektik des Selbſtbewußtſeins, ſowohl in dem berühmten Schluß der Phänomenologie, als in den Beweiſen für das Daſein Gottes (S. 342—45). „Die concreten Seiten des Begriffs für ſich genommen erſcheinen ſelbſt als vollſtändige für ſich exiſtirende Ganze, aber in Einem Begriffe, Einem Subjecte geſetzt, ſind ſie nicht ſelbſtändig, getrennt von einander in ihm, ſondern als ideell, und die Einheit des Subjectes wird dann um ſo intenſiver. Die höchſte Intenſivität des Subjectes in der Idealität aller concreten Beſtimmungen, der höchſten Gegenſätze, iſt der Geiſt.“ „Gott iſt nicht unter der Natur als ſolcher, ſondern ferner, mit der tieferen Beſtimmung der Freiheit, als Geiſt zu faſſen, um ein Begriff Gottes zu ſein, der ſeiner und auch unſer würdig iſt.“ In der Rel. Phil. 1, 169 führt er den Cultus aus ſeinem Dualismus zu ſeiner Wahrheit fort. „Iſt Herz und Wille ernſtlich durchgebildet in der Religion zum Allgemeinen, ſo iſt dies was als Moralität und höher als Sittlichkeit erſcheint. Auf dieſem Wege geht die Religion hinüber in die Sitte, den Staat.“ Dies fängt man jetzt an zu begreifen.

Nun führt er dies vortrefflich aus. „Der Staat iſt die wahrhafte Weiſe der geiſtigen Wirklichkeit: in ihm kommt der wahrhafte ſittliche Wille zur Wirklichkeit; in ihm lebt der Geiſt in ſeiner Wahrhaftigkeit. Die Religion iſt die göttliche Weisheit, das Wiſſen des Menſchen von Gott und Wiſſen ſeiner in Gott: dies iſt die göttliche Weisheit und das Feld der abſoluten Wahrheit. Im Allgemeinen iſt die Grundlage des Staates und der Religion ein und daſſelbe.“ Sie iſt der Geiſt, die Freiheit und ihre Bewegung, der Menſch und ſeine Wahrheit. Er zeigt nun, daß Alles darauf ankomme, daß der Staat von dem Wiſſen und Wollen der Wahrheit (das heißt ſchließlich ſchon Hegel ſo gut, als uns Religion, denn Gott iſt ihm kein leerer Name, ſondern der Geiſt und die ſelbſtbewußte Freiheit) nicht getrennt ſei, er weiſt dies Verhältniß im proteſtantiſchen Staat nach, zeigt aber auch, wie der ſchmerzlichſte Druck eintreten könne (eine Sache, die uns jetzt nur um ſo deutlicher geworden iſt), wenn „die öffentliche Geſinnung und das öffentliche Geſetz getrennt,“ wenn der geiſtige Inhalt des Volks in ſeiner Verfaſſung nicht ausgedrückt iſt. In England weiſt er den Streit, „ob die Stuarts oder der Proteſtantismus von Gottes Gnaden ſeien,“ in Frankreich die abſtracte Geſinnung der Tugend dem laſterhaften Regiment entgegen, dieſe Trennung von Religion (oder Gewiſſen) und Staat, als die Gründe der gewaltigen Revolutionskämpfe beider Staaten nach. Die ganze Ausführung iſt ungemein lehrreich und läßt keinen Zweifel darüber ſtehen, daß Hegel die *Religion rein als Praxis der Idee*, des durchgebildeten und ehrlich realiſirten Zeitgeiſtes, auffaßt und ihre phantaſtiſche Aufblähung in dem einzelnen empiriſchen Subject als fanatiſche Erregung im Dienſt alter hohlgewordener Vorſtellungen für null und nichtig erklärt.

Wir enthalten uns weiterer Citate, obgleich eben ſo deutliche und noch deutlichere in Menge in der Religionsphiloſophie ſelbſt und wiederum in der Phänomenologie, z. B. dem Uebergange von der Religion ins wiſſende Selbſtbewußtſein und der Auflöſung des dualiſtiſchen Standpunktes der Religion, vorliegen.

Die Zeit wird ohnehin die Halbheit in allen Formen gar bald zerſchlagen.

8. Ueber das Verhältniß von Philoſophie, Politik und Religion.

(Kants und Hegels Accommodation.)

1841

Unſre Zeit iſt politiſch, unſre Politik die Freiheit dieſer Welt. Wir bauen nicht mehr am Kirchenſtaat, ſondern an dem Weltſtaat, und das Intereſſe an dem öffentlichen Weſen der Staatsfreiheit wächſt mit jedem Athemzuge der Menſchheit. Die ſogenannten materiellen Intereſſen widerſprechen der Idee des Jahrhunderts nur ſcheinbar. Wie das Kind mit jedem Zuge aus der äußerlichen Atmoſphäre auch die geiſtige der Vernunft und des Selbſtbewußtſeins in ſich hineinzieht, ſo iſt jeder materielle Aufſchwung unſrer Mitwelt unmittelbar auch ein geiſtiger. Wir wollen dies nicht weiter verfolgen, der politiſche Zug braucht nicht erſt unter der Maske des materiellen Angeſichtes hervorgezaubert zu werden, er liegt unverſchleiert vor Augen. Sogar die Deutſchen leben nicht mehr mit ganzer Hingebung in der Natur, — das idylliſche Leben hat nur momentanen Reiz, — auch nicht ausſchließlich in der Familie, — das patriarchaliſche Leben wäre langweilig, wenn nicht gar ridicül, — und eben ſo wenig allein in der Stadt und im Gewerbe — ſpießbürgerlich, ja, es iſt auch nicht mehr genug, daß ſie ſich „draußen in der Türkei“ die Geſchichte vorſpielen laſſen, ſie beginnen das „Inland“ in ihren Zeitungen und das Gefühl für den Staat, ſeine Verfaſſung und innere Selbſtregierung in ihrem Gemüthe bedeutend zu erweitern. Unſre Gelehrſamkeit über die auswärtigen Verhältniſſe und Ereigniſſe wird ſehr bald durch die Gelehrſamkeit über die innren ergänzt, vielleicht auch geſchmälert werden, wie dies bei den politiſch freien Völkern der Fall iſt. Die engliſchen, amerikaniſchen und franzöſiſchen Publiciſten bieten uns übereinſtimmend das Beiſpiel, und ſie müſſen wohl zu der gleichen Erſcheinung den gleichen Grund haben. Man darf dreiſt annehmen, daß nicht die reine Unwiſſenheit, ſondern die Stellung des öffentlichen Bewußtſeins bei den freien Völkern das Inland bei weitem zur Hauptſache erhebt, man darf dies ſelbſt auf die Gefahr hin, dadurch bei der Augsburger Zeitung und bei den öſterreichiſchen Politikern anzuſtoßen. Lediglich im Auslande die Geſchichte, das Intereſſante, das Wiſſenswürdige, das Löbliche und das Verwerfliche zu finden, iſt eine Abweſenheit des Geiſtes, eine Transſcendenz des Bewußtſeins (eine Romantik), die man ſchonend Unfreiheit, ſchonungslos aber geiſtige und politiſche Verwahrloſung nennt, wie es moraliſche Verwahrloſung iſt, ſich mehr in fremden, als in der eignen Familie zu Hauſe zu fühlen (dies Letztre iſt die wahre Form des patriarchaliſchen Geiſtes) und ſeine Befriedigung mehr im Geklätſch über fremde, als in richtiger Führung ſeiner eignen Angelegenheiten zu finden. Im Auslande nur das Ausland zu ſehen, iſt ein Fehler, den wir längſt abgelegt haben — die Revolution und die Revolutionskriege haben den europäiſchen Zuſammenhang ſehr anſchaulich gemacht; — aber im Auslande nur das Inland wieder zu finden und bei allen Vorgängen, wo es auch ſei, zu begreifen: hic tua res agitur, iſt eine Tugend, in der wir noch lange nicht ſtark genug ſind; endlich für das „langweilige“ Inland mehr Sinn und Intereſſe zu haben, als für die „Curioſitäten“ fremder Ereigniſſe, das iſt ganz neu, das iſt geradezu von geſtern und dies Geſtern iſt ſehr genau in Jedermanns Gedächtniß. Von welcher Begebenheit ſchreibt es ſich her, daß das Inland aufhört langweilig zu ſein?

Wir nennen dieſen Aufſchwung ein erhöhtes politiſches Lebensgefühl, den Anfang des Staatsbürgerthums, deſſen weſentliche Entwickelung für uns an die Geſchichte Preußens geknüpft iſt.

Wenn nun aus dieſer erſten Dämmerung endlich der helle Tag eines wirklichen Staatslebens aufginge, würde damit die ganze Herrlichkeit der alten Kunſt und Wiſſenſchaft verſchwinden? Würden wir gleich philoſophiſch roh und heuchleriſch bigott, wie die Engländer, metaphyſiſch leichtfertig, wie die Franzoſen, und nur praktiſch proſaiſche Männer, wie die Nordamerikaner, werden? Schreckliche Ausſicht! aber das iſt nicht zu fürchten.

Die Griechen, dieſe durch und durch politiſchen Menſchen, waren weder unpoetiſch, noch unphiloſophiſch, ſie waren freier als die Engländer und eben ſo frei als die Nordamerikaner, ohne darum ſo roh zu ſein und ſo bigott als dieſe beiden Nationen. Wenn aber Jemand bange iſt um die Trübheit oder deutlicher die Gemüthsrohheit des deutſchen Geiſtes, der ſich's zur Ehre rechnen ſoll, an die ſchlechteſten Reliquien einer ſehr mangelhaften Geiſtesentwicklung in Religion und Politik ſein dumpfes Herz zu hängen, der tröſte ſich mit England und Nordamerika. Doch es iſt nicht recht, ſich mit fremden Beiſpielen zu behelfen, wo man ſein eignes Bewußtſein gegenwärtig hat. Mit der endloſen Unverfänglichkeit von Wiſſenſchaft und Kunſt, mit dem Leben des theoretiſchen Geiſtes ganz privatim auf ſeine eigne Hand, haben wir ein gewiſſes Ziel erreicht. Nicht daß unſre gute deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, auf die wir ſo ſtolz ſind, in die wir ſo ganz allein unſern Troſt ſetzen, nun gleich aufhörten und verſchwänden, obgleich es nöthig wird, die alexandriniſche Zeit und viel Wuſt aus ihr mit Flammen zu verzehren, nicht daß neben der alten Juriſterei und leider auch Theologie nun ſofort auch die Naturwiſſenſchaft aufgelöſt werden müßte; o nein, es iſt nur nothwendig, daß diejenigen Wiſſenſchaften, welche als hiſtoriſche ihr Object ändern können, dieſe radicale Reform vornehmen, wenn die Zeit erfüllt iſt, und wir begreifen leicht, daß die Erfüllung unſrer Zeit der Tod der *jetzigen* Juriſterei und Theologie ſein werde, während die Naturwiſſenſchaft ihr Object nicht wechſeln kann. Mit Einem Wort: Juriſterei und Theologie haben hiſtoriſche Exiſtenzen des Geiſtes zum Gegenſtande, die Hiſtorie alſo, die dieſe Exiſtenzen einander verzehren läßt, entzieht den beiden wohllöblichen Facultäten von Zeit zu Zeit ihren Gegenſtand; mit den griechiſchen Göttern ſtirbt die griechiſche Theologie, mit ihrem Staat ihre Jurisprudenz, mit dem heiligen römiſchen Reich ging eine ungeheure juriſtiſche Welt, ein wahres Paradies des großen Enkelwehs der Rechtsgelehrten zu Grunde; ein Glück nur noch für das Kirchenrecht, daß der Papſt wieder hergeſtellt iſt, das profane Recht und der Code Napoléon hätten uns faſt die ganzen Kölner Wirren verſchluckt; von dem Eldorado der katholiſchen und jüdiſchen Theologie wollen wir nicht reden, um unſre Mächtigen nicht zur Wiederherſtellung dieſer Herrlichkeiten, in denen ſie zehn Generationen von Unzufriedenen erſäufen könnten, zu reizen. Unverfänglich iſt nur das Wiſſen der Thatſachen, die hinter uns liegen oder die unter uns ſind, wie die der Natur; ſobald Jurisprudenz und Theologie neue Thatſachen in Ausſicht ſtellen, was ſie jetzt nicht mehr verhindern können, ſind ſie mit ihrer Unverfänglichkeit am Ziel. Eine neue politiſche Welt, ein wirkliches öffentliches Leben und eine reelle Staatsfreiheit wird alſo einem breiten Wuſt des Wiſſens ſeine gegenwärtige Bedeutung rauben. In der Poeſie und ſonſtigen Kunſt geſchieht dies ſchon im Voraus. Naturpoeſie, Familiengeiſt, Familien- oder Liebespoeſie — das iſt ein Genre, ſo ewig, als die Natur ſelbſt, auf der es ruht, aber es iſt klar genug, wie es jetzt damit ſteht. Die hiſtoriſche, d. h. die politiſche Gemüthsbewegung, das Leben des menſchlichen Geiſtes in ſeinem eigenſten Element, in der Freiheit und ihrer geſchichtlichen Geſtaltung, das Intereſſe, dieſe Welt ſchaffen zu helfen — das iſt es, was jetzt ſchon die fähigſten Köpfe ergreift, die feurigſten Herzen erfüllt, und ein iſolirtes Fortſpinnen der Natur-, Liebes-, Familien- und Spießbürgerſcenen in der Poeſie würde Niemandem munden. Die Abſurditäten der Liebescapricen vom Wertherſchen Sichtodtſchießen bis zum Prellen der Alten und Vormünder, und die Forderung, die in dieſen untergeordneten Intereſſen liegt, daß der Menſch über den Beſitz und (gegenſeitigen) Genuß (was die Sache immer bleibt, und wenn Beides auch in dem ſchönſten und genialſten Weibe dargeſtellt wird) nie hinauskommen, nie die Geburtsſtätte, das Neſt des Geiſtes und der Sittlichkeit, die Familie, verlaſſen ſolle, dieſe Forderung erſcheint uns ſeit Kurzem als eine Beleidigung. Wir fühlen, daß wir keine Neger ſind, welche nur die Proles für den Pflanzerhof des Staates zu liefern hätten, ſondern ebenbürtige Herren mit Jedem, wer er auch ſei, in dem Reiche der Sittlichkeit und Freiheit, welches zwar aus der Familie hervorgeht, aber nur zu einer Gemeinſchaft der Freien.

Dies Gefühl und dieſe Indignation über das Proletariat, wie es unſere Geſchichte und Literatur mit ſo grellen Zügen aufſtellt, wird erzeugt durch das erwachte Staatsintereſſe und den politiſchen Sinn, und bringt überall neues Leben hervor: eine neue Form der Tugend, die öffentliche, eine neue Form der Kunſt, die hiſtoriſche Lyrik und die hiſtoriſche Komödie, und eine neue Form der Philoſophie, die freie oder die ſich aus der Scholaſtik vollends befreiende.

In der Philoſophie und Kunſt ſind die neuen Formen ſehr augenſcheinlich, weniger in der Politik, wo das Element der öffentlichen Tugend, der Staat, erſt geſchaffen werden ſoll; indeſſen würde es nicht ſchwer fallen, in Deutſchland jetzt ſchon eine glänzende Reihe von Namen zu nennen, welche ſich durch politiſche Thaten die Sympathie ihrer Mitbürger und die Anerkennung der Nachwelt verdient haben.

Alles zuſammengenommen — die öffentliche Tugend, die hiſtoriſche Kunſt und die freie Philoſophie — drückt den nämlichen Ruck des Bewußtſeins aus, durch den wir uns aus einer beſchränkten Einhauſung herausgehoben und zu einem neuen Leben, dem politiſchen, befähigt haben.

Es iſt leicht zu begreifen, daß ein Werk, wie Hegel's Rechtsphiloſophie, durch dieſe Bewegung des Geiſtes weſentlich erſchüttert ſein müſſe; denn es iſt ein Kind ſeiner Zeit und beruht in einem ganz andern Bewußtſein, als das unſrige iſt.

Hegel's Zeit war der Politik nicht ſehr günſtig; Publiciſtik und öffentliches Leben entbehrt ſie gänzlich (verſteht ſich bei uns); ſie zieht ſich in die Weisheit der Theorie zurück, und die Menſchen vergeſſen es in langjähriger Indolenz, daß ihre Theorie todt iſt, wenn ſie ſich in ihr vergraben, ſtatt die Welt aus ihr heraus neu zu geſtalten. Dieſe Anmaßung, die jede Theorie haben muß, deprecirt Hegel gefliſſentlich. Und dennoch konnte Niemand lebhafter fühlen, als er, daß wir Deutſche es noch nicht zum Staate in der Form des Staates gebracht haben.

Hegel hat die Griechen zu ſehr mit Vernunft geleſen und ſeine Zeit, das Zeitalter der Revolution, mit zu klarem Bewußtſein durchlebt, um nicht über den Familienſtaat (Dynaſtiebeſitz) und den Staat der bürgerlichen Geſellſchaft (Polizei- und Beamtenſtaat) hinaus zu der Forderung des Staats in der Form des öffentlichen, ſich ſelbſt beſtimmenden Weſens zu gelangen. Implicite, theoretiſch oder, wie man ſagt, in Abſtracto thut er dies nun auch, indem er ausdrücklich den „Nothſtaat der bürgerlichen Geſellſchaft“ von dem freien Staat oder von der Wirklichkeit desſelben unterſcheidet, und den tiefſten Begriff des Staates aufſtellt, den die Menſchheit bisher erreicht hat. Er ſagt §. 257: „Der Staat iſt die Wirklichkeit der ſittlichen Idee, — der ſittliche Geiſt als der *offenbare*, ſich ſelbſt deutliche, ſubſtantielle Wille, der ſich denkt und weiß, und das, was er weiß und inſofern er es weiß, vollführt. An der *Sitte* hat er ſeine unmittelbare, und an dem *Selbſtbewußtſein* des Einzelnen, dem Wiſſen und der Thätigkeit desſelben, ſeine vermittelte Exiſtenz, ſo wie das Selbſtbewußtſein des Einzelnen durch die Geſinnung — im Staate, als dem Weſen, dem Zweck und dem Producte ſeiner Thätigkeit, ſeine ſubſtantielle Freiheit hat.“

Alſo der öffentliche Geiſt und der Vorgang des *öffentlichen* Denkens und Vollbringens iſt der Staat, — der Staat das Weſen, das ſelbſtbewußte Subject die Exiſtenz, das Weſen aber nicht nur der Zweck, ſondern auch das *Product* der Thätigkeit des ſelbſtbewußten

Subjects, die Freiheit alſo dieſes *ſich ſelbſt producirende und regierende Denken und Wollen*, welches unmittelbar als Sitte exiſtirt, vermittelt durch die ſelbſtbewußten *Subjecte*.

Um daher den Staat in der Form des Staates zu haben, ſind alle jene großen, uns Deutſchen faſt ſämmtlich noch fehlenden Inſtitutionen (Nationalverſammlung, Geſchworene und Preßfreiheit) nöthig, welche den Menſchen in ſeiner ganzen Würde und im vollen Lichte des öffentlichen Bewußtſeins davon zum Schöpfer ſeiner Freiheit erheben. Allerdings nimmt Hegel alle dieſe Inſtitutionen, wenn auch zum Theil ſehr verdorben und verblaßt, in ſeine Staatstheorie auf; allerdings weiß er es 1817 in der Kritik der wirtembergiſchen Landtagsverhandlungen ſehr gut, daß ſeit dem Freiheitskriege und der Aufhebung der alten Reichsverfaſſung die Stände in ein ganz neues Element, das *politiſche*, verſetzt ſind (Werke, 16, S. 246); es heißt dort: „Aus der *politiſchen Nullität*, zu welcher das deutſche Volk durch ſeine *Verfaſſung* herabgebracht war, aus der Unvermögenheit der vielen kleinen Ganzen, des größern Theils der Reichsſtände, einen eignen Entſchluß und Willen zu haben, mußte ein Geiſt der Verſumpfung ins Privatintereſſe und der Gleichgültigkeit, ja der Feindſchaft gegen den Gedanken, eine Nationalehre zu haben und für ſie Aufopferungen zu machen, hervorgehen. Wenn zum Exempel in der engliſchen Nation das Gefühl der Nationalehre die verſchiedenen Volksklaſſen allgemeiner durchdrungen hat, ſo hat das Recht des Parlaments, die Abgaben jährlich zu verwilligen, einen ganz andern Sinn, als dasſelbe Recht in einem Volke haben würde, das in dem Privatſinne auferzogen, und, weil es außerhalb des politiſchen Geſichtspunktes geſtellt, in dem Geiſte der Beſchränktheit und Privateigenſucht gehalten war. Schon gegen ſolchen Geiſt bedürften die Regierungen zur Erhaltung des Staats neuer Garantieen.“ Mit der Souveränität und Staatseinheit, ſtatt der unendlichen Zerſtückelung in verſchiedene Landestheile, ſei nun zunächſt die Möglichkeit herbeigeführt worden, den Völkern freie Verfaſſungen vorerſt zu verſprechen, den Staat in der Form des Staats. Hegel legt den ganzen Accent auf dieſe Form, und unterſcheidet ſehr wohl die alten Landſtände, dieſes Muſter politiſcher Nullität, von dem, welches der wahre Sinn jenes Verſprechens war. Er ſagt S. 223: „Das Verſprechen ließ ſich auf eine Weiſe erfüllen, welche für die klügſte gehalten, ja ſogar für die rechtlichſte ausgegeben werden konnte, welche aber der perfideſte Rath geweſen wäre, den Miniſter hätten geben können. Wenn die Fürſten der neuen Reiche ihre Völker recht gründlich hätten betrügen und ſich Ehre, ſo zu ſagen, vor Gott und den Menſchen hätten erwerben wollen, ſo hätten ſie ihren Völkern die ſogenannten alten Verfaſſungen zurückgegeben; — Ehre vor Gott und der Welt, — denn nach ſo vielen öffentlichen Stimmen und insbeſondere auch nach der vorliegenden Geſchichte könnte man meinen, daß die Völker in die Kirchen geſtrömt wären, um laute Tedeums zu ſingen. Für Machiavelli's Namen hätten ſich die Fürſten den Ruhm der feinen Politik der Auguſte und der Tibere erworben, welche gleichfalls die Formen des vorhergehenden Zuſtandes, damals einer Republik, beſtehen ließen, während die Sache nicht mehr und unwiderruflich nicht mehr ſein konnte, — ein Beſtehen (Conſervatives) und ein Betrug, in welchen die Römer eingingen, und wodurch die Errichtung eines vernünftigen monarchiſchen Zuſtandes, deſſen Begriff die Römer noch nicht fanden, unmöglich wurde. — König Friedrich (von Wirtemberg) hat ſich über die Verſuchung dieſer Täuſchung erhaben gezeigt.“ Allerdings alſo wußte Hegel ſehr gut, wo uns Deutſche der Schuh drückt. Nichtsdeſtoweniger ſchrieb er 1831 in der preußiſchen Staatszeitung jenen bekannten Aufſatz, der es ſich recht eigentlich zur Aufgabe macht, die politiſche Form des engliſchen Staates herabzuſetzen gegen den Polizeiſtaat, „den die Formen nicht gehindert hätten, ſich eines unendlichen Wuſtes von Privilegien und Ungerechtigkeit zu entledigen, der ſo vernünftig auf Prüfungen die Wahl ſeiner Beamten baſirte, und der außerdem dieſen tiefen Inhalt der wiſſenſchaftlichen Ergründung aller Verhältniſſe voraus habe“. Die tiefe Weisheit unſerer Mufti's oder Mandarinen der Troſt dafür, daß wir keinen Staatsſinn und kein Staatsleben haben, — die alte Leier! Ueber die Abſtraction tröſtet euch mit der Abſtraction! Das advocatoriſche Talent dieſes Aufſatzes iſt bewunderungswürdig; der calmirende Effect ſpürt ſich noch heute. Man vergeſſe es einen Augenblick, daß beim Staate Alles darauf ankommt, daß er ſelbſt in der Form des Staates und ſein Inhalt der politiſche Sinn ſei, und man wird zugeben, England iſt unendlich hinter uns zurück; alle ſeine Schwächen ſind bloßgelegt, und die ganze Superiorität unſers Staatsweſens, obgleich wir nichts davon ſehen oder hören, ja, Hegel ſelbſt es nicht einmal „in Erfahrung hat bringen können, wie es bei den Stadtverordneten-Wahlen hergeht,“ ergiebt ſich von ſelbſt. Der Aufſatz iſt ſehr wahr und ſehr lehrreich über England; allerdings handelt er auch nur von England, — wie hätte damals auch vom Inlande die Rede ſein können! — aber es iſt zu bedauern, daß Hegel 1831 in Berlin nicht mehr in dem Humor war, über die andere Seite der Sache, nämlich „die politiſche Nullität“ der Staaten ſich vernehmen zu laſſen, welche nur den „Privatſinn“ wollen und nicht den Staat in der Form des Staates. Und wenn Hegel in den Vergleichungen bald Deutſchland, bald den Continent nennt, ſo iſt es nicht deutlich geworden, daß er damit im Grunde nur die Producte der franzöſiſchen Revolution dem engliſchen Feudalunweſen vorzieht. Denn er ſagt dies nicht. Hegel iſt ein Feind „der Alles beſſer wiſſenden Unzufriedenheit“, ſonſt hätte er jenen Aufſatz leicht mit dem Facit des Dilemma's ſchließen können, daß der hiſtoriſche Continent wegen ſeines tiefern Inhaltes, ſobald er zu dieſem Inhalt die freien Formen des wirklichen Staates gewönne, England weit übertroffen haben würde. Freilich heißt das eine andere Seele gewinnen, und eine ſolche Seele 1831 in der Staatszeitung citiren — das ging nicht. Hegel verweist vielmehr den Idealiſten ſeiner Zeit, namentlich den Demagogen, das Sollen und die Forderung; aber er thut ihnen Unrecht, wenn er ihnen dies darum verweist, weil ſie unwiſſend über den Staat wären, da ſie ja nichts eifriger fordern, als die Möglichkeit, dieſer Unwiſſenheit ein Ende zu machen, und da er ſelbſt, er mag es wollen oder nicht, mit ſeinem Begriff vom Staate ein Sollen und eine Forderung hinſtellt, wie ſie nicht fundamentaler gedacht werden kann. Daß er dies thut, iſt ihm entweder entgangen, oder er ſucht es ſich und der Welt zu verbergen; und wie er gegen die dogmatiſchen Idealiſten aus den Freiheitskriegen auftrat, ſo unterließ er es auch nicht, die liberalen Conſequenzen, wie ſie Gans z. B. ſchon bei ſeinen Lebzeiten hervorkehrte, möglichſt zu dämpfen. Bekannt iſt in dieſer Rückſicht ſeine Gegenvorleſung über die Rechtsphiloſophie gegen Gans, in der ihn der Tod unterbrach.

Die Widerſprüche mit dem Princip, welche in ſolchen Wendungen zu Gunſten der „Vernünftigkeit" eines „Unwirklichen", wie des Staates, der noch kein Staat iſt und auch keiner werden will, liegen, ſind nicht abzuläugnen; und wenn ſie ein Product der Klugheit ſind, ſo ſtimmen ſie eben nicht ſonderlich mit der Weisheit oder mit dem Begriff.

Alſo auch Hegel ein Diplomat! — O wir Deutſche ſind nicht ſo täppiſch, als es ſcheint; iſt doch auch ſogar

Kant, dieſe anima candida, ein Diplomat. Beide machen keine Oppoſition; ſie begnügen ſich damit, es zu ſein. Ihre Syſteme ſind Syſteme der Vernunft und der Freiheit mitten in der Unvernunft und Unfreiheit; und dies Verhältniß wird verdeckt. — Doch wäre es ſehr unrecht, zu verkennen, wie weſentlich ſowohl Kant als Hegel dem Bewußtſein ihrer Zeit und den Schranken ihres eignen Standpunktes anheimfallen, und daß ſie keineswegs gleich ſittlich anzugreifen ſind, wenn ſie die Oppoſition, die ſie ſind, nicht vertreten wollen.

Die verſchiedenen politiſchen Standpunkte der beiden Männer ſind ſehr beachtenswerth. Von Kant iſt das berühmte Wort: „Zwar denke ich Vieles mit der allerklarſten Ueberzeugung, was ich niemals den Muth haben werde, zu ſagen; niemals aber werde ich etwas ſagen, was ich nicht denke“ (Werke Th. 11, 1. 7). Man wird heutiges Tages nicht mehr zweifelhaft ſein, daß auch ſchon dieſe Ehrlichkeit diplomatiſch und nicht philoſophiſch iſt. Man wird zugeſtehen, daß Kant's Lage ſelbſt unter Friedrich II. (der Brief an Mendelsſohn, der jene Stelle enthält, iſt von 1778) durch den damaligen Zuſtand des öffentlichen Geiſtes ſtark beſchränkt wurde; man wird nicht fordern, daß jene Zeit die volle Philoſophie ertragen haben ſollte, wenn man ſieht, daß die gegenwärtige noch nicht einmal dahin gelangt iſt. Kant, trotz ſeiner Zurückhaltung, und Friedrich der Große, obgleich er König geweſen war, wurden gar bald Gegenſtände des öffentlichen Verdachtes und der Verketzerung. Einer freien Philoſophie iſt nur ein freies Volk fähig; und will man einmal die Rückſicht auf die Zeitgenoſſen gelten laſſen, ſo iſt kein Volk ſo frei, daß ihm nicht jedesmal ſeine Philoſophen zu frei wären. Dennoch begleitet den Verluſt der freien Rede unausbleiblich das Gefühl, unter Barbaren zu leben; dennoch iſt nichts philoſophiſch, als der ganze, volle, rückhaltsloſe Ausdruck des Gedankens. Wer die Weisheit liebt, der folgt ihr. Kant iſt nun der treueſte und reinſte Charakter, den man ſich denken kann: wie kommt dieſer Mann zu der Maxime des Rückhalts? Der Zwieſpalt zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen Denken und Sagen, den er in jenen berühmten Worten ausdrückt, gehört bis jetzt dem deutſchen Geiſte überhaupt an. Kant konnte es nicht unternehmen, dieſen Zwieſpalt aus eignen Mitteln aufzuheben; er wickelt ſich daher in ſein Bewußtſein ein. Er ſpricht in jenem Briefe von der Selbſtbilligung, als dem Princip der Moralität. „Sie werden," ſagt er, „niemals Urſache haben, Ihre Meinung von mir zu ändern, nachdem ich den größten Theil meiner Lebenszeit hindurch gelernt habe, das Meiſte von demjenigen zu entbehren und zu verachten, was den Charakter zu corrumpiren pflegt, und alſo der Verluſt der Selbſtbilligung, die aus dem Bewußtſein einer unverſtellten Geſinnung entſpringt, das größte Uebel ſein würde, was mir nur immer begegnen könnte, aber gewiß niemals begegnen wird. Zwar denke ich Vieles ꝛc." Dies iſt ungefähr derſelbe Inhalt, den gleichzeitig Göthe ſo ausſpricht:

„Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Menſchen doch nicht ſagen.“

Aber Kant hat als Philoſoph die Aufgabe, das Beſte zu ſagen; darum reflectirt er bei dem Conflict, in dem alle aufgeklärten Männer jener Zeit zu den Verhältniſſen ſtanden, auf ſein Gewiſſen. Es iſt offenbar, daß *dieſe* Moralität, dieſe Ueberzeugungstreue und Selbſtbilligung die Sache *des* Menſchen iſt, welcher *noch unter einer fremden Gewalt gebeugt* und noch nicht darauf angewieſen iſt, unbedingt nur der Vernunft zu folgen. Eine ſolche fremde Gewalt iſt der Staat, wenn er nicht ſeinem Begriffe, wie ihn Hegel oben beſtimmte, entſpricht. Kant kommt daher ſpäter, im Jahr 1794, unter Friedrich Wilhelm II. durch das Wöllner'ſche Reſcript, welches in ſeinen Schriften „Entſtellung und Herabwürdigung einiger Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums rügte, und ihm ſtrenge gebot, dergleichen Schriften und Lehren nicht mehr von ſich ausgehen zu laſſen“ — ernſtlich in den Fall, von ſeiner Maxime Gebrauch zu machen, und gelobt daher in ſeiner Antwort an den chriſtlichen Miniſter wirklich: „aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es ſei die natürliche oder die geoffenbarte, ſowohl in Vorleſungen als in Schriften ſich gänzlich zu enthalten“. Er hat daher auch faſt wörtlich, nur angewandter, jene Moralmaxime in einem ſeiner Antwortsentwürfe niedergeſchrieben (Werke 11, 2. 138). Sie lautet dort: „Widerruf und Verläugnung ſeiner innern Ueberzeugung iſt *niederträchtig*;

aber Schweigen in einem Fall, wie der gegenwärtige, iſt Unterthanenpflicht; und wenn Alles, was man ſagt, wahr ſein muß, ſo iſt darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu ſagen.“ Die Maxime iſt negativ; rechnet man aber das poſitive Pflichtgebot auch zur Moralität, ſo könnte es wohl kommen, daß ein Philoſoph es eben für die höchſte Philoſophenpflicht hielte, alle Wahrheit oder die ganze Wahrheit öffentlich zu ſagen; und in der That, was wäre Philoſophenpflicht, wenn nicht dieſe? Dann aber mußte bei Kant Unterthanen- und Philoſophenpflicht in Conflict gerathen; das ſind die ungeſchriebenen und die geſchriebenen Geſetze der Antigone. Mit Einem Wort: dem Unterthan des Wöllner'ſchen Staates war es nicht erlaubt, Philoſoph zu ſein. Der „Unterthan“ iſt Diplomat: er thut nicht, was abſolut, ſondern was unter den „obwaltenden Umſtänden“ zu thun iſt.

Kant verhält ſich alſo mit jener berühmten Maxime keineswegs im höchſten Sinne ſittlich (ſeine eigenthümliche und höchſte Sittlichkeit wäre die philoſophiſche geweſen, und Philoſophie iſt Parrheſie), ohne daß man ihm deßhalb einen Charakterfehler vorwerfen könnte. Zum Begriff der Oppoſition aus dem Recht der ungeſchriebenen Geſetze erhebt er ſich nicht. Ohne Zweifel aber fühlte er bei ſeiner Unterwerfung die Selbſtbilligung, von welcher die Moralität bedingt iſt. Der Standpunkt iſt beſchränkt; er iſt die proteſtantiſche Bornirtheit, die Freiheit nur als Gewiſſensfreiheit in Anſpruch zu nehmen; aber der Mangel ſeines Standpunktes iſt der Mangel des damaligen und auch noch des jetzigen deutſchen Geiſtes, der keine andere Tugend, als dieſe Privattugend der innerlichen Selbſtbilligung anerkennt, und die politiſche Tugend: die ganze Wahrheit öffentlich nicht nur zu ſagen, ſondern auch geltend zu machen, für eine Untugend hält. Es giebt in einem ſolchen Volke nur moraliſche, auf ſich gewieſene Subjecte, keine Staatsbürger, und das Gewiſſen ſelbſt iſt nicht ſicher, denn es wird ihm zugemuthet, auch ſolchen Befehlen zu gehorchen, die ſeinen ganzen Inhalt, die Vernunft, nicht anerkennen. Kant iſt das Exempel dazu.

Wie ſteht nun Hegel zu dieſer Frage? Iſt es ihm, der ſelbſt gegen die Kant'ſche Moral den Geſichtspunkt der höhern Sittlichkeit des Staatsbürgers geltend macht, noch erlaubt, bei der Kant'ſchen Selbſtbilligung ſtehen zu bleiben? Muß er nicht vielmehr auch an ſeinem eignen Beiſpiel die politiſche Tugend entwickeln, die er in ſeiner Philoſophie der Privattugend entgegenſtellt?

Die abſtracte Innerlichkeit des Proteſtantismus läßt auch ihn nicht aus der Illuſion heraus, als könne man theoretiſch frei ſein, ohne es politiſch zu ſein. Sein Standpunkt iſt weſentlich der theoretiſche, und ſeine Zeit hat eben ſo wenig den deutſchen Staat in der ſouveränen Form des Staates gewonnen, als die Kant'ſche. Dazu kommt ſeine eigenthümliche Stellung in Preußen. Hegel erlebte den praktiſchen Kampf der Philoſophie nicht, und in ſeinem Bewußtſein mußte ſich die Differenz ſeiner

Philoſophie und des Polizeiſtaates ſchon darum verdecken, weil er eben nicht, wie Kant, die Anfeindung ſeiner Principien erlebte, vielmehr ſo lang er lehrte, im Auftrage des Staates ſelbſt, in jeder Hinſicht mit vollkommner Freiheit verfuhr. Es iſt daher leicht einzuſehen, daß er eben ſo wenig, wie der Staat, den Widerſpruch ſeiner Stellung merkte und daß beide, was ſie davon merkten, zu verdecken ſuchten, um nach alter guter proteſtantiſcher Sitte den Kampf zu vermeiden und die Gegenſätze lieber ausſterben, als ſich im Kampfe ausleben zu laſſen. Erſt die Entſchloſſenheit des katholiſchen Princips, welches auch die widerſprechende Innerlichkeit nicht duldet und der Theorie den Krieg macht, zwingt auch die Theorie, dem katholiſchen Staate den Krieg zu machen. Hegel hat ſeine „Ueberzeugung weder widerrufen, noch verläugnet", weil dies gar nicht verlangt wurde; aber ſeine Zeit war von der Art, daß ſie den Schein duldete, als ſei der theoretiſche Widerſpruch kein erheblicher oder gar keiner. Hegel konnte ſich daher abſtract auf der Seite der Theorie behaupten.

Behandelte Kant das Denken ſo zu ſagen als eine Privatſache, den Philoſophen als eine Privatperſon, nicht als den Mann, deſſen Pflicht es iſt, den Geiſt auch politiſch weiter zu bringen und zu dem Ende die ganze Wahrheit als Ferment in die Welt zu werfen (die Frage, ob Kant denn ſo Weſentliches und was wohl verſchwiegen habe, gehört nicht hieher, möchte aber nicht ſo gar ſchwer zu beantworten ſein); ſo weiß Hegel allerdings zu ſagen, daß die Philoſophie die Zeit in Gedanken faßt, die geltende Philoſophie das Wort der Zeit ausſpricht; aber er nimmt dies Wort als ein Wort, *lediglich an die Einſicht*, nicht an den Willen der Menſchen gerichtet. *Dies iſt ſein theoretiſcher Mangel.* Aus olympiſcher Ruhe ſieht er Alles an, was die Vernunft gemacht hat, und ſiehe *es war gut*; denn die Vernunft in allen ihren Producten oder Exiſtenzen läßt ſich nachweiſen. Und wunderbar, ſo lange man bei der vernünftigen Seite der Sache bleibt, iſt *nichts dabei zu thun*; die Vernunft beruhigt ſich bei der Vernunft, Hegel beim Abſolutismus, der ſo vernünftig war, die Vernünftigkeit des Hegelſchen Syſtems anzuerkennen. Dieſe Seite iſt die roſenfarbige und die bequeme, ſo ſchwer es auch mitunter fällt, den Exiſtenzen die Vernunft zu vindiciren, — erklärt es doch Hegel in der Religionsphiloſophie für das Allerſchwerſte! — Sobald aber die Einſicht ſich auf die andre Seite, auf die Unvernunft der Exiſtenzen wirft, tritt die Unruhe, das unbefriedigte Weſen, die Forderung und das leidige Sollen der Praxis ein. *Nun muß etwas dabei gethan werden*, die Vernunft muß auch in dieſer Exiſtenz zu ihrem Rechte, ſie muß wieder zu ſich ſelbſt kommen; der theoretiſche Standpunkt wird verlaſſen, das Wort der Kritik wendet ſich an den Willen der Menſchen und obgleich die reine Einſicht in die Sache der Ausgangspunkt, ſo iſt doch der Entſchluß, die Sache ihr zu unterwerfen, der Endpunkt dieſes Denkens. Sein Verhalten iſt alſo nun nicht mehr abſtract oder einſeitig theoretiſch, ſondern die richtige Einheit des Denkens und Wollens. Erſt das Wollen (verſteht ſich auf dieſer Baſis vernünftiger Einſicht) iſt das reelle Denken.

Was nun bei Hegel eine Sache des bewußten Entſchluſſes genannt werden muß, iſt die Wahl der Einſeitigkeit ſelbſt. Er will ſeine Theorie als ſolche durchſetzen, ja er hat das Intereſſe, ſie als abſtracte Theorie oder als das Wort der reinen Einſicht an ſich ſelber zu behaupten; ſchien es doch darauf anzukommen, die Philoſophie aus der Allerweltspraxis nur wieder zur exacten Wiſſenſchaft, zur disciplinirten und Disciplin vorausſetzenden Exiſtenz, die nicht jeder Narr von Natur in Beſitz habe, zu erheben. Die Theorie, die Wiſſenſchaft als ſolche, die Wiſſenſchaft κατ᾽ ἐξοχήν, das war zunächſt die Aufgabe — eine Rieſenarbeit; — und Hegel machte ſie ſich und Andern ſo ſchwer, daß die Leute ſchon an der Arbeit merkten, wie ſehr es mit der Wiſſenſchaftlichkeit und der Philoſophie Ernſt war; denn wer ſich nicht mit Fleiß und Ausdauer unterrichtet hatte, dem ward bei jedem Hegelſchen Worte ſeine Laienſchaft womöglich noch klarer, als dies bei den Kantiſchen Werken der Fall geweſen war. An und für ſich iſt Hegel kein Feind der politiſchen Praxis und des reellen Denkens, welches als Wille auftritt und an den Willen ſich wendet; ſeine frühere Thätigkeit beweiſt dies. Aber ſein Lebensberuf, das Syſtem der reinen Einſicht zu gründen und durchzuſetzen, wirft ihn auf den einſeitig theoretiſchen Weg.

Dieſer muß nun aber eben darum, weil er einſeitig iſt und ſein ſoll, die ſchreiendſten Widerſprüche entwickeln, ja er treibt ſich wider Willen über ſich ſelbſt hinaus: ſobald nämlich die reine Einſicht wirklich vorhanden und der Wirklichkeit als Kritik lebendig gegenübergetreten iſt, kann das praktiſche Pathos gar nicht mehr gebändigt werden. Wir haben gezeigt, daß die Kritik den Entſchluß erzeugt und alſo die praktiſche Wendung nicht abwehrt, wie die „Speculation", ſondern vielmehr in ſich begreift. Die „Speculation" befriedigt ſich in ſich und vergleicht die *geiſtige* Wirklichkeit nicht nach ihrer Differenz, ſondern nach ihrer Identität mit der *äußerlichen*. Die Meinung Hegel's, daß darum nun die Verſöhnung beider vorhanden ſei, weil der Unterſchied verdeckt und nur die Identität, daß beide Vernunft ſeien, hervorgehoben wurde, iſt der Meinung des Staates entſprechend, daß er ſeine Formen um der Theorie willen nicht zu ändern brauche, zumal da die Theorie die Vernunft in ihm anerkenne. Dies iſt das Bewußtſein ſeiner Zeit, über welches Hegel nicht hinauskommt und in welchem beide Seiten ohne die Selbſtbilligung zu verlieren, den Conflict vermeiden konnten.

Sollte Hegel Gelegenheit finden, für ſeine Theorie einzuſtehn, ſo mußte ſich vorher die Zeit gegen ihn wenden, wie gegen Kant. Erſt dann *konnte* er mehr als moraliſch, er konnte ein *politiſcher Charakter* werden. Ja, er *mußte* es werden. Denn es iſt jetzt nicht mehr denkbar, daß einer, wie Kant, Wöllnerſche Zumuthungen im Pult verſchließt und nur ſein Gewiſſen ſalvirt. Die öffentliche Vertheidigung der angegriffenen Philoſophie wäre aber eine politiſche That geweſen. Dieſer Conflict, der ihm erſpart wurde, iſt ſtatt deſſen den ſpätern Philoſophen bereitet worden. Sowie die Philoſophie kritiſch auftritt (Strauß macht den Anfang), iſt der Conflict da. Wer ſich jetzt noch mit der Selbſtbilligung begnügt und für ſeine Sache nicht öffentlich einzuſtehen wagt, iſt kein Philoſoph mehr; und ſo leuchtet es ein, daß die Zeit oder die Stellung des Bewußtſeins zur Welt weſentlich verändert worden iſt. Die Entwickelung iſt nicht mehr abſtract, die Zeit iſt politiſch, wenn gleich noch gar Vieles daran fehlt, daß ſie es genug wäre.

Der Mangel der ganzen Hegelſchen Wendung, aus der lebendigen Geſchichte herauszutreten, ſich einſeitig theoretiſch zu verhalten und dieſen Standpunkt als den abſoluten zu befeſtigen, iſt nun auch der Mangel ſeiner Rechtsphiloſophie, und es iſt gerade hier der Ort, wo dieſer Mangel vorzugsweiſe gefühlt werden muß.

Den Staat, wie Hegel, abſolut zu nehmen und aus der Geſchichte loszulöſen, iſt nicht möglich, weil jeder Begriff von ihm und überhaupt jede beſtimmte Philoſophie ſelbſt ein geſchichtliches Erzeugniß iſt; aber es iſt auch darum unmöglich, die Staatsverfaſſung, d. h. den beſtimmten Staat, als eine ewige Form zu faſſen, weil der beſtimmte Staat nichts Andres iſt, als die Exiſtenz des Geiſtes, in welcher dieſer ſich geſchichtlich verwirklicht.

Das allgemeine Weſen des Staates iſt allerdings eben ſo faßbar, als das des Geiſtes überhaupt, ja, es iſt gar nichts Andres, als dieſes ſelbſt in der Form ſeiner öffentlichen (offenbaren) Selbſtrealiſirung. Der *wirkliche* Staat und die *Exiſtenz* ſeiner Verfaſſung hat aber dasſelbe Intereſſe, wie die *wirkliche* Philoſophie, das geſchichtliche. Sobald alſo die Philoſophie den Boden des Staates und damit den des *geſchichtlichen* Geiſtes betritt, ändert ſich ihr Verhältniß zu den *Exiſtenzen*.

In der Logik oder in der Unterſuchung des ewigen Proceſſes und der Beſtimmtheiten und Formen der Dialektik des Denkens *giebt es keine Exiſtenzen*. Hier iſt die Exiſtenz, der Denkende und ſein Geiſt, die gleichgültige Baſis, weil das, was dieſer Einzelne thut, nichts Andres ſein ſoll, als die allgemeine That oder vielmehr das allgemeine Thun (des Denkens) ſelbſt. Mit einem Wort, es handelt ſich hier um das allgemeine Weſen als ſolches, nicht um ſeine Exiſtenz. — In der Naturwiſſenſchaft *hat die Exiſtenz* des Naturdings *kein Intereſſe*. Obgleich die Naturdinge und die exiſtirenden Proceſſe das Object der Unterſuchung ſind, ſo ſind ſie doch nur das *gleichgültige, immer wiederkehrende Beiſpiel* des ewigen Geſetzes und des ewigen Verhaltens der Natur in dem Kreislauf ihrer Selbſtreproduction. — Erſt mit dem Eintreten der Geſchichte in das Bereich der Wiſſenſchaft wird die Exiſtenz ſelbſt das Intereſſe. Die Bewegung der Geſchichte iſt nicht mehr der Kreislauf wiederkehrender Bildungen, wie die Bewegung der Natur, ſondern ſie fördert in der Selbſtproduction des Geiſtes immer *neue* Geſtalten zu Tage. Die *Verfaſſung* des Geiſtes und des Staates zu den verſchiedenen Zeiten hat als dieſe Exiſtenz ein wiſſenſchaftliches Intereſſe. Die Zuſtände der Bildung ſind nicht mehr gleichgültige Beiſpiele, ſondern Stufen des Proceſſes, und die Erkenntniß dieſer geſchichtlichen Exiſtenzen geht weſentlich ihre Eigenthümlichkeit an, es handelt ſich um dieſe Exiſtenz als ſolche.

Sobald alſo das Hegelſche Syſtem in die Sphäre des wirklichen Geiſtes trat, mußte es die Form der geſchichtlichen Entwickelung annehmen, denn die iſt hier die Form der Sache. Die Kritik hat ſich bekanntlich zunächſt auf die Religionsphiloſophie geworfen, und dieſe iſt daher ſogleich in die hiſtoriſche Form hineingedrängt worden, ſo bei Strauß und Stuhr; und wenn man auch zugeben muß, daß Geſchichte nur durch den Kampf des Geiſtes mit der innern und äußern Natur erzeugt wird, daß alſo die Religionen erſt dann eine geſchichtliche Entwickelung gewinnen, wenn durch die Weltbildung ihr Inhalt verändert wird, wenn ſie aufhören Phantaſieen zu bilden, die weder Kunſt noch Wiſſenſchaft, weder ſchön noch wahr ſind: ſo hatte doch ſchon die Religion des Griechenthums eine Geſchichte, und das Chriſtenthum hat ſie nicht minder durch ſeine Verwicklung ſowohl mit der Kunſt und Wiſſenſchaft, als mit dem Staat und ſeiner Verfaſſung, ja es tritt ſogar ſelbſt als Staat auf in der Hierarchie. Dieſe Verwicklung iſt ſeine Entwicklung. Bei Strauß in der Dogmatik iſt dies Verhältniß allerdings zu ſehen; weil aber der Dogmatik ſelbſt die Entwickelung zugeſchrieben wird, ſo iſt die

Darſtellung noch theologiſch und abſtract, vielmehr ein Vermeiden der Verwicklung, als ein ausdrückliches Aufzeigen derſelben. Daß Strauß dennoch die Weltbildung hereinnehmen muß — ſchon Spinoza und dann die neueſte Philoſophie — lag in der Sache, denn die geſchichtliche Entwickelung des chriſtlichen Glaubens kann außerhalb der weltlichen Geſchichte nicht nachgewieſen werden. In der Aeſthetik hat Hegel ſelbſt ſchon das hiſtoriſche Moment in Wirkſamkeit geſetzt, jedoch noch nicht durch und durch; viele Kunſtformen, die nur geſchichtlich erklärt werden können, bleiben daher unerklärt. Am wenigſten nimmt Hegel in der Rechts- und Staatsphiloſophie den hiſtoriſchen Gang, und doch wird er hier ſowohl durch die Spannung der Zeit, in der wir leben, als durch die Natur der Sache am lebhafteſten und dringendſten gefordert.

Der hiſtoriſche Gang iſt die Beziehung der Theorie auf die geſchichtlichen Exiſtenzen des Geiſtes; dies iſt Kritik und zwar iſt die hiſtoriſche Bewegung ſelbſt die objective Kritik. (Vergl. Vorrede zu Strauß' Dogmatik.) Dieſe Wendung der Theorie auf die Exiſtenz fehlt in der Hegelſchen Politik. Sie iſt nicht gänzlich wegzubringen geweſen, ſie iſt aber gefliſſentlich vermieden, und die Folge davon iſt ähnlich wie bei der Phänomenologie: das Buch hat etwas Nebelhaftes, einen Charakter wie die Wolkengebilde, die man nicht faſſen und halten kann; der Hegelſche Staat (die Verfaſſungslehre) iſt nicht reeller, als der Platoniſche, und wird nie reeller werden, denn er erinnert zwar, wie jener an den griechiſchen, ſo an den jetzigen Staat, er nennt ihn ſogar beim Namen, allein er läßt ſein Reſultat nicht aus dem hiſtoriſchen Proceß hervorkommen, er wirkt daher auch nicht direct auf die Entwickelung des politiſchen Lebens und Bewußtſeins. Die Franzoſen haben dies vor uns voraus. Sie ſind überall hiſtoriſch. Bei ihnen iſt der Geiſt lebendig und bildet die Welt nach ſich. Deswegen greifen treffende Kritiken des Gegenwärtigen ſo tief ein und finden eine Senſibilität, von der wir Deutſche noch gar keine Vorſtellung haben.

Die Theorie kann nur von dem kritiſchen Proceß der Geſchichte abſtrahiren, wo ſie ewige Beſtimmtheiten vor ſich hat, als Perſon, Familie, Geſellſchaft, Staat, oder deren Principien, Wille, Liebe, Recht, Freiheit in ihrem Begriff. Dieſe Beſtimmtheiten laſſen ſich allerdings in der Form der Allgemeinheit faſſen, Hegel ſagt: in ihrem Begriff. So ſind ſie logiſche oder metaphyſiſche Beſtimmtheiten; ihre Aufſtellung führt zu einer Metaphyſik des ethiſchen Gebietes, und in einer ſolchen kann von der Staatsverfaſſung und überhaupt von den hiſtoriſchen Formen der Freiheit nicht die Rede ſein, ohne daß der Begriff der Freiheitsformen auf die Exiſtenz derſelben bezogen wird, d. h. ohne das Geſchäft der Kritik. Allerdings iſt die jetzige Metaphyſik ſelbſt eine hiſtoriſche Exiſtenz, ſie kann ſich ſelbſt als ſolche aber nur darſtellen, indem ſie ihre Begriffe aus der hiſtoriſchen Kritik entſpringen läßt; ihre eigne Auflöſung muß ſie der Zukunft zur Aufgabe machen. Es iſt daher einerlei, ob in der Darſtellung die Metaphyſik der Kritik oder die Kritik der Metaphyſik vorausgeht, da im Bewußtſein des Philoſophirenden allemal nur Eins durch das Andre iſt, ohne Kritik kein Begriff und ohne Begriff keine Beziehung des Begriffs auf die Exiſtenz, keine Kritik.

Die Theorie hat aber die Aufgabe, ſtreng zu unterſcheiden, wo ſie ſich als Metaphyſik und wo ſie ſich als Kritik verhält, wo ſie eine logiſche und wo eine hiſtoriſche Kategorie vor ſich hat oder wo ſie die Beſtimmtheit in der Form der Allgemeinheit und wo in der Form der Exiſtenz nimmt. Die Hegelſche Rechtsphiloſophie, um ſich als „Speculation“ oder als abſolute Theorie zu verhalten, alſo die „Kritik“ nicht hervortreten zu laſſen, erhebt die Exiſtenzen oder die hiſtoriſchen Beſtimmtheiten zu logiſchen Beſtimmtheiten. So z. E. iſt gleich die Verfaſſung des Staats, ſeine hiſtoriſche Form, dieſer geſchichtliche Zuſtand des Geiſtes, bei Hegel nicht ein Product der hiſtoriſchen Kritik oder der Entwickelung der Menſchheit, und wenn es gleich nicht fehlen kann, daß der damals gegenwärtige Zuſtand des Geiſtes in der Darſtellung ſtark ausgedrückt wurde, ſo fehlt es doch gänzlich an der bewußten Scheidung des Hiſtoriſchen und des Metaphyſiſchen, Hegel alſo unternimmt es, den erblichen König, die Majorate, das Zweikammernſyſtem u. ſ. w. als logiſche Nothwendigkeiten darzuſtellen, während es doch nur darauf ankommen konnte, alles dies als Producte der Geſchichte nachzuweiſen und als hiſtoriſche Exiſtenzen zu erklären und zu kritiſiren. Was Verfaſſung überhaupt und was ihr Zweck iſt, läßt ſich mit Abſtraction von der Geiſtesentwickelung ſagen, daß aber die wirkliche Verfaſſung eine hiſtoriſche Kategorie und nur die Kritik dieſer Exiſtenz der Puls der Entwickelung ſei, leuchtet ein. Daher die geringe Wirkung der Hegelſchen Metaphyſik der Politik. Die Vernunft, welche ſich aus dieſem gegenwärtigen Leben des Geiſtes zurückzieht, verblaßt und wird ohnmächtig, die Vernunft, welche uns die flüſſigen Exiſtenzen der Geſchichte als ewige Beſtimmtheiten verkaufen will, ſinkt zu einer lächerlichen Taſchenſpielerei herab. Die hiſtoriſchen Exiſtenzen ſind eben darum, weil ſie nicht ewige und nothwendige, nicht Träger eines Kreislaufs, ſondern freie und einzige Beſtimmtheiten, ſo zu ſagen geiſtige Individualitäten ſind, höherer Natur, ſie haben ein Intereſſe als Exiſtenzen, und ſchließen in dieſem Intereſſe dem Geiſte neue Tiefen ſeines Weſens auf.

Dies Intereſſe für die Exiſtenz der hiſtoriſchen Bildungsſtufen und ihrer Staatsformen, welches der Hegelſchen Politik fehlt, wird die Politik der Zukunft ſich nicht entgehen laſſen, es liegt auch ſchon in jedem kritiſchen Wort, welches laut werden darf, und noch viel intenſiver ſteckt es in jedem Herzen, wohin es zurückgedrängt wird. Denn die wahre Verbindung des Begriffs und der Wirklichkeit iſt nicht die Apotheoſe der Exiſtenz zum Begriff, ſondern die Incarnirung des göttlichen Begriffs zur Exiſtenz; die Auflöſung dieſer Verbindung iſt ſodann das Weitre.

Doch dies giebt uns einen neuen Geſichtspunkt, das Verhältniß des Weſens und der Wirklichkeit, der Idee und der Realität oder das Verhältniß deſſen, was Hegel den abſoluten Geiſt nennt, zum Staat. Unter dem Namen Religion und Staat ſpricht Hegel ſelbſt von dieſem Verhältniß, welches jetzt eine ſo vielbeſprochne Tagesangelegenheit bildet. Hegel behandelt dieſe Frage von S. 332 in einer langen Anmerkung, wodurch aber in Wahrheit die Sache nicht klarer geworden iſt, ſondern eher verworrener. Und der Grund davon? Iſt wieder der eine, durch das ganze Werk hindurchgehende, daß meiſtentheils die exiſtirende Religion für den Begriff der Religion, manchmal aber auch wieder der vorausgeſetzte Begriff untergeſchoben, der Leſer alſo nirgends auf ſichern Boden geſtellt wird. Hegel hat hier die publiciſtiſche Popularität, auf die er mit ſeiner Vorausſetzung actueller Zuſtände auszugehen ſcheint, nicht erreicht, und die ſcharfe Begriffsbeſtimmung, durch welche er ſich die große Ausdehnung erſpart haben würde, lag wohl nicht in ſeiner Abſicht. Er „erinnert an den Begriff“, er ſpricht es gelegentlich aus, daß in der Religion aller Inhalt die Form der Subjectivität hat“, daß „die Frömmigkeit, wo ſie an die Stelle des Staats tritt, das Beſtimmte nicht aushalten kann und es zertrümmert“; aber er nimmt auch wieder die Religion als die beſtimmte, als beſtimmte „Lehre“ und „Vorſtellung“. Dies verwirrt die Sache. Wie ſoll die Religion eine Beſtimmtheit der Lehre in ſich aushalten können, wenn ſie das Beſtimmte überhaupt nicht aushalten kann?

Um dieſem Probleme auf den Grund zu kommen, gehen wir einen Schritt zurück. Der Staat iſt Hegel'n die Objectivität und Wirklichkeit des Geiſtes, die Selbſtverwirklichung der Freiheit. Gut. Warum ſind nun aber die Realiſirungsformen des Geiſtes, welche Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft darſtellen, über die Sphäre des Staats und der Geſchichte hinausgehoben? Kann es etwas Höheres geben, als die Selbſtverwirklichung der Freiheit, und kann dieſe vor ſich gehen ohne Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt? greifen alle drei nicht vielmehr fortdauernd in die Geſchichte ein? oder vielmehr ſind ſie es nicht ganz eigentlich, die die Geſchichte machen?

Die Hegelſche Wendung auf die abſtracte Theorie erklärt uns auch dies. Wie er den Staat aus der Geſchichte herausnimmt und alle ſeine hiſtoriſchen Formen nur unter logiſchen Kategorien betrachtet (weßhalb denn auch mit dem Allgemeinen, dem Beſondern und dem Einzelnen immer wieder von vorn eingeſetzt wird), ſo nimmt er auch der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft die praktiſche Seite. Sie ſind ihm wohl Selbſtverwirklichung der Freiheit, aber nur im Elemente des (theoretiſchen) Geiſtes ſelbſt. Er hält ſie auf der Seite des reintheoretiſchen Geiſtes feſt. Das Empfinden, Anſchauen, Wiſſen der Wahrheit iſt Selbſtzweck, das iſt richtig; aber die Wahrheit iſt ſelbſt geſchichtliche Beſtimmtheit, die Welt widerſteht ihren neuen Formen. Der Selbſtzweck iſt nicht abſtract zu erreichen, ſondern nur in Beziehung auf die ſchon erreichte äußere Wirklichkeit, alſo als beſtimmter, *endlicher* Zweck und als Product der endlichen Wirklichkeit. Auch die Freiheit im Element des theoretiſchen Geiſtes iſt nicht *abſolute, losgelöſte und vollkommne Freiheit*, ſondern nur *Befreiung* des Geiſtes aus einer beſtimmten Aeußerlichkeit oder Exiſtenz. Gegen dieſe, und wäre ſie nur ſeine eigne Denk- und Bildungsform, muß der Geiſt ſich immer wenden. Das iſt Kritik und Praxis. Dieſe Wendung wehrt Hegel ab. Die *Wiſſenſchaft* iſt ihm nicht zugleich Kritik, *die Kunſt* nicht zugleich Verarbeitung und Abklärung der Gegenwart, die *Religion* weſentlich Vorſtellung und Lehre, nicht praktiſches Pathos.

Es wird hier nicht geläugnet, daß Kunſt und Wiſſenſchaft theoretiſche Formen ſind, wir wollen auch Hegel nicht lehren, was wir nur von ihm gelernt, daß das Moment das Ganze, kein Wille ohne Denken, kein Denken ohne Willen, daß alle Theorie ſelbſt eine Praxis und der Unterſchied nur die Wendung des Geiſtes nach Innen oder nach Außen iſt; aber es wird behauptet, was auch allmälig als Thatſache des öffentlichen Bewußtſeins ſich geltend macht, daß ſowohl die Hegelſche Philoſophie, als der deutſche Geiſt überhaupt die praktiſche Beziehung und Bedeutung der Theorie verdeckt und verborgen hat, um von dem Weſen der Religion noch gar nicht zu reden.

Die Wiſſenſchaft geht nicht in die Logik zurück, ſondern in die Geſchichte, und die Logik ſelbſt wird in die Geſchichte hineingezogen, ſie muß es ſich gefallen laſſen,

als Exiſtenz begriffen zu werden, weil ſie dem Bildun
zuſtande *dieſer* Philoſophie angehört, d. h. die Wiſ
ſchaft, die ſelbſt eine hiſtoriſche Form des Geiſtes
faßt die Wahrheit nicht in der abſoluten Form, ſie w
den ganzen Inhalt der Idee (oder der Wahrh
in *ihre* Form, ſo wie ſie aber als Exiſtenz begriff
alſo der *Kritik* unterworfen iſt, geht die Geſchichte ü
ſie hinaus. Die Kritik iſt die Bewegung, der Sec
tionsproceß, der zugleich Zeugungsproceß iſt.

Dieſe Bewegung geht ſowohl innerhalb der Theo
als gegen das ganze Material der Theorie und nament
gegen den objectiven Geiſt oder das Leben vor. Du
die Kritik ſetzt die Wiſſenſchaft ihren Inhalt ab.
Kritik iſt der Verſtand der Welt, der jenen Inhalt ſ
und verdaut, ſie iſt die Vorausſetzung der Kunſt u
der Religion und wirkt durch beide hindurch. Wenn d
paradox klingt, ſo hoffen wir es gleich deutlicher zu mach
Die Kunſt iſt Darſtellung der Idee, ſie ſetzt den Verſta
oder das Verſtändniß des Inhaltes, den der wiſſenſcha
liche Geiſt erworben, voraus, ſie iſt *Praxis*, aber
iſt *heitere* Praxis, „der *Schein* der Idee in ihr
Andern“, der *Witz*, — und der Witz iſt die Kritik
der äſthetiſchen Form. Der *Witz* iſt die Vorausſetzu
aller Kunſt; die *Heiterkeit*, das Fertigwerden mit al
Realität, die nicht als *Erſcheinung*, ſondern weſen
lich als *Schein* genommen wird, iſt ihr Element. W
die Kunſt nicht die Erſcheinung oder die Idee in ih
örtlichen und zeitlichen (äußerlichen) Wirklichkeit bezwe

ſondern nur die Objectivirung im Fürſichſein des Geiſtes, nur für die Anſchauung, nicht für endliche Zwecke, ſo nimmt ſie ihre Geſtalten aus allen Zeiten und läßt die vergangene Zeit in der gegenwärtigen wiederſcheinen. Weil ſie aber das Moment der Kritik zur Vorausſetzung hat, und die Befreiung, welche der Witz iſt, den Stempel der Heiterkeit allen ihren Bildungen aufprägt, ſo iſt ſie nichts weniger als unpraktiſch. *Sie befreit den ganzen gegenwärtigen Geiſt von ſeiner alten Form, indem ſie ihm eine neue giebt* und ihm dieſelbe in ihrem Spiegel zeigt; ihre höchſte Form iſt aber die, welche ausdrücklich wieder in Selbſtkritik des Geiſtes ausſchlägt, die *Komödie*, der reine Genuß der Herrſchaft des ſchöpferiſchen Geiſtes über alle ſeine Geſtalten und dennoch unmittelbar ſelbſt Geſtaltung. Das Verhältniß von Wiſſen und Kunſt iſt das von *Idee* und *Ideal*. Das Verhältniß von Wiſſenſchaft und Religion iſt das von *Idee* und *Realiſirung* der Idee, nicht als Ideal, ſondern als *Wirklichkeit*. Wie das Hegelſche Syſtem die Kritik vernachläßigt, ſo auch das Entſprechende in der Aeſthetik, den Witz und das *Komiſche*; die *Komödie* dagegen und die Stellung des Ariſtophanes zum griechiſchen Geiſt führt die tiefſten und ſchönſten Erörterungen des großen Philoſophen herbei.

Die *Religion* kann keinen andern Inhalt haben, als den Wiſſenſchaft und Kunſt ihr geben. Die Bildung des Geiſtes als Wiſſenſchaft und als ideale Selbſtformation iſt aller Inhalt. Sie hat auch nie einen andern

Inhalt gehabt und iſt daher, was Hegel ganz richtig gefühlt hat, nicht dem Inhalte nach von jenen zu unterſcheiden. Wenn ihr aber Hegel eine eigne Theorie des „Abſoluten“ zugeſteht, ſo reflectirt er damit auf eine mit dieſer Prätention auftretende empiriſche Exiſtenz, nicht auf das reine Weſen der Religion. Die Religion in ihrem Begriff iſt nichts Andres, als das praktiſche Pathos für das Ideale, für die Wahrheit. Sie faßt die Idee ins Gemüth zuſammen, ſie macht die reine Einſicht zur Subſtanz des Charakters und richtet ſich in dieſer Concentration des Inhaltes auf die Realiſirung deſſelben. Ihr Weſen iſt dieſe Praxis, die keineswegs damit endigt, daß das Subject in leerem Hinbrüten nun für ſich ſelbſt die Idee ins Gemüth aufnimmt, — das iſt eine Abſtraction, — ſondern die ſich nun erſt als die reelle Kritik offenbart, indem ſie die alten Exiſtenzen aufhebt und neue begründet.

Die Religion iſt darum keine Alltagsangelegenheit und nicht Jedermanns Sache. Die abſtracte, nicht ernſtlich gemeinte Aufnahme der Wahrheit (der Idee, des Zeitgeiſtes, der Subſtanz, des Göttlichen) ins Gemüth, die wohl Jedermann ſich zumuthen könnte, wäre eben keine wirkliche Gemüthsſache. Iſt das Gemüth wirklich erfüllt, ſo geht es ſogleich zur That über, und es kann nicht fehlen, daß jede Wirklichkeit der Religion in allen Gemüthern ein großer Welttag, ein jüngſtes Gericht und eine „Zertrümmerung eines Beſtimmten“ ſein muß. Die jetzt ſo viel nach Religion ſchreien, haben nichts mehr zu fürchten.

als das Wiedererwachen der Religion, und nichts ſo ſehr zu preiſen, als daß eine allgemeine Realität der Religion ſo ſelten iſt. Die Concentration ins Gemüth abſtrahirt allerdings von der beſtimmten Auslegung des Inhaltes, das praktiſche Pathos bricht die Contemplation an irgend einer Stelle ab und ſtürzt nun das Subject, wie es iſt, in den Kampf. Allein es wird immer ein beſtimmter Inhalt im Ganzen vorausgeſetzt und die Beſtimmtheit der theoretiſchen Ausbreitung, welche die Religion für den Augenblick aufhebt, kommt ſogleich aus ihrer Praxis wieder hervor. Iſt es Sache des Religiöſen, der Idee im Ganzen treu zu ſein und für eine neue Form derſelben allerdings aufs Unbeſtimmte hin ſich perſönlich einzuſetzen; ſo iſt es bei der theoretiſchen Beſtimmung der öffentlichen Lage und bei der Ausbildung der eroberten Wirklichkeit im Einzelnen, welche auf die religiöſe Praxis folgt, die Aufgabe, jene Religioſität fortwirken und von der Treue gegen das Princip alle neuen Beſtimmungen durchdrungen ſein zu laſſen. Man erinnere ſich der Freiheitskriege oder der Julirevolution oder der erſten franzöſiſchen Revolution. Die Religion machte ſich geltend als Leidenſchaft und Hingabe für die beſtimmte Idee, aber zunächſt ganz im Allgemeinen als Gemüthsbewegung dafür. Die ſpätern Beſtimmungen ſind wahr und maßgebend, ſo lange ſie ſich der Religioſität der Zeit noch erinnern. Der Abfall von der Idee, wenn die Menſchen aufhören vom Geiſt und von der Wahrheit erfüllt zu ſein, oder die Irreligioſität legt ſich dann in den Zwiſchenzeiten als drückender Alp auf die Gemüther der Menſchen, und preßt ſie zu neuen Manifeſtationen des ſtill und innerlich in ihnen wirkenden Göttlichen zuſammen. Daher fehlt es denn auch der Religion nie an Gegenſtänden weder des hiſtoriſchen Zornes, noch der hiſtoriſchen Sehnſucht. Hegel ſagt, „daß die Religion, wo ſie an die Stelle des Staates tritt, das Beſtimmte zertrümmert."

Wann tritt nun die Religion an die Stelle des Staats?

Offenbar nur dann, wenn der Staat ſo geiſtlos geworden iſt, daß die ideale Praxis, in Erhebung für die Idee, ihm völlig entfremdet und ſein Feind geworden iſt. Die Erhebung der Reformation tritt ſo an die Stelle der Hierarchie, die der Revolution an die Stelle des alten Staatsunweſens.

Wie verhält ſich denn nun Religion und Staat?

Sehr einfach, wie Weſen und Exiſtenz, da die wahre Religion allen Inhalt des Zeitgeiſtes, der das Weſen iſt, in ſich concentrirt und als ſubjective Macht oder Gemüthsbewegung in die Welt einzuführen trachtet. Dieſe Welt iſt der Staat und ſeine Exiſtenz, jener Inhalt ſein Weſen; und es iſt die Aufgabe, das Weſen und ſeine Bewegung nicht zum Feinde, ſondern zur Seele der Exiſtenz ſelbſt zu erheben, d. h. das praktiſche Pathos, die Begeiſterung für die Idee, der Trieb der Kritik, welche die Progreſſen des theoretiſchen Geiſtes mit den Exiſtenzen zuſammenzubringen ſuchen, müſſen in den Staat ſelbſt aufgenommen werden. Ein Staat, der

Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion *außer* ſich hat oder ſie gar zu *Feinden* haben kann, muß nothwendig einen *plötzlichen* Untergang in die Bewegung des Weſens, die er zurückweiſt, erleben. Der *geordnete Untergang* der Exiſtenzen ins Weſen iſt die einzige Rettung vor dem Mißſtande jenes *plötzlichen* Unterganges, d. h. die Auslegung des realen Geiſtes, welche der Staat iſt, darf die Concentration der neuerrungenen Idee im Gemüthe, die Religion, nicht bis zum Zerſpringen comprimiren, er muß vielmehr ſich ſelbſt ſo organiſiren, daß ſeinem eignen innern Leben das neue Streben, dieſes Schwellen der knoſpenden Entwicklung zugute kommt.

Nach der Seite des *Staats* iſt alſo die Lehre der Geſchichte, ſeine Verfaſſung auf die weſentliche Bewegung des menſchlichen Geiſtes einzurichten, ganz allgemein geſagt, die ſich ſelbſt regierende Vernunft anzuerkennen, zu organiſiren und alsdann gewähren zu laſſen; — nach der Seite der *Religion*, daß es ihre Aufgabe iſt, lediglich in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft ihr Poſitives und ihren Inhalt, ihre Exiſtenz und ihr Element zu ſuchen; nicht aber ein Poſitives, welches ſowohl außer der Vernunft, als außer Staat und Wirklichkeit liegt, für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Man wird es nicht zugeben, daß dies wirklich das wahre Sachverhältniß ſei; man wird die Hiſtorie dagegen aufrufen und behaupten, von jeher hätte die Religion ihren eignen Inhalt für ſich gehabt. Allein man wird mit der Geſchichte nur ſich ſelber ſchlagen. Die

Religion iſt viel praktiſcher, als jene ihre unpraktiſchen und wahrlich unberufnen Vertheidiger denken. Die zwei Wege der Praxis, die ihr offen ſtanden, hat ſie eingeſchlagen, ſobald ſie aufhörte, Naturreligion zu ſein, den Weg der idealen Praxis, der Kunſtbildung, und den der realen Praxis, der Staatenbildung. Von der griechiſchen, jüdiſchen, muhamedaniſchen Religion in dieſer Beziehung noch weiter zu reden, da die Kunſtſchöpfungen der einen und die ſtaatsbildneriſche Energie der beiden andern in die Augen ſpringt, wäre überflüſſig. Nun kommt aber das Chriſtenthum und ſcheint dem Staate ſowohl als der Kunſt nicht günſtig zu ſein, denn es will nur das Himmelreich gründen; nur das Himmelreich? o nein, das Himmelreich auf Erden. Ja wäre es möglich geweſen, wirklich nur im Gemüthe, in der Innerlichkeit des Geiſtes zu leben und von der Erde ernſtlich loszukommen, alsdann hätte zwar das Chriſtenthum nicht aufgehört, praktiſches Pathos zu ſein, dieſes Loskommen zu wollen, es hätte auch nicht aufgehört, die Gründung eines Reiches, wenn auch immerhin eines himmliſchen Reiches zu wollen; aber es wäre allerdings nicht zur Zeugung eines irdiſchen Staates zu ſchreiten geweſen. So blieb ihm aber nichts übrig, als das Himmelreich auf Erden, und es iſt nie ein durchgebildeteres, conſequenteres Reich gegründet worden, als das Reich der Hierarchie, ein heiliges, aber nicht minder dieſſeitiges Staatsweſen, ſo rein aus der Theorie heraus, wie nur irgend eins, und gewiß nicht ohne die Concentration der jedesmaligen Theorie zum praktiſchen Pathos. Gegen dieſen bewundernswürdigen, *welt*beherrſchenden *Prieſterſtaat* erhob ſich nun die Wiſſenſchaft; und als dieſe ſich wieder zur Religion concentrirte und das wahre Weſen gegen jene geiſtlos gewordne Exiſtenz geltend machte und nun das Gewicht auf die Religion *als ſolche* und auf die *Bewegung des Weſens in der Innerlichkeit des Gemüthes* legte, ward zwar das Staatsweſen der Hierarchie gebrochen; allein die Reformation war ebenſo wenig, als das urſprüngliche Chriſtenthum im Stande, ſich der Staatsbildung zu enthalten. Den *Staatsſinn* des Katholicismus hebt ſie auf, den Staat aber, wenn auch nur als Nothſtaat und als äußeren Schutz für die Menſchen mit überirdiſchen Intereſſen, muß ſie gerade aus ihr ſich herausbilden laſſen. Es entſtehen die Staaten *ohne Staatsſinn*, die proteſtantiſche Staatenbildung, die nicht eigentlich *gewollt*, ſondern nur von der Noth *erzwungen* wird, weil die *innerliche*, die Glaubens- und Geiſtesfreiheit, nur ſo zu erzielen iſt. Hieraus entſpringt die theoretiſche Durchbildung, aber auch die theoretiſche Abſtraction der deutſchen Welt. Die abſtracte Religion, als *reintheoretiſche Gemüthsbewegung*, wie wir ſie im proteſtantiſchen Cultus haben, wird bald blaß und erſcheint als *Indifferentismus*; die praktiſche Religioſität, das praktiſche Pathos kann bei den reinen Proteſtanten nur in Zeiten der Noth und Gefahr auftreten, denn der Staat iſt nur Nothſtaat, er geht die Bürger nichts an, als nur ſoſern er ſie ſchützt. Die Menſchen ſind mit ihren Privatangelegenheiten allein beſchäftigt und die Religion ſorgt nur für die Privatgemüthsbedürfniſſe, für der Einzelnen Seelen Seligkeit, für das Heil des Privat-Subjects in jener Welt, ſie bezieht ſich nicht mehr auf ein Gemeinweſen, das ſie geſchaffen und zu fördern hätte, das Gemeinweſen iſt ihr abhanden gekommen, die Kirche iſt die unſichtbare geworden und der Staat der geheime. In der That iſt dieſe Lage ſehr abſtract und trotz aller theoretiſchen Bewegung einer Verödung des Geiſtes in ſeiner edelſten Beziehung vollkommen gleich zu ſetzen.

Der politiſche Sinn, das ſtaatenbildneriſche Streben, welches der reelle Proteſtantismus (von dem engliſchen kann nur als katholiſchem Proteſtantismus die Rede ſein) in den Gemüthern der Deutſchen erſtickt hat, iſt daher von den katholiſchen Nationen zuerſt wieder aufgenommen werden. Sie haben zum Wenigſten die theoretiſche Abſtraction ſich nicht zur fixen Idee werden laſſen und ſind zuerſt ans Werk gegangen, den neuen Inhalt, welchen die proteſtantiſche Bildung des Geiſtes in die Welt gebracht, zum praktiſchen Drang und zur politiſchen Bildung zu erheben. Die jetzige Zeit ſcheint nun damit beſchäftigt zu ſein, „die abſtracten Theoretiker“ und „die einſeitigen Politiker“, die Deutſchen und die Franzoſen, durch einander zu bilden. Hindert der Katholicismus die geiſtige Freiheit, ſo hindert die proteſtantiſche Abſtraction, deren höchſte umkippende Höhe in Hegel erſcheint, die politiſche Freiheit; aber es iſt nicht zu verkennen, daß ohne politiſche Freiheit nur eine abſtracte Geiſtesfreiheit und keine reelle Entwicklung aus eigner Kraft, ſondern nur durch äußre Nothſtände eintreten kann. Daher hat Deutſchland eben ſowohl von der praktiſchen Bewegung der Franzoſen ſich das Nöthige anzueignen geſucht, als Frankreich von den theoretiſchen Conſequenzen der Reformation Nutzen zieht; aber beide müſſen in der Austauſchung ihrer Güter noch viel weiter gehen, als bis jetzt geſchehen iſt. Beiläufig ſei es den Altdeutſchen ans Herz gelegt, daß alſo die Deutſchen mit ihrer Privatſittlichkeit und egoiſtiſchen Religioſität gegen die politiſche Sittlichkeit und den religiöſen Aufſchwung des Staatsſinnes, wie beides in der franzöſiſchen Geſchichte auf eine wahrhaft welterſchütternde Weiſe auftritt, unendlich zurück ſind, und wenn die Deutſchen ja etwas vor den Franzoſen voraus haben wollen, ſo mögen ſie ſich lieber mit Hegel auf ihre Wiſſenſchaft, als mit den Zopfgermanen auf ihre Sittlichkeit berufen.

So ſehr kommt die Geſchichte aller Jahrhunderte und nicht minder die gegenwärtige Weltlage unſrer Anſicht von dem Verhältniß der Religion zum Staate zu Hilfe. Sie auseinander halten, heißt beiden ihren Lebensnerv entziehen.

Wenn man nun, erſchreckt, vor der Bewegung dieſer gewaltigen Mächte, der ſich doch die Welt nicht erwehren kann, zurücktritt, alſo die Geſchichte nicht will, alſo weſentlich im Sinne des verblaßten Proteſtantismus, der indifferenten Spießbürgerlichkeit denkt und fühlt; ſo wird man ausrufen: dieſe Religion ſei nur Fanatismus und, was das Aergſte bei der Sache, es vereinige ſich auf dieſe Weiſe der religiöſe und der politiſche Fanatismus in Eine Bombe, um ſo das Gewölbe alles Poſitiven um ſo ſichrer zu zerſprengen. Die franzöſiſche Entwicklung ſei darum „verrucht". Obgleich der Fanatismus nicht leicht zu faſſen iſt, ſo muß man doch zugeſtehen, daß mit ihm immer dieſes Sprengen und ſein gewaltſamer Ausbruch gemeint wird. Der Fanatiker kehrt ſich an keine, weder moraliſche, noch äußerliche, Hinderniſſe, er ſtürzt rückſichtslos ſeinem religiöſen Drange zur Praxis nach, er ſprengt ſich ſelbſt in die Luft, wenn er nur die Gegner auf ſeiner Mine hat; er ſagt, wie Götz:

> „Es liegt mir nichts daran, daß ich umkomme,
> Wenn nur die Hunde alle mit erſtochen werden!"

Das praktiſche Pathos ſteigert im Fanatismus das Selbſtgefühl zu einer ſolchen Wolluſt, daß der Menſch ganz darin aufgeht, und, wenn's, wie in dem Falle von van Spyk, dabei etwas zu ſprengen giebt, darin auffliegt, daß er endlich, wenn er einmal ſich nicht ſchont, auch die Andren grauſam ſeinen Zwecken opfert. Der Fanatismus iſt die geſteigerte Religion, die tragiſche Geſtalt derſelben; und wird die Religion als Luſt der Befreiung empfunden, ſo der Fanatismus die Wolluſt des comprimirten Durchbruchs; hebt die Religion die unberechtigte Exiſtenz zu einer wahren auf, ſo ſprengt der

Fanatismus Alles in die Luft und ſich dazu, wenn er ſeinen Kopf nicht anders durchſetzen kann; iſt alſo die Religion rückſichtslos gegen die Hinderniſſe ihrer Bewegung, ſo iſt der Fanatismus grauſam. So iſt Religion und Fanatismus verſchieden; ob aber und wie der Fanatismus zu vermeiden ſei, läßt ſich leicht begreifen. So lange noch Batterien zu nehmen und Poſitionen mit dem Leben zu behaupten ſind, werden wir keine Geſchichte ohne Fanatismus haben; daß es aber der Zweck der Staatsverfaſſung ſei, die Bewegung der Religion in ſich aufzunehmen und in geordneter Circulation wirken zu laſſen, haben wir ſchon erörtert.

Wie iſt der Staat zu ordnen, das heißt daher genau genommen, wie iſt die innre Geſchichte zu ordnen, da wir einmal anerkannt haben, daß der geſammte Inhalt der theoretiſchen Erwerbung immerwährend zur praktiſchen Circulation gebracht und das reformatoriſche, praktiſche Drängen der Religion legaliſirt werden muß.

9. An einen Berliner Scholaſticus.

Ueber das Buch: Differenz der Schelling'ſchen und Hegelſchen Philoſophie.

1842.

Das Buch, lieber Freund, welches Sie mir empfahlen, hab' ich geleſen. Der Verf. iſolirt ſich, und ich fürchte ſehr, er bleibt allein ſtehen. Sie denken anders darüber; daß Sie ſich nur keine Illuſionen machen über die Art, wie eine neue Philoſophie zur Welt kommt! Das Buch hat ſeine Stärke in der Gelehrſamkeit und ſeine Schwäche im Urtheil oder, wenn Sie wollen, in der Philoſophie. Der Verf. lebt und denkt abſtract. Die Vorrede über die neue Faſſung des Problems der Philoſophie — „über die That, durch welche die Welt da iſt", compromittirt ihn, und die unendliche Breite der Ausführung iſt der alte deutſche Fehler, auch der Ihrige.

Sie werden ihn wohl nicht kritiſiren, wie Sie denn überhaupt das kritiſche Element nicht zu lieben und die Kriſen unſerer Zeit nicht zu befördern ſcheinen.

Es iſt ſehr verdrießlich, daß Ihr Freund die Sache nicht mit Einem Schlage abgemacht, und wenn er durchaus ſo langweilig ſein wollte, wie er iſt, nicht wenigſtens die ganze Geſchichte mit einem Male zu Markt brachte. Was iſt das für ein Monſtrum von Buch, das mit ſeinem Thema ſchließt, ja, wenn man auf „Differenz" den Accent legt, gar nicht mal bis zu ſeinem Thema vordringt!

Ich fürchte, ganz bei Ihnen außer Credit zu kommen; aber es muß ja ſo ſein in der Welt. Fällt doch der Sohn von ſeinem Vater ab. Gehen Sie nur tapfer ins Geſchirr und ſuchen Sie durchzudringen. Vielleicht haben wir noch 10 oder 100 Jahre Frieden, und alſo Zeit, das ſcholaſtiſche Problem der Philoſophie noch einmal auszuarbeiten und die praktiſchen Probleme bei Seite zu laſſen, alſo lieber zu unterſuchen, „durch welche That die Welt da iſt,“ als uns um die Unterſuchung der Welt zu bekümmern, welche durch die That da iſt, durch die Thatloſigkeit der Philiſter aber vielmehr nicht da iſt. Indeſſen tu, Tityre, lentus in umbra! — Ungefähr haben wir Deutſche es dahin gebracht, daß ſeit 1815 unſere Geſchichte ſtill ſteht, und nur im Innern einige ſchwache Regungen gemacht werden, das wieder zu erobern, wovon unſere großen Vorfahren ausgingen. Die Freiheit eines Göthe, Leſſing, Schiller erreichen die neuen Scholaſtiker noch in tauſend Jahren nicht, wenn nicht Simſon unverſehens die Füchſe in das Korn der Philiſter ſchickt. Ein Volk ohne Freiheit und Geſchichte wird endlich ſeine alexandriniſchen Bibliotheken gegen Niemand vertheidigen können, welcher der Welt eine neue Religion bringt, und wäre ſie noch ſchlechter, als die orientaliſchen alle mit einander ſind.

Doch genug! Verſuchen wir unſer Glück! Wenn ich nach Berlin zum Beſuch komme, hoff' ich Sie zu ſehen. Werden Sie nicht alt unterdeſſen, im Gegentheil jünger!

Leben Sie wohl! Ihr ꝛc.

Des „Berliner Scholaſticus“ Antwort.

Ihr Urtheil, lieber Freund, kam uns nicht unerwartet. Ihre Anſicht über das Werk und die Principien, auf denen es beruht, mußte Ihnen unveränderlich feſtſtehen, nachdem Sie auch nur die erſte Abtheilung geleſen. Was konnten, was durften Sie anders denken von einem Buche, das von einer noch bevorſtehenden Löſung des Problems der Philoſophie ſpricht, das metaphyſiſche Fragen erörtert, das noch einmal auf die öden Speculationen Kant's zurückkommt, das der Gegenwart die Worte des Philoſophen von Stagira in das Gedächtniß zurückruft? Welch eine Scholaſtik! Sind wir nicht Gottlob! mit alle dem fertig geworden, und haben, was daran nütz war, in uns aufgenommen, ſo daß unſere Kinder ſchon mit der Muttermilch dieſe Weisheit einſaugen; iſt es nun nicht Zeit, praktiſch zu werden, den freien Geiſt, den wir in der Idee erfaßt, zu realiſiren, und die Welt, an welche bereits die Axt gelegt iſt, in Trümmer zu ſchlagen? Lieber Freund! ja, es iſt eine ſchöne Sache um die Praxis, und Sie wiſſen, daß ich ſie am höchſten ſtelle; denn Freiheit iſt das Weſen des Menſchen, iſt ſeine Tugend. Aber man hat zu allen Zeiten gehandelt, und hat zu allen Zeiten den Menſchen nach ſeinen Handlungen geſchätzt, die Freiheit und ihre Verwirklichung für das Höchſte geachtet, und doch hat man philoſophirt zu allen Zeiten und in allen Zungen; die thatkräftigſten Zeitalter haben ſich auch in die abſtruſeſten Fragen verloren, und da, wo die ſchleunigſte Umwandlung der Formen ſittlichen Lebens der theoretiſchen Speculation keinen Raum zu gönnen ſchien, hat die Metaphyſik die ſchönſten Löſungen ihrer Aufgabe vollzogen. Die Menſchheit hat ſich nicht mit dem Bewußtſein genügen laſſen, daß Freiheit ſei, und daß ſie ihr unveräußerliches Gut ſei; ſie hat auch gefragt, wie Freiheit möglich ſei und wodurch, ſie hat den Menſchen in der Kette der Weltweſen in Betrachtung gezogen, und ſelbſt nach der Möglichkeit einer Welt, die ſie doch als wirkliche vor ſich ſah, gefragt, und die That zu begreifen geſucht, durch welche die Welt da ſei. Und welches Unheil beſorgen Sie von der Beſchäftigung mit dieſen Fragen, wenn nur immer im Auge behalten wird, welches der Zweck des Menſchen ſei, und daß für dieſen allein und um ſeinetwillen auch jene Unterſuchung geführt werde? Wollen Sie den Tadel gegen die Philoſophie, den die praktiſche Myſtik ſtets im Munde führt, wiederholen? Die Religion zwar ſo wenig als die Dogmatik hat jene Fragen zu behandeln, und das Princip, von welchem die Dogmatik ausgeht, muß ihr ein gewiſſes, allem Zweifel entnommenes ſein; aber darum haben Sie kein Recht, der Philoſophie dieſe Unterſuchungen zu verbieten. Setzen Sie, z. B., Ihre Aufgabe in das praktiſche Leben, in die Anregung zur kräftigen Löſung der ſittlichen Aufgaben, in den Aufruf eines trefflichen Volkes zum Genuß ſeiner Freiheit, in die Ausrottung ſittlicher Schäden und Verkehrtheiten, — wohlan! ich werde Sie darin nicht irren; einer Nation gegenüber, wenn man ſie an ihre Pflichten mahnt, an ihre Rechte erinnert, bedarf man keiner metaphyſiſchen Deductionen über die objective Realität unſerer Erkenntniß u. ſ. f., ſo wenig, als eine neue Religion oder eine Reformation deren nöthig hat; an das praktiſche Bedürfniß der Menſchheit ſich anſchließend, pflanzt ſie in der Tiefe des Bewußtſeins ein neues Lebensprincip, das um ſo mehr ſich als beſeligend erweist und um ſo feſtere Gewißheit des Geiſtes verleiht, als alle Kräfte geiſtigen Lebens in dasſelbe verſchlungen werden. Die Religion und die Freiheit ſind ſo wenig gebunden an eine alexandriniſche Bibliothek, als an die Mathematik und Philoſophie; ſie ſind ein gemeinſames Gut der Menſchheit, das in einem Jeden auf eigenthümliche Weiſe lebt, oder vielmehr, ſie haben die Menſchheit ſelbſt im Beſitz. Aber hatte ein Volk, eine Zeit durch ſie eine höhere Lebensſtufe erſtiegen, da warf man ſich auch wieder auf gelehrte Studien, auf die Fortbildung der freien Wiſſenſchaften und Künſte, und in dieſen ſeinen Erſcheinungsformen trieb das waltende Princip ſeine Blüthen und Früchte; in ihnen iſt es zu erkennen, in ihnen verlieh es ſich Daſein: die Geſchichte erſchien in einem andern Lichte, in einem höhern Zuſammenhang; der Schauplatz menſchlichen Daſeins, die Welt und Natur wurden in ein wahreres Verhältniß zu ihrer Beſtimmung geſetzt, und die Fäden, welche ihre mannigfaltigen Erſcheinungen mit ihrem Zweck verketten, tiefer erforſcht, die umfaſſendſten, allgemeinſten Fragen befriedigender gelöst. Warum alſo wollen Sie ein Glied verſtoßen, das doch zur Verherrlichung des Ganzen dient? da doch ein Princip ſich nicht unmittelbares Daſein giebt, ſondern in einem Material, das es mannigfach beſtimmt; auch wirkt es nicht ohne Weiteres auf daſſelbe ein, ſondern durch ein Mittelglied. Geſetzt, was ich nicht anerkenne, das politiſche Leben ſei das Princip und die abſolute Sphäre menſchlichen Daſeins, und dies Princip ſollte alle Seiten dieſes Daſeins unmittelbar beſtimmen, warum gebieten Sie nicht auch der Mathematik, der Naturwiſſenſchaft u. ſ. f., daß ſie politiſch ſeien, ſo wie ſie es von der Kunſt und von der Philoſophie verlangen? Würde daraus nicht das Lächerliche in noch höherm Maße entſtehen, das Ihr Freund Feuerbach an der chriſtlichen Anatomie, Geologie u. ſ. f. zu verhöhnen fand?

Warum doch eifern Sie ſo ſehr gegen die Philoſophie, da ſie doch der Hort auch Ihres Lebens iſt? Woran halten Sie ſich und worauf bauen Sie, als auf etwas Unvergängliches, etwas Aprioriſches, das auch, ohne in der wirklichen Erfahrung vorzukommen, Ihnen doch gewiſſer iſt, als Alles, was der Augenſchein darbietet? — Kurz, ein Princip und die Gewißheit von demſelben, ſeine Alleinherrſchaft über das menſchliche Bewußtſein möchten Sie in Allen erwecken; was iſt denn aber die Philoſophie, als das Wiſſen um die Principien und der Beweis derſelben, das Wiſſen um ihr Walten und die Art und Weiſe ihres Waltens in allen Sphären der Natur und des Geiſtes? Die That, durch die die Welt da iſt, iſt auch die That, wodurch ſie erhalten wird; ich kann aber die

Welt nicht erklären, ohne ihr Princip zu kennen, und die Weiſe, wie das Mannigfaltige des Daſeienden auf jenes Princip zurückgeführt wird. Wäre hierin das Geſetz der Specification gefunden, ſo würde ſich auch wohl das Geſetz einer jeden Species der Weltweſen entdecken; und damit wäre metaphyſiſch die Möglichkeit deſſen dargethan, was als ein Wirkliches und ſich Verwirklichendes ein anderer Theil der Philoſophie zu unterſuchen hätte. Da würde dann aus dem eine jede Sphäre beherrſchenden Geſetz, das zugleich ihren ſpecifiſchen Unterſchied von andern angäbe, das Mannigfaltige der Erſcheinung ſich erklären oder die Beſtimmungen ableiten laſſen, unter denen ſie zu ſtehen habe. Es würde alſo das, was Sie als nächſte und dringendſte Aufgabe der Philoſophie ſetzen, als ein weſentlicher Theil ihrer Geſammtaufgabe ſich ergeben, den ſie aber, will ſie ihrem Problem wirklich genügen, nicht iſolirt löſen kann. Wodurch erhalten Ihre und Anderer Ausſtellungen an der Hegel'ſchen Rechts- und Religions-Philoſophie ihr Gewicht? Weil es ſich zeigt, daß die gerügten Mängel aus der Geſammtlöſung der Aufgabe der Philoſophie von Seiten dieſes Syſtems aus ſeinem beſtimmten Princip fließen? Religion und ſittliches Leben erheben immer zuerſt ihre Stimme gegen eine Philoſophie, die ihren gerechten Anſprüchen nicht genügt; denn ſie ſind der Fond und die Wurzel, ſo wie der Zweck des geſammten geiſtigen Lebens; ihr Urtheil iſt untrüglich, und ihre Stimme wird in jeder Menſchenbruſt laut. Darum, was tadeln Sie den, der ſich ſo wenig als Sie mit dem Bisherigen zufrieden giebt, der eine neue Löſung verſucht, die wohl auch noch das Gebiet erreichen wird, wo Sie es zuerſt zur Löſung gebracht wiſſen wollen? Daß er ſich iſolirt, kann das ein Vorwurf ſein? oder iſt es ſchon klar, in welchen Zuſammenhang er ſich mit dem Vergangenen und mit dem Werdenden ſetzt? Auch iſt die metaphyſiſche Löſung des Problems nicht die Sache der Maſſe. Ob auf dieſe Weiſe eine neue Philoſophie zur Welt komme? Warum ſollte ſie nicht? Iſt ſie nicht immer die freie und geniale That eines Individuums geweſen, oder iſt ſie von gewiſſen phyſiſchen Bedingungen abhängig? Ob es überhaupt eine neue Löſung ſei? Zur Beantwortung dieſer Frage liegen noch nicht genug öffentliche Documente vor; ſelbſt was entſchieden über die bisherige Löſung des philoſophiſchen Problems hinausführt (S. 100—117, 134—144, 150—152), iſt nur in ſeinen allgemeinſten Zügen hingeworfen; es kann daher vor weiterer Veröffentlichung Niemand ein abſchließendes Urtheil fällen.

Glauben Sie nicht, l. F., daß wir uns unter dem Schatten eines hundertjährigen Friedens ausruhen und uns in ſeine Thatloſigkeit flüchten wollen; unſer reges Streben könnte Ihnen ein Beweis ſein, daß wir uns nicht auf Rindertriften ſatt mäſten wollen. Daß Sie den Beinamen „der Scholaſtiker“ uns gegeben haben, daran thun Sie ſehr Unrecht, und werden ſich von dieſem Unrecht inskünftige überzeugen. Der Name enthält, man mag ihn wenden, wie man will, immer eine falſche

Trennung des Theoretiſchen und Praktiſchen, und dieſe iſt von unſern Ueberzeugungen vielleicht am weiteſten entfernt. Die Freiheit eines Göthe, Schiller, Leſſing aber halten Sie einem Philoſophen nicht vor; ſie iſt auch nicht die Ihrige. Das Weſen der Philoſophie iſt die Nothwendigkeit, und auf Möglichkeiten darf ſie ſich nicht ertappen laſſen; im Gedanken ſind alle Momente nothwendige Glieder des Ganzen. Die Phantaſie darf willkürlich ihre Vorſtellungen verbinden; ihr gehört das Reich der Möglichkeit. Wir aber, ſo gut wie Sie, haben es mit dem Ernſt der Wirklichkeit des Lebens zu thun; und ſo gerne wir in jenes Reich zauberiſcher Freiheit uns eintauchen, uns ruft die ernſte Stunde wieder zur Arbeit, auf daß wir einen Fortſchritt ſehen. Die Poeten mögen in die Zukunft ſehen und die einſtige ſchönere Welt ſchon als wirkliche vorausnehmen; aber um ſie her in der Wirklichkeit war es ſo rauh und finſter, wie bei uns. Will die Geſchichte fortſchreiten, oder vielmehr wollen wir uns vorwärts bewegen, wohlan, wir ſchließen uns nicht aus; doch ſei es zu dem, was wir nach ernſtlicher Prüfung als das Beſſere erkannt haben; und woran meſſen wir es? an den Principien, die ſich uns als die wahren erwieſen haben. — Leben Sie wohl; ich freue mich auf Ihre Ankunft. Sollten Sie auch dieſem Briefe gemüthliche Breite vorzuwerfen haben, ſo verzeihen Sie es Ihrem Landsmann. Wenn Sie ſich über die Breite und Gründlichkeit der beſprochenen Schrift beklagen, ſo bedenken Sie, daß es ſich nicht um eine ephemere Frage handelte, und daß zur Erledigung der Sache weit zurückgegangen werden mußte; bedenken Sie, daß auch einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, Auguſtin Thierry, 11 Bücher in 4 Bänden über die conquête de l'Angleterre par les Normands geſchrieben, und erſt im 4. Buche bei ſeinem Thema angelangt iſt. Alſo mag es wohl nicht bloß ein Naturfehler der Deutſchen ſein.

Ihr . t.

Antwort an den „Berliner Scholaſticus".

Aus meiner Antwort, lieber Freund, ſollen Sie ſehen, wie ſehr mich die Ihrige erfreut. Alſo auch Sie haben das Bedenken, daß die Negation der Scholaſtik nichts ſei, als reine Publiciſtik, und daß die Publiciſten weder Metaphyſiker noch Philoſophen ſeien? Wie leicht iſt dies Bedenken zu heben! Ihr Freund will „die That entdecken, durch welche die Welt da iſt". Ohne Zweifel meint er doch „die ganze Welt". Aber iſt denn auch die natürliche Welt oder iſt bloß die geiſtige durch die That da? Bedenken Sie unſere Zeit. Selbſt die Gläubigſten ſind ſchon ſo ketzeriſch, daß ſie die Natur durch Wuchs da ſein laſſen, und alle Zeugung des Geiſtigen ſodann mit nichts Stärkerm zu intercipiren wiſſen, als mit dieſem thatloſen Werden der Natur; Sie kennen das hübſche Wort: „Naturwuchs". Selbſt die Gläubigen erkennen alſo das jetzige Werden der Natur als das geſetzliche oder ewige an; und Ihr Freund iſt ſo theologiſch, um auf das Daſein der Natur durch die That zurückzukommen?

Ich muß geſtehen, daß ich ein Gegner einer ſolchen Metaphyſik zu ſein mich nicht ſcheuen würde. Die Metaphyſik der Natur wird ſich an die Unterſuchungen unſerer Zeit anſchließen, wenn ſie Philoſophie bleiben will. Schließt ſie ſich an das alte Teſtament und an die chriſtliche Schöpfungshypotheſe von der Entſtehung der Welt durch einen einfachen Willensact an, ſo iſt ſie nichts als Theologie. Ihr Freund wird Feuerbach's Ausführung über die Creationshypotheſe nicht unwiderlegt laſſen dürfen; denn durch dieſe iſt die einfältigliche Vorausſetzung des perſönlichen, Thaten vollführenden, abſoluten Werkmeiſters ſehr zweifelhaft gemacht worden.

Glauben Sie nun, daß die Leute Gegner der Philoſophie ſind, welche Gegner einer theologiſchen Naturphiloſophie ſind? Ich glaube nur, daß dieſe Leute vielmehr Gegner der Theologie und derjenigen Philoſophie ſind, welche nur Theologie, alſo Scholaſtik iſt, und ſollte ſie auch von allen Vorausſetzungen nichts übrig behalten haben, als Gott und Unſterblichkeit, woran allerdings die jetzige Chriſtenheit, vornehmlich die ſchönere Hälfte derſelben, ſich gnügen läßt. Wer die That vorausſetzt, der ſetzt auch den Thäter voraus. Die Welt als Zweck der That ſetzt den abſoluten Thäter, den perſönlichen Gott voraus. Will Ihr Freund nur die That wiſſen, durch welche die Welt da iſt, ſo will er nichts weiter wiſſen, als was die Theologie längſt weiß: „im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde“. Iſt dieſe Vorausſetzung ein Problem oder gar eine neue Faſſung des Problems der Philoſophie? Problematiſch geſtellt wäre die Frage: Iſt die Welt durch die That da und durch welche? Aber auch ſo wäre das Problem kein neues und kein philoſophiſches. Im Gegentheil, jeder Chemiker, Phyſiker, Geognoſt und überhaupt jeder wiſſenſchaftliche Naturforſcher fragt philoſophiſcher, als es eine ſolche Frage thun würde; und nun vollends die Vorausſetzung der alten Weltanſicht, mit der unſere ganze Naturwiſſenſchaft nichts mehr zu ſchaffen hat!

Nicht die Naturwiſſenſchaft, nicht die Philoſophie feinde ich an, ſondern diejenige Metaphyſik, welche beide ignorirt, um die Probleme der Theologie noch einmal als oberſte Wiſſenſchaft auf die Bahn zu bringen. Und Sie fürchten, die Naturwiſſenſchaft ſollte politiſch gemacht werden, wenn es heißt, ſie ſei in der theologiſchen Form veraltet? Politiſch? Praktiſch? Wie kopfſcheu und kopflos die jetzige deutſche Welt mit dieſen Worten umſpringt! Alles Geiſtige iſt ein *κτῆμα πολιτικόν*. Dieſe ganze Welt des Geiſtigen, welche durch die That der Menſchen da iſt, geb' ich ihrem thatenluſtigen Freunde für ſeine Schöpfungstheorieen frei; aber freilich iſt auch hier ein großer Riß zwiſchen uns eingetreten.

Es ſcheint nämlich gegenwärtig die ganze geiſtige Welt den entſchiedenen Drang zur Einheit zu fühlen, dergeſtalt, daß es nun nicht mehr eine iſolirte Theorie, eine Theorie der Privatleute, und eine eben ſo iſolirte Praxis, einen freien Willen nur des Staatsmannes, geben ſoll. Der Unterſchied zwiſchen Privatmann und Staatsmann iſt ſo ſchlimm, als der zwiſchen Laien und Klerikern; er ſchneidet die geiſtige Welt entzwei. Die Wiſſenſchaft ſoll nichts Politiſches ſein, heißt: die Wiſſenſchaft iſt eine Privatſache. Die Wiſſenſchaft iſt etwas Oeffentliches, heißt: ihr Proceß und ſeine öffentliche Ordnung iſt eine weſentliche Form der Freiheit, und auch ihr Inhalt nicht excluſiv, kein Zunftbeſitz, ſondern ein ſo entſchiedenes Gemeingut, daß keines Einzelnen That eher berechtigt und werthvoll genannt werden darf, bevor ſie nicht ihren Urſprung aus dem Gemeingut und ihren Rückgang in dasſelbe dargethan hat. Die Discuſſion und das öffentliche Denken iſt daher keineswegs ſchlechter, als das iſolirte Meditiren; ja, es iſt leicht einzuſehen, daß die Gelehrſamkeit auch in der Einſamkeit nichts Anderes thut, als die Acten der öffentlichen Discuſſion repetiren und verdauen, um alsdann von Neuem in die Discuſſion einzutreten. Selbſt im Geſchäfte des Meditirens alſo iſt der Menſch kein iſolirter, ſondern auch darin ein ἀνὴρ πολιτικός, der mit ſeiner Section die öffentlichen Angelegenheiten vornimmt. Wie kommt alſo eine neue Philoſophie zur Welt? Unbedingt vollkommen republicaniſch: durch Einleben in den öffentlichen Geiſt und durch Befriedigung desſelben in der öffentlichen Discuſſion; und „ſich iſoliren“ heißt nicht meditiren, ſondern dem öffentlichen Geiſte der Mitwelt nicht entſprechen, und aus dem Grunde von ihm nicht an- und aufgenommen werden. Jede philoſophiſche That geſchieht im Elemente des öffentlichen Geiſtes. Alle Weiterbildung des Geiſtes beruht auf dieſer That, alle Freiheit in der Welt des Geiſtes auf dieſer Einſicht.

Man muß es wiſſen, wie ſehr das öffentliche Denken über das iſolirte erhaben iſt, um dem Geiſte ſeine eigene Jurisdiction zuzutrauen, und um den Spruch des öffentlichen Gerichtes, welches er hält, anzuerkennen. Ohne dieſes Vertrauen keine Lehr-, keine Lern-, keine Preß-, keine Geiſtesfreiheit. Der Proteſtantismus hat es zu allen dieſen Formen der Freiheit noch nicht gebracht, weil er die respublica des Geiſtes nicht kennt und dem Atomismus verfällt, als ſeien die mächtigen Individuen vereinzelte Individuen und pure Privatperſonen. Der Proteſtantismus denkt ſich die Gläubigen und die Wiſſenden als ſolche, die innerlich nur ihrem Gewiſſen und ihrer Einſicht zu folgen brauchen, und in dieſer Freiheit, die gar keine Freiheit, ſondern nichts als Unabhängigkeit iſt, vom Staate geſchützt werden. Das iſt aber nicht genug. Es muß nicht bloß die Privatperſon im Rechte dieſer abſolut unabhängigen Innerlichkeit geſchützt werden, es muß die Privatperſon und der Schutzgeber zuſammengebracht und beide in die öffentliche Freiheit untergetaucht werden. Kann man mir meine öffentlichen Thaten und Werke confiſciren, ſo bin ich nur privatim berechtigt; der Menſch aber iſt ſeinem Begriffe nach ein Republicaner; erſt das öffentliche Leben iſt menſchliches Leben, und alles geiſtige Leben iſt ein ſolches. Oeffentliche Perſon iſt bei uns ein Schimpfwort, öffentlicher Charakter ein überſetztes Wort; ſo ſehr ſtecken wir in jener Abſtraction des Proteſtantismus; und wenn in der That jeder Gelehrte, der etwas durchſetzt, dies nur als öffentlicher Charakter in der Discuſſion thut, ſo iſt dennoch in den Gedanken der Menſchen das Weſen der Wiſſenſchaft die Iſolirung, Iſolirung ſowohl vom Staat, was ſich von ſelbſt verſteht, als aus der Geſellſchaft, gerade als wäre der Einſame unter Büchern auf dem Monde, und nicht ſo erſt recht eigentlich im Kerne der Geſellſchaft und mitten in der Gemeinſchaft des Geiſtes.

Uebrigens, mein verehrter Freund, mache ich dem Subjecte damit, daß ich es in die Republik ſtürze, ſeine Ehre nicht ſtreitig, ſich auszuzeichnen; nur iſt dieſe Auszeichnung, die dem Erfinder zu Theil wird, nichts Anderes, als der öffentliche Erfolg, dem Bedürfniß des öffentlichen Weſens entſprochen zu haben. Und ſo haben Sie denn ganz Recht, wenn Sie erinnern: wie es mit dem neuen Princip ſtehe, welches Ihr Freund durchbilden wolle, das werde die Zeit lehren. Ich wünſche nur, daß die Zeit dazu ſich Zeit nehmen und nicht zu ſchnell mit ihm fertig werden möge.

Ihr ꝛc.

III.

Politik und Publiciſtik.

1. Streckfuß und das Preußenthum.

Von einem Wirtemberger.

1839.

Zu einer Zeit, wo die Zürcher Contrerevolution von der einen und der hannöverſche Verfaſſungsſturz von der andern Seite in unſer harmloſes, aber conſtitutionelles Ländchen ihre Wellen treiben, konnte uns nichts unangenehmer berühren, als die vielen, leider wohl untrüglichen, Zeichen, wie ſehr Preußen immer wieder von Neuem mit Richtungen ſich befreundet, deren verderbliche Conſequenzen für deutſche Geiſtes- und Staats-Freiheit nunmehr am Tage liegen. Waren wir ſonſt gewohnt, in dieſem lebensfriſchen Staate die Schutzmacht aller neuen Formen der Idee in Religion und Philoſophie, in Geſetzgebung und Staatseinrichtung zu verehren, war durch ihn im ſiebenjährigen Kriege der freie Glaube zu einer politiſchen Prävalenz gelangt und ſpäter durch die Philoſophieen unter ſeiner Pflege zum freien Wiſſen erhoben, war uns im Freiheitskriege die Unabhängigkeit der deutſchen Nation und ihrer Entwickelung vornehmlich durch Preußen erobert und geſichert: ſo wollt' es von dieſer letzten Epoche her faſt den Anſchein gewinnen, als ſeien im umgewendeten Lauf der Dinge durch Preußen nun alle dieſe Güter eher bedroht als beſchützt. Hat nicht Preußen fortdauernd mit Oeſtreich geſtimmt, demſelben Staate, dem es früherhin alle Freiheit und ſeine eigne Exiſtenz mit dem Schwerte abzukämpfen hatte? Hat nicht der Orthodoxismus und der religiöſe Obſcurantismus, eben ſo wie das politiſche Reſtaurationsraiſonnement in Preußen vorzugsweiſe ſeinen Sitz aufgeſchlagen? Und wir übrigen Deutſchen, haben wir uns nicht, daß wir es nur geſtehn, bereits an die Furcht gewöhnt, der jetzige preußiſche Geiſt möchte auch über uns hereinbrechen und uns in ſeine Formen zwängen? — Wir bewahren es noch ſehr deutlich in der Erinnerung, warum Preußen die Reden vom deutſchen Vaterlande unbequem fand, dieſelben Reden, mit denen zuerſt das Herz der Deutſchen gegen Napoleon und für Preußen geſtimmt wurde: es hatte ſich damit eine andere Rede, die von der conſtitutionellen Freiheit, ſo eng verflochten, daß die eine nicht mehr ohne die andere gedacht wurde. Mit dem Kriege, zu dem ſie gedient hatten, wurden daher auch dieſe Reden zur Ruhe verwieſen. Preußen, hieß es, ſei das neue Deutſchland, auf den Namen komme es nicht an. Aber wir Andern haben es nicht minder im Gedächtniß, wie Preußen nur durch den Zauber des deutſchen Namens und der deutſchen Freiheit das geworden iſt, was es gegenwärtig vorſtellt; und es wird ewig nur inſofern etwas ſein und bedeuten, als es dieſem Namen und ſeinem wahren Inhalte treu bleibt. Preußen und die deutſche Freiheit können ſich nie gleichgültig werden.

Wenn uns alſo Karl Streckfuß das Feſthalten der jetzigen preußiſchen Zuſtände anpreiſt, ſo giebt er uns damit den Stich ins Herz, daß es niemals zu einer Cur unſerer gegenſeitigen Antipathieen kommen ſolle, daß wir vielmehr nur getroſt alle Hoffnungen auf die Erfüllung jener alten Wiener Verheißungen in den Schornſtein ſchreiben möchten; und wenn der Herr Oberregierungsrath Streckfuß in Berlin mit ſolchen Reſignationen zu einer Zeit hervortritt, wo der Herzog von Cumberland aus Berlin abreiſte, um in Hannover als König Ernſt Auguſt anzukommen, ſo darf das conſtitutionelle Gemüth Sachſens, Wirtembergs und Badens und Heſſens ſich dadurch wahrlich nicht befriedigt fühlen.

Dieſen üblen Eindruck hat zunächſt die Schrift gemacht, nicht als wäre ſie böswillig gegen unſre Staatsform, ſondern weil ihre unſelige Selbſtzufriedenheit und ihre gefliſſentliche Beſchränktheit, die gegenwärtig in Preußen das große Wort allein zu haben ſcheint, keine Ausſicht darbietet, daß die principloſe Agonie und der großſtaatliche Hochmuth zur Einſicht in ſeine Schwächen und zur ernſtlichen Erhebung der freien kräftigen Fahne gelangen werde, um nicht wider ſondern mit dem conſtitutionellen Deutſchland das neue Deutſchland vorzuſtellen und welthiſtoriſch geltend zu machen.

Herr Streckfuß iſt ein achtbarer Mann, ſein Geſichtskreis aber der ſehr beſchränkte des loyalen Beamten eines

Staates, in welchem vermöge ſeiner Verfaſſung die Tendenzen der Regierung nicht identiſch ſind mit dem Bewußtſein des Volkes, womit ſich allerdings der Schein erledigen würde, als ſei die Anſicht eines ſolchen Mannes nun ſofort Staatsanſicht, Ausdruck des preußiſchen Nationalbewußtſeins. Freilich was jezt in Preußen den Staat vorſtellt und ſein Bewußtſein beſizt, —. Auch iſt die Streckfußiſche Darſtellung von keinem Preußen mit freieren Ausſichten ergänzt oder in ihrer Beſchränktheit für unzulänglich und dem lezten Ziel dieſer Nation für unangemeſſen erklärt worden; man hat ſie vielmehr gebilligt und gehätſchelt, unbekümmert um alle möglichen Antipathieen des freieren deutſchen Weſens. Jenes eng bei ſich eingehauste, ſelbſtgefällige Preußenthum, welches ſeine ganze hiſtoriſche Glorie, den ganzen Boden ſeiner Größe, wir meinen die Vertheidigung alles neukeimenden Freien in der deutſchen Geſchichte, vergeſſen zu haben ſcheint, hat das Anſehn, als kümmerte es die Welt nicht, und wenn der Preuße ſie mit ſeinem Rücken anſteckt, was geht es ihn an? — Unbekümmert darum, daß man den, der über ſeine Thürſchwelle nicht hinausdenkt, einen Pfahl- oder Spießbürger nennt, erklärt uns nun Herr Streckfuß in der Vorrede: „Er wolle nicht überhaupt *beſtimmte Conſtitutionen* als verwerflich darſtellen. Hiermit würde er ſich derſelben Einſeitigkeit ſchuldig machen, die er an den Verfechtern der entgegengeſezten Anſicht tadle. Die Erfahrung zeige, daß, wo weiſe und gewiſſenhafte Regierungen, wie in Sachſen, Wirtemberg, Baden und in manchen andern Staaten, an der Spitze eines edlen, treuen, gemäßigten und gebildeten Volkes ſtehen, welches Vertreter, ſeiner würdig, zu wählen wiſſe, auch Verfaſſungs-Urkunden die ſegensreichſten Früchte trügen. Die Natur habe nicht zwei Blätter ſich völlig gleich gebildet, — noch weniger zwei menſchliche Gemüther. Und die Staaten, dieſe aus den widerſprechendſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten, ſo wunderbar in ſich verwickelten Individuen, ſollten nur nach einer Weiſe beſtehen, nur auf einem Wege ihr Ziel erreichen können?" — Wirklich? O wie naiv! Als wenn man in Preußen nicht auf den Dächern predigte: die Blätter und die Gemüther ſind das Verſchiedene, das Zufällige, das hie und dorthin Auseinanderfahrende; aber die Vernunft iſt nur Eine, und die verſchiedenſten Menſchen haben alle dieſes Eine vernünftige Geſicht, dieſe Eine menſchliche Geſtalt. Und wenn wirklich die preußiſche Politik das Laufenlaſſen, das Fünf gerade ſein laſſen zum Princip hätte, was wir nicht glauben mögen, ſo hat der Geiſt der Geſchichte entſchieden die gegentheilige Richtung; und ſo iſt jetzt deutlich genug die Frage geſtellt: mit oder wider die conſtitutionelle Freiheit? Darüber kann Niemand in Zweifel ſein, der dieſe beiden entgegengeſetzten Richtungen in Hannover auf Leben und Tod ſich bekämpfen ſieht —.

Wenn Herr Streckfuß ſich ferner nicht gegen beſtimmte Conſtitutionen erklären will, ſo iſt das nur ein ungeſchickter Ausdruck, dem wir es nicht aufbürden wollen, daß damit nun die preußiſche Verfaſſung, für die Herr Streckfuß ſchreibt, eine *unbeſtimmte* genannt worden wäre. Im Gegentheil, es wird uns ein ſehr beſtimmtes Staatsweſen vorgeführt, und „von den Garantieen dieſer beſtimmten Zuſtände“ geſprochen, ſo unzweifelhaft, daß wir vornehmlich die allzugroße Beſtimmtheit, ja das ſich Fixiren und ſich Feſtgerannthaben in der *Zuſtändlichkeit* als das Vernunftwidrige daran bezeichnen müſſen. Allerdings ſetzt ſich dem alle Praxis von ſelbſt entgegen, und nur eine beſchränkte Theorie vermag zu commandiren, wie jener römiſche Hauptmann: Halt! hier wollen wir bleiben. Dennoch bezeichnet ſchon dieſer Titel die Einſeitigkeit des in ſeiner Selbſtgenügſamkeit ſich ſelbſt abhanden gekommenen Preußenthums treffend genug. Der preußiſche Staat iſt eine *Hierarchie*; die Beamten ſind ſeine Prieſter, ſeine Diener; ſie haben zwar Theil an dem Abſoluten, und ſie verkündigen es den Laien, dem Volk, welches gar nichts davon weiß; aber die geringeren Prieſter ſind ſelbſt nur im abgeleiteten und ſecundären Beſitz; der abſolute Staat iſt die Weisheit des Monarchen und der allerhöchſten Behörden; nur dieſe kennen ihn als das Beſtimmbare, während alle Diener und alle Unterthanen den Staat als ein Jenſeitiges zu verehren, und ſeine Beſtimmungen und Aeußerungen als Exiſtenzen, als vorgefundene „Zuſtände“ aufzunehmen haben. Dieſer bloß empiriſche, erfahrungsmäßige Antheil der Laien am abſoluten Staate giebt das Ideal „des ruhigen und zufriedenen Lebens in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit“, wie es in der Liturgie heißt, welches alles Selbſtbewußtſein über den Staat und eine geiſtige Theilnahme an dem Staatsleben ausſchließt, oder, um mit Hegel's Naturrecht, einem preußiſchen Buche, zu reden, „nicht den Staat, ſondern nur die bürgerliche Geſellſchaft" in den Geſichtskreis der Laien rückt. Man kennt daher in der That ſeine Verfaſſung, wie wir uns durch den Augenſchein überzeugt haben, im eignen Lande faſt gar nicht, und Herr Streckfuß wird einem großen Theile des preußiſchen Volks Dinge verrathen, die ſie vorher nie gehört haben. Herr Streckfuß gehört zur Dienerſchaft; er macht den Eindruck eines alten getreuen, ganz mit der Hausordnung verwachſenen Dieners in einem landadeligen Hauſe; er iſt ein Zahn in dem großen Kammrade der Beamtenhierarchie, welches, auch nur leidlich geölt, nicht knarrt, und in ſeiner ſanften Rundbewegung die Weltbewegung, in ſeinem geregelten Rundlauf das einzige Geiſtesbedürfniß der Zeit erblickt, in die Garantie dieſer Zuſtände alſo die vollſte Befriedigung des Geiſtes, d. h. eine genügende Freiheit ſetzt. Wie kann man aber einen Zuſtand garantiren? Iſt nicht jeder Zuſtand ſeine eigne Auflöſung, oder wird das Eis nicht zu Waſſer, und giebt es immer 20 Grad über Null, wenn wir ſie einmal erreicht haben und nun behalten möchten? Zuſtand iſt kein politiſcher Begriff in dem Sinne, daß er von Beſtand wäre; und wenn der heutige preußiſche Staatsbürger, der nur Laie im Staat iſt, nur Zuſtände vorfindet und die Bewegung von einem Zuſtande zum andern immer erſt hinterher zu Geſicht bekommt, ſo weiß es der Diplomat und ſo weiß Alles, was den abſoluten Staat macht und ausmacht, ſehr gut, zum Status gehört noch das Wörtchen quo. Den garantiren nun wohl die Friedensverträge, aber nur, damit daraus ſofort wieder werde, was Gott gefällt. „Garantieen der preußiſchen Zuſtände“ wäre alſo unter freien Menſchen ein ſehr unglücklicher Titel, beſonders wenn er zur Zeit der Wegführung des Erzbiſchofs von Cöln geſchrieben und zur Zeit der Oppoſition des Erzbiſchofs von Poſen wiederholt und an der Stirn dieſer Broſchüre erſchienen ſein ſollte. Von dem Standpunkte des untergeordneten Staatsdieners und des preußiſchen Staatslaien dagegen, für die er gelten ſoll, iſt er glücklich; denn er drückt ganz die Beſchränktheit aus, welche nur Zuſtände, nur Gewordenes, kein Geſchehen kennt, und zwar darum, weil ſie ſelbſt weder etwas werden läßt, noch etwas werden ſieht. Die Bewegung und die Flüſſigkeit des abſoluten Staates, welche hinter dem undurchdringlichen Vorhange der Nichtöffentlichkeit vor ſich geht, hat für das abgeſperrte Bewußtſein der Laien den Anſchein abſoluter Ruhe und unwandelbaren Beſtandes; für ſie giebt es keine ſtaatliche Gegenwart und keine geſchehende Geſchichte; die Vergangenheit wird ſehr ſpät enthüllt, und die Zukunft bricht herein wie ein Blitz aus heiterer Luft. Der Preuße weiß mehr von der franzöſiſchen und engliſchen Gegenwart, als von ſeiner eignen; er macht ſich auch mehr mit der Zukunft jener Länder zu thun, als mit ſeiner eignen, zum unwiderleglichen Beweiſe, daß für ihn der eigne Staat ein ſchlechthin jenſeitiges, ſeinem lebendigen Bewußtſein völlig ungewohntes und unzugängliches Weſen iſt. Dieſe Anſicht, die nur ein Gewordenes kennt, führt nun Streckfuß durch die Land-, Stadt-, Provinzial- und Staatseinrichtungen hindurch, beſieht ſich Alles, was der abſolute Staat gemacht hat, und — „ſiehe, es war ſehr gut.“ Es kann auch in der That nicht anders ſein, als es nun einmal iſt; denn es iſt Thatſache, iſt geſchichtliches Reſultat, iſt nothwendig ſo und nicht anders, weil es fertig iſt; und was er Garantie nennt, beſteht nun in eben dieſer Nothwendigkeit, deren Geltung und conſequente Fortwirkung nicht anders zu beſeitigen wäre, als wenn man eben die ganze bisherige preußiſche Geſchichte, wie das Gewebe der Penelope, über Nacht wieder auftrennte, und in aller Frühe von einem andern Ende neu zu weben unternähme. Er verkennt es nun zwar am Schluſſe ſeiner Schrift durchaus nicht, daß es Leute von einer ſolchen Befliſſenheit in Preußen gäbe; allein er ſucht ſie als reine Narren ohne allen Einfluß zu ſchildern, die durchaus nie etwas auszurichten im Stande ſein würden. Und dies iſt das Wahre an dem Schriftchen, daß es die Geſchichte Preußens und die von ihr ausgeworfenen Zuſtände, die in Wahrheit überall auf einen gerechten und freien Staatsorganismus hinweiſen, gegen die bekannte, ſehr mächtige, mit der eignen Geſchichte und namentlich mit Friedrich's des Zweiten Reden und Thaten ſehr übel zufriedene Partei in Schutz nimmt. Weil er aber überall das Geſchehene mit blinder Verehrung aufnimmt, ſo entgeht es ihm, wie ſehr viele der neueſten Einrichtungen mit dem Geiſt der preußiſchen Geſchichte, mit der eigentlichen Beſtimmung dieſes Staates im Widerſtreite ſind, und wie augenſcheinlich jene unhiſtoriſche oder beſſer widerhiſtoriſche Partei Preußen aus ſeiner Bahn zu rücken im Stande geweſen iſt.

Mit den Karlsbader Beſchlüſſen wurde die Preßfreiheit wieder abgeſchafft. Die Namen ſind bekannt, die hiebei vorzüglich mitgewirkt und es iſt kein Geheimniß mehr, wie viel wir in dieſer Beziehung z. B. einem Genz und ſeiner Richtung zuzuſchreiben haben. Sie führten die Cenſur wieder ein, d. h. der Staat hob das Vertrauen in Vernunft und Wiſſenſchaft auf, und dieſelbe Welt, welche durch die Reformation Luther's für mündig erklärt und von der Vormundſchaft des Papſtes erlöſt war, mußte es nun erleben, daß der Staat auf dieſe Vormundſchaft zu verzichten nicht geneigt war, vielmehr dieſelbe ausdrücklich und als Princip verkündigte. Statt von der Wiſſenſchaft, von der Wahrheit und von dem in allen Irrthum freigelaſſenen Geiſt nur zu erwarten, daß er überall das Heilmittel in ſich ſelber trüge, ſtatt die Wahrheit als den allmächtigen Gott ſelber zu verehren, wurde von nun an die Polizei berufen, um die Wahrheit zu beſchützen und ihr zu Hülfe zu kommen. Dieſe Maßregel war antiproteſtantiſch, ſie war und ſie iſt — katholiſch. Man nennt dies eine retrograde Politik, und man hat daran das weltkundige Beſtreben, dem Geiſte ſeine Mündigkeit wieder zu entziehen, der

Sicherheit und der Göttlichkeit einer ſich ewig ſelbſt ausführenden Wahrheit zu mißtrauen, den verrätheriſchen Verdächtigungen eines Gentz zu glauben und ſich ſeiner Sünde wider den Geiſt — doch genug, man hat es nicht vermocht; es iſt Cenſur in Deutſchland, es giebt viele feile und tief zu verachtende Schergen, die gern ärger ſich geberdeten, als weiland der Orden des heiligen Dominicus, aber es iſt Preßfreiheit bei aller Cenſur; es iſt nichts erreicht, als ein ohnmächtiger Abfall von dem eignen, mit ſo viel theurem Blute erkauften Princip des freien, nicht zu bevormundenden Geiſtes. In dieſem Sinne hat Herr Streckfuß recht, Gentz und alle dieſe widerhiſtoriſchen Leute ſind — Narren. Sie haben aber auch noch weiter ganz richtig eingeſehen, daß eine rechte Pflanzſtätte des von ihnen verdächtigten Geiſtes die deutſchen Univerſitäten wären; ſofort wurden nun auch dieſe ins ſchwarze Buch eingetragen, Exceſſe des unfreien, mönchiſch-aſketiſchen, ordensmäßig für Kaiſer und Reich verbrüderten, bis zum Meuchelmorde jeſuitiſch fanatiſirten Geiſtes der damaligen Univerſitätsjugend, Exceſſe alſo desſelben Geiſtes, der den Katholicismus wieder aufzuwecken unternahm, wurden den Univerſitäten zur Laſt gelegt, man ſetzte ſie einſtweilen unter Curatel. Die Curatoren der Univerſitäten haben indeſſen dieſelbe ohnmächtige Stellung zur weſentlichen Entwicklung des Wiſſens und Geiſtes, als die Cenſur, ſo daß, bei Licht beſehen, nur in dem Ausdruck der Bevormundung die Verletzung der welthiſtoriſchen Ehre dieſer Pflanzſchulen der reformirten Wahrheit gefunden werden möchte; aber es iſt kein geringer Erfolg der Retrograden, daß ſie das Mißtrauen der Machthaber erweckt und wenigſtens der Maxime nach die Unmündigkeit des Geiſtes und die alte pfäffiſche Beherrſchung auch der Theorie zur Anerkennung gebracht haben. — So weit vermochten ſie in den Geiſt und ſeine freie Bewegung einzugreifen; und dies ſind ebenfalls „Thatſachen und Zuſtände,“ von denen Herr Streckfuß entweder nichts berichtet oder die er gläubig als ächt preußiſch hinnimmt, während nichts leichter war, als ihren unpreußiſchen Kern und Urſprung einzuſehen, weswegen es denn auch keinem Zweifel unterliegt, daß darin Preußen von ſich ſelber abfiel und von Oeſtreich düpirt wurde. Wir haben nicht die Abſicht, alle Thaten der widerhiſtoriſchen Leute in Preußen an dieſem Orte beiläufig zu Buche zu nehmen, wir erinnern indeſſen Herrn Streckfuß daran, daß es kein Geheimniß mehr ſei, wie ſehr das Anſehen der Gemeindevertretung in den Städten durch die revidirte Städteordnung vom Jahr 1831 geſchmälert und den Regierungen untergeordnet worden iſt, wie augenſcheinlich die Städteordnung von 1808 dagegen als Grundlage des allerfreiſten Volks- und Staatslebens hervortritt; wir erinnern an die Anſtrengungen für den Landadel, an die raſchen Avancements hochadeliger Bewerber, an die Verſuche, von der Gewerbefreiheit zu einer Art von Zunft und Innung zurückzugeben, und endlich an alle die katholiſchen Verwicklungen, Myſtificationen und Einflüſſe, die in den neuſten literariſchen Streitigkeiten zwiſchen den Gegnern und den angeblichen Vertheidigern Preußens zum Vorſchein gekommen ſind. Mehr iſt nicht nöthig, um jeden Einſichtigen zu überzeugen, wie unrecht Herr Streckfuß gethan, ſeinem Staate dieſe wunde Stelle als völlig geſund zu ſchildern, und die gefährlichſten Widerſacher der ächtpreußiſchen Zuſtände, die Reactionärs, als macht- und einflußloſe Grillenjäger darzuſtellen.

Wir haben ſchon erwähnt, aus welcher Urſache Herr Streckfuß in dieſen Fehler gerathen ſei. Dieſelbe Urſache, ſein blinder Glaube an das Factum, welches ihm die Geſchichte als Zuſtand entgegenführt, läßt ihn in minder verfänglichen Dingen richtige Bilder entwerfen, und wir wollen es ihm gern zugeſtehen, die Schulzen und die Landräthe tyranniſiren nicht und können es auch wohl nicht, die Verwaltung treibt ſich auf die Beſonnenheit und auf die Vernunft durch die collegialiſche Form der Regierungen, durch die Prüfung der Candidaten und durch den Umſtand, daß nur Wohlhabende, alſo Gebildete dieſe koſtſpielige Laufbahn einſchlagen können; und man iſt gewohnt, ſelbſt den höchſten Behörden freimüthig gegenüber zu treten, weil die Abſetzungen nicht ohne das Collegium ſelbſt und nur nach vorhergegangener adminiſtrativer Unterſuchung vor ſich gehen dürfen. Wir wollen ihm ferner zugeben, daß in der Juſtiz alle Eingriffe des Cabinets gänzlich wegfallen, daß ſelbſt politiſche Verbrecher eine Beurtheilung sine ira et studio erfahren, *) und daß endlich die Inſtanzen und die Gnadengeſuche alle Unebenheiten ausgleichen; wir wollen zugeben, daß ſelbſt die Städteordnung von 1831 noch freier iſt als die franzöſiſche Communalordnung und die rheiniſche Centraliſation; wir wollen uns belehren laſſen über die Zuſammenſetzung und die Thätigkeit des Staatsrathes, über die Anzahl ſeiner Mitglieder, über die Vorbereitung der Geſetze, über die keineswegs überflüſſigen Functionen der Provinziallandtage bei dieſem Geſchäft, und über die Vortheile, daß auch doch wieder in dringenden Fällen das Cabinet bei Geſetzerlaſſen von allen den Weitläufigkeiten abſtrahiren könne; wir ſind endlich davon unterrichtet, daß die preußiſche Militärverfaſſung auf dem unbedingteſten Zutrauen zu der Nation beruht und ſich aus derſelben Zeit herſchreibt, wo die freiſinnige Städteordnung von 1808 entſtand; wir wiſſen, daß die Schulen und die Volksbildung muſterhaft beſorgt, und daß der König von Preußen, ſo gut wie der König von Wirtemberg und von Sachſen und

---

*) Nach den Königsberger-Duell- und Schriftſtellerproceſſen, nach den Berliner und ſchleſiſchen Vorgängen in der Juſtiz und Polizei, die in die letzten Jahre fallen, wird kein Menſch mehr die Unabhängigkeit der Juſtiz zugeben. Nur die Geſchwornen ſind unabhängig, und auch ſie nur, wenn ſie wirkliche Pares d. h. aus der gleichen Schicht der Geſellſchaft gewählt ſind, wobei aber wieder vorauszuſetzen iſt, daß die Geſellſchaft ſich nicht in Herren und Sklaven ſcheide, damit nicht ganze Claſſen die Ungerechtigkeit für Gerechtigkeit, die Brutalität für Ehre halten. 1846.

alle Fürſten in ganz Deutſchland, ohne Leibwache ſicher iſt, wo er geht und ſteht; — aber wir haben zu allen dieſen Zuſtänden eine dem preußiſchen Bewußtſein, welches Herr Streckfuß ſehr gut darſtellt, ganz entgegengeſetzte Stellung. Während der Preuße an alle dieſe Dinge, wie an dogmatiſche Heiligthümer, mit blinder Hingebung glaubt, während der Preuße nichts dagegen hat, daß der Abſolutismus die Freiheit, welche im Staate ſich darſtellt, daß er den freien Geiſt, welcher als Staat in die Welt kommt, für ſich behält, wie weiland der Papſt und die Kirche den Gott und die Wahrheit: ſo ſind wir nichtpreußiſche Deutſche *auch im Staate* Proteſtanten, wir *glauben* nichts, woran wir nicht den lebendigſten Antheil des Geiſtes haben, wir glauben nichts, was wir nicht *wiſſen*, und wir *kennen* keinen Staat, der nicht vollkommen *unſer* wäre, bei dem wir nicht durch und durch mit dabei wären; wir ſind Proteſtanten und wir wollen *gute* und *ganze* Proteſtanten ſein, das heißt, *wir ſind es auch im Staate*. Darum können wir den abſolutiſtiſchen Staat nicht vertragen, denn wir können es nicht aushalten, daß uns der Staat das Abſolute, welches er ſelber in ſich begreift, die Freiheit vorenthält. An ihm müſſen wir theoretiſch mit vollem öffentlichen Selbſtbewußtſein und praktiſch mit freieſter Selbſtgeſetzgebung Theil haben, denn der Geiſt, *der im Beſitz des Abſoluten* iſt (alſo auch des abſoluten Staates), das iſt der Proteſtantismus. Man könnte alſo ſagen, der abſolute Staat hätte nur den Fehler, daß er nicht abſolut ſei. Denn wie ſollte *der* Staat abſolut ſein, der nur in einem Theile, nämlich in der Regierung, lebendig iſt? Ebenſo wenig als der Gott abſolut wäre, der die Welt nicht durchdränge, iſt der Staat abſolut, wenn er nicht das ganze Leben der Menſchen mit ſeinem Selbſtbewußtſein erfüllt und durchdringt.

In Preußen hat man neuerdings viel davon geredet, Preußen ſei der proteſtantiſche Staat; es iſt auch in den Halliſchen Jahrbüchern, wir möchten ſagen, bis zum Ueberdruß boruſſiſirt und der preußiſche Proteſtantismus über allen andern hinausgeſetzt werden*); die Regierung hat indeſſen nicht viel, und wohl nicht einmal gern auf dieſe Rede gehört, ganz natürlich, *denn Preußen als Staat iſt noch katholiſch*, die abſolute Monarchie

---

*) Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, einem, wie es ſcheint, weit verbreiteten Mißverſtändniſſe zu begegnen, als hätten wir irgend eine politiſche Exiſtenz mit Haut und Haaren zum Princip erheben wollen, da jeder nur irgend philoſophiſch Eingeweihte ſehr gut weiß, daß nie die Exiſtenz, ſondern nur die Idee die Wahrheit und alſo auch das Princip ſein kann. Der *gegenwärtige* Zuſtand oder die Exiſtenz Preußens iſt allerdings gegen ſeine *Entwicklung* das Unhaltbare und gegen ſeine *Idee* und ſein Weſen das Mangelhafte und Unwahre; das aber konnte uns nicht hindern, in *dem Weſen Preußens*, d. h. im Proteſtantismus mit allen ſeinen vernünftigen Conſequenzen, die Wahrheit zu ſehen. Wir hielten es für keinen Raub an der Freiheit und Wahrheit, das *Weſen* ins Licht zu ſetzen; mögen Andere ſich aufgefordert fühlen, das *Unweſen* zu ſchildern, es wird den gleichen Erfolg haben: die Einſicht.

iſt politiſch ganz daſſelbe, was religiös der Katholicismus iſt; ſie fällt in Laien und in Eingeweihte, in den weiſen Monarchen und in die gläubigen Unterthanen, in den abſolut jenſeitigen Staat und in die gänzlich, ſowohl in ihrem Wiſſen als in ihrem Thun, von ihm geſchiedenen Staatslaien auseinander; wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß der Widerſpruch, eben ſo wie im Katholicismus, ſich ſelbſt fortdauernd aufzuheben ſucht; denn aller Staatsdienſt, wie aller Gottesdienſt, geſchieht für die Laien, für das Volk, und die Miliz der Kirche, die Prieſter, wie das Militär und die Beamten des Staates, gehen aus dem Volke hervor und hängen mit ihm zuſammen. Warum wundert man ſich nun noch in Preußen, wenn der Staat ſich nicht entſchließt, den Proteſtantismus zu ſeiner Fahne zu erheben? Sollte nicht eine geringe Ueberlegung den wahren Grund entdecken laſſen, welcher der iſt, daß Preußen darum den Proteſtantismus nicht proclamirt, weil es nicht durch und durch, nicht mit voller Seele und ohne allen Rückhalt proteſtantiſch iſt? Seine jetzige Richtung iſt unfrei; es kommt uns vor, wie der Graf Stolberg, als er im Herzen katholiſch und ſeiner Stellung nach Präſident eines proteſtantiſchen Conſiſtoriums war. Preußen hat in den Karlsbader Beſchlüſſen, in dem Verharren beim Abſolutismus, in dem Anſchluß an Oeſtreich viel mehr verloren, als es in allen Schlachten des ſiebenjährigen Krieges dem katholiſchen Staate, ſeinem Feinde, abgewonnen hat; es iſt gegenwärtig ſeiner innerſten Richtung nach und in ſeiner ſtaatlichen Exiſtenz ſelber katholiſch. Darum wird es ihm ſo ſchwer, den Katholicismus zu bändigen, weil es ſelbſt noch katholiſch iſt; und darum, weil es nicht den Muth hat, frei zu ſein, iſt ihm auch die Macht entſchwunden, die Unfreiheit zu beſiegen. Es iſt nichts werth, daß die Oeſtreicher dem gefallenen Schwerin ein Denkmal errichten; es iſt vielmehr das Symbol, daß ſie Preußen bereits zu ſich und den welthiſtoriſchen Gegenſatz für beſiegt rechnen. Hier liegt Preußens Schwäche, hier die Gefahr für das freie Deutſchland. So wie Preußen jetzt iſt, hat es ſeine geiſtige Macht, die allſeitige Durchdringung von Einem, d. h. von dem völlig freien Geiſte, noch erſt wieder zu gewinnen; und obgleich es zum Heile Deutſchlands zu erwarten ſteht, daß dieſe Wendung, je mehr man jetzt an ihr verzweifelt, um ſo effectvoller dennoch eintreten, und damit deſto ſchlagender alle Gemüther electriſiren und um ſo hingebender an ſich feſſeln werde: ſo iſt doch ſeine jetzige Unfreiheit ſeine Schwäche. Wodurch iſt es bedeutend geworden? Dadurch einzig und allein, daß es die deutſche Freiheit und Bildung als eine Staatsmacht in ſich darſtellte. Wodurch würde es zuſammenſtürzen? Nur dadurch, daß es dieſe Stütze des Geiſtes wegwürfe, ſeine Macht, ſtatt ſie in den Proteſtantismus, die Bildung, die Philoſophie und alle ihre Conſequenzen zu ſetzen, etwa auf ähnliche äußerliche Grundlagen zu ſtellen unternähme, wie dies Oeſtreich und Rußland thun, d. h. nicht auf den Geiſt, ſondern auf die Rohheit.

Wir gehören nicht zu denen, die eine wahre Größe nicht ertragen können, weil ſie neidiſch zu ihr hinaufblicken; wir ſtoßen uns an keinen Namen, in dem der deutſche Geiſt verherrlicht würde, ſei er Preuße oder Sachſe oder der unſrige; ſei es ſo, wie es jetzt iſt, daß den Einzelnen immer eine eigene Aufgabe vorliegt und Ruhm bringt: den Sachſen die Induſtrie, Wirtemberg die Blüthe der Philoſophie, die frei ſich regende Wiſſenſchaft und die vollendete Freiheit, ſo weit ein kleiner Staat ſie zu erreichen vermag, Preußen jene welthiſtoriſche Aufgabe, die wir ihm zumuthen und in der es bereits die ſchönſten Lorbeeren geerntet. Wir wollen dieſe Größe, die uns verſagt iſt, nach Göthe's unſterblichem Wort, durch Liebe uns gern aneignen, die einzige Weiſe, wie man ſich vor der Größe ſchützen kann; wir wollen mit Preußen ſein; wir wollen Theil haben an der Weltbewegung, die von ſeinem Geiſte auszugehen beſtimmt iſt; aber wir vermiſſen in ihm zur Stunde dieſe Größe ſelbſt; ihm fehlt unſer anderes Ich, das wir lieben könnten, der gründliche Proteſtantismus, der bei uns den ganzen Staat durchdrungen und im conſtitutionellen Leben ſeine weltliche Realität gewonnen hat. Fänden wir dieſen unſern Geiſt in Preußen wieder, ſo könnten wir auch ohne Beſorgniß und Gefahr uns ihm hingeben; denn, wie geſagt, nur in ihm liegt die Macht und Sicherheit dieſes Staates; nur dadurch alſo wären wir gewiß, daß wir von ihm nicht einmal plötzlich, wenn er in Folge ſeiner Unfreiheit zuſammenſtürzte, verlaſſen würden. Wir dürfen es frei herausſagen, unſere Antipathie gegen Preußen iſt nichts, als Sympathie für unſere höchſte Aufgabe, mit unſerem Princip, welches auch das preußiſche ſein ſollte, eine weltgeſchichtliche Bedeutung zu gewinnen, wie wir ſie im Anſchluß an Frankreich, wenn auch unſerer Nationalität zuwider, gehabt haben. Dies iſt uns jetzt noch abgeſchnitten. Preußens ſtaatlich-katholiſches Princip ſchneidet das freie Deutſchland von dem Meere ab, welches der Geiſt der Geſchichte befährt, und von den Küſten der Seligen, wo wir ſterben dürften für das heilige Vaterland, welches der kalte Preuße nicht will, weil er unſere Freiheit, unſere proteſtantiſche Religion nicht in dieſer Welt, im Staate realiſiren will.

Nirgends mehr als in Preußen macht man ſich zu thun mit Glauben und Wiſſen, mit Glaubensfreiheit und Proteſtantismus; wohlan denn, ſo ſeid auch im Staate Proteſtanten. Wenn ihr das aber nicht wollt und vermögt, ſo folgt nur getroſt denen unter euch, die den Proteſtantismus und ſeine ganze Geſchichte zu vernichten täglich und ſtündlich als das einzige Mittel des Heils — wir ſagen des Unterganges — anpreiſen.

Wir ſtreiten der abſoluten Monarchie ihre hiſtoriſche Berechtigung nicht ab; aber eben im Namen der Hiſtorie, die ihre Zeit erfüllt hat, fordern wir ſie auf, zu begreifen, daß ſie, um des Lebens ſelbſt willen, ihrer eigenen höheren Lebensform ſich nicht weiter zu widerſetzen trachte.

Sie hat ſich geſtaltet aus der Willkür und Zerfallenheit der mittelalterigen Verhältniſſe, und ſie übernimmt von dort ab in der Sphäre der Weltlichkeit dieſelbe Rolle, welche im Mittelalter in der ſittlichen und geiſtigen Sphäre die Kirche behauptet hatte, die nämlich, „die Zucht und Vormundſchaft, wodurch der ſchroffe germaniſche Charakter zu einer Allgemeinheit zuſammengehalten, und zu der Idee einer geiſtigen Totalität, welcher das Subject ſich darzubringen habe, herangebildet wird.“ Aber wie die Hierarchie und ihre Bevormundung nur als ein Durchgang der noch nicht erzogenen und zur Freiheit ſich erſt hindurcharbeitenden Menſchheit zu betrachten iſt, ſo iſt auch die abſolut monarchiſche Verfaſſung nur ein ſolcher Durchgangspunkt, der neuen Formen weichen muß, ſobald das Bewußtſein der Völker dahin gekommen iſt, den Staat nicht mehr als einen bloß äußerlichen Verband mit bloß weltlichen Zwecken anzuſehen, und in ihm nicht mehr bloß die Garantie der irdiſchen Sicherheit und des ſinnlichen Behagens zu erblicken, ſondern ihn als die Realiſirung der Idee des Rechts und der Freiheit zu betrachten, in welchem Staate nun ſofort weder von der Willkür eines Einzigen, der die Willkür vieler Barone und Städte bändigt, noch von der Willkür der Vielen mehr die Rede ſein könnte. Vielmehr iſt der Staatszweck die Wahrheit und die Vernunft; der Staat iſt ſelbſt der allgemeine Geiſt, an deſſen vernünftige Bethätigung jeder Einzelne gewieſen iſt, um frei zu ſein und durch die Staatsfreiheit immer tiefer in die innerliche Freiheit eingeführt zu werden. Das Allgemeine, zu welchem die abſolute Monarchie es bringt, iſt immer nur ein äußerlicher Verband, nicht ein Selbſtbewußtſein des Ganzen.

In ihr fällt vielmehr das Staatsbewußtſein ins Staatsoberhaupt und die Regierung allein, es fällt jenſeits des Bewußtſeins der Bürger, eine Jenſeitigkeit des Wiſſens und Geiſtes, der Wahrheit und des Subſtantiellen, welche wir mit vollem Rechte das Katholiſche im Staate genannt haben. Die Aeußerlichkeit in einer ſolchen Auffaſſung des Staates und ſeiner Bedeutung ſtellte ſich nun auch ſehr augenſcheinlich dar in dem unſittlichen Egoismus des Regenten, welcher von der Nothwendigkeit, den Egoismus des zerſplitterten Volkes zu brechen, ſodann auf die Abſurdität gerieth, ein empiriſches Subject zum Zweck und Princip des Staates zu machen.

Aus dieſem Geiſte heraus, obgleich nicht ohne Rückſicht auf die hiſtoriſche Bedeutung des Fürſten ſchrieb Machiavelli ſein Buch: Il principe, und aus dieſem Egoismus heraus that Ludwig XIV. den eben ſo berüchtigten, als denkwürdigen Ausſpruch: l'état c'est moi. Das war nun in der That die faule Wurzel des franzöſiſchen Abſolutismus. Der Regent, in der Idee des Staates und in dem Bewußtſein des Staatsoberhauptes, iſt zur Bändigung des Egoismus und der Willkür berufen; nun verfiel er aber namentlich in Frankreich demſelben Princip des Egoismus, und ſtellte es in ſich ſelbſt in aller Schroffheit und Unſittlichkeit dar, die man ſich nur denken mag, ganz wie die Kirche in die Weltlichkeit, die ſie bekämpfen ſollte, immer mehr verwickelt wurde und in ihr zu Grunde ging. In derſelben Weiſe ging in der franzöſiſchen Revolution der Egoismus der Regierung an ſich ſelbſt zu Grunde oder an ihrer Starrheit, womit ſie den Unterſchied von Staat und Herrſcher, den Streit zwiſchen dem Wiſſen und Wollen des Hofes und dem Wiſſen und Wollen des Volkes, feſthielt. Das iſt nun die eigentliche Geburtsſtätte des *Mißtrauens und der Garantieen*, unſittlicher Worte, unfreien Verhältniſſen entwachſen. Gegen dieſe franzöſiſche Einſeitigkeit und ihre furchtbaren Conſequenzen ſtellte ſchon Friedrich II., König von Preußen, allerdings ein höheres Princip auf, indem er den Staat als Selbſtzweck und ſich in dem Beruf, ihn zu realiſiren, faßte, mit den Worten, der Monarch ſei der erſte Diener des Staats. Auch dieſer Ausdruck iſt welthiſtoriſch, ſeine völlige Entwicklung wäre der Tod alles Mißtrauens, alles Zerwürfniſſes zwiſchen Volk und Regierung; und das Gerede von Garantieen wäre überflüſſig geworden durch die Thatſache eines freien Gemeinweſens, deſſen Endzwecke der König, ſogut wie jeder andere, dient. Nichts iſt nöthig, als daß dieſes wahre Princip nun auch in Preußen zu ſeinem vollen und, wir ſetzen hinzu, zu ſeinem guten Rechte komme. Sein Recht aber iſt dies, daß, wie in der Religion Jeder die Wahrheit für ſich weiß und will, ſich ſelbſt mit ihr befaßt und nun Niemand mehr zu trauen oder zu mißtrauen hat, als ſeinem eigenen Geiſte, ſo dieſelbe Vermittlung mit dem wahren Weſen auch im Staate ſtattfinde. Dies iſt eine Forderung der Freiheit geworden, ſeitdem man in dem Staate nicht mehr auf gut Katholiſch eine bloße Sicherung (Garantie) des äußeren Lebens und Behagens ſieht, ſondern die Realiſirung der höchſten und letzten Idee ſelbſt, eine Geſtaltung nicht nur des Lebens, was auch der Bienenſtaat erreicht, ſondern des Geiſtes, was nur dem ſelbſtbewußten und auf vernünftiges Wiſſen und Wollen ausgehenden Menſchen gegeben iſt, ihm aber auch nicht vorenthalten werden darf, überall, wo man in ihm den Geiſt und das Gefäß der Freiheit anerkennt und achtet. Die Bewegung des freien Staatslebens, in welchem der Geiſt ſo gut wie in der Religion ſich ſelbſt durchſichtig iſt, wird in unſerer Zeit als das tiefſte Bedürfniß empfunden, damit die Mauer durchbrochen werde, die uns vor der Sonne ſteht, und durch ſie das Bewußtſein nach dieſer weſentlichen Seite in ſeinem Vermittlungsproceß mit ſeiner Wahrheit, in der freien Rückkehr aus der objectiven Welt in ſich, zu welcher Befriedigung es unwiderſtehlich hindrängt, nicht ferner aufgehalten werde. Dieſe Befriedigung iſt eine viel tiefere, als jedes äußere Behagen, welches vielleicht dabei in die Gefahr der mannigfaltigſten Verletzung geräth. Je mehr der Menſch werth iſt, deſto mehr Pflichten hat er auf ſich zu nehmen, je mehr Pflichten, deſto mehr Freiheit, Recht und Genuß der Freiheit. So iſt der Eheloſe zu nichts verpflichtet, er hat aber auch den Genuß der Familie nicht, und wir bedauern ſein Loos; er iſt nicht freier, er iſt unfreier, als der in der Familie Verpflichtete. Der Staat, der mich nicht zuließe und nicht anſpannte, mich zu nichts verpflichtete, gäbe mir auch bei dem behaglichſten Leben keine Freiheit. Denn die Freiheit iſt die Arbeit, die mir zukommt in der zweiten Welt, die der Menſch ſich erbaut, in dem Reich des Geiſtes, das er zu ſeinem Element macht. Ohne Arbeit iſt nichts das Meinige, nicht einmal mein eigner Leib, wie viel weniger der ewige Geiſt und ſeine himmliſchen Güter.

Wir haben es unternommen, was die Indolenz der Zeit zu ſehr zurückgeſchoben hatte, *eine Oeffentlichkeit der theoretiſchen Discuſſion im politiſchen Gebiete*, die von einem preußiſchen Staatsdiener hervorgerufen wurde, fortzuführen; und ſie könnte vor Allem dem freien Geiſte der Zeit auch in den noch zurückgebliebenen Gegenden eine Realität und Befriedigung geben, wie er ſie eben ſo unläugbar mit brünſtiger Sehnſucht ſucht, als in vielen jüngeren und halbverſtändigten Organen nur oberflächlich erreicht. Wir dürfen nur wünſchen, daß eine ſolche Discuſſion von den freieren preußiſchen Politikern nicht vermieden, ſondern wie in einzelnen Zweigen der Verwaltung, dem Kirchenweſen, der Schulverfaſſung, dem Militär, dem Rechtsweſen, eben ſo auch über die Verfaſſung des Staats, ſein Princip und die nothwendige Bewegung desſelben, nachdem ſie Herr Streckfuß, wenn auch einſeitig genug, eröffnet, freimüthig fortgeführt und wiederholt von immer neuen Seiten aufgenommen werden möge.

Erſt in einer ſolchen Wiedergeburt freier und wahrhaft reformatoriſcher Entwicklung kann dieſer Staat uns werden, was wir ſo ſehr an ihm zu gewinnen uns ſehnen, das Haupt und der Mittelpunkt des europäiſch bedeutenden, freien Deutſchlands. Das iſt Preußens großſtaatliche Aufgabe, das wäre unſere Sicherheit und Emancipation. Wir würden uns fühlen in dieſem Ganzen und Preußen würde ſeine und unſere Geſchicke frei beſtimmen ohne Anſchluß an fremde Mächte, die über kurz oder lang, ja, die ſchon jetzt nicht als Freunde ſondern als die rückſichtsloſeſten Feinde des deutſchen Namens auftreten müſſen. Sind wir jetzt nur Provinzen ohne Reich, ohne welthiſtoriſche Bedeutung, ſo hätten wir bei einer ſolchen Entwicklung der Principien die tiefſten Sympathieen des Einen großen Intereſſes deutſcher Geiſtes- und Staatsfreiheit, ein Band der Liebe und der Größe, um allen Stürmen kommender Jahrhunderte ein ſicheres Herz und eine feſte Stirn zu bieten, und was Preußen allein und in unfreier Zurückgezogenheit von dem lebendigen Geiſt freierer Staatsformen nie ſein wird, das würde es durch einen gründlichen politiſchen Proteſtantismus mit Einem Schlage ſelber ſein und uns gewähren, das neue Deutſchland und eine proteſtantiſche Großmacht.

Und darin, ihr Conſtitutionellen und ihr Preußen, iſt das Wort des Zaubers und das begeiſternde Vorgefühl einer welthiſtoriſchen Verſöhnung gefunden und ausgeſprochen oder, wenn ihr wollt, in den Worten des Dichters, deſſen hohem Geiſte wir die Ehre dieſer Weiſſagung nicht mißgönnen:

Durch Liebe wird die Erde frei,
Durch Thaten wird ſie groß.

2. Ueber Gegenwart und Zukunft der Hauptmächte Europa's.

Bei Gelegenheit von Menzels Europa im Jahr 1840.

1840.

Kein Publiciſt wird heutiges Tags die Feder in die Hand nehmen, ohne zu fühlen, daß die europäiſche Welt zwiefach getheilt, in politiſch mündige und politiſch unmündige Völker; und wenn es ſein Loos iſt, den letzteren anzugehören, ſo wird dies Gefühl um ſo lebhafter werden, je mehr er Neues, d. h. je mehr er überhaupt zu ſagen hat; denn darin eben, daß er etwas zu ſagen hat, liegt die politiſche Mündigkeit, die ihm abgeht. Dieſe Erfahrung des Publiciſten iſt darum ein genaues Thermometer des politiſchen Zuſtandes ſelbſt.

Seitdem nicht mehr der antike Markt, noch der Reichstag der Fürſten, ſondern die gedruckten Zeitſchriften der eigentliche Ort ſind, wo die öffentlichen Angelegenheiten ihre größte und wahrſte Publicität finden, haben Männer von Kenntniß und Geiſt, welche die Staatsangelegenheiten und ihre gegenwärtige Geſchichte der Völker zum Gegenſtand ihrer Studien machen und die Ergebniſſe dieſer Studien durch den Druck zu veröffentlichen pflegen, eine weltbewegende, eine hiſtoriſche Wichtigkeit. Bringt freilich ein Schriftſteller nur veraltete und abgedroſchene Stichwörter leblos zum Vorſchein, weiß er den faulen Fleck nicht zu treffen und der Zukunft nichts abzugewinnen, ſo iſt es ziemlich gleichgültig, ob er dies in London oder in Stuttgart publicirt; trifft aber die öffentliche Discuſſion mit dem durchdringenden Licht der höheren Wahrheit den politiſchen Zuſtand ihrer Zeit, ſo hat ſie allemal die Stellung einer freien Macht mitten in einem unfreien Gemeinweſen, und ſollte ſie auch als Lord Brougham's Rede über den Chartismus vor den Ohren des Oberhauſes ſtenographirt worden ſein; ſie iſt ein Zeichen der unwiderſtehlich vordringenden hiſtoriſchen Bewegung. Wo nun dieſe Bewegung bevormundet iſt, da wird den Publiciſten das Wort der Zukunft, womit ſie das Weſen der gegenwärtigen Gährung ausſprechen, im Munde verſchloſſen, da verſchließt ſich das Ohr der Zeit dem Wahrſten und Schlagendſten am ſorgfältigſten, gleichſam als ſei der betreffene Staat ein Nachtwandler, der, laut bei Namen genannt, von der Zinne ſtürzen und zerſchellen müßte.

Ob es unter dieſen Umſtänden nun noch möglich ſei, eine werthvolle publiciſtiſche Literatur zu haben, darnach zu fragen wäre vom Geſichtspunkt des abſoluten Geheimniſſes der Staatsangelegenheiten eine müßige Sorge, wenn nur die Diplomatie den ewigen Frieden gewährleiſtet und die Beilegung aller Welthändel durch Conferenzprotokolle geſichert ſähe. Nun das aber wohl ſchwerlich der Fall ſein möchte, iſt der Mangel einer politiſchen Literatur nichts Geringeres, als das Abſterben des höchſten Organs. Denn das Selbſtgefühl und die Macht einmüthiger Entſchließung iſt in der neueſten Zeit nirgends zu ſuchen und zu finden, als in der allgemeinſten und durchdringendſten Publicität. Staaten, welche dieſe Macht verſchmähten, würden einfacher Weiſe glauben, den Körper ohne die Seele regieren zu können, — ein verhängnißvoller Glaube an den Leichnam!

Das despotiſche Syſtem denkt aber auch wirklich nicht im Entfernteſten daran, dieſe Seele zu tödten, im Gegentheil, wie ein gutes Schießgewehr, verſchließt es nur das gefährliche Kraut, um es einzig in ſeinem Dienſt und in ſeiner Richtung, nicht ohne die weiſeſte Ueberlegung, nicht ohne die ſorgfältigſte Unterweiſung der Herren Dirigenten und Schützen, denen die Aufſicht über den verſchloſſenen Geiſt anvertraut wurde, zu entzünden. Dies wäre nun ſoweit vortrefflich. Eins wird aber dabei überſehen, und dies Eine iſt Alles: die Seele oder der politiſche Geiſt iſt ein lebendiges Weſen; wenn es ſein Leben nicht üben darf, ſo erſtarrt und erſtirbt es; und wir haben es erlebt, mit Schrecken erlebt, was eine ſolche Erſtarrung nach ſich zieht.

Dennoch liebt und ſucht man die Ruhe und fürchtet die Gährung, den Streit, das Leben und die Oppoſition. Das politiſche Leben unſerer Zeit iſt dahin gekommen, daß bei uns ein ruſſiſcher Publiciſt ſeit lange den erſten Anſtoß geben mußte, um einem faſt verödeten Literaturgebiet nur einige Aufmerkſamkeit wieder zuzuwenden, und Menzel, dieſe ausgedrückte Citrone des moraliſirenden Deutſchthums, Menzel iſt der einzige, der dem kühnen Ruſſen mit einem Buch oder mit einem buchähnlichen Weſen ſich nachwagt in die verlaſſenen Regionen der hohen Politik. Wem fiele es nicht auf, zu welcher unendlichen Nullität die politiſche Literatur der Deutſchen heruntergekommen iſt? Ja, es hat ſich bei dem katholiſchen Streit unter andern das ſeltſame Phänomen aufgethan, daß der freie Geiſt, den die Regierung vertrat, der Welt am wenigſten gefiel, der unfreie aber für freiſinnig galt und leider auch noch gilt, weil er dem abſoluten Staate, gleichviel mit welchem Recht, und dem durch Geheimniß entſeelten „öffentlichen Weſen“ die Oppoſition macht. Sehr natürlich. Der politiſche Geiſt, der nicht geübt wird, erſtarrt; verſunken in dieſen Zuſtand, verliert der Menſch den Glauben an ſich ſelbſt, kommt ſich ſelbſt abhanden und iſt ſogar im Stande, ſeine Theilnahme und ſeine guten Wünſche der unfreien Regung zuzuwenden, nur aus dem Grunde, weil ſie doch Leben iſt.

Gewiß, unter ſolchen Umſtänden erwirbt ſich Jeder ein Verdienſt, wer wenigſtens den Verſuch macht, ſollte er auch das Beſte umſonſt zu Papier bringen und, wie die Kinder, ſich nur im Schreiben geübt haben, wenn hinterher ſein Fatum, der Cenſor, ihn ganz anders reden läßt, als ſein Genius ihm gebot. Er erwirbt ſich unſtreitig das Verdienſt, zum wenigſten den Schatten einer publiciſtiſchen Literatur aufrecht zu erhalten; man müßte denn dieſes Verdienſt mit dem melancholiſchen Gedanken widerlegen, durch alle dieſe Bemühung werde nichts erzielt, als eben nur die Darſtellung ſeiner todten Welt und ihre Seelenloſigkeit ſelbſt. So ſteht es um die deutſche politiſche Literatur.

Der ruſſiſche Publiciſt dagegen hat gut ſchreiben, er will die Wahrheit gar nicht vortragen, würde auch eher alles Andere, als ſie ſagen, ſelbſt wenn ſie ihm zu Gebote ſtünde. Für die Lenker uncultivirter Nationen und für die, welche ihnen das Wort reden, handelt es ſich keineswegs um die blanke Wahrheit, um den nackten Gedanken und ſein ehrliches Herausplatzen, ſondern um die Pfiffigkeit der Ueberliſtung, um die feine Naſe für Charaktere, Sympathieen, Intereſſen, und um die Schlauheit, mit alle dieſen gegebenen Bedingungen auf dem Schachbrett des großen Welttheaters geſchickt zu manövriren. Ganz dieſelbe Stellung der Wahrheit gegenüber hat die römiſche Curie, und je entſchiedener ſie mit dem Bewußtſein der gegenwärtigen geſchichtlichen und darum gebildeten Völker zerfallen iſt, um ſo augenfälliger nimmt ſie den Charakter der liſtigen und ſchlauen Politik an. In Beziehung auf Rußland und den römiſchen Hof iſt die Welt über dieſe Thatſache nicht in Zweifel, nur daß der eine Theil ihnen zum großen Lobe anrechnet, was der andere als einen nicht zu beneidenden Nothſtand bedauert und für die freien Völker zur Warnung hervorhebt. Auch Oeſtreich genießt noch einiges Anſehn als ſchlaupolitiſche Macht, auch Oeſtreich iſt wegen ſeiner vielfach zurückgebliebenen und halbbarbariſchen Volksſtämme noch auf die Schlauheit und die Politik im alten

Sinne angewieſen; England, Frankreich und Preußen gelten dagegen ſchon für ziemlich plump; der ruſſiſche Pentarchiſt weiſt den beiden erſten Fehler über Fehler nach; und Preußen nun vollends, ſo ſehr er es auch hätſchelt, behandelt er ganz von oben herab; ihm auch nur die mindeſte Schlauheit zuzuſchreiben, liegt ganz aus dem Bereich ſeiner Gedanken.

Dieſer Erſcheinung, daß die päpſtliche, die ruſſiſche und die öſtreichiſche Politik als die ſchlaueſte, die neufranzöſiſche, die whigiſtiſch-engliſche und die preußiſche aber für die naivſte gilt, darf man eine tiefe Bedeutung beilegen, die Bedeutung, daß die Stärke der wahrhaft geſchichtlichen Staaten gar nicht in der Schlauheit der Cabinetspolitik liegt, die Schlauheit ſelbſt vielmehr nur ein Surrogat des fehlenden, geſchichtlich berechtigten Geiſtes iſt. Ergreift ein geſchichtlich berechtigtes Volk ſeinen wahren Inhalt, ſo iſt es ohne Weiteres geſichert, ja, es iſt den unwahren und barbariſchen Exiſtenzen ungeſchichtlicher und halbcultivirter Völker furchtbar; träumt aber ein gebildetes Volk beſinnungslos hin, und arbeitet weder ſeinen freien Inhalt zu einer ſelbſtbewußten Macht heraus, noch ſeine vom freien Geiſt abgefallene Regierung in das entſchiedene Syſtem der Schlauheit hinein, ſo iſt ihm die pfiffige auswärtige Cabinetspolitik allerdings gefährlich. Ein ſolches Volk befindet ſich alsdann in umgekehrter Stellung gegenüber den barbariſchen Staaten mit civiliſirten Regierungen; bei ihm iſt die Regierung nicht über, ſondern unter dem Nationalgeiſt, und auch nicht mit ihm, ſondern gegen ihn, — das bedenklichſte Verhältniß und die ſchwächſte Stellung, die nur gedacht werden kann, obſcures Regiment eines cultivirten Staates. Daß dies Verhältniß vorhanden ſei, wer würde das behaupten? es wäre auch überflüſſig, ſo etwas auszuſprechen; denn, fände es ſtatt, wem ſollte es verborgen bleiben? und iſt es nur eines Thoren Traum, wer weiß es nicht, daß er nicht exiſtiren kann? — Hier wollten wir indeſſen für das Geſchäft des Publiciſten aus dem Angedeuteten nur ſo viel entnehmen, daß es leichter ſei, vom ruſſiſchen Standpunkt der Schlauheit, als vom deutſchen der Wahrheit zu politiſiren, und daß es darum keinen Menſchen befremden dürfe, wenn bei unſern Cenſurverhältniſſen, mögen ſie ſo glimpflich als möglich ſein, die deutſche Discuſſion öffentlicher Angelegenheiten ſo gut als noch gar nicht eröffnet wurde.

Wie ſteht es nun mit Menzel? Redet er ruſſiſch oder deutſch? — Wir können ihm gleich von vornherein das Zeugniß nicht verſagen, daß er es auf Schlauheit und allerhand verfängliche Pointen, wie der ruſſiſche Pentarchiſt, durchaus nicht anlegt, vielmehr unſäglich naiv mit ſeiner auch anderweitig bekannten Herzensmeinung herausgeht, und es allerdings ehrlich auf die Wahrheit abgeſehen hat, ſie aber nur da zu treffen vermag, wo „Nationalität und conſtitutionelle Freiheit“, auch dogmatiſch und unbegriffen hingeſtellt, dazu ausreichen.

Er beginnt ſein Buch mit der abenteuerlichen Entdeckung einer neuen europäiſchen Pentarchie. „Wenn von den in Europa vorwaltenden großen Mächten die Rede iſt, fragt es ſich zuerſt, was man eigentlich unter Macht verſteht?“ — Eine wahrhaft metaphyſiſche Frage! die nun aber in höchſt empiriſcher Form beantwortet wird, ungefähr ſo, wie Küſters Junge in der Kinderlehre ſich ausdrücken würde, mit: „es giebt,“ „wir finden“. — Menzel antwortet: „Nicht bloß die gegenwärtigen Dynaſtieen und Staatsregierungen ſind Mächte; es giebt auch noch andere Mächte, von denen ſich zum Theil die ihrige herſchreibt, durch welche ſie erſt ſo ſtark geworden ſind, wie ſie ſind, oder von denen ſie, und zwar nicht bloß von Außen, ſondern auch im Innern bedroht werden. Nicht ſelten ſind dieſe anderen Mächte ſo übermächtig geworden, daß ſie Europa wie im Sturm mit ſich fortgeriſſen, ein ganz neues Intereſſe an die Stelle des bisherigen geſetzt, Staaten und Dynaſtieen umgeworfen und neue geſchaffen haben. Als ſolche Mächte erkennen wir die Macht der Nationalitäten, die Macht des Glaubens und der Kirchen, die Macht politiſcher Principe und die Macht materieller Intereſſen. Dies ſind die großen Mächte unſerer Zeit, die, innig verſchlungen mit der Macht der beſtehenden Dynaſtieen und Staatsregierungen, die eigentliche Pentarchie Europa's bilden. Die Macht der Intelligenz und Wiſſenſchaft kommt hier nicht beſonders in Frage, weil ſie nur dem Nationalruhm, der Macht des Glaubens, oder gegen ſie, oder politiſchen Principien, und durch die Naturkunde den materiellen Intereſſen dient, alſo ſchon unter allen dieſen begriffen iſt.“

Wiſſen wir nun freilich immer noch nicht, was Macht iſt, ſo haben wir doch erfahren, was Alles in der Welt Macht hat; und wenn die übrigen, die eigentlichen neu entdeckten vier Großmächte, wie in den Schubfächern eines Gewürzkrämers, mit Brettern von einander geſondert ſind, ſo ſcheint doch auch ſogar Menzel'n die Intelligenz und die Macht der Wiſſenſchaft gleichſam ein Spiritus zu ſein, der ſich durch alle jene Fächer hindurchzieht, und darum, wie er richtig bemerkt, auch von ihnen mit abgeſperrt und unter ihnen mit begriffen iſt, zu gleicher Zeit aber dazu dient, jene handfeſteren Exiſtenzen theils zu conſerviren, theils zu deſtruiren. Einige Gelehrte, wird Menzel im Sinne haben, vertheidigen z. B. den Glauben und die materiellen Intereſſen, andere greifen beides an.

Menzel geht nun weiter, fragt die neuen Mächte, wie alt ſie ſind, wo ſie zu Hauſe gehören, wie es ihnen bisher in der Welt gegangen? Und wir erfahren: „Die Macht der Nationalität iſt die älteſte;“ „in ihr liegt auch eine unverwüſtliche Naturkraft,“ um ſich zu behaupten; ſodann: „die Macht des Glaubens und der Kirche iſt dem Alter nach die zweite,“ „die der materiellen Intereſſen dagegen die jüngſte und neueſte, weßwegen man dieſe in unſern Tagen am wenigſten verkennt, ja ſogar zu phantaſtiſcher Schwärmerei von ihr hingeriſſen wird.“

„Die Macht des Glaubens ſteigert ſich durch die Reformation zur Ueberſpannung; darauf folgt Abſpannung.“ In neueſter Zeit machen wir indeſſen von Neuem die

Bekanntſchaft der Glaubensmacht; denn ſie iſt eigentlich ihres Zeichens ein Taucher: „Sie ſteigt über das Niveau und ſinkt unter dasſelbe, kehrt aber immer wieder zu demſelben zurück, und bleibt eine der großen Hauptmächte in Europa.“ „Das politiſche Princip der Freiheit wird ſelbſtſtändig und allüberwältigend in der franzöſiſchen Revolution.“ „Auch diesmal iſt der Ueberſpannung die Abſpannung gefolgt.“ Indeſſen verſteht Menzel unter politiſchem Princip zugleich auch den Gegenſatz, den er das autokratiſche Princip nennt.

„Das Anſehen der gegenwärtig beſtehenden Dynaſtieen und Staatsregierungen iſt als die fünfte große Macht in Europa nur aus den genannten vier Großmächten abzuleiten,“ und daneben kommt es dann nur noch darauf an, „wie ſtark die Sympathieen oder Antipathieen außerhalb des Staates ſind, inwieweit der Staat natürliche Bundesgenoſſen oder natürliche Feinde von Außen hat“.

Der Fortgang der Unterſuchung iſt ſodann ſehr einfach dieſer, daß ſämmtliche europäiſche Staaten darauf angeſehen werden, wie es in ihnen mit den neuentdeckten vier Großmächten ausſieht, und wie außer ihnen mit den Sympathieen oder Antipathieen. Vorher wäre es freilich billig geweſen, zu beweiſen, daß Nationalität, Glaube, politiſches Princip und materielle Intereſſen ausſchließlich europäiſche Mächte ſeien, und nicht etwa auch in Amerika oder gar in Aſien zu Hauſe gehörten. Indeſſen iſt der Heimathſtreit minder wichtig; könnte man doch auch

Rußland zugleich eine aſiatiſche Macht nennen. Erheblicher dünkt uns das ſeltſame Undulationsſchickſal, das Auf- und Untertauchen der beiden geiſtigen Mächte, des Glaubens und des politiſchen Princips. Menzel knüpft ſie ſowohl als die materiellen Intereſſen an die Reformation an; hätte man da nicht erwarten ſollen, daß er durch die Jahrhunderte hindurch eine Veränderung und Fortbildung an ihnen bemerken würde, ſtatt ſie unverändert nur auf- und untertauchen zu laſſen? Menzel iſt kein Hiſtoricus, ſondern ein abſtracter Literat von altburſchenſchaftlicher Cultur. Dahin gehört nun aber vor allen Dingen der Gegenſatz von Patriotismus und Kosmopolitismus; und es iſt daher ſehr zu verwundern, wie ihm bei der Ableitung der Nationalität die Betrachtung hat entſchlüpfen können, daß Hierarchie und Kaiſerthum im Mittelalter univerſalmonarchiſch und kosmopolitiſch waren, und daß ſodann der lebendige Volksglaube der Reformation auch zum lebendigen Volksbewußtſein und zur Auflöſung der katholiſchen Univerſalmonarchie in eigene Völkerindividuen, Nationalitäten, führte; und wenn man ihm einmal dieſen Gedanken zumuthet, ſo liegt es wiederum ſehr nahe, die Verwandlung des lebendigen Glaubens in lebendige Wiſſenſchaft, die Ausbildung „des Glaubens" zur Theologie und Philoſophie zu entdecken, alſo die eigentlichen Schickſale dieſer ſeiner zweiten Großmacht zu erkennen; ja, man ſollte faſt meinen, auch die Cotta'ſche Officin müßte ſchon von der hieran ſich knüpfenden Reflexion afficirt und Menzel dadurch ins Mitleiden dieſes Gedankens gezogen worden ſein, daß der durch die Reformation befreite Geiſt, mit dem religiöſen Gebiete nicht zufrieden, in der franzöſiſchen Revolution und ſeit dieſer Zeit nun auch das politiſche zu durchdringen und ſich zu erobern beginnt, daß alſo „das politiſche Princip" der Freiheit kein anderes, als das Princip der Glaubens- und der Geiſtesfreiheit überhaupt genannt werden könne; und endlich daß der befreite Geiſt fortdauernd in Erfindung, Entdeckung und Arbeit das Reich der Welt und der Natur ſich zu unterwerfen trachtete und darin beſonders ſeit dem Aufſchwunge der Reformation reuſſirte, ein Beſtreben in Handel und Induſtrie, welches Menzel unter dem Namen „der materiellen Intereſſen" begreift.

Dieſe Betrachtungen und ihre Conſequenz, daß es alſo überall nur Eine Macht in der Welt giebt, den Geiſt, und daß der Geiſt, wie er ſich geſchichtlich gebildet, in den verſchiedenen Staaten verſchiedene Formen ſeiner Exiſtenz, in den Menzel'ſchen vier Großmächten aber, richtig verſtanden und nicht ohne die Wiſſenſchaft, ſeinen Inhalt hat, — den eigentlichen Ausdruck der Wahrheit alſo und die Antwort auf jene Frage, was die Macht denn eigentlich ſei, muß der Leſer zu Menzel's neuer Entdeckung hinzuthun.

Alsdann ſtellt ſich aber der ganze Verlauf anders, und es handelt ſich nicht mehr um die äußerliche Aufzählung der Machtquellen eines jeden Staates, ſondern um die Form, in welcher ein jeder vom hiſtoriſchen Geiſte ſich durchdringen läßt oder ihm Widerſtand leiſtet.

Die Staaten ſtellen ſich darnach einander gegenüber. Frankreich und die Hegemonie des hiſtoriſchen Geiſtes bildet den Kern von Weſteuropa; dieſe Hegemonie iſt eine europäiſche und eine ideelle, was überhaupt der Begriff der Hegemonie iſt. Das franzöſiſche Volk hat das Princip der Staatsfreiheit, die Herrſchaft des Gedankens auf dem Gebiete des Lebens, in die neueſte Geſchichte eingeführt und in ſeinen Verhältniſſen verwirklicht; es hat Spanien und Portugal zu einer ähnlichen Verjüngung aufgeregt, in England durch ſein Beiſpiel die großen Maßregeln der Verfaſſungsreform beſchleunigt und in Deutſchland bis an die Grenze Preußens den conſtitutionellen Geiſt, das ſelbſtbewußte und vom Selbſtgefühl völlig durchdrungene Staatsleben hervorgerufen. England erkennt den hiſtoriſchen Geiſt der gegenwärtigen Zeit als den ſeinigen an, hat ihn in ſich aufgenommen und arbeitet unaufhörlich an ſeiner Verwirklichung; in dem Bündniß mit Frankreich ſind die alten Antipathieen beſeitigt, und die Aufgabe unſers Jahrhunderts, die Staatsfreiheit gegen die Barbarei in Schutz zu nehmen und geltend zu machen, ausdrücklich anerkannt. Man verſucht neuerdings an dieſem Einverſtändniß Englands und Frankreichs von allen Seiten Zweifel zu erheben, vornehmlich aber wohl von Seiten Rußlands, dem dieſer verſtärkte Andrang des weſteuropäiſchen Geiſtes feindlich erſcheinen muß; allein die **Erhebung des Miniſteriums Thiers, deſſen Richtung** in **Beziehung** auf England außer Zweifel iſt, **und die Erklärung des** Lord Palmerſton in der **Unterhausſitzung vom 21.** Febr. d. J.: „in Beziehung auf **das Bündniß mit Frankreich** könne er mit Freuden ſagen, **daß es der Regierung** gelungen ſei, **das** Einverſtändniß **mit dieſer großen Macht** zu befeſtigen,“ — **dieſe beiden** Ereigniſſe **würden** alle Zweifel an einer aufrichtigen und wirkſamen Vereinigung der engliſchen und franzöſiſchen Nation beſeitigen, ſelbſt wenn ſie nicht außerdem zu ſehr durch die Nothwendigkeit der Verhältniſſe geboten wäre. **Wie klar die engliſche** Regierung dieſe Verhältniſſe **durchſchaut, beweiſt** dieſelbe Rede des Miniſters. **Er** ſagte **ſchließlich:** „Man werfe der Regierung ſtets **vor,** daß ſie **den Frieden** in **Europa** nicht zu erhalten **vermöge, was ihr doch** unſtreitig gelungen ſei. Es ſei nicht ihre **Abſicht geweſen, ſich** in die Angelegenheiten **anderer Länder einzumiſchen,** wohl aber durch Englands Einfluß diejenigen Länder zu ermuntern und zu unterſtützen, welche nach freien, den britiſchen ähnlichen Staatseinrichtungen geſtrebt hatten, und er dürfe behaupten, daß zu **keiner Zeit** freie Staatseinrichtungen ſo ſehr unter **andern Völkern wären** verbreitet werden, als während **der Zeit,** wo **nach Peel's** Verſicherung die **britiſche Politik** ſo **unglücklich geweſen** ſei.“ Das iſt deutlich. **England** fühlt **ſich mit Recht unmittelbar vom** hiſtoriſchen **Geiſte** der **Zeit getragen, es** fühlt **ſich** ſo wenig **ſecundär gegen**

Frankreich, daß es, bei allem Anſtoß von dort her, dennoch ſeine Freiheit für bei weitem fundirter, älter und darum für primitiv gegen die franzöſiſche anſicht; dies iſt engliſches Nationalbewußtſein; daneben behauptet es den Rang der erſten Seemacht mit ſo unerſchütterlicher Zuverſicht, daß in der gedachten Parlamentsſitzung der Unterſtaatsſecretär verſicherte, „England ſei im Stande, in zwei bis drei Monaten eine weit größere Flotte in See zu ſchicken, als irgend eine andere Macht, ja faſt eine eben ſo ſtarke, als irgend zwei Mächte.“ England und das Primat zur See ſind eben ſo unzertrennliche Begriffe, als Frankreich und die europäiſche Hegemonie, oder die politiſche Belebung und Befreiung des Continents, welche aber wieder England, mit Rückſicht auf die nordamerikaniſche Bewegung und deren engliſches Princip, füglich als einen Ausfluß ſeines politiſchen Geiſtes betrachtet.

Dem hiſtoriſchen Andrang des romaniſch-germaniſchen Europa und ſeinen freien Staatsformen widerſetzt ſich Rußland, Oeſtreich und Preußen; und es wäre entſchieden die Uebermacht auf dieſer Seite, wie zu den Zeiten der heiligen Allianz, wenn nicht Preußen zu tief im Germanismus und in der Bewegung des hiſtoriſchen Geiſtes ſteckte, als daß es im Stande wäre, ſich ihm auf die Dauer entgegenzuſetzen. Rußland mit ſeinem Univerſalſlavismus, den es neuerdings ausdrücklich zum Stichwort gemacht, und mit der langjährigen Gewohnheit einer Ausbreitung ſeiner Grenzen nach Süden, Oſten und Weſten, iſt immer bereit, das Schwert in die Wagſchale zu werfen, um zu beweiſen, nicht der Geiſt und am allerwenigſten der freie ſei die Macht, ſondern die Maſſe und ihr dunkler Trieb in die Hand des Herrſchers gelegt und von ihm nach Belieben gerichtet. Dieſem Aufſtreben und dieſer Kriegsluſt eines anſpruchsvollen Selbſtgefühls ſetzt nun ſchon Oeſtreich, das von der altgermaniſchen Univerſalmonarchie zurückgekommene Kaiſerreich, die Trägheit des Beſitzſtandes und eine ausgleichende, abwartende Politik entgegen; während Preußen bis jetzt noch unmittelbarer von Rußland beſtimmt wird, weil es die deutſche Hegemonie, den Begriff des neuen Deutſchlands, d. h. ſeine eigne Befreiung noch immer nicht zu realiſiren gewagt hat, und darum der problematiſche, der noch nicht ausgeſprochen, ſondern nur der Möglichkeit nach welthiſtoriſch entſcheidende Staat iſt. Hatte die heilige Allianz einen gewiſſen europäiſchen Abſchluß, eine ruhige Herrſchaft und eine bequeme Einrichtung im gegenwärtigen Beſitz mit ſich geführt, ſo iſt ſeitdem ein proviſoriſcher Zuſtand, eine beunruhigende Regung ſowohl des ruſſiſchen Umſichgreiſens, als des franzöſiſchen Andranges entſtanden, und es bereitet ſich eine ganz neue Epoche vor, die nichts Geringeres verlangt, als die Ausbildung Preußens zu einer freien germaniſchen Großmacht, ſo gewiß nirgends tieſere Bedingungen der Staatsfreiheit, als in der durchgebildeten deutſchen Geiſtesfreiheit vorhanden ſind, die Noth aber, die dazu führen muß, ſchon ſtrudelnd von allen Seiten die Deiche bricht.

Wie Preußen der problematiſche Staat, ſo iſt die *freie deutſche Großmacht* das *Problem der gegenwärtigen Geſchichte*, und je mehr die wachſende Noth es deutlich machen wird, daß wir keine andere Wahl haben, als die zwiſchen dem Aufſchwung zu der alten Glorie des freieſten Princips und zwiſchen dem Untergange in einen fremden Geiſt, um ſo näher iſt uns der Tag des Entſchluſſes, der Aufgang eines neuen Selbſtgefühls, einer neuen Geſchichte.

Wenn nun das Menzel'ſche Buch ſich ebenfalls um Deutſchland und ſeine Noth herumdreht, wenn er die drohende Zukunft erkennt und vor Rußland und Frankreich warnt, ſo iſt dies nur ein Beweis, wie ſehr dieſe Erkenntniß ins öffentliche Bewußtſein übergegangen; wenn er ſich aber an Oeſtreich anklammert, Oeſtreich ohne Weiteres für deutſch paſſiren läßt und die Rettung in der „großen und ganzen Nationalität“ mit dieſer Vorausſetzung ſucht, ſo iſt das ein ſehr beſchränkter frommer Wunſch, während ein wenig Glauben zur Geſchichte und zum Geiſt hätte zeigen können, die Rettung ſei die, aus der Noth eine Tugend zu machen und der franzöſiſchen *Freiheit* die deutſche entgegenzuſetzen, nicht dem *franzöſiſchen Geiſt* die *deutſche Natur*, das rohe Deutſchthum, „dem kein Dorf abhanden kommen ſoll,“ für das ſich aber keine lebendige Seele intereſſirt, *wenn es nicht den Inhalt der vollen deutſchen Freiheit hat*.

Menzel nimmt das Deutſchthum unbeſehens mit jedem

Inhalt, ebenſo den Glauben, weßhalb er denn auch z. B. den ruſſiſchen Glauben für mächtiger hält, als den preuſſiſchen, England und Rußland aber für die ſtärkſten Staaten, weil dieſe, wie er meint, uneingeſchränkt über ſeine neu entdeckten vier Großmächte gebieten. Er beginnt von dem nach ſeiner Theorie ſtärkſten Staate, England, geht dann zu Rußland, Frankreich, Oeſtreich und endlich zu der ſchwächſten Großmacht, zu Preußen, fort, während doch, wie dies ſchon der obigen Andeutung eingeräumt werden wird, kein anderer Weg übrig bleibt, die Probleme der gegenwärtigen Weltlage, von denen doch die Rede ſein ſollte, zu ermitteln, als die Erörterung der gegenüberſtehenden Allianzen und Principe, die Unterſuchung, wie viel Boden ein jedes gewonnen und welche Zukunft ihm bevorſtehen möchte. Der Verfaſſer der Pentarchie fieng es daher viel geſchickter und lebendiger an, indem er von dem einen Extrem, von Frankreich, ausging und mit dem andern, mit Rußland, endigte, nur daß auch er, freilich aber aus Schlauheit, den Fehler machte, Preußen nicht in die problematiſche Stellung zu bringen, in der es ſich wirklich befindet, ſondern gänzlich an Rußland anzuſchließen mit der Inſinuation, Rußland könne ihm am beſten beiſtehen in ſeinen „kirchlichen“ Verlegenheiten, von denen gleichwohl früher offenherzig genug anerkannt war, daß ſie nicht ſowohl kirchliche, als politiſche wären, indem der Katholicismus den Rheinländern zu nichts Anderem als zum Vorwande der Oppoſition dienen müſſe.

Seit dem erſten Erſcheinen „der europäiſchen Pentarchie“ ſind kaum einige Monate verſtrichen und ſchon ſteht die europäiſche Frage auf einer ganz anderen Baſis, als damals; die Verhältniſſe ſowohl der *Quadrupelallianz Weſteuropas*, als auch die fortſchreitende Auflöſung des Zuſammenhaltes der *ehemaligen heiligen Allianz*, für die es bereits an einem bezeichnenden Namen der Einheit fehlt, indem weder der Ausdruck „nordiſche Mächte,“ noch der Gegenſatz „Oſteuropa“ recht paſſen und am wenigſten ein Princip ausdrücken will, treten in ein immer deutlicheres Licht, und wenn die orientaliſche Frage noch zur Zeit keinen europäiſchen Conflict herbeiführt, ſo hat dies ſeinen Grund ſchließlich darin, daß, bei aller Schnelligkeit der Entwickelung, dennoch der hiſtoriſche Geiſt den Punkt noch nicht erreicht hat, von dem aus er die *Intereſſen der freien europäiſchen Menſchheit* proclamiren und mit den Waffen in der Hand geltend machen könnte. Alle Entwickelung bis zu dieſem Punkte bringt keinen Krieg, ſondern bereitet ihm nur die Parole. Der Krieg aber wird auch diesmal das neue Weltalter ſanctioniren und die Geiſter prüfen, wie er bisher gethan.

Als *Frankreich* im Jahr 1830 die ältere Linie der Bourbonen und mit ihnen die Statthalterei der heiligen Allianz und das dynaſtiſche Princip der Legitimität vertrieb, und dagegen das alte Thema der freien Staatsverfaſſung als letzte Bedingung alles Regimentes erneuerte, ſchien es nur zwei Wege zu geben, um den Streit zu ſchlichten, entweder die Legitimität aufrecht zu erhalten, oder die Revolution anzuerkennen, — der Krieg war unvermeidlich, denn dieß war ſchon der Krieg. Unterdeſſen zeigte Frankreich eine Mäßigung und eine Zurückhaltung, wie die abſoluten Staaten ſie wohl ſchwerlich erwartet hatten. Nur Rußland war troz dem zum Kriege entſchloſſen; die übrigen Mächte glaubten ſelbſt nicht daran, daß es möglich wäre, das Princip der Legitimität und der abſoluten Monarchie mit irgend einer Theilnahme der Völker gegen die franzöſiſche Begeiſterung für die Staatsfreiheit geltend zu machen. Sie waren ſelbſt von neuen Elementen des öffentlichen Lebens nicht völlig frei. Nur Rußland hatte ein hinlängliches Motiv zum Kriege, weil es den Krieg ohne, ja ſogar wider die geſchichtliche Regung, rein für den Einfluß ſeines Cabinets führen konnte; und wenn es ihn auch an einer anderen Stelle fand, als wo es ihn urſprünglich ſuchte, in Polen ſtatt in Frankreich, ſo fand es doch Gelegenheit, ſich an dem revolutionären Geiſte zu verſuchen, denſelben ſchließlich niederzuwerfen und auch im Gefolge dieſes Krieges durch die förmliche Einverleibung des Königreichs Polen wieder eine Gebietserweiterung zu erlangen. Indeſſen machte Rußland, ſo gut wie Preußen und Oeſtreich, die Erfahrung, wie weit der geiſtige Einfluß Frankreichs, weil es den Wunſch und den Gedanken der Zeit, die freie Verfaſſung realiſirte, hinüberreichte, nicht nur tief in Deutſchland, ſondern ſogar in Polen hinein; dieſe Erfahrung verſchärfte den Gegenſatz gegen das franzöſiſche

Princip bis zur Furcht, und es wurde nun ſeltſamer Weiſe die Furcht und der Abſcheu vor der Revolution und in Folge deſſen vor der ganzen modernen Staatsentwicklung zum Stichwort und zur Doctrin erhoben. Als nämlich der Friede in Polen gewonnen und der Freiheitsbewegung an den Grenzen Preußens oder, wenn man will, in Preußen ein Ziel geſetzt worden war, litt es keinen Zweifel mehr, daß die drei Mächte in ihrem Beſtande eine hinlängliche Widerſtandskraft gegen den rein geiſtigen Andrang beſäßen; ſie mußten aber wohl verlegen ſein um einen einmüthigen Ausdruck ihres gemeinſchaftlichen Begriffs, ſeitdem die Talleyrand'ſche Doctrin der Legitimität es nicht mehr ſein konnte: und ſehr ungeſchickt trat hier die Doctrin der Reaction mit dem barbariſchen Princip der Furcht als Aushilfe ein. Wir haben nun Revolution und Reaction gegen einander. Der Streit gewinnt aber eine geſpenſtiſche, phantaſtiſche Geſtalt, weil die Revolution eben ſo wenig die permanente Verfaſſung der freien Staaten, als die Reaction die der abſoluten Monarchieen ſein kann und wirklich iſt. Die Scheinexiſtenz der Reaction beruht alſo auf Vorſpiegelungen und Lügen über die Staatsfreiheit; und deren erlogenes Geſpenſt nennt ſie Revolution, was ganz dasſelbe iſt, als wenn man die abſolute Monarchie den Kriegszuſtand nennen wollte, weil ſie aus dem Kriege hervorgegangen iſt. Die Theorie der Furcht wurde in der That auch nur aus Verlegenheit von Preußen und Oeſtreich, aus Schlauheit von Rußland, man darf nicht ſagen angenommen, ſondern angehört. Durch die Umwandlung Frankreichs war das viel haltbarere Legitimitätsſyſtem der heiligen Allianz, welches Frankreich mit einſchloß, hiſtoriſch negirt worden; nun fehlte es alſo den drei Großmächten, die Frankreich gegenüber ſtehen blieben, an der geiſtigen Einheit, und es war nichts als Zugreifen nach dem erſten Beſten, wenn ſie den Widerſtand gegen den hiſtoriſchen Geiſt und die Negation nicht nur ſeiner Zukunft, ſondern auch ſeiner Thaten ſeit Friedrich II. und Kaiſer Joſeph, ſeit der Revolution in Frankreich, ja ſeit der deutſchen Reformation als ein neues Princip gelten zu laſſen ſchienen. Von dieſer ſeltſamen Lehre, die auf Revolutionsfurcht beruhte und zu allerhand jeſuitiſchen und egoiſtiſchen Zwecken Revolutionsfurcht erzeugen ſollte, hatte nur Rußland und das Syſtem der Schlauheit den wirklichen, reellen Vortheil, daß es in ſeiner Beſitznahme Polens unterſtützt und in der Verlegung ſeiner Grenzen hart an Deutſchland heran nicht gehindert wurde. — War doch Rußland der muthige Ritter, der den Drachen der Revolution (nur ſo wurde der polniſche Unabhängigkeitskrieg aufgefaßt) in Polen niederwarf und in Ketten legte. — Oeſtreich dagegen konnte davon nur den imaginären und ſehr problematiſchen Nutzen ziehen, daß nun ſo doch ein leidlicher Zuſammenhalt gegen Frankreich vorhanden ſei, und Preußen im Innern von Deutſchland deſto eher, auch auf Koſten ſeines geiſtigen Einfluſſes, Oeſtreichs Anſichten theilen und unterſtützen werde.

Preußen aber endlich ſelbſt hat nur die äußerſten Calamitäten davongetragen, theils ſogleich in der Ausdehnung der bedenklichſten aller Nachbarſchaften, der ruſſiſchen, die in ſo kurzer Zeit bereits ſo deutlich ihr verhängnißvolles Weſen manifeſtirt hat, theils in den Kölner und hannöverſchen Wirren, die entſchiedene Ausflüſſe der reactionären Doctrin und zugleich die augenfälligſten Beweiſe davon ſind, daß Preußen in dieſem Syſteme nicht ſeine Stärke, ſondern nur ſeinen ſchlimmſten Feind, die Paralyſirung ſeiner Macht nach Oſten, nach Weſten und nach Süden, gegen Rußland in Poſen und Schleſien, gegen Frankreich in der Rheinprovinz und gegen das conſtitutionelle Deutſchland durch den Verluſt ſeiner Popularität zu ſuchen habe. Indeſſen iſt die Reaction, ſo ſehr ſie auch, theils durch ihre praktiſchen Conſequenzen, theils durch die gegen ſich hervorgerufene Polemik, ihre verderblichen, ſtaatsgefährlichen Wirkungen an den Tag gelegt hat, immer noch nicht an ihrem Ziele angelangt, und fährt fort mit der handgreiflichen unverſchämten Inſinuation, es gäbe keine andere Wahl, als zwiſchen der „Verrücktheit der Reaction“ und „den Gräueln der Revolution,“ während doch das ganze conſtitutionelle Deutſchland, Hannover ſelbſt nicht ausgenommen, den unwiderleglichen Beweis liefert, daß die Staatsfreiheit, die der Geiſt der neueſten Geſchichte gegründet, nichts weniger als „ein revolutionäres Gräuelthum“ iſt.

Von Frankreich aus angeſehen bildet nun die Reaction gegen die Bewegung der Geſchichte ſeit dem Jahr

1830, theils als Krieg Rußlands gegen das inſurgirte Polen, theils als paſſiver Widerſtand, beobachtende Politik und Gewährenlaſſen Rußlands, bei aller auflöſenden Gährung innerhalb ihrer ſelbſt, eine gegneriſche Stellung, welcher Frankreich ein Gegengewicht zu verſchaffen ſuchen mußte. Ein ſolches iſt die Quadrupelallianz zwiſchen England, Frankreich, Spanien und Portugal, mit dem ausgeſprochenen Zwecke, der Reaction in Spanien und Portugal entgegenzuwirken.

Die pyrenäiſche Halbinſel ließ es lange zweifelhaft, ob in ihr die neue oder die alte Zeit den Sieg erringen werde, und wenn irgend wo, ſo konnte hier davon die Rede ſein, daß eine Revolution und eine Reaction wirklich exiſtire, eine kämpfende Gährung gegen die andere, aber noch keine beſtimmten Formen die freie und die unfreie Seite entſchieden darſtellten. Weder Dom Miguel's noch Don Carlo's Vertreibung hat einen fertigen freien Staat hinterlaſſen, im Gegentheil, die ganze Schwierigkeit zeigt ſich erſt jetzt, nun die erlöſchende Karliſtennoth zur inneren Organiſation einigen Raum gewährt. Bedeutende, tapfere, aber geiſtig verwahrloſte Provinzen ſetzen die Freiheit nicht in das Geſetz und die Verfaſſung eines allgemeinen Staates, ſondern in Privilegien und trotzige Unabhängigkeit, die ſie bisher genoſſen, und es fällt in die Augen, daß nur der Bruch der Capitulation mit Maroto über die Fueros zu einer wirklichen Staatsindividualität und ihrer freien Selbſtbeſtimmung führen könnte. Die neuſten Ereigniſſe im

Schoße des Congreſſes beweiſen außerdem und von einer anderen Seite, wie wenig das anticarliſtiſche Spanien ſogleich das freie genannt werden dürfe, und wie mannigfache Hinderniſſe einem geſunden Staatsleben auf dieſem Boden des capricirten Pfaffenthums und der Inquiſition ſich entgegenſtellen. Es fehlt die Bildung und die innerliche Freiheit, die nun erſt in dem Kampfe um die äußerliche, die Staatsfreiheit, nachgeholt werden ſoll; und wundern darf ſich wahrlich Niemand, wenn die freien Formen nun ſofort mit unfreiem Inhalt ſich ausfüllen, der Kampf alſo da erſt recht beginnt, wo man ſeine Früchte in Beſitz zu nehmen gedachte. Dennoch erreicht die Quadrupelallianz ihren Zweck: es iſt lächerlich, mit Menzel „nur einen brennenden Vulcan, deſſen Angelegenheiten auf der europäiſchen Wagſchale nicht ſchwer wiegen," in der Gährung der pyrenäiſchen Halbinſel zu erblicken. Dieſe Länder haben ihre Wichtigkeit darin, daß die Richtung ihrer innern unabhängigen Entwickelung auf freie Formen des Lebens und dadurch auf die überſprungenen freien Formen des Geiſtes, auf religiöſe und ſittliche Freiheit, geſichert, alſo auch für ſie die Ausſicht auf die tiefſten Quellen der Macht eröffnet iſt. Dies weiß man jetzt und darum wiegt die Quadrupelallianz, ſeit dem begonnenen Rückzug des Carlismus aus Spanien, um Vieles ſchwerer in der europäiſchen Wagſchale, wo der langgenährte Zweifel, ob denn doch am Ende mit Don Carlos das Mittelalter nicht noch einmal in Madrid einziehn werde, nun bereits entſchieden für nichts Anderes gilt, als für ein todtgebornes Kind des reactionären Schwindelgeiſtes. Europa muß nun zugeben, ſelbſt in den verwahrloſten Ländern des blutigſten und brutalſten Katholicismus war alſo die Reaction nicht im Stande, ſich durchzuſetzen.

Viel energiſcher und intimer, als in Spanien, war die Oppoſition gegen die freie Staatsform, welche im Innern von Frankreich ſelbſt theils die Diplomatie, theils der König Louis Philipp unterhielt. Setzte ſie hier ſich durch, ſo waren alle Fäden der neuſten Entwickelung aufgetrennt und der Beweis geliefert, daß es mit dem Geiſte und ſeiner Macht dennoch nichts ſei, daß es keine Freiheit, ſondern nur Willkür gäbe, und daß vor allen Dingen die Franzoſen wohl des Champagnerrauſches der Revolution, aber nicht der nüchternen Selbſtbeherrſchung eines geordneten Staatslebens fähig ſeien. Und ſo allgemein hatte dieſer atheiſtiſche Zweifel an dem Geiſt der Geſchichte die Gemüther ergriffen, daß man mit großer Zuverſicht nichts Anderes erwartete, als entweder den Sieg des Königs und ſeiner ſchlauen Politik oder einen neuen Umſturz aller gegenwärtigen Staatsverhältniſſe, eine zu ſtockdeutſche Meinung, als daß Menzel nicht auf ſie ſeine ganze Berechnung der Zukunft bauen ſollte. Während die Männer, welche Geiſt, Leben und eine inhaltsreiche Geſchichte der europäiſchen Menſchheit zu ſchätzen wiſſen, auch Frankreichs Verdienſte um Deutſchland anerkennen, ſchreit die ſtockdeutſche Richtung über nichts als Gräuel und Untergang, der uns von den Franzoſen käme. Gänzliche Irreligioſität, völlige Demoraliſation und unauslöſchliche Eroberungsſucht wird „den ſchnöden Franzoſen" immer von neuem nachgeſagt, und dieſe übelbegründeten Anklagen ſind grade jetzt in den Dienſt der Reaction getreten, um damit die ganze vorweltliche Zopfwirthſchaft, von der die Franzoſen uns befreit haben, anzupreiſen, die Inſtitutionen aber, die ſie angeregt und eingeführt, als unſittliche zu verdächtigen. Zweifelte man in Spanien an der Geſchichte und an der Macht ihrer Conſequenzen, ſo war der Zweifel an der franzöſiſchen Freiheit faſt noch allgemeiner verbreitet, ſo allgemein, daß ſelbſt freiſinnige Deutſche ſich nicht zu bedenken pflegten, Frankreich die Fähigkeit zu einer wirklichen Staatsfreiheit kurzweg abzuſprechen und dafür von ihm nur heilſame Anregungen intermittirender Begeiſterung zu erwarten.

Aber *Frankreich* verkennen, heißt die neuſte Geſchichte verkennen, und es wäre eine verhängnißvolle Blindheit, wenn man einen Nationalgeiſt verachtete, der ſich unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen ſo entſchieden die Initiative der europäiſchen Bewegung wiedererobert hat, daß ſeine Widerſacher kein anderes Princip, als das der *Furcht* ihm entgegenzuſetzen wiſſen, daß ſeine eignen Principien aber überall, wo ſie ſich einleben, einen neuen Aufſchwung der Macht, ein concentrirtes Staatsbewußtſein, eine völlige Verſöhnung von Regierung und Staat mit ſich führen. Bei alledem, wir geſtehn es zu, wurde Frankreich, ſobald die Theilnahme für ſeine neuſte Revolution ſich abgekühlt hatte, von einem großen Theil derer, die ſich für Politik intereſſiren, entſchieden als das Experiment der neuen Staatsform behandelt und theils mit banger Erwartung, theils mit den ſchlimmſten Prophezeihungen begleitet. Hiezu gab die Wiederkehr der Emeuten und Attentate, die dadurch erzeugte mißtrauiſche Stellung des Königs, und, wenn er immer noch mit der größten Mäßigung verfuhr, zuletzt ſogar der Umſtand Veranlaſſung, daß er mit Charakter durchgriff und die Zügel der Regierung nicht gänzlich in die Hände eines ſyſtematiſch und principiell gebundenen Miniſteriums niederzulegen ſich getraute. Alſo, ſchien es denn doch, hatte der König ſelbſt kein Vertrauen zu dem Geiſt des neuen Frankreichs, in deſſen Namen er regierte. Dieſe Frage trat in der Coalitionsoppoſition offen ans Licht in der ſcheinbar feinen, aber gründlich eingreifenden Unterſcheidung zwiſchen le roi regne, il ne gouverne pas, welche darauf hinausläuft, ob ein principielles Miniſterium, hier natürlich im Sinne des neuen Frankreichs, oder ein ſelbſtherrſchender König und damit denn auch perſönliche Rückſichten regieren ſollten. Die ſchroffe Negation einer ſolchen perſönlichen Rückſicht und eines zu ſehr nach dem alten Regiment ſchmeckenden Dotationsantrags hat daher mit Recht eine entſcheidende Bedeutung gewonnen. Mit dem Miniſterium Thiers iſt nun, wie es bis jetzt den Anſchein hat, die große conſtitutionelle Frage gelöſt und zu gleicher Zeit der Zweifel an dem franzöſiſchen Charakter und der franzöſiſchen Freiheitsfähigkeit in dem wichtigſten Punkte beſeitigt. Das Princip des freien Frankreichs, ſodann die engliſche Allianz, das Princip der Quadrupelallianz und die aufrichtige Realiſirung dieſer bedeutenden und mächtigen Richtung im europäiſchen Völkerleben iſt proclamirt und geſichert. Am entſchiedenſten hat dieſe Wendung der Dinge vorhergeſagt und dieſelbe, nun ſie eingetreten iſt, ſehr gründlich zu würdigen gewußt der Correſpondent der Leipziger Allgem. Zeitung mit dem Zeichen * * *. Er ſchreibt unterm 1. März: „Thiers befindet ſich nunmehr an der Spitze eines einzig und allein nach den ſtrengſten parlamentariſchen Formen, im engliſchen Sinne, gewählten Cabinets, dem erſten der Art in Frankreich, beſtehend aus lauter Mitgliedern, die an dem Coalitionskampfe Theil genommen und ihn nie desavouirt haben, und repräſentirend alle von der Kammer ausgeſprochenen nothwendigen Reformen. — *Thiers hat eine bis dahin noch unerhörte Gewalt in ſeiner Hand vereinigt*, und mit dieſer Kraft tritt er zugleich nicht nur den Parteien in der Kammer und in der Preſſe, den Bonapartiſten, Legitimiſten und Republikanern, er tritt mit ihr auch den ſo verwickelten europäiſchen Verhältniſſen gegenüber, in einem Augenblicke, wo ſogar Spanien neuen innern Bewegungen entgegengeht. Die Aufgabe iſt ſo überwältigend, daß Jedermann den beiſpielloſen Muth anſtaunt, mit dem ſie übernommen wird; *freilich iſt dem, der ſie löſt, auch wohl eine der glänzendſten Rollen in der neuern Ge-*

ſchichte vorbehalten *). — Was hiebei ermuthigen kann, iſt, daß es ſcheint, als ob der König jetzt ganz gerade ſo die Lage betrachte, daß er volles gegenſeitiges Vertrauen und volle bonne foi zwiſchen ihm und ſeinem neuen Miniſter für nöthig halte, und daß keine arrière-pensée ihn diesmal bei ſeinem Verkehr mit ihm geleitet." Dies iſt der Punkt: der König hat ernſtlich das reinfranzöſiſche Intereſſe ergriffen, und in dem Miniſterium Thiers der Staatsfreiheit des neuen Frankreichs die Verheißung einer rückhaltloſen und gründlichen Durchbildung hingeſtellt. Und ſomit wäre auch in Frankreich ſelbſt der vornehmſte Widerſtand gegen die conſequente verfaſſungsmäßige Fortbildung überwunden, und die Einrede gegen die Würdigkeit des franzöſiſchen Volks zur Freiheit um ihre Kraft gekommen.

Die unmittelbare Rückwirkung auf das übrige Europa iſt die Niederlage des reactionären und die Stärkung des geſchichtlichen Geiſtes. Gelingt es nun Frankreich vollends, ſeine religiöſe Reaction durch die Pflege der freien Wiſſenſchaft, wozu ſchon der Name Couſin, den wir unter den neuen Miniſtern finden, Hoffnung giebt, gründlich zu beſeitigen, ſo wird Deutſchland Mühe haben, ein poſitives Selbſtbewußtſein dagegen aufzubringen. Dies iſt die Gefahr. Je freier Frankreich wird, deſto dringender wird es für Deutſchland und namentlich für Preußen,

---

*) Thiers hat weder ſeine noch Frankreichs Rolle behauptet. Der Sohn der Revolution iſt ein Sohn der Reaction geworden, und das alte Dilemma tritt wieder auf

nicht zurückzubleiben: der Sirenengeſang wird gehört und, was das Schlimmſte iſt, ihm gefolgt zu ſein, nicht bereut. Verlaſſe ſich nur Keiner auf das Deutſchreden, auf das deutſche Nationalbewußtſein! Nationalbewußtſein iſt politiſches Selbſtbewußtſein der Nation, nicht das abſtracte leere Andersreden und Andersſein, als andere Leute. Das Elſaß beweist es genug, daß die Deutſchen gegen Frankreich nicht ſpröde ſind, wenn ſie Theil haben dürfen an ſeiner Freiheit und an ſeiner Geſchichte. Hier iſt wahrlich nicht von der bloßen Rheingrenze die Rede, ſondern von der Zerdrückung Deutſchlands zwiſchen Frankreich und Rußland, zwiſchen Geſchichte und Widerſtand gegen die Geſchichte; es handelt ſich um die welthiſtoriſchen Ehren des deutſchen Namens, die mit dem abſtract-nationalen Pathos der Freiheitskriege, wo Freiheit und Franzoſen-Vertreibung gleichbedeutend war, nicht zu halten und zu retten, mit dem ruſſiſchen Reactionsſyſtem nun aber vollends nicht zu erringen ſind.

Um die Gefahr, in welcher Deutſchland vor der geiſtigen oder, wie man ſonſt zu ſagen pflegte, moraliſchen Macht Frankreichs ſchwebt, noch zu vermehren, iſt allerdings die feſte Ueberzeugung der meiſten franzöſiſchen Politiker, daß ihnen die Rheingrenze nothwendig ſei und auch von Rechtswegen zuſtehe, eine ſehr bedenkliche Erſcheinung, und Menzel hat mit Recht auf die Offenherzigkeit Armand Lefebvre's in dieſem Punkt ein großes Gewicht gelegt. Von Frankreich aus ſieht nämlich die Poſition Preußens am Unterrhein ohne Weiteres als eine Gefährdung der Hauptſtadt aus. „Zwar hat das feindliche Europa," ſagt jener Schriftſteller, „in Folge der belgiſchen Revolution ſich von der Maas gegen die Schelde zurückgezogen; dennoch iſt die Freiſprechung der franzöſiſchen Grenze noch unvollſtändig; ſie wird erſt genügend ſein, wenn wir wieder bis an den Rhein uns ausdehnen, und wenn Preußen und Baiern aufs rechte Ufer zurückgehn. Wer in Frankreich ein der Größe, Würde und Sicherheit des Vaterlandes geweihtes Herz im Buſen trägt, muß von Schmerz erfüllt ſein bei dem Gedanken an die Schwäche unſerer Grenzen; muß mit aller Energie des Beſtrebens die Gelegenheit aufſuchen, aus dieſem Zuſtande hinauszutreten. Wir dürfen nicht vergeſſen, was wir einſt waren! — Seit 1830 haben wir die Folgen dieſer Veränderungen mit bewundernswürdiger Mäßigung ertragen; Europa wäre jedoch im Irrthum, wollte es daraus ſchließen, daß wir für immer auf Beſitzungen verzichtet haben, welche unabweislich von der Sicherheit unſeres Gebietes und unſerer Hauptſtadt zurückgefordert werden."

Dies Gefühl iſt ſehr begreiflich; dazu der Enthuſiasmus für Ruhm und Vaterland, für das herrſchende Frankreich allgemein. Es wäre aber ſehr verkehrt, wenn man die Gefahr Deutſchlands hiervon in erſter Linie ableiten wollte; die Eroberungsluſt und der Ehrgeiz, ja ſelbſt der ſchmerzlich empfundene Arrondirungstrieb Frankreichs würde an dem deutſchen Staats- und Nationalgefühl ein ausreichendes Gegengewicht haben. Gefährlich wird jene Tendenz erſt in zweiter Linie, ſofern ſie ein wahres und ſittliches Princip, die Alles überwältigende Idee des Jahrhunderts, die volle bürgerliche Freiheit, im Hintergrunde hat. Damit tritt die wahre Gefahr erſt ein, und es iſt keine Rettung in der Welt, als Princip gegen Princip, Geiſt gegen Geiſt, Freiheit gegen Freiheit einzuſetzen, wenn die Aufgabe die iſt, die Rheinlande bei Deutſchland und die kleinen deutſchen Staaten beim preußiſchen Intereſſe, wie im Freiheitskriege, zu erhalten. Hat aber Deutſchland, verſteht ſich, ſofern es deſſen fähig iſt, alſo das proteſtantiſche, außeröſtreichiſche, reindeutſche, einen gleichen ſittlichen, ideellen, geiſtig wahren und darum ſicheren Zuſammenhalt gewonnen, ſo iſt Frankreichs Ehrgeiz und Rivalität nicht mehr gefährlich.

Frankreich hat alſo eben ſo, wie auf einer tieferen Stufe die pyrenäiſche Halbinſel, den Wachsthum ſeiner Macht in ſeiner inneren Befreiung, dem eigentlichen Sinn der Quadrupelallianz, deren letztes mächtiges Mitglied, England, daher von dieſem Geſetz nicht ausgenommen iſt. Wir haben geſehn, daß England, nach ſeinen letzten Reformen und nach der gemäßigten Entwickelung Frankreichs, in dem alten Rivalen ſeinen natürlichen Freund anerkennt und ſich ſelbſt in ihm wiederfindet. Dennoch hat England kaum mehr als den guten Willen einer innerlichen Befreiung durchgeſetzt. Es ſeufzt unter dem Druck eines egoiſtiſchen Adels und deſſen Monopolen mit Korn und Sinecuren; es iſt gebunden in der Starrheit eines pfäffiſch bornirten Kirchenweſens; ſeine Univerſitäten ſind die Sitze der Beſchränktheit und Unfreiheit; und alle dieſe Krebsſchäden werden geſetzlich vertreten im Unter- und im Oberhauſe, und wehren ſich gegen ihre Beſeitigung mit unerhörter Starrheit und mit der ſchamloſeſten Parrheſie des Egoismus; die Schulen ſind nicht minder im Verfall; die Fabrikwirthſchaft hemmt die leibliche und geiſtige Geſundheit, und erzeugt eine Sklaverei, die an Härte die antike noch weit übertrifft; die Geſetze ſind zum undurchdringlichen Wuſt verwildert; die Rechtspflege iſt fabelhaft theuer und an unvernünftige Förmlichkeiten gebunden; das Militärweſen, ſowohl in der Käuflichkeit der Officierſtellen als in einer barbariſchen Disciplin, weit hinter dem franzöſiſchen und preußiſchen zurück; — das ganze Leben durch und durch von verknöcherten, zum Theil ſchreiend mißbräuchlichen Formen beengt und belaſtet; das Mittelalter und der Katholicismus ſo wenig in ihrer Wurzel beſiegt, daß alle Reformen, die bis jetzt erobert wurden, noch gar nichts geleiſtet haben, um das Land an der Nothwendigkeit der erſchütterndſten Kriſen vorüberzuführen, wenn es in völliger Durchbildung die geiſtige, ſociale und ſtaatliche Freiheit, deren Begriff es ſo entſchieden anerkennt, erreichen will. Dabei brauchen wir die iriſchen Zuſtände gar nicht in Betracht zu ziehen, um von der Nothwendigkeit einer Radicalreform in einem noch umfaſſenderen Sinne und nach viel tiefer greifenden Principien, als ſelbſt die Partei der Radicalen es beabſichtigt, aufs Lebhafteſte durchdrungen zu ſein. Die

Zukunft Englands gehört dem demokratiſchen Gemeinſinn. Der Gegenſtoß gegen das jetzige Princip der rohen, menſchenverachtenden und menſchenverwüſtenden Privat-, Induſtrie- und Eigenthümer-Willkür wird eine erſchütternde Revolution erzeugen. Wir würden aber darin ſo wenig den Sturz dieſer mächtigen Nation erblicken, daß wir vielmehr einen deſto kräftigeren Aufſchwung, ja die eigentliche Beſitznahme der innerſten nationalen Machtquellen erſt von einer gründlichen Beſeitigung aller barbariſchen und egoiſtiſchen Sitten und Inſtitutionen erwarten. Der ganze bisherige Verlauf drängt unaufhaltſam darauf hin: das jetzige Syſtem ruinirt ſich ſelbſt; und wenn der Engländer ſich ein langſames Durchdringen der Freiheit gefallen läßt, ſo thut er es nur darum, weil er des endlichen Erfolges im Voraus verſichert iſt; und hierin beruht ſein ſtolzes Nationalbewußtſein, die einmüthige Energie ſeines kriegeriſchen Auftretens, welche aber allerdings auch nicht wenig geſtützt wird durch die ſpecifiſch inſulariſche Schiffercultur und Natur; denn dieſe erzeugt aus dem Kampf mit dem Meere, aus den Gefahren und ihrer Ueberwältigung, die fortdauernd die Seefahrt aufbringt, eine Allem überlegene Tapferkeit, eine zur Gewohnheit gewordene Todesverachtung.

Die aufgeregte und vielfach geübte Nationalkraft, die im Innern kein Genüge fand, hat ſich in eine ungeheure Weite nach Außen verbreitet, wilde Völker und uncultivirte Länder, jede Zone und jedes Klima überwältigt, und den germaniſchen Stamm in alle Welttheile überſiedelt. England iſt vorzugsweiſe das Land, welches zu jedem Fleck der bewohnten Erde ſeine Beziehungen hat und daher von keiner Veränderung in der Ferne unberührt bleibt; kein Volk iſt bei aller Intenſivität ſeiner Entwickelung ſo ſehr nach Außen gerichtet. In dieſer weltumfaſſenden *Ausbreitung* trifft es nun vornehmlich mit Rußland zuſammen; und wenn es ſchon dem Princip nach ſich der Reaction Rußlands gegen die innere germaniſch-romaniſche, gegen die wahrhaft geſchichtliche Entwickelung widerſetzte, ſo iſt es nicht minder der *ſlaviſchen Ausbreitung* mit ſeiner *germaniſchen* feindlich gegenübergeſtellt. Beide Völker begegnen ſich im Orient, und beide verhehlen es ſich ſchon jetzt nicht, daß ſie hier einen Kampf werden zu beſtehen haben. Nur ſcheint ſich derſelbe für jetzt zwar noch zu vertagen, und dies um ſo mehr, ſeit durch Thiers Frankreich ſeiner iſolirten Vertretung Aegyptens zu entſagen ſcheint. Man wird den ägyptiſchen Andrang nach Aſien als einen barbariſchen behandeln und in ſeine Grenzen zurückweiſen, und es möchte ſich gar leicht eine vorläufige Löſung der orientaliſchen Frage ergeben; allein ſie wird immer nur *vorläufig* ſein, und, anſtatt das türkiſche Reich zu ſtärken, das Türkenthum und ſeine Barbarei nur mit deſto ſchnelleren Schritten ſeinem Verhängniß entgegenführen. Dann aber tritt der Conflict mit Rußland unabweisbar von Neuem ein, vielleicht aber in einer Zeit, wo auch das ruſſiſche Barbarenthum zum wenigſten ſein europäiſches Verhängniß wird erfüllt haben, eine Zukunft, deren Europa und die Macht ſeiner Geſchichte gewiß ſein darf.

Und dieſe Zukunft der europäiſchen Menſchheit liegt in der Vollendung der hiſtoriſchen Anlage Deutſchlands und Preußens, der Nation der europäiſchen Mitte. Der welthiſtoriſche Einfluß Preußens iſt ſecundär, und doch hat dieſer kleine Staat überall, wo er die Idee der Zeit verfocht, einen überwältigenden Charakter und eine hinreißende Bedeutung gewonnen; der Einfluß des conſtitutionellen Deutſchlands im Verhältniß zur Geſchichte Europa's ſchlummert, und doch iſt dieſes Deutſchland und Preußen das geiſtig freieſte Volk der Welt. War Frankreich berufen, den Begriff der menſchlichen Freiheit, nachdem ihn die deutſche Reformation zu der Form der Gewiſſens- und Geiſtesfreiheit erhoben hatte, auf das Staatsleben anzuwenden, und durch ſeine glorreiche Revolution zu verkündigen, daß von nun an die Menſchen alle gleich und alle frei ſein ſollten, nicht nur im Reiche des Glaubens und des Denkens, ſondern auch gleich dem Rechte nach und frei im Leben des Staates und im Reiche der Welt: ſo iſt nun Deutſchland berufen, die Wahrheit dieſes Gedankens zur gründlichſten Realität, zu ſeiner wohlgepflegten reifen Frucht zu bringen: denn nur Deutſchland hat die Vorausſetzung des neuen Schrittes der Geſchichte, die Reformation, in ihrem tiefſten Grunde und in ihren humanen Conſequenzen erſchöpft und in ſich lebendig gemacht.

Wenn wir hier von Deutſchland reden, ſo können wir Oeſtreich aus dem Grunde nicht mit darunter verſtehn, weil es beide Weltbegebenheiten, die Reformation ſowohl, als die Revolution, dem Grundſatze nach zurückweiſt; und indem es ſowohl die Geiſtes- als die Staatsfreiheit nur factiſch in ſich eindringen läßt, dem Verſuche Kaiſer Joſeph's II. aber, Beides dem vollen Grundſatze nach feſtzuſtellen, die Reaction ſeiner unfreien Nationalitäten und des Katholicismus entgegengeſetzt hat, bleibt ihm, als Deutſchland betrachtet, nur das Prädicat des alten, vorzeitlichen Deutſchlands übrig; das gegenwärtige, das neue Deutſchland, können nur die kleinen conſtitutionellen Staaten und Preußen genannt werden. Hier fällt es aber ſogleich in die Augen, daß während Oeſtreich, ſeit Joſeph II. es ſorgfältig vermieden hat, überhaupt ein Princip zu proclamiren und einen uniformirenden Gedanken in ſeiner Politik des Innern geltend zu machen, Baiern mit der Thronbeſteigung des jetztregierenden Königs zuerſt unter großem Beifall aller Patrioten das deutſche Princip, die deutſchen Erinnerungen, die deutſche Begeiſterung, die deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft bei Namen nannte, ſodann aber im Laufe der Zeit die Wiſſenſchaft immer mehr zurück, die Kunſt immer mehr vortreten ließ, und endlich es gar kein Hehl mehr hat, daß es weſentlich das alte Deutſchland, das Mittelalter, den Katholicismus, die religiöſen Orden, ja ſogar das alte Verhältniß zu Italien im Schilde führe, ſo daß Baiern nun in aller Schroffheit das ausſpricht, was Oeſtreich vermöge ſeiner hiſtoriſchen Verwicklungen nur vorſtellt.

Die ſchroffſte Geſtalt der Reaction in Deutſchland iſt alſo die bairiſche. Sie hat ſich vornehmlich gegen Preußen gewendet, die katholiſche Oppoſition ermuntert und belebt, zwar nicht im Namen des Staats, aber doch mit ganz beſonderer Cenſurfreiheit und aus dem Munde eines geadelten und ausdrücklich geehrten Mannes. Dennoch würde man ſich irren, wollte man *Baiern* dieſe ſeine gegenwärtige Richtung entgelten laſſen und ſowohl von der Bildung Altbaierns, als von dem Proteſtantismus Frankens und der Freiſinnigkeit Rheinbaierns abſtrahiren. Die altdeutſchen Mucken ſind nicht Volksbewußtſein. Es hat damit dieſelbe Bewandtniß, wie mit der Oppoſition des Katholicismus in Preußen; dieſe Oppoſition iſt ſo wenig religiös, daß ſie die Religion nur ergreift, weil ſie ihr grade vor die Hand kommt, um die *politiſche Oppoſition* zu verdecken, weßhalb es ihr denn auch gar nicht auf die *Dogmen*, ſondern auf die *Rechte* der Kirche dem Staat gegenüber ankam, das heißt auf eine Oppoſition gegen den *preußiſchen Polizeiſtaat*. Die Oppoſition gegen die *abſolute Monarchie*, deren Vollendung in der preußiſchen Beamtenhierarchie und ihrer Controleregierung vorliegt, konnte allerdings aus dem reactionären Beſtreben, die abgeſonderte Kirche, die ſelbſtändigen Corporationen, die Particulargerechtſamen, alſo die Auflöſung des centraliſirten und fortgebildeten Staates in das überwundene atomiſtiſche Zerwürfniß des Mittelalters wiederherzuſtellen, nur mißlingen. Die fundamentale Staatswahrheit der abſoluten Monarchie hat gegen den factiſchen und praktiſchen Andrang der Reaction keinen Augenblick ihre Macht verläugnet; dennoch iſt das Stillewerden des Katholicismus und der Sieg über dieſe Reaction kein Sieg über die Oppoſition. Eines Theils iſt die Reaction und ihre Doctrin keineswegs beſeitigt, im Gegentheil, ſowohl gegen das freie Denken, als gegen den freien Staat, denen ſie deſtructive Tendenzen und Revolution verwirft, läßt ſie ſich fortdauernd mit Beifall vernehmen, und vom Staatsdienſt iſt ſie nicht ausgeſchloſſen, obgleich ſie eben dieſem Staatsdienſt und eben dieſem Staatsglauben, dem Proteſtantismus, offen und mit der unglaublichſten Unverſchämtheit den Krieg erklärt. Das Ignoriren des feindlichen Elementes, zu dem die Staatsbeamten trotz des Selbſtgefühls der Beamtenhierarchie ſich genöthigt ſehn, wird erzwungen durch die Revolutionsfurcht und durch den Aberglauben, jene reactionäre Doctrin ſei fähig, das Princip der Staatsfreiheit mit Erfolg zu bekämpfen. Auf der andern Seite iſt die Forderung der Zeit und des Begriffs, bei dem Beamtenſtaat und der abſoluten Monarchie nicht ſtehen zu bleiben, ſondern zu den freieren Formen des modernen Staates fortzuſchreiten, dieſer letzte Kern der rheinländiſchen Oppoſition in der katholiſchen Beſchwichtigung gar nicht berührt worden. Im Gegentheil, die Oppoſition iſt darum verdeckt geblieben, weil ſie gar keine praktiſche Anknüpfung im Staatsleben findet, und „de Prüß“ nennen ſie Alles, was den Staat bei ihnen darſtellt, als gehörten ſie gar nicht mit dazu. Der Beamtenſtaat iſt nicht fähig, dieſes fremde Bewußtſein zu aſſimiliren, auch die Zeit hat hier wegen der localen Abſperrung nicht die Kraft gehabt, wie z. E. in Sachſen. Man vergeſſe nie die Nähe Frankreichs und den verhängnißvollen Ausdruck, mit welchem die Rheinländer ſich ſelbſt „Europäer" nennen.

Aber die abſolute Monarchie fühlt mehr Zutrauen zu der Reaction, als zur Conſtitution, mehr Zutrauen zu den Pietiſten und Jeſuiten, als zu den Philoſophen und Liberalen, mehr Zutrauen zu den Stollbergiſch-Hallerſchen Reſtaurateuren, als zu den Reformern, welche aus der abſoluten Monarchie dem Begriffe gemäß den abſoluten Staat hervorgehen laſſen wollen, den Staat, welcher nicht umſonſt in Folge der Reformation das Göttliche in ſein Bereich gezogen und dem Reiche der Welt „das Reich Gottes" einverleibt hat, der vielmehr nun nicht abfallen darf von dem großen Gewinn, daß wir alle unmittelbar das Göttliche oder die Freiheit als unſre That, als unſern Beſitz gewonnen haben und darum nun auch Staat, Geſetz und die Arbeit der Entwicklung der Menſchheit, mit der vollkommenſten Betheiligung unſerer Mitwirkung und unſers Mitwiſſens, uns aneignen wollen. Dies iſt die Nothwendigkeit des Begriffs und der Geſchichte. Erſt mit der Verwirklichung der geiſtigen Freiheit zur politiſchen, der unabweislichen Aufgabe unſers Jahrhunderts, iſt es Preußen möglich, die höchſten welthiſtoriſchen Ehren zu erringen; erſt in der Geltung als weltbewegendes Princip hat der Nationalgeiſt ſeine Befriedigung und ſeine Freiheit erreicht.

Die kleinen deutſchen Staaten ſind gegenwärtig frei, aber ſie ſind nur bedingt frei, ihr Princip iſt nicht von deutſcher, noch viel weniger von europäiſcher Geltung, der abſolut freie Staat, die freie deutſche Weltmacht, kann nur durch Preußens Entſchluß zur conſtitutionellen Durchbildung entſtehn. Der abſolute Staat deutſcher Nation iſt aber, wenn er einmal gewonnen iſt, die Spitze der europäiſchen Menſchheit, und auf einer Baſis begründet, die an Sicherheit und innerer Kraft bei weitem die franzöſiſche und engliſche übertrifft, ihren Kriſen und Extravaganzen nicht ausgeſetzt und vor ihren Uebergriffen vollkommen geſichert iſt. Bisher iſt der abſolute deutſche Staat, die welthiſtoriſche Geltung des deutſchen Namens, nur problematiſch, nicht wirklich.

Wie Preußen gegen Frankreich dieſe problematiſche Stellung hat, und ſie nur dadurch glücklich löſen kann, daß es dem romaniſchen abſoluten Staate den germaniſchen, der franzöſiſchen Freiheit die intenſivere deutſche entgegenſetzt, ſo hat Oeſtreich eine problematiſche Stellung gegen Rußland und unläugbar die Aufgabe, dem ruſſiſchen Panſlavismus einen in ſich befriedigteren und durch freie Reformen concentrirten Slavismus entgegenzuſetzen, dergeſtalt, daß die Regungen der böhmiſchen, ungariſchen (in Ungarn regt ſich das Slaventhum eben ſo energiſch, als das

Magyarenthum) und andern Slaven, die eine freie nationale Bildung erſtreben, eine Literatur begründen, nicht zum Abfall von dem Kaiſerhauſe und zum Anſchluß an Rußland, ſondern vielmehr zu einem möglichſt ſchroffen Gegenſatz gegen dieſen gefährlichen Feind führen. Die Verhältniſſe der Türkei und die mögliche Verſelbſtſtändigung ihrer ſlaviſchen Donauprovinzen geben dieſem Punkt eine erhöhte Wichtigkeit, die magyariſche Bewegung regt den Nationalitätsdrang noch mehr auf oder, richtiger, iſt nur daſſelbe Symptom, wie die böhmiſchen Beſtrebungen, und es wird kein anderer Ausweg übrig bleiben, als den Begriff des Kaiſerthums, d. h. der Herrſchaft über verſchiedene ſelbſtändig ſich entwickelnde Nationen, muthig zu realiſiren und unter allen möglichen Reformen jede einzelne Nation zur Befriedigung gelangen zu laſſen. Die Germaniſirung ganz Oeſtreichs oder auch nur die entſchiedene Herrſchaft des Germanismus in Oeſtreich wird unmöglich ſein, zumal dieſer Germanismus nur genußſüchtig, nicht ſtrebſam zu ſein ſcheint. Seine innere Entwicklung iſt noch ſehr verdeckt, ſcheint aber eher durch den Druck Rußlands auf ſeine Grenzen und auf die Donauländer, als durch das deutſche oder franzöſiſche Verhältniß motivirt zu werden, und es iſt jedenfalls eine ganz ähnliche Stellung Oeſtreichs zu Rußland, als Preußens zu Frankreich, nicht in Abrede zu ſtellen. Oeſtreich iſt in die ſlaviſche Bewegung verwickelt, wie Preußen in die deutſche und franzöſiſche. Eine Allianz Preußens und Oeſtreichs aus dem deutſchen

Princip heraus iſt daher nur möglich, ſo lange der deutſche Inhalt ganz allgemein und unentwickelt, folglich aber auch ohne Kraft und Bewußtſein gedacht wird; eine Allianz des entwickelten, ſelbſtändigen Preußens und Oeſtreichs gegen Rußlands ſowohl, als gegen Frankreichs mögliche Eingriffe würde aber nur den Intereſſen beider Staaten entſprechen; und es ließe ſich daher erwarten, daß Oeſtreich, wie die Realiſirung des Zollvereins, eben ſo auch die des abſoluten Staates nicht zu hintertreiben ſuchen würde.

Mit ſeinem Princip des Panſlavismus dringt Rußland in das Herz von Oeſtreich, mit ſeinem Princip der freien Staatsverfaſſung dringt Frankreich in das Herz von Deutſchland, und das conſtitutionelle Deutſchland in die öffentliche Meinung Preußens; beiden Mächten, da ſie wahr ſind, das Slaventhum für die Slaven, die Freiheit für die Germanen, iſt nur zu begegnen dadurch, daß beide in ihrer wahren höheren Form zum Bewußtſein der bedrohten Völker ſelbſt erhoben werden und ſo dem Gleichen das Gleiche entgegentritt.

Die polniſche und die orientaliſche Frage, der Druck Rußlands auf die preußiſche Grenze und des Slavismus auf den Germanismus gewinnt erſt unter dieſen Vorausſetzungen eine ſichere Geſtalt. Es iſt nämlich ſchon jetzt das unabweisbare Gefühl vorhanden, daß weder Preußen noch Oeſtreich mit der ruſſiſchen Nachbarſchaft gedient ſein könne, daß die Beſeitigung aller Mittelſtaaten, und gegen Preußen der Egoismus, gegen Oeſtreich ſogar der ſlaviſche Uebergriff in ſeiner vollen Conſequenz, nicht geduldet werden könne, und es leidet keinen Zweifel, daß er von dem Tage an, wo beide Staaten zum vollen Selbſtbewußtſein über ihre Lage erwachen, auch nicht länger geduldet werden wird.

Eine Entfremdung Oeſtreichs und Preußens gegen Rußland iſt ſichtbar vorhanden, eine hingebende und rückſichtsloſe Allianz dieſer drei Staaten ſchon 1840 nicht mehr denkbar, und in jedem folgenden Jahr um ſo weniger. „Polen iſt wie ein Keil in Deutſchland hineingetrieben," ſagt der Verfaſſer der europäiſchen Pentarchie ganz richtig, und Deutſchland wird dadurch auch von dieſer Seite zunächſt auf die innere Einheit des Princips, auf die Zuſammennahme der politiſchen Nationalität, und dann zur Allianz mit Oeſtreich hingedrängt, um „den Keil, der Oeſtreich und Preußen ſpaltet" und ſich „zum Schutz der kleinen deutſchen Mittelſtaaten" unter Rußland als Eingangsbrücke aufwirft, nach Gelegenheit wieder auszutreiben. Der polniſche Slavismus und ſein erbitterter Gegenſatz gegen den ruſſiſchen wird dieſer Allianz ein wichtiges Augenmerk werden, und ſtatt der übereilten Rückſicht einer reinen Territorialvergrößerung möchte ſehr bald die Nothwendigkeit eintreten, dem Panſlavismus ſeine eigene innere Entwicklung auch innerhalb Rußlands, d. h innerhalb ſeiner jetzigen Grenzen entgegenzuſetzen.

Zu Frankreich hat hingegen Oeſtreich bis jetzt nur ein äußerliches Verhältniß. Ohne Krieg wäre ſelbſt

Italien nicht im Stande, mit franzöſiſchen Bewegungselementen etwas auszurichten, die Gefahr von Frankreich iſt keine permanente, und der Gegenſatz, welcher vorhanden iſt, greift hier ſo wenig von Frankreich nach Oeſtreich über, als von Rußland nach Preußen. Kann Preußen eine Entwicklung des ruſſiſchen Slavismus, welche vor der Hand hauptſächlich in der Ausbreitung des Reiches und in der Prävalenz des Ruſſiſchen bei dieſer Ausbreitung beſteht, nicht innerlich berühren, ſo ſcheint das deutſche Oeſtreich vom franzöſiſchen Geiſt und von den Intereſſen der Staatsfreiheit bis jetzt noch gänzlich frei zu ſein. Nirgend iſt der *Staatskatholicismus*, die geiſtige Bevormundung, der beſtimmte Unterſchied zwiſchen politiſchen Laien und Prieſtern, ja ſogar zwiſchen literariſch Bevormundeten und Dispenſirten ſo ſcharf durchgeführt, die Aufſicht über alle und jede geiſtige Regung ſo ſorgfältig feſtgeſtellt, als in Oeſtreich und vornehmlich im deutſchen Oeſtreich; daneben der religiöſe Katholicismus in zweiter Linie. Daher zeigt ſich hier keine geiſtige Macht, kein Aufſchwung des höheren werthvollen Geiſteslebens, aber, wie es ſcheint, auch keine Gefahr „der behaglichen Exiſtenzen“ vor den Stürmen der geiſtigen Bewegung. Deutſch-Oeſtreich iſt liebenswürdig, lebensluſtig, anmuthig-drollig, aber geiſtlos und ohne eingreifendes Verhältniß zu deutſcher Wiſſenſchaft und deutſcher Staatsentwicklung. Hiezu hat Oeſtreich nur die Stellung der Cabinetspolitik, die Stellung der berechnenden Klugheit, die ſich in ihrer Höhe ganz frei und nicht genöthigt fühlt, aus einem politiſchen Nationalbewußtſein heraus zu handeln.

Wir ſehen in Oeſtreich einen Staat, welcher allen großen europäiſchen Bewegungen den Widerſtand beharrlicher Exiſtenz entgegenſtellt, zwar von allen überfluthet und mächtig berührt, aber von keiner gewonnen und gänzlich überführt. Oeſtreich glaubt nicht an den Geiſt der Geſchichte, und als der große Kaiſer Joſeph ſich ihm kühn in die Arme warf, da zeigte ſich's, wie tief dieſer Unglaube und dieſe Abwendung von den Heiligthümern der Freiheit in ſeinen zurückgebliebenen Völkern Wurzel geſchlagen hatte. Dennoch iſt durch Kaiſer Joſeph der herbſte Widerſtand gebrochen und die *volle Souveränität der abſoluten Monarchie*, Ungarn ausgenommen, deſſen Conſtitution keineswegs eine höhere, ſondern eine tiefere Stufe zur Centraliſation der abſoluten Monarchie und der vollendeten Staatseinheit einnimmt, errungen. Oeſtreich iſt nicht gänzlich vom Joſephinismus abgefallen, es wird nie ſeine Staatshoheit der mittelaltrigen Kirche auch nur gleichſtellen und die Einheit der Verfaſſung gegen die Zerriſſenheit des Feudalſtaates aufgeben; es beharrt nun aber wieder bei dieſer ſeiner „gegenwärtigen Exiſtenz“ und zeigt eine unglaubliche Zaghaftigkeit gegen die geiſtige Bewegung, welche ihr nur den entfernteſten Abbruch thun könnte.

Wenn nun aber Oeſtreich ſchon deswegen das Intereſſe der deutſchen Entwicklung nicht haben kann, ſondern theils von dem Widerſtreben der Exiſtenzen gegen die Neuerungen des geſchichtlichen Geiſtes erfüllt iſt, theils vom Slavismus und von zurückgebliebener Nationalcultur auszugehen ſich genöthigt ſieht: ſo iſt endlich das ruſſiſche Reich ſeinem Fundamente nach noch viel mehr außergeſchichtlich, und hat ſich ſeinen Uebergriffen, wie ſeiner Verwicklung nach, bei allem Einfluß Deutſchlands, Englands und Frankreichs, dennoch nicht zu einer innerlichen, lebendigen Beziehung mit den gegenwärtigen Problemen des europäiſchen Völkerlebens herausarbeiten können; und ſo gelehrig es ſich bis auf einen gewiſſen Punkt bewieſen hat, ſo entſchieden glaubt es ſich zum Widerſtande gegen die ſogenannte Revolution, d. h. gegen die weſteuropäiſche Geſchichte, berufen, und es wäre ſehr ungerecht, wollte man Rußland das ideelle Intereſſe der neueſten Staatsentwicklung zumuthen, wozu ihm nicht weniger als Alles, die ganze Vorausſetzung der europäiſchen Geſchichte fehlt.

Die Stellung, welche Rußland zu der europäiſchen Menſchheit, ihren geiſtigen, theoretiſchen und Lebens-Intereſſen, ihrer Geiſtes- und Staatsfreiheit hat, iſt eine völlig äußerliche, ſelbſt die polniſche Freiheitsfrage hat nur den Werth, den etwa die magyariſche und ſlaviſche Regung in Oeſtreich hat; dieſe Freiheit iſt eine unfreie, ihrem Inhalt und ihrer Form nach, und ſie täuſcht ſich über ſich ſelbſt, wenn ſie ſich mit der franzöſiſchen und deutſchen Freiheitsfrage identificirt; die mittelaltrige Freiheit und die ſlaviſche Willkür wüſter Adelsherrſchaft iſt gegen die Centraliſation der abſoluten

Monarchie eine niedere, unberechtigte Stufe der politiſchen Entwicklung, nur daß freilich die untergeordnete ſittliche und geiſtige Bildung der ruſſiſchen Nation auch nicht einmal die volle Verwirklichung des ſittlichen und vollſtändig controlirten Beamtenſtaates, die wirkliche abſolute Monarchie, noch in viel geringerem Maße, als in Oeſtreich, erreichen läßt.

Eine äußerliche Vereinigung der kirchlichen und weltlichen Autorität in der Perſon des Czars hat nicht mehr und nicht weniger zu bedeuten, als umgekehrt dieſelbe Vereinigung im Papſte. Ein ſolches Verhältniß kümmert ſich ſo wenig um die wahre Verwirklichung des Abſoluten, daß es vielmehr die Frage, ob es innerlich, ob Eigenthum des Subjects, ob die Welt unterwerfender Geiſt ſei, gar noch nicht kennt und in völliger Gedankenloſigkeit das Reich Gottes ſo gut, als das Reich der Welt äußerlich verwaltet, und kurzweg in dieſe äußerlichen Begehungen und in die Perſonen, die ſie vollſtrecken, das Göttliche, den Staat und den Zweck des Staates ſetzt, ohne ſich weiter den Kopf zu zerbrechen, was denn Staat, Kirche, Wahrheit Gott und Welt eigentlich ſei, und wie das Göttliche richtig und würdig zu erreichen und zu verwirklichen ſein möchte. Der Selbſtherrſcher aller Reuſſen iſt alſo ganz etwas Anderes als der abſolute Monarch des preußiſchen Staates, und vom Begriffe des ruſſiſchen Czars zum europäiſchen Könige giebt es gar keinen unmittelbaren Uebergang; dazu würde eine Durchbildung des Geiſtes, eine wirkliche, d. h. reformirte Religion, eine wiſſenſchaftliche und ſittliche Befreiung gehören, die noch nicht einmal mit den leiſeſten Anfängen begonnen hat. Man hat daher ſehr voreilig den Ruſſen die Aufgabe zugeſchrieben, europäiſche Cultur in den Orient zu verpflanzen, wenn dieſer Orient nicht etwa ſogleich hinter der Weichſel und dem Niemen ſeinen Anfang nehmen ſoll. Dann iſt es richtig. Seit Peter dem Großen iſt die Bildung dieſer Nation, durch Deutſche vornehmlich, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit fortgeſchritten, und es wäre eine Verkennung aller hiſtoriſchen Thatſachen, wenn man überſehen wollte, mit welcher Energie und mit welchem Erfolge die Slaven zum Licht der europäiſchen Cultur ſich drängen und heraufarbeiten. Ja, ſie haben es neuerdings kein Hehl mehr, daß ſie es verſuchen wollen, auf eigenen Füßen zu ſtehen und eine ruſſiſche Nationalliteratur und Bildung ſelbſt auf Koſten der fremden Nationalitäten, die ihr ungeheures Reich umfaßt, zu erſtreben. In dem „Bericht an den Kaiſer über das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1838" (Hamburg, 1840, bei F. H. Neſtler und Melle), leſen wir unter der Rubrik des „dorpatſchen Lehrbezirks," daß „den Studirenden aller Facultäten die Erlernung der ruſſiſchen Sprache zur Pflicht gemacht werde." In Riga und auf den übrigen Gymnaſien hat der Miniſter „mit Vergnügen geſehen, daß die Erlernung der vaterländiſchen (ruſſiſchen) Sprache bedeutende Fortſchritte macht. Um deren *wohlthätige* Verbreitung noch mehr zu befördern, fährt er fort, habe ich den Studenten die *wohlthätige* Abſicht der Regierung, *welche ihnen großmüthig die Mittel zur Erlernung der vaterländiſchen Literatur verleiht*, auseinandergeſetzt.“ Eben ſo in dem „weißruſſiſchen Lehrbezirk“ ſind den Gymnaſien zu Wilna, Grodno, Bialyſtock, Dünaburg Medaillen und Preiſe für die in *Erlernung* des Ruſſiſchen eifrigſten Zöglinge ausgeſetzt (S. 51), und insbeſondere haben den Miniſter „die unglaublichen Fortſchritte in der ruſſiſchen Sprache erfreut.“ Im „odeſſaiſchen Lehrbezirk“ iſt „zur Beförderung der Verbreitung der ruſſiſchen Sprache und Literatur unter den Ausländern und nichtruſſiſchen Bewohnern des Gouvernements Taurien und der Provinz Beſſarabien ſogar Allerhöchſt befohlen worden, daß eine vollkommne Kenntniß der Sprache und vorzügliche Fortſchritte in der Literatur das Recht zur Erlangung der 14. Rangclaſſe beim Eintritt in den Civildienſt“ gewähren ſolle. Man wird auch außerdem noch dieſen Bericht mit großem Intereſſe leſen und, bei der glänzenden Unterſtützung aller Bildungsanſtalten des Landes, eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf *Realſchulweſen und die techniſchen Wiſſenſchaften* verwendet finden, dergeſtalt daß neben dem *Selbſt- und Nationalgefühl*, welches in den Ruſſen erwacht, vornehmlich die *eifrige Pflege des induſtriellen Lebens und des materiellen Aufſchwunges*, den uns unter andern auch Herrn Coqueril's Ueberſiedelung bewies, daraus hervorgeht.

Das Beſtreben der inneren Nationaliſirung iſt zugleich im Syſteme der Ausbreitung ſowohl gegen das Deutſche in den Oſtſeeprovinzen, als gegen das Polniſche in Weißrußland und gegen die Barbaren in Taurien und Beſſarabien; auch das Syſtem der Handels- und Induſtriepflege iſt im Sinne der Ausbreitung und der reellen Unterwerfung des ungeheuren Länder- und Productenreichthums, der zwar erobert, aber darum nichts deſto weniger erſt noch zu erwerben iſt, eine Stärkung von Innen, die vorläufig noch keinen geiſtigen Werth hat und mehr zur politiſchen Sicherung der Macht des Czarenreiches im bisherigen Sinne, als zum Ausgange einer eingreifenden eigenen Entwickelung nach europäiſcher Art dienen dürfte. Allerdings müſſen wir anerkennen, daß die kriegeriſchen, mercantiliſchen und induſtriellen Erfolge der Ruſſen das Selbſtgefühl und den Eifer der Nation ungemein gehoben und ihre Anſtrengungen, ſich hiſtoriſch einzuarbeiten, bedeutend geſteigert haben; wir müſſen ferner mit Intereſſe bemerken, daß es ſich zugleich in allen ſlaviſchen Völkern wie ein neuer Frühling regt, und daß ſie mit Gewalt die Thore der Geſchichte zu ſprengen drohen, um ſchneller in die innerſten Heiligthümer der Bildung, des Wiſſens und der Freiheit zu gelangen. Darin haben ſie aber ein ſchlimmes Hinderniß an der griechiſchen Kirche, an der Natur ihres Landes und der Gewohnheit ihres Geiſtes, der alle dieſe Feſſeln ſo lange Jahrhunderte mit Reſignation erduldete. Es kann ſich außerdem in dem polniſchen und öſtreichiſchen Slavismus, der die mittelaltrige Entwicklung zur Vorausſetzung hat, eine gebildetere Form und dadurch ein ſcharfer Gegenſatz entwickeln; die Ausbreitungs- und Handelsintereſſen verletzen die europäiſchen Mächte im Weſten und im Orient; und je mehr der Panſlavismus ſowohl, als die koloſſale Ausbreitung auf Europa und ſeine mercantiliſchen und geiſtigen Intereſſen mit dem barbariſchen Andrang dieſer Großmacht drückend laſtet, um ſo entſchiedener wird die Scheidung dieſer Macht von Europa und die Sicherung der weſteuropäiſchen Cultur gegen den ruſſiſchen Culturverbreiter, deſſen Terrain ja eben die aſiatiſchen Barbaren ſind, zur Aufgabe der äußeren Politik werden.

Wünſchen dürfen wir wohl, es möchten die weſteuropäiſchen Völker und namentlich Deutſchland ſich nicht täuſchen über die Nothwendigkeit der immer weiteren Ausbreitung ſowohl bis ans Mittelmeer und in Kleinaſien, als bis an den Ocean, deſſen Pforten der Sund verſchließt, ſei es nun auf dem Wege durch Deutſchland oder durch Schweden und Norwegen. Man denke ſich nach Petersburg und nach Odeſſa, man erwäge im Geiſte Rußlands, wie Unglaubliches ihm bisher ſchon gelungen, und man wird keinen Augenblick im Zweifel ſein, daß es vorwärts gehen müſſe bis ins Mittelmeer und bis in den atlantiſchen Ocean. Von dem Augenblicke an, wo ein Held der gegen Rußland gerichteten und von Rußland bedrohten europäiſchen Geſchichte dieſe Gefahr lebhaft gefühlt haben wird, beginnt nothwendig ein neuer Conflict des Weſtens mit dem Oſten, und dies iſt, nächſt der ſelbſtändigen und welthiſtoriſchen Stellung des proteſtantiſchen Deutſchlands, die wir angedeutet, eine zweite eben ſo folgenreiche, als unabweisbare Epoche der europäiſchen Entwicklung. Die orientaliſche Frage und zugleich die europäiſche iſt nichts Anderes als Rußland ſelbſt, und eine ſehr vernehmliche und deutliche Frage iſt es, welche mit unaufhörlichem Kanonendonner bald näher bald ferner bei dem ſchlafenden Europa anfragt, ob es nicht Theil nehmen wolle an der Bildung, dem Glück und dem Ruhm des „großen Slavenreiches,“ dem es ſehr ernſtlich in ſeiner neuen welthiſtoriſchen Würde zu Muth iſt und bei dem der Gedanke an eine Ueberlegenheit der weſteuropäiſchen Bildung durchaus nicht haften will, ſo oft und ſo überzeugend es auch die Erfahrung davon zu machen Gelegenheit fand.

Bis ins Einzelne hinein die Zukunft zu wiſſen, iſt weder möglich, noch der Mühe werth; der Zukunft aber gewiß zu ſein im Großen und Ganzen, das iſt nicht mehr und nicht weniger, als das innerſte Leben der Wahrheit und des freien Geiſtes ſelbſt. Eine elende, eine verächtliche Weisheit iſt das einſeitige Ausſpüren der Nothwendigkeit, wenn die Geſchichte geſchehen iſt: was iſt, das iſt freilich nothwendig, und ſehr müßig der Zuſatz, es ſei vernünftig, als Werk der Vernunft, denn eben ſo gut iſt es unvernünftig, als das abgeſtandene Werk einer geweſenen Vernunft, die es alſo jetzt nach Gelegenheit nicht mehr iſt. Die andere Seite der Exiſtenzen iſt die, daß ſie darum unvernünftig ſind, weil ſie ſind, und die Erkenntniß dieſer andern Seite iſt die Religion und die Tugend der Welt, die an ihre Bruſt ſchlägt und ihre Fehler bekennt, aber nicht bloß bekennt und mit dieſem Bekenntniß der faulen Exiſtenzen prahlt und ſich brüſtet, ſondern von Innen heraus nun den Entſchluß faßt, die neue Welt, den neuen Menſchen aus ſich zu zeugen und ſich mächtig und groß zu beweiſen. An dieſe ſeine innerliche That- und Zeugungsmacht zu glauben und der ſpröden Welt zum Trotz zu glauben, das war immer und iſt noch heute die Religion jedes Menſchen, der die Freiheit fördert, vor Allem aber iſt es die Weisheit derer, die berufen ſind zum Worte und zur That des Geiſtes ihrer Zeit, der Philoſophen und Staatsmänner; und zum Beweiſe, wie wenig wir den großen Philoſophen verkennen, dem wir oben in der üblen Manier, mit ſcholaſtiſcher Einſeitigkeit die Pflöcke todter Exiſtenzen ins Bewußtſein der Zeit hineinzutreiben, aus ſeinem eigenen Princip heraus, aus dem großen Begriff des Geiſtes und ſeiner ewigen Dialektik widerſprachen, — wie wenig wir dieſen Mann und ſeinen unerſchütterlichen Glauben an die Zukunft der Wahrheit, die er in ſich trug, verkennen, ſei er hier zum Schluß ſelber als Beiſpiel dieſes Selbſtvertrauens angeführt, er, der unter den drückendſten Verhältniſſen, unter den ſchleichendſten Erfolgen großer Thaten, unter dem Brauſen eines ungünſtigen, Alles betäubenden Zeitgeiſtes, dem trüben Pathos der Unabhängigkeitskriege gegen Frankreich und ſeinen dogmatiſchen Nachwehen dennoch nicht verzweifelte an dem endlichen Durchdringen der wahren Geiſtesfreiheit, die er in ſich trug mit dem Begriffe der freien Entwicklung, dem Begriffe des Geiſtes und ſeiner geſetzmäßigen Bewegung. Weder dies große Beiſpiel noch dieſer mächtige Erwerb iſt unſrer Zeit verloren: und es iſt jetzt an ihr, ihr innerſtes Herz zu erwärmen für ihren eigenen freien Inhalt und deſſen unnachſichtliche Verwirklichung, eine Aufgabe, die, weil ſie die Zukunft unſerer Freiheit iſt, darum nur um ſo gewiſſer unſer Erbtheil ſein wird.

3. Zur Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechts.

1840.

1. Kritik des Völkerrechts. Mit praktiſcher Anwendung auf unſere Zeit. Von H. Ch. Freiherrn von Gagern.
2. Rechtsphiloſophie von Hegel. Neue Ausgabe.

Der Freiherr von Gagern gehört zu den wenigen berühmten Staatsmännern unſerer Nation, die ihr ganzes Leben und Wirken an die große Idee der Freiheit in ihrer letzten hiſtoriſchen Form geſetzt; er iſt ein deutſcher und ein conſtitutioneller Politiker, und ſeine praktiſche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit verdient die ausgezeichnete Aufmerkſamkeit, die ſie erfahren hat, in hohem Maße. Gagern hatte, wie alle edlen Zeitgenoſſen jener großen Zeit, die nordamerikaniſche und franzöſiſche Freiheit mit lebhafter Theilnahme begrüßt. Als darauf Napoleon die Staatsidee der Revolution verrieth und die innere und äußere Souveränität der Nationen und der Staaten mit tyranniſcher Willkür unter die Füße trat, in den ſchwierigſten Verhältniſſen unſers Vaterlandes, in der drohendſten perſönlichen Gefahr bewahrte Gagern unerſchüttert ſeinen Glauben an den weltbefreienden deutſchen Geiſt, und er genießt mit Schill, Arndt, Stein, Scharnhorſt, Körner und den Männern des Tugendbundes einerlei Ruhm und Ehre. Aber er gehört nicht zu den blinden „Franzoſenfreſſern"; er iſt politiſch zu gebildet, um mit der bloßen Vertreibung der Fremden ſich genügen zu laſſen und zu vergeſſen, daß Napoleon's Sturz für die Deutſchen wie für die Franzoſen eine gemeinſame Bedeutung haben ſollte, nämlich *den Sturz der Willkür im Princip*. Mit Wort und That, als Bundestagsgeſandter und als Publiciſt, trat er daher warnend und zurechtweiſend denen entgegen, die von Napoleon zu *viel* gelernt hatten, um nicht von der Idee der Freiheitskriege abzufallen, die äußere Souveränität der deutſchen Staaten für die einzige, nun hinlänglich erreichte Aufgabe dieſer Erhebung zu erklären, die Durchbildung der inneren Freiheit aber bei Seite zu ſchieben, und dies letztere eben darum, weil ſie auf der anderen Seite von Napoleon *nicht genug* gelernt hatten, um zu begreifen, daß die *Weltgeſchichte unſerer Tage, die auf dem freien Gedanken ruht, keine Macht und keine Dynaſtie länger trägt, als ſie den Principien der freien Entwicklung, dem Geiſte des letzten großen Umſchwunges, treu bleibt.* Seine Schriften: „Die Reſultate der Sittengeſchichte," „Mein Antheil an der Politik," ſeine Vota beim Bundestage und in der Darmſtädter Kammer können daher nicht genug geleſen werden. Er war in die folgenreichſten Begebenheiten der neueſten Geſchichte verwickelt. Man kann ihm nicht vorwerfen, er kenne die Acten nicht. Und er bereitet uns die ſeltene Freude, daß auch einmal ein deutſcher Staatsmann den ſtummen Diener auszieht, und mit der Beredſamkeit eines freien Mannes vor uns auftritt, um die Theorie, die Mutter der Thaten, mitzutheilen und zu befeſtigen. Gagern's und der meiſten Staatsmänner Theorie iſt keine Philoſophie; gleichwohl treffen die freien und wahrhaft geſchichtlichen in den Reſultaten mit ihr zuſammen.

Die Theorie bleibt immer der oberſte bewegende Gott und ſitzt im Rathe aller Entſchlüſſe, denen ein mehr als zufälliger Charakter beiwohnt; nur daß es mit der Theorie eine doppelte Bewandtniß hat: ſie iſt entweder die Theorie der Entwickelung, Philoſophie, oder die Theorie der Reſultate, Lebensmaxime. Die reſultatiſche Theorie ohne die Bildung methodiſcher Philoſophie zeigt ſich nun freilich immer nur als das Hellſehen in der „praktiſchen Bewandtniß“. Hier könnte man ſagen: „der Menſch in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt;“ aber eben ſo gut iſt dieſer Theoretiker „der Menſch, der irrt, ſo lang er ſtrebt,“ und der den Irrthum ſeines Strebens gar häufig nur mit Kanonen und Bajonneten, oder, wie die Bourbonen, mit Pflaſterſteinen und Barricaden ſich beweiſen läßt. Die Theorie des Staatsmannes ſteht in der Regel nicht über der Dialektik des Geſchichtsverlaufes, ſondern ergreift einen beſtimmten Gegenſatz, mit dem ſie ſiegt oder untergeht. Univerſell wäre allerdings das Princip der geſchichtlichen Dialektik ſelbſt; mit ihm könnte auch der Praktiker ſich auf die Höhe der Zeit ſtellen. Ergiebt ſich aber der Politiker, ohne Begeiſterung für Wahrheit und Freiheit, in die Bewegung, wie ſie auch ausfällt, ſo entſteht ein Charakter wie Talleyrand, während die wahre Idealität, die einen ſittlichen Inhalt hat, Charaktere wie Waſhington und Lafayette hervorbringt. Die letzteren, zu denen unter uns Luther, Guſtav Adolph und Friedrich II. gehören, begeiſtern ſich für die Sache der Freiheit und führen ſie zum Siege; die Talleyrands dagegen halten es ohne alles Intereſſe allemal mit der ſiegenden Sache, und nicht um der Sache, ſondern um ihretwillen, ſind alſo keine Idealiſten, ſondern nur die Speculanten auf das Strandgut, welches der ideale Sturm der hiſtoriſchen Bewegung auswirft. Sie treffen mit den Servilen darin überein, daß ſie ſich immer hinter das Werden ſtellen, und das Gewordene um ſeiner Exiſtenz, nicht um ſeiner Wahrheit willen anerkennen. Die Anerkennung unfreier feſter Zuſtände, willkürlicher und dem Princip der Zeit widerſtrebender Perſonen, ungebildeter und barbariſcher Völker — aller ſolcher Exiſtenzen bloß um des Gewichts ihrer Exiſtenz willen, ganz abgeſehen von ihrem Inhalt — giebt den ſervilen und tyranniſchen Politiker; hingegen der Idealismus, die Welt fortdauernd zu verklären und zu erneuern durch den ſich ſelbſt befreienden Geiſt, giebt den freien Staatsmann. Der unfreie Politiker fürchtet alles Werden; ihm ſind die bewegten Perioden der Geſchichte, die Reformation, die Revolution und die Freiheitskriege, zuwider; er fürchtet die Bewegung, welche in ſolchen Perioden die Tyrannei ſchlechter und unwahrer Zuſtände vernichtet, und hält dagegen die träumeriſchen, bewußtloſen, indolenten Zeiten, wo es den Anſchein hat, als ob jede Perſon, die zufällig daran kommt, ihren Willen auf den Thron der Geſchichte zu ſetzen im Stande wäre, für die guten und einzig wahren, tritt alſo der Geiſtes- und der Staatsfreiheit in den Weg, und ſucht die Unruhe des Geiſtes im Materialismus verſiegen zu laſſen. Der freie Staatsmann dagegen iſt nicht für den Traum, ſondern für das Tagesleben, nicht für die Ruhe, ſondern für die Bewegung, nicht für die Indolenz, ſondern für die Agitation und Aufregung des Geiſtes; er hat die Religion, daß die Begeiſterung für das Ideale der höchſte Genuß und der letzte Zweck des Staates ſei; er glaubt an die poſitive Macht des Guten in der Gemüthsbewegung der Welt. Dieſe letztere Art von Staatsmännern iſt ſeit Friedrich II. und Kaiſer Joſeph ſehr ſelten unter uns geworden. und es hat bis jetzt noch nicht den Anſchein, als ob die im freien Geiſte begründete Theorie, die Philoſophie, ſich in folgenreicher Ausdehnung auch des Lebens und der aus dem Leben entſpringenden Staatsweisheit, der reſultatiſchen Theorie, bemächtigen werde; daß ſie es aber wird, iſt von allem Zukünftigen das Gewiſſeſte.

Gagern iſt nun ein Zeitgenoſſe der neueſten Philoſophie, womit bekanntlich die Aufnahme ihrer ganzen Durchbildung nicht verbunden zu ſein pflegt, dagegen ſehr häufig eine ſelbſtändige Uebereinſtimmung in den Reſultaten, aus dem Grunde, weil der Zeitgeiſt derſelbe und nur ſeine theoretiſche Faſſung in dem freien Philoſophen und in dem befangenen Empiriker verſchieden iſt. Gagern's Buch iſt daher philoſophiſch ſehr unvollkommen,

— Aphorismen, willkürliche Gedankenſtückchen, im Ganzen, bei einer freien und edlen Geſinnung, richtig gemeint, aber ohne wahrhaft wiſſenſchaftliche Begründung und ſtetigen Verlauf. Dennoch iſt es ein Buch der Weisheit, und beſonders im praktiſchen Theile voll großartiger folgenreicher Maximen.

Gagern iſt ſehr gründlich und gut geſchult; er kennt die alten Völkerrechtslehrer, Grotius, Pufendorf, Wolf, Vatel, Montesquieu, und knüpft ſogar häufig an Leibnitz an; er kritiſirt und adoptirt, wie es ihm paſſend iſt, die Anſichten dieſer großen Vorgänger; aber er übergeht mit gänzlichem Stillſchweigen Hegel's Ausführungen über dieſes Capitel in der Rechtsphiloſophie, und geräth dadurch in die Unbequemlichkeit, ſeine Unterſuchung an eine im Princip längſt überwundene und nicht an die letzte Form der Wiſſenſchaft anzuſchließen. Geben wir zu, daß Hegel's Politik bei weitem nicht den Einfluß gewonnen hat, den ſie ihrem Princip und ihrer umfaſſenden Durchführung nach verdiente, ſo hat dies zwei triftige Gründe, zuerſt die compendiariſch abſtruſe Form, die der wahren dialektiſchen Kunſt, durch das Verſchweigen oder Verbergen der Uebergänge ſelbſt, entgegen iſt, und ſehr häufig mit großer Härte und Ungeſchicklichkeit des Ausdrucks den Leſer martert; zweitens die Zurechtmachung ſolcher Lebenszuſtände, die keineswegs aus unſerer Entwickelung folgen, und mehr von England als von Deutſchland, mehr von vergangenen als von der gegenwärtigen Geſchichtsepoche abſtrahirt ſind, ein Fehler, der im Allgemeinen darin liegt, daß Hegel die Geſchichte nicht *ausdrücklich mit der Einwirkung ihres ganzen Inhalts in die Rechtsphiloſophie hineinnimmt*, ſie vielmehr *ans Ende derſelben* ſetzt, wodurch der conſtruirte Staat einen Abſchluß für alle Zeiten erhalten ſoll, während doch jede, auch die vollendetſte Staatsform immer nur Product der Geſchichte ſein kann. Die Geſchichte iſt das *Werden der Freiheit*, das Recht und der Staat hingegen ihr *Daſein*; der letzte Staat und das letzte Recht iſt daher darzuſtellen als ein Reſultat der letzten Geſchichtsentwickelung; und da ſich nun Geſchichte und Staat wie Entwickelung und Beſtimmtheit, wie Verlauf und Anſatz des Geiſtes verhalten, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſowohl der Staat aus der Geſchichte, als die weitere Geſchichte aus dem Staate hervorgeht. Die Vorausſetzung der *entwickelten* Geſchichte iſt die Geſchichte *in ihrem Begriffe*, oder in der einfachen Beſtimmtheit; — der *Staat* iſt das Ei der Geſchichte und darum innerlich ſchon ſelbſt geſchichtliche Bewegung und gegenwärtige Geſchichte. Die vergangene Geſchichte fällt alſo *vor und in* die „Rechtsphiloſophie", die zukünftige Geſchichte aber *hinter* dieſelbe.

Es iſt ein Hauptmißverſtändniß des Hegelſchen Syſtems überhaupt, daß man daſſelbe als den Abſchluß der Geſchichte, als das erreichte Abſolute faßt und fürchtet. Hegel giebt allerdings dazu die Veranlaſſung; er war wirklich der *philoſophiſche* Abſchluß ſeiner Zeit, und nun ignorirte er auch die Schranke oder die Negation der

Zukunft, weil dieſe dem abſoluten Wiſſen widerſpricht: dieſe Schranke offenbart ſich nun unmittelbar an ihm ſelber, und dieſe Negation iſt bereits eingetreten: wir können weder ſeine Zurechtmacherei des Chriſtenthums, noch die Conſtruction der bereits hiſtoriſch überwundenen Zuſtände, wie z. E. der engliſchen Verfaſſung, weder die „abſolute Religion“, noch die „abſolute Kunſt“, und noch weniger „*das abſolute Wiſſen*“ anerkennen, und werden ihm überall beweiſen, daß ſolche Unfreiheit ſeinem eigenen, dem ewigen Princip der Freiheit und der Geſchichte, d. h. der Entwickelung, zuwider iſt. Die entwickelte Freiheit und den weltbewegenden Anſtoß zu ihrer Verwirklichung durch die Ausbreitung ihres Begriffs hat Hegel uns übrig gelaſſen. Der Trunkenheit des abſoluten Syſtems folgt *das Syſtem der geſchichtlichen Freiheit*, die bewußte Darſtellung der wirklichen und die allgemeine Forderung der zu verwirklichenden Freiheit. Ans Ende jeder Geſchichtsentwickelung tritt die Forderung ihrer Zukunft, welche als religiöſen oder gewiſſenhaften Trieb die Verwirklichung des Gewußten zum praktiſchen Pathos des Subjects macht, aus der faulen Beſchaulichkeit des Hegelianismus die Fichtiſche Thatkraft wieder auferweckt, und die Polemik gegen das Sollen, gegen den praktiſchen Liberalismus, gegen den wahren Rationalismus, gegen die durchgeführte Aufklärung verwirft; denn das *inhaltsvolle Sollen* der ſich ſelbſt erkennenden geſchichtlichen Gegenwart iſt die Dialektik der Geſchichte ſelbſt. Dieſe gegenwärtige Zukunft iſt nur dem verborgen, den ſein böſer Dämon mit Blindheit ſchlägt, um ihn zu verderben, dem Widerſacher der Geſchichte und der Freiheit.

Eine Politik, welche den freien Staat als Reſultat der bisherigen Entwickelung, der gegenwärtigen Bildung aufweiſt, muß unmittelbar in die Praxis unſerer Zeit zündend einſchlagen, und eine viel merklichere Wirkung hervorbringen, als Hegel's Rechtsphiloſophie gehabt hat, obgleich auch ihre Wirkung, vornehmlich in Anſehung des richtigen Princips und der wiſſenſchaftlichen Durchführung des Einen Grundgedankens, von der größten Bedeutung iſt. Der freie Staat, die *letzte That* des freien Geiſtes und ſeiner ganzen Geſchichte erſcheint als Objectivirung und Realiſirung alles deſſen, was eine Geſchichte hat und eine Geſchichte macht, *alſo auch der Sphären, die Hegel abſolut nennt.* Es giebt keinen abſoluten Dichter und keinen abſoluten Philoſophen, eben ſo wenig eine abſolute Religion oder ein abſolutes Wiſſen und Gewiſſen des Göttlichen; das Abſolute oder die Freiheit erreichen wir *nur in der Geſchichte*, in ihr wird es aber auch an allen Punkten erreicht, vor und nach Chriſtus; der Menſch iſt überall eine Exiſtenz der Freiheit, die letzte hiſtoriſche Form aber der Form nach die höchſte, und die Zukunft die Schranke alles Hiſtoriſchen. Nicht in Chriſtus iſt die Form der Religion, nicht in Göthe die der Poeſie, nicht in Hegel die der Philoſophie vollendet; alle ſind ſo wenig das Ende des Geiſtes, daß ſie vielmehr ihre größte Ehre darin haben, der Anfang einer neuen Entwicklung zu ſein. Giebt es nun keinen abſoluten Dichter, Maler ꝛc. und kein abſolut abſolutes Wiſſen (von abſoluter Religioſität kann ohnehin nicht die Rede ſein, da Religion nichts Anderes iſt, als die gewiſſenhafte Hingabe des Subjects an die gewußte Idee), ſo fällt dagegen das relativ Abſolute in die Geſchichte und in die letzte Form der Geſchichte, die ſich im Staat objectivirt. Die Franzoſen haben daher ganz recht, daß ſie Alles auf den freien Staat ſetzen und den Staat als die Verwirklichung des Abſoluten faſſen. Sie ſind darum das welthiſtoriſche Volk, und haben die Macht der Zeit in ihrer Hand. Der Staat iſt (relativ) abſolut, denn in ihn fallen die Intereſſen des Geiſtes ſämmtlich ohne alle Ausnahme; die Hingabe aber an dieſen höchſten Inhalt, das Gewiſſen für die Verwirklichung der Wahrheit und des Idealen in der Welt iſt Tugend und Religion, und das ſich ſelbſt durchſichtige, auf dieſes Princip gegründete und ihm ſtetig getreue Staatsweſen iſt der abſolute Staat, der für ſeine wahren und letzten Zwecke den Geiſt und ſeine freie welthiſtoriſche Entwickelung anerkennt. Den abſoluten Staat mit dem religiös gewollten Inhalt der Wahrheit und der Poeſie, als Endzweck, und der Weltunterwerfung, als Baſis, nicht zu wiſſen, iſt hiſtoriſche und geiſtige Verwahrloſung; ſeine Wahrheit und Nothwendigkeit erkannt zu haben, und nicht zu wollen, iſt die Sünde wider den Geiſt, die Feigheit, ſich ſelbſt und ſein eignes Herz zu verrathen, eine ſehr weit verbreitete Niederträchtigkeit; Religion aber iſt es, an die Wahrheit zu glauben, auch wenn die Welt ſie mit Feuer und Schwert verfolgte.

Die Philoſophie der Geſchichte und des „abſoluten Staates“ oder die Idee der Freiheit, die uns als die hiſtoriſche Negation der Hegelſchen Ausführung bevorſteht, zu der aber die Hegelſche Methode oder das von Hegel entdeckte Princip der vernünftigen Entwickelung (und des Verhältniſſes der hiſtoriſchen Stufen des Geiſtes zu einander) den Schlüſſel giebt, wird allerdings eine reellere Förderung der Freiheit ſein, als die Wiederbelebung theologiſch und politiſch todter Dogmen und das Dringen auf den Inhalt hiſtoriſch überwundener Formen. Wir müſſen es daher dem freiſinnigen Praktiker verzeihen, wenn ihn das ſcholaſtiſche, herbe und unfreie Element in Hegel zurückſchreckte.

Gagern knüpft ſeinen Humanismus und ſein ethiſches Pathos, dem Hegel mit Unrecht eine ſehr untergeordnete Rolle anweiſt, lieber an die vergangene Philoſophie an, und wenn er nicht widerlegt, ſondern nur ignorirt, was Hegel über das Völkerrecht aufgeſtellt, ſo iſt das Ignoriren der freiſinnigen und gewiſſenhaften Politiker eben ſo bedenklich, als umgekehrt die Oppoſition der Staatsjeſuiten ehrenvoll.

Das Völkerrecht umfaßt die höchſten und letzten Formen der realen Freiheit. Gagern drückt ſich ſo aus: „Nicht nur Staatsrecht, Religion, Sitte oder Unſitte fallen dem Völkerrecht anheim, ſondern auch Zuſtände und Bedürfniſſe der Nationen, und überlegte Rückſichten darauf," welches Letztere der Trieb der Zukunft iſt. „In dem großen Verkehr und Verein der Völker, — ja ſelbſt in ihrem chriſtlichen Zuſammenhang und Wahlverwandtſchaft machen dieſe Zuſtände einen ſehr weſentlichen, ja einen permanenten Gegenſtand des Nachdenkens, der Beobachtung, der Prüfung, der Vergleichung, der Combination und der wechſelſeitigen Hilfe aus, die man mit vollem Recht, — ich will ſagen, mit natürlichem Recht in Anſpruch nimmt. Es fällt inſofern faſt zuſammen mit Politik, nur daß in dieſer mehr Selbſtſucht ſein darf, in völkerrechtlichen Rückſichten mehr Tugend, Sittlichkeit und Wohlwollen ſein ſoll." Wolf wird angeführt mit dem Begriff der civitas maxima, in welchem größten Verein die Völker vermöge eines Gleichſam-Vertrags zum gemeinen Beſten Aller zu denken wären, und Grotius faßt in ihn wenigſtens die gentes moratiores zuſammen.

Es leuchtet ein, daß wir in dieſen verſchiedenen Ausdrücken wirklich die zerſtreuten Glieder des völkerrechtlichen Princips vor uns haben. Zunächſt finden wir in ihnen „die Einheit des hiſtoriſch herbeigeführten Geiſtes" (die gentes moratiores ſind der chriſtliche Zuſammenhang). Dieſe Einheit iſt eine ſtillſchweigende und an und für ſich beſtehende Uebereinſtimmung, ein

Quaſivertrag und nachher die Baſis des Vertrags überhaupt; und das Verhältniß Gleicher zu Gleichen mit der Vorausſetzung des höchſten Inhalts, den die völkerrechtlichen Verträge ausdrücklich ausſprechen, gewinnt ſo die ganze Bedeutung, die ihm zukommt. *Der völkerrechtliche Vertrag iſt die ausdrückliche, bewußte und freie Beſtimmtheit der hiſtoriſchen Entwicklung, der Ausdruck einer erreichten Stufe der Freiheit*, und er hat darum nicht weniger Werth, weil es ſeine Beſtimmung iſt, durch den weiteren Verlauf in derſelben Weiſe negirt und zu einer höheren Form der Entwickelung erhoben zu werden, wie dies ja auch den philoſophiſchen Syſtemen und jeder Beſtimmtheit einer dialektiſchen Reihe begegnet. Seitdem die Rouſſeauſche Vertragstheorie in Verruf gekommen, ſind in neueren Zeiten auch das Völkerrecht und im Staatsrecht die Stipulationen der Parteien, die eine höhere Form der inneren Verfaſſung mit vollem Bewußtſein zum Geſetz erheben, auf Hegel's ausdrückliche Veranlaſſung verkannt worden. Beim Vertrage, wie beim Worte, kommt es auf den Inhalt an, und Hegel hätte dies bei den Verfaſſungsverträgen und endlich beim Völkerrecht nicht überſehn ſollen. „Der Quaſivertrag der civitas maxima“ deutet auf den gemeinſamen Inhalt, über den kein wirklicher Vertrag mehr nöthig iſt, und den Gagern „Staatsrecht, Religion und Sitte,“ Hegel einfach „die Sittlichkeit“ nennt; indem aber nach Gagern „die Zuſtände und Bedürfniſſe der

Nationen" beſtändigen „völkerrechtlichen Rückſichten" unterworfen ſein ſollen, wird die geſchichtliche Entwickelung dieſes Inhalts angedeutet. Das Princip von Allem iſt damit freilich nicht ausgeſprochen, von unſerm Standpunkt aber leicht zu faſſen: *das Völkerrecht begreift die Idee der Freiheit ſowohl in ihren weltgeſchichtlichen Anſätzen, als in ihrer ſubſtantiellen Baſis, der bleibenden geiſtigen Gemeinſchaft der Völker*; es geht vom Staatsrecht aus und mündet in die Geſchichte; Alles, was ſich von der Geſchichte ergreifen läßt, zieht es in ſeinen Umkreis: dieſe letzte Geſtalt des Freiheitsbegriffs aber befaßt alle untergeordneten in ſich.

Gagern's Theorie macht auch im weitern Verlauf den Eindruck einer chaotiſchen, aber darum durchaus nicht verächtlichen Weisheit. Er handelt von „Freiheit und Sklaverei," von „Souveränität, Unabhängigkeit" und „natürlicher Gleichheit der Nationen," von der „Klugheit, der Vorſicht gegen Uebermacht und dem Gleichgewicht," von „Friedensſchlüſſen, Verträgen und Bündniſſen," von „Tugend, Ehre, Ruhm, Vollkommenheit und dem Sittengeſetz," als den „Grundmaximen des Völkerrechts," und vom „verſtändigen Wohlwollen," als ſeinem „Schlußſtein," endlich noch von „Occupation" und „Coloniſation;" überall mit unmittelbarer Beziehung auf den gegenwärtigen Zuſtand, obgleich noch ein eigener praktiſcher Theil hinzugefügt wird. Wir treffen daher ſelbſt bei dem überwiegend ethiſchen Charakter dieſer

Theorie überall reiche Collectaneen für den Gebrauch des politiſchen Syſtematikers und nichts weniger als ein abſtractes Moraliſiren, wie es nach den Ueberſchriften wohl den Anſchein haben könnte.

Der Begriff der Freiheit hat im Völkerrecht den Namen Souveränität. Von ihm, und wie er aus dem Staatsrecht entſpringt, geht Gagern daher aus. Die Staats- oder Volksſouveränität und die Erblichkeit des Fürſten, der die Souveränität darſtellen ſoll, unter dem Namen der Legitimität, ſind Begriffe welche die allerneuſte Geſchichte bewegen, und es verlohnt ſich der Mühe, bei dieſer Gelegenheit namentlich den letzten Theil der Hegelſchen Rechtsphiloſophie, Souveränität, Verfaſſung, Völkerrecht und Geſchichte betreffend, welcher der unfreiſte und verfehlteſte iſt, näher in Betracht zu ziehen, um theils Gagern an ihm, theils umgekehrt ihn an Gagern, und nach Bedürfniß Beide zu berichtigen.

Hegel, der mit einem ungeheuren Fortſchritt die Selbſtbeſtimmung des vernünftigen Menſchen, den Willen zum Grundgedanken ſeiner Ausführung macht, nennt den Staat die bewußte Verwirklichung des Geiſtes in der Welt, das Reich der Freiheit, der Natur gegenüber, die Wirklichkeit der ſittlichen Idee, in welcher „der ſubſtantielle Wille ſich denkt und weiß, und das, was er weiß und inſofern er es weiß, vollführt.“ Dies Princip iſt eine Eroberung der neueſten Geſchichte, nur aus ihm kann die Welt verjüngt und erlöſt werden, um in der Wirklichkeit das darzuſtellen, wozu ſie ihrem Begriffe nach beſtimmt iſt. Der Staat iſt Geiſt und Realität des ſelbſtbewußten Willens, ſeine Geſtalt, Form und Verfaſſung kann daher keine andere ſein, als die geiſtige Ordnung des Begriffs, ſein Syſtem kein anderes, als die Syſtematik des Gedankens, ſeine Freiheit keine andere, als die Dialektik ſeiner begriffsgemäßen Unterſchiede, d. h. wie der freie Menſch den allgemeinen Gedanken, den beſonderen Fall und die ſubjective Entſchließung in Einer Durchdringung darſtellt, ſo der Staat, von dem Hegel ſagt: „der politiſche Staat dirimirt ſich in die ſubſtantiellen Unterſchiede:

a) die Gewalt, das Allgemeine zu beſtimmen und feſtzuſetzen, die geſetzgebende Gewalt;

b) die Subſumtion der beſonderen Sphären und einzelnen Fälle unter das Allgemeine, — die Regierungsgewalt (gouvernement);

c) die Subjectivität, als die letzte Willensentſcheidung, die fürſtliche Gewalt oder der Präſident — le roi regne), „in der die unterſchiedenen Gewalten zur individuellen Einheit zuſammengefaßt ſind, die alſo die Spitze und der Anfang des Ganzen, — (des rationell conſtituirten Staats) iſt."

Wie die Freiheit des Einzelnen, ſo liegt auch die Souveränität des Staats in der Selbſtbeſtimmung, in dem ſich ſelbſt durchſichtigen Selbſtbewußtſein (das iſt im Staat allgemeine Betheiligung unmittelbar und durch Deputirte, Oeffentlichkeit, Volksgerichte und Preßfreiheit) und in der gegenſeitigen Durchdringung der innern Unterſchiede (im Staate der Gewalten) zur *individuellen Einheit*.

Hegel faßt die *Staatsfreiheit* ganz richtig; hier tritt nun aber der unbegreifliche Fehler ein, daß er *Staats- und Volksſouveränität* nicht die Entfaltung dieſes Begriffs in ſeinem ganzen Umfange, nach allen drei Momenten nennt, ſondern theils den Beamtenſtaat ſchon als ſouverän gelten läßt, theils der Volksſouveränität (auch in der richtigen Bedeutung von Staatsſouveränität) das Moment des *allgemeinen Selbſtbewußtſeins*, des ſich ſelbſt in der Oeffentlichkeit durchſichtigen Geiſtes nicht vindicirt. Zum wahren Selbſt des Staates, wodurch er der freien Perſon entſpricht, gehören *alle drei Momente*. Die Probe davon, daß erſt die bezeichneten drei Momente zuſammen den ganzen Begriff der Freiheit und folglich auch der Souveränität ausmachen, hat jeder Vernünftige an ſeiner eignen innern und äußern Erfahrung. Wem die *Einheit* der geiſtigen Unterſchiede abgeht, der iſt geiſtig zerrüttet, ſeiner nicht mächtig ſoweit als ſein Begriff es erfordert, alſo unfrei; die ſchlimmſte Geſtalt dieſer Unfreiheit iſt der *Wahnſinn*, dem im Staat der *Deſpotismus* einer für ſich verſelbſtändigten Gewalt, oder der Kampf der feindſelig getrennten entſpricht; wem die *Selbſtbeſtimmung* abgeht und dagegen fremde Beſtimmung und Befehl zum Geſetz dient, der iſt unfrei, im ſchlimmſten Fall ein *Sklave*; wer aber auch ſich ſelbſt beſtimmt, und dies ohne klares Bewußtſein, ohne vernünftige Einſicht thut, iſt immer noch unfrei, im ſchlimmſten Fall ein Verbrecher. Im Staate trifft die Unfreiheit der zwei letzten Momente mit dem Vorwurf der Ehrloſigkeit des ſklaviſchen Zuſtandes und der öffentlichen Unſittlichkeit des Gutheißens, ja des Anpreiſens aller Willkür und Verworfenheit, wie wir beide Phänomene vor der Revolution in Frankreich gewahr werden, zuſammen. Es iſt leicht zu begreifen, wie inhaltsvoll (concret) und wie unwiderſtehlich richtig (abſolut) dieſer Begriff der Freiheit und Souveränität iſt, und wie dürftig dagegen Gagern von der Souveränität ſagt, „ſie ſei nichts Anderes, als der freie Wille, der allein unter das Geſetz der Sittlichkeit (nach dem alten guten „von Gottes Gnaden“) geſtellt iſt.“ Ohne Zweifel meint Gagern ganz daſſelbe, was der Begriff der Sache ergab; daß er es aber auch ausdrücke, darf man nicht behaupten, denn dazu würde nöthig ſein, die Exiſtenz und die richtige Exiſtenz des „freien Willens“ und den Inhalt „ſeines Sittengeſetzes,“ der ja in den verſchiedenen Epochen der Hiſtorie verſchieden iſt, nachzuweiſen. Vielleicht thun wir aber ſchon mit dieſer Hervorhebung des wirklich Geſagten zu viel, und es iſt wahrſcheinlicher, daß Gagern mit ſeinem Begriff nichts weiter, als den unabhängigen Fürſten und den nach Außen ſouveränen Staat ausdrücken will.

Gegen dieſe Abſicht und vulgäre Meinung wäre alsdann ſchon Hegel's Unterſcheidung in Souveränität nach Innen und nach Außen von entſchiedner Fruchtbarkeit;

aber es iſt reine Willkür, wenn Hegel im 276.—78. §. die Staats- und Volksſouveränität in die Einheit und Flüſſigkeit (Idealität) der zwei Momente, der fürſtlichen und der Regierungsgewalt (der Einzelnheit und der Beſonderung) ſetzt; denn wie käme der Geiſt (und der Staat iſt ja der reale Geiſt) zu ſeiner Idealität, zu ſeiner Selbſtdurchdringung, zum Selbſtgefühl und zur Freiheit ohne das Moment des Allgemeinen, ohne das Moment des Selbſtbewußtſeins, welches in der öffentlichen conſtitutionellen Form der geſetzgebenden Gewalt liegt? Dies iſt ein Begriffsfehler, ohne Zweifel veranlaßt durch den empiriſchen, hinter der Geſchichte und der Einſicht unſerer Zeit zurückgebliebenen Staat, deſſen Souveränität (Abſolutheit und wirkliche Freiheit) Hegel nicht läugnen wollte, aus dem Grunde, weil in der That gegen den Feudalſtaat und gegen das Unweſen der Staatsjeſuiten neuſter Zeit der Beamtenſtaat und ſeine Centraliſation ſchon eine Form des Gemeinweſens, wenn auch nicht die dem ſelbſtbewußten Geiſt angemeſſene, genannt werden muß. Der Begriffsfehler iſt der, daß die innere Souveränität, die in Fürſt und Beamten, abgeſehen von der öffentlichen Vertretung der geſetzgebenden Gewalt, beſtehen ſoll, nur die willkürliche und bewußtloſe, nicht die wahrhafte Form des ſelbſtbewußten Vernunftweſens iſt. Allerdings erreichte der Feudalſtaat erſt in dem modernen Monarchen und in der Beamtengliederung die wahre Einheit, und die Form der Selbſtbeſtimmung in der Staatsperſon (persona publich) **des Königs**; aber ſo wenig der Feudalſtaat, der nur Privatſache iſt, innerlich ſouverän iſt, eben ſo wenig iſt es der Beamtenſtaat. In ihm nimmt die empiriſche Perſon des Herrſchers ſich ſelbſt für den Zweck des Staates; die ganze Beamtenwelt hat nur die Richtung nach dieſer Spitze der Majeſtät; und je länger dieſe Staatsform in ihrer Abſtraction von dem allgemeinen Zweck und der ſelbſtbewußten Betheiligung des Ganzen bei den öffentlichen Angelegenheiten beharrt, deſto unwahrer, ohnmächtiger und geiſtloſer wird ihre begriffswidrige Exiſtenz. Erſt der Fürſt, welcher die freie Bewegung des Staates mit dem ganzen Inhalt auch des dritten Momentes, der öffentlichen Function der geſetzgebenden Gewalt, in ſich vereinigt, erſt das conſtitutionelle Staatsoberhaupt oder der Präſident iſt die vollkommene Staatsperſon, welcher es unmöglich fällt, ihr empiriſches Ich zum Zweck zu erheben und einen andern Inhalt im Hintergrunde ihrer letzten Entſchließung zu haben, als den Geiſt des Staates ſelbſt. Den wahren Begriff der Souveränität aufzuſtellen, mußte Hegeln daher mißlingen; und es war ganz verfehlt, die fürſtliche oder Präſidial-Gewalt, die doch nach ſeiner eignen Faſſung die Concentrirung aller Staatsgewalten iſt, zuerſt abzuhandeln, die Regierungsgewalt und die geſetzgebende aber erſt hinterher in Betracht zu ziehen. Aus dem Gefühl dieſer Inconvenienz kehrt im 320. §. hinter der Ausführung über die Regierungs- und Geſetzgebungsgewalt der Begriff der Staatsſubjectivität, als ideelle Einheit des Ganzen, noch einmal wieder, um daran die Souveränität nach Außen anzuſchließen. Die Unbequemlichkeiten und Schiefheiten der falſchen Entwickelung, welche uns den leeren Begriff des Monarchen ſtatt der conſtitutionellen Staatsperſon mit dem ganzen Staatsinhalt der drei Gewalten giebt, offenbaren ſich ſogleich in dem unglücklichen Unternehmen, die Erbfolge nach der Erſtgeburt (oder „die Beſtimmung zur Würde des Monarchen durch die Geburt“, wie Hegel ſehr unbeſtimmt und zweideutig ſich ausdrückt; denn auch Napoleon iſt durch die Geburt zum Monarchen beſtimmt werden,) aus dem allgemeinen Begriff abzuleiten, ſtatt aus der Geſchichte, aus welcher der abſolute Monarch, ſein Recht gegen den Feudalmonarchen und die Untheilbarkeit der ſchlechthin einen und in ſich einigen abſoluten Monarchie, alſo die Primogenitur in ihrer Staatsfamilie, von ſelber folgt. Noch ſchlimmer iſt es, die Beſtimmung der Majeſtät in der Natur, ſtatt in der Unverantwortlichkeit der abſoluten Staatsperſon zu finden. Aber weder geborne noch ſacroſancte Herren ſind anders als geſchichtlich zu begreifen.

Hegel's Ausführung über die „Regierungsgewalt“ hat den Mangel, daß die Beſtimmung der hiſtoriſchen Perſon zur oberſten Regierungsſtelle, des Principalminiſters, fehlt, ſo wie, daß die Baſis dieſer Beſtimmung, das Parlament, das natürlich, als das allgemeine Moment unter den drei Gewalten, auch der Regierungsgewalt voraufgehn mußte, als caput mortuum nachfolgt. Ja, weil der hiſtoriſch wirkende und jede Zeit und jeden Staat beherrſchende Geiſt nicht zum Motiv der letzten Staatsbewegung und der innerlichen Souveränität gemacht wird, ſo glaubt der Philoſoph nicht an die Majorität, und haßt alle Wahl, auch die Wahl der Deputirten „durch die Vielen“. Nicht an die Majorität glauben heißt: nicht an den Geiſt und nicht an die Menſchen glauben; und es iſt der ſtupide Einwand der Servilität, die Maſſe ſei dumm und „nur im Zuſchlagen reſpectabel“. In weſſen Namen ſchlägt ſie denn zu, und wie geht es zu, daß ſie nur im Namen des welthiſtoriſchen Geiſtes ſiegt? Wie geht es zu, daß das Zuſchlagen der Maſſen ſich weder 1789 noch 1813 als geiſtlos und die Majoritäten keineswegs als im Unrecht erwieſen haben? — Es iſt ein totales Mißverſtändniß des Geiſtes und ſeines Proceſſes, wenn man bei dem Satze ſtehen bleibt: philosophia paucis contenta est judicibus; im Gegentheil, die Wahrheit unterwirft die Welt in Maſſe; ſie macht, als unwiderſtehlicher Eroberer, die Reiſe um die Welt des Geiſtes; dieſe Erfahrung, die Erfahrung unſers Jahrhunderts, und dieſe Gewißheit iſt Religion und Tugend. Die Wiſſenden werden mit ihrer Weisheit auf die Dauer nie von der Majorität verlaſſen; und wenn die Verkündiger eines neuen Geiſtes Anfangs in der Minorität ſind und allenfalls vor dem materiellen Nachdruck der Machthaber untergehn, ſo iſt ihnen der Beifall, ja die Ueberhebung ihrer Verdienſte bei der Nachwelt nur um ſo gewiſſer; eine Ueberhebung, die noch heutiges Tages als Götzendienſt häufig genug angetroffen wird. Die Wahrheit der Majorität iſt im Großen und Ganzen die Beſtimmtheit des Zeitgeiſtes, die politiſche oder die hiſtoriſche Wahrheit; und wenn nur Ein Individuum in einer Nationalverſammlung das Wort des Zeitgeiſtes auszuſprechen weiß (und daran wird es nie fehlen), ſo bleibt ſicher allemal nur der gemeine Egoismus und die böswillige Caprice in der Minorität. Den relativen Irrthum theilt die Majorität mit dem hiſtoriſchen Geiſt und ſeiner Beſtimmtheit überhaupt, die ſich darum nicht wehren kann, von der Zukunft wieder negirt zu werden. Um die Wahl zu vermeiden, geräth Hegel auf die Corporation, auf die fixe Gliederung nach Ständen und ſogar auf die Beſtimmung der Majorate, indem er annimmt, was gegen alle Erfahrung läuft, die Gewerblichkeit und Induſtrie, oder die Bewegung der bürgerlichen Geſellſchaft ſei von dem Stande der großen Gutsbeſitzer fern zu halten, dieſer alſo in ſeiner patriarchaliſchen und Naturſicherheit der „ſubſtantielle Stand", der die erſte Kammer durch „perſönliche Repräſentation" ausmachen müſſe.

Hier ſchlägt ſich wiederum ſein Abfall von der Freiheit zuerſt mit dem ſchiefen Ausdruck des „ſubſtantiellen" Standes *), als wenn der Grund und Boden die Sub-

---

*) Ueberhaupt nimmt Hegel die Stände mit kaſtenartiger Unfreiheit. So iſt z. B. auch der Kriegerſtand, den Hegel als „Stand der Tapferkeit" und ſtehendes Heer anführt, in ſeiner Abgeſchloſſenheit nicht nur durch die Revolution Frankreichs, ſondern auch durch die Regeneration Preußens längſt negirt, und

ſtanz des Staates wäre, oder die Materie die Subſtanz, von welcher Auffaſſung Niemand ferner iſt, als die Hegelſche Philoſophie; ſodann mit der ſeltſamen Annahme, als käme es der Natur zu, ſich gegen die Induſtrie und die äußerliche Ueberwältigung in patriarchaliſcher Sprödigkeit zu behaupten; und endlich, als könnte ein ſolcher Stand, wie wir ihn in den engliſchen Lords vor uns haben, frei von Naturwuchs und beſchränktem Egoismus den Staatszweck ins Auge faſſen.

Die Gliederung des Staates, aus der die Verſammlung der Abgeordneten hervorgehen muß, iſt nicht Stand und Corporation, ſondern Provinz und Gemeinde. Der Antheil an der Wahl der Deputirten wird ſich bei ſteigender Bildung immer mehr nach Unten ausbreiten, und findet ſeine Grenze nur an den Regionen, wo das Communalintereſſe factiſch aufhört und das Individuum, rein auf das Leben angewieſen, aus aller geiſtigen Betheiligung herausfällt, — eine Verwahrloſung der Menſchheit, deren Ueberwindung von der Zukunft zu erwarten iſt, ſo gut die bisherige Geſchichte die Sklaverei ſchon beſeitigte. Wie ſehr Hegel mit ſeiner Vorausſetzung, Wahl ſei eine ſchlechte Form des äußern Mechanismus, ſelbſt in den Mechanismus verfallen mußte, zeigt ſein Majoratsweſen, das er lediglich aus „politiſcher Zweckmäßigkeit“, ſo wider-

---

muß noch durchgreifender ins Leben eingebildet werden, wozu die Nationalgarden und die Schulen bereits den Anfang gemacht haben, und die geſicherte Staatsfreiheit die weiteren geſetzlichen Einrichtungen herbeiführen wird.

ſinnig es an ſich iſt, einrichten will. Während die Primogenitur des Monarchen aus dem Umſchlagen des Selbſt ins Sein folgen, und die Gründe dafür, aus dem Geſichtspunkt „politiſcher Zweckmäßigkeit, ſeichtes Räſonniren“ ſein ſollten, iſt mit einem Male dies ſeichte Räſonniren gut genug, um eine ganze Heerde naturwüchſiger Egoiſten in das Geiſtesleben des freien Staates hineinſchneien zu laſſen. Die Wahl wird ſtets die Form und den Inhalt der Nationalbildung haben; und eben ſo gut, wie ſonſt die Zufälligkeit der Weltgeſchichte, muß auch die Zufälligkeit der Deputirtenwahl das Vernünftige zum Vorſchein bringen. Die innere Geſchichte des Staates iſt in ihrer Vernünftigkeit nicht anders zu begreifen, als die äußere. Die Naturbeſtimmtheit eines Standes verliert aber nie den gemeinen Egoismus und die unverſchämte Bornirtheit, wie wir ſie in dem engliſchen Oberhauſe vor Augen haben. Der bornirte Egoismus der großen Gutsherren iſt nicht wiederherzuſtellen, ſondern noch gründlicher, als durch die abſolute Monarchie ſchon geſchehen iſt, aufzuheben. Eine gründliche Widerlegung der ganzen Manier, ſchlechte Exiſtenzen zu rechtfertigen, die das ganze Hegelſche Naturrecht durchwuchert, läßt ſich aber nur in einer ausführlichen Politik erreichen. Sie müßte die wahren Conſequenzen der neueſten Philoſophie ziehen, zugleich die ganzen Zuſtände der Gegenwart auf ihren Begriff bringen, und damit eine reformatoriſche That vollziehen. Hier wollen wir nur noch die weitere Explication des Begriffs der Souveränität, die äußere Souveränität und das äußere Staatsrecht, in Betracht ziehen, weil darin die eigentliche Berührung mit dem Thema des Freiherrn von Gagern, dem Völkerrecht, eintritt, und in der richtigen Faſſung des Princips und ſeines bisher gewonnenen Inhalts die Kritik beider Theorieen ſich ergeben wird.

Ohne den Begriff der innern Souveränität, der in den Inſtitutionen real gewordenen Geiſtesfreiheit, ohne die Einſicht in die innere Flüſſigkeit der ſelbſtbewußten und ſich ſelbſtbeſtimmenden Einheit des Staates, deſſen Zweck die Verwirklichung der Idee der Freiheit iſt, läßt ſich kein Intereſſe an der geſchichtlichen Bewegung faſſen. Ohne dieſe Einſicht erſcheint alle Staats- und Geſchichtsentwickelung als ein Werk des Zufalls oder des blinden Dämons. Mit dem Inhalt des freien Geiſtes iſt aber der Menſch ſich Selbſtzweck, oder der Zweck des Staates, wie des einzelnen Menſchen, iſt die Wahrheit und ihre lebendige, ernſtliche (d. h. religiöſe) Ergreifung und Verwirklichung. Die Verwirklichung der Wahrheit in der Welt, die Eroberung neuer Stufen des Geiſtes, iſt die Geſchichte. Sie iſt die innere Bewegung des Staates, die Arbeit der Geſellſchaft und der Einzelnen in Ueberwältigung der Natur und in Befreiung des Geiſtes. Der Staat hat fortdauernd die Form des Geſchehens; er iſt Idee, Freiheit, Proceß oder Selbſtbefreiung. Sein Weſen iſt eine geiſtige Lebendigkeit, die alle Einzelnen und ſelbſt ihre Naturbaſis in die Bewegung hineinreißt, und das Phänomen darbietet, daß dieſe Bewegung auf ſich ſelbſt geſtellt, ihr eigner Gegenſtand, ihr eigner Zweck und ihr eigner Anfang iſt. Der Staat, ſo ſehr er damit die Wirklichkeit des Geiſtes veranſchaulicht, iſt bei alledem nicht leicht zu faſſen, und unterliegt daher in der Auffaſſung überall denſelben Mißverſtändniſſen, welche die getrennten Momente der Idee mit ſich bringen. Die roheſte Anſicht iſt, die Allgemeinheit des Geiſtes und die Gemeinſchaft der Menſchen in „die Ausbreitung der Naturbaſis“, in das „Wohnhaus des Staates und des Geiſtes“ zu ſetzen; man nennt den Staat das verwaltete Territorium, anſtatt zu begreifen, daß erſt der Staat und die geſchichtliche Geiſtesbewegung eine zweite Welt ſich ſelbſt erzeugt, die Natur aber in Beſitz nimmt und ſo zu ſagen verdaut. *So wäre alſo der Staat Zweck des Einzelnen, der Einzelne aber auch Zweck des Staates; denn Beide haben nur Einen Zweck*: die Befriedigung in der Wahrheit, in ihrem Wiſſen, ihrem Gefühl, ihrer Anſchauung und ihrer Verwirklichung.

Die Abhängigkeit des Staates und ſeines Geiſtes von der Naturbaſis, dem Lande, giebt übrigens eine Unmittelbarkeit, einen Anſtoß zu *beſtimmter* Entwickelung, welche erſt die ganze *Individualität* des Staates vollendet; und wie der Einzelne durch die natürliche Dispoſition ſeinen Charakter, wie Stadt und Provinz ihren Localgeiſt, ſo gewinnt der ganze Staat den Nationalgeiſt oder ſeine *Volksthümlichkeit* unter der Vorausſetzung der Natur des Landes. Die Volksthümlichkeit oder der *beſtimmte Charakter des Volkes* iſt nun aber keineswegs in der Naturbeſtimmtheit zu fixiren; er iſt vielmehr der beſtimmte Geiſt, der im Volk wie im Einzelnen der Bildung ſich hingiebt, und durch die Bildung ſelbſt ſeine urſprüngliche Individualität weſentlich verändert und veredelt. So hat das proteſtantiſche Deutſchland durch die Reformation einen ganz neuen Nationalcharakter, eine eigne und die wahre deutſche Volksthümlichkeit gewonnen, gegen welche die verdummte und im Katholicismus ſitzen gebliebene Particularität des alten Germanismus das Unwahre iſt, und dies ſo ſehr, daß die proteſtantiſche Bildung, die Aufklärung und die Philoſophie, alle edlen Theile des katholiſch genannten Deutſchlands ebenfalls reformirt hat. Den einzelnen Charakter bildet ſein Schickſal; ſo die Nationen ihr hiſtoriſches Geſchick. Eine Geſchichte giebt Einen Nationalgeiſt, verſchiedene Geſchichte eine andere Volksthümlichkeit auch derſelben Sprachgenoſſen; und umgekehrt gilt Novalis' ſchöner Ausdruck: Schickſal und Gemüth (hier Geſchichte und Nationalgeiſt) ſind Ein Begriff. Die Einheit verſchiedener Stämme in Einem Nationalgeiſt wäre ohne Geſchichte unmöglich, und es würde der Natur- und Localgeiſt überall in unüberwindlicher Verſchiedenheit verharren. Die gemeinſame Sprache, welche die Stammdialekte überwindet, iſt daher der Ausdruck des gebildeten, des geſchichtlichen Nationalgeiſtes und die Ausbreitung der deutſchen Schriftſprache und der Reformation dieſelbe Erſcheinung des neuen deutſchen Volksthums. Es wird alſo derſelbe Ausdruck des Geiſtes dieſelbe Sprache, als das eigentliche Element der Volksthümlichkeit anerkannt werden müſſen, ohne daß damit neue geſchichtliche Anſätze zu disparater Entwickelung ausgeſchloſſen wären. Deutſchland und Frankreich, Oeſtreich und Deutſchland, Deutſchland und England u. ſ. w. haben ſich ſo im Verlauf der Zeiten geſchieden und aus einer urſprünglichen Einheit neue Volkscharaktere ausgeſondert. Aus dem Begriff verſchiedener Staats- und Nationalindividualitäten, die ſich aus Einer Einheit zum ſelbſtändigen Fürſichſein, unbeſchadet der gegenſeitigen Anerkennung und der gemeinſamen Baſis eines urſprünglichen Geiſtes (wie des chriſtlichen) ausſcheiden, entſpringt die Souveränität nach Außen, das Völkerrecht und die Weltgeſchichte, welche den einzelnen Staat und die innere Staatsgeſchichte in ſich aufnimmt, und die Entwickelung des Weltgeiſtes als die gemeinſame Aufgabe aller Staaten, die aus ihm hervorgingen und ſeiner Bewegung ſich nicht widerſetzten, anerkennt.

Dieſer Begriff und ſeine Ableitung fehlt bei Hegel und bei Gagern ſchon wegen ſeines unhiſtoriſchen Humanismus. Hegel hat die *Volksthümlichkeit*, ihr Verhältniß zum Staat, und das Hervorgehen der hiſtoriſchen Staaten aus einer Einheit, womit erſt der Begriff der Souveränität nach Außen, der Gleichheit der Nationen und der völkerrechtlichen Beziehungen der Verſchiedenen in dem Einen Medium entſteht, nicht entwickelt, vielmehr dieſe Beſtimmungen (abſtract) für ſich zu begründen verſucht: ein Unternehmen, welches nothwendig mißlingen mußte, weil Alles, was hierhin einſchlägt, zu beſtimmt das Gepräge einer Frucht der hiſtoriſchen Bildung und des gemeinſamen Geiſtes der (chriſtlichen) Welt an ſich trägt. Im Alterthum waren die Gefangenen Sklaven, wurden die beſiegten Könige in Ketten gelegt und in ſcheußlichen Verließen zu Tode gehungert; ſelbſt die Griechen ſtürzten des Perſers Geſandte in die Grube, und die Araber ſchneiden noch heutiges Tages den gefangenen Franzoſen die Köpfe ab, wie die Ruſſen ſie 1813 nach Sibirien ſchickten und mit dem Ochſen zugleich an den Pflug ſpannten. Unter Barbaren giebt es keine gegenſeitige Anerkennung der Staaten und des Rechtes der Fremden; China und das türkiſche Reich, ſo lang es überhaupt noch etwas von ſich hielt, erkannte nur ſich an und hatte Raubſtaaten zu ſeinen Vaſallen, welche das Princip der totalen Nichtanerkennung aller fremden Freiheit ſo lange ausübten, als ſie vermochten. Der bloß patriotiſche Standpunkt iſt überall ein barbariſcher, erſt der chriſtlich-kosmopolitiſche oder der Begriff der Völkerfamilie, die aus der chriſtlichen Einheit der mittelalterigen Univerſalmonarchie hervorgegangen, bildet die Sitte, das Gewohnheitsrecht und die bewußte Anerkennung des Völkerrechts. Dies iſt auch der Grund, weßwegen Rußland zwar in ſeiner Regierung und dem Princip nach das Völkerrecht und ſeine Baſis, die hiſtoriſche Geiſtesbildung, anerkennt, in Praxi aber ſowohl unter Chriſtenthum als unter Sitte etwas von der europäiſchen Bildung ganz Abweichendes verſteht, und dem Völkerrecht vollkommen anzugehören durch ſeinen rohen Inhalt bis jetzt verhindert wird. Rußland iſt ſo wenig ein Verbreiter der europäiſchen Cultur nach Oſten, daß es jetzt vielmehr anfängt, das europäiſch noch nicht cultivirte Ruſſenthum nach Weſten und ſogar über die deutſchen Provinzen, die ihm unterworfen ſind, auszubreiten. Das Deutſchthum, welches von dem freien, proteſtantiſchen und philoſophiſchen Inhalt abſtrahirt, könnte an dem Ruſſenthum die Barbarei des Patriotismus ohne Humanität und Freiheit abnehmen.

Wenn nun aber Gagern das Völkerrecht rein als eine Sache der Moralität und Humanität betrachtet und mit dem Sittengeſetz ihm ſchließlich auszuhelfen gedenkt, ſo iſt dies ebenfalls ein Herausfallen aus der Hiſtorie und eine Verkennung des Geiſtes, bei der es den Anſchein hat, als ſei es nun dem Zufall und dem Gewiſſen des Einzelnen (Regenten, Politikers) anheimgeſtellt, ob er dem Völkerrecht folgen wolle oder nicht. Gagern ſpricht dies auch mit dürren Worten aus, und behält daher für ſich nur den Standpunkt des Ermahnens zum Guten. Das Geſetz des Völkerrechts iſt aber nicht das Gewiſſen der Machthaber und die Heiligkeit der Tractate, auch nicht ein bloßes „Sollen, wie nach Hegel, über dem die Staaten darum ſtehn, weil ſie überhaupt ſouverän ſind,“ ſondern die hiſtoriſche Epoche, welche der Tractat ausſpricht und anerkennt, müſſen ſie halten, weil ſie vorläufig in der Bildung und dem Geiſte ihrer

Zeit befangen ſind, und nicht eher darüber hinaus können, als bis im Stillen ein neuer Geiſt, eine neue Form der Freiheit ſich gezeitigt hat. Dieſe neue welthiſtoriſche Form iſt dann der beſtimmte Inhalt der Souveränität, welche den Frieden bricht und im Kriege die Idealität des Werdens einer ferneren Epoche der Geſchichte eröffnet, ſofern ſich die übrigen ſouveränen Individuen dem neuen Geiſt oder der Weiterbildung des gemeinſamen Geiſtes widerſetzen. Der wahre Souverän iſt der Geiſt der Wahrheit, die Macht der Humanitäts-Idee, deren Entwicklung von den civiliſirten Völkern als kosmopolitiſche Aufgabe anerkannt wird; und nur die Nation iſt vollkommen ſouverän nach Außen in dem Völkerzuſammenhange, welche die höchſte Entwickelung dieſes Weltgeiſtes auf ſich genommen. Dies ſpricht Hegel aus, ohne jedoch die Gemeinſchaft der hiſtoriſchen Völker und damit die verſchiedene Baſis des Weltgeiſtes in der alten und neuen Zeit zu beſtimmen. In der neueren Zeit iſt neben der Initiative der Entwicklung noch die Theilnahme der Gleichen in der Völkerfamilie offen gelaſſen. Dies iſt die wahrhaft welthiſtoriſche Ehre, und erſt dieſe Souveränität, die den Weltgeiſt trägt und bilden hilft, die Krone der Freiheit. Ein hiſtoriſches Volk hat nur in dieſem Bewußtſein ſeine Befriedigung, den Sieges- und den Thatenmuth; und wir dürfen keinen Anſtand nehmen, Preußens und mithin Deutſchlands zurückgekommene und geiſtloſe, dagegen Frankreichs ſouveräne Stellung anzuerkennen.

Der franzöſiſche Staat und das Volk der Franzoſen hat die letzte Form der Geſchichte nach Innen und nach Außen gewonnen, wir dagegen haben wohl den Anſatz zur Befreiung nach Innen und nach Außen ſeit 1808 gemacht, ſind aber in beiden Beſtrebungen ſtecken geblieben, halten den franzöſiſchen Aufſchwung für ganz etwas Unrichtiges, dagegen das geiſtloſe Nichtswiſſen und das ruhige Nichtsthun, den ſtillen Naturwuchs einer materiellen, von allen öffentlichen Intereſſen entwöhnten Exiſtenz für würdiger, beſſer und vernünftiger. Die Geſchichte des letzten Decenniums hat entſchieden, und es bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als das freiwillig zu thun, was wir früher nur nach den trübſeligſten Erfahrungen ergriffen, die Regeneration im Geiſte unſerer Zeit vorzunehmen. Dieſe würde dann allerdings die innere und äußere Souveränität in höherer Form, als ſie das katholiſche Frankreich erreicht hat, herbeiführen. Die Tractate und die Anerkennung der freiſten und letzten Form des Geiſtes ſind übrigens genau genommen ſo unverbrüchlich, als das einmal eroberte Weltbewußtſein, welches durch ſie ſanctionirt wird, aus dem Zuſammenhange der Geſchichte nicht wieder verſchwinden kann. In einem neuen Kriege gilt es immer ein neues Princip und die Ueberwältigung der Reaction in den Exiſtenzen der abgelebten Geiſtesphaſen. Der Friede von Osnabrück ſtellte die Berechtigung der Reformation feſt, der ſiebenjährige Krieg erhob den proteſtantiſchen Staat zur Großmacht. Das war ein weiterer Schritt und der eigentliche Sieg des Geiſtes der Aufklärung und des Beamtenſtaates mit dem Inhalt des ſittlichen Grundes der proteſtantiſchen Welt, in welcher der große König ſelbſt die Conſequenzen der Philoſophie proclamirte und ſich für den erſten Diener des Staats erklärte; der ſiebenjährige Krieg bricht alſo keineswegs die Osnabrücker Tractaten, aber er führt ein neues Princip in die geiſtige Welt ein, welches wiederum der Hubertsburger Friede ſanctionirt. Mit der Revolution ſodann wird dieſe Staatsidee fortgebildet, das Staatsbewußtſein bleibt nicht bei dem Könige allein, es durchdringt das Volk und erzeugt mit den Rechten des Volks und der Menſchheit ein neues Völkerrecht, eine vollkommen veränderte Baſis der Differenzen. Die Siege der Franzoſen warfen überall den geiſtloſen Widerſtand vor ſich nieder, aber ſie verachteten und verkannten den berechtigten, wenn gleich ſchlummernden Geiſt der gleichen Nationen, überſchwemmten ihre Länder und wurden erſt in ihre Grenzen zurückgewieſen, als das Pathos der Volks- und Staatsfreiheit an die Deutſchen übergegangen und die kosmopolitiſche Idee der gleichberechtigten Nationalitäten ihnen gegenübergetreten war, eine Berechtigung, welche, dem gebildeten Inhalte nach, nur der deutſche Aufſchwung zu beweiſen im Stande war.

Erkennen die Tractaten von Osnabrück und von Hubertsburg das Recht der Ketzer und des Ketzerſtaates an, ſo hat die neue Zeit ebenſo zur Anerkennung der Principien der Revolution und des Staates der Revolution geführt, mit einer dreifachen Form des Völkerrechts, zuerſt dem Recht oder vielmehr dem Unrecht der großen Nation, ſodann dem Recht oder vielmehr dem umgekehrten Unrecht der heiligen Allianz und endlich dem Recht der fünf Mächte. In der letzten Epoche wird wiederum die Uebermacht, die dem hiſtoriſchen Proceß ſich widerſetzte (zu dieſer Verſtocktheit war der Aufſchwung der Freiheitskriege verſteinert) aufgehoben. Wie ſich nach dem dreißigjährigen Kriege der Proteſtantismus und ſeine Conſequenzen oder die Geiſtesfreiheit die ganze germaniſch-romaniſche Welt unterworfen hat, ſo wird gegenwärtig die Staatsfreiheit zur Ausbeutung ihres ganzen Inhalts kommen: das jetzige Völkerrecht iſt die ausdrückliche tractatmäßige Anerkennung des Rechts der Völker zur Befriedigung ihres Geiſtes im freien Staate; und auch dieſe Tractaten werden erfüllt werden überall, wo nicht durch die hoffnungsloſeſte Verwahrloſung des Menſchen die Ehre Europas mit aſiatiſcher Unehre vertauſcht wurde.

Die Tractaten ſind alſo weder ein bloßes Sollen, noch eine Forderung der allgemeinen Humanität, ſondern der Ausdruck der ganzen hiſtoriſchen Errungenſchaft ihrer Zeit, eine Form des politiſchen Bewußtſeins, welche, wie wir ſchon bemerkten, dieſelbe Geltung hat, wie die letzte Form der Philoſophie in der Wiſſenſchaft, die ebenfalls allemal Abſchluß einer verlaufenen und Anfang einer neuen Epoche iſt, der ſich aber, eben ſo wie den politiſchen Abſchlüſſen, die Jeſuiten ſowohl, als die Beſchränkten mit ihrer Reaction und die Männer der Zukunft mit der Zeugung eines neuen Geiſtes entgegenſetzen. Die Conſequenzen des Humanismus werden übrigens damit ſo wenig geläugnet, daß vielmehr der Humanismus ſelbſt eine welthiſtoriſch errungene Epoche bezeichnet und durch unverbrüchliche Verträge ſanctionirt worden iſt.

Wir laſſen uns auf die Conſequenzen dieſes völkerrechtlichen Princips nicht weiter im Einzelnen ein, ſie liegen ſehr nahe und werden mit unfehlbarer Sicherheit gewonnen, wenn man ernſtlich und mit der geſchichtlichen Vorausſetzung, die nicht ignorirt werden kann, die Phänomene der Gegenwart ins Auge faßt. Wichtiger iſt die Kritik der ganzen Hegelſchen Syſtematik, welche aus dieſer Kritik des Völkerrechts und aus dem Begriffe folgt, daß Alles in die Geſchichte fällt, und daß es nur eine geſchichtliche Religion, Kunſt und Philoſophie giebt, daß darum die neueſte Philoſophie allerdings das *wahrhaft* Poſitive und der Geiſt das *einzig* Poſitive iſt, daß er aber zu gleicher Zeit ſeine Negation, die Zukunft in ſich hat und dieſe aus der Lebendigkeit (Negativität) ſeines eigenen Weſens entſpringen läßt, indem er in ſich zurückgeht, um neu aus dem bisher erarbeiteten Inhalt hervorzutreten. Nicht alſo das Abſolute als abſolute Sphäre, ſondern die Geſchichte iſt das Ende des Syſtems und der abſolute Geiſt nur relativ,

d. h. nach der hiſtoriſchen Stufe des Selbſtbewußtſeins der Zeit, in unſerer Macht. Religion, Kunſt und Wiſſen fallen in die Entwicklung des Staates und ſeiner Geſchichte; denn die Entwicklung der abſoluten Sphäre iſt nur die Entwickelung des Staates und der Geſchichte ſelbſt, und es wäre die troſtloſeſte Geiſtloſigkeit, wenn der Staat die theoretiſche Bewegung nicht für ſeinen Zweck hielte, und wenn der Hiſtoriker einen von Religion, Kunſt und Philoſophie abſtrahirenden Staat zu ſeiner Aufgabe machen wollte. Daß der Staat den Geiſt und der Geiſt den Staat hervorbringt, und wie dies vor ſich geht, iſt heutiges Tages kein Geheimniß mehr. Seitdem der Staat ſelbſt als der reale Geiſt und ſeine Bewegung als der Proceß der Idee und des perſönlichen freien Geiſtes überhaupt erkannt worden iſt, bemühen ſich die politiſchen Romantiker umſonſt, ihm die Pflanze oder das Thier zum Ideal aufzuſtellen, ihm den Wuchs der Vegetation und die unwillkürliche Bewegung des thieriſchen Organismus zur Nachahmung zu empfehlen. Der freie Staat nach der Gliederung der geiſtigen Momente und mit dem Zweck der abſoluten Befreiung iſt das völkerrechtliche Reſultat unſerer Zeit, es iſt durch Verträge feierlich ſanctionirt, und dieſe Epoche der Menſchheit eben ſo ſicher gegründet, als die der innerlichen Geiſtesfreiheit, das Reſultat der Reformation, aus welcher ſie hervorgeht.

1. Die Quadrupelallianz gegen Frankreich.

Eine Epoche der orientaliſchen Frage.

1840.

Die Quadrupelallianz zwiſchen Rußland, England, Oeſtreich und Preußen, was bedeutet ſie? Sind Rußland und England, die in Aſien fortdauernd auf dem Kriegsfuße ſtehen, in Europa wirklich friedlich zuſammengetreten? haben ſie nicht beide ins Geheim ganz andere Zwecke und Abſichten, als ſie öffentlich ausſprechen? Und wenn Oeſtreich und Preußen den Status quo in der ganzen Welt, den Frieden und die Freiheit Europa's bekennen, iſt es wahrſcheinlich, daß ihre Staatsmänner in der neuen Präponderanz Rußlands wirklich keine Gefahr für das Gleichgewicht und in dem Vorſchub, den ſie Rußland leiſten, nichts Bedenkliches finden? O gewiß haben auch ſie ihre Geheimniſſe. Jedenfalls finden ſie eine Befriedigung in der Iſolirung und Demüthigung des Julifrankreichs, dem ſie 1830 ſo viel Unbequemlichkeit verdankten. Und wenn man in dem altgläubigen Wien an eine türkiſche Legitimität denkt, wie man denn von ihr zu reden keinen Anſtand nimmt, warum ſoll man nicht auch wieder an eine franzöſiſche Legitimität denken? Das eine iſt im Oſten, das andere im Weſten; was mehr? Doch was denkt nicht Alles ein gedankenloſer Miniſter? Wir haben die zuverſichtlichen Reden der öſtreichiſchen Politiker, welche vor 1830 einen Sieg des Liberalismus über die Reſtauration und die Principien der heiligen Allianz für Phantaſieen von Tollhäuslern erklärten, noch nicht vergeſſen; wir halten daher die Reden der Diplomatie in Sachen der Freiheit für nichts weniger als unfehlbar, und was den Orient und ſeine Entwickelung insbeſondere angeht, ſo ſind nur wenige Menſchen ſo leichtgläubig, um den vier Mächten die Mittel zuzutrauen, den Sturz der Türkei durch die Erhaltung Syriens abzuwenden und „den alten Bundesgenoſſen“ wieder aufzurichten, indem ſie ihm in Rußland und England den Bock zum Gärtner ſetzen. Ja, was noch mehr iſt, die öffentliche Meinung wird über den Gebietsſtreitigkeiten in Kleinaſien, in Polen oder am Rhein, wo es auch ſei, niemals vergeſſen, daß die große Principienfrage: Staatsfreiheit oder Despotismus? noch nicht erledigt iſt. Dieſe Frage betrifft die Durchführung der europäiſchen Bildung im Gegenſatz gegen das Slaventhum und den Orientalismus; und der erſte Kanonenſchuß, der in Europa fällt, wirft ſie glühend in die Pulvermine des Principienkrieges. Nur für die Freiheit lohnt ſichs der Mühe, das Schwert zu ziehen, und es iſt lächerlich, jetzt noch an principloſe Cabinetskriege zu glauben. Werden die inneren Kriſen geſtört, wird die geiſtige und politiſche Entwickelung zur Fäulniß einer intereſſe- und gedankenloſen Ruhe heruntergebracht, und der Conflict weſentlicher Gegenſätze und ſeine reinigende Erſchütterung unterdrückt: dann allerdings wird erſt die Exploſion eines allgemeinen Krieges eine neue Epoche herbeiführen. In der Türkei iſt die Fäulniß zur Gährung gekommen; das alte Weſen, welches ſich nur in Todeszuckungen, nicht in Lebensfunctionen regte, ſteht im Begriff durch ein neues erſetzt zu werden: iſt es hier eine rationelle Cur, die Kriſen zu ſtören und von Außen einzugreifen, um die ſofortige Löſung einer ſo weitausſehenden Frage, wie die Regeneration des Orients, zu verſuchen mit dem längſtverbrauchten Recepte der Legitimität, und hier der Legitimität des Sultans und der Conſervirung eines Status quo, wie des türkiſchen?

Doch wir wollen einen Augenblick davon abſehen, daß Rußland und England, die beiden Leibmedici der armen Türkei, egoiſtiſche Zwecke haben, die aller Welt bekannt ſind und die ganz etwas Anderes als die Geneſung des Kranken, die vielmehr das Erbe des Sterbenden betreffen, — wir wollen trotz dieſer ſehr weſentlichen Bedenken einen Augenblick annehmen, die vier Mächte erreichten ihren höchſt humanen Zweck, Syrien werde durch engliſche Schiffe und ruſſiſche Soldaten zur alleinſeligmachenden Türkei zurückgeführt: was iſt das Reſultat? Zuerſt, der wahre Freund und ehrliche Hausarzt des Muhamedanismus, Mehmed Ali, wird abgehalten, den ſinkenden Halbmond wenigſtens eine Weile zu ſtützen, indem er ſeinen kräftigen Despotismus nicht nach Conſtantinopel verpflanzen darf; in ihm, dem lebensfähigſten Gliede des Türkenreiches, wird die letzte Hoffnung der Osmanen niedergeworfen; und es iſt eine ſtarke Ironie, dieſen Erfolg eine Stärkung der Türkei zu nennen.

Was nach dieſer Reſtauration die Türkei vorſtellt, eilt erniedrigt und geſchwächt, mit immer raſcheren Schritten dem Untergange entgegen. Der türkiſche Herr und Deſpot, in all ſeiner unbeweglichen Weichlichkeit, war ſonſt doch wenigſtens ein Krieger und führte das Schwert für ſich ſelber; was bleibt er nach dieſem großmüthigen Beiſtande ſeiner eigennützigen Protectoren und Curatoren? Wehrlos, ehrlos, verächtlich und mit einem gewaltigen Sprunge ſeinem endlichen Schickſal näher geführt, nämlich dem, daß ihn die vernichten, die früher ſeine Sklaven waren. Jeder Schuß aus ruſſiſchen und engliſchen Kanonen iſt ein Todesurtheil der wehrloſen und entarteten Osmanen und ein Aufruf an Alle, die unter ihrem wahrlich nicht ſanften und humanen Joch ſeufzen, dieſe weibiſchen Stillſitzer aus ihren Ottomanen herauszuwerfen.

Aber, ſagt man, Mehmed Ali iſt ein Barbar und die kräftige Barbarei viel ſchlimmer, als die ſchwache. — Nun gut; dann wollt ihr aber auch den Halbmond nicht reſtauriren, wie ihr vorgebt, und der Status quo bedeutet, was er wirklich iſt, die Erhaltung der Schwäche und damit auch die Fortdauer eurer Protection; was von Handelsbequemlichkeit und Landerwerb dabei abfällt, das bei Seite. Aber welchen Vortheil haben Oeſtreich und Preuſſen davon? Ebenfalls den Status quo und — Ruhe, Ruhe, Ruhe. Aber iſt es denn derſelbe Stand der Dinge, wie vorher, wenn die Ruſſen Kleinaſien der Länge und der Quere durchziehen, wenn ſie die Aegypter ſchlagen und die Türken noch einmal protegiren, wenn der Orient ſich an die ruſſiſche Einquartirung gewöhnt, wenn er hört, alle vier Mächte interveniren und alle vier Mächte reden ruſſiſch, ſind ruſſiſch uniformirt, ſind Ruſſen? Und nun komme zufällig, was die neuen Römer ſo ſehnlichſt wünſchen, der Trubel eines europäiſchen Krieges dazwiſchen: wer wird ſie hindern, in Aſien wegzunehmen und zu behalten, was ihnen gefällt? Sind doch Preußen und Oeſtreich ihre Vormauer und England ihr Alliirter. England ſelbſt kann nur eine ſecundäre Rolle ſpielen, wenn es auch ganze Wälder von Maſten an den Küſten des Orients erſcheinen und einzelne Städte in den Grund ſchießen läßt. Was auf der See herumſchwimmt, macht lange nicht den Eindruck, als was in immer kürzeren Zwiſchenräumen ſelbſt ins Haus kommt, alle Winkel durchkriecht und natürlich die handgreiflichſten Spuren ſeines Andenkens zurückläßt. Wenn England aber mehr thun, wenn es Aegypten beſetzen wollte, wie würde es da Rußland wehren, Conſtantinopel zu nehmen, was ja eben verhindert werden ſollte? — Es ſoll alſo bei der Execution gegen den Paſcha von Aegypten bleiben, d. h. die Quadrupelallianz will Rußland in den Orient auch an dieſer Stelle recht eclatant einführen, die Schwäche des legitimen Sultans aufrecht und damit ſeinem Protector die Gelegenheit, ihn noch näher unter ſeine Flügel zu nehmen, offen erhalten; denn das werden ſich doch die mittelbaren Protectoren nicht einreden, daß ſie mit dem unmittelbaren gleiche Stellung und Einfluß behalten.

Was bedeutet nun unter dieſen Umſtänden die Iſolirung Frankreichs? Wir fragen nicht, durch weſſen Schuld und zu welchem Zwecke wurde ſie herbeigeführt; denn dieſe Frage ſcheint ſehr complicirt zu ſein; und wenn es gar keinem Zweifel unterliegt, daß Rußland nur durch Trennung Englands von Frankreich freie Hand gewinnen und ſeine Abſicht, durch Intervention die Türkei in ihrem raſcheſten Verfalle zu erhalten, erreichen konnte; wenn die Legitimität und das verhaßte enfant de la révolution in Deutſchland ein Motiv geweſen ſein mögen; wenn England endlich um jeden Preis, ſo gut wie Rußland, das regenerirte Türkenthum in Aegypten nicht aufkommen laſſen will, um keine allzu großen Hinderniſſe auf dem nächſten Wege nach Oſtindien zu finden, — ſo iſt es doch auch gar nicht zu verkennen, daß Frankreich ſeine Iſolirung eben ſo ſehr ſelbſt herbeigeführt hat; denn wer ſagte ihm, daß es mit der Stärkung der Türkei ſo ernſtlich gemeint ſei, daß man alſo das geeignete Mittel, das Aufkommen Mehemed Ali's dazu wählen müſſe? wer redete ihm ein, daß eine Verſöhnung der Türken wahrhafte Erhaltung des Türkenthums ſei? Heißt nicht die Türkei Conſtantinopel? und ihr Feind Aegypten? Oder wie weit geht die Türkei? und wie konnten die Franzoſen ſich einbilden, es ſei gut, wenigſtens Aegypten ſtark zu machen, da dies weder England noch Rußland wünſchen dürfen? Die übrigen Herren Curatoren haben alſo die eigenmächtige Friedensſtiftung der Franzoſen hintertrieben und die Methode der Intervention und Pacification an die Stelle der freiwilligen Pacificirung geſetzt, mit den legitimen, humanen und, wie ſich bei chriſtlichen Mächten von ſelbſt verſteht, ſehr antitürkiſchen Erfolgen. Aber, ſo oder ſo entſtanden, was bedeutet die Iſolirung Frankreichs? — Nichts Anderes, als daß die definitive Löſung der orientaliſchen Frage, welche Rußland mit einſchließt und ſowohl die Pforten der Oſtſee als die der Donau und des Mittelmeeres in der Dardanellenſtraße betrifft, noch gar nicht zur Sprache kommen ſoll. Denn ſonſt wäre es unmöglich geweſen, von Frankreich zu abſtrahiren. Jetzt ſtehen die Sachen ohne Zweifel ſo, daß Herr von Brunnow den Einfluß, welcher mit Choſrew's Sturz verloren ging, durch die Quadrupelallianz zehnfach wieder einbringen wird, und daß, wie immer, die weſtlichen Mächte dieſem zehnfach ſchlaueren öſtlichen Rieſen die Eroberungen aufdringen, die er zu machen wünſcht. Iſt es ja doch legitim geweſen, Polen zu erobern und an die Grenze von Preußen vorzugehen, und hat doch Preußen freundlich gewünſcht und geholfen, daß Warſchau erobert und der weiße Adler nach St. Petersburg entführt wurde; hielt doch ſelbſt das ſchlaue Oeſtreich dieſe Union des Slavismus und das Heranrücken dieſes neuen Weltreiches an ſeine ſlaviſchen Provinzen für legitim und nur für einen Sieg über die Revolution und ihre Propaganda, nicht für einen Erfolg des Slavismus und ſeiner Propaganda! Und nun, wie legitim, wie uneigennützig, mit welchen Bürgſchaften ſeiner Uneigennützigkeit tritt Rußland auf! Iſt nicht der Sultan der legitime Herrſcher der Osmanen? iſt nicht Mehmed Ali ein Rebell und obendrein ein Barbar, der die eroberten Länder nicht milder behandelt, als weiland die Türken u. a. zu thun pflegten? Alſo nieder mit dem Rebellen! Wenn bei der Gelegenheit Rußland ſeinem Ziele, die Donaumündungen ganz, die Dardanellen und Conſtantinopel ganz, Kleinaſien und ſeine Schätze ſo weit als möglich zu gewinnen, um Vieles näher rückt, was geht es die Deutſchen an? Iſt die Donau ein deutſcher Fluß, iſt der Handel in den Orient eine deutſche Ausſicht, iſt Conſtantinopel und die Dardanellen das Schloß, mit dem Deutſchland die Welt und ihre Herrlichkeit verriegelt werden können: ſo iſt Rußland legitim, loyal und giebt Bürgſchaften ſeiner uneigennützigen Geſinnungen vornehmlich gegen Deutſchland und die Deutſchen, ſowohl durch ſein Verfahren in den Oſtſeeprovinzen und an der preußiſchen Grenze als in dem freundlichen Vorſchlage, dem deutſchen Bunde beitreten oder gar die ganzen kleinen deutſchen Staaten protegiren zu wollen, denn Deutſchland und die deutſchen gutmüthigen, friedfertigen und ruhigen Cabinete ſind der ruſſiſchen Politik *die weſtliche Türkei*. Die beiden großen deutſchen Staaten wollen Ruhe und Frieden, keine Freiheit und keinen Krieg. Rußland dagegen hat das Gefühl, daß ihm die Ruhe, der Friede nicht genügt, es ſetzt die ſchlechte Gegenwart unaufhörlich ein für eine große, glänzende Zukunft. Laßt es ſeinen Zweck erreichen, und es verſchließt euch die Mündung eurer Ströme und die Quellen eures Handels, es wird im Orient nicht uneigennütziger ſein, als an der preußiſchen Grenze, es will ganz Orient ſein und die aufgehende Sonne Europa's, das unwiderſtehlich ſeinem Centrum zuſtreben und um ſeine Herrlichkeit kreiſen ſoll.

Hiegegen giebt es nur Ein Mittel, welches den deutſchen Intereſſen wahrhaft zuſagen kann, und das iſt eine geſpannte und ſichere Freiheitsbewegung in Preußen, eine Lüſtung der gepreßten deutſchen Bruſt, um ein wirkliches Nationalgefühl und die Macht zu erzeugen, autonomiſch zu entſcheiden, durch unmittelbares Gewicht einzugreifen und nicht mehr bloß durch Anſchluß an Rußland, Oeſtreich oder Frankreich auf Europa einzuwirken. Unſer Schwert iſt in ſeiner Scheide verroſtet und wieder und immer wieder wird die Frage gethan, ob es nicht beſſer ſei, ruhig den Progreſſen anderer Völker zuzuſchauen; denn Rußland, Gott ſei es geklagt, iſt unſer Freund, und Frankreich verlockt die Völker durch die Vorſpiegelungen der Freiheit. Nein, weder die Einen dürfen unſere Vogelſcheuche, noch die Anderen unſre Krücke ſein; die innere Freiheit und die tapfere Bewegung auf der Bahn des neuen Geiſtes, des Geiſtes der Oeffentlichkeit, des öffentlichen Weſens und der Conſtituirung des Gemeingeiſtes, das wäre unſere Stütze und unſer Schwert, eine Reſource und eine Stellung, zu der uns die Quadrupelallianz und ihre Doctrin von der türkiſchen Legitimität keine ſonderliche Ausſicht gewährt. Bedenket, wo ihr ſteht und was ihr ſeid.

Frankreich redet von den Rheinprovinzen, und ſelbſt deutſche Politiker geſtehen es zu, Frankreich wolle ſich hier ſchadlos halten für die mögliche Wegnahme Conſtantinopels durch die Ruſſen: was heißt dies anders, als auch Frankreich betrachtet Deutſchland als eine zweite Türkei, als ein zerfallendes Weltreich, wo Jeder zuzugreifen hätte nach ſeinem Vortheil und ſeiner Gelegenheit? Und dies, was heißt es wieder anders, als Deutſchland iſt noch ohne politiſchen Geiſt, ohne ſtrebende und achtunggebietende Staatsentwickelung? Rußland erkennt den deutſchen Bund nicht an, es behandelt ihn als nicht exiſtirend und die ganze Beſtimmung der kleinen deutſchen Staaten als eine problematiſche Sache; und die Franzoſen hören nicht auf, vom Rhein und den Rheinprovinzen zu reden, als wäre Preußen gar nicht in der Welt, wäre wenigſtens nicht mehr, als ein Aggregat ſchlecht verbundener, ſich gar nicht kennender und verſtehender Theile. Die altdeutſchen Rodomontaden ſind keine Antwort auf dieſe Anſichten, vielmehr ſind dieſe Anſichten ſelbſt, ſowohl die der Ruſſen, als die der Franzoſen, eine ſchmachvolle Thatſache für Deutſchland, die unwiderleglich beweiſt, daß Deutſchland kein compactes und achtunggebietendes Selbſtbewußtſein hat und zeigt. Dieſem Mangel mit der einfachen Behauptung, er ſei nicht vorhanden und es werde ſich zu ſeiner Zeit ſchon zeigen, abhelfen zu wollen, iſt eine ſehr gefährliche Cur, bei der jeder Deutſche in die tiefſte Beſorgniß gerathen muß; es iſt das Geſundheitsbewußtſein des Schwindſüchtigen, nichts mehr und nichts beſſer. Die Möglichkeit, daß Franzoſen und Ruſſen dieſe Erſcheinungen zum Fundament ihrer Speculationen machen können, iſt eine Krankheit, die gründlicher gehoben ſein will, als durch die aberwitzige Verſicherung: wenn auch der Patriotismus nicht erſcheine, ſo wiſſe man doch, daß er da ſei. Er hat keinen Werth und kein Daſein, wenn er nicht erſcheint, und er hat keine Urſache, zu erſcheinen, weil ihm alle Mittel, öffentlich zu werden (und ich wüßte nicht was erſcheinen ſonſt noch hieße) abgehn. Wegen unſerer Ruhe, wegen unſerer Apathie, wegen unſerer Zerfahrenheit, darum halten die Ruſſen und Franzoſen Deutſchland für einen zweiten Orient, darum ſehen ſie in Deutſchland nur das zerfallende und zerfallene Reich, nicht den Keim des neuen. Und in der That, der unſichtbare Keim iſt nicht die wahre Geſtalt, nicht die mächtige Wirklichkeit, ſondern nur die unzulängliche Möglichkeit des freien Weltreiches, deſſen Stätte unſere Feinde für ihre Bauſtelle erklären.

Wollt ihr noch deutlichere Beweiſe, noch ſtärkere Motive für Preußen, dieſem Status quo mit voller Energie der ſelbſtbewußten Freiheit, mit begeiſterter Vollziehung ſeiner definitiven Gründung ein Ende zu machen, und dem ganzen conſtitutionellen Deutſchland zu dem Selbſtbewußtſein ſeiner unerſchütterlichen Macht und Einheit, Preußen ſelbſt aber zur reellen Selbſtändigkeit und zur compacten Einigung ſeiner Theile zu verhelfen? —

Können wir den Orient und ſeine Fata Morgana eines untergegangenen Weltreiches aus unſeren eigenen Marken und Provinzen nicht vertreiben: wie wollen wir uns einbilden, in Syrien die orientaliſche Frage zu löſen?

Kann das despotiſche Preußen ſie gar nicht erreichen, ſo kann das freie ſie löſen; Preußen kann ſie beſſer in Berlin, als in Conſtantinopel löſen; wer ſie aber nie und nimmer löſen kann, das ſind alle diejenigen, die ihren Sitz, ihre Ausdehnung und ihr Princip nicht kennen, die feſt entſchloſſen ſind, weder der Wahrheit ins Geſicht zu ſehen, noch den Orient in allen ſeinen Geſtalten aus Europa auszutreiben. Die vorläufige Löſung dagegen, welche der Frage in den engeren Grenzen des oſtenſiblen Orientes und in dem soi-disant-Zweck der Quadrupelallianz bevorſteht, darf man inſofern für eine günſtige halten, als die nothwendige Auflöſung der türkiſchen Herrſchaft dadurch nur beſchleunigt und eine beſſere d. h. überhaupt eine menſchliche Entwickelung der verſchiedenen Nationen, welche die ungeheure Ausdehnung der Türkei bevölkern, ihre nähere Einleitung darin findet. Je weniger türkiſch dieſe Zärtlichkeit der vier Mächte für die Türkei iſt, um ſo chriſtlicher und humaner wird wohl ihr Erfolg ſein; und wenn wir glauben dürfen, daß eine ſpätere Quadrupelallianz eben ſo gut den Eroberer von Oben, den Ruſſen, als den von Unten, den Aegypter, zu bezwingen die Macht haben wird, ſo mag dieſe Coalition mit all ihren Uebelſtänden eine gute Vorbedeutung ſein.

5. Der chriſtliche Staat.

Gegen den Wirtemberger über das Preußenthum.

1842.

Mit Recht wurde neulich vor einem großen Publicum die Frage aufgeworfen, ob wohl ein Journal fähig ſei, die Welt zu belehren, welches ſelbſt noch ſo wenig mit ſich abgeſchloſſen habe, daß es fortdauernd zu weſentlich neuen Stellungen des Geiſtes mit fortgeriſſen werde und dann mit der heiterſten Miene von der Welt eine Widerlegung des früher Verkündigten abſänge? Gewiß, es iſt unfähig zu lehren; aber deſto beſſer können andre es benutzen, um an ſeinem Beiſpiele zu lernen, grade ſo, wie man in frühern barbariſchen Zeiten Verbrecher rädern ſah, „ihnen ſelber zur Warnung, Andern zum Beiſpiel.“ „Ein Werdender wird immer dankbar ſein.“ — Iſt nun noch etwas Weiteres zu ſagen? — Nein! — Die Frage, ſo ſehr wir ihre Berechtigung anerkennen, iſt hiermit gewiß erledigt. Und ſo ſtürzen wir uns getroſt noch einmal in die Wogen, ſagen der Inſel der ſeligen Vollendung Lebewohl, und wollen, Menſch mit Menſchen, irren, lernen und umlernen.

Diesmal gilt es einem großen Gegenſtande, der uns faſt erſchreckt, wenn wir bedenken, wie viel berühmte Namen — auch außer jenem Wirtemberger — ſich erfolglos an ihm verſucht. Es iſt Preußen. („Anſtändig,“ „wohlmeinend,“ „nicht unehrerbietig“ werden wir reden, das bei Seite!) Es wäre in einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift gar nicht am Orte, von einem beſtimmten Staate zu ſprechen, wenn dieſer nicht einen geiſtigen Gegenſatz und eben darin den allgemeinen Geiſt unſrer Zeit darſtellte, ja, wir glauben auch dann noch, wenn ein ſolches politiſches Phänomen ſchon völlig ausgebildet vor unſern Augen liegt, eine literariſche Veranlaſſung abwarten zu müſſen. Beides kommt in unſerm Falle zuſammen. Preußen gewährt uns den Anblick eines entſchloßnen Bekenntniſſes, und wir ſind es ſelbſt, die durch den Aufſatz jenes Wirtembergers uns die dringendſte Veranlaſſung gegeben, ein berichtigendes Wort zu ſagen.

Wir können mit jenem Aufſatze und mit dem Vorwurfe: „der preußiſche Staat ſei der katholiſche," nicht mehr übereinſtimmen. Zum wenigſten würden wir jetzt dieſen Satz nicht mehr als einen Vorwurf und den Proteſtantismus nicht mehr als die Freiheit ausſprechen. Im Gegentheil, wir geben es zu, wie kein Menſch aus ſeiner Haut, ſo kann auch der Proteſtantismus nicht über ſich hinaus, ohne ſich um ſeinen Namen (Gewiſſensfreiheit), ſeinen Inhalt (die Theologie) und ſeine Methode (das abſtracte Theoretiſiren) zu bringen. Der freie Staat iſt keine Form des Proteſtantismus, er wäre vielmehr ſeine Aufhebung.

Katholiſch bedeutete uns damals unfrei und hierarchiſch überwacht, proteſtantiſch frei und autonomiſch, wie die Wiſſenſchaft, die aus dem Proteſtantismus entſprungen iſt. Wir warfen damals dem Staate die Hierarchie vor und mutheten ihm die freie Form der Wiſſenſchaft zu. Aber die Zeit hat uns gewitzigt.

Wir begreifen jetzt, wie aus dem Proteſtantismus Folgerungen hergeleitet werden konnten, die der politiſchen Freiheit völlig entgegengeſetzt ſind, noch mehr, wie die praktiſchen Folgen keine andern ſein können, als die, in denen wir uns befangen fühlen, die allgemeinſte Bevormundung und Ueberwachung der Privatleute durch die Staatsleute. Und wenn die Staatsmänner, ja der Staat ſelbſt und alles Große dieſer Welt, Kunſt and Wiſſenſchaft gar nicht ausgenommen, hinter dem Rücken des Proteſtantismus, der nur den Himmel und ſeine Gnadenmittel vor Augen hatte, entſtanden ſein ſollte, dürfen wir es unrichtig und treulos finden, daß nun die Staatsmänner, dieſe neuen Prieſter und Herren der Welt, zu uns andern, den Privatleuten, ſagen: „ihr wollt ja nur innerlich in euerm Gewiſſen frei ſein, wir ſchützen euch, aber wir erhalten euch auch dabei; ſo ſeid denn, was ihr ſein wollt, iſolirte Privatmenſchen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit, aber denkt nicht an das Allgemeine; der Staat und alle Macht der Erde iſt unſer, der geht euch nichts an, es müßte denn ſein, daß wir euch dazu aufriefen, ihn zu vertheidigen“?

Wir begreifen jetzt, daß in dieſer Art zu ſchließen Methode iſt, und ſo machen wir das Unrecht wieder gut, etwas ächt Proteſtantiſches katholiſch genannt zu haben in dem Sinne, als ſei der proteſtantiſche Staat ſeinem Princip untreu geworden, wenn er Hierarchie der Staatsmänner und alſo ein himmliſches Reich bleibt, das uns Andern die Ausſicht in ſeine Herrlichkeit verſchließt. Wir begreifen, daß dieſer Staat den Republicanismus der Wiſſenſchaft und des Geiſtes für eine fremde Pflanze erklären muß, die auf ſeinen Boden durchaus nicht verſetzt werden könne; daß er ſagen muß: die Conſtitution des theoretiſchen Geiſtes zur Staatsconſtitution zu machen, ſei Thorheit, wie denn die theoretiſche Weisheit immer noch praktiſche Dummheit, z. B. nichts lächerlicher ſei, als ein Philoſoph in Staatsgeſchäften, ausgenommen natürlich allezeit den Philoſophen von Sansſouci.

Es iſt klar, daß wir ſehr übel daran thaten, dieſe Anſicht der Sache eine katholiſche zu nennen, — könnten wir für ſie doch ſogar Hegel und den weltweiſen Göthe citiren! — ſie iſt ſo gut proteſtantiſch, als irgend eine. „Aber," wird man ſagen, „was iſt denn damit gewonnen, wenn ihr nur die Namen wechſelt, die Sache aber weſentlich dieſelbe bleibt oder gar noch ärger wird, denn es ſcheint doch nun dahin gekommen zu ſein, daß ihr die ganze proteſtantiſche Welt, ſelbſt Philoſophen und Dichter mit eingeſchloſſen, für politiſche Dualiſten oder Katholiken erklärt."

Ihr habt Recht, ſo ſcheint es; und wenn ihr meint, daß die Sache damit nur um ſo ärger würde, ſo wird es auch um ſo nöthiger werden, ihr in aller Ruhe näher auf den Leib zu rücken und die Principien und Staatsformen, um die es ſich handelt, genetiſch zu erklären. Außerdem ſind die alten Namen „katholiſch" und „proteſtantiſch“ in neuerer Zeit durch einen generelleren erſetzt worden, der preußiſche Staat iſt von Männern, die in dieſer Hinſicht ein Wort mitzuſprechen haben, *der chriſtliche Staat* genannt worden. Hiervon iſt vor allen Dingen auszugehn. Was alſo iſt damit gewonnen? Er hat ſich durch den neuen Namen zu einem Princip bekannt, und, wie die Geſchichte der Jahrhunderte zeigt, zu dem ſicherſten und mächtigſten, das es giebt.

Dennoch iſt von der andern Seite dies Bekenntniß als unwahr bezeichnet, und ſogar behauptet worden, den Staat einen chriſtlichen zu nennen, ſei nichts, als eine leere Phraſe.

Wir ſagen das nicht. Es macht uns ſtutzig, daß die, welche ſo reden, damit doch weſentlich ihr eignes Bewußtſein und die Schätzung derer, welche ſie regieren, an den Tag legen.

Man hat darauf hingewieſen, daß der neue Name den Staat in einer ganz beſondern Bedeutung zu nehmen ſcheine. Statt des reellen Gemeinweſens und ſeiner geſetzlichen Ordnung und Verfaſſung verſtänden nämlich die Männer, welche den Ausdruck „chriſtlicher Staat“ geltend zu machen ſuchten, unter Staat nur die Officiellgeſinnten, und das hieße jetzt die „chriſtlichen“ Männer, die als Staatsmänner und -Diener den *ſichtbaren Staat ausmachten*. Wir antworten: ſie verſtehn es ſo und ſie wiſſen was ſie ſagen, denn das, was ſie ſagen, ſind ſie ſelbſt. Es iſt umſonſt, dieſer Realität die wahre Bedeutung des Staats entgegenzuhalten und ihnen nun etwa zuzurufen: „Seht, wie unwiſſend ihr ſeid, daß ihr euch und eure Organiſation für den Staat haltet, uns Staatsbürger aber und die ganze neueſte Geſchichte, unſre Mutter, ja ſelbſt die Geſetze und die Verfaſſungsanſätze, die in euer Syſtem ſich nicht fügen, ignorirt!“ Die liberalen Männer, welche ſich von einer ſolchen Verhaltung irgend einen Erfolg auf ihre chriſtlichen Gegner verſprächen, wären in einem großen Irrthum. Wollen ſie ſich auf den univerſellen Begriff vom Staate als dem öffentlichen Weſen nicht ſtützen, nun ſo iſt es wenigſtens klar, daß ſie auf ihrer beſchränktern Grundlage zur Zeit noch ſicher ruhen können. „Die Thatſachen ſind brutal,“ ſagt Talleyrand, ſie ſind ſo frei, der Vernunft in's Geſicht zu lachen, und ihr einfach ihre Exiſtenz entgegenzuhalten. Aber man hat ja eben die Exiſtenz des „chriſtlichen Staates“ ſelbſt in Abrede geſtellt. Wir erwidern: wiſſen wir noch nicht, was er iſt, ſo haben wir doch geſehen, wer er iſt. Seine Exiſtenz iſt daher ganz einfach die, welche er dafür ausgeben darf, und wer wollte es ihm beſtreiten, daß er es darf? Ohne Zweifel alſo iſt jener ſichtbare Staat chriſtlicher Staatsmänner der exiſtirende, und es leuchtet von ſelbſt ein, daß der unſichtbare Begriff nicht die Befugniß hat, ſich für den exiſtirenden Staat auszugeben. Nur der wirklich exiſtirende Staat hat das Recht des Subjects, ſein Selbſtbewußtſein zu proclamiren; was wir Andere ſagen, iſt Privatmeinung.

Der exiſtirende Staat iſt ſodann nicht nur das ſelbſtbewußte, Grundſatz und Geſetz publicirende, ſondern auch das *thätige* Subjective, das alles Uebrige nur als ſein Material verzehrt. Ohne Zweifel wird die Verdauung dieſes Materials ihn in ſeinem Innern immer mehr alteriren, und es könnte wohl kommen, daß er zuletzt, wie ein gutes Kaleidoſkop, nur einer geringen Erſchütterung bedürfte, um die herrlichſten Farben und Geſtalten aus einem jetzt zurückgedrängten Inhalte zu entwickeln; vorläufig aber iſt der viel accentuirte „*chriſtliche Staat*“ ein Bekenntniß, welches nicht nur darum, weil es officiell, ſondern auch darum, weil es, richtig verſtanden, ſehr wahr und reell iſt, alle Aufmerkſamkeit verdient.

Wir ſtehen hiemit an der großen Kluft zwiſchen dem Weltbewußtſein und dieſem ſpecifiſchen Staatsbewußtſein der „chriſtlichen Staatsmänner.“ Man hat ſich auf die Macht des Zeitgeiſtes berufen, man hat 1840 an allen Enden das Wort gehört: „welch' eine Macht in den Händen des neuen Königs ſich verſammeln würde, wenn er die Ideen der Zeit zu den ſeinigen machte!“ Die Welt hat damals wohl die Macht der Idee überſchätzt. Iſt die Macht der Thatſache nicht auch eine, und zwar eine ſehr zähe?

Iſt die Hierarchie widerlegt, wenn man ihr nachweiſt, wie ſehr ihr Reich von dieſer Welt iſt? Gewiß. Aber iſt ſie damit aufgehoben und zur Phraſe herabgeſetzt? Gewiß nicht. Erſt wenn alle Menſchen, die der Geſchichte angehören, alles Göttliche als menſchlich erkennen, erſt wenn der Beweis von Allen verſtanden und angenommen iſt, haben wir die Herrſchaft jenes übermenſchlichen Heiligen aufgehoben. Sage dem Menſchen: du ſtellſt dein eignes Inneres äußerlich vor dich hin (dies enthält alle Vorſtellung des Geiſtigen), und beteſt an, was du ſelber erdacht und gemacht haſt, beweiſe es ihm dazu; er wird ſeine Götter anbeten nach wie vor, wenn er nicht den ganzen metaphyſiſchen Weg deines Denkens dir nachgeht, ja, er wird dich verwünſchen, wie die Jenaer Literaturzeitung den Feuerbach, wenn er dich nicht verſteht. Und dennoch, was iſt ſicherer und ausgemachter, als der reelle menſchliche Inhalt alles Heiligen und aller Götter? Die Illuſion der Vorſtellung, als ſei ihr Gegenſtand ſelbſtändig gegen den Geiſt, verhält ſich wie die Geſpenſterfurcht, die der Vernunft unzugänglich iſt und darum im Dunkeln immer wiederkehrt. Nun haben wir geſagt, der chriſtliche Staat beruht auf der Vorſtellung ſeiner Chriſtlichkeit, die er, neben dem wirklichen und rein menſchlichen Inhalte des Staats, ſich bildet. Die Welt ſagt, dieſe Vorſtellung iſt eine Illuſion: das Chriſtliche kann kein ſelbſtändiger Inhalt, gegenüber der menſchlichen Freiheit, dem Geiſt und ſeinem Organismus, ſein, ſie weiſ't ihm auch wirklich ſeinen rein menſchlichen Inhalt nach, aber ſie richtet mit dieſem Beweiſe gegen ſeine Realität nichts aus, denn ſeine Realität iſt die Realität der Illuſion, ſeine eigne Meinung von ſich, die nichts Andres iſt, als eben ihre Sprödigkeit gegen die Vernunft.

Es kommt alſo Alles darauf an, die Illuſion ſelbſt zu erkennen; wir wollen dies metaphyſiſche Geſchäft möglichſt menſchlich unternehmen, und erbitten uns dazu einen Augenblick Geduld. Alſo was iſt die Illuſion ſelbſt und wie entſteht ſie?

Die Illuſion oder die Täuſchung iſt die Vorſtellung, die aus dem lebendigen Proceß einen todten Gegenſtand macht, den ſie nun vor ſich hingeſtellt hat. Stelle dir den Fluß, den Waſſerfall vor, du verlierſt in dem Bilde ſchon dieſer äußerlichen Bewegung ihre Lebendigkeit, obgleich die äußerliche Bewegung, die du vor Augen hatteſt, auch noch als Bewegung vor deine Seele tritt; erinnere dich vollends eines geiſtvollen Geſichts, und du wirſt dir geſtehn, daß auch der beſte Moment, in dem du es vorſtellſt, das Leben nicht erreicht. Die Vorſtellung fixirt, und wenn ſie das Leben ſelbſt fixirte, es hörte damit auf das Leben zu ſein. Gegenſtand und Lebens-Proceß widerſpricht ſich. Wird alſo der lebendige oder geiſtige Proceß zum Gegenſtande gemacht, ſo mußt du ihn mitmachen, zum wenigſten in deiner innerlichen Bewegung. Kannſt du dir eine Melodie vorſtellen? Nein! Ein Bild, eine Aeußerlichkeit außer ihrer Bewegung, giebt es nicht; du kannſt ſie nur durchmachen und wiederholen. Das Leben und den Geiſt kann der Gegenſtand zwar andeuten, bedeuten, darſtellen, aber nie erreichen. Das Leben des Bildes iſt die Täuſchung, der Schein des Lebens im Gegenſtande. Iſt nun ſchon das Leben ſelbſt durch den Schein des Gegenſtandes im Bilde nicht zu erreichen, ſo iſt es vollends der Geiſt und der Gedanke gar nicht. Da bringt uns nun aber die Kunſt die Bilder des Geiſtigen: und ſo haben wir es vorgeſtellt. Aber das ſprechendſte Bild iſt ſtumm, und du haſt, hingeriſſen von ſeinem Zauber, die Qual oder die Befriedigung, alle Fragen, die du an ſeinen innerſten Sinn zu ſtellen genöthigt biſt, dir ſelbſt zu beantworten. Proceſſiren die Dinge, lebt die Welt und bewegt der Geiſt die Erſcheinung; ſo iſt dieſes Sein, dieſe Gegenſtändlichkeit des Proceſſes, des Lebens und des Geiſtes in der Natur, nur der Schein, auf dem alle darſtellende Kunſt und ihre Illuſion beruht. Denn nun lernen wir dem Gegenſtande und der Perſon ab, wie ſich Leben und Geiſt in ihnen ſpiegelt.

Sind wir nun Herr der Illuſion, wiſſen wir, daß ſie eine iſt und ſein ſoll, ſo verhalten wir uns frei und künſtleriſch zu ihr. Iſt aber die Illuſion Herr über uns, ſo ſinken wir zu Götzendienern herab. Die Anbetung der Kunſtgebilde und die Anbetung der Perſonen ſind keineswegs reinvergangene Phänomene. Die Heiligenbilder werden ſogleich ſelbſt heilig, die heiligen Perſonen betet man an.

Die Anbetung der Kunſtwerke iſt Folge der Macht, mit welcher der Künſtler von der Illuſion Gebrauch zu machen wußte. Ich bete deinen Apollo nicht an, wenn du mir nicht den Geiſt Apollons vor die Seele zauberſt, konnte der Grieche zur Zeit der Kunſtreligion ſagen.

Die Anbetung der Perſonen dagegen, die als wirkliche Perſonen (Menſchen) genommen werden, beruht nicht mehr auf der ſpeciellen Illuſion dieſer beſtimmten Erſcheinung, ſondern auf der Herrſchaft einer totalen Illuſion über die Menſchen und ihre Gedanken. Der Geiſt, dieſes Innere des Menſchen überhaupt und ein für allemal, wird vorgeſtellt, der Geiſt im Allgemeinen wird zu einem Gegenſtande gemacht, eine göttliche Perſon ſoll der ganze Geiſt ſein. Dieſes bewegte Innere des Gedankens und des Gemüths wird nun in der Form des Gegenſtandes, der Perſon, fixirt, vor die Seele geſtellt und angebetet.

Die Illuſion iſt nun die totale, indem ein für allemal der ganze Geiſt in eine allgemeine Perſon geſetzt und unter dieſer Perſon vorgeſtellt wird. Da dieſe Illuſion nicht künſtleriſch oder natürlich zu verwirklichen, die allgemeine Perſon die unſichtbare iſt, ſo iſt allerdings dieſe Illuſion eine fingirte, die es zur wirklichen Vorſtellung nur dadurch bringen kann, daß ſie doch wieder unter der Hand die allgemeine Perſon in eine beſtimmte verwandelt und dieſe bei der Anbetung vor Augen hat.

Jedes Gebet beweiſ't daher die Unmöglichkeit, das Allgemeine als Allgemeines, den Geiſt als Geiſt vorzuſtellen, und eben ſo die Nothwendigkeit, daß jede Vorſtellung des Geiſtigen auf einer künſtleriſchen und natürlichen, alſo reellen und individuellen Illuſion beruhen muß, die totale Illuſion aber nichts iſt als eine Fiction und eine Meinung.

Die totale oder fingirte Illuſion iſt die Illuſion der Unmöglichkeit oder die rein phantaſtiſche. Sie kann überall bloß behauptet und gemeint, nur bekannt, nicht wirklich realiſirt werden, wie die künſtleriſche; *ihre einzige Realität iſt daher dieſe Sprödigkeit gegen die Vernunft der Sache ſelbſt.*

Mit dieſer Illuſion nun, welche als Meinung und Glaube die ganze nicht denkende Welt beherrſcht und die Mutter der chriſtlichen Weltanſchauung iſt, haben wir es hier zu thun. Sie iſt darum, weil ſie nur Meinung iſt, nicht reine Caprice, ſondern eine weſentliche Form des geiſtigen Proceſſes, ſie iſt *Abſtraction*, und zwar die *fixirte Abſtraction*, das Beſtreben bei dem Allgemeinen und Unbeſtimmten ſtehn zu bleiben. Dieſe Philoſophie, wenn man ſie ſo nennen darf, iſt der Meinung, das Allgemeine als ſolches ſei das Wahre. Sie verehrt das allgemeine Weſen und will ſich auf dasſelbe oder in dasſelbe zurückziehen. Sie behandelt die Welt und die Natur, den wirklichen Menſchen und alle Realität als das Unwahre gegen jenes einzig Wahre, welches über alle Realität erhaben ſein ſoll, höher als die Vernunft über der Natur, — das allgemeine Weſen. Für Gott iſt es darnach eine Erniedrigung, realiſirt zu werden, und obgleich dieſe Erniedrigung vorgekommen iſt, ſo iſt ſie doch nur einmal geſchehn und keineswegs eine regelmäßige Erſcheinung; im Gegentheil, ſie wurde ſogleich wieder aufgehoben und damit unſrer Faſſung entrückt. Das Wahre iſt alſo, auch nach dieſer Erniedrigung, nicht hier, ſondern jenſeits.

Die Abſtraction von der Welt aller Realitäten, die

Abtödtung dieſer Wirklichkeit und das Auswandern in das Reich der Abſtraction, das alſo iſt auf dieſer Stufe des Denkens das wahre, das göttliche Verhalten. Man rede aber hinfort nicht mehr von müßigen und ohnmächtigen Theorieen. Hier iſt die Abſtraction von der Wirklichkeit zum Princip erhoben, alſo das Unmögliche gefordert; — war dieſe Theorie alſo nicht durch ſich ſelbſt zum praktiſchen Tode verdammt? Und dennoch, welch eine impoſante Praxis, die Jahrtauſende hindurch die Welt beherrſchte und geſtaltete, iſt aus ihr hervorgegangen!

Die große Wahrheit dieſes Standpunktes der Menſchheit iſt die, daß nur der denkende Menſch die Fähigkeit der Abſtraction und der Phantaſie hat. In der Abſtraction iſt der Menſch ſchlechthin frei und ſouverän. Wer die Welt und ſich ſelbſt aufgiebt, — dieſer eine Entſchluß macht den Sklaven zum Freien, mit dieſem einfachen Acte hat er die Welt unterworfen. Keine Freiheit ohne dieſen Fanatismus der Abſtraction:

„Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Wie ſollt' euch das Leben gewonnen ſein?"

Der Menſch kann durch den einfachen Act der Abſtraction, durch das bloße: ich will! von ſich ſelber und von der Welt freiwillig ſich loslöſen, er kann mit Bewußtſein gegen die Natur handeln und ſich ſelbſt dem Allgemeinen zum Opfer bringen. Aber er kann das Allgemeine als Allgemeines, er kann die reine Abſtraction, das pure Aufheben der Welt in den leeren Himmel, nicht realiſiren. Sein Himmelreich iſt nur auf Erden zu gründen.

und die tiefſte Wüſte, in die der Flüchtling aus der Welt und allem Irdiſchen ſich zurückzieht, iſt immer nichts Andres als wieder nur die entſchiedenſte Weltlichkeit, die Welt in ihrer wahren Crudität und Schlechtigkeit. Dieſer Widerſpruch iſt evident: aber der Glaube (dieſe Meinung, daß die Abſtraction dennoch zu realiſiren ſei) erkennt ihn nicht an.

Das Himmelreich iſt unmöglich, — der Glaube unternimmt ſeine Gründung; die Gründung iſt ein irdiſches Reich, — der Glaube nennt ſie ein himmliſches. Sage dem Eremiten: du lebſt nicht geiſtig, wie die geſelligen Menſchen, ſondern thieriſch, wie das Wild deiner Wüſte; er wird dir antworten: ich bin ein heiliger Mann. Beweiſe ihm den Wahnſinn ſeiner Abſtraction; er wird es dir doppelt zurückgeben und die ganze wirkliche Welt für verrückt und heillos erklären. Setzt er ſeinen Willen und ſeine Meinung durch — er braucht ſie nur für ſich zu behaupten, — ſo hat dieſer Wille und dieſe Meinung der Verrücktheit an ihrer Hartnäckigkeit ihre Exiſtenz und Realität; und behauptet eine ſolche Weltanſicht ſich der Vernunft zum Trotz, ſo hat ſie zum Ueberfluß auch noch bewieſen, daß der Menſch auch von der Vernunft abſtrahiren könne. Es iſt ein Mährchen, aber Jahrtauſende füllt es aus.

Wären alle Proſelyten des erſten Chriſtenthums conſequent geweſen, auch nur bis zum Mönchsthum, ſo war es nicht zu gründen; hätten ſie ernſtlich alle politiſche Ordnung verſchmäht, ſo wäre es nie zu Gemeinden, nie zu Biſchöfen, nie zum Papſt und nie zur Kirche gekommen. Die abgetödtete Welt und die gekreuzigte Wirklichkeit wird daher immer zu einer Hinterthüre wieder hereingelaſſen. Was der Gläubige zu thun meint, davon muß der Menſch immer das Gegentheil wirklich thun.

Man hat geſagt: „Die Welt, der Staat, das geiſtige Leben der alten Welt konnte die unterjochten Völker des römiſchen Weltreichs nicht befriedigen; da trat das Chriſtenthum auf mit ſeiner Verheißung: ihr ſeid elend, ihr werdet ſelig ſein, glaubt, denkt euch den Himmel, haltet feſt an dem ewig jenſeitigen Allgemeinen, abſtrahirt von „dieſer ſchlechten“ Wirklichkeit, im Glauben ſeid ihr gerettet. So war Jeder auf ſich und die ſouveräne Macht ſeiner Abſtractionsfähigkeit angewieſen.“ Freilich iſt nun Jeder in ſich ſelbſt gerettet: ein unerreichbares Heiligthum hat er in ſeinem Innern, einen Troſt für alle Leiden in ſeinem Glauben gefunden. Gut! ganz vortrefflich. Aber iſt er die „ſchlechte“ Wirklichkeit damit losgeworden? Das gemeinſame Loos und das gemeinſame Bekenntniß ſtiftet ſogleich wieder eine — irdiſche Gemeinſchaft der Brüder in „der Gemeinde.“

Der Chriſt meint den Staat aufzugeben, aber er ſtiftet die Gemeinde, er meint Privatmann zu werden und wird unmittelbar Glied eines heiligen Reiches. Die wirklichen, weil bewußten Glieder der Hierarchie, die Prieſter, trennen ſich nun von dem unbewußten, nur gläubigen Material dieſes Staats, den Laien. Aber es kommt die Zeit, wo das weltliche Reich der Prieſter im Namen des abſtracten Glaubens, der reinen Innerlichkeit zerſchlagen, wo alſo der urſprüngliche Glaube, der Menſch in ſeiner reinen Privatnatur, der Innerlichkeit, in der ein Jeder frei und ein Jeder privatim für ſich iſt, wieder hergeſtellt wird. Jeder iſt nun Prieſter, weil jeder Prieſter Laie iſt; denn das Reich, — und doch nur in ihm konnte vom Prieſter (Staatsdiener der Hierarchie) die Rede ſein, — iſt von nun an ernſtlich ein unſichtbares und nicht von dieſer Welt. Dies thut die Reformation.

Der *geiſtliche* Staat hört auf, und der *weltliche* geht die gläubigen Privatperſonen nichts an, es müßte denn ſein, *daß man ihrer Innerlichkeit, ihrem Glauben von den jenſeitigen und himmliſchen Dingen Gewalt anthun wollte*. Der weltliche Staat will die Seelen der Gläubigen in ihren himmliſchen Phantaſien und gelehrten Gedanken darüber und daneben nicht ſtören. Die Gläubigen dagegen wollen ſammt und ſonders, auch die Prieſter nicht ausgenommen, unterthan ſein der Obrigkeit, ſie in ihrem Regiment, es ſei wie es ſei, wenn es nur den Glauben anerkennt, auch ihrerſeits nicht ſtören und behelligen; die gläubigen Privatperſonen wollen keine Politiker, keine Staatsbürger ſein, alle ſind ſich darin gleich, daß ſie nichts als Unterthanen ſind.

Dies Verhältniß beruht eben ſo vollkommen, als früher der geiſtliche Staat, auf der Abſtraction. Wie der geiſtliche Staat ſich von dem weltlichen unterſcheidet, ohne deßhalb etwas Andres zu ſein, als ebenfalls ein weltliches, menſchliches Inſtitut, ſo will jetzt der Gläubige dem weltlichen Staate bloß unterthan ſein, übrigens nichts von ihm wiſſen: des Menſchen höchſte Angelegenheiten ſollen die himmliſchen, der Seelen Seligkeit in jener Welt ſein. Und der weltliche Staat will den Menſchen in ſeinen Gedanken frei laſſen, ja er hat kein höheres Amt, als ihn bei dieſer Gedanken- und Gewiſſensfreiheit zu ſchützen.

Aber gehören denn die Schützenden nicht auch zu den Gläubigen, und ſind es nicht die neuen Gläubigen, die den weltlichen Staat von ſeinem geiſtlichen Nebenbuhler befreit und das univerſale Reich der überall gleich gehorſamen Unterthanen aufgerichtet? Wodurch alſo anders, als durch den neuen geiſtigen Inhalt, entſteht der neue Staat? Und wird nicht eine weitere Ausbildung der freigelaſſenen innern Gedankenwelt im Verlauf der Zeit auch wieder einen neuen Staat bilden? Iſt alſo das Auseinanderhalten der Staatswelt und der geiſtigen Welt, der Wiſſenſchaft und der Politik, des wirklichen Lebens und der Gedankenwelt, etwas Andres als eine neue Form der alten Abſtraction?

Dieſe Abſtraction iſt die weſentliche Form des Proteſtantismus, die heutiges Tags in allen Lebensverhältniſſen zu einer moraliſchen Unnatur und zu einer Auflöſung ihrer innerſten Seele gediehen iſt. Die Kraft und die ſouveräne Macht über dieſe Abſtraction iſt die Erkenntniß, daß ſie eine iſt. Iſt es nicht ſo kinderleicht, dieſe Einſicht zu haben? Ja, iſt es auch nur noch möglich, dieſer Einſicht ſich zu entziehen, ſobald ſie ausgeſprochen iſt? Sind nicht ſchon einmal die intereſſeloſen Unterthanen unterjocht und die geiſtloſe Staatswirthſchaft, die keinen Menſchen etwas angehn ſollte, in Trümmern geſchlagen worden? Haben die Aerzte, die den Leichnam wieder zum Leben brachten, andre Mittel gewußt, als die Aufhebung jener altproteſtantiſchen Abſtractionen? Wurde nicht der Anlauf gemacht, aus dem Privatmenſchen einen Staatsbürger, aus dem Spießbürger einen Vaterlandsvertheidiger zu machen? Haben wir nicht ſchon Alle in der Religion dieſer Welt gelebt und mit Enthuſiasmus das öffentliche Weſen für das Ziel unſrer Thaten erklärt? Sind nicht Hunderttauſende für das freie Vaterland, d. h. meine Herren, für den freien Staat, der das wirkliche, dieſſeitige Allgemeine iſt, in den Tod gegangen?

O ja, es iſt ſehr leicht, die Abſtractionen des proteſtantiſchen Staates zu erkennen und bei ihrem wahren Namen zu rufen. Aber wie ein Nachtwandler auf der Zinne des Dachs, erſchrickt er vor ſeinem eignen Namen. Weh' dir und ihm! Das eben iſt es ja, daß er dieſe Einſicht nicht ertragen und gleichwohl ihrer nicht entbehren kann. Kurz, die geiſtige Revolution iſt vorhanden, eben weil die Einſicht alle Köpfe in Beſitz nimmt; aber die alte Abſtraction iſt die Hartnäckigkeit ſelbſt. Alle egoiſtiſchen Intereſſen des alten Organismus, die mit den Perſonen verwachſen ſind, legen die Hand auf jene

Abſtraction und ſagen: ich will ſie! Und ſo iſt es denn dahin gekommen, daß die Einſicht und der Egoismus in dem Herzen unſers Gemeinweſens, ja, in dem Herzen der einzelnen Menſchen ſelbſt den erbittertſten Kampf mit einander führen, und überall, wo der Egoismus trotz der Einſicht, ja, trotz den Geſetzen für die alte Abſtraction auftritt, zieht er die vollkommenſte moraliſche Auflöſung nach ſich.

Die Abſtractionen des proteſtantiſchen Staates ſind in der That ſogar radicaler und chriſtlicher, als die der Hierarchie, weil ſie einfacher beim Glauben und Meinen ſtehn bleiben, und gleich alle Realiſirung außerhalb des Denkens, Meinens, Glaubens verhorresciren. Wäre es daher möglich, das alte Verhältniß des Staates, der kein Staat ſein ſoll, noch aufrecht zu erhalten, ſo, muß man geſtehn, iſt der Name des chriſtlichen Staates der allergeeignetſte, den man hätte finden können. Aber er iſt ein Product der Reflexion, welche mit der Gewalt der Geſchichte aus der Poſition des proteſtantiſchen Staats ſich vertrieben ſieht und dennoch im Weſentlichen den geheimen, jenſeitigen Staat und die gläubigen Unterthanen beizubehalten wünſcht. Es fragt ſich daher, wie weit dieſe Reflexion und ihre gute Meinung, dem Drange der Dinge und der Gedanken gegenüber, reichen wird. Es iſt ſchon geraume Zeit her, daß der preußiſche Staat aufgehört hat, ſich den proteſtantiſchen zu nennen. Der Grund liegt nicht in der Einſicht, daß die Abſtractionen: „unpolitiſche Unterthanen und geiſtig unbetheiligte Obrigkeit“ nicht mehr haltbar ſeien; ſondern in der hiſtoriſchen Abſchwächung der Gegenſätze des Katholiſchen und Proteſtantiſchen, ein Reſultat, welches freilich ſelbſt wieder darin liegt, daß der Menſch den Chriſten ausgezogen hat und ſchon in der Zeit der Aufklärung aus dem abſtracten Himmel ſehr ernſtlich in die irdiſche Wirklichkeit herabgeſtiegen war. Die Revolution iſt die äußerliche Darſtellung dieſes zurückgekehrten Bewußtſeins, dieſer Einkehr aus der Entfremdung des Geiſtes in ſein präſentes Selbſtbewußtſein. Preußen und Oeſtreich nahmen an der Republik und der Religion des Dieſſeits mit ihrem: Allons, enfans *de la patrie!* den ernſtlichſten Anſtoß. Die alte Feindſchaft verſchwand vor dieſem neuen gemeinſchaftlichen Feinde. Die Revolution führte Preußen ſogar in ein Bündniß mit Oeſtreich zuſammen. In den Revolutionskriegen entwich auch der letzte Reſt confeſſioneller Aufregung aus der Seele der Menſchen, und an die Stelle derſelben trat das Dynaſtie- und das nationale Intereſſe.

Dynaſtie und Republik, Nation und Nation ſtanden ſich gegenüber. Das Dynaſtie-Intereſſe war der alte Staat, wie er ſich im Verlauf der vorrevolutionären Geſchichte gebildet hatte. Ihm galt das Volk, die Maſſe der Unterthanen, nur als Material, dagegen die Dynaſtie und was daran hängt, als Zweck. Der Staat war die Verwaltung, nicht das Verwaltete, wenn man ſo ſagen darf; ein Verhältniß, welches überall aus der Abſtraction von der Welt und dem wahrhaft Menſchlichen hervorgehn mußte. Denn iſt die Welt und der Menſch nichts werth, was verdienen ſie anders, als mit Füßen getreten zu werden?

Dagegen erweckt die Revolution, wohin ſie reicht, überall das Selbſtgefühl der Menſchen, die früher als Volk nur willenloſes Material waren. Das nationale Intereſſe wird ſogar in Deutſchland, wo es erſt als Product der Noth, der tödtlichſten Noth ins Leben tritt, als Einimpfung des Selbſtgefühls der Revolution empfunden, die Volkserhebung der Freiheitskriege hat eine ſehr nahe Verwandtſchaft mit der Volksſouveränität der Revolution. Alles war damals voll von Volk und Vaterland, ſelbſt die Fürſten, die man ſich wiedereroberte, waren Gegenſtand dieſer Anſtrengung als vaterländiſche, als „angeſtammte“ und nationale. Das Nationale iſt aber politiſch, nicht religiös im chriſtlichen Sinne; es iſt nicht die Hingabe an eine abſtracte, von der Phantaſie ausgeſtattete außerweltliche Allgemeinheit, ſondern das Intereſſe für das wirkliche reelle Gemeinweſen, den Staat, der unſer Product iſt, unſre Heimath und die Quelle aller unſrer Leiden und Freuden, aller Vernunft, aller Bildung, alles Ewigen und Heiligen im Schooße des menſchlichen Geiſtes. Und wenn es auch wahr iſt, daß der nationale Sinn nur zur Unabhängigkeit, nicht zur Freiheit führt, da wirkliche politiſche Freiheit nur die innere, nicht die bloß äußere genannt werden darf, ſo iſt doch für die völlige Umkehr des Weltbewußtſeins genug bewieſen mit der einfachen Thatſache, daß die große Begeiſterung der Freiheitskriege nicht dem Himmel, ſondern ganz und gar dem irdiſchen Vaterlande galt.

Gleichwohl ſind dieſe Freiheitskriege Reſtaurationskriege; ſie ſind eine Auflehnung der Unabhängigkeit gegen die (freilich ausgeartete und von ſich ſelbſt abgefallene) Freiheit. In ihnen ſiegt das alte Europa, das feudale England und der contrerevolutionäre Continent über die Revolution. Die Erbitterung von Nation gegen Nation war allerdings der Krieg und das Leben des Krieges, aber mit dem Siege über die Franzoſen triumphirte man doch auch über die Principien der Franzoſen. Alles Fränkiſche war ſchlecht; daß die Freiheit eine allgemeine geiſtige Angelegenheit und in Wahrheit nicht nach den Nationen verſchieden ſein könne, wurde von den Urbären des Deutſchthums u. ſ. w. überſehen. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß aus dem Reſtaurationskriege auch der alte Staat, das Dynaſtie-Intereſſe mit den verwalteten willen- und gedankenloſen Unterthanen wieder hervorgeht. Allenfalls von einer engliſchen und altdeutſchen, **ſtändiſchen** Freiheit und Glückſeligkeit (die in der That etwas Andres als die wirkliche, die „franzöſiſche," Idee der Freiheit iſt), hätte die Rede ſein können; aber die Mittel zu dieſer Herrlichkeit ſind vor der Revolution ſchon durch den Abſolutismus ſo gründlich vernichtet, daß alle Anſtrengungen für dieſe antifranzöſiſche, d. h. in der That unhiſtoriſche und utopiſche Freiheit an dem alten dynaſtiſchen Staate ſcheiterten. Ja, ſie ſanken vor ihm ſo ſehr zum Schein herab, daß ſogar die ebenfalls nur ſcheinbare Vereinigung Deutſchlands im Bunde noch Herr über dieſe Freiheiten und Conſtitutionen geblieben iſt.

Geſtehn wir uns dieſes Factum, das übrigens alle Welt weiß, ehrlich ein, ſo iſt es leicht erklärlich, wie nun auch das altchriſtliche, das himmliſche Intereſſe, ja ſogar die Legitimität des Papſtes, der dem himmliſchen Reiche vorſteht, wieder zum Vorſchein kommen mußte. Der alte Staat, in dem die Unterthanen nur Material ſind, muß dieſe Unterthanen mit ihren höchſten und heiligſten, den geiſtigen Intereſſen auf den Himmel verweiſen, denn die ganze Erde gehört nach ſeiner Doctrin und nach den Conceſſionen des Proteſtantismus den Herren des Staats, den Dynaſten. Die politiſche oder die Vaterlandsreligion der Freiheitskriege — man ſang damals: „Das Höchſte, was wir kennen, iſt deutſches Vaterland“ — gerieth daher ſeit 1815 in einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Beamtenſtaat, der ſich bereits wieder mit all' ſeinen Theorien und Praktiken fixirt hatte, als der Freiheitskrieg und ſeine dieſſeitige Religioſität noch in den Gemüthern der Menſchen brauſte, aber freilich ohne ihnen die Fähigkeit zur Conſtituirung eines neuen Staates zu geben, weil ſie eben davon herkamen, das „franzöſiſche“ Princip des neuen Staates beſiegt zu haben, und es vielmehr anfeindeten, als begriffen. Auch hier alſo ſiegte conſequent der Zug dieſes Zeitalters, die Reſtauration. Die Demagogie oder das nationale und revolutionäre Element der Freiheitskriege kam nicht zur politiſchen Macht und Geltung.

Das Bedürfniß führt die Menſchen aber immer wieder zum Idealen. So entſteht nun, ſtatt der patriotiſch-politiſchen Religioſität, die auf das allgemeine Intereſſe politiſcher und geiſtiger Freiheit gerichtet war, wirklich wieder, wenn auch nur als künſtliches Reflexionserzeugniß, die Privatreligioſität des Altchriſtenthums, die zwar aus der Begeiſterung der Freiheitskriege, alſo aus dem demagogiſchen Elemente herſtammt (das beweiſ't auch der Lebenslauf ihrer entſchiedenſten Anhänger, Hengſtenberg, Leo, Krummacher, Görres), aber ſich dennoch ganz conſequent unter den officiellen Schutz des alten Staates begiebt. Eben ſo kommt die abſtracte Geiſtesfreiheit der Wiſſenſchaft, die den Staat nur als ihren hohen unerreichbaren Herrn, nicht als ihr Product kennt, wieder zum Vorſchein. Kurz die Reſtauration wird zur Reſtauration des proteſtantiſchen Geiſtes überhaupt und darum auch des proteſtantiſchen Staates und des entſchiedenen Privatlebens aller ſeiner Unterthanen. Der ganze Schein des politiſchen Lebens in Deutſchland, dem die Preſſe, die Jury, die Oeffentlichkeit, die Souveränität fehlt, dient nur dazu, um die Sache deſto augenfälliger zu machen. Nie iſt dieſe Reſtauration vollendeter geweſen, als in dieſem Augenblick, nie aber war ſie auch ihrem Umſchlagen in reelle Freiheit näher als jetzt, wo man wenigſtens weiß, was die ſpecifiſch deutſche Freiheit denn eigentlich ſei. Wenn wir auch langſam lernen, ſo ſind doch 30 Jahre auch eine ſchöne Schulzeit, um zu begreifen, daß der kein politiſch Freier iſt, der nicht einmal den Ort der Freiheit, die Preſſe und das offene Gericht von Seinesgleichen, erobert hat.

Der politiſche Zuſtand eines Volkes iſt nie das Product einer iſolirten Willkür, ſondern allemal einer breiten theoretiſchen Vorausſetzung, wie der alte Staat auf der chriſtlichen Abſtraction und in Norddeutſchland ſpeciell auf der proteſtantiſchen Weltanſchauung gegründet iſt. Die Einſicht Einzelner gründet noch keine neue Staatsform; die Einſicht eines Volkes iſt unmittelbar der Staat ſelber.

Nun kann es Niemand entgehn, daß die Reſtauration ihr Glück lediglich der wirklich noch überwiegenden alten Weltanſchauung des Volks zu danken hatte. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man nun darum die nationale oder volksmäßige und weiterhin politiſch freie Seite unſrer hiſtoriſchen Bewegung für vernichtet hielte. Im Gegentheil, je mehr ſie im officiellen Staate verkümmert und gedrückt wurde, um ſo tiefer iſt ſie im Geiſte und in Gedanken innerlich durchgebildet. Aber nicht nur die Wünſche und Theorieen, auch die Erſcheinungen ſind voll davon: die Theorieen werden von politiſchen Organen, ja von Majoritäten, die formell berechtigt ſind, entſchieden und unabläſſig vertreten. Wir haben überall in Deutſchland, theils in greller ſchreiender Weiſe, theils in moderirter den Zuſammenſtoß des alten Vormundes und des großjährigen, wenn auch noch nicht förmlich dafür erklärten Volkes. Man drückt dies auch gewöhnlich und ganz richtig ſo aus, und geht damit zunächſt auf die Aufhebung des Laienthums im Staate aus; indem man aber dieſes Intereſſe überhaupt nur faſſen kann, muß ſchon die ganze Vorausſetzung, daß die Erde nur eine Stufe für den Himmel und die jenſeitige Welt die wahre, dieſe aber vom Uebel ſei, verſchwunden ſein. Die ärgſte Ketzerei iſt die Politik, das verruchteſte Wort: „politiſche Freiheit.“ Doch es giebt keine Ketzerei mehr, oder, wenn man will, ſo tief iſt dieſer liebenswürdige Begriff geſunken, daß er ſelbſt politiſch geworden und nur als politiſche Kategorie noch einiges Leben hat. Allmälig ſcheint man aber auch damit zu Ende zu kommen. Bei dem grellen Conflict in Hannover, bei dem ſanfteren in Oſtpreußen, am Rheine, in Baden, ja ſelbſt in der cenſirten Literatur iſt die Aechtung der politiſchen Freiheit machtlos geworden. Ueberall zeigt ſich außerdem eine große politiſche Habilität der Oppoſition, und wenn auch das Gefecht hie und da auf praktiſchem Boden (vergleiche Baden) faſt zum Scheingefecht, anderswo ſogar zur obligaten Scheinheiligkeit eines vergeblichen Lobes herabſinkt; ſo iſt doch ſo viel klar, daß die Religion der politiſchen Freiheit nicht ausgeſtorben, daß ſie vielmehr ſeit den Freiheitskriegen einen unendlich reichern und völlig abgeklärten Inhalt gewonnen hat. Die Franzoſenfreſſerei, einſt der Hauptinhalt der deutſchen Freiheit, iſt heutzutage bereits eine ſolche Lächerlichkeit geworden, daß ſelbſt die beiden abgeſchmackteſt „deutſchen“ Zeitungen dieſe altdeutſche Barbarei nicht lange mehr fortzuſetzen im Stande ſein werden. Das Nationalgefühl in dieſer Rohheit wieder aufzuwärmen, erſcheint nur als ein kopfloſes Unternehmen, und die Sehnſucht nach dem freien, völlig offengelegten und ſelbſtgeſchaffenen Gemeinweſen aus den Herzen, ſeine Erkenntniß aus den Köpfen der deutſchen Nation zu verbannen, dazu iſt gar kein Mittel vorhanden. „Die Erde hat uns wieder.“ Die ſchönſten Kirchen voll Muſik und Weihrauch die höchſten Dome und himmelſtürmenden Münſter vermochten die Gedanken der Menſchen nicht wieder auf außerweltliche Tröſtungen und Verheißungen zu locken: man hat mit ihnen ſogleich Politik getrieben, die Einheit und Freiheit Deutſchlands als Deviſen daran gehängt, und wenn wir auch zugeſtehn, daß dieſe Politik eine leere Phantaſie iſt, ſo beweiſt ſie doch mindeſtens ſo viel, daß die Richtung auf den Himmel von der Seligkeit der menſchlichen Freiheit, der politiſchen Ehre und Größe, ſelbſt aus ihrem eigenſten Aſyl verdrängt worden iſt.

Und was wird der Schluß des Drama's ſein, in dem die alte und die neue Zeit ſich auf den Tod bekämpfen? Die neue, die politiſche Welt, die Welt der freien Menſchen, die den Spießbürger und ſeine Beſchränktheit in den Flammen des reellen Freiheitsgefühls verzehrt, wird wirklich werden, es wird äußerlich erſcheinen, was innerlich ſchon iſt.

„Es wird ſein!“ — Ja, es wird! — „Man muß über die Narren lachen, die nichts haben, als ein Futurum, und die, weil ſie nichts ſind, nur prophezeien können, ſie würden einmal etwas werden.“ Aber, ihr Herren, iſt denn dies eine phantaſtiſche Apokalypſe? Bedeutet denn das „es wird ſein“ etwas Andres, als lediglich die Manifeſtation und Bloßlegung deſſen, was ſchon iſt? Die Philoſophie kümmert ſich um keine Zukunft der Phantaſiegebilde und der Viſionen eines erregten Gemüthes. Ihre Zukunft iſt ſie ſelbſt, ihr Glaube iſt das Selbſtgefühl der Vernunft, und was ſie prophezeit, das erfüllt ſie unmittelbar, indem ſie dieſe neue Form der Wahrheit für das ganze Geſchlecht der denkenden Menſchen erobert. Eine Prophezeiung, die man beweiſ't, iſt keine mehr, und ein Beweis, der mit der Thatſache, daß man ihn ausſpricht, geführt werden kann, iſt nicht ſchwer. Und dennoch iſt damit Alles geſagt und ſchon ein großes Stück Arbeit wirklich gethan.

Wir haben zwei Welten vor uns. Die eine iſt die fertige, die andre die werdende. Beide ſind, und beide ſind ineinander. Die fertige Welt unſrer Zeit ruht auf der werdenden. Die Begeiſterung der Demokratie und die Demagogie der Freiheitskriege ſind ihre Schöpfer; die Jugend, die Philoſophie, der Sinn für das Allgemeine des Staats und ſeine Freiheit ihre Erhalter und ihr Kern. So trägt die fertige Welt die werdende als ihren Gott im Herzen. Sie braucht nur in ihren Buſen zu greifen und den Hochmuth ihrer Vollendungseinbildung aufzugeben, um ſelbſt in ihren Geſetzen und Einrichtungen (von 1808 — 1815) den Geiſt der neuen Welt wieder zu finden und das Wunder einer großen Todtenerweckung auf die natürlichſte und vernünftigſte Weiſe zu vollziehen.

Andrerſeits ruht die ganze werdende und innerlich in den (reponirten) Geſetzen, wie in den Gemüthern ſchon gewordene Welt der Freiheit noch im Schooße der alten fertigen Welt. Die, welche den Staat nicht als öffentliches Gemeinweſen verſtehn, haben ihn im Beſitz; die, welche die Religion der Hingabe an den allgemeinen Geiſt, an die reale dieſſeitige Idee, für eine Thorheit und für ein Aergerniß ausgeben, ſind Verwalter der Religion; die, welche die Geſetze der Freiheit über Staats- und Gemeindeverfaſſung, über Volks-Erziehung und -Bewaffnung auszulegen und auszuführen haben, ſind mit dem Princip der Volks-Freiheit und -Souveränität, aus denen ſie entſpringen, nicht einverſtanden. Nicht die Menſchenrechte der Revolution und die Religion für alles Hohe und Große in der Welt des Geiſtes, ſondern die göttlichen Geſetze der jenſeitigen Religion und des eben ſo jenſeitigen alten Staates, nicht der Staatsbürger der neueren Zeit, ſondern der Spießbürger und Unterthan der guten alten Zeit, — das iſt es, was dem Geiſte unſrer Politiker vorſchwebt, und die Summe und die höchſte Spitze des fertigen Staates wäre in der That ſein eignes Bekenntniß: er ſei der chriſtliche; denn ſeine ganze Praxis beruht auf der Jenſeitigkeit, oder, was einerlei iſt, auf der Nichtanerkennung der menſchlichen Freiheit. Das politiſche Leben ſoll noch erſt geboren werden; außer dem politiſchen Leben giebt es aber keine freien Menſchen, nur reſignirende Chriſten.

Iſt alſo der exiſtirende, der fertige Staat nicht wirklich der chriſtliche, wenigſtens derjenige, welcher nur darum entſtehn konnte, weil die Welt unter der Herrſchaft, bei uns der proteſtantiſchen, überall der chriſtlichen Vorſtellungen ſtand? — Ohne Zweifel; und es geht ſeiner Chriſtlichkeit weiter nichts ab, als 1) die Möglichkeit, ihre Abſtractionen in der Wirklichkeit feſtzuhalten und den Menſchen außer dem Staate in der Luft ſchweben zu laſſen, und ſodann 2) die ganze werdende Welt der politiſchen Freiheit, welche ſich außer der fertigen Welt, das heißt, wie wir gezeigt, in ihrem Herzen gebildet hat, und doch ihrem Herzen ſo fern ſteht.

Bis auf dieſe zwei Kleinigkeiten iſt der chriſtliche Staat der wirkliche; und man würde ihm zu ſeiner Wirklichkeit Glück wünſchen können, wenn nicht jede fertige Wirklichkeit das Mißliche an ſich hätte, daß nun die Welt auch mit ihr fertig wird. Iſt vollends die fertige Wirklichkeit nur eine gefliſſentlich reſtaurirte, ſo tritt noch das Bedenken hinzu, daß die Welt auch ſchon weiß, wie ſie das erſte Mal mit ihr fertig wurde. Doch wie geſagt, die Wirklichkeit „des chriſtlichen Staates“ glauben wir nicht nur behauptet und bewieſen, ſondern auch genugſam charakteriſirt zu haben, und alles sine ira (denn der Zorn gehört der Praxis), wenn auch nicht sine studio, — denn wer könnte Fragen von dieſem Gewicht in Betracht ziehn, ohne mit ganzer Seele dabei zu ſein?

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Vierter Theil.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1846.

Sächsische
Landesbibliothek
- 2. DEZ. [illegible]

6

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim

An

Guſtav Adolph Wislicenus in Halle.

Vielleicht, lieber Bruder, iſt es Dir angenehm, die theoretiſche Niederlage unſerer Gegner, die wir uns wohl geſtehn dürfen, da wir ja ſchon das zweite Jahrhundert für uns haben, in der Erinnerung zu wiederholen, während es ſehr zweifelhaft ſcheint, ob wir in der Praxis nun nicht unſrer Seits ihrer Gewalt erliegen werden. Ich widme Dir daher dieſen Band meiner geſammelten Schriften. In ihm hab' ich die Abtheilung „zur Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſeit den Freiheitskriegen“ und den „literariſchen Kampf mit der Reaction“ ganz umgeſchrieben. Alles Uebrige, wie ſich von ſelbſt verſteht, reformirt und humaniſirt.

Ich ſende Dir hiemit einen Vorläufer meiner eignen Perſon, wenn nicht nach Preußen, aus dem man mich verbannt, ſo doch in die Heimat der deutſchen Reformation, deren Principien in Dir und den jungen deutſch-katholiſchen Predigern die Fortſetzer und Erneuerer gefunden, die unſere Zeit bedurfte und die Philoſophie forderte.

Mich ſelbſt hat es überraſcht, wie faſt wörtlich ſchon in unſern damaligen literariſchen Kämpfen die jetzigen Ereigniſſe gefordert wurden. Iſt es nicht ſchwer zu wiſſen, was im Ganzen die Zeit will und erreichen wird, ſo iſt es freilich ein böſes Spiel, wenn das Schickſal des Einzelnen dabei in Frage kommt. Mögſt Du und was ſich an Deinen Namen und Charakter knüpft, glücklich ſein.

Zürich, im Juni 1846.

Dein

Arnold Ruge.

Inhalt.

Seite.
An Guſtav Adolph Wislicenus v
1. Der preußiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung. 1841 1
  1) Die Geneſis der proteſtantiſchen Macht in Deutſchland 1
  2) Die proteſtantiſche Weltmacht und der abſolute König 17
  3) Die republicaniſche Monarchie, die Reaction dagegen, und die Conſtitution 22
2. Zur Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſeit den Freiheitskriegen. — Vorwort. 1846 60
  1) Die Zeit der Religioſität und des Patriotismus. 1838 und 1846 62
    a. Theodor Körner. 1838 und 1846 . . . 66
    b. Max von Schenkendorf. 1838 und 1846 . 68
    c. Ernſt Moritz Arndt. 1840. 72
    d. Die religiös-patriotiſche Jugend. 1838 und 1846 94
  2) Die Zeit der Wiſſenſchaft, Philoſophie und Kunſt. 1846 99
  3) Die Zeit der Reform in Staat und Geſellſchaft. 1846 110
3. Der literariſche Kampf mit der Reaction. — Vorwort. 1846 114
  1) Gegen Heinrich Leo bei Gelegenheit ſeines Sendſchreibens an Joſeph Görres. 1838 118
  Wirkung des Angriffs. 1846 143
  2) Gegen das Berliner politiſche Wochenblatt. 1838 145
  3) Gegen Leo's Hegelingen und die evangeliſche Kirchenzeitung. 1838 157

Seite.
4. Ein Fuchs in der Evangeliſchen Kirchenzeitung gegen den Oberfuchs in München. 1840 . . . 173
5. Der Pietismus und die Jeſuiten. 1839.
  I. Der Pietismus 180
    1) Der ordinäre Pietismus 182
    2) Der verweltlichte oder der vornehme Pietismus 195
    3) Der hierarchiſche oder jeſuitiſche Pietismus . 199
  II. Unſere Zeit und die Reformation . . . 209
6. „Die gute Revolution.“ 1840 214
7. Zur Charakteriſtik Savigny's. 1841 219
8. Florencourt und die Unparteilichkeit. 1840 . . . 250
  1) Die neue Zeit 250
  2) Die Geſinnung und die gute Sache . . . 253
  3) Die Unparteilichkeit 257
9. Der ſchöne Journalismus und die Tagesfragen. 1841 273
10. Der Liberalismus und die Philoſophie. Noch ein Wort über Florencourt. 1840.
  1) Die Herrſchaft des Zeitgeiſtes über die Gegenſätze 285
  2) Die Intoleranz der Theorie, die Toleranz der Praxis 294
11. Ueber die intellectuelle Allianz der Deutſchen und Franzoſen. 1843 301

Zur neueſten Geſchichte

des

deutſchen Geiſtes

1. Der preußiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung.

1841.

Wir unterſcheiden in der preußiſchen Geſchichte 1) die Entſtehung der proteſtantiſchen *Macht*, 2) die proteſtantiſche *Weltmacht* als abſolutes *Königthum*, 3) dieſe Großmacht als abſoluten *Staat* oder als *republicaniſche Monarchie*.

1) Die Geneſis der proteſtantiſchen Macht in Deutſchland.

Der preußiſche Staat iſt ein Product der neueren Geſchichte; ſeine Geburt iſt der Tod des Mittelalters, und was nie überſehen werden ſollte, das Geſchlecht der Hohenzollern vermochte nur aus den Keimen der mittelalterigen Auflöſung die neue Pflanzung zu ziehen. Es dauerte indeß lange, bis der verſtändige und richtig geſchulte Pflanzer erſchien, der das neue Weltprincip entſchieden zu dem ſeinigen machte. Zwei Jahrhunderte lang, vom Tode Friedrichs I. von Brandenburg (1440) bis zum Regierungsantritt des großen Churfürſten (1640), treiben die Elemente ohne klares Bewußtſein vor allen

Winden, und es iſt ſehr zu verwundern, daß ſie es in der Auflöſung des Staats, die freilich furchtbar genug war, nicht bis zur völligen Vernichtung gebracht haben. Die Fürſten, welche der Zeit widerſtrebten, waren ohnmächtig und wirkten auflöſend; der erſte, der ihren Genius ergriff, bildete aus dem Chaos die feſte Geſtalt einer neuen Macht.

Als mit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Hohenzoller Friedrich I., Burggraf von Nürnberg, in die Marken kam, war die Zeit der Kirchenreform und der Auflöſung des mittelalterigen Staates ſchon eingetreten. Wir finden in ihm einen Fürſten, der das Recht des neuen Geiſtes fühlt und ihm von vornherein perſönlich zugethan iſt. Er führt die erſte Kanone gegen die Burgen der märkiſchen Raubritter, Quitzow, Putlitz und Rochow, zeigt Sinn für das bürgerliche Leben, dem er durch ſeine Stellung in Franken nahe gebracht war, intereſſirt, ja verwendet ſich, wenn auch vergeblich, für Huß und Kirchenreform; und als er, gezwungen durch ſeine Stellung zum Kaiſer, gegen die Huſſiten zu Felde zieht, gewinnt er aus dieſem Kampfe nur die Ueberzeugung: „die Huſſiten ſeien unbeſiegbar,“ eine Ueberzeugung, deren innerſter Sinn für alle Zeiten gilt. Wie die Kirche ihrer Revolution entgegengeht, ſo auch der Staat, der ihr gegenüberſteht und ebenſoſehr einem völlig neuen Begriffe zuſtrebt. Seine Umbildung iſt aber vor der Hand nur ſichtbar in dem Verfall des Ritterthums und der kaiſerlichen Macht, ein neuer Mittelpunkt noch nicht gefunden. Die Fürſten, und namentlich die brandenburger, erſcheinen wohl als Ordner im Lande, aber ein definitiver Sieg über die ſelbſtändigen und ausſchweifenden Ritter und Städte gelingt ihnen zur Zeit noch nicht. Sie fühlen ſich ſelbſt noch zu ſehr als Ritter. So iſt Albrecht Achilles ganz in die untergehende Herrlichkeit des Ritterthums verſunken, ein Zeitgenoſſe Carls des Kühnen, ein Verehrer des letzten Ritters Maximilian und ein Verächter des Bürgerthumes; und wenn er die Pfaffen nicht minder verachtet, und gegen die Raubritter ficht, ſo iſt dies nur der Bruch der Zeit, den er wider Willen und Neigung in ſich darſtellen muß. Hatte die Kirche in früherer Zeit die geiſtigen Intereſſen vertreten und von ihnen aus eine Weltherrſchaft gegründet und geführt, ſo war nun bereits der Geiſt von ihr gewichen; er ſiedelte ſich in andern Formen an: als unſichtbare Kirche ſollte er der ſichtbaren gegenübertreten und von den emancipirten Wiſſenſchaften aus ſein neuer weltverjüngender Strom ſich Bahn brechen. Und darum war Johann Cicero, ein Freund der Wiſſenſchaften, ſchon mit beſſerem Zuge, als ſein Vater, den Mächten der Zukunft zugewendet. Er hatte die Stiftung der Univerſität Frankfurt vorbereitet, mußte aber ihre wirkliche Eröffnung ſeinem Sohne Joachim I. (1506) überlaſſen. Nun tritt eine gewaltige Scheidung und Prüfung der Geiſter ein. Gleichzeitig wurde Wittenberg geſtiftet, und die große Bewegung der religiöſen Befreiung, die vor hundert Jahren in Böhmen begonnen, aber nur unvollkommen begründet und durchgeführt war, gewann jetzt auf deutſchem Boden eine ſo gründliche und principiell durchſchlagende Vertretung, daß erſt von hier der wirkliche Anfang einer neuen Aera ausgeht. Wittenberg führt die Reformation herauf; aber Luther, der deutſche Huß, fand weder in dem Nachkommen Friedrichs I., noch in ſeiner Univerſität Frankfurt einen Freund; im Gegentheil, beide widerſetzten ſich mit allen Kräften dem neuen Glauben und ſeiner Wittenberger Wiſſenſchaft. Die Ohnmacht Frankfurts und die weltbezwingenden Erfolge Wittenbergs beweiſen aufs Schlagendſte den Unterſchied antiquirter Gelehrſamkeit und lebendiger Wiſſenſchaft, welche die Freiheit oder die Idee der Zeit zu ihrem Inhalte nimmt. Wittenberg ſtürzte Rom. Mit dem Sturz der Autorität und geordneten Herrſchaft des Prieſterthums über den Geiſt und die Gewiſſen war das Princip der völligen Unabhängigkeit und Herrenloſigkeit des theoretiſchen Geiſtes, die Freiheit der Wiſſenſchaft und des Gewiſſens, proclamirt. Joachim I. reagirte vergebens gegen die Reformation, obgleich er ſich der neuen Lehre mit ſolcher Heftigkeit widerſetzte, daß er den Evangeliſchen in Augsburg nicht nur die Verwerfung ihres Glaubensbekenntniſſes anzukündigen übernahm, ſondern auch drohend hinzufügte: „Wenn ſie den Abſchied nicht annähmen, ſo hätten ſich die Fürſten mit dem Kaiſer verbunden, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu ſetzen, bis dieſer Handel geendigt wäre. Sie hätten den Bauernaufruhr erweckt, Churfürſten und Fürſten geſchmäht, Aebte und

Mönche vertrieben, deren Wiedereinſetzung der Kaiſer nun verlange“ *). Ja, er ließ ſeine Söhne kurz vor ſeinem Tode eine Urkunde unterſchreiben, daß ſie mit ihren Ländern katholiſch bleiben wollten. Sie blieben es nicht. Joachim II. trat 1539 auf Anregung ſeiner Mutter zur lutheriſchen Confeſſion über; ſo drängte der neue Zeitgeiſt ſich in das Haus ſeines bitterſten Feindes ein.

Unterdeſſen war das heilige römiſche Reich immer mehr in ſich zerfallen, theils durch die religiöſen Differenzen, theils durch den apathiſchen Egoismus der einzelnen Stände, die allmälig den kriegeriſchen und überhaupt den politiſchen Sinn fürs Allgemeine verloren hatten und ſich als reine Eigenthümer oder Barone betrachteten. Ein neues Intereſſe und ein neuer Anſatz um ſeinen Mittelpunkt mußte ſich bilden; es lag auch gar ſo ferne nicht, wo Beides zu ſuchen ſei, und Moritzens von Sachſen überraſchende Erfolge wären wohl geeignet geweſen, die Welt ſchon damals darüber zu belehren und ſie aufzufordern, dieſes Fürſten Gedanken und Thaten näher ins Auge zu faſſen. Aber Joachim II. war über ſeine Zeit ſo wenig klar, daß ſie ihn mit ihren neuen Dingen nur in Verlegenheit ſetzte. Er ſchreckte vor jedem Extrem zurück und ſchwach und gutmüthig, wie er war, blieb er den neuen Verhältniſſen zum Trotz bei der Gewohnheit alter Zeiten, ſo daß er es ganz in der Ordnung fand.

---

*) Die charakteriſtiſchen Ausſprüche hiſtoriſcher Perſonen aus früherer Zeit ſind aus Stenzel Th. I. und II. citirt.

mit dem Kaiſer gegen ſeine Glaubensgenoſſen und folglich gegen ſein eignes Princip zu Felde zu liegen, was ſich ſpäter mit Georg Wilhelm noch verderblicher wiederholt. Joachims II. nächſte Nachfolger finden leichtere Zeiten, die nicht zur Entſcheidung drängen, und erſt Johann Sigismund thut einen ſpäter in der geiſtigen Entwickelung folgenreichen Schritt, als er durch ſeinen Uebertritt zur reformirten Kirche Toleranz und Humanität förmlich ſanctionirt und dem verſtockten Fanatismus der lutheriſchen Orthodoxen mit feſter Milde entgegentritt. Aber die Zeit der ausgeglichenen und verwiſchten Gegenſätze war noch nicht gekommen. Der dreißigjährige Krieg, der die Extreme damaliger Geiſtesbewegung erſt recht aneinander bringen und die definitive Prüfung der Geiſter vornehmen ſollte, ſtand nahe bevor. Es war im Jahre 1613, als der Churfürſt ſeinen Uebertritt erklärte und dadurch ſeine lutheriſchen Unterthanen gegen ſich ſelbſt und ſeinen beſchränkten Sohn und Nachfolger, Georg Wilhelm, leidenſchaftlich aufregte. Freuten ſich doch die lutheriſchen Berliner beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges über das Unglück der Reformirten in Böhmen und ſchloſſen nur daraus: „Gott ſei den Calviniſten nicht günſtig", ohne die Gefahr, welche der Reformation überhaupt von der öſtreichiſchen Jeſuitenregierung drohte, zu beachten. Die eigentlichen Gegner der Reformation, die Jeſuiten, waren erſt durch die Reformation erzeugt. Dieſe Männer ſprachen den Gegenſatz ſcharf aus. Sie conſtituirten die Geiſtestyrannei in ihrem Orden ſchärfer, als ſie es je geweſen war. „Der Menſch ſei in der Hand ſeines Vorgeſetzten wie ein Leichnam.“ Die Erkenntniß, den Willen, das Gewiſſen nehmen ſie in Beſitz, und mit enormer Anſtrengung ſuchen ſie die Wiſſenſchaft, ſo gut als die Staaten und Privaten, zu erobern. Dieſer bewußte Gegenſatz gegen die Geiſtesfreiheit oder die Anarchie der Wiſſenſchaft und des Herzens, der Gegenſatz der völligen Geiſtestyrannei bemächtigte ſich der öſtreichiſchen Ferdinande und führte ſie zum dreißigjährigen Kriege. Der furchtbaren Einheit der Katholiſchen ſtand die äußerſte Anarchie der Reformationspartei gegenüber. Preußen war jetzt an das brandenburgiſche Churhaus gefallen, es war lutheriſch, und auch hier zeigte ſich ein ſolcher Haß gegen den Calvinismus, daß die Stände jeden, „der nicht Lutheraner oder Katholik wäre, für einen Störer der öffentlichen Ruhe erklärten,“ kein ſchmeichelhafter Empfang für den neuen Fürſten. Zudem war Georg Wilhelm noch keineswegs mit ſich im Reinen, welche Partei er in dem großen Kampfe zu ergreifen habe. Das Princip hatte bisher in dem Hauſe Hohenzollern bei kritiſchen Gelegenheiten noch nie die Politik entſchieden, obgleich es unabweisbar immer von neuem ſich aufdrängte; und nun die Auflöſung des Reichs unzweifelhaft ſo weit gediehen war, daß der Vortheil entſcheiden durfte, da ſchien leider dieſer Vortheil ſehr unſicher zu ſein. Einen eignen und zugleich allgemein ſittlichen Inhalt hatten die Brandenburger noch nicht. Dieſen Fürſten und dieſes Volk, das überdies den Krieg verlernt, das Reich vergeſſen und das neue, das proteſtantiſche Gemeingefühl in zelotiſchem Gezänk und ſchnöder Particularität zerſtört hatte, überraſchte der dreißigjährige Krieg, um mit ſeiner unerbittlichen Strenge ein wohlverdientes Gericht an ihnen zu vollziehen. Georg Wilhelm und Schwarzenberg, der nach Guſtav Adolphs Ausdruck „das Gewiſſen des Churfürſten dem Kaiſer, den Polen und Papiſten verkaufte, mit dem man die Feneſtration ſpielen und ihm den Hals entzwei ſchlagen ſollte,“ daneben die lutheriſchen Fanatiker, die mehr mit den Katholiken übereinſtimmten und lieber zu Roms Altären hielten, als zu den Calviniſten, ſind unendlich lehrreiche Erſcheinungen. Die Zeit war gekommen, wo die Unentſchiedenheit der rechten Mitte nicht mehr ausreichte, die Fragen der Zeit lagen auf der Spitze des Schwertes. Die alte oder die neue Zeit, Papſt, Kaiſer und jeſuitiſche Geiſtestyrannei oder die Reformation mit allen ihren Folgen, das war die Wahl. — Georg Wilhelm ſchwankte lange zwiſchen dem katholiſchen Schwarzenberg und ſeinen übrigen Räthen, die ehrlich für „die gemeine Sache“ der Proteſtanten ſtimmten. Dann beſchloß er parteilos zu bleiben, aber nicht lange, ſo ergab er ſich ganz in Schwarzenbergs Meinung und urtheilte: „der Kaiſer iſt doch die von Gott geſetzte Obrigkeit, bleibt er Kaiſer, ſo bleib' auch ich wohl Churfürſt.“ Ein Menſch ohne Religion, ohne Vernunft, nur auf ſein zeitliches, egoiſtiſches Intereſſe gerichtet und völlig verſchloſſen für die große Idee, die ſeine Zeit bewegte, weßhalb ihm denn auch ſein Schwager, *Guſtav Adolph*, dieſer Mann des ganzen Princips, der That und der Hingebung an die Freiheit, in der Seele verhaßt war. Als *Guſtav* ſich in Pillau feſtſetzte, von den Preußen wenigſtens Neutralität, wenn nicht Theilnahme an dem Kampf gegen die Polen verlangte und den Proteſtanten ans Herz legte, „daß ſie den Krieg gegen die Katholiken als ihre gemeine Sache anſehen müßten,“ ſagte *Georg Wilhelm*: „*was geht mich die gemeine Sache an*, wenn ich ſoll all meine Reputation, Ehre und *zeitliche Wohlfahrt* verlieren.“ — Deutlicher konnte er ſich nicht machen. Das alſo war es: um dieſer zeitlichen Wohlfahrt willen war er auf Schwarzenbergs Rath zuerſt ein Stillſitzer und Laurer, dann ein Abtrünniger geworden und litt nun dafür unter dem Syſteme des großen Guſtav. Dieſer iſt der König ſeiner Zeit. Hiſtoriſch und ewigwahr ſind ſeine Worte an die Preußen: „*Geht nicht den Mittelweg*, ſeht nur Deutſchland an, da haben ſie es auch gethan und keinen erzürnen wollen, was iſt darauf erfolgt? Sie haben Haus und Hof, etliche auch ihre Seligkeit verloren. Die Koſacken werden euch plündern, aber ſchlagt ihnen auf die Köpfe, ſie werden nicht wieder kommen. So hab' ich's auch gemacht. *Wollt ihr euch recht rathen, ſo müßt ihr Extrema ergreifen.*“ Guſtav kam darauf nach Deutſchland, mit ihm das Wiſſen und das Wollen der Idee ſeiner Zeit, eine wahre Offenbarung und Aufrichtung des Reiches der Wahrheit, *er iſt der Genius des neuen Deutſchlands und* der proteſtantiſchen Freiheit. Er rettete die Verzagten, ſtärkte die Kleingläubigen und ſuchte ſogar die gegen ihn und gegen ſich ſelbſt Treuloſen wider ihren Willen zu ihrem wahren Heil, zur Religion und zur Hingabe an die gute Sache zurückzuführen. Keiner von Allen ſpielte eine kläglichere Rolle dabei, als Georg Wilhelm. Guſtav bedauerte ihn ſelbſt mit Worten, die nie ein Fürſt von ſich hätte ſagen laſſen ſollen: „Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er traurig wird, es ſind gefährliche Dinge, die ich verlange, aber doch nicht zu meinem, ſondern zu ſeinem und ſeines Landes Beſtem. Will mir Niemand beiſtehen, ſo gehe ich zurück und biete dem Kaiſer einen Vergleich an, den er gern eingehen wird. Aber am jüngſten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr nichts bei dem Evangelium habt thun wollen.“ Er zwang ſie, ihm zu folgen, aber ſpäter, als Guſtav bei Lützen geblieben war, fiel Georg Wilhelm wieder ab, Schwarzenberg und die öſtreichiſche Partei kehrten zurück, und das Land war beim Tode des Churfürſten verwüſtet und halb in ſchwediſcher, halb in kaiſerlicher Gewalt, die eigne Seele hatte es noch nicht erlangen können. Er war ein „Leichnam in Schwarzenbergs und alſo in den Händen der Jeſuiten.“

Hier iſt nun ein Wendepunkt in der Geſchichte unſeres Staates. Bisher exiſtirt er im Grunde noch nicht, es fehlt noch an einem Begriff und geiſtigen Bande; und alle bisherigen Fürſten proteſtantiſcher Confeſſion in Brandenburg, die in einen hiſtoriſchen Wendepunkt gerathen und der Prüfung ernſtlicher Kriſen unterworfen werden, ſtehen in der Halbheit und Bewußtloſigkeit, daß ſie trotz ihres neuen Glaubens den alten verfechten — die Maxime des kurzſichtigen Realismus aller Zeiten, der ſich vorſpiegelt, die Entſcheidung für das alte Princip ſei keine Entſcheidung, es bliebe ſo Alles in der Schwebe, wie es bis dahin geweſen, werde „Niemand erzürnt“ und das Aeußerſte, „die Extrema“, vermieden. Joachim II. und Georg Wilhelm zeigen beide dieſe Beſchränktheit, und wenn ſie darum nichts deſtoweniger die Extrema über ſich kommen laſſen müſſen, ſo haben ſie doch die Genugthuung, daß dies alles wider ihren Willen geſchieht. Die Macht der Trägheit, die möglichſte Neutralität und der Gedanke, „die allgemeine Sache ginge ſie nichts an,“ das iſt ihre Leidenſchaft. Georg Wilhelmen iſt die Churwürde ein Privatbeſitz, und ſein Egoismus hat durchaus keinen geiſtigen Inhalt: er macht den Proteſtantismus nicht zu ſeiner Sache, darum iſt er ſelber nichts, iſt ein leeres, bedeutungsloſes Individuum. Der Egoismus ohne Princip, den Georg Wilhelm dem großen Könige gegenüber darſtellt, iſt daher unberechtigt und völlig machtlos: wie Guſtav die Macht ſeiner Zeit, ſo iſt Georg Wilhelm die Ohnmacht derſelben, der innere Widerſpruch, ein proteſtantiſcher Fürſt zu ſein und die katholiſche Partei zu ergreifen, perſönlich und in allen ſeinen Ländern von den Intereſſen der Reformation durchdrungen zu ſein und für ihren Erbfeind, die öſtreichiſchen Jeſuiten, das Schwert zu ziehen, — reibt ihn auf, ſetzt ihn zu einer bedauerlichen Figur herunter und bringt alle Verhältniſſe zur völligen Auflöſung.

Ihm folgt der erſte Hohenzoller, der das Princip der Zeit nicht nur ſo äußerlich, wie etwa einen Regenſchauer, der uns weiter nichts angeht, als daß er uns begießt, über ſich kommen läßt, ſondern der es begreift, mit ganzer Seele umfaßt, mit Entſchiedenheit zu ſeiner Fahne macht und mit erſtaunlichen Erfolgen verficht, ein Vorbild allen ſeinen Nachkommen, der große Churfürſt. Auch ſeine Leidenſchaft iſt der Egoismus, aber nicht der inhaltsloſe und darum rechtloſe ſeines Vaters, ſondern der ächtfürſtliche Egoismus, der ſeine Sache und die Sache des Princips identificirt, der ſich in den Dienſt der Idee und des Zeitgeiſtes begiebt, und deſſen Wohl und Weh daher unter dem Schutze des werdenden Weltgeiſtes, der Bildung und der geſchichtlichen Entwickelung, ſteht. Ein ſolches Subject iſt ein geweihtes Haupt, und ſein Egoismus nur das Centrum eines allgemeinen Intereſſes. Dies iſt hier der Urſprung des Abſolutismus, er iſt der pulſirende Punkt, um den die neue Bildung des modernen centralen Staates ſich anſetzt, deſſen eigentliche Seele aber der proteſtantiſche Geiſt iſt. Mit feſtem Willen und mit großem Scharfblick in die Lage der Dinge ergreift der große Churfürſt als der erſte Brandenburger die unbedingte Politik des Proteſtantismus, d. h. die neue Form der Freiheit, die bis jetzt nur (an ſich und) als todte

Theorie vorhanden geweſen war, wird jetzt (geſetzt und) in lebendiger Praxis verwirklicht. Der große Guſtav hat den Idealismus zurückgeführt in das entgeiſtigte Deutſchland und ihn durch ſeinen Tod beſiegelt, er hat ihn feſtgeſtellt und *bewieſen*. Er bringt nicht nur den Sieg der Wahrheit auf dem Schlachtfelde, er bringt ſie ſelbſt und ihre Offenbarung nach Deutſchland. Er verkündigt ſie mit deutlichen Worten, er ſtellt ſie dar in ſeinem ganzen Thun und Treiben und er beweiſet ſie mit ſeiner Aufopferung. Dieſer Beweis iſt unwiderleglich, denn mit allen Idealiſten, die ſo unpraktiſch ſind, wie Chriſtus und Sokrates, werden die Philiſter fertig, nur nicht mit einem Könige, der für die Freiheit ſtirbt. Der große Churfürſt ſollte dafür leben, *ſeine Politik* iſt *die Praxis des neuen Geiſtes*. Er hat ſein Gewiſſen nicht im Kaiſer (ſeit 1640 ergreift Brandenburg die ſchwediſche, d. h. die proteſtantiſche Partei) und eben ſo wenig in Polen, von dem er Preußen zum Lehen hat, ſondern *in ſeinem Glauben und in ſich*, er hat darum den Muth, ſich auf ſich ſelbſt zu ſtellen, ſich von Polen zu emancipiren und den Begriff der Souveränität, der dieſe neue Stellung ausdrückt, ſowohl gegen die polniſche Republik, als gegen die polniſch und particulariſtiſch geſinnten Stände Preußens geltend zu machen und aufrecht zu erhalten. Er begreift, daß er die Schweden in Deutſchland erſetzen und *die proteſtantiſche Macht*, die ſein Oheim, der große Guſtav, vorgebildet hatte, in ſeine Hand nehmen müſſe. Dieſen Begriff zu verwirklichen, das iſt ſeine hiſtoriſche Stellung. Die Bildung dieſer Macht, die ſtaatliche Concentration, die Souveränität und Selbſtändigkeit den übrigen Weltmächten gegenüber, mit Einem Wort, das wahre Ich des neuen Geiſtes und der unerſchütterliche Wille, die Exiſtenz und Freiheit desſelben zu begründen, zu erweitern und zu ſichern, das erfüllt, bewegt und leitet ihn in allen Verwicklungen nach Außen und im Innern. Seine Geſtalt wird allerdings dem heroiſchen Karl Guſtav gegenüber und in den unberechtigten Grauſamkeiten gegen Kalkſtein und Rhode verdunkelt; allein es iſt zu bedenken, daß der Principienkampf gegen die alte Zeit, die als Katholicismus, als polniſches Vaſallenthum und als hartnäckiger Particularismus in den preußiſchen Ständen gegen ihn auftrat, ein ſehr gefährlicher und delicater war, wo nur das Durchgreifen einer eiſernen Fauſt Erfolg verſprach: nicht weniger bedenklich mußte Carl Guſtavs abſtractes Heldenthum erſcheinen und ſeiner Unabhängigkeitspolitik ſehr unbequem fallen. Die Rolle des Fuchſes, die er hier und auch ſpäter noch ſpielen muß, gefällt ihm indeſſen ſelber nicht, und er tritt aus ihr heraus, ſo oft es nur irgend am Orte iſt, zuzuſchlagen und durchzugreifen; aber nie verliert er den Zweck des Staates und der Geiſtesfreiheit aus den Augen, als deren „Schutzmacht“ er ſich vielmehr überall fühlt, bekennt und bethätigt.

Die Ausbildung der abſoluten Monarchie und ſpeciell in Preußen der proteſtantiſchen wird nun die Aufgabe der Geſchichte. Das Proteſtantiſche liegt darin, daß der Egoismus des Fürſten eines Theils ſich ſelbſt zur Seele des Allgemeinen in Staat und Geiſtesfreiheit (letztere erſcheint als Toleranz und Wiſſenſchaft) läutert, und ebenſo den gemeinen Egoismus der particularen Exiſtenzen des Adels und der Corporationen aufhebt, um den religiös-ſittlichen Subjectivismus zum Zweck zu erheben. Im proteſtantiſchen Staat dieſer und der nächſten Zeit hat daher der ſouveräne Wille des Fürſten den Geiſt der neuen Zeit, das Allgemeine, das öffentliche Wohl und die proteſtantiſche Freiheit (als die geiſtige, innerliche) zu ſeinem Inhalt. Die Abſolutheit kann und muß auch in dieſem Sinne verſtanden werden, denn von dieſem Sinne geht ſie aus. Der große Churfürſt beginnt die Realiſirung der Idee Guſtav Adolph's, und Friedrich **II.**, der ſie vollendet, ſagt mit Recht von ihm: „dieſer hat viel gethan.“ Der Glanz und die Souveränität nach Außen und nach Innen zeigt ſich uns nur als die Folge des kühnen Gedankens, das neue (proteſtantiſche) Deutſchland zu begründen und zur freien Macht zu erheben, dagegen erſcheinen die Ordnung im Innern, das drückende Söldnerweſen und die Anſtrengungen, induſtrielle Abhilfe zu ſchaffen, als die nothwendigen Mittel, die eingenommene Stellung durchzuführen. Friedrich **I.**, der ſich die Königswürde beilegt, hebt die Seite des ſouveränen Bewußtſeins und des Glanzes hervor, **Friedrich Wilhelm I.** die der innern Ordnung und der ſoliden, beſonders militäriſchen Baſis und des moraliſchen Rigorismus der abſoluten Gewalt. Beide begreifen keineswegs die ganze Bedeutung ihrer Stellung; ſie erben das Syſtem, ohne es zu faſſen, ſie haben es, ohne es zu wiſſen, ſie haben es darum nur halb und einſeitig; ja, es ereignet ſich ſogar noch einmal, was wir unter Georg Wilhelm beobachtet haben, daß Oeſtreich, der Erbfeind des neuen Geiſtes und eben deshalb auch der preußiſchen Macht, den oberſten leitenden Willen des neuen Staates für ſich gewann. Der erſte allmächtige Rath Friedrich Wilhelm's I., Grumbkow, war eine Wiederholung Schwarzenberg's; und hatten die Frauen des churfürſtlichen Hauſes über die Jugend und Geiſtesbildung des großen Churfürſten, dieſen feindlichen Einflüſſen gegenüber, gewacht und als gute Genien in ihm die proteſtantiſche Zukunft beſchirmt und den Geiſt ſeines Oheims genährt, ſo waren die Mutter und die Schweſter Friedrich's II. für den Moment weniger glücklich: ſie mußten den Sieg der öſtreichiſchen Partei und jene harte Tyrannei des gemißleiteten väterlichen Rigorismus erleben, der nicht nur den neuen Geiſt der Aufklärung in ſeinem Sohn haßte, ſondern ſelbſt das Leben des Prinzen bedrohte. Deſto ſchärfer prägte ſich's dem Geiſte Friedrich's ein, daß für die Zukunft des Staats und ſeine weſentlichen Zwecke Alles darauf ankäme, wie er ſich zu Oeſtreich ſtellte, das neue Deutſchland zu dem alten. Dieſe Stellung wird von nun an nur noch entſchiedener der Prüfſtein der preußiſchen Politik. Denn nun der Staat durch

Friedrich II. die wirkliche Weltmacht des proteſtantiſchen Princips, welches jetzt ſchon die Form der Aufklärung hat, ſein will, kommt es überall darauf an, wie weit ſeine Politiker die jedesmalige Souveränität des Staats und des Geiſtes begreifen und ins Werk richten. Beiden Formen der Freiheit muß Oeſtreich fortdauernd entgegentreten, weil ſie ihm ſeine Bedeutung, den alten deutſchen Staat und die alte Kirche zu vertreten, immer mehr entreißen, und andre Geſichtspunkte erſt dann eintreten, wenn Oeſtreich ſelbſt, wie dies ſchon einmal der Fall war, den Zeitgeiſt in ſich lebendig zu machen wagt. Als Friedrich II. den Thron beſtieg, ſchien es faſt, als hätte Oeſtreichs letzte Stunde geſchlagen. Er begriff, daß es zu nichts führen könne, Deutſchland im Ganzen zu nehmen, wie es war; und wenn eine Umbildung nöthig war, wer anders, als er, ſollte es auf ſich nehmen, ihr Mittelpunkt und ihre Seele zu werden? Der ſichtbare Verfall des Alten ſchien ihm eine günſtige Gelegenheit, und er war kurz entſchloſſen, „der Welt eine andere Phyſiognomie zu geben“ und die Intentionen des großen Churfürſten in ihrer ganzen Ausdehnung zu realiſiren.

2. Die proteſtantiſche Weltmacht und der abſolute König.

Und es gelang ihm. Er ſetzte es durch, die vollkommene Souveränität und den vollen Gehalt einer Großmacht für Preußen zu erobern, die vernünftige Ordnung und den aufgeklärten Willen im Innern des Staats zur Geltung und durch ſeine eigne Bildung den wahren Begriff „des gemeinen Weſens, deſſen erſter Diener der König ſei,“ zu *der* Vollendung zu bringen, *deren die abſolute Monarchie fähig* iſt. Friedrich II. iſt der *vollendete abſolute Monarch* des proteſtantiſchen Staates, indem er ganz in das Leben für's Allgemeine, welches jetzt nicht mehr die Form der Religion, ſondern die des Staates trägt, — aufgeht, von dem Geiſte der Zeit bis zur Sättigung ſich durchdrungen fühlt und unerbittlich nur den höchſten Staatszweck im Auge hat, — ein Mann der vollendeten Pflicht und ein Philoſoph auf dem Thron, moraliſch und geiſtig der *Fürſt* ſeiner Zeit und ſo der wirkliche und wahre *abſolute König*.

Hiemit iſt nun aber auch die Spitze der *alten Monarchie* erſtiegen, alle ihre Zwecke ſind vollkommen erreicht. Eine neue Zeit beginnt, die Zeit der *Revolution*. Hatte Friedrich II. den Egoismus des abſoluten Monarchen nur *innerlich* in ſeiner Ueberzeugung und in ſeinen Maximen durch den ſtreng allgemeinen Inhalt ſeines Eigenwillens von der unwahren Seite freigemacht und nobilitirt; ſo ſollte nun durch die *Revolution* der Egoismus der abſoluten Monarchie auch *reell* negirt, und der ganze *äußerliche* Organismus des Staates *mit einem neuen Leben und mit dem Geiſte*, deſſen innerliche Befreiung die Reformation bis zur Aufklärung herausgearbeitet hatte, durchdrungen werden.

Friedrich II. erlebte dieſe Zeit nicht mehr. Sein Nachfolger begriff weder ihn, noch ſie. Freilich war und iſt dies eine große Aufgabe, die Aufgabe Guſtav Adolph's, ſich ſelbſt der Freiheit zum Opfer zu bringen. Dies kommt aber dem wahren Nachfolger Friedrich's des Großen zu. Denn da der *abſolute* König, um ſeine Stellung auszufüllen, zugleich den Geiſt ſeiner Zeit *theoretiſch* beherrſchen muß, ſo ergeht an ihn die Forderung, auch in dieſem Fortſchritte die Initiative zu ergreifen. Was er alſo nun noch thun konnte und mußte, war offenbar dies, daß er freiwillig, aus Einſicht in die Wahrheit, die er ſchon bei Friedrich II. ausgeſprochen fand, und aus der er nur zu folgern hatte, ſeinen Egoismus *auch formell* darangab und *das Volk durch ein öffentliches Leben zur Theilnahme an der Macht des Weltſtaates emporhob*, dergeſtalt, daß nun jeder Staatsbürger das ausüben lernte, was Friedrich für ſich allein bereits gethan hatte, nämlich dem Egoismus des gemeinen Lebens, der bloß „zeitlichen Wohlfahrt" und des Spießbürgerthums zu entſagen und ſich weſentlich dem Dienſte des öffentlichen Wohls, des Allgemeinen, des Staates zu widmen.*) So werden alle Staatsbürger vom Egoismus der ſchlechten Individualität erlöſt und ihre Seele mit dem abſoluten Inhalte erfüllt. Indem der abſolute König ſich dem abſoluten Staate*) opfert, verliert er aber nichts. Im Gegentheil, er wird im Laufe der Zeit aus einem König von Spießbürgern und Egoiſten ein König von Republicanern und freien Männern, die wahre Staatsmacht aber erſt ſo realiſirt. Der Egoismus jedes Einzelnen hat dieſelbe Verwandlung durchzumachen. Er kann ſein Selbſtgefühl nur aus dem Allgemeinen nehmen, das er in ſich realiſirt, für das er arbeitet, indem er ſich geltend macht.

---

*) Man halte dieſe Forderung nicht für einen Vorwitz des Propheten ex eventu; Friedrich II. fühlte ſelbſt ſchon dieſen Puls der Geſchichte, ihn langweilte die einſame Stellung des jüdiſchen Gottes, der nirgend ſeines Gleichen hat und nichts genießt, als die Langeweile ſeines abſoluten „Ich will!" er thut neben jenem unſterblichen Ausſpruch, worin er den Staat über ſich anerkennt, am Ende ſeiner glorreichen Laufbahn einen

Friedrich Wilhelm II. war das ſtricte Gegentheil von alledem; ſtatt die Conſequenzen aus Friedrich des Großen Geiſt und Syſtem zu ziehn, reagirt er ſogar gegen ihn und gegen den aufgeklärten Geiſt ſeiner Zeit, der die Welt längſt durchdrungen und in Beſitz genommen hatte. Er bleibt bei der abſoluten Monarchie, ohne abſoluter Monarch zu ſein, er behält den Egoismus, den Friedrich II. bereits über ſich ſelbſt hinausgeführt hatte, bei, aber ohne das wahre Ich und ſeinen Inhalt. Der ſtrenge Dienſt des Allgemeinen, in dem Friedrich II. ſein Leben verbracht, ſagte ſeiner ſinnlichen

---

andern, der nicht minder groß iſt, den man aber ſehr leicht als apokryphiſch behandeln konnte, weil man zu ſehr Sklave war, um ihn zu verſtehen, wenn er ſagt: ich bin es müde, über Sklaven zu herrſchen."

*) Abſolute Monarchie und abſoluter Staat ſollte man nie verwechſeln: letzterer iſt vielmehr die Wahrheit und das Ziel der erſteren.

Natur nicht zu, der Gehalt des Proteſtantismus ſeiner Zeit, die Philoſophie, war nicht ſeine Sache. So verliert unter ihm die alte Monarchie den Kopf und taumelt beſinnungslos umher. Aus der ſtrengen Disciplin geräth ſie in weichliche Auflöſung und Liederlichkeit, aus der Aufklärung in Geiſterſeherei und Obſcurantismus, aus der Gerechtigkeit in die Willkür. Die neue Zeit wird nicht verſtanden, am allerwenigſten die Revolution in Frankreich. Es kehrt das uns ſchon bekannte Phänomen wieder. Das Ergreifen der alten Zeit, um den Kämpfen der neuen zu entgehn, tritt ſchärfer, als je hervor, und zwar zunächſt im Innern als Reaction gegen die Aufklärung in der Roſenkreuzerei Biſchoffswerder's und in Wöllner's Religionsedict, Cenſurgeſetz und geiſtlicher Prüfungsbehörde, endlich in der verkümmerten Ausgabe des Landrechtes; ſodann für das Aeußere als Annäherung an Oeſtreich und als Sympathie für die Emigranten in der pillnitzer Convention. Und damit ja kein Zweifel übrig bleibe, aus welchem Geiſte dieſe Wendung entſpringt, ſo iſt es Biſchoffswerder, der die Freundſchaft und den Einfluß Oeſtreichs pflegt, bis dann Kaunitz, der geſchworne Feind des großen Königs und ſeiner Tendenzen, Preußen gänzlich für ſich gewinnt und den förmlichen Kampf gegen die franzöſiſche Revolution herbeiführt. Das Verhältniß zu Holland und Polen laſſen wir unerwähnt, es beruht auf derſelben Kopfloſigkeit, wie dieſe ganze Politik. Vorläufig zeigte ſich nur die Erfolgloſigkeit des Krieges gegen die geſchichtliche Entwickelung und die Freiheit; und erſt unter Friedrich Wilhelm **III.** kam das jüngſte Gericht über dieſe hohle Geſtalt des Abſolutismus, dem die Reaction gegen Friedrich **II.** rückwärts und gegen das Princip der Revolution und die geſchichtliche Fortbildung nach vorwärts vollends alles Mark und Blut des hiſtoriſchen Lebens ausgeſogen hatte, eine furchtbare, aber eine lehrreiche Kataſtrophe, ein wohlverdienter Untergang. Setzet der Schlacht von Jena ein Denkmal mit der Aufſchrift: „Der Nemeſis, der unſterblichen!"

3. Die republicaniſche Monarchie, die Reaction dagegen, und die Conſtitution.

Die neue Monarchie, in deren Entwickelung wir noch heute begriffen ſind, und welche man füglich die republicaniſche nennen kann, entſteht in Folge der Niederlage von 1806. Die Regierung Friedrich Wilhelm's **III.** zerfällt in drei Perioden: 1) Fortſetzung des alten Syſtems, wenn gleich mit Aufhebung der Wöllnerſchen Maßregeln und der moraliſchen Diſſolution, bis 1806; 2) die Regenerationsperiode von 1807–1818; 3) die Reactionsperiode von da bis zu Ende. Der unglückliche Krieg von 1806 brachte den Fortſchritt über Friedrich **II.** hervor — wir haben ihn oben bezeichnet, — den man im Frieden nicht hatte finden können; wenigſtens wurden jetzt alle Vorbereitungen dazu getroffen, und es lag nicht an den Gründern des neuen Preußens, wenn ſpäter ihre Intentionen aufgegeben und ihrem Werk die Krone nicht aufgeſetzt wurde. Jetzt alſo, in der Zeit der Noth wurden alle Vorbereitungen getroffen, um den Staat als öffentliches Weſen im Sinne der neuen Zeit, als respublica,“ herzuſtellen, und, wie es die welthiſtoriſche Entwickelung forderte, das Moment der lebendigen Betheiligung und Mitwirkung aller Staatsbürger in einem höhern Sinne, als es das Alterthum vermocht, wieder aufzunehmen. Dies giebt die zweite, die Regenerationsperiode. Die Regierung ſuchte in ihr den National- und Gemeingeiſt zu erwecken, das Spießbürgerthum in Staatsbürgerthum zu verwandeln, und der König ſtellte Männer an die Spitze, welche Volksbewaffnung ſtatt der Söldner, Volksvertretung ſtatt der bloßen Verwaltung einer todten Maſſe, Gewerbefreiheit ſtatt des Zunftzwanges, Rechtsgleichheit ſtatt der Privilegien, freie Arbeit ſtatt der Erbunterthänigkeit einführten oder vorbereiteten, alſo alle die Hebel der National- und Staatsmacht, auf denen Frankreich zu ſeiner Größe emporgeſtiegen war, nun auch für Preußen in Anwendung brachten. Der Staat wird jetzt „gemeine Sache,“ Nationalſache. Die Vollendung dieſer Regeneration war die Befreiung vom franzöſiſchen Joch und das Geſetz vom 22. Mai 1815, welches die innere Wiedergeburt zu vollenden, eine allgemeine Vertretung anzuordnen und eine ſchriftliche Verfaſſungsurkunde abzufaſſen befahl. Noch einige Jahre wirkte dieſe Richtung fort, dann warf ſich ihr auch in Preußen ein entgegengeſetztes Syſtem in den Weg. Es beginnt die dritte Periode dieſer Regierung, eine Rückkehr zu alten Maximen und Anſichten, die das Princip der Revolution, nach welchem die Regeneration vor ſich gegangen war und fortſchreiten ließ, verdächtigten und ſoviel dies ſich thun ließ, außer Wirkſamkeit ſetzten. Das eigne Princip, gegen welches die Reaction Friedrich Wilhelm's II. ging, war die Aufklärung; das Princip der Revolution in Frankreich ſtand damals noch als ein fremdes da. Wenn auch alle Herzen dem Aufgange des neuen Geiſtes zujauchzten, er war doch noch nicht acclimatiſirt und geſetzlich recipirt. Nach der Regenerationsperiode aber iſt dies nun der Fall, und die Reaction gegen dieſes Princip richtet ſeitdem den Speer gegen den eignen innerſten Kern des Staats und die eigentliche Lebensquelle ſeiner Macht. Denn die Wiedergeburt hat den Staat wirklich wiedergeboren; er iſt nun in ſeinem innerſten Weſen völlig republicaniſirt.

Allerdings war die Regeneration und die innere Ermannung das wahre Ferment der Befreiung und des Sieges, jedoch der Feind auch nicht ohne fremder Mächte Beiſtand, nicht ohne Rußlands rohe Horden und Oeſtreichs nicht regenerirtes und nicht enthuſiasmirtes Militär überwunden worden. So hatte denn wohl durch Preußen die neue Zeit, allein durch Oeſtreich doch auch die alte Zeit und gar durch Rußland die vorhiſtoriſche Natur, die Elemente und der barbariſche Inhalt geſiegt. Dieſe Miſchung trübt die wahre Anſicht und den Effect der Sache, es entſteht die Meinung, die nationale Erhebung ſei wohl überflüſſig geweſen und jedenfalls für die Zukunft mit Hilfe ſo gewaltiger Alliirten zu entbehren; vom Begriff der Sache waren ohnehin nur die eminenten Köpfe ausgegangen, als ſie die Monarchie republicaniſirt hatten, und ſo wurde es gar bald auch für Preußen zur Maxime, was Oeſtreich, welches jetzt ſo wenig, als zur Zeit der Reformation, an den Geiſt und die neue Zeit glaubte, immer gepredigt hatte, die Volksbethätigung und die Volksbegeiſterung, eben ſo die freie politiſche Preſſe ſei gefährlich. Gefährlich allerdings — aber für wen? Ueber dieſes für wen? wurde nicht gehörig nachgedacht, man hätte ſich ſonſt darüber beſinnen müſſen, daß für Preußen wenigſtens die Reaction gegen den Geiſt der Zeit immer ein Syſtem der Selbſtentmannung, der Austilgung der eigenen Machtquelle geweſen war, daß aber jetzt die Reform des Staates, die Vollendung und gänzliche Durchführung der politiſchen Regeneration die Aufgabe des Jahrhunderts iſt. Nichts deſtoweniger ſiegten die karlsbader Anſichten und folgten die übrigen contrerevolutionären Congreſſe, wo die Freiheit in jeder Form proſcribirt wurde.

Als nun einmal die heilige Allianz da war, was ſollte da im Innern noch geſchehen? War man in der Regenerationsperiode zu weit gegangen, daß nun die ähnlichen Verſuche der Spanier und Italiener, die es doch wahrlich Urſach hatten, endlich einmal eine freie

Nation und wirklich vernünftige Menſchen und Staatsbürger zu werden, verurtheilt und bekämpft werden müßten? Und wie ſollte die ſteiniſch-hardenbergiſche Geſetzgebung mit dem contrerevolutionären Syſtem der Congreſſe in Einklang kommen? Zunächſt freilich war es natürlich, daß die Verwaltungsorganiſation der neuen Provinzen, die Preußen durch den Wiener-Frieden erworben hatte, der ſofortigen Ausbildung eines einigen öffentlichen Staatslebens hindernd in den Weg trat, dann aber, als das Princip der Oeffentlichkeit ſelbſt durch eine neue Cenſur (die politiſche Wöllneriade) in Karlsbad beſeitigt und der Liberalismus mit den Waffen in der Hand bis zum äußerſten Trocadero verfolgt worden war, blieb nichts Anderes übrig, als in dem noch immer vorliegenden Verfaſſungswerk *das ganze Princip der reellen Betheiligung des Volks an ſeinem, ihm aufgeſchloſſenen Gemeinweſen*, alſo das große Princip der Revolution und eben ſowohl der eignen innern Regeneration, — aufzugeben. Das Phänomen des Selbſtverluſtes, welches wir in den ruhmloſen Zeiten vor dem großen Churfürſten beobachtet haben, wiederholt ſich: der innere Widerſpruch iſt wieder da, bei liberalem Inhalt illiberale Maximen. Wie im 30jährigen Kriege der Proteſtantismus, ſo iſt jetzt der freie Staat „die gemeine Sache;" und der Staat, der die **gemeine Sache** aller Staatsbürger ſein ſollte, *der Staat des Liberalismus oder die republicaniſche Monarchie*, war jetzt nicht erſt zu gründen, ſondern nur zu vollenden und zu bekennen: es fehlte ihm nur Eins, das freilich Alles iſt, der Muth der Conſequenz und das ſchöpferiſche Werde:

Sie haben die Theile in ihrer Hand,
Fehlt aber immer das geiſtige Band.

Die Provinzialverfaſſung ging aus dieſer Scheu vor dem eignen Inhalt hervor; ihr Princip iſt hinlänglich vom Roſt des Alters geadelt, aber leider auch mit allen Mängeln des Urgroßvaterthums behaftet. Die Provinziallandtage haben nichts zu beſchließen, ſondern nur zu berathen und zwar bei verſchloſſenen Thüren oder in geheimen Sitzungen, ſollen ſich (nach §. 49 der Einführungsurkunde) „nur mit den Sonderintereſſen der Provinzen, nicht mit allgemeinen Landesangelegenheiten befaſſen,“ und ſind „nach dem Muſter der alten deutſchen Verfaſſungen“ (deren Particularismus der große Churfürſt mit Noth und Mühe aufgehoben) eingerichtet. Was hat es nun mit dieſer Verfaſſungsbildung auf ſich? Erſt Beſchließen, — was ſie nicht dürfen, — heißt ernſtliche Souveränitätsacte ausüben; aber wenn die Particularitäten beſchließen, ſo fällt das Ganze auseinander. Eine Berathung dagegen ohne Effect und ſtaatsrechtliche Entſcheidung bleibt immer außerhalb des reellen politiſchen Lebens, geht den Staat nur theoretiſch und etwa moraliſch, keineswegs reell und praktiſch an; wenn aber vollends in der Berathung nur die provinzielle Intelligenz und der Intereſſen- und Bildungs-Inhalt der Provinz zum Vorſchein kommt, ſo iſt das nicht einmal theoretiſch das Gewiſſen und die Intelligenz des Staates. Auch die zuſammenaddirten Provinzen ſind nicht der Staat, ſondern erſt die zuſammengelebten und in der Reichsverſammlung zuſammengebildeten und geiſtig vereinigten. Die Provinzialverfaſſung war in jeder Hinſicht die entſchiedenſte Reaction gegen das große Streben der vorhergehenden Periode nach National-Geiſt, -Einheit und -Macht, ja, der abſolute Verwaltungsſtaat, innerhalb deſſen denn doch jene oben aufgezählten republicaniſchen Elemente liegen und ſich bewegen, gewinnt nothwendig alles politiſche Intereſſe für ſich, und er iſt und bleibt immer noch mächtiger, als dieſe rückwärts weiſende romantiſche Verfaſſungsbildung, die zwar allerdings außerhalb unſerer reellen Staatsbewegung ſteht, aber den archimediſchen Punkt für ihren Hebel eben deßwegen nicht finden kann. Sie iſt in der That ſo wenig eine Fortbildung des Staates, daß ſie vielmehr den Staat noch gar nicht berührt und weder das Weſen der Regierung und der wahren freiſinnigen Militär- und Civil-Verfaſſung modificirt, noch den Nationalgeiſt in anderer Hinſicht intereſſirt, als ob ſie vielleicht ſich ſelbſt aufgeben und ſtatt der nutzloſen zeit- und kraftraubenden Scheinvertretung die wahre allgemeine Nationalvertretung beantragen und herbeiführen werde, wie dies der königsberger Poſtulatenlandtag neuerdings zur Freude aller Patrioten wirklich verſucht hat. Alle Modificationen dieſes Inſtitutes, die nicht auf den Geiſt und die Intentionen, aus denen das neue Preußen entſprungen iſt, d. h. auf den Geiſt der Geſetze und Intentionen von

1807 — 1815 zurückgeben, treffen weder das Herz der Zeit, noch werden ſie den Genius Preußens befriedigen und die Schöpfung des großen Königs ſichern und vollenden.

Die Reaction, welche in der Provinzialverfaſſung und ihrem Princip des Particulariſmus und des politiſchem Scheins oder der ironiſchen und leeren Bewegung liegt, konnte mit ihren Intentionen nicht Ernſt machen, weil das die unmittelbare Auflöſung der Staatseinheit geweſen wäre; die anderweitige, größtentheils in Theorie und Perſönlichkeiten ſteckengebliebene Reaction gegen die Regenerationsperiode und gegen die in derſelben neugeſchaffenen Elemente konnte es eben ſo wenig. Alle dieſe Elemente, von der Landwehr bis zur Städteordnung, von der Gewerbefreiheit bis zur Aufhebung der Prärogativen, ſind zwar angezweifelt, ja, die Aufklärung, der Humaniſmus, das Princip der Revolution und der wahre Sinn der Reformation — alle dieſe Quellen und Ströme lebendiger Entwickelung in unſerer ruhmreichen Vorzeit ſind bei der Wurzel angetaſtet worden; die ſchlechteſte aller Doctrinen, die contrerevolutionäre und jeſuitiſche eines Haller und ſeines Gleichen, findet bei den Regierenden geneigtes Gehör: dennoch iſt es unmöglich geweſen, die Elemente der republicaniſchen Monarchie aufzulöſen. Friedrich Wilhelm III. ließ die liberalen Inſtitutionen, die einmal da waren, im Weſentlichen beſtehen, erkannte die Objectivität der feſten und geregelten Inſtitutionen an und wich nicht willkürlich von ihnen ab. Freilich ſo lange die Geſetze lediglich vom Cabinet ausgingen, war bei alledem der weiteſte Spielraum gelaſſen; und wenn das Einzelne blieb und bleiben mußte, weil es die nothwendige Baſis der kleinen Großmacht bildete, ſo war dafür die Abweichung eine Abweichung vom Syſtem des Liberalismus im Ganzen. Dies wurde nicht in ſeiner welthiſtoriſchen Nothwendigkeit für Preußen begriffen, ſondern vielmehr von Grund aus verdächtigt, und wenn nun das ganze Reich dennoch auf Elementen ruhte, die aus dieſem Syſtem entſprungen waren, — ſo bekam eben der König in der letzten Periode ſeiner Regierung die ſchon öfter von uns beobachtete gefahrvolle Stellung der ſyſtematiſchen Unentſchiedenheit, wenigſtens in der Hauptſache, dem Politiſchen, während er allerdings im Religiöſen und Wiſſenſchaftlichen nie von den urſprünglich gegen Wöllner erklärten Principien abgegangen iſt und auch in dieſem Sinne die Union zu Stande gebracht (cf. Preußen und die evangeliſche Landeskirche von Bruno Bauer), und das Miniſterium Altenſtein hat wirken laſſen. Die exiſtirenden republicaniſchen Elemente und die außerordentliche Durchbildung der Wiſſenſchaft, namentlich der Philoſophie, welche gegenwärtig zu der Fähigkeit und zu dem Beruf erhoben iſt, auch die hiſtoriſchen und politiſchen Fragen erfolgreich zu erörtern und zum Nutzen der Praxis aufzuklären, beides bildet den jetzt noch unterirdiſch rauſchenden, aber unfehlbar ans Licht tretenden Strom der Geſchichte, der im Sinne der Gründer des neuen Preußens ein freies Staats- und Geiſtesleben, wie alle Patrioten es mit Sehnſucht erwarten, heraufführen wird.

Mit dem Jahr 1830 hört das Congreßſyſtem der heiligen Allianz auf. Frankreich und England treten den drei öſtlichen Mächten gegenüber, den drei öſtlichen Mächten, denn Preußen verharrt bei Rußland und Oeſtreich, ja, es bietet die Hand zur Unterwerfung Polens und dadurch zum Vordringen eines Keils, durch den, wie ein ruſſiſcher Publiciſt ſich ſehr anſchaulich ausdrückt, die ruſſiſche Macht Oeſtreich und Preußen voneinanderſpaltet und der Slavismus dem Germanismus entſchieden auf den Leib rückt. In Frankreich hat der lange verfolgte Liberalismus den vollkommenſten Sieg erfochten und ſeine Sanction, die eroberte und ernſtlich gemeinte Conſtitution, ſchließt eine Periode ab und eröffnet eine neue. Es handelt ſich nun überall ernſtlich um — die Conſtitution oder um die öffentlichen geſetzlichen Formen des Liberalismus. Was als theoretiſcher Geiſt und allgemeine Geſinnung innerlich ſchon vorhanden war, ſoll nun auch geſetzt, als politiſche Wirklichkeit ins Leben gerufen werden. Die conſtitutionelle Staatsform machte Fortſchritte in Deutſchland; aber nur in den kleinen Staaten, Preußen dagegen verharrte in dem Widerſpruch, den die zweite und dritte Periode der Regierung Friedrich Wilhelm's **III.** miteinander bilden, es erkannte ſchlechterdings die Nothwendigkeit des höhern geiſtigen Lebens in bewegten und öffentlichen Formen des Staats nicht an, begnügte ſich mit den verdeckten Elementen des Republicanismus und blieb, im Widerſpruch mit dieſen, bei der „wohlgeordneten Verwaltung“ des politiſch unmündigen und nichtigen Volkes, der Cenſur und der Heimlichkeit der Regierung ſtehen.

Und ſo verhielt es ſich jetzt wieder mit der politiſchen Freiheit, wie im 30jährigen Kriege mit dem Proteſtantismus: der *Liberalismus oder das conſtitutionelle Syſtem war keine deutſche Weltmacht, er hatte keine abſolute Geltung durch eine Großmacht, ſondern nur eine relative durch die kleinen Staaten.* Und war auch der Inhalt Preußens, ſeine vorbereitenden Inſtitutionen und ſeine Bildung allen anderen Völkern voraus: an der Spitze des Ganzen ſtand immer noch „die höhere Einſicht und der abſolute Wille des Königs;“ und war es auch dem Royalismus unmöglich, in unſerer Zeit die Einſicht des Königs zur höchſten und ſeinen Willen zum unbedingten zu erheben: ſo erreichte er es doch, daß die Macht des Königs nicht in den National*geiſt* und deſſen conſtituirte freie Entfaltung, ſondern in die geheime Beamtenhierarchie gelegt wurde, die den Staats*körper* verwaltet und bewegt. (Die Beamtenhierarchie iſt allerdings erſt der geiſt- und willenloſe *Staatskörper*.) Der *proteſtantiſche* Staat hält daher, trotz aller Intelligenz und Geiſtesfreiheit, der *regenerirte*, trotz aller Befreiung der Elemente, den *politiſchen Menſchen* oder den Staatsbürger in Unfreiheit gebunden unter „der höhern Einſicht und dem abſoluten Willen des Königs;“ eine fremde

Vernunft und ein fremder Wille ſind ſein Geſetz, ſein Fatum. Dieſer Widerſpruch iſt vorhanden: der König iſt in Preußen, dem proteſtantiſchen Staate, der politiſche Papſt, an den jeder Unterthan unbedingt zu glauben hat. Von einem öffentlichen Leben und thätiger Theilnahme an dem gemeinen Weſen des Staats iſt nur die Rede in ſtummen Leiſtungen und Pflichten, durchaus nicht in öffentlichen Rechten und Anſprüchen. Der politiſche Menſch ſieht ſich vom Staate ausgeſchloſſen mit ſeinem Wiſſen und Wirken, überall, ſelbſt wo er ſein Leben dem Allgemeinen darbringt, iſt er nur Unterthan einer fremden Beſtimmung, auf die er nicht den geringſten Einfluß zu üben berechtigt iſt. Dieſe Theilnahmloſigkeit am activen und reellen Staatsbürgerthum bringt Gleichgültigkeit gegen den Staat hervor, den egoiſtiſchen und beſchränkten Standpunkt — des Spießbürgers, und der allgemeine Glaube an die eigne Unfähigkeit in politiſchen Dingen führt die Menſchen zur Selbſtverachtung und Feigheit, während die willenloſen Beamten ihren Charakter zur Dienernatur herunter bringen. Der Inbegriff und das Syſtem alles deſſen iſt der Servilismus, ein Staatsgeiſt, der die Menſchen zu „politiſchen Leichnamen in der Hand ihrer Herren macht,“ der ſtricte Gegenſatz des Liberalismus, der in ſeiner letzten Conſequenz den freien Menſchen oder die Befreiung und geiſtige Vervollkommnung jedes Einzelnen zum Zweck hat. Der politiſche Kampf in Preußen wird nun zum Theil durch dieſe beiden Seiten repräſentirt. Dem wahren Idealismus der freien Staatselemente und der proteſtantiſchen Geiſtesfreiheit ſteht der craſſeſte Materialismus gegenüber, der bleiern auf unſerm Leben liegt. „Ich verliere meine Anſtellung und mein Brod, hört man den Beamten, ich komme ins Unglück, den Spießbürger ſagen, wenn ich die Wahrheit ſage und ihrer Praxis mich widme, wenn ich mich um den Staat bekümmere und für ſeine Bildung meinen Verſtand gebrauche.“ Dergleichen Rede gereicht heutzutage keinem Menſchen mehr zur Schande, denn ſie iſt allgemein genug, um für Jugend und Weisheit zu gelten; und ſo weit ſind wir politiſch hinter den verachteten Franzoſen zurück, daß die Kategorieen Liberalismus und Servilismus, aus denen ihnen ſchon die raſchen Bourbonen herausgeholfen, bei uns immer noch in voller Geltung ſtehen, weil ihr Problem noch nicht gelöſt iſt.

Allerdings bewegt ſich der politiſche Kampf auch noch in höheren Regionen und in feineren Unterſchieden. Wir haben neben dem Servilismus des unterthänigen Spießbürgers und des abſoluten Dienerſtaates noch die *politiſche Romantik*, die auch ein Idealismus und dennoch ein Gegenſatz des wahren Idealismus und der wirklichen Freiheit iſt. Die politiſche Romantik ſtammt aus dem Freiheitskriege und iſt der *reactionäre Idealismus*, deſſen Verhältniß zur Philoſophie und zum wahren Idealismus wir bei Gelegenheit der Erinnerungen von E. M. Arndt bereits deutlich zu machen geſucht. Das alte Deutſchland, die falſche Selbſtändigkeit ſeiner

Stände und Corporationen, das Andersmachen als die Franzoſen und die Furcht vor ihrer Revolution — dieſe Dogmen ſind bekannt bis zur Trivialität und nicht minder ihre Praxis, die *Reaction*. Sie iſt die *umgekehrte* Revolution, die Contrerevolution. So war ſie es in Spanien auf Befehl des veroneſer Congreſſes, ſo in Italien und ſo iſt ſie es jetzt noch überall gegen den Liberalismus und die Staatsregeneration. Die Reaction fürchtet daher die Revolution; — mit Recht. Beide, Revolution und Reaction, ſind Kinder der Theorie, nur daß die eine die Wahrheit und die Bildung, die andere die Caprice und die Rohheit zu ihrem Inhalt hat. Geſchichtlich und auf religiöſem Boden ſind beide Gegenſätze bereits dageweſen als Reformation und Jeſuitismus. Zur Reformation und zum Jeſuitismus kehrt nun die Zeit ſogar noch einmal zurück, man macht aus der Bildung eine Sache der Religion und aus der Bekämpfung der Aufklärung den Zweck großartiger reactionärer Conſpirationen und Inſtitutionen; ſo iſt die ganze Polizeiverfaſſung und namentlich die Cenſur eine jeſuitiſche Inſtitution, denn ſie hat den ausgeſprochenen Zweck, die *geiſtige* Entwickelung zu *beherrſchen*. Dennoch iſt ſowohl die Reform, als auch der Jeſuitismus unſerer Zeit eine politiſche Angelegenheit, man ſtreitet ſich nicht um Glaubens-, ſondern um Staats- und bürgerliche Freiheit. Auf dieſem Felde begegnen ſich jetzt Reaction und Revolution. Beiden ſteht die politiſche Gegenwart in Geſetz und Verfaſſung im Wege, beide abſtrahiren daher vom Geſetz oder durchbrechen das Geſetz, die Reaction im Sinne der Vergangenheit (Karl X. u. ſ. w.), die Revolution im Sinne der Zukunft. Aber die Zukunft iſt unvermeidlich: die projectirte Vergangenheit iſt nicht die wirkliche, es wird auch mit ihr das Neue: ſo wurde die Reformation in Frankreich unterdrückt, und *gerade dieſe Unterdrückung und Reaction war Revolution* und machte *die Revolution*. Dieſes Umſchlagen der beiden Gegenſätze in einander iſt aber nicht bloß franzöſiſch, es iſt allgemein und überall unvermeidlich. Sobald alſo die Reaction aus der Theorie heraustritt und das Leben antaſtet, leitet ſie den wohlbekannten revolutionären Proceß ein. Dieſer Proceß und ſeine beiden Gegenſätze ſind übrigens ein Vorzug der gebildeten Völker, da es ſich eben im letzten Grunde um Theorieen und zwar um den Begriff der Freiheit, der nur metaphyſiſch zu faſſen iſt, handelt. Die Revolution alſo iſt bei gebildeten Völkern der nothgedrungene Durchbruch einer Form der Freiheit, die geiſtig ſchon vorhanden und innerlich ſchon erworben iſt, aber gewaltſam und durch äußerliche Mittel unterdrückt wird; ſie iſt natürlich darum bisweilen nicht juriſtiſch, immer aber hiſtoriſch berechtigt. Es verſteht ſich, jeder Billigdenkende wünſcht lieber eine reingeiſtige Dialektik, ein Durchſetzen der wahren Theorie um ihrer Vernunft willen, als ein tumultuariſches Auftreten roher Gewalt für die vernünftige Fortbildung. Dieſer Wunſch iſt der Wunſch des Philoſophen. Der Philoſoph verſäumt daher nichts, um den

Proceß der Vernunft, die Staatsumbildung durch den neuerworbenen Freiheitsbegriff auf dem Boden der Vernunft durchzuſetzen. Der Proceß wird aber nicht eher reell, als bis die alte Form der Freiheit die Probe angeſtellt hat, ob ſie nicht in der That die wahre ſei: ſie ſucht zu dieſem Zweck über ſich zur Beſinnung zu kommen, bildet ſich die Doctrin der Reaction und wirft ſich mit ihrem ganzen Beſitz den Neuerern in den Weg. Sie muß alſo auftreten und ebenſo muß ſie verdaut werden. Eine reingeiſtige Entwicklung bliebe der Welt eine Mythe und eine Fata Morgana. Die Welt ſchlägt ſich daher ſowohl für die Theorie der Jeſuiten, als für die der Reformatoren, und ſchreibt jede neue geiſtige Epoche mit Blut in die Bücher der Geſchichte. Der alte Geiſt begreift den neuen nicht, denn thäte er dies, ſo wäre er dadurch wieder ein neuerer Geiſt; er tritt alſo als Reaction dem reingeiſtigen Proceß mit äußerer Gewalt entgegen und ſchilt ihn aus ſeinem materialiſtiſchen oder realiſtiſchen Selbſtgefühl heraus „Ideologie,“ „müßige Theorie“ und „Hirngeſpinnſte unruhiger Köpfe.“ Die Reaction theoretiſirt aber darum nicht minder, denn ſchon dies Schelten iſt Theoretiſiren, obgleich bewußtlos und roh genug; ſie will auch wohl mit dieſer Theorie des Scheltens zunächſt ohne Handgreiflichkeiten durchdringen und ſchreit daher über Gewalt und Revolution, auf welche die Neuerer ausgingen; allein das Schelten verfängt nichts, und ſo ſieht ſie ſich denn gezwungen, überall zu äußeren Mitteln und zur Gewalt zu greifen, um ihre rohen Theorieen, die nur decretirt, nicht mehr bewieſen werden können, durchzuſetzen. Wenn ſie daher die Gewalt zu verabſcheuen vorgiebt, ſo ängſtigt ſie ſich nur vor dem Geiſt, den ſie als das Schreckbild der Zukunft zitternd anſtarrt, und der ihr allerdings überall die Gewalt entreißen muß, wenn er ſeine Geſchichte nicht abbrechen will. Im Allgemeinen iſt nun dieſer Verlauf ſo nothwendig und ſeine Nothwendigkeit durch die Geſchichte ſo vielfältig und ſo evident bewieſen, daß man ſich ſowohl über die beſchränkte Gutmüthigkeit, die ihm zu entgehen, als über den lächerlichen Fanatismus, der ihn zu bannen ſucht, verwundern muß: wenn aber ein beſtimmtes Verhältniß in Frage ſteht, ſo iſt es für alle Parteien eine Ehrenſache, das Gewicht der Wahrheit ohne Handgreiflichkeiten aufrecht zu erhalten, weshalb denn auch faſt jede Kriegserklärung jenen Wunſch des Philoſophen und das Bedauern, daß Gründe nicht ausgereicht, in einem Ultimatum den Thätlichkeiten vorausſchickt.

Es iſt bekannt, daß die Julirevolution in Preußen eine förmliche Schule der Reaction hervorrief. Ihr Organ war im Politiſchen das Berliner Wochenblatt, im Religiöſen die evangeliſche Kirchenzeitung. Der Gegenſatz gegen die Philoſophie trat damit hervor, aber vorläufig ohne Kampf. Denn die Hegelſche Philoſophie alten Stils war zu hochmüthig, zu überſichtig und zu unpraktiſch, um „dieſer Confuſion“ auch nur eine oberflächliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Eine Widerlegung

Hegel's war es nicht, ja es war überhaupt nicht einmal Philoſophie, das ſah ein Jeder mit halbem Auge; was alſo hätte die Sache aus dem althegelſchen Geſichtspunkte für ein Intereſſe haben können? Sie wurde aber bald praktiſch, ſchon 1837 in Hannover und faſt gleichzeitig in den Cölner Wirren. Jetzt gab es einen momentanen Lichtblick, der Staat wurde auf die Seite der bedrohten Geiſtesfreiheit geworfen, das Miniſterium erließ eine freiſinnige Note gegen das ultramontane Weſen und die Jeſuiten wurden illegitim; ſelbſt die politiſchen Jeſuiten Jarcke, Phillips u. ſ. w. geriethen ins Gedränge, die völlig entlarvten wurden ausgeſchieden, und man überließ ſich bereits der Hoffnung, der Staat werde vor den Conſequenzen des reactionären Princips zurückſchrecken und ſich nunmehr energiſch wieder in die Bahn des Proteſtantismus und ſeiner derzeitigen Forderung der politiſchen Reformation werfen, namentlich zunächſt die Preſſe frei laſſen. Eine Lüftung und ein merkliches Nachlaſſen trat auch wirklich ein, und es iſt nicht zu verkennen, daß dies die Möglichkeit herbeiführte, Fragen zur Sprache zu bringen, die ſonſt unfehlbar hätten bei Seite bleiben müſſen. Die Politik blieb freilich nach wie vor bei ihrem noli me tangere, aber durch die religiöſen Wirren, die gleich von vornherein eine politiſche Bedeutung hatten, gab es doch eine Brücke zu ihr. Die damalige Stellung der Philoſophie zum Staate war nicht eben die des Idealismus und der Forderung politiſcher Reform, ſondern vielmehr die der Vertheidigung des proteſtantiſchen geiſtesfreien und regenerirten Inhalts des Staates gegen die Reaction und die Romantik. Seitdem iſt bekanntlich die Hoffnung, als werde Hannover und Cöln die Romantik und die Reaction genugſam discreditiren, wieder verſchwunden; die Sache hat ſich alſo ſo ziemlich herumgedreht.

Die Philoſophie und das freie politiſche Bewußtſein iſt ſich in dieſen Kämpfen über die wahre Lage der politiſchen Frage klar geworden. Je mehr die Philoſophie den freien Inhalt des Staates, deſſen ſie gegen die Obſcuranten ſich angenommen, ſchätzen gelernt, während er Gefahr lief; um ſo dringender wurde die Forderung ihr nahegelegt, daß dieſer freie Inhalt nun auch zur Maxime, zum ausgeſprochenen Princip erhoben und in der Form einer freien öffentlichen Verfaſſung herausgebildet werden müſſe. Sie iſt damit bewußter Weiſe auch praktiſch zum Idealismus fortgeſchritten. Das Hegelſche Verdecken dieſer reformatoriſchen Aufgabe der Wiſſenſchaft im Verhältniß zu Staat und Geſchichte (welches keineswegs erlogen, ſondern wirkliche Täuſchung aus der Stellung des Abſchluſſes mit ſeiner abſoluten Philoſophie war) hat aufgehört (cf. über E. M. Arndt) und die Philoſophie verhält ſich ſeitdem kritiſch zu der veralteten Staatsform, die, bereits geſchichtlich überwunden, dennoch ſich zu fixiren und der conſtitutionellen Dialektik oder der Entwickelung zum vollendetfreien Staat im Sinne unſerer Zeit zu entziehen ſtrebt; die Reaction dagegen, die religiöſe ſowohl, als die politiſche, ſucht ſich an die Regierung anzuſchließen und den Staat, ſo ſehr er ihr auch in allen ſeinen Geſetzen und Exiſtenzen, von der Landwehr bis zur Städteordnung, von dem Landrecht bis zu den rheiniſchen Geſchwornen, widerſpricht, zu durchdringen, jedenfalls das Ergreifen des neuen (liberalen) Princips zu hintertreiben. An dieſem Dilemma der Conſtitution und der Reaction ſteht nun Preußen ſeit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. und nicht mehr auf dem rein theoretiſchen, ſondern bereits auch auf dem Boden der politiſchen Entwicklung, d. h. die Maſſen und Körperſchaften, die den Staat bilden, betheiligen ſich.

Mit Pfingſten 1840 iſt ein neuer politiſcher Geiſt über Preußen gekommen. Er tritt ſtill und gefaßt hervor, ſein Ausdruck iſt die Bildung unſerer Zeit, ſeine Forderungen ſind beſcheiden, aber eben darum unabweisbar. Die königsberger Vorgänge, in denen er zuerſt ans Licht trat, legen der Welt nur die deutliche Sprache unſerer Geſetze und den wohlverſtandenen Gang unſerer Geſchichte ans Herz. Die Literatur faßte die Wichtigkeit dieſer Fragen und brachte durch die bekannte populäre Erörterung derſelben in den „vier Fragen eines Oſtpreußen“ immer mehr Intereſſe und allgemeines Bewußtſein zu Wege. Die Verwirklichung der liberalen Principien unſerer Geſchichte und Geſetzgebung hat ſich hiemit von neuem angekündigt, die Reſurrection des ſteiniſch-hardenbergiſchen Geiſtes, der wahren Conſequenz Friedrichs II., iſt factiſch vor ſich gegangen, und mit dem Regierungswechſel und in Folge deſſen nun auch für Preußen das conſtitutionelle Problem aufgeworfen. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, der Staat werde aus ſeiner jetzigen zurückgekommenen und politiſch von einem fremden Einfluß abhängigen Stellung (indem er, wie bereits bemerkt wurde, bei liberalem Inhalt illiberalen Principien folgt) durch eigne Kraft von Innen heraus und ohne Krieg, alſo nicht wie vor dieſem, ſich emporbilden. Dieſem philoſophiſchen Wunſch ſcheinen allerdings die Ereigniſſe nicht ſo ganz entgegen zu ſein.

Mag noch ſo viel Widerſprechendes durcheinandergehen, der Umſchwung iſt vollzogen; und was vor Kurzem noch unglaublich klang, daß bei uns die innere Politik wieder ein Intereſſe und der Staat eine Sache der öffentlichen Diſcuſſion werden würde, das iſt jetzt wirklich und mit Händen zu greifen. Wir ſind von der Duldung zur Erwartung, von der Reſignation zum Anſpruch, von dem Glauben an eine geheimnißvolle fremde Weisheit zur Erkenntniß des freien und öffentlichen Staatsweſens übergegangen. Vorläufig iſt damit freilich ſehr wenig gethan; dennoch iſt dieſer Umſchwung des öffentlichen Geiſtes in Preußen ein großes Ereigniß: er betrifft die Wiedergeburt des ganzen germaniſchen Stammlandes, er betrifft das jetzige europäiſche Syſtem, in welchem es in dieſem Augenblick ſo gut wie kein Deutſchland giebt, er geht den Mächten der Contrerevolution ſowohl, als den Freunden unſerer Ohnmacht an die Seele. Die Frage, welche jetzt unſer Leben bewegt und deren

Löſung, ſo oder ſo, der nächſten Zukunft anheimfällt, iſt entſcheidend für das geſchichtliche Leben der europäiſchen Menſchheit in alle Zukunft. Mag auch der Principienkrieg vor der Hand noch umgangen werden; unſere Zeit rückt dennoch einer großen Kriſis, in der es ſich unter den Großmächten ſelbſt um die neue und die alte politiſche Form handeln wird, unaufhaltſam entgegen. Wir leben nicht mehr in der Zeit der Cabinetskriege, oder ſoll etwa ernſtlich der Morgen des ewigen Friedens angebrochen ſein? Wenn aber eine Entſcheidung kommen ſollte, wie ſie denn nicht ausbleiben kann, wird alsdann mit einer geringern Energie, als 1813 und 1815, und ohne alle geiſtigen und politiſchen Sympathieen, ja, gegen dieſelben ein ehrenvolles, um nicht zu ſagen ein glückliches Loos zu ziehen ſein? Wie hat England, wie Frankreich ſeine Macht verſtärkt, wie Rußland ſeinen koloſſalen Umfang noch immer mehr erweitert, welch' ein Gewicht hat die öſtreichiſche Ländermaſſe; und was hat Preußen alledem als Aequivalent entgegenzuſetzen? — Man wird antworten, — denn man muß darauf zurückkommen, — den Geiſt — den politiſchen doch wohl — und man wird fragen dürfen, welcher Geiſt denn der ächtpreußiſche und ſeine eigenthümliche Machtquelle ſei. Preußen hat den Geiſt der Reformation und der Revolution in ſich aufgenommen, dieſe doppelte Form des Geiſtes der neuen Geſchichte und die gründliche Aneignung derſelben iſt ein eigenthümlich preußiſches Beſitzthum, wodurch es im Lauf der Zeit nothwendig von ſeiner jetzigen Allianz ſo wie von der Doctrin der Reaction losgeriſſen werden muß. Oeſtreich hat weder die Reformation noch die Revolution aufgenommen, es hält die Geſchichte nicht für nothwendig, die Zeit und die geiſtigen wie politiſchen Revolutionen für eine Erfindung unruhiger und unnützlicher Menſchen, es wartet daher mit großer Beharrlichkeit auf eine Gelegenheit, die Revolution, d. h. aber in der That den Geiſt und die Geſchichte auszulöſchen, ernſtlich geſprochen, es erkennt die höheren geiſtigen, die Freiheits-Intereſſen nicht an und würde es für gerathner halten, beim geiſtloſen Geiſt (dem Geiſtlichen ſtatt des Geiſtigen) und den irdiſchen Gütern ſtehen zu bleiben. Dieſer Inhalt iſt dem preußiſchen völlig entgegengeſetzt. Er iſt aber im Grunde ohne Energie, er iſt die Erſchlaffung ſelbſt. Energiſcher iſt der ruſſiſche Gegenſatz, die rohe Natur der Barbaren. In der Natur und Rohheit liegt ein Trieb und eine Berechtigung zum Durchbruch, die jeder Politiker hoch anſchlagen ſollte. Nicht Geiſtloſigkeit oder Erſchlaffung und Geiſt, ſondern Natur und Geiſt ſind Gegenſätze, die nothwendig mit einander ringen müſſen. So ſtehen alle Naturvölker der Civiliſation und umgekehrt gegenüber und die Napoleoniſche Wahl: „frei oder koſackiſch!“ rückt allerdings, wie die Sachen jetzt ſtehen, der alten Jungfrau Europa immer dringender auf den Leib. Sollen wir den Barbaren die Stätte bereiten? Weder die Geiſttödter, noch die Naturwüchſigen werden auf die Länge unſere Alliirten ſein, ſie werden vielmehr unſere Gegner werden, ſobald wir zu uns ſelbſt und aus der Reaction gegen unſer eignes Syſtem herauskommen.

Die Frage, wird dies geſchehen, iſt eins mit der Frage, wird Ernſt gemacht werden mit den Principien, wird es zur definitiven Conſtituirung der republicaniſchen Monarchie kommen? oder wird uns der Krieg noch einmal, wie der dreißigjährige und wie die Revolutionskriege in der Periode des Abfalls von uns ſelbſt, überraſchen? Der Moment iſt groß, das Dilemma fundamental, ſein oder nicht ſein, das iſt die Frage? Dies Bewußtſein, dunkler oder deutlicher, ſpannt die Gemüther der Menſchen und erfüllt ſie mit Furcht und Angſt vor den kommenden Dingen. Die Furcht ſpielt in unſern Tagen eine welthiſtoriſche Rolle, ſie iſt keine ſporadiſche Erſcheinung mehr, ſondern geradezu die Religion aller derer, die, ſei es im Spießbürgerthum, ſei es im antihiſtoriſchen Syſtem, vom Idealismus und von der Freiheit nicht durchdrungen ſind. Dies iſt nicht zu verwundern. Wer fürchtet ſich? Wer ſich ſelbſt und ſein Eigenthum, die unbezwingliche Macht des Geiſtes vergißt. Der Menſch iſt der Geiſt und die Freiheit ſelbſt, nichts kann ihn faſſen und unterwerfen, wenn nicht er ſich ſelbſt freiwillig aufgiebt. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Wer ſich fürchtet iſt nicht frei. Er ſieht mit verblendeten Augen ſein eignes Weſen, den übermächtigen Geiſt, für ein Geſpenſt an. Dieſe Schreckensgeſtalt, die er phantaſtiſch ſich ſelbſt geſchaffen, rückt ſodann feindlich auf ihn los und bringt ihn außer ſich.

Bei dem Gefühl dieſes Selbſtverluſtes erzittert er in ſeinem Innern; das iſt die Furcht. Was wir alſo erlebt haben, daß die Staaten, welche der Entwicklung und dem Leben des Geiſtes feindſelig gegenüberſtanden, bei dem Anblick der Freiheitsbewegung von 1830 erſchracken und die Furcht zum Princip machten, das iſt ganz in der Ordnung. Als die Julirevolution die Seite des Unſichtbaren, der Freiheit und ihres weltbezwingenden Hauches zum Siege brachte, mußten die alten Mächte ihr Weſen, die Freiheit, wovon ſie als hiſtoriſche Staaten bewegt ſein ſollten, aber in ihrer antihiſtoriſchen Richtung nicht bewegt waren, als fremde Macht ſich gegenüber erblicken, ſie mußten darum in ihrer Ohnmacht innerlich erzittern und es entſtand ein förmliches Syſtem der Revolutionsfurcht und der Freiheitsangſt, wie es die reactionären Schriftſteller noch täglich ſehr unbefangen ausſprechen, ohne zu bedenken, wie wenig ſchmeichelhaft der Zuruf iſt: „fürchtet euch vor dem Geiſte, denn ihr ſeid von ihm verlaſſen!“ Es iſt bekannt, wie dieſer Zuruf auf die Olympier wirkte. Nicht minder wurden viele Erdenmenſchen, das ganze Heer der Schwachköpfe und Spießbürger (dies ſind hier keine Schimpfworte, ſondern Kategorieen und zwar hiſtoriſche), die das Leben und Wohlleben höher achten, als die überſinnlichen Güter des Geiſtes, ſie wurden von dieſer Angſt des alten Olympus mit ergriffen; und der alteuropäiſche Ungeiſt, das Erbtheil der bevormundeten und Jahrhunderte lang als geiſtloſe Maſſe verwalteten Unterthanen des abſoluten

Polizeiſtaates, das Spießbürgerthum, ſetzte ſich allmälig durch die Macht der Trägheit von neuem feſt, nachdem die Zeit der Wiedergeburt in Preußen ihm bereits die Art an die Wurzel gelegt. Wir haben es im Verlauf der Zeit erlebt, wie die edleren Regungen, die Begeiſterung für die Freiheit, mit Einem Wort die Religion nach und nach wieder heruntergebracht worden iſt. Deutſchland und Frankreich geben Zeugniß davon. Nur Rußland und England fürchten die Geſchichte nicht, Rußland, weil es geiſtig noch draußen ſteht und darum bei jeder Verwicklung mit den hiſtoriſchen Völkern nur gewinnen kann, England, weil es äußerlich, inſulariſch, der Bewegung ferner zu liegen glaubt, obgleich es offenbar einer radicalen Umwälzung näher ſteht, als irgend ein andres Volk. Die Quadrupelallianz gegen Frankreich hat darauf das Herz der reactionären Politiker wieder geſtärkt. Das Miniſterium Guizot und „der Friede um jeden Preis" ſtellen nun die Furcht auf dieſe Seite. Das Reſultat war für England die Alleinherrſchaft im Mittelmeer, für Rußland die im ſchwarzen Meer. Daß Deutſchland etwas gewonnen hätte, wird Niemand behaupten wollen, der die Notiz hat, daß die Donau ins ſchwarze Meer mündet und daß der Handel mit dem Morgenlande durch jene beiden Meere führen würde, wenn wir jemals wieder einen bedeutenden Antheil daran erlangen ſollten. Aber was thut man nicht für tapfre Freunde!

In unſerer innern Entwickelung ſpielt die Revolutionsfurcht und die Freiheitsangſt eine eben ſo bedeutende Rolle. Gäbe man die Preſſe frei und verwirklichte das Repräſentativſyſtem, wodurch der Staat öffentlich wird; man würde glauben, den Dämon der Weltzerſtörung losgebunden und nicht den wahren Staat erſt geſchaffen, ſondern vielmehr zu Grunde gerichtet zu haben. Die Folge dieſer Anſicht iſt geweſen, daß die politiſchen und religiöſen Romantiker in Preußen vollkommen zur Gewalt gelangt ſind. Nun tritt aber die Furcht, die ſie zuerſt den Machthabern gepredigt, auch ihnen an die Seele. Sie finden ſich im Conflict mit der öffentlichen Meinung und den liberalen Geſetzen und werden zweifelhaft, ob der öffentliche Geiſt, der politiſche Liberalismus, oder ihre Stellung die eigentliche Macht ſei. Daraus entſteht ein Zögern und Zurückweichen vor dem Drange der Zeit, halbe Maßregeln und ſcheinbare Conceſſionen; und bis jetzt hat das romantiſche Syſtem noch nicht den Muth gehabt, ſich vollſtändig ins Werk zu richten. — Auf der andern Seite, bei den Liberalen, müſſen nun natürlich deſto dringender die Wünſche und Beſtrebungen nach Freiheit im Staate und in der Literatur entſtehen; aber ſobald es Ernſt damit wird, ſei es auch nur mit den Wünſchen und ihrer wirklichen Manifeſtation in Petitionen, ſogleich tritt auch hier wieder die Furcht ein. Die Bürger ſind Spießbürger, die von keinem andern Recht, als dem auf ihr Leben und ihr Gewerbe wiſſen, und denen daher der Staat mit dem Gorgonenſchilde drohend als eine fremde Macht erſcheint, nicht als die ihrige, denn ſie ſind in der That und Wahrheit noch von ihm ausgeſchloſſen, obgleich er ihr rechtmäßiges Erbe, ja, noch mehr, die That und das Werk des Liberalismus oder der Emancipation des Spießbürgerthums iſt, denn wer hat das neue Preußen anders gegründet, als die Steiniſch-Hardenbergiſche Geſetzgebung und Politik und die demokratiſche Erhebung der Freiheitskriege? Was iſt alſo kläglicher, als hier bei der Regierung ſowohl als bei den Bürgern die Furcht vor ſeiner eignen Macht zu finden? Man wende nicht ein, auf beiden Seiten, auf der liberalen, wie auf der reactionären, ſtänden die determinirteſten Charaktere: wir ſehen keine ernſtlichen Thaten. Im Gegentheil, ſcheu und zögernd, heuchelnd und ausgleichend ſtehn ſich die feindſeligen Syſteme der Regeneration und der Reaction gegenüber: die Philiſter dominiren; Niemand will das Extrem — die That — ergreifen. Aber ſie wird dennoch nicht ausbleiben. Denn was iſt die That anders, als das Ausſtrömen des innerlich kochenden Dampfes in die Kanäle der Bewegung nach Außen? Der Geiſt *muß* erſcheinen, der Wille *muß* ins Leben treten. Den *Muth* aber wird die Welt wieder lernen, weil ſie muß; und er findet ſich wunderbar von ſelbſt im Feuer des entbrannten Kampfes.

Mag daher zunächſt die politiſche Bewegung überall von der *Furcht* ausgehn und ſcheinbar an ihr ſcheitern; der Tag lebendiger politiſcher Kämpfe wird auch unſerm Vaterlande aufgehn; ja, er iſt ſchon erſchienen. Preußen iſt gegenwärtig der Staat, auf den Alles ankommt, ſeine Reform iſt die deutſche überhaupt. Es handelt ſich daher in Deutſchland jetzt erſt eigentlich um den Staat; weil um den wahrhaft ſouveränen und welthiſtoriſchen Staat, deſſen Freiheit allem Druck äußerer Mächte, aller Einwirkung fremder Regierungen und Principien enthoben ſein würde. Wie ſteht nun dieſer Kampf? Der politiſche Zuſtand des geheimen Polizeiſtaates, der die äußerliche Ordnung und die ordentliche Verwaltung eines geiſtloſen Organismus bezweckt, entſpricht weder den Intentionen unſerer liberalen Staatselemente, noch der Bildung unſerer Zeit. Die Bildung ſteht mit dem status quo in Oppoſition. Dies heißt nicht, ſie iſt mit dem ganzen Staate unzufrieden und verwirft ſeine Geſchichte, im Gegentheil, ſie erkennt ſeine Geſchichte an, ſie beruft ſich auf ſie, und wenn ſie zugleich geltend macht, daß der geiſtige Zuſtand unſerer Zeit dem politiſchen, von dem er losgetrennt iſt, vorausgeeilt ſei, ſo iſt damit in der That auch die Gegenwart mehr anerkannt als verworfen; denn wer wollte ſagen, daß es nicht ſo ſein müßte, wenn gleich auch eben ſo ſehr folgt, daß es nicht ſo bleiben darf? Eine Bildung, die ſich ſo wenig Welt und Staat zu unterwerfen wüßte, daß ſie dieſe nicht nach ſich zöge, wäre die allerohnmächtigſte, die ſich denken läßt. Der Staat iſt immer das Ganze, und die Oppoſition ſo gut, als die Regierung, gehört ihm an. Die Differenz iſt nicht über die Exiſtenz und den Inhalt, der etwa nicht ſein ſollte, ſondern über die Form, die dem Staate gebührt, eben wegen ſeines innerſten Gehaltes, des freien Geiſtes, den wir als die Entfaltung der Reformation in Wiſſenſchaft und Kunſt und als die vielbelobte „friedliche,“ nur durch die Schlachten von Jena und Eilau gewaltſame Aneignung der Früchte der franzöſiſchen Revolution bereits in Beſitz haben.

Man wird dies leicht zugeben, wie ſollte man auch nicht? Weniger leicht wird man zugeben, daß der Staat ſelbſt nur die thätige, ſich ſelbſt bewegende Form ſei, in der die ganze Ausbreitung des Geiſtes ſowohl Beſtand als Entwicklung habe und beides ſich erringen müſſe: denn dies iſt der Begriff des Staates, der ihn abſolut und frei macht. Nicht, wie vor dieſem, die Macht, die dies alles gewähren läßt und ſchützt, ſelbſt aber etwa nur Kriegs- und Finanzmacht wäre, iſt der Staat, ſondern die eigne Bewegung und darin die eigne Macht des Geiſtes ſelbſt. Der Staat des großen Churfürſten, welcher die Schutzmacht des Proteſtantismus war, und der Staat des großen Friedrich, welcher die Weltmacht des Proteſtantismus in Form der abſoluten Monarchie war, iſt jetzt nicht mehr der Staat: nach wie vor fällt in ihn das abſolute Intereſſe des hiſtoriſchen Geiſtes, aller Inhalt, den der menſchliche Geiſt erarbeitet hat; aber die Abſolutheit, um die es ſich jetzt handelt, iſt die freie Weltmacht, durch die freien Subjecte erzeugt, alſo der absolute Staat, als freie Bewegung des Geiſtes, d. h. ein Staat mit innerer und äußerer Souveränität, ein frei conſtituirter Staat, der zugleich eine europäiſche Großmacht iſt, die Geiſtesfreiheit der Reformation zu ſeiner Vorausſetzung hat (cf. die Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechtes), und den Zweck verfolgt, jeden einzelnen Menſchen zu befreien.

Die Nothwendigkeit einer Reform des status quo wird von allen Seiten eingeräumt. Unſere Gegner ſagen, der „abſtracte Beamtenſtaat,“ die „Bureaukratie“, ſei zu überwinden, dies ſei das „Mechaniſche,“ und müſſe wieder das „Organiſche,“ wie im alten Deutſchland, werden; wir Andern ſind ebenfalls der Meinung, der „Polizeiſtaat“ ſei zu überwinden, aber wir ſagen, er müſſe die „conſtituirte republicaniſche Monarchie“ werden, die „äußerliche Ordnung“ des Polizei- und Beamtenſtaates müſſe die „geiſtige Ordnung“ des conſtituirten abſoluten Staates werden. Die Romantiker und Reactionäre ſo gut, als die Liberalen, halten daher dem Beſtande ein Sollen entgegen; nur der Servilismus vertheidigt den Beſtand als etwas Abſolutes. Jene beiden haben gleichmäßig die richtige Gliederung, die Lebendigkeit, die Selbſtthätigkeit, mit einem Wort, das Subjective oder die Freiheit im Auge. Der Streit iſt nur eine Differenz der Vorſtellung oder des Begriffs von dieſem Subjectiven, das von beiden Seiten in Anſpruch genommen wird; und während beide Arten des Idealismus, der rückwärts und der vorwärts gekehrte, das

Innerliche, den lebendigen Menſchen, das Subject und ſeinen unendlichen Inhalt zum Zweck des Staates machen wollen, ſind ſie in heftiger Fehde über die Methode, mit welcher dies zu erreichen wäre. Der Streit iſt ſo im Grunde ein metaphyſiſcher, der allerdings nur philoſophiſch zu löſende Streit zwiſchen Willkür und Freiheit, der aber gegenwärtig bereits ein Gegenſtand des allgemeinen gebildeten Bewußtſeins geworden iſt.

Daß die abſolute Monarchie ſeit 1807 von republicaniſchen Elementen durchdrungen wurde, genügt nicht. Der Inhalt muß anerkannt und in Activität geſetzt, das Princip mit Bewußtſein ausgeſprochen und zum Syſtem ausgeführt werden. Nur im Militär iſt die vollſtändige Verſöhnung des Begriffs der Freiheit mit dem der äußerlichen Ordnung erreicht, weil es hier mit der gleichen Pflicht aller Wehrfähigen und der humanen und ehrenhaften Disciplinirung abgemacht iſt. Im Uebrigen fehlt überall die Verſöhnung des Princips der Oeffentlichkeit, des Gemeingeiſtes, der allgemeinen Theilnahme und der univerſellen Emancipation mit der äußerlichen Ordnung der Beamtenhierarchie und der abſolut für ſich bleibenden Spitze, die ſtatt aller Einzelnen, der Staatszweck iſt. Man drückt dies ganz richtig aus, wenn man ſagt, es iſt keine Verfaſſung vorhanden, weil der Staat als Ganzes noch keine Form der freien Vermittlung ſeiner Elemente in ſich hat. Daß die Elemente der bürgerlichen und geiſtigen Freiheit vorhanden ſind, iſt anzuerkennen, daß ſie aber noch nicht lebendig und praktiſch wirkſam ſind und daß ſie es nicht eher werden können, als bis der letzte rückhaltslos liberale Schritt der Conſtituirung geſchieht, der Staat alſo in ſeiner Durchbildung von Oben bis Unten mit der Freiheit Ernſt macht, verſteht ſich nach den bisherigen Erfahrungen und Entwicklungen der neueſten Geſchichte von ſelbſt.

Die Reform wird nun zwar verzögert, ſie iſt aber unabweisbar. Die *Regenerationselemente* oder die Geſetze von 1808 — 18 ſind die Baſis des Beſtandes, ſie müſſen darum früher oder ſpäter zu ihrem Rechte kommen, wenn nicht die Exiſtenz des Staates ſelber aufs Spiel geſetzt werden ſoll. Sodann iſt die *Reactionspartei* ſelbſt ungefähr in dem Falle eines Toryminiſteriums. Um ſich nur einigermaßen zu behaupten, da ſie der Zeit wider Willen aufgedrängt wird, muß ſie Maßregeln ergreifen, wodurch ſie wenigſtens den Schein erweckt, als ſei ſie die wahre *Macht* und auch die wohlverſtandene *Freiheit*. Ihre Gedanken über dieſen Punkt hält ſie nun eben nicht geheim; muß ſie doch auf die öffentliche Meinung und Ueberzeugung zu wirken ſuchen. Wir können ihr daher ſagen, was ſie denkt. Aus der äußerlichen Ordnung, der Bureaukratie, der mechaniſchen Controlirung, der pedantiſchen Examinirerei, des Dienſtes von der Pike auf, der Centraliſirung — an allen dieſen Dingen nimmt ſie, als an unlebendigen, Anſtoß — ſucht ſie herauszukommen: 1) durch größere *Unabhängigkeit* des Königs von dieſem Mechanismus, der ſeine freie Subjectivität beſchränkte.

Sie denkt daher an eine Selbſtregierung, nach der Art Friedrichs II., an Berufungen mehr nach Perſönlichkeit und Geſinnung, als nach dem ſteifen Avancement, ja es iſt ſogar von der Cabinetsjuſtiz die Rede geweſen. Die Conſtitutionen und Verbriefungen werden daher als eine äuſſerliche unwirkſame Sache gefaßt und Alles in das Gewiſſen und die Religion des Fürſten gelegt. Allerdings iſt dies in dieſer Region das *Subjective*, aber wenn es auch im einzelnen Fall das Vortrefflichſte von der Welt wäre, es iſt doch nur das Romantiſch-Subjective, die *Willkür*, das Perſönliche, welches als Staatsperſon nur dann das Wahre und die Macht iſt, wenn es die Idee der Zeit, den Freiheitsbegriff des Jahrhunderts zu realiſiren ſucht. Dieſe Frage iſt bei Gelegenheit des groſſen Churfürſten und Friedrich's II. ſchon erörtert worden. — 2) Wie der König, ſo ſollen auch die Provinzen, die „Corporationen" (ein Stichwort der Romantik), die Kirche, der Adel, die Bauern, die Städte und, nicht zu vergeſſen, die Standesherren, wieder *ſelbſtändiger* werden. Alle dieſe, ſagen ſie, waren frei, tapfer und ſelbſtändig vor der abſoluten Monarchie, dieſe hat viel Individuelles verwüſtet, man rehabilitire, man *reſtaurire* dasſelbe. Das Individuelle, die Selbſtthätigkeit iſt wiederum das *Subjective*; man will es zu Ehren bringen, wo man es findet, und denkt, dieſe Ehre und Wiedergeburt werde den einzelnen Elementen des Staats, wenn man ſie zu möglichſter *Selbſtändigkeit* brächte, zu Theil werden.

Sie verſtehen unter Freiheit Selbſtändigkeit; nur ein anderer Name für Willkür! Aber war nicht jene geprieſene Selbſtändigkeit der Kleinen im Ganzen eine Zerrüttung und Auflöſung des Ganzen, war ſie nicht der „gemeinſte Egoismus," die roheſte Verwilderung der Einzelnen, ein Egoismus, gegen den der abſolut-monarchiſche Egoismus der ideale, der wahre iſt und bleibt? denn dieſer muß ſelbſt in ſchlechten Subjecten von allgemeinen, d. h. honetten Geſichtspunkten ausgehen: ein König, der nur einigermaßen König iſt, muß vorwiegend allgemeine Intereſſen haben und hat ſie; die Corporationen und die Einzelnen, wenn ſie Egoiſten ſind, können nur gemeine Egoiſten ſein. Aber was heißt denn ſelbſtändig? bin ich denn frei, wenn ich ſelbſtändig bin? Wenn der Menſch mündig wird, ſo wird er ſelbſtändig, aber wie? ſteht er nun draußen und wohnt er vor den Thoren der Welt auf ſeinem eignen Erbe? oder iſt er vielmehr im Verkehr und überall nur im Stande, ſeinen Willen mit dem Willen Anderer auszugleichen? Ganz gewiß gilt nirgends ſeine Vernunft, die er etwa auf eigne Hand apart für ſich hätte, ohne Weiteres, er iſt abhängig von der Anſicht Anderer in allen Dingen. Wer iſt nun ſelbſtändig? Niemand, der nicht verhältnißlos und auf Robinſon's Inſel ausgeſetzt wäre, am wenigſten der König und wer ſonſt am meiſten zu bedeuten hat. Was bleibt alſo für die Freiheit übrig? kann ſie etwas Anderes ſein, als das Geltendmachen meiner Vernunft in der Welt der andern Menſchen, im Staat, und zwar unter der Form, daß meine Vernunft ſich als die allgemeine erweiſt? Und der Staat, iſt er nicht die Einheit eines geiſtig unterſchiedenen Ganzen? Von einer Selbſtändigkeit der Theile in localen Rechten und Individualitäten ganz ſeparater Art würde der Staat nur aufgelöſt werden. In dieſer Einheit müſſen die Theile vertreten werden, und zwar ſo, daß dieſe Vertretung ſie in ihrer relativen Geltung bethätigt, das Ganze aber immer als ſolches empfunden, gefühlt und gewußt wird, welches Gemeingefühl in unſeren Tagen die öffentliche Preſſe beſſer, als früher der öffentliche Markt gewährt. Die Frage, welches die Theile ſeien, iſt allerdings das Hauptproblem. Man erſchwert es ſich aber nur durch die Einmiſchung ausgeſtorbener und von der abſoluten Monarchie mit Recht zerſtörter Unterſchiede. So wenig man bei den Pflichten gegen den Staat in Zweifel iſt, wer ſie zu leiſten hat, ſo wenig wird man es zuletzt bei den Rechten ſein; jedes Subject hat das Recht, frei zu werden, die Fähigkeit zum Staatsbürgerthume iſt aber wahrlich nicht ſchwer zu ermitteln. Die Theile des Allgemeinen ſind die Einzelnen, und die Zuſammenfaſſung der Einzelnen iſt dann etwas Aeußerliches. Die Hauptſache bliebe alſo wohl für uns Preußen, nach wie vor auf unſerer Baſis fortzubauen und unſere reell vorhandenen Elemente auszubeuten; indem wir ſie zur Anerkennung und zu ihren Conſequenzen bringen, dergeſtalt, daß Preußen aus ſeinem ſpecifiſchen Inhalt auch die eigne Seele, den eignen Charakter und ſeine eigenthümliche Politik entwickelt. Dieſe Eigenthümlichkeit, die Vereinigung geiſtiger und politiſcher Freiheit, iſt die wahre Nationalität des neuen Deutſchlands, die rohe Volksthümlichkeit dagegen die unwahre, die zu überwindende. Ueber die ſchiefen Theorien der Reaction wird uns hoffentlich nicht nur die Vernunft der Sache, ſondern auch die Zähheit der Exiſtenzen, die dieſen Theorien im Wege ſind, hinweghelfen. Für die centrale Monarchie und den Beamtenſtaat iſt nichts zu fürchten, dieſe, ſo wie die Macht, welche in den vorhandenen liberalen Inſtitutionen liegt, ſind jedem Syſtem unentbehrlich; bei jeder ernſtlichen europäiſchen Bewegung wird aber eben ſo unentbehrlich ſein: die wirkliche lebendige Nationalmacht des abſolutfreien Staates, die Weltmacht des Liberalismus. Möge der Guſtav Adolph unſerer Zeit, der „die gemeine Sache des politiſch freien Deutſchlands“ gegen ihre zahlreichen inneren und äußeren Feinde zum Siege führt, dieſem Geſchlechte nicht von Außen kommen, ſondern bereits mitten unter uns wohnen und bald die Krone des höchſten Ruhmes, die Liebe und Verehrung ſeiner Zeit und das Bewußtſein, ihr Heros zu ſein, zum Lohne davontragen. Dieſer wäre die wahre Conſequenz Friedrich's des Großen, wie Friedrich die des großen Guſtav war.

Der Gedanke Friedrich's des Großen, von allem dynaſtiſchen Privatintereſſe zu abſtrahiren und den

Staat, der alle befreit, unumwunden zum Zweck zu erheben, iſt der König der Zukunft. Unſre ganze Zeit und alle ihre Kämpfe liegen in ihm. Daher dreht auch der Eifer aller Parteien, der erbittertſten Feinde und der durchdringendſten Freunde des wahren Staatslebens ſich um dieſen Gedanken; und in Wahrheit, er iſt unvermeidlich, wie das Fatum; er iſt dieſes Fatum ſelbſt, nur heutiges Tages nicht mehr in blinder, ſondern in ſehender Geſtalt.

2. Zur Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſeit den Freiheitskriegen.

Vorwort.

1846.

Das Miniſterium Altenſtein hatte eine freiſinnige Erklärung in der Cölner Angelegenheit erlaſſen; Preußen nahm einen augenblicklichen Aufſchwung: die Preſſe wurde etwas freier und hin und wieder regte ſich die Hoffnung, die Regierung werde nun die Reaction ganz abſchütteln und ſich der Freiheit, welche ſie ſeit 1818 verlaſſen, wieder zuwenden. Dies war 1838. In dieſen Moment fällt die Gründung der Jahrbücher. Wir befolgten daher einige Zeit die Politik, die Zukunft vorwegzunehmen und dem preußiſchen Staat ſeinen freien Inhalt, d. h. ſeine demokratiſchen Inſtitutionen und Geſetze aus der Revolutionszeit und ſeine proteſtantiſch-philoſophiſche Bildung, die durch das Miniſterium Altenſtein befördert worden war, als gegenwärtige Politik unterzulegen. Dieſe Fiction machten wir zur Grundlage unſerer Polemik gegen die Reactionäre und Obſcuranten, und wir hielten die Polemik noch für nöthig, weil wir ihren Einfluß durch das Cölner Ereigniß nur momentan für erſchüttert anſahn und ihre Zukunft ſchon damals jedem Unterrichteten klar ſein mußte. Das Publicum hat dieſer nothgedrungenen Fiction eben ſo wenig getraut, als es der Loyalität der Königsberger Oppoſition glaubt; die Leſer verlangen die Wahrheit zu hören, auch wo es unmöglich iſt, ſie zu ſagen; und vollends jetzt, nun die Reaction in Preußen ohne Widerrede das Heft in Händen hat, nun ſelbſt ein liberales Miniſterium kaum im Stande ſein würde, die Volksgunſt wieder zu gewinnen, — jetzt wäre es noch viel unerträglicher, jene Wendung zu wiederholen. Auch iſt es nicht mehr nöthig.

Ich reinige daher die politiſchen Arbeiten aus jener Periode, die der Reinigung fähig und mit dem damaligen Elend der Heuchelei und der geiſtigen Verderbniß nicht zu innig verwachſen ſind, von dem Stempel der Sklaverei, und unterdrücke Alles, was die Sonne unſerer entſchiedneren Zeit nicht verträgt, wenn es auch damals gut oder vielmehr ſchlecht genug war, um uns weiter und nicht ſogleich zum Schweigen zurück zu bringen.

Der Geiſt des deutſchen Volks bewegt ſich ſeit dem Freiheitskriege nicht mehr ausſchließlich in der Literatur, es iſt wirklich in der Zeit der Noth, um den Aufſchwung zu erzeugen, zu einem gemeinſamen Selbſtgefühl, auch zu einer Conſtituirung der Elemente des preußiſchen Staats nach der Einſicht und Bildung der Zeit gekommen; endlich entſpringt gerade in unſern Tagen aus Philoſophie und Kunſt eine neue Volksbewegung, die jetzige religiös-politiſche Gährung: und es iſt klar, daß wir eben darum großen Reformen oder einer Revolution entgegen gehn, in der alle Conſequenzen unſerer bisherigen Geſchichte gezogen werden.

1) Zuerſt wird die Freiheit Herzensſache in dem Selbſt-

gefühl und Aufſchwung des Volks, in Religioſität und Patriotismus.

2) Wiſſenſchaft und Kunſt prägen ſodann neue Formen des Denkens und der Anſchauung aus und legen dadurch den Grund zu einem neuen gereinigteren und höheren Selbſtgefühl, ſo wie

3) zu einer neuen Conſtituirung des Staats oder der Geſellſchaft, zu Formen, in denen die Freiheit ſich regelmäßig bewegen könne.

Von den Freiheitskriegen bis zu unſern Tagen können wir jetzt ſchon einen ſolchen Verlauf überſehn. Die neuſte Wendung der deutſchen Entwickelung giebt ihrem Anfang ein erhöhtes Intereſſe.

1. Die Zeit der Religioſität und des Patriotismus.

1808 und 1816.

Die franzöſiſche Eroberung erzeugte in den Deutſchen den Trieb und Drang, ſelbſt wieder Herren ihres Schickſals, ihrer Religion, Sitte und Geſetze zu werden. Die Aufregung des Volks in ſeinem verletzten Selbſtgefühl, die Begeiſterung für die Befreiung des Vaterlandes, das war der Nerv des Krieges, welcher zu unſerer Gegenwart den Grund gelegt, des Freiheitskrieges.

Die Aufregung trieb ſich noch überfluthend über die Grenzen des Kriegs in den Frieden hinüber; aber dieſe ſchäumende Begeiſterung, dieſe phantaſtiſchen Träume waren ſo unmittelbar zur Bildung neuer Lebensformen nicht fähig, die begeiſterten Kämpfer zeigten ſich politiſch entſchieden unfähig, als es galt, im Frieden nun wirklich das Reich der Freiheit zu ſtiften; ſelbſt hinter den Geiſt der Geſetze, durch die in Preußen der Aufſchwung vorbereitet war, ſank man erſchlafft zurück. Erſt eine lange Reihe von Jahren ſollte im Stillen die Erkenntniß des Volks zu der Höhe wieder empor heben, die ſeine regenerirenden Geſetzgeber einnahmen.

In ſeiner Wurzel war indeſſen das deutſche Selbſtgefühl und die Freiheitsbegeiſterung durchaus nicht im Unrecht. Sie ſind die urſprünglichen Formen der neuen Welt und die Zeit hat dieſe Elemente ausgebaut, das Selbſtgefühl durch die Wiſſenſchaft zum Selbſtbewußtſein, den Enthuſiasmus der Freiheit, wenn auch nur theoretiſch, zur politiſchen Durchbildung erhoben.

Die deutſche Entwickelung hat ihre Eigenthümlichkeit in dem philoſophiſchen Charakter, oder in dem Zurückgehn bis auf die Principien. Der neue Geiſt iſt mit dem Schwerte zur Welt gebracht und unter Kanonendonner mit dem Feuer des Sieges getauft worden. Nun war er wie betäubt und berauſcht. Er wurde ſtill und nachdenklich. Der deutſche Michel ging in ſich: er ſtudirte.

Fichte in ſeinen Reden an die deutſche Nation hatte geſagt: „nur das Volk, welches ein Urvolk iſt und die Tiefen ſeines eignen Geiſtes, ſeine eigne Sprache d. h. ſich ſelbſt verſteht, kann frei und der Befreier der Welt ſein, und dieſes Volk ſind die Deutſchen.“ Sie haben Fichte's Wort noch nicht eingelöſ't; aber man darf darum nicht ſogleich daran verzweifeln, daß ſie es einmal thun werden. Das vollkommene Selbſtbewußtſein, unter allen Völkern der Erde die gründlichſte philoſophiſche Befreiung, haben ſie in ihrer neuen Selbſtändigkeit gewonnen. Es fragt ſich nur, ob ſie den Charakter haben werden, ihren Erwerb zu behaupten und nach ihrer Bildung ihr Leben einzurichten. Dann werden ſie Europa befreien und das Problem des Jahrhunderts löſen. Frankreich hatte die Initiative, es bewegte Europa, es beherrſchte Deutſchland ſchon lange vor der Schlacht von Jena. Dort war das Leben, dort die ungeheuren Thaten und Leiden im Namen der Menſchheit, dort die Macht und die erſtaunlichen Siege unſterblicher Helden, während wir Deutſche in Zopf und Puder, im ſteifen, hohlen Hochmuth dürftig von der Erinnerung früherer Thaten zehrten.

Die Revolution züchtigte dieſen Hochmuth, zerſtörte das deutſche Reich und die Macht Friedrichs II.; Deutſchland und Preußen ſchienen für immer verloren zu ſein. Ein Federſtrich Napoleons, und ſie wären in die „große Nation“ verſchwunden.

Dem gewaltigen Welttyrannen ſetzten wenige Männer im Norden Deutſchlands die Principien derſelben Revolution entgegen, von welcher er abgefallen war, nachdem ſie ihn empor getragen. Sie gingen bei den Tugenden des Feindes in die Schule, um ihn bei ſeinen

Fehlern zu faſſen. Das kleine Oſtpreußen wurde der Herd, auf welchem die Leidenſchaft des verletzten Nationalgefühls das Licht der neuen Zeit anzünden ſollte.

Man würde dem Freiheitskriege Unrecht thun, wenn man ihn auf Deutſchland allein bezöge. Für Deutſchland iſt er bis jetzt nichts als Reſtauration der Dynaſtieen und in Folge derſelben merkwürdiger Weiſe philoſophiſche Emancipation geworden, für Frankreich iſt die Reſtauration der Bourbonen die Reſtauration der Revolution.

Auch für Deutſchland ſteckt aber ſchließlich in dieſer Erhebung die Revolution. Der Freiheitskrieg iſt eben ſo revolutionär, als er reactionär iſt. Seine Erinnerungen ſind der Aufſtand gegen die furchtbarſte Tyrannei, die alle Mächte der Bildung und des Geiſtes in ihrem Sold hatte, und ſein Reſultat iſt doch zuletzt das Problem, welches uns gegenwärtig beſchäftigt, das Problem der politiſchen Freiheit, deren Formen bereits in Geſetzen ausgeprägt und im Bewußtſein aller Gebildeten feſtgeſtellt ſind. Nur eine Abklärung der urſprünglich trüben Bewegung iſt ſeitdem durch die Bildung des Volks vor ſich gegangen; eine Auslöſchung derſelben bis zur Erfolgloſigkeit wäre unmöglich. Die Erbitterung von Volk gegen Volk iſt die Trübung, die ſchon 1830 vollſtändig verſchwunden war; der Enthuſiasmus für die Freiheit dagegen das Samenkorn, welches je ſpäter, deſto kräftiger aufgehn muß. Begeiſterte Thaten und der Genuß ihrer Erfahrung ſind einem Volke nie verloren. Sie adeln ſein ganzes Weſen.

a. Theodor Körner.

1813 und 1815.

Der Aufſchwung der Freiheitskriege iſt religiös, aber das Religiöſe hat hier die Form der **edlen aufopfernden Freiheitsgeſinnung**, wie die Körnerſchen Lieder ſie darſtellen, Volksgeſänge, die, durchaus religiös-patriotiſch, das ganze Leben in ihrem idealen Licht verklären. **Todesmuth** iſt der neue Begriff des neuen Lebens und der muthige Tod im Dienſte der Freiheit die Geburt des neuen Geiſtes. Der Muth und die edle Geſinnung dieſer Jünglinge iſt nicht leer, nicht irgend ein hohler Fanatismus, der nur ſeine Phantaſie zum Inhalt hätte; im Gegentheil, die ſittliche Wirklichkeit ſelbſt, die ſie bedroht ſahen, erfüllte ihr Herz. Körners „Aufruf“ verkündigte, und ganz Deutſchland ſang es ihm begeiſtert zurück:

„Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen,
Es iſt ein Kreuzzug, iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen;
Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!

Die ganze Gewalt des ſittlichen Ideals bewegt die Seele des unſterblichen Jünglings, der das begeiſterte Wort der Wiedergeburt ins Volk rief. Und es ſind die ſchönſten Verhältniſſe, es iſt eine ehrenvolle Stellung, eine geliebte Braut, die Gewißheit eines genußreichen

Lebens, die er verläßt, um in den „heiligen Krieg“ zu ziehn. Darum bittet er die ſo oft und rührend um Verzeihung, deren „Herz er zertreten“ mußte.

„Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernſten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede, wie im Schwerterklang.
Es ſchwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich ſo oft gefeiert im Geſang,
Für Volk und Freiheit ein begeiſtert Sterben,
Laßt mich nun ſelbſt um dieſe Krone werben!“

Körners Tod iſt der bewußte Sieg der Poeſie über den proſaiſchen Weltverſtand. Die Hingabe an die geliebte idealiſirte Wirklichkeit iſt die tiefſte Befriedigung ſeines Herzens, ſie iſt religiös, aber die Religion des gebildeten, freien Mannes.

Warum ſiegte die Bewegung? weil ſie wirklich das demokratiſche Selbſtgefühl geltend machte, und die Herzensbewegung für das höchſte Gut der Menſchheit, die Freiheit, ebenſo begeiſtert, wie ſie es nur in der Revolution gethan hatte, dem Tyrannen entgegenſetzte, der den freien ſittlichen Geiſt ſchamlos mit Füßen trat. Die Deutſchen haben bisher die Früchte der Revolution noch nicht geerndtet, aber ſie haben die Revolution an Napoleon gerächt und die Volksbewegung, gegenüber den Launen des Imperators und der blinden Macht ſeiner Soldateska, wieder zu Ehren gebracht. Daraus iſt die Julirevolution in Frankreich und die principielle Befreiung durch die Philoſophie in Deutſchland hervorgegangen;

der Conflict des freien Volksgeiſtes und der Reaction, die ihn niederdrückt, ſteht bevor.

Bei der Geſinnung, bei der guten Meinung, bei dem bewegten Herzen und bei dem Siege des Enthuſiasmus konnte es indeſſen ſein Bewenden nicht haben. Der menſchliche Geiſt befriedigt ſich nicht dabei, daß er iſt, daß er lebt, daß er ſich als Geſinnung im Herzen bewegt, er muß ſich auch als Beſinnung im Kopfe bewähren, er will nicht bloß der Wahrheit und Freiheit huldigen, er will ſie wiſſen, erobern, beſitzen. Das Selbſtgefühl des Patrioten hat daher nicht eher Ruhe, als bis er durch die Freiheit des Staats ein Recht erworben hat, ſich mit ſtolzem Bewußtſein ſeinen Bürger zu nennen.

Der Freiheitskrieg hat ſeine Lichtſeite, aus welcher ſich nothwendig die freie Wiſſenſchaft und die politiſche Freiheit entwickeln müſſen. Er hat aber auch ſeine Schattenſeite, er iſt der Enthuſiasmus der Reaction ſelbſt.

b. Max von Schenkendorf.

1838 und 1846.

Max von Schenkendorf iſt ihr Dichter. Iſt der Inhalt der Körnerſchen Geſinnung, Dichtung und That die Wahrheit des deutſchen Geiſtes zu ſeiner Zeit und ihr edelſter Ausdruck; ſo verkündigt uns Schenkendorf die hohle Erinnerung des Ritterthums und der mittelaltrigen deutſchen Herrlichkeit. Körner iſt ein Sänger der Gegenwart, ein Nachfolger Schillers, Schenkendorf iſt, wie

Novalis, ſein Vorgänger, ein Schwärmer für Papſt und Kaiſer. Dieſe Romantik erfüllt ſein Herz. Nicht unſre Welt und ihre Bildung, ſeine Träume über die Vergangenheit ſind es, die ihn begeiſtern. Dieſe Begeiſterung hatte ihre Anhänger, aber ſie ging nicht ins Blut und drang der Nation nicht zu Herzen, ſie war eine Sache der Vornehmen und Gelehrten, während Körners Lieder auf der Leier der Invaliden durch die Städte zogen und bei den Banketten des Feldlagers die Luſt des Volkslebens erfüllten. Max Schenkendorf wühlt den Moder der Heiligenkapellen und Ritterburgen auf; nicht die geiſtigen Güter der idealen geliebten Heimat, die Körner mit Thränen verläßt, um ſie zu retten, ſind es, die ſeine Seele bewegen, es iſt der Vorzeit Herrlichkeit, in der

„Die hohen adlichen Geſtalten
Am Rheinſtrom auf und nieder walten". —

Die Räuber! Es iſt darum ein melancholiſcher, ſchwindſüchtiger Ton, der ihn durchbebt, kein großer Muth trägt ſeinen Blick in die Zukunft ſeines Volks, mit todtkrankem, gebrochnem Auge ſtiert er in die Vorzeit zurück. Seine Geſinnung iſt die hiſtoriſche, die eigentliche religiös-politiſche Romantik, deren Religion das Chriſtenthum und ſeine Geheimniſſe, nicht die Menſchheit und ihre lichten Höhen, deren Politik die deutſche Vorzeit, nicht die Formen der gegenwärtigen Freiheit cultivirt.

Dieſe getrübte Geſtalt des deutſchen Geiſtes iſt die Wurzel der Reaction, wie wir ſie jetzt ausgebildet und im Bündniß mit dem gemeinen unverholnen Despotismus unſer Leben überwuchern ſehn.

Die Vertiefung des deutſchen Geiſtes in ſich, die im Freiheitskriege und durch ſeine Folgen vor ſich ging, iſt urſprünglich religiös, d. h. Gemüthsbewegung des Volks für ſeine höchſten geiſtigen Intereſſen. Dieſe Gemüthsbewegung wird immer wieder der Boden für Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft, eben ſo für das politiſche Leben. Es iſt daher von Wichtigkeit, die wahre und unwahre Form der Religion, wie ſie in den gleichzeitigen Dichtern zum Vorſchein kommt, zu unterſcheiden. Körner ſtellt die Verklärung, Schenkendorf die Trübung des Geiſtes ſeiner Zeit dar. In dem erſteren jauchzt die Freude der Befreiung, in dem letztern klagt die Melancholie der unbefriedigten Sehnſucht. Der eine findet ſeine Befriedigung in dem Kampf für die Rettung ſeiner Welt, der andre kämpft mit dem Gedanken an eine längſt untergegangene Zeit. Die wahre Religion verklärt die Gegenwart mit ihrem Ideal, ſie erhebt die Welt und reißt ſie mit ſich fort, die falſche ſiecht an troſtloſer Hypochondrie, und hofft das Heil aus längſt vergangenen Thaten alter Zeit; ſie befreit die Welt nicht, ſie hofft nur und hofft vergebens auf ihre Befreiung.

Körners Geſinnung iſt die ſiegsgewiſſe, inhaltsvolle; er bekehrt die Welt poſitiv und mit der That, er reißt ſie hin. Körner iſt die Erſcheinung und Ausführung des in ſich vertieften, des edlen, des wiedergebornen freien Geiſtes, er iſt überall mit der wahren Geſinnung und mit der wahren That im Dienſte dieſes Geiſtes, wie ihn die großen Philoſophen und Dichter des Jahrhunderts hervorgebracht hatten. Er iſt einer der Unſrigen. Die Hypochondrie dagegen und die Klage um die böſe Welt iſt nur das Gefühl der eignen Ohnmacht und Krankheit. Die hypochondre Religioſität weiß, daß ſie die falſche iſt. Sie iſt mißmuthig über die Geiſtesbewegung der aufgeklärten und heitern Welt, denn ſie hofft ſich nicht durchzuſetzen; ſie ſchäumt vor ohnmächtiger Wuth, denn ſie weiß, daß ſie die Welt nicht bezwingen wird. Ihr Geſchäft iſt in der That der Untergang ihrer eigenen Unwahrheit, ihre Verfolgungsſucht das Fieber ihrer eignen Schwindſucht. Wahre Religion iſt Begeiſterung für die gegenwärtige geliebte Geiſteswelt. Die Macht, welche zeugt und ein neues Leben hervorbringt iſt allein die *Liebe*. Keine Vertiefung des Lebens in die gewonnenen Schätze des Denkens und Dichtens, kein Umſchwung der Welt zu befreienden Gedanken und Thaten wird bewirkt ohne die *poſitive Begeiſterung für die anerkannte und geliebte Wirklichkeit des Geiſtes der Zeit*.

Wen der Zeitgeiſt bewegt und hinreißt, der iſt im wahren Sinne religiös; wen ein abgeſtorbener und vorweltlicher Geiſt beherrſcht, der iſt in einem falſchen Sinne religiös. *Der Inhalt der Religion iſt in jeder Zeit ein anderer, immer das Ideal, deſſen die Zeit, vermöge ihrer Bildung, fähig iſt.* Dieſen Inhalt zeugt die Philoſophie und hebt ihn durch einen neuen wieder auf; darum iſt der hiſtoriſche Geiſt vergangener Zeiten ein falſcher Inhalt für die Religion.

c. Ernſt Moritz Arndt.

1840.

Der Unterſchied des reactionären und des progreſſiſtiſchen Idealismus wird durch Niemand deutlicher, als durch Ernſt Moritz Arndt, der 1813 in einer weltbefreienden Bewegung ſtand und jetzt — doch greifen wir nicht vor.

Die politiſchen Maximen ſeiner Zeit und ſeiner Richtung gehn jetzt wider den Mann, und dennoch erlebt die Zeit der Freiheitskriege grade jetzt eine merkwürdige Wiedergeburt. Die Jünglinge von 1813, meiſt noch dazu von der Schenkendorfſchen Richtung, ſind jetzt Miniſter und Könige. In ihnen iſt der damalige Geiſt, der Franzoſenhaß und all der altdeutſche Kram, das germaniſche Chriſtenthum und die hiſtoriſche Religion, erſt vollſtändig zum Regiment gekommen. Wer jetzt die Freiheit will, hat mit ihnen zu kämpfen; und ſo werth und theuer uns dieſe Männer, ihre Perſonen, ihr gemüthlicher Werth, ihre Heldenthaten aus früherer Zeit ſein müſſen, ſo entſchieden verwerfen wir ihre Philoſophie und ihre beſchränkten politiſchen Maximen, ihren Haß gegen die wahre politiſche Freiheit, ihre Verſtocktheit gegen die theoretiſche Entwickelung und ihre deutſchthümelnde Verehrung veralteter Staatsformen. Die politiſch unmündigen Söhne des Freiheitskrieges, denn ſie ſind in der Religion und im Vaterlandsgefühl ſtecken geblieben, beginnen eine abenteuerliche, eine gefahrdrohende Reaction gegen Vernunft und Geſchichte; und wie ſie ſelbſt gedankenlos, ohne Aufſchwung und geiſtige Macht unter uns auftreten, ſo haben ſie uns auch den gemächlichen Zuſtand ewiger Unmündigkeit, patriarchaliſcher Genügſamkeit und naturwüchſiger Deutſchheit, biederer Dienſtbarkeit und leutſeliger Bevormundung zugedacht und naiv genug angekündigt. So große Verdienſte nun E. M. Arndt 1813 und früher ſich um die Freiheit erworben hat, ſo entſchieden gehört er mit all ſeinem Dichten und Trachten 1840*) einer Reaction an, deren Schritte nur durch den ſchärfſten Widerſtand, den ſie theoretiſch und praktiſch erfahren werden, die politiſche Freiheit fördern können. Bei alledem bleibt ihm immer das unſterbliche Verdienſt, ein ganzer Mann, wie Wenige, ein Mann von tiefſter Religioſität und unbeugſamer Tugend zu ſein, der an die Zukunft geglaubt, als die gemeine Welt an ihr verzweifelt, der Alles daran gab, um nur dem Einen Stern, der Freiheit, zu folgen, zu einer Zeit, als die Nacht der Unterdrückung ſeinen blöden Zeitgenoſſen hoffnungsleer über den Häuptern zu lagern ſchien, der darum dem Herzen der Nation, das er einmal mit der Erfüllung ſeines Glaubens ſo im Innerſten bewegt, immer theuer und nahe ſein wird.

Seine Perſon, wie ſeine jugendliche Wirkſamkeit müſſen wir mit Verehrung, ſeine Anſichten und Wünſche für die Gegenwart aber zum großen Theil mit Widerſpruch aufnehmen. Er bleibt immer ein Vorbild in dieſer Zeit, wo uns neue Uſurpatoren mit einer dunklen Wolke fixer Ideen den freien Blick in den freundlichen Himmel politiſcher Zukunft verſperren. War Arndt's Zeit ſchlimmer, wo wir's Urſache hatten zu Grunde zu gehen, oder iſt es die unſrige, wo wir ohne Urſache zu Grunde gehen und dem ſchönſten Ruhme gründlicher Freiheitsbewegung einen Abſagebrief über den andern ſchreiben, um, wie Oeſtreich, alt zu werden und alle Tadler nur auf die Ehre unſerer grauen, „altdeutſchen,“ „volksthümlichen,“ „angeſtammten“ Haare zu verweiſen? Wer ſich jetzt nach den Sternen der Zukunft umſieht, wer jetzt den Muth und die Tugend hat, den Glauben an die Freiheit, daß trotz dem Widerſtande der Mächtigen die Wahrheit nicht nur in den Begriffen, ſondern auch in Welt und Staat ſich durchſetzen werde, nicht zu verlieren und dieſen Glauben auch den Knechten einer elenden Sichtbarkeit zu verkündigen, der ſtärke ſich an Arndt's heldenmüthigem Idealismus in jener niederträchtigen Zeit und ſtoße ſich nicht daran, wenn er uns jetzt querein redet. Die Freiheit und ihren Zug in der Geſchichte hat er gefühlt wie einer, hat er mit tiefſter Sehnſucht und mit Noth und Qual entbehrt; und findet er nun, da die Zeit nach dem deutlichen Worte und dem geſchriebenen Geſetz jener Sehnſucht, nach der freien Staatsverfaſſung ſucht, findet er nun, wie der Göthiſche

---

*) Ich bemerke, daß die Partie über Arndt im Weſentlichen geblieben iſt, wie ich ſie 1840 niedergeſchrieben; ich habe ſie nur ſtiliſtiſch gereinigt.

Fauſt, keinen Namen für ſeinen Gott oder einen falſchen, ſo gilt es hier vor Allem:

> „Gefühl iſt Alles, Namen iſt Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsgluth!“

Iſt ihm unſer Idealismus jetzt nicht recht zu Sinn, ſo ließ er den ſeinigen zu ſeiner Zeit ſich deſto tiefer bewegen, damals im Jahre 1813, als im Körner'ſchen Hauſe Göthe auf ſeiner Reiſe nach Böhmen ihm begegnete. „Ich hatte ihn, erzählt Arndt, in zwanzig Jahren nicht geſehen; er erſchien immer noch in ſeiner ſtattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da; der Vater ſprach ſich begeiſtert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Göthe ihm gleichſam erzürnt: „„Schüttelt nur an Euern Ketten, der Mann iſt Euch zu groß, Ihr werdet ſie nicht zerbrechen.““ Elender Götzendienſt des Genius! Die Welt glaubt an keinen Menſchen, wenn der Menſch nicht an die Freiheit und an die Alles erfüllenden und Alles beherrſchenden Begriffe und Gefühle der Zeit glaubt, und wäre der Menſch Napoleon und Göthe zugleich. Die Menſchen aber, die der Geiſt und die Religion ihrer Zeit bewegt, mögen ſie auch noch ſo gleich geſchoren und weder groß noch genial ſein, führen die Welt zur Freiheit. In allen Zeiten, aber nie mehr als jetzt, bedurfte man der Männer, die den ewigen Inhalt fühlten und ſeinem Gewichte folgten. Dieſe Praxis der Idee, die Religion, gehört in der

Faulheit eines langen Friedens, wie wir ihn genießen, faſt zu den verſchollenen Dingen und kommt um ſo weniger in der That zum Vorſchein, je mehr ſie bis zum Ueberdruß mit Worten hervorgehoben und geprieſen wird. Ernſt Moritz Arndt tritt wieder hervor in dieſer Proſa, um nicht zu ſagen in dieſer Unſittlichkeit einer weitverbreiteten Verzichtung auf die höchſten Güter der Freiheit in Wiſſenſchaft und Staat, einer nur allzugebräuchlichen Gleichgültigkeit gegen die Ehre des Charakters und der perſönlichen Wahrhaftigkeit und Tugend; — ſollen wir hoffen, daß die Anerkennung, die ihm auf einmal von Lehrern und Schülern, von officiellen und halbofficiellen Schriftſtellern huldigend entgegenſtrömt, ein Wiedererwachen des freien männlichen Sinnes der Nation ſei, oder iſt es nur ein deſto ſicherer Beweis jener ſklaviſchen Gemüthsverfaſſung, die Börne den Deutſchen ſo bitter vorrückt, daß auch zu dieſem Enthuſiasmus ein Anſtoß von Oben mehr that, als es alle mit der Wendung unſerer politiſchen Angelegenheiten ſo innig verflochtenen Schickſale des edlen Mannes jemals vermochten? Arndt beſeelte unter allen Umſtänden der Glaube an das Volk, ein Glaube, der nicht nur Berge, ſondern Tyrannen verſetzte und denſelben Frevler, der alle „Ideologen“ und alle Anhänger der herrſchenden Freiheitsbegriffe in Ketten zu ſchlagen gedachte, in ein undurchdringliches Gefängniß, aus den Grenzen der hiſtoriſchen Menſchheit, verwies. Dieſen unerſchütterlichen Idealismus ſetzte Arndt dem tyranniſchen Realismus Bonaparte's, dieſes Freiheitsmörders, dieſes

Verräthers an dem Größten und Herrlichſten, was den Geiſt ſeiner Zeit bewegt hatte, entgegen; und Arndt bekam Recht, er erhob ſich zu einem Propheten und Retter, er befreite ſein Volk mit ſeinem Geiſt und warf den Träger jener perfiden Richtung vor der Wahrheit in den Staub. Die bonapartiſtiſche Richtung, ſo tief ſie auch Frankreich und Deutſchland mit ihrer menſchenverachtenden Doctrin durchdrungen hatte, vergaß ſich ſelbſt und erſchrak vor dem allmächtigen Volksgeiſt. Einen Augenblick gab es unter uns keine Bonapartiſten (Göthe's Offenherzigkeit war ſehr ſelten), ſelbſt die Verworfenſten riß die Begeiſterung eines Körner und Arndt mit ſich fort.

Wir wollen uns indeſſen nicht darüber täuſchen, wie unfrei der altdeutſche Idealismus mit ſeinem dogmatiſchen Apparat von 1813 unſern gegenwärtigen Bedürfniſſen und Begriffen gegenüber ausſieht. Ein allgemeiner Jubel der Befreiung, eine ſchöne deutſche Hoffnung zitterte durch viele Herzen, als König Ludwig von Baiern den Thron beſtieg, und die deutſchen Worte, die bisher nur in der Oppoſition vernommen worden waren, aus einem königlichen Munde ertönten. Die Männer der Oppoſition, Oken und Görres, ſogar Luden, ſagte man damals, wurden nach München berufen, und es hatte das Anſehen, als werde dieſe Univerſität alle andern in Deutſchland überflügeln und Baiern in der deutſchen Wiſſenſchaft, wie in der Kunſt, im Liberalismus, wie im Patriotismus, die Initiative ergreifen. Wer wird es läugnen, daß dieſer Aufſchwung Idealismus und, genauer geſagt, der beſtimmte Idealismus der deutſchen Freiheitskriege iſt? Und wie weit iſt die Freiheit mit ihm gekommen? Giebt es jetzt noch einen einzigen Enthuſiaſten in Deutſchland, der ſich über Baiern und ſeine Stellung zur wiſſenſchaftlichen, zur religiöſen und politiſchen Freiheit täuſchen könnte? Iſt Görres noch 1840, was er 1820 zu ſein ſchien, ein Mann der Freiheit? Sind die Herrlichkeiten der deutſchen Nation, die in Baiern wieder hergeſtellt werden, noch ein Gegenſtand unſerer patriotiſchen Sehnſucht? Die Nonnen- und die Mönchsklöſter, die Jeſuiten und Antiſtes Hurter, die katholiſche Politik und Phillips, die Münchener Univerſität und das Erlanger Altlutherthum, die proteſtantiſchen Katholiken und die Reſurrection des Mittelalters mit Volksſpielen und Narrenfeſten, — — iſt es nicht alles Mögliche, was der altdeutſche Idealismus ſchon realiſirt hat? Aber werden wir, wird irgend Jemand in Deutſchland, der auch nur einen mäßigen Begriff von Freiheit und von dem wahren Inhalt idealer Tendenzen hegt, das Königreich Baiern um dieſen Idealismus beneiden? — Gewiß nicht. Nun iſt es eine traurige Thatſache, daß Preußen, wenn auch nicht in dieſer handgreiflichen Weiſe, ebenfalls ſehr tief in denſelben Geiſt verrannt iſt. Das beweiſen die unſeligen Redensarten von Wiederherſtellung der Kirche, der Kirchenfürſten, der hohen Geiſtlichkeit und angeſtammter altdeutſcher Art, volksthümlicher, althergebrachter Verfaſſung und Maximen, die darum beſſer ſein ſollen als die conſtitutionellen, weil ſie den herrſchenden Begriffen und der franzöſiſchen Unruhe entgegengeſetzt ſind, ja, die um ſo mehr als naturgemäß geprieſen werden, je mehr ſie von der geiſtigen Bewegung, von der philoſophiſchen Theorie und von der Geſchichte abſtrahiren. Unter geſchichtlicher Entwickelung aber verſtehn die Reactionärs nicht den Geiſtesdrang der Gegenwart, nicht das unſichtbare Reich des Gedankens, in dem die Zukunft vorgebildet wird, ſondern das Reich der handgreiflichen Exiſtenzen einer todten Vergangenheit, die wieder hergeſtellt werden ſoll. Allerdings alſo ein Idealismus, aber der *umgekehrte*, allerdings eine Bewegung, aber *die Bewegung der Reaction*, — iſt gegenwärtig deutſche Politik. Preußen iſt vom Jeſuitismus, deſſen Weſen darin beſteht, mit den Mitteln der Entwickelung ſelbſt dieſe in Feſſeln zu ſchlagen, die Intelligenz ſelbſt zum Cenſor und Inquiſitor, zum Henker der Intelligenz zu machen, — tief ergriffen; und wenn es je nothwendig und an der Zeit geweſen iſt, alle Kräfte zuſammenzuraffen, um dieſem Feinde zu begegnen und ihn aus den Herzen der Männer zu vertreiben, die *vor allen gegen jene baieriſche* und hinter ihr ſtehende *öſtreichiſche Richtung* in unſerm Namen die volle Freiheit in Wiſſenſchaft und Staatsverfaſſung geltend machen ſollten, — wenn es je einen entſchloſſenen Kampf der geiſtigen und politiſchen Freiheit, des Idealismus der *Gegenwart* gegen den Idealismus der *Vergangenheit*, des Liberalismus unſerer Zeit gegen den neuen Jeſuitismus und die von ihm dupirte Romantik von 1813 gegolten hat, ſo gilt er heute, und von nun an doppelt. Ehre den Männern, die ihn zu führen den Entſchluß und die Kraft haben! Die Freiheit iſt unſichtbar, und Wenige glauben, die nicht ſehen.

Als nach den Freiheitskriegen die altdeutſchen Dogmen von der Einheit des Reichs, von der untergegangenen Herrlichkeit deutſcher Nation, von der volksthümlichen Derbheit, Gradheit, Grobheit, vom Rigorismus der Tugendhaftigkeit und Gläubigkeit den Politikern läſtig und in der Form des Fanatismus der Geſellſchaft gefährlich wurden: da war es der Staat, die unbefangene Geſellſchaft und die ruhige Wiſſenſchaft, die „dem rohen Sollen“ des altdeutſchen Idealismus entgegentrat. Der Staat brachte ſeine Diener und unter ihnen die dienſtwilligſten, welche frei von der geiſtigen Trunkenheit, von der patriotiſchen Ueberſchwenglichkeit, kurz von jenem Idealismus nicht inficirt waren, in Unterſuchungs- und Aufſichtsbehörden zuſammen; die Geſellſchaft trat mit der Trägheit ihrer Erwerbs- und Lebenszwecke von ſelbſt entgegen, und die Philoſophie übernahm es, nicht den Idealismus überhaupt, ſondern die Rohheit des altdeutſchen Idealismus, ſeine dogmatiſche Form, in der er im Grunde aufhört, wirklich Idealismus zu ſein, aus dem Felde zu ſchlagen. Dieſe Stellung mußte Hegel in Preußen einnehmen. Es konnte daher nicht fehlen, daß er, nach Menzel, dem ächt altdeutſchen Dogmatiker, für den preußiſchen Hofphiloſophen, das hieß im Sinne dieſer Richtung für einen

Servilen, ausgeſchrieen wurde. Allerdings machte auch die Oppoſition, in die man ſich plötzlich verſetzt fand, den Geiſt der Freiheitskriege beweglicher, als er bis dahin geweſen war; man ſah ſich mit dem Liberalismus zuſammengeworfen, und die franzöſiſchen Gedanken der Staatsentwickelung gingen in die deutſche Oppoſition über; allerdings iſt Hegel dagegen weder in der Religion, noch in der Politik, noch in der Geſchichte dem wahren Idealismus, ſeinem eigenen Princip der Entwickelung, der Geiſtesphiloſophie und ihrer Dialektik durchgreifend treu geblieben; *allerdings iſt die ſeltſame Polemik gegen das „Sollen“ des Begriffs überhaupt, ſtatt gegen das rohe Sollen des Dogmatismus, die Polemik gegen die Kritik, die doch überall den hiſtoriſchen Proceß, wie den reingeiſtigen treibt und macht, die Weisheit ſtill daſitzender und ruhig zuſchauender Speculation — der entſchiedenſte Abfall von allem praktiſchen Idealismus überhaupt*: — aber es war dennoch nothwendig, das ungebildete dogmatiſche Pathos der Freiheitskriege durch die Wiſſenſchaft und namentlich durch die ſtrenge Schule der Hegelſchen Philoſophie hindurchgehen zu laſſen. Die Liberalen, dieſe Freunde der Freiheit, mußten erſt, wie es Proteſtanten geziemt, den *theoretiſchen* Idealismus, die innerliche geiſtige Freiheit der Dialektik, und in ihr das wahre Princip der Freiheit ſelbſt, kennen lernen, bevor es mit ihnen zu einer geſcheidten Praxis kommen konnte; und wenn Hegel ſich des letzten Grundes der geiſtigen Freiheit in dem Princip ſeiner Philoſophie bewußt war, ſo läßt es ſich leicht erklären, daß ihn ſeine Polemik gegen das „rohe, ungebildete, gedankenloſe Sollen und Fordern" der Romantiker zur Einſeitigkeit führte und zur Unwahrheit hinriß. Ihre Methode, von aller Hiſtorie und dem gegenwärtigen Staat und Geiſt zu abſtrahiren und aus plumpen Phantaſieen heraus neue Dinge zu forden, war zu negiren. Dies iſt richtig; wenn nun aber im Gegenſatz deſſen die Philoſophie ſich ſelbſt von der Hiſtorie ausſchließt und mit der ſeltſamen Lehre, ſie käme nur hinterher, um das zu beweiſen, was bereits geſchehen ſei, ſich in den geſchichtlichen Ruheſtand und außer Verhältniß zu der praktiſchen Geiſtesbewegung zu ſetzen meint, ſo iſt dies ſelbſt nichts Geringeres als eine Gedankenloſigkeit. Denn der Philoſoph, welcher nur begreifend hinterherkommen ſoll, iſt nun doch ſelbſt, ſobald er wirklich gekommen iſt, eine gegenwärtige Exiſtenz, eine geiſtige Beſtimmtheit, ein hiſtoriſches Moment, und um ſo bedeutender, je umfaſſender er begriffen hat, was er vorfand. Der bisherige Geiſt iſt in ſeinen Geiſt hineingelegt und mit dem Begreifen ſelbſt bereits ein anderer geworden, der Strom der Geſchichte geht mitten durch den Geiſt des Philoſophen hindurch. Hier iſt kein Reich „der blutloſen aſchgrauen Schatten," das die Welt nichts anginge, ſondern die ganze energiſche lebendige Bewegung ſelbſt. Das philoſophiſche Begreifen iſt das weſentlichſte Reſultat der Geſchichte, die folgenreichſte, prägnanteſte hiſtoriſche Exiſtenz, *das wahrhaft berechtigte Sollen der Entwickelung*; und Niemand hätte dies näher gehabt, als Hegel ſelbſt, deſſen Begriff von Dialektik überall, alſo auch in der Praxis der Geſchichte lediglich der iſt, daß die Beſtimmtheit, auf der man ſteht, in ihrer innerſten Wahrheit erkannt werde. Die Selbſterkenntniß einer Stufe iſt immer die nächſte neue Stufe; ein neues Selbſt, ein neuer Geiſt wird damit geboren. *Dieſe Dialektik iſt Idealität, und das theoretiſche und praktiſche Verhalten ihr gemäß iſt* **Idealiſmus.** Der Idealiſmus iſt Religion, ſofern er den Menſchen zur Herzensſache wird.

Hegel iſt natürlich ein beſſerer Idealiſt als die Altdeutſchen, und in ſeinen Schriften ſteckt unendlich mehr Freiheit, als in allen Werken der heiſerſten Schreier gegen ſeinen Serviliſmus zuſammengenommen; gleichwohl iſt die Philoſophie nicht eher zu ihrer wahren Macht, Stellung und Selbſterkenntniß gekommen, als bis ſie den Idealiſmus durchgeführt und auch den *praktiſchen* Idealiſmus, gegen den ſie ſehr mit Unrecht ſo hochmüthig oder, wenn man will, ſo demüthig gethan, wieder als ihr eigenſtes Weſen, als die Realität ihrer Idealität, als die lebendige Wirklichkeit der Dialektik, als die Methode der geiſtigen Bewegung in Welt und Geſchichte anerkennt.

Dieſe Zeit iſt jetzt, und wenn nun ein neuer Kampf des altdeutſchen Idealiſmus mit dem philoſophiſchen beginnt, ſo hat ſich die Macht des letzteren jetzt verdoppelt. Das praktiſche Pathos ward in der Schule der theoretiſ renden Speculation nicht nur gereinigt, es ward auch mit ihr vereinigt; und ſo tritt es kühn hervor als die wiedergeborne Totalität der wiſſenſchaftlichen Theorie und des religiöſen Sollens reformatoriſcher That. Alles, was wahr und ächt in dem Drange der Freiheitskriege iſt, muß hierin ſeine innerſte Seele getroffen fühlen, was aber den Begriff und die Idee auch heute noch verachtet und in ungebildeter Genieſucht nebenhertobt, das iſt hohl und ohnmächtig, ſeine Sprache iſt unſerer Zeit unverſtändlich, und wo ſie verſtändlich wird, erregt ſie nur das Lächeln des Mitleids. Die Wahrheit der Wendung nach Rückwärts iſt die Vertiefung in die Hiſtorie und die Anknüpfung an die lebendigen Formen der Entwickelung, in Preußen z. B. an die Geſetze über allgemeine politiſche Betheiligung der Staatsbürger. Dies anzuerkennen verſäumt gewiß Niemand, der einer wahrhaften Bildung unſerer Zeit das Wort redet. Die Schrullen der Reaction dagegen, die blind in den blauen Himmel einer todten Deutſchheit, eines verſtaubten Alterthums hinausgreifen, ſind die Rohheiten und Schlacken des altdeutſchen Idealismus, die er an der philoſophiſchen Bildung ſich abſtreifen mußte, wie dieſe an ihm den capricirten Widerſtand gegen ſeine Bundesgenoſſen, den Liberalismus, den Rationalismus und die Kritik, von ſich abgeſtreift hat.

Allerdings iſt in der Philoſophie ein merklicher Bildungsproceß vor ſich gegangen, ſie hat die religiöſe und politiſche Orthodoxie auch dem Bekenntniſſe nach negirt, der denkende Menſch iſt zu der Einſicht gekommen, daß alles Poſitive nicht außer ihn, ſondern in ihm liegt. Alles, was iſt und Beſtand hat, iſt und beſteht nur durch ihn. Die faule Beſchauung gemüthlich und praktiſch völlig unbetheiligter Speculation, der Hochmuth des Philoſophen, der ſich ſelig pries im reinen Sein des Gedankens und, wie ein überhimmliſcher Gott, die Welt aus den Augen verlor, iſt gebrochen; — aber dieſe religiös, politiſch und praktiſch gewordene Philoſophie iſt nicht die Wiederkehr der rohen Gährung früherer Decennien, ſondern eine höhere Einheit der Gegenſätze, die früher im bitterſten Conflict ſtanden.

Wenn daher Arndt in ſeinen Erinnerungen eine Wiederherſtellung der Bauern mit eiſerner Dauer und Majorat, eine Schließung des Adels mit „einem neuen goldenen Buch“ und ebenfalls mit feſten Majoraten verlangt, damit nicht eine Ueberfluthung von heimathloſen Bettlern aus der „Zerwürfniß alles Feſten“ und „der Verflüchtigung ſelbſt von Baum und Wald, von Berg und Thal entſtehe, das Vaterland aber aller eigentlichen Wehren beraubt und lediglich in die Hand der heimathloſen Speculation gegeben würde,“ — wenn Arndt den Dampf und die Maſchinen anklagt, die den Füßen ihr Recht, der Tapferkeit ihre Arbeit, Berg und Thal aber ihr Gewicht, ihre Geltung und alſo wiederum ihr Recht nähmen, — wenn er Alles darauf ſetzt, daß der Pöbel nicht gezeugt und das Land nicht gefährdet werde, —

darum alſo auch gegen franzöſiſche Ideen ein Veto einlegt, und gegen fremde Mächte ſowohl Flotten baut, als das Elſaß und Lothringen heraus haben will: ſo iſt dieſe ganze Anſicht der Dinge bereits durch die ungeheuerſten Thatſachen widerlegt; und wenn es dem wackern Mann gelänge, unſäglich viel große und kleine Majoratsbauern zu creiren, ſo würde doch Alles nicht ausreichen gegen die Luſt dieſer Majoratsherren ſelbſt, eine eben ſo unſägliche Menge von Proletariern noch neben dem Erſtgeborenen in die Welt zu ſetzen, ganz abgeſehen von alle dem Pöbel, der ſeit der Zeit, als Arndt zuerſt für die Bauern ſchrieb, was jetzt wohl 35 Jahre ſind, gezeugt worden iſt; Arndt würde alſo immer von Neuem, wie jener engliſche Matroſe immer noch etwas Rum und Tabak wünſchte, ſo immer noch etwas Adel und Bauern begehren, d. h. er würde dasſelbe begehren müſſen, was die Proletarier auch thun würden: der Amboß würde denken, wenn ſeine Zeit käme, er ſei nun lange genug Amboß geweſen und müſſe auch einmal Hammer ſein. Oder iſt etwa England um ſeine Lords und um die Gegner der Lords, die Chartiſten, ſo ſehr zu beneiden? Freilich beneiden die Majoratsnarren, die dem Adel gegenüber doch immer ſelbſt nur Pöbel und Proletarier blieben, England darum nicht weniger; und warum thun ſie es? — weil England mit Frankreich zugleich keine Revolutionen gehabt, ſondern früher trotz ſeines Adels und wegen ſeines Adels Jahrhunderte lang in Aufſtand und Bürgerkrieg gelegen. Sind das Gedanken? Sind das Argumente? Greift die phantaſtiſche und dogmatiſche Bildung die Dinge bei der Wurzel an?

Iſt es genug, daß Deutſchland exiſtirt, wie es iſt, und daß ſeine Bauern und Edelleute es vertheidigen? Haben die Edelleute von 1806 etwa beſſer gefochten, als die Bürger und die von franzöſiſchen Ideen und franzöſiſchen Inſtitutionen bewegten Krieger von 1813? Wo hat Arndt ſeine Gedanken? Iſt er nicht ſelbſt, iſt nicht Körner, ſind nicht dieſe Proletarier und ihre Ideen, ihre Poeſie und ihre Begeiſterung die mächtigſten Feinde des Tyrannen geweſen? Der Geiſt liegt Niemandem näher als dem Manne, der durch ihn ſo mächtig war, ſo hoch durch ihn iſt geehrt worden; aber die große Erkenntniß ſeines eigenen Princips iſt ihm theoretiſch ſo wenig gelungen, daß er jetzt mit ſeiner Theorie der unſterblichen Praxis ſeines jugendlichen Idealismus ſelbſt widerſpricht.

Mit und ohne Dampf hat der Geiſt die Arbeit, ſich die Natur, die Rohheit von Land und Leuten, von Berg und Thal, von Bauer und Edelmann, von reichem und armem Pöbel immer mehr zu unterwerfen. Nicht der Arme als ſolcher iſt Pöbel. Der Begriff des Pöbels iſt die Faulheit und die unſittliche Wurzel eines vegetirenden Daſeins. Keiner iſt Pöbel, der im Dienſte des Geiſtes *arbeitet*, und alle Arbeit geſchieht im Dienſte des Geiſtes und wirkt zu dem Einen großen Reſultat, der trägen Natur in uns und außer uns Herr zu werden; und wenn die Combination des Dampfwagens die Beine ſpart, ſo iſt dieſe Combination, weil geiſtige Arbeit, nicht weniger eine Arbeit, als das Fußreiſen und die iſolirte Strapaze des patriarchaliſchen Menſchen, ſpart auch keineswegs die Beine überall und führt zu nichts weniger als zur Faulheit, ſondern hebt ganz eigentlich eine ungeheure Summe von Faulheit auf, indem ſie die Menſchen zu induſtriöſer Arbeit, zu geiſtiger Bewegung, zum Umſatz der Gedanken aufregt, und iſt endlich keineswegs eine „Bruthenne des Pöbels," denn durch den unmittelbaren Antheil des Aermeren an einer erweiterten Weltbildung wird die pöbelhafte Apathie, die Verzichtleiſtung auf Recht und Freiheit, auf das Herrenrecht des Menſchen, unmittelbar gebrochen, nicht einige wenige Edelleute ſind dadurch creirt, die ganze Menſchheit iſt durch ein ſolches Inſtitut nobilitirt.

Die Induſtrie hat keinen andern Sinn, als die Arbeit des Geiſtes überhaupt; ihr Zweck iſt keineswegs das Materielle und ihr Princip nichts Anderes, als der Idealismus ſelbſt. Iſt der Geiſt das unſichtbare Gute, ſo iſt er es immer nur in ſeiner Bewegung, in ſeiner Arbeit, in ſeinem Schwunge, in ſeiner Energie. Aber ſogar wo er rein iſt und mit ſich ſelbſt zu thun hat, im Denken, im Entſchluß, im Ergreifen des Ewigen ſelbſt, da verkennt man ihn nicht minder, als in der Induſtrie; man ſchreit, daß vor ihm alle Säulen des Sichtbaren wanken; und man hat Recht, daß ſie wanken, aber Unrecht, daß man ſchreit; denn dies iſt ihr und iſt ſein Recht. Wo nun aber die Induſtrie eintritt, wo der Geiſt ſich ganz in Eiſen, Feuer, Stoff und Materie verſenkt, da ſchreit man nun vollends, und zwar wegen des umgekehrten Unglücks, daß er ſeine Seele nämlich gänzlich verkaufe an das Sichtbare, an die „materiellen Intereſſen“. Man hat Recht, daß er hier ganz untertaucht in Eiſen und Dampf und Feuer und Geld; aber man hat ſehr Unrecht, wenn man den Dampf und das Geld nicht für Idealiſten und die eiſerne Verkleidung des Geiſtes nicht für geiſtig hält. Im Gegentheil, was iſt eine beſſere Darſtellung des Begriffs und des Allgemeinen, als das Geld? Hat man etwa mit Unrecht geſagt, für Geld könne man den Teufel tanzen laſſen? oder iſt es eine materielle Sache, den Werth alles Sichtbaren, ſeine Seele, ſeinen Herrn in ſeine Macht zu bringen, und ſo das Motiv aller Entſchlüſſe, die ſich auf das Sichtbare beziehen, in jedes Menſchen Hand zu legen? Das Geld iſt Idealiſt, und es iſt nur für den Geiſt; denn nur ein Pferd zieht einen Wagen voll Hafer einem Wagen voll Banknoten vor, weil es keinen Begriff von den Dingen, ſondern nur „materielle Intereſſen“ hat. Und mit dem Dampf nun vor Allem. Iſt das Feuer und das Licht nicht der große und der einzige Idealiſt, der alles Sichtbare hervorhebt und dann verflüchtigt, ſetzt und aufhebt? Dieſer große Beweger und Verflüchtiger zeugt uns den flüchtigen Dampf, und der Dampf, den man ſo lange als Dunſt und als Hans Dampf verachtet, weil nicht erkannt hat, iſt nun die ätheriſche Macht geworden über die träge Maſſe, der Ueberwinder der Schwere, des Raums und der Zeit. Welch ein Idealismus! und doch welch ein ſchwaches Bild des ewigen Geiſtes, der die wahre Idealität und der Herr aller dieſer Mächte iſt!

Aber was iſt die Folge des Induſtrialismus und der ideell geſetzten Materie, der Ueberwindung der Natur durch den Geiſt? Die furchtſamen Freunde Altgermaniens ſchreien: Demokratie, Pöbel und endloſes Elend. Demokratie, Herrſchaft des Volkes und aller Menſchen wo möglich, über die ſtarre Natur in ſich und außer ſich, das wäre ſehr zu wünſchen, — Demokratie im Sinne der Nordamerikaner, daß die großen Angelegenheiten der Menſchheit, ihre Hauptgebrechen in ſittlicher und bürgerlicher Hinſicht, das Verbrechen, die Faulheit, die ſchlechte Erziehung, der Schmutz und die Schande, in die Hand aller Bürger, aller Patrioten und zu ihrer unmittelbaren Abhilfe und Unterſtützung geſtellt werden; — was ſolche Demokratie für Gefahr hat, das begreife, wer es kann und muß; wir begreifen es nicht; ja, wir wagen es, kühn zu ſagen: nur mit einer ſolchen Demokratie iſt das Größte, das jetzt Unmögliche zu leiſten; und es geſchehen in dieſem Augenblick, es ſind ſchon früher Schritte in Preußen geſchehen, um den Grad des Humanismus, die definitive und totale Verwirklichung des Chriſtenthums, die bis jetzt in Europa bloß eine hohle Redensart war, in Amerika aber bewährte Exiſtenzen für ſich hat, auch bei uns ins Leben zu rufen; und es wäre eine unverantwortliche Faulheit der guten Bürger, wenn ſie nicht den Pöbel und ſein Princip, die ſittliche Verwahrloſung, durch die großartigſten Anſtrengungen ausrotten wollten, wenn ſie nicht durch eine förmliche Nationalerziehung, durch eine Ausdehnung des Princips der Nationalbewaffnung auf die Nationalbildung, durch eine Beſchlagnahme aller Pöbelkinder für den Staat der Sittlichkeit, die letzte Quelle all ihrer Noth verſtopfen, und das Princip des Chriſtenthums, von dem doch wohl nicht umſonſt gegenwärtig ſo viel die Rede iſt, verwirklichen wollten. Der Pöbel iſt nur zu überwinden durch Demokratie, durch die tapfere Verwirklichung des Staats als des öffentlichen Weſens. Die ſtille Weisheit iſt nur für ſich weiſe und ohne die Macht, die der Wahrheit zukommt, — in jedes Menſchen Geiſt und Willen gelegt, um als öffentliche Weisheit unwiderſtehlich zu ſein. Dieſer Demokratismus ſteht uns bevor, und wenn „das goldene Buch des neuen Majoratsadels“ hunderttauſend Bände ſtark würde; es iſt bedauernswürdig, an eine andere Macht zu glauben, als an die der göttlichen Vernunft, deren Princip, daß alle Menſchen erlöſt werden ſollen, Chriſtus nicht umſonſt ausgeſprochen hat, und das darum nicht unwahr iſt, weil die ſpröde Welt ihm immer noch einen ſtarken Reſt zu überwältigen entgegenſetzt. Indem der Widerſtand in immer neuen Formen ſich erzeugt, gewinnt auch die Bewährung des Princips immer neue Formen: dieſer Proceß iſt die Freiheit und ihre Geſchichte.

An Arndt's Adels- und Bauernſtand wäre hier wohl der verworrene Begriff des Standes überhaupt anzuknüpfen, von dem unſere Politiker gegenwärtig geplagt und unſere Zukunft bedroht wird. Der Menſch iſt das, wozu er ſich beſtimmt. Er hat keinen Herrn und keine Kaſte, die ihn von Außen wie einen todten Bauſtein verwendete; er iſt keine Beſtie, die, gepflöckt auf ihre Scholle, ihren Klee weidet und den Himmel nicht ſieht, der über ihrem Haupte ſich wölbt und das Bild des Unendlichen nur in das Auge des denkenden Menſchen wirft. Dieſe Freiheit haben wir erreicht. Was iſt nun der Stand, der Unterſchied unter den Individuen, zu denen der Menſch ſich beſtimmt? Er iſt ein Unterſchied der Arbeit, und die Arbeit iſt entweder die Arbeit in der Natur oder im Geiſt; was aber außer dieſer Arbeit ſteht und im Princip der Faulheit oder, was einerlei iſt, des faulen vegetirenden Genuſſes, das iſt Pöbel und gar kein Stand; denn der Menſch iſt Geiſt, nur der arbeitende Geiſt aber iſt wirklicher Geiſt, und ſo gewiß das Object der Arbeit, ob es Leder oder Wiſſenſchaft iſt, einen großen Unterſchied der geiſtigen Beſtimmtheit macht, ſo gewiß iſt dennoch der Geiſt und ſein ewiges Recht, wie ſein Recht an der Allgemeinheit des Staates, nicht von dieſer Beſtimmtheit abhängig zu machen. Dies Recht kann nur gebunden ſein an die Intelligenz und an die Fähigkeit des Individuums, mit dem Allgemeinen in directe Beziehung zu treten, nicht an Stand und Vermögen. Der Lederarbeiter vertheidigt das Vaterland ſo gut, als der Gelehrte, als der Kaufmann und als der Edelmann, — wenn er körperlich fähig iſt; und er ſtirbt und rettet ſterbend das Allgemeine, den Staat, dem er angehört, weil er geiſtig fähig iſt zu dieſer Ehre. Nicht minder allgemein, als

ſe *Pflicht*, die höchſte, die der Menſch dem Staate
uldig iſt, müſſen wir auch das *Recht* am Staate
gen. Und ſelbſt einen Unterſchied der *Ausübung*
nn nur die Fähigkeit machen, keineswegs ſchlechthin die
eſtimmtheit der Arbeit, der Stand. Das Princip des
andes und der Standſchaft iſt und bleibt daher ſchlechter-
ngs das ungeiſtige, das unchriſtliche, das inhumane;
r das Princip der ſittlichen und geiſtigen Bildung iſt
s freie. Allerdings iſt die Arbeit der Grund aller Bil-
ng, und es muß von dieſem Grunde der Bildung und
ſeinen Reſultaten ausgegangen werden; aber wer in
r Welt ſagt denn, daß der Beſitz das einzige Reſultat
Arbeit, und vollends der Grundbeſitz der einzige re-
table und Vertrauen verdienende Beſitz ſei? Iſt es
ſchwierig, die übrigen Kategorieen der Mündigkeit,
Wehrhaftigkeit, der ſittlichen Würde, der Vertrauen
ößenden Stellung der Bürger zu entdecken? Oder ſoll
das unſinnige Geſchrei gegen Demokratie wieder los-
hen? War es nicht Arndt, der dem Volk alles Große
ante? Und nun plötzlich ſoll es unfähig ſein, ſeine
en Angelegenheiten zu beſorgen? Wie der Freiheits-
, ſo iſt auch der Friede der Freiheit nirgends anders
inden, als in der Demokratie. Denn frei ſein heißt
ſelbſt beherrſchen.

Aber ſo ſehr iſt Arndt von ſeinem Princip abgefallen,
ſein Ideal im Mittelalter ſtatt in der Zukunft liegt
Idealismus iſt jetzt reactionär.

d. Die religiös-patriotiſche Jugend.

1815 und 1816.

Der reactionäre Idealismus, deſſen Inhalt nicht die gegenwärtige Bildung und Freiheit, ſondern die jenſeitige, phantaſtiſche, vergangene Herrlichkeit des Chriſtenthums und Deutſchthums ausmacht, iſt die Romantik. Ihr Ideal iſt jenſeitig, phantaſtiſch, unmöglich, und je abenteuerlicher, deſto überſchwenglicher. Die Jugend aus der Zeit der Freiheitskriege und zunächſt nach ihnen verfiel in dieſe Romantik. Wer mitgekämpft hatte, war von dem Ereigniß eingenommen, aber auch die Jugend, welche nicht am Kriege gegen Napoleon Theil genommen, lebte nichtsdeſtoweniger unter ſeinem gewaltigen Eindruck, und alle Gemüther wandten ſich glücklich und ſchwelgend mit der Erinnerung zu ihm zurück. Wir haben das Holz zu den Freudenfeuern mit herbeigetragen, die durch die nächſten Octobernächte leuchteten; wir haben die Gefallenen beneidet um ihren Tod und ihren Ruhm, wenn die Gläſer zu ihrer Ehre zuſammenklangen. Das Andenken wirkte erhebend; die Poeſie war hier keine Redensart mehr, ſie war das Leben und die Wirklichkeit ſelbſt geweſen. Aber ſie war es geweſen. Dadurch erhielt die Wirklichkeit des Idealen wieder die Form der Erinnerung. Nun war die Erinnerung auch die Form der Schenkendorfiſchen Romantik, die in ſeinen melancholiſchen Liedern unter der Jugend fortlebte. So floß die Erinnerung der nächſtvergangenen und der längſtvergan-

genen deutſchen Herrlichkeit in ein unbeſtimmtes Bild
zuſammen für die Jugend vornehmlich, die bei dem
Aufſchwunge des Kriegs ſich nicht ſelbſt hatte betheiligen
können. Es iſt vorzugsweiſe die Univerſitätsjugend, welche
von dieſem Idealismus bewegt wird. Die burſchen-
ſchaftlichen Romantiker, im Gefühl der leeren Gegen-
vart, ſuchten den mächtigen, herzerhebenden Inhalt theils
ehnſüchtig in der Vergangenheit, theils ungeduldig in der
Zukunft. Die betrügeriſche Politik, welche mit Hilfe der
ndolenten Spießbürger ſtatt der vorbereiteten Freiheit den
lten Despotismus wiederherſtellte, ſchürte die Unzufrieden-
eit der jugendlichen Idealiſten. Aber dieſe Unzufriedenheit
atte wenig zu bedeuten. Die religiöſen und politi-
chen Romantiker predigten, ſangen und ſprachen
om Kaiſer und vom Reich, und prieſen die vergangene
römmigkeit, welche ſich jene großen Dome am Rhein
richtet; ſie wußten wenig von der wahren geiſtigen und
litiſchen Freiheit, wie ſie denn auch gegenwärtig meiſt
ietiſten und Reactionäre ſind; aber ſie begeiſterten ſich
r ihren phantaſtiſchen Gegenſatz gegen die Proſa des
en, wiederhergeſtellten Regiments und conſpirirten da-
gen. Bei ſeiner kindiſchen und phantaſtiſch ungeſchickten
aris wurde dieſer altdeutſche Geiſt bald ergriffen
d von den Schülern der Napoleoniſchen Polizei leicht
rwältigt.

Alle die vielverſchrieenen Conſpirationen der Studen-
waren indeſſen nur Conſpirationen zur Propaganda
„guten Geſinnung", keineswegs zu einer beſtimmten

That. Jede Jury hätte dieſe naiven Verſchwörer freigeſprochen, während die geheime Vehm der deutſchen Gerichte ſie lange Jahre in den Kerkern umherzog. Die bequeme Erbſchaft der höchſten Güter hatte eine Schwelgerei des Gemüthslebens erzeugt, in welcher „die Geſinnung“ über Erkenntniß und That, der Werth des Menſchen in „das Bekenntniß der guten Geſinnung“ geſetzt, und von „der Ausbreitung dieſes Bekenntniſſes die Bekehrung der Welt“ erwartet wurde. Aber das ſchwelgende Gemüth iſt unfähig, ſich der Welt zu bemächtigen, ſeine Erwartung „Schwärmerei“. Die Herrlichkeit der Erinnerung knüpft ſich an die Erfahrung der Freiheitskriege, und die Schwärmer wollen ſich „dem Höchſten“ opfern, wie Körner dies mit beneidenswerthem Vorgange gethan. Dies iſt das Religiöſe in der Erſcheinung; die Jünglinge brechen mit der gemeinen Wirklichkeit und geben ſich ihrem „Ideal“ hin.

Wäre dies Ideal wirklich Herzensſache der Zeit und theoretiſch vollkommen vorbereitet geweſen, ſo hätte der Aufſchwung der Univerſitätsjugend noch einmal dem allgemeinen des Volkes entſprochen. Jetzt war es anders: weder das altdeutſche, noch das unbeſtimmte Freiheitsideal, noch weniger die Reichseinheit konnten die Maſſen wollen. Die Begeiſterung iſolirte ſich daher in einer Coterie; ſie propagirte ſich als Geſinnung einer Secte und wurde im Conflict mit der nüchternen Welt eine fanatiſche Abnormität, der es ſo ſehr an einem reellen Gegenſtande fehlte, daß der deutſche Harmodius nicht einmal ſeinen

Hipparch finden konnte; Sand erſtach einen Hofrath, weil er Deutſchland bei dem ruſſiſchen Cabinet denuncirte.

Der moraliſch-religiöſe Rigorismus und Fanatismus hat ſich ſodann in die Literatur fortgeſetzt, und alle Beiſpiele davon beweiſen die Unfähigkeit dieſer Richtung, das Problem der geiſtigen und politiſchen Freiheit zu löſen. Im Gegentheil, wir finden Sand's intimſte Freunde unter den Jeſuiten und ebenſo in der politiſchen Reaction.

Das Ergreifende der weltbeherrſchenden Idee wurde erfahren, die Hingabe, das Märtyrerthum geſucht und mit Gewalt herbeigezogen; aber weder die reelle Welt, noch die Welt der befreienden Gedanken am richtigen Punkte ergriffen. Man wußte nicht, wo es der Wirklichkeit fehlte, weil die gute Geſinnung allein keine ideelle Norm, kein neues Geſetz, keinen neuen Geiſt zu Wege bringt. Wer es noch ſo gut mit der Welt meint, aber ſie nicht überſieht, kann ſie unmöglich umgeſtalten.

Die Ausleger dieſer Freiheit geben einen Begriff davon, was für eine unklare Gährung damals dieſen Namen führte. Dräſeke, Luden, Fries, de Wette, Kohlrauſch, Hegewiſch, Görres, Arndt galten für die literariſchen Heroen der Freiheit.

Ueberall herrſcht die Geſinnung, die Färbung, die gute Meinung und Richtung; aber es laufen noch alle Gegenſätze bunt durch einander, und bei aller Anſtrengung der Menſchen, ſich zu einer beſtimmten Faſſung der Wahrheit hindurchzuarbeiten, iſt es die Richtungsloſigkeit ſelber.

von der ſie beherrſcht werden. Denn eine Richtung, die nur überhaupt gutgemeint, eine Geſinnung, die nur im Allgemeinen die religiöſe, patriotiſche, gute iſt, hat offenbar das ganze Geſchäft des Abklärens, Ausſonderns und Begreifens der Wahrheit noch vor ſich.

Das gute Herz und ſeine Geſinnung reicht nicht aus, um hinter die Wahrheit zu kommen; ja, es wird ſogar leicht ein Hinderniß. Der Gutgeſinnte fühlt ſich unmittelbar im Beſitz der Wahrheit; dieſer Beſitz ſchwellt ihm den Buſen, und er pocht hochmüthig auf ſein Gefühl, verwirft und verachtet die profane Welt, und läßt ſich dadurch allen Unterricht entgehen, den er über ſeinen eignen mangelhaften Zuſtand aus ihr ſchöpfen ſollte.

Es iſt wahr, in der großen Welterſchütterung wurde durch das Leben ſelbſt der gemeine Sinn des gemeinen Weltverſtandes thatſächlich über den Haufen geworfen, und der Kaiſer der Revolution durch eine neue Revolution geſtürzt; aber die Thatſache iſt noch keine Einſicht, und der Sieg des Lebens und der unmittelbaren Erfahrung läßt den höheren Sieg des Geiſtes auf ſeinem eignen Gebiete, dem Gebiet der Erkenntniß, noch übrig. Es ereignet ſich, daß die Menſchen, welche ein Ereigniß herbeiführen, ſelbſt über ſeine ganze Bedeutung im Unklaren bleiben. Augenſcheinlich iſt den Deutſchen dies mit dem Sturz Napoleons und ihrer eignen Befreiung begegnet. Die Gegenſätze der Reaction und der Revolution ſind noch unmittelbar vereinigt in der guten Geſinnung; die trübe Religioſität Schenkendorfs und die freie Körners, der reactionäre Idealismus von Görres und Arndt und der progreſſiſtiſche von Fichte und Luden wird nicht unterſchieden; die Macht des wahrhaft ſcheidenden Princips, der durchgebildeten Philoſophie, iſt noch nicht in Wirkſamkeit getreten.

2. Die Zeit der Wiſſenſchaft, Philoſophie und Kunſt.

1818.

So lange die Freiheit in unbeſtimmter Religioſität und Patriotismus befangen, oder gar romantiſche Herzensſache blieb, konnte ſie weder eine Reinigung des Verſtandes, noch des Staatslebens zu Stande bringen. Die Philoſophie und die Kunſt der Romantiker iſt weit hinter die Freiheit, welche unſere Literatur längſt erreicht hatte, zurückgeſunken, und eine Verfaſſung nach Arndt's und Görres' Wünſchen wäre in der That viel ſchlechter, als der entſchiedenſte Despotismus, der doch ſeine humanen Traditionen und eine ziemlich aufgeklärte Praxis efolgt. Die Romantiker wären wohl Demokraten, aber nur um das Volk in ſeiner unmittelbaren Rohheit und Naturwüchſigkeit, allenfalls, wenn es nach Görres ginge, mit Wundermedaillen und Wallfahrten, nicht das geildete und freie Volk, zum Princip zu machen. Die Rohheiten des romantiſchen Gemüthslebens ſind nach und ach alle zum Vorſchein gekommen, vornehmlich in den Glaubensbekenntniſſen und Theorieen der Hauptfiguren. n der praktiſchen Politik beginnen ſie jetzt erſt zu wirken, zu einer Zeit, wo glücklicher Weiſe ihr wüſtes Traumleben eine ſo überlegene Bildung vorfindet, daß ihr Dolchſtoß auf die Freiheit nur ein Reiz zu raſcherer Lebensentwickelung, kein Todesſtoß ſein wird.

Die unbeſtimmte Religioſität aus der Zeit der Freiheitskriege konnte ſich auf doppelte Weiſe mit einem beſtimmten Inhalt ausfüllen, entweder mit der hiſtoriſchen oder mit der gegenwärtigen Freiheit, und mußte alſo Reaction oder Revolution werden. Nachdem die unverſöhnliche Scheidung der Gegenſätze in Europa eingetreten iſt, giebt es eben um dieſer Unverſöhnlichkeit willen keine beſſeren Namen für die zwei großen Parteien.

Als man eben über Napoleon and ſein Syſtem geſiegt hatte, war noch Alles Ein Herz und Eine Seele: Griechen, Proteſtanten, Katholiken, Revolutionärs und Romantiker, alle von der allgemeinſten Toleranz, von der liebenswürdigſten Gemeinſchaft beſeelt. Der gute alte Mann, der römiſche Papſt, auch ihm hatte Napoleon ſo viel zu Leide gethan, auch ſeine Leiden hatte Schenkendorf beſungen, und die Jeſuiten, wie alt war das Unrecht gegen den berühmten Orden, den jetzt kein Menſch mehr haßte! alle Völker, wie ſie gingen und ſtanden, waren Brüder, alle Franzoſenfeinde Genoſſen, — eine ſeltene Verwiſchung der Gegenſätze! Dieſe Stimmung, die Einheit der damaligen Religioſität, hat ſich am entſchiedenſten ausgedrückt in dem merkwürdigen Bunde der heiligen Allianz. Selbſt der Papſt und ſeine Heiligkeit genirte ſie nicht, ſie ſetzte ihn wieder ein, in den entſchiedenen Gefühl, daß ſeine beſtimmte Heiligkeit gegen ihre unbeſtimmte und allgemeine etwas ſehr Untergeordnetes wäre. Natürlich ſind im Laufe der Zeit die Differenzen herrſchend geworden und iſt die Indifferenz der neben einander ſchlummernden unverträglichen Elemente verſchwunden. Indem dieſer Scheidungsproceß in der europäiſchen Geſchichte ſich fortſetzt und die gebildeten Elemente ſich gegen die rohen und umgekehrt ſammeln, wird der Conflict von Reaction und Revolution immer heftiger. Die Revolution der Bildung gegen die Rohheit iſt unvermeidlich, die Rohheit weicht nur der Gewalt; die Renitenz der Rohheit gegen die Bildung iſt eben ſo unvermeidlich, ſie empfindet die Bildung als eine Gewalt gegem ſich.

Der Widerſtand gegen die Geſchichte hält ſich nicht für ſo roh, als er iſt, er macht vielmehr die Geſchichte ſelbſt zu ſeiner Fahne und nennt ſich die hiſtoriſche Partei im Gegenſatz gegen die philoſophiſche. Die hiſtoriſche Partei nimmt für ſich den ſoliden Boden der Thatſachen und der Wirklichkeit in Anſpruch und nennt dagegen den Inhalt der Philoſophie Hirngeſpinnſte. Freilich iſt auch die Geſchichte, wenn ſie im Geiſt wiederholt wird, ein Hirngeſpinnſt, und ſo gefährlich es iſt, das Ideal der Freiheit in der Vergangenheit zu ſuchen, ſo nützlich hat ſich das erhöhte wiſſenſchaftliche Intereſſe für unſere Vergangenheit bewieſen. Der Patriotismus iſt auf dieſe Weiſe aus dem Volksgefühl in Volkserkenntniß verwandelt worden.

Die deutſche Geſchichte wurde mit Eifer und Vorliebe gelehrt und populär behandelt, das Volksthum wurde ein eigner Gegenſtand der Betrachtung, man kann dies unſagbare Etwas, das ſpecifiſch deutſche vom Menſchlichen unterſchiedene Nationale, eine philoſophiſche Qual der Hiſtoriker nennen; die Sprache endlich, die Grammatik, die Literatur, die Alterthümer wurden mit koloſſalem Fleiß und mit großem Erfolg auf eine ganz neue Stufe der wiſſenſchaftlichen Betrachtung erhoben.

Zum Theil blieben dieſe Forſcher und Gelehrte unbefangene Liebhaber ihrer Gegenſtände; zum Theil, und dies ſind die meiſten, verſtimmt ſie ihr Gegenſtand. Sie ergreifen Partei für die Vergangenheit und gegen unſre Zeit, ſie ſetzen die Geſchichte dem Leben und ihre Kenntniß — der Philoſophie entgegen. Dieſe Studien haben die verſtockteſten Feinde der Freiheit erzeugt, und aus der mittelalterigen Geſinnung ein reactionäres Syſtem gemacht. Indem ſie auf die Vorzeit zurückgehn, ſind ſie aber durchaus nicht einig über den Punkt, wo ſie nun Halt zu machen hätten. Theils verwerfen ſie die Reformation, und möchten mehr als die drei letzten Jahrhunderte ungeſchehn machen; theils wollen ſie bei dem Anfange der Reformation ſtehn bleiben: nur über die Verwerfung der Aufklärung, der Philoſophie, der Revolution und der Staatsformen, die aus ihr entſprungen, ſind ſie einig.

Der gelehrten Reaction ſchließt ſich die unwiſſende

Junker- und Pfaffenclique an; die gelehrte Reaction iſt aber in Einem Punkte eben ſo roh als ſie, in der Philoſophie.

Die Oppoſition mit der Geſchichte gegen die Geſchichte würde man für unmöglich halten, wenn ſie nicht ausgeſprochen wäre; die Kenntniß der Geſchichte kann unmöglich, wenn ſie bei Verſtande iſt, ſich den Conſequenzen der Geſchichte widerſetzen; die Erkenntniß der Geſchichte iſt aber ſogleich ſelbſt Philoſophie und das Princip der Geſchichte, die Entwickelung oder die lebendige Dialektik, auch das Princip der Philoſophie. Die Geſchichte kann alſo wohl von der Philoſophie, die Philoſophie aber nicht von der Geſchichte ſich trennen, d. h. die Geſchichte kann unverſtändig und launiſch aufgefaßt werden, die Philoſophie dagegen iſt allemal mit vollem Bewußtſein in den geſchichtlichen Proceß verflochten.

Wenn Hegel ſagt: „Die Weltgeſchichte iſt der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit“, ſo iſt das doch ohne Zweifel eben ſo ſehr die Philoſophie.

Aber die Auffaſſung der Geſchichte als eines vernünftigen Verlaufs iſt noch nicht alt, die Einheit der hiſtoriſchen Bewegung mit der Folgerung aus beſtimmten Vorausſetzungen, mit Einem Wort die vernünftige Nothwendigkeit in der Geſchichte iſt noch bei weitem nicht zur gehörigen Anerkennung gelangt. Man denkt ſich im Gegentheil überall, die Sache hätte auch wohl anders kommen können; ſo lange man dies aber denkt, ſtudirt man ſchlecht und kommt nicht hinter den wahren Weltzuſtand, aus dem der folgende mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte.

Erſt die Philoſophie Hegels bringt es dahin, die hiſtoriſche Dialektik und ihre vernünftige Bewegung zu begreifen.

Aber die Hegelſche Philoſophie verhält ſich contemplativ. Sie legt nicht genug Gewicht auf die Hinderniſſe im hiſtoriſchen Verlauf, welche die reine Erſcheinung der Vernunft und Freiheit verkümmern.

Es iſt ihr daher begegnet, daß ſie mit jedem Zuſtand, weil er iſt, und mit jedem Reſultat, weil es nothwendig erfolgen mußte, zufrieden war.

Der Weltzuſtand iſt aber Zuſtand der jedesmaligen Vernunft; die Philoſophie hat die Aufgabe, ihn zu modificiren und dadurch Reſultate vorzubereiten, die ſo frei ſind als ſie ſelbſt.

Trotz ihrer univerſellen Freiheit war die Hegelſche Philoſophie mit aller Welt, auch mit der ärgſten Unfreiheit im tiefſten Frieden, weil ſie nie von ihrer contemplativen oder ſpeculativen Höhe herabſtieg und ſich gefliſſentlich nicht unter die Kämpfer miſchte.

Natürlich wurde ſie wider Willen ein Agens in dem gegenwärtigen Proceß; aber erſt als ſie polemiſch, kritiſch, zürnend und enthuſiaſtiſch gegen die Reaction auftrat, wurde ſie das mit Willen, was ihre Beſtimmung mit ſich bringt und wozu bereits vor einem halben Jahrhundert die franzöſiſche Revolution ſie erhoben hatte, — weltbeherrſchende Macht. Dieſe Stellung, welche vor dieſem die Theologie, das phantaſtiſche Denken einnahm, gehört jetzt dem wiſſenſchaftlichen Denken der Philoſophie.

Das wiſſenſchaftliche Denken iſt kalt und abſtract, wenn ſich der Denker den Weltzuſtand nicht unmittelbar zu Herzen nimmt.

Aus dieſer kalten Höhe haben im Verlauf der Zeit eine große Anzahl Schriftſteller, Gelehrte und Künſtler die Philoſophie herabgezogen. Sie nahmen ſich ſowohl die philoſophiſche Freiheit, als auch ihre Durchſetzung in der Welt zu Herzen und bereiteten ſo einen neuen Aufſchwung der Maſſe des Volkes vor.

Indem ſich die Durchbildung der Gedankenwelt mit der Macht des Gemüthes verbindet, entſtehen neue Formen der Kunſt und der Religion. Die Poeſie, welche ie gründliche Freiheit unſerer Zeit ausdrückt, die Form nd der Schwung der Rede, worin das neue Bewuſt-ein klar und durchdringend hervorbricht, die Religioſität, velche die wirkliche Geiſtesfreiheit zur Gemüthsſache er-ebt, wird jetzt wieder, und in viel reinerer Form als ur Zeit der Freiheitskriege und der franzöſiſchen Revo-ution, eine weltbewegende Macht.

Der jetzige Weltzuſtand iſt ein Reſultat großer wiſſen-haftlicher und künſtleriſcher Bildung; ſcheinbar ſinkt die iteratur hinter die große freie Epoche des achtzehnten ahrhunderts, zu der wir auch die größten deutſchen ichter und Schriftſteller rechnen, zurück; aber nur ſchein-ar. Es iſt die Maſſe, welche ſich jenen Heroen nacharbeitet, und wenn jetzt die Poeſie erſt die Göthiſche Freiheit und Form, die Philoſophie die Voltaireſche Univerſalität, ſeine Bildung und ſein Talent, die Zeit zu ergreifen, ſich wieder erobert hat; ſo wird die Bildung und Humanität von einer ungemeinen Ausbreitung und von einer unwiderſtehlichen demokratiſchen Energie getragen ſein, ganz abgeſehen davon, daß die Freiheit in der gegenwärtigen Philoſophie viel tiefer gefaßt, das Leben großartiger geſtaltet und die Wiſſenſchaft unglaublich bereichert iſt.

Die Philoſophie hat bewieſen, daß ſie ihre neue Aufgabe begreift. Sie will nicht wieder zurück in den ewigen Frieden ihrer unverfänglichen und darum abſolut ſicheren Region, aus der ſie nicht zufällig, ſondern mit voller Freiheit herabgeſtiegen. Seitdem ſie ſich in die Welt geworfen, hat die Reaction, um ſie auf den alten Kampfplatz zurückzulocken, vergeblich ſich in die Abſtractionen der Philoſophie emporzuarbeiten verſucht. Selbſt die Traveſtirung der Philoſophie, welche in dieſen Verſuchen liegt, macht die wirklich befreiten Philoſophen nicht irre. Sie kehren nicht in die abſtracte Region zurück. Der Kampf für das Volk iſt ihr Leben, der Anbau dieſes jungfräulichen Bodens ihr Ehrgeiz, und es ſtehn immer neue Individuen auf, die dieſem ernſtlich entbrannten Kampf der Wahrheit mit der ſpröden Welt ſich anſchließen.

Seitdem nun aber der Kampf der Principien ein offener geworden iſt, und die Autorität in Deutſchland überall ſich gegen die ſchonungslos kritiſche Philoſophie, gegen die unbedingte Freiheit der Literatur und Kunſt

rklärt hat, tritt die Frage auf: wird der Staat die
hiloſophie oder Philoſophie und theoretiſcher Geiſt den
Staat beherrſchen?

Die Regierung des Staats iſt nicht im Stande, die
Wiſſenſchaft zu regieren; ſie müßte aufhören zu regieren
nd nur ſtudiren ohne gleichwohl auch im Studium die
Herrſchaft ſicher zu haben, denn der Genius, der hier
egiert, könnte leicht außer ihrem Kreiſe liegen. Die
Hierarchie war der kühne Verſuch, den theoretiſchen Geiſt
 conſtituiren und zu regieren, die Menſchen ſehen und
enken zu laſſen nur was die Prieſter geſehn und gedacht
iſſen wollten. Dieſer Verſuch iſt geſcheitert, ſeine Ab-
urdität iſt aufgedeckt. Der theoretiſche Geiſt, wenn er
berhaupt ſein ſoll, muß unbeherrſcht, völlig zügellos
ein. Jeder Menſch muß ſehn, wiſſen, entdecken, combi-
iren, denken und dichten können ganz ohne alle Rück-
cht auf die Wünſche der Staatsgewalt; und es iſt
urchaus nothwendig, daß auch der Veröffentlichung der
edanken kein Hinderniß entgegengeſetzt werde, aus dem
infachen Grunde, weil die Wahrheit nicht zu fürchten,
ondern zu wünſchen, die Unwahrheit aber nirgends ohn-
ächtiger iſt, als in dem vollen Licht der Oeffentlichkeit.
Das Reich des Wiſſens und Denkens iſt keiner Conſti-
uirung fähig, und die Regierung des Staats, welche
en Gedanken ſeiner Mitglieder mit Gewalt entgegenträte,
ürde an dieſen Gedanken untergehn; denn die Conſti-
uirung und Leitung der Staatsgeſellſchaften geſchieht
berall nach den Gedanken, die in der Maſſe ihrer Mit-

glieder leben. Selbſt der ärgſte Despot iſt ein Geſchöpf der Gedanken ſeiner Diener.

Hat der Despot ein Intereſſe, ſeine Unterworfenen bei den Gedanken der Unterwürfigkeit zu erhalten; ſo hat der Staat kein Intereſſe an beſtimmten Gedanken, ſondern nur überhaupt an der Unterhaltung des Denkens und der geiſtigen Regſamkeit, d. h. an der Freiheit. Jeder Staat hat ſogar das Intereſſe, durch den Fortſchritt des Denkens in ſeinen Formen verändert zu werden, um den neuen Geiſt in neuen Geſtalten deſto angemeſſener zur Wirkſamkeit zu bringen.

Der theoretiſche Proceß iſt übrigens nicht eine Sache der Laune und des Leichtſinns, ſondern eine nothwendige Folge aus den gegebenen Prämiſſen. Nur wer die richtigen Folgerungen zieht, dringt durch. Dabei bilden ſich Probleme, an deren Löſung die Welt unendlich lange arbeitet; ganze Wiſſenſchaften werden ſtationär, wie die Logik des Ariſtoteles; und die Genies, welche von Grund aus aufräumen, gehören durchaus zu den Seltenheiten.

Man hat darum auch in Deutſchland der Theorie geraume Zeit ruhig zugeſehn, ohne ſie zu fürchten. Erſt in unſern Tagen iſt der Bruch des despotiſchen Staats und der pfäffiſchen Religion mit der Philoſophie und der Poeſie eingetreten, weil erſt jetzt der Anſpruch an den Staat gemacht wird, daß er wirklich frei, und an die Religion, daß ſie völlig wahr ſein ſolle, und beides nicht von Einzelnen, ſondern von allen Menſchen, die nur ehrlich an der Bildung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Theil genommen haben. Die Philoſophie konnte dieſen Anſpruch, ſich unmittelbar in der Welt zur Anerkennung zu bringen, nicht machen, ſolange die Maſſen noch von der Theologie, d. h. der abgeſchwächten und inconſequent gewordenen Hierarchie, beherrſcht wurden. Seitdem aber die Theologie die Herrſchaft verloren, kommt es nur noch auf die Empfänglichkeit der Welt oder auf die Bildung der Maſſen an, um jedesmal die Philoſophie reformatoriſch wirken zu laſſen. Die Bewegung der Maſſen im Sinne der Philoſophie und Bildung führt zur Freiheit und Humanität; die Bewegung der Maſſen im Sinne des Pfaffenthums und ſeines Princips, der Rohheit, führt zur Sklaverei und Brutalität.

Worin liegt alſo die Gefährlichkeit der Philoſophie für Despotismus und Pfaffenthum? Darin, daß der ungeheure Schritt der Maſſe von der Brutalität zur Humanität ſchon gemacht iſt und daß es ſich jetzt um nichts mehr handelt, als um die Anerkennung dieſer Weltlage n allen Formen der Geſellſchaft. Die Wahrheit dringt friſch aus den höchſten Regionen ins Volk hinunter und übt Gewalt über die Herzen der Menſchen, die religiöſe und politiſche Gegenwart hat ihren lebendigen Quell der Verjüngung in der freien Wiſſenſchaft und Philoſophie.

Die Einführung der Philoſophie in die Maſſe geſchieht urch Kunſt und Religion.

Die Kunſt iſt die Formirung, die Religion die Concentrirung des Geiſtes. Die Concentrirung macht den neuen Geiſt zur Sache des Herzens und zu einem Gegenſtande der Verwirklichung; die Formirung macht ihn faßlich, anſchaulich, bekannt und anziehend. Die Formirung führt zur Concentrirung, d. h. die Poeſie zur Religion und die Religion zur Realiſirung. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir hier unter Kunſt nicht bloß die Poeſie verſtehn, ſondern alle Darſtellung und das Formtalent überhaupt.

3. Die Zeit der Reform in Staat und Geſellſchaft.

1816.

War ſchon die Religioſität Körners nichts Anderes als Begeiſterung für die Freiheit, ſo ſind jetzt vollends alle Myſterien des Glaubens enthüllt, und das Ideal, wofür in unſerer Zeit die Herzen der Menſchen ſich erheben können, iſt einzig der freie Menſch. Was in der gebildeten Gemüthsbewegung jener Zeit ſchon enthalten war, kommt nun als das einzig mögliche Reſultat aller Vergegenwärtigung des wahren und höchſten Weſens zum Vorſchein.

Für das Ideal des freien Menſchen bewegt ſein und auf ſeine Realiſirung denken, oder, was dasſelbe iſt, der Enthuſiasmus für Bildung und Freiheit und das Bilden und Befreien ſelbſt folgt unmittelbar auseinander.

Wir ſtehn im Begriff, dieſe Erfahrung zu machen. Als mit der Trierer Rockfahrt die Reaction den Verſuch machte, wie weit die Volksmaſſen noch in der Rohheit ſteckten und der pfäffiſchen Beherrſchung durch den Aberglauben zugänglich wären, ging zuerſt Alles nach Wunſch, und die Gratulation der Familie Görres zu dem gelungenen Werk fehlte nicht. Aber die Unverſchämtheit war doch zu arg geweſen. An den Trierer Skandal knüpft ſich der großartige Abfall der Deutſchkatholiken. Sie haben, wie ſie nicht anders konnten, Bildung und Humanität zum Princip gemacht, und die Welt hat die Befriedigung, daß eine andere Maſſe ſich für dieſe Seite, alſo für die Freiheit, erhebt.

Als die Pietiſten in Preußen ans Ruder kamen und ſchon von Rückkehr zu Kirchenzucht und Pfaffengewalt räumten, erhob ſich eine imponirende Maſſe mit Proteſten für Bildung und Freiheit. Die Lichtfreunde wurden ine politiſche Oppoſition.

Beide Bewegungen ſind die Probe davon, daß die heoretiſche Befreiung, die Deutſchland bisher durchgemacht, von der Maſſe des Volks gegen die Attentate der Reaction aufrecht erhalten wird.

Dieſe Probe iſt ein Sieg. Seine nächſten Folgen nd größere Freiheit der geiſtigen und literariſchen Be- egung, deren Bedrückung nur darum möglich war, weil isher die Maſſen ihre Intereſſen von den Intereſſen r geiſtigen Freiheit, der Denk-, Lehr- und Schreibefrei- eit trennten. Die religiöſen Bewegungen haben plötzlich e Brücke geſchlagen.

Sobald dieſer Zuſtand begriffen wird, muß eine neue Conſtituirung des Staats und der Geſellſchaft erfolgen.

Eine Bevölkerung, welche in Maſſe für das Princip der Freiheit Partei ergreift, bringt nothwendig die freien Geſetze, die ſchon exiſtiren, zum Leben und die noch fehlen zur Exiſtenz. Bei Preß-, Denk- und Redefreiheit, die immer energiſcher zum Vorſchein kommt, wird auch der beſchränkteſte Politiker die despotiſche Verfaſſung, die heimlichen Gerichte, die abſolute Willkür, die Rechtloſigkeit der einzelnen Bürger und vornehmlich die Preisgebung der untern Claſſen an jede Noth und Bedrückung nicht aufrecht erhalten wollen.

Es wäre nur möglich, den alten Despotismus zu halten, wenn man die Bildung und das energiſche Intereſſe für die Bildung vertilgen könnte; es wäre ein ſüßer Traum geweſen für die reactionären Verräther unſerer Entwickelung, wenn man dem Trierer Rockſkandal hätte glauben oder gar eine allgemeine Bedeutung beilegen können. Sind ſie jetzt noch nicht aus dem Traume geriſſen, ſetzen ſie die Compreſſion des Volksgeiſtes fort; ſo mögen ſie zuſehn, welche Früchte ſie erndten, ſobald ein ernſthaftes europäiſches Ereigniß die Völker in Maſſe auf die Weltbühne ruft. Aus der unhaltbaren Stellung der altersſchwachen, iſolirten Reaction ſind große Verhältniſſe, wie ſie ſich im Schooße dieſes langen Friedens unverkennbar vorbereiten, nicht zu beherrſchen.

Will man alſo trotz der allgemeinen Bildung und trotz des großen Aufſchwungs aller Geiſter für die Freiheit, die Conſequenzen dieſer Lage, die durchgreifendſten Reformen ehrlich im Sinne des Zeitgeiſtes nicht eintreten laſſen; ſo werden ſie ſich gelegentlich vonſelber einführen.

Unſere Zeit iſt die Zeit der Reformen in Staat und Geſellſchaft, und es iſt die höchſte Zeit, dies einzuſehn, und die Schleuſen des großen Stromes freiwillig zu öffnen.

3. Der literariſche Kampf mit der Reaction.

Vorwort.

1848.

Ich will den Streit mit Leo nicht übergehn, er enthält Wendungen, die durch die ſpätern Ereigniſſe nur noch pikanter geworden ſind; aber ich will eine Menge Rhetorik und müßige Doctrin über Bord werfen und nur das hiſtoriſch als Document und philoſophiſch als Kritik Werthvolle beibehalten.

Man machte damals ein groſes Geſchrei aus der Sache und ſchrieb ganze Bücher voll, ohne daß man gewagt oder gedurft hätte, wie man eigentlich wollte. Die ganze jetzt regierende Reaction war implicirt, es beſtand eine förmliche Verbrüderung, die ächte Fortſetzung der Schenkendorf-Görresſchen Burſchenſchaft, in der Görres ſelbſt eine Hauptrolle ſpielte. Dieſe Verbrüderung zählte außer den bekannten Jeſuiten und Pietiſten in Berlin noch eine Menge Officiere, Beamte und hochgeſtellte Individuen, die damals nur zum Theil direct in die Leitung der Staatsangelegenheiten eingreifen und nicht eben überall ihren Willen durchſetzen konnten. Sie machte aus ihrer Exiſtenz und aus ihren Zwecken kein Geheimniß und gründete ſich in dem „politiſchen Wochenblatt" in Berlin ein eignes Organ. Dieſe Leute wünſchten, daß man ihre hoffnungsvolle Stellung merke und ſich ihnen deswegen zuwende; aber ſie traten nicht hervor, ſchrieben anonym und nahmen die Stellung einer reactionären Oppoſition ein, welche fortdauernd mit der Cenſur und mit den alten aufgeklärten Beamten, vornehmlich mit dem Miniſterium Altenſtein zu kämpfen hatte. Von Zeit zu Zeit ließen ſie daher das Gerücht verbreiten: Altenſtein habe ſich zurückgezogen oder werde ſich zurückziehn, um einem Cultus- und Unterrichtsminiſter von beſſerer Geſinnung Platz zu machen. Die Zeitungen widerlegten ſodann regelmäßig dieſe Lügen, und Altenſtein fühlte ſich eben nicht geſchmeichelt durch die Zumuthungen der Junker und Pfaffen. Als er daher durch die Widerſetzlichkeit des Erzbiſchofs von Cöln eine Gelegenheit fand, das hochverrätheriſche Element der Reaction ins gehörige Licht zu ſetzen, that er einen entſchiedenen Schritt und fing ganz richtig damit an, das „revolutionär-jeſuitiſche Princip“ direct anzugreifen und Preußen feierlich für den Beſchützer der freien Geiſtesbildung zu erklären. Freilich war der Feind ſchon im Lager: Rochow war der Mitunterzeichner dieſes merkwürdigen Manifeſtes, welches allgemeine Freude unter den aufgeklärten Männern in Deutſchland erregte. Im Verlauf der Cölner Wirren zeigte ſich die Unmöglichkeit, dem entſchiedenen und noblen Anfange treu zu bleiben; man hätte zu dem Zwecke mit ſich ſelbſt anfangen und überall die Reactionäre aus den bedeutenden Stellen entfernen müſſen. Dennoch hatte ſchon die Wegführung des Erzbiſchofs und die entſchiedene Wendung des Manifeſtes ihren Nugen. Die Reaction war vorläufig geſprengt, wenigſtens mußte ſie ſich zum Schein trennen, und als vollends Görres mit ſeiner Broſchüre Athanaſius die katholiſchen Maſſen aufzuhetzen ſuchte, verloren die Berliner Adjutanten ihre entſchloſſenen Brüder in München und Wien. Die Münchener gründeten ein eigenes Blatt und ſchrieben gegen — Preußen. Natürlich machte man alle Anſtrengungen, um dem Schreibe- und Leſepublicum zum Trotz das Berliner Organ aufrecht zu erhalten. Aber es fehlte an allem Talent, die Redaction ging betteln um Manuſcript und druckte zuletzt ganze Buchmanuſcripte in ihre langen, durch den Rückzug der Jeſuiten verödeten Spalten.

Hatte ſchon der Cölner Erzbiſchof die Partei compromittirt, ſo war Görres' revolutionäres Auftreten noch viel verdrießlicher. Rochow wünſchte alſo, daß der einzige dem Publicum bekannte Mann von der Ultrapartei, der Profeſſor der Geſchichte Leo in Halle, deſſen Talent man ſehr hoch anſchlug, förmlich gegen Görres aufträte. Leo, ſcheint es, konnte nicht ausweichen; dazu handelte es ſich ja nur darum, Zeit zu gewinnen und unterdeſſen mit halbem Winde zu ſegeln; Leo verſuchte es alſo, und erließ ein Sendſchreiben gegen Görres, was genau genommen ſo viel hieß, als gegen ſich ſelbſt.

Ich hielt es für zweckmäßig, dieſe Pfiffe aufzudecken und die üble Lage der Reaction zu benutzen, um ſie — wenn man ihr den Anhalt an vornehme Perſonen auch nicht nehmen konnte — wenigſtens beim Publicum gründlich zu ſtürzen und dadurch für ſpätere Zeiten dennoch den Sieg der Altenſteinſchen Richtung vorzubereiten.

Die Philiſter, welche natürlich das öffentliche Geheimniß der reactionären Partei kannten und alle die Eſel fürchteten, die in dem Leoſchen Mehlſack getroffen wurden, waren außer ſich vor Schreck. Sie gingen nicht mehr mit mir um, und erklärten ſich in der Zeitung gegen mich, nachdem ſie vorher unter vier Augen und zwiſchen vier Wänden mit mir auf den Untergang aller Obſcuranten und Ariſtokraten die Gläſer geleert.

Altenſtein dagegen blieb ſich treu und ſetzte durch ſo viel er konnte. In einer Unterredung mit mir erklärte er ſich entſchieden für die freie Bewegung; „er habe es nicht geduldet, daß die Denunciationen der Pietiſten berückſichtigt würden, nur wünſchte er, ich möchte die perſönliche Richtung der Polemik, die weiter greife, als es vielleicht gemeint ſei und bei der man allerlei bisher in Preußen Unerhörtes zwiſchen den Zeilen läſe, aufgeben, dagegen die Principien nach wie vor mit voller Freiheit vertreten.“

Dieſe Verhältniſſe erklären die Verfänglichkeit und zugleich die Möglichkeit der damaligen Polemik. Ihre Wirkung iſt bekannt, und was damals Wenigen bekannt war und von dieſen zwiſchen den Zeilen geleſen ward, das haben die folgenden Jahre vollſtändig aufgeklärt. Der Streit iſt jetzt erſt recht entbrannt und die freie Partei, welche damals, nach dem eignen Geſtändniß unſerer Gegner, noch gar nicht exiſtirte, hat ſich raſch gebildet und die ganze Ausdehnung erreicht, die ihr damals in meiner Polemik gegen Leo prophezeiht wurde. Soviel zur Einleitung. Ich laſſe jetzt die Hauptdocumente und was von der Kritik der Doctrin noch Intereſſe hat, folgen:

1. Gegen Heinrich Leo

bei Gelegenheit ſeines Sendſchreibens an Joſeph Görres.

1838.

Die Widerſacher unſerer Freiheit und Aufklärung hatten ſich überall eingeſchlichen und gaben ſich ſchon der Ausſicht hin, dem Geiſte des Jahrhunderts ſein ganzes Leben auszuſaugen, wenn ſie nur erſt in Preußen den Stuhl der Gewalt beſetzt hielten. Dies ging lange gut und wie es ſchien immer auf das Ziel los. Den zweiten Mai 1837 ſchreibt der Caplan Michelis, Vertrauter des Erzbiſchofs Droſte-Viſchering, an den Pfarrer Binterim triumphirend: „den Herren zu Bonn iſt vom Miniſterium verboten, 1) den Namen des Hermes zu nennen; 2) irgend eine ſeiner Schriften, namentlich die philoſophiſche und poſitive Einleitung zu gebrauchen; 3) eine ſeiner Doctrinen vorzutragen; 4) dem Hilger's iſt das Collegium über Dogmatik verboten. Wer nicht unterſchrieb war ſuſpendirt. Alle haben unterſchrieben!“ So waren ſie mit den Hermeſianern fertig und konnten nun auf weitere Operationen denken. Das thaten ſie ſogleich. Michelis ſchreibt ſchon am fünfzehnten Juni 1837 an dieſelbe vertraute Perſon: „Sie glauben gar nicht, ein wie großes Gewicht in Berlin Zeitungsartikel haben. Es wäre ſehr gut, wenn Sie es übernähmen, dem „Katholik“ etwas mehr Nahrung zu geben. Es knüpft ſich nämlich an die Hermeſiſche Frage eine zweite eben ſo wichtige Frage unmittelbar an „über das Verhältniß von Kirche und Staat,“ und da müßte dann beſonders hervorgehoben werden, wie jede Beſchränkung und Hemmung der Kirchenautorität, die Auflöſung des Bandes des Gehorſams gegen Biſchöfe und den Papſt, die Grundfeſten des Staats untergraben muß: das iſt ein argumentum ad hominem.“

Hatte die Widerſetzlichkeit des Erzbiſchofs den Staat ſtutzig gemacht, ſo ſind dieſe zwei Briefe ganz geeignet, die Jeſuiten und Reactionärs zu entlarven. Durch ihre Veröffentlichung und früher ſchon durch den Abfall der katholiſchen Ultras Phillips, Görres und Jarcke vom Berliner Wochenblatt, dem es nunmehr unmöglich geworden war, ganz in ihrem Sinne fortzufahren, ohne bei der offenbaren Auflehnung ſich zu betheiligen, iſt das innere Getriebe dieſer Richtung ans Licht getreten, und der Flugſchrift Athanaſius von Görres war es nur grade noch vergönnt, die Dämmerung der erſten Zeit zu einem Verſuche zu benutzen, wie weit die Unzufriedenheit in den Rheinprovinzen und Weſtphalen wohl gediehen ſei und ob ſie zu einer Volksbewegung und zu weiteren politiſchen Verwicklungen führen könnte.

Eine revolutionäre Kraft trauen wir dem rheiniſch-weſtphäliſchen Katholicismus nicht zu. Leo und Görres ſelbſt werden einen unmittelbaren politiſchen Erfolg ihrer Sache nicht für möglich halten. Wenn nun Leo ſich von Görres losſagen wollte, was konnte er anders thun, als ſich ganz für die Reinigung der freien Seite von den Hierarchiſten und Jeſuiten und ganz gegen das Princip unſerer Gegner erklären? Allein zu dieſer Klarheit bringt er es nicht. Die unangenehme Verwickelung mit jener finſtern Partei ſelbſt, der Mißbrauch, den Görres im Athanaſius von Leo's Ausdrücken macht, indem er das Kreuz predigt gegen den „abſtracten Beamtenſtaat," das „unglückliche und beklagenswürdige Ereigniß der Reformation" und „das grünproteſtantiſche Unweſen und die ganz grünen Proteſtanten, unter denen Leo das Unglück hat zu leben, dieſer indiscrete Gebrauch der gemeinſamen Doctrin und die dadurch herbeigeführte Sprengung der vor Kurzem noch ſo gut geſtellten Partei, die verlornen ſchönen Ausſichten der Pietiſten, die lediglich durch das fatale Cölner Ereigniß verloren gegangen ſind, ſo daß dieſe nicht ſehr muthigen Männer nun für's Erſte, wie Leo ſich ausdrückt, „an den Waſſern Babylons ſitzen und weinen" — alle dieſe Unannehmlichkeiten und was ſonſt noch für welche, die man nicht wiſſen kann, trüben ſeine Seele. Er iſt auf's Aeußerſte unzufrieden und hypochonder. Er beſchreibt uns gleich im Anfange ein Alpdrücken oder ſo was Aehnliches von Traumqual, und fährt dann fort: „Ich weiß die Empfindung, die ſeit den letzten Jahren ſich meiner bemächtigt, ſo oft ich meine Blicke dem dämoniſchen

Wühlen der Gegenwart (!) in Allem, was dem Menſchen das Theuerſte iſt, in Religion, Wiſſenſchaft und Staat zuwende, — ich weiß ſie nicht anders zu beſchreiben, als indem ich ſie dieſen Träumen vergleiche;" ferner: „es wird mir klarer und klarer, daß, wer einmal das Unglück habe (!), durch Studien, Beruf und Umgebung an die Betrachtung ſo untroſtreicher Dinge (!), wie die kirchlich-politiſche Gegenwart, gewieſen zu ſein, und dieſer Weiſung und ihren Folgen nirgends für ſeine Perſon ganz entfliehen zu können, auch die mit dieſer Lage verbundene Marter nicht durch den Verſuch zur Flucht los werde, ſondern dadurch allein, daß er ſich zum Mitredenden, alſo Mithandelnden mache."

Leo wird, ſo ſagt er, durch den Athanaſius aus einem böſen, wüſten Traume geweckt, der ihn in Görres und ſeines Gleichen mit dem Teufel und ſeiner Großmutter zuſammengebracht hatte. Görres hat ihm die Worte aus dem Munde geſtohlen, mit denen er unſere höchſten Güter antaſtet. „Nicht leicht," ſagt Leo, „iſt es möglich, daß die Verwechſelungen und Vermiſchungen des Theuerſten, Innigſtbefreundetſten und anderſeits des Fremdeſten ein böſeſter Traum mir ärger zum Folterwerkzeuge componiren könnte, als es im Athanaſius geſchehen iſt. Gedanken, Anſichten, in denen ich nur brüderliche Geiſter erblicken kann, ſind in die Gewalt geſpenſterhafter Weſen gegeben und mit ihnen wie zu einem Körper verwachſen; ich möchte ſie mir ausſondern, und faſſe den einen an der Bruſt; ſiehe! an beiden Händen hängen ihm die Unholde; ich ſehe, ſie ſind an ihn gewachſen; — wo aber iſt die Haarlinie des Zuſammenwuchſes? Wo ich auch ſchneide, der Unhold behält an ſeiner Hand ein Stück der brüderlichen oder das brüderliche Weſen an der ſeinigen ein Stück der unholdiſchen —“

Allerdings ein widerwärtiges Traumweſen, dieſe ſchwerathmige, dumpfe Befangenheit in der alten Geſpenſterfurcht, dieſes halbe Erwachen und das Widerſtreben der unholdiſchen Traumgeiſter, dem Lichte des Morgens zu weichen! Leo hatte die dringendſte Aufforderung, der Regierung und der freien Wiſſenſchaft die Genugthuung zu gewähren, daß er ihre und unſere Feinde auch zu den ſeinigen zähle, ſich ſelbſt endlich, wie er ſehr richtig ſagt, aus dem Traume zu helfen; — aber dieſes zwiſchen München und Berlin hin und her geriſſene Weſen, dieſe totale Hypochondrie, die mit unſerer ganzen Zeit, mit Staat, Religion und Wiſſenſchaft, mit Gott und aller Welt ſo bitterlich unzufrieden iſt, dieſer gelbſüchtige philoſophiſch-religiöſe Dilettantismus Leo's, der weder den Tag des Geiſtes, noch die Morgenröthe des Gemüthslebens, noch die Sonne des Vaterlandes anders, als durch ſeine Gallenbrille ſieht, — das iſt wahrhaftig nicht die Stimmung und nicht das Bewußtſein, welches die Unverſchämtheit der jeſuitiſchen Kukuksbrut aus dem Neſt der freien Bildung über Bord werfen könnte. Es iſt vortrefflich, daß Leo ſich ſeinem unſeligen Traume zu entreißen ſucht; aber er kommt aus dieſer Verſtimmung gegen den Geiſt, der geltend zu machen war, aus dieſem Rattenkönige brüderlicher Gedanken mit den Gedanken des alten Jeſuiten nicht heraus. Er bleibt der alte Feind des Proteſtantismus, wie er ſich in ſeiner niederländiſchen und neueſten Geſchichte darſtellt, und der alte Feind der Revolution. Görres, Jarcke und Phillips arbeiten nicht mehr mit am Berliner Wochenblatt; aber Leo iſt ihnen darum nicht minder verbrüdert. Er reagirt, wie ſie, 1) gegen Aufklärung, Rationalismus und folglich gegen Friedrichs II. Vermächtniſſe, die in aufgeklärte Geſetze übergegangen ſind; 2) ſie reagiren gegen die hiſtoriſche Berechtigung der franzöſiſchen Revolution, und ebenſo gegen die Geſtaltungen, die daraus entſprungen ſind, alſo gegen Frankreich, den Staat der Revolution, überhaupt aber gegen den modernen Staat, und alſo auch ganz vorzüglich gegen Preußen, welches ſich am rührigſten regenerirt hat; 3) ſie reagiren, was allerdings gründlich iſt, gegen die Quelle aller dieſer Bewegungen und der daraus hervorgegangenen geiſtigen Zuſtände, gegen die Reformation.

Sie ſind praktiſche Partei, ſie denken, an die Regierung zu kommen, und weil ſie nun doch mitten im Staate ſeine Grundlage offen anzufeinden nicht die Macht haben, ſagen ſie im Motto des Berliner Wochenblattes: nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution, d. h. la réaction. Leo operirte früher auf allen Punkten dieſer Reaction und ſucht auch jetzt noch Vernunft in die Deviſe des Berliner Wochenblattes hineinzubringen; und dieſe perfiden Verdächtigungstiraden gegen den Liberalismus, dieſe hündiſche, aber treuloſe Kriecherei einer verkappten Clique, die jetzt zum Glück ihre richtige Stellung eingenommen und ſich in ihrer Feindſchaft gegen den gegenwärtigen Geiſt hinlänglich charakteriſirt hat, dieſe nimmt Leo noch immer in Schutz. Zwar bemerkt er: was man ſo Liberalismus nennt, das Princip der Vernunft und der Ehre des freien Mannes, das Princip der Freiheit als Parteiprincip, das gäbe es eigentlich in Preußen (1838) noch gar nicht. Das iſt wahr. Aber ſobald die contrerevolutionäre Partei die Zügel der Regierung ergriffe, ſobald die reactionäre Partei im Stande wäre, was ſie nie ſein wird, in Preußen ihre Marotten an die Stelle der Vernunft, ihre Willkür an die Stelle der freiſinnigen Geſetze und aufgeklärten Religion zu ſetzen: ſogleich würde auch bei uns „der grünſte Proteſtantismus“ und „der niederträchtigſte Liberalismus“, wie Leo läſterlich ſagt, eine Partei, die Partei des ganzen Landes werden; und eine hochſinnige Partei wäre das, die Partei der Geiſtesfreiheit und der republicaniſchen Geſetzgeber, die das neue Preußen gegründet.

Mit der Praxis der Obſcuranten, beſonders jener namenloſen politiſchen Marktſchreier des Berliner Wochenblattes hat es indeſſen zur Zeit (1838) noch keine Noth; aber mit der Theorie, mit den Gedanken Leo's und der Berliner Clique, welche Brüderſchaft gemacht haben mit den Gedanken von Görres, und welche Leo nicht ohne

Weiteres wegwirft, wie es ihm geziemte, ſondern auch hier wieder vorbringt, mit dieſen Gedanken, welche überhaupt als die oben bezeichnete dreifache Verkennung des gegenwärtigen Geiſtes die Wurzel ſind aller Empörung gegen unſere theuerſten und heiligſten Güter — wie ſie im Athanaſius, in der Phillipps'ſchen Zeitſchrift und im Berliner Wochenblatte die Unverſchämtheit hat, ans Licht zu treten — damit haben wir allerdings zu ſchaffen.

Dieſer gemeinſame Wurm von Görres und von Leo, den namhaften Männern der Reaction, der iſt abzuthun, dem iſt der Kopf zu zertreten. Was Leo gegen ſich ſelbſt von vordem nur halb thut, das iſt ganz zu thun; was er gegen Görres im Sinne der Freiheit und des Proteſtantismus thut, das iſt zu reinigen von den vielen verwitterten und anbrüchigen Schrullen und Marotten, womit es leider durchwachſen iſt. Gedanken ſind zollfrei, und ich trage nicht darauf an, weder daß ſie verboten, noch daß ſie beſtraft werden; aber ich nehme mir die Erlaubniß, dieſelben hier auf der Stelle zu verhören und damit zu verfahren, wie Recht iſt.

Alſo die Reactionäre lehnen ſich auf gegen die Berechtigung des Verſtandes und ſchreien über Aufklärung und Rationalismus. Sie lehnen ſich auf gegen die Reformation, ſowohl in ihrem Principe als in ihrer Ausbildung, und ſchreien gegen Proteſtantismus und Philoſophie. Sie lehnen ſich auf gegen die Berechtigung der neueſten Geſchichte, d. h. gegen die franzöſiſche Revolution und die daraus entſprungenen Staatsbildungen, und ſchreien über Liberalismus und Revolution.

Leo kann ſeine „neuere Geſchichte", gedruckt im Jahr 1838, er kann ſeine „niederländiſche Geſchichte", die ebenfalls noch neu iſt, nicht ungeſchehen machen; er wiederholt daher auch in dieſem Abſagebrief an Görres ſeine reactionären Anſichten nach allen drei Richtungen aufs Beſtimmteſte. Aber der Athanaſius compromittirte die Partei in Preußen. Er ſieht ſich daher genöthigt, Preußen, den Rationalismus und Proteſtantismus, ſo ſehr ihm auch alle drei zuwider ſind, zu vertheidigen. Dieſe Macht der Verhältniſſe über die Reaction, dieſe Macht der Wahrheit über die jeſuitiſchen Lügengeiſter, wollen wir beſtens acceptiren; und ſollte es auch nur ein momentaner Lichtblick ſein, es iſt ein erfreuliches Ereigniß. Ich will daher auch nicht ſagen, daß Leo mir in ſeinem Sendſchreiben vorkommt, wie Reinecke auf der Leiter. Vielleicht bekehrt er ſich wirklich. Vorläufig werden die Anwandlungen der Vernunft reichlich aufgewogen durch die alten bekannten Tollheiten, und das Sendſchreiben iſt immer nur wieder eine Variation des reactionären Thema's, das auch Görres ableiert.

Gleich den Rationalismus, den Liberalismus und die junge Literatur ſoll Görres erſt wieder aus ſeinem Winterſchlafe aufgeſtört haben, und Leo drückt das kräftiglichſt ſo aus:

„Wer hat den Ruf intonirt, auf welchen plötzlich alle altbegrabenen Rationaliſten, alle jungdeutſchen

Miſtfinken, alle Ziegenmelker und Nachtſchwalben der Revolution locke geworden ſind, als bräche nun ihr Feſt an, und als begönne nun der Tag, wo mit dem Papſte in Rom abgethan werden ſollte auch Alles, was in Deutſchland noch glaubt an des Zimmermanns Sohn aus Galiläa. — Wer, frage ich, als Görres in München?“ In dieſem Paſſus der hypochondern Viſion ſind noch alle Antipathieen beiſammen, das Hauptmotiv jedoch „die mit Waſſer begoſſenen Heiden“, wie Leo ſeine Brüder, die Rationaliſten, nennt, welche wieder aufgeſtanden wären gegen die nicht gehörig mit Waſſer begoſſenen „Chriſten“, wie wir wohl die pietiſtiſchen Stänker nennen können.

Mit Görres theilt er den Brudergedanken, das Chriſtenthum wäre Eigenthum ſeiner Partei, und der Streit zwiſchen Pelagius und Auguſtinus ganz in ſeiner dümmſten Form eine Aufgabe unſers Jahrhunderts, oder zur Beruhigung unſerer religiöſen Gegenſätze könne ein neues Symbol dienen. Die Jeſuiten! Nach Leo und Görres ſteht es in der That traurig um uns. Leo „ſitzt“, trotz Tholuck und der übrigen frommen Hallenſer, trauernd in der „grünſtproteſtantiſchen Gegend“; zweimal in dieſer kleinen Broſchüre „ſetzt er ſich an die Waſſer Babylons und weint, wenn er an Zion denkt“. Endlich geht er ins Extrem und ſchreibt: „Ja, ich geſtehe es Ihnen offen, ich ſchäme mich zuweilen, mich einen Proteſtanten nennen zu müſſen, wenn ich ſehe, daß unter dieſem Namen ſo Viele mitgehen, die nicht nur innerlich nicht im Mindeſten berührt werden von dem, was unſere Kirchenpartei gegründet hat, die nicht nur nie etwas in ihrem eigenſten Verſtändniſſe vernommen haben von den Lehren, für die ihre Väter Gut und Blut ließen, und um derentwillen ſie ihren Söhnen den Namen Proteſtanten vererbten, ſondern die ſelbſt diejenigen Fundamente des Chriſtenthums gänzlich aus ihrem Gewiſſen und aus ihrem Leben verloren haben, an welchen Rom treu gehalten hat bis auf dieſen Tag. Das eben iſt der Traumzauber, der mich umgiebt.“ — Ja wohl, der dogmatiſche Traumzauber, das Pfaffenideal! Der wüſte Traum iſt das Dogma von der Gnadenwahl und der Singſang: „ohn' all' unſer Verdienſt und Würdigkeit ſeien wir chriſtliche Sünder für den Himmel beſtimmt wegen des Credo's, die heidniſchen Rationaliſten aber für die Hölle;“ er iſt der Einfall, der Rationalismus habe mit der Reformation und der Entwickelung ihres Princips nichts zu thun; denn das Princip der Reformation ſei ein dogmatiſches, ein kirchlich praktiſches und poſitiv geſetzgeberiſches, d. h. ein pfäffiſches, weiter aber nichts. Das Princip der Reformation iſt die pfaffenfreie Entwickelung des Geiſtes. Aber die Reactionäre haben es anders im Sinn. Sie wollen unſere Prieſter ſein; ſie wollen die Macht üben, zu löſen und zu binden; Hengſtenberg und Conſorten wollen entſcheiden, welcher Profeſſor und welcher Menſch ein Chriſt, welcher ein Heide iſt; ſie haben die Hölle ſchon angelegt, und Hengſtenberg hat den Profeſſor Baur, en Dr. Strauß, die Bettine und viele Andere bereits hineingethan. Die Sache wäre ſchlimm, wenn wir Andern, wegen der viel honneteren Geſellſchaft, nicht am Ende lieber in dieſe Hölle führen, als in den armſeligen Himmel ſolcher Dummköpfe.

Um ſich ſogleich als exquiſiten Chriſten zu qualificiren, ſingt Leo, der grobe Leo, einen ſanften Pſalm. „Herr!“ hebt er gegen Görres an, „wie unbegreiflich ſind deine Gerichte und unerforſchlich deine Wege, daß die nun ſchreien über Gewalt und Verſtockung, die die Meiſter geweſen ſind in dieſen Sünden, daß die nun klagen über umkehrende Tollheit, die die Drachenzähne ſelbſt geſäet haben, aus denen die Umkehr erwachſen iſt! (Er meint die Jeſuiten, die nach ihm die Revolution erfunden haben.) Mein Herz lobſinget Dir und meine Zunge iſt deines Preiſes voll, daß Du deinen Knecht deine Wege ſchauen läßt, und dem Sünder den Anblick gönneſt deiner Majeſtät! Der Herr müſſe hochgelobt ſein, daß er ſeinem Knechte wohlwill, daß er ihn ſeine Wege ſchauen läßt und aufthut den Blick in die Fülle ſeiner Gerechtigkeit!“

Welch eine Komödie! Und nun vollends der folgende Paſſus: „Wie einſt der Herr ſeinen Iſrael nach Aegypten führte, und das Joch der Knechtſchaft unter den Heiden über ihn verhängte, um ihn vor dem Andrang umgebender wilder Völker zu ſchützen (?) und innerhalb des enggeſchloſſenen ägyptiſchen Staatsweſens zum kriegsmächtigen Volke erwachſen zu laſſen, zu ſeiner Zeit aber ihn wunderbar herausführte aus dem harten Dienſte Pharaonis; ſo iſt auch ſichtbarlich die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland darum nicht frei geblieben, daß ſie ſicherer geſtellt würde gegen die Gräuel, welche die wiſſenſchaftliche Politik der Katholiken über ſie ausgegoſſen; denn — ſo paradox das manchem Unkundigen klingen mag — wo wurzelt das ganze rationaliſtiſche Verhalten zu den heiligen Schriften? von wo iſt die Sämerei all des Unkrauts abzuleiten, welches Sie (Görres) ſo ſchön und zweckmäßig als Theilnehmer des künftigen Nationalconciles verhöhnen, aller jener Leute, die Zeugniß beibringen können, daß ſie wenigſtens ein Capitel der Bibel kritiſch vernichtet haben? — von wo iſt die Sämerei dieſes Bocksdornwuſtes ausgegangen, als von der katholiſchen Seite? auf welcher zuerſt in teufliſcher Schadenfreude, weil die Vertreter proteſtantiſcher Richtungen immer und immer wieder ſich auf die heiligen Schriften beriefen und dieſe über alles Andere ſtellten, einige Männer den Gedanken faßten, dieſen ewigen Grund der Lehre zu unterminiren, und mit ihm ſelbſt auch die Gegner in die Luft zu ſprengen. Es ſcheint, verehrter Herr, daß Sie, deſſen Gelehrſamkeit in der That die entfernteſten und verborgenſten Räume oft mit glänzendem Erfolge durchforſcht hat, noch nicht darauf gekommen ſind, oder wieder vergeſſen haben, daß der Dominicaner (?) Richard Simon (pour montrer que les protestans n'avaient aucun principe assuré de leur religion, en rejettant la tradition de l'église) der Stammvater

aller unſerer rationaliſtiſchen Bibelforſchung
und was wäre aus unſerer Kirche geworden, wäre
frei geweſen, hätte ſie von den Satzungen ihrer Geiſt-
hen allein abgehangen, als faſt alle ihre Leviten den
ſſenſchaftlichen Söhnen und Enkeln dieſes cananäi-
ſchen Zauberers nachhurten, den Moab ins
ager geſandt. Davor hat uns der Herr behüten
ollen, daß die Leviten nicht konnten, wie ſie wollten im
genblick; — und auch dieſer Kampf wird ausgekämpft
rden, und zu einem Reſultate führen, nach deſſen Er-
gung es gleichgültig iſt, ob noch zwei oder drei
ſe Mäuler ſich rühren*) und ſagen: hier hat die
lige Schrift einen faulen Fleck und dort wieder einen
ſo gleichgültig wird das ſein, wie es jetzt iſt, wenn
mand das Leben mechaniſch erklärt und Gottes Geiſt
gnet; denn einen Solchen lacht man aus, daß er ſeine
e Weisheit hundert Jahre zu ſpät auskramt; — iſt
mal dem Schlangengezücht der Kopf zer-
ten, das Ihr zur Verführung unſeres Volkes
sgeſandt habt, und von deſſen Gift Ihr ſelbſt am
ſten leidet, dann wird auch der Pharao nicht mehr fern
, der nichts weiß von Joſeph, und Moſis ſtarke
nd wird aufwachen unter uns, und unſere Kirche
ückführen in das freie Land, was uns gehört wie
h, oder vielmehr mit beſſerem Rechte als Euch, und
Ihr jetzt frohlocket in Eurer Freiheit, und gemiſchtem
nſte nachgeht, wie Samaria's Kinder, während

---

*) etzt (1846) verſteht man dieſe Prophezeihung hoffentlich allgemein.

wir an den Waſſern Babylons ſitzen, und weinen, wenn wir an Zion denken." Welch ein geſchmackloſes Bibliſiren und Pſalmodiren! Wie unwahr der Inhalt, wie zotig und gemein die Form!

Von der heftigſten Oppoſition gegen den Rationalismus, den er als Bocksdornwuſt, Gift, Heidenthum verflucht und verfolgt hat, reinigt Leo, gezwungen durch den Kampf gegen Görres und das katholiſche Princip, im Verlaufe dieſes Sendſchreibens ſeine Gedanken bis zum Ausdrucke des rationaliſtiſchen Princips ſelbſt und erklärt dies für das ſeinige. Welch eine Schwäche des Verſtandes!

Dieſelbe Bewandtniß hat es nun zweitens mit der Reformation. Seine ſchwere Verſündigung an dieſem Quell der Freiheit wird hier ebenfalls an ihm heimgeſucht. Die beiden Sünden, die er hier begeht, ſind 1) die dogmatiſche Faſſung der Reformation, 2) die Sehnſucht nach Zucht und Bann, die unſerm gegenwärtigen kirchlichen Leben abgehen.

Die verkehrte Auffaſſung der Reformation zieht ſich durch den größten Theil des Sendſchreibens hindurch und hat darin ihre Wurzel, daß für ihn nicht die Selbſterkenntniß des Geiſtes die **Eine** („ewige") Wahrheit iſt, ſondern daß ihm die verſchiedenen Placita, Dogmen, durch Stimmenmehrheit feſtgeſtellte religiöſe Vorſtellungen, oder, wie in unſerer Confeſſion, das Bekenntniß der Uebereinſtimmung mit ſolchen Satzungen der Vorzeit, daß ihm dieſe rohe Geſtalt des Geiſtes **mehrere** „ewige Wahrheiten"

darſtellt, dergeſtalt daß eine Meinung, eine Vorſtellung,
man weiß nicht durch wen, zur „ewigen Wahrheit“ neben
„andern ewigen Wahrheiten“ werden kann — man weiß
ei uns nicht durch wen, weil wir keine allgemeinen
oncilien zur Beſchlußnahme veranſtalten können*) und
eo doch wohl auf ſeine Privatmeinung nicht die Ent-
cheidung wird ankommen laſſen wollen. Der Wahrheit
ann nicht ſchreiender Gewalt angethan werden, als wenn
e in Form eines Concilienbeſchluſſes auftritt; aber für
eute von Leos Confuſion giebt es keinen andern Halt,
ls den der Autorität und der Satzung, das heißt des
ogma's. Irgend eine Satzung, ſie mag das Höchſte
er das Aeußerlichſte betreffen, in der Form der
atzung zum Princip machen, heißt die Knechtſchaft
ber auf den Thron der Wahrheit ſetzen. Die Wahr-
it kann nicht decretirt, ſie muß bewieſen werden, und
r ſie nicht verſteht, dem iſt nicht zu helfen. In dieſem
ll iſt Leo. Seine Anſicht hat nur noch ein patholo-
ches Intereſſe. Er vereinigt ſich brüderlich mit Görres
r die Schätze der Kirche.

„Fürs Erſte iſt zu bemerken, ſagt er, daß wir mit
ch das apoſtoliſche Symbolum annehmen und inwie-
n die Erläuterung, welche der catechismus romanus
em Symbolum giebt, wenn ſie auch in Beziehung
die Kirche, auf die Vergebung der Sünden und auf

Auch das Concilium hat ſich im Jahre des Heils 1846 gefun-
den; und die Pietiſten „an den Waſſerbächen Babylons“ können
jetzt lachen. Wir erinnern ſie nur an das Sprichwort: „Wer
zuletzt lacht, lacht am beſten.“

Anderes Sätze enthält, die im entſchiedenſten Widerſpruche mit unſerer Lehre ſtehen, doch nichts aufſtellt, was die Grundfeſten des chriſtlichen Glaubens umſtößt, fühlen wir (die Pietiſten) uns Euch, die Ihr auch Chriſten ſeid, verbundener als denen, welche ſich zwar auch Proteſtanten zu nennen herausnehmen, aber, indem ſie durch ihre Erläuterung des Symbolums gegen das Chriſtenthum proteſtiren, im Grunde gegen die Grundfeſten des Proteſtantismus ſelbſt proteſtiren, und nicht mehr für Chriſten, ſondern für mit Waſſer begoſſene Heiden zu achten ſind. Auch das Nicäniſche und Athanaſianiſche Symbolum theilen wir mit Eurer Kirche, und es würde uns bei dieſer Stellung übel anſtehen, Euch nicht in dem Beſitze eines gewiſſen Reichthums ewiger Wahrheiten anzuerkennen."

Ihm liegen die Ewigkeiten, wie Kieſel im Wege, auf den Reiſen zu den Pfaffenverſammlungen ſammelt er ſie ein. Die Theorie, die nicht durch Decrete beherrſcht wird, ſcheint ihm ein Unweſen zu ſein. Die Wiederherſtellung der dogmatiſchen Form der Geiſtesbewegung iſt die Wurzel ſeiner unverſtändigen Oppoſition gegen den Verſtand und gegen die Bewegung der ſich ſelbſt beſtimmenden Einſicht.

Um dieſem dogmatiſchen Mißbrauche noch näher zu kommen, führe ich Leo's neuere Geſchichte S. 135 an: „Das ganze äußerliche Reſultat der Reformationsbewegungen war nur die Ausbildung einer ärmeren, ſchwächeren Kirche und die Vervollſtändigung der Territorialherrſchaft deutſcher Fürſten. Wäre nicht

äußerlich ärmere Kirche zugleich eine Bewahrerin
hrhaft evangeliſcher, von der römiſchen Kirche verdun-
ler oder gar geläugneter Wahrheiten (da haben wir
der den dogmatiſchen Pluralis) und in ſofern aller-
gs ein unendlicher Fortſchritt und ein Erſatz geweſen
Alles, was durch Trennung von der alten Kirche
errliches verloren ging (dieſe Herrlichkeit ergiebt
nachher als die Einheit des Pfaffenregimentes, die
ſſe und der Bann): ſo würde man nur mit
fer Betrübniß auf die deutſche Refor-
tion zurückblicken können.“

Die Wahrheiten, die uns in dieſer Betrübniß
ten ſollen, werden a. a. O. S. 192 näher ſo be-
ieben: „Die deutſche Reformation hatte auf das euro-
che Völkerleben den ausgebreitetſten Einfluß; und wie
les auch von der Art in ihrem Geleite ging, daß
es nur mit Betrübniß betrachten können,
ſie doch Ein Reſultat geboten, welches allein hin-
t, ſie nach allen Seiten zu rechtfertigen, das iſt die
rückweiſung der Kirche von den todten Wer-
auf den lebendigen Glauben; die Zurück-
ſung des ſittlichen Menſchen an die Gnade
tes; die Verdammung der Werkheiligkeit
die Hervorhebung der ewigen Grundlehren
Chriſtenthums von der Sünde und von der
ſung.“

„Wie oft es auch ſeitdem von der katholiſchen Kirche,
Arminianern, von Deiſten, von Rationaliſten u. ſ. w.
cht worden iſt, den Semipelagianismus oder gar

den Pelagianismus zur Herrſchaft zu führen, aus der Weltgeſchichte ſelbſt wird man das Jahrhundert nicht vertilgen können, wo die höchſten und chriſtlich freieſten Männer gegen dieſe Richtungen gekämpft haben, wo die Pauliniſch-Auguſtiniſchen Auffaſſungen der chriſtlichen Dogmen recht eigentlich der Herd waren, auf welchem alle Geiſter brannten; und ſo lange das ſechszehnte Jahrhundert mit ſeinen Werken im Andenken der Menſchen bleiben wird, wird es gleich den Pauliniſchen Briefen die, welche es näher kennen lernen und welche chriſtlichen Sinn genug in ſich bewahrt haben, immer wieder den Krallen des Pelagianismus entreißen, und neue Kirchen und Gemeinden auf dem unvergänglichen Boden ſtiften, der damals erobert ward."

Nicht der kirchlich feſtgeſtellte Glaubensſatz, nicht das Gefangengeben des Menſchen an die Gnade Gottes, nicht die Auguſtiniſche Faſſung des Chriſtenthums iſt der Kern der Reformationsbewegung, ſondern die That des theoretiſchen Geiſtes, ſich frei von aller Verfaſſung und Beherrſchung auf ſich ſelbſt zu ſtellen, ſo daß jeder ſich ſelbſt ſein Verhältniß zur Wahrheit giebt, das Recht und die Macht des eigenen Gewiſſens und Wiſſens — das liegt deutlich genug in der großjährigen Abſchüttelung aller Hierarchie. Dieſe That der Befreiung des theoretiſchen Geiſtes, den die Hierarchie zu ihrer Zeit beherrſchte, iſt der Kern der Reformation. Leo hätte daher ſtatt der dogmatiſchen Faſſung „der Rechtfertigung durch den lebendigen Glauben,“ *das Princip des lebendigen Glaubens* ſelbſt nennen ſollen, welches nichts anders iſt als *die Freiheit des Geiſtes in ſeinem Wiſſen und Gewiſſen*, und ſogleich wäre weder des Auguſtinus noch des Paulus Autorität, ſondern nur der Geiſt, welcher alle Autorität kritiſirt, und auf dieſe Weiſe das Princip des wahren Rationalismus herausgekommen. Das liegt in der Reformation, daß es von nun an ſchlechterdings keine andere Autorität als die Autorität des eignen Geiſtes giebt, und keine andere Beglaubigung als die ſeines eigenen Zeugniſſes.

Leo's Sehnſucht nach Buße und Bann, die unſerer Kirche abgehen, iſt ebenfalls eine Folge des Mißverſtändniſſes der Reformation und der Gegenwart. Aus dieſer Conſequenz, *die völlig katholiſch*, ſogar im Ausdrucke katholiſch iſt, ſieht man nun erſt recht deutlich, wie ſchief die ganze neuere Geſchichte von Leo angeſehen wird.

Nachdem der Pietismus und ſeine Conventikel als das Einzige, „was von dem Geſchmeide der chriſtlichen Kirche noch übrig ſei,“ geprieſen werden, geht die katholiſche Hypochondrie, dieſe Brüderſchaft mit dem alten Görres, alſo vorwärts: „die Heiden ſind einſichtiger geweſen, als wir in unſeren Gemeinden ſind. Denn von Einzelnen iſt nirgends hier die Rede; wer prieſe ſie nicht, wie viel ihrer ſind. *Prieſter und Laien*, (hört! hört!) und es ſind ihrer noch viele, die es verdienen, die einer neuen Belebung der Kirche entgegenharren; aber was iſt das Chriſtenthum ohne Gemeinde, und was die Gemeinde ohne Zucht, und was die Zucht ohne Buße und Bann? Es iſt nicht genug, daß der Einzelne auf ſeine Gefahr unwürdig zum Tiſche des Herrn tritt; das Gemeindegefühl iſt ſchon zertreten und mit Galle und Eſſig getränkt, wo die Gemeindeglieder ihren Hirten der Macht beraubt ſehen, die Lücke mit ſeinem ſtrafenden Worte zu beherrſchen, die zwiſchen dem ahndenden Geſetze und dem unſträflichen Wandel liegt, und in welcher die ſtehen, welche in Sünden wandeln, ohne dem bürgerlichen Geſetze zu verfallen, oder die, welche dem Geſetze verfallen, aber nur äußerlich ſich der Strafe unterordnen und keine Beſſerung und Buße zeigen.“ Sodann heißt es, die katholiſche Kirche hätte dies voraus, uns wäre nur das Polizeiliche von der Gemeinde übrig und der Paſſus ſchließt mit den Worten: „Doch was red’ ich von deutſch-proteſtantiſcher Kirche! Wo keine Gemeinde iſt, da iſt auch keine Kirche, ſondern nur noch ein Getrümmer derſelben in den Titeln und in den vom Anſtande übrig gelaſſenen Functionen ihrer Beamteten. Iſt aber eine Gemeinde auch ſchon da, wo man zuſammengehört, weil man in einem Stadtviertel wohnt, in welchem die Geborenen und Geſtorbenen in dieſelbe polizeiliche Kirchenrolle eingetragen werden? Geht es nicht Hunderttauſenden von Proteſtanten ſo wie mir, daß ihnen die Gemeinde, mit Ausnahme des polizeilichen Zubehörs, alſo des leeren Namens, abhanden gekommen iſt? — Doch meine Seele ſei ſtille zu Gott! Noch ſitzen wir an den Waſſern Babylons und weinen, wenn wir an Zion denken!“

Wir wiſſen nun alſo, wie das Zion ausſieht, um welches Leo und die Stillen im Lande weinen: es iſt „die gräuliche Zucht,“ es iſt die entehrende Kirchenbuße, es iſt der tyranniſche Bann, es iſt die Tyrannei der Prieſter über die Laien, es iſt die Tyrannei über die Gewiſſen der Menſchen, es iſt die Marterkammer der Inquiſition! Und dieſe ſtillen, furchtbaren Fanatiker denken in den Angelegenheiten des Proteſtantismus die Zügel zu ergreifen!

Der kitzlichſte Punkt, den wir hier zu beſprechen haben, iſt der politiſche, denn hier hat die Reaction durch Verdächtigung, durch ihr Geſchrei gegen Liberalismus und Revolution und gegen die Erſchütterungen von 1830, die ſich von der zweiten franzöſiſchen Revolution aus über Europa verbreiteten, den unbefangenen Blick ſehr verdüſtert und ſich bis jetzt noch nicht genug compromittirt, um eben ſo erſchüttert zu ſein, wie im Religiöſen, obgleich durch die Briefe des Caplans Michelis die Praktiken mit dem Revoluzionsgeſchrei doch etwas außer Cours geſetzt ſein möchten. Zunächſt geht uns aber hier die Sache nur dem Begriffe nach an. Wir ſetzen uns alſo nur gegen den Unſinn, welcher die franzöſiſche Revolution beklagt und anklagt. Sie iſt das Schreckensgericht, das ſich ſelbſt richtet, ſie iſt der Geiſt, der ſich auch dort mit ſich ſelbſt verſöhnt. Es iſt nicht zu predigen gegen des Satans Tücke und gegen die Bluthunde der Revolution, ſondern zu begreifen iſt der ganze Verlauf. Nichts iſt lächerlicher, als Leo's Aufſtellung, die Jeſuiten hätten das Princip der Revolution erfunden, ſie hätten den Samen der Umkehr geſät, indem ſie, um die Pfaffenſouveränität zu erlangen, zuerſt die Volksſouveränität proclamirt. Nicht die böſen Theorieen, ſondern die Noth der Verhältniſſe, nicht das Belieben von Dieſem oder Jenem, ſondern die herbe Nothwendigkeit großer Conflicte der Intereſſen und der Gedanken haben die franzöſiſche Revolution und alle Revolutionen gemacht. Erſt muß eine allgemeine Verunreinigung, eine große Schuld über Volk und Regierung gekommen ſein, bevor ſolch eine Blutwäſche nothwendig wird; erſt müßte z. B. eine ſolche bodenloſe religiöſe und politiſche Tyrannei, wie ſie in den willkürlichen und ſinnverwirrenden Gedanken unſerer Reactionäre liegt, unſer ganzes freies Leben und Wiſſen mit ihrem vergifteten Rachen verſchlingen, erſt uns alle, die wir gerade den Kopf zwiſchen den Schultern und das Herz auf der rechten Stelle haben, zu Boden ſchlagen, erſt dieſe Gerechtigkeit und dieſe Geiſtesfreiheit brechen, die wir genießen, erſt Zucht und Bann der Prieſter, erſt den Uebermuth des rohen Adels über uns hereinführen, ehe der deutſche Geiſt in die Noth der Franzoſen käme, die ſie zur Revolution trieb.

Um die Revolution zu verhüten, verſuchen wir es, die Reaction zu ſtürzen und die *freiwillige* Entwickelung zur Freiheit und Vernunft in allen Sphären aufrecht zu erhalten. Es iſt aber nicht zu hoffen, daß wir den Unverſtand der eigenſinnigen Richtung, mit der wir hier zu thun haben, in Verſtand verwandeln können.

Am Schluß ſeines Sendſchreibens ſetzt Leo dem Unverſtande die Krone auf und warnt vor der Philoſophie. Er ſagt: „Noch iſt es nicht bis zu dem Punkte gekommen, wo die liberal-revolutionäre Gattung von Leuten in Preußen als irgend eine wirkliche Partei angeſehen werden könnte, und es iſt weit eher zu fürchten, daß ſich in nicht langer Zeit in Form einer philoſophiſchen Schule, in deren Terminologie die derzeitige Studioſengeneration auf einer Anzahl der bedeutendſten Univerſitäten, ja! ſchon die Gymnaſiaſten faſt überall einexercirt werden, wirklich eine neue Partei mächtig etabliren dürfte — denn die Terminologie geht nicht, ohne die Begriffe auf Tauſende über, und die eigenthümliche Scheidung und Verbindang der Begriffe in den Köpfen iſt allein ſchon hinreichend, eine neue Denkweiſe zu ſchaffen, die ſofort als Macht im Leben auftritt, wo ſie in dem gleichgebildeten Ausdrucke der gebildeten Stände oder auch nur der größeren Maſſe in denſelben eine Stütze findet.“

Für wen iſt dieſe Verbreitung der Hegelſchen Philoſophie zu fürchten? Doch wohl nicht für den preußiſchen Staat, unter deſſen Autorität und Cenſur Hegel's ſämmtliche Werke und Vorleſungen ausgegangen ſind? Und wie kommt die Hegelſche Philoſophie unmittelbar hinter die lange verdächtigten, jetzt aber losgeſprochenen Liberal-Revolutionären? Will Leo die Philoſophen damit verdächtigen und denunciren? Aber wiederum bei wem? doch wohl nicht bei dem Miniſterium des Unterrichtes, welches die genaueſte Kenntniß nicht nur der „Terminologie," ſondern auch der Begriffe dieſer Philoſophie hat? Alſo wohl nur bei der reactionären Partei, alſo wohl nur bei ſich ſelbſt vornehmlich und für ſich und für ſie will er die Philoſophie als gefährlich anklagen. Die Mühe hätte er ſich ſparen können. Mit der Unvernunft kein Friede, alſo auch mit Euch und Eurer Partei nicht! Euch muß die Philoſophie nicht bloß verdächtig, Euch nicht bloß gefährlich erſcheinen — geht nur gerade heraus — mörderiſch, verderblich, als Eure abſolute Macht, vor der Ihr zittert und zagt mit dem Gefühle Eurer Ohnmacht und Vernichtung, — ſo kommt ſie Euch vor. Ich weiß es nicht, was Ihr als praktiſche Partei durchzuſetzen für Hoffnungen habt; ob Ihr z. B. irgend einmal im Stande ſein werdet, die Philoſophen wie einſt den halliſchen Wolf aus Preußen vertreiben zu laſſen, ob Ihr im Stande ſein werdet, Hegel's Werke und die Schriften der Hegelianer in den Index Prohibitorum zu bringen, das wird die Zeit lehren; daß Ihr aber die Wahrheit und das Licht, welches die großartige Geiſtesbewegung ſeit der Reformation durch Philoſophie und Literatur erzeugt hat, nicht auslöſchen könnt, wie eine Oellampe, daß der Athem aller Pietiſten, aller Ariſtokraten und aller ſonſtigen Anhängſel Eurer Partei dazu nicht auslangt, das fühlt Ihr ſelbſt in Eurer Ohnmacht beſſer, als eine Verſicherung von mir es Euch beibringen könnte. Krieg habt Ihr erklärt, da habt Ihr ihn; laßt ſehen, wer den Sieg gewinnt!

Wirkung des Angriffs.

1838.

Die Politik eines Schriftſtellers, keine Politik zu haben und die aufgehende Sonne der Reaction rückſichtslos, ja mit Verachtung zu behandeln, verdutzte die Coterie einigermaßen; indeſſen blieben ſie noch einige Zeit bei ihrer gewöhnlichen Philoſophie und erklärten, man dürfe dieſen Menſchen nicht befördern.

Leo machte ſich weniger Illuſionen, erklärte daher,
r habe nicht die ächten Hegelianer angegriffen, ſondern
„dieſes Unkräutricht der junghegelſchen Rotte;“ namentlich
Hegel ſelbſt und den Herrn von Henning — mit wel-
hem Scharfblick! — nahm er aus. Er ſchäumte, ſpie
us, und ſchlug mit einer Fluth von Schimpfworten um
ch, ja, er trommelte ſogar alle möglichen Univerſitäts-
erücken der Stadt Halle zuſammen, die ſich für ihn
klären mußten. Alles umſonſt! es war ein unglück-
ches Jahr, die Diſteln waren nicht gerathen, und die
rmen Thiere ſchrieen umſonſt nach dem gewohnten Futter
r Gemeinheit, einer Unterdrückungsmaßregel gegen die
hiloſophie. Seit jener Zeit habe ich die Verachtung
greifen gelernt, mit welcher die Gelehrten und nament-
h die Univerſitätsprofeſſoren von den Verwaltungsbe-
rden behandelt wurden. Dieſe Menſchen — mit weni-
n allbekannten Ausnahmen — haben alles Gedächtniß
für verloren, daß die Gelehrten das Salz der Erde
n ſollen, wie Fichte ihre Beſtimmung ausdrückt, ſie

kennen nur noch „den Sohn des Himmels und der Erde, den Dreck, in dem ſie waten," als ihre Beſtimmung.

Die Polemik gegen das „politiſche Wochenblatt," die einen rückſichtsloſen Zorn athmet, hat ſchon als Document der damaligen Preſſe einen Anſpruch auf die Wiederholung. Es verſteht ſich, daß auch hier das locale und nur temporäre, das legitime Preußenthum, wegfallen und nur das ideale beibehalten werden muß, weil es ſich ſehr bald gezeigt hat, daß Preußen nur in Worten, nicht in der That auf die Seite der Freiheit getreten war, und darum auch ganz mit Recht in der Cölner Streitigkeit überall den Kürzern zog. Aber ſeine Beſtimmung und ſeine Wahrheit bleibt dennoch, alles gegenwärtigen Abfalls zum Trotz, die Freiheit. Darum iſt die Polemik aus dem Begriff und der Beſtimmung Preußens, d. h. aus dem idealen Preußenthum gegen das reale, die Reaction und den Jeſuitismus, immer noch an ihrer Stelle. Natürlich mußte das politiſche Wochenblatt eingehn, ſobald ſeine Principien zu Regierungsmaximen wurden: denn ſeitdem muß die Partei eher wünſchen, man wiſſe nichts von ihren letzten Zwecken, als daß ſie zum Aerger aller freien Männer fortdauernd in die Welt geſchrieen werden; ſie kann ſich nur mit der Hoffnung ſchmeicheln, heimlich durch die bekannten politiſchen Mittel die Quellen der Bildung und Freiheit zuzutreten; ſie kann nicht erwarten, durch eine Berufung auf die öffentliche Meinung zu ſiegen. Jedes Wort was die Partei geſprochen hat, ſofern es nicht

vergeſſen und verachtet worden iſt, war ein Fehler; ſie
hätte ſchweigen und ſchweigend conſpiriren ſollen. Sie
iſt bei ihrer voreiligen Publicität ergriffen und in ihrer
ganzen Blöße und Gemeinſchädlichkeit hingeſtellt worden.
Aber wenn ſie jetzt ein Intereſſe hat zu ſchweigen, ja
wenn ſie wünſchen müßte, immer geſchwiegen zu haben,
o wollen wir reden und die theoretiſche Tragödie noch
inmal aufführen. Sie wird dann um ſo weniger ihren
Zweck erreichen, und wenn ſie den Zweck, eine Revo-
ution zu machen, erreichen ſollte, ſo wird die Revolution
icht ihrem Zwecke dienen, ſondern nur die Freiheit
wiederherſtellen und neu begründen.

2. Gegen das Berliner politiſche Wochenblatt.

Man hätte denken ſollen, nachdem die Taktik der
eſuiten durch die Briefe des erzbiſchöflichen Kaplans
errathen und nachdem dieſer Verrath durch die Staats-
eitung zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden, alſo
achdem nun die Regierung erklärt hat, daß ſie die Tak-
k, ſie mit dem Geſpenſt einer bevorſtehenden Revolution
ſchrecken und in reactionäre Parteizwecke hineinzu-
ngſtigen, kenne und als perfid kenne, — man hätte
nken ſollen, nachdem hiermit die Taktik des Berliner
ochenblattes „actenmäßig ermittelt“ worden iſt, daß dieſe
ſuitenableger nun nicht mehr die Stirn haben würden,
it demſelben verrückten und treuloſen Feuergeſchrei noch
nmal hervorzutreten. Man hätte ferner denken ſollen,

das ganze bedenloſe Inſtitut wäre am Ende, als ſeine geiſtreichſten Mitarbeiter, die Katholiken, Görres, Jarcke, Phillips es verließen, J. Görres in offene Fehde mit dem Staate trat und Leo den J. Görres für einen Revolutionär erklärte, als es offenkundig und bewieſen wurde, daß dieſer neueſte preußiſche Revolutionär aus den Reihen derſelben Menſchen hervorging, die nun ſchon ſeit Jahren unter der Firma, gegen die Revolution zu operiren, uns eine prophezeihen. Ihr hattet gut prophezeihen, wenn ihr ſo dicht am Herde der tiefſten Unzufriedenheit ſaßet, daß euer Freund und Genoſſe Joſeph Görres „den abſtracten Beamtenſtaat" haßte wie die Nacht, die Quellen der Jeſuiten kannte und dabei an das Ziel ſeiner Wünſche, die Zerſtörung des proteſtantiſchen und philoſophiſchen Preußens dachte. Was ihr jetzt für mächtige Unzufriedene unter euch habt, das weiß ich nicht, sine nomine vulgus; aber ſo viel weiß ich, daß ſie eben ſo wenig wie euer Freund Görres eure große Lüge (?) einer bevorſtehenden Revolution wahr machen werden. Eine Revolution gegen Preußen, denn eine beſtimmte gegen was Beſtimmtes müßt ihr doch meinen, wäre zugleich die Vernichtung des Proteſtantismus und der freien Wiſſenſchaft, der wirklichen geiſtigen Lebendigkeit, d. h. eine Vernichtung des wahren freien Geiſtes. Eine ſolche Revolution beabſichtigten allerdings wohl die Jeſuiten, die Freunde und Genoſſen des politiſchen Wochenblattes, und man begreift, weßwegen; aber das politiſche Wochenblatt will die freie Bewegung ſelbſt, wie ſie ſich gegenwärtig in den Halliſchen Jahrbüchern darzuſtellen ſucht, als die Mutter einer bevorſtehenden Revolution ſchildern. Mit dieſem Unternehmen kommt ihr zu ſpät, denn die Revolution, daß ihr keine machen könnt, daß die freiſinnigen Geſetze, die freie Wiſſenſchaft und die freie Discuſſion nicht abgeſchafft werden (!!), daß ihr ſelbſt aber in die Verachtung geſunken ſeid, welche ihr verdient, die iſt ſchon gemacht, ſie iſt aber nicht gegen, ſondern für Preußen. Die Proclamation der drei Miniſter bei Gelegenheit der Cölner Wegführung iſt die Habeascorpusacte des preußiſchen Geiſtes, gegen die ihr euch vergebens erboſt.

Ihr hättet eure Revolution fertig, wenn die Welt von der Stupidität des politiſchen Wochenblattes allein leben, wenn ihr die ganze Wiſſenſchaft, die mit euch nichts zu ſchaffen hat, durch eure Umtriebe erſetzen könntet. Ihr denkt, das wäre ſehr leicht, die preußiſche Regierung, meint ihr, könnte das politiſche Wochenblatt nur zum Pandämonium der Literatur ernennen und alles Uebrige verbieten; aber, ihr guten Don Quixote's, euer Barbierbecken iſt kein Helm, und eure alte Roſinante, dieſe abgetriebene Revolutionsvogelſcheuche, iſt kein Pegaſus, eure Angeberei iſt kein Schwert des Geiſtes und euer Gewäſch keine Macht der Philoſophie. Seid froh, wenn ihr in eueren eigenen Hoſen bleiben könnt und die Welt nicht zu regieren habt, die ihr nicht verſteht, vielweniger mit eurem Schlottergebein der fingirten Revolutionsangſt auszufüllen im Stande wäret. Die Wiſſenſchaft und in ihr die Gegenſätze des freibewegten Geiſtes, die Straußiſche Kritik, die Hegelſche und die hiſtoriſche Schule, der Rationalismus und der Pietismus, Alles was ein Princip hat und herausarbeitet, — das Alles hat ſcharf, ſchroff vielleicht, ſich auszuſprechen, ſeinen Gegner zu ſuchen und durch die ganze Bewegung die Arbeit des Zeitgeiſtes zu leiſten. Was wollt ihr? den Halliſchen Jahrbüchern verbieten, zur Erſcheinung dieſer Arbeit, zum Bericht, zur plaſtiſchen, zur kritiſchen Darſtellung dieſes Proceſſes ein weſentliches Organ herzugeben? oder noch gründlicher, dieſe ganze Arbeit verbieten, und eure Bornirtheit zur Regel des Geiſtes machen? Nehmt die Sonne vom Himmel, das iſt leichter, als dieſer Tollhausplan, den ihr euch merken laßt. Die Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt es, den Geiſt zu erkennen, wie er iſt und geworden iſt, *nicht zu prophezeihn, wie er ſein wird*. Geiſt iſt *die werdende und darum gegenwärtige Selbſterkenntniß*. Die Jahrbücher wollen eine Darſtellung dieſer werdenden Erkenntniß durch eigends dazu tauglich ſcheinende Formen. So iſt es nirgends ihre Aufgabe und nirgends ihre Abſicht, für die Zukunft zu ſorgen, im Sinne des Berliner politiſchen Wochenblattes, welches geiſtiggrün auf der Laubfroſchleiter ſitzt und anſagt, was es für Wetter werden wird, *was ſein ſoll und was gut wäre*. Die Kategorie des *Sollens* in Form dieſer albernen Aenderungs-, Abſetzungs- und Unterdrückungspläne iſt nicht unſere.

nicht die wiſſenſchaftliche Art. Aber das iſt unſer Recht und unſer Amt, daß wir überall, was vom Geiſte herausgearbeitet wird, das Wirkliche, den beſtehenden Staat, die beſtehende Religion, die beſtehende Wiſſenſchaft erkennen und ſolche Erkenntniß zu Tage fördern. Mit dem Beſtande meint die Philoſophie es ehrlich, viel ehrlicher als diejenigen, die ſo ſehr gegen die Revolution ſchreien und damit unmittelbar alles das nicht anerkennen, was durch die Revolution geworden iſt und beſteht. Aber was beſteht denn? Beſteht die Religion anders, als in dem ewig flüſſigen Bewußtſein der Zeit, hat Gefühl, Andacht, Begeiſterung einen andern Beſtand als den des bewegten Geiſtes? Und was iſt der beſtehende Staat? Hier, in unſerm Fall, iſt es der preußiſche Staat, wie ihn die Reaction verſteht? Iſt es ie Abelirung aller freien Geſetze vom urſprünglichen Landrecht an bis auf die Steiniſch-Hardenbergſche Ge-etzgebung? Oder iſt es eben das Weſen und der wahre Inhalt dieſer Geſetze des Staats, was den beſtehenden Staat ausmacht? Und wie beſteht nun dieſes Weſen es Staats? doch wohl nur in dem Willen und der Er-enntniß der Menſchen? Oder weiß etwa das politiſche Wochenblatt nichts von den Erfolgen, die gerade in dieſer Branche die Deutung und der hinterhergekommene und och täglich hinterherkommende Wille hat und gehabt at? Es iſt komiſch, wenn die Reaction auf den Beſtand ocht. Sie würden außer ſich gerathen, wenn wir ihnen ur die Bundesacte und die Geſetze von 1807 — 18 vorläſen und nun verlangten, daß ſie dieſen „Beſtand“ anerkennen ſollten; oder befehlen Sie, meine Herren, daß wir dieſen Beſtand unſers Staates hier abdrucken laſſen? — Warten wir die Antwort nicht ab. Preußen's Geſetz und Geſchichte, die deutſche Literatur und Bildung hat ſo viel freien Inhalt, daß an ihm die ganze Reaction mit ihrer perfiden Deutung untergehn muß; wenn nun aber ein Schriftſteller dieſe Geſetze und dieſe Geſchichte, dieſen Fond und Beſtand von religiöſer und politiſcher Freiheit hervorhebt und mit dem Gefühl eines werthvollen Beſitzes dies Palladium ergreift, dies Meduſenſchild den Feinden freier Staatsformen und ihrer Entwickelung vorhält, iſt der alsdann ein Revolutionär? — Die beſtehende Wiſſenſchaft wird nun aber vollends ein Kreuz für die Männer aus Herrn von Hallers Nachlaß und Jarcke's Stiftung. Denn wie beſteht die Wiſſenſchaft? Die Wiſſenſchaft iſt Proceß, und alles was ſie anfaßt, ſei es die Religion, der Staat, Gott und die Welt, das löſ't ſie auf in den Proceß der Idee. Die gegenwärtige Wiſſenſchaft iſt immer ſchon die exiſtirende Zukunft der Welt. Ihr wißt jetzt, was der Beſtand iſt, und ich rathe euch, ihn nicht zu ſehr zu urgiren. Die Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt ſind keine Dogmatik und kein Katechismus, keine Lehre und kein Geſetz, ſondern Darſtellungen der gegenwärtigen Entwickelung: und nun haltet euch den Kopf, wenn's euch ſchwindlich wird! das iſt eure Sache. So unterſcheidet ſich das philoſophiſche Sollen von dem der

Reaction, der geiſtige Verlauf, der auf dem Beſtande beruht, von den Schrullen, die von der Gegenwart in Geiſt, Staat und Religion abſtrahiren, irgend eine Vorzeit mit Haut und Haaren zu ihrem Götzen erheben und dieſes Kalb, das ſie ſich gemacht, alsdann „den Beſtand" nennen.

Um nun die laufende Literaturbewegung zu beſeitigen, was thut das politiſche Wochenblatt? Es ſagt: wir haben eine Revolution zu erwarten, wir haben eine preußiſche Revolution zu erwarten, wir haben die preußiſche Revolution von der „junghegelſchen Rotte" zu erwarten. Ferner: Wie die Verbreiter der Lehren Montesquieu's, Rouſſeau's, Voltaire's, die in Flug- und Zeitſchriften an die Maſſe des Volks gelangten, Urſache der Revolution in Frankreich waren, ſo werden die „junghegelſchen Journaliſten und Schriftſteller" Urſache der Revolution in Preußen werden. „Weil anfangs die Zeitſchriften, dieſe Organe des Volkes in ihrer Erſcheinung zu gering waren, achtete die (franzöſiſche) Regierung ihrer wenig oder gar nicht, und ſie erlebte das Grauenvolle." Alſo könnte ein altes Weib, welches die Karte darauf ſchlüge, das Grauenvolle, wenn es geſchehen ſoll, abwenden, alſo kann das politiſche Wochenblatt, wenn man ihm nur glaubt, die preußiſche Revolution, die es kommen ſieht, abwenden. Das iſt ſo ſtupid, daß es ſpaßhaft wird. Die ungeheure Weltbewegung, der Orkan der franzöſiſchen Revolution, der durch die

Flammen Moſkau's, durch die Schneegefilde Rußlands, durch die Wüſten Aegyptens, durch die Landgüter der deutſchen Reichsfürſten zerſtörend und bildend umherfuhr, abgeſehen von alle dem, was er in den romaniſchen Ländern ergriff und niederwarf, und was ihm mit neuem, reinerem Geiſtesodem gefolgt iſt, — dies Ungeheure, wer hat es gemacht? Das politiſche Wochenblatt antwortet: „Die Journaliſten und Flugſchriften, welche einzelne halbwahre und jeder Deutung fähige Sätze aus den Schriften jener Männer (Voltaire's u. ſ. w.) herausnahmen, dieſe Stücke von Esprit mit dem Waſſer ihres Kleingeiſtes und der Lauge ihrer Bosheit verſetzten und ſo dem Volke darboten," d. h. die dummen Jungen haben es gethan mit Rouſſeau's Pudelmütze und Voltaire's Allongenperücke, mit den mißverſtandenen Gedanken ſich ſelbſt mißverſtehender Verirrter, die ſie wie Perückenſtaub der Schafheerde der Franzoſen in die Augen geklopft. — Welch' ein Normalunſinn! welch eine bodenloſe Albernheit!

Ihr werdet mir wohl antworten, die Revolutionen der Geſchichte zu begreifen ſei nicht eure Aufgabe, ihr hättet ſie nur zu prophezeihen, ebenſo wie der Laubfroſch das Wetter nicht begreift, das er verkündigt. Aber ſo wenig Vernunft ihr auch habt, es iſt doch immer dies Wenige euer Unterſchied vom Laubfroſche. Sucht alſo die Revolutionen zu begreifen und macht es mir nicht zum Vorwurf, daß ich von dem „Hiſtoriker" Leo dies verlangt habe.

Ich ſagte und wiederhole es: „Niemand projectirt, Niemand macht, Niemand hindert eine wirkliche Revolution, ſie wird nicht gemacht, ſie macht ſich,“ und damit meine ich: wenn ſie eintritt, ſo iſt dieſe Gewaltſamkeit der Entwickelung hiſtoriſch nothwendig. Wird nun aber die Entwickelung nicht aufgehalten und gehemmt, im Gegentheile hat der Staat das reformirende Princip, ſo iſt keine Nothwendigkeit, nicht einmal eine Möglichkeit der Revolution vorhanden. Und dieſe Anſicht ſoll revolutionär ſein? Die neueſte durchgreifende Umgeſtaltung, die Preußen erfahren hat, iſt die von 1806 beginnende völlige Abſtreifung der veralteten Lebensformen. Sie wichen der äußeren Gewalt. Die Schlacht bei Jena vertritt die Revolution. Die freiwillige Entwickelung bringt die Rettung. Preußen giebt das erſte Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein Volk die verlorene welthiſtoriſche Geltung aus ſeiner inneren Regeneration heraus wieder erobert. Aber nicht wahr, ihr Laubfröſche, auch die Schlacht von Jena würdet ihr verhindert haben, hätte man euch nur damals auf die Leiter ins politiſche Wetterglas geſetzt, welches jetzt alle Potentaten vor dem Fenſter ſtehen haben? Nun kann man ſich aber auch ruhig zu Bett legen und ſicher ſein, daß nichts Unrechtes paſſirt. Aber wie iſt es mit den Jeſuiten in Cöln, wie mit Joſeph Görres, wie mit Hannover? Da hättet ihr nun doch bei Zeiten dreinfahren und dieſe Uebelſtände nicht eintreten laſſen ſollen.

Revolutionen werden von Einzelnen weder gemacht, noch gehindert, und gerade am wenigſten von den Betheiligten vorhergeſehen. „Da zeigt ſich denn die Macht des Geiſtwüchſigen, das weltverzehrende Feuer, das wohl nicht ausgebrochen wäre, wenn die Ergriffenen gewußt hätten, wo es glimmte, das aber die am wenigſten merken, deren Kleider die Funken verſchleppen."

So ſchreibt ein Privatdocent über die Revolution, ſagt das politiſche Wochenblatt, und meint, ärger könne ich mich ſelbſt nicht anklagen. Hier wäre nun der Ort geweſen, zu zeigen, daß dieſe Auffaſſung der welthiſtoriſchen Revolutionen nicht richtig iſt; denn ſonſt hat der Privatdocent ganz Recht, wenn er ſo ſchreibt, und er wiederholt es, daß die Betheiligten es am wenigſten wiſſen, oder hat etwa Leo X. und Tetzel gewußt, welche weltverzehrenden und papiſmusſtürzenden Funken aus dem Ablaßkaſten ſprühten, den er umherſchleppte, in welches Fegefeuer die ſtagnirte Welt gerade durch dieſes Loskaufen aus dem Fegefeuer ſich ſtürzen würde? oder ihr, habt ihr es gewußt, daß J. Görres der „Revolutionär" wäre, für den H. Leo ihn jetzt erklärt hat? habt ihr gewußt, ihr klugen Verhüter der Revolution, daß ihr ſelbſt die Funken verſchleppet, die eben jetzt ausgetreten worden ſind durch die Wegführung der Jeſuiten? habt ihr es gewußt, daß ihr bei der Gelegenheit in den Koth getreten werden würdet, in welchem ihr jetzt ſitzt?

Das politiſche Wochenblatt fährt nun ſo fort: „Die Grundmauer alles hiſtoriſch Gewordenen und durch die

Sitte Geheiligten anwühlen, den Glauben verachten und das Wiſſen predigen, die Gediegenheit aber des wirklichen Wiſſens von Thatſachen verhöhnen, dem Staate das Princip ihrer ſelbſtiſchen Freiheitsmanie unterlegen und dadurch ihn gewinnen wollen, als ſeien ſie ſelbſt die Vernunft und Wahrheit, das ſind die Zwecke und Beſtrebungen dieſer unruhigen linken Seite.“ Den Glauben allerdings hat man zu verachten, der nicht gewußt werden kann; aber eben ſo die Anſicht des politiſchen Wochenblatts vom wirklichen Wiſſen. Dies wirkliche Wiſſen enthält Thatſachen, das Kennen alſo iſt gediegener und wirklicher, als das Erkennen, z. B. des Hundes Kenntniß von ſeinem Herrn iſt gediegener, als des Herrn Begriff vom Hunde. Eine kindiſche Erkenntnißtheorie! Unſre Freiheitsmanie aber könnt ihr nachleſen in der Proclamation des preußiſchen Miniſteriums gegen den Erzbiſchof, in der Städteordnung und in andern „hiſtoriſch gewordenen“ Documenten.

„Er, Hegel,“ heißt es weiter, „hat, wie jeder Philoſoph, die Welt und ihren Geiſt nach ſeiner Weiſe begriffen, und es iſt gut, Philoſophie, ja auch noch ſeine Philoſophie zu treiben zum Anfange in höhere Studien,“ — ohne Zweifel in die hündiſche „Wirklichkeit des Wiſſens von Thatſachen“! — Wo habt ihr von der Aufgabe der Philoſophie gehört, und wie könnt ihr euch vermeſſen, ein Wort über Hegel mitzureden aus ſolchen Phantaſieen? Und zuletzt, wie dumm! wollt ihr einen

Eindruck machen, wenn ihr gegen die Halliſchen Jahrbücher eine Brühe ausſchüttet, in der ihr alle verdächtigen Wörter, die es jetzt (1838) in Deutſchland giebt, in eins zuſammenquirlt! Ihr ſagt: „Unſere Charakteriſtik ſchließt mit dem Urtheile, daß die Tendenz der bedeutendſten Aufſätze der Jahrbücher eine auflöſende, unchriſtliche, unruhige, jungdeutſche ſei, freilich letzteres mit dem Vorzuge einer ſcheinbar wiſſenſchaftlichen Form.“

Dafür nun will ich euch, obgleich ihr es eigentlich nicht verdient, daß man auf euer Beſtes denkt, eine Geſchichte erzählen, die ich eben in den „humoriſtiſchen Blättern des Herrn von Kobbe in Oldenburg“ leſe: Ein alter holländiſcher Oelmüller fragte ſeinen Nachbar, den Notar, um eine Inſchrift auf ſein neues Haus. Der Notar ſchlug ihm vor aus den Sprüchen Salomonis: Beter is een gode name dan gode olie. Allein der Oelmüller hielt dies doch für undankbar gegen die Quelle ſeines Reichthums, das Oel, änderte alſo den Spruch dahin ab: Gode olie is beter dan een gode name (gutes Oel iſt beſſer, als ein gutes Gerücht). Als ihr noch die Hoffnung nährtet, mit den Jeſuiten zuſammen in den Hafen eurer Wünſche einzulaufen, konntet ihr euch mit einem guten Oel über ein gutes Gerücht tröſten; nun aber davon in keiner Weiſe mehr die Rede ſein kann, nun ihr geholt und bezahlt ſeid, nun, dächt' ich, thätet ihr klüger, den Spruch wieder herumzudrehen, eure Schriftſtellerei etwas edler zu halten und über eure Thüren zu ſchreiben: „Ein gutes Gerücht iſt beſſer, als eine gute Salbe“.

3. Gegen Leo's Hegelingen und die evangeliſche Kirchenzeitung.

1) Die Hegelingen. Actenſtücke und Belege zu der ſogenannten Denunciation der ewigen Wahrheit, zuſammengeſtellt von Dr. Heinrich Leo. Motto: Secundus abusus sermonis est, quando homines verbis utuntur alio sensu, quam ad quem ordinata sunt, utque ita decipiant alios. Hobbes Leviathan. 4¹/₄ Seite Originaltext, 39³/₄ Seiten aus Büchern und Zeitſchriften abgedruckt. Halle, 1838. Bei Eduard Anton.

2) Evangeliſche Kirchenzeitung, Nr. 596, wider die Halliſchen Jahrbücher.

Die Klage aus Nr. 2 hat zum Motto Jeſaias 34, 13 — 15, welches alſo lautet:

> 13. Und werden Dornen wachſen in ihren Paläſten, Neſſeln und Diſteln in ihren Schlöſſern, und wird eine Behauſung ſein der Drachen und Weide für die Strauſſen.
>
> 14. Da werden unter einander laufen Marder und Geier und ein Feldteufel wird dem andern begegnen, der Kobold wird auch daſelbſt herbergen, und ſeine Ruhe daſelbſt finden.
>
> 15. Der Igel wird auch daſelbſt niſten und legen, brüten und aushecken unter ihrem Schatten, auch werden die Weihen daſelbſt zuſammenkommen.

Mit welchem Intereſſe müſſen die Alten und die Jungen von der evangeliſchen Kirchenzeitung in Zukunft die Igel, die Feldteufel, die Marder, die Strauſſen, die

Drachen und die übrigen wilden Thiere betrachten, wenn ſie nach Erfüllung dieſer Weiſſagung nun in jedem ſolchen Vieh einen verwandelten Philoſophen erblicken! Aber ich wundre mich, daß der Eiferer in ſeinem Zorn nicht lieber auf Jeſaias 13, 13 — 18 verfallen iſt, welche Stelle wörtlich ſo lautet:

> „Darum will ich den Himmel bewegen, daß die Erde beben ſoll von ihrer Stett durch den Grimm des Herrn Zebaoth und durch den Tag ſeines Zorns. Und ſie ſoll ſein, wie ein zuſcheucht Rehe und wie eine Heerd' ohne Hirten, daß ſich ein Jeglicher zu ſeinem Volk heimkehren und ein Jeglicher in ſein Land fliehen wird. Darum daß, welcher ſich da finden läßt (in den Halliſchen Jahrbüchern), erſtochen wird, und welcher dabei iſt, durchs Schwerdt fallen wird; denn ſiehe ich will die Meder (das wäre dann Leo und ſeine Hegelingen) über ſie erwecken, die nicht Silber ſuchen noch nach Gold fragen, ſondern die Jünglinge („die junghegeliſche Rotte") mit Bogen erſchießen (oder nach Leo: „die allen Hegelianern wie Haſen hinter die Ohren ſchießen") und ſich der Frucht des Leibes nicht erbarmen noch der Kinder ſchonen."

Leo's Motto aus Hobbes wendet ſich nicht an den jüdiſchen Gott des Zorns und an den Grimm des Herrn, klagt vielmehr nur über die ſchwierige und unverſtändliche Sprache der Philoſophie, deren dunkler Sinn ihm Unheil zu weiſſagen ſcheint, und ich hätt' ihm daher rathen wollen, folgendes eindringlichere Motto zu wählen:

Chor der Dorfälteſten:

Gnädig ſeid, ihr Götter gnädig, wenn ihr meinem
Vaterland

Mit den dunklen unverſtandnen Stimmen eine
Schickung bringt!
Mit den Frommen laßt mich wohnen, nicht des
Frevlers Gegenwart
Mich mit böſem Lohne büßen!

Sophokles Oedipus in Kolonos.

So ſind ſchon „die alten Heiden klüger geweſen,“ als die heutigen Regierungen, welche auch ganz ſchrecklich dunkle Philoſopheme *) ohne ſich zu bekreuzigen ihren Gang gehen laſſen.

Leo's Broſchüre, welche das vorgeſchlagene Motto gewiß genommen hätte, wäre es dem Verfaſſer bekannt geweſen, iſt nun der Leviathan, dem die in Marder und Feldteufel verwandelten Philoſophen in den Rachen geliefert ſind, dergeſtalt, daß Leo, was er in der Eile Anſtößigſcheinendes und Ihmgottlosvorkommendes gefunden, aus einigen neuen philoſophiſchen Schriften hat nachdrucken laſſen nebſt 4 ¼ Seiten ſtockpietiſtiſcher Ein- und Ausleitung. Vom Verſtändniß oder von der Wiſſenſchaft aus iſt der Geſichtspunkt nicht genommen, ſondern vielmehr von dem Geſichtspunkt ſeiner religiöſen Gedankenwelt, eines ſchlichten und einfältigen Pietiſten. Leo iſt mit Abſicht einfältig. Er ſagt Anmerk. zu S. 26: „Wenn Göſchel und Baur nun von der philoſophiſchen

---

*) In dieſem Punkte iſt übrigens die evangeliſche Kirchenzeitung anderer Meinung und erklärt, Alles zu verſtehen, was bis jetzt in den Jahrbüchern gedruckt worden iſt, wogegen ich mir einen beſcheidenen Zweifel erlaube.

Größe des Hrn. Prof. Michelet ſo zurechtgewieſen werden, haben ſie nur eine gerechte Strafe dafür, daß ſie, das Chriſtenthum gegen die Angriffe dieſer heidniſchen Philoſophie zu ſichern ſuchend, ſich ſebſt zum Theil auf den Boden dieſer Philoſophie geſtellt haben. Es iſt wie wenn Jemand die Revolution bekämpfen will mit den Waffen, die er der Revolution entlehnt. Gegen ſolche Leute wie die Hegelingen giebt es für den Chriſten keinen andern Kampf, als daß man ſie äußerlich, und ohne einen Zollbreit ihres Terrains anzuerkennen, abwehrt, wenn man ſie nicht mehr ignoriren kann. Für die innere Widerlegung ſorgen ſie dann ſchon hinlänglich von ſelbſt. Theils verſchlingen die Geburten der Hölle einander ohnehin, theils wird all ihr Denken, je ruhiger man es in ſich gewähren läßt, immer vollſtändiger Unſinn und Abſinn." Damit wird Hengſtenberg geſtraft für die Worte, welche von ihm ausgegangen. Evangel. Kirchenzeitung Nr. 69: „Der Glaube verſchmähe es nicht, von den gegen ihn ſtreitenden Philoſophen die Waffen, d. h. die Form zu nehmen oder nachzuahmen, und ſo den Feind mit ſeinem Rüſtzeug zur Unterwerfung zu zwingen." Merkwürdig, wie ganz ohne Gewiſſensbiſſe Hengſtenberg ſich cultivirt, von Strauß die Eintheilung der Schule, von der neuen Literatur die artigen Späße, kurz von allen ſeinen Feinden die blanken Waffen der Fehde borgt, ſo weit ſein und ſeiner Mitarbeiter ſchwacher Arm ſie irgend zu regieren vermag: unbegreiflich alſo, daß Hengſtenberg aus ſeinem modiſch aufgeſtutzten Verdammungscoſtüm und aus dem Bewußtſein, wie nöthig ſelbſt der zornigſten Geſinnung zelotiſcher Frömmigkeit heut zu Tage einige Cultur ſei, dieſe Hegelingen, die im Sack und in der Aſche „mit Schande vor den Menſchen“ die philoſophiſchen Unheils-Käuze verſcheuchen wollen, ihrem Verfaſſer nicht widerrathen hat! O wie gut wäre in dieſer Angelegenheit eine Eiſenbahn zwiſchen Halle und Berlin geweſen, dieſes Werk einer gottvergeſſenen Induſtrie, die Hengſtenberg bis jetzt ſo ſehr verkennt, die aber auch der Verketzerungs-Induſtrie noch zu Statten kommen wird!

Wir behandeln dieſe Broſchüre von Leo nicht wegen ihrer Wichtigkeit und um ernſten Haders und großen Geſchreis willen, ſondern vielmehr darum, weil das Publicum erwarten kann, daß die Angelegenheit, mit Humor beleuchtet, auch ihm zu einer harmloſen Befriedigung ausſchlage, nicht aber mit Galgen und Rad das Ende gemacht werde, wenn es anders das Ende iſt.

Die Hegelingen ſind eine reſolute, reine *Ketzeranzeige*, und zwar iſt die Denunciation plaſtiſch herausgetreten, als eine *vierhändige* (was ich nicht auf irgend einen zornigen Affen, ſondern ganz einfach darauf beziehen will, daß *vier* anzeigende *Hände* darin ſind); ſie ſind eine Anzeige, die eine plötzliche, höchſtüberraſchende Rückkehr des Verfaſſers zu *philoſophiſchen* Schriften beweiſt. Alſo doch *ein* Erfolg unſerer Anſtrengungen, der nicht abzuläugnen wäre!

Nachdem Leo „eilf Jahre“ die Sache unbeachtet hat hingehen laſſen, macht er ſich jetzt im zwölften wieder daran und ſtudirt das Allerneuſte, ein dickes Geſchichtsbuch von Michelet und ein ſtrenges Werk von Bayrhoffer: „Idee und Geſchichte der Philoſophie.“ Er zeigt nun bei Michelet mit vier koloſſalen Pietiſtenhänden am Rand auf diejenigen Stellen, die er vorzugsweiſe für verrucht hält. So die erſte dicke Hand zeigt auf das Wort „Pantheismus“ — hu! — die zweite auf den Satz: „Ewig iſt alſo allein das Denken, nicht der Leib und was mit deſſen Individualität zuſammenhängt.“ Das Schauderhafte in dieſer Stelle erklärt Leo außer der Zeichenſprache auch durch „articulirte“ Töne, indem er ſagt: „Oder mit einfachen Worten: die individuelle Unſterblichkeit und Fortdauer der Seele nach dem Tode, der Glaube an welche gegenwärtig noch das ganze ſittliche Leben unſers Volkes durchdringt, iſt nach der Micheletſchen Auffaſſung der Hegelſchen Lehre von letzterer entſchieden abgewieſen und geläugnet, woraus denn nothwendig folgt, daß Chriſti Ausſprüche in dieſer Hinſicht abweichend interpretirt und Chriſti Auferſtehung und Himmelfahrt für Mythe erklärt werden müſſen.“ Mit der dritten Hand ſodann zeigt er auf Michelet's Angriff gegen Göſchel; und mit der vierten endlich auf den Satz: „Gott iſt alſo nach Hegel nicht Eine Perſon, ſondern die Perſönlichkeit ſelbſt, das einzig wahrhaft Perſönliche.“ Hierzu ſind wieder Worte geordnet, welche Zeugniß ablegen ſelbſt mit Spott und Hohn vor den Menſchen von der merkwürdigen Glaubensfarbe eines Halliſchen Profeſſors im Jahre des Heils 1838. Er ſagt: „Profeſſor Michelet verläugnet den Gott, der Abraham bei den Eichen Mamres, und Moſes im feurigen Buſche perſönlich erſchien, und lehrt einen philoſophiſchen Wudan, der alle Perſönlichkeiten bisher durchwud und weiter durchwädt. Doch nein! ſogar der falſche Gott Wudan iſt noch ein dem Chriſtengott näher ſtehenderes (!), denn er iſt ein ſelbſtbewußtes Weſen dem alten germaniſchen Heidenthum zufolge. Der junghegeliſche Gott iſt eine ſelbſtbewußtloſe, nur im Geiſte der Individuen zum Bewußtſein, alſo (?) eine nie zum individuellen Selbſtbewußtſein kommende Subſtanz (!) — Die Annahme eines ſolchen Gottes galt aber von jeher für Atheismus."

Dann hören dieſe pietiſtiſchen Wegweiſer auf, den Rand der ausgeſchriebenen Philoſopheme zu ſchmücken, und es kommen nur noch hin und wieder wohlgeſinnte, chriſtlich gemeinte Anmerkungen vor, welche den Beweis liefern, wie weit nun dieſe plötzliche Erneuerung des Studiums der Philoſophie unſern Leo in der Liebe ſowohl, als in der Wahrheit, gefördert. Die wichtigſte Anmerkung, die ich ohne Zweifel ſelbſt auf dem Gewiſſen habe, weil ich ihn aufgefordert, einen Unterſchied anzugeben zwiſchen Althegel und Junghegel, iſt nun folgende: „Hierin liegt alſo der Unterſchied zwiſchen Hegel und den Hegelingen, daß jener, indem er grade über die das*) religiöſe Bewußtſein des Volks untergrabenden Conſequenzen ſeiner

---

*) Im Stil des: „O du, der die das Land beglückende Conſtitution gab!"

Lehre ſich nicht klar ausgeſprochen, es denen, die ſein Andenken verehren, freigelaſſen hat, anzunehmen, er werde, wenn ihm dieſe Conſequenzen in ihrer Teufliſchkeit(!) entgegengetreten wären, wie ſie jetzt auftreten, entweder eingelenkt (nicht wahr?) oder einen andern nothwendigen Gang des Conſequirens (à la Leo ungefähr, dem es nicht ſchwer wird, auf derſelben Seite zweimal das Gegentheil zu conſequiren) gefunden haben; daß aber die Hegelingen die Frechheit haben, dieſe Conſequenzen als eine neue Religion vorzutragen und dennoch zugleich mittelſt einer betrügeriſchen Redeweiſe der bisher geltenden Religion unterzuſchieben." Das iſt doch mal ein Wort! und wer den Unterſchied nun nicht einſieht, dem iſt wahrlich nicht zu helfen. Es wäre aber lieblos gegen die Verlagshandlung dieſes mit „Klaſſiſchkeit" verfaßten Werkes, wenn wir nicht auch Leo's „articulirte" Anklage noch mittheilen wollten, welche doch gewiß von hohem Intereſſe iſt, da ſie 1) auf Atheismus, 2) auf Straußianismus, 3) auf Unſterblichkeitsläugnung, 4) auf Erheuchelung des Chriſtenthums abzielt, in folgender höchſt eigenthümlicher Faſſung:

„Die früher nur allgemein ausgeſprochene Anklage gegen die junghegelſche Partei iſt aber nun articulirt folgende:

1) Dieſe Partei läugnet jeden Gott, der zugleich (?) eine Perſon iſt. Sie verſteht unter Gott eine nicht mit eigenem (?) Selbſtbewußtſein begabte Macht, welche (um mich eines religiöſen Ausdrucks des urdeutſchen Heidenthums zu bedienen) alle Perſönlichkeiten durch-

wähnt, ohne anders als in den Perſönlichkeiten der Menſchen zum Selbſtbewußtſein zu kommen. Das heißt vom Standpunkte aller bisher aufgetretenen chriſtlichen Kirchen, auch von dem der evangeliſchen, dieſe Partei lehrt den Atheismus ganz offen.“ Alſo auch das Selbſt nicht ſein eigen! wie ſchändlich!

Dieſe wichtige Stelle kam ſchon in der obigen Anmerkung viel ſinnreicher und eindringlicher vor: „Die Eichen Mamre's!“ „der feurige Buſch!!“ — während hier alles Feuer fehlt und nur im Waſſer gewatet wird.

2) „Dieſe Partei lehrt ganz offen, daß das Evangelium eine Mythologie ſei.

3) Dieſe Partei läugnet, daß es eine perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode, eine Auferſtehung des Fleiſches, und eine perſönlich (!) wahrnehmbare Strafe des Böſen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gebe; dieſe Partei lehrt ganz offen eine Religion des alleinigen Dieſſeits.“

Nachdem ſie nun in dieſen drei Punkten wegen ihrer „ganz offenen“ frevelhaften Lehre verklagt iſt, verdenkt ihr der 4te „articulirte“ Ton, daß ſie dieſelben Frevel „verhüllt“ vorträgt. Er lautet wörtlich ſo:

4) „Dieſe Partei, ohngeachtet ſie die drei Grund- und Glaubensartikel aller in Deutſchland dermalen vorhandenen chriſtlichen Kirchen läugnet und mit Füßen tritt, giebt, vermittelſt einer Verhüllung ihrer gottloſen und frevelhaf-

ten Lehren in eine abſtoßende und nicht gemein verſtändliche Phraſeologie, ſich das Anſehen, als wenn ſie eine chriſtliche Partei ſei, und verſchafft ſich ſo die Möglichkeit, der Geſtattung chriſtlicher Eide und der äußeren Theilnahme an chriſtlichen Sacramenten."

Alſo 1) ſie lehren ganz offen, das iſt ſchrecklich und gefährlich, aber 2) ſie lehren doch wieder nicht ſo ganz offen, ſie haben „eine Diebs- und Gaunerſprache," eine „nicht gemeinverſtändliche Phraſeologie," in der ſie ganz „inwendig räſonniren," das iſt aber eben das Verruchte dieſer „ſtaatsgefährlichen Rotte."

„Zu dieſer Anklage, ſchließt der unglückliche Mann, fühle ich mich durch mein Gewiſſen gedrungen, und falls die Nation wirklich ſchon ſo allgemein verblendet ſein ſollte, darin eine niedrige Denunciation zu ſehen, würde ich mich damit tröſten, daß ich das Bewußtſein habe, hierin dem Herrn zu folgen, und die Pflicht habe, ihm nachzugehen nicht bloß durch Ehre vor den Menſchen, ſondern auch durch Schande vor denſelben." „Le style c'est l'homme."

Alte und neue Halliſche Freunde des Verf., kauft die Hegelingen, damit ſie unter uns bleiben:

„Schämt euch Oedipus, des Jammerſchattens,
Denn dies iſt nicht die alte Kraftgeſtalt!"

Nr. 2. Mit Hengſtenberg, dem evangeliſchen Großinquiſitor, nicht durch irgend eine Beſtallung, ſondern durch ſeine eigene Anmaßung, womit er die Leute nach ihrer „Chriſtlichkeit“ aburtheilt, hat ſchon Hegel vor dieſem in der Vorrede ſeiner Encyklopädie zur dritten Auflage ein ernſtes Wort geredet. Die „Kapuzinaden“ ſeines „Volksblattes“ ſchüchtern zwar keinen ehrenwerthen Gelehrten in Deutſchland ein, es gilt vielmehr noch für eine Ehre, von dieſem Gegner aller Kritik und Philoſophie geſchmäht und verdammt zu werden, auch konnten noch keine Verbote gegen die gelehrte Unterſuchung und wiſſenſchaftliche Freiheit, wie ſie beſteht, ausgewirkt werden; dennoch wird das Bedürfniß, dieſe Richtung gründlich charakteriſirt zu ſehn, immer dringender. Unſere Zeloten haben gegenwärtig nur die Hoffnung auf eine Zukunft, welche ihnen gehörte; dieſe Hoffnung laſſen ſie überall durchblicken und ſuchen eine Partei zu bilden, indem ſie die Anſtellungsbedürftigen durch Hoffnung auf Protection und durch Furcht vor ihrer Verdammniß zum Bekenntniß bringen. Es iſt aber wenig auf dieſe Hoffnung zu ſetzen; der Eifer fällt über ſeine eigenen Füße und die Wuth des Fanatismus richtet ſich ſelbſt zu Grunde. Ich führe nur Leo's gegenwärtige Lage an. Hengſtenberg freilich hat ſich viel mehr erlaubt, viel länger die Verdächtigung, die Verfolgung, die Verdammung getrieben; aber dies Geſchäft giebt ſich bei ihm in Bußpredigten, in Bekehrungsbegeiſterung, in die Form der Glaubensrettung, die dem Pfaffen zukommt; ſo iſt es ſeinem Fache und ſeiner ſonſtigen Bildung nicht ſo fremd, als dem Fach und der Bildung Leo's, dem man dies ſogleich als eine Lächerlichkeit anrechnet. Mit Hengſtenberg iſt es daher noch nicht dahin gekommen, daß die öffentliche Meinung ſich dieſem Mißbrauche energiſch widerſetzt hätte. Ebenſo hat Menzel lange Jahre ſein moraliſch fanatiſches Verdammungshandwerk getrieben; es gab ſogar eine Zeit, wo dieſe Weiſe viel Freunde und Bewunderer fand, dennoch iſt durch Strauß' meiſterhafte Charakteriſtik der Richter erſchienen, und die Verachtung, die ihm zukommt, hat ſich eingeſtellt. Hengſtenberg ſteht auf demſelben Boden des Fanatismus, und ſeine Zeit wird kommen, auch der religiöſe Fanatismus wird gerichtet werden, ohne daß hier die Religioſität, ſo wenig wie dort die Moral, einen Schaden davon hätte.

Es läugnet Niemand, daß der Menzelſche Hintergrund, Moral und Patriotismus, wahr und berechtigt ſei; aber es weiß auch Jedermann, daß die Unterſuchung des Moraliſchen und Patriotiſchen an jeglichem Buche kein wiſſenſchaftliches Geſchäft iſt. Die Moralität, der Patriotismus, die Religioſität iſt ein Innerliches und dem Gewiſſen zu überlaſſen. Ebenſo beſtreitet Niemand darum die Wahrheit des Chriſtenthums, weil er Hengſtenberg's Form nicht billigt. Das Chriſtenthum hat eben ſo wenig Hengſtenberg gepachtet, als Menzel die Moral und das deutſche Vaterland. Wie aber Menzel nur aus dem moraliſch-patriotiſchen Geiſte heraus, der nach den Freiheitskriegen herrſchte, ſeine Fahne aufpflanzen konnte, ebenſo hat Hengſtenberg an dem religiöſen

Intereſſe unſerer Zeit eine Stütze. Aber er cultivirt das Chriſtenthum gar nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern der *Verdammung* wegen. Dies iſt die *Pointe* und *das ganze Intereſſe der Evangeliſchen Kirchenzeitung*. Sie friſtet ihr Leben nur von der Ketzerei, ſo daß ihr gar nichts Aergeres begegnen könnte, als wenn dieſe einmal ausginge. In dieſem Selbſterhaltungstriebe ſpäht ſie aufs Eifrigſte dem Häretiſchen in allen Kreiſen des Lebens und Wiſſens nach, und hat ſich in den traurigen Zeiten, da es in der Theologie keine gründlichen oder eclatanten Ketzer gab, an *Göthe*, *Rahel*, *Bettina* u. ſ. w. kümmerlich hinhalten müſſen. Da trat endlich Strauß auf! Welch ein neuer Aufſchwung für die Evangeliſche Kirchenzeitung! Sie war auch wirklich nicht ganz undankbar gegen ihn; ſie hat ſich oft ſehr freundlich über ſeine Ehrlichkeit ausgeſprochen; aber die ganze neuere Theologie, alle Bewegungen, welche von *Hegel* und *Schleiermacher* ausgegangen und die ſich in dieſem furchtbaren Ketzer incarnirt, konnten nun verdammt, eingeſchüchtert und in den Schooß der Hengſtenbergſchen alleinſeligmachenden Kirche zurückgeführt werden. „Dahin iſt es gekommen! Dahin mußte es kommen! Es giebt gar keine Rettung in der Mitte zwiſchen Strauß und mir, alſo zurück zum *ſiebenzehnten Jahrhundert*.“ —

Hengſtenberg iſt aber *keineswegs bei der unveränderten Baſis* ſtehen geblieben, er iſt nicht *naiv orthodox*, ſondern *orthodox aus Reflexion* und mit Reflexion, oder mit andern Worten: Hengſtenberg iſt, eben weil aus Reflexion orthodox, gar nicht mehr orthodox, der Ketzerrichter ſelbſt wird zum Ketzer. „Der Glaube hat nicht verſchmähet, ſagt er, von den gegen ihn ſtreitenden Philoſophen die Waffen, d. h. die Form zu nehmen oder nachzuahmen und ſo den Feind mit ſeinem Rüſtzeuge zur Unterwerfung zu zwingen.“ Das heißt aber nichts anders, als Hengſtenberg läßt ſich auf die gegenwärtige Bildung, auf den gegenwärtigen Zeitgeiſt, auf Philoſophie und Literatur ein, aber nur mit dem Abſehen, wie er das alles wohl für den Zweck ſeiner Polemik und Apologetik gebrauchen könne. Das nennt man aus Vorſatz, aus Reflexion verfahren. Während der naive und wahre einfältige Glaube ſich vollkommen ſelbſt genug iſt und, wie Hans, durch ſeine Dummheit fortkommt, hat Hengſtenberg dagegen vielfältige Zwecke und Kriegspläne. Er will die gegenwärtige Bildung haben, und zugleich von ihr abſtrahiren, ja er will ſie nur haben, um ſich ihr deſto nachdrücklicher widerſetzen zu können. Die Maxime der Jeſuiten! Aber Niemand kann aus der Haut fahren, und ſo iſt denn auch das neue Chriſtenthum nicht mehr das wahre, und die Annahme der modernen Form in genialer, witziger, philoſophirender Manier eine Annahme des gegenwärtigen Geiſtes ſelbſt, und nur der Beweis, wie dieſe Macht dem Glauben ſeinen Zopf herumdreht; er hängt euch nun ins Geſicht und ſtellt nur eure forcirte, reflectirte, unnatürliche Haltung deſto einleuchtender dar.

Die Evangeliſche Kirchenzeitung Nr. 69 verurtheilt alle Philoſophie: „denn, heißt es, ſie hat ja recht eigentlich in der hochmüthigen Menſchenſeele ihren Urſprung und behauptet, „„der Menſch dürfe und ſolle ſich ſelbſt des Höchſten für würdig achten, könne von der Macht und Größe ſeines Geiſtes nicht groß genug denken.““ Von dieſen Worten Hegel's geht es weiter zu der Erklärung, die Philoſophie ſei immer feindlich gegen das Chriſtenthum geweſen, obgleich keine einzige Philoſophie etwas durchaus Neues dagegen vorgebracht habe. „Der Kampf aber iſt immer geweſen, heißt es, und wird ſein, ſo lange noch der Hochmuth in der Welt iſt, ſo lange noch die Schlange aus dem Paradieſe ziſcht: Werde wie Gott! Gehorche nicht, glaube nicht, ſondern herrſche, ſei wiſſend!“ Hegel wäre freilich noch zu ertragen, der meinte es ehrlich und zerſtörte zwar auch, aber nur ohne es zu wiſſen, ſo in ſeiner Dummheit; auch ſei glücklicher Weiſe ſeine Sprache gleich großen Quaderſteinen ſo unhandlich und ſo unverſtändlich, daß ſie keinen Schaden anrichte und nur höchſt ſelten Einer die Mühe übernähme, dahinter zu kommen, bisweilen, wäre hier hinzuzuſetzen, auch trotz aller Mühe nicht einmal ihrer Zwei, und ſollte ſich auch Einer auf den Andern ſetzen oder ihn beſitzen, wie hier der Fall iſt: denn es iſt nicht Bileam ſelbſt, ſondern Bileams Eſel, der hier redet, ein Wunder, welches ſich in der Evangeliſchen Kirchenzeitung ſehr oft wiederholt. Dann wird das Mittelalter gelobt. „Kam es da zu einem Bekämpfen, ſtellte Jemand unchriſtliche Lehren auf, ſo war er ein Ketzer, und Ketzer durften nicht öffentlich lehren.“ Sie wurden vielmehr verbrannt. Nicht wahr? Das war eine gute Sache! Und wer hatte die Chriſtlichkeit oder Unchriſtlichkeit auszuſprechen? Doch wohl wieder philoſophirende oder räſonnirende Menſchen? Und wer würde das in Berlin zu thun haben? Doch ohne Zweifel Hengſtenberg? „Guten Morgen, Herr Cardinal!“

5. Ein Fuchs in der Evangeliſchen Kirchenzeitung gegen den Oberfuchs in München.

1840.

Oſſian beſchreibt uns eine Ruine mit den Worten:

> Das Gras ſäuſelt über den Thoren
> Und der Fuchs ſchaut zum Fenſter heraus.

Der Fuchs liebt die Ruinen und den Naturwuchs auf den Mauern der Civiliſation. Der Fuchs Joſeph von Görres ſagt in einem Aufſatz der Münchner hiſtoriſch-politiſchen Blätter über die Weltlage: „Das Romaniſche verhält ſich zum Germaniſchen wie *Bau* zum *Wuchs*;“ und Heinrich Leo ſagt in der Evangeliſchen Kirchenzeitung: „des Herrn von Görres „Weltlage“ verhält ſich zur Wirklichkeit (1839) wie *Bau* zum *Wuchs*“. Wir ſetzen hinzu: die Evangeliſche Kirchenzeitung und die Münchner Blätter verhalten ſich zu Heinrich Leo, wie *Bau* zum *Fuchs*. Er iſt in beiden gleich gut zu Hauſe. „Tiefe Trauer erfüllt ſein proteſtantiſches Herz, daß die Vertheidigung der Katholiſchen ſo gemacht, ſo durch und durch ohne *Naturwuchs*, eine *geſchminkte Leiche* iſt; „und“ ſetzt er hinzu: „ſo gerne wir anerkennen, daß Feinde ſich wehren müſſen, ſo weh thut es einem“ (Fuchſe), „daß alle Kraft, welche die Feinde aufbieten, im Voraus durch ihre Poſitionen gebrochen ſein muß.“

Eine neue Art von Wehmuth! aber in der That eine natürliche zwiſchen ſolchen Feinden! ſie iſt ganz Wuchs, ganz herzwüchſig! ganz fuchsherzig?! Leo hat einen Strich über die Naſe herunter und an jeder Seite ein andres Geſicht: die Berliner Seite iſt proteſtantiſch, die Münchner katholiſch, und er weiß ſich ſo zu drehen, daß das Publicum, wie bei den alten Schauſpielern, nie die unrechte Seite zu ſehn kriegt. Man könnte ihn auch mit der Empuſe in den Fröſchen vergleichen. Der Berliner Dionyſos wird von einem blonden Sklaven in den Orcus der Tages- oder vielmehr Nachtliteratur geführt. Leo macht ſeine Künſte und verwandelt ſich.

Dionyſos. Was ſiehſt du, Xanthias?
Xanthias. Ich ſeh' ein Spukding.
Dionyſos. Hu! hu! kommt es her?
Xanthias. Ja, Herr, es kommt und hat einen Fuß von Eſelsmiſt. Jetzt iſt es ein Demagog!
Dionyſos. Stell dich vor! laß ihn nicht heran!
Xanthias. Jetzt iſt es ſchon wieder ein altes Weib und ſingt einen Pſalm!
Dionyſos. 's iſt nicht möglich! Was ſingt es denn?
Xanthias. „In Zürich, in Zürich da war's 'ne ſchöne Zeit.
Da hatten Pfaff'n und Edelleut' am Bauer ihre Freud'!"
Dionyſos. Das iſt ja ganz richtig, du Wicht!
Xanthias. Jetzt iſt es katholiſch!
Dionyſos. Wo denn?
Xanthias. Auf der linken Backe! Jetzt lutheriſch auf der rechten Backe! Jetzt ein Luchs! Jetzt ein Fuchs! Jetzt eine Meerkatze!

Dionyſos. Ach, den kenn' ich, das iſt unſer Freund Heinrich Leo, der uns die Kaſtanien aus dem Feuer holt!

Leo erklärt: „Die eigentliche Tendenz“ (des Aufſatzes von Görres über die Weltlage) können wir als keine uns feindliche, fremde anſehn,“ desſelben Aufſatzes, den er wenige Zeilen vorher ein politiſches Glaubensbekenntniß, ein Manifeſt der katholiſch-politiſchen Blätter für das hiſtoriſche Deutſchland oder umgekehrt der hiſtoriſch-politiſchen Blätter für das katholiſche Deutſchland genannt hat. Dieſen Aufſatz tadelt er aber in der Form: er ſei Bau und nicht Wuchs. Er philoſophirt nun in Gleichniſſen, die er nach Görres Vorgang für Wuchsphiloſophie hält, folgendermaßen: „Während die Geſchichte wächſt, während ſich Leben und eigenſtes urſprüngliches Leben regt auf allen Seiten“ (vornehmlich im Canton Zürich), „in allen Saftgängen und Nerven der Mitwelt“ (das iſt doch einmal ein heitres Wort!), „baut uns der Verf. dieſes Aufſatzes auf ein paar reinen, d. h. chimäriſchen, Linien einen Geſchichtsdom auf, und befängt ihn in reinen Maßen, und ſtützt ihn auf Bäume von mathematiſcher Form, d. h. auf Säulen, und verziert ihn mit Phantaſieblumen, mit Roſen und Weinlaub von Stein, — d. h. mit Dingen, die Blüthen und Blätter ſein ſollen, es aber in Wahrheit nicht ſind, ſondern Steine. Alles iſt gemacht an dieſem Aufſatze, und das iſt das uns Betrübende daran, wie an der ganzen Zeitſchrift. Gerade in dieſer Eigenſchaft des

Gemachtſeins aber iſt der Aufſatz auch ein Manifeſt für die katholiſche Kirche." Allerdings muß es für einen Geiſt, wie H. L., der ſich ſo vergeblich mit der Nachahmung des abgeſchmackten Gleichnißweſens von Görres quält, ein betrübendes Gefühl ſein, das Nachgemachte des Gemachten und damit die Wüſtheit ſeines eignen unfähigen Kopfes zu empfinden; aber es gehört Stirn dazu, dieſe Saft-, Blüthen- und Blätterſprache für ungeſuchte, für naturwüchſige Philoſophie auszugeben; noch mehr Stirn aber, uns Andre glauben machen zu wollen, ein ſolcher Widerſpruch ſei proteſtantiſcher Eifer, während er in allen weſentlich katholiſchen Punkten ſeinen Münchner Freunden Recht giebt, und namentlich Phillips, den er mit elegiſcher Reminiſcenz „eine ehrliche Seele" nennt, mehrere Male „von Herzen" beſtimmt. Die Romantik mit allen Pointen der alten Burſchenſchaft, das ganze altdeutſche Unweſen, aber im Sinne der Pfaffen und der Adelsfreiheit à la Stolberg angewendet, iſt ſehr raſch (von 1837—39) wieder legitim geworden. Das iſt in der That mehr als auch ein romantiſcher Glaube erwarten konnte. Die Züricher Revolution hat herrlich gewirkt. Man ſieht nun doch, was das Volk will. Es wird jetzt Zeit, ſich der Brüder in München wieder zu erinnern, ſie in geringen Dingen gewaltig anzulaſſen, ihre Haupttendenz aber, die Bekämpfung der „anarchiſtiſchen" Revolution recht als heilſam hervorzuheben. Da die „pietiſtiſch-ariſtokratiſche" oder „hierarchiſche" Revolution gegen die aufgeklärte Züricher Regierung nicht verworfen werden kann, wie das der nebenherlaufende Artikel der evangeliſchen Kirchenzeitung (ſiehe Nro. 6) darthut, ſo machen nun die Füchſe einen Unterſchied zwiſchen den Revolutionen, und es iſt curios genug, wie gut das gelingt. Das iſt das muntre „Treiben in allen Saftgängen der Zeit,“ das ihnen gefällt. Das wird ſo lange gut gehn, bis ſie wieder etwas pecciren, d. h. die Conſequenzen ihrer Unfreiheit und Willkür zu läſtigen Exiſtenzen heraustreiben, oder eine kräftige Wendung der europäiſchen Angelegenheiten die Talent- und Geiſtloſigkeit dieſes faulen Treibens an den Tag bringt. Die tauben Nüſſe des Pietismus und Ariſtokratismus ſind weder zu Bauſteinen im Frieden, noch zu Bomben gegen den Feind zu gebrauchen; und es wird, wie bisher, ſo auch in Zukunft nothwendig werden, die wirkliche Gegenwart zu ergreifen, d. h. die Geſetze *nicht im Sinne der Jeſuiten* zu reformiren, ſondern im Sinne der *freigelaſſenen Bildung*, wozu in allen Verhältniſſen die Grundlagen gegeben ſind. Eine ſolche Wirklichkeit iſt die Philoſophie, die im höchſten und wahrſten Sinne das Zeitbewußtſein theoretiſch realiſirt. Das Schreien gegen die Philoſophie hat nichts auf ſich. Für die Wahrheit iſt nichts zu fürchten, denn ſie iſt ſchlechthin allmächtig, und wenn alle Potentaten der Welt ſich dagegen ſetzten, es wäre doch umſonſt. So iſt es denn auch lächerlich, wenn Leo der Philoſophie „Nihilismus und Willkür der Phantaſie vorwirft;“ wenn er aber ſagt, „*die ausgeartete Philoſophie* wäre der *Nihilismus* und die Frechheit," ſo hat er Recht. Wir haben das mit Belegen bei Friedrich Schlegel und der Doctrin der Romantik, aus deren trübem Waſſer dieſer nachgeborne Raiſonneur alle ſeine Pointen gefiſcht hat, gründlich nachgewieſen. Das chriſtliche Raiſonniren iſt allerdings „Ausartung der Philoſophie." Ein Philoſoph, der philoſophirt und ſich ſelber nicht einmal für einen Philoſophen hält, ſondern für etwas Anderes, ſetzt Mißtrauen in ſein eignes Philoſophem, es iſt alſo entweder der abgeſchmackteſte Nihilismus und verirrende Ironie, oder die lächerlichſte Confuſion. Die fixe Idee, zu philoſophiren und doch zugleich ohne alle philoſophiſche Cultur, ſo mit der rohen Pietiſten-Natur, etwas Beſſeres zu ſein, als ein gebildeter Philoſoph, führt zur Frechheit der Schlegelſchen Lucinde, ganz naiv die bloße Natur in die Cultur hinauszuſtrecken. Im beſten Fall bei ehrlichen Leuten, die keine Füchſe ſind, iſt es die Methode des Herrn Klappenberg, der das Poſitive nicht erſt zu denken braucht, ſondern dem es der Herr im Traum giebt. Die Geſchichte des Herrn Klappenberg iſt dieſe:

Es war einmal ein reicher Pachter in Mecklenburg, mit Namen Klappenberg, der war gottesfürchtig und angeſehn unter den übrigen Pachtersleuten im Lande und wurde überall geehrt und geachtet, wo er hinkam. Da träumte ihm einmal, er wäre geſtorben und käme nun in' Himmel. Er brauchte nicht lange zu warten, Petrus machte ſogleich die Thür auf, und als er hereintrat, freute ſich der liebe Gott herzlich, ihn zu ſehn und rief ihm von ſeinem Thron herab zu: „ſüh good'n Dag, min leiv' Herr Klappenberg! Kam'n Se neger, ſetten Se Sick bi mi dahl!“ Bei dieſen Worten wurd' er aber inne, daß unſer Herr Chriſtus den Nebenſtuhl inne hatte, ſtieß ihn mit dem Ellbogen heimlich an und ſagte zu ihm: „Stah upp, min Sähn, un lat Herr Klappenbergen ſitten!“

Leo und Görres mögen es mit Herrn Klappenbergs Philoſophie halten; ob ſie aber wirkſamer und richtiger philoſophirt haben, als ihre philoſophiſchen Gegner, das werden wir ſehn, wenn es einmal zum Klappen kommt. Ich rechne darauf, daß dann ſelbſt Herr Klappenberg und ſeine Söhne von ihnen abfallen werden, denn ehrlich währt am längſten.

5. Der Pietismus und die Jeſuiten.

1839.

I. Der Pietismus. 1) Der ordinäre Pietismus. 2) Der verweltlichte oder vornehme Pietismus. 3) Der hierarchiſche oder jeſuitiſche Pietismus. II. Unſere Zeit und die Reformation.

I. Der Pietismus.

Eine Erſcheinung, welche in unſerer Zeit politiſch und wiſſenſchaftlich ſo viel Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ja ſo unbequem wird, daß ſie uns zwingt, ihrem Princip und ihrem Weſen gründlich nachzuforſchen, iſt der Pietismus in ſeinem äußern Zuſammenhange und ſeiner innerlichen Verwandtſchaft mit den Jeſuiten. Die Pietiſten ſelbſt verwahren ſich überall gegen den Namen, während ſie die Sache in Ausübung bringen, ſie nehmen ihn als einen unbedachten Schimpfnamen auf und fragen meiſt ſehr zuverſichtlich: was iſt Pietismus? als wenn die Gefragten das eben ſo wenig wüßten, als ſie ſelber. Damit dringen ſie ſelbſt auf eine Erklärung, freilich in der Hoffnung, es werde damit nicht zu Stande kommen. Die Jeſuiten verfahren ebenſo, ja noch unverſchämter verläugnen dieſe ihren Namen und ihre Exiſtenz, ſpotten mit Görres über das alte aufgeklärte Jeſuitengeſchrei, machen ſich luſtig über das Gerede von „Finſterlingen, Römlingen, Ultramontanen, Hierarchiſten,“ als ob wir nun gleich ellenlange Ohren hätten, wenn wir dem alten Spuck auch die alten Bannverſe vordeclamiren! Aber, meine Herren Blauſtrümpfe, Halbhoſen und Sansculotten der Hierarchie, es hat keine Noth mit den Titeln; neue Thaten, neue Titel, darüber ſeid unbeſorgt. Nur das, ihr Vortrefflichen, muthet uns nicht zu, daß ihr nun euren Orden haben, wir aber euch den Ordenstitel nicht beilegen ſollten, und wäre er noch zehnmal verrufener, als er iſt. Mit den Jeſuiten alſo — iſt unſer Kampf nothwendig mehr ein äußerlicher, mit den Pietiſten mehr ein literariſcher. Wie es mit den Verſuchen der Pietiſten, ihre Feindſeligkeiten aus der Literatur auf den Boden des Staates hinüberzuſpielen, ausfallen wird, muß die Zeit lehren: und ihr Unterricht dürfte diesmal intereſſant werden. Vorläufig iſt nur ſo viel anzuerkennen, daß in dieſem Sinne „die berüchtigten Hegelingen" von Leo ein höchſt merkwürdiges Actenſtück ſind. Eine bis dahin unerhörte Offenſive gegen die Freiheit der Wiſſenſchaft aus einem ſo untergeordneten rohen Standpunkte, wie man ihn nicht einmal zu erdichten würde gewagt haben, iſt mit Recht Gegenſtand des Aufſehens in ganz Deutſchland geworden. Die zweite Auflage, die ſo eben erſcheint, ſucht nun zwar nachträglich die urſprüngliche Denunciation in eine bloß literariſche umzudeuten, hat jetzt aber nicht mehr die Macht, dies Intereſſe aus dem Kreiſe des praktiſchen Lebens zurückzuziehen. Die Anklage iſt für die vollſtändige Darlegung des pietiſtiſchen Standpunktes in ſeiner ganzen Entwickelung von großer Wichtigkeit, d. h. bietet als Document, wenn man ſich um die Erkenntniß dieſer Geiſtesrichtungen bemüht, ein Intereſſe dar, während ſie natürlich auf wiſſenſchaftlichen Werthkeinen Anſpruch macht, ein Geſichtspunkt, den auch gleich anfangs **Franz von Baader** und nachher faſt alle Zeitungsartikel gefaßt haben, die ſich mit dieſem ſeltſamen Phänomen beſchäftigten.

Was im Gebiete der Literatur noch nicht ernſtlich unternommen worden iſt, das Weſen des Pietismus wiſſenſchaftlich zu erforſchen, das wird alſo hier das eingreifendſte Kriegsverfahren ſein.

Es giebt drei Arten von Pietismus, den **ordinären**, den **vornehmen** und den **hierarchiſchen**. Der erſtere zieht ſich aus der Welt und von den „Kindern der Welt“ zurück und wird dumm gegen ſie, man könnte ihn auch den einfältigen Pietismus nennen. Der zweite läßt ſich gerade auf die allerweltlichſten „Weltkinder,“ die Vornehmen, ein, bei ihnen verweltlicht er dann aber auch, und ſo würde er ſich ſelbſt aufreiben, wenn er nicht dieſe Verweltlichung wieder negirte in dem kirchlichen oder hierarchiſchen Pietismus.

1) Der ordinäre Pietismus.

Die Aerzte wollen bemerkt haben, daß in gegenwärtiger Zeit, namentlich ſeit dem Aufſchwunge des Freiheitskrieges eine allgemeine Erſchlaffung und Depreſſion des Lebens eingetreten und demgemäß vorzugsweiſe Krankheiten weiblicher Art, nervöſen Charakters zu beobachten ſeien. Das Männliche, Tapfere, Kriegeriſche tritt zurück, weibiſche Naturen, ſchlottrige, unfriſche Figuren machen ſich heraus und gewinnen eine vorwiegende Geltung vor den wenigen Dienern des quiescirten Kriegsgottes, die hin und wieder mal drein ſchlagen. Dem Weibiſchen iſt ſein Publicum in großer Ausdehnung bereitet, das Harte, Eifrige, Knorrige aber, welches ohne alle Frömmigkeit erſcheint, ſtößt an und wird ſogleich von einer Million Spinnrocken verfolgt, wo es auftritt. Will man bildlich reden, ſo iſt der *Pietismus* das geiſtige Leiden, welches dem Nervenleiden entſpricht. Er iſt ein Selbſtverluſt und ein Irrewerden, deſſen Phantaſieen als ein kranker Spiegel der Wahrheit den Befallenen quälen und ängſtigen. Ein gutes Theil unſerer Zeitgenoſſen hat ſich der weibiſchen Verweichlichung durch die eindringende Friedensinfluenz nicht genug erwehrt und alle Luſt ſowohl an Krieg und That, als an den poſitiven Mächten des Geiſtes und Wiſſens verloren. Es tritt gemeiniglich zuerſt ein *weinerlicher* Zuſtand ein, die erſte Stufe oder ſpäter die Remiſſion des Leidens; ſodann kommt die Periode des unluſtigen, *mißmuthigen* Zuſtandes, worin die Krankheit ſchon poſitiver wird, indem ſie gegen die geſunden Zuſtände abweiſend auftritt: es iſt die Zeit, wo die Kranken, namentlich Kinder, zu Allem, was ſonſt Geſunde erfreut, nein, nein, nein ſagen, wo ihnen die Gegenwart „ein dämoniſches Wühlen iſt,“ „wo es für ſie nichts Unerfreulicheres giebt, als die Betrachtung der kirchlichen und politiſchen Gegenwart.“ Vgl. Leo Sendſchr. an J. Görres. Das dritte iſt dann die völlige Wegwendung des Geiſtes aus der Wirklichkeit *ganz* in die *finſtern Phantaſieen ſeines erbitterten Paro-*

rismus hinein, die ihm nun viel wahrer und beſſer dünken, als die Bewegungen der Zeit und ihr friſcher Zug. Dieſe äußerſte Form der Krankheit nimmt wieder den Schein der Kraft und Stärke, obgleich nicht den der Geſundheit an. Allerdings ſchlägt nun dem Nervenleiden des Zeitgeiſtes jeder Aufſchwung der Geſchichte zur Cur aus; eine thätige, kriegeriſche Theilnahme an den Weltbegebenheiten iſt allemal ſein Untergang. Eben darum wäre es nun auch überflüſſig, wegen der Heilung des Uebels ſich Sorge zu machen, zumal jetzt wo ſichtbar auf dem praktiſchen, wie auf dem theoretiſchen Gebiete eine ſo erfreuliche Geneſung vor ſich geht.

Für die Erkenntniß des Phänomens jedoch, um die es ſich hier handelt, folgt ſogleich aus dem Bisherigen, daß die Krankheit den weiblichen, den empfindlichen, den erreglichen Theil der Geſellſchaft befällt, poſitive, männliche, ſtarke Seelen dagegen nicht. Der Pietismus iſt eine Gemüthsſache.

Er iſt eine Entwicklungsſtufe des religiöſen Lebens, welche namentlich in ihrer hiſtoriſchen Entſtehung ihre momentane Berechtigung hat und erſt unwahr wird, wenn ſie von ihrer Einſeitigkeit nicht abläßt. Als die äußere Kirchlichkeit und die ſtarre Orthodoxie bis zur Stockung aller Lebenspulſe Welt und Wiſſenſchaft verſteinert hatten, und die Reformation im Begriff ſtand, innerhalb ihres eigenen Gebietes den Feind, die geiſtloſe Aeußerlichkeit, wieder zum Vorſchein zu bringen: da traten die großen Beweger und Lebenbringer, dieſe Zertrümmerer der todten, knöchernen Formen, Leibnitz, Thomaſius, Franke, Spener, auf, und vornehmlich von dem Letzteren ging die religiöſe Revolution aus, welche die erſtarrte Aeußerlichkeit der orthodoxen Theologie und Kirche in die Tiefe des Gemüthsgrundes verſenkte, die fromme Geſinnung als den Born alles Lebens geltend machte und einem hohlen Hochmuth pedantiſcher Formelmenſchen das kühne Wort entgegenſtellte: „Nicht auf das theologiſche Wiſſen, auf das fromme Herz kommt es an.“ Dieſe Wiedererweckung des dogmatiſch erſtorbenen Geiſtes aus einer hohlen Theologie zu lebendiger Frömmigkeit, zur Herzensſache, iſt der urſprüngliche Pietismus. Gegen die Erſtarrung iſt ſeine Gemüthsbewegung wahr, gegen die hohlen Formeln ſein volles, warmes Herz im Recht. Die Frömmigkeit, welche ſich aber dem wahren Wiſſen widerſetzte, würde ins Unrecht gerathen. Obgleich alſo der Urſprung des Pietismus eine hiſtoriſche That, eine Rettung des Reformationsprincips im lebendigen Glauben iſt, ſo treibt ihn doch ſofort auch ſein Urſprung in die Einſeitigkeit ſeines Begriffs, daß es auf das fromme Herz ankomme, hinein, und die Auslegung dieſer Einſeitigkeit iſt ſeine Widerlegung. Es kommt eben ſo ſehr auf den Kopf an.

Das Leben des Pietismus beſteht alſo in des Herzens innerlicher Bewegung, er iſt die Frömmigkeit, welche ſich in die Innerlichkeit des Herzens zum einfachen Act der Gemüthsbewegung zurückzieht. Das heißt: der religiöſe Geiſt, der ſich in Aeußerlichkeiten verloren hatte, geht im Pietismus in ſich, wie man ſagt, wird inne, daß jene Aeußerlichkeit ein Selbſtverluſt war, und kehrt in ſich ſelbſt zurück, kehrt ein in das Heiligthum des Herzens mit Verachtung alles deſſen, was den „Weltkindern" werth iſt, die ihr Herz an eitles Wiſſen oder an das äußere Leben und ſeine Herrlichkeiten hängen. Der Pietismus wird nun ſogleich einſeitig. Denn ihm iſt, ſobald er ſich ſo von der „Weltlichkeit" unterſcheidet, dieſes ſein Heiligthum des Herzens und die Rückkehr dahin das einzig Wichtige und Werthvolle. Er unterläßt daher die Vergeiſtigung der Aeußerlichkeit, vergißt den Boden „dieſer Welt," dem er gleichwohl nicht entfliehen kann, und hält ſich lediglich an das Bewußtſein, daß er nun kein „Weltkind" mehr, ſondern ein „Wiedergeborner" iſt. Der einfache Act der „Geſinnung," welche die Welt verwirft, aber deſto fixer ſich ſelbſt beſchaut, wird als Zuſtand feſtgehalten — das iſt ſeine Einſeitigkeit und Unwahrheit. Durch den Vorgang der Wiedergeburt müßte der Menſch in allen ſeinen Verhältniſſen, müßte die ganze Welt verklärt und befreit werden, müßte der innerſte Sinn der Geſchichte und des Lebens erkannt werden; die Wiedergeburt ſetzt aber der Pietiſt lediglich in den eingetretenen Herzenszuſtand, in die feſtgehaltene einfache Innerlichkeit: und alle objectiven Geſtalten des Staates, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Geſelligkeit, des Familienlebens ſind ihm unberechtigt, äußerlich nichtig vor dieſer geheiligten Innerlichkeit, die unmittelbar „Gott im Herzen" und „ſich in Gott“ fühlt. Wer ſich nicht aus allen jenen Geſtalten mit ſeinem weſentlichen Intereſſe herauszieht, iſt ein „Weltkind“ im Gegenſatze zu den „Wiedergebornen.“ Die Pietiſten legen den Hauptaccent auf dieſe ſo verſtandene Wiedergeburt, ſie unterſcheiden ſich daher weſentlich von den unbefangenen Frommen, welche ihre Religioſität nicht beſtimmt marquiren, noch darauf beſonders reflectiren. Sie unterſcheiden ſich nicht, ſowie ſie ſelbſt glauben, nur dadurch, daß ſie es ernſter und ſtrenger mit der Frömmigkeit nehmen, ſondern dadurch, daß ihnen die Religion was Beſonderes, was Iſolirtes, was Zurückgezogenes aus dem davon unerreichten Profanen iſt; während die wahre Religioſität eine Alles durchdringende, Alles mit ſich vermittelnde Macht, eine lebendige Totalität des Geiſtes iſt, der die Welt idealiſirt. Ganz im Gegenſatze mit der unbefangenen Religioſität iſt der Pietismus eine Bornirtheit, welche im Vergleich zu dem „geheiligten Herzen“ Welt und Leben als das „Reich der Lüge“ und des Satans von ſich weiſt. Es entſtehen für den Pietiſten zwei Welten, das Reich der „Lüge“ und das Reich der „Gnade.“ Das unaufhörliche Reden von Gläubigen und Ungläubigen, mit ſeinem Verdammungseifer, charakteriſirt dieſen abſtracten, dualiſtiſchen Standpunkt ſehr beſtimmt und zeigt deutlich, daß dieſe Negation der Welt und des „Satans“ keine wirkliche Verarbeitung und Ueberwindung, ſondern nur eine äußerliche Abweiſung, d. h. eine abſtracte Negation iſt.

alſo nur eine ſolche, durch welche alle wahre Vermittelung des Realen und Idealen, d. h. alle wahre Ueberwindung der Welt durch den Geiſt ausgeſchloſſen bleibt.

Der Pietiſt weiß nicht allein, daß er gläubig iſt und die meiſten andern Menſchen ungläubig, ſondern ſeine eitle Frömmigkeit beſteht weſentlich in dieſem Selbſtbewußtſein, und dieſes Selbſtbewußtſein hat wieder eben ſo weſentlich zu ſeiner anderen Seite die geſchärfte Reflexion auf die Anderen, die Ungläubigen. Der Pietismus iſt die excluſive Frömmigkeit, die Gemeinde des „kleinen Häufleins der Frommen“. Hieraus entſteht das Conventikelweſen. Die beſtehende Kirche gehört zur „Welt“, an ihr nimmt Alles Theil; nun iſt doch bei Wenigen nur „die Gnade zum Durchbruch“ gekommen; dort alſo findet der Pietiſt keine „Gemeinde der Gläubigen“, geſchweige denn der „Heiligen“. Außerdem iſt die Geſinnung als die „fromme Geſinnung“ und die Abſchließung von dem „Reiche des Satans“ zugleich die Zuſammenſchließung der „Gläubigen“; die gleiche Geſinnung führt auf Verbrüderung, und die Herzensbewegung bedarf der beſonderen „Erweckung“, weil ſie ja thatſächlich von der Welt geſtört wird, und der abgeſonderten Erweckung, um eben der Störung durch die Weltlichgeſinnten nicht auch bei der Bethätigung der Frömmigkeit ausgeſetzt zu ſein. Das Conventikelweſen iſt daher in allen Punkten nur der Verſuch, den Pietismus, trotz dem, daß er ſich aus der Welt zurückzieht, dennoch in der Welt darzuſtellen, eine proteſtantiſche

Klöſterlichkeit, wobei es zwar nicht vergeſſen wird, „daß es nur auf das Herz ankommt,“ auf das Innerliche, gleichwohl aber eine Aeußerung dieſer Geſinnung nicht entbehrt werden kann. Die proteſtantiſchen Anachoreten halten nicht die Wüſte für den Gegenſatz der „Welt“, ſondern ihren „Glauben“, und haben eine Darſtellung dieſes Gegenſatzes, wenn ſie die Bethätigung dieſes Glaubens von dem Gottesdienſte der Ungläubigen abſondern. Ohne Zweifel ſind die Conventikel urſprünglich das einfache Herzensbedürfniß der geſteigerten „Herzensheiligung“, d. h. der „Erweckung“ und „Erbauung“; dennoch leuchtet es ein, daß ſie im Princip aller wahren Religion, welche die Welt nicht verwirft, ſondern in allen Verhältniſſen zur Wahrheit erheben will, feindſelig ſind. Die Abſonderung iſt Verdammung derer, von denen ſie ſich ſcheidet.

Sehen wir von dieſer negativen, gehäſſigen, verdammenden, ſectireriſchen Seite des Pietismus ab und gehen näher auf die Innerlichkeit deſſelben ein, ſo liegt es in der Natur dieſes Standpunktes, daß von einem beſtimmten, entwickelten Inhalt nicht die Rede ſein kann. Der abſolute Inhalt zieht ſich zuſammen in die einfache Herzensbewegung der pietiſtiſchen Wiedergeburt, welche in ſich ſelbſt wieder dualiſtiſch geſpalten iſt in „Sünde“ und „Begnadigung“. Auch der Gläubigſte trägt dieſen unaufgelöſten, ſchreienden Widerſpruch mit ſich herum; wie Ebbe und Fluth wechſeln die Momente der Gnade und der Verlaſſenheit, der „Herzensdürre“ und der „Seligkeitsſtröme“. Denn der abſolute Inhalt, verſchloſſen in die innerliche Herzensbewegung, iſt unmittelbar eins mit derſelben; dieſe Bewegung, wie ſie iſt, iſt göttlicher Inhalt, und dieſe Einheit die Seligkeit oder der „Seligkeitsſtrom“. Dieſer iſt aber nur ein Zuſtand des Subjects, der, wenn er durchlaufen iſt, nun nicht mehr eins mit ihm, ſondern von ihm nun eben ſo geſchieden iſt. Das fromme Subject iſt dieſer ſeiner Zuſtände nicht ſicher, weil es den Inhalt nicht in ſeine Gewalt gebracht hat, was es doch nur thäte, wenn es ihn nicht mehr zuſtändlich, ſondern wiſſentlich, nicht mehr gemüthlich, ſondern denkend oder beſtimmt vorſtellend mit ſich vereinigte. Beſtimmte Dogmen oder Vorſtellungen, ebenſo vernünftige Gedanken hat der Menſch in ſeiner Gewalt, wenn er ſie einmal gehabt hat. Das Herz dagegen läßt ſich nicht gebieten und nicht zwingen. Der Fromme muß den Zuſtand der Gnade vom Zufall erwarten.

Der Orthodoxie alſo, welche auf die beſtimmte Vorſtellung des Inhalts ausgeht, iſt die Herzensbewegung des Pietismus völlig abhold. Urſprünglich ward ſie als unfreies Verſtandesweſen bekämpft; ſpäter erſcheint ſie wenigſtens als gleichgültig und ungenießbar. Der Dogmatik wird die Bibel entgegengeſetzt. Wenn aber auf die Bibel im Gegenſatz gegen die Dogmatik ſo großes Gewicht gelegt und die urſprüngliche Reinheit und Einfalt der Lehre wieder hervorgehoben wird, ſo fällt dadurch noch nicht der Pietismus mit der „bibliſch-einfachen Frömmigkeit“ zuſammen; er lehnt ſich nur an ſie an, und muß, je ſchärfer er ſein Princip entwickelt, deſto mehr ſich von ihr entfernen, und über die „Autorität des Wortes“ das Wirken Gottes im eignen Herzen ſtellen.

Aber der Pietismus iſt eine proteſtantiſche Form der Religioſität; er iſt mitten in der Welt die Abſtraction von ihr, und indem er ſich auf ſein Herz zurückzieht, hat er genug daran, daß er ſelbſt ſeine Zurückgezogenheit weiß und ſie Andern zu vernehmen giebt, während die katholiſche Religioſität, die ſich auf ſich zurückzieht, den *Anachoreten* hervorbringt und das *Mönchsweſen* erzeugt, welches *auch* durch äußerliche Zurückgezogenheit von der Welt abſtrahirt.

Im Mönchsweſen iſt dann vornehmlich der *Myſticismus* heimiſch, welcher die Zurückgezogenheit auf die Innerlichkeit in der *Ekſtaſe*, d. h. im Außerſichſein, erfährt. Er iſt religiöſe Schwärmerei, Gefühlserregung, nicht *Gemüthszuſtand* oder allgemeine fromme Geſinnung, ſondern *momentanes* Gefühl, einzelne Erregung, in welcher das fromme Subject den ganzen phantaſtiſchen Inhalt einer vorgebildeten Sagen-, Legenden- und Vorſtellungswelt in freiem, wollüſtigem Phantaſieſpiel ſich anzueignen pflegt. Dieſe phantaſtiſche Erfüllung erhebt den Myſticismus über die Leerheit des Pietismus. Er iſt daher nicht gegen Andere gerichtet, ſondern völlig ſelbſtgenügſam; ja, er vermag es nicht einmal, Andere an ſeiner Herrlichkeit Theil nehmen zu laſſen; denn eine Bekehrung zur Frömmigkeit, ſelbſt zum Einſiedlerleben, würde noch immer nicht die ſpecifiſche Gefühlserregung und die Ekſtaſe mit ihren „beſeligenden

Geſichten, in denen Gott, die Heiligen und die Engelein erſcheinen,“ mit ſich bringen.

Der Pietismus dagegen iſt beſonnen und ſelbſtbewußt; auf eine einzelne Erregung, die nur um ihrer ſelbſt willen genußſüchtig geſucht wird, kann er nichts geben; ihm handelt es ſich um Erweckung des religiöſen Sinnes überhaupt, und alle einzelne „Erquickung des Herzens“ iſt nur Mittel „zur Befeſtigung der frommen Geſinnung überhaupt“, der frommen Teintüre des ganzen Menſchen. Der Myſticismus iſt eine unfreie Form der Religioſität, alſo katholiſchen Urſprungs, aber auch dem Proteſtantismus, vornehmlich in den Zeiten der geiſtigen Gährung, wo die Klarheit des Gedankens noch nicht herausgedrungen war, nicht fremd; wir erinnern an die Kriege in den Cevennen und an Tieck's anſchauliche Schilderung dieſer wunderbar ekſtatiſchen Erſcheinungen. Unſere Kunſtromantik iſt ſelbſt eine Art Myſtik. In ihr iſt eine ſelbſtgenießende Erregung durch die „abſolute Anſchauung“; das Ekſtatiſche und die phantaſtiſche Gährung, „die nur Wenigen zugängliche Genialität“ (Schelling), ſelbſt durch einen excluſiven Kreis traditioneller Intereſſen bezeichnet, gilt ihr für die geheimnißvolle poetiſche Weihung. Sie begleitet den „Schelling'ſchen Durchbruch des Geiſtes zum abſoluten Standpunkt“, und iſt in den einzelnen poetiſchen Geſtalten darum myſtiſch, weil der Durchbruch dieſer Poeten immer nur vereinzelte Erregung iſt, der kein anderes Mittel ſeiner Darſtellung hat, als die Phantaſtik.

Man hat den Pietiſmus im Gegenſatz zum Myſticiſmus als die praktiſche Frömmigkeit bezeichnet, nicht ganz mit Unrecht, wie ſich ſogleich ergeben wird, obgleich man ihn mit viel größerem Rechte auch die unpraktiſche Frömmigkeit nennen könnte. Wie das Herz, als die zuſtändliche Einheit, als die Innerlichkeit ſelbſt, von den einzelnen Gefühlserregungen ſich unterſcheidet, ſo iſt der Pietiſmus Geſinnungsfrömmigkeit, der Myſticiſmus Gefühlsfrömmigkeit. Und nun hat allerdings das Gefühl nur den ſelbſtiſch genußſüchtigen Zweck; es will nur die innerliche Selbſtbethätigung und braucht nur eine phantaſtiſche Welt, während die Geſinnung auf den ganzen bevorzugten Zuſtand, „den Stand der Gnade,“ ausgeht, alſo ſchon der allgemeine Wille, die Willensmeinung überhaupt iſt, und daher zur Willensäußerung, zur That nach Außen drängt, alſo auf die wirkliche Welt angewieſen iſt.

Der praktiſche Drang iſt da; aber die pietiſtiſche Geſinnung beſteht ja eben darin, daß ſie von der Welt abſtrahirt, und ihre Praxis ſoll auch wirklich keine andere ſein, als die Ausbreitung dieſer Abſtraction von der Welt in die Welt hinein, d. h. die Bekehrung der Weltkinder zum Pietiſmus; wie wird ſie es nun möglich machen, die äußerliche fremde Welt zu ergreifen und zu bezwingen? Der Inhalt des pietiſtiſchen Willens iſt Bekehrung; aber wie? — Nicht nach den beſtimmten Verhältniſſen, Perſönlichkeiten, Bildungsunterſchieden, ſondern nach einem ganz abſtracten Schema, durch Beten, Bibelleſen, Tractätchen, und je mehr, je beſſer. Man theile nur immer aus, an Klein und Groß; vielleicht fällt der Same unverhofft auf fruchtbaren Boden! Nach dieſer Seite des praktiſchen Lebens hin fällt die Bornirtheit und Unbildung des Pietismus unmittelbar als lächerlich in die Augen. Das beſtändige Beten und die Kopfhängerei ſtößt als eine weibiſche, weichliche Unart jedes thatkräftige Gemüth zurück; das vernachläſſigte, bisweilen cyniſche, rohe Weſen beleidigt das gebildete Gefühl; das methodiſtiſche Predigen ohne alle Welt- und Menſchenkenntniß, ohne alle Befriedigung für den denkenden Geiſt, macht in ſeiner Monotonie und in der äußerſten, carikirten Spannung des „Sündenbewußtſeins", als häßliche Uebertreibung, als Unwahrheit und förmliche Coquetterie mit der Sündhaftigkeit, nur den widerwärtigſten Eindruck; und da dieſe Frömmigkeit, wenn ſie nicht fanatiſch wird, ſich im Tone der Weinerlichkeit hält, ſo kann ſie nur weichliche Weiberſeelen, die durch allerlei Lebensſchickſale bereits mürbe gemacht ſind, für ſich gewinnen. Die Schickſale ſind theils drückende äußere Verhältniſſe, vornehmlich aber ein ſchuldbeladenes Gewiſſen, woher denn auch das ganz richtige Sprichwort: ein junger Hurer, ein alter Betbruder.

Bildung und Wiſſenſchaft ſtehen ganz außerhalb des pietiſtiſchen Wirkungskreiſes, ſo lange es bei dieſer erſten Stufe, dem ordinären Conventikelpietismus, ſein Bewenden hat. Sie treten ihm als einer lächerlichen Bornirtheit feindlich gegenüber, ſobald er in ſie übergreifen, und ſie meiſtern und bekehren will. Durch das Bewußtwerden dieſer Ohnmacht wird der Pietismus aus ſeiner Sphäre herausgeriſſen und in das feindliche Gebiet der Bildung hineingetrieben.

2. Der verweltlichte oder der vornehme Pietismus.

Dies geſchieht namentlich nach der Seite der geſelligen Bildung. Ueber der plebejiſchen Geſtalt des ordinären Pietismus, die in feiner Geſellſchaft nicht gelitten wird, erblicken wir einen vielſeitig, nicht ſelten äſthetiſch gebildeten, hochgeſtellten, mit ariſtokratiſcher Tournüre auftretenden vornehmen Pietismus. Es kommt ihm hier zu Statten, daß er excluſiv iſt. Könnte man ihn doch, ſo plebejiſch und roh er urſprünglich immer ſein mag, nicht unſchicklich ſelbſt eine Glaubensariſtokratie nennen. Frömmigkeit und Bildung ſind hier nur äußerlich mit einander verbunden, und die höhere ſittliche Bildung des Charakters aus dem innerſten Kern heraus wird gerade bei dieſen Figuren am meiſten vermißt. Iſt auch die fromme Phraſeologie, welche ſich bei ihnen findet, nicht bewußte Lüge, ſo iſt ſie doch nicht viel mehr, als geſellige Redensart, eine fromme Tournüre, in welcher der Kern des Pietismus, die Intenſität der Geſinnung, zur Schale geworden iſt; werden auch die Forderungen der Frömmigkeit zu Zeiten ſchroff und entſchieden ausgeſprochen, ſo ſind doch auch wieder auf Perſonen und Umſtände ſo viel Rückſichten zu nehmen, tritt eine ſo gefügige Accommodation in die Verhältniſſe ein, wie man ſie nur bei den gewöhnlichſten Weltkindern finden mag.

Dieſe ſogenannte höhere Bildung des Pietismus trägt den Keim der Zerſtörung in ſich. Die frommen Scrupel, z. B. ob Göthe wohl ſelig werden möchte, worüber Göſchel in ſeinem „Denkmal“ ſpaßhafter Weiſe eine förmliche Beruhigung ausgehen läßt, die wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Prüderieen, hemmen überall die freie Entwicklung des Geiſtes; die ſpitzige Caſuiſtik über Frommes und Unfrommes, Chriſtliches und Unchriſtliches ertödtet alle Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit des Gemüthes in beängſtigender, nie fertig werdender Reflexion; die nie ausgeſetzte directe, abſichtsvolle Beziehung auf das pietiſtiſche Chriſtenthum giebt jeder Thätigkeit eine bornirte unfreie Wendung, und der Zweck der Erbaulichkeit, des Bekehrungseifers, der mehr oder weniger verdeckt überall hervortritt, verkehrt die freie Geſelligkeit in ihr Gegentheil. Der Zwieſpalt der Religion und der Bildung bleibt ungeheilt, da nur eine durch die andere beſchränkt, verkümmert und verderbt wird. Die Bildung iſt das Weltkind ſelbſt und kommt aus der Welt her; ſie wäre nun alſo conſequenter Weiſe abzulegen und die Einfalt des frommen Herzens an die Stelle zu ſetzen; die Bildung iſt aber ſcharf eingeſchulte Sitte, iſt der ganze Stolz der feinen Welt, deren Feinheit eben in dieſer Geſtaltung des ganzen Menſchen ſelbſt beſteht; ſie kann alſo nicht abgelegt werden, und der Pietismus iſt genöthigt, auf die Form des Weltkindes ſich einzulaſſen, als frommer Anflug, als conventionelle Redensart zu einer vornehmen Manier ſich auszuhöhlen. „Eine liebe Seele,“ „ein warmes Gemüth,“ „ein frommes Herz,“ „die Schäflein, die ein guter Hirt hütet und behütet,“ „die lieben Chriſten“ und noch ſo ein halbes Dutzend ſüßer, weicher Stichworte, beſonders in Deminutiven, die ſich dann ſchon zu der bekannten Weiſe der Herrnhuter Brüdergemeinde hinüberneigen, — bilden den Ausdruck und Kern des frommen Anflugs, ſind bald eingeſchult und können eben ſo leicht acquirirt werden, als die Redensarten: „ich habe die Gnade“ oder „ich bitte unterthänigſt!“ u. ſ. w. Unter dieſer Bedingung, bloß vornehme Manier zu ſein, verkauft das Heiligthum des Herzens ſeine Seele, und die Ehre, am Theetiſch der Ariſtokratie zu ſitzen, ſchlägt dem Pietismus zur völligen Auflöſung, zur reinen Aushöhlung in leeres Formelweſen aus.

Nicht beſſer, als mit dem Weltkinde der geſelligen Bildung, geht es ihm mit dem Weltkinde des äſthetiſchen Kreiſes. Göthe, dieſer Atheiſt und Weltmann, nachdem Puſtkuchen ihn umſonſt befehdet hatte, iſt im Grunde der ärgerlichſte Stein des Anſtoßes für die pietiſtiſche Geſinnung, den es giebt. Und dennoch machen ſie ſich ſo viel mit ihm zu thun, halten ſich freilich dabei vornehmlich an ſeine alte langweilige, dunkle und unpoetiſche Periode, ſuchen ihn hier zu ihren Gunſten auszulegen und umzudeuten, und möchten gern ſo eine poetiſche Vogelſcheuche aus ihm machen, wie aus dem altſcholaſtiſchen

Dante, deſſen göttliche Komödie, ebenſo wie der zweite Theil des Fauſt, nur geſchrieben zu ſein ſcheint, um den Leuten die übermäßige Vorliebe für die Poeſie auszutreiben. Aber Göthe hat auch in ſeiner zäheſten Geheimbd-Raths-Periode, wo er nun die große Perrücke des alten Gottſched ſelber ſchwingt, keine Ader von Pietismus, und alle Orgelei und Dudelei, mit der er ihm als Wechſelbalg untergeſchoben wird, ſchlägt nur zum Gelächter über ſolches Gaukelweſen aus. Auch hier iſt Bildung und Pietismus ſchlechthin unvereinbar. Sobald der Pietismus zur wahren äſthetiſchen Bildung gelangt, hat er ſeine Geſinnungsrückſichten aufzugeben und den Reichthum der poetiſchen wie der wirklichen Welt unbefangen auszulegen.

In der Philoſophie vollends erzeugt der Pietismus die Scholaſtik unſerer Zeit, eine fromme Zweckphiloſophie, eine traurige Magd aller möglichen Opinionen und Vorſtellungen, die zufällig dem frommen Herzen theuer und ſeiner Geſinnung eine ſüße Gewohnheit geworden ſind. Dieſe Herzensangelegenheit bringt nun den Pietismus mit der Philoſophie in eine wilde Ehe, aus welcher ſchon die ungeſchlachteſten Baſtarde entſprungen ſind, die aber zum Glück, wie alle Baſtarde, nicht weiter zeugen. Allerdings iſt der fromme Anflug im Munde des Philoſophen die äußerſte Unwahrheit und die allerhohlſte Manier. Denn nichts in der Welt iſt eine innigere und bewußtere Durchdringung mit dem göttlichen Inhalt, als die Philoſophie, ſo daß es keinen ſtärkeren Gegenſatz gegen die Marquirung des vorzüglich und allein begnadigten

Herzens geben kann, als das philoſophiſche Wiſſen. In allen drei Geſtalten der Bildung, der geſelligen, der äſthetiſchen und der wiſſenſchaftlichen, verliert ſich der Pietismus in die hohle Form, und die Individuen, welchen man wahre Bildung und volles Bewußtſein zugeſtehn muß, wiſſen auch um die faulen Fiſche der pietiſtiſchen Teintüre, womit ſie die Bildung anſtreichen, d. h. dieſe ſind nothwendig Heuchler.

Der Pietismus, welcher in der gebildeten Form ſeiner völligen Auflöſung und Aushöhlung entgegengeht, nimmt ſich daher energiſch zuſammen zu einer dritten Geſtalt, in welcher er wiederum die Verweltlichung negirt.

3. Der hierarchiſche oder jeſuitiſche Pietismus.

War der zeugende Gegenſatz des Spener'ſchen, d. h. des urſprünglichen Pietismus der herzloſe Orthodoxismus, ſo iſt der Gegenſatz, aus dem der heutige Pietismus hervorſprießt, die gegenwärtige Bildung der Welt, der Kunſt und Philoſophie. Alle drei ſind eine ins Breite und Weite ausgelegte, eine wirklich vorhandene Religion (Idealismus, Verhältniß zur Idee). Aber eben weil das Leben, die Poeſie und die Wiſſenſchaft ihres Idealismus ohne Weiteres gewiß ſind, ihn alſo nicht marquiren, ſo erſcheinen ſie irreligiös für jedes Bewußtſein, welches nur eine ſpecifiſche Herzensbewegung Religion (Chriſtenthum) nennt, und mit der Liebe in der Familie, mit dem Patriotismus für die Freiheit, mit der Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft immer noch den eigentlichen Gottesdienſt, den des frommen Herzens und Sinnes verſäumt findet. Je ungebildeter der Menſch iſt, deſto ſchärfer fällt ſeine Religion (ſein Enthuſiasmus fürs Ideale) und ſein Leben auseinander. Der rohe Menſch betet, wenn er rauben und morden will, ſo gut als wenn er Häringe fiſchen geht; der Philoſoph betet nicht, wenn er denken will, aber ſein Denken iſt ohne Weiteres Religion. Der Häringsfänger, der Räuber, oder allgemein geredet, der Menſch, der einer unfreien oder gar verwahrloſten Bildungsſtufe angehört, bedarf einer ſpecifiſch frommen Herzensregung; nicht ſo derjenige, deſſen Geſchäft ihn unmittelbar in den Dienſt der Idee giebt. Daß dies mit der wahren Bildung der Fall ſei, wird ihr nun von der pietiſtiſchen Vernirtheit nicht zugeſtanden, im Gegentheil die Bildung gilt eben darum für gottlos, weil ihr nicht in herkömmlich roher Weiſe „Gottesdienſt“ und „Weltweisheit“ auseinanderfällt. Sie betet dem Pietiſten nicht genug, und es wird von ihm ihre Verwirklichung des Chriſtenthums, die Humanität, nicht anerkannt, vielmehr noch eine beſondere Chriſtlichkeit der Geſinnung verlangt, während doch weder der Weltverſtand, noch der Kunſtſinn, noch die Philoſophie der Geſinnungs- und Herzensbildung im Wege ſteht, ja, in alle den von der Frömmigkeit profan und unchriſtlich genannten Gebieten die Religion oder der Idealismus in viel durchdringend und geſünderer Geſtalt vorhanden iſt, als in der Frömmigkeit von Profeſſion.

us dieſem Verhältniß entſpringt der unbegründete Vor-
urf, die gegenwärtige Bildung ſei irreligiös,
eil ſie ſich von der Gemeinde und ihrem aus-
rücklichen Gottesdienſt zurückgezogen hat. Viel-
ehr muß an die alte Form der Darſtellung des religiö-
n Verhältniſſes die Forderung geſtellt werden, daß ſie
ch mit dem Inhalte der Bildung ausfüllt, nicht umge-
ehrt die Formen der Bildung mit dem Inhalte des Pie-
smus verdirbt.

Der Pietismus, welcher ſeine Geſinnung in die heu-
ge Bildung zu impfen ſucht, iſt die ſo eben beſprochene
ebildete Geſtalt desſelben; der Pietismus dagegen,
elcher der Bildung die Deſtruction der Religioſität zu-
chreibt, und nun nach ſeinem (frommen) Sinne das ganze
eligiöſe (kirchliche) Leben reformiren und reſpective revo-
utioniren will, die Bildung aber ſelbſt durchgemacht
at und mit ihren eigenen Waffen ſie bekämpft, das iſt
ie dritte, bei weitem wichtigſte Form dieſer Geiſtesrichtung,
er hierarchiſche Pietismus, der Wiederherſteller des
lten Kirchenweſens und Pfaffenregiments.

Der Pietismus iſt ein Kind unſerer Zeit, ſo hat er
ch denn auch an der Klugheit der Welt gebildet und
hre Waffen führen gelernt. Er hält ſie für „die Waffen
er Lüge,“ aber er gebraucht ſie, „um die Lüge ſelbſt
amit zu bekämpfen.“ Hier iſt zunächſt der ſchreiende
Gegenſatz zu beachten, in welchen der Pietismus ein-
eht, um Verſtand und Wiſſenſchaft als Mittel zu ge-
rauchen zu ihrer eigenen Vernichtung. Sodann wird

aber auch der Inhalt in dieſer neuen Form des Pietismus ein anderer, er bleibt nicht mehr die unentwickelte Innerlichkeit des Gemüthes, ſondern wird nun die Kirche, mit ihrer ausgebildeten Lehre und Verfaſſung. Er iſt darum nunmehr der orthodoxe und hierarchiſche Pietismus.

Gewaltſam ſtoßen hier die härteſten Gegenſätze aneinander. Die Innerlichkeit des Herzens ergreift dieſelbe feſte, gegenüberſtehende, unlebendige Aeußerlichkeit der alten Orthodoxie, in deren Bekämpfung ſie ſelbſt (durch den vortrefflichen Spener) ihr erſtes Daſein empfangen. Jetzt ſchließt ſie ſich ohne Weiteres äußerlich damit zuſammen, und nimmt Alles, wie es daliegt, mit Haut und Haaren auf, capricirt ſich auf die craſſeſte Orthodoxie der Vorzeit, um eine Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu gewinnen gegen die Macht der Bildung, die ſie vernichten will. Und auf dieſe Macht ſelbſt wieder geht ſie ein, bildet ſich in ihrem Dienſt und „zieht ihr Rüſtzeug an," — um ſie zu vernichten.

Dieſe merkwürdige, widerſpruchsvolle, energiſch fanatiſche Geſtalt des Pietismus iſt für den Proteſtantismus ganz dieſelbe, welche wir in der katholiſchen Kirche unter dem Namen des Jeſuitismus kennen. Der Pietismus überhaupt iſt nichts Anderes, als das proteſtantiſche Mönchsthum, und wenn jene erſte Form, die des ordinären Pietismus, dem gewöhnlichen Mönchsthum mit ſeiner Zurückgezogenheit aus dem Leben, ſeiner frommen Büßung und Ascetik, ſeiner Weltverachtung

nd Weltdummheit entſpricht, die zweite Form, die des
ornehmen Pietismus, dagegen den Ritterorden zu
ergleichen wäre, welche den Waffenruhm und die äußer-
ichen Güter nicht verſchmähten: ſo fällt dieſer hierar-
hiſche Pietismus in allen Punkten ſeiner Erſcheinung
o genau mit dem Jeſuitismus zuſammen, daß nur
urch den Proteſtantismus, innerhalb deſſen ſich der Be-
riff des Jeſuitismus neu producirt hat, der Unterſchied
ntſteht, der ſich dann auch wieder bei einigen Indivi-
uen bis auf ein faſt unerhebliches dogmatiſches Mini-
num abſchleift.

Der Jeſuitismus war und iſt Reaction gegen die
ie Auflöſung der katholiſchen Kirche durch den Prote-
tantismus, und der Begriff der Reaction hat ſich in ihm
n der bewußten, der ſchärfſten und entſchiedenſten Geſtalt
egründet, er tritt ebenfalls mit den Waffen der Wiſſen-
chaft gegen das Product der Wiſſenſchaftlichkeit, die Refor-
nation, und gegen die Freiheit des Glaubens und des
Wiſſens ſtreitend auf. Der hierarchiſche Pietismus
t nichts Anderes, als die Reaction innerhalb des Pro-
eſtantismus, die Reaction gegen die ganze neuere Bil-
ung, die thatſächlich und augenſcheinlich von der Tra-
ition des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts abge-
allen iſt. Der Jeſuitismus ferner, eben ſo wie dieſe
Form des Pietismus, hat den Fanatismus ſeiner Her-
ensfrömmigkeit hineingelegt in die ſtarrgewordene, ab-
terbende Kirchlichkeit; was endlich für uns das Wich-
igſte iſt, die Art und Weiſe des Gegenſatzes gegen die

Wiſſenſchaft und den Staat iſt ganz dieſelbe. Die Jeſuiten ſagen: „Der Zweck heiligt die Mittel," als wenn ihr Zweck, die Welt dumm zu machen, nicht eben ſo ſchlecht wäre, als ihre Mittel zu ihm! Die evangeliſche Kirchenzeitung ſagt: „Man muß mit den Waffen der Lüge die Lüge bekämpfen," als wenn man die Wahrheit je erlügen könnte! Es iſt dieſelbe Maxime: Lüge der Zweck und Lüge das Mittel. Ich weiß es nicht, ob die evangeliſche Kirchenzeitung ihrer principiellen Verwandtſchaft mit dem Jeſuitismus ſich ſchämt, oder ob ſie den Muth hat, ſie zu bekennen. Hat ſie dieſen nicht, ſo war es freilich eine große Unvorſichtigkeit, ihren ſchmählichen Grundſatz ſo offen auszuſprechen, welcher in jener Form, in der ihn die Jeſuiten gefaßt, ſchon der allgemeinen Verachtung preisgegeben iſt. Die Lehre von den ſchlechten Mitteln, welche zu dem „guten Zweck" führen, von den Waffen der Lüge, mit welchen der Sieg der Wahrheit zu erkämpfen, zeigt das beſtimmteſte Bewußtſein der Reaction über ſich ſelbſt. Sie weiß es, daß ſie durch das Ignoriren der Gegenwart und durch die Abſtraction von ihr nichts ausrichten kann, zugleich iſt ihr jedoch eben ſo gewiß, „daß die Gegenwart die Lüge, das Satans-Werk iſt;" ſo geht ſie denn bei dem Teufel in die Schule und wird ſeine gelehrige Schülerin, um ihn deſto beſſer überliſten zu können. Darum haben die Jeſuiten die Mönchskleidung abgeworfen, ſind gebildete Welt- und Hofleute geworden, in hohe Staatsämter getreten, haben die Wiſſenſchaften und ihre Lehrſtellen an ſich gebracht, — um (das iſt nun der „gute Zweck") der Bildung, dem Staatsleben, den Wiſſen-

aſten den Todesſtoß deſto ſicherer zu verſetzen, — an
Stelle von alledem aber das Syſtem der Hierarchie wie-
r aufzurichten. Eben dieſelbe Praxis übt unſer prote-
ntiſcher Jeſuitismus. Pietismus und Wiſſenſchaft
d abſolut feindliche Begriffe. Das Herz kann nichts wiſ-
t und das Wiſſen iſt nicht herzlich, woraus nicht folgt,
ß irgend ein Enthuſiasmus wahr ſei, den das Wiſſen
cht erzeugt und nicht gereinigt. Aber dasſelbe Geſchlecht
r Pietiſten, welchem „die Wiſſenſchaft die Sünde des
ochmuthes iſt, die durch die Verführung der alten
chlange über das Geſchlecht der Menſchen gekommen,“
dennoch beſtrebt, ſie an ſich zu reißen, freilich wiederum
r um ihr das innerſte Leben auszuſaugen und dann
rechen zu können: wir haben auch eine Wiſſenſchaft,
er eine andere als die weltliche, eine heilige, fromme,
n uns lernet Weisheit. Die goldne Zeit der Wiſſen-
haft, predigen ſie, iſt die der Scholaſtik, ihre höchſte
ufgabe, daß ſie im Dienſt der Kirche ſtehe.

Daß eine ſolche eingeſchüchterte, eingefangene, ein-
kerkerte Wiſſenſchaft, die geduldig an der Kette der
ommen Vorſtellungen liegt und wie ein Sklave einge-
itſcht wird zu den niedrigſten und ſchmutzigſten Dienſt-
iſtungen, in Wahrheit keine Wiſſenſchaft iſt, ſondern
r die ſchmählichſte Caricatur derſelben, wiſſen ſie ſelbſt
hr wohl, freuen ſich aber deſto mehr, die fromme Dumm-
it mit ſolchen Reden überliſten zu können.

Dieſe Taktik, die man vor wenigen Decennien noch
r den entſchiedenſten Wahnſinn gehalten haben würde.

bürgerte ſich allmälig ſo ein, daß viele hierarchiſche Pietiſten ſich ernſtlich mit der Hoffnung trugen, man werde ſehr bald auch mit Verboten von Seiten des Staates gegen die Wiſſenſchaft, namentlich die Philoſophie, agiren können. Da ſprang plötzlich der politiſche Wind um, das Miniſterium Altenſtein erließ ein Manifeſt gegen den Obſcurantismus; und von einer allgemeinen verzweifelten Attaque, die ſie auf dem politiſchen Boden gemacht, blaſen ſie jetzt ſelbſt etwas betreten zum Rückzuge. Proſtituirt nämlich durch die Enthüllungen, welche das Cölner Ereigniß herbeiführte, paralyſirt in ihrem gegen die neuere Bildung gerichteten Feuergeſchrei, indem ſich der Obſcurantismus entſchieden als aufrühreriſches Element gegen Preußen hervorthat, wollten die Reactionäre es dennoch nicht aufgeben, das verlorene Terrain durch einen Handſtreich wieder einzunehmen. Es erfolgten, als die Literatur und namentlich die Halliſchen Jahrbücher es unternahmen, *das treuloſe Princip der Reaction aufzudecken*, die neueſten Verdächtigungsverſuche der Bildung und der Philoſophie; es wurde der tolle Verſuch gemacht, *unter den gegenwärtigen Umſtänden* bei dem „Staate der Bildung“ dieſe ſelbſt in Verdacht zu bringen. Die Anklagen der evangeliſchen Kirchenzeitung, die dummdreiſten Redensarten des Berliner politiſchen Wochenblattes gegen die Hegelſche Philoſophie und ihre Anhänger mit der Aufforderung an die Polizei, ihr Einhalt zu thun, — und vornehmlich „die Leo'ſchen Hegelingen,“ eine wirkliche

ſetzerung alten Stils, in welcher der hierarchiſche
tismus ſeine vermeintliche Orthodoxie zur Norm
alle Philoſophie machen will, — ſind durchge-
len. Es hat bei den Landesgeſetzen ſein Bewenden
bt, und iſt nach keiner Seite hin ſtaatspolizeilich
ſchritten worden. (Dies war 1839).

Nun treten ſie den Rückzug an. Die Leo'ſche An-
iſt noch einmal abgedruckt worden, ſichtlich ohne alle
nung auf praktiſchen Erfolg und mehr um jener
ihlichen Anklage nachträglich die Deutung zu geben,
olle nur beim Publicum denunciren und auch
die Philoſophie, ſondern die Unphiloſophie, d. h.
Ende ſich ſelbſt, welchen Zweck ſie denn auch wahrlich
verfehlt hat. Dieſe Anklage der Philoſophie iſt
lbe Attentat auf die ganze gegenwärtige Bildung,
ie Mündigkeit des Geiſtes und die wiſſenſchaftliche
eit, welches die Jeſuiten grade jetzt unternehmen,
ſie die Maxime der katholiſchen Hierarchie zum Ge-
es Lebens und des Staates erheben wollen, denn,
eben ſo wie ſie, beruft ſich Leo in den hierarchiſch-
iſchen Hegelingen auf die wüſteſte, confuſeſte Pfaf-
zung und verlangt, daß die Philoſophen alle ſeine
chmackten Meinungen von Gott, vom Geiſt des
chen, von der Schrift u. ſ. w. herausbringen ſollen.
ellt ſich der hierarchiſche Pietismus zur Wiſſenſchaft,
nd er ſelbſt wiſſenſchaftlich, ja die einzig berechtigte
nſchaftlichkeit zu ſein behauptet.

ben ſo perfid iſt das Verhalten dieſes jeſuitiſchen

Pietismus zum Staat. Die Abhängigkeit der Kirche vom Staat iſt ihnen natürlich ein Greuel, und die einſtige völlige Losreißung vom Staate, ja die Herrſchaft über denſelben, das Ziel ihrer geheimſten Wünſche. Nichts deſtoweniger wenden ſie ſich fortdauernd an den Staat mit Klagen gegen die Ketzer, die auch ihm Verderben drohten, verlangen ſeinen ganz beſonderen Schutz, geben ſich für die einzig loyalen Staatsbürger aus und reden von den Greueln der Revolution, die aus der Philoſophie und der Aufklärung entſprängen, während ſie ſelbſt das weſentliche Verhältniß der proteſtantiſchen Kirche, ſo wenig als möglich Aeußerlichkeit zu haben und die Sorge dafür dem Staate anheim zu ſtellen, verwerfen, anfeinden, in das gerade Gegentheil umzukehren ſuchen und ſo die determinirteſte deſtructive Tendenz ſind, die es gegenwärtig giebt. Der jeſuitiſche Pietismus will nicht bloß das Syſtem der altproteſtantiſchen Orthodoxie an die Stelle der vernichteten Bildung ſetzen, wie die „Hegelingen“ dies ausſprechen; er will auch mittelſt der Conventikel eine vom Staate unabhängige Kirche der beſtehenden Kirche gegenüber gründen, falls es ihm nicht gelingen ſollte, die gegenwärtig beſtehende Kirche ſelbſt unabhängig zu machen. War dem ordinären Pietismus das Conventikelweſen nur ein Mittel der Erweckung und eine Erbauungsſtunde der Wiedergebornen, alſo eine Darſtellung ihrer bevorzugten Herzensheiligkeit, ſo ein Stückchen Eremitage und Kloſter, wie es die veränderte Weltlage verträgt, ſo werden die onventikel des hierarchiſchen Pietismus demagiſche Unternehmungen gegen den Beſtand der gegenärtigen Kirche, ſie haben das beſtimmte Bewußtſein r Losreißung von der beſtehenden und der Aufrichtung r wahren Gemeinde und Kirche, d. h. einer Kirche mit Excommunication", „Kirchenbuße und Bann", regiert n „freien oder vom Staat unabhängigen Prieſtern." ieſe Pietiſten wollen die Hierarchie wirklich wiederherllen, die Pläne und Anträge dazu, die ſie an die Reerung und ans Publicum richten, findet man in ihren chriften, am rückſichtsloſeſten in Leos drittem Theil der iverſalgeſchichte, in dem Sendſchreiben an J. Görres d in der zweiten Ausgabe der „Hegelingen."

II. Unſre Zeit und die Reformation.

Die Pietiſten und die Jeſuiten rütteln uns aus dem hlaf und Traum der Geiſtesfreiheit. Ein entſchiedener ind iſt ein Glück. Man lernt ſich ſelbſt kennen. Mit n Verſuch, die Welt wieder für die Rohheit zu gennen, werden wir gezwungen, ſie für die Bildung zu rben, und wir dürfen des Sieges gewiß ſein. Das ht des Proteſtantismus und der Aufklärung iſt das ht der Welt geworden.

Die freie Form der Religion, des Dichtens und des nkens, wird in unſern Tagen geliebt und gehegt von ganzen gebildeten Welt. Unſern Philoſophen, unſern chtern, unſern Künſtlern und ihren Gebilden, wer hrt ihnen den Eingang ſelbſt bei den katholiſch genannten Deutſchen? Und wo es verſucht wird, die Bildung zu dämpfen, „das Licht auszulöſchen und die Feuer wieder anzuzünden“: hat dieſer Verſuch eine Macht gegen die geiſtigen Heroen der Nation? Wer wehrt, von Leſſing bis Schiller, Göthe und Hegel, dieſem allmächtigen Wort der heutigen Zeit ſeine Wirkung? Sind es dieſe geiſtig zerlumpten und zerſetzten Reactionäre, dieſe wüſten und ſinnverwirrten Betbrüder, ſind es die Jeſuiten im Stande?

Ja, es war Zeit, ihr halben, dreiviertels und ganzen Jeſuiten, daß ihr es verſuchtet; — aber wie nun, wenn es euch mißlingt? Dahin iſt es gekommen, und dies iſt der weitere glückliche Verlauf der Sache, daß ihr der Bildung im Katholicismus ſelber drückend werden müßt; dahin iſt es gekommen, daß die Katholiken, ſo gut wie wir, ſich darüber befragen müſſen, ob ſie die ganze Heerde der alten Kleriſei mit all ihren greulichen Praktiken, ihrem Gewiſſenszwang, ihrer Eindringlichkeit, ihrer Grauſamkeit noch einmal wollen im Lande haben oder nicht, ob die Nonnen und die Mönche, ob die Jeſuiten mit dem Gift und der Verfolgung, die Dominicaner mit dem Scheiterhauſen, die Franciscaner mit dem Strick und dem Bettel noch einmal unter ihnen hauſen ſollen? Kurz der deutſche Katholik *) wird ſich leicht darüber beſinnen, daß er Katholik nur noch

---

*) Damit der Leſer dieſe Stelle nicht für eine Prophezeihung ex eventu hält, bemerke ich, daß ſie unverändert, wie ſie 1839 geſchrieben wurde, wieder gegeben iſt.

, nicht mehr iſt, ſofern er wirklich der heutigen
a, nicht dem Pöbel und ſeiner abergläubiſchen
rloſung angehört. Denn auch das katholiſche
t von dem Lichte des neuen Geiſtes erfüllt, mit
üchten unſerer Bildung genährt, für die freien
und Denker der Nation begeiſtert, dürſtend nach
e der Mitbürgerſchaft im Reiche des freien Geiſtes,
Kränze erworben wurden und wo ewig die neuen
gen ſind. Auch die katholiſche Welt weiß es zu
, daß die Bildung regiert und der Köhlerglaube
ndet, daß die Humanität gilt und die Tyrannei
tatismus abgeſchafft iſt, daß der Bettel und der
der Scheiterhaufen und die Mittel, die der rohe
er alten Kleriſei heiligt, längſt zum Tempel hinaus-
n ſind. Welches Auge, welches heutigen Men-
elches deutſchen Landes, würde dieſe ſchmutzigen,
Kutten, dieſe gleißneriſchen treuloſen Glattſtrümpfe
n, wer würde das Bewußtſein ertragen, daß die
n Maximen der längſt geſtürzten und vor dem
Geſchichte verworfenen Jeſuiten wieder am Ruder
Auf die Länge nicht einmal Bayern, nicht einmal
; Niemand der nur entfernt den Zug der Ge-
empfindet. Die freie Bildung iſt angefeindet, zu
iſt ſie nicht mehr.

Licht des Proteſtantismus und der Aufklärung
Licht der Welt, die Bildung, welche ſich aus der
g des ſechszehnten und achtzehnten Jahrhunderts
hat, iſt Herr der Welt und ihrer Zukunft.

Und dies iſt keine Parteiſache und kein Parteiſieg, nein der Sieg der Bildung, der Geiſtesfreiheit, die höchſte Ehre des Menſchen hat aufgehört eine Parteiſache zu ſein. Auf den Namen kommt es nicht an. Ueber die Sache aber ſind Katholiken und Proteſtanten im Laufe der Jahrhunderte eins geworden. Sofern es aber allerdings noch auf den Namen ankommt, wenn etwa drückende dogmatiſche und kirchliche Verpflichtungen daraus hergeleitet werden, ſind beide Theile nicht geſonnen, ſich auf den Namen zu ſteifen, *und dagegen die gebildete religiöſe Ueberzeugung in die Schanze zu ſchlagen.* Im Gegentheil, der Katholik wie der Proteſtant werden von den ſtarren Formen einer vorzeitlichen Orthodoxie abgehen und nur den lebendigen Kern des Chriſtenthums, d. h. *die lebendige Religion der Gegenwart feſthalten.* Dieſem reformatoriſchen Proceß iſt nunmehr nicht länger auszuweichen. Es iſt aber keineswegs negativ gegen das religiöſe Leben und gegen die Wahrheit, wenn von dem, was bereits dem Tode anheimgefallen, nicht mehr die Rede ſein ſoll, im Gegentheil die Erarbeitung des wirklich lebendigen religiöſen Bewußtſeins, die Beſinnung über die Religion unſerer Zeit iſt unendlich viel poſitiver, als das Auswendigwiſſen untergegangener Vorſtellungen. Die poſitive Form der Religion iſt die, welche im Leben wirklich gilt, nicht die, welche vor dieſem gegolten.

Weil nun der Proteſtantismus von Anfang an den lebendigen Glauben ſuchte und im Verlauf nur immer wieder ſein gegenwärtiges Leben darzuſtellen hat, ſo proteſtirt er im letzten Grunde nur gegen die Erſtarrung des Geiſtes, wie er es gleich anfangs gegen den allerungeiſtigſten Kram that, gegen den Ablaßkram, den man für ein Thun der Religion ausgab. Nun iſt durch die Bildung des Geiſtes, die ſeitdem und in Folge deſſen über die Welt gekommen, die ganze ideale Welt verwandelt worden. Die Beſinnung darüber kann nicht ausbleiben. Der Eintritt einer ſolchen Beſinnung und Zuſammennahme des Geiſtes, welcher ein Pronunciamento der Maſſen hervorbringt, wird der Natur der Sache nach allemal von dem Feinde des Geiſtes hervorgerufen. Und ſo iſt es denn auch jetzt. Der katholiſche Tetzel unſrer Tage, der alte Görres, der die Wundermedaillen der Nonne von Dülmen feilbietet, wird ohne Zweifel von der ganzen gebildeten katholiſchen Welt mit Verachtung zurückgewieſen werden, der proteſtantiſche Tetzel, welcher uns den ganzen Kram der alten Knechtſchaft, Prieſter, Buße und Bann, wieder aufheften möchte, hat kein beſſeres Loos bei den Proteſtanten zu erwarten. Die Exceſſe der Reaction bringen uns nothwendig eine neue Reformation, und Gewalt gegen die Reformation würde unfehlbar ſogar in **Deutſchland** eine Revolution erzeugen.

6. „Die gute Revolution."

1840.

Hengſtenberg bringt uns einen höchſt intereſſanten Aufſatz: „Die Bewegung im Canton Zürich," in welchem er die Lehre von der Volksſouveränität, von der gottgewirkten Revolution des züricher ariſtokratiſchen Pietismus ſehr freimüthig erörtert. Und das in Berlin! Wie die Cultur doch fortſchreitet! Die Berliner Gläubigen erkennen alſo nicht mehr jede Obrigkeit an, ſondern nur die, welche ihren Glauben hat und gegen die Philoſophie aufrecht erhält. Iſt dies nicht der Fall, ſo erklären ſie „die Revolution," welche eine ſolche Regierung umſtürzt, für ein gerechtes Gericht Gottes. Wir wollen die wörtlich dieſen Sinn ausdrückenden Stellen ſogleich anführen, um auf die liberalen ſtaatsrechtlichen Lehren aufmerkſam zu machen, welche das „Chriſtenthum" mit ſich führt, und um die Welt zu überzeugen, daß Hengſtenberg und ſeine Freunde muntre, lebensluſtige, ja ſeit 1839 ſogar kriegsluſtige Leute ſind, die nur vor und nach der Emeute die Mütze ziehn und ein Gebet verrichten, wie der ſelige Cromwell, der Mann Gottes. In dem Stück der evangeliſchen Kirchenzeitung vom 20. Nov. 1839 S. 743, nachdem erzählt worden: Strauß war gewählt, ſetzt der Referent ein: „Das Maß war voll, der Sünde Sold war der Tod, die Regierung hatte ſich ihr Grab gegraben." Alſo die Regierung hat den Sturz verdient, weil ſie Strauß berufen. Darauf, als die Gährung ſich mehrt und die Glaubenscomités errichtet ſind, heißt es S. 744:

„Damals war im Canton Zürich eine ſchöne Zeit, ein Wehen des Geiſtes Gottes war ſpürbar. Leute, die noch keinen Fuß für chriſtliche Zwecke gehoben, noch keinen Kreuzer für Erbauungsſchriften verwendet, opferten nun für Verbreitung der zahlreichen Schriften wider Strauß Zeit, Geld und Mühe. Leute, die ſonſt von den ſogenannten Frommen ſich fern gehalten, näherten ſich nun denſelben, nannten ſie in Briefen“ (mit dem altburſchenſchaftlichen Gruß) „Brüder in Chriſto. Ein Leben aus Gott, ein Eifer für den Namen Chriſti und für die Sache des Reiches Gottes war ausgegoſſen über alles Volk, der Herr war nahe und ihm naheten ſich in öffentlichen Betſtunden Leute, welche früher an ſolchen Theil zu nehmen ſich ſchämten.“ Aus alle dieſem ſieht man deutlich, daß der Pietismus von dieſen neuen Bundesgenoſſen nur angenommene Façon war. Sie operiren indeß zuſammen und Strauß wird penſionirt. „Nun aber gab ſich mit Beſeitigung des gefürchteten Mannes das chriſtgläubige Volk des Cantons Zürich nicht zufrieden.“ Es empört ſich gegen ſeine Obrigkeit und macht ſeine Revolution für Pietismus und Ariſtokratie. Die evangeliſche Kirchenzeitung macht einen Unterſchied wiſchen den Obrigkeiten und hält, eine nicht ſo wie ſie geſinnte Obrigkeit zu ſtürzen, für Gottes Werk. Sie ährt fort: „Die Männer, welche Strauß berufen und nur nothgedrungen wieder abberuſen hatten, *waren ja noch da, ſaßen noch im Amt*, wenn auch eben nicht in Ehren. Von ihnen war Wiederholung ähnlicher Schritte zu fürchten. Das Volk verlangte darum *Garantieen* für Erhaltung des chriſtlichen Glaubens im Lande, daß der Artikel 4 der Verfaſſung: „„Die chriſtliche Religion nach dem evangeliſch-reformirten Lehrbegriffe iſt die vom Staate anerkannte Landesreligion,““ *eine Wahrheit werde und bleibe.*“ Mit welchem Nutzen ſind die Herren bei der Julirevolution in die Lehre gegangen! Ganz die Begeiſterung und ſogar die Worte des Juliprogramms! Man gebe ihnen eine Tonne und ein Lindenblatt, und ſie begeiſtern die ganze Chriſtenheit, zu ziehn wider „die Blaſen des Abgrunds,“ die Straußianer, und wider die Regierungen, welche ſolch Teufelsvolk anſtellen.

Weiter heißt es ſodann:

„Die *Volksbewegung* wurde von einigen Großrathsmitgliedern *eine ſchlechte* genannt, und der Aerger, *dem Volkswillen einmal nachgegeben zu haben*, in Spott und Hohn geäußert, ja bei Anlaß der Genehmigung eines neuen Landeskatechismus der chriſtliche Glaube von einzelnen Großräthen auf gottesläſterliche Weiſe in öffentlicher Rathsſitzung verachtet, verläugnet, verworfen. Aber — Gott läßet ſeiner nicht ſpotten. *Die Stunde ſeines Gerichtes kam mit ſchnellen Schritten.*“

Dieſe Sprache iſt wahrlich piquant; dieſe Pariſer

rdtſamkeit iſt in Deutſchland lange nicht zu Worte
mmen: das Verbrechen, den Volkswillen einen
chten zu nennen, ſteht voran, erſt das zweite iſt die
esläſterung, dieſe beſteht aber wieder nur in der
rung des Volksglaubens, und dafür iſt das Gericht
tes die Revolution, der Sturz der Obrigkeit durch
ffnete Volksbanden. Alſo die Revolution, welche
Chriſtgläubigen und die es ſonſt nicht geweſen ſind,
aber ſich raſch dazu halten, aufführen, die gefällt euch?
Die Berliner evangeliſche Kirchenzeitung lenkt
n ein und thut, als hätte ſie noch gar nichts ge-
Sie ſchließt mit der Mütze in der Hand, ich denke
knieend: „Schauen wir auf alle die Ereigniſſe zurück,
ällt das Urtheilen ſchwer. Auf der einen Seite
r Menſchen Thun ſo viel dem Worte Gottes Wider-
ndes, zur Ungeduld Reizendes, unzeitig Aufregendes,
ig Ueberſtürzendes, und auf der andern Seite in
Walten des Herrn ein Schonen, ein Erbarmen,
Gnade, eine Hilfe, aber auch ein Gericht, das tief
vor dem Herrn. Was ſollen wir ſagen? Sollen
ie Volksverſammlungen, ihre Urheber und Leiter,
wir den Volksaufbruch und ſeine Anführer unbe-
verwerfen? Wenn man uns ſagt und uns Beweiſe
etet, daß ohne dieſe Wendung unabſehbares, fürch-
es Unglück das Vaterland an den Rand des Abgrunds
ht hätte, dann verſtummen wir und ſagen: Hier iſt
nger Gottes! Euch, ihr Menſchen, die ihr dabei
uge geweſen, gehört jedoch kein Ruhm. Euch hat
rr zum Theil Fleiſcheswege gehen laſſen, damit

eben alles Fleiſch ſich vor ihm beuge und demüthige und alles Volk ihm die Ehre gebe in That und Wahrheit für und für. Zürichs Volk! dir hat der Herr geholfen. Wehe dir, wenn du ſeine Rechte nicht fürchteſt! Kirche Zürichs! an dir hat im Jahr 1839 der Herr Großes gethan. Wehe dir, wenn du nicht unbedingt ſeinem Worte dienſt und ſeinen Namen nicht verherrlichſt. Nun ſo ſchaffe denn, da der Herr Bahn gemacht, dein Heil mit Furcht und Zittern. Der Herr, der gerecht iſt, hat der Gottloſen Seile abgehauen. Ach, daß müßten zu Schanden werden und zurückkehren Alle, die Zion Gram ſind! Pſ. 129, 4 und 5. Unſere Seele iſt entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick iſt zerriſſen und wir ſind los. Unſere Hülfe ſteht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Pſ. 124, 7 und 8."

Auch den Weber in Raupach's Cromwell, von dem dieſer Schluß entlehnt zu ſein ſcheint, hat der Herr gemacht und alle dieſe pſalmodirenden Politiker, welche im Jahr 1839 ſo guter Geſchäfte ſich rühmen dürfen, daß ſie, wenn das Blatt ſich etwa einmal wieder wenden ſollte, wie das ja zu kommen pflegt, auch wieder was zuzuſetzen haben.

In den Maiwahlen 1846 hat nun „der Herr abermals dem Zürcher Volk geholfen," und hier „iſt das Urtheilen" leicht. Das Volk hat nämlich eingeſehn, daß es beſſer ſei, freie Männer, als Jeſuiten in die Regierung zu ſetzen. „Das iſt das Gericht des Herrn", — oder iſt es nichts, als „lauter vernünftige Einſicht?"

7. Zur Charakteriſtik Savigny's.

1841.

Savigny's Ruhm iſt alt und wohlbegründet, ſeine Stellung einflußreich und in jeder Hinſicht bedeutend. Wird auch Hugo gewöhnlich für den Stifter der hiſtoriſchen Schule angeſehen, ſo konnte man doch aus deſſen Beſtrebungen, die ſich über die Aeußerlichkeiten des hiſtoriſchen Materials nicht erhoben, keine Ahnung davon faſſen, welch höherer Geiſt ſich dieſes Stoffes bemächtigen werde, bis Savigny durch ſeine eleganten Schriften ein Muſter gab, wie die juriſtiſche Forſchung in den Geiſt des römiſchen Rechts eindringen und aus ihm heraus eine neue Geſtaltung der Wiſſenſchaft unternehmen könne. Savigny's Schrift über den Beſitz, auch zugegeben, daß ihre theoretiſche Grundlage ſo unhaltbar wäre, wie ſie wirklich iſt, bleibt doch immer ein Muſter dieſer neuen lebendigeren Methode, ein Werk, welches ſchon dadurch ſeine Macht beweiſt, daß es ſo viele ſecundäre Geiſter unterwerfen und völlig gefangennehmen konnte. Aber erſt das anſpruchsloſe Büchlein „über den Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft" (1814) war es, welches das Princip und den Wahlſpruch der „hiſtoriſchen Rechtsſchule" entſchieden und bewußter Weiſe ausſprach,. und ſie damit als beſtimmte Richtung aus dem bis dahin noch chaotiſch gährenden Streben verſchiedener Elemente ausſchied. In ſeinem neueſten Werke: „Syſtem des heutigen römiſchen Rechts," kommt Savigny im Weſentlichen allerdings auf das dort zum Grunde Gelegte zurück, wenn auch die 25 Jahre ſeitdem Einzelnes modificiren mußten. Sein gelehrtes und wahrhaft claſſiſches Werk über das „römiſche Recht im Mittelalter" ſtellt ſich keine principielle Aufgabe. Zu dieſem Zweck haben wir uns an den „Beruf" ꝛc. und an die Einleitung in das „Syſtem" ꝛc. zu halten. Obgleich nun Savigny's Anſicht nach mehrern Seiten als öffentliche Maxime zur Geltung gekommen und darum ſehr wichtig zu nehmen iſt, ſo darf ſie doch von der Kritik, nachdem die Richtung theoretiſch ſo entſchieden „hiſtoriſch" geworden, mit unendlich mehr Anerkennung im Einzelnen behandelt werden, als dies bisher wohl zu geſchehen pflegte, ohne daß darum weder der praktiſchen Freiheit, noch den wahren Principien derſelben etwas vergeben würde. Im Gegentheil, Savigny's Theorie repräſentirt jene dem Subſtantiellen und Geſchichtlichen reſignirt zugewandte Zeitrichtung, die überall die Grundlage unſerer jetzigen Bildung ausmacht, von welcher man daher eben ſo gut poſitiv als negativ auszugehen ſich veranlaßt findet, ſobald es ſich um den geſchichtlichen oder, was einerlei iſt, geiſtigen Zuſammenhang der bedeutendſten Bewegungen unſers Jahrhunderts handelt. Savigny iſt darum außer dem Zuſammenhange ſelbſt nicht zu verſtehen; ja, er iſt bei all ſeiner vielgerühmten Eleganz und Klarheit überhaupt nicht leicht zu verſtehen, aus dem einfachen Grunde, weil er die Geſchichte, alſo die Geiſtesbewegung, zum Princip zu machen unternimmt

u einer Zeit, wo dieſe Bewegung und die Art und Weiſe
hrer Procedur noch ſchlechterdings ein Myſterium und,
venn gleich ausgeſprochen, doch immer noch eine unbe-
ichtete Offenbarung geblieben war. Savigny ſelbſt findet
ich nun nicht berufen, auf dieſe Entdeckung einer neuen
Welt auszugehen, die Löſung des hiſtoriſchen Räthſels
u ſeiner Aufgabe und den Begriff der Entwicklung aus-
indig zu machen. So groß er alſo auch von der Ge-
chichte denkt, ſo ſehr er ſie empfiehlt und zum ausdrück-
ichen Stichwort erhebt, ſo zieht er doch eines Theils
ie Gegenwart ſammt der Aufklärungs- und Revolutions-
eſchichte von ihr ab, und behält andern Theils überall
as Myſterium eines unſagbaren Etwas, einer unergründ-
ichen Tiefe, eines verborgenen Innern im Hintergrunde;
nd auch in ſeiner letzten Schrift erkennt er nur nominell
die Berechtigung aller „Zeiten“ an. Im Ganzen bleibt
r bei ſeinen Begriffen. Man thäte ihm aber Unrecht,
venn man verkennen wollte, wie redlich er ſich bemüht,
as „Innere“, „Organiſche“, „Naturgemäße“ und darum
ach ihm „wahrhaft Geſchichtliche“ auszuſprechen; ja,
an darf ihm ſelbſt zugeſtehen, daß er ſeine Meinung
arüber wirklich mit klaren Worten vorträgt, ohne daß
s uns und Andern deshalb möglich wäre, aus ſeiner
eit und aus ſeiner Bildung heraus dasjenige, was
: immer nur ahnt und in der Ferne vor ſich hat, wirk-
ch zu begreifen. Die Ahnung, daß viel dahinter ſei,
as Gefühl, daß hier die Spuren des Geiſtes ſelber
egen, durchdringt daher ſeine bei ihm ſtehengebliebenen

Anhänger; und es iſt kein Wunder, daß dieſer Mann den Anſtrich eines Propheten gewonnen hat; denn, in der That, iſt es nicht der offenbare Geiſt, den er auslegt, ſo iſt es doch das vaticinium des Geiſtes, das er verkündigt. Theoretiſch kann das freilich heut zu Tage nicht mehr verfangen; hatte doch Savigny ſelbſt ſchon 1814 die Stellung eines Propheten ex eventu. Mit ſeiner nur nominellen Anerkennung der Geſchichte tritt er nach der Romantik, nach Schelling und Hegel der Revolution und Aufklärung entgegen. Das Princip iſt ſchon da, als er es erſt noch ſucht. „Verſenkt euch in die Hiſtorie,“ geht unermüdlich arbeitend bis auf die reinen urſprünglichen „Quellen“ zurück (Ber. 32, 121); dieſer Anfang und ſein Verſtändniß wird euch ſodann in den Beſitz des wahren Principiums ſetzen, ruft er uns zu. Aber auch aus dieſem Grunde, weil empiriſch und hiſtoriſch der Anfang und das Princip nicht zu erreichen und zu ergraben iſt, ſo wenig, als man mit dem Grabſcheit zu dem reellen Mittelpunkt der Erde hindurchdringt, — muß die letzte Baſis der „hiſtoriſchen Anſicht“ myſteriös, ein unerreichbares Geheimniß bleiben.

Savigny's „Beruf“ erſchien im Jahr 1814, als eine große Aufregung alle Gemüther in Spannung erhielt, und die Freiheit, bis dahin einig gefühlt, nun doppelt ausgelegt zu werden anfing, einmal als nationale Befreiung und nationale Negation alles Franzöſiſchen, und ſodann als Geltendmachung der wahren Freiheit und der wahren Principien der Revolution gegen den Bonapar-

mus, kurz 1) als Volksthümlichkeit und 2) als Libe-
lismus. Savigny ergreift die erſte Seite, und verhält
h mit der Anerkennung der von Aufklärung und Re-
lution ungeſtörten Deutſchheit, und in Folge derſelben
t dem gemeinen Recht negativ gegen die Rechtsbildung
r nächſten Zeit und gegen die drei Geſetzbücher, „die
ucht der Aufklärungsperiode,“ namentlich den Code
3. S. 6). Ein neues Geſetzbuch, wie es Thibaut für
nz Deutſchland vorgeſchlagen, würde nicht beſſer aus-
llen, ſei auch überhaupt nichts Wünſchenswerthes. Dies
hrt er aus. Uns intereſſirt hier nur noch ſeine Theorie,
cht ſo ſein damaliger Erfolg. Die erſte Aufathmung des
freiten Deutſchlands eröffnet den „Beruf“. „Der Code
wie ein Krebs eingedrungen geweſen;“ von innern
ründen konnte dabei nicht die Rede ſein, nur ein äußerer
weck und der verderblichſte,“ fremde Unterjochung, „führte
n zu uns;“ „die Tyrannei der Revolution ſchlug alle
eaction zu Boden: nun iſt doch wieder Streit mög-
h; der Code iſt rein franzöſiſches Geſetzbuch geworden.“
avigny ahnte nicht, daß er ſich ſo lange in unſern
renzen behaupten und daß überhaupt die Revolution
ch nicht verdaut ſein ſollte. Er hat ganz Recht, den
ußeren“ Zweck des Code darin zu ſetzen, daß es
mit in Deutſchland ſchließlich nicht auf das Recht,
dern auf das Unrecht, die Unterjochung, abgeſehen
n mochte; was aber die „inneren“ Gründe ſein
len, die er im Gegenſatze zu jenem äußern Zweck eines
mden Willens im Sinne hat, iſt an dieſer Stelle noch

nicht klar. Bald darauf wird es deutlicher. „Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hat ſich ein unerleuchteter Bildungstrieb geregt;" dieſer iſt ihm nicht das „Innere": vielmehr „fehlte aller Sinn für die Größe und Eigenthümlichkeit anderer Zeiten, ſowie für die naturgemäße Entwicklung der Völker und Verfaſſungen" (S. 4); „ſtatt deſſen hat man die Gegenwart zu nichts Geringerem berufen geglaubt, als zur Darſtellung der abſoluten Vollkommenheit." „Was dieſer Trieb in Religion und Staat gewirkt, iſt bekannt," nämlich wiederum das Verderblichſte, außer daß er „durch natürliche Gegenwirkung" (Reaction) „einer lebendigen Liebe" (zur Hiſtorie und eigenthümlichen, volksthümlichen, naturgemäßen Entwicklung) „die Stätte bereitet." „Man wollte eine Norm für alle Völker und Zeiten in reiner Abſtraction, eine „mechaniſche" Sicherheit des Urtheils, ohne alles eigene Urtheil des Richters," wie Friedrich der Große (Ver. S. 5).

„Jetzt (1814) iſt wieder geſchichtlicher Sinn erwacht, und es kommt darauf an, die Geſetzbücher der ungeſchichtlichen Aufklärungsperiode kritiſch zu beleuchten (Ver. S. 6). Wiſſen wir nun zwar immer noch nicht, welches die naturgemäße Entwicklung von Innen heraus iſt und wie wir Deutſche auf dieſem Wege zum römiſchen und zum gemeinen Recht gelangen werden, ſo müſſen wir auf eine nähere Aufklärung über beides nur um ſo geſpannter ſein, da die Polemik gegen die Abſtraction von aller Geſchichte und die Forderung der Anerkennung einer Vernunft in der Vergangenheit ſo vollkommen berechtigt iſt, daß man es nicht begreift, wie nun Savigny noch ſäumen konnte, ſogleich die Conſequenz dieſes fruchtbaren Gedankens, daß alſo auch die Zeit der Aufklärung, auch die Revolution, auch Napoleon und der Code ihre vernünftige und innere Nothwendigkeit haben werde, zu ziehen, und ſodann dem Geſetze der Entwicklung überhaupt nachzuſpüren. Indeſſen iſt in damaliger Zeit die „Volkseigenthümlichkeit“ eine ſo primitive und unmittelbar empfundene Sache, daß ſie überall zu Grunde gelegt werden konnte, wo eine politiſche Frage in Anregung kam, ohne daß man Gefahr lief, es würde irgend ein vorwitziger Frager nun noch hinter dieſe Eigenthümlichkeit zurückgehen und weiter auch von ihrem Grund und Weſen Beſcheid verlangen. Savigny bemerkt daher im „Beruf“ (S. 8) ganz unbefangen über die „*Entſtehung* des poſitiven Rechts“, als wäre damit wirklich der letzte Grund und die poſitive Quelle gefunden: „das Recht ſei dem Volk *eigenthümlich*, wie ſeine Sprache, Sitte, Verfaſſung. Dieſe Erſcheinungen hätten kein abgeſondertes Daſein, ſeien vielmehr Kräfte und Thätigkeiten des Einen Volkes und in der *Natur* untrennbar verbunden. Was ſie verbinde, ſei die *gemeinſame Ueberzeugung* des Volkes, das *gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit*, welches alle Gedanken an *zufällige* und *willkürliche* Entſtehung ausſchließe.“ Im „Syſtem des heutigen römiſchen Rechts“ nennt er das Volk das „Naturganze“ (S. 19) und ſeine gemeinſame Ueberzeugung „den in allem Einzelnen gemeinſchaftlich wirkenden Volksgeiſt, in welchem die unſichtbare Entſtehung des poſitiven Rechtes vor ſich gehe, unabhängig von dem Einfluſſe menſchlicher Willkür, Ueberlegung und Weisheit," weshalb denn auch die Mythe den Urſprung des Rechts von den Göttern ableite, um damit den Gegenſatz gegen Zufall und menſchliche Willkür zu fühlen zu geben (Syſtem, S. 14 u. 15). Wir haben nun ſchon die „innere", die „naturgemäße" und die „unſichtbare" Entſtehung des Rechts als gleichbedeutend, müſſen aber doch geſtehen, daß die innerſte Meinung Savigny's, wäre ſie nicht im Laufe der Zeiten ſehr bekannt geworden, aus dieſer Deutung noch immer nicht ſichtbar ſein würde; und worauf es hier anzukommen ſcheint, eben „die Entſtehung dieſer eigenthümlichen Functionen der Völker, wodurch ſie ſelbſt erſt Individuen werden, dies, fährt er fort, iſt hiſtoriſch nicht zu erkennen" (Ber. S. 8), alſo wiederum unſichtbar, denn a priori wird es auch nicht dargethan; nur ſo viel ergiebt ſich: „die Jugendzeit der Völker iſt arm an Begriffen, aber ausgerüſtet mit klarem Bewußtſein ihrer Verhältniſſe und Zuſtände. Sie fühlt und durchlebt dieſe ganz und vollſtändig, während wir von unſerm eigenen Reichthum überwältigt ſind."

Urſprünglich wird dieſer „klare, naturgemäße Zuſtand in Symbolen ausgedrückt" (S. 9), „ſpäter durch die Sprache; und an die Stelle des Volksbewußtſeins tritt endlich das Bewußtſein der Juriſten." In Summa, „alles Recht entſteht als „Gewohnheitsrecht, d. h. es wird

durch Sitte, Volksglaube, dann durch Jurisprudenz
eugt, überall alſo durch innere, ſtillwirkende
äfte (durch das unbemerkt, alſo unſichtbar ſich ein-
eichende Recht der Gewohnheit), nicht durch die Will-
r eines Geſetzgebers, eine ungeſtörte einheimiſche Ent-
klung vorausgeſetzt“ (Ber. 14). Die Römer haben
e genoſſen. „Welche Bedeutung ihrem Rechte zukommt,
te man ſchon daraus abnehmen, daß es das einzige
ht eines großen, lange beſtehenden Volkes iſt, welches
ganz nationale, ungeſtörte Entwicklung
abt hat und zugleich in allen Perioden dieſes Volkes
vorzüglicher Liebe gepflegt worden iſt“ (Ber. 28).
berhaupt hat das Recht kein abgeſondertes Daſein:
Weſen vielmehr iſt das Leben der Menſchen, von
r beſonderen Seite angeſehen“ (Ber. 30). Die römi-
Juriſten ſind darum ſo groß, weil ſie mit ihrer
ſenſchaft nie von der Erfahrung und unmittelbaren
hauung dieſes Lebens und dieſes Proceſſes der Rechts-
ng losgetrennt wurden. „Der Stoff ihrer Wiſſen-
t war den großen Juriſten im Anfange des 3. Jahr-
erts nach Chr. ſchon gegeben, größtentheils noch aus
Zeiten der freien Republik. Aber auch jene be-
eruswürdige Methode ſelbſt hatte ihre Wurzel in
Zeit der Freiheit. Was nämlich Rom groß ge-
hat, war der rege, lebendige, politiſche Sinn,
t dieſes Volk die Formen ſeiner Verfaſſung ſtets
ſolche Weiſe zu verjüngen bereit war, daß das Neue
zur Entwicklung des Alten diente, dieſes richtige

Ebenmaß der beharrlichen und der fortbewegenden Kräfte." „Auch im bürgerlichen Rechte war der allgemeine römiſche Charakter" (das römiſche Volksthümliche) „ſichtbar, das Feſthalten am Herkömmlichen, ohne ſich durch daſſelbe zu binden, wenn es einer neuen, volksmäßig herrſchenden Anſicht nicht mehr entſprach. Darum zeigt die Geſchichte des römiſchen Rechts bis zur claſſiſchen Zeit überall allmälige, völlig organiſche Entwicklung" (Ber. 31 u. 32). „Das römiſche Recht bildet ſich faſt ganz von Innen heraus, als Gewohnheitsrecht, und die genauere Geſchichte desſelben lehrt, wie gering im Ganzen der Einfluß eigentlicher Geſetze geblieben iſt, ſo lange das Recht in einem lebendigen Zuſtande war" (Ber. 33). „Erſt der Verfall der Verfaſſung und der Rechtsbildung," des öffentlichen Staats- und Rechtslebens, „führt den Gedanken der Geſetzbücher herbei." „So ſoll Cäſar der erſte geweſen ſein, der daran gedacht" (Ber. 34).

Erſt an dieſem Punkte der Darſtellung wird uns Savigny's Meinung vollkommen deutlich. Wir wiſſen jetzt, was er mit ſeinen Hauptſtichwörtern ſagen will, und können nun auch beurtheilen, was das Wahre daran iſt. Er ſetzt „die innere," „die organiſche," „die unſichtbare," „die allmälige," „die naturgemäße," die volksthümliche, „die ungeſtört nationale Rechtsbildung" in die Zeit der republicaniſchen Flüſſigkeit des politiſchen und rechtlichen öffentlichen Lebens. Ihm iſt die Rechtsbildung oder der lebendige Zuſtand

Staates und des Rechtes, das Höhere gegen das
ſetz, die unlebendige, dem Werden entnommene Be-
mmtheit. Geſetze und vollends ganze Geſetzbücher
ihm daher die Leichenſteine jenes verrauſchten gei-
en Lebens, und er hält es für äußerſt gefährlich, durch
etzbücher, die vielleicht unzulängliche Bildung einer
immten Zeit zu fixiren (Ver. 24, 49, 50). „Die
chtsquellen ſollen lebendig bleiben“ (Ver. 130).
as lebendige Gewohnheitsrecht iſt beſſer als die
etzbücher, weil dieſe keine lebendige Rechtsquelle
“ (Ver. 134). Darum erklärt es Savigny auch
beſſer, „wenn für jeden Rechtsfall der Richter das
ht zu finden hat, als wenn ihm nur ein mechaniſches
heilsfinden übrig gelaſſen wird,“ eine bloß äußerliche
vendung des gegebenen Geſetzes (Ver. 130). „Es
mt nicht ſowohl auf die Geſetzgebung an, als auf
Verbeſſerung des Proceſſes“ (Ver. 130).

Die Grundanſchauung, die aus alle dieſem hervor-
ptet, iſt ſehr zu beherzigen und, richtig verſtanden,
unzweifelhaft richtig. Das Volk bildet ſich ſelbſt
Recht, ſeinen Staat. Der Staat, das Recht, iſt
s als ſein Leben ſelbſt, „von einer beſonderen Seite
ſehen:“ und es bedarf wohl keines Streites über die
Frage, welches das Höhere ſei, das öffentliche Leben
Rechtsquelle, oder das Geſetz als ſein Reſultat. Ja,
gehen noch weiter und geben zu, wenn das Geſetz
r Form der unmittelbaren, lebendigen Erinnerung
weſentlichen Lebensreſultate zu ſichern wäre, ſo wür-

den ſowohl die Tafeln, als die Bücher zu ſeiner Aufbewahrung ſehr überflüſſig, zu ſeiner ungehörigen Fixirung ſehr verführeriſch ſein. Erſt durch die lebendige Erinnerung des Proceſſes, in dem ſich das Geſetz gebildet, und erſt in der lebendigen Sitte und Gewohnheit der Formen, in denen der rechtsbildneriſche Proceß verläuft (der republicaniſchen, gerichtlichen, parlamentariſchen Lebensformen), — wird das wahrhaft öffentliche Leben und mit ihm die lebendige Rechtsquelle erreicht. Die Normen der Sitte und Gewohnheit ſind die ungeſchriebenen Verfaſſungsurkunden, jeder Theilnehmer am Staats- und Rechtsleben erfährt und erlebt die urſprüngliche Kunde (Urkunde) dieſer Ordnung. Allein ſo wie dieſe geordnete Sitte eine Kette von Beſtimmtheiten iſt, ſo darf man es nicht verkennen, daß die eigentlichen ausdrücklichen Geſetze, wenn auch in weiterer Ausbreitung, als die republicaniſche, parlamentariſche und gerichtliche Geſchäftsordnung, dennoch immer nichts Anderes darſtellen, als die ausdrücklichen Stufen der Sitte, der Lebens- und Geiſtesbildung — Reſultate alſo und Beſtimmtheiten freilich, die aber keineswegs ein Abfall von der lebendigen Bewegung, ein pures caput mortuum, ſondern vielmehr wie der Abſchluß einer vergangenen, ſo der Anfang und Anſtoß zu einer zukünftigen Lebensäußerung und Rechtsbildung ſind. Ohne beſtimmte Zuſtände giebt es nirgends eine Entwickelung, und wenn es Rechtsverfaſſungen gab, wo der Richter lediglich ſeinem Arbitrium folgte, das Recht frei fand und für den einzelnen Fall

ildete, ſo iſt theils die Oeffentlichkeit als
Richterin des Richters, theils die Form ſeiner
Wahl, die ihn weſentlich zum Schiedsrichter mit
inwilligung beider Theile qualificirt, dabei nicht außer
Acht zu laſſen. Eine ſolche öffentliche und
ochgeehrte Rechtspflege durch Schieds-
ichter iſt ohne Zweifel eins von den
Inſtituten, welche im Gefolge einer durch-
gebildeten Freiheit unſer Rechtsleben
wieder erzeugen wird und muß, ſobald der
gelehrte und fachmäßige Egoismus in den
ommenden Weltbewegungen gebrochen ſein
und rein die Sache ins Auge gefaßt werden
wird. Und hier hat Savigny wiederum ein nicht ge-
nug zu beherzigendes Wort geſprochen, wenn er ſagt,
ür die Freiheit komme es bei weitem mehr auf die
Proceßordnung an, als auf die Geſetze, nur daß
reilich die beſtimmte Ordnung des Proceſſes nicht minder
in Geſetz iſt als die materiellen Beſtimmungen über das
Recht. Savigny polemiſirt gegen dieſe materiellen Be-
immungen, weil die Römer in der guten Zeit faſt ohne
lle „eigentlichen Geſetze" ausgekommen ſeien"; er legt
llen Werth auf den lebendigen Bildungsproceß, auf den
ets bereiten Verjüngungstrieb des republicaniſchen
Staats- und Rechtsweſens; und es iſt anzuerkennen, die
Republik, das wirkliche öffentliche Staats- und Rechts-
eben iſt ſowohl in der Vergangenheit die Quelle wahrer
Jurisprudenz und Politik als auch für die Zukunft (unter

den höheren Formen einer fortgeſchrittenen Bildung) die weſentlichſte Aufgabe der Entwickelung; dennoch iſt Savigny zu ſehr Republicaner, wenn er die ausdrückliche *Geſetzgebung*, wodurch der unmittelbaren Lebensbewegung Feſſeln angelegt werden, für eine Sache der ſchlechten Reflexion und (menſchlicher) Willkür, die *Geſetzbücher* für ein Zeichen des Verfalles und den geſchichtlichen Gang, den Rom ſeit Cäſar genommen, für reine Depravation hält. Nur in einem beſchränkten Kreiſe rein particularer Intereſſen kann die geſetzloſe Gewohnheit eine Zeit lang vorhalten. Die alten Republiken, die nur ſtädtiſche Sonderintereſſen zum Inhalt haben, ſind aber höchſt mangelhafte Staaten, der Markt, ihre unmittelbare Oeffentlichkeit, iſt eine ſehr unzulängliche, denn Auge und Ohr reichen nicht weit genug, um auch nur eine Stadtgemeinde zu einer wirklichen allgemeinen Einheit zu verbinden. Das Allgemeine, die Weltintereſſen, die Ausbreitung des Staates und der Freiheit, ſeines Inhaltes, kann ſich nicht auf die Quiriten, auf ihr Forum und ihre Septa beſchränken. Es iſt daher nicht ſchlechthin Corruption, wenn der Orbis terrarum die Form der Stadtrepublik nicht ertragen kann, wenn ihre Form des Staats- und Rechtslebens aufhört und zunächſt freilich ſehr äußerlich in dem Imperator eine Einheit und in dem Geſetzbuche eine Sicherheit allgemein gültiger Rechtsnormen geſucht wird. Die Staatscentraliſationen, namentlich die, welche in den alten Imperatoren und in den neuen abſoluten Königen den lebendigen Willen aus-

hließlich in das Centrum, den Herrſcher, verlegen, die
ripheriſche Bewegung des öffentlichen Lebens aber wegen
ines Particularismus aufheben, hemmen allerdings auch
e bisherige lebendige Rechtsbildung; und ſo lange in
m neugebildeten höheren Allgemeinen weder die Oeffent-
hkeit, noch die Flüſſigkeit der Republik ebenfalls in
euen höhern Bildungen (Preſſe, Bürger- und Abgeordne-
n-Verſammlungen) wieder hergeſtellt iſt, bleibt der Wille
s Einzelnen und ſeine Gedankenbewegung ein ſchlechtes
urrogat für das wahre Staatsleben. Dies vornehmlich
rum, weil bei aller Tugend und Tüchtigkeit des iſolirten
entrums (Herrſchers) und ſeiner Räthe die wahre Objec-
vität und die Selbſtanſchauung des öffentlich wirkenden
eiſtes fehlt, auf die Savigny mit Recht ſo viel Gewicht legt,
dem er jenen altrepublicaniſchen Bildungsproceß lebend
rvorhebt. Dieſer Mangel der objectiven Seite wird
her, ſobald die Punkte in der Weltgeſchichte eintreten,
o der Einzelwille (unter verſchiedenen Verhältniſſen)
llſtändig durchdringt, ganz beſonders fühlbar. Es ent-
hen darum unter ſolchen Verhältniſſen die Urkunden,
denen dieſer Einzelwille ſelbſt ſich ein Objectives, eine
egel, ein Allgemeines gegenüberſtellt; die Unfähigkeit
r Willkür, auch nur zu einer allgemeinen Exiſtenz zu
mmen (denn wie ſollte das Allerſubjectivſte und Par-
ularſte ſich über Alle ausbreiten?), macht zu allererſt
e „papiernen Conſtitutionen," „die Urkunden,"
ie Geſetzbücher" nöthig; in ihnen iſt nun nieder-
legt was in vorkommenden Fällen der ſouveräne Wille

ſein ſoll, weil es unmöglich iſt, ihn für jeden einzelnen Fall zu extrahiren, und weil, auch wenn es möglich wäre, der Augenſchein zu deutlich lehren würde, daß hier der Moment des Allgemeinen, der Objectivität und der öffentlichen Vernunft gänzlich in das Belieben des Subjects untergegangen ſei. Daher die „papierne“ Auskunft. Die Schrift iſt allgemein wirkender, als die Verkündigung des Praeco; die Urkunde und das Geſetzbuch greift weiter, als die eherne Tafel, der Druck ſodann beflügelt das Wort, wohin man will, und macht es allgemeiner, als alle früheren Veranſtaltungen; auf Allgemeinheit und Objectivität kommt es aber dabei weſentlich an, und es iſt roh, bäuriſch und ſehr unüberlegt, dem Papier, dem Buche und der Druckerpreſſe, weil dies äußerliche Dinge ſind, darum aufſäſſig zu ſein. Nur das Eine iſt ſelbſt in dieſer Rohheit wahr, nämlich das Gefühl, mit dem Aufſtellen der allgemeinen Normen, Regeln und Geſetze ſei wenig gethan, es komme darauf an, den Proceß lebendig, wahr und vernünftig zu machen, ſowohl im Gericht als im Staate. Es ſei alſo die Republik aus dem Geiſt und aus der Wahrheit unſerer Zeit, unſerer Bildung und aller der Mittel, welche wir beſitzen, um die äußerliche Allgemeinheit und Centraliſation zu beleben und zu verinnerlichen, wieder zu gebären. Zu dieſer großartigen Anſchauung unſerer Zeit hat Savigny überall das Fundament richtig erkannt; gefehlt hat er nur darin, daß er auf dieſes Fundament ohne die geſchichtliche Vermittlung der Jahrhunderte zurückgeht, alſo gerade dasjenige ausläßt, was die wahrhaft „hiſtoriſche Anſicht" und die reale Geſchichtsentwicklung beide mit gleicher Nothwendigkeit fordern.

Wenn er daher die Allgemeinheit der Rechtsbildung gegenwärtig in die Wiſſenſchaft, die Univerſitäten und die Literatur verlegt, ſo iſt hieran allerdings ſchon das wahr, daß die Wiſſenſchaft und die Theorie in einer höheren Bildungsſtufe wirklich den Mutterſchooß der Entwicklung bildet, und daß die literariſche Oeffentlichkeit das Organ allgemeiner Vermittlung abgiebt; allein Savigny meint es mit der Wiſſenſchaft freilich etwas anders, indem er eben von ihr die „willkürlichen Syſteme" abwenden will und nur „die hiſtoriſche Stärkung in den Quellen der lebendig gebildeten römiſchen Jurisprudenz" anordnet. Auch hier hindert ihn der Mangel einer wirklich geſchichtlichen Einſicht an der Forderung des Wahren, wobei wir jedoch nicht ſo unbillig ſein wollen, ihm eine Vollkommenheit zuzumuthen, die erſt mit der Entdeckung eines weſentlich neuen Princips, des der geiſtigen und Freiheitsentwicklung, gefordert werden kann. Wenn er dagegen das Gemeine Recht in Deutſchland aus ſeiner Theorie rechtfertigen und ihm die Stellung des Allgemeinen geben will, um darneben in ganz disparater Ausbildung die Local- und Particularrechte als Surrogat der verſiegten alten lebendigen Rechtsquelle gelten zu laſſen; ſo konnte dieſer Verſuch freilich nur ſehr unglücklich ausfallen; denn nun muß er offenbar gegen ſich ſelbſt reden, gegen die „innere," gegen die „nationale," gegen die „organiſche" Entwicklung.

Er berichtet:

„Die neueren Völker ſind nicht abgeſchloſſen national.“ „Das Chriſtenthum iſt kosmopolitiſch, eben ſo das Recht. Beides kommt den Germanen von Außen, beides iſt römiſch.“ „Deutſchland hätte auch überhaupt keine ſtetige Entwicklung haben können, wegen ſeiner durchgreifenden Revolutionen (Lehnsweſen ꝛc.) und weil es ihm an einem Centrum fehlt“ (Ber. 38, 39, 40). Er denkt bei dem Centrum an Rom und vergleicht einen Thatbeſtand mit dem andern. Aber es iſt leicht einzuſehen, daß hier ſeine Theorie vollſtändig auf den Kopf geſtellt wird und für die Entwicklung von Innen heraus, für das Organiſche u. ſ. w. gar kein Raum übrig bleibt. Die Trümmer des „individuellen Lebens“ und der „unſichtbaren Gewohnheit ſtillwirkender Kräfte“ flüchten ſich in die „Localrechte einzelner Landſtriche.“ „Sie thäten dem Patriotismus keinen Abbruch,“ „man habe der bloßen Idee der Gleichförmigkeit“ längſt ſchon zu viel eingeräumt. Er wünſche das Gemeine Recht als allgemeine Grundlage, dabei aber große Mannigfaltigkeit im Einzelnen. Willkürliche und augenfällige Aenderungen im Recht taugten nichts. „Was vor unſern Augen von Menſchenhänden gemacht iſt, wird im Gefühl des Volks ſtets von demjenigen unterſchieden werden, deſſen Entſtehung nicht eben ſo ſichtbar und greiflich iſt, und wenn wir in unſerm löblichen Eifer dieſe Unterſcheidung ein blindes Vorurtheil ſchelten, ſo ſollten wir nicht vergeſſen, daß aller Glaube und alles Gefühl für das, was

cht unſers Gleichen iſt, ſondern höher als
ir, auf einer ähnlichen Sinnesart beruht“
er. 41 — 44).

Savigny iſt hier von aller Lebendigkeit der Rechts-
ellen, von aller organiſchen Entwicklung des Ganzen,
nn „es giebt ja in Deutſchland kein Centrum und kein
anzes,“ zurückgekommen, und begnügt ſich einzig mit dem
ſichtbaren nicht greiflichen Entſtehen des Particularen
ben dem von Außen gegebenen Allgemeinen. Und wenn
s Myſteriöſe und unbewußt eingeſchlichene größerer
utorität halber beim Volke gelobt wird, ſo vergißt Sa-
gny auch in dieſem Lobe ſeine Theorie, daß „das Volk
h ſein Recht ſelbſt bildet, daß es ſein Leben iſt;“ und
wird doch unmöglich gegen ſein eignes Leben und
gen das Product deſſelben ein Schauer wie gegen höhere
ächte, die nicht unſers Gleichen ſind, empfinden ſollen!
ies Myſteriöſe iſt ein ſehr ſchwacher Punkt, es iſt die
oria und Penia, ſo zu ſagen die reine Sehnſucht nach
r Klarheit und dem Bewußtſein, nichts weiter; ver-
hrt hat dazu wohl der ſchwankende Begriff „des Höheren
s wir;“ das iſt aber nicht das Anonyme, das Myſteriöſe,
ndern es iſt die allgemeine Vernunft, der Staats- und
olkswille, welcher höher iſt als der egoiſtiſche Wille des
zelnen Menſchen. Daß Savigny die drei Geſetzbücher
r Aufklärung und der Revolution im „Beruf“ ſehr
eckmäßig kritiſirt, wird man gern zugeben, daß er aber
eder die Fortbildung des Aufklärungs-, noch des Re-
lutions-Staates und -Rechtes gegeben hat und geben

konnte, haben wir bereits bei Gelegenheit ſeiner republicaniſchen Theorie ausgeführt.

In ſeinem „Syſtem des heutigen römiſchen Rechts“ finden wir nun eine höchſt intereſſante Ergänzung der Theorie, die wir ſo eben aus dem „Beruf“ erörtert, und die Grundlage des „Beſitzes“ wird es uns ſchließlich beſtätigen, wie ſehr Savigny, bei aller Aufmerkſamkeit auf die Zeit, dennoch immer wieder zu ſeiner weſentlichen Schranke zurückkehrt, nämlich zu der Verkennung des ſelbſtbewußten Geiſtes und ſeiner Entwicklung ſowohl im Syſtematiſchen, als im Hiſtoriſchen.

Wenn Savigny in der Vorrede zum „Syſtem“ ꝛc. den Vorwurf ablehnt, als verkenne er die „Gegenwart und ihre Selbſtändigkeit,“ und das Weſen ſeiner „hiſtoriſchen Anſicht in die gleichmäßige Anerkennung des Werthes und der Selbſtändigkeit jedes Zeitalters“ ſetzt; ſo iſt dies wohl nur ein Gedächtnißfehler: er vergißt ſeine Stellung zu dem Zeitalter der Aufklärung, der Revolution und überhaupt des ſogenannten Verfalls, und hat die ganze Tendenz ſeines „Berufs,“ die „Gegenwirkung gegen den Hochmuth der reflectirten und rationaliſtiſchen Rechts- und Staatsbildung,“ d. h. die Reaction, nicht vor Augen gehabt. Mit dem einfachen Ausdruck der Anerkennung jedes Zeitalters wird das wahrhaft Geſchichtliche nicht geleiſtet, die Thatſache der Stellung aber, die Savigny gerade jetzt fühlbarer, als je, einnimmt, nicht beſeitigt; und dieſe Stellung iſt bekanntermaßen und conform ſeiner eben dargelegten rückwärts gewendeten

Theorie keine andere, als die Verkennung der lebendigen und wahrhaften Gegenwart im Staat und in der Wiſſenſchaft ſelbſt. Dennoch ſind ſeine Worte, mit denen er zum Frieden redet, ſehr zu beherzigen. Es iſt in der That Friede, denn wer wollte es verkennen, daß die Invalidencompagnie der Romantik in dieſem Augenblicke praktiſch nicht nur geſiegt hat, ſondern auch die Bedingungen des Friedens nach vollkommenſtem Gutdünken dictirt? — Bis der Krieg wieder ausbricht haben wir Zeit, uns im Lager unſerer Sieger umzuſehen, und wir wollen keine Mühe und keinen Aufwand ſparen, ihre Stärke ſowohl als ihre Schwäche mit der unparteilichſten Forſchung auszumitteln. Fahren wir alſo fort.

Hatte der „Beruf“ mehr die Aufgabe zu zeigen, welche Art von Rechtsbildung es heutiges Tages überhaupt noch geben könne, wie äußerlich und unlebendig dazu die Geſetzbücher ſich verhielten, wo dagegen das wahre Leben des Rechts zu ſuchen ſei — und wir haben es redlich anerkannt, wie weſentlich Savigny dieſe Aufgabe gefördert, wie nahe er oft die Wahrheit berührt, wie ſehr im Allgemeinen ſeine Intention und ſeine Meinung auf das Richtige gehe; — ſo ſtellt ſich der berühmte Rechtslehrer n ſeinem „Syſtem des heutigen römiſchen Rechts“ vielnehr auf den Standpunkt der geordneten Entwicklung einer Theorie überhaupt. Es verſteht ſich von ſelbſt, aß dieſe Darſtellung nicht ungefärbt bleiben konnte von en Eindrücken der wiſſenſchaftlichen Bewegung ſeit 1814 is jetzt, weßhalb uns denn auch mancherlei Anklänge ſogar an Hegel nicht überraſchen dürfen; dann aber wird hier, ſelbſt mit der Theorie des allgemeinen Theils, mehr darauf ausgegangen, den Grund des „*poſitiven*" Rechtes oder vielmehr einen „*poſitiven*" Grund des Rechtes zu finden, als einen metaphyſiſchen, — mehr einen natürlichen, als einen rationellen, mehr einen unſichtbar geſetzten, als einen offenbar in „menſchlicher Willkür und Weisheit" beruhenden.

Savigny beginnt ſeine Begründung mit dem Gegebenen und Vorhandenen, nicht mit dem Gebenden und Schaffenden, wenn er ſagt (Syſt. S. 7): „Betrachten wir den *Rechtszuſtand*, ſo wie er uns im wirklichen Leben von allen Seiten umgiebt und durchdringt, ſo erſcheint uns darin zunächſt die der einzelnen Perſon zuſtehende Macht: ein Gebiet, worin ihr Wille herrſcht. Dieſe Macht nennen wir ein *Recht* dieſer Perſon, gleichbedeutend mit Befugniß." „Sichtbar wird nun das Recht im Rechtsſtreit und durch richterliches Urtheil. Allein dieſe logiſche Form des Urtheils erſchöpft das Weſen der Sache nicht, bedarf vielmehr ſelbſt einer tieferen Grundlage, die wir in dem Rechts*verhältniß* finden," welches gebildet wird durch die *Zuſtände*, die die „*Rechtsinſtitute*" ausmachen: ſo iſt das **Peculium**, ſo die patria potestas ein Rechtsinſtitut (Syſt. S. 8. 9. 10.); „und der Zuſammenhang aller Rechtsinſtitute bildet das Syſtem des *poſitiven* Rechtes." „Die Entſtehung der Rechtsinſtitute hängt nicht von menſchlicher Willkür, Ueberlegung oder Weisheit ab; vielmehr iſt es eine *Thatſache*, daß, wo ein *Rechts*-

verhältniß in Frage oder zum Bewußtſein kommt, eine Regel für daſſelbe längſt vorhanden, alſo jetzt erſt zu erfinden weder möglich, noch nöthig iſt, daher nennen wir das allgemeine Recht ein „gegebenes,“ „poſitives.“ (Syſt. S. 14.)

Savigny ſcheidet in dieſer Auffaſſung das gefundene Rechtsverhältniß und das findende Bewußtſein ſo ſtrenge, daß die gleiche zum Grunde liegende Natur beider, nämlich das Verhältniß „berechtigter Willen“ (intelligenter Weſen) auf der einen, und die Intelligenz, in der es zum Bewußtſein kommt, auf der andern Seite gänzlich verborgen bleibt; und es iſt gewiß, ſoll überhaupt mit dieſer Unabhängigkeit und primitiven Selbſtändigkeit des Poſitiven im Gegenſatz gegen die Intelligenz, das findende Bewußtſein oder die Reflexion etwas gewonnen werden, ſo muß das der Intelligenz „gegebene Poſitive“ auch wirklich unabhängig ſein und aus einer ganz andern Quelle ſtammen, als aus der Quelle der Intelligenz ſelber.

Wollte man die Sache genau nehmen, ſo iſt freilich die Aufſtellung eines nicht von „unſerer Zuſtimmung,“ nicht von dem intelligenten Willen der Perſonen geſetzten Poſitiven nach Savigny's eigenen Prämiſſen ſchon nicht mehr möglich; wir werden aber wie billig immer mehr auf ſeine Intention, als auf ſeine Ausdrücke ſehen und davon wiederum den Gewinn haben, daß wir auch hier das Richtige mit einer leichten Nachhilfe ans Licht ziehen können. Das Poſitive, was übrig bleibt und von dem

Bewußtſein als ein Gegebenes vorgefunden wird, iſt nichts anders, als die eingehüllte, die noch unbewußte Intelligenz, — die Rechtsinſtitute, die wir immer vorfinden, nichts anders, als die Zuſtände der vernünftigen Perſonen gegen einander, die allerdings eben ſo wenig, als die Vernunft ſelbſt rein willkürlich, aber auch nicht poſitiver, als ſie und ihre Exiſtenz, der geäußerte oder bethätigte Wille ſelbſt, ſind. Poſitiv ſind ſie als Exiſtenz, es fragt ſich nur, wer ſie in die Exiſtenz treten läßt.

Savigny hat auch hiefür einen Ausdruck, der alle Berückſichtigung verdient und womit er von dem im „Syſtem“ neuentdeckten „Poſitiven“ doch weſentlich zu dem bereits im „Beruf“ ausgeſprochenen penirenden Leben des Rechts zurückkehrt. Er ſagt: „Das Subject, in welchem und für welches das (daſeiende, poſitive) Recht ſein Daſein hat, iſt das Volk, in dem es, wie der Beruf bereits ausgeſprochen, unſichtbar, gleich Sprache und Sitte entſteht.“ — Wird die Unſichtbarkeit in die Unergründlichkeit des hiſtoriſchen Urſprungs geſetzt, ſo iſt ſie freilich ſehr oberflächlich gemeint; wird ſie aber als die urſprünglich unbewußte Geſtalt des Bewußtſeins gefaßt, ſo hat die Sache ihren guten Grund, nur daß freilich damit Savigny's Abſicht, dieſen Urſprung als einen höheren gegen menſchliche Erfindung und Weisheit geltend zu machen, nicht beſtehen kann; und diejenige Poſitivität, welche weſentlich ein unbewußtes Werden oder ein naturgemäßes Wachſen wäre, würde nichts für ſich behalten, als daß ſie poſitiv eben noch nicht wäre:

ſitives Recht wird ſie erſt, wenn auf ſie ſcharf und
ſchieden reflectirt und dieſe Reflexion ponirt
ird.

Eben ſo wie er das Recht „unſichtbar“ entſtehen
t, faßt Savigny zunächſt das Volk als unſichtbares
turganzes mit unbeſtimmten Grenzen, welches ſeine
ichtbare Einheit (in Sprache und Sitte) in ſichtbarer
organiſcher Erſcheinung offenbaren will.“ „Die orga-
che Erſcheinung des Volkes, die leibliche Ge-
t der geiſtigen Volksgemeinſchaft iſt der Staat“
ſt. S. 22). Worin eine Erinnerung an Hegel liegt.
ſe Auffaſſung iſt leicht zu verſtehen und es wäre wohl
ünſchen, ſie würde nur mehr beherzigt und ſpecieller
ebildet; eben ſo die Forderung, „der Staat ſei nicht
das Recht zu beſchränken,“ welches ohne Zweifel
n gedeutet werden muß, die höheren Intereſſen und
eigentliche Geiſtesleben habe ſeine rechtlichen Formen
urchdringen, denn im Uebrigen nennt Savigny den
t „die höchſte Stufe der Rechtserzeugung“ (Syſt.
22), wobei nur das Völkerrecht nicht beachtet wor-
ſt. Freilich leidet auch hier die Theorie wieder an
Mangel der Conſequenz, denn der Staat, der nicht
as Recht beſchränkt ſein ſoll, wird dennoch ſpäter
wie ſich's erwarten ließ, mit allem Inhalt erfüllt;
egentheil, das Chriſtenthum und die verſchiedenen
n fallen außerhalb ſeines Gebietes. „Die das
ſte Weſen des Menſchen beherrſchende Wichtigkeit
irche läßt eine abhängige, untergeordnete Stellung

nicht zu.“ „Die weltumfaſſende Wichtigkeit des Chriſtenthums ſchließt die rein nationale Behandlung aus.“ Im Mittelalter verſuchte die Kirche die Staaten ſelbſt zu beherrſchen. Wir können die verſchiedenen chriſtlichen Kirchen nur betrachten als neben dem Staate, aber in mannigfaltiger und inniger Berührung mit demſelben ſtehend“ (Syſt. S. 27). Dieſe Betrachtung iſt aber nicht nur aller edleren Auffaſſung der höchſten Staats-Zwecke und -Objecte, ſondern auch allem hiſtoriſchen Beſtande zuwider. Es iſt jene bekannte Anſicht, die zu einer Freiheit für das höhere Geiſtesleben nicht im Staate und deſſen Umbildung, ſondern neben und außer dem Staate, in der Kirche zu gelangen ſtrebt — eine Unmöglichkeit: der Staat iſt ja das geiſtige Univerſum, aus dem nichts herausfallen kann, neben dem es immer nur wieder einen andern Staat giebt, wie die Hierarchie denn auch nichts Anderes war, als ſelbſt Staat.

Eben ſo wenig conſequent iſt Savigny in Auffaſſung des Völkerrechts. Denn wo war es mehr am Orte, der „lebendigen Gewohnheit“ und der „lebendigen Rechtsbildung“ zu gedenken, als hier? Iſt „Uebung, Sitte, Gewohnheit nur Darſtellung des Volksgeiſtes“ (Syſt. S. 35), und „das Recht das Leben des Volkes ſelbſt nach einer beſtimmten Seite,“ warum wird beim Völkerrecht nicht davon die Anwendung gemacht? Und wie iſt es möglich, daß Savigny dieſe lebendige Rechtsbildung für unvollkommen halten kann, weil „das Völkerrecht unbeſtimmt und ohne Richter“ iſt? Gerade Savigny

te auf die äußerliche Beſtimmtheit, das Geſetz und
Richter, der den letzten Fund des Rechtes thut, ſo
l wie gar nichts geben ſollen — iſt doch das „un-
tbare,“ das „allmälige,“ das „flüſſige Recht“ nir-
ds deutlicher, als im Völkerrecht! Savigny gründet
auf „Stammverwandtſchaft und religiöſe Ueberzeugung“
. 32), — nicht unrichtig gemeint, nur iſt freilich
tlicher geſagt die Sache die, daß es ſich auf die
oriſche Geiſtesentwicklung gründet und in den welt-
oriſchen Verträgen die Reflexion auf die gewordenen
ſtände ausſpricht und poſitiv macht. Dies Verhältniß
n übrigens dazu dienen, ſowohl die „Unſichtbarkeit der
htsbildung,“ als auch ihre Erſcheinung, in der ſie
tiv wird, zu verdeutlichen. Wir nehmen den Schritt
Zeit und die Bildung neuer Verhältniſſe und Zu-
de in der Gegenwart nicht ſo deutlich wahr, daß wir
ſagen könnten: es ſteht um dieſe oder jene Frage
Geſchichte und der Freiheit jetzt ſo oder ſo. Damit
bſt uns allerdings die Geſchichte über den Kopf, ſie
etwas, das Niemand, auch der Mächtigſte nicht
aus ſeinem Belieben und ſeiner Reflexion heraus
hen kann. Dies wird ſie aus dem Zuſammen- und
eneinanderwirken der geiſtigen Gegenſätze, und dies
Einzelnen Unſichtbare iſt in der That die Freiheits-
egung, welche aber ſichtbar ſich offenbart und aus
unbewußten Gährung zum klarſten Selbſtbewußt-
kommt in den hiſtoriſchen Kataſtrophen und in der
exion auf dieſelben, dem Zeitgeiſt, und ſanctionirt

oder „poſitiv“ wird in den ausdrücklichen Verträgen. Die wichtigſte Frage von allen, wo das Recht poſitiv wird, müſſen wir nämlich durchaus entgegengeſetzt beantworten, als Savigny es thut, wenn er das Recht ſchon vor dem Geſetz poſitiv ſein läßt und dem Geſetz nur die Function beilegt: „das poſitive Recht durch die Sprache zu verkörpern und mit abſoluter Macht zu verſehen“ (Syſt. S. 39). Hier tritt unſere obige Ergänzung der republicaniſchen Anſicht Savigny's noch einmal von einer andern Seite hervor. „Das Volk iſt das Subject des Rechtes,“ „das organiſirte Volk, der Staat,“ iſt die Bethätigung dieſer Subjectivität, es iſt das Ponirende des poſitiven Rechtes, Geſetzgeber, und eben darum, weil es nicht möglich und alſo auch nicht wahr iſt, daß das Recht ſchon vor dem Geſetze poſitiv ſein kann, eben darum iſt es von der alleräußerſten Wichtigkeit, wer im Namen des Volkes das Geſetz giebt. Wahres Volksrecht, welches Savigny verlangt, kann daher nur durch wahre Volksverſammlungen und Abgeordnete gefunden und geſetzt werden; denn es iſt leicht einzuſehen, weil „das organiſirte Volk der Staat iſt,“ ſo kommt Alles darauf an, wie dieſe Organiſation beſchaffen iſt, und weil ein „unſichtbares,“ „noch nicht gefundenes Recht“ gar kein Recht iſt, ſo iſt es eine primitiv-gefährliche, alle Freiheit und alles Recht aufhebende Lehre, wenn man das Finden des Rechts und das Setzen desſelben durch Geſetze für eine rein formelle Handlung erklärt, die gar nicht nothwendig von

Gemeinden und den Volksdeputirten ausgeübt zu wer-
brauchte (Syſt. S. 40). Savigny ſieht die Folge-
gkeit und aus ſeinen eigenen Prämiſſen unabwend-
Nothwendigkeit der neuen Staatsformen der Selbſt-
erung nicht ein; und ſo republicaniſch ſein erſter An-
ſich ausweiſt, ſo entſchieden läuft mit dem Verfehlen
s im gegenwärtigen Staatsleben und politiſcher Wiſ-
haft wahrhaft hiſtoriſch hervorgebildeten Punktes ſeine
r Theorie in das unfreiſte Reſultat aus.

Uebrigens hat dem umſichtigen Manne die Zeit und
taatsmänniſche Praxis doch das merkwürdige Zuge-
niß abgedrungen: „daß wenigſtens bei der Fort-
ng des Rechts die Geſetzgebung nöthig, die Fort-
ng alſo faſt nur durch perſönliches, abſicht-
es Eingreifen und durch Reflexion möglich
de“ (Syſt. S. 42). Kurz, Savigny's An-
wäre vortrefflich und vollkommen richtig, wenn ſie
ich „die geſchichtliche“ wäre, die ſie ſein will; wenn
lſo nicht den Geiſt und das Selbſtbewußtſein für
Willkür und für das Geſetzloſe, dagegen das Natur-
ge, das Unbewußte, das Unſichtbare in der Bildung
Weiterbildung für das Wahre und das wahrhaft
niſche hielte, dergeſtalt, daß ihm die abſchließenden
ihrer ſelbſtbewußt werdenden Formen der Entwick-
für den Abfall, die verborgen und unbewußt wir-
Gährung aber für das rein Göttliche gilt. Noch
r zurück könnte man ſagen ſei die Lehre vom Fac-
im „Beſitz,“ welches man ja zugeben wird eben ſo

gut, als die gegebenen Rechtsinſtitute; nur iſt dort wie hier weiter zu fragen, woher gegeben und von wem ein Factum? Sollen wir dem geiſtreichen Manne wiederholen, daß nur der Geiſt es zu Facten bringt und daher das Factum des Beſitzes ein Factum des Geiſtes eben ſo wie der Zuſtand des Rechtes ein Zuſtand des exiſtirenden, von Perſonen repräſentirten Geiſtes iſt? — Wir thun es nicht, denn es wäre vergeblich, wiſſen wir ja doch, wie verſchieden es iſt, geiſtreich und geiſtgerecht ſein. Letzteres iſt nur, wer den Zeitgeiſt faßt und ſeine Thaten nicht nach ſeiner „unſichtbaren“ Führung, der überall nicht auszuweichen iſt, ſondern nach ſeinem vollen Bewußtſein, alſo freiwillig regelt.

Savigny's Anſtrengungen für etwas Poſitives außer dem Selbſtbewußtſein, ſeine vielfachen Inconſequenzen, ſeine dürftige und tautologiſche Terminologie — alles dies contraſtirt ſehr unvortheilhaft mit dem wiſſenſchaftlichen Reichthum und der ſyſtematiſchen Conſequenz, welche man jetzt bereits überall gewohnt iſt. Man könnte ſich daher verſucht fühlen, Savigny's Pointen gewöhnlich und abgenutzt zu finden, ſeine philoſophiſche Fähigkeit ſehr zu bezweifeln, von der Klarheit aber, die man ihm einmüthig nachrühmt, ſogar zu urtheilen, daß ſie ſich überall in die unauflöslichſten Widerſprüche verwirre; gehörte nicht Savigny's ganze Bildung einer früheren Zeit mit geringeren Anſprüchen und einem philoſophiſch viel beſcheideneren Maßſtabe an, und wäre es nicht billig, auch den oft wiederholten Ruhm der Klarheit lieber voſitiv als rein negativ zu erklären. Savigny hat eine große plaſtiſche Kraft; er hält auf die Sobrietät des Stils und iſt ein leichter, ſanft eingehender Schriftſteller. Dies iſt allerdings eine, wenn auch mehr *äußerliche* Klarheit, die ihm namentlich bei Erörterung der römiſch-juriſtiſchen Fineſſen ſehr zu Statten kommt und ſelbſt dem trivialſten und in ſich unhaltbarſten Inhalte, von dem wir die Proben gegeben, eine ſo einſchmeichelnde Form zuführt, daß die Maſſe der geiſtloſen Juriſten, die mit ihm concurriren, — und dieſe Maſſe iſt impoſant — eine gute Folie ſeines Glanzes abgiebt.

8. Florencourt und die Unparteilichkeit.

1846.

1) Die neue Zeit. 2) Die Geſinnung und die gute Sache.
3) Die Unparteilichkeit.

Florencourt iſt ſich wunderbar gleich geblieben. Die Charakteriſtik paßt noch 1846 auf alle ſeine Fata, die in der Naumburger Verſammlung der Lichtfreunde nicht ausgenommen. Je weiter die praktiſche Entwickelung in Deutſchland fortſchreitet, deſto unmöglicher wird es für Florencourt werden, zwiſchen den Parteien zu bleiben, ja, er iſt es ſchon jetzt nicht mehr. Die regierende Romantik, die ſogar in der Sectenfreiheit, d. h. in der Annahme altreligiöſer Gegenſätze, mit ihm übereinſtimmt, zieht ihn gewaltig an, und wenn ſie ihn nicht förmlich annimmt, ſo unterläßt ſie nur etwas Ueberflüſſiges. Durch ſeine Polemik gegen die Philoſophie wird der Liberalismus reactionär. Was Menzel ſchon bewieſen hat, wiederholt Florencourt und wird jeder Liberale wiederholen, der ſich über die *Principien* der Freiheit nicht klar wird.

1) Die neue Zeit.

Mit ſeinem liberalen und praktiſchen Zuge wirkt er ganz im Sinne der neuen Aufklärung; mit ſeiner Unkunde der Philoſophie dagegen bleibt er hinter der Zeit zurück und erzielt ſchiefe Wirkungen; bei aller Mangel-

ſtigkeit ſeines Standpunktes verdient aber **Florencourt**
r vielen andern Schriftſtellern unſerer Tage die Theil-
hme der Nation. Er gehört zu den Männern, die in
r Zeit der Reaction (ſeit 1818) gegen Freiheit, Gemüth
d Idealismus nicht davon zurückgekommen ſind, daß
eſinnung und Charakter in Leben und Wiſſenſchaft nicht
nder weſentlich und nicht minder rühmlich ſeien, als
eiſt und Talent. Er hält nichts von der charakterloſen
enialität, die ſich in Jedermanns Dienſt begiebt, der
kaufen will, und erklärt ſich rückſichtslos gegen das
ge Wiſſen derer, die für ihre Ueberzeugung nicht ein-
hen wollen. Ueberall widerſetzt er ſich alſo, wo er ſie
ennt, „der Lüge der Zeit,“ — ſo drückt er ſich aus, —
d dringt auf „individuelle Wahrheit“ oder auf Frei-
it und Gewiſſenhaftigkeit; und wer wollte es läugnen,
ß er guten Grund, daß er ſehr ſpecielle, immer wieder-
rende Gründe in reichem Maße dazu finden mußte?
s gab allerdings eine Zeit in Deutſchland, wo Witz
d Geſcheidtheit ſehr überſchätzt wurden, wo Talent und
iſſen, ganz iſolirt für ſich und abgeſehen von aller
rſönlichkeit und ſittlichen Haltung oder, was dasſelbe
, von aller Religion (Gewiſſenhaftigkeit gegen die Idee)
d Tugend (Praxis der Idee), eine ſeltene Geltung er-
rben. Dieſe Zeit iſt unſere nächſte Vergangenheit, in
lcher die eitle Genialität zur Sucht, ja zur Manie, die
iloſophie zu verknöcherter Scholaſtik, und die öffent-
he Meinung theils zum Indifferentismus, theils zur
wiſſenloſeſten Lobhudelei ausgeartet war. Sie iſt jetzt

im Verſchwinden. Ein Phänomen, wie die Heiniſche geſinnungs- und gefühlloſe Frivolität, hat neuerdings nicht nur ſeine Macht über die Gemüther eingebüßt, ſondern auch ganz Deutſchland gegen ſich empört, — wir erinnern an den Unwillen, den Heine's Buch gegen Börne überall erregt hat; — ſelbſt diejenigen, die in dieſer Richtung befangen waren, fallen jetzt, wenn auch zögernd, von ihr ab, und Leute, denen nach allem Bisherigen die Treue, die Geſinnung, und was von grobpraktiſchem Geſchütz ſonſt noch dahin einſchlägt, ſehr verkehrt zu Geſichte ſteht, finden ſich dennoch von dem Zuge des Zeitgeiſtes hingeriſſen, und wie aus Einem Munde hört man ſie rufen über Ehre, Geſinnung und Treue gegen die Freiheit. Eben ſo wichtig iſt eine andere damit ganz nahe verwandte Erſcheinung. Der herzloſe Philoſophismus, der die ganze Welt der Praxis entweder ignorirte oder ſie nur mit dem ſanften Adagio eines prädeſtinirten Scholaſticismus lobhudelnd begleitete, iſt bereits allgemein im Mißcredit: ſeine Organe ſterben aus, ſeine Jünger fallen haufenweiſe von ihm ab, ja ſie ſchreiben von freien Stücken gegen ihren eigenen früheren Standpunkt. Wie die Zeit des Indifferentismus und der Lüge aus Poeſie und Wiſſenſchaft verſchwindet, ſo ſcheint auch das gemeine Leben ſich allmälig zu reinigen von der unverſchämten Lobhudelei aller möglichen politiſchen Unterdrückung, womit es überſchwemmt wurde, um die öffentliche Meinung über die Gefahr zu täuſchen, die das Zurückbleiben der Völker in ihrer politiſchen Entwicklung mit ſich führt.

Zeit iſt nun Gottlob im Verſcheiden, und welch eine
wo der Indifferentismus, der Scholaſticismus, die
lität und der bezahlte Servilismus allein das öffent-
Wort führten! Wer erſchräke nicht, wenn er der
enden ins Geſicht ſieht? Und dennoch ſind wir
r noch ſehr ſtark mit ihrer Verderbniß behaftet; ſie
ch bei weitem nicht völlig ausgetilgt, o nein! — daß
icht ſelbſt lügen, während wir dem Syſtem der Lüge
Krieg erklären! — aber wir ſehen ſie kommen, die
rprobe der politiſchen Wirklichkeit für alles Wiſſen
für allen Geiſt; wir ſehen ihn nahe heranrücken,
jüngſten Tag des feigen Wiſſens, der gewiſſenloſen
alität und des ſervilen Patriotismus.

Die Geſinnung und die gute Sache.

Florencourt ſteht und wirkt mit in dieſer Wendung
Zeit. Ueberall dringt er auf Geſinnung; und dies,
hr es unter uns ſeit einigen Decennien zur Thorheit
rden war, fängt und faßt jetzt wieder überall. Ge-
nung verlangen bereits alle Parteien mit Ungeſtüm,
ſie meinen damit, eine jede in ihrem Sinne, eine
ndige Richtung des Gemüths, einen allgemeinen guten
en. Natürlich. Denn ſobald Parteien, d. h. praktiſche
enſätze, ins Leben treten, wie dies gegenwärtig in
tſchland immer augenſcheinlicher der Fall iſt, ſogleich
die Geſinnung, der gute Wille, die Zuneigung
die Zwecke einer beſtimmten Geiſtesrichtung im Preiſe.
e Zuneigung iſt das Bindemittel aller Gemeinſchaft;

erſt im Verlauf des Kampfes und ſeiner Chancen wird ſodann die Ueberzeugungstreue, das Ausharren bei einer beſtimmten Richtung und zuletzt, im entſcheidenden Moment, die Thatkraft oder einfach die politiſche That wichtig. Die politiſchen Kriſen unſerer Zeit geben uns die Beiſpiele an die Hand, und es iſt nicht zufällig, daß auch unter uns bei weitem mehr als ſonſt von jenen Kategorieen des Willens oder der Praxis geſprochen wird. Dies iſt ein Heraustreten aus der Sphäre der Theorie und der Abſtraction in das Gebiet der Sittlichkeit und des Staates. Es handelt ſich jetzt um den ſittlichen oder um den guten Willen. Der ganz allgemeine gute Wille, die Geſinnung, iſt zunächſt ſehr wohlfeil, weil er ſich nicht weiter zu bemühen braucht, als daß er ſich kund giebt. Die Erklärung bleibt aber nicht ohne Folgen; es wird Jeder darauf angeſehen, und man rechnet ihm die Anfangs unverfängliche Kundgebung ſeines Willens nach Gelegenheit zur That an, wie ſie es denn auch wirklich iſt. Hieraus entſteht die Prüfung des guten Willens; und man wird ihn ſchlecht finden, wenn er nicht in dieſen beſondern Vorkommenheiten derjenige bleibt, als der er im Allgemeinen ſich angekündigt hatte, d. h. wenn er ſich nicht als Charakter beweiſt. Und der gute Wille gelangt erſt zu ſeiner wahren Erfüllung und Werthſchätzung, wenn er nicht bloß beharrlich als Charakter auf ſich beruhen bleibt, ſondern auch mit effectvoller That die „gute Sache“, für die er ſich eingeſetzt hat, zu fördern, die Gelegenheit alſo im einzelnen

ſall beim Schopf zu faſſen verſteht. Freilich kommt es
ei alle dem gar ſehr auf den Inhalt an, den die „gute
Sache“ hat. Es iſt mit Geſinnung, Charakter und That
ede Partei zu verbinden; dieſe Dinge ſind für die Frei-
eit; wie für die Unfreiheit, für die Reformatoren, wie
ür die Reactionäre, für die Proteſtanten, wie für die
eſuiten, für die Conſtitutionellen, wie für die Royaliſten
uf gleiche Weiſe die Quelle der Macht und das Mittel,
ch zur Geltung zu verhelfen. Daher werden ſie auch von
llen Parteien in Anſpruch genommen. Aber es unter-
egt keinem Zweifel, daß nur Eine Partei den wahren
nhalt, die Freiheit und die Bildung des Zeit-
eiſtes, als die wahrhaft „gute Sache“, mit ihrer Ge-
nnung umfaſſen und mit ihrem Beſtreben zum Erfolge
ihren kann. Wie dies 1813 die Austreibung der Fran-
ſen war, die damals Freiheit hieß und wirklich war,
iſt dies jetzt die im Staat verwirklichte Geiſtesfreiheit,
ie freie Verfaſſung nicht nur des innerlichen
eiſtes der gebildeten Welt, ſondern auch des
ußerlichen Lebens und ſeiner vollkommenſten
arſtellung, des Staates, die Aufhebung nicht nur
r religiöſen, ſondern auch der politiſchen Knechtſchaft
der Literatur, im Staat und in der menſchlichen Ge-
lſchaft überhaupt. Daß es ſich gegenwärtig um dieſen
halt der Geſinnung handelt, weiß die Welt; daß dies
ie gute Sache unſerer Zeit“ ſei, bedarf kaum einer
innerung. Es iſt daher noch erſt zu erklären, wie es
mmt, daß man auf Geſinnung, auf Wahrhaftigkeit und

individuelle Ueberzeugung überhaupt und ganz abgeſehen von dem wahren Gehalte (wie dies Florencourt z. E. thut, wenn er katholiſche, orthodoxe u. dgl. Ueberzeugung eben ſo gut ehrt und anerkennt, als die freie) ſo viel Gewicht legen konnte. Ohne Zweifel rührt dies daher, daß die Gewiſſenhaftigkeit gegen die Idee und die Praxis der Idee abſtract oder ohne Rückſicht auf die geſchichtliche Entwicklung genommen wird, indem alsdann der Schein entſteht, als ſeien die gegenwärtig unberechtigten Standpunkte, die alle einmal die „gute Sache" ihrer Zeit waren, jetzt immer noch gleichberechtigte neben andern, wodurch wir dann mehrere gute und keine beſte Sache, mehrere Freiheiten und keine Freiheit, mehrere entgegengeſetzte Wahrheiten und alſo keine Wahrheit erhalten. Nur darin allerdings hat Florencourt Recht, daß wenn einmal Eins von Beiden ſein ſoll, völlige Gleichgültigkeit oder Partei für eine hiſtoriſch bereits gerichtete Sache, ſo iſt das Letztere das Beſte.

Geſinnung giebt es überhaupt nur, wo das Individuum und ſein Gemüth, d. h. ſeine innerliche Theilnahme und ſein lebendiges Eingehen auf die Sache in Betracht kommt; nun iſt der Menſch, der überhaupt für irgend eine allgemeine Angelegenheit ſich entſcheidet und ſie zu der ſeinigen macht, ſchon ein edlerer Menſch, ein Idealiſt, ein Religiöſer; Geſinnung alſo für eine Sache, die nicht der bloße äußerliche Vortheil, ſondern ein Intereſſe des Geiſtes und der Einſicht iſt, nobilitirt allerdings, und nobilitirt um ſo mehr, wenn ſie als Gegen-

ß auftritt gegen die Unentſchiedenheit und Geiſtloſigkeit
ner verknechteten Zeit, gegen den leeren Hochmuth gei-
ger Anſtelligkeit und niederträchtiger Brauchbarkeit für
de beliebige Sache, oder gegen den Stolz auf ein reines
Wiſſen, das, über alle Praxis erhaben, ſich um nichts
der Welt zu bekümmern brauche. Aus einer ſolchen
eit herauszutreten, wie wir Deutſche es jetzt verſuchen,
unmittelbar ein Genuß, eine Satisfaction, eine Ehre,
n Zeichen des erwachenden Selbſtgefühls: denn wer
eſinnung haben darf, der darf ſich innerlich und mit
reiheit für oder wider entſcheiden; alle Geſinnung, auch
e für die ſchlechteſte Sache, iſt Ketzerei gegen den alten un-
theiligten Gehorſam, den der religiöſe und politiſche Des-
tismus gewohnt iſt, und politiſche Ketzerei — das iſt es,
as damit proclamirt wird, wenn irgend ein Syſtem, und
äre es das Syſtem des älteſten Royalismus, der väter-
chen Gewalt u. ſ. w., an die Geſinnung appellirt.
eberhaupt nur Geſinnung haben heißt von der Selbſt-
ſtimmung Gebrauch machen und einen Act der Freiheit
llziehen. Ungefähr aus dieſem Gefühl heraus legt
lorencourt auf die „individuelle Ueberzeugung und auf
e Geſinnung, ihr gemäß zu leben, ganz abgeſehen von
r Berechtigung ihres Inhaltes, ein ſo großes Gewicht.

3. Die Unparteilichkeit.

Florencourt abſtrahirt alſo des „guten Willens"
egen von der „guten Sache," und indem er ſo den
nhalt der Parteien, mit denen wir kämpfen, bei Seite
iebt und nicht kritiſch analyſirt, entwickelt er eine be-

wundrungswürdige Unparteilichkeit. Dieſe Unparteilichkeit iſt für ihn charakteriſtiſch; ſie iſt es eben ſo für Hamburg, wo die „unparteiiſchen Correſpondenten“ recht eigentlich zu Hauſe ſind. Hamburg ſelbſt hat eine etwas exoteriſche und contemplative Stellung zu der deutſchen Geſchichte, wie ſie ſich jetzt entſpinnt; und dieſe Sammlung von Aufſätzen *), die uns hier vorliegt, desgleichen. Man ſteht ſo lange außerhalb der gegenwärtigen Geſchichte, als man im Stande iſt, den entgegengeſetzten Parteien gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und man hat dieſe Stellung, entweder weil man zurückgeblieben, oder weil man vorausgeeilt iſt. Allerdings iſt die unparteiiſche Stellung die geſchichtliche, aber nicht zur Gegenwart, ſondern nur zur Vergangenheit giebt es eine ſolche. Der Hiſtoriker iſt weiter als die Geſchichte, darum kann er ſie beſſer verſtehn, als der in ihr Betheiligte; der Mitlebende aber, der unparteiiſch gegen die Geſchichte ſeiner Zeit ſein wollte, wäre nur ein Unbetheiligter, ein nicht Eingedrungener, mit Einem Wort: ein Zurückgebliebener. In dieſem Fall iſt allerdings Florencourt. So z. B. handeln ſeine Aufſätze unter Anderem über die Cölner Angelegenheit, den Athanaſius von Görres, Leo's Sendſchreiben und Rintel's Broſchüre zur Vertheidigung des Erzbiſchofs. Hier giebt er nun „der katholiſchen Confeſſion,“ als der ecclesia pressa, Recht, ohne zu unterſuchen, welch' ein Inhalt und welches Princip damit anerkannt wird; er iſt alſo nicht eingeweiht in den Je-

---

*) Florencourts politiſche, kirchliche und literariſche Zuſtände in Deutſchland. 1840.

tismus unſerer Zeit und in die eigentliche Frage der
ſchichte: wie es nothwendig geworden, daß uns dieſer
uerteig eine ſolche Gährung bereiten mußte; er ver-
nt dieſen Proceß, in dem es ſich nicht mehr um's
vatrecht, ſondern um das Recht der Principien han-
. Er weiß es alſo nicht, wie tief Preußen und der
teſtantiſche Norden vom Jeſuitismus, der ſich in unſern
gen keineswegs auf die Confeſſion, ja nicht einmal
die Religion beſchränkt, ergriffen war, und mit wel-
Mitteln und Doctrinen die Reaction bis zum Katho-
mus zurück unſer ganzes Staatsleben auf den Kopf
tellen drohte und das freie, wenigſtens zur Freiheit
ſene Vaterland in die augenſcheinlichſte Gefahr brachte.
dieſen Cardinalpunkt der gegenwärtigen
chichte, wo ſich Reaction und Reformation
rbittertſten Kampfe begegnen, ohne daß bis
auf dem Gebiete des Staatslebens von
eren Erfolgen des freien Princips die Rede
könnte, den mußte ein ſo freiſinniger Mann,
Florencourt, ſo gänzlich verkennen, daß er
als Unparteiiſcher an die abſtracte Privat-
sfrage, ja, noch weiter zurück, an das Mora-
e in dem Verfahren des Erzbiſchofs hielt? —
Sendſchreiben verſteht er eben ſo wenig. Er ſagt
ieſer Gelegenheit: „Auch der preußiſche Prote-
hätte laut ſeinen Kummer über die Gefährdung
Glaubensfreiheit ſeinem katholiſchen Mitbruder über
Rhein hinüberrufen müſſen; wiewohl anderer Con-

feſſion, hätte er doch denſelben Schmerz empfinden müſſen. Der rheiniſche Mitbruder hatte Urſache zum Mißtrauen; ein herzlicher Händedruck, ein offenes Theilnehmen, wodurch man jenen Kummer auch zu dem ſeinigen machte, hätte dieſes Mißtrauen verſcheuchen, es in dankbare vertrauungsvolle Anhänglichkeit verwandeln ſollen" ꝛc. Er hält alſo Leo's Broſchüre für proteſtantiſch (!) und für zu ſehr proteſtantiſch, und obgleich er im Allgemeinen Leo's Unzufriedenheit mit der Geſchichte und mit der Weltregierung entdeckt, ſo entgeht ihm dennoch der eigentliche Grund, aus welchem jenes merkwürdige Sendſchreiben entſprungen iſt. Er ſagt treffend und ſchön: „Man muß Gott überall (in allen Zeiten) erkennen, oder man erkennt ihn gar nicht, man lügt ihn ſich nur vor. Oder theilt Leo die ewige Weltregierung auch vielleicht ein in eine mechaniſche und in eine organiſche? — Leo iſt ſeines unruhigen Umherirrens, ſeines beweglichen Umherreflectirens in der Geſchichte müde geworden. Seine öde Gottesbewußtloſigkeit von Hauſe aus iſt öder und öder geworden. Er hat mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gebrochen. Sein Blick hat ſich von dieſem Jammerthale ab nach dem Jenſeit gerichtet. Wohl! möge er Gott in jenem Hinblick auf das Jenſeit finden, da er ihn hier nicht finden konnte; möge ſein Herz ſich beſeligen, — Niemand wünſcht es aufrichtiger, als wir. Aber er gebe fortan auch die Geſchichte auf, da ihm der Sinn, die Offenbarung dafür fehlt. Er ſelbſt geſteht, daß ihm nur Qualen aus der Betrachtung der Gegenwart und der ſich entwickelnden Zeit erwachſen. Er entledige ſich derſelben und verdüſtere und ängſtige nicht länger ſeine Mitlebenden durch den wirren Spuck, den ihm die Geſchichte vorgaukelt. Er begnüge ſich mit der Verſicherung, daß er, wenn auch nicht ſich ſelbſt, doch dem Studium der Geſchichte durch ſeinen ſkeptiſchen Contemplationsgeiſt, den er auf mannigfache Einzelnheiten der Geſchichte anwandte, weſentlich genützt hat. Sein keckes, geiſtreiches Aburtheilen hat vielfach angeregt und manche fruchtbare Bedenken geweckt. Jetzt aber hat er in dieſer Beziehung ſich ausgelebt. Für ihn ſelbſt haben ſeine Urtheile keinen Werth mehr, und für das Publicum auch nicht, denn man weiß jetzt, daß dieſe merkwürdige äußere Sicherheit derſelben nur innerſter Unſicherheit entſprang, und daß jede tiefere Einheit jener überraſchenden Mannigfaltigkeit fehlte. Vorläufig wenigſtens hat der Chriſt den Hiſtoriker in Leo todtgeſchlagen. Nur wenn es ihm gelingt, ſein Chriſtenthum mit dem Gotte, der, wie überall, ſo auch n der Menſchengeſchichte lebt, wieder in Einklang und Harmonie zu bringen, erſt dann möge er wieder Geſchichte und Politik ſchreiben."

Freilich, wenn nur von geſchichtlichen, „unparteiiſchen" Motiven die Rede ſein ſollte, wie ſie Florencourt bei dem Welthiſtoriker veranlaßt, ſo könnte man ſagen, er hätte in olcher Gemüthsverfaſſung nicht ſchreiben ſollen. Warum hat er denn nun aber invita Minerva geſchrieben? Dieſe weitere Frage hätte Florencourt ſich doch vorlegen müſſen; er thut es nicht, und entdeckt alſo auch das Geheimniß nicht, daß jenes Sendſchreiben an J. Görres nur geſchrieben wurde, weil die Reaction ſich ſcheiden mußte (wenn auch nur oſtenſibel für die Welt und bis auf beſſere Zeiten); denn es ſind ja die Görres'ſchen Gedanken nur die Brudergedanken Leo's und der preußiſchen Hochromantiker, die damals zufällig und für den Augenblick mit dem modernen Staat überhaupt und darum auch mit dem preußiſchen in Conflict geriethen. Von dem Reſiduum der romantiſchen Partei im proteſtantiſchen Norden, die ihre guten Gründe hatte, Preußen nicht ſogleich aufzugeben, mußte die reactionäre Bergpartei unter J. Görres natürlich desavouirt werden. Welche ſchwierige Stellung für Leo, dem dieſes Geſchäft zufiel! Statt nun Leo wegen dieſer ſchwierigen Stellung zu beklagen, klagt Florencourt ihn an; und weſſen klagt er ihn an? — des übermäßigen Proteſtantismus! O wie naiv! welch' ein paradieſiſcher Aufenthalt politiſcher Unſchuld iſt Hamburg*) gegen Halle und Berlin, wenn von Katholiken und Proteſtanten, Jeſuiten und freien Leuten die Rede iſt! Sollte man nicht wünſchen, ein „unparteiiſcher Hamburger" zu ſein? Man hätte keine Feinde und keine Händel, man ſchliefe ruhig, wie einſt Androklus, der Sklave, bei dem Löwen in ſeiner Höhle, nachdem man ihm, wie Florencourt, den Splitter des „gottesbewußtloſen Chriſtenthums" aus dem Fuß gezogen.

---

*) Der Einſiedler auf dem Naumburger Weinberge hat noch immer die Hamburger Unparteilichkeit beibehalten. Das beweiſen die fliegenden Blätter, die er jetzt publicirt. 1846.

Noch luſtiger iſt Florencourt's Begeiſterung für
intel's Unparteilichkeit, der bekanntlich bei Manz in
egensburg, wo auch Vater Görres ſeine Sachen verlegt,
s guter Proteſtant, wie Florencourt die Proteſtanten
obiger Stelle verlangt, für den Erzbiſchof von Cöln
ſchrieben hat. Florencourt überzeugt ſich nach Rintel
ch davon, daß der „würdige Prälat,“ außerdem daß
im Recht iſt, auch nicht einmal ſein Wort gebrochen,
ſo Gott in der Welt gar nichts peccirt hat; er bereut
förmlich, daß er dies früher geglaubt habe, und legt
genſcheinlich alles Gewicht in dieſer Angelegenheit, wie
r Jeſuit es haben will, auf die Feſtſtellung einer ſolchen
hatſache, wie die Reversgeſchichte. Hier ſoll nicht der
zbiſchof, ſondern Preußen ſich geirrt haben. Aller-
ngs hat Preußen ſich geirrt, und leider irrt
ſich noch in ſeinen Freunden und in ſeiner
ufgabe. Aber nicht der Reversbetrug iſt der eigent-
he Betrug, auf den es ankommt; ſondern der Selbſt-
trug der romantiſchen Richtung iſt es, der
erglaube, es ſei möglich, die religiöſe und politiſche
rthodorie, die geknechtete Wiſſenſchaft und den unpo-
iſchen Menſchen wieder herzuſtellen. Dieſer große Selbſt-
trug Preußens, nicht der Revers des Erzbiſchofs von
ln iſt der eigenliche Betrug, den das Cölner Ereigniß
r Freude des Liberalismus an den Tag brachte, den
er nur Theoretiker und dieſe ziemlich vergeblich aus-
beuten geſucht haben, indem es nicht gelungen iſt,
reußen zu überzeugen, wie ſeine Schwäche und

ſeine Verlegenheit in dieſer Angelegenheit lediglich darin beruhe, daß es ſelbſt dem katholiſchen Princip verfallen ſei und nicht aufrichtig im Proteſtantismus und ſeiner Conſequenz, der Freiheit auch des politiſchen Menſchen, ſeine Zukunft, ſeine Allianz, ſeinen Glanz und ſeine Macht ſuche. Die Stimme des Einzelnen verhallt, aber die Stimme der Wahrheit iſt unſterblich: hoffen wir auch in dieſem Falle, wo ſo wenig Grund zur Hoffnung übrig zu ſein ſcheint, dennoch auf ihre Macht. Das Cölner Ereigniß iſt jetzt in den Hintergrund getreten und die Probe der Zukunft eine viel wichtigere geworden, obgleich im Weſentlichen keine andere, als derſelbe Rechtsſtreit der Principien, nur mit dem Unterſchiede, daß die Theilung in conſtitutionell und anticonſtitutionell unendlich tiefer in das Herz der Deutſchen einſchlägt, als die längſt überwundenen Gegenſätze des Katholicismus und Proteſtantismus, um die es ſich gegenwärtig in der Religion oder im Gebiet der geiſtigen Innerlichkeit nicht mehr handelt, die aber in ihren Conſequenzen auf dem politiſchen Boden, als Conſtitutionalismus und Abſolutismus zu neuem Leben wieder auferſtehen. Es iſt die Pflicht jedes Deutſchen bei dem verhängnißvollen „va banque!“ des alten politiſchen Syſtems gegen das neue vor einer zweiten Selbſttäuſchung ernſtlich zu warnen. Indifferentismus und Altersſchwäche, die beiden Genoſſen des alten Syſtems unbetheiligter und unwiſſender Unterthanen, ſind weder Motive zu Helden-

en, noch Bürgſchaften einer welthiſtoriſchen Zukunft.
trauen wir dem Genius unſers Vaterlandes, daß es
gelingen möge, uns auch in der Politik un-
n Erzbiſchof von Cöln zu geben, der uns
re nous und ohne eine allgemeine europäiſche Con-
ration über unſere Selbſttäuſchungen aufklärt.

Doch um zu Florencourt's Rintel zurückzukehren, ſo
dieſer „unparteiiſche Proteſtant“ ſeitdem Alles gethan,
zu beweiſen, wie wenig auch ihm an dem Reverſe
Er iſt, wenn wir nicht irren, was immer nur ein
neller Irrthum wäre, zurückgekehrt zur alleinſeligma-
den Kirche, alle Welt aber (mit Ausnahme der Di-
naten verſteht ſich) darüber aufgeklärt worden, wohin
Mutterſchooß des Berliner politiſchen Wochenblatts,
dem Rintel entſproſſen iſt, wohin die Sympathieen
Haller, der Görres, der Leo u. ſ. w. führen. Es
re alſo wohl im Intereſſe des Verfaſſers der vorlie-
den Sammlung geweſen, ſeine durch den Lauf der
igniſſe ſo augenfällig widerlegte Auffaſſung wenigſtens
Rintel'ſchen Broſchüre und ihrer Tendenz nicht jetzt
neuem der Oeffentlichkeit zu übergeben. Floren-
rt iſt freiſinnig und conſtitutionell; er würde daher
der Cölner Angelegenheit etwas ganz Anderes, als
parteiiſch“ gegen die Reaction, die ſich darin mani-
rte und proſtituirte, geweſen ſein, wenn er dieſem
reibe bis auf den Grund hätte blicken können.

Charakteriſtiſch iſt ferner Florencourt's Stellung zum
ionalismus und Pietismus. Wegen ſeiner „Unpar-

teilichkeit“ tolerirt er die „verſchiedenen Confeſſionen“ unter der Vorausſetzung, daß ſie ein „ehrliches“ Bekenntniß ſind. Bei Orthodoxen und ſogenannten Frommen glaubt er nun die Erfahrung ihrer Redlichkeit in perſönlicher Bekanntſchaft gemacht zu haben. Obgleich ihm alſo ihr Syſtem nicht einleuchten und ihr Glaube nicht kommen will, ja obgleich er ſich entſchieden für einen „Deiſten“ erklärt, ſo meint er doch bei ihnen die Uebereinſtimmung der kirchlichen Praxis und der Theorie, alſo wiederum die Ehrlichkeit und Wahrheit zu finden, während der entſchiedene Widerſpruch des Rationalismus und des altchriſtlichen Syſtems ſowohl als der kirchlichen Praxis ihm die Anhänger desſelben verdächtig macht. Er nimmt daher keinen Anſtand, dem Rationalismus alle Ehrlichkeit abzuſprechen und ihn für ein „Syſtem der Lüge, der Accommodation, der Perſidie“ zu erklären, und er würde der Folgerung der Hierarchen und ausdrücklichen Chriſten, daß alle Rationaliſten abdanken müßten, ohne Weiteres ſeinen Beifall geben. Auch hier vergißt Florencourt die Unterſuchung des Inhaltes dieſer Syſteme. Der Rationalismus iſt allerdings eine Halbheit: er negirt die Autorität der Schrift und erkennt ſie doch wieder an; er negirt die alte Form des Kirchenglaubens und fügt ſich dennoch in ihre Obſervanz; aber das iſt die Schuld ſeiner Einſicht, nicht die Treuloſigkeit ſeines Gewiſſens. Allerdings erzeugt ſich auch der Rationalismus ſeine Jeſuiten, inſofern er darüber zur Beſinnung kommen muß, daß er jene Formen und jene

rität nur gebraucht, um ſich geltend zu machen,
rend er nicht verkennen kann, was er nicht beken-
will, daß ſein aufgeklärter Inhalt weder die Schrift,
die kirchlichen Formen in ihrer urſprünglichen Gel-
verträgt; aber nicht minder jeſuitiſch iſt der Ge-
uch, den die moderne Gläubigkeit von der jetzigen
ung macht, um jene Formen einer vergangenen Ver-
ng und Lehre wieder herzuſtellen. Der Bruch, den
Orthodoxe mit ſeinem Bekenntniß, „er glaube Alles,
man verlangt, und noch etwas darüber,“ zu ver-
t ſucht, bleibt darum nicht minder ein Bruch; denn
iebt keinen Bekenner jenes orthodoxen Syſtems der
logie, den die gegenwärtige Bildung unbefangen ließe,
Florencourt iſt zu tolerant, wenn er von dieſer
ung, zu der er ſich ſelbſt bekennt, abſtrahirt, um die
on der „individuellen Ueberzeugung“ gelten zu laſſen.
r das Allgemeine, deſſen Inhalt die Freiheit iſt, kann
jedes Individuum ſeine eigene Meinung haben, eben
enig wie über politiſche Verfaſſung. Der Freiheits-
ff (unter dem in höchſter Inſtanz das Religiöſe mit
t iſt) wird in jeder Zeit durch die hiſtoriſche Arbeit
gen und ſeinem innerſten Kerne nach zum Gemein-
aller Derer, die an dieſer Arbeit Theil haben. Nun
e heutige Bildung eben darum, weil ſie die leben-
Aneignung und die ſubjective Betheiligung als un-
ßerlichen Beſitz erobert hat, ganz ohne Ausnahme
mehr im Stande, ſich in eine Form gefangen zu
, die ihr dieſen Beſitz, d. h. ihre Seele raubt, wie

das orthodoxe Syſtem dies thut. In ſolchen Dingen giebt es keine individuelle Ueberzeugung, ſondern eine allgemeine Nöthigung. Die Bildung der Zeit zu haben und zugleich ſie aufzugeben, das iſt die Unmöglichkeit, welche wir dem capricirten Orthodoxismus ewig entgegenhalten müſſen; und es iſt dieſer Jeſuitismus ein viel ſchlimmerer als der rationaliſtiſche. Florencourt wäre auch gleich dahinter gekommen, wenn er ſich nur überlegt hätte, was in dieſem Falle „individuelle Ueberzeugung" heißen ſollte, wie denn überhaupt in religiöſen und politiſchen Dingen, d. h. in Sachen der Freiheit ſchon der Umſtand, daß hier nicht Perſonen, ſondern Richtungen, Syſteme, principielle Gegenſätze gegen einander auftreten, auch einer oberflächlichen Betrachtung hinlänglich darthun konnte, wie wenig dabei der zufälligen Ueberzeugung des Einzelnen überlaſſen bleibt, wie vielmehr Alles aus der geſchichtlichen Formation des ganzen Geiſtes hervorgetrieben wird. Der moderne Orthodoxismus iſt eben ein ſolches Phänomen, welches wir daher keineswegs mit dem Ablaßbriefe der ehrlichen Ueberzeugung laufen laſſen, ſondern durch ſeinen Gegenſatz, die freie Wiſſenſchaft, bekämpfen wollen, wenn es uns auf die gegenwärtige Praxis und nicht vielmehr auf den geſchichtlichen Urſprung jener Richtung (aus der romantiſchen und ſpecieller der Schleiermacherſchen Theologie) ankommt.

Bei aller Unparteilichkeit und Toleranz, die wir ſo eben an Florencourt in Betracht gezogen haben und die dem Publicum aus den „kritiſchen und literariſchen Blättern

r Börſenhalle“ im Allgemeinen wohl ſo weit erinnerlich
n wird, daß wir uns hier die weiteren Belege erſparen
nnten, darf man ihn dennoch nicht für gänzlich unbe-
tgen halten: auch er gehört einer Richtung, wenn gleich
ier etwas veralteten, und nur aus dieſem Grunde der
mantik zugeneigten, Bildung an. Er iſt ein mehr durchs
ben als durch die Wiſſenſchaft der Gegenwart fortge-
ldeter Burſchenſchafter. Es fehlt ihm die nöthige
ilosophiſche Bildung, um ſeine Kategorieen, die vermöge
ier Richtung vorzüglich die praktiſchen ſind, welche wir
en an die Spitze geſtellt haben, in Fluß zu bringen, weß-
lb ihm denn die Verwicklungen des heutigen Staats-
ens und ihre Quelle, die theoretiſchen Gegenſätze, zu
n ſind. Er nimmt leicht die unfreien für die freien,
d iſt bei allem guten Willen nicht ſicher, daß er nicht
legentlich dem Teufel einen Dienſt thut, während er
s Reich der Wahrheit zu vertheidigen gedachte. Wir
ben ſchon Beiſpiele angeführt. Iſt Florencourt nun
lerdings nicht ohne Weiteres auf jenem veralteten Stand-
nkte ſtehen geblieben, ſo hat er ſich doch nicht genug
n ihm entfernt, er blickt mit zu viel philiſterhafter Ein-
ſchränktheit und Stagnation zu ihm zurück. Die Vor-
de ſagt: „Ich möchte vielen mir verſchollenen Jugend-
eunden ein Zeichen meines Lebens geben und einen
ohlthuenden Beweis, daß Vaterlandsliebe und Streben
ch Wahrheit auch über die Univerſitätsjahre hinaus“
o man denken ſollte, daß ſie nun erſt recht begönnen),
nd ſelbſt in ungünſtigen Verhältniſſen und Zeitumſtän-

den ſich feſt und hartnäckig erhalten können. Sollte unſer alter Wahlſpruch: „friſch, fröhlich, frei" (hier vermißt man das „fromm" jener kirchlichen Richtung, welches Florencourt nur an andern Individuen anerkennt und ſich ſelber nicht hat aneignen können, welches aber in der Spruch- und Dogmenſammlung der turneriſchen Burſchenſchaft nie fehlen durfte) durch dieſe Verſuche in dem verkümmerten und verſauerten Herzen irgend eines alten Commilitonen wieder zum Aufblühen gebracht und die Bande, die Sorge und Noth und die ganze Gemeinheit und Jämmerlichkeit des jetzigen Lebens um daſſelbe gelegt haben, zerſprengt werden können, ſo würde eine ſolche Wirkung auch nur an einem einzigen alten Freunde mir die wohlthätigſte und freudigſte Stimmung gewähren. Die Ideale unſerer Jugendzeit für ein edleres und gerechtes, lebendig geiſtiges Volksleben treten hier gewiß in ſehr modificirter Geſtalt auf, aber die Grundgeſinnung iſt dieſelbe geblieben."

Allerdings. Florencourt zeigt in dieſen Aufſätzen eine Bildung, die weit hinaus iſt über jene ſehr allgemeine und ſehr leere gute Geſinnung der Burſchenſchaft; und will man den philoſophiſchen Mangel verſchmerzen, will man von der Polemik gegen die neueſte Philoſophie oder, wie er mit Leo ſagt, die „junghegelſche Schule" abſehen, — will man es ohne Bedauern mit anſehen, daß ein freiſinniger Mann das mächtigſte und eigentlichſte Inſtrument der Freiheit, die letzte Form der Philoſophie, aus

Unkenntniß von ſich wirſt: ſo wird man dieſe Aufſätze mit Vergnügen und mit aufrichtiger Anerkennung ſowohl ihrer guten Richtung, als ihres Geiſtes und Scharfſinnes leſen. Man wird ihm in vielen weſentlichen Dingen beipflichten, in ſeinem Urtheil über die hannoverſche Oppoſition, die es an aller „politiſchen Thatkraft“ und an „Charakter“ im entſcheidenden Moment fehlen ließ, in ſeiner Achtung vor dem reformatoriſchen Geiſte des Miniſters Stein, in ſeiner Hoffnung einer Fortentwicklung Preußens im Geiſte dieſes großen Mannes, in ſeinem Vertrauen zur Geſchichte und zum deutſchen Geiſt insbeſondere, und endlich in dem Kerne aller ſeiner Aufſätze, dem Heilmittel und der Rettung unſerer Zeit, im treuen Idealismus und in der religiöſen Praxis der Freiheit. Die Form alſo, in welcher Florencourt das Pathos der Freiheitskriege wieder zum Verſchein bringt, mag ſie immerhin ihre Mängel und ſehr tiefliegende Mängel haben, iſt dennoch aus der Bildung unſerer Zeit wiedergeboren; und wenn eine ſolche Richtung in die politiſche Praxis verwickelt würde, ſo wäre wenig Beſinnung und eine ſehr geringe Erfahrung ausreichend, um hr den Unterſchied der gegenwärtigen freien Männer von den alten Bundesbrüdern, die jetzt faſt alle in den Reihen der Reaction kämpfen, fühlbar und einleuchtend zu machen. Hat Florencourt die Geduld und das Talent, was ich wohl glauben möchte, ſich philoſophiſch zu orientiren, *)

---

*) Dieſe Hoffnung iſt vollſtändig getäuſcht worden. 1846.

ſo darf er ſich eine literariſche Zukunft verſprechen, wie er ſie mit dieſem gegen die reine Sonne des Geiſtes verhüllten Geſicht nie und nimmer erlangt. Niemand wünſcht ihm dieſe Befreiung redlicher und mit beſſerer Theilnahme als ich ſelbſt. Demſelben Boden, wie er, entwachſen, erinnere ich mich ſehr wohl „des dunklen Dranges jener Bildung, die ſich des rechten Weges wohl bewußt iſt," aber auch in der Dunkelheit vergebens nach dem ſichern Tagesgeſtirn ihrer Zeit ſich umſieht, bei aller Richtigkeit ihres Weges und ihres Strebens („der Grundgeſinnung") daher überall wankt, irrt und fehlgreift. Die Zeit wird nur von der Philoſophie verſtanden, und *es iſt die Aufgabe, der Zeit dazu zu verhelfen, daß die Philoſophie nun auch von ihr nicht nur verſtanden, ſondern auch bethätigt werde.* Wer die Freiheit vertilgen will, der fange damit an, die Philoſophie, dieſe Sonne des Geiſtes, vom deutſchen Himmel zu nehmen, und wenn er dies nicht vermag, wie er es denn nicht vermögen wird, ſo ergebe er ſich drein: was der Menſch weiß, das macht ihn auch heiß; *die Philoſophie wird zur Geſinnung, die Geſinnung zum Charakter und der Charakter zur That werden.* So verſtanden iſt *Florencourt's* Pathos das höchſte Intereſſe der gegenwärtigen Geſchichte; aber ohne den Inhalt der kritiſchen Philoſophie unſerer Zeit iſt keine Geſinnung und keine That ihrer Freiheit gewiß.

9. Der ſchöne Journalismus und die Tagesfragen.

1841.

„Was ſich liebt, das neckt ſich;“ ſo wir und die ſchönen Journale mit und ohne Modekupfer. Wir haben es immer mit Vergnügen beobachtet, wie lebhaften Antheil ſie nehmen, wie jedes nach Kräften mitredet; und wenn ſie ihrerſeits auch noch ſo ſehr verſichern, ſie ſeien böſe, es iſt nichts als jene reizende Coquetterie, womit ſich die Schönen intereſſant zu machen wiſſen. Böſe und im Herzen ergrimmt ſind nur die, welche maulen und verſtockt bei Seite gehen. Wir werden es daher über den kleinen Differenzen nie verkennen, wie gut ſie's im Herzen meinen, wie ſie gewiß eine Stütze Canning's ſein würden, wenn der große Miniſter unter uns wäre und über uns regierte; nun es aber zur Zeit unter uns nichts dergleichen giebt, wie ſehr würden wir uns freuen, wenn es den Führern ſchöner Journale dennoch gelänge, was nach Platon ſo ſchwer iſt, das Schöne ſchön zu vollbringen. Und warum ſollte es nicht? Die Zeit iſt reich, ſie iſt ſo gewaltig, daß ſie einen Weltzuſtand gewöhnlich findet, in welchem die Fabelreiche des Orients (China und Indien) ſich aufthun, und das Ziel langer und wiederholter Kreuzzüge in wenig Tagen erreicht werden könnte. Giebt es nicht Stoff zu den beſten Geſängen? Oder werden ſie vielleicht eben darum überhört, unſere trefflichen Poeten? Haben wir es wirklich mit ſo ernſten Dingen zu thun, daß die reiche äſthetiſche Bildung, die an uns verſchwendet wird, davor in den Hintergrund treten muß? Faſt ſollte man's meinen, und den ſchönen Journalen zumuthen, wenn ſie aus ihrer untergeordneten Stellung heraus wollen, ſich ernſtlich um die Freiheit und ihren Dienſt zu bemühen. Die Schönen ſondern ihre Sache nicht gerade wiſſentlich von der Freiheit, aber ſeitdem es ins Publicum gekommen iſt, daß der Verſtand einſeitig, die Aufklärung unpoetiſch und der Rationalismus oberflächlich ſei, vergreifen ſie ſich ſehr häufig in der Partei, und halten es nicht für unanſtändig, den Autokraten die Hände zu küſſen, die „würdigen Prälaten“ zu loben und auf die Philoſophie zu ſchimpfen, ſtatt dies dem Pöbel und ſeinen Führern, den Pfaffen, zu überlaſſen. Gewiß werden noch viele Buße thun im Sack und in der Aſche, wenn es erſt offenbar werden wird, daß mit der Philoſophie unſere heiligſten Intereſſen bei der Wurzel angegriffen ſind; denn der öffentlichen Meinung und ihrem Umſchwunge, der mit einer ſolchen politiſchen Offenbarung eintreten würde, ſich zu widerſetzen, iſt ſo wenig ihre Sache, daß ſie vielmehr ohne Steuer auf den Wellen der jedesmaligen Meinung ſich ſchaukeln; und wollten ſie in Dingen der Freiheit recht ſicher gehen, ſo würde es für ſie freilich auch jetzt ſchon beſſer ſein, mit den Jahrbüchern zu irren, als mit den Gegnern derſelben Recht zu haben. Doch wäre es grauſam und mehr als katholiſch, wenn man eine ſolche

Maxime ernſtlich anrathen und durch ſie den liebenswürdigen Irrthum, die naive Unſchuld und die ganze Lebensart der ſchönen Schriftſteller gefährden wollte; erſt der jüngſte Tag des jetzigen Weltzuſtandes wird für den Augenblick der Kriſis eine eiſerne Phalanx abſoluter Entſchiedenheit bilden. — Bis dahin — und es iſt nach den neueſten Nachrichten ja wohl noch lange hin — dürfen ſich die Velites unſerer Publicität noch aller möglichen Wahl und Willkür hingeben und den Schmetterlingen gleich bald auf den Miſtbeeten des reſtaurirten Katholicismus, bald in der Waldeinſamkeit des vorigen Jahrhunderts, bald in dem Roſenhain der jüngſtvergangenen Frivolität umherflattern. Sage Niemand, daß ihr Loos nicht beneidenswerth ſei, wenn ſie dem Teufel im Fauſt Recht geben, ſich fern halten von den dürren Haiden der Speculation, und in der Regel dieſe traurige Region nur ſo im Vorbeifliegen mit einigen paſſenden Verwünſchungen begrüßen. Oder verhielte ſich's etwa anders mit der Geſchichte, als Mephiſtopheles vorgiebt? wäre nicht die Einſamkeit der Haide, ſondern die Einſamkeit der Sonne die der Wahrheit? und wäre es nicht die Dürre ihrer Region, ſondern das ungemiſchte helle Licht, deſſen vollen Anblick die Welt zwar nicht erträgt, deſſen Schein ihr aber dennoch Leben und Seele herniederſtrahlt? Seltner begiebt es ſich, daß ein ſchönes Journal ſich aufs Philoſophiren einläßt. Wir erinnern uns aber doch ſogleich eines Falles, der, richtig gewendet, intereſſant werden kann. Im vorigen Jahre bemerkte ein Leipziger Roſenblatt (28. Nov.): „die Jahrbücher verwechſelten oft die einfachſten Begriffe miteinander,“ und ſuchte dieſen Fundamentalvorwurf, der auf die eigene Sicherheit des Philoſophirens gegründet ſein wird, zu beweiſen, indem es fortfuhr: „Eine Recenſion der „politiſchen Zuſtände“ von Florencourt behauptet, daß darin die Anſicht ausgeſprochen wäre, Leo ſei **nicht** proteſtantiſch **genug**. Herr Fl. läßt ſich aber auf den confeſſionellen Inhalt von L.'s Broſchüre gegen (den) Athanaſius gar nicht ein, ſondern meint nur, daß deſſen (L.'s) Auftreten nicht tolerant genug ſei. Iſt Toleranz und Proteſtantismus aber ſynonym? Wohl nicht immer.“ Die Stelle in den Jahrbüchern heißt: „Er (Florencourt) hält alſo L.'s Broſchüre für proteſtantiſch (! Rec. hält ihn nämlich für katholiſch, wenigſtens ſo circa) und für **zu ſehr** proteſtantiſch“ u. ſ. w. Zu ſehr iſt doch nicht ſynonym mit nicht genug? Dies wäre alſo ein Gedächtnißfehler, der aber philoſophiſch intereſſant iſt, denn er zeigt die Richtigkeit der alten Löſung des Problems über die Möglichkeit des Irrthums im Theätet bei Platon. Was man wirklich begreift, kann man nicht verwechſeln; zum Irrthum gehört die Erinnerung und die Vorſtellung, daß man etwas geſehen habe, was nicht vorhanden war. Doch das bei Seite! Intereſſanter zeigt ſich die Frage, ob es nur wahr iſt, daß dergleichen Begriffe, wie proteſtantiſch und tolerant, ſo einfach ſind, wie hier behauptet wird? Wenn es richtig iſt, was wir gern zugeben, daß ſie „nicht immer ſynonym ſind,“ ſo zeigt ſich ja ſogleich darin ihre complicirte Natur, daß ſie es bisweilen ſind und bisweilen nicht. Oder iſt dies wieder ein Irrthum, und ſind ſie es etwa niemals? — Der proteſtantiſche Menſch ſetzt ſein Weſen darin, daß er auf keinen Beſitz irgend einer Form der Wahrheit einen Werth legt, den er nicht ſelbſt durch ſeine innerliche Arbeit ſich angeeignet. „Gefallen für die Geiſtesfreiheit!“ ſteht auf dem Lützner Steine Guſtav Adolph's. Das iſt es zunächſt, was der Proteſtantismus gewährt; und Geiſtesfreiheit gewähren, heißt das nicht, den Menſchen frei laſſen in ſeiner innern Arbeit? heißt es nicht, die ſubjective Wahrheit und die Autonomie des Einzelnen in ſeinem Denken zum Princip machen, und Niemanden, auch nicht zur Kirche und zur ewigen Seligkeit, die ſie verſpricht, zwingen? Und wovon iſt dies anders der Begriff, als von der Toleranz ſo gut, wie vom Proteſtantismus? Aber „ſie ſind nicht immer ſynonym dieſe beiden Begriffe.“ Das iſt gewiß richtig. Des Proteſtirens hat es kein Ende, denn die Geſchichte hört nie auf. Proteſtirte das ſechszehnte Jahrhundert gegen das Papſtthum, ſo proteſtirt das neunzehnte gegen die abſolute Monarchie. Wollten Jene den todten und verborgenen Gott aus dem Tabernakel und aus der Hoſtienbüchſe erlöſen und in dem lebendigen Buſen ſeinen Tempel gründen, ſo gilt es jetzt der Staatshierarchie, die den Bürgern des Staates den Staat verbirgt, wie jene frühere Hierarchie vor den Kindern Gottes das Himmelreich zuſchloß. Proteſtantismus iſt jetzt Philoſophie und Emancipation der unterdrückten Menſchheit in Staat und

Geſellſchaft, und das iſt ganz etwas Anderes als Toleranz. Ganz etwas Anderes? Iſt das auch gewiß? Iſt es nicht vielmehr wiederum Toleranz, wenn man Alles zu begreifen ſucht, wie der Philoſoph es thut, alſo Alles (auch die ſchönen Journale) ſeinem vernünftigen Kerne nach anerkennt? Und iſt es mehr, als eben nur Toleranz, wenn der Staat, d. h. was jetzt den Staat zum Monopol hat, die Individuen wirklich alle mit Leib und Seele an ſich Theil nehmen, wenn er die Preſſe frei und ſein Inneres offen läßt, wenn er uns armen verſtoßenen, politiſchen Parias zu ſeinen Tribünen, zu ſeinen Miniſterialacten gelangen läßt, wenn er uns bei ſich duldet, wie er uns jetzt von ſeinem Innerſten ausſchließt? wenn er den Pöbel zu Menſchen und alle Parias den Braminen gleich macht, *weil jeder jeden als Bruder neben ſich gelten läßt und geltend macht*? O Proteſtantismus und Toleranz, werdet ſynonym und ſeid es immer! Ob ihr es aber immer bleiben könnt? — Was meinen Sie, meine Herren? — Entſcheiden Sie es!

Eine zweite „Verwechslung der *einfachſten* Begriffe," die den Jahrbüchern ſchuldgegeben wird, iſt nun ſchon bedenklicher. Es handelt ſich um eine Verwechslung des Staatsrechts mit dem Privatrecht, aber nicht in der Art, wie die jetzigen Herren vom Staat denſelben für ihre Privatſache halten, ſondern ganz anders. Es heißt a. a. O.: „In derſelben Recenſion (der Jahrb.) iſt die Anſicht aufgeſtellt, daß *die Verträge des Staates mit der Kirche* ins Privatrecht gehörten. Das

int ebenſalls auf einer kleinen Ideenverwirrung zu
ihen. Ein Organ, welches ſo entſchieden aburtheilend,
chſam als höchſte infallible Inſtanz im Gebiete des
ſtes auftritt, ſollte vorher wenigſtens immer jedes
rt ſorgſam überlegen. Wenn man den geſunden Men-
nverſtand verachtet, ſo muß man ſich keine Blößen vor
geben.“

Aber giebt's denn noch „Verträge des Staates mit
Kirche?“ und wenn es dem Begriff der Sache zum
ß dennoch welche geben ſollte, iſt die Frage nach dem
halte des Staats- und Privatrechts eine Sache des
nden Menſchenverſtandes, und ſind ihre Grenzen von
m Gelehrten, geſchweige denn von jedem Bürger und
ter ſogleich zu erkennen, wie der Horizont, der Himmel
Erde begrenzt? Dieſe Materien plagen jetzt, da es
ihnen zum Klappen kommt, mehr als Einen Ver-
d, dem gewiß Niemand mehr, als wir, eine rechte
wo möglich kernige Geſundheit wünſcht, damit die
lute Souveränität des Geiſtes einmal wieder ihren
drich den Großen, und die unglückliche Privatrechts-
nung, daß der Staat die Domäne des Souveräns
ihren *deus terminus* finde. Aber wo ſoll jene Re-
ion „Verträge des Staates mit der Kirche,“ dieſes
lückliche Geſpenſt unſerer Tage, ins Privatrecht ge-
haben? Schade, daß die Stelle nicht näher citirt
den iſt! Indeſſen kann nichts Anderes gemeint ſein,
Folgendes. Es heißt: Florencourt beachte den Car-
alpunkt in der Cölner Frage, den Kampf der Reac-

tion mit der Reformation, ſo wenig, „daß er vielmehr der ecclesia pressa Recht gebe und ſich als Unparteiiſcher an die abſtracte Privatrechtsfrage, ja noch weiter zurück an das Moraliſche in dem Verfahren des Erzbiſchofs halte." Und dann wird dies näher ſo beſtimmt, daß er „augenſcheinlich alles Gewicht auf die bekannte Reversgeſchichte lege." Dahin ſuchten die Jeſuiten den Handel zu ſpielen. Man ſollte nicht unterſuchen, ob der Katholicismus hiſtoriſch ein Recht gegen den modernen Staat hätte oder nicht, es ſollte nicht vom Rechte des Welt- und Zeitgeiſtes geredet, die Hermeſianer alſo auf den Grund des Vertrags unterdrückt werden u. ſ. w.; man ſollte vielmehr unterſuchen: ob der Herr von Droſte den Vertrag, den er vor ſeiner Erhebung mit der Regierung eingegangen war, gehalten, oder vielmehr, wie dieſer Vertrag beſchaffen geweſen iſt, und dergleichen Quisquilien mehr. Dieſe Reversgeſchichte iſt kein „Vertrag des Staates mit der Kirche," ſondern eine perſönliche Verpflichtung, alſo eine „Privatrechtsfrage," oder vielmehr nur eine Sache der Moralität und des Gewiſſens. Indeſſen könnte über dieſen Punkt noch geſtritten werden, da die Privatperſon es mit dem Staate zu thun hat, und ihr Verſprechen ſich auf eine, wenn auch nur zukünftige officielle Stellung bezieht.

Dieſe Frage hat aber nicht das geringſte Intereſſe, wenn man nicht auf den letzten Grund der Sache zurückgeht, daß es ſich bei jenem Conflict nämlich gar nicht um den Rechtspunkt in der perſönlichen Sphäre, überhaupt gar nicht ums *Recht* handelte, ſondern um die *abſolute Souveränität des freien Geiſtes* über alle Formeln, Verträge, Clauſeln, Inſtitute, die der Vernunft und der Bildung, zu der ſie gelangt iſt, widerſprechen, als Sklaverei, leibliche und geiſtige, Wahrheits- und Freiheitsmonopole u. ſ. w. Die Inſtitute, Sklaverei, Kirche, Despotismus u. ſ. w., die ſich der abſoluten Berechtigung der Vernunft, den „ewigen ungeſchriebenen Geſetzen,“ die Sophokles' Antigone anruft, widerſetzen, ſind ſo bekannt, als ſie zäh ſind in ihrer Exiſtenz. Ihnen auch noch mit der Doctrin zu Hilfe zu kommen, iſt eine Sünde wider den Geiſt, und der Ausdruck „Verträge des Staats mit der Kirche,“ ſo glatt er den Leuten über die Zunge geht, bleibt daher immer ein ſehr verfänglicher. Im Proteſtantismus und in den Staaten der Revolution *giebt es dem Begriffe der Sache nach keine Kirche mehr*; die Kirche als Staat iſt nun einmal unwiderruflich zu Grunde gegangen, es führt zu nichts, ſie als Ruthe der Politik hinter den Spiegel des Abſolutismus zu ſtecken. Napoleon iſt bekanntlich der Vater dieſer Klugheit, die Philipp II. auch hatte, aber weder der Papſt hat Napoleon, noch Napoleon den Papſt in Frankreich gerettet. Auf keinen Fall iſt dieſe nützliche Verwendung der Kirche eine Anerkennung der Gleichheit, und es iſt ein thörichtes Staatsrecht, welches auf dieſer Baſis ſie anerkennt, oder gar Verträge mit ihr ſchließt. Die Kirche verhält ſich nicht anders, als die Univerſitäten und Schulen, ſie iſt Staatsinſtitut, nichts weiter, und nur in dem Falle könnte von ihrem Rechte dem Staate gegenüber die Rede ſein, wenn der Staat ſich und ſein abſolutes Weſen ſo ſehr vergäße, daß er im innern Staatsrecht, alſo in der Repräſentation, die äußere Kirche, d. h. im katholiſchen Sinn ihre Diener und Fürſten, mit in Rückſicht nähme. Die Kirche iſt die unſichtbare, die wahre Kirche iſt die Wiſſenſchaft des Abſoluten, das Gefühl der Hingabe an den Geiſt iſt Religion, und die Arbeit ſeiner Hervorbringung der Cultus. Alles das iſt nichts Anderes, als der Eine Offenbarungsact der freien Vernunft, und dieſe braucht keine aparte äußerliche Vertretung. Ihr Recht iſt das höchſte, das ſouveräne Recht und die abſolute Macht des Weltgeiſtes, deſſen Bildung ihr anheimfällt in der Wiſſenſchaft und Kunſt; ihre Vertretung bewirkt ſich daher auf eine ganz andere Art, als durch Einen oder etliche Deputirte. Alle Deputirte werden die Bildung, den Zeitgeiſt, die unſichtbare Kirche vertreten; ja noch mehr, Alle, die es vermögen, ſind berufen und deputirt, und vertreten ſie wie Ein Mann, aber beſſer als ein einzelner Mann oder zehn faule Prälatenbäuche, deren Geiſt ihrem Begriffe nach immer ein Ungeiſt iſt, gleichviel, ob ſie proteſtantiſch oder katholiſch heißen. — Dergleichen Fragen nun über das Verhältniß von Kirche und Staat, ſind die ſo liquid, daß ſie jeder entſcheiden kann, der geſunde Sinne und den Kopf auf dem rechten Flecke hat? oder iſt es nicht vielmehr jene große und

wierige Differenz der Zeit, die uns entgegentritt,
nn die Reactionärs fingiren, Kirche und Staat ſeien
ichberechtigt und auf dieſem Fuß zu Verträgen mit-
ander qualificirt, die conſequenten Proteſtanten, die
nſtitutionellen und die Philoſophen dagegen den Staat
abſolut, die Kirche für eine unſichtbare erklären, beide
griffe aber im Geiſt und ſeiner geſchichtlichen und
erlichen Arbeit zu ihrer Wahrheit gelangen laſſen, von
erträgen zwiſchen Kirche und Staat“ alſo nichts wiſſen
len? Man wird ſagen, es ſei Unrecht, auf jenen leichten
druck eines ſchönen Journals ſo viel Gewicht zu
n; — wie er gemeint iſt, hat er gar kein Gewicht,
und für ſich aber das allergrößte; oder iſt eine
che nicht der Unterſuchung werth, welche die Welt
egt und an deren mangelhafter Erkenntniß ſo viele
aten in Europa krank liegen? und ſollten nicht auch
ſchönen Journale ſich ernſtlich bemühen, zu wiſſen,
beſſer iſt:

„Ob Frankreich oder England ſiegt?“
Ob Hegel oder Ignatius Loyola.

iſt nicht genug, in dem guten Glauben zu ſtehen,
liebe den Liberalismus und führe ſeine Sache; es
auch in Wahrheit der Fall ſein. Man irrt ſich
; hier geht es nicht nach Cocarden und Wahrzei-
ſondern nach der mühſeligen, nie fertigen Arbeit
Begreiſens oder des Proteſtirens und Discutirens.
war es, was wir den Herren ſagen und an einem

Beiſpiel veranſchaulichen wollten. Wir haben jene angeblich „einfachen Begriffe" redlich mit ihnen erörtert: ſie werden als complicirt und folgenreich erſchienen ſein; und wie viel iſt immer noch von ihnen zu ſagen, wie viel alle Tage von der verſchiedenen Art ihrer Auffaſſung zu fürchten oder zu hoffen?

16. Der Liberalismus und die Philoſophie.

Noch ein Wort über Florencourt.

1840.

1) Die Herrſchaft des Zeitgeiſtes über die Gegenſätze. 2) Die Intoleranz der Theorie, die Toleranz der Praxis.

1) Die Herrſchaft des Zeitgeiſtes über die Gegenſätze.

Wir haben neulich bei Gelegenheit Florencourt's gezeigt,
ie ſehr der Liberalismus durch die Verkennung der neueſten
hiloſophie ſich ſelber im Wege ſteht. Eine Recenſion
er bekannten Schubarth'ſchen Anklagen gegen Hegel in
en kritiſchen Blättern der Börſenhalle bringt Vorurtheile
ber die Philoſophie, in denen man *eine große Partie*
er öffentlichen Meinung wiederfindet, die, bei
ller Gefahr, in der die liberalen Staatsinſtitutionen jetzt
hweben, dennoch mehr Neigung für den altdeutſchen,
ls für den philoſophiſchen oder gegenwärtigen Zeitgeiſt
n den Tag legt. Und überhaupt iſt die Stellung der
hiloſophie zum Leben und zur politiſchen wie religiöſen
ntwicklung in Deutſchland gegenwärtig von ſo augen-
lliger Wichtigkeit, daß eines Theils auch Diejenigen ſich
mit zu thun machen, denen die Sache nur äußerlich auf
n Leib rückt und die keineswegs die nöthige Bildung
ſitzen, um zur Löſung dieſer Aufgabe mitzuwirken, andern
heils aber auch den Unterrichteten die Pflicht obliegt,

ſelbſt phantaſirende Meinungen und Vorurtheile, die gegen Philoſophie und Vernunft verbreitet werden, einer Berichtigung zu würdigen. Wir haben bei Gelegenheit des Strauß'ſchen Lebens Jeſu eine Unzahl angeblicher Widerlegungen „der gefährlichen Denkungsweiſe, die aus der Philoſophie ſtammt," ausgehen ſehen, und ſogar von verirrten philoſophiſchen Schwachköpfen wurde der alten und neuen Orthodoxie und ihrer Gedankenloſigkeit das Wort geredet, Anklagen und Verdächtigungen ſtürzten mit aufgelöſtem Haar hinterher, — ebenſo bei andern Phänomenen der Neu Hegelſchen Richtung; aber alle dieſe Bemühungen beweiſen nur den dunkeln Reſpect ungebildeter Menſchen vor einer meiſt nur geahnten und darum bange beobachteten Macht des Gedankens. Unterdeſſen ſteigt die Fluth des unſichtbaren Geiſtes über alle Dämme, Deiche und Nachtwächterpoſten, fließt über das Land und quer durch die eigenen Köpfe der Schreier, ohne daß ſie es gewahr werden, bis zu dem Augenblicke, wo dieſes Fluidum die ganze Welt neu baut und nach ſich geſtaltet. Der Kritiker in den Blättern der Börſenhalle gehörte vor Kurzem, als der burſchenſchaftliche Idealismus von der Herrlichkeit der empiriſchen Deutſchheit, die nur zu ſein brauche, um herrlich zu ſein, noch nicht ſo in Flor war, wie er jetzt gekommen iſt, — damals gehörte er noch gänzlich in die Oppoſition; jetzt, nun die Einheit und die Herrlichkeit unſers Vaterlandes, wie es iſt, hinlänglich ventilirt und officiell anerkannt wird, gehört der Kritiker Schubarth's, der ſehr wahrſcheinlich

lorencourt iſt, nur noch wegen ſeiner Freiheit, d. h.
nes Conſtitutionalismus, in die Oppoſition, und iſt
Uebrigen ein Markgraf der deutſchen Herrlichkeiten
worden gegen die neueſte Philoſophie, welche die ſtarren
löze der deutſchen Realitäten idealiſiren und in jene
iſtige Ueberſchwemmung, die wir oben beſchrieben, unter-
hen laſſen will.

Schubarth klagt gegen Hegel. Hegel iſt todt, Hegel
ein großer Mann, Hegel alſo wird von Florencourt
Schutz genommen; dagegen fortgefahren: „So ſehr
r das Verkennen der Hegelſchen Idee (des Natur-
hts) bei Hrn. Schubarth tadeln, ſo läßt ſich zu ſeiner
tſchuldigung doch anführen, daß die Schüler Hegel's
ufig einen großen Mißbrauch mit dem ideellen Staate
es Meiſters treiben und denſelben ohne Weiteres gleich
f praktiſches Gebiet überführen wollen." Welch eine
ße Idee hat der Kritiker von dieſen tapfern Schülern!
viel Ehre, in der That zu viel! Die alten Schüler
en das Naturrecht zwar beſſer als Schubarth und
e Kritiker verſtanden; aber ſie ſind froh geweſen,
n ſie nur leidlich dahinter gekommen waren, wohin
dieſe weitſchichtigen Exiſtenzen (z. B. Altenglands)
ematiſch und dialektiſch einzuſtellen ſeien; wer von
alten ehrwürdigen Schülern hat je gefragt, ob das
gelſche Naturrecht nun preußiſche Magna Charta wer-
ſolle? Und die Jung-Hegelianer? Nun dieſe ſind
ben darin von den alten unterſchieden, daß ſie Hegel
ohl in der Politik als in der Religionsphiloſophie der

Inconſequenz zeihen, und weder den altengliſchen oder den ihm ſehr ähnlichen Staat, noch die altlutheriſche oder die ihr ſehr ähnliche Confeſſion als Staat und Confeſſion der **Philoſophie** gelten laſſen. Im Religiöſen haben dies **Feuerbach** und Strauß, bei Gelegenheit des Hegelſchen Staats**rechts** habe ich es deutlich genug ausgeſprochen; und die ſchiefe Stellung Hegel's iſt in dieſer Hinſicht **bereits anerkannt.** Die Philoſophie hat ſeit Hegel's Tode das **Gehäſſige**, Hofphiloſophie und Scholaſtik — mit einem Wort, Zurechtmacherei und Accommodation zu ſein, hinlänglich überwunden. Es verſteht ſich daher, daß ſie ſtatt deſſen negirende und ponirende Praxis werden muß; aber am allerweiteſten iſt ſie davon entfernt, Hegel's Accommodationen und Inconſequenzen, wie z. E. das Naturrecht eine iſt, nun „auf praktiſches Gebiet überführen“ und mit Haut und Haaren ins Werk richten zu wollen. Dies iſt eher zu fürchten, als zu hoffen. Aber nichtsdeſtoweniger giebt es nach Florencourt Schüler Hegel's, „die den Staat, den Hegel als Endziel und als philoſophiſche Idee (!!) hinſtellt, in gänzlicher Verkennung ſeines Weſens mit aller Gewalt jetzt herbeiführen wollen.“ Die Gewalt zu widerlegen iſt nicht nöthig; aber vom „Endziel und von der philoſophiſchen Idee“ hat dieſe Idee eine falſche Idee. Hegel'n iſt das Endziel immer gegenwärtig, das Vernünftige immer wirklich, der immanente Zweck des Abſoluten immer erreicht; er ſteckt mit ſeinem Philoſophiren keine Ziele ans Ende der Rennbahn, ſondern er „begreift die Wirklichkeit, welche iſt,

t eine Wirklichkeit, die noch erſt werden ſoll“. Die
gelſche Idee iſt daher, nach unzähligen Ausführun-
und nach der ganzen Stellung ſeines Philoſophirens,
e begriffene Wirklichkeit“ oder „die Wirklichkeit des
griffs,“ alſo keineswegs, wie Florencourt meint, ein
al der Zukunft, ſondern eine Realität der Vergangen-
oder Gegenwart. Dies wiſſen nun die Alt- und die
ng-Hegelianer, die Hegelingen ſo gut als die Hegeliter.
Hegelingen aber ſind genöthigt, wenn ſie nicht der
torie den Kopf abreiſſen und ſie als ein ſterbendes
hn wollen umherlaufen laſſen, eines Theils gegen
gel's Beſcheidenheit, womit er die politiſche Gegen-
t nicht im Geiſte, ſondern in den verrotteten Inſtitutio-
Altenglands ſucht, die Wirklichkeit alſo nicht in den
griff, ſondern in die Exiſtenz, nicht in den gegen-
rtigen Proceß, ſondern in den vergangenen Stand der
ige ſetzt, zu proteſtiren, anderſeits von ſeinem Hoch-
the der abſoluten Philoſophie, die nur der gegen-
rtige jüngſte Tag und die zuletzt kommende Regiſtri-
g der Geſchichte ſein ſoll, zu der beſcheidenen Stellung
ickzukehren, daß die Philoſophie mit ihrer Kritik die
unft erſt beginnt. Es war alſo nicht der abſolute
at zu conſtruiren nach dem Muſter vergangener Exi-
gen, ſondern der gegenwärtige zu kritiſiren, und aus
r Kritik die Forderung und Bildung ſeiner nächſten
unft oder, wenn man will, ſeiner Gegenwart und
rklichkeit abzuleiten. Dieſer überfluthende Geiſt, der
begreifende und bildende Zeitgeiſt, iſt die wahre

Idee, die begriffene Wirklichkeit oder der wirkende Begriff, auf den es ankommt, — und in der That nichts Neues gegen Hegel, denn dieſer lehrt dies an hundert Stellen und vergißt es nur in usum Delphini, d. h. ſowohl der Theologen als der Politiker. Es iſt notoriſch — und Hegel hat welthiſtoriſchen Ruhm genug, um dieſen Vorwurf, wenn es anders einer iſt, verſchmerzen zu können — es iſt notoriſch, daß Hegel nichts unerträglicher war, als mit der Autorität in Kirche und Staat brouillirt zu ſein. Dennoch fühlte er ſehr wohl, wie ſehr ſelbſt die ungeheure Accommodation ſeines Naturrechts noch vom richtigen und treibenden Princip der Entwicklung durchdrungen war, und ſprach bei der erſten Herausgabe wiederholt die Befürchtung aus, „dies Buch möchte verboten werden“. Glückliche Nachkommen, die nun nicht einmal mehr fürchten, daß die Kritik Hegels und die Theorie der vollkommenen Freiheit verboten werden wird! Iſt doch das freie Princip nun ſchon nicht mehr das Eigenthum eines Einzelnen, der, ſeine eigenen Blößen gegen die äußere Zufälligkeit fühlend, nun auch die ewige Wahrheit, ſeinen Beſitz, in Gefahr ſieht, und darum weniger an die Idee und ihre Allmacht glaubt, als die Nachkommen, die ſie allgemein verbreitet und wirkend finden. Hegel hat das Märtyrerthum ſeines Princips vermieden; dafür fällt auf ſeine orthodoxen Schüler die Schmach jener Richtung in usum Delphini und ihrer ſelbſt mit allem Nachdruck; denn ſie haben nicht die Ausrede, außerdem Großes für die Freiheit und Alles für den Anfang einer neuen Zeit gethan zu haben.

Während alſo Hegel nur auf ſich ſelbſt zurückzuführen ſt, ſind ſie nur zu negiren und dem verdienten Gericht er Vergeſſenheit zu übergeben. Dieſe Verhältniſſe ſind em Hamburger Kritiker unbekannt. Er fährt fort, uns on Hegel und den Hegelianern nach ſeinen Phantaſieen u unterrichten: „Da der Staat in der höchſten (!) Idee (er meint Hegel's Naturrecht) Alles umfaſſen und ſich hm Alles unterordnen ſoll, ſo tragen ſie (die Schüler Hegel's) dieſe Unterordnung auf ganz concrete Verhältniſſe der Gegenwart über. Die Einheit, die eine freie, us *dem natürlichen Zuſammenklange aller Individuen entſtandene ſein ſoll*, wollen ſie nöthigen Falls durch die äußeren Waffen des Staats erzwingen, und vergeſſen dabei ganz das Moment der ſubjectiven Freiheit." — Mit den äußern Waffen des Staates? — wer? die Hegelianer? wie? und wo? mit Militär, oder mit Polizei, oder mit Geſetzen? Sollte in Hamburg dergleichen verlautet ſein? Wir glauben es nicht. Es wäre ben ſo abſurd, als daß Hegel in ſeinem Staat auf eine Einheit ausgehen ſoll, „die aus dem *natürlichen* Zuſammenklange aller Individuen entſtände". Welch ein koloſſaler Gedanke, dieſer „natürliche Zuſammenklang"! Aufrichtig, wir zittern mehr vor dem Verſuch, als vor er Möglichkeit der Ausführung; und wenn nun vollends iner der fixen Luſt des „natürlichen" apoſterioriſchen Klanges mit dem Licht zu nahe käme und ſie in ihre Idealität aufflackern ließe, wäre nicht der Weltbrand der alten Chriſten in Ausſicht geſtellt? — Der Kritiker hat ſich freilich bei dieſen Abſurditäten etwas minder Abſurdes gedacht. Sein Standpunkt iſt „die ſubjective oder individuelle Freiheit“, daß Jeder glauben und denken kann, was er will, daß nicht „Eine Ueberzeugung“ die andern Ueberzeugungen beherrſchen, ſondern jeder Menſch, ſofern er nur ehrlich überzeugt iſt, bei ſeiner Ueberzeugung belaſſen werden ſoll, bis Gott es giebt, daß ſie, ohne Commando, freiwillig (das nennt er natürlich) und peu à peu abgeſchliffen, zuſammenklingen. Und hierunter denkt er ſich etwa erſtlich die neben einander auftretenden Gegenſätze: Katholiken, Proteſtanten, dann weiter Reformirte, Lutheraner ꝛc., und endlich die hiſtoriſche Auflöſung aller dieſer Gegenſätze, wie der genannten, in die Toleranz. Die Toleranz wäre alſo ſchon ſo ein „natürlicher Zuſammenklang aller Individuen“. — Der folgende Satz zeigt die Richtigkeit unſerer Deutung. Er heißt: „Nichts Intoleranteres, als ſolch ein theoretiſirender, doctrinärer Jung-Hegelianer. Im Staate ſoll nur **Eine** Ueberzeugung herrſchen, und zwar die ihrige. Der poſitive Glaube iſt ihnen z. B. ein Aberglaube; die verſchiedenen kirchlichen Confeſſionen ſind ihnen lächerlich. Statt aber das ſubjective Moment der Wahrheit (die ehrliche Ueberzeugung) in ihnen zu reſpectiren und dieſem freie Entwicklung zu laſſen, möchten ſie ihren engherzigen Dogmatismus ſogleich als Staatsgeſetz proclamiren, und jede hiſtoriſch begründete Entwicklungsſtufe in dem Einzelnen mit dem Schwerte Alexander's zerhauen.“ — Welche Allgemeinheiten und wiederum welche Phantaſieen! Wie viele Ueberzeugungen können denn im Staate herrſchen? Wollte man auf „herrſchen" einen Nachdruck legen, ſo iſt doch leicht zu begreifen, herrſchen kann nur Eine Ueberzeugung, ſeien in Gottes Namen ſo viel als da wollen; nur iſt zu bedenken, daß es überhaupt nicht die „Ueberzeugung" iſt, welche herrſcht, ſondern der Zeitgeiſt herrſcht, trotz der Ueberzeugung oder mit der Ueberzeugung des Einen ſouveränen Willens. Wir erinnern den Kritiker an Napoleon und ſpäter an die heilige Allianz und jetzt — nun ja, an die Quadrupelallianz eben ſo gut, als an die franzöſiſchen herrſchenden Ueberzeugungen, deren Negation im Geiſt der Geſchichte ſo ſehr auf der Hand liegt; denn es iſt leicht einzuſehen, daß weder im Orient noch im Occident das geſchehen wird, was die Diplomaten wollen, weil alle einen endlichen, bornirten und nicht den abſoluten Willen haben. Indeſſen unſer Kritiker premirt auch das „Herrſchen" nicht. Er meint nur, es exiſtirten viele Ueberzeugungen neben einander, und es ſei Toleranz, ſie zu achten. Es iſt nicht intolerant, ſie zu verachten, und es wäre nur intolerant, ſie zu verfolgen. Mit Einem Wort, keiner Philoſophie, auch nicht der Jung-Hegelſchen, fällt es ein, der mangelhaften Bildung, dem Meinen und Glauben der empiriſchen Subjecte die Exiſtenz verbieten und durch Staatsgeſetze ſich und ihren Inhalt ſanctioniren zu wollen. Die Ueberzeugung iſt das Fürwahrhalten aus ſubjectiv ausreichenden Gründen; dies hat ſein Bereich nicht im freien Allgemeinen, ſondern in der Welt der Zufälligkeit, der Thatſachen und Begebenheiten. Ueber Mörder und Diebe, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſind, darüber giebt es eine Ueberzeugung; über hiſtoriſche Facta überhaupt. Dagegen in der höheren Sphäre des Geiſtes ſelbſt giebt es nur Beſtimmtheiten nach den Stufen des Weltgeiſtes, die er einmal erreicht hat. Die Gegenſätze z. E. unſerer Zeit ſind alle mit einander Exiſtenzen unſers Zeitgeiſtes, und der Kritiker ſogleich, der hier auf Ueberzeugungstreue und Toleranz den Trumpf legt, hat ganz dieſelbe Richtung mit der Junghegelei, die er angreift, ja die er gar nicht einmal kennt; ſo ſehr greift das Fluidum des Zeitgeiſtes über die Gegenſätze hinüber. Daß die Philoſophen nun durch Staatsgeſetze die Exiſtenz der Gegenſätze oder, noch tiefer hinab, die zufällige Ueberzeugung zu unterdrücken Luſt hätten, iſt ein Mißverſtand ihrer Intentionen. Die Philoſophie will ſich geltend machen, das iſt richtig; ſie negirt mancherlei Ueberzeugungen, ja ſogar Richtungen, das iſt auch richtig; aber ſie thut dies mit keinem Befehl oder Geſetz, ſondern ſie thut und ſie vermag es nur dann, wenn ſie das Wort des Zeitgeiſtes, d. h. wenn ſie die wahre Faſſung und Darlegung der reingeiſtigen Entwicklung iſt.

2) Die Intoleranz der Theorie, die Toleranz der Praxis.

Der philoſophiſche Proceß wird von dem Hamburger Kritiker vollſtändig verkannt. Die Philoſophie hat zum Gegner allemal ihren Vater, ihren Bruder und Ver-

ndten. Sie exiſtirt nur durch ſeine Negation. Sobald
von ihr negirt wird, wird er aber auch von ihr erkannt
d anerkannt, und eben aus dieſer Erkenntniß ſeines
nzen Weſens folgt die Emancipirung von ihm. Auf
m Gebiete der Theorie giebt es daher 1) keine
ietät, denn Erkenntniß iſt Auflehnung, iſt Heraus-
ten aus dem Stande der Unſchuld, und 2) keine
oleranz, denn theoretiſch etwas Anderes toleriren,
die Vernunft und ſpeciell dieſe Bildung der Ver-
nft, hieße der Vernunft zumuthen, von ſich ſelber ab-
fallen und die Unvernunft gelten zu laſſen. Auf dem
ebiete der Praxis dagegen, d. h. im gemeinen
ben, wäre es Barbarei, alle unvernünftigen oder, ge-
der geſagt, geiſtig mangelhaften und mit dem Stempel
Beſchränktheit bezeichneten Geſtalten ausrotten und
ht exiſtiren laſſen zu wollen. Hier iſt das Feld der
oleranz. Hier mögen immerhin ſo viel Secten und
nfeſſionen auftreten, als da wollen; im reinen, theo-
iſchen philoſophiſchen Geiſte dagegen giebt es gar keinen
und der Duldung; die äußerſte Schärfe iſt hier die
ßerſte Gerechtigkeit und alle Nachſicht gegen Irrthum
Unrecht, welches der Irrende ſelbſt nicht wünſchen
n. „Die hiſtoriſch begründeten Entwicklungsſtufen, die
Jung-Hegelianer mit dem Schwerte Alexander's zer-
uen wollen," — ſind alſo wieder ein curioſer Ausdruck.
gründet denn die Hiſtorie alles Mögliche neben ein-
der? Giebt es etwa jetzt noch reine Lutheraner und
formirte, giebt es noch Katholiken in den hiſtoriſchen

Staaten? Und wenn es möglich wäre, ächte Exemplare dieſer Entwicklungsſtufen aufzutreiben, wem kann es zugemuthet werden, ſie theoretiſch zu achten und anzuerkennen, nachdem die Geſchichte ſie bereits praktiſch negirt und gerichtet hat? Für den Philoſophen iſt der ſogenannte „poſitive Glaube ein Aberglaube,“ wie denn dies ſeit Sokrates Zeiten, mit der einzigen Unterbrechung der alten und neuen Scholaſtik (wozu freilich Leibnitz's Theodicee und die Abhandlung „de la conformité de la foi avec la raison“ ſo gut wie die orthodoxen Hegelianer gerechnet werden müſſen), immer der Fall war. Den Thron und die rechte Hand Gottes, die Höllenfahrt, die Himmelfahrt, die Auferſtehung u. ſ. w. glaubt kein Philoſoph, weder Hegel, noch die Junghegelianer, und wenn die Althegelianer dergleichen interpretiren, ſo iſt es eben ſo leicht, den Zeus, den Apollon und die Unterwelt mit Elyſium und Tartarus zu interpretiren; denn einen Sinn haben alle jene Vorſtellungen; aber Gegenſtand des Glaubens iſt nur die Zukunft der Freiheit und Humanität, und wer an irgend etwas Anderes glaubt, der iſt abergläubiſch.

Mag der Kritiker aus der Art, wie wir mit ihm verfahren, unſere Toleranz gegen ſeine Exiſtenz, das Publicum aber unſre Unduldſamkeit gegen ſeine Ignoranz abnehmen, und ſofern es etwa Theil an ihr haben ſollte (nur deshalb laſſen wir uns ja auf ſie ein), ſie mit ihm zuſammen ablegen. Iſt Hegel nicht edirt in vielen Bänden? Leſe man, kritiſire man ihn doch: aber kritiſire man weder ihn, noch die „Junghegelianer“ ungeleſen, ungehört, — unverſtanden mögen wir gar nicht mehr ſagen, denn wer wäre jetzt noch ein ſolcher Idiot, daß er bekennen müßte, dieſe Weltanſicht ſei ihm unverſtändlich, dieſe Schriften unzugänglich?

Das Unrecht unſers Kritikers liegt daher nur im Willen, im guten Willen, d. h. in der richtigen Geſinnung, welche die iſt, ſich von Allem, worüber man urtheilt, gründlich zu unterrichten. Wir dürfen alſo hoffen, daß unſere Einrede hier gut einſchlägt, um ſo mehr, da der Kritiker ſelbſt ein ſo großes Gewicht auf die gute Geſinnung legt.

Was ſchließlich aus der mißverſtandenen theoretiſchen Intoleranz, welcher aufgebürdet wird, ſie wolle ſich durch Staatsgeſetze praktiſch durchſetzen, gefolgert wird, iſt nichts Geringeres als der Terrorismus. Man höre:

„Auf dieſe Weiſe (nämlich durch das gefürchtete Vernichten „aller hiſtoriſch begründeten Entwicklungsſtufen“ oder der verſchiedenen Ueberzeugungen auf dem praktiſchen Boden des Staats) würden wir allerdings wieder zu dem Robespierre'ſchen Tugendſtaate oder zu den antiken Staaten zurückkehren, wo die einzelne Individualität Nichts galt, und nur eine willkürlich feſtgeſetzte ſogenannte objective Norm das Leben regelte. Dabei iſt denn nicht zu verkennen, daß Männer, wie Lykurg und Solon, doch ganz andere Capacitäten waren, wie unſere Hegelianer; wenn jene auch nicht Eigenthümer des abſoluten Wiſſens waren, ſo concentrirte ſich doch in ihnen das *ſubjective Bedürfniß* ihres Volkes, und bei der großen Einfachheit und Conformität der individuell-moraliſchen Zuſtände im Alterthume ließ ſich auch eher ſchon ein allgemein gültiges Geſetz von Oben herab für Alle feſtſetzen. Bei der großen Verwicklung der heutigen moraliſchen Zuſtände, bei den unendlich verſchiedenen Bildungsphaſen in einem und demſelben Volke, namentlich in Deutſchland, iſt aber ein großer Reſpect für *individuelle Freiheit*, eine Berückſichtigung jedes *ſubjectiv-lebendigen, hiſtoriſch begründeten Momentes* unendlich viel wichtiger und nothwendiger. *Nur das Subjectiv-Abgeſtorbene, die eigentlich ſubjective Lüge kann durch die Geſetzgebung mit Recht gänzlich negirt werden*; aber Alles, was noch einen *ſubjectiv-wahren Keim* in ſich ſchließt, iſt ein integrirender Theil des Nationallebens, der von der Geſetzgebung reſpectirt werden muß, eben im Sinne jener höchſten Staatsidee, die Alles organiſch, Nichts mechaniſch erzeugen will und kann.“ —

Seltſam, wie die Toleranz umſchlägt. Alſo „die ſubjective Lüge“ ſoll das Geſetz verbieten; wie ſoll es nun aber dahinter kommen, ob eins gelogen hat? Ohne Zweifel durch Inquiſition; aber wie viel ſchlimmer iſt dieſe neue Inquiſition, die das Bekenntniß nicht glaubt, gegen die alte, die nur das Bekenntniß aufrecht erhalten wollte? — Die Lüge kann nicht verboten werden, es iſt genug, wenn ſie nur nicht durch ehrloſe und ehrenrührige Inſtitutionen befördert oder geboten wird, wie dies da

erall vorkommt, wo eine unverfälſchte Orthodoxie auf-
cht erhalten werden und dem Geiſt der Geſchichte zum
roß geſtützt werden ſoll. Wir haben oben das Feld
r Toleranz und Intoleranz angegeben, und es iſt wohl
iemand zweifelhaft, bei weſſen Begriff von der Sache
Welt beſſer fährt, ob bei dem des Kritikers oder bei
m der angeblich intoleranter als Alles ſein ſollenden
hiloſophen.

Die wichtigſte Frage iſt aber im Schluß dieſer Hambur-
r Kritik berührt. Florencourt ſucht das Problem, wie ſich
erhaupt Philoſophie und Politik, Geiſtesbildung oder
itgeiſt zum Staatsleben verhalte, mit der Hinweiſung
löſen: „im Sinne der (Hegelſchen) höchſten Staatsidee
eil dieſe es an ſich kommen laſſen und erſt am Ende
r Tage realiſirt ſein wolle) werde Alles organiſch,
chts mechaniſch erzeugt.“ Wobei ohne Zweifel wie-
r die Vorſtellung zu Grunde liegt, daß das, was die
eorie von ſich aus ins Staatsleben hereinbringe,
chaniſch, das dagegen, was ſich unmerklich, gleichſam
on ſelbſt“ mache, ſo pflegen dieſe Herren ſich auszu-
icken, organiſch entſtünde. O nein, ſo ſchlimm iſt es
ht um die Vernunft beſtellt, daß es beſſer wäre, wenn
die Sache über den Kopf wächſt, als wenn ſie ſich
Herrſchaft über die Sache bewußt iſt und von ihrem
wußtſein anfängt, ſtatt den Anfang aus dem unbe-
ſſenen Lauf der Dinge zu erwarten. Das iſt aber
tig an dieſer Meinung, daß erſt der Lauf der Ge-
ichte die Vernunft zu ſich ſelbſt bringt; wehe jedoch

Denen, die nicht eher nieſen, als bis ganz Anticyra gegen ihr romantiſches Gehirn heranrückt. Lauſche doch der Menſch auf den fernen Donner des Götterwagens, und wenn hundert Meilen von hier die Seſſel der Tyrannen weichen, wenn in Spanien Ferdinand's VII. Theorieen gerichtet werden, ſo denke der deutſche Menſch daheim auch an ſich; und wenn vor 10 Jahren die Theorieen Karl's X. und vor mehr als hundert Jahren die obſtinate Widerſetzlichkeit der Stuarts gegen die Geſchichte die Kataſtrophe dieſer Dynaſtieen herbeiführte: iſt dies für die Götter der Erde nicht Sonne genug, um hineinzuſehen und zu nieſen? — Gewiß, die Vernunft der Zeit iſt leicht zu erkennen; um ſo verhängnißvoller, ſie zu verkennen. Die Vernunft der Zeit, mein lieber romantiſcher Kritiker, iſt aber nur Eine: la liberté sans phrase; und es weiß Jeder, was ſie iſt, der es nur wiſſen will.

11. Ueber die intellectuelle Allianz der Deutſchen und Franzoſen.

Bei Gelegenheit von Louis Blancs Geſchichte der zehn Jahre.

1843.

Louis Blancs Geſchichte der franzöſiſchen Revolution n den Jahren von 1830 bis 1840 frei und ohne Um- chweif, im Sinne ſeiner Partei, der neuen Demokratie, geſchrieben, iſt das Erzeugniß einer Welt, die uns weit vorangeeilt. Es wird die Deutſchen gewaltig anziehen; ber es wird ſie an vielen Stellen eben ſo gewaltig ab- toßen, eben ſo tief verletzen. Es iſt dem Hochmuth und em Taumel unſerer Romantik, der Aberweisheit unſerer mtlich Berufenen, ja, ſogar dem nüchternen Bewußtſein ber unſere nicht eben glänzende Vergangenheit und Ge- genwart allzu ſchroff entgegengeſetzt.

Das liegt nicht ausſchließlich in dem Charakter des eiſtreichen Republicaners, auch nicht darin, daß er über- aupt Republicaner und ein Freund der unterdrückten laſſen der Geſellſchaft iſt (man würde einen Nordame- ikaner und einen Chartiſten mit ganz andern Gefühlen nhören); aber er iſt Franzoſe: es liegt alſo in dem ge- enwärtigen Verhältniß der beiden Völker, welches von ingewurzelten Spannungen, Vorurtheilen und Antipa- hieen beſtimmt wird. Nur die Zeit, aber hoffentlich uch ſchon die nächſte Zukunft, wird durch die gemeinſame Arbeit edler Männer alle Disharmonieen in das wahre Verſtändniß der gegenſeitigen und gleichen Intereſſen Frankreichs und Deutſchlands auflöſen.

Glücklicherweiſe wird das Werk der Verſtändigung, nachdem die letzten 30 Jahre ſchon ſo viel Gemeinſames in Arbeiten und Erfolgen, in Hoffnungen und Täuſchungen zum Vorſchein gebracht, eben ſo leicht als ruhmvoll ſein. Die Uebelſtände der franzöſiſchen wie der deutſchen Vorurtheile ſpringen von ſelbſt in die Augen, es iſt nur nöthig, darauf zu achten. Und je mehr beide Völker jetzt noch unter ihrer Entfremdung leiden, um ſo geneigter werden ſie ſein, dieſelbe aufzuheben. Zuerſt an den Deutſchen iſt nicht zu zweifeln. Sie lieben die Gerechtigkeit gegen Fremde bis zum Uebermaß, ſie ſind gerecht und billig auf ihre eigenen Koſten, ja, ſie finden die Ungerechtigkeit ſelbſt noch gerecht, wenn ſie nur die Stirn hat, ihre Billigkeit in Anſpruch zu nehmen. Und wollte man oberflächlich urtheilen, man könnte mit vielem Schein behaupten, unſere ganze politiſche Unterdrückung hätte in nichts Anderem ihren Grund, als in dieſem Charakterzuge unſers Volks. Und nun die Franzoſen — haben ſie durch das Studium unſerer Literatur und ſelbſt unſerer überſchwenglichen Philoſophie nicht hinlänglich bewieſen, daß ſie geneigt ſind, auf uns einzugehen? Es iſt nur nöthig, dies Verhältniß in die Politik einzuführen: beide Völker müſſen ſich gewöhnen, auch ihre Politik nur als eine gemeinſame Angelegenheit zu betrachten (in dem Unterricht der Franzoſen über uns macht übri-

ns das bekannte Buch: „De la Prusse et de sa domi-
ation," mit überraſchender Sachkenntniß den Anfang);
d jeder Freund der Freiheit, die man ja nirgends mit
ehr Hingabe liebt, als in Frankreich, wird der unſere
in.

Louis Blanc's Geſchichte der 10 Jahre iſt ein ganz
ues Unternehmen. Es löſt eine Aufgabe, die man
h nur in einem freien Lande ſtellen konnte, die Zeit-
ſchichte zu ſchreiben: und indem er ſie ſchreibt, iſt er
Grunde mit ihr fertig. Ihre Oberfläche nimmt ihn
e ganz ein, ja, er berichtet die Niederlagen der Freiheit
allen Enden und Ecken und erklärt ſie mit der Kälte
nes Arztes. Der Grundton, der durch das ganze Buch
ht, iſt das Grollen des neuen demokratiſchen Geiſtes,
r das Volk der Franzoſen, inwiefern es unter dem
amen Peuple von der Bourgeoiſie unterſchieden iſt, ſo
haft bewegt, und in unzähligen gelehrten und popu-
ren oder vielmehr Volksſchriften — einer ganz neuen
t- und namenloſen Literatur von großer Bedeutung —
m Vorſchein kommt. Das Intereſſe und die Fähigkeit
s Peuple, welcher ſeine eigenen Angelegenheiten bereits
bſt verſteht und geſchickt behandelt, und in kurzer Zeit
ar gelehrte Schriftſteller (Proudhon iſt aus einer
uckerei hervorgegangen) erzeugt hat, muß uns eine große
ee von dem Geiſt und der Freiheitsfähigkeit des fran-
ſchen Volkes geben. Die Julirevolution gewinnt durch
ſe enorme geiſtige Arbeit, dieſe in die Tiefe des Volks
rungene Philoſophie und Aufklärung eine ganz andere

Bedeutung, als man ihr gewöhnlich zuzugeſtehen geneigt iſt: und die Aufklärung der Menſchen über ihre wahren Intereſſen hat ſo wenig ein Ende genommen, daß vielmehr jetzt erſt die wahre Aufklärung und das eigentliche Denken der Menſchen, das Denken in Maſſe, den Anfang nimmt. Während früher nur die Könige und Vornehmen die Aufklärung zu ihrer Sache machten, iſt ſie jetzt eine Angelegenheit der allerunterſten Schichten der Geſellſchaft geworden und dafür umgekehrt der verrückteſte Obſcurantismus nach Oben geſchlagen. Louis Blanc hat nun bei jedem Wort, das er niederſchreibt, das Recht und die Bedeutung des Peuple, das Unrecht, die Hohlheit und die Schlechtigkeit der Bourgeoiſie im Sinne, und es folgt aus dieſer Situation von ſelbſt, daß er mit aller Parteilichkeit, ja, Ungerechtigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen und Großen das Recht der Geſchichte vertritt, die ſich von der Oberfläche nicht täuſchen läßt.

Louis Blanc hatte ſchon vor der Bekanntmachung ſeiner Geſchichte eine Abhandlung über die große Frage, wie den unterdrückten Claſſen der Geſellſchaft aufzuhelfen wäre, bekannt gemacht. Er meinte das Problem zu löſen mit dem Vorſchlag einer „Organiſation der Arbeit“ und der Ausrottung des Syſtems der Concurrenz, deſſen Folgen er vornehmlich an Englands Beiſpiel nachweiſt. Eine freie Gemeinſchaft und eine rein demokratiſche Einrichtung derſelben ſoll die Iſolirung, die in der Concurrenz liegt, aufheben. Dazu fordert er eine Reform, die zugleich eine politiſche und eine ſociale iſt, alſo eine Reform der Staats- und Geſellſchaftsordnung zugleich. Die kleine Schrift iſt in Frankreich mit großer Aufmerkſamkeit geleſen und ihr Titel ſeitdem zum Stichwort geworden. Sie hätte längſt verdient, auch in Deutſchland bekannt zu werden, wäre es auch nur, um den Freunden der Zünfte und Corporationen zu beweiſen, daß man auch aus der entgegengeſetzten Abſicht, nämlich um den Egoismus aufzuheben, gegen die Concurrenz ſein könne. Allerdings würde alle Organiſation der Arbeit den Peuple noch immer nicht emancipiren. Sein Loos verbeſſern, ſeine Exiſtenz vermenſchlichen, das iſt ein großer Fortſchritt, den er durch Aſſociation und Organiſation machen kann; aber das Princip des Egoismus und der Inhumanität in der Wurzel angreifen, wäre offenbar eine ganz andere Frage, die zwar in der ganzen neudemokratiſchen Bewegung liegt, von Louis Blanc in ſeiner Unterſuchung aber noch nicht geſtellt worden iſt. Offenbar liegt die Verwahrloſung der großen Maſſen in der Einrichtung unſerer Geſellſchaft, nach welcher nicht der Menſch und ſein unverjährbares Recht, ſondern das Eigenthum das Princip iſt. Proudhon fragte ſich alſo, „was iſt das Eigenthum?“ und er gelangte zu der Antwort: „es iſt unmöglich, denn es iſt Fixirung des Beſitzes in der Hand des Individuums, während doch nur die Geſellſchaft auf eine permanente Weiſe beſitzt.“ — „Cicero,“ ſagt er, *vergleicht die Erde einem großen Theater, welches Gemeingut iſt,* und wo Jeder den Platz, den er einnimmt, wohl den ſeinigen nennen kann. Er beſitzt ihn, aber aneignen kann er ihn ſich nicht.“ — „Und eben darum, weil das Maß der Beſitznahme nicht in dem Willen geſucht werden kann, ſondern nur in den veränderlichen Bedingungen des Raumes und der Menſchenzahl, ſo iſt es unmöglich, daß ſich ein Eigenthum bilden kann.“ — „Der den Genießbrauch hat, iſt unter die Aufſicht der Geſellſchaft geſtellt, der Bedingung der Arbeit und dem Geſetze der Gleichheit unterworfen.“ Das heißt: der Staat hat Alle gleichmäßig zum Zweck und verfügt dabei ſouverän über Alles.

Dieſen Männern, Louis Blanc und Proudhon, liegt die Rettung des Volkes ernſtlich am Herzen: aus der unerbittlichen Schärfe der Proudhonſchen Unterſuchungen, die allerdings den innerſten Kern der tauſendjährigen Frage ans Licht geſtellt, und aus dem grollenden Grundton der Louis Blancſchen Geſchichte, die uns mehr das Gefühl als die Erkenntniß der Sache vor Augen führt, geht gleichmäßig hervor, daß der franzöſiſche Geiſt ſeine große Aufgabe, den Menſchen im Ernſte zum Princip des Staates und ſo erſt wirklich zum Menſchen zu machen, nicht vergeſſen und nicht ruhen laſſen konnte. Hierin iſt er nun unendlich viel geſunder, als die ſyſtematiſche Philoſophie der Deutſchen, welche den Menſchen an alle Götzen der Vorwelt und Gegenwart unbedenklich verräth und verkauft, und in der neueſten Zeit durch Schelling dieſen Verrath bis zu ihrer eigenen Selbſtvernichtung getrieben hat.

Schon hierin iſt nun Louis Blanc's Darſtellung ohne Zweifel ungewohnt, daß ſie in ihrem ganzen Verlauf umgekehrt die Götzen und all ihre Anſprüche dem Menſchen opfert; vielleicht aber wird ſein Buch dazu dienen, den Götzendienſt und die Menſchenopfer in den Herzen vieler Deutſchen zu ſtürzen. Jedenfalls werden ſie ſich, wenn ſie dieſe Lage der Sache bedenken, nicht ſogleich auf's hohe Pferd ihrer Unparteilichkeit ſetzen, und im Kampf mit dem Drachen ſich nicht für verpflichtet halten, abwechſelnd auch dem Drachen ein wenig beizuſpringen.

Liegt nun aber die ganze Haltung des Werkes in ſeinem Princip, ſo liegt ohne Zweifel alles für uns Deutſche Verletzende, was es enthält, ganz außer der Abſicht des Verfaſſers. Der Kreis ſeiner Gedanken ſchließt es nothwendig in ſich, wenn er z. B. Napoleon nur durch die franzöſiſche Bourgeoiſie ſtürzen läßt, wenn er es ganz in der Ordnung findet, daß Deutſchland für Frankreich und durch Frankreich geſtaltet werden war, und wenn er keine andere Reſtauration, als die der Bourbonen kennt; und doch, wie ſehr würde es ſeinen Principien gedient, wie ſehr ſeine Sache gehoben haben, wenn er gerade in dieſen Punkten das Recht unſerer Geſchichte nicht ganz außer Acht gelaſſen und bedacht hätte, daß eben ſo weſentlich der deutſche Volksaufſtand, als der franzöſiſche Abfall, und beide aus demſelben Grunde, Napoleon geſtürzt, die Reſtauration aber eben ſo ſehr eine deutſche, ja, eine europäiſche, als eine franzöſiſche war! Louis Blanc nimmt die Dinge einſeitig franzöſiſch; wir begreifen das wohl, aber dieſe Auffaſſung iſt mehr als nachtheilig für die Wahrheit, ſie iſt gefährlich für die Freiheit. Wenn alle Franzoſen nach dem Beiſpiel des Elſaſſes, das ohne Widerrede mit Herz und Hand für Frankreich und ſeine Freiheit gewonnen iſt, ſich die Wiedergewinnung der Rheingrenze als eine ganz unverfängliche Sache vorſtellen, und den Plan, damit die verhaßten Verträge von 1815 wieder aufzuheben, laut ausſprechen: wir werden es ſehr begreiflich finden. Und dennoch kann kein Franzoſe der Sache unſers gemeinſamen Feindes, dem ſonſt haltungsloſen Deſpotismus, einen größern Dienſt leiſten, als wenn er eine ſolche Sprache führt. Die Eroberung durch den Tyrannen und Egoiſten Napoleon iſt in Deutſchland noch nicht vergeſſen, und jede neue Eroberung wäre im Stande, einen neuen Volksaufſtand hervorzurufen, wenn auch vielleicht, was eben um ſo ſchlimmer wäre, mit derſelben Uebertölpelung.

Sind die Irrthümer und Einſeitigkeiten der Franzoſen gefährlich, weil ſie praktiſche Mißgriffe erzeugen, ſo ſind die unpraktiſchen Gedanken des befangenen Teutonismus darum nicht minder ſchädlich. Eine dreißigjährige Fortſetzung jenes ſomnambülen Deutſchthums, deſſen Herrlichkeiten ſämmtlich in den Brunnen gefallen ſind, wäre ſchon als alter Schaden eine bedenkliche Sache; aber wenn auch die Form eine andere geworden iſt, die Täuſchungen über unſre eigne Herrlichkeit und über das Unglück der Franzoſen, über unſere Sittlichkeit und ihre Unſittlichkeit, über unſere Sicherheit und ihre Gefahr beherrſchen noch ſo viele Köpfe in Deutſchland, daß es faſt den Anſchein hat, als könnten nur große politiſche Kriſen ſie aufheben. Die Dummheit, Deutſchlands Ruhe für definitiv zu halten und alle hiſtoriſchen Kämpfe auf ewig aus ſeinen Grenzen verbannt zu glauben, die Albernheit, eine Ruhe des politiſchen Todes für Glück, und eine Unruhe des politiſchen Lebens und der mühevollen Löſung praktiſcher Probleme für ein Unglück zu erklären, iſt ſo eingewurzelt, daß ſie die Deutſchen ſelbſt nach Paris verfolgt. Nur ein Beiſpiel: Herr L. Stein beſchenkt uns mit einem ausführlichen Buche über den Communismus und Socialismus, Probleme der Humanität, welche die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes nicht eher aufgeben wird, als bis ſie gelöſt ſind. Der Verfaſſer iſt noch jung, ſchwerlich wird er ſein dreißigſtes Jahr ſchon überſchritten haben; aber er ſpricht in ſeinem Buche, wie der älteſte Altdeutſche, der eben darum, weil er ein Deutſcher iſt, Alles beſſer weiß, als die Franzoſen. Er erkennt das Problem, auch die untern Claſſen der Geſellſchaft zu freien Menſchen zu machen, gar nicht an, auf keiner Seite ſeines Buches ſtellt er die Aufgabe, aber er löſt alle Schwierigkeiten des Communismus und Socialismus durch die Rückkehr zur deutſchen Ruhe und zur deutſchen Weisheit. Kann es für einen Deutſchen und für einen Hegelſchen Chriſten noch Probleme geben? Nein. Und wenn es in Deutſchland einen Pöbel, eine hoffnungslos unterdrückte Claſſe der Geſellſchaft giebt, beunruhigt das den Deutſchen und den Philoſophen? Nein und abermals nein! Er denkt mit Hegel: „Das beſte Mittel iſt noch, den Pöbel auf den öffentlichen Bettel anzuweiſen.“ Und er lobt unſere göttliche Ruhe. Es hat einer das Bein gebrochen; der Arzt ruft ihm zu: beunruhigt Euch nicht darüber und Ihr ſeid geheilt! Herr Stein ſagt S. 382: „Die einzige Möglichkeit einer ſtaatlichen und bürgerlichen Ruhe in Frankreich beruht daher, ſo paradox es klingen mag, darauf, daß der Communismus ſelber ſich durch das Erkennen ſeiner eigenen Einſeitigkeit aufhebt. Das Fieber, das ihn erzeugt, muß austoben; iſt die Lebenskraft friſch, ſo wird es der Geſundheit dienen. Uns aber, die wir einer ſolchen bittern Erfahrung ferne ſtehen, muß eben dadurch der Communismus eine Unmöglichkeit werden, daß Frankreich uns ſeine innere Unwahrheit und ſeine ernſten Conſequenzen als belehrendes Beiſpiel auch dem ſinnlichen Auge darzulegen beſtimmt ward. Doch nicht minder gewiß iſt es, daß Frankreich ſelbſt noch weit entfernt von jener inneren Verſöhnung der gährenden Widerſprüche iſt. Was es noch erdulden muß, ehe es dahin gelangt, darf Niemand zu behaupten wagen. Freundlich aber wird ſie nicht ſein, die nächſte Zeit, der dieſes Land entgegengeht.“

Alſo Herr Stein denkt: Frankreich iſt der Seiltänzer, der ſich wahrſcheinlich den Hals brechen wird, und Deutſchland der Zuſchauer, der ſich die Lehre daraus zieht, nicht auf dem Seile zu tanzen; Frankreich hat das Fieber, Deutſchland iſt in Ordnung; Frankreich macht bittere Erfahrungen, Deutſchland macht ſüße. Sollte man nicht denken, Herr Stein wäre nicht 30, ſondern

indeſtens 130 Jahre alt, ſo weiſe ſind ſeine Gedanken!
ollte man nicht denken, er ſchriebe in Petersburg, oder
Wien, oder in einer Berliner Expedition, ſo conform
nd ſeine Anſichten denen der nordiſchen Höfe! Und er
bte in Paris, als er ſo dachte und ſchrieb!

Aber Herr Stein iſt ein Deutſcher, und dieſe Gedan-
n ſind ſo wenig ſein Eigenthum, daß man ſie in Deutſch-
nd auf allen Gaſſen bei der großen Heerde trivialer
öpfe findet, die ohne ſich zu beſinnen in angeerbter
Weisheit mit Allem fertig ſind, und ebenſo ohne zu prü-
en die Verfaſſung ihres Dorfes für die höchſte Sitt-
chkeit und Freiheit erklären. Dieſer hohle ſittliche Hoch-
muth und dieſe angeerbte philoſophiſche Aberweisheit iſt
as deutſche Gegenſtück zu dem unbeſiegten Napoleon und
en Eroberungsphantaſieen der Franzoſen.

Die Deutſchen können nur frei werden, wenn ſie das
olitiſche und geiſtige Elend, in dem ſie faulen, begrei-
en und davor ſich entſetzen; die Franzoſen werden durch
ichts mächtiger werden, als durch die Anerkennung und
Förderung der Freiheit, deren Princip ihre Revolution
nthält, bei allen Völkern.

In der That iſt das Schickſal Frankreichs und Deutſch-
lands ſo entſchieden eins und dasſelbe, daß nur der Na-
tionalcharakter den Unterſchied macht. Denn was iſt ihre
neueſte Geſchichte anders, als das Schickſal des neuen
Princips, welches mit der franzöſiſchen Revolution zur
Welt kam?

Die Verbreitung dieſes Princips durch die Revolutionskriege war eine oberflächliche und gewaltſame; und zuletzt unter Napoleon verdrängte ſogar das Intereſſe der Eroberung die Propaganda gänzlich. Wenn Napoleon am Rhein und im Königreich Weſtphalen aus revolutionärem Inſtinct noch überall das Mittelalter zuſammenſchlug, ſo ließ er es ſchon in Sachſen wuchern, wie es wollte; und wer Luſt hat, kann ſich hier noch heutigestags an ſeinen Delicateſſen erquicken. An die Stelle der Befreiung durch Verbreitung des Princips der Humanität und ihrer Rechte trat durch Napoleon das der rein gewaltſamen Beherrſchung und ſeine abgeſchmackten Dynaſtiepläne. Dagegen war denn allerdings ſelbſt das roheſte Volksthum und die Unabhängigkeit ſeiner Brutalität, die in Spanien, Rußland und Deutſchland proclamirt wurde, immer noch Freiheit. Wir geben nun zu, daß nur brutale und von allen philoſophiſchen Freiheitsprincipien entblößte Volksaufſtände in den drei Ländern das Kaiſerreich geſtürzt haben; aber es war Frankreich vor allen, welches das Bewußtſein und den Glauben der Freiheit verloren, es war Frankreich, welches der Welt den Schatz der Freiheit nicht bewahrt hatte. Sie erhob ſich daher mit dem wüſten Zorn ihres alten Aberglaubens gegen ihre Unterdrücker. Dieſe Kriege und ihre Folgen waren überall die Bewegung der Reſtauration des alten Geiſtes gegen die entartete Revolution. Es entſtand der Begriff der Legitimität. Legitim war nun aber nirgends mehr „der Menſch und ſeine ewigen Rechte," ſondern der „angeſtammte Herr," dem

Land und Leute gehörten. Für einen ſolchen Zweck, für den Zweck der unumwundenen Hörigkeit haben wir uns geſchlagen; und der Friede ſetzte das herrliche Werk unermüdlich fort. Die Bewegung iſt nun aber in beiden Ländern die nämliche. Mit welchem Bewußtſein wurde überall das Mittelalter und alle ſeine Herrlichkeiten geprieſen, mit welcher Eilfertigkeit Alles, was nur irgend halten wollte, wieder aufgerichtet! „Der Geiſt des Chriſtenthums," der Geiſt des Mittelalters, die Poeſie des Mittelalters, die Philoſophie des Mittelalters, eine neue Scholaſtik und alſo eine Philoſophie der Reſtauration (Schelling und Hegel, Chateaubriand und der katholiſche Lamennais), die Prieſter, der Papſt, der Adel und die großen Herren: haben nicht beide Völker mit gleichem Eifer alle dieſe ſchönen Sachen ſo eifrig cultivirt, daß nun am Ende beide gleich voll und ſatt davon ſind? Und wenn man einen Blick in Louis Blanc wirft — ich nehme nur das Regiſter und laſſe den Namen weg — und lieſt: „mehr Edelmann als König." Die „Congregation und die Jeſuiten, die nothwendigen Stützen des Thrones;" wer iſt der Mann und wo die Maxime in Kraft? In Frankreich oder in Deutſchland? 1830 oder jetzt?

Lamennais iſt umgeſchlagen, die Hegelſche Philoſophie desgleichen, das Chriſtenthum ſogar, es iſt nun ſchon wieder die Religion der Armen und Unterdrückten; werden der Adel und die Herren dieſer Welt, die in Frankreich wie in Deutſchland das Chriſtenthum zur Unterdrückung der Freiheit empfehlen, nicht an ihm ein ſcharfes Schwert ſich durch die Finger ziehen?

Was alſo geſchieht? Der Geiſt der Reſtauration trägt überall ſeine Feindin, die Freiheit, im Schooße, wie er ſelbſt vor dreißig Jahren aus dem der Revolution hervorging. Beiden Völkern iſt dies Phänomen gemeinſam, und auch von dieſer Gemeinſchaft durchdringt beide ein untrügliches Gefühl. Wohlan, vereinigen wir uns alſo, Deutſche und Franzoſen, den Geiſt der Unterdrückung, der den Menſchen und ſein unverjährbares Recht nicht achtet und anerkennt, mög' er ſich nun Reſtauration, Reaction, Romantik oder geradezu Contrerevolution nennen, für immer aus den Wohnungen der gebildeten Völker zu verbannen!

Aber die Franzoſen, ſo offenbar ſie auch daſſelbe Schickſal mit uns erfahren, müſſen dennoch im Ganzen immer die Revolution vertreten, es iſt einmal ſo Mode geworden, während uns Deutſchen aus keinem andern Grunde, als weil wir die Fragen abſtumpfen und uns den wahren Stand der Dinge immer möglichſt zu verbergen ſuchen, die Rolle der Bekämpfung des freien Geiſtes und der neuen Principien zugetheilt wird. Die Franzoſen werden damit übertölpelt, daß man ihnen in den Deutſchen immer noch ihre alten Feinde zeigt, was um ſo glaublicher klingt, wenn man, wie gegenwärtig bei uns, nichts anders gedruckt ſieht, als die officielle Franzoſenfreſſerei, die von den alten ſchwachköpfigen Zeitungsredactionen, der Augsburger, der Cölner, der Leip-

er, der Berliner, und wie ſie alle heißen mögen, im-
r von neuem unter dem Gelächter ihrer Leſer zu Markte
bracht wird. Die Deutſchen werden damit übertölpelt,
ß man unaufhörlich die Unruhe, das Unglück und die
oberungsſucht der Franzoſen ſchildert und nie unter-
ßt, von ihrer angeblichen Unſittlichkeit ein verläum-
riſches Geſchrei zu erheben. Allerdings iſt bei dieſer
ufhetzerei eben ſo viel Dummheit als Nichtswürdigkeit
Spiele: aber es wäre doch eine große Verblendung,
enn man verkennen wollte, von wem die Dummheit
nutzt und wozu die Verworfenheit des ſchreibenden Ge-
ndels in Thätigkeit geſetzt wird. Der Verläumdung
rankreichs und der Verwirrung Deutſchlands bedient
ch der alte Despotismus, um die politiſche Freiheit in
uropa, wo ſie Fuß gefaßt, zu ſtürzen, wo ſie aufkom-
en will, nieder zu halten. Dieſes Lügengewebe der
eaction muß zerriſſen, die Irrthümer von beiden Seiten
ufgehoben und eine Allianz geſchloſſen werden, deren
rund kein geringerer iſt, als die Eine und die gemein-
ame Freiheit der beiden gebildetſten Völker des Conti-
ents.

Hier hör' ich den ganzen Chor der Heiligen und
ochgeſtellten durch alle ihre Organe mit Entrüſtung
ns anfahren: „Wer ſeid ihr, daß ihr Allianzen ſchließt
nd Fehden ſchlichtet, wer hat euch berufen und wo iſt
ure Macht?“ Darauf dient dem Chore zur Antwort:
Wir ſind die neuen Oedipus, die das Räthſel der men-
henverſchlingenden Sphinx zu löſen wiſſen: es iſt noch

einmal der Menſch mit ſeinen ewigen Rechten. Das Zauberwort ſchließt die Fehde unter den Brüdern und ſtürzt die Ungeheuer von ihren Felſen. Berufen aber hat uns die Freiheit, und unſre Macht iſt die größte, die es gibt, die enthüllte Wahrheit.

Mit einem Worte: die Allianz iſt die geiſtige Vereinigung der civiliſirten und freien Völker gegen die Barbaren des In- und Auslandes; die Geſandten, die ſie ſchließen ſollen, ſind alle denkenden und wahren Menſchen; und iſt ihre Thätigkeit einmal ernſtlich begonnen, ſo wird ſie nie wieder aufhören. Unſere Verblendung gegen den franzöſiſchen Geiſt haben wir hart gebüßt, aber es leben noch immer viele Dogmen und Vorurtheile im Munde der Franzoſen und Deutſchen, die eine alte ſchwerfällige Zeit gemünzt hat. Sie ſind alleſammt aufzulöſen. Um nur gleich das nächſte zu erwähnen: Man nennt die Deutſchen die Denker und die Philoſophen, die Franzoſen hält man nicht dafür. Unterdeſſen hat ſich aber die Sache ſo ziemlich herumgedreht. Nichts gedankenloſer, als dieſe deutſchen Syſtematiker, Syſtemmacher und Schwätzer im Ton der ſeligen Apokalypſe von Schelling bis Roſenkranz; nichts ſchärfer, neuer und gründlicher, als die jungen franzöſiſchen Schriftſteller, ja man würde nicht zu viel ſagen, wenn man behauptete, ein franzöſiſches Weib, die Sand, hätte mehr Gedanken zur Welt gebracht, als alle dieſe Perrückenſtöcke der hochwohlweiſen Univerſitätsphiloſophie, ſeit Hegel todt iſt, zuſammengenommen. Und Hegel ſelbſt, welch' ein abſtruſer

olitiker, wie feſtgekettet an den Triumphwagen der Re-
auration! und welch' ein entſchiedener Theologe ſowohl
ſeiner Religionsphiloſophie, als in der ganzen Ueber-
hwenglichkeit, womit er ſich ſelbſt in der Logik von dem
rimiſchen Boden der Menſchheit losreißt; auch die Ka-
gorien macht er zur Theologie! Eins nur können wir
hiloſophiſchen Großhändler jetzt den Franzoſen bieten,
ie Befreiung von der bisherigen Philoſophie, d. h. aus
er theologiſchen Knechtſchaft und dem ganzen Götzen-
ienſt, welcher bisher mit der ſyſtematiſchen Philoſophie
etrieben worden iſt. Die Kritik, die durch Feuerbach
rgonnen hat und bei uns von innen heraus das ganze
Hegelſche Syſtem, die Logik nicht ausgenommen, auf-
eben und es aus dem theologiſchen Nebel zur menſch-
ichen Vernunft, aus der Phantaſie zum Verſtande zu-
ückführen wird, kommt auch den Franzoſen zu Gute,
owohl denen, die ſich von Hegel unbedingt haben ge-
angen nehmen laſſen, als auch denen, welche der Reli-
ion dieſe Herkulesarbeit nicht zugewendet haben, wie wir
Deutſche, die wir uns Jahrhunderte lang von ihren
uftgebilden irre leiten ließen und darum in der politi-
chen Wüſte verlieren ſollten. In der Politik dagegen
iegen die ſchätzbarſten Elemente der Kritik des alten Sy-
tems bei den Franzoſen ſchon offen vor. Köpfe wie Le-
our und Proudhon, Schriftſteller wie Louis Blanc, La-
nennais, Lamartine, können politiſch nur verjüngend auf
as welke Deutſchland einwirken. Aber erſt durch den
Austauſch der gegenſeitigen Erwerbungen, erſt durch Ver-

einigung des deutſchen Univerſalismus mit franzöſiſchem Geiſte und franzöſiſcher Kühnheit, die überall, wo ſie ſich intereſſirt, mitten in die Sache eindringt, wird eine neue Welt erobert und eine neue unwiderſtehliche Geiſtesbewegung eingeleitet werden. „Unwiderſtehlich?“ Allerdings.

Einer geiſtigen Vereinigung kann man ſich nur widerſetzen, wenn man Mißverſtändniſſe zu feſten Glaubensſätzen erhebt und daraus einen blinden Haß entſpringen läßt. Heben wir alſo dieſe Dogmen auf, die eben genannten und alle andern ähnlichen, was vollkommen in unſerer Macht ſteht, ſo gelangen wir dahin, wo zwei ehrenwerthe Männer ſich befinden, wenn ſie ſich gründlich kennen lernen: mit jedem Tage muß nothwendig ihr gutes Vernehmen nur ein beſſeres werden. Ohne Zweifel iſt die Dummheit der unüberwindlichſte Feind der Verſtändigung; aber zwiſchen zwei Nationen iſt es überflüſſig, dieſen Feind zu bekämpfen: kein Volk folgt auf die Länge anderen Führern, als ſolchen, die ſich durch Geiſt unter ihm hervorthun. Man könnte nun wohl fürchten, daß die guten Köpfe gefliſſentlich verderbt und ihre Kraft dem Dienſte der Reaction zugewendet werden möchten. Aber der Augenſchein lehrt überall die Nichtigkeit dieſer Furcht. Welch' eine verächtliche Horde, dieſe verkauften und in Dienſt genommenen Schriftſteller der jetzigen unterdrückten Tagespreſſe in Deutſchland! Die Kraft des Talentes iſt gebrochen, ſo wie es von der Freiheit abfällt; Kraft und Talent haben und der Freiheit huldigen, iſt ein Begriff.

er neue Gedanke befreit den Menſchen; wer dieſe
reiung bewirken kann, iſt unfähig, ſie zu verſäumen;
die Ohnmacht, der die Gedanken ausgehn, wird ſich
traurige Aufgabe gefallen laſſen, nichts als das
ſtzeug vergangener Jahrhunderte und todter Menſchen
nlos fortzuſchleppen, nur fremde und bereits ausge-
ne Gedanken dageweſener Menſchen bewußtlos zu
derholen. Die beſten Köpfe gehören immer nur ſich
ſt und einer neu ſich bildenden Welt an. Was die
ellſchaft ihnen giebt, und wäre es auch noch ſo viel,
wäre es, bis auf ein allerkleinſtes Theilchen, Alles:
önnen ihm keine menſchenfeindliche, keine fremde Seele
hauchen, ohne ihr eignes Product gleich in der Ge-
t zu zerſtören. Gebt der Welt einen Lobgeſang der
averei, nennt ihn auch noch Freiheit, um ſie deſto
er zu betrügen, es iſt umſonſt, ihr habt euch ſelbſt
eelt. Gebt ein Geſetz der Cenſur und der Unter-
kung des Geiſtes und preiſet es als die ſchönſte Er-
ung der Befreiung des Menſchengeſchlechts, eure Worte
Spreu vor dem Winde, ihr Hauch iſt ſeelenlos, iſt
; ihm antwortet kein Echo in der Bruſt lebendiger
nſchen. Wer aber die Wahrheit ſagt, der zieht mit
m Athemzuge die Welt enger in ſeinen Kreis; und
Macht der Bewegung, die er anregt, iſt für alle
ten unwiderſtehlich, weil die Menſchheit immer ſucht,
s er ihr bietet, immer in ihrem Innern vorbereitet,
s er ihr zu Ohren bringt. Was alſo könnte der
sbreitung eines großen Gemeinſinns der Freiheit über

Frankreich und Deutſchland zugleich im Wege ſtehn, ſobald die beſten Köpfe auf beiden Seiten die Verſtändigung wollen? Eine ſolche Bewegung iſt ſouverän.

Ja, die alten Grenzpfähle ſollen fallen, es ſteht in unſerer Macht, ſie niederzureißen, und nicht der Rhein und nicht die Vogeſen ſollen die neue Grenze ſein, nichts als die Schranken unſers eignen Geiſtes, deren Aufhebung unſer gemeinſames Tagewerk, das Werk der Geſchichte ſein wird.

Iſt das undeutlich? Nun, ſo frage man ſich, wenn wir das Elſaß wieder gewönnen, was gewönnen wir? Wir? welche wir? wer ſind wir? Sind wir Deutſche ſchon überhaupt ſo weit, daß wir Wir ſagen können? Sind wir ein Staat, werden wir einer ſein? Sind unſre Staaten ſchon Staaten? und wann werden ſie welche ſein? Wir alſo, die wir keine Seele und kein Ich haben; wir, die wir ein großes Chaos von ſehr zweifelhafter Zukunft ſind; wir, die wir nicht uns ſelbſt, ſondern unſern Herren gehören: wir wollen das Elſaß wieder gewinnen? Gewinnen? und wofür? Für die Preßfreiheit, die wir nicht haben? für die Jury, die wir nicht einmal haben wollen, für ein öffentliches Staatsleben, das unſere Weisheit für ein großes Unglück erklärt? Aber geſetzt, wir hätten es gewonnen, wie man im Whiſt das Trick gewinnt, denn in dieſem rohen Sinne iſt der Gewinn doch nur gemeint — was anders wäre damit erreicht, als für uns die reſultatloſe, ganz gleichgültige Sache, daß wir in unſerer politiſchen und geiſtigen Verfaſſung und Geltung ganz das blieben, was wir ſind? Wenn ein Menſch tauſend Thaler gewinnt, ſo mag ihm das ganz angenehm ſein; daß aber dieſer Menſch dadurch ein anderer geworden ſei, daß er ſelbſt weſentlich dadurch gewonnen habe, kann nur ein Schacherjude ſagen. Oder iſt das Leben nichts Anderes, als Geldgewinnen, und die Weltgeſchichte eine Lotterie? Der Zweck des Menſchen und der Menſchheit iſt die Freiheit. Sind tauſend Thaler oder eine Provinz die Bedingung, ſo müſſen ſie gewonnen werden; ſind ſie es nicht, ſo iſt ihr Gewinn eine ſehr äußerliche Sache. Das Allerabſurdeſte aber iſt die trübe Vorſtellung der Altdeutſchen von der Volkseigenthümlichkeit, woraus ſie mit der größten Schamloſigkeit herleiten, die Freiheit müßte bei verſchiedenen Völkern nothwendig verſchieden ſein, eine und dieſelbe paſſe nicht für die Deutſchen und für die Franzoſen, — als wenn die Vernunft eine andere wäre in dem Kopfe eines Franzoſen und eine andere in dem eines Deutſchen! als wenn die Charakterverſchiedenheit zweier Menſchen verſchiedenes Recht für jeden von ihnen, verſchiedene Vernunft, verſchiedene Freiheit begründete! Dieſe Beſchränktheit aufzuheben durch das Factum einer ausgetauſchten und fortdauernd gemeinſchaftlich in Betracht gezogenen Literatur und Geſchichte, worin die gemeinſamen Freiheitskämpfe ſo augenfällig hervortreten, das wird für die Deutſchen eine größere Eroberung ſein, als das Elſaß und Lothringen nur immer ſein könnten. Nur ein Volk, welches ſich ſeine Freiheit erobert, gewinnt die Welt für ſich; ein Volk dagegen, welches ſeine alten Sitten und den Kleiderſchnitt ſeiner Vorfahren für die Freiheit hält, kann keine moraliſche, keine geiſtige oder menſchliche, es kann nur barbariſche Eroberungen machen.

Eine ſolche und nichts weiter iſt nun auch das Geſchrei der Franzoſen nach der Eroberung der Rheinprovinzen. Geiſtig ſind die Rheinprovinzen dem Princip der franzöſiſchen Revolution bereits gewonnen. Sie ſind mit ihrer freien Gerichtsverfaſſung und mit ihren hiſtoriſchen Erinnerungen aus der Zeit, als ſie von jener wahrhaft weltbürgerlichen Bewegung im innerſten Herzen miterfaßt wurden, ein wahrer Sauerteig in dem verderbten Deutſchland und das entſchiedenſte Hinderniß eines Coalitionskrieges. Sie machen die völlige Zerſtörung der franzöſiſchen, d. h. der freien Inſtitutionen, namentlich der Jury, welcher man ſo gerne an den Kragen möchte, unmöglich; und von ihnen aus werden auch die andern freien Verfaſſungsformen immer wieder in Anregung gebracht. So erobern ſie für das neue Princip, in dem Frankreichs Ehre und Macht beruht, mehr, als wenn ſie einverleibt wären; und im Falle eines Coalitionskrieges, der nicht durch Occupation der Rheingrenze provocirt iſt, hat Frankreich einen leicht verſtändlichen Principienkrieg zu führen, während jeder reine Eroberungskrieg die Aufſtellung des europäiſchen Problems, wie ſie in einem entſchiedenen Principienkriege liegt, verhindert, die Gemüther verwirrt und mit dem barbariſchen Vorurtheil der Nationalität (Volksthümlich-

eit) Freunde gegen Freunde hetzen könnte. Der gröſte
Verluſt, den Frankreich erleiden kann, iſt eine Entfrem-
ung aller Herzen in Deutſchland; die gröſte Eroberung,
ie es machen kann, iſt eine entſchiedene Haltung in der
roßen Frage der politiſchen Freiheit, allemal mit An-
rkennung der Selbſtthätigkeit der Völker. In dieſem Sinne
t die Nationalität, der Charakter, die Eigenthümlichkeit
ine Wahrheit: eine Nation muß ſich allerdings ſelbſt zur
reiheit beſtimmen; ſie dazu zu prügeln, iſt nur in-
irect möglich, wie dies Spanien, das ſich erſt ſeine
Waffen wiedereroberte, um ſie dann ſelbſt todtzuſchlagen,
eutlich genug beweiſt. Wenn eine Nation in der Bar-
arei und Unterdrückung ſchmachtet, wenn ſie vollends
n ſich zerriſſen, entzweit und durch viele ſelbſtändige
heile ſich ſelbſt entfremdet iſt (wie z. E. die Schweiz
nd noch mehr Deutſchland), ſo bietet ſie den politiſch vor-
erückten Völkern allerdings das Bild einer trägen, willen-
ſen Maſſe dar, die alſo den Anſchein hat, als könnte
e nur ſo der Erſte, Beſte nach Gefallen in Beſitz nehmen.
Wir geben nun zu, daß die ganze Entwicklung Deutſch-
ands, welches ſeit den Reſtaurationskriegen unglaubliche
ortſchritte nach der Seite des alten Reichsunweſens ge-
acht hat, und die Kenntniß des knechtiſchen deutſchen
harakters, der ſich in Rußland, in Amerika und bei
llen Völkern hinlänglich an den Tag legt, die Franzoſen
uf den Gedanken bringen konnte, Deutſchland ſei wirk-
ch noch immer ſo ziemlich eine zweite Türkei und nur
ächtig als Alliirter ſeines Freundes, des weißen Czaren.

Aber wir geben es nicht zu, daß dieſes officielle Deutſchland unſer Herz und unſre Seele ſei. Wir geben es nicht zu, daß die Abenteurer, die in allen Weltgegenden auf die Güterjagd ausziehn, den Kern der Nation repräſentiren; und ſo indolent, ſo politiſch feige und unfähig der Deutſche ſich immer zeigen mag, er iſt dennoch mit allen Fibern an die Exploſionen der europäiſchen Geſchichte geknüpft; er verfolgt mit raſtloſem Intereſſe, je mehr ihm ſeine eigne Entwicklung verkümmert wird, die fremde, und der erſte Sturm der Geſchichte, welcher die Flammen noch einmal, wie 1830, in unſer Land führt, wird den Beweis liefern, daß dieſes Volk politiſch viel weiter denkt und viel empfindlicher fühlt, als der ſtinkende Nebel einer lügneriſchen und verderbten Preſſe, der jetzt über dem ganzen Lande liegt, es ahnen läßt. Darum iſt in Deutſchland viel mehr zu erobern, als die Rheingrenze: — die Sympathie und die geiſtige Allianz mit dem ganzen Volke. Der pfäffiſche reactionäre Geiſt, der uns jetzt wie ein Vampyr am Herzen ſaugt, er iſt der gemeinſame Feind Frankreichs und Deutſchlands, und wo er zuerſt eclatant aus dem Felde geſchlagen wird, da wird der neue Brennpunkt der europäiſchen Freiheit zu ſuchen ſein. Bis dahin, was bleibt uns zu thun? Ein großes, ein unendlich dankbares Werk, die Aufhebung der geiſtigen Grenze zwiſchen den beſten Köpfen beider Länder, die Verdoppelung der Macht der Freiheit und darum die Eroberung der wahren Größe beider Völker.

Was die denkenden Menſchen in Frankreich und

utſchland ſich zur Aufgabe zu machen haben, das iſt
ch bereits im ganzen Volke vorbereitet. Der National-
ß hat ſich ſchon lange aus dem eigentlichen Volke ver-
en. Er iſt nur noch ein officieller Artikel. Schon
nals, als Börne gegen die alte volksthümliche Be-
ränktheit auftrat, war es nur der ſchwache Nachklang
Teutonismus und die Dienſtfertigkeit untergeordneter
lletriſten, dieſer Käſemilben unſerer verdorbenen und
faulten Journaliſtik, was gegen ihn laut wurde. Mit
reicher Beredtſamkeit iſt er durchgedrungen, und ſeine
erke gehören der Nachwelt, wie den Herzen aller edlen
nſchen, die gleich ihm aus der Freiheit ihre Religion
chen, während ſeine Gegner unberühmt und machtlos
Vergeſſenheit ſinken. Nicht minder lahm und ohne
edle Leidenſchaft war der Rheinliedsenthuſiasmus:
wurde ſehr raſch officiell und führte von Anfang an
e eigene Ironie mit ſich. Und warum? — war es
ganz in der Ordnung, daß die Herausforderung
en und die Eroberungspläne beleidigen mußten! Aber
man hatte keine Freiheit des Staats und des Geiſtes
vertheidigen und man glaubte an kein Nachſpiel von
3 und 15. Gleichwohl war damals die politiſche
e noch getrübt. Die Enttäuſchungen über die Richtung
deutſchen Politik, die namentlich durch Preußens
ſte Geſchichte ſeit 1840 ſo ſchlagend erfolgt ſind,
den erſt noch bevor. Documente, wie ſie Börne's
nzoſenfreſſer und die Publicationen von Kombſt ver-
tlicht hatten, waren nicht im Stande geweſen, direct

auf das Gefühl der ganzen Nation zu wirken. Dies haben nun aber die letzten vier Jahre gethan. Jede Hoffnung und jedes edle Streben für die Aufgabe des Jahrhunderts wurde in Preußen durch die neue Regierung ſelbſt angeregt, und je feſter die große Maſſe ſich ihren Hoffnungen hingab, deſto gründlicher und fühlbarer iſt nun ihre Enttäuſchung. Ich ſage mit Vorbedacht die große Maſſe. Denn der Unterſchied zwiſchen jetzt und früher iſt ſonſt freilich nur der, daß jetzt alle Leute wiſſen und fühlen, was früher nur einige wenige Publiciſten wußten. Aber dieſer Unterſchied iſt eine große politiſche Thatſache. Es hat ſich Alles discreditirt, was der officiellen Reaction und ihrer Maske, dem Teutonismus, angehört. Die Franzoſenfreſſer, die Parisverbrenner, die Aufhetzer zum Nationalhaß ſind lächerliche Figuren geworden, von denen nicht mehr die Rede iſt, und die ohne die ärgſten Mißgriffe der Franzoſen nicht die geringſte Ausſicht haben, wieder zu Ehren zu kommen.

Wenn wir nun aber auch alle dieſe Anzeichen, die in dieſem Augenblick eine großartige Vereinigung franzöſiſcher und deutſcher Geiſter zu begünſtigen ſcheinen, hoch anſchlagen, ſo bleibt doch immer noch die deutſche Indolenz übrig, die es nicht einmal zum Gefühl ihrer eigenen Leiden bringt und dennoch nicht aufhört, die fremden Völker eben darum zu beklagen, weil deren öffentliche Verfaſſungen alle ihre Noth zur Sprache bringen.

Gut, wir gehen von dieſer Indolenz ſelber aus. Weil ſie vorhanden iſt, ſo ſind in wenigen Monaten alle freien Journale, die Königsberger Zeitung und andere oſtpreußiſche Blätter, die Rheiniſche Zeitung, die deutſchen Jahrbücher und neuerdings wieder ein kleines keckes Blatt, die Locomotive, zum Schweigen gebracht worden; man hat ſie theils verboten, theils, wie die Leipziger allgemeine Zeitung, unter ſo klägliche und bedauernswürdige Redactionen zu ſtellen gewußt, daß der große Zweck, ohne alle Oppoſition zu leben und alle ſeine Gedanken für unbezweifelte Weisheit verkaufen zu können, unſeren Machthabern gelungen iſt.

Die politiſche Freiheit belebte die Gemüther ſchon in der fernſten Ausſicht: — wie gefährlich für das Syſtem der Unterdrückung! und woher kommt dieſe neue Tarantel in die Deutſchen? Daran ſind die neuen Philoſophen ſchuld. Alſo man vertilgte in Deutſchland mit dem Keim der neuen politiſchen Freiheit, welche die Zeitungen vertraten, auch die althergebrachte, vielgerühmte Freiheit des Denkens und Philoſophirens über allgemeine Gegenſtände, die ſogenannte Geiſtesfreiheit. In dieſer äußerſten Calamität bei uns zu Hauſe, welche Phänomene ſind da die kühnen Schriften der freien Franzoſen! Wir können ſie nicht genug leſen und beherzigen; und ihre freie Preſſe — wird ſie uns nicht reizen, uns zu ihr zu flüchten? Es kann nicht ausbleiben, unſere politiſche Calamität wird uns immer zu den Franzoſen und deren gewaltig bewegtem Volksleben zurückführen.

Könnten unſere Gegner nur im Entfernteſten von dieſer Wahrheit ſich überzeugen, ſie wären vor den Conſequenzen ihrer Unterdrückung ſelbſt zurückgebebt. Nichts Schrecklicheres für ſie, als eine wirkliche Fraterniſirung zwiſchen Franzoſen und Deutſchen. Aber ſie denken ſich die Sache nicht ſo. Sie meinen, der jetzige geiſtige Druck und alle unheilſchwangeren Pläne der Reaction treffen nur einige müßige Menſchen, junge Leute mit verſchrobenen Köpfen. Sie finden in dem Journalismus keine allgemeine Angelegenheit und in ſeiner Calamität nur die verletzten Intereſſen einiger eitlen Schreier. Sie ſagen:

„Einige politiſche Zeitungen, die ſich zu Ausſchweifungen hinreißen ließen, und ein philoſophiſches Journal, welches Gift und Zerſtörung über alles Beſtehende zu verbreiten ſuchte, ſind zum Schweigen gebracht worden. Der ruhige Bürger darf nun ſicher ſein. Das iſt es und nichts weiter. Die Nation hat die Maßregel gebilligt, in Preußen ſchweigend, und in Sachſen, wo ſie gefragt wurde, durch den Mund ihrer Vertreter. Die Unterdrückung der Unruheſtifter iſt die Rettung des Staats; und ſchon der Gedanke dieſer Partei, in dem einfachen Untergange ihrer Organe den politiſchen Untergang Deutſchlands zu erblicken, zeigt ihren Irrſinn und ihre Ueberhebung.“

Sie ſagen, die Zeitungen ſind nicht das Volk, aber ſie handeln, als wären die Lettern der Zeitungen ein ganzes Volk in Waffen. Sie ſagen, die Zeitungen ſind gleichgültige und unſeren ruhigen Bürgern verhaßte Erſcheinungen, aber ſie handeln, als wären ſie am nächſten Tage in Gefahr geweſen, daß wir mit unſeren Ideen alle Köpfe ihrer Unterthanen in Brand geſteckt und ihnen die Füße verſengt hätten, die auf dieſen ruhigen Köpfen einherſchreiten. Und ſie haben Recht: ihre Füße, die das Feuer fühlen, ſind ehrlicher, als ihre Worte, die es läugnen.

Bei jeder Zeitung iſt die ganze Zeit betheiligt, wie bei jedem Wort der ganze Menſch; oder wenn die Zeitungen Ungeziefer, Gift, Auswüchſe ſind, ſo iſt es wieder nur eben ſo: bei jedem Ungeziefer oder Auswuchs iſt ebenfalls der ganze Menſch betheiligt. Hat ein Menſch Schwären, ſo iſt er ein Ausſätziger; hat ein Volk lauter lumpige Zeitungen, ſo hat es ein lumpiges Bewußtſein; und ſuchen ſich einige aus der allgemeinen Niederträchtigkeit zu erheben, ſo iſt auch das ein politiſches Ereigniß, das den ganzen Volksgeiſt betrifft.

Kurz, die Unterdrückung aller ſelbſtändigen Journale beabſichtigt und bewirkt weit mehr, als eine bloße Beſeitigung weniger verirrter und unverſchämter Zeitungsſchreiber, ſie vereitelt den Verſuch des politiſchen Geiſtes in Deutſchland, aus der Miſère, in welche er verſunken war, ſich zu erheben. Und die Thatſache, wir haben ie freie Preſſe wieder nur im Auslande, was eweiſt ſie anders, als daß wir des Auslandes um o dringender bedürfen, je unfähiger wir uns gezeigt, nſern Beſitz zu behaupten? Die Maßregeln der Unterrückung trugen das Furchtſame des böſen Gewiſſens und as Schwankende einer Probe des neuen Geiſtes zu ſichtbar an der Stirn, als daß nicht mit einiger Feſtigkeit und Sammlung des Volkes die Preßfreiheit wäre zu erobern geweſen. Die gänzliche Indolenz und Stumpfheit der Deutſchen in dieſer Angelegenheit, und die wirklich herrſchende Unterdrückung beweist nichts gegen die ſtille Sehnſucht, aber Alles gegen die wirklich ſtolze Exiſtenz des politiſchen Volks in Deutſchland. Ein Volk, welches über ſeine eigenen Angelegenheiten nicht reden darf, hat keine Angelegenheiten, iſt kein Volk, ſondern nur ein Haufen, eine Heerde; ein Volk, welches über ſeine Angelegenheiten nicht reden will, dankt ab, ſchließt ſeine Geſchichte und wird nothwendig das Spiel fremder Mächte; denn es giebt ſeine eigene Macht, die Selbſtverſtändigung und Selbſtbeſtimmung freiwillig auf. Aber daß wir nicht reden dürfen, iſt nur die Folge davon, daß wir nicht reden wollen. Die Mehrzahl iſt in der That zu aberweiſe, um nicht die freie politiſche Discuſſion für überflüſſig zu halten.

„Wir wollen nicht, man hat uns das Reden verleidet, und es nutzt zu nichts, ſagen die Einen. Es wird unendlich viel geredet, ſagen die Anderen, es werden ja ganze Ströme von Reden über uns ausgeſchüttet: wer könnte alle dieſe Reden auch nur hören? Reden ſind noch keine Thaten; ob ſie Gedanken ſind, iſt ſehr zweifelhaft, ob ſie Willen und Energie ausdrüken, noch viel mehr. Sind nicht meiſt ſehr energiſche Leute und tiefe Denker ſchlechte Redner und ſtille Menſchen? Warum ſollten wir uns nicht die ſtillen Ruſſen zum Muſter nehmen und uns in der Eroberung der Welt, vornehmlich des unruhigen Weſtens, an ſie anſchließen? Heißen wir nicht Boruſſen?*) Haben die alten Germanen viel Worte gemacht, als ſie die Römer, dieſe Schönredner, todtſchlugen? Sind die Normannen Zungendreſcher geweſen? Kurzum, die Deutſchen würden viel mächtiger ſein, wenn ſie noch viel weniger, ja, wenn ſie gar nicht mehr über politiſche Dinge redeten. Vielrednerei iſt Geſchwätz!"

Nein, leeres und *erfolgloſes* Reden iſt Geſchwätz, und Geſchwätz iſt *die* Rede, welche auch der Sklave verführen darf, eine Form, worin der „ſtille" Ruſſe alle andern Völker übertrifft. Das Geſchwätz iſt dem Sklaven erlaubt, er darf mit Pferd und Eſel, mit Stock und Stein ſich unterreden, er darf das Blau des Himmels herunterſchwatzen, aber er darf nicht denken, ich bin ein Sklave, und nicht ſagen, ich will aufhören, es zu ſein; ſein Gerede muß gedankenlos und erfolglos ſein. Die Rede des freien Menſchen dagegen iſt weder erfolglos, noch leer. Sie iſt der bewußte Gedanke über ſeinen Zuſtand, ſie iſt die That, welche die Herzen ſeiner Mitbürger trifft und bewegt. Die Rede iſt die That *des Menſchen*, nur die Rede iſt rein menſchliche That, die That eines geiſtigen Weſens. Nicht reden *dürfen*, heißt, nicht Menſch ſein dürfen, nicht reden *wollen*, heißt, das Bedürfniß, Menſch zu ſein, noch nicht empfinden.

---

*) Man hat den Witz gemacht: wenn die Preußen den Kopf verlieren, ſo werden ſie Reußen.

Als wir Deutſche anfingen zu reden und Zeitungen zu ſchreiben, die unſere eigenen Angelegenheiten ernſtlich und mit Erfolg in Betracht zogen, hatten wir die Abſicht, Menſchen, politiſche Weſen, ein freies Volk, wie andere, zu werden; als dieſe Abſicht vereitelt wurde, ſiegte die Brutalität des alten deutſchen Ungeiſtes, den ſie vorzugsweiſe den deutſchen nennen. Und wenn dieſer Sieg der Verſtummung entſchieden iſt, wenn ihn, wie es den Anſchein hat, die nächſte Zukunft ratificirt, nun ſo iſt jedenfalls die brutale Form der Entwicklung entſchieden und die humane beſeitigt; und es iſt nicht ſo gewiß, als Viele denken, daß die brutale Gewalt eine Revolution zu Gunſten der humanen Form herbeiführen werde. Unſere Gegner, die Advocaten des Deſpotismus, werden hier nun wieder finden, daß wir übertreiben und die Zeitungen viel zu hoch anſchlagen. „Die Zeitungen," ſagen ſie, „ſind nicht der Volksgeiſt, dieſer iſt viel mehr, als das endloſe Gerede öffentlicher Discuſſionen; und wenn man auch zugiebt, daß die wahre Rede eine geiſtige That, ja die einzige That des geiſtigen Menſchen, und ſeine Schriften mit Recht ſeine Werke genannt werden: ſteckt denn aller Geiſt in den Zeitungen? Sind nicht die unſterblichen Werke die Bücher, die ephemeren die Zeitungen? Iſt nicht die Wiſſenſchaft frei nach wie vor? Iſt nicht die Kunſt eingeladen in die goldenen Theater unſerer Herren und in die königlichen Muſeen? Alſo übt die freie, die gedankenvolle Rede, nur ſeid nicht thöricht und leichtſinnig, wie die armen Ephemeriden:

wählt für den Sonnenblick des Einen Tages euch lieber das Jahrhundert und den ewigen Nachruhm.“

O ihr Heuchler! Den Tag und ſeine Sonne, das Aufwachen des gegenwärtigen Lebens und Geiſtes, das Leben ſelbſt, dieſes flüchtige Tagewerk, wollt ihr dem Menſchen nehmen, den Tag, die Stunde, **ſeine** Stunde, wo er ſein Wort in die offenen Herzen ſeiner Brüder werfen und ſein Herz an der Sonne ihrer Begeiſterung wärmen darf, den Tag, den großen, den **Einen** Tag, wollt ihr ihm nehmen, und dafür zum Erſatz ſeinen Schatten auf ſeinen Grabſtein, auf den Nachruhm anweiſen? O ihr Prieſter der Tyrannei! — **Zeitungen** ſchreiben die Völker, und lebendige Menſchen mit ihrem beſten Herzblut ſind ihre Lettern; **Bücher** ſchreiben die Einzelnen. Sklaven haben ſie geſchrieben, Sklaven können ſie auch heut noch ſchreiben; iſolirte, politiſch annullirte Menſchen werden die meiſten ſchreiben, und blutloſe Seelen ſehr viele; die wenigen Bücher aber, die der Unſterblichkeit zugehen, müſſen eben ſo, wie die hiſtoriſchen Menſchen, ihren Einen Tag energiſch an ſich reißen und den Moment in ſeiner Flucht ergreifen. Aber der Moment der Bücher kann ſpäter kommen, ſie können im Widerſpruch mit der Zeit ihrer Geburt ſtehen, Bücher flüchten vielleicht zarte Keime der Zukunft in ihr Aſyl, Bücher können Teſtamente großer Männer ſein, die erſt nach Jahrhunderten executirt werden; — Zeitungen ſind die Zeit ſelbſt, Zeitungen ſind der reelle Kampf um Sein und Nichtſein der Geiſter, Zeitungen ſind die Gerichtstage, an welchen alle Siegel gelöst werden und alle Fragen ihre geſchworne Antwort erhalten. Die Bücher nehmt ihr uns nicht, das wiſſen wir wohl, aber die doppelte Buchhaltung der Zeitungen, die jedes Debet und Kredit wägt und feſtſtellt, die Arena der Zeitungen, in die jeder herabſteigen muß, der den Ritterſchlag ſeiner Zeit ſich verdienen will, die Zeitungen, dieſe öffentlichen Sitzungen des hohen Rathes aller Mächte der Weltgeſchichte — dieſe wollen wir haben!! Mit der Preßfreiheit der Zeitungen gewinnen wir alle Preßfreiheit, mit der Freiheit der Preſſe geht die Freiheit überhaupt verloren. Es iſt richtig, daß wir ſie noch nie beſeſſen haben; aber es iſt eben ſo richtig, daß wir jetzt erſt fühlen, was uns fehlt. O wir müßten keine Menſchen ſein, wenn uns Heſperiens goldene Aepfel nicht jetzt erſt doppelt reizen ſollten!

Die politiſche Gegenwart und das Zeitungsweſen iſt ein und derſelbe Ausdruck; ſelbſt die lügenhafte, die gefliſſentlich entſtellte, ja ſelbſt die cenſirte Zeitung charakteriſirt ihre Zeit und ihren Ort; wenn aber beide Seiten, die Zeit und die öffentlichen Zeitungen, ſo weit auseinander gehen, daß noch eine apokryphiſche Zeitung, eine heimliche Tradition und eine abgeſonderte Kritik der Zeit nöthig wird, dann iſt eine tiefe Verderbniß und Unnatur vorhanden. So iſt es jetzt. Nur Thorheit oder Verrath ſucht die wahre Lage der Sache zu verbergen, um dem armen Vaterlande auch den letzten Hoffnungsanker, den Spiegel der Schmach und ſeine Wirkung zu

ntreißen. In ſolchen Zeiten muß man allerdings von
er wahren und ſcheinbaren Gegenwart beſonders ſprechen
nd Bücher ſtatt der Zeitungen ſchreiben, die Bücher
er Fremden über ſich ſelbſt zu Rathe ziehen, und die
igenen Bücher in die Fremde flüchten. Solche Bücher
ommen jetzt von allen Seiten in die Welt, vornehmlich
ber aus Frankreich. Eigentlich politiſche Bücher ſchrei-
en bis jetzt nur die Franzoſen. Das Buch von Louis
Blanc iſt ein ſolches, es iſt ein wahres Zeitungsbuch.
Der Franzoſe klagt die Gegenwart Frankreichs an; wir
müſſen unſere Gegenwart noch viel härter anklagen. Und
s liegt ein Troſt ſchon in der Exiſtenz eines ſolchen
Bewußtſeins. Der politiſche Menſch iſt ſo weit, als er
u **denken wagt**, und er wagt in der Regel nicht
eiter zu denken, als öffentlich gedacht wird, das herr-
chende Syſtem ſchwebt wie eine Wolke um ſein Haupt,
n Gewitter kann ſie zerreißen; für gewöhnlich aber,
ag er in ſeiner Einbildung noch ſo radical ſein, ſteht
in Wahrheit auch mit ſeinen geheimſten Gedanken
ter der Cenſur ſeines Staatsgeiſtes. Wer die Gedan-
n und Vorausſetzungen des politiſchen Menſchen zu
dern vermag, der ändert den Staat. Ein Ruſſe wagt
cht ſo weit zu denken, als ein Preuße, ein Preuße
cht ſo weit, als ein Franzoſe. Der Preuße wagt ſchon
räſonniren, aber freilich nur privatim, nicht öffentlich;
n gehen die Mängel ſeines Staatsweſens wie ein böſer
aum durch den Kopf, er liegt unter ewigem Alpdruck,
nn er aber erwacht, ſo denkt er, es war nur ein Traum;

der Ruſſe wagt nicht zu räſonniren, und wenn er im Allgemeinen noch ſo frei dächte, er würde dieſen ſogenannten Gedanken mit ſeinem Staatsweſen nie zuſammenbringen: ſo wie er ſich als Ruſſe denkt, denkt er ſich als Sklave im Innern und als Eroberer nach Außen. Das politiſche Denken der Ruſſen iſt in den Schickſalskreis ſeines Volkes gebannt, und in ihm liegt Stolz und Erniedrigung hart nebeneinander. Der Ruſſe hat in dieſer einfachen und rohen Beſtimmtheit einen Vorzug vor dem Preußen. Der Ruſſe weiß, was Rußland will, der Preuße weiß nur, daß Preußen nichts will und nichts wollen darf. Das preußiſche Volk darf nicht Volk, nur viele Beſitzungen, der Staat darf nicht Staat, nur auseinanderfallende Provinzen, die Macht nicht Macht, nur Alliirter fremder Mächte ſein. Iſt der Preuße auch gebildet und durch die Schule der Geſchichte mit allen Revolutionen gefärbt und durchdrungen, kann er jedes große Ereigniß im Freiheitskampfe des Menſchengeſchlechtes auch bei ſich für möglich halten, ſo fehlt ihm doch das Gefühl der Sicherheit, das Selbſtgefühl einer hiſtoriſchen Aufgabe, das Bewußtſein eines gewiſſen Schickſals. Sein chaotiſcher Staat tappt im Ungewiſſen, und ſeine Gedanken gehen umher in allerlei vagen Möglichkeiten; nur das Eine weiß er gewiß, daß er abhängig, oder, um officiell zu reden, „angeſchloſſen“ an Rußland iſt, und dieſe Ehre mit Oeſterreich theilt. Die Neigung der „Unterthanen“ iſt dies gerade nicht (Ungarn und Oſtpreußen laſſen ſich von Zeit zu Zeit darüber vernehmen), aber

iſt der politiſche Gedanke dieſer beiden Staaten, daß
ſolche Abhängigkeit ſicherer ſei, als die Freiheit, ja
ſelbſt die Ausſicht, durch Rußland unterzugehen vor
andern Ausſicht, durch die Freiheit unterzugehen, bei
tem den Vorzug verdiene. Um einen andern Gedan-
in dieſe Welt zu bringen, müßte man ihr die Frei-
erobern, ihr eine ſiegreiche Oppoſition einimpfen,
, geſtehen wir uns die Wahrheit, es lebt in dieſem
genblick kein Menſch in Preußen und in Oeſterreich,
einen reellen Weg zu dieſem Ziele wüßte. Wer wagt
Oppoſition zu ſein, wo iſt ihr Kampfplatz, wo ihre
ung? Kein Preuße, kein Oeſterreicher wagt, den Staat
ſeine Sache, die Freiheit als ſein Eigenthum auch
zu denken. Wer im Kerker geboren wäre, würde
wohl immer als Gefangenen denken, auch in ſeinen
ſten Träumen; er kann ſich befreien, ein dunkles
ühl ſeiner Würde und ſeiner Menſchheit wird in
m Herzen leben, aber frei denken wird er nicht
, als bis er frei iſt.

Die freien Völker ſind darum frei, weil in ihnen die
iſchen Menſchen, die Staatsbürger, den Muth haben,
herrſchende Syſtem mit einem entgegengeſetzten zu
mpfen; die freien Staaten denken über ſich hinaus
ihre — Oppoſitionen. Die Oppoſition und die
tliche Partei iſt die Thatſache, daß man dort als
atsbürger anders und weiter zu denken wagt, als
officielle Staat. Dagegen iſt es lehrreich, die Ge-
enverkümmerung der kleinen deutſchen Staaten, gleich-

viel, ob ſie conſtitutionell ſind oder nicht, zu beobachten. Sie haben alle den Bund zur Vorausſetzung, und obgleich eigentlich ſie ſelbſt und ihr Syſtem die Seele des Bundes ſein ſollten, ſo hat dennoch der Bund alle ihre politiſchen Herrlichkeiten, unabhängige Volksgerichte, freie Preſſe, Kammern, Souveränität, auf die bloße Form und den leeren Schein zurückgeführt, ja, ſogar das Interventionsrecht in ihre inneren Angelegenheiten ausdrücklich zum Geſetz erhoben (Schlußacte der 25. 26. Art. und Bundesbeſchlüſſe vom 18. Juni 1832, ad 2). Die Gedanken der kleinen Staaten ſind alſo noch in einer ausdrücklicheren Abhängigkeit, als die der Oeſterreicher und Preußen. Sie wagen nicht einmal, daran zu denken, ihre eigenen liberalen Geſetze — und Geſetze ſind doch officielle Gedanken — für eine Wahrheit zu nehmen, denn die Seele des Bundes iſt das öſterreichiſch-preußiſche Syſtem, nicht ihr eigenes. Erkennen Oeſterreich und Preußen in Rußland ihr eigenes Princip wieder, und ſind alſo die Herren dieſer Länder aus ihrem eigenen Syſtem heraus dem wirklichen abſoluten Herrn, dem Kaiſer von Rußland, „angeſchloſſen,“ ſo ſind die kleinen Staaten ihrem geſetzlichen Syſtem zuwider an die Principien Oeſterreichs und Preußens gekettet; und wenn ganz Deutſchland, wie es jetzt iſt und denkt, ein einiges Schickſal hat, ſo iſt es nur dieſes, daß es ſich ſolidariſch verpflichtet fühlt, den jüngſten Tag der kommenden Weltperiode unvorbereitet und wehrlos über ſich hereinbrechen zu laſſen. Der Alp des ſogenannten Freiheitskrieges, die Reſtauration der alten Ohnmacht Deutſchlands unter den Flügeln ſeines Befreiers, des ruſſiſchen Rieſen, den es neuerdings aus dem polniſchen Kothe, als er darin zu verſinken drohte, ſelbſt wieder aufgerichtet hat, liegt feſt auf ſeiner Bruſt.

Die *wirkliche* Befreiung Deutſchlands wäre eine ganz neue Frage, eine gar nicht aufzuwerfende Frage, würden unſere unglückſeligen Politiker ſagen — und wirklich, eine deutſche Frage giebt es nicht; alle Freiheitsfragen aber, die particular ſind, wie ſächſiſche, rheiniſche oder badenſche Probleme, laſſen keine reelle Antwort zu. Die *vergebliche* Befreiung von 1813 und 15 dagegen iſt der Grund unſerer jetzigen Unterdrückung. Im „Freiheitskriege“ haben wir uns nur andere Herren erobert, und alle Zeit, welche ſeitdem verfloſſen iſt, hat uns keinen Staat, kein Staatsgefühl, kein Staatsleben, keine Ehre, keine Freiheit, ſondern nur die *Ohnmacht und Nullität nach Außen* und *den Druck im Innern*, unter dem wir gegenwärtig ſeufzen, zuwege gebracht. Die Franzoſen wollen die Schmach der Kriege von 1813 und 15 in unſerm Blute abwaſchen? O, es lohnt ſich, ihnen zu beweiſen, daß die Schmach für uns ſo groß iſt, wie für ſie! Wir hatten in den Kriegen gegen Napoleon allerdings das Feldgeſchrei: „Freiheit und Vaterland!“ Die Seele dieſer Kriege, der einzige Feldherr, der in Wahrheit dieſen Namen verdient, der alle Schlachten gewann und die Fehler der nominellen Feldherren wieder gut machte, war der deutſche Patriotismus; aber die Auslegung der Freiheit und die Einrichtung des Vaterlandes fiel im Frieden ganz anders aus, als man im Kriege ſich Beides gedacht hatte. Die Einheit und Freiheit Deutſchlands waren den Menſchen damals noch nicht ſo geläufig, als jetzt, wo man ihnen bei jedem Gaſtmahl einen Becher bringen kann, ohne daß die Vielheit der Staaten und die Unfreiheit des deutſchen Volkes auch nur Ohrenbrauſen davon bekäme. Offenbar dachte man ſich urſprünglich die Einheit ſehr praktiſch mit einem groſſen Kehrbeſen, und die Freiheit mit der Jakobinermütze und den Geſetzestafeln der „Menſchenrechte.“ Beides ſind aber franzöſiſche Vorſtellungen; ſie waren alſo zu verdeutſchen, d. h. in unpraktiſche, illuſoriſche Phraſen zu verwandeln.

Zuerſt die Einheit. Die deutſche Bundesacte verwandelte dieſen ausländiſchen Begriff gleich von vornherein in den deutſchen Gedanken: „Unabhängigkeit Deutſchlands“ unter dem Schutze ſeiner vielen Fürſten, die ſich gegenſeitig „die Unverletzbarkeit ihrer Beſitzungen“ verbürgen (Art. 1 und 2). Dies hieß damals die Einheit Deutſchlands ſichern; nach unſeren jetzigen Begriffen heißt es freilich ungefähr ſo viel, als die immerwährende Zerſtückelung Deutſchlands zum Geſetz machen. Sah es alſo mit der Einheit windig aus, ſo gerieth auch die Deutſchheit Deutſchlands ſogleich ins Gedränge. Denn „die Souveräne von Oeſterreich, Preußen, Dänemark und den Niederlanden (warum nicht auch von England für Hannover?) für ihre vormals zum deutſchen Reich gehörigen Beſitzungen vereinigen ſich mit dem Bunde, welcher der deutſche Bund heißen ſoll“ (Art. 1.). „Heißen ſoll,“ ja wohl, es war nöthig, dies zu decretiren, man hätte ihn ſonſt ohne Zweifel ganz anders genannt. Denn daß er das nicht iſt, was er heißt, das wiſſen ſelbſt die älteſten Urteutonen, z. E. der alte Jahn, der ihn ſchon damals „das deutſche Bunt“ nannte. Weder die Einheit, welche die Patrioten geträumt, war alſo zur Welt gebracht, noch konnte von einem wirklich deutſchen Bunde fortan mehr die Rede ſein. Deutſchland war keine politiſche Macht, nicht Staat noch Staatenbund geworden. Es trat als ein ſeelenloſes Chaos unter die Herrſchaft entgegengeſetzter Intereſſen. Von Deutſchland kann nicht die Rede ſein, man fragt nur nach Oeſterreich und Preußen. Deutſchland iſt nicht ſouverän geworden. Um Eine Souveränität zu gewinnen, wäre es nöthig geweſen, viele Souveränitäten aufzugeben. Die Sicherheit einer Nation beruht in ihrer Souveränität; wer von dem guten Willen eines Fremden abhängt, der hängt auch von ſeinem böſen Willen ab; und man braucht nicht das Herz eines Patrioten, nicht das Auge eines Staatsmannes dazu: jeder Ruſſe, jeder Holländer weiß es, daß die vielen Souveräne in Deutſchland und mancher deutſche Souverän in Europa ſich einer ſehr gefährlichen Illuſion hingeben, wenn ſie ſich wirklich für ſouverän halten. Die kleinen Scheinſouveräne (dieſe mikroſkopiſchen Staatsformationen) leben nur von der Eiferſucht der wirklich ſouveränen

Mächte und es iſt ſehr thöricht, nur von den bevorſtehenden Schickſalen der Türkei zu reden, ſeine eigene Zukunft aber ganz außer Acht zu laſſen.

So ging es mit der *Einheit* und mit der Souveränität des deutſchen Volkes nach Außen; noch ſchlimmer mit der **Freiheit** im Innern. Gleich von vornherein beherrſcht der Begriff des Privateigenthums alle Staatsverhältniſſe. Land und Leute werden beſeſſen, vererbt, verwaltet, wie Rittergüter. Der Artikel 16 der Wiener Schlußacte lautet: „Wenn die *Beſitzungen* eines ſouveränen deutſchen *Hauſes* durch Erbfolge auf ein anderes übergehn, ſo hängt es von der Geſammtheit des Bundes ab, ob und inwiefern die auf jenen *Beſitzungen* haftenden Stimmen im Plenum dem neuen *Beſitzer* beigelegt werden ſollen.“ Man konnte ſeine innerſten Gedanken nicht deutlicher ausdrücken. Und dieſe Anſicht von Staat und Freiheit iſt deutſches Princip und deutſche Praxis. Volksſouveränität und Staatsbürgerthum ſind fremde Begriffe. Die Verwaltung, die Polizei, die Geſetzgebung, das geheime Gericht, die geleitete Preſſe, alles dies iſt ein und dasſelbe Privatrecht deſſen, dem *die* „*Beſitzung*“ *gehört*. Bei dem „Herrn“ der Unterthanen (der Unterthan iſt der beſeſſene Menſch) ſind alle deutſchen Geſetzgebungen ſtehen geblieben, und wenn ſie ja in einzelnen Verfaſſungsbeſtimmungen darüber hinausgegangen ſind, ſo iſt der deutſche Bund das allgemeine unüberſteigliche Hinderniß, in Wahrheit ein anderes Princip zu realiſiren und eine mehr als illuſoriſche innere

Staatsfreiheit zuwege zu bringen. Der Deutſche iſt durch den deutſchen Bund Unterthan de facto und de jure. Die deutſchen Länder ſind „Beſitzungen." Das iſt die politiſche Schöpfung, wie ſie unmittelbar aus den Freiheitskriegen hervorging, oder vielmehr, es iſt möglichſt das alte Chaos, welches ſie wiederherſtellten; denn zu einer reellen und poſitiv neuen Staatsſchöpfung war der deutſche Geiſt damals entſchieden unfähig.

Dieſe Unfähigkeit der Deutſchen in den Jahren 1813 und allen folgenden bis auf den heutigen Tag iſt eine viel größere Schmach für uns, als der unglückliche Krieg für die Franzoſen.

Die Kriege der verbündeten Deutſchen und barbariſchen Völker gegen Frankreich „Freiheitskriege" zu nennen, erſcheint jetzt als die ſchreiendſte Ironie, welche die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen, und die Früchte kennen wir nun. Sie ſind: ein rohes Volks- und Barbarenthum. Sein Weſen iſt die Hörigkeit. Die Bundesacte Art. 1 und die Schlußacte Art. 16 machen *den Menſchen* zu einem Gegenſtande *des Beſitzes*. Sie ſind: das trübe Abhängigkeitsgefühl des unfreien Menſchen von ſeinem Herrn in der Hauptſtadt und im Himmel. Wir erinnern an Schleiermacher und die Romantik. Sie ſind: eine reactionäre Poeſie und Philoſophie. Arndt, Schenkendorf, Fouqué, Tieck, die Schlegel, Schelling, Hegel — alle dieſe berühmten Männer zeigen ſich als Reſtaurateure des Chriſtenthums und des alten unfreien Staates und verbreiten eine Doctrin, welche dem *freien Menſchen*, den die Revolution zum Princip erhebt, den **abhängigen Chriſten** und den **hörigen Unterthan** entgegenſetzt. Hunderttauſende ſind in den Tod gegangen „für Vaterland und Freiheit,“ — das klang ſchön und erhebend, aber die Uebriggebliebenen haben die Deviſe in's Deutſche überſetzt, ſie haben der Welt gezeigt, daß ihnen das Vaterland nur der deutſche Zopf, und die Freiheit nur das alte Reichsunweſen, ſo eine Art Fürſtenverfaſſung (wie die Frankfurter Verſammlung) bedeute. Unſer Zuſtand iſt nun auch darnach: wir ſiegreich Befreite ſind ſtumm gemacht und haben eine Freiheit und ein Vaterland errungen, die nach dreißig Jahren keine Seele mehr dem Zuſtande der franzöſiſch gebliebenen Provinzen, alſo des nichtverdeutſchten und nichtbefreiten Deutſchlands, auch nur von ferne zu vergleichen wagt. Dieſe Früchte des **Reſtaurationskrieges** — denn das iſt ſein wahrer Name, und ihn allein wird die Zukunft verſtehen und anerkennen — ſind ſo bitter, daß ein deutſcher Magen dazu gehört, um ſie zu verdauen. Wir haben im Kriege gegen Frankreich allerdings ein tyranniſches Syſtem geſtürzt und ein volksthümliches erobert; aber wir ſtanden nicht nur mit barbariſchen Volksthümen oder vielmehr Volksungethümen zuſammen, wir waren auch ſelbſt noch Barbaren und politiſche Ungethüme. Die Geſchwornengerichte, die Oeffentlichkeit jeder Art, die Civilehe, die Judenemancipation ſchafften wir ſogleich wieder ab; den Zopf (in Heſſen), das Judengäßchen (in Frankfurt), die Folter (in Hannover) ſtellten wir geſetzlich wieder her; das ganze Unweſen, jede Willkür und jede Nullität des alten Reichs, die vielen Souveränitäten ohne Macht und die vielen Mächte ohne Souveränität ſtecken uns noch im Kopfe. Das Product unſers jetzigen Zuſtandes iſt nichts als die deutſche Barbarei des Mittelalters wieder aufgewärmt, und unſer politiſches Unvermögen vor aller Welt öffentlich zur Schau geſtellt. Niemals ſind die Deutſchen gründlicher beſiegt, nie ſo verhöhnt und ſo vernichtet worden, als in den Reſultaten ihrer letzten Siege über die Franzoſen; was Napoleon verloren hatte, ſollte Talleyrand*) hundertfach wiedergewinnen. Er ſegnete das neue Syſtem ein und taufte es „Legitimität". Der Zopf war eingebunden, die Selbſtentmannung wurde die Aufgabe. Andere Völker ſind Menſchen, bewußt und groß; wir wachſen wie die ſtillen bewußtloſen Früchte; aber wir werden von unſern Beſitzern nie für reif erklärt, wir conſerviren uns ewig auf dem Stiel, und wir werden nun bald ſo weit gediehen ſein, daß irgend ein Sturm uns als verfaulte Aepfel vom Baum der Geſchichte herunterſchüttelt. Die alte Herrlichkeit, die keinem Menſchen am Herzen liegt, als den Seelenbeſitzern und Beſorgern, iſt wieder hergeſtellt, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation bis hinauf zu ſeinen Streitigkeiten mit dem heiligen Vater in Rom iſt wieder aus dem Grabe hervorgeholt, der Adel ſteht wieder auf, die Pfaffen kommen wieder hervorgekrochen, das *römiſche* Reich regiert nach wie vor die

*) Louis Blanc verkennt ſeine Verdienſte gänzlich.

deutſchen Köpfe, und um Allem die Krone aufzuſetzen, iſt nun auch der Fluch aus dem Munde der Potentaten, welche die oberſten Biſchöfe ſind, ergangen über die gottloſe Philoſophie und die ſchlechte Preſſe. Ein neuer Orden des heiligen Dominicus dreht allen Ketzereien ſchon vor der Geburt im Embryo des Manuſcriptes den Hals um; und die lautloſe Ergebung, ja die unverſchämte Anpreiſung, mit der dieſes Syſtem über uns kommt, beweist uns nur noch einmal — unſere politiſche Barbarei.

Deutſchland hat keine Politik und keine Staatsmänner. Es iſt eine politiſche Wüſtenei. Selbſt der berühmte Name Metternich wird die politiſche Ehre unſerer Zeit und unſeres Volkes nicht retten; im Gegentheil, daß ein Mann von ſeinem Geſichtskreiſe zu ſolchem Anſehen, daß ein ſo haltungsloſer Gedanke, wie der Grundgedanke ſeines Syſtems, die Legitimität, dieſe Talleyrandſche Ironie, die er ernſtlich genommen, zu ſolcher Herrſchaft, und bei den Niederlagen, die er unausgeſetzt damit erlitten hat, zu ſolchem Ruf der Sicherheit gelangen konnte, dies beweist nur um ſo augenſcheinlicher die Troſtloſigkeit aller übrigen ſogenannten Staatsmänner in Deutſchland, dieſer Staatsmänner ohne Staat. Wir können nicht gering genug von ihnen denken. Sie wiſſen es nicht anders, als daß Alles und auch ſie ſelbſt gehorchen müſſen, und daß Alles nicht einem großen Gedanken, ſondern dem Gewicht einer äußerlichen Macht und einem Befehl, deſſen Quelle und Stütze die Länder- und Menſchenmaſſe ſeines Herren iſt, unterthan ſei. Ihr einziger Gedanke, ein ſehr einfaches

perçû, iſt der Herr und der Unterthan oder noch näher
r Landjunker und ſeine Leute. Das Verhältniß ſtammt
us dem Grundbeſitz, dem die guten Herren meiſtens an-
ehören, und wird durch den Spießbürger der Städte nur
enig modificirt. Wer iſt nun der Herr in letzter In-
anz? Darüber ins Klare zu kommen, muthen ſich unſre
olitiker nicht zu. Es iſt auch wirklich noch nicht aus-
emacht, ob die deutſche Fürſtenrepublik ſich in eine Mo-
archie auflöſen wird. „Das weiß man nicht, ſagte jener
chulknabe, und iſt auch thöricht, darnach zu fragen.“
is zu dieſem myſteriöſen Punkt, den ſie ruhig der Zu-
unft anheimgeben, iſt aber Alles ſonnenklar. Es iſt klar,
aß die Fürſten ſämmtlich Herren und Landesherren ſind,
s iſt eben ſo klar, daß es deren kleine und große giebt,
s iſt ferner klar, daß die großen mehr zu ſagen haben,
ls die kleinen, und es iſt endlich klar, daß die Herren
mmer noch Herren bleiben, wenn ſie auch alle von einem
nzigen oder von zweien, dreien nur Vaſallen und Diener
nd, während ſie offenbar aufhören müßten, Herren zu
ein, ſowie das Volk ein politiſcher Körper würde. Darum
immt Alles, Klein und Groß, den entſchiedenen Herrn
t ſeiner Stütze, die „befreiten“ Deutſchen machen noch
rt und fort mit dem Czar aller Reußen Front gegen
en revolutionären Weſten; und dieſer Gedanke oder
ielmehr dieſer Mangel alles Gedankens iſt ein politiſches
yſtem geworden?

Wir müſſen es anerkennen, dies Syſtem iſt eine Reali-
t; es ſtützt ſich nun ſchon ſeit dreißig Jahren auf eine

reelle Grundlage, nämlich auf die dicken Köpfe der deutſchen Philiſter, die nur Privatintereſſen kennen und ſich nirgends im Zuſammenhange mit dem Geiſt eines großen Ganzen fühlen. Nach dieſem Syſtem iſt der Menſch ein Thier, welches Nahrung und Kleidung braucht und den Zweck hat ſich fortzupflanzen. Auch iſt es edel wie das Pferd und geht wiehernd in die Schlacht, ſobald die Trompeten geblaſen werden, am liebſten gegen freie Völker, die es für Unmenſchen und Cannibalen hält. Die politiſche Exiſtenz des deutſchen Philiſters iſt überall nur ein Schein; das Volk iſt keine Macht. Darum ſind auch unſere Angelegenheiten das Spiel fremder Mächte, unſre Schickſale in den Händen fremder Politiker, unſere Entwickelung nicht unſere eigene Sache (bei Jena haben die Franzoſen einem ganzen Regiment Sachſen die Zöpfe abgeſchnitten) und darum iſt unſere Geſchichte, durch Anſtöße von Außen beſtimmt und, wie die Angelegenheiten der Türkei, den Combinationen der äußern Politik preisgegeben

Der kürzeſte Ausdruck für eine ſolche Situation iſt der: Unſer Volk iſt kein Volk, unſere Staaten ſind keine Staaten, unſere Staatsmänner nur Privatmänner, nicht Diener des öffentlichen Weſens — dieſer Begriff fehlt — ſondern Diener der Krone, d. h. der Landesherrn und der Territorialverhältniſſe der Krone. Die Deutſchen ſind nicht Staatsbürger, ſondern Unterthanen, nicht freie Männer, ſondern politiſche Nullen, nicht öffentliche Charaktere, ſondern charakterloſe Privatleute, nicht Menſchen,

lche die Geſchichte ihres Volks beſtimmen, ſondern
hiliſter, welchen die Weltgeſchichte, wie ein Platzregen
Freien, wider Willen über den Hals kommt. In
en dieſem, was fehlt uns alſo? Noch einmal, uns
hlt, was die Franzoſen beſitzen: politiſcher Verſtand
nd politiſcher Muth. Die erſte Gelegenheit, welche
eutſchland zu ſeiner politiſchen Wiederherſtellung nach
n Freiheitskriegen geboten wurde, verſtand es nicht
benutzen. Später bot ſich noch eine zweite Gelegen-
it dar zur Bildung eines wirklichen deutſchen Staates
nd zur Ausführung der Beſtrebungen für die Einheit
nd Freiheit des Volks. Die allgemeine Aufregung von
830 machte zuerſt Deutſchland ſelbſt für eine große Idee
npfänglich, die Erhebung Polens ſodann hielt Rußland
n Schach, Frankreich wünſchte die Erſtarkung und Ver-
ingung Deutſchlands, Talleyrand, der nun als Kritiker
ines eigenen Syſtems, der geſtürzten Legitimität, auftrat,
hlug von London aus die Mediatiſirung der kleinen
Staaten vor, eine große Zukunft lag Preußen vor den
üßen, wenn es die Zeit verſtand und frei zu ſein
en Muth hatte. Die Gelegenheit wurde verſäumt,
an wartete allenthalben vergebens auf ein Pronuncia-
nento Preußens, es blieb ſtumm und kalt, und der
Schrecken vor der neuen Revolution nahm den deutſchen
Politikern auch noch die wenigen Gedanken, die ſie bis
ahin übrig behalten hatten. Nach und nach kehrten dieſe
Gedanken zurück, und worauf waren ſie nun gerichtet?
Auf nichts anders, als auf den alten Bund mit dem alten

Gott Saturnus, der ſich ſelbſt und ſein eignes Geſchlecht vertilgt und daran untergeht, daß er ewig allein und verwaiſt ſein will. Statt die Revolution zu machen von der Ohnmacht zum ſtarken Deutſchland, von all den Legitimitätsherrlichkeiten zur deutſchen Volksſouveränität, von der Scheinfreiheit zur wahren Freiheit, — was that Preußen? Es verſäumte Alles im Innern, und beging die unverzeihlichſten Fehler nach Außen. Preußen half die Polen unterdrücken und rettete Rußlands Macht — Rußlands, das ſich mit Karl X notoriſch zur Theilung Preußens und Deutſchlands verbündet hatte, Rußlands, das nun den Keil zwiſchen Oeſtreich und Preußen hineingetrieben hat, den Polen bildet, Rußlands, das nun nach Weſten einen großen Schritt vorwärts in das Herz Europa's gethan und den langen Strich der preußiſchen Oſtſeeküſte bereits vorbeigerückt iſt, Rußlands, das 80 Linienſchiffe für ſolche Küſtenländer bereit liegen und von Warſchau bis Danzig einen ſchnellen und tiefen Fluß zu befahren hat, Rußlands, das keinen andern Ehrgeiz kennt, als den der Beherrſchung fremder Völker durch ſeine eigenen Sklaven, Rußlands endlich, das für dieſen Ehrgeiz durch die Loſung des Panſlavismus ſogar die unterworfenen Polen und die armen Slavaken der öſterreichiſchen und türkiſchen Länder zu begeiſtern gewußt hat. Die Macht Deutſchlands war zu gründen, die Macht Rußlands wurde wirklich gegründet; und gleichſam, als wäre die deutſche Bundesacte und die Wiener Schlußacte, dieſe doppelte magna charta unſerer politiſchen Ohnmacht,

ht deutlich genug geweſen in der Sanctionirung unſerer
rworfenheit und Unfreiheit, erhob Oeſtreich ſeine Stimme
gen „die Fortſchritte der Revolution in Deutſchland“,
d beantragte in der Sitzung vom 18. Juni 1832 ſechs
ſchlüſſe, die den alten Zuſtand Deutſchlands neu be-
igten und die Gunſt der Geſchichte, welche 1830 noch
mal Deutſchland ihre Hand bot, für immer ausſchlu-
n. Der erſte Artikel decretirte die unzweifelhafte innere
uveränität der Beſitzer der deutſchen Länder, die fol-
nden Artikel dagegen lehrten, daß dieſe Souveränität in
n Interventionsrecht des Bundes (d. h. in Wahrheit
ſterreichs und Preußens) in die innern Angelegenheiten
s Bundes beſtehe. Die Kammern dürften die Steuern
ht verweigern, die Verhandlungen derſelben ſollten un-
ädlich gemacht werden durch Unterdrückung alles Bun-
widrigen, ein Preßgeſetz wurde durch den Bund auf-
oben in Baden, und als in Hannover eine Verfaſſung
gehoben wurde, erklärte der Bund ſich für incompetent,
wieder herzuſtellen. Und allerdings, wenn Deutſch-
d noch einmal die Rand- und Bandloſigkeit zur Ver-
ung, die Bewußtloſigkeit zur Seele und die Ohnmacht
Selbſtgefühl erhalten ſollte, ſo iſt Hannover das
ſequenteſte Chaos, und die Aufhebung der Preßfrei-
t ſo wie der wirklichen Volksvertretung die zweckmäßigſte,
r, wie Metternich ſagen würde, die „gedeihlichſte“
ßregel.

Das haben Oeſterreich und Preußen gethan; was
den ſie ferner thun? das hat Deutſchland aus ſich

machen laſſen, was wird es ferner erdulden? Die Antwort würde nicht zweifelhaft ſein, wenn es ganz gewiß wäre, daß die Thaten Oeſterreichs und Preußens nicht noch einmal, wie im Anfange dieſes Jahrhunderts, in Leiden umſchlügen. Aber es iſt nur zu augenſcheinlich, daß dieſe Leiden, und zwar diesmal aus heiler Haut, mit unabwendbarem Verhängniß auf beide Staaten hereindrohen. Haben ſie Deutſchland gefliſſentlich in chaotiſcher Auflöſung erhalten, ſo ſind ſie beide ſelbſt ſchon gegenwärtig in der entſchiedenſten Auflöſung begriffen, und je entſchloſſener ſie alle Palliativmittel von ſich werfen und der reinen Krankheit ihren Lauf laſſen, deſto fühlbarer wird die endliche Kataſtrophe ſein, die mit ihrem Untergange zugleich den Anfang einer neuen Welt herbeizuführen beſtimmt iſt. An Oeſterreichs und Preußens Fortexiſtenz kann der Geiſt der Menſchheit fortan kein Intereſſe mehr haben, vielmehr iſt der Anfang der Freiheit identiſch mit ihrem Untergange. Sie haben beide freiwillig das Princip des Todes ergriffen, und nun ſollten ſie nicht zu Grunde gehen? Es iſt hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen und zu beweiſen; auch lacht der Schwindſüchtige dem Tode immer ſo lange ins Angeſicht, bis er wirklich eintritt; nur für die Aerzte iſt es möglich, über ſeine Leiden und ihren Ausgang ins Reine zu kommen. Wir haben uns nur gegen die deutſche Indolenz in politiſchen Dingen gewendet, und rufen unſern Landsleuten zu: braucht die Friſt, die euch gegönnt iſt, zur Verſtändigung über die reellen politiſchen und

cialen Probleme unſerer Zeit, und erfriſcht euere Träg
it mit franzöſiſchem Geiſt. Wäret ihr franzöſiſcher,
äret ihr politiſcher, ſo müßtet ihr jetzt, da Alles aus
n Fugen geht, ein Einſehen haben. Nun aber, da ihr
id, wie ihr ſeid, träumeriſch und dem praktiſchen Leben
tfremdet, ſo iſt für euch noch immer

Nulla salus sine Gallis.

Die Franzoſen ſind euere weſentliche Ergänzung. Ver
nkt ihr ihnen doch ſogar die Zerſtörung eueres alten
eiches, das ihr ohne ſie gewiß noch heute mit all ſeinen
ummheiten heilig hieltet.

„Im Laufe einer langen Regierung, ſagt Montes
uieu, nähert man ſich auf einem unmerklichen Abhange
em Verderben; und ohne einen großen Kraftaufwand
rhebt man ſich nicht wieder zum Heil.“

Die Völker müſſen von Zeit zu Zeit mit ihrer Ver-
angenheit zu brechen, eine ſchlechte Richtung ihrer Ge-
hichte für eine ſchlechte anzuerkennen, und der Schande
en Namen Schande zu geben den Muth haben.

Studien und Erinnerungen

aus den Jahren 1843—45.

Erſter Theil.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

V/

Fünfter Band.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1847.

Sächsische
Landesbibliothek
24 MAI 1967
Dresden

G

Inhalt.

Seite
1. Das Tagebuch 1
2. Abreiſe von Dresden 2
3. Nürnberg 5
4. Bruckberg 13
5. Nach Würzburg 16
6. Auf dem König Ludwig 25
7. Köln und Belgien 29
8. Paris und die Geſchichte 45
9. „Sociale“ Bekanntſchaften 62
10. Cabet und der Humanismus 69
11. Dezamy und die Preßfreiheit 77
12. Flora Triſtan und die union ouvrière 93
13. Der Salon der Democratie pacifique 103
14. Fourier und das Problem der bürgerlichen Geſellſchaft 114
15. Die Alliance intellectuelle mit den Franzoſen . . 135
16. Audienzen bei Lamennais und Louis Blanc . . 146
17. Victor Schölcher und ſeine Schriften über die Antillen 159

Seit
18. Ledru-Rollin über die Situation der Partheien . . . 191
19. Die Reaction 201
20. Ein Stück Revolution 229
Spartacus, Oper in drei Acten 235
21. Jugend und Volk 285
22. Eine Fahrt in die Touraine 347
23. Rückkehr nach Paris 370
24. Helvetius und wir 376
25. Die preußiſche Conſtitution und die Schriftſteller-Expulſion. Beide zurückgenommen . . . 387
26. Die Stellung der Deutſchen. Privatſpionage. Spionenriecher 415
27. Abſchied von Paris 428

1.

Das Tagebuch.

Es iſt nicht für Alle, was wir erlebten; für Dich aber, mein theurer Freund, will ich den friſchen Eindruck wiedergeben. Du biſt mit mir in gleichem Fall. Dieſe Menſchen, dieſe Hoffnungen, dieſe neue Welt und ihre wahrſcheinliche Zukunft, die immer auch die unſrige beſtimmt, Alles was wir davon erkannt, findeſt Du der Erinnerung werth. Weder die Geringfügigkeit, noch die Neuheit der Thatſachen iſt ein Hinderniß, ſie mit Dir zu beſprechen, und ſelbſt ein Dritter, der nach unſerer Privatcorreſpondenz greift, wird nicht viel profanirt und manche Kleinigkeit der Mühe werth finden. Auch die größte Zeit gilt in ihrer nächſten Nähe für klein und iſt es. — Nur hiſtoriſche Perſonen nenn' ich bei Namen; Characteren dagegen, die ihre Geſchichte noch vor ſich haben, will

Seit
18. Lebru-Rollin über die Situation der Partheien . . 191
19. Die Reaction 201
20. Ein Stück Revolution 229
Spartacus, Oper in drei Acten 236
21. Jugend und Volk 285
22. Eine Fahrt in die Touraine 347
23. Rückkehr nach Paris 370
24. Helvetius und wir 376
25. Die preußiſche Conſtitution und die Schriftſteller-Expulſion. Beide zurückgenommen 387
26. Die Stellung der Deutſchen. Privatſpionage. Spionenriecher 415
27. Abſchied von Paris 428

1.

Das Tagebuch.

Es iſt nicht für Alle, was wir erlebten; für Dich aber, mein theurer Freund, will ich den friſchen Eindruck wiedergeben. Du biſt mit mir in gleichem Fall. Dieſe Menſchen, dieſe Hoffnungen, dieſe neue Welt und ihre wahrſcheinliche Zukunft, die immer auch die unſrige beſtimmt, Alles was wir davon erkannt, findeſt Du der Erinnerung werth. Weder die Geringfügigkeit, noch die Neuheit der Thatſachen iſt ein Hinderniß, ſie mit Dir zu beſprechen, und ſelbſt ein Dritter, der nach unſerer Privatcorreſpondenz greift, wird nicht viel profanirt und manche Kleinigkeit der Mühe werth finden. Auch die größte Zeit gilt in ihrer nächſten Nähe für klein und iſt es. — Nur hiſtoriſche Perſonen nenn' ich bei Namen; Characteren dagegen, die ihre Geſchichte noch vor ſich haben, will ich die Mühe, ſich unſterblich zu machen, wie es ihnen ſelber paſſend erſcheint, nicht verkürzen. Ich benenne ſie ſo, daß Du ſie wiedererkennſt und ſie ſelbſt ſich womöglich geſchmeichelt fühlen. Das Gedächtniß iſt gerecht, welches die Härten der Erfahrung in den milden Duft der Ferne hüllt; ſo treten wir zurück, um den wahren Eindruck eines Bildes zu gewinnen. Dabei wird immer noch Vieles mangelhaft bleiben. Findeſt Du alſo Fehler der Auffaſſung und der Mittheilung, ſo berichtige ſie; die Fehler des Charakters dagegen, die Du als unverbeſſerlich kennſt, nimm in den Kauf, wie bisher.

2.

Abreiſe von Dresden.

Was mich aus dieſem ſchönen Thal vertreibt? Iſt hier nicht klaſſiſcher Boden? Hat hier nicht Napoleon, der Tyrann, noch einmal über die verbündeten Barbaren geſiegt? Sind hier nicht die Philiſter bis zur Liebenswürdigkeit human? Iſt dies nicht preußenfreies Land und ſteht nicht die Preßfreiheit in ſeinem Geſetz?

Mich vertreibt dieſe Preußenfreiheit und dieſe Preßfreiheit. Die deutſche Preſſe iſt durch den großen Meierhof, den der letzte Krieg aus Preußen wiedergeboren hat, zu einer dienſtlichen Anſtalt gemacht worden. Die Flucht der Denker und Künſtler, denn ihre Lebensluft iſt Freiheit, folgt nun von ſelbſt.

„Aber, ſagt ihr, ſie haben nicht nöthig ihre Perſon, ſie brauchen nur ihre Werke zu flüchten.“

Die eigentliche, die überall drückende Cenſur iſt der beſchränkte Volksgeiſt. Ueberall muß man in die Wüſte fliehn, um ihn los zu werden, überall das Element der Fremde hereinziehn, um ihn zu befrein; oft iſt er nur durch Kanonendonner, durch Kreuzzüge und Völkerwanderungen aus ſeinen Banden zu reißen; bisweilen, wie im Freiheitskriege, iſt er der Sturmwind der Geſchichte ſelbſt, der ihn befeſtigt und neue Kraft in ſeine ſtarre Wurzel gießt. Was der Krieg nicht vermochte, vielleicht iſt es dem ſtillen Frieden gelungen, vielleicht hat der Genius unſers Jahrhunderts eine friedliche Miſchung vorbereitet. Und kein Volk iſt ſo arm, ſelbſt das unſrige nicht, daß es nicht einen befreienden Hauch zu den andern hinüberſenden könnte, und keins ſo reich, daß ihm die Fremde nichts zu gewähren hätte. —

Dies iſt der Weg nach Frankreich, die Schwelle einer neuen Welt. Sei ſie die Verwirklichung unſerer Träume! Am Ende unſerer Fahrt finden wir das große Thal von Paris, die Wiege des neuen Europa's, den weiten Zauberkeſſel, in dem die Weltgeſchichte ſiedet, aus dem ſie immer von Neuem hervorſprudelt.

Laß uns dahin! laß uns entfliehn! Ja, ich fliehe. Warum ſollt' ich Dir es nicht geſtehn? Mich drückt ein unerträglich Joch. Mich ärgert die ſchöne Natur, die dies Geſchlecht erträgt, ich fühle mein Herz beengt bei dem Anblick dieſer gedrückten Geſtalten, die ihre Seele verkauft und nur ihren Magen behalten haben, die nicht zuſammenhalten und nicht handeln, wie lebendige Menſchen, nein, an denen die Zeit nun ſeit dreißig Jahren unempfunden, wie an Mumien, vorüberrauſcht, die nicht das Ohr des Dionyſius fürchten, denn ſie haben nichts zu ſagen, was er nicht hören könnte, die vielmehr alle ihre Ohren nach oben kehren, um zu hören, wie ſie reden ſollen. Alle Völker verjüngen ſich durch innere Kämpfe, nur das unſrige wird immer fauler, immer ſchwachköpfiger, immer engherziger. Das alte wüſte Reich, das immer, mit und ohne Geleitsbriefe, ſeine Befreier verfolgte, iſt weder vor dem Schwedenkönig, noch vor dem Korſen genug verſchwunden. Es iſt wieder auferſtanden mit ſeinem blinden Troß. Altdeutſchland liegt wie der Alp auf jeder freien Bruſt. O laß uns fliehn! Nur Einen Zug freier Luft, nur Einen Ruf aus voller Bruſt, nur Ein Echo von den Kerkermauern unſrer alten Genoſſen! — Doch nein, es wäre thöricht, ſo viel zu hoffen. Ich fordere nicht, daß Eisbären die Maiſonne preiſen und als wimmernde Sproſſer ins junge Laub fliegen. Lebt wohl!

3.

Nürnberg.

An den Ruinen dieſer alten Stadt war ich geſättigt und überſättigt, eh' ich ſie wiederſah. Ich liebe weder unſre rohen Vorfahren, noch den Nachlaß ihrer Rohheit. Von den Päbſten und Kaiſern zu hören, iſt faſt byzantiniſch und nun vollends ihre Gräber und ihre barbariſchen Geſichter zu ſehn, ihre Marterkammern und ihre Burgen zu beſuchen, das widert mich an. Die alten Nürnberger ſind nicht beſſer, als die übrigen Germanen in Chriſto. „Sie hängten keinen, eh' ſie ihn hatten", ſagt man, um ihre Unſchädlichkeit zu rühmen, aber ſie haben ohne Zweifel immer noch genug gehabt und gehängt. Weder ihre Galgen-, noch ihre Burgberge, weder ihre Kirchen-, noch ihre Kloſterruinen ziehn mich an; und wenn ich dennoch ihre Höh'n und Thürme beſteige, ſo verderben ſie mir nur die Ausſicht von den ſchönen Punkten, wo ein finſtrer Geiſt ſie erbaute.

Nürnberg vereinigt alle möglichen Delicateſſen unſers wüſten Alterthums; und ich wäre gleich gegangen, wie ich gekommen bin, mit zugedrückten Augen; aber ich finde in dieſen Ruinen einen einſamen Menſchen, der mich ungemein intereſſirt. Es iſt der Dr. Pollio. Er iſt viel freier, viel politiſcher, viel praktiſcher, als ſeine Bücher und hat noch eine ſchriftſtelleriſche Zukunft, die man jetzt nicht vermuthet. Wie ſelten ſieht man ſolche Männer! Ich verſchiebe meine Abreiſe, um ihn weiter zu hören. Auch Du mußt ihn ſehn. Nimm Deinen Hut, komm', präge

Dir ſeinen Blick, ſeine Züge, ſeine Bewegungen, ſeine aufgeregten Geſpräche ein, ſie verdienen es.

„Und wovon ſpricht er?“

Von ſeinen Entdeckungen über die Greuel des chriſtlichen Mittelalters, über Blutaltäre in den Kapellen, über Kinder, die als Sühnopfer fielen, über —

„Führe mich nicht hin. Laß uns weiter fliehn zu freieren Menſchen, die auch die Erinnerung der religiöſen Greuel los ſind. Und wenn es ſolche nicht giebt, ſo wollen wir nicht zu den Menſchen, ſo wollen wir ſie ſelber fliehn.“

Für dieſe Stimmung, die auch mich überwältigt, ſo oft der Fanatismus der Religion oder der Politik neue Opfer ſchlachtet, finden wir allerdings nur einzelne Oaſen in der Welt der Dichtung und wenige Weiſe und Dichter in der Wirklichkeit. Ganze Völker, auch nur ganze Partheien, die unbefangen, gebildet und frei wären, würden wir umſonſt ſuchen. Wer mit ihnen und ihrer Geſchichte ſich einläßt, der hat auch mit ihren Göttern und mit den Greueln ihres Wahns zu thun. Suchſt Du aber nur Einzelne, die ſchöne Werke der Kunſt und befreiende Gedanken hervorbringen, die ſelbſt die wüſten Schätze der Geſchichte in Waffen gegen ihre Ungeheuer verwandeln, ſo laß Dich zu Pollio führen. Er ſoll die chriſtlichen Barbaren für heute in ihren Särgen, den Burgen, Kirchen und Klöſtern, ruhen laſſen und Dir von Hafis Liedern die ſchönſten und muthwilligſten, die er überſetzt hat, vorleſen. Hafis — Du denkſt an Göthe oder gar an Rückert, den Philiſter. O nein, Du wirſt ihn näher kennen und nun erſt recht verſtehn und lieben lernen, dieſen freien Menſchen, der nicht ſeine Poeſie und die edlen Triebe ſeiner Jugend im Wuſt des Lebens und Wiſſens erſtickt, ſondern umgekehrt alle Eitelkeit der Schulweisheit und alle Glorie männlicher Erfolge mit dem heitern Feuer der Poeſie und mit dem Leichtſinn der ewigen Jugend läutert. Komm, laß uns Hafis Lieder und franzöſiſchen Wein bei dieſem edlen Schenken ſprudeln.

Wir gingen, fanden uns perſiſch bewirthet und vergaßen mitten in Nürnberg unſer düſtres Vaterland. Vielleicht ſammelt ſich in ſpäterer Zeit einmal ein größerer Kreis von Freunden des perſiſchen und des deutſchen Hafis. Aber warum zögert Pollio, uns ſeine Studien und ſeinen Hafis mitzutheilen? Hält er etwa die Periode der Auferſtehung Altdeutſchlands noch nicht für geſchloſſen? Zweifelt er, das deutſche Gemüth werde den Uebermuth, der alles Ehrwürdige in einem ſchäumenden Becher niederſtürzt und nun in nackter Jugend daſteht, für Poeſie erkennen? Vielleicht hat er Recht. Was ſoll ein einſamer Dichter des Uebermuths unter Millionen, in denen der religiöſe Unmuth Fleiſch und Blut geworden? Sie nennen die Freiheit von ihren rohen Vorſtellungen Frevel. Heine macht einen Verſuch mit ſeinen Satiren. Seine Stoffe ſind die Ketten, in denen das deutſche Herz ſich windet, er ſprengt ſie allen aus der Bruſt; macht er es ihnen zu Dank? Er miſtet ihren Augiasſtall mit dem Strom ſeiner Ironie; verlangen ſie nicht, der Strom ſolle nicht ſtinken, ſondern duften, wie ein Veilchenbeet unter dem Winde? Was würde erſt der perſiſche Heine für ein Schickſal haben?

Doch der Verſuch ſollte gemacht werden. Vielleicht gelänge er dennoch, und unſer Freund, der jetzt, wie alle denkende Deutſche, mit mancherlei Verſtimmung kämpft, würde durch den Erfolg aufgeheitert. Denn es könnte ſich wohl ereignen, daß man Hafis Ketzereien unbefangen genöſſe, eben weil ſie nur perſiſche, keine deutſche Ketten zerreißen. Ich munterte ihn auf. Ohne Kampf ſei ein Erfolg kein Erfolg mehr.

„Sie glauben, ſagte er zu mir, an eine Befreiung der Deutſchen aus eignen Mitteln? Ihre Zeit iſt vorüber. Jahrtauſende haben ſie beherrſcht und gemißbraucht. Die Deutſchen verſtehen nichts von menſchlichen Dingen und bürgerlicher Freiheit. Selbſt als ſie vor dreißig Jahren einen großen Aufſtand für die Freiheit machten und den größten Tyrannen aller Jahrhunderte beſiegten, war es nur ein Religionskrieg. Sie fochten für die Sache des Mittelalters, wie immer; und was die Coalition ohne ihren Enthuſiasmus vergeblich verſucht hatte, alle Mißbräuche und ſelbſt die verhaßteſten Menſchen wieder einzuſetzen, dazu borgten ſie dem Teufel und ſeiner Großmutter jetzt ihre Hochgefühle, ihre Dichter, ihr Blut und ihren Gott. Deutſchland befrein, das iſt jetzt auch dem Blödeſten klar, heißt Deutſchland von ſich ſelbſt befrein. Es kann ſich ſelbſt nicht brauchen. Die Franzoſen müſſen es nehmen, damit die Ruſſen es behalten.“

Mit dieſer Unzufriedenheit waren wir ziemlich einverſtanden, dagegen überraſchte uns ſeine Unzufriedenheit mit der neuſten Philoſophie, vornehmlich mit Feuerbach. Und worüber war er unzufrieden? Geht ihm die Kritik der „ſyriſchen Religion", wie er das Chriſtenthum nennt, zu weit? Iſt ihm die Erhebung ihrer Götter auf den gemeinſamen Olymp der humanen Unſterblichen eine Profanirung? Im Gegentheil, alles dies ſcheint ihm vielmehr noch eine Verheimlichung des böſen Weſens der „ſyriſchen Richtung". „Sie iſt die Woge der Geſchichte, rief er aus, welche das Menſchengeſchlecht mit einem ungeheuren Sturz in den Abgrund ſchleuderte; dieſer Abgrund iſt das Mittelalter, und ſelbſt eine zweitauſendjährige Arbeit hat nicht ſo weit gefüllt, um die armen Menſchen nun endlich wieder ans freie Tageslicht emporzuheben. Wäre gegen den Aberglauben mit der Philoſophie aufzukommen, das Alterthum und ſeine Bildung hätten ſich nie vor der Religion und ihren Greueln zurückgezogen. Feuerbachs Kritik der Religion iſt gut, aber die Religion kritiſiren, heißt ſie auf einem Schlachtfelde ſuchen, wo ſie gar keine Armee hat. Das Gebiet der Wiſſenſchaft gehört von Anbeginn ihren Gegnern, ohne daß ſie darum ihre Herrſchaft über das Volk verkümmert ſähe. Die

Pfaffen ſind Demagogen. Um die Religion aufzuheben, muß man ſich nicht an die Gelehrten, ſondern an das Volk unmittelbar wenden.“

Das heißt ihm eine neue Religion predigen, wenn Sie nicht etwa das ganze Volk in Gelehrte verwandeln wollen. Dieſe Aufhebung der Religion wäre die Aufhebung des Volks oder des Pöbels, wenn Sie wollen.

„Gewiß; und es giebt keine andre Aufhebung der Religion. Aber ſelbſt um dahin zu gelangen, daß die Gebildeten ihre Bildung allgemein machen, iſt es nöthig, dieſe ſelbſt vom Aberglauben zu befrein; und viel wirkſamer, als durch Philoſophie, wäre dies durch Geſchichte und zwar durch die geſchichtliche Beleuchtung des Aberglaubens und ſeiner abſchreckenden Praxis ſelbſt zu unternehmen. Andere haben gezeigt, daß viele Geſchichten Mythen ſind, ich werde beweiſen, daß viele Mythen, ja, daß aller Aberglaube, von dem Todtenvogel, der an das Fenſter der Kranken fliegt, bis zu dem Rattenfänger von Hameln, wahre Geſchichte iſt.“

Es iſt mir nicht erlaubt, ſeine Entdeckungen, wie er ſie mir mittheilte, im Einzelnen zu veröffentlichen, auch würden ſie ohne die Beweiſe eben keine Entdeckungen ſein. Doch iſt es hiemit nicht anders, als mit Haſis; wir warten bereits zwei Jahre auf Beides. Er — ſollte ſie ins Publicum werfen und wirken laſſen. Er ſei hiermit nochmals daran gemahnt. Poeſie und Geſchichte — allerdings Das ſind die Formen, in denen ein neuer Geiſt ins Volk hinabdringt; aber die Philoſophie, die das Land der Zukunft zuerſt betritt, iſt darum nicht überflüſſig.

4.

Bruckberg.

In einem Waldthal bei Ansbach fand ich Bruckberg, das ich ſchon 1837 geſucht und verfehlt hatte. Die Markgrafen von Bayreuth unterhielten hier einen Park und ein Jagdſchloß. Jetzt ſind die Müßiggänger verſchwunden und das Schloß, wo Ludwig Feuerbach ſein berühmtes Werk über das Weſen des Chriſtenthums verfaßt hat, iſt der Wiſſenſchaft und dem Kunſtfleiß zugefallen. Das fränkiſche Bayern, Bayreuth und Ansbach iſt norddeutſch durch Bildung und Sitte. Man findet zu einem guten Gegenſatz gegen die wüſten Altbayern freie und tapfre Männer darin, aber man findet hier leider auch denſelben verrätheriſchen Abfall an unſre Feinde, wie in Berlin. Wer erinnerte ſich nicht an Erlangen, dieſe Eiterbeule von Franken, dieſe Mutter einer eigenthümlich gearteten Pietiſtenpeſt? Aber Erlangen iſt der neue Ablaßkaſten. Wie aus jenem das Fegefeuer der Reformation, ſo geht aus dieſem der Feuerbach des Humanismus hervor. Wie wir Tetzels Kaſten neben Wittenberg, ſo mögen unſre Nachkommen das Pietiſtenneſt Erlangen neben Bruckberg ſtellen. Nicht wahr, ich thue der Reformation Unrecht, ich vergleiche niedres Geſträuch mit hohen Pinien? Allerdings, wie hoch dieſe Ruthen wachſen werden, das wiſſen wir noch nicht; aber eins wiſſen wir: der Bruch mit der innerlichen Knechtſchaft iſt jetzt viel gründlicher, als er damals war; und wenn auch zunächſt nur die Gelehrten befreit wurden, ſo iſt doch das Volk nicht ſo unbetheiligt, als Pollio ſich vorſtellt. Selbſt eine neue Religion, oder eine Doctrin, die ſich unmittelbar an das Volk, an ſeine Leiden, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Wünſche wendet, wird jetzt nicht anders als auf dem Grunde rein menſchlicher, wirklicher Intereſſen gebaut werden können. Alle ſocialiſtiſchen Secten, ſelbſt die, welche noch mit altreligiöſen Beſtandtheilen verſetzt ſind, wie der Fourierismus, beweiſen dies.

Gleich die erſten Schriften von Feuerbach ſind im Kampf mit dem Erlanger Geiſt; ſie enthalten aber neben der particularen Polemik gegen den Pietismus ſchon die Grundzüge ſeiner letzten univerſellen Kritik des Chriſtenthums. Allerdings hat die Zeit und die Arbeit die Gedanken geklärt und geſchärft. Aber Feuerbach iſt ein Charakter, der gleich ganz und beſtimmt hervortritt. Seine ſcharfen, ſtrengen Züge ſind in allen ſeinen Schriften ausgeprägt, aber eben ſo ſehr auch die Bildung und die Humanität, die künſtleriſche Selbſtbeherrſchung, womit er jene Strenge mildert und jene Schärfe plaſtiſch beherrſcht. Er weiß die Franzoſen zu ſchätzen und hat ihre Schule nicht vergeblich beſucht. Sein Pierre Bayle geht dem Weſen des Chriſtenthums voran. Wir verabredeten ein Wiederſehn in Paris.

5.

Nach Würzburg.

Nach Würzburg, ſagt meine Karte. Nur mit Widerſtreben, als hätt' ich mir ſelbſt einen Zwangspaß dictirt, folg' ich dem Ruf des Wagenführers, der mich in die Beichaiſe führt. Wohl erinnere ich mich des ſchönen Thals und der ſonnigen Weinberge von Würzburg, wo wir uns als Knaben gegen die Tyrannen verſchworen, um unſre Jugend in den königlichen Staatsgefängniſſen zu verleben. Es war ein ſchöner Moment. Wir träumten die Erde frei und die Menſchen, die dieſes Paradies bewohnten, grüßten wir alle mit Einem verjüngenden Wink unſrer Phantaſie als griechiſche Republikaner. Doch erinnere ich mich auch des Rückwegs von dem berühmten Stein in die Stadt. Ein Arzt, der jetzt einen Namen in ſeinem Fach hat, vertheidigte die Heilkraft der Fettmännchen. Dies ſind kleine Wachsfiguren, welche man in den Kapellen über die Altäre hängt, um zu geneſen. Die Kur iſt einfach, wie alle Religion. Wer es im Arm hat, der hängt einen Arm, wer im Bein, ein Bein an die heilige Stätte; und, ſagte der Arzt, es hilft.

„Und Du willſt Deutſchland von den Tyrannen befrein? Du verſchwörſt Dich für die Freiheit?“ fuhr ich ihn an. Es gab einen Tumult, und obgleich die Fettmännchen ſchließlich unterlagen, ſo leuchtete mir doch klar ein, dieſe Elemente, ſelbſt unter uns, zu entdecken, war ein böſes Zeichen für die Zukunft. Ein Humoriſt raunte mir begütigend ins Ohr: „Laß dem Bayer ſeinen Spuk, er geht nur deſto tapferer drauf, wenn es gilt. Denn ſollten ſie ihm ja den Kopf abſchlagen, ſo läßt er nur einen Schafskopf in die Kapelle hängen, und alles iſt wieder heil!“

Mit der Vernunft, rief ich aus, käme man doch weiter und könnte ihn ſelbſt über den proviſoriſchen Verluſt des Kopfes beruhigen, denn er hat keinen zu verlieren; aber möchteſt Du mit ſolchen Stieren in einer Republik ſein? Am Ende würden wir uns die Republikaner noch erſt machen müſſen, wenn wir die Republik gegründet hätten!

„Auf jeden Fall, und ich finde darin kein unangenehmes Geſchäft, angenehmer wenigſtens ſicherlich, als die Gründung des undankbaren Freiſtaates, in deſſen Fundamente wir unſre Köpfe, wie elende Denkmünzen, mit einmauern laſſen wollen.“

Wir lachten und blieben bei unſerm ſchwierigen Vorſatz. Die Zeit hat uns nun freilich gelehrt, daß auch die Nichtbayern in Deutſchland noch leibliche Stiere waren und unter ihrem Freiheitskriege allerdings nur die Wiedereroberung ihres alten Joches verſtanden hatten. Für mich aber behielt das ſchöne Würzburg immer den Beigeſchmack der Fettmännchen und es war mir unheimlich zu Muth, als der Ansbacher Poſtzug mich nun nach 20 Jahren noch einmal die Straße zu dieſen Antediluvianern führte.

Ich träumte ſo vor mich hin, wechſelnd zwiſchen Erinnerung und Erwartung, als plötzlich meine Nachbarin gegenüber mich erinnerte, daß der Regen einen reißenden Strom in unſre Beichaiſe ſtürzte. „Helfen Sie, rief ſie mir zu, wir erleben hier ſonſt eine Sündfluth.“

Ich ſchloß das Fenſter mit der Bemerkung: Wenn auch eine Fluth, doch wohl keine Sündfluth, denn ich wüßte nicht, was wir geſündigt hätten!

„Wir ſind allzumal Sünder“, ſagte die ſtattliche Dame.

Sie nehmen alſo doch die Damen aus, und in der That, von den Sünderinnen iſt nicht die Rede; der heilige Schriftſteller iſt galant.

„Um Gottes Willen, was ſagen Sie?! Gewiß ſtimmen Sie mit dem Dr. Feuerbach überein, der Sie an den Wagen begleitete!“

Was hab' ich denn geſagt?

„Sie glauben nicht an Gott, Sie glauben nicht, daß er das Gras auf dem Felde wachſen läßt und die Thiere des Waldes behütet, Sie glauben nicht, daß Chriſtus in die Welt gekommen iſt, um die ſündigen Menſchen zu erlöſen.“

Aber, meine verehrte Dame, wenn mich auch Feuerbach an den Wagen begleitet hat, ſo folgt doch daraus durchaus noch nichts für meinen theologiſchen Charakter.

„Aber für Ihren antitheologiſchen; auch ſah ich das gleich aus Ihrer Bemerkung über die Sündfluth.“

Ich muß geſtehn, daß ich nicht gelehrt genug bin, um alle dieſe theologiſchen Probleme zu löſen; aber ich dächte doch, an eine Wiederholung der Sündfluth nach der Erlöſung zu glauben, wie Sie dies ſo eben thaten, wäre nicht minder ketzeriſch, als an gar keine Sünder und an bloße natürliche Fluthen zu glauben.

„Sie verſpotten mich, und ich errathe jetzt, wer Sie ſind. Hier haben Sie Ihre Karte verloren; richtig!" und ſie las mir meinen Stand und Namen vor.

Sie ſehn, fiel ich ein, daß ich ein unbefangener Menſch und kein Theologe bin. Nun aber kommt die Reihe an Sie. Erlauben Sie mir nun auch Ihre Karte.

„Ich bin die Conſiſtorialräthin X."

Aber, meine verehrte Frau Conſiſtorialräthin, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt! So hätte ich weder von der Sündloſigkeit der Damen, noch von der Galanterie der heiligen Schriftſteller geſprochen.

„Nun, laſſen wir das gut ſein. Sie ſind immer noch leidlich discret geweſen; und wenn Sie wirklich beſſer von den Frauen denken, als von den Männern, ſo wäre es doch unpolitiſch von mir, dies Bekenntniß nicht für chriſtlich anzunehmen. Iſt es ja doch ein Sündenbekenntniß, wenn auch nur ein halbes, für die halbe Menſchheit nämlich."

Sie fahren immer weiter links vom Glauben.

Man merkt Ihnen die Lectüre weltlicher Schriftſteller, Humoriſten und Dichter an. Lieben Sie Göthe?

„Am meiſten von Allen und vornehmlich ſeine jugendfriſchen, einfachen, klaren Gedichte.“

Und plötzlich war die Frau eine Frau und die Conſiſtorialräthin verſchwunden, und als wäre ſie 18 Jahre jung und hätte ſelbſt den gottloſen Göthe heirathen können, ſo gab es nun nichts weiter, als Kunſt, Wahrheit und Natur.

„Ach, die Zeit war ſchön, rief ſie aus, als immer die neuſten Dichtungen von Göthe und Schiller ganz Deutſchland entzückten! Was haben wir jetzt dafür? Ich ſelbſt, die ich ſonſt ſo unbeſorgt um alle Fragen des Himmels war, wenn es ſich nicht etwa um ein ſchönes Gedicht an den Mond und die Sterne handelte, bin jetzt in die Theologie hineingerathen, und ich geſtehe es Ihnen gern, es war mir ein wohlthuender Scherz, als Sie dieſe Streitfragen ſo menſchlich auf die Seite ſchoben. Nicht wahr, man hat daneben noch genug zu denken und zu dichten, zu forſchen und zu ſorgen?“

Ohne Zweifel genug, denn es iſt nicht weniger, als die ganze wirkliche Welt, die übrig bleibt.

„Auch bin ich entſchloſſen, meine Söhne nicht Theologie ſtudiren zu laſſen.“

Hier hielt der Wagen; wir waren an der Station. Ein langer hagerer Mann trat mit einem Regenſchirm an den Schlag, entſchuldigte ſich tauſendmal und erklärte, nur ſeine Ueberſichtigkeit ſei Schuld, daß er die Frau Conſiſtorialräthin X. nicht gleich in den Hauptwagen geführt und ſich ſelbſt in die Beichaiſe geſetzt habe. Er komme nun ihr ſeinen Platz abzutreten und den Fehler wieder gut zu machen. Es ſeien lauter Damen im Wagen.

Aber die Frau Conſiſtorialräthin ſuchte alle möglichen Ausflüchte, um bei uns zu bleiben, ja, ſie verheimlichte es nicht, daß wir ein Geſpräch begonnen hätten, welches ſie ſehr anziehe; zudem ſeien die Wagen ja gut und dicht. Aber ſie mußte ſich ergeben. Mit ſichtlichem Bedauern verließ ſie die weltliche Beichaiſe, um das Kloſterleben des Hauptwagens anzutreten.

Es war Abend, unſer neue Gefährte, ein langer Ansbacher Regierungsrath beſorgte den Umzug der Frau Conſiſtorialräthin, die wir in der That ungern verloren. Die Beichaiſe der Station fuhr unterdeſſen vor, und zwei Münchner Handwerker nahmen mit mir vorläufig Platz darin. Der kleinſte ſetzte ſich rückwärts, aber er bemerkte ſehr bald, daß er ſtark gebückt ſitzen mußte, und wir freuten uns im Voraus über die Probe, auf die der Regierungsrath ſeine Galanterie geſtellt ſehn würde. Er kam; und es war ihm wirklich unmöglich, ſich in ſeine neue Lage zu ſchicken. Verzweifelt ſchwankte er nach allen Seiten mit Kopf und Schultern; es ging nicht. Nun erwachte ſein Regierungsrathsbewußtſein. Er ſprang aus der Beichaiſe und rief: „Wo iſt der Poſtmeiſter?“ — Er iſt in der Stadt. — „Ich will ihn ſehn.“ — Es iſt weit von hier. — „So holt mir den Wagenmeiſter!“ — Wozu? — „Ich bin der Regierungsrath Pp. aus Ansbach.“ — So, Sie ſind der Herr Regierungsrath. Nun, was befehle Sie dann? — „Ich befehle, daß man geräumige Beichaiſen giebt, und verlange ſogleich ſtatt jener Mauſefall einen ordentlichen Wagen.“ — Der Wagen iſt ordentlich; wir habe aber nit auf ſo große Leut g'rechnet, als wie der Herr Regierungsrath ſein. Für kleine Leut geht er lang gut. Nun, wir wolle Ihne den große Wagen des Herrn Poſtmeiſters hole. — Man ſetzte nun den großen Wagen in Bewegung; aber es entſtand ſofort ein furchtbares Hühnergeſchrei. Die Hühner waren in dem Wagen ſchon zur Ruhe gegangen und wurden nun plötzlich im erſten Schlafe aufgeſchreckt. Dies verzögerte unſre Abfahrt merklich. Sollten wir mit einiger Sicherheit die Plätze der Hühner einnehmen, ſo mußte natürlich der Wagen vorher gründlich beleuchtet werden. Und ſo geſchah es. Der Einfluß des Herrn Regierungsrathes half alle Schwierigkeiten überwinden; und wir gelangten in dieſer und andern vielfach verwünſchten Beichaiſen und auf halsbrechenden bairiſchen Wegen wirklich nach Würzburg. Die Straßen wurden beſſer, je näher wir der Stadt kamen. Der Regierungsrath erklärte uns die Sache. Hier war es die Stadt, welche die Straßen baute, oben die Regierung, und es iſt bekannt, daß die Kunſt-, Kirchen- und Königsbauten in München die Straßenbauten ſehr verkürzen. Damit jedoch das Verhältniß der Bayern untereinander durch etwaniges Umwerfen nicht geſtört werde, hat der König befohlen, daß es wieder, wie zu Zeiten des Reichs Oberbayern und Unterbayern geben ſoll, je nachdem ſie zu liegen kommen; auf die Fremden iſt keine Rückſicht genommen.

6.

Auf dem König Ludwig.

Du ſiehſt, wir ſind immer noch in Deutſchland, es ſind noch mehr als dreißig Meilen bis Mainz, ja, das liebe Vaterland, an dem man nach Schloſſer trotz Pfaffen, Junkern, Despoten, Hofräthen, Profeſſoren, Geſchichtſchreibern und dreißigjährigem Frieden dennoch nicht verzweifeln darf — er ſagt nicht warum — iſt nur noch bairiſcher geworden. In Würzburg, als der König Ludwig früh Morgens nach Frankfurt und Mainz abfuhr, fand ich ſchon alle Straßen voll Capuziner und andrer Mönche, von denen in dieſer Stadt der Fettmännchen vor zwanzig Jahren kaum eine Spur zu finden war. So ſchreiten wir fort, oder wie Hoffmann dies ausdrückt: „den Michel, den ſchläfert ihr nie wieder ein!“ Zwei lange Züge Pfaffen begaben ſich auf den König Ludwig und fuhren den Main umſonſt hinunter, um die Saat des jungen Bayerns an beide Ufer bis Aſchaffenburg hinunter auszuſtreuen. Die Paſſagiere murrten, die Conducteure fluchten; die Mönche verneigten ſich grinſend, und zogen ſämmtlich in die erſte Cajüte, aus der ſie nur hervorkamen, um ſich auf ihrer Station ausſetzen zu laſſen.

Neugierig, was ſie wohl treiben und reden möchten, ſtieg ich in die Höhle hinab. Die meiſten ſaßen und ſchliefen, einige tranken Bier, andere bewegten die Lippen und verſchloſſen dazu von Zeit zu Zeit die Augen, noch andere laſen mit großer Eil' und Anſtrengung ihre Gebete ab. Ich ſetzte mich zwiſchen zwei trinkende Capuziner, und zog ein kleines Buch hervor: „die Glorie der heiligen Jungfrau von Euſebius Emmeran", in dem erotiſche Marienlieder geſammelt ſind und ein hübſcher Kupferſtich die Jungfrau mit dem Knaben heiter wie Venus und Amor darſtellt.

Der eine meiner Nachbarn redete mich mit den freundlichen Worten an: „Sie ſind auch ein Gelehrter?"

Nicht ſehr gelehrt, aber ich leſe allerlei. Dies ſind fromme Gedichte über die Thaten der heiligen Jungfrau. —

„Leſen Sie mir ein hübſches vor."

Ich las, wie die Jungfrau ſich in die verſchmähte Frau eines böſen Mannes verwandelt und ihn zuerſt gegen ſich, die fingirte, dann gegen die wirkliche Frau zur Liebe bewegt.

Er fand das Gedicht vortrefflich, und ich gab ihm das Buch triumphirend mit dem Herausgeber über die gelungene Myſtification. Er nahm es, beſah von allen Seiten den Einband, freute ſich über das Titelkupfer, und verließ dann plötzlich ſeinen Platz und mich.

Verwundert ſah ich ihm nach. Da raunte mir lächelnd der andre Nachbar ins Ohr: „Er iſt nur ſo ins Kloſter gekommen, weil es noch fehlt, er kann nicht leſen.“

Wie? Er begrüßte mich doch als einen Collegen in der Gelehrſamkeit.

„Nun ja, weil er in den Orden gekommen iſt, findet er ſich zum Gelehrten erhoben.“

Ich ſah nun wohl, daß nicht er, ſondern ich myſtificirt war. Und Sie, fuhr ich fort zu meinem neuen Ordensbruder, wie gefallen Sie Sich in dieſer Geſellſchaft?

„Lieber Herr, ich heule mit den Wölfen. Ich bin ein Uhrmacher, und als mein Geſchäft nicht ging, bot ſich mir die Gelegenheit zu dem neuen Kloſter.“

Alſo auch Sie ſind nur proviſoriſch im Orden?

„Proviſoriſch? nein, wenn nicht etwa die ganzen Klöſter proviſoriſch ſind. Unterdeſſen lebt man mit.“ Sie betteln.

Ich ſteckte meinen Emmeran in die Taſche, erhob mich aus der Cajütenluft, die nicht angenehm duftete, und ließ mir auf dem Verdeck die ſchönen Punkte des Mainthals erklären. Von Werthheim bis Aſchaffenburg ſtreiften wir den Speſſart mit ſchönen Waldungen und links und rechts am Fluſſe große Parkanlagen der Ariſtokraten, der Löwenſtein u. ſ. w., die zu ihrer Zeit das Land genommen und jetzt dieſe romantiſchen Uferwillen beſitzen.

König Ludwig indeſſen wird ſie alle übertreffen. In Aſchaffenburg baut er ganz etwas Beſonderes, die pompejaniſche Villa nämlich, in der man das große Moſaik, Alexander und Darius, gefunden. Auch das Moſaik läßt er reproduciren; nur den Veſuv, der über dem Garten raucht, wird er nicht herſtellen können. Sollte aber einmal auch die deutſche Erde vulkaniſche Launen entwickeln, ſo werden alle ſeine Werke ihr Pompeji erleben.

Der König Ludwig fuhr reißend ſchnell den Main hinunter. Aſchaffenburg und Frankfurt verſchwanden noch bei Tage. Wir hatten Bayern von der Bruſt, wir fuhren dem Rhein und Frankreich zu; wir athmeten wieder freiere Luft. Nun wurd' es Abend. Ueber dem Taunus, dorthin, wo Frankreich liegt, ſtanden dicke ſchwarze Wolken. Sie wurden von der untergehenden Sonne angezündet, Feuergarben ſchoſſen nach allen Seiten empor und bildeten allmälig einen weiten glühenden Krater, in dem ein großer ſchwarzer Hund, das Symbol unſers Hundethums, verbrannte; und plötzlich ſtand auch der ganze obere Himmel, der ſich über Deutſchland ausgeſpannt, in den ſchönſten goldenen Wolkenflammen. Das Phänomen vor uns, die Nacht hinter uns, ſo fuhren wir dahin.

7.

Köln und Belgien.

Die Kölner ſind keine Pariſer, aber ſie ſind näher bei Paris, als bei Berlin. Sie ſind keine Revolutionshelden, aber ſie wagen zu exiſtiren, was man unter dem weiß und ſchwarzen Leichentuch Preußens außerdem nur noch in Oſtpreußen wagt. Als der Entwurf, ſie dafür, wie die andern Preußen geſetzlich zu ſtrafen von ihren Vertretern verworfen ward, fuhren ſie in hellen Haufen nach Düſſeldorf, und zündeten mit Fackeln ein Freudenfeuer an. Fackeln, Toaſte, Aufzüge ohne alle Erlaubniß, ohne alle Polizei! unerhört! Indeſſen die Rache ſchlief nicht. Das Militair hatte ſcharfe Patronen bekommen, und die Kölner waren in Ungnade erklärt. O, man kennt die Frevler! Starke Forts liegen ganz in der Nähe, die Hauptwache auf dem Markt iſt befeſtigt, und wenn die Soldaten wollen, ſo können ſie allen ihren Nachbarn die Fenſter einſchießen, abgeſehn von den Bomben, welche ihnen aus den Forts zu Hülfe eilen würden. Und warum ſollten die Soldaten nicht wollen? Die Preußen haben ſo lange kein Pulver verbrannt, daß ſie das erſte Mal, wo ſich Gelegenheit bietet, ſchon aus Neugierde ſchießen werden, um es knallen zu hören.

„Dieſe Leute ſchießen nicht auf uns," ſagte ein dicker Kölner, mit dem ich der Patrouille begegnete.

Erlauben Sie mir, daß ich vorher bei Seite geh; alsdann treten Sie dort unter den Haufen Kölner und rufen Sie ganz laut, was Sie ganz heimlich denken; und Sie werden Sich ſogleich überzeugen, ob Sie Recht haben.

Er ſah mich verdutzt an und fragte, was er denn dächte.

Sie denken, daß Sie allein bleiben würden mit ihren Gedanken und daß die Soldaten an gar nichts denken, als an das Kommando.

Er fluchte leiſe vor ſich hin und ſagte noch leiſer zu mir: „Sie haben Recht, aber dennoch vive la Republique!“ und wir traten in das Gaſthaus.

Nichts geht über die Kölner bei Tiſch, beim Wein und bei der Taſſe Kaffee nach Tiſch. Erſt hier thauen ſie auf. Sie ſind politiſch, ſie verfechten ihr Recht, ſie ſtehn den armen Leuten bei, ſie laſſen den Katholicismus flott werden und erinnern ſich der Zeit, als Köln zur franzöſiſchen Republik gehörte. Ich lernte hier mitten unter ihnen den Communiſten-Rabbi Moſes kennen. Er iſt ein langer hagerer Mann mit wohlwollendem Blick und etwas hahnenmäßig vorgebogenem Halſe. Die graue Kutte vollendete ſein Prieſteranſehn. Als im Laufe des Geſprächs mein dicker Republikaner zugab, er für ſeine Perſon mache ſich nichts aus der Religion, fragte er ihn: „Wenn ihr ſelbſt keine Religion braucht, warum ſchreit ihr denn gegen die Gottloſigkeit der Rheiniſchen Zeitung, die ihr im Uebrigen lobt?"

„Was wir hier ſagen, antwortete er, ſetzen wir noch lange nicht in die Zeitungen. Wir brauchen keine Religion, wir haben Bildung; aber eine Zeitung kommt in aller Welt Hände, und der gemeine Mann muß Religion haben."

Das erinnert mich, fiel ich in den angehenden Streit ein, an die Magdeburger Händel zwiſchen Dräſeke und Sintenis, die ſchließlich durch zwei Sackträger geſchlichtet wurden. Dräſeke, der Biſchof, behauptete, Chriſtus wäre ein Gott, und Sintenis, der Paſtor, er wäre ein Menſch. Darüber gerieth Alles in Aufruhr. Die Kanonen wurden geladen, die Wachen verdoppelt, die Musketiere und Füſeliere bekamen Patronen und jeder Chriſtus, wie der auf der Dresdner Brücke, ſeinen Poſten. Man fürchtete, der gemeine Mann würde die Religion verlieren. Dieſer beängſtigende Zuſtand dauerte eine Weile fort. Da kam der Burgemeiſter eines Abends vom Rathhauſe und belauſchte zwei Sackträger, die vor ihm hergingen. „Was hältſt Du davon, Bruder, ſagte der eine, meinſt Du, daß der Paſtor Sintenis Recht hat, oder glaubſt Du, daß es einen Gott giebt?" — Ich eigentlich nicht, war die Antwort, denn ſonſt müßte mehr Ordnung auf der Welt ſein. — „Ich gebe Dir Recht, fing der erſte wieder an, ich glaube es auch nicht, und für uns könnte er predigen was er wollte, aber der gemeine Mann muß Religion haben. Sonſt ginge alles drunter und drüber." Der Burgemeiſter eilte ſogleich zum Commandanten, erzählte ihm was er gehört hatte; und dieſer ließ die Kanonen abfahren. „Es iſt nicht mehr nöthig, fügte er hinzu, der Geiſt unſers Staats hat ſich wieder einmal bewährt: jeder Preuße trägt ſeinen Gensdarmen in der Bruſt. Hat er keine Religion, ſo hat er Erziehung."

„Das war in Altpreußen, rief mein Nachbar aus, dort ſind die Leute wohlgezogen, wir Neupreußen dagegen ſind ungezogen."

Sie mögen ſo ungezogen ſein, wie Sie wollen; den gemeinen Mann, der das Unterſte zu Oberſt kehrt, ſuchen Sie hier, wie dort vergebens.

„Sie vergeſſen die Communiſten," bemerkte er mir.

Ich fragte den Rabbi, der neben mir ſaß, ob die Communiſten revolutionär wären.

„Revolution, ſagte der Rabbi, iſt ein abgenutztes politiſches Mittel, Emeuten ſind Tollhausſtreiche, Straßenſiege überflüſſig. Die Gütergemeinſchaft hat ſchon jetzt die Majorität. Wir werden an einem ſchönen Morgen ein Pronuntiamento machen, alle Menſchen werden ſich die Augen reiben und aus dem böſen Traum erwachen, der ihnen vorſpiegelte, als ſeien alle Schätze dieſer Welt verzaubert. Sie werden ſich nach dem Kopfe greifen und nur ihren Zopf, das Privateigenthum, vermiſſen, dafür aber einen völlig gemeinnützigen Schädel ohne allen Eigenſinn und Egoismus in der Hand halten. Die Welt iſt unſer. Ein Trompetenſtoß von London bis China, vom Nordpol bis ans Cap der guten Hoffnung, der nichts enthält als den einfachen Ausdruck: totale Gemeinſchaft! und die Sache iſt gemacht. Alsdann werden wir nur einige wenige Eigenſinnige, verſtockte Banquiers, Juden, Capitaliſten, Land- und Hauseigenthümer zu köpfen haben. Denn es kann in der Gemeinſchaft jeder denken was er will, wenn er nur ökonomiſch rechtgläubig und für die Abſchaffung des Privateigenthums und des Geldes iſt.“

Der Rabbi ſah ſich zufrieden um. Mir ſchien er ſehr liebenswürdig. Im Fluge bekehrte er die böſe Welt. Sein Glaube war feſtgegründet auf der Thatſache, daß die meiſten Menſchen nichts haben, alſo vom Mammon auch nicht verdorben ſind. Und ſeine energiſchen Entſchlüſſe betrafen ja nur Wenige. Die Geldmenſchen würden ſich zum großen Theil bekehren. Denn es iſt leicht zu begreifen, daß die Reichen im Grunde am meiſten gewinnen. Sie ſichern Alles im Ganzen, es kann ihnen abſolut nichts mehr verloren gehn, und daß niemand Noth leiden ſoll, iſt ja der erſte Grundſatz, den die Oberaustheiler nie verletzen dürfen.

Die neue Wiſſenſchaft, die Theorie der neuen Geſellſchaft, war hier in einem Deutſchen verkörpert, und wenn auch die Franzoſen und Engländer eigentlich die Erfinder ſind, ſo war doch dieſe leibhaftige Exiſtenz, der fleiſchgewordene und unter uns wohnende Socialismus, nicht zu verachten. So intereſſirte er mich. Er wollte zurück nach Paris, um ſein Syſtem (er hatte ſchon früher eine „Philoſophie der That“

entdeckt) dort theils zu vollenden, theils einflußreichen und thatfähigen jungen Deutſchen mitzutheilen. Vielleicht intereſſirte auch ich ihn in dieſer Hinſicht, ſo ſchmerzlich ich ihn auch ſpäter „durch meine Unfähigkeit zur ſocialiſtiſchen Praxis der Deutſchen in Paris" enttäuſcht habe. Wir wurden alſo Reiſegefährten, und ich war auf dem Meere der Zukunft eingeſchifft unter dem kundigſten Piloten, den es bis jetzt unter uns giebt.

Am andern Tage fuhren wir nach Belgien, das uns leider noch einmal in eine vorweltliche Realität tauchte. Hier ſaß der Rabbi Moſes, ein Kind Iſraels vom neuſten und beſten Schnitt, dem „ſocialen", dort eine Nonne, hier ich ſelbſt, des Rabbi's hoffnungsvoller Reiſegefährte und überall war unſer Char à banc ſchwarz geſä't voll belgiſcher Pfaffen.

Mich verdroß die Geſellſchaft. „Stoßen Sie Sich nicht an dieſen Aeußerlichkeiten, begütigte mich der Rabbi, Belgien iſt ſocial, es hat ein entwickeltes Proletariat, und dieſe coloſſalen Bauten, auf denen wir mit Dampf durch die Berge und über die Thäler ſtürmen, befördern nur den faulen Zuſtand der „alten Geſellſchaft". Der Katholicismus beweiſ't nichts.

Die ſociale Realität, die unhaltbar iſt, wird auch ihre Idealität, die Religion, in ihren Sturz verwickeln. Sobald die Maſſen die ſociale Wahrheit der ſolidariſchen Gemeinſchaft der Güter begreifen, wird überall die neue Ordnung der Geſellſchaft etablirt."

Und wann denken Sie, fragte ich ihn, daß wir das neue Etabliſſement beziehn können?

„Sie ſuchen ſich die neue Wahrheit mit Späßen vom Halſe zu halten, ſo verwies er mir meine vorlaute Frage. Ich mache die Bemerkung, daß man überall, wo die Philoſophie der That oder der radicale Socialismus nicht begriffen wird, mit frivolen Witzen auftritt. Uebrigens könnten Sie wohl wiſſen, daß Fichte, Hegel und Fourier, um Sokrates gleich gar nicht zu citiren, ebenfalls die Poſſenreißer gegen ſich hatten. Aber warum widerſetzen Sie Sich? Sie ſind ein Hegelianer, ein Bourgeois, ein Capitaliſt, ein Reactionär ..."

Nun, nun, guillotiniren Sie mich nur nicht gleich! Ich rede im vollen Ernſt. Da Sie ein „Philoſoph der That" ſind, ſo ſind Ihre Gedanken Ausführungen und Ihre Vorſtellungen Einrichtungen.

„Aber wie können Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen angeben ſoll, wann der Communismus durchgeſetzt ſein wird?“

Weil ich den Egoismus habe, das allgemeine Glück zu erleben, und weil ſeit den Tagen der erſten Chriſten ſo viel Zeit verſtrichen iſt, ohne daß die Gemeinſchaft der Güter und des heiligen Geiſtes realiſirt werden konnte.

„Sie ſind ein Egoiſt!“

Sie ſchelten mich; aber ſo wohlfeil kommen Sie nicht davon. Sie ſollen mich glücklich machen, das verlang' ich; und ich will es durchſetzen, denn Sie werden doch auf mich eben ſo viel Rückſicht nehmen, als auf irgend einen, der es noch gar nicht verlangt.

„Nun ſo werden Sie alſo Theil nehmen an der neuen Geſellſchaft.“

Das verſteht ſich. Aber ich komme nun auf meine Frage zurück, ob denn ſchon Anſtalten dazu gemacht werden?

„Die werden gemacht.“

Wodurch?

„Durch Propaganda.“

Der Theorie?

„Der Theorie.“

Nun, ſo ſind Sie doch wahrlich nicht praktiſcher, als wir Theoretiker. Unſre Praxis iſt ebenfalls die Propaganda und, was Sie auch ſagen, unſre Reformen ſind jedenfalls näher, als die Ihrigen.

„Das glaub' ich nicht. Das Gerede von Freiheit und politiſchen Reformen iſt abgenutzt. Mit der Republik, den Geſchwornen, der freien Preſſe kommt man immer nicht weiter, als zur Tyrannei der Beſitzenden und zur Sklaverei der Mehrheit. Alle, auch die radicalſten politiſchen Reformen ſind ohnmächtig gegen die Grundübel der Geſellſchaft und intereſſiren die Welt nicht mehr. Der Inhalt alles und jedes Intereſſes iſt die Socialreform.“

Als wenn Gütergemeinſchaft und Organiſirung der Arbeit oder Erhebung jeder Arbeit zu einer bewußt geſelligen That oder Reform der bürgerlichen Geſellſchaft und Erhebung aller ihrer Functionen zu Geſellſchaftsfunctionen — keine politiſche Revolution wäre! Und als ob irgend ſonſt wer dieſe Einrichtungen treffen könnte, als die Democratie!

„Armer Zurückgebliebener!“ ſagte mir ſein fanatiſcher, aber milder Blick. Und er hätte die Worte hinzugefügt, „die Thaten“ ſeines Blicks, wenn wir nicht ſo eben auf der Douane der franzöſiſchen Grenze angelangt und durch dieſe unangenehme Realität der „alten Geſellſchaft“ unterbrochen worden wären.

Ich habe die Reiſe und die Unterredung mit meinem Freunde Moſes, dem Rabbi, zuſammengezogen. Das Intereſſe an der neuen Religion des Communismus, die jetzt ſchon alle Eigenſchaften der alten entwickelt: — ihre Einfalt, das diplomatiſche Geheimniß: „ſelig ſind die Armen an Geiſt“, ihre Illuſionen, das tauſendjährige Reich der ſeligen Gemeinſchaft, die vor der Thür iſt, ihren Fanatismus, der nur die Ungläubigen ſchlachtet, und endlich auch ihre Wahrheit, der Menſch iſt der Gott oder er iſt das Princip der Welt, ihrer Verfaſſung und Geſchichte — dies Alles feſſelte mich ſo an den Kern des Rabbi, daß ich die Wunder Belgiens, ſeine Hauptſtadt und ſelbſt meine übrigen Reiſegefährten in der Wirklichkeit faſt eben ſo ſehr zurückſetzte, als hier in der Erinnerung. Ein Kaufmann meiner Bekanntſchaft, der neben mir ſaß und dem ich übrigens ſehr zugethan war, ſchmollte mir faſt darüber. Er hatte ſich an unſerm Geſpräch nur mäßig erholt, er war kein

Naturforſcher der geiſtigen Affectionen unſerer Zeit; die vollendete Ausbildung der neuen Epidemie, welche der Rabbi darſtellte, ließ ihn daher kälter als mich, und ſchließlich erklärte er die Sache für ökonomiſch unmöglich. „Denn, ſagte er, geben wir dem ſchönen Traum des Communismus nach und laſſen die große Socialrevolution in Deutſchland gelungen ſein, machen wir die vielen Caſernen und Polizeigefängniſſe des deutſchen Bundes der freien Fürſten und Städte zu einem einzigen Hauſe, in dem Alles Ein Herz und Eine Seele, Ein Heerd und Ein Vermögen iſt; — jede Grenze, die Ihnen, wie hier die franzöſiſche, ein zweites großes Haus entgegenſetzt, ſchafft das Privateigenthum, das geſonderte Familiengut, wieder, durch die Grenze entſtehn zwei große Egoiſten. Aber wenn wir uns den Traum aus den Augen reiben, ſo haben dieſe beiden großen Egoiſten, die durch die Volksgrenze entſtehn, an jedem Menſchen, der ſeinen Platz in der Diligence und ſonſt in der Welt einnimmt, ein entſprechendes begrenztes, abgeſperrtes, halsſtarriges Weſen, das ſeine Mauthlinie wohl mit Humanität geltend machen, aber durch alle Humanität, ſelbſt durch das höchſt humane Köpfen aller Widerſpenſtigen nicht aufheben kann; jeder Kopf erhebt ſeinen Eingangszoll von den Gedanken und Willensmeinungen des fremden Kopfes, jeder Kopf, auch der Nichtgeköpften, bewieſe nur den alten Streit des Einzelnen mit dem Ganzen, der Menſchheit mit ſich ſelbſt. Die Diſſonanz iſt ſo ewig als die Harmonie, denn die eine wird immer aus der andern gemacht. Und der Handel, dem unſer Reiſegefährte ſo feind iſt und den ich zu betreiben das Schickſal habe, worauf beruht er anders, als auf der verſchiedenen Schätzung der Dinge an verſchiedenen Orten und von verſchiedenen Perſonen? So lange es verſchiedene Oerter und verſchiedene Bedürfniſſe giebt, wird keine Macht der Erde ihn aufheben, wie ſehr auch unſer vortreffliche Reiſegefährte es wünſcht und hofft. Uebrigens kein Handel ohne Treu und Glauben; ich reſpectire daher alle geſetzlichen Bedingungen, auch die Douanen. So ſehr es den Einzelnen auch reizt, den viel größeren Vortheil der durchgeſchlichenen Waaren zu genießen, ſo treulos iſt dieſe Fälſchung der allgemein anerkannten Werthbedingung; der Handel benutzt die Verhältniſſe, er verfälſcht ſie nicht, der Handeltreibende wetteifert in der Befriedigung der Bedürfniſſe ſeines

Publicums mit andern Kaufleuten, er betrügt ſie nicht."

Verächtlich blickte der Rabbi auf die „Krämerſeele", „dieſen 5 und mehr procentigen Dieb", herunter und ſchlug ſeinen grauen Palletot um ſeine Lenden. Das Gewand bauſchte ſich gewaltig. Wir ſtiegen aus und wieder ein. Es waren keine Cigarren gefunden, ausgenommen bei einem Juden im Coupé des Wagens. Wir hörten ihn mit großem Geſchrei behaupten, 100 Stück wären ſein Reiſebedürfniß, als man ihm nur etwa 5 davon ließ und die übrigen mit vieler Heiterkeit confiscirte. Alles lachte über den Vorfall und der Kaufmann behauptete: „Juden und Weiber paſchen immer".

Hier unſer Rabbi gewiß nicht, erwiederte ich, und klopfte ihm auf ſeine gefüllten Taſchen.

Er wandte ſich, wie ein Regenwurm, den man an die Sonne thut, aber es war nichts zu machen: trotz ſeiner neuen Socialtheorie, mußte er die alte Maxime des Kaufmanns beſtätigen. Er hatte alle Taſchen voll Brüſſeler Cigarren und unterſchied ſich von ſeinem Glaubensgenoſſen im Coupé nur durch ein beſſeres Geſchick. Uebrigens war es mir leicht, ihn ſo unſchädlich zu verrathen, denn ich hatte den Einkauf bei Kats, dem democratiſchen Cigarrenhändler in Brüſſel, mit angeſehn.

Der Kaufmann aber wurde nun grauſam gegen den Feind alles Profits und ſagte: „Alſo während Sie uns gewöhnliche Kaufleute Krämerſeelen nennen und in unſerm loyalen Gewinn eine Beraubung der Menſchheit ſehn, ergeben Sie Sich Selbſt dem Schmuggel! ei, ei! das heißt ja ungefähr wie bei den chriſtlichen Predigern: thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten!“

Er ſuchte zwar zu beweiſen, daß man die alte Geſellſchaft durch jedes Mittel auflöſen und ſolche Mißbräuche, wie die Douanen, gar nicht anerkennen müſſe; aber die Cigarren zeugten wider ihn. Immer riefen wir ihm zu: „Sie ſind ein Handelsmann, ein Profitmacher, ein Egoiſt, ein Speculant!“ und er konnte diesmal nicht ſagen, daß der Spaß nicht ernſt wäre.

Doch hier endigt unſre Unterhaltung. Der Wagen donnert auf den klaſſiſchen Pflaſterſteinen der Barricaden, mit denen edle Herzen vor 15 Jahren die Dummheit und Niederträchtigkeit der Menſchheit vergeblich abzudämmen ſuchten; der Strom rauſcht ſchon wieder über ganz Europa hin, und je höher die Bildung geſtiegen, deſto empörender iſt ſein Durchbruch, deſto verruchter ſein Lauf. Wird die ökonomiſche Revolution glücklicher ſein, wenn ſie ſein wird? Verzeihe mir der Rabbi meine Zweifel.

8.

Paris und die Geſchichte.

Paris! und Du biſt nicht dabei! Daß ich Dich hier nicht herumführen kann! Aber es ſoll noch geſchehn; Du ſollſt dieſe große neue Welt noch einmal mit Deinen eignen Augen entdecken und ſelbſt ſagen, daß Du vorher noch nichts geſehn haſt. Ich hatte es nicht darauf angelegt, hier zu ſehn und zu ſtaunen; auch laß ich mich nicht leicht aus der Faſſung bringen. Ich wollte Menſchen ſehn und wußte im Voraus ungefähr, was ich finden würde. Aber ich geſtehe Dir, daß ich nun erſt die ganze Wichtigkeit dieſer ungeheuren Stadt begreife. Der Kaufmann iſt ſehr liebenswürdig. Er hat mich den ganzen Tag herumgeführt und zwar ſtiegen wir zuerſt auf den

Mont Martre. Die Häuſer gehn ganz hinauf, und oben ſieht eine kleine häßliche Kirche mit dem Telegraphen. Leider ließ man uns nicht hinauf, denn oben, wo man auf der einen Seite das Thal von Montmorency, auf der andern Paris ſieht, muß es ſchön ſein. Wir mußten nun eins nach dem andern nehmen. Eine Frau gab uns den Schlüſſel zu dem Calvaire (ſo heißt Kirche und Garten), und die Anweiſung, wie wir auf die Pariſer Seite hinauskönnten. Die Pfaffen heulten in der Kirche, wie ſie zu thun pflegen, und viele ganz nagelneue Stationen von Scenen aus der Leidensgeſchichte waren abgebildet, um Proceſſionen und andern Götzendienſt wieder herzuſtellen. Seltſam nimmt ſich dieſer kleine Anfang des Alten aus gegen die ungeheuren Umgeſtaltungen der Revolution, die man hier unter den Füßen hat, und die immer noch fortgehn. Dieſer ganze Berg und gut das halbe Paris gehörte den Pfaffen und ihren Klöſtern. Man hat dies Geniſte von der Erde vertilgt, Straßen entſtehn auf dem alten Kloſtergrunde und Menſchen bewohnen und genießen was ſonſt dem traurigen Götzen geopfert wurde und ſeinen widrigen Dienern zu Gute kam. Nur das kleine

Fleckchen des Calvaire mit dieſem ſehr beſchränkten Proceſſionsgarten hat das böſe Princip behauptet Alles Andere iſt Privat- oder Gemeindegut geworden. Die Bauplätze gleich hinter dem Garten, die am ſchönſten liegen, fanden wir aber noch nicht zugänglich. Erſt allmälig wird ſich die Straße ſo hoch herauf ziehn. Der harte Boden, ſich ſelbſt überlaſſen, bildet ein Diſtelfeld voll mannshoher Stauden. Es iſt ſchwer ſich durchzuwinden. Aber hier, welch' ein Anblick! Die Sonne trat aus einer Wolke und warf ihren vollen Glanz in das ungeheure Theater, grade als es ſich vor uns aufthat. Wir konnten es mit Einem Blick nicht faſſen, die Ausdehnung der Stadt läuft rund herum, ſie macht einen Halbkreis, deſſen Enden auf beiden Seiten ſich uns entzogen. Zur Linken vor uns hin erblickten wir die waldigen Anhöhn, die den großen Keſſel mit umſchließen, in dem Paris liegt. Was wir vor uns haben, ſo weit das Auge trägt, iſt Alles Paris, der Geſichtskreis ſeine Grenze.

Nicht weit vom Mont Martre mündet die Eiſenbahn des rechten Ufers in die Stadt. Wir ſtiegen ein und blieben nicht lange unter Häuſern, dann fuhren wir über den Fluß und in einem großen

Bogen an ihm hin. Eine halbe Stunde ſo raſch, als die Räder laufen können, und wir ſind in St. Cloud. Aber was hatten wir erreicht? Nur wieder einen Punkt, auf dem wir uns am Ende von Paris befanden. St. Cloud, Boulogne, Auteuil, Paſſy, Paris, ein ununterbrochenes Meer von Häuſern, Eine Stadt. Die Ausſicht von St. Cloud übertrifft Alles, was ich bisher geſehn habe. Denn was iſt es am Ende, wenn wir das Meer groß und die Berge impoſant finden? wenn aber ſolche Strecken eine einzige große Wohnung der Menſchen geworden ſind, ſo iſt damit eine Eroberung über die Natur und eine Macht des Menſchenlebens vor die Augen geführt, deren welthiſtoriſche Bedeutung man gar nicht zu kennen brauchte, um von ihrem Anblick ergriffen zu werden. Wien und Rom ſind groß, ihre Lage iſt ſchön, ſchöner vielleicht, als die von Paris; aber leider vergißt man es nie, wenn man ſie anſieht, daß ſie von Eſeln bewohnt und nur ſpärlich durch Menſchen coloniſirt ſind, während hier, und nur hier der Brennpunkt des europäiſchen Geiſtes, das Herz der Weltgeſchichte vor uns liegt.

Freilich iſt Paris lange Zeit nicht beſſer geweſen, als Wien und Rom, und die Geſchichte, die hier gemacht wurde, war nichts als das Alberne in jeder Form. Es iſt leider noch genug davon übrig. Gleich dieſe Waſſer von St. Cloud, zu denen ſich heute die Menge verſammelt, was ſind ſie anders, als eine ohnmächtige Dummheit, für Müßiggänger ins Werk geſetzt und von Narren ausgedacht? Selbſt die luſtige Menge, die Park und Raſen am Sonntage in Beſitz nimmt und den losgelaſſenen Fontainen zujauchzt, verſöhnt uns nicht mit dieſen Reſten der verrückten Roccocozeit. In Verſailles iſt das Alles noch unſinniger. Und man ſieht es erſt recht, nun Gras in ſeinen breiten Straßen wächſ't. Der Magiſtrat von Verſailles, ſagte neulich der Charivari, hat beſchloſſen, täglich 30,000 Fußgänger von Paris zu miethen, um das Gras in den Straßen dieſer königlichen Stadt zu dämpfen.

Ueberhaupt iſt ſeit Athen und Rom die Geſchichte der Menſchen eine Geſchichte ihrer Abſurditäten geworden und die wieder humaniſirte Weltbewegung noch ſehr jung. Sie beginnt mit der Revolution, denn die Revolution war die erſte Erinnerung daran, daß es einmal Helden, Republikaner und freie Menſchen in der Welt gab. Es war ein ſchöner Traum! War es mehr? Und wenn wir Zeitgenoſſen dieſer großen Rückkehr zur Geſchichte der Menſchheit ſind, iſt es nicht um ſo ſchlimmer, daß der Traum ein Traum blieb, und daß wir ihn nun nicht einmal mehr zu erzählen wagen? Kein deutſcher Geſchichtſchreiber verſteht die Bedeutung der großen Begebenheit, an der ſich zu ihrer Zeit alle Herzen erwärmten und die edelſten Geiſter zu der Hoffnung eines „Fortſchrittes der Menſchheit“ ſich aufrichteten. Kant und Klopſtock haben uns dieſe Hoffnung hinterlaſſen, Schiller und Göthe ihren Verluſt, und was wir Deutſche ſelbſt ſpäter mit großem Geſchrei vollbracht, iſt weit unter der Kühnheit der Revolution. Wer hätte es damals gewagt, an die freiſten Menſchen, die Alten, zu erinnern? Wir erinnerten uns des Mittelalters, „es war ein Kreuzzug, war ein heil'ger Krieg“ und darum das Grab ſein Lohn, das „heilige Grab“ der Freiheit und „die heilige Allianz“ für die Wiederherſtellung der alten Grabesruhe unterjochter, ungeſchichtlicher, entmenſchter Völker. Ewige Schande über die bornirten Deutſchthümler und die myſtificirten Franzoſenfreſſer!

Ich habe den Traum der Freiheit noch zu gut im Gedächtniß, um dies Erwachen aus ihm nicht unerträglich zu finden: aber leider iſt die Poeſie der wenigen Momente in der Geſchichte, die wahrhaft lebenswerth und unſterblich ſind, jetzt tief begraben unter der Proſa des zweckloſen Daſeins, in dem wir feſtſitzen. Die Welt iſt damit zufrieden und die Leute lieben es, ſich zu rühmen, „wie ſehr ſie fortſchreiten". Sie ſchreiten fort, indem ſie den einzigen Fortſchritt, den der Menſch machen kann, die Hingabe an die Vernunft, verläugnen.

Ohne Zweifel, ihr Vortrefflichen, kommt ihr eurem Ziel immer näher; iſt es nicht dem, welches ihr wollt, ſo iſt es doch dem, welches ihr nicht wollt. Seid ihr damit zufrieden, warum ſollte man nicht ſagen, ihr — ſchrittet fort?

„Iſt denn kein *Fortſchritt* in der Welt, *kein Plan in der Geſchichte*, die ein ewiger Wille regiert? Hat nicht jedes Volk ſeine *Miſſion*?" ſagen die Göttlichen. „Erfaßt der *Weltgeiſt*, der durch alle Völker dargeſtellt wird, nicht immer tiefer ſich ſelbſt?" ſagen die Menſchlichen.

Vortreffliche und große Worte: „der Fortſchritt der Weltplan, der ewige Wille, und gar die Miſſionen der Völker!“ Sind die Miſſionäre Hunnen, Germanen, Araber, Ruſſen und Türken, ſo können ſie mitunter ſehr ungelegen auftreten; und der „Weltgeiſt, der immer klüger wird“, ſollte es endlich dahin gebracht haben, ſich von einigen Schlauköpfen nicht mehr bei der Naſe herumführen zu laſſen.

„Es iſt Vernunft in der Welt, ſagt Hegel, noch mehr, die Welt iſt ein vernünftiges Syſtem und die Menſchenwelt iſt es ausdrücklicher, als die Natur, ſie iſt es mit Bewußtſein. Die Weltgeſchichte iſt der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit.“

Eben deswegen, weil die Menſchenwelt ſich mit Bewußtſein vernünftig conſtituirt, kann ſie ſich auch mit Bewußtſein ihrer Vernunft, ihrer Menſchenwürde begeben und blickt nur um euch, ob ſie von dieſer Freiheit nicht reichlich Gebrauch macht. Scheint ſie nicht grade jetzt in Europa das Bewußtſein dieſer Freiheit auf die Spitze getrieben zu haben? Giebt es noch eine diplomatiſche Note, die dies nicht bewieſe? Die blinde Vernunft der Natur wird nie verletzt, die ſehende der Menſchenwelt überall unter die Füße getreten.

„Und was folgt daraus? Siegt die Vernunft nicht dennoch überall? Iſt es nicht das Gewiſſeſte von Allem, daß der Widerſtand gegen die geiſtige Entwickelung nur ein Mittel zu ihrer Beförderung iſt?“ hör' ich den Chor der Fortſchrittsgläubigen ſingen. — Ja, ihr habt Recht!

Wenn ihr die geiſtige Entwickelung ſo allgemein nehmt, daß ſie nur den Verlauf der Geſchichte, wie er auch ausfällt, bedeutet, ſo könnt ihr freilich nicht fehlen. Gelingt ihr die Republik nicht, ſo gelingt ihr das Kaiſerreich, ſchlägt dieſes fehl, ſo ſind es die Bourbonen, und findet ſichs, daß der Zeitgeiſt auch ſie nicht will, dann iſt es das Syſtem eines alten Fuchſes, der den Hahn der erſten Revolution noch ungeboren kannte und jetzt ſein Junges in der Geburt zu erwürgen ſucht. Gelingt der geiſtigen Entwickelung endlich, wie bei uns in Preußen und Deutſchland weder bürgerliche, noch litterariſche Freiheit, um von der Emancipirung der unterſten Klaſſen gar nicht zu reden, ſondern nur Despotismus und Religion; nun ſo iſt es das Glück der bürgerlichen Ruhe und die fromme Ergebenheit in jedes Geſchick, zu dem der Geiſt ſich entwickelt hat. Wollt ihr dies

Reſultat unſrer nichtswürdigen Zeit annehmen, ſo hab' ich nichts mehr zu ſagen, die Geſchichte entwickelt ſich allerliebſt und „der Fortſchritt" iſt enorm. Nie war die Welt weiter — von der Freiheit und von der Geltung vernünftiger Principien entfernt.

„Wenn ſie ſich nicht weiter davon entfernen könnte, ſo müßte ſie mit jeder neuen Minute mehr zu ihr zurückkehren."

Dieſe Mathematik eurer faulen Hoffnung und ein minutenweiſes Zurückkehren zum Beſſern würde mich über unſre Lage nicht tröſten, wenn überhaupt ein *ſittlicher* Fortſchritt die Aufgabe der Menſchheit wäre. Die Menſchheit kann ſich vom Druck der Natur und von der Unwiſſenheit befrein, Wiſſenſchaft und Civiliſation ſchreiten durch neue Entdeckungen fort; iſt aber die Freiheit die Kraft des Geiſtes und des ſich ſelbſt klaren Willens, iſt ſie der edle Charakter und die ſiegreiche Vernunft, *die Exiſtenz des wahren Menſchen*, ſo ſchreitet die Geſchichte nicht zur Freiheit fort, ſondern ſie ſtrahlt auf allen Punkten von Sternen der Freiheit. Hoffen wir für unſre Zeit; ihr ſcheint der Ehrgeiz zu fehlen, es der Vorzeit gleich zu thun.

„Iſt es nicht möglich, die Menſchen fortſchreitend zu veredeln in ihren Geſinnungen und Entſchlüſſen; ſo iſt es doch klar, daß die Befreiung der Menſchen vom Druck der Unwiſſenheit und aus der Noth der Natur unmittelbar eine Humaniſirung der Menſchenwelt mit ſich führt; die milderen Sitten ſind nach Jahrhunderten, ja nach Decennien zu unterſcheiden.“

Seitdem wir aus der Barbarei wieder auftauchen und zur Humanität zurückſtreben. Noch mehr, die Völker, welche ſich die Bildung und Civiliſation, die ſie hinter dem Rücken ihrer Herren errungen haben, nicht wieder entreißen laſſen, werden ihre geſelligen und natürlichen Feſſeln ſprengen; aber der Menſch, welcher aufhört eines Menſchen Knecht und ein verwahrloſ'tes Weſen zu ſein, iſt darum noch kein ſittlich freies. Sonſt wären die Könige, die Reichen und die Gelehrten die edelſten und beſten Naturen — vollkommene Menſchen. Das Gegentheil iſt jetzt in aller Welt Munde. Die Wiſſenſchaft, die Erfindung und Benutzung der Naturkräfte hat zu einer grauſamen Tyrannei der Reichen über die Armen, zu einer viel ausgedehnteren und gehäſſigeren Verwahrloſung der Menſchheit geführt, als je eine vorhanden war. Aber die Wiſſenſchaft iſt der Speer des Achilles, der die Wunden, die er ſchlug, auch zu heilen vermag. Weder die Bildung Aller, noch die Sicherung des Einzelnen gegen den blinden Einbruch der Naturnoth iſt ein unlösbares Problem. Die Leiden des ausgeſetzten, blinden, verwahrloſ'ten, heimathloſen Oedipus werden alsdann der Menſchheit erlaſſen, ihre Arbeiten dagegen ſich zu Herculesarbeiten der Geſammtheit, zu ſyſtematiſchen Angriffskriegen auf die ſpröden Domainen der Natur erheben, wenn auch nicht zur Beſänftigung aller Beſtien und aller Klimate, wie Fourier prophezeiht. Aber ſchon hiemit würden wir uns vor der Hand begnügen, denn es wäre mehr als „ein Fortſchritt im Bewußtſein", es wäre ein Fortſchritt im Beſitz der Freiheit, ohne daß darum der Kampf des Menſchen mit ſich, die Ausbildung und die Mißbildung der ſittlichen Naturen wegfiele.

Ueberhaupt iſt die Geſchichte ein Kampf der Menſchen mit einander, kein Naturphänomen, das man von ſelber herankommen läßt und dem man müßig zuſieht, und Paris das lehrreichſte Beiſpiel, daß die Sache des edleren Theils nie geſichert, die Befreiung des

Unterdrückten, ſelbſt wenn er für den Augenblick den Sieg in der Hand hatte, immer noch problematiſch, der Kampf der nobeln und der niederträchtigen Charaktere ein ewig erneuerter iſt. Für den Augenblick hat nun die Niederträchtigkeit es davongetragen. St. Cloud und dieſes Schloß, auf deſſen Terraſſe wir ſtehn, iſt ihr klaſſiſches Hauptquartier, aber es iſt auch der tarpejiſche Felſen, und die Stadt zu ſeinen Füßen das Tribunal für die Verräther. Nur ſchade, daß ihre Herrſchaft viele Decennien, ihr Sturz nur wenige Minuten dauert. Napoleon uſurpirte hier den Beſitz Frankreichs, er erzürnte hier den Genius der Menſchheit, ſeine Uſurpation war ſein Sturz. Karl X. verſpielte hier am glatten Whiſttiſch die Krone, und wenn die jetzige Dynaſtie in ihrem Spiel mit dem Volk auf die Kanonen der Forts reducirt ſein wird, dann iſt wieder St. Cloud und der Mont-Valérien gewiß ihre letzte Zuflucht. Allerdings, Paris iſt unwiderſtehlich. Dies Volk iſt reich an Lieb und Haß; und es beweiſ't ſich edel in beiden; die Autorität der Stadt iſt der Wille Frankreichs, das hieher unaufhörlich ſeine beſten Kräfte ausſtrömt. Gegen den edlen Charakter dieſer gewaltigen Stadt gäb' es nur dann einen endlichen Sieg, wenn es gelänge, ſie um ihren Charakter zu bringen. Bis dahin ſind alle Erfolge nur die Stufen, auf denen die Höhe des Sturzes erſtiegen wird. Wer ſich aber damit beruhigen will, der bedenk' es wohl, ſo lange die Stufen fortgehn, iſt der tarpejiſche Felſen wirklich das Kapitol. Er beunruhige ſich immerfort über den langen Athem des Erfolgs und tröſte ſich nie mit dem bevorſtehenden kurzen Moment des Sturzes. Er hoffe nicht, er arbeite, er glaube nicht nur an die Erfolge des böſen Princips, die er vor ſich ſieht, er widerſetze ſich ihnen. Ich kenne viele Pariſer, die ſich dadurch rühmlich vor den Deutſchen auszeichnen, daß ſie nicht, wie wir, den Feind ſeinem Schickſal überlaſſen, ſondern ihm ſein Schickſal zu bereiten ſuchen; und dieſe ſind beſſere Hiſtoriker, als die weiſen Männer, die nach hundert Jahren den Sieg jeder Parthei für den Fortſchritt zu Buche bringen. Eine vernünftige Geſchichte hätte eben ſo viel Tragödien als Triumphe des guten Princips zu berichten: die Geſchichte wird nicht eher wieder vernünftig geſchrieben, als bis man hierüber im Reinen iſt.

Die europäiſche Geſchichte knüpft ſich noch immer an die Geſchichte von Paris. Die Stadt wird nicht wieder, wie in der erſten Revolution, gegen die Provinzen auftreten, es iſt nicht einmal wahrſcheinlich, daß ſie ihren verlornen Maire wiederbekommt, weil das Bedürfniß der Einheit in der Staatsgewalt, welches zu der jetzigen Stadtverfaſſung geführt hat, immer daſſelbe bleiben wird: aber ob die Stadt 12 Mairieen in 12 Arrondiſſements und ſtatt eines ſelbſtgewählten Maire's einen Seinepräfecten hat, den die Staatsregierung ernennt; das geiſtige Uebergewicht von Paris bleibt daſſelbe, und je weniger die Provinzen zu fürchten haben, von einem Stadtintereſſe benachtheiligt und beherrſcht zu werden, um ſo eher geben ſie ſich hin, wenn Paris in einem großen Partheiintereſſe das Wort führt.

Für Deutſchland iſt Paris nicht minder wichtig, als für die Departemente. Unſre Siege und unſre Niederlagen erleben wir in Paris. Selbſt unſere Philoſophie, worin wir jetzt einen Schritt voraus ſind, wird nicht eher zur Macht werden, als bis ſie in Paris und mit franzöſiſchem Geiſte auftritt. Die Partheien gehn durch die Völker und die Völker haben kein höheres Intereſſe, als das Intereſſe ihrer Partheien. Ein Volk und ſeine Geſchichte iſt nicht mehr werth, als ſeine Partheien. Wohin kann es nun die Parthei der Freiheit bringen? Bei uns Deutſchen zu der Einſicht, daß die Anſtrengungen der Menſchheit überall den freien Menſchen zum Princip und zum Zweck haben, nicht gegen ihn ſelbſt gewendet werden dürfen; bei den Franzoſen zu der Praxis dieſes Humanismus. Der militairiſche und der pfäffiſche Geiſt, beide opfern den freien Menſchen auf, ihr Princip iſt das Commando und der Glaube; dieſe beiden böſen Principien werden in Frankreich durch den Bonapartismus und ſeine Verwandlung in das ſtarke und centrale Telegraphenregiment und durch den Katholicismus und ſeine Abſchwächung in aufgeklärte Religioſität vertreten. Sie werden angegriffen durch die Democratie und die freie Zuſammenwirkung, durch den freigelaſſenen Kampf der Anſichten in der Preſſe und durch die Erziehungsfrage, die, von den Prieſtern angeregt, dazu beſtimmt iſt die Prieſter aufzuheben. Sobald nämlich die Principien in Frankreich die Höhe der deutſchen Philoſophie erreicht haben, wird die ganze Religionsfrage eine Erziehungsfrage, nur durch Bildung befreit man die

Menſchen, und man wird in Frankreich den Muth haben, ſowohl die militairiſche, als die religiöſe Rohheit zu zerſtören und durch democratiſche Organiſation das Commando, durch Volksbildung den religiöſen Aberglauben zu erſetzen. Wie immer, ſo ſpricht auch jetzt die Reaction aller Orten das Stichwort der neuen Zeit zuerſt aus, es iſt die Erziehung. Die Bildung hat die Revolutionen erzeugt, die Verbildung ſoll ihnen die Quelle verſtopfen. In Preußen werden Schulen und Univerſitäten mit Obſcuranten angefüllt, in der Schweiz führt man Krieg gegen die Jeſuitenerziehung, in Frankreich verlangen die Prieſter Freiheit des Unterrichts. In Frankreich wäre ihnen zu antworten mit der gänzlichen Ausſchließung von allem Unterricht, denn in Frankreich iſt es kein Geheimniß mehr, daß ſie nichts wiſſen und nur ihre eigne Herrſchaft lehren und predigen wollen. Um dies öffentliche Geheimniß wirkſam zu machen, iſt nur noch nöthig, daß die Myſterien der Religion, auch die der aufgeklärten Religion, den Franzoſen ſo unwiderleglich enthüllt werden, wie dies jetzt in Deutſchland geſchehen iſt. Wird dann das freie Individuum, wie es bei dem praktiſchen Talent der Franzoſen nicht ausbleiben kann, wirklich der Staatszweck, ſo erhebt ſich die Erziehung zur vornehmſten öffentlichen Function und alle militairiſchen und prieſterlichen Müßiggänger, alle ihre Ehren und Würden werden in ihr nützlich verwendet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß weder die durchgreifende theoretiſche, noch die univerſelle praktiſche Befreiung ohne democratiſche Organiſation möglich iſt. Die Inſtitutionen, welche die Beherrſchung und Ausbeutung der Menſchen, eben ſo wie die, welche ihre Befreiung und ihr wahres Wohl zum Zweck haben, hängen an einander, wie die Ringe einer Kette. Der letzte Ring der europäiſchen Kette iſt in Paris befeſtigt, d. h. er iſt in der Hand der Democratie.

9.

„Sociale“ Bekanntſchaften.

Du ſiehſt, wie Paris mich anzieht, und grade im Gegenſatz zu den Nationalen dieſſeit und jenſeit des Rheins möcht' ich etwas für die Verbrüderung der deutſchen und franzöſiſchen Befreier thun. Wir brauchen nicht wähleriſch zu ſein, alle Nüancen der Oppoſition, ja ſogar noch die ehrlichen Conſervateurs des Juli-Frankreichs ſind befreiende Männer für Deutſchland. Schwieriger iſt es für uns, den Franzoſen genießbar zu werden; und es könnte ſich wohl ereignen, daß wir nur mit dem alleräußerſten Extrem zu einer Verſtändigung gelangten; nur die Communiſten ſind dem totalen Humanismus, welcher die ſittliche Welt wie von allem Uebermenſchlichen ſo von allem Untermenſchlichen, und die natürliche von allem Uebernatürlichen reinigt, zugänglich. Bei alledem ſind es nicht die Communiſten, die ich hier ſuche, ſie können keine Schriftſteller in dem Journal, welches wir projectiren, abgeben, und ich meines Theils habe es noch nicht zu dem Glauben an die allein und alles ſeligmachende Gütergemeinſchaft bringen können.

Aber ich ſtoße bei jedem Schritt auf die Socialen und heute find' ich ſogar in der „Democratie pacifique“ die Ankündigung, ich ſei nach Paris gekommen, um „die ſociale Wiſſenſchaft“ (Fouriers Syſtem) zu ſtudiren. Es iſt etwas daran, nur choquirt es mich, der ich bisher alle Menſchen für Socialiſten gehalten habe, daß hier plötzlich der Socialismus erfunden und ein ganz neues Syſtem ſein ſoll; und ich habe geraume Zeit gebraucht, um mich in dieſe Uſurpation einigermaßen hineinzufinden. Indeſſen wird es immer von Zeit zu Zeit nöthig, mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, und ſo ſei es denn drum: *wir leben noch nicht recht zuſammen und haben die wahre Form der Geſellſchaft noch erſt zu verwirklichen.* Jedenfalls kann man nur dabei gewinnen, immer in beſſere Geſellſchaft zu kommen. Schafft die ſchlechte ganz ab und laßt von der guten niemand ausgeſchloſſen ſein. Der Communiſtenrabbi, ein liebenswürdiger guter Menſch, ſorgte dafür, daß ich mit „ſocialen Männern von Ruf“ bekannt wurde und zunächſt kam „der Pariſer Correſpondent“, der in dem Communiſtenbericht aus der Schweiz auftritt, in unſre Geſellſchaft, dann beehrte mich Madame **Flora Triſtan**, die Verfaſſerin der Londner Spaziergänge und der Union ouvrière, mit ihrem Beſuch und endlich lernte ich Herrn **Victor Conſiderant**, den Hauptredacteur des Fourieriſtiſchen Organs der Democratie pacifique, und Herrn **Cabet** und **Dezamy**, die zwei communiſtiſchen Notabilitäten, kennen, ehe ich noch daran gedacht hatte, meine urſprünglichen Beſuchspläne bei nichtſocialen oder nur halbſocialiſirten

Schriftſtellern, die in Deutſchland Autoritäten und Namen geworden ſind, ins Werk zu ſetzen.

Der Rabbi unterrichtete damals „den Pariſer Correſpondenten", einen Mann von geringen Fähigkeiten, aber von großem Eifer, und der darum nur deſto glücklicher von der Einen Idee lebt: „Wenn
vir nur erſt Gütergemeinſchaft haben!" Er denkt
ich alles Glück erreicht und alle Fähigkeiten aufs
Höchſte geſteigert, ſo wie der Communismus realiſirt
ſt. Als wir zuſammen bei Franconi im Circus die
Damen mit Kühnheit und Grazie auf den Pferden
anzen ſahn, rief er aus: „Vortrefflich und im Com-
unismus werden alle Weiber ſo tanzen können."
r gehörte nicht zu den Brod- und Eiſenpredigern,
ſetzte kein finſtres Geſicht auf und lud die Proſe-
ten, die er zu machen ſuchte, nicht zu dem purita-
ſchen Sauertopf der Entbehrung, Fourier hatte ihn
lerant gegen die Genußſüchtigen geſtimmt und er
eilte Apfelſinen, Ananas, Champagner, Bananen,
ſtern und indianiſche Vogelneſter an alle Commu-
len aus, wie er alle zu Franconi in die Lehre thun
llte. Disponirte er über Talent und Geſchmack
ne Verſtand, ohne Rückſicht auf die Waden, auf

den Schwindel und auf den Magen der künftigen Communiſten, ſo that er es mit deſto mehr Humor, und es hörte ſich hübſch an, wenn er naiv und heiter von der glücklichen Zukunft ſprach, wie die Kinder uns oft erzählen was ſie alles haben und thun werden, wenn ſie groß ſind. Unterdeſſen verſchmähte er vorläufig auch ſchon die Apfelſinen der „alten Geſellſchaft" nicht und unterwarf ſich für ſeine Perſon den Pariſer Sitten ſogar in der „freien Liebe". Er hielt das tauſendjährige Reich des Communismus, wo die Liebe gänzlich frei, die Güter ehrlich verwendet und richtig ausgetheilt, die Talente vollkommen entwickelt ſein werden, allerdings für nahe herbei gekommen, aber er glaubte auch, „die Gewalt thun, reißen es zu ſich". Die gemeinen Communiſten ſind ökonomiſche Chriſten, die Prediger des Communismus ökonomiſche Pfaffen, theils heitre, wie dieſer, den der Himmel des Communismus und das Elend der Armen dieſer ſchlechten Welt, „der alten Geſellſchaft", nicht hinderte ſich gütlich zu thun und ſeinen Humor dabei zu haben, theils fanatiſche, die jetzt ſchon ihre Bannflüche gedruckt und ungedruckt ausgehn laſſen und ihre Bullen mit der Guillotine ſiegeln. Neuerdings um die hierarchiſche Stufenleiter zu vollenden, iſt auch noch ein Meſſias des Communismus aufgetreten. Er heißt Kuhlmann und verkündigt: „die neue Welt“ in Lauſanne, wo ihn als den, der da kommen ſollte, ſein Johannes, Auguſt Becker, ſchon vor 6 Monaten verkündigte. Unter den franzöſiſchen Communiſten fand ich die heitern, humanen und philoſophiſchen Naturen vorherrſchend. Cabet und Dezamy beſtätigen dieſe Bemerkung. Der „Pariſer Correſpondent“, der übrigens ſeinen Namen mit der That führt, denn er correſpondirt nach allen Himmels- und Weltgegenden mit einem unverwüſtlichen Eifer, iſt bei alledem nicht ohne prieſterliches Talent und exercirt ſogar unmittelbar eine Art Sittenpolizei, die ſich aber, da der Communismus den ſonſtigen Charakter aus dem ökonomiſchen entſpringen läßt, nur auf den Beutel und auf die ökonomiſche Rechtgläubigkeit der Communiſten und Communiſtengenoſſen richtet. Er nahm mich ſehr freundlich für einen exoteren Anhänger, warf mir meine Verſchwendung vor und meinte, ich könnte wohl monatlich 20 Franks erübrigen und zum Druck communiſtiſcher Schriften, es war von Weitlings Evangelium der armen Sünder die Rede, beiſteuern.

Ich ſah ihn verwundert an; er verzog keine Miene. Ich muß geſtehn, fuhr ich ſodann heraus, daß ich nicht darum der deutſchen Polizeiaufſicht und Cenſur aus dem Wege gereiſ't bin, um hier von Ihnen ſogar meine Wirthſchaft controlliren zu laſſen. Ich verbitte mir dies Intereſſe an meinen Privatangelegenheiten.

„Es giebt keine Privatangelegenheiten mehr, und man muß ſich gegenſeitig beaufſichtigen.“

Ich Sie und Sie mich? Aber ich intereſſire mich nicht für Sie, wenigſtens nicht genug, um Ihre femme und Ihre Menage in Ordnung zu halten.

„Männer von gleichen Principien müſſen ſich für einander intereſſiren.“

Welche Principien meinen Sie?

„Die Gütergemeinſchaft.“

Ich bin nicht für die Gütergemeinſchaft, am allerwenigſten mit Ihnen, weder Ihr Princip, noch die Art und Weiſe, wie Sie es zu realiſiren ſuchen, gefällt mir. Und ſelbſt wenn wir in den Principien harmonirten, ſo wäre mir das noch lange kein Beweggrund, mich perſönlich mit Ihnen zu befaſſen.

Ich ging zornig davon.

Und doch hatte der naive Mann nur darin Unrecht, daß er ſo naiv war. In der That, man wird es niemandem wehren, einen zu beobachten und zu cenſiren, aber man wird jedem das Haus verbieten, der ſich mit dieſer Abſicht ankündigt. Und es iſt nicht das geringſte Hinderniß des Communismus, daß es unerträgliche Menſchen und unverträgliche Charaktere giebt.

10.

Cabet und der Humanismus.

Der Rabbi führte mich zu dem Erdeputirten und Advocaten Cabet, dem Verfaſſer der Voyage en Icarie, eines communiſtiſchen Romans, in dem eine modificirte Gemeinſchaft des Lebens und der Oekonomie, eine Verwaltung aller Güter und Geſchäfte von Staats wegen mit Beibehaltung der Familie und der republikaniſchen Organiſation des Ganzen beſchrieben wird. Cabet war 1830 nicht ohne Einfluß. Der König og ihn zu Rathe und ſuchte ihn zu gewinnen. Cabet rklärte ſich ſchon damals gegen die Bourgeoiſie und erlangte, der König ſolle ſich auf die Maſſe, auf den euple, ſtützen und die radicale Demokratie vorbereiten. Louis Philipp hielt das für unmöglich. Die Maſſe ſei zu einer ſolchen Stellung weder vorbereitet, noch aufgelegt. Cabet beſchwor ihn und ſchwur, daß es gehn würde. Er drang nicht durch, doch blieb er noch auf gutem Fuß mit dem König und nahm bald darauf die ſchwierige Sendung nach Corſica an, um dort als Generalprocurator die Jury einzuführen. Später kam es zum Bruch, und jetzt iſt Cabet in der extremſten Oppoſition, die er aber als geſchickter Advocat rechtlich zu begründen und in den Schranken der Legalität zu erhalten ſucht. Keine Nummer ſeines Monatsblattes, des „Populaire" erſcheint, in der er nicht die sainteté de la famille proclamirte und gegen Gewalt und Verſchwörung proteſtirte. Es ſtand der Toulouſer Communiſtenproceß bevor. Cabet war im Begriff als Vertheidiger mehrerer Angeklagten nach Toulouſe zu gehn und hielt ſich feſt überzeugt, daß ihre Unſchuld vollkommen erwieſen werden würde. Die Freiſprechung erfolgte auch wirklich, nur wurde Cabet auf jede Weiſe am Plaidiren verhindert, ja, man fürchtete ihn ſo ſehr, daß man ihm ſogar, als er ſich freiwillig auf die Bank der Angeklagten ſetzte, das Wort verweigerte. Er ſollte mit Gewalt aus der Sache gehalten werden. Gleichzeitig erreichte er ſeinen Zweck. Die ganze communiſtiſche Parthei, die durch den Ausgang des Proceſſes in eine viel günſtigere Lage kam, mußte ihre Augen auf ihn richten, und wenn der Communismus im Stande wäre, die arbeitenden Klaſſen, auch nur in den Städten für ſich zu gewinnen (die 130,000 Unterſchriften zu Ledru-Rollins Arbeiterpetition ſind freilich eine zu geringe Theilnahme), ſo würde Cabet ſich an der Spitze einer unwiderſtehlichen Heeresmacht befinden. Vor der Hand iſt indeſſen die Communiſtenparthei ſehr ſchwach, und völlig außer Stande, ſich auf ihre eignen Füße zu ſtellen, oder gar eine Revolution zu beginnen. Alle franzöſiſchen Socialiſten, die überhaupt eine Revolution wünſchen und erwarten, richten ihre Blicke auf die Bewegung der politiſchen Partheien. Sie glauben zwar, daß ſie die Erben, aber nicht, daß ſie die Väter der bevorſtehenden Revolution ſein werden. Es verſteht ſich, daß die Legalität Cabets ſich nur auf die factiſche Haltung, nicht auf die Anſicht bezieht. Es giebt keinen Franzoſen, für den das Geſetz eine andere, als eine proviſoriſche Geltung hätte; die Franzoſen haben daher alle den Vorzug voraus, daß ſie ihre Geſetze von ihrem Leben, nicht ihr Leben von ihren Geſetzen beherrſchen laſſen. Iſt die Charte nie zur Wahrheit geworden, ſo iſt es die Septembergeſetzgebung eben ſo wenig; zwiſchen beiden aber liegt die franzöſiſche Freiheit, die Bildung, die Haltung und die Praxis des humanſten Volks der Erde. Cabet iſt ganz Franzoſe, ein bejahrter Mann und noch feurig, wie ein Jüngling, mit einem freundlichen, geſcheidten, ja, ſchlauen und ſceptiſchen Geſicht. Er macht ſich keine Illuſionen über die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, Alles zu monopoliſiren, zu confisciren, zu adminiſtriren und ſodann den Ertrag gerecht zu verwenden, vorher aber jeden Einzelnen zur Erzeugung dieſes Ertrags anzuſtellen. Denn ſo ausführlich ſeine Reiſe nach Icarien iſt, ſo zweifelhaft bleibt immer das Wie und Wo; ſo ſehr ſich die Anhänger des Communismus vermehren mögen, ſo weit iſt immer doch dieſe Secte noch von der Majorität und ſchließlich von dem Siege dieſer Majorität entfernt. Aber Cabet iſt nun einmal feſt überzeugt, daß nur auf dem Wege der communauté alle Menſchen zu Menſchen gemacht werden können und darum will er dieſen Weg einſchlagen. Er fühlt auch, daß mit dem kahlen

Dogma der Gütergemeinſchaft nichts anzufangen iſt; darum hat er ſich daran gemacht, die neue Einrichtung ausführlich und genau zu beſchreiben. Er ſpricht die Probleme der Zeit mit großer Schärfe aus und ſagte unter andern: „das Einfache iſt überall das Wahre; es wird darum nicht früher entdeckt, wie denn der wirkliche Menſch erſt jetzt gefunden und geltend gemacht wird.“ — Es intereſſirte ihn nicht wenig, daß wir Deutſche endlich mit großem Apparat von Gelehrſamkeit auch dort angekommen ſeien, wo im Grunde ſchon das 18te Jahrhundert ſtünde, und er hörte mich aufmerkſam an, als ich ihn über die Entwickelung des deutſchen Geiſtes und über die Nothwendigkeit unſerer theoretiſchen Gründlichkeit unterhielt. Mit großer Geſchicklichkeit hob er jede wichtige Wendung der Sache hervor und vor allen Dingen intereſſirte ihn die Behauptung, daß es gefährlich ſei, die Metaphyſik, wie die Franzoſen und Engländer gethan, bei Seite zu laſſen; man müſſe vielmehr die Metaphyſik durch ſich ſelbſt aufheben und alle ihre Myſterien auf den einfachen, wahren Grund zurückführen, den phyſiſchen und den geiſtigen, indem man die Menſchenwelt aus der Natur des Menſchen und die Natur aus ſich ſelbſt erklärte.

„Man nimmt alſo der Wiſſenſchaft den myſteriöſen Hintergrund, und was man nun nicht erklären und begreifen kann, was fängt man damit an?“ fragte er.

Es bleibt ein wiſſenſchaftliches Problem, das man nur wiſſenſchaftlich löſen kann; es iſt kein Myſterium, das irgend ein Betrüger durch übervernünftige Taſchenſpielerei offenbaren könnte, um es dann immer noch, offenbart wie es iſt, als Geheimniß verehren zu laſſen.

„Das iſt ſehr richtig; aber wenn man ſo bei Ihnen die Wiſſenſchaft realiſirt und die Gedankenwelt vernünftig conſtituirt, was thut man zur Realiſirung des Menſchen und zur vernünftigen Einrichtung der Geſellſchaft?“

Nichts oder doch ſo gut als nichts, im Gegentheil, man ſucht auch die Wiſſenſchaft wieder unvernünftig und die Verfaſſung der Geſellſchaft möglichſt ruſſiſch zu machen.

„Sie ſprechen von der Regierung. Die unſrige iſt nicht beſſer und wenn ſie nicht Rußland, ſondern nur unſer altes Königthum im Kopfe hat, ſo wüßt' ich nicht, was wir voraus hätten. Wir haben Preßfreiheit und man nimmt die Bücher weg, die der regierenden Klaſſe nicht gefallen, wir dürfen Journale ſchreiben, aber die Parthei, welche nicht wenigſtens eine halbe Million Franks anzulegen hat, iſt von der journaliſtiſchen Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen, die Parthei der Armen alſo, die Maſſe des Volks, wird unterdrückt, kommt nicht einmal zu Worte. Ich meinte alſo mit meiner Frage nicht die Regierungen, ich meinte unſre Parthei.“

Sie exiſtirt nicht in Deutſchland, antwortete ich.

Erſchrocken fiel mir der Rabbi ins Wort und erklärte, es gäbe allerdings bereits viele Communiſten in Deutſchland.

Aber gewiß keine communiſtiſche Parthei, erwiederte ich.

„Und Sie Selbſt, ſind Sie nicht Communiſt?“ fragte Cabet mich, augenſcheinlich ein wenig verwundert.

Ich begriff, daß ich mit meiner deutſchen Partheiloſigkeit in eine ziemlich ſchiefe Stellung gerathen war. Cabet und der Rabbi wollten und mußten deutſche Communiſten und eine Ausbreitung des Communismus in Deutſchland haben, und wenn ich ſelbſt nicht ein Beweis der deutſchen Propaganda ſein wollte, womit konnt' ich meinen Beſuch, um nicht zu ſagen meine Exiſtenz rechtfertigen? Ich faßte mich indeſſen ſchnell und da ich einmal die Wahrheit geſagt hatte, ſo wollte ich dabei bleiben und antwortete: „Dieſe praktiſche Frage des Humanismus liegt uns ſo fern, daß wir ſie uns noch nicht einmal aufgeworfen haben, wir ſage ich im Namen der philoſophiſchen und politiſchen Oppoſition. Im Princip jedoch ſind wir mit Ihnen einig, wir erklären, wie Sie, den wirklichen Menſchen für das Princip und den Zweck der Geſellſchaft; aber wir ſind über die Art und Weiſe, wie die Geſellſchaft zu dieſem Zweck conſtituirt ſein müſſe, noch nicht im Reinen. Wir können vor der Hand nichts weiter thun, als einzeln human ſein, an einer Theorie, wie man mit Einem Schlage alle humaniſiren könne, fehlt es uns aber durchaus noch. Ich bekenne daher meine Unwiſſenheit, aber auch meinen Eifer, ſie aufzuheben, und werde mir Ihre Werke und die der übrigen Syſtematiker von Ruf zu verſchaffen ſuchen."

Hiemit war der freundliche Mann vollkommen zufrieden, ja, unſre Unterredung war ihm ſo wichtig, daß ich beim Weggehn ihm noch einmal Alles recapituliren mußte. Er hielt ein förmliches Schlußverhör mit mir und es hatte ganz den Anſchein, als wolle er ſich Punkt für Punkt notiren, was ich ihm mitgetheilt hatte.

11.

Dezamy und die Preßfreiheit.

Cabet iſt ſehr eiferſüchtig auf ſeine Suprematie und vergaß in ſeinem Streit mit Dezamy, der in allen Punkten offener und ehrlicher radical iſt, die Brüderlichkeit, in der Kritik der Flora Triſtan die Galanterie; man ſollte denken, keine Geſellſchaft von Gleichen würde ihm gefallen, in der er nicht der Erſte wäre. Indeſſen vielleicht ſind die bittern Ausfälle communiſtiſcher Schriftſteller gegen ihre Brüder, die weiter gehn oder zurückbleiben, nur eine Sünde der „alten ſchlechten Geſellſchaft“, welche verſchwindet, ſobald „die gute Geſellſchaft“ realiſirt iſt.

Dezamy beſuchte mich wiederholt, er war mit mir zu Tiſche und wir haben bis zuletzt einen angenehmen Verkehr unterhalten. Er iſt Materialiſt und ſucht die Welt aus ſich ſelbſt zu erklären, er giebt weder ein Chriſtenthum nach ſeiner Interpretation, noch eine Geſetzlichkeit nach Cabets Zuſchnitte vor, er läugnet es nicht, daß mit dem Privateigenthum auch die Privatwirthſchaft der Familie aufhören und an die Stelle der Ehe die „Liebesbündniſſe" treten würden. Kurz er giebt alle Conſequenzen des Princips der totalen Gemeinſchaft offen zu. Cabet iſt alt und wartet auf ſeine Zeit wie einer, der ſich mit unzeitigen Pronunciamento's die Finger ſchon verbrannt hat, Dezamy dagegen iſt jung, ſeine Sache reißt ihn hin und er vertraut der Wahrheit genug, um ſie laut zu verkündigen. Er ſagt eben ſo wenig, als Cabet, wir wollen durch einen Aufruhr zum Ziele kommen; aber ſeine ganze Art zu reden iſt ein Aufruhr gegen die gäng und gebe Denkungsart der Franzoſen, die es viel ſchrecklicher finden, wenn ein Menſch ſich Atheiſt und unchriſtlich, als wenn er, wie Lamartine und Thiers, ſich einen Sohn der Revolution nennt, ſie fürchten die Philoſophie mehr, als die Pflaſterſteine, und je weiter ſie ſich in der Liebe den Zügel ſchießen laſſen, um ſo ſtrenger halten ſie es im Bekenntniß mit der sainteté de la famille. Und ſie haben nicht Unrecht: ein principloſes Factum iſt nichts, das Factum eines Princips iſt Alles. Die Geſellſchaft der Cabetiſten in Toulouſe wurde frei geſprochen, Dezamys Almanach de l'organisation sociale von 1844 verurtheilt und weshalb? wegen gottloſer Doctrinen. Die Strafe war Vernichtung des Büchelchens, 300 Franks Buße und 8 Wochen Gefängniß. Als dies Urtheil bekannt wurde, nahm ſich kein politiſches Journal des Communiſten an. Ich hatte den äußerſt anſtändig gehaltenen Almanach geleſen und ſprach verſchiedenen Redacteurs der oppoſitionellen Blätter über das Gefährliche, wenn man Tendenzproceſſe aufkommen laſſe, aber die Antwort war überall dieſelbe: „er iſt nicht von unſerer Parthei“, und der Geſichtspunkt der Gerechtigkeit ſchien für dieſen Fall gar nicht zu exiſtiren. Ja, der Charivari, der doch wahrlich nicht zu den Heiligen gehört, ging ſo weit, daß er Felix Pyats Verurtheilung wegen Injurien gegen J. Janin mit der von Dezamy zuſammenſtellte. Der eine habe einen ſchlechten Schriftſteller vernichtet, der andre vernichte alle Grundlagen der Geſellſchaft, die Religion, das Eigenthum und die Familie und der erſtere werde zu 2000 Franks Strafe und zu 6 Monat Gefängniß, der andere zu einer Kleinigkeit verurtheilt. Vielleicht könnte man den ganzen Almanach in Deutſchland mit dem Imprimatur irgend eines vernünftigen Cenſors drucken, ſo gehalten, ja zum Theil doctrinär iſt er abgefaßt; aber die Franzoſen haben Robespierres Anathem gegen gottloſe Philoſophie und die Verurtheilung des Communiſten Baboeufs noch im Kopf, und die Partheien ſind gleich ungerecht nach unten und nach oben. Einige Beiſpiele aus dem Almanach und aus dem Charivari mögen dieſe Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten veranſchaulichen.

Die Herausgeber des Almanach ſagen: „Vernunft und Einheit (rationalisme et unité) iſt unſer Princip.“ Die Einheit ſowohl geſellig, als auch metaphyſiſch genommen. Dezamy fährt fort: „Die Urſache, Stütze und Anfang von Allem was iſt, war und ſein wird, der einzige, der conſtante und univerſelle Grund von Allem was geſchieht, im Böſen, wie im Guten, iſt die Natur, ein ewiges, univerſelles, einziges Weſen, unbegreiflich in ſeinem letzten Grunde, aber handgreiflich in ſeiner Exiſtenz; und ſeine Manifeſtationen ſind im Ganzen und Weſentlichen harmoniſch, geſetzmäßig, gerecht und wohlwollend.“

Dieſe unbegreifliche und wohlwollende Natur iſt nicht einmal ganz ohne Myſticismus, ſie iſt „unbegreiflich" und nicht ohne die gewöhnlichen allerhöchſten Entſchließungen, die „gerecht" und „wohlwollend" ſind, ſie iſt auf keinen Fall ſchlimmer, als die Principien unſerer officiellſten Philoſophieen; und wie machen die verworfenen Schriftſteller, die ſogar der Charivari gottlos findet, Natur und Vernunft geltend? Sie ſagen: „Wir publiciren dieſes kleine Buch, um die Wiſſenſchaft von der Geſellſchaft ins Volk zu verbreiten. Es enthält in der Kürze den Plan, wie die univerſelle Gemeinſchaft einzurichten wäre. Das Syſtem, welches wir der Prüfung der öffentlichen Discuſſion unterwerfen, iſt keine Theorie, die mit Abſtraction von den Elementen der jetzigen Geſellſchaft gefaßt wäre und ſich nur in Anwendung bringen ließe nach einer vorbereitenden Uebergangsperiode, kein Syſtem, deſſen Triumph nur möglich wäre in Folge eines großen Umſturzes und einer blutigen Kataſtrophe. Im Gegentheil, wir haben die Elemente der jetzigen Geſellſchaft ſorgfältig ſtudirt und erwogen, wir haben alle Schäden, die das Unglück des Menſchengeſchlechts nach ſich ziehn, gemuſtert; und aus dieſem Studium, aus dieſer ſtrengen Prüfung iſt für uns die feſte Ueberzeugung entſprungen:

das Syſtem der Gemeinſchaft wird vollkommen ausführbar ſein, ſobald nur ſeine Richtigkeit und ſeine Vortrefflichkeit durch die öffentliche Meinung anerkannt ſind."

Der erſte Aufſatz wendet ſich darauf unmittelbar an die arbeitenden Klaſſen. „Arbeiter, ſo beginnt er, Alles um euch her verbeſſert ſich, nur eure Lage nicht. Soll das ſo bleiben? Nein. Wie wollt ihr es ändern? Aendert euch ſelbſt, geht aus eurer Gleichgültigkeit heraus, lernet wollen, nachdenken, ſtudiren, und macht eure Rechte geltend. Brüder, hört die befreundeten Stimmen, die aus eurer Mitte ertönen. Zieht die Löſungen der geſelligen Probleme in Betracht, die wir hier geben und, wir zweifeln nicht daran, ihr werdet bald die Gewißheit erlangen, daß die Uebel, die euch niederdrücken, wie groß und ſchrecklich ſie immer ſein mögen, gänzlich getilgt werden können."

„Wir lieben die Gewalt nicht, die uns regiert, aber wir rufen euch nicht zu den Waffen. Dennoch aber iſt unſre Lehre nicht Entſagung, nicht Selbſtverleugnung, nicht Aufopferung, wir gehören nicht zu denen, die ein Glück jenſeit des Grabes hoffen. Das Glück iſt auf der Erde im Schoße der Welt, die uns umgiebt, wir werden euch die Mittel zeigen, es zu verwirklichen. Und dies bedenkt, meine Brüder, es iſt hier in dieſem Leben, wo wir das Glück zu ſuchen haben; denn, ſprechen wir es offen aus, nach dem Tode iſt nichts mehr zu hoffen."

Der Verfaſſer, Herr Navel, ein Arbeiter, zeigt dann weiter, daß alle Revolutionen den untern Klaſſen nichts nutzten, nur darum nicht, weil dieſe nicht die nöthigen Kenntniſſe beſäßen, um an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. „Die Einrichtung der Geſellſchaft, fährt er fort, iſt die einzige Urſache des Uebels, dieſe müßt ihr ſtudiren, dieſe reformiren. Und welches iſt die beſte Einrichtung der Geſellſchaft? Nach langem und ernſthaftem Studium dieſer Frage bleibt uns kein Zweifel übrig: es iſt die Gleichheit der Lage und die Gemeinſchaft der Güter. Alle müſſen in derſelben äußern Lage, in demſelben geſelligen Verhältniß ſein, heißt, allen muß dieſelbe Leichtigkeit ſich zu entwickeln und zu erhalten, dieſelbe Möglichkeit frei ihre Kraft zu üben, gegeben werden. Und damit dies möglich ſei, dürfen nicht Einzelne die Früchte und die Quellen des natürlichen und geſelligen Producirens in Beſchlag nehmen. Daher **die Gemeinſchaft der Güter.**"

Ein anderer Arbeiter, Namens Gay, läßt ſich ſodann über die Ehe aus. Er ſagt: „Die ganze Menſchheit iſt Eine Familie, dieſe Familie aber iſt nicht conſtituirt und iſt es nie geweſen. Unſre Aufgabe iſt es alſo jetzt, ſie zu conſtituiren und zwar durch einen Geſellſchaftsvertrag, der ganz dem der Ehe entſpricht, und wodurch das Glück der Gemeinſchaft allen und jedem unter uns geſichert wird. In dieſer großen Familie hört die kleine auf. Die Individuen der beiden Geſchlechter werden die Freiheit ihrer beſonderen Zuneigung, zu der ſie von Natur beſtimmt ſind, behaupten und hierin durch keine Unterſchiede und künſtliche Ungleichheiten gehemmt ſein. Und die frei Verbundenen ſind ſelbſt durch die Erziehung ihrer Kinder nicht an einander gefeſſelt, wenn ihre Charaktere und Neigungen aus einander gehn. Die Kinder ſind ſo wenig ein Eigenthum als die Frau, ſie werden von der Geſellſchaft erzogen. Der Mann wird der Bruder, der Freund und der Liebhaber, nicht mehr der Herr der Frau ſein." Dies iſt die viel beſprochene

Emancipation der Frauen. „Und die Liebesbündniſſe werden dauerhafter und angenehmer, als jetzt ſein; denn da die Unabhängigkeit der Frau thatſächlich und rechtlich vorhanden iſt, ſo wird man, um den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht zu verlieren, alle mögliche Liebenswürdigkeit und eine ununterbrochene Anhänglichkeit beweiſen; während unzertrennlich Verbundene ſich nicht fürchten rückſichtslos gegen einander zu ſein.“

„Und wozu ſollte die Ehe in der zukünftigen Geſellſchaft noch dienen? Jetzt freilich, wo alles getheilt iſt, wo die Menſchen unaufhörlich im Kampf, in Concurrenz, in Nebenbuhlerſchaft leben, iſt eine kleine Gemeinſchaft, die Familie, der einzige Zufluchtsort, wo wir einen wahren Freund, einen treuen Genoſſen finden können. Hat aber die univerſelle Gemeinſchaft und Brüderſchaft, die wir vorſchlagen, nicht mehr, als jede unvollſtändige Gemeinſchaft, die Eigenſchaft, alle Menſchen in treue und eifrige Freunde zu verwandeln? Der Einzelne wird nach und nach mit aller Welt befreundet, und dieſe Freundſchaften werden reiner ſein, als irgend eine in der jetzigen Welt, und je größer ihre Zahl wird, deſto glücklicher wirſt du ſein, ſicher gegen die Leiden der ſittlichen Welt, deſto feſter wird die menſchliche Familie vereinigt ſein."

Dies ſind in der Kürze „die furchtbaren Lehren" des jungen Dezamy und ſeiner Freunde Ravel und Gay. Sie verdienten gewiß weder Gefängniß, noch Verbot. Man kann es nicht beſſer mit der Welt meinen, als ſie es thun, man kann nicht klarer und unverfänglicher ſeine Anſicht und ſeinen Zweck ausſprechen, man könnte auch den dümmſten Schreier, ſo ſcheint es, mit ſo viel Humanität und Liebenswürdigkeit zum Schweigen bringen; und es wäre gegen „den verrufenen Communismus" nichts in der Welt zu ſagen, *wenn er möglich wäre*. Leider iſt eine Welt von Brüdern und die Einheit der Menſchheit in Einer Familie nichts — als ein Traum. Der Separatismus iſt der unzertrennliche Gegenpol des Communismus. Der poſitive Pol der Freundſchaft exiſtirt nicht ohne den negativen der Feindſchaft, die Liebe nicht ohne den Haß, die Einheit nicht ohne die Zwietracht. Aber wenn der Communismus des Lebens und der Güter unmöglich iſt, wenn die Eigenthümlichkeit und das Eigenthum der Einzelnen ſich nothwendig überall gegen die Einigkeit und Einheit

Aller empört; warum fürchtet man den Communismus ſo ſehr?

Auch das Chriſtenthum iſt unmöglich, ja ſeine Unmöglichkeiten ſind noch viel augenſcheinlicher, wo ſie nicht wörtlich dieſelben ſind, wie die des Communismus, nämlich allgemeine Liebe und ungeſtörte Eintracht; aber die Unmöglichkeit ſeiner Forderungen und Verheißungen hat das Chriſtenthum nicht gehindert, die Welt zu beherrſchen. Auch das Chriſtenthum ſchien theoretiſch und praktiſch ohne Zukunft zu ſein, als es auftrat; aber die Weltverhältniſſe wurden in Kurzem ſo verzweifelt, daß Alles ſich in das Himmelreich flüchtete, um wenigſtens in Gedanken die „ſchnöde Welt“ los zu werden. In Gedanken iſt nun auch der Communismus möglich; er kann alſo überall, wo die Wirklichkeit unerträglich wird, und man muß geſtehn, daß ſie es für die arbeitenden und armen Volksklaſſen vielfältig bis zum Uebermaß geworden iſt, ſeine Anhänger finden; er kann ſich im Kampf und im Siege zum Fanatismus ausbilden und wie das Chriſtenthum, trotz aller Bruderliebe, mit Feuer und Schwert dareinfahren. Seine Täuſchungen und ſein Fanatismus ſind nicht anders aufzuheben, als durch freiwillige Aufnahme der Unterdrückten in die Reihe der Freien. Dies iſt es, was die bevorzugte Klaſſe nicht will, und darum beſtrafte ſie die menſchenfreundlichen Schwärmereien des Almanach de l'organisation sociale als ein Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung.

Vergleichen wir einen Augenblick einige Proben der ungeſtraften Preſſe mit dieſer verurtheilten. Wir wollen nur den Charivari, der an Keckheit von ſeinem Vorgänger, dem Figaro, und von ſeinem Nachfolger, dem Corſaire-Satan, oft noch überboten wird, anführen, weil der Charivari es war, der es für nöthig hielt dem verurtheilten Schriftſteller ſtatt ſeines brüderlichen Beiſtandes noch einen Fußtritt in den Kauf zu geben.

Am 4. Juli 1844 nach dem Scheitern der plötzlichen Dotationsforderung des Moniteur enthält der Charivari einen Artikel, welcher den cenſirten Ohren der Deutſchen fürchterlich klingen müßte, wenn auch die Vignette, ein Teufel, der durch den Anfangsbuchſtaben kuckt und höhniſch die Handbewegung des Zahlens macht, nicht davor ſtünde. Er heißt: „Kein

Zauber mehr! — In der denkwürdigen Sitzung, wo die Kammer in den Bettelſack der Civilliſte geſpuckt hat, ſagte Herr Cherbette: heutzutage giebt es keinen Zauber mehr. Kaum war dies Wort über ſeine Lippen, ſo begann Herr Guizot auf ſeiner Bank zu rucken und zu geſticuliren, um möglichſt deutlich die Meinung auszudrücken: Es giebt noch Zauber genug; es giebt welche. Ich habe ſie geſehn, ſapperlot!" —

„Die Bemerkung Cherbette's iſt darum nicht minder treffend und vernünftig; es iſt eine von den wenigen Wahrheiten, die in der Kammer geſagt werden. Ja, es gehört zum Charakter unſerer Zeit, daß ſie alle Fetiſche der Vergangenheit bei Seite geworfen, und nicht glaubt, bevor ſie unterſucht hat. Alle Flügelſchläge Guizots ſind vergeblich dagegen. Es iſt ein Unglück. Aber Guizot iſt nicht der Mann ſich viel um Thatſachen zu kümmern; er zieht es vor, ſie nach ſeinen Theorieen zu biegen und wenn ſie fehlen, welche zu erfinden. Es giebt noch Zauber, er braucht ſie, er hat ſie geſehn. Wir möchten wiſſen wo und wann?"

„Weil Cherbette's Wort ſich auf das Königthum bezog, ſo wollen wir das Königthum nehmen. Vordieſem war ein König von Frankreich kein Menſch, ſondern ein Weſen, welches mitten inne ſchwebte zwiſchen Menſch und Gott, unfehlbar, wie der Pabſt, und ewig, wie der Ewige. Der König iſt todt, es lebe der König! Dieſer Ruf ſagte Alles. Der König hatte allen Reichthum, allen Geiſt, alle Schönheit. Er blendete wie die Sonne. Man wagte ihn nicht anzuſehn, und Ludwig XIV. hatte Zeit zu leben und zu ſterben, niemand an ſeinem Hofe wurd' es gewahr, daß der Monarch einäugig war. Ein einziger Menſch, der Engländer Lord Argyle bemerkte dieſen Fehler und verzeichnete ihn in ſeinen Memoiren. Wenn man jetzt weiß, daß Ludwig XIV. einäugig war, ſo verdankt man dies Lord Argyle."

„Zeigt mir heutzutage einen ſolchen Zauber; er hat ſich eben ſo verloren und faſt zu derſelben Zeit, wie das Geſchlecht der Möpſe."

„Wenn der größte Heiligenſchein, der erſte nach politiſchen Begriffen, zerſtört iſt, welcher andre exiſtirt denn noch?"

„Der miniſterielle? Denkt Herr Guizot, daß man ihn für den Groß-Lama hält? Fragt Herrn Guizot ſelbſt, ihn, der ſo gröblich zerzauſt wurde in der berühmten Sitzung: „Ich bin in Gent geweſen." Fragt die Miniſter der Reſtauration, ſie, die 1830 zwiſchen zwei Gensdarmen ihr Urtheil empfingen!"

„Oder wär' es die Pairie, die uns blendete? Noch geſtern traf ich einen Mann aus der Provinz, der feſt überzeugt war, ſeit 1830 wäre das Luxenburg geſchloſſen und das théâtre de Bobino in ſeinem ehmaligen Sitzungsſaal etablirt."

„Nein, es giebt keine Blendwerke mehr, weder über den König, den man für einen Menſchen, wie einen andern anſieht, noch über die Miniſter, noch über Herrn Pasquier; und Frankreich iſt für immer von dem politiſchen Götzendienſt geheilt, der verderblichſten Krankheit, von der eine Nation befallen werden kann."

Und nun, nachdem alle politiſchen Altäre umgerannt ſind, kommt der Witz noch hinterdrein, mit dem die geſcheiterte Dotation ausgeläutet wird:

— „Wenn der Intendant der Civilliſte arm iſt, ſo gehört er wenigſtens nicht zu den verſchämten Armen.

— Herr Montalivet behauptet, die Civilliſte ſei 30 Millionen ſchuldig für einen Kanal, den ſie gebaut. Sie hat doch ſonſt nicht die Gewohnheit, ihr Geld ins Waſſer zu werfen.

— Nach dem Moniteur hilft ſich der Hof nur durch Anleihen. Vielleicht in ſeiner Politik, die ſcheint freilich immer eine geborgte zu ſein."

Welcher Galgen wäre hoch genug für einen deutſchen Schriftſteller, der dieſe „unehrerbietigen", „böswilligen", „hochverrätheriſchen" Dinge von deutſchen Groß-Lama's geſagt hätte; aber den Franzoſen iſt das Privateigenthum und der Theismus viel heiliger, als der König und alle Würden des Reichs. Bei uns iſt es umgekehrt: Jeder weiß, was er zu verlieren hat. Wir Deutſche haben kein Geld und keinen Glauben wir wären ganz ruinirt, wenn wir nun auch noch unſere Könige verlören, die beides haben; während es in Frankreich viel Leute giebt, die es ſehr vortheilhaft fänden, die ganze Civilliſte zu ſparen.

Gleich nach ſeiner Verurtheilung beſuchte mich Dezamy und lud mich ein, mit ihm zu ſeinen Freunden nach England zu reiſen.

„Und ſind Sie nicht genöthigt ins Gefängniß zu gehn?" fragte ich ihn.

„„Ich werde es nach meiner Rückkehr thun,"" antwortete er ruhig, als ob ſich dieſe Freundlichkeit der Juſtiz ganz von ſelbſt verſtünde. Er verſteht kein Wort engliſch, aber natürlich verſtehn die Engländer franzöſiſch; ſo hätt' ich ihm wohl nützlich werden können, wenn ich mit ihm gegangen wäre, und ich ſelbſt hätte viel dabei gelernt; aber ich mußte wegen eines heftigen Schnupfenfiebers, mit dem ich mich acclimatiſirte, das Zimmer hüten.

12.

Flora Triſtan und die union ouvrière.

Flora Triſtan iſt in der Blüthe ihrer Jahre geſtorben. Wahrſcheinlich war ihr früher Tod eine Folge der unſeligen Schußwunde, die ihren Mann 15 Jahr auf die Galeeren brachte, und an der ſie im Winter 43 auf 44 fortdauernd litt. Im Sommer 43, als ich ſie kennen lernte, war ſie geſund und muthiger, als viele Männer. Vornehmlich mit den friedlichen Fourieriſten grollte ſie. Einmal fand ich einen der Redacteure der „Democratie pacifique“ bei ihr, der ſeine Anſicht, die ſociale Umgeſtaltung des Erdkreiſes ſei unter jeder Regierungsform möglich, mit ſeinem gewohnten Aberglauben vertheidigte. Sie hörte ihn lächelnd an und er empfahl ſich, indem er die Hoffnung ausdrückte, ſie werde ſich noch überzeugen. Kaum hatte er die Thür hinter ſich, ſo wandte ſie ſich ungeduldig zu uns andern, die wir noch im Salon waren, und rief aus: „Dieſe Menſchen! ſie haben kein Blut in den Adern, kein Feuer im Herzen! Sie glauben an nichts, nicht einmal daran, daß dieſes ſchmachvolle Syſtem, unter dem wir jetzt ſeufzen, noch einmal vor dem Unwillen des edlen Frankreichs zuſammenſtürzen wird. Keine zwei Jahre geb' ich ihm noch Zeit. Seine Tage ſind gezählt; und wenn es ſeit 1830 in jeder Unverſchämtheit gewachſen iſt, ſo iſt auch in dieſen 14 Jahren eine Generation mitaufgewachſen, die das Neſt der Revolution, unſer ſchönes Vaterland, von dieſer Kuckucksbrut zu befrein entſchloſſen und im Stande iſt.“ Sie ſtand auf. Ihre große Geſtalt und ihre edlen Züge, belebt durch feurige ſchwarze Augen, machten ihre Rede doppelt wirkſam. German, ein deutſcher Poet, der neben mir ſaß, rief mir zu: „Welch ein Weib! ſie wird die Fahne nehmen und voranziehn! erſt jetzt begreif' ich die Franzoſen!“

„Fourier, fuhr ſie fort, iſt ein großer Mann, er hatte das Recht die Revolution und ihr Product unſre jetzige Geſellſchaft zu tadeln, aber er hat uns dieſe Schwachköpfe hinterlaſſen, die ſeinen Fehler, die Ungerechtigkeit gegen die Revolution und gegen die Eroberung einer freien Verfaſſung, verewigen wollen."

Der Poet warf ihr vor, in ihren Schriften ſpräche ſie nicht ſo entſchieden; ja, ſie verſuche, ſelbſt unter den jetzigen Verhältniſſen, unmittelbar etwas für die arbeitenden Klaſſen zu thun, ganz im Geiſte Fouriers.

„Man muß immer etwas thun, ſagte ſie, aber man muß nie vergeſſen, was zu thun man verhindert wird. Und eins der drückendſten Hinderniſſe iſt grade dies, daß wir nicht ſchreiben können, wie wir denken. Jedes Wort aus voller Bruſt wär' eine Brandfackel in das Syſtem, die gleich erſtickt werden müßte."

Aber man muß ſie hineinſchleudern, meinte der Poet.

„Nicht eher, ſagte ſie, als bis man ſicher iſt, daß ſie unlöſchbar zündet. Sie ſind kein Schriftſteller, ſonſt würden ſie nicht fordern, daß man aufhören ſollte zu exiſtiren, ehe man noch angefangen."

Der Salon füllte ſich nach und nach. Es kamen einige junge Leute, die Litteraten waren, und ſo viel deutſche und franzöſiſche Handwerker, daß eine Verſammlung von 15 bis 16 Perſonen zuſammen und alle Stühle beſetzt waren. Sie eröffnete ihre „erſte Seſſion", zu der ſie auch uns eingeladen hatte.

Die Handwerker waren elegante und geſcheidte Leute. Die Triſtan kannte ſie ſchon länger. Auf ihren Beſuchen in den Schenken und Verſammlungsörtern, wo ſie gemeinſchaftlich mit ihnen unmittelbar dem alten Trink- und Fehdeunweſen der Geſellenverbindungen entgegengewirkt hatte, waren dieſe Bekanntſchaften gemacht, und es handelte ſich nun darum Bildungsklubbs zu gründen, in denen dieſe jungen Leute die Lehrer und Seminarvorſteher ſein ſollten. Die Union ouvrière, welche die Triſtan projectirte, war auf alle Arbeiter in ganz Frankreich berechnet. Sie meinte, es müſſe eine ungeheure Summe zuſammen kommen und Bildungs- und Verſorgungsanſtalten über ganz Frankreich zu gründen ſein, wenn nur jeder von den 14,000,000 Arbeitern jährlich 2 Franks beiſteuerte. Dabei wollte ſie mit der Organiſirung der Union in Sectionen eines großen Bildungsvereins beginnen; die Beiträge und die Etabliſſements ſollten erſt ſpäter folgen Die Triſtan und zwei junge

Männer, die ſich ſchon vorher mit ihr verſtändigt, (ſie waren keine Handwerker, ſondern Literaten), trugen dieſen Plan vor und fragten nun die Notabeln, wie er wohl auszuführen wäre und ob ſie die Errichtung von Bildungsvereinen für den richtigen Anfang einer allgemeinen union ouvrière hielten. Die Deutſchen nahmen nur negativ Theil, obgleich ſie die Discuſſion ſehr wohl verſtanden und auch durch die Sprache nicht eben genirt waren; die geſetzlichen Verhältniſſe, welche ſie gänzlich in die Discretion der Polizei geben, geſtatteten ihnen nicht, wie es hier nöthig wurde, bis an die Grenze des Erlaubten mit Schriften und Verſammlungen vorzudringen. Die Franzoſen dagegen gingen gründlich auf den Vorſchlag ein. Alle meinten, die Hauptſchwierigkeit ſei die, daß die Arbeiter nicht unmittelbar ſelbſt die Geſchäftszweige, die ſie beſorgten, für ihre Rechnung übernehmen und einrichten könnten, ja daß nicht einmal allgemeine Verbindung zu Verſorgungs- und Arbeitnachweiſungsbureaux geduldet würden. So bliebe nur die Literatur und die freie perſönliche Einwirkung zur Aufklärung der allgemeinen Intereſſen übrig, wenn man nicht gradezu den Septembergeſetzen gegen Coalition und verbotene Zuſammenkünfte trotzen wolle. Einer bemerkte, die Feindſeligkeit der Eigenthümer und Arbeitgeber rufe umgekehrt eine Feindſeligkeit gegen das Eigenthum und gegen die Unternehmer hervor; und wie die Frage jetzt läge, ſähe er kein anderes Auskunftsmittel, als, wie dies auch ſchon Proudhon gethan hätte, das Eigenthum und ſeine abſolute Berechtigung gradezu anzugreifen. Nur unter dieſer Vorausſetzung, daß nämlich alle Arbeiter gradezu in ihrem eignen Namen, als coaliſirte Gewerke, ihre Geſchäfte betrieben, ſei die union ouvrière zu einer erfolgreichen Unternehmung zu machen.

Die Triſtan bemerkte, die Bildung, welche zu dieſer Einſicht und einer ihr gemäßen Einrichtung (organisation) der Arbeit gehöre, müſſe man erſt erzeugen, brauche daher die Bildungsvereine.

Neben mir auf dem Sopha ſaß ein großer Mann mit ſchwarzen Locken und einem ausgebildeten Geſicht. Er war ein Hutmacher. Mit ſeinen ſchwarzen Fingern langte er ein großes Manuſcript aus der Bruſttaſche hervor und ſagte:

„Es ſind zwei Wege, die hier vorgeſchlagen werden, der eine geht von allgemeinem Bedürfniß aus, der andere von der Noth des Einzelnen; der eine führt zur Bildung Aller, der andre zur Verbeſſerung der äußern Lage eines Jeden. Wir ſind auf den erſteren hingeſtoßen, weil uns der zweite verſperrt iſt. Ich habe erwartet, daß die Discuſſion dieſen Verlauf nehmen würde, wir können uns nicht bewegen ohne an die Gitter unſers Käfigs unſern Kopf zu ſtoßen und doch müſſen wir uns aus Leibeskräften regen und anſtrengen, um nicht in dem unerbittlichen Strudel der Induſtrie zu Grunde zu gehn. Wären die praktiſchen Aſſociationen zur Aushülfe und Arbeitsfindung nicht unterdrückt worden, wie die der Hutmacher und Schneider, ſo würden ſich die Bildungsvereine leicht daraus entwickelt haben und die Vereinigung verſchiedener Vereine durch den Vortheil, den ſie mit ſich führt, ſehr bald bewirkt worden ſein. Jetzt freilich ſind wir aus dem natürlichen Geleiſe heraus geworfen und da es wenig Meiſter giebt, die, wie ich, das Intereſſe der Geſellen für das ihrige erklären, ſo iſt ein Kriegszuſtand eingetreten, in dem allerdings guter Rath theuer iſt.

Um ſo mehr Anerkennung verdient Madame Flora Triſtan für ihren Verſuch einer union ouvrière auf friedlichem Wege und für die Vorſchläge, die in ihrem Büchelchen enthalten ſind. Ich habe dieſelben mit großer Aufmerkſamkeit geleſen und wiederholt bedacht. Aber ich muß leider bekennen, daß ich durchaus mit meinen jungen Freunden, die bereits geſprochen haben, übereinſtimme: von einem rein theoretiſchen Intereſſe aus ſind die Arbeiter nicht zu vereinigen, einen allgemeinen Geſichtspunkt kann der nicht faſſen, dem ſeine eigne perſönliche Noth keine Ruhe läßt. Ich halte daher den Plan der Madame Flora Triſtan, die von dem Allgemeinen ausgeht und alle Einzelnen für die gemeine Sache unmittelbar intereſſiren will, für unmöglich. Ich habe meine Gedanken und die Vorſchläge, die ich für ausführbarer halte, aufgeſetzt. Darf ich ſie vorleſen?"

Er las uns eine lange durch und durch vernünftige und wirklich praktiſche Abhandlung vor, die in keinem Punkte von ſeiner Frage abwich, wie die union ouvrière zu begründen und das Intereſſe auch der Rohen für die Bildung zu gewinnen wäre. „Laßt den Arbeiter, der nie mehr verdient, als er braucht, hieß es unter andern, für ſein directes Intereſſe und Bedürfniß monatlich, ja wöchentlich 2 Franks beiſteuern;

er kann ſie geben und er giebt ſie. Verlangt nur 2 Franks das ganze Jahr für ein Inſtitut, das er nicht unmittelbar braucht; er hat ſie nicht übrig. Welche Inſtitute braucht der Arbeiter? Die Verbindungen, die ihn zum Miteigenthümer ſeiner Arbeit machen. Wird er Geld haben, ſolche Inſtitute zu gründen? Es iſt nicht zweifelhaft, und dieſe Aſſociationen werden wiederum reich genug ſein, um alle Vorſchläge zu Bildungs-, Verſorgungs-, Sicherungsanſtalten aufzunehmen und durchzuführen.“

„Daß Madame Flora Triſtan ihren Verſuch mache, könne nicht ſchädlich ſein; er jedoch glaube nicht an den Erfolg und ſchlage dagegen vor, die praktiſchen Vereine für das wirkliche Bedürfniß, ſoviel die ungerechten und tyranniſchen Geſetze gegen die Arbeiter und zu Gunſten der Unternehmer dies erlaubten, zum Ausgangspunkt zu nehmen. Die Sache ſei freilich weit ausſehend; aber ſelbſt um irgend einmal eine Revolution für die Befreiung der unterdrückten arbei- nden Klaſſen benutzen zu können, müſſe man dieſen Weg einſchlagen.“

Die Verſammlung war überzeugt, und das Re- ltat gleich der erſten Sitzung fiel im Grunde gegen den Plan der edelmüthigen Dame aus. Gleichwohl verſprachen alle die jungen Leute und ſelbſt der Hutmacher ihre Mitwirkung zu dem Verſuch, und ſie ſelbſt reiſ'te am andern Morgen ab, um in allen Hauptſtädten Frankreichs Vorſteher zu den Bildungs- und Unterſtützungsvereinen aufzuſuchen und anzuſtellen.

Als ich ſie ſpäter einige Monate vor ihrem Tode ſprach, geſtand ſie ſelbſt, ihr Plan ſei vor der Hand geſcheitert und ſie habe ſich überzeugt, daß man ihn ſo unmittelbar nicht ins Werk richten könne. Doch war ſie nach wie vor eifrig thätig, und gab mir ein zweites Exemplar ihres kleinen Schriftchens, um es ins Deutſche zu überſetzen. In Deutſchland, wo niemand die Prätenſion macht, nicht unterdrückt zu werden, würde es wenig Anklang finden. Man braucht bei uns nicht erſt Septembergeſetze zu erlaſſen, um eine allgemeine Arbeitervereinigung zu unterdrücken, der deutſche Gebrauch, die Geſindeordnung und die Polizei reichen vollkommen dazu aus. Flora Triſtan ſtarb auf einer zweiten Reiſe in die Provinz.

13.

Der Salon der Democratie pacifique.

Der Vater aller der Gedanken und Syſteme, welche jetzt die franzöſiſche Welt unter dem Namen des Socialismus bis in ihre unterſten Schichten durchdringen und in der Literatur vielfältig ohne Bewußtſein über ihren Urſprung zum Vorſchein kommen, iſt Fourier. Er ſpielt eine ähnliche Rolle in der franzöſiſchen Welt, wie Hegel in der unſrigen; allen Partheien leiht er ſeine Waffen. Seine Polemik gegen die Philoſophie und Revolution gefällt den Reactionären, ſeine Kritik der Civiliſation, des Handels, der Familie, der Moral und Politik den Revolutionären. Wie man von Hegel nicht ſagen kann, ob er für oder gegen iſt, wenn es ſich um einen entſchiedenen Conflict der Partheien handelt, jede kann ihn für ſich citiren, die tyranniſche ſo gut als die republikaniſche; eben ſo iſt es mit Fourier. Unter Fouriers Schülern findet man ebenfalls die Analogieen wieder. Die orthodoxen und gelehrten Schüler verweiſen auf ſeine Science ſociale, als auf die Löſung aller Räthſel und wer nicht poſitiv in der Terminologie und in der Richtung, der hier alle Probleme folgen, arbeitet, der wird es nie dahin bringen, daß ſie ihm zugeſtehn, er hätte die Science begriffen. Derſelbe Fall bei unſern bemooſ'ten Schulhäuptern; und eben ſo wie bei uns haben ſich in Frankreich die jüngeren oder kühneren Charaktere gegen den Meiſter gewendet und Folgerungen aus ihm gezogen, die zugleich ſeine Kritik ſind. Der Communismus iſt nichts als die Aſſociation einſeitiger Weiſe zu all ihren Conſequenzen gebracht, und wenn „die neue Ordnung der Geſellſchaft“ bei Fourier ein gordiſcher Knoten iſt, ſo zerhaut ihn der Communismus mit dem Einen Alexanderſtreich der Gütergemeinſchaft.

Als ich einigermaßen dieſen Zuſammenhang entdeckt hatte und doch die Fourierſchen Schriften noch nicht alle und nicht ſo genau kannte, um gleich für eingeweiht gelten zu können; fürchtete ich mich vor der Geſellſchaft der Fourieriſten, ſo ſehr ſie mich auch intereſſirten, vornehmlich der edle und einfache Victor Conſiderant, den ich durch meinen Freund, den Rabbi, bereits kennen gelernt hatte. Später, als ich die Unmöglichkeit entdeckte, den Anforderungen der Schule zu genügen, ohne ihr Anhänger zu ſein, fiel dieſe Furcht weg und ich konnte, unter der Vorausſetzung die Science immer noch vor mir zu haben, frei mit ihnen verkehren. Die Fourieriſten, die Alles von der Ausbreitung ihrer Schule, von dem Studium der Fourierſchen Lehre, die wirklich wie eine Offenbarung verehrt wird, erwarten, ſind weniger dem Fanatismus ausgeſetzt, als die Communiſten, die ungeduldig den Augenblick herbeiwünſchen, wo ſie die Welt mit Einem Schlage glücklich machen können und deshalb über jeden, der an ihrer Panacee zweifelt, ſich erbittern. Ich habe jedoch bemerkt, daß unter den Franzoſen ſelbſt die revolutionären Communiſten bei weitem toleranter und humaner ſind, als die betrunkenen deutſchen Schreier, die plötzlich aus den Feſſeln unſerer todten Welt in dies luftige Element verſetzt wurden. Dieſe haben den theoretiſchen Proceß nicht mitgemacht, in dem die Franzoſen zu Hauſe ſind, ſie bekommen die Dogmen als fertige Reſultate, und ſelbſt die kritiſchen Köpfe, deren übrigens ſehr wenige ſind, müſſen die Wirkung erfahren, plötzlich auf einen Punkt geworfen zu ſein, wo die Ungeduld, von der Doctrin die Probe zu machen, ausbricht und der Fanatismus der Propaganda, der Haß gegen „Indolenz“, „Unwiſſenheit“ und „Unglaube“ die weitere Stufe wird. „Das Kreuz iſt euch lange genug gepredigt. Nehmt es auf euch und ziehet hin, das gelobte Land des abſoluten Glücks zu erobern!“ So denken dieſe, während die Franzoſen theils die Gutmüthigkeit haben, ihre Erfindungen immer von Neuem vorzutragen, theils die Vernunft, einzuſehn, daß die politiſche Entwickelung und die nächſten Probleme der Freiheit: Republik und Theilnahme Aller n der Organiſirung des Ganzen unerläßlich ſind, um die Probleme des Glücks oder das geſellige Heil wirklich auf die Tagesordnung zu bringen.

Ueberhaupt iſt in einem fremden Lande das deutſche Element noch ungenießbarer als zu Hauſe. Erſt in der zweiten und dritten Generation verliert in der Regel der Deutſche in Belgien, Nordamerika und Frankreich die Ringe ſeiner Ketten, mit denen er in der erſten gewöhnlich entweder prahlt, oder wie ein Raſender um ſich ſchlägt. Selbſt in der Schweiz erheben ſich wenige aus ihrer zähen, unpraktiſchen, confuſen Subſtanz, der ſie entronnen ſein und dennoch immer noch angehören möchten, die ſie haſſen, wenn ſie fliehn, und die ſie anbeten, wenn ſie entflohen ſind.

In dem Salon der „Democratie pacifique“ war es vornehmlich die franzöſiſche geſellige Sitte und ihre unendlich über die unſrige erhabene Form, wodurch die Schulfuchſerei des Fourierismus ſo gut als beſeitigt wurde. Man verkehrt völlig frei, man lieſ't, wenn man will, man ſpielt Schach, man ſieht zu, man disputirt, man hört es mit an, man politiſirt, man beräth ſich; und man hat bei dem ganzen Verkehr Zuſtände zur Vorausſetzung, die von uns Deutſchen zu den unerhörten Dingen gerechnet werden. Die Oppoſition iſt öffentlich, ihre Berathungen ſo gut, als ihre Maßregeln werden nicht verborgen und ihre freien Journale, wenn ſie entſchieden und gründlich in einer Sache auftreten, haben das ganze Gewicht des motivirten Volkswillens. Hier alſo kommen freie Männer zuſammen, und jedes Wort, womit eine öffentliche Schwierigkeit gelöſ't wird, findet einen fruchtbaren Boden.

Victor Conſiderant hat eine Vorliebe für die Deutſchen. Der Fourierismus, der ſich ſogleich auf den ganzen Erdkreis erſtreckt, begünſtigt natürlich die Annäherung der beiden Nachbarvölker bei allen ſeinen Anhängern. Ich fand daher mit dem Plan einer

Alliance intellectuelle der Deutſchen und Franzoſen in einem Organ, von Schriftſtellern beider Nationen geſchrieben, den günſtigſten Boden. Doch hatte ich das Vorurtheil gegen mich. Die legitimen Fourieriſten dachten ſich ſo ungefähr, daß ich in den deutſchen Jahrbüchern zur Empörung aufgefordert und deswegen mit Recht zum Schweigen gebracht worden wäre. Sie verſtehn faſt alle nicht deutſch genug, um unſre im Franzöſiſchen unbegreiflichen Verhältniſſe an der Quelle zu ſtudiren. Sie ſchüttelten daher ungläubig den Kopf, als ich ihnen ſagte, es werde Alles unter der Autorität und mit der ſpeziellen Erlaubniß der Regierung veröffentlicht und es würde z. B. ihrem Blatte ſchon wegen ſeines Titels der Eingang in die königlich preußiſchen Staaten verboten, ja, es ſei uns ſogar daſſelbe Heft unſerer Zeitſchrift, welches die Regierung vorher mit ihrem Erlaubnißſtempel zum Druck befördert, hinterher weggenommen und ohne alle Entſchädigung zurückbehalten worden.

„Dann allerdings haben Sie das Recht eine Revolution zu machen,“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

Das Recht? Wozu hätten wir nicht alles das Recht? antwortete ich lächelnd und ergrimmt zugleich.

Leider iſt es in politiſchen Dingen noch nicht dahin gekommen, daß nicht das Unrecht die Macht und das Recht nur die Feigheit auf ſeiner Seite hätte. Auf dieſem Gebiete exiſtirt nichts als die Willkür, gezügelt durch ihren eignen Vortheil, der es mit ſich bringt, die einfältigen Maſſen nicht hinter dieſes Geheimniß der hohen Region kommen zu laſſen.

„Und dennoch, glaube ich, ſagte ein junger Mann von feiner Geſichtsbildung, Fourier hat Recht, wenn er die Socialreform und das Glück Aller unter jeder Regierungsform für möglich erklärt.“ —

Sie würden alle dadurch überflüſſig werden, bemerkte ich.

„Sie würden dies erſt einſehn, fuhr er raſch darein, wenn ſie ſelbſt einwilligen müßten, ſich für überflüſſig zu erklären, indem ſie für all' ihre alte Thätigkeit den Stoff verlören.“

„Würde ich in Berlin, fragte Conſiderant, Zuhörer finden, wenn ich über Fourier Vorträge hielte? Ich habe eine Reiſe dahin vor.“

Ohne Zweifel, erwiederte ich mit voller Ueberzeugung, würden Sie ein ſehr großes Auditorium haben, um ſo größer da Sie franzöſiſch ſprechen müßten.

„Die Sprache wäre alſo kein Hinderniß?“

Im Gegentheil; auch würde man Ihnen gewiß die Erlaubniß zu den Vorträgen eben darum nicht verweigern, und es iſt ein ſo guter Gedanke, daß Sie ja nicht auf ſeine Ausführung verzichten dürfen, antwortete ich.

Leider iſt es nicht dazu gekommen. Victor Conſiderant iſt ein ſo ſchöner, einnehmender und humaner Mann, daß ſein Auftreten eine äußerſt günſtige Wirkung hervorbringen und viele Vorurtheile gegen die franzöſiſchen Doctrinen und Charaktere mit der Wurzel ausrotten würde. O, wie viel haben die Franzoſen vor uns Deutſchen voraus? Sie ſind ſicher überall, wohin ſie kommen von allen Gebildeten verſtanden zu werden; ein Deutſcher würde in ganz Paris nicht zehn Franzoſen finden, die einem deutſchen Vortrage folgen könnten!

Dies Geſpräch hatte einen großen Kreis um uns verſammelt. Man erfuhr, daß ich ein deutſcher Schriftſteller und erſt vor Kurzem angekommen ſei. Von verſchiedenen Seiten erkundigte man ſich ſogleich nach dem Stande der Fourierſchen Wiſſenſchaft in Deutſchland, und ich ſah mich genöthigt zu geſtehn, daß in dieſer ausführlichen ſyſtematiſchen Form die ſogenannten „ſocialen Fragen“ ſo gut als gar keine Exiſtenz hätten, um ſo wünſchenswerther, ſetzte ich hinzu, wäre Herrn Conſiderants Reiſe nach Berlin. Dagegen hätte ſich die communiſtiſche Fortbildung dieſer Fragen durch Schriften und perſönliche Ueberlieferung nach Deutſchland verpflanzt, es wäre aber ſchwer zu ſagen, wie viel Boden ſie gewonnen; die Unterdrückung der deutſchen Preſſe mache aus der Stärke aller Partheien ein Geheimniß.

Beſſere Nachrichten brachte ein Arzt, der aus Neuorleans zurückkam und nach mehrjähriger Abweſenheit heute Abend zum erſten Mal ſeine Freunde wieder ſah. Nachdem er von der großen Theilnahme der Amerikaner jener Gegenden für den Fourierismus erzählt hatte, kam er auf deſſen Schickſal in Frankreich und freute ſich über den Aufſchwung der Schule und ihres Journals; erfuhr aber gar bald, daß man wenig Hoffnung hegte, noch weiter vorzudringen, und viel eher an eine Ueberflügelung durch den Communismus glaubte.

„Ohne Zweifel, ſagte ein Mann, der mich von dieſem Augenblick an vorzugsweiſe intereſſirte, wird man erſt praktiſch die Unmöglichkeiten der communiſtiſchen Abſtractionen erfahren müſſen, um dann ſpäter zu dem verwickelteren Syſtem Fouriers, welches ſich grade auf die individuellen Verſchiedenheiten der Menſchen und ihrer Neigungen ſtützt, zurückzukehren."

Ich gerieth mit ihm in ein Geſpräch über meine Bemerkung, daß man bis jetzt auch noch kein Phalanſtère habe zu Wege bringen können.

Als er mir antwortete, fiel er plötzlich ins Deutſche. Er ſprach den Pfälzer Dialekt ganz geläufig und war ein Belgier von Geburt. Als Schumacher hatte er in Deutſchland gearbeitet, jetzt war er Meiſter und Vorſteher einer großen Werkſtatt in Paris. Er zeigte mir ſeine Hände, denen man allerdings ſein Tagewerk noch anſah, und ſagte: „Sie ſehn, daß auch unter uns Handwerkern die Lehren Fouriers Freunde finden, ſo complicirt ſie auch ſind, und obgleich aus Mangel an großartigen Verſuchen, die Praxis bis jetzt nicht dafür entſchieden hat. Ich meines Theils verdanke dieſer Lehre meine Bildung, meine Beruhigung, meine Erholung und den angenehmen Kreis meiner Freunde, in dem Sie mich finden; und wenn wir ſelbſt zugeben, daß unſer Syſtem noch nicht vollendet iſt, ſo dürfen wir doch an ſeiner Fruchtbarkeit für die Menſchheit nicht zweifeln. Sie begegnen Fouriers Ideen überall, wohin Sie blicken, nur die Rohheit des Globe (des Guizotſchen Particularorgans, das Granier de Caſſagniac, der Vertheidiger der Negerſklaverei, redigirt) konnte neulich Fouriers geniale Schilderungen einer neuen Welt neben die plumpen Dogmen ſeiner Moral ſtellen, um ſie zu verketzern. Dagegen iſt die Wahl Conſiderants in den Gemeinderath von Paris das ſicherſte Zeichen, wie ſehr das unbefangene Publicum die Aufrichtigkeit und den guten Kern des Syſtems zu ſchätzen weiß. Ich will nicht weiter davon reden, daß die Literatur überall mit und ohne Bewußtſein von den Ideen Fouriers erfüllt iſt, Sie wiſſen es ſelbſt.“

Hätte man nie vorher an die Fruchtbarkeit der Science ſociale für die Menſchheit geglaubt, ſo wäre dieſer Schuhmacher allein hinreichend geweſen, um ſie zu beweiſen. Wir unterhielten uns noch lange und zuletzt trat ein Freund von mir, der ſich eifrig mit Feuerbach beſchäftigt hatte, herzu und kritiſirte Fouriers mangelhafte Theologie oder vielmehr ſeinen theologiſchen Mangel. Dieſer ganze Gedankenkreis war dem Schuhmacher fremd und man ſah deutlich, wie unbequem er es empfand, die Sprache und Vorſtellungsweiſe, in die er ſich eingelebt, in Zweifel gezogen zu ſehn. Doch ließ er der Discuſſion ruhig ihren Lauf und hörte mit großem Intereſſe zu, als der amerikaniſche Arzt und einige jüngere Leute Fourier bei weitem rationeller erklärten, als gewöhnlich geſchieht. Bei dem großen theoretiſchen Intereſſe der Fourieriſten war dies Geſpräch ein Ereigniß und mehrere von ihnen erklärten, man müſſe die Kritik des Herrn Feuerbach ſtudiren.

Wir begleiteten den Schuhmacher nach Hauſe und verſprachen ihm beim Abſchiede, uns öfter in dem Salon der Fourieriſten zu treffen.

14.

Fourier und das Problem der bürgerlichen Geſellſchaft.

Ich hatte mir Fouriers Werke mitgenommen und machte die Entdeckung, daß immer noch Manches davon auch das deutſche Publicum lebhaft intereſſiren müßte, wenn man es ſo treu, wie möglich mittheilte. Man iſt zu doctrinär oder zu feindſelig mit ihm umgegangen, man hat ſeine Stärke oder ſeine Tollheit allein genommen und in beiden Fällen ein ganz falſches Bild von ihm gegeben.

Mir fiel zuerſt ſeine Abhandlung von dem freien Willen in die Augen, die ſich allerdings nach deutſchen Begriffen wunderlich genug ausnimmt und gleichwohl die Grundlage der ganzen „ſocialiſtiſchen Richtung“ geworden iſt. Fourier nimmt nicht den möglichen, den metaphyſiſchen, ſondern den wirklichen, den exiſtirenden freien Willen. Er ſagt:

„Halb kommt er Gott, halb dem Menſchen zu; erſt die Attraction passionelle ſchafft ihn. Ehe dieſe Ordnung der Objectivität, dieſer Wille Gottes, des Grundes aller Bewegung, entdeckt und realiſirt iſt, giebt es keinen freien Willen.“

„Die Philoſophie will alles der Vernunft, die Theologie alles Gott zuwenden, was iſt daraus entſtanden? — Robespierre und Torquemada.“

„Gott iſt jetzt nicht frei, weil ſieben Achtel der Menſchen nicht Menſchen ſind. Der Menſch kann im Sinne, er kann aber auch gegen den Sinn Gottes handeln.“

„Wenn man einem Hungrigen ſagte: „Ich erlaube dir dies Brot zu eſſen, nimmſt du aber eine Krume davon, ſo ſchieß ich dir vor den Kopf;" könnte man ſagen, daß er freien Willen hätte? In dieſer Lage ſind ſieben Achtel der Menſchen in der barbariſchen und civiliſirten Geſellſchaft. Wenn wir, ohne die Vernunft zu fragen, dem natürlichen Antrieb, wohin er uns zieht, nachgeben, ſo werden wir geſtraft; und wenn wir der Vernunft folgen, die uns befiehlt, unſrer Leidenſchaft zu widerſtehn, ſo werden wir doppelt gequält durch Zwang und Bedürfniß. — Wahrlich einen beſſern Begriff, als wir Civiliſirte, hatte jener Wilde vom freien Willen. Der König von England fragte ihn (er war Häuptling): „„Gehorchen Dir Deine Unterthanen gut?"" Er antwortete: „„Warum nicht? Ich gehorche ihnen ebenfalls gut."" Die Freiheit hat zwei Seiten. Im freien Willen müſſen Paſſion und Raiſon zuſammenſtimmen."

„Die Civiliſirten haben keinen freien Willen, ſie haben ihn nur negativer Weiſe. Nun iſt aber das Problem, den poſitiven und zuſammengeſetzten freien Willen zu erreichen. Dieſen kann uns alſo die Civiliſation nicht geben und wir werden ihn nur erlangen durch das Heraustreten aus der Civiliſation und durch das Eingehn in die neue geſellige Ordnung, welche dem Volke Luxus, Bequemlichkeit, Vergnügungen und folglich den Geſchmack an der guten Ordnung und Liebe zu der Einrichtung der anziehenden Arbeit ſichert und alle Zuflucht zum Zwange unnöthig macht."

„Mit vollem Recht beklagt ſich der Menſch, daß er unglücklicher iſt, als die Thiere, die bei ihrer einfachen Attraction und ihrer „Passion pure" ſich völlig hingeben und ihres freien Willens genießen können; während wir, die wir zu dem zuſammengeſetzten freien Willen oder zu der combinirten Wirkung der Leidenſchaft und der Vernunft beſtimmt ſind, keinen Genuß haben, weder von der einen, noch von der andern. Einige Ausnahmen, die ſich höchſtens auf den achten Theil der Menſchheit erſtrecken, dienen nur dazu den allgemeinen Mangel zu beſtätigen."

„In den jetzigen Ordnungen der Geſellſchaft, der Wildniß, der Barbarei und der Civiliſation exiſtirt kein freier Wille. In der Wildniß exiſtirt blos politiſche Freiheit, die Geſellſchaft iſt unthätig; in der Civiliſation exiſtirt blos eine induſtrieuſe Geſellſchaft, keine Freiheit."

Eine Aufgabe, wie den (libre arbitre composé et positif) zuſammengeſetzten und poſitiven freien Willen können die Civiliſirten nicht löſen. Vorher muß man die neue Ordnung der Dinge beſchreiben, um zu ſagen, wo dieſe Wohlthat genoſſen werden kann. Sie iſt dieſer Zuſtand der Harmonie der Triebe, in dem die Genüſſe unendlich vervielfältigt und die Arbeiten in Genüſſe verwandelt ſind durch den Wetteifer und den Reiz der induſtriellen Ordnungen, wo alſo auch der ärmſte Menſch in jedem Augenblick ſeine Genüſſe zu wählen hat. In der Harmonie genießt auch der Aermſte ein zehnfaches Glück. In der Harmonie iſt keine moderirende Vernunft mehr nöthig, weil die Moderation von ſelbſt aus dem Ueberfluß des Vergnügens folgt."

„In der Civiliſation iſt die vollkommene Freiheit für Wenige. Sie müſſen zugleich Geſundheit, Reichthum, Klugheit und Sicherheit haben. Nur einige wenige Epikuräer erreichen dies Ziel, wenn auch nur für einige Zeit, denn es giebt kein beſtändiges Glück in der Civiliſation."

„Es giebt 12 Ausgänge aus der Civiliſation (er beſchreibt ſie II, 140), die bis jetzt noch nicht entdeckt waren. Alles, was uns bisher Weisheit ſchien, iſt Unſinn, wenn man es auf die Formen der Geſellſchaft bezieht, die noch zu entdecken waren. Und ſo können wir die Albernheiten, welche uns unſre gelehrten Sekten über die Freiheit, die politiſchen Rechte, die Rechte des Menſchen, den freien Willen vortragen, auf ihren wahren Werth zurückführen.“

„Die Philoſophie und die Theologie bringen die ſieben Plagen hervor: Armuth, Schurkerei, Unterdrückung, Gemetzel, übertriebene Unordnung in der Witterung, neue Seuchen und den cercle vicieux. In der Civiliſation hat der Menſch nicht die Freiheit zu eſſen, wenn ihn hungert, obgleich er ſich von einem Ueberfluß von Eßwaaren umringt ſieht.“

Von der Revolution, welche ihm eine Folge der Philoſophie iſt, zählt er ſogar ſechszehn böſe Folgen auf, unter andern, daß man die Juden in die Bürgerſchaft aufgenommen und die Corporationen abgeſchafft.

„Der Gelehrteſte in der civiliſirten Politik iſt der größte Neuling in der ſocialen.“

„1821 hätte man mit den Türken die Peſt erſtirpiren können. Statt deſſen duldet man, daß die Peſten ſich kreuzen." „1788 kannte man nur Eine Peſt, jetzt kennt man ihrer 4: die orientaliſche Peſt, das gelbe Fieber, den Typhus und die Cholera. 1822 drang ſie von Bagdad nach Aleppo vor."

„Die Witterungsunordnung vermehrt ſich und nie waren die Erdbeben furchtbarer. Aleppo, Java, Chili, Sicilien wurden die Opfer. 1822 hatte keinen Winter, 1823 keinen Frühling. Dieſe Unordnung, die ſeit 10 Jahren anhält, iſt die Wirkung einer lésion aromale (Sache und Wort ſind Fouriers Privateigenthum), die der Planet durch die zu lange Dauer des Chaos der Civiliſation, Barbarei und Wildniß erfahren hat. Werden die Philoſophen nach ihrer Gewohnheit antworten, dieſe Uebel ſeien unzertrennlich von der Civiliſation?"

„Die vier ſophiſtiſchen Wiſſenſchaften ſind Politik, Metaphyſik, Moralismus und Oekonomismus.

„Was haben dieſe ſocialen Charlatane gegen die politiſchen Geißeln, Revolutionen und Staatsſchulden, für Mittel gewußt? Volksrepräſentation, welche die Schulden nur vermehrt und Unterdrückung, welche die Revolutionen aus der Aſche wieder hervorruft. Statt deſſen hätte man den revolutionären Geiſt in neuen Intereſſen abſorbiren müſſen, die mächtig genug ſind, die *demokratiſchen Chimären* in Verachtung zu ſtürzen. Das wird die Wirkung der Aſſociation ſein."

„Bei dem mindeſten Verſuch der Aſſociation wird man den *falſchen* Liberalismus der Revolution ſtürzen ſehn, er wird lächerlich werden, er der zugleich die perſönlichen und das Geſammtintereſſe Aller verräth."

„*Der wahre Liberalismus muß ſich mit allen Formen der civiliſirten Regierungen vertragen, muß auf induſtrielle Verbeſſerungen ſpeculiren und nie auf die Aenderung der Adminiſtration und der Aemter.* Er iſt das Gegentheil von dem civiliſirten oder revolutionären Liberalismus, der nur die Regierung erobern und dem Volk ſeinen Bettelſack laſſen will. Statt der Miniſter, ſollte man die Philoſophen verantwortlich machen."

„Die Wiſſenſchaften haben nichts für das geſellige Glück gethan, ſo lange ſie nicht für unſer vornehmſtes Bedürfniß geſorgt haben, das Bedürfniß des abgeſtuften Reichthums, wodurch dem Armen ein anſtändiges Minimum geſichert wird. Die ſociale Theorie wäre nur ein neuer Vorwurf für die Vernunft, wenn ſie uns nur die Wiſſenſchaft und nicht den Reichthum, der unſer erſtes Bedürfniß und unſer einſtimmiger Wunſch iſt, gäbe."

Wir wollen Fourier nicht beim Wort nehmen, wir rücken es ihm nicht vor, daß der „Reichthum" noch nicht gegeben iſt und noch lange nicht von Allen erreicht ſein wird; es iſt ſchon ein großes Verdienſt, den Hauptmangel der Geſellſchaft, den ökonomiſchen, nicht für eine Naturnoth zu halten, ſondern ihn für einen Mangel der Einrichtung und für einen Gegenſtand der Wiſſenſchaft zu erklären. Es iſt hiemit ähnlich, wie mit dem Schatz, der in jenem Weinberge geſucht wurde. Als man ihn nicht gefunden hatte, war der ganze Weinberg umgegraben und als man wieder zur Cultur der Reben zurückkehrte, der Schatz gefunden. So iſt ja auch hier die „Wiſſenſchaft", oder die Arbeit, zu einem gerechten Syſtem der bürgerlichen Geſellſchaft und zu einer Vernunft in dem Syſtem ihrer Arbeit zu gelangen, der „Reichthum" ſelbſt. Die ſocialen Theoretiker graben nach dem Schatz; unmittelbar finden ſie ihn nicht; ihre Theorieen aber wühlen den ganzen Weinberg Frankreichs um bis tief hinunter, ſie intereſſiren, ſie cultiviren, ſie humaniſiren das Volk; und wenn auch nicht gleich für den Erdkreis: für die gebildeten und hiſtoriſchen Völker iſt das Problem einer Geſellſchaft, die den Menſchen zum Princip erhebt und jeden Einzelnen in viel höherem Grade, als es jetzt der Fall iſt, der geſelligen Noth entreißt, ohne Zweifel zu löſen. Da er nun ſelbſt Philoſoph geworden iſt, er der Arzt ſein wollte, da man auch ihn längſt von allen Seiten einen Charlatan geſcholten hat, ſo wollen wir den Philoſophenfeind Fourier unter die Philoſophen aufnehmen; die ſocialen deutſchen Schreier, die alle ſeine Weisheit ausgeſchrieben und wüthend auf ſeinen Steckenpferden vor uns umherreiten, werden ſich am wenigſten gegen dieſe Aufnahme ſträuben, denn wer wollte ſeinen Vater nicht geehrt ſehn? Ich habe die Hauptſattelpferde unſerer Meſſiaſſe des Socialismus unterſtrichen, es fehlt nur noch die „Concurrenz", „der Handel, der ein Betrug iſt", „die Agiotage" und „die freie Liebe".

Uebrigens iſt es niemandem zu verdenken, wenn er die Schilderungen Fouriers von der beſſeren Welt eifrig ergreift und denen zürnt, die ſich der Einführung ſo glücklicher Verbindungen widerſetzen. Könnte der Reformator nur die Hälfte von dem halten, was er verſpricht, ſo wäre es immer ſchon des Verſuches werth. Fouriers Princip iſt indeſſen ſehr zu berückſichtigen. Er geht davon aus, daß jede Neigung und jedes Talent berechtigt ſei, man brauche nur dafür zu ſorgen, daß es ſeine Sphäre, ſeinen Gegenſtand nicht verfehle. Der Genuß falle alsdann in die Arbeit und die Vereinigung beider löſe das Problem des Glücks. Die Haupturſache der verfehlten Beſtimmung liege in der Erziehung, die weder Neigung noch Talent der Kinder berückſichtige und von vornherein den Menſchen verdürbe. Seine Ausführung über die Paſſionen der Kinder (z. B. in den **quatre mouvements 103 — 104**) ſind ausgezeichnet. Er zeigt, wie ſelbſt ihre Spiele zum großen Nutzen der Geſellſchaft verwendet werden könnten.

„Dies Princip läßt ſich nur in einer eigends darauf angelegten Aſſociation, dem Phalanſtère verwirklichen, nicht in der Civiliſation, deren Charakter die zerſtückelte unorganiſirte Induſtrie iſt.“ Das Phalanſtère iſt die Wohnung der aſſociirten Commune von etwa 400 Familien, ſo eingerichtet, daß jede Neigung ihre Arbeit und jede Arbeit die entſprechende Neigung trifft. Es iſt zugleich ackerbautreibende und induſtrielle Aſſociation.

„Die Menſchheit hat in den Jahrtauſenden, die ſie exiſtirt, die „Association industrielle et agricole“ noch nicht erreicht. Sie exiſtirte und exiſtirt in „Sauvagerie, Patriarchat, Barbarei und Civiliſation“. Die Civiliſation beruht auf der Arbeit und Induſtrie, aber der **Industrie morcelée** und ihre entwickeltſte Form iſt die *Concurrenz*, oder *die commercielle und induſtrielle Anarchie*. Die großen Monopoleurs und Eigenthümer haben einen neuen commerciellen und induſtriellen Feudalismus gegründet. Und daran ſind die Philoſophen ſchuld.“ „In einer Generation haben ſie zweimal die Bewegung der Geſellſchaft rückgängig gemacht.

1) 1793 als ſie durch das Uebermaß der politiſchen Freiheit Europa mit reißender Schnelligkeit zur Barbarei zurückführten

2) und heutzutage, wo ſie durch das Uebermaß der Handelsfreiheit uns wieder zu einem neuen Feudalismus zurückführen.“

„Das ſind die traurigen Folgen unſers Vertrauens auf dieſe wiſſenſchaftlichen Charlatans, die keinen andern Zweck haben als Controverſen zu erheben, um durch den Verkauf ihrer Bücher ihren Unterhalt zu finden. Die Philoſophie mußte irgend eine Chimäre in Credit bringen, um die theologiſchen Discuſſionen, die ſie aus dem Wege geräumt hat, zu erſetzen; und nun hat ſie auf das goldene Kalb, den Handel, ihre Augen geworfen, um aus ihm den Gegenſtand des ſocialen Götzendienſtes und ſcholaſtiſcher Debatten zu machen.“

„Aber was iſt der Handel? Die Lüge und ihr ganzer Anhang, Banqueroute, Agiotage, Wucher und Betrug von allen Arten.“ — „Die Gilde der Kaufleute iſt nichts anders in der geſelligen Ordnung, als eine Truppe von verſchwornen Piraten, ein Schwarm von Geiern, welche die landwirthſchaftliche und Manufacturinduſtrie verſchlingen und die Geſellſchaft in jedem Sinne in Sklaverei ſtürzen.“ (Quatre mouv. 340).

„Man müßte die freie Concurrenz, die Unabhängigkeit des Kaufmanns, durch die ſociale Concurrenz, die ſolidariſche Verbindung und die Unterordnung des Handelsſtandes unter die Intereſſen der Producenten, alſo der Manufacturarbeiter und Landbebauer, erſetzen."

Die Separatwirthſchaft will er durch gemeinſamen Tiſch (wie die Syſſitien der Griechen), die ausſchließliche Ehe durch völlig freie Neigung beider Theile und durch gänzliche Emancipirung der Frauen erſetzen; aber er ſchlägt nicht vor, daß man in der Civiliſation irgend eine Inſtitution der Aſſociation vorwegnehmen ſolle. Wie die Wilden aus der Civiliſation nur Einzelnes aufnähmen und dadurch nur ſchlechter als die reinen Wilden und nicht ſo gut als die Civiliſirten würden, ſo wäre es auch, wenn man einzelne Inſtitutionen, z. E. die freie Liebe aus der höheren Stufe der Aſſociation in die niedere der Civiliſation einführen wollte, bevor das Princip der neuen Geſellſchaft durchgängig zur Anwendung gekommen wäre.

Fouriers Kritik der Ehe, der öffentlichen Hochzeiten, der Hahnreiwirthſchaft und ſeine Beſchreibung der zukünftigen natur- und vernunftgemäßen oder freien Einrichtungen enthält eben ſo viel Komiſches und Uebertriebenes, als Wahres und Schlagendes. Eben ſo ſeine Kritik der Civiliſation überhaupt. Die unläugbare Richtigkeit ſeiner Forderung einer natur-

und vernunftgemäßen Einrichtung der jetzt ſich ſelbſt und ihrem guten Glück oder auch ihrem böſen Geſchick überlaſſenen bürgerlichen oder induſtriellen Welt giebt ihm ein ſtarkes Selbſtgefühl und wie er in der Beſchreibung künftiger und fremder Welten, ja in der Conſtruction der Jahrtauſende, die noch kommen werden, ſich übernimmt, ſo thut er es auch im Selbſtgefühl, wenn er in den Quatre mouvements ausruft: „Ich allein werde 20 Jahrhunderte politiſcher Schwachköpfigkeit zu Schanden gemacht haben, mir allein werden die jetzigen und künftigen Generationen die Eröffnung eines unendlichen Glücks verdanken. Vor mir hat die Menſchheit mehre tauſend Jahre verloren in einem thörichten Kampf gegen die Natur; ich zuerſt habe mich vor ihr gebeugt, als ich die Attraction, das Werkzeug ihres Willens, ſtudirte. Sie hat dem einzigen Sterblichen, der ihr opferte, zugelächelt und mir alle ihre Schätze überliefert.“

Das Richtige im Fourierſchen Syſtem iſt die Forderung: den Fluch von der Arbeit zu nehmen und ſie dadurch zum Genuß zu erheben, daß man die Neigung überall auf ihren Gegenſtand hinlenkt. Das Unmögliche wird aber ſogleich ausgeſprochen, wenn er irgend einer geſelligen Einrichtung die vollkommene Verwirklichung dieſer Forderung zumuthet. Eine Harmonie ohne Disharmonie läßt ſich da nicht erreichen, wo, wie in der Menſchenwelt, der Irrthum in der Wahl unvermeidlich iſt. Könnte ſich niemand in der Wahl ſeines Berufes vergreifen, ſo wäre jeder nur für Eins und dafür mit unzweifelhafter Gewalt, mit der Macht des Inſtincts, mit der Nothwendigkeit der Schwere, mit der Sicherheit eines Naturereigniſſes, zu dem alle Bedingungen feſtſtehn, hingezogen. Das iſt bei dem Menſchen nicht der Fall. Eben weil er von Natur univerſell iſt, kann er ſich willkürlich für dies oder das beſtimmen und die wenigen, die unter der Herrſchaft eines entſchiedenen, ſie ganz beherrſchenden Inſtinctes ſtehn, die Talente und Genie's für eine einzige Specialität, ſind nicht die Regel, ſondern die Ausnahmen.

Die Aſſociation Aller auf der Baſis der Attraction paſſionelle und einer detaillirten Pſychologie gründen zu wollen, iſt daher eben ſo unrichtig, als der Paſſion des Individuums, dem Egoismus und dem ſpecifiſchen Beruf des Einzelnen den Weg zu verrennen mit dem Communismus aller Arbeit und alles Genuſſes.

Nicht für jeden Menſchen läßt ſich eine ſpecifiſche Befähigung ausmitteln, manche ſind zu allem Möglichen einigermaßen, zu nichts eminent befähigt.

Eben ſo wenig kann man allen die gleiche Arbeit und den gleichen Genuß gewähren. Wen der Gegenſtand anzieht, wen er hinreißt, der arbeitet und genießt in dieſer Arbeit hundertfach vielleicht, wofür ein anderer weder Sinn noch Kraft hat.

Wären alle Menſchen paſſionirt oder ſpecifiſch befähigt und ließe ſich dieſe ſchlummernde Kraft überall mit Sicherheit in Bewegung ſetzen; ſo wäre der Fourierismus längſt realiſirt.

Ließe ſich der Egoismus und die Eigenthümlichkeit der beſondern Naturen beſeitigen; ſo ſtünde dem Communismus nur noch die Natur mit ihrer Ausdehnung und Ortsverſchiedenheit entgegen.

Das Commune oder Gemeinſchaftliche iſt die univerſelle Natur des Menſchen, das Separate iſt die ſpecifiſche Befähigung oder die individuelle Exiſtenz der Menſchennatur in jedem Einzelnen.

Wollte man das Problem alles menſchlichen Zuſammenwirkens franzöſiſch ausdrücken, ſo könnte man ſagen, es ſei eine Vermittlung des Fourierismus und des Communismus oder des Princips der Individualität und der Gemeinſchaftlichkeit in der Conſtituirung der arbeitenden Menſchheit.

Alle Arbeit, zu der jeder fähig iſt, kann das Gemeinweſen unter alle vertheilen, auch die Leiſtungen nach den Alters- und Geſchlechtsunterſchieden abſtufen; jede Arbeit aber, die eine ſpecifiſche iſt und ein intenſiveres Verhältniß des Arbeitenden zu ſeinem Gegenſtande erfordert, muß außer der allgemeinen Leiſtung dem Einzelnen freigegeben werden, der ſich grade dazu gezogen fühlt.

Wird die ſpecifiſche Thätigkeit (z. E. die künſtleriſche) Genuß durch die Attraction passionelle, ſo werden es die allgemeinen Leiſtungen durch das Sentiment universel, durch den Gemeinſinn, oder durch den geſelligen Trieb, mit Vielen und im Großen für das Ganze zu wirken. Fourier hat ſchöne Ausführungen über die armées industrielles und über die Macht des Enthuſiasmus und des Wetteifers in ſolchen Vereinigungen.

Soviel iſt klar, und darin hat der edle Eugène Buret in ſeinem gründlichen Werk „über die Noth der arbeitenden Klaſſen in England und Frankreich“

ganz richtig geurtheilt, die ganze Sphäre der bürgerlichen und induſtriellen Welt, deren Princip bisher das Laisser-faire und die Anarchie war, muß mit Plan und Bewußtſein und im menſchlichen Intereſſe aller Betheiligten geordnet und conſtituirt werden.

Wie ſoll anders die Sklaverei der Induſtriebevölkerung und das Elend dieſer Maſſen aufgehoben werden, um nicht zu fragen, wie ſoll beiden Erſcheinungen unſerer Zeit, die ſchon ganze Länder mit ihrer Geißel verwüſten, vorgebeugt werden? Wie ſoll die Menſchheit ſich vor einen neuen furchtbaren Sturz in die Barbarei retten? fragt Buret, und rühmt mit Recht von Fourier, „daß er das große und mächtige Wort, das Wort Aſſociation ausgeſprochen, und weil er mit bewundernswürdiger Einſicht erkannt habe, daß die Feindſeligkeit der ökonomiſchen Intereſſen, die Trennung des Capitals und der Arbeit, die wahre Urſache all unſrer Uebel ſei, ſo habe er geſchloſſen, das einzige Mittel ſie zu heben ſei, die entgegengeſetzten Intereſſen durch Aſſociation in eine innige ſolidariſche Gemeinſchaft zu vereinigen.“

Der Staat, der die Freiheit will, muß die Sklavenarbeit und ihre Urſachen aufheben, ſelbſt mit Verletzung der Einzelnen, ſelbſt mit Beſchwerung Vieler, die jetzt nicht mitarbeiten. Die ſolidariſche Gemeinſchaft wird im Stande ſein, die Noth derer, die jetzt verwahrloſ't werden, aufzuheben, aber ſie wird ebenfalls die, welche jetzt fühllos für ſich leben, bei dem Gemeinwohl ernſtlich betheiligen, und in die allgemeine Noth eben ſo ernſtlich verwickeln, als bei der allgemeinen Arbeit betheiligen.

Es gab eine Zeit, wo die Soldaten gemiethet wurden, und ſie ſchlugen ſich für wenige Groſchen muthig einander todt. Es iſt jetzt dahin gekommen, daß jeder Bürger Soldat iſt und daß ſchon darum die leichtſinnigen Todtſchlägereien beſeitigt ſind. Auch erobert man nicht mehr Land und Leute, wo die Freiheit hingedrungen iſt. Nur für Barbaren und bei Barbaren giebt es noch etwas zu erobern. An die Stelle der brutalen Gewalt der Eroberung durch die Waffen muß die Eroberung durch die Arbeit der civiliſirten Welt treten, an die Stelle der Militairarmee tritt die induſtrielle Armee. Die Befreiung der induſtriellen Armee aus dem Söldnerſtande, die Nobilitirung der Arbeit und die Aufhebung des induſtriellen Feudalismus unſerer Zeit, gegen den Fourier eifert, muß um jeden Preis, nur nicht um den der Humanität und Freiheit ſelbſt, errungen werden.

Hätte man einem Bürger aus dem ſiebenjährigen Kriege geſagt: hebt die Soldateska auf, das geht aber nicht anders, als daß ihr das ganze Volk zu einem einzigen Heer organiſirt; er würde geglaubt haben, einen Wahnſinnigen zu hören.

Eben ſo klingt es jetzt, wenn man ſagt: Hebt die Sklavenarbeit auf, indem ihr alle ſie übernehmt und die Noth, indem ihr euch ſolidariſch dagegen verbindet.

Iſt eine ſolche Conſtituirung auf dem Wege der Wiſſenſchaft, der Erfindung und der Geſetzgebung zu erreichen? Oder wird eine Revolution, die fürchterlichſte von allen, mit Barbarei beginnen, um die exiſtirende Barbarei aufzuheben, und mit Barbarei endigen, wie die Befreiung und Verwüſtung des ſchönſten Landes der Welt, der Inſel Haiti?

Ueber dieſe Alternative kann nur die Hiſtorie entſcheiden. Selbſt die ſonnenklare Wahrheit wird nicht eher gehört und begriffen, als bis ſie mit unerbittlicher Nothwendigkeit erzwungen wird. Die Vernunft wird zur Gewalt. Glücklich, wenn darüber die Gewalt nicht die Vernunft verliert.

15.

Die Alliance intellectuelle mit den Franzoſen.

Du ſiehſt mich gleich von Anfange an in die ökonomiſchen Theorieen der Socialiſten verwickelt; ſie ſind unvermeidlich. In der Praxis ſowohl, als in der Theorie drängt Alles darauf hin, Mittel zu finden, um die höchſte Entwickelung der Civiliſation und Induſtrie vor dem Untergange durch ihre eignen Exceſſe zu bewahren, und die neuen Sklaven, die ſie hervorgebracht, zu emancipiren. Man hat es noch nicht weiter gebracht als zu Theorieen, vielleicht eben darum, weil die Theorieen ſelbſt noch nicht weit genug ausgebildet ſind. Dies Verhältniß iſt mehr deutſch als franzöſiſch. So weit ihm die Theorie einleuchtet, überſetzt der Franzoſe ſie ſogleich in ſeine Verhältniſſe, und die ſocialiſtiſche Richtung iſt wahrlich nicht ohne Theilnahme geblieben bei den edlen Naturen, die ihr Leben nach der Wahrheit einrichten wollen, wenn ſie ihnen aufgegangen iſt; aber die ſocialiſtiſche Wahrheit ſelbſt iſt ſpröder gegen die Verwirklichung, als es früher z. B. die Aufklärung war. Iſt es nun möglich mit dieſer Richtung, d. h. mit irgend einer Sekte derſelben die Vermittlung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes zu unternehmen? — Es wird nichts leichter bei uns eingeführt, als was in Paris erfunden iſt und wären es auch Deutſche geweſen, die es in dieſer Hauptſtadt der europäiſchen Welt ans Licht gebracht, es empfiehlt ſich durch ſeinen Geburtsort. Ohne Zweifel wird daher auch der „Socialismus" ſeine Reiſe nach Deutſchland fortſetzen und dort eine gute Weile „die neuſte Richtung" ſein. Will man aber mehr als eine Doctrin und eine Sekte, will man die ganze Geiſtesentwickelung der Franzoſen berückſichtigt wiſſen, ſo bieten ſich ſogleich die größten Schwierigkeiten dar. Die Franzoſen ſind daran gewöhnt, nur in beſtimmten Partheiorganen aufzutreten, keine berühmte Perſon iſt ohne Partheifarbe und jede würde ſich ſogleich etwas zu vergeben glauben, wenn ſie mit einer andern nur wenig anders nüancirten Größe uſammenwirkte.

Unter den Franzoſen lebt jeder für die Verwirklichung ſeiner Partheizwecke. Können wir Deutſche in einer Publication für Deutſchland und Frankreich irgend einen beſtimmten franzöſiſchen Partheizweck annehmen? Die liberalen Politiker ſind dynaſtiſch, fromm und poſitiviſtiſch, und wenn ſie für ſich weder katholiſch, noch orleaniſtiſch denken, ſo halten ſie doch dafür, daß es politiſch ſei, ſo zu reden und zu ſchreiben ſo lang es irgend möglich iſt. Sollen wir für oder wider Guizot, für Thiers oder Odillon Barrot wirken?

Die Republikaner ſind allerdings ſchon univerſeller, aber ſie ſind national und wenigſtens zur Hälfte katholiſch, ſie haben gar keinen Sinn für eine wirklich univerſelle Politik. Hatte Guizot gegen ſie nicht Recht, wenn er bei ſeiner Reiſe nach Gent die Parthei über die Nation ſetzte? und waren nicht wirklich die Bourbonen beſſer für die Freiheit, als Napoleon? Die Reſtauration der Bourbonen iſt die Reſtauration der Revolution.

Alle Zwecke der politiſchen Partheien, obgleich ſie uns Deutſche weſentlich intereſſiren müſſen, ſind zu enge geſteckt, als daß wir mit dem Plan einer geiſtigen Vereinigung direct auf ſie eingehn könnten. Wir müſſen die berühmten und tüchtigen Männer der freien Richtung zu überzeugen ſuchen, daß für beide Nationen ein anderer Geſichtspunkt, als für die Eine zu faſſen ſei. Was kann einleuchtender ſein, als daß für uns ſelbſt das Journal des débats noch ein freies Journal und viele ſeiner Mitarbeiter für Deutſchland befreiende Schriftſteller wären? Ich hatte wenig Mühe, dieſe Anſicht geltend zu machen, auch verſprachen wirklich verſchiedene Schriftſteller von ſehr verſchiedener Farbe ihre Mitwirkung zu den „deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern", und würden ohne Zweifel ihr Wort gelöſ't haben, wenn das Project nicht aus andern Urſachen geſcheitert wäre. Denn ſo wenig die Franzoſen politiſch auf die Deutſchen geben, ſo ſehr ſteht unſre Literatur bei ihnen in Achtung. Sie würden ſich gewöhnt haben in einem univerſelleren Intereſſe und, abgeſehn von ihrer Stellung in der franzöſiſchen Welt, zu der deutſchen zu ſprechen.

Aber es gelang uns ſelber nicht, die allgemeine Haltung einer formell freien und nicht unmittelbar in das franzöſiſche Partheiweſen verwickelten Publication anzunehmen und zu behaupten. Gleich die erſten Hefte fielen in den entſchiedenſten Communismus, alſo in die Richtung einer Sekte, die in Frankreich ſehr ſpeciell abgegrenzt und von bedeutenden Talenten faſt gar nicht unterſtützt iſt, in Deutſchland dagegen eine ziemlich unmotivirte Erſcheinung bildet und höchſtens von einer kleinen Handwerkerpropaganda getragen wird. Dazu kamen gleich in den erſten Bogen noch einige für Deutſchland allerdings zu ſtarke Perſönlichkeiten zum Vorſchein. Als nun der Faden abriß — die Verlagshandlung ließ uns im Stich —, war es vornehmlich wegen dieſes Inhalts nicht möglich ihn wieder anzuknüpfen. Die vorliegenden Hefte ſchreckten die Buchhändler ab. Dazu überzeugte ich mich ſehr bald, daß unter den zunächſt erreichbaren deutſchen Mitarbeitern auf andere, als craß ſocialiſtiſche Schriftſteller, die noch dazu nur unpopuläre Ausführungen über längſt bekannte communiſtiſche Themata brachten, nicht zu rechnen war. Dennoch bemühte ich mich in Hoffnung auf eine Entwicklung aus dieſer Gährung, die mit dem Fortarbeiten ſelbſt eintreten würde, nach zwei ablehnenden Antworten von eingeſchüchterten Verlegern, um einen dritten, als plötzlich mein Mitredacteur, ein auflöſendes, ſophiſtiſches Naturell, deſſen praktiſche Talente ich ſehr überſchätzt hatte, mir erklärte, er könne mit mir, da ich nur Politiker, er aber Communiſt ſei, nicht weiter gemeinſchaftlich arbeiten. Vom September 1843 bis zum März 1844 hatte er dieſen Fortſchritt zum „craſſen Socialismus" zurückgelegt, gegen den er noch in ſeinem Briefe (Jahrbb. S. 37) ſich ſehr vernünftig ausließ.

Ich hätte nun auf einer neuen Baſis ein neues Journal herausgeben können; aber ich hätte es eine gute Weile allein ſchreiben müſſen, wenn ich es nach meinem Sinne haben wollte; und immer war der Erfolg, die Sammlung der nöthigen ſchriftſtelleriſchen Kräfte aus Deutſchland, um unſre Seite würdig zu vertreten, ſehr zweifelhaft. Die Deutſchen bilden ſo viel Partheien, als ſie Köpfe zählen, und die Niederlage der Oppoſition in der Literatur hat das Uebel noch ärger gemacht, vornehmlich durch den communiſtiſchen und ſophiſtiſchen (abſolut kritiſchen) Tollwurm, der Alles das zur Maxime erhebt, was von jeher für unverträglich mit dem Beſtande einer Parthei gegolten hat unter andern die Treuloſigkeit und die Zankſucht ſelbſt. Und erſt wenn das Fieber des „craſſen Socialismus" ausgetobt und die univerſell politiſche Richtung eine größere Menge tüchtiger Köpfe unter den Deutſchen ergriffen hat, wird das Project, eine Pariſer Revue mit den Franzoſen zuſammen zu gründen, wieder aufgenommen werden können. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Probleme der „Socialen" einen ſehr weſentlichen Theil der Politik bilden würden.

Unterdeſſen werden auch die Franzoſen ihre Furcht vor unſerer gottloſen Philoſophie verloren haben. Theils bilden ſich entſprechende Richtungen unter ihnen, z. E. Herrn Comte's poſitive Philoſophie, d. h. das Syſtem der wirklichen Wiſſenſchaften, und die Humanitaires, wie ſie ſich in Dezami's Almanach ausſprechen, endlich gewinnt Voltaire immer mehr Boden in den untern Schichten der Geſellſchaft; theils neigt die Philoſophie am Collége de France in Quinet und Michelet, ja ſogar in der Couſinſchen Schule, die ihnen bei der Sorbonne gegenüberſteht zu demſelben Ausgang, den die deutſche Philoſophie genommen hat. So bereitet ſich die Möglichkeit einer literariſchen Gemeinſchaft auch außer dem politiſchen Gebiet, in der principiellen Region vor. Dies iſt ſehr wichtig. Denn die formelle Selbſtbeherrſchung und die wiſſenſchaftliche univerſelle Haltung, die ich in dem Plan zu den deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern vorſchlug, wird zu jedem künftigen Unternehmen der Art die Hauptbedingung bleiben. Paris aber iſt ein dankbarer Punkt. Der Plan verdient noch immer realiſirt zu werden, und da nur Geld und ein halbes Dutzend freier junger Männer dazu nöthig iſt, ſo gehört ſeine Ausführung durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten. Ein ſolches Unternehmen iſt nicht blos ein oppoſitionelles. Selbſt wenn Deutſchland es zu derſelben Freiheit, wie Frankreich, bringt, bleibt dieſe Vermittlung beider Literaturen und ihr Ausgang von Paris eine ungemein wünſchenswerthe Sache; könnte ſie jetzt durchgeſetzt werden, ſo wäre es eine Eroberung, die kaum ihres Gleichen hätte und die man zum zweiten Mal zu verſuchen, ſich nicht gereuen laſſen dürfte.

Vielleicht ereignet es ſich, daß die Franzoſen von ihrer Seite die Deutſchen heranziehn. Die Revue indépendante ſteht uns am nächſten und es bedürfte nur einer geringen Modification ihrer Direction, um die deutſche Philoſophie mit der franzöſiſchen Freiheit in Staat und Literatur zu vereinigen. Ob es alsdann gerathen ſein würde, deutſche Originalbeiträge zu veröffentlichen oder Ueberſetzungen und Bearbeitungen deutſcher Einſendungen zu liefern, müßte von der Redaction nach ihren Mitteln und Verbindungen entſchieden werden. An einem Intereſſe des Publicums würde es weder für die eine, noch für die andre Form fehlen.

Unter den Deutſchen in Paris gehört Heine zu den talentvollſten. An einer periodiſchen deutſchen Publication in Paris nahm er das regſte Intereſſe. Er hat einen ſichern Tact für das befreiende Element einer philoſophiſchen Richtung, ohne eben ein tieferes Studium daraus zu machen. Proſaiſch kann er deshalb nicht nachhaltig wirken, in ſeinen Poeſieen dagegen iſt er nach Göthe der freiſte Deutſche. Allerdings vergreift er ſich hin und wieder, weil er von Feſſeln befrei'n will, die nur gelöſ't, nicht abgeworfen werden können. Keine Form der Poeſie braucht nöthiger die Feinheit und die Decenz, als die übermüthige Satire; man verzeiht ihr jeden Uebermuth, wenn ſie ihn mit Anſtand ausübt, man wendet ſich gegen ſie, ſobald ſie die Form verletzt. Vor ſeiner Reiſe nach Hamburg, als die „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher" eingingen, ließ Heine mehrere kleine Satiren in das tendenz- und bewußtloſe Blättchen „Vorwärts" drucken und bemühte ſich, aus dieſer Publication etwas zu machen. Er gab in der That dadurch den Anſtoß zu den ſpäteren Schickſalen dieſes kleinen Freibeuters. Zuerſt bewog er mich, einen Brief an die „New-Yorker Schnellpoſt", als ich ihn eben abſenden wollte, dem „Vorwärts" mitzutheilen, und drang ſehr in mich, die Leitung des Blättchens zu übernehmen, ja, er wollte ſogar, wenn ich ein Gleiches thäte, zur neuen Begründung und Fortführung eine Summe beiſteuern. Sowohl die Vergangenheit des Blättchens, als auch ſeine wahrſcheinliche Zukunft, die ſchwerlich eine Wirkung über Paris hinaus verſprach, ließ mir die Sache als unpaſſend erſcheinen. Dagegen übernahm Bernays, der früher eine Zeitlang die Mannheimer Abendzeitung redigirt hatte, die Leitung des „Vorwärts", er übernahm ſie, d. h. er hatte ſich auf eine merkwürdige Weiſe durch die ſtärkſten und directeſten Angriffe der urſprünglichen Redaction imponirt. Ich habe ſolche Erfolge, die gegen alle Kriegsregeln ſind, früher für unmöglich gehalten und eben deswegen eine Weile auch an fernere Eroberungen des kleinen regſamen Menſchen geglaubt. Dieſe waren aber von der niederſchlagendſten Art. Das Blatt wurde allerdings etwas, es wurde communiſtiſch; aber der Exceß und die Ohnmacht erſchienen unter ihm und dem ſpäteren Redactionscomité als der Charakter deſſelben, bis zuletzt die Herren Redacteure ihre Liebesabentheuer beſchrieben und aus der Aufrichtigkeit, mit welcher die armen Betrogenen blosgeſtellt und bezeichnet wurden, eine „ſociale“ Maxime machten. Seltſamer Weiſe erhitzte ſich die deutſche Diplomatie wegen einiger Neckereien gegen hohe Häupter ſo ſehr, daß ſie es im Laufe des Jahrs 1844 zu einer Verurtheilung des Redacteurs und im Januar 1845 zu der bekannten Verweiſung von zwölf deutſchen Schriftſtellern aus Paris brachte.

Muß man ſonſt bedauern, daß die Franzoſen ſo ſchwer zu einer gründlichen Kenntniß unſerer Verhältniſſe und Literatur zu bringen ſind, ſo war es in dieſem Falle ein Vortheil, daß ſie die Blößen der deutſchen Schriftſteller in Paris nicht bemerkten und bei der Vertreibung ſich einfach an das Tyranniſche der Maßregel hielten. Hätten ſie die ganze Lage der Sache gekannt, ſie würden geſagt haben, die Tyrannei hat diesmal der guten Sache einen Dienſt geleiſtet, denn ſie hat die Blamage der extremen Oppoſition und ihre völlige Discreditirung zerſtört.

16.

Audienzen bei Lamennais und Louis Blanc.

Um Dich nicht zu ermüden, ſollte ich Dir billiger Weiſe zur Abwechslung wieder einmal eine Erzählung einſchieben. Ich will es thun. Die Vorfälle bei einigen Audienzen, welche ich mir erbat, um franzöſiſche Schriftſteller für die Jahrbücher zu gewinnen, gehören hieher.

Wir hielten es für möglich, Lamennais zu einem Briefe über unſern Plan zu bewegen und denſelben im erſten Heft mitzutheilen. Wir baten ihn um eine Audienz und er ſchrieb uns eine freundliche Antwort, die zugleich als Einlaß bei ihm dem Pförtner vorgezeigt werden ſollte. Er wohnt hinter der Madelaine in der ſchönen rue Tronchet, aber im ſechſten Stock. Als wir nach ihm fragten, hieß es, er ſei nicht zu Hauſe, und wir erinnerten uns noch zur rechten Zeit unſeres Billets, um unſere Reiſe, wie man in Paris mit Recht die Geſchäftsgänge nennt, nicht vergeblich gemacht zu haben.

Lamennais iſt ein kleiner hagerer alter Mann, der bei all ſeiner Ketzerei ſehr lebhaft an den Geiſtlichen erinnert; und ein entſchiedenes Docentenbewußtſein, welches an die Stelle des glühenden Predigerglaubens getreten iſt, mildert dieſen Eindruck nur, es löſcht ihn nicht aus.

Als er uns aufmerkſam angehört hatte, ſagte er: Sie werden bei uns nicht zum Ziele kommen. Sie müßten ſich an eine beſtimmte Parthei anſchließen, und ich wüßte Ihnen keine zu rathen, wie ich denn ſelbſt im Grunde zu keiner ganz mich bekennen könnte.

Wir bemerkten, er habe nur Frankreich, wir aber beide Nationen im Auge, und wenn auch er uns zurückweiſen wolle, wo man denn ein univerſelleres Freiheitsintereſſe ſuchen ſolle?

Dieſem Einwurf widerſtand er nicht, bat ſich unſer Programm aus und verſprach, ſich darüber in einem Briefe an die Redaction auszulaſſen.

Es iſt wahr, wir konnten eine wirkliche Mitwirkung von ihm nicht erwarten, und obgleich wir nichts weiter vorbrachten, als das Princip, die Wiſſenſchaft frei vom Glauben zu halten und in der ſittlichen Welt den Menſchen zum letzten Zweck zu erheben; ſo machte ihn doch ſchon das ſtutzig. Er gab zwar zu, daß auch er zu dieſem Reſultat gelange, aber vermuthlich auf einem ganz andern Wege als wir, und um uns zu verſtändigen, fügte er hinzu, „erlauben Sie mir ein wenig Metaphyſik".

Er trug uns nun in einer ſehr fließenden Vorleſung, die faſt zwei Stunden währte, ſeine Metaphyſik vor, die merkwürdiger Weiſe eine Art Religionsphiloſophie war und mit der althegelſchen Art zu philoſophiren die entſchiedenſte Aehnlichkeit hat. Die Conſtruction und der Inhalt der Trinität beſchäftigte ihn zuletzt, und wie ſie bei Hegel zu Momenten des dialektiſchen Proceſſes und der Gott zum Begriff wird, ſo wird bei Lamennais die Trinität zur égalité, fraternité und liberté. Die Dialektik iſt die Freiheit und dieſe Trinität iſt es nicht minder, freilich die eine deutſch-theoretiſch, die andere franzöſiſch-politiſch; wundern darf man ſich aber ſchon jetzt darüber, daß beide Männer ſich ſo viel mit den theologiſchen Masken herumſchlagen, während ſie ſich ihrer menſchlichen Geſichter ſehr wohl bewußt ſind und doch auch am

Ende nicht vermeiden können, ſie dem Publicum zu zeigen, wie ſie ſind.

Dazu kommt, daß beide nichts von einander wußten, als ſie gleichzeitig ähnliche Operationen mit den Dogmen vornahmen. Solche Richtungen gehn aus der Weltbewegung, an der ſich die Nationen betheiligen, hervor, ohne daß man ſpäter den gleichmäßigen Urſprung ſogleich erkennt. Die Conſtruction der religiöſen Dogmen iſt ſeither immer toller geworden; aber ſie hat das Intereſſe eingebüßt und der Erklärung und Vermenſchlichung der alten Vorſtellungsformen das Feld geräumt. Wir haben ſchon bemerkt, daß auch hieran beide Völker gleichzeitig arbeiten und zum großen Theil unabhängig von einander. Die beiden Literaturen durchdringen nämlich ſich bei weitem nicht in einem ſolchen Grade, daß jede Geiſtesſchwingung der einen in der andern ſogleich klar und deutlich empfunden würde.

Lamennais entließ uns mit dem wiederholten Verſprechen, uns über unſern Plan ausführlich zu ſchreiben; als er ihn geleſen hatte, kam er jedoch auf ſeine urſprüngliche Anſicht zurück und fügte nur noch hinzu, wir möchten uns erſt durch Thaten bewähren, um ſodann die gleichartigen Elemente der franzöſiſchen Welt anzuziehn.

Frankreich iſt dem Franzoſen die Welt, ſie iſt es zu ſehr; und Lamennais würde ſchwerlich in Hegels Religionsphiloſophie, wenn er ſie läſe, ein befreundetes Element erkennen.

Lamennais vereinigt das jugendliche Feuer mit den Bedenklichkeiten, die dem vorgerückten Alter eigen ſind. Er hielt eine neue Revolution für unvermeidlich; die Wirkungen der Freiheit durchdrängen zu ſehr das ganze Volksleben, als daß die dynaſtiſchen Illuſionen von einer Wiederherſtellung des alten Königthums daran nicht ſcheitern müßten; dennoch ſei es ſehr zu fürchten, daß auch die bevorſtehende Revolution wieder ſcheitere. Das Volk wiſſe zwar die Tyrannei zu ſtürzen, aber es ſei nicht vorbereitet auf die dauerhafte Einrichtung der Freiheit.

Auch mit der Jugend in der demokratiſchen Parthei war er nicht zufrieden; er drückt ſich ſehr ſtark aus über die Gährung aller der Elemente, die ihm fremd und widerwärtig entgegen kommen, obgleich ſelbſt die extremſten ihre Keime in ſeinen eignen

Schriften, vornehmlich in den „Worten des Glaubens" nachweiſen könnten.

Beſonders iſt ihm Louis Blanc mit ſeinen despotiſchen Gedanken, daß man unter Umſtänden der Dictatur bedürfe und keine abſolute Preßfreiheit geſtatten könne, ſehr wenig zu Sinn; und wirklich hat Lamennais gegen alle diejenigen Recht, welche die Freiheit durch das Regime der Tyrannei einzuüben gedenken und 1793 darin noch übertreffen, daß ſie die Dictatur nicht als Nothſtand, ſondern als dauernden Zuſtand zur Durchſetzung einer Doctrin im Auge haben.

Louis Blanc findet indeſſen für ſeine Dictaturmaximen wenig Anklang in der demokratiſchen Parthei; deſto mehr gilt er als einer der gewandteſten Schriftſteller und als ausgezeichneter Redner.

Wenn die Parthei eine Zukunft hat, ſo darf man an der ſeinigen nicht zweifeln. Dieſe Parthei iſt diejenige Fraction der republikaniſchen, welche vermittelſt der republikaniſchen Inſtitutionen die „Socialreform" herbeiführen will, und Louis Blanc gehört zu den Schriftſtellern und Politikern, welche das „ſociale" Element aus dem theoretiſchen Sektenleben in die politiſch-exiſtirende Region, den Journalismus, die Kammer u. ſ. w. und in die formelle und eingreifende Literatur aus den doctrinären und gelehrten Speichern einführen. Nächſt der George Sand iſt Louis Blanc in dieſer Arbeit der glücklichſte Autor.

Wie dieſe ganze Parthei, ſo iſt ſich auch Louis Blanc über die „Socialreform" nicht klar. Man will nur die Intereſſen und Rechte des Volks, welches unter dem Mittelſtande, der Bourgeoiſie in Verlaſſenheit und Unterdrückung lebt; aber man will weder den Fourierismus, noch den Communismus und hat doch keine beſtimmte Anſicht, die man jenen Syſtemen gegenüberſtellen könnte. Nur darin hat man Recht gegen beide Sekten, daß man alle Reformen der menſchlichen Geſellſchaft als Reformen des Staats behandelt und die ſociale Sektirerei zu einer politiſchen Parthei zu erheben ſucht.

Die untern Schichten der Geſellſchaft in den Staat zu erheben durch das allgemeine Stimmrecht, und zum Zweck des Staats das Wohl Aller zu machen, das iſt es, was der demokratiſchen Parthei zunächſt als Aufgabe vorſchwebt. Sie ſchlägt der Revolution nicht ins Geſicht, wie die Fourieriſten, ſie hängt nicht all ihre Hoffnung an eine Unmöglichkeit, wie die Communiſten; ſie hat die Tradition der Revolution und den Inſtinkt der Freiheit, welcher alle franzöſiſchen Herzen durchzieht, für ſich. Aber ihr Programm iſt einigermaßen leer und formell. Wenn Alle ſtimmen dürfen und die Demokratie realiſirt iſt; nun ſo fragt es ſich, wofür werden ſie ſtimmen und wie weit wird ihre Einſicht reichen? Ohne Zweifel ſo weit und noch weiter vielleicht, als die Einſicht der nordamerikaniſchen Republikaner; aber wie wird man das Wohl Aller verſtehn, und wie es realiſiren?

Man iſt noch weit davon entfernt, die ökonomiſchen, die Erziehungsfragen und die religiöſen Schwierigkeiten (die den Geiſt hindern zu den directen Aufgaben der Menſchheit zu gelangen), kurz alle politiſchen Probleme, welche das öffentliche Leben in Frankreich hervortreibt, im Sinne des humanen Princips zu löſen. Das iſt der theoretiſche Mangel, an welchem die demokratiſche Parthei in allen ihren Organen, ſowohl in der Journaliſtik, als in den Werken der Einzelnen, empfindlich leidet. Gewinnt die Parthei den nöthigen theoretiſchen Inhalt und die geiſtigen Kräfte, wodurch ſich dieſer Mangel aufhebt, ſo gehört die

Zukunft ihr, denn ihr Princip iſt ohne allen Zweifel die Aufgabe der Geſchichte. In der Kammer wird ſie ſyſtematiſch nur von der äußerſten Linken, von Arago, Joly und Ledru-Rollin, zufällig etwa von Lamartine vertreten, in der Journaliſtik durch die „Reforme“ und die „Revue independante“. So werthvolle und eingreifende Sachen von Zeit zu Zeit in dieſen beiden Organen der politiſch avancirteſten Richtung erſchienen ſind; im Ganzen haben ſie Mühe ſich zu halten, und es iſt immer noch mehr die Hoffnung, als die Wirklichkeit von der ſie leben. Den genannten Notabilitäten iſt dieſe Lage ſehr wohl bekannt, um ſo höher muß man die Ausdauer ſchätzen, mit der ſie ihre Thätigkeit fortſetzen.

Wir kommen auf Louis Blanc zurück. Er geht in ſeiner Kritik der Gegenwart, welche ſich durch ſeine Geſchichte der zehn Jahre von 1830—1840 hindurchzieht, nicht über Fourier hinaus und findet hier, wie in ſeinem Büchelchen über die Organiſation der Arbeit den Grund alles Uebels in der freien Concurrenz; nur daß er, wie die demokratiſche Parthei, der er angehört, die beſtimmte politiſche Fehde gegen den ehemaligen dritten, jetzt einzigen, d. h. regierenden Stand, die Bourgeoiſie, erhebt, während dagegen Fourier die Civiliſation überhaupt angriff. Freilich iſt es nicht der ganze Mittelſtand oder die Bourgeoiſie im eigentlichen Verſtande, welche herrſcht; die Oppoſition gegen die Bourgeoiſie wird daher leicht eine zu weitgreifende Phraſe; und hierin liegt nicht zum geringſten Theil der Grund zu der Unpopularität, unter welcher die Parthei ſeufzt.

In ſeinen Erklärungen am Anfang und am Ende der zehn Jahre bezeichnet Louis Blanc uns ſehr deutlich dieſe Stellung und alle die Mängel, an der ſie leidet. „In der magiſchen Geſchichte Napoleons und des bewaffneten Volks ſcheint die Bourgeoiſie gänzlich von der Bühne zu verſchwinden. Wenn man jedoch ſchärfer hinblickt, wird man gewahr, daß in Sachen des Handels, der Induſtrie, der Finanzen Napoleon das Werk der conſtituirenden Verſammlung fortgeſetzt hat. Die im Princip des Gewährenlaſſens verborgene Tyrannei hat er aufrecht erhalten und befeſtigt. Er hat das Princip der Theilung des Eigenthums geheiligt. Er hat nichts gethan, um den individuellen Credit durch den des Staats zu erſetzen. Mit Einem Wort, er hat alles das befeſtigt, was heute die Grundlage der Bourgeoiſie-Herrſchaft iſt.“

Louis Blanc hält offenbar ein einziges ungetheiltes Staatseigenthum und eine gleiche Betheiligung Aller dabei für das Richtige; die Herrſchaft aber, welche durch den Privatcredit und das große Privateigenthum erzeugt wird, für die aufzuhebende Tyrannei.

Dies iſt der deutlichſte Ausdruck der politiſch-ökonomiſchen Oppoſition; es iſt zugleich die ſchärfſte Hervorhebung ihrer Schwierigkeit: wie nämlich iſt die gleiche Betheiligung am Staatsvermögen zu erreichen? Würde nichts weiter verlangt, als die Sicherung jedes Einzelnen im allgemeinen Vermögen, ſo wäre die Aufgabe immer noch ſchwierig genug, aber doch nicht gleich logiſch unmöglich gemacht.

Durch die Vorrede zu der Ueberſetzung ſeines Werkes von G. Fink, welche im Literariſchen Comptoir in Zürich erſchienen iſt, kam ich mit ihm in näheren Verkehr. Ein Bekannter von mir hatte ſie überſetzt; wir beſuchten ihn, und er hörte die ganze kleine Abhandlung, die ſich viel weniger auf ſein Buch, als auf die deutſche Politik bezieht, mit großer Geduld zu Ende. Als die Vorleſung beendigt war und wir ihn um ſein Urtheil fragten, ſagte er: „Ihr Aufſatz iſt reich von ſchönen Sachen, aber ſehr gelehrt und unendlich lang! In Frankreich lieſ't ſo etwas Anſtrengendes nur der Proletarier und der Gelehrte, und wo finden Sie ein Organ, um es dieſen beiden Arten von Leſern vorzulegen? Vielleicht, aber auch nur vielleicht in der Revue indépendante. Machen Sie den Verſuch.“ Der Verſuch mißlang. Zugleich verſprach er einen Aufſatz über die intellectuelle Allianz mit Deutſchland, wovon in meiner Vorrede die Rede war, für das deutſch-franzöſiſche Journal, von dem ich ihm den Plan mittheilte. Dieſer Aufſatz erſchien ſpäter in der Revue indépendante und enthielt die beſtimmteſten Erklärungen gegen die neudeutſche gottloſe Philoſophie. Louis Blanc beantwortet die Frage nach der Autonomie oder Heteronomie der Welt etwas brüsk mit ſeinem eignen Bedürfniß nach einem perſönlichen Gott, den man ſich übrigens nach Belieben mit oder ohne Bart denken konne, denken aber müſſe man ihn. Unſre Frommen werden von dieſer Frömmigkeit nicht ſehr erbaut ſein; und ſie werden ſehr Recht haben. Die Metaphyſik aller jetzigen Deiſten unter den Franzoſen, die bei der fixen Idee von Urſache und Wirkung angekommen iſt, kann eines ſchönen Morgens zu der weiteren Kategorie der causa sui, oder dem Weſen, welches ſeinen Grund in ſich ſelbſt hat, fortgehn; und es iſt dann ſehr wahrſcheinlich, daß die gottloſen Franzoſen die Welt darunter verſtehn werden, weil ſie dieſe zunächſt unter Händen haben.

Louis Blanc wird die Geſchichte der großen Revolution ſchreiben. Er wird ſie, wie es heißt, in Oppoſition mit Thiers und aus dem Standpunkte Robespierre's ſchreiben; aber er wird Robespierre viel von ſeinen Intentionen leihen, wenn er einmal mit ihm zufrieden ſein will. Die Dictatur, der politiſch nothwendige Gott, das Volk der Zweck und die Verfügungen von Staatswegen über Alles zum allgemeinen Wohl ſind ohne Zweifel die Anknüpfungspunkte. Es wäre aber für die Franzoſen eben ſo nützlich, ihnen die Verehrung vor Robespierre, als die vor Napoleon zu nehmen; und Thiers hat in der Dialektik, an der ſeine revolutionären Größen untergehn, mehr hiſtoriſche Weisheit entwickelt, als in ſeinem Syſtem politiſche: Thiers Hiſtorie der Revolution iſt daher ſchwerer anzugreifen, als ſeine Politik.

Uebrigens iſt Louis Blanc noch jung und bildungsfähig; die Arbeit ſelbſt wird ihn vielleicht auch über Robespierre hinausbringen zum großen Nutzen für ſein Werk und ſeine Parthei. Er hat das Talent, ſich vor einem großen Publicum gerecht zu machen, und ich geſtehe gern, ich habe mir ſeinen Vorwurf: trop serieux et infiniment long, was wir Deutſche faſt immer ſind, ernſtlich zu Herzen genommen; das Publikum mag entſcheiden, ob mit Erfolg.

17.

Victor Schölcher und ſeine Schriften über die Antillen.

Die freiſte Bildung unſerer Zeit iſt nicht die, welche bei der Empörung gegen die Vorzeit und ihre Götzen ſtehn bleibt, ſondern die Ausprägung des eignen humanen Gehaltes in Sitten, Kunſtwerken und Thaten. Göthe's Humanität hat die Kritik des 18ten Jahrhunderts hinter ſich, ſein Griechenthum den Kampf mit den Griechen oder vielmehr mit den Drachen, die ihre Schätze hüten, und ſeine Poeſieen, ſo ſehr ſie auch mit dem Zopfweſen ſeiner Zeit kämpfen, treten nicht polemiſch oder ſatyriſch auf, ſie verbreiten lebendige Bilder einer neuen Welt in die alte. Dies Verfahren läßt den Kampf nicht liegen, im Gegentheil, es benutzt den Sieg, es ſchließt das Intereſſe gegen den Feind nicht aus, es ſchließt den Kampf ſogar ein, läßt aber mehr den Künſtler, den Geſchichtſchreiber, den Beobachter als den Partheimann hervortreten. Es giebt wenig Franzoſen, welche die Revolution ſo zur Grundlage machten, wie Göthe das 18te Jahrhundert, es giebt überhaupt ſehr wenig Schriftſteller, welche über der Revolution nicht die Humanität des 18ten Jahrhunderts vergäßen; und Paris verſtimmte mich faſt, als ich hier, ſelbſt unter den vorgerückteſten Männern ſo viel nationales und religiöſes Nebelweſen entdeckte. Von Talenten, wie Eugen Sue, der in ſeiner Bildung nichts als ein gottſeliger deutſcher Bedienter iſt, nicht zu reden, ſo iſt z. B. die George Sand religiös und romantiſch umnebelt und der Klarheit des 18ten Jahrhunderts ſo abgeneigt, wie der Kälte, dem Unpoetiſchen, dem Herzloſen. So kommt die Quelle ihrer Freiheit und ihrer herzerhebenden Größe vielen Franzoſen jetzt vor, und ſie preiſen ſich glücklich dieſe Zeit überſtanden zu haben, ohne ſie zu verſtehn.

Einer von den wenigen Männern, welche das 18te Jahrhundert und die ganze politiſche Emancipation zugleich zur Grundlage machen, ein ruhiger, plaſtiſcher Charakter, eine wahrhaft humane Geſtalt iſt Victor Schölcher, einer der Notabilitäten der ſocial-demokratiſchen Parthei. Schölchers Name und Abſtammung iſt deutſch; er ſelbſt iſt es nicht. Unſre Sprache iſt ihm fremd; er wuchs in Paris auf, wohin ſein Vater aus dem Elſaß eingewandert war. Unabhängig durch ein anſehnliches Vermögen lebt er ganz der Wiſſenſchaft und der Freiheit. Seine Reiſen nach den Antillen und im vorigen Winter nach dem Orient, und ſeine Werke „über die franzöſiſchen, die fremden Colonieen und Haiti“ haben ihn zu einer Autorität in der Sklavenfrage gemacht. Dieſe Sache iſt für ihn nicht eine Specialität: die Sklavenfrage iſt die Freiheitsfrage und das ethiſche ſowohl, als das theoretiſche Intereſſe ein ganz allgemeines. Schon Alexander Humboldt, den Schölcher anführt, faßt die Sache ſo: „die Schriften von Las Caſas, ſagt er, ſchließen alles das in ſich, was in neuſter Zeit gegen die Befreiung der ſchwarzen und weißen Sklaven in beiden Welten eingewendet worden iſt. Die langen

Streitigkeiten über die Abſchaffung der Negerſklaverei, über die Freilaſſung der Leibeigenen, und über die allgemeine Verbeſſerung des Zuſtandes der arbeitenden Klaſſen bieten immer daſſelbe traurige eintönige Gemälde dar von dem Kampf der Intereſſen, der Leidenſchaften und des Elends der Menſchen.“ Nun hat aber die Sklavenfrage durch die engliſchen Philanthropen eine friedliche Löſung erhalten, die ungemein lehrreich iſt, und wodurch die freien Neger der engliſchen Colonieen zwiſchen die revolutionär-befreiten Schwarzen von Haiti und die Sklaven der ſpaniſchen und franzöſiſchen Colonieen treten. Die engliſchen Philanthropen waren allerdings durch die Religion mit den Negern der engliſchen Colonieen, die von proteſtantiſchen Miſſionären bekehrt und mit ihnen zugleich von den Pflanzern gemißhandelt wurden, in ein näheres Verhältniß getreten, als aus der bloßen Sympathie mit unbekannten Menſchen jenſeits des Weltmeers entſpringt, es war ein Parthei- und Sektenintereſſe vorhanden; aber das Recht des Menſchen ſchlechthin, der kein Sklave ſein darf, blieb doch immer der Grundton des Philanthropismus. Seitdem iſt die ſocialiſtiſche Schule und die furchtbare Entwickelung der induſtriellen Sklaverei in England (man vergleiche die Londner Spaziergänge der Triſtan, Eugen Buret über das Elend der arbeitenden Klaſſen in Frankreich und England und Engels die arbeitenden Klaſſen in England) dazu gekommen, und die Frage der Sympathie, der Religion und der Humanität eine Frage des unmittelbaren Intereſſes, ja, der unmittelbaren Noth geworden. Die Emancipationsfrage hat ſich von den Colonieen in das Mutterland verpflanzt, und die Vorgänge auf den Antillen nehmen nun den Charakter theils eines bloßen Vorſpiels, theils eines warnenden Beiſpiels an. Haiti z. B. zeigt um 1789 eine ſchwindelnde Höhe der Boden- und Fabrikcultur, des Luxus und des Handels, alles in kurzer Zeit durch Sklavenarbeit hervorgebracht, und dann durch die Grauſamkeit und Rohheit der Pflanzer und ihres Gehülfen des Henkers Napoleon, als ſie die Sklaverei wieder herſtellen wollten, einen Rückfall faſt bis zur Verwilderung. Erſt das verwüſtete Haiti ſollten die armen Befreiten erben.

Schölcher iſt Socialiſt, Republikaner und von der Religion emancipirt. Wir haben daher in ſeiner Auffaſſung jener Verhältniſſe eine ganz freie. Die Darſtellung iſt einfach, klar und ſo objectiv, daß ſeine eigne Meinung, obgleich er ſie nirgends verhehlt, nie ſtörend eingreift, ſondern überall aus den Thatſachen hervorſpringt. Die klaſſiſche Ruhe ſeiner Schriften iſt ein treues Bild ſeiner perſönlichen Erſcheinung; und wenn die Ruhe, die methodiſche Feſtigkeit, der Ernſt und die Gründlichkeit deutſche Tugenden ſind, ſo macht Schölcher ſeinem Urſprunge Ehre, während die gebildete Form und das große, freie Intereſſe, der humane Beruf und die freie Bewegung in ihm die edlen Producte Frankreichs und ſeiner Hauptſtadt ſind.

Schölcher iſt ein großer, ſchöner Mann, von einnehmendem Weſen, entſchieden, aber mild, kein Philoſoph, aber klar, kein Enthuſiaſt und dennoch ganz und ohne Rückhalt Republikaner. Aber er hat viele Fehler ſeiner Parthei, auch ganz abgeſehn von ihrer religiöſen Unklarheit, abgelegt. Weder haßt er die Engländer, noch liebt er Napoleon; weder die despotiſchen Menſchheitsbeglücker, noch die humanen Kopfabſchneider ſind ſeine Leute; und wenn er für die Gleichheit der Menſchen iſt, ſo findet er keinen Geſchmack an der Gleichheit unter dem eiſernen Joch eines Syſtems, das die Freiheit ignorirt, ſondern nur an der gleichen Achtung der freien und humanen Perſönlichkeiten, deren Erzeugung in allen Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft obliegt. Er beträgt ſich mit unerſchütterlicher Feſtigkeit nach dieſer Maxime und hat nicht, wie das ſo leicht in der unterdrückten Parthei vorkommt, den Hang zu einem gewaltſamen Verfahren und zu dem Axiom: Rohheit gegen Rohheit, Tyrannei gegen Tyrannei! obgleich er ſehr gut weiß, daß die Eroberungen und Uebergänge nicht mit der Sammtbürſte gemacht werden. Eben ſo ſehr wie gegen den Deſpotismus im Namen der Freiheit, iſt er gegen die Willkür, die man jetzt grade von den Socialiſten in der Form von Anarchie und Prophetenthum viel anpreiſen hört; er ſchickt ſich in die Majorität ſelbſt mit dem Bewußtſein, ihr in der religiöſen Frage, in der Stellung zu England, in ſeinem Urtheil über Napoleon und 1793 — und auf beides kommt gegenwärtig ſehr viel an — voraus zu ſein. Wäre die ganze Parthei der „Reforme“ zu der Freiheit und Humanität, wie Schölcher gelangt, und ſobald ſie dahin gelangte, ſo wäre ſie in Wahrheit das, was ſie jetzt noch erſt werden will.

Ich beſuchte ihn einmal zur Zeit, als die Jeſuiten- und Erziehungsfrage in der Schweiz heftig discutirt wurde mit einem Freunde, dem der Unterſchied von Willkür und Freiheit, wie Allen, die nur den Inſtinkt, nicht die Logik des Republikanismus haben, bisweilen läſtig wurde. Sie werden zur Willkür verleitet, weil die wahre Willkür, die Wahl der vernünftigen Intelligenz oder die vernünftige Selbſtbeſtimmung allerdings die Bedingung aller Freiheit iſt.

„Wenn die Luzerner Bauern, ſagte er, die Jeſuiten wollen, ſo hat man kein Recht, ſie ihnen zu nehmen; wenn ich mein Kind von den Jeſuiten erziehen laſſen will, ſo muß es mir freiſtehn, oder der Staat iſt eine Tyrannei.“

Weder der Wille der Luzerner Bauern, noch Ihr väterliches Belieben iſt die Freiheit, antwortete ihm Schölcher.

„Und was iſt denn die Freiheit?“

Sie ſind Philoſoph, ſagte Schölcher zu mir, darauf müſſen Sie antworten. Ich denke, wir geben weder unſre Wiſſenſchaft, noch unſre Cultur auf, wenn die Jeſuiten und die Bauern es für gut finden.

Gewiß nicht, fuhr ich fort, denn die Freiheit iſt ja die vernünftige Welt und der vernünftige Menſch; weder ein Kind mit ſeinen Launen, noch ein Bauer mit ſeinen vorweltlichen Einfällen, noch ein Jeſuit mit ſeinem Widerſpruch gegen die Geſchichte, noch ein Vater mit jeſuitiſchen Gelüſten ſind frei. Alle dieſe haben kein Recht, ſich gegen die Wiſſenſchaft und Bildung unſrer Zeit aufzulehnen. Ein Geſetz aber, welches dieſe Bildung von allen Bürgern forderte, wäre nichts als der Ausdruck der Freiheit. Wo freilich die Aufklärung noch nicht in den Geſetzen iſt, da mag es nöthig ſein, daß man ſich mit den Jeſuiten und ihrem Anhang herumſchlägt; wo aber die Welt vernünftig organiſirt iſt, da darf niemand ſein Kind weder zur Rohheit, noch zur Oppoſition gegen die Aufklärung erziehn laſſen. Eben daß die Einzelnen dies nicht dürfen, beweiſ't, daß die Freiheit eine Realität iſt.

„Sie wollen alſo die Aufklärung, nennen Sie ſie nun Vernunft oder Atheismus oder Proteſtantismus oder Wiſſenſchaft, gleichviel, zum Princip machen und jeden dazu zwingen, der unter Ihren Geſetzen lebt? Iſt das Freiheit? Iſt das nicht das baare Gegentheil davon?“ erwiederte unſer Gegner.

Aber nein, ſagte Schölcher. Sie vergeſſen ja, daß die Vernunft das Geſetz Aller iſt und daß die, welche ſich ihm nicht entziehn, der hiſtoriſchen Fortbildung der Menſchen Recht geben *müſſen*. Dieſer Zwang, der Zwang der Vernunft, oder der Fortbildung und Aufklärung der Menſchheit, iſt nicht zu vermeiden, ſo wie Sie nicht ſagen können, daß fünf gerade ſei.

„Nun dann giebt es keine Freiheit," ſagte jener.

Nein, in Ihrem Sinne nicht, antwortete *Schölcher*. Die Freiheit iſt das Product der Geſchichte und der Ausdruck der menſchlichen Bildung. *Die Freiheit iſt ein logiſcher Zwang*, den man darum nicht als Zwang empfindet, weil er die Befriedigung unſerer vernünftigen Natur und die Genugthuung ihrer Entwickelung iſt. Wer ſich gegen die allgemein gewordene Wahrheit ſträubt, den kann kein Menſch befrein. Sträubt man ſich alſo gegen die Entdeckung z. E. der Wahrheit, daß fünf nicht gerade ſei, und empfindet in der allgemeinen Anerkennung derſelben ein fremdes Zwangsgeſetz, ſo iſt man freilich nicht frei, ſo wenig, als es die Jeſuiten und die Luzerner Bauern ſind. So lange ſolche Capricen unſchuldig bleiben, iſt nichts einzuwenden, ſobald ſie aber weſentlichere Dinge betreffen und alsdann die Welt nach ſich einrichten und wieder zu ihrer Einfalt zurückſchrauben wollen, ſo iſt der Krieg unvermeidlich.

„Krieg? alſo Sie appelliren mit all Ihrer Vernunft und Humanität doch wieder an die rohe Gewalt und an das Argument der Kanonen?“

Die Gewalt iſt nicht roh, welche die Rohheit aufhebt, erwiederte ich, während es umgekehrt eine ſchmähliche Rohheit des Gemüths wäre, wenn man der ſyſtematiſchen Verderbniß der Menſchheit durch die Reaction ohne Empörung und Krieg ihren Lauf laſſen wollte.

„Ja, Sie haben Recht, rief hier unſer Gegner aus; es kommt auf den Inhalt an; ſonſt dürfte man eine Idee mit dem Degen in der Fauſt durchführen.“

Dieſer Ausgang unſers Jeſuitenkriegs erregte große Heiterkeit, und einer der Anweſenden bemerkte, „bei em Degen erinnert unſer Freund ſich jedesmal, daß an ihn unter Umſtänden ziehn darf, während er das Recht der brutaleren Kanonen immer noch erſt bewieſen haben will.“

Schölchers Schriften über die Antillen ſollten uch in Deutſchland beachtet werden; obgleich wir keine

Colonieen beſitzen, ſo haben wir doch genug zu emancipiren und vor allen Dingen den einfachen Satz zu lernen, daß Reichthum, Luxus und Pracht auf einem andern Wege als auf dem der Sklaverei vieler Millionen zu ſuchen ſind oder, wenn es ſein muß, mit allem Reichthum der Erde die Freiheit nie zu theuer erkauft wird.

In Frankreich giebt es Vertheidiger der Sklaverei, wie bei uns der patriarchaliſchen Leibeigenſchaft, und beſonders ſeit die Concurrenz von allen Seiten angegriffen und das traurige Loos des armen, freigelaſſenen und verlaſſenen Arbeiters hervorgehoben iſt, hat die Reaction die Stirn zu behaupten, der Sklave in Amerika ſei beſſer daran, als der Proletarier in Europa. Sie hat vergeſſen, was Mirabeau den Creolen antwortete, die das Glück der Sklaven prieſen: „Warum fürchtet ihr denn die Abſchaffung der Sklaverei? Wenn die Sklaven ihre alte Lage der neuen vorziehn, ſo werden ſie freiwillig zu euch zurückkehren.“ Und Schölcher ſagt ſehr richtig: „Fragt jede Mutter, was ſie für ihr Kind wähle. Die Creolen ſagen: die Schwarzen verlangen keine Freiheit; aber ſie belohnen große Dienſte mit Freilaſſung und müſſen alle ihre Kähne bewachen, damit die Neger nicht auf die engliſchen Inſeln entfliehn, weit übers Meer und mit der entſchiedenſten Lebensgefahr. Aber es iſt wahr, die Sklaverei entwürdigt den Menſchen: die Neger halten die Weißen für höhere Weſen, für die natürlichen Herren und ſich für die natürlichen Diener. Sie verlieren durch die Sklaverei das Selbſtgefühl. Ebenſo iſt es ja mit den weißen Sklaven z. B. in Rußland. Ein ruſſiſcher Herr begehrte die Liebe ſeiner Leibeignen. Sie flieht. Er ſchickt zwei andre auf ihre Verfolgung; ſie bringen ſie zurück und wer waren dieſe Beiden? Der Bruder und der Verlobte des Opfers.“ — Es iſt ſehr ſchwer, daß der Menſch ſich über ſeine Verhältniſſe erhebt, ſind doch die Deutſchen nicht einmal im Stande ſich politiſch zu emancipiren! um ſo mehr muß man die Neger bewundern, die während der ganzen Zeit der Sklaverei auf allen Inſeln und auf dem Feſtlande, auf St. Domingo im Gebirge Neyba, in Jamaica auf den blauen Bergen förmliche Staaten von Flüchtlingen (Maronen) bildeten. Die freien Republiken der geflüchteten Neger an der Grenze von Guiana führten glückliche Kriege mit den Holländern und machten einmal zur Vergeltung gefangene Holländer bei ſich zu Sklaven; und die Maronen auf St. Domingo waren die Befreier ihrer Brüder.

Die Neger leben als Sklaven im Concubinat, aber Schölcher belegt es mit vielen Beiſpielen, wie heilig ſie ihr Verhältniß und überhaupt die Blutsverwandtſchaft halten. Er zeigt uns die Intelligenz und natürliche Gutmüthigkeit der Schwarzen im vortheilhafteſten Lichte; aber auch die unerhörte Erniedrigung, Verderbniß und Brutalität, in die Herren und Sklaven zugleich durch dies ſchmähliche Verhältniß geſtürzt werden; und ſagt den Creolen, ſeinen Gaſtfreunden auf den franzöſiſchen Inſeln, ganz unverholen: „Jede Empörung der Sklaven iſt in meinen Augen nicht nur gerecht, ſondern auch ehrenwerth. Der Sklave, der ſeine Ketten bricht, um welchen Preis es auch ſei, hebt eine Ungerechtigkeit auf und ehrt die allgemeine Sittlichkeit, die in der Unterjochung ſeiner Perſon total verletzt war.“

Die Engländer haben ihre Neger emancipirt; die Dänen bereiten die Emancipation entſchieden vor; aber die Franzoſen, wenn ſie auch Napoleons verabſcheuungswürdige Maxime, den Negern unauflösliche Ketten zu ſchmieden, aufgegeben haben, verzögern dennoch von Jahr zu Jahr die Maßregel der Befreiung. Sie fürchten für ihren Handel und führen das Beiſpiel von Jamaica an, deſſen Production um die Hälfte geſchwunden iſt, ſeit die Sklavenarbeit aufhört.

Schölcher beweiſ't, daß hieran niemand anders, als die Coloniſten auf Jamaica ſelbſt ſchuld ſind, die bei der allmälig eintretenden Befreiung die Uebergangszeit bis zur gänzlichen Emancipation der Neger aufs Grauſamſte mißbrauchten, und ſchließlich entſchieden feindlich mit ihnen aus einander gingen. Wer nur irgend konnte, kehrte nicht zur Hacke des Herrn zurück, und es entſtanden ganze Dörfer von kleinen freien Eigenthümern unter der Begünſtigung der Miſſionäre und Philanthropen.

Hieraus entwickelte ſich der bekannte Mangel an Arbeitern auf den Fabrikgehöften von Jamaica, und das engliſche Gouvernement kam auf den Gedanken, den Sklavenhandel ſo ungefähr zu erneuern durch „die freie Einwanderung“ der Befreiten von den Sklavenſchiffen u. ſ. w. Hier iſt nun Schölcher keineswegs für die Engländer und fordert Frankreich auf, dieſen neuen officiellen Sklavenhandel, unter welcher Form es auch ſei, zu hindern. Was hat nun die engliſche Regierung im Auge, wenn ſie Jamaica auf dieſe Weiſe aufhelfen will? Den Uebelſtand, daß dort die Arbeit theurer und die Arbeiter glücklicher geworden ſind. Iſt dies ein Unglück? Und Schölcher ruft aus: „Da die politiſche Weisheit in Europa dahin gekommen iſt, uns vierzig Arbeiter, die Hungers ſterben, auf Einen Fabrikanten, der in Caroſſen fährt, zu geben; ſo wollen wir vergnügt ſein, daß in Jamaica der Bauer nicht von der Gnade des Gutsherrn und Fabrikbeſitzers abhängt.“ Die Antillen ſind die glücklichſten Länder der Welt. Sie bringen von ſelbſt hervor, was der Menſch braucht, und dennoch ſind die Schwarzen alle ohne Ausnahme der Arbeit treu geblieben, nur freilich, ſo viel ſie konnten, für ſich ſelbſt. Rechnet man, ſagt Schölcher, die Producte der kleinen Freien und den durch ſie geſteigerten Verbrauch im Lande ſelbſt, ſo bringt Jamaica noch immer zwei Drittel von dem hervor, was es vor der Befreiung leiſtete. Die franzöſiſchen Creolen aber ſchreien, da ſeht ihrs (und ſie finden Gehör damit), wenn ihr die Neger emancipirt, ſo arbeiten ſie nicht:

„Es ſcheint ihnen gerecht, ſagt Schölcher, die Menſchen als Sklaven zu behalten, weil dieſe Menſchen in der Freiheit keinen Zucker machen würden."

Schölcher behauptet, das Klima der Antillen ſei durchaus geſund für jeden, der nur mäßig und vernünftig lebe, und es würde das Beſte ſein, durch europäiſche Einwanderer, die ihre Rechte beſſer als die Neger zu wahren wüßten, den liegenden Fabriken der Zuckerpflanzungen wieder aufzuhelfen. Vielleicht iſt es noch beſſer, ſie liegen zu laſſen, bis ſich die Sache von ſelbſt wieder ausgleicht. Mit Proclamirung der Antheilswirthſchaft könnte jeder verlegene Pflanzer gewiß Arme genug finden; denn die Arbeiter haben ſich ihm ja blos entzogen, weil ſie bei ſeiner Arbeit ihre Rechnung nicht fanden, oder nicht für ſich arbeiten konnten. Statt ſich aber der Gerechtigkeit zuzuwenden, denken die Pflanzer von Jamaica nur darauf, ſich neue Sklaven zu verſchaffen, und Lord Palmerſton, der edle Whig, hat ihnen in dieſem noblen Verlangen gewillfahrt.

Um übrigens zu beweiſen, daß Jamaica an ſeiner jetzigen Lage ſelbſt ſchuld iſt, kommt Schölchern die kleine Inſel Antigua trefflich zu Statten. Als hier die Parlamentsacte über die Aufhebung der Sklaverei ankam, fand ein vernünftiger Gutsbeſitzer, Salvage Martin, die vielen Uebelſtände, die in der feſtgeſetzten Uebergangszeit lägen, müſſe man durch unmittelbare gänzliche Freilaſſung beſeitigen, und wenn einmal, ſagte er, das Recht der Neger auf Freiheit verkündigt worden, iſt es ein Verbrechen, ſie ihnen länger vorzuenthalten. Er trug ſeine Meinung einem Freunde und dieſer der geſetzgebenden Verſammlung vor; es gab eine große Aufregung, aber die Wahrheit drang endlich durch; und man hatte das erfreulichſte Reſultat, das ſich denken läßt.

Die Befreiung ging ohne alle Erſchütterung vor ſich; das Verhältniß der Weißen und Schwarzen hat ſich nur verbeſſert, die Arbeit ſich geſteigert, die Production ſich vermehrt, die Verbrechen ſich verringert, die Strafen ſich bis zu einem ſelbſt in Europa unerhörten Grade humaniſirt; und alles dies in Folge des Einen freien und vernünftigen Entſchluſſes, der Gerechtigkeit ganz und augenblicklich zu gehorchen.

Bei Gelegenheit der humaniſirten Geſetzgebung und Strafmethode auf Antigua, ſagt Schölcher: „Man weiß jetzt durch die Philanthropen, daß das

Geſetz den Schuldigen nicht ſtrafen, ſondern beſſern ſoll. Iſt ein Menſch ein Verbrecher, ſo iſt er es aus Irrthum, man muß ihm alſo ſeinen Irrthum zeigen, nicht ihn brutal züchtigen, und iſt dieſer Satz wahr, ſo iſt dem Verbrecher den Kopf abſchneiden mehr als ein Act der Barbarei, es iſt ein Act der Dummheit."

Schölcher iſt nach der Erfahrung auf Antigua für die unmittelbare und gänzliche Abſchaffung der Sklaverei, und hat den franzöſiſchen Kammern dies jedesmal, wenn die Frage wiederkehrte, aber leider bis jetzt vergeblich zu Gemüthe geführt.

Immer werden es aber zuletzt die Neger ſein, welche mit harter Arbeit und furchtbaren Leiden dieſe ſchönen Länder erwerben und wo ſie am grauſamſten leiden, dort am erſten. Auf Jamaica hat der Druck ſie weiter gebracht, als auf Antigua die Milde; die furchtbaren Kataſtrophen von Haiti haben die ganze Inſel, dieſes Paradies der Welt, in ihren Beſitz gebracht. Sie wiſſen ihn nicht zu benutzen? Man ſagt es. Schölcher iſt andrer Meinung, und wenn ſie es nicht wüßten, ſie ſind frei, und beſſer ein Wilder in der Freiheit, als ein Sklave in der Civiliſation.

Ich geſtehe es, erſt durch Schölcher habe ich den neuſten Verlauf der Haitiſchen Angelegenheiten verſtanden und die unwiſſende Verzweiflung an den Schwarzen aufgegeben. Schölcher giebt uns die Gewißheit, und die neuſten Ereigniſſe beſtätigen ſeine Anſicht, daß die Civiliſation auch ohne die Europäer ſich wieder ermannen wird, ſeitdem in der Regierung die ächten Neger an die Stelle der Mulatten getreten ſind.

Die Gewalt iſt der Typus, den die Geſchichte dieſer Inſel ſeit der Entdeckung durch die Europäer annimmt. Das idylliſche Volk der Indianer wurde vertilgt. Die Flibuſtier nehmen die Inſel ein. Dieſer Antheil wird der franzöſiſche. Man ſchickt ihnen Weiber aus dem loſen Volk von Paris, über welches die Polizei disponirte. Erſt 1728, wo die Inſel förmlich Domaine des Staats wird, beginnt hier der afrikaniſche Sklavenhandel. Domingo hebt ſich durch den ruchloſeſten Verbrauch von Menſchen ſo ſehr, daß es 1789 mit 700,000 Sklaven die Producte für zwei Drittel des ganzen auswärtigen Handels von Frankreich hervorbringt. Ein mäßig alter Mann hat den Anfang und das Ende dieſes Flors ſehn können.

Aus einem Zeitgenoſſen der Blüthe dieſer menſchenmörderiſchen Civiliſation führt Schölcher an: „Jeder franzöſiſche Coloniſt lebt wie ein Fürſt auf ſeinem Gut in einem prächtigen Hauſe, geziert mit Geräthen, die viel ſchöner ſind, als wir ſie in den Paläſten unſrer Gouverneurs finden; ſie führen einen reicheren Tiſch, als unſre Großen, ihre Alcoven und Zimmer ſind herrlich überſpannt und mit reich überzogenen Betten für ihre Freunde oder für Reiſende verſehn. Barbiere und Perrückenmacher ſtehn zu ihren Dienſten und ordnen ihre Toilette. Dazu haben ſie drei oder vier Kutſchen, mit denen ſie ſich zu einander begeben und ins Schauſpiel der nächſten Stadt fahren, wo ſie dann zuſammenkommen, üppig leben und ſich von den Neuigkeiten aus Europa unterhalten.“

Außer dieſen Pflanzern gab es kleine Weiße, Mulatten und Schwarze. Die Mulatten ſind freigelaſſene Sprößlinge der Pflanzer und beſitzen beim Ausbruch der Revolution ein Drittel des beweglichen und ein Viertel des unbeweglichen Werthes der Inſel. Die Revolution bewegt die vier Klaſſen im verſchiedenſten Sinn.

Die Herren von Land und Leuten verſtanden wie überall, ſo auch hier, unter Freiheit nur Unabhängigkeit (vom Mutterlande), nur die blieb ihnen zu wünſchen übrig.

Die kleinen Weißen verſtanden unter Freiheit die Gleichheit (mit den Großen), das Wort des Bürgers: ſie wollen nicht nur einige, ſondern alle politiſchen Rechte.

Die Mulatten, die ſich excludirt fühlten, verlangten überhaupt politiſche Rechte. Sie waren nur bürgerlich frei, wie jetzt die Preußen.

Die Schwarzen endlich lernten bei dieſer Gelegenheit das Wort des Sklaven, die Freiheit im prägnanten und eigentlichen Sinn, ausſprechen. Sie beſannen ſich zu Menſchen. Man hatte ſie bisher in einem ſo viehiſchen Zuſtande erhalten, daß ſie die Freiheit weder zu wünſchen, noch zu denken wagten. „In ihrem Herzen liegt die menſchliche Würde im tiefſten Schlaf und erwacht erſt bei dem Waffenlärm ihrer Herren. Die Echo's der Freiheit wiederholen ſich unabhängig von dem Willen derer, die ihren Ruf erheben."

Die erſten und die letzten Märtyrer in dem blutigen Drama, welches jetzt beginnt, werden die Mulatten. Als die Nationalverſammlung 1790 alle Freien für politiſch berechtigt erklärt, wagt der Gouverneur das Geſetz nicht auszuführen, denn die Coloniſten haben zwei Mulatten blos wegen Petitionen um politiſche Rechte grauſam hingerichtet. Endlich, nachdem die kleinen Weißen ſich dem Gouverneur und den Truppen angeſchloſſen, erleiden die Coloniſten eine Niederlage. In der Verwirrung, die hieraus folgt, fliehen viele Sklaven in die Wälder. Bukmann, ihr erſter Anführer, begeiſtert ſie mit einer prophetiſchen Rede und der Schwarm bricht in die reiche Ebene des Caps unter dem Ruf: Rache! Rache! Die Sklaven ziehn ſiegreich ein in die Sitze des Luxus und Despotismus, die ſie ſelber gebaut, und werfen die Feuerbrände in das Werk ihrer Hände, das ſie verwünſchen. Nun rücken die Colonialtruppen heran. Die Neger werden geſchlagen man verfolgt ſie unmenſchlich. Bukmann fällt. Aber die Grauſamkeit treibt neue Banden in die Wälder, mit denen Jean François und Biaſſou ein Schrecken der Inſel wurden. Endlich, als die Spanier, vereinigt mit dieſen Banden, von der Landſeite, die Engländer, verbunden mit den Pflanzern, von der Seeſeite anrückten, und der Conventsdeputirte Sonthonar keine andre Rettung, als durch die Schwarzen ſah, proclamirte er in Einverſtändniß mit mehreren Coloniſten, die dem Mutterlande treu geblieben waren, die Freiheit aller Neger, die unter die Fahnen der Republik treten würden. Die Engländer ſuchten nun die Inſel zu erobern. Die Spanier, wie geſagt, hatten die Banden von Jean François und Biaſſou in Sold, unter ihnen war Touſſaint Louverture Oberſt, als Sonthonar die Freiheit proclamirte. Touſſaint bewog 5000 Neger, ihm zu den Fahnen der Republik zu folgen.

Hier iſt nun der Ort, wo die Civiliſationsfrage ſich anknüpft. Die Geſellſchaft war in der vollkommenſten Auflöſung, und die Conventsdeputirten mußten darauf denken, zugleich den äußern Feind zu ſchlagen und die innere Ordnung wieder herzuſtellen. Die Engländer nahmen die Städte und Forts an der Küſte. Polverel, der College von Sonthonar, kam alſo auf die Idee, daß man ſich auf dem Lande durch Wiederherſtellung der Cultur halten und mit neuen Mitteln verſehn müſſe. Er publicirte im Mai 1794 ein Culturreglement, deſſen Princip die Aſſociation der Eigenthümer und der Arbeiter iſt. Den Arbeitern gehört der vierte Theil des Bruttoertrags. Die Arbeit wurde darauf ſogleich wieder aufgenommen, was die Schwarzen ohne Beſorgniß thun konnten, denn am 4. Februar 1794 hatte der Convent die Abſchaffung der Sklaverei in allen Colonieen beſchloſſen.

Zugleich ging der Krieg fort. Touſſaint ſchloß die Engländer immer enger ein und vertrieb ſie zuletzt aus allen ihren Poſitionen. Am Fieber und in den Schlachten ſollen ſie 45,000 Mann verloren haben. Die Expedition hatte ihnen 7500 Millionen Franken gekoſtet.

Sobald der Krieg beendigt war, machte ſich Touſſaint an die Weiterführung des Polverelſchen Culturplans. Er wollte die Freiheit und zugleich die Wiederherſtellung der alten Blüthe, deren Erinnerung ihn reizte; aber er verfuhr zur Erreichung dieſer Zwecke mit einer eiſernen Tyrannei. Dieſe entfremdete ihm viele Herzen, und als nun auch noch ſein Nebenbuhler im Süden, der Mulatte Rigaud, ſich auf ſeine Raçe zu ſtützen ſuchte, wurde damit der Grund zu der Raçenfeindſchaft und in Folge derſelben zu der furchtbaren Verſunkenheit gelegt, aus der erſt die letzten Revolutionen, die 1844 und 1845 gegen Boyer und ſein Demoraliſirungsſyſtem losbrachen, die Republik wieder erheben werden. — Touſſaint ſiegte über alle ſeine Feinde, auch über Rigaud; aber es war ihm nicht vergönnt, trotz der Vernichtung Rigauds und der Bändigung der Mulatten, der Beſiegung der Engländer und Spanier, der Amneſtirung und Zurückberufung der Coloniſten, der Wiederherſtellung der Arbeit und der Conſtituirung der ganzen Inſel, ſein Werk zu behaupten und zu vollenden. Es trat ein Ereigniß ein, welches die Feſtigkeit ſeiner Schöpfung auf die grauſamſte Probe ſtellte und ihn ſelbſt die üblen Folgen ſeiner gutgemeinten Tyrannei, dieſes revolutionären Kaiſerſchnitts, um die Freiheit mit Gewalt hervorzubringen, empfinden ließ.

Die Coloniſten in Paris, die nicht unter einem ehemaligen Sklaven leben wollten, bewogen Bonaparte und vor allen Joſephine, die ihre Creolengedanken noch immer im Kopf hatte, ihre Parthei zu ergreifen. Der erſte Conſul entſchloß ſich, die Schwarzen zu unterwerfen, die Sklaverei wiederherzuſtellen und die „Legitimität wieder ins

Leben zu rufen", wie dieſe Räuber ſich ausdrückten, die nichts Geringeres im Sinn hatten, als alle Neger auf Domingo mit Weib und Kindern zu tödten und die Inſel von der afrikaniſchen Küſte aus wieder zu bevölkern. Sie ſprachen dies in ihren Broſchüren unumwunden aus. Bonaparte ſchickte nach und nach 50,000 Mann von der Armee Moreau's, die er in Europa los ſein wollte, unter Leclerc nach Haiti.

Als die Weißen erſchienen, zündeten die Generale, die Touſſaint treu geblieben, die Städte an und zogen in die Wälder und Berge. Viele aber, und vornehmlich die Mulatten, fielen von ihm ab und Leclercs lügenhaften Proclamationen gelang es endlich, einen Frieden und eine Abdankung Touſſaints zu Wege zu bringen. Aber Bonaparte's niederträchtiger Zweck war damit noch nicht erreicht, man überfiel Touſſaint auf ſeinem Landſitz, man ſchleppte ihn nach Frankreich und ließ ihn in einem feuchten Kellergefängniß zu Grunde gehn, man proclamirte endlich mit dürren Worten die Wiederherſtellung der Sklaverei.

Jetzt erhoben ſich Mulatten und Neger vereinigt zu einem Krieg auf Tod und Leben: die Städte, die

Pflanzungen, die Häuſer, die Bäume, alles wurde zerſtört; die Franzoſen fanden überall nur die Wüſte und ihre brennende Sonne; das Fieber raffte ſie hin und ſie konnten die Neger in den Wäldern und Bergen nicht erreichen. Die Inſel wurde eine Wüſte, aber die Weißen auf immer von ihr vertrieben. Weiter, als bis zu dieſem Punkte pflegt das Intereſſe der Europäer an Haiti und ſeiner Entwickelung nicht mitzugehn. Das iſt die Urſache des Mißverſtändniſſes. Denn nun beginnt erſt die wahre Löſung des Problems, ob die Unabhängigkeit zur Freiheit werden wird.

Nach mancherlei Schwankungen zwiſchen den Schwarzen und den Mulatten, war das Syſtem der letztern, das Gehnlaſſen und die Verweichlichung durch Boyer und Petion über das Syſtem der Neger, die mehr oder minder Touſſaints Verfahren zur Richtſchnur behielten und ſich dadurch ſchließlich immer eben ſo verhaßt machten, als er es gethan hatte, zur Herrſchaft gelangt. Was erſt zur Erlangung der Herrſchaft nöthig geweſen war, das wurde es nun zur Erhaltung noch viel mehr. 60,000 Mulatten ſollten 600,000 Schwarze beherrſchen. Die

Trennung und das Mißtrauen trat in jeder Hinſicht ein und die gelben Ariſtokraten ſagten ſich fortdauernd: „wenn wir nicht eng zuſammen halten, werden die Neger uns verſchlingen.“

Schölcher zeigt, daß Petion und Boyer, die an der Spitze dieſer Mulattenariſtokratie ſtanden, nicht anders handeln konnten und daß ſie ſyſtematiſch die Kraft lähmen, die Entwickelung hindern und den intellectuellen und den moraliſchen Mord ausüben mußten, um nur zu exiſtiren. Es iſt jedoch Alles umſonſt geweſen, die Schwarzen haben ſich noch einmal befreit und ein furchtbares Gericht über die Mulatten ergehn laſſen; die Neger haben nun das Ruder des Staats noch einmal, gewiß zum letzten Mal erobert. Und man hat gezweifelt, ob die Neger culturfähig wären? Nachdem die europäiſchen Flibuſtier des 19ten Jahrhunderts mit Feuer und Schwert ihre Cultur zerſtört? Nachdem die Mulatten, in denen das verdorbene Pflanzerblut die gewiſſenloſeſten Herrſchaftsmaximen erzeugte, ſie um ein halbes Jahrhundert betrogen? Und dennoch werden ſie jetzt ihr verwüſtetes und viermal erobertes Vaterland und ihr verwahrloſ'tes Volk wieder emporbringen. Schölchers Bericht über den Zuſtand der Inſel, ſo niederſchlagend er ſein mag, wird jedem, der ihn lieſ't, die Ueberzeugung davon geben. Nicht die ſchwarzen Proletarier, ſondern ihre Herren und ihre Herrſcher haben den Zuſtand erzeugt, auf den man mit Bedauern herabſieht, und erſt jetzt kommt die Zeit, wo von einem Aufſchwung der Neger aus eignen Mitteln die Rede ſein kann. Nichts zeugt mehr für die unüberwindliche Macht des Freiheitsgefühls, als die unerhörten Kämpfe und die völlig einzig daſtehenden Siege der Neger über die furchtbarſten Armeen Frankreichs und Englands, über die ſchlauſte Verführung, den ſchwärzeſten Betrug ihrer Brüder der Mulatten, ja, über ihre eigne Verſunkenheit.

Schölcher ſagt von den Sitten und dem Charakter der Neger: „Je mehr man dies Volk ſtudirt, deſto mehr wird man für daſſelbe eingenommen. Es hat ganz die Eigenſchaften der Jugend, eine natürliche und einfache Güte, die bis zur Liebenswürdigkeit geht, eine Heiterkeit, die etwas Närriſches hat und ein außerordentliches Wohlwollen für jedermann. Selbſt die Soldaten ſind hier freundlich, und wenn ſie auf Poſten ſtehn und jemand eine Freundlichkeit erweiſen wollen, ſo präſentiren ſie. Die Naivetät des geſunden Menſchenverſtandes zeichnet die Neger aus. So geht es ihnen nicht in den Kopf ihre Tage und Nächte irgend jemand, für welchen Preis es auch ſei, zu verkaufen.“

„Hier, wie in den engliſchen Colonieen, beklagen ſich die Reichen über nichts bitterer, als daß ſie niemand finden können, der ſie bedienen will.“

„Sie ſind zutraulich, wie die Kinder, und kennen weder Große, noch Kleine, kommen zu Euch, als wären ſie bei ſich zu Hauſe, und denken nicht daran, daß ſie läſtig werden könnten.“ — „Giebt einer einen Ball, ſo muß er Wache vor die Thür ſtellen, damit nicht alle Welt am Tanze Theil nimmt. Sie begreifen nicht, wie man ſie ausſchließen könne und das Ende vom Liede iſt gewöhnlich, daß ſie die verſchloſſenen Thüren mit Steinwürfen beehren, aber ſie ſchlagen ſie nicht ein.“ „In einem Lande ohne alle Polizei, ohne Patrouillen, ohne Moral, ohne Religion, ohne Erziehung hört man weder von Raub, noch von Mord und in funfzehn Jahren ſind Todesſtrafen nur in politiſchen Affairen vorgekommen.“

Die Antillen und Haiti ſind das lehrreichſte Feld für die Forſchungen und Verſuche über die Geſtaltung der menſchlichen Geſellſchaft auf ganz neuen Grundlagen. Weder das polizeiliche Verfahren Touſſaints, der jeden von Staatswegen zum Fleiß und zur Tugend anhielt, noch das entgegengeſetzte Syſtem Boyers, der jeden ſeinem Privatbelieben und ſeiner Willkür überließ, hat ſich als haltbar bewieſen. Vielleicht wird ſich Polverels Syſtem jetzt mit mehr Milde wiederaufnehmen laſſen, da die politiſchen Kriſen alle widerhaarigen Elemente vertilgt haben. Gewiß iſt es, die höhere Bildung der Intelligenz und des Gemüths, die wirkliche menſchliche Freiheit, iſt nur zu erreichen durch die wahre Vereinigung der Gebundenheit Aller mit der perſönlichen Selbſtſtändigkeit. Die Gebundenheit der Maſſen und die Willkür Weniger, wie in der Sklaverei und in den Despotieen, bringt nur eine faule, niederträchtige, ja verabſcheuungswürdige Menſchengeſtalt hervor: die Creolen und die Sklaventreiber, den Adel und die Polizeiſchergen der Herrſchenden. Die Gebundenheit Aller dagegen wäre nur partielle Gebundenheit eines jeden, die allgemeine Verpflichtung zu dem gemeinſamen

Zweck ließe eben darum jedem noch den nöthigen Raum für ſeine Willkür und für die eigenthümliche, nicht zu berechnende und in Anſpruch zu nehmende Auslebung ſeiner Perſönlichkeit.

18.

Ledru-Rollin über die Situation der Partheien.

Doch kehren wir zurück von den Antillen nach Paris. Ich wohnte dieſer Tage einer Verſammlung zur beſſern Begründung des zweiten Journals der demokratiſchen Parthei, der „Reforme", bei. Einer von meinen franzöſiſchen Freunden, ein Advocat, nahm mich mit und verſprach mir, vielleicht werde Louis Blanc ſprechen, gewiß aber ſollte ich manche intereſſante Männer ſehen. Es war der Salon eines Deputirten, die Einführenden ſtellten vor, die Bekannten wurden von dem Bedienten vor ihrem Eintritt genannt. Eine anſehnliche Geſellſchaft verſammelte ſich, Männer in Blouſen und im Frack, im Winterrock und wie es grade kam; aber es ſprachen nur wenige und gut nur Ledru-Rollin. Seine Rede hat mich ſehr intereſſirt, und die Verſammlung wurde wiederholt zu lautem Beifall hingeriſſen. Er hat ein ſchönes Organ und eine impoſante, kühne Figur; beim Sprechen iſt er faſt zu lebhaft, die Geſticulationen hageln dicht aufeinander, immer von oben herab, nicht als wollte er Eins einprägen und das Andre nur zur Einführung benutzen, nein, es ſchien, als ſollte ſeine ganze Rede durch und durch, mit Gewalt und ohne Nachlaß eindringen wie ein Sturm und Hagelwetter.

„Es giebt nur zwei Partheien im Lande, ſo ungefähr ſprach er ſich aus, die unſrige, welche die Freiheit für Alle will, und die herrſchende Klaſſe, die ſie nur für ſich will. Dieſe, die Bourgeoiſie, hat lange von der Furcht vor den Maſſen gelebt und ſich darum dem jetzigen Syſtem der Beherrſchung des eigentlichen Volks (peuple) gänzlich in die Arme geworfen. Dies Syſtem, meine Herren, kommt jetzt zu ſeinen Conſequenzen. Die Furcht ſind ſie los, denn ſie haben überall geſiegt, aber durch die Folgen ihrer eignen falſchen Principien werden ſie niedergedrückt und die Bourgeoiſie beginnt die Fehler des Syſtems einzuſehn, weil ſie ſelbſt unter ihnen erliegt, weil die Segnungen des Friedens nach Außen und im Innern nicht eintreffen, weil der Preis der verkauften Freiheit nicht gezahlt wird. Die Kräfte Frankreichs werden gewaltſam zuſammengepreßt und ſeinen Ideen, ſeinen Thaten, ſeinem Ruhme nicht nur, auch ſeinem Handel ſieht es alle Wege verſperrt, und dies iſt es, was die Bourgeoiſie trifft. Blicken Sie um ſich, meine Herren, Montevideo wird geopfert, Haiti iſt eine Wüſte geworden, überall kommt England uns zuvor, Belgien wendet ſich Deutſchland zu, und ſelbſt in Afrika, wo wir herrſchen müßten, iſt es England, dem vorzugsweiſe alle Wege geöffnet ſind. Die moraliſchen und materiellen Niederlagen, welche die Herrſchaft des jetzigen Syſtems begleitet haben, und ſeiner Natur nach fortdauernd begleiten werden, fangen ſchon an den Bürger und ſeine Intereſſen zu drücken, der Ruin des Handels fällt zuletzt auf ihn, und ſo erleben wir es denn, daß die Bourgeoiſie ſelbſt von ihrem eignen Regiment abfällt. Sie wendet ſich nicht unmittelbar zu unſrer Parthei, die ſie nicht begreift, nur Einzelne ziehn die große Zukunft des Volkes den kleinlichen Erfolgen innerhalb jenes engen Kreiſes der Privilegirten vor; aber ſie kämpft gegen die Erniedrigung und Erſtickung Frankreichs, ſie rafft ſich auf nd ſie bringt den Herzſchlag dieſer edlen Nation wieder zum Leben zurück.

Worin ſtimmten die Lenker unſerer Schickſale ſeit 1830 mit der Bourgeoiſie überein? In ihrem Glauben an das Geld. Worin ſind ſie jetzt ſehr verſchieden daran? In ihren Erfahrungen über denſelben Gegenſtand. Die Haltung der Kammer und die Stimmung der Nationalgarde belehren uns hinlänglich über die eingetretene Veränderung. Die Auflöſung des Bourgeoiſieregimentes durch ſich ſelbſt, bereitet dem Princip der Demokratie, der univerſellen Freiheit und der edlen muthigen Politik die Stätte. Die Zukunft gehört dem Volke. Es iſt aber nicht vernünftig, daß irgend einmal durch einen ganz beſondern Glücksfall das Volk in ſeine Erbſchaft eingeſetzt werde; die Parthei des Volkes muß mit Bewußtſein handeln und weder ihre Gegenwart, noch ihre Zukunft dem Zufall und dem Glück anheimſtellen. Es ſind große Fehler gemacht, gewaltige Niederlagen erlitten, ſchöne Kräfte vergeudet worden. Alles das iſt zu vermeiden und es kann nicht beſſer vermieden werden, als durch reifliche und mehrſeitige Discuſſion unſerer Principien und wahren Intereſſen. Die Befeſtigung von Paris, der größte Fehler unſerer Parthei (ohne den National wäre ſie nie durchgeſetzt worden) muß uns zur Warnung dienen. Wir brauchen daher ein zweites großes Organ, wir dürfen keine Anſtrengung ſcheuen, es zu ſichern und ſeinen Einfluß auszudehnen. Ein Organ kann die Parthei nicht ausdrücken, am allerwenigſten die größte von allen Partheien, die unſrige. Und erſt wenn ſämmtliche Organe einer Parthei übereinſtimmen, darf man darauf rechnen, daß die ganze Richtung und das Gewicht einer großen Maſſe auftreten wird, erſt dann werden Uebereilungen vermieden und abentheuerliche Kämpfe ohne Sympathie unmöglich gemacht. Haben die Conſequenzen des officiellen Syſtems ſeinen Untergang vorbereitet, ſo iſt es doppelt nothwendig, daß die Conſequenzen der demokratiſchen Principien, nämlich das politiſche Hervortreten der populären Parthei in ihrer ganzen Ausbreitung, ihren Sieg vorbereiten. Das iſt es, wozu wir jetzt durch Ausbreitung und beſſere Begründung unſers Journals, der „Reforme", einen Schritt thun müſſen, damit wir uns in den Momenten, wo gehandelt werden muß, nicht unvorbereitet und rathlos finden."

Merkwürdiger Weiſe haben die Ereigniſſe durch die völlige Spaltung der conſervativen Politiker in zwei feindliche Lager dieſe Kritik, die weit vor die Adreßdebatte fällt, glänzend und ſchnell beſtätigt; und man muß ſich wundern, wie die Regierungsparthei auch nur die Sitzung von 1845 hat zu Ende führen können, ohne daß eine weitere Auflöſung erfolgt iſt.

So wenig dies Ereigniß die Oppoſition überraſchte, ſo unerwartet war es den Conſervateurs, ſie ſprachen den Tag vor ihrer Niederlage oder Lähmung, wie man ſich ausdrücken will, von dreißig bis vierzig Stimmen Mehrheit, Rothſchild hatte das Diner zur Feier des Sieges in Bereitſchaft, aber nur den fremden Diplomaten hat es geſchmeckt, Guizot und ſeinen Collegen war über dem Plötzlichen und Kläglichen, was in dem ganzen Vorfalle lag, aller Appetit vergangen, Guizot erſchien nicht zum Eſſen.

Selbſt Rothſchild (der eine zu bedeutende Rolle in der jetzigen Politik, wenn auch immer nur von ferne, ſpielt) hatte ſich über die Macht des Geldes getäuſcht, und wenn ſeitdem das Miniſterium Guizot noch fortlebt, ſo iſt es auf dem Boden eines Vulcans, deſſen Schlund es eben mit ſeinen Füßen zu verſchließen denkt. Die Principien, die Gedanken und wären ſie ſo falſch, wie ſie den Conſervativen erſcheinen, haben wieder einmal über alle Herrlichkeiten und Realitäten dieſer Welt geſiegt, und höhniſch fragen die Gegner des gelähmten Syſtems: „womit wollt ihr kämpfen? denkt ihr, daß die Börſe euch vertheidigen wird? Geht, bei allem Gelde ſeid ihr banquerott an Sympathie und werdet es immer mehr!“

Indeſſen iſt die Sache ſo mit zwei Worten nicht abgemacht, und die Oppoſition urtheilt einſeitig, wenn ſie in dem jetzigen Syſtem nichts als ein reines Geld- und Corruptionsſyſtem erblickt. Die Reichen herrſchen über die ungeheure Majorität des Volks, und ihre Stellung hat allerdings einige Aehnlichkeit mit der Stellung Boyers und der Mulatten zu den Negern; aber der Kampf beider Seiten, der Reaction und der Revolution, der Conſervateurs und der Oppoſition bewegt ſich auf dem Boden der Freiheit. Die Preſſe, die Debatte, die Wahlen, die Jury, das öffentliche legitime Leben der Partheien, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, die Civiliſation und die Geſchichte Frankreichs ſind für beide die gleichen Prämiſſen, eine mächtige Bildung und ein heroiſcher Inſtinkt des Volks ihr

Element. Es iſt nicht zweifelhaft, die Oppoſition hat eine außerordentliche Majorität im Volke und in den Journalen, die Conſervateurs ſind durch ihre letzte Niederlage faſt zum Gelächter geworden, „ces imbecilles de conservateurs, ſagte ein alter General, dans ce moment ils peuvent tout, parceque le ministère ne se saurait passer d'une seule voix;“ es iſt deshalb auch mit der größten Sicherheit auf einen Aufſchwung zu freieren Maximen zu rechnen; aber ſo wenig Journale die Conſervateurs haben, ſo impoſant iſt ihre politiſche Preſſe durch den Reichthum der Materien, die Kenntniß des Auslandes und die Vertretung des unmittelbaren Möglichen, wie dies Alles in den „Débats“ erſcheint. Die „Débats“ geben der Oppoſition ein Beiſpiel, welchen Einfluß die Preſſe durch Concentration der Kräfte und durch richtige Schätzung der jedesmaligen Situation gewinnen köne.

Wüßte ſich z. B. der „Siècle“ eine ſolche Redaction und ſo viel Sachkenntniß zu erwerben, als das „Journal des Débats“ hat; welchen Mittelpunkt müßte er bei ſeiner ungeheuren Verbreitung abgeben? Aber vielleicht iſt es grade ſeine jetzige ſeichte Haltung, die ihm ſeine große Ausbreitung verſchafft; und dann bewieſen allerdings ſeine 40,000 Abonnenten nicht für, ſondern gegen das geiſtige Gewicht der Oppoſition. Das charaktervollſte Blatt iſt der „National", nur wird er etwas grämlich, weil ſich die Entwickelung ſo lange hinaus ſchiebt und er nicht genug junge Kräfte an ſich zieht, um neues Leben in den Kampf zu bringen. Meiſterhaft und oft vollendet ſind die Premiers Paris von Marraſt, vornehmlich bei intereſſanten Kammerſitzungen.

Kann dem „Journal des Debats" kein einzelnes Journal der Oppoſition die Wage halten, ſo ſind ihm alle zuſammen weit überlegen, und ſo wie Frankreich eine Regierung der Majorität und im Sinne ſeiner Revolution erhält, werden alle Vorausſetzungen der Oppoſition richtig und alle Weisheit und Kenntniß des Auslandes, auf denen die jetzige Politik ruht, falſch ſein. Die Politik Frankreichs würde alsdann den Charakter der nordamerikaniſchen annehmen und Alteuropa durch eine Verwandlung des Poltrons in einen feſten Mann nicht wenig außer Faſſung bringen.

Die Vereinigung aller Partheien und Nuancen der Oppoſition, wenigſtens der gleichartigen Oppoſition iſt auf den Todestag Louis Philipps von allen

Seiten projectirt, discutirt und bis auf einige Kleinigkeiten von Differenzen feſtgeſetzt. „Am Todtenbette Louis Philipps werden ſich alle Partheien (der Oppoſition) ein Rendezvous geben,“ und zwar wird unmittelbar ein neues Syſtem, allgemeines Stimmrecht und totale Abdankung der abgenutzten Kammern, in Antrag gebracht werden, und die Durchſetzung dieſes Antrags wird man nicht durch einen Handſtreich in Paris, ſondern durch Pronunciamento's der Provinzen projectiren. Dieſer Plan war nicht ſehr gefährlich, ſo lange die Conſervateurs und die Bourgeoiſie, die Nationalgarde und das Syſtem einig waren; ſeitdem aber durch die Auflöſung der herrſchenden Parthei alles Gewicht des gegenrevolutionären und friedlichen Syſtems in die Perſon des Königs gefallen und die Progreſſiſtenparthei die nationale geworden iſt, wird der Tod des Königs die Löſung des Problems. Nach ihm muß jeder, der regieren will, ſo gut wie er es auch mußte, mit der Majorität anfangen, und es iſt gewiß, daß die Majorität diesmal nicht mit der Acclamation der Maſſe und der Zuſtimmung der alten Deputirtenkammer erlangt werden kann.

19.

Die Reaction.

Die Conſervateurs wollen zum Theil weder die Reaction, noch die Jeſuiten; viele ſind Voltairianer für ihre Perſon und wenn ſich die Jeſuiten als die Verkörperung ihres Princips ihnen vor die Augen ſtellen, ſo erzürnen ſie ſich, wie das „Journal des Debats“. Einer von ihnen, den ich öfter beſuchte, entließ eines Morgens ſeine beiden Söhne mit einem jungen Pfaffen zugleich, als ich hereintrat. Es war Sonntag und ich fragte ihn: haben denn die Jungen heute nicht frei? „Ja wohl! aber ich ſchicke ſie in die Kirche; junge Leute müſſen Religion haben.“ Sie ſchicken ſie? warum nehmen Sie ſie nicht ſelber mit? „Weil ich nicht hineingehe. Wir haben Principien und Charakter, wir brauchen keine Religion; aber die Kinder, die Weiber und die Maſſen, die kommen ohne Religion nicht aus.“ — Kennen Sie den Satz von Göthe: „„Wer Wiſſenſchaft hat, der braucht keine Religion, wer keine Wiſſenſchaft hat, der habe Religion.““ — „Der iſt mein Mann, alles was ich von ihm kenne, gefällt mir ſehr.“ — Aber glauben Sie nicht, daß man die Wiſſenſchaft allgemein machen könne, ſo wie Sie ja ihre Kinder ſelbſt aus der Religion herausziehn, indem Sie ſie in die Wiſſenſchaft einführen laſſen? — „Es kommt darauf an, wie weit ſie's bringen.“ — Sie ſind eigentlich kein rechter Conſervateur; aber Sie ſind ein Staatsmann und es iſt wahr, Sie ſind, wie Guizot, für den Katholicismus, nicht weil er wahr iſt, oder weil Sie ſelbſt Katholik wären, ſondern weil der Katholicismus exiſtirt; ich glaube, Sie würden auch die Schlangen conſerviren, wenn es eine ſolche Landplage in dem ſchönen Frankreich gäbe. — „Sie thun uns Unrecht, politiſch muß man vieles ſein, was man perſönlich nimmermehr wäre. Guizot iſt ein großer Mann, weil er die Situation verſteht und nichts unternimmt, was ihr widerſtreitet; alle ſeine Pläne ſind Möglichkeiten, darum ſetzt er ſie durch, er will die freie geiſtige Bewegung, zweifeln Sie nicht daran, aber er will nicht mit dem Kopf durch die Wand. Guizot und ſein Syſtem ſind jetzt das einzig Mögliche.“ — Und doch ſind ſo viele Möglichkeiten unterblieben und ſo viel Unmögliches iſt gemacht worden, ich nenne Ihnen nur die unterbliebenen Eiſenbahnen und die unternommenen Befeſtigungen von Paris. — „Die Befeſtigungen hielt ich ebenfalls lange Zeit für gefährlich, die Eiſenbahnen halt' ich noch dafür.“ — In der That! — „Die Befeſtigungen, dacht' ich zuerſt, überſtiegen unſere Geldkräfte, ich ſehe jetzt, daß wir ſie bezahlen können. Auch fürchtete ich, der Pöbel von Paris würde ſie in Zeiten der Gefahr beſetzen und dann der guten Parthei vollends überlegen ſein, er hat Frankreich ſchon einmal mit Paris terroriſirt; jetzt aber fürcht' ich nicht mehr, daß die Feſtungswerke nicht von den Unſrigen zu behaupten wären.“ — Und die Eiſenbahnen? — „Werden Paris immer mehr zum einzigen Mittelpunkt aller Bewegung, alles geiſtigen und alles induſtriellen Verkehrs machen; und die Sitten von Paris werden durch ſie in alle Winkel des Reichs verbreitet werden.“ — Und alles das halten Sie für ſchädlich? — „Für verderblich.“ — Und doch werden die Eiſenbahnen jetzt gebaut. — „Man kann dem Schwindel nicht widerſtehn.“ — Merkwürdig! denn laſſen Sie uns einmal reſumiren. Sie wollen die Religion, aber Sie erziehn ihre Söhne zur Wiſſenſchaft; Sie möchten die Centraliſation Frankreichs in Paris aufheben und befeſtigen es gegen die Departements: wer die Baſtillen auch hat, er centraliſirt, indem er von ihnen aus herrſcht; und die Eiſenbahnen, die nicht gebaut werden müßten, werden gebaut. Sollte man nicht ſagen, Sie conſervirten überall nichts anders, als die Revolution! — „Nichts iſt revolutionärer, als die Dialektik. Grade die fehlt uns noch, und ich ſehe wohl, ich muß mich vor Ihnen in Acht nehmen, ſonſt überzeugen Sie mich noch, daß ich ärger als Voltaire und Diderot bin.“ — Alſo, wie Göthe ſagt, ein anderes Geſpräch, Liebetraut!— „Selbander werden wir die Politik nicht los; gehn wir alſo zu den Damen.“

Aber hier kamen wir vom Regen in die Traufe. Die Damen waren in großer politiſcher Aufregung. Vergebens ſuche man den Anſtand bei Hofe wieder herzuſtellen, es habe ſich alle Tradition davon verloren. Geſtern ſei Madame Th.... im Salon der Königin erſchienen und habe ſich mit einer Nachläſſigkeit und Unaufmerkſamkeit in den Armſtuhl geworfen, als ſäße ſie an ihrem Kamin, faſt wäre ſie eingeſchlafen. — „Vielleicht iſt es hohe Politik, ſagte mein Wirth, man will das Königthum demüthigen.“ Ganz gewiß iſt es ungezogen, erwiederte die Dame heftig; hätte man ſie nicht hinausführen können? — „Das wäre unpaſſend, es wäre ſogar unmöglich geweſen; der König hat mehr Rückſichten zu beobachten, als ein Privatmann; er iſt daher am meiſten ausgeſetzt und am wehrloſeſten gegen Unſchicklichkeiten. Die alte Etiquette muß durch Gewandtheit, oft durch Geduld erſetzt werden.“

Es wurden nun mehrere Beiſpiele erzählt, wie der König unpaſſenden Anreden gewandt ausgewichen wäre und wie er ſeinen Salon zu dirigiren wiſſe. Man fühlte einen gelinden Luftzug von Verſailles; aber ich blieb unempfindlich gegen ihn und murmelte in den Bart: Alſo nicht einmal das alte Königthum können ſie wieder erreichen! — „Nicht einmal!“ rief erſchrocken die Dame, und mein conſervativer Freund, um den Frieden zu erhalten, drohte mir mit dem Finger, und ſagte: „Wo die Frauen Parthei ergreifen, verſtehen ſie keinen Scherz.“ — Sagt Göthe, ſetzte ich hinzu. — „Sagt er auch das? rief er aus, nun ſo will ich ihn nicht weiter leſen, man riskirt ſeine Eigenthümlichkeit dabei.“

Als ich aufbrach, begleitete er mich. „Sie müſſen unangenehm berührt werden von den vielen Erſcheinungen, welche an die alte Zeit erinnern, fing er an, und ich wundere mich nur über Ihren Humor dabei. Wir gehn reißend ſchnell und ich geſteh' es Ihnen, wenn das ſo fortgeht, ſo wird die ältere Linie wieder möglich. Nur Eins, woran mich grade die Kapelle Ludwigs XVI. hier erinnert, halten Sie es für möglich, daß der Hof am Todestage Ludwigs XVI. mit dem Adel der Faubourg St. Germain Trauer angelegt und nicht empfangen hat?" — Mingit in patrios cineres. Ich bin neugierig auf ſeine Memoiren; er hat doch viel mitgemacht, wenn er nur nicht die ganze Revolution überſchlagen hätte! Doch iſt dieſe Reaction nicht darnach, um den Humor über ihr zu verlieren. Ihr Franzoſen ſeid darin ſehr zu loben, daß ihr eure Abſichten und Verhältniſſe jederzeit ſehr deutlich macht. Jede Parthei tritt ſcharf hervor und ſelbſt ganze Epochen tragen ihre Deviſen an der Stirn und ſprechen in ihnen ihr Schickſal aus. Nehmen Sie nur die Umſchriften ihres Geldes. Als Napoleon's Uſurpation auf den Münzen hervortrat, war der Aufſchwung Frankreichs in Gefahr, er fühlte es wohl und ſchrieb um ſeine Münzen: **Dieu protège la France!** Der Heuchler wußte freilich, daß dies ſchon zu ſpät war, denn Gott hätte Frankreich gegen ihn ſchützen müſſen, und dieſer Fehler war ſchon gemacht. Aber ſagen Sie, kann man deutlicher ſein Schickſal ausſprechen? Eben ſo die Bourbons, als ſie die Lilien und alle ihre Dummheiten wieder mitgebracht hatten, ſchrieben ſie wieder auf die Münzen: roi de France, und um ihren Rand: Domine, salvum fac regem! Herr, rette den König! d. h. der König iſt in Gefahr! Es handelte ſich nur um den König, und es iſt wahr, hätte der Herr als Irrenarzt einſchreiten und die fixe Idee des roi de France kuriren wollen, der König wäre außer Gefahr und geſund wie ein anderer Menſch geweſen. Der Geiſteszuſtand dieſer Menſchen ſpricht ſich nicht nur in ihren Zügen aus, ſie klagen ihn in der Umſchrift ihrer Thaler ſo lange ſie leben aller Welt. Dieſer Fehler war ſchon bei ihrer Geburt gemacht, es war ihr Schickſal, ein öffentliches Geheimniß! — Die Uſurpation Louis Philipps ſtellt nun das Verhältniß Napoleons wieder her. Gleich erſcheinen auch dieſelben Deviſen. Wenn man dieſen Polyphemskopf anſieht, ſo ſollte man fürchten, er würde Frankreich verzehren. Es handelt ſich wieder um das Schickſal Frankreichs. Es iſt in Gefahr. „Die Freiheit und ihre theuerſten Intereſſen ſtehn auf dem Spiel, nehmt euch vor mir in Acht!" Das iſt die Deviſe der Epoche; ſobald man ſie von beiden Seiten vollſtändig realiſirt hat, tritt eine neue Epoche ein, und ich fürchte nicht, daß ihre Deviſe minder deutlich ausfallen werde, als die der bisherigen, eben ſo wenig fürchte ich, daß man aber nichts wirklich Neues erfinden, ſondern nur zum Irrenhauſe der alten Bourbonen zurückkehren werde. — „Vielleicht ſind wir weniger erfinderiſch, als unruhig, ſagte er. Das Geſchmackloſe überfällt uns in Ermangelung des Neuen; ich erſchrecke, wenn ich dieſe verwünſchten Roccocoſachen ſich unter die einfachen Formen des griechiſchen Stils drängen ſehe. Ich bin auch hierin conſervativ und ſehe in der jetzigen Mode nur das ohnmächtige Gelüſt, nicht die wirkliche Kraft der Neuerung!" — Sehn Sie, wie wir im Grunde übereinſtimmen! auch will das Roccocouweſen nicht recht faſſen, es verſchwindet ſchon wieder. Die Schwanzperücken locken umſonſt in den Läden einiger exaltirten Friſeurs, und die Puderköpfe junger Damen ſind offenbar voreilig zum Vorſchein gekommen; eben ſo die leichtfertigen Kleiderſchnitte, welche ſogar die Knospe der Bruſt wieder entblößen, wie unter Ludwig dem XV. Eher wird die prüde Tracht und die ſtrenge Sitte ſich noch ſteigern. Dieſe ſind im Syſtem, die Puder- und Frivolitätsexceſſe ſcheinen mir dagegen legitimiſtiſche Oppoſition zu ſein. — „Es giebt gewiſſe Formen, die man nicht verlaſſen kann, ohne dem Unſinn und der Unſittlichkeit anheimzufallen, ſagte mein Begleiter, dies ſpricht für mein Princip." — Ich conſervire mit Ihnen die Formen der Vernunft und Natur.

Unterdeſſen waren wir bei der Madelaine angekommen, ich wies auf den griechiſchen Tempel und ſeine reinen Formen; wie hat man ſie mißbraucht! rief ich aus, und führte ihn zu den unglücklichen Heiligen, die Thiers in die Niſchen rund um das Gebäude hat ſetzen laſſen, als er Miniſter des Innern war.

Er gab mir zu, daß dieſe Heiligen alle ohne Ausnahme unnatürlich, verſchroben, kurz entſtellte Menſchen wären; „aber, ſetzte er hinzu, Sie werden nicht ſagen wollen, das Chriſtenthum ſei unfähig, wirkliche Kunſtwerke hervorzubringen. Sie müßten Raphael und alle die großen italieniſchen Meiſter läugnen."

Das brauchte ich noch nicht zu thun. Raphael aber war ein Verehrer der Alten und was Reines und Schönes in ſeinen Compoſitionen gefunden wird, iſt grade das Nationale und Humane. Die Mutter mit dem Kinde an der Bruſt iſt wahrlich keine Jungfrau und das Kind, wenn es ein wirkliches Kind bleibt, kein Chriſtus. Wo es aber einen überkindiſchen Ausdruck erhält, wo es dem Johannes oder den Gläubigen Audienz giebt, wo es ſtrenge und aberweiſe ausſieht, wie auf dem Arm der Sixtiniſchen Madonna, da wird ſelbſt Raphael unnatürlich, und das iſt der Fehler des chriſtlichen Princips, das Widernatürliche. Jeder chriſtliche, jeder fromme Blick iſt ſeelenlos. Das klügſte iſt die Augen niederzuſchlagen, ſie zu verdrehen iſt nur eine halbe Maßregel. Wie mit den Augen, ſo iſt es mit jeder Gebehrde. Vom Knieen bis zum Aufblicken in den Himmel mit rückwärtsgeworfenem Kopfe giebt es keine fromme Gebehrde, die den Menſchen nicht verunſtaltete. Alle Gegenſtände der Heiligenmalerei, die nicht etwa auch unbefangen und einfach menſchlich genommen werden können, ſind daher Carricaturen. Sie können ſchön gemalt ſein, wie die von Correggio, aber die Energie der Carricatur wird dadurch nur erhöht; es gehört eine große Verbildung dazu, Correggio's Figuren ernſthaft zu nehmen, und es wird eine Zeit kommen, wo man ſelbſt die milderen und der Wahrheit näherſtehenden Heiligenbilder, ja die allermenſchlichſten, die von Raphael und Murillo nicht mehr rein finden wird von Geſchmackloſigkeit und Verzerrung. Uebrigens fühlen ſelbſt die verblendetſten Kunſtjünger ſehr gut, worin Raphael's und Murillo's Größe zu ſuchen iſt, und ſie würden dieſelbe Energie und Wahrheit der Natur gerne anwenden, wenn ſie es nur vermöchten. Aber man erſchrickt vor dem böſen Zeitgeiſt, wenn man auf den Ausſtellungen dieſe Legion von Heiligenbildern ſieht; die Maſſe läßt ſich hinreißen von den Trompetenſtößen der Reaction und von dem Aberglauben, die großen Maler wären groß, weil ſie Heilige, nicht weil ſie die Heiligen unheilig gemalt hätten. — „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, aber ich ſehe wohl, Sie ſchwimmen auch hier gegen den Strom.“ — Gefallen Ihnen die Nonnen und die Mönche, die Coſtüme, das Behaben, die Tonſur, oder empört Sie der Anblick dieſer finſtern Züge der frères ignorantins und ähnlicher Geſellſchaften, welchen wir im Faubourg St. Germain begegnen? — „Ich würde den Frack auch gegen dieſes Roccoco conſerviren, und finde allerdings eine drohende Gefahr in dem Ultramontanismus und ſeiner unverſchämten Aufdringlichkeit. Wir wollen die Religion, wie ich Ihnen geſagt habe, aber wir werden es am Ende nicht dulden können, daß man ihre Exceſſe wieder herſtellt.“

Hier trennten wir uns. Er ging in eine Bureauſitzung der Deputirtenkammer, um das Miniſterium Guizot aufrecht zu erhalten, wozu jede einzelne Stimme nothwendig war; ich ſetzte meine Entdeckung der Manifeſtationen reactionärer Gelüſte, die mitten in Paris pikanter, als irgendwo ſein müſſen, fort.

Da es grade Sonntag war, fuhr ich in die Kirche Notre-Dame und hörte die Predigt des Dominicaners Lacordaire an. Hier hatte ich die Blüthe der chriſtlichen Bewegung. Die Kirche war weithin gefüllt, aber freilich nicht voll, man miethete ſich Stühle, Gläubige und Kritiker, Neugierige und Schöne, alles ſaß durcheinander; und die Stimmung, daß er ſchön ſpreche, ein Beifallsgemurmel in den Pauſen, war allgemein. Man findet den Bürgerſtand in Maſſe hier; Arbeiter und niedere Klaſſen gar nicht; die Anknüpfung der Geiſtlichkeit mit dem Proletariat iſt wiederholt verſucht worden, aber gänzlich mißlungen. Der Pater Lacordaire ſuchte uns mit Vernunftgründen zu beweiſen, daß die Wahrheit der Religion breiter, höher und wahrer (plus large, plus haute, plus vraie) wäre, als die Wahrheit der Wiſſenſchaft, ein ſeltſames Unternehmen, und, wie geſagt, er war glücklich darin, ja, er vergaß das Gewagte ſeiner Poſition ſo gänzlich, daß er am Schluß ſeiner Rede die Philoſophen folgendermaßen anredete: „Eure Erfolge habt ihr gehabt, die unſrigen kommen nun an die Reihe. Seht dieſen Tempel an! Vor funfzig Jahren hattet ihr ſeine Heiligen zerſchlagen und ſeine Altäre umgeſtürzt; wir haben ſie wieder aufgerichtet, gebt uns noch funfzig Jahre, und wir wollen ſehn, wo ihr mit eurer Philoſophie geblieben ſeid, Frankreich iſt katholiſch und die Welt wird Frankreich folgen!"

Welche Dummheiten, aber er iſt ein Patriot, ſagte mein Nachbar und machte ſeine Schreibtafel zu. Er berichtete über die Predigt.

Könnten die Jeſuiten und die übrigen Pfaffen es in der Deputirtenkammer und in dem politiſchen

Frankreich ſo weit bringen, als ſie es bei einem Theil des Hofes und Miniſteriums gebracht haben; ſo würden ſie noch früher todtgeſchlagen, als es jetzt wahrſcheinlich geſchehen wird. Sie ſpielen ein verwegenes Spiel; denn ſie ſind die Spitze der Reaction und werden bei jedem Sturme von den Maſſen verfolgt, von den Conſervateurs preisgegeben.

Nach dem Thiersſchen Bericht werden Sie in der Unterrichtsfrage den Kürzern ziehn, ſagte ich einmal zu einem Pfaffen, als dieſe Sache grade verhandelt wurde. — „Allerdings wohl," meinte er. — Und an ein Vordringen in die politiſche Sphäre iſt für Ihre Parthei nicht zu denken. — „Wir ſuchen die künftige Generation für den Glauben zu gewinnen und Sie werden zugeben, daß wir große Fortſchritte machen, beſonders beim weiblichen Geſchlecht." — Hoffen Sie darauf nicht, die Männer werden eher wieder eine Revolution machen, als bis die Reaction dieſes ferne Ziel erreicht hat; und dann ſind Sie verloren. — „Ich für mein Theil, erwiederte er, wäre nicht in Verlegenheit, wenn die Functionen aufhörten, die ich jetzt beſorge; ich würde in profanen Wiſſenſchaften unterrichten oder mich zur Induſtrie wenden. Jetzt aber, wo die Meſſe ſo geſucht und die heiligen Handlungen ſo reichlich honorirt werden, wo die Reichen ſelbſt die Abläſſe in Faſtenzeiten wieder löſen und theuer löſen, jetzt wäre es thöricht an der Religion zu verzweifeln und ihren Dienſt aufzugeben.“

Seltſames Volk das! dachte ich bei mir ſelbſt. Sogar die Pfaffen glauben nur an ihren Kram, weil er noch geht, und er geht noch, weil ſie ihn wieder zu Markt bringen. Alles hat ſeine Politik. So ſoll der König, der notoriſcher Weiſe an nichts glaubt und innerlich dem 18ten Jahrhundert vollkommen treu geblieben iſt, bei Gelegenheit der Vertreibung der Redacteure des deutſchen Blättchens „Vorwärts“ geäußert haben: „Man muß Paris purificiren von den deutſchen Atheiſten!“ — Die jetzige franzöſiſche Aufklärung hält ſich ſelbſt für gefährlich, wie jener in der Komödie, der ausruft: „Haltet mich, oder ich werde wild!“ Und der Katholicismus eilt herzu, um dies ſeltſame Geſchäft zu vollziehn.

Das Banquierviertel von Chauſſée d'Antin hat ihm dafür eine goldene Kirche, die Notre-Dame de Lorette gebaut, möglichſt geſchmacklos, aber golden und elegant. Einen eleganten jungen Pfaffen hörte ich hier den Banquiers die Unſterblichkeit verſprechen; er ſetzte alle die Fälle, wie ſchrecklich es wäre, wenn ſie es nicht wären, nur das fiel ihm nicht ein zu bedenken, wie ſchrecklich es iſt, daß ſie leben und er dazu.

Die Verbindung des Goldes und des Pfaffenthums iſt jedermann bekannt, ſie ſpringt aber auch mit einer ſeltenen Unverſchämtheit grade in Paris in die Augen. Die goldenen Kirchen vervielfältigen ſich, und Klöſter, die Millionen koſten, ſteigen eins nach dem andern aus der Erde auf. Obgleich das Geſetz gar keine religiöſen Geſellſchaften kennt und anerkennt, obgleich ſie geſetzlich gar nichts beſitzen oder erwerben können, ſo beſitzen ſie factiſch viele Millionen. Die Jeſuiten, die Capuziner, die Nonnen ſind mir in Extrapoſtkutſchen begegnet, ohne Zweifel um das Aufſehn auf den Meſſagerieen zu vermeiden, und weil es eben am Gelde zu bequemerem Fortkommen nicht fehlt, ſo oft es ſich darum handelt, die Zwecke der großen Verſchwörung der Reaction auszuführen.

Aus den niedern Ständen wirbt man die Pfaffen heerdenweiſe an, beſonders auf dem Lande, die frères ignorantins und die meiſten Abbés tragen den Stempel ihrer Abkunft auf dem Geſicht. Klaſſiſch iſt in dieſer Hinſicht Horace Vernets Portrait eines ſolchen frère, womit er auf der letzten Ausſtellung einen großen Erfolg hatte. Das knochichte ſtupide Geſicht, das einfache Handwerkszeug des einfältigen Mannes, ſeine Nägelſchuh, ſein Brettſtuhl, ſein Tiſch, ſein Crucifix und die abgebröckelte Wand — Alles charakteriſirte den neuen Apoſtel, wie ſie die Verräther der neuen Bildung improviſiren. Viel ſeltener ſind die gebildeten Abbés der vorrevolutionären Zeit; die Literatur, die ſonſt ihre Domaine war, iſt ihnen faſt ganz entriſſen und die altlegitimiſtiſchen Salons, die den Witzreißer und Tiſchwürzer nicht entbehren wollen, ſind meiſt in großer Verlegenheit und müſſen oft von den Bauern, die jetzt als Abbés verkleidet, bei ihnen auftreten, eine Predigt über ihre Verſchwendung anhören, wenn ſie nach ihrer Art nichts thun, als anſtändiger Weiſe auf einen guten Tiſch halten. Sind die Auſtern und die Hühner noch die alten, die ſie vor der Emigration waren, ſo ſind es die Abbés bei weitem nicht mehr. Dieſe ſtupiden Regimenter von Pfaffen könnten ſehr gefährlich werden, wenn eine große fanatiſche Landbevölkerung zu ihren Dienſten wäre. Die Revolution hat aber zu tief eingegriffen und die politiſchen und ökonomiſchen Verhältniſſe überall zu ſehr zur Herrſchaft gebracht, als daß die Vendée wiederherzuſtellen oder gar allgemein zu machen wäre. Auf die niedern Klaſſen der Städtebevölkerung wirkt dieſer neue Katholicismus nur durch die „chriſtlichen Schulen“ der frères ignorantins, der intelligente Theil der Arbeiter in den Städten iſt der Kirche gänzlich entfremdet. „Die katholiſche Kirche, ſagt Buret, war früher der Tempel, das Muſeum und die Oper des Volks. Jetzt hat die Religion die moraliſche Leitung des Volks verloren, mit den Privilegien, deren Stütze ſie war, iſt ſie gefallen. Das Volk hatte ſein Vertrauen zu ihr verloren, mit Bedauern entfernte es ſich von der katholiſchen Kirche und ihren Feſten; es blieb von dieſem Tage an ohne Tempel, ohne Altäre, aber auch ohne poetiſchen Troſt, ohne künſtleriſchen Genuß. Unglücklicher Weiſe begreifen wir nur zu gut den Sturz des Katholicismus; aber wer ſollte nicht mit uns bedauern, daß dem Volke ſein Verluſt durch nichts erſetzt wurde? Der Menſch bedarf der Erholung, der Erhebung, der Gemüthsbewegung; warum denkt man nicht darauf, ſeit die alten Tempel des Katholicismus von den arbeitenden Klaſſen mit dem

Rücken angeſehn werden, der neuen Geſellſchaft neue Feſte und neue Tempel zu eröffnen? Die Politik und die Philoſophie haben die Arbeiter emancipirt; ſie haben feierlich ihre Rechte proclamirt und ihre Anſprüche auf Gleichheit legitimirt; aber ſie haben noch nicht darauf gedacht, ſie öffentlich in ihren Obliegenheiten zu unterweiſen und in der Erfüllung derſelben zu unterſtützen." „Man läßt eine feurige und enthuſiaſtiſche Bevölkerung ihre Gemüthsbewegung in den Aufſtänden und ihre Volksfeſte in den Revolutionen und Gefechten finden."

Dies iſt im Allgemeinen richtig; wenn daher die Rede davon iſt, der Katholicismus und die Prieſter gewönnen wieder einen Einfluß in Frankreich, ſo iſt dies, ſo enorme Geld- und Menſchenkräfte auch an ihn verſchwendet werden, doch nur ein Einfluß bei denen, die ihn aus reiner politiſcher Doctrin wollen, während ſie ſehr gut wiſſen, daß ihn im Grunde niemand mehr brauchen kann, am wenigſten ſie ſelbſt.

Aber man unterſcheidet ſehr weiſe Katholicismus und Religion und die Mehrzahl der gebildeten Antikatholiken, die unaufhörlich ausrufen, der Katholicismus iſt todt, denken wie Buret, der an derſelben

Stelle, die ich eben angeführt, ſagt: „Es liegt ein tiefer Sinn in dem verbrauchten Wort: das Volk braucht eine Religion. Die Religion iſt die Erklärung des menſchlichen Geſchicks, die Poeſie des irdiſchen Daſeins, die tröſtende Verſprechung einer beſſeren Zukunft. Wer hat nun mehr Intereſſe zu hoffen und zu glauben, als der Arme?“ —

„„Ich begreife das Unendliche nicht, ſagte ein Freund zu mir, mit dem ich öfters philoſophiſche Spaziergänge machte, nur der Glaube an Gott erklärt mir die Welt und mich ſelbſt; nur die Unſterblichkeit kann mich tröſten über die Mängel, denen die Menſchheit erliegt. Kein Held und keine Tugend ohne dieſe Erhebung!““

Und doch war es grade die großartigſte Erhebung aller Zeiten, die franzöſiſche Revolution, welche die ganze europäiſche Menſchheit wieder mit dem Glauben an ihre eigne edlere und höhere Beſtimmung erfüllt und welche der Helden ſo viele erzeugte, daß man ſie nicht mehr zählen kann. Die Helden dieſer Epoche ſind „Freigeiſter“. Wenn aber der Glaube an Gott die Welt und den Menſchen erklärte, ſo wäre alle Wiſſenſchaft und alle Arbeit des Denkens und

Forſchens überflüſſig. „Das Unendliche, ſo nennen die Franzoſen das Abſolute, iſt unbegreiflich." Statt nun aber zu ſagen, folglich bleibt es ein Problem, bis es eben begriffen iſt, oder ſtatt einzuwenden, ſo begriffe man von dieſem Unendlichen doch wenigſtens ſeine Unbegreiflichkeit, ſtatt deſſen appelliren auch die Aufgeklärteſten an den Glauben, und ſprechen es raſch aus, daß der Glaube was anders ſei, als ein Begreifen. Glauben iſt Denken, wenn auch ein noch ſo dunkles oder ſecundäres. Denn glaub' ich dir deine Welterklärung durch deinen Gott, ſo denk' ich dir doch mindeſtens deinen Gedanken darüber nach; der den Glauben erfunden hat, hat ihn erdacht. Ich habe mich mit verſchiedenen ſehr intelligenten Männern über dieſe Punkte unterredet; aber faſt nie konnte ich es dahin bringen, daß ſie mir zugaben, es ſei verkehrt, zu glauben, was man nicht wiſſe, vielmehr müſſe man das noch nicht Begriffene problematiſch ſein laſſen und nur darauf hinarbeiten, daß die richtige Faſſung des Problems ſeine ſpätere Löſung durch die Arbeit der Wiſſenſchaft vorbereite.

Daher denn der Satz: man braucht eine Religion. Braucht man eine Religion, ſo braucht man auch

Prieſter; und wenn man einmal Prieſter braucht, ſo liegen den Franzoſen die katholiſchen am nächſten. Damit iſt der Knoten von Neuem geſchürzt; das Princip der Reaction liegt alſo in dem Abfall der franzöſiſchen Bildung von der radicalen, univerſellen und ausſchließlichen Wiſſenſchaft; in ihrer Verzweiflung an der Löſung aller Probleme durch den Verſtand und in dem Rückfall aus der Aufklärung des 18ten Jahrhunderts zu der Romantik des 19ten. Mit unerhörter Schnelligkeit iſt dieſe Romantik bis zum craſſeſten Jeſuitismus und dem widerlichſten Mönchs-, Nonnen- und Verdummungsunweſen zurückgekehrt. Und man ſchreit gegen die Jeſuiten und gegen die illegalen Klöſter! Man ſollte den reactionären, den vernunft- und freiheitswidrigen Charakter aller Religion begreifen, und zu der freien Quelle der freien Geſetze einer glorreichen Epoche zurückkehren. Wie nahe ſtreift z. B. Buret an der Wahrheit hin, und warum gelingt es ihm nicht, ſie ganz zu faſſen? Weil er ſichs nicht klar macht, daß die Religion die Räthſel des Daſeins nicht zu löſen, ſondern nur in ihre dunklen Schleier zu hüllen vermag; weil den Franzoſen bei all ihrer Freude an der Logik und an logiſcher Schärfe und Klarheit, dennoch die tiefere Logik, die Kritik der Kategorieen, wie des Unendlichen, der Religion, der Wiſſenſchaft fehlt, weshalb ſie unter Logik nur Folgerichtigkeit und Conſequenz, nicht aber Erörterung der allgemeinen Begriffe und ihrer Verhältniſſe verſtehn.

Der Aberglaube, mit ihrer jetzigen Romantik und Unentſchiedenheit weſentlich über das 18te Jahrhundert hinaus zu ſein, iſt ſo allgemein, daß er mir ſogar auf der Polizeipräfectur begegnete. „Damals, ſagte der Chef eines der Bureaus, war es recht, tabula rasa zu machen, jetzt iſt auf dieſem Grunde ein neues freies Gebäude errichtet; und wir müſſen nicht die Arbeit unſrer Vorfahren wiederholen, ſondern poſitiv fortführen. Aber das conſtitutionelle Syſtem und vor allen die gegenwärtigen Miniſter, die ſelbſt aus den Reihen der Gelehrten hervorgegangen ſind, laſſen jede gelehrte Diſcuſſion unbedingt frei, in der Ueberzeugung, daß daraus ſchließlich nur das Wahre hervorgehen könne."

Dies iſt formell ganz richtig. Es fragt ſich nur welches iſt die „poſitive Fortführung der Arbeit des 18ten Jahrhunderts" und was nützt die „tabula rasa", wenn alles Wegraſirte wieder zum Vorſchein kommt und gepflegt ſtatt ausgereutet wird? Doch berührt es ein deutſches Ohr ſehr angenehm, ſelbſt auf der Polizei die Revolution und die freie wiſſenſchaftliche Discuſſion anerkannt zu finden. Ein Berliner Polizeibeamter könnte dies höchſtens in ſeinen vier Pfählen und im tiefſten Vertrauen ſagen, obgleich die Berliner zu aberweiſe ſind, als daß es noch einen einzigen aufgeklärten Beamten geben ſollte, der dies nicht alles wüßte und bei Gelegenheit auch auf's Beſte vortragen könnte.

Für Deutſchland iſt die Bedeutung der Reaction ſehr klar. Jede Berufung auf die Geſchichte iſt ihre Stimme, jede Berufung auf die Vernunft iſt die Stimme der Freiheit. Wir wollen unſre ganze Geſchichte nicht, in Frankreich iſt dies anders. Wollte man es daher im deutſchen Sinne nehmen, ſo wären in Frankreich alle Partheien reactionär; jede beruft ſich auf eine Periode in der franzöſiſchen Geſchichte, die Bourgeoiſie auf die conſtitutionelle Conſtituante, die Volksparthei auf den Convent, und ſelbſt die Socialiſten finden in Baboeuf einen Patriarchen; alle ſind aber eben ſo ſehr Neuerer, denn ſelbſt die Legitimiſten, die einen wirklichen Erfolg im Auge haben, modificiren ihr Syſtem nach der Epoche. Der Begriff der reinen Reſtauration iſt daher eine Privatſache geworden, und nur von wenigen Emigrantenfamilien wird er in ſtupider und hochmüthiger Fortſetzung ihrer vorrevolutionären Lebensweiſe kümmerlich verwirklicht. In Verſailles findet man dies Petrefact allerliebſt dargeſtellt durch die Oelung Karls X. in Rheims und den unglücklichen, nicht gemalten, ſondern lebendigen Violinſpieler, der vor den Hôtels im Pudercoſtüme ſeine Entrechats ſchlägt; auf dem Theater iſt Bouffé in den Variétés ein unübertrefflicher Marquis und feiner galanter Alter aus der guten Zeit des „guten Tons und der geſchmackvollen Lebensart“. Ohne Zweifel iſt es die Kunſt des Komikers, aber ein wenig auch der Gegenſtand, der das Publicum anzieht. Man ſchätzt ſelbſt dieſe Glorie Frankreichs, wie man denn von ganz vernünftigen Leuten Ludwig XIV. immer noch „le grand roi“ nennen hört. Hin und wieder klagt wohl Einer, die ſonſt ſo feinen Franzoſen wären grob geworden, der Geſchmack und der Witz verlöre ſich; aber dieſe Periode iſt ein für allemal durch die Revolution ausgelöſcht.

Die Reaction, die einen ernſtlichen Widerſtand gegen die Ausbildung der freien Principien leiſtet, knüpft ſich an wirkliche lebendige Exiſtenzen, an die Doctrinärs, das Militair, die Beamten, die Geldmänner, die Philiſter und alles was ſeiner Natur nach von dem Idealen nicht durchdrungen wird. Sie hat viel Bewußtſein und bedeutende Talente in ihrem Dienſt. Mit dem größten Aufwande iſt z. B. die Verſailler Gallerie für dieſen Zweck eingerichtet. Die Zeit der Republik verſchwindet faſt, die Reſtauration und das Mittelalter dagegen iſt reich bedacht und vor Allen Napoleon, der Tyrann und Reſtaurateur des dummſten Hof- und Herrenthums. Nichts iſt widerlicher, als Napoleon und ſein Hof, nichts flacher, trivialer und troſtloſer, als die gemalten Reſultate der Julirevolution, dieſe undurchdringliche Maſſe von Philiſtern, Louis Philipp überall an ihrer Spitze. Was nur von Poeſie in den afrikaniſchen Kriegen, in der Beſchießung von St. Juan d'Ulloa und in Napoleons Kriegsthaten zu finden iſt, das hat Horace Vernet hervorgehoben. Er verſöhnt einigermaßen mit der Abſicht, die man ſonſt überall zu ſeiner Verſtimmung merkt, man nimmt die Prinzen und den

Kaiſer in den Kauf; aber der gute Eindruck hält nicht lange vor. Der „Ruhm Frankreichs", wie er in Verſailles dargeſtellt wird, enthält nur zu viel von ſeiner Schande, und es würde nicht anders werden, wenn man auch den großen König und ſeine Maitreſſen beſeitigte.

Denſelben Eindruck, wie Verſailles, den einer ohnmächtigen Todtenbeſchwörung macht überall die jetzige Reaction. Selbſt in der Mode fällt ſie mit ihren Intentionen durch. Man möchte z. B. gern den jardin des plantes wieder jardin du roi, die Miniſter wieder Excellence genannt haben, das Monſeigneur zur Unterſcheidung von Monſieur wieder einführen, die Bälle in Escarpins, die Nachahmung der Prinzen, die Unterwürfigkeit des Betragens, die Wichtigkeit der Geiſtlichkeit ſind fromme Wünſche; ſelbſt ſolche Kleinigkeiten ſind nicht zu erreichen. Die Dynaſtie möchte gern das Gefühl los ſein, daß ſie nur zur Miethe in den Nationalpalläſten wohnt. Sie ſperrt ſich ab in St. Cloud und in Trianon, ſie ſchließt alle Abende den Tuileriengarten und jagt die Fußgänger, die über die Brücke kommen, auf den wüſten Carouſſelplatz; aber die Palläſte ſind zu oft erobert und die Parks werden alle Feſttage von den Maſſen occupirt, als gehörten ſie ihnen, und es giebt kein Factum, welches mächtig genug wäre, der demokratiſchen Auffaſſung die Wage zu halten. Frankreich iſt durch und durch demokratiſirt und ſelbſt was man bisher noch anerkannte, das Geld, hat durch ſeine unverſchämte Aufdringlichkeit eine ſehr erbitterte Oppoſition hervorgerufen. Früher waren der Prunk und das rückſichtsloſe Schlaraffenleben der Ariſtokratie hergebrachte Rechte; jetzt ſind dieſe Dinge anſtößige Unverſchämtheiten und dennoch treten ſie möglichſt grell hervor. Es hat ſich eine neue Klaſſe von Tagedieben gebildet, die der neuen revolutionären Zeiteintheilung folgt, des Abends zu Tiſche geht und ſich den ganzen Tag frei erhält, aber nicht zum Arbeiten, ſondern zum Schlafen. Man iſt die Nacht in Geſellſchaft, kommt gegen Morgen heim und ſchläft bis Mittag, man frühſtückt im Schlafzimmer, vielleicht im Bett, es wird zwei Uhr, nun fährt man ſpazieren, alsdann wird neue Toilette gemacht, gegeſſen und die Nacht von Neuem in Geſellſchaft verlebt. Nichts ſteht in grellerem Widerſpruche mit dem Ernſt unſrer Zeit und ihrer Probleme, als dieſer Leichtſinn und dieſe Leerheit eines abſolut nichtigen Treibens; aber wie die Ephemeriden fliegen ſie ſorglos über die Wogen hin, von denen ſie verſchlungen werden, wie ihre Sonne ſinkt; und die Sonne einer funfzehnjährigen Reaction gegen die Freiheit iſt am Untergehn. Weder die Septembergeſetze, noch die Verderbniß der Jury, noch die Baſtillen und die Auflöſung der Nationalgarde werden die Geburt der Demokratie, die in Fleiſch und Blut der Franzoſen übergegangen iſt, hindern können. Inſofern möchte allerdings, wie die Zeit der conſtitutionellen Monarchie zum zweitenmal über Frankreich gekommen iſt, auch die Zeit des Convents ſich wiederholen. Was ſchon in den Menſchen und ihren Sitten lebt, muß auch zur Geltung kommen.

20.

Ein Stück Revolution.

Mag nun die Reaction ihren Lauf nehmen bis ſie umſchlägt. Ich will, nach ächt deutſcher Art, Dir ein Stück Revolution in Gedanken vorführen.

Bei meinem erſten Aufenthalt in Paris machte ich einen Spaziergang durch den Garten der Tuilerien, der mich lange mit einer Arbeit, die du gewiß nicht von mir erwarteſt, beſchäftigt hat. German, der deutſche Dichter, führte mich zu der Statue von Spartacus, die der Künſtler Foyatier grade am 29ſten Juli 1830 vollendet und darauf vor dem mittleren Pavillon des Schloſſes, wo der König wohnt, aufgeſtellt hat. Die zerriſſene Feſſel an der Linken, das kurze Schwert in der Rechten, beide Arme mit geballter Fauſt übereinander, im Geſicht den Entſchluß des Losbruchs, ſo ſteht der große Gladiator, der Rom an den Rand des Untergangs brachte, da. Mancher geht vorüber und bemerkt das bedeutungsvolle, ſchöne Kunſtwerk nicht. Mir ſelbſt war dies ſchon einigemal begegnet. Mein freundlicher Führer ließ mich jetzt Alles entdecken, was in dem dargeſtellten Moment, in dem prägnanten Ort der Aufſtellung und in dem Zuſammentreffen der Tage des Juli mit der Beendigung der Statue liegt, und ich muß geſtehn, daß ich mich lebhaft ergriffen fühlte. Der Eindruck beherrſchte mich noch, als wir nach Hauſe kamen und einen jungen Muſiker vorfanden, der uns geſtand, er trage ſich ſchon lange mit der Idee einer Oper, und wünſche einen Text, der das Publicum anſpräche und zugleich ſeiner eignen Gemüthsrichtung gemäß wäre.

„Sie haben recht, rief ich aus, daß Sie die Zeit und zugleich ſich ſelbſt befriedigen wollen. Da kommen wir eben aus dem Garten der Tuilerien, welch' ein Stoff, dieſer Spartacus! Zumal jetzt, wo man es ſo ſehr begreift, daß alles höhere Intereſſe ſich in der totalen Aufhebung der Sklaverei concentrirt. Die Sklaven müſſen ſchon jetzt alle Schlachten beſtehn, man futterte ſonſt mit ihnen die Fiſche, jetzt die Kanonen; ſie werden einmal ihren eignen Krieg führen und gewinnen.“

„Machen Sie mir den Text, ich will ihn gewiß componiren, daß Sie zufrieden ſein ſollen,“ ſagte der Muſiker. Und ich war von dem Einfall ſo hingeriſſen, daß ich es ſogleich verſprach.

Aber ich hatte mir die Sache viel leichter gedacht, als ich ſie bei der Ausführung fand. Zunächſt waren hier die Bücher nicht gleich zur Hand und erſt in Dresden fand ich in Florus und in Plutarchs Craſſus die Geſchichte. Ein Freund, mit dem ich die Sache beſprach, nahm lebhaften Theil daran und entwarf ſogar einen Plan, aus dem ich manches adoptirt habe. Plutarch nennt Spartacus einen Thracier, wir ließen ihn lieber einen Germanen ſein und dachten es uns ſehr paſſend mit den wirklichen Zerſtörern der Römerherrſchaft dieſen geſcheiterten Befreiungsverſuch der Kriegsgefangenen, unter denen ausdrücklich die Germanen genannt werden, in Verbindung zu bringen. Nun war ſchon in Paris ein Anfang gemacht. In den hellen Mondnächten des Septembers beſuchte ich mit meinem poetiſchen Freunde häufig den Revolutionsplatz. Der Ort regte die Erinnerung an die bewegteſte Zeit der franzöſiſchen Befreiung auf, wir kamen eines Abends auf die Marſeillaiſe und aus unſern Geſprächen über die Muſik, über den gewaltigen Eindruck, den die Marſeillaiſe auf dem Pariſer Theater zuerſt gemacht hatte und über die Form, die man einer Freiheitshymne in unſerm Revolutionsdrama geben müſſe, entſtand ein Chor, den ich dem Componiſten mittheilte, und den er uns nach einiger Zeit aufführte. Den erſten Act der Oper hat er ſeit längerer Zeit in Händen und die Muſik vollendet; die zwei andern konnte ich ihm noch nicht mittheilen, da ich ihn ſeitdem aus dem Geſicht verloren. Ich laſſe das Ganze hier nun abdrucken, und löſe damit mein Wort. Vielleicht erweckt ihm die Publicität einen Rivalen; vielleicht auch nicht; denn die Muſiker ſind zu ſehr an die Herren gebunden, um die Befreiung der Sklaven zu ihrem Thema zu machen.

Ich habe auch noch ſo meinen Plan bei der Veröffentlichung des Textes. Die Operntexte ſind in Verachtung und werden nur von den Proletariern, nie von den Ariſtokraten der Poeſie gemacht. Es iſt alſo die ungefährlichſte und anſpruchloſeſte Art, ſich unter die Schönen zu miſchen und zugleich an die Stelle des vielgeräucherten und dadurch vielfach verdorbenen Ichs der Lyrik zu ſetzen. Vielleicht hört die Verachtung der „ſchlechten" aber „glücklichen" Oper und die Schaam, ihr Texte unterzuſchieben, auf, wenn man die Möglichkeit einſieht, auf dieſe Weiſe ſeine Gedanken und Gefühle mit Pauken und Trompeten unter die Menſchen zu bringen, und da ſo viel poetiſches Talent und ſo viel Freiheitseifer in der Jugend ſteckt, ſo wird mein Stück hoffentlich bald übertroffen und die Muſik in das Bereich des neuen Geiſtes hineingezogen werden. Um das Bewußtſein der Menſchen auf einer größeren Ausbreitung zu befrein, iſt durchaus die poſitive Arbeit nöthig, welche in plaſtiſchen Formen eine neue Zeit vergegenwärtigt. Daß man daher jetzt an die dramatiſche Poeſie denkt, iſt ſehr richtig, daß man die Oper verachtet, ſehr verkehrt.

Nun iſt freilich nur die Pariſer Bühne und auch dieſe nicht immer für aufregende Muſik zugänglich, aber ſie iſt tonangebend, und wenn die Deutſchen den freien Inhalt nicht ertragen können, ehe er in Paris berühmt geworden iſt, ſo müßte man die deutſchen Texte deswegen nicht ungeſchrieben laſſen, ſondern ſie ſo lange in's Franzöſiſche überſetzen, bis unſere Einrichtungen unſern Gedanken nachkommen. Noch wahrſcheinlicher iſt aber der alte Hergang, daß die Poeſie eben als Poeſie geduldet wird, wie man Schillers revolutionäre Dramen geduldet hat, ohne weder die deutſche Inquiſition, noch irgend eine andere Inſtitution des Despotismus in Gefahr zu bringen. In die deutſchen Köpfe geht viel neben einander hinein, und je beſſer ſie's in der Phantaſie haben, deſto nichtswürdiger laſſen ſie ſich die Wirklichkeit gefallen. Ich halte daher ſelbſt den Zauber der Muſik mit einem radicalen Text verbunden noch nicht für eine Chance der deutſchen Emancipation. Im Gegentheil; doch hier iſt die Oper.

Spartacus.

Oper in drei Acten.

Perſonen.

Spartacus, Oberfeldherr der Befreiungsarmee.
Oenomaus,
Crixus,
Caſtus, Anführer der empörten Gladiatoren und übrigen Sklaven.
Burrhus, Laniſta in Lentulus' Fechterſchule.
Gratidius, ein junger Römer.
Lucia, Tochter des Lentulus.
Sabina, ihre Sklavin.
Craſſus, Dictator.
Lentulus, Magiſter equitum.
Cato, Senator.
Arioviſt, Herzog der deutſchen Bundesgenoſſen.
Merowig, Herzog der Franken.
Chor der Gladiatoren und Sklaven.
Chor der Senatoren.
Chor der Germanen.
Centurio und Soldaten.

Erſter Act.

1.

Lentulus' Fechterſchule in Capua.

Burrhus der Laniſta (Gladiatorenaufſeher).

Trinkt, Männer, trinkt,
Bis alle Lebensſäfte
Vom Wein ſind angefacht. :|:
Trinkt tapfer, trinkt —
Und ſammelt neue Kräfte,
Daß ihr mir Ehre macht. :|:

Crixus u. **Oenomaus** (verſchworne Gladiatoren. Beiſeit).

So wiſſen wir beim Blinken
Des Weins doch was wir trinken
Den Zorn, den du entfachſt. :|:
O lehre du uns denken,
So werden wir dich henken,
Daß du uns Freude machſt. :|:

Burrhus.
(Toaſt.)

Dem Herrn, der uns beſitzet,
Dem hocherhabnen Herrn,
Dem unſre Waffe blitzet

Dem all ſein Blut ſo gern
Ein jedes Herz verſpritzet.
Dank dieſem edlen Herrn!
Er giebt uns dieſen Schmaus zum Lohn,
Weil Spartacus, mein tapfrer Sohn,
Zehnfach in Rom den Kranz errungen,
Was keinem Fechter je gelungen.
Dem Herrn mit ehrfurchtsvollem Ton
Dafür die Danklibation!

Chor der Gladiatoren (beiſeit).

Dem Herrn und dir wir finden ſchon
Für euch die Danklibation!

Burrhus.

Trinkt, Männer, trinkt,
Bis alle Lebensſäfte
Vom Wein ſind angefacht. :|:
Trinkt tapfer, trinkt
Und ſammelt neue Kräfte,
Daß ihr mir Ehre macht,
Auch ihr mir Ehre macht! (ab.)

2.

Chor.

Trinklied der verſchwornen Gladiatoren.

Nur drauf und dran! von der Welt iſt gut
ha, ha, ha!
Was ſich verzehren läßt,
ja, ja, verzehren läßt.
So nimmt man auch uns und unſer Blut

Als Nachtiſch zu dem Feſt,
als Nachtiſch zu dem Feſt.
Tauch ein das Schwert, tauch ein!
Heut ſollſt du Sieger ſein;
Doch morgen fällt ein ander Loos,
Dem Tod war keiner je zu groß,
Und morgen biſt du ſein,
Schenk ein, Herzbruder, ſchenk ein!
Zur Freude den Wein?
Nein Blut ſoll er ſein
Und feurige Loh in den Adern
Mit unſern Tyrannen zu hadern,
Zur Rache den feurigen Wein!
Gießt Feuer ins Blut hinein,
Gießt Wuth in die Herzen mit Wein!
Wein, Wein!
Wein, feurigen Wein!

3.

Crixus und **Oenomaus** (treten vor).

Crixus.

So hat denn unſre Hoffnung ſich erfüllt.

Oenomaus.

Der Bruderbund blieb unenthüllt.

Crixus.

Und Spartacus, ſein Haupt und Schwert,

Oenomaus.

Iſt bald bekränzt zurückgekehrt.

Crixus.

O nahe Rettung ſchwinde nicht!

Oenomaus (indem er Lucia kommen ſieht).

O meiner Liebe Hoffnungslicht!

4.

Lucia (kommt mit Sabina, ihrer Sklavin, und einem Sklaven, der Früchte trägt. Zu ihrem Gefolge).

Theilt dieſe Früchte freundlich aus,
Ich bring' ſie zu dem Siegesſchmaus.

Chor der Gladiatoren (erhebt ſich).

Iſt doch des Menſchen Sonne
Ein freigebornes Weib!
Lauſcht ihrer Stimme Wohllaut,
Seht ihren ſchönen Leib,
Seht ihren ſeelenvollen Blick
Und fühlt voraus der Freiheit Glück,
Die Herrn frei zu beerben
Und ſolch ein Weib zu werben.

5.

Lucia und Oenomaus.

Lucia.

Zu End' iſt unſer Glück,
Mein Vater kehrt zurück.
Er bringt Gäſte,
Beſtellt ſich Feſte
Und giebt mich einem jungen Freund —

Ich hab' um dich und mich geweint.
Wärſt du doch eines Römers Kind,
Wir flöhn noch heute Nacht geſchwind!

Oenomaus.

Die gute Zeit wird wiederkehren,
Willſt du mir Liebesglück gewähren;
Und meines Lebens Strom und Ende
Gäb' ich in deine ſchönen Hände.

Lucia.

Sobald die Nacht den Sternenſchleier zieht —

Oenomaus.

Und unter ihm kein Späheraug' uns ſieht;

Lucia.

Laß deinen kühnen Männertritt mich hören.

Oenomaus.

Sollſt du mich Venus' Dienſt und ſüßes Opfer lehren.
(Lucia mit Geſ. ab.)

6.

Spartacus

(in Kränzen und Gladiatorenrüſtung mit einem Gefolge von Fechtern).

Seid mir gegrüßt, zu neuem Leben,
Zu neuem Kampfe mir vereint!

Chor.

Er kommt, mit Siegesglanz umgeben;
Heil uns, daß unſer Held erſcheint!
Heil unſerm Hoffnungsſtern!

Er zog ſo düſter und ſo fern,
Jetzt ſteigt er ſtrahlend auf
Im Siegeslauf.
Heil Spartacus, dem Sieger. Heil!

Spartacus.

Nun denn ſo gebt uns unſer Theil!
(nimmt den Becher)
Ihr kühnen Zecher,
Bei dieſem Gelag
Den ſchäumenden Becher
Bringt unſerm Tag!

Chor.

Den ſchäumenden Becher
Bringt unſerm Tag!
Wird erſt ſein freies Auge wach,
Winkt er zu ſchönerem Feſtgelag
Und anderm Wein die Zecher;
Bringt ihm den ſchäumenden Becher!

7.

Spartacus. Crixus. Oenomaus.

Spartacus.

Wie ſteht's um unſre Sache?

Crixus.

Drei Freunde von der beſten Art,
Die ſich mit freien Frau'n gepaart,
Sie fielen als Opfer der Rache.
Doch größerm Ungemache

Entſchlüpfte der Bruderbund.
Mit treuverſchloſſnem Mund
Sind ſie am Kreuz verſchieden.

Spartacus.

Dafür am Kreuz! O keinen Frieden
Mit dieſer Henkersbrut!
Wir Sklaven, wir die Millionen,
Wir woll'n die Frevel ihnen lohnen,
Wir wollen Blut um Blut!
Wir ſind der Menſchheit Mark und Kern.
Verrucht, verfault ſind unſre Herrn,
Sind Herrn genannt und immer doch
Mit uns in Einem Sklavenjoch
Bei wenigen Herrn.
Den keimenden Kern
Der Menſchheit frei zu machen,
Wolln wir den Sklavenkrieg entfachen.
Hört mich!
Mit der Germanen wilder Kraft vereint
Wird uns der Sturz des Römerreichs gelingen.
Du, Crixus, biſt, wie ich, Germane; — auf!
Entflieh ſogleich im Wirrwarr dieſes Feſtes,
Hier iſt ein Brief an Arioviſt von mir.

Crixus.

So wollen wir das große Werk beginnen.
Glück ſei mit uns; ich eile gleich von hinnen.

(ab.)

8.

Ein Sklave (mit einem Briefe an Oenomaus).
Es droht Gefahr, es geht was vor,
Man nennt euch überall!
Lies dieſen Brief von Lucia.

Oenomaus (lieſt).
„Sie haben unſre Lieb' entdeckt.
Schon morgen führt Gratidius mich fort.
Komm ſchleunig, laß uns gleich auf Rettung denken."

Spartacus.
Was willſt du thun?

Oenomaus.
Ich muß zu ihr.

Spartacus.
Vor ihrem Vater kannſt du ſie nicht retten.

Oenomaus.
So fluchen wir gemeinſam unſern Ketten.

Spartacus.
Geh, — doch als Späher, nicht als Liebesheld,
Dein Blut gehört der Freiheit und der Welt.
(Oenomaus und Sklave ab.)

9.

Spartacus.
O Deutſchland, o mein Vaterland,
Der Freiheit Heiligthum!
Die Feſſel ſchändet meine Hand
Und Sklave heißt mein Ruhm!

Wann ſtehſt du auf und ſtürzeſt die Deſpoten
Hinab zu deinen freigefallnen Todten?
Schwellt an, ihr feſſelloſen Stürme
Germaniens, und brauſt
Den Racheruf durchs Land, — wild thürme
Sich Schaar auf Schaar! Es hauſ't —
Ich hoffe drauf — in deiner Waldesnacht,
Mein Vaterland, der Rachegeiſt. — Erwacht,
Ihr freien Söhne der Teutonen!
Die ſchnöden Herrn entwürdigt frohnen,
Die Sklaven, ſie brechen die Ketten entzwei;
Eilt, Deutſche, zu Hülf' uns herbei,
Eilt, eilet zu Hülf' uns herbei!
Als Italiens Gluth und Staub
Sich gegen euch gewendet,
Und euren waldgewohnten Blick
In heißer Schlacht geblendet:
Da gewannen
Die Herrn und Tyrannen
Uns Kinder als Sklaven zur Beute; —
Doch die Schlacht wir erneuern ſie heute.
Hört uns, Germanen, eure eignen Söhne,
Der Kinder Nothruf und der Freiheit Töne!
O führe, Crixus, theurer Flüchtling, führe
Die freien Männer von den Alpen her,
Indeß ich hier die Aufruhrtrommel rühre
Und Sklaven donnre wach und ins Gewehr!

16.

Spartacus und Oenomaus.

Oenomaus (kommt zurück).
Mein Spartacus, ſie ahnden unſern Plan.

Spartacus.
Was iſt geſchehn? Was haſt du ſelbſt gethan?

Oenomaus.
Wir ſind bewacht und überall umringt.

Spartacus.
Ich hoffe doch, daß Crixus' Flucht gelingt.

Oenomaus.
Auch mein gewohnter Ausgang iſt bewacht,
Kaum konnt' ich unvermerkt zurück mich ſchleichen.
Die Zeit iſt koſtbar, jeden Augenblick
Kann der Centurio bei uns erſcheinen.

Spartacus.
Was kann er wiſſen, Unglückſeliger?

Oenomaus.
In ſeine Hand fiel Crixus und dein Brief.
Sie wiſſen's nun, daß wir verſchworen ſind.
Und unſer Hülferuf an die Germanen
Wird jenen Cimber- und Teutonenſchrecken
In ihren Römerherzen neu erwecken
Und ſie zu raſchem Henkersgriff ermahnen.

Spartacus.
Ha! düſtres Schickſal! — doch es ſei;
Nur durch ſich ſelber wird der Sklave frei.

Und wenn ſich jetzt die Rache nicht vollendet;
Eins iſt gewiß, die Knechtſchaft wird geendet.
Noch iſt es Zeit, verſäumt kehrt ſie nicht wieder,
Gieb mir mein Schwert und waffne unſre Brüder!

Zuſammen.

Spartacus da Capo.

Oenomaus.

O ſtrenges Schickſal, günſtig ſei
Dein Wurf den Sklaven, laß ſie frei,
Laß die gerechte Rache ſie vollenden
Und deinen Zorn auf die Bedrücker wenden.
Noch iſt es Zeit, verſäumt kehrt ſie nicht wieder,
Zum freien Schwert! und rettet euch, ihr Brüder!

Spartacus.

Weißt du die ſcharfen Fechterwaffen?

Oenomaus.

Ich kann uns hundert Schwerter ſchaffen.

Spartacus.

So laß die beſten Männer in den Waffenſaal
Den Eingang ſich eröffnen, und beim Mahl
Die Uebrigen ſich unverdächtig halten,
Die Luſt wird ſich zum blut'gen Ernſt entfalten.

(Oenomaus ordnet einige Zecher ab).

Chor der Zecher.

Zur Freude den Wein?
Nein, Blut ſoll er ſein
Und feurige Loh' in den Adern
Mit unſern Tyrannen zu hadern.

Zur Rache den feurigen Wein!
Gießt Feuer ins Blut hinein,
Gießt Wuth in die Herzen mit Wein!
Wein, Wein!
Wein, feurigen Wein!

Spartacus.

Der Wein ſoll ſich in Gift verkehren
Und jeder Tropfen Blut in Haß.
Will ſich die Freiheit neu gebären,
Muß erſt der Moſt des Haſſes gähren
In Männerbruſt ohn' Unterlaß.
Ja, Rache ſei geſchworen
Der Tyrannei,
Aus ihr wird neu geboren
Die Welt und frei.

Oenomaus.

Die Luſt wird ſich in Leid verkehren,
Die Lieb' ertränken blut'ger Haß.
Im tiefſten Krater ſeh' ichs gähren,
Neu ſich die alte Welt gebären
Aus dem Vulkan ohn' Unterlaß.
Ja, Rache ſei geſchworen
Der Tyrannei,
Aus ihr wird neu geboren
Die Welt und frei.

11.

Burrhus
(von bewaffneten Römern begleitet).

Hier bring' ich ſcharfe Fechterwaffen
Für Oenomaus und für dich,
Siegreicher Spartacus!
Die Tapferſten und Beſten
Weiht ſeinen theuren Gäſten
Der edle Lentulus.
Ihr werdet auf den Tod gepaart
Beim feſtlichen Mahle fechten.
Dort feiern Weſen höhrer Art,
Als ihr, nach Römerrechten
Den Ehepact — Gratidius
Mit Lucia, des Lentulus
Glücklich bewahrtem Kinde.
Sie war mit dem Hausgeſinde
Des Vaters ſo gut, ja viel zu gut! —
Verſpritzt nun für ſie euer Blut!
Hier gilt nicht zärtliches Girren,
Nur Muth; laßt den Gladius ſchwirren!
(Er reicht dem Spartacus und Oenomaus die kurzen Schwerter.
Die Römer ſchließen ſie in einen Halbkreis, um ſie abzuführen.)

Oenomaus (indem er den Zechern mit dem Gladius winkt).
Für Lucia, ja wohl für unſer Licht
Und unſre Liebe!

Spartacus.
Nein, ich nicht!

Mit dieſen Kränzen iſts genug, ſeht her,
Ich weiß ein beſſres Ziel für meine Wehr!
(ſtößt Burrhus nieder.)

Und nun erwache
Für deine Sache,
Für dein ewiges Recht,
O Sklavengeſchlecht!
Auf zur Wehr
Rings umher!

(Spartacus ſtößt den Anführer der Wache nieder. Oenomaus hat die Zecher herbeigewinkt. Sie fallen über die Römer her. Dieſe fliehn.)

12.

Spartacus.

Seid kühn, ihr Sklaven, brecht einmal
Die Ketten eurer Noth,
Und löſet endlich eure Qual
In Freiheit oder Tod!
Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln laſſet rühren
Und mit Hörnern blaſet Sturm!
Zum Sturm
Soll unſer Zorn uns führen,
Der Zorn ſoll Hauptmann ſein;
Haut ein, haut ein, haut ein!

Chor.

Immer mehr ꝛc. Dann: Du ſollſt der Hauptmann ſein ꝛc.

(Während der Waffenſaal von inwendig aufgebrochen wird und alle ſich bewaffnen.)

Spartacus.

Des Lebens Luſt und all ſein Glück
Hat uns die Welt entwandt,
Wir fordern unſer Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Unmenſchlich iſt die Menſchenwelt.
So weit die Erde rund,
Iſt ſie für uns noch nicht beſtellt,
Sind wir noch nicht im Bund!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Gedüngt von unſrer Väter Blut,
Beſtellt von unſrer Hand
Iſt der Tyrannen ſchnödes Gut,
Dies fluchbeladne Land!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

Spartacus.

Des Sklaven menſchlich Angeſicht
Verhüllet blut'ger Schweiß.
Wir wollen durch zum ew'gen Licht,
Uns wird die Seele heiß!

Chor.

Immer mehr ꝛc.

13.

Centurio mit Römern.

Stellt euch hier, ergreift die Sklaven,
Laßt ſie nicht entfliehn!

Spartacus.

Auf! das Glück iſt mit den Braven;
Streckt ſie kunſtrecht hin!
(Die Römer werden überwältigt und fliehn.)

14.

Spartacus (zurückkehrend).

Den Menſchennamen und ſein Glück,
Sie haben's uns entwandt;
Wir fordern unſer Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!

Wir brechen kühn mit einem Mal
Die Ketten unſrer Noth
Und löſen kämpfend unſre Qual
In Freiheit oder Tod.

Chor (der ſich wieder ſammelt).

Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln laſſet rühren
Und mit Hörnern blaſet Sturm,
Zum Sturm
Soll heißer Zorn uns führen;
Du ſollſt der Hauptmann ſein.
Haut ein! haut ein, haut ein!

(Während des letzten Chors wirft Spartacus die Fackel in die Fechtſchule und ſetzt die ganze Schlachtordnung zum Abmarſch in Bewegung. Die Fechterſchule geht in Flammen auf.)

Zweiter Act.

1.

Der Garten in Lentulus' Villa. Ausſicht auf das brennende Capua.

Lucia.

Welche Nacht! welch ein Entſetzen!
Capua macht zum Tag die Nacht!
Alles ſtill! — — Mit einem Male
Pfeifen gellende Signale
— — durch die Nacht!
Und Feuer an Feuer erwacht,
Schießt auf in roſige Garben!
Erbarmen, ihr Götter, Erbarmen! —
Welche Nacht! welch ein Entſetzen
Trägt die Fackeln durch die Nacht?

2.

Lucia. Sabina.

Sabina (kommt).

Wir ſind des Todes, wir ſind ganz allein!
Entfloh'n ſind alle Sklaven!
Horch, Getöſe, wie fernes Meer
Grollt von dem wilden Aufruhr her!

Und das ganze Land iſt in Flammen!
Sie brennen Alles zuſammen.

Lucia.

Und wo ſind Lentulus und unſre Gäſte?

Sabina.

Sie ſind in Waffen fort nach Capua,
Wo Spartacus und Oenomaus ſich
Mit hundert Fechtern aus der Stadt befreit.

Lucia.

Oenomaus? — Nun verſteh' ich
Deine Kühnheit, deinen Stolz,
Dies Geheimniß deiner Allmacht
Ueber mein bethörtes Herz!
In meinen Armen ſchlief der Schrecken,
An meinem Buſen die Furienſchaar;
Jetzt ſeh' ich's furchtbar ſich entdecken —
Verrath! Gewalt und Todesgefahr!
Er iſt entfloh'n? Er will nur ſich befrei'n?
Nein, er iſt mein, iſt mein! —
Hier ſprech' ich meinen Zauberſegen
Und lenk' ihn um auf ſeinen Wegen.
Bei Deinem Schwur und Liebesglück,
Du kehrſt zu mir, zu mir zurück!

Sabina.

In dieſen offnen Todesrachen?

Lucia.

Zu mir, da woll'n wir Hochzeit machen.

3.

Lucia. Sabina. Gratidius.

Gratidius (kommt).

So ſind' ich dich, mein Stern der Nacht,
Den Venus' Huld mir zugedacht!

Lucia.

Frei will ich ſein, zieh dich zurück!
Hinweg, mit deinem Räuberblick!

Gratidius.

Mein Wille iſt jetzt dein Geſchick.
Du biſt nicht frei, dein Vater lebt,
Und meiner Hand, die ſich erhebt,
Vertraut er dich gebietend an;
So biſt du mir jetzt unterthan.
(ſucht ſie fortzuführen.)

Lucia (zieht einen Dolch).

Ich bin nicht Sklave, wer ſterben kann,
Den überwältigt kein Tyrann.

Gratidius.

Ha, welch ein Weib! Durch dieſes Abentheuer
Werd' ich in Rom der ſingulärſte Freier.

4.

Zu den Vorigen Oenomaus u. Fechtergefolge.

Die Fechter

(von allen Seiten durch Thür und Fenſter der Villa in den Gartenſaal).

Herein, herein
Ins Herrenhaus,

Schließt ſchnell die Reih'n,
Laßt nichts hinaus;
Schlagt jedes Mannsbild nieder,
Nehmt Blut um Blut, ihr Brüder,
Doch ſchont die zarten Leiber
Der freien ſchönen Weiber.

Gratidius (zieht das Schwert).

Jetzt raſch zu mir!

Lucia (eilt zu Oenomaus).

Mein Vetter iſt hier!

Oenomaus.

Ja, ſtaune mich nur an!
So ſieht die Rache aus,
Sie faßt euch Mann für Mann,
Und wälzt von Haus zu Haus
Ihre unerbittlichen Flammen.

Die Fechter.

Haut dieſen Römer zuſammen!
Schlagt jedes Mannsbild nieder,
Nehmt Blut um Blut, ihr Brüder!
(hauen Gratidius nieder.)

5.

Lucia. Oenomaus. Chor.

Bin ich gerettet in deinem Arm?
Welche Menſchen! ein ſcheußlicher Schwarm!
Sie duften von Blut und Brand.

Oenomaus.
Das Blatt hat ſich gewandt,
Jetzt drücken wir die Daumen nieder,
Wir haben auf Tod erkannt.

Lucia.
Sei du ein Menſch, ſei du es wieder!

Oenomaus.
Ich war es nie, ich war ein Knecht,
Und jetzt bin ich ein Rächer.
Ich ſuch' in der Nacht das ewige Recht
Bei den Fackeln der lodernden Dächer,
Ich ſuche das fühlende Herz mit dem Stahl,
Haß iſt meine Liebe, mir bleibt keine Wahl.

Lucia.
O Tod und Graus!

Oenomaus.
Zieh' mit uns aus!
Steh' du an meiner Seite,
Des gleichen Todes Beute,
Des gleichen Sieges froh.

Fechterchor.
Auf, ſchürt das Stroh,
Daß lichterloh
Dies goldne Neſt verglühe
Und die Feuerroſ' erblühe.

Lucia.

Mein wohnlich Dach,
Der Funke ſprüht,
Der dich verzehren will,
Wer wehrt mir nun das Wetter ab,
Wo halt' ich Flüchtling ſtill?
O, nimm mich mit, erbarme dich,
Liebſt du mich denn nicht mehr?

Oenomaus.

Du wohnlich Dach,
Der Funke ſprüht,
Der dich verzehren will.
Wer wehrt ihr nun das Wetter ab,
Wo halt' ich mit ihr ſtill?
Doch flieh' mit mir, ermanne dich,
Wir trennen uns nun nicht mehr!

Lucia.

Ich flieh' mit dir, umfaſſe dich,
Wir trennen uns nimmermehr!

Fechterchor.

Auf, ſchürt das Stroh,
Daß lichterloh
Das goldne Neſt verglüht
Und die Feuerroſ' erblüht!

6.

Lucia. Sabina. Oenomaus.

Lucia.

In die Nacht hinaus
Bei Wetter und Graus!
Wir Armen, wir Müden,
Wo finden wir Frieden?

Oenomaus.

Eingeſtürzt das Haus,
Der Dienſt iſt aus.
Da ſuchen die Müden
Im Kriege den Frieden!

Sabina.

In die Nacht hinaus
Bei Wetter und Graus
Wir Armen, wir Müden,
Wo finden wir Frieden?
(alle ab.)

7.

Die Sklaven, auf dem Veſuv eingeſchloſſen.

Spartacus.

Wie ſoll ich noch einmal entfliehn?
Wie den Fuß aus der Schlinge ziehn?

Crixus (kommt).

Hier bin ich wieder, neugeboren,
Der Tod hat ſeinen Fang verloren.

Spartacus.

Wie kamſt du los, und wie zu uns Gefangnen?

Crixus.

Durch Oenomaus, und er ſandte mich,
Die Römer auszuſpähn, die euch die Ausflüg'
Aus dieſem hohen Neſte all verſperrt.
Er wartet unſer unten bei Pompeji.

Spartacus.

O ſpotte nicht, wie kämen wir hinab?

Crixus.

Die Sommawand iſt unbewacht.
Aus rothem Weidig flechten wir
Uns Leitern bis hinab. — Gieb Acht!
Hörſt du?

Chor der Sklaven (im Hintergrunde).

Wir flechten die Leiter der Flucht,
Wir fügen die Sproſſen,
Und raſch und entſchloſſen
Durchfliehn wir die Schlucht!
Seid ſtill, ganz ſtill!

Spartacus.

O Heil vom Himmel —
Nein, von dir, von dir,
Du Vater dieſer Töne!

Chor.

Wir flechten der Freiheit Leiter,
Wir führen die Braven
Hinab zu den Sklaven,

Wir führen den Aufſtand weiter!
Seid frei, ſeid frei!

Wir flechten die Leiter der Rache!
Bei nächtlicher Weile,
Mit täuſchender Eile,
Steigt ſachte! daß Niemand erwache!
Stoßt zu! ſtoßt zu!

(Das Abſteigen beginnt, die Sklaven verſchwinden, der Geſang verhallt.)

8

Craſſus und ſeine Freunde beim Gelage mit Weibern. Ueppiger Tanz mit den Mädchen. Würfelſpiel. Lentulus kommt.

Lentulus.

Die Republik iſt in Gefahr!

Craſſus.

Du Herzensfreund, iſt es wahr?
So laßt uns zechen und küſſen,
Sie werden mich rufen müſſen.

Lentulus.

Wo kein Rath mehr zu finden iſt?
Nicht Tapferkeit, noch Liſt
Hält dem Sklavenſtrom die Wage.
Er ſchwillt von Tag zu Tage.
Ganz Italien iſt ſein,
Er bricht in die Alpen ein.

Craſſus.

So laßt uns zechen und küſſen,
Bis wir ausziehn und fechten müſſen.

Pflegt euch und ehrt den Bacchus hoch
Und legt Euch zu den Schönen.
Bald werden wir unſern Genius
Mit Ruhmesglanz verſöhnen.
Jetzt laßt uns jubeln und ſchrei'n
In den hellen Tag hinein!

Chor der Männer und Mädchen.

In den hellen Morgen hinein
Laßt uns {trinken, lieben,} jubeln und ſchrei'n!
Alt-Rom, wir jubeln dich jung
Unſer Craſſus kommt wieder in Schwung!
Alt-Rom, wir jubeln dich jung!

9.

Cato mit Senatoren.

Stille vor den Senatoren,
Stille und ſteht auf!
Craſſus iſt erkoren,
Der Sklaven Verwüſtungslauf
Als Dictator zu dämmen.
(zu Craſſus)
Brich ab dies Schlemmen,
Sei General,
Befiehl zu hemmen
Dein Bacchanal,
Und rette mit ſtrenger Hand
Das Vaterland.

Craſſus (ironiſirend).

Den Kehraus ſpielt auf,
Ihr Dirnen, entflieht,
Nur im eilenden Lauf
Einen Reigen noch zieht
Um Cato's ſtrenge Gebehrden
Und ſeine edlen Gefährten.

(Der Tanz leert den Saal von den Tänzern und Tänzerinnen. Craſſus erhebt ſich, das Schwert in der Hand, und wirft die Toga ab.)

Craſſus.

Bringt mir den Kriegsrock,
Tretet vor, Lictoren!

(zu der Verſammlung)

Schließt einen Kreis,
Den Kriegereid geſchworen!

Alle nach Cato's Vorgang.

Wir dienen dem Vaterland
Und folgen dir unverwandt,
Bis wir's gerettet
Und die Sklaven gekettet.

Craſſus.

Du, Lentulus, führeſt die Reiter,
Du, Cato, die vorderſten Streiter.
Lictoren, voran!
Und Mann für Mann
Folgt mir auf des Forums Plan.

Die Adler frei!
Das Volk herbei!
Wir wählen das Heer
Zu Schutz und Wehr!

Cato und die Senatoren.

Lictoren, voran!
Und Mann für Mann
Folgt ihm auf des Forums Plan.
Die Adler frei!
Das Volk herbei!
Wir wählen das Heer
Zu Schutz und Wehr! (Alle feierlich ab.)

10.

Lager der Sklaven in Mutina, nach der Schlacht, in der beide Conſuln geſchlagen ſind. Scene iſt das Forum.

Oenomaus und Lucia.

Oenomaus.

Die Conſuln ſind beſiegt,
Italien liegt
Zu unſern Füßen, in unſrer Macht
Iſt der Alpen Wacht;
Und reich und herrlich prangſt du, meine Braut;
Hab' ich dem Muth und Glück zu viel getraut?

Lucia.

Dem Muthe? nein! Dem Siege? nein!
Der Liebe? nein! denn ich bin dein!
Der Freiheit? o, ich fürchte für ihr Leben,
Sieh dieſe Räuber und ihr wüſtes Streben!

Komm, laß uns flieh'n!
Gewitter zieh'n
Herauf mit Donner und Verderben;
O komm, daß wir ſo jung nicht ſterben!

Oenomaus.

Nein, hier ſteht Spartacus, der Held,
Er bändigt jedes Wetter;
Der Menſchheit Hort und Retter
Trägt er im Buſen eine Welt —
Gleich, ohne Sklaven, glücklich, frei,
Wer wagt es nicht und blieb dabei?

Lucia.

Auch mir erbebt das Herz in der Bruſt
Vor Hoffnung und vor Siegesluſt,
Denk' ich der Helden, —
Und horch, es melden
Die Tubatöne den Triumphzug an; —
So ſei denn Furcht und Sorgen abgethan!

II.

Triumphzug. Spartacus als Imperator auf dem Siegeswagen. Die Fechter in Römerwaffen. Die Römer gefangen als Gladiatoren gepaart.

Siegeschor.

Wir haben die Ketten geſchmolzen,
Wir goſſen aus ihnen die Bolzen
Für den Feind, für den Feind.

Wir haben ihre Roſſe genommen,
Und ſind wie die Windsbraut gekommen
In den Feind, in den Feind.

Wir ſchlugen die römiſchen Heere
Und nahmen die wuchtigen Speere
Von dem Feind, von dem Feind.

Wir führen den Sieger im Kranze
Und in Feſſeln zu ſeinem Glanze
Unſern Feind, unſern Feind.

12.

Leichenſpiele und Schlußaufzug.

Spartacus
(nachdem der Zug ſich geordnet, vor dem Triumphwagen).

Ihr freien Männer, denn nun ſeid ihr frei,
Die Conſuln ſind bei Mutina beſiegt,
Und kriegsgefang'ne Römer zieh'n herbei
Zum Stoß, wo Crixus' Leiche liegt;
Sie werden kämpfen zu ſeiner Ehr'; —
Doch, freie Männer, ihr ſeid mehr,
Als Römer: ihr wollt nicht Tyrannen ſein,
Ihr ſiegtet, um die Sklaven zu befrei'n.
Das iſt der Sieg, und das des Sieges Ziel,
Und neuer Kampf folgt dieſem Leichenſpiel.

(Kriegeriſches Ballet und Leichenſpiele um den gefallenen Crixus. Alsdann Schluß mit dem Siegesmarſch Nr. 11 und dem abziehenden Triumphzug.)

Dritter Act.

I.

Zelt des Spartacus bei Rhegium.

Spartacus (zu den verſammelten zwölf Führern).
Ihr Feldherrn, im Befreiungsheer
Regt ſich ein böſer Geiſt;
Die Fechter ſchüren ihn mehr und mehr:
Canicius, du weißt,
Und, Caſtus, du, die ihr die Fechter führt,
Woher der Unmuth dieſer Tapfern rührt.

Caſtus.
Drei Jahre zieh'n wir ſiegreich durch das Land,
Und darben in der Fülle ſeiner Schätze:
Du bändigſt uns und feſſelſt unſre Hand,
Daß ſie den Unterworfnen nicht verletze.
So iſt er frei und wir noch immer Sklaven,
Im Sturme wir und er im ſichern Hafen.

Spartacus.
Wollt ihr den Krieg, ſo wollt auch ſeinen Zwang.

Caſtus.
Wir woll'n die Arbeit, aber auch den Dank.
Führ' uns nach Rom und gieb es uns zur Beute,
Und allen Unmuth ſtill' ich dir noch heute.

Spartacus.
Rom — ihr verkennt's — iſt uns zu ſtark,
Wir brauchen der Germanen Mark,
Um dieſe Königin der Welt zu zwingen:
Ich hoffe, meine Botſchaft ſoll gelingen.

Caſtus.
Wir ſind uns ſelbſt genug,
Wir wollen ſelbſt den Lohn;
's iſt ſchon ein übergroßer Zug,
Das theilt von ſelber ſchon.

Spartacus.
Ich rechne nicht nach Beute, noch Genuß;
Ich will den Sieg, und will aus ihren Ketten
Mit Einem Stoß und ſichrem Schluß
Des Kriegs die Welt erretten;
Und dieſe Männer wollen es mit mir.

Caſtus.
Wir aber wollen —

Spartacus.
Wie? gebietet *ihr*?
Ich will's, und *ich* befehl' es ſo,
Der Plan iſt mein, ich hab' euch nun verſtändigt;
Und brennte die Empörung lichterloh,
Ich will, daß ihr das Feuer zähmt und bändigt.

Caſtus.
O hüte dich vor dem Tyrannenloos,
Es gleicht bei einem Haar dem Sklavenende;
Und dünkeſt du dich vorher rieſengroß,

Fühlſt du nur ſchmerzlicher die Schickſalswende.
(Caſtus und Canicius ab.)

2.

Geſandtſchaft der großen Armee der Sklaven.

Siegreicher Führer, Feldherr unſrer Wahl,
Uns ſchickt zu dir das große Heer der Freien;
Wir waren Sklaven, du im Fechterſaal,
Wirſt du den Fechtern, wirſt du uns dich weihen?
Es bricht das kleine Fechterheer den Bund.
Dort zieh'n ſie hin, mit Trommeln und mit Fahnen;
Bleibſt du uns treu? thu' deine Meinung kund!

Spartacus.

Sie treulos? ſie? die Fechter, die Germanen?

Geſandtſchaft.

Zehntauſend Schwerter fallen von uns ab.

Spartacus.

So rüſtet euch, wir treten auf ihr Grab:
Wenn ſie den Feind ermüdet, folgen wir.
Ich ſchwör's! und ihr, von Neuem ſchwört es mir:
Die Freiheit retten wir und ſtürzen Rom!

Geſandtſchaft und Feldherrn.

Auf, für die Freiheit! auf, und wider Rom!
(alle ab, außer Spartacus.)

3.

Lager der Römer.

Craſſus. Lentulus.

Craſſus.

Ein böſes Wort! doch muß ich dir es ſagen.

Lentulus.
Haſt über meine Reiter du zu klagen?
Sind ſie vom Sklavenſchrecken angeſteckt?

Craſſus.
Nein, eine Sklavenlieb' hab' ich entdeckt.

Lentulus.
Du ſprichſt von Lucia.

Craſſus.
Sie lebt und liebt.

Lentulus.
Sie lebt? wer iſt's, der dir die Nachricht giebt?

Craſſus.
Cethegus traf ſie bei den Bundesgenoſſen
In Männertracht, doch hat er ſie erkannt.
Nachdem er glücklich den Vertrag geſchloſſen,
Hat Spartacus zu Arioviſt geſandt.
Dein Oenomaus war es und dein Kind.

Lentulus.
O, ſei nicht grauſam, deine Worte ſind
Tödtliche Dolche für mein Vaterherz!
Es iſt nicht möglich, ſag', es war nur Scherz!

Craſſus.
Nein, nein, Cethegus kann ſich nicht betrügen;
Er hing zu oft an ihren ſchönen Zügen.

Lentulus.
Schamloſes Kind, dem Römerbrauche
Haſt du getrotzt, Verlorne du!
Doch o! du lebſt! dein ſanftes Auge

Wend' mir noch einmal leuchtend zu!
Laß mich verſtohlen dich umfaſſen,
Wo uns kein Römeraug' entdeckt;
Ich, nein, ich will dich nicht verlaſſen,
Dich, nun vom Tode mir erweckt!

Craſſus.

Es iſt ein dummes Vorurtheil,
Sie liebt doch nur den Mann,
Und wählet leicht das wahre Heil,
Wenn man's ihr bieten kann.

4.

Die Vorigen. Cato.

Cato.

Die Schlacht iſt entbrannt,
Schon kommen gerannt
Die feigen, flüchtigen Züge.
Auf, Römer, ermannt
Euch zur Zucht und ſträflichen Rüge.
Halt ein, Dictator, den Strom,
Dich rufet dein Amt und Rom.
(Alle drei ab.)

5.

Spartacus. Oenomaus. Lucia in Männerrüſtung.

Spartacus.

Heil uns! da ſeid ihr endlich wieder!
Hat Merowig, der König der Germanen,

Und Arioviſt, der Held, euch Gunſt gewährt?
O ſag's, ſie ſteigen von den Bergen nieder,
Und grad' auf Rom und für die Freiheit bahnen
Sie ſich den Weg und uns, die ſie's gelehrt!

Oenomaus.

Die Deutſchen zieh'n zu Craſſus' blut'gen Fahnen.
Er hat vor uns der Hülfe Gunſt begehrt;
Nun liefert deutſche Treue den Tyrannen
Zu Henkern all die kampfgewohnten Mannen.

Lucia.

Und nicht genug, der Fechter ganze Macht
Fiel vor der Stadt in mörderiſcher Schlacht
Mit unverwandtem Blick, bewährte Helden,
Und keiner floh, das Unglück dir zu melden.

Spartacus. (Dann Oenomaus und Lucia mit ihm.)

Du goldner Hoffnung ſüßes Licht,
Mein Leben, o verlöſche nicht!
Der Freunde Wahn, nicht Feindes Macht,
Hat dieſes Schickſal uns gebracht.
O Freiheit, Freiheit, wende du,
Die Freunde deiner Fahne zu!

6.

Caſtus (aus der Gefangenſchaft der Germanen zurückgekehrt, ſich vor Spartacus niederwerfend).

Ich biete dir mein ſchuldig Haupt.
Du ſiehſt den Stamm gebrochen und entlaubt,

Der noch vor kurzem trozig ſeine Krone
Hoch über dich erheben wollt', o ſchone
Den Frevler nicht,
Den das Gewicht
Der blut'gen Schuld erdrücken würde.
Nimm mir das Leben, nimm mir dieſe Bürde!

Spartacus (hebt ihn auf).

Unſel'ger, kommſt du von den Todten?

Caſtus.

Mich ſendet Arioviſt als Boten.

Spartacus.

Der deutſche Fürſt?

Caſtus.

Ich fiel in ſeine Hand.
Er hat zu ſpät als Brüder uns erkannt.
Doch höre, was durch mich er dir verkündet:
Zwei Monde ſei er Craſſus noch verbündet;
Flöh'ſt du hinüber nach Siciliens Küſte,
Verging' die Friſt wohl, wo er fechten müßte.

Spartacus (zu Cenomaus).

So ſende du den Schiffen auf der Höhe
Von Rhegium, den Räubern aus Cilicien,
Ein Boot, biet' ihnen Gold genug und lade
Sie ein, uns aufzunehmen, während ich
Mit Caſtus geh', ins Lager der Germanen.

(Alle ab.)

7.

Zelt der Germanen.

Arioviſt und **Craſſus.**

Craſſus (kommt).

Seid mir gegrüßt, Germanen, Bundsgenoſſen,
Der Sklaven Blüthe, ihr Germanencorps,
Das ſchon viel edles Römerblut vergoſſen,
Habt ihr vertilgt, ihr thut es uns zuvor.
Die Wüthenden, ihr habt ſie kalt empfangen,
Seid tapfer tödtend in den Tod gegangen.

Arioviſt.

Wie willſt du nun den Krieg zu Ende bringen?

Craſſus.

Wir müſſen ſie mit Wall und Mauer zwingen.
Von Meer zu Meer will ich die Schanzen ziehn.

Arioviſt.

Wir pflegen nicht den graden Kampf zu flieh'n,
Und fechten nur mit Speeren, nicht mit Hacken.

Craſſus.

Der Römer größten Feind gilt es zu packen.
Und hielt ich ihn ſchon ſicher bei den Haaren,
Ich würde doch vor ihm mich ſorgſam wahren.

Arioviſt.

Mehr als dich ſelber ehrſt du Spartacus,
Den Löwen, — und du ſcheuſt den freien Schuß.

8

Arioviſt. Craſſus. Caſtus. Spartacus.

Caſtus.

Dies iſt der Fürſt und Herzog der Germanen.

Spartacus.

Herzog, von Spartacus geſendet kamen
Wir in dein Zelt. Wir ſind von Einem Namen,
Ein Cimber ich und Caſtus ein Teuton,
Du ſiehſt in mir des tapfern Herols Sohn.

Arioviſt.

Des Herols, meines Ohms?

Spartacus.

Deſſelben, ſieh mich an.
(Sie begrüßen ſich.)

Craſſus.

Ha! ich erkenne dieſen Mann,
Ich kenn' ihn aus dem ſiegsgewiſſen Blick,
Womit er ſtolz durch Roms Arena ſtieg.
Lictoren, greift ihn, denn ihr legt den Strick
Um Spartacus und endigt dieſen Krieg.
(Lictoren treten vor.)

Spartacus.

Ja, ich bin Spartacus.

Arioviſt.

Mein Vetter und mein Gaſt.

Spartacus.

Der Römer Feind, den du in Händen haſt.

Arioviſt.

Geheiligt als Geſandter ſeines Heers.
(Stößt in ſein Horn. Zu den erſcheinenden Kriegern:)
Geleitet uns zurück zum Rand des Meers.

Und du, leb' wohl, und glaub' an unſre Treue,
So ſehr ich dieſes Bündniß auch bereue.

(Die Deutſchen mit Spartacus ab.)

9.

Craſſus.

O über dieſe Bären!
Viel Römerleichen wären
Durch ſeinen Fang geſpart;
Nun da er mir entronnen,
Wird nun der Kampf begonnen
Mit dieſer Sklavenart.

(Craſſus ab.)

10.

Vor Spartacus Zelt.

Arioviſt mit ſeinem Geleit und Spartacus.

Arioviſt.

Ja, ich erkenn's, gerecht iſt deine Sache.

Spartacus.

Die Freiheit ſelbſt und ſpäte, heilige Rache!

Arioviſt.

Doch unſer Wort iſt eurem Feind verpfändet.

Spartacus.

Iſt denn kein Gott, der deinen Starrſinn wendet?!
Hier ſiehſt du mich zu deinen Füßen,
Das Loos der Welt in deiner Hand.
Soll ſie für deinen Irrthum büßen

Mit Blut und Schmach von Land zu Land?
Laß ſich dein freies Herz ermannen,
Brich deinen Eidſchwur den Tyrannen!

Arioviſt.

Steh auf! entflieh!
Das Schickſal reißt uns fort.
Wir brachen nie
Das eingeſetzte Wort.
Auf und entflieh
Zum ſichern Inſelport.

(Arioviſt mit Gefolge ab.)

11.

Spartacus.

Dies ſtarre Volk iſt nicht zu wenden, —
Taub bleibt's der Freiheit! — O mein Herz!
Gieß in den Fluch all deinen Schmerz,
Den ich ihm nach will ſenden.
Du ſollſt auf ein Jahrtauſend hin
Für jede Knechtſchaft fechten
Und nie den faulen Sklavenſinn
Erheben zu dem Rechten!
Von Pfaffen und von Herrn gebeugt,
In Schmach verendet, wie gezeugt,
Sollſt du zuletzt der Sklaven Sklave ſein, —
Dies Loos ſei dein!

(ab ins Zelt.)

12.

Die Sklaven, am Ufer von Rhegium die Schiffe erwartend.

Seht die wandernden Wellen
Schwellen und überſchwellen,
Grüßen zu uns herauf.
Ueber die ſchäumenden Bogen
Kommen die Schiffe gezogen.
Grüßt ſie zum glücklichen Lauf!
Hurrah! ſie nehmen uns auf!

13.

Spartacus aus ſeinem Zelt.
Oenomaus und Lucia vom Meeresufer.

Oenomaus.

Ich ſandt' einen Nachen mit Gold
Zu der Räuber Flotte.
Sie nahmen den Freundſchaftsſold
Und entfliehn uns zum Spotte
Am Ufer vorüber
Zur Inſel hinüber.

Spartacus.

Hier ſchlägt uns Treu' im Solde der Tyrannen,
Dort flieht Verrath mit unſerm Sold von dannen;
Doch ſeh' ich Wolken ſchwarz ſich thürmen:
Euch bringt das Wetter, euch die Nacht
Den Untergang. Mit Macht und Stürmen
Verbünd' ich ſtürmend meine Macht.

Lucia.

Nacht, du deckſt die Augen
Im Tod mit deinem Flor; —
So bedeck' mit dem Mantel des Todes
Der Tyrannen verbündetes Corps!

Nacht, du zeugſt die Menſchen,
Brichſt junge Seelen los,
In der Liebe verborgenem Wirken,
In der Ruh' ſtillwaltendem Schooß;

Heut' bring' freie Kinder
Aus deinem Schooß hervor,
Und begrüße nur glückliche Menſchen
Mit des Morgens jubelndem Chor!

Oenomaus.

Schon hör' ich deine Stimme,
Nachtwandler, Sturm;
Ergreif' mit vollem Grimme
Schiff, Wall und Thurm!

O Sturm, führ' unſre Schaaren
Im letzten Strauß
Durch lauernde Gefahren
Bei Nacht und Graus!

Spartacus.

So gürtet euch und aus den Veſten
Nehmt eine tapfre Schaar zur Hand,
Wir bringen ſtürmend zu dem feſten
Prätorium, des Craſſus Sand.
Gedenkt des Sieges am Veſuv,
Wo Nacht und Muth die Freiheit ſchuf.

Alle drei (zuſammentretend).
O Sturm, führ' unſre Schaaren
Im letzten Strauß
Durch lauernde Gefahren
Bei Nacht und Graus.
(ſie weihen ſich)
Bei der Freiheit, bei der Liebe Flammen!
Wir ſtehen feſt und treu zuſammen,
Erwerben einig in der Nacht der Noth
Den Sieg der Freiheit oder freien Tod.

14.

Zelte der Germanen.

Volksverſammlung bei Fackeln in der Nacht.

Merowig. Arioviſt.

Arioviſt.
Verſammelte Krieger, das Schickſal fügt,
Daß wir uns Rom verbündet.
Aufs treue Wort, das niemals lügt,
Iſt dieſer Bund gegründet;
Ob auch die Welt zu Grunde geht,
Das Bündniß gilt, die Treu' beſteht.

Merowig.
Die Wahrheit löſ't der Lüge Bund.
Rom bringt das Loos der Tyrannei,
Und Spartacus mit kühnem Mund
Spricht alle Menſchen gleich und frei.
Nur Freiheit bindet, nur Freiheit eint:
Treu' dem, der treu mit ihr es meint!

Arioviſt.

Stimmt nun, ob auch der edle Franke
Zur neuen Meinung hingewandt,
Ob mein herkömmlicher Gedanke
Von euch für Recht wird anerkannt.
Die Wahl iſt groß, hier liegt die Ehre,
Mein Namen und mein Herzogsſchwert;
Dort lockt der Freiheit neue Lehre,
Seht was ihr wählt, wen ihr entehrt!

(Die große Mehrheit ſtürzt auf ſeine Seite, man giebt ihm ſein Schwert zurück, hebt ihn auf den Schild und trägt ihn triumphirend fort. Man hört Schlachtgeſchrei in der Ferne. Die Hörner rufen.)

Chor (im Abmarſchiren).

Wir weihen uns aufs Neue
Der Ehr' und deutſchen Treue.

15.

Merowig.

Der Wahnſinn ſiegt — es iſt vorbei! —
Ich höre Getümmel und Kriegsgeſchrei. —
Sitzt ihnen ſchon die Rach' im Nacken
Für den Verrath am höchſten Gut,
Sie bei dem blinden Schwur zu packen,
Zu baden ſie im freien Blut?
Ob ſie nun fallen oder ſiegen,
Sie werden immer unterliegen.

ab).

(Die Bühne bleibt eine Weile leer, man hört Kriegsmuſik hinter der Scene, das Getümmel verhallt, der Morgen dämmert.)

16.

Das Lager der Römer. Die Sonne geht auf. Verwüſtung der Schlacht. Craſſus von der einen Seite, Lentulus von der andern.

Craſſus.

Hier ſtrauchl' ich über Leichen,
Hier war der Streit entbrannt,
Kein Wanken und kein Weichen,
Und von des Wüthrichs Hand
Fiel, wie von Blitzes Streichen
Was gegen ihn gerannt.
Das Feld iſt unſer, Arioviſt erſchien
Zu rechter Zeit und dämpfte ihn.
Iſt Spartacus gefunden?

Lentulus.

Man ſah ihn noch voll Wunden
Und auf den Knieen ſtreiten,
Und muthig ihm zur Seiten
Den ſchönen Jüngling hier.
Dort liegt er, ſieh! (erkennt Lucia) Weh mir!

Craſſus.

's iſt Lucia, dein Kind! ſo iſt es wahr,
Sie theilte Sieg mit ihnen und Gefahr!

Lentulus.

Mein armes Kind,
Du wollteſt ſie befrein:
Frei ſollte das Geſind'
Und keine Herren ſein.

O könnt' ich dich ins Leben rufen,
Ich wollt' auf allen meinen Hufen
Das Volk befrein,
Und dir die Obhut übergeben!
Dein Tod verödet mir das Leben!

17.

Die Vorigen. Arioviſt mit der Armee.
(Merowig und die Franken tragen die Erſchlagenen, Spartacus und Oenomaus.)

Merowig.

Wir haben uns ſelbſt getödtet,
Von deutſchem Blut geröthet
Iſt euer Feld.

Arioviſt.

Wir haben euch Wort gehalten;
Jetzt möge das Schickſal walten,
Ob euer, ob unſer die Welt.

Chor der Deutſchen.

Tragt ſie von dannen
Und grabt ſie ein
Was ſie begannen
Soll Wahrheit ſein!
Wir haben's zu Herzen genommen,
Wir geh'n, um wiederzukommen.

(Mit Trauermarſch ab.)

21.

Jugend und Volk.

Du wirfſt mir vor, ich ſpräche nun ſchon ſo lange von den Franzoſen und noch hätte ich Dir nicht geſagt, ob ſie mir gefielen oder mißfielen.

Welch' ein Vorwurf! verſteht ſich die Liebenswürdigkeit der Franzoſen nicht von ſelbſt? Waren ſie nicht die Lehrer der guten Lebensart für ganz Europa?

Doch im Ernſt, ich rede lieber von den Einzelnen, als von Allen und hab' es mir längſt abgewöhnt, Deutſche und Franzoſen, Italiener und Engländer wie Bären, Füchſe, Tiger und Bulldoggs zu unterſcheiden.

Man hält die Engländer für frei, die Italiener für ſklaviſch; man irrt ſich ſehr. In Rom iſt zur Carnevalszeit ein großes Gedränge in der Straße, die der Corſo heißt. Es gehört eine beſondere Geſchicklichkeit und bisweilen nicht geringe Geduld dazu, einen Wagen durch dieſes Chaos zu führen. Hier ſah ich einmal einen Engländer fortwährend ſeinen italieniſchen Kutſcher mit Anordnungen und Zurufen plagen. Der Kutſcher hörte nicht auf ihn, der Lord wurde wüthend, ſprang auf und ſchalt. Da drehte ſich der Wagenlenker herum, präſentirte ihm Zügel und Peitſche und ſagte: „Wollen Sie den Kutſcher machen, hier nehmen Sie! Wollen Sie nicht oder können Sie nicht, ſo reden Sie mir nicht drein!“ Der Lord ſetzte ſich verdutzt in ſeinen Wagen zurück und ſchwieg. — In Italien iſt ein hündiſches Dienſtverhältniß gar nicht Sitte. Die Dienerſchaft ſcherzt und unterhält ſich auf gleichem Fuß mit der Herrſchaft. Ich fuhr einmal in die Campagna hinaus. Vor dem Thor begegnete uns der Fürſt Piombino. Das iſt der reichſte Mann in Rom, ſagte der Kutſcher. Neulich hat er einen merkwürdigen Proceß verloren. Den muß ich Ihnen erzählen. Und nun hielt er ſtill, ſetzte ſich herum und trug mir den ganzen Hergang vor. Wir brachten wohl eine Viertelſtunde mit der Erzählung hin.

Wollte man nun einen Mann mit ſo humanen Anſprüchen von oben herab anſehn, er würde natürlich Widerſtand leiſten, und ſo kommt es, daß mancher unſanft berührt wird, der ſeine Vorurtheile nicht zu Hauſe läßt.

In Frankreich findet man das Gefühl der perſönlichen Würde noch ausgebildeter. Der preußiſche

Poſtillon, der mich über die Grenze fuhr, blies niemand aus dem Wege, der vor uns fuhr oder uns entgegenkam. „Es iſt keine Ordnung in dieſem Lande, ſagte er zu mir, jeder ſetzt ſeinen Kopf auf, ſie reſpectiren nicht einmal die königliche Poſt!“

Ein Burſche, der während der Zeit meines Aufenthalts in meinem Hauſe als „Valet de pied“ diente, hatte noch ein zweites Haus, wo er dieſelben Dienſte leiſtete. Eines Tages kündigte er mir an, jetzt habe er jenes zweite Haus verloren. Das thut mir Leid, antwortete ich, da Sie den Lohn brauchen. „Und ich bin herzlich froh, daß es aus iſt, ſagte er; ſie hielten mich wie einen Fremden und commandirten mich wie einen Soldaten.“ Zu uns dagegen gewöhnte er ſich ſo ſehr, daß er die Intereſſen des Hauſes wahrnahm, als wären ſie ſeine eignen. Er nahm ſich der Kinder aus freien Stücken an, führte ſie auf die Promenaden und lehrte ſie die Polka tanzen, und mit ſchwerem Herzen nahm er Abſchied von ihnen, als wir Paris verließen.

Die deutſchen Dienſtboten werden ſehr geſucht, weil ſie nicht die Anſprüche der Franzoſen machen und überhaupt beſſere Dienernaturen ſind. In den

Franzoſen ſteckt ein Freiheitsgefühl, das ihnen ſehr zur Ehre gereicht, mit dem aber alle diejenigen in Conflict gerathen, welche das alte Dienſtbotenverhältniß nicht aus dem Sinn ſchlagen können. Eine Zwiſchenſtufe zwiſchen dem alten patriarchaliſchen und dem neuen humanen Verhältniß des Geſindes als Mitglieder und Gehülfen in der Familie iſt das reine Geldverhältniß, welches allerdings ſehr häufig vorkommt und dann natürlich immer eine Art von Kriegszuſtand darſtellt. Im Allgemeinen ſind die franzöſiſchen Dienſtboten freier ſituirt und machen mehr Anſprüche, als die unſrigen. Die deutſchen Familien, denen dies unbequem fällt, leiten daraus ſehr mit Unrecht Vorwürfe gegen den franzöſiſchen Charakter ab.

Eben ſo ſtellt ſich der deutſche Philiſter vor, die Franzoſen hätten keinen Sinn für Familie und liebten ihre Kinder nicht. Ganz das Gegentheil wird man überall finden. Die Kinder werden mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt. Es liegt in der Sitte, ihnen alles Mögliche einzuräumen. Sie occupiren die ſchönſten Plätze in den öffentlichen Gärten, vornehmlich im Palais royal und in dem Tuileriengarten. Allerliebſte Spiele hat man ihnen erfunden, ſo einfach und ſo ſinnreich zugleich, daß man ſich wundern muß, ſie nicht ſogleich überall nachgeahmt zu finden. Ein ganz neues Schauſpiel ſind dem Fremden die Tänze dieſer kleinen Geſellſchaft, die ſie in den Promenaden der öffentlichen Gärten mit lautem Geſang ausführen und wozu ſich bekannte und unbekannte ohne Weiteres zuſammenthun. Nichts iſt humaner, als dieſe freundliche Duldung und Pflege der Kinderwelt und ihrer Intereſſen. Herzzerreißend ſticht dagegen ab die Verlaſſenheit der kleinen Savoyarden, die die Kamine reinigen und die man oft in ihren ſchwarzen Anzügen ſchlafend auf den Trottoirs der überfüllten Straßen antrifft, und das Schickſal der noch zarteren Kinder, die an den Brücken und an frequenten Plätzen Schwefelhölzer verkaufen, und dort in bitterlicher Kälte bis tief in die Nacht hinein aushalten müſſen, und meiſt ſtehend mit ihren offnen Käſtchen auf der Bruſt einſchlafen. Eugen Sue hat das Mitleid für die armen Kleinen durch ſeine Schilderung ihrer Leiden und Gefahren lebhaft aufgeregt, auf eine gründliche Hülfe aber warten ſie noch immer vergebens. Man überläßt die Kinder der Armen in verwerflicher Sorgloſigkeit ihrer

Noth und der grauſamen Speculation, die ihre Verlaſſenheit und ihr zartes Alter mißbraucht.

Eben ſo fehlt eine genügende und von Staatswegen durchgeführte Schuleinrichtung. Ueberall begegnet man Privatunternehmungen, die zum Theil ſehr ſchön und zweckmäßig, zum Theil aber auch äußerſt mangelhaft ſind. Ein allgemeiner Mangel, der auch die Colléges (Gymnaſien und Realſchulen) trifft, iſt die geringe Beſoldung der Lehrer, die außerdem noch eine weit ſchwierigere Stellung zu den Kindern haben, als die Lehrer in Deutſchland, weil die franzöſiſchen Knaben viel lebhafter und unbändiger und die Mittel, Disciplin zu erhalten, viel beſchränkter ſind. Wie das Princip des franzöſiſchen Lebens das Selbſtbewußtſein, den Trotz und den Uebermuth begünſtigt, alſo die poſitive Seite des Charakters hebt, ſo iſt das ganze Getreibe, in dem wir in Deutſchland aufwachſen, gegen den Charakter, gegen die Hoffnung, jemals ſein Recht durchzuſetzen, gerichtet. Der Geiſt unſerer Jugend iſt ſklaviſch gegen den der franzöſiſchen; nun denke man ſich in dieſen Schulſälen voll wilder Burſche, Lehrer, die von der Privatſpeculation herbeigezogen, alſo noch abhängiger und gedrückter ſind, als bei uns, und man wird ihre üble Lage ganz begreifen. In den Colléges iſt eine ſoldatiſch-mönchiſche Ordnung, Uniformirung, Verſammlung nach der Trommel, ſtrenge Arbeitsſtunden, Spaziergänge in Reih und Glied eingeführt. Mit der Turnerei und deren freierer Disciplin wär' ihnen ſehr aufzuhelfen, zumal da ſie alle die ſchönſten Plätze haben; ſie konnte bisher aber nur in der Form einer ganz beſondern Kunſt Boden faſſen, nicht als allgemeines Erziehungsmittel. Die Colleges ſind ſämmtlich große öffentliche Penſionate, zu denen gewöhnlich aber auch Stadtſchüler für ſich und Privatpenſionate mit ihren größeren Eleven Zutritt haben. Die große Maſſe der Schüler macht den Unterricht zu einer Art Vorleſung ſchon für die unteren Klaſſen und es entſteht der Uebelſtand, daß nicht jeder Knabe ſpeciell herangezogen und bemerkt, ja daß nur die hervorragenden cultivirt werden. Was alsdann von der Maſſe die Examina nicht beſteht, verfällt von Neuem den Privatinſtituten zur Befähigung für eine ſpätere Prüfung. Alle Schulen haben ihre Kränze und Preiſe, ja ſogar Decorationen, die auf mehrere Wochen verliehen werden, und der Wetteifer der Schüler wird zugleich der der Inſtitute. Hiegegen hat man ſich nun beſonders aufgelehnt und es iſt dahin gekommen, daß man viele Preiſe in einer Anſtalt für einen Mißbrauch und für ein Reſultat der Abrichtung befähigter Schüler in einzelnen Disciplinen anſieht. Dies iſt eins von den ſtereotypen Märchen, auf denen die deutſchen Donquixots triumphirend über die verkehrten Franzoſen umhertraben. Man macht aus jeder Uebertreibung ein Factum. Und es wäre nicht der größte Mangel der Colléges und Penſionate: wer Eins gut weiß, weiß Alles. Aber ſo viel der jetzige Zuſtand auch zu wünſchen übrig läßt, dennoch liegt in dem ganzen Syſtem der Colléges, in der gleichen Verpflegung, Disciplinirung und Anhäufung großer Maſſen, die von den Familieneingriffen möglichſt befreit ſind, in ihrer Verbindung mit der Publicität und in dem Uebergang aus ihnen in die Kriegs-, Marine- und Induſtrieſchulen, ferner in ihrer Fortſetzung nach unten durch die Inſtitute ein ſehr richtiges Princip, das Princip des conſtituirten Jugendlebens, und es iſt nur nöthig, das Ganze zur Staats- und Nationalſache zu machen, die mönchiſch oder klöſterlich-ſoldatiſche Form durch eine humanere und civilere zu erſetzen, das Lehrerperſonal nobler und beſſer zu verſorgen, und einen großen Schritt zur Reform der bürgerlichen Geſellſchaft zu thun. Aber man iſt von der Anerkennung der Pflicht, jeden Menſchen, auch den ärmſten, von Staatswegen zu erziehn, noch ſo weit entfernt, daß noch nicht einmal der erſte Schritt, alle Schulen zu öffentlichen zu machen und ſo die bezahlenden Aeltern vor Prellerei zu ſchützen, gethan iſt. Im Weſentlichen herrſcht auf dieſem Felde, wo die Saat der Zukunft geſäet wird, der Zufall und die Anarchie; und die junge Welt iſt ihrem guten Genius, wenn ſie von wohlhabenden Aeltern, ihrem böſen Schickſal, wenn ſie von armen geboren ward, anheimgeſtellt. Der freie Sinn der Jugend iſt ein unſchätzbares Element und unter den jetzigen Verhältniſſen die beſte Bürgſchaft gegen die Rückkehr einer pfäffiſchen Beherrſchung, welche man auch hier mit großer Unverſchämtheit als Heilmittel gegen die Anarchie in Vorſchlag bringt, während es hier, wie überall, nicht darauf ankommt, daß Pfaffen oder andre Bevorzugte, ſondern daß die Humanität herrſcht und das Princip der Gleichheit in den Inſtitutionen realiſirt wird. Die Revolution, die

1844 gegen die Pfaffen im Collége Stanislaus ausbrach, bewies, wie wenig der Jeſuitismus bei den jungen Leuten gefaßt hatte; und die Veranlaſſung gab eine Art Kirchenſtrafe gegen einen Schüler der obern Klaſſe. Zuerſt wurden die Lehrer hinausgeworfen, dann unter dem Schutz der municipalen Autorität ſiebzig Schüler, die rebellirt hatten; das Reſultat war aber immer, daß dieſes Inſtitut, welches vorzugsweiſe unter der Leitung der Pfaffen ſteht, einen bedeutenden Verluſt erlitt.

Die Katholiken haben freilich eine beſonders darauf berechnete Methode, von ihrer Religion abzuſchrecken. Sie ſchellen und bimmeln unaufhörlich mit ihrem Betglöcklein, ſie occupiren Nacht und Tag damit und wen ſie nicht dahin bringen, daß er ſie vergißt, den müſſen ſie gegen ſich aufbringen. In einer Pariſer Penſion, die ein Abbé leitete, mußten die Kinder vierzehnmal des Tags beten. Hier hörte ich folgendes Geſpräch zwiſchen einem katholiſchen und einem proteſtantiſchen Knaben an. Beide waren etwa neun Jahr. Der kleine Proteſtant war von der Religion dispenſirt und ging in den Garten oder in's Bett, wenn die andern ſich mit Beten kaſtei'ten. „Du biſt ſehr glücklich, ſagte der Katholik, du brauchſt gar nicht zu beten.“ — O, ich thu' es doch, antwortete der andre. — „Nun, wann denn?“ — Des Nachts im Schlaf. — „Sagt' ich nicht, daß du glücklich wärſt!“ wiederholte der arme Junge.

Wie die Phyſiognomie der Schulen, ſo iſt auch die der Univerſität himmelweit von der deutſchen verſchieden. Der franzöſiſche Student iſt kein privilegirtes und doch ganz ſpeciell rechtloſes Weſen, wie der deutſche, er iſt nicht beſtimmt, die Tyrannei paſſiv zu lernen, um ſie dann activ als Beamter wieder auszuüben. Er occupirt ſeine Hörſäle nicht für ſich allein, um die Myſterien des Brodſtudiums heimlich davon zu tragen, die Hörſäle füllen ſich mit Männern aus allen Klaſſen, der gemeine Soldat und der Miniſter ſitzen auf derſelben Bank, wenn der Vortrag beide anzieht, und ſogar Damen finden ſich ein, wo man in Deutſchland gewiß nur Fachmenſchen antrifft, in den Laboratorien der Chemie, auf der Sternwarte, ja ſogar im anatomiſchen Theater.

Bei Edgar Quinet und Michelet im Collége de France haben die Damen einen Halbkreis von Stühlen vor den Bänken, die vom Lehrſtuhl bis an die gegenüberſtehende Wand hoch emporſteigen. Der ungemeine Andrang zu den Vorleſungen macht es nöthig, daß man ſich mindeſtens eine Stunde vor dem Anfang einfindet. Natürlich iſt die Unterhaltung in dieſer Zwiſchenzeit ſehr ſtürmiſch, bisweilen kommen von Oben förmliche Lawinen herunter und das Gedränge ſieht halsbrechend aus, die Ungeduld macht ſich in Trommeln und Pfeifen, und die Beklommenheit in dem Ruf: Fenſter auf! Luft. Das Fenſter iſt oben in der Decke; öffnet es ſich nun zu weit, ſo bricht gar bald ein empfindlicher Zug herein und es bildet ſich eine Reaction, die ihre Stimme erhebt und: Fenſter zu! ſchreit. Dieſer Kampf, denn die Parthei der freien Luft wehrt ſich, beluſtigt dann eine Weile; aber nicht dauernd genug, um die Damen, die ſich nun auch einfinden, vor aller Anfechtung zu ſchützen. Tritt eine junge und ſchöne herein, ſo wird ihr bisweilen ein ſtürmiſcher Beifall geklatſcht, und ſelbſt ſolche, die weniger gut empfangen wurden, können ſich durch eine kühne Wendung, womit ſie ihren Stuhl erreichen oder durch die gute Art, womit ſie den erſten Sturm aushalten, noch die Gunſt dieſes heitern Publicums erwerben. Es gehört Muth dazu, unter dieſen Umſtänden die Vorleſung zu beſuchen; und dennoch ſind die Stühle der Damen immer beſetzt.

So vollſtändig dies muthwillige Publicum ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ſo gutmüthig, anſtändig und nobel dirigirt es ſich.

Ein Sturm des Beifalls empfängt den gefeierten Redner. Er ſetzt ſich, beruhigt allmälig die Menge und trägt nun vor mit einer Freiheit in der Auswahl ſeiner Gegenſtände, die einen ſyſtematiſch gewöhnten Deutſchen zuerſt beängſtigt und nur allmälig durch irgend eine plötzliche hinreißende Wendung über den bewußten Gang des Vortrags wieder beruhigt. Quinet hat ungleich mehr Talent, als Michelet, der im übrigen mit ihm die gleiche oppoſitionelle Stellung einnimmt. Er iſt ein poetiſcher Philoſoph. Seine Oppoſition gegen die Eklektiker und Doctrinärs trifft gradezu das herrſchende Syſtem und die mächtigen Perſonen. Dies machte ihn populär, exponirte ihn perſönlich, förderte aber zugleich ſeine Entwickelung bis an die Grenze des Radicalismus; — noch ein Schritt und er wird gezwungen, das Wort des Räthſels auszuſprechen, das ihm immer auf den Lippen ſchwebt und immer wieder in einer Umhüllung romantiſcher Nebel verſchwindet.

Wie viele Franzoſen, ſo verwechſelt auch Quinet das Intereſſe der Revolution mit dem Intereſſe des franzöſiſchen Patriotismus. Dies iſt kein Fehler, ſo lange Frankreich und die Revolution identiſch ſind, es wird einer, ſobald ſie ſich trennen. Merkwürdig, wie fein das Auditorium dies fühlte! Quinet zeigte, daß die Revolution mit ihrem univerſellen Princip eine neue Religion, die der Freiheit, in die Welt gebracht und nicht gegen, ſondern für alle Völker gekämpft und gelitten habe, eine zweite Erlöſung. Mit dem rauſchendſten Beifall wurde dieſe Ausführung aufgenommen. Darauf kam er auf Napoleon und hier, wo nun das Schisma des Patriotismus und der Freiheit eintritt, Quinet aber dennoch vorzugsweiſe die Größe des Mannes hervorzuheben ſuchte, zeigte ſich die vollſtändigſte Kälte des Auditoriums. „Er hat ſchön geſprochen, ſagte mein Nachbar; aber das war recht; man darf das Lob des Tyrannen nicht beklatſchen, auch nicht in dem Munde eines ſo wohldenkenden Mannes, wie Edgar Quinet.“

Der Glaube iſt der Glaube an die Zukunft der

Menſchheit, die Religion iſt die Religion der Freiheit; die Revolution hat an die Stelle der Kirche die Menſchheit geſetzt; die deutſchen Philoſophen übernahmen die Fortſetzung Voltaire's und des 18ten Jahrhunderts; Galilei, Kepler und Copernicus ſind die Propheten und Evangeliſten der neuen Zeit: Alles das iſt vortrefflich; und Quinet ſpricht es aus. Woran ſcheitert er nun? Warum ſpricht er das Princip der neuen Zeit nicht aus? Warum ſagt er nicht, die *Menſchheit* iſt *nicht* die Kirche, der Glaube an die Zukunft iſt nichts, als die Lebenskraft und das Selbſtgefühl der Menſchen, *die Religion der Freiheit* iſt *keine* Religion, ſie iſt der Aufſchwung des edlen Geiſtes, der nur in der Arbeit der Befreiung ſein Glück und ſeinen Genuß findet? Warum ſagt er nicht, daß Befreiung, theoretiſch angeſehn, Erkenntniß, praktiſch angeſehn, Arbeit iſt? Warum? Es fehlt den Franzoſen die logiſche Arbeit, die, wir dürfen es ſagen, die Deutſchen ausgeführt haben, es fehlt die Erklärung der Religion, ihres Begriffs und ihrer Geſchichte; und ſelbſt ein ſo klarer Kopf, wie Comte, der die Philoſophie in die Syſtematiſirung der poſitiven Wiſſenſchaften aufhebt, alſo von dieſer

Seite allen Rückfall abſchneidet und die theologiſche Philoſophie unmöglich macht, was thut er mit der Religion? Er läßt ſie nur zur Seite. Daſſelbe thut der franzöſiſche Staat; und der Katholicismus wuchert nun als Schmarozerpflanze auf ihm fort. Der franzöſiſche Geiſt iſt noch in den Banden des Katholicismus, ſo ſehr er ſich auch gegen ſie ſträubt. Sein Sträuben ſelbſt iſt der Beweis davon, und wenn nun „die Religion im Allgemeinen", „die Unſterblichkeit", „die Weltregierung" unter dem Namen des „aufgeklärten Katholicismus" erſcheinen, wenn ſelbſt die ganze Religion zur „Religion der Freiheit" umgewandelt wird; ſo nutzt das Alles nichts, um den Fuß aus der Schlinge zu ziehn. Die feinere Schlinge wird nur die feſtere; und es tritt an die Stelle der alten Religion und ihrer Handgreiflichkeit die neue Unklarheit des Gefühls, der Hingabe, der Aufopferung, während nichts klarer ſein kann, als daß Erkenntniß und Arbeit oder Wiſſenſchaft und Praxis die Religion und den Cultus oder den Glauben und ſeine Bethätigung zu erſetzen haben, und die Conſtituirung oder Darſtellung der edlen und ſchönen Gefühle nur von der menſchlichen Kunſt zu leiſten iſt.

Die Welt iſt jetzt dahin gekommen, daß ſie ſich auf Wiſſenſchaft und Kunſt im Gegenſatz zu jeder anderen Welterklärung und Welterbauung berufen kann. Philoſophie und Poeſie haben die höchſten Intereſſen der Menſchheit in ſich hineingezogen, und beide liefern den Beweis, daß dieſe Intereſſen in der reinmenſchlichen Form nur gewinnen.

*

Wenn die Franzoſen zu dieſer Reinigung der Principien zurückkehren — und ſie werden es thun — ſo iſt das für die ganze Welt von der größten Bedeutung. Jetzt freilich begegnete es Quinet in derſelben Vorleſung, wo er ausrief: „Der Katholicismus iſt todt!“ daß er zugab, „als die Päbſte „Heilige“ geweſen wären, hätten ſie mit Recht die Welt beherrſcht, jetzt da ſie nur Menſchen ſeien und Menſchen, die der Entwickelung der Welt Trotz böten, wäre ihre Exiſtenz eine Anmaßung.“ — Wer wollte die Gefahr laufen, daß wieder einmal ein Pabſt unter die Heiligen verſetzt wird? Oder vielmehr warum verſetzt Quinet nicht lieber gleich alle Heiligen unter die Pickelhäringe, als daß er auf eine Abgeſchmacktheit einen welthiſtoriſchen Accent legt? Weil ihm die Entſagung oder die katholiſche Aſceſe noch im Kopfe brummt.

Uebrigens iſt weder der Standpunkt, noch die Kunſt dieſer Vorleſungen hinter den deutſchen zurück, die man die freiſten nennen muß. Kein Deutſcher darf ſeine Dialektik mit dem herrſchenden Syſtem in Widerſtreit bringen, und wenn er es unternimmt, ſo wird er bald beſeitigt. Dieſer Widerſtreit iſt aber hier, ſobald er Principien betrifft, die reelle Dialektik und es heißt die Höhe der Zeit inne haben, wenn man einen ſolchen Platz auszufüllen vermag. Die jetzigen Miniſter, Guizot an der Spitze, haben zu ihrer Zeit dieſelbe Oppoſition auf ihrem Katheder unterhalten, und wenn man jetzt auch noch ſo ſehr ihr Gegner iſt, ſo muß man doch anerkennen: ſie haben nicht nur ihre Perſonen, ſondern auch ihre Gedanken zur Herrſchaft gebracht. Die reelle oder die geſchichtliche Dialektik bringt aber nothwendig auch einen neuen Inhalt hervor, wie Quinets Beiſpiel beweiſ't. Die Stellung zwingt den Mann, ſein Material neu zu ſchaffen, und es iſt nirgends die todte, trockne Notiz, die er vortragen darf, er iſt gezwungen, als Künſtler zu verfahren; ſein Zweck, eine große und weitgreifende Wirkung auszuüben und die unerbittliche Sitte der franzöſiſchen Welt bringt dies ſo mit ſich. Quinets künſtleriſches Talent, welches kein gewöhnliches iſt, vermehrt ſeine Wirkung bedeutend, es iſt in der That ein Genuß, ihn zu hören, und ich gebe gern zu, daß ich die Form und ihre Schönheit noch lange nicht ſo verſtand, wie die Franzoſen.

Wenn die deutſchen Studenten durch ihren Beifall den Ruf eines Profeſſors machen, ſo machen die franzöſiſchen ein Publicum, ſie ſind eine Macht; und wenn der Lehrer eingreifend wirkt, um den ſie ſich ſammeln, ſo haben ſie ihren Theil an ſeiner Bedeutung im öffentlichen Leben. Mit dieſem ſetzen ſie ſich in Einklang, von ihm hängen ſie ab, und es wäre ihnen nicht möglich, falſch zu urtheilen, weil man ſie unmittelbar, in den Vorleſungen und in der Literatur, controllirt. Aber ſie haben Bildung genug, um keinen Unwürdigen auf den Schild zu heben. Dies Verhältniß iſt in Deutſchland ein Greuel. Die Autorität ſoll nicht von unten, nicht aus der Maſſe kommen und doch läßt es ſich nicht vermeiden. Die Maſſe iſt es, die ſogar ihre Feinde ſtützt und erhebt.

Souverain iſt ſie überall; aber in Frankreich hat das Volk das Bewußtſein ſeiner Souverainität.

Bei den verſchiedenen öffentlichen Feſten iſt mir die Haltung des Volks, wenn es ſich in Maſſe verſammelt, intereſſant geweſen. Es iſt unmöglich ſich einen feineren Tact, eine größere Gutmüthigkeit und ein geſetzteres, anſtändigeres Verhalten zu denken, als man bei ſolchen Gelegenheiten auf den öffentlichen Plätzen findet; und die Phyſiognomie des Volks iſt bei verſchiedenen Gelegenheiten ſehr verſchieden.

Am abſtoßendſten wird jeder Deutſche den unerhörten Lärm der Jahrmärkte und die Ausgelaſſenheit der Maskenbälle finden. Die Maskenaufzüge auf den Straßen und die Maskenbälle ſcheinen aber am Abſterben zu ſein und die wilde, ſchamloſe Verſammlung der großen Oper gleicht mehr einer abſichtlichen Traveſtirung der Maskerade, als einer Beluſtigung, an der man noch wirklichen Antheil nimmt. Das Publicum, welches ſich dort verſammelt, iſt es überhaupt gewohnt, den Tanz zu traveſtiren und die Liebe hündiſch darzuſtellen. Nur dem oberflächlichſten Beobachter könnte es begegnen, dieſe Orgien der Roués aller Arten für Volksſache zu halten. Dem eigentlichen

Volk ſind dieſe Frivolitäten fremd; und man braucht in ſeiner Mitte keine Verletzung des Anſtandes zu fürchten.

Mit der größten Sorgfalt und Galanterie nimmt man ſich der Frauen und Kinder an, und es bietet ſich gar häufig Gelegenheit dazu. Denn ſelbſt in das gefährlichſte Gewühl werden die Kinder mitgenommen und wagen die Damen ſich hinein. Am erſten Mai, dem Namenstage des Königs (fête du roi), war ich neugierig, ob die Menge ſich geneigt oder abgeneigt zeigen würde. Es wäre unmöglich geweſen, irgend eine andere Gemüthsverfaſſung zu entdecken, als die von vielen gleichgültigen Spaziergängern. Kaum, daß man ſich lebhaft unterhielt. Ein charakteriſtiſcher Ausdruck war dies allerdings, vorzüglich wenn man die Julifeſte, die bald darauf folgten, damit verglich. Hatten ſich am erſten Mai die Menſchen nicht im geringſten gehindert, ſo war das Gedränge jetzt überall, ſelbſt auf dem ungeheuren Concordeplatz, ſehr empfindlich. Die Pforten des Tuileriengartens und die Eingänge der elyſeiſchen Felder paſſirte man mit Lebensgefahr und feſtgekeilt in einem Strudel, der ſtoßweiſe ſich hindurchwand. „Nehmt eure Taſchen in

Acht!" riefen junge Leute, die ohne Zweifel von großen Abentheuern mit Spitzbuben träumten; ich muß geſtehn, daß ich die gefürchteten Galeerenſklaven und Galgenphyſiognomieen nirgends entdeckt habe. Shawls und Tücher blieben wohl im Gedränge haften, wenn zwei Ströme ſich entgegenkamen, unſere Taſchen aber fanden wir unberührt, als wir uns ſelber gerettet ſahn. Gerettet, — denn wir kamen aus demſelben Ausgange des Concordeplatzes, wo bald nachher mehrere Menſchen erdrückt wurden. Von dem Anfange der Verwickelung wurden wir ſelbſt ergriffen. Mit großer Heiterkeit und mit noch größerem Unverſtand hatte ſich plötzlich eine Kette von Männern und Frauen gebildet, die dem Strome entgegenarbeiteten; zwei ungeheure Maſſen ſtießen nun aufeinander und durchbrachen ſich gegenſeitig; auf der Grenze dieſer beiden Ströme ſind die Unglücklichen unter die Füße gekommen. Wir wurden ſo ſchnell unter den Bäumen der elyſeiſchen Felder fortgeriſſen, daß wir von dem Geſchrei nichts hörten und erſt am folgenden Tage die Nachricht in den Zeitungen laſen. Das Unglück iſt gewiß nicht auf die Rechnung böswilliger Menſchen zu ſetzen, vielmehr war es der Muthwille und die

Ausgelaſſenheit, ſich dem dickſten Gedränge entgegenzuwerfen, woraus die widerſtreitenden Richtungen in der Maſſe und die Verwirrung der Einzelnen entſtand. Wer in ſolchen Augenblicken die Ruhe verliert und eine einzige falſche Bewegung macht, gefährdet ſich und ſeine Umgebung. Die Geduld, ſich in gedrängter Maſſe fortzubewegen, kann man übrigens von den „ungeduldigen" Pariſern lernen.

Es iſt wahr, das Feuerwerk und die Beleuchtung der elyſeiſchen Felder war viel großartiger, als am Namenstage des Königs; aber die Verſchiedenheit in der Volksſtimmung entſprang ohne Zweifel aus der Bedeutung des Feſtes. Viel mehr Männer in Blouſen, viel mehr Scherz und Ausgelaſſenheit auf allen Punkten und wo einer vom Lande war, der noch kein Feuerwerk mit angeſehn hatte, da zeigten es ihm ſeine Freunde mit großer Aufopferung. Einen kleinen ſtämmigen Bauer nahmen zwei Freunde auf die Schultern und hielten ihn die ganze Zeit über ihre Köpfe empor. Sie riefen immer aus ihrem Verſteck herauf: „ſieh es Dir ordentlich an, ſitz' nur ruhig! nicht wahr, es iſt ſchön!" Die Kinder und die Frauen wurden überall gehoben und an die beſten Plätze geführt.

Doch wäre dieſe Verſammlung noch immer nicht geeignet geweſen, einen Begriff von der impoſanten Arbeiterbevölkerung der Stadt Paris zu geben, welche hier den Stand der Zukunft, le peuple, qui n'est rien, et qui doit être tout, repräſentirt. Erſt das Leichenbegängniß Lafitte's und die ungeheure Ausdehnung der Boulevarts, wo das Volk ihn ſchweigend und theilnehmend erwartete, zeigte eine würdige Erſcheinung der demokratiſchen Hauptſtadt. An dieſem Tage waren die Blouſen bei weitem überwiegend und die Maſſen vom Boulevart du Temple bis zur Madelaine ſo dicht gedrängt, daß kein Wagen paſſiren konnte, — eine furchtbare Macht, ſo viel tauſend ſtarke Männer, meiſt edle, ernſte Köpfe, die alle das Eine Gefühl der Trauer um Lafitte und zugleich um die verlornen Früchte ihres eignen Sieges belebte. Es waren viele Soldaten und ſogar einige Batterieen im Gefolge des Leichenzugs; aber dieſe Vorſicht hätte Louis Philipp nicht gerettet, wenn die Bevölkerung von Paris geſonnen geweſen wäre, ſeine Sünden an Lafitte und an der Julirevolution zu rächen. Glücklicher Weiſe für ihn haben ſie reellere Abſichten, als ſo einen Moment der Rache zu genießen. Dies wußte er wohl, alle Viertelſtunden ließ er ſich Nachricht geben, und alle Viertelſtunden erhielt er eine neue Beruhigung durch ſeine Adjutanten. So fühlte er an dieſem Tage zwanzigfach die Wahrheit des modernen Frankreichs, daß er nicht durch Gottes, ſondern durch die Gnade von Paris König der Franzoſen iſt. Ein alter Soldat, der im Juli mit gegen das Volk gefochten hatte, ſtand neben mir. Im Verlauf unſrer Unterhaltung geriethen wir natürlich auf das Thema der drei Tage. „Man ſagt gewöhnlich, es wären zu wenig Truppen in Paris geweſen, glauben Sie das ja nicht; es war zu viel Zorn im Volk,“ belehrte er mich, „wenn Paris ernſtlich will, ſo wüßte ich keine Armee, vor der es ſich zu fürchten brauchte. Sie ſehn es ja! wären dieſe Maſſen feindlich geſinnt, ſie würden die Regimenter des Gefolges erdrücken.“

Man hegt in Deutſchland den Aberglauben, die „leichtfüßigen“ Franzoſen wären ſchwach und weichlich. Sie ſind im Gegentheil vielleicht gewandter und ſtärker, als die Deutſchen. Der Elaſticität und Spannkraft ihres Geiſtes entſpricht ihr Körper vollkommen. Mit Eleganz und Leichtigkeit überwinden ſie die größten Schwierigkeiten. Mit Tollkühnheit machen ſie oft aus dem Gewöhnlichſten eine Gefahr. Es iſt die Gefahr, die ſie reizt. Wie ſich der Deutſche ſeiner Ruhe und Beſonnenheit, ſo rühmt ſich der Franzoſe ſeiner Tapferkeit, für den Ruhm des Gemüths hat er den der Sympathie. Ein Feiger geſcholten zu werden, iſt das Stichwort zum Duell, wie auf deutſchen Univerſitäten der theoretiſche Schimpf der Dummheit, und nächſtdem kann man nichts Schlimmeres ſagen, als: er iſt ein herzloſer Menſch, dies iſt eben ſo beleidigend, als der deutſche Vorwurf der Niederträchtigkeit.

Begegnet irgend einem Menſchen ein Mißgeſchick, ſo ſind ſogleich eine Menge hülfreicher Hände da, und ſehr uneigennützig, ja mit Aufopferung helfen ſie aus. Ein Freund erzählte mir, er ſei im Regen auf dem Boulevart gegangen und habe geſehen, wie von der einen Seite ein Mann mit einem großen Spiegel, von der andern ein Mädchen mit vorgehaltenem Schirm zuſammenſtießen. Die Spitze des Schirms fuhr in den Spiegel; der Spiegel ſprang in Stücke. Wer ſollte ihn bezahlen? Der Träger erklärte, er müſſe ſich an das Mädchen halten. Das Mädchen weinte; es konnte die Summe nicht zahlen. Sogleich trat einer von den Umſtehenden auf, zog ſeinen Hut und ſammelte. Es waren im Regen und zu Fuß keine Vornehme und Reiche zugegen, dennoch kam die Summe im Nu zuſammen. — Ein andrer meiner Bekannten war am Quai, als ein Kind ins Waſſer fiel. „Hebt mir meine Brieftaſche auf!" ſagte ein eleganter Mann zu den Umſtehenden, die er gar nicht kannte und die durch ihr Aeußeres ihn leicht abſchrecken konnten, ſprang in den Fluß, zog das Kind hervor und fand ſeine Brieftaſche und ſeine Banknoten treulich aufbewahrt.

Die Banditenmärchen und die Angſt, in Paris betrogen zu werden, ebenſo die Verfälſchungsgeſchichten ſind meiſt ſehr übertrieben und größtentheils Phantaſie. In dem Nachwinter von 1845 füllten ſich die Journale mit Straßenräubergeſchichten. Viele wurden widerlegt, einige wenige beſtätigt; keine einzige war für Paris charakteriſtiſch, mit Ausnahme der Ermordung des Buchhändlers aus der Paſſage Vivienne, die auch vor die Aſſiſen kam. Eine elegant gekleidete Dame hatte eine Broſchüre von ſeinem Tiſch entwendet. Es handelte ſich nur um zehn Sous. Er führt ſie zum Polizeicommiſſair. Hier zieht ſie einen Dolch, erſticht ihn und flieht; — natürlich daß ſie arretirt wurde. — Ein Fall jedoch aus früherer Zeit, mag er nun wahr ſein oder nicht, der mir mitgetheilt wurde, verdient erwähnt zu werden. Eines Abends bei Regenwetter hatte ſich eine alte Frau hinter einen Baum der elyſeiſchen Felder in Schutz begeben. Es war finſter und ſpät. Ganz nahe bei ihrem Baum, ſie erkennt die Geſichtszüge, halten zwei Männer einen dritten an und verlangen ſeine Börſe. Er hat nur Ein Fünffrankenſtück, das giebt er willig hin. Aber das iſt den Räubern nicht genug und ſie beſchließen, ihn zu ermorden und auf die Morgue zu tragen, wo ſie Zwei Fünffrankenthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um ſein Leben; ſie hören nicht, und ermorden ihn grauſam zu den Füßen der Alten, die in Todesangſt und regungslos daſitzt. Kaum ſind ſie mit dem Todten fort, ſo eilt ſie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt ſie mit auf die Morgue und ſchärft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn ſie die Mörder erkennte. Zugleich hatte er für Zeugen geſorgt. Im Laufe des Morgens erſchienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählen, wo ſie dieſelbe gefunden hätten und verlangen ihre Zwei Thaler. „Allerdings, ſagt der Beamte, die kommen Euch zu, da habt Ihr ſie," und legt Einen Thaler auf den Tiſch. Die Mörder bemerken, ſie bekämen Zwei. „Ja, dieſen Thaler und jenen, den ihr bei ihm gefunden habt." Die Räuber erſchrecken, verlieren den Kopf und fallen, Gnade bittend, vor ihm nieder. — Dieſe Scene und die Morgue dazu, man kann ſich nichts denken, das ſchauerlicher wäre. Ich weiß es nicht, ob die Geſchichte wahr iſt; ſie zu erfinden, wäre nicht leicht, wenn ſie aber geſchehen iſt, ſo muß ſie zu ihrer Zeit vor den Aſſiſen und in der Gazette des Tribunaux vorgekommen ſein.

Dieſe Oeffentlichkeit von Allem was vorkommt und auch noch von manchem, was erdichtet iſt, läßt die Franzoſen viel verbrecheriſcher erſcheinen, als die Deutſchen, welche ihre meiſten Sünden verheimlichen.

Jedoch iſt es richtig, daß den Franzoſen ſein heißes Blut eher zum Extrem treibt, weshalb er aber auch unendlich viel weiter kommt, als der Deutſche.

Ihre Raufereien ſind nicht ſo gewöhnlich Dolchduelle, als die der Italiener; ſie werden aber leichter blutig, als bei uns. Gleich im Anfange unſeres Aufenthalts in Paris fiel eine ſolche Scene unter unſerm Fenſter vor. Das Haus bildete die Ecke von zwei Straßen und beherbergte daher einen Marchand de Vin. Ein ſtarker Cabrioletführer gerieth mit einem viel ſchwächeren Collegen in Streit, ſie verließen den Laden und es kam zu Thätlichkeiten auf der Straße. Der Stärkere benutzte ſeine Uebermacht auf eine brutale Weiſe; aber plötzlich ſahn wir ihn ſtürzen und ſich die Seite halten, ſein Gegner hatte ihm einen Meſſerſtich verſetzt. Eine Verwirrung und ein Getümmel der Umſtehenden benutzte der Kleine und verſchwand. Glücklicher Weiſe war der Stoß nicht in der ſchlimmſten Richtung gegangen. Der Getroffene erhob ſich, beſtieg ſein Cabriolet und fuhr ſcheltend von dannen. Noch am andern Tage zeichnete ein großer Blutfleck auf dem Pflaſter den Kampfplatz aus. Wir dachten an die blutigen Scenen, die Eugen Sue ſchildert, und der Vorfall ſchien uns zu beweiſen, daß unſere Straße zu den „unſichern" gehöre. Hatte ſie doch kein Gaslicht, war des Abends gewöhnlich ſehr menſchenleer, und ganz in der Nähe der rue Plumet und anderer Winkelei, die Sue benutzt.

Wenn man die Myſtères de Paris geleſen hat und mit dem friſchen Eindruck dieſer widerwärtigen Geſpenſterwirthſchaft nach Paris kommt, ſo denkt man in jeder einſamen Gaſſe einem Gurgelſchneider zu begegnen und wenn dann ja ein Trunkener oder ein Bettler ins Haus kommt, ſo iſt er ſicher der Kundſchafter einer großen Diebsbande, welche in der Nacht über die Hofmauer ſteigen, die Fenſter erklettern, die ſchwachen Thüren erbrechen und alles ermorden wird. Dazu kamen nun noch die Nachrichten von der Bande der Eſcarpes und die Aufhebung eines ganzen Tapis franc am Boulevart, das Luftmachen um das Hotel de Ville herum, wo man ganze Straßen wegbrach; man brauchte nur einige Entdeckungsreiſen in dieſe ſonn- und luftloſen, immer kothigen Winkelgaſſen zu machen, einigen verdächtigen Geſichtern in Blouſenjacken zu begegnen, und Eugen Sue war beſtätigt. Wer einmal am Fieber der Myſtères de Paris leidet, der braucht ziemlich lange Zeit, um ſich zu überzeugen, daß er wirklich noch unerſtochen umhergeht und daß Paris bei der Menge ſeiner Diebe und Mörder immer noch keine Räuberhöhle, ſondern ein ziemlich ſicherer Aufenthaltsort iſt. Die Bourgeois und die Ouvriers ſind hier vollkommen ſo ehrlich und zuverläſſig als in Deutſchland, und wenn ſie handeln, ſo prellen ſie nicht, ſie verführen nur zum Kaufen. Darin ſind ſie aber auch Meiſter. Wen ſie einmal in ihren Laden hineingelockt haben, der müßte ein Stoiker von Tugend ſein, wenn er nicht dreimal mehr kaufen ſollte, als er ſich vorgeſetzt; und da man Alles auch aus den entfernteſten Gegenden ins Haus geſendet bekömmt, ſo iſt es gar nicht nöthig, daß man ſich eigends mit Geld verſehn hat. Ebenſo iſt es in Cafés und bei den Reſtaurants; wie man ſich auf das Geringſte einläßt, was mehr als der gewöhnliche Brauch iſt, ſo wird man mit einem koſtſpieligen, unberechenbaren Ueberfluß ausgeſtattet. Dieſe Verführung, nicht die Prellerei, vertheuert den Aufenthalt in Paris, und ſie geht einem auf Schritt und Tritt nach, ſie beſchränkt ſich nicht auf die Läden und die öffentlichen Orte, ſie benutzt den Schmutz der Straßen, den Regen und die Hitze des Tags, die frühe und die ſpäte Zeit, die Wißbegierde der Alten und die Neugierde der Kinder, die Politik, die Verbrechen, das Mitleid, die Langeweile, das Spiel und den Ernſt, kurz jede Handhabe des menſchlichen Herzens und der menſchlichen Bedürfniſſe und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verführung, welche man vorzugsweiſe verführeriſch nennt, hier eine beſondere Ausbildung und Eleganz annimmt. Doch das iſt hier nicht mein Thema, auch iſt es bekanntlich aus allen, auch aus dem ſocialen Geſichtspunkt viel beſſer beſprochen, als ich es vermöchte.

Wenn man in Frankreich vom Volk (peuple) ſpricht, ſo hat man faſt immer den Gegenſatz der Bourgeoiſie oder der herrſchenden Klaſſe im Sinn, wie in Deutſchland Volk und König Gegenſätze ſind. Indeſſen wird die Unterſcheidung je nach dem Geſichtspunkt des Sprechenden noch weiter getrieben. Der politiſche Sinn des Peuple iſt die ſouveraine Maſſe überhaupt und alle, die nicht alle politiſchen Rechte haben, ſind danach von den Rechten des Peuple ausgeſchloſſen; es handelt ſich darum, den Begriff des ſouverainen Volks zu realiſiren und den Gegenſatz der Herrſchenden und der Beherrſchten, der Bevorzugten und der Beeinträchtigten aufzuheben. In dem Manifeſt der Reform, welches wir weiter unten anführen, wechſeln die beiden Bedeutungen, die politiſche und die bürgerliche mit einander ab. Sonſt braucht man auch nation für das Ganze, ſagt aber nur souveraineté du peuple. Die Socialiſten haben den Unterſchied der politiſchen

Berechtigung nun ſo ziemlich in den Hintergrund gedrängt und den Unterſchied der bürgerlichen Lage hervorgehoben. Nach ihnen iſt Bourgeois der Reiche, und es gehört zum Peuple jeder Arme, vornehmlich der vom Lohn lebende Arbeiter. Peuple wird ſo ziemlich le peuple des ouvriers. Von ihm muß man aber wiederum das eigentliche Proletariat, die Bettler, die Proſtituirten, die Verbrecher, unterſcheiden, und erſt in den Fabriken, wo der Lohn ihn und die Seinigen nicht mehr ernährt, wird der ouvrier zum prolétaire herabgedrückt.

Die Aufhebung des Proletariats und überhaupt der Abhängigkeit der Arbeiter oder der modernen Sklaverei würde nun allerdings die politiſche Frage mit löſen, denn jede Ungleichheit würde neue Proletarier, neue Abhängigkeit, neue Sklaverei erzeugen. Die Aufhebung aller Unterdrückung der Menſchen, — ſei es durch die Gewalt der Bevorzugten, ſei es durch die Ungunſt der Natur und der geſelligen Anarchie, daß ſie unterdrückt wurden, — iſt nothwendig die Schöpfung einer neuen Verfaſſung, alſo einer neuen politiſchen Welt, nur mit dem Unterſchiede, daß in ihr die Bewegung der Freiheit nicht von der ſpeciellen

Lage eines jeden Individuums abſtrahirte, ſondern eben darin beſtünde, jedes Individuum zu befrein. Die Socialiſten fordern mit Recht, die vereinigte Kraft Aller ſolle den Einzelnen nicht ſeinem böſen Geſchick überlaſſen, ſondern vielmehr das böſe Geſchick der Einzelnen, ſofern es ein geſelliges, nicht ein rein phyſiſches iſt, aufheben.

Wie verhält ſich nun das Volk, le peuple, der ouvrier und der prolétaire, zu dieſer Forderung, die ſeinen eigenen Zuſtand betrifft? Iſt die Maſſe der Arbeiter und der niedern Bourgeoiſie, denn nur dieſe können eine ſittliche Macht bilden, für die politiſche, für die Fourieriſtiſche oder für die communiſtiſche Löſung des Problems? Jeder, der ſich für Politik intereſſirt, wirft ſich dieſe Frage auf, und jeder beantwortet ſie in ſeinem Sinne, denn ſein ganzes Syſtem fiele zuſammen, wenn er dies nicht könnte. Die wirkliche Beantwortung der Frage durch die geſchichtliche Probe wird alſo eine Generalkritik enthalten. Ich habe den Populaire von Cabet („journal mensuel en attendant qu' il soit hebdomadaire") vom 16. Auguſt 1845 vor mir liegen. Die bevorſtehenden Wahlen und die Kriſis, welche der conſervativen Parthei dadurch bereitet wird, bringt „den großen Tag“ augenſcheinlich etwas näher. Cabet reſumirt, wie gewöhnlich, alle Verbrechen der Conſervateurs und alle Anzeichen, die er in der Preſſe für den endlichen Sieg des Communismus findet; aber er beweiſ't damit nur, daß der Communismus noch nicht geſiegt hat. Cabet (und die Communiſten machen es hierin alle wie Cabet) würde ſich die wachſende Macht des Communismus nicht erſt von den politiſchen Journalen erzählen laſſen, wenn er ſelbſt etwas Reelles davon wüßte, ſein Journal würde nicht ſeit vier Jahren darauf warten, ein wöchentliches zu werden, es würde aller Koſten zum Trotz ein tägliches ſein, wenn alle Arbeiter Communiſten wären, wie dies neulich die Democratie pacifique behauptete. Freilich müßten ſie, um Cabets Journal zu dem ihrigen zu machen, auch noch ſpeciell für die „association communautaire icarienne“ ſein, und der Communismus hat ſchon ſo viel Sekten, als er Verkündiger zählt; die Apoſtel befehden ſich bitterlich und die Sekten thun das gleiche. Auch muß die Furcht vor dem Communismus in der politiſchen Welt ſehr nachgelaſſen haben, da ſelbſt die beängſtigenden Gemälde der Democratie pacifique von der

Gefahr vor einer communiſtiſchen Revolution keinen Eindruck gemacht und keine Verfolgung der Communiſten hervorzurufen vermochten. Der Communismus hat, wie der Fourierismus, den Charakter einer Schule angenommen, nur daß ſeine Form populärer und mehr Religion als Wiſſenſchaft iſt. Er macht daher mehr Proſelyten, als die Fourieriſten Schüler. Er braucht blos das Bekenntniß der alleinſeligmachenden Gütergemeinſchaft, alles Uebrige iſt gleichgültig, während der Fourierismus ein langwieriges Studium und die Anerkennung eines detaillirten Syſtems der neuen geſelligen Einrichtung erfordert. Wäre der Fourierismus mit dem Verdienſt, die ſocialen Probleme in viele Köpfe gebracht zu haben, zufrieden, ſo müßte er ſeine Erfolge viel höher anſchlagen, als er thut, und hätte über den Erfolg des Communismus nicht zu klagen, ſondern ſich zu freuen, denn der Communismus mag immerhin, wie Cabet alle Monat wiederholt, Thomas Morus, Mably, Plato und Chriſtus (er könnte noch Hugo Grotius und den Göttinger Hugo hinzuſetzen) unter ſeine Ahnen zählen; in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt er ein Kind des Fourierismus. Das Volk, ſo ſehr es auch mit ſeiner Noth zu kämpfen hat, iſt weder für die eine noch für die andere Löſung der Proletariatsfrage entſchieden. Wären die Köpfe der ganzen Arbeiter-Bevölkerung auch nur in Paris unter Einen Hut zu bringen, ſo würden wir bald einen Verſuch des Syſtems erleben, das ſie ergriffen hätten; ſo wie die Sachen jetzt liegen, iſt nur Eins gewiß, die unterdrückte Schicht der Bevölkerung fühlt dieſen Druck als ein Unrecht, und was wirklich faſt in allen Köpfen ſteckt, das iſt das Beſtreben, dieſem Zuſtand ein Ende zu machen.

Doch ſelbſt über die Verbreitung des Selbſtgefühls unter die niedern Klaſſen macht man ſich vielfältig Illuſionen. Die Verbindungen der Geſellen gegeneinander, ihr Kneipenleben und ihre blutigen Fehden ſind keineswegs durch ſocialiſtiſche oder politiſche Clubbs verdrängt. Sogar der Populaire, der doch gern die ganze Welt zu Communiſten machte, theilt in dem citirten Auguſt-Blatt die blutige Schlägerei auf der Eiſenbahn bei Arles mit, wo die „Devorants" den „Loups" eine förmliche Schlacht geliefert; die Maßregel der Zimmerleute gegen die Meiſter iſt iſolirt geblieben, höchſtens treten einzelne Parthieen in andern Gewerken ebenfalls mit Beſchwerden auf; immer aber ſind die Beſchwerden eine Sache der einzelnen Gewerke und noch nirgends Sache der ouvriers im Ganzen: es fehlt alſo noch an allem Gemeingefühl in dieſer Sphäre. Die ouvriers ſind eine wiſſenſchaftliche Kategorie, ſie ſind noch nirgends als Stand und für die Emancipation ihres Standes handelnd aufgetreten, ſelbſt in der Lyoner Bewegung nicht. Alle Bewegungen für einen beſſeren Lohn ſind Symptome der Noth, aber zu gleicher Zeit des Mangels an politiſchem oder ſocialiſtiſchem Bewußtſein der arbeitenden Klaſſe als eines Ganzen. Sie agirt noch nicht in Maſſe, weil ſie die *Einheit der Intereſſen aller Arbeiter* noch nicht im Kopf hat. Sie befehdet ſich ſogar noch ſelbſt in ihren verſchiedenen Verbindungen, das Militär rechnet ſich noch nicht zu den ouvriers, und wo der Arbeiter auftritt, agirt er getrennt nach den Gewerben. Er will Lohnarbeiter bleiben, nur um einen beſſern Lohn. Bei alledem verſteht es ſich von ſelbſt, daß nirgends mehr Aufklärung und reelle Bildung unter den arbeitenden Klaſſen herrſcht als in Frankreich.

Iſt aber auch das *Selbſtgefühl* der arbeitenden Klaſſen als eines Ganzen, das ſolidariſch verbunden wäre, noch ſehr unklar, ſo wird doch von allen Seiten anerkannt, daß *für die Verbeſſerung ihres Zuſtandes etwas gethan werden müſſe*. Cabet kann ſogar die Débats dafür citiren; freilich, nachdem ſie zugegeben, „vielen Arbeitern fehle ſelbſt das Nothwendige zu Kleidung, Nahrung und Wohnung", fügen ſie hinzu: „aber wer ſich vermäße, Alles in Einem Tage, oder in Einem Jahr, oder ſelbſt in zwanzig und in funfzig Jahren zu leiſten, was hier nöthig iſt, wäre ein Narr oder ein Feind des öffentlichen Weſens. Die Verbeſſerung des Zuſtandes der Arbeiter iſt ein langſames Werk und von langen Athem." Die Débats ſetzen das Princip der Lohnarbeit als ein unumſtößliches voraus, wie dies auch alle bisherigen Forderungen der Arbeiter ſelbſt thun. Aber es iſt merkwürdig genug, daß die Débats nur ſo viel zugeben.

Noch mehr Conceſſionen nach der Seite des Socialiſmus machen die Oppoſitionsblätter. Das Manifeſt der *conſtitutionellen Linken* für die bevorſtehenden Wahlen, klagt das Miniſterium an, „daß es blinder und unkluger Weiſe jede politiſche, ökonomiſche oder *ſociale Reform* zurückweiſe". Nur

Thiers und das linke Centrum ſprechen von ſolchen Dingen nicht, und die radicale Oppoſition wirft der conſtitutionellen Linken vor, ſie ließe ſich von Thiers düpiren und wolle nur ein Miniſterium Thiers an die Stelle des Miniſteriums Guizot ſetzen. Sie ſelbſt publicirt in der Reforme vom 15. Juli ein Manifeſt, welches reellere Forderungen, als einen bloßen Miniſterwechſel enthält und alles Gewicht auf die ſociale Frage legt. Der Populaire citirt es ausführlich; die Reforme publicirt es nochmals im beſondern Abdruck und unterzeichnet von den zum größten Theil auch in Deutſchland berühmten Mitgliedern ihres Redactionscomités: F. Arago, Ledru-Rollin, Joly, Etienne Arago, Louis Blanc, F. Flocon, V. Schölcher, C. Baune, A. Dupoty, A. Guinan, Ach. Lemaſſon, Mecurt, Vallier, Leſſeré, Léoutre. Es heißt:

„Während auf der einen Seite alle politiſchen Freiheiten eine nach der andern zu Grunde gehn, erhebt ſich auf der andern die ſociale Frage und breitet ſich aus über die Regierung, über den Staat und die ganze Geſellſchaft." Darauf publicirt die Reforme „die Hauptwahrheiten der Demokratie, zu denen ſie ſich bekennt", folgendermaßen:

„Alle Menſchen ſind Brüder. — Wo die Gleichheit nicht exiſtirt, iſt die Freiheit eine Lüge. — Die Geſellſchaft könnte nicht beſtehn ohne die Ungleichheit der Fähigkeiten und die Verſchiedenheit der Functionen; aber größere Fähigkeiten dürfen nicht größere Rechte verleihen; ſie legen größere Pflichten auf. — Dies iſt das Princip der Gleichheit: ſeine nothwendige Form iſt die Aſſociation. — Der Endzweck der Aſſociation iſt zur Befriedigung der intellectuellen, moraliſchen und materiellen Bedürfniſſe Aller zu gelangen durch Anwendung ihrer verſchiedenen Fähigkeiten und durch Vereinigung ihrer Anſtrengungen.

Die Arbeiter ſind Sklaven geweſen, ſie ſind Leibeigene geweſen, ſie ſind jetzt Lohnarbeiter; man muß darnach trachten, ſie in den Stand der Aſſociés zu erheben.

Dies Reſultat kann nicht anders erreicht werden, als durch die Wirkſamkeit einer demokratiſchen Regierung. — Eine demokratiſche Regierung iſt eine ſolche, die die Volksſouverainität zum Princip, allgemeine Stimmgebung zu ihrem Urſprunge, und zu ihrer Aufgabe die Verwirklichung der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung hat.

Die Regenten in einer richtig conſtituirten Demokratie ſind nur Mandatarien des Volks; ſie müſſen alſo verantwortlich und abberufbar ſein. — Die öffentlichen Functionen ſind keine Auszeichnungen, ſie dürfen keine Privilegien ſein: ſie ſind Pflichten. — Da alle Staatsbürger ein gleiches Recht haben, an der Ernennung der Volksmandatarien und an der Bildung des Geſetzes Theil zu nehmen, ſo muß jede öffentliche Function honorirt werden, damit dieſe Rechtsgleichheit nicht illuſoriſch werde.

Das Geſetz iſt der Wille des Volks, formulirt durch ſeine Mandatarien. Alle müſſen dem Geſetz gehorchen; aber alle haben das Recht, es laut zu beurtheilen, damit man es ändere, wenn es ſchlecht iſt.

Die Freiheit der Preſſe muß aufrecht erhalten und geheiligt werden, als Garantie gegen mögliche Irrthümer der Majorität und als nothwendiges Werkzeug für den Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes.

Die Erziehung der Staatsbürger muß gemeinſchaftlich und unentgeltlich geſchehn. Der Staat hat dafür zu ſorgen. Jeder Bürger muß die militäriſche Erziehung durchmachen. Keiner kann ſich durch Geld loskaufen von der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen.

Der Staat muß die Initiative ergreifen zu induſtriellen Reformen, welche geeignet ſind, eine ſolche Organiſation der Arbeit, wodurch der Arbeiter zu dem Stande des Aſſociirten erhoben wird, herbeizuführen. — Der Arbeiter hat denſelben Anſpruch auf die Erkenntlichkeit des Staats, wie der Soldat. Dem kräftigen und geſunden Bürger ſchuldet der Staat Arbeit, dem alten und ſchwachen Hülfe und Schutz.“

Giebt uns die „Reforme“ die Grundzüge einer künftigen Politik, ſo enthält Lamartine's Manifeſt, welches er in ſeinem Journal, le Bien public, publicirt, eine ſcharfe und kühne Kritik der gegenwärtigen Politik, die ebenfalls mit der Forderung der Socialreform endigt. Es erklärt:

„So groß der Zwieſpalt der Meinungen und Partheien immer ſein mag; über eins iſt alle Welt ſo ziemlich im Reinen: darüber, daß die Regierung eine verhängnißvolle Richtung eingeſchlagen hat, und daß der jetzige Zuſtand nicht länger geduldet werden kann.“ — „Aber Thiers wäre noch ſchlimmer, als Guizot. Thiers hat das Syſtem durch alle ſeine Phaſen begleitet, alle ſeine Mittel angenommen, ſich gelehrig in alle dynaſtiſchen Nothwendigkeiten gefügt. Unter ſeiner heuchleriſchen Verwaltung ſehen wir immer das ſüßeſte Wort die gehäſſigſte Sache verhüllen; überall finden wir eine Inſtitution eine Sitte, eine Freiheit, die im Wege war, angegriffen, getroffen, zerſtört, nicht gradezu ins Geſicht und von vorne, nein hinterrücks, mit einer verborgenen Waffe, und durch Minengänge. Er hat uns die Septembergeſetze, das Geſetz über die gerichtlichen Anzeigen gegeben. Paris und Frankreich hat den Souffleur des Regentſchaftsgeſetzes, den Vater der Baſtillen nicht vergeſſen.“ Lamartine verlangt noch einmal, wie ſchon früher in ſeiner berühmten Rede, eine Aenderung des Syſtems. Er zählt alle nöthigen Reformen auf und ruft endlich aus: „führt das Volk (le peuple) zur Sittlichkeit durch Unterricht; emancipirt es ſocial und politiſch, und beruft die Gerechtigkeit und die Bruderliebe zur Herrſchaft! Aber eilt! Die jetzige Lage darf nicht fortdauern. Eilt! Denn das Unbehagen iſt allgemein; das Mißvergnügen grollt und gar bald könnte es eine Geſtalt annehmen und einen mächtigen Ausdruck gewinnen. Seit funfzehn Jahren ſind ſo viel Hoffnungen betrogen, ſo viel Ausſichten verſchloſſen, ſo viel Verſprechungen verfälſcht oder verletzt, daß ohne einen rohen Ausbruch zu entſchuldigen, im ſchlimmſten Fall viele Menſchen ihn jetzt begreifen würden."

Aber vielleicht würde es wenig beweiſen, wenn die conſtitutionelle Linke, wenn die Reforme oder die äußerſte Linke und wenn Lamartine die einzigen wären, die von der Socialreform oder von der Emancipirung der Arbeiter (des peuple) ſprächen; daß dagegen ſelbſt die Regierung und die Jeſuiten nur durch die ſocialen Ideen zu einer Anknüpfung mit dem Volk gelangen können, beweiſ't unwiderleglich dafür, daß dieſe Ideen faſſen und mit der Zeit Epoche machen werden. Das Manifeſt der Reform iſt das Manifeſt der Zukunft.

Die Democratie pacifique vom 18. Auguſt bringt mit unglaublicher politiſcher Naivetät einen Artikel über „das Werk des heiligen Franz Xaver", worin ſie das Patronat der Kirche über die Arbeiter oder „die Prieſter des Peuple“ lobt. Cabet citirt dies merkwürdige Actenſtück und kritiſirt es mit großer politiſcher Ueberlegenheit. Beweiſ't es die Macht der ſocialen Richtung über die Gemüther der Arbeiter, ſo beweiſ't es zugleich die religiöſen Umtriebe der Regierung und die politiſche Unſchuld der Fourieriſten. Das Document ſagt: „Es ſcheint, daß im Jahr 1842 die Miniſter des Innern und der Culte den Erzbiſchof von Paris aufforderten, ſich mit der Verſittlichung der unruhigſten Arbeiterklaſſe, der Fabrikarbeiter in Maſſe zu beſchäftigen. Die Sache bot große Schwierigkeiten dar. Die Arbeiter gingen nicht in die Kirche. In St.-Margaretha z. E. im Faubourg St.-Antoine unter einer Bevölkerung von 80,000 Arbeitern ſah man an großen Feſttagen nicht mehr als zwei- bis dreihundert Frauen. Der Abbé Maſſard, ein eifriger, aufopfernder Mann und populärer Redner, ſchlug damals Hrn. Haumet, Pfarrer von St.-Margaretha einige Mittel vor, um die Arbeiter zu bewegen, daß ſie das Wort des Evangeliums anhörten. Es wurde ein Plan aufgeſetzt und dem Erzbiſchof vorgelegt; er nahm ihn ſehr gern an und die Miniſter des Innern und der Culte billigten ihn. Der Plan, auf die Anziehung baſirt („die Anziehung, l'attrait, iſt der Köder auf den die Democratie pacifique beißt), beſtand darin :

1) Die Arbeiter einmal im Monat, Sonntags von 7—10 Uhr Abends zu verſammeln und wäre es auch außer der Kirche.

2) Die gewöhnlichen Kirchenlieder, franzöſiſche Geſänge mit Chor und Orgelbegleitung zu ſingen, moraliſche Vorleſungen über ſociale Oekonomie zu halten, populäre und religiöſe Poeſieen vorzutragen, wiſſenſchaftliche Probleme zu erklären, Lobreden auf nützliche Männer zu halten und religiöſen Unterricht zu geben durch Erläuterung eines dogmatiſchen oder moraliſchen Capitels.

3) Einen Reſervefonds zu bilden, um ſechs Monat nach der Aufnahme den Kranken beizuſtehn und Auslagen für Beleuchtung ꝛc. zu decken.

4) Alle Monat eine Lotterie zu veranſtalten, worin die Preiſe geſchichtliche und fromme Bücher ſein ſollten.

5) Subſcriptionen für die Ausbreitung des Glaubens zu ſammeln.

Dies „„Werk““ hat zum Generalvorſteher den Erzbiſchof, zum natürlichen Präſidenten den Pfarrer jedes Kirchſpiels und zum dirigirenden Prieſter einen Vicar des Kirchſpiels.

Der Beitrag war funfzig Centimes den Monat; Diplome ſollten an alle vertheilt werden, welche die Verſammlungen unter dreizehnmal zwölfmal beſuchten.

Man verlangte keine Verpflichtung zu religiöſen Uebungen; alle Culte und alle Stände waren zugelaſſen.“

„Man hat zuerſt die Ordens-Brüder benutzt, um die Arbeiter heranzuziehn, ſie in ihren Wohnungen zu verſammeln und zu organiſiren; darauf iſt man in der Kirche zuſammengekommen; man hat im Faubourg St.-Antoine begonnen und ſodann faſt in allen Sprengeln von Paris ähnliche Verbindungen geſtiftet; mehr als 15,000 Arbeiter ſind auf dieſe Weiſe angeworben; die Verbindung heißt das Werk; zu ihrem Patron hat man den heiligen Franz Xaver, den Freund des heiligen Ignaz von Lovola, Stifters der Jeſuiten, gemacht; man hat talentvolle Redner angeſtellt; die Edelleute aus dem Faubourg St.-Germain ſind als Ehrenmitglieder eingetreten und zahlen ſechzig Franks jährlichen Beitrag; die Biſchöfe kommen nach Paris, wohnen den Verſammlungen bei und gründen ähnliche „„Werke““ in ihrer Diöceſe; in Lille hält das „„Werk““ eine Schenke für ſeine Mitglieder.“ Soweit die fromme Democratie pacifique, das gute Kind, das ſeine Phalanſtères alſo nöthigenfalls auch mit den Jeſuiten zuſammen einrichten würde. „So iſt alſo der Schleier gehoben, ruft Cabet aus, und was man lange vermuthete, iſt nun gewiß! Der Miniſter iſt der Gründer und der Leiter, der Erzbiſchof und die Pfarrer ſind die Inſtrumente. Aber liebt das Miniſterium die Arbeiter, und will es ſie wirklich verſittlichen? Giebt es die Geſetze und Inſtitutionen, welche das Recht und das Intereſſe des Volks (peuple) verlangt? Erlaubt es die Aſſociationen und Verſammlungen anderswo, als in den Kirchen und unter der Leitung der Prieſter? Sagt es zu den Kammern, daß ſie ſich damit zu beſchäftigen hätten, den Arbeitern Arbeit und Brot zu geben? Hat es die Petition der Arbeiter, um eine Unterſuchung ihrer Lage angenommen? Nimmt es die Zimmerleute in Schutz, die einen Lohn verlangen, von dem ſie leben können? — Man läßt die Brauſeköpfe der drei Tage in Afrika umkommen; man demoraliſirt die andern durch Disciplinartorturen und gewöhnt ſie an Grauſamkeit; man bemächtigt ſich der unruhigen Arbeiter von Paris und lockt ſie in die Kirchen; ... und die Democratie pacifique billigt dieſe Aſſociationen der Arbeiter unter der Vormundſchaft der Prieſter! Sie nennt dieſe Prieſter die Prieſter des (Peuple) Volks! Der Tempel des Herrn, ſagt ſie, iſt wieder zum Hauſe des Volks geworden; koſtbare erſte Keime einer ſocialen (?) Vereinigung!.. Ehre dafür euch, junge Prieſter! ſetzt eure Sendung fort!“ ..

Welch' eine Verwirrung! Und wer wollte es den armen Arbeitern verdenken, daß ſie nicht wiſſen, welche Fahne ſie ergreifen ſollen, um aus ihrer Noth heraus zu kommen, wenn ſelbſt die Gelehrten par excellence, die Generalpächter der ſocialen Wiſſenſchaft, die unerhörte Dummheit begehen, in der jeſuitiſchen Propaganda und in dem „Oeuvre de Saint-François Xavier“ den Anfang der alleinſeligmachenden „Aſſociation ſociale“ zu erblicken!

Ich glaube es nicht, daß die Pfaffen 15,000 Arbeiter in ihre Werkſtunden gelockt haben, eben ſo wenig, wie ich es glaube, daß irgend eine progreſſiſtiſche Parthei 40,000 Arbeiter zur Dispoſition hat und daß ſie mit 80,000 ohne Weiteres ſiegen würde. Wenn aber Lamartine's Manifeſt wahr iſt, ſo ſind ſo viel Tauſende gar nicht nöthig, um Frankreich den nächſten Schritt ſeiner Geſchichte thun zu laſſen. Ich glaube nicht an die Sprünge, in denen die weſentlichen Stufen des politiſchen Lebens übergangen und alle Prämiſſen der Gegenwart ignorirt werden können. Macht Deutſchland eine Revolution, ſo kommt es dahin, wo Frankreich jetzt ſteht; macht Frankreich eine Revolution, ſo vollendet es die Demokratie, es macht eine politiſche Umwälzung, ehe es zu der Emancipation der niedern Klaſſen gelangt; England iſt das einzige Land, welches unmittelbar durch einen Armenkrieg mit dieſer Emancipation beginnen könnte; nur in England ſtehen Arme und Reiche auf dem Kriegsfuß, der bei einem gegebenen Anlaß den Einzelnen mit unerbittlicher Nothwendigkeit hierhin oder dorthin wirft. Die niedern Klaſſen in Frankreich ſind noch nicht zu dieſer Erbitterung und Abgeſchloſſenheit gelangt; im Gegentheil, das Princip ihrer Befreiung kommt ihnen aus den ſocialiſtiſchen Schulen und wird von der politiſchen Parthei der Demokratie in ihrem Namen adoptirt. In der Preſſe, in der Deputirtenkammer, ja ſogar unter den Pairs haben ſie ihre Vertreter, ſie ſind alſo bei den politiſchen Kämpfen betheiligt und es fällt keinem Franzoſen ein, dies Intereſſe aufzugeben.

Hätte man die Aſſociationen nicht unterdrückt, ſo läge jetzt die Entwickelung der niedern Klaſſen klar vor jedermanns Augen, und es wäre nicht dies Buhlen aller Partheien, um die Gunſt der unbekannten gefürchteten Macht, ſondern eine offene Partheiung unter den Leuten ſelbſt entſtanden. Man denkt ſich jetzt die niedern Klaſſen als eine einzige Angriffsmaſſe, und man concentrirt ſie allerdings in dem Einen Gefühl der Unterdrückung durch jede neue Beſchließung, durch jede ungerechte Verurtheilung.

Aus der Mitte der franzöſiſchen Arbeiter erging neulich in der Gazette de France eine Erklärung gegen die religiöſen Unklarheiten der Democratie pacifique, von denen wir oben ein Beiſpiel angeführt. Die Arbeiter nennen ſich humanistes und faſſen das Verhältniß mit einer Klarheit und Schärfe, die großen Eindruck gemacht hat. Die Kritik der Religion iſt in die deutſchen und von ihnen aus auch in die franzöſiſchen Geſellſchaften der Arbeiter gedrungen. Alle dieſe Vereine haben theils durch den Socialismus, theils durch den Einfluß der deutſchen Philoſophie einen faſt akademiſchen Charakter angenommen. Deutſche Profeſſoren würden dieſen Disputationen mit Nutzen beiwohnen und die Uebermacht des geiſtigen Conflicts über ihr ungeſtörtes Sumpfleben begreifen. Im erſten Juniheft der Revue independante hat nun auch Herr Adolph de Ribbentropp eine kurze Darſtellung von Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums mitgetheilt, wodurch die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Philoſophen endlich wieder auf dieſen Gegenſtand zurückgeführt wird.

Zur Zeit Börne's und noch ſpäter hatten die Handwerkervereine der Deutſchen, die hier erwähnt zu werden verdienen, den Hambach-Frankfurter Charakter: deutſchpatriotiſch und burſchenſchaftlich liberal, aber unter einem despotiſch verfügenden „Brennpunkt“. Der Grundſatz des unbedingten Gehorſams gegen den „Brennpunkt“ führte eine Trennung der Geſellſchaft herbei; von fünfhundert fielen über vierhundert ab und richteten ſich nun vollkommen republikaniſch ein. Zehn

Mitglieder bildeten eine „Gemeinde“, zehn Gemeindevorſteher bildeten einen „Gau“, jeder „Gau“ ſandte Einen in die „Halle“. Die „Halle“ wählte aus ſich einen „Vorſtand“ und einen „Beiſtand“, die „Beiſtände“ aller „Gauen“ wählten eine „Beihalle“. Der „Vorſtand“ hatte die geiſtige Leitung, der „Beiſtand“ die Controlle, die „Beihalle“ die Finanzen und das Secretariat, auch die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten durch Ehrengerichte. Dieſer Verein hat es etwa auf tauſend Mitglieder gebracht die ſich aber ſeit den Septembergeſetzen nicht in Maſſe verſammeln dürfen.

Sie bringen durch kleine Abgaben Geld zu Büchern auf, die ihnen zuſagen, um ſie circuliren zu laſſen und in ihren Geſellſchaften den Inhalt zu discutiren. Es verſteht ſich, daß die ſocialen Probleme vornehmlich die Gütergemeinſchaft, als das beſte Mittel, um zur Aufhebung der Sklaverei der Arbeiter zu gelangen, und die Religionsfrage die Gegenſtände ihrer Erörterung abgeben. Die Neulinge aus Deutſchland ſind immer für die Herrlichkeiten ihrer Heimath und erzählen, wie alle Deutſche, vom Hiſtoriker bis zum Stiefelputzer, fortdauernd von ihren allergnädigſten Herren, je kleiner das Ländchen iſt, deſto mehr; einige ſind ſogar fanatiſch legitim und gottſelig. Leider verliert ſich dies hier ſehr bald, ohne daß eine andere Bekehrung, als die Luft der Freiheit, die ſie einathmen, nöthig wäre. Nur ein Beiſpiel. Ein großer ſtarker und feſter Zimmermann kommt nach Paris und hört von einem freiſinnigen und freigeiſtigen Schriftſteller. Man giebt ihm ſein Buch. Entrüſtet erſcheint der Geſell nach der Lectüre bei ſeinen Genoſſen und erklärt, er würde den Schändlichen, der alles Heilige mit Füßen träte, todtſchlagen. Aber kaum ſind einige Wochen vergangen, ſo findet ſich derſelbe Teutone unter den eifrigſten Anhängern der „Ebenistes“; nach dieſen nämlich nennen ſich die freiſinnigen Handwerker, die vom Chriſtenthum emancipirt ſind, und ſich dabei auf Feuerbach gründen. Ihnen gegenüber ſtehen die „Tailleurs“, die mit Weitling, deſſen Ruhm ſie ſich aneignen, am Chriſtenthum feſthalten. Die Ebeniſtes wollen die Republik und durch die Republik moraliſche Bildung und Aufhebung der Sklaverei; die Tailleurs haben die Myſtik auch in die Politik gebracht und denken an unmittelbare myſteriöſe Emancipation ohne Rückſicht auf den Staat. Der Staat wird aufgehoben, wie von den erſten Chriſten die Welt; und die Gütergemeinſchaft iſt nach ihnen, wie die Kirche und die Hierarchie nach der Anſicht der Chriſten, kein Staat. Zwiſchen beiden Partheien muß es nothwendig zum Bruch kommen, wenn nicht die intelligenteren Ebeniſten die Oberhand gewinnen. In den Discuſſionen der Letztern wird übrigens, auch wenn kein Tailleur für das Chriſtenthum auftritt, die Sache deſſelben durch beſtellte Reſpondenten vertheidigt. Es iſt intereſſant zu bemerken, daß die weichlicheren Schneider für und die ſtarken Gewerke, die ſich zu den Ebeniſten (Tiſchlern) halten, gegen das Chriſtenthum ſind. Entſchieden in den craſſeſten Myſticismus ſind die deutſchen Communiſten im Waadtlande verſunken. Nicht nur, daß ſie an Weitlings Verſprechen: „es werde nächſtens ein *Meſſias* auftreten", glauben, ſie haben ihren Meſſias bereits wirklich gefunden. Ihr Hauptſchriftſteller Auguſt Becker ſchließt ſeine Broſchüre: „Was wollen die Communiſten?" mit den Worten: „Freunde, Brüder, Communiſten, Junghegelianer, Jungſchweizer und Nationale! **Kuhlmann** iſt der Mann, der uns vereinigen wird, nicht nur äußerlich durch ſchöne Worte, ſondern auch im Geiſt und im Herz durch die Kraft der Wahrheit!" — Er hört auf zu diſcutiren, er predigt; er löſ't kein Problem, er prophezeiht, und nicht „Worte", ſondern „Geiſt und Herz" ſollen Alles unmittelbar leiſten. Erſt ſpielten ſie mit der Religion, jetzt finden ſie ſchon, daß dies die bequemſte Weiſe iſt, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden. Sie ediren *) jetzt in Lauſanne „die fröhliche Botſchaft von der religiöſen und ſocialen Bewegung" und Kuhlmann hat in halbbibliſcher Sprache „die neue Welt oder das Reich des Geiſtes in der Wirklichkeit" in Genf drucken laſſen. Das Vorwort, doch wahrſcheinlich wieder von dem Becker dieſer neuen Religion, ſagt: „Es fehlte an einem Manne, in deſſen Munde all unſre Leiden und all unſer Sehnen und Hoffen mit Einem Wort, Alles was unſere Zeit im Innerſten bewegt, zur Sprache würde. Dieſer Menſch, den unſre Zeit erwartet, iſt aufgetreten. Es iſt der Dr. Georg Kuhlmann aus Holſtein."

---

*) **Ediren** — der Canton Waadt hat ſich bereits dieſer Propheten entledigt, die auf Koſten der deutſchen Handwerksburſchen in Lauſanne ꝛc. lebten und dieſen durch ihre Predigten die Köpfe verrückten. Anm. d. Correſpond.

Ueber dieſe Zumuthung ſind in Paris ſelbſt die Schneider ſtutzig geworden und vielleicht emancipirt ſie dieſer extemporirte Meſſias von dem Glauben an die eingelernte Autorität, womit ſie ihr Zunftgenoſſe gefeſſelt.

Während die Franzoſen immer wieder auf den Boden der politiſchen Wirklichkeit zurückkehren, ſind die Deutſchen jeden Augenblick geneigt, ins religiöſe Traumgebiet abzuirren. Selbſt die hyperkritiſchen Schriftſteller des deutſchen Communismus verfallen in die Seuche des Myſticismus der abſoluten Unbeſtimmtheit. Sie predigen mit großem Geſchrei und erbittertem Fanatismus. „In Zukunft ſoll ſein:

Kein Egoismus, ſondern Gemeinſchaft;

Kein Eigenthum, ſondern Gütergemeinſchaft;

Kein Geld, ſondern unmittelbare Befriedigung aller Bedürfniſſe;

Kein Staat, ſondern Geſellſchaft;

Keine Regierung, ſondern Anarchie;

Keine Ehe, ſondern freie Liebe;

Keine Abſtimmung, ſondern Uebereinſtimmung!“

Der Geiſt iſt über ſie gekommen und hat die Siegel von allem Beſtimmten abgelöſ't, damit es frei werde.

Und wie iſt das Alles zu machen? Das darf man nicht fragen, antworten ſie, oder ein Prophet, ein großer Mann, der da kommen ſoll, ein Dictator wird es ſagen und einrichten, oder, was noch der vernünftigſte Troſt iſt, die Arbeit der Discuſſion wird hervorbringen was die neue Welt bedarf.

Und warum verfallen die deutſchen Kritiker in dieſen Fehler, lauter blaue Unmöglichkeiten zu fordern und die Franzoſen über ihre Verſuche, das Wie und Wo nachzuweiſen, nicht anzuerkennen, ſondern zu verhöhnen? Der gemeinſame Fehler aller dieſer myſtiſchen Unbeſtimmtheiten rührt daher, daß die Deutſchen das Gebiet der Phantaſie und des Gedankens, nicht die Form des Willens, der Entſchließung dieſes allgemeinen Phantaſie- und Denkweſens zu einer beſtimmten wirklichen Exiſtenz vor Augen haben. Im Gebiet der Erkenntniß iſt nothwendig Anarchie vorhanden und ein ſolches Chaos iſt die Preſſe und jede discutirende Verſammlung. Eine gleiche Erkenntniß Aller iſt ſo unmöglich, als Ein Ort für Alle; und wo man etwas Allgemeines erobert hat, wie in den Wiſſenſchaften, da ſucht Jeder ſich auf die Schultern des Andern zu ſchwingen, um nun weiter zu ſehn und dann ſeinerſeits wieder eine neue Stufe zu bilden. Wer nur daſſelbe ſieht, wie das ſchon Entdeckte, der ſieht gar nichts.

Im Gebiet des gemeinſamen Handelns dagegen iſt *jede wirkliche Geſellſchaft* ein Staat und jede *agirende* Vereinigung von einem Gemeinwillen *beherrſcht*; den Gemeinwillen durch Discuſſion hervorbringen heißt die Anarchie der Discuſſion durch die Probe von ihrem Reſultat aufheben. In der Discuſſion will Einer Alle vereinigen, weil Alle auseinander ſind. Er wird nie weiter kommen, als die *Mehrzahl* zu gewinnen. Das Schreien gegen die *Majorität* iſt daher nichts anders als eine Wehklage über den alten Satz: ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne! und will nicht den meiſten Köpfen ihr Recht verſchaffen, als Individuen zu zählen und als eine in ihnen realiſirte Ueberzeugung den Ausſchlag zu geben; ſondern dies Geſchrei ſowohl bei den Socialiſten, als bei den Serviliſten, ſowohl bei den kritiſchen Atheiſten, als bei den gläubigſten Lamadienern verbirgt — das Gelüſt der menſchenverachtenden Tyrannei. Die Majorität als Reſultat der Discuſſion iſt die einzig mögliche Form, den Einzelnen und das Ganze frei zu vereinigen.

Die „freie Liebe" nun vollends hat nichts erlebt und nie geliebt. Liebe bindet, ſchon der Blick des Auges knüpft die geiſtigen Ketten, und vollends der Kuß macht leibeigen. Was ich nur habe, um es wegzuwerfen, wem ich nicht mit ganzer Seele angehöre, das lieb' ich nicht. Die einzige Freiheit der Liebe, von der die Rede ſein kann, iſt das freie Aufgehn ineinander; ein Gegenſatz gegen die Ehe iſt ſie nicht. Das Scheitern der Wirklichkeit an dem Ideal der Liebe beweiſ't nichts, wenigſtens nicht mehr, als die Thatſache, daß die Liebe als Ehe und nur als Ehe wirklich und wahrhaft exiſtirt.

Doch genug von dem deutſchen Volk in Frankreich; aber es mußte von ihm die Rede ſein, denn es iſt, ſo wie es iſt, ein Product und ein ſehr intereſſantes der productiven Stadt Paris.

Im nächſten Abſchnitt wirſt Du mich auf einem Ausfluge in die Provinz begleiten.

22.

Eine Fahrt in die Touraine.

Der ganze Sommer von 1844 war unfreundlich; einzelne ſonnige Tage benutzten wir, die ſchöne Umgegend von Paris zu beſuchen; aber vergebens warteten wir auf feſtes Wetter, wie wir es zu einem Ausflug ans Meer wünſchten. Endlich verabredeten wir, die Loire hinabzufahren, vorher aber mit einem Freunde zur Weinleſe nach Orleans und in die Touraine zu gehen. Der October brachte ſeine ſchönen Tage, wie ſich's zur Weinleſe gehört, und wir fuhren mit Dampf vier volle Stunden in den Süden hinein, in ein beſſeres Klima, aber einen ominöſen Weg, denn wir kamen über Savigny und den heiligen Michel nach Orleans. Welch' eine Fülle der Romantik: Savigny, St.-Michel und Orleans! Aber auch welch' eine Fülle der Gegenwart und der Natur, dieſer beiden Erzfeinde der himmliſchen Phantaſieen! Die ſchönen Wälder, Thäler, die reichen Kornfelder der Bauce, die Paris ernähren, Villen und Weinberge flogen wie im Traume vorüber, und wir dachten es uns noch üppiger und ſüdlicher, als es war. Hier entdeckten wir eine Pinie auf dem Berge und eine Palme im Garten, Oelbäume und Feigen überall; aber alle vorläufigen Herrlichkeiten feſſelten uns wenig, wir waren geſpannt auf die altberühmte Stadt und der Loire vielgeprieſ'nen Strand. Endlich tauchten ſie auf. Sie täuſchten uns nicht. Mit einem prachtvollen breiten Strom zieht die Loire an Orleans vorüber, durch die üppige, ſchöne Ebene voll Reben und Fruchtbäume.

Unſer Freund führte uns zu einem Hugenottenprediger von ſeiner Bekanntſchaft. Die ganze Familie empfing uns aufs freundlichſte, man beſchloß, das ſchöne Wetter ſogleich zu benutzen; und nun beſuchten wir die Parks, die Schlöſſer, die Weinberge und die Source du Loiret, die ſo mächtig aus dem Boden hervorſprudelt, daß man ſogleich mit Booten auf dem klaren Baſſin herumfährt, aus dem der Loiret breit und klar abfließt. Alle dieſe Schlöſſer und Parks, auch der Park um die kryſtallhelle Source du Loiret ſind ausgeboten und zum Verkauf geſtellt und Monſieur ...n, unſer Gaſtfreund, bedauerte ſehr, daß ſie wahrſcheinlich der Bande noire in die Hände fallen, die Schlöſſer in Ställe und die Parks in Felder verwandelt würden. Noch ſind die Schlöſſer geputzt, man wehrt dem Graſe, welches durch die Spalten der wenig betretenen Quadern dringt und den Bäumchen, die auf den bemooſ'ten Vorſprüngen Wurzel ſchlagen, noch ſind die Blumen gepflegt, die Miſtbeete gewartet, die Wege bekieſ't und vom Laube geſäubert; aber der Herbſt der Weltgeſchichte hat ſie angehaucht, und der Caſtellan, der uns empfing, ſah uns forſchend an, ob wir vielleicht zur Bande noire gehörten, den Todtengräbern dieſer unhaltbaren Herrlichkeiten; er wäre vergnügt, wenn ein reicher Kaufmann Orleans für eine Vorſtadt von Paris und dennoch ſein Schloß für eine paſſende Campagne erklärte. Eine beſcheidnere Villa am Ufer der Loire, aber faſt ſchöner gelegen, als die Schlöſſer, empfahl uns Herr ...n eifrig; man könnte dabei gewinnen, ſelbſt mit dem Winzer, der ſie jetzt gepachtet hatte, und es wäre eine proteſtantiſche Familie mehr in Orleans. „Verrathen Sie ſich nicht, ſagte mein Reiſegefährte, er weiß zwar, daß ich vieles nicht glaube, aber er verzweifelt noch nicht an mir, an Ihnen würde er verzweifeln, wenn er Alles erführe." Herr ...n verſteht kein Deutſch und kannte meine ketzeriſchen Fehden mit den deutſchen Gläubigen nicht. Ich hielt es allerdings für das Beſte, die Theologie zu vermeiden und das proteſtantiſche Intereſſe als unſern gemeinſamen Boden vorauszuſetzen; doch wurde es nicht leicht, alle Klippen zu umſegeln, und ſehr oft ſchien es, als wäre ich ſchon geſcheitert, während ich es doch durchſetzte, daß Herr . . . n mich fortdauernd für beſſer hielt, als meinen Begleiter, der ſich's nicht verſagen konnte, ſeinen Atheismus von Zeit zu Zeit hervortreten zu laſſen. Wir waren freilich in einer großen Verſuchung. Bei Tiſch wurde gebetet, und der Käſe, die Butter, der Honig, der Wein, alles einzeln eingeſegnet; ſodann kam die Rede immer wieder auf die Katholiken und die Proteſtanten. Herr . . . n und ſein College, den wir beſuchten zeigten uns alle proteſtantiſchen Anſtalten, erzählten uns, wie viele Katholiken ſich ſchon bekehrt hätten, und waren in allem Ernſte der Meinung, ganz Frankreich werde in kurzer Zeit reformirt werden. Sie hielten viel auf Guizot und das jetzige Miniſterium, noch mehr aber auf den König von Preußen. „Ihr König iſt ein großer Mann“, ſagte Herrn . . . ns College, „er wird alle Confeſſionen in dem wahren Chriſtenthum vereinigen und die Welt glücklich machen." Ich hatte Mühe, ernſthaft zu bleiben und fragte in der Verlegenheit: „„wie haben Sie das hier mitten in Frankreich erfahren?"" — „O, ſagte er, wir unterrichten uns über Alles, was unſere heilige Sache betrifft, und wir Franzoſen haben dies um ſo leichter, weil wir Preßfreiheit genießen." — „„Sie ſind für die freie Preſſe?"" fragte ich überraſcht. — „Und Sie nicht?" erwiederte er. „„Es werden nur um ſo mehr gottloſe Bücher gedruckt,"" warf ich ihm ein. — „Die Wahrheit ſiegt," ſagte er mit großer Zuverſicht; und nun führte er uns in ſeine Zimmer, wo die Verfolgungen der Hugenotten unter dem großen König, der ihre Verſammlungen mit Dragonern geſprengt, in Oelgemälden dargeſtellt waren. Unter freiem Himmel ſah man ſie verſammelt und auf den Felſenhöhen die Wachtpoſten ausgeſtellt, um Signale zu geben, ſowie ſie die Dragoner erblickten. „Viele Märtyrer ſind für die gute Sache gefallen, ihr Blut hat ſie befeſtigt! Vergleichen Sie dieſe Zeit mit der unſrigen, wo die Mutter unſers künftigen Königs proteſtantiſch und der erſte Miniſter reformirt iſt. Und welch' ein Glück für Deutſchland, daß ihm in dem Könige von Preußen ein neuer

Guſtav Adolph geboren iſt!“ — Herr . . . n hatte mich aufmerkſam beobachtet, und als wir Fremde beim Herausgehen unter großer Heiterkeit einige deutſche Worte wechſelten, erkundigte er ſich bei mir nach dem Könige, ob es etwa nicht wahr wäre, was ſein College über ihn geäußert. Ich antwortete, dies wäre ein ſehr reiches Thema und verſprach ihm Alles genau zu erklären heut Abend beim Thee oder morgen auf dem Dampfſchiff, wenn wir zuſammen die Loire hinunterführen.

„Wenn Sie jetzt nicht heucheln wollen, ſind Sie feſt,“ ſagte mein Begleiter. Ich erklärte, ich würde ihm Alles ſagen. „Das giebt ein Unglück, er erträgt es nicht.“ — Merkwürdig, rief ich aus, wie gänzlich abgeſchnitten, und in ſich verkommen dieſes Hugenottenthum hier exiſtirt! Sie kennen weder Frankreich, noch Deutſchland, weder die Progreſſen der Reformation, noch die der Revolution und noch ſeltſamer iſt es, daß ſie die Anſtrengungen der Regierung und des Hofes für die Wiederherſtellung des Katholicismus nicht merken. — Sie ſind blind, ſagte er, wie jede Sekte, die ſich in ihren Pferch einſchließt. Eben ſo, wie dieſe

Hugenotten, denken die Communiſten Frankreich werde in einigen Jahren communiſtiſch ſein."

Kaum waren wir beim Thee verſammelt, ſo ergriff Herr . . . n das Wort und mahnte mich an mein Verſprechen.

Ihr Herr College, fing ich an, denkt ſich die Bewegung in Deutſchland als eine Sache der verſchiedenen Confeſſionen und das preußiſche Chriſtenthum als ihre Vereinigung zu einer einzigen.

„Gewiß Und ich wüßte mir die Sache ebenfalls nicht anders zu denken," ſagte er.

Denken Sie ſich den Streit von Gläubigen und Ungläubigen, und unter den Ungläubigen die Mehrzahl mit ganz andern Dingen beſchäftigt, als mit der Religion.

„Iſt es möglich? Es wäre alſo in Deutſchland noch ſchlimmer als in Paris? Ich habe von Strauß gehört; aber man ſagte mir, Strauß hätte keine Kirche gegründet, ſondern nur ungläubige Bücher geſchrieben, von denen Herr Littré das bekannteſte überſetzt habe."

Wir lachten laut auf. Indeſſen wer weiß, ſagte ich, was Herr Strauß gethan hätte, wenn die Bewegung nicht mächtiger geweſen wäre als er. Dann erzählte ich: Als Kant die Vernunft über die Bibel ſetzte, und meinte, es ſei manches Gute in dem Buche, was man benutzen könne, griffen die Theologen eifrig nach der Vernunft und nach dem Guten in der Bibel, und die Leute unterſchieden zwiſchen einem vernünftigen und einem unvernünftigen Chriſtenthum.

„Das heißt Proteſtantismus und Katholicismus," fiel er ein.

Nein, es heißt Vernunft und Glauben, berichtigte ich ihn.

„O welch' ein Greuel!" rief hier der fromme Mann.

Die Rationaliſten nannten ſich zwar Vernunftgläubige, fuhr ich in meiner unpartheiiſchen Geſchichte fort, es iſt nun aber gar bald dahin gekommen, daß man den Glauben ganz bei Seite geſetzt und die Vernunft allein beibehalten hat.

„Die Unglücklichen! und giebt es ihrer Viele?" fragte er ſehr beſorgt.

Viele? ſagte ich mit hiſtoriſcher Grauſamkeit.

Selbſt der König von Preußen bedient ſich der Vernunft.

„Ich habe ihn für gläubig gehalten, und für einen König nach dem Herzen des Herrn,“ ſagte Herr . . . n mit Bedauern.

Er thut was er kann, ſo ſuchte ich den König zu vertheidigen. Zunächſt iſt er kein Theolog, der dem Volk neue Götter machen könnte; auch geht dies allemal langſam, denken Sie nur, wie langſam die verſchiedenen Bilder und Kapellen der Katholiken in Schwung gekommen ſind. Und ſodann iſt den Deutſchen jetzt ſchon nicht anders mehr beizukommen, als durch Verſtand, Vernunft und Wiſſenſchaft. Sie ſind nicht dabei geblieben, mit Strauß alle wunderbaren Geſchichten der Bibel für Märchen zu erklären, ſie haben ſich grades Wegs an das Chriſtenthum ſelbſt gemacht und alle ſeine Geheimniſſe für menſchliche Erfindung erklärt, den Gott und den Himmel, das ewige Leben und die ewige Seligkeit für nichts als für Gedanken und Wünſche der Menſchen. Das Wahre am Chriſtenthum, ſagen dieſe neuen Heiden, iſt die Verherrlichung des Menſchen und ſeiner Welt.

„Alſo ſie beten den Menſchen an?“ fragte er betroffen.

Nicht mehr! ſie beten gar nicht, berichtete ich.

„Sie beten nicht mehr! o mon Dieu! und es ſind keine Barbaren?“

Es iſt doch beſſer, daß ſie gar nicht beten, als wenn ſie Götzen anbeteten. —

„Allerdings! Nun, und was thut der König von Preußen?“

Er betet und wünſcht das Chriſtenthum wieder herzuſtellen.

„Großer Gott, dahin alſo iſt es gekommen! Nicht von einer Vereinigung der Confeſſionen, von einer Wiederherſtellung des Chriſtenthums, von einer Miſſion an die Abtrünnigen iſt die Rede! Und was thut der König? Sie ſagten, er bediente ſich der Vernunft.“

„„Die Herren verſtehn ſich nicht,““ fiel mein Reiſegefährte ein.

„O wir verſtehn uns vollkommen, ſagte der Gaſtfreund und — zu mir gewendet — es iſt mir ſehr lehrreich geweſen, was Sie mir mitgetheilt haben. Es iſt wahr, die Gottloſigkeit iſt groß, aber ſein Sie ruhig, das Chriſtenthum, das wahre, iſt ewig und die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen."

Er ſegnete darauf den Zwieback, den Thee, den Rum und den Zucker, und, fügte er hinzu, „da wir doch von den Götzenbildern der Katholiken geſprochen haben, morgen will ich Sie zu der ſchwarzen und weißen Madonna führen. Da kann man ſehn, wie tief Aberglaube und betrügeriſche Prieſter den Menſchen erniedrigen." Jetzt wurde er ſeinerſeits aufgeklärt und redete ſo radical, daß ich erſchrak, denn er haßte „den Götzendienſt der Katholiken".

Als wir den andern Tag in die Kirche kamen, führte er die Damen umher, und erklärte ihnen alles das Unweſen. Hier war er nun der Ketzer, jeder Zoll an ihm war Vernunft, ſtolz ſchritt er an dem Meßgeklingel vorüber, er verbeugte ſich nicht einmal, nur ein wenig beſchleunigte er ſeine Schritte, als er unmittelbar in die Schußlinie des Allerheiligſten gerieth. Um keinen Preis hätte er ſich in den Götzendienſt verwickeln laſſen, der freilich abſchreckend genug war. Die Gläubigen, eine Maſſe unglücklicher Krüppel und Greiſe, lagen auf dem Boden der ſchachbretartig mit Marmor getäfelten Kirche vor dem Bilde der ſchwarzen Madonna. Sie hat kein Negerprofil, trägt den ebenfalls ſchwarzen Knaben im Arm und iſt aus glänzendem Marmor, der ſogleich an die ägyptiſchen Sculpturen erinnert, nicht ungeſchickt gemacht. Die weiße Madonna war in ihrer Niſche ziemlich verlaſſen, ſie hat ein volles Geſicht, und allerdings etwas abſchreckend Blaſſes und Kaltes, wenn man eben von der Aegyptierin herkömmt. Es iſt nämlich nachgewieſen, daß die ſchwarzen Madonnen aus Iſisbildern entſtanden ſind *).

Eine arme alte Frau betete eifrig ihren Roſenkranz. Ihre Einſamkeit in der Kapelle der weißen Madonna hob ihre Leiden noch hervor.

---

*) Sauppe in ſeiner Ausgabe des von Roß aufgefundenen Iſishymnus ſagt: „Viele Beiſpiele beweiſen, daß die Tempel der griechiſchen Götter und Göttinnen von den männlichen und weiblichen Heiligen der chriſtlichen Kirche eingenommen wurden. Man veränderte die Namen der Götter und behielt die heiligen Bilder und das Heiligthum bei. Als ich daher zuerſt dieſen Hym-

„„Und dieſer armen Alten ſollen wir ihren letzten Troſt rauben?!"" ſagte mein Reiſegefährte mit ſeiner gewöhnlichen Menſchenliebe, dem ganzen Reſt ſeines Chriſtenthums.

„Glauben Sie wirklich, daß dieſe kalten Steine beſſer tröſten, als ein vernünftiger Arzt und eine paſſende Krankenpflege?" erwiederte ich ihm. „Ich friere ſchon, wenn ich dieſen Marmorboden und die blaſſe Madonna nur anſehe, wie muß erſt die arme Frau frieren, die am Boden liegt!"

„„Sie denken zu wenig von der Macht des Geiſtes. Ihr Wahn erhebt die Frau über Kälte und Schmerz.""

„Ich vermuthete nicht, daß Sie es auf den Stoicismus, Leiden zu erdulden und zu ignoriren, abgeſehn hatten, ich dachte, Sie verſtünden unter „Troſt"

---

uns auf Iſis lag, fiel mir das Gnadenbild der ſchwarzen Mutter Gottes zu Einſiedeln in der Schweiz ein, zu der jetzt alljährlich ſo viel tauſend Menſchen mit Gebet und Geſchenken wallfahrten. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß jene ſchwarzen Bilder der Jungfrau Maria ſonſt Iſisbilder waren. Und ſo könnte man ſagen, daß die Germanen, über deren Iſiscultus Tacitus ſich wunderte, noch jetzt die Iſis anbeten." Und die Franzoſen machen es nicht beſſer.

eine Minderung oder Aufhebung der wirklichen Uebel, an denen die Frau leidet.“

„„Keine Philoſophie und keine Staatsweisheit kann den Tod aufheben.““

„Der Glaube kann es eben ſo wenig; ob man ſich aber im Wahn oder mit Vernunft zum Sterben entſchließt, ob man ſich durch Hoffnung oder durch Tapferkeit über den Schmerz und das Bittere dieſer Nothwendigkeit erhebt: die Aufraffung zu dieſer Erhebung wird durch keine Veranſtaltung und keine Vorſpiegelung überflüſſig, wenn es darauf ankommt, mit Bewußtſein und mit Anſtand zu ſterben. Gewöhnlich wird man indeſſen bei dieſer Gelegenheit in einen Proceß verwickelt werden, der einem wenig zu denken und noch weniger darzuſtellen übrig läßt.“

Herr ...n unterbrach uns mit der Frage, worüber wir uns ſo eifrig unterhielten? Mein Reiſegefährte erzählte ihm, wir ſprächen vom letzten Troſt und ich hätte ihm ſo eben einen merkwürdigen Fall dieſer Art mitgetheilt. Ein Profeſſor, der zugleich Pfarrer war, wurde zu einer ſterbenden alten Frau gerufen. Nachdem er ſie über ihre Sünden beruhigt und ihr das

Abendmahl gereicht hatte, fragte ſie ihn: Alſo, Herr Profeſſor, ich kann mich darauf verlaſſen, nach dem Tode ins ewige Leben einzugehn? — Liebe Frau, antwortete er ehrlich, wenn ich das wüßte, wäre ich klüger als ich jetzt bin; das muß jeder ſelbſt ausprobiren.

O, que c'était déplacé, rief unſer Prediger wiederholt aus, und die Geſchichte beluſtigte ihn aufs Aeußerſte, während ihn die Theorieen, die ungefähr das Nämliche enthielten, ſo ernſtlich erſchreckt hatten.

Noch mehr Humor entwickelte er ſpäter in Paris, wo er unſern Beſuch erwiederte. Unſere Kinder, ein Mädchen und ein Knabe von fünf bis ſechs Jahren, die ſich ſehr zugethan waren, fand er beiſammen, und als wir ihm vorſchlugen, ſie zu trauen und die Kleinen einwilligten, nahm er die Ceremonie im Scherz vor: und die Kinder nannten ſich fortan nicht anders, als im vollen Ernſt: mon mari und ma femme; ja bei unſerer Abreiſe von Paris wollten ſie ſich durchaus nicht verlaſſen, weil ſie ordentlich getraut und wirklich Mann und Frau wären, und als wir ihnen verſprachen, daß wir bald wiederkämen, nahmen ſie mit der größten Zärtlichkeit und nicht für lange, wie ſie ſagten, von einander Abſchied. Solche Wirkung hatte der ſcherzhafte Segen. Ich glaube nicht, daß ein deutſcher Frommer ſo viel Humor gehabt hätte, als unſer Hugenotte. — Doch kehren wir nach Orleans zurück. Er zeigte uns auch die hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, das Haus und die Statue der Johanna, den Palaſt Karls VII. und der Agnes Sorel, die jetzt freilich keine Parade mehr machen.

Am anderen Tage nahmen wir Abſchied. Wir gaben die Weinleſe auf, ließen unſre Freunde zurück und fuhren die Loire hinab auf einem der Dampfboote, die zur Beruhigung des Publicums die Inexplosibles heißen.

Die Ufer der Loire werden immer ſchöner, je weiter man hinunterfährt. Schon Blois reizt zum Ausſteigen; aber die höheren Ufer, die üppigere, gartenartige Cultur, die Schlöſſer und Villen, die, wie Ménars le chateau, welches die Pompadour bewohnt hat, von oben herab den Fluß beherrſchen, beginnen erſt hinter Blois. Bis dahin waren wir durch Weiden- und Pappelalleen, durch Weinfelder und Wieſen hinabgefahren; der ſchöne, breite Strom, die milde Luft und der friſche, ſanfte Charakter des Landes hatte uns erfreut, aber der Ruhm der Loire ſchien uns bei weitem noch nicht erreicht. Von nun an übertraf ſie alle unſere Erwartungen. Schöne Inſeln umfließt ihr klarer Strom, und, zum See erweitert, rückt ſie ihre reichen, maleriſchen Ufer in eine feenhafte Ferne. In einer kleinen Fähre hatte ſich ein Reiter mit ſeinem Schimmel eingeſchifft; durch die Ferne verſchwanden die Umriſſe der Fähre, das Pferd ſchien auf dem Waſſerſpiegel zu ſtehn, und doch war der Fährmann erſt auf der Mitte des Stroms uns gegenüber. So breit der Fluß ſich ausdehnt, überall ſind die ſchönſten Brücken, hängende und maſſive, hinübergeführt. Bei Méung tragen drei hohe ſchlanke Säulen, denn Pfeiler konnte man nicht mehr ſagen, eine weitgeſpannte, luſtige Brücke, der **Pont de Mer** ruht auf fünf Säulen, er iſt noch ätheriſcher als die Brücke von Méung. Bis Tours durchkreuzten wir acht Brücken und an der von Amboiſe, wo der Fluß und die Gegend ſich in ihrer ganzen Pracht entfalten, zählten wir neunzehn Bogen, die in der Mitte von einer waldbewachſenen Inſel unterbrochen werden. Die Brücke von Mer erinnert mich an ein Abentheuer. Ein Jäger von ariſtokratiſchen Prätenſionen fuhr bis dahin mit uns hinunter. Als er im Boot war, fehlte ihm der Hund. Die Schiffer ſtießen den Nachen vor den Rädern des Dampfbootes fort, der Hund hatte gezaudert und blieb auf dem Verdeck, als jene ſchon fortſchaukelten. Der Jäger fluchte und forderte, lockte und winkte. Es war zu ſpät. Die Matroſen gaben alſo dem zaudernden Hühnerhunde einen Stoß, und er plumpte allerliebſt hinein, beſpritzte ſeinen Herrn und ſchwamm unter dem allgemeinen Beifallsjauchzen der Dämpferequipage neben dem Boote ans Land. Eine ganz abſurde Wuth ergriff den Jäger, er ſchalt die Matroſen Bettler, Lumpe und Unverſchämte und es fehlte nicht viel, ſo griff er zu ſeiner Flinte. Wir hatten noch unſre Freude an ihm, als er auf der luftigen Brücke hoch über unſern Häuptern erſchien und der Hund noch fortfuhr, ſein Bad auf ihn abzuſchütteln und uns für ſeine unverdienten Angriffe an ihm zu rächen. Ce bougre d'aristocrate! rief ein Matroſe aus, il éstime mieux son chien, qu' un chrétien! Halb dachte er im Stil der Revolution, halb in dem der Vendée, auf die wir zuſteuerten.

Je näher wir Tours rückten, deſto ſchöner erhoben ſich die Uferfelſen, ein rothes Geſtein. Neben bedeckten die Höhen und wuchſen auf den natürlichen Dächern der armen Winzer, die vielfältig ihre Wohnungen in dieſe Felſen gehauen hatten und ihre Eſſen ins Rebenfeld hinaufführten. Die unregelmäßigen Fenſter und die kleinen Thüren dieſer Troglodyten des neunzehnten Jahrhunderts verkümmern nicht nur den äſthetiſchen Eindruck, ſie fallen einem ſchwer auf die Seele, wie die Lumpen der Lazaroni in Neapel; die reichſte Natur und mitten in ihrem Ueberfluß der Menſch verwahrloſ't, der ihn erzeugt! Ein kleiner Franzoſe, mit dem ich darüber ſprach, ging lebhaft auf die Sache ein. „Ja, Sie haben Recht, rief er aus, man müßte dies nicht dulden, und wenn wir unſre nächſte Revolution machen, ſoll ſich hoffentlich ihr Motto herumdrehn und ganz Frankreich in den Ruf einſtimmen: Krieg den Hütten, Schlöſſer für Alle! Man muß die Wohnungen der Menſchen nicht zerſtören, man muß ſie erſt ſchaffen!“

Sie ſind Socialiſt, ſagte ich zu ihm.

Monsieur, qui ne serait pas socialiste!

Er ſetzte ſich auf die Bank, zog eine Parthie loſer Manuſcriptblätter hervor, begann darin zu leſen und ſchlief in der milden Octoberſonne ein. Die Blätter ſielen aufs Verdeck und der leiſeſte Wind hätte ihm ſeine Arbeit entführt. Ich empfand dieſe Gefahr ſehr lebhaft, nahm die Blätter zuſammen und hob ſie ihm auf. Er dankte mir ſehr freundlich. „Sie ſind nicht mein, fügte er hinzu, ſondern gehören einem berühmten Autor an. Die Sand hat ſie mir zur Durchſicht zurückgelaſſen, ſie iſt auf dem Lande und ich bin auf der Reiſe zu ihr, um ſie ihr zurückzugeben und einige Wochen in ihrer Geſellſchaft zu verleben.“ Als er hörte, daß ich die Schriftſtellerin und verſchiedene ſeiner Pariſer Freunde perſönlich kannte, wurden wir nähere Reiſegefährten, und er belohnte mir den kleinen Dienſt mit aller möglichen Auskunft, die wir in Tours nöthig hatten.

Die Engländer bewohnen in der ganzen Welt die ſchönſten Punkte, die Chiaja in Neapel, die rue Rivoli in Paris, Interlaken in der Schweiz, und ſo auch die Touraine und vornehmlich Tours ſelbſt. Und es iſt ein beneidenswerther Aufenthalt. So ſanft und freundlich, wie das Land und das Klima, iſt auch das Volk; ſelbſt die Sprache gewinnt noch in ſeinem Munde. Man verſchluckt hier weniger Silben als in Paris, man nimmt ſich die Zeit, ſie alle hervorzubringen, man iſt gerecht gegen den Ausdruck und ſtürzt nicht zum Ziel des Gedankens mit Verachtung des Weges, der dahin führt, wozu ſonſt das Franzöſiſche ſo leicht verleitet. In der Touraine ſpricht man gelaſſen, ſanft und klaſſiſch; ſelbſt die Damen nehmen dieſe löbliche Selbſtbeherrſchung an, und es hat mir den Eindruck der Poeſie hinterlaſſen, wie ſie in pauvre diable, étoile polaire und ähnlichen Verbindungen die unterſtrichenen, ſonſt ſtummen Endungen belebten.

Das Geſicht der Tourainer iſt rund, die Haut nicht braun, aber die ſanfte Schwärze der Augen und des Haars verbindet ſich mit dem Teint zu einer ſolchen Harmonie, daß man in der ganzen Erſcheinung die Empfindung eines Normaltypus menſchlicher Geſichtszeichnung genießt, und ſpäter überall mit großer Leichtigkeit das milde ſchöne Tourainegeſicht unter Frankreichs übrigen oft ſehr ſcharfen Geſichtsbildungen wiedererkennt.

Die Stadt iſt nicht groß, aber elegant. Die Heerſtraße nach Bordeaux, die ſie breit und grade theilt, erhebt ſich über die Brücke hinüber nach Paris und in entgegengeſetzter Richtung nach Bordeaux zu hoch hinauf; man iſt in Verlegenheit, welcher Höhe man den

Vorzug geben ſoll, bis man ſich überzeugt, daß die Richtung nach Bordeaux durch die Wieſen, die der Cher bewäſſert, und durch den Rückblick auf die Stadt und das Loireufer den Charakter des Landes am beſten erkennen läßt.

Auf einem Umwege durch Gärten und Dörfer, in denen, wie in Norddeutſchland der Flieder, ſo hier die Feigen und die Pfirſiche um die Häuſer wucherten, gelangten wir zu den Ueberreſten des Schloſſes, wo Ludwig XI. ſeine Galgen und Kerker angelegt, um das ſchöne Frankreich unter Einen Hut zu bringen. Die Baſtillen waren damals kleiner und ſpecieller gemeint, als ſie es jetzt ſind. Ein Bauer hat ſie in Beſitz und zeigt den Thurm, die Zimmer und die Gefängniſſe des Tyrannen. Kühe graſ'ten in ſeinem Garten und auf ſeinen Verließen. Der Ort war für ein Geringes zu kaufen. Man muß ſich wundern, daß ihn nicht längſt ein Engländer als Reliquie an ſich gebracht, vorzüglich da die Lage und die Ausſicht auf Tours, die Ebne, die Loire und ihre Ufer ſo ſchön iſt, daß man es nicht begreift, wie in dieſer Umgebung eine ſo niederträchtige Gemüthsſtimmung, als die jenes Henkerkönigs ſich hat erhalten können;

und ſind die Geſpenſter ſeiner Opfer nicht längſt erblaßt? — Doch nein, auch ich möchte dieſen Ort nicht bewohnen. Die meiſten Erinnerungen der Hiſtorie, die Ruinen der Burgen, Kirchen, Klöſter, Gräber und ſelbſt die Ueberbleibſel des Alterthums, die kein Künſtler mit dem Hauche ewiger Jugend belebt, verdienen das Loos, welches die alles verjüngende Zeit ihnen bereitet. Ruinen hebt man auf für die Neugierde, und viele ſind nur Pranger der Menſchheit, je entehrender, deſto lockender für die Menge, je grauſamer, deſto pikanter. Um aber in der Marterkammer ſich wohnlich einzurichten, muß man eine Henkernatur ſein; um ein altes Raubneſt wieder herzuſtellen ein Räuber von Inſtinkt und Liebhaberei; die Engländer haben Recht, daß ſie die Galgenſtätte Ludwigs XI. nicht bewohnen mögen.

Die Weinleſe war vorüber, die letzten ſchönen Tage hatten uns begünſtigt, und als der Regen auch hier ſein Recht behauptete, wurde uns der Abſchied um ſo leichter; wir kehrten raſch in die Heimath, nach Paris, zurück. Ja, in die Heimath!

23.

Rückkehr nach Paris.

Nirgends auf der Welt wird man ſchneller heimiſch als in Paris. Alles Schöne, was die Stadt bietet, eignet man ſich an, jeden Uebelſtand fühlt man mit, an der Arbeit, dieſe gewaltige Wohnung der Menſchen zu vermenſchlichen nimmt man Theil ſo viel man es vermag, und die Sprache der freiſten und humanſten Sterblichen, die einzige, die jetzt für unſre innigſten Herzenswünſche mit Nachdruck laut wird, dieſe Sprache, der Schrecken unſerer Feinde, wenn ſie ihren Ton erhebt, ſie ſpricht jedem zu Herzen, der es empfindet, daß die deutſche Zunge despotiſirt, geknebelt und entehrt, daß ihr Zorn ohnmächtig, ihre Freiheitslieder ein Kinderſpott, ihre Weisheit die Rede eines Gefangenen und ihr einziger Nachdruck die Willensmeinung unſerer Kerkermeiſter iſt.

Paris, geläſtert von den Schergen aller Art, geſchmäht von den rohen Landsknechten des Deutſchthums, geflohn von den beſchränkten Naturfreſſern aus der Patriarchenwelt, Paris feſſelt mehr, als irgend eine andere Heimath es vermöchte. Ehe wir es betreten und wenn wir es längſt verlaſſen, leben unſre beſten Gedanken und Wünſche in ihm.

Die Rückkehr zu dieſem Herzen der Welt war uns eine große Befriedigung, und je entſchiedener wir uns auf die Nothwendigkeit, es im Frühling zu verlaſſen, vorbereitet, deſto mehr wußten wir den Augenblick zu ſchätzen. Wir durchkreuzten den ganzen Faubourg St.-Germain vom Jardin des Plantes, wo die Orleanser Bahn mündet, bis zu dem Boulevart der Invaliden, in deſſen ſtiller Umgebung wir wohnten. Das linke Seineufer, an dem dieſer Stadttheil liegt, hat einen theoretiſchen, unbefriedigenden, vorweltlichen Charakter. Die Gegend, wo das Volk wohnt, iſt ſchrecklich vernachläſſigt, ſelbſt um das Pantheon herum fehlte es noch vor Kurzem an Gasbeleuchtung, die Wohnung der Gelehrſamkeit, das Quartier latin, ſteckt nicht minder in ſchmutzigen Winkeln und die Paläſte und Gärten der alten Ariſtokratie ſind öde und todt, wie der Kirchhof. Mit der Zeit wird der Abbruch vieler Kothlöcher in der innern Stadt einen großen Theil der Bevölkerung nach den einſamen Boulevarts des Faubourg St.-Germain und in die luſtigen neuen Straßen hinauswerfen; die Häuſer ſind ſchon im Entſtehen. Für jetzt aber iſt dieſer Theil von Paris nicht eigentlich Paris. Wir beſchloſſen daher, ihn für die letzte Zeit unſers Aufenthalts zu verlaſſen, und in das Herz der Stadt zu ziehn, um den Winter mitten im lebhafteſten Gewühl des rechten Ufers zuzubringen.

Die Phyſiognomie der großen Stadt des rechten Ufers iſt eine ganz andere, als die des Faubourg St.-Germain. Hier füllen ſich ſelbſt die ungeheuren Strecken und Flächen der Boulevarts, der elyſeiſchen Felder, des Concorde- und Carouſſelplatzes unaufhörlich mit Menſchen; als wir zuerſt durch die rue Richelieu fuhren, fragten die Kinder, ob hier Jahrmarkt wäre, ſo drängen ſich die Wagen und die Fußgänger in dieſer Pulsader von Paris; und wenn man im Tuileriengarten unter den Bäumen nach der Stadt hinhört, ſo ſchlägt ein weit verbreitetes Getöſe, wie von der bewegten Meeresbrandung oder von einem großen Waſſerfall an unſer Ohr. In dieſer ununterbrochenen Erſchütterung der Luft verlernt man die Stille des Landes und der Natur; und wie man in ausgeſtorbenen Schneeregionen der Gebirge die

Töne der Natur und die Bewegung der lebendigen Welt vermißt, die man verlaſſen hat, ſo wirkt nach einer längeren Gewohnheit des geräuſchvollen Paris das Land auf unſere verwöhnten Nerven. Auf das eintönige Land iſt aber dies Geräuſch wieder angenehm.

Wir fanden eine ſonnige Wohnung im Quartier Chaussée d'Antin am Place St.-George in der rue notre dame de Lorette, der Straße der Banquiersmaitreſſen, die man von dieſer Gegend Loretten nennt, und dem Gartenpalais des Herrn Thiers gegenüber. Die hohe Lage ließ uns die Diogeneslaterne von St.-Cloud, den Invalidendom, Valle de Grace und ſogar die Tuilerieen aus dem Fenſter erblicken; aber ſo klar und kalt der Winter war, der Horizont wurde nur im Herbſt und Frühjahr frei, und ſo ſchön die Ausſicht ſein konnte, ſo ſelten war ſie es. Bei dem neblichten und dunſtigen Wetter von Paris begreift man die Gleichgültigkeit der Menſchen gegen eine ſchöne Lage. Der Nebel und der feine Regen herrſcht wochenlang, er dringt die Seine vom Meer herauf, führt ſeinen Seegeſtank noch mit ſich und iſt bisweilen ſo dick und undurchdringlich, daß man ſich an den Häuſern hinfühlen muß und ſelbſt die ſchmalen Straßen, wo ſie belebt ſind, mit Lebensgefahr paſſirt. An einem ſolchen Tage war es, als die Sitzungen der Deputirtenkammer eröffnet wurden. Der König fuhr in abſoluter Sicherheit vor den Schüſſen der Aufrührer, in dem dickſten Strich des Nebels am Quai entlang, nach dem Palaſt Bourbon; aber das Syſtem ſelbſt ſollte diesmal einen tödtlichen Streich empfangen. Der Nebel um des Königs Weisheit hat ſich verzogen; man ſieht es jetzt deutlich: die Parthei, die ihn trägt, iſt nie in ſeiner Hand geweſen, ſondern er immer in der ihrigen; denn nun die Parthei ihre Mittel erſchöpft und inneres Zerwürfniß ihre Macht gebrochen hat, weiß auch der König keinen Rath. Nur, wenn er ſtirbt, ehe das Schickſal der Conſervateurs ſich vollendet, wird er ſeinen Ruf mit ins Grab nehmen und erſt ſeinen Nachfolgern die Früchte dieſer furchtſamen, engherzigen und gedankenloſen Politik zu erndten geben.

Louis Philipp hat das Gefühl von der Unzulänglichkeit ſeines Syſtems. Die Befeſtigung von Paris ſoll die Feſtigkeit des Beſtehenden hervorbringen. Ohne dieſe morſche Stütze vermißt man ſie. Napoleons Beiſpiel, daß der Abfall von der Idee des

Jahrhunderts mit Kanonen nicht durchzuſetzen iſt, hat dieſe Menſchen nichts gelehrt; und wenn ſie ganz Paris mit geheimen Gängen unterhöhlten, um bei einem Aufſtande in die Forts zu flüchten; es wäre umſonſt: man regiert die Welt nicht unter der Erde und hinter den Schanzkörben, ſondern oben im Licht der Ideen und durch die Köpfe der Menſchen. Ueber die Kaninchengänge, die nun vollends der Rathloſigkeit und Furcht die Krone aufſetzen, bin ich ſo lange zweifelhaft geweſen, bis mir Jemand verſichert hat, *er ſei ſelbſt darin geweſen, und habe Gelegenheit gehabt, den unterirdiſchen Gang von den Tuilerien durch den Garten unter der Allee des Feuillants hindurch und bis nach den elyſeiſchen Feldern hinauf zu verfolgen.* Er würde bis zur Enceinte führen, die Enceinte aber mit allen Forts durch Eiſenbahnen in Verbindung ſtehn. Der ganze Plan iſt aber ſo lächerlich, daß man ſo lange daran zweifeln ſollte, bis man ſelbſt in dem Gange geweſen und die Rettungsanſtalten mit eignen Augen geſehn hätte, Vorkehrungen, die ungefähr eben ſo praktiſch wären, wie der Regenſchirm mit dem Blitzableiter, zumal wenn das Geheimniß, wie alle Geheimniſſe in Paris, verrathen würde.

24.

Helvetius und wir.

Als ich mich eingerichtet in meiner neuen Wohnung am Fuß des Montmartre und mit friſchem Eifer die großen Franzoſen ſtudirte, welche die Väter unſerer weltbewegenden Bildung ſind, fiel mir Stirners Buch „der Einzige und ſein Eigenthum“ in die Hände und zugleich das Urtheil eines Weiſen von der bequemen Art, die jede neue Erſcheinung, um ſie zu beſeitigen, für eine alte erklärt. Hegels Philoſophie hat man lange damit zu beſeitigen geſucht, daß man ſie für einen aufgewärmten Neuplatonismus erklärte; und nun ſoll Stirners „ſeltſames Buch“ nichts als eine Combination aus Fichte und Helvetius ſein! Wenn die Combination keine Mißgeburt und die Reproduction keine Verpfuſchung iſt, ſo hat die Arbeit immer noch ſo viel Verdienſt, als der reproducirte Geiſt Macht und Gültigkeit. Aber die Auflöſung aller Gedanken und aller ſittlichen Mächte in die Macht des empiriſchen Egoiſten, dieſes wirklichen „Hanſen“, wie Stirner ihn nennt, iſt ſehr verſchieden von dem Fichtiſchen Idealismus, deſſen Ich eine Kategorie iſt und dieſer Egoismus Stirners, der ein Werkmeiſter aller Gedanken und ſittlichen Geſtalten und ihr ſophiſtiſcher Souverain iſt, unterſcheidet ſich durch ſeinen Univerſalismus „von dem Intereſſe, deſſen Geſetzen, nach Helvetius, die moraliſche Welt folgt“, ſehr weſentlich. Allerdings begreift ſchon Helvetius die allumfaſſende Formationsthätigkeit des wirklichen Individuums, „jeder, ruft er aus, iſt ſich ſeine Welt, die Uebrigen ſind ihm nichts“; aber, fügt er ſehr weiſe, obgleich nicht gegen ſich gewendet und in einer ganz andern Verbindung hinzu: „für die meiſten Menſchen ſchließen die Principien keine Conſequenzen in ſich.“ Helvetius war geiſtreich genug, um die Macht des Individuums über die intellectuelle und ſittliche Welt in ein ſchlagendes Aperçü zu faſſen; aber ſeine Zeit war noch nicht zu dem gründlichen Bruch mit der Autorität gelangt, wie die unſrige. „Alle Götter, ausgenommen der unſrige, ſagt er, ſind von Menſchen gemacht“, „die Religion iſt ein Gut, der Fanatismus ein Uebel“; ſo denkt er. Aber er fragt nicht, wie ſich Religion und Fanatismus unterſcheiden? Und antwortet nicht: Beide opfern die Erde dem Himmel oder die Wirklichkeit der Phantaſie, die Religion in

Gedanken, der Fanatismus in der That. „Verlaß Vater und Mutter, opfre Weib und Kind, laß es fahren dahin, ſie habens kein'n Gewinn"! predigt der Religiöſe. Der Fanatiker thut es.

Es giebt Augenblicke, wo der vernünftige Menſch daſſelbe thut, wie der Fanatiker, aber nicht aus denſelben Motiven, nicht im Joch der Phantaſie, ſondern in der Gewalt der Wirklichkeit und ihrer Conflicte. Mache deine Phantaſie zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zur Phantaſie; ſo läufſt du alle Gefahren der Religion und des Fanatismus auch in dem Gebiet der alltäglichſten Dinge. So unklar Helvetius ſich über das Weſen der Religion iſt; ſo viel klarer iſt er ſich über das Verhältniß des Despotismus zur ſittlichen und intellectuellen Weltbewegung. Hierin und in der klaſſiſchen Form übertrifft er unſere jetzige Oppoſition, die es viel zu ſehr vergißt, daß ſie nur Einen Feind, den Despotismus, und nur eine Waffe, die weltbewegende Form hat. Helvetius iſt ein ächter Franzoſe, ſeine geiſtreiche Schrift über den Geiſt, ſo veraltet ſie in ihrem doctrinären Theil iſt, ſo ſehr paßt ſie in ihrer genialen und ſprichwörtlich abgerundeten Lebensweisheit noch heute. Was er über den Despotismus und ſeinen ärgſten Feind, den klaſſiſchen Schriftſteller, ſagt, ſollte Deutſchland mit goldenen Buchſtaben auf die Thore aller ſeiner Hauptſtädte graben. „In Despotieen iſt das Privatintereſſe nie das öffentliche. Jeder Anwalt der öffentlichen Sache und der Freiheit iſt ein Geächteter. Man ehrt die *Niederträchtigkeit*, man belohnt die *Mittelmäßigkeit*, ihr vertraut man faſt alle öffentlichen Aemter an. Die Tugend fordert man nur dem Namen nach und die Wahrheit nur unter der *Bedingung*, daß man klug genug ſei, ſie zu verſchweigen." Zu dieſem Behuf müſſen die Cenſoren ſie kennen, um ſie nicht ins Publicum kommen zu laſſen, und die Redactionen der Zeitungen über ihre Gefährlichkeit aufgeklärt ſein, um Dinge zu lügen, wodurch das Urtheil des Publicums von der blutigen Fährte der Wahrheit abzubringen iſt. — „Die Juriſten und Theologen, ſagt Helvetius, ſind die Diener der Despoten. Hätte die Peſt (dies führt er aus Gordon an) Orden und Penſionen zu vergeben, ſo würden ſich Theologen finden, die ſchlecht genug, und Juriſten, die niedrig genug wären, zu behaupten, daß die Herrſchaft der Peſt von Gott und Rechtswegen beſtände und daß ſich ihr zu widerſetzen und ihren böſen Einflüſſen ſich zu entziehn, Hochverrath wäre." — In den franzöſiſchen Colonieen haben die katholiſchen Prieſter die Sklaverei aus dem Chriſtenthum bewieſen und den Sklaven gepredigt: „Seid unterthan euren Herren, die Gewalt über euch haben!" — „*Der Despotismus tödtet ſelbſt die Gedanken.* Welcher Menſch wagt zu denken bei einem Volke, das der willkürlichen Gewalt unterworfen iſt? Die Furcht, die Ungewohnheit und ſelbſt die Gefahr zu denken, führt bald die Unfähigkeit herbei. Man denkt wenig in den Ländern, wo man ſeine Gedanken verſchweigt. Vergebens würde man ſagen, denn ſchwiege man aus Klugheit, um glauben zu machen, daß man darum nicht weniger dächte. Es iſt gewiß, daß man darum nicht mehr denkt und daß die edlen und muthigen Gedanken ſich nie in den Köpfen erzeugen, die dem Despotismus unterworfen ſind."

Wie iſt aus dieſem Kerker des Geiſtes zu entkommen? Man müßte der Welt die Hoffnung nehmen, wenn einmal alle Köpfe untergebracht und alle Völker despotiſirt wären. Und ſelbſt bei dem Auftauchen Einzelner gewinnen die Maſſen zunächſt wenig. „Dumme überzeugt man nur durch Dummheiten",

„wir ſchätzen nur die Gedanken, die den unſrigen entſprechen", „große Männer erregen ſo lange das Gelächter der Welt, bis ſie ihre Bewunderung erregen".

Helvetius und ſeine Freunde waren in einer ganz ähnlichen Lage der Welt und ihren Herren gegenüber, als es die jetzige Bildung und ihr Ausdruck, die Preſſe, bei uns iſt. Selbſt die Sprache, den gemeinſamen Boden der Denkenden, mußten ſie ſich erſt ſchaffen, „die Faulheit des Leſers zwingt den Schriftſteller zur Klarheit. Die Metaphyſik muß ihre Schleier ablegen und aus einer Wiſſenſchaft der Worte eine Wiſſenſchaft der Sachen werden." „Um einen vollſtändigen Erfolg zu haben, muß man mit dem ſchönen Ausdruck die Wahl der Gedanken verbinden." Warum ſtürzt jetzt eine ſolche Fluth von niederträchtigen Literaten in das hohle Bette der deutſchen Preſſe? Weil der Druck die Gedanken vertilgt und die wenigen Denker, die ſich gerettet, es verſäumt haben, den Grazien zu opfern. Es iſt unſer dringendſtes Bedürfniß, nun auch unſrer Seits, wie damals die Franzoſen, die Metaphyſik und die Gelehrſamkeit in der durchſchlagenden ſchönen Form zu realiſiren. Als dann wird „Luſt und Schmerz“ das übrige thun, die Wiſſenſchaft „der Sachen“ erzeugen und Helvetius zu einem glücklichen Propheten machen: „Luſt und Schmerz herrſchen über den Menſchen, über ſeine Gedanken und Thaten; ſie zeugen ſeine Leidenſchaften, regen ſeine Abneigungen, ſeine Freundſchaften, ſeine Zärtlichkeiten, ſeinen Muth auf, ſie entzünden ſeine Begierden, ſeine Furcht, ſeine Hoffnung, ſie entſchleiern ihm Wahrheiten und ſtürzen ihn in Irrthümer. Endlich aber, nachdem ſie tauſend abſurde und einander widerſtreitende Syſteme der Sittlichkeit und der Geſetzgebung erzeugt haben, werden ſie ihn eines Tages die einfachen Principien entdecken lehren, an deren Entwickelung die Ordnung und das Glück der ſittlichen Welt geknüpft iſt.“

Unter uns und in der neueſten Zeit bringt es Börne den großen Franzoſen am nächſten. Er iſt immer Künſtler und nie damit zufrieden, die Wahrheit zu ſagen, er ſucht auch das Herz des Leſers zu treffen und ſeinen Witz zu beſchäftigen. Mit Helvetius hat er die geiſtreiche Form, den reichen Inhalt und die richtige Würdigung des Despotismus gemein. Er gelangte aber dadurch zu einer großen Wirkung und bei der ganzen Jugend zu dem Anſehn eines Klaſſikers und eines edlen Charakters: Beides mit vollem Recht und er wird fortwirken, ſo lange ſeine Worte wahr ſind. Leider iſt dies ſchon lange und wird noch länger währen; wo man ihn aufſchlägt, überall ſollte man ſagen: das hat er geſtern geſchrieben, denn noch heute paßt es in allen Punkten. Er iſt der einzige berühmte Autor unter uns, der ſich frei der Wahrheit in die Arme wirft, der ſich weder möglich erhalten, noch von ſeiner Furchtbarkeit Gewinn ziehn will. Er zieht den Literaten aus, und wird Tribun, er wirft den Ehrgeiz weg und ergreift die Fahne des ewigen Ruhms. So lange die Erinnerung des ſchönen Aufſchwungs von 1830 und des ſchmählichen Rückfalls der Deutſchen dauert, ſo lange wird Börne der Einzige ſein, in dem ſich die Welt das Gefühl unſerer Schmach wiederholt; denn er mußte die Deutſchen erſt lehren, daß die Scham eine Tugend und die Niederträchtigkeit ein Laſter iſt. Man hat ihn verfolgt mit den Hetzhunden und mit den Hofhunden der ſchnöden Preſſe jener Zeit; Pedanten, Patrioten und Literaten vereinigten ſich zu Einem Chor, um ihn zu beſchimpfen. Er iſt der freiſte Deutſche ſeiner Zeit und ſeine Zeit iſt bei den Deutſchen noch nicht gekommen. Nur die Franzoſen haben ihn öffentlich geehrt und ſeinem Namen auf dem Père la chaise ein Denkmal geſetzt, worauf unter der Weihe der Freiheit die Gallia und Germania ſich die Hände reichen; ein edler franzöſiſcher Künſtler hat ihn verſtanden und „die deutſche Jugend, ſagte ein Aufſeher des Kirchhofs, wallfahrtet zu dem Grabe dieſes deutſchen Dichters“. Ja wohl des Dichters, deſſen Wirklichkeit wir immer noch nicht erreicht; deſſen Gedanken ſogar den meiſten Deutſchen zu kühn ſind, um ſie, ſelbſt in ſeinem Munde, für Ernſt zu nehmen; denn ein Republikaner iſt ihnen ſo lange ein Narr, bis er ihnen als Heros erſcheint, was übrigens im Munde unſerer Zeitgenoſſen derſelbe Titel iſt, nur aus weiterer Ferne zugerufen.

So frei Börne politiſch denkt, ſo ſehr war er noch befangen in dem Gegenſtoß ſeiner Zeit gegen den Humanismus und die Philoſophie; wie Helvetius verſteht er die Religion nicht. Den Ernſt, den Eifer, die Geſinnung, den Charakter nimmt er für Religion. Deswegen verkannte er die freien Elemente in Göthe und Hegel; deswegen ſtand er unter Jean Pauls Einfluß; deswegen legt er auf Witz, Humor und Ironie, als auf die geiſtreichen Formen der Kunſt, ein Gewicht, unter dem die univerſelle Schönheit ſeiner Form leidet. Das Geiſtreiche iſt particular, der permanente Witz eine Manier, Humor eine beſondere Stimmung, Ironie eine ſuperiore Haltung, die der Polemik vortrefflich dienen kann; der Schönheit aber thut das grelle Schlaglicht des Witzes leicht Abbruch. Börne's Stellung iſt nun vorzugsweiſe polemiſch, man freut ſich jedes geſchickten Stoßes, es gelingt ihm faſt immer, ſeinen Witz zu motiviren, nur ſelten bricht er ungehörig damit hervor; aber die ganze Färbung ſeiner Rede iſt durch den Witz entſchieden. Iſt dies ein Mangel, hör' ich die erſtaunten Verehrer des Witzes ausrufen, war Börne's Waffe nicht um ſo eindringlicher, je ſchärfer er ſie geſchliffen? — Iſt Pfeffer etwas Schlechtes, iſt das Salz zu entbehren? aber ihr geiſtreichen Freunde des Witzes, ihr werdet begreifen, daß man nicht Alles in Pfeffer und Salz ißt. Wollt ihr Geiſt, ſo ſeid ihr ſicher, daß der Witz ſein Sohn iſt; aber ihr müßt euch gewöhnen, den Geiſt und ſeine ſchönen Formen auch in milderen Geſtalten zu erkennen, und es iſt für Deutſchland nichts nöthiger, als den Gegenſatz von Geiſt und Pedanterei in einer Literatur aufzuheben, die weder pedantiſch-geiſtreich, noch geniale oder liederliche Pedanterei iſt, vielmehr von einer unerbittlichen Strenge des guten Geſchmacks, die das Publicum ausüben muß, beherrſcht wird. Wo ein ſolches Ehrengericht noch nicht gegründet wurde, da wird es immer von Neuem möglich, daß Pedanten die größten Genies beſchimpfen, wie dies Börne zu ſeiner Zeit begegnete, und daß die rohſten Naturknollen, wie das teutoniſche Geſchlecht von Anno „friſch, frei, fröhlich, fromm“, als Götterbilder in die deutſche Ruhmeshalle kommen. Hätte man es für möglich halten ſollen, daß noch Börne's Franzoſenfreſſer und in unſerer geknechteten Zeit der Ruhm Deutſchlands und das Geſchrei gegen die Franzoſen, gegen die Revolution, gegen die Länderräuber, gegen die Philoſophie und Poeſie, wie es neulich der alte Vorturner Kortüm in den Heidelberger Jahrbüchern anſtimmte, und die ſchleswig-holſteiniſchen ſchwarzrothgoldnen Brudergefühle, die in Würzburg erklungen, noch einmal ganz von vorne beginnen und alle die weltkundigen Illuſionen als neue Evangelien predigen würden? Sollte man nicht jedem Schulknaben einen Franzoſenfreſſer zum Neujahr ſchenken, um endlich die Genugthuung zu erleben, daß ein allgemeines Gelächter ausbricht über jeden, der nach einer dreißigjährigen Erfahrung, wie die unſrige, noch einmal die alten Deviſen von 1813 und 15 auf unſre Fahnen ſtickt, die einzige Freiheit aber, die wir erkämpften, die philoſophiſche und poetiſche, mit den Kolbenſchlägen von Waterloo bedient?

Börne's Kampf iſt fortzuſetzen; und es käme nur darauf an, Altdeutſchland in allen ſeinen wüſten Organen zu beſingen und dem neuen Geiſt eine freie, univerſelle, unwiderſtehliche Form zu ſchaffen. Jeder Schriftſteller, der die Feder aufnimmt, iſt dem Genius des Jahrhunderts verpflichtet; ſeine Ehre läuft Gefahr, noch iſt ſie zu retten.

25.

Die preußiſche Conſtitution und die Schriftſteller-Expulſion Beide zurückgenommen.

Die Bekanntſchaften, welche der Winter mir zuführte, brachten mich, nachdem ich viele Monate ganz ſtill meinen Studien gelebt hatte, wieder in die Politik. Ehe noch in Deutſchland eine Sylbe laut wurde, waren in Paris alle Details über die preußiſchen Conſtitutionspläne bekannt. Die Neuigkeit machte einigen Eindruck, ſie war poſitiv, und da der König ſelbſt die Einwendungen des Herzogs der Reaction, des Fürſten Metternich, überſtanden hatte, ſo zweifelte man nicht mehr. „Sie werden in Preußen eine Conſtitution haben, ſagte mir ein alter deutſcher Ariſtokrat, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht hatte, man will die *berathenden* Provinzialſtände in Berlin verſammeln; was denken Sie davon?"

„„Das erſte Wort dieſer Berathung würde ſein, daß man, um zu berathen, vorher Ein Preußen *conſtituiren* müſſe.""

„Allerdings, die verſchiedenen Provinzen können nicht Ein Intereſſe berathen, wenn jede ein anderes hat. Sie halten alſo die Conſtitution für unmöglich. Ich ebenfalls."

„„Eine Conſtitution ohne Conſtituirung iſt unmöglich. Eine *wirkliche* Conſtituirung Preußens"" —

„Wäre eine Revolutionirung Deutſchlands" —

„„Und der europäiſchen Politik.““

„Die Beamten, der Adel, das Militair, die Geiſtlichkeit — Alles würde in Frage geſtellt. Man würde alle Aemter umſonſt verwaltet, keinen Vorzug der Geburt anerkannt, kein ſtehendes Heer beſoldet und nur Schullehrer, keine Geiſtliche angeſtellt wiſſen wollen. Sie haben dies furchtbare Wort einmal ausgeſprochen; ich fürchte, es hat ſich in viele Köpfe eingeprägt.“

„„Ich wüßte nicht, was Sie perſönlich dabei zu befürchten hätten; und für Ihre Anſichten können Sie noch weniger beſorgt ſein, denn nur ſo weit, als es möglich wäre, würde die Reform gehn, und ſo viel ich weiß, ſind Sie nur gegen die unmöglichen Reformen.““

„Wenn dieſe Reformen möglich ſind, ſo iſt unſer Stand aufgehoben. Auch der Hof — Sie wiſſen, daß ich ſonſt kein Freund der Orleans bin, — hält die Pläne des Königs von Preußen für ſehr gefährlich; und die kleinen conſtitutionellen Prinzen in Deutſchland haben ſämmtlich ihre Bedenken ausgedrückt.“

„„Sollte dies nicht grade ein Motiv für den König von Preußen ſein, bei ſeinem Plane zu verharren.““

„Ich fürchte es ſehr; er iſt noch nicht ohne Ehrgeiz.“

Die franzöſiſchen Zeitungen beſprachen die Sache, zuerſt der Siècle, dann der National, ſpäter das Journal des Débats. Man glaubte nicht an eine wirkliche Befreiung und für einen Schein zum Schein, ein Wort zu den vielen Worten hinzugefügt, wollte man ſich nicht intereſſiren.

Endlich kamen auch die deutſchen Zeitungen mit großen Lobgeſängen und beſcheidenen Zweifeln; aber nun war ſchon alles glücklich wieder vorüber.

„Der Prinz von Preußen hat energiſch proteſtirt und der König ſeinen Plan ſuspendirt,“ ſagte mir derſelbe Mann, der dieſen Plan noch kurz zuvor für eine verhängnißvolle Realität gehalten hatte.

Unterdeſſen erſchien die kleine klaſſiſche Broſchüre von Dr. Joh. Jacoby: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelms IV“. Die Débats brachten eine Ueberſetzung davon und erklärten ſich ſehr freimüthig über den erfreulichen Fortſchritt des politiſchen Geiſtes in Deutſchland; „ſolche und ähnliche Manifeſtationen, ſagten ſie, bewieſen die Vorbereitung des preußiſchen Volks auf eine Bewegung in freieren Formen, als die bisherigen ſeien.“ Die franzöſiſche Sprache gab den Documenten nur noch mehr Schärfe und Nachdruck und die Autorität des Journals der regierenden Parthei hob die Sache der preußiſchen Conſtitutionellen. Faſt hätte ich geglaubt, die Landtage und die Städte würden, mit dem königlichen Wort und dem Landrecht in der Hand, ſich die Freiheit erobern, als Menſchen und freie Weſen zu denken, zu reden und ſich ſelbſt zu beſtimmen. Der Erfolg hat gezeigt, wie weit ſie von dieſem Ziel noch entfernt ſind.

Die Diplomaten, ſelbſt die kleinſten deutſchen, waren gleich darüber einig geweſen, daß es auch diesmal noch nicht nöthig ſein werde, den alten Weg, hinter der Wahrheit und Freiheit vorbei, zu verlaſſen; doch war es intereſſant zu ſehn, wie ſehr ſie die „unbeſonnene Anregung der Conſtitutionsfrage in Preußen“ fürchteten. Es iſt dies für die kleinen liberalen Fürſten dieſelbe Gefahr, als es für die Proteſtanten wäre, wenn der Pabſt mit ſeiner ganzen Kleriſei plötzlich vernünftig würde; alle Conſiſtorialräthe und Pfaffen wären für ewige Zeiten verloren; aber auch ſie werden ſagen: „Rome ne recule pas!“, und im Nothfall würden ſich Leute finden, die päbſtlicher als der Pabſt wären.

Unterdeſſen bereitete ſich die Auflöſung der conſervativen Parthei in der Kammer vor, eine ganz unerwartete Bewegung ergriff grade die faulſte Region des politiſchen Lebens; die Conferenzen bei unſerm Nachbar Thiers wurden lebhafter und das linke Centrum dachte ſchon an ein liberales Programm und an die Vertheilung der Miniſterien. Man konnte darin den erſten Schritt zur Befreiung von dem alten funfzehnjährigen Syſtem ſehen, und wenn man auch von Thiers nichts Gutes zu erwarten hatte, ſo lag doch in der Situation ſelbſt die Nothwendigkeit, der Oppoſition Zugeſtändniſſe zu machen.

Mitten in dieſen Verwickelungen, die ich fürs Erſte noch ſehr theoretiſch anſah, reiſ'te ich auf einige Wochen nach Süddeutſchland und Zürich. Aber gleich nach meiner Rückkehr ſollte ich perſönlich für das Schickſal der Miniſter intereſſirt und ſo wider alles

Erwarten praktiſch bei der Verwickelung betheiligt werden.

In Zürich fand ich die Gegner der Pietiſten und Jeſuiten voll Hoffnung; eine Aenderung der reactionären Politik durch Entfernung der Septemberparthei aus der Regierung ſtand bevor und ich eilte Ende Januar, kurz vor der großen entſcheidenden Volksverſammlung gegen die Jeſuiten, mit der Ueberzeugung nach Paris zurück, daß im Anfange der guten Jahreszeit unſer Umzug nach Zürich, den ich wünſchte, kein politiſches Hinderniß finden würde.

Ich kenne in der deutſchen Welt keinen reizenderen Punkt, als Zürich. Man hat hier Land und Stadt, Bildung und Natur vereinigt, man iſt mit der deutſchen Bewegung in ſteter Verbindung; nur muß man von der hieſigen Welt keine Philoſophie verlangen, ſelbſt dieſe Politik iſt nicht für uns. Ein Deutſcher kann hier nur zuſehn, unſer altes Loos. — Ich beſtieg in Mühlhauſen mit einem ſehr cultivirten Courier die Poſtchaiſe.

Bisher war der Winter gelind und ohne Schnee. In den Vogeſen empfingen uns die erſten Flocken, indeſſen hinderten ſie, ſo dicht ſie auch fielen, die Fahrt nicht; und mit gewohnter Schnelligkeit erreichte die Malle Paris.

In einer kalten Januarnacht trat ich in meine Wohnung, und beſchloß, von der angreifenden Fahrt, auf der ich mir zum Ueberfluß einen Fuß ſehr ſchmerzhaft beſchädigt hatte, auszuruhn.

„Man hat nach Ihnen gefragt“, ſagte der Portier. — Laſſen Sie niemand zu mir; ich bin ſehr ermüdet und angegriffen, antwortete ich. — „Es war der Herr Commiſſair und er hat mir anbefohlen, wenn Sie zurückkehrten, es ihm ſogleich zu melden.“ — Gut, ſo ſagen Sie ihm, um eilf Uhr wäre ich zu ſprechen. —

Um eilf Uhr erſchien ein ſehr freundlicher Commiſſair mit ſeinem Schreiber, bat ſich eine Unterredung mit mir allein aus, entſchuldigte ſich, daß er mir etwas Unangenehmes (une nouvelle facheuse) mitzutheilen habe, und überreichte mir die Copie eines Vertreibungsdecrets folgenden wunderlichen Inhalts:

„Polizeipräfectur. Wir Pair de France, Prefet de Police, Nach dem Erlaß (décision) des Miniſters des Innern vom 11. Januar 1845, welcher befiehlt, den Herrn Ruge (Arnold), gebürtig aus Preußen, vom franzöſiſchen Boden zu vertreiben, wo ſeine Gegenwart geeignet iſt, die Ordnung und öffentliche Sicherheit zu ſtören,

Und auf Grund des Artikels VII des Geſetzes vom 28. Vendémiaire des Jahres VI, nöthigenfalls auch des Art. II des Geſetzes, welches den 21. April 1832 erneuert worden iſt,

Haben beſchloſſen und beſchließen wie folgt: Der genannte Herr Ruge iſt gehalten, Paris 24 Stunden nach Mittheilung des Gegenwärtigen und Frankreich in möglichſt kürzeſter Friſt zu verlaſſen. Und es iſt ihm verboten in Zukunft zurückzukehren unter Androhung der geſetzlichen Strafen.

Es werden alle nöthigen Maßregeln ergriffen werden, um die Ausführung dieſer Verfügung zu ſichern.

Gegeben zu Paris, den 13. Januar 1845.

Der Pair von Frankreich, Präfect der Polizei.

gez. G. Delaſſert.

Auf den Rand iſt geſchrieben: Gebilligt: Paris, den 16. Januar 1845. Der Miniſter des Innern. gez. Duchätel.

Für die Abſchrift: Der Generalſecretär der Polizeipräfectur."

Als ich beſcheinigt hatte, daß mir um 11 Uhr dies merkwürdige Document mitgetheilt worden ſei, ſagte der freundliche Ueberbringer des brutalen Befehls: „heute zählt nicht mit. Sie haben alſo Zeit bis übermorgen Mittag, Ihre Maßregeln zu nehmen. Uns, die wir Ihre Nachbarn ſind, iſt bekannt, daß Sie in jeder Hinſicht vorwurfsfrei gelebt, auch Ihr Umgang iſt uns bekannt. Ich vermuthe daher ein Mißverſtändniß. Sind Sie ein Preuße?"

Nein, ich bin ein Sachſe, obgleich ich in Preußen geboren bin.

„Und Sie ſtehn gut mit Ihrer Geſandtſchaft?"

Ohne Zweifel.

„Nun, da dürfen Sie nicht verzweifeln, und am Ende, wir ſind hier nicht in Rußland."

Er empfahl ſich mit der Verſicherung, „daß er nicht hoffte, ich würde in dieſem Wetter" — es war plötzlich der ärgſte Winter eingetreten — „zur Reiſe genöthigt ſein, nicht einmal nach St. Cloud oder Verſailles, wo man ja im Uebrigen noch ſo gut als in Paris wäre."

Ich hatte ſo viel Humanität nicht erwartet. Sollte man nicht ſagen, in Paris wird man mit mehr Rückſicht zum Thor hinausgeworfen, als in Deutſchland zum Hofrath ernannt?

Ich wandte mich natürlich an meinen Geſandten. Auch die Sachſen ſind freundliche Leute, zudem war es abſurd, meine harmloſe Exiſtenz, da ich ſeit mehreren Monaten nichts mehr drucken ließ und das Journalproject längſt geſcheitert war, für ſtaatsgefährlich zu erklären; ich erlangte alſo durch die Geſandtſchaft einen Aufſchub von der Präfectur, und wandte mich mit einer Reclamation an den Miniſter, worin ich nachwies, daß hier nothwendig ein Mißverſtändniß ſtattfinden müſſe, und daß ich über die Thatſachen gehört ſein wolle, um ihn darüber aufzuklären; ich ſei übrigens kein Preuße und wünſche, daß der Miniſter ſich bei der ſächſiſchen Geſandtſchaft von meinen Verhältniſſen unterrichten möchte.

Aber die Miniſter waren in dieſen Tagen völlig unzugänglich; ſelbſt bei Rothſchilds Diner erſchienen ſie nicht, und an eine Audienz war nicht zu denken, da ſie grade die Hauptſchlacht in der Kammer verloren hatten und den bekannten zweiten Verſuch vorbereiteten.

Unterdeſſen hatte ich Aufſchub bis zur Antwort von Duchâtel, und erfuhr den wahren Zuſammenhang, der dieſer iſt: Schon als die deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher erſcheinen ſollten, hatte der preußiſche Geſandte Herrn Guizot zu einer Maßregel gegen die Redaction zu beſtimmen geſucht, war aber nicht damit durchgedrungen. Später, als das „Vorwärts“ in die Hände der Communiſten gerieth, wurden nun Guizot wiederholt Ueberſetzungen der chokanteſten Artikel vorgelegt, welche die ungeſchickteſten Schriftſteller, die man ſich vorſtellen kann, hier veröffentlichten. — „Das iſt ärger als 1793 irgend etwas geſchrieben worden iſt!“ ſoll Guizot ausgerufen haben. Es war nicht ſchwer, Alles von den deutſchen Philoſophen abzuleiten, dieſe Meinung hatte ſogar die Tuilerieen erreicht, und ich hörte von dem deutſchen Hochtory, deſſen ich oben erwähnt, der König habe ausgerufen: „Il faut purifier Paris des philosophes allemands!" Jetzt waren die Philoſophen reif, es handelte ſich nur darum, ob welche da wären. Guizot hatte indeſſen gemeint, es ſchiene doch vornehmlich nur ein Autor zu ſein, der alle dieſe Dinge vorbrächte, man müſſe ihn zur Verantwortung ziehn, und erſt wenn das nicht wirkte, die allgemeine Vertreibung eintreten laſſen. Hiezu ſcheint ſich der Herr Miniſter förmlich verpflichtet zu haben. Als daher die Fortſetzung des unglücklichen „Vorwärts" in Monatsheften angekündigt und dadurch die Caution, zu der es angehalten wurde, umgangen war, nahm man eine Liſte derer an, die vertrieben werden müßten, und es ſcheint, daß die Namen aus den Nummern des „Vorwärts", ohne Rückſicht darauf, ob ſie für oder gegen die incriminirte Richtung geſtimmt, ausgezogen worden ſind. Daher kam das Heterogenſte und Feindſeligſte in einen Topf und in gleiche Verdammniß, denn das Blättchen war zu verſchiedenen Zeiten in ganz verſchiedenen Händen geweſen.

Merkwürdig, daß ich zugleich mit dem Ausweiſungsdecret einen Brief voller Vorwürfe über meine anticommuniſtiſche politiſche Denkungsart von dem

Rabbi erhielt. Dieſes Spiel des Zufalls amüſirte mich, und ich antwortete ihm:

„Mein edler Freund! Vor einigen Tagen, als ich aus der Schweiz zurückkam, den 22ſten, fand ich Ihren Brief vor, der mir bitter mein politiſches Intereſſe und meine communiſtiſche Intereſſeloſigkeit vorrückt. Ich will Ihre Illuſionen nicht ſtören. Die meinigen wurden unſanft berührt, indem ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Befehl von Herrn Duchâtel erhielt, in vier und zwanzig Stunden Paris und in kürzeſter Zeit Frankreich zu verlaſſen. Ich habe ſogleich Ihren Brief als Zeugniß für meine zurückgebliebenen Ueberzeugungen benutzt, und Sie ſehn, wie gute Dienſte er geleiſtet, denn ich bin noch hier. Indeſſen iſt der Proceß noch nicht gewonnen. Der ſächſiſche Geſandte erkennt mich zwar als Sachſe an; aber der preußiſche hat, wie es ſcheint, über alle möglichen Sorten von Menſchen hier in Paris verfügt; es ſollen zwölf Schriftſteller ſein, die vertrieben ſind. Ich muß geſtehn, daß ich dieſe Legion hier nicht entdecken kann, ſelbſt wenn ich Ihren Schüler X. mitrechne. Dieſe Vertreibung iſt ein Meiſterſtück des Unſinns von allen Seiten. Man konnte die Preßfreiheit, die Oppoſition und die nobeln Stichwörter des Humanismus nicht mehr beſchmutzen und discreditiren, als dies das armſelige „Vorwärts“ that; man hätte V. u. ſ. w. noch belohnen ſollen für dieſen Vorſchub, den ſie dem deutſchen Syſtem leiſteten, und nun vertreibt man dieſe Männer! Von mir red' ich nicht, denn Sie wiſſen, daß ich nicht mitgewirkt, und nur aus Verſehn mit todtgeſchlagen werde. Auch Heine iſt auf der Liſte geweſen und German, die beide naturaliſirt ſind. Wie ſummariſch und revolutionär! ganz à la Fouquier! Unterdeſſen iſt das Miniſterium Guizot im größten Gedränge, und es leidet keinen Zweifel, daß auf parlamentariſchem Wege nichts mehr zu erreichen iſt. Selbſt das Mittel der Dienſte und Gefälligkeiten verſagt. Man fällt ab und wendet ſich der Zukunft zu. — Dieſe Verwickelung iſt jetzt noch intereſſant. Es iſt eine décomposition complète der Conſervativen, und Sie wiſſen, daß es dann raſch fortgeht — zuerſt ein Miniſterium Cabet, dann eine Gemeinde Dezamy und endlich Ihre Harmonie: die Erfüllung aller Wünſche: Schönheit und Zufriedenheit: Tuſch!

Daß Sie Stirner nicht nur leſen, ſondern ſogar kritiſiren, iſt vortrefflich, nur werden Sie ſich leicht täuſchen. Sie ſcheinen es nämlich nicht gemerkt zu haben, daß er au fond daſſelbe will, wie Sie, nur kommt er von der andern Seite. Während Sie vom Ganzen ausgehn, kommt er als Einzelner und verlangt, daß es jeder ſo machen ſolle. Und was für eine göttliche Chymie! Er hat es dahin gebracht, daß er alle Begriffe und alle Subſtanzen auflöſ't, Er, der Schöpfer! Und dieſen Vortrefflichen wollen Sie nicht gelten laſſen? — Im Ernſt, das Kritiſche im Buch hat groſſes Verdienſt und die Form iſt vollendet, in manchen Parthieen wenigſtens. Schon das iſt ein Fortſchritt, daß er menſchlich für Menſchen, und nicht, wie ſonſt unſre Philoſophen und ſogar Sie ſelbſt, für Götter und fahrende Scholaſten ſchreibt.

„Iſt irgend ein Lob, iſt irgend eine Tugend, dem trachtet nach!“ —

Ich wollte durch Cöln reiſen. Nun ſeh' ich aber, daß Sie es in Preußen noch nicht dahin gebracht haben, ſo unſichere Leute, wie mich, richtig würdigen zu laſſen. Man thut mir die Ehre an, mich zu dem „Berge“ zu rechnen; und ehe ich mich mit irgend einer reactionären Schrift blamirt habe, hilft mir bei dieſen Menſchen all Ihre Protection nichts. So werd' ich denn wohl nicht ſo ſchnell, wie ich Paris verlaſſen muß, nach Preußen kommen.

Von Dresden, oder wohin ich im April wandere — denn eher denke ich nicht zu gehn — hören Sie dann wieder von mir; und ich geb' Ihnen meine Adreſſe, Sie erhalten mir Ihre gute Geſinnung, Mr. le bourgeois, Bürgermeiſter der Gemeinde der Zukunft, Rabbi aller redreſſirten Querköpfe und mein vortrefflicher Stubengenoſſe in der rue St. Thomas du Louvre! Mir dünkt das zehn Jahr zu ſein. So füllt ſich hier die Zeit! Ich gehe ſehr ungern weg und werde wiederkommen, wenn erſt das Geld abgeſchafft iſt. Die Hunde, die Geldmenſchen! Nicht wahr? Es iſt abſurd, daß die verkehrte Oekonomie wie eine Waſſerhoſe den Menſchen, mich z. E. beim Schopf faßt und wider Willen nach Sachſen führt. Doch nein, j'aime les Saxons, mes freres en humanité. Laſſen Sie ſich nur nicht bei den Ohren kriegen von meinen vormaligen Compatrioten. Sie haben grün gelb gemacht und nun vollends Püttmann! Iſt Püttmann auch nach Brüſſel geflüchtet, oder lügen die Zeitungen? — Ich grüße Sie herzlich! Nehmen Sie ſich in Acht vor dem Communiſtenſchuß! Dieſe Doctrin macht verrückt, wenn einer immer, ohne links und rechts zu ſehn, in ihrem Geleiſe fortrutſcht. Ich gebe zu, daß auch die Verrücktheit exiſtiren kann, wie das Juden- und Chriſtenthum genug beweiſ't; aber außer der Realität in der Phantaſie. Nur da ſind alle Schädel von kaukaſiſchem Adel."

So ermahnten wir uns gegenſeitig, verſteht ſich ohne Erfolg!

Nach ungefähr vierzehn Tagen ſchlug mir Herr Duchâtel meine Forderung, gehört zu werden, rund ab und befahl, ſein Decret auszuführen. Ich wunderte mich über die Ohnmacht meines Geſandten; aber ich hätte nichts von dem Geſchäftsgange der wohllöblichen Polizei-Anſtalt verſtehn müſſen, um aus dem bisherigen Verlauf den Schluß zu ziehn, daß meine Sache nun verloren ſei. Ich erklärte, daß ich dies Reſultat nicht erwartet hätte und daher ganz unvorbereitet wäre. Man bewilligte mir einen neuen Aufſchub; und ich ſuchte durch die Vermittlung eines Freundes ein Aſyl in Sèvres, feſt entſchloſſen, vor der guten Jahreszeit nicht zu reiſen.

Der freundliche Mann, der mir ſein Haus anbot, lud uns zu Tiſche. Ich mußte ihn von der deutſchen

Philoſophie unterhalten und den Stand meiner Angelegenheit auseinanderſetzen. Der Geſandte hatte mir ſagen laſſen, „er wolle es ſchon bewirken, daß man mich bis zur guten Jahreszeit in Ruhe ließe“. Ne fiez vous pas des diplomates! ſagte unſer Wirth, und rieth mir eifrig, mich an einen Deputirten zu wenden. Daſſelbe that Louis Blanc. Herr Thiers, mein Nachbar, war mir der nächſte, und er intereſſirte ſich allerdings aufs Freundlichſte; allein es war unglücklicher Weiſe am Vorabende der Miniſterſchlacht; ſo mußte er die Sache vertagen. Indeſſen fiel das Miniſterium, ſo war es gut, fiel es nicht, ſo konnte er ſpäter wohl etwas thun. Endlich wurde ich durch meinen Freund German Herrn Hunoldſtein bekannt, der mit den Conſervateurs ſtimmt und deshalb allerdings am beſten interveniren konnte. Er verſprach es mir.

Gleichwohl blieb ich in der Ungewißheit bis zum 22. Februar, wo zugleich der neue Aufſchubstermin abgelaufen war. Ich ſteckte das nöthige Geld ein, nahm meinen Mantel und fuhr auf die Präfectur, wohin ich eingeladen war, um im Nothfall mein Aſyl in Sèvres aufzuſuchen. Es ſchien jetzt ernſtlich gemeint zu ſein. Denn der Geſandte, von dem ich die verſprochene Verwendung für einen nochmaligen Aufſchub verlangt hatte, ſchlug mir jetzt ſeinen Beiſtand ab; ich hatte ſein Bedauern, daß ich bei zwölf Grad Kälte reiſen müßte, ſo eben beim Beſteigen des Fiacres in Empfang genommen.

„Auch du, Brutus?!“ „Ne vous fiez pas des diplomates!“

Auf der Präfectur empfing man mich ſehr freundlich. Der Büreauchef erſchien, theilte mir die angenehmſten Dinge mit, und unter andern die Erlaubniß, dazubleiben, vorausgeſetzt, daß ich fortführe, wie bisher, en étranger inoffensif zu leben. Er kannte jetzt „meine ehrenvolle Stellung, wie er ſagte, in der deutſchen Literatur, und der Miniſter wolle der freien wiſſenſchaftlichen Discuſſion kein Hinderniß in den Weg legen, nur verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die Fremden einige Rückſicht zu nehmen hätten.“ Ich wünſchte eine Abſchrift von dem Billet des Miniſters an die Präfectur. Die durfte er mir nicht geben, er warf die Stückchen von dem, was er notirt gehabt, ins Kaminfeuer und begann ein Geſpräch über die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und über die Revolution, in dem er ſich als einen Freund der Aufklärung zeigte. Dann gratulirte er mir nochmals zu der glücklichen Wendung dieſer Angelegenheit: und ich fuhr allerdings hundertmal lieber auf den Platz St.-George, als nach Sèvres, wo man bei weitem nicht die Vertheidigungsmittel gegen den unerwarteten Winter hatte, die ich ihm hier entgegenſetzen konnte.

Den vernünftigen Ausgang dieſer abſurden Geſchichte verdankte ich der Verwendung des Herrn Hunoldſtein, dem ich ſogleich perſönlich meinen Dank dafür ausdrückte. Um aber der öffentlich gewordenen Nota cenſoria der Polizei, die für Deutſchland, wenn ſie begründet und nicht ein lächerliches Taſchenſpielerſtück der bekannten Generalpoltrons von Europa war, ſo viel hieß, als hängt ihn! — um dem Verweiſungsdocument ein Nichtverweiſungsdocument entgegenſetzen zu können, mußte ich meinem Beſchützer noch einmal beſchwerlich fallen, und bat ihn um Auswirkung einer Abſchrift des Befehls an die Präfectur und der Erlaubniß, den weſentlichen Inhalt davon, zur Berichtigung der Zeitungsgerüchte, in den Journalen mitzutheilen. Ich hielt es für unpaſſend, dies in der franzöſiſchen Preſſe zu thun, wenn der Miniſter etwa wünſchen ſollte, daß es unterbliebe.

Ohne Zweifel kennt Herr Duchâtel die liebenswürdige Infectionsfähigkeit aller deutſchredenden Polizeiämter für die Expulſionskrankheit zu wenig, um meine Zumuthung zu verſtehn. Er hatte geantwortet, „was dieſe deutſchen Schriftſteller beträfe, ſo wäre einer nicht beſſer als der andere; und ſo möchten denn auch die andern dableiben, die noch nicht gegangen wären.“ Ich weiß nicht, ob ſie außerdem hätten gehn müſſen; genug am 13. März erklärte der kleine Moniteur, „er ſei autoriſirt zu der Nachricht, daß den Herrn ꝛc. und mir der fernere Aufenthalt in Paris bewilligt werde.“ Und in der That, ſchlechte deutſche Schriftſteller ſind nirgends zu fürchten, am wenigſten aber in Paris.

Gegen die Wendung, einer ſei nicht beſſer als der andere, iſt 'nichts zu ſagen. Ein Schriftſteller muß ſich die Kritik, auch des Polizeiminiſters, gefallen laſſen; er hat dagegen kein andres Mittel, als die Antikritik, die ich aber in dieſem Fall für überflüſſig halte.

Uebrigens iſt es keineswegs gleichgültig, wie man von dem Polizeiminiſter beurtheilt wird. Es giebt in Deutſchland und in Skandinavien ſogar naive Leute, die ſogleich an ihren eignen Augen irre werden, wenn die Behörde geurtheilt hat. Ich erfuhr dies mit Oehlenſchläger.

Dieſer war den Winter in Paris und Hebbel, unſer gemeinſchaftlicher Freund, machte uns mit einander bekannt. Einige andere junge Deutſche fanden wir bei dem Skalden, unter andern einen früheren Mitarbeiter an den deutſchen Jahrbüchern, den Dr. C. aus Stuttgart. Oehlenſchläger hat ein gutes Stück in die Welt hineingelebt, er iſt mit Reichard in Halle, mit Göthe und Schiller in Weimar, mit Hegel und Fichte zuſammengeweſen und wie Louis Philipp aus der Revolution, ſo iſt er aus unſerer klaſſiſchen Literatur noch übrig, ein Mann, der die Quellen vieler Thaten, dieſe großen Köpfe, geſehn und ſinken geſehn. Nach der Verſchwendung mit Köpfen, die wir an dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts bewundern, verehren wir die ſchönen Reſte, deren Zeit nun auch heranrückt. Oehlenſchläger gehört ganz jener naiven Künſtlerwelt an, in der die Poeſie, noch ungebunden und ſicher vor dem Lärm des Marktes, in phantaſtiſchen Hainen ihre Gefühle ergoß und ihre Helden großzog oder fallen ließ; aber er hat etwas vom Nachwuchs der Romantik an ſich. Die Quellen der deutſchen Humanität, die Griechen und die Franzoſen, der Süden und ſein ungetrübter Himmel, den keine Götterdämmerung umhüllt, ſind ihm fremd und nicht verſtändlich. Er lieſ't Göthe mit Entzücken, aber er entſetzt ſich, wenn er ſein Griechenprofil ohne Schleier erblickt.

Wir kamen bald auf den Unſterblichen; und Oehlenſchläger hatte zwei hübſche Gedichte an ihn gemacht, die er uns vortrug. Das eine auf Göthe's Beſuch bei dem Dresdner Schuſter war zuſtimmend, das andre über die Elegieen und ſonſtige italieniſche Schwärmereien war ein Tadel der ungermaniſchen und unpatriotiſchen Geſinnung des Dichters.

Hierüber entſpann ſich ein Geſpräch, und ich erfuhr zu meiner Verwunderung, daß Oehlenſchläger den klaſſiſchen Urſprung und den Heimathzug, mit dem Göthe dem Süden und ſeiner Vollendung des Menſchenbildes zuſtrebt, daß er den Rauſch in der Erfüllung ſeiner langjährigen Sehnſucht, daß er den

Aufſchwung, mit dem er grade hier die reine Form der Iphigenia findet — kurz daß er den ganzen Göthe in ſeinem Princip nicht kannte. Bei der Braut von Corinth und bei allen möglichen andern Gelegenheiten die Stellung des Dichters zu der chriſtlichen Welt zu merken, war ihm eben ſo wenig gelungen. Er gab es nicht zu, daß wir Nordländer unvollkommene Bildungen der Natur wären, daß die blonde Farbe und die plumpen Geſichtszüge, dicke ſtumpfe Naſen und ungeſchlachter Wuchs klimatiſche Mängel ausdrückten, und daß Göthe alſo in ſeinem künſtleriſchen Intereſſe für die Südländer und ihre vollendetere Bildung ganz richtig geurtheilt.

Merkwürdiger Weiſe war ihm dieſe ganze Auffaſſung bei Göthe eine leiſe Verirrung, in meinem Munde aber eine arge Ketzerei, und doch hatte ich mich wohl gehütet, den chriſtlichen Differenzpunkt, den er mit großer Energie gegen mich wandte, auch nur anzuregen. Ich glaubte einen ſehr übeln Eindruck auf ihn gemacht zu haben; und ſo ſehr ich gewünſcht hätte, der Empfehlung Hebbels zu entſprechen, das Unglück war geſchehn. Der Patriotismus und das germaniſch-ſkandinaviſche Princip ſchlug in helle

Flammen auf. Als wir Abſchied nahmen, bat ich um ſeinen Gegenbeſuch, dachte aber ſicher umſonſt zu bitten, und entſchuldigte mich nachher ſo gut ich konnte bei meinem Begleiter über geſellige Ungeſchicklichkeit, die ich begangen.

Zu meiner Verwunderung hatte Oehlenſchläger am andern Tage daſſelbe gethan, und auch ſeinerſeits ſich ſchuldig bekannt. Glaubten wir beide etwas wieder gut machen zu müſſen, ſo fanden wir uns ſpäter deſto beſſer ineinander; und ich ſah ihn bei ſich und bei mir, ohne daß neue Conflicte ausgebrochen wären; im Gegentheil, die Jugendfriſche und der Humor, die Productivität in ſeinen Jahren (er theilte mir ein Drama mit, welches er hier vollendete: die Entdeckung Amerika's, des Weinlandes durch die Skandinavier), Alles dies intereſſirte mich ſehr für ihn, und er ſeinerſeits verlor alle Scheu vor mir, er ſagte mir es ſelbſt.

Nun kam die abſurde Expulſionsgeſchichte und zerriß mit einem Zuge die ganze Freundſchaft.

Als ich die erſte Antwort, die abſchlägliche, eben auf der Präfectur in Empfang genommen hatte, begegnete mir der Dr. C. im Palais royal.

Hier entſpann ſich folgendes Geſpräch: „Alſo iſt es doch wahr? Sie ſind auch mit auf der Proſcriptionsliſte?“ Ja, ich überzeuge mich immer mehr davon, ſo wenig Urſache ich habe, es zu glauben. — „Ich werde Schritte für Sie thun.“ — Was wollen Sie thun? — „Ich gehe gleich zu P. P., der ſoll zum König fahren, und ihm ſagen, daß hier eine unverantwortliche Ungerechtigkeit geſchieht, da er Sie kennt, kann er für ſein Wort einſtehn.“ — Wenn P. P. lieber mit Guizot ſprechen wollte; der Befehl zur Vertreibung der Schriftſteller iſt auf preußiſchen Betrieb und vom Miniſterium des Auswärtigen gekommen. — „Nein, nein, man hat den König ſelbſt ins Spiel gebracht, verlaſſen Sie ſich darauf; und man muß ihn ſelbſt aufklären. Wenn P. P. nicht will, ſo muß Oehlenſchläger gehn. Er kennt Sie, und der König hat ihn wiederholt empfangen, eine eigenhändige Einladung hab' ich ſelbſt geſehn, dazu iſt Oehlenſchläger aller Politik fremd.“ — Ja, das weiß Gott, neulich erzählte mir ein Franzoſe, er hätte gefragt, warum die Miniſter abgehn müßten, wenn ſie die Majorität verlören! — „Eben darum paßt er ſich dazu, Sie zu vertreten.“ — E. hatte ſich ſehr verrechnet. P. P. lag am Podagra darnieder und Oehlenſchläger hatte ihm erklärt: er theile meine Anſichten nicht und genau genommen kenne er weder den König, noch mich. Er war erſchrocken, mit ſolchen Leuten auch nur bekannt geweſen zu ſein. „Es iſt unerhört, ſagte E., ich bin ihm böſe". — Er fürchtete vielleicht, wie jener, der ſich in der Revolutionszeit ans Schaffot herangedrängt hatte, als **amateur** mitgeköpft zu werden. — E., der viel in den Salons herumkam, erzählte mir, es hätte ſich eine Art öffentliche Meinung gebildet durch Deutſche und Franzoſen, die mit meinen Verhältniſſen bekannt wären, und Duchätel habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Wahrheit zu hören. Leider hab' ich Oehlenſchläger nicht wieder geſehn, um ihm zu ſagen, daß ich ſeine Einmiſchung in die Politik ſelbſt nicht erwartet und die Bewahrung ſeiner Unſchuld nicht übelgenommen. Und Oehlenſchläger iſt ein dramatiſcher Dichter! — was würde er erſt ſein, wenn er ſich auf die Politik und die Polizei verſtünde?

26.

Die Stellung der Deutſchen. Privatſpionage. Spionenriecher.

Glücklicher Weiſe waren nicht alle meine Freunde däniſch naiv und ſächſiſch diplomatiſch geweſen; und ſo konnte ich nun ruhig den Frühling in Paris erwarten; der Arm des „europäiſchen Gensd'armen" war aufgehalten, die lange Hand des Perſerkönigs zog ſich zurück; aber wie nahe war ich daran, meine Vorliebe für Frankreich mit der Verbannung aus ſeinen Grenzen, meine gute Meinung von ſeiner Freiheit mit dem Genuß ſeiner tyranniſchen Polizeigeſetze zu büßen! Zum Ueberfluß und um der Ironie die Krone aufzuſetzen, mußte der Vorwand der Verbannung, die projectirte und angekündigte Revue der Vorwärtſer, mir gänzlich fremd und das Geſetz, das mich treffen ſollte, ein Geſetz der Republik gegen die Emigranten und Royaliſten ſein!

Die Maßregel war nur unter Guizot möglich; die Aufhebung derſelben nur in Frankreich. Ich ſchätze die Genugthuung höher, als die Beleidigung und habe durch dieſe Erfahrung meine Achtung vor dem noblen Charakter der Franzoſen nur noch mehr befeſtigt. Kein Franzoſe, der mir ſeinen Beiſtand zugeſagt, nur ein Deutſcher, der mir ihn vor allen andern ſchuldig war, hat mich getäuſcht. Die Oppoſitionsjournale erhoben ſich ſämmtlich gegen die Verweiſung von Schriftſtellern, gegen die man nicht nur die gewöhnlichen, ſondern auch noch die Septembergeſetze zur Verfügung hätte. Die „Reforme“ widmete der Sache einen eignen Premier Paris, und es bildete und verbreitete ſich eine Anſicht, welcher das Miniſterium am Ende Gehör gab. Als ich jedoch mit einem Manne, der die Kammer ſehr genau kennt und ſchon oft trefflich kritiſirt hat, über die Möglichkeit einer Interpellation ſprach, war er entſchieden dagegen. „Sie ſind ein deutſcher Philoſoph, in der Kammer kennt Sie niemand, Herr Guizot kann ſagen, was er Luſt hat oder was die Diplomaten ihm weiß gemacht; und man wird es glauben. Ja, wären Sie ein polniſcher General, ſo ließe ſich eher etwas erreichen.“ Es iſt wahr, erſt wo Deutſchland aufhört, an der polniſchen Grenze, fängt für viele Franzoſen das Intereſſe wieder an, und Mizkiewicz iſt ihnen vollkommen verſtändlich, wenn er in ſeinen

Vorträgen nur von Slaven und Franzoſen ſpricht, und die Exiſtenz der Deutſchen vollkommen ignorirt. Aber an wem liegt die Schuld? An uns, die wir in dieſer Welt nicht exiſtiren und es nicht einmal ſo weit bringen, als die Polen, daß wir den vergeblichen Verſuch machten, als Volk zur Welt zu kommen. Indeſſen ich gab mich zufrieden, daß ich kein „polniſcher General" und nur ein Tirailleur der deutſchen Freiheit war; vielleicht giebt es bald ein gutes Jahr, in dem auch bei uns Helden reif und ihr Name in der ganzen Welt berühmt wird, wie der Rheinwein von 11 und 19.

Die Unbekanntſchaft der Journale mit unſern Verhältniſſen verleitete ſie auch in dieſer Geſchichte zu Mißgriffen. Ein alberner Induſtrieritter auf Zeitungsartikel hatte ſogar die Unverſchämtheit, nach meiner Abreiſe einen Brief unter meinem Namen in den Corſaire Satan zu ſetzen, worin er mich erklären läßt, „ich ginge nach Deutſchland zurück, denn ich zöge dieſem Frankreich ſogar die deutſchen Regierungen vor". Die Berechnung, ich würde dies Blatt außer Paris nicht leicht zu Geſicht bekommen, und alſo nicht reclamiren, iſt richtig geweſen; aber „Lügen haben kurze Beine", ſie laufen nicht weit, auch wenn man ſie gehn läßt.

Nicht leicht würde man anderswo einen ſo frechen Einfall haben; hier wird er durch die ſatiriſchen Blätter erzeugt und es kommen unter dieſer Form allerliebſte Späße zum Vorſchein. In meinem Fall jedoch ſcheint wenig Humor, aber viel Artikelnoth gewirkt zu haben.

Ueberhaupt genoß ich eine Zeitlang das unglückliche Glück, der Gegenſtand einer impertinenten Spionage von Neuigkeitskrämern zu ſein; man beſuchte mich harmlos, unterhielt ſich mit mir und erzählte dann, wo es am übelſten angebracht war, die Geſpräche, meiſt in Perſönlichkeiten und Beleidigungen verwandelt, wieder. Dieſes Geſchäft trieben nur Deutſche mit Deutſchen. Ich vermied ſie, ſobald ich einige unangenehme Erfahrungen der Art gemacht hatte, gänzlich und beſchränkte mich auf wenige Freunde unter den Deutſchen in Paris und auf die Fremden, welche von Deutſchland her ſchon ein Verhältniß zu mir angeknüpft hatten. Das Mißtrauen gegen die Aushorcher und Ausbeuter, die jeder hier perſönlich und aus Börne's nachgelaſſenen Briefen im Contrefey kennen lernen kann, ſteigerte ſich bei mir vielleicht bis zur Ungerechtigkeit. So kam während der Verwicklungen mit der Polizei ein junger Menſch ins Haus — wir trafen uns eben vor der Loge des Portiers — und fragte nach mir. Er war Franzoſe und mir völlig unbekannt.

„Erlauben Sie mir einige Augenblicke im Vertraun", redete er mich an.

Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer.

Hier begann er nun ſich zu entſchuldigen, daß er ſich in meine Angelegenheiten miſche, indeſſen er komme, um mir einen Dienſt zu erweiſen, und ich möge mich ihm mit vollem Vertraun eröffnen.

Dummer, dachte ich, kann es doch einer nicht anfangen, der noch nie ein ſolches Geſchäft getrieben hat, es iſt klar, er will ſich Stoff zu einem Bericht ſammeln. Ich ſagte, mit einem völlig Unbekannten könnte ich doch unmöglich über meine Angelegenheiten reden.

„Ich heiße Michel Desj........, doch was nutzt Ihnen der Name, den Sie doch nicht kennen. Ich war bei der * Geſandtſchaft und bin jetzt im Dienſte des Miniſteriums des Auswärtigen. Sie haben Herrn Guizot eine Abſchrift ihrer Vorſtellung an Herrn Duchâtel zugeſendet. Sie ſagen darin — hier las er mir eine Stelle aus meinem Briefe vor — Sie ſehn, daß ich Ihre Sache kenne."

Nun, ſo wiſſen Sie auch, daß ſie bereits entſchieden iſt.

„Allerdings weiß ich, daß man Sie nicht anhören will."

Nun, und? . .

„Und dennoch wird man Ihnen Genugthuung geben. Ich wünſche Ihnen nützlich zu ſein, was haben Sie mir noch zu eröffnen, das ich für Sie geltend machen könnte?" hier zog er ſehr vertrauensvoll ſeine Schreibtafel hervor.

Welch ein Eſel! dachte ich. Die Papiere auf dem Miniſterium enthalten Alles, ſagte ich, und ſetzte meinen Hut auf.

„Sie waren im Begriff auszugehn, ich will Sie nicht abhalten, nur noch Eins, wenn Ihre Angelegenheit in einigen Wochen zu Ihrer Zufriedenheit erledigt wird, ſo verſäumen Sie es nicht, Herrn Guizot zu ſchreiben und ſich unſerer Unterredung zu erinnern.“ Er empfahl ſich.

Eine Speculation von der dummſten Art! Er denkt ſich die Möglichkeit, daß die Maßregel zurückgenommen wird, und wird dann ſicher dazu beigetragen und dafür eine Belohnung haben wollen.

Ich war verſtimmt, daß ich mich nur überhaupt mit ihm eingelaſſen hatte. Wie ſah der Menſch auch aus! ein räudiger Mouchard.

Es iſt möglich! und dennoch kam er nicht wieder, um Geld zu verlangen, und dennoch — was eben die Hauptſache war — traf ſeine Prophezeihung ein, die er zu einer Zeit ausſprach, als ich durchaus an keinen vollſtändigen Erfolg glaubte. Vielleicht war er ein ehrlicher Mann und ich ein mißtrauiſcher Thor!

Gleichwohl gehörte ich nie zu denen, die überall Polizeiſpione wittern. Die mich beläſtigt hatten, waren ſicher lauter Privatſpione. Es gehört ein gewiſſes Conſpirationsbewußtſein dazu, um immer die Spione im Sinne zu haben. Die fixe Idee, überall von Mouchards umgeben zu ſein, iſt aber eine weit verbreitete Geiſteskrankheit, die vornehmlich die Deutſchen ergreift, welche ſich hier in die Politik werfen und auf dem unbekannten Terrain unſicher fühlen.

Einmal nannte mir jemand einen Schriftſteller als preußiſchen Spion.

Sein Sie kein Thor, antwortete ich ihm, es giebt keine preußiſchen Spione. Die Preußen bezahlen keine.

Die unbezahlten ſind die gefährlichſten, ſagte er ſchlau, und doch hatte er ganz gewiß keine Geheimniſſe, die in Gefahr geweſen wären, an die Preußen verrathen zu werden.

In Preußen iſt es wiederholt vorgekommen, daß Aeußerungen an öffentlichen Orten von Horchern denuncirt und von Royaliſten als Duellprovocation aufgenommen wurden. Dies iſt in Paris nicht zu befürchten. Delatoren und Majeſtätsverbrecher ſind gar keine Kategorieen mehr. Was ein Gegenſtand der Spionage ſein kann, ſind nicht die Gedanken und die Reden, denn die treten ſo ſtark als ſie heimlich gedacht werden, auch öffentlich hervor, es ſind die Conſpirationen, die Pläne und die geheimen Verſammlungen, die über zwanzig Perſonen ſtark ſind.

Die Spionenriecher coquettiren alſo immer mit einer ſolchen Gefährlichkeit, wenn ſie ein gutes, und ſie ſind in der Regel in tauſend Aengſten, wenn ſie ein böſes Gewiſſen haben. Sie verbrennen alle ihre Schriften, die nur nach ihrer Couleur riechen, und verſenden alle ihre Briefe, ſobald die Polizei ſich im Geringſten auf ſie dirigirt. Jene kleinen Ungeſetzlichkeiten unterjochen das Herz dieſer Haſen, und die Polizei ſpielt mit ihnen Katz und Maus, ſo oft ſie will. Ueberhaupt ſind es die Conſpirationen, welche dem Menſchen die Friſche des Zorns, die Unmittelbarkeit der Wuth, den unwiderſtehlichen Reiz der Entſchloſſenheit, der in Momenten der Entſcheidung die Unbefangenen hinreißt, aus der Seele ſpielen und ihn dagegen bis über die Ohren in Ränke, Politik, Befürchtungen und fixe Ideen von perſönlicher Wichtigkeit ſtürzen. Den Conſpirationen iſt die Polizei immer überlegen, keine Verſchwörung iſt zu fürchten, die nicht auf dem Schlachtfelde im Angeſichte der Gefahr geboren und in demſelben Augenblick realiſirt wird; keine Faction hat Ausſicht auf den Sieg, die nicht vorher dem großen Publicum all ihre Geheimniſſe verrathen und all ihre Pläne plauſibel gemacht.

Wenn dies irgendwo, ſo iſt es zehnfach in Paris wahr. Vielleicht iſt es die Preſſe und das öffentliche Staatsleben, viel wahrſcheinlicher aber der franzöſiſche und ſpeciell der Pariſer Charakter, der gar keine Geheimniſſe exiſtiren läßt. Jedem Menſchen, der nur einige Verbindungen hat, iſt es hier möglich, Alles zu erfahren, was er wiſſen will, wie vielmehr der Polizei!

Man erinnere ſich nur, was einem überall begegnet, wo man in Paris eine Verbindung anknüpft. Wenn man unbekannt herein tritt, ſo iſt es das Nächſte, daß man von Kopf bis zu Fuß gemuſtert wird. Nach dem Aufzuge bildet ſich nun ein Vorurtheil, ſind aber erſt der Portier, die Nachbarn, die Dienſtleute, der Epicier, das Café, der Weinhändler bekannt, dann giebt es nichts ſo Intimes, Familiäres und Verborgenes, das nicht ſogleich zu entdecken wäre. Und es wäre ſehr roh und abſurd, gleich alle dieſe Leute als Spione zu bezeichnen, nicht einmal die Portiers, deren ohnehin eine große Anzahl Deutſcher iſt, darf man dafür halten. Warum? weil es Luxus wäre. Ihr Müſſiggang und ihr eignes Intereſſe führt ſie darauf, ſich möglichſt genau von allen Verhältniſſen des Hauſes zu unterrichten. Wer ſich nun mit ihnen bekannt macht und nicht ganz ungeſchickt im Fragen iſt, der erfährt gewiß die Wahrheit viel beſſer umſonſt, als für Geld. Will aber die Polizei ſie wiſſen, ſo hat ſie in den meiſten Fällen nur zu befehlen.

Es iſt daher gar nicht zweifelhaft, daß die Polizei alle Vereine, ihre Vorſteher, ihre Verſammlungen, ihre Stimmung und — ihre Planloſigkeit kennt, und ſie eben darum duldet, weil ſie ſie kennt. Dies wiſſen nun die Conſpirateurs ihrerſeits ebenfalls und daher der Popanz: Spion! Spion kann jeder ſein, der eifrigſte am erſten: vielleicht iſt er ein Heuchler. Spion iſt der Ketzer in dieſer gedrückten Kirche; denn es kommt nicht mehr darauf an, ob er das öffentliche Geheimniß ſagt, ſondern ob er noch an das Geheimniß glaubt. Dadurch organiſirt ſich eine Spionage auf Spione und wenn einer ſeinen Verdacht nur einigermaßen motivirt, ſo ſchützen den Denuncirten alle ſeine Präcedenzien nicht. So klagte mir ein Republikaner, der in den Hauptſchlachten ſeiner Parthei eifrig mitgefochten und der in ſeiner ganzen Phyſiognomie den Zorn über das herrſchende Syſtem permanent erklärt hatte, auch ihn habe man als Spion in Verdacht gehabt und behandelt. Ein deutſcher Buchdrucker, der von Haus aus vermögend und zufällig mit einem Menſchen von der ruſſiſchen Geſandtſchaft bekannt war, mußte ein ruſſiſcher Spion, ein Oſtpreuße ein preußiſcher ſein; und wer das Unglück hat, eine Ruſſe zu ſein, der iſt ein Spion als ſolcher. Nichts rettet ihn. Hat er viel Geld, ſo iſt es gewiß, leidet er Hunger, ſo iſt es noch viel gewiſſer, ſpricht er gar nicht, ſo horcht er, ſpricht er viel, ſo holt er aus. „Aber wenn es ganz gewiß iſt, daß er von Rußland aus verfolgt wird, daß er Noth leidet und daß er für die Doctrinen der Bewegungsparthei nicht nur Intereſſe, ſondern auch Verſtand genug hat", wandte ich einmal einem ſolchen Ankläger ein. „„Die Ruſſen ſind ungemein pfiffig, war die Antwort. Wie ſollte ein Dummkopf, und wie ein reicher Mann ſich bei den Demokraten Vertraun erwerben, und daß die Verfolgung, die hieher und nicht nach Sibirien führt, nur Schein iſt, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt. Kotzebue lebt immer noch."" — Daß im Grunde auch Kotzebue nichts zu verrathen hatte, und daß Deutſchland viel weiter wäre, wenn Kotzebue 1819 auch nur wirklich freie Doctrinen zu notiren gehabt hätte, bedachte er nicht.

In den Kreiſen, wo der „philiſtröſe Codex“ der Treue in geſchlechtlichen, pecuniären und perſönlichen Verhältniſſen für aufgehoben erklärt und eine Art Freibeuterei zur ſtillſchweigenden Maxime erhoben wird, bleibt dem „Spion“ der einzige verſtändliche Vorwurf.

So abſurd in den meiſten Fällen die Spionenfurcht iſt, weil eben Alles ſich von ſelbſt verräth und nichts außer der öffentlichen Geltung zur Macht gelangen kann, ſo nothwendig führt der offene Kampf der Partheien und die Conſtituirung verſchiedener Feldlager gegen einander die Spionage als ein Kriegs- und Vorſichtsmittel herbei. Die Partheien, die legitim ſind, beobachten ſich einander und wie die Regierungspartheí die Pläne der Oppoſition, ſo muß die Oppoſition die Pläne der Regierung ausforſchen. Die Oppoſition hat ihre Anhänger in der Regierung und die Regierung ihre Anhänger in der Oppoſition. Dieſe gegenſeitige Beobachtung ſucht zwar jede Seite möglichſt aufzuheben; allein in der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit zum Ziel zu gelangen, richtet man ſich hier und dort ſo ein, daß ſelbſt das Geheime allen fallſ öffentlich werden kann, was es denn ohn Zweifel auch wird. Weil man die Nothwendigkei dieſer Controlle zugiebt, ſo hat ſie nicht den Anſtrich, den man der Polizeiſpionage (dem Mouchardweſen) giebt. Geſchieht die Ausforſchung der Gegne durch principielle Anhänger, ſo iſt ſie ein ehrenvolles Kriegsmittel, geſchieht ſie durch käufliche Schergen, ſ iſt ſie niederträchtige Spionage. Wenn zwei daſſelbe thun, ſo iſt es darum noch nicht daſſelbe. Delicat bleibt die Commiſſion aber immer; und der Feind wird den principiellen Spion im gegebenen Fall ſo hoch hängen, als den gekauften.

27.

Abſchied von Paris.

Wir nahmen jetzt Abſchied von Paris. Vor unſern Freunden mußten wir es faſt verbergen; beſonders die Franzoſen, die hier aufgewachſen ſind, halten: Paris verlaſſen und der Welt Lebewohl! ſagen für völlig gleichbedeutend. Einer meiner jüngeren Freunde beſchwor mich, ihm wenigſtens zu verſprechen, daß ich wiederkäme, alle meine Gründe ließ er nicht gelten oder verſprach mir, auch die reellſten Schwierigkeiten zu beſeitigen. Il ne faut pas quitter Paris! Denken Sie nicht daran, ich geb' es nicht zu.

Mir ſchien ſeine Sprache ſehr freundſchaftlich, aber nicht ſo ernſtlich gemeint, als ſich nachher zeigte. Am Abend vor unſerer Abreiſe kam er zu mir, und war nicht wenig erſchrocken, dieſe ernſtlichen Zurüſtungen zum Rückzuge in die Barbarei anzutreffen.

„Sie ſind ſehr treulos, aber ich habe die Frage ernſtlich überlegt und die Mittel entdeckt, um Sie zurückzuhalten;“ und hier machte er mir einen Vorſchlag zu einem Geſchäft, welches uns beide in kürzeſter Zeit in eine Lage verſetzen ſollte, die auch in Paris eine vollkommen unabhängige wäre.

Ich hatte große Mühe zu widerſtehn, zumal da ich für den Augenblick den Plan nicht beurtheilen konnte und in jedem Fall ein eignes Studium und ſogar einige Erfahrung dazu nöthig war. Endlich entſchloß ich mich, beide Intereſſen zu vereinigen und vorläufig nach der Schweiz zu gehn, ſpäter aber den Vorſchlag ernſtlich zu erwägen.

„Sie wollen nach der Schweiz? rief er aus. Haben Sie denn die Journale nicht geleſen?"

Nein! über den Zurüſtungen zur Reiſe hab' ich es geſtern und heute verſäumt. Aber warum? iſt die Schweiz untergegangen?

„So ungefähr! Der Bürgerkrieg iſt ausgebrochen, die Jeſuiten in Luzern haben die Freiſchaaren gänzlich vernichtet, die liberale Parthei iſt verloren."

Ich bin zu ſtark engagirt, ſowohl in Zürich, als hier, um zurücktreten zu können. Der Schritt iſt bereits gethan, auch wenn ich noch nicht abgereiſ't bin

„Verlieren Sie Ihr Geld und retten Sie Ihr Leben!"

Ich hatte große Mühe, die Uebertreibung ſeiner Beſorgniſſe darzuthun, und ſo ſpät es war, wir machten uns auf, um die Abendzeitungen zu kaufen und ſodann einen Zürcher Freund, der weit von uns wohnte, aufzuſuchen. Auf dieſer Ausflucht ſammelte ich die nöthigen Materialien, um ihn zu überzeugen, daß weder die Schweiz, noch die liberale Parthei in der Schweiz verloren und die Reiſe jetzt nicht gefährlicher, als zu einer andern Zeit wäre. Darauf wiederholte ich mein Verſprechen, und nun durft' ich reiſen. Am andern Morgen verließen wir die Stadt durch daſſelbe Thor, welches wir im Herbſt nach Orleans paſſirt.

Er hat Recht. Der Abſchied von Paris iſt, wie der Abſchied vom Leben, ein Rückzug aus der Welt.

Die wirkliche Freiheit und das wirkliche Leben können alle Symptome eines erwachenden Lebens in dem Fötus der deutſchen Freiheit nicht erſetzen. Die Stille des deutſchen Landlebens belehrt uns, daß hier die neue Woge der Menſchenbewegung ſich nicht erheben wird. Die zähen Köpfe der Deutſchen beginnen von Neuem ihre endloſen Kämpfe für die Erlaubniß, ſich den Himmel zu denken, wie ſie wollen und ihre vergeblichen Verſuche zu ſagen was ſie denken, ja ſie überſetzen ſogar durch die ſocialen Sectirer die praktiſchen Probleme der Franzoſen und Engländer in blaue Metaphyſik und machen aus der Politik eine neue Religion. Auch dieſe Bewegung erhebt ſich in die ſpeculative Traumwelt der Deutſchen; die Weisheit der ſocialen Prieſter in Iſrael verwirft, ja ſie verhöhnt die politiſche Freiheit des Denkens, Redens und Handelns, wie die Normen der Behandlung der Menſchen, weil keine politiſche Freiheit, keine Garantie der Rechtsverhältniſſe die Armuth aufhebt: und kaum haben ſie dieſe Doctrin vorgetragen und ihre politiſche Unſchuld dadurch bewieſen, daß ſie dieſe ganze Welt als eine verkehrte ſchildern, ſo verbrennen ſie ſich die klugen Finger an den Decreten der Polizei. Handgreiflicher läßt ſich freilich der politiſche Charakter des Socialismus nicht in Erfahrung bringen; und die Polizei hat ganz recht: iſt die Doctrin von der Einrichtung der wahren Welt nicht dazu beſtimmt ein Traum zu bleiben, wie die Religion, verſucht ſie es die bürgerliche Gleichheit wirklich einzurichten, ſei es nun mit oder ohne Gütergemeinſchaft, ſo gründet ſie einen neuen und zerſtört den alten Staat. Der alte Staat ruht auf der Sklaverei der Arbeit; die allgemeine Aufhebung der Sklaverei iſt alſo ein fundamentaler politiſcher Act, er iſt politiſcher als es irgend einer vor ihm war, er ſtellt das Verhältniß des Alterthums, wo jeder ganz dem Staate angehörte, vollkommener wieder her, als es exiſtirt hat, indem er auch die Sklavenarbeit zu einem Staatsgeſchäft erhebt. Die Conſtituirung aller Arbeit zu freien öffentlichen Geſchäften wäre die Gründung der vollkommenſten Republik.

Wer aber alles zugleich erreichen will, erreicht nichts. Die theilweiſe Emancipation, ſelbſt das Zurückgehn mit den reformatoriſchen Bemühungen auf die Punkte, bei denen das Bewußtſein der Maſſen ſtehen blieb, wie dies in der jetzigen deutſch-religiöſen Bewegung geſchieht, iſt daher nicht zu bekämpfen und zu verfolgen, eben ſo wenig die Befreiung der Preſſe und die theilweiſe Emancipation von der Juriſtentyrannei durch die Jury; ja, ſchon der Entſchluß der Juriſten, ihre Herrſchaft vor den Augen aller Welt und darum weniger ungenirt, als bisher auszuüben, verdient Unterſtützung ſelbſt von denen, die überzeugt ſind, daß man den Begriff von Verbrechen und Strafe gänzlich aufheben und alles Recht auf den Einen Anſpruch des Menſchen, mit und durch alle andern ſich zu verwirklichen, zurückführen müſſe.

Die franzöſiſche Wirklichkeit und die deutſche Möglichkeit der Freiheit rücken ſich immer näher, je tiefer die Emancipation nach unten greift; ohne den idealen

Aufſchwung, der ſich nur in den Köpfen der Gebildeten erzeugt, iſt aber die materielle Befreiung ſo wenig möglich, als die Idee ohne Intereſſirung der Maſſen realiſirt werden kann. Praktiſch ſind alſo die Socialiſten, wenn ſie die Discuſſion unter die Arbeiter bringen. Es iſt die Pflicht des Politikers, und Frankreich ertheilt hierin alle Tage den beſten praktiſchen Unterricht, über den letzten Problemen und Zwecken die Anknüpfung an die Gedanken, welche der Welt geläufig ſind, nicht zu verſäumen, die Pflicht des Schriftſtellers, reelle Probleme der Freiheit in geläufige Gedanken ſeiner Zeit zu verwandeln.

Dies Geſchäft und ſeine Befriedigung, wenn es wirklich gelingt, könnte uns in der deutſchen Welt den Verluſt der franzöſiſchen in Vergeſſenheit bringen, denn es wäre der Anfang dazu, die Deutſchen in Franzoſen zu verwandeln. Nichts Geringeres, als dieſen Frevel, unternimmt von nun an jeder, der für die Freiheit und für Alle ſchreibt.

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

Unſre letzten zehn Jahre.

Ueber

die neuſte deutſche Philoſophie

an

einen Franzoſen.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

VI

sechster Band.

Mannheim.

Verlag von J. P. Grohe.

1847.

Inhalt.

Inſchrift.
1. Ueberſicht.
2. Schelling.
3. Hegel.
4. Strauß.
5. Bauer.
6. Feuerbach.
7. Die Zeit vor der Kritik.
8. Die Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher.
9. Die Rheiniſche Zeitung.
10. Cenſurflüchtige Bücher.
11. Populäre Oppoſitionslitteratur: Publiciſtik und politiſche Poeſie.
12. Kritik des Liberalismus, Socialismus und Humanismus.
13. Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt.
14. Schluß.

[1847]

Sächsische
Landesbibliothek
26. SEP. 1976
Dresden

Zuſchrift.

Ich überreiche Ihnen ein kleines Heft über unſere Philoſophie. Sie haben mich veranlaßt, es zu ſchreiben. Sie erinnern Sich unſerer Unterredung über die bevorſtehende Revolution, über die Vorurtheile, welche zu beſiegen, über die Probleme, welche zu löſen wären, um durch die Befreiung aus alten Feſſeln nicht unmittelbar in neue, vielleicht noch härtere zu fallen. Sie bemerkten: „Lamennais hat ganz recht, wenn er befürchtet, wie Sie mir erzählten, die Revolution könne noch einmal ſcheitern. Die Franzoſen ſind theoretiſch, die Deutſchen ſind praktiſch unfrei. Die Deutſchen brauchen die Franzoſen, aber vielleicht noch nöthiger haben wir Franzoſen die Deutſchen, ihre Philoſophie und vornehmlich ihre Kritik der Religion. Es iſt augenſcheinlich, daß eine gründliche Umbildung der franzöſiſchen Welt ohne die Kritik der Religion, ohne die Verwandlung der Religion in Wiſſenſchaft, der Kirche in die Schule, der Mildthätigkeit gegen Einzelne in Gerechtigkeit gegen Alle, nicht möglich iſt. Die Umbildung der Geſellſchaft oder die Revolution will das religiöſe Problem der Glückſeligkeit nicht in der Phantaſie, ſondern in der Wirklichkeit löſen. Für dieſen gewaltigen Aufſchwung aus der alten Trägheit iſt das Gemüth der Menſchen nicht eher zu gewinnen, als bis ihm die Tröſtungen und Verheißungen der Religion ſämmtlich als Täuſchungen erſchienen ſind. Frankreich hat den Klerus aus der politiſchen Welt entfernt; es hat ihn weder aus den Taſchen, noch aus den Gemüthern der Franzoſen vertrieben. Frankreich täuſcht ſich, Frankreich verliert ſich durch Religion. Der Vampyr liegt ſaugend an ſeinem Herzen. Selbſt die Gegner des Katholicismus, die Voltairianer, ſind noch Katholiken. „Der Katholicismus iſt todt, ſagen ſie, aber wir ſind nicht ohne Religion, wir können uns die Welt nicht erklären ohne den Gott und die unbegreifliche Unendlichkeit, die über alle Vernunft erhaben iſt;" und in der Praxis ſtrotzen alle Reden und Gedanken von „Hingebung", „Aufopferung" und „Edelmuth", den moderniſirten Ausdrücken für den alten Inhalt der Aſceſe. Iſt dieſer Denkweiſe die unerklärte Welt ein wiſſenſchaftliches Problem? iſt ihr das Princip der Moral der wirkliche lebendige Menſch, der alle Zwecke erreicht, wenn er ſeine eignen erreicht? Gewiß nicht. Und dennoch — kann der Menſch mehr erkennen, als die reelle Theorie ihn lehrt, kann er mehr thun, als alle ſeine Kräfte an ſeine Zwecke ſetzen? Der fremde Zweck und die fremde Vernunft ſind die beiden Schmarotzerpflanzen auf dem Felde des Denkens und des Handelns. Weiter iſt nichts nöthig, als die Aufopferung des wirklichen Menſchen für eine zukünftige Herrlichkeit, und wäre ſie die ſchönſte Republik, um die chriſtliche, und ſodann die katholiſche Moral wieder herzuſtellen. Robeſpierre und Torquemada opfern Einem Götzen; dem Moloch ihrer Phantaſie warfen ſie die Kinder der Wirklichkeit in den Rachen. Weiter iſt nichts nöthig, als die doppelte Vernunft, die göttliche und die menſchliche, um die ganze katholiſche Dogmatik daraus herzuleiten. Wer ſeine Vernunft dem Unbegreiflichen gefangen giebt, der kann nichts dagegen haben, daß man in den Tempeln ihres Herrn kniet, daß man in Sack und Aſche ſich vor ihm krümmt, und auf die Sack- und Kuttenträger hört, die einen dazu anhalten. Kurz, wir Franzoſen werden die Pfaffen und den Katholicismus nicht los, ehe wir die ganze Religion und ihr doppeltes Geſicht erkannt, enthüllt und aufgehoben. Hierin müſſen wir Deutſche werden, Deutſche, die jeden Tag die Verweltlichung aller ihrer Prieſter, die Verwandlung der illuſoriſchen Wiſſenſchaft in die wirkliche decretiren könnten. Unſere Philoſophen und Voltairianer ſind nicht weiter, als es der deutſche Proteſtantismus und ſeine Syſteme, die Kantiſche und Hegelſche Philoſophie, waren; ſie ſind immer noch religiös, immer noch auf der Linie des alten freiheitswidrigen Princips, des Chriſtenthums.“

„Die deutſche Kritik des Chriſtenthums iſt die nothwendige Vorausſetzung aller Befreiung. Erſt ſie ſtellt den Menſchen auf ſeine eignen Füße und verweiſ't ihn wieder auf ſeinen eignen Kopf. Sie ſpart ihm die unfruchtbare Arbeit der hohlen Theologie, und wirft alle ſeine Kräfte auf die Wirklichkeit ſeiner eignen und der natürlichen Welt. Allerdings abſtrahirt in Frankreich die politiſche und wiſſenſchaftliche Arbeit ſchon lange von der Theologie; aber die Theologie exiſtirt als vulgäre Philoſophie und die Pfaffen als Lenker unzähliger Unmündigen jedes Alters und jedes Geſchlechts. Wir dürfen in Frankreich die Pfaffen nicht verachten, weil ſelbſt die frei'ſten Philoſophen noch religiös, und folglich noch pfäffiſch ſind. Und dennoch verachtet man ſie. Dies iſt ſehr gefährlich. Ein Republikaner, der ſonſt ein ſcharfes Urtheil hat, und das Lager der Feinde durchaus nicht gering achtet, ſagte mir neulich, „„der Katholicismus iſt ein Tambour ohne Armee."" Ohne Armee? Und die Nation bezahlt 80,000 Pfaffen, bezahlt ſie gut, und bezahlt ſie freiwillig? Außer den 36 Millionen aus der Staatscaſſe werden die Meſſen, die Trauungen, die Einſegnungen und die Betbrudererziehung theuer bezahlt, werden fortdauernd große Vermächtniſſe entgegengenommen, täglich neue Beſitzungen gekauft und neue Klöſter gegründet. Und geſetzlich braucht niemand weder die Trauung, noch die Taufe, noch die Einſegnungen; geſetzlich ſind weder die Klöſter erlaubt, noch die Stiftungen möglich. Das Geſetz iſt atheiſtiſch, wie Odillon Barrot ſagte; Frankreich iſt katholiſch. Seine Sitten ſind durch ſeine freien Geſetze nicht frei geworden. Und dieſes Frankreich ſollte gottlos ſein? Die bigotten Times haben ſich ſehr geirrt, als ſie dieſen Vorwurf ausſprachen. Die große Nation wagt es nicht und ihre Geſchwornen erlauben es nicht, frei zu denken und die Religion zu kritiſiren. Alle Bücher, die es thun, werden ergriffen, und die Autoren verurtheilt. Allerdings ſcheint das niedere Volk um ſo ſkeptiſcher zu werden, je frömmer ſich die höhern und mittlern Klaſſen aufführen. Aber eben dieſe Lage unſers Volks beweiſ't nur, daß uns Franzoſen die gründliche Fortführung der Kritik des 18. Jahrhunderts fehlt. Ich behaupte daher, wir bedürfen der Deutſchen und vor allen Dingen der Theilnahme an ihren neuſten Unterſuchungen über die Religion; und noch einmal wird es wahr: pour délivrer la France, il faut la dechristianiser!"

Ich habe mir ſeitdem Ihre Worte überlegt. Sie wiſſen, ich gehöre nicht zu denen, die in dem Bekenntniß des Atheismus eine Befreiung erblicken. Der Atheismus iſt ſo religiös, wie Jacob, der mit Gott ringt, der Atheiſt nicht freier, als ein Jude, der Schinken ißt, und ein Muhamedaner, der Wein trinkt. Wie dieſe Ketzereien den Juden und den Muhamedaner, ſo charakteriſirt das Bekenntniß des Atheismus den Theologen, der Kampf gegen das Chriſtenthum den Chriſten. Anders, als das jüdiſche Schinkeneſſen, verhält ſich der unbefangne Genuß dieſer Speiſe; anders, als die Losſagung von Gott und Chriſtenthum, verhält ſich die unbefangene Wiſſenſchaft von der Natur und vom Menſchen. Dieſe kann ſogar die Religion zum Gegenſtande haben, ohne mit ihr behaftet zu ſein, und je freier ſie von ihr iſt, um ſo weniger hat ſie mit ihr zu ringen und zu kämpfen. Frei wird man von einer Religion, wenn man ſie vergißt, oder wenn man ſie wie ein Theoretiker betrachtet und ergründet.

Da nun die Franzoſen das Chriſtenthum noch nicht vergeſſen können und ſehr Unrecht thun, es ignoriren zu wollen, wo es noch in gutem Andenken iſt, wie Sie ſehr richtig ausführten, ſo geb' ich Ihnen zu, daß nichts übrig bleibt, als ſich gründlicher mit der theoretiſchen Behandlung der Religion zu beſchäftigen. Ich gebe Ihnen ferner zu, daß die deutſche Theorie weiter iſt, als die franzöſiſche, und ich möchte zur Ausgleichung mitwirken. Vielleicht gelingt es mir, ſo deutlich, ſo faßlich und ſo gedrängt zu ſchreiben, als es die Franzoſen verlangen.

Laſſen Sie Sich alſo in der Kürze die Memoiren der deutſchen Philoſophie unſrer Zeit, wie ich ihre Entwickelung mit erlebt habe, vortragen. Ich ſchreibe nicht aus einer Bibliothek in die andre. Mir ſind die Bücher geläufig, ohne daß ich zu ihnen zurückkehre, und die Autoren ſtehn mir lebendig vor Augen. Ich hoffe, daß dieſes Verhältniß ein günſtiges iſt.

Urtheilen Sie nun, und benutzen Sie meine Schrift für die Franzoſen, wenn ſie ihnen brauchbar ſcheint. Für die Deutſchen, die in der Unkenntniß ihrer Philoſophie den Franzoſen gleich kommen, und das iſt bei Weitem die Mehrzahl, habe ich dann zugleich und vielleicht mit eben ſo geringem Erfolge geſorgt.

„Ich rechne auf wenig Leſer, ſagt einmal Diderot, und werbe nur um einige Stimmen. Wenn dieſe Blätter niemand gefallen, ſo können ſie nur ſchlecht ſein, aber ich würde ſie nichtswürdig finden, wenn ſie aller Welt gefielen.“

Wollen Sie mir Ihre Stimme geben?

Paris, im Februar 1845.

Arnold Ruge.

I.

Ueberſicht.

Die Julirevolution rief in Deutſchland politiſche Bewegungen hervor; aber ſie half den deutſchen Proteſtanten nicht aus dem Traume ihrer „wiſſenſchaftlichen Freiheit", mit welchem ſie nun ſchon ſeit Jahrhunderten über den Despotiſmus ſich tröſten, den ihr Syſtem hervorgebracht. Man darf behaupten, dieſe Befriedigung war es, welche 1830, namentlich in Preußen, wo das Hegelſche Syſtem ſoeben ſeine höchſte Blüthe erreicht, alle denkenden Köpfe von der Bewegung fern hielt und die gedankenloſe Agitation der Maſſen, für das herrſchende Syſtem gefahrlos, ja lächerlich machte.

Der engliſche Proteſtantiſmus hat eine Revolution und eine große weltbeherrſchende Nation erzeugt, der nordamerikaniſche eine Republik und eine neue Welt, der deutſche hat den Fürſten und Großen die ganze ſichtbare Welt zu ſäculariſiren gegeben und ſich mit der unſichtbaren Kirche begnügt, er hat das öffentliche Leben für ewige Zeiten hingegeben und ſich mit dem Privatleben und der ewigen Dauer dieſer Erbärmlichkeiten getröſtet. Wir haben den Ruhm wirkender Menſchen verloren und den Hochmuth eines unfruchtbaren Wiſſens dafür behalten.

Mit dem Scheitern der Bauernkriege verlor der deutſche Proteſtantismus ſeinen demokratiſchen und thatkräftigen Herzſchlag; er machte ſeitdem alle Menſchen zu Mönchen „in der Gemeinde der Heiligen", zu Spießbürgern im Leben und zu Theologen in der Wiſſenſchaft. Die Theologie führte unbeſtritten das Scepter über dieſe blutloſen Geiſter; ſie hat mit ihrem Circeſtab unſre Gelehrten ihrer Menſchheit entäußert und ganze Bibliotheken, die jetzt nur noch des Verbrennens werth ſind, mit ihrem Wahnwitz angefüllt. Die proteſtantiſche Scholaſtik iſt noch werthloſer, als die katholiſche; die unpolitiſchen Jeſuiten des Privatlebens ſind noch gefährlicher, als die politiſchen Jeſuiten des Staatslebens: das Staatsleben aufheben, iſt ein größeres Verbrechen, als es nur verderben. Die Aufklärung in Frankreich konnte daher den verderbten Staat wieder herſtellen; was konnte ſie in Deutſchland, wo alle Staaten in Landgüter untergegangen, alle Menſchen in Hörige verwandelt waren? — Sie wollte auch hier die Wiſſenſchaft genießbar und alle Welt vernünftig machen, ſie gewann Friedrich II. und den Kaiſer Joſeph. Aber die Freude war von kurzer Dauer, und der Rückfall des Regimentes an den einfachen „Landesherrn“ und die unaufgeklärten „Seelenhirten“ deſto empfindlicher. Die beſten Köpfe ſtanden unter dem Befehl ihrer Herren, die Alles, auch die Gelehrten beſaßen. Selbſt Dichter, wie Schiller und Göthe, nicht blos Univerſitätslehrer, wie Kant und Fichte, gehörten zur Hof- und Staatsdienerſchaft der deutſchen Privatkönige. War nun die Wiſſenſchaft und Kunſt frei? Schiller rief aus: „Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume“ und dem großen Kant wurde durch den elenden Wöllner befohlen, bei der Theologie zu bleiben. Später ſodann, als der Philoſophie nichts mehr befohlen wurde, war ſie nicht kühn genug von dem alten Wege abzuweichen, im Gegentheil ſie bewies nun nur, daß Vernunft in der Welt ſei, wie ſie ſei. Alle Philoſophen, die Syſteme entwarfen, von Schelling und Hegel bis auf den letzten Poſitiviſten, führten nur die Theologie und die religiöſen Vorausſetzungen weiter aus. Was die Gelehrſamkeit Ketzeriſches enthielt, war ein Erwerb der Naturwiſſenſchaften; und wenn die Philoſophie es nicht überſehn konnte, ſo ſuchte ſie es mit ihrem Syſtem der modificirten Theologie in Einklang zu bringen, ſie hörte darum nicht auf, Theologie zu ſein, alle Probleme in der Speculation zu löſen und den ewigen Frieden allen Denen zu verkündigen, die ſich in dieſe Regionen erheben würden.

Die Väter unſerer Syſteme ſind die heiligen Väter des Proteſtantismus.

Und was war das Product dieſer deutſch-proteſtantiſchen Entwickelung? Das Leben verlor an den Mönchsſtand der Gelehrten ſeine Kraft, an den Dienerſtand der Actenmänner ſeine Lebendigkeit und an das Privatweſen der Spießbürger ſeine Geſchichte. Es giebt keinen Ehrgeiz und keine große Leidenſchaft, keine Thatkraft und keine Charaktere, keine Geſchichte und kein Volksleben in Deutſchland, ſelbſt Handel und Induſtrie nahmen bis vor Kurzem Theil an der allgemeinen Abſpannung.

Sollte nun eine Befreiung vor ſich gehn, und ſie war dringend nöthig; ſo mußte vor allen Dingen der Kopf der deutſchen Geſellſchaft ſich aus den Schlingen des Dienſtes und aus dem Bann der Theologie befrein, zumal in einem Lande, wo alles Gewicht auf die Wiſſenſchaft gelegt und alle Freiheit nur in ihr geſucht wurde. Dies iſt in der letzten Zeit geſchehn. Die Freiheit der neuen Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland beſteht in der Loslöſung der Schriftſteller vom Hof- und Staatsdienſt und in der Kritik der ganzen bisherigen Theorie, deren populäre Form das Chriſtenthum, die wiſſenſchaftliche das Hegelſche Syſtem iſt. Dieſe Befreiung iſt allmälig vor ſich gegangen und noch im Werke.

Die Kritik des alten Syſtems verläuft innerhalb der Hegelſchen Philoſophie. Sie verweilt mit großer Ausführlichkeit bei der Theologie, kommt erſt ſpäter auf die Unterſuchung der Religion ſelbſt und hat nur in vereinzelten Angriffen die Politik und die unmittelbare Wirklichkeit erreichen können.

Das weſentliche Intereſſe der eigentlichen oder dogmatiſchen Schule Hegels, die das Syſtem nur ausbreitete, nicht modificirte, war ohne Widerrede das theologiſche. Sie zeugte berühmte Theologen, wie Marheineke und Daub; und die erſten Kritiker, die abfielen, ſind ebenfalls berühmte Theologen. Das Syſtem hatte den ſeligen Himmel der Speculation und das unſelige Leben der Welt im „gemeinen Bewußtſein" mit ächt chriſtlicher Unterſcheidung einander gegenübergeſtellt. Darum ſind auch die Ausführungen von Strauß, die wenigſtens in der faßlichen Form zum „gemeinen Bewußtſein" zurückkehren, der Anfang des Abfalls, ſo ächt hegelſch ſie auch ihrem Inhalte nach blieben. Sobald dieſer erſte Anſtoß gegeben iſt, geht die Bewegung raſch weiter. Das berühmte „Leben Jeſu von Strauß" findet ſeine Kritik in Bauers Schriften und das ganze chriſtliche Syſtem in „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums". Dies Buch iſt ſchon nicht mehr theologiſch. Die „Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher" greifen ſodann nicht nur in die religiöſe Gegenwart, ſondern überall unmittelbar in die Wirklichkeit ein. Sie gewinnen eine politiſche Bedeutung. Mit ihnen hängt die „Rheiniſche Zeitung" zuſammen, das erſte unabhängige Journal in Deutſchland. Die Dichter der Oppoſition, die Publiciſten, die kritiſchen Bücher, unter denen neuerdings „Stirner, der Einzige und ſein Eigenthum", ſich auszeichnet, vermehren ſich von Tag zu Tage. Die Zeit des Hegelſchen Friedens und des alten Glaubens iſt vorüber. Die Zeit des alten Syſtems, ja die Zeit der Syſteme überhaupt iſt vorüber. Ein Syſtem feſthalten und aus dem Fluß der Zeit heraustreten, iſt Ein Begriff. Jedes fertige Syſtem ſpricht ſein eignes Todesurtheil. Es iſt immer das Ende ſeiner Welt. Wie Ariſtoteles die griechiſche, ſo beendigt Hegel die chriſtliche Welt. Was nun folgt, kann nur Auflöſung, — Kritik ſein. Wir leben in dieſer Kriſis, und es iſt umſonſt, im Namen der alten Götter ſie zu verbieten. Iſt ſie in der einen Form gewaltſam aus der Oeffentlichkeit zurückgedrängt, ſo bricht ſie in hundert neuen Geſtalten wieder hervor. Denn der Kopf wurde nun einmal aus der Schlinge gezogen und ſeine Erfindungen ſind unerſchöpflich.

Mit der Befreiung aus der officiellen Theorie hält das Aufgeben der officiellen Praxis gleichen Schritt. Eine Reihe muthiger Gelehrter und Dichter hat der alten Macht der Dienſthierarchie die neue Macht der Preſſe entgegengeſetzt und ſich ohne Weiteres emancipirt. In Wiſſenſchaft und Dichtkunſt ſind demokratiſche, freie Talente aufgeſtanden, die unbeſtritten durch eigne Mittel und gegen die Autorität eine neue Wendung des ganzen Denkens und Dichtens der Nation hervorgebracht.

Dieſe Loslöſung, ein ganz neues Phänomen in Deutſchland, geſchah von beiden Seiten. Je bedeutender die Schriften der Philoſophen und Dichter erſchienen, um ſo gewiſſer wurden die Autoren vom Staatsdienſt ausgeſchloſſen; und wenn ſie zuerſt zurückgeſtoßen wurden, ſo haben ſie im Laufe der Zeit ſelbſt erkannt, daß ſie ihre Stellung nothwendig außer den Reihen der abhängigen Dienerſchaft nehmen müſſen, ja, der Conflict iſt ſo ſchneidend geworden, daß immer mehr zu der Einſicht kommen werden, die Atmoſphäre der Unterthanen überhaupt ſei freien Werken des Denkens und Dichtens nicht günſtig. Das Schickſal der Philoſophen und Schriftſteller des 18. Jahrhunderts wiederholt ſich an ihnen. Ohne Zweifel wird früher oder ſpäter auch der Erfolg ihrer Schriften ihnen und der Welt eine gleiche Genugthuung bereiten, wie jenen Männern und ihren Nachkommen.

Wir haben den Verlauf der theoretiſchen Befreiung, welche die letzten zehn Jahre in Deutſchland vor ſich gegangen, kurz angedeutet. Um ihn vollkommen verſtändlich zu machen, iſt es nöthig auf Hegel einzugehn und das Syſtem ſeiner Welt und Zeit mit einigen Worten zu zeichnen. Wie Hegel den Kern der deutſchen Reactionsperiode, ſo enthält er auch ſchon das Princip ihrer Auflöſung.

Seines Vorläufers dagegen, der das „Abſolute" nur als Traumredner und Viſionär verkündigt, der es nie erreicht und entwickelt, der aber das Unglück hat, den wirklichen Entdecker und Darſteller der abſoluten Welt und ſich ſelbſt zu überleben, wollen wir hier nur um ſeines franzöſiſchen Renommées willen erwähnen. Schelling iſt für Deutſchland kein

Philoſoph mehr, ſondern nur noch ein Verräther der Philoſophie.

2.

Schelling.

Man hegt in Frankreich den Aberglauben, daß Schelling ein Philoſoph ſei, ja, noch mehr, daß Schelling noch lebe und wirke; und man darf ſich darüber nicht wundern, da viele Deutſche, denen man Sachkenntniß zutraut, den Thaumaturgen Schelling, den Meſſias der Unvernunft, immer noch als großen Philoſophen im Munde führen. Und dennoch, was iſt unphiloſophiſcher, als Bayern, Preußen und Schelling?

Es iſt jetzt ſehr leicht zu begreifen, daß Schelling überall nur das zu thun gewünſcht hat, was Hegel wirklich erreichte. Was iſt Schelling in Berlin und was war Hegel? Die Befriedigung, die Schelling nur verſpricht, Hegel gewährte ſie wirklich. Hegels Arbeit wurde von allen Partheien als Wiſſenſchaft anerkannt; Schellings Bemühungen werden von keiner Parthei für etwas anders, als für religiöſe und politiſche Dienſte ausgegeben, für gute von der einen, für ſchlechte von der andern.

Schelling hat nie der Wahrheit, immer nur ſich gedient, und keinen ſchlechtern Dienſt kann ein Menſch, der auf Ruhm denkt, ſich erweiſen. Ein Menſch, der nur ſich will, den werden alle andern nicht mehr wollen, ſobald ſie ſeine Abſicht merken, denn ſeine Abſicht iſt klein in jedem Fall. Sein Princip der *intellectuellen* Anſchauung, zu dem nur eine ganz beſondere Befähigung gelangt, nämlich ſein Genie, iſt von Anfang an das böſe Princip der Eitelkeit, der Genie- und Originalitätsſucht, der Abſonderung von der gemeinen und allgemeinen Vernunft, der Abfall von den gemeinſamen Intereſſen der Freiheit. Dieſer Abfall iſt aber zugleich eine Schwäche des Verſtandes.

Schelling iſt ein ſecundärer Menſch, der durchaus Original ſein will; *Schelling* iſt ein Schriftſteller, der mancherlei bearbeitet und angeregt hat, aber er iſt kein Syſtematiker; er hat der Welt ſeine Form nicht aufdrücken können, denn er hat keine eigne Form; *Schelling* hat den Ehrgeiz, Alles allein ſein und thun zu wollen, und doch die Geiſtesſchwäche, in allen ſeinen Arbeiten nur fremde Gedanken zu Tage zu fördern. Seine erſten Schriften hingen von Fichte ab, und als er ſich von Fichte entfernt hatte, war Spinoza ſeine Quelle; ſein Buch über die Freiheit iſt nur ein verderbter Jacob Böhm, und ſeine neuſten Vorleſungen in Berlin, die übrigens ſchon alte Münchner Waare ſind, geben nur die verderbte Hegelſche Logik als „negative Philoſophie" und die eben ſo verderbte chriſtliche Dogmatik als „poſitive Philoſophie" wieder. Er hat kein Erfinderverdienſt, er fordert es nur, und je mehr er klagt, daß andre ihm ſeine Gedanken ſtöhlen, um ſo entſchiedener holt er alles, was er denkt, von andern, und nur den völlig Unwiſſenden gegenüber gelingt es ihm, durch die unverſchämteſten Verdrehungen der Originale ſeine Quellen zu verbergen. Dieß Verfahren iſt mit zunehmendem Alter immer troſtloſer ausgefallen, und die fixe Idee des Gedankendiebſtahls — als wenn man jeden Gedanken nicht je eher, je lieber, wenn er nur wirklich der Mühe werth iſt, in allen Köpfen ſähe! — hat ihn vor das ordinäre Gericht geführt, um ſich dort belehren zu laſſen, daß

Gedanken kein gemeines Mein und Dein ſind. Die Prätenſion eines Philoſophen und dieſes Ende! Die Prätenſion, mit der jüngſten geiſtigen Gegenwart fertig zu werden und die Niederlage durch den älteſten ſeiner Gegner! Paulus und „der geſunde Menſchenverſtand" reichen vollkommen aus, um dieſen Taſchenſpieler zu entlarven.

Die Schwachköpfe, welche die Anhänger der Vernunft für eine Parthei erklären, irren ſich nur darum nicht, weil ſie exiſtiren. Sonſt iſt die Vernunft allgemein, wie die Gedanken dazu beſtimmt ſind Gemeingut zu ſein. Wir verdenken es darum auch Schelling nicht, daß er ſich überall zulangt, ja, wir ſetzen ſein Verdienſt darin, daß er ſo gut eingedrungen, wir tadeln nur, daß er, mit dem Mehlſack auf dem Rücken, nicht zugiebt, er ſei in der Mühle geweſen. Am glücklichſten war ſeine Combination Fichte's und Spinoza's, obgleich es immer nur der alte Dudelſack der Theologie und der alte Nebel ihrer Phantaſie iſt — hinter dem 18. Jahrhundert eine Schwäche, darauf zurückzukommen und ein vergebliches Bemühen die Welt dahin zurückzuführen. Die Zeit der Myſterien iſt für immer vorbei. **Schelling** verſteht ſein Jahrhundert nicht. Was kümmert es ihn? Iſt das die Sache eines großen Philoſophen? Iſt es genial, keine andern Probleme zu kennen, als das Jahrhundert? **Schelling** marodirt in allen Zeiten und Richtungen umher, in den Mythologieen des Orients, bei der Weisheit eines fabelhaften Urvolks, oder in den Myſterien der ſamothrakiſchen Kabiren ſucht er die großen Löſungen; und im Verborgenen feiert er ſeine Myſterien, während **Hegel** am hellen Tage die Fragen der heutigen Welt beantwortet. **Hegel** ſtirbt. „Gebt mir Raum, ruft **Schelling** aus, gebt **mir** einen Ort in der Metropole der Wiſſenſchaft, und **ich** will alle Zweifel löſen, **ich** bin dazu aufgeſpart.“ Und was geſchieht? Er leiert nach wie vor ſeine Mythologie, preiſ't die Weisheit der aſiatiſchen Prieſter und thut endlich Buße bei den Prieſtern des Chriſtenthums — aber freilich auf ſeine Weiſe, indem er ihren Troſt für ſeine Entdeckung ausgiebt. Nichts iſt bekannter, als der chriſtliche Troſt, nichts alſo unverſchämter, als nun auch dieſen **ſein** zu nennen; aber Philoſophie iſt es nicht. Auch iſt **Schelling** nur wieder in der Leute Mund gekommen, weil die Obſcurantenparthei in Preußen gewünſcht hat, man möchte die Deſertion der Vernunft, die Schelling zu proclamiren die Stirn hat, für Philoſophie halten.

Alles philoſophiſche Verdienſt iſt ein kritiſches, ein neues Urtheil über den wiſſenſchaftlichen Proceß. Schelling iſt dies nie gelungen. Und jetzt myſtificirt er die Welt wiſſentlich und prahlt mit ganz nagelneuen Principien, während er die allerälteſten aus Bibel und Kirchenvätern vorträgt. Feuerbach nennt ihn mit Recht den neuen Caglioſtro und Kapp hat ſeinen Liſten und Pfiffen ein eignes Buch gewidmet. Was Schelling Verdienſtliches hat, ſein ſtyliſtiſches Talent, ſeine Fähigkeit, ſich Fremdes anzueignen und es über den Leiſten ſeiner Genieſucht und Myſterienwuth zu ziehn, das iſt zugleich ſein Fehler, ein Fehler der Intelligenz und des Charakters in Einem. „Er, das Genie, und das Geheimniß ſeiner tiefen Weisheit“, mit dem er ſich durch ein halbes Jahrhundert von den Wundern der aparten Intellectualanſchauung bis zur Berlin-Münchner Offenbarungsphiloſophie hinſchleppt, das iſt ſein einziger ihm eigner Gedanke. Und mit dieſem hat es die ungekehrte Bewandtniß, wie mit wahren Gedanken. Seitdem alle Leute dahinter gekommen ſind, iſt er allein damit geblieben. Jeder Vernünftige erkennt ſeine Abhängigkeit von der Geſellſchaft und der Arbeit der ganzen Menſchheit willig an. Die Zeit der Eitelkeit und der Vergötterung eitler Originale iſt vorüber: ein Unglück für den alten Mann, daß er ſeine Zeit, die Zeit des Götzendienſtes mit dem Genie, überlebt hat.

Von ſeiner anregenden Wirkung auf die Naturwiſſenſchaften ſind jetzt faſt nur noch Verirrungen und Phantasmagorieen übrig, von ſeiner Geiſtesphiloſophie ſind die Reſultate die Berliner Verrücktheiten.

Schelling hat immer ein Syſtem geſucht, gefunden hat er es nicht. Er fühlte wohl dunkel, daß die Zeit gekommen war, wo man die ganze bisherige Welt ſyſtematiſiren und der Nachwelt ſie als eine eingemachte Frucht überliefern müſſe; aber ſein Geiſt war nicht fähig, dieſe koloſſale Arbeit durchzuführen. Er iſt und bleibt Dilettant und Gaſt an fremden Tiſchen, Diener vergangener Götter. Er bringt es nicht über das Formationstalent hinaus, er verſteht nicht einmal die Männer, deren Gedanken er als ſein Eigenthum vorträgt, denn er verdirbt ſie.

3.

Hegel.

Ganz anders Hegel. Dieſer iſt um ſo mehr, je weniger er ſcheinen will, während Schelling um ſo mehr ſcheinen will, je weniger er iſt. Hegel hat wirklich die ganze bisherige Geiſteswelt ſyſtematiſirt, und ſein Syſtem iſt der Schluß des Proteſtantismus, in den das Chriſtenthum ausläuft. Es iſt noch Theologie und vom Leben losgelöſ'te Theorie, zu gleicher Zeit aber die Theorie der bisherigen Welt und darum im Keime auch überall die Kritik derſelben.

Sein Syſtem hat drei Theile: Logik, Natur- und Geiſtesphiloſophie.

Man ſollte nun denken, die Logik oder die Gedankenwelt müſſe doch Geiſt und ihr Inhalt könne nichts anders, als Geiſt und Natur ſein. Gewiß, ſagt Hegel, aber beides „an und für ſich", beides in Abſtracto, beides „im Schattenreich des Gedankens", die Logik iſt Alles, aber Alles noch einmal in einer himmliſchen, jenſeitigen Welt, „im Aether des reinen Denkens", „die Logik iſt die ſpeculative Theologie". Dies ſagt Hegel ſelbſt, und es iſt nun nur nöthig, die Theologie richtig zu verſtehn, um die Logik zu verſtehn.

Sie iſt wirklich nichts anders, als Geiſt und Natur noch einmal, aber in der unbeſtimmteſten und allgemeinſten Faſſung, wie der Himmel der Theologie nur die wiederholte Welt iſt. Jeder Gedanke der Logik, jede „Kategorie" iſt Alles, wenigſtens jeden dritten Terminus, der die differenten Gegenſätze aufhebt, nennt Hegel ſelbſt eine Definition des Abſoluten.

Die Logik beginnt mit dem „Sein" und endigt mit der „Idee". Und nicht nur das „Sein", das „Daſein", das „Werden", das „Weſen"; auch der „Begriff", das „Urtheil", der „Schluß", und die „Idee" ſind bei Hegel Alles. Der Begriff iſt der Inbegriff, die Totalität der Gegenſätze und alle Dinge ſind das Urtheil oder eine Darſtellung der gegeneinander wirkenden Gegenſätze, der Schluß iſt die Zuſammenſchließung des Allgemeinen und Einzelnen und die Idee die realiſirte Allgemeinheit, der exiſtirende Begriff, z. B. das lebendige, denkende Weſen. Das Syſtem aller Gedanken, welche Kategorieen, d. h. ſolche univerſelle Formen ſind, macht nun die Hegelſche Logik aus.

Dies Werk iſt eine große That. Denn es enthält alle bisherigen Principien aller früheren Philoſophieen, alle Gedanken, die jemals als Keime oder Principien der ganzen Welt behauptet worden ſind, in einer ſolchen Verbindung, daß man zugleich die Berechtigung des Gedankens an ſeiner Stelle und den höheren, concreteren Gedanken, in den er ſich nöthwendig auflöſ't, dargethan findet. Die Bewegung von einem Gedanken zum andern iſt unaufhörlich, bei nichts beruhigt ſich die Dialektik, jedes neue Wort iſt Kritik des vorigen, aber nur um ſeinerſeits wieder kritiſirt zu werden von dem folgenden.

Dieſe unaufhörliche Bewegung der Gedanken, die Denkbewegung, hat nun ihre beſtimmte Form und „Methode“. Auf die „Methode“ legt das Syſtem den Accent, ſie iſt das Geheimniß ſeiner Entſtehung. Sie iſt ſehr einfach, allerdings; aber man macht ſich doch eine falſche Vorſtellung, wenn man die Dialektik mit der Formel: Theſe, Antitheſe, Syntheſe von beiden erklärt. Allerdings iſt dieſe Formel das Gerippe des logiſchen Denkens bei Hegel; das Leben, wodurch es erſt ſein wahres Anſehn gewinnt, iſt aber die doppelte Wendung des Denkenden einmal zurück auf den errungenen Inhalt und ſodann vorwärts auf den neuen Inhalt, welcher nichts anders, als dieſe Reflexion ſelbſt iſt. Nehmen wir ein Beiſpiel. „Sein“, „Nichts“, „Werden“ ſind die erſte Kategorie der Hegelſchen Logik d. h. „ein reiner Gedanke, der durch ſeine Momente hindurch ſich entwickelt“. Die Logik mag etwa beginnen: „Das Sein iſt Alles, und es iſt nichts, das nicht wäre“. Man reflectire nun darauf. Was iſt geſagt? Offenbar, „daß alſo das Sein, wenn es Alles mögliche iſt, das Allerunbeſtimmteſte iſt, von dem man zugeben muß, es ſei im Grunde das Beſtimmungsloſe, d. h. das Inhaltsloſe, alſo das Nichts ſelbſt“. Reflectire ich nun wieder darauf, daß ich alſo, indem ich das Sein beſtimmen wollte, nichts beſtimmen konnte, und indem ich das Nichts beſtimmen wollte, nur wieder die Beſtimmung des Seins zum Vorſchein brachte, die Beſtimmungsloſigkeit nämlich, ſo iſt zwar eine Syntheſe der Gegenſätze, Sein und Nichts, gewonnen worden, aber zugleich ein neuer Gedanke; denn ich ſehe, daß ich an meiner Operation nichts anders habe, als dieſe Bewegung des Gedankens, die Reflexion ſelbſt. Das gleichmäßige Abſtoßen, welches wir an beiden Punkten, beim Sein ſowohl als beim Nichts, erfuhren, giebt die reine, hin und her gehende Bewegung, die Reflexion, oder das Werden (die Geneſis des Gedankens ſelbſt). Das iſt Hegels erſte Kategorie. Vor der Bewegung des Werdens — vom Nichts zum Sein, „Entſtehen“, und vom Sein zum Nichts, „Vergehen“, — iſt kein Gedanke möglich. Denken iſt dieſe Bewegung der Reflexion. Sie iſt Entſtehen und Vergehen in Eins, denn jeder neue Gedanke iſt die Aufhebung eines alten. Der innerſte Kern des Hegelſchen Syſtems iſt die revolutionäre Kritik — die Freiheit.

Wir haben die Dialektik Hegels, deren Geheimniß ſo einfach als ſinnreich iſt, hiemit zugleich veranſchaulicht und gerechtfertigt. Sie iſt keine Grille, ſie iſt eine Nothwendigkeit, das Geſetz des Denkens ſelbſt; denn es iſt klar, daß der Denkende dieſe Operation nicht vermeiden kann und alle Gedankenproduction von der Fähigkeit abhängt, den Gegenſtand ins Auge zu faſſen und die Auffaſſung von Neuem zum Gegenſtande zu machen.

Doch verlieren wir uns nicht in den logiſchen „Aether“, von dem die armen Deutſchen, wie Opiumsträumer, dreißig Jahre im Kreiſe herumgetrieben worden ſind, ohne den Tag der reellen Freiheit auch nur in dieſem himmliſchen Gebiete des Philoſophirens zu erblicken. Und doch! War das Denken ſchon immer revolutionär und gegen alles Beſtehende, ſo iſt vollends die „Methode“ des Denkens die conſtituirte Revolution. Dieſen Anſpruch auf die Sympathie der Franzoſen hat das deutſcheſte, das abſtracteſte Syſtem.

Hegel hat alle Gedanken in der Allgemeinheit der Kategorieen zu faſſen geſucht; und er hat durch das Syſtem derſelben eine große Erfahrung für alle künftigen Denker gewonnen, die Erfahrung, wie ſich die Kategorieen zu einander verhalten, wie ſie aus einander abgeleitet werden können und daß jedes Syſtem einſeitig iſt, welches nicht die Gedankenbewegung ſelbſt, ſondern den einzelnen beſtimmten Gedanken zum Princip macht.

Richtig verſtanden wäre alſo die „Dialektik" ſelbſt, welche nichts anders als das Denken und die ewig fließende Kritik iſt, die Auflöſung aller Syſteme. Es fehlt nur, daß der auflöſende Denker, der Menſch der Geſchichte, der Schöpfer eines ewig jungen Geiſteslebens, an die Spitze geſtellt werde. Wer es vermag, entdeckt eine neue Welt; es iſt immer eine zu finden. Dieſe Folgerung macht die neuſte Philoſophie in Deutſchland. Wir haben daher eine menſchlichere, weniger überſchwengliche Logik bei ihr zu ſuchen, eine Logik, die ſich darüber nicht täuſcht, daß ihr Inhalt immer Natur und Geiſt, d. h. die äußere Natur und die Menſchennatur ſein wird, eine Logik, die alle Wirklichkeit durchdringt, alſo von der Natur zum Menſchen aufſteigt und das ausdrücklich thut, was Hegel bei aller Ueberſchwenglichkeit des „reinen — d. h. von aller Beſtimmtheit und exemplificirenden Gemeinheit gereinigten — Denkens" dennoch thun muß, eine Logik freilich, die keine mehr iſt.

Wir wollen die irdiſche Natur der himmliſchen

Logik bei Hegel mit wenig Worten aus ihrer Verborgenheit hervorziehn. Hegel behandelt im erſten Theil das Sein, im zweiten das Weſen, im dritten die Subjectivität oder den Begriff.

Die Lehre vom Sein hat zum Hintergrunde die unorganiſche Natur und ihre Bewegung. Die Lehre vom Weſen iſt abſtrahirt von den chemiſchen und phyſikaliſchen Proceſſen, in denen die Bewegung ſchon den Schein der Autonomie und Selbſtbeſtimmung hat. Die ſubjective Logik im dritten Theil behandelt den freien Proceß des denkenden Weſens, welches das wahre Weſen, oder des Selbſtbewußtſeins, welches das wahre Sein, die ſich ſelbſt beſtimmende Freiheit iſt. Hier im dritten Theil iſt nun nicht vergeſſen, die beiden erſten Theile als Exiſtenz, wenn auch nicht als volle Verwirklichung, des Begriffs nachzuweiſen ſowohl in der freien Bewegung der Himmelskörper, als in den ſich ſelbſt erzeugenden Naturproceſſen. Den „verwirklichten Begriff“ nennt Hegel Idee. Deren erſte Erſcheinung iſt das Thierleben, weil in ihm ſchon eine, wenn auch dunkle Selbſtbeſtimmung vorhanden iſt; ihre volle Verwirklichung iſt aber natürlich erſt das Menſchenleben.

der ſelbſtbewußte und ſich frei beſtimmende Menſch, der Geiſt iſt. Deſſen Freiheit iſt das Abſolute, welches von ſich ſelbſt anfängt und ſich ſelbſt zum Ziel hat.

Dieſe Skizze, ſo flüchtig ſie iſt, beweiſ't genug. Hegel iſt gezwungen, ſich an Natur und Menſch zu halten, ſo ſehr er ſich auch bemüht eine zweite gereinigte Realität, die logiſche, hervorzubringen; und ſein logiſches Syſtem iſt ganz richtig, wenn man überall die wahre Realität ausdrücklich geltend macht.

Dies alterirt aber die ganze Sache. Es iſt mit der Logik, wie mit der Theologie. Auch deren Prädicate Gottes ſind, wie Feuerbach ihr bewieſen hat, nur Prädicate der Natur und des Menſchen. Macht man ſie aber bewußter Weiſe als ſolche geltend, ſo iſt die ganze Weisheit der Theologie vernichtet, d. h. man hat ihr bewieſen, daß ſie, um etwas zu wiſſen, wirklich Naturwiſſenſchaft und Erkenntniß des Menſchenlebens, ſeiner Geſchichte und ſeiner Geſetze werden müſſe. Indem die Hegelſche Logik ihren Inhalt verſchweigt, giebt ſie ſich den Schein, als hätte ſie noch einen aparten Inhalt für ſich. Während alſo in Wahrheit das Sein und das Weſen, welches ſich zum Selbſtbewußtſein erhebt, nichts anders iſt, als die natürlichen Proceſſe, die im Menſchen freier Proceß werden und ſo im Leben und Wirken des Menſchen die Freiheit, oder das Abſolute, darſtellen; gewinnt die Logik durch ihre Abſtraction den Anſchein einer übermenſchlichen und übernatürlichen Welt.

Feuerbach in ſeinem „Weſen des Chriſtenthums“ zeigte: das Weſen des chriſtlichen Gottes iſt nichts anders, als das Weſen des Menſchen (und könnte man hinzuſetzen, das Weſen der Natur), aber im Jenſeits vorgeſtellt.

Es iſt nun klar, daß die Hegelſche Logik durch unſere Erklärung, eben ſo wie in dieſem Beweiſe Feuerbachs die Theologie, völlig aufgelöſ't wird. Was wird ſie nun, wenn wir ſie aus ihrer himmliſchen Einſamkeit in die Wirklichkeit herabziehn? Sie löſ't ſich auf in die Durchdringung oder Kritik der ſyſtematiſirten Wiſſenſchaften. Natürlich iſt die Syſtematiſirung dabei nicht als Vollendung zu denken, ſondern als Encyklopädie, wodurch die Wiſſenſchaften in Zuſammenhang treten und in einander überführen. Nichts konnte die Erweckung der Wiſſenſchaften aus dem Schlaf der Vereinzelung und aus der Beſchränktheit aparter Kategorieen beſſer vorbereiten, als die Hegelſche Logik, die Alles in Einen Fluß auflöſ't. Dieſer Gewinn iſt feſtzuhalten. Die Gelehrſamkeit wird daher auf die allgemeinen Gedanken der Logik und auf die Kritik derſelben in der Dialektik immer wieder zurückkommen oder ſie wird in Unordnung und Verwahrloſung viel überflüſſige Arbeit unternehmen, ſie wird ſich, wie jetzt die Franzoſen, unnöthiger Weiſe mit den Gegenſätzen des Göttlichen und Menſchlichen, des Nothwendigen und Freien, des Unendlichen und Endlichen, ja ſogar der Urſache und Wirkung herumſchlagen, und wenn ſie vollends den dichteriſchen Ausdruck „die ewigen Geſetze" ausſpricht, ſo wird ſie glauben, die ganze Welt der „endlichen Erſcheinungen" tief unter ſich zu haben. Es iſt allerdings wichtig zu unterſuchen, was die Gedanken „an und für ſich" ſind, wenn man von jedem abſtracten Gedanken ins Blaue getrieben, von jeder Kategorie, die aus der Converſation auftaucht oder in einer Wiſſenſchaft zur Sprache kommt, wie von einem Irrlicht umhergeführt wird. Iſt aber z. E. die Einheit des Endlichen und des Unendlichen (ihre Differenz iſt die

Hauptqual der Franzoſen) einmal bewieſen, ſo iſt die Vornehmheit des Unendlichen kein Hinderniß mehr für die Wiſſenſchaft.

Die Philoſophie löſ't ſich auf, aber nur in der Kritik aller Wiſſenſchaften; und dieſe Kritik wird immer ein Princip geltend zu machen haben, ſie wird immer die Seite der Erkenntniß der bloßen Kenntniß gegenüber vertreten, immer die Seite des Allgemeinen an dem Einzelnen geltend machen; ſie wird aber ihre Einheit mit der Empirie, mit dem Leben, mit der Auffaſſung der Natur und des Menſchenlebens nie wieder aus den Augen verlieren; ſie wird aufhören Theologie oder zweites Geſicht zu ſein.

Iſt nach Hegel die Logik die Welt im Gedanken, ſo iſt ihm die Natur umgekehrt das außer ſich gekommene Gedankenſyſtem, der äußerlich gewordene Geiſt. Die Weſen der Natur ſind Exiſtenzen der Kategorieen, wodurch freilich die Kategorieen weſentlich modificirt werden, ſo iſt bei Hegel Quantität die logiſche Kategorie, Raum und Zeit ihre natürliche Modification. Es iſt klar, daß hier Wiederholungen unvermeidlich ſind. Hegels Naturphiloſophie macht daher wieder den Eindruck der Logik, hat die Natur der Logik und leidet an der logiſchen Abſtraction. Sie hat wenig Wirkung hervorgebracht, weniger, als ſie in der That verdiente, da ſie viel unverdautes Gerede der philoſophirenden Naturforſcher hinwegräumt.

Drittens die Einheit der Aeußerlichkeit und des Selbſtbewußtſeins, des logiſchen und natürlichen Weſens, iſt bei Hegel der „Geiſt", das Menſchenleben, der Menſch. Hegel nimmt den Menſchen im dritten Theil ſeines Syſtems, der Geiſtesphiloſophie, zuerſt als natürliches und ſpirituelles Subject, den „ſubjectiven Geiſt" (den Einzelnen), ſodann als die Menſchenwelt, den „objectiven Geiſt" in Geſellſchaft, Staat und Geſchichte; drittens als den ſich ſelbſt hervorbringenden, in ſich ſelbſt lebenden Geiſt — der ſeine Subjectivität ſelbſt, ſein Anſchaun, Vorſtellen und Denken, zur wahren Objectivität erhebt, d. h. zu ſeinem Gegenſtande macht — den „abſoluten Geiſt", deſſen Exiſtenz Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt. Die Religion iſt die Imagination, die Kunſt die Darſtellung, die Wiſſenſchaft die Erkenntniß des freien Weſens.

Nichts beweiſ't deutlicher, als der Inhalt des „abſoluten Geiſtes", bei Hegel, daß hier nur vom Menſchenleben und ſeinen Producten die Rede iſt. Dennoch ſollte es der Theologie, dieſer Erzfeindin des Menſchengeſchlechts, gelingen, aus dem „Geiſt" und dem „Abſoluten" einen neuen Götzen zu meißeln und ſowohl das Wort „Geiſt", als den Ausdruck „das Abſolute" in den Nebel der Abſonderlichkeit und Uebermenſchlichkeit einzuhüllen.

Iſt das höchſte Weſen (das freie) der Menſch oder iſt es dem Menſchen fremd und nicht von dieſer Welt? Wer hätte es denken ſollen, daß ein Syſtem, wie das Hegelſche, dieſe Frage, die Frage der Unwiſſenheit und Harthörigkeit gegen alle Wiſſenſchaft, noch einmal aufkommen laſſen würde? Ja, noch mehr! Wer hätte Hegel zutrauen ſollen, daß er trotz ſeines Syſtems dennoch mit der Theologie und ihrem blauen Dunſt ſich zu vertragen geneigt ſein könnte? Er hat es gethan, und wie ihn ſein Syſtem ſelbſt dazu verführen konnte, geht aus dem hervor, was wir über den theologiſchen Geiſt ſeiner Logik bemerkt haben. Er hat durch ſeine Religionsphiloſophie und durch die Anerkennung der abſurden Scholaſtik Göſchels (eines jetzt verſchollenen pietiſtiſchen Juriſten in Berlin) den Anſtoß gegeben zur völligen Verirrung ſeiner Schule in Theologie. Die erſte Phaſe ſeines Syſtems, die Schule im eigentlichen Sinn, iſt die theologiſche. Der böſe Geiſt des Proteſtantismus, der den Menſchen nur als Privatmenſchen kennt — mit der Religion, die ihm den Himmel verſpricht, nachdem ſie ihm die Erde (den Staat) entriſſen, mit der Kunſt, die er in ſeinem „Kämmerlein", und mit der Wiſſenſchaft, die er in ſeinem Kopfe ganz privatim ausführen kann — dieſer böſe Geiſt hat das Hegelſche Syſtem bei ſeiner Schwäche, der Abſtraction, gefaßt und lange feſtgehalten, bei der Abſtraction vom Menſchen. Und doch iſt in Wahrheit der Menſch das Princip und der ganze Inhalt der „Geiſtesphiloſophie", ein Name, mit dem ſich die Hegelſche Philoſophie ſo gern nennen hört.

Wir wollen nun zeigen, wie allmälig die Stärke dieſer Philoſophie, die humane, directe und wahre Auffaſſung, ſich geltend macht und alle Gebiete des Menſchenlebens wieder für ſich in Anſpruch nimmt. In dieſer Kriſis iſt die deutſche Philoſophie jetzt begriffen.

4.

Strauß.

Wie theologiſch die Hegelſche Schule geworden war, kann man daraus abnehmen, daß ein rein theologiſches Buch den Anſtoß zu ihrer Fortbildung gegeben. Der Doctor David Friedrich Strauß in Tübingen ſchrieb ein „Leben Jeſu", worin er nachwies, daß an den Berichten der Evangelien gar nichts Hiſtoriſches ſei. Er erklärte die Entſtehung der Evangelien aus dem dichteriſchen Gemeingeiſt der erſten Chriſten und ſagte, die Evangelien ſind Mythen, Producte des Geiſtes der Gemeinden, der gar nicht auf das Factum, ſondern auf die bedeutungsvolle Dichtung ausgeht. Gegen die Gottheit Chriſti, welche von den orthodoxen Hegelianern behauptet wurde, wandte er den Satz: „die ganze Fülle der Idee, was doch die Gegenwart Gottes im Chriſtus wäre, ſchütte ſich niemals in das einzelne Exemplar, ſondern immer nur in die Gattung aus." Die Menſchheit läßt er als realiſirte Gottheit gelten, aber die Gottheit iſt ihm eben darum noch ein Gegenſtand, ein philoſophiſches Problem, was ſie doch im Grunde ſchon bei Hegel nicht mehr iſt. Wir haben es gezeigt. Aber Strauß hatte nicht den Muth, Hegel untheologiſch zu faſſen und unter dem „abſoluten Geiſt“ den Menſchengeiſt, die Kopfthätigkeit des Einzelnen, ohne Weiteres zu verſtehn.

Während er die „Gattung der Menſchheit“ mit der „Fülle der Idee“ ausſtattet, begegnet es ihm, daß er aus ihr einen unperſönlichen oder vielmehr „allperſönlichen Gott“ macht. Dieſer „allperſönliche Gott“, dieſe göttliche Menſchheit, iſt nur wieder das alte Geſpenſt der Theologie, er iſt die Menſchheit noch einmal, die himmliſche, gedachte, nicht die empiriſche Maſſe, er iſt eine Phantaſie, wenn er überhaupt etwas iſt; und eben ſo die „mythenbildende Gemeinde“ neben den wirklichen Evangelienſchreibern iſt nur eine neue, wenn auch humaniſirte Auflage der Inſpiration. Strauß iſt Hegelianer oder theologiſcher Philoſoph. Ganz deutlich wurde dies Verhältniß in ſeinem zweiten großen Werk: „Die chriſtliche Glaubenslehre im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft“. Hier löſ't er alle Dogmen in Hegelſche Metaphyſik auf. Er geht von der Vorausſetzung aus, daß Dogmatik und Philoſophie Eine und dieſelbe Abſicht, nämlich die wahre Theorie, verfolgen, er ſtellt daher am Schluß ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Betrachtung jedes Dogma's die Frage: was ſagt die Philoſophie dazu? und beantwortet ſie philoſophiſch ſo gut es geht.

Aber die Philoſophie hat auf die Probleme der Dogmatik nichts zu antworten, es ſind nicht ihre Probleme. Die Dogmen der Religion haben Troſt, Glück und Seligkeit zum Zweck; die Unterſuchungen der Philoſophie die Wahrheit. Der Menſch wünſcht dem Tode zu entgehn. Die Religion ſagt: Du lebſt nach dem Tode in alle Ewigkeit fort. Mit dieſem Wunſche kann ſich niemand an den Philoſophen wenden. Wenigſtens kann er keine andere Antwort erwarten, als die, wenn du geſtorben biſt, ſo biſt du wirklich todt. Keinem Manne, der die Wiſſenſchaft ſucht, kann es beigehn, eine ſo unerbittliche Realität, wie den Tod, für Schein oder bloßen Spaß zu erklären. So populär die Tröſtungen der Religion ſind, ſo unpopulär ſind die herben Realitäten der Wahrheit; aber es wird jetzt von den Unglückſeligſten am beſten begriffen werden, daß Tröſtungen, die keine Wahrheit und Realität ſind, der reellen Beſeitigung des Unglücks nur im Wege ſtehn. Es wäre die ſchlimmſte Art, eine Krankheit zu heilen, wenn man ſich damit tröſtete, daß man ſie gar nicht hätte.

So verſchieden die Wirkungen der Religion und Philoſophie ſind, ſo entgegengeſetzt iſt auch ihre Abſicht. Der Religiöſe wird ſich jede Wahrheit verbergen, die ſeinen Wünſchen zuwider iſt; der Philoſoph wird ſich jeden Wunſch verſagen, welcher der Wiſſenſchaft zuwider iſt. Die Religion iſt die Theorie des Unwiſſenden, die Hoffnung des Unglücklichen, die Vertröſtung des Unterdrückten; die Philoſophie iſt die Theorie des Unterrichteten und die Denkungsart des freien Menſchen.

Der Widerſpruch von Religion und Philoſophie iſt Strauß nicht entgangen. Im Gegenſatz zu den ältern Hegelianern ſpricht Strauß die Unvereinbarkeit des Chriſtenthums und der Philoſophie offen aus, — ein großer, ein Aufſehn erregender Schritt; aber er war immer noch ſo ſehr Theologe oder Chriſt geblieben, daß er der Philoſophie zumuthete, auf die Fragen des religiöſen Menſchen zu antworten, und an die Stelle der Dogmen oder kirchlichen Zuſagen und Vertröſtungen philoſophiſche Antworten und Auflöſungen zu ſetzen. Allerdings antwortete er aus der Hegelſchen Philoſophie heraus, aber alle ſeine Fragen ſind theologiſch, alle ſeine Probleme ſind Probleme der Theologie, z. B. die Perſönlichkeit Chriſti, die Perſönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit, die Unſterblichkeit. Er „kämpft" mit der Dogmatik. Sein Bewußtſein reicht nicht weiter — und hierin iſt er ein ächter Schwabe — als bis zur Verneinung aller jener Fragen, die ihn höchlich intereſſiren und wirkliche Probleme für ihn ſind. Ihm wird die Dogmatik problematiſch. Dazu aber, daß man in Beziehung auf alle jene Dinge oder Phantaſieen auch ganz untheologiſche Fragen ſtellen könne, daß es ſich nicht blos um eine untheologiſche Antwort, ſondern auch um eine untheologiſche Frage handle, daß man z. B. fragen könne, wie iſt der menſchliche Geiſt zu jenen phantaſtiſchen Problemen gekommen, warum muß der religiöſe Menſch ſo fragen, wie er thut, — dazu erhob ſich Strauß nicht. Er hätte alsdann ſeine Form der Beantwortung nicht unternehmen ſeine Dogmatik nicht ſchreiben können. Es iſt bekannt, daß Feuerbach, und wir haben ſchon angedeutet, wie, dieſe Sache weitergeführt. Bevor wir näher darauf zurückkommen, müſſen wir die Wirkung der Straußiſchen Schriften auf Deutſchland hervorheben.

Das „Leben Jeſu" erſchien in einer Menge Auflagen, die fünfte iſt jetzt im Buchhandel. Die ganze rationaliſtiſche, von Kant ausgegangene Parthei der Theologen, und dieſe iſt bei weitem die zahlreichſte im proteſtantiſchen Norden von Deutſchland, zog neue Nahrung und Kraft aus der klaren und rationellen Darſtellung, wodurch ſich das „Leben Jeſu" ſo ſehr empfiehlt. — Die Kritik ſeiner eignen Schwächen, namentlich ſeiner Abfindung mit der Unvernunft und ſeiner Verſuche, alle Wunder der Bibel natürlich zu erklären, ließ ſich der Rationalismus gern gefallen um den Preis, daß Strauß ſeinem Erzfeind, dem philoſophiſchen und pietiſtiſchen Obſcurantismus einen empfindlichen Stoß verſetzte. Geſchah es doch immer im Namen der Vernunft, alſo des rationaliſtiſchen Princips. Und daß Strauß der Theologie immer noch eine Hinterthür offen ließ, das fühlte jeder Theologe. Es iſt die Natur der Theologen, überall dieſe Hinterthür im Auge zu haben. Wird etwas über die Religion geſchrieben, was den alten Schleier lüſtet; ſo fragen ſie nicht, iſt die Sache wahr, ſondern wo bleiben wir, wenn ſie wahr iſt? d. h. giebt es eine Hinterthür, zu der wir wieder herein können, wenn man uns zum Thore hinaus wirft? Dies thaten allerdings auch die Rationaliſten. Die Parthei dagegen, die gar nicht hinausgeworfen ſein wollte, die ſich ſo eben erſt durch Hegel und die Pietiſten in Beſitz der Zeitrichtung geſetzt zu haben glaubte und in nächſter Zeit die preußiſchen Angelegenheiten ganz in ihre Gewalt zu bringen hoffte, die Obſcuranten, welche die Herrlichkeit des wiederhergeſtellten Chriſtenthums unſerer frommen Väter predigten, dieſe Parthei hatte viel ernſtere Gedanken bei den Straußiſchen Büchern, ſie ſah darin ein Hinderniß ihrer Herrſchaft und zog daher, als man in Berlin den Antrag auf ein Verbot des „Lebens Jeſu" ablehnte, mit einer unglaublichen Fluth von Schriften dagegen zu Felde. Aber ſie hatte nur die Genugthuung, daß ſie geſprochen hatte; die Wirkung der Straußiſchen Schrift wurde dadurch nicht geſchwächt, im Gegentheil bedeutend verſtärkt. Es war ein erſter Athemzug der Freiheit, den alle Welt mit Wolluſt empfand und genoß, den man um ſo eifriger einſog, je mehr Mühe die alte Kerkerluft ſich gab, ſtatt ſeiner einzudringen.

Aber nicht nur die alten Theologen, auch die jungen Hegelſchen Philoſophen, die avanciren wollten, ſuchten an dem Drachen Strauß ihre Sporen zu verdienen. Strauß war das Schlimmſte, was man damals denken konnte, und es iſt vorgekommen, daß ein unglücklicher Ruſſe, der in Deutſchland orthodoxer Profeſſor geworden war, Strauß eigens in Augenſchein nahm, um ſich zu überzeugen, ob er noch einem Menſchen ähnlich ſähe.

Dieſe Herren, Theologen und Philoſophen, als da ſind Hengſtenberg, Tholuck, Göſchel, ja ſogar Hinrichs und Roſenkranz, hätten gerne Strauß, ſowohl aus der Philoſophie, als aus der Theologie, hinausgeworfen. Sie hielten dafür, daß man draußen nicht exiſtiren könne; und er war, philoſophiſch ausgedrückt, ein Störenfried, ins Theologiſche überſetzt, ein Teufel. Glücklicher Weiſe hatte die Jugend andere Geſichtspunkte, als dieſe Männer der Vorzeit, und Strauß riß alle ſtrebenden Köpfe mit ſich fort.

War die Herrlichkeit der Theologie, deren Myſterien, z. B. die Dreieinigkeit, Hegel und ſeine Schule eifrig wieder hergeſtellt, zweifelhaft geworden, ſo wurde nun auch das Hegelſche Syſtem wankend. Dies iſt der wichtigſte Erfolg der Straußiſchen Kritik. Sie iſt die Rückkehr zum Verſtande aus einer trunken und toll gewordenen Speculation, ein erſter Halt der reactionären Geiſtesbewegung in Deutſchland. Die Revolution und ihr Princip, die directe menſchliche Vernunft, wurde durch Strauß in der Theologie wieder hergeſtellt zu einer Zeit, als der Rationalismus für immer beſiegt zu ſein ſchien. Da nun das proteſtantiſche Deutſchland mit allen ſeinen Inſtitutionen ein Machwerk der Theologie iſt; ſo mußte die Bewegung die ernſthafteſten Folgen haben. Sie hat ſie gehabt; ſie iſt völlig politiſch geworden.

5.

Bruno Bauer.

Schon Bauer in ſeinem Werk: „Kritik der evangeliſchen Synoptiker“ giebt der Bewegung eine praktiſche Wendung, ſo theologiſch die Frage auch iſt, die er behandelt. Mit Deutſchland ſich beſchäftigen, heißt, ſich mit der Theologie beſchäftigen, und namentlich bei dieſem Schriftſteller muß man die Geduld des Leſers noch für das alte Thema in Anſpruch nehmen: Bauer, der Feind der Theologie, quält ſich, die Theologen und die Welt mit — Theologie. Bauers Werk iſt ein Fortſchritt über das „Leben Jeſu“. Hatte Strauß die Evangelien Producte des mythenbildenden Geiſtes genannt, ſo war die Frage nach der Thätigkeit der wirklichen Autoren, nach ihren Geſichtspunkten und Motiven, nach dem Werth oder Unwerth ihrer Arbeit, nach dem äſthetiſchen oder ſonſtigen Gehalt ihrer Werke ganz bei Seite geſchoben. Der mythenbildende Geiſt, wer iſt das? Der Geiſt der Gemeinde. Aber wie kommt er zum Vorſchein? Schreibt dies allgemeine Weſen ſelbſt? Und wenn es nur durch die Einzelnen zum Vorſchein kommen, in unſerm Falle zu Papier gebracht werden kann; ſo iſt es doch klar, daß die Kritik ſich an dieſen Schriftſteller halten und was er geſchrieben als ſein Werk zu beurtheilen hat; mit Einem Wort, dies myſtiſche Weſen, „der mythenbildende Geiſt der Gemeinde“, wird zur ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wirklicher Menſchen.

Indem Bauer dem Strauß dieſe Betrachtungsweiſe entgegenſetzt, gelangt er zu einer menſchlichen Behandlung der Evangelien. Während Strauß in ihrem Urſprunge immer noch einen dunkeln Hintergrund beſtehn und jede Unvernunft ſinnvoll ſein läßt, macht ſich Bauer an die rückſichtsloſe Kritik der Schriftſteller und ihrer Werke. Den Ausdruck Diderots: „Dieſe Werke ſind keine Meiſterſtücke der Kunſt; die Evangeliſten haben geſchrieben, wie ſie es verſtanden“, hat Bauer im Einzelnen bewährt. Er zeigt, daß die übrigen den Marcus abgeſchrieben und aus welchen Gründen ſie ihn verändert. Dieſe Gründe ſind überall, wenn nicht bloßes Ungeſchick der Schriftſteller, dogmatiſche und theologiſche Abſichten. Wenn ſich die Vorſtellungen, die ſich an den Grundgedanken des Meſſias anknüpfen, nach irgend einer Seite weiter bilden, wenn z. B. ſeine natürliche Geburt oder Empfängniß, die Marcus berichtet, einem ſpätern Schriftſteller des Heilandes nicht würdig ſcheint, ſo wird es nöthig eine neue Geſchichte ſeines Urſprungs zu ſchreiben. Der Gläubige verlangt die übernatürliche Zeugung, ſie muß alſo geſchehn ſein, und es iſt nun die Sache des theologiſchen Schriftſtellers, den Hergang hiernach zu berichtigen. Es giebt für dieſe Köpfe gar keinen andern, als den theologiſchen oder dogmatiſchen Hergang, d. h. die Doctrin, durch deren Ausbildung die Theologen ſelbſt den Glauben in Bewegung ſetzen. Wer eine Doctrin im Auge hat, achtet nie das Factum. Noch weniger, als der Politiker, thut es der Dogmatiker, der es von vorn herein und mit himmliſchen, d. h. phantaſtiſchen Thatſachen zu thun hat. Dieſe ereignen ſich nicht, ſie müſſen immer erdacht werden. Das Nachdenken über das Vorhandne, aus dem das Neue hervorgeht, kann aber nur durch Einzelne, die ein beſonderes Intereſſe an der Sache haben, hier die Theologen, vollbracht werden, und der Eindruck, den dieſe Erfinder auf die Menge machen, hängt davon ab, wie weit ſie darauf vorbereitet iſt und ſchon durch die Natur des früher Gegebenen zu der Fortbildung hingedrängt wurde. Uebrigens verſteht es ſich, daß auch Marcus, der Urevangeliſt, als Theologe geſchrieben hat. Das Weſen der Theologie wird hierdurch der letzte Gegenſtand der Evangelienkritik. Dieſe Kritik, die mit zürnender Hand das Unweſen der Theologie enthüllt und all ihre tauſendjährigen Sünden an der Wahrheit und Vernunft bitter rügt, von einem Docenten der Theologie ſelbſt gelehrt und veröffentlicht, brachte die Pfaffen und ihre Freunde in Aufruhr und diesmal nicht, wie gegen Strauß, in einen literariſchen, ſondern in einen polizeilichen. Natürlich. Bauer hat den Boden des Chriſtenthums und der Theologie ganz verlaſſen, er greift die Evangelien, die Quelle der Religion, die Geburtsſtätte unſerer Götter, ja, er greift die Religion ſelbſt an. Das Chriſtenthum iſt ein Product der Theologie (Theopoeſie hätte er ſagen können) und der theologiſchen Phantaſieen und Abſichten, ſagt der Abtrünnige. Hiegegen können die Theologen nicht mehr disputiren. Sie können ihrem Gegner auf ſein profanes Gebiet nicht folgen. Sie können dem Ungläubigen nicht beweiſen, daß ſie ihre Weisheit nicht von Menſchen haben und nicht zugeben, daß dieſen Menſchen ſo viel Menſchliches begegnet ſei, als Bauer ihnen nachweiſ't. Außerdem, welche Wirkung muß dieſe Lehre haben? Ein Theologe, der keiner mehr iſt, der würde der Schüler Bauers ſein; ſoll alſo die Theologie aufhören zu exiſtiren? Es iſt Hochverrath gegen die Kirche, ihre Diener vom Glauben zu befreien. Der Staat wurde alſo aufgefordert, gegen dies Attentat einzuſchreiten.

Man hat Bauer ſein Recht, an der Univerſität Bonn gegen die Theologie zu lehren, entzogen. Seine Schriften dagegen ſind im Buchhandel vorräthig. Die Theologen halten ſie für weniger ſchädlich, als die Vorleſungen, da ſie nicht populär ſeien, und da die Studenten, welche Theologen zu bleiben entſchloſſen ſind, keine Veranlaſſung hätten, die Aufhebung der Theologie zu ihrem Studium zu machen. Sie hätten dieſen Troſtgrund auch dem Docenten entgegenſetzen können. Bauers Zuhörer haben ſich nicht abhalten laſſen, Pfarrer zu werden, da ſie einmal ein anderes Geſchäft nicht verſtanden.

Die Abſetzung des Licentiaten Bauer hat daher weniger eine theologiſche, als eine politiſche Bedeutung. Sie war das officielle Geſtändniß des Proteſtantismus, daß ſeine Univerſitäten die Lehr- und Geiſtesfreiheit — dieſes vielgeprieſene Reſultat der Reformation — keineswegs ertragen können, daß der Proteſtantismus alſo, da die Literatur bekanntlich ſchon lange unter Cenſur ſteht, in Deutſchland überhaupt keine Freiheit (weder vom Aberglauben noch von der Autorität) hervorgebracht hat.

Bauer ſtellte an den Proteſtantismus die Forderung: „wenn die Forſchung in der Schrift frei ſein ſoll, wie ihr ſagt, ſo müßt ihr auch jedes Reſultat der Forſchung frei laſſen“. Er negirt nun die Schrift ſelbſt in Folge ſeiner Forſchung. Dies iſt ein Bruch. Allein mit der Kritik ſeiner Quelle, war Bauer dem proteſtantiſchen Chriſtenthum noch immer nicht auf den Grund gekommen. Selbſt die Negation der Theologie iſt ein theologiſches Geſchäft. Wer, wenn er kein Jude iſt, wird ſich die Mühe nehmen, den Talmudismus zu negiren? Bauers Schickſal iſt beklagenswerth. Warum hat er auch die Theologie zum Studium gemacht? Dieſer Geier frißt an ſeiner Leber, und ſelbſt der Atheismus war nicht Herkules genug, um ihn zu erlegen. Luther kämpfte mit dem Teufel, er kämpft mit Gott.

6

Ludwig Feuerbach.

Das Wort des Räthſels zu löſen und das Chriſtenthum wirklich zu erklären und zu enthüllen, war Ludwig Feuerbach vorbehalten. Ungefähr gleichzeitig mit der erſten Hälfte der Bauerſchen Ausführungen erſchien das merkwürdigſte und wichtigſte Buch der deutſchen philoſophiſchen Literatur unſerer Zeit, ein Werk, welches zugleich die Conſequenz und die Kritik des Hegelſchen Syſtems und der ganzen bisherigen chriſtlichen Welt darſtellt, „das Weſen des Chriſtenthums von Ludwig Feuerbach“.

Dies Buch löſ't die ganze übermenſchliche Welt in die wirkliche auf. Der Menſch kann nicht über den Menſchen hinaus. Homo homini deus. Das höchſte Weſen iſt der Menſch, die Theologie iſt Anthropologie. Sie weiß nichts, als was ſie vom Menſchen weiß. Das Chriſtenthum ſetzt des Menſchen Gefühl, ſein Denken, den Wunſch ſeines Herzens, ſeine Verhältniſſe, an denen er hängt, kurz den ganzen Menſchen in den Himmel, d. h. es ſetzt ihn jenſeits der Wirklichkeit noch einmal. Der Gott und der Himmel des Chriſten iſt der Menſch und ſeine Welt, wiederholt als Gebilde ſeiner Phantaſie und als Product ſeiner Herzenswünſche.

Feuerbach greift nicht die Conſtitution und Urkunde des Chriſtenthums an, wie Bauer, er fragt nicht, wie Strauß, welchen wiſſenſchaftlichen Werth haben die Dogmen der chriſtlichen Religion, ſondern welchen Urſprung im Menſchengeiſt, welchen Zweck, welche Bedeutung und welchen Sinn hat alle Religion überhaupt und welchen die chriſtliche insbeſondre.

Dies iſt die richtige, die philoſophiſche Frage. Sie ſetzt nicht voraus, daß Philoſophie und Chriſtenthum denſelben Zweck haben. Sie unterſucht das Weſen und den Zweck beider. Erſt ſo wird die Religion wirklich ein Gegenſtand der Wiſſenſchaft. Man erfährt, was ihr Inhalt, welches die Art ihn zu gewinnen, und welches der Trieb des Menſchengeſchlechts zu dieſer Arbeit war.

In der Religion, ſagt Feuerbach, macht der Menſch ſich ſein Weſen objectiv. Die Religion unterſcheidet den Menſchen vom Thier, dem die Fähigkeit, ſein eignes Weſen zum Gegenſtande ſeiner Anſchauung, Vorſtellung, Achtung, Anbetung zu machen abgeht. Aber der Religiöſe weiß nicht, daß der Gegenſtand ſeiner Anbetung nur ſein eignes Weſen, der Gott nur der Menſch, jenſeits der Wirklichkeit gedacht, iſt. Dies Verhältniß, dieſe Selbſttäuſchung der Religion, iſt folgenreich. Indem der Religiöſe ſein eignes Weſen zum Gegenſtande der Anſchauung hat, darin aber ein fremdes Weſen empfindet, entfremdet er ſich nothwendig ſein eignes Weſen und macht es zum Unweſen. Daher der Fanatismus und alle Greuel der Religion, die inhumane Gottheit und der aufgeopferte Menſch, gleichviel ob man ihn ſchlachtet, verbrennt, entmannt, caſteit oder zum Sünder macht.

Es iſt klar, daß Strauß und Bauer der Sache nicht an die Wurzel gekommen waren. Sie ſind Ketzer, immer einer ſchlimmer als der andre, aber die Ketzer ſind die wahren Theologen, ſagt Bauer ſelbſt. Allerdings iſt Bauer der totale und darum der letzte Ketzer, aber er iſt als ſolcher immer der letzte Theologe. Er negirt die ganze Theologie, er haßt die Theologen namenlos, er verfolgt ſie grauſam; aber er thut dies mit dem Fanatismus der

Theologie, wenn auch der umgekehrten; er iſt fanatiſch für den Atheismus, er iſt abergläubiſch für den Unglauben; er erfährt die Weltgeſchichte an der Geſchichte ſeiner Perſon, ſeine Leiden ſind die Löſungen aller Fragen. Als er abgeſetzt wurde, ein Leiden, welches er mit Sehnſucht erwartete, war die Theologie gerichtet. Sie köpfte ſich ſelbſt, das iſt wahr, aber das jüngſte Gericht der Feuerbach'ſchen Kritik war ſchon über ſie ergangen, und Bauers: „hängt euch!" erſchien nun nur noch die Formel für das große Publicum. Die Wahrheit ſollte, wie Hegel ſagt, fürs Bewußtſein und in Bauer incarnirt werden. Leider iſt die Theologie überhaupt kein populärer Gegenſtand. Ihre Aufhebung wurde daher keine Thatſache des allgemeinen Bewußtſeins und Bauers Geſchichte blieb ein gelehrtes Experiment. — Als Bauers Schriften von der Berliner Cenſur angefochten wurden, „war die Cenſur gerichtet", aber die zähe Berliner Welt behauptete ihre Unterwerfung, und Bauer veränderte auf Befehl ſeine Bücher. Er iſt der Märtyrer der Cenſur, wie er das Opfer der Theologie war. Theologie und Cenſur iſt am Ende Ein Gewiſſen und Ein Bekenntniß. Iſt die Welt erſt los davon, ſo braucht man nur die richtige Gebehrde zu dem alten Inhalt zu machen, und er wird ſatiriſirt ſein. Dieſe Methode hat Bauer denn auch gegen beide ergriffen, er hat, wie Krummacher, theologiſch und, wie ein Geheimer Rath, preußiſch geſchrieben. Aber der Jeſuit, der Theologe, der Ketzer und wäre er der Märtyrer, ja, wäre er wie Bauer, der Meſſias des Atheismus, iſt nicht frei. — Frei iſt erſt der Mann der Wiſſenſchaft, der mit dem Secirmeſſer und der Lupe in der Hand das Weſen und das Unweſen ſeines Gegenſtandes gleich unpartheiiſch darſtellt.

Dies iſt Feuerbachs Fall; und ſein Buch beleuchtet gleichmäßig die Wiſſenſchaft von den Religionen der Völker, und die Kritik der Wiſſenſchaften, die Philoſophie ſelbſt.

Hebt dieſe Kritik die Theologie wirklich auf, wie ſie es denn in der That unwiderleglich thut, ſo iſt damit zugleich jede theologiſche oder chriſtliche Form des Wiſſens und Lebens, jeder Zwieſpalt einer wirklichen und imaginären (jenſeitigen) Welt, aufgehoben. Die Immanenz (gegen die Transcendenz), die Realität der Welt, die wirkliche

Exiſtenz des Menſchen und der Natur, wird die einzige Aufgabe aller Wiſſenſchaft und aller Praxis.

Was folgt nun daraus? Aufgehoben wird zu allererſt die theologiſche Philoſophie. Ihr apartes Gebiet neben der verlaſſenen Wirklichkeit der empiriſchen Wiſſenſchaften, die ſich dem Denken entfremden und zum todten Material herabſinken, läßt ſich nicht länger behaupten. Sodann verliert der bisherige excluſive Staat durch die aufgehobene Religion ſeine Baſis.

Das gemeine Menſchenleben iſt Privat- und Erwerbsleben; das politiſche Leben ſchwebt über ihm mit ſeinem Himmel und ſeinem Gott, dem Könige. Dieſer Himmel der Politik iſt eine unbekannte Welt verborgener Staatsdiener, verlaſſen von dem allgemeinen Intereſſe und in Deutſchland einfach der ausſchließliche, geheiligte Beſitz des irdiſchen Gottes und Herrn. Dieſer Staatsgott, der König, iſt allerdings nur der wiederholte Privat- und Erwerbsmenſch, aber als übermenſchliches Weſen (Majeſtät **Divus Augustus**) getrennt von der gemeinen Menſchenwelt. Die nothwendige Folge einer Kri-

k, welche den Menſchen zum Princip der intellec-
uellen und ſittlichen Welt macht, iſt die Aufhebung
ieſes Zwieſpaltes zwiſchen Staatsleben und Men-
henleben, die Politiſirung aller Menſchen — alle
ilden die Polis — und die Humaniſirung des
taats — jeder iſt der Zweck des Staats. Der
enſch darf nirgends mehr Mittel, er muß überall
weck ſein, der Dienſt, welcher das Individuum
ner Abſtraction aufopfert, hört auf. Es giebt keine
ermenſchlichen Weſen und geheiligte Perſonen, es
ebt aber auch keine Unmenſchen, keine Ketzer und
ne Verworfenen mehr, ſobald jeder alle Privilegien
s Menſchen genießt.

So erſcheint die gelungene Kritik des Chriſten-
ums theoretiſch und praktiſch als Grundlage einer
uen Welt. Allerdings der Anfang der neuen Zeit,
erſte Bruch mit dem Chriſtenthum, iſt die Auf-
rung und vornehmlich die der großen franzöſiſchen
riftſteller, Voltaire, Rouſſeau, Helvetius, Dide-
, deren Einfluß auf Göthe und Hegel und folg-
auch auf die jetzige deutſche Geiſtesbewegung am
ge liegt und deren Realiſirung die franzöſiſche Re-
tion iſt. Schon die Aufklärung wendet ſich ge-

gen das Chriſtenthum und den alten Staat, ſeine Realiſirung. Sie zeigt, daß darin der Menſch dem Aberglauben und ſeiner Verwirklichung, dem Despotismus, geopfert wird. Sie greift den Gott der Juden und Chriſten moraliſch an. Boulanger, in ſeinem „enthüllten Chriſtenthum", ſagt: „Die Verbrechen, womit das Chriſtenthum mehr, als alle andere Religionen ſich beſchmutzt hat, entſprangen aus dem Wunſche, dem wüſten, despotiſchen Gotte, den es von den Juden geerbt, zu gefallen. Der unſittliche Charakter dieſes Gottes mußte nothwendig dem Betragen derer, die ihn anbeteten, zur Richtſchnur dienen." Die Aufklärung rettet den Menſchen aus dem Rohſten heraus, ſie wird kritiſch gegen die verſtaubten Heiligthümer und macht eine Gaſſe für die Freiheit.

Aber ſie kommt dem Weſen aller Religion nicht bei, und ſie entdeckt nicht den Wurm des Chriſtenthums und des Mittelalters. Er iſt dieſer, theoretiſch und praktiſch, im Denken und im Leben das Weſen des Menſchen für unerreichbar, ja, vielmehr jeden wirklichen Menſchen für einen Unmenſchen, für einen Sünder und für polizeiwidrig zu halten. Die

Erklärung der Religion (und das Chriſtenthum iſt die höchſte Form der Religion) aus dem Weſen des Menſchen — *der theoretiſche Humanismus* — und die Ableitung aller Conſtituirung der menſchlichen Geſellſchaft aus dem Anſpruch aller Einzelnen auf die wahrhaft menſchliche Exiſtenz — *der praktiſche Humanismus* — endlich die Vereinigung beider Seiten: der wahre Cultus, der nichts anders, *als die wahre Cultur der Menſchen und ihrer Welt iſt*, — dieſe Löſungen des großen Problems der Geſchichte fehlten jenem Anfange der neuen Zeit.

War die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ihres Gegenſtandes überall noch nicht gründlich Meiſter geworden, ſo fehlte noch vielmehr, daß ſie der Menſchen ſicher geweſen wäre. Durch den innern Widerſtand hergebrachter Vorſtellungen gerieth ſie ſchon mitten in der Revolution in Gefahr und jede Conſtituirung der Freiheit erwies ſich als ein Abfall von ihr, als Tyrannei unter dem republikaniſchen, als Despotismus unter dem kaiſerlichen und als Reſtauration der alten Zeit unter dem bourboniſchen Regiment. Die deutſche Theorie- und Glaubenswelt läuft der franzöſiſchen Politik und Praxis ganz parallel.

Gegen unſere theoretiſche Reſtauration und ihre bewußten und unbewußten Anhänger tritt nun Feuerbach mit einer wirklichen und erſchöpfenden Erklärung und Enthüllung des alten Syſtems auf. Der wahre Sinn der Aufklärung iſt, dies zu leiſten. Die Erkenntniß des Chriſtenthums und aller ſeiner Conſequenzen in Staat und Geſellſchaft iſt die reelle Aufhebung des Mittelalters, und macht die wirkliche Durchführung des Humanismus der Revolution erſt möglich. Die humane Seite des Chriſtenthums iſt direct geltend zu machen, die inhumane, welt- und menſchenverkennende und verachtende direct aufzuheben.

Die Zeit der Religion iſt vorüber, die Religion wird realiſirt und ihr Zweck erfüllt. Sie ſuchte das Weſen des Menſchen, und ſie war die Zeit der Täuſchung über ſein wahres Weſen. Ihre Erfüllung, durch die ſie überflüſſig gemacht wird, wäre, das Weſen des Menſchen wirklich zu verherrlichen, d. h. in den einzelnen Individuen reell darzuſtellen, nichts Geringeres alſo als die Aufgabe der Geſchichte ſelbſt, der Fortſchritt der Freiheit. Soweit führt uns dieſe Kritik.

7.

Die Zeit vor der Kritik des alten Syſtems.

Wir haben die deutſche Geiſtesbewegung in der Theologie vom Entſtehen der Kritik des chriſtlichen und Hegelſchen Syſtems bis zur Begründung des humaniſtiſchen Princips begleitet. Wir blickten nicht rechts, noch links, und hielten unſern Faden feſt; wir wollen jetzt einen Augenblick zurückgehn, um dieſe Geſchichte durch die profanen Elemente und die übrigen Repräſentanten der Zeit zu vervollſtändigen und zu beleben.

Die früheſte Auffaſſung der Hegelſchen Philoſophie iſt, wie wir ſchon bemerkt haben, entſchieden conſervativ, ſie iſt reactionär, ſie athmet entſchieden den Geiſt der Reſtauration. Die Wiederherſtellung des Chriſtenthums, dieſe Aufgabe der Jeſuiten, machten die Nachkommen der Aufklärer jetzt ſelbſt zu ihrer Aufgabe; und wenn ja einer ein wenig vom Glauben abwich, wie Roſenkranz, der einmal ein Semeſter keinen perſönlichen Gott hatte, und Richter, der gegen die Unſterblichkeit ſchrieb, gleich fiel ein Schwarm hochtrabender Dialektiker über den Aufrührer her und bewies ihm (weiter war nichts nöthig), daß er Hegel nicht verſtanden habe. So wurde der arme Richter völlig todtgeſchlagen, und als Strauß, der mit ſeiner Revolution durchdrang, ſich ſpäter ſeiner annahm, da war er nicht wieder ins Leben zurückzubringen. Roſenkranz aber, der weicher und biegſamer iſt, unterwarf ſich dem Joch. Hinrichs gab ihm ſeinen Gott, und Göſchel, der ſelbſt nur als der lächerlichſte Ausleger Göthe's, den er zum Chriſten ſtempelt, unſterblich ſein wird, gab ihm die Unſterblichkeit wieder. Die „Einheit der Philoſophie und des Chriſtenthums", die „Wahrheit und Schönheit des Despotismus" — Hegel ſelbſt vertheidigte ihn in der Staatszeitung wegen ſeiner Ungenirtheit, Verbeſſerungen einzuführen —, ja, die „Vernünftigkeit und Vortrefflichkeit jeder Unvernunft und jedes Mißbrauchs", z. B. der Sklaverei bei Göſchel, endlich die Polemik gegen den „geſunden Menſchenverſtand" und die „Aufklärung" — beide waren polemiſche Stichworte — konnte man auf allen Gaſſen hören.

Dieſer paradieſiſche Friede, der in den oberſten Regionen des Geiſtes herrſchte, durchdrang von dort her die ganze deutſche Welt, und wehe dem, der einen Keim des Unfriedens gebracht hätte! Das Wort Freiheit war verpönt, man hörte und ſah es nirgends: höchſtens ſprachen die Logiker in ihren unverſtandenen und unenthüllten Myſterien davon.

Eine Anzahl Schriftſteller, das ſogenannte junge Deutſchland, wollte aus Frankreich allerhand Neues in die Literatur einführen. Sie ſprachen von einer ſocialen Umgeſtaltung, Emancipation der Frauen, dem Recht der Sinnlichkeit u. ſ. w. Sie wurden vernichtet von dem allgemeinen Unwillen der Philiſterwelt. Der Oberphiliſter Menzel in Stuttgart klagte beim Bundestage und bei allen Autoritäten in Deutſchland, und drang durch. Sein Dudelſack iſt gemeinverſtändlich; er hat auf ſeiner geiſtigen Tonleiter nur zwei Wörter, Moral und Vaterland. Und die Moral iſt bei ihm nicht etwa ein Syſtem der Gegenſtände des Gewiſſens, das Vaterland nicht etwa das Volk und ſein ganzer Reichthum an That und Wiſſen, nein, beide Kategorieen ſind dieſem Strohkopf nur wüſte Interjectionen, und er hat ſie allen Gegnern des Philiſterthums und des fanatiſchen Teutonismus ſo lange an den Kopf geworfen, bis Strauß in einer meiſterhaften Charakteriſtik auch von ihm und der Geltung ſeiner Rohheit die Deutſchen befreite. Das „junge Deutſchland" wäre den äußerlichen Verfolgungen nicht erlegen, im Gegentheil es wurde dadurch nur der Gegenſtand einer allgemeinen Aufmerkſamkeit; aber es zeigte ſich als eine haltloſe, zu frühzeitig geborne Frivolität. Die einzelnen Schriftſteller fielen vom Princip der Oppoſition ab, unterwarfen ſich der Gewalt, eröffneten kleinliche perſönliche Streitigkeiten und wußten durch keine durchgreifende That weder der Kunſt, noch der Sache der Freiheit ihre Namen theuer zu machen. Sie ſind Perſonen, welche die Literatur zum Geſchäft und ihre perſönliche Geltung zum Zweck haben. Man rechnet Heine und Börne mit Unrecht zu dieſem „jungen Deutſchland". Börne iſt in allem das Gegentheil von der Charakterloſigkeit dieſer Schriftſteller, eine edle, klaſſiſche Figur, deſſen kunſtvolle Schriften einen tiefen Eindruck auf Deutſchland hinterlaſſen haben und grade jetzt von Neuem hervortreten. Er iſt die Spitze und der geiſtreichſte Ausdruck des politiſchen Liberalismus in unſerer Sprache. Heine iſt kein Charakter und kein Partheichef in der Literatur; aber ſeine witzige Auflöſung des hohlen Pathos, ſeine Satire in einer verwahrloſ'ten Zeit hat Epoche gemacht; und da die politiſche Poeſie durch die Schwäche des deutſchen Geiſtes nicht in politiſche Proſa überſetzt werden kann, ſo müſſen ſeine politiſchen Satiren noch einmal Epoche machen. Sie ſind jetzt die wahre politiſche Poeſie. Wenn die Niederträchtigkeit allgemein iſt, giebt es nur Eine Poeſie, die Satire. Das junge Deutſchland hat ſich wohl an Heine angeſchloſſen, aber es war im Irrthum, wenn es dachte, von Heine könne eine Schule ausgehn. Der Witz hat kein anderes Princip, als ſich, und leider fehlte dies Princip dem „jungen Deutſchland".

Wäre aber auch in dem „jungen Deutſchland" nicht dieſer Grad von Geiſtes- und Charakterſchwäche verkörpert geweſen, den ſein Zerfahren, ſein Abfall von der Oppoſition und ſeine poetiſche Nichtigkeit uns darſtellt; es konnte doch für Deutſchland keine Freiheit des Denkens und Empfindens auf dem frivolen Boden ſchöngeiſtiger Literatur erobert werden, wenigſtens damals nicht. Mit ſaurem Schweiß hatte man ſich ſeit den Freiheitskriegen die Knechtſchaft im Politiſchen, im Religiöſen, im Philoſophiſchen erarbeitet und zurechtgeſtutzt. Die Kenntniß des Einzelnen befreite die Fachgelehrten eben ſo wenig, als die vereinzelte Frivolität und der perſönliche Witz die Ungelehrten.

So lebte denn die deutſche Welt im ſtillen Sumpfe allgemeiner Knechtſchaft unbewegt, unentzweit. Die härteſten Gegenſätze ſtießen, ja, berührten ſich nicht. Es war nöthig, daß die Bewegung, die Partheiung, der Zweifel, die Kritik, das Gefühl der Freiheit im Gegenſatze zu dem officiellen Tode Deutſchlands aus den Reihen der Gelehrten ſelber hervorging und die ſoliden Wälle dieſer ſchweren Köpfe mit dem groben Geſchütz der Philoſophie und Gelehrſamkeit ſelber umſtürzte. Dies hat die jüngſte Generation der Philoſophen geleiſtet. Die Schriftſteller, die zuerſt in den Halliſchen und Deutſchen Jahrbüchern ſich vereinigten, haben eine neue Bewegung hervorgebracht, die nun wieder menſchlichen und freien Thaten den

Boden geebnet. Die Gegenſätze ſind ſcharf geſchieden. Die Reaction und ihre ſchamloſen Vorkämpfer, die in der Zeit der Verſumpfung Autoritäten waren, ſind dem allgemeinen Unwillen preisgegeben, ihr ſonſt unbefangener Ruf hat ſich in Vergeſſenheit und Verachtung verwandelt. Wir erinnern an Göſchel, Leo, Görres. Aber eben ſo ruht ein ſcharfer Haß auf denen, die auf der Seite der Bewegung das Extrem und die vorderſte Reihe bilden und dadurch dem Philiſter ſeine Ruhe ſtören, daß er ſich für oder wider erklären muß. „Ich habe mich immer ferne gehalten und werde mich auch ferner ferne halten“, rief ein alter Profeſſor in Halle aus, als der Streit der Philoſophen mit den Pietiſten ausbrach; und einige Monate ſpäter wurde er als Rädelsführer der philoſophiſchen Parthei von dem Miniſter mit einem Verweiſe beſtraft und ihm für die Zukunft „die Beleidigung der Pietiſten“ unterſagt. So ſchnell breitete die Bewegung ſich aus.

Sobald ſie dem großen Haufen und alſo auch den Miniſtern deutlich wurde, erklärte ſich die Staatsgewalt überall gegen die neue Philoſophie. Man hätte ſie als rein gelehrte Angelegenheit in lateiniſcher oder griechiſcher Sprache geduldet, aber man war entſchloſſen, einer Befreiung der Maſſen zuvorzukommen. Man haßte die Philoſophie ſchon lange, aber man heuchelte Liebe zu ihr; und nur unter dem Schutz dieſer Heuchelei wurde ſo viel geiſtige, namentlich literariſche Befreiung möglich, als in den letzten Jahren bewirkt worden iſt.

8.

Die Halliſchen und Deutſchen Jahrbücher.

Die Kritik auf allen Gebieten, auf dem der Kunſt, der Wiſſenſchaft, überhaupt der geiſtigen Wirklichkeit — die Begleitung der werdenden Geſchichte mit der Theilnahme des Praktikers und mit der Kritik des Philoſophen, dieſe Aufgabe des Journals ging weiter als die Tragweite der gelehrten und politiſchen Zeitungen unſerer Vorzeit, um von dem jetzigen Zuſtande zu ſchweigen. Zugleich war es hier nicht blos auf die Kritik der Theologie und Schulphiloſophie abgeſehn. Die Jahrbücher, welche von 1838—43 erſchienen und im Jahr 1843 (eben ſo wie die Rheiniſche Zeitung) durch eine polizeiliche

Maßregel unterdrückt wurden, machten von Anfang
n die Entwicklung zum Princip. Sie wollen die
Geſchichte mitleben und mitmachen, ſie ſtellen daher
n ſich ſelbſt die Zeit dar. Eben ſo angeregt, als
ortreißend werden ſie die bewußte Praxis der hiſto-
iſchen Dialektik, eine bis dahin unerhörte Erſchei-
ung. Immer hatte der Localgeiſt irgend einer Uni-
erſität, immer eine fertige Farbe die gelehrten Zei-
ungen beherrſcht, nie war weder eine Redaction,
och ein Kreis von Mitarbeitern kühn genug, die
ritik der prüfenden Zeit ſelbſt ans Ruder zu ſtellen.
ies iſt der Vorzug der Jahrbücher. Ihre Ge-
hichte iſt ein Stück Zeitgeſchichte.

Es war zuerſt die grobe Reaction, mit der die
ahrbücher in Kampf geriethen. Gegen die ka-
oliſchen und proteſtantiſchen Jeſuiten ergriffen ſie die
ahne der „proteſtantiſchen oder philoſophiſchen Frei-
eit". Die deutſchen Jeſuiten hatten damals in Ber-
n unter ganz beſonderer Protection ein Reactions-
urnal, „das politiſche Wochenblatt", geſtiftet. Die
tholiſchen Ultra's, Jarcke in Wien, Görres und
hilipps in München und die proteſtantiſchen Reſtau-
teurs, Leo in Halle, Radowitz und andre Obſcu-

ranten in Berlin vertheidigten Don Karlos, die Kirche und den Adel. Daneben wirkte die reine Prieſterpartheі in „Hengſtenbergs evangeliſcher Kirchenzeitung“. Dieſer Richtung waren die Jahrbücher ſogleich verdächtig, ſchon darum, „weil ſie nicht todt wären, wie die althegelſche Literatur, ſondern im Gegentheil eine ſehr gefährliche Lebenskraft des philoſophiſchen Geiſtes in Deutſchland verriethen“. Der ſchamloſeſte Schreier für allen Unſinn der deutſchen Vorzeit war der halliſche Profeſſor Leo, ein verbiſſener, unſtäthiger Scribent, aber lebhaft, keck und raſch mit der Feder. Seine Schriften ſind philoſophiſch und künſtleriſch roh, aber ſie hatten ihm, vorzüglich unter den Katholiken, einen Ruf erworben und die Proteſtanten wenigſtens betroffen gemacht durch Paradoxieen, wie das Lob Alba’s, die Polemik gegen die Reformation und die Kapuzinaden gegen die Revolution. Mit dieſem Vorkämpfer der gröbſten politiſchen und religiöſen Reaction gerieth das Journal gleich bei ſeiner Eröffnung in eine Fehde, die unter dem Namen „der leohegelſche Streit“ ein ſehr ausgebreitetes Intereſſe erregte. Die unmittelbare Folge davon war eine Aufklärung der Jugend und eine Sammlung der beſten Köpfe gegen die Reaction. Leo aber kam dabei gelegentlich um den Ruf ſeiner Schriftſtellerei, ja, ſogar ſeiner Gelehrſamkeit und exiſtirt jetzt nur noch als pſalmodiſche Ruine in den heiligen Hallen des Pietismus. Qui bene latuit, bene vixit! werden ſie auf ſeinen Denkſtein ſchreiben.

Dieſer Kampf hatte eine förmliche Charakteriſtik des Pietismus zur Folge. Feuerbach ſagte bei dieſer Gelegenheit, das Chriſtenthum ſei immer gegen die Wiſſenſchaft geweſen. Sein Aufſatz wurde von der Cenſur geſtrichen und erſchien ſpäter ſelbſtſtändig unter dem Titel: „Philoſophie und Chriſtenthum".

Für den Augenblick wurde hier die Kritik der religiöſen Welt abgebrochen. Dagegen eröffnete das Journal eine Ueberſicht und Beurtheilung der literariſchen Romantik unter dem Titel: „Proteſtantismus und Romantik", welche die letzten funfzig Jahre der deutſchen Geiſtesentwickelung unter dieſem Geſichtspunkt, d. h. dem des Rückfalls von der Aufklärung faßte. Die deutſche Romantik iſt Reſtauration des Chriſtenthums unter den Formen der Bildung, Aufklärung, Genialität, Poeſie und ſelbſt der Philoſophie. Sie iſt Combination zweier unverträglicher Elemente, die wir in ihrer reinſten und ſchroffſten Geſtalt am Hegelſchen Syſtem weiter oben nachgewieſen haben. Die Kritik in den Jahrbüchern zeigte ſich damals aber noch zu ſehr in der Hegelſchen Philoſophie befangen, um dieſe einfache Löſung auszuſprechen. Indeſſen war es grade die philoſophiſche Umhüllung, welche die Veröffentlichung der Kritik möglich machte. Ihre Wirkung auf die gebildete Welt in Deutſchland wurde aber nur bedeutender und fühlbarer durch den Zeitgeiſt, den ſie zu brechen hatte. Jeder griff in ſeinen Buſen und erkannte, daß er — ein Romantiker war. Die romantiſche oder chriſtliche Geiſtesverdunkelung beherrſchte damals bei uns, wie jetzt in Frankreich, Alles, ſelbſt die Philoſophie, ſelbſt noch dieſe Kritik der Romantik, welche die Jahrbücher unternahmen. Dieſe Kritik war aber zum Bedürfniß der Zeit geworden. Die „Tiefen“, die „Ueberſchwenglichen“, die „Unergründlichen“, die Jacobi, Hamann, Jean Paul, Schlegel, Tieck und vor allen Novalis und Schelling mußten ans Licht gezogen und in ihrer Blöße dargeſtellt werden. Die Aufſätze gegen die Romantik wurden in einer weſentlich politiſchen Abſicht geſchrieben. Es kam darauf an, das Abendroth des philoſophiſchen Preußens zu benutzen und mit ihm das romantiſche oder reactionäre Syſtem, noch ehe es förmlich die Zügel des erſten deutſchen Staats ergriffen, zu beleuchten, um einer noch unbefangenen Zeit das Princip ihrer officiellen Zukunft (Schelling und Tieck ſind jetzt in Berlin) klar zu machen. Direct politiſche Kritik war noch verfänglicher, als direct religiöſe, mußte daher Anfangs vermieden werden, auch zeigte ſich die ſchriftſtelleriſche Welt noch nicht dazu aufgelegt und gerüſtet. Indeſſen gelang es, in einem Aufſatze über das „Preußenthum“ das Princip der Regierung, wenn auch wieder nur verhüllt, auszuſprechen. Wir nannten Preußen „katholiſch“, das freie Princip dagegen, von dem es abfiele, den „Proteſtantismus“. Seitdem hat Preußen die Aufgabe der Jeſuiten, Wiederherſtellung des Chriſtenthums und des Mittelalters, unverhohlen zu der ſeinigen gemacht, und es iſt umſonſt geweſen, mit der einfachen Forderung aufzutreten, Preußen, der proteſtantiſche Staat, müſſe vielmehr die ungehemmte Entwickelung der Wiſſenſchaft und des Lebens beabſichtigen und befördern. Warum dieſe Forderung nicht durchdrang, iſt jetzt bereits aller Welt klar. Durch die Aufklärung über Religion und Staat, ſodann durch die franzöſiſche Revolution, die Verwirklichung dieſer Aufklärung, findet ſich der Proteſtantismus mit dem Katholicismus auf Eine Linie des Widerſtandes zurückgeworfen. Der Prieſter beider Confeſſionen, ja, wenn man will, jeder Chriſt verfolgt jetzt die Aufgabe der Jeſuiten. Die Wiſſenſchaft hebt die Religion, die Freiheit jede Domaine, jede Herrſchaft auf. Die Religion kann die Unterſuchung, der Herr die Emancipation nicht gewähren laſſen, noch viel weniger befördern.

Solche Gegenſätze ſprach man damals in Deutſchland noch nicht aus und wenn man es that, ſo verhüllte man ſie in die vornehmſten metaphyſiſchen Formeln. Wir verſuchten es. Aber ſchon die eingehüllte Form, in welcher das Journal dieſe Fragen erörterte, hatte ein allgemeines Alarm-Geſchrei der Reaction zur Folge. Die Augsburger Allgemeine Zeitung ſtellte die Jahrbücher geradezu der preußiſchen Regierung gegenüber, als Macht gegen Macht, und erzeugte dadurch den höchſten Grad des Unwillens, deſſen der beleidigte Hochmuth eines Jahrhunderte lang unbeſtrittenen Despotiſmus fähig iſt. Kurz nach der Thronbeſteigung des jetzigen Königs von Preußen erſchien ein Cabinetsbefehl an die Redaction, den Druck der Zeitſchrift von Leipzig nach Preußen zu verlegen. Das hieß ſie unter die Cenſur ihrer erbittertſten Gegner ſtellen, eine Forderung, welche die Redaction zur Auswanderung nach Sachſen zwang.

In Sachſen hat es die Selbſtverläugnung der Gelehrten nicht ſo weit gebracht, daß die Cenſur eine Wahrheit wäre, wie in Preußen. Aus den „Halliſchen“ wurden die „Deutſchen Jahrbücher“. Sie erſchienen vom Juli 1841 noch anderthalb Jahr und den erſten Monat des Jahres 1843.

Sie begannen damit, auf „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums“ aufmerkſam zu machen, und ſetzen die kritiſche Begleitung der Zeitgeſchichte in allen Gebieten fort. Aber „der König Artaxerxes hat einen langen Arm“, und die Dresdner werden nie antworten, wie die Athenienſer. – Das Syſtem der neuen „preußiſchen Regierung“, möglichſt zur „guten alten Zeit“ zurückzukehren, den Adel durch Bildung neuer Majorate, die Pfaffen durch Herſtellung kirchlicher Geſetze und aller Sitten, wie der ſtrengen Sonntagsfeier, zu heben, dagegen den philoſophiſchen Geiſt und die Sympathieen für politiſche Freiheit zu unterdrücken, wurde in kurzer Zeit ins Werk gerichtet. Das proſaiſche Königthum Friedrich Wilhelms III. war nicht genug, es folgte ihm das romantiſche, das chriſtliche, das völlig perſönliche, und dieſes fand noch genug revolutionäre Ueberreſte in den Geſetzen und in der Wiſſenſchaft auszurotten. Vornehmlich wurde nun die factiſche Preßfreiheit, welche bis dahin Gelehrte, Dichter und Philoſophen in Deutſchland genoſſen hatten, bedenklich. Denn das Syſtem der Regierung, einmal mit dem Zeitgeiſt in Widerſpruch, lief Gefahr, in der Discuſſion überwältigt zu werden.

Wie verhielten ſich nun zu dieſem Conflict des Gehorſams und der Discuſſion die kleinen conſtitutionellen Staaten? Man hätte vermuthen ſollen, ſie würden ſich auf die Seite der Befreier neigen, da in ihnen die Oppoſition geſetzlich iſt; allein ſie ſchlugen ſich mehr oder weniger auf die entgegengeſetzte. In ihnen iſt weniger die conſtitutionelle Dialektik, als das Princip der perſönlichen und ausſchließlichen

Souverainität aller deutſchen „Landesherrn“ eine Wahrheit. Und dies erklärt ſich ganz einfach aus unſerm Charakter. Die gelehrte Erklärung unſerer Privatpolitik aus beſondern Geſetzen, aus dem Einfluß Oeſterreichs und Preußens beim Bunde oder aus den geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſen vom 12. Juni 1834 iſt überflüſſig. Schon im Tacitus ſind die Deutſchen, wie noch jetzt im 19. Jahrhundert, ohne allen Zweifel Royaliſten. Germaniam a principio reges habuere. So war denn der endliche Fall eines Journals vorherzuſehn, welches ſich ohne Umſchweif eine geiſtige Souverainität uſurpirte und trotz des rohſten Cenſurdrucks zur wirklichen Befreiung von alten übelbegründeten Autoritäten ſo viel gewirkt hat.

Die Jahrbücher hatten den Zorn, der über ſie ausbrach, reichlich verdient. Es war nicht bei dem Ausklopfen der alten Univerſitätsperücken, nicht bei der Erſchütterung des Glaubens an ihre ſtille Weisheit, nicht bei den Kritiken des Pietismus, der Romantik und der Reaction geblieben; — eine Beurtheilung der preußiſchen Geſchichte, welche die nothwendige Entwickelung dieſes Staates zur Demokratie und die Lebensgefahr nachwies, in die bisher noch jeder Verrath des herrſchenden Zeitgeiſtes Preußen geſtürzt hatte, wiederholte Kritiken der chriſtlichen Religion und des chriſtlichen Staates, deren Auflöſung in menſchliche Bildung und Freiheit exiſtire und bevorſtehe, endlich eine „Selbſtkritik des Liberalismus", der theoretiſchen Freiheitsliebe, und die Forderung, ihn in Demokratismus zu verwandeln, in die wirkliche Löſung der praktiſchen Probleme unſerer Zeit, z. E. die Aufhebung der Kirche in die Schule und des Pöbels durch Nationalerziehung — dieſe Dinge ſchienen dem altdeutſchen (jetzt neupreußiſchen) Syſtem der Religion und Politik unerträglich — wie ſie es denn auch ſind — und führten im Januar 1843 zur Unterdrückung des Journals durch die ſächſiſche Regierung.

Das Januarheft wurde weggenommen und der Weiterdruck verboten, eine Maßregel, die weder das Imprimatur des Cenſors, mit dem das Heft erſchienen war, noch das Eigenthum des Redacteurs und Verlegers anerkannte. Eine fünfjährige Arbeit hatte den Ruf des Journals begründet; man fällte den Baum, als er anfing, Früchte zu tragen, und ein großes Publicum zu gewinnen. Die ſächſiſche Kammer der Abgeordneten nahm ſich dieſes idealen Eigenthums nicht an, und erklärte, die Regierung ſei vollkommen in ihrem Rechte. Die Kammer hatte im Allgemeinen für Preßfreiheit geſtimmt; aber im beſtimmten Fall ſanctionirte ſie die Cenſurordonanzen und zugleich die Maßregel, welche auch die Cenſur noch für eine unerträgliche Freiheit erklärte und die cenſirten Blätter wegzunehmen befahl, ja, den ferneren Druck des Journals, ſelbſt unter Cenſur, verbot. Natürlich. Die Willkür, der jedesmalige Entſchluß der Regierungen, iſt das Geſetz Deutſchlands, vornehmlich im Gebiet der Preſſe. Die Preſſe enthält alle Macht, denn ſie enthält die Gedanken des Volks, die alten und die neuen; die Willkür, der Preſſe gegenüber, enthält nur den Willen und den Wunſch, daß die neuen unter dieſen Gedanken nicht exiſtiren und wenn ja exiſtiren, nicht allgemein und öffentlich exiſtiren möchten. Daß dieſer Wille durchgeſetzt wird, iſt die Macht der Autorität. Sie beruht auf den noch vorherrſchenden Gedanken der Vorzeit, dieſe erheben die Willkür zur Macht. Sobald dieſe Gedanken erblaſſen, gleichviel ob im Stillen oder in der Oeffentlichkeit, verwandelt ſich die Macht der Autorität in die Ohnmacht der Willkür.

Der Wille der Autorität iſt ſehr einfach, ſie will exiſtiren. Sobald die Gedanken der Freiheit oder der werdenden Welt eben ſo einfach werden, verwandeln ſie ſich ihrerſeits in den Willen einer neuen Autorität. Für den Augenblick exiſtirt die Cenſur, weil es die deutſche Welt noch nicht zu dem einfachen Gedanken gebracht hat, daß die formulirte Willkür der Regierenden noch kein Geſetz der Freiheit, ſondern nur die geſetzliche Sklaverei iſt. Erſt der förmlich regulirte Sturz des alten Syſtems durch die Oppoſition des neuen iſt ein Geſetz der Freiheit, weil die organiſirte Befreiung. Aber das Denken iſt eine Function, die ſich ſo oder ſo vollzieht, es iſt der Verdauungsproceß des Kopfes, dem keine Autorität, ſobald ſie in ihn verwickelt iſt, widerſteht. Es war daher der gröbſte Mißgriff mit der Willkür der Autorität in das innerſte Getreibe dieſes Proceſſes einzugreifen. Was habt ihr erreicht? Habt ihr die neuen Gedanken vertilgt? O nein. Ihr habt nur die neuen Principien geächtet und der Welt keinen Zweifel über eure eignen übrig gelaſſen. Während früher

Gelehrſamkeit und Philoſophie, Geiſt und Kunſt von der Autorität als ihr wertheſtes Inſtrument angeſehn, als ihr Ruhm gepflegt wurde, iſt jetzt die Aechtung des freien Gedankens, der ſich neue Bahnen bricht und noch entſchiedener die Verfolgung ſeiner kunſtgemäßen und populären Form proclamirt worden. — Ihr wollt es ſo, ihr befehlt es. Aber wie könnt ihr hoffen, dem Denken und dem Leben zu widerſtehn, ihr, die ihr ſelbſt nur ſein Product, nur eine alte Formel ſeiner Function ſeid?

Das Verhältniß der Autorität und des emancipirten Denkens der literariſchen Oppoſition beweiſ't nur die Schwäche der erſteren und die Macht der letzteren. „Wie, Zeus, du greifſt nach deinem Blitz? Du haſt alſo Unrecht!" Und als Zeus einmal anfing Unrecht zu haben, hatte er auch ſchon keinen Blitz mehr.

9.

Die Rheiniſche Zeitung.

Noch ſchärfer und unmittelbarer, weil im ſpeciellen Fall, traten Oppoſition und Regierung einander gegenüber in der Zeitungspreſſe. Der neue Geiſt fand ein politiſches Organ in der „Rheiniſchen Zeitung", und die preußiſche Regierung erfuhr ſehr bald, daß ſich auch hier, auf unmittelbar praktiſchem Boden eine Intelligenz von ihr losgelöſ't hatte, welcher mit der bloßen Cenſur nicht beizukommen war. Die Lage Kölns, wo die Zeitung erſchien, die Rückſichten, welche die Rheinprovinz verlangt, machten die Oppoſition nur noch bedenklicher. Hatte nun zwar die Oppoſition die Genugthuung, ihre Kräfte zu erproben und einen großen Leſerkreis zu gewinnen, ſo fehlte doch auch hier noch die Beſinnung des Publicums und der Entſchluß der öffentlichen Meinung, ihr Organ vor der Polizei zu ſchützen. Die Zeitung fiel, als ſie eben im Begriff ſtand einen großen Aufſchwung zu nehmen, im April 1843. Aber die Oppoſition war ein ſo entſchiedenes Bedürfniß der Zeit geworden, daß ſie ſogleich auf andere Organe überging. Die „Deutſchen Jahrbücher" wurden durch die „Jahrbücher der Gegenwart", die in Tübingen erſchienen und durch eine preßfreie „Vierteljahrsſchrift" in Leipzig, die Oppoſition der „Rheiniſchen" durch die Kölniſche Zeitung fortgeſetzt. Nur fehlte dieſen Erſatzmännern das bewußte Princip und die conſequente Verfolgung des Ziels. Ohne ſie iſt ein neuer Geiſt nicht in die Welt zu ſetzen und man ſieht nur auf dieſem Wege ſich ausbreiten, was die frühere Bewegung, die vielleicht etwas zu ſehr über den Köpfen der Maſſe vor ſich ging, erworben hat. Die Haltpunkte der Bewegung ſind die eigentliche Realiſirung derſelben; je weiter man ſcheinbar zurückgeht, deſto tiefer nach unten, deſto mehr in die Maſſe drängt man den Kampf. Eine völlige Aufhebung der principiellen oder abſtracten Oppoſition iſt der Augenblick, wo ſich nothwendig der brutale Krieg von beiden Seiten entſpinnt, wie dies die Geſchichte Deutſchlands im Jahr 1844 auch ſogleich bewieſen hat. Die Exceſſe der Oppoſition werden immer durch die Exceſſe der Gewalt hervorgerufen; die organiſirte Oppoſition dagegen iſt ein Regierungsmittel, weil ſie neue Gedanken und neue Kräfte zur Verfügung des allgemeinen Willens und ſeiner Repräſentantin, der Autorität, ſtellt.

10.

Cenſurflüchtige Bücher.

Dem Bruch zwiſchen Religion und Philoſophie war der Bruch zwiſchen Autorität und Philoſophie gefolgt, und nicht nur daß die Philoſophie in die Oppoſition geworfen, ſie war auch in die Acht erklärt worden. Allerdings ließ ſich in den Köpfen der philoſophiſchen Schriftſteller das einmal angeregte politiſche Bedürfniß nicht mehr beſeitigen: die Oppoſition, wenn auch gedämpft, beſchnitten, eingeſchüchtert und verderbt, ſetzte ſich in Deutſchland fort durch die Preßfreiheit der Bücher über zwanzig Bogen und durch die Gunſt der milderen Cenſur, die hie und da gefunden wird; aber die entſchiedene Sprache anders als im alten Syſtem denkender Männer konnte für den Augenblick nur im Auslande laut werden.

Eine Ergänzung zu den „Deutſchen Jahrbüchern" bilden die „Anekdota", Cenſurflüchtlinge voll religiöſer und politiſcher Heterodoxie. Selbſt die Polemik gegen officielle anonyme Schriftſtellerei mußte dieſen Weg nehmen. Die Unverträglichkeit der wiſſenſchaftlichen Freiheit und aller officiellen Vorausſetzungen Deutſchlands wird hier actenmäßig und praktiſch bewieſen. — Von Anfang an zu einem Aſyl für deutſche verbotene Früchte waren ferner die „Ein und Zwanzig Bogen aus der Schweiz" beſtimmt. Zürich aber hing damals 1843 und 1844 zu feſt am preußiſchen Syſtem, um dies Aſyl zu dulden. Es entſtand daher der Plan, eine Alliance deutſcher und franzöſiſcher Schriftſteller zu bewirken und in Paris ein Journal zu gründen, das ſowohl in den Principien, als in der direct eingreifenden Publiciſtik völlig frei wäre. Dieſer Plan iſt geſcheitert. Weder ein beſtimmter Kern deutſcher Schriftſteller, noch eine franzöſiſche Richtung, die geeignet geweſen wäre zur Vereinigung mit der neuſten deutſchen Philoſophie, hat ſich gefunden. Von den „deutſch-franzöſiſchen Jahrbüchern", die nach dieſem Plane unternommen wurden, iſt nur ein Heft erſchienen, ohne franzöſiſche Beiträge, aber zum großen Theil in der engliſch-franzöſiſchen Richtung des ſogenannten Socialismus. Er hat allerdings eine innere Verwandtſchaft mit der humaniſtiſchen deutſchen Philoſophie. Er iſt praktiſcher Humanismus, der Humanismus des gemeinen Lebens. Sein Problem iſt weſentlich ökonomiſch. Er hat die Erde und ihre Güter, die Exiſtenz und ihre Bedingungen, den wirklichen Menſchen und ſeine Wirkſamkeit, ſeine Arbeit, im Auge. Er verachtet die Theologie, die Philoſophie und die Politik, da alle drei ſich unfähig erwieſen hätten, dem Menſchen wirklich, d. h. in ſeiner ökonomiſchen und ſittlichen Lage zu einer freien Exiſtenz zu verhelfen. Hat die deutſche Kritik ſich gegen Theologie und Philoſophie gerichtet, ſo läßt Fourier, der Vater des Socialismus, zwar die theologiſche Denkweiſe beſtehn, aber er verfolgt die Metaphyſiker und nennt die Philoſophen die Urheber der Civiliſation, der Revolution und aller Störungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt, er ſchreibt ihnen ſogar die Peſt und das ſchlechte Wetter zu; ſeine Kritik der Civiliſation, der unorganiſirten und ſeparatiſtiſchen Induſtrie, welcher er die harmoniſche, naturgemäße Aſſociation aller Arbeit entgegenſetzt, iſt die Grundlage aller ſpätern

„ſocialiſtiſchen Unterſuchungen". Die Quatre mouvements erinnern an „Hegels Phänomenologie", mit der ſie merkwürdiger Weiſe in demſelben Jahr erſchienen ſind. Aber ſie faſſen den Geiſt unter einer andern Geſtalt, als Hegel. Sie kritiſiren und conſtruiren, ſchildern und prophezeien eine ökonomiſche, eine induſtrielle Welt. Sie kritiſiren den Menſchen der Civiliſation und ſchildern die Menſchenwelt einer oder vieler höheren Stufen, in denen die Civiliſation aufgehoben ſein werde. Der „Communismus" iſt eine Conſequenz der Fourierſchen Aſſociation, des Vereins von Arbeitern, er iſt die totale Aſſociation, die vollkommene Gemeinſchaft aller Kräfte, aller Arbeit und aller Producte der Arbeit. Der Communismus iſt der conſequente Fourierismus nach der Seite der Aſſociation.

Es iſt offenbar, daß die Emancipation des civiliſirten und die Aufklärung des religiöſen Menſchen im „Humanismus" ihr gemeinſchaftliches Princip und in der Glückſeligkeit oder der wahrhaft menſchlichen Exiſtenz ihren gemeinſamen Zweck haben.

Dieſe Vereinigung der deutſchen und franzöſiſchen Kritik ſtellt ſich in dem Fragment der „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher" dar. Vielleicht wird dieſe Publication dazu dienen, die von Fourier angeregte Kritik unſerer bürgerlichen Geſellſchaft, und ſeinen Vorſchlag zu einer ſolidariſchen Verbindung gegen ihre Uebelſtände, wenn auch nicht die Träume ſeines und der folgenden Syſteme, den Deutſchen zu empfehlen. Die Kritik der Societät iſt eben ſo berechtigt, als die ſocialiſtiſchen Sekten voreilig und beſchränkt ſind.

Die Fortſetzung der deutſchen Kritik durch die Aufnahme des praktiſchen Elements der Franzoſen und durch die Benutzung der freien Preſſe des Auslandes war eine logiſche und hiſtoriſche Nothwendigkeit; ſie iſt für Deutſchland eben ſo wichtig, als für Frankreich die logiſche Kritik und Durchbildung Deutſchlands. Die Studien und Arbeiten, die aus dieſem Drange der Vermittlung und Weiterbildung beider Völker hervorgehn, werden, wenn auch lange verbannt, doch ſchließlich immer wieder zu dem Herzen Deutſchlands zurückſtrömen, je mehr die Bücher auf der Höhe der Bildung ſtehn, um ſo gewiſſer. Klaſſiſche Schriften ſind dem Volk nicht zu entreißen, nothwendige Wahrheiten nicht zu verbergen.

Und hierauf kommt es an. Feuerbach hat in ſeiner kleinen Schrift „Philoſophie der Zukunft" die theologiſche und ſpeculative Philoſophie kritiſirt und für die Zukunft einen empiriſchen und gemeinnützigen Charakter der Wiſſenſchaft gefordert. Und in der That, die officielle Wiſſenſchaft und ihre Pflegeſchulen, die Univerſitäten, ſind charakterlos geworden. Wie zur Zeit Leſſings fällt der Schwerpunkt des neuen Weltſyſtems außer ihrer beſchränkten Sphäre. Von ihnen und ihren bisherigen Formen kann der Fortſchritt zu neuen Principien nicht gemacht werden. Denn dieſer Fortſchritt iſt die Erneuerung der ganzen alten Welt ſelber geworden. Es handelt ſich um Erhebung der Religion zur Wiſſenſchaft und des Rechts zur Bildung und Humanität, (es iſt nicht zweifelhaft, daß alles Recht durch Sitte erſetzt werden kann, wie denn ſchon jetzt die humanen Charaktere faſt nie in Rechtshändel gerathen) des Staats und ſeines Gegenſatzes, der bürgerlichen Geſellſchaft, zu einem allumfaſſenden und alles durchdringenden Gemeinweſen, das nicht aufhört respublica zu ſein, aber jeden Einzelnen zu ſeinem Zweck hat, und Organiſation der ganzen Geſellſchaft und ihrer Functionen iſt, endlich um Erhebung der excluſiven Schulweisheit zu univerſeller Weltweisheit. Nicht daß die Arbeit des Lebens und der Wiſſenſchaft am Ende wäre, nein, aber ihre alten Organe ſind es. Aus ihren Gräbern ſchaun ſie wie Mumien in den Strom neuer Menſchen und Ideen, der an ihnen vorüberzieht, den ſie nicht hindern, aber gegen den ſie durch ihre Haltung proteſtiren.

Die officielle Literatur giebt uns daſſelbe Bild: die ausländiſche Oppoſition iſt daher eine Lebensbedingung des jetzigen Deutſchlands. Sie zeigt ſich auch in der populären, der publiciſtiſchen und poetiſchen Form.

II.

Populäre Oppoſitions-Literatur: Publiciſtik und politiſche Poeſie.

Das deutſche Bürgerthum hat für den Augenblick die Gewaltſtreiche gegen die Befreiung des Geiſtes nicht empfunden, der Liberalismus der Volksvertreter ſie nicht gehindert, im Gegentheil er hat ſie ausgeführt; und nicht der gottloſe Philoſoph, nein, „der arme, geplagte Cenſor“ erſcheint ihm als der Märtyrer in dieſem Conflict, deſſen Schlachtruf und Waffenlärm über den Köpfen der Philiſterwelt geiſterhaft verhallt. Dagegen ſind die Wirkungen der theoretiſchen Emancipation auf die ſchöne Literatur und auf den denkenden Theil der Nation ſchon jetzt unverkennbar und unwiderſtehlich. Die Bewegung hat wie die Publiciſtik und die Zeitungen, ſo auch die Belletriſtik, die ein Organ des Zeitgeiſtes für die Maſſe iſt, ergriffen. Es verſteht ſich, daß darneben der alte Wuſt in ſeiner ganzen Breite fortexiſtirt. Ein Bodenſatz unerhörter Unwiſſenheit und Nichtswürdigkeit bildet die Maſſe des alten gemeinen Handwerks, denn das iſt die Schriftſtellerei eines verdungenen Journalismus und verkäuflicher Schöngeiſterei. Solche Schriftſteller von Handwerk ſuchen einen Ruf als Stiliſten, um ſich dann, welcher Sache es auch ſei, möglichſt theuer zu verkaufen. Genz und Friedrich Schlegel in Wien, die Hofpoeten und Romantiker in Berlin ſind ihre Vorbilder. Aber dieſer verderbten Literatur des alten Regiments gegenüber iſt jetzt eine Literatur des Volks, eine oppoſitionelle Literatur von populärem Charakter und eine Poeſie, die man vorzugsweiſe politiſch nennt, entſtanden. Die „Vier Fragen“ von Jacoby, das „Königliche Wort Friedrich Wilhelms III.“ und „Preußen im Jahr 1845“ von demſelben, Walesrode's „unterthänige Reden“, Püttmanns „Bürgerbuch“, eine meiſt communiſtiſche Sammlung, Heinzens Büreaukratie, ſelbſt Bettinens romantiſches „Buch, welches dem Könige gehört“, ſind Beiſpiele davon. Die meiſten dieſer Autoren wurden gerichtlich verfolgt, aber dadurch mußte unter den jetzigen Verhältniſſen die Bedeutung ihrer Oppoſition ſich nur erhöhen. Vornehmlich die Lyrik hat dieſen Weg eingeſchlagen und als politiſche Poeſie, wie einſt Beranger unter der Reſtauration, eine hinreißende Wirkung ausgeübt.

Sobald die Lage der Gegenwart, ſowohl durch die Kritik des alten Syſtems, als durch die Schritte der Gewalt gegen alle Freiheit enthüllt war, wurde der edlere Theil des Volkes von Entrüſtung über die entwürdigende politiſche Lage ergriffen. Es traten Dichter auf, welche die Oppoſition in allen Formen zu Worte brachten, und der Zug dieſer Entrüſtung iſt ſo mächtig, daß neuerdings Freiligrath, ein ſonſt unbefangener Dichter, mit einem förmlichen

„Glaubensbekenntniß" zur Oppoſition übergetreten iſt. Hier iſt das Leben, jenſeits der Tod und die Vergeſſenheit. Die Gedichte von Herwegh, Prutz, die Cenſurflüchtlinge, die Gedichte eines Autodidakten (Keller) im deutſchen Taſchenbuch von 1845, die Satiren von Heine (Neue Gedichte und das Wintermärchen) und von Hoffmann von Fallersleben — ſchlagen alle Töne an von dem bacchantiſchen Jubel über den Anbruch einer neuen Zeit und dem Ruf zu den Waffen für ihre Realiſirung bis zu dem Zorn und Spott über den deutſchen Philiſter und ſeine Leiden. Der Aufſchwung war im Anfange allgemein, faſt konnte man ihn legitim nennen. Nach dem Zuſammenſinken des öffentlichen Geiſtes in die alte Gebundenheit iſt nun nur noch die Satire übrig, und mit ihrem Lorbeer ſehen wir Heine noch einmal auf die Bühne treten. Herwegh und Prutz haben ſich, in Epigrammen der erſte, in einer Komödie der zweite, ebenfalls zur Satire hinreißen laſſen. Dieſe Producte ſind ſchwach im Vergleich mit ihrer poſitiven Lyrik und verſchwinden vor dem Heiniſchen Witz und vor dem Hoffmannſchen Humor. Man hat alle dieſe Dichtungen verboten und die Dichter verfolgt, ſelbſt Herweghs Triumph ſchlug um: in Folge ſeines Briefes an den König wurde er aus Preußen, wegen der ein und zwanzig Bogen, die er redigirte, aus Zürich verwieſen, es gelang ihm nicht, ſich in die Realität der Proſa zu überſetzen; — man hat Hoffmann ſeiner Profeſſur entſetzt und Prutz aus Weimar vertrieben, ja, wegen ſeiner Komödie ihn in Preußen peinlich angeklagt. Aber dieſe Verfolgungen konnten die Wirkungen dieſer Poeſieen nicht ſchwächen, im Gegentheil ſowohl die epigrammatiſch-ironiſchen Chanſons von Hoffmann, als die liberalen Recitationen von Prutz und die revolutionären Ritornelle und epigrammatiſchen Hymnen von Herwegh werden darum nur deſto eifriger geleſen, geſungen, recitirt und beherzigt. Gegen nichts iſt die Gewalt ohnmächtiger, als gegen die Poeſie. Die Poeſie, welche die Menſchen ergreift, iſt ſchon im Herzen der Menſchen, ſie formt nur den Zeitgeiſt. Eben ſo ohnmächtig aber iſt die Poeſie gegen die Gewalt. Mit dem Blumenſtengel ihres Zauberſtabes ſchlägt man keinen Schädel ein. Der Zorn des Dichters iſt nur — Poeſie, nur Gedanke und ſein Spott vollends folgt nur dem Triumphator auf das

Capitol. Die Begeiſterung des Dichters gehört dem Künſtler, die Satire dem Sklaven, einem Menſchen, der ſich drein ergiebt, und für den eine übermächtige Realität, und wäre es die der Dummheit ſelbſt, nur im Spiel, nicht im Ernſt zu beſiegen iſt.

Die Gefahr des Staats iſt nicht die, daß ein neuer Zeitgeiſt formirt wird, wie durch die Dichter, auch nicht die, daß er geſchaffen wird, wie durch die Verhältniſſe und die Denker, die ſie erkennen; die Gefahr der Autorität iſt ihre Unfähigkeit, den neuen Geiſt zu befreien und ſich ſeiner zu bedienen, ſtatt ihn von ſich zu ſtoßen und dadurch eine feindliche Autorität ſich gegenüber zu ſtellen.

12.

Kritik des Liberalismus, Socialismus und Humanismus.

Politiſch wichtig ſind Schriften, wenn ſie beweiſen, daß die Revolution bereits in den Köpfen der Menſchen iſt, und wenn die Kühnheit der Publiciſten und Dichter ihren Boden und ihren Schutz in einem großen, gleichgeſinnten Publicum findet. Philoſophiſch wichtig kann aber grade ein Werk ſein, welches ſich erſt ſelbſt ſeinen Boden zu bereiten hat und von gar keiner Maſſe geſchützt und getragen wird. In dieſem Falle iſt Stirners Schrift „der Einzige und ſein Eigenthum", eine Oppoſition des „Egoismus" gegen den „Liberalismus", der Macht und Geltung des wirklichen Individuums gegen die allgemeinen Mächte, die nur von dem Individuum geſchaffen ſind, die es aber bisher zu ſeinen Herren erhoben. „Ihr ſeid alle unfreiwillige Egoiſten, ich bin es mit vollem Bewußtſein, ruft er aus, und ich will euch beweiſen, daß ihr nicht beſſer thun könnt, als es auch zu ſein, wenn ihr überhaupt etwas ſein wollt. Was wolltet ihr bisher? Die Fremdheit, die euch imponirt wurde, die euch knechtete, den Herrn im Himmel und auf der Erde, in welcher Geſtalt er auch auftrat, ſei es als abſoluter Geiſt, als abſoluter König oder als abſoluter Staat, dieſe Fremdheit wolltet ihr in Eigenheit verwandeln; iſt euch dies gelungen? Laßt ſehn!"

„Feuerbach in ſeinem „„Weſen des Chriſtenthums"" hebt die Fremdheit des Gottes auf und weiſ't in ihm den Menſchen nach, er nennt den Menſchen das höchſte Weſen. Der Menſch, die Menſchheit, der Begriff des Menſchen, iſt mir eben ſo jenſeitig, eben ſo fremd, als irgend ein anderes höchſtes Weſen. Der wahrhaft wirkliche, aus der geſpenſtiſchen Fremdheit befreite Menſch bin ich, dieſer empiriſche, der ich als einziger hier lebe und exiſtire."

Hatte Feuerbach bisher den Ruhm genoſſen, der gefährlichſte Feind der Theologen und der Religion zu ſein, ſo nennt ihn Stirner jetzt ſelbſt einen — „Pfaffen". „Nach Vernichtung des Glaubens, ſagt er, wähnt Feuerbach in die ſichere Bucht der Liebe einzulaufen. Er lehrt „„das höchſte und erſte Geſetz muß die Liebe des Menſchen zum Menſchen ſein. Homo homini Deus est — dies iſt der oberſte praktiſche Grundſatz — dies der Wendepunkt der Weltgeſchichte."" Eigentlich iſt aber nur der Gott verändert, der Deus, die Liebe iſt geblieben; dort Liebe zum übermenſchlichen Gott, hier Liebe zum menſchlichen Gott, zum Homo als Deus. Alſo der Menſch iſt mir heilig. Und, fährt Feuerbach fort: „„Alles wahrhaft Menſchliche iſt mir heilig! Die Ehe iſt durch ſich ſelbſt heilig, und ſo iſt es mit allen ſittlichen Verhältniſſen. Heilig iſt und ſei dir die

Freundſchaft, heilig die Ehe, heilig das Eigenthum, heilig das Wohl jedes Menſchen, aber heilig an und für ſich ſelbſt.““ Hat man da nicht wieder den Pfaffen? Wer iſt ſein Gott? Der Menſch! Was das Göttliche? Das Menſchliche! So hat ſich allerdings das Prädicat ins Subject verwandelt, und ſtatt des Satzes, Gott iſt die Liebe, heißt es, die Liebe iſt göttlich, ſtatt, Gott iſt Menſch geworden, — der Menſch iſt Gott geworden u. ſ. w. Es iſt eben nur eine neue Religion. Feuerbach ſagt: Alle ſittlichen Verhältniſſe ſind nur da moraliſche, ſie werden nur da mit ſittlichem Ernſt gepflogen, wo ſie durch ſich ſelbſt (ohne religiöſe Weihe durch den Segen des Prieſters) als religiöſe gelten. Feuerbachs Satz: die Theologie iſt die Anthropologie heißt nur, die Religion muß Ethik ſein, die Ethik allein iſt Religion.“

Indem Feuerbach die Religion aufhebt, kommt er bei der Ethik, dem Reich der Sittlichkeit an, und dieſes nimmt er, wie er es findet, er hält es heilig. Statt deſſen haben bekanntlich die Socialen das Reich und Regiment der beſtehenden Sittlichkeit, die „alte Geſellſchaft“ und alle ihre Inſtitutionen, Eigenthum, Ehe, Staat und bürgerlichen Verkehr, unter aller Würde gefunden und rückſichtslos kritiſirt. Vornehmlich aber ging dieſe Kritik darauf hinaus, die *Vereinzelung*, die Concurrenz der Einzelnen, ſodann den Grund aller Separatwirthſchaft, das *Eigenthum*, und endlich den *Einzelnen* ſelbſt, den Egoiſten, den Privatmenſchen, gänzlich aufzuheben. Dieſe Forderungen ſind in ihrer ganzen Strenge in der That eben ſo unmöglich, als die Forderung des Chriſtenthums, die Welt aufzugeben. Der Humanismus erreicht ſo wenig „das wahre Menſchenthum", den wirklichen „Gattungsmenſchen", als der Chriſt ein „Heiliger", ein „Chriſtus" wird; und obgleich der Communismus bereits als Sekte conſtituirt iſt, ſo ſucht er dennoch die abſolute, alleinſeligmachende Gemeinſchaft aller Menſchen erſt am Ende der Tage, wenn das Dogma der Gütergemeinſchaft der einzige Gedanke aller Völker ſein wird; ſelbſt das Phalanſterium blieb nur ein ſchöner Traum der Fourierſchen Socialiſten. Aber den *beſtehenden* Staat, die *beſtehende* Geſellſchaft greifen die Fourieriſten und Communiſten an; den *politiſchen* Staat laſſen die Fourieriſten bei Seite, die Communiſten negiren ihn als die Conſtituirung des „alten Unweſens"; beide aber wollen eine „neue Geſellſchaft", beide gehn auf eine neue, eine „wirkliche Organiſation" aus.

Kein „Staat", ſondern „Geſellſchaft", nicht die „alte Sittlichkeit", ſondern eine „ſociale Sittlichkeit", rufen die Socialen. Keine „Geſellſchaft", ruft Stirner aus, ſondern „freie Vereinigung von Egoiſten", keine „Religion", keine „Sittlichkeit", keinen „Geiſt", kein „herrſchendes Gedankenreich", keinen „Glauben", das Alles trägt die Fremdheit, das Geſpenſtiſche, den Leichengeruch an ſich; es war meine Thätigkeit, es war mein Eigenthum, ich nehme es an mich zurück, ich löſe es auf in ſein Nichts. Wie ich den Glauben durch den Unglauben beendigte, ſo beendige ich das Denken durch die Gedankenloſigkeit, und wie ich nicht der Menſch, ſo bin ich eben ſo wenig der Geiſt. Menſch, Geiſt, Denken, Glauben, Sitte ſind meine Eigenſchaften, ich bin mehr als alle; ich bin der Schöpfer aller Gedanken und der Meiſter meines Verkehrs. Was kümmert mich die Geſellſchaft, wenn ich mich nicht ihrer bedienen oder mich mit andern zu einem Verein vereinigen will. Wie ich mir

das Abbrechen des Denkens durch einen Ruck meiner
Glieder, ſo behalte ich mir die Auflöſung des Ver-
eins durch mein Weggehen vor, ich binde mich an
ichts, an keine ewige Wahrheit, an kein Geſetz,
icht einmal an meinen eignen Willen von geſtern,
ch bin heute, was mir heute gefällt zu ſein." —
Die unverſchämteſte Willkür als Doctrin!

Aber dieſe Polemik gegen die allgemeinen Mächte hat
ie wahre Seite: daß in der That das ganze Reich des
Geiſtes oder die Menſchenwelt — Staat, Geſellſchaft,
Sitte, Geſetz, Sprache, Gedanken, Glauben, Verkehr —
ur ein Product, eine „Eigenſchaft" des Einzelnen,
der ſein Verhalten zu andern iſt. Es iſt dies Alles
in **„Eigenthum"**, ſeine Macht, er kann es brau-
en und mißbrauchen, ſchaffen und vernichten nach
iner Kraft und Willkür. Seine Willkür reicht ſo
eit, als ſeine Kraft. Die ganze bisherige Welt-
chtung dagegen opferte den Einzelnen dem Allgemei-
en, den Wirklichen ſeinem Weſen, den Schöpfer ſei-
em Werk. Dem widerſetzt ſich dieſer entſchloſſene,
nze — kühne **„Egoismus"**.

Beachten wir zuerſt ſein Recht, nur ſo können
ir ihm Recht widerfahren laſſen.

Es iſt leicht zu begreifen, daß der Egoismus das Princip aller Thaten immer war und ſein wird, am meiſten grade da, wo man ihn am eifrigſten verläugnet. Es iſt nicht falſch, daß ich mich will, es kommt nur darauf an, daß mein Inhalt des Wollens werth ſei; und alle Anſtrengung von der größten zur kleinſten hat dies zu erproben. Der Egoismus iſt ſo wahr, wie das Ich, das er will, und ſo falſch und verfehlt, als dieſe Exiſtenz nur immer ſein kann.

Mit dieſem Bewußtſein, das wir andern, die wir doch auch mit dabei ſind, ohne Zweifel haben, dürfen wir den Egoiſten ungeſcheut ſeine Sache führen laſſen. Wir könnten ſeine Rede überhören, wir könnten ſie mit einem „Ruck“ in den Papierkorb befördern, wir könnten ſeinen Gedanken, was er uns ſelbſt verrathen hat, „die Gedankenloſigkeit“ als Gegengift appliciren — wir könnten ihm zum Trotz Communiſten, Chriſten, Liberale und Humane bleiben; aber wir würden immer nur ſeinem Ich das unſrige, ſeinem Egoismus den unſrigen entgegenſetzen. Wir würden und wir werden durch unſern

Widerſtand ihn die Probe machen laſſen, wie viel wie wenig er vermag.

Das Syſtem, welches den Menſchen zum Princip macht und ſeine „Rechte", ſeine „Exiſtenz" und ſein „Weſen" ins Auge faßt, beginnt mit der Revolution. Stirner bemerkt: „Der politiſche Liberalismus will den freien Staat, der ſociale die wahre Geſellſchaft, der humane den wahren Menſchen."

„Der Liberalismus in allen jenen Formen iſt nur die Fortſetzung der alten chriſtlichen Geringachtung des Ichs, des leibhaftigen Hanſen; der Chriſt hält ſich an meinen Geiſt, der Liberale an meine Menſchlichkeit."

„Der Liberalismus verläuft in folgenden Wandlungen:"

„Der Einzelne iſt nicht der Menſch, darum gilt ſeine einzelne Perſönlichkeit nichts: alſo es ſei fortan kein perſönlicher Wille, keine Willkür, kein Befehl, keine Ordonanz, — der Staat ſei Herr und ſein Wille das Geſetz."

„2) Der Einzelne hat nichts Menſchliches, darum gilt kein Mein und Dein oder Eigenthum, nur die

Geſellſchaft (die Gattung, Menſchheit) habe Eigenthum."

„3) Da der Einzelne weder Menſch iſt, noch Menſchliches hat, ſo ſoll er überhaupt nichts ſein, ſoll als Egoiſt mit ſeinem Egoiſtiſchen durch die Kritik vernichtet werden, um dem Menſchen, „dem nun erſt gefundenen", Platz zu machen."

„Der politiſche Liberalismus oder das Bürgerthum will einen unperſönlichen Herrſcher, Gleichheit vor dem Geſetz und dem Staate."

„Der ſociale Liberalismus will Gleichheit vor dem höchſten, einzigen Eigenthümer, der Geſellſchaft, vor ihr ſind alle gleiche — Lumpen."

„Der humane Liberalismus hebt alles Private auf, er bekämpft die „Eigenheit" principiell. Vor dem Menſchen ſind alle Einzelnen gleiche — Egoiſten, Unmenſchen. Er ruft uns zu, werde eine neue Creatur, werde — Menſch!"

„Hebt der politiſche Liberalismus den Eigenwillen auf, ſo flüchtet dieſer ins Eigenthum; hebt der Socialismus das Eigenthum auf, ſo flüchtet es in die Eigenheit. Der Egoismus alſo muß bekämpft werden."

Der Egoiſt aber „*empört ſich*" und erwiedert: „Der Menſch iſt ein Spuk und ein Geſpenſt, er iſt der letzte böſe *Geiſt*, der täuſchendſte und vertrauteſte, der ſchlimmſte Lügner mit ehrlicher Miene, der Vater der Lügen. Ich will nichts von ſeiner Herrſchaft wiſſen, und ſein und haben alles, was ich ſein und haben kann, ganz unbekümmert darum, ob es menſchlich oder unmenſchlich iſt, genug, daß es in meiner Macht ſteht, daß ich es will und vermag." „Recht iſt, was *mir* recht iſt."

„Was iſt Recht? *Staatswille, Staatsgewalt.* Der *eigne* Wille iſt verbrecheriſch gegen den Staatswillen, die *eigne* Gewalt Empörung.

Was iſt ſocial? *Der Wille der Geſellſchaft* und ihre Dispoſitionen. Der *eigne* Wille iſt die Auflöſung der *Gemeinſchaft*.

Was iſt human? Die Gattung, *der* Menſch. Alles Eigne, Beſondre, Private iſt unmenſchlich."

Der Humanismus, der mit keinem Einzelnen zufrieden iſt, findet alle „unmenſchlich", — wir ſind allzumal Unmenſchen vor *dem* Menſchen —, der Socialiſt, der gegen alle Inſtitutionen der „alten Geſellſchaft" iſt, findet die ganze Welt „unvernünftig"

Hegel nannte Alles was iſt vernünftig. Stirner nennt „jeden wie er iſt, vollkommen, die ganze Welt aber wie ſie denkt, ein Tollhaus". Wer hat nun Recht? Das Sprichwort ſagt, der Lebende hat Recht. Wir wollen alſo Stirner den Uebelſtand, daß er im Tollhauſe der einzige Geſcheidte und doch alle vollkommen ſind, wie ſie ſind, nicht vorrücken, ein jeder Menſch hat ſeinen Wurm; wir wollen vielmehr zuſehn, worin er lebendig iſt und, indem er Bewegung in die Geſchichte bringt, Recht hat. Die Gattung und das Ideal der Humanen, die richtig organiſirte Geſellſchaft und die verſöhnte, die vollkommene Welt der Socialen iſt nicht zu erreichen. Es iſt aber auch nicht die Aufgabe des Einzelnen ein Ideal, die Gattung vorzuſtellen. Schon dadurch, daß er wirklich lebt und wirkt, iſt er mehr als die Gattung, mehr als das Ideal und der Begriff, er iſt ihre Realität und ihr Werkmeiſter. „Die Idee, ſagt Hegel, iſt mehr als der Begriff, ſie hat die Exiſtenz vor ihm voraus." Die Exiſtenz des Begriffs iſt der Begreifende. Wenn Stirner nun alles Gewicht auf den Einzelnen, den wirklichen, lebendigen Menſchen legt, ſo iſt dies richtig. Der Humanismus und Socialismus meint dies ebenfalls zu thun, aber Stirner zeigt, daß ſie mit ihrem Allgemeinen, mit der Menſchheit und der Gütergemeinſchaft dem Einzelnen nicht zu dem Seinigen verhelfen, im Gegentheil ihn um das Seinige und um ſich ſelbſt bringen; und dieſem ecraſirenden Allgemeinen gegenüber macht er den „empörten Egoiſten“ geltend.

Ueberall iſt der Egoismus die Auflöſung aller „Bande“, und wenn er wirklich zum Bewußtſein der Einzelnen kommt, ſo werden ſie keine Revolution machen, ſie werden ſich „empören“. Keine Umwälzung und Umgeſtaltung des Beſtehenden und Allgemeinen ſteht durch die Egoiſten bevor; „aber ein großes, ſtolzes Verbrechen — grollt ſchon in fernen Donnern“. „Die Communiſten ſagen, die Welt gehört den Arbeitern, der Egoiſt antwortet, ſie gehört dem, der ſie zu nehmen weiß. Was hätte man am Gemeingut? Immer doch jeder nur ſeinen Antheil, mag er ihn erbetteln, wie ein Lump, oder nehmen wie ein Ritter. Was der Communismus will, das iſt ſchon. Die Güter dieſer Welt theilt die Staatsgewalt aus und es iſt nur nöthig, gut mit ihr zu ſtehn, um nicht vergeſſen zu werden. Wer aber zurückſtehn muß, dränge ſich vor, wer beraubt wird, „*erobere*“ ſich was er braucht. Die Proletarier werden nie zu dem Ihrigen kommen, wenn ſie es nicht zu nehmen wiſſen. Niemandem kann man geben, was er braucht. Nur ich kann wiſſen, was mir dient. Vertheilung iſt das Princip der Lumpengeſellſchaft; Selbſtverwerthung die Hülfe des Egoiſten. Nur *die* Arbeit kann organiſirt werden, die jeder kann oder lernen könnte. Die *eigne* Arbeit, ſchon des Virtuoſen, noch weniger des Künſtlers und Denkers kann nicht organiſirt werden, ſie iſt in keine Verfaſſung zu bringen, ich mache ſie, wie ich will und kann.“

„Eben ſo wenig, wie alle Geſchäfte und alle Güter, die der ſociale Liberalismus octrovirt oder ausgetheilt haben will, kann es die Freiheit werden, die der liberale Politiker zugetheilt haben will. So wäre Preßfreiheit, die gegeben würde, nur Preßerlaubniß, Gedankenfreiheit, die gegeben würde, nur Denkerlaubniß. *Meine* Preſſe, *meine* Gedanken ſind erſt der Mühe werth, ſie aber ſind immer in Empörung gegen die beſtehenden, mir fremden Gedanken. Was iſt die Wahrheit? Die

Wahrheit iſt mein Eigenthum, meine Macht, ich ſelbſt, der ich ſie hervorbringe. Auch die Geſchichte, in welcher ſich die Wahrheiten entwickeln, iſt mein, mein Genuß, nicht ich ein Inſtrument der Geſchichte. Die Macht der Wahrheiten über mich, iſt meine Ohnmacht gegen ſie." „Es heißt nicht mehr, die Wahrheit ſiegt oder die Geſchichte; niemals hat die Wahrheit geſiegt, ſondern ſtets war ſie mein Mittel, ähnlich dem Schwerte. Die Wahrheit iſt todt, ein Leichnam; lebendig iſt ſie nur, wie meine Lunge, in dem Maße meiner Lebendigkeit. Die Wahrheiten ſind Material, wie Kraut und Unkraut, ob Kraut oder Unkraut, darüber liegt die Entſcheidung in mir."

Wie entſcheidet ſich der Kampf der Wahrheiten? „Die Gedanken ſind im Recht, in der Gewalt gegen die Gedanken der Regierung, aber im Unrecht, in der Ohnmacht, ſobald die Denkenden nichts als Gedanken ins Feld führen — die egoiſtiſche Macht ſtopft den Denkenden den Mund. Erſt der Kampf der Egoiſten auf beiden Seiten bringt Alles ins Klare."

Man beſtreitet nun zwar nicht die Realität des

Egoismus, aber man beſtreitet ſeine Berechtigung, man findet ihn „ſündig" und „unmenſchlich".

„Was die Religion den Sünder nennt, das nennt die Humanität den Egoiſten. Aber der Egoiſt, vor dem die Humanen ſchaudern, iſt ſo gut ein Spuk, als der Teufel einer iſt. Es giebt keinen Sünder und keinen ſündigen Egoismus."

„Geh mir vom Leibe mit deiner Menſchenliebe! Schleiche dich hinein, du Menſchenfreund, in die „Höhlen des Laſters", verweile einmal in dem Gewühl der großen Stadt, wirſt du nicht überall Sünde und Sünde und wieder Sünde finden? Wirſt du nicht jammern über die verderbte Menſchheit, nicht klagen über den ungeheuren Egoismus? Wirſt du einen Reichen ſehn, ohne ihn unbarmherzig und egoiſtiſch zu finden? Du nennſt dich vielleicht ſchon Atheiſt, aber dem chriſtlichen Gefühle bleibſt du treu, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher kein Unmenſch ſei. Wie viele ſiehſt du überhaupt, die du nicht unter die „egoiſtiſche Maſſe" würfeſt? Was hat alſo deine Menſchenliebe gefunden? Lauter unliebenswürdige Menſchen! Und woher ſtammen alle? Aus dir, aus deiner Menſchenliebe! Du haſt den Sünder im Kopfe mitgebracht, darum fandeſt du ihn, darum ſchobſt du ihn überall unter. Nenne die Menſchen nicht Sünder, ſo ſind ſie's nicht; du allein biſt der Schöpfer der Sünder: du, der du die Menſchen zu lieben wähnſt, du grade wirfſt ſie in den Koth der Sünde, du grade ſcheideſt ſie in Laſterhafte und Tugendhafte, in Menſchen und Unmenſchen, du grade beſudelſt ſie mit dem Geifer deiner Beſeſſenheit, denn du liebſt nicht *die* Menſchen, ſondern *den* Menſchen. Ich aber ſage ir, du haſt nie einen Sünder geſehn, du haſt ihn ur — geträumt."

13.

Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt.

Wir träumen und verbrennen den Sünder nicht ehr, wir ſchelten den Egoiſten keinen Unmenſchen, n Gegentheil vor dem Schaffot, welches in unſern agen den Verbrecher vernichtet, ſchaudern wir wie vor em Scheiterhaufen, auf dem ſonſt der Sünder ge- utert wurde; und wenn die Welt die chriſtlichen nd revolutionären Henker verwirft, ſo giebt auch ſie n Grunde ſchon zu, daß der Fanatismus der Religion und der Sittlichkeit ein und daſſelbe Unrecht an dem Egoiſten verübt, den er über ſeinen Leiſten zieht. Es giebt Länder, wo das religiöſe Verbrechen ſich ſelbſt überlaſſen und das politiſche organiſirt iſt, indem man Einrichtungen getroffen, wie Sitte, Geſetz, Verfaſſung und Regierung durch die Einzelnen, die Oppoſition dagegen machen, abgeändert werden; ja, ſelbſt die bürgerlichen Criminalſtrafen erkennt man allmälig ſogar in Deutſchland für einen Reſt des alten Sündertraumes und in Frankreich für ein Vermächtniß des tugendhaften Terrorismus. In Nordamerika ſind die Quäker ſo weit gegangen, den Einzelnen ganz zu conſerviren und den Verbrecher, wie früher den Teufel aus ihm auszutreiben, indem ſie ihn zur Religioſität und bürgerlichen Tugend zu bekehren ſuchen. Weil ſie ſich als Ketzer verbrecheriſch fühlten, hatten die Quäker einen Widerwillen gegen die Criminalſtrafen; aber ſie ſetzten, wie jede Geſammtheit, die nicht untergehn will, thun muß, der Gewalt der Egoiſten ihre eigne Gewalt entgegen. Stirner hofft, wie die Kirchenſtrafen, ſo würden auch die Criminalſtrafen abgeſchafft werden. Ohne Zweifel wird man dahin kommen, die Gewalt des

Einzelnen nicht mehr zu fürchten; nur aus Furcht iſt man ſo grauſam, daß man ſtraft, aber nie wird man aufhören, der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen. Mit welcher Bildung dies geſchieht, ob mit einer quäkeriſchen, einer terroriſtiſchen, einer bürgerlichen, einer befangenen oder unbefangenen, nur das iſt der Unterſchied. Sieht man z. B. in jedem Meſſerſtich die Gefahr jedes Herzens, ſo wird man den Mörder terroriſtiſch verfolgen; hat man dagegen das Herz, den einzelnen Fall als einen einzelnen zu beurtheilen, ſo wird man ihn des Aufhebens nicht werth finden; die Gewalt gegen den Friedensbruch wird ſich auf ein Minimum beſchränken.

Stirner ſagt, der „Verbrecher iſt der Egoiſt“, das „Verbrechen der eigne Wille gegen den Staatswillen, gegen den allgemeinen Willen, es iſt die Gewalt des Einzelnen gegen die Staatsgewalt“. Iſt die Gewalt des Egoiſten eine Verurtheilung des Staats, ſo iſt die Gewalt des Staats gegen den Egoiſten — die Kritik des Egoiſten.

Der „Egoiſt“ verläßt den gemeinſamen Boden; er ſprengt alle Bande, die ihm ein fremder Wille auferlegt, er tritt eben ſo aus der anerkannten Gedanſengemeinſchaft heraus; er iſt für ſich, er iſt „einzig", er iſt ein Narr.

Wir könnten, wenn er ganz wäre, was er ſagt, der „Einzige", nicht mehr mit ihm ſtreiten, ja, nur er exiſtirte und wir nicht. Aber ſo weit ſind wir noch nicht. Was iſt er alſo? Er iſt höchſtens ein Einzelner, wie ich, ſofern er Egoiſt iſt. Was können wir in dieſer Form, ich und er, mit einander anfangen? Wir können uns ſtoßen und Gewalt anthun, wir haben nur das gemeinſam, daß wir beide dieſe ſpröden, gänzlich losgelöſ'ten Einzelnen ſind. Aber warum ſchreibt denn der Egoiſt ſein Buch? Was giebt er ſich dieſe nutzloſe Mühe mit der Sprache, den Gedanken und ſonſtigen Allgemeinheiten? Er wird dadurch nicht was er werden will, der „Einzige", er wird vielmehr Gemeingut. Er vervielfältigt ſogar ſein Buch, er breitet ſeine Gedanken über die Andern aus; er wird „tranſcendent", er hat ein „Geſpenſt" in die Welt geſetzt, und je mehr „Geiſt" in ſeinen Ausführungen ſprudelt, um ſo ärger iſt der Kobold, den er zu Wege bringt. Dieſer „Einzige" konnte nicht geboren werden, ohne ein Allerweltsmenſch zu werden, als er ſich, den „Einzigen", vom Stapel ließ, fuhr er wie ein Tropfen erbarmungslos ins allgemeine Meer.

Daß wir ihn haben, iſt ſchon genug, um ihn zu vernichten, daß wir mit ihm reden können, iſt ſchon ſeine Widerlegung. Er iſt alſo weder der „Einzige", noch dieſer gänzlich losgelöſ'te und auf ſich ſelbſt geſtellte Einzelne. Er führt nur die Sache des Einzelnen in einer Welt, wo dieſer in der That ſich ſelbſt entfremdet und in dem Ocean des Allgemeinen ſpurlos und bedeutungslos verſchwommen und verwaſchen iſt.

Wäre Deutſchland ein Land der Praxis, wo die Einzelnen, ſo weit ſie es vermögen, zur Geltung kommen und ſich verwerthen, ſo würde auch dort der Egoismus ſo augenſcheinlich und ſo bewußt exiſtiren, daß eine Theorie deſſelben ſehr überflüſſig wäre. Wo aber die Einzelnen nur noch theoretiſch und auch das nicht einmal nach Herzensluſt — ſie werden ſogleich politiſche Verbrecher — hervortreten dürfen, da iſt der Schrei unſers Egoiſten nach Exiſtenz ein Zeichen mehr für den Untergang des alten Geiſtes. Sein Buch iſt ein kühner Morgenruf in dem Lager der ſchlafenden Theoretiker. Steht auf, handelt, ſeid ihr ſelbſt, kommt zu euch und braucht Gewalt, ruft er ihnen zu, denn das Recht iſt Gewalt, die Exiſtenz iſt Gewalt, und der Egoiſt, der ſeinen Kopf aufſetzt, ein — Verbrecher, ein Empörer! — Sein Buch iſt allerdings ſelbſt nur Theorie, es hat keine Parthei-maſſe hinter ſich, die es bewegen könnte, es bildet auch keine Parthei, es löſ't alle auf, die exiſtiren; aber es beendigt eine bedeutende Entwickelungsreihe, den Verlauf der deutſchen Philoſophie oder die theoretiſche Bewegung der Deutſchen, und während die Publiciſten und Dichter die praktiſche Bewegung der Maſſen wirklich beginnen, tritt im Egoismus die Philoſophie ſelbſt aus dem Kopf ins Herz und ins Blut. Hegel würde ſagen „das Allgemeine nimmt ſich in den einfachen Entſchluß zuſammen, ſich ſchlechterdings zur Exiſtenz zu bringen". Es iſt nicht das Fichtiſche allgemeine Ich, es iſt der exiſtirende wirkliche Stirner, auf den der Autor es abſieht.

Nach dieſer Exiſtenz ringt und arbeitet die ganze Generation, welche die Erbſchaft Hegels angetreten hat.

Nach ihrem wahren Inhalt — wir haben es gezeigt — iſt die Hegelſche Geiſtesphiloſophie Humanismus.

Nach ihrer wahren Methode iſt ſie Kritik, Auflöſung aller Gegenſätze und fixen Ideen.

Der Dialektik der logiſchen Kategorieen folgt die Dialektik der realen Kategorieen. Der Forderung des Begriffs „Menſch" folgt der Anſpruch des realen Menſchen, ſich geltend zu machen, und von ſich aus die Welt zu geſtalten.

Die reale Dialektik iſt die Auflöſung der geſchichtlich conſtituirten Gegenſätze, Proteſtantismus und Katholicismus, Chriſtenthum und Menſchenthum, Reaction und Revolution, und der wirklich im Reich der Sittlichkeit, d. h. der bisherigen Menſchheit fixirten Ideen: Kirche und Staat, Geſellſchaft und Privatweſen, Familie und Individuum, eben ſo der Religion, Kunſt und Philoſophie. (Es verſteht ſich, daß dieſe Auflöſung, wie alle Dialektik, nur eine Metamorphoſe, nicht eine Vernichtung darſtellt. Es giebt keine Vernichtung, ſie iſt logiſch unmöglich: alles Vergehen iſt unmittelbar Entſtehen; aber die Grauſamkeit der realen Dialektik gegen die Exiſtenz iſt ſo wenig zu läugnen, als es für den, der ins Meer ſinkt, ein Troſt iſt von den Fiſchen verzehrt und in Fiſche verwandelt zu werden.) Die *geſchichtlichen* Gegenſätze ſind verſchwindende Begriffe, in den ewigen Functionen der Menſchheit verſchwinden nur die Exiſtenzen und dieſe ihre beſtimmte Geſtalt. Der *reale* Menſch, ſagt Stirner, bin ich, der Einzelne, der — „Egoiſt“.

Der *wahre* Egoiſt — und um den handelt es ſich doch nun — iſt der Einzelne, der ſich durchſetzt, *ſich bewährt*; und wie kann er dies? Indem er wieder ein Allgemeines ſchafft und die Maſſen auf ſeine Seite bringt. Das Allgemeine exiſtirt als Mittheilung der Einzelnen an einander. Der Egoismus ſelbſt iſt nur der Hunger, die Andern ſeine Speiſe. Der Egoiſt, der Einzelne, der *ſich* ausleben will, kann ſich nicht mit dem Wiſſen begnügen. Sein Wiſſen iſt einſames Verzehren der Welt. Er hat nun zwar die Gedanken der andern Menſchen im Kopfe, aber er weiß noch nicht, wie ſie ihn aufnehmen werden, wenn er ſich ihnen mittheilt. Der geſellige Drang aus dieſer Einſamkeit in die Welt iſt der praktiſche Trieb, der Wille. Der Egoiſt alſo, der *ſich* durchſetzt, durchbringt in einem doppelten Sinne, nehmend und gebend, die Maſſe, die ihm entgegenſteht. In dieſer Arbeit hebt ſich ſeine Iſolirung von ſelber auf, und er erfährt, daß er mit ſeiner Gewalt in der Gewalt der Maſſe iſt.

Der Hochmuth, als wäre der Einzelne etwas für ſich, iſt eine *theoretiſche Täuſchung*. Die Arbeit des Theoretikers nämlich ſcheint eine einſame zu ſein, ſie *ſcheint* es, ſie iſt es nicht, da ſie ja immer einen Dialog mit ſeinen Vorgängern und eine Parlamentsrede an ſeine Nachfolger vorſtellt. Der Praktiker iſt dieſer Täuſchung weniger ausgeſetzt; er hat bei ſeiner Arbeit das Publicum und ſeinen Widerſtand immer vor Augen. Er braucht darum nicht aufzuhören, Egoiſt zu ſein, aber er kann ſich darüber nicht täuſchen, daß er immer gehalten iſt, wenn er ſeinen Zweck erreichen will, den der Andern zu befördern, am liebſten Einen Zweck für ſich und mit ihnen zu verfolgen.

Der Egoismus erzeugt die Praxis, die Praxis die Parthei und die Parthei kritiſirt, verwirft oder bewährt den Egoismus.

In einem vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichen und darum unpolitiſchen und unpartheiiſchen Lande, wie Deutſchland, erzeugt der Schein der Iſolirung des Gelehrten eine eben ſo ſcheinbare literariſche Anarchie oder vielmehr den Fortſchritt, der das Anſehn fortdauernder Uſurpation hat. Die Arbeit bleibt verborgen und es ſcheint alle That in dem kahlen Auftreten mit einem neuen Pronunciamento zu liegen. Seit dem Sturz der Hegelſchen Alleinherrſchaft hat das Publicum dieſe Meinung. Die Willkür iſt allerdings vorhanden, jeder prüft und entſcheidet, der will; die Uſurpation aber iſt eben ſo ſehr nur Schein, als die Iſolirung es war, denn kein Pronunciamento faßt und wirkt, welches nicht mit Nothwendigkeit aus der Lage der Sachen hervorgeht. Erſt die Annahme des Fortſchritts macht ihn zum Fortſchritt. In dieſer Probe erfährt allerdings der Theoretiker ganz daſſelbe Schickſal, wie der Praktiker, nur nicht ſo augenſcheinlich: ſeine Parthei kommt nie in Maſſe zum Vorſchein, es müßte denn ſein, daß ſie praktiſch würde.

Dieſe Trennung des Einzelnen von der Maſſe macht aber einen bedeutenden Unterſchied. Sie bringt eine völlige Unſicherheit der Selbſtſchätzung hervor; der iſolirte Menſch verliert ſein Gewiſſen, der losgelöſ'te Egoiſt wird haltungslos. Die theoretiſche Willkür, welche niemals die Probe ihrer Berechtigung und Geltung macht, iſt daher haltungs- und gewiſſenloſe Dialektik, die alles beweiſ't, was ihr gut dünkt, ſie iſt — **Sophiſtik.**

Stirner proclamirt ſie mit dürren Worten. Seine Wahrheit oder ſeine Macht an den andern zu erproben, davon will er nichts wiſſen. „Die Wahrheit exiſtirt nur in meinem Kopfe. Woran erkenne ich ſie, als an der Ohnmacht, daß ich ihr nichts anhaben kann." Und um die „dienſtbare Kritik, die immer eine Wahrheit zu ihrem energirenden Myſterium hat", von der „eignen" Kritik zu unterſcheiden, ſagt er: „Der Kritiker dient immer einem Princip; ich aber, wenn ich kritiſire, habe nicht einmal mich im Auge, mache mir nur ein Vergnügen, amüſire mich nach meinem Geſchmacke. Je nach meinem Bedürfniß zerkaue ich die Sache oder ziehe nur ihren Duft ein."

Hiemit iſt die Willkür der Dialektik proclamirt, die Dialektik, die ſich weder an eine Vorausſetzung hält, noch einen Erfolg abwartet, die anknüpft, wie ſie will, und ausläuft, wie ſie will, ihren Standpunkt wählt, bald bei den Königlichen, bald bei den

Republikanern, in Wahrheit aber nirgends ihren Grund hat, als in dem jedesmaligen „Vergnügen und Belieben" des Kritikers. Dieſe Dialektik iſt nicht die erſte Arbeit an dem Problem der Geſchichte, ſie iſt zum Spiel des Geiſtes, zur Frivolität, zur Sophiſtik geworden, eine Erſcheinung, welche die Auflöſung der deutſchen theoretiſchen Welt darſtellt.

Aber die Erklärung der Sophiſtik iſt auch ihre Widerlegung; die Auflöſung der theoretiſchen Welt der Uebergang in die praktiſche; und kann ſich die Sehnſucht der Deutſchen nach Verwirklichung ihrer innerlichen jenſeitigen Welt deutlicher ausſprechen, als darin, daß man all dieſe Herrlichkeiten zertrümmert und ins Feuer wirft — mit Humor, nur zum Vergnügen? Stirners ganzes Buch athmet dieſen Leichtſinn. Es iſt darum auch das erſte leichte, genießbare und vollkommen für Jedermann geſchriebene philoſophiſche Werk.

Die Sophiſtik, „das Vergnügen des einſamen Wahrheitskauers", iſt aufgehoben, wenn ſeine Opiumsbude erbrochen, der Schwelger ans Tageslicht gezogen und von der Hitze des reellen Kampfes ergriffen wird. Die prüfende Zeit bringt jedem ſein Urtheil, und ob er die Wahrheit der Epoche wirklich erfaßte, das offenbart ſein Ausgang, wenn er einen hat. Wer aber wirklich iſolirt und ohne Wirkung auf die Welt wäre, dem bliebe zu allen Zeiten das Spiel ſeines Geiſtes, das „Kauen oder das Riechen der Sachen“ unbenommen, aber wir geben nicht zu, daß Egoiſten in dieſer Bedeutung exiſtiren, noch viel weniger, daß ſie als ſolche auch nur ein — Buch publiciren könnten. Denn dies wäre doch gewiß ein Hervortreten, ein Verſuch der Gewalt über die Menſchen, eine Bewährung ihrer ſelbſt, in der ſie allgemein würden. Der Egoiſt, der ſich nur theoretiſch amüſirt und ſeiner dialektiſchen Laune, wie ſie über ihn kommt, den Zügel ſchießen läßt, iſt ein Sophiſt; der Egoiſt, der ſich in der Praxis bewährt und durch die wiederholte Erſcheinung den Menſchen ſein inneres Geſetz zu fühlen giebt, iſt ein Charakter. Der Charakter des Sophiſten dagegen iſt die Charakterloſigkeit, ſein Schickſal die Wirkungsloſigkeit. Die Berliner Sophiſten von beiden Seiten thun Alles mögliche, um die Philoſophie in ihr Schickſal zu verwickeln. Wir brauchen Charaktere, ihnen dies zu wehren. Eben ſo wenig wie der „Einzelne“ gegen das Allgemeinwerden, kann ſich der „Eigner“ vor der „Fremdheit“ wahren. Oder ſollte Stirner wirklich kein „Princip“, keine „energirende Wahrheit“ zu ſeinem Herrn haben? Iſt er ſich nicht ſelbſt die Wahrheit und iſt nicht der Egoismus ſein „Princip“?

Er wehrt ſich gegen alles Beſtimmte, er will die Auflöſung permanent, die Thätigkeit nicht ſtagnirt, das Setzen, nicht das Geſetz, das Erſcheinen, nicht die Exiſtenz, das Conſtituiren, z. E. des Vereins, nicht die Einrichtung, die Conſtitution. Er wird Stuhl und Tiſch zerſchlagen, weil ſie da ſind, aber er wird ſich dadurch nur zu einer neuen — Einrichtung nöthigen. Die „Fremdheit“ und die todte Beſtimmtheit iſt nicht in dem Maße los zu werden, daß ich immer alles in mir und in meiner Gewalt habe. Die Producte der Einzelnen, Sitte, Staat und Geſellſchaft imponiren ſich dem Egoiſten, und thun ihm Gewalt an, wie das Revolutionstribunal ſeinem Gründer Danton, und um das „Transcendente“ in ſeiner aufdringlichſten Geſtalt zu faſſen: Weder die Andern wird der „Einzige" los, noch der „Egoiſt" den Zweck, dem er nachjagt. Und wenn es ſein „Zweck", ſein „Ideal", ſein „Begriff" iſt, bei ſich zu Hauſe zu ſein, nicht ſich ſelbſt zu entfremden, ſo iſt dieſer Zweck immer ein Jenſeitiges, ein Fremdes, ehe er ihn erreicht und erarbeitet hat, und iſt er in Einem Felde zum Ziel gekommen, ſo wird ſich ihm ſogleich ein neues aufthun, in dem er von Neuem die fremde Welt ſich anzueignen hat. Es iſt Fanatismus, den Einzelnen durch Confrontation mit ſeinem Begriff zu vernichten. Es iſt Rohheit, ohne Begriff von ſich, ohne Ideal und ohne Zweck zu ſein.

Die Aufhebung der fremden, der jenſeitigen Welt erreicht nicht, wer ſich ganz aus der Affaire zieht und „ſeinem Vergnügen nachgeht", eben ſo wenig wer im Traum ſeines „Wahrheitskauens" die Welt für ein „Tollhaus nimmt"; ſie erreicht nur, wer ſich in die Welt ſtürzt und, indem er ſich ins Allgemeine auflöſ't, ſich den andern genießbar macht.

Nicht alſo mein Egoismus, ſondern mein in Thätigkeit aufgelöſ'ter Egoismus iſt die Aufhebung der „Fremdheit", die mich unaufhörlich zum

Kampf, wie der Hunger zum Verzehren der Speiſen, herausfordert. Der Egoismus iſt der unbefangene Ausgangspunkt eines jeden Menſchen. Wie ſollte es auch anders ſein! und ſeltſam genug, daß man dieſen Punkt, von dem aus die Welt bewegt wird, angreift! Der praktiſche Egoismus verwirklicht ſich in der Welt; der theoretiſche die Welt in ſich. Der erſte iſt nichts ohne den letzteren, er aber iſt die Probe von ihm. Das „Kauen" der Wahrheit genügt nicht, ſie will verdaut und in den geſellig wirkſamen Menſchen verwandelt ſein. Nur wer den Inhalt ſeiner Zeit verdaut hat, der wird mit Recht und mit Erfolg ſich in ſeiner Zeit verwirklichen. Der Egoismus alſo iſt wahr, je nachdem er iſt; und wenn Stirner ſagt: „Jeder ſuche ſich zu verwerthen", ſo ſchließt dies allerdings Alles ein, denn niemand kann mehr Werth bei andern geltend machen, als er wirklich vorher in ſich aufgenommen.

14.

Schluß.

Aus der bisherigen Darſtellung iſt klar, daß die Bewegung des deutſchen Geiſtes bei einem Wendepunkt angekommen iſt, von dem nun eine wirkliche Geſchichte beginnen wird. Die theoretiſche Befreiung iſt nirgends in der Welt ſo gründlich vorhanden und fortdauernd im Werke, als in Deutſchland. Die Geburt der wirklichen, der praktiſchen Freiheit iſt der Uebergang ihrer Forderung auf die Maſſe. Dieſe Forderung iſt das Symptom der verdauten Theorie und ihres Durchbruchs in die Exiſtenz. Erſt das Selbſtgefühl Aller flößt einer Nation die Haltung ein, welche eine Selbſtbeherrſchung hervorbringt.

Praktiſch liegt Deutſchland für den Augenblick noch unter einem harten Druck. Es hat ſich, Alles ineinander gerechnet, noch von dem ganzen Mittelalter zu befreien, die Inquiſition, die Folter, die Leibeigenſchaft, die Hörigkeit, die beſeſſenen und die beſorgten Seelen gar nicht ausgenommen. Iſt nun aber einmal, wie hier, der Kopf der Geſellſchaft im Klaren, ſo wird jede Noth und jeder Druck eine hinreichende Belehrung für die Maſſe, die Hand der Geſellſchaft. Das alte Syſtem zerſtört daher ſich ſelbſt, indem es durch ſeine unerbittliche Laſt die Noth ſteigert und die Intelligenz ächtet. Das Feuer der Freiheit iſt angezündet; es wird von der deutſchen Erde verbannt, aber es brennt unterirdiſch fort, wenn man es auf der Oberwelt erſtickt, und ſammelt ſich, bis mit einem Erdbeben ſeine Eruption erfolgt, und die Oberfläche der bisherigen Welt, die es zuſammendrückte, verwandelt wird.

Das Ende der theoretiſchen Befreiung iſt die praktiſche. Die Praxis aber iſt nichts anders, als die Bewegung der Maſſen im Sinne der Theorie, der Herzſchlag der ewig jungen Welt.

Briefe.

Inhalt.

1. An die Mannheimer Abendzeitung. Zur Erinnerung an Theodor Echtermeyer.
2. An die New-Yorker Schnellpoſt.
3. An eine Pariſer deutſche Zeitſchrift.
4. Aus Karlsbad.
5. Aus Paris.
6. An den Hamburger Telegraphen. Ueber die neueſte deutſche Poeſie.
7. An einen Leipziger Patrioten.

I.

An die Mannheimer Abendzeitung.

Zur Erinnerung an Theodor Echtermeyer.

Paris, 25. Mai 1844.

Theodor Echtermeyer iſt jung geſtorben (geb. 12. Aug. 1806, geſt. 8. Mai 1844), aber er iſt alt genug geworden, um ſeine Wirkſamkeit bedeutend und ſeine Pläne empfehlungswerth zu machen. Weder was er geleiſtet, noch was er unvollendet hinterlaſſen hat, darf mit ihm zu Grabe gehn; ſeine Freunde werden hierin ſeinen Glauben an die Unſterblichkeit retten, wenn ſie ſonſt auch den Verluſt nur um ſo ſchmerzlicher und ernſthafter empfinden, weil ſie ſichs nicht verbergen, daß es ein Verluſt für immer iſt. Vor wenigen Monaten ſchien er noch völlig geſund zu ſein; und nun plötzlich überraſcht uns die Nachricht von der

Wiederkehr eines alten Uebels, das ihm den Tod brachte.

Solche Nachrichten regen die Erinnerung an gemeinſame Schickſale und Thaten lebhafter auf und dieſe, ſcheint es mir, verdient auch dem Publicum mitgetheilt zu werden. Daß ſie friſch niedergeſchrieben, wird ihr nicht ſchädlich ſein, und wenn ein Irrthum mit unterläuft, ſo werden unſre gemeinſamen Freunde ihn berichtigen, jetzt, wo ſie ſich ohne Zweifel noch lebhaft mit ihm beſchäftigen.

Seine geſelligen und gemüthlichen Tugenden brachten es mit ſich, daß man auf die angenehmſte Weiſe mit ſeinen früheren Verhältniſſen, Freunden, Studien und Thaten bekannt wurde. Er wußte dergleichen auf allgemeine Geſichtspunkte zu beziehen und wies den Zeitlagen in der Geſchichte, ſo wie der Oertlichkeit, aus der ein Menſch hervorgeht, eine große, vielleicht eine zu große Bedeutung zu für ſeine geiſtige Richtung und Wirkſamkeit. Ueber die jetzt namentlich in Preußen herrſchende Parthei pflegte er zu ſagen: ſie ſind alle am Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Einfluß der Reaction gegen die große franzöſiſche Revolution geboren. In den Freiheitskriegen haben ſie den Triumph ihres Geſtirns erlebt; aber ſie ſind abgelebt und altersſchwach ans Regiment gekommen. Die nächſte Generation wird wieder revolutionär ſein und nicht durch das Ausſterben, ſondern durch Beſiegung ihrer Gegner zur Herrſchaft gelangen. — Die Gegend zwiſchen dem Taunus und dem Odenwald nannte er poetiſch, Sachſen gelehrt, den Norden kritiſch disponirt. In der Literaturgeſchichte fand er eine Menge Belege zu ſeiner Anſicht. Er ſelbſt iſt ein Sachſe und ſtammt aus Liebenwerda. Man darf nicht ſagen, daß er ſeiner Regel nicht entſprochen habe. Er liebte zu erzählen, daß er als Kind ſich langſam entwickelt habe, ja, er legte ein beſonderes Gewicht darauf, daß er ſich alles mühſam erarbeiten müſſe, und Allem, was neu auf ihn eindringe, einen hartnäckigen Widerſtand entgegenſetze. Nur ſolche Naturen — er pflegte Hegel dabei anzuführen — kamen dann auch zu einem ſichern Beſitz der verſchiedenen Bildungsſtufen, die ſie nicht oberflächlich durchliefen, ſondern wohnlich für ſich einrichteten. Er faßte nicht ſchwer auf, aber er ließ ſich nicht leicht hinreißen und behauptete ſeine Stellung oft ſogar noch hartnäckig, wenn ſie offenbar ein verlorner Poſten geworden und von allen Seiten überflügelt war. Aber eben dieſer Widerſtand machte ſeinen Beitritt zu einer Richtung fruchtbarer, als die Anhängerſchaft vieler leicht erregter und leicht herumgewendeter Geiſter. Er las viel und las mit Kritik, er ſprach gern über ſeine Lectüre und entwickelte in ſeinen Geſprächen eine Fülle von Gedanken. Was er zu Hauſe excerpirt und notirt, entdeckt und combinirt hatte, das trug er mit großer Beredtſamkeit auf Spaziergängen ſeinen Freunden vor. Er war ein peripatetiſches Talent; dagegen reizte ihn die Schriftſtellerei weniger. In Schulpforta hatte er ſeine Studien gemacht und war von ſeinen Genoſſen wegen ſeines kritiſchen und erfinderiſchen Weſens der Denker genannt worden. Was man damals in Pforta beſonders pflegte, die lateiniſche Eleganz, hatte er ſich vollkommen angeeignet. Die Liebhaberei hielt vor, und er verfaßte auch noch ſpäter bei Gelegenheit lateiniſche Diſtichen von großer Vollendung. Ueberhaupt beſaß er viel Sinn für poetiſche und proſaiſche Form, ja, er hatte das kritiſche Talent zu einer ſolchen Empfindlichkeit ausgebildet, daß er ſich ſelbſt, wenn er ſchrieb, nie genug thun konnte und von den hinreiſendſten Producten großer Meiſter, namentlich Göthe's, nie ſo verblendet wurde, daß er die Schwächen überſehn hätte. Gegen die Mathematik war er eingenommen; die griechiſche Literatur lag ihm ferner. Die Verbindung der lateiniſchen und der deutſchen Welt in der Poeſie des Mittelalters hat ihn dagegen fortdauernd aufs Lebhafteſte beſchäftigt. Auf der Univerſität Halle vermochte die Juriſterei ihn nicht aus ſeiner gewohnten Lectüre herauszureißen; er theilte ſeine Zeit zwiſchen der deutſchen Literatur und einem tapfern Jugendleben, in dem er ſich zum Anführer eines Corps aufſchwang und durch Charakter und Muth auszeichnete. Auf der Berliner Univerſität vergeiſtigte ſich ſein Leben, ſo wie der Kreis ſeiner Freunde und der Einfluß ſeiner Lehrer. Hatte er bisher der romantiſchen Schule eifrig angehangen und alle ihre Dogmen und Traditionen aufgenommen, ſo lernte er nun durch Hegel und Stuhr eine freiere Welt kennen. Der Kreis ſeiner Studiengenoſſen führte ihn ſogar zu einer literariſchen Thätigkeit. Er nahm lebhaften Antheil an einem kleinen Blatt, welches damals in Berlin Glück machte, der Staffette. Manche Sonnette, Epigramme, Traveſtieen und Aufſätze erſchienen hier von ihm, meiſt pſeudonym. Mit Simrock zuſammen unternahm er die Herausgabe „der Quellen zum Shakeſpeare", die Simrock nachher, wie es ſcheint, allein fortſetzte.

Echtermeyer hatte längere Zeit, als man gewöhnlich pflegt, auf der Univerſität zugebracht, und je weniger er ſich für ein Geſchäft abgerichtet — alles Geſchäftliche war ihm zuwider —, um ſo mehr hatte er gelernt. Nun galt es aber ſich zu entſchließen und den (durch eine Abhandlung über den mythiſchen Virgil) erworbenen Doctortitel zum Erwerb zu benutzen. Er unterrichtete an dem Gymnaſium zu Zeitz, wo ſein Vater wohnte und ein humanes heiteres Familienleben ihn feſſelte, beſonders ſeit ſeiner Verlobung mit einer ſehr liebenswürdigen und reichen jungen Dame. Dennoch bewog ihn ein Freund, der von Zeitz an das Pädagogium zu Halle berufen war, ihm dorthin zu folgen. Er fühlte ſich in eleganter Form und feiner Sitte wohl; aus dieſem Grunde hegte er ein Vorurtheil für die Ariſtokratie. Das ariſtokratiſche Inſtitut des Pädagogiums ſagte ihm daher anfangs zu, und die Erziehung und conventionelle Vorbildung der Zöglinge gewährte ihm einen willkommenen Boden für äſthetiſch-literariſchen Unterricht, wie er ſonſt auf Gymnaſien nicht angebracht ſein würde. Die jungen Leute benutzten ſeine Vorträge eifrig; und wenn auch die Maſſe nicht immer folgte, ſo fand er doch einzelne fähigere Köpfe, die ihm ihre ganze Richtung verdanken und ſich der Anregung durch ihn immer noch mit enthuſiaſtiſcher Anerkennung erinnern. Der deutſche Unterricht veranlaßte ihn zu einer Gedichtſammlung für die Schule, die ſich weit verbreitete, und ſeine Studien der lateiniſchen Poeſie und Verskunſt zu der Herausgabe einer Palaestra musarum in Verbindung mit ſeinem Collegen Seyffert, der ſpäter das Unternehmen allein fortführte. Er hatte die Gewohnheit, mit großem Eifer Pläne vorzubereiten und die Ausführung ins Werk richten zu helfen, dann aber bei der Arbeit zu ermüden, und auf etwas Neues zu denken, bevor das Alte erledigt war. Alle ſeine Studien und Unternehmungen ſind Aphorismen in dieſem Sinne; und eben darum, weil er, wie man ſagt, nie fertig wurde, verlangte er die Unſterblichkeit, um ſich auszuleben. Bei den Jahrbüchern wiederholte ſich ſpäter dieſelbe Erſcheinung. Noch in Halle, als der Muſenalmanach, den wir 1840 und

1841 zuſammen redigirten, aufhörte, machte er den Plan zu einem literariſchen Taſchenbuch und eröffnete eine Correſpondenz mit mehreren Schriftſtellern, die auch ihre Unterſtützung zuſagten. Aber ihm ſelbſt wuchs ſeine Arbeit, die das Taſchenbuch eröffnen ſollte, „die lateiniſche Poeſie des Mittelalters", über den Kopf und aus dem Aufſatz ſollte nun ein Buch werden. Darüber aber unterblieb das Taſchenbuch und das Buch obendrein.

Unter den Lehrern des Halliſchen Pädagogiums befanden ſich zu Echtermeyers Zeit Adolph Stahr und Moritz Fleiſcher, die ſpäter als Schriftſteller bekannt wurden, und mit Echtermeyer in vertrautem Verhältniß lebten. Auch wir fanden uns dort zuſammen. Die Anſtalt iſt überhaupt ein Uebergangsaufenthalt für die Mehrzahl der Lehrer. Es ſind immer junge Leute daran thätig, die nun eine weitere Beſtimmung ſuchen und deshalb je länger je unzufriedner werden. Sie nannten damals das Pädagogium die Barke und ihre Unzufriedenheit die Barkitis oder Seekrankheit. Echtermeyer wurde nicht von ihr ergriffen. Theils weil er ſich vortheilhaft zu verheirathen und ſo am Orte zu bleiben die Ausſicht hatte, theils weil er von Natur, wie geſagt, einem ariſtokratiſchen Zuge nachgab, war er legitim und redete in der Regel dem Vorſtande, einem pedantiſchen Manne, gegen die Empörer das Wort; er führte dafür den Namen Content. Doch änderte ſich dies Verhältniß, als ein neuer Vorſtand auf ſeine Thätigkeit weniger Gewicht legte, ſeine Unterſtützung vielmehr augenſcheinlich geringer anſchlug, als die der gewöhnlichſten Stockphilologen, und als endlich durch den Verluſt ſeiner Frau ſein Gleichmuth auch von dieſer Seite erſchüttert wurde. Er wäre nun gern vom Pädagogium zur Univerſität gegangen, aber die geſellige und dialogiſche Form, ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, war damals noch nicht das Ideal des Miniſteriums, er hatte nicht die nöthigen Bücher geſchrieben, und die Förmlichkeiten, mit denen man von vorn anfängt und ſich in das Recht, Vorleſungen zu halten, eindisputirt, waren ihm zuwider.

Aus dieſer Gemüthsverfaſſung entſprangen allerlei literariſche Pläne. Er hatte ſchon früher einmal mit Roſenkranz zuſammen eine ähnliche Zeitſchrift, wie das Morgenblatt, gründen wollen; es kam nun wieder zur Sprache, aber die Zeit hatte eine ernſthaftere

Phyſiognomie angenommen und der alte Kreis von Kunſtfreunden war aus Halle verſchwunden. Unſere Freunde hatten uns faſt alle verlaſſen, wir waren mehr als früher auf einander angewieſen und pflegten unſere Studien und Entwürfe täglich zu beſprechen. Er ließ ſich gern über Kunſt, vorzüglich die neue Malerei und die Göthiſche Periode der Poeſie aus. Von der Staſſette her hatte er immer noch eine Vorliebe für ein journaliſtiſches Organ, um gelegentliche Studien, auch ohne ſie gleich zu Büchern anzuſchwellen, fruchtbar zu machen.

Unterdeſſen verknöcherte die althegelſche Richtung immer mehr und obgleich Echtermeyer damals zu den Orthodoxeſten gehörte (er machte ſich einmal anheiſchig, Tag und Stunde der Geburt Chriſti als eine philoſophiſche Nothwendigkeit zu deduciren), ſo empörte ihn doch die Tyrannei der Berliner Jahrbücher, die auch den letzten Hegelianer nicht kritiſiren laſſen wollten, wenn er nur bekannte. Ich ſchrieb unter dieſen Umſtänden eine Kritik der damaligen Literaturzeitungen und veröffentlichte ſie in den „Blättern für literariſche Unterhaltung". Echtermeyer freute ſich über den Aufſatz. Er kam ſogleich zu mir und bemerkte, es fehlte nur das Poſitive bei der Sache, daß man es nämlich nun ſelbſt beſſer machte. Ich antwortete ihm, daß ich vor einer ſolchen Arbeit alle mögliche Furcht hätte, daß ſie nothwendig jeden, der ſie unternähme, fortdauernd in Athem erhalten und an den Geſchäftstiſch feſſeln werde. Er machte dagegen geltend, daß unſre Unabhängigkeit uns grade die Verpflichtung auferlege, den Schritt der Befreiung zu thun, den wir für nothwendig erkannt hätten. An Stoff und jungen Kräften werde es gewiß nicht fehlen, denn dieſer Tod, der jetzt in der gelehrten Journaliſtik herrſche, müſſe Vielen eben ſo unerträglich ſein, als uns. Endlich, obgleich nicht ohne Beſorgniß für das Gelingen, willigte ich ein; wir nahmen den Abdruck der Kritik der Literaturzeitungen, den ich zur Hand hatte, fügten noch einen kurzen Proſpect unſers Planes hinzu und ſandten beides an Otto Wigand in Leipzig. Wigand übernahm den Verlag unter der Bedingung, daß wir uns bei Gewinn und Verluſt des Unternehmens zur Hälfte betheiligten, wobei es auch die zwei erſten Jahre blieb. Die Sache kam nun in Gang. Echtermeyer wollte die Charakteriſtik der Univerſität Halle, eine Kritik der

Leiſtungen in der deutſchen Literaturgeſchichte, über Göthe und ſein Zeitalter und über die Tradition und Doctrin der Romantik ſchreiben. Er hatte auch alle dieſe Themata nicht blos vorbereitet, ſondern wirklich auszuführen begonnen, als eine Anſchwellung ſeines linken Arms einen ſo gefährlichen Charakter zeigte, daß die Amputation nöthig wurde. Dies war im Februar 1838, wo er ſich nun in allen ſeinen Plänen geſtört und in der Theilnahme an der Redaction gleich beim Beginn der Arbeit unterbrochen ſah. Er verreiſ'te für den Sommer zu ſeiner völligen Wiederherſtellung nach Nizza, wo er Seebäder nahm. Unterdeſſen war der ſogenannte Leohegelſche Streit ausgebrochen und die ganze Pietiſtenparthei mit Denunciationen gegen die Jahrbücher aufgetreten. Sie ſahen die Gefahr gleich beim Entſtehen, aber Altenſtein, der damalige preußiſche Miniſter des Unterrichts, folgte ihnen nicht, verſicherte vielmehr die Redaction ſeines Beifalls und wünſchte nur die Perſönlichkeiten beſeitigt. Aber bei der nahen Ausſicht auf Altenſteins Tod war der politiſche Sieg des Pietismus nicht zweifelhaft. Die Jahrbücher mußten nothwendig in die Oppoſition geworfen werden, ſo wenig die Hegelianer damals auch daran glaubten. Sie waren das Glück der Legitimität zu lange gewohnt, um dieſe Wendung nicht unbequem zu finden, ich wartete mit Spannung darauf, wie Echtermeyer bei ſeiner Rückkehr dieſe Lage der Sachen aufnehmen würde. Zu meiner Freude erhielt ich einen Brief von ihm aus Süddeutſchland, worin er mir von Herzen beiſtimmte und erklärte, die Reiſe habe ihn völlig auf die „linke Seite der Hegelſchen Schule" geworfen, er kehre mit neuem Muth und entſchiedener Oppoſitionsluſt zurück. Er ſchilderte den guten Eindruck der Zeitſchrift aufs Publicum, wie er ihn an verſchiedenen Orten beobachtet, und verſprach uns den beſten Erfolg.

Die Baſis der damaligen Oppoſition war das proteſtantiſche Princip, aus welchem die freie Wiſſenſchaft folge. Wir zeigten, daß Preußen dieſes Princip, wodurch es groß geworden ſei, verließe, wir blieben nicht dabei ſtehn, den Pietismus als den neuen Jeſuitismus zu charakteriſiren; wir beſchloſſen überhaupt, „den Proteſtantismus von der Romantik" zu reinigen" und ein förmliches „Manifeſt" gegen den

Abfall von ſeinem Princip zu erlaſſen. Dies geſchah, und „der Begriff der freien Wiſſenſchaft und Kunſt" wurde der „Romantik" entgegengeſetzt. An dieſem Oppoſitions- und Operationsplan hatte Echtermeyer den entſchiedenſten Antheil; es war das Aeußerſte, was man innerhalb des alten Syſtems der Hegelſchen Philoſophie und des Proteſtantismus thun konnte, und es iſt allerdings richtig, daß Echtermeyer dieſe Baſis nicht verlaſſen, vielmehr fortdauernd gegen Feuerbach, dem ich von Anfang an beiſtimmte (cf. den Anfang der Anekdota ꝛc.), zu behaupten ſuchte; aber man iſt ſehr im Irrthum, wenn man meint, die Hegelſche Form der Oppoſition würde auf die Länge geduldet worden ſein. Sie war nur momentan und in der erſten Ueberraſchung möglich. Als Feuerbach 1838 über den Leohegelſchen Streit den Aufſatz: „Philoſophie und Chriſtenthum" an die Redaction ſandte, erlangten wir allerdings darum das Imprimatur nicht, weil dieſer Gegenſatz deutlicher war, und als wir nun den Feind vornehmer und myſtiſcher „Romantik" nannten, paſſirten wir zwar die Cenſur in Leipzig, aber nicht den Zorn in Berlin, er zeigte ſich 1841 als die eigentliche Cenſurſchwierigkeit. Man wollte gar keine Oppoſition, keinen Kampf und kein Leben, vielmehr nur den Tod der lautloſen Monarchie und das Grab des ſtillen Glaubens. Die Philoſophie ſollte wie bisher nur die Theorie der Monarchie und die Auslegung des Chriſtenthums ſein.

In Hegel iſt die Oppoſition noch verborgen, wir brachten ſie zwar zum Vorſchein, aber es war immer noch, wenn auch Kritik, doch Hegelſche Kritik; der wahre Ausdruck und die ganze Schärfe des Gegenſatzes eines neuen Bewußtſein gegen die alte Welt fehlte uns noch: wir täuſchten die Wächter nur darum, weil wir noch zu ihrem Feldlager gehörten. Erſt Feuerbachs Kritik, die „Humanismus“ und „Chriſtenthum“ entgegenſetzte, brachte die durchgreifende Löſung des Problems der theoretiſchen Freiheit. Feuerbach bewies: die theoretiſche Freiheit iſt durch Befreiung vom Katholicismus nicht zu erlangen, ſie iſt Freiheit von der Religion: der Menſch kann ſein wahres Weſen nicht einmal erkennen, ſo lang er es außer ſich ſucht. Wie er es erreichen könne — dieſe Frage war natürlich keine deutſche Aufgabe, und eine Conſequenz der theoretiſchen Freiheit, bei welcher jene Zeit noch nicht angelangt war.

Aber nicht einmal die Conſequenzen der Hegelſchen Oppoſition traten alle hervor. Wir hatten „die romantiſchen Politiker“ bis ans Ende unſers Manifeſtes verſpart, und als Echtermeyer, der dieſe Parthie, die ihm neu war, unternommen, ſeine Studien im Pulte liegen ließ und nicht verarbeitete (es iſt eine allerliebſte Charakteriſtik Leo’s darunter), überholte die Geſchichte den ganzen Standpunkt durch „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums“ und in praktiſcher Hinſicht durch die Kritik von Geſellſchaft und Staat, die der engliſch-franzöſiſche Socialismus liefert und deren Principien im Allgemeinen ſchon 1842 die Aufmerkſamkeit Deutſchlands erregten. Beide Themata, Feuerbachs Kritik und die Demokratie, wurden bekanntlich die Veranlaſſung zur Unterdrückung der Jahrbücher. Aber die theoretiſche und praktiſche Freiheitsfrage, einmal aufgeworfen, läßt ſich nicht durch Klugheit bei Seite ſchieben. Die Gegenparthei zieht die Conſequenzen, wenn der verhüllte Angriff es vermeidet, und ſchon die Kritik der literariſchen Romantik hat den Jahrbüchern die regierende Romantik nie verziehen. Sobald ſie die Zügel ergriffen und größere Sorgen beſeitigt hatte, fiel der Blitz auf unſere ketzeriſchen Häupter. Echtermeyer vor dieſem Blitzſtrahl ſicher ſtellen zu wollen, was ſeine Freunde unter den Philiſtern zu ihrer eignen Genugthuung zu verſuchen pflegen, heißt ſeiner Ehre zu nahe treten, und auf den Pfiff hören, eine literariſche Freiheit, ſei keine politiſche. Echtermeyer verkannte die Rolle der Philoſophie und Literatur keineswegs, er war auch politiſch zur Linken übergegangen und erkannte fortdauernd die Nothwendigkeit an, die romantiſche Politik, deren Kritik er im Weſentlichen niedergeſchrieben hatte, noch vor dem Tode des vorigen Königs von Preußen zu enthüllen. Wenn er nicht dazu kam, ſo war es nur ſein gewöhnlicher Fehler, nicht abſchließen zu können; und wenn er in der allerletzten Zeit von ſeinem Republikanismus ſchwieg und an der Oppoſition keinen thätigen Antheil mehr nahm, ſo hat das Gründe, die kein Geheimniß ſind, die man ja aber in Deutſchland zu hrer Zeit ſelbſt Kant und Schiller verzieh, warum etzt nicht ihm? So lange er noch mitredigirte, kannte er keine Rückſicht der Furcht und ſchon in Halle dachte er nicht daran, daß wir je wieder zur Verſöhnung mit der officiellen Richtung gelangen könnten. Wie er es liebte, weit ausſehende Pläne zu machen, ſo verfiel er damals auf die Idee: „In Dresden die Gründung einer Akademie der freien Wiſſenſchaft zur Vereinigung aller Kräfte der neuen Reformation (denn ſo nannte er unſre Zeit) zu veranlaſſen. Jede Zeit habe ihrem Princip einen neuen Brennpunkt, wie die Reformation Wittenberg, erobert, die unſrige müſſe es nicht unterlaſſen. Kein Ort ſei dazu geeigneter, als Dresden.“ War Preußen verloren, ſo konnte vielleicht in Sachſen die freie Philoſophie wieder legitim werden. Die geiſtige Macht, die nach Preußens innerlichem Abfall vom Proteſtantismus am Wege lag, zu ergreifen, der „freien Wiſſenſchaft“ jetzt, wo ſie mehr als je die Welt beherrſcht, eine Stätte zu bereiten, durch daſſelbe Princip, deſſen Verrath Sachſen einſt ſo tief geſtürzt hatte, ſich wieder zu erheben — war es ein ſo unmöglicher Gedanke, war es nicht vielmehr eine bloße Conſequenz der Geſchichte ſelbſt? Wir glaubten einen Augenblick das Beſte. Echtermeyer entwarf ein Memoire, worin er ausführte, „es ſei die Aufgabe Sachſens, den Ruhm und die Macht der geiſtigen Freiheit, die Preußen von ſich ſtieße, ſich anzueignen und Thomaſius und Fichte's Vertreibung durch eine entſchloſſene Rückkehr zum Fortſchritt wieder gut zu machen". Ich machte aus dem Entwurf, als die Arbeit ins Stocken gerathen wollte, eine Eingabe, und überreichte ſie in Dresden dem Miniſter Carlowitz. Als dieſer einige Wochen darauf ſtarb, brachte Lindenau, der ſein Departement für die Zwiſchenzeit übernommen hatte, die Sache ins Geſammtminiſterium. Der Verlauf war nicht zweifelhaft, obgleich die beſſeren Köpfe nothwendig von der Wichtigkeit und Wahrheit der Angelegenheit ergriffen werden mußten. Im Ganzen iſt Sachſen hinter der preußiſchen Bildung zurückgeblieben; es konnte jetzt unmöglich mit einem Male die äußerſten Conſequenzen ſich aneignen. Seinen Politikern fehlt der Muth der Exiſtenz, weil ihnen die Einſicht in die Mittel fehlt, wie dazu zu gelangen wäre. Bei alledem ſind ſeit der Julirevolution in Sachſen die politiſchen Formen humaner, als in Preußen. Der Aufenthalt in Halle wurde für uns immer unangenehmer, beſonders ſeit dem Scheitern der conſtitutionellen Bewegung von 1840; und ſo beſchloſſen wir, uns nach Sachſen zu wenden.

Echtermeyer ging ein halbes Jahr früher, und dieſe Trennung der Redaction hatte einen andern Erfolg, als die erſte; ſie führte keinen völligen Rücktritt herbei. Zufällig iſt es, daß die preußiſche Cabinetsordre gegen die Jahrbücher in dieſe Zeit fällt. Echtermeyer nahm noch Theil an der Erklärung, die Redaction könne den Druck nicht nach Preußen verlegen, wie es ihr befohlen wurde, weil ſie ſich nach Dresden überſiedele, eben ſo an der Veränderung des Titels. Eine principielle Differenz war nicht hervorgetreten, wohl aber eine geſchäftliche. Echtermeyer dachte auf neue Unternehmungen, namentlich ſein literariſches Taſchenbuch, er arbeitete dafür und verſäumte die Redaction, ſowohl die Correſpondenz, als ſeine Arbeiten. Selbſt ſeine genauſten Freunde wandten ſich um Antworten auf ihre Briefe zu mir, ſo Stahr, Fleiſcher und Stuhr. Das Journal litt allerdings darunter und der Verleger machte dies mit Recht geltend; indeſſen glaubte Echtermeyer genug gethan zu haben, wenn er auch nur einen theoretiſchen Antheil nähme. Als er nun aber nach Dresden vorausgegangen war, fiel auch dieſer weg und er ſah ſich thatſächlich außer Wirkſamkeit geſetzt. Aus dieſem Grunde trat er zurück. Wir haben indeß ſpäter in Dresden immer noch über einzelne Fragen mit einander verhandelt. Vornehmlich wurde nun Feuerbachs Kritik der Religion ein Differenzpunkt. Nach ſeiner alten Methode des Widerſtandes blieb er Hegelianer, ja, er war diesmal mehr als hartnäckig, er hatte die Ungerechtigkeit, das Buch zu verwerfen, ohne es zu leſen. Die Bücher von Bauer las er ebenfalls nicht, und ſo entging ihm allerdings die Freude an der jüngſten Bewegung der Zeitſchrift. Er pflegte zu behaupten, man hätte die Theologie und nun vollends die Politik bei Seite laſſen und ſich auf die ſchöne Literatur und unverfängliche Gelehrſamkeit beſchränken können, während er doch ſelbſt nur zufällig die Kritik der beiden verfänglichen Gebiete, der Juriſterei und Theologie, im Pulte zurückbehalten hatte.

Echtermeyer hatte einen realiſtiſchen Zug. Er wollte ſogleich die Früchte der Arbeit genießen. Er ſuchte daher die Fragen immer ſo zu faſſen, wie ſie unmittelbar eine Antwort auf der gegenwärtigen Baſis zuließen. Dieſer praktiſche Sinn mit ſeinem weiten Geſichtskreis, denn er ſah weiter, als er unmittelbar wollte, hätte an einer paſſenden Stelle viel nützen können. Dem Privatmann und Schriftſteller nützt er nichts. Um die Welt durch ſeine Gedanken zu gewinnen, hat man ſich um ihre Launen nicht zu bekümmern. In ſeinen Gedanken iſt nothwendig jeder ſo kühn, als er es vermag, und was Einer denkt, will er auch ſagen. Echtermeyers realiſtiſcher und legitimiſtiſcher Tic war eine Schranke ſeiner Entwickelung, über die ihn die Bewegung der Welt ſchon einmal hinausgeriſſen hatte, und die er das zweite Mal nur durch die gewaltſamſten Mittel feſthielt.

Obgleich er nun allerdings die letzte Wendung der Jahrbücher nicht zu der ſeinigen machte, ſo reicht doch ſchon die allererſte, an der er Theil nahm, hin, um ihm die Ehre zu ſichern, von den Philiſtern als Gegner und von den Chriſten als ein Verlorner betrachtet zu werden. Patroclus wird bei den Griechen begraben werden. Alle ſeine Verſuche, die er nicht hätte machen ſollen, ſich mit den Trojanern in der alten Burg des hinfälligen Priamus zu verſöhnen, ſind daher auch geſcheitert, und es iſt um ſo vergeblicher, wenn ſie ihn nach ſeinem Tode für ſich reclamiren, da ſie ihm ſein Leben nie verzeihn werden.

Seine Freunde werden ſich ſeiner Papiere annehmen. Die Ausführungen über Göthe, die romantiſchen Juriſten, die lateiniſche Poeſie im Mittelalter enthalten manche Gedanken und Entdeckungen, die nur einer geſchickten Freundeshand bedürfen, um das Andenken des Verſtorbenen auf eine eindringlichere Weiſe zu ſichern, als ich es hier vermochte.

Ein ſchmerzvolles Uebel hat ſeine Tapferkeit, die der größten Aufgabe würdig geweſen wäre, noch einmal auf eine harte Probe geſtellt. Die Zeit iſt ſchlecht, wo ein ſolcher Menſch für Nichts tapfer iſt und für Nichts ſtirbt; aber wir tröſten uns damit, daß er für die Freiheit gelebt hat.

2.

An die Redaction der „deutſchen Schnellpoſt für europäiſche Zuſtände, öffentliches und ſociales Leben Deutſchlands“ in New-York.

Meine Herren, Sie beehren uns mit einer Zuſendung Ihres Journals, die wir mit böſem Gewiſſen empfangen. Das Büreau der „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher“ iſt aufgehoben, und ohne Zweifel meinten Sie mit Ihrer Addreſſe nicht dieſen oder jenen Schriftſteller, ſondern das Inſtitut. Ihre Nummer vom 4. Mai hat mich vollends überzeugt, denn in ihr werfen Sie durch die Hand eines pariſer S. die Schriftſteller ſämmtlich in „die Flammen des hölliſchen Pfuhls“, verſteht ſich in effigie, denn in Wahrheit werden Sie uns die elyſeiſchen Felder nicht ſtreitig machen. Meinen verbindlichſten Dank!

Darf ich nun noch einige undankbare Worte hinzufügen? — Ihr Correſpondent iſt ein ſehr unabhängiger Mann. Er iſt in ſeiner Bildung unabhängig, nicht blos von der pariſer Schule der Revolution und von der alten und neuen franzöſiſchen Philoſophie, —

er macht es den Schriftſtellern der „deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher" zum Vorwurf, ſie hätten, was zeither in den einzelnen Richtungen von Republikanismus, Freigeiſterei und Communismus ſich kund gab, ſyſtematiſirt" —; er hält auch nichts von Hegel und den Hegelianern, nichts von Strauß und den Gegnern des Chriſtenthums in Schwaben, nichts von Bauers antichriſtlicher Exegeſe, nichts von Feuerbachs Kritik des Chriſtenthums, nichts endlich von den Deutſchen Jahrbüchern und der Rheiniſchen Zeitung, „die einem Verbot der preußiſchen und ſächſiſchen Regierung unterlagen", ja, er hält überhaupt nichts von ſo gottloſen Schriften, die nach dem Urtheilsſpruche des Berliner Gerichtshofes (er meint die Polizei) in einer Papiermühle zerſtampft wurden". Er hat ſich nur in der Adreſſe ſeines Briefes verſehn, der ohne Zweifel ein leitender Artikel für die preußiſchen Amtsblätter werden ſollte. Man darf alſo nicht behaupten, dieſer S. hätte kein „deutſches Gemüth", keinen Sinn für „Ordnung", Cenſur und „deutſche Ehre", keinen Widerwillen gegen „Freigeiſterei" und jede Art von „Republikanismus". Die Schriftſteller der „deutſch-franzöſiſchen

Jahrbücher" oder, wie er den Titel ins Deutſche überſetzt, der „teuto-galliſchen Revüe", ſind ihm nur „Frevler am Vaterlande und Patriotismus", „an Religion und Chriſtenthum", „am Eigenthum und an der Behaglichkeit", „Ueberläufer ohne nationales Ehrgefühl, ohne Form, ohne Witz, ohne Wiſſenſchaft". — Geſtehn wir, dieſer S. iſt ein poſitiver S., der Alles mit Einem Schrei des Entſetzens gerettet, der das Capitol entſetzt hat! — Sie ſahen ſeine That in New York, Sie publicirten ſie: ich darf alſo annehmen, daß Sie dem Theile von Deutſchland, welcher durch die Hegelſche Philoſophie und gottloſe Hegelſche Schriftſteller vertreten wird, nicht ſehr geneigt ſind; die Parthei der officiellen Religion und Politik dagegen nicht nur für die herrſchende, ſondern auch für die beſſere halten. Warum ſollte auch ein nordamerikaniſcher Republikaner, wenn er ein Deutſcher iſt, mit den Republikanern, warum ein deutſch-amerikaniſches Blatt „für ſociales Leben" mit den Socialiſten ſtimmen? Der Deutſche iſt „treu", er wird ſelbſt in Nordamerika noch für den König fechten, vor deſſen Bilde Deutſche, die von Freiheit ſprachen, knieend Abbitte thun mußten; er wird mit nordamerikaniſcher Preßfreiheit die Cenſur, die

Verbote, ja das Einſtampfen der Bücher und Journale vertheidigen. Was iſt dieſe Treue? Was die Fortſetzung dieſer Deutſchheit in Amerika? Sprechen Sie es aus, ich habe es zu oft geſagt, ich will an dieſem Wort nicht heiſer werden.

Aber, meine Herren, Sie wollen nach ihrem Titel „das öffentliche und ſociale Leben Deutſchlands" beleuchten, und was Sie davon in unſerer Revüe finden, dem kehren Sie den Rücken, weil es böſe Dinge ſind? Wenn man leuchtet, muß man ſehn wollen, auch das Unangenehme, auch das Gefährliche, ja ſelbſt das Verderbliche. Viel verderblicher als ein böſer Herr iſt nun ein verderbtes Volk. Ich habe mir die Mühe genommen, in der „Zeitungsſchau" nur Einen Monat lang die gröbſten Kopfloſigkeiten, Schmeicheleien und Niederträchtigkeiten der deutſchen Zeitungen zu notiren. Wem dieſe Citate nicht genügen, mit dem — „ſtreiten Götter ſelbſt vergebens". — Sie rechnen ferner ohne Zweifel zur deutſchen „Oeffentlichkeit" die deutſche Literatur; und Sie expediren gleich eine Menge Bücher und Journale und ein Dutzend Schriftſteller, deren Werke zum Theil — ich will nur Hegel, Heine, Strauß und Feuerbach citiren

— in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes Epoche machen, auf das Geſchrei einer capitoliniſchen Wache zu den Höllenpfuhl? — Ich glaube, meine Herren, Sie haben ſich übereilt, und Ihr correſpondirendes S. hätte in dieſer Sache ſeine Kenntniſſe und ſeine Kräfte bedenken ſollen.

Iſt das „Nationalgefühl“ in Deutſchland vorhanden, wenn ein S. in Paris ausruft: „ich bin Patriot!“? — Iſt Deutſchland „eine Nation“, wenn ein S. es findet? — Iſt „die Religion kein Wahn, iſt das Chriſtenthum wahr“, weil S. daran glaubt und weil ſogar alle Menſchen, die nicht Heiden, Juden, Muhamedaner und Philoſophen ſind, es auch thun? Iſt endlich „das Eigenthum und die Behaglichkeit“ eine Wahrheit, weil S. ſie proclamirt und das Geſetz ſie beſchützt? — Alle Menſchen, welche kein Eigenthum beſitzen und in „unſerm friedlichen, behaglichen Zeitalter“ ſich unbehaglich fühlen, werden die letzte Frage nicht überflüſſig finden; und da Sie, meine Herren, als Demokraten auf die Majoritäten einiges Gewicht legen, ſo werden auch Sie bedenklich werden.

Laſſen Sie dieſe Dispoſition nicht ungenutzt vor übergehn, und ſollten Sie dadurch in der „Behaglichkeit unſers Zeitalters“ geſtört werden. Wir haben Ihnen Thatſachen citirt; Sie warfen das Buch von Sich. Sind die Thatſachen die Schuld des Anklägers oder des Thäters? Wir haben namentlich die Deutſchen überall redend eingeführt, Sie Selbſt lieferten durch das Wiener Conferenzprotokoll vom 12. Juni 1834 einen Beitrag; und nun ſtrafen Sie den Ankläger, weil er die Verbrechen in den Mund nimmt, die der Schuldige verübt hat? Oder wollten Sie mit dem Protokoll vom 12. Juni 1834 die deutſche Freiheit beweiſen?

Es wäre wohl der Mühe werth, die deutſche Nation und ihren Patriotiſmus, die Religion und ſogar *das Eigenthum mit der Diogeneslaterne Ihrer demokratiſchen Preßfreiheit* (aber was nutzt dem Blinden die Laterne?) in Augenſchein zu nehmen.

Hat ſich etwa Amerika nicht darüber zu beklagen, daß dort mehr, wie hier, das *Eigenthum* den Menſchen beherrſcht? Die ſocialiſtiſche Schule fragt, wer ſoll *herrſchen*? Und ſie antwortet: der Menſch. Wer *beherrſcht werden*? Die Dinge. Die Beherrſchung der Dinge nennt ſie *Arbeit*, die Direction der

Arbeit Vernunft, die Leitung der Vernunft Bildung. (Allerdings wird auch der Menſch und die Geſellſchaft ein Gegenſtand der Arbeit, aber nicht, wie die Sachen, als Mittel, ſondern als der Zweck.) Durch die „Organiſation der Arbeit“ in dieſem Sinne wird die Geſellſchaft organiſirt, aber nun nicht mehr im Namen des Eigenthums, ſondern im Namen des Menſchen. Es giebt alsdann keinen Menſchen mehr, der einem *fremden* Zweck diente; — *die Socialiſten wollen die Sklaverei aufheben.* Es iſt nicht möglich, ſagen Sie? — Es iſt logiſch, es iſt nothwendig, es iſt Reſultat der Geſchichte, antworten Ihnen die Socialiſten. Und Sie werden geſtehn, daß die Geſchichte, die Logik und die Noth drei Dinge ſind, die Eiſen brechen. Das Sprichwort meint, Noth allein ſei es im Stande. Dieſe Frage iſt mit dem Blindekuhſpiel der „Behaglichkeit“ nicht zu beſeitigen; und Sie würden Sich weniger geirrt haben, wenn Sie die Aufſätze der Jahrbücher und die Schriften der Engländer und Franzoſen darüber verglichen hätten. *Sie wollten nicht ſehn;* Sie wollten „glücklich und behaglich“ ſein.

Noch weniger Zweifel hegen Sie über unſer frevelhaftes Verfahren mit der Religion. Sie bedachten nicht, wie das religiöſe Syſtem mit der modernen Sklaverei zuſammenhängt. Die Religion iſt eingeſtandener Maßen das Syſtem einer Welt, aus welcher der Menſch Erlöſung hofft und wünſcht. Sie iſt der Seufzer des Armen, des Unterdrückten. In Deutſchland wurde dieſer Seufzer permanent erklärt und aus der Religion ein politiſches Syſtem gemacht, welches hinterher auch die Philoſophie als richtig zu beweiſen geſucht hat. Das deutſche Syſtem ſagt: „Der Menſch iſt Sklav und ſeine Erlöſung der Tod; der Tod aber iſt die Seligkeit, der Himmel ſelbſt; ſein verdrießliches Ausſehn iſt nur Scherz.“ Da Sie Sich nun für Deutſchland intereſſiren, ſollte es nicht der Mühe werth ſein, die Kritik dieſes Syſtems, die in Deutſchland durch nichtreligiöſe Schriftſteller vorgenommen wurde und viel gründlicher, als im 18. Jahrhundert, ausgefallen iſt, näher in Betracht zu ziehn, als es in Ihrer Correſpondenz aus Paris und in der Stampfmühle der Berliner Polizei geſchehen konnte? Deutſchland hat ſich damit befaßt, es hat ſeine ganze chriſtliche Vergangenheit revidirt, und es giebt jetzt in Deutſchland ſo viel religionsfreie Gedanken, daß nicht mehr alle Köpfe, die ſie hegen, eingeſtampft werden können. Sie fragen erſchrocken, was wird aus uns armen Deutſchen, wenn wir keine Religion haben? Sie werden freie und vernünftige Menſchen, denen die Probleme der Glückſeligkeit geſellige, die des Wiſſens gelehrte Aufgaben ſind und deren Sitten darum nicht ſchlechter ſein werden, weil ihre Gedanken klarer ſind. *Aber Sie wollen nicht klar ſehen*, Sie ſind gegen die „Freigeiſterei“. — Laſſen Sie Sich einen Cenſor aus dem Berliner Conſiſtorium kommen, aber laſſen Sie ihn nicht mitſchreiben, er könnte ein Hegelianer ſein. —

Sie wollen vielmehr „*die deutſche Nation und das deutſche Nationalgefühl*“ mit dem alten Syſtem der Religion und Politik. Denken Sie, daß man ſich in Deutſchland für die Augsburgiſche Confeſſion und für die Wiener Bundesacte mit dem Anhange des Protokolls vom 12. Juni 1834 begeiſtern könne? und ſcheinen Ihnen dieſe Documente, die übrigens ihre Wirkung gethan haben, dazu geeignet, eine „deutſche Nation“, eine „gemeinſchaftliche Mutter“, an deren Magna Charta ein „Hochverrath“ möglich wäre, zu conſtituiren? Wenn es möglich iſt, ſo müſſen Sie doch wohl, wer ihn begangen hat. Die Patrioten haben keine Urſache, auf den deutſchen Staat, auf die Urkunden und auf die Ausführung ſeiner Freiheit ſtolz zu ſein. Und wenn ſie ſich auf das jetzige Vaterland nicht berufen können (denn die deutſchen Geſetze und Syſteme haben alle Deutſche zu verantworten, nicht blos ihre anderthalb Miniſter); wofür ſchwärmen ſie denn? Für das künftige Vaterland? Aber, meine Herren, das wäre ja das revolutionirte; denn Sie werden Sich doch nicht vorſtellen, daß die Herren der Deutſchen ſich eines guten Morgens in Frankfurt verſammeln und ihre Fahnen freiwillig an das deutſche Volk ausliefern? Sein Sie Patrioten für welchen Staat ſie wollen, aber bedenken Sie, wer Patriot ſein will, ohne Staat und ohne Freiheit — dem ſpukt es im Oberſtübchen, und er wäre ein Hochverräther an ſeinem beſtimmten Staat, wenn er nicht wie jener Narr wäre, dem in ſeinem Wahnſinn alle Schiffe der Athenienſer gehörten. Glücklich wer ſo reich iſt; — aber was nutzt ihm die Laterne der freien Preſſe? Gebt ihm einen Gensd'armen mit, der ihm zeigt, wo er zu Hauſe gehört.

Endlich den Patriotismus ſelbſt, der das Vaterland ſchaffen will durch „den gemäßigten Fortſchritt“, den „ſtellen wir auf das Schamloſeſte blos“, rufen Sie uns zu. Zeigen Sie mir dieſen Schöpfer, und ich werde mich ſehr für ſeine Pläne intereſſiren; aber vergeſſen Sie nicht, daß der ſchaffende Lingam nicht allmälig procedirt, im Gegentheil zur Schöpfung der überſpannteſten Turgeſcenz, der unmäßigſten Leidenſchaft, der Gewalt gegen die „gemeinſame Mutter“ nöthig hat. — Doch geben wir die Schöpfung des deutſchen Staats mit den ſchlaffen Segeln des „gemäßigten Fortſchritts“ zu. Wenn Sie die deutſche Freiheit erreicht haben, ſo werden Sie immer nur bei der menſchlichen angelangt ſein; wozu alſo das arme Beiwort, wenn Sie das Hauptwort haben, dieſes Zauberwort, das alle Dummköpfe mit Griechenſchädeln verſorgt, denn leider werden die Barbaren nicht frei werden. Ich würde ſelbſt patriotiſch ſein gegen die Barbaren, die unſre Einheit zerſtören, die unſre Gedanken einſtampfen, unſre Journale und ihre Preſſen zerreißen; unſre Meetings zerſprengen; aber ich würde freundlich gegen alle Völker geſinnt ſein, bei denen die Freiheit ein Aſyl fände, ich würde keinen andern Hochverrath kennen, als den an unſrer gemeinſamen Freiheit. — Wem liegt dies Gefühl näher, als dem Deutſchen, der in der nordamerikaniſchen Republik freigeworden iſt? Und die Preſſe des freien Nordamerika's wird benutzt, um einen Apologeten jeder Unterjochung zu Worte zu bringen — der Unterjochung unter alle Stichworte des officiellen Deutſchlands: „Chriſtenthum, Patriotismus, deutſche Ehre, deutſches Gemüth, deutſche Treue", wie ſie das Protokoll vom 12. Juni, Maßmann und die guten Preußen nur immer im Munde führen? Wehe über Amerika, wenn es die Freiheit nicht anders verſteht, als unſre Despoten und ihre Schleppenträger! Wo hatten Sie Ihre Augen, als Sie dieſen Boruſſien für einen Griechen anſahn?

Und nun noch ein Wort über Ihre Zuthat. Sie haben Sich hinreißen laſſen, meine Herren, in dem Ausdruck: „der Untergang der Jahrbücher erinnert mich an den Untergang Polens" eine Unbeſcheidenheit zu finden. Sie ſind Demokraten und Sie denken, ich hätte die Jahrbücher gemacht? Sie ſind in Deutſchland erſchienen, dieſe Jahrbücher, aber ſie waren ein demokratiſches Inſtitut, lediglich dazu beſtimmt, „die Entwickelung des deutſchen Geiſtes mitzumachen, die Fortſchritte aufzunehmen und darzuſtellen". Sie haben es notoriſcher Weiſe gethan. Wenn ſie nun untergingen, was hatte die Gewalt in ihnen zertreten? Die deutſche, d. h. die theoretiſche und kritiſche Geiſtesentwickelung in dieſer öffentlichen bewußten Form. Und das ſoll an das Zertreten einer Volksgeſchichte nicht einmal erinnern? Oder iſt Ihnen, den Patrioten, nun plötzlich Polen theurer, als die deutſche Freiheit, die einzige, die Deutſchland bisher beſaß, die theoretiſche? Geben Sie zu, meine Herren, dieſer Hochmuth iſt nur der Ausdruck einer Thatſache, deren Anerkennung wir nicht bei den Huronen, aber bei der Geſchichte in Antrag bringen. Und wenn Sie nun, als „Männer der politiſchen Praxis", wünſchen, Deutſchland möge ſich in Zukunft revolutionär, ſtatt kritiſch, praktiſch ſtatt theoretiſch befreien, ſo iſt das vielleicht ein Fortſchritt; es bleibt aber zweifelhaft, ob dieſe Befreiung ohne jene unterdrückte eine reelle ſein würde, und auch das iſt eine Analogie mit dem Untergange Polens. Denn auch die Polen werden nicht frei ſein, wenn ſie von den Ruſſen befreit ſind, dann müſſen ſie ſich erſt von ſich ſelbſt, von den dicken Schädeln ihrer Pfaffen, von der Verblendung ihres Adels und von der Verwahrloſung ihres Pöbels befrein. — Und die Deutſchen, wenn ſie ihre Revolution gemacht hätten? — würden nur noch einmal, wie nach den Freiheitskriegen, die Frage zu beantworten haben, ob ſie wiſſen, was Freiheit iſt. Die Theorie iſt der Anfang und das Ende aller Freiheit.

Sie ſehn, meine Herren, wie menſchlich wir enden, und wie wenig wir „heute 1793 an der Tagesordnung und Robespierre auf der Höhe glauben". Die Höhe iſt heute nicht der Fanatismus, nicht der Patriotismus, nicht der Rigorismus und nicht die Aſceſe des Berges, ſondern die Humanität und ihre Probleme. Die deutſche Philoſophie kehrt nicht zu Robespierre und Rouſſeau, nicht zu Voltaire und Diderot zurück; aber nur in ihr iſt Deutſchland weiter, als Frankreich 1789 und 93. Die Acten liegen vor; und wenn Sie Sich bei näherer Einſicht derſelben, wie ich hoffe, überzeugen, daß die deutſche Philoſophie und die Schriftſteller, welche aus ihr hervorgegangen, eine nicht ganz verächtliche Exiſtenz des deutſchen Geiſtes und ſeiner Oeffentlichkeit bilden; ſo werden Sie künftig entſchiedene Gegner ihrer Unterdrücker und gerechtere Zuſchauer ihrer Thaten ſein, als Sie es in Ihrem Blatte vom 4. Mai waren.

Darauf hin auf Wiederſehn!

Paris, den 10. Juni 1844.

Arnold Ruge.

3.

Offene Antwort

an den Redacteur einer pariſer deutſchen Zeitſchrift auf ſeinen „offenen Brief“ an mich.

Wie viel, mein Herr Redacteur, bürden Sie mir auf, und wie viel mehr noch ſich ſelber! Sie unterzeichnen Sich „ein einfacher Naturmenſch“, Sie haben Rouſſeau ernſthaft genommen, und plötzlich wollen Sie nun alle Geheimniſſe der gelehrten, civiliſirten und humaniſirten Welt wiſſen, und mich, ſo unvorbereitet ich bin, rufen Sie zu dieſem Zweck auf den Lehrſtuhl aller dieſer Myſterien auf einmal? Haben Sie überlegt, was wir beide dabei wagen? Doch Sie wollen es, und ich, muß ich nicht Rede ſtehn, da Sie Gewalt brauchen?

Sie finden, und vielleicht mit Recht, es war nur

ie Schuld unſerer philoſophiſchen Ungeſchicklichkeit,
aß wir die „ſächſiſchen Volksvertreter“, ja, daß wir
as „deutſche Volk“ nicht gewonnen. Das iſt nun
erſäumt. Aber Sie verlieren den Muth nicht; Sie
offen, ein Briefwechſel zwiſchen uns, den Geſcheiter-
en, und Ihnen, dem noch nicht Geſcheiterten, könne
ır „endlichen Ergründung der Wahrheit führen“.
as iſt ſchön! Sie denken, wie Alexander, die Wahr-
eit brauche nur publicirt zu werden, um die Welt in
eſitz zu nehmen. Er ſchrieb an Ariſtoteles: „Und
ın haſt du, Treuloſer, aller Welt verrathen, was
ſer Geheimniß bleiben ſollte?“ Sie wiſſen die Ant-
ort: — „Geſagt iſt es wohl, aber ſei unbeſorgt, es
eibt nach wie vor ſo gut als ungeſagt;“ — und
ie blieben bei Ihrem Glauben! Auch ich wünſchte,
erander hätte Recht. Immer hab' ich mich geärgert
er Göthe's ironiſches Lob:

„Er hoffte, daß es wirke, wachſe, fromme,
Und daß der Tag des Edlen endlich komme.“

über den Anfang des Fauſt:

„Bilde mir nicht ein, ich könne was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.“

Dieſe Ariſtokraten! Aber ich will Ihnen ſagen, womit ich mich über Göthe und Ariſtoteles, über „die ſächſiſchen Volksvertreter", ja ſogar über Ihre Kälte gegen die Philoſophie tröſte. Es giebt doch eine Propaganda; und Göthe und Ariſtoteles, alle beide glauben daran. Göthe publicirte ſeine Gedichte; ſo weit ging ſeine Schwachheit gegen die Maſſe, und ſie hat mehr Erfolg gehabt, als ſeine Sprödigkeit. Ariſtoteles bekennt an einem andern Orte: „immer urtheile die Maſſe am richtigſten." Und damit keine Autorität fehle, ſagt der Chriſtengott bei Göthe: „Der Menſch in ſeinem dunklen Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt," das heißt doch, der dumme Inſtinkt des großen Publicums iſt keine ſchlechte Kritik. Ja, die Götter ſind immer Demagogen geweſen, nie wählten ſie ihre Miliz unter den Philoſophen, immer unter den Dummen. Was war der Erfolg? Sie haben die Welt beherrſcht. Wenn die Klugen uns beiſtimmen, ſo müſſen wir bedenklich werden, ſie wollen auf unſre Schultern ſteigen; wenn die Dummen es thun, ſo haben wir gewonnen. — Götter und Menſchen ſind einig; was halten wir uns noch dabei auf? Es giebt eine Propaganda, ein „Vorwärts", wenn Sie wollen.

Die erſte Schwierigkeit iſt nun gehoben. Da ſtoße ich auf eine zweite, die größer iſt. Es iſt Ihr „Wunſch“. Sie ermahnen mich zur „Mäßigung“. „Mißmuth, Erbitterung über die Kälte des Publicums hätten uns das Volk vollends entfremdet.“ Ich rede nur von meiner ſpeciellen Schuld. Schien es bei der erſten Schwierigkeit am Volk zu liegen, ſo liegt es jetzt an mir, an meiner Galle, an meinem böſen Temperament. Wenn es wahr iſt, was ſoll ich mit mir anfangen? Aber ich glaube, es iſt nicht wahr! und ich bin ſo glücklich, daß es ſich hier nicht um einen organiſchen Fehler meiner Perſon, ſondern um einen öffentlichen Bruch unverträglicher Mächte handelt. Die „ſächſiſchen Volksvertreter“, welche die Unterdrückung ſelbſt der cenſirten Gottloſigkeit billigten, und der Miniſter, der ſie anordnete, waren eben ſo unmäßig in ihrem Syſtem, als die Schriftſteller in der Veröffentlichung von Principien, auf denen Sachſen nicht gegründet iſt. „Man hätte noch lange fortfahren können, ſagte mir ein kluger Freund, es war nicht nöthig, ſo deutlich zu werden und das Kind mit dem Bade zu verſchütten.“ Er hatte Recht. Wenn man ſo ſchreibt, daß es niemand merkt, wo man hinaus will, ſo wird man weder die Miniſter, noch die Volksvertreter zu Gegnern haben. Aber die Unmäßigkeit, ſich verſtändlich zu machen, kann der Schriftſteller nicht ablegen, ohne ſich das Publicum noch ärger, als durch die deutlichſten Grobheiten zu entfremden. Mit den Grobheiten hat es übrigens ſeine Bewandtniß. Jeder nimmt ſich aus, wenn man alle ſchilt, und denkt ſich ſogleich unter die Reformiſten. Dieſe Fiction iſt die angenehmſte Sinnesänderung, und ſie iſt zu allen Zeiten mit dem beſten Erfolge veranlaßt worden.

Paul Louis Courrier ſagt den Franzoſen der Reſtauration: „Ihr ſeid unglücklich, wenn ihr nicht dienen könnt, ihr ſeid ein Volk von Bedienten!“ Und als man Helvetius wegen ſeines Buches über den Geiſt verfolgte, ſchrieb ihm Voltaire:

„Votre livre est dicté par la saine raison;
Partez vite, et quittez la France.“

Sie werden nicht ſagen, dies wären Schmeicheleien. Die Franzoſen haben darauf geantwortet mit der Vertreibung der Bourbons und mit der Freiheit der Preſſe. Und wie viel Grobheit, wie viel Zorn, wie viel Erbitterung, wie viel Wuth können erſt die Deutſchen ertragen! Börne hat das ganze Alphabet durchgeſcholten, man lieſ't ihn jetzt von vorne, und hat den „Franzoſenfreſſer“ neu aufgelegt. Börne wird nicht eher veralten, als bis ihm die Deutſchen ſo geantwortet, wie die Franzoſen ihren Tadlern. Börne muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis die Wahrheit keine Grobheit, und die Deutlichkeit keine Unmäßigkeit mehr iſt. Ihr Wunſch, die Vorwürfe zu entfernen, iſt vortrefflich; um ihn zu erfüllen, wenden Sie Sich aber mit Unrecht an mich: reformiren Sie den Sumpf, der dieſe Pflanzen erzeugt, und Sie ſind am Ziel. Wenn Sie dies aber mit der Feder thun wollen, ſo werden Sie nicht leicht eine wirkſamere finden, als die ſtählerne Feder des edlen Börne. Schimpfen Sie, aber ſchimpfen Sie klaſſiſch, es iſt das letzte Mittel, um den Schimpf zu entfernen.

Vielleicht aber iſt die Zeit des Pamphlets noch nicht gekommen. Offenbar ſpielen in dieſem Augenblick die Doctrinen eine größere Rolle, als die Leidenſchaften, die Leiden eine größere, als die Empörung über die Uebelthäter; man ſieht die Quellen der menſchlichen Verwahrloſung in den Verhältniſſen, nicht in den Einzelnen. Und dies führt mich auf den wichtigſten Theil Ihres offenen Briefes vom 22. Juni, auf Ihre „Bitte“.

Sie bitten (denn „wünſchen“ darf ich wegen Ihrer Eintheilung nicht ſagen) zweierlei. Zuerſt ſoll ich Ihre Zweifel heben, die Sie ausſprechen, und dann Ihnen ſagen, „was an die Stelle des Beſtehenden zu ſetzen wäre“. Und es iſt nicht zu verkennen, daß Sie die letzte Frage mit Allen, die ſie thun, für eine ſolche halten, wie ſie der Kaiſer dem Abt von St. Gallen aufgab. Hans Bendix, der gemeine Mann, wird ſie diesmal vielleicht ernſthaft beantworten.

Zuerſt, Ihre Zweifel, ob die neue Philoſophie in Deutſchland gewirkt, ob ſie nicht noch deutlicher hätte werden können, als ſie geworden iſt, haben wir ſchon berührt. Setzen wir noch hinzu: Wenn eine Philoſophie ganz deutlich werden will, ſo muß ſie ganz frei ſein. Die Zeit der Auswanderung aus den alten Verhältniſſen kommt mit unerbittlicher Nothwendigkeit heran. Denn die alten Verhältniſſe ertragen keine neuen Principien. In der Schweiz, in Kehl, in Holland, in England, in Berlin ſind die wichtigſten Werke der franzöſiſchen Aufklärung gedruckt worden. In Frankreich wurde das Syſtem der Natur, das 1770 in London erſchienen war, auf Befehl des Parlaments verbrannt, und die Anklageacte ſagt: „Man müſſe der Kühnheit der Philoſophie, die nichts Beſtehendes heilig hielte, eine Grenze ſetzen. Das Gift dränge nicht nur in die Herzen der Gebildeten, es hätte ſeinen Weg gefunden zu den Putztiſchen der Damen, ja zu den Hütten der Armuth. Und ſei der Arme früher elend und gläubig geweſen, ſo habe man ihm jetzt das Elend gelaſſen und die Hoffnung entriſſen. Frankreich laufe Gefahr den Ruhm des reinſten Chriſtenthums, den es ſo viele Jahrhunderte bewahrt, zu verlieren; es ſei in den Händen einer haltungsloſen, troſtloſen Philoſophenſekte, die alle Fundamente der Geſellſchaft untergraben würde, wenn das Parlament nicht mit einer heilſamen Strenge dem Uebel ein Ziel ſetzte.“ Wollen Sie Sich die Mühe nehmen, die „Leipziger Zeitung“, Januar 1843, nachzuleſen, ſo werden Sie denſelben Inhalt, nur ſchlechter ſtiliſirt, weil ein kleiner Staat natürlich keine großen Stiliſten hat, wiederfinden. Die wirklich freien Werke der deutſchen Aufklärung können nicht mehr in Deutſchland gedruckt, kaum können ſie dort gedacht, aber deſto beſſer können ſie dort geleſen und verſtanden werden. Wer verſteht ſich am beſten auf die Töne der Freiheit? Wer in Ketten iſt. Wer am beſten auf den Druck der Gefangenſchaft? Wer ihr entronnen iſt. Die Vertreibung der freien Literatur aus Deutſchland iſt kein Beweis ihrer Wirkungsloſigkeit. Jetzt erſt beginnt ihre Stärke, weil ihre Wahrheit und Deutlichkeit. Nach den Verhältniſſen ſich einrichten heißt lügen, ſo lange die Verhältniſſe nicht nach der Wahrheit eingerichtet ſind.

Wenn Sie fragen, was an die Stelle des Beſtehenden geſetzt werden ſoll, ſo beſteht ja die Kritik ebenfalls. Sie täuſchen Sich über das Poſitive. Jede Kritik iſt poſitiv, wenn ſie nicht gewiſſenlos und leer, wenn ſie alſo wirklich Kritik iſt. Sie poſirt ein Princip, ſie macht ein Bewußtſein geltend, welches ſchon exiſtirt, und nicht nur im Kopfe des Kritiſirenden, ſondern auf dem Grunde ſeines Gegenſtandes exiſtirt. Was iſt nöthig, um den Staat, die Religion, die Philoſophie, die bürgerliche Geſellſchaft zu verändern, als ſie zu kritiſiren und die Menſchen mit der Kritik zu gewinnen? Iſt die Kritik der alten Philoſophie nicht unmittelbar eine neue? Iſt die Aufhebung der Mängel, an denen die bürgerliche Geſellſchaft leidet, nicht unmittelbar die vermenſchlichte Geſellſchaft? Kritiſiren heißt die Mängel der Sache ſignaliſiren aus der Kenntniß der wahren Natur der Sache. Die Kritik führt die Sache zu ihrer wahren Natur zurück. Da der Staat die jetzige Organiſation der Geſellſchaft iſt, ſo iſt die Kritik der alten Geſellſchaft zugleich Kritik des Staats; und indem das Princip einer neuen Organiſation ausgeſprochen wird, geſchieht weiter nichts, als es ſucht ſich ein neues Bewußtſein an die Stelle des alten in die Köpfe der Menſchen zu ſetzen. Wollen Sie das neue weniger poſitiv nennen, als das alte? Es iſt kein Grund vorhanden. Die Sachſen ſind nicht poſitiver, als Karl der Große, der ſie bekehrt, und die jetzigen Sachſen, die ſich nicht von Chriſten zu Menſchen bekehren wollen, ſind nicht poſitiver, als die Philoſophen, die es vergeblich verſucht haben. Das Poſitive in allen menſchlichen Dingen iſt die menſchliche Natur. Ihre Entwickelung erzeugt neue Einrichtungen. Aber Sie wollen nicht dieſe Wahrheit, ſondern Sie wollen die neue Einrichtung kennen lernen, die jetzt bevorſteht? Ehe ſie gemacht iſt? Das iſt voreilig. Ihre Baſis iſt ja das neue Bewußtſein, welches die Majorität erſt ſucht, noch nicht gewonnen hat, welches ſich noch nicht an die Stelle des alten ponirt hat. Dieſer Hergang aber iſt kein Sturz ins Leere. Das Leere hat überhaupt keine Macht. Die Aufhebung der Philoſophie kann nur durch die Wiſſenſchaft, die Aufhebung der bürgerlichen Geſellſchaft nur durch die menſchliche Geſellſchaft geſchehn. Denn weder die Dummheit kann der Philoſophie, noch die Beſtialität der Civiliſation beikommen. Endlich die Religion. Was kann die Religion aufheben? Auch ſie kann nur aufheben, wer ſie realiſirt. Und wie kann man ſie realiſiren? Wenn man weiß, was ſie iſt, was ſie weiß, und was ſie will. Kein vernünftiger Menſch wird ſich vor einem Abgrund fürchten, wenn er ſich dieſe Fragen beantwortet.

Der Menſch ſucht das wahre Weſen und verehrt es; Religion iſt alſo ein Verhalten des Menſchen zu ſeinem wahren Weſen, das richtige Verhalten zu demſelben iſt ihre Reform.

Das Verhältniß des Menſchen zu ſeinem wahren Weſen umfaßt alle Verhältniſſe. Die Religion weiß deshalb, daß ſie die allgemeine Theorie von Allem iſt, und ſie will mit dieſem Verhältniß das wahre Weſen erreichen, d. h. ſie will die Glückſeligkeit.

Wenn ſie nun kritiſirt wird, ſo geſchieht ihr kein Unrecht, im Gegentheil, „ſie wird zu ihrer wahren Natur zurückgeführt", indem unterſucht wird, was das wahre Weſen des Menſchen iſt. Und was iſt es? Es iſt der Menſch, der in der Geſellſchaft vernünftig und frei geworden iſt, die humane Exiſtenz des Menſchen. Der wahre Menſch iſt ſein wahres Weſen. Das wahre Weſen iſt das höchſte Weſen.

Der Menſch iſt Product der Natur und der Geſellſchaft. Die Religion, inſofern ſie Theorie iſt, verwandelt ſich daher gegenwärtig in die Wiſſenſchaft von Natur und Menſch; die Religion, inſofern ſie Praxis iſt, verwandelt ſich in die Aufgabe der menſchlichen Geſellſchaft. Die Glückſeligkeit hört auf, nur eine Hoffnung des Menſchen zu ſein, ſie wird eine menſchliche Realität und ein geſelliges Problem.

Die Entdeckung, daß der Menſch das höchſte Weſen, die vollkommenſte Exiſtenz iſt, die Theorie, daß er nichts weiß, als durch die Wiſſenſchaft, die Praxis endlich, daß er ſein Glück nirgends ſucht und findet, als in der menſchlichen und wirklich vernünftig organiſirten Geſellſchaft; — dieſe drei Formen der aufgelöſ'ten, d. h. der realiſirten Religion liegen jedem

Menſchen unſerer Zeit ſo nahe, daß ſie ihn ohne directe Beziehung auf die Religion durchaus nicht überraſchen; ſie exiſtiren bereits überall, es fehlt nur die Beſinnung über dieſe Thatſache.

Die Welt iſt nur darum irreligiös, weil ſie ſich mit der Realiſirung der Religion ſo ernſtlich beſchäftigt, wie noch nie zuvor, und ſie iſt nur dort noch religiös, wo man an dieſer Realiſirung verzweifelt oder frevelt.

Das Conſervativſte iſt den Menſchen zu conſerviren, das Poſitivſte ihn zu poniren, und das Negativſte ſich dieſem Unternehmen zu widerſetzen.

Ich weiß nicht, ob ich deutlich geworden bin, obgleich ich das Gefühl habe, in aller Kürze oft genug trivial geweſen zu ſein, da die Gegenſtände weder neu, noch unzugänglich, im Gegentheil durchgängig ſchon Eigenthum eines großen Publicums ſind. So viel aber iſt gewiß, daß aller Fortſchritt an dieſe Fragen ſich anknüpft. Nachdem Sie alſo einmal auf ſie eingegangen ſind, ſollten Sie die Ereigniſſe, die Bücher, die Syſteme, die Menſchen, die das großartige Leben der Hauptſtadt täglich in ſeinem Fluſſe vorüberführt, auf die Principien des deutſch-franzöſiſchen Humanismus beziehn. Dies würde von ſelbſt ein intereſſantes

Detail herbeiführen, und wäre für Deutſchland vollkommen neu, während der Liberalismus in Frankreich und Nordamerika mit der freien Preſſe nichts anzufangen weiß, was er nicht in Deutſchland mit der Cenſur auch könnte.

Uebrigens bin ich nicht jung genug, um mir vorzuſtellen, daß ich Sie ſo mit zwei Worten bekehrt und verwandelt hätte, und, ernſtlich, nicht aus jenem ariſtoteliſchen Grunde, nein, vielmehr braucht der Menſch nur Zeit, um ſich an die Wahrheit zu gewöhnen. Was hat die Unwahrheit für ſich, als ihr Alter? Leben Sie wohl!

Paris, den 6. Juli 1844. **Arnold Ruge.**

4.

Aus Deutſchland und aus Paris.

Karlsbad, den 20. Juli 1844.

Aus der Ueberſchrift, lieber Freund, erräthſt Du, warum ich nicht komme; und wieder iſt mir durch mein altes Uebel ein Lebensplan vereitelt. Ich muß den Aerzten gehorchen und meine Sparpfennige, ſtatt ſie zur Erweiterung meines Weltbewußtſeins zu verwenden, in lauwarmem Waſſer verbaden und vertrinken. Dazu würg' ich nun auch noch an Deiner Philippica. Ich kann Dich nicht widerlegen, wenn Du unſre jetzigen Zuſtände mit ſchwarzen Farben malſt; ſie ſind ſchwarz. Aber — ich ſtehe und falle mit meiner Nation; ich kann ſie nicht verlaſſen in dem Augenblick, wo ſie, in ihrer Weiſe, mächtiger als je um die Freiheit kämpft. Danton ſagt: „Ich kann das Vaterland nicht an den Sohlen mitnehmen,“ und er hatte Recht. Wer das Vaterland aufgiebt, der verliert den Boden unter den Füßen; bedenk' es wohl! Und wie kannſt Du Dich mit Heine und ſeiner Frivolität befreunden und verbünden? Iſt plötzlich der Frevel kein Frevel mehr, weil er eine Waffe iſt? Und iſt nun auch das Vaterland kein Heiligthum mehr? Weh Dir, wenn wir in deutſcher Zunge ſingen: odi profanum vulgus et arceo! Ich erinnere Dich an Fichte, den edelſten Freund der Freiheit, den Deutſchland je beſeſſen. Der Egoismus, die Verderbniß, die elende Schwäche, die Feigheit und die Niedertracht, mit einem Worte die Schmach war unendlich größer, als jetzt — damals, als er ſeine Reden an die deutſche Nation hielt und

chrieb. Und wie ſprach er? „Die Schuld ſoll nicht
vorgerückt werden.“ Er ſchalt und ſchmähte, er höhnte
und ſpottete nicht; er ſprach einfach von den Mitteln
er Rettung und war erhaben über allen Zorn. Und
welches war die Wirkung? Die Briefe Förſters an
Körner (in der Pandora) und das rothe Herzblut
ieler Tauſende geben die Antwort darauf. Jede Zeit
will ihren Glauben, jeder Glaube ſeinen Kampf.
ine Freiheit iſt zu erobern; nun iſt ſie noch nicht
der Welt. Die Gewalt iſt da, die ihr im Wege
eht. Man muß daran glauben, dieſe Gewalt zu
berwältigen und ich nenne es Patriotismus, mit die-
r Zuverſicht den Einen Punkt, den wir zu erſtür-
en haben, im Auge zu behalten. Wir können nur
on Preußen reden, Preußen iſt die Achillesferſe
eutſchlands, hier iſt das alte deutſche Unweſen tödt-
h zu treffen, denn hier ſind die Geiſter bereits bis
f den Grund revolutionirt, ſie ſind philoſophiſch
worden; nur die Gewalt hält den Deckel des
ampfkeſſels nieder, und glaube mir, die Gewalt iſt
Preußen ſchwächer, als je: Alles deutet auf eine
ickliche, der Freiheit günſtige Entwickelung. Du
ſt zu geringe von Deutſchland. Je härter der

Druck, deſto ſtärker der Gegendruck. Die Götter haben ihre Herzen verhärtet und ihnen den Verſtand genommen. Die Berliner Geiſtreichen, vom Philoſophen bis zum Dichter Seiner Majeſtät, ſind zum Spott der Einfältigen geworden, und der König ſieht alle ſeine Pläne in den Brunnen fallen. — Die Mainzer Advocatenverſammlung iſt aufgeſchoben. Auch das nicht! Sie wollen den Frieden nicht; nun ſo werden ſie den Krieg haben; und ſo friedlich auch jetzt noch alles ausſieht; er wird ausbrechen, wie ein Gewitter und auch die trägſten Köpfe in Flammen ſetzen. Erinnere Dich an meine Worte.

Dein

N. N.

5.

Paris, den 28. Juli 1844.

Sehr übel, mein alter Freund, ſeid Ihr daran! Ihr wißt alles weiſe zu deuten und bedenkt nicht: la folie la plus incurable, c'est de se croire sage. Die Schwäche der preußiſchen Regierung, die Verſchiebung der Mainzer Advocatenverſammlung, der

Kinderſpott Tieck und Schelling — ja, ſie exiſtiren; aber was ſagt Ihr dazu? Was ſagen Eure Organe? Du meinſt, ſie repräſentiren Euch nicht? Wenn Eure Zeitungen nicht ein großes Publicum repräſentirten, ſo würden ſie nicht von ihm geleſen werden. Was ſagen ſie nun und was können ſie ſagen? Die Wahrheit? Sie iſt gottlos. Die Freiheit? Sie iſt Hochverrath. Und in dem Fall Eurer Zeitungen ſeid Ihr alle: „Die Schnur ſoll nicht vorgerückt werden!“ Gott bewahre, „das Vaterland iſt heilig, ein Frevler, der ihm nicht alles Gute nachſagt!“ Niemand unter Euch kann es ſagen, ja, er wagt es nicht einmal zu denken, was für eine Revolution Ihr zu machen habt. Und doch müßtet Ihr dies wagen. Erſt Eure Revolution wäre Eure Freiheit. Man muß alſo lügen, wenn man in Deutſchland von der Freiheit ſpricht. So ſteht es. Ihr wißt es ſehr gut. Euer Zuſtand gefällt Euch nicht; aber Ihr wollt mit ihm weder ernſthaft geſcholten, noch frevelhaft verſpottet ſein. Ein Neger auf Guadeloupe wollte nicht Sklave genannt ſein. Meinſt Du, daß es beſſer iſt, als wenn er ſich's klar gemacht hätte, daß er einer war? Angenehmer iſt es vielleicht, Sklave zu ſein und es zu läugnen, als es zu ſein und es zu empfinden; aber zur Aufhebung der Sklaverei führt die Abläugnung ihrer Exiſtenz gewiß nicht. Jede Sklaverei, oder wenn das Wort zu hart klingt, jeder Despotismus, jede Herrſchaft entwürdigt die Menſchen, macht ſie wirklich ſchlecht und verdirbt ſie bis in ihre Gedanken hinein. Ihr preiſ't die Fortſchritte der Freiheit, wenn der Druck nachläßt, und lobt den Druck, wenn ſein Gewicht ärger wird; bis zum Princip des Drucks, das Eure eigne Indolenz iſt, erheben ſich Eure Gedanken nicht. Die Neger denken, ſie beſtehlen ihre Herren, wenn ſie fortlaufen, und die nicht fortlaufen, halten ſich für moraliſch. Ihr wollt Euer Vaterland, ſo wie es iſt, gelobt haben und wer es verläßt, verräth es. Fahrt nur fort zu zürnen, wenn man Euch Sklaven nennt, es iſt viel bequemer, als ſich frei zu machen. Ja, dies ſchreckliche Ereigniß iſt ohne Weiteres unmöglich, ſo lange es niemand will; und die Hoffnung eines jüngſten Gerichtes, dem alle Freunde der Freiheit und Weisheit aus dem Fenſter herab zuſehn, und in welchem der preußiſche Romulus mit Donner und Blitz zum Himmel fahren wird, ſoll ich doch nicht für ſtaatsgefährlich halten? — Das Problem der menſchlichen Freiheit iſt in Deutſchland, wie in Guadeloupe gelöſ't; ja, es iſt noch beſſer gelöſ't. Jeder, Du nicht ausgenommen, liebt ſeinen Herren; was ſollte aus Euch werden, wenn Ihr auch nur Einen verlört? Ihr fühlt es, und in der Gefahr würden neue Fichte's auftreten und Reden mit eben ſo herzzerreißenden Erfolgen halten, als es der alte Fichte in Berlin gethan. Fichte wußte früher, damals als er für die franzöſiſche Revolution ſchrieb, was Freiheit iſt; in Berlin hatte er es natürlich vergeſſen, in den Reden an die deutſche Nation weiß er nur noch was „Nationalität“ iſt. Dieſe Nationalität, „nicht den Franzoſen, die ſich ſelbſt nicht verſtehn, ſondern Euch ſelbſt, dem ſelbſtbewußten Urvolk, das ſogar die Wurzeln ſeiner Sprache verſteht, zu gehören“, die habt Ihr nun. Ihr wißt es nun doch, wer die Freiheit und ſich ſelbſt am Beſten verſtanden, wem die Franzoſen und wem das Urvolk gehört? Worin beſteht alſo der Fichtiſche Triumph? „Welch' eine ungeheure Wirkung hatten ſeine Reden?“ Es iſt ſeitdem klar geworden, daß nicht mehr Napoleon, ſondern Mieg und Phiſtreck, Ompteda und Schmidt, Schuſter und Schneider und wie die Wiener und Frankfurter Amphiktyonen weiter heißen, Euch Geſetze geben. Menſchen alſo, die in der Geſchichte der Menſchheit gar nicht exiſtiren, ſind jetzt Eure Herren! Hättet Ihr doch Napoleon behalten! Wenn Ihr jetzt nur Einen Napoleon hättet! Ja, wahrhaftig, wäre Fichte nicht zur rechten Zeit am Lazarethfieber geſtorben und hätte das wirkliche Product des deutſchen Urverſtandes kennen gelernt, ſelbſt Fichte wäre bei Napoleon geblieben. Faſt möcht' ich Göthen ſeine Reiſe (von 1813) nach Böhmen verzeihn; er kannte die Deutſchen; und wer will es ihm verdenken, wenn er dachte: „es iſt nicht wahr, daß Ihr mit den Klötzen eher fertig werdet, als mit dem Storch." Willſt Du Dich übrigens belehren, in welcher Intention ſchon damals der deutſche Freiheitskrieg geführt worden iſt, ſo lies nicht Körners Leier und eines nicht Körners Harlequinsſchwert, ſo lies die Memoiren, die ſie ſchon jetzt die Stirn haben zu publiciren. Allerdings, die Geſchichte iſt alt genug: man könnte endlich wiſſen, was daran iſt.

Du drohſt mir mit einer Ausſtoßung aus der deutſchen Nation. Haſt Du je gehört, daß man einem drohte, man werde ihn zum Gefängniß hinaus werfen? Und wenn Danton ein Recht hatte, müde zu ſein und ſich auf der Guillotine zur Ruhe zu legen, ſo war es nach der Arbeit der Revolution. Wo lebt ein Deutſcher, der ihm dieſe welthiſtoriſche Erſchöpfung nachgähnen, den großen Gedanken, ich will in meiner Welt untergehn, ihm nachzudenken das Recht hätte? Auch hat die Welt ſeitdem ſich weit herum gedreht. Dein Punkt, den Du erſtürmen willſt, iſt überall in jedem Herzen, in jedem Kopf; und es könnte wohl kommen, daß Du mit benannten Zahlen, wie Preußen und ſein Regiment eine ganz falſche Rechnung angeſetzt hätteſt. Ja, es wäre nicht unpaſſend geweſen, wenn Du wirklich Dein Weltbewußtſein, ſtatt Deiner Poren und Nieren, hätteſt erweitern können.

Man verachtet, man haßt, man verläßt noch die Deutſchen nicht, wenn man ſich über ſie und mit ihnen keine Illuſionen macht. „Die Menſchen, ſagt ein geiſtreicher Franzoſe, ſind was ſie ſein können; jeder Haß gegen ſie iſt ein Unrecht; ein Narr trägt Narrheiten, wie ein Wildling Holzäpfel.“ Ein unterjochtes Volk kann unmöglich eine wahre und freie Literatur, es kann, wie geſagt, nicht einmal freie Gedanken im Kopf haben; und man muß ſich erinnern, daß dies zu allen Zeiten der Fall war, um ſeine Zeit in der Ordnung zu finden, ſelbſt wo man mit dieſer Ordnung ein Ende machen will. Lord Cheſterfield ſchrieb über den Geiſt der Geſetze: „Es iſt ſchade, daß der Präſident Montesquieu, ohne Zweifel wegen des Miniſters, nicht den Muth gehabt hat, Alles zu ſagen. Im Ganzen merkt man wohl, was er denkt, aber er drückt ſich über gewiſſe Dinge nicht deutlich und nicht ſtark genug aus. Man würde beſſer wiſſen, was er denkt, wenn er in London geſchrieben hätte oder als Engländer geboren wäre.“ Weder Montesquieu noch Helvetius wagt zu ſeiner Zeit den franzöſiſchen Despotismus Despotismus zu nennen, immer citiren ſie dazu die Aſiaten, ja, der letztere widerruft alles, was in ſeinen Discours gegen das Chriſtenthum wäre, obgleich ſein ganzes Buch dagegen iſt, wie dies die Pfaffen auch ſogleich ganz richtig rochen. So hat Kant nie ſeinen Republikanismus, Hegel nie ſeine Freiheit von der Religion rein herausgeſagt. Warum? Weil ſie in Deutſchland lebten. Der Boden macht frei, den ein freies Volk bewohnt. Jeder Sklave, der in England landet, iſt frei, — verſteht ſich, ſo weit er es zu ſein vermag. Habent sua fata liberti. Iſt die politiſche Freiheit noch nicht die ganze Freiheit, ſo iſt ſie ohne Zweifel ihr Anfang und ihre Bedingung. Was könnte ich nun für meine patriotiſchen Freunde in Deutſchland thun? Es wäre vor allen Dingen gut, wenn Ihr entnationaliſirt und ich will nicht ſagen engliſirt oder franzöſirt, ſondern humaniſirt würdet, um dann als Schwärmer nicht auf Einen dummen Punkt, wie Berlin, ſondern auf tauſend Punkte leuchtend und zündend loszuplatzen. Was ich alſo thun würde, wenn ich die Fonds einer paſſenden literariſchen Civilliſte hätte, um Euch zu dotiren? Ich würde Euch alle in Hamburg als Sklaven einſchiffen und in Havre de Grace als Emancipirte ans Land ſetzen. Wer wohl den Danton ſpielen und ſeinem Kopfe das nicht zutrauen würde, was ſeine Schuhſohlen ihm verſagten? Kein Einziger, ſelbſt Du nicht, der Du es jetzt freilich nicht vermeiden kannſt, „mit Deiner Nation zu ſtehen und zu fallen“ — ſofern ſie nämlich ſteht und alſo einen Fall zu befürchten hat.

Ueber Heine biſt Du eben ſo ſehr im Dunkeln, als über die Nationalität. Ein lebendiger Heine iſt beſſer, als ein todter Fichte. Und wenn man auch Heine's Zeit nicht liebt, ſie zu läugnen iſt vergeblich. Heine's politiſche Satiren ſind darum gut, weil jetzt Stoff zur Satire vorhanden und er witzig genug iſt, ihn zu benutzen. Zur Freiheit, die nicht exiſtirt, kann man ſich nur ironiſch verhalten, wenigſtens ſo lange es klar am Tage liegt, daß niemand ſich bei ihrer Realiſirung die Finger verbrennen will. Heine hat eine Menge hübſche Satiren gemacht und eine Menge in Petto. Er muß mit dieſem Genre jetzt nothwendig noch einmal in Schwung kommen. Dieſe Zeit iſt wieder ſein. Er iſt einer, der jetzt dichten kann. Er hat keinen Enthuſiasmus und er braucht ihn ſo wenig zu ſeinen Witzen, als Ihr zu ſeiner Lectüre. Freilich wenn die Witze an der Tagesordnung ſind, ſo iſt die Freiheit herunter, ſo iſt der Welt die Poeſie über die Ohren gezogen und eine Schellenkappe daraus gemacht; die Exiſtenz des Charivari beweiſ't die Verunglückung der Julirevolution. Aber wollt Ihr nun auch den Charivari nicht? Wollt Ihr Eure nackte, bewußt- und witzloſe

Miſere? Uebrigens iſt Heine nicht ohne Sympathie. Lies ſein Lied: „Die armen Weber“; und Du wirſt ſehn, daß ſelbſt die Verwerfung der Deviſe des Freiheitskriegs einen ſehr poſitiven, einen ſehr tragiſchen Inhalt gewinnt. Du meinſt, das wäre wieder frevelhaft? Umgekehrt, dieſe Deviſe iſt ein Frevel an der Menſchheit, mit ihr wurde ſie um ihre Befreiung geprellt; nur mit der Auslöſchung dieſes Fleckens kann die deutſche Sonne wieder hell werden.

Aber ich vergeſſe, daß man Euch, und vollends wenn Ihr in Karlsbad ſeid, dergleichen zu denken und zu leſen verbietet; noch mehr, ich vergeſſe, daß Ihr dies nicht übel nehmt. Ihr findet keinen Schimpf darin, Ihr, ſo erwachſen Ihr ſeid, wenn man Euch offen ſagt: „ich will, daß Ihr darüber im Dunkeln bleibt oder gar von der guten Preſſe getäuſcht werdet.“ Ich könnte Euch zurufen: Wie unwürdig! Und wäre es eine Inſel in der Südſee, die keinen Gedanken, ja keine Pflanze zur Welt brächte, man müßte es übel nehmen, ſie nicht entdecken zu dürfen! Ach, es wird ſobald kein Zuruf fruchten! — Dennoch ſind unſre Geſchicke nicht ſo getrennt. Was werden ſoll das fügt ſich. Alſo auf Wiederſehn in Deutſchland, ſo oder ſo!

> Ja, Gedanken haben Flügel,
> Schweben luſtig her und hin ꝛc. —

Du kennſt das Lied. — Es iſt jetzt nicht mehr nöthig, daß ſie in London, ſie können auch in Paris zur Welt kommen; viele ſind ſchon geboren und wollen nur überſetzt ſein; andere liegen noch ungezeugt in der Luft; ein Glücklicher kann ſie einathmen und ſpäter vielleicht auch in Deutſchland zum Vorſchein bringen; drucken kann er ſie nur in den Ländern, welche ihre Revolution gemacht haben.

Dein
Arnold Ruge.

6.

An den Telegraphen in Hamburg.

Ueber die neueſte deutſche Poeſie.

Exiſtirt Heine, wirklich wieder? Die Gefahr wider den Willen Viſchers und Gervinus', zweier Profeſſoren, welche Thaten verlangen, Gedichte herauszuben, mußte ihm bekannt ſein. Man erfährt in Paris

Alles, ſogar was Einem bevorſteht, man ſieht die Gefahr immer vor Augen, und ſo wird man denn zur Tapferkeit gezwungen, wenn man irgendwie zu exiſtiren hat. Ja, Heine iſt wieder da. Allerdings war er vor Kurzem noch „ein Verſtorbener“, er ruhte in Gott, oder vielmehr im Faubourg-Poiſſonnière; — wie hübſch hätte ſich der Titel ausgenommen: „Gedichte eines Wiedergebornen!“ — Nun beweiſ't Viſcher ſo eben, daß Perey und Gervinus ganz recht haben, wenn ſie heut zu Tage „lieber zwei Kätzlein wären, und Miau ſchrieen, als dichteten“, und unterdeſſen trifft Heinen das Unglück, ſeine ironiſchen Leichentücher auseinander zu ſchlagen, an der Hand des neuen Weltgeiſtes, der den Menſchen in allem Ernſt erlöſen will, aus dem Grabe hervorzugehn und bei Campe in Hamburg mit einem Bande „neue Gedichte“ und einer Separatausgabe von „Deutſchland, ein Wintermärchen“, zu erſcheinen. „Hat er damit ſeine Exiſtenz bewieſen?“ fragt Gervinus, „weder die Heidelberger, noch die Göttinger Bibliothek wird ihn anſchaffen.“ — „Und wenn er“, fährt Viſcher fort, „ſeine Exiſtenz bewieſen hätte, dadurch, daß er exiſtirt, und ich glaube, ſelbſt Strauß wird keinen andem Beweis verlangen; iſt jetzt ein Dichter möglich, jetzt, wo jeder, ſelbſt die Könige und die Profeſſoren, Form haben?" Und grollend ſtürzt er ihn wieder zu den Todten und ruft ihm nach: „Auch Mörike mußte ſterben, und war mehr als Du!" Ja, wenn das Publicum zehntauſend Wintermärchen vergriffe; „was!" würden die Profeſſoren rufen, „die Maſſe ſoll urtheilen, zehntauſend competente Kunſtrichter wollt ihr einſetzen? Welch ein Jacobinerunſinn! Es giebt höchſtens Einen in jedem Jahrhundert, im vorigen war es Leſſing in Wolfenbüttel, jetzt iſt es Viſcher in Schwaben. Allerdings konnte vor einigen Jahren auch von Gruppe in Berlin die Rede ſein; Gruppe iſt aber jetzt für die Regierung und mit äußeren Dingen beſchäftigt, beide „„dichten auch ſelbſt nicht mehr, ſie ziehen das Miauen vor"" und thun, wie Percy, politiſche Thaten. Nur Viſcher alſo kann ſagen, was daran iſt." Gut, mag er ſich ausſprechen. Mein Schickſal reißt mich hin. Ich ſympathiſire nicht mit Percy, der die Katzenmuſik für eine Strafe des Muſikanten, nicht für eine Züchtigung deſſen hält, dem ſie dargebracht wird. Richtig verſtanden iſt die Katzenmuſik allerdings an der Zeit ich unterſcheide mich aber vorzüglich darin von Gervinus, Percy und Viſcher, daß ich die Katzenmuſik für culturfähig, ja ſogar für eine Dichtungsart halte. Armer Percy, du entrinnſt dem Apollo nicht. Du hätteſt noch in ein andres Genus übergehen müſſen, miau'n iſt immer noch eine Darſtellung Deines Innern, und ſo bleibſt Du, und die Dir nachmiau'n immer noch Dichter — ob ſchlechte oder gute, wer ſoll darüber entſcheiden, wenn Viſcher darüber ſchweigt? Und Viſcher ſchweigt über die ſchlechten Dichter, denn er denkt, ſchlechte Dichter ſind keine Dichter. So verwickelt ſich gleich die einfachſte Sache, wenn man ſich mit der deutſchen Gelehrſamkeit einläßt! Doch laßt einmal ſehen! Hat Klopſtock, hat Leſſing, hat Herder, hat Göckingk, hat Bürger nicht ſchlechte Gedichte verfaßt? Hat Göthe nicht die Geſchwiſter, den Bürgergeneral, den Groß-Cophtha, den zweiten Theil von Fauſt, die Wanderjahre, den Champagner Feldzug gemacht? — und jetzt, verdammt mir einmal dieſe Männer, die Dichter! ſtreicht ſie mir, wenn ihr könnt, aus dem Codex poetarum, und wenn Gervinus, dieſer ehrwürdige podex poeseos teutonicae, der all ihre gräulichen Jahrhunderte abgeſeſſen, immer noch viel genug bleibt, wollt ihr mir damit etwas beweiſen? Jedenfalls habe ich alſo jetzt die Frage ſehr vereinfacht. Gebt Acht! wenn das Unglück will, daß wieder einmal ein Dichter exiſtirt und geleſen wird, ſo frag' ich nicht mehr, iſt jetzt einer möglich, ſondern iſt dieſer wirkliche Dichter ein guter oder ein ſchlechter.

Heine's neueſte Satiren ſind meiſt gelungen und das ſeine Genre iſt klaſſiſch, die Greeſie dagegen und die directen Trümpfe, z. B. der X iſt ein „deutſcher Lump“, ſind ſchlechter Geſchmack, der Witz iſt Poeſie, und ſein Princip, das ihm jetzt erſt ſelbſt vollkommen klar geworden, iſt ſo poſitiv, als die Menſchheit ſelbſt. Das Menſchliche, was ihm dabei begegnet, die poetiſche Eitelkeit und der — „kluge Egoismus“ ſind uns bekannt. Heine hatte immer einen humanen Inſtinkt. Man wende ſeinen Spott nicht ein, es iſt des Skandals genug, wenn man das Menſchliche in jedem Sinne hervorhebt, und für unſern Ironiker gab es allerdings eine Zeit, wo er dem Menſchen zu wenig und dem Schwein im Menſchen zu viel zutraute. Etwas von dieſem Unglauben hängt ihm noch immer an. Er hat ſich zwar zu den neuen „Menſchheitsrettern“ geſchlagen, aber die Geſchichte hat ihre Schwierigkeiten, die er nicht verkennt, im „Wintermärchen“ ſpricht er ſich aus. Heine erzählt:

Die Sonne ging auf bei Paderborn,
Mit ſehr verdroſſner Gebehrde.
Sie treibt in der That ein verdrießlich Geſchäft —
Beleuchten die dumme Erde!

Hat ſie die eine Seite erhellt,
Und bringt ſie mit ſtrahlender Eile
Der andern ihr Licht, ſo verdunkelt ſchon
Sich jene mittlerweile.

Der Stein entrollt dem Siſyphus,
Der Danaiden Tonne
Wird nie gefüllt, und den Erdenball
Beleuchtet vergeblich die Sonne! —

Und als der Morgennebel zerrann,
Da ſah ich am Wege ragen,
Im Frührothſcheine, das Bild des Mann’s,
Der an das Kreuz geſchlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der Du die Welt erlöſen gewollt,
Du Narr, Du Menſchheitsretter!

Sie haben Dir übel mitgeſpielt,
Die Herren vom hohen Rathe.

Wer hieß Dich auch reden ſo rückſichtslos
Von der Kirche und vom Staate!

Zu Deinem Malheur war die Buchdruckerei
Noch nicht in jenen Tagen
Erfunden; Du hätteſt geſchrieben ein Buch
Ueber die Himmelsfragen.

Der Cenſor hätte geſtrichen darin,
Was etwa anzüglich auf Erden.
Und liebend bewahrte Dich die Cenſur
Vor dem Gekreuzigtwerden.

Und als ihn ſeine Mutter fragt:

„Mein liebes Kind, wie denkſt Du jetzt?
Treibſt Du noch immer aus Neigung
Die Politik? zu welcher Parthei
Gehörſt Du mit Ueberzeugung?“

da antwortet er ihr und den Partheien, damit ſie wiſſen, wie ſie mit ihm daran ſind:

Die Apfelſinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verſchlucke ich den ſüßen Saft,
Und laſſe die Schalen liegen.

Als Heine zuerſt auftrat, war ſein Geſichtskreis viel enger, als jetzt. Natürlich. Was konnte ein deutſcher Jüngling von 1820 anders bezweifeln, als die Treue der Mädchen? Höchſtens noch die Romantik der deutſchen Freiheit und ihrer Dichter. Allerdings war es gefährlich, die Liebe zu läugnen; aber die Damen leſen nicht alle, und wenn ſie leſen, ſo glauben ſie den gedruckten Blasphemieen weniger, als dem lebendigen Cultus. Sie helfen ſich, wie die andern Götter auch. Dieſe Erfahrung machte Heinen immer kühner, er warf die Götter in ihrem eignen Hauſe zur Thür hinaus; er glaubte mehr an Göthe und Ariſtophanes, als an die Vornehmſten unter den Juden, ſeinen Vorfahren und „Vettern". Er zweifelte an Preußen und glaubte länger als vier Wochen an Frankreich. Sein Zweifel auch an dieſer Realität bereitet ihm ſodann ſeinen Winterſchlaf in Paris. Die dumme Welt dagegen nimmt ihre Hoffnungen ernſt; auch wenn ſie darum betrogen wird. Wir Deutſche hatten es keine Urſache, dennoch trat bei uns eine Zeit des Selbſtvertrauens ein, und wie nahe waren wir daran, den öffentlichen Willen zu einem noblen Entſchluſſe zu bringen. Er beſann ſich auf ſeinen Mai von 1815 und wollte nun in ſeinen alten Tagen die Freiheit heirathen. Schöner Traum! In dieſer Spannung iſt Heine's ehrenrühriger Zweiſel beſiegt. Ein jugendlicher Schwung ergreift die deutſche Poeſie. Im Triumph durchzieht ſie, mit der rothen Mütze geſchmückt, das alte ehrbare Deutſchland, es entſteht eine ganz neue Gattung, die Oppoſition verkauft ihr Leder und wird Poeſie, — Poeſie in einem Jüngling ohne Fehl und Tadel; dem Tyrtäus unſrer deutſchen Wolkenſchlacht. Die poetiſche Gemüthsbewegung ſteigerte ſich zu einer bedeutenden Höhe und Kraft, doch eben ſo ſchnell, ja noch viel ſchneller, als es geſtiegen war, fiel das Freiheitsthermometer. Die ganze deutſche Preſſe war plötzlich von ihrem Enthuſiasmus bekehrt, als die Polizei ſich gegen ihn erhob. Es iſt verdrießlich, aber es iſt wahr, die Freiheit, die nicht bis in die unterſte Proſa des Lebens hinabſteigt, bleibt nur Poeſie. War die Oppoſition des Philiſters nicht ſehr verfänglich, ſo war es die luſtige Form der Poeſie noch weniger. Als es ſich nun aber darum handelte, die Poeſie, den neuen „Menſchheitserretter“, zu faſſen, da zeigte ſich die Schwierigkeit. Wie kommt man der Poeſie bei? Kann man ſie mit dem Dichter über die Grenze bringen? Viel beſſer war ihr Stachel im Lande ſelbſt gebrochen worden. Durch den allgemeinen Beifall, durch Audienz und Feierlichkeit hatte ſie ihren revolutionären Charakter eingebüßt — es war des Guten zu viel geworden —, jetzt gewann ſie ihn wieder. Nur war es freilich klar, daß die alte Zuverſicht, die alle Herzen im Fluge gewonnen hatte, nach dieſem Sturz in die Proſa verſchwinden mußte. In dieſer Lage — die gemeine Wirklichkeit hat auch das Gebiet der Geſchichte überſchwemmt und zu dem Privatmenſchen konnte man ohne die tödtlichſte Langeweile nicht zurückkehren; — was bleibt dem Dichter übrig, wenn er nicht elegiſch, wie Jeremias, ſich an die Waſſerbäche Babylons ſetzen und vergebliche Thränen in den Strom ſchütten will, was anders, wenn er noch kämpfen will, als die Katzenmuſik der Satire?

Heine hat geſchwankt, ſich mehr als beiläufig einzulaſſen, ſo nah ihm der Lorbeer hing, denn ſeinen Beruf zur Komödie kennt er. Aber er hatte ein Vorurtheil. Er dachte, „man dürfe nichts ausrichten wollen". Hätte Einer wirklich Berangers Lorbeern in Deutſchland errungen, er würde ſchmerzlich bekehrt worden ſein; jetzt hat er ſich wenigſtens zum Ariſtophanes verſtanden; richtiger wäre es aber allerdings, auch klüger wäre es geweſen, wenn die Tendenz, ſowohl unſer Ariſtophanes zu ſein, als mit Ariſtophanes die totale Perſiflage zu entſchuldigen, weggeblieben wäre. Der Witz rechtfertigt ſich immer durch ſich ſelbſt, er hat nie, auch im Scherze nicht, die Schwachheit, Autoritäten zu citiren, und die Tendenz, die der ganze Menſch und eine ganze Zeit iſt, nur dieſe rechtfertigt einen Dichter. Gelingt es ihm, dieſe Richtung zu treffen, ſo wird er ſelbſt mit ſchlechten Producten gute Erfolge haben.

Wäre Göthe's Zeit nicht auf die Humaniſirung des Philiſters, auf die Emancipation des geſelligen, gelehrten, gebildeten Privatmenſchen gerichtet geweſen, ſeine Poeſie wäre nicht gerechtfertigt, nicht verſtanden, nicht einmal geduldet worden; Puſtkuchen und die weſtphäliſchen Eichelſchriften hätten geſiegt. Und jetzt, wie ſollte ſich die Komödie verſtändlich machen, und wie den Sieg gewinnen, wenn nicht alle die hohlen Exiſtenzen, die uns in den Weg gerückt werden, jeden Menſchen von einiger Einſicht zum Satiriker machten?

Man hat die deutſche Flotte, den Kölner Dom, die Conſtitution, die Preßfreiheit, den liberalen König, den erwachenden Michel und eine Menge anderer

Probleme der deutſchen Politik beſungen. Die Gedichte fanden Beifall, ſogar die des kosmopolitiſchen Nachtwächters. Aber welches war die einzig reelle Löſung aller dieſer Probleme? Heine's Lied an den Nachtwächter enthält ſie, es iſt — die ironiſche. Die Probleme ſind ſelbſt Ironie. Der Dichter thut weiter nichts, als daß er die Wirklichkeit treu wieder giebt, und was dahinter ſteckt, hervorhebt.

Dieſe Löſung der deutſchen Qual iſt einzuſehen (ſie iſt verſtändlicher, als es z. B. „die Poſaune des jüngſten Gerichts“ gegen Hegel werden konnte), ſie war daher ſehr bald in Jedermanns Munde, ſie war ſo einfach, daß man ſich wunderte, den Columbus, der ſie entdeckte, nicht ſelbſt geſpielt zu haben. Das Gedicht gewann alle Welt, verſteht ſich, immer mit Ausnahme derer, die, wie Talleyrand zu ſeiner Zeit, die Ironie als Monopol haben und das wahre Verſtändniß der Dinge nicht vor dem Schluß der Börſe auskommen laſſen möchten. Und wirklich gehört dieſe kleine Satire, die in den „neuen Gedichten“ zuerſt vollſtändig mitgetheilt wird, wegen ihrer klaſſiſchen Reinheit von allem direkten Exceß, zu den vollendeten ihrer Art, und die Art — ſo die nationalen Probleme zu löſen — iſt neu. Sie machte darum ſo viel Eindruck. „Immer wollen die Menſchen die neueſten Dichtungen hören.“ Neue Dichtungen erweitern ihren Geſichtskreis. Die epigrammatiſche Form, die in dem Nachtwächterliede ganz ſo, wie in Heine's frühern Witzgedichten herrſcht, iſt in dem „Wintermärchen“ zu einer totalen Ironie erweitert.

Heine's Ironie hat ſich nicht geändert, ſie iſt die totale, die abſolute Kritik, nur ihren Gegenſtand nimmt ſie in eine andere Sphäre, als früher, und die Monotonie ihrer Form hat ſie durch eine ſcheinbare Harmloſigkeit und durch die allergrößte, faſt proſaiſche Leichtigkeit des Verſes erſetzt. Heine hatte immer das Princip, ſeine Verſe nicht zu zwingen; hier läßt er ſie nun vollends machen, was ſie wollen.

Die abſolute Kritik in der Poeſie iſt die abſolute Komödie, die Komödirung von Allem. Die gewiſſenloſe Dialektik, auch eine Gabe unſrer liebenswürdigen Zeit, iſt nirgends berechtigt, als in der Komödie, der man es mit Freuden zugeſteht, daß ſie keinen andern Zweck hat, als ihren Witz, wenn ſie dieſen nur weder verfehlt, noch verdirbt.

Heine unterſcheidet ſich eben dadurch von den übrigen politiſchen Dichtern, daß ſie ihren Witz in den Dienſt einer beſtimmten Richtung geben, er aber in ſeiner Komödie keinen Glauben und keine Treue hat. Bei alledem iſt Heine außer ſeiner Komödie nicht principlos, und ſeine Komödie ſelbſt iſt, wie alle Komödie, revolutionär. Der alte Barbaroſſa wirft ihm das auch vor.

Heine verhält ſich zu den jetzigen Göttern, wie Ariſtophanes zu den alten. Schon in ſeiner frühern Periode war er frei von aller Mythologie; er hat den Göthiſchen Menſchen der romantiſchen Reaction nicht geopfert, er opfert ſchon damals nur dem irdiſchen Gott. Wir erinnern uns hier des ſuperioren Witzes, mit dem er aus Italien wieder nach Oeſtreich kommt:

> Schöner Süden, wie verehr' ich
> Deinen Himmel, deine Götter,
> Seit ich dieſen Menſchenkehricht
> Wiederſeh' und dieſes Wetter!

Leider verlor er ſpäter den Menſchen und ſeine Herrlichkeit ſo ſehr aus den Augen, daß er auch die Götter des ſchönen Südens nur noch nominell verehrte. Es iſt durchaus nicht zweifelhaft, daß er ſich über den letzten Grund und die poſitive Berechtigung einer *Ironie gegen Alles* lange nicht klar wurde. Erſt die Vermenſchlichung der deutſchen Philoſophie, die er verſteht, gewinnt ſeine volle Sympathie, während er der Hegelſchen Philoſophie und den Urwäldern ihrer Dialektik, wo er ſich nicht durchfinden konnte, nur mit Mißtrauen anhing.

Wie Ariſtophanes in ſeinen Parabaſen zum Publicum herabſteigt und Parthei ergreift, ſo thut er es in ſeiner Vorrede. Er antwortet den Nationalen, die ihm Verrath am Vaterlande und dergleichen Kataſterkategorieen an den Kopf werfen: „Pflanzt die ſchwarzrothgoldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur *Standarte des freien Menſchenthums*, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben.“ Dies iſt doch in thesi ganz vortrefflich! Ferner: „Elſaß und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie Ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich, wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, *aber dem Magen der großen Menge noch*

Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſäſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und deſſen verhöhnten Genius (?) die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſre großen Meiſter geſungen und geſagt, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht blos Elſaß und Lothringen, ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt, — die ganze Welt wird deutſch werden!" — Wenn, ja wenn! —

Die Philoſophie kennt das ganze Gewicht aller der Wenns und Abers, weil ſie ſelbſt weder deutſch iſt, noch ein Gewicht darauf legt, es zu werden, das Deutſchthum iſt ohne Weiteres der Ironie preiszugeben; Heine's Intereſſe für die Vermenſchlichung der Welt iſt aber darum nicht zu bezweifeln, in dieſem Intereſſe findet er ſich ſelbſt verjüngt und entſpricht einer Hoffnung und einem Bedürfniſſe unſerer Zeit — dem Bedürfniſſe der totalen Befreiung von allen Illuſionen unſrer heuchleriſchen Welt. Heine fand die Demagogie dumm, er findet den Humanismus wahr; und er iſt inſofern Philoſoph, als er die Sprödigkeit der Wirklichkeit, die er ironiſirt, nicht gegen die Wahrheit des Princips kehrt, in deſſen Namen einzig und allein die Komödie gemacht werden kann, denn ſelbſt der Witz, ihr einziger Zweck, hat immer zur Vorausſetzung — den wahren, vernünftigen Menſchen.

Auf deutſche Zuſtände iſt die Anwendung der geraden Vernunft natürlich von der ſchlagendſten Wirkung, ſo die Unterredung mit den Hamburgern und die Ermahnung, welche die Hammonia an den Dichter ergehen läßt:

Ja, daß es uns früher ſo ſchrecklich ging
In Deutſchland, iſt Uebertreibung:
Man konnte entrinnen der Knechtſchaft, wie einſt
In Rom, durch Selbſtentleibung.

Gedankenfreiheit genoß das Volk,
Sie war für die großen Maſſen,
Beſchränkung traf nur die g'ringe Zahl
Derjen'gen, die drucken laſſen.

Bleib bei uns in Deutſchland, es wird dir hier
Jetzt beſſer, als eh'mals munden;
Wir ſchreiten fort, du haſt gewiß
Den Fortſchritt ſelbſt gefunden.

Aber daß alle Ironie nichts hilft, verſteht ſich von ſelbſt; ſonſt bliebe der Kölner Dombau gleich wieder liegen, und Schelling ginge zurück nach München.

Heine fährt durch den Teutoburger Wald. Hier überlegt er, was aus uns geworden wäre, wenn Herrmann die Schlacht verloren hätte.

In unſerm Vaterland herrſchten jetzt
Nur römiſche Sprache und Sitten,
Veſtalen gäb' es in München ſogar,
Die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengſtenberg wär' ein Haruſpex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochſen. Neander wär' ein Augur,
Und ſchaute nach Vogelſchwärmen.

Der Schelling wär' ganz ein Seneca,
Und käm' in ſolchem Conflict um;
Zu unſerm Cornelius ſagten wir:
Cacatum non est pictum.

Da ihn, den Dichter, ſeine Reiſe nicht in die goldne Aue führt, ſo träumt er ſich dorthin. Wie konnte er auch von Deutſchland reden, ohne auf den Kiffhäuſer und den Kaiſer Rothbart zu kommen! Die Sache nimmt einen ſo ernſthaften Anfang, daß man faſt für die Komödie fürchtet.

Aber es wendet ſich Alles zum Guten. Er geht mit dem Kaiſer durch ſeine Waffenſäle umher, und dieſer fragt ihn nach Neuigkeiten.

Er hatte ſeit dem ſiebenjährigen Krieg
Kein Sterbenswort erfahren.

Er frug nach Moſes Mendelsſohn,
Nach der Karſchin, mit Intereſſe
Frug er nach der Gräfin Dubarry,
Des fünfzehnten Ludwigs Maitreſſe.

O Kaiſer, rief ich, wie biſt Du zurück!
Der Moſes iſt lange geſtorben,

— — — — — — —

Die alte Karſchin iſt gleichfalls todt,
Auch die Tochter iſt todt, die Klenke;
Helmine Chezy, die Enkelin,
Iſt noch am Leben, ich denke.

Nun erzählt er ihm weiter, wie die Dubarry guillotinirt wäre und Ludwig der Sechszehnte desgleichen. Rothbart erkundigt ſich ganz betroffen, was das ſei, guillotiniren. Heine erklärt ihm die ganze Mord-Maſchine.

Dann fährt der Kaiſer Heinen an. Dieſer wird nun auch hitzig.

Es giebt nichts, das heiterer und liebenswürdiger verliefe, als dieſe Vermenſchlichung der alten Kiffhäuſer Schnurre. Wäre es doch eben ſo leicht, ganz Altdeutſchland zu humaniſiren! Allerdings, wer leicht anfaßt, hebt auch leicht; und die Alles enthüllende altende Zeit wird noch manches neue Sommer- und Wintermärchen ans Licht bringen müſſen, ehe die alten Märchen weichen.

7.

An einen Leipziger Patrioten.

Paris, den 18. October 1844.

Lieber Freund, Sie ſchreiben mir: „Knüpfen Sie mit dem Vaterlande wieder an, laſſen Sie Ihre nächſte Schrift die Brücke ſein zu dem Herzen Ihrer alten Freunde, theilen Sie mit uns die Schmerzensſtunden unſerer Verirrungen, unſers Kampfes; aber den Muth nicht verloren, Deutſchland ſchreitet mehr als jemals vorwärts!“

Alſo auch Sie ſind noch vaterländiſch? Auch Sie ſtecken noch im altdeutſchen Fegefeuer des Volksthums, und mich denken Sie ſich in der Hölle von Paris, ſo ungefähr als einen Ueberläufer in Kriegszeiten? Auch Sie denken noch, daß an der Pleiße ganz andere Kämpfe beſtanden werden, als an der Seine, und plötzlich haben Sie es vergeſſen, daß wir 1840 in Leipzig der Frankfurter Poſt entgegen gingen, um zu hören, wie unſer Schickſal in Paris ſich gewendet? Vielleicht denken Sie an das Wort im Tell: „An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an ꝛc.“, aber Sie vergeſſen, daß im Tell das Vaterland die Freiheit iſt, die Freiheit von Habsburg, die Parthei der Schweizer Revolution. Doch wir wollen ſchon in's Klare kommen. Und wenn ich allerdings nicht den Muth habe, alle deutſchen Mohren weiß zu waſchen, dieſe bürgerlichen Mohren, die es nur dem Adel zu erlauben ſcheinen, in Paris zu wohnen, ſo habe ich doch den Muth, zu hoffen, daß der officielle Patriotismus nicht im Stande ſein wird, über die unpatriotiſche Freiheit zu triumphiren. Daß es ſich darum auch jetzt wieder handelt, ſeien Sie überzeugt. Alexander triumphirte mit dem Griechenthume über die griechiſchen Republiken, Napoleon mit dem Franzoſenthume über die Revolution, und als das Deutſchthum ſich vollends dazu geſellte, da war auch Napoleon noch ein Jacobiner und ein Thronräuber, gegen alle Familienpacte. Aber von allen Beiſpielen, wie gefährlich es iſt, das Vaterland in Bauſch und Bogen zur Fahne zu machen, iſt der Freiheitskrieg das ſchlagendſte. Man muß im Vaterlande die Wahl ſeiner Sympathieen haben, und lägen ſie auch jenſeits der Grenzen. Wäre alſo das Vaterland, der alte deutſche Michel in Perſon, mit mir über den Fuß geſpannt, ich wüßte nicht, wie ich mit ihm „wieder anknüpfen“ ſollte, während ich mit meiner Parthei, den Humaniſten im Schooße des Vaterlandes, nicht erſt wieder anzuknüpfen brauche, denn ich habe nicht mit ihnen gebrochen. Perſonen müſſen ſich in einander finden, wenn ſie auskommen wollen; Principien können nicht capituliren. Die Nationalen proclamiren die Ratten in Bauſch und Bogen, der Humanismus dagegen, der den Menſchen in der ganzen ſittlichen Welt zum Princip und ſeine Verwirklichung zur Herzensſache macht, iſt ein Princip, welches dieſe Vaterlandsſöhne nicht aufkommen laſſen können, ohne zu Grunde zu gehen. Umgekehrt geht die Freiheit zu Grunde, ſobald man den Deutſchen loben muß, weil er ein Deutſcher iſt. Hätte ich alſo wirklich das Herz meiner Freunde verloren, weil ich nach wie vor gegen die Deutſchen, die keine Menſchen ſind, geredet, weil ich aus Theilnahme für das wahre Deutſchland das verkehrte angegriffen, oder weil ich in den Franzoſen die Ergänzung der Deutſchen, und umgekehrt, finde: wären alſo mit einem Wort meine Freunde aus freien Männern verſtockte Patrioten geworden, ſo müßte ich mir ihren Verluſt gefallen laſſen. Das Princip kann man auch ſeinen

Freunden nicht opfern; wer es opfert, wurde nie von ihm geleitet. Was iſt das Princip anders, als die Seele, der Kern, das Herz, das Ich, der urſprüngliche, ſich ſelbſt bewegende Punkt einer Entwickelung? — Der Patriotismus iſt die Seele von 1813. Schon 1820 war ſie ausgehaucht; und die damals zu jung waren, um es zu glauben, wanderten in die Gefängniſſe derer, die nicht ſo „überſpannt‘ waren, die Sterblichkeit dieſer guten Seele zu verkennen. Auch die Seele unſerer Parthei ſucht es dahin zu bringen, die ganze Nation zu bewegen; wenn ſie ſo weit iſt, werden wir Patrioten.

Uebrigens bricht man nicht mit dem Vaterlande, wenn man gegen ſeinen einſtweiligen Zuſtand und gegen den Patriotismus, der in jeder Niederlage einen Sieg erblickt, Oppoſition macht. Im ſchlimmſten Falle wartet man es ab, bis das Vaterland ſich beſinnt und die Oppoſition zur Regierung kommt. Wer das Vaterland quand même zum Princip macht, der hat kein Princip; wer aber gegen eine verkehrte Lebensart in ſeinem Vaterlande zu Felde zieht, ſagt weiter nichts, als daß er die richtige zu Ehren bringen will.

Warum halten Sie mir alſo die alte Gorgonenmaſke des Vaterlandes vor die Augen, während überall in ganz Europa doch nur von der Einen Freiheit, von der Emancipation des Menſchen in jeder Sphäre die Rede iſt? Ich gebe Ihnen nicht Schuld, daß Sie kein Herz für den Menſchen und die Humaniſirung ſeiner Exiſtenz hätten, weil Sie Fourier nicht kennen, weil Sie etwa die Phalanſtères noch nicht einrichten, die Gütergemeinſchaft mit Dezamy und Cabet, die Abſchaffung des Geldes mit Heraz und Weitling noch nicht zugeben wollen — nehmen Sie ſich Bedenkzeit; aber ich gebe Ihnen Schuld, daß Sie mit den Wölfen heulen und jetzt aus dem Vaterlande ein Princip machen, jetzt, wo dies Verfahren reactionär iſt, jetzt, wo Körner, der uns laut in die Ohren ſang, daß es gerettet ſei, ſchon vermodert iſt. Verwechſeln Sie doch 1844 nicht mit 1813, Menzel nicht mit Themiſtokles, und die Deutſche Allgemeine Zeitung nicht mit den Thermopylen. Wann darf das Vaterland zum Princip werden? Wenn es in Gefahr iſt. Wird die Exiſtenz eines Volkes bedroht, ſo muß das Selbſtgefühl dieſes Volks die Seele ſeiner Befreiung werden. Aber eine ſolche Bewegung iſt nicht ſehr fruchtbar, wenn ſie nur zur Behauptung der Exiſtenz, nicht zu dem Zeitalter des Perikles führt. So haben ſich die Deutſchen gegen Napoleon behauptet. Nun exiſtiren ſie ſeit vielen Jahren wieder für ſich, ſie ſind ihre eignen Herren, und wenn einer unter ihnen Herr, der andre Diener iſt, ſo ſind doch Beide Brüder in Teut und gleich vor Gott. Iſt es nun aber wohl in der Ordnung, ſich bei dieſer glorreichen Thatſache zu beruhigen? Entſteht nicht vielmehr die Frage: Ihr, durch das Blut von Hunderttauſenden losgekauft, was abt ihr ſeitdem mit eurer Unabhängigkeit angefangen? Es iſt das Gefährlichſte, was man thun kann, wenn man eine Nation auf den kahlen Gedanken ihrer Exiſtenz ornirt, wenn man ihr die Selbſtſtändigkeit für Freieit und den Unterſchied von andern Nationen für Ehre verkauft; und ganz beſonders für die Deutſchen t dies gefährlich. Ja, wäre es noch der Unterſchied on den Polen, Ruſſen, Türken und dergleichen öſtchem Unweſen! aber der Unterſchied von den freien edlen Völkern des Weſtens, von den Franzoſen naentlich, was iſt das für ein Titel des Selbſtgefühls? ennen Sie das Wort „Vaterland“ mit Vorſicht, ie ſind ein Hannoveraner, und wenn wir Beide eutſche ſind, und ſächſiſche Staatsbürger insbeſondere, wann wird man unſre Anſprüche auf die große deutſche Gemeinde realiſiren, und was können wir dazu thun, die ſächſiſchen Vaterlandsblätter zum deutſchen Moniteur zu erheben? Es liegt eine tiefe Ironie in dem Namen des Deutſchen. Weil es Niemand eigentlich iſt, und keiner ſeine wirkliche Geltung in ihm findet, ſo mag er nun von Teut kommen, nach Luden und dem König Ludwig, oder von Deut, nach Jahn und Jacob Grimm, Beide, der alte Teut und der kleine Deut, ſind nur Phantaſieſtücke („das' iſt keinen Deut werth", heißt ſo viel, als es iſt gar nichts werth). Deutſche hieße alſo ein Volk, das nicht mehr, oder das noch nicht exiſtirt. Nimmt man die Sache ernſthaft, ſo giebt es nichts Hochverrätheriſcheres, als ein reeller Deutſcher ſein zu wollen, der mehr als ein Deut iſt. Ich, meines Orts, habe dieſe Luſt gebüßt. Nehmen Sie ſich in Acht. Man iſt jetzt noch im Unklaren; aber eine Angelegenheit, in die ſchon die Etymologie eines Laien ein ſo furchtbares Licht bringen kann, iſt nicht dazu beſtimmt, ein Myſterium zu bleiben.

Im Ernſt, das Vaterland hat uns geopfert, jetzt wollen wir es ſchlachten und in die Jungmühle thun.

An die Stelle des Vaterlandes gehört die Parthei. Darin hat die Reformation ganz recht, und wenn am Ende die Revolution das Selbſtgefühl der Nationen wieder angeregt hat: ſo iſt es klar, daß wir jetzt wieder zur Reformation kommen, wir ſuchen die wirkliche, irdiſche Erlöſung des Menſchen in allem Volk; des Menſchen Sohn ſoll nirgends eine Waiſe, ſondern überall der gutgezogene und wohlgebildete Sohn der menſchlichen Geſellſchaft ſein. Nicht die Einheit aller möglichen Richtungen, wie ſie eine ganze Nation ausfüllen, ſondern der Sieg einer beſtimmten Richtung über eine andere iſt jetzt wieder unſere Herzensſache. Es giebt keine Nation, die in Maſſe reformatoriſch wäre. Man kann es alſo mit keiner Nation in Maſſe halten. Geſtehen wir uns, daß wir gegen einen freien Franzoſen nicht für einen deutſchen Reactionär Parthei nehmen würden, und umgekehrt, die freien Franzoſen ziehen ihre Pfaffen und Spießbürger keineswegs den deutſchen Progreſſiſten vor. Wer würde mit Hengſtenberg und Haſſenpflug, mit Tholuck und Leo, gegen die Republikaner, oder auch nur gegen die Conſtitutionellen zu Felde ziehn? Wenn ich Bülau's Leipziger Zeitung leſe, was nicht oft geſchieht, ſo fühle ich erſt, wie ſehr ich den National und den Charivari liebe, obgleich ich weder mit dem Patriotiſmus, noch mit der Religioſität, noch mit der Schellenkappe dieſer Oppoſition zufrieden bin. Aber hier iſt doch eine Anknüpfung der Aufklärung möglich. Denn im Grunde wollen ſie jede Emancipation, es kommt nur darauf an, ſie ihnen begreiflich zu machen. Was aber will Bülau, Kolb, was will Rellſtab? Ich glaube ſie wollen nicht einmal die Juden emancipiren, und wenn ſie vollends ſich ſelbſt emancipiren ſollten, ſie würden an der frechen Verletzung aller Geſetze, aller Formen und alles Anſtandes ſterben. Geben Sie mir zu, daß die Sympathieen unſerer freien und unſerer gefeſſelten Landsleute ſich an keine Staats- und Volksgrenzen kehren, ſo will ich Ihnen zugeben, daß auch ohne ausgebildete Partheien ſchon ein Kampf in Deutſchland exiſtirt. Die Partheien ſind dort die ſogenannten Richtungen. Dieſe Richtungen herrſchen nicht; ſie haben Einfluß, ſie dürfen exiſtiren, ſie dürfen eigentlich nicht exiſtiren; ſie dürfen bis auf einen gewiſſen Punkt ſagen, wo ſie hinaus wollen, ſie dürfen eigentlich alles, nur dies nicht ſagen, ſie dürfen viele tauſend Bücher auf die Meſſe ſchicken, aber keines darf den Titel führen: Emancipation aller Richtungen. Denn über allen ſchwebt der oſtenſible Patriotismus mit ſeiner Waffenſtillſtandsfahne. „Schweigt, ihr bringt das Vaterland in Gefahr!“ ruft die bevorzugte Richtung ihren Aſchenbrödelſchweſtern zu, und überall, wo es ihr wirklich gelingt, das Vaterland vorzuſchieben, ſuspendirt ſie die innere Bewegung. Die Fahne der Freiheit iſt die belebende Sonne, ſie erzeugt das Mannigfaltige und bunte Durcheinander; die Fahne des Vaterlandes iſt der Schnee, der Alles gleich und todt macht. Selbſt die franzöſiſche Nation als das einzige Heiligthum der Freiheit hinzuſtellen, iſt eine That der überſichtigen Phantaſie. Nirgends tritt ie Reaction ſchamloſer, roher, impoſanter, augen-älliger, empörender auf, als in den Straßen von aris und in den heſperiſchen Gärten des ſchönen rankreichs; und dennoch, bei allem politiſchen und ligiöſen Rückſchritt ſeit 1830, ſind es immer noch die anzoſen, welche die Revolution vertreten, und bei lem äußern Anſchein der Philiſterei ſind ſie es, die nerlich mit jugendlichem Feuer die Befreiung und rwirklichung der Menſchen fortſetzen. Sie? nein, ht ſie, ſondern ihre Bewegungsparthei. — Die

Frage der totalen Emancipation geht durch alle Völker Europa's. Dieſe Fortſetzung der Revolution muß hie oder da durch einen groſſen Sieg bezeichnet werden. Aber wo? Man könnte ſich leicht verrechnen, wenn man den Ort vorherbeſtimmen wollte; doch liegt die Reformation des ganzen bürgerlichen Lebens denen am nächſten, die an den ſchreiendſten Uebelſtänden leiden, den Engländern. Nirgends haben die Herren mehr Urſache zum Patriotismus und die Sklaven zum Principienkriege, als in Großbrittannien. „Vertheidigt Großbrittannien und Irland", ſagen die Patrioten der Times, des Standard und des Chronicle. „Bringt uns Waffen und laßt uns den Tag der Befreiung begrüſſen", ſagen die Sklaven der grünen und der weißbordigen Inſel. Die Erhaltung des Vaterlandes iſt die Bedingung ſeiner ſelbſtſtändigen Entwickelung; allerdings, aber ſie iſt zugleich die Erhaltung aller Mißbräuche des alten Regiments. Die Schlacht von Jena, wäre ſie gewonnen worden, hätte ſie nicht das alte Preußenthum mit all ſeinen Greueln und Rohheiten bis auf unſere Zeiten propagirt? Die Nationen ſind nicht dazu beſtimmt, ſich abgeſondert zu entwickeln; ihre Befreiung aus dem allgemeinen Fluß der Geſchichte wäre ihre härteſte Sklaverei. So iſt es gegenwärtig nicht zu verkennen, daß England die Revolution und ihre Conſequenzen mit ſeiner hölzernen Mauer nicht für immer von ſich entfernt, im Gegentheil, daß es ſie eben durch ſeine Schiffe, ſeinen Handel und ſeine Induſtrie bei ſich eingeführt hat. Das Pulver liegt da; wer die Lunte heranbringt, das iſt das Geheimniß der Geſchichte. Nirgends aber wird es deutlicher, als in Großbrittannien, wie ſehr das Weſen des Patriotismus mit dem Weſen des Menſchen in Streit geräth. Altengland conſerviren, heißt die Unterdrückung conſerviren, Altengland auflöſen, heißt den Menſchen retten, der überall in England und Irland der Verwahrloſung und dem Untergange aufs Empörendſte preisgegeben iſt. Aber nicht blos in England iſt jetzt für die Mehrzahl das Vaterland des Menſchen ein unbekanntes Utopien, ein verlornes Paradies, das gelobte Land, das wir erſt von den Höhen der franzöſiſchen Revolution in der Ferne ſehn.

So ſieht es jetzt mit dem Patriotismus aus.

Denken Sie darum nicht, daß ich lieber in der Fremde als zu Hauſe, lieber unter unbekannten als unter befreundeten Menſchen wohne. Glücklich wer heimiſch wurde unter wahren Menſchen! Aber iſt dies nun noch die alte Heimath? Wird mit der alten Bedeutung des Vaterlandes, das uns an die Scholle feſſelt und, ohne Unterſchied der Partheien, alle in den Einen großen Hexenkeſſel der Landesgrenzen zuſammenrührt, auch die alte Bedeutung der Heimath, der ſüßen Gewohnheit dieſes beſtimmten Daſeins, des leiſen Gehörs für jeden Ton der Sprache und für jede Stimme der Natur verworfen? Sein Sie unbeſorgt, alle dieſe Genüſſe wird den Liebhabern kein Neid verkürzen. Das Heimweh iſt der Patriotismus des Naturmenſchen, ſein Gefühl iſt ſo berechtigt, als ſeine Exiſtenz, es iſt nichts, als der Text ſeiner Exiſtenz in Muſik geſetzt, eben ſo berechtigt, als das Selbſtgefühl einer Nation, die aus ihrer gewohnten Weiſe aufgeſtört wird. Die Störer, wie die Franzoſen in Spanien und Deutſchland, können ſehr recht haben, eben ſo ſehr, als der Nachtwächter, der uns bei Gelegenheit vor Tage aus dem Schlaf bläſ't; aber der Geſtörte wird immer unbehaglich drein ſchauen. Das Gefühl iſt unwiderleglich und unwiderſtehlich; ſind ſeine Bedingungen, die Bildung und die äußere Lage, gegeben, ſo iſt auch das Gefühl gegeben. Wo es einmal vorhanden iſt, behauptet es ſich der Gewalt und der Vernunft zum Trotze; aber die Bildung, die den Menſchen verändert, revolutionirt auch ſeine Gefühle, und ſo bedauernswürdig ein Menſch wäre, der mit ſeinen geſelligen Gefühlen ſich nicht über das Heimweh erhöbe, ſo verächtlich wäre eine Nation, die mit ihrem Freiheits- und Selbſtgefühl nicht über den Patriotismus hinauskäme. Das einzig richtige Selbſtgefühl einer Nation iſt das Bewußtſein, daß ſie eine humane Nation iſt, und ihr Streben gegen fremde Nationen wird dann immer darauf hinauslaufen, ſich in der Humanität mit ihnen zu vereinigen.

Wo alſo iſt das Vaterland zu ſuchen? In der Gemeinſchaft freier Menſchen. Wo die Heimath? In der Parthei, deren Princip uns belebt.

Die Heimath des Menſchen iſt nicht Berg und Thal. Den Menſchen erzeugt und ihn befriedigt nur die wirklich menſchliche Geſellſchaft, dieſe zweite Welt, dieſe Natur in der Natur. Das Heimweh des Gebildeten iſt darum ein anderes, als das des Schweizers nach ſeinen Bergen und Kühen. Wäre der freie Menſch in der ſchönſten Villa des Pauſilipp geboren, ſie würde ihn nicht feſſeln, wenn nur im öden Sande der Mark, oder unter dem grauen Himmel von London und Paris die Freiheit und eine Gemeinſchaft gleichgeſinnter Menſchen zu finden wäre.

Was mich betrifft, ſo wiſſen Sie, ich bin kein Neapolitaner, ich habe meine Freunde mit meiner Ortveränderung nicht beleidigen wollen. Sie können keinen Verrath darin ſehen, weder an ihnen, noch an der Freiheit, daß ich den Plan faßte, durch eine literariſche Verbindung mit Frankreich den Geſichtskreis der deutſchen literariſchen und politiſchen Welt zu erweitern. Nichts deſtoweniger mißbilligen einige unter ihnen „die Abſtraction vom Vaterlande“, „die Flucht vor den deutſchen Kämpfen“ — als wenn man nicht ſelbſt in China und Aegypten für Deutſchland kämpfen könnte! — Eben ſo wenig, wie es ein Vorwurf iſt, daß ein Deutſcher in Deutſchland bleibt, eben ſo wenig iſt es ein Unrecht, wenn er nach Frankreich geht, und vollends nach Paris, wo die Adern der ganzen civiliſirten Welt in einem großen Pulsſchlage zuſammenfließen.

Schon durch das Studium dieſer neuen Welt gewinnen die Deutſchen, die den Plan ergriffen und die fähig ſind, etwas für ſeine Ausführung zu thun; und wenn die Form, in der dieſe Studien benutzt werden mögen, zum Theil noch problematiſch iſt, ſo bleibt der Plan darum nicht minder richtig. Eine deutſche Büchermeſſe wird Paris nicht haben: was hier gedruckt wird, hat in Deutſchland immer eine Schwierigkeit des Umlaufs zu überwinden, die ſtörend iſt; dennoch darf es nur eine nothwendige Schrift ſein, dennoch darf es nur als vollendetes Kunſtwerk erſcheinen, und es wird ſeinen Weg machen, wie das centralſte Leipziger Buch.

Paris gehört der Welt. Die Form ſeines Lebens hat eine Macht der Befreiung, die jeder bildungsfähige Menſch wohlthätig empfinden muß. Der humane Inſtinkt giebt dem Pariſer vieles von ſelbſt, was die Menſchen der Provinz und der Fremde ſich nur mit großer Mühe aneignen. Ueber Religion, Philoſophie und Leben finden Sie hier Uebereinſtimmung mit Männern, denen die deutſche Arbeit in dieſen Fragen ganz fremd iſt. Das Leben hat ſie befreit. Diejenige Gründlichkeit, die alle ihre Studien im Schiffsbauch des Buches mit ſich führt, verſteht man hier nicht mehr; und iſt es nicht richtig? müſſen nicht zuletzt die gründlichſten Denker den leichteſten Weg zum Verſtändniß der Menſchen ſuchen, um die Welt bis auf den Grund zu bewegen? Hören Sie einen Vortrag von Arago, leſen Sie eine Belehrung von ihm über was Sie wollen; und Sie werden wiſſen, was ich meine. Die deutſchen Wagner und Kärner werden aber nicht ſagen wollen, daß darum ihr Meiſter in Paris ſeine Sache nicht verſteht.

Wer viel Ballaſt und viele Illuſionen los ſein will, wer liebenswürdige, wahrhaft humane Geſtalten zu achten weiß, wen die Bewegung der Weltverhältniſſe und das raſche Leben einer gewaltigen Kraftverdichtung anzieht, wen die ſeltenen Documente einer großen Vergangenheit und die merkwürdigen Keime eines neuen Lebens mitten in dem alten Geſellſchaftskörper intereſſiren, der wird Paris nie ausſtudiren und es ſicher, wenn die Pflicht ihn fortzieht, nicht ohne Bedauern verlaſſen, ein Heimweh, das keine Beleidigung für irgend einen Ort enthält, denn es giebt keinen, der mit Paris rivaliſiren könnte.

Sein Sie patriotiſch für Leipzig und Dresden, wie ich es auch bin, aber ſein Sie nicht patriotiſch gegen Paris.

Der Patriotismus.

Wer iſt noch patriotiſch?

Die Reaction.

Wer iſt es nicht mehr?

Die Freiheit.

Motto.

Nations, mot pompeux pour dire barbarie,
L'amour s'arrête t il où s'arrêtent vos pas?
Dechirez ces drapeaux! une autre voix vous crie:
L'égoisme et la haine ont seuls une Patrie;
La Fraternité n'en a pas.

Lamartine.

Inhalt.

Vorwort.

1. Befreundung der Deutſchen und Franzoſen.
2. Beſtehende Freundſchaft.
3. Unterſchied der geiſtigen Vermittlung und der reactionären Verbindung.
4. Einheit der Völker in ihrem wahren Intereſſe.
5. Das Weſen der Vaterlandsliebe und des Patriotismus.
6. Die Volkseigenthümlichkeit.
7. Freiheit. Kriterium der Eigenthümlichkeit.
8. Die Unabhängigkeit des Volks.
9. Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit ſind rohe Namen der Freiheit.
10. Der wahre Grund des Selbſtgefühls.
11. Auflöſung der Revolution in die Reform der bürgerlichen Geſellſchaft.
12. Erſt die totale Befreiung der Menſchen iſt auch die Aufhebung der Religion.
13. Patriotismus und Humanismus.
14. Der Patriotismus und die Parthei.
15. Der Patriotismus iſt eine Form der Religion.
16. Menſchenopfer und Arbeit. Cultus und Cultur.
17. Das Militär als Prieſter und Opfer.

18. Bürgermilitär und zur Landwehr conſtituirter Patriotiſmus.
19. Preußiſcher und deutſcher Patriotiſmus.
20. Die patriotiſchen Epigonen und ihre Doctrin.
21. Die Patrioten als conſtituirte Reaction.
22. Die Confuſion des Schweizer Nationaliſmus.
23. Die Einfalt des deutſchen Patriotiſmus.
24. Der Patriotiſmus der drei freiſten Völker.
25. Der Patriotiſmus der Engländer.
26. Der nordamerikaniſche Patriotiſmus.
27. Der franzöſiſche Patriotiſmus.
28. Schluß.

Vorwort.

Seit der franzöſiſchen Revolution läuft die Geſchichte nun über ein halbes Jahrhundert, und wir haben es nur wieder dahin gebracht, daß faſt überall die Freiheit Hochverrath und die Wahrheit Ketzerei iſt. Die Welt muß die Freiheit gegen die Herren und die Wahrheit gegen die Unwiſſenden wieder zu Ehren bringen.

Wird ſie es vermögen? Wer ſollte nicht zweifelhaft werden in Zeiten, wie die unſrigen? Aber die Menſchheit hat ſchon genug geleiſtet, um unſer Zutrauen zu verdienen. Was jetzt unmöglich ſcheint, ein Reich freigebildeter, unbeherrſcht lebender Menſchen, war einſt wirklich, und die damalige Wirklichkeit beherrſcht die jetzige, ſie hat in jedem edlen Herzen ihre Wohnung, in jedem denkenden Kopfe ihren Anhänger. Oder gab es für die Menſchheit eine andere Zeit der

Größe, der Schönheit, des geiſtigen Aufſchwungs, als die Zeit der Republik? Sind die wenigen Jahrhunderte der griechiſchen und römiſchen, ſind die wenigen Jahre der franzöſiſchen Republik nicht mehr werth, als die ganze übrige Geſchichte? Sie ſind die Zeiten wirklicher Menſchen und beweiſen dem gemeinen Troß, daß nur in ſeinen Schädeln, allerdings einer verdrießlichen Realität, das Utopien der Freiheit und Wahrheit liegt.

Das trübe Land und das wüſte Volk der Germanen hat ein Jahrtauſend Zeit gebraucht, um ſich einigermaßen, wenn nicht politiſch, doch religiös aufzuklären. Die Griechen in beiden Sphären zu erreichen, dahin haben ſie noch weit, und wenn Göthe die Romantik los iſt, ſo verehren ihn viele Tauſende, die es nicht merken. Noch hat kein deutſcher Dichter Göthe's religionsfreie Humanität wieder erreicht, ein ſicheres Zeichen, wie weit wir ſeit funfzig Jahren — gekommen ſind. Es iſt ſehr natürlich. Die Religion iſt die Philoſophie des unverſöhnten, des unterdrückten, des unglücklichen, des ungebildeten, des verzweifelnden Menſchen. Nur freie Männer haben keine Religion. Sucht bei Sokrates, bei Platon, bei Perikles, bei

Ariſtoteles, ja, ſucht bei den Schülern der Griechen unter uns, die es wirklich ſind, ſucht bei Göthe und Hegel Religion: ihr ſucht den Geiſt, den ihr begreift.

Aber deſto mehr, werdet ihr ſagen, liebten die alten und die neuen Republikaner ihr Vaterland. Sie liebten es, denn ihr Vaterland war die Republik. Nur der alte und der neue Republikaner kann das Vaterland an ſeinen Sohlen nicht mit ſich nehmen; denn draußen iſt die Barbarei. Der tyranniſirte Menſch hat kein Vaterland, denn draußen iſt die Menſchheit; und der Menſch der civiliſirten Welt, der Civilmenſch, hat keine Urſache zur Vaterlandsliebe. Die Zeit des civiliſirten Induſtriemenſchen bricht die antike Periode des Aufſchwungs, den die franzöſiſche Republik freilich mehr in den Gedanken Einzelner, als in der Durchbildung Aller nahm, wieder ab, und hebt damit auch den Patriotismus wieder auf, der nur Sinn hat als Begeiſterung für ein freies humanes Gemeinweſen, das von den Barbaren gefährdet iſt.

Der civiliſirte Menſch hat keinen Patriotismus, alle klaſſiſchen Erinnerungen erzeugen ihn nicht. Sein Vaterland iſt überall, wo er ſeine Intereſſen findet, ubi bene ibi Patria iſt ſein Spruch. Der Menſch der wirklichen Humanität, ſo lange ſie nicht in ein bevorzugtes Volk conſtituirt iſt, hat ſein Vaterland überall, wo er die Freiheit findet; ſein Spruch iſt homo sum, humani nihil a me alienum esse puto.

Faſſen wir einen Augenblick die Civiliſation ins Auge. Der Patriotismus fällt in ihr nicht als freie Geſinnung, ſondern als Handwerkstic ganz allein dem Militair zu; alle Civilſtände ſind frei von ihm.

Zuerſt die Gelehrtenwelt. Ab Jove principium. Sie iſt die allgemeine. Die Thaten des Denkens und des Wiſſens geſchehn für alle Völker. Der Humanismus des Gelehrten iſt aber ſehr abſtract. So gewiß die Thaten, die der Gelehrte vollbringt, human ſein, zum wenigſten einen allgemeinen Charakter haben müſſen, ſo roh kann der Gelehrte und ſelbſt der Philoſoph in Sitte und Charakter ſein. Aber es iſt Sitte aller Gelehrten, Weltbürger zu ſein.

Eben ſo allgemein, wie die Gelehrtenwelt, iſt die des Glaubens, das Chriſtenthum, das kosmopolitiſche Chriſtenthum; es iſt der tranſcendente Humanismus. Nimmt man ihm die Tranſcendenz, ſo iſt es wahr.

Mit der Liebe, die doch jedem civiliſirten Menſchen beim Glauben in den Sinn kommt, iſt noch weniger anzufangen, als mit dem Denken und Glauben, um ſie für den Patriotismus zu gewinnen. Die Blutsunterſchiede ſind nur die Pole des Magnets, die Wahlverwandtſchaft der Liebe, die in dem fremden ihr anderes Ich entdeckt. Die Liebe und das Princip der Familie iſt ſo unpatriotiſch, wie die ganze Civiliſation, die darauf gegründet iſt. Die Civiliſation, indem ſie das Privatleben zum Zweck macht, hat die öffentliche Freiheit vernichtet und dagegen die heimliche Praxis der Liebe — die Erzeugung des Fürſten, zur höchſten öffentlichen Angelegenheit erhoben. Die Civiliſation, die ſich ſeit der Auflöſung des Staates oder der Republik, die Familie zum Zweck und zum Herrn geſetzt, ſie ſtellt die Dynaſtieen ſo entſchieden weltbürgerlich, daß ſie von Vater und Mutter immer zweien Nationalitäten angehören. Sind die Völker noch nicht verbrüdert, ſo ſind es wenigſtens ihre Herren.

Der Dynaſtie folgt der Adel. Er wohnt überall, er heirathet überall hin. Der Adel aller Culturvölker hängt feſt zuſammen. Er regiert mit den Dynaſtieen die jetzige Welt, er ſucht ſelbſt Dynaſtieen im Kleinen zu gründen, durch Autonomie und Majorate, das hindet ihn aber an keine Grenze, wenn er weiter greifen kann, und er hat — kein Vaterland.

Der Handelsſtand, wenn er ſein Ideal erreicht, führt Welthandel, und das Haus iſt um ſo größer, je mehr Comptoire es in aller Fremde hat.

Ja, ſogar der Handwerker, wenn man ihn nicht feſtbindet an die Grenzpfähle der Polizeiſtaaten, wandert, ſo weit der Himmel blau iſt, denn ſeine Arbeit braucht man überall, und er wird ſich nie beſinnen, dort zu arbeiten, wo er es am vortheilhafteſten findet.

Der Bauer dagegen, der es nicht zum Edelmann gebracht hat, der Handwerker, dem es an Kühnheit, und der Krämer, dem es an Ausbreitung fehlt, ſind die verkümmerten Geſtalten der civiliſirten Stände. Für ſie iſt die Heimath ihr Dorf, aber das Heimweh iſt keine Vaterlandsliebe, es iſt keine politiſche Geſinnung, es iſt ein Naturtrieb. Gegen ihn iſt nichts zu ſagen. Er gehört aber auch nicht in die Epoche der Civiliſation, ſondern in die Vorzeit. Wer aber am entſchiedenſten aus der Civiliſation entſpringt, die Handels- und Fabrikbevölkerung iſt überall die entſchiedenſte Gegnerin des Patriotismus. Sie fühlt ſich ſowohl mit ihrer Noth, als mit ihren Erfolgen ganz außer der Staatsſphäre. Sie kennt nur die bürgerliche Geſellſchaft, die überall iſt und nirgends abſchließt.

Erſt die Revolution, welche einen Anlauf nahm, die ganze Weltordnung der Civiliſation aufzuheben, vom Privatweſen zum öffentlichen, und durch die Republik zum Humanismus zu gelangen, brachte der Welt das Recht zum Patriotismus zurück. Nur wo man die Freiheit zu vertheidigen glaubte, war man patriotiſch. Gönne man daher jetzt, wo die Freiheit aufgehört hat zu exiſtiren, auch dem Patriotismus ſeine Ruhe.

Man hat gemeint, wir befänden uns mit unſerer Kritik in einer ganz beſondern Lage. Dies iſt nach dem eben angeführten ein Irrthum, welcher nur den verführen kann, der die allgemeine Lage der gegenwärtigen Welt nicht begreift. Die Civiliſation hat Recht, den Patriotismus aufzuheben, aber ſie hat Unrecht, nicht den Humanismus an ſeine Stelle zu ſetzen. Sie will den Staat nicht zum Zweck, ſondern zum Mittel: das iſt richtig, ſie will aber auch den Einzelnen nicht zum Zweck, ſondern zum Mittel; das iſt unrichtig, und ſie verliert darüber alle vernünftigen Zwecke und verfolgt lauter unvernünftige. Die politiſchen Fragen, welche jetzt in Frankreich unter dem Namen des Socialismus verhandelt werden, und vor allen Dingen als Kritik der Civiliſation bedeutend ſind, haben für Deutſchland ein großes Intereſſe. Dieſe praktiſchen Probleme müſſen bei uns nationaliſirt werden; und vielleicht wird es ſich zeigen, daß die franzöſiſche Politik bei aller Phantaſtik der ſogenannten Utopiſten doch mehr fruchtbare Gedanken enthält, als die deutſche Theologie. Mit dieſer Rettung franzöſiſcher Denker, die ſchon begonnen hat, iſt zugleich die Rettung des politiſchen Denkens in Deutſchland gewonnen. Umgekehrt iſt es nirgends nöthiger, als in Frankreich, die Theologie auch theoretiſch zu überwinden, und es iſt leicht zu erkennen, daß die regſamſten Geiſter der Nation auf den Punkt hingedrängt werden, wo das Wort des Räthſels hervorſpringt. Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht Herrn Comte's Bücher zu Vorleſungen; auch Quinet rückt der radicalen Kritik des Chriſtianismus unaufhaltſam entgegen.

Wir werden mit den Franzoſen zuſammenkommen, ſo oder ſo.

I.

Befreundung der Deutſchen und Franzoſen.

Man verklagt die deutſchen Franzoſenfreunde bei der deutſchen Preſſe, man fordert ſie vor die Vehme dieſes heimlichen Gerichts. Welcher Gottloſigkeit und ſie ſchuldig? Sie haben keinen Patriotiſmus. Welchen Frevel haben ſie vor? Die Befreundung der Deutſchen und Franzoſen.

Der deutſche Patriot fürchtet dieſe Freundſchaft. Sie iſt Frevel an ſeinem Glauben, Verletzung ſeiner Liebe, Auslöſchung ſeines Haſſes, wenigſtens der Phantaſie von alledem, mit einem Wort, Zerſtörung ſeiner Welt, denn ſie wäre die Aufhebung des vielbeſprochenen „Deutſchthums" und „Franzoſenthums" auf einmal, ja, ſie wäre noch viel mehr, als die Zerſtörung des Aberglaubens an die eigne Vortrefflichkeit und des Unglaubens an fremdes Verdienſt; ſie wäre Bildung und Freiheit.

Man fürchtet ſich in Deutſchland diesmal, wie immer, mit Recht, wenn in Frankreich von der Freiheit die Rede iſt, wäre dieſe Freiheit auch nur die Vereinigung freier Männer.

Es ſind nun aber die franzöſiſche Revolution und die deutſche Philoſophie, beide nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich bilden, die ſich jetzt vereinigen. Ihre Fortbildung geſchieht, indem ſie ſich in ein neues Element auflöſen. Erſt die aufgelöſ'te Philoſophie und die aufgelöſ'te Revolution, das denkende und emancipirte Volk, ſind wahrhaft furchtbar für die Gegner der freien Menſchheit.

Wie kann ſich die Philoſophie, und wie vollends die Revolution auflöſen? Die Philoſophie auflöſen heißt nicht das Denken abſchaffen, ſondern es allgemein machen; es iſt ziemlich deutlich, daß man jetzt darauf ausgeht; die Revolution des Staatslebens, der Geſchäftsformen des Gemeinweſens, erweitert ſich eben dadurch zu einer Reform der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, der Formen aller Geſchäfte, der Einrichtung aller Arbeit, die eine Einrichtung verträgt. Das Denken der Maſſe iſt Befreiung der Maſſe. Die Maſſe muß wiſſen, daß ſie in Knechtſchaft lebt, ſie muß wiſſen, wie ſie frei werden kann, und ſie muß ſelbſt zur Ausführung der allgemeinen Einſicht wirken. „Arbeiter, meine Brüder ſagt ein franzöſiſcher Reformer, ſtudirt, denkt, überlegt die Löſungen der ſocialen Fragen, die wir vortragen, und ſogleich werdet ihr die unzähligen Plagen, die auf euch laſten, verſchwinden ſehn.“ Jede nicht allgemeine Befreiung iſt nur eine neue Knechtſchaft. Iſt der Menſch ein denkendes Weſen, ſo iſt es jeder Menſch. Das philoſophiſche Denken war ein Privilegium und die revolutionäre Freiheit excluſiv. Man hat daher die Revolution unmenſchlich und die Philoſophie ungenießbar gefunden. Die Philoſophie war ungenießbar, aber warum? weil ſie theologiſch war. Die Unmenſchlichkeiten der Revolution ſind wahr genug, aber ſie ſind religiös. Sind die Verdächtigen nicht Ketzer? Iſt das Revolutionstribunal nicht ein Glaubensgericht? Der Fanatismus der Tugend und die Opfer fürs Vaterland tragen ſogar noch religiöſe Namen. Der oben citirte Franzoſe ſagt dagegen: „Wir predigen euch keine Reſignation, keine Selbſtverläugnung, keine Opfer, wir hoffen kein Glück jenſeits des Grabes. Das Glück iſt auf der Erde mitten unter unſrer Umgebung zu ſuchen.“ Die Revolution war gegen die Religion; aber mit den Stichworten der Aſceſe und des Menſchenopfers, die der Geiſt unſrer Zeit mit Recht verwirft, war ſie es vollſtändig in religiöſer Form. Sie hat daher auch Frankreich nicht von den religiöſen Vorurtheilen befreit, ſondern grade durch den Terrorismus, ihre höchſte Spitze, gräde durch Robespierre, den Prieſter der Tugend und des Schreckens, des guten und des böſen Gewiſſens, die religiöſe Bewegung wieder hergeſtellt, die dann Napoleon mit ſeiner gewöhnlichen Plumpheit ganz wieder in das alte katholiſche Unweſen hinein ſtürzte. Zwar iſt die Prieſterparthei immer noch exoteriſch, aber alle officiellen Partheien in Frankreich ſind noch heutiges Tages religiös, und erſt in der nichtvertretenen Maſſe, die keine Tagespreſſe und keine Deputirte hat, trifft man Freiheit von dem unwiſſenſchaftlichen Glauben und das Beſtreben, durch die denkende Maſſe jeden Menſchen von allen geiſtigen und materiellen Feſſeln zu befrein. Was thun alſo die Ankläger der Revolution und der Philoſophie, indem ſie die Freiheit durch die Unmenſchlichkeit der Revolution und das Denken durch die Ungenießbarkeit der Philoſophie zu beſeitigen ſuchen? Sie klagen über die religiöſen Erſcheinungen, die in der Praxis den Menſchen fanatiſch, in der Wiſſenſchaft ſcholaſtiſch gemacht. Die wahre Auflöſung der Revolution und Philoſophie wird nur die Freiheit menſchlich und das Denken allgemein machen.

Die deutſchen Patrioten, von den älteſten Teutonen bis auf die jüngſten chriſtlichen Germanen, ſind Ankläger der franzöſiſchen Revolution und der deutſchen Philoſophie; vor der Bildung und Befreiung aller Menſchen werden ſie ſich vollends entſetzen. Und wer iſt wieder ſchuld an dieſem Entſetzlichen? Die Franzoſen, die Unruhe des franzöſiſchen Geiſtes, der die Geſchichte nicht aufhören läßt und nun ſelbſt die ehrbare deutſche Philoſophie in ihren Strudel hineinzieht. Darum fürchten die deutſchen Patrioten eine Befreundung der Deutſchen und Franzoſen. Das Geſpenſt der „tiefen" Nacht fürchtet den Hahnenſchrei des „gemeinen deutlichen" Morgens.

2.

Beſtehende Freundſchaft.

Indeſſen nicht vor allen Franzoſen fürchten ſich unſre Patrioten, und nicht alle Franzoſen bedürfen noch erſt der Befreundung mit den Deutſchen. In Coblenz, auf den Höhen von Valmy und ſpäter in Verona waren Franzoſen und Deutſche über die Unterdrückung der Freiheit vollkommen einig. Das iſt dageweſen; aber ihre kanoniſirte Verbrüderung für Alles, was „heilig“ iſt, vom Pabſt bis zu dem letzten Seelenverkäufer, exiſtirt noch in dieſem Augenblick. Die Verſtändigung der Deutſchen und Franzoſen über die Reaction läßt nichts zu wünſchen übrig, als den Wunſch der Progreſſiſten, es ihnen gleich zu thun.

Nur die deutſchen Patrioten ſtellen ſich ſeltſam zu der Sache. Ueber die Congreſſe und Coalitionen aller möglichen Mächte, über die Congregationen und Conſpirationen gegen die Freiheit, über die Bündniſſe, Conferenzen und Beſchlüſſe zu ihrer Unterdrückung hat man ſich in Deutſchland nicht beunruhigt; nun aber eine Vereinigung deutſcher und franzöſiſcher Schriftſteller für die Freiheit zur Sprache gebracht wurde, erſchrecken alle deutſchen Patrioten und ſchreien über die Unnatur eines ſo muttermörderiſchen Unternehmens. Und welcher Klytemneſtra ſteht ihr bei? Um nicht Oreſte zu werden, behaltet den Aegiſth, und wenn ſie euren Vater hängen, ſo hängt euch aus Pietät daneben.

Auch der Patriotismus alſo macht einen Unterſchied in ſeinem Haß, wie wir in unſrer Liebe der Franzoſen. Dieſe Inconſequenz iſt menſchlich; vielleicht machen wir ſie ſpäter zum Princip und thun das mit Bewußtſein, was die Patrioten aus dunklem Inſtinkt thun.

3.

Unterſchied der geiſtigen Vermittlung und der reactionären Verbindung.

Allerdings iſt die Vereinigung des deutſchen und franzöſiſchen Progreſſes eine andere, als die der Reactionäre.

Es iſt hundert Jahre her, als ein Heiliger von der Sorte der Verzückten oder des böſen Weſens (convulsionnaires), Abraham Chaumeir, auf den Voltaire wiederholt zu ſprechen kommt, die Encyclopädiſten vor Gericht zog und ihr Werk als „Gift (venin) gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten" denuncirte. Dieſelben Stichwörter, dieſelben Maßregeln, ein hundertjähriger Apparat gegen Vernunft und Freiheit,

— weiter braucht es nichts, um die Reactionäre dieſſeits und jenſeits des Rheins zu vereinigen. Ueber Maßregeln gegen die Freiheit der Menſchen können ſich die Herren von Preußen, Rußland und Oeſtreich verſtändigen, eine intellectuelle Allianz zwiſchen ihnen iſt überflüſſig, weil die Intelligenz, die ſich mit der Negation des ganzen freien Geiſterreiches beſchäftigt, ſich dadurch zugleich ſelber die Mühe des Lernens ſpart. Die Progreſſiſten haben es nicht ſo leicht. Nicht für den formulirten Unverſtand, ſondern für das Verhältniß neuer Formen, nicht für das Feſthalten des alten Geleiſes einer abgemachten Sache, ſondern für die Löſung neuer Probleme ſuchen ſie ſich zu vereinigen. Ihre Allianz iſt keine polizeiliche, ſondern eine wiſſenſchaftliche, keine politiſche Verbindung, ſondern eine geiſtige Befreundung. Sie kennen das Ziel nur ganz im Allgemeinen: — um es zu erreichen, ſchlagen ſie die verſchiedenſten Wege ein, und die Freundſchaft hat hier vielmehr die Bedeutung, daß jeder die verſchiedenen Wege des Andern beachten und kennen lernen, als daß er gradezu daſſelbe mit ihm thun ſollte. Dennoch iſt dieſe Arbeit der geiſtigen Vermittlung, ſobald ſie nur wirklich begonnen hat, viel mächtiger, als die Decrete der Reaction mit ihrer hundertjährigen Einförmigkeit. Jede platzende Rakete der intelligenten Aufſchwünge zündet ſo viel neue Lichter an, als ſie zerſtiebende Funken ſprüht.

4.

Einheit der Völker in ihrem wahren Intereſſe.

Das Intereſſe einer geiſtigen Vereinigung, d. h. das intellectuelle Intereſſe aneinander, haben nur die politiſchen Völker, ſolche, die ſelbſt denken und handeln. Ein politiſches Volk z. B. ſind die Preußen nicht zu nennen. Menſchen, die gemeinſchaftlich weder denken, noch handeln, ſondern nur verwaltet und commandirt werden, ſind noch kein politiſches Volk. Preußen intereſſirt nicht als Volk, nur als Macht. Wodurch intereſſirt uns ein Volk? Durch ſeine Arbeit für die Freiheit, d. h. durch ſeine Arbeit an ſich und ſeinem Geſammtbewußtſein. Nur zwei Völker, die ſich in dieſer Arbeit begegnen, können ſich wirklich und mehr als äußerlich vereinigen. Sie können ihre Ideen austauſchen und ihre Schickſale mit einander theilen.

Die politiſchen Völker, die wirklich herrenlos ſind, können über vermeintliche Intereſſen ſtreiten, über ihr wahres Intereſſe, die Freiheit, werden ſie einig ſein und die Ausbildung der Freiheit für ihre gemeinſame Aufgabe anerkennen. Eine ſolche Gemeinſchaft wäre die Aufhebung des Patriotismus.

Helvetius (de l'Esprit discours II. 25.) ſagt: „In der That, wenn die Verſchiedenheit der Intereſſen der Völker ſie gegen einander in einem Zuſtande des ewigen Krieges hält; wenn die Friedensbündniſſe, die zwiſchen den Völkern geſchloſſen werden, eigentlich nichts weiter ſind, als Waffenſtillſtände, die man mit der Zeit vergleichen kann, die nach einem langen Kampfe zwei Kriegsſchiffe ſich nehmen, um ſich wieder auszurüſten und den Kampf von Neuem zu beginnen; wenn die Völker ihre Eroberungen und ihren Handel nur auf Koſten ihrer Nachbarn ausbreiten können; endlich wenn das Glück und die Vergrößerung eines Volks faſt immer an das Unglück und die Schwächung eines andern geknüpft iſt: ſo iſt es einleuchtend, daß die Leidenſchaft des Patriotismus, eine Leidenſchaft, die ſo wünſchenswerth, ſo tugendhaft und ſo achtbar an einem Staatsbürger iſt, durchaus, wie dies auch das Beiſpiel der Griechen und Römer beweiſ't, die allgemeine Liebe umſchließt.

Um dieſe Tugend zu erzeugen, müßten die Nationen durch Geſetze und gegenſeitige Verträge ſich vereinigen, wie die Familien, die einen Staat ausmachen, daß das Sonderintereſſe der Völker einem allgemeinen Intereſſe unterworfen würde und endlich die Liebe zum Vaterlande in den Herzen verlöſchte, zugleich aber das Feuer der allgemeinen Liebe ſich entzündete — eine Vorausſetzung, die ſich noch lange nicht verwirklichen wird.

Helvetius macht das Intereſſe des Menſchen (l'amour de soi) zum Princip der Geſetzgebung oder der moraliſchen Welt, und hier nimmt er die Liebe zum Vaterlande, ja ſogar die Liebe zur Menſchheit ohne Unterſuchung an. Er mußte fragen, wie verhält ſich Liebe und Intereſſe? Das Intereſſe jedes Einzelnen iſt die Freiheit oder die Lebensthätigkeit, in der ſich der Menſch ſelbſt hervorbringt und befriedigt. Das Intereſſe der Völker, ſobald es erkannt iſt, kann kein anderes ſein, nur durch die Befriedigung des einzelnen wirklichen Freiheits- und Humanitätsintereſſes kann das allgemeine Intereſſe erreicht werden. Die wahren

Intereſſen des wirklichen Egoismus der Einzelnen und der Völker, die den wahren Inhalt ihres Ichs wollen, fallen daher mit der Freiheit zuſammen. Auch giebt Helvetius zu, „daß im Gebiet des Geiſtes das Intereſſe der Nationen kein ſtreitendes ſei; Einſicht und Wiſſenſchaft erwirbt ein Volk nicht auf Koſten ſeiner Nachbarn"; Freiheit eben ſo wenig.

Was alſo iſt das Hinderniß der Vereinigung? Die vermeintlichen Intereſſen und die Unklarheit über die wahren Intereſſen der Völker, woraus ein falſcher Haß und eine falſche Liebe, ein falſcher Egoismus und eine falſche Hingebung entſteht.

Welches iſt das Intereſſe der Franzoſen? Allen Franzoſen, und alle machen doch erſt das Volk, kann es nur daran liegen, daß jeder Einzelne frei ſeine Beſtimmung erreiche. Die Gefahr Frankreichs iſt die Reaction zu Theorieen und Einrichtungen, die nicht jeden Franzoſen, ſondern irgend eine Clique und Klaſſe zum Zweck des Ganzen machen, das dynaſtiſche, prieſterliche, bürgerliche Vorrecht.

Welches andere Intereſſe könnten alle Engländer haben? Und welches iſt die Gefahr Englands? Das vermeintliche und falſche Land-, Induſtrie- und Handelsintereſſe, deſſen Befriedigung keinem Menſchen zu Gute kommt und alle mit einander und mit der Fremde dazu in Krieg ſtürzt. Von dem Intereſſe der Deutſchen wollen wir gar nicht reden, da ſie es ſelbſt nicht wagen, auch nur daran zu denken und in unerhörter Gedankenloſigkeit und Indolenz die Todesgefahr der ruſſiſchen und reactionären Verhöhnung aller ernſtlichen Freiheit für ihr Glück erklären. Wer aber in Deutſchland denkt, kann der anders denken, als daß ſeine eigne perſönliche Freiheit und die Anerkennung jedes Einzelnen als den Zweck aller Vereinigung von Menſchen mit dem Intereſſe anderer Völker nicht ſtreiten könne?

Hält man den Raub und das Stegreifweſen für ſein Intereſſe, ſo ſchlägt man ſich auf allen Wegen und hat überall ſtreitende Intereſſen.

Seit man den Raub ganz aufgehoben und alle Wege geſichert hat, iſt das Intereſſe Aller und jedes Einzelnen zugleich gewahrt. Die Räuber ſelbſt, die doch ſonſt öfters todtgeſchlagen wurden, wenn ſie auch eben ſo oft todtſchlugen, haben dabei gewonnen. Sie ſind Menſchen geworden.

Hält man die Piraterei und das Flibuſtierweſen für ſein Intereſſe, ſo iſt die See das ungaſtliche Pontos. Man hat ſie gaſtlich gemacht, und die Humaniſten, Philanthropen und Civiliſirten, die ſichern Verkehr und menſchliche Grundſätze wollen, haben die Seeräuber und Sklavenführer vertilgt, um das vermeintliche Intereſſe Einiger durch das wahre Intereſſe Aller zu erſetzen.

Man wende dies auf die Barbarei unſerer Induſtrieſklavenhalter an, und der gleiche einfache Satz gilt noch einmal. Die Aufhebung alles Pöbels in ſolidariſcher Vereinigung Aller zu den Zwecken der Humanität und Freiheit iſt ganz dieſelbe Sache.

Das Intereſſe Aller iſt das Intereſſe jedes Einzelnen. Gegen dieſe triviale Wahrheit verſtoßen alle, die eine Feindſeligkeit der Intereſſen gegen einander zum Princip, ſtatt zur Ausnahme von der Regel machen.

Entſpringt nun, die Vaterlandsliebe und der Patriotismus, wie Helvetius meint, aus dem ſtreitenden Intereſſe der Völker, welches iſt dann ihr Weſen?

5.

Was iſt das Weſen der Vaterlandsliebe und des Patriotismus.

Alle Völker feiern die Vaterlandsliebe und den Patriotismus, vornehmlich aber iſt die Vaterlandsliebe eine Tradition der Naturvölker, der Patriotismus der Republiken. Die Naturmenſchen hängen an der Heimath, ſie ſind mit ihr verwachſen, ſie verlieren in der Fremde die „Wurzeln ihrer Kraft", die Gegenſtände ihrer Gewohnheit, Bekanntſchaft, Zuneigung, das Verſtändniß der Menſchen, den verdorbenen, aber gewohnten Dialekt des Dorfes, der Landſchaft; ſie entbehren in der Heimath Alles, weil ſie nicht im Allgemeinen zu Hauſe ſind; daher das Heimweh, das Gefühl der Verlaſſenheit, die Sehnſucht nach dem gewohnten Element: der Fiſch auf dem Trocknen wünſcht ſein Waſſer, dem Süßwaſſerfiſch ſchmeckt der Ocean, dem Seefiſch der Teich nicht; ſelbſt Zugfiſche und Zugvögel, die ihr heimiſches Element verlaſſen, haben nur einen zeitweiligen Zweck dabei, es zieht ſie mächtig heim, ſobald er erreicht iſt. Der Menſch und ſein Heimweh geht natürlich ins Geiſtige mit ſeiner Sehnſucht, die Freunde, die Aeltern, die Geſpielen, die Geliebte ziehn ihn an, und je jünger er iſt, deſto poetiſcher faßt ihn dieſer Zug. Er opfert ihm oft ſeine ganze Zukunft, er widmet ihm eine ſklaviſche Arbeit von endloſer Dauer, und er antwortet am Ende ſeiner Tage dem mahnenden Gewiſſen: dieſe Liebe war ein ſchöner Moment, ich habe als freier Mann ſie und alle ihre Folgen über mich genommen. Die Einhauſung durch das Heimweh feſſelt die Bevölkerungen auch da, wo ſie von der Natur hart mitgenommen werden.

Das Heimweh iſt kein Princip, es iſt ein Naturtrieb. Die Vaterlandsliebe, die mehr iſt, die aus der Region des Triebes und des dunklen Zuges heraus tritt, was iſt ſie? Liebe zum Volk? Giebt es ein Liebesverhältniß zum Volk? In der Phantaſie, ja; in Wahrheit, nein!

Wie man eine Vorſtellung, Gott, die Tugend, das Recht nicht lieben, nur haben und hegen kann, eben ſo wenig kann man eine Geſammtheit, mehrere Menſchen, die man nur zuſammen denken, nicht zu Einem faßbaren, ergreifbaren und ergreifenden Gegenſtand — und ein ſolcher iſt der Liebesgegenſtand — machen kann. Die Gedankeneinheiten oder Abſtractionen Menſchheit, Gattung, Volk, Vaterland liebt man nicht, man liebt nur dieſen Menſchen. Die Menſchenliebe iſt ein Kind der Gottesliebe, beide ſind Phantaſieen, religiöſe, unklare, unmögliche Vorſtellungen, wie Liebe zur Wiſſenſchaft ebenfalls keine Liebe, ſondern nur der Wiſſensdrang, der Eifer zu kennen und zu erkennen, nicht aber das lebensvolle, zeugungsmächtige Verhältniß von Menſch zu Menſch, von mir zu dir und dir zu mir iſt.

Die Liebe hat immer nur Sinn im einzelnen Fall, denn ſie iſt eine Werkthätigkeit, ein Bezeigen und ein Erfahren. Eine Liebe von morgen und übermorgen kann heute noch Haß ſein, eine Liebe von dieſem Augenblick kann im nächſten die tödtlichſte Feindſchaft werden.

Die allgemeine Menſchenliebe hat daher keinen andern vernünftigen Sinn, als die gebildete, humane, vernünftige, wohlwollende Gemüthsverfaſſung im Gegenſatz zu einem brutalen, rohen, unvernünftigen und gehäſſigen Charakter. Dieſe allgemeine Menſchenliebe ſchließt den Haß des Einzelnen, der ihn verdient hat, nicht aus. Als allgemeiner Charakter iſt ſie natürlich gleichgiltig, bis einer ihre Liebe oder ihren Haß verdient hat; ſie hat aber nicht nur das Vorurtheil, ſie hat die Einſicht, daß die Weltbildung es in unſern Tagen ſo weit gebracht hat, ja, daß von Natur jeder Menſch gut und wohlwollend geartet iſt. Den Menſchen zieht es zum Menſchen. Dies iſt der Grund jedes realiſirten Verhältniſſes der Liebe, die Möglichkeit dieſer ſchönſten Wirklichkeit.

Dem Romantiker iſt die wirkliche Liebe nicht tief genug. Die Phantaſie aller möglichen Liebe iſt ihm mehr, als das reichſte, ſchönſte Leben des Liebenehmens und des Liebegebens. Es iſt ſeine Natur, roh und lieblos gegen jeden wirklichen Menſchen zu ſein, weil er die phantaſtiſche Gewißheit hat, daß er Alle im Allgemeinen überſchwenglich liebt. Aber wer ſich einbildet im Allgemeinen zu lieben, der kennt die Energie der einzelnen wirklichen Liebe nicht, und wehe dem, der ſie nicht kennt, all ſein Schwelgen in unklaren Phantaſieen bringt ihm keinen Augenblick der wahren Wirklichkeit, all ſeine ſchönen Worte, ſeine große Tugend, rettet ihn nicht vor der Härte, der Rohheit und der Liebloſigkeit. Es iſt das Geſchick derer, die im Allgemeinen die Tugend verehren, im Einzelnen ihr ins Geſicht zu ſchlagen. Die Gottesfürchtigſten thun die gottloſeſten Thaten.

Wer liebt, hat kein Syſtem der Liebe.

Wer gut zu handeln gewohnt iſt, ſpreizt und quält ſich wenig mit Maximen.

Wer das Allgemeine verſteht, dem verdreht es den Kopf nicht, im Gegentheil, der weiß, daß es nur im einzelnen Fall Realität und Werth hat. Der verlangt es auch nicht dorthin als Fahne aufzupflanzen, wo es nothwendig zum leeren Phantom und zur tönenden Phraſe werden muß.

Man laſſe alſo die Liebe zur Menſchheit und zum Volk ruhig laufen und liebe dafür den Einzelnen, der es verdient und bedarf, man wird tauſendfach an Energie gewinnen, was man an Phantaſie verliert.

Einen directern Sinn als die Vaterlandsliebe hat der Patriotiſmus. Die Vaterlandsliebe iſt die naturwüchſige, gemüthliche, gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit an Heimath und Bekannte, an die Seinigen. Dieſe Anhänglichkeit, im Einzelnen realiſirt, kann Liebe werden, im Ganzen und als Richtung auf das Vaterländiſche zugleich iſt ſie nicht weiter als zu einer unbeſtimmten Gefühlsbewegung, Sehnſucht, Schwärmerei, ja Krankheit zu bringen. (Die Krankheit iſt überall das Gefühl des Mangels.) Der *Patriotismus* iſt das *politiſche Gefühl* der Einheit mit den Seinigen, die Seinigen als Volk genommen. *Er iſt das Selbſtgefühl eines Volks* (d. h. der ſämmtlichen Glieder deſſelben) *im Gegenſatz zu einem andern.*

Sein Selbſtgefühl *ohne* die Empfindung des Gegenſatzes wäre nichts weiter als ſein geſundes und freies Leben. Man hat geſagt, der Geſunde empfindet ſich nicht, und doch führt jede Anſtrengung, alſo jeder Gebrauch ſeiner Geſundheit, Ermüdung, Hunger und Durſt, — kurz eine ſchmerzliche Selbſtempfindung oder einen *innern Gegenſatz* herbei. Beim Volke wären dies die innern Partheikämpfe, deren Verlauf man ſich ebenfalls normal und geregelt denken kann. Will man es alſo genau nehmen, ſo iſt auch das poſitivſte Selbſtgefühl durch das Gefühl des Gegenſatzes, wenn auch des überwundenen, bedingt; und man könnte das Selbſtgefühl, welches ſeinen Gegenſatz in ſich hat und überwindet, ein poſitives, dasjenige, welches ihn außer ſich hat und ihn darum nie völlig überwinden kann, ein negatives nennen. Der Patriotismus, deſſen Selbſtgefühl immer ein fremdes Volk ſich gegenüber haben muß, wäre daher auch immer ein negatives Selbſtgefühl.

Sind die Unſrigen in Gefahr, ſo iſt es leicht ſich für ſie und gegen die Fremden zu entſcheiden. In dem einfachen Verhältniß, wo jeder Fremde ein Feind und ein Räuber iſt, wird dies Gefühl nie fehlen. Alsdann aber macht das Unſrige dem Feinde eine Fauſt, wenn er droht und kämpft, wenn er kommt, beides iſt nur negativ; dieſem Patriotismus fehlt aller Inhalt. Eigen und fremd, Freund und Feind ſind die Gegenſätze, die nicht mehr bedeuten wollen, als hier und dort, Rücken und Front. Ich ſtehe, wo ich zu Hauſe bin.

6.

Die Volkseigenthümlichkeit.

Man hat dieſen Mangel ſehr wohl empfunden und daher, beſonders in der Zeit nationaler Begeiſterung gegen die Weltmacht des franzöſiſchen Kaiſerreichs, nach einer poſitiven Auffaſſung des Patriotismus mit großem Kraftaufwande geſucht. Die poſitivſte und

einfachſte Form, unter der man ſich den **Gegenſtand des Patriotismus** gedacht hat, iſt die Nationalität, **die Eigenthümlichkeit** des Volkes, das „Volksthum“. **Mit** dieſer Vorſtellung iſt unendlich viel **Mißbrauch** getrieben worden. Je einleuchtender es **iſt**, daß jedes Volk, wie jeder Menſch, etwas **Eigenthümliches**, ſeinen aparten Charakter hat, um ſo mehr glaubte man darauf bauen zu können; aber was iſt **denn die** vielgeprieſene Eigenthümlichkeit? Doch **gewiß nichts** weiter, als der Unterſchied der Exiſtenz. **Auch den** Eigenthümlichſten wird man kein anderes **Weſen**, nur einen andern Menſchen nennen. Wo ſteckt **denn nun** die Eigenthümlichkeit? Sie kann im Körper, **in der Form des Lebens**, und im Ausdruck der Gedanken ſtecken, wichtige Dinge allerdings — Naturbaſis, Sitte und Sprache. Aber auf den körperlichen Unterſchied wird man doch kein Gewicht legen, ſo lange er in den Grenzen der Menſchlichkeit **bleibt. Der Patriotismus**, der es thäte, wäre nichts, **als Racenſtolz und** die Rohheit der Weißen in Amerika, **die den Schwarzen** und ihren Nachkommen die **menſchliche Ebenbürtigkeit** abſprechen. Ferner die verſchiedenen Sitten und Moden ſind ſchon durch

ie Bildung weltmänniſch uniformirt; nur ausgeſon-
erte Barbaren und iſolirte Diſtricte behalten ihren
ignen Kleiderſchnitt und eine ſtationäre Lebensweiſe.
ine deutſche Nationaltracht wieder herzuſtellen, haben
aber die Teutonen von 1813 und 15 zwar ganz
onſequent, aber vergebens unternommen. Selbſt die
erſchiedenheit der Sprachen ſucht die Ge-
hichte durch eine Art Weltſprache, die franzöſiſche, zu
ſeitigen. Der körperliche Unterſchied, der den Unter-
hied des Bluts und des Naturells hervorbringt,
leibt im Grunde der einzige, der dem Strom der
eltbewegung ernſtlich widerſteht. Seine Aufhebung
urch Miſchung hat keinen Beſtand und geſchieht immer
ur hin und wieder durch Zufall, obgleich grade jetzt
e Völker leicht zu nennen wären, deren träges Tem-
erament eine ſyſtematiſche Miſchung mit feurigerem
lute ſehr wohlthätig empfinden würde. Will man
eiter gehn, als die natürliche Eigenthümlichkeit
s Blutes und Naturells, (die übrigens noch inner-
lb deſſelben Volkes wieder dieſelben Unterſchiede
rvortreibt), will man den formellen Unterſchied von
prache und Sitte, der auch zwiſchen civiliſirten
ölkern noch übrig bleibt, geltend machen, ſo wird die

Frage größtentheils eine äſthetiſche, denn des gleichen Inhaltes von Vernunft und Freiheit wird der fremde Volksgeiſt ohne Zweifel fähig ſein. Hat doch ſelbſt die Religion, ſobald ſie im Chriſtenthum den Menſchen und ſeine Eigenſchaften in den Himmel erhob, die Grenzen der Völker überſchritten! Unſerer Bildung gegenüber erſcheint nun die Himmelfahrt des Menſchen als Aberglaube und Caprice, die Vorſtellungen der Dogmatik als das Reich des Zufalls und der Phantaſie. Hier alſo hätte die Eigenthümlichkeit noch das meiſte Recht. Wenn einmal der Zufall im Reich der Gedanken herrſcht, ſo macht jede Confeſſion ebenbürtig und man wird in jeder Façon ſelig: jeder alſo mag ſo eigenthümlich denken, als es ihm beliebt; erſt im Himmel macht er die Probe ſeiner Gedanken. Wo aber die Wahrheit ernſtlich für alle ſein und durchgeſetzt, die Freiheit immer realiſirt werden ſoll, da iſt jede Eigenthümlichkeit des Gedankens gehalten ſich allgemein zu machen. Eine Form, die ſich von der Wahrheit unterſchiede, eine Caprice, die der Freiheit widerſpräche, wäre immer nur zu beſeitigen.

7.

Freiheit. Kriterium der Eigenthümlichkeit.

In der Freiheit haben die verſchiedenen Völker ihr gemeinſames **Weſen.** Von ihm wird ihre eigenthümliche **Exiſtenz** kritiſirt und geläutert.

Die Freiheit iſt nicht national. So wenig als nationale oder ganz eigenthümliche Gedanken wahr wären, eben ſo wenig würde eine nationale Freiheit, die ſich von der menſchlichen unterſchiede, eine wirkliche Freiheit ſein. Wer einem Herrn gehört, iſt überall ein Sklave. Es giebt verſchiedene Sklaven, es giebt immer nur Eine Freiheit, die Arbeit an dem hiſtoriſchen Problem einer jeden Zeit, welche das Volk als conſtituirtes Gemeinweſen ausführt. Wenn man ſagt, und man hat es genug geſagt, der Ruſſe, der Preuße, der Oeſtreicher, der Türke iſt auf ſeine Weiſe frei, ſo fragt es ſich, ob dieſe Weiſe human und vernünftig, ob ſie nicht grade eine Form der Knechtſchaft iſt. Daß ſie exiſtirt, giebt ihr keinen Freibrief der Gültigkeit, und ſich bei dem Mangel aller Freiheit auf die Eigenthümlichkeit ihrer Exiſtenz zu berufen, iſt entweder eine Dummheit oder eine Ironie. „Eine ganz eigenthümliche Freiheit", ſagte der franzöſiſche Geſandte, als ihm der Kaiſer Paul einmal die ruſſiſche Freiheit ſo beſchrieb: „In meinem Reiche iſt Niemand etwas, als mit dem ich rede, und nur ſo lange, als ich mit ihm rede." Dennoch hat man ſich mit der volksthümlichen Freiheit immer in jener Alternative zwiſchen Aberwitz und Witz befunden, und man befindet ſich noch darin, erklärt in allem Ernſt die Eigenthümlichkeit ſelbſt der Barbaren für ihre Freiheit und nimmt ſich aus nationaler Theorie ſogar der türkiſchen Nationalität an. Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 31. Januar 1844 läßt ſich aus Conſtantinopel ſchreiben: „Zu Salonichi hat die Hinrichtung eines Türken ſtattgefunden, der ſich im Zuſtande des Rauſches öffentlich über den Propheten, über den Koran und den Islam überhaupt unehrerbietige Aeußerungen erlaubt hatte. Daß dieſer Fall den Eifer Stratford Cannings noch mehr weckt, iſt natürlich, doch ſcheinen ſeine Collegen ſich Mühe zu geben, um ihn in den Schranken der Mäßigung zu halten. Die Inſtructionen, die der engliſche Botſchafter in Angelegenheiten der wegen Rücktritts vom Islam zur chriſtlichen Kirche hingerichteten Renegaten erhalten hat, ſollen fulminant ſein. *Schonender* ſcheinen die andern Mächte vorgehn zu wollen.“ „*Schonender*“ gegen die Barbarei, — „*in den Schranken der Mäßigung*“ gegen die Verrücktheit! Handelt es ſich denn hier um eine Pfeife Taback? Gott bewahre, antwortet die patriotiſche Zeitung, „um die *Nationalität* der Türken“ und um die unmäßige *Humanität* Lord Aberdeens, der die religiöſe Gurgelſchneiderei ſeines barbariſchen Minorennen nicht wieder einreißen laſſen will. Aber, ſetzt ſie hinzu, die Gurgelſchneiderei iſt „religiös und national“, „ſie beruht auf einem *uralten Aberglauben des Volks*, welches die größten Gefahren für das Reich von den Abtrünnigen erwartet“. Die Gefahren des Reichs ſind dageweſen, die „ſchonenden“ Mächte haben ſie herbeigeführt und benutzt; aber ſie ſchonen den Aberglauben, *weil* er „uralt“ iſt und *obgleich*, ſo berichtet die Zeitung ſelbſt, „der Fall in Salonichi, ſogar auf die Moslemin den übelſten Eindruck gemacht hat,“ — das heißt doch, obgleich jener Aberglaube nicht nur uralt, ſondern auch gar nicht mehr am Leben iſt, nicht einmal mehr „national“ iſt, ſondern nur irgend einmal es geweſen ſein ſoll, alſo vollſtändig der türkiſchen hiſtoriſchen Rechtsſchule angehört. Wir haben geſagt, es giebt Deutſche, die ſich der türkiſchen Nationalität annehmen, wir ſind hinter der Wahrheit zurückgeblieben, wir überzeugen uns jetzt, es giebt Deutſche, und ſie ſind Normalpatrioten, die der todten türkiſchen Nationalität gegen die lebendigen Türken das Wort reden. Die Eigenthümlichkeit dieſer Nationalitätstheorie iſt ihre vollſtändige Unabhängigkeit von der allgemeinen Vernunft; eben ſo kann die eigenthümliche Freiheit eines Volkes nur in ſeiner Unabhängigkeit von der allgemeinen Weltbewegung beſtehn, ein Glück, welches der deutſche Patriotismus in allem Ernſt zu erreichen ſucht.

8.

Die Unabhängigkeit des Volks.

Das eigenthümliche Volk fühlt ſich anders, als die andern Völker, das unabhängige Volk fühlt ſich frei von ihnen. Die Unabhängigkeit iſt ein weiterer Ausdruck des negativen Selbſtgefühls eines Volks, das man als Patriotismus geprieſen hat. Die Unabhängigkeit iſt die Exiſtenz des Volks. Soll es ſich für ſeine eigne Exiſtenz nicht intereſſiren?

Jeder will vor allen Dingen exiſtiren. Dies iſt wieder unendlich einfach; aber wer mit ſeiner Exiſtenz nichts anzufangen weiß, wer nicht frei und menſchlich zu exiſtiren verſteht, der intereſſirt ſich mit Unrecht für ſeine Exiſtenz, und wenn er umkommt, wird man ihn ohne Schmerz begraben. Als die Revolution allgemeine Principien geltend machte, widerſtanden ihr die *eigenthümlich* und *unabhängig* von der Revolution fühlenden Völker; aber wie früher der Gedanke des himmliſchen Menſchen, ſo überwältigte jetzt der humane Gedanke, den irdiſchen Menſchen zu befrein, die Abſonderung, die Revolution drang ſiegreich über die Grenzen der Völker hinüber. Sie hätte ihrem Princip nach die Freiheit bringen müſſen, ſie hat ſie auch immerhin gebracht, ſo gut ſie ſich bringen ließ und ſo lange ſie ihrem Principe getreu, ſelbſt ohne Herren war, aber ſie verletzte *das Selbſtgefühl der Völker*, oder vielmehr ſie rief es durch ihren Druck erſt hervor. War früher die Herrenloſigkeit der

Bürger, der Staat und ſeine Verfaſſung, Freiheit geweſen, ſo wurde es jetzt: die Aufhebung der Eroberung.

Die **Volkseigenthümlichkeit** und **Unabhängigkeit** wurden nun die Parole, und der bloße Name des Volks zum Ruf der Freiheit, ja, dieſer Schrei nach Exiſtenz ward der Inhalt einer lyriſchen Begeiſterung, vor der jede andere erloſch. Es gab 1813—15 nichts Großes und Schönes, das der **Name deutſch** nicht einſchloß, obgleich die ganze Vergangenheit der deutſchen Geſchichte, die ganze **Wirklichkeit,** ſo weit ſie deutſch war und iſt, nur den Kampf der Deutſchen gegen Freiheit und Bildung enthielt (die italieniſchen Städte können ein Lied davon ſingen) und eben im Begriff ſtand, den Sieg der Reaction und der Barbarei in Europa zu entſcheiden. Die wüſte Aufregung der eroberten und aufgeſtörten Völker, die nicht ihre **politiſche Freiheit**, ſondern nur ihre **Unabhängigkeit** von der allgemeinen Weltbewegung, nicht ein **gemeinſames Freiheitsprincip**, ſondern nur die **Eigenthümlichkeit ihrer heimiſchen Knechtſchaft** zu vertheidigen hatten, — die geiſtloſe Völkerwanderung der Freiheitskriege, in denen man nichts haßte, als die Fremden, und kein anderes Recht kannte, als das Hausrecht, — dies bedauerliche eingebildete Selbſtgefühl einer nicht exiſtirenden Nation lebt noch als Nachklang in dem Gemüthe der übriggebliebenen deutſchen Patrioten und iſt bekannt als die Verlegenheitspolitik derer, welche die Ehre haben, ſie zu commandiren.

Iſt die Eigenthümlichkeit eine ſchlechte Art von Freiheit, ſo iſt die Unabhängigkeit und das Hausrecht nicht viel beſſer. Das Hinauswerfen der Fremden mag national, es mag nothwendig, es mag ſogar ſchwer ſein und viel Blut koſten, eine wirkliche Befreiung iſt es nur dann, wenn die Hausbewohner gebildete Menſchen und die Eindringlinge Barbaren ſind. Aber es iſt nicht nöthig, daß die Vertheidiger des Hauſes frei ſind, es iſt nicht nöthig, daß ſie wirkliche Menſchen ſind, um das Haus tapfer und erfolgreich zu vertheidigen. Einen Feind, der in mein Haus dringt, können meine Hunde vertreiben. Es iſt brav von ihnen; ihre Aufregung gegen den Fremden iſt ſogar eine juriſtiſche; ihre Liebe zum Hauſe, ihren Zorn gegen jeden, der nicht hinein gehört, ihre Kampfluſt gegen den Feind, ihren Gehorſam gegen den Hausherrn, das alles hat ſchon Plato in ſeinem Staate als die hündiſchen Tugenden ſeiner Wächter bezeichnet. Aber dieſe ganze häusliche Aufregung ändert nichts in dem Princip des Hauſes, im Gegentheil, der Hausgeiſt hat in ihr nur ſeine Probe beſtanden, und die Hunde ſich nur gezeigt, wie ſie ſein ſollen. So ehrenwerth ſie ſind, menſchliche Würde, ein menſchliches Princip haben ſie nicht erobert; und wenn ſie für die Befreiung ihres Hauſes gefallen wären, ſie wären nicht als Helden, ſondern als Hunde gefallen. Es iſt hart, aber es iſt wahr; die Thatſache iſt brutal, aber es iſt vergeblich, ſie zu läugnen. Es iſt kürzer, die Opfer in den Himmel, als die Ueberlebenden auf der Erde zur Würde freier Männer zu erheben, und keine Lehre kann den Herren hündiſcher Nationen beſſer gefallen, als die, welche die nationale Freiheit und die Ausübung des Hausrechtes hoch erhebt und unmittelbar als Freiheit preiſ't. Abdel Kader iſt ein Barbar, Algier war ein Raubſtaat; aber wenn Abdel Kader, ſei es auch mit Hülfe der Löwen und Hyänen, ſein Hausrecht auszuüben im Stande wäre, es würden ſich Leute finden, die ſich in den arabiſchen Ratriotiſmus hineindächten und ihn und ſeine Alliirten mit „Heil euch im Siegerkranz!“ verherrlichen, wie man die Koſacken und Baſchkiren im Freiheitskriege jubelnd begrüßte, ihre Tugenden pries, ja ſogar ihre Lieder ſang. Alſo die Völker ſollen ihre Unabhängigkeit, ihre nationale Exiſtenz nicht vertheidigen? Wenn ſie eine ſchlechte und barbariſche iſt, nein! Die Unabhängigkeit der Völker hat keinen Werth, wenn die Völker werthlos ſind. Es handelt ſich um den Inhalt, um die Principien, die man vertheidigt, und nicht, daß ſie national, ſondern daß ſie wahr ſind, giebt ihnen ihren Werth. Man wird die Freiheit gegen jede Nation, am allermeiſten gegen ſeine eigne vertheidigen; es iſt roh, den Fremden, weil er fremd iſt, niederzuſchießen; es iſt die höchſte Bildung, in ſeinem eignen Hauſe nichts Freiheitwidriges exiſtiren zu laſſen.

9.

Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit ſind rohe Namen der Freiheit.

Wenn wir nun weder dem Selbſtgefühl, welches ſich Sinn für Eigenthümlichkeit, noch dem, welches ſich *Selbſtſtändigkeits-* und *Unabhängigkeits*gefühl nennt, ohne Rückſicht auf den Inhalt einen Werth zuſchreiben, ſo iſt damit natürlicher Weiſe nichts gegen das exiſtirende Individuum und nichts gegen ſeine ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit eingewendet; der Reichthum des Lebens ſind die vielen Individuen, die es bilden, die Mannigfaltigkeit der Charaktere, in denen es ſich bewegt; aber dieſer Reichthum wäre die Armuth ſelbſt, wenn die Individuen nicht alle in Einer Arbeit, in dem Leben der Einen Freiheit zuſammenträfen, dieſe Mannigfaltigkeit wäre das Chaos und die Wüſte ſelbſt, wenn die Charaktere nicht alle für die Aufgabe des Ganzen wirkten, ſondern jedes Individuum nur für ſich exiſtiren, ſeine Exiſtenz und ſeine möglichſt eigenthümliche Exiſtenz zum Zweck erheben wollte. Wir haben alſo gezeigt, *daß es eine rohe Auffaſſung der Freiheit iſt, wenn man nichts als die unabhängige und die individuelle Exiſtenz zu ihrem Princip macht.*

10.

Der wahre Grund des Selbſtgefühls.

Die Aufhebung des Patriotismus, die daraus folgt, iſt nun dieſe. Es fragt ſich zuerſt, iſt das Selbſtgefühl wirklich das Gefühl des **Volks?** Dies iſt die politiſche Frage und die Antwort natürlich, daß dies nur in der vollkommenen Demokratie der Fall ſein könne. Sodann fragt ſich weiter: iſt das Selbſtgefühl **des Volks** wirklich auf den Grund **des freien Menſchen** gebaut? Das iſt die menſchliche, die Bildungsfrage, und die Antwort eben ſo natürlich, daß dies bis jetzt noch von keinem Volke, ſelbſt von dem nordamerikaniſchen nicht geſagt werden könne. Nur der Grund der wirklichen politiſchen Freiheit und zugleich der wirklichen Humanität und Bildung iſt der wahre Grund zum Selbſtgefühl für die Einzelnen und für die Völker.

Nicht alſo aus dem Gegenſatz gegen andere freie Individuen, ſondern aus der Ehre und Genugthuung, mit ihnen übereinzuſtimmen, entſpringt das wahre Selbſtgefühl; und wenn alsdann noch von Patriotiſmus geſprochen werden ſollte, ſo würde er nicht in dem Haß, ſondern in der Hochachtung freier Völker gegen einander beſtehn. Aber der Patriotiſmus würde dadurch zur Bildung, zur Freiheit ſelbſt, und zwar zur Freiheit von den Schranken der Naturrohheit, die Volk von Volk trennte.

Die Eigenthümlichkeit wird von Niemand höher geachtet, als von dem, der auf ſie eingeht. Sie wird verletzt von dem, der es vergißt, daß er nicht die einzige Eigenthümlichkeit vorſtellt.

Die Individuen erlangen ihren Werth und Inhalt nur in der Geſellſchaft, wie die Geſellſchaft ihre Mannigfaltigkeit und ihr Leben durch die Individualitäten, die ſie in ſich vereinigt. Der freie Menſch macht ſich an die Arbeit, den Fremden verſtehn zu lernen, ſich mit ihm zu verſtändigen, der Patriot dagegen, grade er, der ſo großes Gewicht auf die Individualität und Eigenthümlichkeit legt, weiß mit der fremden Eigenthümlichkeit nichts anzufangen, als ſie zu haſſen und gelegentlich todtzuſchlagen. Das eine iſt Rohheit, das andere Bildung. Die Differenz zwiſchen den Individuen löſen, heißt ſie aus der Vereinzelung, vom Zufall, von den phyſiſchen und ſittlichen Schranken ihrer eignen Exiſtenz erlöſen. Die Vereinzelung erzeugt das Reich des Zufalls, die Noth der Exiſtenz, die Vereinigung dagegen das Reich der menſchlichen Freiheit, die Vernunft und die Befriedigung der Vernunft. Die Arbeit an den geſelligen oder politiſchen Problemen iſt die Freiheit. Der Patriotismus iſt das Princip der vereinzelten, differenten Volksindividualitäten, der rohen Volksgeiſter, die beſtändig gegen einander in Harniſch ſind. Das gereinigte, aus der Rohheit der alten Volksgeiſter entbundene Freiheitsprincip, welches jetzt zu gleicher Zeit die ganze civiliſirte Welt ergreift und in England, Frankreich und Deutſchland ſich zu geſtalten und zu einer klaren Faſſung hindurch zu arbeiten ſucht, iſt der Humanismus (le principe humanitaire).

Gleichzeitig mit den engliſchen und franzöſiſchen Socialiſten hat die deutſche Philoſophie den Menſchen zum Grund und Zweck der Religion und Politik, der Theorie und Praxis des Menſchenlebens erhoben. Die Philoſophie iſt ihrer Natur nach univerſell, die bürgerliche Geſellſchaft ebenfalls. Beide ſtimmen in der Arbeit, dem Menſchen ſeine eigne freie Welt zu erbaun, überein, und ſobald dies Factum zum Bewußtſein kommt, hebt ſich die Trennung von Theorie und Praxis auf, man kennt nur noch den einfachen Zweck, Verwirklichung des freien Menſchen und Vermenſchlichung ſeiner Welt; und überall, wo für dieſen Zweck gemeinſchaftlich gearbeitet wird, da iſt, wenn nicht das Vaterland, nur mehr als dies, das Bruderland.

Dieſe Alliance der Geiſtesrichtung in Deutſchland, England und Frankreich, die vorhanden iſt, ſtumpft den Patriotismus, den Nationalhaß und die Naturrohheit der verſchiedenen Völker ab.

Nun muß man zwar zugeſtehn, was unſre Gegner ſo glücklich macht, es fehlt noch viel, um ein geläufiges Verſtändniß des neuen humanen Grundes der Dinge auch nur bei den Deutſchen und Franzoſen, den vorzugsweiſe denkenden Völkern, hervorzubringen, noch weniger iſt für die Verwirklichung der Humanität oder univerſellen Freiheit geſchehn, — dies iſt eben die Arbeit, — aber die thatſächliche Vereinigung in demſelben Princip iſt vorhanden, ſie erzeugt das neue Verhältniß, welches die Nationalen als Verfall, die Humanen als den größten Fortſchritt bezeichnen.

11.

Auflöſung der Revolution in die Reform der bürgerlichen Geſellſchaft.

Die Revolution hat einen großen Schritt vorwärts gethan. Sie hat in der ſocialiſtiſchen Richtung der Engländer und Franzoſen die Kritik gegen ſich ſelbſt gekehrt. Dieſe Richtung, deren Bedeutung nicht mehr zu verkennen iſt, ſteigt aus der Staatsregion in die bürgerliche Geſellſchaft (wir theilen hier mit Hegel ein) herab, d. h. ſie befaßt ſich ernſtlich mit ihr und will die bürgerliche Geſellſchaft, „das Syſtem der Bedürfniſſe und der Arbeit", in die menſchliche Geſellſchaft, die ihre Bedürfniſſe vorherſieht und ihre Arbeit nach dem wahren Bedürfniß der Freiheit und Humanität einrichtet, auflöſen, oder vielmehr die Auflöſung der bürgerlichen Geſellſchaft, die in disparate, dem Zufall überlaſſene Individuen auseinanderfällt, aufheben, und die Conſtituirung, nicht nur der allgemeinen, ſondern aller Geſchäfte der Menſchen unternehmen. Sie ſagt: „die jetzige bürgerliche Geſellſchaft, auch wie ſie in Frankreich aus der Revolution hervorgeht, iſt das Syſtem der Concurrenz ſtreitender Intereſſen der ſich ſelbſt überlaſſenen Privatmenſchen. Die Revolution wollte die Freiheit erzeugen und ſetzte die freigelaſſene bürgerliche Geſellſchaft als die Bedingungen der Freiheit voraus, aber die Herrſchaft des Zufalls, unter der ſich hier die Menſchen befinden, enthält nur die Bedingungen einer neuen harten Knechtſchaft, eines Feudalismus der Induſtrie, der an Rohheit und Härte den mittelalterlichen Feudalismus weit übertrifft.“ Iſt die bürgerliche Geſellſchaft nicht frei, ſo iſt es auch die politiſche nicht. Die Unabhängigkeit und Freigelaſſenheit der bürgerlichen Geſellſchaft iſt keine Freiheit. Im Gegentheil, frei iſt, wer ſtatt des Zufalls die Vernunft zum Herrſcher hat. Daß die Revolution die Bedingungen der Freiheit *vorausſetzt*, daß ſie fingirt, der Menſch könne auch bei der Unmöglichkeit einer menſchlichen Exiſtenz frei ſein, iſt der Selbſtbetrug der Revolution. Ihre gegenwärtige Selbſterkenntniß und Selbſtkritik beſteht nun darin, daß ſie *die Bedingungen* der Freiheit, die menſchliche Exiſtenz aller Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, *erzeugen will*, um die Freiheit zu erzeugen, (wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Erzeugung aller Bedingungen die Geburt der Freiheit, und die Geburt der Freiheit die ganze Freiheit ſelbſt iſt). — Dies giebt der Revolution einen univerſellen Charakter. Sie gewinnt dadurch von Neuem die Fähigkeit, die ganze Welt bis in die völlig unpolitiſche Geſellſchaft hinunter zu intereſſiren und in Bewegung zu ſetzen. Denn die jetzige bürgerliche Geſellſchaft, mit der es die künftige Revolution oder Reform (denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß Revolution nichts anders heißt, als principielle oder radicale Umgeſtaltung geſelliger Formen) ausdrücklich zu thun hat, die aber der alten Revolution hinter ihrem Rücken entſtand und ihr darum auch unvermerkt über den Kopf wuchs, ſie iſt der unmittelbare Zuſammenhang, der ſich durch die politiſche Unterſcheidung der Menſchheit, die Staaten, hindurchzieht, der allgemeine Boden der civiliſirten Welt.

Abgeſehn nun davon, daß die bürgerliche Geſellſchaft in England und in der ganzen Fabrikwelt ſchon in der Auflöſung begriffen iſt und überall an der großen Menſchenverwahrloſung, die ſie in ſich trägt, einen äußerlichen Schaden zeigt, ſo fühlt ſie auch ſelbſt ihre eigne Unzulänglichkeit. Sie will den Zufall, den ſie zum Princip hat, nicht anerkennen, ſie ſetzt der unſittlichen Weltverwirrung, unter der ſie erliegt, eine moraliſche Weltordnung entgegen, die ſie in Ausſicht ſtellt. Sie ergänzt den Mangel der wirklichen Exiſtenz durch die Phantaſie einer jenſeits zu hoffenden Vollkommenheit. Die unerbittliche Noth durch den beſchwichtigenden Glauben, die Laſt des Lebens durch die Phantaſie der Religion. In der Religion wiederholt ſich die Wirklichkeit, ſie erhebt den Menſchen und ſeine Verhältniſſe in den Himmel; aber nicht die handfeſte, anſtößige Realität, die uns niederdrückt, ſondern aus dem gefügigen Duft der Phantaſie bildet ſich dieſe zweite Welt, als lockende Fata Morgana am Firmament der wirklichen. Die Auflöſung aller religiöſen Phantaſieen, Wünſche und Decrete in die ihnen zum Grunde liegende menſchliche Wirklichkeit iſt durch die deutſche Philoſophie, durch Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums, vollzogen. Die Auflöſung der diesſeitigen wirklichen Welt, der bürgerlichen Geſellſchaft in die menſchliche, der verwahrloſten Menſchheit in die wahre und geſunde, der Sklavenarbeit in freie, vernünftig conſtituirte, oder

„organiſirte Arbeit“ iſt das Problem des „Socialismus“ in England und Frankreich. Er findet die Auflöſung der Societät vor, und darum fordert er die Societät, „die Aſſociation“, eine Kritik und eine Forderung, mit der Fourier ſchon im Jahre 1808 auftrat, deren ganze Bedeutung aber erſt die heutigen engliſchen Zuſtände klar gemacht haben. Nicht nur die Götzen des Gläubigen, auch die Fetiſche der Praktiker hat die Geſchichte ans Licht gezogen, und ſie wandern zuſammen in den Schmelzofen ihrer Menſchenſchmiede.

Wer beide Erſcheinungen verſteht, wer den Myſterien der Religion und den Myſterien der verwahrloſ'ten Geſellſchaft, nachdem beide enthüllt ſind, auf den Grund zu ſehen vermag, dem wird es nicht entgehn, wie die Zeit in den drei Ländern gearbeitet hat. Die Einheit des deutſchen und des engliſch-franzöſiſchen Humanismus braucht nicht erſt hergeſtellt, ſie braucht nur erkannt zu werden. Beide ſind die Erfüllung der Menſchenwelt mit ihrem wahren Inhalt. Der religiöſe Inhalt als Eigenthum und Inhalt der Menſchenwelt macht das Glück und ſeine Verheißung, die Wahrheit und ihre Praxis zu einem Gegenſtand des irdiſchen Strebens, zu einer menſchlichen

Function, der Inhalt der Freiheit, auf alle Menſchen vertheilt, macht das politiſche Privilegium zu einem allgemeinen Beſitz. Was die Revolution wollte, die Freiheit, das kann nur die Conſtituirung und Organiſation der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, der Arbeit jedes Alters und jeder Klaſſe erreichen.

12.

Erſt die totale Befreiung der Menſchen iſt auch die Aufhebung der Religion.

Wie religiös die Revolution noch war, läßt ſich daraus abnehmen, daß erſt die Auflöſung der Revolutionsfreiheit in die Freiheit der ganzen bürgerlichen Welt die wirkliche Aufhebung der Religion ſein würde. Die freigelaſſenen Menſchen, die ihrer größten Maſſe nach in die Sklaverei der Natur und der Induſtrie gerathen, leben in einer zu inhumanen Welt, als daß ſie die formale des theologiſchen Idealismus entbehren könnten. „Wer ſollte den Unterdrückten tröſten, fragt Robeſpierre, wenn es keinen Gott gäbe?“ So lange die menſchliche Geſellſchaft ihr Verſprechen, die Unterdrückung aufzuheben, nicht gelöſ't hat, iſt die Verheißung, daß es ſpäter einmal geſchehn ſolle, nicht überflüſſig. Dies iſt die Religion. Man löſ't ihr Problem nicht, wenn man das Illuſoriſche ihrer Verheißung erkennt, ſondern wenn man ſie mit ihrer Verheißung beim Worte nimmt und aus ihrem Morgen ein Heute macht. Die Religion wird erſt dann überflüſſig, wenn die verwahrloſ'te Menſchheit aus einer Wirklichkeit befreit iſt, in welcher der Selbſtverluſt ihres Weſens ihr Schickſal und das vergebliche Ringen, es wieder zu gewinnen, ihr Troſt iſt. Wer die Religion nöthig hat, der wird Religion haben. Sie iſt ein Product der Noth, und die Noth, die harte Nothwendigkeit nennt ſchon Hegel das Princip der „bürgerlichen Geſellſchaft“. So lange die bürgerliche Geſellſchaft eine in ſich unbefriedigte Exiſtenz bleibt, beſteht die Religion neben der Kritik. Die Kritik, auch die ſocialiſtiſche, iſt nur theoretiſche Aufhebung der Theorie des „Nothſtaates“. Die praktiſche Aufhebung dieſer religiöſen und ſocialiſtiſchen Theorie der Nothdurft iſt die, daß man ſie überflüſſig macht. Die Kritik der Religion durch die deutſche Philoſophie kann den engliſch-franzöſiſchen Socialiſten ſo ohne Weiteres zu ihren Zwecken nicht dienen, und auf der andern Seite iſt die Arbeit der Socialiſten Theorie geblieben und noch nicht ſo weit gediehen, daß ſie die deutſche Kritik der Religion ohne Weiteres berichtigen und durch Reformirung der Wirklichkeit, aus deren Noth und Mangel die Religion ſich erzeugt, die reelle Verſöhnung der Welt mit ſich ſelbſt bewirken könnte. Ohne Zweifel iſt die Verwirklichung dieſes Princips eine weit ausſehende Sache; auch wird es nie möglich ſein, den Abfall von der wiſſenſchaftlichen in die phantaſtiſche Welterklärung und von der Organiſation in Desorganiſation zu verhindern; nichts deſtoweniger muß die Geſchichte des Menſchengeſchlechts dieſe Aufgabe fortdauernd verfolgen, und jede theilweiſe Löſung des Problems, jede neue ernſtliche Proclamirung des Princips ſogar iſt eifrig zu ergreifen.

13.

Patriotiſmus und Humaniſmus.

Die Humanitätstheorieen haben im Völkerrecht, im Strafverfahren, im Weltverkehr Unglaubliches geleiſtet. Die Theorieen des Humaniſmus wirken ſchon jetzt gegen den religiöſen und patriotiſchen Fanatismus. Sie heben den Patriotismus im Princip auf und beſeitigen die alte rohe Differenz der Völker unter einander. Dagegen bildet ſich in den Völkern eine neue, und dieſe wird vielleicht heftiger ausgefochten werden, als alle früheren Streitigkeiten. Die neue Differenz iſt die totale, der Streit des Begriffs oder der Beſtimmung des Menſchen mit ſeiner Exiſtenz. Es fragt ſich nicht mehr, iſt dieſer Menſch ein Deutſcher oder ein Franzoſe, ſondern iſt der Deutſche, der Franzoſe ein Menſch, ein freier Menſch, und er ſoll es nicht nur dem Namen nach ſein, man verlangt ſeine humane, ſeine freie Exiſtenz. Die wirklichen, die freien Menſchen ſollen keine Ausnahme von der Regel, ihre Erzeugung nicht das Privilegium einer Nation ſein. Nicht irgend eine Nation, ſondern die Menſchheit in allen Nationen nimmt die fähigen Köpfe, die rühmlichen Thaten und die Ehre der Freiheit für ſich in Anſpruch. Noch mehr, nicht für die Größe Eines Menſchen, ſondern für die Freiheit aller, nicht für die Abgeſchmacktheit der Privatgenies, ſondern für die Bildung geſelliger Genies, nicht für die Eitelkeit einer Nation, ſondern für die Verwirklichung des freien

Menſchen in ihr, nicht für die Kleinlichkeit eines individuellen oder nationalen Vorzugs, ſondern für die Größe der Propaganda im Dienſte des Humanismus ſchlägt das Herz des neuen Weltpulſes.

Die Aufhebung des Patriotismus in Humanismus iſt eine Form des gegenwärtigen Freiheits-Problems, eine Frage, die zur Aufräumung der Köpfe und zur Erweiterung der Herzen discutirt zu werden verdient. Die Ereigniſſe kommen der Auflöſung des Patriotismus, dieſer politiſchen Religion der bisherigen Welt mit aller Macht zu Hülfe. Welche Nation iſt mit ſich ſo in Bauſch und Bogen zufrieden, daß ſie auf ſich pochen ſollte? Und wo es geſchieht, was folgt daraus? Haben die Deutſchen ſich nicht ſelbſt verſpottet wegen ihres hohlen Rheinliedsenthuſiasmus? Und wie geht es bei den Franzoſen zu? Man blicke nur um ſich. Selbſt die Republikaner, werden ſie nicht lediglich durch den Patriotismus, ſo oft ſie ihn herauskehren, auf die Seite der Reaction geworfen? Wir erinnern nur an die Fragen der Rheingrenze und der Befeſtigung von Paris. Beide ſind patriotiſche Fragen und beide ſind durch den Patriotismus z. B. des National vollkommen nach dem

Wunſche der Reaction gelöſ't worden. Wenn die Franzoſen den Rhein verlangen, ſo können die Deutſchen ihren Franzoſenhaß wieder in Schwung bringen. Wenn aber das Princip der Freiheit den Rhein erreicht, ſo iſt die Reaction verloren. Worin beſteht nun der Fehler dieſer Freiheitsfreunde? In ihrer Unklarheit über das Weſen des Patriotismus, der ſie mit dem Geſpenſt der Fremde ſchreckt und irre macht. Nicht die Fremden (**les étrangers**) ſind ins Auge zu faſſen, ſondern die Gegner (**les ennemis**), wo ſie auch ſind. Hat die Reaction die Ufer der Seine im Beſitz, ſo wird von hier aus keine Seele erobert. Hat die Freiheit das Herz von Frankreich, ſo hat ſie alle Herzen in Europa erobert. Der Patriotismus hat den Feind in der Fremde und vergißt über dieſer Vorſtellung den einheimiſchen Feind, den er vor ſich und den principiellen Freund, den er in der Fremde hat.

14.

Der Patriotismus und die Parthei.

Der Patriotismus gewinnt nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn die Parthei, welcher die Nation folgt, ihren Feind Aug' in Auge ſich gegenüber hat, und in ihm den Gegner der „guten Sache", gleichviel ob fremd oder bekannt, angreift d. h. wenn er aufhört national zu ſein und principiell oder human wird. Die Differenz der Kämpfenden iſt alsdann eine menſchliche, die Partheiung. Die Partheiung iſt die menſchliche Differenz, weil ſie die Differenz der Anſichten und Gedanken iſt; die Individualiſirung und Nationaliſirung der Menſchen iſt die rohe Differenz, die Differenz der Exiſtenz.

Der Patriotiſmus nimmt die Völker als Partheien und abſtrahirt von den Partheien in den Völkern; der Humanimus ſezt die Partheien über die Völker, aber er abſtrahirt darum nicht von der Individualität der Völker, er erkennt ſie vielmehr an als Genoſſen in der gemeinſamen Arbeit der Befreiung des Menſchen von der verſchiedenen volksthümlichen Verwahrloſung, in der er lebt.

Der Patriotiſmus ſezt die Völker auf den Kriegsfuß, der Humaniſmus will auf dem Friedensfuß die menſchliche Entwickelung, die Bildung der beſten Geſellſchaft aus der allgemeinen Vereinigung bewirken;

aber der Humanismus wird ſeinem Willen zuwider grade durch die Verwirklichung des Menſchen den Krieg entzünden. Der humaniſirte Menſch wird ſich mit dem brutalen, die Parthei des menſchgewordenen Volks mit den Barbaren um den Beſitz der Welt ſtreiten. Dieſer Streit wäre für die Humanität und in ihrem Sinne nur die Darlegung ihrer ſelbſt, nichts als der Beweis ſo zu ſagen der Identität ihrer Perſon. Sie würde aus ihrem Inhalt Tagesfragen machen und in der Discuſſion die Köpfe der Menſchen nicht herunterſchlagen, ſondern zurechtrücken. Dieſe Form des Kampfes, der geregelte Partheikampf, wäre eine Aufhebung der Barbarei. Die Barbaren geben ſie nicht zu. Und ſie haben nun ihrerſeits ebenfalls nichts weiter zu thun, als ihre Exiſtenz zu behaupten, um die Waffe der Vernunft in die der Brutalität, die Schärfe des Gedankens in die Schärfe des Schwertes und den Kopf des Menſchen in den Knopf ihrer Zielſcheibe zu verwandeln. Die Exiſtenz des Menſchen zwingt den Barbaren nicht zu ihrer Anerkennung, — der Boden der Vernunft iſt über ihm, man müßte ihm ſeine Barbarei nehmen, um ihn hinaufzuſchaffen; — aber der Barbar braucht den Menſchen nur an ſeiner Exiſtenz zu ergreifen, um ihn zum barbariſchen Kampfe zu zwingen, — die Exiſtenz iſt der gemeinſame Boden des Vernünftigen und des Unvernünftigen.

Die Barbarei behauptet ihre Exiſtenz als Princip; ſie kennt kein anderes Princip, als ihre Exiſtenz. Aber es zeigte ſich erſt in unſerer Zeit und durch das Hervorziehen des Menſchen hinter allen Exiſtenzen der Religion, der Philoſophie und der politiſchen Welt, daß die barbariſche Exiſtenz das Princip der bisherigen Welt, der verfloſſenen Geſchichte und ihres officiellen Beſtandes iſt. Die Humanität ſelbſt war es, welche durch ihren Gegenſatz die Barbarei nöthigte, ſich zum Princip zu machen. Erſt durch die humaniſtiſche Kritik wurde ſie zum Kampf für „alles Beſtehende“ aufgeſtachelt. „Alles Beſtehende“ unbeſehens, ſo drückt ſie ihr weſentliches Intereſſe aus, das iſt ihr Schlachtgeſchrei. Ganz natürlich. Denn ſeitdem ihr bewieſen wurde, ihr höchſtes Weſen ſei das Unweſen, der karikirte Menſch und ihre freiheitswidrigen Inſtitutionen nur die Ausführung dieſer Karikatur in der Welt, die Sklaverei und Verwahrloſung vieler Millionen eine unerträgliche Schmach für unſer Jahrhundert; ſeitdem iſt ſie dieſem Beweiſe zwar nicht gefolgt, aber doch an der Wahrheit ihrer Sache zweifelhaft geworden, ſie glaubt nur noch an die *Wirklichkeit* ihrer Exiſtenz, d. h. „*alles Beſtehenden*". Erſt in der Brutalität des Factums erkennt die Reaction ſich wieder, und nur dies, nur die *rohe Exiſtenz* hat ſie der Revolutionirung der geiſtigen Welt und, ſofern ſie Theil daran hat, ihres eignen Innern entgegenzuſetzen. Nicht aller Beſtand, ſondern der Beſtand der Wahrheit und Freiheit iſt zu conſerviren. Die conſervative Barbarei will „*alles Beſtehende, weil es beſteht*", aber ſie geſteht der bildenden und befreienden Vernunft keinen Beſtand zu, ſie macht im Gegenſatz zu ihr aus der Exiſtenz ein Princip. Die große Maſſe der Menſchen, die nur leben will, um zu leben, *macht die Exiſtenz zum Zweck*; und die jetzige bürgerliche Geſellſchaft, welche durch dieſe blinde Maſſe gebildet wird, *kennt nur den Kampf um die Exiſtenz*. Daſſelbe *Princip*, denſelben *Zweck* und denſelben *Kampf* proclamirt der Patriot. Mit dem Beſtand der Landesgrenzen vertheidigt er *jeden* Beſtand, den ſie einſchließen, und mit der Ausſchließung des humaniſtiſchen Volks ſchließt er auch den Humanismus aus. Ginge der Patriot, z. B. der Deutſche, auf den Grund der nationalen *Exiſtenz* zurück, ſo würde er finden, daß erſt die Auflöſung der vorhandenen Wirklichkeit *die Begründung der wahren Exiſtenz* wäre, er würde z. E. begreifen, daß der Deutſche, wie er iſt, noch kein freier Menſch iſt, würde alſo den Humanismus nicht bekämpfen, ſondern ihn aus ſeiner eignen Nationalität *erzeugen*, indem er die *Parthei* des freien Menſchen ergriffe und in ſeinem Volk ausbreitete.

Und in der That, der *Partheigeiſt* führt uns über die Völker hinaus. Er iſt der Aſſociationstrieb zur Arbeit für die Probleme der Freiheit, der Eifer der geſelligen Arbeit, die belebte, die begeiſterte, die animirt in ſich arbeitende Menſchheit ſelbſt. Er führt den Menſchen zum Menſchen durch die Verhandlung ſtreitiger Anſichten und Abſichten. Der *Patriotismus* hingegen iſt der Geiſt der Abſonderung, der Trennung des Menſchen vom Menſchen durch den blauen Dunſt des allervorzüglichſten und höchſten Volksweſens, deſſen wahre Exiſtenz die allertraurigſte von der Welt ſein kann. So iſt das deutſche Volk in der Wirklichkeit mit den Feſſeln eines politiſchen und bürgerliſchen Helotismus, in der Vorſtellung des Patrioten dagegen mit allem Hohen und Herrlichen geſchmückt. Der Cultus dieſes tranſcendenten Phantaſieweſens und die blinde Feindſchaft gegen die Verehrer eines fremden Volksgottes, dieſe Trennung des Menſchen vom Menſchen iſt religiös. Iſt die Partheiung eine **menſchliche** Differenz, ſo iſt die patriotiſche Differenz eine **religiöſe.** Der Patriot kämpft für eine „heilige Exiſtenz“, der Partheimann für ein politiſches Problem. Der Patriot verfolgt in dem Fremden einen Unmenſchen, der Partheimann wendet ſich in ſeinem Gegner an den Menſchen. Der Partheimann ſtreitet für einen beſtimmten Inhalt, der Patriot, der nicht in den Partheimann übergegangen iſt, für ſein Volk unbeſehens mit jedem Inhalt, mit Einem Wort für „Alles Beſtehende“ in ſeinem Lande. Der Patriot kann aber nicht Parthei ergreifen, ohne von der Religion für ſeinen Volksgötzen abzufallen; denn die Parthei hat ihre nächſten Feinde im eignen Volke. Aus ſeinem blinden Nationalismus den bewußten Humanismus der Parthei zu erzeugen muß er ſich verſagen. Wenn ein Franzoſe die Meinung des deutſchen Patrioten ausſpricht, ſo ſtimmt dieſer ihr darum nicht bei, weil es ein Franzoſe geſagt. Wir werden weiter unten ein Beiſpiel anführen.

15.

Der Patriotismus iſt eine Form der Religion.

Der Patriot bringt die Zeugungskraft, womit er den Menſchen und die allgemein menſchlichen Probleme ſeiner Zeit und ihre Löſungen durch den Partheikampf hervorbringen könnte, dem Götzen einer phantaſtiſchen Volksexiſtenz zum Opfer. Der Patriotismus iſt die irdiſche Religion der iſolirten Volksungethüme, er iſt der Geiſt der in ſich verſchloſſenen conſervativen Barbarei, der Enthuſiasmus der Reaction, der die Exiſtenz des Menſchen daran ſetzt, um die Exiſtenz vielleicht eines Unweſens, deſſen Herrlichkeit er ſich aber vorſpiegelt und anbetet, zu retten.

16.

Menſchenopfer und Arbeit. Cultus und Cultur.

Dieſer irdiſchen Religion des unpartheiiſchen Patrioten iſt eben ſo wie der himmliſchen des unpolitiſchen Privatmenſchen die Exiſtenz eines ganz allgemeinen, unbeſtimmten und phantaſtiſchen Unweſens Gegenſtand des Cultus und des Menſchenopfers. Selbſt in der humanſten Religion opfert der Menſch ſich dem Götzen, den er aus ſeinem Weſen ſich gemacht, er opfert ſeinen graden Verſtand der Verkehrtheit einer Phantaſie, die Vernunft der Verrücktheit, und die Verrücktheit iſt die totalſte Selbſtaufopferung, die es giebt. Im Patriotismus, der in ſeinem Volk keine freiconſtituirte Parthei hat, vertheidigt der Menſch eine verwahrloſ'te Wirklichkeit, indem er ſich einer eingebildeten Vortrefflichkeit zum Opfer bringt. Der Menſch würde nicht geopfert, wenn er mit Bewußtſein Parthei ergriffe, wenn er ſeinen eignen Zweck auf ſeine eigne Gefahr durchzuſetzen ſuchte; aber er iſt von vornherein geopfert, wo er nur zum Mittel dient, die Gefahr vor einem Götzen, deſſen Sturz ſeine eigne Rettung wäre, abzuwenden. Der Patriotismus iſt nothwendiger Weiſe die Abwendung von den Principien, der Humanismus die Anwendung derſelben. Die Abwendung der Principienkämpfe und ihrer Partheiung iſt Aufopferung des höchſten Gutes, der vernünftigen Entwickelung des

Menſchengeſchlechts; die Anwendung der Principien dagegen iſt — die Arbeit.

Dies iſt der Unterſchied. An die Stelle des Opfers der religiöſen Welt — und die ganze bisherige Welt iſt religiös — tritt die Arbeit der humanen Welt, der Cultus verwandelt ſich in Cultur. Der Menſch, indem er die neue wahre Welt erſchafft, arbeitet überall an der Erreichung ſeines Weſens, nie an der Wegwerfung ſeiner ſelbſt, er arbeitet an ſich ſelbſt. In dieſer Arbeit verzehrt ſich allerdings ſeine Exiſtenz, er wagt ſich immer an ſich ſelbſt, er ſetzt ſich ſelbſt aufs Spiel, wenn die Ereigniſſe dies Spiel herbeiführen. Aber er kämpft nie, wie der Patriot, für einen fremden Zweck gegen einen fremden Feind. Der Zweck iſt immer er ſelbſt, der Feind immer ſein eigner, der ſeiner Arbeit als ein Gegenſtand der Ueberwältigung entgegentritt. Das Opfer für den fremden Götzen wird zur Arbeit für den Menſchen ſelbſt, das Schlachtfeld zum Kampfplatz, der Rauſch des Fanatismus zum Feuer der Action. Nur im Namen des Götzen kann die Aufopferung des Menſchen verlangt werden. Nur ſeinen Schweiß, nicht ſein Blut hat der Menſch in menſchlichen Verhältniſſen für ſeine höchſten Zwecke zu vergießen. Im Schweiß der Arbeit löſ't die kalte Exiſtenz des Menſchen ſich zum warmen Leben auf. Das Blut des Opfers löſ't die Exiſtenz in den Tod, der Schweiß der Arbeit löſ't ſie ins Leben auf. Schweiß vergießen iſt demokratiſch, Blut vergießen ariſtokratiſch. Das kalte Blut der Ariſtokratie darf wohl verſpritzt werden, aber es zu verſchwitzen iſt unanſtändig. Das Wort „Schweiß" gilt für plebejiſch. Aber die Menſchenverachtung, die in dem Schimpfnamen „Pöbel" und „plebejiſcher Schweiß" liegt, ſetzt die Aufopferung des Menſchen voraus, ſie iſt religiös. Die Religion hat den Schweiß für die Wirkung ihres Fluches erklärt. Sie ahndete ihren Feind. Der Schweiß des Angeſichts zerſtört die Glorie der Religion, er bricht aus, wo das äußere Glorienfeuer ins Innere zurückgenommen und durch die Arbeit lebendig geworden iſt. Der Schweiß des Menſchen, in ſeiner eignen Arbeit vergoſſen, tritt an die Stelle des Blutes, welches für andere vergoſſen ward; und auch das Blut, welches in Zukunft vergoſſen wird, fließt nur als Schweiß in der allgemeinen Arbeit für die Verwirklichung des Menſchen.

Der Zufall, der die Adern ſtatt der Poren öffnet, gehört mit in die allgemeine Rechnung. Auch wenn er nicht mehr Princip der Geſellſchaft iſt, bleibt ihm der Einzelne in dem blinden Zuſammenſtoß der Dinge erreichbar. Den Zufall als Zufall nehmen, das eben heißt den Begriff des Opfers gänzlich beſeitigen. Wie bei dem Ausdruck Opfer und Arbeit, ſo wird man die altpatriotiſche Sprache überall auf ihren wahren Sinn zurückführen, wenn man der religiöſen That die einfach menſchliche, der verſchrobenen Forderung die wahre, ins Geleis der Vernunft zurückgerückte, entgegenſetzt.

17.

Das Militär als Prieſter und Opfer.

Wir haben den Patriotismus und ſeinen Opferdienſt Religion genannt. Das Militär iſt der Prieſterſtand dieſer Religion und zugleich das Opfer. Die Prieſter in jeder Religion haben das Menſchenopfer nicht nur an denen, die ſie zum Altar führen, ſondern auch an ſich ſelbſt zu vollziehn. Als Prieſter vollzieht der Soldat die Liebe und den Haß des Vatrioten und er thut dies, indem er ſich für den Patriotismus hinter ſeinem Rücken zum Opfer bringt. Aber auch ohne die Grenzhekatomben der Völkerſchlachten, auch ohne den Tod in der Schlacht opfert der Soldat alle ſeine Verhältniſſe, abſtrahirt er von ſeinen weſentlichen Zwecken, ergreift er den Müßiggang ſtatt der Arbeit, lebt er ein Mönchsleben der Entbehrung und des Cölibats. Ebenſo der chriſtliche Prieſter, auch der heutige, der ſich nicht mehr geißelt und verſtümmelt, iſt zugleich Opfer. Cölibat und Mönchsthum erklärt nur die Ertödtung des Fleiſches permanent, welche der Prieſter der Cybele ein für alle Mal vollzog. Aber die Aufopferung der Geſchlechtstheile, welche die heidniſchen und katholiſchen Prieſter verrichten, iſt nur ſcheinbar das ärgſte; ſie bleibt immer nur ein partielles Opfer gegen die Aufopferung der Vernunft, worin der gebildete Prieſter ſeinen ganzen Menſchen hingiebt. Und wenn dieſer die Vernunft gebraucht, um die Vernunft zu verdammen, ſo vollzieht er das Opfer noch heute vor dem ſtaunenden Volke, wie einſt im Dienſte der großen Mutter ſeine Vorfahren. Die Jahrtauſende haben es nicht dahin gebracht, die Menſchenopfer aufzuheben und ſollten zuletzt die Prieſter auch nur ſich ſelbſt zum Opfer bringen, ohne das Volk mit ſich fortzureißen und ohne ſelbſt noch Religion zu haben. Doch verlieren wir unſern Gegenſtand nicht. Das Militär, welches von der Geſellſchaft abgeſondert iſt, der Militärſtand, ſteht im Dienſte eines fremden Weſens. Sein Dienſt iſt nicht ein Theil ſeiner allgemeinen geſelligen Arbeit, ſondern ein Opfer für ein Gemeinweſen, aus dem er ausgeſondert iſt. Das Gemeinweſen, welches nicht wirklich das allgemeine Weſen aller Arbeit iſt, trägt davon die Schuld, und weil alle Klaſſen der gegenwärtigen Welt in dem Zwieſpalt zwiſchen der eignen Arbeit und der Arbeit im Dienſte eines fremden Weſens ſtehn, ſo werden genau genommen alle fortdauernd geopfert. Beim Militär, dem Stande des Patriotismus, wie bei der Prieſterſchaft, dem Stande der Religion, iſt dies Verhältniß nur ſchroffer gezeichnet. Hier iſt das Opfer die einzige Arbeit. Dennoch iſt die Arbeit der bürgerlichen Geſellſchaft keine freie, nur in der Arbeit, worin man von ihr abſtrahiren kann, mit der man nichts gewinnen, nur einen rein menſchlichen Zweck der Vernunft, der Freiheit erreichen will, verhält man ſich frei. Die bürgerliche Geſellſchaft opfert überall den Menſchen ſeinem Bedürfniß, die weſentlichen Zwecke dem Zweck der Exiſtenz, die reelle, menſchliche Exiſtenz der kahlen, todten äußerlichen. Dieſe Arbeit der bürgerlichen Geſellſchaft nur für den Erwerb iſt Sklavenarbeit und Sklavenarbeit iſt Menſchenopfer.

18

Bürgermilitär und zur Landwehr conſtituirter Patriotismus.

Die wahre Auflöſung des Militärs wäre die in die Arbeit der menſchlichen Geſellſchaft, die jetzt nur noch als Ausnahme geübt wird. Es wäre die Aufnahme des militäriſchen Müßiggangs oder der Friedensübungen in die Spielzeit des Menſchenalters und der militäriſchen Anſtrengung, ſofern die exiſtirende Barbarei den Krieg noch nöthig macht, in die allgemeine Arbeit der Staats-Geſellſchaft. Dies wäre denn wieder die Belebung einer todten Exiſtenz durch das Fluidum ihres wahren Weſens. Die Aufhebung des Militärs in die bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie zum Beiſpiel Nordamerika erreicht hat, beweiſ't dagegen nur, daß damit kein Princip aufgehoben iſt. Die Demokratie realiſirt im Gegentheil den Patriotismus und nimmt ihm alle Illuſion bis auf die Vertheidigung der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt. Den Krieg aller Sonderintereſſen, als Geld gegen Geld, gegeneinander, das Princip des bezahlten und verkauften Menſchen, ja, ganz conſequent die wirkliche Sklaverei — dieſe ganze proſaiſche Abſtraction von dem Weſen des Menſchen vertheidigt der Amerikaner als bürgerlicher Soldat, und dieſen Inhalt, der ſeinem Humanismus ins Geſicht ſchlägt, muß er mit Patriotismus gegen die Fremden aufrecht erhalten. Die Aufhebung des Militärs in die bürgerliche Geſellſchaft kann die Fehler der bürgerlichen Geſellſchaft nicht verbeſſern. So iſt ebenfalls in Preußen der Patriotismus als Landwehr conſtituirt. Dieſe Landwehr hat gar keinen Werth für die Freiheit und gar keinen andern Inhalt, als den Patriotismus der Unabhängigkeit, d. h. ſie hat nichts zu denken und noch viel weniger etwas anders zu thun, als im vorkommenden Fall das Land des Landesherrn, d. h. das Privateigenthum des Königs und ſeiner Mitbeſitzer zu vertheidigen. Wo übrigens die Officiere noch einen eignen Stand und den ſtehenden Stock der Armee bilden, wo eine Armee fortdauernd unter Waffen ſteht, da iſt das Militär noch nicht civiliſirt. Die Civiliſirung des Militärs oder die Aufhebung des Militärs in die bürgerliche Geſellſchaft iſt daher immer ſchon ein großer Schritt, er iſt das Aeußerſte, was auf der Baſis der alten Welt erreicht werden kann. Denn das Militär iſt ein Inſtitut, welches die Trennung des Menſchen vom Menſchen, die Feindſchaft der Völker gegen die Völker, des politiſchen oder regierenden Menſchen gegen den regierten, die Gewalt ſtatt der Vernunft zur Vorausſetzung hat. Legt man nun die politiſche Gewalt ins Volk, ſo hebt man die Vorausſetzungen des abgeſonderten Militärſtandes bis auf den techniſchen Stock des Inſtituts auf; aber die Miliz, die nun entſteht, wird erſt recht alle Vornirtheit des Patriotismus zur Blüthe bringen. Der Geiſt jedes Militärs iſt der Patriotismus, der die Feindſchaft der Völker proclamirt, er iſt aber auch die conſervative Barbarei, die den Cultus des unvernünftigen Beſtandes der Dinge gegen die Forderung der Menſchheit, die von ihm erdrückt wird, mit Gewalt aufrecht erhält und es iſt nun zuletzt einerlei, ob die bürgerliche Geſellſchaft dieſe Gewalt in eigner Perſon oder durch einen permanenten Ausſchuß ausübt. Der höchſte Gipfel, den dies Princip erklimmen kann, iſt der Militärſtaat, der das Militär ſelbſt und durch das Militär die ganze übrige Geſellſchaft ſeinem Götzen, dem Militärchef zum Opfer bringt, wie in Preußen und Rußland. Wir haben ſchon geſagt, daß die preußiſche Landwehr nur der conſtituirte Patriotismus iſt; man könnte die ganze preußiſche Verfaſſung aus dieſem Geſichtspunkt auffaſſen und ſie erklärt ſich mit ihrer Beamten-Aſceſe und Landjunkerbaſis nur aus ihm. Sie galt auch darum, ſo lange man noch den Patriotismus als Freiheit empfand, für eine freiſinnige, und ihre Volksbewaffnung hat ſogar den Engländern und Franzoſen imponirt. So meinte die Times, in einem Lande, wo jedermann Soldat iſt, ſei es gewagt, die Organe der öffentlichen Meinung zu unterdrücken. Es wäre gewagt, wenn jedermann *dächte*, es iſt nichts dabei gewagt, wenn nur jedermann *Soldat* iſt.

19.

Preußiſcher und deutſcher Patriotismus.

Iſt in Preußen durch den Patriotismus nur die Conſtitution der conſervativen Barbarei erreicht worden, ſo hat es Rußland noch nicht einmal bis zum Patriotismus gebracht. Der Patriotismus iſt der Volksgeiſt in ſeinem Selbſtgefühl, wie es nun auch ſei. Rußland hat gar keinen Geiſt, auch nicht die Begeiſterung für die Landesgrenzen und den Landesherrn. Der Ruſſe hat einen unmittelbaren Herrn und höchſtens Religion. Der Krieg Rußlands gegen Napoleon war Religionskrieg. Allerdings hörte er nicht auf, es zu ſein, als er ſich nach Deutſchland zog, aber die Religion nahm hier nun die Form des Patriotismus an. „Mit Gott für König und Vaterland!“ iſt die Deviſe des deutſchen Patriotismus von 1813, dafür begeiſterte man ſich, und ſelbſt die Freiheit, die man damals im Munde führte, obgleich ſie nur apokryphiſch vorhanden und von dem König von Preußen eigenhändig aus der Deviſe geſtrichen war, bedeutete nichts weiter, als was jene königliche Verbeſſerung, nur deutlicher, auch ſagt, die Befreiung des Königs und ſeines Landes von den Franzoſen. Der Ruſſe, der nach Deutſchland kam, war nicht patriotiſch erregt, er brachte keinen Enthuſiasmus, ſondern nur ſeine Rohheit und ſeine andächtige Unterwürfigkeit mit. Der Deutſche dagegen enthuſiasmirte ſich für Volk und Vaterland und dachte ſich beides als den Inbegriff alles Schönen und Großen. Nun iſt es zwar richtig, dies Volk und dieſes Vaterland war nur eine Verheißung der Dichter, eine zukünftige Welt, eine reine Phantaſie, nicht beſſer alſo als der Himmel der Religion: es giebt kein deutſches Volk, nur eine Revolution könnt' es ſchaffen; — aber der Enthuſiasmus, der ſeinen Gegenſtand nicht gefunden hat, ſuchte ihn doch auf dieſer Welt, es war ſeine eigne Welt, das deutſche Volk. Es gab eine deutſche Literatur, warum ſollte es nicht auch ein deutſches Volk geben können? Arndt rief aus:

So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,

ſoll Deutſchland ſein. Dieſe Realität hielt nicht Stich, das exiſtirende, ſprechende, ſingende Volk wurde kein politiſches, freies, wirkliches Volk, und als es ſich zeigte, daß in der Gegenwart der Patriotiſmus ſeinen Gegenſtand vergeblich ſuchte, wandte man ſich zur Vergangenheit, zur Herrlichkeit und Größe der deutſchen Geſchichte. Auch hier betrogen, denn die deutſche Geſchichte iſt gewiß keine menſchliche Freiheit, iſt der deutſche Patriot inne geworden, daß die kahle, proſaiſche Exiſtenz unvernünftiger Zuſtände der Inhalt jener Grenzen iſt, die er mit ſeinem Blut erkaufte. Wir haben geſehn, was die Folge davon war. Man erhob die Exiſtenz zum Princip und die Heiligkeit alles Beſtehenden zur Parole. Der deutſche Patriot hat ſich auch dieſen Inhalt und dieſe Deviſe gefallen laſſen. Dahin iſt es mit dem deutſchen Patriotiſmus gekommen und dahin mußte es kommen. Der deutſche Patriotiſmus war von Anfang an gegen die Zukunft, gegen die Revolution und gegen Frankreich, das Land der Revolution, gerichtet. Er kommt aus Rußland. Sein Geburtshelfer iſt die ruſſiſche Nationalreligioſität, die Andacht der Unterwürfigkeit und er ſelbſt iſt nichts anders als der religiöſe Enthuſiasmus für die Nationalität und darum die Unterwerfung unter das Deutſchthum. Der Patriot unterwirft ſich von vornherein; wie er ſich von vornherein opfert, indem er ausruft: nicht mit freiem Bewußtſein für mich und meine menſchliche Beſtimmung, ſondern „mit Gott für König und Vaterland!“ d. h. wir wollen die Franzoſen vertreiben, dann ſind wir frei, dann haben wir unſer Vaterland wieder. „Der deutſche Michel, der ſein Vaterland ſucht“ und es für den König findet. Die Ruſſen haben kein Vaterland und ſuchen auch keins, ſie haßten darum auch die Franzoſen nicht, ihr Gott und ihr Winter haben den Feind vernichtet. Die Deutſchen von 1813 haßten die Franzoſen und ſuchten durch ihre Vertreibung ein Vaterland zu gewinnen. Das Vaterland war das Land ihrer Landesväter, die „Freiheit Deutſchlands“ nichts als eine Phantaſie Deutſchlands. Der Haß der Franzoſen im Intereſſe ihrer Landesväter und im Bündniß mit Rußland und Oeſtreich iſt das „Volksgefühl“ der Deutſchen, der bekannte Ausdruck: „wir laſſen uns kein Dorf nehmen!“ und „ſie ſollen ihn nicht haben!“ ihr „Vaterlandsgefühl“. Sie reden und fühlen, ſie dichten und denken im Namen ihrer Herren und Gebieter, die die Dörfer und Flüſſe haben. Das Elſaß der Franzoſen ärgert ſie, die deutſchen Oſtſeeprovinzen der

Ruſſen, die Beſitzungen der Dänen und der Holländer in Deutſchland oder Helgoland unter England genirt ſie nicht. Sie haſſen nur die Franzoſen und wenn ſie die Ruſſen nicht lieben, ſo iſt doch der gemeinſame Despotismus ein enges Band mit ihnen, und der Gehorſam ihrer Regierungen gegen den Zaren eine Thatſache, die ſie täglich empfinden. Die Unterdrückung der Preſſe auf Rußlands Vorſtellungen, die Preußen, die ungeſtraft nach Sibirien geſchickt wurden, die Erneuerung des Cartelvertrags — und dies erniedrigende Verhältniß empört niemand, im Gegentheil, die Allianz der barbariſchen Völker und die materielle Wucht derſelben iſt das Einzige, womit die leere und phantaſtiſche deutſche Nationalität ihr Selbſtgefühl gegen Frankreich aufrecht erhalten kann. Da das deutſche Volk nicht exiſtirt und die exiſtirenden deutſchen Völker ohne Freiheit und politiſches Bewußtſein exiſtiren, ſo kann der Deutſche ſich das Gefühl ſeiner Exiſtenz nur von Außen holen. Allerdings iſt die Illuſion des Deutſchthums und das Spiel, welches die einzigen politiſchen Realitäten in Deutſchland, die größten Gutsherren, ſich mit ihm erlaubt, längſt aufgedeckt, und eine Wiederholung des alten Patriotismus in der Nation nicht denkbar; den nächſten Krieg müſſen ſie ohne Patriotismus führen. Die Illuſion aber, als wäre das Verhältniß noch immer das alte, wird von den Epigonen der Freiheitskriege, einer ziemlich ausgebreiteten und ſehr brutalen Parthei, die jetzt das Heft in Händen hat, unterhalten, indem ſie die Literatur und Journaliſtik, die ſie gänzlich monopoliſirt hat, als die Oeffentlichkeit des deutſchen Volks proclamiren läßt.

20.

Die patriotiſchen Epigonen und ihre Doctrin.

Ihre Doctrin iſt alt, ja ſie iſt veraltet, wir müſſen ſie hier aber unſers Themas wegen wiederholen. Sie ſagen: „wir fürchten Frankreich, den Reichsfeind an der Grenze, der unſre Provinzen haben will; wir haſſen Frankreich, den Repräſentanten der Revolution, der uns wider unſern Willen befreien will; und wir wollen in allen Dingen anders ſein, als die Franzoſen, denn wir ſind eine andere Raçe, wir ſind Germanen und jene ſind Romanen.“ Einer der Verrückteſten in der Parthei erklärt die Franzoſen gradezu für Affen.

Der Patriotismus der Epigonen, — die Studenten traten zuerſt als der Nachwuchs der Freiheitskriege auf — erweckte im Anfang einige Sympathie im Volke. Er war damals in der Oppoſition, als der Sohn vom Hauſe, den man vor die Thür geſetzt, und er ging in ſeinem Zorn bis zur Conſpiration und Revolte fort, er zog den Degen gegen die kahle Realität des Despotismus, um die Illuſion der Nationaleinheit durch eine Revolution zur Wahrheit zu machen und eine eben ſo illuſoriſche, nämlich eine ſpecifiſch germaniſche Freiheit zu erzeugen. Selbſt die Revolutionärs unter den Patrioten wollen und kennen die Freiheit nicht, ſie ſind deutſch und knechtiſch geſinnt, Feinde der deutſchen Philoſophie aus Ignoranz und der franzöſiſchen Revolution aus deutſcher Biederkeit. Dazu ſind ſie nun plötzlich mit all ihren Theorieen legitim geworden und nur noch de facto Revolutionärs. Der deutſche Patriotismus iſt endlich mit all ſeinen Illuſionen und hohlen Redensarten ſogar auf den Thron gekommen und, ſo weit es einem ſolchen Geſpenſt möglich iſt, zur Regierung gelangt.

21.

Die Patrioten als conſtituirte Reaction.

Er proclamirt nun die Einheit Deutſchlands als eine realiſirte und die gegenwärtige Verfaſſung Deutſchlands als die germaniſche Freiheit. Alle ſeine Jugendträume ſind dem Patrioten in Erfüllung gegangen, nur eins möchte er noch erreichen. Um auch die Erinnerung an ſeine revolutionären Ausſchweifungen los zu werden, löſ'te er jetzt ſeinen deutſchen Patriotismus gern in chriſtliche Religion auf. Erſt in der Andacht der totalen Unterwerfung laſſen den Deutſchen ſeine Träume von menſchlicher Freiheit das Glück genießen, daß die Wirklichkeit ſchön iſt, weil ſie deutſch iſt. Indeſſen, mit dieſen Träumen verliert der Menſch immer ſeine Kraft, ſie waren die Locke Simſons, mit der er den Philiſter überwindet. Dies iſt auch das Schickſal der deutſchen Patriotenparthei. Seitdem ſie ganz mit der Reaction und dem despotiſchen Regiment zuſammenfällt, iſt ihre Kraft dahin. Man hat ihre Illuſionen für Betrug, die deutſche Einheit für Zerfall, die Freiheit für Unterdrückung erkannt; und der Patriotismus der Epigonen iſt nur noch eine ohnmächtige Erinnerung.

Die Parthei fühlt dies ſelbſt. Sie legt daher viel mehr Gewicht auf Religion, Polizei und Conſpiration, als auf nationale Aufregung. Die Verſchwörungen haben nicht aufgehört, aber ſie haben aufgehört hochverrätheriſch zu ſein, ſie ſind officiell geworden; und nie iſt eine jeſuitiſch-abgefeimte Leitung mit einer ſtupid fanatiſchen Abſtufung durch faſt alle Regierungen und Regierungsmittel hindurch enger verſchworen geweſen, als jetzt; nie ſind die edelſten und letzten Formen der Freiheit ſchamloſer zerſtört worden, als in dieſem Augenblick. Ja, der Despotismus und die Reaction hat ſogar Verräther im Lager der Philoſophie ſelbſt gefunden und ſie zur Myſtificirung der Welt, zum Meuchelmorde des Geiſtes ſelbſt gedungen. Und ſo frech ſind ſie geworden, daß ſie dort, wo ſie nicht unmittelbar regierten, ſogar kleine Revolutionen und Emeuten gewagt und durchgeführt haben — große Momente, wo die Conſpiration die Möglichkeit erprobt, daß ſie im äußerſten Falle denn doch noch durch national-religiöſe Aufregung zu wirken vermögen.

22.

Die Confuſion des Schweizer Nationalismus.

Die Züricher Septemberrevolution von 1839 macht eine ſolche Probe, während für gewöhnliche Zeiten und namentlich für die gedeihliche Conſtitution Deutſchlands ſtatt des Patriotismus und der nationalen Aufregung ſchon der nationale Charakter ausreicht. Dieſer ſcheint der reactionären Doctrin aber auch ſo unumgänglich nöthig, daß ihn ſogar die Schweizer angenommen haben, die Schweizer, die alles andere eher haben könnten, als das myſtiſche Gut des Volksthums. Ein Schweizer, Namens Bluntſchli, in Zürich zugleich als Profeſſor des hiſtoriſchen Rechts und als Politiker des Septemberrechts von 1839 bekannt, hat als angehender Rector der Univerſität eine Rede gehalten, aus der uns die Augsb. Allg. Zeitung vom 22. Februar 1844 unter andern folgende merkwürdigen Worte mittheilt: „Die Univerſität Zürich muß immer mehr ein nationales Inſtitut werden. Nur ein vorzugsweiſe nationales Inſtitut kann unter einem Volke, das, wie die Schweizer, einen entſchieden nationalen Charakter hat, für die Dauer Feſtigkeit erlangen.“ Noch nationaler als national und ein Volk, das einen nationalen Charakter hat! So leſen wir; dürfen wir unſern Augen trauen? Man muß die Schweizer Conſervateurs kennen, um es für möglich zu halten, daß eine ſolche Sprache noch einen Sinn haben könne. Es iſt der abſurde Inhalt des Patriotismus, die myſtiſche Eigenthümlichkeit auf eine abſurde Formel gebracht. Er will ſagen, die Zopf-Schweizer können die Fremden nicht leiden und ſetzen allem Fremden, ſelbſt der Gelehrſamkeit eines auswärtigen Profeſſors den Haß ihres Schweizerthums entgegen. Worin beſteht nun die Nationalität dieſes „vorzugsweiſe nationalen Volks?“ Die Deutſchen reden doch ihre eigne Sprache; die Schweizer reden alle möglichen fremden und reden ſie ſchlecht. Die Deutſchen haben doch alle Eine Verfaſſung, den Despotismus; die Schweizer haben in jedem Canton eine andere, ſogar an einem Könige fehlt es ihnen nicht, und in Luzern regieren die Jeſuiten das ſchweizeriſche Paraguai. Was iſt alſo die Nationalität der Schweizer? Ihre Nationalität iſt die, keine zu haben, und ihre Eigenthümlichkeit grade die Mannigfaltigkeit von tauſend und abertauſend Localcapricen. Dieſe vollkommenſte Auflöſung der phyſiſchen und politiſchen Nation, dieſen Mangel aller Einheit der Form (man müßte denn die Tagſatzung eine Einheit nennen), wie aller Einheit des Princips, ja, dieſen Krieg aller Formen und aller Principien gegen einander, — das nennen ſie Schweizerthum, das iſt das Nationale; und wenn die Nationalität in dieſem Mangel aller Nationalität beſteht, in dieſer naturwüchſigen Confuſion, in dieſer abſoluten Ohnmacht, zu einem gemeinſamen Geiſte, zu einer auch nur leidlich gleichmäßigen Bildung zu gelangen und dadurch unter andern Völkern als eine eigenthümliche Maſſe etwas zu bedeuten — dann allerdings iſt es wahr, „die jetzige Schweiz hat einen vorzugsweiſe nationalen Charakter“. Herr Bluntſchli, ſo beſchränkt er iſt, kennt dieſen Vorzug, einen Zuſtand, den jeder Freund der Schweiz hinwünſchen ſollte, wo der Pfeffer wächſt. Die Reaction in der Schweiz, welcher Bluntſchli eifrig dient, finden wir eng verbunden mit Deutſchland, ſie iſt weſentlich deutſch, ſeitdem das Deutſchthum ſich förmlich zur Reaction conſtituirt hat. Der Schweizer Nationalismus iſt der Sohn des deutſchen, aber der in Confuſion ausgeartete.

Die Nationalitätsmyſtik, die ſich in Deutſchland erzeugen mußte, weil das Volk nicht zu erreichen war und man es doch nicht aufgeben wollte, mußte in der Schweiz noch unendlich myſtiſcher und myſteriöſer werden, da ihren drei Völkern ſogar die Möglichkeit des Einen Volksthums abgeht, während es Deutſchland nur an der politiſchen Einheit fehlt. Der Deutſche findet in den vielen Staaten die deutſche Einheit und in dem Einen Despotismus die deutſche Freiheit — eine etwas ſtarke Phantaſie allerdings, aber die des Schweizers iſt doch noch ſtärker: er findet in den drei Nationen die Eine Nationalität und in der unendlichen Getheiltheit der Verfaſſungen das Individuum der Schweiz und ſeine Eigenthümlichkeit. In jedem Canton, in jeder Stadt, in jedem Dorf und auf jeder Alp vor allen Dingen ein eigenthümliches Leben, Natur, Natur! Die Eigenthümlichkeit des Naturwuchſes iſt die fixe Idee dieſer Zuſtände und ihrer Träger, und da Treiben des Menſchen und natürlicher Zerfall der Naturſtoffe ſich treuen, ſo ſoll die Eigenthümlichkeit jedes widerſpenſtigen Atoms ſeine Widerſpenſtigkeit rechtfertigen. Wir haben im Großen von dieſer Anſicht geſprochen. Hier wird nicht blos die

Exiſtenz, hier wird die Caprice derſelben zum Princip gemacht. Dieſer eigenthümliche Nationalitätsbegriff iſ im Stande, die Heugabeln der Bauern gegen den Fremden, der mit neuen ketzeriſchen Principien heranrückt, in Bewegung zu ſetzen, aber nicht mächtig genug, um aus disparaten und naturwüchſig verunſtalteten Elementen eine Nation zu machen.

23.

Die Einfalt des deutſchen Patriotismus.

Der deutſche Patriotismus, eben ſo unfähig, eine Nation zu Wege zu bringen, als der ſchweizeriſche Nationalismus, ſagen wir ſei klarer; ſeine theoretiſche Aufgabe erſchöpft ſich in der einfachen Forderung, nicht Franzoſe zu ſein, ſeine praktiſche, die er ſeit vielen Jahren hinter ſich hat, in Franzoſenfreſſerei. Die Augsburger Allg. Zeitung verdient auch hier benutzt zu werden, ihre Belege haben den Vorzug neu zu ſein, wenigſtens zu beweiſen, daß ſich eine veraltete Sache bis in die neuſte Gegenwart herauf zu halten vermocht. Am 24. Februar 1844 verbreitete ſich die Redaction ſelbſt über Louis Blancs Aufſatz: „die intellectuelle Allianz Deutſchlands und Frankreichs". Zuerſt iſt Louis Blanc in jenem Aufſatz religiös und findet, daß die jetzige deutſche Kritik der Religion nur eine Rückkehr zum 18. Jahrhundert der franzöſiſchen Literatur ſei. Dieſer Irrthum, der in Frankreich allgemein iſt, rührt davon her, daß die heutigen Franzoſen ihr 18. Jahrhundert vergeſſen und unſre neuſte Philoſophie noch nicht haben kennen gelernt. Es ſind viel Ideen untergegangen, und es ſind andere, die eben ſo viel werth ſind, in den Köpfen unſerer Alliirten noch nicht aufgegangen. Sie ſind daher religiös und kämpfen praktiſch mit der Religion, mit den Jeſuiten und den übrigen politiſchen Geſtalten jener Welt, anſtatt der Sache, die eine Theorie iſt, auch theoretiſch beizukommen. Dies iſt nun ganz der Fall derjenigen Deutſchen, die dem 19. Jahrhundert angehören, ohne die Philoſophie deſſelben zu kennen. Die Redaction der Augsburger Allg. Zeitung iſt ſo gut religiös, als Lamartine, Lamennais, Pierre Leroux und Louis Blanc es iſt; und doch redet ſie gegen dieſe Männer. Sie giebt ebenfalls „die Conſequenzen des Hegelianismus der äußerſten Linken" (von Feuerbach, der den Menſchen zum Princip macht und den Hegelianismus für Theologie erklärt, hat ſie noch nichts vernommen) nicht zu; Louis Blanc geht noch weiter, „er warnt ſogar davor“, und dennoch rümpft die Redaction die Naſe! Warum? Die religiöſen Franzoſen ſind aus denſelben Gründen nicht für Hegel, nicht für Strauß und die Linke, nicht für Feuerbach und den Humanismus, aus denen der Redacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht dafür iſt, weil ſie den Verlauf und den Inhalt dieſer Unterſuchungen nicht kennen. Warum iſt alſo der Redacteur gegen die, mit denen er übereinſtimmt? Weil ſie Franzoſen ſind.

Ferner verdenkt es die Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung Louis Blanc, „daß er, ohne ein Wort deutſch zu verſtehn, ſich über Kant, Fichte, Hegel zu Gericht ſetzt“, — und die Redaction? Sie verſteht deutſch, ſie verſteht vielleicht alle deutſchen Worte, aber von der deutſchen Philoſophie verſteht ſie dennoch kein Wort; ſie iſt alſo jedenfalls noch übler daran, als Louis Blanc, wenn ſie über dieſen Gegenſtand zu reden hat. Sie läßt ſich daher auch fortdauernd einen Berliner Taſchenſpieler als den König der Philoſophen verkaufen. Und von wem? Von irgend einem Schwaben oder von irgend einem Berliner. So namenlos dieſe Jünglinge ſind, ſie ſind ihr Autorität; aber „Louis Blanc hat für ſie keine Autorität“, ſelbſt da nicht, wo er ihren Helden lobt. Warum nicht? Weil er ein Franzoſe iſt.

So weit alſo geht der Widerwille gegen die Franzoſen, daß die Redaction gegen ſie ſtimmt, ſelbſt wenn ſie mit ihnen übereinſtimmt, daß ſie ihr keine Autorität ſind, ſelbſt wo ſie ſie für ihre Lieblingsmeinungen citiren könnte! Ja, ſie geht noch weiter, ſie nimmt ſogar die deutſchen Philoſophen, die von den ſchlauen Franzoſen gemißbraucht und ausgebeutet wurden, in Schutz und „bedauert ihre Unerfahrenheit in ſolchen Händen“. Sind dieſe franzöſiſchen Männer nicht fromm, und ſind die deutſchen Philoſophen nicht gottlos, ſind ſie nicht für die Conſequenzen der deutſchen Philoſophie, und ſind die Franzoſen nicht dagegen? Müßte die Redaction alſo nicht umgekehrt jene religiöſen Männer gegen die deutſchen Philoſophen in Schutz nehmen? Warum thut ſie es nicht? Weil es Franzoſen ſind.

Nur eins, ſo ſchließt die Redaction ihre Anmerkung, eine Anmerkung, die alle ihre andern Anmerkungen in ſich enthält, denn ſie hat, wie ein Pferd in der Mühle, nur immer dies eine zu bemerken, wo der Pfahl des Patriotismus ſteckt, um den ſie ſich dreht, — „nur eine beachtenswerthe Lehre enthält jener Artikel. Sogar bei der Alliance intellectuelle will Louis Blanc die Rheingrenze. Das mit einigen andern Kleinigkeiten von gleichem Belang wäre alſo der Preis jener Alliance.“

Wer hat den Preis zu zahlen? Herr Kolb? nein! Herr Altenhöfer, ſein Mitredacteur? auch nicht! Aber dieſe Patrioten ſagen und fühlen mit ihren Herren und den Herren der Rheinprovinzen: „Wir geben kein Dorf von Deutſchland her!“ Sie reden, als exiſtirte das heilige römiſche Reich deutſcher Nation noch immer und als wäre jeder von ihnen Reichskanzler. Sie ſagen: „ich geb' es nicht her; ich will ſo ſchöne Provinzen nicht verlieren“. Eben ſo will auch Louis Blanc und der National den Rhein haben, weil ſie Patrioten ſind und weil ihnen der Kaiſer und das Reich noch im Kopf ſtecken. Die Patrioten hüben und drüben klammern ſich an die Vergangenheit an. Denn ihre Zeit iſt um. Nicht die Völker haben Terrain zu gewinnen um zu verlieren, ſondern die Principien, und dieſe ſetzen ſich keine Grenzen.

Die Patrioten von 1813 und 15 wollen noch fechten; ſie haben blutige Träume und rufen wie der alte Capulet: „Wo iſt mein langer Degen? Frau, gieb mir meinen langen Degen her!“ Die franzöſiſchen Patrioten wollen die Verträge von 1815 zerreißen und die Ufer des Rheins wieder erobern. Warum nehmen ſie ſie nicht? Weil ſie die Ufer der Seine nicht im Beſitz haben. Das jetzige Frankreich hat officiell das Syſtem der Fremde in ſich aufgenommen, es erobert nicht, es iſt ſelbſt erobert. Das Frankreich, welches die Principien der univerſellen Befreiung aller Menſchen noch einmal zu den ſeinigen machte und glücklicher als das erſte Mal in ſich realiſirte, würde keine neuen Grenzen brauchen, um die Welt zu gewinnen. Nicht die Grenze, ſondern der eigne Kern iſt die Quelle der Macht, nicht die Schranke des Landes, ſondern die Schranke des Kopfes iſt zu beſeitigen, nicht ein neuer Völkerkampf, ſondern der Streit der Principien iſt auszufechten, der Patriotismus alſo nicht aufzuregen, ſondern in die Principienfragen aufzuheben. Trachtet am erſten nach der Freiheit, ſo wird euch das andere alles von ſelbſt zufallen. Es giebt nur Ein Gebiet, das erobert werden muß, das übrige. Das Vaterland der Freiheit iſt das einzige für das ein denkender Menſch ſich erwärmen kann und der geächteten Freiheit ein Vaterland zu erobern das iſt die einzige Eroberung, auf die er denken darf Dieſe Aufgabe kann ſich wiederholen; die Völker haben jetzt für einander einzuſtehn. Ein Syſtem, Eine Richtung der Zeit durchdringt ſie alle, ſo weit die Civiliſation reicht. Wie ſie alle dem jetzt herrſchenden Syſtem, — in dem die Sachen höher ſtehn, als die Menſchen, und die Menſchen wie Sachen verwaltet werden, — unterworfen ſind, ſo iſt das neue Syſtem ihre gemeinſame Aufgabe. Nichts iſt ſchwieriger, als die Humaniſirung der Civiliſation, nichts iſt gewiſſer, als daß ſie vorgenommen werden muß. Die Zeit bringt Roſen.

24.

Der Patriotismus der drei freiſten Völker.

„Mein Land iſt das Land der Freiheit!“ ein gerechtes Selbſtgefühl! aber Freiheit iſt ja nicht Eines

Landes Eigenthum. Der Patriotismus der Franzoſen der Engländer, der Nordamerikaner hat daher den gemeinſamen Sinn, daß er ein Princip der Freiheit einſchließt, und dies hat er vor dem der Deutſchen voraus. Sind die Deutſchen mit den Barbaren gegen die freien Völker im Bündniß, ſo ſind dieſe Völker für ihre Principien im Gegenſatz zu den Barbaren. Mit der Bildung und Befreiung der Völker kommt dieſer Gegenſatz nothwendig zum Vorſchein. Schon Thucydides ſagt: „Homer habe das Wort Barbar noch nicht gebraucht, weil ſich die Hellenen noch nicht unter Einem Namen, als ihren Gegenſatz ausgeſchieden." Dem Convent war die *Fremde* und die Coalition die Welt der Barbaren, welche der Freiheit ſelbſt den Krieg machten. Die Marſeillaiſe ſchildert ſie wie wilde Thiere; und dieſe Anſicht war richtig, obgleich Göthe im Gefolge des Herzogs von Braunſchweig war, und ſie wird wieder richtig ſein, ſobald in Frankreich das Princip einer neuen Epoche bekämpft wird. Die Franzoſen, Engländer und Nordamerikaner ſind die freiſten Völker, ſie haben Urſache zum Selbſtgefühl, zum Stolz auf ihre Geſchichte; dennoch iſt der Patriotismus dieſer freiſten Völker nur der Ausdruck ihrer

Bornirtheit, ſo lange ſie ſich nicht gradezu mit einem Princip der Menſchheit identificiren können, und zwar mit einem kämpfenden, von der Barbarei bedrohten.

25.

Der Patriotismus der Engländer.

Worauf ſind die Engländer ſtolz? Auf ihre Herrſchaft uber wilde Völker? Wenn ein Princip darin iſt, ſo iſt es nicht ehrenvoll. Die ganze See- und Weltherrſchaft beruht auf dem Handel, auf dem Eigennutz, auf der Ausbeutung der Welt. Es iſt die großartigſte Form der Civiliſation oder der burgerlichen Geſellſchaft, aber auch die ſchneidendſte, die mit Kanonen ihren Opiumhandel aufrecht erhält, eine Civiliſation, die von den Aſiaten, die ſie beherrſcht, nicht ganz mit Unrecht Barbarei genannt wird. Was beweiſ't die See- und Weltherrſchaft? Die rohe Macht der Civiliſation. Aber vielleicht beruht das Selbſtgefühl der Engländer auf ihrer Volksfreiheit im Lande? Das Volk iſt ſo wenig frei, daß es kaum im Lande leben kann; der Adel und die Reichen ſind aber kein Princip der Freiheit, im Gegentheil der Unterdruckung.

Die herrſchende Klaſſe beutet England aus, wie ſie Indien und China ausbeutet; ſie richtet das arme Volk zu Grunde, in Irland und in England ſtirbt es vor Hunger und Elend, und alles das im Dienſt der Lords und Fabrikanten. Dieſe menſchenfeindliche Klaſſe herrſcht, ſie iſt mächtig, und dieſer engliſche Nationalſtolz hat allerdings mehr Inhalt, als der deutſche Patriotismus. England agirt als Nation und iſt die mächtigſte auf der Erde, ſo lange Frankreich nicht zu ſich ſelbſt oder Nordamerika zu ſeinen Jahren kommt; aber die Macht Englands iſt die rohe Macht, die Rohheit des alten Germanismus, der die Welt beſitzen will, der alten Gefolgsmänner, die Land und Leute unter ſich theilen. Und dieſe Macht, dieſe Erfüllung des widerwärtigen germaniſchen Realismus, dieſes Bewußtſein des Löwen und des Einhorns wäre eine gerechte Urſache zum Selbſtgefühl und zum Stolz einer Nation? Beſchämt ſollte England ſein über die bodenloſe Verwahrloſung des Menſchen nicht nur in England und Irland, ſondern in ſeinem ganzen Reich, wo die Sonne über den Heloten nicht untergeht. Kein Patriotismus hat es nöthiger, in Humanismus aufgelöſt zu werden, als der engliſche, und keiner ſcheint dieſer Auflöſung näher zu ſein. Der engliſche Socialismus iſt das Kind des craſſen engliſchen Realismus und der Vater alles Socialismus. Niemand hatte mehr Recht, ſein Vaterland ein Stiefvaterland zu nennen, als der verwahrloſte Menſch im reichen England; er hat es gethan, und ſeine Klage iſt anhängig bei dem Geſchwornengericht ſeiner Peers in der ganzen Welt der Geſchichte

26.

Der nordamerikaniſche Patriotismus.

Von dem engliſchen wenden wir uns zu dem nordamerikaniſchen Patriotismus. Er iſt der demokratiſche Stolz. Das Volk ſelbſt herrſcht nur hier. Es herrſcht über die Wilden, über ſeine Sklaven, es kämpft mit der Natur, es nimmt die Welt in Beſitz durch Handel, Schifffahrt und Coloniſation; aber mittelſt der Civiliſation Beſitz zu ergreifen, das hat es von ſeinem engliſchen Urſprunge und von ſeiner deutſchen Natur. Der entfeſſelte, völlig blosgelegte Egoismus iſt vom ſtärkſten Selbſtgefühl begleitet, die Freiheit des Demos iſt ſeine gänzliche Herrenloſigkeit, aber er iſt ſelbſt Herr. Die

Vertreibung der Wilden, der Beſitz der Schwarzen und ſonſt der Kauf und Verkauf von allem, was exiſtirt, iſt eine Aeußerung ſeiner Kraft und Herrſchaft. Die Macht und Geltung der Nation iſt die Macht der Demokratie, die Macht des völlig entfeſſelten Civiliſationsmenſchen, und dieſe Macht iſt noch fortdauernd im Wachſen, ſie nimmt ihr Selbſtgefühl aus dieſem Aufſchwung. Aber der Demos macht ſich in ſeiner ganzen Naturwüchſigkeit zum Princip, und wenn er dem politiſchen Druck Altenglands und Deutſchlands entwandert iſt, den Druck ſeiner eignen inhumanen, rohen Natur und der disparaten, auf den Zufall geſtellten Geſellſchaft, den ewigen erbitterten Kampf aller gegen alle hat er deſto empfindlicher bei ſich zu Hauſe. Die Selbſtſtändigkeit und der Kampf der Vereinzelten gegen einander, eine Concurrenz, wobei ſie ſich ſelbſt in die Luft ſprengen, ein Krieg, der einmal ſogar bis zum Duell auf Locomotiven geführt haben ſoll, iſt von Jugend auf die Welt des Nordamerikaners. Schon ſein Friede bildet ihn für den Krieg, er kämpft und erobert immer, ſowohl im Gewühl ſeiner Handels- und Gewerbswelt, als in der Coloniſation der wilden Natur und im Conflict mit wilden Völkern und Beſtien.

Aber dieſer Friedenskrieg und ſeine Rohheit, ſeine Kraft und ſeine ungeheuren Erfolge ſind immer ein ſehr inhumaner Grund des nordamerikaniſcher Patriotismus. Seine Bornirtheit macht ſchon jeden gebildeten Europäer, der einigermaßen Idealiſt ſein kann, ſtutzig, und der realiſtiſche Humanismus nennt ſie die Bornirtheit der bürgerlichen Geſellſchaft, welche nicht die menſchliche Geſellſchaft, ſondern den iſolirten Menſchen und ſein make money zum Princip macht.

27.

Endlich der franzöſiſche Patriotismus.

Er iſt der Stolz der Revolution. Er ſteht dem Humanismus am nächſten; er war ſo lange mit ihm identificirt, als die Revolution ſich für die Befreiung und Rettung der Menſchheit erhob. Nur in dieſen großen Momenten hat das Feuer des humanen Enthuſiasmus exiſtirt und iſt auch die gemeinſchaftliche Arbeit der Menſchen für ihren eignen Zweck eine Thatſache geweſen. Im Grunde aber hatte die Revolution vom *Menſchen*, den ſie ausdrücklich vom *Staatsbürger* unterſcheidet, in den droits de l'homme et du citoyen nur den nordamerikaniſchen Begriff. Sie läßt ihn auswandern aus der feudalen Knechtſchaft des Mittelalters und, in der neuen Welt angekommen, mag er nun ſelbſtſtändig und frei werden, ſo gut es gehen will: help yourself. Die Bewegung der bürgerlichen Geſellſchaft als die Arbeit und Angelegenheit des Ganzen zu conſtituiren, konnte den Männern jener Zeit ſchon darum nicht beikommen, weil ſie die Freiheit entſchieden nur in der Conſtituirung des Staats neben der unconſtituirten oder ſich ſelbſt überlaſſenen bürgerlichen Geſellſchaft ſuchten. Können wir jetzt wohl ſagen: Um den Menſchen frei zu machen, muß man ihn erſt ſchaffen, ihn mit all ſeinen Bedingungen zum Menſchen bilden; ſo ſetzt die Revolution den freien Menſchen mit allen ſeinen Bedingungen, der Exiſtenz und der humanen Arbeit voraus, obgleich ſie in all ihren convulſiviſchen Anſtrengungen und in ihrem abſoluten Verdacht nur das Gefühl ausdrückt, daß dieſe Vorausſetzung irrig und ſehr übel begründet ſei. Die Tugend, die ſie fordert, muß ſie überall vermiſſen, denn eben die Untugend ihrer Zeit hat die Revolution erzeugt. Das Material war nur phantaſtiſch und enthuſiaſtiſch, nicht ſogleich auch reell umgeformt. Man hatte noch keine neuen Menſchen, wenn man das Blut der alten vergoß. Man hatte den Egoismus nicht aufgehoben, wenn man das Opfer proclamirte, ja, man war mit dem Blute der Opfer ſelbſt noch mitten im alten Syſtem, im Molochdienſte der altreligiöſen Welt, welche ſich nicht darauf verſteht, das Ich zu bilden, ſondern nur es zu vertilgen. Es iſt nicht zweifelhaft, daß die Revolution den Humanismus zum Princip hat, aber es iſt gewiß, daß ſie ihn noch inhuman verſtand und in ihren Inſtitutionen nur ſehr unvollkommen erreicht hat. Die Demokratie der Schreckensperiode, — die man denn doch als die höchſte Realität der Revolution anerkennen muß, ſie iſt ſiegreiche und wirklich herrſchende Demokratie, — opfert alles und alle der kalten Tugend. Die Tugend iſt ein menſchlicher, ein ſittlicher Begriff, wenn ſie Menſchenarbeit, kein Menſchenopfer verlangt; aber der terroriſtiſche Tugendheld iſt ein Mönch, kein Menſch; und das Opfer des Menſchen aus Tugend iſt eben ſo unmenſchlich, als das Opfer des Menſchen aus Religion. Danton und die ſittlichen Menſchen, Desmoulin und die Materialiſten ſind daher Repräſentanten einer fortgeſchrittenen Auffaſſung des Humanismus, deren die Revolution im Ganzen noch nicht fähig war. Die Tugend, welche die Sinnlichkeit und das ganze materielle Weltweſen für ein Unweſen hält und hochmüthig zurückſtößt, iſt nichts, als Untugend. Dieſe Untugend war in der Revolution ein politiſcher und intellectueller Mangel, ein welthiſtoriſcher Mangel, der ſich aber jetzt erſt fühlbar macht und aufheben will. Die Conſtituirung nicht nur des Staats, ſondern ſeines ganzen Materials, die Aufhebung aller excentriſchen Bewegungen im Staat, die Conſtituirung alſo der ganzen bürgerlichen induſtriellen Welt, iſt eine Aufgabe, welche die alte Revolution nicht faſſen konnte und deren Löſung auch für einen neuen Aufſchwung der Menſchheit vielleicht noch unerreichbar bleibt. Es fehlte jener Zeit nicht an Kühnheit, aber es fehlte der Welt an der Entwicklung der Verhältniſſe bis zu dieſem Punkt, und ſo blieb die Welt religiös und ſpiritualiſtiſch. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Die Tugend und die Freiheit ſcheinen unmöglich zu ſein; denn alle Untugend und die eiſerne Unterdrückung entſprang von Neuem aus der Revolution. Nicht einmal ihr Ideal, die nordamerikaniſche Demokratie, hat die Revolution erreicht, der revolutionäre Patriotismus konnte daher noch viel weniger der humane bleiben, als es der nordamerikaniſche und engliſche iſt, er wurde der militairiſche, der Tugendheld (Robespierre) wurde der Kriegsheld (Bonaparte), die bürgerliche Tugend der kriegeriſche Ruhm. Der Held erklärte nun auch die conſtituirte Staatsfreiheit für überflüſſig und der *militairiſche Patriotismus* iſt unmittelbar wieder der alte principloſe. Für Frankreich im Allgemeinen konnte man ſich allerdings auch unter den Fahnen eines Imperators intereſſiren. Man ſetzte ſeine Größe in die Erweiterung ſeiner Grenzen und ſeine Arbeit in das kriegeriſche Talent, dies zu bewirken.

Der Geiſt des Patriotismus iſt militairiſch und das Militair der conſtituirte Patriotismus. Wir haben dies erörtert. Mit Napoleon ſind wir daher wieder bei der Realität der alten Welt angelangt. Die Realität der neuen Welt hatte ſich durch die Revolution nicht begründet. Die menſchliche Exiſtenz und das wirklich menſchliche Leben aller Menſchen war nicht erreicht, der Realismus der alten Welt, von dem Kaiſer bis zum Bettler, von dem Pabſt bis zum letzten Prieſter, die alte *Politik* und die alte *Religion*, die alte Theorie und die alte Praxis ſtellte ſich wieder her.

Die Conſequenz war unerbittlich und bis auf Namen und Perſonen kam das alte Regiment wieder über das neue Frankreich eben darum, weil es nicht reell, nicht durch und durch neu geworden war.

28.

Schluß.

Patriotismus und Religion ſind auch in Frankreich der Ausdruck der alten Ordnung der Dinge. Sie iſt die Unordnung der Menſchenwelt, in welcher die Dinge über die Menſchen herrſchen, in welcher die verwahrloſ'te Exiſtenz **im** der Welt und das vollkommene Weſen **außer** der Welt die dämoniſchen Principien bilden und — „Menſchenopfer fallen unerhört".

Die neue Ordnung der Menſchenwelt iſt dagegen noch einmal das Problem geworden, für deſſen Löſung Frankreich ſeine Erfahrung, ſeine Talente und ſeine Kühnheit aufbietet. Dieſe Aufgabe iſt frei von patriotiſcher Beſchränktheit. Deutſchland dagegen hat nicht politiſch, es hat nur wiſſenſchaftlich agirt, es hat keine radicale Parthei, aber es hat ein radicales Bewußtſein erzeugt. Die deutſche Philoſophie war patriotiſch, als Deutſchland noch die Freiheit der Philoſophie proclamirte; ſie hat den Patriotismus ablegen müſſen, weil kein Grund, auch kein theoretiſcher mehr für ihn vorhanden war, ſie hat ihn abgelegt, weil ſie ſeine Grundloſigkeit und die Illuſion, auf die er überall gegründet iſt, erkannt hat; aber ſie weiß es, daß in ihrem Princip, und alſo im Aufgeben des Patriotismus ſelbſt, einzig und allein die Ehre Deutſchlands vor dem Richterſtuhl der Geſchichte gerettet iſt, während der zurückgebliebene Patriotismus alle Schande zu ſeinem Inhalte nimmt und die einzige Ehre ſeines Vaterlandes, die philoſophiſche Arbeit, die Löſung der theoretiſchen Sklaverei des Menſchengeſchlechtes ausſtößt, verfolgt und verwünſcht.

Es iſt für das Princip des Humanismus unumgänglich nothwendig, wie dies auch geſchieht, ſich an alle geſchichtliche Nationen zugleich zu wenden, um in allen ſich eine Parthei zu bilden. Aber dieſe That iſt ſelbſt Princip, ſie iſt daher eben ſo freiwillig, als ſie nothgedrungen war.

Selbſt der Patriotismus für ein menſchgewordenes Volk wird ſobald nicht möglich — und eher wird die

Humaniſirung des Patriotismus überhaupt nicht möglich. Mag alſo der Patriotismus bleiben, wo er hingehört, und untergehn, wo ſeine Zeit vorüber iſt, wir können ihn ſo wenig bedauern, als wir die Religion und den Cultus all ihrer geſtorbenen Götter bedauern. Man wird ſich nicht opfern, nein; aber wir haben geſehn, daß die Arbeit freier Menſchen an die Stelle der aufgeregten Opfer tritt, ja, die Geſchichte ſelbſt, — nennen wir nur Mirabeau und Carnot, — hat ſchon hervorragende Männer erzeugt, die eine ſolche Arbeit ohne Fanatismus öffentlich ausgeführt; alſo wird Niemand zweifelhaft ſein, ob dieſe Arbeit, wenn ſie allgemein wird, die Penaten der neuen Freiheit rettet oder in Gefahr bringt.

Jeßt exiſtirt dieſe Freiheit ohne Haus und Heerd, jeßt iſt ſie in Gefahr; aber dieſe Gefahr alterirt ſie keinen Augenblick. In den Köpfen derer, die ſie in aller Fremde für ſich gewinnt, entzündet ſie ihr ewiges Feuer, ſicher daß es die ganze geſchichtliche Welt ergreifen und all ihre böſen Schäden ausbrennen wird.

Nur einen Schaden giebt es, den keine ſittliche Weltordnung curiren kann, den phyſiſchen, der die Geſchichte ſelbſt klimatiſch beſchränkt, und nur dieſen Unterſchied der Menſchen laſſen wir dem Patriotiſmus übrig. Wenn er ſich behaupten will, muß er zuletzt mit ihm der Bildung und Verſittlichung der Welt entgegentreten.

Wer alſo iſt noch patriotiſch?

Die Reaction.

Wer iſt es nicht mehr?

Die Freiheit.

Aphorismen.

Inhalt.

1. Machiavelli der Reformen.
2. Freiheit, befreite Natur.
3. Freiheit und Recht.
4. Der Menſch, eine Skizze.
5. Aus Timons Buch der Redner.
    a. Parlamentariſche Beredſamkeit in verſchiedenen Ländern.
    b. Thiers.

Aphorismen.

1.

Machiavelli I decade de Tit. Liv. LXXV. ſagt: „Les changements heureux, qui peuvent éprouver les monarchies, les republiques et les religions sont ceux, qui les ramènent à leurs principes“: d. h. zurückführen auf ihre Wahrheit, ihre Abſicht, ihren Sinn, ihren Zweck. Die wahre Auflöſung der alten Form oder die Veränderung (der Form) iſt alſo die tiefere Realiſirung. Die Religion z. E. die Religion macht den Menſchen ſelig — im Himmel durch den Tod. Sie ſetzt voraus, daß er hier, im Leben, nicht ſelig ſei. Läßt man den Menſchen hier zu ſich ſelbſt kommen, ſeinen Zweck erreichen und ſeine Exiſtenz genießen, ſo iſt er gegenwärtig ſchon ſelig, der Himmel oder die Religion iſt verwirklicht. Den

Zweck „die Freiheit“ ſtellt auch ſchon die Religion auf: Freiheit oder Befreiung iſt aber nicht der Tod, ſondern die Arbeit der Selbſtbefreiung, das Leben, die Realiſirung des Menſchen durch Bildung ſeiner ſelbſt und der Welt.

2.

Freiheit, befreite Natur.

Der Menſch iſt Natur, die Natur wird Menſch. Die Menſchennatur iſt das Element einer eignen Welt, die auf ſich ſelbſt beruht. Der Menſch iſt das Weſen der Natur, welches frei geworden iſt. Das Thier iſt ein unfreies Naturweſen. Die Selbſtbeſtimmung des Thiers iſt ſeine willkürliche Bewegung in der Natur. Dieſe giebt noch keine Freiheit, keine zweite Natur, keine **eigne** Welt. Die freie Bewegung geht über die erſte Natur hinaus, ſie iſt Bildung der Menſchennatur. Der Freie bringt ſich und ſeine Welt hervor. Seine Selbſtbeſtimmung iſt ganz die ſeinige; ſie erhebt ſich zum Selbſtbewußtſein und gründet ihm eine eigne Welt.

Das Weſen des Menſchen, ſeine Eigenthümlichkeit, wodurch er ſich nur vom Thier unterſcheidet, iſt die Freiheit; ſie iſt das Leben und die Thätigkeit der Menſchenwelt. Erſt das Product dieſes Lebens und dieſer Thätigkeit iſt der wirkliche Menſch. Er iſt das freie Weſen, das einzige Weſen der Freiheit. Der Menſch iſt erſt dadurch Menſch, daß er ſich und ſeine Welt **hervorbringt.** Er iſt frei, d. h. er ruht auf ſeiner eignen Thätigkeit. Er geſtaltet die Natur und bildet ſich ſelbſt, d. h. er macht die Natur und die Menſchenwelt zu dem, was ſie ſein ſollen. Das Thier läßt die Natur und ſich ſelbſt, wie ſie ſind. Will man Natur und Freiheit einander entgegenſetzen, ſo iſt die Natur, die bleibt, wie ſie iſt, der Gegenſatz zu der Natur, die zur menſchlichen Bildung erhoben wird. Das wahre Menſchenbild, der wahre Menſch, iſt das Princip und der Zweck, der Anfang und das Ende der Freiheit. Die Freiheit iſt die befreite Natur, die befreite Natur iſt der Menſch. Gäb' es keine befreite Natur, ſo exiſtirte keine Freiheit, gäb' es kein Weſen, welches die befreite Natur in eigner Perſon darſtellte, ſo gäb' es keine Möglichkeit, die Natur zu befreien.

3.

Freiheit und Recht.

Das Weſen des Menſchen iſt die Freiheit.

Das freie Weſen iſt der Menſch.

Die Freiheit verwirklicht ſich, wo ſie ſich perſonificirt; ſie wird unmöglich gemacht überall, wo ſie von der Perſon getrennt wird. Außer dem wirklichen Menſchen, ſelbſt unter den Namen „des freien Willens, der wollenden Intelligenz, der verwirklichten Vernunft", iſt die Freiheit außer ihrem Weſen. Wer „das Weſen der Freiheit" in das Syſtem der Vernunft, wer es in das Geſetzbuch, in die Sammlung der Rechte, in die Verfaſſungsurkunde ſetzt, trennt das Weſen von ſeiner Wirklichkeit. Das Weſen der Freiheit iſt nichts, als ihre wahre Exiſtenz und ihre wahre Exiſtenz der wirklich befreite Menſch. Nicht die Idee, die thätige Intelligenz, ſondern der intelligent-thätige Menſch iſt das freie Weſen. Um die Befreiung des Menſchen zu erreichen, iſt es nicht genug, daß man ſich in ſeine Gedanken, in ſeine Intelligenz zurückzieht, es müſſen alle

Bedingungen erzeugt werden, die den wirklichen Menſchen bilden, alle Verhältniſſe aufgelöſt werden, die ſeinem Weſen zuwider ſind.

Hegel nennt „die Idee des Rechts, den Begriff und die Verwirklichung des Rechts Freiheit". Was iſt das Recht? Die gefeſſelte Freiheit, die Beſtimmung der Schranken, nicht das Hervortreiben des wahren Weſens der Menſchen. Privatrecht, Familienrecht, Staatsrecht, Völkerrecht — in allen das äußerliche Verhältniß von Individuen und Geſellſchaften, die ſich einander fremd ſind und in ſtreitigen Intereſſen, auf dem Gebiet des Mein und Dein bewegen. Verſteht man aber unter Freiheit die Forderung des ganzen Menſchen, ſich zu verwirklichen, ſich in jeder Hinſicht zum Menſchen zu machen, ſeine wahre Wirklichkeit zu erreichen, die Geſetze ſeines Weſens zur Erſcheinung, ſeine geſetzmäßige Erſcheinung zur Realität zu bringen; ſo iſt dies offenbar ein zu vornehmer Inhalt für das Recht. Wir kennen das Recht, wir leben ihm nach, das heißt im beſten Fall wir ſtoßen uns nicht an ſeine Schranken, wir finden uns in ſeine Verbote und Vorſchriften. Die Verwirklichung des Rechts bringt es nur zur negativen Freiheit. Wenn der freie Menſch nicht ſchon exiſtirt, das Recht kann ihn nicht hervorbringen. Das Recht bringt überhaupt nichts hervor, auch die eifrigſten Anhänger des Rechts haben es nicht ſchöpferiſch genannt. Und doch muß das Freie ſich ſelbſt hervorbringen. Die Freiheit iſt die Selbſtbefreiung, die Producirung des wahren Menſchen, in dem die Erſcheinung ſeines Weſens mit den Geſetzen ſeines Weſens zuſammenfällt. Was das Recht und die Rechtswiſſenſchaft nur wollen, muß wirklich realiſirt werden.

Was will das Recht und die Theorie des Rechts? Die Freiheit. Was erreichen ſie? Die Regulirung ſtreitiger Intereſſen, die Feſtſtellung der Schranken, in denen jeder von dem andern getrennt iſt. Wer in dieſe Trennung des Menſchen vom Menſchen ſein Weſen ſetzt, kann die Freiheit in der Menſchenwelt nicht begründen; wer die Freiheit ſo verſteht und verwirklicht, verſteht ſie falſch und verwirklicht nur eine äußerliche Ordnung, deren Inhalt zufällig ganz gut, aber auch das grade Gegentheil aller Freiheit ſein kann, ohne dem Rechte Eintrag zu thun. Das Halten der Staatsgeſetze erhält den Staat und ſeine Bürger, den Einzelnen befreien kann es nicht. Wie iſt alſo die Freiheit, welche das Recht nur will, nicht erreicht, zu realiſiren? Die wahren Freiheits-Geſetze ſind die innerlichen Geſetze des Menſchen und ſeiner Welt, und man bringt ſie zur Exiſtenz, indem man den wirklichen lebendigen Menſchen zum geſetzmäßigen, zum Menſchen, wie er ſein ſoll, erhebt. Die Entwickelung der totalen Humanität iſt die Geſchichte, das Leben der Menſchheit, in welchem ſie ſich von ihrer Unwahrheit befreit und ihre Wahrheit, d. h. ihre freie Exiſtenz hervorbringt.

Die Geſetze, welche der Menſchenwelt zum Grunde liegen, ſind nicht poſitives Recht, ſie ſind die Formen der wahren Erſcheinung des Menſchen. Die Formen des poſitiven Rechts ſind nicht freie Formen des lebendigen Menſchen, ſondern fixirte Formen des todten Willens. Das poſitive Recht ſucht das Leben zu mumiſiren und ſeine künftige Erſcheinung im Voraus zu beſtimmen. Es iſt nicht der Wille, der ſich im beſtimmten Fall, ſondern der ſich im Voraus erzeugt, es iſt eine Sammlung äußerlicher Regeln, welche die äußerliche Ordnung, die Ordnung der Dinge betrifft. Es gilt und exiſtirt, weil es befohlen iſt —

in der Despotie; weil es von der Mehrheit beſchloſſen iſt — in der Republik; endlich weil es der allgemeine Ausdruck einer beſtimmten Ordnung der Dinge iſt. Die Ordnung der Dinge in Regeln zu faſſen, iſt kein überflüſſiges Geſchäft; aber erſt die Unterordnung aller Dinge unter den Zweck, den freien Menſchen in jedem Individuum zu verwirklichen, kann poſitive Geſetze hervorbringen, die den Geſetzen der Freiheitsproduction nicht im Wege ſtehn. Die geſetzmäßige Erzeugung der Freiheit, überall wo ſie erreicht wird, macht die Regeln der äußerlichen Ordnung überflüſſig, wie die freie Production der Gedanken die Regeln der Logik und Grammatik überflüſſig macht. Wir ſchelten weder die Grammatik noch die Logik, wenn wir ſie hinter uns haben; wir machen es eben ſo mit dem Recht. Nur das Individuum hat ein Recht. Es hat nur **Ein** Recht, ſeine volle Geltung und Bedeutung, ſeine freie Menſchheit zu erreichen. Es braucht nur dies Eine Recht. Es will kein anderes. Denn alles Recht, dem dies Kriterium des Einen Rechts fehlt, iſt Unrecht. Es erlangt ſein Recht, die Geltung, die ihm zukommt. Sein Recht iſt alsdann der Anſpruch, der realiſirt iſt, das Recht wird das Rechte, die Gerechtigkeit. Individuen gegen Individuen iſt Naturzuſtand. Individuum als Individuum iſt eine logiſche Fiction. Sein Anſpruch iſt das menſchliche Verhältniß. Seinen Anſpruch berichtigen und den berichtigten erfüllen heißt es befreien. Man muß dem Menſchen ſeine Anſprüche erſt ſchaffen, um ihn aus der Natur herauszureißen. Die Freiheit iſt darum ſo ſchwer zu realiſiren, weil jeder ſie ſich aus ſich, in ſich und mit den andern aus ihnen und in ihnen erzeugen muß. Die Freiheit iſt die zweite Welt, der Gattungsproceß, das Erzeugen, Erſchaffen der zweiten Welt, der Menſchenwelt. Die natürliche Gattung iſt — ein Naturproduct, die menſchliche Gattung iſt die durch Arbeit, Kunſt und Wiſſenſchaft geſchaffene und auf ſich ſelbſt beruhende Menſchenwelt, ihre erſte Form Familie, ihre weitere Geſellſchaft und Staat und Geſchichte. Die Vereinigung der drei letztern erhebt jede Thätigkeit zu einer Staatsfunction, jede Wirkſamkeit zu einer hiſtoriſchen, und es iſt klar, daß die Selbſterzeugung der freien Menſchheit nicht eher geſichert iſt, als bis dieſe höchſte Function von allen mit Bewußtſein und in geordneter Weiſe vollzogen wird. Die Störungen dieſer Arbeit durch Natur und Unvernunft können, wenn ſie nicht der Weltuntergang ſelbſt ſein ſollen, nur Diſſonanzen ſein, an denen ſich die Kraft des wahren Verlaufs deſto kräftiger wiederherſtellt.

Gegenwärtig iſt die Diſſonanz der vorherrſchende Ton. Ganze Völker hören nie den Silberton der Freiheit. Rußland. Deutſchland.

4.

Der Menſch, eine Skizze.

Wir haben an der Menſchenwelt das allermannigfaltigſte Gewühl vor uns; und es iſt klar, der Menſch iſt dieſe Menſchenwelt. Darum iſt es ſo gefährlich für die jungen eifrigen Humaniſten, das Räthſel der Sphinx Philoſophie mit dem einſilbigen Worte „Menſch" zu beantworten. Das einfache Wort hat einen vielfachen Sinn, und wer ihn nicht entdeckt, der hat an ſeiner Löſung nur wieder ein neues Räthſel.

Die Philoſophie nimmt den vielnamigen Menſchen wie ſie ihn findet. Sie findet ihn getheilt und zerriſſen, ſie ſagt, auch die Theile beſtehen für ſich und „es iſt, nach Hegels Rechtsphiloſophie, das Größte, was den neuen Staat auszeichnet, daß er die Particularität **freiläßt** und zum Allgemeinen zurückführt“. Fouriers Kritik der Civiliſation, die ſteigende Noth der Civiliſation und das öffentliche Bewußtſein der freiſten Culturvölker haben darauf geantwortet, daß der „freigelaſſene Menſch des neuen Staats verlaſſen und das Allgemeine eine Privatſache ſei. Man darf es überall bezweifeln, ob das „Freilaſſen“ Freiheit erzeugt, ob das Loslaſſen aus dem allgemeinen Verbande der Menſchen, den der Staat bilden ſoll, ein Gewinn iſt; und alle Gedanken, die ſeitdem auf Organiſation der Geſellſchaft, auf Aſſociation und Gemeinſchaft des Menſchenmaterials der Civiliſation ausgegangen ſind, finden „die Particularitäten oder die Freigelaſſenen nicht genug und nicht richtig auf das Allgemeine zurückgeführt“. Aber dieſe Kritik würde nicht wohl thun, wenn ſie den Reichthum des zerlegten und zerriſſenen Menſchen der Philoſophie überließe. Sie muß vielmehr dem vielnamigen Menſchen in allen ſeinen Zuſtänden zu ſeinem wahren Sinn verhelfen.

Wie der moderne Menſch „freigelaſſen“ iſt, ſo nimmt und nennt ihn zuvörderſt die Hegelſche Philoſophie, d. h. ſie nimmt ihn als freien Theil, ja ſie theilt ihn wieder und behandelt zuerſt den körperlichen und natürlichen Menſchen, ſodann das Subject, den empfindenden, denkenden, wollenden Menſchen, die Perſon. Allerdings wird ſie von vornherein wenigſtens die Perſon vor ſich haben. Sie ſucht aber das einfache Princip, und die Perſon iſt ein verwickeltes Weſen, ein vieldeutiger Name. Mit ihr beginnt z. B. die Politik und ebenſo beginnt die Religion mit ihr, jenachdem die himmliſchen oder die irdiſchen Perſonen uns intereſſiren. Wir vereinfachen allerdings die Sache, indem wir die religiöſen Perſonen, die keine Beſtien ſind, wie der Apis oder das Krokodil, demaskiren und, nachdem wir ſie als unſers gleichen erkannt, nur den Menſchen der Politik, den Menſchen, wie ihn die Erde trägt, übrig behalten, aber nun fährt die Philoſophie fort, ihm immer complicirtere Namen zu geben. In jedem Gebiet der Freiheit heißt er anders. Hegels Metaphyſik der Freiheit im Anfange ſeiner Rechtsphiloſophie und Fouriers Abhandlung „du libre arbitre" haben das mit einander gemein, daß ſie ſagen: „die Freiheit exiſtirt nur in der vernünftig organiſirten Geſellſchaft", ſie gehn darin aus einander, daß Hegel die Vernunft, Fourier die Unvernunft der beſtehenden Organiſation beweiſ't, Hegel conſtruirend, Fourier kritiſirend mit der Civiliſation verfährt. Für Hegel exiſtirt die Freiheit, nach Fourier „exiſtirt das libre arbitre weder für Gott noch für die Menſchen auf dieſer Welt, bevor nicht die ewigen Geſetze der Attraction erkannt und in Wirkſamkeit geſetzt ſind". Wenn Hegel alle politiſchen Exiſtenzen rechtfertigt, ja wenn er mit ziemlicher Rohheit alle Kritik, die ſich andre Leute, als vom Staat angeſtellte Profeſſoren in politiſchen Dingen erlauben, ja wenn er am Ende jede andere als ſeine Auffaſſung für verlaute Meinung erklärt; — ſo iſt dies die Angſt, die ihn im Bewußtſein ſeiner eignen ruheloſen Dialektik befällt. Wo findet ſich die politiſche Wahrheit, wenn jede Zeit die andere Lügen ſtraft, wenn das Gericht der Geſchichte das Weltgericht, alſo die ewige Dialektik das Schickſal alles deſſen iſt was iſt, „mag es noch ſo vernünftig ſein, ſo lang' es iſt"? Hegel antwortet ſeiner eignen und der Angſt aller geſetzten Leute: „das Poſitive iſt das was iſt, alles was iſt, iſt vernünftig“ und hoffte auf die Dummheit der Leute, die ihn auch nicht getäuſcht hat, daß das Widerſprechendſte zu gleicher Zeit iſt, z. E. Monogamie und Polygamie, Freiheit und Sklaverei. Es iſt wenig tröſtlich, ſich ſo zu helfen, noch troſtloſer, ſich ſo helfen zu können, während der ehrliche Dialektiker ſagen mußte, weder der angeſtellte Profeſſor, noch der anſtellende Staat ſind mehr als Momente in dem großen ewigen Gährungsproceſſe, ſiehe das Ende meiner Rechtsphiloſophie. Nichts iſt poſitiv als die ruheloſe Arbeit des Univerſums ſelbſt. Tröſtet euch das nicht, ſo hängt euch! Was Hegel in der Vorrede nicht ſagt, das thut er im Text, trotz aller Mühe, die er ſich auch darin giebt, das Poſitive und den einzig wahren Kosmos als fertigen Gegenſtand des Beobachters zu fixiren. Die Freiheit exiſtirt. Gut! aber wie? Hegels exiſtirende Freiheit iſt zuerſt der freie Menſch, die Perſon, die darum frei iſt, weil ſie denkt und will und ſich ſelbſt regiert. Sie gehört ſich alſo ſelbſt, ſie iſt Eigenthümer, zunächſt von ſich, von ihrem Körper, dann von andern Aeußerlichkeiten und

Privateigenthümer mit Ausſchluß der andern. Dies ſind die „Freigelaſſenen“. In ihrem Verkehr mit einander abſtrahiren ſie zunächſt von dem Element, in dem ſie ſchwimmen. Als Privatperſon iſt der Menſch Empfänger, Veräußerer, Contrahent über Sachen, geſetzlich oder verbrecheriſch. In ſeinen Gedanken über dieſe Verhältniſſe und alles was ſich daran knüpft iſt er ein Menſch von Gewiſſen oder ohne Gewiſſen, moraliſch oder unmoraliſch. Er zieht ſich ſeine Handlung zu, ſofern er ſie gewußt und gewollt. Endlich liebend und geliebt gelangt die Perſon oder der Privatmenſch zum Beſitz und in den Beſitz einer andern Perſon und zur Erzeugung nicht blos von Sachen, ſondern von Menſchen; er hört auf Privatmenſch zu ſein, er wird Glied einer Gemeinſchaft, Familienmenſch. Alle andere Geſtalten des Menſchen waren noch abſtract, das ſehen wir jetzt ein, ſie waren iſolirt, nur eingebildet, erſt das Familienglied iſt der **wirkliche** Menſch, wie er exiſtirt, das Privateigenthum wird Familiengut, es iſt gemeinſam.

Auf den erſten Blick ſcheint Eine Familie ſchon menſchlich exiſtiren zu können, allein es leuchtet ein, daß ſie es nicht kann, wenn ſie alle die Bedürfniſſe, die wir durch die Civiliſation kennen gelernt, befriedigen, ja, wenn ſie nur das Haus des Waldes und das Dach des natürlichen Himmels verlaſſen will. Erſt die Arbeit der vereinigten Familien reißt den Menſchen aus der wilden Natur heraus, erfindet ihm ſeine eigne Welt bis auf die Sprache, Sinn und Verſtand. Die Philoſophie nennt den Arbeiter — Bürger, Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft. Was der Menſch braucht, der Gegenſtand ſeines Bedürfniſſes, die **Producte**, ſind nicht ohne weiteres ſein Eigenthum, ſie ſind Reſultate der allgemeinen Arbeit. Durch die Arbeit wird die Menſchenwelt hervorgebracht, „hier ergiebt ſich erſt der Menſch" ſagt Hegel. Er hat recht. Sein wahres Weſen iſt, daß er ſein eignes Product iſt. Das Thier hat die geringe Oekonomie ſeiner Kräfte ſogleich mit den Organen in ſeiner Gewalt, der Menſch macht, bildet ſich, er lernt jede Bewegung, jede Geſchicklichkeit, der Menſch erfindet, erdenkt, erarbeitet ſich ſelbſt und alle ſeine Wunder. Er ſelbſt und alles Große unter der Sonne iſt das Product ſeiner Welt, der bürgerlichen Geſellſchaft oder der gemeinſamen Arbeit. Der Menſch iſt dieſe Geſellſchaft. Sie iſt ſein Name ſofern er groß und mächtig, frei und Herr ſeiner Noth iſt. Vor ihr exiſtirt er nicht, vielmehr iſt die Familie, ſeine Wiege, ſofern ſie menſchlich iſt und menſchliche Dinge in Beſitz hat, nur denkbar als ihr Product.

Man nimmt die Familie gewöhnlich als das urſprüngliche Atom der Geſellſchaft, ſie iſt es eben ſo wenig, als die Perſon. Sie beruht auf ihrem Vermögen, ihren Kräften. Sie hat alle von der Geſellſchaft.

Die freigelaſſenen Familien, die freigelaſſenen Privatleute, ſind nicht in Wahrheit frei, ſie ſind es nur durch ein Decret, durch eine Fiction, durch eine Abſtraction von ihrem eignen Urſprunge, ſie ſchließen ſich gewaltſam von einander aus, ſie laſſen ſich los von einander, ſie ſetzen ſich der Natur aus mitten in der Geſellſchaft, ſie ſind ausgeſtoßen, ohne hinaus zu können, blos um einer leidigen Meinung willen. Dieſe Meinung iſt der Irrthum der Selbſtgenügſamkeit, der Schein der Freiheit an dem Freigelaſſenen. Die Familien ſind ſo ſolidariſch für einander verbunden als die Glieder der Familie. Die Wahrheit dieſes Factums, die Einrichtung nach dieſer Nothwendigkeit mit vollem Bewußtſein, hebt die Uebelſtände der reinen Loslöſung, aus der man nur gelegentlich und zufällig, nicht permanent und nach dem Geſetz, das in der Sache liegt, zu dem Ganzen zurückkehrt und von dem Ganzen gehalten wird. Wer von der Menſchenwelt freigelaſſen wird — eine Ironie — der muß ſich auf die Sachen, auf die Außenwelt ſtützen. Der neue Staat hat dieſe Freilaſſung verſucht. Er hat dem Freigelaſſenen ſeine eignen Sachen garantirt. Dies Decret des Staats ſchafft den Begriff Eigenthum, den garantirten Beſitz; die Geſellſchaft garantirt den Beſitz, um freizulaſſen. Wenn ſie nicht weiter geht, verkennt ſie ihre Aufgabe, zu befreien. Sie hält alsdann den Freigelaſſenen für frei. Dies iſt eine Täuſchung. Der Freigelaſſene wird nur unabhängig, nicht frei, und unabhängig von der Menſchenwelt kann er nur werden in einer Fiction, nicht in der Wirklichkeit; aber die Fiction kann es dahin bringen, daß ihrem Geſpenſt, dieſer unmöglichen Unabhängigkeit die reelle Gemeinſchaft, die Menſchenwelt aufgeopfert wird. Die Unabhängigkeitsſucht kennt die Freiheit nicht. Sie nimmt das Caput

mortuum, das garantirte Product, für die lebendige Bewegung, für die ſchöpferiſche Thätigkeit *des Menſchen*, nur ſie befreit. Freiheit iſt die zweite Welt, welche die Menſchheit in der natürlichen Welt hervorbringt. Sie iſt dies ihr eignes Product. Wie befreit ſich der Menſch? Hegel ſagt, „indem er ſich aus der rohen Natur befreit und ſeine wahre Natur erreicht“. Und wie erreicht er dieſe? Indem er ſich in die Arbeit der Geſellſchaft wirft. Hier cultivirt er die rohe Natur außer ſich und in ſich. Selbſt den Erwerb des eignen Leibes, des gereinigten aus dem Fell und Schmutz der Natur befreiten, des gehorchenden, des cultivirten, des ſchönen Leibes, er verdankt ihn der Geſellſchaft und ihrer Bewegung der Arbeit. Die *Arbeit* des Menſchen in jeder Hinſicht iſt die Producirung des Menſchen durch die Producirung aller ſeiner Bedingungen, ſie iſt unter dieſem, dem einzig wahren Geſichtspunkt die *Befreiung*. Eine Freilaſſung aus der Befreiung — die Fiction des Privatmenſchen, der ſich auf ſeine ihm garantirte Privatſache ſtützt — iſt die Schöpfung der Sklaverei. Von der Bewegung der Menſchenwelt befreit zu ſein iſt Privatleben, Beraubung des höchſten Gutes, Verbannung aus dem Leben in den Tod. Dieſe Bewegung im Gegentheil iſt der einzige Genuß und das höchſte Intereſſe. Ihre Ordnung die Freiheit, die Vereinigung zu dieſer Ordnung der Staat. Die Theorieen, welche die Menſchen mit oder ohne Beſitz, mit oder ohne garantirte Sachen, ſich ſelbſt überlaſſen und die Ordnung der Freiheit nicht als durchgreifende Ordnung für alle und über Alles verſtehn, führen zur Verwahrloſung und Sklaverei. Die Einzelnen, die vortheilhafter geſtellt ſind und die Verhältniſſe, die blind zufahren, werden die Herren der Maſſen. Nur wenigen ſind die nöthigen oder gar überflüſſigen Sachen garantirt, nur zufällig, wie ſie einer grade hat oder erlangt, während der wahre Sinn der Freilaſſung der wäre: jedem genug zu garantiren und ihn alsdann gewähren zu laſſen. Das ganze Verhältniß iſt gleich dem natürlichen freigelaſſenen Leben der Thiere, es iſt vom Bewußtſein über die ganz andere Natur des Reichs der Freiheit vollſtändig entblößt. Das Reich der Freiheit fordert eine geſellige Ordnung, entworfen aus dem Geſichtspunkt, jeden Einzelnen wirklich zu befreien oder zu ſeiner Selbſtbefreiung anzuleiten.

Offenbar iſt ohne Vereinigung, ohne Einheit des Bewußtſeins, ohne Gemeinwillen keine Geſellſchaftsordnung zu erreichen. Vor dem Staate giebt es keine Geſellſchaft. Jede Geſellſchaft, die ſich vollkommen auf ſich ſtützt und nach eignem Willen bewegt, jede ſouveraine Geſellſchaft iſt Staat. Die ſouverainen Geſellſchaften ſind Privatgeſellſchaften gegen einander.

Der Begriff der Souverainität hat denſelben Urſprung wie die Unabhängigkeit des freigelaſſenen Privaten, den garantirten Beſitz, die ausgeſonderte Sache, den feſtgeſetzten Willen, Geſetz und Vertrag.

Was iſt das Geſetz? Iſt es nur der fixirte Wille? Der Wille im Ganzen iſt die Activität der geſelligen Vernunft und deren conſtante Formen die Sitte. Denn Sitte iſt die Form, in der ſich die geſellige Bewegung und Arbeit wiederholt. Was iſt in dieſer Bewegung das Geſetz? Es iſt der Ausdruck der Sitte, der geſelligen Ordnung. Die Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft ſind die allgemeinen Formen ihrer vernünftigen Erſcheinung. Die **wahre** Erſcheinung iſt **das Geſetz,** wie der wahre Menſch das Weſen des Menſchen. Von der wahren Erſcheinung abzuwelchen iſt ungeſittet, dem weſentlichen Ausdruck eines vernünftigen Verhältniſſes in der Societät nicht entſprechende Handlungen treten unter die Cenſur der Geſellſchaft: die Convenienz. Die Geſetze der Freiheit ſind keine Decrete, ſondern Lebensformen. Anders die Geſetze des Despoten. Sie ſind ſeine Einfälle und haben die Befriedigung ſeiner Launen, Pläne, Wünſche zum Zweck. Seine Befehle ſind die Geſetze der Unterthanen. Die einzige Form, die ſie nöthig haben, iſt, daß ſie publicirt werden. Die Geſetze des beherrſchten Menſchen ſind die bekanntgemachten Befehle ihrer Herren. Die Bekanntmachung bindet die Willkür. Sie ſagt laut und beſtimmt, was ſie jetzt will. Morgen will ſie es vielleicht nicht mehr, und es iſt verdrießlich, daß die Leute wiſſen, was geſtern gewollt wurde. Daher die Noth ſelbſt mit den ſogenannten Geſetzen, mit den öffentlich gewordenen Formeln der allerhöchſten Befehle und Entſchließungen, der jetzigen Willkür mit einer früheren.

Iſt die wahre Erſcheinung des Menſchen erreicht, ſo iſt ihre geſellſchaftliche Exiſtenz das Geſetz, das Geſetz wird Menſch, die gute Geſellſchaft ſtellt dies dar. Das Geſetz *realiſiren*, heißt es perſonificiren. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit dem Eigenthum. Der Zweck des Eigenthums iſt den Menſchen zu befreien. Durch die bloße Unabhängigkeit wird dieſer Zweck nicht erreicht. Das Eigenthum wird alſo eine Eigenſchaft des Arbeiters oder des „Menſchen der bürgerlichen Geſellſchaft", wie Hegel ſich ausdrückt, werden müſſen, um befreiend zu wirken, d. h. das Eigenthum wird perſonificirt und in Wirkſamkeit geſetzt.

Das Eigenthum als Eigenſchaft des Arbeiters in einem beſtimmten Material und auf eine ihm und ſeines Gleichen eigene Art, erzeugt den *Stand*. Was iſt der Stand? *Specifiſche Arbeit*. Wodurch ſpecificirt ſich die Arbeit? Durch Neigung und Geſchick, durch Schickſal trotz der Abneigung, indem die Noth den einzelnen ergreift und ihn an einem Punkt feſſelt, wo er zufällig zu wirken vermag. Dies Letztere iſt gegen das Weſen des freien *Standes*, der die Wahl ſeiner Arbeit einſchließt. Was iſt die Wahrheit des Standes? Die Realiſirung ſeines wahren Zwecks. Sein wahrer Zweck iſt, durch die *ſpecifiſche Neigung* der verſchiedenen Menſchen alle Arbeiten der Geſellſchaft zu leiſten. Das Auge und die Aufmerkſamkeit des Menſchen richtet ſich auf eine beſtimmte particulare Sache. Man braucht dieſe Sache. Sogleich beſtimmen ſich Menſchen dazu, ſie hervorzubringen. Die Hervorbringung iſt für den Menſchen, nicht wider ihn. Es kommt darauf an, daß die Geſellſchaft als ſolche überall die Unternehmerin ſei und jeden Arbeiter in ſeinem Werk auch ſeine eigne Freiheit erhalten und finden laſſe. Jedes Werk iſt gleich nöthig und gleich ehrenvoll, ſobald es ein Bedürfniß der Menſchen iſt. Die Staatsgeſellſchaft unternimmt es für das Bedürfniß, die Einzelnen vollenden es in der Gewißheit, einem Freiheitsbedürfniß zu entſprechen. Der Stand wird frei, wenn Jeder unmittelbar für das Staatsunternehmen arbeitet, dem ſeine Kräfte entſprechen. Wer auf dieſe Weiſe eine beſtimmte Arbeit ausführt, weiß, daß für ſie das Bedürfniß vorhanden iſt, ſo wie er umgekehrt der Sorge für ſeine eignen Bedürfniſſe durch die entſprechende Arbeit eines andern Standes ſicher iſt. Sein Stand entreißt ihn dem Zufall und der Noth. Der Stand iſt daher eine höhere Form des Eigenthums, nicht Loslaſſung des Einzelnen, ſondern

Sicherung ſeiner Thätigkeit, d. h. ſeiner Perſon und Freiheit im Allgemeinen Vermögen. Er hat durch ſeine beſtimmte Production ſein Schickſal im Syſtem der Bedürfniſſe geändert. Aber er wäre dem Zufall überlaſſen, wenn ſeine Kräfte nicht vom Staat herbeigezogen, ſondern von Privatmenſchen ausgebeutet würden. Induſtrie und Ausbeutung der Arbeit zu Privatzwecken. Die Arbeit iſt der Menſch, ſeine Bethätigung, ſeine Verwirklichung; die Ausbeutung des Menſchen zu einem Zweck, der nicht ſein eigner iſt, bringt die Sklaverei hervor.

Die freie Arbeit der ganzen vereinigten Geſellſchaft iſt dagegen die Geſchichte, und der höchſte Genuß jedes Individuums iſt die directe Theilnahme an dieſer Arbeit. Jedes Geſchäft iſt fähig, direct für die Geſellſchaft zu wirken. Die Geſchichte hat die verſchiedenen Staatsgeſellſchaften erzeugt, ſie erreichen aber erſt ihren Zweck, wenn jede Staatsgeſellſchaft in bewußter Ordnung die geſammte Arbeit durchdringt und jedem Einzelnen die Theilnahme an der Geſchichte, d. h. der allgemeinen Bethätigung der Menſchheit zu ihrem Zweck der Selbſtbefreiung ſichert.

Was wollen die verſchiedenen Staaten erreichen? Den Reichthum der Menſchheit, den Menſchen und ſeine mannigfaltige, reiche Welt. Die verſchiedenen Staaten haben nur Einen Zweck, die Befreiung des Menſchen unter den verſchiedenen Verhältniſſen ſeines Daſeins, den Menſchen als Product der Weltgeſchichte. Der Menſch macht ſich, indem er Geſchichte macht, und er macht Geſchichte, indem er alle Völker der Erde humaniſirt und befreit. Da zu dieſem Zweck jedes Geſchäft nöthig iſt, ſo iſt jeder ein Befreier und ein zu Befreiender.

5.

Aus dem Buch der Redner von Timon.

a) Ueber die Urſachen, welche in jedem Lande eine eigenthümliche Beredſamkeit hervorbringen.

b) Charakteriſtik Thiers.

Bemerkung.

Viele Bücher der formverſtändigen Franzoſen reizen zum Ueberſetzen, wenn man ſie mit Sinn für die Form geleſen hat. Cormenin (Timon) hat ſeine Schwächen in der Sprache und in den Gedanken, aber er hat bei alledem ein hinreißendes Talent und verdient, daß man ihn wieder ſtudirt, wie er die andern mit großer Feinheit gehört, geleſen und dargeſtellt hat. Sein letzter Mißgriff, von den Pfaffen die Rettung der Freiheit zu erwarten, hat ihm ſeinen gewaltigen Credit ſehr erſchüttert, um ſo mehr muß man zu ſeinen klaſſiſchen und beſſer gerichteten Sachen zurückſchauen. Ich theile ein paar Studien aus ihm mit, die auch ſachlich für manchen von Neuem intereſſant ſein, mir aber vornehmlich formelles Intereſſe eingeflößt haben; obgleich der Geſchmack nicht rein und die Form nicht einfach genug iſt, ſo iſt es doch ungemein bildend, all dieſen Feinheiten und Sprüngen nachzugehn, ohne ihre Energie einzubüßen.

a) Timon, über die Urſachen, welche in jedem Lande eine eigenthümliche parlamentariſche Beredſamkeit hervorbringen.

Vier Dinge ſind bei der parlamentariſchen Beredſamkeit zu beachten: der Charakter der Nation, der Geiſt der Sprache, die geſelligen und politiſchen Bedürfniſſe der Zeit und die Phyſiognomie des Auditoriums.

Wenn der Charakter der Nation, wie bei den Amerikanern, ſchweigſam und kalt iſt, ſo wird man ſie nur mit Mühe in Bewegung bringen. In Geduld ergeben werden ſolche Leute ſich eben ſo wenig mit Reden als mit Hören bemühen. Sie werden ſich ganze Stunden lang hinſetzen, um einem Redner zuzuhören, als wäre es zum Rauchen oder zum Trinken.

Wenn dagegen der Charakter einer Nation reizbar und lebhaft iſt, wie es die Franzoſen ſind, ſo braucht man ſie nur zu berühren, und ſie werden ſich verletzt glauben, man braucht ihnen nur leicht auf die Achſel zu klopfen, und ſie werden ſich umwenden. Lange Reden langweilen uns, und wenn der Franzoſe ſich langweilt, ſteht er auf und geht fort. Kann er nicht fortgehn, ſo bleibt und plaudert er, kann er nicht plaudern, ſo gähnt er und ſchläft ein.

Sodann muß man den Geiſt der Sprache beachten.

Wenn die Sprache ziſchend, hart und nicht ſehr wähleriſch iſt, wie die engliſche, ſo wird man ſich weniger an den Stil, als an die Sachen halten. Man wird ſich weder an Verſetzungen, noch an Zuſammenſetzungen von Worten ſtoßen. Wenn der Geiſt der Sprache es erlaubt, den Sinn des Satzes in der Schwebe zu laſſen, und das Wort, welches ihn regiert, ans Ende zu ſetzen, ſo wird man dadurch die Aufmerkſamkeit der Zuhörer beſſer unterhalten. Man darf gewöhnliche Bilder, Sprichwörter, niedrige und alltägliche Ausdrücke gebrauchen, wenn ſie nur treffend ſind. Was die Rede an Reinheit und Anſtand verliert, wird ſie an Natürlichkeit und Kraft gewinnen.

Wenn die Sprache feierlich und weich iſt, wie die ſpaniſche und italieniſche, wird man den Wohlklang des Ausdrucks und die Harmonie der Endigungen ſuchen. Bei Völkern von muſikaliſcher Stimmung will das Ohr geſchmeichelt und die Seele ausgefüllt ſein. Wenn aber die Sprache edel, elegant, gebildet, correct, durchgearbeitet und philoſophiſch iſt, wie die franzöſiſche, ſo werden, um ſie öffentlich zu reden, ſorgfältige Vorbereitungen und eine lange Uebung nöthig ſein. Wäre der Vortrag zu bedächtig, ſo würde man in Eintönigkeit, wäre er zu beeilt, ins Stammeln verfallen. Man vermeide die überflüſſigen Worte, wie die müſſigen Beiwörter, welche den Erguß des Gedankens aufhalten und den Gang der Rede ſtören, und vergeſſe nicht, daß der Geiſt einer franzöſiſchen Verſammlung ſchnell genug iſt, um den Sinn einer Wendung zu faſſen, ehe ſie noch ausgeführt iſt, und die Abſicht zu errathen, ehe ſie noch völlig gereift iſt; empfindlich genug, um ſich an Wiederholungen zu ſtoßen, ſelbſt bei der geſchickteſten Abwechſelung des Ausdrucks, und rein genug, um durch die geringſte Neuerung verlezt zu werden, es müßte denn ſein, daß ſie in einem glänzenden Rahmen erſchiene, oder mit unwiderſtehlicher Nothwendigkeit von den Umſtänden ſelbſt erzwungen würde.

Die Zeit, wo man ſpricht, iſt das dritte, was man ſorgfältig in Betracht ziehen muß.

Wenn es ſich darum handelt, eine veraltete und ſchon wankend gewordene Ordnung der Dinge aufzulöſen, wenn die Volksſtimmung murrend und drohend die Nationalverſammlung umgiebt, wenn das Vaterland, die Freiheit, die Verfaſſung in Gefahr ſind, dann erhebt ſich die Rede, der Ausdruck ſchwillt an, belebt, erhizt ſich, und die leidenſchaftliche Unordnung der Gefühle und Gedanken iſt die beredteſte und mächtigſte Form. Die Zuhörer vereinigen ſich mit dem Redner, erzürnen und erweichen ſich, kommen mit ihm in Aufruhr und zur Ruhe, um ſich von Neuem zu erzürnen und zu beſänftigen. Die Gewaltſamkeit des Ausdrucks, der Schwulſt der Bilder, der Zorn und der Ungeſtüm der redneriſchen Bewegung werden verziehen und ausgelöſcht vor der gefährlichen und unglückſchwangeren Größe des Augenblicks. Die Partheien, im Kampf gegen einander, hören nicht, ſie handeln, ſie erörtern nicht, ſie ſchlagen eine Schlacht. Dann trifft man lieber ſtark, als richtig, und wenn ein Kopf der Einſatz einer Rede iſt, ſo unterhält man ſich nicht damit, einen Satz ſchön zu ſetzen, und man ſtudirt nicht darauf, wie ein Fechter im Circus, mit Grazie unter dem Schwert ſeiner Gegner zu fallen.

So war unſre revolutionäre Beredſamkeit, die man nicht aus der Ferne, nach den Regeln des Geſchmacks beurtheilen oder mit kaltem Verſtande prüfen darf, ohne die Unruhe der Zeit und die ungewöhnlichen Wendungen der Volksſtimmung, die tödtlichen Partheifeindſchaften und die Reactionen von Außen, die Aufregung der Geiſter, die Neuheit, die Größe der Ereigniſſe und die drohende Gefahr des Vaterlandes in Anſchlag zu bringen.

Aber wenn die Zeiten ruhig ſind, wenn der Feind ſich von den Grenzen zurückgezogen hat, wenn der Staat ſich in Ueberfluß und Wohlſein befindet, wenn die Partheien ſich nicht mehr einander aufreiben, um ſich die Herrſchaft und den Sieg zu entreißen, wenn das Amt des Vertreters nicht mehr wie ein gefahrvoller Poſten in Anſpruch genommen wird, ſondern als eine reiche Quelle von Ehre und Vortheil, und wenn der Kampf nur noch auf dem wieder befeſtigten Boden der Principien und des Rechtes beſteht, ſo würde die theatraliſche Anwendung dieſer Mittel und dieſer declamatoriſchen Figuren nur noch lächerlich ſein, weil ſie nicht mehr nothwendig und natürlich wäre; ſie würde Eiskälte finden, wo ſie Feuer gefunden; ſie würde Lachen erregen, wo ſie Thränen hervorgerufen. Jeder Epoche ihre Beredſamkeit.

Eine andere, die vierte Bedingung der Rede iſt ſorgfältig Acht zu geben, vor wem man ſpricht.

In der That, vor einer Kammer darf man nicht ſprechen, wie man vor dem Volk ſprechen würde. Das Volk liebt ausdrucksvolle Bewegungen, die man von weitem und über die Köpfe weg wahrnimmt. Es liebt eine feurige und erſchütternde Stimme. Seid natürlich vor ihm und macht nicht den Schauſpieler.

Wenn du Thränen in deinen Wimpern fühlſt. Redner vor dem Volk, halte ſie nicht zurück! Wenn eine Bewegung des Unwillens in deiner Bruſt pocht, laß ſie hervorbrechen und ſich ausbreiten! Sei wahr, aufregend, leidenſchaftlich. Frage, antworte und frage noch einmal. Suche nicht nach Wortverbindungen, ſondern nach der Verbindung der Gedanken, oder vielmehr ſuche ſie nicht, wenn du ſie finden willſt; auch die Leidenſchaft hat ihre Logik und ſogar eine ſtrengere und hinreißendere, als der Verſtand. Ergreifende Bilder, raſche Aufregung, von Ruhe unterbrochen, das iſt die Beredſamkeit, welche in jedem Lande für das Volk paßt. In Frankreich, dem Lande des Witzes, füge ein wenig Ironie, bittre oder feine, hinzu.

Iſt deine Entwickelung zu trocken oder zu metaphyſiſch, ſo wird ſie das Volk nicht verſtehn. Ermüde ſeine Aufmerkſamkeit nicht mit der Entdeckung der abſtracten Beziehung deiner Folgerungen. Laß deine Gedanken nicht im Zuſtande des Skeletts, noch daß man an ihnen die Muskeln, die Sehnen und die Knochen zählen kann, ſondern bedecke ſie mit Fleiſch, daß ſie fortſchreiten, ſich entfalten, ſich färben und daß man den Puls ihres Lebens fühlt.

Bilder ſchmeicheln der Phantaſie des Volkes ſo ſehr! Leidenſchaftliche Bewegungen geben ihm ſo leicht zu Herzen! Sprich ihm vom Vaterlande, von der Gerechtigkeit und von der Freiheit, wenn du willſt, daß er dich hört, dir in die Arme fliegt und von Herzen dein iſt. Das Vaterland! es iſt oft das einzige Gut, das es beſitzt. Die Gerechtigkeit! es will ſie für die andern, denn es will ſie für ſich. Die Freiheit! ſie iſt ſein Bedürfniß, ſein Recht, ſeine Kraft, und durch ſie wird es einmal die Herrſchaft über den Erdkreis erringen. Ja, das Volk iſt beſſer, als die, welche es verleumden. Wenn es ſich verirrt und auf den Abgrund zuſtürzt, ſo läuft man ihm nach, thut ihm das Gebiß in den Mund und führt es zurück; wenn man ihm ſagt: murre nicht, ſo ſchweigt es; du haſt Unrecht, ſo erwidert es, das iſt wahr; du darfſt nur die Vernunft hören, und es hört ſie; du darfſt dich nicht rächen, und es ſteckt ſein Schwert wieder in die Scheide; du mußt kämpfen und ſterben fürs Vaterland, und es kämpft und ſtirbt.

Nicht ſo eine Verſammlung reicher Leute, die den Geſchmack verloren hat ſowohl an den Gemüthsbewegungen, als an den Genüſſen des Geiſtes und der

Sinne. Die meiſten haben verſchiedenen Regierungen gedient, verſchiedene Eide geleiſtet, verſchiedene Glückszuſtände durchgemacht; unglücklich im eigentlichen Sinn, haben ſie die Illuſionen der Jugend, der Freiheit und der Tugend verloren! Ihr Herz iſt geſchändet, ihr Leben verbraucht. Die, welche viel Gut und Geld haben, quälen ſich weniger mit dem Wunſch, zu gewinnen, als mit der Furcht, zu verlieren; die, welche Aemter haben, wollen ſie behalten; die, welche keine haben, wollen, daß man ihnen eins giebt. Bei dieſer Geiſtesverfaſſung brauchen die Miniſter nur drei Federn ſpielen zu laſſen: den Egoismus, die Habſucht und die Furcht, und mit dieſen drei Federn ſetzen ſie alle Arme und Beine ſo vieler armen Marionetten in Bewegung. In ihrer parlamentariſchen Komödie ſind alle Rollen verabredet und vertheilt, und der Souffleur iſt auf ſeinem Poſten. Man weiß im Voraus, wer auftreten, was geſagt, was unterlaſſen, was hintertrieben, ja, ſelbſt, was beſchloſſen werden wird. Die Parolen ſind gegeben, die Stimmen ſind eingetragen in das Regiſter des Buchhalters, und die Stimmkaſſe von dem Miniſter Unternehmer des Schauſpiels geplündern, lange bevor die weißen Kugeln in der Urne erklingen und der Vorhang fällt.

Man muß es nur geſtehn, die redneriſchen Wendungen und ihre klangreiche und ausgebildete Schönheit dient nur dazu, der literariſchen Eitelkeit unſerer Ohren und Augen zu ſchmeicheln. Ohne Zweifel kann eine ſchöne Rede, die über feſtgeſtellte Meinungen ſchlechterdings gar nichts vermag, bisweilen die ſchwankenden Extremitäten einer Parthei, die nur noch durch einen ſeidnen Faden daran hängen, wieder befeſtigen. Aber es iſt nicht ausgemacht, daß ein feines Raiſonnement, ein Witz, eine unerwartete Zahl nicht dieſelbe Wirkung hervorbringen ſollte. Wer ſich auf die Dialektik und auf die Kunſt, Zahlen zu gruppiren, verſteht, hat unſre Verſammlungen mehr in der Hand, als die Redner, denen man von vorn herein mißtraut und gegen die jeder wie gegen Zauberer auf ſeiner Hut iſt.

Die Beredſamkeit thut ihre ganze Wirkung, ihre große, hinreißende, aufregende Wirkung nur beim Volk. Da iſt O'Connell, der größte, vielleicht der einzige Redner unſerer Zeit! Welch ein Koloß! Wie er ſich in ſeiner ganzen Höhe aufrichtet! Wie ſeine donnernde Stimme die Wogen der Menge beherrſcht und lenkt! Ich bin kein Irländer, ich habe O'Connell nie geſehn, ich habe ſeine Sprache nicht gelernt, wenn ich ihn hörte, würd' ich ihn nicht verſtehn. Und warum werd' ich dennoch von ſeinen Reden, ſo ſchlecht überſetzt, ſo verblaßt, ſo verſtümmelt, ſo entblößt von allem Glanz des Stils, der Gebehrden und der Stimme ſtärker bewegt, als von allem, was ich in meinem Vaterlande gehört habe? Weil ſie unſerer Redekunſt, die ſich mit Umſchweifen plagt, in gar nichts gleichen, weil die Leidenſchaft, die wahre Leidenſchaft ſie eingiebt, die Leidenſchaft, die alles ſagen kann und alles ſagt; weil er mich vom Ufer wegreißt, mit mir fortrollt und mich in ſeinen Strom hineinzieht. Er zürnt und ich zürne; er erhitzt ſich und ich fühle mich in Flammen; er weint und die Thränen fallen mir aus den Augen; das Wort, das ihm vom Herzen geht, dringt mir zu Herzen; auf ſeinen Flügeln erhebt er mich und erhält mich in dem heiligen Entzücken der Freiheit! Unter dem Eindruck ſeiner großen Beredſamkeit verabſcheue und verwünſche ich mit einem wüthenden Haſſe die Tyrannen dieſes unglücklichen Landes, als wäre ich ein Mitbürger O'Connells und ich bin nahe daran, das grüne Irland faſt eben ſo ſehr zu lieben, als mein Vaterland.

Aber was vermöchte ſelbſt O'Connell in unſern Verſammlungen des Monopols? In dem Augenblick, wo ſie ſich der Bewegung hingeben wollten, würden unſre beamteten Deputirten ſich am Kleide gezupft fühlen und ihre Gattinnen in Thränen herbeieilen ſehn mit Schneider- und Hutrechnungen, die Gaſtwirthe mit der Quittung der Miethe, die Speiſewirthe mit der Note und die Lehrer ihrer Söhne und Töchter mit der vierteljährlichen Penſionsforderung. So ſeid denn beredt gegen Leute, welche ſchon die Feder erhoben haben, um das Beſoldungsregiſter zu unterzeichnen, und ſtrengt euch tapfer an, dieſe beamteten Deputirten zu rühren, die mit der ganzen Fülle ihrer Lunge den heroiſchen Ausruf thun: „Nur mit dem Leben entreißt man uns unſern Gehalt!"

b) Thiers.

Thiers wurde bei ſeiner Geburt nicht auf dem Schooß einer Herzogin gewiegt.

Arm geboren, brauchte er Glück. Von unbekannter Herkunft, brauchte er einen Namen. Er ſcheiterte als Advocat; da wurde er Literat und warf ſich kopfüber mehr aus Noth, als nach ſeinem Geſchmack in die liberale Parthei. Dann wurde er ein Bewunderer Dantons und der Männer vom Berge, und ſteigerte ſeinen berechneten Fanatismus bis zu begeiſterten Uebertreibungen. Von Bedürfniſſen geplagt, wie es den Leuten mit lebhafter Phantaſie begegnet, verdankte er den Anfang ſeiner freien Lage Lafitte, ſeinen Ruf ſeinem eignen Talent. Bei alledem würde Thiers, ohne die Revolution von 1830, heute vielleicht weder Wähler, noch wählbar, noch Deputirter, noch Miniſter, noch ſelbſt Akademiker ſein; er wäre alt geworden in der literariſchen Achtung irgend einer Sippſchaft.

Seitdem hat Thiers die Rollen gewechſelt: er hat ſich zum Schriftſteller, zum Gönner, zum Lobredner von Dynaſtieen, zur Stütze von Privilegien, zum Anordner und Vollſtrecker unerbittlicher Befehle gemacht; er hat unwiderruflich ſeinen Namen verbunden mit dem Belagerungszuſtand von Paris, mit der Kanonirung von Lyon, mit den Großthaten in der Straße Transnonain, mit den Deportationen auf Mont-Saint-

Michel, mit den Baſtillen, mit den Geſetzen gegen die Aſſociationen, die öffentlichen Ausrufer, die Aſſiſen und die Journale; mit allem, was die Freiheit gefeſſelt, mit allem, was die Preſſe verbannt, mit allem, was die Jury verfälſcht, mit allem, was die Patrioten decimirt, mit allem, was die Nationalgarden aufgelöſ't, mit allem, was die Nation entſittlicht, mit allem, was die edle und reine Julirevolution in den Koth gezogen hat.

Seine Freunde, Dupont de l'Eure, Carrel, Lafitte, er hat ſie verlaſſen; ſeine freiſinnigen Lehren, er hat ſie verleugnet; er iſt für die Dynaſtie ein Inſtrument geweſen, gut zu allem, geſchickt zu allem, eins von denen, die biegen und nie brechen, die ſich biegen bis ihre beiden Enden zuſammenſtoßen und ſich, wie ein Pfeil, wieder aufrichten, ſo ſchmiegſam ſind ſie.

Ohne Zweifel haben ariſtokratiſche Miniſter mehr Schmeichelei in den Worten; aber ſie haben mehr Unbeugſamkeit des Charakters. Sie verſtehn ſich beſſer darauf, mit Anmuth den Kopf und den Rücken zuzuwerfen. Sie werden ſich bis zur Erde beugen, um den Hut ihres Herrn aufzuheben, aber ſie werden ſich mit ſtolzer Stirne wieder erheben. Sie verhandeln mit den Königen, wie ein Edelmann mit dem andern. Sie achten ſich höher, als ein Portefeuille. Auch wählen die Könige, vielleicht aus Herrſcherinſtinkt, ihre Miniſter lieber unter den Bürgern, als unter den Edelleuten. Sie wiſſen, daß dieſe ihnen nur als Diener, jene faſt immer als Bediente dienen werden.

Wenn es ſich daher ereignet, daß in einer Monarchie ein Mann von geringer Herkunft, aber von Talent, mehr eine gelehrte, als moraliſche Erziehung genoſſen hat, und nun auf den Armen des Glücks zur höchſten Macht emporgeſtiegen iſt; ſo wird ſeine Erhebung ihm bald den Kopf verdrehn. Weil er ſich auf der Höhe, zu der er gelangt iſt, allein findet, und nicht weiß woran er ſich ſtützen ſoll, da er weder eignes Anſehn, noch Umgebung hat, einer vom Volk nicht mehr iſt und ſein will, und, was er auch wünſchen und thun mag, ein edler und großer Herr nicht ſein kann; ſo wird er ſich zu den Füßen ſeines Königs legen, er wird ſie ihm drücken, er wird ſie ihm lecken und nicht wiſſen, durch welche knechtiſche Krümmungen, durch welche unterthänige Schmeicheſeien, durch welche heuchleriſche Hingebung, durch welche Kniebeugungen und Fußküſſe er ihm ſeine Demuth und tiefſte Verehrung bezeugen ſoll. Perſonen von dieſer Sorte ſind wie die zur Hölle beſtimmten, die einen Pact mit dem Teufel gemacht haben. Sie ſind von ſeinen Klauen gezeichnet, und wenn ſie den Kopf verwenden, einen Ring ihrer Kette zerreißen, einen Schritt thun wollen, ſo ruft der hölliſche Meiſter, dem ihr Leib ſich überliefert und ihre Seele ſich verkauft hat, ihnen zu: her zu mir!

Lauf, mein Pinſel, hier brauch' ich weder die Leinwand zuzurichten und auszuſpannen, noch den Zirkel zur Hand zu nehmen; lauf nach Herzensluſt! ich will Thiers zeichnen, wie er redet, weniger gut ohne Zweifel, als er redet; ich will ihn öffentlich hinſtellen, wie er vor mir ſteht, mit dem untern Theil des Geſichts beginnen, mit den Augen aufhören, und, damit er deſto ähnlicher werde, vorübergehn, hingehn, kreuzen, wiederkommen, mich verirren, mich wiederfinden, mich nochmals verirren und ihn nach dem Leben zeichnen.

Thiers, im Detail genommen, hat eine breite und intelligente Stirn, lebhafte Augen, ein feines, geiſtreiches Lächeln. Von Anſehn iſt er unterſetzt, nachläſſig, gemein. In ſeinem Geplauder hat er etwas von der Gevatterin, in ſeinem Gange vom Gaſſenjungen. Seine näſelnde Stimme zerreißt das Ohr. Der Marmor der Tribüne geht ihm bis an die Achſel und entzieht ihn faſt den Zuhörern. Man muß hinzufügen, daß niemand an ihn glaubt, ſogar er ſelbſt nicht, grade er nicht! Phyſiſches Mißgeſchick, Mißtrauen ſeiner Feinde und Freunde, Alles hat er gegen ſich und dennoch wenn dieſer kleine Mann ſich der Tribüne bemächtigt hat, richtet er ſich ſo bequem darauf ein, hat er ſo viel Geiſt, ſo viel, daß man ſich fortreißen läßt zu dem Vergnügen, ihn anzuhören, auch wenn man ſelbſt nicht ohne Geiſt ſein ſollte.

Gewöhnlich ſenkt er den Kopf aufs Kinn, wenn er auf die Stufen zuſchreitet, aber wenn er ſie erſtiegen hat und ſpricht, dann, nach einem kurzen Schweigen, erhebt er ſein Haupt ſo vollſtändig wieder, richtet er ſich ſo hoch auf ſeinen Fußſpitzen auf, daß er die ganze Verſammlung beherrſcht.

Obgleich er faſt alle Abſätze ſeiner Reden beginnt: „Erlauben Sie mir, meine Herren", oder: „Ich bitte um Ihre Nachſicht", ſo ſetzt er ſich doch vollkommen über die Erlaubniß hinweg und hält ſich über die Nachſicht aller

Welt unendlich erhaben. Aber es giebt ſo viel eitle Leute in der franzöſiſchen Kammer! man muß ſo demüthig mit ihnen thun! und mittelſt dieſer kleinen Vorſicht erlaubt man dann alles zu wagen und alles zu ſagen. Dies iſt der Freibrief für viele Unverſchämtheiten.

Man kann nicht ſagen, daß Thiers in Witzſprüngen und lebhaften Raupen, wie Dupin, verfährt, noch daß er die ernſte Beredſamkeit Odillon Barrots oder den ſpottenden Sarkasmus Mauguins, oder den wallenden Redefluß Sauzets, oder das überlegene Raiſonnement Guizots beſitzt; es iſt eine beſondre Art des Talents, welches keinem andern weder in der Nähe noch von Ferne gleicht.

Es iſt, wenn man will, keine Rede, es iſt Geplauder, aber ein lebhaftes, glänzendes, leichtes, geläufiges, angeregtes, untermiſcht mit Zügen aus der Geſchichte, mit Anekdoten und feinen Bemerkungen, und alles dies wird geſagt, abgebrochen, getheilt, verbunden, entwirrt und wieder vereint mit einer unvergleichlichen Geſchicklichkeit der Sprache. Der Gedanke erzeugt ſich ſo ſchnell in dieſem Kopfe, daß man ſagen möchte, er iſt da, eh' er noch gefaßt wurde.

Die weiten Lungen eines Rieſen würden nicht ausreichen, um die Worte dieſes geiſtreichen Zwerges zum Vorſchein zu bringen. Die Natur, immer aufmerkſam und billig in ihren Ausgleichungen, ſcheint es, wollte bei ihm die ganze Macht der Männlichkeit in die ſchwachen Organe der Stimme vereinigen.

Sein Wort fliegt wie der Schwalbenflügel und durchbohrt dich ſo raſch, daß du dich verwundet fühlſt, ohne zu wiſſen, woher der Pfeil kam.

Man könnte in ſeinen Reden tauſend Widerſprüche aufſtechen; aber er läßt uns weder Raum, noch Zeit dazu.

Er verwickelt uns in das Labyrinth ſeiner Erörterungen, wo tauſend Wege ſich kreuzen und wieder kreuzen und zu denen er allein den Faden hält.

Er nimmt die Frage, die man für erſchöpft hielt, von einer Seite wieder auf, die man nicht bemerkt hat, er erneuert ſie aus ſo ſinnreichen Gründen!

Nie wird man finden, daß es ihm irgendwie fehlt: er iſt eben ſo fruchtbar, eben ſo ſchnell in der Vertheidigung, als im Angriff, in der Erwiderung, als in der Erörterung. Ich weiß nicht, ob ſeine

Antwort immer die gründlichſte iſt, aber ich weiß, ſie iſt immer die ſcheinbarſte.

Bisweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu erwidern, und er ſchießt ſeinen Pfeil mit einer Schlagfertigkeit und Geſchwindigkeit ab, die beſtürzt macht.

Wenn eine Theorie mehrere Seiten hat, falſche und wahre, ſo gruppirt, ſo miſcht er ſie, ſo läßt er ſie mit ſo geſchickter Hand vor euch ſpielen und ſtrahlen, daß ihr die Zeit verliert, das Blendwerk im Vorübergehn zu faſſen. Ich weiß nicht, ob die Unordnung ſeiner Stegreifreden, ob die unzuſammenhängende Häufung ſo vieler entgegengeſetzter Behauptungen, ob das wunderliche Gemiſch aller dieſer Ideen und Töne eine Wirkung ſeiner Kunſt iſt; aber er iſt von allen Rednern am leichteſten zu widerlegen, wenn man ihn lieſ't, am ſchwerſten, wenn man ihn hört. Er iſt der unterhaltendſte von all unſern politiſchen Roués, der ſchärfſte unſrer Sophiſten, der ſubtilſte und unfaßbarſte unſrer Taſchenſpieler. Er iſt der Bosko der Tribüne.

Er bittet, er fleht immer, man möge ihn die Wahrheit ſagen laſſen. Um Gottes Willen! ſage nicht ſo viel, daß du ſie ſagen willſt, ſage ſie!

Er iſt verwegen und dann furchtſam. Er will handeln, er läuft, er will ſich überſtürzen und dann ſieht man ihn ſich verbergen, ſich zurückziehn — in ſeine Stärke, wie er ſagt. Er bemerkt alle Punkte der Schwierigkeit und löſ't keinen einzigen. Er nimmt den Globus in ſeine Hände, eben ſo gut könnte er die Stimmurne nehmen, und hält euch einen geographiſchen Vortrag. Er zeigt die Meridiane, die Hemiſphären, den Aequator, die Wendekreiſe und alle Theile. Er bezeichnet die Küſten, ſondirt die Golfe, erreicht und bemerkt die Vorgebirge, die Klippen, die Häfen, die Städte, die Gebirge und die Mündungen der Flüſſe. Er umſegelt die Welt und kehrt zu uns zurück nach Hauſe, nachdem er viel geſehn, viel geredet, viel gereiſ't und wenig fortgekommen, viel gelehrt und wenig gelernt.

Schlüge man ihm den Befehl einer Armee vor, er würde ihn nicht ablehnen; und in der That, ich weiß nicht, ob er nicht die Schlacht gewinnen würde. Ich ſchwöre es, mit meinen eignen Ohren habe ich Generale, die von ihm eingenommen waren, ſagen gehört, ſie würden gern unter ſeinem Befehle dienen. Ihr lacht! Nicht doch, ich rede im Ernſt, und hätte er vier Zoll mehr und das Laden in zwölf Tempo's gelernt, er wäre der kleine Corporal und ein Stück Napoleon geworden.

Zieht ihn ja nicht aus ſeiner Illuſion, ich bitt' euch, wenn er auf der Tribüne in ſeinen ſtrategiſchen Dispoſitionen ſich abarbeitet und ausbreitet. Denn dann hält er ſich wirklich und ehrlich für einen General nicht von einem einfachen Armeecorps, ſondern für den Obergeneral , und, wenn es ſein muß, auch für einen Admiral, ſo ſehr, daß er, um von Griechenland nach Aegypten zu ſegeln, die Flotte nach Toulon zurückkehren laſſen wird, damit er ſie, wie Napoleon, unmittelbar vor ſeinem Tubus habe. Ein andermal wird er grade auf Soult losgehn und kühn zu ihm ſagen, daß er mit ſeiner Armee aus Genua nicht zu dem Thore nach Frankreich, ſondern zu dem nach Italien hinausgezogen ſei; und wenn Soult in der Schlacht von Salamanca verwundet wurde, ſo wird er unter Beifallklatſchen der Kammer behaupten, daß es am linken und nicht am rechten Schenkel geweſen ſei, wie Soult bisher geglaubt hatte, und er wird es ihm ſo gut beweiſen, daß der alte General, um ſich von der Sache beſſer zu vergewiſſern, unwillkürlich den Finger in das Loch ſeiner Wunde legen wird.

Bisweilen wird er über ſich ſelbſt gerührt und dann weiß niemand beſſer, als er, das Opfer zu ſpielen. Oder er nimmt die Sprache des grämlichen Cato an und zieht einen tiefen Seufzer aus der Bruſt über die Verkehrtheiten der öffentlichen Meinung. Auch den Süßen ſpielt er vortrefflich, und in dem Augenblick, wo ihr denkt, er liebkoſ' euch, kratzt er euch. O, der kleine Verräther!

Er liebt den Beſitz der Gewalt, nicht um der Gewalt ſelbſt, ſondern um der Annehmlichkeiten willen, welche ſie gewährt. Guizot hat den Hochmuth der Gewalt, Thiers die Sinnlichkeit; weil er zwei Drittel ſeines Lebens den Genüſſen des Glücks entfremdet war. Jetzt verſchlingt er ſie mit der Gier und Selbſtſucht eines Ausgehungerten.

Thiers iſt ein Dämon von Geiſt; der ſitzt ihm, glaub' ich, in allen Falten ſeiner Lippen und ſelbſt in ſeinen Nägelſpitzen. Seine Conſtitution gleicht der von Voltaire; er iſt gebrechlich, zart, beweglich.

Er hat die Launen und den Eigenſinn eines Kindes neben dem Anſpruch auf den Ernſt eines Philoſophen. Er iſt mehr Literat, als Staatsmann, und mehr Künſtler, als Literat. Er wird ſich ſehr für eine hetruſciſche Vaſe begeiſtern, wenig für die Freiheit.

Er hat, wie ein Mann der Regierung, Einfälle großer Pläne, und wie eine Frau, Verwegenheit in Kleinigkeiten.

Sein Muth iſt etwas ähnliches, wie der Muth ſchwächlicher und kränklicher Leute, dieſer fieberhafte Muth mit Rückſchlägen, der in Nervenzufällen und Ohnmacht endet. Solche Zufälle dürft ihr nur auf dem Sopha haben. In der Politik muß man nicht in Ohnmacht fallen.

Ein großer Redner, ein unſicherer Miniſter! Die That kühlt ihn ab und heftet ihn an ſeinen Seſſel; die Rede dagegen erhitzt ihn und reißt ihn fort.

Sein Enthuſiasmus von ehedem für unſre großen Revolutionärs war nur ein jugendlicher, ein Schülerenthuſiasmus, mit dem ſich, ohne ſein Wiſſen, der Aerger, daß er damals nichts war und die unbeſtimmte Hoffnung, eine bedeutende Perſon zu werden, vermiſchte.

Aber der Mißbrauch der miniſteriellen Genüſſe hat ſein Conventstemperament bald verweichlicht. Er iſt, vier bei vier, die Treppen hinuntergeſtiegen, welche von dem Oberſtock in den Salon führen, und hat ſich auf den ſchönen Sophas mit goldenen Franſen eingerichtet, als hätte er nie auf Stroh geſeſſen, vornehm durch Inſtinkt, wie andre durch Geburt und Gewohnheit.

Miniſter oder nicht, in oder außer Frankreich, dieſe Eigenheiten verlaſſen ihn nicht. Indeſſen hätte er ſich vielleicht weniger ausſchreien und durch die ganze Welt aufkleben laſſen können, wenn er als einfacher Privatmann zu ſeinem und unſerm Vergnügen reiſ'te. Der gute Geſchmack überläßt dieſe Art Ankündigungen den Thierbuden, den Schauſpielerinnen und Prinzeſſinnen.

Vor dieſem brachten die Bürgermeiſter und Schöppen den Herzogen von Montbazon und Montmorency die Schlüſſel ihrer Herrſchaften in goldenen Schüſſeln. Heutiges Tags equipirt man Linienſchiffe, löſ't die Kanonen und ſetzt den Telegraphen in Bewegung für die Montbazons vom Dintefaß und die Montmorencys von der Gerichtskanzlei. Ihnen fehlt nur noch, daß ſie ſich von Reitknechten mit dem Falken auf der Fauſt und von Ehrencavalieren und Pagen begleiten ließen.

Skeptiſch aus Sorgloſigkeit in der Moral, in der Religion, in der Politik und in der Literatur, wird Thiers von keiner Wahrheit tief ergriffen: es giebt keine aufrichtige und gründliche Hingebung an die Sache des Volks, die er nicht belächelte. Ein glänzender Stoff, der ſchillert und alle Farben in der Sonne ſpielt, ohne ſelbſt eine eigne Farbe zu haben und deſſen dünnes Gewebe den Tag hindurchſcheinen läßt.

Fordert keine Ueberzeugung von ihm, er zweifelt; keine Beweiſe der Wahrheit, ſein Temperament widerſetzt ſich ihnen. Er ſoll ſich nicht luſtig machen? Aber wenn ihm alles ſpaßhaft iſt! Er ſoll euch nicht verhöhnen? Aber wenn er nun auch ſich ſelbſt verhöhnt!

Vertraut ihm, wenn ihr wollt, die Marine, den Krieg, das Innere, die Juſtiz, die Diplomatie, aber ſtellt keine Millionen, und vor allem keine Hunderte von Millionen zu ſeiner Dispoſition, denn er wird ſie, wie Waſſer, durch das Sieb ſeiner Finger laufen laſſen. Mit ſeiner Leichtfertigkeit im Geldausgeben verbindet er eine Art, Rechenſchaft davon abzulegen, die nicht Jedermanns Sache iſt, und die er ſehr witzig die Kunſt die Zahlen zu gruppiren genannt hat.

Genau ließe ſich die Fähigkeit ſeines politiſchen Appetits nicht bemeſſen. Nur ſo viel kann man verſichern, er war und würde im kommenden Fall noch weit mehr ſein ein ungeheurer Vertilger von Menſchen, Pferden, Schiffen, Kriegsgeräth und Thalern. Man ſollte nicht meinen, wenn man dieſen kleinen Menſchen ſieht, daß er einen größern Magen als ein andrer hat. Aber, wie Gargantua, könnte er in Einem Biſſen das fetteſte Budget verſchlingen.

Als Miniſter iſt er ſchmiegſam und zäh zugleich iſt er gleichgültig und entſchieden, weicht er nur, um wieder zu kommen, giebt er euch nur nach, um euch wieder zu faſſen, läßt er euch keine andre Wahl, als die ihr nicht umhin könnt, ihm zu bieten; und am Schluß ſeiner Conceſſionen findet ihr immer dieſe: thut das Eine oder das Andre, wenn ihr nur das Andre nicht thut: gebt mir dies oder das, wenn ihr mir nur das gebt, was ich von euch verlange.

Uebrigens liebe ich dieſen natürlichen, lebhaften, freieinherſchreitenden Plauderer. Er unterhält ſich mit mir, und declamirt nicht. Er pſalmodirt nicht immer in derſelben Tonart, wie die predigenden Brüder von der Doctrin. Freilich auf die Länge macht auch er mit ſeinem Geſchwätz mich aufſäſſig. Aber es iſt eine Art Gezwitſcher, die mich immer noch erquickt nach der oratoriſchen Monotonie, dieſer ewigen Langeweile, der ärgſten Qual für einen Zuhörer und parlamentariſchen Märtyrer, der verdammt iſt, ſie auszuhalten von Mittag bis ſechs Uhr Abends.

Er thut mehr, als bewegen, mehr, als überzeugen; er intereſſirt, er vergnügt ein Volk, welches von allen am liebſten vergnügt, noch einmal vergnügt, und immer, ſelbſt bei den ernſthafteſten Dingen, unterhalten und vergnügt ſein will.

Thiers trifft auf ſeinem Wege bei jedem Schritte Blumen, Rubine, Perlen, Diamanten. Er braucht ſich nur zu bücken, er hebt ſie auf und thut ſie zuſammen; und in demſelben Augenblick nehmen ſie unter ſeinen Händen die Form einer Guirlande, einer Spange, eines Ringes, eines Armbandes, eines Diadems an; ſo viel Reichthum, Fruchtbarkeit und Glanz hat dieſer Geiſt.

Er denkt ohne Anſtrengung, er ſchafft ohne Erſchöpfung. Er verfolgt ohne Ermüdung ſeinen Gang und iſt der ſchnellſte Ideenreiſende, den ich kenne. Die Zeiten gehn in ſeinem Gedächtniſſe vorüber in ihrer Ordnung und Geſtalt, und die Natur, welche die Andern ſuchen, kommt zu ihm, ohne daß er ſie ruft, mit aller Pracht ihrer Majeſtät und mit aller Anmuth ihres Lächelns. Habt ihr auf den Dampfbooten, die unſre Ströme furchen, dieſen Spiegel hängen geſehn, aus dem das Ufer widerſcheint? Er bildet ab, während das Schiff dahineilt, und läßt reißend ſchnell die ſchönen Dörfer, die Kirchen mit ihren leichten Thurmſpitzen, die grünen Wieſen, die belaubten Berge, die rauſchenden Segel der Schiffe, die blonden Aehren unbeweglicher Kornfelder, die Heerden im Thal, die Wolken am Himmel, die Thiere und die Menſchen vorüberfliegen. Das iſt Thiers: eine Art parlamentariſcher Spiegel, giebt er die Leidenſchaften anderer, ſelbſt ohne Leidenſchaft, wieder. Er weint und hat keine Thränen im Auge; er durchbohrt ſich mit einem Dolch und es koſtet ihm keinen Tropfen Blut. Lauter Komödie! Aber was für eine Komödie und was für ein Komödiant! welche Natur, welche Beweglichkeit, welches Feuer der Nachahmung! welche unerwartete Abwechſelung des Tons! welche Durchſichtigkeit, welche Klarheit des Stils! welche Grazie der Nachläſſigkeit in dieſer Sprache! Komödiant, du betrügſt mich! und du willſt mich betrügen. Bewunderungswürdig ſpielſt du deine Rolle, aber es iſt nur eine Rolle. Das alles weiß ich, und dennoch laß ich mich von deiner Verführung hinreißen; ich gebe nach, ſo lange du ſprichſt, bin ich unter deinem Zauber, und faſt zieh' ich es vor, den Irrthum in deinem Munde, als die Wahrheit in dem eines andern zu hören.

Wie ſchön war er in ſeiner Baſtillenrolle! Ja, ich habe Allem beigewohnt, was im Theater des Palaſtes Bourbon vorzügliches geſpielt worden iſt, Dramen, großen Opern, komiſchen Opern, Vaudevilles und Gelegenheitsſtücken. Aber ich muß geſtehn, die Befeſtigungen von Paris ſind die erſtaunlichſte von allen Myſtificationen und Entwickelungen, die ich je geſehn habe. Nie ſpielte ein beſſerer Schauſpieler ein tolleres Intermezzo. Er coſtümirte und figurirte ſich in dieſer Rolle mit ſo viel Kunſt, mit ſo ſinnreichen Phantaſieen, er belebte ſo ſehr die Scene, machte allen Zuſchauern mit Händegeſchwindigkeit und Augenverblendung ſo viel Täuſchung vor, daß ſelbſt die, welche gekommen waren, um ihn auszupfeifen, nicht umhin konnten, zu rufen: Bravo! vortrefflich geſpielt! ja, vortrefflich! und am Ende eskamotirte er ſo geſchickt, daß er die Kammer unter ſeinem Becher hatte, und als er ihn dann aufhob, war keine Kammer mehr da — und der Streich vollführt.

Thiers hat mich oft an eine Frau ohne Bart erinnert, an eine unterrichtete, geiſtreiche Frau, die auf der Tribüne nicht ſteht, ſondern ſitzt, eine Unterhaltung über tauſend Dinge ſtickt und mit leichter Grazie von einem zum andern ſpringt, ohne daß man ihren immer bewegten Lippen die Arbeit ihres Geiſtes anſieht.

Er iſt geſchmeidiger als eine Feder vom allerfeinſten Stahl. Er ſpannt ſich an und ab, ſenkt und erhebt ſich mit ſeinem Gegenſtande. Er windet ſich um jede Frage in Spiralgängen vom Stamm bis zum Gipfel. Er ſteigt herauf und herunter und wieder herauf, hängt ſich an die Zweige, duckt ſich ins tiefſte Laub, erſcheint, verſchwindet und macht tauſend Sätze hin und her mit der liebenswürdigen Beweglichkeit eines Eichhörnchens.

Bei dem erſten Sonnenſtrahl, der durch das Glas des Gewölbes ſchlüpft, läßt er ſein Facettenprisma in die Augen der parlamentariſchen Lerchen ſpiegeln, die umherflattern und in ſeine Schlingen fallen.

Er würde Silber aus einem Felſen ziehn. Wo die andern nur ſtoppeln, da erndtet er.

Er ſchlägt mit den Flügeln, er entfaltet ſich und ſchillert bald in Purpur, bald in Gold und Himmelblau. Er redet nicht, er girrt, er girrt nicht, er flötet, er flötet nicht, er modulirt; und Farbe und Melodie iſt ſo blendend, daß man zweifelhaft bleibt, was man mehr bewundern ſoll, ſeine Stimme oder ſein Gefieder.

Thiers, giebt man ihm nur einen Nachmittag zur Vorbereitung, wird euch drei Stunden hinter einander unterhalten über Baukunſt, Poeſie, Recht, Seeweſen, Strategie, obgleich er weder Baumeiſter, noch Dichter, noch Juriſt, noch Seemann oder Militair iſt. Er mußte die älteſten Sectionsvorſteher in Erſtaunen ſetzen, wenn er mit ihnen über die Verwaltung ſprach. Wie man ihn ſprechen hörte von Bögen, Steinſchichten, Abfall, hydrauliſchem Mörtel, hätte man ihn für einen Maurer, wenn nicht für einen Baumeiſter halten ſollen. Er würde mit Gay-Luſſac über Chemie diſputiren und

Arago lehren, ein Teleſkop auf Venus oder Jupiter zu richten.

Seine Rede über den Zuſtand Belgiens iſt ein Meiſterſtück hiſtoriſcher Erörterung. In der Angelegenheit mit Ancona ſprach er über ſtrategiſche Poſitionen, Baſtionen, Polygone, Angriffsfronten und Schanzen, winkel zur Erbauung der Genieoffiziere. Man hätte ihn für einen Mann von Fach, für einen Gelehrten halten ſollen.

Schöne Künſte, Kanäle, Landſtraßen, Finanzen, Handel, Geſchichte, die Preſſe, hohe Politik, Stadtſtraßen, Theater, Krieg, Literatur, Religion, Municipalitäten, Sittlichkeit, Vergnügungen, große Angelegenheiten, kleine, mittelmäßige, — ihn irrt es nicht; er iſt Allem gerecht. Er iſt auf Alles vorbereitet, weil er auf nichts vorbereitet iſt. Er redet nicht, wie die andern Redner, weil er redet wie Jedermann. Die andern Redner bereiten ſich mehr oder minder vor, er redet aus dem Stegreif. Die Andern halten Reden, er plaudert, und wie ſoll man gegen einen Menſchen auf ſeiner Hut ſein, der wie ich und du plaudert, ja, beſſer als ich und du, als irgend einer? Die andern Redner laſſen ein Stückchen Kothurn aus den Couliſſen ſcheinen, und im Spiegel ſieht man ihren Helmbuſch wehen. Sie ſind geſchnürt, geputzt und mit den Fußſpitzen ſchon vor; ſie warten nur, daß der Vorhang aufgehe, um aufzutreten. Thiers dagegen werdet ihr in Strümpfen finden und ihm zurufen: Auf, ſputen Sie Sich, das Haus füllt ſich, das Publicum wird ungeduldig und erwartet Sie; nehmen Sie Ihre Maske und ſpielen Sie, was Sie wollen, einen Miniſter, einen General der Armee, einen Künſtler, einen Puritaner, aber ſpielen Sie! Thiers nimmt ſich nicht die Zeit, ſich die Stirn zu trocknen und ein Glas Zuckerwaſſer zu trinken. Er kleidet ſich nicht einmal wieder an, er tritt auf, er grüßt, er richtet ſich ein, er probirt vor den Zuhörern, er improviſirt die Charaktere, ſpinnt den Dialog aus, löſ't die Verwicklung und lernt ſeine Rolle, indem er ſie ſpielt; er ſpielt bisweilen zwei zugleich, dreht ſich herum, wirft ſeine Maske weg, nimmt eine andre wieder, und immer derſelbe, iſt er immer verſchieden, immer in Scene, immer ein vollkommener Schauſpieler.

Eins habe ich ihm jedoch vorzuwerfen: er lacht bisweilen, wenn er zu ſehr im Zuge iſt, beim Herunterſteigen von der Bühne. Ein guter Schauſpieler aber, der das Publicum über die Wahrheit ſeiner Rolle in der Illuſion erhalten will, darf nie über die Farce lachen, die er eben geſpielt hat. In dieſer Beziehung, das geb' ich zu, hat Thiers noch Fortſchritte zu machen.

Wenn er weniger ſchnell ſpräche, würde er weniger gehört werden. Aber er überſtürzt ſeine Worte mit ſolcher Zungenfertigkeit, daß das Verſtändniß der Kammer ihm weder vorauseilen, noch auch nur folgen kann. Unter dieſem Geſichtspunkt iſt ſein Fehler eine Fähigkeit, und er iſt mehr Künſtler, als er es ſein will. Es iſt wahr, er geht manchmal ſchließlich in ſeinen Einzelheiten unter, er verirrt ſich rechts und links ſo weit von ſeinem Ziel, daß es ihm begegnet zu keinem Schluß zu gelangen. Sollte aber nicht auch das, im vorkommenden Fall, eher eine Geſchicklichkeit, als ein Fehler ſeiner Kunſt ſein?

Einmal im Zuge, könnte er, ohne abzuzäumen, fortgaloppiren von Morgen bis in die Nacht.

Hätte der Allmächtige vorausſehen können, daß er eines Tags Thiers ſchaffen würde, ohne Zweifel hätte er den Umſchwung von Tag und Nacht verlängert, und um ihm mehr Zeit zum Reden zu geben, hätte er die Erde ſtatt in vier und zwanzig Stunden in acht und vierzig ſich herumdrehn laſſen.

Selten ſind dieſe großen Plauderer große Politiker. Oft begegnet es ihnen, daß ſie ſagen, was ſie nicht hätten ſagen ſollen, und umgekehrt. Gewöhnlich ſind ſie eitel, unbeſonnen, zuverſichtlich, hochmüthig. Wenn man ſie zum Reden bringt, was ſie nie abſchlagen, ſtürzt man ſie in die Schlingen der Indiscretion. Ein Staatsmann muß zurückhaltender ſein.

Faſt wäre ich verſucht zu glauben, Thiers hat zu viel Geiſt, um Miniſter zu ſein. Wollt ihr regieren, ſo ſeid mißtrauiſch gegen die Leute, die zu viel und vor allen, die zu gut reden!

Jede Regierungsform hat ihre Fehler. In der repräſentativen führen die Redner allein die Majoritäten, und die Majoritäten allein machen die Miniſter. Jeder einflußreiche Miniſter muß Redner ſein, aber jeder Miniſter, der ein Redner iſt, kann ohne Beruf zum Staatsmann ſein. Colbert und Sully waren keine Redner: ſie hätten zu unſrer Zeit nicht Miniſter ſein können. J. J. Rouſſeau konnte öffentlich nicht zwei Sätze zuſammenbringen. Talleyrand wäre ſtecken geblieben nach einer Rede von einer Viertelſtunde. Chateaubriand ſtotterte, und Monteſquieu hätte wahrſcheinlich als Redner nicht gegen den letzten Schreiber des letzten Rechtsbeiſtandes von Brives-la-Gaillarde Stand gehalten.

Gewiß, Dupin plaidirt, redet, macht Anträge wie es ſein muß, und doch, um den grünen Tiſch der Miniſter würde er nicht zwei Gedanken in richtiger Folge haben und in fünf und vierzig Minuten fünf und vierzig Mal ſeine Meinung ändern. Thiers hat mehr Haltung, iſt wenig unbeſtändig, weniger beißend, weniger wandelbar. Er wird ſeine Maximen nicht in Epigramme bringen. Er wird ſeine Collegen nicht mit einem Witz todt machen. Aber hat er den Geiſt der Beharrlichkeit, der Herrſchaft, der Feſtigkeit, der Weisheit, der in großen Angelegenheiten nöthig iſt? weicht er nicht zu leicht dem Gebot eines Syſtems, der Laune einer Idee? iſt er nicht bald zu unentſchloſſen, zu wankelmüthig, bald zu hitzig, zu entſchieden? hat er nicht mehr Feuer, als Urtheil? wirft ihn nicht ſeine Künſtlerphantaſie in falſche Bahnen? läßt er ſich nicht blenden und beſtimmen mehr durch die Größe der Sachen, als durch ihren Nutzen, mehr durch das Abentheuerliche, als durch das Mögliche? Er glaubt nicht an die Hingebung der Tugend, noch an die Wunder

der Ehre; feſt glaubt er nur an die Macht des Goldes; dieſes Gold würde er tonnenweiſe verſchwenden, um einen Triumphbogen zu bauen, oder zu irgend einer thörichten Eroberung. Er weiß es nicht, daß das Gold des Schatzes der Lebensſaft und das Blut des Volkes iſt; daß dieſes Blut koſtbar iſt und daß man es ſchonen muß; daß die Haushaltung die erſte politiſche Tugend iſt, und die beſte Regierung im Ganzen genommen diejenige, welche am wenigſten koſtet. Guizot und ſeine Schule haben unſere Seelen ausgedörrt. Thiers und ſeine Schule würden unſre Taſchen leeren. Der eine nimmt uns das Bißchen Tugend, der andre das Bißchen Geld, das wir noch haben. Beide, mit Hülfe der Camarilla, haben ſo gut gewirkt, daß es unter uns keine politiſche Redlichkeit mehr giebt, und wir an nichts mehr glauben, an nichts mehr eine Ueberzeugung haben, und ich denke mein Vaterland nicht zu verleumden, wenn ich ſage: Dank dieſen Herren, das officielle Volk Frankreichs iſt jetzt das weichlichſte, gemeinſte, ſervilſte und corrumpirteſte in Europa.

Habt ihr etwa Thiers in den Bureaux der Kammer geſehn? Habt ihr die Hülfsquellen dieſes glänzenden und erfinderiſchen Geiſtes bewundert? Habt ihr ihn gegen Salvandy über die ſpaniſche Frage kämpfen ſehn? Es war der Kampf des lebhaften, flinken, kühnen Taureadore mit einem koloſſalen, ſchweren Stiere. Salvandy, ganz aufgeputzt, ſchwitzte und blies in ſeiner Beweisführung. Thiers, mit dem Degen um ſeinen Kopf und ſeine Weichen herum, brachte ihm tauſend Wunden bei. Endlich ergriff er ihn bei den Hörnern und warf ihn zum großen Gelächter der Zuſchauer auf den Kampfplatz.

Die Bereiter von Franconi ſchwenken auf ihren Pferden verſchiedene bunte Fähnchen, um der Menge ein Blendwerk vorzumachen. Was dieſe auf ihren Rundritten im Circus thun, das thut Thiers in ſeinen Reden auf der Tribüne.

Wenn er merkt, daß ſeine Rede langweilt, und daß man zu gähnen beginnt, wendet er ſich plötzlich gegen die Rechte, die im geringſten nicht dieſes Ausfalls gewärtig iſt, und ſchleudert ihr aus unmittelbarer Nähe einige aufgewärmte Redensarten, die er bereit hat, über den Sieg bei Jemappes und die dreifarbige Fahne zu. Die quaſirevolutionäre Wendung verfehlt nie ihre Wirkung, und die Säbelſchlepper heben den bügelloſen Reiter wieder auf, der ſich dann ſchnell in ſeinem Sattel zurechtſetzt.

Ein ander Mal wird es ſich darum handeln, ob Thiers durch Ordonnanz ohne die Kammern und ohne Geſetz Regimenter ſchaffen durfte. Nur das wird die Frage ſein. Gut! Thiers wird dieſe conſtitutionelle Frage mitten durchbrechen und eine excentriſche Spitze verſchieben auf den Heroismus der Offiziere der Armee, um ſich von ihren Kameraden in der Kammer Beifall klatſchen zu laſſen. Man wird über dieſe gute Wendung lachen. Lachen Sie, meine Herren, lachen Sie, ſo viel Sie wollen; vor allen aber lachen Sie über ſich ſelbſt und auf Ihre eignen Koſten, denn er hat ſeine Sache gewonnen, die nicht die Ihrige iſt.

Vordem pflegte ſeine Fiſtelſtimme ſich zu ſenken, gerührt zu werden und ſich in Thränen zu baden, wenn er von ſeinem König, von den Tugenden ſeines Königs, ſeinen würdigen Miniſtern und ihrer edlen und väterlichen Verwaltung ſprach. Beiläufig, was ſagt ihr von dieſer edlen und väterlichen Verwaltung, die die Freiheit der Discuſſion erdroſſelt und uns die liebenswürdigen Septembergeſetze zuerkannt hat? Thiers wird des Abends in ſeiner kleinen Opernloge weidlich lachen, und wie ſehr muß er überzeugt ſein, daß wir gute Leute ſind!

Er hat ſo viel miniſterielles Talent neben ſo viel Unbeſtändigkeit, ſo viel redneriſche Mittel neben ſo viel Unbeſonnenheit, daß man ihn eben ſo wenig gebrauchen als zur Seite laſſen kann. Thiers iſt eine Hülfe, die immer eine Verlegenheit ſein wird.

Heute aufs Faſten geſetzt, morgen wieder in Thätigkeit und Dienſt genommen, wird er mit Unterbrechungen die parlamentariſche Armee commandiren können. Aber nie wird er eigne Soldaten haben, wie Guizot, Odillon-Barrot und Berryer; denn man kann ihn nicht wieder erkennen, weder an der Form ſeines Zeltes, das er bald auf dieſem Gebiet, bald auf jenem aufſchlägt, noch an der Farbe ſeiner Fahne, die ein wenig vom Roth, vom Weißen und vom Blauen hat, aber weder roth, noch blau, noch weiß iſt.

Die Menſchen ohne politiſche Moral ſind wunderbar geſchickt, Verſammlungen ohne Principien zu regieren. Uebrigens läßt man in Frankreich Leuten von Geiſt Alles hingehn, ſelbſt ihre Principien zu wechſeln. Nur den Dummen iſt es nicht erlaubt unbeſtändig zu ſein.

Ich habe mich geirrt (und wer hätte ſich nicht mit mir geirrt?), als ich ſagte, ungeachtet ſeines Talentes würde Thiers nie zu der erſten Stelle im Staat gelangen, weil ihm das Anſehn mangelte. Anſehn kommt von einer hohen Rechtſchaffenheit, wie ſie Dupont de l'Eure hatte; Anſehn kommt von einem politiſchen Charakter, der ſich nie verleugnet hat, wie ihn General Lafayette hatte; Anſehn kommt von einem großen Vermögen, durch lange Arbeit erworben, wie Caſimir Perier ſeins; Anſehn kommt von einer altherkömmlichen Gönnerſchaft und von einer fürſtlichen Freigebigkeit, wie ſie Lafitte beſaß; Anſehn kommt von einer hohen Würde und ſelbſt, man muß es bei dem Vorurtheil unſerer kranken Sitten zugeben, von einer hohen Geburt, wie die des Herzogs von Broglio; Anſehn kommt aus militairiſcher Subordination, aus dem Glanz der Siege und der Dienſte, die ein glorreicher Degen geleiſtet, wie bei des Marſchall Gerard; Anſehn kommt aus der Berühmtheit der Vorfahren oder aus perſönlichem Gewicht, wie das von Molé; Anſehn kommt von einem würdigen und anſpruchsloſen Leben, wie das Royer-Collards; Anſehn kommt endlich aus der Grazie des Benehmens und dem feinen

Weltton im Ausdruck ſeiner Gedanken, wie ihn Talleyrand beſaß, und er iſt nicht zu verachten in einem Lande, wo der unwandelbare Gedanke ſeine Befehle an das Kabinet erläßt und wo die Miniſter nichts weiter ſind, als Ausfertiger und Gehülfen. Nun denn, auf welche dieſer verſchiedenen Arten von Anſehn macht Thiers Anſpruch? Wir wären in großer Verlegenheit, es zu ſagen, und er nicht minder.

Und dennoch iſt Thiers zweimal Premierminiſter geweſen, obgleich es ihm an Anſehn fehlt, und was noch außerordentlicher iſt, er fiel in Ungnade und wurde nicht zur Unterhaltung der Sultaninnen als Geſandter nach der Türkei geſchickt.

Auch haben die Doctrinärs, die, ſeit der erſten Zeit der Reſtauration, ihn in ihren Sold genommen, ihn nie in Ehren gehalten. In demſelben Augenblick, wo ſie ihm ſchmeichelnd mit der Hand über den Rücken fuhren, fürchteten ſie ſeine Katzenſprünge und ſeine Krallen. Sie ließen ihn nicht neben ſich auf ihrem Sopha ſitzen. Sie hielten ihn ſich vom Leibe. Sie betrachteten ihn als einen Mann ohne Beſtändigkeit und ohne Principien, mit ihnen verbunden durch gemeinſchaftliche Miſſethaten, der aber nicht auf der

Höhe ihrer Lehre war und deſſen Kleid, wenn auch noch ſo gut gebürſtet, immer in irgend einem Winkel ſeiner Aufſchläge mehr als einen Flecken revolutionären Schmutzes blicken ließ.

Thiers ſeinerſeits unterwarf ſich ihrem hochmüthigen Joch mit Widerſtreben; er bog, wandte und bückte ſich vor ihnen, aber nur um ſie von unten zu faſſen. Verborgen in ihrer Höhle grub er an ihrem Sturz. Mit Händen und Füßen arbeitete er unter dem Gebäude ihrer Größe, der Maulwurf des Miniſteriums.

Thiers hatte in dieſer Zeit merkwürdige Fortſchritte in der Religion gemacht. Man ſprach bei Hofe und auf der Tribüne nur noch von Gott und ſeinen Engeln, vom Paradies und der heiligen Jungfrau, von der heiligen Kirche, den heiligen Segnungen des Himmels, den heiligen Myſterien, den heiligen Wundern, und der Vorſehung in ihrer Anwendung auf die Politik. Das war im Munde der ſeltſamen Menſchen, die dieſe Worte ausſprachen, eine neue Art Läſterung. Die Philoſophen aus der (Miniſter-) Straße von Grenelle knieten demüthig auf Gold- und Purpurſtoffen und der Atheismus war gottesfürchtig geworden. Wie könnt ihr denken, daß man damit nicht die Dynaſtie retten ſollte?

Uebrigens iſt Thiers, wenn auch kein Heiliger doch kein ſchlechter Menſch; er hat weder die Kraft zu lieben, noch zu haſſen. Man kann ihn zu Exceſſen treiben; er ſchreitet nicht von ſelbſt dazu. Wenn er leichtſinnig von Charakter und cyniſch in ſeinen Entſchlüſſen iſt, ſo verdankt er dieſe Fehler ſeiner ſchlechten Erziehung: wo hätte er ſein Betragen lernen ſollen? aber er wird nicht das Schlechte um des Schlechten willen thun.

Auch für einen Geldmenſchen halt' ich ihn nicht; er ſucht es nicht für ſich; und ich ſag' es aus Ueberzeugung; es gehört faſt Muth dazu, es zu ſagen: denn ich war lange Zeit vom Gegentheil überzeugt.

Auch das muß ich ſagen, Thiers hat ſein Portefeuille aus ehrenwerthen und ſelbſt nach ſeinem Geſichtspunkt folgerichtigen Gründen aufgegeben; er hat ſich nicht ohne Würde und Uneigennützigkeit benommen und weder er, noch Guizot haben beim Austritt dieſe unedlen Naturen nachgeahmt, die ſich bis zu den Schenktiſchen der Hofküche herabließen.

Endlich halte ich Thiers, ich wiederhole es, für einen Mann von bewundernswürdigem Geiſt, von einer Leichtigkeit der Mittel, einer Biegſamkeit der Form, einer Klarheit, einer Schlagfertigkeit, einer Feinheit und zugleich Natürlichkeit, die um ſo mehr gefällt, je ſtärker ſie neben dem anſpruchsvollen Pomp der Tribüne abſticht.

Aber auch welch eine Ziererei, immer von ſeiner Redlichkeit zu ſprechen! welche grauſame und abſcheuliche Ironie, ſeine Treue gegen die Julirevolution zu rühmen, die er ſo oft verrathen hat! er, der Bewunderer des Convents, der ſich dem Schweif einer faſt legitimiſtiſchen Majorität anſchloß! er, hervorgegangen aus den Reihen des Volks, der für die Erblichkeit der Pairie focht! er, der Lobredner des Republikaners Danton, der ſich auf ſeine beiden Knie niederwarf, um mit den Schuhriemen ſeines Königs zu ſpielen und ſich zum Vertrauten der kleinen Geheimniſſe des Hofgeſindes machte! er, der mehr, als jeder andere, ein Mann der Tribüne hätte bleiben müſſen, und der ſich darin gefiel und beſchränkte, die verdächtige Handhabung der geheimen Fonds und der Telegraphen zu übernehmen!

Thiers hat geglaubt, ein Emporkömmling des Hofs, ein Pilz, im revolutionären Koth emporgeſchoſſen, würde zur Höhe einer Eiche aufſteigen und fortdauernd die Tuilerien mit ihrem Schatten beſchützen. Aber wenn das Gewitter vorüber iſt, kriechen die Pilze wieder in die Erde zurück. Die Könige bedienen ſich uns geringer Leute nur wenn ſie uns brauchen oder große Furcht vor uns haben. Nur mit den Ariſtokratieen verbinden die Monarchieen ſich gut. Sie ſind die Zweige und Blätter deſſelben Baums, ſie bilden zuſammen nur Ein Leben und ziehen ihre gemeinſame Nahrung aus demſelben Miſt. Das iſt es, was Thiers überſehn hat, und das macht ſeinem Verſtande wenig Ehre.

Nach ſeiner erſten Entlaſſung hat Thiers zwiſchen Scylla und Charybdis gerudert und mit einer unglaublichen Steuerfähigkeit die Linke vermieden, ohne in die Rechte zu fallen. Seine damaligen Reden, die er im Voraus gelernt und aufs Aeußerſte ausgearbeitet hatte, ſind kleine Meiſterſtücke zum Gebrauch miniſteriellen Ehrgeizes. Er läßt in ihnen der dynaſtiſchen Oppoſition mit einem liebkoſenden Wohlwollen den Werth ſeiner neuen Freundſchaft fühlen. Er verſichert in ihnen, im Vorbeigehn, Molé, daß er halb und halb auf ſeine vornehme Protection rechnen könne, er beugt in ihnen Guizot unter dem Spott ſeines Abfalls, aber alles dies mit Katzenſchritten und mit verdeckten Worten. Wer es richtig verſtand, für den hieß dies, für beide Partheien würd' es ein Glück ſein, auf ihn zurückzukommen. Aber zu unſicherer Bundesgenoß für die eine, zu neu für die andre, war Thiers der Oppoſition nicht liberal, den Doctrinärs nicht königlich genug.

Gegen meine Gewohnheit dehne ich meine Schilderung ein wenig in die Länge. Aber muß ich es nicht thun? Ich ſtehe bei dem redſeligſten unſer Redner, und ich habe verſprochen ihn ähnlich wiederzugeben. Wenn ich indeſſen anfange euch zu langweilen, ſo ſagt es nur, und ich lege die Feder weg. Aber ich glaube nicht, daß der Maler oder vielmehr ſein Gegenſtand euch ſchon ermüdet, und ich will das miniſterielle Zwiſchenreich, bei dem ich angelangt bin, benutzen, um ihn zuſammenzufaſſen.

Zu allem bereit, zu arbeiten, zu Tiſche zu ſitzen, zu ſchwatzen, zu ſchlendern, aufzuwachen, zu ſchlafen; zu allem geſchickt, zum Rechnen, zu den Finanzen, zu der Geſchichte und Geographie, zur Strategie, zur Wiſſenſchaft, zu den ſchönen Künſten, zu den angewandten Wiſſenſchaften, zur ſocialen Oekonomie, zu den öffentlichen Arbeiten, zu den politiſchen Speculationen; an nichts zweifelnd, wenn nicht bisweilen an ſich ſelbſt; bedürftig der andern, die ſeiner bedürfen; weder zu conſtitutionell, um den Hof zu erſchrecken, noch zu monarchiſch, um den Conſtitutionellen zu mißfallen; Mann der Umſtände in einem Lande der Umſtände; Mann des Augenblicks in unſern Regierungen des Augenblicks; ohne Glauben an irgend etwas in einer Geſellſchaft, wo man an nichts glaubt, als wäre ſie ganz nach ſeinem Bilde gemacht; der geſchickteſte von den Schriftſtellern und Staatsmännern allen, die je auf die fliegenden Lafetten der journaliſtiſchen Artillerie geſtiegen ſind; zauberiſcher, univerſeller unendlicher Redner; Künſtler in Geſchäften, über jeden Künſtler hinaus; ein Verächter der Charten und Geſetze, um ſie ungeſtraft verletzt zu haben, ein Verächter der Menſchen, um ſie, ich wollte ſagen beſtochen, ich werde höflicher ſagen, verführt zu haben; mit der Barke ſeines Glücks unter dem Winde aller Syſteme und mit allen Segeln zugleich auf der Fahrt, ſollte er auch den Augenblick darauf gegen tauſend Klippen ſcheitern; ehrgeizig und überſättigt, waghalſig und zitternd; mit einem Anlauf, als wollte er den Raum verſchlingen und plötzlich vor einem Kieſel auf dem Anſtand; ausſchweifend in Ideen, Planmacher, Mittelſucher, Werber für Abentheuer; unächt in den Principien, wie der, dem er dient; ſo entzweit und ſo vermiſcht mit allen Coterieen, mit allen Staatsgeheimniſſen, mit allen Schritten, mit allen Rückſchritten, mit jeder Schwachheit, jeder Furcht, jeder Kleinlichkeit, mit dem ganzen Geſinde und der ganzen Bedientenſtube des jetzigen Regiments und ſo angeheftet, ja angeklebt an alle Seiten und Gebeine deſſelben, wie das Gewand des Neſſus, daß das Regiment ihn nicht davon loslöſen könnte, ohne Stücken von ſeinem eignen Leibe abzureißen und ſein eignes Inneres zu zerfleiſchen; endlich ein wahrer Franzoſe, ein Franzoſe unſers Jahrhunderts, ſo wie man ſagt, daß wir ſie brauchen und wie ſie vielleicht gar nicht anders ſein können; — ſo wird Thiers, mag er Miniſter, Deputirter oder Staatsbürger ſein, in der Sorte von Monarchie, unter der wir leben, immer einer der bedeutendſten Männer, ja der bedeutendſte von allen ſein — das Wort iſt geſprochen, und ich bleibe dabei.

Ich für mein Theil hätte gewünſcht, Thiers möchte nicht ſo viel hin- und herfahren durch alle die Pfützen ſeiner Premierminiſterien, wo ich zu meinem Verdruß mich ſchon wieder finde; und ich überlaſſ' euch zu überlegen, was entſtehn würde, wenn man ſich in den Kopf ſetzte, die Stellungen und Verdienſte ſeiner Collegen klaſſificiren, vergleichen, aufzählen, beſtimmen und bewundern zu wollen. Wirklich, das iſt zum Verirren, und um die Verwirrung zu vermehren, überfüllen ſogleich, wenn die Compagnie Thiers fällt, Bilanzen und Verwaltungsrechnungen das Büreau der Kammer. Miniſter, Directoren, Chefs, Commis, ſelbſt die Kaſſendiener, alle eilen, ſich auf der Tribüne, in den Journalen und auf dem Schatzamt einzeichnen und entlaſten zu laſſen. Thiers, der Rechnungsleger Oberſter, fordert das Wort fünf und zwanzig Mal hinter einander, klaubt wie ein Sachwalt jeden Artikel durch, behauptet, klarer als Barere zu ſein, maskirt einen Aufwand, übergeht eine Null und disputirt gegen einen Centime. Und dann ſetzt er nach und nach ſeinen Kopf auf, ſtreckt ſeine kleinen Arme aus, und droht mit dem Zorne der Götter und der Verachtung des Menſchengeſchlechts jedem, der an ſo viel Genie und ſo viel trefflichen Erſparniſſen etwas zu tadeln finden ſollte.

Nach ſeinem Beiſpiel keift und ficht nun jeder der angeblich verantwortlichen Genoſſen dieſes donnernden Agamemnon für ſein kleines Stück Miniſterium. Er denkt, daß ganz Frankreich die Augen auf ihn gerichtet hat und daß ſchon die Nachwelt ſich darüber beunruhigt. Kriecht wieder in eure Buden, ihr Wortkrämer, der parlamentariſche Nachtwächter hat geblaſen, und jeder geh' zu Bette! Gute Nacht!

Geht! Ich bitt' euch, was ſollten der Nachwelt dieſe elenden Portefeuilleſtreitigkeiten zwiſchen dem „Obgleich" und „Weil", zwiſchen Peter und Paul, zwiſchen Johann und Jacob? Um dieſe großen Miniſterien der Bewunderung unſerer Enkel zu empfehlen und ihnen Leuchtthürme am Ufer der Zeit zu errichten, hat man alle Tage des Gregorianiſchen Kalenders erſchöpft. Da iſt der 2. November, der 13. März, der 11. October, der 22. Februar, der 6. September, der 15. April, der 12. Mai, der 1. März, der 29. October …, der ich weiß nicht mehr welcher andre ſovielſte des Monats ſo und ſo, aller Monate, die Gott geſchaffen hat. Glücklicher Weiſe iſt es allen den Leuten nicht in den Kopf gekommen, ſich das Miniſterium des heiligen Polykarpus, des heiligen Turias, des heiligen Nicolas, des heiligen Pacosmus, des heiligen Bonaventura zu nennen; ſonſt hätten ſie zuletzt in ihrem guten Zuge, in dem ſie ſind, alle Heiligen des Paradieſes herbeigezogen.

Uebrigens die Namen, die Datums, die Principien, die Syſteme und die Perſonen kümmern Thiers gar nicht; damit beſchäftigt er ſich nicht. Entlaſſen oder fortgeſchickt, immer iſt er auf dem Anſtand fürs Miniſterium, ſelbſt wenn er auf nichts zu zielen ſcheint und ſich im Geleite der Kammer hält, immer iſt er bereit auf ſeine Beute loszubrechen. So iſt er das zweite Mal, und ich habe meinen Theil daran gehabt, durch zwei Abſtimmungen zwiſchen durch wieder in die Gewalt geſchlüpft. (Geſetz über die Dotation Nemours.)

Aber ſeine unerbittlichen Präcedenzien haben ihn in ihre Kette geſchnürt, und er iſt ſchwach geweſen, weil er es ſchon einmal war, unconſequent, weil er ſchon einmal unconſequent war; im Aeußern ſchwankend von England zu Rußland und von Rußland zu England, und im Innern vom Volk zum Hofe und von dem Hofe zum Volke, ohne zu wählen und ſich entſcheiden zu können.

Auch daran iſt ein wenig das Parlament ſchuld. Wer kann ſich eine Vorſtellung von der Herrſchaft des Geredes in den franzöſiſchen Kammern machen? Man täuſcht, man erſchüttert ſie, und ſie vergeſſen alle Fehler, alle früheren Thaten, alle Verbrechen ſogar. Sie werden den Beiſpielen, den Zahlen, der Erfahrung, der Logik widerſtehn. Sie werden den ſtudirten Kunſtgriffen der Redner und Sophiſten nicht widerſtehn, dies iſt ihnen unmöglich. Die Repräſentativregierung erzeugt die Günſtlingswirthſchaft des Wortes. Man macht einen Diplomaten aus einem Mann von 40 Jahren, weil ſein Zungenband richtig befeſtigt iſt und er tauſend Redensarten vorbringen kann, aber was für einen Diplomaten!

Als Thiers Miniſter des Auswärtigen war, hat er ſich wie ein Kind geirrt und faſt in allen Stücken. Er hat nicht begriffen, daß zwiſchen despotiſchen und conſtitutionellen Regierungen nur übertünchter Friede und heuchleriſche Allianzen ſtatt finden. Er hat nicht begriffen, daß wenn die Regimenter Europa's das Gewehr im Arm behielten, dies darum geſchah, weil ein Vulkan der Freiheit unter den Thronen der abſoluten Könige grollt und donnert. Die Furcht iſt bei ihnen ſtärker, als der Ehrgeiz. Ohne Zweifel ziehn ſie die Uſurpation der Anarchie vor, aber ſie ziehn die Legitimität minder der Uſurpation vor.

Nur die Principien machen die Revolutionen und die Revolutionärs. Nur die Principien machen die Monarchieen, die Ariſtokratieen, die Republiken, die Kammern. Nur die Principien machen die Moral, die Religion, den Frieden und den Krieg. Die Principien regieren die Welt.

In der That, Thiers behauptet, daß es keine Principien giebt, das heißt, er, Thiers, hat keine, nichts weiter.

Er hatte ſich ſchon 1837 über Spanien getäuſcht, das nach ſeiner Meinung ſich nicht allein gegen die Carliſten vertheidigen konnte, und er hat ſich 1840 von Neuem getäuſcht, als er meinte, Syrien müſſe ſich allein gegen die Engländer vertheidigen.

Es war erſt Sommer und er wollte im nächſten Frühling Krieg führen; aber Aegypten wäre erobert, Mehemet Ali enthauptet, Algier blokirt und Frankreich überzogen worden ſchon im Herbſt. Der letzte Pflaſtertreter im Miniſterium des Aeußern hätte das vorausgeſehn, nur Thiers nicht.

Sodann hätte er den Kanonen die Ideen entgegenſetzen müſſen; und Thiers hatte weder Ideen, noch Kanonen. Endlich dachte er Louis Philipp einen Streich zu ſpielen und Europa in Schrecken zu ſetzen, darum verſteckte er das parlamentariſche Regiment hinter das perſönliche und Frankreich hinter eine Laube. Iſt das eine kühne Politik!

Thiers hat uns geſagt, und ich glaub' es ihm, daß ihn ſeine Verantwortlichkeit nicht ſchlafen ließe. Deſto ſchlimmer, Herr, und eben darin liegt das Uebel. Ein Miniſter muß nach Mitternacht immer ſchlafen. Alexander, Condé und Napoleon mußte man am Morgen der Schlacht von Arbela, von Rocroy und von Auſterlitz aus tiefem Schlafe wecken. Freilich hat Thiers ſo viel ich weiß noch nicht eine von jenen Schlachten gewonnen.

Ein Miniſter muß alle Gefahren des Staats ins Auge faſſen, ohne in Verwirrung zu gerathen und aus einem hohen und feſten Geſichtspunkt; nur dazu iſt er

Miniſter. Man ſage nicht, Thiers ſei durch den Hof beherrſcht worden. Schlechte Ausflucht! Er hatte nur die Wahl, entweder die geheime Macht, die ihn unterdrückte, zu überwinden, oder ſeine Entlaſſung zu nehmen. Unglücklicher Weiſe weiß Thiers immer erſt nach dem Ereigniß, daß er das hätte thun ſollen, was er nicht gethan, und das laſſen, was er gethan hat. Er fährt immer zu zeitig ab, um zu ſpät anzukommen.

Mit Einem Wort, er hat in ſeinem letzten Miniſterium ſeine Gegner mehr geſchont, als ſeinen Freunden gedient. Er hat ſich mit einer Majorität des Materials und Inventariums begnügt, ſtatt der Majorität der Sympathieen und Principien. Er hat weder die Schlingen ſeiner Untergebenen zu vermeiden, noch den Schmeicheleien ſeines Herrn zu entgehn gewußt; er wußte weder die Kammer aufzulöſen, noch ſie zuſammenzuberufen; weder eine Alliance anknüpfen, noch aufgeben; weder zur rechten Zeit die Flotte vorrücken zu laſſen, noch ſie zurückzurufen; weder die gemäßigten und milden Worte, die beſänftigen, anzuwenden, noch eine ſo feurige und entſchloſſene That zu thun, um einzuſchüchtern; weder zu unterhandeln, noch zu ſiegen noch zu regieren.

Er mußte die Quadrupel-Allianz brechen, mit Lanzenſtößen die Barrieren des Rheins eröffnen, die Linienſchiffe der engliſchen Flotte bis auf den Grund raſiren, die dreifarbige Fahne auf den Forts von Alexandrien aufpflanzen, im Triumph den franzöſiſchen See des mittelländiſchen Meers durchziehn, und aus ſeinem miniſteriellen Füllhorn Ströme von Reichthum und Glück über ſein Volk ausſchütten: und er läßt uns als einziges Vermächtniß die elendeſte Verachtung und den Spott der Koſacken und Panduren, wie der Bedienten und Boxer von London, die Reſtauration des perſönlichen Regiments, den Rückfall in die Septembergeſetze, fünfhundert Millionen Schulden, die ruinirenden und aufreibenden Feigheiten des bewaffneten Friedens und die Baſtillen um Paris, um Paris, das dumm genug war, ihn machen zu laſſen und noch dummer, ihm Beifall zu rufen!

Wenn Thiers durch einen Seiltänzerſprung wieder auf den Wagen des Miniſteriums gelangt, ſo muß man ſich allerdings vor ſeinen Phaetonsfahrten in Acht nehmen, und ich bekenne, ich für mein Theil werde nichts weniger als ruhig und immer bereit ſein auszurufen: Landleute haltet euer Korn zuſammen, die Auflagen werden ſich verdoppeln; Familienväter, umarmt eure Söhne, vielleicht zum letzten Mal, ſie werden marſchiren; Rentiers, verkauft eure Anweiſungen, die Fonds ſinken; Soldaten, zieht eure Degen, es wird Blut fließen; Lieferanten, das Waſſer trübt ſich, macht eure Reuſen zurecht; König, welcher Würfel des Glücks iſt auf dem Grunde deines Bechers? und du, o Freiheit, das Gewehr in die Hand und auf deiner Hut!

Weil der geiſtreichſte Menſch von all unſern Männern von Geiſt uns dahin geführt hat, ſo bitt' ich alle Abende Gott, daß er uns einen wahren Dummkopf zum Regenten giebt. Wenn wir dabei nicht weniger ſchlimm daran ſein werden, ſo werden wir wenigſtens anders dran ſein.

Und doch, Thiers hat nicht nur alle mögliche Geiſtesfähigkeit, die man nur haben kann; er iſt auch Franzoſe ſo ſehr als irgend ein Bürger unſers Landes. Er hat ein ſo tiefes, ſo edles, ſo wahres Nationalgefühl, daß mir wider Willen der Vorwurf ſeiner Fehler auf der Zunge erſtirbt; aber Frankreich, welches er ſo unwürdig täuſchte, Frankreich, welches von ſeinen unvergleichlichen Talenten den Triumph ſeiner Waffen und die Wiederherſtellung ſeiner Freiheit erwartete, Frankreich, ſtrenger als ich, erhebt ſich, um ihn anzuklagen, und ich höre, wie es alſo ſpricht zu ihm und ſeines Gleichen:

„Männer des Juli, euch die ich aus eurer Dunkelheit
„hervorzog, euch die ich bei der Hand nahm
„und von Stufe zu Stufe auf den Gipfel der Macht
„führte, was habt ihr aus meiner Ehre gemacht?
„Warum bin ich das Gelächter Europa's geworden?
„Warum, während die erbitterten Völker mit feſtem
„Aug' auf ihre Unterdrücker ſehn, leb' ich nicht mehr
„in ihren Hoffnungen, ja, nicht einmal mehr in ihrer
„Erinnerung? Warum zittert mein Name nicht mehr
„auf ihren Lippen, wenn ſie ſtill für ſich die heiligen
„Worte der Freiheit ſprechen? Habe ich denn
„mein reinſtes Herzblut nur vergoſſen, um den
„Triumph meines Princips zu büßen durch den bittern
„Hohn über ſeine Folgen? Unabhängigkeit, Freiheit,
„Vaterland, Ehre, Tugend, alles habt ihr nach
„dem Gewicht des Goldes gewogen. Ihr habt eure
„feige Angſt dieſen Verſammlungen eingeflößt, die
„einſt vierzehn Armeen auf den Feind warfen; dieſen
„Bürgern, aus denen die Helden unſrer großen Kriege

„hervorgingen; dieſen getäuſchten Geſchäftsmännern,
„die euch nicht eher werden zu würdigen wiſſen, als
„nachdem ihr ſie zu Grunde gerichtet und ins Verderben
„geſtürzt habt. Ihr ſeid hingegangen und habt
„an den Grenzen Europa's einen kleinen König gebeten,
„er möge in Gnaden das Gold unſerer Künſtler
„und Landleute annehmen, und man hat euch übers
„Meer fahren ſehn, den Tribut in der Hand, das
„höhnende Amerika auf den Knieen um die Verzeihung
„des General Jackſon und die Vergeſſenheit
„unſerer Siege zu betteln! Fahret fort, eure Schöpfung
„zu erniedrigen; hängt ihr das prächtige Flittergold
„der Polizei und des Börſenſpiels um; macht die
„Kammerdiener bei euren kleinen Prinzen; ſpielt die
„Marquis des Oeil de Boeuf mit nägelbeſchlagenen
„Schuhen und Schwüren aus der Schenke; ſpielt die
„Tapfern und die Sieger mit den Marabuts des
„Propheten und den Soldaten des Pabſtes, während
„die Lanze eines öſtreichiſchen Panduren euch vor
„Furcht verſteinert; fürchtet euch allenthalben, über
„Alles und vor Allem; verweiſ't in den Schooß der
„Zukunft die Reform des Parlaments, das gleiche
„Stimmrecht, die Erleichterung der Abgaben und die

„Organiſirung der Induſtrie; ſteckt eure Theorieen in
„die Regimenter unter den Schutz eurer Gensdarmen;
„hängt über unſre Häupter den düſtern und
„heimlichen Schrecken eurer Confiscationen und Exile
„übers Meer auf; verletzt die Heiligkeit und Unſchuld
„unſers häuslichen Heerdes; berechnet auf dem Polſterkiſſen
„eurer Sopha's den Kaufpreis für das Gewiſſen
„eines Chartenwächters oder eines Beſoldeten;
„aber Dank der Rechtſchaffenheit des Volkes! Dank
„ihr! vor ihm werdet ihr das Schauſpiel eurer Abtrünnigkeit
„und die Peſt eures Beiſpiels nicht ausſtellen!

„Geht! die Liebe zur Freiheit, die unter eurem
„unreinen Athem welk wird und in ſeinem Herzen
„verlöſcht, wird zu ihrer Zeit ſich ſchon wieder zu entfachen
„wiſſen; und was ihr auch thun mögt, um
„dies edle Volk zu verdummen, es wird ihm noch
„Verſtand genug übrig bleiben, um all das Uebel zu
„begreifen, das ihr ihm zugefügt, und noch Gerechtigkeit
„genug, um euch zu beſtrafen!"

Nein, Frankreich, ſage nicht, daß du ſie beſtrafen willſt, denn ſie ſind ſchon genug beſtraft! Dies Vernunftgeſetz, das ſie verletzt haben, fällt auf ſie zurück mit dem Gewicht eines Berges; dieſe Miniſterbank, wo ſie ſitzen, iſt für ſie nur eine Bank der Dornen und Schmerzen geweſen; dieſe officiellen Feſte der Gewalt haben ſie ſehr ſchnell geſättigt; dieſe Kelche des politiſchen Taumels, die ſie auf Einen Zug geleert, haben auf dem Rand ihrer Lippen nur die Hefe der Bitterkeit zurückgelaſſen; dieſe Unglückstage um den grünen Teppich des Miniſtertiſches ſind nur durch Verrechnungen, Rivalitäten und Hinterhalte bezeichnet; dieſe Nächte voll Alpdrücken, die ſie unter dem vergoldeten Getäfel ihrer Paläſte zugebracht, wiegen die Nächte des Armen in ſeiner Hütte nicht auf; dieſe ſchlüpfrigen Majoritäten verliefen ſich unter ihren Händen; dieſe falſchen Freunde haben ſie verrathen; dieſer Fürſt, deſſen Fußſtapfen ſie küßten, hat ſich von ihnen zurückgezogen; dieſes Volk, das ſie unterdrückt haben, verleugnet ſie; dieſe Preſſe, die ſie unter ihren Füßen zertraten, hat ſich gegen ſie gewendet, wie der Stachel des Scorpions.

Nein, Frankreich, ſage nicht, daß ſie nicht genug beſtraft ſind! Es iſt genug, dich ſo klein und demüthig zu ſehn, dich ſonſt ſo groß und glorreich! dich ſo hinkend und nachzügleriſch zu ſehn, die du einſt wie eine Königin im Vordertreffen der Völker einhergingſt! dich ſo furchtſam hingeduckt und niedergekauert in dein Baſtillenneſt zu ſehn, dich, die ſo hoch in ihren Adlerfängen den europäiſchen Schlachtendonner trug!

Nein, gewiß, ſie haben deine Wege nicht gekannt! Nein, es iſt wahr, ſie haben ſich mit deinem ſtolzen und männlichen Geiſte nicht erfüllt! Aber nichts deſto weniger, in all ihren Verirrungen ſind ſie nie an deinem Glück verzweifelt; ihre Herzen, wie die unſrigen, ſind voll von dem Gefühl deiner Unabhängigkeit und Größe. Altes Frankreich, Wiege unſerer Vorfahren, Land der Freiheit, Vaterland, Vaterland! ewiger Traum unſrer Herzen, ſie lieben dich, ich bezeug' es, wie wir dich lieben, wie man dich lieben muß, wie wir unſre Söhne, unſre Mütter lieben, wie den ehrwürdigen, heiligen Gegenſtand unſrer reinen, unſterblichen Zuneigung! Sie würden ihr Gut und Leben hingeben, wie wir, um dir zu dienen, dich zu retten! O, du mußt ihnen viel verzeihn, ſie haben dich viel geliebt! Laß uns alſo zur Sühne ihrer Vergangenheit dir unſern Schmerz und ihre Opfer, unſre Hoffnungen und ihre Reue darbringen! Schließe ſie, wie uns, ich beſchwöre dich, an deinen mütterlichen Buſen; ſie kehren zu dir zurück, ſie lieben dich, ſie ſind deine Kinder, fluch' ihnen nicht!

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

(116)

Edmund.

Humoriſtiſche Memoiren.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Siebenter Band.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1847.

Sächsische
Landesbibliothek
10 JAN. [illegible]
Dresden

Der Ausflug.

1. Der Vagabund.

Der bleibt zurück, der wandert friſch von hinnen,
Die Sümpfe ſtehn, die muth'gen Bäche rinnen.

Der Burgemeiſter iſt mein guter Freund, allein er denkt über Vieles anders als ich. Am Tage vor meiner Abreiſe war er in der Canzlei, als ich hereintrat; er bewillkommte mich leutſelig, wie er zu thun pflegte, mein Anliegen war ihm jedoch keineswegs zu Sinn. Eine Weile ſah er mich mit großen Augen und ein wenig zurückgebogen an, darauf ſagte er ſichtbar unzufrieden: Sie wünſchen einen Reiſepaß? hab' ich recht gehört?

Ich ſehe mich genöthigt, Herr Burgemeiſter, dieſen Aufwand zu machen, weil ich zu reiſen wünſche.

Ja, er dient zur Legitimation, er iſt nothwendig. Aber Sie ſollten nicht fortgehn — ich ſage, Sie ſollten hier, Sie ſollten bei uns bleiben: wer will haben gut Gemach, der bleib' unter ſeinem Dach; was wollen Sie da draußen?

Reiſen, Herr Burgemeiſter.

Nun freilich! aber es fragt ſich nur, ob Sie eine dringende Veranlaſſung dazu, ein nothwendiges Geſchäft haben.

Ja, die Reiſe.

Die Reiſe? was wollen Sie damit ſagen? ich ſoll alſo ſchreiben: „zum Vergnügen?“

Keineswegs, ſondern: „in Geſchäften.“ — da ja die Reiſe das allereigentlichſte Geſchäft iſt, denn es giebt in der That kein Geſchäft, welches nicht eine Reiſe wäre.

Zum Beiſpiel die Schuſterei?

Iſt eine Reiſe um den Leiſten. Aber noch mehr, auch jeder Zuſtand iſt eine Reiſe.

Zum Beiſpiel die Gefangenſchaft?

Iſt, ſo ſonderbar es auch immer ſcheinen mag, eine der compendiöſeſten Reiſen durch die Zeit in die Ewigkeit. Sie wiſſen, ich komme von dieſer Reiſe. Alle Meilenſteine des Lebens fallen in die enge Klauſe, und die Stunden kürzen ſich ab zu den Pulsſchlägen des Geiſtes ſelber, wenn es anders ein Geiſt iſt, der gefangen ſitzt, der alſo überhaupt in ſich und ins ewige Himmelreich hineinreiſen kann.

Hm! nun, wir wollen einmal ſo ſagen. Aber ich wiederhol' es, weil ich Sie liebe, Sie ſollten bei uns bleiben. Was kann ſich hier nicht Alles aufthun!

Ja, und wenn wir genau zuſehn, fuhr' ich fort, in meinen Gegenſtand ſtier vertieft, jedes Ding iſt auf einer ewigen Reiſe und die ganze Welt dazu.

Gut, ich habe nichts dagegen — im Disputiren komm' ich nun einmal mit Ihnen nicht aus — aber warum wollen Sie uns ſo leichtſinnig, möcht' ich ſagen, verlaſſen? Ihre Heimath, die Ihrigen?

Das iſt es, was ich ſagen wollte: darum ſetze ich den Zweck der Welt und des Lebens ins Reiſen, und bin entſchloſſen ein Reiſender zu werden.

Mein lieber junger Freund, ich muß Sie ernſtlich ermahnen, ſich um Gottes willen nicht dieſem Gedanken zu überlaſſen, der ja gradezu das Vagabundiren zum Grundſatze macht.

Freilich das thut er, und es iſt einer der richtigſten Grundſätze, die es giebt. Denn da die ganze Welt als Reiſendes nur ein Spaß des beharrlichen Geiſtes iſt, ſo iſt das Reiſen die humoriſtiſche Praxis, und inſofern ſie ſich als ſolche ihrer ſelbſt bewußt iſt, die höchſte — —

Lieber Gott, wo will der hinaus! Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, ſchlagen Sie ſich dieſe Phantaſieen aus dem Kopfe.

Aber, mein lieber Herr Burgemeiſter, was iſt denn für Gefahr dabei, der Wahrheit zu folgen? der Wahrheit platoniſcher Läuterung, die mit den Göttern mühelos um den Himmel fährt und lächelnd zuſieht, wie der plumpe Menſch umſonſt dem Vagabunden-Wirbel ſich entgegenſetzt, der darum ihn und ſeine Welt verwirrt? Sich nicht ſträuben heißt nur der Wahrheit folgen.

Der Wahrheit? alſo das wäre die Wahrheit?!

Wenigſtens haben Sie, mit ihrer Erlaubniß, noch nichts dagegen aufgebracht.

Nun, da müßt' ich doch auch alle anſäſſigen ordentlichen Leute gradezu für verrückt halten.

Und im gewiſſen Sinne nicht mit Unrecht, denn ſehen Sie: auf dem Standpunkte der Philoſophie —

Ach, das ſind Sophiſtereien!

So? kennen Sie den Vers

Und wenn Alles im ewigen Wechſel kreiſt,
So beharrt doch im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Ja! — Das ſpricht aber für mich, und gegen den unruhigen Geiſt.

Es giebt keinen unruhigen Geiſt, und er beharrt in einem Wechſel ſo gut, als im andern, eben ſo gut auf der Reiſe durch Deutſchland, als auf der durch die Acten des hieſigen Stadtgerichts; nur der Geiſt iſt und beharrt, und es iſt eine rechte Thorheit, eigen Haus und Heerd etwas feſtes und ſtehendes zu nennen. Dieſe Beſchränktheit — —

Hier iſt der Paß, reiſen Sie in Gottes Namen! und wenn Sie wieder kommen, nehmen Sie ſich eine Frau, ſo hoff' ich, ſoll die Belehrung ſchon noch gelingen.

Damit ſchieden wir von einander.

Sollte ſo etwas von Einfluß auf die Philoſophie ſein? dacht' ich im Weggehn.

Aber wie muß mich mein Unſtern grade den letzten Augenblick mit dem guten Manne zuſammenführen! Hab' ich mich doch bisher bei Karten- und Billardſpiel immer aufs Beſte mit ihm vertragen. — Ob ich meine Gründe zur Reiſe habe? freilich werd' ich ſie haben, und die allerbeſten von der Welt; aber ich werde mich hüten, ſie ihm auf die Naſe zu binden. Würde er ſie etwa geſcheidter finden, als die ganze Weisheit, welche ich ihm ſo eben preisgegeben und, wie ſich zeigt, auch wohl beſſer verſchwiegen hätte? — Ich ſuche Poeſie. — Die Schrift ſagt: ſuchet, ſo werdet ihr finden. Freilich ſie blüht überall, wo nur Augen ſind, ſie zu ſehen. Immer aber iſt ſie nur eine

Perle im Meere des Lebens, und es will tief und ferne getaucht ſein, um ſie zu gewinnen. — Luſt, Luſt! und leichtes Vagabundenblut!

2. Die Ueberfahrt.

Drängt ein Gefühl ſich aus der Bruſt hervor,
Begleitend ſingt ſogleich ein äußrer Chor:
Ja! ſtimme Du nur Deiner Seele Saiten,
Er wird harmoniſch Dein Gefühl begleiten.

Wenn die Vögel wegziehn und wenn ſie kommen, wird den gefangenen das Herz groß, und ſie heben voll Sehnſucht die gehemmten Flügel. Eben ſo iſt es uns, und oft ſind wir glücklicher als ſie. Unter den vielen Kafigen, die uns umhaften, iſt der Winter am trübſten vergittert, und die Macht der ſteigenden Sonne, ſeines goldenen Schlüſſels, verkündigen uns die kommenden Vögel. Diesmal war ich vor vielen meiner Landsleute begünſtigt, denn ich durfte raſch aus dem Eiskeller heraustreten und in den Frühling hineinreiſen, eine erfreuliche Badereiſe in ſeinem belebenden Luft- und Lichtmeer.

Der Norden verdient zwar alles Lob, und Rügen, meine Heimath, erhielt genug, aber wahrlich, auch der iſt nicht zu ſchelten, welcher fortreiſet aus ſeinem naßkalten Frühjahr, um ſich zu ſonnen, wo die Sonne ſcheint — und doch wollte mich der Bürgermeiſter zurückhalten?

So lange ich die Scholle meiner Heimathinſel kerkerfroſtig, winterſatt mich umgeben ſah, ſpürte ich nur den

Drang in die Frühlingsferne, die Pferde konnten mir nicht ſchnell genug laufen, ich ſegnete den ſchwindenden Boden unter den Rädern; als aber das Boot vom Lande losrauſchte und eilig vor dem Winde fortſchoß, da ſah ich zurück, und mit jeder neuen Welle, die zwiſchen mir und dem Uferſaum rollend auftauchte, dacht' ich reumüthiger an das Wort des wohlwollenden Mannes: „Sie ſollten nicht fortreiſen, ich ſage, Sie ſollten hier bleiben!“ Indeſſen die Gegenwart ſiegt immer über die Erinnerung.

Es waren verſchiedene Leute im Boot, die zuerſt vom Viehmarkt redeten und ſodann vom Wollmarkt, bald aber Gelegenheit fanden zu verſtummen und andächtig ſchweigend einem jungen Burſchen zuzuhören, der ſeinen Ranzen weglegte, auf die Paſſagierbank ſtieg, ſich nach Rügen zurückwandte und mit vielem Ernſt folgendermaßen ſeinen Abſchied nahm:

Du Land mit deinen Bäumen,
Du Stadt mit deinen Höh'n,
Ihr hellen Ufermauern,
Die in der Brandung ſtehn,
Ihr hohen Wogen voll Schaum und Wuth,
Ihr kleinen Inſeln in tiefer Fluth,
Lebt wohl!
Ihr lieben Heimathfluren,
Der erſten Freude Spuren,
Der erſten Liebe Glück
Laß ich in euch zurück. —
Wohl zieht michs in die Ferne,
Doch blick' ich auch ſo gerne:
Mir wird ſo abſchiedsweh zu Muth.
Lebt wohl, ihr Lieben, und bleibt mir gut!

Der kleine Redner blieb eine Weile ſtehn, winkte hinüber und ließ jedem von uns Zuhörern Zeit, ſo viel Heimweh zu fühlen, als ſeine Lage mit ſich brachte. Dann ſetzte er ſich nieder, und nun begann der anſehnlichſte unter den Landleuten:

Junger Herr, Sie wollen gewiß auf die Studien gehn und geiſtlich werden; 'ne gute Ausrede haben Sie, nur daß die Stimme noch ein wenig zu fein iſt, aber das wird ſich ſchon geben. Da iſt der Kandidat Hund, den hab' ich auch gekannt, als er erſt zwei Käſ' hoch war und mit der Fibel zum Küſter lief; und was für ein Kerl iſt er nun geworden! Sapperment! Wenn der Mann predigt, das Herz lacht einem im Leibe, ſo 'ne klare Ausrede wie er hat! Und neulich da mußt' er Ihnen eine Predigt thun vom jüngſten Gericht, ich ſage, daß einem die Haare zu Berge ſtanden, all mein Lebtag vergeß' ich's nicht. Dabei wußt' er einem Jeden ſeine Sünden vorzuhalten, und ich habe mir auch mein Theil daraus genommen von wegen des Fluchens, denn der Teufel reitet einen manchmal, daß man ein gottloſes Wort ſagt. Ja, Recht hat er, fluchen iſt ſündlich, aber es iſt verflucht ſchwer zu halten, hols der Satan! Der Mann ſpricht einem gewaltig zu Herzen. Iſt's nicht wahr Jürgen?

Ja, ſagte Jürgen, ein alter krummer Bauer, einen grauſamen Reſpect hat er in die Leute gebracht ſeit er da iſt. Da ſieht mans recht, was es für 'n Unterſchied iſt mit dem lieben Gotteswort!

War es erſt an dem Jüngling, die Pforten des Heiligthums aufzuthun, ſo bemühten ſich jetzt dieſe bejahrten Landleute um das himmliſche Manna auf ihre Weiſe. Sie fühlten es wohl, der Geiſt kam über ihn und über ſie, aber das Wort des Geiſtes iſt nur Wenigen gegeben.

---

3. Der ſtille Mann.

Angewohnt und loß,
Die ich nie verließ,
Reißt die Muſchel aus dem Haus,
Reißet ihr die Seele aus.

Unter dieſen Geſprächen fuhren wir in den Stralſunder Hafen hinein, das Boot legte an, — ſo hop! und nun gingen unſere Wege auseinander. Ich nahm den nächſten zum jenſeitigen Thore, und gedachte noch denſelben Tag weit ins Pommerland hineinzugehen. Stralſund nämlich beſchloß ich diesmal vorbeizulaſſen, wiewohl mit Bedauern, denn es leben dort viele Leute, die nicht ergötzlicher gedacht werden können; allein da ſie theils meine Sippen, theils meine Schul- und andre Meiſter ſind, ſo wäre es unzart, ſie öffentlich zu nennen, was doch bei der Natur dieſer Denkzettel die mögliche Folge ſein könnte, es wäre unzart, beſonders da wir in Deutſchland einen eigenen Widerwillen gegen die Oeffentlichkeit auch unſerer Tugenden hegen. Thöricht aber mußte es mir ſcheinen, unter dieſen Umſtänden mit vermehrter geheimer Wiſſenſchaft Stralſunder Merkwürdigkeiten mein Gewiſſen zu beſchweren, deswegen beſchloß ich, wenn gleich zum großen Schaden meiner poetiſchen Zwecke, diesmal nicht einzukehren.

Zwei Leute indeſſen ſind in dem Fall, daß ihr Leben zur Biographie reif iſt, und ich halte es für meine Pflicht, mir dieſe Erſcheinungen wenigſtens anzumerken, da ſie vielleicht nicht weniger als alle Dichter, Litteratoren, Staats- und Kriegsmänner dieſer Stadt auf die Nachwelt zu kommen verdienen, und dennoch, ſo viel ich weiß, nirgends weder beſchrieben noch beſungen ſind. Der eine davon, mein alter Freund, iſt zur Zeit dieſer meiner Durchfahrt noch im beſten Wohlſein, und da er die begründetſte Hoffnung hat, es noch lange zu bleiben, ſo werde ich gewiß ſpäter die Gelegenheit finden, meine jetzt verſäumte Viſite nachzuholen, der andre dagegen, ſchon längere Zeit zu ſeinen Vätern verſammelt, iſt eine wahrhaft patriarchaliſche Geſtalt, eine Merkwürdigkeit, die ſchwerlich in meiner Mappe ihres Gleichen bekommen wird, ja die ſie vielleicht überhaupt nicht hat.

Schon als Knabe nahm dieſer Geiſt eine ganz eigenthümliche Richtung. Denn während die andern Knaben, ſobald die Schulthür aufging, wie hungrige Schweine hinausſtürzten und nach Maßgabe der Jahreszeit ſich im Schnee oder im Schmutz wälzten und einander damit bewarfen, oder vors Thor liefen und irgend ein unſinniges Kinderſpiel ausführten, wobei ſie weder an Kenntniſſen, noch an ſonſtiger Brauchbarkeit für die bürgerliche Geſellſchaft zunahmen, während deſſen ging der Knabe, deſſen Geſchichte hier aufgezeichnet wird, ruhig und nachdenkend mit ſeinen Büchern nach Hauſe. Sobald er daſelbſt angelangt war, begab er ſich in die Werkſtatt ſeines Vaters, ergriff irgend ein Stück Leder aus dem Abfall, und verſuchte kleine Schuhe und Pantoffeln zu componiren.

Mit wahrer Vaterfreude bemerkte der Alte das Talent und die Liebe des Knaben, er pflegte ſeine Frau anzuſtoßen und ihr unter Freudenthränen die Worte zuzuflüſtern: „Thurchen, aus unſerm Ignatz wird noch einmal der erſte Mann im Gewerk!“ Victoria, ſeine Gattin, zog dann gewöhnlich ihre Schnupftabacksdoſe hervor, that die Brille herunter, wiſchte ſich ebenfalls die Augen und nahm eine Priſe der Beſtättigung.

Und ſo geſchah es. Der beſcheidene, ſinnige Ignatius ging keine anderen Wege, als von der Schule in die Werkſtatt und von der Werkſtatt in die Schule, nie wandelte er im Rathe der Gottloſen, noch ſaß er auf der Schlingelbank, wo die Spötter ſitzen. So wurde er Geſell. Sein ausgezeichnetes Talent und der Einfluß ſeines Vaters erſparten ihm die Wanderung, denn das Gewerk erklärte einmüthig, er könne aus der Fremde nichts mitbringen, und daß er etwas hinbrächte, wäre überflüſſig. Meiſter war die nächſte, Altermann die letzte Stufe, die er erſtieg. Ruhig ward er alt und trat endlich in den Ruheſtand.

Dieſelbe Regelmäßigkeit und Ruhe, womit er früher ſeinem Berufe gelebt, wandte er jetzt auf das Leſen der heiligen Schrift. Seine Eingezogenheit wurde aber womöglich noch größer, ſo daß er jetzt auch vor der Hausthür eine ordentliche Scheu bekam, während ihm bis dahin doch nur das Stadtthor, aber dies auch in einem ausgezeichneten Maße zuwider geweſen war, dergeſtalt daß er in ſeinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal auch nur hinaus zu ſehen gewagt hatte. Nur die Kirche bewog ihn allſonntäglich zum Ausgehen, und gab ſo ſeinem „ruhigen und zufriedenen Leben“ zwar die Gottſeligkeit, aber doch auch einige Bewegung und Unruhe. Dies war das Leben ſeines Ruheſtandes.

Da begab es ſich eines Sonntags, daß ſein wilder und ausgearteter Sohn, — welcher ein gemachter Mann war, nachdem er mit dem Gelde ſeines Vaters und ſeiner Frau, einer Dame von den feineren Lebensanſichten ihres gebildeten Standes, einen Lederhandel angelegt hatte — es begab ſich, daß dieſer polternd zu ihm ins Haus kam, eben als er von dem Beſuche der drei Hauptkirchen wieder heimgekehrt war. Der alte Mann las in dem Evangelienbuche, welches mit in ſein Geſangbuch gebunden war, die heutigen Texte noch einmal über; als er aber ſeinen Sohn an der Thür lärmen hörte, knipſte er es zu, und erwartete ſein Schickſal.

Der Schwindelgeiſt trat herein, warf ſeinen Hut auf das etwas verſchoſſene Familienſopha und fing an: Nun laßt das Singen und Beten nur gut ſein, Vater, heute habt Ihr genug davon. Ja, bei meiner armen Seele, wenn Ihr nicht in den Himmel kämt, ſo müßte Abraham braun und blau geſchlagen werden.

Nu, nu, begütigte der Alte furchtſam, ſei nur nicht ſo ausfällig und das am heiligen Feiertage. Mir wird angſt und bange zu Muth. Du weißt ich kann das Lärmen nicht vertragen.

Darauf erklärte der Sohn, ſeine Frau habe es ausdrücklich verlangt und er beſtehe gleichfalls darauf, daß der Vater ſich den Gottstiſchrock wieder anziehe und mit auf den Wagen ſteige, der vor der Thür hielt. Denn ſie wollten ausfahren, und ſeien feſt entſchloſſen ohne ihn nicht von der Stelle zu weichen. Bei dieſen Worten trat auch die Schwiegertochter herein und trotz alles mürriſchen Sträubens des unbehaglich aufgeſtörten Alten, gelang es ihren vereinten Kräften, ihm ſein Kattunkamiſol aus- und den ſchwarzen altdeutſchgeſchnittenen Gottstiſchrock wieder anzuziehen. Er mußte mit zu Wagen und nun ging es munter zum Thore.

Das hatte er immer noch nicht geahndet, er zitterte vor Angſt, als ſie der verhängnißvollen Oeffnung näher kamen, und erklärte feierlich: er habe nie in ſeinem Leben eine ſolche Ausſchweifung begangen, und es ſcheine ihm eine Entheiligung des Feiertages, aus eitel Vergnügungsluſt vors Thor zu fahren, ſtatt ſich daheim zu Hauſe aus der heiligen Schrift zu erbauen. Zudem würde dies das erſte Mal in ſeinem Leben ſein, daß er ins Freie käme.

Der Kutſcher hielt auf ſein Verlangen die Zügel an, aber der unerbittliche Sohn ſchrie dazwiſchen: fahr zu, Kanaille! Die Pferde ſprangen an, und der Wagen rollte hinaus.

Auf dieſe Weiſe war es der aufgeklärten Schwiegertochter gelungen, dieſes Gebrechen ihrer neuen Familie zu heilen: der alte Duckmäuſer war kurirt, denn man hatte ihn ins Freie, man hatte ihn heraus.

Eine Weile ſaß der alte Mann in ſtummer Ergebung mit gefalteten Händen, dann blickte er begierig in die weite Ebne und übers Meer vor ſich hin und ganz in den Anblick verloren mit erhobenen Händen rief er aus: Gott! wie groß iſt deine Welt!

Der Eindruck war aber ſo mächtig und gewaltſam geweſen, daß er ſchon am Abende deſſelben Tages in ein hitziges Fieber fiel, fortwährend von Gott und Welt phantaſirte und am dritten Tage ſich zu ſeinen Vätern verſammelte.

4. Der Blockdreher.

Es giebt auch kleines Volk im Pommerland,
Unächter Schlag! was ächt, iſt dem verwandt,
Der Händel liebt und ſtand im Kampfe wacker
Und als er ſiel bedeckte ſieben Acker.

Der andere merkwürdige Stralſunder iſt ein Weltkind von ausnehmender Größe, Dicke und Stärke. Seine Thaten ſind berühmt im ganzen Pommerlande und ſein Leben daher auch nicht ſo in der Kürze zu beſchreiben, weßwegen hier nur Bruchſtücke anzumerken, das Ganze aber den fleißigen Stralſunder Geſchichtſchreibern zu überlaſſen iſt.

Im Allgemeinen trifft es auch bei ihm zu, daß in unſern Zeiten thatkräftige Naturen fortwährend Händel mit der Polizei und Juſtiz haben. Dagegen wußte er aber eine ſehr ſinnreiche Erfindung aufzubringen. Er iſt nämlich ſeines Zeichens ein Blockdreher und macht Pumpen und Brunnen. Bei dieſem Geſchäft fiel ihm einmal ein Erd- und Balkenſturz auf den Leib, und ſeit der Zeit behauptet er harthörig zu ſein. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß er angenehme Dinge und die ſich auf den Verdienſt bezogen weit beſſer begriff, als unangenehme, namentlich gerichtliche Verhandlungen oder gar Aeußerungen der Unzufriedenheit mit ihm. In dieſer Art erzählt man ſich mancherlei von dem Manne, unter andern Folgendes:

Als er einmal das Unglück gehabt hatte, zu einem Ringkampfe verleitet zu ſein, warf er ſeinen langen Gegner ſo heftig über eine Pumpenröhre, daß dieſer Unglückliche in der Mitte einknickte und nun ſein Lebelang einen ſtumpfen Winkel nach der rechten Seite bildete. Dabei verſuchte er mit größter Unverſchämtheit, den armen Menſchen wieder grade zu biegen, und gab im Eifer des Geſchäfts einem kleinen verwachſenen Chirurgen, welcher dies für einen Eingriff in ſeine Rechte hielt und heftig dagegen proteſtirte, eine ſo derbe Maulſchelle, daß der Kleine ſich eine geraume Zeit nach ſeinem Ranzen umſah, dann aber mit dem unglücklichen Ringer einſtimmte und ebenfalls ein lautes Geſchrei erhob, welches unſer Held aber keineswegs zu hören ſchien; wenigſtens machte er ernſtliche Anſtalten, ſeine Kur fortzuführen mit dem Bemerken, er wolle den Kerl ſchon ausbeſſern, da ihm weiter nichts fehlen könne, als eine kleine Verrenkung, und die müßte gezogen und gebogen werden.

Mit vieler Mühe und großer Noth von ſeinen Püffen verhinderten es die Umſtehenden. Der Mediziner aber verklagte ihn wegen unhöflicher Behandlung und unbefugter Praxis.

Bei dem Prozeß verfuhr unſer Held wie gewöhnlich, das heißt, erklärte ſich für völlig taub und ließ ſich auf nichts ein, er verlange auch gar keinen Beiſtand von Gerichtswegen und bedürfe es weiter keiner Unterſuchung, da er über Schimpfreden nicht zu klagen hätte, weil er ſie nicht hören könnte, und was die Thätlichkeiten anlangte, ſich ſeiner Haut ſchon wehren wollte.

Als keine Ermahnungen fruchteten, und alle Verſuche, ihn zum Eingehen auf die Sache zu bringen, fehlſchlugen, entſchied ſich das Gericht dahin:

„Daß der Fall durch die vollſtändigſten Zeugniſſe klar und erwieſen, und ſomit ohne weiteres Geſtändniß des Angeſchuldigten zu verfahren, zumal da derſelbe bei anderen Gelegenheiten aller nöthigen Gehörsfähigkeit keineswegs ermangle, demnach hier nur eine ſträfliche Renitenz obzuwalten ſcheine.“

Schließlich wurde erkannt:

„Daß er zwar puncto der unbefugten Praxis zu abſolviren, maßen der Thatbeſtand nicht als erfüllt angeſehn werden könne, jedoch wegen erweislicher Abſicht auf ſolch unbefugtes und ungeſchicktes Kuriren mit einem Verweiſe zu belegen ſei, welchen ihm, da eine ſtärkere Stimme vonnöthen, als die Herren vom Gericht beſäßen, der Ausrufer zu ertheilen habe und zwar durch das Sprachrohr der königlichen Licentjacht, das zu dem Ende von Gerichtswegen requirirt worden; daß ferner die Klage auf unhöfliche Behandlung wohl begründet und Beklagter daher in die übliche Geldſtrafe zu nehmen, alle dergleich Unfertigkeiten aber, ſowohl in Anbetracht ihrer Geſetzwidrigkeit im Allgemeinen, als auch insbeſondre der öfters inculpirt geweſenen Zufahrenheit des Beklagten, ebenſowohl wie alle und jede unbefugte Abſicht auf chirurgiſche Operationen aufs Strengſte und bei Androhung verſchärfter Strafe für künftige Beſchwerdefälle zu unterſagen ſei."

Ob dieſe Entſcheidung dem Rechte gemäß ſei oder nicht, vermag ich nicht zu beurtheilen; ſo viel iſt gewiß, daß der Beklagte und Verurtheilte ſie nicht dafür hielt. Es war ihm indeſſen deutlich gemacht worden, wie die Sachen ſtünden; und alsbald ſchloß er nicht mit Unrecht, daß der kleine Mediziner an dem ganzen Krame ſchuld ſei. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß er rachſüchtiger Natur ſei, denn man rühmte, ſo viel ich weiß, von jeher ſeine Leutſeligkeit, allein es ärgerte ihn doch, wie er zu ſagen pflegte, daß die Ratte ihn in Koſten geſetzt. So ſtanden die Sachen, als eines Mittags der Blockdreher und der Chirurg, da eben die Poſtjacht anlegen wollte, vorn auf der Badenbrücke ſtanden, um das Ausſteigen der Fremden aus Schweden mit anzuſehen. Die Brücke war, wie gewöhnlich, ganz voller Menſchen, zu allervorderſt der Chirurg, dann der Blockdreher und darauf die Uebrigen. Als nun das Schiff näher kam, drängte von hinten die neugierige Maſſe zu; und auf einmal ſah man unſern Helden mit ſammt dem Mediziner ins Waſſer ſtürzen. Der Blockdreher hatte Grund, wiewohl ihm das Waſſer bis an die Schultern ſtand.

Er fing an aufs Land zuzuwaten, während ſein bedeutend kleinerer Unglücks-Gefährte auf und nieder tauchte und unaufhörlich, wenn er heraufkam, über Rettung ſchrie, wenn er unterging, Waſſer ſchluckte.

Natürlich hörte der Blockdreher weder den Chirurgen ſchreien, noch das Volk auf der Brücke rufen, und watete ruhig weiter, bis er zufällig aufſah und nun wohl aus den Gebehrden der Leute die Gefahr ſeines Gefährten ſchließen mußte. Denn ſogleich drehete er um, ging wieder zu Waſſer, ergriff den Chirurgen bei den Haaren, ſchwang ihn ſich auf den Rücken, und trug ihn unter dem lauten Gelächter beſonders der rohen Schiffer und Matroſen ans Land. Als er mit ihm auf dem Trocknen angelangt war, ergriff er ein Ende Schiffstau, und ſchickte ſich an ihn gehörig abzuſtrafen. Denn er hätte ihn mit hinabgeriſſen, und außerdem, warum er ſich ſo nah ans Waſſer wagte, wenn er keinen Grund hätte, und auch nicht ſchwimmen könnte? Allein die ganze Maſſe ſtürzte theilnehmend herbei, und erklärte den Chirurgen für unſchuldig, ja Einige waren ſogar ungerecht genug, ſeinen wackern Retter zu beſchuldigen. Er hätte ſeinen alten Proceßgegner ergriffen, und ſei mit ihm hinabgeſprungen, um dem kleinen Chirurgen, der dort nicht gründen konnte, den Rechtshandel gehörig einzutränken. Welchen Grund oder Ungrund dieſe Anklage hatte, wer mögte das entſcheiden? ſo viel iſt gewiß, der Blockdreher bog den Chirurgen über ein umgekehrtes Boot, welches auf der Werfte lag, erhob das Tauende und verſetzte ihm allerdings noch einige nachdrückliche Hiebe, bevor ihm die mitleidige Menge in den Arm fallen konnte. Zwar waren ihm alle chirurgiſchen Operationen von Gerichtswegen unterſagt, allein Jedermann mußte doch diesmal ihre Zweckmäßigkeit anerkennen; denn die beiden einfachen Hiebe hatten die gute Wirkung, daß der Chirurg alles verſchluckte Waſſer wieder von ſich gab, und von Angſt und Waſſer völlig wieder zur Beſinnung kam.

Es gehört doch viel Waſſer dazu, ſich zu beſaufen, bemerkte ein Matroſe, das iſt der Doctor Eiſenbart, kurirt die Leut' nach ſeiner Art, ſagte ein feinerer Mann, die Menge aber erhob ein lautes Gelächter; der Blockdreher wurde Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, der Chirurg von ſeinen Freunden, der Blockdreher dagegen von einer jubelnden Menſchenmenge nach Hauſe geleitet. Dies iſt die Geſchichte des Chirurgen und des Blockdrehers, wie ſie mit einander im Streit, vor Gericht und im Waſſer waren.

5. Hinaus.

Kein Bergesland, keinen Inſelſtrand,
Preis't mir als der Dichtung Vaterland:
Was alle Welt geheimnißvoll durchdringt,
Sei uns gegrüßt, wers in die Lüfte ſingt!

Ohne Zweifel könnte man von dieſen und ähnlichen ergötzlichen Stralſundern ein ganzes Buch ſchreiben, allein „höhere Rückſichten erlauben es nicht, ſchon jetzt daran zu denken, wir gehen alſo mit Bezugnahme auf die oben dargelegten Gründe ohne Weiteres zum Thor hinaus und bleiben Euch in Gnaden gewogen.“

Rügen liegt nun hinter uns im Meer und ſeinem Duft, poetiſch in der That wie überall des blauen Meers Umarmung; doch vor uns, vor uns liegt des Lebens Meer, und wie viel duft'ge Inſeln ſüßer Poeſie! Hinaus! Vor meinen Füßen hier die weite Ebne dieſes Pommerlandes, ein freier, hellerleuchteter, ſchwellender, duftender Tanzſaal für den fernhinſtrebenden Wandrer. Frühlingsluſt und Wanderluſt, mir wird ſo wohl um's Herz!

Die weiten Felder ſind noch friſch
Vom kühlen Schnee gebadet,
Durch Wieſenweiher fährt der Fiſch
Wo Sommers Klee ſich ſchwadet.

Da blinkt ein milder Strahl durchs Feld,
Er blinket auf die Weiher;
Und Lerch' und kühlem Lüftlein ſchwellt
Er Bruſt und Herz zur Feier.

Das Fiſchlein hüpfet hoch empor,
Kann ſeine Luſt nur ſpringen,
Doch in den Lüften wiegt ein Chor —
O könnt' ich mit euch ſingen!

Ihr leichten Flügler, leicht genug,
Dem erſten Strahl zu trauen,
Ihr hohen Segler, hoch genug,
Um in den Mai zu ſchauen!

Vertieft in den Genuß der läuternden Durchdringung dieſes Sonnenblickes und damit in die raſche Erfüllung meiner Reiſewünſche ſchwelgte ich fort, immer hinauf an den munteren Schneebächen, die ſich rauſchend verliefen, immer hinein in die rings umdrängenden Holzungen dieſer Ebne. Endlich gelangte ich zu einer dichten Baum- und Gebüſchgrenze, welche ſich weit ins Feld hineinzog, mit ihrer ſonnigen Lage recht zum Verweilen einladend. Die Bäume waren belebt von munterem Geflügel; aber es ſchlich auch ſchon der Störenfried mit geſpannter Flinte den Rain entlang. O der Rohheit dieſer Mörder zum Zeitvertreib! und wem galt es hier? den frühſten Boten des Frühlings, die an ihn glauben, noch eh' er da iſt. Der Jäger gab Feuer und in großen Würfen ſchoſſen die übrig gebliebenen Krammetsvögel piepſend durch die Luft. Wie manchem mocht' eine bittre Wunde ſeine Botſchaft lohnen, wie manchem der Tod! Er ſteckte ſeine Beute zu ſich und kam auf mich los.

6. Standeserhöhung.

Wo find' ich einen Edelmann,
Dem ich mein Herz vertrauen kann!

Als wir uns begrüßt hatten, wollt' ich ſogleich von den Krammetsvögeln und ihrem Schickſal, von dem Frühlinge und ſeiner Verkündigung ein allgemeines Geſpräch anfangen, allein er legte mir die Hand auf den Arm und ſagte:

Mein Herr, der Familienzug, welchen ich in Ihrem Geſicht erblicke, ſcheint mir bekannt; verzeihen Sie mir die Frage, mit wem habe ich das Vergnügen zuſammenzutreffen?

Ich bin ein obſcurer Menſch und heiße Tancred Boemund Edmund von Rügen.

Darauf ſah er mich ungläubig an und ſagte: Ich bin nicht aus dieſer Gegend gebürtig, allein, ſo viel ich weiß, iſt unter den Familien dieſes Ländchens, und ich glaube die ganze Ritterſchaft von Rügen zu kennen, ein ſolcher Name nicht anzutreffen; hätten Sie Bagewitz, Tritelwitz, Meſeritz, Poſeritz, Lanken, Janken, Barnekow oder Kubbelkow geſagt, ſo wüßte ich Beſcheid, nun aber muß ich fürchten, Sie ſcherzen mit mir.

Ich verſicherte ihn nochmals, daß ich ſo hieße, und langte in die Rocktaſche nach meinem Paß, allein der Forſtmann ergriff wiederum meinen Arm und ſagte mit einiger Selbſtzufriedenheit:

Mein lieber junger Mann, daß Sie ein Studirter und von Adel ſeien, vermuthete ich gleich, und wenn Sie mir ihr Wappen erlauben wollten, könnt' ich Ihnen auch ſagen, wie ſie heißen, was ich außerdem ſchon zu errathen glaube aus Ihrer Aehnlichkeit mit einem ſehr genauen Freunde, dem ich in Dreißigacker verſchiedene Male zu ſecundiren die Ehre hatte.

So ehrenvoll Ihre gütigen Vorausſetzungen ſind, ſo leicht würde mir doch der Beweis des Gegentheils fallen; wenn Sie nur einen Augenblick erlauben wollten — (hier zuckte ich mit meiner in der Rocktaſche gefangenen Hand.)

Reden Sie, reden Sie, gnädigſter Herr, ſagte er und drückte inſtändiger.

Ich dachte, vielleicht geht es auch ohne den Paß und fuhr fort: So zum Beiſpiel, wie erklären Sie Sich's, daß ich ohne Hunde, Pferde und Bedienten bin?

In einer Zeit wo ſelbſt Königsſöhne zu Fuß reiſen? Sie ſcherzen. Aber ich tadle Ihre Vorſicht keineswegs, Sie können ihre Urſachen haben incognito zu reiſen; um Ihnen indeſſen mehr Vertrauen einzuflößen, will ich Ihnen nur ſagen: Ich bin ſelbſt von Adel. Die Pergamente ſind von Kaiſer Maximilian unterſiegelt und vollzogen, die Siegel auf kleine Stückchen Wachs gedruckt und hängen an Fädchen herunter. Sie kennen das kaiſerliche Wappen und wenn Sie mir die Ehre Ihres Beſuches gönnen wollen, ſo werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Alles vorzulegen, was auf dieſe Angelegenheit Bezug hat. Mein Name iſt von Buſchapfel, darum führen wir auch einen Holzapfelbaum im Wappen, wie Sie ihn hier auf dem Gewehrkolben ausgeprägt ſehen.

Seine vorweltliche Geſinnung und die treuherzige Vorausſetzung, ich müſſe ſie theilen, überraſchte mich allerdings nicht wenig. Einen Augenblick nahm ich an, er wolle ſich einen Spaß mit mir machen; allein er ſah nicht hinterliſtig dabei aus und der Holzapfelbaum war allerdings auf dem Flintenſchaft in erhobener Arbeit dargeſtellt. Vertrauen alſo hatte ich jetzt genug, aber leider nichts zuzuvertrauen, wenigſtens nicht in der erwarteten Art, und da mir nirgends, weder in Zeitungen noch in Diplomen, geſtattet war, mich zu dem ſehr ehrenwerthen Junkerſtande zu zählen; ſo ergriff ich die Gelegenheit, welche eine uns trennende Pfütze zur Befreiung meiner Hand aus ihrem Taſchengefängniſſe darbot, langte meinen Paß hervor und überreichte denſelben. Er las und ſah mich zwiſchendurch kopfſchüttelnd an.

Das genaue Signalement iſt offenbar ein Scherz, wie der ganze Paß desgleichen.

Keineswegs, mein Herr, ſondern Dienſteifer des Burgemeiſters.

Standesperſonen pflegt man das Signalement zu erlaſſen, wenigſtens keine „beſonderen Kennzeichen" anzugeben

Das hat der Burgemeiſter zu verantworten.

Ei, und was ſehe ich? ein Regierungspaß und koſtet funfzehn Silbergroſchen Stempel- und funfzehn Silbergroſchen andere Gebühren, eine Ehre, welche nur Adligen widerfährt. Grade aus dieſem Paſſe ſeh' ich die Richtigkeit meiner Vermuthung, rief er triumphirend aus, überreichte mir den Paß mit ſichtbar erhöhtem Reſpect, verbeugte ſich und ſagte dazu: Ich erlaube mir nicht, tiefer in Ihr Geheimniß einzudringen. Ich begreife gar wohl, daß in unſern Zeiten ein Adliger mancherlei Urſachen haben kann, ſich in der Fremde zu verbergen, da wir faſt ebenſo gedrückt und verfolgt ſind, wie die Juden und unſer einziges Vorrecht darin beſteht, beim Militär zu verhungern oder in den Forſten zu verſauern, ja das Letztere iſt in der allerneuſten Zeit auch nicht einmal mehr unſer ausſchließliches Vorrecht. Auf Reiſen gilt der Adel nun vollends nichts. Kommt unſer einer in den Gaſthof, ſo hat er von ſeinem Stande nichts, als eine längere Rechnung; und die Bürgerlichen machen ſich luſtig über die Verlegenheiten, welche uns daraus erwachſen. In dieſem Punkt hab' ich Erfahrungen. Die von Buſchapfels ſind von jeher gute Jäger und tapfere Soldaten geweſen, aber ſie haben Unglück gehabt, gnädiger Herr, ausgeſuchtes Unglück. Mein Großvater war Lieutenant im Kartoffelkriege, er hatte das Unglück bei Nacht in einen Sumpf zu gerathen und mit drei Mann zu verſinken. Dann focht mein Vater in der Champagne, wo er das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig eigenhändig abgeſchrieben hat, denn er ſchrieb eine ſehr deutliche Hand. Von ihm datirt ſich das Unglück unſers Hauſes. Denn auf der Retirade wurde ihm eine Kaſſe, die er zu transportiren hatte, während er vor Müdigkeit von Wein und Strapazen nicht zur Hand war, geſtohlen. Der Proceß wurde ſein Ruin, alle Offiziere des Regiments waren auf ihn pikirt, weil der Herzog einmal bei der Revüe geſagt hatte: der Lieutenant von Buſchapfel iſt der einzige adrette Offizier beim ganzen Regiment. Das trugen ſie ihm nach und verurtheilten ihn. Mich ſchickten meine Verwandten nach Dreißigacker, und ſo bin ich zwar ehrlich durch, aber nicht wieder zu dem Meinigen gekommen. So gehts heut zu Tage, der Adel wird unterdrückt und mit Füßen getreten, die von Buſchapfels ſind ein Beweis davon.

Unterdeſſen waren wir bei ſeinem Hauſe angelangt und er lud mich dringend zu ſich ein, wobei er aufs Beſte unterſtützt wurde durch dichte Regenſchauer, welche die Straße entlang kamen.

7. Herr von Buſchapfel und die Seinigen.

Herein, herein, du lieber Gaſt!

Das Förſterhaus, wohl zweitauſend Schritt vor dem Dorfe, war zweiſtöckig und geräumig; als ich es jedoch lobte, bemerkte er, dies wäre ein geringer Erſatz für die Schlöſſer ſeiner Vorfahren, wogegen ich nichts zu ſagen wußte. Die Zufriedenheit der Menſchen macht verſchiedene Forderungen, jenachdem ſie Ausſichten auf die Güter dieſer Welt gehabt hat, oder nicht.

Der ſtattliche Forſtmann ſchritt bei ſeiner Hausthüre vorbei, und bat um meinen Vortritt. Ich war einfältig genug, denſelben in ein Förſterhaus zu verſuchen — aber wie aufs Kommando fuhren alle Hunde der Förſterei groß und klein auf mich los, und vom Hofe her vor der

Hinterthür heulte eine andre Meute verzweifelt über ihr Unglück, an dem Angriffe nicht Theil zu nehmen.

Berginne! Conteſſe! Milord! ſchrie der Förſter, ſtürzte, die Höflichkeit der Noth aufopfernd, vor mir vorbei und fuhr mit ſeinem ganzen Anſehn unter die indignirten Getreuen, — wollt ihr beiſeit! Die Kolonne fuhr auseinander, und nur hie und da bellte noch einer, aber mehr wie um Verzeihung, als zum Angriff. Dann wurde mein Eintritt bewirkt, und ich ſofort, nachdem ſie mich alle gehörig berochen, zur Hausgenoſſenſchaft zugelaſſen. Als wir in die geräumige Wohnſtube traten, entſtand eine zweite Volksbewegung, aber etwas anderer Art. Es waren etwa ſechs bis acht junge Buſchäpfel auf den Boden gelagert unter vielen hölzernen Säbeln, Gewehren und andern Jagd- und Kriegsgeräthſchaften; als ſie mich erblickten, fuhren ſie alle auf und drängten ſich mit verſchiedenem Geſchrei in die halb geöffnete Kammerthür hinein: Mutter, Mutter, der Vater iſt da! und ein fremder Herr!

Das ſind meine Jungen.

Acht Stammhalter, Herr von Buſchapfel?

Sieben, Herr Baron, Herr Doctor wollte ich ſagen, ſieben. Erlauben Sie mir indeſſen, daß ich uns bei meiner lieben Frau zum Abendeſſen melde.

Fortgewälzt von dem Schwarm ſeiner Jungen verſchwand der Edle von Buſchapfel, und ließ mich allein auf dem geſchlagenen Lehmboden ſeiner Wohnſtube mit ſeinen Brettſtühlen und einem langen Familientiſch.

Nach einer Weile trat er wieder herein mit den Worten:

---

8. Familienſcene.

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Ich habe Sie gemeldet, meine Frau wird ſich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, einen Mann von Ihrer Diſtinction zu bewirthen. Unterdeſſen haben Sie die Gnade mich zu begleiten.

Er führte mich in die belle Etage, wo ein völlig ungebrauchtes und wider Erwarten elegantes Zimmer war. In demſelben ließen wir uns aufs Sopha nieder, und als die Magd drei Flaſchen Langkork, Käſe, Wildbrettbraten u. ſ. w. auf den Tiſch geſtellt hatte, begannen wir eine Beſchäftigung, die unſtreitig zu den wichtigſten des menſchlichen Lebens gehört, jedoch jedermann zu genau bekannt iſt, um nicht ohne weitere Beſchreibung lebhaft und natürlich gedacht zu werden. So viel muß ich indeß bemerken, daß ich es als ein wahres Glück betrachtete, auf Univerſitäten eine gewiſſe Virtuoſität im Trinken erlangt zu haben, denn der Herr von Buſchapfel ruhte nicht eher, als bei der letzten Neige. Dennoch kann ich es nicht läugnen, daß ich ihn auf alle Weiſe betrog, wenigſtens ließ er ſich häufig, beſonders bei den letzten Flaſchen überreden, daß ich ſchon ein Glas voraus ſei, auch bedurfte er in der That häufiger als ich einer Anfeuchtung der Zunge, denn er erzählte mir alle ſeine Thaten und Fahrten von Dreißigacker.

Die durchlauchtigſte Herzogin und den alten Bechſtein lobte er mit vieler Wärme. Den letztern wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines derben Weſens, die erſtere wegen ihrer Leutſeligkeit gegen die Forſtakademiker beſonders an Hofbällen. Dabei gerieth er einigemal in die ſichtbarſte Begeiſterung und beſonders, wenn er ſich in ſeiner Erzählung der Worte bedienen mußte: „die Herzogin ſagte zu mir" kniff er die Augen feſt zu, wie ein Mädchen vor Liebesluſt, ſetzte die Linke in die Seite ſchob die Unterlippe bedeutend vor und hielt den Meſſergriff darunter, gleichſam um die Würde der Unterlippe bei dem Uebergange dieſer gewichtigen Worte gehörig zu unterſtützen. Weniger Anſtrengung koſteten ihm die Namen ſeiner edlen Freunde der Grafen von Plettenberg, Bodelſchwing, Fürſtenberg, Przinkewitſch, Michalsky, Proſtnitzky und anderer. Als er fand, daß mich dieſe Materie ſehr anſprach, that er die Frage: waren Sie nie bei Hofe? Ich ſagte, mein Incognito erlaube mir keine nähere Erklärung.

Da iſts! da iſts! ſehn Sie wie Sie Sich decouvrirt haben. Bei dieſen Worten ſprang er auf, rannte zur Thür, riß ſie haſtig auf und rief die Treppe hinunter: Ilschen, Ilschen, komm geſchwind einmal herauf! Dann ſetzte er ſich wieder zu mir, und bat um die Gnade, mir ſeine Frau vorſtellen zu dürfen, die auch bald darauf ins Zimmer trat und zwar von der ganzen ſiebenköpfigen Stammhalterſchaft begleitet. Die Kleinen hielten ſich an ihrem Kleide feſt und die größeren verſteckten ſich hinter ihr, guckten jedoch von Zeit zu Zeit liſtig und neugierig hervor.

Die Frau war eine hohe adlige Geſtalt von angenehmer Haltung, leuchtenden Augen und wahrlich ſo jugendlichem Anſehn, als es dieſe Schaar von Buſchäpfeln, die von ihrem Stamm gefallen waren, nur immer erlaubte.

Ich genieße die unſchätzbare Gnade, Herr Baron, denn jetzt werden Sie mir es wohl nicht mehr verargen, wenn ich es nicht wage, Sie anders zu nennen, ich genieße das ausgezeichnete Glück, Herr Baron, Ihnen mein geliebtes Ilschen vorzuſtellen. Dies iſt meine keuſche Gattin, ſehn Sie ſie an, Herr Baron, iſt ſie nicht noch heute hübſch? — was haſt Du, Weibchen? ſagte er liebkoſend, als ſie ihn heimlich beim Rock zupfte, und ſetzte dann mit trunkener Offenheit hinzu, ſchäme Dich nicht, nein wahrlich, Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen, daß Du nicht mehr das wunderſchöne Ilschen von Bahlen biſt, wie vor zwanzig Jahren, denn Du haſt mir zehn lebendige Kinder und darunter ſieben Jungen geboren, ja, das haſt Du gethan, aber ich verſichre Dich, Weibchen, daß ich mit derſelben Liebe wie den erſten auch den letzten — — —

Lieber Ottfried, fiel ſie ihm ängſtlich in die Rede, was wird der Herr Baron davon denken?

Der Herr Baron, Ilschen? was der von Deiner Liebenswürdigkeit denkt? Siehſt Du, wenn er ſich weigert, Dir einen Kuß zu geben, ſo hat er kein Herz im

Leibe, wenigſtens kein adliges, das ſag' ich, ja, wahrhaftig, das iſt meine Meinung, Baron!

Ich müßte ein Unmenſch geweſen ſein, wenn ich nicht ſogleich die Frau von Buſchapfel zu küſſen wenigſtens verſucht hätte, wobei ich aber auch hoffte, daß es ſein Bewenden haben würde.

Das iſt wahr! fiel ich daher eiligſt ein, ich wag' es alſo, um dieſe unſchätzbare Gunſt zu bitten. Und in der That war ich, trotz des genoſſenen Langkorks, immer noch im Stande, mich vor ihr auf ein Knie niederzulaſſen, und eine den Umſtänden angemeſſene Rede zu halten. Ich hoffte damit genug gethan zu haben, la politesse est faite, dachte ich bei mir ſelbſt, aber wider alles Erwarten hob ſie mich auf und reichte mir ihren adligen Mund, worauf nun mein unglückſeliger Kuß, als Schauſpieler wider Willen, den altengliſchen Huldigungsact vollzog.

Darauf erröthete ſie, verneigte ſich mit niedergeſchlagenen Augen, und verließ das Zimmer mit den Knaben, die ſich ſchon in der Stube einander bei den Haaren zupften und heimlich ſtießen, ſobald ſie aber die Thüre hinter ſich hatten, ein lautes Getümmel und Geſchrei erhoben, welchem die verſtändige Hausfrau, wie ſich von ſelbſt verſteht, möglichſt zu wehren ſuchte.

9. Die Diplome.

Trinakrien, du Perl' in meiner Krone,
Dich hinterlaß' ich meinem ält'ſten Sohne!

Das ſind die Freuden der Ehe, mein Herr. Die Töchter ſind mir geſtorben, ich hätte ſie auch nicht ſtandesmäßig verheirathen können, nun hat der liebe Gott ſie zu ſich genommen in dem Stande, worin ſie geboren ſind, ſein Rath iſt immer der beſte. Meine Jungen aber ſind mir eine wahre Freude, und freſſen ſich alle Tage beſſer heraus. Die treue Gattin iſt Genoſſin dieſer Leiden und Freuden und eine große Laſt, die ganze Wirthſchaft, liegt auf ihren Schultern. Reinlichkeit werden Sie überall bemerken und zugleich Sparſamkeit. Ja, ſo gut es mir unter dieſen Umſtänden ergehn konnte, iſt es gegangen, denn da ich ſelbſt das Sparen nicht gewohnt bin, ſo erhält mein geliebtes Jlschen ganz allein Alles im rechten Geleiſe.

Und in ihrer Jugend, Herr Baron, da war ſie ſchön! bei meinem Namen! es würde mich kränken, ſie durch die vielen Geburten ſo um ihre Blüthe gebracht zu ſehn, wenn ich nicht bedächte, daß dadurch der Name von Buſchapfel auf eine glänzende Weiſe geſichert iſt — ja! die von Buſchapfels — — tauſend ſapperment! bald hätt' ich das Allerwichtigſte vergeſſen. Die Diplome, Herr Baron, die Diplome!

Es freute mich, daß ſein Rauſch mit der Aufregung des vorigen Auftritts meiſt verflogen zu ſein ſchien, denn er ſprach, wie man ſieht, wieder ziemlich nüchtern und gelangte in gerader Linie zu ſeinem Bücherſchrank, wo die [illegible]ſte von Bechſtein und den übrigen berühmten Männern des Inſtituts, im grünen Einbande aufgeſtellt, ein wohlverſchloſſenes Kofferchen verbargen. Dies brachte der edle Forſtmann herbei, ſtellte es auf den Frühſtückstiſch, und langte acht große Pergamentrollen hervor.

Die ſechs neuen ſind für meine jüngeren Söhne, und dies vor Alter graugewordene, woran die Siegel hängen und welches der Kaiſer Maximilian allerhöchſt ſelbſt unterſchrieben hat, ſehn Sie, da ſteht er, das gehört der Familie und bleibt immer bei dem Aelteſten. War es der Eifer, war es der Wein? Genug, er nahm auf die Eßwaaren des Tiſches nicht die mindeſte Rückſicht und breitete die Rollen darüber hin. Als ich ihm nun bemerklich machte, wie ſchlimm die Butterflecken für Pergament wären, wurde er vor Schrecken kreideweiß. Dann holte er tief Athem und ſagte: Gut, daß es nicht das alte iſt! Aber zu welchem Unglück könnte dennoch dieſer Fleck Veranlaſſung geben, denn keiner von den Jungen wird damit zufrieden ſein, ſelbſt Rudchen nicht; hm! hm! das macht mir wieder Koſten.

Darauf wurde alles wieder an ſeinen Ort zur Ruhe gebracht, nur nicht die Sorge um den verhängnißvollen Flecken.

Mit untergeſchlagenen Armen und ſorgenvollem Nachdenken ſchritt er durch das Zimmer hin und wieder. Endlich wandte er ſich entſchloſſen zu mir mit den Worten:

In dieſem Zimmer vergeſſe ich die Sache nun einmal nicht wieder, und doch möchte ich den Aerger gern ein wenig hinunterſpülen. Ich weiß daher keinen beſſern Rath, als wir gehn zum Schmidt.

Zum Schmidt? fragte ich verwundert.

Ja, er iſt zugleich Gaſtwirth und wenn gleich nicht von Adel, doch der einzige Umgang, den man hier haben kann. Dazu verſteht er ſehr guten Grog zu bereiten. Ich ſehe nicht ein, was uns anders übrig bleibt.

Ich noch viel weniger; und im Grunde hielt ich den Einfall für eine glückliche Fügung, die mich wieder emancipiren würde, ſobald wir das Wirthshaus beträten, erklärte daher meine Zuſtimmung und ging mit.

Die Frau von Buſchapfel begegnete uns an der Treppe, und ſprach ſich ziemlich beſorgt über die Grogviſite aus; allein der verſtändige Hausvater bemerkte leicht ausweichend, wir kämen bald wieder; und ſo ging es ziemlich eilig unter einem leichten Regen hinweg zu dem Grogſchmidt.

10. Bei dem Grogſchmidt.

Trunken Mund
Redt Herzensgrund.

Der Schmidt von kurzer Schmidtſtatur, aber königlichem Geſicht, denn er glich den Bourbonen, im Ganzen ein ſchmucker junger Mann, trat uns entgegen, und bewillkommte den Herrn von Buſchapfel mehr freundſchaftlich als unterthänig: eine Erſcheinung, welche gewiß für ein Zeichen des demokratiſchen Zeitgeiſtes zu halten iſt, beſonders da der Herr von Buſchapfel durchaus keinen Unwillen verrieth, ſondern vielmehr den Schmidt, nachdem ſie ſich vorher die ungeheuern pommerſchen Hände eine gute Weile geſchüttelt hatten, ganz leutſelig folgendermaßen anredete:

Mein lieber Meiſter Nußwaſe, wir kommen zu Euch auf ein Glas Grog. Dieſer fremde Herr iſt ein Baron, der incognito reiſet (hier begrüßte mich der Schmidt durch eine leichte Lüftung ſeines ſchwarzen Sammetkäppchens mit dem zwieſchlächtigen Zuſatz: viel Ehre!) und wenn der Herr Baron es erlauben, ſo ſeid Ihr unſer Wirth und Gaſt zugleich.

Die Erlaubniß hatte keine Schwierigkeiten, wir traten ins Zimmer, und bei dampfendem Grog und Pfeifen war alsbald der Humor und die Atmoſphäre des beſeligenden Kneiplebens aufgethan.

Wir tranken eifrig, und der Herr von Buſchapfel erzählte alles, was von der Geſchichte ſeiner Ahnen noch übrig war, namentlich ihre Jägerthaten, unter denen die merkwürdigſte unſtreitig ſeinem Großvater mit einer wilden Sau begegnet war. Dieſer hatte das Thier angeſchoſſen, aber nicht erlegt, und kam nun in Lebensgefahr, als die Sau wüthend auf ihn einſtürzte. Aber ſo groß die Gefahr, ſo raſch der Entſchluß. Der Herr von Buſchapfel ergriff einen Stein, die Sau riß den Rachen auf, und er warf ihr den Stein mit ſolcher Gewalt in den Schlund, daß ſie ihn geraume Zeit weder hinaus- noch hinunterbringen konnte.“ So gewann er Zeit ſich zu retten. Es vergingen Jahre, ohne daß er ſich der Begebenheit erinnerte. Da ſchoß er einmal eine Bache, deren Phyſiognomie ihm gleich ſehr bekannt vorkam, und ſie war es wirklich, denn bei der Oeffnung des Magens fand man denſelben Stein darin, den ſie damals verſchluckt aber noch nicht verdaut hatte.

Nußwaſe, der die Geſchichte für erlogen hielt, fiel hier ein und ſetzte die Geſchichte des Herrn von Münchhauſen mit dem Hirſch darauf, den dieſer bekanntlich mit Kirſchkernen angeſchoſſen und ſpäter mit einem Kirſchbaum auf dem Kopf erlegt hat.

Allerdings, lieber Meiſter, nahm ich das Wort, iſt Ihre Geſchichte wenn gleich bekannter doch merkwürdiger, als die des Herrn von Buſchapfel; beidemale kommt daſſelbe Thier zweimal vor dieſelbe Jagd und wird an unfehlbaren Zeichen dafür wiedererkannt, indeſſen beide Geſchichten ſagen nichts davon, daß auch das Wild den Jäger wieder erkannte; ich erlaube mir daher, Ihnen die Geſchichte des ſchwäbiſchen Bauern mit dem Fuchſe vorzutragen, ausgezeichnet durch eine gegenſeitige Wiedererkennungsſcene.

Der ſchwäbiſche Bauer, von dem ich rede, und ſein Sohn gingen einmal zuſammen über Land und wie ſie ſich noch von einem Hühnerſchaden unterhielten, den ihnen in verwichener Nacht der Fuchs angerichtet, bewährte ſich das neckiſche Sprichwort: wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er nicht weit; dicht vor ihnen vorüber ſchlüpfte der Hühnerdieb aus dem Geſträuch, und nachdem er eine Weile ihren Fußſteig vorausgeeilt, bog er ein, ſprang auf einen Wurzelſtumpf und von da in einen hohlen Baum hinein, aus dem ſie ihn nicht wieder hervorkommen ſahen. Schnell und behende eilten Vater und Sohn herzu und erblickten zu ihrem Erſtaunen den Fuchsſchwanz, der aus einem mäßigen Loch unten am Baume hervorragte. Wüthend ergriffen ſie ihn faſt zu gleicher Zeit und zerrten aus Leibeskräften daran, um den Fuchs ſoweit hervorzuziehn, daß ſie ihn todtſchlagen könnten; allein das Loch war wohl groß genug für den Schwanz, aber zu klein für den Fuchs. Eifrig und rachgierig, wie ſie waren, ließen ſie dennoch nicht locker, ſondern geriethen vielmehr aus dem Zerren ins Drehen, um womöglich den Feind auf dieſe Weiſe qualvoll ums Leben zu bringen. So arbeiteten ſie ſich zu mehreren Malen müde, während inwendig der Fuchs aufs jämmerlichſte klapperte und heulte. Aber kaum daß ſie ein wenig verſchnauften, ſogleich trieb der Alte von neuem zur Arbeit und immer mit den Worten: Nun wollen wir wieder dran! welche Worte der Fuchs zuletzt jedesmal mit einem erneuten Jammergeheul erwiederte und in dieſer Schule der Leiden aufs Gewiſſenhafteſte auswendig lernte. Endlich ward er erlöſt, der Schwanz riß, und wie aus der Piſtole geſchoſſen fuhr der Fuchs oben zum Baume hinaus, während der Bauer und ſein Sohn mit dem Schwanze in den Händen der Länge nach übereinander ſtürzten. Sie trugen ihren Fuchsſchwanz nach Hauſe, und ärgerten ſich, daß ſie die Sache nicht geſcheuter angefangen, um dem Hühnerdieb wirklich ans Leben zu kommen; indeſſen er hatte einen Denkzettel bekommen, der ſeine Dreiſtigkeit für die Zukunft wohl etwas vermindern konnte.

Es vergingen mehrere Wochen und unſerm Bauer war die Geſchichte mit dem Fuchſe längſt wieder aus dem Kopf gekommen, als er einmal durchs Gehege ging und plötzlich eine äußerſt lebhafte Jagd ganz in ſeine Nähe kommen hörte.

Die Hunde ſchlagen an wie auf den Fuchs, ich muß doch mal ſehn, ob ſie dem Gaudieb ans Leder kommen, oder ob er wieder ſo viel Glück hat, als neulich mit mir.

Mit dieſen Worten ſchritt er raſch dem Gebelle nach, und fand alle Jäger und Hunde höchſt ungehalten beiſammen; denn der Fuchs war eben zu Bau gegangen, und niemand hatte Dachshunde bei ſich.

Es iſt doch ärgerlich, ſagte einer von den Jägern, daß er uns ſo foppen muß, und zu dem iſt es kurios mit dem Thiere, es hat keinen Schwanz, ich ſah ihn ganz in der Nähe vorbeiflitzen, als mir das Gewehr verſagte.

Was, rief der Bauer aus, er hatte keinen Schwanz? Ei, da ſtellt euch nur hier herum, ihr Herrn Schützen, und ſpannt die Hähne, denn da will ich ihn bald hervorlocken.

Alle lachten über den Bauer und glaubten nicht im geringſten daran, daß er den Fuchs würde mitten unter die Hunde locken können, die vor dem Bau ſtanden und bellten. Er ſtellte ſich indeſſen vor das Fuchsloch, nahm beide Hände an den Mund und ſchrie aus Leibes Kräften hinein: Nun wollen wir wieder dran!

Kaum hörte der Fuchs dieſe Worte, ſo ſtürzte er wie raſend hervor und fiel mitten unter die Hunde, zum großen Erſtaunen aller Umſtehenden, die den Bauer ſo lange für einen Hexenmeiſter hielten, bis er ihnen erzählte, wie er ſchon früher die Bekanntſchaft dieſes Fuchſes gemacht und daß er wohl Urſache gehabt hätte zu glauben, der Fuchs würde auch ſeinerſeits ſich noch daran erinnern, was er damals mit ihm verhandelt.

Nußwaſe wurde ungemein aufgeweckt durch meine Erzählung und wiederholte mit angemeſſener Geberde noch einige Male das Stichwort: Nun wollen wir wieder dran!

Der Förſter dagegen hatte unterdeſſen dem Grog ſchon einen ſo bedeutenden Einfluß geſtattet, daß er ſich durch dieſe Unterbrechung in ſeinen Phantaſieen nicht ſtören ließ, ſondern nun vielmehr anfing auch von der *Zukunft* ſeiner Familie zu reden. Er hatte nämlich allerdings Hoffnung zu einer Reſtauration oder Wiedereinſetzung in ſeine Güter und als wir daran zweifelten, verſprach er uns diejenigen Thatſachen mitzutheilen, worauf er ſich ſtützte unter der Bedingung, daß wir ſie nicht mißbrauchen wollten. Wir gelobten es an, und in der That, ich glaube ſie nicht beſſer gebrauchen zu können, als wenn ich ſie durch öffentliche Mittheilung zu aller nur möglichen Wirkſamkeit bringe. Er erzählte: Es iſt ſchon ein Vierteljahr her, Januar, Februar, ja! ein richtiges Vierteljahr, da wacht' ich einmal vor Tage auf. Die Sorgen über unſer verlornes Stammgut, Buſchapfelshagen, ließen mir keine Ruh. Als ich aber endlich doch wieder einſchlief, kam ich im Traume nach Berlin; und nun wurd' ich gleich zu Hofe geladen. So wie ich ging und stand mußt' ich in die Kutsche steigen, und hatte doch nichts auf dem Leibe, als die Unterhosen und meine Schlafmütze. Stellen Sie ſich vor, Herr Baron, Sie ſind bei Hofe geweſen. Herr Baron, Sie können Sichs vorſtellen, aber Ihr nicht, Meiſter Nußwaſe, und ich kann Euch auch nicht helfen, auf Cavalier-Parole, Meiſter, Euch kann ich nicht helfen, hier heißt es, Arzt hilf dir ſelber, ha! ha! ha! Er iſt ein Kurſchmidt, Herr Baron, ha! ha! ha!

Hier verſiegte ſeine Geſchichte im Scherz; ich that alſo die Frage: Nun, Herr von Buſchapfel, wurden Sie denn in dieſem Aufzuge vorgelaſſen? Nur Geduld! meine Herren, alles mit Verſtand! Nun kam ich herein, alles war hell mit Gas beleuchtet; — ich ſchämte mich, wie ein begoſſener Hund, das that ich, aber die übrigen Herrſchaften gingen durcheinander, wie im Puppenſpiel oder wie die Masken auf der Meininger Redoute. Auf der Redoute, bei Hofe, ja da hab' ich Euch manchen Tritt legen, Meiſter Nußwaſ'; als ich noch im Dreißigacker war — der alte Bechſtein — nu! der trank ſeinen 83ziger Steinwein, der durch die Franzoſen aus dem Fürſtbiſchöflichen Keller gekommen war, das war Euch ein Weinchen, der 83ziger Steinwein! ich hab' Euch manchem Fläſchchen den Hals gebrochen, ha! ha! ha! der alte Bechſtein! der Graf Proſtmutzky! ha! ha! ja die Kerlchen!

Aber, lieber Herr von Buſchapfel, wie wurd' es in Berlin?

In Berlin? Unter den Linden — da iſt der Conditor Fuchs, da hab' ich —

Gut! aber wie wurd' es bei Hofe?

Das will ich Ihnen ſagen, Herr Baron. — der König, Meiſter Nußwaſe, der war bei Hofe, hm! ja, bei Hofe — was wollt ich doch ſagen?

Sie hatten eben erzählt, wie Sie gezwungen worden, im Nachtkleide bei Hofe zu erſcheinen.

Richtig! Alſo da kam der König auf mich zu und ſagte: Ei ſieh da, mein lieber Herr von Buſchapfel! aber warum ſo traurig, als wär' Ihnen die Peterſilie verhagelt? ei! ei!

Ew. Majeſtät, Buſchapfelsbaum — —

Ha Sie Schalk! ſagte der König, gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter und drehte ſich um.

Am andern Tage mußt' ich wiederkommen, und nun hatt' ich Kleider wie die andern Cavaliere, und benahm mich ſo fein, daß Fürſten und Grafen mit mir zufrieden waren. Das hatte ich von [illegible]. Bei dem alten Bechſtein, da kamen die Grafen — —

Aber der König, Herr Förſter! der König fiel Nußwaſe ein.

Der König? der kam auf mich zu, als ich eben mit dem einen Miniſter ſcherzte und ſagte: Ei ſieh da, mein lieber Herr von Buſchapfel! und ſo vergnügt?

Ew. Majeſtät, die Gnade von geſtern —

Gut, gut! Sie ſollen's wieder haben. Nun kein Wort mehr, ſagte der König.

Ich ließ mich auf ein Knie nieder und

Da wachten Sie auf, ſagte Nußwaſe.

Ja, da wacht' ich auf, wiederholte der Förſter, und that den letzten Grogzug aus ſeinem großen Glaſe. Es war ſein Schlaftrunk, denn er verlor ſich immer mehr in ſich ſelbſt und ſank bald völlig beruhigt zu mir auf das Sopha, welches dienſtwillig genug neben ſeinem Stuhle ſtand.

11. Das Trauerſpiel.

Verwünſchte, nächtliche Geſpenſter,
Was hab' ich mit euch zu thun?
Und doch laßt ihr auch mir im Buſen
Den ſchlimmen Feind nicht ruhn!

Die Gründe für die Reſtauration der Familie von Buſchapfel waren vielleicht nicht die zuverläſſigſten, aber ſie gewährten doch den nöthigen Troſt, und in der That, wir ſind berechtigt zu behaupten, daß auch andere kluge Leute, die Schreiber dieſes öfter im Spiegel geſehen hat, mit ihren geheimen Hoffnungen auf beſſere Tage in ähnlichen Luftſchlöſſern zu wohnen pflegen, und nichts vor unſerm Förſter voraus haben, als das Verdienſt, dieſe Hoffnungen klüglich geheim zu halten! Dennoch, warum ſollen wir es nicht geſtehen? zu beneiden ſind diejenigen, welche wachend ſich glücklich *träumen* und ſchlafend es *ſind*, worin wir auch den Grund finden, weshalb mancher dieſen Traum und dieſen Schlaf mit vielem Wein erkauft

Der Herr von Buſchapfel ſchlief, und mit eiſernen Riegeln war ihm die Außenwelt verſchloſſen, denn keine Bemühung vermochte ihn zu ermuntern; alle Abgeſandte ſeiner Gemahlin, die uns zum Abendeſſen riefen, kehrten unverrichteter Sache zurück.

Es wurde daher für mich nothwendig, ebenfalls auf ein Nachtquartier bei dem Schmidt zu denken. Ich trug ihm meine Wünſche vor; und ſogleich rief er über die oberſte ausführende Behörde des Innern, die Wirthin. Ihr Anblick ſchreckte mich keineswegs von meinem Vorhaben ab, denn ſie war über alle Erwartung ſauber, nur verriethen die ſcharfen Züge ihres Geſichts, die matten Augen und eine etwas krumme Haltung ihrer kleinen dürren Figur, daß ſie ſchon manchen Herbſt erlebt. Dieß ſchien indeß für meinen Zweck gleichgültig, ich ratificirte demnach einen ſchnell entworfenen Vertrag, und glaubte meine Zukunft bis zum andern Morgen vollkommen geſichert. Als ſie jedoch zur Ausführung ſchritt und wir uns wieder allein ſahen, konnt ich mich nicht enthalten, den jungen hübſchen Eheherrn zu fragen, ob er ſchon lange verheirathet ſei?

Er verſtand mich ſehr wohl, und erwiederte: Ich bin in den Jahren, wo viele noch nicht ans Heirathen denken können, aber das Schickſal hat mirs leicht gemacht. Als ich aus der Fremde wiederkam, ſtarb der Meiſter; und einige Monate darauf gab ich meiner Liebſten, die nichts hatte, den Abſchied, und nahm die Meiſterin mit der Schmiede und dieſer Wirthſchaft zur Frau. Wenn man nichts hat, kann auch der Beſte nichts anfangen;

was ſollt' ich alſo thun? ſollt' ich mein Glück mit Füßen ſtoßen? Es iſt mir leid genug um das arme Ding, die Liſe Koſen, die hat viel von mir gehalten, denn als wir uns trauen ließen, da ſprang ſie in den See, und es dauerte wohl acht Tage, bis die Fiſcher ſie wiederfanden, denn ſie hatte Steine an ſich. Es geht mir an die Seele, daß ſie ſo elend ums Leben kam, aber ich denke, die Todten ſind wohlverwahrt, was willſt Du Dich grämen? ſie iſt ja aller Qual aus dem Wege. Wenn ſie mir nur die Ruhe nicht mitgenommen hat; denn ich weiß nicht, ob es ihr Geiſt iſt, oder was es iſt, ich kann manche Nacht nicht ſchlafen, und die Leute haben ſie ſchon öfter am Teiche geſehn in einem weißen Laken und mit zwei großen Steinen um den Hals. Sie ſoll jedesmal auf unſer Haus losgehn; aber daß ſie wirklich wiederkommen ſollte, glaub' ich doch nicht.

Ich auch nicht, ſagt' ich unwillig, ſie hat ja zwei Steine für Einen am Halſe, was will ſie mehr? — Schlafen Sie wohl! und damit nahm ich das Licht und ging in die Kammer, aber mehr um meinen Vorwitz zu bereuen, daß ich mir dieſe Geſchichte erfragt, als um zu ſchlafen, was mir erſt ſehr ſpät und ſehr unvollkommen gelang. Sobald ich daher in der Frühe den Herrn von Buſchapfel im Nebenzimmer laut reden hörte, verließ ich das verwünſchte Lager und darauf in Begleitung des Förſters auch das ungeſegnete Haus.

12. Heimweh.

Wenn ich durch Berge voller Reben eile,
So denk' ich euch in jedes Winzerhaus,
Wenn unterm Buchendach ich ruhend weile,
So ſchneid' ich eure lieben Namen aus.
Wie ſchnell mich Roß und Räder weitertragen,
Ihr eilet zu mir in dem ſchnellſten Wagen.

Aber auch den guten Förſter verließ ich ſo ſchnell als möglich. Leben Sie wohl, Herr von Buſchapfel, vielleicht führen Ihre Angelegenheiten Sie einmal wirklich nach der Hauptſtadt, wir werden uns dann wiederſehen, wenn die meinigen mich ſo lange dort laſſen. Ich nannte ihm die Wohnung eines Freundes, der ihm jederzeit Auskunft über mich geben konnte, und ſagte ihm Lebewohl. Als er dringend zum Bleiben einlud, ſchützte ich dringende Geſchäfte vor, und eilte dem Morgenroth entgegen, um vielleicht im Freien das verlorne Gleichgewicht meines Gemüthes wiederzufinden. Aber der Frühlingsmorgen gefiel mir nicht, der Wald ſtand mir nicht recht, und bei jedem Wanderer, der mir begegnete, dacht' ich, der kommt aus der Fremde wieder, heirathet die Meiſterin und wird ſeiner Liebſten untreu. — Nein, der Grobſchmidt iſt nie wiedergekehrt aus der Fremde; er iſt fremd in ſeinem eigenen Hauſe. Wehe dem Menſchen, der ſein eigenes Herz verrath!

Sein Beiſpiel machte wirklich einen ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß ich anfing zu zweifeln, ob ich ſelbſt mit meiner Reiſe mich nicht lieblos gegen die Heimath betrüge. Die Worte des Burgemeiſters und die Thränen des Abſchieds fielen mir wieder ein. — Eine unglückſelige Stimmung, in die ich mich wider Willen immer mehr verlor. Ich erſtieg unterdeſſen eine waldige Anhöhe, und hoffte von dort herab noch einmal nach Rügen hinüberzuſehn; aber es war hinter dem blauen Duft des Himmelskreiſes hinabgeſunken. Ich warf mich auf das Haidekraut am Rande des Wäldchens, und ſah noch lange zurück. Viele Leute zogen vorüber nach dem Jahrmarkt eines nahen Städtchens und die erſten Schwalben nach meiner Heimathinſel.

Ihr Schwalben, ihr habt Flügel,
Und meine Seele weint,
So fern von Thal und Hügel,
Wo meine Sonne ſcheint.

Lehrt mich durch blaue Lüfte
Die flügelſchnelle Flucht
Und über Waſſerdüfte —
In meiner Uferbucht;

Wo weiße Meereswellen
Zum wald'gen Ufer ziehn,
Zum Meer hinab die ſchnellen
Umblühten Bäche fliehn;

Wo ſich viel Veilchen ſonnen,
Wo duft'ge Maien wehn,
Und in den höchſten Kronen
Viel frohe Sänger ſtehn;

Und wo wir Kinder ſangen
Dem Mai das liebe Lied,
Und nach den Silphen ſprangen
Durch Blumen, Moos und Ried.

Ihr ſchnellen dunkelblauen,
Ihr lieben Schwalben hört!
Will euch noch mehr vertrauen,
Ob ihr's mir nicht gewährt.

Doch ach! die Schwalben ſchwanden,
Und laſſen mich zurück,
Wann werd' ich's wiederfinden,
Der Heimath ſüßes Glück?

Und in den Wehmuthsthränen
Schwimmt trüb ihr liebes Bild;
Ach! unſer liebſtes Sehnen
Wird nimmer mehr erfüllt!

Die Straße wurde lebhafter, die Marktleute waren vorüber.

Viele Wandrer, doch nicht einer,
Den zu mir die Liebe bringt;
Viele Blicke, doch nicht einer,
Der zum Herzen niederdringt!

Viele Grüße, doch ſie tragen
Nur die leeren Formeln auf;
Viele Mädchen, doch ſie fragen
Nicht um meinen Lebenslauf.

Anders wo im Lebensreigen
Traute Blicke ſich verſtehn,
Und aus tiefſter Seele ſteigen
Und zu Herzensgrunde gehn.

Anders wo in einem Gruße
Eine Welt voll Liebe liegt,
Und im ſüßen Liebeskuſſe
Ein unendlich Sehnen wiegt.

O, ich will nicht weiterziehen,
Immer fremder wird die Welt,
Will zurück zur Heimath fliehen,
Wo mich alles liebt und hält.

Ich ſtand auf, ſteckte das Taſchentuch ein und ging — nicht nach Hauſe, ſondern weiter, nicht dem Herzen, ſondern der Naſe nach, wie alle vernünftigen Leute und der Schmidt desgleichen; denn das Leben iſt ein Betrug des Herzens. So geht es fort, bis es dann in glücklicher Stunde ſpät oder früh doch auch dem Herzen einmal gelingt, das Leben zu betrügen. Süßer Betrug! o keim' und werde reif in meinem Buſen!

II.

Die Primadonna.

1. Weitere Reiſe.

Hier iſt der Wahlplatz,
Gieb ihm ſeinen Helden.

Zunächſt begegnete mir weiter nichts Merkwürdiges, als daß ich über die Grenze und in Mecklenburg hineinkam ohne alle Abentheuer. Der Mecklenburger Boden aber führte ſogleich ein drolliges Ereigniß mit ſich.

Ich war in der Penzliner Gegend. Die Landſchaft iſt ſchön: ein gelbblühendes weites Rapsfeld lief bis zu dem See hinab, jenſeits ſtanden hoch und dunkel ſeine waldigen Ufer, der unförmliche Thurm des Städtchens ragte civiliſirend aus der durchſchnittenen Gegend, und winkte mir behaglich herüber. Während ich nun ſtillſtand und mich in der Gegend umſah, hatte ſich ein Junge zu mir gefunden, der denſelben Weg ging. Zuerſt, als er herbeikam, mußte ich ihn nicht bemerkt haben, denn plötzlich erblickte ich ihn neben mir, wie er zurückgebogen daſtand und vor Entſetzen Maul und Augen weit aufſperrte. Ich wußte nicht, wie ich eine ſolche Erſcheinung hervorbringen mochte, ging alſo neugierig auf ihn los. Aber länger hielt er nicht Stich, eilig nahm er ſeinen langen Sonntagsrock herauf, und rannte davon, wobei er ſich jedoch von Zeit zu Zeit ängſtlich umſah. Ich rief; er ſtand nicht.

So will ich doch wiſſen, was dies zu bedeuten hat, und ſollt' ich bis Penzlin laufen; und damit ſetzt' ich ihm nach.

Endlich erhaſcht' ich ihn; er zitterte vor Angſt; ich begütigte ihn: Fürchte Dich nicht, mein Sohn, ich werde Dir kein Leides thun, aber ſage mir, warum biſt Du vor mir gelaufen?

Er wurde jedoch nicht ruhiger, und ich mußte ihn nur wieder fahren laſſen, um ihn zu überzeugen, daß ich in keiner Weiſe gewaltthätig einſchreiten würde. Nun blieb er zwar neben mir, allein zu einer Erklärung ſeines Betragens konnt' ich ihn ſobald noch nicht bringen. Erſt nachdem wir uns etwas an einander gewöhnt und andere Gegenſtände beſprechlicher gefunden hatten, eröffnete er mir: Er habe mich für einen böſen Mann gehalten, weil ich nach den Schäferhürden hinüber Zeichen gemacht. Dem Schäfer nämlich hätten viele Schafe verſetzt; das müßten böſe Leute ſein.

Alſo wie ein Zauberer ſeh' ich aus? Soll ich mir dies zum Vortheil oder zum Nachtheil auslegen? Iſt vielleicht des Menſchen Blick geiſtiger und gewaltiger wie eines Königs der umgebenden Natur, wenn er, ſich einſam glaubend und als Gebieter umſchauend, von einem Unbemerkten belauſcht wird? Vielleicht! — vielleicht war der Junge ein Eſel.

Wir ſchieden zwiſchen den Garten von Penzlin in dem Augenblick, als ich einen Mann gewahrte, welcher den nächſten Gartenzaun einriß, darauf höchſt unbekümmert hineintrat, über alle Beete der Länge und Queere hinwegſchritt und mit einem ausgeriſſenen Zaunpfahl ſein lautes Rufen nach dem Gärtner begleitete, obgleich dieſer bereits im vollen Laufe herankam, um mit dem Spaten in der Hand die Unbill zu rächen, die ſeinem Gehege widerfuhr.

He! Du Taubneſſel, Du Kohlſtrunk, Du Rübenfreſſer, hörſt Du denn nicht? Iſt das eine Art und Weiſe, einen Fremden zu bedienen, daß man ihm die Wege zuzäunt und keine Antwort giebt, wenn er nach der Straße fragt? Ihr Penzliner Halunken! meint Ihr, daß Ihr ungeſtraft Irrgärten aus Euern Kohlgärten machen könnt! Wo geht hier der Weg zum Forſthauſe, wo wohnt hier der alte Sauſaus von Buſchapfel, deſſen altadelige Vorfahren das Heidelberger Faß und das Binger Loch ſind!

Wart', ich will Dich belochen! Du Mörder und Zaunbrecher, ſchrie der Gärtner, welcher Satan regiert Dich in meinen Zaun und in meine Spargelbeete! zurück! zurück! Du Beetverwüſter! und damit führte er einen ungeheuren Hieb mit ſeinem Spaten, den er zweihändig wie einen altritterlichen Haudegen herabſchwang, grade auf das Haupt des Blockdrehers los — denn dieſer war es, der wie gewöhnlich die Kriegsfurie losgebunden. —

Ho ho! rief der Blockdreher aus, und hieb mit ſeinem Zaunpfahl gegen, daß dem armen Gärtner ſein Spaten, grad' hinter das Eiſen gefaßt, weit hin aus der Hand fuhr und plötzlich vor meinen Füßen im Spargelbeet ſteckte.

Wie der Wind ſchoß ich herbei, und fiel dem Sieger in den Arm. Wohin Alide reißt der Jähzorn Deinen Speer! Was iſts, was führt zu dieſem Strauß Dich her?“

Er ſah mich an, und heiter über ſeinen Sieg, vertraute er mir nun ſeine Noth, ganz unbekümmert um den armen Gärtner. Der holte ſchon den Spaten und kam dann ſanft verweiſend wieder zu uns. Ich gab ihm eine Münze, ſprach ihm freundlich zu, und wußte meinen Freund mit ſeiner Taubheit beſtens auszureden.

Dann zogen wir mit klingendem Spiel des Scherzes und mit den genommenen Waffen aus der Feſtung. Ich hörte, daß ihn ein Geſchäft in Holz zum Förſter führe, wir tauſchten unſre letzten Fata aus und ſchieden, nachdem ich ihm den Knaben, der durch das Kriegsgetümmel herbeigelockt war, als Führer mitgegeben.

Ich war nun in Penzlin.

---

2. Der Abbe.

Er liebt den Spaß
Und zwar mit großem Ernſt.

Im ſchwarzen Adler, wo ich einkehrte, war Abends ein reger Verkehr von Juden und Chriſten, bei welcher Gelegenheit, wie natürlich, wacker politiſirt wurde, dann aber eine ganz außerordentliche Begebenheit eintrat, wie ſie ſelten ſein mögen in der Chronik dieſer Stadt. Es war die Rede von allen Fürſten und Staaten Europa's und dabei der Hauptpunkt, wie natürlich, das jugendliche Frankreich.

Ein langer ſchwarzer Herr aus der Geſellſchaft wußte mehr von ihm und ſeinen Stürmen, als wir andern. Er hatte zwar eine etwas ausländiſche Betonung, im Ganzen aber ſprach er mit der größten Fertigkeit deutſch. Die Kennermiene und das Geheimnißvolle machte uns begierig, und wir forſchten eifrig nach dem Charakter des verhängnißvollen Fürſten Polignac, der damals das Staatsruder führte. Der Fremde ſchrieb ihm eine unabläſſige herrſchſüchtige Betriebſamkeit zu, in der er beharre, wiewohl ſie ihn öfter als bekannt geworden an den äußerſten Rand des Verderbens gebracht habe. Das ſei das Schickſal der Erdenmenſchen, wie die Motten ins Licht zu fliegen. Der Fürſt ſchwebe um ſein Licht.

Freilich ein Nachtfalter ſcheint er zu ſein, ſagte der aufgeklärte Wirth.

Ach Gott bewahre, fiel der Kornjude Moſes ein, eine ſimple Schabe.

Mir ſelbſt vertrieb die Neugierde den Witz, und ich fragte den Wohlunterrichteten: Mein Herr, entſchuldigen Sie meine Frage, nehmen Sie Theil an ſeiner Perſon oder nur an ſeiner Geſchichte?

Ich habe ihm und den Seinigen das Vergnügen zu danken, daß ich Ihnen unter dieſem Breitengrade die Antwort gebe: Er iſt mein Feind, und der Feind meines Landes; aber ich danke ihm ſeine Schärfe. Die ſchwarzen Augen funkelten bei dieſen Worten, die Gäſte ſtießen ſich einander an, der Wirth berührte leiſe meinen Fuß mit ſeinem Stiefelſchnabel, und der Fremde fuhr wohlbeobachtet fort.

Sie werden die Bemerkung gemacht haben, meine Herren, wenn man das Glas zu voll ſchenkt (hier ſchenkte er ſich ein), ſo läuft es über.

Ja wohl, bemerkte der Kornjude, und wenn es unten nicht dicht hält, ſo läuft es aus.

Mit einem verächtlichen Blick fixirte der Wohlunterrichtete den Juden, als das Gewitter des Gelächters verzogen war, und indem er die Lippen mehr wie ſonſt preßte, begann er: Unſere Sprichwörter mögen dem Deutſchen und vielleicht auch dem Morgenländer lächerlich erſcheinen, aber daraus folgt noch nicht, daß ſie in ihrer Anwendung auf die Erſcheinungen am politiſchen Himmel unwichtig ſind, eine Anwendung, welche zu machen die beiden genannten Völker aus Mangel aller politiſchen Bildung durchaus unfähig ſind. Ich weiß es wohl, man ſagt hier zu Lande: allzuſcharf macht ſchartig, ſo hätt' ich auch ſagen können, aber ich wollte zugleich zeigen, daß derjenige fällt, der zu hoch ſteigt.

Wir ſahen uns einander an, als hätten wir uns in unſerer Erwartung getäuſcht, der Wirth aber meinte, dieſe Sätze wären uns allerdings gar wohl bekannt, allein es ſchien eben wenig damit geſagt zu ſein.

Keineswegs, Herr Wirth, wenn man hinzuſetzt, daß alle Revolutionen in Frankreich durch Verkennung dieſer Sprichwörter von Seiten der Machthaber entſtanden ſind.

Hm, ſagte der Wirth, nicht übel bemerkt.

Und daß, fuhr der Wohlunterrichtete fort, dieſer Fall gegenwärtig im Eintreten iſt. Ich habe es aus guter Quelle, von einem — — (hier wiſchte er ſich den

Mund, und das folgende Wort blieb in der Hand ſtecken), ich habe die ſichere Nachricht, daß für Frankreich ſowohl, als — — jedoch, meine Herren, ich kenne die Verhältniſſe Ihres Landes nicht genau genug, und da man hier in der Regel nicht politiſirt, ſo fragt es ſich, ob es vielleicht gefährlich iſt.

J. Gott bewahre, wir ſind freie Leute, in Mecklenburg kann jeder reden, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und wenn ein Mecklenburger einen Schnüffelpoſten haben will, muß er außer Lands gehn, ſagte der Wirth.

Der Wohlunterrichtete öffnete den Mund — aber faſt wäre er ihm vor Schrecken ſo ſtehn geblieben; denn in demſelben Augenblicke trat ein Preußiſcher Huſarenlieutenant herein, mit einem martialiſchen Geſicht, das eine lange Narbe durchfurchte und ein Schnurrbart ſchrecklich aufſtutzte. Dieſer redete ihn mit den Worten an: Mein Herr Abbé, ich muß Sie erſuchen, mir zu folgen.

Verſtört ſtand der Abbé auf, griff ſich in die Taſche, legte dem Wirth einen Thaler hin, bekam einige Groſchen wieder, ſchien es weder zu wagen aufzuſehn, noch ein Wort zu reden, trank jedoch ſeinen Wein aus, wobei der Jude ein ganz beſonderes Zucken um ſeinen Mund bemerkt haben wollte; und folgte dem Lieutenant. Sie ſtiegen in eine leichte Chaiſe, die unterdeſſen vorgefahren war und verſchwanden bald im Mondſchein auf dem Wege nach Berlin. — — —

Das ganze Haus war in der größten Aufregung, kaum daß wir unſern Wein noch tranken, und leicht kann man ſich denken, daß kein anderes Geſpräch aufkommen konnte, als über den Abbé, der offenbar ein Emiſſär ſein mußte.

Wenn er nur den Namen noch dazu geſagt hätte, meinte der Jude.

Freilich, da wüßten wir's, ſagte der Wirth; aber das iſt es ja eben.

Nu, der Name kann doch ſo lang nicht ſein, daß er ihn nicht hätte ſagen können, wenn's auch nur unverſehens geweſen wäre, plaidirte der Jude.

Wiſſen Sie was, meine Herren, unterbrach ich ſie, der Abbé iſt kein Anderer und kann kein Anderer ſein, als — der alte Siéyes, daß er vor Alter grau ſein müßte, iſt kein Einwand. Er kann ja eine Perrücke tragen

Wer iſt dieſer alte Siéyes? fragte Moſes.

Da haben wir's, ſagte der Wirth, nun iſt er noch ſo klug wie vorher. Ich will es Euch erklären, Moſes, es iſt der ewige Jude

Der iſt den Chriſten zu klug, als daß ſie ihn fangen ſollten, erwiederte Moſes

Aber warum ſollte Preußen den Abbé Siéyes verhaften? fragte der Wirth.

Weil er ein Königsmörder iſt, erwiederte ich und darum ſehr gefährlich ſo in der Nähe eines Königs.

In dieſer Art ging jetzt die Unterhaltung weiter, aber beſſere Vermuthungen kamen nicht auf, wiewohl ſich nach und nach auf das Gerücht dieſer Begebenheit alle Honoratioren von Penzlin im ſchwarzen Adler verſammelten. Mich überwältigte indeſſen die Müdigkeit, ich empfahl mich der Geſellſchaft, und bald gingen alle meine Vermuthungen und Zweifel in den ſeligſten Zuſtand über, den die Sterblichen Schlaf, die Unſterblichen aber das reinſte Beiſichſein der Seele, oder die Befriedigung eines himmliſchen Heimwehs nennen.

3. Der Morgenbeſuch.

Warum wird nur nicht wie die Alten
Mit Namen und Bekanntſchaft halten,
Sich erſt zu kennen
Und dann zu nennen?

Als ich am andern Morgen erwachte, ſtand der Wirth vor meinem Bette. Wünſche wohl geruht zu haben, junger Herr.

Danke, lieber Herr Wirth.

Der Kaffee wird gleich kommen. Denn in dem Fall, daß Sie heute Neuſtrelitz noch erreichen wollen, kann ich Ihnen ſogleich eine gute Gelegenheit zuweiſen, nur müſſen Sie nicht furchtſam ſein.

Was denken Sie von mir, ſagte ich, und richtete mich halb auf, um einige kriegeriſche Bewegungen zu machen, ich bin aus einem Volke, vor dem weiland die däniſchen Küſten zitterten, wie in unſern Tagen Sicilien vor Algiers tapfern Söhnen (damals war Algier noch nicht erobert)

Ich meine auch keineswegs, daß Sie ſich vor den Waffen der Menſchen fürchten, aber vor denen der Götter.

Wie ſoll ich das verſtehn, Herr Wirth?

Er ſagte:

Flieht vor Amors ſcharfen Spitzen,
Die aus Mädchen-Augen blitzen.

Hat nichts zu ſagen, ich bin ein Feind davon.

Ei, ich dächte gar!

Aber wie hängt dies mit unſerer Gelegenheit zuſammen, ſoll ich vielleicht der Begleiter einer ſcharfſchießenden Schönen werden?

Freilich, und das werden Sie mir zu verdanken haben.

Gut, und ich will den Wirth zum ſchwarzen Adler dafür in allen öffentlichen Blättern loben, als einen Mann, der ſeinen Gäſten mehr Gutes thut, als mancher Landesvater ſeinen Unterthanen.

Ja, und bei dem der Abbé eingekehrt iſt —

Ja, und bei dem einen die Huſarenoffiziere —

Stille! ſtille! ſo etwas ſagt man nicht.

Sie ſind ein Thor, Ruhm! Ruhm! und wär' es à la Auerbachs-Keller, daß der Teufel Ihr Gaſt geweſen und auf Ihrem Wein davongeritten iſt. Denn die Leute denken, Mephiſto iſt nicht mehr da und der Wein wiedergekommen.

Hm, — nun, meinetwegen, machen Sie was Sie wollen. Aber jetzt werfen Sie ſich ſchnell in Ihre beſten Kleider, und bitten Sie die Dame um Erlaubniß.

mit ihr gemeinſam eine Kutſche bezahlen zu dürfen; ſie logirt bei Herrn von Niſſel.

Ich folgte ſeinem Rathe, und in wenigen Minuten war ich von dem hübſcheſten Burſchen im Modejournal nur durch die mehr deutſche Geſichtsbildung verſchieden, denn ich habe eine ziemlich grade Naſe, nordiſche Farbe und Haare und teutoniſch blaue Augen, wohl beſſer fürs Leben, als für die Kunſt. Indeſſen hielt ich mich vorläufig für ſchön genug and ging.

Der Herr von Niſſel kam mir an der Thür entgegen, die Dame ſaß mit einer anderen auf dem Sopha, eine Guitarre und Noten lagen zwiſchen ihnen. Wir bewillkommten uns.

Mit wem haben wir die Ehre? — —

Ich bin ein Künſtler aus Hamburg und heiße Werthmüller.

Ei, Herr Werthmüller von der Hamburger Bühne? fragte das jüngſte Frauenzimmerchen mit erhöhtem Tone.

Ich erſchrak etwas über das Gefährliche meiner Lüge, da ich gar nicht einmal gewußt hatte, daß es auf der Hamburger Bühne einen Werthmüller gäbe, und noch unentſchieden geweſen war, welche Kunſt ich getrieben haben wollte, allein da mir die Frage ſelbſt verrieth, daß die Dame auf keinen Fall den Herrn Werthmüller perſönlich kannte, ſo antwortete ich etwas zögernd mit dem nothwendig gewordenen Ja! Und Sie, mein Fräulein, ſind wahrſcheinlich die junge Dame, die eine Kutſche nach Strelitz zu miethen wünſcht. — Sie verneigte ſich mit erröthender Ahndung.

In dieſem Fall hätte ich die Ehre, Ihnen meine Begleitung und Theilung der Koſten anzutragen.

Sie verpflichten mich außerordentlich, und ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich auf den Vortheil Ihrer Begleitung bis ganz nach Berlin rechnen dürfte, beſonders da ich vielleicht in demſelben Fall mit Ihnen bin, nämlich ein Engagement bei der Königlichen Oper anzunehmen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich hatte weder einen Korb, noch eine Narrenkappe bekommen, welche beiden Geſchenke ſehr zu befürchten, und nur unter dem Deckmantel des Fremdenthums einigermaßen erträglich waren. Ich bezeigte meine lebhafte Freude über das Glück, welches mir meine Verwegenheit bereitet, man lud mich zum Frühſtück, es wurden einige Modelieder geſungen, der Herr von Niſſel war entzückt, ſeine Schweſter nicht minder, meine Sachen wurden herbeigeholt, die Kutſche fuhr vor. Demoiſelle Sonnabend (denn ſo hieß die neue Prima Donna in Hoffnung) ſtieg auf den Tritt, ich hatte mit dem Herrn von Niſſel zugleich die Ehre, ihr hineinzuhelfen, ich ſelbſt folgte nach, und der Wagen rollte fort auf die Straße nach Berlin. —

4. Sympathie.

O laß mein Aug' den ſüßen Wahn umfloren:
Aus Traum und Wahn wird alle Luſt geboren

„Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht“, aber — ſo ungefähr geht Klopſtock weiter — aber ein ſchönes Geſicht (denn das rechnet er nicht mit zu den Erfindungen der Natur) geht doch noch drüber. Ich machte heut die Erfahrung davon, als ich meiner ſchönen Begleiterin vor dem Penzliner Thore in die Augen ſah; und da nun grade ein graues Wolken-Netz über den Himmel kroch und ſich bald in Regen ergoß, war vollends die ſonſt leidliche Natur mit dem goldenen Sande und den hohen Tannen für mich verdorben und verloren, ich erbat mir alſo die Erlaubniß, beide Kutſchenfenſter zu ſchließen. Sie erlaubte es mit einem halb melancholiſchen halb lächelnden Kopfnicken.

Von dem trüben Wetter angeſteckt, ſchien ſie den unfreundlichſten Gedanken nachzuhängen, eine unbeſchreibliche Schwermuth zog ſich leiſe durch alle die lieblichen Züge, und mit gewiſſenhafter Andacht forſchte ich in dieſen Spuren der Gedanken, die ſich räthſelhaft und flüchtig offenbarten. Je weniger ich ſie feſt und ganz ergriff, deſto mehr riſſen ſie mich hin, und ſo entſtand ein unbeſtimmtes, aber inniges Mitgefühl, eigenthümlich für mich und neu. Traurig war ich durch und durch, weil ſie ſo trübe drein ſah; aber mitweinen konnt' ich nicht, wenn es mir ſchien, als entfiel' ihr eine Thräne, und einen andern Troſt wußt' ich noch weniger, weder für ſie noch für mich. So ſteigerte ſich das Schwanken und Schwebeln der Gefühle zu einer Beängſtigung, die mich unwillkührlich zwang, das Fenſter herunter zu laſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Das Geräuſch ſtörte ſie in ihren Gedanken, ſie erhob ſich etwas, ſah mich bittend an und ſeufzte:

Ach, lieber Herr Werthmüller, ſein Sie ja nicht böſe, ich war ſo in Gedanken Gewiß, Sie finden es ſehr langweilig mit mir zu reiſen, aber Sie haben es Ihrer eigenen Unbedachtſamkeit zuzuſchreiben.

Langweilig Sie mir? O wenn Sie es wüßten, wie ſehr Sie mich hingeriſſen, zur Vergeſſenheit meiner ſelbſt hingeriſſen, ohne Worte mit der bloßen Bewegung Ihrer Mienen!

Sie ſcherzen — Sie ſind recht grauſam —

Ich erſchrak, denn ich fürchtete, ſie würde nun ernſtlich weinen, ſo empfindſam ſah ſie aus, und nichts macht mir mehr Gewiſſensbiſſe, als von mir veranlaßte Thränen dieſer ſchutzbedürftigen zarten Kinderchen, die wir Weiber nennen. Ich fiel ihr alſo ſchnell ins Wort und ſagte:

Das ſei ferne von mir, mit den Gefühlen irgend eines Menſchen, geſchweige denn mit den Ihrigen, Scherz zu treiben, ja ſogar mit meinen eigenen erlaube ich mirs nur unwillkührlich. Nun haben Sie, — nehmen Sie meine Offenheit nicht für Rückſichtsloſigkeit, — Sie haben Ihre Gefühle nicht genug verſchloſſen, um mir den Antheil, den ich mit voller Seele nehme, unmöglich zu machen. —

Sie ſeufzte: Sie wiſſen es ſelbſt, unſer Beruf beluſtiget andere und betrübt uns ſelbſt — —

Wie? ſollten Ihre Talente nicht genug bemerkt und belohnt werden?

Das mein' ich nicht — — freilich mit den Männern iſt es ſchon ein Anderes.

Sie ſchwieg, und ich ſchämte mich nicht wenig. War ich denn wirklich ſo unfähig, das Weſen dieſes Verhältniſſes zu begreifen? Nun fiel mir es zwar ein, aber nun war es zu ſpät. Jedermann weiß es, wie die beſſeren Frauen nur ein verborgenes Familienglück befriedigt, wer hätte nicht den Ruhm dieſes heimlichen Glückes gehört? Jedermann weiß, wie wenig ſie ſich dazu eignen, die Anfechtungen mit Lob und Tadel, die ein öffentlicher Charakter nothwendig erfährt, zu ertragen, beſonders da bei ihnen die Naturgaben mehr, als die Handlungsweiſe dem Urtheile ausgeſetzt werden. Dieß mußt' es ſein, was weder Ruhm noch Gold erſetzen und ich blinder Thor nicht gleich begreifen konnte. Je mehr ich mich in dieſe Betrachtung verlor, deſto ſchöner wurde der Regenbogen, den dieſes Licht meines Geiſtes in der Trübe ihres Herzens machte, ich wagte das Geſpräch nicht fortzuführen, aber unwillkührlich rückt' ich aus meiner Ecke hervor und etwas näher zu ihr hin, auch unſre Hände waren auf die Weiſe Nachbarn geworden, ſie merkten es wohl, und die meinige that ihre Schuldigkeit, während ich ſelbſt vergeblich auf einen paſſenden

Troſtſpruch dachte. Da meine gefühlvolle Hand ſo ſehr auf ihre eigne Hand verfuhr, ſo iſt es allerdings die Frage, ob ich mich ganz auf ihre Berichte verlaſſen kann, und daher will ich es nicht beſtimmt verſichern, ob ſie jemals ſchöneren Sammet gefühlt hat, als dieſes liebliche Nachbarhändchen zur Bekleidung zu haben ſchien, wobei es jedoch weißer war, als dieſes Papier, ich will nicht verſichern, daß der tröſtende Druck erwiedert worden, und irgend einen Thoren berechtigt hätte, ihn als Einleitung zu einer dauernden Vereinigung anzuſehn. Es iſt ein merkwürdiger Zuſtand des Menſchen, wenn ſeine Sinne ſich ſelbſtſtändig machen, ſeine Augen alles andere, nur nicht was ſie vor ſich haben, ſehn, ſeine Ohren nicht hören, ſein Mund nicht reden will; und doch iſt es eine der häufigſten Thatſachen. Ich war darin verſunken.

5. Die Störung.

Daß mir dies Eine Wort verloren ging,
Woran das Schickſal ihres Lebens hing!

Schweigend hielt ich ihre Hand, langſam ſchob der Wagen ſich weiter im tiefen Sande; hier hatte es nicht geregnet, die Sonne fiel durch das Kutſchenfenſter auf das leiſ' aufgebogene Näschen meiner Gefährtin, ihre ſchwarzen Wimpern waren tief niedergeſchlagen, aber die Schwermuth aus den Zügen verwiſcht durch die ſchöne

Morgenröthe unbeſtimmter Hoffnung auf den leicht gepolſterten Wangen.

Nicht wahr? wir öffnen das Fenſter“ unterbrach ich ſtotternd dieſes unklare Treiben der Gefühle, das ich offen darzulegen weder wagte, noch wußte.

Ich danke Ihnen für Ihre Sorgfalt.

Spotten Sie nicht, fiel ich ein, nur zu wenig genügen mir alle meine Bemühungen um Sie.

Ach, lieber Herr Werthmüller, es thut mir ſehr wohl, Ihre freundliche Geſinnung zu erfahren, aber ich will es Ihnen nur geſtehn, ein ſehr großes Glück wär' es für mich, wenn ich auch in Berlin auf Ihren Schutz und Beiſtand rechnen könnte, denn Sie wiſſen es wohl, wie ſehr in unſerm Stande beſonders wir armen, verlaſſenen Mädchen deſſen bedürftig ſind.

Vielleicht wären Sie nicht abgeneigt, Ihren Stand aufzugeben, ſagte ich, meine Rolle vergeſſend.

Mit großen Augen ſah ſie mich fragend an, und ſchon war ſie im Begriff auch den Mund zu öffnen, ich weiß nicht zu welchem verhängnißvollen Ausſpruch, da — — ereignete ſich leider etwas unſern beiderſeitigen Abſichten ganz Fremdartiges.

6. Der halbe Weg.

Schön iſt der Fuß, wohl ſchöner noch das Wädchen,
Und o wie ſchön wohl gar das ganze Mädchen.

Vor einem Gaſthof hielt der Wagen ſtill, der Kutſcher öffnete den Schlag und rief mitten in unſer Geſpräch hinein: Nun! meine Herrſchaften, wie gehts? Hier wird gefuttert — Menſch und Vieh; jetzt haben wir den halben Weg.

So ungelegen mir dieſe Unterbrechung kam, ich mußte mich entſchließen ſie fortzuſetzen. Eiligſt ſprang ich voran aus dem Wagen, um ſodann meiner Dame nachzuhelfen, und tröſtete mich mit der Ausſicht, daß es ja bald weiter ginge, und alle mögliche gute Gelegenheit ſich erneuern müßte.

Sie ſtand auf dem oberſten Tritt, und ſtreckte das zierlichſte Füßchen von der Welt zuerſt mit dem kleinen Atlasſchuh und dann mit dem blendend weißen und glänzend runden Strümpfchen unter dem Mantel und Kleide hervor nach dem unteren Tritt, und — das konnt' ich unmöglich dulden — hatte nun nur noch einen Schritt hinab in den Schmutz der Dorfgaſſe, neu aufgelegt von einer eben durchgetriebenen friſch gewaſchenen Schafheerde. Ich hielt ſie zurück in dieſer Stellung, verloren in den herrlichen Anblick, o warum mußte dieſer Wagentritt ſo kurz ſein! ich phantaſirte einen Augenblick in Ermangelung der Wirklichkeit, dann fuhr es mir wie ein Blitz durch die Gedanken: Wie glücklich du biſt! unter dem

Vorwande, ſie hinüberzutragen, darfſt du ſie umfaſſen, als wenn ſie dein gehörte.

Ich ſtellte daher eifrig vor, wie unmöglich es ſei, daß ſie weiter ſchritte. Hier unterbrach ſie mich ängſtlich:

– Aber, mein Gott, wie ſoll es denn nur werden?

Das iſt es eben, was ich zu erörtern im Begriff bin. Sie ſehn es ſelbſt, wie wenig meine ungeſchickten Füße und ihre tölpelhaften Futterale von Reiſeſtiefeln auf eine ähnliche Schonung Anſpruch machen, ja man könnte ſagen, ſie ſeien hier recht eigentlich in ihrem Berufe, und es wird ihnen keineswegs zum Schaden gereichen, wenn ſie es übernehmen, Ihnen einen Augenblick mitzudienen, während ich Sie auf den Arm nehme, und auch immerhin ein wenig tiefer trete.

Mit dieſen Worten ſchlug ich meinen rechten Arm um den etwas zurückgebliebenen Plaidmantel herum, ließ das ſchwarze Kleid auf meinem ſilbergrauen Staubmantel Platz nehmen und bat die Schöne zu mehrerer Sicherheit ihr Aermchen um meinen Nacken zu legen. Es geſchah, die Füßchen wichen von dem Tritt, und ich fühlte die ganze Schwierigkeit meiner Unternehmung, ſüß, beglückend, menſcherhebend, aber mißlich, ſinnverwirrend, und ich fragte zerſtreut:

– Mein Fräulein, Sie ſind vom Schweriner Theater?

Freilich, ſagte ſie lächelnd, aber wie verfallen Sie darauf?

Dieſe ſehr natürliche Gegenfrage ſetzte mich nicht wenig in Verlegenheit; denn ſollte ich ihr antworten:

weil Sie ſo ſchwer ſind wie eine Mecklenburgerin und ſo rund, wie ich vermuthet? Dieß Geſtändniß der Wahrheit wollte ſich nicht ſchicken.

Ich ſuchte alſo meine Rettung im Schweigen, und wirklich, indem ich auf der ſchlüpfrigen Schaaftrift glitſchte und wankte, nahm die Sorge für den glücklichen Ausgang unſeres Wagſtücks ihre ganze Aufmerkſamkeit dermaßen in Anſpruch, daß ſie bei jeder Gefahr des Gleichgewichtes allemal die eigenthümlichſten weiblichen Ausrufe hören ließ, ihre Frage aber vergaß.

Indeſſen ſetzt' ich ſie glücklich auf die Schwelle nieder.

7. Zwei Weltmänner.

Dein Herz iſt ſtill, doch ſehn ſie tief hinein,
Und wollteſt Du auch noch ſo künſtlich ſein.

Wir wünſchten uns gegenſeitig Glück, die Schöne ſtrich das Kleid herunter, nahm den Plaidmantel zurecht, und wartete bis ich meinen Stiefeln auf der Scharre die ſchmutzigen Zeichen ihres Ruhms genommen. Darauf trat ich wieder zu ihr, bat um ihren Arm, und ſchritt auf die offene Stubenthür los. Ein übelverhaltenes Gelächter machte mich aufmerkſam auf zwei Männer, die ohne Zweifel einen ſchadenfrohen Antheil an unſern Verlegenheiten genommen, und aus meiner Artigkeit vielleicht ganz unſtatthafte Schlüſſe gezogen, z. B. daß ich weder ein Ehemann, noch ein Bruder meiner ſchönen Begleiterin ſei. Dieſe Anzeigen und was dergleichen feine Herren noch ſonſt für feine Erkennungsregeln zarter Verhältniſſe haben mögen, ſcheinen mir mehr eine müſſige Spielerei, als Grundlage einer ſichern Beobachtung zu ſein. Ich wenigſtens glaube durchaus nicht an ihre Unfehlbarkeit, und erkläre, daß es offenbar nur ein Zufall iſt, wenn ich diesmal nicht in einer ſo genauen Beziehung zu meiner Begleiterin ſtehe, und daß ich, — mit Erlaubniß jener ſcharfſichtigen Weltleute — getraute Leute geſehen habe, die ſich nach zehn Jahren noch alle Tage ſo zärtlich umarmten und liebkoſten, als ſie es nur in ihrem Brautſtande gethan haben können. Je feſter ich alſo in Bezug auf mein Verhältniß von der Unſtatthaftigkeit eines ſo unſittlichen Gelächters überzeugt war, um ſo mehr mußte mich's erzürnen, und ich beſchloß, es ſchnell durch die Gewalt unſerer Gegenwart und die nöthigen drohenden Blicke zu unterdrücken. Ein gleiches Gefühl mochte die Bruſt meiner ſchönen Schutzverwandten durchdringen, denn mit wenigen verlängerten und beflügelten Schritten waren wir weit genug in die Wirthsſtube hinein, um eine ſehr achtunggebietende Stellung einzunehmen. Wir thaten dies mit einer gemeſſenen Verbeugung. Ernſte, feierliche Erwiederung. Ein Erfolg, wie wir ihn erwartet. — Das Ideal der Wohlanſtändigkeit, welches die ſittliche Gemeinſchaft der Menſchen beherrſcht, die Völker und die Gewaltigen, die Männer und die Frauen täglich und ſtündlich an ſeine Macht erinnert, hat auch in den Formen der feinen Sitte eine unüberwindliche Macht auf Erden organiſirt und jeden geächtet, der ſie verachtet; kein Wunder alſo, daß ich, im Bunde mit ihr, eingeführt durch eine Vertreterin der guten Sitte, ſelbſt gegen den unwiderſtehlichen Drang des Gelächters ſiegreich beſtand. Ich war im Begriff, die errungenen Vortheile zu benutzen, und trat näher auf den anſehnlichſten und verderbſten der beiden Männer zu, um ihn noch beſonders zu bewillkommen; da erblickte ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen — in ihm den Abbé von geſtern Abend, und hinter ihm den verhängnißvollen Lieutenant.

---

8. Die penzliner Masken.

Und Hymen hat ihn nie ins ſüße Joch geſpannt!
Nein, denn er iſt auch darin Dilettant.

Ihr gehorſamer Diener, mein lieber Herr Abbé.

Mein Herr Doctor, ich habe die Ehre Sie zu bewillkommen.

Abbé? Doctor? fragte mich verwundert meine Begleiterin, und vor ihrem ſtrafenden Blick ſchlug ich verwirrt die Augen nieder, während der Abbé laut auflachte, der Lieutenant aber, der Theilnahme an dem ganz beſonderen bis jetzt noch zweifelhaften Verhältniſſe zwiſchen mir und der Dame, mehr Sinn für die Beobachtung der aufdämmernden Mißhelligkeit, als für eine etwaige Lächerlichkeit zeigte, und bald die Sonnabend, bald mich ſcharf ins Auge nahm.

Für den Leſer iſt es ein wahres Glück, daß der Abbé dabei iſt, denn wir drei andern ſind offenbar zu ſehr mit unſerem Innern beſchäftigt, um uns ſogleich äußern zu können, ich mit meiner Schaam, das Mädchen mit meiner Falſchheit und der Krieger mit der Geburt eines Operationsplanes, dem ich leider Erfolg verſprechen mußte, auch in dem Fall, daß er der Dümmſte von der Welt ſein ſollte, weil ich, wie der Leſer mir bezeugen wird, ſchon vor der Schlacht geſchlagen bin. Der Abbé hatte es beſſer, denn wenn er gleich ebenfalls mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſein mußte, ſo war dies doch eine erzählbare Angelegenheit, während wir andern uns durchaus zur Verſchwiegenheit verdammt ſahen. Er begann:

Meine liebe Sonntag, — was ſag ich? Sonnabend; aber die Vorbedeutung iſt nicht übel — — ich freue mich ſehr über dreierlei, zuerſt, daß ich Sie ſo ſchön und wohl wiederſehe, ſodann, daß Sie einen ſo guten Begleiter an dieſem jungen Manne gefunden, der uns geſtern von ſeinem Kleinod weislich nichts ſagte, und endlich, daß Sie erfahren, wie aus einem gottloſen aber preußiſch geſinnten Kriegsrath ein geweihter, aber revolutionärer Abbé werden konnte.

Das Lob des Abbé ermuthigte mich, einen verſtohlenen Seitenblick zu thun, meine Gefährtin hatte Takt genug, uns nicht bloßzugeben, ſuchte mich durch einen vorläufig ſchnell zugeſteckten freundlichen Verſöhnungsblick aus dieſer ſehr gefährlichen Verwirrung zu reißen, und antwortete zu meiner Verwunderung mit folgender Kriegsliſt aus dem Stegreif.

Ich weiß nicht, Herr Kriegsrath, wo Sie Gelegenheit hatten, die Bekanntſchaft meines ſehr gütigen Herrn Begleiters zu machen, ob in Schwerin oder Penzlin, aber Sie haben unſtreitig Recht, wenn Sie mir Glück wünſchen, zu dem unſchätzbaren Beiſtande, welchen ich von Ihnen (indem ſie ſich freundlich gegen mich wandte) erfahren habe, und ich hoffe zugleich, daß ich in die Aufrichtigkeit Ihres Verſprechens, mich völlig nach Berlin zu begleiten, mehr Vertrauen zu ſetzen berechtigt bin, als in die Wahrheitsliebe des Herrn Werthmüller (hier drohte ſie mir mit dem Finger, indem ſie mit ihrer Miene wie vorhin Verzeihung lächelte), aber, was ich fragen wollte, wo haben die Herren Gelegenheit gehabt, ſich kennen zu lernen?

Mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein, ſagte der Offizier etwas bitter, Sie ſcheinen für die Perſon dieſes närriſchen Abbé's nur inſofern einigen Antheil zu haben, als dieſelbe zu dem ſehr glücklichen Herrn Doctor in Verhältniß ſteht.

Aus dem ſpricht die Eiferſucht, Doctor, zwei Hähne — jedoch ich vergeſſe meine geiſtliche Rolle und werde profan — Was unſre Bekanntſchaft anlangt —

Nun, die wurde geſtern Abend wunderlich genug gemacht, ſo daß ich noch nicht weiß, wie ich eigentlich daran bin, fiel ich ihm ins Wort.

Aus dem Herrn Kriegsrath ſpricht die Eitelkeit, Herr Doctor, und es juckt ihn nicht wenig, ſeine genialen Thaten ans Licht zu bringen, ſagte der Lieutenant; wenn wir ihn nicht zum Erzählen kommen laſſen, ſo platzt er vor unſern Augen.

Ich armer Mann, nun zieht er gegen mich zu Felde! bitte, liebe Demoiſelle Sonnabend, ſehn Sie den Herrn

Lieutenant von Raben doch nur ein einziges Mal freundlich an.

Sie ſind recht unartig, Herr Kriegsrath, ſagte ſie.

Es thut mir weh, mein Fräulein, daß Sie es für nothwendig halten, mir beizuſtehn; aber ich denke, wenn ich erſt zu Ihren Jahren komme, Herr Kriegsrath, wo das einzige noch brauchbare Glied die Zunge iſt, ſoll die meinige auch noch geläufiger werden, beſonders da es ihr dann an ſo liebenswürdigem Beiſtand zur Vertheidigung fehlen möchte.

Freilich in Ihren jetzigen Jahren wird ſie gar zu ſehr durch das Kommandiren an langſame Mistöne gewöhnt.

Meine Herren, fiel ich ein, Ihre Unterredung iſt zwar von ungemeinem Intereſſe, aber laſſen Sie uns doch zu der allernothwendigſten Verſtändigung kommen. Wie kamen Sie dazu, Herr Kriegsrath, geſtern Abend ein Abbé zu ſein?

Der Kriegsrath räuſperte ſich, aber der Lieutenant kam ihm zuvor, und deklamirte mit ernſthaftem Geſicht:

Darauf ſchwingt er die Flügel und hoch von dem Garten-Geländer
Klatſcht er zuerſt und krähte dann zu den Hühnern hinab.

Alles lachte, der Kriegsrath am meiſten, und indem er ſich an mich wandte, ſagte er:

Der Herr Lieutenant von Raben iſt nämlich ein zweiter Kleiſt, und wenn er nur erſt, wie jener, Major iſt, ſo wird er der Welt ſchon zeigen, daß er weder ein Rabe, noch von Raben iſt, ſondern vielmehr ein Singvogel, und von Singvögeln, wenn nicht Herr, doch Liebhaber. Eine gute Vorübung wäre es nun für ihn, wenn er die fragliche Geſchichte in Diſtichen Vers in einer guten Romanze vortrüge.

Ohne weiteres begann der Lieutenant: Es war einmal ein Kriegsrath, genannt von Raben, in der That aber von Elſtern. Derſelbe iſt zwar ſeines Gewerbes ein Poliziſt, was, Gott ſei Dank, im preußiſchen Staate nicht viele ſind, aber ſeiner Neigung nach ein Schauſpieler, und in dieſem Punct ſein Eifer ſo groß, daß er von Zeit zu Zeit beſonders an fremden Orten mitſpielt, in Berlin ſelbſt aber höchſtens maskirte Perſonen macht, z. B. den Geiſt im Hamlet und den Löwen in der Zauberflöte. Dieſer ſehr geiſtreiche junge Mann — entſchuldigen Sie, lieber Herr Kriegsrath, das Wort „jung" kam mir nur ſo in den Mund, weil Sie zur Zeit doch noch ledig ſind — alſo dieſer ganz eigenthümliche Kriegsrath hat ſich den Spaß gemacht, die Penzliner zu myſtificiren. Sie werden aber bemerkt haben, Herr Doctor, daß es ihm ganz beſondere Mühe koſtete, ſeinen Mann zu retten, ohne aus der Rolle zu fallen, als ich ihn arretirte. Nun haben wir hier auf niemand anders, als auf Sie gewartet, damit Sie uns den Eindruck mittheilten, den die Maskerade in Penzlin gemacht hat, und müſſen erklären, daß wir keineswegs auf das Vergnügen rechnen konnten, welches Sie uns mit Ihrer liebenswürdigen Begleitung gewähren.

Jagt die Natur zur Thür hinaus, ſo kommt ſie zum Fenſter wieder herein. Immer kommt er wieder auf die

Singvogelliebhaberei, ſonſt hat er brav erzählt, ſagte der Kriegsrath, den ich jetzt ſchon hinlänglich ins Auge gefaßt hatte, um ihn allenfalls im Dunkeln wieder zu erkennen, den meine Begleiterin aber von Schwerin her kannte, wo er wirklich als Heinrich im politiſchen Zinngießer öffentlich aufgetreten war. Ich erzählte nun den Eindruck der geſtrigen Begebenheit auf die Penzliner, deſſen der Leſer ſich erinnert. Der Kellner hatte unterdeſſen das Mittagsbrot aufgeſetzt, wie wir allerſeits mit Zufriedenheit bemerkten. Der Lieutenant, der die Zeit meines Berichtes gut ausgekauft, führte die Sonnabend aufs Sopha, welches den Ehrenplatz bildete. Dort theilte ſie uns eine gute Mecklenburger Mahlzeit aus, und dies Geſchäft kleidete ſie ſo reizend, daß es die Tafelfreuden weſentlich ſteigerte.

Das Dämchen ſchöpft die Brühe
Heißdampfend aus dem Kumm;
Der Lieutnant löſ't mit Mühe
Den Kork und ſchenkt herum. —

Der Kellner bringt die Teller;
Wir koſten erſt den Wein:
„Er ſollte etwas heller
„Und nicht ſo herbe ſein.“
u. ſ. w.

9. Kann es ein Roman werden?

> Iſt irgend ein Lob, iſt irgend eine Tugend,
> Dem trachtet nach. —
>
> Philipp. 4, 8. u. Klopſtock.

Sollt' ich einmal in den Fall kommen, die Denkzettel aus meinem Taſchenbuch in den Buchladen zu verſetzen, ſo werde ich hier folgende Zwiſchenbetrachtung einſchieben: Die verſchiedenen Geſellſchaften, in die ich den geneigten Leſer bisher zu führen das Vergnügen hatte, gewähren wahrſcheinlich zwar eine jede ihr beſonders Anziehendes, was aber von jeher das meiſte Glück gemacht, ein förmlicher Roman wollte oder konnte ſich bisher nicht ereignen. Jetzt ginge es offenbar auf dreierlei Art, und ich will nicht geſund ſein, meine liebenswürdige Leſerin, wenn Sie nicht ſchon lange die heimliche Hoffnung gefaßt, wenigſtens einer der drei Herren werde bei unſerer Schönen ſein Glück verſuchen. Allein während ich mich im Uebrigen aller Verſprechungen und vorwitzigen Ausſagen gänzlich enthalte, bitte ich nur ſo viel zu bedenken, daß ich ſelbſt doch nicht eher eine Frau nehmen kann, als auf der Rückreiſe, daß der hageſtolze Kriegsrath wenig Hoffnung gewährt, ja ſelbſt mit Mißvergnügen von Ihnen betrachtet werden möchte, wenn er es unternehmen ſollte, jetzt noch zur Ehe zu ſchreiten, und daß endlich der Lieutenant zunächſt wahrſcheinlich gar keine Frau ernähren kann, und ſodann, ſelbſt wenn er es könnte und wollte, nothwendig gezwungen werden würde, ſeinen Abſchied zu nehmen, ſobald er eine Schauſpielerin förmlich heirathete. Daß ich aber allen Verhältniſſen zum Trotz, aus dieſem unbeugſamen Stoff einen Roman machen, die Wahrheit meiner Reiſegeſchichte zerſtören, oder gar ſelbſt ohne weitere Urſachen und Mittel als die bloße kahle Liebe meinen eignen Roman anfangen ſollte, kann ſelbſt die idealſte Leſerin nicht mit Billigkeit wünſchen, da es wider alle Vernunft ließe, zugleich den ſchriftſtelleriſchen Ruf und die bürgerliche Lage zu verderben. Es wird ſich aber ſchon noch Gelegenheit zur Liebe finden; hier bleibt uns nichts übrig, als zu berichten was wirklich in unſerer Tiſchgeſellſchaft vorgegangen.

Müſſen wir alſo vorläufig auf die Gemüthsbewegung der Liebe und ihrer Noth Verzicht leiſten; ſo ſoll uns dafür der getreue Bericht unſerer Novellenfahrt, und ſie wird hoffentlich wirkliche Novellen erfahren, ſchadlos halten. So viel iſt gewiß, jetzt muß es kommen oder nie.

10. Die Heimath.

Mir lebt im tiefſten Herzen eine Stimme,
Die ſich verräth, doch nie erlauſchen läßt.

Der Lieutenant ſaß der Sonnabend zur Linken, welches man die Herzensſeite nennt, der Kriegsrath zur

Rechten, ich grade gegenüber. Zuerſt, wie zu erwarten ſtand, nahm der Kriegsrath das Wort.

Die Verhältniſſe der Damen, ſagte er, ſind gewöhnlich, wenn nicht verhüllt, doch mit einem reizenden Schleier geheimnißvoll überflort, und es iſt wider die Sitte, denſelben zu lüften; allein die Männer pflegen ſich gleich ohne Weiteres nach dem Woher und Wohin zu fragen, und da ſcheinen allerdings der Herr Doctor vor allen zuerſt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen zu müſſen.

Ich bin von Rügen, mein Herr Rath, und gegenwärtig ein Reiſender, mit Namen Tancred Boemund Edmund.

Von Rügen? fiel die Sonnabend ſchnell ein und faßte mich mit geſteigertem Antheil aufmerkſamer und ſchärfer ins Auge.

Ei, da ſind wir ja Landsleute, ſagte der Lieutenant, erhob ſein Glas und rief: Es lebe die Herthainſel!

Während wir alle vier mit Begeiſterung zuſammenklangen, wandte die Schöne ſich zu ihrem Herzensnachbar mit der Verwunderung: Auch Sie, Herr Lieutenant?

Und vielleicht auch der Herr Rath, unterbrach ich mit dunkelbewußter Eiferſucht die drohende Unterredung.

Auch ich war in Arkadien, verſetzte er mit Feierlichkeit.

Und Sie, mein Fräulein? — — fragte der Lieutenant faſt ganz zu ihr herumgewendet.

Sie ſchob einen flüchtigen Seufzer ein. Denn der Kriegsrath war ſehr ſchnell mit der Bemerkung bei der Hand: Mein Herr Vetter, das iſt wider die Abrede.

Eine Vorrede iſt noch keine Abrede, mein Herr Juriſt.

Sie haben ſtillſchweigend eingewilligt.

Eingewilligt oder nicht, gleichviel: die Umſtände machen einen Bruch unvermeidlich, kein Friede gilt ewig; und ich erkläre den Krieg. Niemand kann es unzart finden, daß ich dieſe ſchöne Dame um ihre Heimath befrage, denn damit iſt doch am Ende noch nichts von den nähern Verhältniſſen geſagt, und der Herr Doctor, hoff' ich, ſoll ſich zu dieſem löblichen Zweck gegen die unfruchtbare Galanterie meines Herrn Oheims mit mir verbünden.

Allerdings hegte ich denſelben Wunſch, wie der kühne Krieger; allein es trat eine Begebenheit ein, die mir den Mund ſchloß. Die Sonnabend mochte nun die Rede gehört haben oder auch nicht; genug ſie wiederholte einige Mal ihren Seufzer, neigte ſich allmählig zurück, ließ die Gabel mit Reſignation auf das Tiſchtuch, ſich ſelbſt aber in die Sophaecke ſinken, ſetzte dann den ſehr zierlichen Zeigefinger vor die kugelrunde Stirn und ſchien ſich mit großer Anſtrengung auf etwas zu beſinnen.

Ich erinnerte mich an die Ereigniſſe im Wagen und ſah verſtummt und mit der geſpannteſten Erwartung über alle Lockungen des wohlbeſetzten Tiſches hinüber auf die beiden blauen Fenſterchen dieſes ſehr intereſſanten Seelchens, das mich zwar anſah aber dennoch nicht zu bemerken ſchien.

Meine jungen Herren, ſagte der alte Rath, wenn meine Bemerkung noch einer andern Beſtätigung und meine Vorrede noch einer andern Kraft, um zur Abrede zu werden, bedarf, ſo weiß ich nicht, was ich von Ihrer Seelenkunde und Ihrem Zartgefühl denken ſoll.

Ich erſchrak über dies kräftige Einſchreiten und kam wieder zu mir; allein mein Bundesgenoſſe nahm gar keine

Kenntniß davon, wahrſcheinlich weil er den Gedanken an einen Kriegszuſtand in Bezug auf den Herrn Onkel feſthielt.

Gewiß, mein Fräulein, ſagte er, Sie denken an Ihre Heimath und an liebe Freunde.

O, wenn ich das könnte! ſeufzte ſie, und das niedliche weiße Händchen ſank läſſig herab in ihren Schooß, wo es mit verführeriſchem Lichte gegen das dunkle Kleid, auf dem es ruhte, abſtach.

Wie? Sie ſollten es nicht können? auf meine Ehre, das iſt ſeltſam!

11. Das Lied.

O lieber Ort, wo wir als Kinder ſpielten
Gedenken will ich dein, will dich nicht wiederſehn,
Was damals meine Sinne ſelig fühlten,
Sie könntens heute doch nicht mehr verſtehn! —

O liebes Lied, wir ſangen deine Töne,
Doch wir verſtanden nicht der Töne Sinn,
Da hör' ichs wieder, ſüß, in gleicher Schöne
Doch jenes Unverſtandne iſt dahin,
Und immer wenn es wieder mir erklinget,
Das grade iſts wornach mein Herze ringet! —

Rügen iſt meine Heimath nicht, allein ich war frühe dort, und weiter hinauf beſinn' ich mich nicht.

Wär' es möglich? ſagte der Lieutenant vor ſich hin, wandte ſich dann zur Sonnabend und fragte etwas haſtig: reden Sie ſchwediſch?

Ich hab' es wohl meiſt verlernt, mein Herr, obgleich es meine Mutterſprache iſt.

Der Lieutenant ſah den Kriegsrath an, der Kriegsrath ſpielte das holländiſche Dammenſpiel, das heißt, er ließ ſie bei gefalteten Händen um einander herumtanzen, biß ſich auf die Unterlippe, und ſchoß ziemlich ernſthafte Blicke unter den zuſammengezogenen Braunen hervor.

So? — — ſagte der Lieutenant gezogen, und ſchnob einige Gedankenſtriche hinterher. Dann legte er Meſſer und Gabel auf den Teller, ſetzte den Wein zurück und ſchob den Teller nach, um den linken Ellbogen aufſtützen und das Kinn in die Hand legen zu können. Von dieſer ſchnell errichteten Warte mochte er die Sonnabend wohl eine halbe Minute beobachtet haben; als ſie etwas verlegen, wahrſcheinlich um den Ellbogen des Kriegers durch irgend eine Bewegung von dieſem ängſtlichen Wachtpoſten abzulöſen, ihn fragte: Aber, mein Herr Lieutenant, Sie ſind doch nicht aus Schweden?

Nein! wie geſagt, ich bin von Rügen.

Ach, es iſt ja wahr, entſchuldigen Sie, ich war — — ich dachte — —

Aber ich nehme Theil an allem was ſchwediſch iſt, fuhr er fort, weil ich einmal eine kleine Schwedin habe ſingen hören und es gerne noch einmal hörte. Aber niemand weiß es; da dacht' ich, Sie möchten es vielleicht wiſſen: es geht faſt ſo wie Joſephs Lied, worin er ſein Schickſal erzählt.

Mir iſt als müßt' ich wiſſen was Sie meinen, aber ich weiß es nicht mehr, ſtotterte ſie.

Meinen Sie vielleicht dieſes, fragt' ich, und ſang:

Wannes icke, ſöta mämma,
Jag vil ſäga ſanningen:
Skön war goſſen, och den ſamma
Bad ſo ömt om kärleken.

Anmerkung: Ueberſetzung zum Beſten des neugierigen Leſers.

Tochter:

Sei nicht böſe, liebe Mutter,
Alles will ich dir geſtehn,
Innig bat er mich um Liebe
Und der Knabe war ſo ſchön.

Mutter:

Ach mein Kind, dein junges Herze
Kennt noch dieſe Bitte nicht,
Die es erſt ſo ſüß verlocket
Und ſo oft die Treue bricht.

Tochter:

Seine Worte ſind ſo traulich,
Seine Augen ſind ſo gut,
Ach, und Mutter, ſeiner Lippen
Süßer Kuß voll Liebesgluth.

Mutter:

Armes Kind, ach unter Roſen
Lauern Dornen und ihr Weh:
Lieb iſt ſel'ge Meeresſtille,
Doch auch ſturmbewegte See.

Tochter:

Mutter, Mutter, laß mich lieben,
Wenn ich Weh erdulden muß,
Heilt mich von den tiefſten Schmerzen
So ein einz'ger Liebeskuß.

Ach ja! das iſt es, aber, lieber Herr Doctor, ſingen Sie nicht weiter, bitte! — und man ſah, daß ſie nur mit Mühe dieſe Worte zu Ende brachte vor ſehr nahen Thränen. Ich erſchrak und ſchwieg.

Der Lieutenant jedoch fuhr unerbittlich fort:

An dem ſchönen Meeresufer von Rügen hab' ich dieſes Lied zuerſt gehört. Damals hieß ich noch Axel und die kleine Schwedin, die es ſang, hieß Emma.

Die Sonnabend brach in Thränen aus. Da war nun das langgefürchtete Unglück der Weiberthränen, und wahrlich ich hatte Noth mit meinen eignen Augen. Eine Weile erlaubte ſie ſichs, den ſchönen bunten Nachbar des Herzens mit aller Innigkeit, deren ein gefühlvolles Mädchen fähig iſt, durch die Thränen und wie aus einem Traum erwachend zu betrachten. Dann ſtand ſie auf, ſank aber wieder aufs Sopha zurück und ſagte mit ſchwacher Stimme: Mir wird unwohl; Herr Doctor, ſorgen Sie für mich!

Die ganze Geſellſchaft erhob ſich in aller Eile. Der Tiſch wurde abgerückt, ich ergriff ihre Hand und fühlte den Puls fieberhaft eilen, der Lieutenant ſtand wie ein Verurtheilter, der Kriegsrath ging ans Fenſter und trommelte auf den Scheiben.

12. Die Auswechslung

Vor Alters ſchon hat Venus ſich
Den Kriegsgott angeſehn,
Die Kriegerzunft ergiebt ſich,
Die andre läßt's geſchehn.

Ich bot der Sonnabend meinen Arm und befahl dem Wirth ein angemeſſenes Zimmer zu öffnen; ſie erhob ſich und nahm die dargebotene Stütze.

Nur noch ein Wort, bevor Sie gehn, rief der unbarmherzige Lieutenant, uns in den Weg tretend, wenn Sie Emma heißen, mein Fräulein, ſo ſind Sie in Axels Hauſe geweſen.

Sie bekannte ſich zu dieſem Namen, ſie waren ſich nicht fremd, denn ſie hatten als Kinder zuſammen geſpielt, ſie führten eine Wiedererkennung auf, wie ſie ſein muß, und umarmten ſich vor unſern Augen. Die Krankheit hatte ſich gelegt, wie denn überhaupt große Freude ſehr mächtig zur Geneſung wirken ſoll, es ergab ſich, daß ich nur ein zufälliger Beſchützer, der Lieutenant aber der natürliche war, und als wir abfahren wollten, machte ſich die Einrichtung leicht, daß der Kriegsrath zu mir, die Wiedergefundene aber zu dem Finder kam; denn ich hatte keinen gehörigen Grund dieſes Anſinnen abzulehnen. Der Lieutenant und die Dame dankten mir aus Einem Munde und mit freudeſtrahlenden Augen, ſo daß ich Mühe hatte, den Ort des ſanften Schwermuthzuges, den ich im Wagen beobachtet, jezt in Emma's Mienen wieder zu entdecken und meiner eignen aufſäſſigen Oberlippe verlegenes oder mißgünſtiges Zucken zu unterdrücken. Muthige Rappen führten ſeinen leichten gelben Wagen, und mit Blitzesſchnelle ſchoſſen ſie fort, während wir langſam nachkeuchten.

III.

Emma.

1. Der Vetter.

Reich iſt im tiefen Grund das räuberiſche Meer,
Und ſelten giebt es ſeine Beute wieder her.

Wie verſchieden iſt das Loos der Erdenmenſchen! ſagen unſre guten Prediger; nun erleb' ich's. Da fliegt der Lieutenant hin mit ſeiner Schönen, und wer weiß, ob ſie ſich nicht herzen und küſſen auf ihrer jugendlich raſchbewegten Fahrt; wie ein buntes Band fliegt, in einander ſchwindend, die Gegend vorüber und umſchlingt die ſeelig Umſchlungenen: wir dagegen, der Rath und ich, ſitzen jeder in unſrer Ecke und wackeln mit den Köpfen, können die Natur ruhig betrachten und haben nur Sinn für das Stöhnen der Pferde und das ewige Hui'n und Peitſchen des Kutſchers. Ich hatte noch nicht die Zeit gehabt, den Kriegsrath gehörig über das Räthſelhafte in dieſen Vorgängen zu befragen, und er ſchien gar nicht eben in der erzählungsluſtigſten Laune zu ſein. Als ich jedoch meine Fragen in gehörigen Entwicklungen, Stellungen und Maſſen auf ihn einrücken ließ, mochte er es wohl für nothwendig halten meinen gerechten Forderungen nachzugeben und ſagte:

Mein Herr Doctor, von Ihren Vermögensumſtänden und Familienverhältniſſen bin ich nicht unterrichtet, wenn aber meine Vermuthung zutrifft, daß Sie weder ein bindendes Verhältniß, noch ein lumpiges Landgut, noch ſo viel Geld haben, um von der Faulheit leben zu können, ſo wünſche ich Ihnen Glück, und wenn Sie Geiſt und ſo viel Einſicht beſitzen, um nicht gemein zu denken, ſo wünſche ich auch dem Vaterlande Glück. Und auf dieſe Weiſe werde ich ja wohl meine wichtige Geſchichte gehörig angefangen haben, denn wenn ſie zu weiter nichts nützen ſollte, ſo können Sie doch vielleicht einmal einen Neujahrswunſch aus dieſer Einleitung zu ihr machen, mit welcher ich nur ſo viel ſagen will, daß Sie in den angenommenen Fällen meinen Vetter nicht zu beneiden haben, weder um die Erbſchaft des Landgutes, die wir ſo eben daheim in Empfang genommen, noch um die Schöne, die er nun ohne Zweifel dazunehmen, noch um den Abſchied, den man ihm nicht vorenthalten wird. Er war tüchtig und ſtand zum Rittmeiſter, der Krieg iſt vor der Thür, und er hätte ein Mann werden können, dem die Nation Dank ſchuldig bleiben mußte; jetzt wird er ein Landjunker wie ſeine Vorfahren, der Bühne aber entzieht er ein ſeltenes Talent, um ihm die Aufſicht über ſeine Kühe zu geben, und, was das Aergſte iſt, über dieſe Tragödie freuen ſie ſich alle Beide wie die Kinder.

Ich erſtaunte, konnte mich nicht zurückhalten und redete von dem idylliſchen Landleben, von der erfüllten Beſtimmung des Menſchen in jedem Beruf, von der Liebe — —

Ich bitte Sie, unterbrach er mich, führen Sie dieſe höchſt plumpe Ironie nicht weiter aus; *gemalt* iſt auch ein Miſthaufen erträglich, aber mögen Sie ihn deswegen riechen? — Mit Reſignation ließ ich ihn fortfahren:

Die Geſchichte meines Vetters wiſſen Sie nun: Auf dem Punkt, die Früchte ſeiner vieljährigen Arbeit zu erndten, kehrt er ihr den Rücken zu, ſtatt für den Staat zu leben, läßt er den Staat für ſich leben, macht die Bequemlichkeit zu ſeiner Arbeit und das Nichtsthun zu ſeinem Geſchäft. Das iſt ſeine Lebensbeſchreibung, und es wird nicht leicht ein anderer Zuſatz möglich ſein, als der, daß dies Leben ein Ende genommen. Merkwürdiger iſt zu ſeiner Schande die Geſchichte ſeiner Schönen.

Sein Vater, mein ſeliger Bruder, wohnte am Oſtſeeufer zu †... Hier wächſt ein ſchöner Buchenwald bis zu den Steinen des Strandes herunter. Mein Bruder hatte die Gewohnheit, des Sommers bei gutem Wetter früh ins Holz und an den Strand zu gehn, ins Holz, um irgend etwas zu ſchießen, an den Strand, um zu ſehn, ob die Nacht vielleicht was angetrieben ſei, beſonders wenn der Wind landwärts blies; denn ſeitdem er einmal ein großes Stück Butter und eine Kiſte mit Nägeln gefunden hatte, hoffte er immer das Brot und die Bretter dazu ſollten noch nachkommen. Auch täuſchte er ſich in der That nur darum in dieſer Hoffnung, weil ſie ſich für eine bloße Hoffnung offenbar nicht unbeſtimmt genug hielt, denn grade an ſeinem Geburtstage, welches der 23ſte Junius war, fand er hart neben dem Strandgeſtein auf einem Raſenplätzchen einen Gegenſtand, den er daſelbſt ſonſt durchaus nicht gewohnt war. Von weitem hielt er es für einen Seehund, indeſſen aber überlegte er, daß doch ein Seehund wohl nicht ſo weit vom Waſſer ſich entfernt hätte, auch viel größer wäre, und gerieth nun in Verlegenheit, was für ein Wild es denn ſein ſollte. Auf jeden Fall war mein guter Bruder, um nicht wie gewöhnlich vergebens gegangen zu ſein, entſchloſſen es zu erlegen.

---

3. Der Fund.

Der Strand iſt öd' und um mich her
Nur Steine, Moos und Luft und Meer;
Ich bin allein, von allen Lieben
Iſt nur die Sonne bei mir geblieben.
O liebe Sonne mit deinem Schein,
Gieß Troſt in mein einſames Herz hinein!

Schon hatte er das Gewehr an der Schulter, da fiel ihm ein, aber wenn es nun gar kein Thier, ſondern irgend ein ausgeworfenes Strandgut wäre, etwa köſtliches wohlverpacktes Porcellanzeug und du ſchöſſeſt alles entzwei? Halt! das geht nicht! Was es auch ſei, ich will ihm näher zu kommen ſuchen. Er nahm das Gewehr herunter und ſchlich ſich auf den Zehen heran. Nun ſah er ganz deutlich ein braunes Mäntelchen und oben ein graues Mädchenhütchen, welches er für den runden Seehundskopf gehalten. Jetzt ſtellte er den Hahn in Ruh, nahm das Gewehr auf den Rücken und ging haſtig und neugierig hinzu, hob den Hut auf, und erblickte — ein ſehr ſchönes ſchlafendes, aber ihm ganz unbekanntes Kind, welches auf einem braunen Teppiche lag und ein Polſterkiſſen unter dem Köpfchen hatte.

Ei, was Sie ſagen!

Ja, ſo pflegte er zu erzählen. Das Kind ſchlief einen Augenblick fort, dann aber erwachte es von einem Sonnenſtrahl, der durch die Blätter auf ſeine Wimpern fiel. Es rieb ſich die Augen und war ſchlaftrunken; mein Bruder trat hinter die Buche, um zu ſehn, was das Kind beginnen würde. Es ſchien ein Mädchen von etwas über drei Jahre zu ſein, als es aufſtand. Zuerſt ſetzte es ſein Hütchen auf und band es zu, dann ſah es ſich nach allen Seiten um, und als es ſich allein fand, rief es mit einer herzzerreißenden Aengſtlichkeit: Mamma! Mamma! und wie es vollends ohne Antwort blieb, fing es bitterlich an zu weinen und rief immer lauter und ängſtlicher unter Thränen nach der Mutter.

Mein Bruder weinte mit dem Kinde, denn er hörte an der Betonung des Wortes, daß das arme Kind aus Schweden, über dem baltiſchen Meere zu Hauſe war. Wie er weinend zu der Kleinen trat, ſah dieſe die Sonne an, und er erfuhr ſpäter, daß ſie gedacht: „die andern ſind alle fort, nur die liebe Sonne iſt bei mir geblieben!“ Sie faßte ſogleich Zutraun zu ihm, wie ſie die Thränen in ſeinen Augen ſah.

Ich nahm ſie auf den Schooß, ſo pflegte mein Bruder zu erzählen, ſtreichelte ihr blondes Haar und fragte ſie auf Schwediſch: Wo iſt Deine Mutter? — „Auf dem großen Schiff.“ Und Dein Vater? — „Auf dem großen Schiff.“ Ich ſah mich auf dem Waſſer um, und weit in der See ſtand ein goldenes Seegel in der Sonne.

Ein Schauder durchrieſelte meine Gebeine, und mancherlei Gedanken an blutige Thaten roher Seeleute durchdrängten meine Seele. Liebes Mädchen, fuhr ich fort, ſag' mir, wie heißt Du? „Emma.“ Und wie heißt Dein Vater? „Vater.“ —

Weiter iſt mein Bruder mit ſeiner Unterſuchung nie gediehen, bis er hier abbrach, um das Kind nebſt allem was es mit ſich hatte auf den Arm zu nehmen und in ſein Haus zu tragen, womit es unter dem Verſprechen, ſeine Mutter zu ſuchen, ſich begütigen ließ.

3. Die Hausehre.

Süß iſt das Herrſchen und Schweißes werth
Und ſicher kein Menſch, der es nicht begehrt.

Allein dieſes Suchen hatte fürs Erſte auf keine Weiſe den gewünſchten Erfolg des Findens, welches die heilige Schrift allem Suchen verheißt, denn auch nicht einmal eine Stellvertreterin wußte mein guter Bruder für ſie zu finden. Zwar hatte er im erſten Augenblick die Hoffnung gehegt, ſeine Hausehre würde dazu die Hände bieten, allein je näher er ſeinem gaſtlichen Heerde rückte, deſto ſchwüler ward' es ihm ums Herz. Seine Hausfrau hatte ihn nämlich, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, eigentlich ſelbſt nur bei ſich zu Gaſte. Denn als ihr ſeliger Mann ſtarb und einen Knaben und all ſein Hab und Gut in ihren Händen zurückließ; da freite mein ſeliger Bruder um ſie, vielleicht aus Liebe, vielleicht nach dem Sprichwort: Iſt kein andrer Fiſch, ſo iſt Nothaug' auch ein Fiſch, und bekam ihre Hand, aber keineswegs ſie und das Ihrige in ſeine Hände, im Gegentheil, er kam noch mit in ihre. Nicht daß ſie ihm körperlich überlegen geweſen wäre, wiewohl ſie ein wenig größer ſein mochte, nein, es war eine tiefer gegründete Herrſchaft. Sie war in die Gewohnheit des Herrſchens gekommen, ſeitdem die Geldſchlüſſel und der Aufmeßſcheffel aus der Hand ihres Seligen unmittelbar an ſie übergegangen, ſie führte dieſelben fort, wie Eteokles das Scepter ſeines Bruders, auch als mein ſeliger Bruder ihr Herr und Gemal geworden, und machte ihn bloß zu ihrem geheimen Staatsſecretär, der die Bücher in Ordnung halten und ihr vorlegen mußte. Die Herrſchaft ſelbſt ſoll ſo ſüß ſein, daß ſie nicht leicht einer freiwillig aus den Händen giebt, wenn er ſie nur irgend zu führen weiß. Es iſt nicht zu läugnen, ſie beſaß eine ſeltene Sparſamkeit, die Finanzen ſtanden nicht ſchlecht, und ihr Gemal zeichnete ſich darin vor allen andern Ehemännern vortheilhaft aus, daß er kein Geld weder verſoff noch verſpielte noch ſonſt verthat, weil er keins bekam. Mein Bruder war von Herzen gut und friedliebend, und wie denn gute Leute gewöhnlich auch billig ſind, ſo erkannte er die Tugenden ſeiner Hausfrau vollkommen an. Wurde er darneben nun gewahr, daß ſie am Regieren eine ſolche Freude hatte, ſo glaubte er den Frieden nicht beſſer aufrecht erhalten zu können, als wenn er ihr dieſe Freude ließe, und ihre Herrſchaft ohne Weiteres ſtillſchweigend anerkennte, ein Entſchluß, der ihm um ſo leichter werden mußte, als er in der That einen halben Kopf kleiner und einige Jahre jünger war, alſo nicht das Anſehn und die Erfahrung haben konnte, wie ſeine Hausfrau. Unter dieſen Bedingungen lebte er denn auch leidlich glücklich: die äußern Güter waren da, ſeiner geiſtigen Ausbildung wäre nichts im Wege geſtanden, wenn er das Bedürfniß gefühlt hätte, und wenn ihm auch die koſtſpieligeren Vergnügungen abgingen, ſo blieb doch die wohlfeilere Jagd, ja ſie wurde ſogar ein Erwerbszweig für ihn, indem er manchen fetten Haſen, manche frühe Schnepfe, ja ſogar Hirſche und Seehunde heimlich nach der Stadt zu verkaufen wußte. Freilich war in dieſer Rückſicht Verdacht gegen ihn entſtanden, und nicht nur daß ſeine Hausehre im Allgemeinen einen etwas mürriſchen und argwöhniſchen Charakter hatte, ſie ging auch bisweilen, wenn ſie Zeichen von Verbrechen entdeckt zu haben glaubte, ganze Tage ſcheltend durch ſämmtliche Thüren des geräumigen Hauſes, ſcheuchte Mägde, Kinder, Mann und alles Lebendige in den verſchiedenen Gemächern immer ſchon von ferne auf, und trieb die geängſtigten Hausgenoſſen in einem allgemeinen Treibjagen durch die ineinandergehenden Zimmer ſo lange vor ſich her, bis jedes in Verzweiflung auf geheimen Auswegen, mein Bruder gewöhnlich mit ſeiner Doppelflinte, entwiſchte. Dann war ſie allein und regierte ſich ſelbſt, das heißt kam nach und nach wieder zu dem Entſchluß, ihrer Vernunft die Herrſchaft zu gönnen. Dies war freilich ein Uebelſtand für die Hausgenoſſen. Dennoch würde mein guter Bruder ſich leidlich wohl dabei befunden haben, wenn in ſeiner Ehe nur ſo zwiſchendurch dergleichen unruhige Zeiten eingetreten wären; allein ſie war fortwährend auf ſeine Verbeſſerung bedacht und unterſuchte ſogar jedesmal, wenn er zu Hauſe kam, ſeinen Büchſenranzen, nahm das Erlegte an ſich, und ſchalt, wenn er leer war. Ja, was noch mehr iſt, ſie hatte einige junge Bäuerinnen, bei denen ihr Mann heimliche Wildniederlagen eingerichtet, entdeckt, darauf das Vorhandene confiſcirt und ſtrenges Gericht gehalten, nicht nur um zu ſtrafen, ſondern auch um abzuſchrecken,, von welchem grauſamen Kriminalverfahren ſie keineswegs der Umſtand abhielt, daß dieſe Frauenzimmer ſchön waren und gar manchen Verehrer in der Gemeinde hatten. Im Gegentheil, ſie dachte und ſprach es auch aus: je vollkommner der Menſch, deſto ſtrafbarer ſein Fehltritt, wie der Herr ſchon an Moſen gezeigt, dem er den Eingang ins gelobte Land verſperrte, weil er ein einziges Mal nicht geglaubt hatte. Das Drückende, welches die hiedurch veranlaßte und ſelbſt mit Aufwand organiſirte geheime Polizei für meinen Bruder herbeiführte, lenkte ſeine Gedanken auf einen andern Erwerbszweig, und gewiß wird es ihm kein billiger Mann verdenken, wenn er nach dem Funde des großen Butterklumpens, deſſen Kugelfläche freilich zu einer dicken Salzkruſte verhärtet war, und der Nagelkiſte, deren Inhalt freilich vom Roſt gelitten, wenn er ſeitdem die geheime Hoffnung hegte, durch eine wohlgefüllte Geldkiſte oder ſonſtige koſtbare Auswürfe des weichen Meeresgrundes mit einem Schlage völlig emancipirt zu werden.

Daher ſeine Morgenſpaziergänge in den Wald und an die See, und zwar wählte er die Frühe des Morgens nicht etwan, um dem Bette ſeiner Gattin zu entgehn (denn er ſtimmte in dieſem Puncte ſo ziemlich mit ihr zuſammen, dergeſtalt daß ſie im erſten Jahr der Ehe ihm dankbar den Knaben brachte, welchen Sie dort aus unſerm Geſichte verſchwinden ſehen, und nur in den folgenden und ſpäteren Jahren ihre Ehe unfruchtbar blieb), vielmehr war es nothwendig, zeitig auszugehn, um andern ſtrandlaufenden Glücksſpielern zuvorzukommen.

---

4. Der Empfang.

Er hat mich ein Perſon genannt, ihr habt es alle gehört.

So waren die ehelichen Verhältniſſe meines ſeligen Bruders, und Sie können ſich daraus leicht entnehmen, mein lieber Herr Doctor, daß er mit dem Bewußtſein, ſich vielfältig verdächtig gemacht zu haben und alſo mit einiger Beſorgniß jetzt den kleinen Findling in das Haus ſeiner ſouveränen Frau trug.

Das Kind hatte ihn umfaßt und weinte nicht mehr, nur einige Tropfen ſchwammen noch in ſeinen tiefblauen ſchönen Augen, und als es das Wohnhaus erblickte, fragte es hoffnungsfreudig: „Kommen wir nun zur Mutter?“ Ja, liebes Kind, ich glaube, ſagte mein Bruder ungläubig. Dann faßte er ſich ein Herz, trat in die Wohnſtube, und ſetzte die gefundene Emma aufs Sopha neben ſeine Frau Liebſte, welche den Morgen-Kaffee einſchenkte, ſich nicht ſtören ließ, ihm die gewöhnliche große blaublumige Taſſe hinſchob, und dann das während deſſen von der Seite wohlgemuſterte Mädchen zu ſich nahm mit der Frage: Fritzchen, was iſt das für ein kleines Lackmusauge, das du mir mitbringſt? Wem gehört es zu?

Das weiß ich nicht.

„Das weiß ich nicht?“ Meiner Treu! das weiß ich auch nicht! —

Ich habe das Kind am Strande ſchlafend gefunden.

Gefunden? ſchlafend gefunden? Beſchlafend magſt du es gefunden haben, ja, ja, das kann wohl ſein, daß du ſo zufällig dazu gekommen biſt — hm! aber wie kommt das Kind an den Strand? he! wie kann das Kind an den Strand kommen? ſage mir das doch! oder willſt du den Balg als einen Findling bei mir einſchwärzen? Findling? Ei ſeht mir doch! „ich habe das Kind am Strande gefunden“. Du biſt mir ein ſauberer Vogel! ſollen deine Hurenkinder meinen rechten Kindern das Fett von der Suppe blaſen? Nun kann ich mirs erklären, wo all das Laſtengeld und all die heimlichen Einkünfte von den heimlichen Seehunden, Hirſchen, Haſen, Schnepfen, Rebhühnern und all dem heimlichen Strandgut geblieben ſind. Was das Greuel für feine Kleider anhat! Du willſt meinen rechten Kindern die Butter vom Brote eſſen? Nein, nimmermehr!

ſo lange ich noch eine Lunge im Leibe und Pferde im Stalle habe. Ich will ins Kreisgericht fahren, das will ich. Jochim! ſpann ein! Jochim! zieh die blaue Kutſche aus dem Wagenſchauer! und ſpann ein! Das will ich, ja, das will ich! will ich! — und dabei trat ſie mit dem Vorderfuße auf, wie die Schafe vor einem fremden verdächtigen Hunde.

Nu! nu! nur ſachte! das Kind iſt weit genug her, um nicht meins ſein zu können, es kann kein Wort deutſch, ſondern nur ſchwediſch.

Das hat es von dir, das hat es von dir, du verlaufener Schwede. Damit machſt du mir kein x für ein u. Geh mir aus den Augen mit deinen ſchwediſchen Kindern, ich will keine anderen Kinder von dir haben, als deutſche Kinder, geh mir aus dem Hauſe mit deinen ſchwediſchen Wechſelbälgen! geh mir aus dem Hauſe! Und damit wollte ſie das Kind, welches mein Bruder wieder aufgenommen hatte, beim Arm ergreifen und gleich ihren Willen zur That machen; als — ich zufälliger Weiſe ins Zimmer trat, und mich auf einige Monate zum Beſuch anmeldete.

Die Hausfrau ſetzte mit vieler Mühe ihr dickaufgelaufenes, völlig inſurgirtes Geſicht zurecht und in einen leiſen Anklang von derjenigen wohlwollenden Knixmiene, womit man ſeinen Schwager zu empfangen pflegt, ſagte: willkommen! zog den verlornen Pantoffel wieder an, nahm die aus der Schürzentaſche gefallenen Schlüſſel wieder auf, und ſchien nicht ungern die Gelegenheit zu ergreifen, ſich einige Augenblicke zu entfernen, als mein Bruder ſagte: Mutter, beſorg' uns etwas Wein und Frühſtück!

---

5. Vaterpläne.

> Mein lieber Sohn, willſt du nicht ein einziges Mal auf dem allerliebſten Hörnchen blaſen!!
>
> Benvenuto Cell.

Mein Bruder erzählte mir ſchnell die Geſchichte, um mich zu unterrichten, und nachher zum Vermittler und Richter zu machen, dann nahm er das liebe Kind, welches natürlich erſchrocken über den Auftritt, wieder weinte, auf den Schooß, herzte und küßte es, und beklagte ſich bitter, daß er es nicht bei ſich werde behalten und lieben dürfen, wie er ſo gern möchte, beſonders da er nur zwei Knaben und keine Tochter hätte.

Ich ſah allerdings ebenfalls die Unmöglichkeit ein, beruhigte ihn aber damit, daß ich auf der Stelle die Kleine adoptirte, und auf eine angemeſſene Weiſe für ſie zu ſorgen verſprach.

Alſo Sie ſind der Vater? fragte ich höchlich überraſcht.

So iſt es, Herr Doctor. Beim Frühſtück gelang es mir nun zwar, die Verſöhnung zu bewirken, beſonders unter der Bedingung, daß Emma nicht im Hauſe bliebe und das Fett von der Suppe blieſe; allein den Verdacht konnte keine Beredſamkeit vertilgen, und je weniger Gründe ſie gegen uns aufzubringen wußte, deſto feſter überzeugte ſie ſich davon, daß die Sache höchſt geheimnißvoll und folglich verdächtig ſei.

Indeſſen blieb ich ſelbſt längere Zeit um meiner Geſundheit willen in meines Bruders Hauſe, denn er wohnte, wie ich ſchon geſagt, in einer ſchönen Gegend, und es war der Anfang der angenehmen Jahrszeit. Dieſe Zeit über mußte alſo unſre Emma auch dort bleiben, und gewährte mir, meinem Bruder und ſeinen beiden Buben unendlich viel Vergnügen. Denn ſie fand ſich bald, und während ſie ſich gewöhnte, lehrten die Knaben ſie deutſch reden. Ich und mein Bruder ſprachen in ihrer Mutterſprache mit ihr, wodurch wir ſie natürlich ſehr zu uns gewöhnten und ihre Zuflucht und Hülfe wurden.

Unterdeſſen waren wir vor dem Strelitzer Thor angekommen; ich bemerkte es zu meinem Schrecken, denn die Geſchichte war ja noch nicht aus, bei dem Fahren auf dem Pflaſter nicht zu hören und in ihrer Gegenwart nicht zu beendigen. Halt Kutſcher, rief ich aus dem Vorderfenſter, halt hier ſo lange ſtill bis unſre Geſchichte zu Ende iſt! Er hielt, und der Kriegsrath fuhr fort:

Wunderlich genug war ich zu einer Tochter und damit zu den Sorgen für ihre Zukunft gekommen. Familie hatte ich nicht, hoffte auch keine zu bekommen, bei meinem Bruder konnte ſie nicht bleiben, was war alſo zu thun? Es mochte wohl im fünften Monat meines Beſuchs ſein; da ſah ich eines Morgens die Kinder in der Nebenſtube ſpielen. Sie ſpielten Kirche. Der größte Bube war Küſter und ſang ein kläglich ſchönes Lied, das er auswendig wußte, der kleinere predigte von einem Stuhl herunter, und dann ſollte das Mädchen auch ſingen. Sie ſetzte ſich auf den Schemel und ſang das ſchöne, einfache, ſchwediſche Lied, wovon Sie bei Tiſch den erſten Vers vortrugen, während der erwählte Küſter mit abſcheulicher Stimme nebenherleierte:

Es iſt ein Jud' ins Waſſer gefall'n,
Ich hab' ihn hören plumpen ꝛc.

Ich verbot dem Jungen ſeine Begleitung und hörte das Kind äußerſt richtig und lieblich ſingen. Mein Entſchluß war gefaßt. Sie kennen meine Vorliebe fürs Theater. Ich kannte den Direktor des Theaters zu … und ſeine Frau als ſehr achtbare Leute, gab das Kind zu ihnen ins Haus und ließ es ganz für das Theater erziehn. An Geld und Bequemlichkeit ließ ich es ihr nie fehlen, auch ſah ich ſie von Zeit zu Zeit, aber mein wahres Verhältniß zu ihr verhüllte ich mit gutem Bedacht. Denn ich konnte nicht wiſſen, ob dieſe Entdeckung nicht in ihr den Wunſch erwecken würde, das Theater aufzugeben. Nur zu ſelten übt der Menſch das Schöne um des Schönen willen, wie Sie denn dies auch jetzt an unſerm Axel und ſeiner Emma ſehn, und leider ſetzt ſie der Tod des gedachten Küſters und ſeiner Eltern in den Stand, auch ohne mich und meine Hülfe, die ſie ſonſt ſchwerlich erlangen dürften, zu thun, nicht was recht iſt, ſondern was ihnen beliebt. Das Uebrige iſt Ihnen bekannt, außer daß ich zu der Annahme des Namens Sonnabend der guten Vorbedeutung wegen gerathen und ihr jetzt auf allen Stationen bis Berlin Quarzier beſtellt hatte. Ihr Zuſammentreffen und Zuſammenreiſen mit meiner Adoptiv-Tochter hat mir ſchöne Pläne und den jungen Leuten ſchönen Ruhm verdorben; verantworten Sie es, wenn Sie können!

Mit Gottes Hülfe, ſagte ich, und erzählte darauf meinen Betrug mit dem Schauſpieler Werthmüller. — Sünde gebiert Schaden, und Lüge Unglück, Sie ſind ſchuldiger, als ich dachte, erwiederte er.

Ich befahl dem Kutſcher fortzufahren. Er that es, und eine Menge lärmender Jungen, die ſich um den ſonderbar verweilenden Wagen verſammelt hatten, geleiteten uns bis vor das Gaſthaus an dem ſehr regelmäßigen Markte von Strelitz.

6. Der graue Mann.

Er zapft den beſten Zyper in Venedig,
Auf meine Ehre! dieſer Wirth mein Freund.

Wir ſtiegen aus und ſahen uns nach dem Wagen unſeres Lieutenants um; wir fragten den Wirth, wir ſchickten in alle Gaſthäuſer; nirgends wußte man Auskunft zu geben; endlich trat ein adlernaſiger, grauröckiger Mann herzu, der einem alten abgetakelten Officier glich und mit der langen Pfeife bei dem Schachbrettiſche am Fenſter ſeinen, wie es ſchien ſtehenden Platz hatte, und berichtete:

Vor etwa zwei Stunden ſei ein Offizier von den

…ſchen Huſaren mit einer Dame in gelber zurückgeſchlagener Kaleſche über den Markt gekommen.

Die Pferde waren zwei ſtarke Nappen? unterbrach ich.

Zwei Nappen, nur hatte das Beipferd einen kleinen ſchiefen Bleß.

Ganz recht! ganz recht! und wo mögen ſie abgeſtiegen ſein?

Wenn ſie nicht bei Bekannten geblieben ſind, ſo können ſie mit Anſtand nirgends abſteigen, als in dieſem Gaſthauſe.

Der Wirth nickte ihm Beifall, er ſelbſt drückte mit der Miene eines guten Gewiſſens die Aſche tiefer in die Pfeife, that ein Paar eilige Züge und fuhr dann fort:

Sie bogen aber ſo raſch in die Altſtrelitzer Straße hinein, daß ich drei gegen eins wette, ſie ſind nicht in Neuſtrelitz geblieben.

Wir mußten ihm zugeben, er würde bei ſo bewandten Umſtänden ſeine Wette gewinnen. Denn offenbar mußte der Lieutenant aus irgend einem Grunde wieder einmal ſeinem Satze, daß kein Vertrag ewig gelte, gefolgt ſein.

Was halten Sie von dieſem Verfahren, Herr Kriegsrath?

Es iſt ſeinem Zwecke ſehr angemeſſen und verräth militäriſches Talent; um ſo mehr zu bedauern, daß er es nicht lieber auf die Eroberung von Fahnen und Kanonen verwenden will! Herr Wirth, beſtellen Sie mir Poſt nach Fürſtenberg! Ihre Geſellſchaft, Herr Doctor, würde mir ſehr angenehm ſein.

Ich mußte bedauern, daß Strelitz ein vielfach wohlbegründetes Recht auf eine größere Aufmerkſamkeit von meiner Seite hatte, und daß ich es nicht gleich ihm nur zum Abſteigequartier benutzen durfte. Bis die Poſt kam, wurde jedoch die Trennung verſchoben und ein Abſchiedstrunk beſchloſſen, woran auf unſer dringendes Erſuchen der gefällige graue Mann Theil nahm und nicht zu unſerem Nachtheile. Denn als wir uns über den Wein beriethen und um ſein Urtheil baten, belehrte er uns wie ein Kenner:

Die übrigen Weine ſind ſchlecht, die rothen haben Satz und legen ſich auf die Zunge, die weißen ſind ebenfalls herb und ohne Feuer; aber der Petit-Burgunder — delicieuſe!

Der Kriegsrath befahl, der Kellner lief, der Wein erſchien und die Verheißung war erfüllt. Delicieuſe! wiederholte ich nach der erſten Probe. — Nicht wahr? lächelte unſer Gaſt und blies mir heftig den Tabacksdampf ins Geſicht, ſah ſich halb nach dem Wirthe um und war ohne Zweifel im Begriff eine Lobrede mit den nöthigen Gründen zu beginnen. Jedoch ich kam ihm zuvor und nannte einen noch viel delicieuſeren Gegenſtand, der mir unaufhörlich im Sinne lag: Emma und ihr Glück! rief ich aus und wollte anſtoßen. Der graue Mann erhob ſich, aber der Kriegsrath ſchickte noch erſt die Bemerkung voraus: unter dieſer Firma werde ſie kein ſonderliches Glück machen und es ſollte ihm Leid thun, wenn ſie wirklich einen vielverſprechenden Namen für dieſen nichtsſagenden hingäbe. Darauf ſtieß er an, er mit ſeinem, ich mit meinem, der Gaſt mit gar keinem Namen. Nun kamen wir von der Sonnabend aufs Theater zu ſprechen, und da die Strelitzer kunſtverſtändige Leute ſind, ſo wurde das Geſpräch allgemein, jedoch mit der Ausnahme, daß ich unterdeſſen nichts ſah und hörte, als die ſchöne Emma. Manches Glas trank ich heimlich auf ihre Geſundheit, und als die Poſt vorfuhr, gab ich dem Kriegsrath viele Grüße mit. Er gab mir ſeine Addreſſe, ich verſprach ihn in Berlin zu beſuchen, und ſchlug, wiewohl etwas wankend, doch mit vielem Anſtande einen langerſehnten Weg ein zu einem lieben Freunde aus früherer Zeit.

7. Neu-Strelitz.

Die Häuſer laufen im Gewimmel,
Wie ſchief, wie ſchief, wie ſchief!
Der Klockenthurm ſchwankt mit Gebimmel,
Wie tief, wie tief, wie tief!
Schau her in dieſen Waſſerhimmel!
Wie tief, wie tief, wie tief
Wird dieſe Stadt zu Grunde gehn —
O wollte ſie doch grade ſtehn!

Strelitz iſt diejenige Stadt, welche mir immer den bezauberten Schlöſſern mit paradieſiſchen Gärten mitten in rauhen Wildniſſen, wovon wir in der Jugend ſo viel Anziehendes durch unſre klugen Wärterinnen erfahren, am meiſten zu gleichen ſchien. Wenn wir aus dem tiefen tannenernährenden Sande Augen und Lunge glücklich und wohlbehalten bis auf den Strelitzer Markt gebracht haben, ſo ſieht uns dies Feenſchloß aus dem buchengrünen Laubkranz überraſchend wunderbar an. Eben ſo ſagt uns der große Spiegel des freundlichen Sees, in dem ſich ſchöne Waldhöhn beſchaun und gewiß die ſieben verwünſchten Prinzeſſinnen baden, die hier allenthalben verborgen ſein mögen, er ſagt uns, daß er nur durch Zaubermacht mitten in dieſer Wüſte hervorgerufen iſt.

So iſt mir Strelitz immer vorgekommen; aber diesmal ganz curios!

Hier ſteh' ich nun: ſoll ich, oder ſoll ich nicht? Wie ſtill es um mich her iſt, als wärſt du von Menſchen ganz ausgeſtorben, du verwünſchte Stadt! und doch rauſcht mir ein ſeltſames Summſen ins Ohr, ſumm, ſumm, ſümm, ſümm! jetzt hier, jetzt wieder hier! Was ſoll das? mir wird das Kopfdrehen ſauer. — Ob ich aber wohl dahinter komme? Summ-umm — ſumm-umm, rund herum — rund herum! ſummt ihr und der Kukuk! ich verſteh' euch nicht! Feen, Strelitzer oder Elfen, wer ihr auch ſein mögt, ſummt in Gottes Namen! was kümmerts mich!

Wenn ihr nur aus dem Wege gehn wolltet. Hier ſchwirrt mir nicht vor den Beinen! hopp! oh! ich bitt' um Entſchuldigung! Freilich das war mein Fuß, ſeht euch vor! ich bin nicht ſtößig geſinnt, ich bin weltlaunig und zur Liebe aufgelegt, es iſt nur ein Uebelſtand, daß es mir hier in Strelitz ſo vor den Augen flunkert, als wär' ich ſelbſt eben ſo verzaubert, wie die Stadt.

Ja ich will Gott danken, wenn ich aus dieſer Stadt glücklich wieder entkomme, ohne in irgend ein Thier oder gar in eine Pflanze verwandelt zu werden! Und im letztern Falle hab' ich die meiſte Angſt davor, etwan ein Haſelſtock zu werden und ſo wider meinen Willen in Verhörs- und Schulſtuben zur Unterdrückung meiner Mitmenſchen dienen zu müſſen. Nein, ich bin zu leutſelig, ich lieb' euch Alle, all mit einander! Aber es hilft kein Zittern vorm Froſt, ſagt das Sprichwort, alſo hinein, mitten hinein in Strelitz und in die Abentheuer die es mit ſich führt!

8. Verwandlung.

Das Geiſterreich iſt nicht verſchloſſen,
Dein Herz iſt taub, dein Sinn iſt todt;
Drum bade, Schüler, unverdroſſen
Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth.

G.

Von unſerm Wirthshauſe läuft ein breiter Stein nach der Mitte des Marktes. Ich ſuchte mich auf ihm zu behaupten und ſteuerte, trotz des aufſäſſigen Geiſtes vom Petitburgunder und trotz der feeenhaften Umgebung mit vieler Conſequenz weiter, bis ich endlich auf dem gedachten Mittelſtein Halt machte. Die Straßen waren ſtill; ich ſah nach den grünen Wipfeln der Buchen auf der Parkſeite hinüber und bemerkte ganz deutlich, wie ein Purpurſchein aus der Laube blitzte, immer dichter und dichter und endlich, wie eine tief-rothe Abendwolke vereinigt, zu einem ſchönen Muſchelwagen wurde mit goldenen Rädern und lichtgelben Schwänen davor. Der Wagen rollte wie zum Verſuch über die grüne Kuppel des Waldes einher, dann kam er raſch zurückgeflogen, und eine ſchöne Gebieterin lenkte ſeinen ſchaukelnden Flug. Mit Gedankenſchnelle ſtand er neben mir. Ich erſchrak und geblendet wollte ich zurücktreten, allein meine Füße waren an den verhängnißvollen Stein wie angewachſen; ein Schauder durchrieſelte meine Gebeine, allein ich hatte wenig Zeit, mich ihm zu überlaſſen, und noch weniger, mich zu beſinnen, denn dreimal umſauſ'te der Purpurwagen meinen Mittelpunct und dreimal flog mein Stein herum und ich mit ihm, wie ein aufgeleimter Tanzbär auf den Weihnachtsleierkäſtchen der Kinder. Die Wagenlenkerin, auf die ich während des Umſchwungs unaufhörlich hinſtarrte, hatte ganz die Züge der ſchönen Emma, dennoch konnte ich mich nicht völlig davon überzeugen, ob ſie es wirklich ſei, und beim dritten Umlauf verſchwand ſie. Alles ſchien vorüber zu ſein. Nur fühlte ich noch eine nachhaltende Bewegung meines Fußgeſtells des Schlußſteines und das war grade das Unglück. Nun merkten's nämlich die andern Steine, daß der Mittelſtein los war, und ſogleich fuhren ſie befreit im wilden Jubel durcheinander, und rollten unaufhörlich fort wie ihre Brüder in dem Wellenſchlage, wenn ſie beim Sturm aus ihrer tiefen Wohnung heraufkommen und raſſelnd mit unterſeeiſchen Karoſſen bei ihren alten Bekannten unter dem Strandgeſtein zur Coure vorfahren. Es war ein allgemeiner Auflauf der Pflaſterſteine des Marktes, und ich nahm ſogar an den nächſten Häuſern und namentlich an dem neuen vierſchrötigen Thurme ſo verdächtige Bewegungen wahr, daß mir's bange wurde, ob das böſe Beiſpiel nicht vielleicht für die Mauerſteine anſteckend ſei. Mittlerweile entwickelte ſich aus jedem Pflaſterſtein irgend ein Staatsbürgergeſicht, und als ich näher hinſah, wimmelte es unter den Köpfen, welche aus den Steinen geworden waren, von ſchönen Feierkleidern, und Alles verrieth eine unbeſchreibliche Fröhlichkeit, daß es einmal Erlaubniß hatte, Naſen, Ohren, Augen, kurz alle Glieder frei herauszuſtrecken, wie die Schnecken im Sommer. Alte Bekannte ſchüttelten ſich die Hände, Freunde küßten ſich mit doppelten Küſſen, und wie die Naſen ſich zweimal vorüberrutſchten, ſah man häufige Funken der Begeiſterung herausfahren, Staatsmänner beglückwünſchten ſich mit dem Gallahut unterm Arm, dann demonſtrirten ſie, und der eine fuhr mit dem Zeigefinger an die Naſe, der andre legte ihn in den Daumen, noch ein anderer legte ihn an die Stirn, Liebespaare ſtürzten ſich ans Herz und Freudenthränen ſchwammen in ihren leuchtenden Augen, einige Steine ſtiegen ſogar andern auf die Schultern und hielten patriotiſche Reden, von denen ich jedoch zum Glück für meinen friedlichen Ruf weiter kein Wort verſtand, als daß ſie jedesmal den Refrain hatten: 1830.

Lieber Gott, rief ich aus, wie wenig kennen wir deine wunderbare Welt! aber ach! was ſoll aus mir Armen werden? Während alles jubelt und ſogar die Steine reden, ſteh' ich hier auf dieſen verwünſchten, feigen, faulen Stein geleimt wie ein aufgeſpießter Maikäfer, dem, ein böſer Bube ſeine Nadel ins Bein geſtochen! [illegible] zugleich, er, der Anſtifter des Lärms, liegt ſchläft in tiefſter Ruhe!

Kaum hatte ich dies gedacht, da erblickte ich von Neuem den verhängnißvollen Purpurwagen und jetzt ganz deutlich unſre Emma darin. Dreimal in immer größeren Kreiſen fuhr er um mich herum, und wie er zum drittenmal vor mir ſtand, drehte der ganze Markt in furchtbarer Schnelligkeit wie ein Trichter-Wirbel im Waſſer ſich in eine unabſehbare Tiefe hinab, nur mein Stein ſtand gleich einer hohen Säulenkrone in der Luft. Auch der Wagen ſchwebte hinunter, ein Blitz fuhr von ihm aus und zuckte ſchlängelnd zu Boden. Dann hörte ich ein Donnern unter mir, der Stein wankte, ſeine Fundamente ſtürzten, er ließ meine Füße los, und ich fiel rücklings, wie eine Sternſchnuppe von dem hohen Himmel, in die unermeßliche Tiefe. Mir vergingen die Sinne.

9. Wiederſehn.

Giebts einen nüchternen Genuß?
Laßt mich begeiſtert ſein,
Mein Innres wogt und kommt in Fluß,
Und reißt die Welt hinein.
Sie iſt ſo biegſam, iſt ſo ſchön,
Könnt' ich ſie ſo doch immer ſehn!

Als ich wieder zu mir kam, ſaß ich auf dem rothen Ruhebett eines königlichen Gemaches und neben mir —

Emma, die mir freundlich zulächelte und ſogar meine Hand nahm, um ſie dankbar zu drücken. O fühlteſt du mehr als Dankbarkeit bei dieſer Berührung, dacht' ich in meinem Herzen: o warum ging jener glückliche Augenblick im Wagen ſo erfolglos und unbenutzt vorüber! dann aber überwog jene uneigennützige Theilnahme an ihrem Schickſale, die ſie nur um ſo mehr zu verdienen ſchien, weil ſie gar nicht darauf rechnete, ich ſah ihr tief ins Aug' und ſagte:

In des Schlummers weichem Schooße
Auf dem grünen Uferſaum,
Meergeſchenkte, ſüße Roſe,
Emma, welches war dein Traum.
Bei der Buchenblätter Sauſen,
Bei des großen Meeres Brauſen,
In dem luft'gen Schlafgemach
Unter hohem Himmelsdach?

Im erwachten Sonnenſcheine
Auf dem fremden Meeresſtrand,
Wie dein Rufen, arme Kleine,
Mutters lieben Troſt nicht fand,
Nur des kalten Windes Sauſen,
Nur des wilden Meeres Brauſen;
Welcher namenloſe Schmerz
Drang in dein verwaiſ'tes Herz!

In der Liebe ſanftem Schooße,
Wo die Wonne ruht und träumt,
Träume ſüß, du ſüße Roſe,
Denke nie was du verſäumt;
Und auf wald'gem Uferpfade
An dem leuchtenden Geſtade,
Wo du weinend aufgeblickt,
Wandle künftig nur beglückt!“

Als ich geendet hatte, ſagte ſie, dieſe Worte klängen ihr wie ein Lied, dankte mir und bat, ich möchte ſie doch abſchreiben.

Sogleich zog ich meine Schreibtafel heraus, ſetzte mich auf ihren Fußſchemel, legte die Tafel auf ihren Schooß und ſchrieb. Aber kaum brachte ich meine Rede zu Ende, denn während des Schreibens entſtand ein immer wachſender Lärm um mich her, und wie ich das letzte Wort niederſchrieb, fühlte ich plötzlich meinen Arm gehemmt, meine Bruſt berührt durch eine fremde Bruſt, und meinen Mund verſchloſſen durch einen bärtigen Kuß, dem der Ausruf folgte: Edmund, Herzensbruder, biſt Du es wirklich? ja Du biſt es! aber ich bitte Dich, was denkſt Du von Neuſtrelitz, daß Du Dich mitten auf dem Markte am hellen Mittage aufs Pflaſter ſetzeſt und auf Deinem Ranzen Gedichte ſchreibſt?

Was? Wie? rief ich aus, hob die Schreibtafel weg und erblickte meinen Ranzen, wagte es aber nicht, ihn zu befühlen aus Furcht, es möchten doch noch die Knie der ſchönen Emma ſein. Dann erhob ich mich vom Pflaſter, ſah mich rund umher um, erblickte ſchadenfrohe Geſichter und von neuem untertretene feſte Steine, und ſagte verwundert:

Was ich von Neuſtrelitz denke? meiner Treu, das iſt nicht leicht zu ſagen! — —

Nur geſchwinde! unterbrach er mich, daß wir aus dem Gedränge kommen. Die Leute denken wahrlich, daß Du nicht bei Troſte biſt. —

Da haben ſie nicht ganz Unrecht, aber wer iſt Schuld daran? ſagte ich, nahm meinen Ranzen und ging mit.

10. Die Strelitzer.

Wer käme wohl gern ins Publikum?
So gehet die Katz mit den Mäuſen um.

Mein wohlbeleibter Freund keuchte mit mir durch verſchiedene Gaſſen, um den Höflichkeitsbezeugungen der artigen Strelitzer, die uns bis nach Hauſe begleiten zu wollen ſchienen, noch vorher zu entgehn; aber es war kein Mittel von Erfolg, und in unſern Füßen keine Rettung. Der ganze Haufe begleitete uns unter lautem Hurrah, bald ließen ſie „den dicken Braunen“ leben, bald „den dünnen Grauen“. Wir zogen unſre Hüte und dankten, eine Bewegung, welche zwar weniger von Herzen als vom Kopfe kam, aber doch, von meinem Begleiter wenigſtens, gern gemacht wurde, denn er verſäumte nie die Gelegenheit, einige Mal mit dem Schweißtuch über die Stirn zu fahren, und ſich zu gleicher Zeit Luft zu machen durch einige Verwünſchungen über meine Tollheit und ſeine Dummheit, ſich darin verwickelt zu haben, beſonders da der Ausgang gar nicht abzuſehn ſei.

Wahrhaftig! man thut beſſer, ſich mit einem ſo verrückten Menſchen, wie Du biſt, gar nicht einzulaſſen. Macht er mich nicht zum Geſpött in meiner eignen Vaterſtadt?

Da hab' ich ſchon wieder dem Kalbe in die Augen geſchlagen! und bin doch ſo unſchuldig an dem Lärm, wie ein Jungfernkind an ſeiner eignen Geburt.

Ich glaube, Dir macht am Ende der Auflauf noch Spaß.

Wenigſtens wüßt' ich nicht, wie man unverdienter und wohlfeiler zu ſolcher Volksgunſt und Auszeichnung kommen könnte.

Hier waren wir bei ſeinem Hauſe angelangt, ich ſtimmte dafür, hineinzugehn, er war unſchlüſſig; unterdeſſen gewann die Menge Zeit, ſich vollends um uns herumzuziehn, und nun war kein andrer Ausweg mehr übrig als die Hausthür.

Wir ſtiegen etwan ſechs Stufen hinauf; mein Freund griff eilig nach der Klinke, während ich ehrerbietig meinen Hut zog und mit geziemender Verbeugung mich zu empfehlen gedachte. Die Thür ging klingelnd auf, aber das Geklingel erſtickte bald in dem lauten Beifallsgeſchrei der gütigen Begleiter, von denen unterdeſſen einige ſo dienſtfertig waren das Wort „Dankſagung" zum Feldgeſchrei zu machen, ſo daß mir nichts übrig blieb, als einige Schritte vorzutreten und mich fügſam und willig zu zeigen. Es wurde ſtill; ich ſprach, als hätt' es mir Napoleon dictirt zu dem Volke:

Strelitzer!

Ihr habt euren alten Ruhm bewährt! euer Antheil an öffentlichen, ſowie an den verborgenſten Angelegenheiten iſt der Welt bewieſen. Ich werd' es zu rühmen wiſſen. Strelitzer, ihr habt meinen wärmſten Dank verdient, für eure ehrenvolle Begleitung. Ich werd' ihn nie erkalten laſſen, ſondern nach Kräften in ſeiner jetzigen Temperatur erhalten. Lebt wohl! und nehmt ſtatt des Geleites meinen Dank mit nach Hauſe; denn Viele können zwar Einen zu Hauſe begleiten, aber Einer nicht gut Viele.

Es erſcholl ein abermaliges nunmehr ſchon beſſer verdientes Hurrah und Hoch, dann folgte ich meinem Freunde ins Haus, und hörte die Menge nach allen Seiten auseinander gehn.

11. Die Geſinnung.

Wie Du geſinnt biſt, wird es Dir ergehn,
Dem Geiſte muß ſein Herren-Recht geſchehn,
Und wollteſt Du den Teufel in den Himmel nehmen,
Er würde ſich langweilen und gar nicht bequemen.

Der Unſinn iſt ein König, ſeine Unterthanen luſtige Leute, drum wer ſich ergötzen will, mag es wiſſen und ihm wiſſentlich dienen, dacht' ich und ging hinein in der heiterſten Laune von der Welt. Anders fühlte ſich mein Freund. Als ich ins Zimmer trat, fand ich ihn ganz erſchöpft und mislaunig in ſeinem Armſtuhl liegen.

Sind ſie abgezogen? unterbrach er die verſchnaufende Bewegung ſeines Bauches.

Ich habe ſie mit einem guten Zeugniſſe entlaſſen.

Es iſt eine ärgerliche Geſchichte. Ich werde zum Stadtgeſpräch.

Volkes Stimme Gottes Stimme!

Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu ſorgen; aber eigentlich hätteſt Du den Schimpf verdient, und ich wollte was drum geben, wenn Du hier anſäſſig wärſt.

Es hat doch ſein Gutes, kein Spießbürger zu ſein.

Den Hochmuth habe ich längſt in den Schuhen vertragen.

Weiter als bis in die Schuhe ſcheint er Dir überhaupt nicht gekommen zu ſein.

Doch! Brüderchen, ich habe ihn im Magen.

In dieſem Fall iſt er Dir gut bekommen.

Wie ſo? Du glaubſt doch nicht, daß ich ſtärker geworden? Wenigſtens find ich es nicht.

Das glaub' ich wohl. Dir ſind die Augen ſo weit zugewachſen, daß Du den Bauch nicht ſiehſt.

Er machte unwillkürlich den Verſuch und ſagte: Es geht doch noch.

Das beweiſet weiter nichts, als daß der Bauch eben ſo ſehr gewachſen iſt, wie die Backen.

Nun, ſo hab' ich doch was vor mich gebracht, Du ſcheinſt mir dagegen ziemlich abgemagert und ich will wetten, Du haſt eben ſo wenig Geld als Fett.

Das brachte meine Lebensart ſo mit ſich.

Es wird wenig Freude dabei geweſen ſein.

Freude iſt ein Gericht, das man ſich ohne Topf und Feuer mit ein wenig Philoſophie ziemlich überall kochen kann.

So oder ähnlich habe ich in meiner Jugend auch gedacht. Jetzt ſeh' ich aber, ein guter Tiſch und eine ſchöne Frau machen das Leben zum Paradieſe. Damals war ich noch nicht gehörig zu Verſtande gekommen; jetzt —

Jetzt kommt mir Dein Verſtand vor wie eine Nachtigall in Butter gebraten.

Wenn Dir Butter und Braten fehlt, wird Dir die Nachtigall nicht halb ſo gut ſingen. Uebrigens wollen wir uns nicht ſtreiten, und als guter Wirth werd' ich gleich für beides ſorgen. Bleib' einen Augenblick allein, bis ich meine Frau hole, und wenn Du unterdeſſen Nachtigallen hören willſt, ſo öffne Dir jenes Fenſter, das in die Schloßkoppel hinausgeht.

Er ging zur Thür, ich zum Fenſter.

---

12. Zwei neue Reiſefreunde.

Die ſüßen Blicke,
Der holde Schein,
Die Händedrücke,
Das erſte Nein! —
O ſeliger Liebe Kern und Frucht,
Wer weilt, wer bannt mir Eure Flucht!

Dieſer Epikuräer! dacht' ich; denn ich fand, daß er Alles auf das Bequemſte und Genußreichſte eingerichtet hatte, ja mich ſelbſt wandelte eine gewiſſe Behaglichkeit an, als ich mich ungezwungen den Eindrücken überließ. Das Fenſter flog in die Höh; ich befeſtigte die Schnur, und, was er mir ſchon in Göttingen zu loben pflegte, die Polſter auf dem Geſimſe lockten weich und ſchwellend meinen Arm. Wie ich mich hinauslegte, ſchlug der friſche Frühlingsgeruch mir erquickend entgegen, ſprang von dem jungen Laub- und Blumenteppich der Sonnenſchein mit goldener Fontaine zu mir herauf. Unten waren dichte hellgrüne Gebüſche und höher eben ſo friſches Laubholz, die Blätter mochten nicht über einen Tag alt ſein. In dieſen Gebüſchen ging es luſtig zu und beſonders trieben zwei Vögel ein ganz merkwürdiges Weſen mit einander, welches zu kokett von dem Fräulein und zu inbrünſtig von dem Liebhaber, kurz zu menſchlich war, um rein vogelthümlich genannt werden zu können. Es war eine Werbung, welche zuerſt mit aller jungfräulichen Sprödigkeit abgeſchlagen, dann mannigfaltig geſtaltet in Klage, Reue und Ausſöhnung zum Gelingen kam. Offenbar fühlte die Jungfrau zuerſt wenig oder gar nichts von Liebe, und ich kann wohl ſagen, es empörte mich faſt, wie das arme Kind um die harmloſeſten Tage ihrer Unſchuld gebracht wurde, denn ich erinnerte mich an manche ſchöne Jugendbekannte, welche irgend ein Liebhaber übelgeſtaltig und mislaunig zu machen gewußt; ich erinnerte mich daran, wie ungehalten Heine und ſeine Freunde über dieſen Weltlauf zu ſein pflegen. Indeſſen auf der andern Seite zeigte der Liebhaber ſo viel Ehre und Wärme, daß man ihm Verzeihung, ja Theilnahme nicht verſagen konnte. Entweder, dacht' ich, ſind dieſe beiden Vögel keine gemeine Vögel oder wir haben mit unſern menſchlichen Romanen gar nichts vor ihnen voraus. Mit tiefſter Innigkeit der Empfindung ſchmetterte der Jüngling ſein Liebeslied aus kochender Bruſt hervor; mit rührender Verſchämtheit floh die

Geliebte ſeinen Sturm, doch ſah ſie ſelig aus, daß er ſo ſang, und daß er's an ſie ſang. Iſt das nicht unſer Heiligthum der Liebe? Wie dem aber auch ſei, die lieben Vögelchen ſind mir im Herzen, alle ihre Mienen und Sprünge vor Augen und ihre Zärtlichkeit unvergeßlich.

Ich eile daher das demnächſt Nöthige zu erlaſſen:

Dieſe beiden Vogelindividuen haben ſich zu meiner völligen Zufriedenheit betragen. Ich ernenne ſie hiemit feierlichſt zu meinen lieben Reiſefreunden, und ſoll ihre Liebe in Zukunft ſo unſterblich ſein wie Hero's und Leander's; denn ich will ſie beſingen, und verordne hiemit, dieſe meine Anerkennung durch den Druck zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Die Liebe in der Schloßkoppel.

Der Frühling lacht, die Sonn' enthüllt
Sich Knospen, voll und viel;
Im Dufte, der den Wald erfüllt,
Treibt's Vöglein luſtig Spiel:
Die Roſe trägt ihr Hochzeitskleid,
Doch flieht ſie ſeinen Kuß;
Den leichten Kinderſinn erfreut
Nur Flucht im Lenzgenuß.

Sie ſchwingt ſich tief, ſie ſchwingt ſich hoch,
Der Buhle folget ihr,
Sie birgt ſich, jetzt ſieht er ſie noch,
Jetzt iſt ſie nicht mehr hier; —
Und laute Klag' und Liebesruf
Dringt durch den dichten Hain,
Sie hört es wohl und merkt, ſie ſchuf
Ihm herbe Liebespein,

Er weint von Zweig zu Zweigen fort,
Verſenkt in ſeinen Schmerz;
Und ihr entgeht kein Trauerwort,
Senkt Reu' ihr in das Herz.
Sie hüpft herbei, ſie bäte gern,
Verſchämt naht ſie ſich mehr;
Er jauchzt herbei; wie blieb' er fern!
Wie zürnt' er wohl ſo ſehr!

Wie ſie mit Küſſen ihn verſöhnt!
Wie ſtolz der Fant ſich hält!
Wie ihm darauf die Kleine fröhnt,
Als Gattin zugeſellt,
Im Neſterbau mit Sorg' und Müh',
In Angſt um zarte Brut!
Ach! und verlor ſo ſchnell, ſo früh
Den leichten Jugendmuth!

IV.

Axel und Chlodilde.

1. Der Abſchied.

Ein Luftgebild vor Windeswehen,
Ein Traumbetrug im Schlaf geſehen —
So ſchwinden die Liebſten mir all von hinnen,
Da ſteh' ich allein und will mich beſinnen. —

Meine beiden Freunde beſchäftigten mich ſo lange, bis ich ein Gepolter auf der Treppe und bald mehrere Frauen- und Männerſtimmen vor der Thür hörte; ſogleich nahm ich Abſchied von den Liebenden und konnte mich des alten Abſchiedsgedankens nicht enthalten: „Vielleicht auf ewig,“ denn ich erinnerte mich an meine früheren Freundſchaften und Herzensangelegenheiten, an ſo manches Lebewohl, das erſt ſpäter ſeine trübe Bedeutung bekommen. Dieſe Gedanken erweckten auch die Erinnerung eines Falles, der dem gegenwärtigen noch bei weitem ähnlicher war. Ich ging einmal durch die Straßen von Berlin, da begegnete ich einem jungen Mädchen. Sie iſt das ſchönſte, welches ich in meinem Leben geſehn habe, rief eine Stimme in mir, und der Anblick verwirrte mich ſo ſehr, daß ich grade nach derſelben Seite auswich, wo ſie hinübertrat, wir begegneten uns, wir ſahen uns an, und in demſelben Augenblick traten wir wieder beide nach der Häuſerſeite zurück. Da glaubte ich mich entſchuldigen zu müſſen; ſie benutzte dieſen Augenblick, ſie ging vorüber, und ich ſah ſie „einmal und nicht wieder.“ —

Könnte man doch alle Menſchen kennen, welche zugleich die liebe Gottesluft einathmen, wie reich würde die Wiſſenſchaft und die Liebe! Nun tappen wir in irgend einen Winkel und greifen zu, befangen in ſeiner Dunkelkeit, und wenn wir ja etwas Gutes wiſſen, ſind wir zu beſchränkt, um es zu erreichen. Glücklich wie Götter, die es nicht ſind!

Lebt wohl, ihr lieben Gebüſchbewohner und frühlingsfrohen Liebenden! Es muß ſein, und es wird auch am Ende wohl das Beſte ſein, obgleich mir der Grund davon nicht ſogleich einfällt, was mich indeſſen nicht grade übermäßig beunruhigt, denn es leidet keinen Zweifel, irgend ein Gelehrter wird ihn ſchon wiſſen oder wo nicht, ſo doch ſicherlich noch herausbringen.

2. Der Profeſſor.

Er reformirt und ſein Gedanke lebt,
Es iſt gewiß, daß er die Mitwelt hebt:
Wie wüßten wir, daß ſie bei Troſte ſei,
Als durch des Narren That und Konterfei!

Die Thür ging auf, ich ſtellte mich an einen bequemen Platz, und ſah meinen ſtattlichen Freund vor mir aufmarſchiren, begleitet von ſeiner kleinen rothwangigen, immer ſcherzhaft dreinſchauenden und ſehr beweglichen Frau, welche ungefähr ſo ausſah, wie man den Sommer gewöhnlich abzumalen pflegt, und von einer langen ſchwarzgekleideten männlichen Figur, deren gelehrt ausgebleichtes länglichtes Geſicht unter einem ſchwarzen perrückenartig vorne übergekämmten Haarwulſt mit mancherlei ſeltenen Gedankenfurchen hervorſtach. Der Mann ſah vornehm aus, ich konnte mich daher gleich anfangs nicht genug verwundern, wie er das Beſtreben aller Menſchen, die auf Geiſt und Bildung halten, in Rückſicht ſeiner Stirn ſo ganz vernachläſſigte. Er trug ſie nämlich halb bedeckt, während doch heutiges Tags Jedermann nach einer freien Stirne ſtrebt durch möglichſtes Aufſtreichen der Haare und eine Frisure à la hérisson. Dies ſtörte mich ſo oft ich ihn anſah, und doch mußte ich das Räthſel mit mir herumtragen, bis der Beſuch vorüber war. Da erfuhr ich, er findet dieſe Friſur ſchön und zugleich antik. Horaz preiſ't ſeine (angusta fronte Neaeram) Neära mit der ſchmalen Stirn. Obgleich es möglich iſt, daß Horaz ſie nicht deswegen, ſondern deſſenungeachtet und wegen anderer Vorzüge liebte, obgleich Neära ein Frauenzimmer und unſere neue Bekanntſchaft ein Mann iſt; dennoch war es eine Thatſache, der gewaltige Dichter hatte dieſen Einfluß auf ſeine Toilette geübt. Mein Freund ſtellte mir ihn vor mit den Worten: Der Herr Profeſſor Krummſtengel, Lehrer am Gymnaſium zu F., und darauf nannte er auch mich. Sodann bewillkommte mich die ſehr freundliche Frau. Mein Mann, ſagte ſie, hat Ihrer vielfältig gegen mich erwähnt; ich will hoffen, daß Sie noch immer die gute Laune, die ich aus ſeinen und Ihren Studententhaten abnehme, nicht verloren haben.

In dieſem Falle wünſche ich mir Glück zu Ihrer Bekanntſchaft, denn ich will es Ihnen nur gleich geſtehn: ſauertöpfige Leute kann ich noch weniger leiden, als einen kranken Mops oder eine angebrannte Mehlſuppe.

Ich muß es auf Gnade oder Ungnade wagen, meine ſchöne Wirthin, niemand kann ſich anders machen als er iſt.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Herr Doctor, die Erziehung vermag viel, ja die Erziehung thut Alles, wir ſind nichts von uns ſelbſt, wandte der Profeſſor ein.

Als wenn er nicht ſelbſt in ſein Naturell, die Schulluſt, bis über die Ohren verſenkt wäre, ſagte mein dicker Freund. Den möchte ich ſehn, Profeſſor Krummſtengel, der aus Ihnen z. B. einen Seiltänzer zu bilden wagte.

8. Die Geſellſchaft.

O ſtiller Fried', o Seelenruh,
Wend' uns von Deinem Balſam zu!

Nun war die Geſellſchaft orientirt und damit auch geſtaltet und zwar ſo, daß wenn Einer redete, immer drei Zuhörer da waren, eine ſehr bequeme Anzahl, die man mit einem Blick überſehn, ja ſogar noch beobachten kann, um durch den erkannten Eindruck des Geſagten zu einer lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen Hörer und Redner zu kommen, wiederum eine Sache, welche das Gute hat, daß der Redner nicht mehr zu wachen braucht, wenn die Zuhörer ſchon ſchlafen, was bei einer größeren Verſammlung in der Kirche, im Kollegium und auf Landtagen leider nicht einzuführen. Die Bequemlichkeit dieſer Zahl kann ich nicht nur durch vielfältige eigne Erfahrung, ſondern auch durch eine ſehr merkwürdige Geſellſchaft, die in der Nähe von Roſtock ihre Sitzungen hält, darthun. Dort bewohnen vier alte Junggeſellen jeder ein eignes Gütchen. Sie ſind ſich einander von Jugend auf gewohnt und haben die Verabredung getroffen, abwechſelnd bei Einem alle Sonnabend zuſammen zu kommen. In allen vier Beſuchzimmern ſind vier bequeme Lehnſtühle. Dieſe ſtehn im Kreiſe einander zugewandt und neben jedem Stuhl zur Rechten ein Tiſchchen mit einer Flaſche Wein und einem großen Glaſe. Nun gehn dieſe Herren ohne alles weitere Ceremoniell mit einander um; nur darf ſich niemand ſetzen, bevor alle vier verſammelt ſind und jeder ſein ſehr großes Glas dreimal ausgetrunken hat, das erſte auf gute Füllen, das zweite auf gutes Korn und das dritte auf gute Preiſe, das vierte, welches den guten Schaafen gilt, bleibt zum beliebigen Gebrauch auf dem Tiſchchen ſtehn. Dann ſetzen die Herren ſich in ihre Stühle; die Haushälterin wünſcht ihnen eine ruhige Unterhaltung und der Wirth beginnt den Vortrag. Er kann reden was er will, aber widerſprechen darf ihm keiner, auch fragt er keinen, während er jedoch trinkt, kann einer von den andern Herren ſeine Bemerkungen machen. Darauf redet ſein Nachbar zur Rechten, und man hat die Bemerkung gemacht, daſʒ die Reihe nie bis an den vierten kommt, bevor nicht der Schlummer ſein Recht ausgeübt. Die Herren, welche ſämtlich etwas wohlbeleibt ſind, wie diejenigen unter den Hähnen zu ſein pflegen, für die wegen eines gewiſſen Mangels die Hühner nichts Anziehendes haben, pflegen dann, jeder mit ſeiner Doſe in den über dem Bauch gefalteten Händen, jeder auf ſeine Art, ſtatt des Mundes mit der Naſe die Unterhaltung des andächtigen Kreiſes fortzuführen, ſo daß man zwar von ihnen ſagen kann: Sie ſind voll ſüßen Weines, aber nicht, ſie redeten mit allerlei Zungen, ſondern mit allerlei Naſen. Sie ſchlafen nun nach Belieben, ſo wie aber einer erwacht, nimmt er eine Priſe, und jenachdem er Wirth oder Gaſt iſt, ſteigt er zu Pferde oder ins Bett. Dieſes „ruhige und zufriedene“ Leben führten ſie ſchon viele Jahre und zwar ungeſtört, bis ſie in den letzten Jahren plötzlich durch eine Polizeicommiſſion aus ihrem Schlummer aufgeſchreckt wurden. Denn irgend ein Uebelwollender hatte ſie als eine Ramification des übelberufenen „Bundes der Alten“ denuncirt. Dem Vernehmen nach hat jedoch die Unterſuchung nichts gegen ſie aufzubringen vermocht, als das Myſtiſche in der Zahl der drei Zuhörer, das Unautoriſirte in ihren geheimen Zuſammenkünften, und das Gefährliche des letzten nicht ausgeſprochenen Toaſtes, „indem nicht zu ermeſſen, warum, wenn mit den Schaafen nur gewöhnliche Schaafe gemeint und nicht irgend etwas Verbrecheriſches und Hochverrätheriſches angedeutet ſein ſollte, dieſer Toaſt oder Geſundheit ſchweigend getrunken und nicht ausgeſprochen würde.“ Doch wurde nach geleiſtetem Reinigungseide über den letzten Punct und einem dahin abgegebenen Verſprechen, „wie jeden Sonnabend Anzeige von Verſammlung, Ort und Perſonen gemacht werden ſolle, eine Freiſprechung ab instantia in Ermangelung mehreren Beweiſes und Verurtheilung in die Koſten decretirt.“

Dies iſt die Geſchichte dieſer merkwürdigen Geſellſchaft von ihrem Urſprunge bis auf unſern Tag herab, und damit glaub' ich hinlänglich die Bequemlichkeit der Zahl vier für eine unterhaltende Geſellſchaft aber zugleich auch das Gefährliche derſelben in unſern bewegten Zeiten dargethan zu haben.

4. Zur Litteraturgeſchichte.

Unbekannter Fremdling ſprich,
Welche Heimath pflegte Dich!

Wir hatten uns unterdeſſen um den runden Tiſch herumgeſetzt. Aber noch ehe wir dazu kamen, die Wirthin und den Wirth durch Eſſen und Trinken zu ehren, begann der Profeſſor die ungeflügelten Worte:

Nachdem, wie dies bei den heutigen Begriffen von Schicklichkeit nicht anders ſein kann, ein Jeder ſeine Heimath, ſeinen Stand und Namen kund gegeben, nachdem ſodann unſere geehrte Wirthin in ihrer Bewillkommnungsrede zugleich ihr liebenswürdiges Temperament und einige demgemäße Deſiderata an den Tag gelegt, wir drei oder ein Jeder darauf Bezug zu nehmen uns veranlaßt gefunden; glaube ich nicht ungeziemend für den höchſten Zweck des Menſchen, die Erkenntniß der Wahrheit, geeignete Schritte thun zu können. Ich erlaube mir die Frage, aus welcher Stadt oder aus welchem Orte dieſer berühmten Inſel der Herr Doctor gebürtig ſind. Denn ich habe die Gewohnheit, um zu einer genaueren Kenntniß der Litteraturgeſchichte zu gelangen, daß ich die Geburts- und Jugend-Oerter (sit venia verbo!) unſerer Litteratoren, zu denen ich Sie ohne Zweifel wegen Ihrer Diſſertation auch rechnen darf, mir merke.

Geboren bin ich in Bergen, welches die Hauptſtadt von Rügen iſt. — —

Ich weiß, ich weiß, mein lieber Herr Doctor, die Stadt iſt berühmt, weil Koſegarten jenen berüchtigten Roman, worin er ſo viele delicate Verhältniſſe bloßgiebt, hart neben dem Pfuhl auf dem Markte geſchrieben hat und E. M. Arndt hier zwar nicht geboren, aber doch zu Zeiten bei ſeinem Bruder dem Burgemeiſter verborgen geweſen iſt, als er vor den Franzoſen flüchtig war. Dann muß daſelbſt noch ein Mann leben, welcher eine Beſchreibung von Rügen mit großer Sachkenntniß verfaßt hat und ſich wunderlich genug hinter dem angenommenen Namen Indigena verbirgt, mir aber dennoch keineswegs entgangen iſt, denn ich weiß nur zu genau, daß es ein gewiſſer etwas grillenhafter Privatgelehrter

Namens ; ſein muß. Sie haben große Muſter, Herr Doctor, auch dort iſt klaſſiſcher Boden.

Bei Bergen fällt mir ein, daß ich Ihnen, meine liebenswürdige Wirthin, ſagte ich ablenkend, noch einige Grüße von dort zu beſtellen habe und dieſe Grüße erinnern mich an die, welche ich Ihnen aus Triebſees mitbringe.

Kaum hatte ſie Zeit mir zu danken, denn der Profeſſor fiel ſogleich ein:

Triebſees? Sie waren in Triebſees. Wiſſen Sie durch wen dieſe Stadt berühmt iſt?

Durch wen eben nicht, aber durch was; denn ich weiß, daß ſie der Schlüſſel zu Pommern iſt, und einen bedeutenden Schmuggelcommers mit Mecklenburg unterhält, ein Umſtand, welchen zwar jedermann wiſſen, aber niemand ſagen darf, weil er ihn nicht beweiſen kann. Auch iſt ſie in neuern Zeiten dadurch berühmt geworden, daß ein ſchon verhafteter Schleichhändler vor der Gefängnißthür plötzlich ſeine Röcke aufnahm und davonlief, und als er über den Grenzfluß Trebel war, gewiſſe Theile entblößte und behauptete, dort wären die ihm feindſeligen zwei Farben zu ſehn, welcher Ausdruck den verfolgenden Gensd'armen ſo ſehr erbitterte, daß er mit Piſtolenſchüſſen antwortete, jedoch glücklicher Weiſe nicht nur das Centrum, ſondern auch die ganze Scheibe verfehlte.

Ich begreiſe nicht, mein Herr Doctor, da ſie ſich doch zu den Gelehrten zählen, wie Sie die Berühmtheit einer Stadt von ſolchen militäriſchen und merkantiliſchen

Dingen können abhängig machen. Triebſees iſt dadurch rühmlichſt bekannt, daß der Rector Stroth dorther gebürtig iſt, welcher Umſtand einen viel gültigeren Anſpruch darauf hat, in dem Gedächtniß eines Gelehrten aufbewahrt zu werden; denn wer iſt den Muſen ſo feind, daß er den Namen Stroth nicht ehren ſollte?

Aber es giebt dergleichen genug, ſelbſt in ſeiner Vaterſtadt. Sollte man da nicht bei dem Triebſeer Magiſtrat mit einer Supplik den Verſuch machen, ihn zur Anerkennung dieſer ehrenvollen Thatſache zu vermögen und dem Rector Stroth ein Denkmal auszuwirken.

Allerdings ſollte man das. O mein theurer Freund, wir wollen uns verbünden alle, die wir in der Wahrheit ſtehen und der Idee unſer Leben gewidmet, zu der Aufrichtung vieler Zeugniſſe des Idealen mitten in dem Wuſt des gemeinen Lebens und Daſeins.

---

5. Dichtung

Wenn ihr euch nur kaſteien wolltet,
Ihr fändet was wir leiſten,
Kein Tittelchen iſt ohne Werth,
Ihr überſeht die meiſten.

Somit hätten wir nun, fuhr der Gelehrte fort, Ihre Herkunft, Herr Doctor, gehörig erörtert, Herkunft ſage ich, ſofern man von der Heimath herkommt, und zwar durch Bildung und durch Erziehung mehr, als von dem

Erzeuger. Nun iſt noch übrig zu fragen, welche Schriften haben Sie geſchrieben, oder worüber gedenken Sie Sich zunächſt zu verbreiten?

Das läßt ſich kurz genug ſagen.

Wie zu erwarten ſtand.

Ich habe eine Doctordiſſertation und einige Gedichte drucken laſſen.

Zuerſt alſo die Diſſertation, wovon handelt dieſelbe?

Der erſte Theil handelt von der Satire und ihrer unpoetiſchen Lauge.

Hm! von der Satire; unſtreitig von der römiſchen.

Der zweite von den übrigen Mitteln gegen die Hämorrhoiden.

Und die Gedichte?

Sind Kriegslieder. —

Mein lieber junger Freund, und hier erhob er ſeinen langen Vorderfinger und ſchlenkerte ihn wie eine Weingerte, Ihre Vermeſſenheit iſt ſehr groß! Gleich das Größeſte im erſten Anlauf! Dieſe Welt, die aus den Angeln geht und in die Ewigkeit überwogt, dieſes Leben, welches ſich ſelber einſetzt, und damit dem unſterblichen Geiſte zum Zeugniß dient! Jeder Kanonendonner iſt ein Wort des Ewigen. Aber woher kennen Sie den Krieg? Und gewiß kein dichteriſches Commentum von Werth wird irgend jemandem ſich darbieten über Lagen und Gefühle, die er nie erlebte.

Ich weiß doch, Herr Profeſſor, fiel unſere Wirthin ein, daß Sie ſelbſt auch allerhand Gedichte gemacht haben; ſollte keins darunter ſein, welches Dinge enthielte, die Sie nicht erlebt hätten?

Daß ich nicht wüßte, meine Charmante, ſo zum Beiſpiel wenn ich doch einmal gezwungen werde, von meinen Poeſien und geringen Talenten zu reden, werden die Gedichte von mir, welche Ihnen bekannt wurden, diejenigen Liebeslieder ſein, womit ich das Glück hatte, das Herz Ihrer vortrefflichen Freundin zu rühren, welche mich gegenwärtig als Hausfrau und Mutter meiner Kinder beglückt. Das Beſte, was ich in der Art gedichtet habe, iſt eine alcäiſche Ode, die ich Ihnen nicht vorenthalten will, und wenn der Herr Doctor vielleicht Sich darnach zu bilden veranlaßt würden, ſollte mir das ſehr ſchmeichelhaft ſein. Sie behandelt das Glück des liebenden Umfangens.

Hier räuſperte er ſich und begann:

Freundinn des Schickſals Nicken 1) verſchlinget uns,
Gleich wie Horaz 2) und Lydia jüngſt 3) verſchlang
Der Arm' und Hälſe Knotenknüpfung
Unter dem Klatſchen geſchäftiger Lippen.

Freundin dein Liebreiz iſt, wie Theokritus 4)
Einſtmals von Paris Freundin getönet hat,
Wie Haferfruchthalm' auf dem Blachfeld
Oder ein Theſſalerroß vor dem Wagen.

Anmerkungen und Erläuterungen.

1) numen.
2) Hor. Od. III. IX.
3) jüngſt, licentia poetica für einſt. Der Phantaſie ſind die Jahrtauſende bis Auguſt wie einige Wochen.
4) Θεοκρίτου Ἐπιθαλάμιον Ἑλένης.

Den Zuſtand der Geſellſchaft beim Vortrage dieſer Dichtung zu beſchreiben iſt keine kleine Aufgabe; ich ſage nur ſoviel, daß der Hofrath ſich unfähig fühlte, ſeine Natur, die ſehr zum Lachen geneigt war, zu bezwingen, alſo nicht ohne Grund aufſtand und raſch zur Thür hinaus ging, unſere Wirthin ihren Strickſtrumpf in der Hand behielt, womit ſie ihr Haupt auf den Tiſch ſtützte und ſo ihr Geſicht ziemlich bedeckt hielt, ich dagegen nicht wenig erſtaunt war, des Mannes geſcheute Theorie plötzlich in dieſe geſchmackloſe Praxis umſchlagen zu ſehn. Dieſes Intereſſe erhielt mich bei wohlgeſitteter Faſſung. Ich bat mir eine Abſchrift der Ode aus, um ſeinen Hoffnungen für meine Bildung, wie es die Artigkeit erforderte, Raum zu geben. Er ging ſogleich an den Schreibtiſch und brachte dort einige Augenblicke zu. Unterdeſſen winkte mir die Frau und ſagte heimlich zu mir: Wir müſſen alles aufbieten, um ihn zur Erzählung ſeiner Liebesgeſchichte zu bringen; Sie ſehn, wie er Alles ernſt und erbaulich wendet; ich werde daher vorſchlagen, daß jeder von uns die ſeinige vortragen ſoll. Der Einfall ſchien mir vielverſprechend; ich ſetzte mich daher gleich wieder an meinen Platz, um keinen Verdacht zu erregen, und erwartete das Weitere.

Er brachte mir die Ode, zierlich aufgeſchrieben und durch und durch wie oben mit Strichen und Häkchen verſehen.

Die Quantität, ſetzte er hinzu, habe ich bemerkt, nicht um Sie das Metrum zu lehren, welches Sie unſtreitig kennen werden, ſondern um Ihnen zu zeigen, wie ſtrenge gegen mich ſelbſt und mit welchem Bewußtſein ich verfahren bin; daſſelbe iſt von der beigefügten Litteratur und den Anmerkungen zu halten.

Als er dies geſagt hatte, kam mein dicker Freund wieder herein und ſetzte ſich gefaßt und ſittſam zu uns.

6. Vorbereitung.

Du leiſes Spiel der Weiberzungen,
Was iſt dir alles ſchon gelungen!

Während ich damit beſchäftigt war, das Liebeslied in meine Brieftaſche zu legen, begann unſere kleine rothwangige Wirthin folgende Rede:

Meine lieben Herren, ich kann mich nicht überreden, daß es unter dem Monde etwas Anziehenderes geben ſollte, als die Geſchichte einer wirklichen Liebe, nun hat uns der Herr Profeſſor mit ſeinem höchſt romantiſchen Liede — —

Um Vergebung, meine Beſte, es iſt eine antike Ode.

Lieber Herr Profeſſor, ich erſuche Sie freundlichſt meiner Frau nicht ins Wort zu fallen, ſondern ſie ihren Unſinn ruhig zu Ende führen zu laſſen. Sie wiſſen, daß nichts ſchlimmer iſt, als mit einer Frau in Wortwechſel zu gerathen, und ich verſichre Sie, daß die meinige Ihrer eignen durchaus nichts nachgiebt.

Der Profeſſor ſchmunzelte, die Frau ſchien ſich wirklich mehr, als ihr lieb war, getroffen zu fühlen, ſie wurde noch röther, als ſie ſchon für gewöhnlich war, faßte ſich jedoch bald und ſagte zu ihrem Eheherrn: Du ſollſt der gerechten Strafe nicht entgehn; aber den Herrn Profeſſor bitte ich aufrichtig um Verzeihung, wenn ich mich wider Willen unrichtig ausgedrückt habe. Ich wollte ſagen, der Herr Profeſſor hätten durch Ihre antiquirte Ode von der Liebe (Bewegung im verſchiedenen Sinne) mich an meine eigne und meiner Freundinn ſchönſte Zeit erinnert, und wenn wir gleich beide jetzt wohl einige Urſache haben, unſere damalige Verblendung zu bereuen (das ſpricht der Zorn! hörte man dazwiſchen); ſo thut dennoch immer die Erinnerung an jenes eingebildete Glück wohl, und ich mache daher den Vorſchlag, daß die drei anweſenden Herren ein jeder ſeine Liebesgeſchichte vorträgt, ein Unternehmen, welches für Sie nicht ſchwieriger ſein muß, als für einen alten Soldaten die Erzählung ſeiner Heldenthaten.

In dieſer Angelegenheit, ſagte unſer Wirth, kann ich mich ziemlich kurz faſſen, denn ich habe mich im Grunde nur verliebt geſtellt, als ich um Dich warb, weil es doch ſo Ton iſt, ſonſt war ich damals ſchon eben ſo klug wie jetzt, habe alſo keine Liebesgeſchichte zu erzählen; und es wie die alten Soldaten zu machen, die, in Ermangelung wirklich ausgeführter Heldenthaten, welche erdichten, dazu bin ich in dieſem Augenblick nicht aufgelegt.

Sie ſchlug ihm auf den Mund, als er dies ſagte; und ſchon fürchteten wir, daß aus unſerer Verſchwörung nichts Kluges werden würde, weil wir den Herrn Gemal nicht mit ins Geheimniß gezogen.

Wir ſahen uns etwas verſtimmt einander an; da nahm der Profeſſor das Wort und ſprach:

7. Eine Liebesgeſchichte.

Unſer allerſchönſtes Glück
Iſt des Glaubens Silberblick.
Auch die Liebe wäre nicht
Ohne ſein Verzückungslicht.

Mein lieber Herr Hofrath (denn dieſen Titel führte mein dicker Freund), ſo ſehr ich in anderen Dingen mit Ihnen übereinſtimme und ſo ſehr es mir zum Vergnügen gereicht, dies anzuerkennen, ſo divergirend und feindſelig ſind unſere Anſichten über die Liebe. Denn wenn Sie, wie dies allerdings der Fall zu ſein ſcheint, der Meinung ſind, es exiſtire überhaupt keine Liebe, ſo haben Sie nicht bedacht, zunächſt, wie Sie den Boden der höhern Welt verlieren und ſodann, daß Sie mit den größten Geiſtern aller Zeiten in Streit gerathen. Ich weiß wohl, es hat zu allen Zeiten auch Männer gegeben, welche die Liebe geleugnet, allein diejenigen Stellen, wo ſie bei den Alten wirklich behauptet und angenommen wird, ſind ohne Zweifel ſowohl an Zahl als auch an Autorität überwiegend. Obenan würde das berühmte Gaſtmal des göttlichen Plato ſtehn, eine Abhandlung, die zwar niemand gehörig verſtehn kann, bevor ich in meinem nächſten Programm dargethan haben werde, was die beiden Mädchen bedeuten, die der betrunkne Alkibiades mit in die Geſellſchaft bringt, die aber doch ohne allen Zweifel von der Liebe handelt und der tiefen Liebe allertiefſte Faſſung iſt; dann ſind noch unzählige Stellen in den Dichtern zerſtreut, welche die Liebe gläubig und begeiſtert feiern, ſo z. B. beſchreibt Homer den Vater der Götter, wie er mit der Juno der Liebe pflegt im — —

Lieber Herr Profeſſor, fiel der Hofrath ein, ihre Gründe und Citate erſchüttern die Feſte meines Unglaubens, und ich bin nicht geſonnen, thörichter Weiſe noch länger zu widerſtehn. Wenn es aber auch eine Liebe giebt, ich ſelbſt bin doch ganz gewiß niemals verliebt geweſen, ja ich behaupte ſogar, daß ſie zwar in alten Zeiten möglich und wirklich geweſen ſein mag, grade wie die Wunder; in neuern Zeiten dagegen ſicherlich nicht.

Rechnen Sie Luther noch zu der neuern Zeit?

Gott bewahre, die neuere Zeit iſt die, wo man nicht mehr an den Teufel glaubt.

Ja, und ſelbſt wenn Sie unter der neuern Zeit nur unſere gegenwärtige verſtehen wollten, würde ich mich getrauen, Sie zu widerlegen und zwar durch mein eigenes Beiſpiel, womit ich zugleich dem Wunſche Ihrer Frau Gemalin, daß jeder die Geſchichte ſeiner Liebe vortragen ſolle, für meine Perſon entſprechen werde.

Es iſt erſtaunlich, wie viel der Menſch aus Büchern und einem ernſten Studio lernen kann, alle Tugenden werden in der Moral vorgetragen und die Frömmigkeit und Gerechtigkeit haben überdies ihre eignen Facultäten, ja ich hatte einen Freund, welcher ſogar ohne Waſſer und Pferd aus GutsMuths Gymnaſtik ſchwimmen und reiten lernte; ſo könnte man behaupten alles ſei lehrbar, nur die Liebe kann man nicht anders, als durch eigne Erfahrung ſich aneignen. Dies könnte ſonderbar ſcheinen, allein man muß bedenken, daß dabei allemal noch eine zweite Perſon nothwendig iſt, deren Thätigkeit erſt die Liebe hervorbringt. Ich habe die Erfahrung gemacht, denn während ich mit dem größten Eifer die verliebteſten Scenen in den alten Schriften las, war ich und blieb ich in der gröbſten Unwiſſenheit über die Liebe ſelbſt und über ihre Wirkungen. Darauf wurde ich von dem ſeligen Wolf, meinem verehrten Lehrer an das F...er Gymnaſiarchat empfohlen und erhielt bald darauf die Berufung zu meiner jetzigen ehrenvollen Stellung. Beim Abſchiede ſagte der große Mann zu mir: Mein lieber Doctor, ſagte er, Sie ſind jetzt ſo geſtellt, daß Sie ohne Zweifel bald dem Hymen ſeine ſchuldigen Opfer bringen werden, ich glaube Ihnen daher bei dieſer Gelegenheit darin daſſelbe Glück, wie in philologiſchen Dingen, wünſchen zu dürfen. Leben Sie wohl und wählen Sie glücklich! Bei dieſen Worten drückte er mir die Hand und begleitete mich bis an die Thür. Ich bin nicht abergläubiſch, wie Sie wiſſen, mein lieber Herr Hofrath, allein dieſer Abſchied ſchien mir eine günſtige Vorbedeutung, und von demſelben Augenblick an dachte ich auf die Liebe. Ich erinnerte mich der Ode Klopſtocks an ſeine *künftige* Geliebte und war auf dem ganzen Wege unaufhörlich mit einer Nachbildung derſelben beſchäftigt, theils um meinen andringenden Gefühlen einen Ausweg zu verſchaffen, theils um zur Fortbildung unſerer bildſamen und wohltönenden Sprache durch beſſer gemeſſene Verſe auch *mein* Scherflein beizutragen.

Nun denken Sie Sich den Eindruck, welchen meine Chlotilde auf mich machen mußte, als ich in dieſer Stimmung, die der ſelige Wolf ſelbſt in mir erweckt, die das Beiſpiel Klopſtocks genährt hatte, als ich in dieſer Stimmung auf Ihrer Hochzeit neben dieſer meiner *künftigen* Geliebten zu ſitzen kam. Unſtreitig machte ich an jenem Abende ſchon ebenfalls einigen Eindruck auf ſie, wie ich aus ihrem Betragen gegen mich ſchließen mußte. Es iſt nämlich eine pſychologiſche Erfahrung, welche der ſelige Hoffbauer in Halle bei Gelegenheit ſeiner Erfahrungsſeelenlehre mit vielen Beiſpielen zu belegen pflegte, daß man ſehr häufig, um ſeine wahre Geſinnung zu verbergen, die entgegengeſetzte zur Schau trägt, beſonders ſollen die Frauen in Liebesangelegenheiten ſo verfahren. Sobald ihr Herz gefangen iſt, gerathen ſie in Furcht, dieſen Zuſtand merken zu laſſen, da ſie bekanntlich ſchicklicher Weiſe auf einen Antrag warten müſſen, bevor ſie ihre Gefühle zeigen dürfen. Um ſich nun in dieſer peinlichen Zwiſchenzeit Luft zu machen, greifen ſie meiſtens zur Ironie, d. h. zeigen Abneigung durch Verſpottung des Geliebten, während ſie in der That Zuneigung fühlen. Ein Beiſpiel davon hat mir auch meine Mutter aus ihrer Brautzeit erzählt und das Sprichwort ſagt: Was ſich liebt, das neckt ſich. Dieſe Behandlung erfuhr ich denn auch bei meiner Werbung. Wenn ich das Dämchen mit irgend einer wohlgeſetzten Rede zu kirren ſuchte, ſo warf ſie mit dem Kopf, that ſpröde mit den Augen, die ſie entweder wegwandte oder niederſchlug; ja ſie hatte ſogar einen jungen Menſchen, Namens Raben bei der Hand, dem ſie allerlei freundliche Blicke zukommen ließ, um mich zu reizen. Dies waren ſchon keine verächtlichen Zeichen ihrer Herzensbeſchaffenheit, allein ich beſchloß noch unzweideutigere abzuwarten, um mich bei einem Antrage keinem Korbe auszuſetzen. Sie blieben nicht lange aus. Wir waren eines Abends in einer Tanzgeſellſchaft, wo wohl die meiſten jungen Mädchen der Stadt verſammelt ſein mochten. Ich ſelbſt verſuchte zu tanzen, wiewohl ich ſeit meinen Knabenjahren ſehr aus der Uebung gekommen war, und es gelang mir, ſo viel ich weiß, nicht nur den Takt, ſondern auch die nöthige Anmuth in die Füße zu bringen, um einen vortheilhaften Eindruck auf meine Chlotilde zu machen.

Als wir einige Tänze gemacht hatten und nun eine Pauſe eintrat, worin ſich die beiden Geſchlechter von einander abſonderten, trat mein Freund der Doctor Vogel zu mir, und indem er auf eine Gruppe der ſchönſten Mädchen, worunter auch Chlotilde war, hinwies, ſagte er ſcherzend: Hier, lieber College, haben Sie den Flor dieſer Stadt, wie in einem Blumenſtraus vereinigt, wählen Sie.

Freund, ſagte ich, leiſe zitternd und etwas heftig ſeine Hand ergreifend, während ich mit der Rechten auf Chlotilden zeigte: „die oder keine!“

Nicht übel, bei meinem Leben, entgegnete der Schalk, Chlotilde iſt das hübſcheſte Mädchen in der Stadt, aber ich fürchte, daß ſie es mit dem jungen Naben hält.

Sie ſcherzen, erwiederte ich, der junge Menſch iſt mit ihr in Einem Alter und hat, ſo viel ich weiß, keine Ausſicht, ihren Wünſchen zu entſprechen.

Dieſer Umſtand giebt Ihnen einen großen Vorzug, bemerkte jener etwas boshaft, allein ich wußte beſſer, wie es mit dem Herzen meiner Schönen ſtand und würde noch in demſelben Augenblick meiner Sache völlig gewiß. Die Mädchen ſtanden im Kreiſe zuſammen und ſchäkerten, Chlotilde, die ſehr lebhaft war, wurde von ihren Freundinnen damit geneckt, daß ich ſchon zweimal mit ihr getanzt und ihr auch ſonſt viel Aufmerkſamkeit erwieſen. Sie ſchien ſich zuerſt die Sache nicht ankommen zu laſſen, als man aber nicht abließ, hob ſie den rechten Zeigefinger hervor und äffte mir, den Freundinnen zudrohend, dieſe Bewegung nach (hier ſchlenkerte er mit dem langen Vorderfinger). Die Mädchen lachten, mein Freund, der Doctor Vogel, ſtieß mich an und ſchien mir nichts Gutes zu weiſſagen, aber ich dachte an Hoffbauer und pries die glückliche Fügung, daß ich das Mädchen ungeſehn beobachten konnte, denn wir ſtanden hinter einem Pfeiler ziemlich verſteckt. Darauf ging die Offenbarung noch weiter. Ihre Frau Gemalin, Herr Hofrath, war es, Sie erinnern ſich vielleicht meine Gütige, Sie waren es, die Chlotilde fragten, wie ſie mit ihrem Tänzer bei der Ecoſſaiſe zufrieden geweſen wäre. Da nahm das ſpöttiſche Kind die Röckchen leicht in die Höhe, zeigte die zierlichen Füßchen bis an die Knöchel, ſtellte ſie etwas ſehr einwärts und karrikirte meinen Ecoſſaiſenpas.

Sie ſind ein geſchlagener Mann, ſagte mein Freund, der Doctor Vogel.

Sie haben Hoffbauers Erfahrungsſeelenlehre nicht gehört, erwiederte ich mit einem heimlichen Triumph.

Nein, ſagte er und ſah mich verwundert an; in der That! das nenn' ich Philoſophie, fuhr er dann fort, ich bewundere Ihre Seelenruhe.

Der gute Doctor Vogel! aber ſo oberflächlich urtheilt die Welt.

Ich tanzte noch einige Mal, aber der Boden brannte mir unter den Füßen, denn ich ſehnte mich nach meinem geliebten Schreibtiſch, um dem verſchwiegenen Papiere mein überſchwengliches Glück anzuvertrauen; denn wie heftig mußte Chlotildens Liebesflamme brennen, da ſie ſolche Verſpottung für nothwendig hielt, um ſie nur einigermaßen zu verbergen.

Die Ode, welche ich jetzt dichtete, iſt eine der begeiſtertſten und längſten, welche es in dieſer Gattung giebt, ich weiß ſie daher auch nicht auswendig, und da man keine Dichtung verſtümmelt genießen kann, was am beſten die Fragmente der alten Dichter beweiſen, ſo unternehme ich es von vornherein gar nicht, meine gebrochene Erinnerung mitzutheilen.

Es mochte ungefähr ein Uhr ſein, als ich fertig war. Ich las ſie verſchiedene Male durch und verbeſſerte die und da noch einige Härten im Ausdruck; dann aber hielt ich ſie für vollendet genug, um auch vor dem zarteſten Ohre beſtehen zu können, ja ich hätte es gewagt, ſie ſelbſt dem ſeligen Wolf, der bekanntlich keine Trochäen im Hexameter duldet, vorzutragen. Aber wem ſollte ich ſie nun mittheilen? alle Leute im ganzen Hauſe waren ſchon zu Bett. Was war zu thun? ſollte ich die erſte Begeiſterung ungenutzt verfliegen laſſen? Meine Mutter ſchlief neben meiner Studirſtube; ſie hatte außerdem das nächſte Recht auf den Mitgenuß meiner Freude; mein Entſchluß war gefaßt. Ich nahm das Licht, öffnete leiſe die Schlafkammer, um ſie nicht zu erſchrecken, ſtellte das Licht auf den Nachttiſch, ſetzte mich vor ihr Bett und begann den melodiſchen Tonfall der Ode erſt leiſe, dann immer lauter vorzutragen, um meine Mutter angenehm zu erwecken. Allein ſie ſchlief ſehr feſt, und ich hatte ſchon eine geraume Zeit geleſen, ohne die geringſten Zeichen der Ermunterung zu bemerken; da vertiefte ich mich allmälig ſo ſehr in meinen Gegenſtand, daß ich dieſen gegenwärtigen Nebenzweck, meine Mutter angenehm zu ermuntern, ganz vergaß. Nun hatte ich nach Ovids Vorgange in Liebesſachen, weil Cupido dem Hexameter einen Fuß geſtohlen, mit Hexameter und Pentameter abgewechſelt, bei welchem Versmaße, wie Sie wiſſen, das Ganze allemal mit einem plötzlich abgeſtoßenen Pentameter endigen muß. Meine beiden letzten Verſe (dieſe muß ich trotz meines oben ausgeſprochenen Grundſatzes hier anführen, weil ſie zum Verſtändniß der Geſchichte nothwendig ſind) lauteten folgendermaßen:

Darum ſo lenk', ummyrthet das feſtlich geſtriegelte Lockhaar,
Dein Fußpaar zum Altar, oder mich mordet die Gluth!

Offenbar hatte ich dieſe beiden Verſe mit ganz beſonderem Nachdruck vorgetragen, denn als ich das letzte inhaltſchwere Wort abſtieß, fuhr meine Mutter erſchrocken in die Höhe und that einen lauten Schrei.

Karl! rief ſie aus, ums Himmelswillen, was fehlt dir?!

Was mir fehlt? das will ich dir gleich ſagen oder vielmehr ſingen, liebe Mutter, höre nur zu, und damit begann ich meine Ode von vorne.

Meine Mutter unterbrach mich zwar öfter und meinte, zum Theil verſtände ſie mich nicht, zum Theil brächten meine Verſe ſie auf die Vermuthung, daß ich in Chlotilde verliebt ſei, und das könnte ich ja mit zwei Worten ſagen, aber ich zeigte ihr, wie wenig ſie das beredte Gefühl der Liebe zu begreifen ſchien und las mit ſteigendem Affect bis zu Ende.

Nun war ſie völlig unterrichtet. Das liebe Mädchen! ſagte ſie, ich werde mich gerne Mutter von dem muntern Kinde nennen hören; aber du hätteſt mich doch nicht ſo aus dem Schlaf ſtören ſollen; und nun begieb dich zur Ruhe, lieber Karl, morgen wollen wirs weiter überlegen.

Gewiß meinte die alte Frau es gut mit mir, aber ich kann es nicht leugnen, dieſe Kälte und Theilnahmloſigkeit that mir unendlich weh. Ich nahm etwas haſtig das Licht, wünſchte ihr wohl zu ſchlafen, und ging auf mein Zimmer zurück. Nach und nach ſiegte indeſſen die kindliche Liebe über den Aerger. Ich bedachte, daß ältere Leute natürlich nicht mit dem Feuer fühlen, welches uns Jüngere, beſonders wenn wir verliebt ſind, ergreiſt, und nun wandte ſich meine ganze Seele wieder frohgeſtimmt zu Chlotilden. Ich ſetzte mich daher nieder, ſchrieb die Ode zierlich ab und einen Liebesbrief dazu, legte alles ſauber zuſammen und machte die verhängnißvolle Aufſchrift. Den übrigen Theil der Nacht verträumte ich mit angenehmen Gedanken, und erſt gegen Morgen ſchlief ich in meinem Lehnſtuhl ein. Das Licht war unterdeſſen niedergebrannt und der zinnerne Leuchter eingeſchmolzen. Das flüſſige Metall lief den abhängigen Schreibtiſch herunter und fiel mir auf den Fuß. Der durchdringendſte Schmerz, den ich in meinem Leben gefühlt, unterbrach den angenehmſten Traum, der ſich träumen läßt. Ich fuhr ſo plötzlich und mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daß ich den ſchweren Lehnſtuhl, worin ich ſchlief, umwarf und mit dem ungeheuren Knall das ganze Haus in Allarm ſetzte. Meine Mutter, die Wirthsleute, das Dienſtmädchen ſtürzten halbangekleidet mit ängſtlichen Geſichtern in mein Zimmer, und liefen fragend hinter mir drein, während ich wimmernd, wie Philoktet beim Sophokles, in der Stube herumhinkte. Als jedoch die Sache zur Aufklärung gekommen war, begaben ſich die Aufgeſtörten bis auf meine Mutter wieder hinweg.

Das ſind die Leiden der Liebe, ſeufzte ich, aber ich will ſie freudig ertragen, wenn ich nur meine Chlotilde gewinne.

Meine Mutter verband mir den Fuß und ſprach mir Troſt ein, ſo gut ſie konnte. Ich ſchickte den Brief ab und ſie richtete alles zu einem Feſte ein, deſſen Königin Chlotilde im Fall einer günſtigen Antwort ſein ſollte.

8. Die Werbung.

Der Ausgang iſt ein Gottesurtheil.

Als der Profeſſor hinter den zuletzt mitgetheilten Worten eine kleine Pauſe eintreten und nachdenklich die Naſe auf den elfenbeinernen Knopf ſeines ſpaniſchen Rohrs ſinken ließ, benutzte unſere aufmerkſame Wirthin die Gelegenheit, den Wein herumzureichen. Wir nahmen unſere Gläſer, ich erhob mich und rief vertrauungsvoll: „Die Liebenden!“ Wir klangen zuſammen unter einem angemeſſenen Hoch, der Profeſſor dankte, wir ließen uns wieder auf unſere Zuhörerſitze nieder, und als wir einſtimmig um den weiteren Verlauf der Werbung baten, nahm er den Faden ſeiner Erzählung folgendermaßen wieder auf.

Wundern Sie Sich nicht, meine Freunde, wenn ich einen Augenblick nachdenklich inne hielt, denn ich bin bei einem Puncte angelangt, welcher für mich bis auf dieſe Stunde noch immer ein unerklärliches Geheimniß enthält, zumal da auch meine theure Chlotilde, die Mutter meines geliebten Cruquius und Porphyrio, durchaus kein befriedigendes Licht darüber zu verbreiten weiß, wiewohl ſie ſich alle erſichtliche Mühe giebt, ſo oft ich ſie befrage. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß ſie mich liebte, ihre Eltern lebten nicht grade in den glänzendſten Umſtänden, und eine Vereinigung mit mir konnte daher, außer der Befriedigung ihres liebſten Wunſches, ihre äußere Lage nur verbeſſern. Dennoch ließ ſie mich ſechs lange Monate ohne alle Antwort, die Haſen, welche meine Mutter zu der Geſellſchaft gekauft hatte, verdarben, und die Kuchen mußten wir in trauriger Einſamkeit ſeufzend allein verzehren.

Aber nicht nur die ſüßliche Natur dieſer Speiſe, ſondern auch die trüben Gedanken, welche ſich jedesmal daran knüpften, vermochten uns, ſie lieber meiner Klaſſe preiszugeben. Die Knaben waren mir für dieſen Schmaus ſehr dankbar und zugethan; und ihre Liebe verſüßte mir wirklich einigermaßen meinen bittern Zuſtand. Zwar war ich nicht der Meinung, die mein Freund der Doctor Vogel gegen mich ausſprach, es ſei keine Hoffnung, im Gegentheil, ich zeigte in dieſem Puncte völliges Vertraun, allein ihre allzugroße Sprödigkeit und die Nothwendigkeit, meinen Gefühlen ſo lange Gewalt anzuthun, quälte mich ſo ſehr, daß ich abmagerte, wie der Stier beim Virgil. Dazu kam das Peinigende, welches in der Unterſuchung über die Urſache ihres Zögerns lag. Endlich nach ſechs qualvollen Monaten, ſowohl für ſie, als für mich, denn ſie ſelbſt war ebenfalls blaß und ſinnig geworden, erbarmte ſie ſich meiner. Zum neuen Jahr ſchenkte ſie mir ſich ſelbſt und im Verlauf deſſelben meinen geliebten Cruquius, deſſen Munterkeit die Freude aller derer iſt, die ihn kennen.

Wenn nun keine Ehe glücklicher iſt, als die unſrige, ſo hat dies ohne Zweifel ſeinen Grund in der reinen Liebe, die uns zuſammengeführt, wie ſie uns noch vereinigt, und ich glaube hiemit meine Aufgabe, daß es wirklich eine Liebe giebt, auf das Vollſtändigſte gelöſ't und zugleich dem Wunſche der Frau Hofräthin mit meiner Erzählung entſprochen zu haben.

9. Chlotilde

Stets war Weibervolk der Befehdungen Grund
und Urſach.

Soweit war die Liebesgeſchichte des Profeſſors gediehen und damit allerdings zu einem gewiſſen Ende. Indeſſen fühlte ich gar wohl, wie manches darin unerklärt geblieben, höchſtens errathen werden konnte; und mußte es daher als ein Glück anſehn, daß grade in dieſem Augenblick der geſpannteſten Neugier der Profeſſor abgerufen wurde und ſo weiteren Erkundigungen Raum gab. Er bedauerte hiedurch das Vergnügen zu verlieren, welches er ſich von unſern noch rückſtändigen Erzählungen verſprochen, und empfahl ſich.

Jetzt entſpann ſich zuerſt ein kritiſches Geſpräch über ihn, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, wenn eine irgend merkwürdige Perſon die Geſellſchaft verläßt, darauf that ich einige nähere Fragen nach Chlotilden und dem jungen Raben, um zu erfahren ob er vielleicht mit unſerm Axel von Raben verwandt ſei. Dies ließ ſich jedoch nicht ausmitteln, denn er hieße zwar auch Axel, ſei auch von Rügen, aber dort gäbe es unzählige Raben und eben ſo unzählige Axels, theils verwandt, theils nicht verwandt.

Die Nachfrage nach Raben und Chlotilden veranlaßte meinen dicken Freund zu allerlei Anſpielungen und unzarten Späßen, worüber die kleine Wirthin ſtarkes Misvergnügen verrieth. Durch dieſe Wendung der Geſchichte, bemerkte ſie, bekäme es faſt den Anſchein, als habe ſie die Liebesgeſchichte des Profeſſor Krummſtengel in böſer Abſicht gegen Chlotilden veranlaßt, was doch keineswegs der Fall ſei. Was aber Chlotilden ſelbſt betreffe, ſo wiſſe Niemand beſſer, als ihr Mann, ſie zu vertheidigen, wenn er nur wollte, aber heute habe er gefliſſentlich die Laune, gegen die Frauen zu Felde zu ziehn. Ich brachte in Anregung, daß Verdacht und unbeſtimmte Wiſſenſchaft in der Regel viel ſchlimmer ſeien, als das wirkliche Sachverhältniß.

Ja, das iſt hier gewiß ganz beſonders der Fall, ſagte ſie lebhaft, und ſo böſe ich auch anfangs war, ſo habe ich ihr doch vollkommen wieder verziehen und zwar zuerſt auf Zureden meines Mannes, der in ſeinem Leben Niemand eifriger vertheidigt hat als Chlotilden. Ich hatte alle Urſache zur Eiferſucht und wäre auch wirklich eiferſüchtig geworden, hätte er mir nicht zu gleicher Zeit die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Liebe gegeben. Immer zwar iſt die Sache delicat; indeſſen als ſo genauen Freund meines Mannes glaube ich Sie ohne Beſorgniß vollſtändig unterrichten zu dürfen, wiewohl ich es bei meiner anfänglichen Aufmunterung und Anſtiftung zu den Liebesgeſchichten keineswegs auf dieſes Geheimniß, ſondern nur auf die Darſtellung des Profeſſors abgeſehn hatte. Mein Mann iſt aber an dem ganzen Verrathe ſchuld und folglich auch ganz allein verantwortlich, denn Sie ſelbſt würden ſicher nichts Unrechtes vermuthet haben.“

Lieber Bruder, bemerkte mein dicker Freund, nimm Dich in Acht vor den Weibern. Du ſiehſt, auf welchen Grad von Ueberſichtigkeit das ſchöne Geſchlecht rechnet, und mit welchen Ränken und Kniffen ſie uns ehrliche Tölpel bei der Naſe herumführen.

Dagegen will ich nichts ſagen, erwiederte ſie, denn wer einen Höcker hat, wird nicht darüber lachen.

Ei ſieh doch! wie artig! aber wenn er nun einen hat und weiß es nicht, beſonders einen hörnernen an der Stirn, wie unſer Freund Krummſtengel?“

Was ich nicht weiß, das macht mich nicht heiß.

Saubre Grundſätze und gar tröſtliche Entdeckungen! —

Sei ſtill und artig, mein Lieber, und verdirb uns unſre Stimmung nicht, was Du leider zum Theil ſchon gethan haſt, denn Sie müſſen nur wiſſen, lieber Herr Doctor, daß der Ausdruck meines Mannes über die Hörner des Profeſſors gar nicht der richtige, wenigſtens leicht zu misdeuten iſt, wenn man nämlich daraus auf Chlotildens Treuloſigkeit in der Ehe ſchließen wollte, und außerdem iſt es nicht zu vertheidigen, ſolche Verhältniſſe durch Scherz zu entſtellen, beſonders wenn die Perſönlichkeiten und die Beweggründe noch nicht ehrlich aufgedeckt ſind

Ich ergriff die Gelegenheit, ihm ebenfalls ſeine profane Aeußerung zu verweiſen, er lächelte nachgiebig mit ſeinen fettverwachſenen Augen, und die kleine Wirthin fuhr mit ſiegreicher Befriedigung fort.“

Es iſt eine betrübende Erfahrung, wie die kalte Welt unſre ſchönſten Gefühle mit ihrer Eisfeſſel zu binden ſucht und wie oft es ihr gelingt. Wenig Ehen ſchließt die Neigung, wenige Menſchen kennen die Liebe, und wenn Tauſende davon reden, hat ſie kaum einer erfahren, ja ſelbſt viele Dichter ſind wie die Schauſpieler, jemehr ſie die Liebe im Munde führen, deſto weniger glauben ſie ſelbſt daran, ja, daß ich es nur ſage, ſelbſt Göthe kommt mir verdächtig vor, und was gar den Beweis des guten Profeſſors anbetrifft, ſo iſt er wenigſtens ſehr einſeitig, denn wenn er auch die Liebe ſeiner Frau wirklich erfahren hat, ſo iſt es doch nur allzudeutlich, die Liebe ſeiner Braut vermuthete er nur und dazu aus ſolchen Gründen, die jedem andern ganz gewiß grade das Gegentheil bewieſen haben würden.

Chlotilde war von Jugend auf meine Freundin Sie iſt gut und gefühlvoll, aber, wie Sie auch wohl ſchon aus der Erzählung des Profeſſors bemerkt haben werden, zum Spötteln, Scherzen und zu allerhand Muthwillen war ſie als Mädchen mit unüberwindlicher Neigung aufgelegt, und dieſes Schalkhafte oder Muthwillige, oder wie Sie es nun nennen wollen, ging ſo ſehr in ihre Züge über, daß man ihr ganzes Weſen ſogleich erräth, wenn man nur dieſes Gemälde anſieht, welches Axel von Naben ſehr geſchickt ausgeführt und mir auf vieles Bitten und als er ſelbſt es nicht behalten konnte geſchenkt hat.

Ich betrachtete das Gemälde und mußte wirklich lächeln, ſo lieblich es auch ſonſt war, denn die luſtige Chlotilde mit ihrer Eichhörnchenmiene ſtand hinter einem ehrſamen Manne, hob ihm leiſe den Zopf auf und nickte unter demſelben weg einem hübſchen jungen Manne unbeſchreiblich freundlich zu, welcher ihr einen Kuß hinüberwarf und ohne Zweifel der Maler ſelbſt war. Der Mann mit dem Zopf ſah ſich halb um und man konnte ſich der Furcht nicht erwehren: „Er wird es merken!“ Ich beklage den Leſer, dem ich dieſes Bild nicht zeigen kann.

„Das liebe Kind“, fuhr meine freundliche Wirthin fort, „hat mir unzählich oft die luſtigſten Augenblicke bereitet, aber auch eben ſo häufig tauſend Verlegenheiten, ja es ereignete ſich ſogar einmal, daß ſie ihren eignen Geliebten in Lebensgefahr brachte, als ein junger Offizier durch ihre Neckerei ſich verletzt fühlte und Axel ſie in Schutz nahm. Dieſer junge Krieger hatte ihren Spott um ſo weniger verdient, als er ſich nicht nur gegen alle Damen und ganz beſonders gegen ſie ſehr aufmerkſam bewies, ſondern ſogar aus Liebe zu einer ſchönen Frau Leben und Geſundheit gewagt hatte, denn er war mit großer Gefahr bei Nacht zu ihr gekommen, aber unvermuthet zum eiligen Rückzug veranlaßt, durch eine gefühlloſe Männerhand auf der Flucht ergriffen, als er ſich eben durchs Fenſter zurückziehn wollte und mit ſolcher Gewalt von der Leiter geſtürzt, daß er den linken Arm gebrochen und ſeitdem nicht wieder zur Biegſamkeit gebracht. Dieſer galante Mann legte ſich einmal in einer Geſellſchaft aus dem Fenſter, um nach einem vorfahrenden Wagen voll Damen zu ſehn. Chlotilde war mit darin, Axel ſtand ſchon vor der Thür, der Lieutenant eilte hinaus: Mein Fräulein, rief er, ſich vordrängend, erlauben Sie meinen Beiſtand, wenn auch aus keinem andern Grunde, ſo doch wegen meines Eifers, der Ihnen nicht entgangen ſein wird, denn ich wäre faſt darüber aus dem Fenſter geſtürzt.

Freilich, ſagte ſie, indem ſie auf die oberſte Flieſenſtufe trat, aber mit der böſen Seite voraus, deren Beiſtand mir jedoch genügt, und damit trat ſie auf ſeine linke Seite hinüber, nahm ihn bei dem unbiegſamen Arm, der wie ein Bratſpieß hervorragte, und Axel beim rechten. Die ganze Geſellſchaft lachte, der Lieutenant gerieth außer ſich und war im Begriff, alle Regeln der Artigkeit mit Füßen zu treten, Axel aber ſprang ſchnell zwiſchen ihn und ſeine Geliebte, ergriff den ſteifen Arm und ſchleuderte den unglücklichen Lieutenant wie einen loſen Wegweiſer einige Mal um ſeinen eignen Mittelpunct herum. Einige lachten, die meiſten erſchraken; Chlotilde ſelbſt wurde blaß wie Kreide, ergriff ihren Geliebten beim Arm und ſuchte ihn zurückzuziehn, freilich das Allergefährlichſte, was ſie thun konnte, denn dadurch hätte der Lieutenant Raum gewonnen, ſeinen Degen zu gebrauchen, und er machte allerdings den Verſuch. Allein Axel von Raben, ein raſcher zorniger junger Menſch, riß ſich los, ergriff den Lieutenant mitten um den Leib, trug ihn an die ſchroffe Seite der

Flieſen und ließ ihn mit den weißſeidenen Strümpfen in die Goſſe fallen, die unter die Stufen durchlief. Nun erſt ſtieg die Wuth des Kriegers auf's Aeußerſte, aber auch unſer Axel hatte noch keineswegs ſein Müthchen gekühlt; oder mochte er nur auf die Vertheidigung denken? Genug er riß einem andern Offizier, welcher ſein ſehr geneigter Freund war und zufällig neben ihm ſtand, mit Blitzesſchnelligkeit den Degen von der Seite und ſprang auf die Straße, woſelbſt der Lieutenant mit halbgeſchwärzten Füßen ſchon angelangt war. Die Mädchen kreiſchten, die Männer ſtürzten die Stufen hinunter und ſchrieen halt! halt! aber das Gefecht hatte ſich ſchon entſponnen und die Degen klangen an einander. Zum Glücke waren beide Kämpfer nicht auf den Stich geübt, ſondern ſchlugen mit ihren, wie mein Mann ſagt, ſo gerade zum Hieb unpaſſenden Waffen heftig auf einander los. Dennoch ging der Streit nicht ohne Blut vorüber. Zuerſt ſpaltete ein langer Hieb die ganze hochrothe Wange des tapfern Axel und erbitterte ihn nur noch mehr, heftig drang er ein, der Lieutenant vertheidigte ſich, aber vergebens, denn ein unglücklicher Hieb trennte ihm den Daumen von den Fingern und die Waffe fiel klirrend auf's Pflaſter und rollte in die Goſſe. Dies Alles ging viel ſchneller vor ſich, als ich es hier erzählen konnte. Denn nun erſt wagten die Männer heran und fielen dem Sieger in den Arm, der aber auch ohnehin ſeinem Zorn genug gethan zu haben und den Sieg nicht weiter verfolgen zu wollen ſchien.

Vertragt euch, vertragt euch, rief der Lieutenant, deſſen Degen Arel geführt hatte, ihr habt euch brav geſchlagen, auf Ehre das habt ihr, und die Sache muß keine weiteren Folgen haben. Ihr habt Satisfaction, Kamerad, was wollt Ihr mehr?

Ich werde doch meinen Abſchied nehmen müſſen, brummte der Lieutenant.

Nein wahrhaftig, das ſollt' Ihr nicht, dafür laßt mich ſorgen, ich bin dabei geweſen, ich kann Euch alles bezeugen, Ihr habt Euch wie ein braver Offizier benommen, das iſt meine Meinung, was ſagen Sie meine Herren?

Als alle einſtimmig ſein Zeugniß unterſtützten, wurde der unglückliche Kämpfer heiter, wie der Frühling, ſtreckte ſeine blutige mit dem Taſchentuch verbundene Hand aus und reichte ſie Areln hin, der ebenfalls ſeine klaffende Wunde mit dem Taſchentuch zuhielt, jedoch völlig begütigt, wie es ſchien, die mit der ſteifen Linken dargebotene Rechte des Lieutenants annahm und dann, ſo gut es unter dieſen Umſtänden gehn wollte, Arm in Arm mit ihm zu einem Chirurgen in der Nachbarſchaft zog.

Sie können ſich denken, daß den ganzen Abend nur von dieſem Strauß geſprochen wurde, und Chlotilde alle Munterkeit verloren zu haben ſchien, ſo daß unſer Troſt wenig anſchlug, beſonders als einige ältere Männer äußerten, das Duell könne unmöglich ungeſtraft hingehn; aber kaum waren dieſe Beſorgniſſe durch die Begnadigung der beiden Kämpfer gehoben, als Chlotilde ihr voriges Weſen ganz wieder annahm, wie ſie auch aus den Zeichen ihrer Liebe zu dem Profeſſor, die er uns ſelbſt aus einer ſpäteren Zeit mitgetheilt hat, abnehmen können. Freilich konnte ſie bei dem Zweikampf die Erbitterung und den blutigen Ausgang deſſelben größtentheils mit Recht auf die Rechnung der beiden eiferſüchtigen Liebhaber ſetzen, allein es iſt doch leicht einzuſehn, daß nur dieſer erbitterte Zwiſt es war, der ſie ſchützte, und in ihrer Unvorſichtigkeit lag es gewiß nicht, wenn der Zorn des Lieutenants ihr ſogar einen Ruhm zuwandte, welcher unſtreitig der höchſte für ein junges Mädchen iſt.

Daß wir uns um euretwillen die Hälſe brechen, nicht wahr? fragte mein dicker Freund.

Es wenigſtens darauf ankommen laßt, erwiederte ſie.

---

10. Axel und der Profeſſor.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer.

Chlotilde fand ihren Axel nur noch ſchöner, als er mit der geheilten Narbe zu ihr kam, welche lange Zeit eine blanke Furche durch die dunkelrothe Wange des Jünglings zog (er iſt es, und hätt' ich ihn auch nicht auf dem Bilde erkannt, dieſe Narbe hebt jeden Zweifel, ſagte ich zu mir ſelbſt), dann zwar etwas mehr verwuchs, fuhr ſie fort, aber nicht wieder verſchwand. Sie war auch feſt entſchloſſen, nur ihm zu gehören, aber dazu hatte leider dieſer Vorfall nicht zum Beſten mitgewirkt Denn er war Candidat der Theologie und man ſtieß ſich bei jeder Bewerbung um ein Amt an dieſes unerhörte öffentliche Duell und ſeinen fatalen Zeugen davon im Geſicht. Der Superintendent erklärte ihm gradezu „er müſſe auf einen andern Nahrungszweig denken, beſonders da er auch anderweitig noch als ein wilder Burſche bekannt ſei, und keineswegs die ſtillen Sitten und die Ehrbarkeit beſäße, die einem Geiſtlichen geziemte.“ Ein hohe Perſon war freilich anderer Meinung, beſonders da ſie manche harmloſe, ja ſogar einige etwas boshafte Streiche, die Axel dieſer und jener komiſchen Perſon ſpielte, ergötzten; allein auch ſie konnte nicht wohl gegen den Strom ſchwimmen, beſonders in einer ſo delicaten Angelegenheit, wie die Religion iſt, und ſo blieb es bei dem guten Willen. Es würde ſich indeſſen doch alles noch gefügt und geſchickt haben, wenn nicht eine ganz neue Beſchwerde von viel ernſterer Art gegen den armen jungen Mann erhoben worden wäre, nämlich ſeine Univerſitätsverbindungen, die ja in neuerer Zeit zu allen Aemtern gänzlich unfähig zu machen pflegen. Er wurde häufig gerichtlich belangt und es war die allgemeine Meinung, daß er nunmehr dem verlornen Sohn ſo ähnlich ſähe, wie ein Ei dem andern. Indeſſen verlor er ſelbſt den Muth nicht und ſeine Liebe eben ſo wenig, ja dieſelbe wurde ſogar nur immer heftiger, je mehr Hinderniſſe ſich ihr in den Weg ſtellten. So ſtanden die Sachen als der Profeſſor mit ſeiner Liebe noch dazu kam, aber Axel verachtete und Chlotilde verlachte ihn. Da entſtand auch das Bild, und Sie werden die Züge des Profeſſors in dem Zopfmanne nicht verkennen, obgleich er eine andere völlig ſpießbürgerliche Tracht hat.

Das unerklärliche halbe Jahr ſeiner Werbung dachte Chlotilde ſo wenig an ihn, daß ſie ihm nicht einmal antwortete; Axel aber hatte des Profeſſors Brief zu ſich genommen, wollte Kupferſtiche dazu beſorgen und ihn dann ins Publicum bringen, ein Plan, den Niemand anders verhindert hat, als ich. Aber in dieſer Zeit erreichte auch die Vertraulichkeit der beiden Liebenden ihren höchſten Grad. Ich bemerkte es mit Beſorgniß, und als ich vollends Chlotildens Munterkeit in einen unverkennbaren Anflug von Schwermuth, Axels Muthwillen aber mehr zur Bitterkeit werden ſah, glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen, ſie beide auf die Gefahren ihrer Lage aufmerkſam zu machen. Es war zu ſpät. Eines Abends ſtürzte Axel ganz verſtört herein und warf ſich mit kaum verhaltenen Thränen zu mir aufs Sopha indem er ausrief: „Es iſt alles aus, ich muß noch dieſe Nacht entfliehn!“

Entfliehn? rief ich aus, und was ſoll aus Chlotilden werden?

Meine Verhaftung iſt ſchon angeordnet; ohne Kopf kann ich ſie doch nicht heirathen, auch iſt das gar nicht mehr nöthig, ſie iſt —

Weiter konnte er nicht reden, er drückte beide Hände auf ſeine Augen. Ich errieth ſeine unglückſelige Meinung und erſchrak ſo heftig vor den Bildern der Zukunft, die meine Seele bedrängten, daß ich ebenfalls geraume

Zeit kein Wort hervorbringen konnte. Endlich verſuchte ich ihn zu tröſten; aber er winkte mir mit der Hand, ich möchte ſchweigen, verharrte noch einige Augenblicke in ſeiner Stellung, ſtand dann ſchnell auf und ſagte mit vieler Anſtrengung doch feſt: „Grüße ſie, wir ſehn uns nicht wieder!“

Mit dieſen Worten eilte er hinaus, und iſt nicht wiedergekehrt. Gerüchte haben uns unterrichtet, daß er vor einigen Jahren unter Bolivars Fahnen in Südamerika focht.

(Südamerika? ſollte er es doch nicht ſein? fragte ich mich.)

Sie können Sich denken, welchen Eindruck die Nachricht auf Chlotilden machte, er iſt unbeſchreiblich: unaufhörlich rief ſie ſeinen Namen und ſetzte jedesmal hinzu: „wie kannſt Du mich jetzt verlaſſen!“

Sie entdeckte mir Alles was ich ſchon wußte und bat, ich möchte ihr rathen und helfen, damit ſie nicht verzweifelte.

Ich wußte kein Mittel und hätt' ich auch eins gewußt, wie konnte ich es unter dieſen Umſtänden, ja wie konnt' ich es überhaupt nennen? Aber ſo ſcharf ich ſie auch zu Hauſe getadelt und ſo gute Strafreden ich mir auch unterwegs ausgedacht hatte, bei dieſem Auftritt konnte ich mich nicht halten, laut mit ihr zu weinen. Unterdeſſen kam mein Mann dazu, der damals noch mein Liebhaber und ebenfalls in unangenehmen Verwickelungen wegen früherer Verbindungen war. Als er den Stand der Dinge erfuhr, gerieth er in den größten

Zorn gegen Axel: es ſei unverantwortlich, daß er ſeine Verhältniſſe, wenn ſie von der Art geweſen, nicht bedacht und ſo ſeine Geliebte doppelt verrathen habe. Allein ſie vertheidigte ihn heftig und erklärte, ſie würde ihm treu bleiben, und er ſie gewiß nicht ganz verlaſſen. Mein Mann zeigte, daß Axel unter dieſen Umſtänden auf keine Weiſe im Stande ſei, ihren Hoffnungen irgend zu entſprechen, und nach einem ſo charakterloſen Verfahren, welches er ihm nicht im entfernteſten zugetraut habe, auch wohl gar keine Verſuche dazu machen dürfte.

Dieſen Ausſpruch fand ich nun freilich höchſt ungerecht und hart, denn ich kannte die Gutherzigkeit des unglücklichen jungen Mannes und hatte das aufrichtigſte Mitleid mit ihm, welches durch die ſchonungsloſen Ausdrücke meines Mannes nur noch verſtärkt wurde; allein es war bei alledem nicht zu leugnen, daß von ſeiner Seite auf keine Hülfe gezählt werden konnte.

Auch kam ſie in der That von einer ganz entgegengeſetzten. Natürlich mußte Axels Flucht bald allgemein bekannt werden und auch zu den Ohren des Profeſſors und ſeiner Mutter dringen. Nun legte er ſelbſt zwar im geringſten kein Gewicht auf dieſe Sache, aber deſto mehr ſeine Mutter. Sie ſetzte ſich ſogleich zu Wagen und warb aufs förmlichſte bei Chlotildens Aeltern um ihre Hand für ihren Sohn, ſtellte vor, daß die Ausſichten auf Axel von Raben doch jetzt ohne allen Zweifel ganz verſchwunden wären, ihr Sohn aber gewiß eine ſehr glückliche Ehe verſpräche. Die Aeltern ſahen die Gründe der braven Frau als unumſtößlich an, Chlotildens Zukunft mußte geſichert werden, und es kam darauf an, ſie zu einer verſtändigen Anſicht der Verhältniſſe zu bringen, wie ſie ſagten. Dies war nun freilich nicht möglich, allein als ſie nach einigen Wochen mit den nachdrücklichſten Vorſtellungen und Bitten, ſo wie mit häufigen Verwünſchungen gegen den tollköpfigen Axel hervortraten, ſah die arme Chlotilde ſich gar bald von allen Gegengründen in Stich gelaſſen, ja ſie hatte ſogar noch einen mächtigen Grund dafür, den ſie aber freilich kaum zu denken, viel weniger zu ſagen wagte; und ſo wurde ſie, mehr weil ſie keinen Willen mehr hatte, als aus einem wirklichen Entſchluſſe, die Gattin des überglücklichen Profeſſors.

Allgemein verſprach man ſich von dieſer Ehe nichts Gutes, denn wenn auch die Leute den geheimen Zuſammenhang nicht wußten, ſo war es doch nicht ſchwer, ſich einen ſolchen zu erdichten, und da tadelte natürlich jeder auf ſeine Weiſe die Heirath und prophezeite daraus, wie die Käuze am Fenſter eines Kranken, lauter Unglück.

Aber es kam ganz anders. Ihr gutes Naturell ſiegte über alle Schwierigkeiten, ihr Mann iſt bei aller Wunderlichkeit wirklich höchſt liebenswürdig und gut, und jemehr ſie ein gewiſſes Gefühl des Unrechts gegen ihn empfinden mochte, deſto eifriger ſuchte ſie ſeine Liebe zu erwiedern. Freilich hat ſich ein eigener Schwermuthszug durch dieſes liebliche Jugendbild gelegt, freilich muß es drückend ſein, daß der Profeſſor wegen ſeiner wunderlichen Liebestheorie und ſeiner ganz eigenen Welt der Täuſchung, die er allenthalben künſtlich hineinbaut, wohl nicht im Stande wäre über den geheimen Punct volle Offenheit zu ertragen; aber auch hierin muß die Zeit vieles thun und vielleicht iſt es dieſes Gefühl der Schuld, welches ſie abhält, ihr geiſtiges Uebergewicht in ihrem Verhältniſſe geltend zu machen, und zu immer größerer Zärtlichkeit anregt. Ihre Ehe wurde geſegnet und es iſt keine glücklichere im ganzen Lande.

So iſt die Geſchichte unſerer drei Freunde, vielleicht nicht ſo, wie ſie irgend ein mürriſcher Moraliſt, wenn er's in ſeiner Hand gehabt, hätte geſchehn laſſen, aber ich habe es immer geſagt und ſage es nochmals, Axel iſt kein Böſewicht. Seine Briefe kann man nicht ohne Thränen leſen und wenn er nichts thun konnte, um ſein Unrecht wieder gut zu machen, ſo war das nur ſein böſes Verhängniß. Ich gebe immer Chlotilden die meiſte Schuld. Hätte ſie ihn ſo gut gewöhnt, wie ich meinen Mann, ſo wäre kein Unglück entſtanden.

Mein dicker Freund ließ dieſe Moral nicht unangefochten, ſondern erwiderte: wärſt Du Axels Braut geweſen, ſo wäre Dirs grade ſo ergangen wie Chlotilden, der einzige Unterſchied zwiſchen Euch beiden iſt der, daß die eine an einen verſtändigen, die andre an einen unverſtändigen Liebhaber gerathen iſt.

Welche Liebe die beſte wäre, Deine oder ſeine, und wer von den beiden Liebenden die meiſte Schuld hat darüber haben wir uns ſchon ſo oft geſtritten, ſagte die kleine Wirthin, daß ich jedes Wort auswendig weiß. welches mein lieber Mann noch ſagen würde, wenn ich auf meinem Kopf beſtünde. Sie, Herr Doctor, ſehn aber ohne Zweifel ſowohl aus unſerem Streite, als auch aus der ganzen Geſchichte ſelbſt die Beſtätigung Ihrer obigen Behauptung, der Verdacht ſei meiſtens viel ſchlimmer, als die Sache ſelbſt. Denn ſo, wie ich es erzählt habe, iſt Alles gekommen.

Ihre Erzählung ſetzt mich in die höchſte Verwunderung, meine liebenswürdige Wirthin; und ich muß Ihnen das aufrichtige Geſtändniß ablegen, ſie ſcheint mir in manchen Puncten ſo wunderbar und unwahrſcheinlich, daß man jeden Dichter tadeln würde, der ſie zu erfinden gewagt hätte; aber Ihnen kann Niemand, der Ihnen zuhört, den vollkommenſten Glauben verſagen, und wenn es auch bei Ihrer Erzählung zweifelhaft ſcheinen könnte, ob die Liebe auf Erden Macht genug habe gegen die Gewalt der Aeußerlichkeiten, ſo haben Sie doch ohne Zweifel gezeigt, daß ſie wenigſtens ritterlich kämpft und ſterbend wie die Bienen ihren Stachel in den Herzen derer läßt, die ſie roh verletzen. Was ich aber beklagen muß, das ſind die unſchuldigen Opfer dieſes Kampfes.

Aber wird hier nun ein Doppelgänger jenes früheren Axels von Raben oder ein noch unenthülltes Geheimniß in den Umſtänden anzunehmen ſein? Und wenn es derſelbe iſt, der dieſe Thaten gethan und mir meine eben erworbene

Freundin entriſſen; wird nicht leicht das raſche Vertraun, welches er gefunden, gefährlich für ihre Ruhe werden? Das ging mir durch den Kopf.

11. Unſer Freund.

Er ſchreitet über'n Lebensdunſt erhöht
Und grüßt die obre Welt mit ſeinen Blicken,
Die Nebelſchicht, die vor dem Leben ſteht,
Bereitet ihm ein geiſtiges Entzücken.

Wenn man bedenkt, zu welchem Zweck der Vorſchlag, jeder ſolle ſeine Liebesgeſchichte erzählen, gethan war, ſo leuchtet ein, daß nun alle Aufgaben vollkommen gelöſ't waren. Allein das Spiel der Ereigniſſe iſt wunderbar, und oft bleibt ſelbſt unſer Scherz nicht ohne die allerunerwartetſten Folgen. Die Anwendung wird der verſchlagene Leſer vielleicht ſchon bei dem nächſten Satze zu machen im Stande ſein.

Denn kaum hatte ich meine Nachrede zu Ende gebracht, und die Geſellſchaft in dasjenige ernſthafte Nachdenken gewiegt, welches dem bewußten Menſchen unter allen übrigen unbewußten Geſchöpfen dieſer Erde ſo wohl anſtehet, als plötzlich jemand haſtig die Treppe herauf kam, ſich kaum die Zeit zum Anklopfen nahm und — der Profeſſor — denn er war es — voller Freude ins Zimmer ſchritt.

Meine Freunde, hub er an, als wir ihn kaum bewillkommnet hatten, ſoll ich es ein Glück nennen oder ein Unglück? ich weiß es nicht. Durch die irrige Annahme meiner Reiſegefährten, ich ſei zu Fuß vorausgegangen, ſehe ich mich zurückgelaſſen und genöthigt, Sie, meine werthe Frau Hofräthin, um freundliche Herberge zu bitten, wobei ich die Freude zu haben hoffe, daß unſere abgebrochene Unterhaltung wieder aufgenommen und meine geneckte Erwartung dennoch befriedigt, die Anlage eines zweiten Liebesgaſtmals aber verwirklicht werde.

Die Wirthin hatte nichts dagegen unter der Bedingung, daß wir vorher auf ihre Speiſen und Getränke die erforderliche höfliche Rückſicht nähmen. Dies geſchah, und wenn ich nun den alten Reiſebeſchreiber Homer auch in der Genauigkeit über das Eſſen und Trinken meiner Helden nachahmen wollte, wie ich es in Rückſicht ihrer wunderbaren Fahrten zu thun beabſichtige, ſo würde ich hier Gelegenheit zu einer unvergleichlichen Mahlzeit haben. Denn ich ſelbſt als ein Nordländer kann anſehnliche Portionen genießen und getraue mich wohl, ſo einen Saurücken, wie Odyſſeus pflegte, anzugreifen, der Hofrath hatte von jeher gewußt, daß Eſſen und Trinken Leib und Seele zuſammenhält, ja ſie ſogar in gewiſſen Fällen ſo innig verbindet, daß die Seele ganz leiblich geſinnt wird, der Profeſſor aß mit antikem und die Hofräthin mit modernem Anſtande, und ſo könnte es nicht fehlen, daß ein anſchauliches Gemälde dieſer tafelnden Geſellſchaft höchſt intereſſante Seiten darböte. Allein noch viel wichtigere Dinge ſind hier anzumerken, und ich will mich durch nichts hindern laſſen, es mit friſchem Eindruck und der Gunſt des Augenblicks zu thun. Nämlich ſobald wir die gröbſten Hinderniſſe, die jedem Tiſchgeſpräch entgegenſtehen, überwunden, ſchritt der Profeſſor zur Darlegung ſeiner wohlgegründeten Anſprüche auf unſere Liebesgeſchichten und zwar, wie ſich leicht erachten läßt zuvörderſt auf die meinige: und ich muß geſtehn, daß die platoniſche Erinnerung, auch meines Herzens feierlicher Zug, und ſeine liebevolle Vertiefung in das göttliche Phänomen der Liebe meine Zuneigung zu dieſer edlen Seele in Steifleinen nicht wenig erhöhte. Ich ſah ihm verliebt in die Augen und begann:

12. Iſt ſie's?

Aus blauen Wolken mit Thurm und Thor
Taucht oft übers Meer eine Stadt hervor,
Man glaubt ſie leibhaftig vor Augen zu ſehen,
Drauf ſchwankt ſie und muß mit dem Dunſt zergehen.

Sie ſetzen mich ſehr in Verlegenheit, mein Herr Profeſſor und theurer platoniſcher Freund, denn ich gehöre zu der unglücklichen Klaſſe von Menſchen, die ihr armes Herz mit aller Mühe nicht unterzubringen wiſſen. Manchmal bin ich nahe daran geweſen, aber immer, wenn ich auf dem höchſten Punkte der Hoffnung war, riß ein gefühlloſer Strudel die Liebe vorüber. —

Meergeſchenkte, ſüße Roſe, „Emma! wäreſt du mein Traum?“ rief eine Stimme in meinem Herzen, aber ich preßte die Lippen zuſammen, damit ſie mich nicht verriethen, und verlor mich ſchweigend in die friſchen ſchmerzlich ſüßen Erinnerungen, ohne daran zu denken, daß ich das Wort hatte.

Die Sache iſt ſehr ernſthaft, flüſterte die Hofräthin, und ich zweifle, ob wir ſie erfahren, denn er beſinnt ſich gar zu lange.

Ich hörte dieſe Worte, nahm mich alſo ſchnell zuſammen und fuhr fort: Und ſo bin ich leider nicht in dem Fall, meine Liebesgeſchichte vortragen zu können. Ich fordre daher meinen Nachbar auf, der offenbar und geſtändigermaßen glücklicher daran iſt, die ſeinige zu erzählen.

Dieſer nahm das Wort und ſagte: Wie es mit mir ſteht, das wißt ihr alle, dir hab' ich meine Liebſchaft geſchrieben, meine Frau bildet ſich ein, ſie erlebt zu haben, und der Profeſſor weiß alles von ſeiner Frau gewiß beſſer als ich ſelbſt, beſonders da die Geſchichte ſo lange her iſt, daß ich ſie bereits wieder vergeſſen habe. Indeſſen da ihr einmal auf ſolche Poſſen verſeſſen ſeid, und noch zu denjenigen Leuten gehört, die im Punkt der Liebe gläubig ſind, ja da unſer Freund, der Doktor, höchſtwahrſcheinlich nicht nur eine Liebesgeſchichte erlebt hat, ſondern ſogar in dieſem Augenblick noch damit ſchwanger geht (hier wurden mir beide Backen brennend heiß); ſo nehme ich Gelegenheit euch eine zu erzählen, die wegen ihres wunderlichen Ausgangs ſchwerlich ihres Gleichen hat.

V.

Die Geliebte.

1. Der Doctor Jonathan in Fürſtenberg.

Leicht ſchäkernde Wellen darüber gehn,
Doch ſeh' ich es drohend im Grunde ſtehn.

Alſo die Geſchichte des Doctor Jonathan, ſagte der Hofrath.

O weh! die alte Geſchichte, ſeufzte die Wirthin.

Alte Geſchichten ſind wie alter Wein, der in guten Gefäßen immer beſſer wird; und dieſe wird ſich halten, ſo lang' ein Fürſtenberg auf der Welt iſt. Fürſtenberg, eben ſo berühmt wegen ſeiner hübſchen Mädchen, als wegen ſeines ausgebreiteten Butterhandels, liegt auf der Berliner Straße zwei Meilen von hier. Mein Freund, der Profeſſor *.... in Jena, welcher die italieniſchen Mädchen, ja ſogar die antiken geſehn und kennen gelernt, erinnert ſich gleichwohl immer noch mit Vergnügen an den Nachmittag, wo eine hohe Perſon alle dieſe ſchönen weder übermäßig hohen, noch allzuniedrigen Geſtalten zu einem Feſtzuge verſammelte. Denn, wie die ſeligen Götter bei Homer eingehn zu dem Saale Kronions, ſo ſeien alle dieſe Mädchen kindiſch ſelig in ihrem Putz und er in ihrer Gegenwart zum Schloßhof hineingezogen. Mein Freund, der Jenenſer Profeſſor, wußte die Geſchichte von dem Doctor noch nicht, als ich ſie ihm aber ſpäter hier in Strelitz erzählte, rief er haſtig aus:

Ha, die hab' ich geſehn! alle beide muß ich geſehn haben. Als der feſtliche Zug paarweiſe und die ganze Reihe hinunter mit einem ungeheuren Blumenkranz ſchlangenartig umwunden, übrigens völlig in Weiß, ſelten von Roſen und rothem Bandwerk unterbrochen herankam, ward mein erſter Blick auf die herrliche grüne, mäßig bunte Wellenlinie des Kranzes gerichtet, wie ſie über viele ſchöngewölbte weiße Buſen und Nacken ſich hinſchlängelte und über manchem jugendmuthigen Herzen üppig gehoben, hinwegwogte, dann fielen mir die ſchlanken Geſtalten und die knappen ungelöſ'ten Gürtel der lieblichen Fürſtenbergerinnen in die Augen und, neidiſch auf die dummen Blumen, ſchmälte ich einen Augenblick mit dem Schickſal, faßte mich jedoch bald wieder in meine langgewohnte Reſignation und ſtieg weiter an den Wellenlinien der Blumen, wie ein Matroſe an der Strickleiter, empor zu den Roſen der Wangen unter denen die weißen Rehzwillinge des Hohen Liedes feierlich bewegt und unruhig weideten. Dieſe Roſen dufteten Jugend und Freude und keiner der liebenswürdigen Kranzträgerinnen fehlten ſie, nur die erſte und ſonſt ſchönſte von Augenlicht, Geſtalt und zarter Farbung mit dunklem Haar und weißen Roſen darin trug auch der Wangen weiße Roſen, die kaum noch leiſe an das Morgenroth erinnerten, das hier dem Mittagsblick der Liebe gewichen zu ſein ſchien. Dieſe, verſicherte mir der italiſch begeiſterte Profeſſor, hätt' ich um die ſchönen Trümmer ihres vulkaniſchen Herzens bitten mögen, ſo ganz ſchien ſie mir wie zur Liebe gemacht und Königin unter ihres

Gleichen, aber meine Feigheit gegen die Weiber und mein Incognito in Fürſtenberg ließen mich weder zu einem genialen Anlauf, noch zu ehrbaren Näherungen kommen. Armer Junge! ſagte ich zu mir ſelbſt, du biſt zum Hageſtolz geboren! und reiſ'te mit dem Bilde im Herzen wie ein gehetzter Stier in ganz Pommern und Mecklenburg umher. Freund, hätte ichs da nicht gleich fühlen müſſen, daß ſie, die Funkenſprüherin, die ſchlanke, die edle Geſtalt, die vorderſte in der Reihe, die ſinnige, blauäugige Jungfrau, daß ſie die Heldin irgend eines gedruckten oder ungedruckten vielleicht noch laufenden Romans, daß ſie in irgend einem Herzen die Königin und von Regierungsſorgen bekümmert ſei. Die iſt es, ich wette, ſie iſt es, rief er aus. Und nun den Doctor, ihren Liebhaber, auch den muß ich kennen, fuhr er fort. So ſah er aus: Auf dem Hintergrunde des braunen Lockenhaars, welches wie ein ungeſchornes Pudelohr hinter dem blaſſen Geſichte hing, war eine leiſe Habichtsnaſe mit ſtarkem Braunenſtrich gezeichnet, von ſchwärmeriſchen blauen Augen umſtellt, von ſanft hintergeneigter Stirn überbaut und von länglichten kaum gehobenen Wangen und Kinn unterſtützt. Hier iſt er, rief er zeichnend aus, kein Griechengeſicht freilich, aber grade ganz und völlig das unendlich erweiterte romantiſche Gemüth, welches das Himmelreich auf Erden, mit jedem tiefſchwärmeriſchen Blicke von neuem verkündigt. Die Zeichnung war richtig, und ich muß geſtehn, ſagte der Hofrath, ſie ließ mich mehr ſehn, als ich je an dem verdrehten Doctor geahndet. Aufrichtig geſtanden, ich begriff es nicht, was der archäologiſche Phantaſt wollte, aber wie geſagt, ich ſah es leibhaftig in ſeiner Zeichnung vor mir, und mußte nun wohl glauben, da ich ſah; ihr aber, lieben Freunde, könnt es umgekehrt machen und ſelig werden.

Dieſer Doctor nun und dieſe ſeine Minna ſind wirklich die Perſonen meiner Geſchichte und zwar bewies mir mein Freund, der Profeſſor, noch unwiderſprechlicher, daß es auch der richtige Doctor ſei, denn ſagte er, Folgendes hab' ich mit meinen eignen Augen geſehen.

Vor dem Schloß iſt ein freier Platz, und in der Mitte ſah man eine runde grüne Raſenerhöhung, geſtaltet ungefähr wie der grüne Sitzungstiſch unſers academiſchen Senates. Auf dieſen Platz kam die hohe weibliche Perſon dem Feſtzuge huldreichſt entgegen. Das Gefolge blieb vor dem Raſen ſtehn, ſie ſelbſt trat mit einigen entſchloſſenen Schritten bis in die Mitte, und dort begegnete ihr, wie auf Verabredung die feierliche Anführerin mit ihrem kranzumflochtenen Zuge. Ich hatte ganz in der Nähe der Hauptperſonen einen vortrefflichen Platz bei dieſem Schauſpiel, und war faſt eben ſo geſpannt auf ſeinen weiteren Verlauf, als mein Nachbar, der Doctor, denn der war es. Die Entwickelung — —

Nun darauf bin ich in der That neugierig, fiel die Hofräthin ein, denn es ſcheint mir eine ganz andere Geſchichte zu werden, als Du uns verſprochen, wenigſtens fängſt Du ſie abentheuerlich genug von hinten an.

Kind, unterbrich uns nicht, und ſei unbeſorgt, meine Geſchichte wird, wenn nicht in der richtigen, nur um ſo mehr in einer geiſtreichen Folge nach der neuſten, Mode ſich entfalten. Alſo die Entwickelung des feſtlichen Schauſpiels, ſagte mein Freund, war dieſe: mit unnachahmlicher Geſchicklichkeit begannen die ſchönen Fürſtenbergerinnen zu einer plötzlich einfallenden Muſik einen Tanz, der ſie mit ihrem großen Kranze zuerſt lang aufrollte und dann um die Königin des Tages herumringelte. In ſchnellem Wechſel bildete ſo die Dame mit dem bekränzenden Chor eine höchſt maleriſche Gruppe. Nun ſchwieg die Muſik einen Augenblick. Wir Zuſchauer, ich und der Doctor vor allen, waren in der höchſten Befriedigung, aber zugleich in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Darauf begann die Muſik von neuem und fiel mit ſanften Tönen in die Melodie des preußiſchen Volksliedes vom alten Kriegsmantel. Die Schönen hatten die Abſicht, einen neuen Text, den ein heimathlicher Barde zur Feier des Tages gedichtet, vorzutragen, ſie huben auch an, aber wie auf ein gegebenes Zeichen intonirte die ganze Bevölkerung von Fürſtenberg und es half kein Ziſchen und Winken der Eingeweihten: von Anfang bis zu Ende mußte das allbeliebte Lied nach dem richtigen alten Text abgeſungen werden. Endlich gab der Chor der Damen ſich gefangen in die Nothwendigkeit, machte gute Miene zum böſen Spiel und begnügte ſich damit, wenigſtens in der nächſten Nähe der hohen Perſon den neuen zu der Feier paſſenden Text zu ſingen, um ſie ehrerbietig und kunſtmäßig zu verherrlichen, während die Menge jubelnd und roh den alten Mantel pries und beſang oder vielmehr bebrüllte, ohne ein Arg daraus zu haben, wie unſchicklich in dieſem Augenblick der Patriotismus ſich äußere.

Nach beendigtem Geſange kniete die Zugführerin nieder und überreichte einen goldenen Becher zum Geſchenk und zum Andenken an die Stadt, und nochmals, als hätte das Schickſal ſich wider die Feier verſchworen, nahm die Begebenheit eine ganz fremdartige Wendung. Mein Nachbar, der Doctor, welcher unverwandten Blickes fortwährend die ſchöne Zugführerin im Auge gehabt hatte, mußte wohl in einem ganz eignen magnetiſchen Rapport mit ihr ſtehen. Denn ſo wie ſie hinkniete, um den Becher zu überreichen, that er ein Gleiches und ſo wie ſie ihre Rede begann, fing auch er an zu reden, zuerſt leiſer, dann immer lauter, und zuletzt rief er mit großer Heftigkeit aus. „O Minna, Minna, wie elend machſt Du mich und Dich! Wär' ich doch Du und wärſt Du ich! Ha! mir wird ſo ſchwach und weh!“ und damit ſank er auf den Raſen hin.

Leichenblaß ſtand das arme Mädchen, die bei dem Namensruf erſchrocken aufgefahren war, eine Weile da, dann ſah ich ſie merklich ſchwanken, man kam ihr zu Hülfe, und während man ſie langſam hinwegführte, eilte alles, Fürſtin, Mädchen und Männer theilnehmend oder neugierig zu dem daliegenden Doctor. Wir hoben ihn auf und der Feſtzug endete damit, daß die größere Zahl des Volkes uns, die wir den Doctor trugen, die kleinere der Fürſtin folgte und ſie zum Schloſſe zurückgeleitete.

2. Aeſthetiſches.

Hört nur die Frauen, ſie wiſſen's nicht,
Und doch gelingt ihnen manches Gedicht,
Wozu die Poeten den Reim erfinden,
Und's dann in ihr eigenes Sträuschen binden.

Nun wird es aber nachgrade Zeit, lieber Freund,
emerkte ich etwas ungeduldig, daß wir erfahren, wie
er arme Doctor und die ſchwärmeriſche Zugführerin in
ieſes magnetiſche Verhältniß und namentlich der Doctor
u dieſer traurigen Zerrüttung gekommen, denn ſo muß
an ſeinen Zuſtand doch wohl nennen?

Hm, das iſt die Frage. Indeſſen ſage ich Dir mei-
en beſten Dank, verehrter Freund, für Deine gründ-
che Vermahnung; dacht' ichs doch gleich von Anfang,
s ich den Tag hineinerzählte, wie ein Improviſator,
ß irgend ein verſtändiges Haupt unter meinen Zuhö-
rn mir einen geſunden Plan vorzeichnen werde, den
an aber bei der rechten Begeiſterung, wie ihr geſehen
bt, auch füglich entbehren kann.

Ja, ja, da magſt Du Recht haben, ſagte die Hofräthin.
s iſt grade wie mit der Poeſie; manchmal reimt ſich alles
n ſelbſt, manchmal gar nichts, ich weiß das von Weih-
chten und von Geburtstagen her. Und davon kommts auch
ohl, daß einem öfters im Traum die allerſchönſten einfallen.
icht wahr, Wilhelm, ſagte ſie zu ihm, Du beſinnſt Dich
ohl noch auf das Gedicht, welches ich Dir einmal,

noch halb im Schlaf, vorſagte. Nun hab' ichs aber vergeſſen.

Ei ja wohl beſinne ich mich! „ſie ſingt es ſo lieblich und ſingt es an mich!“ — man hätt' es herausgeben ſollen mit dieſer Deiner Vorrede, es wäre wichtiger geweſen, als ganze Bibliotheken voll Aeſthetik. Aber den poetiſchen Traum Deiner Großmutter, den weißt Du doch noch?

Fi doch! ſagte ſie, ſpotte noch gar! und über die alte Frau, es iſt eine Sünde; aber wahr iſt es, ihr Gelehrten mögt ſagen was ihr wollt, ſie hat auch im Traume gedichtet, ich war ſelbſt dabei und mir iſt immer noch, als hört' ich die alte Frau beten, denn ein Gebet war es. Sehn Sie, Herr Doctor, dies kam ſo:

„Es war an einem naßkalten Novemberabend“ und hatte grade ſtark geglatteiſ't, als meine ſelige Großmutter trotz ihres vorgerückten Alters heftiges Verlangen nach Klößen mit Speck bekam. Klöſſe waren leicht eingerührt und gekocht, aber leider fehlte es an allem Speck, die Magd ſollte alſo welchen holen. Dieſe ſonſt willig und gut, ſtellte vor, ſie wage es nicht bei dieſem Glatteiſe den Berg hinunterzugehn, denn das vermögte kein Menſch ohne geſchunden zu werden.

Zumal ein Menſch der keine Hoſen trüge, ſchob der Hofrath ein —

Die Großmutter beſtand darauf, die Magd remonſtrirte; die Großmutter befahl, die Magd weigerte ſich, und erklärte zuletzt, keine Herrſchaft hätte das Recht, um eines lumpigen Stückchen Specks willen, Hals und

Gliedmaßen ſeines Geſindes in Gefahr zu bringen. Scheltend und höchlich verſtimmt ging die Großmutter, weinend die Magd zu Bette, denn wir Kinder wußten weder zu rathen, noch zu helfen, weil wegen der glattüberzogenen Straßen buchſtäblich keine Seele vor die Thür konnte. Sobald ich indeſſen am andern Morgen aufwachte und fand, daß die Witterung umgeſchlagen und die Straßen wieder gangbar waren, nahm ich ſelbſt einen Groſchen in die Hand, that meine Schürze vor und beſorgte den heißerſehnten Speck. Kaum war ich zurück und an den Nähtiſch nicht weit von meiner Großmutter Alkoſen gelangt, da hört' ich ſie hinter den Verhängen folgendes Gedicht träumen:

Findſt du Speck in deine Klöße,
O, ſo denk' an Gottes Größe!
Daß er dich ſo wohl bedacht
Und der Speck in' Klump gebracht.

Ich kann es beſchwören, daß die alte Frau den Vers ſelbſt gedichtet hat. Beim Erwachen wußte ſie jedoch nichts mehr davon. Als ſie darauf mit Thränen in den Augen meine Fürſorge gewahr wurde und belobigte, wiederholte ich ihr das Traum-Gebet; und wir fanden es alle ſo wunderbar und rührend, daß wir Mittags mit ordentlicher Andacht an die Klöße gingen.

So verhält es ſich mit dem Dichten und mit der Begeiſterung. Träumen iſt daſſelbe.

3. Blom.

Ein alter Freund von eigner Art,
Allein ſchon lange mit mir gepaart.

Der Hofrath fuhr fort:

Was es immer mit dem Traume, der Begeiſterung und den Klagen meiner Frau für eine Bewandtniß haben mag, ich kehre jetzt zu unſerm Doctor nach Fürſtenberg zurück. Die Sache iſt alſo in der Kürze dieſe: Wie es mit dem Doctor und unſerer armen feierlichen Minna eigentlich ſteht, das werdet ihr zur gehörigen Zeit ſchon erfahren. Aus dem Bericht meines Freundes des Jenenſer Profeſſors habt ihr indeſſen bereits hinlänglich abnehmen können, daß eine ſchwärmeriſche, tiefgreifende Liebe in dieſem Verhältniſſe obwaltet. Der Doctor war unter ſeinen Genoſſen immer ſehr beliebt geweſen. Denn wenn er auch dem Myſticismus, wie er jetzt in manchem verdrehten und erhitzten Gehirne ſpuckt, anhing, ſo konnte er dennoch ſeinen Freunden, die bei der gemeinen nüchternen Stimmung blieben, nicht gram werden, ja das veränderte ſeine alte Geſinnung ſo wenig, daß er ihnen ſogar, nach wie vor, wenn es darauf ankam, das größte Vertrauen ſchenkte.

Einer darunter, Namens Blom, ein vierſchrötiger Advokat und rechter Lebemann, der ſichs nie zum Bewußtſein gebracht, ob er an Gott oder an den Teufel glaubte, dabei aber ein ſchöner und wie man zu ſagen pflegt, gebildeter junger Mann war, wurde verhängnißvoll für unſern Doctor. Blom hatte durch ſein anſtelliges Weſen von jeher großen Einfluß auf ihn geübt, und verlor dieſen auch dann noch nicht, als ein reiferes Alter ihre verſchiedenen Geiſtesrichtungen immer weiter auseinanderriß. Führte die Medicin den ätheriſchen Doctor Jonathan zu theoſophiſcher Vertiefung in Natur und Geiſt, ſo riß die juriſtiſche Praxis den hausbackenen Blom immer mehr in die handgreifliche Wirklichkeit, aus dem Geiſt in die Lebensweisheit hinein. Dieſe Stellung zur Wahrheit findet ſich ſonſt häufig bei practiſchen Aerzten und läuft dann aus in den rohen Gedanken, mit Glauberſalz ſei die Liebe und mit Rothwein die Feigheit zu curiren. Hier war der Arzt Idealiſt und nur ſein Gegenſatz, der Advocat, hatte aus ſeinem juriſtiſchen Element noch Nahrung geſogen für die überwiegend irdiſche Natur.

4. Myſtik der Liebe.

Zu tief dem Weiſen, der Welt zu hoch,
Wer zeigt und verkündigt ſie endlich noch?

Nun war einmal ein Ball in ihrer Vaterſtadt. Blom tanzte wie ein Gott und hatte alle Mädchen am Schnürchen, der Doctor tanzte gar nicht und galt wenig bei den Schönen, aber er pflegte ſich in langen Reden über die Religion des Tanzes, wie er es nannte, zu verbreiten. So auch dieſen Abend. Denn was ſei herzerhebender und erbaulicher, fragte er, als wenn ein Gott herniederſteige, eine unſichtbare Ordnung durch alle Muſiker und Tänzer göſſe, die Liebe, welche ſo ſelten ſei, dieſes Geheimniß der reinen Geiſter, in hundert Geſtalten ans Licht herausbilde, und die armen gottverlaſſenen Menſchen durch ſolches Schauen zu reinigen und zu entzünden ſuche, zu weihen und zu vergöttlichen? Die Begeiſterung ergriffe den ganzen Saal; und wer ſie auch wachend und wirklich nie erführe, dieſe Gefühle der tiefſten Gottheit, die bewegende Liebe, hier dürfe er ſie wenigſtens träumend vor Augen ſehn.

Halt, Jonathan, fiel ihm Blom in die Rede, wohin verſteigſt Du Dich wieder? Du philoſophirſt wie der Krebs im Theer, oder wie die Fliege in der Eierſuppe, verſtehſt weder Touren noch Pas und willſt vom Tanzen reden? Aber ich will Dirs erklären, gieb Achtung: Tanzen iſt ein Springen nach dem Tact, das ſich bei den Klügſten als eine Umarmungsluſt einſchmeichelt, und ich bedaure nur, daß wir kein Kapitel von Mephiſtopheles, etwa bei Gelegenheit des Blocksbergballs, über die Materie haben, es wäre gewiß eben ſo berühmt geworden, wie das über die Medicin. Aber Du biſt verdreht wie immer und ich ſeh Dich noch einmal im Narrenhauſe endigen.

Wie roh! und wie zuverſichtlich in dieſer Rohheit! Blom, Blom, Du weißt nicht, was Du redeſt und wie Deine eigne Natur, die Du ſelbſt für Dein frivoles Eigenthum hältſt, dennoch nichts anders iſt, als die Offenbarung Gottes durch den Abfall von ſich ſelbſt.

Weil Gott ſich in Deiner Erſcheinung nicht genügen kann, ſo biſt Du der Hunger nach Gott, gleich wie die Ironie als die unbefriedigte Wahrheit die ſtärkſte Forderung der Begeiſterung der eigentliche Hunger nach Gotterfüllung iſt. So wenig kennſt Du Dich ſelbſt.

Hör' auf! ich bitte Dich, hör' auf! Ein Dreipfennigslicht leuchtet weiter als Dein Kirchenlicht.

Kurz, ſagte der Doctor, wir verſtehen uns nicht und ſind unbegreiflicher Weiſe doch immer noch Freunde, was hält uns nur zuſammen? Iſt es etwa gar unſer Gegenſatz, der uns zuſammenbindet wie die Enden des Magnets?

Sie ſaßen allein und tranken eifrig fort, der Wein wurde mächtig in beiden und trieb eines jeden Natur noch mehr heraus, während das Geſpräch auf die Entwickelung ihrer Freundſchaft kam, und nun von beiden Seiten recht warm wurde. Denn jeder wußte neben der ſtörenden Diſſonanz doch noch immer vieles anzuerkennen, was ihm der andere gewährte. Unſer Verhältniß, fügte der Doctor mit bedeutungsvoller faſt unheimlicher Miene hinzu, hat auch noch ein Gutes: Wir können uns nicht in einander verlieren, nicht in einander übergehn.

Ein eigenthümliches Lob! das muß ich geſtehn, welches uns weſentlich von Buttermilch und Waſſer unterſcheidet. Aber in allem Ernſt, guter Doctor, jetzt ſchnappſt Du über.

Lieber Freund, erwiederte jener ſehr ernſthaft, Du meinſt mich zu verhöhnen, wenn Du das geiſtige Verſchmelzen ohne Weiteres als körperliches nimmſt, welches Du für abſurd hältſt, wenn die Körper nicht flüſſig ſind und chymiſch agiren können. Das iſt es aber eben, was ich Dir zu geſtehn habe, man ſetzt in der Liebe, weil ſie das innigſte Verſchmelzen auf der Welt iſt, die ganze geiſtige und körperliche Unabhängigkeit aufs Spiel, ich fühle mich anderwärts wirklich in dieſem Fall, und ſo beſtand das Lob unſeres Verhältniſſes eben darin, daß wir Freunde ſind ohne die Gefahr einer Liebe.

Wenn in dieſem Gewäſche Menſchenverſtand iſt, ſo bin ich ein Büffel oder ein Truthahn oder ſonſt ein unvernünftiges Vieh, denn ich denke mir nichts dabei, gradezu gar nichts.

Nun ſo gieb Acht auf meine Meinung. Zuerſt weißt Du es wohl, daß der vollkommene Geiſt nur Einer iſt.

Gut, gut, wenn Du ſo meinſt. —

Zwei vollkommne wären alſo in nichts unterſchieden und müßten dies merken, wenn ſie ſich berührten. So wie ſie es aber merken, ſtürzen ſie unaufhaltſam in Eins zuſammen; dieſer Zug iſt nun die Liebe. Sie iſt das Gegentheil von Eigennutz, denn ſie will ſelbſt gar nichts anders mehr ſein als der Geliebte, und giebt ſich ſelbſt völlig auf, wenn ſie nur an dem, der ihr wie ein Gott mächtig und vollkommen entgegentritt, Theil haben kann. Sie fühlt ſich ſelig, wie allgemein genug geſagt wird, denn ſie vereinigt ſich mit einem reinen Geiſt, dem ſie gleich iſt, weil beide aus Gott ſind

Dieſe göttliche Leidenſchaft iſt aber für den Menſchen gefährlich, denn er kann um ſein menſchliches Bewußtſein kommen und wirklich irre an ſich ſelbſt und ſeinem beſondern Daſein werden, wenn er ſich ganz in die Liebe verſenkt. Alle Abgeſchmacktheit und aller Wahnſinn der Liebe ſchreibt ſich daher.

So alſo, und wieder iſt der liebe Gott im Spiel, nur daß er diesmal übel wegkommt als Oberſter aller Narren. — Hm, aber wie iſt es nun mit dem körperlichen Verſchmelzen? Ha! ha! ha!

Hier ſtand die Hofräthin auf und ging hinaus ein wirthſchaftliches Geſchäft zu beſorgen.

Mein guter Blom, der Menſch wird ſich ſelbſt nicht los, er bleibt Geiſt und behält den Adel und die Macht des Geiſtes überall und wär' es, daß er, dem Maulwurf gleich, das Innerſte der Erde mühſelig durchwühlte. So iſt auch die Zeugung eines Menſchen nichts weniger als geiſtlos, und ſo wenig es ſich wohl ſchicken würde dem Schooß der ſtillen Mutter Nacht und der unmittelbaren Sammlung der unbewußten Liebesmacht ihr geheimes Werk zu entwinden, ſo verwerflich jenes rohe Treiben genannt werden muß, welches noch ganz kürzlich daſſelbe in den Tag des Bewußtſeins und der Abſichtlichkeit, ja des Studiums hinauftrieb, ſo wichtig iſt dagegen die Geſinnung und die Richtung des Geiſtes auch in der Zeugungsekſtaſe und dieſe gar nicht anders zu nehmen iſt als für die verwirklichte Aufhebung der perſönlichen Selbſtſtändigkeit gegeneinander, wie ſie gleich von vornherein in dem Zuge der noch unvollzogenen Liebe ſich ankündigt.

Das aber iſt der Fluch einer verſchrobenen Bildung, daß die Dummheit den Triumph feiert, die heilige körperliche Liebe, die geſegnete Werkſtatt Gottes als entwürdigend und von aller geiſtigen Bedeutung entblößt darzuſtellen, ſo daß nur wenige geſunde Naturen ſich mit der rechten Geſinnung darin vertiefen, und dadurch Schönes erzeugen, die meiſten aber auch noch in der Ehe ſich davon zurückhalten zu müſſen glauben und es wider Willen als eine Sünde begeben.

Was Du von der Liebe denkſt, guter Doctor, das weiß ich nun; aber wie? iſt mir recht, daß Du nicht vorhin ſo etwas fallen laſſen, als wenn Du ſelber mit irgend einer Schönen ein Liebesverſtändniß hätteſt?

Ja, lieber Blom, und das iſt es eben, was mich in alle dieſe Myſterien vertieft hat, ach, und ich werde wohl den gänzlichen Durchbruch nicht überſtehn, es liegt mir ſchwer auf der Seele.

5. Die Geliebte.

O Vögelein, daß Dich Gott behüt,
Hier ſitz' ich am Ufer und kann nicht mit.

Die Strelitzer Schloßkoppel voller Nachtigallen und Frühlingsduft aus hochwipfligen ſchattigen Bäumen und bunten Wieſenmatten ſprach mich von jeher mit wunderbar verſtändlichem Geiſtesodem an, und wie mir hier dann die niedere Natur nicht mit dumpfer Verſchloſſenheit entgegenſtarrte, ſondern mit leiſen aber deutlichen Accorden die tiefſte Empfindung offenbarte, ſo ſteigerte ſich auch jedesmal, wenn ich hineintrat, die Kraft meines eigenen Geiſtes wie eines Sehers zur Stunde der Begeiſterung.

Was Du ſagſt! rief ich aus und unterbrach den Hofrath, ja, es iſt wahr, nicht jeder Ort erregt uns auf gleiche Weiſe — hm! — Und wie hätt' ich auch nicht zurückdenken ſollen an mein Geſicht von Emma's Feenwagen und an das Liebesſpiel in, dieſen Zweigen, das mir vor wenig Augenblicken ſo bedeutungsvoll in die Seele griff?

Es giebt Oerter und Gegenden, ſo ſei der Doctor fortgefahren, die mit ihrem ganzen Inhalt, eben darum weil ſie dereinſt verhängnißvoll für uns ſein werden, gleich anfangs näher an unſer Inneres herantreten. Ein ſolcher iſt für mich dieſer fürſtliche Luſtwald. Oft bin ich voll unruhiger Ahndung künftiger Schickſale tagelang in ſeinen entlegenſten Gebüſchen umhergeirrt, ungefürchtet von den munteren Rehen, die meine friedliche Geſinnung ſo gut verſtanden, als ich ihren wohlwollenden, theilnehmenden Blick; und ſo war ich denn nicht unvorbereitet, als mir in dieſem Park ein höchſt bedeutendes Abentheuer aufſtieß. Ich war zum Pfingſtfeſt in der Reſidenz bei meinem Freunde, dem gutgelaunten Hofrath, zum Theil deswegen, weil ich erfahren hatte, Minna von Tüpen —

Nein, wie man nur in allem Ernſt ein ſolcher Eſel ſein kann! Wozu hilft Dir all Deine Philoſophie, wenn ſie Dich den Unſinn nicht lehrt, einem ſolchen Mädchen nachzuſtellen? Alſo die Minna, dieſe mediſante, herrſchſüchtige Dame, dieſe Madame Juno, die einen Kopf länger iſt als Du?! Ich bitte Dich Doctor, Herzensfreund, wie iſt Dir das nur eingefallen? Du könnteſt ja keine vier und zwanzig Stunden Herr im Hauſe bleiben. Sie hat mehr Witz in ihrem kleinen Finger, als Du und Dein Apotheker zuſammen in Eurem verrückten naturphiloſophiſchen Gehirn.

Witzig, geſcheidt! alberne Ausdrücke! die Meinung des Pöbels, der keinen Sinn für Geiſt und Humor hat! Aber ſtelle Dir vor, Du wüßteſt nichts von ihr und bilde Dir mal ein, wie ich die Eigenſchaften des Organismus beſſer erkenne als Du, ſo ſei es auch mit dem Geiſtigen. Es liegt manches im Keime vor, was noch nicht in Anſchlag gebracht wird und manches, was ſchon völlig ausgebildet iſt ſieht doch nur der Sachverſtändige. Dein Körper zum Beiſpiel, lieber Freund, erſcheint jedem oberflächlichen Betrachter als ein Muſter von Geſundheit, Derbheit und kernigem Weſen.

Nun? aber Dir dagegen?

Mir dagegen iſt es die entſchiedenſte Gewißheit, daß er bei Deinem Weſen ſich bald ſo ſehr in den Genuß verſenken, an das rein Körperliche anſchließen wird, daß ein ſchwammiger Wachsthum eintreten und darauf eine Zerſetzung in die Elemente vor ſich gehen wird.

ſo daß Du bei dieſen fortbeſtehenden Bedingungen ohnfehlbar an der Waſſerſucht umkommſt.

Ein anhaltendes Gelächter des Advokaten bethätigte ſeinen völligen Unglauben an die Prophezeiung. Darauf bezeigte er ſich neugierig, wie denn des Doctors von der gewöhnlichen Meinung abweichende Charakteriſtik ſeiner Minna ausfallen werde, und dieſer fuhr fort:

Ich weiß wahrlich nicht, ſoll ich in meiner Geſchichte oder in meiner Schilderung fortfahren; denn Du läßt mich weder zu dem einen, noch zu dem andern kommen. Am erſten wirſt Du freilich wohl noch die Geſchichte ungeſtört anhören, ich will daher nur forterzählen; und es mag ſich dabei von ſelber herausſtellen, wie mir die Geliebte erſcheint. Ich war alſo nach Strelitz gereiſ't, weil ich erfahren hatte, Minna von Düpen werde mit ihren Eltern dort die Pfingſten zubringen. Du weißt, wie freundlich der alte Herr, ſelber ein Liebhaber der Naturwiſſenſchaften, auf mich eingeht, wir ſuchen uns gewöhnlich gegenſeitig, und ſo konnte es mir nicht fehlen, die innigſt Verehrte auch dort ſo oft zu ſehn, als ich wünſchte. Zudem war ich auch mit ihr ſchon längſt bekannt genug, und es iſt Dir kein Geheimniß, daß ein Freundſchaftsverhältniß uns verbindet, ſo lange wir uns kennen. Was ſie zu mir zieht, weiß ich nicht, ich fühle nur, daß meine Reden ihr ſonſt aufgeregtes Weſen wunderbar beruhigen und ſie zu einer Innigkeit der Betrachtung hinüberziehen, die ſie für gewöhnlich nicht zeigt. Denn es entgeht den meiſten, die ſie ſehn, wie ſehr alle jene geiſtreichen Scherze nur unwillkührliche Blitze eines tiefen Gemüthes in Berührung mit dem Aeußerlichen ſind. Sie will nie und nirgends etwas anderes, als nur ſich äußern, oft verwundert genug, wie man ihre gewöhnliche Erſcheinung ſo ungewöhnlich finden könne. Höchſt genial, ſagen die Leute, ſei eben ſo auch ihr Verhältniß zu mir. Sie behandle mich wie ihren nächſten Vertrauten, und dennoch ſei ich nicht ihr Geliebter. Wie äußerlich die Leute urtheilen! ſie ſehen wohl die Sache, aber ſie durchſchauen ſie ſo wenig, daß ſie darum im Grunde doch etwas ganz anderes ſehn. Freilich behandelt ſie mich ſo, freilich bin ich ihr nächſter Vertrauter; aber ich bin es nicht, weil ſie die Beſondere ſpielen will, nicht weil ſie es für ſogenannte Genialität hält, ſondern weil meine harmloſe Natur es verdient und weil ihr mein ganzes Weſen bis auf dieſen Grad zuſagt. Ob ich nun weiter kann? Das iſt es, lieber guter Blom, was mich erdrückt, indem es mich beſeligt. Nicht daß ich es wiederum mit Dir für wahnſinnig hielte, eine ſo witzige, ſo herrſchſüchtige und hochmüthige Geliebte zu haben, nein, alles das iſt ſie ſo wenig als die aufgehende Sonne eine Feuersbrunſt. Sie iſt witzig und ihr Urtheil treffend, weil ihr geiſtiges Auge einen ſcharfen und tiefen Blick hat, ſie weiß dies nicht, weil es ihr gewöhnlicher iſt, man nennt ſie ſpöttiſch, während ſie nichts thut als ſich äußern, und ſoll ſie es entgelten, daß ſie viel Schiefes ſieht? Sie ſtößt alles ab, was ſie unbedeutend, nichtig oder gar verſchroben findet, weil ſie ſo wenig von Unnatur weiß, daß ſie ſich gegen den Albernen nicht zur Artigkeit zwingt. Sie iſt ſchon, ihr blaues Augenlicht herrſcht mit ſanfter Zaubermacht über ihren Kreis; ſie nähern ſich ihr, ſie erfahren was nothwendig iſt, und darum ſoll ſie hochmüthig ſein. Ich erfahre dies alles nicht, weil ich eine unbefangene honette Natur und mehr werth bin, als die meiſten; aber dennoch wagte ich mich immer nicht an ſie, weil ich gar wohl fühlte, daß ich dieſem wahrhaft göttlichen Weſen zu ungleich ſei. Nicht daß ſie mich zurückwieſe, im Gegentheil, ſie zieht mich zu ſich heran; nicht daß ſie mich beherrſchen würde, im Gegentheil, ſie iſt zwar von Natur reicher begabt, ſie iſt ein vollkommener Geiſt, aber meine größere Bildung, den Vorzug des Mannes, macht ſie zum beſtändigen Gegenſtande ihrer Wißbegierde und Verehrung. Dennoch weil ich mich zu profan fühle gegen dieſe unbewußte Wahre und zu gering gegen die Göttliche, gelingt es mir nicht, das Uebergewicht des Mannes in dem Maße zu erreichen, um unſere Freundſchaft zur Liebe zu erheben, obgleich ich es mit Inbrunſt wünſche und ſie es nicht verwehrt.

6. Die Erſcheinung.

Dein Bild iſt lange lange mein,
Wann wirſt du ſelber es endlich ſein?

Nun, wenn ihr das nicht unternehmt, ſo ſeid ihr beide ſehr vernünftig, obwohl Du viele Umſchweiſe gebrauchſt, um zu dem zu gelangen, was ich Dir mit ungelehrten Worten gleich anfangs deutlich herausſagte.

Hm, eigentlich ſollt' ich mich ereifern, daß Du trotz meiner Belehrung immer noch in der alten Verwirrung beharrſt, aber ich weiß es wohl, ich hätte mir dieſe ganze Schilderung, wie ich es denn auch vorhatte, ſparen ſollen, denn Du und Deinesgleichen, ihr achtet nur auf Thatſachen und Geſchichte, woraus ihr euch das nehmt, was ihr für das Wirklichſte haltet und darum liebt, nämlich die äußerliche Bewegung, welche den Gedanken begleitet, grade als wenn z. B. das Hobeln das Weſentliche beim Tiſchern wäre. Aber es kann nicht fehlen, Du ſtellſt Dir doch auf deine Weiſe die Qual vor, die mir aus dieſem Zuge nach dem Unerreichbaren erwächſt. Immer, ſo oft ich allein war und ganz dem inneren Drange folgend heftige Wünſche bildete, auch wohl in aufgeregter Phantaſie ihres herrlichen Bildes mich ganz bemächtigte, wuchs mir der Muth, und ich zweifelte an nichts; ſobald ſie mir aber entgegentrat mit aller Gewalt ihrer bedeutenden Wirklichkeit, ſo gebietend und ſo holdſelig unbewußt, ſo kindlich unbefangen und ſo geiſtig tief, zerfloß mein Vorſatz in unbeſtimmte

Sehnſucht, meine Hoffnung in Feigheit, meine Liebe in Verehrung und gewöhnlich ſtand ich ſtumm und hölzern vor ihr da, bis ſie mit irgend einem freundlichen Wort den erlöſchenden Funken des Muthes wieder aufregte. Mit dieſer gewohnten Erfahrung begann auch jenes ungewöhnliche Ereigniß in der Schloßkoppel. Es giebt daſelbſt einen einſamen Ort, den man die Einſiedelei nennt. Tief im Schatten ſteht das Häuschen von Rinde, und man ſieht, wie aus einem dunkeln Zimmer in ein erleuchtetes, durch eine Laubthüre, die von der ſanften Anhöhe wie in ein zweites Stockwerk gehoben wird. Ich ſaß auf einem bemooſ'ten Steine und träumte mich in die weichen Arme und an den wogenden Buſen meiner Minna, als ich plötzlich ſie ſelbſt wie eine Erſcheinung vor jenes Fenſter des Waldes treten ſah. Ein heller Sonnenblick von der Seite goß ſich über ſie aus und ſchrieb mit goldener Verklärung die ganze herrliche Frauengeſtalt auf die dunkelgrüne Laubwand, deutlich wie ein Spiegelbild, ſelbſt bis auf die feingezeichneten geiſtvollen Geſichtszüge und anmuthigen Mienen. Ich war noch nicht zur Beſinnung gekommen, da erblickte ſie mich, und ohne Zögern mit großer Freude, als wär' ich ein Bruder oder eine Freundin geweſen, ſprang ſie zu mir heran, und da ſie mich noch immer nicht aus meiner Verſunkenheit erwacht ſah, berührte ſie, ſanft ermunternd, meine Schulter und ſagte lächelnd: Ei, lieber Freund, bin ich Ihnen ein Gorgonenbild, das Sie verſteinert und erſtarren macht? Man rühmt doch ſonſt von mir, daß ich mit guter Laune ſelbſt widerſpenſtig Mürriſche erheitre. Wie ſteht es, lieber Jonathan, nicht wahr, Sie ſind erfreut, mich hier zu ſehn und daß ich wohl und munter bin und was man ſonſt zu ſeinen Freunden ſagt?

7. Der Rückſichtsloſe.

Wir ſaßen beſeligt in Gras und Moos,
Wer nahm mir den Himmel, wer riß mich los!

Erröthend zugleich vor Schaam und Liebe ſprang ich auf und wie ich ihre Hand ergriffen hatte, bedeckte ich ſie mit vielen heißen Küſſen, dann lag ich ihr zu Füßen und wir ſahn uns lange Aug' in Aug' und unverwendet an. Nie in meinem Leben bin ich wieder ſo ſelig geweſen, nie hab' ich einem Menſchen ſo tief ins Herz geſehn. Eine unausſprechliche Freundlichkeit ſtrahlte aus ihren glänzenden lichtblauen Augen, die mit der größten Innigkeit an den meinigen hingen, während ſie meine Händedrücke erwiederte und alſo meine Kühnheit genehmigte. Es iſt wahr bei meinem Leben, ſo unmöglich mir es jetzt auch ſelber ſcheint, es muß wahr ſein, wenn ich nicht ganz von Sinnen bin und unfähig Wirklichkeit und Traum zu unterſcheiden — und dennoch war es nicht vielleicht ein Traum? O, lieber Blom, was ſoll ich weiter ſagen, da mir noch viel Schöneres in dieſer armen zweifelnden Erinnerung lebt, wenn ich ſchon bei dieſem Anfang zweifeln muß? Je ſchüchterner ſie mich kannte, deſto mehr mochte ſie glauben mich ermuthigen zu müſſen, oder es war auch über ſie der Wahnſinn der Liebe gekommen, kurz, o, daß ich dieſen Augenblick des göttlichen Lebens nur ſo erneuen kann! wir ſanken in die ſeligſte Umarmung zuſammen und wie uns alle Erinnerung der Gegenwart ſchwand, ſo kündigte ſich alle Wirklichkeit auch von Außen nur zweifelhaft an, und ließ uns lange lange in jener ſeligſten Vergeſſenheit ruhen, ruhen im ſtillen athemlos ſchwellenden Mooſe und ruhn im lichtdurchwobenen Waldesſchatten, den vielverworrenes leiſes Blätterrauſchen ahndungsvoll erregte, noch magiſcher angethan im Duft des Mondes, der über unſerem Verweilen aufgeſtiegen war. So hielt ich lange das ſüßeſte Glück in meinen Armen.

— Wenn ich es glaube, will ich —

Es iſt gewiß, es iſt wahrhaftig wahr — Du mußt es glauben, gerade Du, damit ich ſelber nicht allen Glauben bei mir ſelbſt verliere. Blom, lieber Blom, ich bitte Dich, ſchüttle nicht den Kopf — und dieſes vernichtende ſpöttiſche Zucken! Du bringſt mich von Sinnen. Ich fühl' es auf der einen Seite, daß es wahr iſt, denn es iſt unmöglich ſo zu träumen, ja wenn nicht dieſer Traum mir ſchwer auf dem Gewiſſen läge, ſo — ſo möcht' es immer ein Traum ſein; aber nun — ſie hat mich ganz beglückt und ganz erhört und doch vernichtet die Erinnerung grade an dieſen Augenblick am meiſten meine Hoffnung. Denn wenn es wahr und wirklich wäre, wie könnte ſie dann wohl wieder in die alte Verhältnißloſigkeit und Unbefangenheit zurückgetreten ſein? müßte ſie nun nicht fortwährend mir gehören und ganz zu mir herübertreten? Es iſt ganz das Gegentheil erfolgt. Mit freundlicher Schwermuth, die mehr mir als ihr zu gelten ſcheint, ſieht ſie mich mitleidig an, als wär' ich wirklich einer von jenen Bedauernswürdigen, die ſich einbilden Kaiſer und Könige zu ſein; oder irr' ich mich eben darin, und gilt ihrem eignen Zuſtande dieſe Schwermuth? denn ohne Folgen bleibt ein ſo inniges Verſchmelzen nimmermehr, entweder ſie iſt ſchwanger —

Oder Du biſt es ſelbſt, wenigſtens mit Tollheit gewiß.

Ja wahrhaftig, ſagte er mit ſtierem Blick und ſichtbar entſetzt, ſo iſt es. Ich bin der negative Pol und ſie iſt der poſitive. Ich fühle mich ſehr krank. Es brauſ't mir wie ein Meer in meinen Ohren, mir ſchwindeln die Gedanken und zittern alle Glieder. Ich habe Fieber, bring' mich zu Bette, lieber Freund.

War es die Aufregung der Erinnerung, war es die Roheit Bloms, die ohne Rückſicht ſchneidend auf ſeine empfindlichſten Seiten ſtieß und ihn in ſeiner gutmüthigen Hingebung nicht zu tröſten und im Selbſtvertraun zu ſtärken, ſondern zu verwirren ſuchte — genug die Gemüthskrankheit des armen Mannes wurde ſeit dieſer Unterredung ſichtbar.

8. Die fixe Idee.

Er iſt er ſelbſt und iſt es nicht,
Der Menſch iſt ſeines Geiſtes Licht,
Es deckt ſich zu, er iſt verloren,
Was denkt ihr von dem armen Thoren?

Das Fieber, welches ihn befiel und ſo die Aufregung dieſes Abends viele Wochen hindurch fortſetzte, heftete durch ſeine Phantaſieen den wahnſinnigen Gedanken, daß er ſelber ſchwanger ſei immerfeſter in ſeine Seele und ſo wurde der übrigens vernünftige Mann in dieſem Puncte aberwitzig. Wie ſeine Gemüthsart die allerſanfteſte von der Welt war, ſo war auch ſein Wahnſinn nur was man im gemeinen Leben Tiefſinn nennt, als das Nervenfieber ihn verlaſſen hatte, und wie ſchon alles ſeit längerer Zeit daran gewöhnt war, daß er die abweichendſten ſonderbarſten Anſichten der Dinge hegte; ſo hielt man dieſe fixe Idee nur für eine Fortſetzung ſeiner gelehrten Ueberſpanntheit, lachte wohl hier und da darüber, nahm aber ſo wenig Anſtoß daran, daß er noch fortwährend Gelegenheit fand, ſeine ärztliche Hülfe mit gutem Erfolge zu gewähren und dadurch um ſo ſicherer darzuthun, daß er im Uebrigen ſehr wohl bei Sinnen ſei. Jedoch lagen die Spuren eines tiefen Seelenleidens auf ſeinem feinen blaſſen Geſichte für jeden ſchärferen Blick offen genug zu Tage, wie ſich denn auch gar bald die ſchlummernde Macht des Uebels bewährte. Ein geſchickter hieſiger Arzt und genauer Freund des Kranken erkannte gleich anfangs die Gefahr und im lebendigen Gefühl des hohen Werthes einer ſo reinen und tiefen Natur wagte er alles, auch das Verzweifeltſte, für ihn. Es lag freilich ſehr nahe, daß eine wirkliche Verbindung mit ſeiner Geliebten und eine geſegnete Ehe das ſicherſte Heilmittel ſein müſſe, man ſprach viel davon, man wünſchte, man ſcherzte, wie es gewöhnlich auch mit den traurigſten Dingen geſchieht, aber niemand that auch etwas anderes, als daß er eben ſchon damit die Ruhe der liebenswürdigen Minna ſtörte, die ſo unglücklich war, auf eine räthſelhafte Weiſe Urheberin jener fixen Idee zu heißen. Blom freilich war bei aller ſonſtigen Roheit zartfühlend genug, die Mittheilungen des Freundes, die er halb und halb ſelbſt ſchon für wahnwitzig hielt und die doch immer den Ruf des Mädchens vernichtet haben würden, nicht zu veröffentlichen. Allein die Erfindungen des Pöbels treffen allemal ins Schwarze, weil ſie das ganze Ziel mit Koth bewerfen; ſo auch hier. Natürlich ſuchten ſie nicht die geiſtigſte Seite des Verhältniſſes hervor und ſchon das unglückliche Stichwort des Doctors war Stammes genug um die handfeſteſten Mythen in großer Menge daran zu knüpfen. Die Lage des Mädchens war wirklich die allerbedauernswürdigſte zu nennen. Welches Verhältniß ſie auch immer mit dem jungen Manne haben mochte, wie rein, wie entfernt es ſein mochte; in den Gedanken des Publikums war ſie hingegeben an dieſen unglücklichen Mann und ſeines Unglücks Genoſſin, während man ihr noch nebenbei auf die verſchiedenſte Weiſe die Schuld beimaß. Wie mußte ſie ſich in ihrer Weiblichkeit verletzt, in ihrem Gefühle verwundet, in ihren Gedanken beunruhigt fühlen! Wir wiſſen es, ihre Familie ſchätzte mit ihr den jungen Mann, ſie ſelbſt ſtand in einem unbezweifelt näheren Verhältniß mit ihm, und wenn es auch wirklich nicht Liebe war, was wir nicht ermitteln konnten, ſo mußte ſie doch ſchon in ihrer ſo nahen Verbindung der zutraulichen Freundſchaft die größte Aufforderung zur Sorge, zum Mitleid und wo möglich zur Hülfe finden.

So können wir uns ihre Lage nicht geſtört und verbittert genug denken, zumal wenn ſie nun gar keinen Weg zur Hülfe ſah, während eine rohe Forderung alle Mittel zu verwunden und zu heilen leichtfertig in ihre Hand legte. Ihre ſonſt blühende Geſundheit wurde angegriffen, Schwermuth ſprach aus ihrem blaſſen Geſichte, alle Bewegung ihrer ſonſt ſprühenden Laune ſchien gelähmt, und kein edler Menſch ſah ohne Bedauern dieſe unglückſelige Verwandlung, wovon der Verlauf nun vollends außer aller Berechnung lag.

9. Des Doctors Tod.

Mein beſter Freund wünſcht mir den Tod,
Mein Leben iſt mehr als Todesnoth.

Der Arzt, den ich bezeichnet, ein Freund des Kranken, wohlbekannt mit dem Hauſe Düpen und ſelbſt Stellvertreter des Hausarztes, entſchloß ſich, hier den gewagten Schritt zu thun, der freilich viel Muth erforderte aber doch auch ſo glänzende Ausſichten gewährte. Ich begleitete ihn ſelbſt zum Wagen und meine beſten Wünſche waren mit ihm; allein er kam nachdenkend und tief erſchüttert zurück und hat mich nie weiter aufklären wollen als mit den Worten: Unſer Freund iſt verloren und faſt bin ich es ſelber, welch' ein Mädchen und welche unſelige Verwicklung! aber wie konnte ſie es ahnden, daß eine ſolche Macht von ihr ausging?

Ich bat, ich drängte ihn um Aufklärung, aber das Geheimniß hat ihn nur beunruhigt, nie iſt es über ſeine Lippen gekommen.

Darauf begab es ſich, wie ich euch erzählt habe, daß eine Feierlichkeit in Fürſtenberg alle jungen Mädchen der Stadt und Gegend verſammelte und zu einem öffentlichen Aufzuge nöthigte, den nach vielem Sträuben unſre Freundin zu führen übernehmen mußte. Ich habe euch mit den Worten meines Freundes, des Profeſſors aus Jena, eines Augenzeugen, den Verlauf dieſer Feierlichkeit bis dahin erzählt, wo der Doctor ohnmächtig hinweggetragen ward. Seit dem erſten Ausbruch ſeiner Krankheit hatte Minna ihn ſorgfältig vermieden, ja ſie war ſogar auf längere Zeit verreiſ't gleich nach dem Beſuch des Streliger Arztes, und ſchon früher, das erinnerte man ſich jetzt, hatte man ſie angegriffen und zurückgezogen gefunden namentlich wenn ein Zuſammentreffen mit dem Doctor Jonathan möglich ſchien. Hier nun bei dieſer Feierlichkeit waren entweder die dringendſten Forderungen nicht zu beſeitigen geweſen, oder man hatte ſich ſchon ſicher genug zu dem Wagſtück geglaubt, die alte Unbefangenheit wieder eintreten zu laſſen, da am Ende doch auch kein Grund zu völliger Verbannung aus dieſem geſelligen Kreiſe vorhanden war. Kurz ſie erſchien, der Doctor fand ſich ein; und je glänzender ſie erſchien, je mehr die ganze Anordnung der Feſtlichkeit grade ſie hervorhob, deſto gefährlicher traf ihre Erſcheinung in das Gemüth des unglücklichen Mannes. Er verfiel ſogleich zum zweiten Mal in ein hitziges Fieber und erwachte daraus nie wieder zu jenem erſten unſeligen Helldunkel des Bewußtſeins, ſondern ſtarb und rief noch ſterbend ihren Namen mit den ſchmerzlichſten Tönen.

10. Minna von Düpen.

> Das Göttliche iſt ein untadlig Schwert,
> Das Ritter ſchlägt, erhebt und ehrt,
> Die ſeine Wucht zu tragen wiſſen,
> Sonſt werden ſie ſelbſt von ihm zerriſſen.

Hier endete der Hofrath eine Erzählung, welche ihm theilweiſe wunderlich genug zu Geſichte ſtand, ſo daß mir ſeine Rede faſt wie auswendig gelernt vorkam, ſo oft er den guten Jonathan in ſeiner tiefgreifenden Betrachtungsweiſe vorſtellte, denn meinem dicken Freunde war nichts fremder als ſolche Anſchauungen und Gedanken. Deſto durchdringender ſchlugen die geheimnißvollen Töne, die er in einem fremdartigen Inſtrumente wie aus einer höheren Welt zu mir herüberleitete, an mein erſtauntes Ohr, und ich konnte ihm meine doppelte Aufregung nicht verbergen, weder die der lebhafteſten Theilnahme an Jonathans Schickſal, noch die geſpannteſte Erwartung auf Alles was irgend noch von dieſer außerordentlichen Frauengeſtalt zu erfahren ſein mochte, die mir ohne Weiteres als die Blüthe aller Weiblichkeit und mit göttlicher Macht gerüſtet erſchien.

Kaum alſo hatte der Hofrath geendet, ſo fiel ich haſtig ein, ohne die freundlichen Worte der Wirthin zu beachten, die ſie im Hereintreten an mich richtete, als ſie uns aufgeſtanden ſah und alſo die Geſchichte für beendigt hielt, — wie iſt es möglich, lieber Freund, rief ich aus, wie konnte ein ſo höchſt bedeutendes Ereigniß in den Gränzen eures Ländchens, in euren Kreiſen verborgen bleiben? Hat man je gehört, daß ein reines Gemüth ſich fromm und aufrichtig dem Göttlichen zugewendet und wie ein Wunder vor den Augen der Welt ſichtbar davon aufgeſogen wurde, ſo iſt es doch dieſer Jonathan! Und dann mit welcher Vorſtellung erfüllt mich das Mädchen, welches über einen ſolchen Mann dieſe zauberhafte Macht erlangte! Wohnt ſie unter euch, iſt es möglich, ſie von Angeſicht zu ſehn?

Möglich iſt es wohl, ja ſogar leicht, aber ich dächte, lieber Edmund, Du hätteſt Dein bischen Verſtand zu lieb, als daß Du es wagen ſollteſt, in einer Gemüthsſtimmung, wie Du ſie eben ausdrückſt, dieſer Turandot unter die Augen zu treten.

Alles will ich wagen und mein Kopf iſt das Geringſte, rief ich in der Verzückung aus, von der ich indeſſen für den Augenblick durch ein herzliches Gelächter meines Freundes und ſeiner kleinen Frau zurückgerufen wurde.

Die Letztere ſagte: Nun freilich will ich Ihnen gern Ihre Liebesgeſchichte erlaſſen, denn ich ſehe wohl, wie es ſteht, auch der Profeſſor wird Sie nicht quälen, denn er iſt ſchon ſeit zehn Uhr eingeſchlafen, welches ſeine regelmäßige Zeit unter allen Verhältniſſen, in jeder Geſellſchaft und in jeder Lage des Körpers iſt. Wir müſſen ihn aber wecken, damit er nicht etwan ſitzend hier die ganze Nacht zubringt. Wilhelm, Du nimmſt den Herrn Doctor mit Dir. Dem Profeſſor ſchicke Deinen Burſchen, daß er ihn führt.

Wir gingen in unſre Kammer.

Ich war aber hiemit keineswegs abgefunden, ſondern ſtellte unter vier Augen noch das ſchärfſte Examen mit meinem Freunde an, welches denn auch in der That zu dem gewünſchten Ziel führte. Er war allerdings in dem Beſitze des Geheimniſſes jenes hülfreichen Arztes, hatte jedoch in Gegenwart des Profeſſors Anſtand genommen über ſein Verſprechen hinauszugehn. Dies that er jetzt, wie er ſagte, aus dem guten Grunde, weil meine aufrichtige Theilnahme ein ſolches Vertrauen zu verdienen ſchiene und er überdies meiner Verſchwiegenheit ſich verſichert hielte. Er ſuchte alſo das Räthſel ſeiner gewaltſam abgeſchloſſenen Erzählung folgendermaßen zu löſen:

Minna von Düpen iſt unter den Mädchen eine von den Wenigen, die ſichs getrauen, ganz unbefangen mit

Männern umzugehn, weil ſie ſich gleich im Voraus ſagen, dieſer wird mich nicht hinreißen, ein anderer aber, der es vermögte, ſollte mir willkommen ſein, und ich ſelbſt habe mich immer genug in der Gewalt, um auch dem trübſten Auge die Kluft zwiſchen Freundlichkeit und Zuneigung zu bezeichnen.

Dagegen wird bei den meiſten jungen Mädchen eine Befangenheit und Unſicherheit ſichtbar, die allen geſelligen und wirklich geiſtigen Verkehr der Jugend immer wegen des leidigen Verdachtes einer möglichen Liebe, auch da, wo nichts unmöglicher iſt als ſie, verkümmert. Ihr Verkehr treibt ſie in Formen hinein, die nicht als freie Geſchöpfe des Augenblicks und eigner Geiſtesbewegung hervorſpringen, ſondern angelernt und angezwängt wie die Schnürleiber und Pauſchenröcke uns den eigentlichen Menſchen verſtecken, ſtatt ihn zu zeigen. Der Popanz des trivialen Liebesverdachtes mit ſeiner Spiegelfechterei ſpielt nur zu oft ſeine Poſſen, wo die wahre Eigenthümlichkeit ohne weiteren Zweck ſich herausmachen und die Geſellſchaft geiſtig erfüllen ſollte.

Gewiß, die Befriedigung am Aeußerlichen und Weſenloſen iſt ein unſchätzbares Glück für die Befangenen und Beſchränkten, aber eben ſo gewiß beginnt auch für beſſere Naturen das Glück erſt da, wo es für jene aufhört, in der völligen Freiheit geiſtiger Erſcheinung, die keinen Panzer ſteifer Förmlichkeit braucht, ſicher genug in ihrem unmittelbaren Bewußtſein. Dieſe Unbefangenheit und Offenheit ſetzte unſere Minna mit allen Perſonen ihres Kreiſes in ein entſchieden ausgeſprochenes Verhältniß, und wenn Blom ihr abgeneigt war, ſo war er es darum, weil ſie ſeine Nobeit von ſich wies, während Jonathan wirklich in genauſter Freundſchaft mit ihr verkehrte. Dennoch war es grade dieſe ſo wohlberechtigte Sicherheit, welche das Unglück herbeiführte.

Ja, lieber Freund, es iſt ein wehmüthiger Gedanke, aber wahr, grade das Vollkommene gewinnt in dem irdiſchen Daſein keine Dauer und keine Macht, im Gegentheil ſehn wir es darin verkümmert und erdrückt werden, weil es ihm unangemeſſen iſt. Sehn wir doch immer die ſchönſten und begabteſten Kinder früh hinſterben, während das Gemeine luſtig aufſchießt und allem Andrang der Natur einen zähen Widerſtand entgegenſetzt. Sehn wir doch die reinſten und heiligſten Liebesverhältniſſe ſo häufig zerriſſen und in unüberwindliche Schickſale verſtrickt, während tauſend zuſammengewürfelte leere Verbindungen tapfer beſtehen und in gottloſen Jubileen den Weltlauf feiern, die Liebe aber myſtificiren.

11. Das Bekenntniß.

Sonſt kannte mein Aug nur den heitern Tag,
Tief ruhte verborgen das Ungemach:
Die Decke reißt, und durch die Spalten
Seh' ich die webenden Nachtgeſtalten.

Als unſer ärztlicher Freund zu ihr kam, bat er ſie um eine vertraute Unterredung über den Doctor Jonathan, welche ſie ihm ohne Zögern mit großer Freundlichkeit gewährte. Wehmüthig ſetzte ſie jedoch hinzu: Ich wünſchte nur, Sie brächten uns beſſere Nachrichten als leider unſere letzten ſind.

Mit dieſen Worten führte ſie ihn in ein anſtoßendes Zimmer; und nun faßte ſich der Arzt ein Herz und begann: Seine Krankheit iſt nicht unheilbar, ja ich möchte ſagen, ſie iſt ſchon geheilt, ſobald nur ein ſehr nahe liegendes Mittel angewendet wird, und ich will es nur geſtehn, ich bin hier, um dies mit Ihrem Beiſtande zu thun. Sie ſagte: Ich hab ihn lieb, faſt bin ich ihm ſo gut wie mir ſelber; aber ich hoffe ſehr wenig für ihn; Sie wiſſen es wohl nicht ſo genau als ich, wie völlig geiſtig ſein Uebel, wie ſehr es mit allen ſeinen Gedanken zuſammengewachſen iſt und darum leider wohl gänzlich mit zu ſeiner Natur gehört. Sie wiſſen aber gewiß, wie verletzend, wie quälend für mich das Meiſte von dem iſt, was ich darüber hören muß, wie tief man grade mich in ſein Unglück zu verwickeln ſucht, und wie bereit ich alſo ſein muß, jede Möglichkeit ſeiner

Rettung zu ergreifen. Sein Sie ganz offen, ſagen Sie alles, auch das Unzarteſte ſollen Sie ſagen dürfen, wenn Sie mir verſprechen, dieſe unſere völlig offenherzige Unterredung durchaus heilig zu halten.

Ich verſprech' es als Arzt und als Mann von Ehre.

Nun denn, ſo erklären Sie Sich, in welcher Art Sie meinen Beiſtand wünſchen.

Es iſt Ihnen gewiß nicht verborgen geblieben, denn Sie haben ſchon ſelbſt darauf hingedeutet, in welchem Verhältniſſe unſer Freund ſich zu Ihnen denkt. Ich darf daher wohl annehmen, daß Sie allerdings näher zu ihm geſtanden, und nun nur wegen ſeiner Geiſteskrankheit Anſtand nehmen, Ihre Verbindung mit ihm wirklich zu vollziehen. Es unterliegt aber durchaus keinem Zweifel, und ich ſetze meine Ehre zum Pfande, eben dieſe Verbindung würde ſogleich das ganze Uebel heben. Seine Heilung liegt in der Hand ſeiner wärmſten Freundinn.

Auch Sie, auch der Arzt, nicht nur der unwiſſende Pöbel glaubt an dieſes traurige Mährchen? O wie bodenlos iſt dieſes Unglück, in das ich verſunken bin! Wie wenig Vertraun würden Sie verdienen, Herr Doctor, wenn Sie alle Krankheiten ſo ſehr verkennten als dieſe! Und es liegt ſo ſichtbar vor Jedermanns Augen, daß ich dächte, alle Welt müßte es wiſſen, ſo gut wie ich. Ich bitte Sie, wenn hier ein Liebesverhältniß ſtattfand, wie konnte dann unſer Freund vor Liebe verrückt werden? Eben darum, weil es nie hat ſtattfinden ſollen, weder von meiner noch von ſeiner

Seite, und nie und nimmer eintreten könnte, auch wenn er völlig geſund wäre, eben darum weil er das Unmögliche, was er ſelber dafür erkannte, dennoch möglich machen wollte, kam ſeine Seele in Verwirrung; und er war geiſteskrank von dem Augenblicke an, als er etwas wollen konnte, was er eigentlich nicht wollte.

Aber wie ſollte es möglich ſein, daß dieſer wahnwitzige Gedanke ohne Bezug auf irgend eine Thatſache entſtanden wäre?

Das iſt er auch wirklich nicht, und wenn ich irgend eine Schuld hätte, ſo läge ſie eben darin, daß ich den Vorfall unbedachtſam, wenn auch unſchuldig veranlaßte. Ich würde mir aber zu viel vergeben, wenn ich Ihnen dieſe Veranlaſſung vertraute, während Sie ſelber noch kein Vertraun zu mir zeigen.

Das unbedingteſte, mein verehrtes Fräulein.

Und dennoch konnten Sie jene zweifelnde Frage thun?

Ich that ſie nicht, weil ich irgend an Ihrer Verſicherung zweifelte, ſondern weil mir immer die Sache noch räthſelhaft war und iſt. Ich ſehe nun wohl ein, wie thöricht die Vorausſetzung einer glücklichen Liebe iſt, da ja nur die allerunglücklichſte jene unſelige Folge zu haben pflegt, und ich beſcheide mich gern, daß ich noch mehr als das Publicum Ihren Zorn und Ihren Verweis verdiene, ja ich glaube ſogar aufs beſtimmteſte aus Ihren Worten zu erkennen, daß ſeine Vernunft im Kampfe mit der Leidenſchaft, die er nicht aufkommen laſſen wollte, aber nicht überwältigen konnte, erlegen iſt. Dennoch dringt ſich nun der Gedanke auf, es müſſe wohl ein beſtimmter Anſtoß zu dieſer ſo ausgeprägten wahnſinnigen Idee vorhanden ſein, und wenn ich Sie recht verſtehe, ſo ſind Sie allerdings im Stande, hierüber eine Aufklärung zu geben, die ich unter allen Umſtänden heilig zu halten verſprechen würde, wenn Sie Sich geneigt finden laſſen, mir ſie mitzutheilen.

Unbedenklich, nun ich mich überzeugt, ich werde in Ihnen nicht einen Widerſacher, ſondern einen Freund finden, deſſen ich, ach, ſo ſehr! bedarf. Bis auf dieſes unglückſelige Ereigniß war es mir unbekannt, was Trauer und Kummer ſei, und nun ſoll ich es mit einem Mal ertragen, daß mich immer derſelbe düſtre Flor der Gedanken umzieht, der mir widrig und unnatürlich iſt, der nicht aus meinem Herzen, nicht aus einer Begebenheit meines eigenen Innern, ſondern ganz von Außen und ganz mit Unrecht mich anfliegt und dennoch an mir haftet; und wie gern hätt' ich es längſt zu einem Freunde, der es noch nicht ſo weiß, wie die Meinigen, dem ich eben damit noch etwas vertraute, ausgeſprochen! Weiß ich doch, dieſe vertrauten Worte haben die Macht der Beſchwörung und es wird mich merklich von jenen Geſpenſtern befrein, daß ich Ihnen, der Sie ſeit der Krankheit unſers armen Freundes ſeine Stelle vertreten, mein Herz und ſeinen Kummer ausſchütten kann.

Was ich gegen Sie herausrede kömmt mir mächtiger, wie von Ihnen beſtätigt, wieder zurück, während jedes Wort zu den Meinigen geſprochen mir ſchon ſeit lange nicht anders gilt, als wär' es nur ein ſtiller Gedanke, den Niemand beſtätigt und den ich ſelber nur zweifelhaft und weſenlos wie den Schatten eines wirklichen Gedankens vernehme. Ich fühle mich unwohl geiſtig und körperlich — hier unterſuchte der Arzt pflichtſchuldig ihren Puls während ſie fortfuhr — denn ich bin aus meiner gewohnten Weiſe, heiter hinzuleben, und in munterer Geſelligkeit Anklang und Gegenſatz zu finden, ſchmerzlich losgeriſſen. Sonſt war mir Alles ein Gewinn, das Verkehrte wie das Rechte, eins diente zu heiterem Scherz, das andere zur Erbauung, nur das Unglück und die Trauer kam nicht in unſere Rechnung; jetzt hat es ſich an die Stelle alles Andern geſetzt und beherrſcht dieſen harmloſen Kreis mit unerbittlicher Ausdauer. Es iſt gleichgültig, wie rein ich mich von eigentlicher Schuld fühle, genug ich bin verwickelt, werde von allen Seiten beſchuldigt, und in eine Rolle, die mir höchſt unnatürlich und widrig iſt, mit Gewalt hineingezwungen. Mein körperlicher Zuſtand, wie meine Stimmung erſcheinen nicht als Folgen der wahren, ſondern als Beweiſe für die beliebig erdichteten Verhältniſſe, für Sie aber wird es auch als Arzt wichtig ſein, daß ich Ihnen Alles herausſage, wie es wirklich iſt. —

Gewiß, mein theures Fräulein, gewiß.

Der Doctor Jonathan war, wie Sie wiſſen, ſehr mit unſerm Hauſe befreundet, mein Vater ſtudirte mit ihm, meine Mutter ſchätzte ſein Gemüth und ich ſelbſt hatte die mannichfachſten Berührungen mit ihm, denn er wußte zu meinen zufälligen Geſprächen immer etwas hinzuzuthun, was ihnen einen Werth gab, den ſie außerdem nicht zu haben ſchienen und den ſie auch wirklich wohl erſt durch ſeine Deutung bekamen. Hierbei war er äußerſt unbefangen und gar nicht galant, ſondern immer, wie ein Naturforſcher ſein mag, vertieft in ſeinen Gegenſtand, daher ſich denn auch ſeine Rede nicht ſelten gegen mich wendete und mir, wenn es ſein mußte, mit derſelben Freigebigkeit Tadel als Lob ſpendete. So wurde er mir bald wichtig und endlich unentbehrlich, er, der meine Art zu denken und zu ſein auf eine geiſtreiche für mich höchſt befriedigende Weiſe ergänzte, und, ich muß wohl ſagen, veredelte, ohne daß er irgend einer Leidenſchaft zu mir verdächtig wurde. War er doch ein[illegible]ommen und warm nur für den Gegenſtand, nie für mich, ja zeigte immer eine gewiſſe Scheu vor mir, ſo lange er über unſer Geſpräch meine Perſon noch nicht vergeſſen hatte! Er ſchien mir ein Gelehrter zu ſein, dem die ganze Richtung der Frauenliebe fehlte, weil er nun einmal nur in Gedanken verliebt war. Dazu fühlte ich nur zu beſtimmt, daß er mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit, die eher ſchwächlich und frauenhaft, als kräftig und ehrfurchtgebietend war, und nur von den tiefen und feinen Gedanken ſeiner Erfindung aufrecht erhalten wurde, mir auf keine Weiſe gefährlich werden konnte. Wie wäre es mir möglich geweſen, einem Manne anzugehören, der, träumeriſch und weichlich in Gedanken und Wiſſenſchaft verloren, mir tauſend Wege der Unabhängigkeit eröffnet, mich immer zur Herrſchaft eingeladen hätte, wenn er nicht grade aus der Sache eine gelehrte Untersuchung zu machen gewußt? Ich überließ mich also mit der größten Freiheit meiner Neigung, ihm in diesem Einen, freilich wohl sehr wesentlichen, Puncte untergeordnet zu sein, in allen übrigen aber unabhängig zu bleiben, ja wohl gar mit überwiegendem Einfluß gegen ihn aufzutreten; und es hat Jahre lang den besten Fortgang gehabt, weil wir beiderseits uns ganz klar waren und dies auch deutlich genug an den Tag legten; bis in der letzten Zeit allerdings von seiner Seite eine unbedingte Werthschätzung meiner Person sichtbar wurde, die man sich ja aber nur zu leicht gefallen zu lassen pflegt, denn wer glaubte sie nicht verdient zu haben? Ich fand aber auch deswegen nichts Bedenkliches darin, weil ich nun schon sicher war und immer auf diejenigen früheren Aeußerungen zurückging, die mich überzeugten, er habe das bestimmteste Bewußtsein von seiner Stellung zu mir. So standen wir bis vorigen Pfingstsonntag, wo ich mit meinen Aeltern in Strelitz zum Besuch war und zufällig oder von ihm gesucht, ich weiß es nicht, mit unserm armen Freunde zusammentraf. Es war gegen Abend, wir gingen im Park spazieren, und als wir in die Nähe der Einsiedelei kamen, wo sich die Wege theilen, der eine auf die Wiesen, der andere ins Gehölz, ließ ich die Gesellschaft rechts gehn und bog allein links in das dichtere Gebüsch. Da find' ich neben dem Häuschen von Rinde den Doctor Jonathan auf dem Moose sitzen, im tiefsten Nachdenken, ganz in sich versunken; und wie es mir lustig vorkam, daß er mich nicht erkannte, nicht bewillkommte, und auch, als ich ganz nahe herzutrat, nicht anredete; ſprang ich ſcherzhaft heran, rüttelte ihn auf und bewillkommte ihn mit meiner gewöhnlichen Unbefangenheit als einen lieben Freund, den man gerne unvermuthet antrifft. Aber wie erſchrak ich, als er in der äußerſten Leidenſchaft meine dargebotene Hand an ſeine Lippen drückte, erſt einen Augenblick vor mir niederkniete, dann mit unwiderſtehlicher Gewalt mich zu ſich ins Moos herunterzog und ſo feſt und heftig umarmte und mit ſo leidenſchaftlichen Küſſen bedeckte, daß ich zu erſticken fürchtete.

O Sie Aermſte, was haben Sie erfahren!

Lieber Herr Doctor, es wird mir ſchwer dies und nun weiter zu erzählen, nicht daß ich von größerer Ungebühr zu reden hätte, nein, aber ſchon daß ich es Ihnen ſagen muß, ich habe nicht davon zu reden, iſt ſchwer für ein Mädchen, ſehr ſchwer, und doch iſt es eben dieſer unglückſelige Auftritt, um deſſentwillen ich überhaupt dieſe Erzählung begonnen. Zuerſt verſuchte ichs mit aller Kraft mich aus ſeinen Armen loszumachen, allein er hielt mich mit unüberwindlicher Gewalt umfangen, und ſchon war ich, in Angſt und Verzweiflung mit ihm ringend, faſt ermattet, meine Haare zerrauſt und meine Kleider zerriſſen; da plötzlich verließ ihn alle Kraft und alle Beſinnung; ich konnte mich loswinden und mich auf den nächſten Stein ſetzen, um von der äußerſten Erſchöpfung und dem heftigſten Herzklopfen zu verſchnaufen. Es wäre mir unmöglich geweſen, in dieſem Zuſtande auch nur einen einzigen Schritt zu thun, ſo unheimlich mir auch in ſolcher Umgebung zu Muthe war. Ich hatte mich vollkommen überzeugt, der arme Mann war von Sinnen und ich grade zur böſen Stunde zu ihm herangetreten, um ihn vollends zu verwirren. Wenn er wieder zu ſich kam, bevor ich entfliehen konnte, wenn ich noch einmal in ſeine Gewalt gerieth, — dieſer Gedanke jagte das Blut von neuem heftiger durch mein armes Herz, und ich mußte nur um ſo länger wie gefeſſelt daſitzen. Glücklicher Weiſe lag er immer noch regungslos vor mir, nur daß er manchmal wie aus einem ſüßen Traum einen Ausruf that und den bemoos'ten Stein, den er in ſeinen Armen hielt, noch feſter an ſich drückte. Dies gab mir den guten Troſt, daß er wahrſcheinlich den Stein für mich hielt und mich alſo, ſelbſt wenn er aus dieſem Zuſtande erwachen ſollte, nicht ſogleich vermiſſen würde.

Ich ermannte mich nun allmälig von meiner Angſt, und ſchlich leiſe in das Eremitenhäuschen, deſſen Eingang zu meiner großen Freude auf der abgewendeten Seite war. Hier brachte ich Haare und Kleider, ſo gut es möglich war, wieder in Ordnung, und entfernte mich darauf zuerſt mit Vorſicht, dann im ſtärkſten Lauf, indem ich meiner ſelbſt nicht mächtig blieb, denn es war mir immer, als hörte ich ſeinen verfolgenden Fußtritt hinter mir, und zuletzt lief ich vor dem Rauſchen meiner eigenen Füße in Gras und Laub. So ſtürzte ich athemlos in die Geſellſchaft, die zum Glück nur aus den genauſten Freunden beſtand, und mußte mich nun noch einmal in den Armen meines Vaters, unter der Sorge meiner Mutter und einer Freundin von meiner neuen Aufregung erholen.

Man hatte mich anfangs nicht vermißt, weil alles gehörig gepaart und genug unter einander beſchäftigt, den Wieſen zugeſchlendert war, mich aber für heute ſchon als Zugvogel kannte, der ſich bald hier bald dort unvermuthet ſehn ließ und nach Gelegenheit wieder verſchwand. Angekommen jedoch und im Graſe zuſammengelagert fand ſich die Geſellſchaft unvollzählig; und nachdem eine Weile allerhand Scherze umgegangen, trat endlich, beſonders bei meiner Mutter, Bedenklichkeit und Beſorgniß ein, obgleich niemand zu ſagen wußte, was in dieſem Park nur irgend für eine Möglichkeit der Gefahr vorhanden wäre. Sie können ſich denken, wie das Lager aufgeſchreckt wurde, als man mich plötzlich in dieſem Zuſtande der Verſtörung und Angſt mitten unter ſich ſah, und es waren viele ängſtlich genug nun auch ſich ſelbſt verfolgt und gefährdet zu ſehen. Mein guter Vater unter andern ſoll ſich ernſtlich mit ſeinem ſpaniſchen Rohr gegen den Feind ausgelegt und erſt nach und nach zu mir zurückgekehrt ſein, um den Frauen beizuſtehn, die um mich beſchäftigt waren. Als ich endlich alles erzählt hatte, überließ er mich der Geſellſchaft, um ſelber nach dem Doctor zu ſehen und etwa nöthig erſcheinende Maßregeln anzuordnen. Allein er fand ihn nicht mehr dort; auch wußte niemand zu ſagen, wo er geblieben ſei, bis wir ihn ſpäter in Fürſtenberg wiederſahen und allerdings eine nicht geringe Veränderung in ſeinen Zügen zu entdecken glaubten.

Kurz darauf war ein Ball. Ich wagte wegen jenes Vorfalls im Park und aus Beſorgniß einer Erneuerung nicht Theil zu nehmen; und dieſe Enthaltſamkeit hab' ich immer geſegnet, denn gerade an jenem Abende befiel ihn die Krankheit von neuem und zwar unmittelbar nach einem höchſt ſeltſamen Geſpräch mit dem Advokaten Blom, welches dieſer meinem Vater in ſeiner ganzen Ausdehnung mitgetheilt und woraus wir leider den Schluß haben ziehn müſſen, daß er wie alles andere, ſo nun auch ſeinen Wahnſinn bereits an einen feſten Ort in ſeinem Geiſte geſtellt und ihn ſich ſo nur noch mehr zu eigen gemacht habe.

O der arme, arme Mann! Aber nun, mein liebes Fräulein, wollen wir auch keinen Augenblick verlieren, um wenigſtens Ihr Uebel ſo viel als möglich zu heben, da wir dort alle Hoffnung verlieren. Sie müſſen auf längere Zeit verreiſen.

—

12. Der Aufgeregte.

Dies iſt der längſt beſchworne Geiſt,
Der mich nun mächtig zu ſich reißt.

Dieß ungefähr iſt die Unterredung des Arztes mit unſerer Minna. Und nun ſchlaf wohl, lieber Edmund, denn das Uebrige weißt Du, was Du aber träumſt unter meinem Dach das behalte, denn es wird wahr weil es an dieſem Orte deine erſte Nacht iſt. Du haſt mich redlich gequält, es ſollte mich wundern, wenn ich nicht morgen eine Heiſerkeit bekäme, und ganz mit Unrecht widerfährt mir dieſes Ungemach, denn wer anders hätte eigentlich von Rechtswegen erzählen müſſen, als der Fremdling, der aus der weiten Welt zu uns kommt, zu uns, die wir einen Tag wie den andern hinleben und Philiſter ſind. Schlaf wohl!

Ich habe nur noch eine Frage zu thun. Sagteſt Du nicht vorhin, der Doctor Jonathan ſei damals bei ſeinem Beſuch in dieſer Stadt Dein Gaſt geweſen?

Freilich iſt er das geweſen.

Nun, wie konnte er denn da dem alten Düpen ſpurlos verſchwinden, der doch wohl wiſſen mußte, daß er hier gewöhnlich Herberge nähme.

Wir fuhren den Abend noch im Mondſchein über den See auf den Landſitz meines Freundes Rumpel.

Mit dem Doctor, mit dem geiſteskranken Manne noch denſelben Abend des Pfingſtſonntags?

Ja, lieber Edmund, denſelben Pfingſtabend. Der Mond ſtand im erſten Viertel, die Sterne groß und mächtig daneben, er ſelber ſchien mit ihnen nur wie ein größerer Stern aus dem tieferen Blau des unteren Himmelsgewölbes wieder. Denn dieſen wunderlichen Abend war die Kugel voll, oben wie gewöhnlich und unten wiedergeſpiegelt aus dem weitgeglätteten See, den kein Ruder und kein Segelwind bewegte, ſo lange der Fiſcher mit ſeiner Stange den feſten Grund erreichen und uns gemächlich weiterſchieben konnte. Endlich ſetzte er ſich, nahm die Ruder zur Hand und zerſchlug den unteren, poetiſchen, ſchönſten Himmel im unbarmherzigſten Tacte. Ein tiefer Seufzer drang aus der Bruſt des guten Jonathan:

O göttlich Bild des ſchönſten meiner Träume,
Zerbrochen für den menſchlichen Gebrauch!
Weilt, weilt, ihr mehr als himmliſch ſchönen Räume!
O Glückes Traum! o holden Zaubers Hauch!

Wir hörten ſtaunend und nur mit halbem Verſtändniß den Erguß ſeines bewegten Herzens, und fanden ihn ſonſt ganz vernünftig, denn wenn er in ſich gekehrt und wie an einer innigen und bedeutenden Erinnerung zehrend daſaß, ſo konnte das die mannigfaltigſten unſchuldigſten und erfreulichſten Urſachen haben. Erſt ſpäter ſetzten mich die verſchiedenſten Nachrichten in Stand die Erfahrungen dieſes Abends mit der eigentlichen Geſchichte ſeines Seelenleidens in gehörige Verbindung zu bringen. Und nun, gute Nacht!

Du biſt heute Abend, wie die Pythia, unwillig aber fähig zu den tiefſten Orakelſprüchen, und ſo will ich Dich denn auch nicht loslaſſen, bis Du mich völlig befriedigt, ich will Dich zwingen, wie Alexander die Prieſterin.

Gut, ſo will ich Dir auch antworten, wie jene, was Du doch eigentlich nur wiſſen willſt. Du biſt unwiderſtehlich, und nun laß mich in Ruhe, wie Alexander auch that.

Nein, das iſt unmöglich. Dein Orakel nehm' ich zwar an, allein es liegt mir nichts daran, wenn Du mir nicht ſagſt, wo ich Minna von Döpen finden, ſehen, ſprechen, kennen lernen kann.

In Fürſtenberg, und nun, in des Satans Namen, gute Nacht!

Lieber, guter, dicker Herzensfreund, jetzt werd' ich gleich alles wiſſen, was mich zweifelhaft machen und im Schlaf ſtören könnte, bitte, wache nur noch zwei Minuten! Iſt ſie jetzt da? kann ich ſie morgen wohl antreffen? morgen? nein, ich meine heute, denn es iſt gleich um zwei oder gar ſchon ſpäter, werd' ich ſie heute noch ſehen? iſt ſie wieder hergeſtellt aus jenem unſeligen Zuſtande, in dem ſie ſich ſelbſt beſchrieb? lieber Wilhelm, ſag mir nur noch dieſes Eine was ich Dich eben gefragt habe.

Du wirſt alles können was du wünſcheſt, nur wird ſie heut Mittag von Fürſtenberg — berg ⸗ abreiſen, morgen — übermorgen — morgen —

Was ſagt er? ich hör' ihn ſchnarchen, er ſetzt nichts mehr hinzu. Aber ſie wird abreiſen, — und damit erhob ich mich, — heut Mittag wird ſie abreiſen, — ich war mit einem Fuß aus dem Bette, — wenn ich die Schnellpoſt, — ſie geht um drei, — hier war ich ſchon im beſten Ankleiden, — wenn ich die benutzte, ſo käm' ich noch zeitig genug zu einem Morgenbeſuch — jetzt fehlten nur noch die Stiefel, und es vergingen kaum einige Minuten, ſo ſteuerte ich völlig reiſefertig vor dem friſchen Morgenwinde die Straße hinunter auf die Poſt zu, mit Herzklopfen zwar, aber doch gehoben durch eine freudige Selbſtzufriedenheit über mein entſchloſſenes Beginnen. Ich war noch einige Schritte vom Wagen, da blies der Poſtillon, meine Schritte beflügelten ſich, eiligſt hatt' ich bezahlt, und kaum ſaß ich feſt in meinem Sitz, ſo ſprengte der rüſtige Poſtzug zum Thor hinaus.

VI.

Die beiden Mädchen.

1. Die Schnellpoſt.

Durch der Leute Mund
Wird die Wahrheit kund;
Und wenn ſie ſie noch ſo ſehr verdrehn,
Es kann ſie der Kluge gar wohl verſtehn.

Wie es zu gehn pflegt, wenn lauter Unbekannte und noch dazu bei Nacht zuſammen in die Poſtkutſche ſteigen, ſo ſaßen wir eine Weile ſtumm, jeder in ſeine Gedanken verloren, da. Die Gemüthsbewegung der Uebrigen iſt mir nicht bekannt geworden, die meinige war eine Fortſetzung jenes ſelbſtzufriedenen Wohlgefallens, welches meinen raſchen, unhöflichen Aufbruch begleitete.

Es ging mir wie den Kindern, ein phantaſtiſcher Wunſch hatte das ganze Gemüth eingenommen, und es fragte ſich nur, wie iſt er auf der Stelle zu erfüllen? Ob die Ueberſtürzung zum Zweck führen, ob nicht das Weſentliche dabei verſäumt werden würde, wie ich z. B. jetzt aller Empfehlung und Einführung entbehren ſollte, das kommt durchaus nicht in Anſchlag, und die Looſung iſt die: gleich gewährt iſt doppelt beglückt! Außerdem lag noch etwas Dämoniſches, ein Zug des Schickſals in dieſem ausſchweifenden Entſchluß. Ich wußt' es wohl, daß keine Vernunft darin ſei, aber dennoch, als zög' es mich bei den Haaren in die Höhe, als richtete mich ein Maſchinenwerk aus dem Bette auf; wie ein Nachtwandler im wachen Traume verfährt, handelt ohne zu denken, ausführt ohne zu beſchließen, ſo ging alles von Statten, und ich hatte wirklich Mühe, mich in meinem verhängnißvollen Sitz als wohlbedächtigen Paſſagier, der in irgend einem honetten bürgerlichen Geſchäfte begriffen ſei, zu verhalten.

Kaum waren wir jedoch einigermaßen zu einer Geſammtheit zuſammengefahren durch alles was wir an Gerüttel, Dunſt, Zugluft, Schläfrigkeit, eignen Schlaf oder Nachbarsſchlaf gemeinſam erduldeten, als auch ſchon damit eine gewiſſe Vertraulichkeit in die Gemüther unſerer Poſtkutſche einzog.

In der Geſellſchaft befand ſich ein wohlbeleibter Schweinehändler, den ein dringendes Geſchäft geſtern Abend nach Neuſtrelitz und heute Morgen mit der Schnellpoſt nach Fürſtenberg zurückführte. Da ſolche Leute auf dieſer Straße ihr Geſchäft ins Große treiben und ganze Heerden der erdaufwühlenden Säue nach Berlin führen, ſo gehören ſie zu den Vornehmen, reiſen mit dem Eilwagen und kehren in den guten Gaſthöfen ein. Unſer männerbeherrſchende Sauhändler alſo wohnte auch in Fürſtenberg unter den Kindern der Glückſeligen und antwortete auf die gewöhnliche Frage eines Poſtreiſenden, wie die nächſte Station hieße, angelegentlichſt redſelig: Fürſtenberg, meine Herren, woher ich geſtern Abend gekommen bin und wo ich noch in dieſem Augenblick im goldnen Hirſch auf Nummer dreizehn logire. Dicht nebenan, es muß auf zwölf oder auf vierzehn geweſen ſein, paſſirte uns eine ſaubre Hiſtorie. Ja, es weiß kein Menſch einen Vers draus zu machen, und ich ſelbſt bin mitten herausgereiſt, weil mir in Strelitz 'n Schwein krank lag, nun, ich hab' es losgeſchlagen, aber die Geſchichte, curios iſt ſie, meiner Treu, und immer mehr als 'ne ſimple Hurerei. Ich ſage, es ſteckt was dahinter, eine Entführung, eine Gaunerei, Mord und Todtſchlag, was weiß ichs. Ja, ſo was kann einem paſſiren, und ich wohne dicht daneben, wie geſagt, auf Nummer dreizehn. Vergreift ſich der Kerl, er war als Lieutenant verkleidet mit Säbel und Piſtolen, aber ich ſage, vergreift er ſich in der Thürklinke, meiner Seel' er konnte mir den Hals umdrehen, eh' ich mirs verſah, um des Lumpengeldes willen und das in einem civiliſirten Staat dicht an der preußiſchen Gränze. Der Kerl hatt' ein verwogenes Anſehn, der Schnauzbart konnte wenigſtens ſeine zehn Jahre denken und 'ne Narbe lief ihm quer durch die Viſage, wie ein Feuerzeichen.

Eine Narbe ſagen Sie und ein Lieut'nant war es?

Ja, Herr, ein Lieutenant, Herr, und wenn Sie ſein Bruder wären, das muß ich ſagen, ein Lieutenant war es, wenn anders das Portepee ſein eigen iſt.

Ich habe nichts mit ihm gemein, als daß ich geſtern mit ihm zu Mittag aß, und bin gewiß der letzte ihn zu vertheidigen, reden Sie immer frei heraus. Auch weiß ich es nicht, ſchließe aber aus Ihrer Angabe ſeines ſehr in die Augen fallenden Kennzeichens, daß es derſelbe iſt, der vorgeſtern Abend zu Penzlin im ſchwarzen Adler geſehen wurde, den ich darauf, ebenfalls unterwegs nach Strelitz, noch einmal antraf und ſeit geſtern Mittag nicht wiederſah.

Ja, ja, ganz recht, der Wirth zum ſchwarzen Adler in Penzlin hat mir alles erzählt. Was mag er im Schilde führen und wo iſt er her? ob er wohl einen ordentlichen Paß hat? ich bin ein ehrlicher Mann und handle mit meinen Schweinen zum Nutzen des preußiſchen Staats und zu meinem Lebensunterhalt, aber es ſind ſchlimme Zeiten, und man weiß nicht, ſoll man ſich vor der Polizei fürchten oder vor den Spitzbuben, richtig iſt es nicht.

Nun, wenn Sie es nicht wiſſen, wovor Sie Sich fürchten ſollen, ſo werden Sie's auch wohl keine Urſach haben. Laſſen Sie das alſo gut ſein, und theilen Sie uns lieber die Geſchichte von Nummer zwölf mit —

Oder von Nummer vierzehn, wie geſagt, ich weiß es nicht, aber nebenan war es, das ſteht feſt, meine Herrn, nebenan. Alſo, meine Herrn, im goldnen Hirſch, wie geſagt, da war es. Wir ſaßen juſt beim Kaffee, Leute genug, muntre Leute, 's war auch ein Lärm als wären's Frauenzimmer, geweſen. Mit einem Mal — ſchnurr — fährt ein Wagen dazwiſchen, nicht ſelbſt in die Stube, nur mit Geraſſel; es iſt ſtill. Der Lieutenant, ſo will ich mal ſagen, ſprang heraus und drin in der gelben Kaleſche ſaß ein hübſches junges Weibsbild, das der Kerl, der von rammaſſirter Statur war, wie ein Kind erſt auf den Arm hob und dann auf die Schwelle des goldenen Hirſches niederſetzte. Sie gingen herauf, als hier, links auf Nummer dreizehn, wohne ich, rechts nebenan ſchließt ihnen der Kellner das zweiſchläfrige Zimmer auf. Denn er meinte, es müßte Mann und Frau ſein, aber fehlgeſchoſſen! es hat ſich ausgewieſen. Sie bekommen ihren Kaffee, darauf bedeutet der Lieutenant den Kellner, ſie wollten etwas Nachmittagsruhe halten und einige Stunden ungeſtört ſein. Gut, ob ſie gebetet haben weiß ich nicht, genug der Kellner kam zu mir herüber und ſagte mirs, es wären wohl ein paar junge Leute, meinte er, die die Hochzeitsreiſe zuſammen machten, wie's gegenwärtig in die Mode käme, und damit ſtieg er lachend hinunter. Es dauerte auch wirklich einige Stunden, da fuhr wieder ein Wagen vor, aber diesmal eine Poſt mit vieren und doch ſaß nur ein einziger alter, dürrer, ſchwarzköpfiger Paſſagier drin. Er kannte die Leute des vorigen, rief ſie heran, befahl dem Kutſcher einzuſpannen und dem Bedienten ſeinen Flaſchenkeller auf ſein Zimmer zu tragen. Nun hatten die beiden auf Nummer zwölf —

Oder vierzehn —

Oder vierzehn die längſte Zeit gehabt, der alte Brummbaß mußte was zu ſagen haben. Es dauerte lange, eh der Lieutenant aufmachte und er warf dem Bedienten einen Eſel nach dem andern an den Hals. Darauf kam er heraus, gab dem armen Kerl ein paar Maulſchellen, und ich hörte es ganz deutlich, wie er in die Stube hineinrief: In einer Viertelſtunde bin ich wieder bei Ihnen, und wenn der Teufel ſelbſt der Audienzgeber wäre. Es wurde nun eine Weile ruhig, nur daß der Bediente leiſe an die Stubenthür der Dame ſchlich und den Schlüſſel umdrehte, ſo daß ſie eingeſperrt war. Dies hatte der Kellner zwar geſehn, aber er dachte ſich nichts dabei, denn er wußt' es nicht, daß noch jemand drinnen war. Der Wagen ſtand vor der Thür, den beiden Herren wurde einiges zum Wein gereicht, bezahlt war im Voraus, ſie ſpeiſ'ten, hieß es, unten rechts hart neben dem Thorweg, dunkel war es auch ſchon; und ſo hatten nur der Wirth und der Oberkellner es bemerkt, als der alte Herr mit Hülfe des Bedienten den ſogenannten Lieutenant geknebelt und gebunden an Händen und Füßen in die Kaleſche getragen, und — auf und davon im vollen Sprunge! Nun gab es einen Heidenlärm, im ganzen Hauſe rannte alles durcheinander, alle Thüren flogen und knallten, unten kam fremd und einheimiſch, alles durcheinander zuſammen, Polizei und Gericht und dann ging es zuerſt in das Zimmer rechts neben der Hausthür wo ſie geſpeiſ't hatten. Zwei Flaſchen heller Wein ſtanden auf dem Tiſch, der Sergeant nahm ſie gleich in Beſchlag und der Wirth ließ noch ein Glas bringen für den dritten Mann, der das Protocoll ſchreiben ſollte. Darauf ſetzten ſie ſich nieder und ſchickten uns hinaus, der Wein mußte aber verteufelt ſtark ſein, denn ſchon während ſie den Kellner verhörten, gleich im Anfang ihrer Unterſuchung ſchliefen ſie einer nach dem andern ein, zuerſt der Sergeant, welcher das größte Glas hatte, dann der Wirth und nun trank auch der Protocollführer ſo viel bis er genug hatte. Der Kellner hätt' es wahrſcheinlich auch noch gethan, allein er wurde gerufen und erzählte nun mit großem Jubel, daß die Herren ſich alle drei unter den Tiſch gezecht, und zwar gleich bei der erſten Flaſche. Gut, alſo der Lieutenant wurde entführt und die Polizei, die ihm nachſetzen ſollte, ſchlief. Ob ſie abgeſetzt worden, weiß ich nicht, aber das weiß ich wohl, hängen ließ ich ſie alle drei, wär' ich Bürgermeiſter in Fürſtenberg. Iſt das 'ne Ordnung? iſt das ein Regiment? Wer kann es geweſen ſein? müßte die Polizei es nicht wiſſen? Was für Verbrechen können ſie nicht alle Tage und alle Nächte ausführen, wenn die Polizei betrunken unterm Tiſch liegt? Ja, Sie haben gut lachen, meine Herren, aber ich will Sicherheit im Wirthshauſe haben, ich wohnte dicht darneben.

Und das Frauenzimmer, haben Sie von dem weiter nichts gehört?

Bald hätt' ichs vergeſſen, das iſt noch der ärgſte Skandal. Mußten Sie die nicht zu allererſt ins Verhör nehmen? aber nein, ſie fand noch Helfershelfer. Die Wirthin, eine junge hübſche Frau, hat ihr eine Rolle Gold und einen Brief von dem alten Gauner gebracht, darauf ſollen ſie alle beide gejammert und geweint haben und es dauerte nicht lange, ſo zogen ſie ebenfalls ab wie die Katze vom Taubenſchlag, man wußte nicht wohin. Ich mußte fort, eh die Wirthin des Hotels wieder da war und eine Seele im Hauſe nur gewußt hätte, wo ſie ſtecken möchte. Unterdeſſen verlautete doch ſo viel, daß das junge Frauenzimmer nicht ſeine Frau iſt, ſondern, nun ja, was denn ſonſt? Das Einzige, was ich ſonſt noch in Erfahrung gebracht, iſt von dem Wirth aus dem ſchwarzen Adler in Penzlin, der mir erzählt hat, daß der eigentliche Spitzbube muthmaßlich der Alte ſei, denn dieſer ſei ſchon vorgeſtern bei ihm im Hauſe von demſelben Lieutenant arretirt worden, an dem er ſich nun wahrſcheinlich fürchterlich rächen würde, denn der Ambos, wenn er ſo ſchnell zum Hammer würde, fiele gemeiniglich ſchwer nieder.

D. Im goldnen Hirſch.

Mein thörigt Herz, mit wilden Schlägen
Springſt du nicht aus des Schickſals Wegen;
Denn was es will und was es thut,
Ihm dient, nur ihm dein raſches Blut.

Wider Erwarten fand ich mich durch den redſeligen Reiſegefährten unterrichtet in einer Angelegenheit, die noch vor wenig Stunden meinem Herzen am allernächſten lag, und ſelbſt in dieſem Augenblick, wo ich ſo ſehr von andern Eindrücken und phantaſtiſchen Hoffnungen beherrſcht wurde, gerieth ich in nicht geringe Aufregung durch die verſchiedenen Vermuthungen und Befürchtungen, welche bei dieſen Nachrichten erwachten und theils das Schickſal der unglücklichen Emma, theils mein eignes betrafen. Ich mußte ſie wiederſehen, ich mußte ihr meinen Beiſtand gewähren, wenn ſie deſſen bedurfte; aber Minna, meine geheimen Wünſche und das eigentliche Ziel meiner Reiſe, wenn ich ihre Bekanntſchaft nun wirklich machte, wozu im Grunde wenig Ausſicht war, was mußte ſie von mir denken? wie ſollte ich ihr dieſes Verhältniß als unverdächtig darſtellen? und wenn es auch noch ſo unverdächtig geweſen wäre, ich wollte ja eben kein Verhältniß haben, wollte ganz ohne fremdartige Geſchäfte ſein und nichts anders zu ſorgen und zu denken haben, als lediglich die Möglichkeit der Königin meiner Gedanken mich zu nähern. Die Mißlichkeit meiner Lage fiel mir ſchwer auf die Seele. Zur unglücklichen Stunde war ich abgereiſ't, um grade in den Siedepunct dieſer Vorfälle zu kommen und durch jedes neue Gerücht darüber in meinem Gewiſſen gemahnt zu werden. Wie thöricht, ſo hineinzuſtürmen! und hätt' ich nur wieder umkehren können! Rath, Ueberlegung und Hülfe, alles hatt' ich in Strelitz zurückgelaſſen, als ich wie ein Nachtwandler aus dem Bette ſprang, um rückſichtslos meinen Phantaſieen nachzulaufen.

Der Wagen raſſelte fort, nun war es geſchehen, und ich litt es am Ende nicht ungern, daß ich mußte, denn ich empfand es ja, was dabei herauskam, wenn ich meinen eignen Kopf gebrauchte. So zwiſchen Wollen und Nichtwollen, recht im Gefühl jener Bodenloſigkeit, welches den Menſchen anzuwandeln pflegt, wenn er ſich ſelbſt aus dem natürlichen Laufe der Ereigniſſe herausgeriſſen, mismuthig und halb im Traume von Emma und ihrem vermuthlichen Schickſal, fühlte ich den Stoß der beendigten Fahrt.

Zwei Paſſagiere bleiben da, ſechſe ſind drin.

Dieſer Ruf ſetzte ſich bis in die Küche, das Allerheiligſte des Gaſthauſes, fort durch den Mund der zahlreichen Dienerſchaft, die herbeigeſtürzt war, um unſere Bedürfniſſe und nach denen ihren Verdienſt zu ſchätzen. Ich hatte meinen Entſchluß gefaßt, mich aller Beobachtung bald zu entziehn und auf einem einſamen Zimmer ſo viel als möglich unbemerkt zu verweilen, denn dieſer Zuſtand ſchien mir dem am nächſten zu kommen, welcher bei gänzlicher Abweſenheit von hier ſtattgefunden haben würde und ohne Zweifel der wünſchenswertheſte war. Nur wollt' ich mich auf unverdächtige Weiſe bei der Wirthin nach unſerer Emma erkundigen, um zu erfahren, ob ich ihr beiſtehn müßte oder ob es vielleicht nicht erforderlich ſei.

Ich war noch mit dem Frühſtück beſchäftigt, als der Burſche mir ſchon ankündigte, daß Madame mich in einer Viertelſtunde ſehr gern empfangen würde. Als ich zu ihr ins Zimmer trat, kam mir eine junge ſehr wohlbeleibte Frau entgegen und hieß mich freundlich und vertrauter, als ich erwartet, niederſitzen. Ich begann:

Eine Nichte von mir iſt geſtern dieſes Weges nach Berlin gereiſ't (hier ſchilderte ich eine Brünette, während Emma blond iſt), ſollte dieſelbe vielleicht bei Ihnen eingekehrt ſein, ſo würde es mich doch ſehr intereſſiren, mich davon zu überzeugen, daß entweder das geſtrige Abentheuer nicht ſie betroffen hat oder daß ſie gegenwärtig in guten Händen iſt.

Das Fräulein, von dem Sie reden, war keine Schauſpielerin?

Nein, das nicht.

Nun ſo iſt auch das geſtrige Abentheuer nicht ihr, ſondern einer andern begegnet, wie ich auch ſogleich aus Ihrer Beſchreibung abnahm. Indeſſen, mein werther Herr, Sie ſcheinen doch mit den Perſonen, die geſtern bei dem Vorfalle in Thätigkeit waren, einigermaßen bekannt zu ſein, wenigſtens höre ich, daß Sie mit dem treuloſen Lieutenant noch geſtern zu Mittag geſpeiſ't haben, und da werden Sie Sich erinnern, daß eine Schauſpielerin, ein alter Herr und ein junger Doctor mit zu Tiſche waren, ſo erzählt mir die gute Emma ſelbſt, denn ſo heißt ſie, und mit vielen Thränen hat ſie es beklagt, daß ſie nicht den Schutz des Doctors dem ihres verrätheriſchen Pflegbruders vorgezogen. Der Lieutenant nämlich iſt ihr Pflegebruder. Hiebei ſah ſie mich ſcharf und ſchalkhaft an, und bei ihrer eben dargelegten Kenntniß der Sache fehlte es nur noch, daß ſie mich gradezu einen Lügner genannt hätte, denn ich ſah nun wohl ein, ich war durch den redſeligen Sauhändler hinlänglich verrathen.

Bei Ihrer Bekanntſchaft mit allen dieſen Verhältniſſen, meine verehrte Frau, wäre es thöricht, wenn ich auf einem Incognito beſtehn wollte, welches keins mehr iſt. Denn ich ſehe, Sie wiſſen es, ich bin der Doctor Edmund, und intereſſire mich für die gute Emma aus den Ihnen bekannten Gründen.

Ja, was werden Sie ſagen und was müſſen Sie ſagen? hier ſeufzte ſie tief auf.

Es iſt ein ſchändliches Verfahren, es iſt unerhört.

Lieber junger Mann, bedenken Sie, er iſt ihr Pflegebruder. (Sie meinte, ich ſchölte das Mädchen.)

Er verdiente eine ſcharfe Klinge in ſein verrätheriſches Herz.

Ach, Sie meinen den Axel. Ja freilich, zu entſchuldigen iſt er nicht. Aber wie die Männer nun einmal ſind. Giebt man ihnen den kleinen Finger, ſo nehmen ſie gleich die ganze Hand. Das arme unerfahrne Ding, die Unſchuld ſieht ihr aus den Augen, freilich ſie hätte ihn kürzer halten müſſen. Wir habens ihr genug geſagt, ich ſowohl als Minna, eh der Prieſter ſeinen Segen geſprochen, für nichs in der Welt. Verſprechen iſt ehrlich, aber halten beſchwerlich. Keinem Manne kann man über den Weg trauen. Mich dauert das arme Ding, die Emma. Sie ſagte mirs wohl, daß Sie hier noch durchkommen müßten und trug mir auf, wenn Sie nicht gar zu böſe wären, ihr doch ja eine Unterredung mit Ihnen zu verſchaffen. Vielleicht wären Sie im Stande, zu ihrer Wiederherſtellung durch den Lieutenant mitzuwirken.

Führen Sie mich zu ihr, bitte, führen Sie mich gleich hin, ich ſtehe ganz zu ihren Dienſten. Ich bin nicht ſpitzfindig in dieſen Dingen und weiß es nur zu gut, wer der ſchuldige Theil iſt. Dieſer Axel — ich kenne ihn genug, obgleich ich noch nicht Alles weiß. Freilich wenn ſie meint, er würde ſeinen Fehler wieder gut zu machen geneigt ſein, da iſt wenig Hoffnung. Wir müſſen nach Berlin, ja, ja, — nun wir werden ſehn.

Nun, ſo halten Sie Sich bereit. Ich will uns melden laſſen und Sie, ſobald wir die Erlaubniß haben, hinüberführen. Hier machte ſie mir eine Verbeugung und verließ mich.

3. Bei ihr.

Wie? den Verführer, dieſen Don Juan?
„Er hat's ja doch aus Liebe nur gethan.“

Mit der größten Ungeduld ſchritt ich völlig zum Beſuch gerüſtet in meinem Zimmer auf und nieder. Da war ich nun im beſten Zuge, eine Angelegenheit eifrig zu verfolgen, die meinen eigentlichen Zwecken fremd, ja feindlich war, und ich mußte nur wünſchen raſch hineinzukommen, um ſie je eher je lieber abzuthun, um dann frei zu meiner eignen zurückzukehren.

Endlich wurd' ich gerufen. Man müſſe den jungen Mädchen immer Zeit zum Putz gönnen, bemerkte meine Wirthin, reichte mir ihren gewichtigen Arm und führte mich in ein benachbartes ſtattliches Haus.

Im Vorzimmer, wo uns Niemand empfing, ließen wir Hut und Mäntel, dann öffnete ſich die Thür, und auf dem purpurnen Ruhebett, wie es mir ſchon auf dem Strelitzer Markt erſchienen war, ſaß Emma neben ihrer Beſchützerin. Zu dieſer führte mich die Wirthin mit den Worten: Der Herr Doctor, dem Fräulein von

Düpen die Erlaubniß ertheilt, ſich hier mit unſerer Freundin zu ſehn.

Dieſe Nachricht ſtürzte mich in die größte Verwirrung: ich erröthete einmal über das andere und beſann mich vergeblich auf ein hülfreiches Wort. Sie mußte mich zuerſt anreden. Sie ſagte: Sie ſind uns willkommen und ſehr erwünſcht, ja unſere einzige Hoffnung, und nach allem, was ich von Emma höre, iſt nun ſchon unendlich viel gewonnen, da wir Sie wirklich bei uns ſehn. Laſſen Sie uns wie alte Bekannte mit einander verkehren, da wir Mädchen das Beſte von Ihnen wiſſen und Männer ſich ja leicht zu finden pflegen.

Ich bin — ich habe — ein Freund von mir, der Hofrath Wilhelm in Neuſtrelitz, bei dem ich vorſprach, hat auch mich ſchon im Voraus auf dieſe Zuſammenkunft vorbereitet, die mein günſtiges Geſchick mir ſo überraſchend veranſtaltet, denn er ſprach recht viel und mit Begeiſterung von Ihnen.

In der That? nun, die muß ihm hübſch zu Geſichte ſtehn, denn er pflegt ſich mehr für Kälberbraten und Wein, als für mich und meines Gleichen zu intereſſiren. Indeſſen Schlimmes wird er nicht geſagt haben, er iſt mir nicht böſe, und ſeine Späße laß ich mir gern gefallen. Wir wollen uns alſo gegenſeitig zu den Vorreden unſerer Freunde über uns Glück wünſchen und dem Himmel überlaſſen, was er mit unſerer Bekanntſchaft nun weiter vorhat.

So legte ſie mir den Muth in die Seele und die Leichtigkeit in die Gedanken; ich erinnerte mich lebhaft an den Doctor Jonathan, der es ebenfalls geſtand, immer erſt durch ihr Zureden aus der Befangenheit geriſſen zu ſein. Es war mir gleich, als hätte ich ſie ſchon Jahre lang gekannt und ich dachte bei ihren Worten: wie ähnlich ſieht es ihr, was ſie da ſagt, während ich hätte denken ſollen, wie wahr hat der Hofrath berichtet. Es war mir die größte Glückſeligkeit, die ich je empfunden, ihr in die offenen geiſtvollen und unbefangenen Augen zu ſehn, und mit großer Freude machte ich die Bemerkung, daß alle Spuren des Kummers aus ihren Zügen verſchwunden und eine völlige Heiterkeit wiedergekehrt war, nur daß ſie vielleicht ein wenig mehr über ihre ausgelaſſene Laune Herr geworden ſein mochte.

Nun, meine liebe Emma, fuhr ſie dann fort; wollen wir zuerſt unſerem Ritter einige Erfriſchungen anbieten und ihn dann ſogleich auffordern, Schild und Lanze für uns zu ergreifen.

Mit tauſend Freuden auch ohne Erfriſchungen. Mein Eifer iſt ſo groß, daß mich in dieſer ganzen Sandwüſte bis zur Hauptſtadt kein Durſt anfechten und in derſelben die Waffen ſämtlicher Huſaren mir meinen Zorn nicht vertreiben ſollten.

Nun, ſo eigentlich iſt es nicht gemeint, ich ſprach nur im Gleichniß und verwahre feierlichſt mein Gewiſſen, daß ich Sie weder in Durſt- noch in Lebensgefahr zu ſetzen geſonnen bin. Erlauben Sie mir den Beweis, und damit reichte ſie mir ein Schälchen mit geſchnittenen Apfelſinen und einen Becher ſüßen Weines.

Ich lachte über meinen ungeſchickten Eifer, gerieth aber zugleich auf den beſorglichen Gedanken, daß die Laune dieſes Mädchens meinen hausbackenen Gemüthszuſtand aufs empfindlichſte dominiren und ich ihr alſo nichts und auf jeden Fall viel weniger bieten würde, als der tiefſinnige Jonathan. Dann tröſtete ich mich zwar mit der Erinnerung, daß ich ſonſt in unbefangenen Augenblicken zu ganz ähnlicher Gemüthsbewegung fähig und geneigt ſei, auch dieſes platoniſche Spiel auf dem Gipfel der Erkenntniß für die göttlichſte Verfaſſung hielte; — allein wie ſollte ich hier mich befreien aus den Feſſeln der verliebten Verſchämtheit? und wenn dies der einzige Ausweg ſchien, ſo mußt' ich doch auch wieder nothwendig verliebt bleiben. — Ich ſchwieg und trank.

Da fiel mir Emma in die Augen mit ihrer erneuerten Schwermuthsmiene. Armes Kind! und ich hatte Deiner noch faſt gar nicht gedacht in meinem bodenloſen ungeduldigen Eigennutz! Ich erhob mich ſchnell, trat vor ſie hin und ſagte mit tröſtender Bemühung: Laſſen Sie mich dieſen Wein nicht austrinken, ohne ihn dem aufrichtigſten Wunſche meines Herzens zu widmen, daß Ihre Kränkung durch die glanzendſte Genugthuung, Ihr Kummer durch die reinſte Freude vertilgt werde.

Das iſt auch unſer Wunſch, fiel Minna ein, und, was noch mehr ſagt, unſere Hoffnung.

Ein ſchwaches ungläubiges Lächeln flog über das Geſicht des verlaſſenen Mädchens, ſie dankte mit einer Verbeugung, geſprochen hatte ſie noch nichts und ſchwieg auch jetzt noch beharrlich und in ſich gekehrt.

Verehrteſter in dieſem Kreiſe rühmlichſt bekannter Herr Ritter, die trübe Stimmung meiner Freundin, in deren Dienſt Sie Sich widmen, ſcheint ſich auch Ihrer empfänglichen Seele bemeiſtern zu wollen, und da ich das weiche Gemüth unſerer Frau Gaſtwirthin aus Erfahrung kenne; ſo muß ich befürchten, meine ganze Geſellſchaft geräth in eine elegiſche Verfaſſung, obgleich unſere Angelegenheiten nichts weniger als verzweifelt. Ihre Wirthin aber, meine lieben Gäſte, in der aufgeräumteſten Stimmung iſt, und das mit vollem Rechte. Denn ich bitte Sie, liebe Freundin, erzählten Sie nicht ſelbſt, man habe den Lieutenant geknebelt und gebunden in die Kaleſche geſchleppt oder vielmehr, was mir wahrſcheinlicher iſt, im Schlafe, denn ſind nicht die Leute, welche von der angebrochenen Flaſche getrunken, ſogleich eingeſchlafen, und war nicht der Wein aus dem Flaſchenkeller jenes räthſelhaften Oheims, des Kriegsrathes oder was er ſonſt iſt?

Ha, was Sie ſagen! wie konnt' ich das alles unbeachtet laſſen! Ja, bei meinem Leben, er iſt unſchuldig, aber nein, er iſt doch ein Schur..; mir erſtickte das Wort im Munde, denn als ich es herausſtoßen wollte, ſah ich den ſchnellen Sonnenblick verdüſtert, der bei meinem erſten Ausruf über Emma's Angeſicht ſtreifte.

Nicht wahr, fragte Minna nun ſchon weniger ſicher und in einem ernſteren Ton, nicht wahr, lieber Herr Doctor, er ſcheint auch Ihnen entführt und keineswegs verrätheriſch? Ich bin durchaus noch nicht geneigt zu glauben, daß unſere Freundin betrogen iſt, zumal da wir unmöglich ſchon heute Nachricht von ihm haben können. Denn wenn es ein Schlaftrunk war, woran doch wohl in keiner Weiſe zu zweifeln iſt, ſo ſind ſeine Wirkungen jetzt höchſtens ſeit einigen Stunden vorüber, ohne daß man eine ungewöhnliche Stärke anzunehmen hätte, und dann, rechnen Sie mal nach, wo kann der arme Mann ſich anders befinden als in Berlin oder dicht davor?

Emma ſeufzte tief: Iſt es denn ſo weit? Alſo wirklich, er könnte gewiß noch nicht wieder da ſein?

Nein gewiß nicht, das iſt ausgemacht, ſagte ich, und eben ſo ausgemacht iſt es ferner, daß der alte Pedant, ſein Oheim, Ihre Verbindung fürchtet und verhindern würde, wenn er könnte. Das hat er mir mit dürren Worten ſelbſt geſagt (hier erheiterte ſich Emma's Auge wieder, ſie ſchlug es aber nieder, als ich hineinſehn wollte). Aber, fuhr ich mit Widerſtreben fort, wir dürfen uns dennoch nicht gänzlich der Hoffnung ergeben, denn ich hörte leider in Neuſtrelitz von meinem Freunde dem Hofrath gar niederſchlagende Geſchichten von einem zu ähnlichen Manne, als daß es ein anderer ſein könnte, obgleich allerdings auch wieder zweifelhafte Umſtände dabei waren.

Und weitere Beſorgniſſe haben Sie nicht? rief ganz erheitert Minna von Düpen.

Leider ſind ſie ſchlimm genug. Denn ſtellen Sie Sich vor, der junge Menſch, von dem ich rede, heißt ebenfalls Axel von Raben.

Die Familie iſt groß, und wer weiß, ob nicht der

Oheim ſelber Axel heißt, und Sie alſo von deſſen Jugendſünden gehört haben.

Sie ſind leider nur fünf Jahre alt und das Schlimmſte iſt jene Schmarre im Geſicht, die ſie ebenfalls beide gemein haben.

Unglücklicher Kundſchafter! aber warum ſind Sie denn da noch ungewiß?

Jener Neuſtrelitzer iſt nach Südamerika gegangen.

Nach Südamerika? der Bräutigam der luſtigen Chlotilde?

Ebenderſelbe.

Ha, ha, ha! freilich, nun beſinn' ich mich wohl, der hieß Axel von Raben, aber Sie ſagen es ja ſelbſt, er iſt nach Südamerika gegangen oder vielmehr ausgewandert, weil er hier ſeines Lebens nicht ſicher war. Nun, da dächt' ich wären wir ziemlich ſicher vor ihm, ſelbſt wenn der unſrige auch eine Schmarre im Geſicht hat, was ja eben ſo ſehr ſelten nicht vorkommt. Und dann, verehrter Herr Doctor, auch jener Axel hat zu ſeiner Zeit ſeine Vertheidiger gefunden, und, ſoviel ich weiß, iſt nur das Gerücht gegen ihn geweſen, nie aber eine unbeſtritten treuloſe Handlung.

Allerdings ja, ſagte ich, von dem einen gar nicht, von dem andern nur ſehr ſchwach überzeugt, denn Verführer waren ſie immer beide, und ob nicht dennoch am Ende beide derſelbe? Zu meinem nicht geringen Aerger nahmen alle Frauenzimmer den leichtſinnigen grundſatzloſen Menſchen in Schutz; und es war als hätten ſie ſich verſchworen, alle Sünden gegen ihr Geſchlecht mit dem Begnadigungsrechte, welches ſie in ſolchen Fällen ſich beilegen, zu tilgen. Die Liebe der Männer kann nicht ſündigen, ſcheinen ſie ſagen zu wollen, und wenn ſie ja zu weit geht, nun, dann ſind es unſere unwiderſtehlichen Reize, denen ſie unterliegt. Iſt es da noch der Mühe werth, ſtrenge Grundſätze in Beziehung auf dieſes allzugütige Geſchlecht der Schönen zu befolgen, wenn ſie ſich zuletzt für Niemand lebhafter verwenden als für die ausgemachteſten Verführer? Ganz mismuthig über meine tölpelhafte Tugend, die mich eben weniger liebenswürdig zu machen ſchien, und nun zu meiner Erbitterung auf den Lieutenant auch noch eiferſüchtig, ſaß ich da mit finſterer Miene und war auf dem beſten Wege, Don Juan für den weiſeſten Mann zu erklären, als mich Minna mit folgenden Worten anredete:

Nun, Herr Doctor, Sie vertiefen Sich ja ganz ins Nachdenken, was meinen Sie denn, daß zur Beruhigung unſerer Freundin nun zunächſt geſchehn muß?

Da die Damen ſämtlich aufs feſteſte von ſeiner ehrenwerthen Geſinnung überzeugt ſind und in ſeinem bisherigen Betragen nichts Tadelnswürdiges finden können, ſo wäre es doch unſtreitig das Allerthörichtſte, dem jungen Manne durch irgend einen Schritt von unſerer Seite die Gelegenheit zu rauben, freiwillig Ihre gütige Meinung zu rechtfertigen und nach Umſtänden zu übertreffen.

Wie vom Blitz gerührt errötheten alle beide bis an die Ohren, nur die grobkörnigere Wirthin fand ſich außer der Sache und merkte nichts.

Ich dächte doch — man könnte doch wohl — ſtotterte Minna, und als ſie ſah, daß ſie im Grunde nichts vorzuſchlagen hatte, wenn ſie die Geſinnung des Lieutenants nicht verdächtigen wollte — ſchoß ſie einen bitterböſen Blick aus ihren großen blauen Augen hervor und ſchien ernſtlich mit meiner Folgerichtigkeit zu ſchmollen.

Als ich ſchwieg, entſchloſſen meinen Vortheil bis aufs Aeußerſte zu behaupten und meine Verſchanzung erſt einem ernſtlicheren Sturme auszuſetzen, bevor ich ſie räumte, fand die Wirthin Gelegenheit, ihr Wort dareinzugeben, indem ſie bemerkte:

Und ſtellen Sie Sich vor, mein liebes Fräulein, wie bitterböſe dieſer harte Mann auf den armen Axel ſein muß, denn er gelobte heute Morgen, wüthend wie ein Puter, ihm eine ſcharfe Klinge in ſein armes verliebtes Herz zu ſtoßen.

Mit einem Kreiſch des Entſetzens, als läge das Schlachtopfer ſchon zu ihren Füßen, ſank Emma ins Sopha zurück. Minna rannte nach ihrem Riechfläſchchen, die Wirthin ſtützte ihr die Hand in den Rücken und ich ſelbſt — ſaß wie Butter an der Sonne bei dem Unheil, welches mein gottloſer Rigorismus angerichtet.

4. Ein Sonnenblick.

Für jeden Scherz ein ſüßes Blickchen,
Für jeden Spott drei Tage Groll;
Spiel immerzu daſſelbe Stückchen,
Zuletzt gefällts ihr, doch aus Moll.

Als ſie ſich endlich bis zu Thränen erholt und ein hülfreiches Taſchentuch in die Augen gedrückt hatte, ſaßen mir alle drei mit den verſchiedenſten Zeichen des Unwillens gegenüber und erwarteten ohne Zweifel eine förmliche Abbitte, denn auch ſie ſchienen entſchloſſen zu ſchweigen und die Gewitterwolke ihrer Ungnade mit banger Schwüle über meinem frevelhaften Haupte feſtzuhalten. Gedrückt und geängſtigt warf ich mich auf meinem Stuhle hin und wieder, zu der gewiſſenloſeſten Nachſicht gegen den unglücklichen Zankapfel wäre ich fähig geweſen für den kleinſten Gnadenwink von Minna's ſchwarzer Wimper, für den leiſeſten Strahl der Huld aus dem huldreichen blauen Himmel ihrer Augen; aber wie ſollt' ich den Umſchlag in den völlig bewußtloſen Frauenunſinn einleiten? Wußten ſie doch ſelber nicht was ſie wollten? Die Wahrheit? — wohl nicht, denn darum hatte ich mich ja bemüht. Eine Unternehmung von meiner Seite? aber welcher Art, wenn ſie nicht feindſelig ſein ſollte? Erſt ſpäter habe ich die liebenswürdige Erfahrung gemacht, daß die Mädchen und Frauen ſich wohl berathen, aber nicht um die Berathung zum Reſultat zu bringen, ſondern lediglich zum dialektiſchen

Vergnügen, daß ſie zwar Gründe aufſuchen, aber nicht um darnach zu verfahren, ſondern lieber um das Vergnügen zu haben, den Gründen, dieſen tyranniſchen Gehülfen der Männer, zum Trotz ihren naiven Kinderwillen ins Werk zu richten. Zu dieſer Lebensweisheit war ich damals noch nicht gediehen, ich rieb mir alſo lange vergeblich die Stirn, ſtrich die Haare, griff mir unters Kinn, und blieb dennoch feſtgefahren, wie ich war, und ohne ein armſeliges Wort, ſo ſehr ich darnach ſchnappte, bis ich endlich heftig aus meiner Beklemmung auffuhr und mit dem Ausruf: Luft, Luft! den Gordiſchen Knoten des Unſinns noch unſinniger zerriß.

Aengſtlich riß ich die Wirthin mit empor von ihrem Sitze und den Thränenſchleier von Emma's verweinten Augen; aber nur die ſchalkhafte Minna hatte den Faden der Komödie in ihren zauberiſch liebenswürdigen Händchen, womit ſie nicht im Stande war, ihr Koboldsgelächter zu verbergen. Ich war der erſte, den ſie damit anſteckte, als ich meine abentheuerliche Haltung im Spiegel gegenüber und den Schreck der beiden andern Damen gewahr wurde. Nun ward die Heiterkeit allgemein, ich kam wieder zu einer leidlichen Zuverſicht und erklärte mich mit ziemlicher Gewandtheit folgender Geſtalt:

Meine geſtrengen Gebieterinnen, Sie haben mich unerwarteter Weiſe auf den Dreifuß der Angſt geſetzt, und im Schweiße meines Angeſichts (hier trocknete ich mir wirklich die Stirne) verkünd' ich Ihnen mein Orakel, das mich wahrlich keine verhaßte Klügelei und Folgerichtigkeit gelehrt, ſondern ein Orakel verkünd' ich Ihnen, das jede Dame und die ehrwürdige Pythia ſelber nicht zufälliger hätte geben können. Luft! Luft! ſagt die Stimme aus der Tiefe, laſſen Sie uns den Sinn ergreifen, wenn es kein Frevel iſt, und ich hoffe es nicht, denn es bleibt ja doch immer nur der Sinn des Unſinns. Alſo Luft! was will das ſagen? Es iſt der Ruf aus Todesnoth und Angſt um Friſt und Aufſchub, es iſt das dringendſte Gebet um Fortſetzung jener Leichtigkeit des Daſeins, die der Gottheit ſicher und eigen, uns aber nur geliehen und gegönnt iſt. Ziehen Sie nun gefälligſt ſelbſt den Schluß, meine Liebenswürdigen, daß jenes Orakel uns anräth, in heiterer Geduld die nächſte Zukunft als eine gegönnte Friſt zu genießen. Es wird, es muß ſich von ſelbſt entwickeln. Süß wird dem Menſchen keine Frucht, als die er frei und völlig reifen läßt. Ich halte nichts von Treibhausfrüchten.

Aber wenn es ſich nun nicht entwickelt, wenn es wahr iſt, was Sie uns ſo eifrig glauben machen wollten, wenn Alles zum Unglück ausſchlägt? klagte Emma.

Warten Sie, liebe Freundinn, da fällt mir ein guter Gedanke ein. Der Herr Doctor iſt zwar ein Spötter, aber er hat doch wohl am Ende guten Rath gegeben. Er will Ihrem Freunde eine Friſt geben und wir ſollen uns ein wenig gedulden. Da dächt' ich, wir gäben ihm acht Tage, dieſe ganze Woche ſoll er haben, meinen Sie nicht, meine Liebe? (ſie nickte mit trübſeliger Verzichtung) Ich ſetze ihm ſo lange Zeit wegen eines Planes, der mir eben in den Sinn kommt. Mein Vater wollte, wie Sie wiſſen, ſchon heute Mittag mit mir nach

Berlin reiſen, ſah ſich aber genöthigt, ſeine Abreiſe acht Tage zu verſchieben. Vielleicht können wir dann alle zuſammen die Fahrt machen, es wäre allerliebſt — doch nein, es wäre noch allerliebſter, wenn Ihr Freund vorher zu uns käme oder wenigſtens ſeine Friſt benutzte, um zu ſchreiben. Warten Sie einen Augenblick, ich hole ſogleich mein Väterchen, um ihn mit meiner Geſellſchaft und mit unſern Angelegenheiten bekannt zu machen. Aber — hm! — ja, es iſt am Ende ſo ſchnell nicht geſchehn, auch weiß ich noch nicht recht um alles Einzelne, und mein Vater iſt ein ſehr genauer Mann. Wie machen wir das? — Ei, da werden Sie, verehrter Freund, die beſte Auskunft geben können, jetzt fällt mirs ein, über den Kriegsrath und über alles, verſteht ſich auch über Sich ſelbſt, ſoweit es Ihnen gefällt.

Sehr gern, und ohne große Mühe. Denn ich führe ein ganz ausführliches Buch über die merkwürdigen Ereigniſſe, die das Schickſal mich in dieſen Zeitläuften erleben und in Erfahrung bringen läßt. Daſſelbe ſteht Ihrem Herrn Vater ſehr gern zu Dienſten.

Vortrefflich, ganz allerliebſt! rief das lebhafte Mädchen aus, Sie können uns noch heut Abend Alles vorleſen. Nicht wahr, Sie leſen eben ſo gut vor, als Sie zu reden wiſſen?

Ich blieb die Antwort ſchuldig, denn nun war es mir klar geworden, daß mein Tagebuch, wie es in dieſen meinen Denkzetteln enthalten iſt, doch wohl grade hier nicht mittheilbar ſein dürfte; wie unüberlegt hatte ich alſo geſprochen! Indeſſen faßte ich mich ſchnell und erwiderte: Sollten wir nicht lieber die Gegenwart genießen, als uns mit der Vergangenheit ſo langweilig aufhalten? Ihr Herr Vater unterrichtete ſich dann wohl gelegentlich (ich wollte ihn vertröſten und höchſtens Unverfängliches herausgeben).

Gut, wenn Sie ſo lieber wollen. So hol' ich denn meinen Vater, und Sie haben es auf ſich, ihn zu unterrichten; da mögen Sie ſehn, wie Sie mit ihm fertig werden.

5. Der Geheime Rath.

Laß ſie lachen, denn es ſitzt
Geiſt und Anmuth, wohl gewitzt,
In den Aeuglein ſchlangenſchlau
Und doch ſanft wie Himmelsblau.

Wir warteten nicht lange, da öffnete ſich die Thür, und Minna trat äußerſt vergnügt mit ihrem Vater an der Hand wieder zu uns herein. Ich beneidete den freundlichen alten Herrn um das allerliebſte Händchen, welches er zwiſchen ſeinen beiden hielt und von Zeit zu Zeit klopfte und ſtreichelte mit den Worten:

Alſo Du haſt Gäſte, mein Schäfchen? Ei, ei, ein artiges Pärchen und unſre Frau Wirthin dazu, ſein Sie alle ſchönſtens willkommen. Alſo Du haſt ſo artigen Beſuch, mein Herzchen?

Ja, Väterchen, und äußerſt intereſſanten dazu. Es iſt eine ſo verwickelte Geſchichte, wodurch man mit meinen Freunden bekannt wird, daß ich ſie ſelber noch nicht recht weiß. Der Herr Doctor Edmund iſt ein ſcherzhafter und witziger Mann, der Dich von Allem aufs Anmuthigſte zu unterrichten übernommen hat, er wird Dir ſein Tagebuch mittheilen, worin er alles aufgezeichnet, was ich weiß und was ich noch nicht weiß, und meine neue Freundinn hier heißt Emma, ſie wohnt bei uns und wird die nächſten acht Tage wahrſcheinlich bei mir bleiben.

Nun aber — —, mein Kätzchen, ſo kommſt Du mir nicht weg. Setze Dich her. Nehmen Sie Platz, meine Freunde. — Wie hängt denn nun aber eigentlich Alles zuſammen, kennt Ihr Euch von früher, oder wie iſt es?

Du hörſt ja, Herzensväterchen, daß der Herr Doctor eigentlich vor dem Riß ſteht. Du kannſt ihn alſo nur gleich mit Dir in Deine Stube oder in den Garten nehmen, und nach Herzensluſt ausfragen, wenn er nicht gar ſein Tagebuch bei ſich hat.

Schön, ganz vortrefflich! das wollen wir Beides mit einander verbinden, zuerſt würde ich mich im Allgemeinen durch die mündliche Vorbereitung zurecht weiſen laſſen, darauf um die ohne Zweifel näher eingehende Schrift bitten und endlich — Du ſagſt, mein Täubchen, die Sache ſei ſehr verwickelt — durch Fragen mir dasjenige klar zu machen ſuchen, was ich aus Ihrem Tagebuche, Herr Doctor, als unverſtändlich und reſpective unleſerlich — denn es wird auch dergleichen, wie in jedem Manuſcripte vorkommen — mir anzumerken nöthig gefunden.

Ich ſtehe zu Dienſten.

Ich ſehe wohl, wir Frauenzimmer kämen nun bis Abend nicht wieder zu Wort, denn das Väterchen wird ſehr gründlich zu Werke gehn, kommt alſo mit, Kinder, wir wollen in die Nebenſtube gehn und ſo lange und ſo herzergreifende Muſik machen, daß wir ihre Unterredung damit ſprengen. Es wird uns ſchon gelingen die Herzen zu bewegen, da wir ja wiſſen, daß einmal in grauer Vorzeit die Steine gerührt wurden und das von einem einzelnen alten Herrn, während wir unſere drei ziemlich junge Damen ſind. Leben Sie wohl, meine Herrn, wünſche viel Vergnügen, und wenn Sie Sich über eine politiſche oder philoſophiſche Materie ernſtlich entzweien ſollten, ſo bitte ich den unterliegenden Theil nur getroſt um Hülfe zu rufen, wir ſind, obgleich nebenan, dennoch gegenwärtige Götter

Und ſchützen die Unſchuld
Wenn trotzig der Dränger
Sie eben ergreift, wenn
Der zitternden Taube
Der herrſchende Falk
Die fühlloſen Krallen
Ins pochende Herze
Zu ſchlagen ſich anſchickt —
Dann treten wir auf.

Alle drei machten eine ſchnippiſche Verbeugung und huſchten kichernd ins Nebenzimmer, während der alte Herr ihnen nachrief:

Warte, Du kleine Hexe, liegſt Du ſchon wieder gegen Deinen harmloſen Vater zu Felde. Offenbar hat ſie eben die Amphibrachen in Göthe's Iphigenie geleſen — was für eine Affennatur! Es iſt wunderlich mit dem Weibsvolk! Geiſt haben ſie wohl, auch Talent, aber nur Affentalent, keine Gaben. Bemerken Sie gefälligſt, lieber Herr Doctor, mit welcher Laune das närriſche Ding ihre Sprüchlein vorträgt, ſollte man nicht denken, ſie könnte Komödien ſchreiben und jenem weſentlichen Mangel der Litteratur und der Bühne abhelfen, aber unter uns geſagt, ich bedaure den Liebſten, dem ſie einmal Liebesbriefe ſchreiben wird. Das Schriftſtellern geht ihr gar nicht von Händen, ja wenn die Buchſtaben flögen und alles gleich daſtände wie es ihr einfällt, ſo aber verliert ihr Geſchreibe grade durch das Gründliche was ſchon im Schreiben liegt, jenen leichten oberflächlichen Hauch von Geiſt, der ihrer Rede ſo unendlichen Reiz giebt wenigſtens für meine Vaterohren.

Und wahrhaftig auch für die meinigen.

Zu ſchuldigem Dank verpflichtet! Indeſſen, um auf unſre Angelegenheiten zurückzukommen, in welcher Fakultät ſind Sie promovirt?

Ich bin Doktor der Medicin und der Philoſophie zugleich, denn ich ſchrieb eine Zwillingsdiſſertation, deren erſter Theil mir den philoſophiſchen und deren zweiter mir den mediciniſchen Doctorhut erwarb.

Ich muß Ihnen geſtehn, daß ich ſehr gegen die Vielfältigkeit des Thuns und des Wiſſens bin und daß ich ernſtlich ein Vorurtheil gegen Ihre Doppelnatur faſſen würde, wenn ich nicht ſelbſt zur Strafe meiner Theorie in einen ähnlichen Fall gerathen wäre. Ich bin ein emeritirter

Juriſt und Staatsmann und gebe mich jezt blos mit Naturwiſſenſchaften ab, ſo daß ich gewiß mit Dingen zu thun habe, die einander noch fremdartiger ſind als ihre beiden Facultäten, obgleich auch von den ihrigen die eine die Kunſt, die andre die Wiſſenſchaft bezweckt. Wie ich indeſſen zu meinem doppelten Gegenſtande komme, iſt leicht einzuſehn, nicht ſo leicht wie Sie dazu kommen, da Sie zu jung ſind, um erſt für den einen und dann für den andern gelebt zu haben.

Mein werther Herr von Düpen, hierin dürfte der Schein Sie leichtlich täuſchen. Ich habe mich gut conſervirt und ſcheine vielleicht, zumal da ich blond und friſch von Geſicht bin, erſt im Anfang der Mündigkeit zu ſtehn, während ich in Wahrheit ſchon ſtark auf die dritte Null zuſteure. Sie haben die Güte Sich für mich zu intereſſiren, warum ſollte ich denn da nicht meinen Bericht über Ihre beiden Gäſte und deren Schickſale bei mir beginnen? Ich hatte meine mediciniſchen Studien beendigt, als ich wegen der damaligen Studentenverbindungen gefangen geſezt, verhört und verurtheilt wurde, einen funfzehnjährigen Feſtungsarreſt zu erleiden.

Hier ſprang der alte Herr mit der größten Lebhaftigkeit von ſeinem Stuhle auf — und da ſind Sie entſprungen und gegenwärtig auf flüchtigem Fuße, denn jene Ewigkeit von Gefangenſchaft können Sie unmöglich ausgeſtanden haben, wenn Sie noch nicht älter ſind.

Nicht völlig ſo abentheuerlich und ohne Gefahr für meinen gütigen Wirth, ſondern durch landesherrliche

Gnade wurde dieſe unbillige Strenge um zweidrittel ermäßigt ohne gleichwohl gelinde zu ſein, denn — —

Hm, ich haſſe dieſes Weſen, mit Stumpf und Stiel muß es ausgerottet werden. Conſtitution, Verfaſſung, formale Freiheit — albernes Zeug! Die beſte Regierung iſt die türkiſche, wenn ſie nach der Freiheit tarirt werden ſoll. Denn ich möchte wiſſen, wo man freier iſt, in England wo einem jeder Schuft in die Taſche guckt oder in der Türkei, wo man ſein Kopfgeld bezahlt und dann, von aller Schererei befreit, wie ein Vogel in der Luft lebt?

So lange niemand von den Mächtigen den Vogel in der Luft mit Schroten begrüßt. Indeſſen wenn ich auch für eine politiſche Theorie vor Jahren gefangen geführt wurde, ſo folgt daraus nicht, daß ich ſie heute in derſelben Art zu vertreten habe. Wir wollen alſo vorläufig keine Gegner ſein, und es der Geſchichte überlaſſen, ob die Völker mit Recht nach dem Bewußtſein ihres Zuſtandes ſtreben, oder ob kein politiſcher Körper zuletzt ſein Selbſtbewußtſein ſo weit treiben kann, als es jetzt von dem einen Theil beabſichtigt wird und woran er ſich bloß durch den Widerſtand des andern Theils gehindert glaubt.

Nun, auf dieſe Weiſe ließe ſich davon ſprechen; alſo ein ander Mal! Hier handeln wir zunächſt nicht von der Geſchichte Europa's, ſondern von der Ihrigen.

Sehr verbunden, wenn Sie noch darnach verlangen. Ich fand mich nun durch das Gefängniß, und das wollte ich zur Aufklärung meiner Doppelnatur hinzufügen, durch dieſes mehrjährige Eremitenleben natürlich an der Ausübung und auch nicht wenig an dem weiteren Studium der mediciniſchen Kunſt gehindert; und ſo einmal auf Theorie beſchränkt, triebs mich auf die Theorie der Theorie, ich ergriff die philoſophiſchen Studien, und nicht zum geringen Theile deswegen mit großem Genuß, weil gerade ſie uns weſentlich dahin führen,

Gleich dem Bergeinſiedler
Des Lebens Tand zu verachten.

Und den verachten Sie noch?

Leider nicht mehr ſo aufrichtig wie damals: ein ſchönes geiſtreiches Mädchen, wenn ich gut gelaunt, ein treffliches Reitpferd, wenn ich mich müde gelaufen, guter Wein mit heiteren Genoſſen, und nicht minder die Wünſchelruthe oder vielmehr den Kommandoſtab des männererhebenden Goldes — alle dieſe Dinge fangen ſchon wieder an, mich aus meinem Gleichmuth heraus zu werfen und von dem freien Standpunct der Gefangenſchaft herab in den Staub der gemeinen Beſtrebungen nieder, in die Sklaverei der Lüſte herunterzureißen. Das iſt der elendeſte Augenblick meines Selbſtbewußtſeins, daß ich jene Freiheit des Gefangenen zu verlieren fähig ſein könnte gegen dieſe Knechtſchaft der freien Leute um — einen einzigen Kuß eines einzigen Mädchens.

Höchſt curioſer und liebenswürdiger junger Menſch, welch' eine reiche Perſpective in ein inniges tiefes Ergreiſen des Wahren auch an den ſchnödeſten Zuſtänden, wie doch unſtreitig die Gefangenſchaft einer iſt, eröffnen Sie mir da! Aber laſſen Sie michs lebhafter genießen, weihen Sie mich gänzlich ein in jenen erhabenen Ge müthszuſtand, den Sie jetzt zu verlieren in Gefahr zu ſein glauben, denn, aufrichtig geſagt, ich ahnde ihn wohl, aber ich bin himmelweit davon, ihn zu empfinden und einen Erſatz Ihrer Erfahrung zu haben.

Und gewiß kann man es nur erfahren, was es heißt, frei zu ſein in der ruhigen Gewißheit des Todes und frei zu ſein durch völlige Verzichtung auf alle Lebenshoffnung und allen andern Wechſel des Lebens, als den des reinen Gedankens. Hinter dieſen Entſchlüſſen des Todes und ihrem bewußten Genuſſe öffnet ſich erſt das wahre Reich Gottes, das Bewußtſein der eigenen höheren Natur in dem Siege über Alles, was der Geiſt als fremdartig von ſich weiſt und dem unklaren Treiben der gemeinen Menſchennatur zum lächerlichen Gegenſtande ſeiner zweckloſen Jagd gerne überläßt.

Und nun, da Sie Sich ſelbſt, wenigſtens theilweiſe ſchon wieder auf eben dieſer zweckloſen Jagd befinden, iſt die Erinnerung an jene philoſophiſche Zeit ohne Zweifel ſo mächtig, daß Sie im Stande wären, ein zweites Delictum zu begehen, um Sich für dieſe Thorheit der Freiheit die Weisheit der Gefangenſchaft noch einmal zu erkaufen.

Dieſe Weitläuftigkeiten laſſen ſich vermeiden. Stellen Sie Sich vor, Herr Geh. Rath, wir wären beide in einem einſamen Thurm von dem Treiben der ganzen Welt geſondert, und nun durch jahrelange Entwöhnung zur aufrichtigen Verzichtung gekommen, was würden wir anders erblicken als zweckloſe Thorheit? Fangen Sie oben an. Der König iſt er nicht ein Krebs, welcher rückwärts geht, um vorwärts zu kommen?

Wie ſo, Verehrteſter? erklären Sie Sich.

Indem er alles zu können meint, kann er nichts als was er muß, die Umſtände ſind ſeine Gebieter, und indem er das Anſehn hat, der Freiſte zu werden mit dem Tritte auf den Thron, legt er grade damit ſeinen Fuß in tauſend Feſſeln. Nie kann er thun was er will, ſondern nur was er für zweckmäßig hält, was die Umſtände gebieten. So wird er ein Knecht, indem er der Freiſte werden will, wie der Krebs rückwärts geht, wenn er vorwärts will.

Gut bewieſen, Doctiſſime, ſo wahr ich lebe, er iſt ein Krebs, ein ganz verzweifelter Krebs. Fahren Sie fort, ich bitte Sie, laſſen Sie uns nun die Uebrigen aufs Rohr nehmen. Der Gelehrte, Herr Doctor, was iſt der Gelehrte für unſre Thürmerweisheit.

Der unphiloſophiſche Gelehrte iſt ein Eſel, der Wein trägt, um Diſteln zu freſſen, oder wenn ers ja nobel meint, viel Säcke zur Mühle ſchleppt, aber nicht einen zu malen weiß. Und gar der Arzt, wenn wir den herausnehmen, welch' ein ſündhafter Handwerker iſt er noch außer ſeiner Zweckwidrigkeit! Sein Geſchäft ſucht den Tod zu tödten, dem Weiſen ſeine Hoffnung, dem Narren ſeine Furcht zu nehmen, und ſomit Gottes Ordnung umzukehren, wo er kann.

Alſo Sie praktiſiren wohl nicht?

Erlauben Sie, Herr Geh. Rath, daß wir in dieſem

Augenblick uns oben auf unſerm einſamen Thurme befinden ohne Krankheit und ohne Todesfurcht.

Ich vergaß, ja, ja, ſo iſt es, wir ſind oben, ganz oben. Fahren Sie fort, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wir kämen nun wohl auf den Kaufmann und dergleichen ideeloſes Geſindel; nicht wahr?

Der Kaufmann iſt ein Laufmann und ſein ganzes Leben eine Bewegung die weiter nichts will, als die Bewegung. Denn für alles was er hat kauft er, und alles was er gekauft hat verkauft er. Sein Schiff iſt eben ſo viel als er, wenn es eine Ladung hin- und eine andre herbringt.

Und der Bauer, Herr Doctor, was iſt der Bauer? Dort unten ſeh' ich ihn pflügen, es iſt noch zeitig im Jahr, und von Zeit zu Zeit hält er inne, um ſich die Arme um den Leib zu klopfen und ſo zu erwärmen, aber was iſt er?

Der Bauer iſt der ewige St. Görge, der ſich mit dem Drachen der Natur herumſchlägt, damit er uns nicht frißt, ſtatt von uns gefreſſen zu werden.

Und wir alle mit einander ſind Drachenfreſſer.

Wie ſollten wir nicht? Von den übrigen Mitgliedern dieſer Verſammlung der Narren, die wir zu unſeren Füßen ſehen, red' ich nicht, um Sie nicht zu langweilen.

Aber der Geſchäftsmann, mein verehrteſter Mitwürmer, bald hätten wir mein unveredeltes Selbſt, welches ich dort unten an dem großen grünen Sitzungstiſch erblicke, vergeſſen, dieſen Doppelgänger aus den Zeiten der weltlichen Bornirtheit.

Der Geſchäftsmann — iſt ein Dudelſackpfeifer, der immer fremde Melodieen für fremde Leute dudelt, ohne weder ſie noch ſich ſonderlich damit zu ergötzen.

Nun wahrhaftig, wenn ich das läugnen wollte, ſo müßt' ich nicht abgedankt haben.

Kurz um nun den letzten großen Blick hinunter zu thun: Alle Geſchäfte der Menſchen verfolgen Zwecke, die eigentlich nicht die ihrigen ſind; und ſie verlieren den einen wahren, nämlich die Weisheit aus den Augen. Wer aber die Weisheit hat, der braucht nichts weiter als ſie. Mit ihr kann er ſeinen Magen leer und die Natur ihn tödten laſſen. Denn der Tod iſt nur eine Reinigung des Wiſſens, dieſes Genuſſes der Gottheit von dem Unflath dieſer Aeußerlichkeit, in der wir gefangen ſitzen und der erſte Schritt in die unbedingte Freiheit d. h. in den reinen Geiſt zurück.

Aber jetzt dächt' ich, edler Freund, ſtiegen wir doch wieder von unſerem Thurm herunter. Es iſt hier zwar hoch aber doch auch ein wenig windig.

Ich dächt' es auch. Aber wir wollen es nicht vergeſſen, daß wir oben geweſen ſind, denn dann werden wir mit den Dingen hier unten umgehn, wie die Kinder mit ihren Puppen, glückſelig in dem Tand, mit dem wir ſcherzen und am weiſeſten in dem nie verſiegenden Scherz, da wir keine Urſache haben, hier unten irgend etwas ernſthaft zu nehmen, als den Umſtand, daß wir nicht oben ſind.

Es überraſcht mich, daß Sie diejenige Gemüthsart, welche fortwährend im Scherze ſchwimmt und alle Dinge mit ihrem Waſſer tauft, daß Sie grade die für die weiſeſte in dieſer unteren Verwicklung erklären und daß Sie dieſelbe ich möchte ſagen mit religiöſem Adel belehnen, indem Sie ihr den Hintergrund unſeres Thürmerlebens, welches doch religiös war, geben.

Was Sie bezeichnen iſt eine wahrhaft dichteriſche Gemühtsverfaſſung und ihre Darſtellung geweiht. Halten Sie es nicht für Schmeichelei, wenn ich Sie den Vater eines ſolchen Gemüthes nenne?

Der Minna? was Sie ſagen! ich muß geſtehn, Sie dociren practiſch.

Vertieft in unſer Geſpräch hatten wir die ſchönſten Lieder im Nebenzimmer mit fühlloſem Ohr begleitet und dadurch unſere Minna nicht wenig erzürnt. Sie hatte vergeblich die Thüre geöffnet und ihre Freundinnen zu allen möglichen ſpöttiſchen und bezüglichen Verschen ermahnt; die Natur unſeres Geſpräches war in eine zu unüberwindliche Vertiefung mit allen unſeren Intereſſen ausgewandert: da ſchloß ſich die Thür, und es wurde eine Weile ſtill, aber nur um einen wirkſameren Sturm auf unſer harmloſes Geſpräch vorzubereiten. Denn es mogte kaum eine halbe Stunde vergangen ſein, ſo ſprangen beide entgegengeſetzte Thüren mit großem Gepolter auf, und in die eine drang eine Schaar phantaſtiſch aufgeputzter Kinder, die alte Blechſchüſſeln, wirkliche Becken und ſonſtige Lärmwerkzeuge als Kindertrommeln u. d. gl. ſogleich in Thätigkeit ſetzten, in die andere trat ein Leiermann begleitet von unſern drei Damen. Er hielt ſeine Leier, und die Wirthin drehte ſie, während Minna das Tamburin ſchlug, und Emma einen damals gewöhnlichen Gaſſenhauer äußerſt kunſtreich, karrikirt zugleich und dennoch angenehm, hören ließ. Natürlich war unſere Unterhaltung ſogleich abgeſchnitten. Als ſie geendigt hatten, klatſchten wir Beifall, worauf ſie aber uns zum Spott und mit Bezug auf unſer unterbrochenes Geſpräch noch das alte Lied von den gefangenen Reitern anſtimmten:

Es wurden einmal drei Reiter gefangen,
Gefangen wurden ſie,
Sie wurden gefangen geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen Römiſchen Reich.

Da kamen die drei Feinsliebchen zum Thor,
Zum Thore kamen ſie,
Sie ſetzten ſich wol vor das Gitter
Und klagten ihren Jammer ſo bitter
Dem Hauptmann auf der Wacht.

„Ach liebſter Herr Kommandante mein,
Gebet die Gefangenen los.“
Die Gefangenen die müſſen ſterben,
Das Reich Gottes ſollen ſie ererben
Dazu die Seligkeit.

Da haben wirs, begann der alte Herr, was doch alles in den alten Liedern ſteckt! unſer ganzes Geſpräch liegt in der letzten Strophe; — aber kaum hatte er ſoviel vorgebracht, als ſämmtliche Muſikanten einen wahrhaft bacchantiſchen Lärm erhoben und ihn ſogleich wieder zum Schweigen brachten.

Darauf trat Minna vor und fragte ziemlich gebieteriſch: Nun, meine Herren, wie haben Sie Ihre Zeit benutzt, wie weit ſind Sie in Ihrer Geſchichte?

Wir waren eben bei Dir angekommen, liebes Kind, als Du uns ſtörteſt.

Bei mir angekommen? bei mir zuletzt? da hätten Sie anfangen ſollen, ſchon aus Galanterie.

Und zwar ſind wir dahin gelangt mehr auf philoſophiſchem als auf geſchichtlichem Wege.

Ei, das wäre! und ſo ohne allen Zank? das iſt mir unbegreiflich. Aber wenn Ihr auch noch gar nichts gethan habt als disputiren, für heute ſchließe ich dieſe Schleuſen kraft meines Amtes der Wirthin im Hauſe. Meine Herren, Sie haben die Güte mir zu folgen!

Hierauf fiel die Muſik in einen Marſch, die Knaben zogen paarweiſe vorauf, dann folgte der Leiermann mit der Wirthin, die jedoch jetzt das Drehen ihm ſelbſt überließ, darauf der Geheime Rath mit Emma und endlich ich ſelbſt, ſelig wie ein Gott, an dem Arme meiner Dame. Als wir in dem Eßſale angekommen waren, zogen die Kinder und der Leiermann weiter, und fanden im Vorzimmer einige Erfriſchungen, wir aber ſetzten uns zu Tiſch und ſcherzten alle trüben Gedanken tauſend Meilen weit hinweg.

6. Die Bedingung.

Wie man im Märchen zu hören pflegt,
Wird mir eine Arbeit auferlegt.

Und es iſt auch kein Wunder, daß dieſe Heiterkeit über uns kam, Minna war von Natur darin, Emma durch Troſt und die beſte Zerſtreuung, die Wirthin wußte ſich zu ſtimmen und warum nicht? wir Männer dagegen hatten, wie es dieſem gründlichen Geſchlechte geziemt, vorher aufs allervollſtändigſte das Weſen des Humors ergründet, und wußten alſo jetzt um ſo beſſer, was wir an ihm hatten. Indeſſen lange ließ der Geheime Rath den Faden ſeiner mit Noth und Mühe geſtörten Unterſuchung nicht ruhen, denn als Minna mir in einer lebhaften Erörterung ihren Zorn über, unſere Fühlloſigkeit bei ihren erſten muſikaliſchen Störungsverſuchen, unſre thörichte Vertiefung in vergangene Zuſtände und dann die Entſtehung ihrer wirkſameren Anſchläge ſchilderte, ich ſelbſt aber in eine angenehme Betrachtung zuerſt ihrer lebhaften Augen, dann des üppigen, redſeligen Mundes verfiel, der es ſo ſehr zu fordern ſchien, daß man ſeine munteren Reden ein Weilchen mit einem aufmerkſamen Kuſſe zudeckte, um ihn dann von neuem, wie einen geiſtigen Springbrunnen wieder zu öffnen, als ich darauf kaum mehr hörte, was ſie ſagte, ſondern mit meiner ganzen Seele mich in jenes lieblichſte Thal der Welt bettete, welches mit ſeinen bewegten Zwillingsſphären ſo nah vor meinen Augen entſprang, daß ich ſein ſüdlicheres Klima mich umwehen und den Kuß ſeines Odems mich durchzucken fühlte, als ich ſo in Andacht daſaß und in ſeliger Gedankenloſigkeit hinſchwamm, redete der ſchalkhafte Alte mich mit Unterbrechung ſeiner Tochter alſo an: Mein lieber Herr Hochverräther, oder wenn Sie genau ſind, cidevant Hochverräther — —

J! Väterchen!

Ei, Herr Doctor! ei, ei, ſchon wieder ein neuer Titel!

Seid nur ruhig, Kinder, ich thu ihm nichts zu Leide. Und was meint ihr denn? er iſt Doctor des Hochverrathes und eben wegen Errichtung dieſes neuen nicht autoriſirten Lehrſtuhls oder vielmehr wegen Ausſonderung dieſer Wiſſenſchaft, die ſonſt nur gelegentlich mit den andern zuſammen vorgetragen wurde, hat man ihn gleich einem Propheten in die Grube geworfen, er aber iſt wieder hervorgegangen aus den Klauen des Löwen mit neuer Begeiſterung und lobt und preiſet den Herrn.

Ja, ja, es iſt etwas daran. (Hier beſahen die Mädchen mich mit einigem Mistrauen, ſchienen ſich jedoch bald wieder zufrieden zu geben, als ſie nichts von der gewöhnlichen Menſchenbildung Abweichendes an mir gewahr wurden.) Aber, Herr Geh. Rath, nachdem Sie nun Ihre abſonderliche Anrede erläutert, fahren Sie fort in Ihrer Rede, die Sie für mich ſo ſchmeichelhaft eingeleitet.

Alſo mein lieber hochverrätheriſcher Herr Doctor, ſo vertieft Sie auch ſo eben in Ihren Gegenſtand die Rede meiner Tochter (hier errötheten wir beide, wie auf Kommandos, und ſaßen vor uns nieder) — nun, Kinder, fürchtet Euch nur nicht, ich verrathe nichts, weiß ja auch gar nichts, das ich verrathen könnte —

Was Du aber irgend weißt, du gottloſes Väterchen, das verräthſt Du auch ganz gewiß.

Gut, alſo wenn Ihr Euch verſchwören wollt, ſo nehmt mich nicht dazu. Ich wollte ſagen, ſo vertieft Sie auch in den Gegenſtand Ihrer Theilnahme geweſen wären, dennoch könnte ich die Frage nicht unterdrücken, ob Sie noch immer mit dem Staat in Fehde lebten, oder ob wir ohne Furcht mit Ihnen verkehren und uns, wie wir es denn ſchon voreilig genug thun, nach Gefallen für Sie intereſſiren dürften? Soviel iſt mir aus dem ganzen Hergange klar, daß man Sie nicht beſchuldigt, den Gipfel der Gottloſigkeit erſtiegen zu haben, ſondern vielmehr nur die entfernteſte Stufe mit dem conatu omnium remotissimo; aber wie ſtehn Sie denn gegenwärtig mit dem Könige unſerm Herrn, erkennen die Herren ſich gegenſeitig an oder nicht?

Ich rufe Sie zum Zeugen, mein verehrtes Fräulein, wie unbarmherzig Ihr Herr Vater mein Vertrauen misbraucht, indem er mich vor Ihnen verſpottet und verdächtigt mit Dingen, die ich ihm unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit mitgetheilt und die offenbar nicht ohne Gefahr zu veröffentlichen ſind.

Was mich betrifft, ſo ſein Sie ganz ruhig, denn es wäre wunderlich, wenn ich etwas gegen die Empörung hätte, da ich ſelbſt faſt gar nicht aus der Gewohnheit komme, mich gegen dieſes mein überſtrenges Väterchen zu empören. Kurz ich rechne es Ihnen vielmehr zum Verdienſt an, daß Sie ein Hochverräther ſind, obgleich ich von Herzen wünſche, daß der Landesvater eben ſo verſöhnlich ſein möge, als unſer Hausvater hier.

Das darf ich wohl hoffen, denn er iſt es bisher gegen alle diejenigen geweſen, die mit mir in gleichem Falle ſind, und wenn ich auch für etwas ſchlimmer angeſehen werde, ſo bin ich doch nicht der allerärgſte, ich befinde mich nämlich gegenwärtig in demjenigen Zwiſchenzuſtande, welchen man die Wiederauferweckung zum Staatsbürger oder nach ſpaniſchem Ausdruck den Reinigungsproceß nennen könnte.

Sind alſo Purificand, und wenn Sie nun wirklich purificirt ſein werden, welches bürgerliche Geſchäft werden Sie alsdann ergreifen, das philoſophiſche oder das mediciniſche? Ich würde doch trotz unſerer Thürmerbetrachtung für das letztere ſtimmen.

Und ich dagegen, entſchieden dagegen, fiel Minna lebhaft ein, ich kann es nicht ſagen, wie ſehr ſie mir zuwider ſind dieſe Quackſalber! wenn man geſund iſt, braucht man ſie nicht; und iſt man krank, ſo helfen ſie nicht. Alſo wenn Sie noch ganz die Wahl haben, bitte, ſo thun Sie mir den Gefallen und ſagen Sie, daß Ihnen die Medizin eben ſo unausſtehlich ſei wie mir.

Von Herzen gern, iſt es mir doch ſo leicht ums Herz, als hätt' ich in Ihrem Auftrage und Dienſt einen Drachen oder Rieſen erſchlagen. Ich lege Ihnen den Mediziner zu Füßen, vernichten Sie ihn, wie er es verdient.

Dies iſt doch gegen mein ſouveraines Anſehn, ſagte der Geheime Rath, der entſchiedenſte rückſichtsloſeſte Aufruhr, der ſich denken läßt. Denn es iſt nur zu klar, daß Sie aus keiner anderen Abſicht ſo verfahren, als um die Empörung dieſes unverſtändigen Mädchens zu unterſtützen. Nun bin ich freilich nicht befugt gegen fremde Mächte ſtrafend aufzutreten. Sie führen Krieg mit mir, gut; aber hier meinem Unterthan will ich ſogleich in allem Ernſt ſeine Strafe auferlegen: Derſelbe oder vielmehr dieſelbe ſoll keinen anderen Mann heirathen als einen ſolchen, der mir nachzuweiſen im Stande iſt, daß er ein unphiloſophiſches einträgliches Geſchäft treibt, mag er dann nebenbei ſo viel philoſophiren, als ihm irgend gutdünkt und ſeine Frau es zuläßt, das ſoll ihm unbenommen ſein.

Aber poetiſch und artlich darf es ſein das Geſchäft, welches mein Zukünftiger treibt? fragte Minna ſcherzend.

Poetiſch? ja das darf es. Denn ſehn Sie, Herr Doctor oder Herr Purificand, die Poëtae laureati S. S. imperii Romani ſind eine richtige Gilde und gehören zu jenen ehrwürdigen Einrichtungen unſerer Vorfahren, welche weſentlich dahin abzielten, daß Alles von der Pike aufdienen ſollte. Selbſt der Kaiſer mußte ſich die Sporen verdienen und ſeine Stufen durchlaufen, eh' er zum Meiſter gemacht und zum Kaiſer gewählt werden konnte. Die Churfürſten bildeten dieſe oberſte Gilde und ſo war alles in der herrlichſten Gliederung bis zu dem Bänkelſänger hinab, der zum poëta laureatus aufſteigen konnte.

Nun warte nur, Väterchen, da Du mir Bedingungen machſt, ſo will ich Dir auch welche machen, und ich füge alſo noch hinzu, daß mein Zukünftiger in demjenigen, was er als ſein Geſchäft angiebt, mir ſein Meiſterſtück als Morgengabe bringen muß, denn ich will mirs nicht vorwerfen laſſen, daß ich einen Geſellen geheirathet und keinen Meiſter hätte bekommen können.

Seht mir den Trotzkopf, ſchärft er nicht noch meine Bedingungen! Nun, mich ſolls doch wundern, wie die Sache abläuft. Es wird z. B. gar ſo leicht nicht ſein das Diplom eines poëta laureatus zu bekommen, was ich denn doch in dieſem Handwerk zur Meiſterſchaft rechnen würde, damit ich es nur gleich ſage und Dir nicht zu viel Vertraun einflöße auf Deine poetiſche Hinterthür, die Du thöricht genug verrathen haſt.

Ich dachte wahr- und gewißlich an nichts Beſtimmtes dabei. (Hier ſah ſie mich von der Seite an und gerieth ein wenig in Verwirrung.) Aber, Väterchen, das ganze Geſpräch kommt mir am Ende höchſt unſchicklich vor, laß uns ein anderes anknüpfen.

Das können wir thun, mein Kind, unterdeſſen bleibt es dabei, wie ich geſagt habe, da es auch ohne dieſe ſpaßhafte Veranlaſſung ſehr zweckmäßig iſt. Aber da fällt mir ein, Herr Purificand, Sie haben alſo Purificationsgeſchäfte in Berlin, ich ſelbſt habe dort andere Geſchäfte; wie wär' es, wenn wir da nächſte Woche zuſammenreiſ'ten. Ich ſag' es aus Eigennutz, denn es ſpricht ſich gut mit Ihnen.

Ei ja, Väterchen, der Herr Doctor reiſ't mit, wir haben es ſchon abgemacht, und — —

So, habt Ihr? nun, deſto beſſer.

Ja, und Emma hier fährt auch mit. Der Herr Doctor hat Dir doch erzählt, wie Alles zuſammenhängt? —

Kein Wort hat er mir geſagt, kein Sterbenswörtchen. Ihr unterrichtet mich von nichts. Was hattet Ihr zu verſäumen, Ihr wunderlichen Leute, daß Ihr mir das Alles nicht erzähltet? Wo ſoll ich nun anfangen zu unterſuchen? denn ich muß mich doch von Allem gehörig unterrichten.

Aber Väterchen, Du läßt uns ja nicht zu Worte kommen oder fängſt einen langen Streit mit dem Herrn Doctor an, wie ſollen wir Dirs denn da beibringen?

Beibringen! als wenn ich biſſe oder ausſchlüge! Setzt Euch her, hier nehmt alle wieder Eure Plätze ein, ich will kein Wort dazwiſchen reden; und nun erzähle mir wer da will die ganze Hiſtorie.

7. Die Capitulation.

Du muntres Wort aus ſüßer Kehle,
Du holder Schalk mit Deiner Zier,
Du heitres Licht der offnen Seele,
Wie unauslöſchlich ſcheinſt Du mir!

Aber er hatte vergebens: Freiwillige vor! gerufen, alles ſaß da und regte ſich nicht, es müßte denn geweſen ſein, daß ſie ihre Stühle nach mir herum rückten, offenbar in der Erwartung, ich ſollte den Erzähler abgeben. Minna hatte mich allerdings auch ſchon förmlich dazu ernannt, und ich hätte um Alles in der Welt ihre Befehle nicht verſäumt, indeſſen war das ſo eben abgelaufene Geſpräch in einem hohen Grade aufregend für mich, und ſo mußt' ich mir denn geſtehn, daß ich trotz meiner Begierde zu gehorchen mich dennoch nicht in der glücklichen Stimmung befände, welche zum Vortrage ſolcher Begebenheiten ſo ſehr weſentlich iſt. Während ich nach einem Auswege umherſann, fielen mir meine Denkzettel, die ich vorher zu dieſem Zwecke ſchon angeboten, wieder ein, und ich bedachte, daß dem alten Herrn doch am Ende nichts mehr verborgen wäre, faßte mir alſo ein Herz und brach das Stillſchweigen mit den Worten: Herr Geheimer Rath, da Sie wenigſtens eben ſo ſcharfſichtig, als unbarmherzig ſind, und mich das Schickſal nun einmal in Ihre Hände liefert, ſo will ich mich nicht lange ſträuben und Ihnen mit einem Schlage alle meine innern und äußern Begebenheiten dieſer letzten Zeit vorlegen, womit Sie dann ohne Zweifel mehr haben werden, als ich irgend mündlich zur Aufklärung der fraglichen Angelegenheiten thun könnte. Hier iſt mein Taſchenbuch, es enthält einige Dutzend Denkzettel, welche ich mit mehr Güte als Schärfe zu beurtheilen bitte, da ſie lediglich zur Erinnerung für mich dienen ſollten und nun ſo ganz wider mein Erwarten einer höheren Beſtimmung entgegengehn. Nur eins erlauben Sie mir zur Bedingung zu machen, daß Alles, was mein ausſchließliches Geheimniß iſt, ſo lange von Ihnen als ein ſolches anerkannt werde, bis ich ſelbſt es freigebe.

Angenommen! Dieſe Lektüre kommt mir ſehr gelegen, da ich eben ein wenig Mittagsruhe zu halten gedenke. Alſo auf Wiederſehn!

Da wär' ich doch neugierig, was für Geheimniſſe das ſein können, die mein Vater nicht verrathen darf, aber das weiß ich auch, wenn ich eine Wette damit gewinnen könnte, ich wollte ſie dem Väterchen in zweimal vier und zwanzig Stunden, vorausgeſetzt, daß er ſie ſchon herausgeleſen hat, alle mit einander ablocken, denn das ſollten Sie doch wohl längſt gemerkt haben, daß Sie keinen ſchlimmeren Vertrauten ſich ausſuchen könnten, als ihn.

Im ſchlimmſten Fall würde ich mich an Sie wenden, verehrtes Fräulein, und im beſten würden die Geheimniſſe keine mehr ſein.

Das verſteh' ich nicht.

Sie werden mich verſtehn, wenn Ihr Vater mich wirklich verräth, und ich bitte Sie, Sich alsdann zu erinnern, daß ich Sie zu meinem Anwald zu machen gewünſcht.

Ich verpflichte mich zu nichts. Wir wollen erſt ſehn, was Sie verſchuldet haben. Aber warum wird uns denn dieſes Tagebuch nicht vorgeleſen, wie Sie es doch verſprachen?

Aus Neugierde.

Wie ſo aus Neugierde?

Meine Augen ſind ſtörriſch. Wenn ſie ſo bedeutungsvolle und ſchöne Züge vor ſich haben, wie gegenwärtig, ſo können ſie dieſe nicht genug betrachten und ſuchen immer etwas Neues darin zu entdecken, ſo daß es ihnen nicht möglich iſt, ihre Blicke auf die ſchwarzen Schriftzüge meines Tagebuches zu heften, ſtatt ihres Lichtes Gegenlicht zu ſuchen.

Ich wollte lieber, Sie machten Witze ohne Räthſel, als Räthſel ohne Witz.

Und ich würde das Räthſel nicht haſchen, wenn ich die Auflöſung hätte; denn die iſt mir das Liebſte von allem, was mir lieb iſt und obgleich ich ſie weiß, ſo hab' ich ſie doch nicht.

So ſcheinen Sie Ihre Räthſel aus lauter Unglauben zu machen und ein Ketzer zu ſein durch und durch. Denn wenn Sie die Auflöſung wiſſen, ſo brauchen Sie nur zu glauben, daß Sie ſie haben, und ſie iſt Ihre.

Ich will kein Ketzer ſein, bei meinem Leben, und in keinem Dienſte bin ich andächtiger und gläubiger, als in dem der Jungfrau.

O Sie ſchnöder Mann, von ſchlechter That und guten

Worten, wenn Sie ein Futterſchneider wären, ſo würden Ihre Pferde verhungern, während Sie ihnen beſchrieben, wie gut das Heckſel ſchmeckt.

Himmliſches Mädchen, ſo geſtatten Sie mir denn eine ſüße That, die ich viel tauſend Mal zu wiederholen wünſchte! Mit dieſen Worten ergriff ich ihre Hand, und bedeckte ſie mit feurigen Küſſen.

Minna erſchrak ein wenig und wurde zum drittenmal und gründlicher, wie die beiden vorigen, roth ſo weit die edle Farbe reichte, wahrſcheinlich darüber, daß ſie mir die Hand nicht wegzog; die Wirthin aber verfiel in einen guten Witz, indem ſie declamirte:

Dein iſt der Ring, o edler Muth
Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Dieſer Scherz gab auch der Erröthenden augenblicklich ihre Faſſung wieder; und in der allgemeinen Heiterkeit, die er hervorrief und die ſie lebhaft theilte, wurde ſie kühn, und rief mit voller Freude aus, indem ſie mir Glücklichen um den Hals fiel: O Ihr ätheriſcher und beſcheidner Ritter, wie würde mein Mund auf dieſen unbeſcheidnen Stellvertreter zürnen, wenn Eure Drohung wirklich in Erfüllung ginge!

Nun endlich wagt' ich, was ich wagen durfte.

O gieb uns langes Leben,
Du gütiges Geſchick,
Viel Küſſ' hab' ich zu geben,
Zu nehmen viel zurück,

Muß morgens doch verweilen,
Muß früh ins Kämmerlein,

Des Nachmittags nicht eilen
Und öfters bei ihr ſein;

Wie ſoll ich alſo reichen
Mit dieſem bischen Zeit?
Geſchick, laß dich erweichen:
Ein wenig Ewigkeit!

Meine Seele ſpielte auf tauſend Saiten die verliebteſten Lieder und immer wenn ich ſie von neuem küßte, erklangen die Saiten von neuem; und ereignete ſich gar ein längerer andächtiger Kuß, dann breitete ſich das Gefühl der Brautnacht über meine Augen, ich wurde ein Feind des Tages, aller Tage, die dazwiſchen lagen, und die ich für einen Gottslohn verſchenkt hätte, ſo wie aller Tage, die darauf zu folgen drohten, und das innre Saitenſpiel hatte dieſen Text:

Des leeren Tages Schranke
Verkürzt die ſüße Nacht,
Und Tags iſt mein Gedanke
Nacht! Hätt' ich Jovis Macht!

Aber lieber ſüßer einziger Freund, was denkſt Du denn von meinen jungfräulichen Lippen? Solche Strapazen ſind ſie nicht gewohnt, und außerdem haſt Du Dich ſehr verrechnet, wenn Du meinſt, ich werde mir meine Redſeligkeit todtküſſen laſſen, beſonders wenn ich ſo wichtige Dinge vorzutragen habe, wie in dieſem Augenblick. Denn was iſt billiger, als daß ich Dir, liebſte Emma, tauſend, tauſend Dank ſage, daß Du mir ihn übrig gelaſſen, und dann, daß Du mir ihn hergelockt, denn Du biſt doch der Lockvogel, und ich wette Tauſend gegen Eins, jene Geheimniſſe, die nicht vorgetragen werden können, ſind Liebesſeufzer an Dich.

Aber wie wär’ es, wenn es nun Sehnſucht nach Dir wäre, wenn mir der Hofrath Wilhelm genug erzählt hätte, um mein armes Gehirn in Taumel zu bringen?

Das ſollte Dir nicht zum Vorwurf gereichen, allein es iſt unwahrſcheinlich genug. Denn zufälliger konnteſt Du unmöglich in unſer Haus gerathen und dann, das müßt Ihr alle bezeugen, ich habe vielmehr ihn erobert, als er mich, und mit der geringſten Zurückhaltung hätt’ ich all ſeinen Muth und eine ganze Armee ſeiner Pläne aus dem Felde ſchlagen können. Ruhm haſt Du gar nicht und Verdienſt ſehr wenig; es geht Dir ſo, wie den jüngſten von den drei Brüdern, die auf Abentheuer ausziehn, er hat mehr Glück, als die andern Verſtand, und kommt zuletzt, ſo täppiſch er auch iſt, zu der Prinzeſſin und zur Königskrone, er weiß nicht wie.

Im Ernſte kannſt Du mirs wahrlich nicht vorwerfen, daß es nicht in meinem Plane lag, Dich gleich den erſten Tag zu gewinnen.

Warum nicht? Wenn Du mich noch nicht kennſt, ſo werden Dir funfzig Jahre eben ſo wenig helfen, als dieſer erſte Tag, denn ich bin einen Tag wie den andern; und wir Frauenzimmer — nun wir ſetzen bei jedem Liebſten in die Lotterie. Was ſoll ich noch an Dir herumkundſchaften? Es führt zu nichts, ſo wie Du daſtehſt, gefällſt Du mir gut. Du biſt etwas länger als ich, gewiß etwas älter und wahrſcheinlich doch ein bischen klüger. Dazu haſt Du Dich ſchon einmal erkühnt, meinen Wünſchen entgegen zu ſein und uns alle drei zur Ordnung verwieſen, Du ſcheinſt alſo auch den nöthigen Charakter zu haben, um wenigſtens nicht ſchmählich unter den Pantoffel zu gerathen. Alſo warum ſollen wir uns plagen mit zweideutigen Blicken, die man übermorgen als Freundſchaft, überübermorgen als Antheil und zuletzt als Menſchenliebe und Mitleid auslegen kann, während ein beherztes Wort ſeinen gewiſſen Sinn hat und ſchönere Früchte in der Liebe trägt, als der Weinſtock in der Sonne.

Das iſt es eben, wir müſſen uns auf eure Blicke verlaſſen, und ihr wagt nichts, eh' ihr unſer Wort zum Pfande habt.

Euer Wort, ihr unverſchämten Männer! Was iſt euer Wort gegen unſre Küſſe! Sind wir es nicht, die eure armſeligen Worte mit den herrlichſten Thaten bezahlen?

Natürlich glaubten wir keine beſſere Gelegenheit zur Zärtlichkeit finden zu können, als dieſe, aber in der That war es die allerſchlimmſte, denn als wir uns ſorglos und feſt umſchlungen hielten, öffnete ſich plötzlich die Thüre und der Geheime Rath ſtand vor uns mit dem Taſchenbuch und meinen Denkzetteln in der Hand.

---

8. Der Alte.

Nicht ohne Prüfung kann das Gold
Für ächt geachtet werden;
Wenn ihr was ſein und haben wollt:
Müßt euch darnach gebehrden.

Wir verloren alle Hoffnung, ſchlugen die Augen nieder und erwarteten wie ungezogene Kinder die gerechte Strafe unſerer Vermeſſenheit, er dagegen ſchien nicht im Geringſten überraſcht, betrachtete uns eine Weile mit der größten Ruhe und ſagte dann:

Nun, Kinder, Ihr ſagt Euch ein wenig ſpät geſegnete Mahlzeit, indeſſen Ihr dürft es immer, auch in dieſer Form, denn ich ſehe aus dieſem Tagebuch (hier trat er mir ein wenig auf den Fuß), daß ihr Blutsverwandte ſeid, vielleicht gar Geſchwiſter.

O dieſes alberne Tagebuch mit ſeinen nichtswürdigen Geheimniſſen! Nein, liebes Väterchen, ſage nein, es wäre gar zu ſchlimm, noch viel ſchlimmer als Deine garſtigen Bedingungen. Aber mache noch zehne dazu, wenn nur ein Menſch ſie erfüllen kann, und ſage dafür, daß wir nur durch Adam verwandt ſind. Gieb mir dieſes verrätheriſche Tagebuch, wir wollen es ins Feuer begraben und kein Menſch ſoll es erfahren, wenns auch noch ſo wahr iſt, daß wir verwandt ſind.

Ei, ei, mein liebes Töchterchen, haſſeſt Du den jungen Mann ſo ſehr, daß Du durch den bloßen Gedanken einer Verwandtſchaft ſchon in Verzweiflung geräthſt? Warum willſt Du ihn nicht zum Bruder haben, da Du ihn doch eben nur noch ſo ſchweſterlich umarmt haſt, wahrſcheinlich weil er Dir das ganze Geheimniß entdeckte.

Einen Bruder mag ich nicht; ich will keinen Bruder, nun ich ihn ſo lange entbehrt, käme er mir ſehr ungelegen. Sage mir, geliebter theurer Mann, Du haſt mich nicht betrogen, Du biſt der meinige, ſo wie Du es mir verheißen und wie ich es wünſche, ſeit ich Dich ſehe.

O wenn ich dürfte! Was ſollen wir ſagen, um Sie für uns zu gewinnen, wenn Sie gegen uns ſein ſollten? Sie kennen meine Geſinnung, ihre Aufrichtigkeit iſt verbürgt und ich habe Ihnen nichts verhehlt; Sie ſehn wie Minna denkt; wie glücklich wären wir, wenn Sie kein Bedenken hätten!

Ei, Du böſes Väterchen! wie viel thuſt Du mir heute zu Leide! Für dieſe letzte Angſt ſollteſt Du billig Deine garſtigen Bedingungen von heute Morgen zurücknehmen. Komm, bitte, gieb uns Deinen Segen!

Allerverwegenſter Staats- und Hausverräther, unverbeſſerlichſter Purificand, philoſophiſcher Doctor und Herr, auf Ihr vermeſſenes Anſuchen eröffnen wir Ihnen hiemit, daß unſere Bedingungen in Betreff einer ehelichen Verbindung unſerer Tochter feſtſtehn, ſonſt aber gegen Eure mir nunmehr genugſam bekanntgewordene gegenſeitige Liebe und Zuneigung weiter kein Bedenken obwaltet. Küßt Euch ſo viel ihr wollt, aber heirathen ſollt Ihr Euch nicht eher, als bis er alle meine und

Deine Bedingungen dazu erfüllt hat. Es war ſchon damals ein Privilegium ganz allein gegen ihn gerichtet. Denn, mein lieber Freund, ich kannte zwar damals Ihre entzündliche Natur und Ihre beſondere Liebhaberei nicht ſo, wie nach allen dieſen Verhandlungen, indeſſen waren mir Ihre Seitenblicke, Ihre Verſunkenheit, Ihre humoriſtiſche Theorie und deren Anwendung auf meine Tochter Grund genug, für den möglichen Fall jene Vorkehrungen zu treffen.

Armer Edmund, wie ſoll es nun wohl werden? Es iſt doch recht ſchlimm, wenn man ſich ſo ans Spaßmachen gewöhnt, daß man den Ernſt ganz für unmöglich hält, darum kömmt uns das gottloſe Väterchen ſo unerwartet damit über den Hals, und meine unſelige Bedingung iſt am Ende noch die allerſchlimmſte! denn wenn Du nun ein Geſchäft ergreifſt, worin es gar kein Meiſterſtück giebt, z. B. die Medicin, welche lauter Altflickerei iſt?

Nun, wenn er ſich zur Medicin verſteht, die doch auf Erhaltung des menſchlichen Lebens geht, ſo will ich ihm ein Meiſterſtück gelten laſſen, das ihm nicht ſchwer werden ſoll.

Fi doch! mit Deiner abſcheulichen Medicin! Du weißt es ja, warum ich einen ſolchen Abſcheu dagegen habe, und ich will es nur geſtehn, daß Deine muthige Erklärung gegen meine Antipathie, lieber Edmund, Dir mein ganzes Herz gewonnen hat. Wir müſſen alſo auf ein andres Geſchäft denken; und im Nothfall, nun da begiebſt Du Dich beim Glaſer in die Lehre, denn das ſcheint mir noch das Leichteſte zu ſein.

Aber, du lieber Himmel! er muß ſieben Jahre lernen — Und eben ſo der Schornſteinfeger, fiel der Alte ſchadenfroh ein, was ſonſt ebenfalls eine faſt natürliche Kunſt zu ſein ſcheint.

Gut, das geht alſo nicht, wir müſſen auf was Andres denken. Aber was meinſt Du, lieber Edmund? wie wäre es, wenn wir dieſe Pläne geheim hielten? denn meinem Vater traue ich nun einmal keine guten Abſichten mehr zu, er ſucht uns an Allem irre zu machen.

Das ſcheint allerdings zweckmäßig und dazu will die Sache wohl überlegt ſein, denn geſetzt auch, das Geſchäft wäre gefunden, wie machen wirs gleich einträglich?

Vortrefflich, Kinder, ich habe nichts dagegen, daß Ihr die Sorgen für Eure Zukunft gleich ganz allein auf Eure Schultern nehmt, ziemt mir ja doch vorzugsweiſe ein ſorgenfreies Leben, da ich ein Ausgedienter bin und mit Sorgen reichlich das Meinige gethan habe. Außerdem heißt es: Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen! Hier, mein problematiſcher Herr Sohn und vor allen andern Plänen Purificande, geb' ich Ihnen Ihr Journal zurück, welches in der That allerlei einzelnes Poetiſches enthält, nur Schade, daß es keinen Plan, keinen Zuſammenhang und keine Ver- und Entwickelung hat, ſonſt könnten Sie meiner Treu, nach dem Plane Ihrer Liebſten, ein Dichter darauf werden, ha, ha, ha! aber auch hier haben wir uns gut hinter unſre Zuſatzklauſeln verſchanzt, nicht wahr, Doctissime? Unterdeſſen halte ich es für rathſam, wegen der bewußten Geſchichte die Hefte Ihrer Liebſten nicht mitzutheilen, Frauenzimmer haben doch nur Sinn für Thatſachen, das Wie, die Explication, die Geneſis der Empfindungen, die Erſchöpfung der Situationen, alles dies überſchlagen ſie gern, im Leben ſowohl, als im Roman, ſie ſind ſehr unpoetiſch. Lebt wohl, ich überlaß Euch Eurer Verſchwörung.

---

9. Die Wißbegierige.

Verſchont mit weiſer Theorie
Hört auch das Ohr der Frauen
Der Welt geheimſte Harmonie:
Sie denken nicht, ſie ſchauen.

Die Rede des alten Herrn klang noch eine Weile heftig nach in meinem Gemüthe, denn ſie regte die verſchiedenſten Gedanken in mir auf. Waren doch meine Denkzettel ausgeſprochener Maßen poetiſche Collectaneen; wenn ich nun darauf dächte, etwas Ganzes daraus zu machen? ſagte ich zu mir ſelbſt, und mochte dabei ein ziemlich nachdenkliches Geſicht ziehn.

Unterdeſſen fühlte ich zwar ein leiſes Zupfen an meiner Buſentaſche, war aber zu vertieft, um recht zur Beſinnung darüber zu kommen, bis Minna nach dem letzten Ruck kichernd mit dem Taſchenbuch forthuſchte.

Bitte, laß michs leſen, lieber ſüßer Freund, nicht wahr, Du ſchlägſt mir meine erſte Bitte nicht ab, ich darf es leſen, ja?

Leſen darfſt Du es wohl; aber nur jetzt thu' es nicht, und gieb mir die Blätter zum Aufheben wieder Warum willſt Du Dir unnöthiger Weiſe etwas Unangenehmes zuziehn. Gieb mir ſie wieder, bitte, liebes Herz! Du darfſt ſie wohl leſen, allein Du würdeſt es nicht wollen, wenn Du wüßteſt, warum es ſich handelt.

Gut, ſo will ich ſie denn nicht leſen, aber um nun auch alle Verſuchung, die dieſes unglückliche Geheimniß noch bereiten könnte, mir abzuſchneiden und aus Haß auf dieſe verwünſchten Blätter, die mich eben nur noch ſo in Angſt jagten und jetzt die Urſache ſind, daß mir mein Verlobter die erſte Bitte, die ich an ihn richte, abſchlägt, will ich meine Drohung nicht umſonſt ausgeſprochen haben, und ſie gleich ins Kamin werfen.

Und damit ſprang ſie auf, und hielt ſchon das Heft über der lodernden Flamme; kaum hatte ich Zeit, die kleine Brandſtifterin aufzufangen in meine Arme und mit ſanfter Gewalt aufs Sopha zurückzutragen. Sie verſuchte nun die Papiere hineinzuwerfen, aber gehindert durch meine Umarmung konnte ſie den nöthigen Nachdruck nicht erzwingen; und ſämmtliche Denkzettel flatterten auf den Fußboden nieder, einige hart neben dem Feuer.

Ei, Du kleiner Hitzkopf, was hätteſt Du uns da bald angerichtet! Hörteſt Du denn nicht Deinen Vater ſelbſt ſagen, dieſe Blätter enthielten einiges Poetiſches und würden ſogar zur Löſung ſeiner Bedingungen dienen können, wenn ſie zu einem Ganzen zuſammengeſtellt wären?

Aber er lachte dabei und ſie gehören nicht zuſammen. Ich hätte aber wohl Luſt darauf zu denken, wie man ſie verbinden könnte.

So giebſt Du Dich wirklich mit der Poeſie ab?

Ich dächte, Du hätteſt mir das gleich angeſehn, als Du fragteſt, ob Dein Zukünftiger poetiſch ſein dürfte? und dadurch noch eine Schärfung der urſprünglichen Bedingungen herbeiführteſt und ſelbſt hinzuſetzteſt.

O über Deine Eitelkeit und meine abgeſchmackten Witze! Ich that es, ſo gewiß! nur um des Wortſpiels willen mit philoſophiſch. Mir nämlich geht es nun einmal ſo: wenn einer Philoſophie ſagt, fällt mir gleich Poeſie ein, ohne daß ich wüßte, was ſie anders gemein hätten, als daß ſie beide ziemlich dunkel für mich und wohl etwas über meinem Horizont ſind. Wenigſtens höre ich oft etwas poetiſch und philoſophiſch nennen, dem ichs auf meine eigne Hand nun gar nicht angeſehn hätte.

So gehts, ja, ja, Ihr ſpielt mit Worten, aber wenn Ihr Euch ſelber dabei nichts denkt, ſo könnt Ihr doch dieſes Spiel nicht treiben, ohne für Andre etwas zu ſagen. Indeſſen habe nur guten Muth, ich will mir alle erſinnliche Mühe geben, den Knoten doch noch auf dieſe Weiſe zu löſen, wenn ich nur das verzweifelte Diplom des poeta laureatus hätte! Und nun komm her, Du boshaftes Mädchen, und hilf mir den Nothanker unſerer Liebe, dem Du ſchon das Tau zu kappen gedachteſt, bergen.

Wir ſammelten die Blätter, da fiel ihr unglücklicher Weiſe die Ueberſchrift in die Augen, „der Doctor Jonathan in Fürſtenberg.“

Da haſt Du Deine Blätter mit ſamt ihren Geheimniſſen. Ich habe gnug davon geleſen und bitte Dich nur, wenn ich darin erwähnt werde, mich umzutaufen und Alles ſo ſehr zu verändern, daß kein Menſch es verſtehn kann, wen Du eigentlich meinſt, als höchſtens wir beide. Das magſt Du denn nun allein beſorgen, da ich doch am Ende nichts davon verſtehe. Aber traurig iſt es, wenn man ſolche Entdeckungen ſeiner Unwiſſenheit macht und nun noch gar Unheil damit anrichtet! Höre alſo, lieber Edmund, da Du nun einmal ein Philoſoph und Poet zugleich biſt, ſo ſollteſt Du mirs doch auch wohl deutlich machen können, was Philoſophie und Poeſie denn eigentlich ſind.

Liebes Herze, Du weißt es wohl, Kinder pflegen viel Fragen zu thun, die alte Leute nicht beantworten können. Denn die alten Leute haben ſich daran gewöhnt, die Räthſel des Daſeins ohne Auflöſung zu genießen. Alle rufen ſie, ach Gott! und wenn man ſie nun fragte, welche Wiſſenſchaft ſie denn von Gott hätten, ſo würden ſie es zwar nicht zu ſagen wiſſen, aber ſich doch höchlich über die Frage verwundern. So ſind wir auch alle Menſchen, aber wiſſen Dir denn alle Menſchen zu ſagen, was eigentlich ein Menſch iſt? Eben ſo wie nun einer ein vortrefflicher Menſch ſein kann, ohne im Stande zu ſein, uns auf unſre Frage zu antworten, eben ſo kann auch wohl einer ein vortrefflicher Dichter ſein, ohne daß er gleich zu ſagen wüßte, was Poeſie ſei. Die Unverſchämtheit, Alles wiſſen zu wollen, haben nur die Philoſophen. Es giebt aber Leute, die es ihnen nicht glauben, wenn ſie's auch noch ſo deutlich ſagen. Zu denen gehört z. B. Dein Vater.

Ich erfahr' es alſo nicht, was ich gefragt habe?

Weil Du es nicht merkſt, daß die eine Hälfte ſchon geſagt iſt.

Nun, da würd' ich denn auch die andre wohl nicht merken, ich will alſo nur dabei bleiben, eben ſo wenig zu wiſſen, was Philoſophie iſt, als ich es weiß, was ein Menſch und ein Stein eigentlich iſt. Und in der That, ich bedaure den, der ſich um alles das Eigentliche zu bekümmern hat, obgleich ich wohl einmal zum Spaß eins davon kennen lernen möchte. Höre, lieber Edmund, wenn ich mal recht leicht begreife, z. B. des Morgens ganz früh oder bei ſcharfem Froſtwetter und klarem Himmel, und Dir fällt ſo etwas ein, ſo ſuch' es mir ja zu zeigen; und da muß ich denn geſtehn, lieber als alles Andre möcht' ich wohl wiſſen, was denn die Liebe eigentlich iſt, ich fühle ſie nur wie etwa einen Becher ſchäumenden Champagner und ſie dauert länger, ſiehſt Du, doch gewiß das erſte ganze Jahr auch bei Dir, nicht? weiter aber weiß ich nichts davon.

Du artiger, Du allerliebſter, Du göttlicher Philoſoph! zehn Doctorhüte, nein! zehn Küſſe verdienſt Du für Deine gelehrte Rede, und zehn Jahre könnt' ich hier neben Dir ſitzen und Dir zuhören, wenn Du ſo fortfährſt, es müßte denn ſein; daß es mir einfiele, dies dunkelrothe Mäulchen ſei eigentlich nicht ſowohl zum Reden geſchaffen, als

Zum inniglichen ſüßen Liebeskuß,
Vertrauter Seelen allernächſten Gruß.

Ei ja, das denk' ich ſelber, daß die Seelen ſo hervorkommen und ſich auf den Lippen begegnen und begrüßen, denn wo ſollten ſie dann wohl anders ſein?

10. Der Brief.

Auf krummen Wegen durch Fluß und Höhn,
Wohin, wohin wirds nur noch gehn?

Unſer verliebtes Glück, dem wir uns höchſt rückſichtslos und eigennützig hingaben, mußte natürlich unſerer Freundin Emma ihre verlaſſene und ſorgenvolle Lage durch den ſtarken Gegenſatz immer wieder lebendig machen; ſie ſaß kopfhängeriſch dabei, und redete von Zeit zu Zeit leiſe mit der Wirthin, welche ihr Troſt zuzuſprechen ſchien. Auf dieſe Weiſe vergingen mehrere Tage glücklich genug für uns und durch die Lobreden der Medicin, welche wir vornehmlich auf den Spaziergängen von dem Geheimen Rath hörten, keineswegs getrübt. Auch Emma, wie von Natur zum Dulden geſchaffen, fand ſich in eine liebenswürdige Melancholie hinein, aus der heraus ſie nur bisweilen einige ſanfte Pfeile auf unſere Sorgloſigkeit abſchoß, indem ſie etwan Minna Frau Medicinalräthin nannte oder mich ermahnte, auch für den alten Herrn und ſein Herbarium und nicht ſo einſeitig nur für den Buſen meiner Liebſten zu botaniſiren.

Wirklich ſprach auch der Alte immer mehr die feſte Ueberzeugung aus, daß ich ſeine Bedingungen nur durch die mediciniſche Kunſt würde erfüllen können und ergriff eifrig jede Gelegenheit, meinen ärztlichen Rath einzuholen, theils für ſich ſelbſt, theils für ſeine Umgebungen, die er dazu anſtiftete, wahrſcheinlich um mich ſo in mein Geſchäft hinein zu gewöhnen. Auch Minna pflegte dann herbei zu kommen und über Herzweh, rothe Backen und brennende Lippen zu klagen, worauf der Alte gewöhnlich mit halbem Ernſt antwortete, dagegen wiſſe er Hausmittel und werde ſie in Anwendung bringen, wenn das Uebel Ueberhand nehmen ſollte, der Arzt ſelbſt ſei in dieſem Falle die entferntere Urſache des Uebels, und als ſolche bekanntlich aus dem Wege zu räumen, um die Krankheit ſelbſt zu heilen. Solche Unterredungen zeigten unter dem Scherz, womit ſie ſich bedeckten, eine ſehr beſtimmte Hoffnung und eine nicht geringe Feſtigkeit des Alten, die wir darum auch gefliſſentlich nicht zur Strenge reizten, vielmehr ſorgfältig in den ſcherzhaften Schranken erhielten, fürs Erſte mit unſerem Zuſtande höchlich zufrieden.

Einen Tag vor unſerer feſtgeſetzten Abreiſe, als wir eben ein mediciniſches Geſpräch beendet hatten und nun darüber klagten, daß die Angelegenheit der armen Emma ſich durchaus nicht weiter entwickeln wollte, kam ein Mann, welcher ſeine Hände unter der blauen Stallſchürze hielt und gebückt einherkroch, als wenn er Bauchgrimmen hätte, in dem großen Gange des Gartens auf uns zu. Gewiß wieder [illegible] Patient! ſagte Minna, es iſt der Hausknecht aus dem Hirſche; mein Vater hat Dir ſchon einen Namen gemacht. Iſt Er krank, Immanuel? Er ſieht ja ſo kläglich aus.

Ach freilich, mein ſchönſtes Fräulein, ich habe ſeit geſtern Abend eine ſtrenge Diarrhö, und es will nichts helfen, ob ich gleich faſt alles Oel, was eigentlich meiner Laterne zukommt, zu mir genommen habe.

Lampenöl? iſt Er von Sinnen? rief Minna entſetzt, und Emma wandte ſich ſchaudernd von ihm ab; und dennoch hätte ſie ſeine Ankunft preiſen ſollen, denn er hatte allerdings einen ſie betreffenden Auftrag und verfolgte die Krankheitsgeſchichte nur beiläufig, um des möglichen Rothweins oder eines Glaſes Brantwein mit Pfeffer willen, antwortete alſo auch mit kluger Anſpielung:

Ja, Oel iſt ſonſt gut, auch ein Schluck Terpentin oder noch beſſer ein Glas Vorſprang mit Pfeffer, wenn man keinen rothen Wein hat; aber unſer eins muß nehmen was er grade kriegen kann, und zudem ſitzt mir diesmal der Satan im Leibe, — ſeit ich den verwünſchten Brief aus Polen in der Taſche habe, den ich ſchon geſtern Abend abgeben ſollte — wenns nur nicht die Cholera iſt und ich die Lunte ſein ſoll, mit der unſer Herrgott ganz Mecklenburg anſteckt. Es kneipt mich, wie mit

Zangen im Leibe, ſchönſtes Fräulein, und mein Herr iſt ſündlich geizig mit ſeinem Rothwein.

Weiſ' Er mir ſeinen Puls her. — Er hat weder Fieber noch Cholera; aber nicht wahr, die Zunge iſt ihm ſo trocken, und Er ſpürt beſonders nach rothem Wein Appetit?

Ganz recht, junger Herr, ganz recht, erwiederte er heiter, indem er ſeine hoffnungsvollen Blicke auf Minna richtete.

Eine ganze Flaſche ſollte Er haben, wenn Er mir Nachricht bringen könnte von dem Lieutenant, der bei ihm im Gaſthauſe vorige Woche verſchwunden iſt; ich habe immer gedacht, Er würde dieſer Tage damit ankommen.

Ei ich Eſel, der ich bin, hätt' ich die doch ſchon geſtern Abend bringen können! Denn dieſer verwetterte polniſche Brief iſt an meinen Herrn und Sie ſprachen dabei von dem Lieutenant; ich ſollte ihn auch gleich hertragen, aber es war ſchon zehn Uhr, und dazu befiel mich das Leibſchneiden, daß ich bis elfe über der Futterlade lag und dann zu Bette ging.

Als er immer noch ſein Unterpfand in Händen behielt, gab Minna ihm die Erlaubniß, ſich drinnen eine Flaſche Rothwein geben zu laſſen, und nun händigte er mit einer Verbeugung ſeinen Brief an ſie aus. Emma war in der äußerſten Spannung.

Wir ſetzten uns in die Laube, Emma öffnete und las:

Polniſche Grenze am . . . .

Herr Wirth oder Frau Wirthin!

Denn ich hab' es in der That nicht einmal erfahren, ob ich in Ihrem Hauſe unter Männer- oder Weiberregiment gelebt; ſo wenig kam ich zur Beſinnung. Um es Ihnen nämlich gleich von vornherein zu ſagen, ich bin der Lieutenant, um deſſentwillen der neuliche Aufruhr in Ihrem Hauſe entſtanden, und da die Ehre des Regiments, deren Uniform dabei im Spiele war, die Wegräumung möglicher Gerüchte verlangt, ſo beehre ich mich, Sie über den ganzen wunderlichen Vorfall aufzuklären. Der Mann, welcher mich plötzlich wider meinen Willen fortführte, bewirkte dies durch eine Doſis Opium, die er mir im Weine beibrachte, und dazu hatte er den eigenthümlichſten Grund, der ſich denken läßt. Er iſt mein Oheim und ein ſo leidenſchaftlicher Theaterfreund, daß er allenthalben, wo es angebracht iſt und bisweilen auch, wo es nicht angebracht, Komödie zu ſpielen ſucht. Er zieht namentlich auf Reiſen gern ganze Städte ſamt Magiſtrat und Polizei in ſeine Aufführungen hinein, indem er vor ihren Augen irgend eine ſo auffällige und unerklärliche Thatſache geſchehn läßt, daß ſie nach ſeiner Meinung jahrelang daran zu knaupeln haben. So ließ er ſich in Penzlin im ſchwarzen Adler von mir arretiren, nachdem er ſich vorher das Anſehn eines franzöſiſchen Emiſſairs, wovor man in unſeren Staaten ſo wohlgegründete Angſt hat, gegeben; und ſo kehrte er die Sache bei Ihnen um, indem er mich entführte, natürlich wider meinen Willen und mit dem Anſehn großer Heimlichkeit, während er die Hauptſache deutlich und auffällig genug gemacht haben wird. Von ſeiner Seite war dies nun natürlich lauter Spaß, und wie ſoll ich es anders aufnehmen, da ich ihn in dieſer Hinſicht kenne und ſein Neffe bin? dennoch iſt es mir diesmal ziemlich außer dem Spaß und gar ernſtlich dabei zu Muth. Zuerſt nämlich will ich mich bei ſeiner bloßen Verſicherung nicht beruhigen in Hinſicht meiner Zeche, denn es wäre ganz in ſeinem Intereſſe, ſie unberichtigt gelaſſen zu haben, um den Lärm noch zu vergrößern, der durch mein Verſchwinden entſtehn mußte; dann find' ich es wirklich unpaſſend, die königliche Uniform ſolchem Gerede auszuſetzen, und endlich iſt es mir im höchſten Grade drückend, der jungen Schauſpielerin, die ich zu begleiten die Ehre hatte, keine weiteren Nachrichten zukommen laſſen zu können, da ich gleich nach meiner Ankunft mit meinem Regiment an die polniſche Grenze aufbrechen mußte, ſie aber bis zum Tage des Aufbruchs bei allen Directionen nicht zu erfragen war, alſo vermuthlich über die alberne Geſchichte ſo in Schrecken geſetzt worden iſt, daß ſie noch bei Ihnen darnieder liegt. In dieſem Falle bitte ich ihr dieſen Brief und meine Adreſſe mitzutheilen, damit ich auf gradem Wege und ohne die Komödie meines Oheims zu paſſiren Nachricht von ihr erhalten und erfahren kann, wohin ich ſie wiederum an ſie gelangen zu laſſen habe.

Axel von Raben.

Der gute Axel! wie er ſich wohl geängſtigt hat! ſagte Emma.

Ei der brave vortreffliche Axel, wie freut es mich, daß er meinen ungläubigen Thomas ſo zu Schanden macht!

Nun, ich dächte die Vortrefflichkeit wäre bis jetzt noch ſehr dünne, denn es iſt doch erſt abzuwarten, von welcher Art die Nachrichten ſein werden, die er an unſere Freundinn gelangen laſſen will.

Fi, Edmund, welch ein abſcheulicher Unglaube! Du ſiehſt ja, daß er ganz unſchuldig iſt

Nimm Dich in Acht, Du kleiner Schwätzer, raunte ich ihr ins Ohr, daß ich Dich nicht beim Wort nehme, und mir eine ähnliche Unſchuld zu Schulden kommen laſſe!

Sie wurde über und über roth, und griff zu den ſpaßhafteſten Thätlichkeiten, weil hier mit Antworten natürlich nicht weiter zu kommen war.

11. Die Antwort.

Kein Kräutlein überwächſt die Liebe,
Die aus Gedanken ſprießt.
Es ſind des Geiſtes Frühlingstriebe,
In die ſie ſproſſend ſchießt.

Die beiden Bräute beriethen ſich nun darüber, was Alles an Axel zu antworten ſei, und Emma wollte zwar den Brief allein entwerfen, aber durchaus nicht den Rath ihrer Freundin entbehren. Sie ſchrieb ihm:

Fürſtenberg am . . . .

Eine Million meiner beſten Küſſe für Deinen lieben langentbehrten Mund, mein Theurer! Wie unendlich glücklich, daß ich noch hier bin und Deinen Brief an den Wirth in Händen habe! Ach, ich habe gewartet! Axel, lieber Axel, wie unglücklich, wie bodenlos traurig waren die Tage von Deiner Entführung bis zu dieſem geſegneten Briefe! Hätten wir es ahnden können, daß Deine Entführung ein bloßer Scherz ſein ſollte, was freilich der Doctor Edmund noch immer nicht zugeben will, ich wäre Dir gleich auf dem Fuße gefolgt, nun aber meinten wir, Du würdeſt, erzürnt auf den Oheim, ſogleich wieder umkehren, und mich in Fürſtenberg aufſuchen. Daß ihr auch grade jezt marſchiren mußtet! wie wird es da mit Deinem Abſchiede werden? O wenn ich Dich geſund wiederſehen könnte aus dieſem Lande des Kriegs und der Peſt! Ich ſelbſt bin bei aller Angſt geſund geblieben und ſehr wohl aufgehoben bei einer werthen Freundinn, Minna von Düpen, der Verlobten des Doctor Edmund, mit denen zuſammen ich morgen abzureiſen gedenke. Nun aber fällt mir es ein, daß wir auf unſerer ſchönen Fahrt nach Fürſtenberg keinen Augenblick übrig hatten, um feſtzuſtellen, ob ich denn nun in Berlin meine Rollen wirklich übernehmen oder ob ich das Theater aufgeben ſollte, und freilich war es damals überflüſſig, denn wir dachten ja zuſammen hinzukommen. Anders iſt es jetzt, wo ich faſt genöthigt bin zu ſingen. Denn ohne meine Freundin, die nur kurze Zeit dort bleibt, kann ich ſchwerlich lange zögern; es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß Du es gern vermieden ſähſt. Laß mich ſchleunigſt Deinen Willen wiſſen. O, und laß mich überhaupt in keiner Ungewißheit, Axel, lieber theurer Mann, Du weißt es, was Du mir ſchuldig biſt und in welcher Gefahr ich ſchwebe. Ich freilich weiß es auch, Du biſt treu wie Gold, kenne ich Dich doch noch von unſern Spielen her, wo Du es nie zugabſt, wenn mich Dein Bruder betrügen wollte; aber ich bin in unſäglichen Aengſten, wenn ich denke, daß dieſe Entfernung oder die Zufälle des Kriegs Dich verhindern könnten ſo bald der Meine zu werden, wie Du es verheißen und ich es ſehnlichſt, ſehnlichſt wünſche bei Tag und bei Nacht. Ja, ich denke, ich träume nichts anders, und ſchrecklich ſcheucht es mich auf zu den ſchlimmſten Befürchtungen, wenn dieſer heftige junge Mann, der Doctor Edmund, bisweilen an Dir zu zweifeln ſcheint. Nein, es iſt unmöglich, lieber trauter ſüßeſter Geliebter! Ich muß Dich bald in meinen Armen halten; ſchreib mir und ſage, wann, wann werd' ich gänzlich

Deine Emma?

---

12. Zur Abreiſe und Nachſchrift.

Es iſt ſo manches zu bedenken,
Und bleibt noch immer nach;
Wollt' uns das Schickſal dieſes ſchenken,
Schenkts uns das Ungemach.

Man brachte mir den Brief um ihn zu falten und zu verſiegeln, welches Geſchäft den Frauen bekanntlich ſelten gelingen will, und ich war eben daran, meinen Auftrag zu vollziehn, als der Geheime Rath zu uns hereintrat mit den Worten: Nun, Kinder, wie weit ſeid Ihr mit den Rüſtungen zur Reiſe? gewiß find' ich Euch beim Einpacken? was habt Ihr vor? Seid Ihr ſchon einig, wer rückwärts ſitzt? wer das offne Fenſter verträgt, ob Ihr mit oder ohne Mäntel fahrt? Ich will nicht fürchten, daß Ihr an Alles dies noch nicht gedacht habt.

Ei freilich haben wir das, nur war es ſehr nothwendig, ſogleich dieſen Liebesbrief zu beſorgen. In ſolchen Dingen iſt keine Zeit zu verlieren, wie Du Dich gewiß aus Deiner Jugend erinnerſt, liebes Väterchen.

Erlauben Sie mir die Aufſchrift, liebes Kind. „An Arel“? Ei da wünſche ich den beſten Fortgang und daß er ſich als einen ehrlichen Mann beſtättigt, nachdem er Liebenswürdigkeit genug entwickelt hat. Aber wie iſt es, weiß Ihr Pflegevater darum und billigt er dieſen Briefwechſel?

Mein Pflegevater? nein! ich habe noch nicht an ihn ſchreiben können, und glaube auch jetzt noch nicht ſo weit zu ſein, um ein Verhältniß, welches ſo ſchwankend ausſieht, beſtimmt anzukündigen (ſie dachte dabei natürlich an den Schauſpieldirector in Schwerin).

Nun, ich dächte auch, bis Sie ihn ſehn (denn übermorgen ſind wir in Berlin) hätte es keine Eile.

In Berlin? Haben Sie denn Nachricht, daß mein Vater in Berlin iſt?

Wenn er noch nicht in Berlin ſein ſollte, nachdem er ſchon am vorigen Montage abgereiſ't, ſo müßte er wunderliche Umwege gemacht haben.

Abgereiſ't? Alſo Sie wiſſen es, daß er eine Reiſe nach Berlin vorhatte?

Wenigſtens weiß ich, daß er hier durchgereiſ't iſt und ihren Liebhaber närriſcher Weiſe mitgenommen hat.

Aber, mein Gott, das hat ja der Kriegsrath, Axels Oheim, gethan.

Und iſt denn derſelbe nicht auch Ihr Pflegevater?

Das ich nicht wüßte! Nein!

Ei, ei, Ihr wunderlichen, höchſt ungründlichen Leute, klärtet dieſes arme Kind nicht einmal darüber auf, daß nicht jener Theaterdirector, ſondern der Kriegsrath ihr Pflegevater iſt.

Der Kriegsrath? Derſelbe, der meinen Axel mir entführte? o ich Aermſte, da wird er ja unſre Verbindung verweigern können.

Freilich wird er es können, und eben deshalb fragte ich nach. Aber ich bitte Sie, Doctor, mein höchſt wahrſcheinlicher Eidam, warum verſchwiegen Sie dieſes Ihnen bekannte Verhältniß, welches ſo wichtig iſt für die Zukunft der jungen Dame, für die wir uns intereſſiren?

Wenn ich es gleich wußte, ſo war ich doch nicht befugt, es zu verrathen, da der Kriegsrath ſeine Gründe zum Geheimniß hatte.

Sie waren aber auch nicht verpflichtet, es geheim zu halten.

Außerdem iſt es mislich, eines Menſchen Schickſal, welches eine beſtimmte Anlage und Richtung hat, durch unbefugtes Eingreifen umzulenken und ſeiner Grundlage zu berauben.

Emma ſah mich mistrauiſch an, Minna dagegen deutete auf die Denkzettel mit den Worten: Alſo waren doch wirkliche Geheimniſſe darin?

Die Haupturſache aber biſt Du, meine Gebieterin und Königin meiner Gedanken, denn haſt Du mich wohl zu etwas Anderem kommen laſſen, als an Dich zu denken? Und am Ende, nun es geſagt iſt, was iſt denn nun damit gebeſſert?

Nun, ich dächte doch, ſagte der Alte, es wäre der natürliche Weg des Schickſals, daß ganz wider die Berechnung des alten Herrn, ja ſogar wider Ihren eignen Willen durch Sie ſein Geheimniß kund wird, wenn Sie doch einmal von Schickſal ſprechen wollen. Und was kann verdienſtlicher ſein, als der höchſt widrigen Planmacherei und der Speculation auf das Bühnentalent entgegenzutreten. Faſt liegt es in der Region der Philoſophie, ſo verkehrt iſt es. Warum will der alte Querkopf nicht lieber ſein Töchterchen im Hauſe haben, ſich daheim mit ihr ergötzen, wenn ſie ſingt, und mit ihr klagen, wenn ſie weint? Alſo, meine Liebe, Sie haben ſeine Vaterſchaft auf dem allererlaubteſten Wege entdeckt und nun iſt das Vernünftigſte, was Sie thun können, Sie gehen zu ihm, um ſich derſelben zu bedienen.

Nun, da wird er ſein Anſehn gradezu gegen die Verbindung geltend machen, bemerkte ich.

Emma weinte, der Geheime Rath aber wandte ein, dergleichen einfache Mittel, die ich allerdings für die richtigſten halte, ſcheint er zweck- und naturwidrig zu finden. Lieber leitet er Alles auf Umwegen ſo ein, daß es ſich von ſelbſt und ohne ihn zu begeben ſcheint.

Aber wird unſre Freundinn dann nicht eben dieſen Umwegen ausgeſetzt ſein und doch die beſtimmteſten Verpflichtungen gegen ihn übernehmen, während er, wenn ſie nichts zu wiſſen ſcheint, in jedem Falle ſie die Vortheile ſeiner Vaterſchaft genießen läßt, ſelbſt wenn ſie ſeinen Wünſchen, die ihr alsdann nicht bekannt ſind, entgegenhandelt?

Ich bin durchaus nicht dafür, daß Kinder ihre Aeltern hinters Licht führen. Man reinige die Verhältniſſe, und es kann nichts Uebles entſtehn.

Meine liebe Minna, Sie meinen es treu und gut mit mir, rathen Sie mir, ſagen Sie mir, was ſoll ich thun? Ach, mir war ſo leicht ums Herz, als ich dieſen Brief ſchrieb, und nun, noch eh' er abgeſchickt iſt, muß es ſo kommen! Ich weiß nicht was ich glauben, was ich hoffen ſoll, denn immer zeigt ſichs, daß ich über mich ſelbſt und ach! über meine Angehörigen ſo ſehr im

Dunkeln bin. Nun hab' ich meinen wahren Pflegevater entdeckt, aber einen unbekannten, und werd' ich jemals meinen wahren Vater wiederſehn, deſſen liebevolle Züge keine Spur in meinem armen Gedächtniß hinterlaſſen, und meine Mutter, die ich auch nicht wiedererkennen würde, wenn ſie vor mir ſtünde?

Auf alle Fälle wird es gut ſein, wenn Sie Axel von unſerer Entdeckung in Kenntniß ſetzen und ihm die Entſcheidung aller Zweifel überlaſſen.

Freilich, freilich! wie konnt' ich nur einen Augenblick anders wohin denken! Ich will ſogleich eine Nachſchrift zu meinem Briefe machen.

Aber wie wird es da mit den Vorbereitungen zur Reiſe? Ich erwarte, daß morgen in aller Frühe, ſo wie das Poſthorn ertönt, jeder völlig bereit aus ſeinem Zimmer tritt ohne alle nachträglichen Beſorgungen.

Ich will Dein verantwortlicher Miniſter ſein, Väterchen, es ſoll Alles gut gehn.

Auf Deine Gefahr, Du vorwitziges Ding!

VII.

Der Findling.

1. Die Räuber.

Wahrt Euch! der Weg iſt uns ſo breit als Euch,
Wenn Ihr nicht weicht, ſo ſchlagen wir Euch weich.

In aller Frühe fuhr der Wagen vor, und kaum war das Signal geblaſen, ſo ſaß auch alles wie hingezaubert an ſeinem Platze, denn ich hatte mich meines Auftrages, die Damen eine Stunde vorher zu wecken, aufs gewiſſenhafteſte entledigt, indem ich vor ihrer Kammerthür das Tyroler Lied: „Wann i in der Früh aufſtehe“ auf einer ſanften Flöte vortrug und ſo lange variirte, bis Minna heraus kam und mir mit einem wohlverdienten Kuß den Spiellohn bezahlte. Schon beim Frühſtück hatten wir dem Geheimen Rath vorwerfen können, daß er zuletzt auf dem Platze geweſen und nun verbreitete vollends unſre Pünktlichkeit und völlige Bereitſchaft die heiterſte Stimmung.

Daß ihr ſo luſtig ſeid, Kinder, und daß der Nebel ſinkt, verſpricht uns einen heitern Tag, vielleicht gar einen heißen. Indeſſen noch iſt es kalt, und wir wollen die Fenſter heraufziehn.

Entſchuldigen Sie gütigſt, unterbrach der alte Wagenmeiſter die Bemühung mit ſeinem grauen Haupte, welches er in das Fenſter ſchob, der Herr Geheime Rath haben mein Trinkgeld vergeſſen; und dann, wie ſteht es, ſind die Piſtolen mit heruntergekommen? es iſt nicht allzugeheuer, ich höre von Räubern und Räuberhauptleuten reden, Sie pflegten ja nicht ohne Waffen zu reiſen.

In der That, dergleichen ſagt man? Nun, ich habe mich ſeit langer Zeit daran gewöhnt, daß es in unſrer Gegend ganz unmöglich ſei, wenn Sie aber ſo meinen, alter Freund: Johann, lauf geſchwinde einmal hinauf, und hole meine Piſtolen.

Eine nachträgliche Beſorgung! kann nicht geſtattet werden! rief Minna, und wenn uns ſo viel Räuber wie Steine am Wege bevorſtänden, ich fürchte mich mehr vor den Piſtolen, die wirklich da ſind, als vor den Räubern, die erſt noch kommen ſollen.

Wir haben noch fünf Minuten bis zu der feſtgeſetzten Zeit, aber, mein Freund, was iſt denn vorgekommen, um jenes Gerücht zu veranlaſſen?

Mancherlei von der auffallendſten Art, Herr Geheimer Rath. So wurde vor einigen Tagen der Hauptanführer ſämmtlicher Räuberbanden im ganzen Großherzogthum, ein hagrer ſchwarzer Mann, der wahrſcheinlich aus den polniſchen Wäldern ſtammt, denn er ſoll ſehr gebrochen deutſch geſprochen haben, dieſer wurde durch ein Picket Huſaren, welche der Großherzog ſich aus Berlin geborgt hatte, aufgehoben; aber er entwiſchte nicht nur wieder, ſondern nahm auch ſämmtliche Huſaren gefangen und ſtellte ſie bei ſich ein, und kühn iſt er bis zur Unverſchämtheit: bei hellem Tage hat er die Leute aus den Gaſthäuſern weggefangen z. B. den Lieutenant hier aus dem goldenen Hirſch.

In dieſem Augenblick kamen zum großen Gelächter der beſſer unterrichteten Geſellſchaft die altmodiſchen Vertheidigungsmittel gegen die bezeichneten Feinde. Wir fuhren ihnen um ſo muthiger entgegen, als wir ſie nun perſönlich kannten, und ich verſicherte unſerer Emma, alle Tapferkeit aufbieten zu wollen, um dem Räuberhauptmann ihren entführten Liebſten wieder abzujagen.

Der Tag wurde heiß, die Räder wühlten im Sande und unſere Räubergeſpräche geriethen ins Stocken; da hielt auch der Wagen plötzlich an, und ängſtlich wandte ſich der Poſtillion zu uns herum und rief in den Wagen hinein: Soll ich zu zufahren oder umkehren? da halten keine hundert Schritt vor uns zwei Wagen, und eine Bande Kerle mit Knitteln bewaffnet ſind den Pferden in die Zügel gefallen.

O Gott! wir wollen ſchleunigſt fliehen, wenn es noch möglich iſt, jammerten die Mädchen.

Stille, Kinder! Laſſen Sie mal das vordere Fenſter herunter, wir müſſen der Sache auf den Grund kommen. Wie viel mögen ihrer wohl ſein?

Höchſtens vier bis fünf.

Und ohne Schießgewehr?

So kommt es mir vor.

Nun, da fahren Sie im Galopp darauf zu, damit ſie unſere Entſchloſſenheit gleich gewahr werden. Hier, Edmund, haben Sie die andre Piſtole. Schießen Sie nicht eher, als auf drei Schritt und nicht aus dem Wagen, damit wir ja nicht fehlen. So wie der Wagen hält, ſpringen wir mit geſpannten Hähnen heraus, gebieten Ruhe und befehlen den Räubern ſich zu ergeben.

Als wir herankamen, fanden wir die beiden Wagen an einer etwas ausgefahrenen Stelle des Sandwegs hart aneinander gefahren; der eine Kutſcher, der unſre Richtung hatte, ſaß noch auf ſeinem Platze mit den Zügeln in der Hand und bemühte ſich eifrig, die Pferde zurückzuzerren; der andre dagegen war ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, ein gewaltiger Mann hatte ihn ergriffen und warf ihn auf der entgegengeſetzten Seite in den Sand; darauf riß der Gewaltthätige mit beiden Händen die Deichſel herum, ergriff eine ungeheure Latte aus der Befriedigung der Tannenpflanzung und führte wiederholt wüthende Streiche auf die verſchüchterten Roſſe, während ein zweiter ebenfalls ſehr anſehnlicher Mann vergeblich an einer Latte zerrte und zu verſchiedenen Malen dabei in den Sand fiel.

Dies alles ging vor in dem Augenblick, da wir herzuſprangen und unaufhörlich halt! Ruhe! ergebt euch, ihr Schurken! riefen.

Der eine Räuber taumelte in die Tannen und fiel, noch ehe wir geſchoſſen, der andere ſah uns verächtlich an, und ſchien weder deutſch zu verſtehn, noch überhaupt unſre drohende Stellung zu reſpectiren. Er verfolgte ſo raſch und ſo nachdrücklich ſeine langgezogenen Hiebe, daß die Pferde unter dem lauten Angſtgeſchrei der Frauen und Männer in der Kutſche wild wurden und durchgingen immer querein in das Sandfeld.

Höchlich entrüſtet ſprang ich auf ihn zu und war im

Begriff ihn niederzuſchießen, als er ſich ruhig herumwandte und indem er gegen mich ausholte, ebenfalls mich, ſo wie ich ihn wiedererkannte. Denn es war kein anderer, als unſer kampfluſtiger Freund, der Stralſunder Blockdreher.

Aber ums Himmels Willen, Herr Altermann, ſchrie ich ihn an und ſprang vor ſeinem Hiebe, den er mir dennoch, wie es ſchien, aufmeſſen wollte, einen Schritt zurück, was beginnen Sie hier?

Weg mit der Ballerbüchſe, Sie Narrendoctor, oder ich haue euch alle miteinander in die Pfanne. Ich will doch ſehn, ob ihr mir nicht aus dem Wege gehn ſollt. Reine Straße für den Altermann! fahr vor, du haſenherziger Krippenſetzer und Heckſeldrechsler, fahr vor, ſag' ich, der andre hat Gang geſetzt und pflügt im Sande, wie das Dampfboot mit dem Gellenbagger bei Barhöft, ha! ha! ha!

Nun war mir alles klar, und zum Ueberfluß erkannte ich auch noch den Herrn von Buſchapfel, der, voll ſtarken Weines, ſich aus den Tannen vergeblich wieder hervorzuarbeiten ſtrebte. Der heruntergeworfene Kutſcher folgte händeringend ſeinen Pferden, die in einer dichten Sandwolke verborgen, umherſtürmten. Sogleich war mein Entſchluß gefaßt. Ich ließ ein Pferd ausſpannen, ſchwang mich hinauf und ſuchte den ſcheuen Pferden den Rand abzugewinnen. Ich erreichte ſie auch wirklich, als ſie nach einer Wendung in die Tannenpflanzung geriethen, und hatte die Freude, daß ſie theils im Geſtrüpp verwickelt, theils vielleicht von dem tiefen

Sande ermüdet, und durch mein Entgegentreten gehemmt, anhielten. Sogleich fiel ich ihnen in die Zügel und ſah nun zu meiner Freude, daß nicht das Geringſte beſchädigt und ein ältlicher Herr mit ſeiner Ehegenoſſin wohlbehalten auf ihrem Sitze geblieben waren.

Unterdeſſen kam auch der Kutſcher keuchend herbei und übernahm von neuem ſein unterbrochenes Geſchäft. Während er die Pferde klopfte, ihnen zuredete und das Geſchirr wieder ordnete, öffnete ich den Wagen und empfing den gerührteſten Dank des Ehepaares, die mich für den Retter ihres Lebens hielten, denn ſie achteten nicht weiter darauf, daß bei dem Einfangen der Pferde die Beſchaffenheit des Ortes wenigſtens eben ſo viel Verdienſt hatte, als ich. Der alte Herr fragte mich in gebrochenem Deutſch um meinen Namen und zeichnete ſich ihn ſogleich in ſeine Schreibtafel, darauf bedauerte er es von Herzen, daß er ein Geſchäft in dem nächſten Städtchen habe und erſt nach einigen Tagen wieder in Berlin ſein werde, bei ſeiner Rückkehr hoffe er mich indeſſen dort noch zu finden, er heiße Helmſkiold und wohne im ſchwediſchen Hofe. Nun kamen wir auf die abentheuerliche Veranlaſſung dieſer lebensgefährlichen Sandfahrt, und er theilte mir mit, wie beide Wagen an jener engen Stelle zuſammen gefahren ſeien, der ſeinige nicht habe weichen können, der andre nicht gewollt, Scheltworte ſeien nun von ſeinem Kutſcher mit Recht, von dem Beſitzer des andern Geſpanns mit Unrecht gefallen, und gleich darauf von einem rieſengroßen Menſchen dieſe unerhörte Gewaltthat ausgeübt. Ich erklärte ihm nunmehr Alles aus dem raufluſtigen Charakter des Blockdrehers, der mir aus ſeiner Vaterſtadt hinlänglich bekannt ſei.

Sie nennen ihn einen Blockdreher-Altermann aus Stralſund und ſein Begleiter —

Iſt der Herr von Buſchapfel.

Nun das muß ich geſtehn! hätte ichs doch nicht gedacht, daß ich mir dieſe Leute ſo weit her verſchrieben, um durch ſie in ſolche Angſt geſetzt zu werden. Ich gebrauche ſie nämlich bei einer großen Bauunternehmung in der Hauptſtadt, den einen als Werkmeiſter, den andern als Holzlieferer. Nun, da will ich ſie doch wieder dafür ängſtigen. Laſſen Sie ſie immer reiſen, ich fahre jetzt hier ruhig weiter und treffe ſie dann deſto unerwarteter in Berlin.

Das iſt ſo die pommerſche Art, ein wenig derb geht man mit einander um, und dem Ausländer will es nicht gleich ſchmecken, es iſt aber Humor darin, wenn man ſich nur einläßt und nicht allzuweichlich gewöhnt iſt. Reiſen Sie glücklich und zürnen Sie unſerem kampfluſtigen Freunde nicht allzuſehr.

Ich wandte mein Pferd, und ſetzte es eiligſt in Galopp, denn der Kampf ſchien mir von neuem entbrannt zu ſein, wenigſtens ſah' ich, daß zweie durchaus aneinander wollten, und ein Dritter unterdeſſen die Hiebe auffing, um Frieden zu ſtiften.

Natürlich war der Blockdreher im Angriff, er ſchwur, er wolle ſie alle beide windelweich dreſchen. Wie der Kerl ſich unterſtehen könne zu judiciren und ihm Unrecht zu geben. Zwar habe er nicht alles gehört, was er auf ihn bringen wollte, indeſſen immer genug, um einzuſehn, daß dieſer alte Fintenzeiger in irgend einer Polizei- oder Kriminalbehörde ſitzen müſſe und grade einen ſolchen habe er ſich lange einmal an einer ſo glücklichen Stelle und in ſeiner jetzigen aufgeräumten Laune gewünſcht, um ihm das Alles einzutränken, was er von dergleichen Geſindel in ſeinem Leben ſchon ausgeſtanden und was alle ehrlichen Leute von ihm dulden müßten, die es mehr in den Händen, als im Maule hätten und lieber von ſich langten, wie die Pferde, als um ſich ſpuckten, wie die Katzen.

Ich ſah nun wohl, wie die Sache bewandt war. Der Geheime Rath hatte in meiner Abweſenheit nach ſeiner gewöhnlichen gründlichen Art die Sache unterſucht, und wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht zu Gunſten unſers pommerſchen Freundes, des Blockdrehers, entſcheiden können. Dabei waren Aeußerungen gefallen, die Aehnlichkeit mit den Verweisformeln gehabt haben mögen, deren der Blockdreher ſich vom Stralſunder Rathhauſe her noch ſehr wohl erinnerte und die er ſo oft ungeſtraft hatte anhören müſſen. Er gedachte ſeines Zorns, und der Geheime Rath war nahe daran, ihn in ſeiner ganzen Schwere zu fühlen, trotz des Poſtillons, der ihm beiſprang und wirklich für ihn zum Märtyrer wurde, als ich dazukam.

Schnell fiel ich dem gewaltigen Recken in den Arm und ſchrie ihm laut in ſeine eigenſinnigen Ohren: Alter Freund, ſeid Ihr heute denn ganz des Teufels, daß Ihr alle Eure Freunde und ihre Anverwandten dazu prügelt? Das iſt mein Schwiegervater, gedenkt doch unſerer guten Stunden in Stralſund, wo wir gemeinſam zu Felde zogen und ſo viel Feinde hatten, daß wir uns an unſre Freunde nicht zu vergreifen brauchten. Was denkt Ihr? erſt bringt Ihr den Herrn Helmſkiold, der Euch nach Berlin beruft, in Lebensgefahr und nun fallt Ihr über meinen Vater her, der Euch doch gewiß nicht entgegen geweſen iſt.

Euern Vater? Hätt' ich doch nicht gedacht, daß Ihr aus ſo kleiner Raçe abſtammtet! Da habt Ihrs wohl von Eurem Großvater, daß Ihr noch ſo nothweiſe Euren Mann halten könnt? Nun, wir ſind ja immer gute Geſellen geweſen, kommen Sie her, und Sie, alter Knaſter, wir wollen gute Freunde ſein. (Er ſchüttelte uns die Hände, der Poſtillon, ſein Kutſcher und ſogar die beiden Mädchen, die ſchreiend aus dem Wagen herbeigeſtürzt waren, als ſie den alten Herrn in Gefahr ſahen, alle bildeten einen bewundernden Kreis um den Helden.) Was brummten Sie da aber von Helmſkiold? Sie wiſſen, ich höre ſchwer.

Helmſkiold ſitzt in jenem Wagen, den Sie eben ſo unbarmherzig nicht aus dem Felde, ſondern ins Feld hinein geſchlagen haben. Er läßt ſich Ihnen zu beſſeren Gnaden empfehlen, Altermann.

Der Eſel, warum fährt er mir nicht aus dem Wege? und wenns der Kaiſer von Marokko wäre, reine Straße muß ich haben, und wenn ich ſie nicht habe, ſo weiß ich ſie mir zu machen.

Aber wo iſt denn der Herr von Buſchapfel hingekommen?

Er iſt in die Fichten gegangen oder durch die Latten, wie man zu ſagen pflegt. Er hätte lieber nicht ausſteigen ſollen, ſo wär' es ihm vielleicht nicht ſo ſehr zu Kopf geſtiegen; da liegt er nun wie ein Seehund in der Sonne. Kommt her, Kinder, wir wollen ihn wieder in den Wagen ſetzen.

Unſer Abentheuer war nun ſoweit überſtanden, jede Parthie ſtieg zu Wagen; und ſo ging es luſtig bis zur neuen Station.

2. Die Tiſchgeſellſchaft

Zeigt er ſich, wie er iſt,
Sei Jud' er oder Chriſt.

Die Sonne ſank, die Wolken wurden bunt, es war Eſſenszeit, als wir ankamen. Nicht unangenehm bewillkommte uns die weiße Serviette des zierlichen Oranienburger Kellners und ſeine Verſicherung, daß alles aufs Beſte bereitet und eine Familie aus Berlin ſo eben im Begriff ſei zu Tiſche zu gehn; wir folgten ihm mit dem Altermann und dem wieder hergeſtellten Herrn von Buſchapfel ſogleich in den Speiſeſaal, wo uns wirklich ein ſehr freundlicher Jude mit ſeiner hübſchen Frau und Schwägerin begrüßte. Mit dieſen ſetzten wir uns, unſre neun, um einen runden Tiſch und der Herr von Buſchapfel, der den ganzen Weg über geſchlafen hatte und jetzt eigentlich zuerſt wieder munter wurde, war nicht wenig verwundert, als er in mir, ſeinem Tiſchnachbar, einen alten Bekannten und Zechbruder wiedererkannte.

Herr Baron, hub er an, iſt es möglich, hab' ich wirklich das Vergnügen, Sie wiederzuſehn? Ein kleines Holzgeſchäft und meine Familienangelegenheiten, die Sie kennen, führen mich nach der Hauptſtadt; ich glaubte Sie dort zu finden, wie überraſcht es mich nun, Sie hier zu ſehn!

Ich entdeckte ihm hierauf, daß ich ihn ſchon bei dem Abentheuer im Tannenwäldchen wiedererkannt, und ſchilderte ihm in der Kürze, wie es dabei zugegangen ſei.

Ums Himmels Willen, ſagen Sie nein, es war nicht ſo ſchlimm! Wie komm' ich auch in dieſes Menſchen Geſellſchaft, der im Saufen und im Raufen unerſättlich iſt (er glaubte, der Blockdreher würde es nicht hören), und was werden die Damen gedacht haben, als ſie mich in dieſem Zuſtande ſahen! O wie wenig ſchickte ſich das für unſern Stand!

Sein Sie ruhig, liebſter Herr von Buſchapfel, meine Braut war zu ſehr mit den Thaten des Blockdrehers beſchäftigt und Sie Selbſt in den Fichten zu wohl verborgen, als daß Sie hätten bemerkt werden ſollen.

Ihre Braut? Darf man ſo rückſichtslos ſein nach dem Näheren zu fragen?

Als ich ihn mit allem bekannt gemacht hatte, ſtand er auf, empfahl ſich dem Geheimen Rath als einen

Standesgenoſſen aufs Angelegentlichſte und wünſchte ihm Glück zu einem ſo edlen Eidam.

Edel? das ich nicht wüßte, im Gegentheil, er iſt nicht beſſer, als Gracchus der jüngere, vielmehr ſchlimmer, ein Plebejer nach Geſinnung und Herkunft.

Unmöglich, daß er auch gegen Sie ſein Incognito beibehalten.

Ach! nun merke ich wohl, Sie ſind der Herr von Buſchapfel und halten meinen Schwiegerſohn für einen verkappten Landedelmann, während er doch in der That und Wahrheit zu denen gehört, die einmal die Tollheit hatten, allem Beſtehenden den Krieg zu erklären und nichts weniger ſein möchte, als ein Reſt des alten Ritterthums, um ſich ſelbſt zu bekämpfen.

Es iſt unmöglich! Sollte mich dieſer junge Mann ſo getäuſcht haben? Und Sie, mein Herr, wie konnten Sie Sich unter dieſen Umſtänden entſchließen, ihm Ihre Tochter zu bewilligen?

In dieſer Sache, mein wertheſter Herr von Buſchapfel, bin ich mündig.

Sie aber, mein junger Herr, haben mich auf dieſe Weiſe zum Beſten gehabt; und ich muß Ihnen ein für allemal erklären, daß kein Buſchapfel das ungerochen läßt. Und Ihr Adel, mein Herr Geheimer Rath, iſt mir nunmehr ebenfalls ſehr zweifelhaft, das laſſen Sie Sich geſagt ſein.

Laßt mich das für Euch ausmachen, Kinder, rief der Altermann, ſeid ſtille, widerſprecht mir nicht! Meiner Treu, es iſt eine Luſt, wenn man ſo für die gerechte Sache ins Geſchirr gehn kann! Komm her, Förſter, Du Nachkommenſchaft eines Jagdhundes, von dem Du Deine abſcheulichen Klappohren zum Erbtheil haſt, komm her, Du altadlige Spirituslampe, die man bei der Naſe anzünden und der Gasbeleuchtungscompagnie als eine Laterne verkaufen könnte, komm her, Du Großſprecher, der Du uns die Suppe verſtänkerſt, ich will Dich mitten entzwei brechen, daß Du aus Einem Laternenpfahl zu zwei Goſſenſteinen zugerichtet werden ſollſt, komm her, Goliath, ich will Dein David ſein!

Kampfgerüſtet ſtand er da, und als der Förſter nicht kam, war er im Begriff ihn zu holen, ſo daß wir nicht geringe Mühe verwenden mußten, um ſie auseinander zu halten!

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer, rief ich aus, aber Altermann, allergetreuſter Freund und Kampfgenoſſe, laſſen Sie die Waffen ruhn, bis wir gegeſſen haben. Herr von Buſchapfel, ritterlicher Degen und wohlerfahren in der Schule der Ehre, nehmen Sie an, es ſei noch alles beim Alten, ſetzen Sie Sich wieder her, und laſſen Sie uns ein beſſeres Geſpräch beginnen, nach Tiſche mag uns Mars den Schickſalsfaden ſpinnen.

Als wir uns wieder zur Suppe gewendet hatten, ergriff der Geheime Rath das Wort und ſagte: In der That, meine Herren, der heutige Tag überraſcht mich mit mancherlei ſeltenen Erſcheinungen, welche mir ſämmtlich die nachhaltige Exiſtenz eines ritterlichen Sinnes, an die ich außerdem in unſerer Zeit durchaus nicht geglaubt haben würde, beweiſen. Mancherlei Kampf und

Lebensgefahr haben wir heute ſchon geſehn und beſtanden, andere ſteht uns noch bevor, und mein vortrefflicher Nachbar, der noch vor kurzem gegen mich zu Felde zog, iſt jetzt für mich in die Schranken getreten. Ich finde, daß er ſeine Liebhaberei wie eine freie Kunſt betreibt. Was übrigens die Urſache zu dem bevorſtehenden Kampfe betrifft, ſo erlaube ich mir dem Herrn von Buſchapfel in Erinnerung zu bringen, daß mein Schwiegerſohn ihm gleich beim erſten Zuſammentreffen ſeinen Paß vorgezeigt, ein Umſtand, der doch aufs Entſchiedenſte gegen alle Myſtification ſpricht.

Es iſt wahr, ſo verhält ſich die Sache — es muß alſo wohl mehr an meiner Leichtgläubigkeit, als an Ihrer Abſicht gelegen haben, daß ich Sie für meines Gleichen hielt. Wenn ich mirs darnach recht überlege, ſo möchte es ſich wenig ſchicken, daß wir uns ſchlagen, und ſchließlich ohne einen gehörigen Grund — ſchlagen. Ich nehme daher meine Herausforderung zurück. Aber Sie, mein Fräulein, bleiben mir immer ein Räthſel, kann es Ihnen denn ſo ganz gleichgültig ſein, in eine Familie zu kommen, welche gar keine Vorfahren hat?

Sie hofft ohne Zweifel deſto mehr Nachkommen zu haben, Herr Förſter, antwortete gutgelaunt der Geheime Rath.

Nur dadurch, daß ſie unſere Sitten nachahmen, können die niedern Stände ſich emporbringen, und ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie, mein Fräulein, an etwas anderes, als an dieſe nachgeahmten Feinheiten der rüatſchen Ritterſchaft, welche ſelbſt mein Kennerauge getäuſcht, Ihr Herz ſollten verloren haben.

Nach den vorliegenden Proben, Herr Förſter, kann ich mit Ihrer Erlaubniß die bürgerlichen Sitten nicht zurückſetzen.

Er verliert ſein Spiel codille, ſagte der Blockdreher, weil er uns allen ins Geſicht ſchlägt und jeder Einzelne ſein Meiſter iſt. Du ſollteſt ſtillſchweigen, Förſter, und es lieber erſt heraushören, in welchen Ton Du fallen müßteſt, um nicht durchzufallen.

Allein der Herr von Buſchapfel ergriff nichts deſtoweniger noch einmal die Waffen gegen mich; nachdem er vorher bei dem Geheimen Rath des Breiteren ſich unterrichtet über meine politiſchen Vergehen, zeigte er mir zuerſt das Strafwürdige und dann das Thörigte jener ganzen Verſchwörerei unbefugter ſtudirender Jünglinge. Es ſeien noch nie andre Verſchwörungen geglückt, als die des Adels ſelbſt, worauf ich mich in folgender Art vernehmen ließ:

Wertheſter Herr von Buſchapfel, ein jeder trägt ſeine Haut zu Markte, und ich muß geſtehn, daß Sie eigenthümliche Anſichten von den Vorrechten des Adels haben, wenn Sie eine Befugniß zu Verſchwörungen für ihn ausſchließlich in Anſpruch nehmen, indeſſen bin ich keineswegs geſonnen, Ihnen weder dieſes noch irgend ein ähnliches Vorrecht ſtreitig zu machen. Ich begnüge mich mit dem bischen Verbrechen und Strafe, welches ich bis jetzt genoſſen, und die mich um eins oder das andere beneiden ſollten, muß ich darauf aufmerkſam machen, was der alte Heſiodus ſagt: Vor die Tugend ſetzten die Götter den Schweiß. Der Name eines richtigen Hochverräthers iſt wenigſtens eben ſo ſchwierig zu erlangen, als es ein Adelsdiplom zu den Zeiten Maximilians von Oeſtreich war. Ich ſchlage Ihnen alſo vor, Herr Förſter, mich in meiner Qualität ohne weitere Umſchweife anzuerkennen, damit ich nicht auch meinerſeits anfange, Sie in der Ihrigen zu bekritteln.

Dieſe Unterredung machte auch unſern jüdiſchen Tiſchgenoſſen theilnehmend. Er äußerte ſeine Freude, einen ſo gefährlichen Menſchen, wie mich, ſo ohne alle Gefahr und ganz in der Nähe betrachten zu können. Es ginge eigen mit ihm zu, daß ihm alles Gefährliche ſo anziehend ſei, wenn es zwar noch ſo ausſähe, aber im Grunde es nicht mehr ſei z. B. ein Mörder in Ketten, ein Löwe im Käfig und ein Kopf, der ſich noch an die Zeit erinnere, wo es zweifelhaft war, ob die Gerechtigkeit ihn nicht erndten werde, wie der Gärtner die Kohlköpfe vor ſeinem Gitterfenſter. Es iſt was Bewunderswürdiges, fuhr er fort, mit welcher blutdürſtigen waghalſigen Natur einige Thiere und Menſchen begabt ſind und beſonders für mich iſt dies intereſſant, der ich ausgezeichnet friedlich und bürgerlich geſinnt bin und vor allen frei umhergehenden Blutſaugern vom Barbier bis zum Löwen den entſchiedenſten Abſcheu hege. Aber, wie geſagt, ich ſehe dergleichen, unſchädlich gemacht, gern, wie es denn auch ſchon längſt mein Wunſch war, von den Jünglingen, die ſämmtlich ihr Leben verwirkt haben ſollten, einen perſönlich kennen zu lernen, ohne daß ich jedoch irgend einen gelungenen Verſuch dazu gemacht, bis mir nun heute Ihre Unterredung, meine Herren, wenn ich meinen Ohren trauen darf, dieſen ſeltenen Genuß gewährte, indem ſie mir in Ihnen, mein Verehrteſter, einen wirklichen Staats- und Hochverräther bezeichnete.

Nichts Schmeichelhafteres konnte mir geſagt werden, ſehr geſchätzter Herr Dilettant des Gefährlichen, als von Ihnen in der Menagerie dieſer Tiſchgeſellſchaft für den Löwen erklärt zu werden, während mein eigenes Gewiſſen um alles in der Welt dieſe Ehre dem Herrn Altermann nicht ſtreitig machen möchte.

Um alles in der Welt, fiel der Jude ängſtlich ein, wünſchte auch ich keines Menſchen Verdienſte herabzuſetzen, am wenigſten die des Herrn Altermanns und ich verſichere glaubhaft, daß mir eine Vergleichung der beiden Herren nicht in den Sinn kam, ich ſuchte lediglich meine ganz ausgezeichnete Theilnahme an Ihrem verſchwöreriſchen Charakter darzuthun, weil es mir das allergefährlichſte Hazardſpiel zu ſein ſcheint, und mit aller Achtung vor den Tugenden des Herrn Altermanns erlaube ich mir allerdings, mich für Sie am meiſten zu intereſſiren.

Ich bitte Dich, Minna, was konnte uns Beſſeres begegnen, als die Entdeckung dieſer meiner Merkwürdigkeit? Denn wie? wär' es nicht ein lukratives Geſchäft, wenn Du nun mit mir umherzögſt und mich für Geld ſehen ließeſt?

Ei freilich, und für ein Meiſterſtück iſt auch gleich geſorgt, denn haſt Du nicht heute den Lebensretter bei dem alten Helmſkiold und den Schild des Ajax für das Väterchen geſpielt, als der Herr Altermann, ein ſiegreicher Hektor, ſeine verderbliche Latte ſchwang, und wer will es leugnen, daß Du mit alledem Dein Meiſterſtück in Beſiegung der Gefahren gemacht?

Höchſt ſymboliſche Stegreifshandwerke! ſo wohlfeil reiſet man nicht nach Liebenheim und Trauburg, fiel der Geheime Rath ein.

Wenn ich es mir nun überlege, fuhr der Iſraelite unmittelbar aus ſeinem Nachdenken fort, womit ich mir ſchicklicher Weiſe ein Andenken an Sie und an dies wunderbare Zuſammentreffen erwerben könnte, ſo fällt mir nichts anderes ein, als — dieſe meine Mütze hier. Ich bemerke nämlich, daß Sie eine etwas ältere aber ganz ähnliche führen, während die meinige erſt geſtern aus dem erſten Berliner Laden entnommen iſt, und fünf Thaler Courant zu ſtehen kommt. Wenn wir nun tauſchten, ſo dürft' ich die Ihrige zum Andenken behalten, was mich ganz ausnehmend beglücken würde. Hier iſt ſie, ſchlagen Sie ein.

Mein verehrteſter Gönner, es wäre gewiſſenlos, wenn ich auf dieſen Handel einginge, weil der wahre Werth der meinigen um mehr als die Hälfte zurückbleibt, wenigſtens mache ich Sie ausdrücklich darauf aufmerkſam.

Um Ihnen zu beweiſen, wie wenig ich darauf Rückſicht nehme, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den ganzen Kaufpreis meiner Mütze noch obendrein biete und ſogleich auszahle, wenn Sie Sich nur geneigt finden laſſen wollen, auf den vorgeſchlagenen Tauſch einzugehn

Hier ergriff er einen Teller, legte die ganz neue, ſehr zierliche Berliner Mütze darauf, zählte fünf Thaler hinein, und war im Begriff ſie mir zu überreichen, als ihm plötzlich ſeine Frau nach einem ſichtbaren inneren Kampfe entſchloſſen und zürnend in den Arm fiel mit den Worten: Um Gottes Willen, Samuel, Du wirſt doch die Mütze nicht vertauſchen wollen, welche Dir die Großmutter zum Andenken an Deinem Geburtstage verehrt hat.

Sei ſtille, liebes Röschen, Du weißt ja, daß die Großmutter grade ihre Nachmittagsruhe hielt, als wir uns dieſe Mütze kauften. Neu iſt ſie, das iſt wahr, aber jene andre iſt merkwürdig, wie die Antiken, die ja ſo ſehr geſchätzt ſind.

Aber mein Gott, die Quaſte iſt ja ein Andenken.

Die Quaſte? von wem? ich wüßte nicht von wem?

Ei, von der Tante, Herzchen, beſinne Dich doch!

Nun meiner Treu! da müßte die Frau des Mützenhändlers meine Mutterſchweſter und mein Großvater ein lockerer Zeiſig geweſen ſein.

Lieber Samuel, tauſche nicht! und dabei zwinkte ſie ängſtlich und angelegentlichſt mit den Augen.

Meine Herren, iſt Ihnen jemals ein ſo ſchmählicher Pantoffeldeſpotismus vorgekommen, als dieſer, dem ich jetzt zu unterliegen fürchte? — Gott Abrahams und Jacobs, die beide mehr als ein Weib zu regieren hatten, gieb mir Kraft zur Behauptung meiner hausherrlichen Würde! Röschen, liebes Weib, laß meinen Arm fahren und ſetze Dich ruhig nieder, bis ich dieſes anziehende Geſchäft beendigt habe.

Nun begannen die Unterhandlungen von Neuem; aber ich fühlte mich ebenfalls gehemmt in meinen Entſchlüſſen theils durch die bittenden Blicke der armen geängſtigten Jüdinn, theils durch meine eigne Schöne, die mir unaufhörlich ins Ohr geraunt hatte: ei, Du wirſt doch die Mütze des Juden nicht auf Deinen Kopf kommen laſſen? Edmund, ich bitte Dich, nimm ſie nicht, aufſetzen darfſt Du ſie doch nicht, das ſag' ich Dir vorher!

Als ich noch ſchwankte, ob ich dieſen anſehnlichen Vortheil eines ſehr ehrenvollen Handels durch die Tyrannei ſolcher Vorurtheile mir ſollte entziehn laſſen, ſprang Minna, plötzlich entſchloſſen, auf, legte meine Mütze ebenfalls auf einen Präſentirteller, und brachte ſie der Jüdinn mit den Worten: Hier iſt der Zankapfel, ich opfre ihn auf dem Altare des Familienfriedens, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Kleinod ſchenke, um es an Ihren Herrn Gemal zur Strafe für ſeinen Ungehorſam gegen Ihre Wünſche ſo theuer zu verkaufen, als ſie nur irgend wollen. Haſt Du etwas dagegen, lieber Edmund?

Nein, durchaus nichts, im Gegentheil, ich genehmige dieſes Verfahren, um nicht das Anſehn zu haben, als geſchähe es wider meinen Willen.

Dieſer curioſe Handel, der nun hiemit beſchloſſen war, hatte uns allerſeits weſentlich erheitert, und alle Einzelnen, bis auf den Herrn von Buſchapfel, der es einſeitig und in vornehmer Zurückgezogenheit mit der

Flaſche hielt, weſentlich einander näher gebracht, ſo daß ich meinen jüdiſchen Gönner ohne weiteres fragte, in welchen Geſchäften er reiſte, ob das Gefährliche oder das Civile ſein gegenwärtiges Augenmerk ſei.

Der Jude.

Allerdings iſt das Gefährliche die Urſache meiner Reiſe, aber ich muß geſtehn, daß ich ihm diesmal nicht entgegenreiſe, ſondern vor ihm auf der Flucht bin, denn es iſt leider nur zu ſehr entfeſſelt und unnahbar, wie der Tod, es iſt die jetzige Peſt ſelbſt, die Cholera. Darum laß ich auch alle Gurken und Obſtarten, und was ſonſt eine magenerkältende Kraft hat, ſorgfältig vorübergehn und habe für meine weitere Reiſe ein ganz beſonderes Intereſſe, zu erfahren, ob Mecklenburg, woher ſie vermuthlich kommen, noch völlig geſund iſt.

Ich.

Danke für gütige Nachfrage, Mecklenburg befindet ſich ſo leidlich wohl; wie geht es dagegen dem königlichen Berlin?

Der Jude.

Leider nicht zum Beſten. Man macht ſchon Cholerakörbe, in denen die Kranken ins Lazareth und die Todten auf den Kirchhof getragen werden ſollen; und weil neben mir an ſo eine Fabrik war, überliefs mich den ganzen Tag immer wie mit Eisgüſſen; ich mußte flüchten, um nur wieder in die gewöhnliche warme Temperatur zu kommen.

Ich.

Die Krankheit ſelbſt alſo iſt noch nicht einpaſſirt?

Der Jude.

Nein, aber ich bin entſchloſſen, das wirkliche Einpaſſiren dieſer nichtswürdigen Seuche nirgends abzuwarten, und ſollte ich bis zum Kap der guten Hoffnung flüchten.

Ich.

Ei, ei! mein Verehrteſter, wenn das noch Ihre Frau ſagte, aber von einem Manne und von einem Geſchäftsmanne zumal, wie iſt es möglich?

Der Jude.

Wie ich es möglich mache? das will ich Ihnen ſagen: Meine alte Großmutter, die doch nicht viel Jahre mehr dranzuſetzen hat, bleibt zurück und beaufſichtigt meine Fabriken. Ich dagegen mit meiner Frau und Schwägerin bin entſchloſſen, wie geſagt, lieber mein ganzes Vermögen zu verreiſen, als an der Cholera zu ſterben, denn ich fürchte mich entſetzlich davor.

Da nahm der Blockdreher das Wort und ſagte: Nun, dann ſind Sie ſo gut, wie geliefert, und alles Reiſen haben Sie umſonſt. Die Cholera geht durch die ganze Welt, und wer ſich davor fürchtet, der iſt reif. Das kann ich Ihnen klar und deutlich beweiſen. Ich komme dieſer Tage von Poſen, wo ich ein Geſchäft gehabt und mit der Peſt vier Wochen in einem Hauſe gewohnt habe. — Hier erſchrak der Jude und rückte ſo weit von ihm weg, als er konnte. — Es war ein großes Haus am Markt, fuhr der Altermann fort, von unten bis oben voller Menſchen, und viele arme Seelen darunter ſagten heute noch guten Morgen, die morgen ſchon gute Nacht geſagt hatten und auf der

Naſe ſagen. Ich aber wußt' es ſchon immer vorher und ſagt' es ihnen auch: Wer ſeinen Mann ſteht, der ſteht auch die Cholera, aber die Ausreißer und die Hoſenſch….., die Juden und die Schneider, die ſterben wie die Fliegen: 's iſt keine Rettung! nur Schläge, die helfen bisweilen. So war in Poſen ein Schornſteinfeger. Der kommt eines Abends zu Hauſe, und findet ſeine Frau in der Cholera. Er kann keinen Doctor bezahlen, was iſt zu thun? Weib, ſteh auf, ſchreit er ſie an, und ſei geſund, ſteh auf und geh' in die Küche, ich will zu Abend eſſen. Sie liegt wie ein Stein, er wird wüthend, ergreift ſeinen Beſenſtiel und mißt ſie die Kreuz und Quer, bis ſie warm wird, aufſteht und geſund iſt. Aber was ich Ihnen ſage, wer ſich fürchtet und nicht gleich einen Schornſteinfeger mit dem Beſenſtiel bei der Hand hat oder dieſe Kur nicht aushalten kann, der muß dran glauben. So wohnte über mir ein ſolcher Haſenfuß, der wollte ſich recht verſchanzen und feſte machen. Er hatte ſich auf drei Monat mit Proviant verſehn, und ließ keinen Menſchen zu ſich herauf. Acht Tage mocht' es her ſein, daß er die Thüre geſperrt hatte; da hör' ich es plumpſen und auf dem Fußboden über mir klaspern (es muß arg geweſen ſein, denn ich bin harthörig), ich alſo hinauf, ſtoß die Thüren ein: — da liegt er, die Cholera hat ihn geholt; und ich mocht' ihn rütteln und ſchütteln, wie ich wollte, es war keine Hülfe an ihm. Alſo, wie geſagt, wer ſich fürchtet, der iſt geliefert; vor dem Froſt hilft kein Zittern.

Ei, was Sie ſagen! aber ich kann mir nicht helfen, ich fürchte mich. Ich bitte Sie, wie konnten Sie den verpeſteten Körper anrühren, oder hatten Sie eine Maske und Wachstuchkleider?

Nein dieſen ſelben wollenen Rock hatt' ich an, und ich faßt' ihn ſo, wie ich Sie jetzt umfaſſe.

Au! um des Himmels Willen nicht mit Wolle! das iſt es ja eben, warum ich aus meiner Fabrik flüchte, weil Wolle ein Giftleiter iſt. Er war entſetzt aufgeſprungen, um den Armen des Altermanns zu entrinnen; wir übrigen ſchoben mit Gelächter unſere Stühle zurück, und die Tafel war aufgehoben.

3. Vor Berlin.

Er ſitzt gar weiſe zu Gericht,
Wenn er den Andern Urtel ſpricht,
Doch muß er gleich in ſeinen Sachen
Die Andern wieder zu Richtern machen.

Der Förſter und ſein gewaltiger Beiſtand gegen die Uebermacht des Weines, unſer tapfrer Altermann, der Stralſunder Blockdreher, ſetzten noch denſelben Abend ihren Weg nach der Hauptſtadt fort mit der liebenswürdigen Verſicherung, auch dort alle ihre Kräfte aufbieten zu wollen, um unſere Freundſchaft zu ihnen (der Herr von Buſchapfel hatte dem Sohn der Traube die roſenfarbigſte, leutſeligſte Laune abgewonnen) je mehr und mehr zu verſtärken, wozu der Blockdreher ohne Zweifel auch etwanige Kriegsſcenen rechnete, denn er hielt dafür, daß ein honnettes Gefecht zur Auffriſchung freundſchaftlicher Verhältniſſe weſentlich von Nutzen ſei. Wir ſchliefen ruhig auf die Strapazen dieſes Tages und am andern Morgen in der Frühe war unſer erſtes Geſchäft, dem Choleraflüchtling ein freundliches Lebewohl und ein glückliches Ende ſeiner weitausſehenden Fahrt zu wünſchen.

Leben Sie wohl, meine Freunde, und reiſen Sie glücklich, erwiederte er, Sie haben es nöthiger als ich, denn Sie reiſen dem Verderben in den offenen Rachen.

Wäre dieſe Geſinnung allgemein, bemerkte der Geheime Rath, ſo hätten wir ſogleich eine zweite Auflage der Völkerwanderung. Mir iſt indeſſen dieſe Krankheit von mehr als einer Seite intereſſant, und ich würde nach Gelegenheit auch ohne Noth eher zu ihr hin, als ihr aus dem Wege reiſen. Zuerſt iſt ſie ein Probierſtein des Muthes und gewiß eine Vertilgerin der Feigen und der Diſſoluten; und wenn irgend Todesfurcht etwas vermag, ſo werden ſie in ſich gehn; thun ſie es aber nicht, ſo werden ſie umkommen — für die Geſellſchaft um ſo beſſer. Dies iſt ein ſittlicher Werth der Cholera, und wie wird ſie nun erſt die Medicin bereichern und umgeſtalten! Was halten Sie davon, mein Herr Medicus?

Sie iſt ohne Zweifel der weitere Ausdruck einer großen Kriſis, die jetzt durch das Völkerleben geht, und ſtellt in ihrer Region das immer ſtärkere Ueberfluthen des Orientalismus durch Rußland nach Europa dar. Ohne Zweifel iſt es wichtig, dieſes barbariſche Princip durch eine gründliche Erkenntniß in unſre Gewalt zu bringen; und ich muß geſtehn, ich bin neugierig, wie die Berliner Gelehrten mit der orientaliſchen Beſtie umgehn werden.

In dieſem Studium, fiel der Geheime Rath vergnügt ein, wünſche ich Ihnen den beſten Fortgang. Es iſt offenbar ein Feld, auf welchem jetzt ein guter Kopf ſein Glück machen kann und wird.

Edmund, erinnre Dich an Dein Verſprechen, und laß Dich auch nicht von der Cholera zur Medicin verführen.

Ich gab ihr heimlich ein Zeichen, der Alte aber erklärte:

Er könnte nichts Beſſeres thun, und ſein bisheriges Benehmen in Verbindung mit dieſer wirklich fruchtbaren Auffaſſung giebt mir die beſte Hoffnung. Man intereſſirt ſich überall, wo man der Sache eine zugängliche Seite abgewinnt.

Ich kämpfte indeſſen mit dem Trübſinn meines Herzens, ſo oft dieſes Widerſpiel zwiſchen Vater und Tochter mich in dieſe drückende Mitte nahm und ich es allerdings anerkennen mußte, daß die Verhältniſſe mit jedem Räderzuge unſers Wagens immer lebhafter auf mich eindrangen, und mich zu einem Geſchäft zu zwingen drohten, dem ich nicht viel weniger abgeneigt war, als meine Herzenskönigin. So feſt der Alte ſich zeigte, und aus ſeinem Geſichtspunct mit dem beſten Grunde, ſo entſchieden fand ich auch ſie, ohne Zweifel immer in der Erinnerung an den unglücklichen Doctor Jonathan und die Calamität ſeiner mediciniſchen Verwirrung, durch die ſie ſo ſchwer geprüft wurde. Ich dachte alſo gleich von Anfang mit Eifer auf einen Ausweg, und verfiel, ich will es nur geſtehn, auf den poetiſchen, als wäre ich dazu ausgezogen, dieſe luſtige Gegend menſchlicher Bemühung nicht nur zu beſuchen, wie etwan ein Seebad zur Auffriſchung des Göttlichen im Geiſte, ſondern dahin auszuwandern, wie in einen Meierhof, wo man wohnt und lebt ein jeglicher in ſeinem Mittelpunct des Irdiſchen. Aber freilich bemühte ich mich ſeit längerer Zeit vergeblich in meinem Nachdenken, den Denkzetteln, die ich mir angelegt, in ihrer gemeinen Wirklichkeit einen ideellen Halt und eine poetiſche Bedeutſamkeit abzugewinnen, wodurch ſie ſich ſo, wie mir die Nothwendigkeit davon vorſchwebte, zu einem runden im Geiſte getragenen Ganzen hätten fügen wollen. Da hab' ich die Hiſtorie, die nackte Hiſtorie und ſitze noch dazu ſelbſt mitten in ihrem Verlauf; o glücklicher Mythus, könnteſt Du Dein verklärendes Geſchäft beginnen!

Soll ich nicht lieber eine Tragödie dichten und den Menſchen ſchildern, der den Faden der Hiſtorie abreißt und mit heißer Leidenſchaft ſich den göttlichen Aether der Wahrheit aufreißt? O faule Welt, wie langſam ſchleichſt Du fort und wie geſegnet fliegt der ſichre Flug der Kunſt zum ew'gen Ziele!

Ohne Zweifel war es die Nähe der Berliner Kunſtluft, die mich mit dieſer tragiſchen Tröſtung und erhebenden Begeiſterung umwehte, woraus ich jedoch ſehr bald zurückgerufen wurde; denn Minna erinnerte: Nach den Geſprächen des vorigen Abends zu ſchließen, lieber Edmund, biſt Du wahrſcheinlich das letzte Mal nicht ſo frei und ſo froh, als jetzt dem Berliner Thore zugefahren? Und ſie warf mich, wie ſie mich ſonnigheiter dazu anſah, in das ganze Bewußtſein meines gegenwärtigen Liebesglückes zurück, daß ich aufgeregt und mit halbem Scherz erwiederte:

Des Königs Wort hielt mich gefangen,
Fuhr mich ins feſte Gitterhaus;
Ich ſollte ſchnell hineingelangen,
Und o wie lange nicht heraus!

Jetzt arretir'n mich Deine Mienen,
Verurtelt mich Dein Richterwort:
Will Dir in ew'gen Banden dienen,
Schick' den Gefangnen nur nicht fort!

Im Uebrigen, meine allergnädigſte Majeſtät, dacht' ich beide Male an die Natur der Tragödie, und obgleich ich das erſte Mal wirklich trübſelig daran war, kam ich doch auf den glücklichen Gedanken, wenn mich das Aeußerſte träfe, der Tod, ſo hätt' ich dennoch damit nichts Beſonderes erduldet, denn bis jetzt bewieſe die Erfahrung, daß Sterben keine Auszeichnung ſei, die Tragödie werde alſo wohl nicht in dem Tode liegen, ſondern in dem wahren Sein, dem Idealen, welches ſich ſchmerzlich durch alle Trübung durchſchlägt.

Wie wäre das? Iſt dies denn nun bei Dir der Fall?

Bei mir? In der That, ſo praktiſch dacht' ich nicht. Aber Du haſt Recht, ich darf auch meine Verhältniſſe dem Urtheil des himmliſchen Gerichtes nicht entziehn, nun das weltliche längſt damit fertig iſt.

O lieber Edmund, wie ſeltſam muß es Dir zu Muthe ſein bei dieſer Erinnerung und bei dieſer Ausſicht! Könnt' ich zu Gericht ſitzen bei dem Spruch des himmliſchen Gerichtes, Du ſollteſt guter Dinge ſein; denn es ſcheint mir dabei die Stimmung, das Herz und des Geiſtes treuſte Empfindung, der ich bei Dir gewiß bin, den Ausſchlag zu geben. Ob ich nun aber zu richten habe oder nicht, unterrichtet muß ich ſein über alle Deine Thaten oder Leiden (denn mir iſt es noch unklar, was es eigentlich geweſen), worüber die Leute ſo verſchiedene Urtheile ausſprechen.

Gewiß haſt Du zu richten, wie ich es denn ſelbſt nicht minder habe und ganz in aller Gerechtigkeit auch thun werde. Iſt doch das himmliſche Urtheil kein andres als der Kern der Hiſtorie, die Vernunft der Tollheit, die Poeſie der Leidenſchaft und der Verwicklung, die Erfüllung der Verheißung, die im tiefſten Innern jedes edlen Geiſtes zur Eroberung des höchſten Gutes webt und wirkt. Ja, ich will Dich zu dieſem Urtheil in den Stand ſetzen, und Dir über jene Dinge einige hübſche Denkzettel ſchreiben, und, wenn es möglich iſt, nicht ohne den Hauch eines verklärenden Humors, den das Gottesurtheil des Ausgangs, des glücklichen Durchgangs durch den Ausgang nun ja wohl mit ſich bringt.

Thu das, lieber Freund, und was ich Dir dagegen zu beichten habe, daran nimm ſo ernſtlichen Antheil, wie ich an jedem Deiner hohen Worte, ſo dunkel ſie mir oft auch klingen. O welch' eine andre Welt des Ueberirdiſchen läßt Deine Rede vor mir aufgehn und mit welcher größeren Sicherheit baut ſie ſich in das Nächſte und Bekannteſte hinein, als wie vor dieſem mein unglücklicher Freund Jonathan das Myſterium zu lüften unternahm! Darum, verlaß Dich darauf, es gelingt Dir, mich einzuweihn.

Wir fuhren in das Thor der Hauptſtadt und unſer Geſpräch erſtickte in dem Donner des Wagengeraſſels, der ſich kreuzte, ſich begegnete, ſich überholte, und immer neu auflebend bald hier bald dorthin unſre Neugier wandte.

4. Der Vorabend.

Das alte römiſche Reich,
Was kümmerts mich und Euch?
Doch wirds ein neues Kleid bekommen,
Man hat ihm ſchon das Maß genommen.

Berlin, Berlin, wie glücklich ſiehſt Du mich wieder! Wir fliegen an den Spiegelfenſtern Deiner Palläſte vorüber, und wir beneiden keinen, der in der Fülle der Güter glücklich lebt, die ihm die tauſendjährige Arbeit des Geiſtes bereitet und in ſeinen Beſitz gegeben! Welche Folie eines glücklichen Menſchenlooſes dieſe Reinigung und Vergeiſtigung der Natur! Biſt Du vergnügt, Minna, ſollen wir es nicht doppelt fühlen, wie glücklich wir in unſrer Liebe ſind — hier, wo die tägliche Eleganz alles vorbereitet hat auf die geiſtige Erfüllung, die Aufnahme der Liebenden, die ihr den Werth giebt? Ich halte nichts auf die Natur, die nicht glänzend unterjocht iſt, die nicht überall ihr ungeſchlachtes Weſen in des Menſchen Dienſt giebt.

In dieſer Geſinnung genoſſen wir den Tag und den Abend. Indem ich dies nun aber niederſchreibe, fährt mir der Gedanke durch den Kopf: Was wird mir nun noch begegnen? Kommt es hier noch auf mich an? Bin ich nicht verloren in dieſem Menſchenocean, wie ein Tropfen, dem ſo viel andre gleich ſind? Bisher ſpielten meine wichtigſten Begebenheiten an den unwichtigſten Oertern; Penzlin, Neuſtrelitz, Fürſtenberg, wer kennt ſie beſſer als Flachſenfingen und Nirgendsheim? Jetzt in der wichtigſten Stadt deutſcher Nation fürcht' ich mich faſt vor lauter unwichtigen Begebenheiten und nur der Gedanke, daß unſerer ganzen Geſellſchaft immer grade hier die Löſung ihrer Begebenheiten verheißen iſt, giebt mir einigen Muth mein Tagebuch noch fortzuſetzen.

Nach dem Schauſpiel ſaßen wir vereinigt zur Berathung über die Frage, wie es denn nun mit unſern Geſchäften zu halten ſei.

Nachdem der Geheime Rath ſich genug über ſich ſelbſt und über uns Andere gewundert hatte, daß wir dieſe Frage nicht vor allen uns zu Gemüth gezogen, vielmehr gedankenlos, wie Schmetterlinge an den Blumen, umhergeflogen ſeien; ergab ſich zunächſt aus den

Bemerkungen, welche der beſonnene Theil der Geſellſchaft auf unſern Fahrten durch die Stadt geſammelt, daß der alte Herr beſonders zu eilen habe, wenn er die Heimath vor der Choleraſperre noch wieder zu erreichen gedächte, denn auch ihm erſchienen überall die drohenden Verboten, von denen der Jude berichtet hatte. Eine dumpfe Angſt, ſo belehrte er uns, die wir nur Angenehmes geſehn und empfunden hatten, liegt über die ganze Bevölkerung ausgebreitet und es heißt, die Aerzte verheimlichten nur den wirklich ſchon erfolgten Ausbruch der Seuche. Der Geheime Rath traf hiernach ſeine Einrichtung. Darauf bat Emma um Schutz und Herberge bis zur Entſcheidung ihres Schickſals durch die erwartete Antwort von Arel, und ich ſelbſt beſchloß den Kriegsrath aufzuſuchen, um ihn theils über ſeine Abſichten mit Emma auszuforſchen, theils mich näher über die Procedur des Purificationsgeſchäftes und die damit beauftragten Perſonen, dieſe Schürteufelchen an dem großen modernen Fegefeuer für diesſeitige Sünder, zu unterrichten.

Aber ſage mir, lieber Edmund, wovon will man Dich denn eigentlich purificiren und wie wirſt Du dadurch verändert werden? Denn das ſollſt Du nur wiſſen, als ich in Fürſtenberg Dir den erſten Kuß gab, glaubte ich es einfach mit Dir zu thun zu haben, wie Du jetzt biſt, und ſo werd' ich denn keineswegs zu jeder Veränderung, die man mit Dir vornehmen könnte, meine Zuſtimmung geben.

Sei unbeſorgt; was dies betrifft, des Menſchen Herz und Geiſt zu wenden und zu wandeln, das hat dies Fegefeuer nicht im Sinn, und wenn auch der Name den Schein erwecken könnte, ſo iſt doch ganz im Gegentheil die Sache vielmehr eine ſymboliſche Darſtellung der Bildungsbewegung ſelbſt, welche durchaus keine Anſprüche darauf macht, in die wirklichen Knotenpuncte der Sinnesänderung ſelbſt zu fallen, und weder mit dem Frühlingsanfang, noch mit den Hundstagen, noch mit den Herbſtſtürmen in der Menſchenbruſt irgend etwas zu ſchaffen hat.

Aber warum unterwirft man dieſem Gebrauch denn nur einige und nicht alle?

Man wählt diejenigen dazu aus, welche durch irgend eine voreilige That das Anſehn gewinnen, als hätten ſie im Fortſchritt ihrer Kultur Einen beſtimmten Punct feſthalten und zum Glaubensbekenntniß der ganzen Welt erheben wollen. Denn grade dieſe ſind am geeignetſten jenes Symbol einer immer bevorſtehenden Weiterbildung gegen ſich zu kehren mit der Forderung, im Gegenſatz gegen jenes Bekenntniß nun noch einmal zu bekennen, daß es jetzt anders ausfallen würde, wenn es nicht überhaupt widerſinnig wäre, die Entwicklung durch einen ſolchen Pflock, wie ein Bekenntniß iſt, zu binden.

In der That, fiel der Geheime Rath ein, halte auch ich dieſen Gebrauch für höchſt freiſinnig, Sie mögen ſo ironiſch drein ſehn, wie Sie wollen. Er wendet ſich, wie Sie richtig ausführen, gegen die unzeitigen Glaubensbekenntniſſe, ja er ſpricht im Grunde den höchwichtigen Gedanken aus, alle Glaubensbekenntniſſe ſeien unzeitig. Denn auf welchem Puncte ſeines Wachsthums ſoll der Glaube werth ſein, daß er bekannt werde? So lange alſo die Purification ſelbſt kein Glaubensbekenntniß verlangt, iſt ſie freiſinniger als jede Confeſſion, die ſich zur allgemeinen zu machen begehrt.

Wie ſeid ihr langweilig, unterbrach uns Minna, mit Eurem Hin- und Herreden, wo man eine ruhige Erzählung geſchehener Dinge oder gegenwärtiger Zuſtände um Alles vorziehn würde! Sei mir einmal zu Willen, Edmund, und erzähle mir in der Kürze, wie Du in die Verunreinigung hineingerietheſt, die der jetzt bevorſtehenden Reinigung vorausging und an die Du mit ſo guter Laune zurückdenkſt.

Hab' ich in meiner jetzigen Verwandlung Dein Herz gewonnen, ſo fürcht' ich faſt in jener Verpuppung Dir zu mißfallen, und doch iſt mir das Andenken an dieſe Kindheit des Geiſtes, an dieſes Aufbrechen zugleich der Welt und des Himmels in ihm, unendlich theuer. Die Jahre von neunzehn bis fünf und zwanzig ſind für uns die Jahre des Sturms, der Raſerei, der Ueberwallung, wie der Weinſtock im Frühjahr ſeine Thränen, feurig zugleich und wehmüthig erregt, auf den Boden ſtrömt. Kommt vollends eine bewegte Zeit hinzu, ſo ſchlägt dieſe Jugendwallung zum Feuerwerk des Krieges aus, die heiße Hoffnung und die ſüße Erinnerung dieſer Jahre. Kein ſchönerer Krieg könnte nun jemals entbrennen, als der Freiheitskrieg war, dieſe allgemeine Verjüngung unſeres ganzen Vaterlandes, ſoweit es nicht im Sumpf des Irdiſchen, eine verdorbne Fruchtvom Stamm des deutſchen Geiſtes abgefallen war. Meine Jugend fiel nicht ganz in dieſe Zeit der Erndte, in dieſen Tag des Edlen, der ſein Gefühl in Körners begeiſterten Geſängen zu allen Herzen unabläſſig überſtrömte, bis der Kanonendonner jener ungeheuren Schlachten ſeinen Sieg und Glanz verkündigt und bewährt. In ihren Thaten, wie in ihrem Tode genoſſen die Glücklichen, die den Aufgang dieſes Tages der Rettung und der Freiheit, des Geiſtes und ſeines ſiegreichen Umſchwungs mit den Waffen begrüßt, einen Vorzug, den wir Spätergebornen ihnen unter heißen Thränen beneideten. Ungeduldig prüfend legten wir das Ohr an den Boden des Friedens, ob nicht irgend ein Sturm im Anzuge ſei und jede That, nur kühn und im Sinne todesmuthiger Begeiſterung, wie ſie Körner verkündigt, verdoppelte die Pulsſchläge des Herzens und gab ihm die Zuverſicht, die große Zeit ſei auch noch die unſre und jeder von uns

„würdig unſrer großen Todten!“

Was entſprach nun aber, nachdem das Feuer des Krieges verraucht war, unſeres Herzens Sinn und Empfindung? Ich will es Dir erzählen, wie mir ein neues Leben aufging und eine ſeltſamplötzliche Wiedergeburt über mich kam, als ich ſchon längſt in ſchwacher Erinnerung und in der Ferne griechiſcher Heldenzeit mit Harmodius und Ariſtogiton die Träume von einer deutſchen Heldenjugend, die ſich gegenwärtig bewähren ſollte, erblaſſen geſehn. Ich hatte mich aller Hoffnung auf die Ehre der Gegenwart begeben, und überſetzte, ausgemandort zu den athenienſiſchen Sympathieen, auf meiner Studentenklauſe das Harmodiuslied, indem ich meine Stimmung wiederfand. Höre nur wie es klingt:

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
  Wie Harmodius es trug
Und Ariſtogitons Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
  Den Tyrannen niederſchlug.

O Harmodius, Du lieber,
Nicht geſtorben, nur hinüber
  Zu dem ſel'gen Inſelreich
Biſt Du, und mit dem Tydiden
Und dem raſchen Aeaciden,
  Sagt man, wohnſt Du dort zugleich.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
  Wie Harmodius den Stahl
Und Ariſtogiton trugen,
Die Hipparch, den Herrn, erſchlugen
  Bei Athenens Opfermahl.

Ewig, ewig wird auf Erden
Euer Ruhm gefeiert werden,
  Die ihr dieſe Waffe trugt,
Die ihr mit der kühnen Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
  Den Tyrannen niederſchlugt.

Ich war noch heiß im Zuge. O glückſeliges Athen! rief ich aus, und dieſes Lied ſangen Deine freien Jünglinge beim Gelage; was ſingen die unſrigen? Wehmüthig erhob ich mich und ging ans Fenſter. Es waren die erſten Tage des Mai, die Bäume des freien Platzes blühten auf; aber nicht in ihren Blüthen war das Summen, welches mich überraſchend anzog, es war eine ſchwarz wogende feierliche Menge, die in halber Ordnung auf und nieder wallte, durcheinander ſtrömte, ſich gruppirte und ſich wieder bewegte, dann aber plötzlich in lautem Geſange das Lied ertönen ließ:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein!“

welches ein Sängerchor kunſtgerecht intonirte, die unüberſehbare Menge aber zu gewaltigem Effect verſtärkte. Iſt dies kein Spiel der Phantaſie, iſt dieſer Geiſt kein Rauſch, der nur vorüberging? rief ich aus.

Iſt es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich ans Herz!
O was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. O hier iſt mehr als Calliſtratus und ſein Tyrannenlied! Ich will mich verſenken in die Herrlichkeit dieſes jugendlichen Geiſtes und es ſoll an mir nicht fehlen, wo ſeine Ehre von neuem Gefahr läuft. So ſtürzt' ich mich aufgeregt, wie ich war, in die dichten Wogen, die nur eben noch wie zu des Fremdlings Füßen überraſchend herangebrauſ't, jetzt mir das neugeborne Herz umfingen. Von nun an glaubt' ich an die Gegenwart, und es ſtärkte einer den andern in ſeinem Glauben; war das Heil doch mitten unter uns und die ganze Jugend willig in ſeinem Dienſte! Allerdings zeigten ſich, ſo viel es Machthaber gab, faſt ſo viele kaltblütige Gegner, die eine allgemeine Abkühlung und Erſchlaffung für gerathener hielten und ſich mancherlei Dämpfer gegen die Nachſchwärmer ausdachten. Der Gewinn aber war uns nicht zu rauben. Angelangt in dem Himmel der Poeſie, ſahen wir vorläufig mit Verachtung auf die nüchterne Medicin, die ſie uns anprieſen, und erſt als der Zwang, ſie anzunehmen, hart heranrückte, wurden wir zornig, fanatiſirten uns für das Recht des Ewigen gegen das Recht der Welt, und verſchworen uns zum Umſturz ſeiner ganzen Exiſtenz zu Gunſten unſerer Begeiſterung und ihres Ideals. Dieſe Verſchwörung für einen neuen Freiheitskrieg und die abentheuerliche Verkennung aller bedächtigen Staatsentwicklung iſt die Verunreinigung, nach der Du mich fragſt, und von welcher mich der nun bevorſtehende Reinigungsprozeß befreien ſoll. Und in der That, wir haben damals zu tief auf die Welt und ihren nüchternen Lauf uns eingelaſſen, die göttliche Raſerei aber ſehr mit Unrecht für immer in das Herz ihres Getreibes zu pflanzen verſucht, denn nur an den Weltſonntagen, an den Feiertagen der Geſchichte läßt ſie ab von ihrer kalten Proſa und leiht den Dienern am Worte der Poeſie ein williges Ohr. Sie muß ſich aber ſatt arbeiten im Schweiße der irdiſchen Noth, bevor ſie nach der Noth des himmliſchen Durchbruchs lechzet und hinaufſtrebt.

Welch' eine Welt, rief Minna aus, und welch' ein Wirbel iſt dieſes Leben der Männer! Wie ſüß und wie ergreifend muß es ſein, dafür zuerſt zu erglühen und dann mitzuleben und zu ſterben! Ja, ſelbſt den Undank dieſer ſpröden

Welt, ſelbſt den kann ich mir denken als Genuß. Doch nun Du einmal dort Dein ganzes Herz verloren; o ſage mir, mein theurer Freund, was kann Dich nun zu mir noch ziehn?

Nach aller Läuterung durch Kampf und Feuer, ſo geht die Sage, nach dem Scheiterhaufen des Oeta verdiente ſich Herakles erſt die Hebe. Soll ich mich ihm vergleichen? Nein, nicht ſo gewaltſam ſind die Thaten, die ich that, ja, die ich mehr gelitten als gethan; ſo fürcht' ich auch nicht ſeine ſtrenge Reinigung und um ſo beſſer, denn der Lohn iſt gleich, Du meine ſüße Nectarſpenderin!

Nun wahrlich, ſyſtematiſch und ganz geſchickt fügt ſich Ihr Unſinn und gewinnt Vernunft, ſchloß der Geheime Rath; gehn wir denn morgen alleſamt an unſre wirklichen die Einen, an ihre ſymboliſchen Geſchäfte die Andern; für heute gute Nacht!

5. Oheim und Neffe.

Der Kunſt und Liebe Streit
Iſt Brauch zu dieſer Zeit.

Allerdings, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich auf meinem Zimmer allein war, ſoll ſie der Preis meiner Thaten werden, aber leider nicht derer, die ich bereits gethan, ſondern anderer, die ich noch zu thun habe und die von ſo zweifelhaftem Erfolge ſind, daß ſie mich mehr ängſtigen als aufmuntern. Wie ſchlimm iſt es, daß der Geheime Rath mich gewaltſam mit ſeinem grobkörnigen Maßſtabe mißt und dieſe meine ganze Bildung durch die Philoſophie und für die Kunſt als ſchädlich und verwerflich behandelt bloß darum, weil unſer Leben gemein genug iſt, das Handwerk über die Kunſt zu ſetzen und den Erwerb, den Lohn, lediglich an das ſogenannte Nützliche zu feſſeln. Einem Bauer und einem Landedelmann, deren einzige Götter Plutus und Priapus ſind, könnte man keine edlere Anſicht zumuthen, hier aber iſt ſie gar nicht am Orte und doppelt drückend, auf mir laſtet die Noth und auf ihm der Vorwurf. Dennoch muß ich es wagen; und damit ſetzte ich mich ſogleich nieder, um den Plan des Trauerſpieles, den ich in Gedanken hatte, zu entwerfen. Dann ſchlief ich ein und träumte die Hoffnungen, die mir fehlten. Unmittelbar an die Reihe dieſer meiner luſtigen Entwürfe und traumgebornen Hoffnungen knüpften ſich am folgenden Morgen die handfeſteren Begebenheiten der Gegenwart an. Sobald wir uns zum Frühſtück verſammelt hatten, wurde unſre Freundinn Emma mit einem Briefe beglückt; und er enthielt ſo viel Gutes, als die Umſtände nur immer zuließen. Zuerſt, ſo wie ſie ihn öffnete, fiel ein Trauring heraus mit Axels Namen und dem Datum von Fürſtenberg, dann las ſie mit einer ſo heiteren Miene, wie ich ſie noch nie auf ihrem lieblich runden Geſichte wahrgenommen, folgenden Inhalt:

Thoren im Mai.

Was konnte mir glücklicheres begegnen, als die Fürſtenberger Nachrichten von Dir ſelbſt, meine geliebteſte Emma, und dieſe Gelegenheit, Dir mein volles Herz von neuem zu widmen. Vertraue mir ganz, mein geliebtes Leben, und wenn auch Alles mich verklagen ſollte, Du vertraue mir unbedingt, denn Du weißt es und nur Du, daß Alles, was ich irgend verſchuldet haben könnte, nur aus der Uebermacht meiner Liebe zu Dir entſprungen iſt. Emma, Emma, wie ſelig macht mich der Gedanke, daß Du mein biſt und daß Du es ganz biſt, ohne Widerrede und mit voller Seele. Ja! ich bin heftig, aber ich fühle nachhaltig, was mich ergreift, und o wie unendlich glücklich darf ich ſein, daß Du mich hierin nicht verkannt! Kein Mann von Gefühl achtet die Schranken der Noth und des Brauches, wenn er ſie ſtürzen kann und auf ſeiner eigenen Macht ruhn. Emma, geliebteſte, ſüßeſte Königin aller meiner Gedanken, Du wollteſt ganz die meinige ſein; Du biſt es. Hier haſt Du den Trauring mit dem Datum jenes ſeligen und komiſch unſeligen Tages von Fürſtenberg. Ich weiß es, Du trauſt mir ſo viel, als allen Pfaffen der Erde mit ihren Gemeinplätzen und mit ihrem gehorſamen Thränenquell, über die ich leider in dieſem Augenblicke nicht gebieten kann; denn könnt' ich es, ſo braucht' ich freilich meine ungeweihte Treue nicht anzupreiſen. Jetzt aber muß ichs; und ich thu's mit leichtem Herzen, denn ich weiß, Du trauſt mir: wer braucht uns da noch erſt zu trauen? Du ſiehſt, es iſt kriegeriſch genug um uns her, dies bindet mich an meine Fahne und an meinen Poſten, weder Abſchied noch Urlaub wäre zu erlangen, und daß Du herkommen könnteſt, iſt nur ein Nothanker, den ich nicht voreilig auswerfen will. Aufs Theater darfſt Du aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht wieder zurück. Ich bin neidiſch auf jedes Auge, das ſich an Dir ergötzte. Schicke den inliegenden Brief zu meinem Oheim, dem närriſchen Kriegsrath; der auch ſo gewiſſermaßen Dein Adoptivvater ſein muß, wenn nicht der meinige es wirklich und er nur dem Vorwande nach war, alſo geh zu ihm, wenn er Dich einladet, und wohne bei ihm, ſo lange bis ich komme und Du bei mir wohnſt. Sollte er Dich wider Erwarten nicht einladen, ſo mache von dem Wechſel Gebrauch, den Du ebenfalls in dieſem Briefe findeſt. Immer aber gedenke mein mit der treuen Liebe, womit ich der Deinige bin.

Axel von Naden.

Vor Freude weinend fiel die gute Emma uns allen nach einander um den Hals, und Minna verſicherte mich nachher, daß ſie mich faſt zu andächtig geküßt, und daß ſie ſelbſt ſehr wünſchen würde, dergleichen möchte in ihrer Abweſenheit gar nicht vorkommen, worüber ich natürlich die nöthigen Verſicherungen ausſtellte mit der ausdrücklichen Verpflichtung, alle Tage unſerer Trennung wenigſtens eine Zeile an ſie zu ſchreiben zum Beweiſe, daß ich an ſie gedacht. Mit Ermahnungen von Minna und dem Briefe für Emma trat ich meinen Weg zu dem Kriegsrath an. Ich traf ihn im heftigſten Wortwechſel mit einem Theaterkritikus, welcher nach ſeiner Meinung einer beliebten Sängerin höchlich Unrecht gethan. Ich werde gegen Sie auftreten, ich werde Sie widerlegen, hörte ich ihn mit Aufregung ausrufen; Sie haben keinen Begriff davon, wie niederſchlagend ein öffentliches unverdientes Tadelwort auf den Künſtler wirkt; ſchrecken Sie immerhin ab alle die ſich als unfähig kenntlich machen, denn hier gilt nur das Genie; aber wo es ſich auch einmal gezeigt hat, da muß man es ſchonen und pflegen, wie eine edle Pflanze, die ſo oft als irgend möglich mit Lob zu tränken und zu erfriſchen iſt, ſehr ſelten mit gerechtem Tadel zu beſchneiden, nie mit ungerechtem zu verletzen. Der Kritiker berief ſich auf ſein gutes Gewiſſen und bezeigte ſich neugierig auf die verſprochene Widerlegung, indem er ſich empfahl und ſein Bedauern darüber ausdrückte, daß der Kriegsrath noch immer keine Auskunft zu geben wiſſe über ein junges Talent, deſſen Erſcheinung von vielen Seiten mit Sehnſucht erwartet würde.

Lieber Freund und Reiſegefährte, der Sie mir ſchönſtens willkommen ſind, Sie hören was der Kunſtfreund, welcher uns ſo eben verläßt, von unſerer Freundinn, der jungen Sonnabend, für Erwartungen ausſpricht. Ich bitte Sie, haben Sie von ihr gehört, und wie iſt es möglich, daß ſie noch immer nicht da iſt?

Ich weiß allerdings genug von ihr zu berichten, aber wahrſcheinlich wenig, was Ihnen zu hören lieb iſt. Hierauf erzählte ich ihm, wie ich ſie angetroffen, wie mich dies ſelbſt in einen Liebeshandel der allerbeſten Art verwickelt und ſo nach Mittheilung meiner Denkzettel an den Geheimen Rath zwar durch mich aber ganz wider meinen Willen alle Verhältniſſe und unſre ganze vertrauliche Unterredung aus der Penzliner Reiſekutſche an den Tag gekommen ſeien.

Ich ſeh es Ihnen an, daß Sie ein gutes Gewiſſen haben, und will mich dem Zufall, nun er einmal ſo geſpielt hat, nicht weiter widerſetzen. Vielleicht, daß ſich auch von hieraus immer noch wieder ein Weg auf die Bühne eröffnet. Ich zweiſle daran, daß mein leichtſinniger Neffe ihr treu bleibt.

Hier überreichte ich ihm den Brief.

Nun, ſo mag ſie denn kommen, ſagte der Kriegsrath gefaßt, und ich werde ſie, ſo lange ihre Ausſichten auf meinen Neffen, der am Ende noch vorher ums Leben kömmt, vorhalten, nur zu meinem Privatvergnügen ſingen laſſen, wie Ihr philiſtröſer Herr Schwiegervater mir ſehr weiſe anzurathen die Güte gehabt.

Freilich, lieber Herr Kriegsrath, zürnen Sie ihm nicht mit Unrecht, aber es liegt alles in den Anſichten, worin Sie ſo ſehr von einander abweichen, daß er ein abgeſagter Gegner aller philoſophiſchen und künſtleriſchen Beſchäftigung und lediglich, wie man ſagt, für das Praktiſche iſt, Sie dagegen ein ausgemachter Kunſtfreund und als Kritiker auch Philoſoph ſind.

Nun, da werden Sie Sich ſehr zu ihm paſſen, denn ich erinnere mich, daß auch Sie meinem Neffen eifrig das Wort redeten, als ich es tadelte, daß er mit ſeinen junkerhaften Begierden die Bühne um dies ſchöne Talent betröge. Was ſich das Schickſal doch für paſſende Werkzeuge wählt! Konnt' es einen beſſeren als Sie finden, um jenes unſelige Verhältniß zuerſt zu ſtiften und nun durch Ihren Herrn Schwiegervater meinen feinangelegten und ſonſt ſo wohlgelungenen Rettungsplan wiederum zu durchkreuzen? konnt' es einen paſſenderen finden, als Sie, der Sie ein ausgeſprochener Gegner der Bühne und der Kultur des Bühnengenies, der Sie ein Freund des widrigen Naturzuſtandes gedankenloſer Landjunker ſind?

Er war in Hitze gerathen und drohte ſich noch immer tiefer hineinzureden, als ich ihn unterbrach und mit der Klage meiner eignen Leiden allmälig ſein Herz gewann, ja wider Erwarten in dem Grade gewann, daß er nun eifrig für mich und gegen die Bedingungen des Geheimen Rathes Parthei nahm

Wir wollen doch ſehn, wie wir ihm ein Bein ſtellen, oder ob er nicht mit einiger Nachhülfe über ſeine eigne Weisheit ſtolpert. Sobald Sie mit Ihrem Drama fertig ſind, laſſen Sie michs prüfen. Sie haben mein ganzes Herz damit gewonnen, daß Sie Sich der ſinkenden Bühne annehmen wollen. Wir werden noch weiter darüber reden und namentlich ausmachen müſſen, wie es mit der Komik zu halten iſt. Jetzt will ich Sie begleiten, um mein Töchterchen in Empfang zu nehmen und unſeren gemeinſchaftlichen Widerſacher kennen zu lernen, denn kein Plan iſt ſicherer, als wenn der General ſelbſt ſein eigener Kundſchafter iſt.

6. Der Abſchied.

Mädel, was klagſt Du ſo ſehr!
Liebſtes Mädel, klag nicht mehr;
Ich trag Deine Qual und Schmerzen
Ewig, ewig im Herzen.

Allein die Kundſchafterei blieb diesmal ſehr im Oberflächlichen hängen, denn als wir in unſer Gaſthaus traten, war alles in Bewegung vom Wirth bis zum Portier, vom Kellner bis zum Stallknecht, der eine lief nach der Rechnung, der andre nach der Poſt und was ſonſt noch übrig war von der Bedienung das ſchmierte, ſchnürte, packte, putzte, kurz der Geheime Rath hatte plötzlich zum Aufbruch geblaſen. Die beſtimmteſten Nachrichten von einer bald eintretenden Grenzſperre, weil die Hauptſtadt verdächtig ſei, bewogen ihn, zufrieden mit einer oberflächlichen Beſorgung ſeiner Geſchäfte, ſogleich wieder abzureiſen. Er ſei entſchloſſen keine Stunde zu verlieren, ſagte er zu ſeiner Tochter, und trug ihr auf, ſchriftlich von mir Abſchied zu nehmen für den Fall, daß die Poſtpferde früher kommen ſollten, als ich.

Weinend ſaß ſie da mit der Feder in der Hand und hatte ſchon von der Grauſamkeit des Schickſals, von der Unerbittlichkeit ihres Vaters und von ihren Ahndungen bei Gelegenheit des Kuſſes unſerer Freundinn und noch andre dergleichen ganz traurige Dinge niedergeſchrieben, als wir ins Zimmer traten. Der alte Herr war ſtark beſchäftigt mit den kleinen Anordnungen der Unordnung ſeiner Abreiſe, bemerkte ſogleich: daß er nicht vor der Cholera flüchte, ſondern der Sperre zuvorzukommen wünſchte ſelbſt auf die Gefahr hin, ſein Ländchen mit der Krankheit anzuſtecken, denn, wie geſagt, er halte ſie nicht geradezu für ein Uebel; darauf bedauerte er, nun allerdings nicht mehr die gehörige Muße zu haben, um die höchſt anziehende Erſcheinung des Herrn Kriegsrathes bis in ihre letzten Gründe zu verfolgen. Es gehöre gewiß unſerer Zeit eigenthümlich an, daß ein Geſchäftsmann zugleich ein ſo leidenſchaftlicher Kunſtfreund ſei, um die Anſicht zu gewinnen, die Kunſt ſei das erſte und ſein Geſchäft das zweite und untergeordnete, da es doch noch zu bezweifeln ſtünde, ob denn in dem Organismus der menſchlichen Geſellſchaft die Kunſt und die Philoſophie, als bloße Gedankendinge, mit ihrem nebelhaften Traumesdaſein überhaupt eine nothwendige Stelle einnähmen, und wenn Platon dies bloß von der Kunſt geläugnet hätte, ſo ſei er ſehr geneigt, es auch von der Philoſophie zu läugnen. Indeſſen, wie er ſchon mit Bedauern bemerkt habe, die Zeit erlaube es nicht, dieſe hochwichtige Unterſuchung zu erſchöpfen und bei der Gelegenheit die nähere Bekanntſchaft des Herrn Kriegsrathes einzuleiten und zu vermitteln.

Dieſer dagegen verſicherte, daß ihn ſein Weg nicht gereute, denn auch der Anblick ſei ſchon eine Bekanntſchaft, beſonders für einen Freund der darſtellenden Kunſt, dem Geſichtswinkel und Blick den Geiſt und alle belebte Form die Geiſtesmacht offenbaren müſſe. Er wünſche ſich daher Glück ſelbſt zu dieſem Abſchiede, der ihm durch die gegenſeitige Theilnahme ein Wiederſehn zu verbürgen ſcheine.

Sie verbeugten ſich gegeneinander, die Kutſche raſſelte in den Thorweg, Minna war in der größten Aufregung und bat mich wiederholt, ja meine Angelegenheiten nach Kräften zu beſchleunigen, es würde ſich gewiß alles finden, wenn ich nur wieder da wäre; ich ſelbſt wußte mich in dieſe plötzlichen Zuſtände nur unvollkommen hineinzufinden, war mehr beſorgt um die Aufregung meiner Geliebten, als ſelbſt aufgeregt, und ſuchte, ſtatt der Thränen des Abſchieds, ihr allerhand Tröſtliches zu ſagen. Aber dadurch wurde das Uebel nur ärger, und ſie rief heftig aus: Edmund, lieber Edmund, ich bitte Dich, tröſte mich nicht, weine mit mir, wenn Du mich lieb haſt. O, vielleicht ſehn wir uns niemals wieder, vielleicht ſtirbſt Du an dieſer abſcheulichen Krankheit, der wir ausweichen, vielleicht, o ich wage es nicht zu denken, denn es wäre noch viel ſchlimmer, vielleicht verdrängt eine glücklichere mich aus Deiner Liebe!

Ich verſprach was ich nur konnte und wußte, und weinte wirklich, als ich ſah, wie ernſt es ihr ſelber war.

Zur großen Beruhigung diente es ihr, daß Emma nicht unter meinem Schutze blieb. Dieſe theilte ihr nämlich noch in aller Eile mit: der Kriegsrath habe ſich ſo eben, wenn auch etwas kalt und förmlich, erklärt, er nähme ſie vorläufig in ſeine Obhut und werde Axels Wünſchen nicht entgegen ſein.

So kam es noch zu einem leidlich heiteren Abſchiede, nachdem Minna mir heimlich wiederholentlich eingeſchärft, die kleine Sirene nicht zu häufig zu beſuchen. Sie fuhren raſch von dannen. Auch der Kriegsrath empfahl ſich mit ſeiner Tochter; und ich blieb allein mit meinen Gedanken und mit meiner Erinnerung an des letzten Kuſſes ſchwellende Andacht, die mir alle Gedanken in Stimmung verwebte.

7. Edmund an Minna.

O Minna, biſt ſo noth und ſüß
Mir wie die freie Luft,
Dem Armen, den das Burgverließ
Erſtickt mit Grabesduft.

„O, laßt mich aus, und gönnet mir
Nur einen tiefen Zug;
Gab Gott dem Menſchen Luſtbegier,
Gab er euch Luſt genug!“

Mit welchem Liebesruf ſoll ich Dir nachrufen, Du überhimmliſch Süßes? Hätt' ich es doch nimmermehr gedacht, daß ich es werth ſei, aus dem klaren Brunnen Deiner ſchönen Augen meinen Stolz zu tränken und mein Glück, das noch ſo neu und ſchon ſo groß gewachſen! Und nun vollends dieſe liebenswürdige Eiferſucht auf denſelben Lippen, die ſonſt nur heitern Scherz und roſige Laune ſprühten! O Minna, wie glücklich, wie ſelig haſt Du mich geweint und gefürchtet! Iſt's nicht zu viel? bin ich des Glückes werth? Wie ein fahrender Ritter, ein literariſcher Vagabond, zieh ich aus auf novelliſtiſche Abentheuer, auf dichteriſche Raubzüge in den bunten Jahrmarkt des Reiſe- und Städtelebens, um mich, nach meiner bürgerlichen Wiederherſtellung, in die Armee unſerer Dichter einzureihen; da begegnet mir auf meiner Entdeckungsreiſe nach fremden Romanen mein eigner, und welch ein Sturm führt' uns ſo raſch hinein, verläßt uns aber jetzt, und wirft mich aus dem Liebeshimmel in die Melancholie meiner Poeſie! Vielleicht daß ich ein wirkliches ſchlimmes Schickſal damit abkaufe, wenn ich ein erdichtetes darſtelle; ich ſchreibe eifrig an einem Trauerſpiele, worin eine ächte Liebe durch eine unächte und umgekehrt zu Grunde geht, ich bin ſchon weit hinein und beſonders die melancholiſchen Stellen, wo ich mir denke, daß ich meine Geliebte auf der Rückkehr an einen andern verloren fände, gelingen mir jetzt, wie ich es wünſche. Ich will das Stück auch die Heimkehr nennen, oder ſoll es lieber die Verlobte heißen? Du ſollſt es ſagen. Aber ach! was hilft es mir auch im beſten Falle! wie ſoll ich Deines Vaters Bedingungen erfüllen? wird er das beſte Gelingen, welches doch ſo ſchwer iſt, für zureichend erklären? Ich weiß noch immer nicht, wie dies ſich fügen ſoll, obgleich ich einige Hoffnung ſetze — ſchwerlich erräthſt Du auf wen? — auf den wunderlichen Kriegsrath. Er hat ſich für meine Arbeit erwärmt, weil ſie ſich auf die Bühne beziehen läßt, kommt nun täglich zu mir und prüft jede Scene, ob ſie auch für die Darſtellung ſich eignet. Er denkt etwas altfränkiſch darüber, und meint, auch darin ginge nichts über Schiller und Göthe, wenn der nur gewollt hätte; indeſſen hört er doch auf mich, wenn ich ihm etwas dagegen ſage; unſere Freundſchaft wächſt, wie das Gras im Frühjahr. Er thut auch für mich, was er nur irgend kann. Wenn er nur mehr könnte! Die Erfahrung, wie wenig er vermag, hat neulich meine Hoffnungen wieder einmal recht gründlich abgekühlt und mit der alten Gefängnißgeduld gedämpft. Aber es iſt jetzt nicht die Zeit der Geduld, und der ſtündliche Gedanke an Dich wirft mich immer wieder von neuem in die Ungeduld. Mir klopft das Herz ſo ſtark, daß ich nichts als Zuckerwaſſer trinke, und ſelbſt in den Fingerſpitzen meiner rechten Hand pulſirt ein ſo aufgeregtes Blut, daß meine Züge, wie Du ſiehſt, wild über den Brief zittern. Liebe ſüße Minna, könnt' ich Dich nur einmal küſſen, und dann beruhigter hoffen und warten! Ja, das iſt es, warten, ewig warten, und immer wieder von vorne warten! Ich ging zum Miniſter, an den mich der Kriegsrath empfohlen, verſteht ſich in Schuhen und Strümpfen. Du hätteſt Dich gefreut, wie wohl mir die Tracht ſtand, und fand den alten Herrn ganz leutſelig, keiner von uns beiden fürchtete von dem andern gebiſſen zu werden, im Gegentheil, er nahm ſich meine Lage zu Herzen, tröſtete mich mit guter Ausſicht auf Erfolg, fügte aber hinzu, daß wohl ein Jährchen über der Antwort verſchleichen möchte. O, die unglückſelige Jahresrechnung und grade da, wo ich die Minuten noch zu lang finde! Er ſagte mir Lebewohl, und ich mußte gehn, obgleich ein Platzregen vom Himmel ſtürzte. Meine Wohnung war nicht weit, ich eilte zuerſt an den Häuſern hin, dann unter Bäumen, aber als ich mich umſah, war ich in der Eile fehlgegangen, und hatte nun viele Rückſchritte und einen großen Umweg zu machen. Der Regen weichte mich durch, wie einen Schwamm, und meine zierlichen Schuhe ſpritzten bei jedem Tritte, wie Springbrunnen. So kam ich, wie geſagt, kühl und ſehr gedämpft nach Hauſe. Soll ich den Muth behalten, Deinem Vater zu widerſtreben? und auch, wenn ich ihn nicht behalte, was kann ich anders thun, als warten in dieſer peinlichen Unbeſtimmtheit? O tröſte mich, liebe theure Minna, denn Du biſt es, Du allein, die mich aus meiner philoſophiſchen Ruhe herauswirfſt! Jetzt begreife ich es, ich wäre geſtorben, wenn ich im Gefängniſſe und Du draußen geweſen wärſt. Alles könnt' ich noch einmal vergeſſen und mit Naſenrümpfen anſehn, nur von Dir, nun Du mir einmal erſchienſt, wendet kein Gott meine Gedanken und meine Wünſche. Du ehrſt mich mehr, als ein König könnte, Du einziges Mädchen, Du beglückſt mich mehr, als Gott es will, ich liebe Dich ſündlich, Minna; Minna, ich liebe, ich denke nur Dich!

Nachſchrift. Abends.

Die Ausſichten unſrer Freundinn trüben ſich, wie ich aus den Nachrichten des Kriegsrathes ſchließen muß, auf eine höchſt beunruhigende Weiſe. Sie ſelbſt hab' ich noch nicht wiedergeſehn, weil der Kriegsrath wegen des Drama's täglich zu mir kommt und mir zu Gegenbeſuchen keine Zeit läßt. Zuvörderſt verdächtigt er allerdings Axels Charakter. Mein Neffe, ſagt er, iſt ſehr aufgeregter, tapfrer, aber auch ſehr ſinnlicher Natur;

r weiß ſich nicht zu beherrſchen, und in ſeiner Leiden-
haft iſt auf ſein Gewiſſen nicht zu rechnen. Auf der
Iniverſität nannte man ihn nur den Raufraben; und es
ab keinen gefährlichen Handel, in den er ſich nicht auf
gend eine Art verwickelt hätte. Bei dieſem Namen
rinnerte ich mich plötzlich der ganzen Perſönlichkeit des
ieutenants, wie ich ſie aus jener Genoſſenſchaft kannte,
nd muß nun allerdings das Urtheil des Kriegsrathes
ſtätigen. Auch iſt er wirklich eine Perſon mit dem
ſtrelitzer Axel von Raben, der damals, nachdem er
e liebenswürdige Chlotilde verführt und in ſein Schick-
l verwickelt hatte, die Flucht ergriff und nach Süd-
nerika auswanderte. Hier konnte er indeſſen wiederum
ht lange ausdauern, ohne Händel von der gefährlich-
n Art anzuſpinnen. Du erinnerſt Dich jenes furcht-
ren Aufſtandes in Bogota, der gegen Bolivars Leben
d Regierung ging. Man beſchuldigte ihn der Theil-
hme und ſeine Flucht, die unter den wunderbarſten
entheuern bewerkſtelligt wurde, ſcheint gegen ihn zu
gen. Von Nordamerika aus fand er darauf Gelegen-
t, ſeinen Frieden mit dem Vaterlande zu machen; er
rte zurück, bequemte ſich zu einigem Gefängniß und
m dann Dienſte unter den Huſaren, mit welchen er
t nach Polen marſchirt iſt. Seine Abentheuer auf
Flucht und in der Fremde hat er ſelber aufgezeich-
; und ich werde Dir ſie mittheilen, wenn ich ſie von
ma bekomme, die ſie jetzt in Händen hat. Der
egsrath meint, dieſe Lectüre würde ſie auf ihr Schick-
vorbereiten oder beſſer davon abſchrecken, und er

hoffe allerdings noch, ſie ſo der Bühne zu erhalten. Das arme Kind! Mag der Kriegsrath für das Theater hoffen, wir wollen das Beſte hoffen. Die Polinnen ſind ſchön, aber patriotiſch; ſie werden den preußiſchen Huſaren haſſen, und ſo auch Emma's gerechte Sache fördern.

Nachſchrift. Morgens früh.

Guten Morgen, meine bitterſüße Pandora, einen ganz guten Morgen, einen ſolchen, der allen geſtrigen Kleinmuth und Trübſinn hinwegſcheint. Es iſt ein göttliches Lächeln an dem guten Himmel und geht mir zu Herzen mit ſeiner heiteren Kraft, obgleich ich hier gegen Abend nur den Widerſchein davon wahrnehme. Und die verfloßne Nacht, wie ſegn' ich ſie! die Choleraſperre, Deine Entfernung und die Entfernung unſers Zieles, alle Tücken der Menſchen und des Schickſals warf ſie ſiegreich nieder vor ihrem Traumesglück. Dieſe ganze liebe Nacht bin ich keinen Augenblick von Deiner Seite geweſen. Wir ſaßen beide in einer ſchönen Laube, über und über dicht und frühlingsduftig eingehüllt. Da konnten wir nun reden was wir wollten und auch thun was wir wollten; und wir thaten es auch, ſpotteten über Niemand, lachten wenig, ſondern waren alle beide immerfort in jener weichen, guten Stimmung, der die Küſſe ſo ernſt ſind, als dem Kaiſer eine Kriegserklärung. Ein ſüßer Traum! und doch, was iſt er gegen die Wahrheit? O wir ſind arm mit unſern Wünſchen und Träumen! Hab' ich mir doch auch im größten Uebermuth nie in meinem Leben eine ſolche

Geliebte geträumt als Du nun wirklich biſt, Du Stolze und doch zur Lieb' Entſchloſſene, Milde! O, jeder Augenblick iſt Raub an unſerm Himmel, ſo lange dieſe Ferne uns zerreißt; wie viel ſeliger, als in allen Lauben der Welt, will ich leben hinter der Laube Deiner braunen Locken, und ſchöner ſoll kein Himmel leuchten, als durch ihr liebes von Liebe zerſtörtes Gebüſch! Bis auf Wiederſehn, meine Ewigtheure, mit Sehnſucht

Dein Edmund.

8. Edmund an Minna.

Freunden alt und neu
Freundlichkeit und Treu.

Geſtern endlich hab' ich unſre Emma wiedergeſehn. Es ſind nun bereits einige Monate verſtrichen, aber unſer gemeinſame Liebeshimmel will ſich noch nach keiner Seite hin entwölken, im Gegentheil der ihrige umzieht ſich mit immer trüberer Miene. Alle dieſe Zeit hat Axel keine Zeile an ſie gelangen laſſen, obgleich ſie täglich an ihn ſchrieb und poſttäglich die Briefe auf die Poſt tragen ließ. Der Kriegsrath will dies alles vorhergewußt und prophezeit haben. Es bringt ihn auch nicht im Geringſten aus ſeinem Gleichmuth, ja er würde offenbar die Ereigniſſe noch loben, wenn es ihn nicht verdröſſe, daß Emma dennoch den entſchiedenſten Widerwillen gegen die Bühne beibehält. Wir blieben den

Abend beiſammen, ohne recht warm mit einander zu werden, denn die Anſicht des Kriegsrathes, der uns hier beherrſchte, hielt unſre entgegengeſetzte Stimmung nieder, bis auf einen flüchtigen Augenblick, wo eine ſehr dringende Botſchaft ihn in Anſpruch nahm. Emma ſteckte mir unterdeſſen erröthend und ängſtlich umſchauend einen Brief zu und bat mich, ja gewiſſenhaft damit zu verfahren. Nun wurde mir vollends der Boden unter den Füßen brennen, ich ergriff daher die nächſte beſte Entſchuldigung, und eilte auf mein Zimmer. Hier fand ich einen Brief an mich und einen an Axel in dem gemeinſamen Umſchlage. Sie ſchrieb mir:

Wie lange hoff' ich ſchon mit Schmerzen, Sie zu ſehn! Ich komme mir vor, wie eine Gefangne. Mein Pflegevater iſt liebreich und gut gegen mich, aber das Geſinde ſcheint mich zu beobachten und zu bewachen. Solche Leute ſind nicht fein genug, um ihre Polizeimienen zu verſtellen. Ich fürchte alſo, daß für meine Briefe der Weg von hier zur Poſt, den ich ſelbſt nicht weiß und nicht füglich ohne Erlaubniß einſchlagen kann, der eigentlich unſichere iſt. Oder glauben Sie, daß Axel mich wirklich verlaſſen und ſo grauſam betrogen hat? Ich glaub' es nicht, ich will es nicht glauben. Sie verpflichten mich daher unendlich, wenn Sie mir dieſen Brief an ihn ſicher beſorgen. Womit ſoll ich Ihnen alle die Freundſchaft vergelten, die Sie mir erweiſen?

Sogleich war mir alles klar. Der Kriegsrath hatte die Correſpondenz geſtört, um der Neigung ſeines Neffen einen Vorwand zur Untreue, die er für ſo wünſchenswerth hielt, zu geben. Ich war höchlich erfreut, ihm auch dieſe Intrigue zu durchkreuzen, wollte aber zugleich alle Erörterungen darüber vermeiden, und ſchrieb daher an Axel, wenn er irgend einen andern Mittelsmann wüßte, ſo würde es mir lieb ſein, ob übrigens und in welcher Abſicht der Kriegsrath verdächtig ſei, das überließ ich ſeiner beſſeren Einſicht.

Die Briefe ſind abgegangen.

Nachſchrift.

Als ich ſo weit geſchrieben hatte, legte ich die Feder weg und machte mich auf, um einen ſogenannten Vergnügungsort zu beſuchen. Der Kriegsrath war mein Begleiter, und wir führten die anziehendſten Geſpräche, bis wir ankamen und zu unſerem Erſtaunen den Tanzplatz in einen Wahlplatz verwandelt fanden. Wie Waſſertropfen ſpritzten die leichtfüßigen Hauptſtädter aus Fenſtern und Thüren hervor, zerrauft, geſtoßen, geſchleudert, geängſtigt und meiſt mit dem Noth- und Hülfsruf: iſt hier denn keine Polizei?

Der weite Tanzſaal war gänzlich ausgeleert; und triumphirend ſtanden zwei ungeheure Tänzer mit ihren Schönen da und riefen: Aufgeſpielt, einen langſamen Dreher, gehopſt iſt jetzt genug!

Alſo das war die Frage, ob gedreht oder gehopſt werden ſollte, und der Ritter für den Dreher, der ihn ſo eben mit vielem Anſtande begann, war kein anderer, als der Blockdreheraltermann, dem der Herr von Buſchapfel taumelnd ſecundirte.

Sie tanzten mit großem Genuß. Nun aber ſollte das Bittre nachfolgen, die Polizei erſchien auf der Bühne, Säbel und Sporen klirrten herbei, und es wäre ohne Zweifel zu einem zweiten Gefecht gekommen, wenn nicht der Kriegsrath, ein zweiter angeſehner Mann, der aus dem Hintergrunde zum Vorſchein kam, und ich ſelbſt dazwiſchengetreten wäre, um Frieden zu ſtiften. Namentlich konnte der Fremde, welcher den Dienern des Geſetzes bekannt war, verſichern, daß der Blockdreher der angegriffene Theil ſei, weil er lediglich aus Verſehn gedreht ſtatt gehopſ't hätte, und daß er im gerechteſten Unwillen hierüber die Beleidiger in die Flucht getrieben. Wenn irgend ein Verſehn auf dieſer Seite ſei, ſo träfe die Schuld den Herrn von Buſchapfel, der ein wenig vom Wein erhitzt ſei. Ich begrüßte darauf unſern Freund als Sieger in einer guten Sache, und er ſtellte mir in dem Fremden den Herrn Helmſkiold vor, den ich nicht wiedererkannt und ſeit unſerem Räuberabentheuer im Sande von Oranienburg ganz aus dem Gedächtniß verloren hatte. Der alte Mann freute ſich unendlich, mich wiederzuſehn und beſtand darauf, daß ich ihn ſogleich begleiten und die Bekanntſchaft ſeiner Ehefrau machen ſollte. Wir gingen zuſammen, und ich muß Dir geſtehn, dieſe Schwedin hat mich ungemein angezogen. Sie iſt kinderlos und ſchon in den Jahren, wo ſie in dieſer Hinſicht keine Hoffnung mehr hat; vielleicht iſt dies, vielleicht eine unglückliche Liebe aus ihrer

Jugend die Urſache einer Schwermuth, wodurch ihr geiſtreiches Geſicht nur noch mehr intereſſirt. Dazu unterſtützt ſie ihre zarte Geſtalt und ihre ganze Erſcheinung mit einem ſo geſchmackvollen Putz, daß ſie durchaus den Eindruck eines jungen Mädchens macht, und Jeden angenehm berührt, der ſie im Laufe des Geſprächs zu einer Heiterkeit aufthauen ſieht, welche dieſe ſchwermüthigen Züge zuerſt am allerwenigſten erwarten laſſen. Dann aber ergötzt auch dieſer Sonnenſchein des Gemüthes, wie der Sommer am Fuß der Schneegebirge. Als Mädchen wäre ſie mit dieſen Zeichen trauriger Erinnerung, mit dieſem überweichen und empfindſamen Weſen nun gar nicht mein Geſchmack; in ihrer Lage dagegen und mit dem Geheimniß ihrer früheren Schickſale, worauf ihr geiſtiger Gehalt mich nur noch neugieriger macht, iſt es grade dies, was mich reizt. Wunderbar genug, ſei es nun Dankbarkeit von ihrer Seite wegen des Abentheuers im Sande, ſei es jene Macht, die mir Gott über die Herzen der Frauen gegeben hat, zieht es auch ſie zu mir, feſſelt ſie an meine Blicke und läßt ſie jedes Wort aus meinem Munde bedeutend finden. Werde nur eiferſüchtig, mein Liebchen, wir ſehn uns zum zweiten Mal in unſerm Leben und oberflächlich beide Male, und dennoch iſt unſer Verhältniß ſchon gegenſeitig. Ich werde die Frau Helmſkiold recht häufig beſuchen, ſobald ich von Dir, meine Geſtrenge, die nöthige Erlaubniß dazu habe.

Unſere eignen Angelegenheiten ſchleichen, ja, faſt möcht' ich ſagen, ſie ſtehen ſtill und prüfen meine

Geduld und meinen Muth ſchwerer, als es jemals ein Ungemach gethan hat. Mit meinem Gedicht, der Tragödie, bin ich faſt fertig, der Kriegsrath iſt damit zufrieden, bisweilen ſogar entzückt davon, aber der Kriegsrath iſt nicht das Publicum, und was das Schlimmſte ſein möchte, er iſt nicht Dein Vater; wie wird mir zu Muthe ſein, wenn meine Befürchtungen wirklich eintreffen, meine Hoffnungen zu Waſſer und Deines Vaters Geſinnung zum Unwillen wird? Warum ſoll ich mich denn mit aller Gewalt nützlich machen? Ich fühl' es nur zu deutlich, daß ich überflüſſig bin. Weder die Litteratur, noch der Krieg, noch das Recht, noch die Geſundheit wird übler daran ſein, wenn ich umkomme; und wer wäre am Ende nicht überflüſſig? doch wohl die am meiſten, die ſich nothwendig zu machen ſuchen? Ich wollte, Du ſäßeſt auf meinen Knieen und löſteſt mit Deinen troſtreichen Blicken all meine Zweifel an mich und mein Glück. Muß ich nicht vorher glauben, eh' ich mächtig werden kann? o meine liebe Minna, meine gläubige Minna, ſtärke mich mit Deinem Glauben!

9. Minna an Edmund.

Seht, ſeht die Amazone reiten!
Ihr nach auf Leben und Tod!
Wir müſſen dreifach Sieg erbeuten,
So wills der Ehre Gebot.

Lieber Edmund!

In meinen vorigen Briefen hab' ich auch geſeufzt und geklagt, wie ſichs gehört für ein armes verlaſſenes Mädchen, und Du weißt es nur zu gut, mein höchſt ſtrafwürdiger Diener außer Dienſt, daß ich kein lieberes Geſchäft auf der Welt habe, als mich Deiner Küſſe zu erwehren, denn dabei ſeh ich Dich doch kriegeriſche Talente und Kraft entwickeln; aber in dieſem Briefe will ich nicht klagen, ſondern ſchelten, nicht weinen, ſondern zürnen, nicht bitten, ſondern befehlen. Sei muthig, ergreife nur irgend ein Geſchäft, welches meinen Beifall hat, damit ich nicht von Dir abzufallen genöthigt bin, und dann verſprich mir, Dich um die Welt ſo wenig zu bekümmern als ich. Denn ich ſag' es Dir, — zur Herzſtärkung ſoll es Dir dienen, — es koſtet Dich ein Wort; und ich bin die Deine, ſelbſt wider den Willen meines Vaters, ſo lange bis er einwilligt. Doch will ich Dir auch das nicht verhehlen, lieber Herzensedmund, ich bin gar keine Freundin von kleinen Hütten, die nur für ein zärtlich liebend Paar Raum genug haben und noch weniger vom Zigeunerleben. Auch wär' es hier ja ſchimpflich, den gordiſchen Knoten zu zerhauen; löſ' ihn auf, löſ' ihn muthig und richtig auf; und Du ſollſt mein Alexander ſein. Mit aller Unterwürfigkeit die Deine.

N. S. Ich bin doch neugierig, wie ſich der Roman unſerer Freundin, der ich beſtens empfohlen ſein will, entwickeln wird. Fahre fort, mir alles getreulich mitzutheilen, damit ich ſehe, daß Du Dich nicht zu ſehr für ſie intereſſirſt und an keine andere denkſt, als an mich. Du ſollſt wiſſen, daß ich es Deinen Lippen anſehn werde, ob ſie mir treu geblieben ſind oder nicht. Die Frau Helmſkiold erlaube ich zu beſuchen, ſo oft Du willſt. Laß Dir erzählen, was ſie ſo bekümmert und ſag' es mir wieder.

Edmund an Minna.

Wie viel tauſendmal drück' ich Deinen theuren Brief ans Herz! Dieſe Liebe macht nicht kleinmüthig, ſie macht kühn. Eine Wallung ergriff mich, als ich zu Ende wär; zum erſten Mal ſeit langer Zeit drückte mich Haus und Zimmer wie ein Gefängniß. Es war ſinkender Abend, ein Blüthenabend, wie ſie hier im Norden ſo ſchön ſind; ich genoß ihn ganz in dem Gefühl jener ſchwelgeriſchen Minuten, die vor Jahren plötzlich mein dumpfes Gefängniß mit dem Dufthimmel einer blühenden Kaſtanienallee zu vertauſchen pflegten. Wie theuer ſind mir jetzt in dieſem neuen glücklichen Leben jene Erinnerungen und wie bedeutſam kommen ſie zum Theil erſt jetzt zu ihrer Erfüllung. Ich hab' es Dir erzählt, welche Richtung und welche Verwicklung mit dem erſten Aufleben der höheren Geiſteswelt mich, nach kurzer Trunkenheit ſchwelgeriſcher Hingebung, an die dunkle Pforte einer langwierigen Gefangenſchaft geführt. War dieſe Begeiſterung die Vorhalle des Heiligthums und ihr Dienſt ein angenehmer Rauſch; ſo kam nun das Innerſte der Myſterien, eine nachdrückliche Prüfung und eine wirklich eingreifende Läuterung, um das Allerheiligſte in ſtrenger Arbeit zu verdienen, nicht ſogleich und ohne Weiteres zu genießen.

Der Zorn des Geſetzes, der mir im Namen der verachteten und angefeindeten Wirklichkeit zuerſt entgegentrat, hätte wirklich ein erſchreckendes Antlitz, vornehmlich in dem Geheimniß und Dunkel, womit es mich umgab und mitten in der bewegten Welt zu ſtiller, todtenſchauerlicher Einſamkeit verwies.

Auf einer ſüddeutſchen Univerſität war eines Abends ein heiteres Gelag, wir tranken bis tief in die Nacht, und als wir ins Freie gelangten, jubelten wir noch ſtundenlang im Sternenſchein der kalten Winternacht fort an den Ufern des reizenden Flüßchens, das durch Felſen dahintobt. Dann nahmen meine Freunde Abſchied vor meiner Hausthür, die auf den Fluß hinaus in der Vorſtadt am entlegenſten war. Ich ſollte ſie nie wiederſehn. Das Haus war beſetzt, ich trat unter Bewaffnete; ein Mann in bürgerlicher Kleidung nahm das Wort, begehrte meinen Namen und verkündigte mir dann: Sie ſind gefangen auf Befehl Ihrer Regierung. Ein Wagen fuhr vor, man hieß mich einſteigen, zwei Bewaffnete nahmen Platz neben mir. Sie werden eine kleine Reiſe machen, ſagte der Civiliſt. — So wie ich da bin? — So wie Sie da ſind. — Und wohin? — Er zuckte die Achſel; die Wagenthür flog zu, der Poſtillion blies ſeinen Tuſch; und wir fuhren raſch auf die Straße von Mannheim. Es ging nach Worms, es ging nach Mainz, wie unter dem Wünſchhütlein. Meine Fragen fielen alle in den Brunnen, ich war vereinſamt, und die bärtigen Begleiter hätten ſo gut Bären, als Soldaten ſein können. In Mainz hielten wir wohl an, blieben aber nicht dort; und ſo ging es fort bis ins Gefängniß zu Berlin. Auch hier war die Rede nur von Namen und Herkunft. Ich blieb einen Tag und eine Nacht. Mitten in der Nacht (ich ſchlief feſt und tief nach der langen Fahrt) hatte ſich die Thür geöffnet, eine Laterne ſtand vor meinem Bett, zwei Leute hoben meine Sachen auf die Schulter und ein Dritter redte mich an: Stehn Sie gefälligſt auf, Sie reiſen in ein feſtres Haus! — Ich kleidete mich an und verſuchte mir Geſicht und Hände zu waſchen. Nicht nöthig, fiel der grinſende Mann ein, kommen Sie nur, wie Sie ſind. — Ich muß geſtehn, daß ich dies für den Schluß des Drama's hielt, denn was konnte er meinen? und etwas Gutes meinte er nicht. Zwei Neufchateller Jäger nahmen mich in Empfang, und führten mich auf einen offnen Wagen. Dieſer fuhr zuerſt durch verſchiedene Straßen, dann verſchwand das Pflaſter und endlich die Häuſer, die Stadtmauer und das Thor; wir fuhren in ein Birkengehölz hinein. Ich erwartete nun in der That nichts anderes, als man würde mich unter irgend einer Birke erſchießen und beſtatten. So mothiſch verbildet waren allerdings unſre Vorſtellungen von der Juſtiz unſeres Vaterlandes; meine Gedanken aber wurden durch die drohenden Mienen und Worte des Voigts nicht wenig unterſtützt.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Moments und des Ortes — es iſt derſelbe, wo ich ſo eben in der Abendſonne mich ausgeſtreckt. — Der Wagen hielt und ich faßte den Entſchluß tapfer zu ſterben.

Wohlan, meine Herren, ſagte ich zu den Franzoſen, Sie haben Befehl, mich zu füſiliren, thun Sie was Sie müſſen, und rechnen Sie darauf, daß ich zu ſterben entſchloſſen bin! Mit großen Augen, aber freundlich ſahen ſie mich an und riefen wie aus einem Munde: **O non, non, Monsieur, ne craignez rien, nous irons à K......ck.**

Aber es war bei alledem eine ſeltſame Situation geweſen, und ich konnte mich in einen langweiligen und doch zuletzt nicht beſſeren Verlauf meines Schickſals lange nicht wieder hineinfinden. So viel aber war damit gewonnen, daß ich mir vorkam, als hätt' ich den Tod nicht vor mir, ſondern hinter mir; und als ich nun wirklich in die Gerichtsprocedur gezogen wurde, ging ich zu meiner großen Beruhigung immer von dieſer Vorausſetzung aus.

Bei alledem war dieſe Ruhe des Fanatismus und der hochmüthigen Weltverachtung noch keineswegs die wahre; und es trat zunächſt eine beſſere Erkenntniß der Welt, des Staats und des Lebens ein, als ich mit meiner ganzen Weiſe einen der Inquirenten, der ein ſehr ehrenwerther Charakter war, gewann, und dieſer mich bisweilen zu ſich nahm, um mich über unſere wirklichen Staatsverhältniſſe und auch über die Motive und den wahrſcheinlichen Verlauf unſerer eignen Procedur eines Beſſeren zu belehren. Von dieſem Manne trennte ich mich mit dem tiefſten Schmerz. Denn Niemandes Freundſchaft iſt theurer, als eine ſolche aus reinem Intereſſe, ja, in einem Verhältniß, wo die Erfahrung gemacht wird, daß alle alten Freunde ſich ſcheu zurückziehn und den verlornen Poſten lieber nie gekannt haben.

So iſt es doch immer noch die Aufgabe, ſagte ich zu mir ſelbſt, auf das Leben und die äußere Welt zu verzichten und in die reine Region des Geiſtes auszuwandern. Reſignation iſt es nicht, nein dies iſt erſt der Genuß des Lebens.

Es giebt einen hohen Geiſt, den alle Zeiten den göttlichen genannt, auch Du haſt von ihm gehört, es iſt Platon. In ihm fand ich nun die blühende Ausbreitung des geiſtigen Reiches und die erhabenſte Heiterkeit ſich ſelbſt genügender Erkenntniß. Dem gab ich mich gänzlich hin, und lernte es ihm ab, daß unter jedem Geſchick der Humor ein Herr der Welt iſt, wie kein anderer, denn er iſt die eigentliche Praxis des Weiſen. Wie viel höher ſtand der ſocratiſche Humor, als er den Schirling trank, gegen jenen aufgeregten Muth, mit dem ich ſelbſt mich entſchloſſen hatte zu ſterben? Dieſe Läuterung durchzog mich fühlbar, ſtreifte alle Thorheit des Zorns und der Eitelkeit von mir ab, und gab mir die Sonne des Ewigen nicht als ein zerſtörendes Feuer, ſondern als das verklärende Licht der Welt ins Herz. Und iſt es dem Leben nicht zu geben, iſt die Heiterkeit die Gabe eines überirdiſchen Quells; ſo iſt doch die Welt nur erträglich in ihrem Schein. Unvergleichlich iſt hierin die brittiſche Nation, und ich gerieth zu meiner großen Befriedigung auf Fieldings Tom Jones, auf den großen Dramatiker, auf Sterne und auf Cervantes, die freilich dem göttlichen Platon bewieſen, die Poeten ſeien nicht zu entbehren, und wenn für den Staat zu entbehren, der ſeine ernſte Miene nie abzieht, ſo doch für den freien und reinen Geiſt, der ſeine Heiterkeit verwirklicht ſehn will, um ſo unentbehrlicher. Es iſt Eine Poeſie, die platoniſche und der wahre Humor, es iſt der ſiegsgewiſſe, männliche Wurf, dem die Arbeit jedes Leidens, jeder That, jedes Wiſſens ein Spiel iſt, der Himmel ſelbſt auf Erden.

Wie manches Seltſame iſt mir da begegnet, als man mir vielleicht dieſe Miene des Humors nicht verzieh, und eher ein langes, verzognes Geſicht von dem Hoffnungsloſen erwartete.

Mein Herr, Ihr Lächeln iſt mir anſtößig und zuwider, Sie ſind hier nicht zum Scherz, ſondern zur Strafe, ſagte mir einmal der Feſtungscommandant, und ſo ſehr ich Ihre Unglücksgefährten bedaure, mit Ihnen habe ich nicht das geringſte Mitleid.

Hätt' ich zu wählen zwiſchen Zorn und Mitleid, ich wählte den Zorn, Herr General, was aber das Unglück betrifft, ſo giebt es kein anderes, als das eine, nicht zu wiſſen, daß es keins giebt.

— Iſt er nicht toll, ſo iſt er auf dem Wege, es zu werden, ſagte er im Weggehn zu ſeiner Begleitung.

Wir wiſſens jetzt, es iſt ſo leidlich gut gegangen. O liebe Minna, jene Zeit iſt liebeleer, iſt einſam, ja ein Sterben vor dem Tode, war auch der platoniſche Troſt zur Hand, des Philoſophen Thun ſei nichts anders, als ein fortgeſetztes Sterbenwollen, ein fortgeſetztes Inſichgehn und Inſichleben. Anders iſt es heut auf dieſer ſelben Stelle meines Birkenwaldes, wo damals dem Gefangenen die Morgenröthe aufging, jetzt der bunte Abendhimmel einem Glücklichen durch die Zweige leuchtet. Ich denke Dein. Und dies erſt iſt der volle Himmel. Nicht jene Einſamkeit und kalte Selbſtgenügſamkeit, erſt unſre glühend heitre Liebesmacht giebt uns die Fülle der Beſeligung, die Schöpfung einer gotterfüllten Welt. Und wie ich hier in jene goldnen Wolken mich verliere, ſo kommſt Du mir verklärt auf ihrem Zug entgegen. Du ſiehſt mich an, Du neigſt Dich zu mir her, Du hebſt mich auf, und mit dem goldnen Wolkenwagen entführſt Du durch die Gipfel Deinen Freund. Dein Arm umſchließt mich und Dein Auge lächelt. Du nimmſt es auf was ich Dir zugeblickt, Du giebſt es mir was Dich bewegt, entzückt. Sieh da, wie ſich der goldne Wagen wendet: ich ſeh' die Alpen glühend unter unſern Füßen, die blaue Fluth der Seen, die ſilbernen Caſcaden, die helle lange Bänder durch die Felſenwände ziehn. Jetzt geht es weiter. Welch' ein ſtrenger Duft, wie aus Gebüſchen heißbeſonnter Myrthen, aus breiten Kronen hoher Pinien und dunklen Hainen der Orangen und Limonen? Biſt Du es nicht, die alle Herrlichkeit der Erde mich wieder ſchätzen, lieben und genießen lehrt? Du, die von dieſem kalten Ort mich in die heitre Sonnenmitte trägt? Ich fühle ja den Odem Deines Mundes, ich ſeh' den Strahl des Auges und wende mich den weichen Arm zu küſſen, der mich umfängt. Habe Dank und tauſend Dank!

Minna an Edmund

Deine Phantaſieen reißen mich hin, Deine Erinnerungen rufen auch die meinigen auf; wie Du nicht ohne Prüfung dieſe gute Wendung zu unſerm gemeinſamen Himmel und ſeinem heitern goldnen Wolkenzug gefunden, ſo, weißt Du wohl, hat mich ein gleicher Flor des Unglücks lang' umzogen; und jetzt erſt geht in Dir die mächt'ge Sonne für mich auf, die allen Nebel niederſcheint und auseinandertheilt. Es war mir wunderbar zu Muth, als Emma mir zuerſt von Dir erzählte, wie Du ſie ehrbar ritterlich beſchützt, wie unter Männern Du Dich ausgenommen, wie ſie vor Dir ſich nicht verbergen können, dann aber doch zu Axel leichter ſich gefunden, weil Du ſo leicht ihr nicht verſtändlich ſeiſt. Ich fragte viel und fragte immer tiefer ins Intereſſe mich hinein. Du bliebſt auch mir ein Räthſel mit Deinem Alter, Deiner Lage, Deiner Fahrt und ſelbſt mit Deiner ganzen Weiſe, die ſie ſchilderte. Doch überſchlich ſogleich mich eine Ahndung, wir würden uns verſtehn. Du kannſt

Ich war entſchieden, Du warſt es auch, wir waren für einander, und wiſſens nun, wie glücklich uns ein ähnlich Loos, die gleiche Trübung und die gleiche Beglückung, der gleiche Sinn und gleich entſchloßner Muth in kurzer Zeit verbunden. Im Anfang war noch Alles nicht ſo klar, wie jetzt, doch war es gut und ſicher im Gefühl. Schon dies, daß gleich mit Dir ein neues Leben unſern ganzen Kreis durchdrang, war mir genug, und auch mein Väterchen erkannte dieſe Wendung, er ward Dir gleich geneigt für dieſe gute Kur an mir und an ihm ſelbſt; und es iſt auch darum wohl, daß er Dich für einen gebornen Arzt erkennt. Du führſt Dein Amt mit großem Glück. Denn immer neue Blicke giebſt Du mir in Deine Seele, die mich wunderbar ergreifen. O, wie viel mehr iſt dieſes Unglück werth, das uns die eigne Kraft verſuchen lehrte, als jenes ſchale Glück der großen Menge, der Alles wohl gelingt, weil dieſes Alles nur ein Nichts, ein leeres Staffelweſen iſt, auf dem ſie in den matten Tod mühſam emporklimmt. Ja, ich bin glücklich, daß ich dies erlebt, was Du noch einmal deutlich vor mir aufgerollt, als einen Kampf um unſre höchſten Güter, als einen Sieg, in dem wir beide gegenſeitig uns befreien.

Es klänge mir unglaublich, was Du mir verdanken willſt, erführ' ich nicht in demſelben Augenblick von Dir den gleichen Dienſt. Den gleichen? o, lieber Edmund, ich verkenn' es nicht, ich wäre arm und öd' in mir allein; durch Dich wird eine neue tiefe Welt auch mein, die Dir gehörte, die Du mit Dir führteſt. Was Du auch ſagſt, ſehr ungleich iſt die Mitgift, die Dir meine Liebe dagegen bieten kann. Vor Dir ſinkt all mein Stolz zuſammen und faſt bereu' ichs, daß ich Dir in meinem letzten Briefe ſo tapfer zugeredet, als brauchteſt Du von mir noch Stärkung in der kleinen Noth, der Du die größere ſo muthig ſelbſt beſiegt. Sieh', wie Du mich aus meinem heitern Ton herausgeworfen haſt; aber fürchte nichts, ich diene lieber, als ich herrſchen möchte, bleib mir nur treu; mein Leben, all mein Heil haſt Du in Deiner Hand, erhalt' es mir! Doch fahre fort von unſern Freunden das Weitere mir ſorgſam mitzutheilen.

10. Die Helmſkiold.

Mir iſt mein armes Herz verwundt,
Es kann kein Menſch mir heilen,
Weil ich ſo manche böſe Stund
Muß ganz verwaiſet weilen.

Altes Lied.

Wochen und Monate bin ich nun bereits bei der Helmſkiold aus- und eingegangen; immer zeigt ſie ſich mir verpflichtet und hinreißend freundlich, der ſonore Ton ihrer oft ſogar witzigen aber harmlos witzigen Rede bezaubert mich immer von neuem; und es iſt, ich möchte ſagen, ein Liebesverhältniß zwiſchen uns beiden. Ja, ja, meine liebſte Geliebte, und Du wirſt meinen Geſchmack loben, wenn Du herkömmſt, ach! ich wollte ſie wäre Deine Mutter, ich würde glauben im Himmel zu ſein, wenn ich der erſte Unterthan Eures gelinden Regimentes würde. So lange ich indeſſen nun ſchon mit ihr bekannt bin, ſo wenig ſcheine ich zu denen zu gehören, welchen ſie ganz vertrauen kann. Der Grund ihres Kummers iſt mir noch immer unbekannt. Ich hab' es bei Gelegenheit der Liebesgeſchichte unſers Freundes Axel verſchüttet. Denn, ſtelle Dir vor, mein kleiner lieber Tyrann, auch ſie verlangt, daß ich ihn völlig freiſprechen ſoll, alle meine Anklagen ſchlägt ſie mit liebreichen Erörterungen oder gar mit ſanftverweiſenden Blicken nieder; und ich ſehe wohl ein, daß alle Weiber und am meiſten die weiblichſten darunter Feinde ſind ſowohl des Gewiſſens, als des Geſetzes. Mag doch dieſer Axel ein Paris und Achill zugleich ſein; ich finde nur, er iſt gewiſſenlos; aber ich darf es nicht finden, die Junta der gefühlvollen Schönen erlaubt es nicht, und wenn ſie es auch eingeſtünde, ſie erlaubte es doch nicht, daß man es freimüthig ſagte. Und nun vollends, ſeit er ſeine Thaten oder Unthaten durch Gutthaten zu flicken ſucht, ſoll er eher ein Gott ſein, als ein Lieutenant. Laß Dir die ganze Begebenheit in der Kürze erzählen:

Der Kriegsrath hatte wirklich die Correſpondenz zwiſchen ihm und Emma gehemmt, natürlich um ihn zur Untreue zu verleiten und ſie dem Theater zu erhalten Du weißt wie ich wiederum das Mittel wurde, dieſe Anlage zu zerſtören. Mein Brief mit dem ſeiner Braut oder vielmehr ſeiner Frau, denn wie ſoll man anders ſagen? gelangte zur Stelle. Sie meldete ihm die muthmaßliche Urſache des Ausbleibens ihrer Briefe und zugleich, — daß ſie ſich aufs Beſtimmteſte Mutter fühle, was ihr auch der Arzt beſtätige, den ſie indeſſen um Verſchwiegenheit bitte. Axel, ſo ſagt mir der Kriegsrath, dem ich überhaupt dieſe Mittheilungen verdanke, ſei ſo übermäßig glücklich bei der Nachricht geworden, daß ihn dieſelbe plötzlich von einem bedenklichen Krankheitsanfall geheilt habe. Dieſen Augenblick der Wiederherſtellung benutzte er ſogleich, ſein Teſtament zu machen, worin er Emma und das Ungeborne zu ſeinen Erben ernennt; und das Inſtrument ſandte er an das hieſige Gericht mit einem offenen Schreiben, welches Emma mit dem Inhalt deſſelben bekannt machen ſollte. Darauf ſoll er mit mehr Gewiſſensruhe, als vorher von neuem erkrankt ſein. Es iſt noch keine Nachricht von ſeiner Geneſung da. Das Mädchen oder vielmehr die gnädige Frau dauert mich. Denn der Kriegsrath iſt ſo entrüſtet über dieſen höchſt unkünſtleriſchen Verlauf der Begebenheiten, daß er ſogleich ſeinerſeits ein Teſtament, welches er wirklich zu Gunſten der hoffnungsvollen Pflegetochter gemacht hatte, nun da ſie guter Hoffnung und ihres Zukünftigen Erbin iſt, zurückgenommen hat. Dabei ergeht er ſich in den ſchärfſten Ausdrücken über die beiden Unglücklichen und iſt in ſeinem Kunſtfanatismus ſo lieblos, daß ich faſt für die Aermſte ein Unglück fürchte. Denn ſie iſt ſchon außerdem in der aufgeregteſten Stimmung. Wie ein Todesurtheil ihres Axel hat ſie die

Bekanntmachung des Gerichtes aufgenommen, und weint ſeitdem unaufhörlich, ſo ſehr ſie auch der Arzt in den ernſthafteſten Ausdrücken zur Ruhe ermahnt. Ich bat den Kriegsrath, mir einen Beſuch bei ihr zu erlauben. Gehn Sie hin, ſagte er, und laſſen Sie Sich rühren, als wenn Sie eine Komödie von Kotzebue ſähen, voll dergleichen Tugend und Edelmuth. Ich fand den Arzt um ſie beſchäftigt und erfragte mir gar bald von ihm, was er vor allen wünſchenswerth fände. Er ſagte, weibliche Pflege und ein gemüthliches Verhältniß, wodurch einiger Troſt zu erlangen wäre. Sogleich verfiel ich, wie natürlich, auf die Helmſkiold. Denn obgleich ich ihr immer noch nicht ſo nahe gekommen war, daß ſie mir ihre frühere Geſchichte, die ich ſo eifrig ausſpähe, vertraut hätte, ſo kannte ich doch genugſam ihre unendliche Gutmüthigkeit und wußte, daß ich geſtützt auf ihre ausſchweifende Dankbarkeit gegen mich alles wagen konnte, beſonders da ſie für Emma und deren Liebesgeſchichte ſo lebhaftes Intereſſe zeigte, daß ſie mich ſogar um meine Denkzettel bat, um ſich auch über die früheren Verhältniſſe unſrer Freundinn zu unterrichten, von denen ich ihr nur geſagt hatte, daß ſie außerordentlich wären. Zwar hatte ich mein Verſprechen noch nicht erfüllen können, dennoch aber trug ich kein Bedenken, ſogleich mit ihr über dieſe Angelegenheit zu reden, als der Kriegsrath erklärte, er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn der ganze weitere Verlauf nunmehr ohne ſein Zuthun und womöglich ohne ſein Vorwiſſen einträte, er billige alſo meinen Plan vollkommen.

Als ich mein Anliegen angebracht, und die Helmſkiold die Lage unſerer Freundinn erkannt hatte, brach ſie zu meinem Erſtaunen in helle Thränen aus und erklärte ſich dann ſo: Wundern Sie Sich nicht über meine Thränen, theurer Freund, Ihre außerordentliche Bemühung um die unglückliche oder vielmehr glückliche junge Dame zeigt mir, daß Sie nicht ſo hartherzig ſind, als Sie ſcheinen, und ſo will ichs Ihnen denn geſtehn: Vor zwanzig Jahren war ich eben ſo geſegnet, als Ihre Freundinn jetzt iſt, einige glückliche Jahre wurd' ich Mutter genannt, dann aber verſtummte dieſer ſüße Name und ich werd' ihn nimmer, nimmer wieder hören. Sollt' ich nicht weinen?

Das alſo iſt es, wie beklag' ich Sie!

Bringen Sie die gute Emma zu mir, ich will ſie pflegen, als wär' es meine Emma, um Ihretwillen, lieber Freund und Retter, und dann auch um ihres Namens willen.

11. Die Mutter.

Herz dem Herzen zugewöhnet
Bei dem Liede, das ertönet,
Lebet in Erinnerung
Süßer Stunden,
Zart empfunden,
Wieder glücklich, wieder jung

Emma iſt nun bei der Helmſkiold und ſeit geſtern Mutter eines allerliebſten Knaben, den man wahrſcheinlich Axel taufen wird, und bei deſſen Geburt ich den ſeltenen Fall erlebt habe, daß man durch Einmiſchung in fremde Angelegenheiten doch auch glückliche Leute machen und ſich Dank verdienen kann, aber der Vorfall ſucht auch ſeines Gleichen.

Höre nur!

Wie gewöhnlich kam ich geſtern in der Theeſtunde zur Helmſkiold. Sie war nicht gleich zu ſprechen, geheimnißvolle Mienen begegneten mir, auch Emma war abweſend, man hieß mich warten, um mich anzumelden. Wie, dacht' ich bei mir ſelbſt, ſollteſt Du plötzlich in Ungnade gefallen ſein, hätteſt Du vielleicht ohne es zu wiſſen noch einmal das zarte Gemüth der Helmſkiold verletzt, oder ſollte Dir der Kriegsrath mit irgend einer Intrigue einen Streich ſpielen? Mir waren die Frauenzimmer nicht gleichgültig, und dazu ſind ſie die einzigen, mit denen Du mir den Verkehr freigegeben haſt, wie betrübt wäre es für mich geweſen, wenn ich ihren Umgang verſcherzte und ihre Gunſt verlor? Mit dieſen Beſorgniſſen und Zweifeln beobachtete ich ungeduldig die Thüre, bis ſie raſch aufſprang, und die Helmſkiold in der größten Aufregung auf mich loseilte, mich umarmte und — küßte — es iſt nun einmal ſo: alle Weiber bemächtigen ſich meines unſeligen Mundes und bedecken ihn mit Küſſen, wenn ſie nur irgend einen Vorwand finden — alſo ſie küßte mich, lieber Gott, mit ihren ſentimentalen Poſtpapierlippen! (o wie ſehnte ich mich nach Deinem elaſtiſch ſchwellenden kunſtgerechten Mäulchen!) und weinte dazu, während ſie einmal über das andere ausrief: Sie Retter meines Lebens und meines Kindes!

Du wirſt es eher errathen, was ſie meinte, als ich in jenem ſeltſamen Augenblicke, wo ich mit den nüchternſten Gedanken von der Welt dieſen Strom des Glücks und des Dankes über mich kommen laſſen mußte

Was iſt Ihnen Gutes begegnet, meine theure Freundinn? Erklären Sie Sich, ich verſtehe den Ausdruck Ihres Dankes nicht und weiß nicht, womit ich ihn verdiene.

O! es hat ſich alles wunderbar gefügt. Hören Sie mich nur an. In der tiefſten Traurigkeit über die Krankheit ihres Geliebten und über ihren eignen geſegneten Leibeszuſtand unter ſolchen unſeligen Umſtänden empfing ich dieſes liebe Kind aus Ihren Händen; und kaum hatten Sie uns den Rücken gewendet, ſo bedurfte ſie der Wehemutter, und das Kind war ein Knabe. Sie wiſſen welchen Theil ich immer an allem genommen, was dieſes Mädchen betraf, aber meine Theilnahme wurde bald noch erhöht, denn nun ergriff ſie ein Fieber. Gemüthlich erregt, wie ſie war, litt ſie nicht wenig, und fortwährend war ihr Fehltritt Gegenſtand ihrer Phantaſieen. Ich wachte bei ihr und pflegte ſie, da plötzlich mitten aus ihren Phantaſieen heraus, indem ſie mich für ihre Mutter hält, ſich aufrichtet und mich darauf anſieht, beginnt ſie jenes Lied meiner Heimath mit dem hinreißendſten Ausdruck zu ſingen:

Sei nicht böſe, liebe Mutter,
Alles will ich Dir geſtehn,
Innig bat er mich um Liebe,
Und der Knabe war ſo ſchön ꝛc.

Wie mir dieſe Töne in die Seele drangen! Scherzend hatte ich es einſt meine Emma gelehrt, ſie iſt es ſelbſt! das ſagte mir meine innerſte Seele mit einem plötzlichen Lichtblick, und ſie war es. Ungeduldig eilig entblößte ich ihren Buſen und fand ein braunes Mal, welches mir vollends allen Zweifel nahm. Welch ein Wiederſehn, welch ein bitterſüßes doppeltes Glück! Und alles dies verdank' ich Ihnen, theurer Mann, wie ſoll ich es ausdrücken was ich empfinde! Ihr Zuſtand erlaubte mir bisher noch nicht, ihr meine Entdeckung und meine Freude mitzutheilen, ich mußte ſchweigen, denn es könnte ſie tödten, ſo reizbar wie ſie iſt. O ſagen Sie mir, ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, dieſes verwaiſ'te Mädchen ſei niemandes Tochter als die meine, es muß ſo ſein, ich ſtürbe, wenn es nicht ſo wäre.

Nun ſo ſein Sie glücklich, denn auch mir iſt es nun plötzlich gewiß, ſie iſt es, die Sie wünſchen, und hier erzählte ich ihr Emma's frühſte Geſchichte, wie ich ſie im Anfange des dritten Dutzends meiner Denkzettel aus dem Munde des Kriegsrathes niedergeſchrieben.

Mit den freudigſten Ausrufen unterbrach ſie mich wiederholentlich, und zuletzt, als ich zu Ende war und ſie mir dankte, da fühlt' ich, ſie hätte mich nicht feuriger umarmen können, ſelbſt wenn Deine liebe Seele in ſie wäre ausgewandert geweſen.

Nicht wenig erſtaunt trat der alte Helmſkiold mitten in dieſe Scene; und wie ein Blitzableiter zog er nun alle Gefühle der glücklichen Mutter auf ſich.

Es iſt gewiß, es iſt beſtätigt, ſie iſt es, ſie iſt unſre, unſre Emma, das verlorne liebe, ſüße Kind, freue Dich, glücklicher Vater, ich bitte Dich, freue Dich mit mir!

Nun, da hab' ich doch einen Erben und bin Vater und Großvater an Einem Tage geworden. Meiner Treu, wenn noch ein Menſch in Schweden, Schonen, Halland und Bleckingen lebt, der ſich deſſen rühmen kann, ſo will ich keinen Nagel bezahlt haben von der ganzen Bauentrepriſe in Berlin! Komm mit, mein Herzchen, wir wollen uns doch unſre Kinder beſehen.

Das geht nicht an, ſie ſchlafen; und in den erſten Wochen darf ſie es durchaus noch nicht wiſſen, es würde ſie zu ſehr angreifen.

Nun gut, da beſorg' Du die Kinder, wie Dir zukommt; ich will nach dem Blockdreher ſehn. Und damit empfahl er ſich uns wieder.

11. Die Seefahrt.

Müſte Seefahrt, wildes Leben,
Auf des Sturmes Wogen ſchweben!

Du kannſt Dir denken, daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als nun ſogleich die Helmſkiold auszufragen über alle Umſtände jenes geheimnißvollen, aller Wahrſcheinlichkeit nach höchſt verbrecheriſchen Vorfalls, welcher ſie ihres Kindes beraubt und dies an unſre Küſte geführt.

Sie erzählte. Wir waren aus Deutſchland zum Beſuch bei unſern Aeltern in Gothenburg und gedachten in Kurzem den gewöhnlichen Weg der Rückkehr auf dem Poſtſchiff einzuſchlagen; die Koffer ſtanden gepackt, und unſere Freunde bewirtheten uns zum Abſchiede. Bei einem derſelben, der einem bedeutenden Handelshauſe vorſtand, trafen wir den Kapitain Magnuſen, einen entſchloſſenen etwas jähzornigen und leicht erregten Mann, der übrigens in Geſellſchaft guter Geſellen immer zu den aufgelegteſten und brauchbarſten gehörte. Ich war zuerſt ſeine Nachbarin und erneuerte mit ihm jene mir ſo anziehenden Geſpräche von ſeinen Gefahren zur See, worunter ſich eine Farth nach Oſtindien auszeichnete. Denn auf derſelben hatte er mit ſeltener Entſchloſſenheit eine höchſt gefährliche Meuterei der Mannſchaft unterdrückt und Schiff und Güter ſeinem Handelsherrn, unſerem Verwandten und Wirthe gerettet. Auf dem Kap der guten Hoffnung, ſo erzählte er, legten wir an, um Waſſer und friſchen Proviant einzunehmen. Ich machte die nöthigen Beſtellungen und Einkäufe; und wie es denn ſo geht, wenn man einmal im Handel iſt, kam ich auch zu einer ganz ſeltſamen Waare, zwei jungen ſehr ſchönen Sklaven, wie es ſchien, Zwillingen, denn ſie waren bei ausgezeichneter Schönheit und blühender Jugend zum Verwechſeln einander ähnlich und dazu von ſo edlem Anſehn, daß ich ſie mehr aus Theilnahme, um ſie roher Behandlung zu entziehen, kaufte, als um etwa einen Gewinn dabei zu haben. Und ſogleich ſchienen ſie meine Geſinnung zu fühlen, denn ſie bezeugten ſich ausgelaſſen freudig und gingen als gute Geſellen, ohne allen Zwang mit mir herum. Ohne Zweifel entgingen ſie einem übelwollenden Herrn, der ſie etwa aus Noth verkaufte, denn ſie wußten in der Stadt Beſcheid, dienten mir zum Führer und verſtanden ſo ziemlich die Landesſprache. Alles dies war mir äußerſt erwünſcht. Ich beſchloß ſie als eine Art Leibwache zu gebrauchen, weil ein heftiger Vorfall zwiſchen mir und dem Steuermann, deſſen rohe Gewiſſenloſigkeit ich zwar geſtraft, aber nicht unſchädlich gemacht hatte, mich auf meinem Schiff in eine bedenkliche Stellung brachte, zumal da ich auch wohl hin und wieder im Zorn einige Leute zu ſcharf mitgenommen haben mochte. Ich kaufte mir alſo eine hübſche Livree für meine Mohren und paſſende Waffen, die ich ihnen im Nothfall aushändigen wollte. Auf dem Schiff angekommen veranſtaltete ich eine große Verſöhnungsmahlzeit, und ſtellte der Mannſchaft meine beiden Diener vor als ein Geſchenk für den König, um meine eigentliche Meinung deſto ſicherer zu verbergen. Allein die Anhänglichkeit der guten ſchwarzen Jünglinge war ihnen augenſcheinlich ein höchſt misfälliger Umſtand, und ſchon bei dieſer Mahlzeit glaubte ich misbilligende Ziſcheleien zwiſchen den Verdächtigſten zu bemerken. Wir fuhren darauf hinaus auf die Höhe und legten mit dem günſtigſten Winde ſtarke Tagereiſen zurück. Am dritten oder vierten Tage Abends, als ich zufällig unvermerkt dem Steuerrade ziemlich nahe gekommen war, verborgen hinter einigen zum Lüften aufgethürmten Waaren, hörte ich die Worte: „Sobald er drinne iſt, brechen wir los, und gleich auf die Thür, damit wir ihn überrumpeln!“

„„Die Mohren nehm' ich und Sickel.““

So leiſe als möglich ſchlich ich zurück mit dem möglichſt unbefangenſten Anſehn vor den Uebrigen, bewaffnete in aller Eile mich und meine beiden Mohren, und eilte nun auf den Steuermann los, um ihn zu arretiren.

Ob ihn nun ſein Gewiſſen oder meine Miene oder welcher Umſtand ſonſt warnte, das iſt mir nie klar geworden, genug er war auf ſeiner Hut, als ich herankam und ſchrie mir zu: Kapitain, zehn Schritt Raum oder ich ſchieße Sie nieder!

Ergieb' Dich, Verräther! donnerte ich ihn an, und ſprang mit der Piſtole auf ihn los. In dem Augenblick pfiff ſeine Kugel durch meinen Hut, und als er mich nicht fallen ſah, ſprang er rüſtig über Bord; aber meine Wuth machte mich raſend, und zwiſchen Himmel und Waſſer ſchoß ich ihn, wie einen Vogel in der Luft. Unterdeſſen ergriffen die Mohren ſeinen Genoſſen.

„Wer will hier noch ſterben, ihr Schurken“?! rief ich dann in der heftigſten Aufregung, jetzt kommt alle her, und wer nicht beichtet und meinen Zorn beſchwichtigt, der fährt noch heut Abend in Kompagnie mit eurem Oberſchuft zur Hölle.“

Der Eindruck war von ungeheurer Wirkung. Alles ſtürzte mir zu Füßen und bat um Gnade; was nur irgend einen Antheil an dem Komplott hatte, verrieth ſich ſogleich durch ſeine Angſt; und ich ſah mich genöthigt ihnen nur gelinde zuzureden, damit ſie mir nicht alle über Bord ſprängen. Nur Sickel und den Unterredner mit dem Steuermann ließ ich gebunden in den Schiffsraum werfen, und erlöſ'te ſie erſt nach mehreren Wochen von ihrer Haft und dem bevorſtehenden Halsgericht, als ich es für weiſe hielt, den Bitten aller Uebrigen nicht länger zu widerſtehn und mit der völligen Verzeihung deſto größere Sicherheit für den übrigen Theil der Fahrt zu erkaufen. Zu Hauſe indeſſen entließ ich ſie ſämmtlich bis auf jenen Belauſchten, welcher, im Vertrauen geſagt, mein jetziger Steuermann Kliffert iſt, denn deſſen Reue fand ich am aufrichtigſten, und die Folge hat es beſtätigt.

Die Männer, ſo fuhr meine Freundin fort, blieben darauf noch bis tief in die Nacht beim Weine und mußten bei der Gelegenheit ſehr vertraut geworden ſein, denn am andern Morgen eröffnete mir mein Eheherr, wir führen nun nicht mit dem Poſtſchiff, ſondern mit ſeinem Freund Magnuſen, der ebenfalls in Ladung nach Deutſchland läge, und ihn der guten Geſellſchaft wegen überredet habe, ſein Paſſagier zu werden.

Mit Magnuſen? ich bitte Dich, fragte ich ängſtlich, mit dieſem jähzornigen Manne?

— Ich vertrage mich immer aufs Beſte mit ihm, und habe nicht anders geglaubt, als daß auch ihr beide gute Freunde wärt, wenigſtens wart ihr geſtern Abend ſehr in die Unterhaltung vertieft, und jedes hatte ſeinem andern Nachbar den Rücken zugekehrt.

Ich wußte nichts Gegründetes dagegen zu ſagen, die Sache war abgemacht; und ſo ſtiegen wir denn an Bord, als der Kapitain fertig und der Wind günſtig war. Aber hier hab' ich erfahren was Ahndung heißt: war es mir doch, als führen wir unmittelbar in den Abgrund, wie das Seil ſich vom Lande lös'te, und als ich vollends die bärenhafte Ungeſtalt des Steuermanns in ſeinem weiten falten- und ſchnittloſen ſchwarzbraunen Mantel erblickte und einem Blicke aus ſeinen ſchielenden ungewiſſen Augen begegnete, wurd' es mir auf der Stelle ſo angſt und ſchwindlicht, daß ich bis in die Nacht, wo das Unglück wirklich eintrat, meiſtentheils beſinnungslos dalag. Man nannte mich ſeekrank und nahm keine Rückſicht darauf, außer daß man deswegen das Kind von mir that und in ein beſonderes Bettchen legte. Die Nacht brach herein, meine Angſt wuchs, ich gewann indeſſen einen Augenblick Worte dafür, um mich einiger Maßen meinem Manne, der ſich nun auch zur Ruhe begeben, mitzutheilen. Dies führte aber nur dazu, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach, und mich verſicherte, die Sache ſei eher umgekehrt, nämlich daß der Steuermann und die Matroſen von Magnuſen Gewaltthätigkeiten zu fürchten hätten, nicht er von ihnen. So habe er noch eben den Steuermann heftig angelaſſen wegen eines geringen Verſehens, ohne daß dieſer ein Wort zur Vertheidigung gewagt, ja ohne daß er eine Miene zum Zorn verzogen hätte. Hierauf lachte er wieder, aber, grade als hätte er damit die hölliſchen Mächte herausgefordert, brach mitten in ſein Gelächter hinein ein furchtbares Krachen der benachbarten Kajütenthür, dann erfolgte ein Schuß und gleich darauf viele Stimmen und das Geſchrei: „ſchlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt, den Hund, den Mörder!“

Da iſt es, da iſt es! rief ich aus, alle Haare ſtiegen mir vor Entſetzen zu Berge; und ich war im Begriff aufzuſpringen, als auch unſre Thür aufkrachte und ſogleich mehrere Männer uns ergriffen, den Mund verſtopften und an Händen und Füßen banden.

Bringt ſie nicht um, es iſt genug, rief einer von ihnen.

Nein, war die Antwort, wir wollen ſie in das kleine Boot werfen, da mag ſie der Teufel holen, wohin er ſie haben will, mir iſt das Geſchrei zuwider, bindet ihnen die Mäuler nicht los. Herunter mit dem Boot, ſo! und nun plumps! gebt ihnen einen Schubb!

Gräßlich war das Gefühl dieſer Lage, und ich dachte nur darauf meinen Mund zu befreien, um unaufhörlich und mit allen meinen Kräften über mein armes, armes zurückgelaſſenes Kind zu rufen. Es gelang mir lange, lange nicht; ich fühlte das Boot ſich heben und ſtürzen, wie die Wellen es trugen und pfeilſchnell ſchien es vor dem Winde zu fliegen, kein Laut als der des riſchen Windes über dem Waſſer ließ ſich vernehmen; das Schiff mußte verſchwunden ſein. Endlich hörte ich meinen Leidensgefährten ſagen: Ich habe jetztmeinen Mund frei, und zufälliger Weiſe ſind mir die Hände nach vorne geknebelt, ſo daß ich mich wohl loszunagen hoffe, dann will ich Dir helfen.

Ach, mir war nicht zu helfen, denn ſchlimmer, als Feſſel und Tod, quälte mich der Gedanke an Emma, mein armes verlornes Kind.

Soll ich ſagen, daß unſre Lage beſſer war, als wir losgebunden daſaßen? Nein, ſie war viel ſchlimmer, denn nun konnten wir uns umſchauen und das mit Augen ſehn, was wir vorher nur vermuthet. Das Schiff unſerer Feinde, unſer Verderben und doch unſere einzige Hoffnung, — denn dort war Emma zu finden; und gewiß, man hätte ſie uns gerne mitgegeben, wenn man ſich ihrer erinnert, — das Schiff war verſchwunden in die Nacht. Wir hofften auf den Tag, aber es war ein Tagen und ein Sonnenaufgang, wie ihn gewiß eine Mutter nur einmal überlebt. O wie hätte mich die fernſte Geſtalt eines Schiffes erfreut! ich mußte erſt ſehen, daß es unerreichbar ſei, um zu wünſchen, daß ich es nicht ſähe; ſo war alles leer und wüſt und darin unmittelbar die furchtbare Gewißheit unſers Unglücks. Ich wünſchte zu ſterben und ſah in den rollenden Wellen meine guten Tröſter; aber das Schickſal fügte es anders Ein Nebel rollte ſich vor unſerm Nachen empor, ich ſpähte auch dort nach dem Schiff, aber es war die helle Küſte von

Möhn, dem Inſelchen, welches auf der Hälfte des Weges zwiſchen Schweden und Deutſchland liegt. So waren wir bald gerettet und bei theilnehmenden Menſchen wohlgepflegt, nur nach unſerer Emma blieben alle Forſchungen vergeblich, und vergeblich alle meine Wege an das Meer, um zu ſpähen und zu beten. Sie war verſchwunden und ſie wäre es auf ewig geblieben, hätte nicht ein gütiges Geſchick durch Sie, mein theurer Freund, uns unſer Kind zum zweiten Mal geſchenkt. Mein Dank ſoll nur mit meinem Leben enden, denn Sie nehmen den Kummer meiner Jugend aus meinem Herzen.

VIII

Des Hochverräthers Lohn.

1. Helmſkiold und Axel.

Abentheuer zu See und Land,
Freut ſich doch Jeder, wer ſie beſtand.

Dieſe Geſchichte regte mich mannigfach auf; und ich konnte den Wunſch nicht unterdrücken, auch den alten Herrn Helmſkiold und zwar etwas genauer darüber zu vernehmen, zumal da ihn ſeine geringere Erregtheit zum beſſeren Beobachter ſeiner Leiden machte und die zarte Dame ohne Zweifel manches ſich zurückzurufen, manches, auch wenn es ihr gegenwärtig war, zu ſagen vermied. Dieſer Wunſch ging mir geſtern in Erfüllung und der alte Schwede, als wir uns gemächlich auf dem Sopha eingerichtet, begann: Ja, mein vortrefflicher Herr Doctor, dieſe Geſchichte war allerdings eine kleine Unbequemlichkeit, und ich kann wohl ſagen, daß ich noch manchmal, wenn ich zu Waſſer gehe, an die kalte Parthie denke, die wir ſo mit dem lieben Gott und ſeinem Beiſtande im bloßen Hemde nach Möhn machten. Aber man muß ſich alles verſuchen in der Welt, es geht wunderbar zu. Hatt' ich doch nichts gewiſſer gedacht, als meine arme Frau würde ſich ihre zarten Gebeine, womit ſie im Kielwaſſer vor mir lag, auf ewige Zeiten erkälten und zum wenigſten am Schnupfen krank werden; aber ſie hielt es aus, ihr hat nichts gefehlt. Und was denken Sie, daß ich ſelber jetzt ſo geſund und munter vor Ihnen ſitze ohne Gicht und Rheumatismus?

In der That, Sie haben die Ohren ſteif gehalten, Herr Helmſkiold.

Das hab' ich, und meine Frau dazu, Gott ſegne ſie! wenn ſie nur nicht ſeitdem die ununterbrochene Kopfhängerei über das Kind mit wahrhaft unchriſtlicher Trauer ſich angenommen hätte. Es war doch einmal nicht anders, und ich tröſtete ſie immer auf ein neues; aber freilich es diente zu nichts, vielleicht hatte doch eins von uns die Nacht einen Schaden genommen, denn unſre Ehe blieb von nun an ungeſegnet.

Ich wäre doch neugierig, ob ſie nichts Näheres von dem Komplott zu ſagen wüßten? und weshalb es ſich eigentlich entſponnen.

Nah genug iſt die Begierde dieſer Schufte auf die ſehr reiche Schiffsladung, die ſie kannten und lieber verkaufen, als bloß verfahren wollten. Dazu aber war dieſer Kliffert mit ſeinen alten oſtindiſchen Genoſſen zuſammengeweſen; und es hat ſich ſpäter ausgewieſen, daß ſie eine Seeräuberbande ſchon beim Ladungnehmen in Gothenburg geſtiftet hatten. Denn der Verſuch zu einer ähnlichen Unternehmung auf einem andern Schiffe mislang und deckte dadurch dieſe Verbindung auf; Kliffert und ſeine Genoſſen dagegen haben ſich ohne Zweifel in den entfernten Gewäſſern der menſchlichen Strafe entzogen; denn bis jetzt iſt mir noch nichts von ihrer Entdeckung bekannt geworden. Es ſind Unmenſchen, denn, wie geſagt, im bloßen Hemde fielen wir ihnen in die Fäuſte, und warm, wie wir aus dem Bett kamen, mußten wir hinunter in die Gölle, ich zuerſt, daß mir alle Rippen krachten (aber ſchreien konnt' ich nicht), und dann meine Frau oben drauf. Sie fiel weicher, weil ich ihr zur Unterlage diente, ich aber bekam damit einen zweiten Puff, nicht viel ſchlechter als der erſte. Zum Glück warfen ſie eine alte Schiffsmatte hinterdrein. So erwünſcht mir bei dem kalten Seenebel eine Bedeckung und Wärmung ſein mußte, ſo nothwendig ſchien es mir doch, durch Geruckſe und Gezucke meine Frau, die ſich noch weniger rühren konnte, bei Seite zu ſchieben. Meine Pläne gelangen auch wirklich; nach unerhörter Anſtrengung der Lippen, des Kinns und der Zähne wurde der Mund frei; und dann, als ich nur erſt die Hände losgenagt, half ich gleich meiner armen Emma. Es war ihr eine Wohlthat, daß ſie nur jammern und laut weinen konnte; aber weiter wars auch nichts, denn nun ſahen wir, daß wir mitten auf dem Meere ſchwammen und ohne Hülfsmittel, wie wir da ſaßen, nur den elendeſten Hungertod vor uns hatten. Dazu froren wir, daß uns die Zähne klappten und konnten uns auch an einander nicht erwärmen, bis wir uns endlich mehr an dieſen Naturzuſtand gewöhnten.

Ein ganz ausgezeichnetes Glück war es, daß wir gleich bei Tagesanbruch ans Ufer trieben; denn einen Tag ſpäter wäre auch dies ſchwerlich eine Rettung geweſen. Ich trug meine Frau ans Land über die Strandſteine hinüber und ſetzte ſie am Fuße des hohen Meeresufers in die Morgenſonne, auch das Boot zog ich ans Land, denn das war jetzt unſer einziges Beſitzthum, und konnte uns vielleicht zur Hülfe dienen, wenn man weniger barmherzig, als habſüchtig gegen uns geſinnt ſein ſollte. Mit vieler Mühe wandte ich die Blicke der armen Mutter von dem Meere, wo ſie vergeblich nach unſerm Schiffe umherſuchte und dennoch ihre einzige Hoffnung auf das liebe zurückgelaſſene Töchterchen hinwandte; ſie folgte mir endlich nur, um oben auf dem Ufer deſto weiter hinüber zu ſpähen, und unaufhörlich zurückgewendet, als ſei ihr Geſicht für immer über die Schulter gewachſen und alle Gelenke verſteinert, ſo ließ ſie ſich fortzerren. — Mit Müh und Noth entdeckten wir einen Pfad, kaum vermochten wir ihn zu erklimmen; und als wir oben waren, ſahen wir weit ins Land hinein keine menſchliche Seele und keine Wohnungen der Menſchen. Wüſte Inſeln giebt es hier nicht, überlegte ich mir, auch war der Boden angebaut. Nach einiger Ruhe alſo ſteuerten wir auf eine Gegend zu, wo ich eine Heerde zu erblicken glaubte. Wir erreichten ſie endlich im Schweiße unſers Angeſichtes, denn die Sonne war nunmehr geſtiegen und entſchädigte uns nur zu reichlich für die Nebelkälte der Nacht. Wir fanden die Hirtenknaben hinter einem großen Steine gelagert, als wir uns aber nahten, ſprangen ſie beſtürzt auf, ſtarrten unſre ſeltſame Erſcheinung eine Weile an und rannten darauf mit der ängſtlichſten Miene davon. Die Heerde gerieth in Aufruhr; die Kühe ſprangen blöckend durcheinander, und bald ergriffen einige demagogiſch geſinnte die Gelegenheit, ihre Schwänze aufzuheben, wild umherzuſchauen und den bacchiſchen Kuhreigen raſend anzuführen; die ganze Heerde wurde bremſentoll und rannte den Jungen nach. Außer Stande einen ſolchen Wettlauf mitzumachen, nahmen wir nun die Stelle der Hirten ein und ruhten eine Weile mismuthig aus, um neue Kräfte zu neuen Entdeckungen zu ſammeln. Als ich darauf den Felsblock umwandelte, um eine Stelle zu entdecken, wo ich ihn vielleicht erſteigen und ſo beſſer umherſchauen könnte, fand ich an der Schattenſeite einen ſchlafenden Greis, der ohne Zweifel zu der Heerde und den Hirten gehörte und die ganze vorhergehende Scene glücklich verträumt hatte. Er machte große Augen, als ich ihn rüttelte und mich dann ſo abentheuerlich vor ihm darſtellte, indeſſen beſchwichtigte ich ihn bald ſowohl über ſeine Heerde, als über meinen Aufzug: er verſprach, ſich unſer anzunehmen, gab meiner Frau ſeinen groben Regenmantel zur einſtweiligen Bedeckung und trat ſo den Zug ins Dorf mit uns an. Was nur Beine hatte, lief hinter uns drein, keine Arbeit war ſo eilig, die man nicht in Stich gelaſſen hätte; und ſo kamen wir mit einem großen Schwarm Menſchen in der Wohnung des Schulzen an. Unſere Abentheuer waren nun vorüber, denn nachdem man die Gölle in Augenſchein genommen und unſern Zuſtand wohlerwogen, auch unſere Verſtandeskräfte geprüft und uns, wenn nicht daran, doch an unſerm Dialect für Ausländer erkannt hatte; verpflegte man uns nach Kräften bis zu unſerer Abreiſe, die ſich freilich ziemlich lange hinausſchob, denn es mußten überſeeiſche Briefe hin- und hergehn. Wir waren nun wohl geborgen; aber unſer armes Kind ſollte uns ſo viele Jahre verloren ſein. — Sollte man es glauben, daß ſo etwas erhört ſei, wenn der Abentheurer ſelbſt mitten in Berlin eine ſolche Waſſerpartie vorträgt, die er vor zwanzig Jahren ganz in der Nähe auf unſerer civiliſirten Oſtſee erlebt hat?

Er hatte kaum ausgeſprochen, als ein Säbelgeklirr ſich hören und mich nicht zur Antwort kommen ließ. Die Thür ſprang auf; und ein Huſarenoffizier, der raſch hereintrat, kündigte ſich ſogleich als Axel von Raben an, wobei er die Bitte ausdrückte, zu der Wohlthäterin ſeiner Gattin, wie er ſagte, geführt zu werden. Darauf faßte er mich ins Auge, betrachtete mich einige Augenblicke mit geſpannter Aufmerkſamkeit und umarmte mich dann unter lautem Jubel, indem er wiederholt ausrief: Liebſter Edmund, alter Freund und Genoſſe! Dacht' ichs doch, daß Du es wärſt mit Deiner ſuperklugen Art, die jedes Glas über den Durſt und jeden Hieb über die Schnur zu behofmeiſtern pflegte und nichts deſtoweniger zuletzt doch ſelbſt, auf die altklügſte Weiſe freilich, aber bis an den Hals in Thorheiten gerieth. Aber Du biſt ein guter Geſell und jetzt obendrein, wie ich von meinem Liebchen höre, nicht minder, als andre Unverſtändige, in den ſchlimmſten Liebesnöthen. Du machſt mir alles nach, nur daß ich da mit Thaten einſchreite und was vor mich bringe, wo Du ſtudirſt und klügelſt und ſchreibſt und projectirſt und ſpeculirſt und Unterhandlungen pflegſt und nicht von der Stelle rückſt. Man ſollte es kaum denken, daß ein ſolcher Philiſter, wie Du doch eigentlich biſt, ein ſo ſchnöder Diplomat und Federſuchſer, daß der noch ſo viel brauchbaren Humor haben könnte. Denn das muß Dir Dein Feind nachſagen, Du biſt ein harmloſer munterer Geſell, nur nicht ritterlich genug. Komm her, da haſt Du meinen Dank dafür, daß Du Dich meiner Braut ſo hülfreich bewieſen, wenn auch immer mit Unterhandlungen, ſtatt mit dem Degen. Sei ſtille, rede mir nichts darein! Mit welcher ſchnöden Miene der Fuchs mich anſieht! ſage mir, Du gutmüthig ſpöttiſches Geſicht, wie iſt es nur möglich, daß ich Dich nicht gleich in Penzlin wieder erkannte?

— Du verlangſt doch nicht im Ernſt, tapferſter aller Degen, daß ich Dir dies dunkle Räthſel löſe? Denn mich dünkt, Du hatteſt eine Eroberung im Sinn, welche Deine Aufmerkſamkeit von allen andern Gegenſtänden abwendete und am meiſten von einem, den zu ignoriren zu Deiner Expedition gehörte. Du aber warſt durch die Zeichen Deiner ſpäteren Heldenthaten aus meinem Gedächtniß herausgezeichnet.

Nun alſo — laſſen wir das gut ſein, wir haben uns durch andre Erkennungen entſchädigt, und ſage mir nur recht plötzlich, wo iſt die edle Helmſkiold, dieſes Muſter einer zarten, lieben Frau, und ihr Herr Gemahl, nicht wahr, ich habe die Ehre, ihn hier zu begrüßen?

Freilich, mein Wertheſter, und das hätte Ihr Erſtes und nicht Ihr Letztes ſein ſollen, denn nachdem Sie mich über Hals und Kopf, ohne mich zu fragen, zum Großvater gemacht, führen Sie jetzt eine ganze Komödie in meiner eignen Stube auf, ohne mich zu begrüßen; ſtatt daß Sie als der allerreuigſte Schwiegerſohn mit flehender Gebehrde vor mir erſcheinen mußten, rühmen Sie Sich Ihrer Unthat vor meinen eignen Ohren. Indeſſen es ſoll Ihrer Fahrigkeit zu Gute gehalten ſein. Ich heiße Sie willkommen aus Polen.

Axel wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Bald ſah er mich an, bald den Alten. Ich erklärte ihm darauf ſeine Lage und ſeine ſeltſamen Verhältniſſe; Emma war bereits wieder geneſen, die Helmſkiold bereitete ſie auf ihr Glück vor, ſie ſahen ſich wieder, freuten ſich, wenn gleich etwas verſchämt über den unverſchämt unzeitig erſchienenen Knaben, nahmen es aber nicht übel, als ich bemerkte, dieſe Unverſchämtheit ſeines erſten Auftretens mache ihn zum würdigen Sohne ſeines Vaters; und wir verlebten den heiterſten Abend, den Du Dir denken kannſt, wo uns nichts fehlte, als Deine liebe Geſellſchaft, während Axel uns Dichtung und Wahrheit aus Mexiko und Florida erzählte zur großen Erbauung ſeiner glücklichen Liebſten, die, wie natürlich, alle ſeine Heldenthaten auch ſich zum Verdienſt anrechnete. Endlich gab es noch einen ſeltſamen Auftritt, denn Axel verlangte, die Taufe ſollte vor der Trauung ſtattfinden und der Kriegsrath eine Pathenſtelle haben, Emma dagegen und ihre Mutter fanden beſonders das Erſtere durchaus unpaſſend. Er verſicherte mit großer Unbefangenheit, das Unpaſſende läge nicht in der Taufe, denn die ſei nothwendig, ſondern in der Trauung, welche nunmehr als überflüſſig erſcheine, das Ueberflüſſige aber dem Nothwendigen vorangehn zu laſſen, das ſei das Lächerliche, und nichts in der Welt würde ihn zu ſolcher ohnmächtigen Affectation bewegen können. Er war zu mächtig in ſeiner durch das Söhnchen gut verſchanzten Stellung, als daß er nicht hätte obſiegen ſollen; und ſo iſt es denn nach ſeinem Willen geſchehn zur großen Beluſtigung aller derer, die es erfahren haben. Wie gefällt Dir mein Hiſtörchen von Axel und Emma? denn hier iſt es offenbar zu Ende.

2. Die Tragödie.

Nicht was Du ſchreibſt iſt tragiſch, lieber Freund,
Nein daß Du ſchreibſt, darum hab' ich geweint.
Altes Epigramm.

Ja, meine geliebteſte Minna, ſo iſt es, dieſes Pärchen läuft vor unſern Augen trotz Sturm und Haverei luſtig in den Hafen ein; und wir ſchwimmen noch immer in hoffnungsloſer Windſtille auf hoher See. Es iſt doch immer wahr, je dreiſter, deſto feiſter, und, ein blöder Hund wird ſelten fett. An wem liegt es? an mir; und warum? weil ich mich auf Rückſichten und Bedingungen einlaſſe. Es iſt als wenn zwei Trinker ſich Wein kaufen, der eine ſtellt erſt mit Stuhl und Tiſch und Glas und Hut und Flaſche und Teller, rückt unſchlüſſig Alles hin und wieder, und zerbricht wohl am Ende gar die Flaſche, während der andere ſchnell entſchloſſen gleich die Flaſche ſelbſt an den Mund ſetzt, und keinen Augenblick und keinen Tropfen verliert. Zuerſt war es doch nur das Warten; und ich ergötzte mich an den beſten Hoffnungen, die ich in dem Treibhauſe meiner Poeſie ſo reichlich wachſen hatte: jetzt ſind dieſe Hoffnungen, die weſentlichſten Hoffnungen ſchwer zu Boden geſunken; und Axel ſteht dabei und lacht mich aus, wie man ein Kind auslacht, dem ſein Kartenhaus umweht, klirrt mit den Sporen zuſammen, und bemerkt gelaſſen, wenn ich ihn auszanke: Siehſt Du, alter Freund, mit der Weisheit iſt es nichts, man predigt ſie auf den Gaſſen, und Niemand hört ſie an; wie weit und wie viel weiter man aber mit einer determinirten Tollheit kommt, das laß Dich mein Beiſpiel lehren. Reiſe nach Fürſtenberg, entführe die Minna, und laß den Alten brummen, ſo viel er will; dixi.!

Aber der gute Axel kann mir ſeine Haut und ſeine Stirn nicht leihen; und Du, mein ſüßes Liebchen, haſt denn doch am Ende ein wenig mehr Willen, als die gute Emma, die bei aller Liebenswürdigkeit ſehr kurze Abſätze unter den Fürſtenberger Schuhen gehabt hat. Alſo die Methode der Ver- und Unterhandlungen will auch ihr Recht haben; und ſo magſt Du denn hören, wie weit ich gekommen, das heißt leider diesmal zurückgekommen bin.

Der Kriegsrath iſt beim Theater, gewiß mit Unrecht, ohne Votum; aber er traute ſich den Einfluß zu, mein Stück, welches nunmehr fertig iſt, und welches er mit großem Eifer für meiſterhaft erklärt (ich ſchicke Dir die Abſchrift mit dieſem Briefe), auf der hieſigen Bühne zur Aufführung zu bringen. Er trug es ſelbſt zum Intendanten, und ſtellte mich dem Manne vor. Wir werden ja ſehn, hieß es recht freundlich; und dann tranken wir Thee wie gewöhnlich, ſprachen von Frankreich und Polen und gingen zur rechten Zeit wieder zu Hauſe. Als ich am andern Morgen die Augen aufſchlug, hatte ich mein Stück ſchon wieder und folgendes Billet in Steindruck mit den nöthigen Ausfüllungen:

Wohlgeborner Herr Doctor!

Mit Vergnügen hat die unterzeichnete Intendantur Ihr Stück geleſen, bedauert indeſſen aufrichtigſt wegen der Zeitverhältniſſe keinen weitern Gebrauch davon machen zu können. Indem wir uns Ihre ſchönen Talente für eine geeignetere Zeit und Gelegenheit aufſparen, erlauben wir uns die Verſicherung unſerer aufrichtigſten Hochachtung.

Sogleich ſuchte ich den Kriegsrath auf und legte ihm dieſen Erfolg aller unſerer einſt ſo hoffnungsreichen Beſtrebungen vor Augen. Hier zum erſten Mal ſah ich ſein ganzes Gefühl aufgeregt, nicht etwa um mich und meine Hoffnungen, nein, rein für die Sache; denn er drückte das Manuſcript an ſein Herz, und mit Thränen im Auge rief er aus: Glänzend ſollſt und wirſt Du gerochen werden, Du von den Säuen verkannte Perle, das ſollſt Du. Und dann zu mir gewendet fuhr er fort: Wir wollen es drucken laſſen, kommen Sie her, ſchreiben Sie ſogleich an die † Buchhandlung.

Ich that es, obgleich mit geringer Hoffnung, und mochte mich ungefähr dahin ausſprechen: daß gegenwärtiges Stück dazu beſtimmt wäre, der ſinkenden dramatiſchen Litteratur wieder aufzuhelfen mit der kurzen Angabe der Puncte, welche es vor ſeines Gleichen auszeichneten.

Das Manuſcript war von folgendem Briefchen begleitet noch vor mir in meiner Wohnung wieder angekommen:

Um unſerm Geſchäft eine ſolidere Haltung zu geben, ziehn wir uns ſeit längerer Zeit von dem Verlage der ephemeren Litteratur gänzlich zurück, und indem wir Ew. Wohlgeborn höchſt intereſſante Tragödie wieder beifügen, tragen wir die gehorſamſte Bitte vor, Sie wollen gefälligſt Ihre belletriſtiſchen Freunde von unſerm Entſchluſſe in Kenntniß ſetzen, um ihnen vergebliche Bemühungen bei uns zu erſparen.

8. Wiederherſtellung.

Wie gut geſinnt, wie nobel ſpricht der Mann!
Ich fange legitim zu werden an.

Ich ſchleuderte das unverſchämte Billet des naſeweiſen Krämers in die äußerſte Ecke des Zimmers und ſandte die nöthigen Flüche hinterdrein, als Axel, der eben hereingetreten war, laut lachend vor mir ſtand.

Allerſolideſter Freund, rief er aus, wo haſt Du Deinen Gleichmuth und Deine Laune? Sich über die ſtereotypen Redensarten des Buchhändlers zu ärgern, iſt gewiß um nichts klüger, als wenn Du Dich darum für ſchlechter hielteſt, weil Dir dieſes oder jenes Frauenzimmer den Korb gegeben; denn beide ſpeculiren, ſie nehmen nur „was geht,“ ſie wollen gar nicht recenſiren, es liegt auch gar kein Urtheil weder in ihrem Lob, noch in ihrem Tadel. Scheint ihnen keine Ausrechnung dabei, ſo haben ſie ihre Formel; glauben ſie gut zu fahren, ſo brauchts weiter keiner Worte, ſie honoriren Dich mit Gold und reſpective mit Liebkoſungen, aber natürlich mit beiden nur, um alles doppelt und dreifach wieder herauszukriegen.

Dieſe Weisheit iſt mir eben nicht verborgen; aber iſt es denn gewiß, daß es Jedem unvortheilhaft ſcheinen muß, ſich meiner Arbeit anzunehmen?

Ich dächte doch. Du bedarfſt vor allen Dingen eines berühmten Namens, der Dein Buch empfiehlt.

Das iſt faſt ſo, als wenn man einem räth, ſchwimmen zu lernen, ohne ins Waſſer zu gehn.

Laß den Kram, komm mit mir auf die Parade, da ſollſt Du Deinen Spaß haben, der Kapitain Roſenbier hält ſeine Abſchiedsrede an die Jägercompagnie, von der er zu den Füſelieren verſetzt wird. Er zeichnet ſich durch ſeine Rednergabe aus, und Du wirſt von ihm lernen, wenn Du einmal Komödien ſchreiben ſollteſt, die außerdem auch noch geſuchter ſein würden, als Deine ſtelzfüßige Tragödie.

Wer ſagt Dir denn, daß ſie ſtelzfüßig iſt? Du haſt ja noch keinen Buchſtaben davon geſehn.

Lieber Herzensedmund, ich begehr' es ja auch nicht, wer wollte in unſern Zeiten Tragödien leſen, es müßte denn ſein, daß ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzt wären. Aber wie geſagt, komm mit auf die Parade, ich muß fort; und damit ergriff er mich und entführte mich ohne viel Umſtände. Der Hauptmann Roſenbier war mir zwar wohl bekannt von der Zeit meiner Gefangenſchaft her, wo er bisweilen zu meiner nicht geringen Ergötzung die Poſten unter meinem Fenſter inſtruirt hatte, aber ich war heute wenig aufgelegt, ihn zu hören, und folgte dem übermüthigen Axel ſehr ungern. Indeſſen die Wolken zertheilten ſich, in alle Heiterkeit aufgelöſ't, als wir ankamen, die Soldaten ſich richteten, der Hauptmann vor die Fronte hintrat und ernſt und bewegt folgendermaßen zu ſeiner Jägercompagnie ſprach:

„Kameraden, ihr verliert euren Hauptmann, aber ihr kriegt einen andern, darum weint nicht über mich; der Menſch kann nicht ewig Jäger bleiben, ich werde zu den Füſelieren verſetzt. Merkt euch, was ich euch ſage, denn ich ſag' es zum letzten Mal; daß ihr mir Ehre macht, Burſche! Der Hauptmann und die Compagnie ſind eins, und alles was der Hauptmann macht, dabei hilft ihm die Compagnie, ausgenommen, was er allein macht.

Grade gehn iſt die erſte Tugend; ihr müßt adrett ſein. Suum cuique, ſagt der Major, das heißt: Thut eure Schuldigkeit und darnach werdet ihr beſtraft. Alles was nicht ausdrücklich erlaubt iſt, das iſt verboten; die Kriegsartikel ſind Inſtinct. Kein Menſch iſt ſein eigner Herr, ausgenommen, wenn er auf Poſten ſteht. Werdet ihr angefallen auf Poſten, ſo könnt ihr ſtechen, es kommt nichts darnach, wenn ihr ihn reichen könnt; ſonſt kann er ſich beſchweren, wenn er daran ſtirbt. Schießen dürft ihr nicht eher, als bis Feuer kommandirt iſt, und wenn ihr allein ſeid, ſo kommandirt ihr im Stillen.

Nun lebt wohl, ich muß euch verlaſſen, aber ich vergeß euch nicht, ich ziehe den grünen Rock aus und den blauen an, aber mein Herz wird ewig grün bleiben!“

Als die Rede beendigt war, umringten ihn alle Offiziere, Axel und ich desgleichen, um ihm Glück zu wünſchen zu der Rede, welche die Soldaten unter Weinen und Schluchzen angehört hatten. Mit Würde nahm er unſere Huldigungen auf, darauf als er mich erblickte, wurd' er plötzlich heiter, und mit großer Freundlichkeit ſprach er mich an: Ihnen, lieber Freund, hab' ich etwas Angenehmes mitzutheilen: Sie ſind purgificirt; und Ihr Kapitain hat mich gebeten, Ihnen in ſeinem Namen die Kokarde wiederzugeben. Ich werde Sie kommandiren.

Ich dankte ihm verbindlichſt und ſah nun wohl ein, daß Axel dies alles ſo veranlaßt hatte, um den Act meiner Wiederherſtellung recht luſtig und feierlich zu machen.

Wir gingen vergnügt nach Hauſe, und ich hatte mir die Intendanturen und die Buchhändler glücklich aus dem Sinn geſchlagen; aber was ſoll ich nun mit meinem Vollbürgerthum anfangen? Wie rett' ich meine Ehre gegen Deinen Vater? wie erfüll' ich nur Eine ſeiner Bedingungen!

4. Minna an Edmund.

Wie tröſtlich, wenn man feſte Worte hört,
Selbſt wenn der Redner ſie nur machen ſollte!

Lieber Edmund, mit Ermahnungen will ich mich nicht aufhalten, wenn ſie gleich ſehr angebracht wären, und eben ſo wenig mit Liebkoſungen, die ich mir alle auf unſer hoffentlich nahes Wiederſehn aufſpare; ich mache Dich nur auf zweierlei aufmerkſam, wodurch Du nicht, wie Du meinſt, zurück, ſondern einen guten Ruck vorwärts gekommen biſt. Zuerſt viel Glück zur Kokarde! mein Vater findet ſie ſo weſentlich, daß er zur Feier dieſes Ereigniſſes eine eigne Geſellſchaft ſeiner Freunde eingeladen und dabei erklärt hat: der Fall ſei um ſo wichtiger, als er den ganzen Werth anſchaulich mache, welcher in der allgemeinen Freiheit, dem Vollbürgerthum liege, man begriffe, was damit gewonnen ſei, während alles, was darüber hinauszugehn dächte, leerer Uebermuth wäre. Stolz bin ich nicht auf meinen Schwiegerſohn, aber jetzt brauche ich mich ſeiner doch nicht mehr zu ſchämen, ſo ſchloß er mit großer Ruhe; und als ich Dich lobte, bemerkte er, es ſei zu verwundern, daß ich es thäte, denn bis jetzt ſchienſt Du noch keinen geeigneten Schritt gethan zu haben, um ſeine Bedingungen zu erfüllen, indeſſen dies ſei unſre Sache. Nun find' ich, wie geſagt, daß Deine Wiederherſtellung ein Schritt und Dein Gedicht ein zweiter iſt, denn Du wirſt Dich erinnern, Dein Meiſterſtück ſollte mir geliefert werden, und da dächt' ich doch, ſtünde auch mir das Urtheil zu; und vor mir fürchte Dich nicht, mein guter Geſell, ich ſteh' Dir bei, auch wenn Du Unrecht haſt, und hier kann ich es mit gutem Gewiſſen, denn es gefällt mir wohl. Meinen beſten Glückwunſch für unſre glücklichen Freunde! Wie ſchön es ſich fügt! alle Charaktere ſind von der Art, daß ſie ſich bei der abentheuerlichen Begebenheit, wenn gleich aus den verſchiedenſten Gründen, kein Bedenken machen. Die Helmſkiold iſt zu liebevoll, um nicht zu verzeihn, der Alte zu grobkörnig, um nicht fünf grade ſein zu laſſen, das Pärchen aber kennen wir ja nun von allen Seiten. Emma, die gute Seele, iſt doch immer bei all ihrer Schuld recht unſchuldig und liebenswürdig, wie ein unbefangenes Kind. Grüße ſie freundlich, und rede alle Tage wenigſtens einmal von mir, das verlang' ich, und es iſt gar nicht viel verlangt, denn ich ſetze Dir zum Schluß einen kurzen Termin: in vierzehn Tagen will ich Dich wiederſehn, und ſollt' ich Dir alle Deine Rechnungen damit verderben. Bis dahin ſei getroſt und vergiß keinen Augenblick Deine Minna.

5. Der Beiſtand.

Ich wünſchte nur, daß er mir diene,
Was ſcher' ich mich um ſeine Miene?

Als ich dem Kriegsrath meine bisherigen Erfolge mitgetheilt und dabei vielfältig geſeufzt hatte über die Halsſtarrigkeit Deines Vaters, deſſen Bedingungen zu erfüllen ich nun gar keine Wahrſcheinlichkeit vor mir ſahe, ſagte er freundlich tröſtend:

Ich nehme Theil an Ihnen, weil ich trotz unſerer fehlgeſchlagenen Verſuche dennoch von Ihnen für die Bühne einen Troſt hoffe; aber freilich, die Zeit hat ihren Geſchmack, und dem muß man ſich unterwerfen. Man glaubt mit Trauerſpielen zum Ueberfluß verſehn zu ſein, weil man nicht gebildet genug iſt, um bei dem Vorhandenen einen Mangel zu fühlen, und dazu kommt die gerechte Forderung, daß nun einmal auch für das Komiſche etwas Bedeutendes geſchehen möge. Komik und Humor iſt die Loſung dieſer Zeit und man wird ſo lange darnach ſchreien, bis ein deutſcher Shakeſpeare einen Falſtaf und den Korporal Nym dichtet, von denen der eine nichts iſt, als Humor, und der andre nichts ſagt, als „das iſt der Humor davon." Am wohlfeilſten glauben Schreibende und Leſende zu beiden zu gelangen in Novellen und Reiſebeſchreibungen, darum werden dieſe geſchrieben und geleſen; wie wär' es da, mein Freund, wenn Sie wegen des Honorars, welches doch die Bedingung Ihres Schwiegervaters iſt, Novellen ſchrieben? Dazu fänden wir eher einen Verleger, und brächen damit ihren dramatiſchen Werken die Bahn.

Wenn dies auch wirklich gelänge, ſagte ich kleinlaut, ſo bliebe immer noch der Uebelſtand mit dem Diplom des Poeta laureatus.

Ich ſehe wohl, mein theurer Freund, in dieſer heilloſen Laune wegen Ihrer abgeſchmackten Heirathsangelegenheit bringen Sie nichts Geſcheidtes zu Wege, und es wird kein andres Mittel ſein, Sie wieder ganz für Ihren Beruf zu befähigen, als daß man dieſen Handel vorher zu Stande bringt. Sie wiſſen, daß ich kein Freund der deutſchen Familienbockerei bin, welche alles öffentliche, ja ſogar das Kunſtintereſſe mit ihrer gemeinen Alltäglichkeit verſchlingt, aber, wie geſagt, Ihnen iſt nun einmal nicht anders zu helfen. Dazu hat Ihre Geliebte eine aufgeweckte Miene und weiß höhere Geſichtspuncte zu faſſen, ſchon deswegen, weil ihre ganze Laune mit den ſonſt gewöhnlichen Gegenſtänden weiblicher Wünſche nur ſcherzend ſpielt; ich hoffe, ſie wird Ihnen unter die Arme greifen, ſtatt Ihnen hinderlich zu ſein. Alſo im Intereſſe der Kunſt darf ich diesmal wunderlich genug dasjenige befördern, was ich ſonſt nur zu bekämpfen hatte. Geben Sie mir Ihr Poem; ich will es an eine deutſche Univerſität ſchicken, welche noch das Recht hat, im Namen des Kaiſers Doctoren und Poeten zu kreiren.

Ich ging ſogleich nach Hauſe, und ſiegelte zum dritten Mal das unglückliche Manuſcript ein, bei mir ſelbſt aber ging die innerliche Muſik ungefähr ſo:

> Wie tief biſt du geſunken,
> Unſterbliches Gedicht!
> Mit deinen Himmelsfunken
> Sprühſt du vergebens Licht:
> Den ſchimmlichten Gelehrten,
> Den lederdickgeöhrten
> Füllt deine edle Poeſei
> Ein Fach der Decanatskanzlei.

6. Das Diplom.

> Er iſt gelehrt, ſtudirt und liebt die alten —
> Holländiſchen Ducaten, und die neuen
> Weiß er in Ehren ziementlich zu halten,
> Und ſich des Guten einſam ſtill zu freuen:
> Wie ſollt' ich dieſem Mann nicht Ehre ſpenden,
> Wüßt' ich mir nur die Erbſchaft zuzuwenden!

Der Kriegsrath ſchrieb folgenden Brief:

An den Profeſſor der Beredſamkeit und der Poeſie, den erſten Programmatarius Deutſchlands, den einzigen Verweſer der eleganten Kunſt, den Freund des Männer erhebenden Reichthums, meinen unterthänigſten Gruß nebſt zehn Friedrichsd'or.

Es iſt bekannt und jedermänniglich, der zu der Höhe des Ruhms ſtrebt, macht die Erfahrung, wie wenig der Geiſt gilt, wenn er nicht geſtempelt, wenn er nicht mit Zeugniß, Brief und Siegel verſehn iſt aller der hohen Häupter ſeiner verſchiedenen Reſidenzien, vor denen er geſpielt hat. Eines ſolchen Stempels und Siegels bedarf der unterzeichnete Poet: es erfolgen zehn Friedrichsd'or. Der Unterzeichnete muß die Würde eines poeta laureatus S. S. J. R. erlangen, die Univerſität iſt eine kaiſerliche und kann ſie ertheilen: es erfolgen funfzig Thaler im Golde. Zu mehrerer Begründung ſeines Anſpruches auf dieſe hohe Würde, die in Ihrem Ermeſſen ruht, ſendet er beigehendes von ihm ſelbſt verfaßtes Gedicht: auch erfolgt das übliche Honorar mit zehn vollwichtigen Friedrichsd'or.

Lächelnd legte mir der Kriegsrath ſein Fabrikat vor, ungläubig unterzeichnete ichs, und ſchweren Herzens trug ich mit ihm faſt meine ganze Kaſſe auf die Poſt. Dieſer faſrige Kohlſtrunk, der umſonſt das Fett aus dem Boden und den Regen vom Himmel ſaugt, daß die edlen Gewächſe um ihn her verſchmachten! muß auch ich meine Nahrung in ſeine nichtsnutzigen Adern leiten und vielleicht ohne allen Nutzen für mich! Sollte man nicht ein Menſchenhaſſer werden, ja ſollte man nicht wünſchen, daß unſre Univerſitäten alle an der See lägen, und daß jedes Jahr daſelbſt einige Ladungen Kanibalen landeten, um dieſe Univerſitätskohlſtrünke zu verzehren, damit die jungen Profeſſoren avanciren könnten, eh ſie ſelbſt den Kopf verlieren und auch Strünke werden!? Man müßte es wünſchen, wenn man nicht chriſtlich inſtruirt und erzogen wäre.

Indeſſen hat der alte Herr mir geholfen. Er ſchickte mir das Diplom, welches ich Dir natürlich überſetzen muß, es lautet wie folgt:

„Dem ſehr gelehrten und ſcharfſinnigen Manne, dem Doctor der Arzneikunde und der Weltweisheit Herrn Tancred Boemund Edmund, iſt es bei ſeinem ſtrebſamen Geiſte nicht genug geweſen, in beiden vorgenannten Zweigen die höchſten Ehren erworben und geltend gemacht zu haben; er meldet ſich bei uns um die Würde des gekrönten Dichters des heiligen Römiſchen Reiches und beweiſet ſich derſelben würdig durch ein Werk von großer Kunſt und Meiſterſchaft, deſſen Titel wir in unſerer Regiſtratur verzeichnet haben. Wir ernennen ihn daher kraft des Rechtes, welches uns zuſteht, laut Privilegium unſerer Univerſität Tit. X, zu der gedachten Würde und bekräftigen dieſe Ernennung mit unſerem großen Siegel. Quod Deus bene vertat!“ d. h. Gott gebe, daß es gut geht!

Nun ja! das iſt ſehr zu wünſchen, und Gott weiß es, wie es zugeht, ich fühle mich ordentlich wie geſtarkt durch dieſen neuen Zuwachs meiner Ehre. Hab' ich doch nun mein Handwerk und bin Meiſter darin, auch ſing' ich unaufhörlich:

Und Meiſter werd' ich in dieſer Stadt,
Frau Meiſterin wird meine Lore,

denn das iſt doch bei aller Vornehmthuerei vor der Hand die Spitze davon.

Auch der Kriegsrath iſt ſo munter, als hätt' ich meine Novelle ſchon fertig, den Weg ins Publicum ſchon gebahnt, die dramatiſche Reformation bereits ausgeführt und alle ſeine Luftſchlöſſer gebaut. Denn Du ſollſt nur wiſſen, er baut nicht Häuſer, er baut Schlöſſer auf mich. Daß Du mich vorgeladen haſt, weiß er, daß wir kommen müſſen, ſieht er ein; aber leider! wie wir unſern Zweck erreichen und mein Geſchäft einträglich machen ſollen, das wiſſen wir immer alle beide noch nicht. Ich ſage „wir", denn er ſagt nie anders, er nimmt ohne weiteres an, er müßte mit dabei ſein, und es hat ganz den Anſchein, als wolle er mich nun durchaus nicht wieder aus dem Garne laſſen, ſondern alle ſeine Pläne, die ihm in der guten Emma geſcheitert ſind, in mir mit Gewalt verwirklichen. Meine muthige Richtung auf den Ruhm und auf die Kunſt, — Gott weiß, es gehört Courage dazu! — meine beharrliche Verachtung der Medicin lobt er alle Tage, und erzählt mir die Geſchichten aller derer, die mit ähnlichen Schwierigkeiten zu den größten Erfolgen hindurchgedrungen ſind. Aber Du ſiehſt es, wir unterliegen ihnen bis jetzt noch immer, ſteuern vergeblich nach verſchiedenen Richtungen, und ſehn keinen Schimmer von Land.

Geſtern bat er ſich meine Denkzettel aus, um nachzuſehn, ob meine bisherigen Schickſale nicht vielleicht einen Anlaß darböten, mich, wie Dein Vater es verlangt, bürgerlich feſtzuſtellen, damit ich nur erſt dieſen Punct überwände, und dann mit friſchem Muth von neuem ans Werk ginge. Dieſer Einfall iſt freilich unfruchtbar genug, aber es rührt mich, wie gut er es meint.

7. Dunkler Troſt.

Die Saat der Zukunft ſchießt verborgen auf,
Erſt offenbar im ſpäteren Verlauf.

Alſo ich laſſe noch eine Möglichkeit übrig, auf irgend eine andere Weiſe, als ich bisher verſucht, mich als einträglich beſchäftigt zu erweiſen; wüßt' ich doch in der That nicht welche! Dieſen Gedanken ſchien Axel mir anzuſehn, als ich ihm heute begegnete, denn mit dem freundlichſten Gruß wünſchte er mir Glück zu den neuen Hoffnungen, die, wie er ſagte, einen wenigſtens eben ſo ſichern Boden hätten, als das Geſuch um den Poetentitel.

Ich mußte geſtehn, ich verſtände ihn nicht, und ſei mir keiner neuen Hoffnungen bewußt.

Hat der Onkel Dir denn noch nichts geſagt?

Nichts daß ich wüßte und Hoffnungen darauf bauen könnte.

Nun, da will ich's Dir ſagen: Ich habe ihm den Vorſchlag gethan, er ſollte doch ſelbſt Deine Tragödie verlegen und nach Befinden honoriren, ſo wäre ja alles abgemacht, da mir kein Geſetz bekannt ſei, welches ihm ein ſolches Unternehmen verböte. Dieſer Vorſchlag zündete ihm ſichtbar ein Licht in ſeiner Seele an.

Was Du für ein geſcheidter Junge biſt! rief er aus, faſt könnte ich Dir Deine dummen Streiche alle mit einander verzeihen um dieſes Einen Einfalls willen Aber, liebſter Axel, ſetzte er pfiffig hinzu, wenn ich ihn nun anſtändig honorire, wirſt Du ihn auch darum beneiden?

Ich? ſoll mich Gott bewahren, daß ich dem armen Jungen nicht wenigſtens Dein ganzes Haus voll Goldſtücke wünſchte, wenns nur auf mich ankäme, es zu thun.

Mit dieſer Antwort war er ſehr zufrieden und verſprach, ſich die Sache zu überlegen. Ich prophezeie Dir alſo, daß er Dir den Antrag macht, und ſollt' es ihm Geld und Streit wie Heu koſten.

Da iſt es mir unbegreiflich, erwiederte ich, daß er mich davon noch nichts merken ließ, als er geſtern mit mir ſprach, vielmehr ganz andre Saiten anſchlug. Er bat ſich nämlich meine Denkzettel aus, um ſie, nachdem ich ſie nun geordnet habe, durchzuleſen und dabei abzuwarten, ob ihm ſo nicht ein geeigneter Gedanke aufginge, wie wir dennoch die Bedingungen des Geheimen Raths erfüllen könnten. Weiter iſt mir bis jetzt noch keine Kunde zugekommen, und ich für mein Theil ſehe nicht ein, wie dieſer Weg zum Ziel führen könnte. Im Gegentheil, es ergiebt ſich daraus, daß er keineswegs auf die Tragödie Rückſicht nimmt und bei ſeinem alten Plane bleibt, ich müßte erſt mit einer Novelle Glück machen, bevor ich meine Tragödie nur überhaupt mit Erfolg zu veröffentlichen im Stande wäre. Denn ich finde ihn keineswegs ſo biegſam, als Du ihn darſtellſt, und es iſt durchaus nicht zu erwarten, daß er ohne Rückſicht auf ſeine dramatiſchen Abſichten, blos um mir aus der Noth zu helfen, irgend ein Opfer bringen ſollte. Er hält es für nothwendig, und weil er es für nothwendig hält, daß eine Novelle voraufgehe, wird es auch ſo geſchehn müſſen.

Nun, zum Kukuk, ſo laß ihn die Novelle in Verlag nehmen, das kann Dir ja eben ſo lieb ſein.

Aber, lieber Freund, ſie iſt ja noch gar nicht geſchrieben, und wo ſoll ich die Zeit dazu hernehmen, da meine Braut mich zum nächſten Sonntag zu ſich beſchieden hat? —

Deine Braut? nach Fürſtenberg? Ei, das iſt allerliebſt, da begleit' ich Dich, lieber Edmund, wir reiten, meine Pferde ſind vortrefflich.

Aber Dein Onkel will auch mit.

Mein Onkel? Nun das wird wieder eine Komödie geben und zwar die allerbeſte von der Welt, da er nun gar drei Acteure hat und den Reitknecht zum vierten.

8. Die Gefangenen.

Die Mauer nicht den Kerker macht,
Den Käfig nicht das Gitter,
Wem frei und froh die Seele lacht,
Iſt kein Gefängniß bitter.

Gefängnißinſchrift.

Edmund an Minna

Stadt G... im Auguſt.

Meine geliebte theure Minna, bin Dir ſo nah und doch ſo fern, ich ſag' es Dir vorher, es iſt Scherz, aber doch ſo ernſt, daß es wahr iſt und daß ich dieſen

Brief an Dich und Deinen Vater ſchreibe, damit ihr kommt und uns erlöſet aus dem Criminalgefängniß dieſer Stadt. Was der Kriegsrath nicht alles anrichtet! Er als der Räuberhauptmann ſitzt in Ketten und Banden, es thut mir nur leid, daß ich ſeine Laune nicht beobachten kann, da er ſich nun endlich einmal ſelber angeführt hat. Ehe ich Dir das ganze Abentheuer, um deſſentwillen wir jetzt vier Tage ſchon Waſſer und Brod genießen, Deinen Termin verſäumt haben und ich Aermſter ſtatt Deiner ſüßen Roſenlippen den großen grauen Steinkrug küſſe, ehe ich Dir dies alles ſchreibe, bemerke ich, daß es eine ganz beſondre Vergünſtigung und ein ausgezeichnetes Vertraun von Seiten des Herrn Burgemeiſters iſt, wenn ich Dir dieſe Nachricht geben darf. Als nämlich der Herr Burgemeiſter unter unſeren Papieren meine Tragödie gefunden und ich mich zum Verfaſſer derſelben bekannt hatte, wurde von Gerichtswegen der vorläufige Beſchluß gefaßt, daß es, um den Zweifel an dieſe Ausſage zu löſen, mir aufgegeben ſein ſollte, mich mit einem im Gefängniß und im Beiſein des Gefängnißwärters angefertigten Gedicht zu legitimiren. Es wurde mir Feder und Dinte verabreicht; und ich ſchrieb wie folgt:

Den Eſel nicht das Graue macht,
Die Feder nicht den Gimpel,
Den Ochſen nicht die Hörnerpracht,
Ihr Creditiv iſt ſimpel.

Mein Creditiv, Ihr edlen Herrn,
Legt Ihr in meine Feder:
Wie Ihr befehlt, es werde gern
So Jeder ſein Verräther.

Dies Gedicht wurde der verſammelten Curia vorgelegt, worauf ein heftiger Streit darüber entſtand, ob es einen gültigen Schluß auf den Verfaſſer der vorgefundenen Tragödie zulaſſe oder nicht, bis der Herr Burgemeiſter bemerkte, daß man doch, um dieſe Frage zu entſcheiden, vorher wiſſen müſſe, welchen Sinn und Zuſammenhang unter ſich ſelbſt dieſe zwei Verſe denn eigentlich hätten, ihm ſeines Orts ſchienen ſie nicht unverfänglich, jedoch ſei es ihm keineswegs ganz klar, was damit geſagt ſein ſollte, und erlaube er ſich daher nicht, voreilig eine Meinung auszuſprechen, die einem wohlweiſen Rath anſtößig ſcheinen könnte. Es werde ſich auch dies im Laufe der Unterſuchung ergeben. Als hierauf von mehreren Seiten verlangt wurde, man ſolle dieſen Punct ſogleich erledigen, mußte ich zur Erleuchtung meiner eignen Dunkelheit vor der wohlweiſen Verſammlung erſcheinen. Auf Befragen, was ich mit meinem höchſt anzüglichen Gedicht gemeint hätte, und ob namentlich ein wohlweiſer Rath mit jenen beleidigenden Ausdrücken in Verbindung zu bringen ſei, erwiderte ich, daß es anmaßend von mir ſein würde, wenn ich meine eignen Verſe mit erklärenden Anmerkungen begleiten wollte, daß ich füglich dies Geſchäft der gelehrten Nachwelt zu überlaſſen hätte, hier jedoch, ausdrücklich befragt, ſo viel bemerken wollte, als nöthig ſei, um jenen ſchweren Verdacht von mir abzuwälzen. Der erſte Vers enthalte Allgemeines über die Natur der Beglaubigung, der zweite handle von meiner eignen Beglaubigung, und ſollte ja irgend Verfängliches vorkommen, ſo könnte ſich der erſte Vers doch natürlich auf nichts anderes beziehen, als auf den Gegenſtand des zweiten, welcher aber gewiß nicht zweifelhaft ſein werde.

Mit wohlgefälliger Beiſtimmung verneigte ſich das Collegium, ich gewann neuen Muth und trug nun meine Bitte vor, an Dich und Deinen Vater ſchreiben zu dürfen, um den nächſten glaubwürdigen Zeugen für die Feſtſtellung meiner Perſon beizubringen.

Der Herr Burgemeiſter erwiederte: Ihr Geſuch, mein junger Inhaftat, findet ſtatt wegen des Vertrauens, welches Sie mit Ihrem Gedicht ſowohl, als mit ſeiner ſehr geſchickten Auslegung bei Uns ſich erworben haben; und ſo hab' ich mich denn hergeſetzt, mein Herzens-Herzchen, um Dir unſer Abentheuer und unſre Noth zu klagen.

* * *

9. Die Reiſeabentheuer.

Sie reiten hinaus in den Fichtenwald,
Es naht ſich die Beute, ſie erkennen ſie bald.
Auf! reitet, Geſellen und zielet genau,
Wir färben den Boden mit rothem Thau,
Und füllen die Taſchen mit Geld, mit Geld,
So werden wir groß und regieren die Welt!
Denn wer ihn verdient, der nimmt ſich den Lohn,
Das lehret uns der Kaiſer Napoleon.

Arels Prophezeihung ſollte glänzend in Erfüllung gehn, denn kaum hatte er dem Kriegsrath ſeinen Entſchluß, mit nach Fürſtenberg zu reiten, kund gethan, als an mich eine Einladung zur vorläufigen Berathung über die Einrichtung der Reiſe erging. Nicht wahr, lieber Freund, ſo empfing er mich dann, wir benutzen dieſe kleine Fahrt doch wohl am beſten zu mimiſchen Beluſtigungen. Laſſen Sie mich ſorgen für Koſtüme und Ausführung, ich verſpreche mir die luſtigſten Erfolge; was ſagen Sie dazu?

Unbedenklich ſtimme ich bei und hoffe zu Ihrer Zufriedenheit meine Rolle auszuführen; denn da in unſeren Zeiten den unglücklichen Studioſen und anderen Jünglingsſorten die Maskeradenluſt verſalzen wird, ſo iſt es billig, daß wir älteren Leuten das im Leben ſo weſentliche Moment des heiteren Unſinns retten.

Gut! alſo Ihr packt Eure Kleider, die Ihr gebraucht, ſämmtlich in den Mantelſack und bekommt von mir ein paſſendes Unterkleid und als Ueberwurf Staubmäntel, damit man uns nicht gleich am Thor unnöthig aufhält; in dieſer langweiligen Stadt iſt ohnehin nichts zu machen, als gähnende Geſichter.

In dem allerauffälligſten Banditenaufzuge fand uns der frühſte Morgen des andern Tages auf der großen Heerſtraße, und mit der heiterſten Miene ſpähte der Kriegsrath in die Ferne nach Reiſenden, denen wir zum Popanz dienen wollten. Ich bin ſehr neugierig, wie man in der Preußiſchen Polizeiſicherheit unſere poetiſche Erſcheinung aufnimmt, bemerkte er, indem er uns wohlgefällig betrachtete.

Am geeignetſten hatte ihm zum modernen Räubercoſtüm die altdeutſche Tracht, ein großer Kremphut mit Hahnenfeder, drohende krumme Säbel und Piſtolen geſchienen. Denn, ſagte er, jedermann kennt dieſe Dinge als Zeichen der Zerfallenheit mit der beſtehenden Ordnung, und wenn uns vollends ein Menſch in Uniform begegnen ſollte, ſo ſtimmt alle aus Einem Munde das Lied an: Ein freies Leben führen wir.

Wir intonirten eben wie zur Uebung, da ſprengte ein Gensdarme um die Ecke des Gehölzes, ſtutzte erſt ein Wenig und ritt dann entſchloſſen auf uns zu, grüßte und begann:

Meine Herren, wenn Sie Studenten ſind, wie mir ſcheint, ſo kann ich Ihnen nicht ſo ohne Weiteres erlauben zu reiten und zu ſingen, ich muß vielmehr nach Ihren Päſſen und nach höheren Orts eingeholter Erlaubniß zu ſolcher Freiheit fragen.

Wir ſind bewaffnet, mein Herr, ſagte der Kriegsrath.

Und keine Studenten? denn ich glaube nicht, daß die es wagen würden, ſich mit den Waffen in der Hand ertappen zu laſſen.

Darauf wollen wir antworten, wie uns geziemt, erwiederte drohend unſer Anführer.

Aber in dieſem Augenblick war ihm der wirkliche Kriegsmann ſo zugewendet worden, daß er ſeine kriegsräthlichen Züge genau ins Auge faßte und mit einem ſehr behaglichen Gelächter ausrief: Ei gehorſamſter Diener, mein verehrteſter Herr Rath, daß ich Thor doch auch nicht gleich an Sie gedacht! Denn wer ſonſt in ganz Preußen würde es wagen, dieſe halsgefährliche

Tracht anzulegen? Ich wünſche Ihnen viel Vergnügen und eine glückliche Reiſe. Und er wandte ſein Pferd und ſprengte davon.

Der Kriegsrath bemerkte ſehr mismuthig: Alſo ſollte ich mich ſo gänzlich verrechnet haben und auch dieſe Tracht nicht den Eindruck berittener Räuber machen? Er nahm uns nur für friedliche Studenten. Aber ich bitt' Euch, welche blieb mir denn übrig? Nun, einige Proben müſſen wir noch machen.

Es erſchien hierauf ein höchſt eleganter Wagen mit geputzten Damen beſetzt. Wir wurden befehligt ihm in den Weg zu reiten, der Kutſcher hielt, aber die Damen erſchraken nicht, vielmehr trat eine auf den Sitz, nahm einen Opernkucker und ſagte: Mutter, ſieh mal den jungen Mann auf dem Schimmel, wie hübſch es ihn kleidet, auch den andern nicht übel! was ſie nur vorhaben mögen?

Dies unbefangene Vertrauen raubte uns alle räuberiſche Haltung, wir grüßten freundlich; und der Wagen rollte vorüber.

Aber, lieber Onkel, wir können uns ſehr leicht mehr Charakter beilegen, wenn wir die Leute wirklich anfallen, tröſtete Axel den Kriegsrath.

Und aus dem Spaß Ernſt machen, nein, guter Axel, da iſt es eine viel beſſere Auskunft, wenn zwei von uns ſich am Wege verſtecken und die beiden Andern, wenn grade ein Wagen herankommt, unter lautem Geſchrei und mit Piſtolenſchüſſen anfallen, ſo daß die Reiſenden einen wirklichen Räuberanfall vor ſich zu haben glauben.

Ihr zwei alſo, Sie, Herr Doctor, und der Reitknecht, thut Eure Staubmäntel um, ſo, nun ſeht ihr aus wie Probenreiter oder dergleichen, ich und Axel wir wollen etwas voraus reiten, um Euch zur gehörigen Zeit anzufallen. Sobald ein Wagen kommt, reitet ihr vor, damit ihr kurz vor ihm an unſern Verſteck vorbeikommt und der Angriff vor ihren Augen geſchieht.

Die beiden Räuber luden ihre Piſtolen mit loſem Pulver und ritten in ihren Hinterhalt, während wir Reiſende uns im Herunterfallen übten, und natürlich dabei immer eifrig beſtrebt waren, die Zügel nicht zu verlieren und doch zugleich völlig das Anſehn tödtlich Verwundeter zu haben.

Wir befanden uns in einem Tannenhölzchen, der einzigen Waldungsart dieſer Gegenden, nah bei dem Grenzſtädtchen G.... und es mochte wohl zur Spatzierfahrt ſein, daß ein leichter Wagen mit einem Manne und zwei Frauenzimmern herangerollt kam, als wir noch keine Viertelſtunde ſo unſere Vorübungen getrieben hatten. Sogleich ſprengten wir zu; und diesmal gelang unſere Abſicht auf das Vollſtändigſte: Als Axel und der Kriegsrath uns hart vor dem Wagen vom Pferde ſchoſſen, erſcholl ein klägliches Geſchrei aus dem Wagen, worin ich die vernehmlichen Worte unterſchied: O weh, o weh! Kutſcher kehr' um, und fahre, fahre!

Es war deutlich die Stimme unſers jüdiſchen Tiſchgenoſſen, was mich doppelt ergötzte, denn er machte ja wieder eine Probe des unſchädlichen Gefährlichen und recht lebhaft; ich konnte daher kaum die Zeit erwarten, wo ich geſund wieder aufſteigen und meine Vermuthung mittheilen durfte.

Vortrefflich, Kinder, ſagte der glückliche Kriegsrath, nun wollen wir ihnen gleich auf dem Fuß folgen, um die friſche Wirkung ihres Berichts in G.... zu erleben. Was für ein Leben im Gaſthauſe, auf der Polizei und drei Meilen in der Runde wird das geben!

Langſamen Schrittes, um nicht vor dem Ausbruch des Ungewitters einzutreffen, ritten wir vorwärts, und wirklich, im paſſendſten Augenblick erreichten wir das Stadtthor. Man hatte es im erſten Schrecken ängſtlich geſchloſſen, jetzt waren die Bürger im Begriff, es wieder zu öffnen und bewaffnet auszuziehn, den Juden am Kragen führend, um ihn Ort und Stelle anzeigen und die Räuber ausfindig machen zu laſſen. Wir hörten ihn ängſtlich Einrede thun; ſeine Beſchreibung ſei ja vollkommen ausreichend; warum er noch einmal ſein Leben wagen ſollte in dieſem polizeiloſen unſichern Lande. Er ſei ein Preuße und nur für Preußen zu fechten verpflichtet, möchten doch die Mecklenburger die Gefahren, die ihr Land mit ſich brächte, allein beſtehn. Dabei ſuchte er unaufhörlich ſich loszuwinden und davonzulaufen; aber ein ſtarker Fleiſchermeiſter mit Schürze, Käppchen und Meſſer hielt ihn wie einen Hammel im Nacken, und drohte ihm die Kehle abzuſchneiden, wenn er nicht ſein Läſtermaul hielte und tapfer vorausſchritte.

In dieſem Augenblick öffnete ſich das Thor, wir ritten hinein, und bleich vor Entſetzen rief er aus: gerechter Himmel, da ſind ſie!

Der Fleiſcher mit ſeinem Meſſer — nun kam der
de los und ſteckte ſich hinter ein Gemäuer, wo er
ger dem Schuß war — die Gerichtsdiener mit ihren
beln, die Nachtwächter mit ihren Piken, der Burge-
ſter bewaffnet zu Roß und verſchiedene andere mit
ern Gewehren rückten uns entgegen, und ſchrieen mit
hender Gebehrde: Ergebt euch, ihr Spitzbuben, ihr
uber und Menſchenmörder, ergebt euch, oder wir ma-
n euch kalt, eh' ihr euch umſeht!

Wir erklärten, daß wir ehrliche Leute ſeien, richtige
ſſe und friedliche Abſichten hätten, und daher nicht
riffen, weswegen man uns anfiele und beſchimpfe.

Wo iſt der Jude?

Hab' ich den Schuft einen Augenblick fahren gelaſ-
, gleich iſt er mir durchgegangen. He, Schmul, Du
rliner Cholera- und Käſegeſicht, wo ſteckſt Du?
mm hervor, wir haben ſie ja gefangen genommen.

Zum allgemeinen Gelächter tauchte er wirklich hinter
Mauer auf und ſah ſich ängſtlich nach uns um;
nn wurde er geholt und nochmals von dem Burgemei-
über den ganzen Hergang vernommen.

Aber Sie reden nur von zwei Räubern, und hier
ben wir ihrer viere gefangen.

Zwei oder viere — ich war ſo in Angſt, daß mir
ören und Sehen verging, es mögen auch wohl viere
weſen ſein. Die zwei, die geſchoſſen haben erkenn' ich
eder, das ſind ſie. Gütiger Himmel, und dieſe, das
d die beiden Reiſenden, die von ihren Schüſſen fielen.

Der Jud' iſt toll, ſie ſind ja lebendig und geſund, wurde gerufen.

Wir wollten reden, allein der Burgemeiſter hieß uns heftig auffahrend ſchweigen, bis wir gefragt würden.

Gewiß, fuhr der Jude fort, haben dieſe beiden die Kleider der Ermordeten angezogen und ihre Pferde genommen.

Sehr wahrſcheinlich, bemerkte der Burgemeiſter.

Aber da müßten doch unſre Kleider blutig und durchlöchert ſein, wandte ich ein.

Er hat nichts zu räſonniren, das wird ſich beim Verhöre finden.

Herr Burgemeiſter, Herr Burgemeiſter, rief der Jude aus, als er meine Stimme erkannte, das iſt ein höchſt gefährlicher Menſch, ein Staats- und Hochverräther, ich kenn' ihn perſönlich, gewiß, er iſt aus dem Berliner Gefängniſſe entſprungen und geht nun auf Raub aus, und ſehn Sie nur alle viere drauf an: Es ſind alle Hochverräther, kennen Sie nicht dieſe altdeutſche Tracht, die verboten iſt? und daß es Räuber ſind, das hab' ich mit meinen eignen Augen geſehn. Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich nicht in allen Dingen die pure klare Wahrheit rede. Laßt ſie um Gottes Willen nicht frei, ſie ermordeten mich unſchuldigen Menſchen, weil ich es nachgeſagt.

Davor ſeid ihr ſicher. Gerichtsdiener, werft ſie ins Gefängniß und knebelt ihre Pferde! Ihr Geld und ihre Briefſchaften ſollen aufs Rathhaus kommen. Ich will alles heraus haben bis auf das letzte Tittelchen! und ſollt' es ſich ausweiſen, daß dieſe Leute verlaufene Berliner Hochverräther ſind, ſo werd' ich bei dem Großherzog einkommen, daß der Jude den Beinamen Retter des Vaterlandes bekommt; Vater des Vaterlandes kann er nicht heißen werden, denn das iſt der Großherzog ſelbſt, aber daß er uns aus dem Rachen des Aufruhrs gerettet hat, das ſeht ihr ſelbſt ein.

Ja das iſt richtig, Herr Burgemeiſter, aber er iſt ein Jude und ein Schuft von einem Juden, der nicht ſo viel Herz im Leibe hat, als der magerſte von meinen Hammeln, die ich zum Markttag ſchlachte. Wir ſollten ihn nicht mehr ehren, als wir einen ehrlichen Chriſten auch thun.

Schweigt ſtill, Gevatter, die Sache könnte Euch übel ausgelegt werden, weil hier von Aufrührern die Rede iſt. Geht nach Hauſe und widerſprecht mir nicht, die Polizei kann die Juden nicht entbehren, denn wo kein Chriſt hinriechen mag, da haben ſie ihre Naſe, als wäre ſie angenagelt, wenns nur Verdienſt giebt.

Man führte uns ab, man ſetzte uns gefangen, man gab uns Waſſer und Brod, man fragte uns nach unſerm Stand und Herkommen, und weil man alles für erlogen hielt, drohte man uns mit Schlägen, wenn wir nicht die Wahrheit geſtünden.

Du erinnerſt Dich des Anfangs meines Briefes und wie ich Gnade gefunden vor den Augen eines wohlweiſen Rathes und geſtrengen Burgemeiſters. Komm bald und zeuge für Deinen getreuen ſchmählich verkannten Edmund.

10. Die Retter.

Was? will der Kerl noch räſonniren!
Klug reden kann jeder. Ich will judiciren.

„Herr Vetter, er iſt mir anverwandt
Und eine Hand wäſcht die andre Hand.“

Ew. Gnaden ſcheinen mir recht zu ſprechen,
In Wahrheit, auch ich ſehe kein Verbrechen.

Des andern Tages um Mittag klirrten die Riegel meines Verließes; und in die helle Kerkerthür trat meine geliebte Retterin mit ihrem Vater und dem Burgemeiſter.

Ungezogener Burſche, ſiehſt Du, wie ſehr Du meiner Aufſicht bedarfſt, rief Minna, der Vater muß es ſelbſt geſtehn, und ich erklär' es Dir, Du biſt jetzt mein Gefangner und kommſt mir nicht wieder aus den Augen. Nicht wahr, Herr Burgemeiſter, Sie erlaubens doch, daß ich ihn gleich mit mir nehme. Hu! wie Du ausſiehſt! Dieſer Bart und dieſe Farbe! Aber komm nur hervor

So ſchnell, meine Verehrteſte, dürfte die Sache ſich doch wohl nicht machen laſſen. Er iſt auf den Tod verklagt.

Narrenspoſſen, ich hab' Ihnen ja Alles auseinander ht und bezeug' es ihm ja mit ſammt meinem Vater, er es ſelbſt und wirklich iſt.

Hm, indeſſen —

Der Geheime Rath und Exminiſter begann: Mein ter Herr College (hier verneigte ſich der Burgemeiſter), habe doch auch einige Erfahrung in Criminalibus, ein dieſer Fall muß mich immer ein wenig in Erſtau- n ſetzen —

Das muß er — freilich das muß er — ſagte der urgemeiſter.

Ja, ſehn Sie, ſo weit die Acten gehn, beſtätigt h nichts von der Beſchuldigung und alles, was da- egen zur Rechtfertigung dient, iſt klar und bewieſen.

Wie ſo? ſind es nicht dieſelben Leute, die der Jude at ſchießen ſehn, ſind nicht die Piſtolen da, die eben bgeſchoſſen ſind?

Aber, mein lieber Herr College, es fehlt ja durch- us an einem Corpus delicti, denn erinnern Sie Sich, daß der Jude als die Erſchoſſenen eben dieſe beiden noch Lebenden und mit Verhafteten angiebt, daß dieſe ſich dazu bekennen, und daß ſie verſichern nur im Spaß erſchoſſen zu ſein, wie denn auch ihre Kleider unverſehrt ſind; dazu iſt der Jude in Verdacht der Feigheit und Uebertreibung aus Angſt.

Getrauen Sie Sichs, den Vorfall bei S. königl. Hoheit zu verantworten? fragte der Burgemeiſter. —

Zweimal und öfter, wenn Sie es wünſchen.

Nun denn, ſo mögen ſie entlaſſen ſein und dieſes wenige Gefängniß zur Lehre nehmen, daß in Criminalibus nicht geſpaßt wird.

Wenn die Richter den Büffel im Wappen haben, muckste ich, doch ein wenig verdrießlich, denn die Gewalt fühlt ſich immer, wenn auch der Aberwitz ſie anwendet.

Minna aber lachte uns alle von Herzen aus, als wir aus den verſchiedenen Löchern hervor und auf dem Gefängnißflur zuſammenkamen.

Mein beſter Herr Kriegsrath, muß ich Sie ſo wiederſehn, ſagte der Geheime Rath.

Geſtehn Sie Selbſt, wir haben mit der äußerſten Illuſion geſpielt, und es iſt nicht zu laugnen, aus dem erzwungenen Spaß ſind viele natürliche zur großen Ergötzung des freien Beobachters hervorgegangen, wobei ich nur das Eine zu beklagen finde, nämlich daß ich dieſen unbefangenen Standpunct nicht behaupten oder vielmehr nicht zu gleicher Zeit auch noch haben konnte. Denn das Agiren zwar war belohnend genug, aber wie viel mehr noch das Zuſchauen? Wie geht es Ihnen, meine Freunde?

Wie in der Campagne, ſagte Axel. Wie wär' es, Herr Burgemeiſter, wenn Sie uns heut Abend zu Tiſche lüden und für die Kriminalkoſt dieſer fünf Tage mit Raths- und Burgemeiſtereſſen entſchädigten?

Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde: es würde mich ehren und glücklich machen.

Und den Juden, Herr College, müſſen wir durchaus n die Koſten verurtheilen, denn wer ſonſt, als ſeine Feigheit hat den ganzen Handel angerichtet?

Hm, das wäre zu überlegen, ich dächte wohl, wenn Sie es ernſtlich meinen.

Sehr ernſtlich.

Hm!

Wir gingen nun gemeinſam zuerſt zur Erneuerung unſerer Perſönlichkeit durch eine angemeſſene Toilette, ſodann zum Theetiſch des Burgemeiſters, unſers neuen Freundes.

11. Das Gericht.

Um den grünen Tiſch in dem Sitzungsſaal,
Da ſaßen die Richter in voller Zahl:
Man führt' ihn herein mit Ketten behangen;
Jetzt ſollſt Du den Lohn Deiner Thaten empfangen!

Der Kriegsrath ging zuerſt hervor aus der Verjüngungsküche im goldenen Anker zu G...., er war ſichtbar eilig beim Ankleiden, ergriff ſeinen Hut und ging treulos davon ohne auf uns zu warten. Was er nur vorhat, bemerkte Arel, ſcheint er doch von ſeiner Komödienwuth noch nicht hergeſtellt zu ſein; ich argwöhnte nichts und ſchrieb ſeine Eile dem Verlangen nach der langentbehrten freien Luft zu. Das war es indeſſen ſchwerlich geweſen, denn wir trafen ihn im eifrigen Geſpräch mit dem Burgemeiſter, als wir ankamen.

Ich habe, wie geſagt, das Miniſterialſiegel reſpectirt, es war dies der wichtigſte Gegenſtand meines Zweifels, hörte ich den Burgemeiſter ſagen.

Nun, ſo erſuch' ich Sie mir es auszuhändigen.

Stehe gleich zu Dienſten.

Axel ſagte der Tochter vom Hauſe ſüße Sachen, der Geheime Rath examinirte mich über meine Angelegenheiten, ich ſchwebte zwiſchen Verdruß über meine Geſtändniſſe und zwiſchen Seligkeit über Minna's Umarmungen und tröſtliche Küſſe.

Du verzogenes Kind, ſagte der Alte, Du verdirbſt ihn mir noch immer mehr, ordentlich wie mir zum Trotz unterbrichſt Du fortwährend unſer ſehr ernſthaftes Geſpräch, von dem doch Deine ganze Zukunft abhängt, mit Deinen übelangebrachten Liebkoſungen und Scherzen.

Bitte, Väterchen, nimm ihn morgen vor, heut aber laß ihn mir. Nicht wahr, wenn ich Dich ſehr ſchön bitte, ſo thuſt Du es?

Der Alte ſetzte eben ſeine ſtrenge Miene auf; als der Burgemeiſter hereintrat, und einen großen Brief brachte, welchen er dem Kriegsrath übergab mit dem Bemerken, eine Staffette hab' ihn überbracht.

Der Kriegsrath erbrach ihn, las und blickte dann auf mich mit ſeiner mitleidigſten Miene, die er hatte.

Armer junger Freund, leſen Sie Selbſt, aus dem Spaß wird Ernſt, Sie ſind mein Gefangener und ein Gefangener des Königs, meines Herrn.

Es iſt nicht möglich, rief ich aus.

Edmund, wie betrügſt Du mich, Du treuloſer, jam- nerte Minna.

Es iſt doch wahr, wer einmal den Kerker geſehen at, der ſieht ihn auch wieder, ſagte der Geheime Rath, atürlich er iſt wieder implicirt.

Leider iſt er es, ſeufzte der Kriegsrath. Darauf ahm er das Schreiben und las:

„Herr Rath, Sie ſind ermächtigt und befehligt den Dr. Tancred Boemund Edmund als des Hochverraths eſchuldigt zu verhaften, und wo Sie ihn in den deut- chen Bundesſtaaten ergreifen, auch ſogleich aus der Ortsbehörde ein Gericht zu beſtellen und ihn vor dem- elben folgende Fragen beantworten zu laſſen.“

Was kann ich hiebei Beſſeres thun, als vor Ihrer Aller Augen und Ohren mein Verhör abmachen, nachdem er Herr Burgemeiſter und der anweſende Herr Stadt- ekretär ſich mit mir zu dem nothwendigen Gerichte con- tituirt haben, damit alle Zeugen ſind meines gerechten nd hoffentlich milden Verfahrens.

Minna weinte bitterlich, der Alte war ſehr verdrieß- ich, die Procedur ging vor ſich.

Das Verhör begann wie folgt:

Sind Sie der Verfaſſer der Denkzettel eines No- elliſten, welche ſich in den Händen des Kriegsraths von Raben befinden?

Allerdings! und glaube ich darin nichts Verfängliches eſagt zu haben.

Sind Sie geſonnen, dieſe Denkzettel, im Fall, daß

Sie dieſelben vollenden, durch den Druck zu veröffentlichen?

Nein, dazu habe ich ſie nicht beſtimmt, vielmehr ſollten ſie lediglich mir ſelbſt zur Erinnerung an meine letzten Begegniſſe dienen.

Würden Sie aber durch ein angemeſſenes Honorar zu bewegen ſein, ſie zum Druck zuzubereiten und einem Buchhändler zu überlaſſen?

Ich muß geſtehn, ich könnte verſucht werden, obgleich —

Genug, dieſes Geſtändniß reicht vollkommen aus. Für dieſen Fall bin ich befehligt, Ihnen Folgendes zur Durchſicht zu überreichen, um ihm nachher durch gerichtliche Verhandlung die nöthige Kraft zu verleihen.

Ich las: Als Honorar für die leicht abzuſchließende wirklich und wahrhaft exiſtirende Novelle, welche den Titel der Novelliſt erhalten dürfte, zahlt der Kriegsrath von Raben ſein ganzes Vermögen beſtehend in .... und zahlbar einen Tag nach ſeinem Tode an den Verfaſſer, den Doctor Edmund. Zugleich adoptirt er denſelben und nimmt ihn hiemit an Sohnes Statt an, um das Recht der Einwirkung auf ſeine dramatiſchen Leiſtungen ſich zu erhalten und zu ſichern.

Die Verſammlung war im verſchiedenſten Sinne lebhaft bewegt, als dieſes Inſtrument verleſen wurde. Der Kriegsrath drang auf die Vollziehung; man vollzog es.

Darauf erhob er ſich, und wendete ſich mit ſeiner noch nicht abgelegten Amtsmiene an den Geheimen Rath:

Und nun, hoffe ich, hat mein Gefangner durch den nfang ſeines Prozeſſes wenn gleich die Ausſicht auf ine langwierige Gefangenſchaft in den Banden der ſchöen Minna, doch zugleich auch das gewonnen, alle Ihre Bedingungen, Herr Geheimer Rath, erfüllt zu haben. Denn ſein Geſchäft iſt ein unphiloſophiſches und offenbar inträgliches, hier iſt ſeine Anerkennung durch das Dilom: des poeta laureatus; und ich dächte das wäre lles, was Sie verlangt hätten.

Es iſt wahr, das iſt Alles; aber, meine liebe Tocher, wie ſteht es mit dem Meiſterſtück, das er Dir ringen ſoll?

Väterchen, das Trauerſpiel, beſinnſt Du Dich nicht arauf? ich hab' es Dir ja gezeigt.

Gut, mein Kind, ich will es denn in dieſer Beziehung noch einmal in Erwägung ziehn.

Ei das iſt gar nicht nöthig. Ueber das Meiſterſtück ab' ich Dir damals durchaus kein Urtheil zugeſtanden, as iſt lediglich meine Sache; und ich, ich nehm' es an nd mit ihm meinen lieben Herzensmeiſter, der es genacht hat.

Nun wohl, ſo geb' ich Dich frei.

Und ich gebe Dich, mein Sohn, ſagte der Kriegsrath, für Deine Umtriebe in die ewige Gefangenſchaft; rage ſie wie Du kannſt und mit derjenigen Geduld, zu velcher ich meines Orts mich nie habe entſchließen önnen.

Nun das muß wahr ſein, bemerkte Axel, der Herr iebts den Seinen im Schlaf, ſowohl die Novelle, als das Honorar dafür iſt Dir zugeflogen, ohne daß es Dir einen Schweißtropfen gekoſtet. Aber ich wünſche Dir Glück, alter Freund, von ganzem Herzen zu beiden, obgleich das Honorar eigentlich aus meiner Taſche fließt, um das dritte aber könnt' ich Dich beneiden, wär' ich nicht ſelbſt ſo wohl verſehn, nämlich um das allerliebſte Frauenzimmer, das Du damit eroberſt und welches ſelbſt zuletzt noch als das beſte an dem Honorar gerühmt werden muß. Die armen Buchhändler, wenn ihnen dieſer Fall zur Regel dienen müßte!

Wir wollen uns ſchon vertragen, um die Erbſchaft ſowohl, als um die Mädchen, flüſterte ich ihm zu.

Der Abend verſtrich uns ſehr vergnügt und nicht minder die folgenden Tage, welche für Fürſtenberg die Veranlaſſung der feſtlichſten Begebenheiten wurden.

12. Schluß.

Klügle wer da will und deute
Dieſes Buch und ſeine Leute:
Was ſich ſelber nicht bedeutet,
Werde tapfer ausgereutet.

Wunderlich genug wurden dieſe Denkzettel in ihrer urſprünglichen Geſtalt unter meinen Händen ein Ganzes faſt ſo, wie es einem rühmlichſt bekannten Freunde von mir zu geſchehen pflegte, daß er ſich hinſetzte und ſchrieb.

nd ſchrieb, und ſchrieb immer ſo, wie man ſagt, ins
elach hinein, dann ſich überlegte, was nun wohl mit
m zufällig Entſtandenen zu machen ſei und ſo zuletzt
was damit machte, geiſtreich genug; denn man muß
ſtehn, wenigſtens den Anfang ſeiner Geſchichten giebt ihm
r Geiſt ein in unmittelbarer Bewußtloſigkeit, er wahr-
gt ſie gleichſam, wie die delphiſche Pythia; und erſt
letzt kommt die leidige Kunſt darüber mit ihren Ab-
hten und Verflechtungen. Von dieſem meinen berühmten
reunde fühle ich mich nur in ſofern unterſchieden, als bei
ir das Schickſal des Schreibenden zugleich das Schickſal
es Helden iſt, und als dieſer, wenn er überhaupt ein beach-
nswerthes Loos erduldet, auch befugt iſt, wie das Schick-
l ſelbſt zu ſchreiben, ſo daß man wohl eine höhere Macht
allem walten ſieht und eine Verſchlingung, die ſich wun-
erbar löſ't, daß aber davon der Schreibende nichts ahndet
nd nur in ſeiner Unſchuld alles zeigt. Der Kriegsrath
nun der Meinung, dieß ſei eben die Kunſt darin, und
ſteht, ſo neu auch die Begebenheiten ſind, hartnäckig
f den Druck. Denn ſagt er, es iſt eine Art modernes
ationalepos, Sie ſelbſt ſind der Odyſſeus dieſer Zeit,
r an der Zerſtörung des heutigen Ilion gearbeitet, dafür
el erduldet und endlich den Rauch des heimiſchen Heerdes
blickt. Als ich ihm bemerkte, wie lächerlich er geredet
nd verglichen hätte, denn welches die verfehmte Feſte,
elches meine Schlauheit und welches Achilleus mein
egenſatz ſei, ließ er mich hart an und ſagte:

Gott gebe Ihnen mehr Bewußtſein über die Zu-
ände, welche Sie ein andermal darzuſtellen unterneh-

men. Das Ilion unſerer Tage, wovor die ganze Jugend unſers Vaterlandes ſich lagert und ihre Kämpfe beſteht, iſt ihre Verzweiflung an der Wirklichkeit, die ſie nicht kennt und die ſie darum, zu ihrem Drachen zurechtgemalt, als ein neuer St. Jörge bekämpft. Ihr Glaube iſt der Gedanke, daß ihre unbeſtimmte Sehnſucht und ihr blaſſes Bild eines Neuen alles Wirkliche weit verdunkle; und ſo fühlt ſie das Blut der trojaniſchen Helden und aller Helden der Welt in ihren jugendlichen Adern gähren, ſo lange bis ſie ihre eigne Verzweiflung plötzlich überwindet, ſei es in dem hölzernen Pferde der Hegelſchen Philoſophie oder durch das große Thor des Staatsdienſtes und der bürgerlichen Stellung, die dann von ſelbſt in der Wirklichkeit allerhand Weiſes aufdeckt. Aber vorher muß der neue Odyſſeus vieles erdulden, und es ereignet ſich wohl, daß er manches Haar aus ſeinem Scheitel verliert, bevor er nach Ithaka zurückkehrt und den Rauch ſeiner Heimath zum Ziel ſeiner Sehnſucht, die Wiederkehr in die Wirklichkeit zu ſeiner Befriedigung macht. Und warum wollen Sie nicht der geniale Odyſſeus ſein und den Haudegen Axel einen Achilleus vorſtellen laſſen? Deſſen Geſchichte iſt damit natürlich zu Ende, die Ihrige aber beginnt erſt recht, denn das Ideale, wofür Sie früher zu raſch ein Schattenbild Ihrer Einbildung nahmen, verlieren Sie nicht; Sie ſelbſt ſind das Geiſtige, und nicht mit Unrecht erwarte ich, daß Sie der Kunſt als der ächten Vermittlerin des Göttlichen eben ſo treu ergeben bleiben werden, als Axel ihr ſeiner Natur nach abgewendet iſt. Auch dies Beſtreben iſt ſchwierig. Die Kunſt wartet gewiſſermaßen auf eine Erfüllung des politiſchen Lebens, um daran ſelbſt wieder lebendig zu werden. Es iſt nämlich nicht zu verhehlen, daß jener jugendliche Glaube neben aller Schiefheit auch einige Wahrheit habe, nämlich die, daß die Geſchichte des deutſchen Volkes noch nicht zu Ende iſt, daß ſie hier vielmehr erſt recht beginnt, und daß es ſehr ſicher allen germaniſchen Völkern gelingen wird, zum Selbſtbewußtſein über ſich hindurchzudringen. Kinder freilich können dies nicht machen und Einzelne nicht geben, daß aber ein ſolcher zum hellen Bewußtſein erwachter Zuſtand ſich bilden müſſe, liegt in der Anlage aller unſerer Verhältniſſe, und ſobald er da iſt, werden Kunſt und Religion, die jetzt ebenfalls ſchlummern, zur ſchönſten Kraft wieder erwachen. Dieſe Zeit iſt nahe herbeigekommen. Das goldene Zeitalter iſt es nicht, denn auch jetzt ſchon fehlt es dem Einzelnen, der des Geiſtes und ſeiner Freiheit bedarf, mit nichten; aber ſchöner iſt es, wenn mehrere das Bedürfniß fühlen und ſich ihm überlaſſen. Glückliches Leben der Menſchenkinder im Bedürfniß des Göttlichen und ſeiner Erfüllung!

Buchdruckerei von Heinrich Hoff in Mannheim.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Achter Band.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1847.

Junius' Briefe

Stat nominis umbra.

Deutsch

von

Arnold Ruge.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1847.

Sächsische
Landesbibliothek
24 MAI 1967
Dresden

G

An die deutſchen Leſer.

Leipzig, 1. Juni 1847.

Die berühmten Briefe des großen Unbekannten, der ſich Junius nennt, ſind uns nicht fremd. Der Abfall Amerika's, die Ausbildung der engliſchen Freiheit zu einer ſicher eingelebten Ordnung, die Erneuerung des Continents durch die franzöſiſche Revolution und die Nachbildung der engliſch-amerikaniſchen Freiheitsordnung — Alles dies iſt für uns ſo wenig vergangen, daß es zum Theil noch erſt Zukunft, wenn auch eine ſehr nahe oder ſchon begonnene iſt. Junius Kämpfe für die engliſche Freiheit gegen die Jacobitiſche Abſolutiſtenpartei, der Georg III. in die Hände gefallen war, enthalten den ganzen Grundriß politiſcher Logik, auf welchem die jetzige Weltordnung, ſoweit ſie dem menſchlichen Geſchlecht gelungen iſt, beruht. Darum, meine Herren, hab' ich Ihnen den Engländer ins Deutſche überſetzt. Er iſt einer der Unſrigen und er verdient, daß er es ganz wird.

Er iſt leicht zu verſtehn. Er erklärt ſich überall ſelbſt; wer fortlieſt, findet im Verlauf alle Räthſel gelöſt, bis auf einige verwiſchte Züge perſönlicher Satire, deren wir bei dem Ueberfluß der deutlichen, und bei dem reichen Material zur Ergänzung aus unſerer eignen Zeit, uns gern entſchlagen werden.

Um Junius' Briefe ganz zu genießen, iſt weiter nichts nöthig, als ein wenig Geſchichte, ein mäßiges politiſches Intereſſe und ſo viel Bildung, daß Ironie und vollendete Klarheit angenehm empfunden und ein Geiſt genoſſen wird, der die tiefſten Geheimniſſe der ethiſchen Welt oft mit ſprichwörtlich gewordenem Lapidarſtil offenbart.

Der Geſchichte erinnern wir uns bald. Georg III., deſſen Familie durch die Revolution von 1688, welche die Engländer die „glorreiche" nennen, die Stuarts und ihre Principien verdrängt hatte, war von dem Jacobiten Lord Bute erzogen (Br. 35). Er nahm die Principien der Tory's und der Jacobiten an, verließ die Whigs ſobald er konnte, regierte nach den Maximen Lord Bute's „des Günſtlings" und ſuchte auf einem Umwege den Despotismus wieder herzuſtellen.

Hatten die Stuarts Gewalt gebraucht und Gewalt empfunden, ſo kämpfte er mit dem Einfluß der Krone und dem corrumpirenden Klange des Goldes. Darum brauchte er Geld und immer wieder Geld. Die Beſteuerung der Kolonieen, die Schätze Indiens — Alles wurde herbeigezogen, um die Gewalt des Parlaments, die der Krone entriſſen war, zurückzukaufen, und was ſie de jure verloren, wenigſtens de facto wieder zu gewinnen.

Der Plan mißlang. Im Laufe ſeiner langen Regierung verlor Georg III. ſeinen Günſtling, ſeinen Verſtand und ſeinen urſprünglichen Zweck. Aber dieſer Anfang ſeiner politiſchen Wirkſamkeit hat eine Welt von großen Umwälzungen erzeugt und der Plan der jacobitiſchen Torypartei, die engliſche Revolution im Princip zu ſtürzen und überall an die Stelle der großen geſetzlichen Bewegung des Staatslebens, die wir an England bewundern, die Willkür des Königs und ſeiner Diener zu ſetzen, hat die amerikaniſche und die franzöſiſche Revolution und die Aufrüttelung auch der trägſten europäiſchen Continentalvölker hervorgebracht. Es iſt dahin gekommen, daß die Jury, die Preßfreiheit und die reelle Volksvertretung ſogar deutſche Probleme geworden ſind.

In dem gigantiſchen Kampfe gegen die franzöſiſche Revolution vereinigten ſich zuerſt die ariſtokratiſchen Parteien in England, dann die ganze europäiſche Ariſtokratie und endlich wurde die Sache der Befreiung von dem Welteroberer Nationalſache; aber wo waren nun die Jacobiten und die kleinen Pläne der ſchottiſchen Camerilla? Es war längſt vergeſſen, daß man das Parlament, die Geſchwornen, die Preſſe einmal hatte ruiniren wollen, als man endlich nur mit allen Mitteln der Freiheit den korſiſchen Tyrannen ſtürzte. Selbſt die Pitt und Caſtlereagh hatten Männer wie Canning und Peel zu Nachfolgern, die Torys konnten nur exiſtiren indem ſie die Principien der Whigs realiſirten.

In Junius haben wir nun den erbitterten Kampf der Whigs, die im Namen der Nation und ihrer Siege, im Namen des Sieges ſelbſt die Camerilla und den toryſtiſchen Hof, der ſie um die Früchte der Freiheit bringen will, unerbittlich verfolgen. (Dies iſt auch die Bedeutung der kühnen Polemik Mr. Wilkes', deſſen Kampf gegen das Syſtem Lord Bute's einen Hauptgegenſtand dieſer Briefe bildet.)

Junius giebt der äußerſten Indignation gegen das jacobitiſche Attentat der Torypartei Worte, und es iſt nur zu begreifen, wie er ſo mit dem Beil des Richters dreinſchlagen konnte, wenn man weiß, daß er ganz Altengland und ſeinen Unwillen auf ſeiner Seite hat.

Hieran knüpft ſich das politiſche Intereſſe. Junius begann ſeine Kritik der Regierung Georg's III., als die Empörung der Kolonieen ſchon in Ausſicht ſtand, und als die parlamentariſchen Kämpfe in der berühmten Middleſerwahl zur Ausſtoßung Mr. Wilkes' und zu einer entſchiedenen Verletzung der Verfaſſung geführt hatten.

Die Vertheidigung dieſer Verfaſſung iſt nun die Aufgabe. Die Vertheidigung des Rechts der Wähler gegen das corrumpirte Parlament, des Rechts der Geſchwornen und jedes Engländers, in allen Fällen auch in Preßprozeſſen nur von Geſchwornen ſchuldig oder unſchuldig geſprochen zu werden, des Rechtes der Preſſe in der unerbittlichen Kritik öffentlicher Charaktere, der Gebundenheit der Richter ans Geſetz und der drei Staatsgewalten an die Verfaſſung, welche den Grundſatz realiſirt, das Volk von England regiert ſich nach ſeinen von ihm ſelbſt gegebenen Geſetzen, und wie es das Geſetz giebt, ſo verwaltet es auch das Recht; — dies iſt die Politik, die Junius gegen die Attentate der jacobitiſchen Doctrinärs vertheidigt. Und was heute in England ſichere Thatſache iſt, darüber lag man damals im erbittertſten Kampfe. Wilkes' Perſon und Junius' Briefe wurden mit Gewaltmaßregeln verfolgt und der eine auf einen allgemeinen Verhaftsbefehl, in dem keine Urſache der Haft angegeben, alſo die Habeas-Corpus-Acte verletzt war, in den Kerker geworfen, die Sache des andern den Geſchwornen entzogen. Erſt in den neunziger Jahren ging die Parlamentsacte durch, daß die Entſcheidung darüber, ob eine Schrift Libell ſei oder nicht, den Geſchwornen zukomme. Erſt der große parlamentariſche Kampf der langen Regierung des geiſtesſchwachen Georg III. und ſeiner nächſten Nachfolger ſtellte die Gewohnheit der Freiheitsbewegung, die wir jetzt bewundern, in England feſt. Und erſt jetzt iſt es lächerlich, das Gericht als eine willkürliche Gewalt der Regierung zu betrachten, die Inquiſitionsmethode einführen und die Geſchwornen abſchaffen zu wollen. Zu Junius' Zeit war Lord Oberrichter Mansfield, der es wollte, nichts weniger als ein einfacher Tollhäusler.

Das politiſche Intereſſe, welches ſich an Junius knüpft, umfaßt die ganze Logik der Freiheit und lehrt ſie an den prägnanteſten Beiſpielen ihrer Widerſacher.

Das künſtleriſche Intereſſe endlich an der Form dieſer Briefe iſt jetzt ohne Zweifel vorhanden. Nur eins, meine deutſchen Freunde, dürft Ihr dabei nicht vergeſſen, daß immer ein Sieger aus dem Feldlager der Whigs zu den Ueberläufern, zu den Verräthern, zu den Feinden des ganzen Volks von England (the body of the people) redet, und daß die Engländer überhaupt nicht ſo zart in ihren Wendungen ſind, als die Franzoſen oder gar — die Deutſchen.

Nachdem die Deutſchen nun ein Jahrhundert Shakeſpeare und die engliſchen Dichter ſtudirt und wie wir uns täglich überzeugen können, noch immer nicht damit fertig ſind; will ich ſie hier in ein neues, hoffentlich nützlicheres Studium ſtürzen —— in das Studium der großen politiſchen Polemik und der parlamentariſchen Freiheitsbewegung dieſer Virtuoſen des Staatslebens, dieſer Römer des neuen, des wirklichen orbis terrarum.

Die engliſchen Politiker haben Junius nirgends an Verſtand für die Freiheit, an Tiefe der Bildung und an Schönheit der klaſſiſchen Form übertroffen, und niemand die engliſchen Politiker. Wenn ich die Namen Canning und Peel nenne, ſo iſt kein weiterer Beweis nöthig. Sie ſind keine Namen mehr, ſie ſind Begriffe, bei denen jeder die umfaſſenden und weltbewegenden Ideen dieſer Köpfe fühlt und die unſterblich edle Haltung eines großen Staatsmannes bewundert. Dennoch war Junius bis jetzt in Deutſchland nur in den Händen weniger Bevorzugter, die engliſch laſen und die gewohnte Chauſſee der engliſchen Poeten zufällig einmal verließen.

Holen wir ein großes Verſäumniß nach. Und wenn es möglich iſt, eine ſolche Achtung vor dieſem Genius zu erzeugen, wie es ſeine Thaten verdienen und wie er ſie in ſeinem Vaterlande genießt, ſo werden viele politiſch umnebelte Köpfe unſerer Landsleute klar werden.

Die Frage, wer Junius ſei, iſt in England nicht die Frage, welcher Autor, ſondern welcher Staatsmann er ſei. So hat ſie allerdings ein großes Intereſſe, obgleich die eigne Verſicherung des Autors, er wolle ſein Geheimniß mit ins Grab nehmen, keine ſichere Antwort hoffen läßt.

Unter den Candidaten dieſes Ruhmes iſt Sir Philip Francis der glücklichſte. Einige Engländer ſind ſo frei die Sache für ausgemacht zu nehmen und Junius ohne Weiteres unter dieſem Namen aufzuführen *). John Horne Tooke's und Mr. Burke's

---

*) Ich ſchalte hier einen Brief von Sir Philip Francis ein, den das Gentleman Magazin vom März 1847 aus Manuſcripten des Britiſchen Muſeums mittheilt. Er iſt an den britiſchen Miniſter in Preußen, Sir Andrew Mitchell, nach Breslau gerichtet

Ingenium gehören in eine andere Sphäre, und es wäre ſchwer zu begreifen, warum ſie die niedere für ihren Ruf und die höhere für ihre Anonymität

---

und erinnert allerdings gar ſehr an die Klaſſicität und edle Haltung unſers Autors. Da Sir Francis 1740 geboren war, ſo hat er dieſen Brief in ſeinem neunzehnten Jahr geſchrieben und wäre er Junius, ſo hätte er die Kritik der Regierung Georg III. in ſeinem neunundzwanzigſten Jahre begonnen. Hier iſt der Brief:

Sir, die Gunſt, um die ich Sie bitten will iſt, ich bekenn' es, von ſehr delikater Natur. Ihre abſchlägliche Antwort wird mich überzeugen, daß meine Bitte unpaſſend war; aber ich vertraue Ihrer Güte, Sie werden ſie nicht für unverſchämt halten. Erlauben Sie mir, Sir, ſie ohne weitere Entſchuldigung vorzutragen. Ich habe mich eine Zeit lang beſchäftigt, Material für eine allgemeine Geſchichte des laufenden Kriegs zu ſammeln, die ich veröffentlichen wollte ſobald der Stolz Frankreichs und Oeſtreichs genöthigt ſein wird, Europa den Frieden zu gewähren. Ich habe ſchon einige ſehr werthvolle Pläne, Zeichnungen und Tagebücher von General Braddocks unglücklicher Expedition bis zu der glücklicheren Belagerung von Louisburg und unſerem letzten Erfolg von Goree erlangt. Aber gerade wo die Kriegsbegebenheiten am wichtigſten für ſich, am intereſſanteſten für die Mitwelt und am lehrreichſten für unſre Nachkommen waren, — hier, Sir, bin ich völlig unwiſſend. Wie ſoll ich dem König von Preußen in ſeinen Belagerungen, Schlachten, Siegen — in ſeinen Rückzügen, glorreicher als ſeine Siege, folgen? Ich fürchte, Sir, Sie werden dieſen großen Monarchen in den lebloſen unvollkommenen Nachrichten der Tageblätter und Zeitungen kaum wiedererkennen.

Darf alſo in den Grenzen der Klugheit und der Ehre, die Sie Ihrer gegenwärtigen Stellung ſchuldig ſind, nicht etwas gewagt werden, um ſeinen Ruf vor der unfreiwilligen Entſtellung des Irrthums und der Unwiſſenheit zu retten? Ich glaube wirklich, der König hatte andere, edlere Motive, als ſelbſt die des gewählt hätten, wenn ſie dieſe Briefe zu ſchreiben fähig geweſen wären.

Es iſt viel über dieſe unergründliche Autorſchaft

Ruhmes, als er den gegenwärtigen Krieg begann. Ich meine die Liebe zu ſeinem Volk und ſeinen Eifer die europäiſche Freiheit zu wahren. Aber welcher große Geiſt, Sir, iſt anempfindlich für den Ruhm? Und gewiß wenn es ein Volk auf der Erde giebt, deſſen Beifall von dem Könige beachtet zu werden verdient, ſo iſt es das Volk von Großbritannien. Sein geſunder Sinn macht die wahrhaft großen Männer zu einem unfehlbaren Gegenſtande ſeiner Hochachtung; und es hat ſicher und begreiflicher Weiſe einen großen Antheil an der Begeiſterung, womit Helden beſeelt ſein müſſen.

Nach dieſen — darf ich ſagen — Gründen, Sie, wie weit Sie es ſchicklich finden, für meine Bitte die Sie jetzt vollkommen begreifen werden zu gewinnen, will ich es nicht verſuchen, Sie zu der Gewährung derſelben durch Hindeutung auf Ihr eignes Intereſſe zu bewegen, — ich meine die Intereſſen Ihres eignen Namens bei der Nachwelt. Und doch, Sir, mit dem Vertrauen eines Monarchen beehrt zu ſein, der ſein eigner Miniſter im Cabinet, wie ſein eigner General im Felde iſt, das iſt es immer werth, Ihren Freunden und Ihrem Vaterlande überliefert zu werden. Ja ich ſelbſt, während ich Thaten aufzeichne, welche die Unſterblichkeit verdienen, werde vielleicht nicht unbekannt und von der Nachwelt vergeſſen ſterben.

Aber, Sir, was auch meine Zukunft bringen mag, ich hoffe ſo viel Gerechtigkeit in der Geſchichtſchreibung zu behaupten, daß ich nie eine andere Parteilichkeit kennen werde, als die, welche aus dem Haß der Tyrannei und Unterdrückung, aus der Liebe zur Freiheit und aus der Achtung vor der Verfaſſung Großbritanniens entſpringt.

Wenn das Betragen unſerer Miniſter und folglich ihre Charaktere nothwendig in das Werk gehören, das ich vorhabe, ſo halt' ich es nicht für unglücklich, daß ich weder Gunſt noch Vergeſchrieben worden. Herr E. M. Oettinger hat mir ſeine ſorgfältig geſammelte Junius' Literatur freundlich mitgetheilt, die ich hier für einen oder den andern Leſer, der die Akten ſelbſt einſehn möchte, anführe:

Junius: Literatur.

1) **John Taylor,** Discovery of the author of the Letters of Junius. London 1813. 8. (Sir Philip Francis.)
2) **T. Girlestone,** Facts tending to prove that General Lee was the author of the L. of J. London 1813. 8.
3) **R. Duppa,** Memoirs by a celebrated literary and political character, Lond. 1813. 8. (Richard Glover.)
4) **T. Busby,** Arguments and facts proving that the L. of J. were written by John Lewis de Lolme, Lond. 1816. 8.
5) **J. Taylor,** The Identity of Junius with a distinguished living character established. London 1816. 8. (Sir Philip Francis.)

---

bindlichkeiten zu berückſichtigen habe, die ein gutes Herz allzu dankbar ſtimmen könnten, und ebenſowenig Unrecht oder Beleidigungen erfahren mußte, welche ein empfindliches Gemüth zur Verleumdung und Fälſchung verleiten könnten. Ich darf vor jedem Manne von Verdienſt und Tugend meine Hochachtung frei an den Tag legen; und ſo, Sir, werden Sie nicht zweifeln an der aufrichtigen Verehrung, womit ich immer war

London, 20. Feb. 1750. Ihr

Philip Francis.

6) Letters to a Nobleman proving a late Prime Minister to have been Junius, London 1818. 8. (Herzog von Portland.)

7) **G. Chalmers,** The Author of Junius ascertained, Lond. 1817. 8. (John Wilkes.)

8) **P. Thickness,** Junius discovered, Lond. 1789. 8. (Sir John Horne Tooke.)

9) **J. Roche,** Inquiry concerning the Author of the L. of J., Lond. 1813. 8. (Edmund Burke.)

10) **J. B. Blackeway,** Attempt to ascertain the Author of the L. of J., Lond. 1813. 8.

11) **Olivia Wilmot Serres,** Life of the Author of J. L. the Reverend James Wilmot, Lond. 1813. 8.

12) The Author Junius discovered in the person of the celebrated earl of Chesterfield, Lond. 1821. 8

13) **G. Coventry,** Critical inquiry regarding the real author of the L. of J., Lond. 1825. 8. (Lord Sackville.)

14) Junius unmasked, Boston 1828. (Lord Sackville.)

15) **J. Jaques,** History of Junius and his works and a review of the controversy respecting the Identity of Junius, Lond. 1843. 8.

An das engliſche Volk.

Ich widme Euch dieſe Sammlung von Briefen. Sie wurden von einem aus Eurer Mitte zum allgemeinen Beſten für uns alle geſchrieben. Ohne Euren fortdauernden Antrieb und Beifall wären ſie nie zu dieſer Vollendung gediehen. Von mir haben ſie urſprünglich nichts, als ein geſundes lebhaftes Naturel. Unter Eurer Pflege ſind ſie groß geworden. Euch verdanken ſie alle Kraft und Schönheit die ſie beſitzen mögen. Wenn einſt Könige und Miniſter vergeſſen ſind, wenn die Kraft und Richtung perſönlicher Satire nicht mehr verſtanden wird und die Maßregeln nur noch in ihren entfernteſten Folgen fühlbar ſind, wird man, hoffe ich, in dieſem Buche noch immer Principien finden, die werth ſind auf die Nachwelt überzugehn.

Wenn Ihr Euer erbliches Freigut Euern Kindern unverkümmert hinterlaßt, thut Ihr nur halb Eure Pflicht. Freiheit und Eigenthum werden beide zweifelhaft, wenn die Beſitzer nicht Verſtand und Charakter genug haben, ſie zu vertheidigen. Dies iſt nicht die Sprache der Eitelkeit. Bin ich ein eitler Mann, ſo liegt meine Befriedigung in einem engen Kreiſe. Ich bin der einzige Vertraute meines Geheimniſſes und es ſoll mit mir begraben werden.

Wenn ein aufrichtiger und ich darf ſagen ein angeſtrengter Eifer für das öffentliche Wohl mir einiges Gewicht in Eurer Achtung erworben hat, ſo laßt Euch von mir ermahnen und beſchwören, nie einen Angriff auf Eure politiſche Verfaſſung, wie gering Euch der Fall auch ſcheinen möge, ohne entſchloſſenen und beharrlichen Widerſtand durchgehn zu laſſen. Ein Vorgang erzeugt den andern. Sie häufen ſich ſchnell und werden zum Geſetz. Was geſtern Factum war, iſt heute Doctrin. Beiſpiele gelten für Rechtfertigung der gefährlichſten Maßregeln, und wenn ſie nicht genau paſſen, wird der Mangel durch Analogie erſetzt. Seid verſichert, daß die Geſetze, welche uns und unſre **bürgerlichen** Rechte ſchützen, aus der Conſtitution entſpringen und mit ihr fallen oder fortblühn müſſen. Dies iſt nicht die Sache einer Faction, einer Partei oder irgend eines Einzelnen, ſondern das gemeinſame Intereſſe aller Briten. Wenn auch der König ſein gegenwärtiges Regierungsſyſtem fortwährend aufrecht erhalten ſollte, ſo iſt dennoch die Zeit nicht fern, wo Ihr die Mittel zur Verbeſſerung in Eurer Gewalt haben werdet. Vielleicht iſt ſie näher als irgend jemand von uns erwartet, und ich will Euch ermahnen, daß Ihr Euch darauf vorbereitet. Es iſt möglich, daß man dem Könige räth, das jetzige Parlament Ein oder Zwei Jahre, bevor es geſetzlich zu Ende läuft, aufzulöſen und eine neue Wahl zu beſchleunigen, in der Hoffnung, die Nation zu überraſchen. Wenn eine ſolche Maßregel im Werke iſt, kann gerade dieſe Vorſicht ſie vereiteln oder ihr zuvorkommen

Ich darf nicht zweifeln, daß Ihr einmüthig die Wahlfreiheit behaupten und Euer ausſchließliches Recht, Eure Repräſentanten zu wählen, geltend machen werdet. Aber es ſind andre Fragen erhoben worden, über die Eure Entſcheidung eben ſo deutlich und einmüthig ſein ſollte. Laßt es in Eure Seele geſchrieben ſein, laßt es Eure Kinder ſich einprägen, daß die Freiheit der Preſſe das Palladium aller bürgerlichen, politiſchen und religiöſen Rechte des Engländers iſt, und daß das Recht der Jury's in allen denkbaren Fällen einen allgemeinen Ausſpruch über Schuld oder Unſchuld zu thun, ein weſentlicher Theil Eurer Verfaſſung iſt, der durch die Richter nicht controllirt oder beſchränkt, noch durch die Geſetzgeber in irgend einer Art in Frage geſtellt werden darf.

Die Gewalt des Königs, der Lords und der Gemeinen iſt keine willkürliche Gewalt *). Sie ſind die Beauftragten, nicht die Eigenthümer des Staats. Das Lehn iſt unſer. Sie können es weder veräußern, noch verſchwenden. Wenn wir der Geſetzgebung Supre-

---

*) Dieſe entſchiedene Verneinung, daß die Geſetzgebung mit willkürlicher Gewalt bekleidet ſei, iſt freilich keine neue Lehre. Als im Jahr 1675 der Graf Lindſey eine Bill in das Haus der Lords brachte, den Gefahren zu begegnen, welche durch Perſonen von feindlicher Geſinnung gegen die Regierung entſtehn könnten, eine Bill, welche die Mitglieder beider Häuſer durch Eid und Strafen binden ſollte, wurde ein Proteſt von 23 weltlichen Pairs (die Herren Biſchöfe waren nicht gewohnt zu proteſtiren) unterzeichnet, in welchem es hieß: „Das Recht im Parlamente zu ſitzen und zu ſtimmen ſei eine Ehre, die ſie durch die Geburt hätten und ein Recht, welches ihnen ſo untrennbar inne wohne, daß es ihnen durch nichts genommen werden könnte, als wodurch nach dem Geſetz des Landes ihnen zugleich ihr Leben genommen und ihr Blut entadelt würde." Dieſe edlen Pairs (deren Namen ein Vorwurf für ihre Nachkommen ſind) haben bei dieſer Gelegenheit das Recht des Parlaments, die Conſtitution zu ändern feierlich in Abrede geſtellt. Unter einer ganz ſpeziellen Faſſung haben ſie eine allgemeine Wahrheit ausgeſprochen, die jedermann in England betrifft.

matie beilegen, ſo meinen wir, daß ſie die höchſte Gewalt iſt, von der die Conſtitution weiß; daß ſie die höchſte iſt in Vergleich mit den übrigen untergeordneten Gewalten, die durch die Geſetze eingeſetzt ſind. In dieſem Sinne iſt das Wort Suprematie relativ, nicht abſolut. Die Gewalt der Geſetzgebung iſt beſchränkt, nicht nur durch die allgemeinen Regeln der natürlichen Gerechtigkeit und durch die Wohlfahrt der Geſellſchaft, ſondern auch durch die Formen und Principien unſerer beſondern Verfaſſung. Wenn dieſe Anſicht nicht richtig wäre, ſo müßten wir zugeben, daß der König, die Lords und die Gemeinen keine Regel für die Faſſung ihrer Beſchlüſſe hätten, als einzig ihren eignen Willen und ihr Wohlgefallen. Sie könnten die geſetzgebende und ausübende Gewalt in dieſelben Hände vereinigen und die Conſtitution durch einen Parlamentsakt auflöſen. Aber ich bin überzeugt, Ihr werdet es der Willkür von 700 Perſonen, die im öffentlichen Solde der Krone ſtehn, nicht überlaſſen, ob 7 Millionen ihres Gleichen freie Männer oder Sklaven ſein ſollen. Die Gewißheit, ihre eignen Rechte zu verlieren, wenn ſie die der Nation verrathen, iſt für brutale, entartete Gemüther kein Zügel. Abgeſehn von dem ausſchweifenden Zugeſtändniß gegen Heinrich VIII. giebt es in der Geſchichte anderer Länder Beiſpiele einer förmlichen, überlegten Auslieferung der öffentlichen Freiheit in die Hände des Herrſchers *). Wenn England nicht daſſelbe Schickſal theilt, ſo iſt es nur, weil wir beſſere Hülfsquellen, als die Tugend des einen oder des andern Parlaments-Hauſes beſitzen.

Ich ſagte, die Preßfreiheit wäre das Palladium Eurer Rechte und das Recht der Schwurgerichte, einen allgemeinen Ausſpruch über Schuld und Unſchuld zu thun, ein Theil Eurer Conſtitution. Um das ganze Syſtem zu retten, müßt Ihr Euer Parlament verbeſſern. Für den Einfluß des Wählers auf das Betragen des Repräſentanten iſt wenig Unterſchied zwiſchen einen Parlamentsſitz auf 7 Jahr und einem auf Lebenszeit. Die Ausſicht auf Eure Unzufriedenheit iſt zu entfernt, und obgleich die letzte Sitzung eines 7jährigen Parlamentes gewöhnlich dazu angewendet wird, der Volksgunſt den Hof zu machen, ſo bedenkt, daß nach dieſem Maße Eure Repräſentanten ſechs Jahre zur Sünde und nur Eins zur Buße haben. Eine Reue auf dem Todbette kommt ſelten bis zum Erſatz. Wenn Ihr bedenkt, daß unter dem Wechſel der Miniſterien

---

*) Die lex regia in Dänemark.

(welcher die gegenwärtige Regierung ausgezeichnet und um die Volksgunſt gebracht hat) obgleich ſelbſt Eure wärmſten Patrioten mit der geſetzlichen und ungeſetzlichen Autorität der Krone bekleidet waren, und obgleich andere Erleichterungen und Verbeſſerungen dem Volke dargeboten worden ſind, dennoch kein einziger Mann im Amte jemals eine Bill zur Abkürzung der Parlamentsdauer befördert oder angeregt hat; ſondern daß (wer auch Miniſter war) der Widerſtand gegen dieſe Maßregel, ſeit die Siebenjährigkeits-Akte durchging, von Seiten der Regierung ſtetig und gleichförmig geweſen iſt: ſo müßt Ihr ohne allen Zweifel ſchließen, daß lange Parlamente zur Gründung eines ungebührlichen Einfluſſes der Krone führen. Dieſer Einfluß dient der Krone zu jedem Akt willkürlicher Gewalt mit einem Aufwand und einem Druck für das Volk, der unter einem willkürlichen Regiment unnöthig ſein würde. Unſere beſten Miniſter finden darin die leichteſte und kürzeſte Art, die Angelegenheiten des Königs zu führen und alle haben ein gemeinſames Intereſſe, einem Syſtem zu folgen, welches durch ſich ſelbſt, ohne allen Aufwand von perſönlicher Tugend, Popularität, Arbeit, Geſchicklichkeit und Erfahrung ausreicht, ſie im Amte zu erhalten. Es verſpricht der Habſucht und dem Ehrgeiz jede Belohnung und gewährt Straſloſigkeit. Dies ſind unläugbare Wahrheiten. Wenn ſie keinen Eindruck machen, ſo kommt dies daher, daß ſie zu gemein und zu bekannt ſind. Aber die Achtloſigkeit und Gleichgültigkeit des Volks hat zu lange gedauert. Endlich ſeid Ihr zu einem Gefühl Eurer Gefahr aufgeſchreckt. Das Mittel dagegen wird bald in Eurer Gewalt ſein. Bleibt Junius am Leben, ſo ſollt Ihr oft daran erinnert werden. Verſäumt Ihr aber, wenn die günſtige Gelegenheit ſich darbietet, Eure Pflicht gegen Euch, Eure Nachkommen, Gott und das Land, ſo wird mir doch Ein Troſt bleiben, den ich dann freilich mit dem unedelſten und niedrigſten Menſchen gemein hätte, der Troſt, daß die bürgerliche Freiheit wenigſtens ſo lange vorhalten werde, als ich lebe.

Junius.

Inhalt.

Seite
An die deutſchen Leſer IX
Widmung an die engliſche Nation XXI
Vorrede 1

Brief

1. Junius an den Drucker des Public Advertiſer . . 20
2. Sir W. Draper an denſelben 33
3. Junius an Sir W. Draper 39
4. Sir W. Draper an Junius 46
5. Junius an Sir W. Draper 53
6. Sir W. Draper an Junius 56
7. Junius an Sir W. Draper 57
8. Junius an den Herzog von Grafton 61
9. An denſelben 67
10. An Mr. Edward Weſton 71
11. An den Herzog von Grafton 73
12. An denſelben 80
13. Philo Junius an den Public Advertiſer . . . 90
14. Derſelbe an denſelben 93
15. Junius an den Herzog von Grafton 98
16. An den Drucker des Public Advertiſer . . . 105
17. Philo Junius an denſelben 112
18. Junius an Sir W. Blackſtone 116
19. Philo Junius an den Drucker des P. A. . . . 123
20. Junius an den Drucker des P. A. 132
21. Derſelbe an denſelben 143
22. Philo Junius an denſ. 144
23. Junius an den Herzog von Bedford 149
24. Sir W. Draper an Junius 161
25. Junius an Sir W. Draper 164
26. Sir W. Draper an Junius 168
27. Junius an d. P. A. 173
28. Philo Junius an denſ. 179
29. Junius an den Drucker des P. A. 180

Brief — Seite
30. Junius an denſ. 186
31. Philo Junius an denſ. 194
32. Junius an denſ. 199
33. Junius an den Herzog von Grafton 200
34. Junius an denſelben 202
35. Die Addreſſe an den König 208
36. Junius an den Herzog von Grafton 230
37. Junius an den Drucker des P. A. 241
38. Junius an denſelben 248
39. Junius an denſelben 257
40. Junius an Lord North 270
41. Junius an Lord Mansfield 274
42. Junius an den P. A. 280
43. Philo Junius an den P. A. 300
44. Junius an den Drucker des P. A. 304
45. Philo Junius an denſ. 318
46. Philo Junius an denſ. 319
47. Philo Junius an denſ. 319
48. Philo Junius an denſ. 321
49. Junius an den Herzog von Grafton 326
50. Derſ. an denſ. 332
51. Mr. John Horne an Junius 337
52. Junius an Mr. John Horne 340
53. Mr. John Horne an Junius 344
54. Junius an den Drucker des P. A. 360
55. Philo Junius an denſ. 372
56. Mr. John Horn an Junius 375
57. Junius an den Herzog von Grafton 377
58. Junius an die Gilden von London 385
59. Junius an den Drucker des P. A. 388
60. Philo Junius an denſ. 400
61. An Zeno 403
62. An einen Anwalt in der Sache des Volks 410
63. Junius an einen Rechtsgelehrten 412
64. Ueber drei weſentliche Puncte 415
65. An Lord Oberrichter Mansfield 419
66. An den Drucker des P. A. 420
67. An den Herzog von Grafton 420
68. An Lord Oberrichter Mansfield 425
69. An Lord Cambden 457
Aus einem Briefe an Mr. Wilkes 459

Junius' Briefe.

Vorrede.

Die Aufmunterung, welche eine Menge falſcher und mangelhafter Ausgaben der Briefe von Junius erfuhren, läßt mich glauben, daß eine vollſtändige, von dem Verfaſſer ſelbſt berichtigte und verbeſſerte Sammlung eine günſtige Aufnahme erfahren wird. Der Drucker wird mich gern von jeder Rückſicht auf meinen eigenen Vortheil freiſprechen. Ich unternehme dieſes mühevolle Geſchäft einzig um einem Manne zu dienen, der ſich um mich und um das Publikum wohlverdient gemacht, und ſich um meinetwillen einer koſtſpieligen, tyranniſchen Verfolgung ausgeſetzt ſah. Aus dieſen Gründen überlaſſe ich Herrn Heinrich Simſon Woodfall und ihm allein mein Recht, Intereſſe und Eigenthum an dieſen Briefen ſo gänzlich und vollſtändig zu jedem Zweck und Unternehmen, als ein Verfaſſer nur immer ſein Eigenthum auf ſeine Werke einem andern übertragen kann.

Dieſe Ausgabe enthält alle Briefe von Junius, Philo Junius und von Sir William Draper und Mſtr. Horne an Junius, mit ihrem jedesmaligen Datum und nach der Ordnung, wie ſie in dem Public Advertiſer erſchienen ſind. Die Hülfsrolle von Philo Junius war unumgänglich nöthig zur Vertheidigung oder Erklärung einiger eigenthümlichen Stellen im Junius bei der Beantwortung ſcheinbarer Einwürfe; aber der untergeordnete Charakter läßt ſich nirgends die Unſchicklichkeit zu Schulden kommen, ſeinen Meiſter zu loben. Der Betrug war unſchuldig und ich hatte jedenfalls die Abſicht, ihn aufzudecken. Die Anmerkungen werden nicht nur nützlich, ſondern nothwendig gefunden werden. Beziehungen auf Thatſachen, die nicht allgemein bekannt ſind, oder Anſpielungen auf das umlaufende Gerücht oder die Meinung des Tages ſind in kurzer Zeit unverſtändlich. Dennoch wird der Leſer ſich nicht mit Erläuterungen überladen finden; ich bin nicht zum Commentator, ſelbſt nicht meiner eignen Werke, geboren.

Es ſind jetzt noch einige Worte über die Freiheit der Preſſe nöthig. Die Kühnheit, wodurch dieſe Briefe ſich auszeichnen ſollen, ſcheint zu erfordern, daß etwas Ernſtliches zu ihrer Vertheidigung geſagt werde. Ich bin kein Rechtskundiger von Fach, noch mache ich Anſpruch darauf, gründlicher, als jeder Gebildete in England es ſein ſollte, in den Landesgeſetzen beleſen zu ſein. Sind alſo nur die Principien, die ich behaupte, wahrhaft conſtitutionell, ſo halte ich mich nicht für widerlegt, wenn mir auch ein Misgriff im Ausdruck oder eine unrichtige Anwendung der juriſtiſchen Sprache nachgewieſen würde. Ich ſpreche zu dem einfachen Verſtande des Volks und appellire an ſeine ehrliche und freimüthige Auslegung meiner Worte.

Gute Menſchen, und an ſie allein wende ich mich, ſcheinen mir eben ſo wenig ihre Religion, als ihr Urtheil zu Rathe zu ziehen, wenn ſie die großen und weſentlichen Vortheile, die der Geſellſchaft aus der Freiheit der Preſſe erwachſen, zugeſtehen und ſich doch zu einem eigenſinnigen und leidenſchaftlichen Geſchrei gegen ihren Misbrauch hinreißen laſſen. Indem ſie von irgend einer menſchlichen Einrichtung unvernünftiger Weiſe nur reinen Nutzen verlangen, klagen ſie in der That die Güte der Vorſehung an und bekennen, daß ſie mit dem natürlichen Looſe der Menſchheit unzufrieden ſind. In dieſem Fall ſchaffen ſie ſich wirklich ihre Beſorgniß ſelbſt oder übertreiben das beklagte Uebel ſehr. Die Geſetze Englands ſorgen ſo kräftig, als menſchliche Geſetze es nur vermögen, für den Schutz des Bürgers, ſowohl in ſeinem Ruf, als in ſeiner Perſon und ſeinem Eigenthum. Wird der Charakter eines Privaten angegriffen oder beſchimpft, ſo hat er eine doppelte Hülfe durch Civil- oder Criminalklage. Wenn er aus Trägheit, falſcher Scham, oder Gleichgültigkeit nicht an die Geſetze ſeines Landes appelliren will, ſo verſäumt er ſeine Pflicht gegen die Geſellſchaft und iſt ungerecht gegen ſich ſelbſt. Wenn er aus einem unverantwortlichen Mistrauen in die Redlichkeit der Geſchwornen durch irgend ein kürzeres Verfahren, als durch die Anfrage an die Jury ſeiner Standesgenoſſen ſein Recht ſuchen möchte, ſo nehme ich keinen Anſtand zu erklären, daß er eigentlich mehr ſein eigner Feind, als der Feind des Pasquillanten iſt, den er verfolgt.

In Rückſicht der Angriffe auf den Charakter von Beamten und auf Maßregeln der Regierung iſt der Fall ein wenig verſchieden. *Es muß ein bedeutender Spielraum in der Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten gewährt werden,* oder die Preßfreiheit wird der Geſellſchaft von keinem Nutzen ſein. Wie man dem Hange zu Privatfeindſeligkeiten und perſönlicher Verleumdung durch jedes geſetzliche Mittel Zaum und Zügel anlegen müßte, eben ſo ſehr ſollte eine unausgeſetzte Unterſuchung der Charaktere und des Betragens der Miniſter und Beamten befördert und ermuntert werden. Wer etwa denkt, daß unſere Zeitungen für ſchlechte Menſchen keine Beſchränkung und bei der Ausführung ſchlechter Maßregeln kein Hinderniß wären, verſteht nichts von unſeren Verhältniſſen. Bei dem Zuſtande von hingebender Knechtſchaft und Ehrloſigkeit, zu dem der ungebührliche Einfluß der Krone die andern beiden Zweige der Geſetzgebung heruntergebracht hat, würden unſere Miniſter und Beamten in Wahrheit wenig Strafe zu fürchten und wenig Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, wenn das Urtheil der Preſſe und der Geiſt des Widerſtandes, den ſie im Volke erregt, nicht wäre. So lange dieſe Gewalt der Rüge aufrecht erhalten wird, ſind Miniſter und Beamte, um mit den Worten eines geiſtvollen Ausländers zu reden, genöthigt, faſt in jedem Falle zwiſchen ihrer Pflicht und ihrer Schande zu wählen. Eine Wahl von dieſer Art, die ſie beſtändig vor Augen haben, wird freilich keine Wunder in ihrem Herzen, aber ſicherlich einigermaßen auf ihr Betragen wirken. Auf alle Fälle ſind unſere Zeiten nicht darnach, um die wenige Zucht, die wir noch ausüben können, erſchlaffen zu laſſen.

Aber man hat eingewendet, daß die Frechheit der Preſſe über alle Grenzen des Anſtandes und der Wahrheit hinaus ginge; daß unſere vortrefflichen Miniſter fortdauernd dem öffentlichen Haß und Spott ausgeſetzt wären; daß bei Verfolgung für Schmähſchriften gegen die Regierung die Geſchwornen parteiiſch auf der Seite des Volks wären; und daß auch in den grellſten Fällen kein Juryſpruch für den König zu erlangen wäre. Selbſt die Prämiſſen zugegeben, würde ich die Folgerung beſtreiten. Es iſt nicht wahr, daß der Zeitgeiſt gewöhnlich einen ungebührlichen Einfluß auf die Haltung der Geſchwornen ausübt. Im Gegentheil, es können viele merkwürdige Beiſpiele von Urtheilen für den König angeführt werden, wo die Neigung des Volks entſchieden und unbeſehens auf Oppoſition gegen die Regierung gerichtet war. Ein Beweis ſind die Sachen von Mſtr. Wilkes und die von Mſtr. Almon. Bei der letzten Verfolgung der Drucker meiner Addreſſe an eine hohe Perſon hat man ſich der Geſchwornen gar nicht ordentlich bedient. Lord Oberrichter Mansfield, in dem Bewußtſein, daß die fragliche Schrift nichts Hochverrätheriſches oder Libelliſtiſches enthielt, daß vielmehr die ſtärkſten Parthieen darin zwar unangenehm für den König und beleidigend für ſeine Diener, aber genau der Wahrheit gemäß waren, hätte gern die Geſchwornen darauf beſchränkt, nur ſpecielle Thatſachen zu entſcheiden, die für das Schuldig oder Unſchuldig ohne alle Bedeutung waren. Dieſe beſonderen Beweggründe in Verbindung mit der allgemeinen Abſicht, die Macht der Geſchwornen zu beſchränken, werden den Auftrag, den er in Woodfall's Proceß gab, erklären. Er ſagte der Jury mit vielen Worten, daß ſie nichts feſtzuſtellen hätte, als das Factum des Drucks und der Publication und ob die Lücken oder das Anklageſchema*) bei der Klage richtig ausgefüllt wären. Ob aber der Angeklagte ein Verbrechen begangen hätte oder nicht, war kein Gegenſtand der Beurtheilung für die 12 Männer, die doch auf ihren Eid ihren Mitbürger für ſchuldig liche Mittel Zaum und Zügel anlegen müßte, eben ſo ſehr ſollte eine unausgeſetzte Unterſuchung der Charaktere und des Betragens der Miniſter und Beamten befördert und ermuntert werden. Wer etwa denkt, daß unſere Zeitungen für ſchlechte Menſchen keine Beſchränkung und bei der Ausführung ſchlechter Maßregeln kein Hinderniß wären, verſteht nichts von unſeren Verhältniſſen. Bei dem Zuſtande von hingebender Knechtſchaft und Ehrloſigkeit, zu dem der ungebührliche Einfluß der Krone die andern beiden Zweige der Geſetzgebung heruntergebracht hat, würden unſere Miniſter und Beamten in Wahrheit wenig Strafe zu fürchten und wenig Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, wenn das Urtheil der Preſſe und der Geiſt des Widerſtandes, den ſie im Volke erregt, nicht wäre. So lange dieſe Gewalt der Rüge aufrecht erhalten wird, ſind Miniſter und Beamte, um mit den Worten eines geiſtvollen Ausländers zu reden, genöthigt, faſt in jedem Falle zwiſchen ihrer Pflicht und ihrer Schande zu wählen. Eine Wahl von dieſer Art, die ſie beſtändig vor Augen haben, wird freilich keine Wunder in ihrem Herzen, aber ſicherlich einigermaßen auf ihr Betragen wirken. Auf alle Fälle ſind unſere Zeiten nicht darnach, um die wenige Zucht, die wir noch ausüben können, erſchlaffen zu laſſen.

---

*) Die leeren Stellen für Namen u. ſ. w.

Aber man hat eingewendet, daß die Frechheit der Preſſe über alle Grenzen des Anſtandes und der Wahrheit hinaus ginge; daß unſere vortrefflichen Miniſter fortdauernd dem öffentlichen Haß und Spott ausgeſetzt wären; daß bei Verfolgung für Schmähſchriften gegen die Regierung die Geſchwornen parteiiſch auf der Seite des Volks wären; und daß auch in den grellſten Fällen kein Juryſpruch für den König zu erlangen wäre. Selbſt die Prämiſſen zugegeben, würde ich die Folgerung beſtreiten. Es iſt nicht wahr, daß der Zeitgeiſt gewöhnlich einen ungebührlichen Einfluß auf die Haltung der Geſchwornen ausübt. Im Gegentheil, es können viele merkwürdige Beiſpiele von Urtheilen für den König angeführt werden, wo die Neigung des Volks entſchieden und unbeſehens auf Oppoſition gegen die Regierung gerichtet war. Ein Beweis ſind die Sachen von Mſtr. Wilkes und die von Mſtr. Almon. Bei der letzten Verfolgung der Drucker meiner Addreſſe an eine hohe Perſon hat man ſich der Geſchwornen gar nicht ordentlich bedient. Lord Oberrichter Mansfield, in dem Bewußtſein, daß die fragliche Schrift nichts Hochverrätheriſches oder Libelliſtiſches enthielt, daß vielmehr die ſtärkſten Parthieen darin zwar unangenehm für den König und beleidigend für ſeine Diener, aber genau der Wahrheit gemäß waren, hätte gern die Geſchwornen darauf beſchränkt, nur ſpecielle Thatſachen zu entſcheiden, die für das Schuldig oder Unſchuldig ohne alle Bedeutung waren. Dieſe beſonderen Beweggründe in Verbindung mit der allgemeinen Abſicht, die Macht der Geſchwornen zu beſchränken, werden den Auftrag, den er in Woodfall's Proceß gab, erklären. Er ſagte der Jury mit vielen Worten, daß ſie nichts feſtzuſtellen hätte, als das Factum des Drucks und der Publication und ob die Lücken oder das Anklageſchema*) bei der Klage richtig ausgefüllt wären. Ob aber der Angeklagte ein Verbrechen begangen hätte oder nicht, war kein Gegenſtand der Beurtheilung für die 12 Männer, die doch auf ihren Eid ihren Mitbürger für ſchuldig oder unſchuldig erklären ſollten. Hören wir ſolchen Unſinn von der Richterbank durch einen mühſamen Schwall von Sophiſterei unterſtützen, dem ein ſchlichter Verſtand nicht folgen und den eine ungelehrte Jury, wie anſtößig er ihr auch ſein mag, dennoch nicht wohl widerlegen kann; da dürfen wir uns wundern, daß ſie ein Urtheil fällt, welches eben ſo verwirrt, als ungereimt und mangelhaft iſt? Lord Mansfield hat der Welt noch nicht erklärt, warum er einen Juryſpruch annahm, welchen der Gerichtshof hinterher als ungeſetzlich beſeitigte, und welcher, da er keine Rückſicht auf das Anklageſchema genommen hatte, nicht einmal mit ſeinem eignen Auftrage übereinſtimmte. Hätte er ſeine Pflicht gekannt, ſo hätte er die Jury zurückſchicken müſſen. Ich ſpreche nicht ununterrichtet und bin feſt überzeugt, daß in der Weſtminſterhalle kein Rechtsgelehrter von Charakter mir widerſprechen wird. Um Lord Mansfield's Lehre in ihrer Falſchheit aufzudecken, iſt es nicht nöthig, auf eine Würdigung des Briefes, welcher den Proceß verurſachte, einzugehen. Wenn jede Zeile desſelben Hochverrath wäre, würde dennoch ſein Auftrag an die Jury falſch, ungereimt, ungeſetzlich und verfaſſungswidrig ſein. Wenn ich meinen Brief an den König würdigen wollte, würde ich es wie Lord Mansfield*) machen und von den Acten abweichen.

---

*) Die leeren Stellen für Namen u. ſ. w.

Wo Geſetz und Vernunft deutlich ſprechen, brauchen wir keine Autorität, um unſeren Verſtand zu leiten. Doch zur Ehre des Standes bin ich's zufrieden, Einen Rechtsgelehrten dem andern entgegenzuſetzen, beſonders

---

*) Folgende Beurtheilung durch eine Rede Lord Chatams vom 11. Dec. 1770 iſt genau wiedergegeben. Der Leſer wird ſie intereſſant und hier ſehr paſſend angeführt finden: „Mylords, der Ausſpruch der Jury in Woodfall's Proceß war ſchuldig blos für Druck und Publicirung; und darauf wurden zwei Anträge im Gerichtshofe geſtellt, der eine, das Urtheil aufzuſchieben, von

---

dem Anwalte des Beklagten, gründete ſich auf die Zweideutigkeit des Juryſpruchs, der andere von dem Anwalt der Krone, dem Beklagten aufzuerlegen, den Grund nachzuweiſen, warum man auf den Juryausſpruch nach der geſetzlichen Bedeutung der Worte nicht eingehen ſollte; auf beide Anträge wurde ein Verfahren befohlen und kurz darauf der Gegenſtand vor dem Gerichthof der Kings Bench verhandelt. Als der edle Richter die Anſicht des Hofes über den Ausſpruch der Geſchwornen vortrug, ging er ganz in der Ordnung das ganze Verfahren bis zu dem „Nisi prius" †) durch, ſowohl den Beweis der gegeben worden war, als ſeinen eigenen Auftrag an die Jury. Dieſes Verfahren wäre ſehr angemeſſen geweſen, wenn von irgend einer Seite ein Antrag auf einen neuen Proceß gemacht worden wäre; weil ſowohl ein Ausſpruch der Geſchwornen gegen den Beweis, als ein unrichtiger Auftrag des Richters bei dem „Nisi prius" für einen hinlänglichen Grund gehalten wird, um einen neuen Proceß anzuordnen. Wenn aber ein Antrag darauf gemacht wird, den Spruch zu verſchieben oder den Juryſpruch feſtzuſtellen, indem man nach der geſetzlichen Bedeutung der Worte darauf eingeht, ſo muß dieß geſchehen auf dem Grunde einer Sache die offenbar in den Acten iſt; und der Gerichtshof iſt bei ſeiner Berathung, ob der Ausſpruch der Geſchwornen zu Grunde gelegt werden ſoll oder nicht, ſo ſehr auf die Acten beſchränkt, daß er von nichts Notiz nehmen darf, was nicht in ihnen erſcheint, er darf, nach dem geſetzlichen Ausdruck, vom Protocoll nicht abweichen. Der edle Lord wich davon ab, und ich behaupte, daß ſeine Ausführung gegen die Regel, außergerichtlich und ohne Präcedenz war. Sein offenbares Motiv, das zu thun was er als falſch kannte, war eine Gelegenheit zu finden um dem Publicum außergerichtlich mitzutheilen, daß die 3 andern Richter bei der Anſicht, die er in ſeinem Auftrage an die Geſchwornen niedergelegt, ſich betheiligt."

---

†) „Nisi prius", ein Reviſionsmandat der Kings Bench, beginnt: nisi apud talem locum prius venerint.

wenn zufällig des Königs General-Anwalt die Doctrin, durch welche der Oberrichter den Erfolg der Klage zu ſichern dachte, weſentlich verworfen hat. Die Anſicht, die der Anwalt des Klägers ausſpricht, wie bedeutungslos ſie in anderer Beziehung immer ſein mag, iſt von Gewicht in der Wagſchale des Beklagten. Mylord Oberrichter de Grey, welcher die Anklage ex officio aufſetzte, iſt gradezu für mich. Hätte er mit Lord Mansfield's Anſicht übereingeſtimmt, ſo würde der Proceß ſehr kurz geworden ſein. Die Thatſachen wären entweder von Woodfall's Anwalt zugegeben oder leicht zur Genüge der Geſchwornen bewieſen worden. Aber Mſtr. de Grey, weit entfernt zu glauben, daß er ſich ſeiner Pflicht entledige, wenn er blos die Thatſachen bewieſe, ging weitläufig, und ich bekenne es, nicht ohne Geſchick auf die Verſchuldungen der Addreſſe ein, welche er eine aufrühreriſche Schmähſchrift nannte. Er verweilte nur kurz bei denjenigen Punkten, welche (nach Lord Mansfield) der einzige Gegenſtand der Beurtheilung für die Jury wären. Die verbrecheriſche Abſicht, der libelliſtiſche Inhalt, die verderbliche Tendenz des Artikels ſelbſt waren die Punkte, auf die er vorzüglich beſtand, und von welchen er länger als eine Stunde mit ſchmerzlicher Geiſtesanſtrengung die Jury zu überzeugen ſuchte. Wenn er in ſeiner Meinung mit Lord Mansfield übereinſtimmte, war ſeine Rede ungehörig, lächerlich und unvernünftig, wenn er aber die Geſetze verſtand, wie ich es thue, ſo war, was er ſagte, wenigſtens conſequent und zweckmäßig.

Wenn irgend ein ehrlicher Mann noch geneigt ſein ſollte, die Beurtheilung der Libelle dem Gerichtshof zu überlaſſen, ſo bitt' ich ihn zu bedenken, was für eine furchtbare Maſſe Leiden er ſeinen Mitbürgern aufbürdet. Die Verfolgung fängt mit der Anklage durch einen Kronbeamten an, nicht nach der gewöhnlichen verfaſſungsmäßigen Weiſe mit einem Verfahren vor der großen Jury. Da man die Thatſache zuzugeben pflegt, oder da ſie gewöhnlich leicht zu beweiſen iſt, ſo wird die Aufgabe der kleinen Jury eine Poſſe. Der Gerichtshof urtheilt dann über die Natur und Ausdehnung des Vergehens und beſtimmt nach ſeinem Ermeſſen die Größe der Strafe von einer kleinen Geldbuße bis zu einer großen, zu wiederholten Streichen, zum Pranger und zu unbegränztem Gefängniß. Sogar das Abſchneiden der Ohren und Naſen könnte noch von einem entſchloſſenen Richter zuerkannt werden. Aber ich will ſo ehrlich ſein, zuzugeben, daß Strafen von ſo offenbarer Beleidigung der Menſchheit in unſeren Zeiten nicht gewagt werden würden. In allen andern Criminalfällen entſcheidet die Jury über die Thatſache und das Verbrechen in Einem Wort und der Gerichtshof ſpricht ein beſtimmtes Urtheil, welches die Sentenz des Geſetzes, nicht des Richters iſt. Würde Lord Mansfield's Doctrin angenommen, ſo muß die Jury entweder gegen den offenbaren Thatbeſtand freiſprechen, welches ich mir ſogar von ſehr gewiſſenhaften Männern denken kann, lieber, als daß ſie einen Mitbürger der Gnade von Lord Mansfield anvertrauen ſollten; *oder ſie muß dem Gerichtshof zwei Functionen überlaſſen, die nie, außer in dieſem Fall, vereinigt ſind, ſchuldig zu finden und die Strafe zuzuerkennen.*

„Aber", ſagt dieſer ehrliche Lord Oberrichter, „wenn der Artikel nicht verbrecheriſch iſt, ſo hat der Angeklagte, ſelbſt wenn ihn die Geſchwornen ſchuldig finden, keine Gefahr zu laufen, denn er kann bei dem Gerichtshof den Antrag um Einhalt des Urtheils ſtellen.“ Richtig, mein guter Lord, aber wer hat über den Antrag zu entſcheiden? Hat der Gerichtshof nicht immer noch darüber zu beſtimmen, ob man zum Aburtheilen ſchreiten ſoll oder nicht? Und iſt der Angeklagte auf dieſem Wege nicht, ebenſo entſchieden des Urtheils ſeiner Standes-Genoſſen beraubt, als wenn er vor einem Civilgerichtshof proceſſirt würde oder in den Kammern der Inquiſition. Sie ſind es, Mylord, der alsdann über das Verbrechen urtheilt, nicht die Jury. Was den wahrſcheinlichen Erfolg eines Antrags auf Einhalt des Urtheils betrifft, ſo will ich nur bemerken, daß kein vernünftiger Menſch ſo eifrig ſein würde, ſich in Beſitz der gehäſſigen Strafgewalt zu ſetzen, wenn er nicht im voraus entſchloſſen wäre, Gebrauch davon zu machen.

Noch einmal, wir haben geſagt, daß Richter und Jury eine verſchiedene Funktion haben; *daß die Jury über die Thatſache zu beſtimmen und der Richter das Geſetz auszuſprechen hat.* De jure respondent judices, de facto jurati. Dieſer Satz iſt richtig, aber nicht in dem Sinne, den ihm Lord Mansfield gegeben hat. Die Jury iſt unzweifelhaft zur Feſtſtellung der Thatſache da, das heißt, ob der Beklagte das Verbrechen, deſſen er beſchuldigt wird, begangen hat oder nicht. Der Richter ſpricht das Urtheil, welches das Geſetz an ein ſo herausgeſtelltes Faktum knüpft; und wenn im Lauf des Proceſſes irgend eine Rechtsfrage entſteht, ſo müſſen nothwendig ſowohl der Anwalt als die Jury an den Richter appelliren und ſie ſeiner Entſcheidung überlaſſen. Ein Rechtseinwand oder Antrag auf rechtlichen Vorbehalt kann durch den Gerichts-Hof zugelaſſen werden; aber wenn das Verfahren vor der Jury einmal eingeleitet iſt und die Jury ihren Auftrag empfangen hat, ſo iſt es ihr der Natur der Sache nach unmöglich, das Geſetz vom Factum zu trennen, ausgenommen, wenn ſie es für ungemeſſen hält, (ſtatt des allgemeinen Ausſpruchs von ſchuldig oder nicht ſchuldig) nur ein Specialverdikt (daß etwas ſo oder ſo geſchehen ſei) abzugeben.

Es iſt alſo behauptet worden, eine gewöhnliche Jury wäre wohl im Stande, eine einfache Thatſache zu beſtimmen, aber unfähig, den Sinn eines aufrühreriſchen Libells zu faſſen und über ſeine Tendenz zu urtheilen. Zur Antwort auf dieſen Einwurf (der ſelbſt, wenn er wohl begründet wäre, nichts gegen das ausdrückliche Recht der Geſchwornen, einen allgemeinen Ausſpruch über Schuld oder Unſchuld zu thun, beweiſen würde) kann ich die Wahrheit dieſer Verſicherung ruhig in Abrede ſtellen. Engländer von dem Stande, aus welchem die Jurys gewöhnlich genommen werden, ſind nicht ſo ununterrichtet, wie ſie jetzt zu einem ganz beſondern Zweck dargeſtellt werden. Wenn ich aber die Thatſache zugebe, ſo rufe man doch in allen ſchwierigen und wichtigen Fällen eine ſpecielle Jury dafür ein; und der Einwand iſt beſeitigt. Die Wahrheit iſt aber, daß wenn eine Schrift, welche für eine Schmähſchrift gegen die Regierung gehalten wird, ſo dunkel geſchrieben iſt, daß zwölf gewöhnliche Menſchen unmöglich ihre aufrühreriſche Abſicht und Tendenz entdecken können, ſo iſt ſie in der That kein Libell. Sie kann die Gemüther des Volks nicht entflammen, noch ihre Geſinnung der Regierung entfremden; denn es verſteht ihren Sinn nicht beſſer, als wenn ſie in einer ihm unbekannten Sprache veröffentlicht wäre.

Am Ende erhellt, ſo viel ich einſehe, über allen Zweifel klar: ſollte die Jury in irgend einem künftigen Proceß wegen aufrüheriſchen Libells eine Freiſprechung verkündigen, die nicht bewieſen iſt; ſo hat man dies den falſchen und abſurden Doctrinen, die von Lord Mansfield dargelegt wurden, zu verdanken. Erfüllt von Widerwillen gegen die gehäſſigen Kunſtgriffe, die ſich der Richter bedient, um ſie zu verleiten und zu verwirren, auf ihrer Hut gegen ſeine Sophiſterei und überzeugt von der Falſchheit ſeiner Verſicherungen, faſſen ſie vielleicht den Entſchluß ſein abſcheuliches Vorhaben zu durchkreuzen und ihn auf jeden Fall zu ſchlagen. Ihm wenigſtens geſchieht vollkommen recht, wenn ſie es thun. Hingegen, wenn die ganze Beſchuldigung, die in der Anklage liegt, gehörig und ehrlich vor die Jury gebracht wird, ſo iſt durchaus kein Grund der Annahme vorhanden, daß zwölf Männer auf ihren Eid nicht unparteiiſch zwiſchen dem König und dem Angeklagten entſcheiden ſollten. Die zahlreichen Fälle von Entſcheidungen politiſcher Proceſſe für den König widerlegen hinlänglich die falſchen und beleidigenden Beſchuldigungen, welche von Lord Mansfield und ſeines Gleichen gegen die Gewiſſenhaftigkeit der Jurys ausgeſtreut werden. Aber, wenn wir auch zugeben, daß zur Zeit einer allgemeinen Unzufriedenheit über die offenkundig ſchlechte Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ein aufrühreriſcher Schriftſteller ungeſtraft davonkommt, ſo beweiſ't das nichts gegen meine ganze Anſicht. Wenn die Geſchwornen unſicher ſind, an welches andere Tribunal ſollen wir dann appelliren? Wenn wir den Geſchwornen nicht mit Sicherheit trauen können; ſollen wie die Funktion des Richters und der Geſchwornen, die ſo weiſe durch die Verfaſſung von einander getrennt ſind, vereinigen und einem Lord Mansfield unbedingt trauen? Sind die Richter des Gerichtshofes der Kings Bench wahrſcheinlicher ohne Vorliebe und Parteilichkeit, als zwölf Bauern, Bürger oder Gentlemen, die ohne Unterſchied aus der ganzen Grafſchaft genommen wurden oder ſoll, mit Einem Wort, keine Entſcheidung ſtattfinden, bis wir ein Gericht aufgeſtellt haben, durch welches überall kein Mißbrauch oder Uebelſtand mehr möglich iſt? Wenn ich nicht ſehr irre, führen dieſe Fragen auf eine entſchiedene Antwort.

Nachdem ich die Freiheit der Preſſe gegen ebenſo unnöthige, als ungeſetzliche Beſchränkung vertheidigt habe, kehre ich zu dem Gebrauch zurück, der in der gegenwärtigen Schrift von ihr gemacht wurde.

Bemerkungen über die Nationalität laſſen ſich, ich bekenne es, nicht durch Theorie und allgemeine Prinzipien rechtfertigen. Um ihr Verdienſt und ihre Richtigkeit einzuſehn, müſſen wir das Zeugniß von Thatſachen vor uns haben. Wir müſſen die Schotten im Privatleben aus Erfahrung kennen gelernt und die Grundſätze ihrer Handlungsweiſe gegen uns und untereinander beobachtet haben; die charakteriſtiſche Klugheit, die nationale Selbſtſucht, das unermüdliche Lächeln, den ausdauernden Dienſteifer, die immerwährende Schauſtellung einer beſonnenen und gemäßigten Gemüthsverfaſſung. Wenn der Fall zu einem Verſuche nicht zu wichtig wäre, möchte es nicht zu tadeln ſein, ihrer Rechtſchaffenheit einiges Vertrauen zu ſchenken. Ohne im Allgemeinen die Urſache zu unterſuchen, werden wir uns bald durch

Erfahrung überzeugen, daß die Schotten, wenn ſie aus ihrem Vaterlande verſetzt werden, immer ein unterſchiedener und abgeſonderter Körper in dem Volke, welches ſie aufnimmt, bleiben. In andern Ländern lieben ſie nur ſich, in England lieben ſie ſich recht herzlich und haſſen ebenſo herzlich ihre Nachbarn. Wegen ihrer übrigen Tugenden muß ich mich auf die Beobachtung des Leſers berufen, außer wenn er die Autorität Lord Berringtons in einem Brief an den verſtorbenen Lord Melcombe, den Herr Lee veröffentlicht hat, anerkennen will. Er drückt ſich mit einer Wahrheit und Genauigkeit aus, die ſonſt in Sr. Lordſchaft Arbeiten nicht eben gewöhnlich ſind, wenn er ſagt: „Cockburn, wie die meiſten ſeiner Landsleute iſt eben ſo kriechend gegen Leute, die über ihm ſtehen, als er unverſchämt iſt gegen die, welche unter ihm ſind.“ Ich bin weit von der Abſicht entfernt, mich gegen den Vereinigungsvertrag zu erklären. Würde der wahre Geiſt des Vertrags gewiſſenhaft feſtgehalten, ſo ſähen wir nicht eine ſolche Menge Schotten als Vertreter engliſcher Wahlflecken im Unterhauſe, während nie ein einziger ſchottiſcher Flecken durch einen Engländer vertreten wird. Wir ſähen nicht durch eine unverantwortliche Umgehung des Vereinigungsvertrags engliſche Pairſchaften an ſchottiſche Ladys oder an ältere Söhne ſchottiſcher Pairs vergeben und die Zahl 16 verdoppelt und verdreifacht. Wenn es je für räthlich gehalten werden ſollte einen Vertrag aufzulöſen, deſſen Verletzung oder Beobachtung ſich beſtändig nach dem Vortheil und Intereſſe der Schotten richtet; ſo werde ich von ganzem Herzen mit Sir. Eduard Coke*) ſagen: Als das arme England allein ſtand, den Zuwachs eines Königreichs entbehrte und dennoch mehr und eben ſo mächtige Feinde, als jetzt hatte, behauptete doch die Macht des Königs von England das Uebergewicht.

---

*) Geſchichte des Parlaments Vol. 7 p. 460.

Man wird jetzt noch einige Bemerkungen von mir über einen Punkt erwarten, der eben ſo delikat für den Schriftſteller, als gefährlich für den Drucker iſt. Wo von dem Charakter des oberſten Beamten die Rede iſt, muß mehr verſtanden werden, als ohne Gefahr ausgeſprochen werden kann. Wenn es wirklich ein Theil unſerer Conſtitution und nicht eine bloße Redensart des Geſetzes iſt, daß der König kein Unrecht thun kann, ſo iſt das nicht der einzige Punkt in der weiſeſten aller menſchlichen Verfaſſungen, wo die Theorie mit der Praxis im Widerſpruche ſteht. Daß der König unſers Landes in keine geſetzlich bekannte Form des Proceſſes gezogen werden kann, iſt außer Zweifel. Aber Strafloſigkeit iſt ein ſeltſames Vorrecht für die königliche Würde, und ſchließt keineswegs die Möglichkeit aus, Strafe zu verdienen. Wie lange und in welcher Ausdehnung ein König von England durch die Form der Conſtitution geſchützt iſt, wenn er ihren Geiſt verletzt, verdient erörtert zu werden. Ein Irrthum in dieſem Punkt hat ſich für König Karl und ſeinen Sohn verderblich bewieſen. Ich meines Theils bin weit davon entfernt zu meinen, daß der König kein Unrecht thun könne, weit davon entfernt, im Widerſpruch mit dem wohlbegründeten Zeugniß der Wahrheit durch die Formelſprache mich abſchrecken oder täuſchen zu laſſen. Und wenn ich das Unglück hätte unter der verderbendrohenden Herrſchaft eines Fürſten zu ſtehen, der ſein ganzes Leben auf Einen niedrigen verächtlichen Kampf mit dem freien Geiſte ſeines Volks oder auf das verruchte Unternehmen verwendete, die öffentliche Sittlichkeit zu verderben, ich würde ihm ohne Bedenken erklären: „Sire, Sie allein ſind der Urheber des größten Uebels für Ihre Unterthanen und für Sich. Statt in dem Herzen Ihres Volks zu herrſchen, ſtatt über ſein Leben und ſeine Güter durch ſeine Liebe zu gebieten; iſt nicht die Macht der Krone, ſowohl ihr Einfluß, als ihr geſetzliches Recht eilf Jahre hindurch gleichmäßig darauf verwendet worden, ein engherziges bedauerliches Regierungsſyſtem aufrecht zu erhalten, welches ſich ſelbſt zu Grunde richtet und Ihnen nicht Einen Zweck wahrer Macht, wahren Vortheils oder perſönlicher Genugthuung erfüllt? Haben wir nicht geſehen, wie Sie mit einer Civilliſte, die kein Fürſt in Europa aufbringt, zu ſo gemeinen, ſchmutzigen Verlegenheiten heruntergekommen ſind, die jeden Andern ins Gefängniß gebracht hätten? Sind Sie mit der größten Land- und Seemacht in der bekannten Welt nicht von fremden Völkern wiederholt beleidigt worden? Iſt es nicht allbekannt, daß die ungeheuren Einkünfte, die man von der Arbeit und dem Gewerbfleiß Ihrer Unterthanen erpreßt und Ihnen giebt, um ſie zu Ehren des Königs und der Nation auszugeben, nur zur Beſtechung der Volksvertreter verſchwendet werden? Sie ſind ein Prinz aus dem Hauſe Hannover; und ſchließen alle leitenden Whigfamilien von Ihrem Rathe aus? Sie behaupten nach den Geſetzen zu regieren; und ſtimmt es mit dieſer Behauptung, daß Sie ihr Vertrauen und Ihre Zuneigung nur Männern zuwenden, welche jetzt vielleicht von der verzweifelten Sache des Prätendenten ſich losgemacht, aber in unſerm

Lande durch eine erbliche Vorliebe für hochfahrende und willkürliche Regierungsgrundſätze bekannt ſind? Sind Sie ſo verblendet, auf die öffentliche Meinung Ihres Volks aus den Vorſtellungen Ihrer Miniſter, oder aus dem Zujauchzen der Menge zu ſchließen, die offenbar bezahlt wird, um Ihren Wagen zu umgeben oder ſich bei einem Theater verſammelt? Und wenn Sie wirklich der öffentliche Charakter, der König, der Beamte ſind, den dieſe Fragen in Ihnen vorausſetzen, iſt es eine Antwort für Ihr Volk, wenn man ſagt, daß Sie wohlwollend gegen Ihre Dienerſchaft, treu gegen Ihre Dame, nachſichtig gegen Ihre Kinder ſind? Sire, der Mann, der Sie mit dieſen Worten anredet, iſt Ihr beſter Freund. Mit Freuden würd' er ſein Leben zur Vertheidigung Ihres Rechtes auf die Krone wagen; und wenn Sie nach Macht verlangen, ſo wird er Ihnen zeigen, wie leicht es für einen König von England iſt, durch die edelſten Mittel der unumſchränkteſte Fürſt in Europa zu ſein. Sie haben keine andern Feinde, Sire, als die, von denen Sie Sich überreden laſſen, eine Gewalt ohne Recht zu erſtreben, und die es für Schmeichelei halten, Ihnen zu ſagen, der Charakter des Königs höbe die natürliche Verbindung von Schuld und Strafe auf.“

Ich kann kein Herz für ſo verhärtet und keinen Verſtand für ſo verkehrt halten, daß man eine ſolche Sprache hören und ihre Gewalt nicht fühlen ſollte. Aber wo iſt unter denen, die Zutritt zum Cabinet haben, ein Mann, der kühn und ehrlich genug wäre, ſie zu führen? Die Freiheit der Preſſe iſt unſere einzig-Zuflucht. Wenn jeder rechtſchaffene Mann im Königreich ausgeſchloſſen iſt, ſie wird ihm gebieteriſch Aue dienz verſchaffen. Dieſes glorreiche Recht kann eben ſowohl eine Sicherheit für den König, als eine Zuflucht für das Volk werden. Hätte es keine Sternkammer gegeben; es wäre keine Empörung gegen Karl I. ausgebrochen. Die fortdauernde Beurtheilung und Erinnerung der Preſſe würde ſein Betragen gebeſſert, einem Bürgerkriege vorgebeugt und ihn vor einem ſchimpflichen Tode bewahrt haben. Ich bin kein Freund der Lehre von den Präcedenzien ohne Recht; dennoch ſagen uns die Rechtsgelehrten oft: was irgend einmal gethan ſei, das könne geſetzlich auch noch einmal geſchehen.

Ich ſchließe dieſe Vorrede mit einer paſſenden Stelle aus einem fremden Schriftſteller, Herrn de Lolme, deſſen Verſuch über die engliſche Conſtitution ich dem Publicum als eine gründliche, gediegene und geiſtreiche Darſtellung empfehlen möchte:

„Kurz, wer ſich überlegt, was das bewegende Princip von allem, was wir große Begebenheiten nennen, ausmacht, wer die unwiderſtehliche Empfänglichkeit der Menſchen für die Gedanken Anderer erwägt, wird unbedenklich ausſprechen: wenn es der Preßfreiheit möglich wäre, in einem despotiſchen Staat zu exiſtiren, und (was für ſie eben ſo ſchwierig iſt) zu exiſtiren, ohne die Verfaſſung zu ändern; ſo würde dieſe Freiheit der Preſſe allein ein Gegengewicht gegen die Macht des Fürſten bilden. Wenn zum Beiſpiel in einem Reiche des Oſtens ein Heiligthum gefunden werden könnte, welches, ehrwürdig durch den alten Glauben des Volks, denen, die ihre Bemerkungen über alles Mögliche vorbringen wollten, Strafloſigkeit ſicherte; wenn dann von dort gedruckte Blätter ausgingen und eben ſo unter einem gewiſſen Siegel geachtet würden; wenn dieſe dann bei ihrem täglichen Erſcheinen das Betragen der Cadis, Paſchas, Vezirs, den Divan und den Sultan ſelbſt zur Unterſuchung zögen und frei beſprächen; ſo würde dies unmittelbar einen gewiſſen Grad der Freiheit einführen."

1. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 21, Januar 1769.

Sir,

Die Unterwerfung eines freien Volkes unter die executive Staatsgewalt iſt weiter nichts, als die Befolgung der Geſetze, die es ſich ſelbſt gegeben hat. So lange nach Außen die Nationalehre entſchloſſen aufrecht erhalten. und nach Innen die Gerechtigkeit unparteiiſch gehandhabt wird, ſo lange wird der Gehorſam des Bürgers willig, freudig und, ich möchte faſt ſagen, unbegrenzt ſein. Ein edles Volk iſt ſchon für die Erhaltung ſeiner Rechte dankbar, und erweitert die Achtung, welche es dem Amte eines guten Fürſten ſchuldig iſt, gern zur Anhänglichkeit für ſeine Perſon. Im Herzen und Sinn eines Engländers iſt Loyalität eine verſtändige Zuneigung zu dem Wächter über das Geſetz. Vorurtheile und Leidenſchaft haben dieſe Ergebenheit bisweilen zu einem verbrecheriſchen Grade geſteigert; und was auch Fremde denken mögen, wir wiſſen, daß Engländer eben ſo ſehr in einem mißverſtandenen Eiſer für einzelne Perſonen und Familien, als nur immer in der Vertheidigung deſſen, was ſie für ihr Höchſtes und Theuerſtes hielten, gefehlt haben.

Natürlich erfüllt es uns mit Unwillen, eine ſolche

Gutmüthigkeit mishandelt und betrogen zu ſehen. Wenn wir die Geſchichte eines freien Volkes leſen, deſſen Rechte verletzt worden ſind, ſo faſſen wir ein Intereſſe für ſeine Sache. Unſer Gefühl ſagt uns, wie lange die Bürger ſich unterwerfen durften, und von welchem Augenblick an es Verrath an ihnen ſelber geweſen wäre, keinen Widerſtand zu leiſten. Wie viel ſtärker muß unſer Unwille ſein, wenn wir dieſen verhängnißvollen Fall an uns ſelbſt erfahren!

Die Lage unſeres Landes iſt beunruhigend genug, um jeden zur Aufmerkſamkeit aufzuſchrecken, der noch ſagen will, daß ihm das öffentliche Wohl am Herzen liegt. Der Anſchein rechtfertigt den Verdacht, und wenn das Heil einer Nation auf dem Spiele ſteht, iſt der Verdacht ein hinlänglicher Grund zur Unterſuchung. Beginnen wir ſie mit Wahrheit und Anſtand. Wir ſind der Stellung der Miniſter Achtung ſchuldig; und wenn am Ende ein Entſchluß gefaßt werden muß, iſt keiner ſo leicht mit Feſtigkeit aufrecht zu erhalten, als zu dem wir mit Mäßigung gelangt ſind.

Das Verderben oder die Blüthe eines Volks hängt ſo ſehr von ſeiner Regierung ab, daß wir, um die Verdienſte eines Miniſteriums kennen zu lernen, nur den Zuſtand des Volkes zu beobachten brauchen. Wenn wir es gehorſam gegen die Geſetze, blühend in ſeiner Induſtrie, einig daheim und geachtet nach Außen finden, ſo können wir vernünftiger Weiſe annehmen, daß ſeine Angelegenheiten durch Männer von Erfahrung, Talent und Redlichkeit geleitet werden. Wenn wir im Gegentheil einen allgemeinen Geiſt des Mistrauens und der Unzufriedenheit, einen ſchnellen Verfall des Handels, Parteiung in allen Theilen des Reichs und einen gänzlichen Verluſt der Achtung in den Augen fremder Mächte entdecken; ſo können wir ohne Zögern ausſprechen, daß die Regierung dieſes Landes ſchwach, kopflos und verderbt iſt. In allen Ländern iſt die Maſſe bis auf einen gewiſſen Punkt geduldig. Mishandlung mag ihren Unwillen aufſtacheln und ſie in Exceſſe ſtürzen; aber der urſprüngliche Fehler liegt immer in der Regierung. Vielleicht gab es nie eine ſo plötzliche und außerordentliche Veränderung in dem Zuſtande und in der Stimmung einer ganzen Nation, als die, welche durch die Fehler der Miniſter während dieſer wenigen Jahre in Großbrittanien hervorgebracht wurde. Als unſer gnädigſter König Georg III. den Thron beſtieg (25. Oct. 1760), waren wir ein blühendes und zufriedenes Volk. Wenn die perſönlichen Tugenden eines Herrſchers das Glück ſeiner Unterthanen hätten ſichern können, würde die Scene ſich nicht ſo gänzlich geändert haben, wie es geſchehen iſt. Der Gedanke, alle Parteien zu vereinigen, es mit allen Charakteren zu verſuchen und die Staatsämter an alle der Reihe nach zu vertheilen, wa gnädig und wohlwollend bis zum Uebermaaß, obgleich e die vielen heilſamen Wirkungen, welche damit beabſichtigt wurden, noch nicht hervorgebracht hat. Reden wi nicht von der Weisheit eines ſolchen Planes! Er entſprang ohne Zweifel aus einer gränzenloſen Herzensgüte, an welcher Thorheit keinen Theil hatte. Es wa keine eigenſinnige Vorliebe für neue Geſichter; es wa kein natürlicher Hang zu kleinlicher Intrigue; noch wa es die verrätheriſche Freude an doppelten und dreifache Unterhandlungen. Nein, Sir, er entſtand in dem reinſte aller Herzen aus einer ununterbrochenen Sorge für da allgemeine Wohl. Zum Unglück für uns hat der Er folg der Abſicht nicht entſprochen. Nach einer reißend ſchnellen Folge von Miniſterwechſeln*) ſind wir zu einem Zuſtande heruntergekommen, den ſchwerlich irgend ein Wechſel beſſern kann. Jedoch iſt keine Noth jemals ſo groß, daß ſie für ſich allein eine große Nation zur Verzweiflung bringen könnte. Nicht die Krankheit, ſondern der Arzt, nicht ein zufälliges Zuſammentreffen unglücklicher Umſtände, ſondern einzig die verderbliche Hand der Regierung kann ein ganzes Volk zur Verzweiflung bringen.

Wir brauchen nicht viel politiſchen Scharfſinn und keine ungewöhnlich tiefe Beobachtung; wir brauchen nur zu bemerken, wie die erſten Staatsämter beſetzt ſind und den wahren Grund alles Unglücks, das uns betrifft, nicht weiter zu ſuchen.

Der Herzog v. Grafton und Lord North.

Die Finanzen**) einer Nation, welche unter der Laſt ihrer Schulden und Ausgaben erliegt, ſind einem jungen Mann aus der Nobleſſe, der ſchon durch's Spiel zu Grunde gerichtet iſt (*dem Herzog v. Grafton*), anvertraut. Eingeführt, um unter den Auſpicien Lord

---

*) Lord Grafton's Miniſterium war das 5te.

**) Der Herzog von Grafton übernahm das Amt des Staatsſecretärs, um das Miniſterium des Marquis von Rockingham zu unterſtützen. Er zog ſich jedoch in Kurzem zurück unter dem Vorwand, daß er nicht ohne Lord Chatam Theil nehmen, noch ertragen könne, daß Mr. Wilkes in Stich gelaſſen würde; daß er aber unter Lord Chatam in *jedem* Amt fungiren wolle. Dies war das Signal zu Lord Rockingham's Entlaſſung. Als Lord Chatam ins Amt kam, nahm der Herzog Beſitz von dem Schatzamt. Der Leſer beachte die Folgen!

Chatam's zu fungiren, und an der Spitze der Geſchäfte durch den Austritt dieſes Mannes zurückgelaſſen, wurde er durch Zufall Miniſter. Doch er hat die Grundſätze und Zuſagen verrathen, welche ihm eine augenblickliche Popularität verſchafften; und wir ſehen ihn wiſſentlich abgefallen von jeder ehrenhaften Verpflichtung gegen das Volk. In den Geſchäften kennt die Welt bis jetzt noch nichts von ſeinen Talenten oder von ſeinem Charakter; es müßte denn ſein, daß launenhafte, ſchaukelnde Unbeſtändigkeit ein Zeichen von Geiſt, und Eigenſinn ein Beweis von Muth wäre. Vielleicht kann man ſagen, daß es in der Stellung ſeiner Excellenz liegt, wie es ſicherlich ſeine Leidenſchaft iſt, die öffentlichen Gelder viel mehr auszutheilen, als zuſammenzuhalten, und daß, während Lord North Kanzler der Schatzkammer iſt, der erſte Lord des Schatzes ſo gedankenlos und verſchwenderiſch ſein kann, als er immer will. Ich hoffe jedoch, er wird ſich nicht zu ſehr auf Lord North's Erfindungsgeiſt im Finanzweſen verlaſſen. Seine Lordſchaft ſoll uns noch die erſte Probe ſeiner Geſchicklichkeit ablegen. Es läßt ſich vielleicht ohne Arg annehmen, daß er ſeine Talente bisher gefliſſentlich verborgen hat, in der Abſicht, die Welt, wenn ſie es am wenigſten erwartet, mit einer Kenntniß des Handels, einer Wahl der Maaßregeln und einer Tiefe der Hülfsquellen, die den Bedürfniſſen des Landes entſprechen und ſeine Hoffnungen weit übertreffen, in Erſtaunen zu ſetzen. Er muß jetzt ſeine ganze Kraft anſtrengen, wenn wir vergeſſen ſollen, daß, ſeitdem er im Amt iſt, kein Plan gefaßt, kein Syſtem befolgt, noch irgend eine wichtige Maßregel ergriffen worden iſt, um dem öffentlichen Credit aufzuhelfen. Wenn ſein Plan für den Dienſt des laufenden Jahres noch nicht unwiderruflich feſtgeſetzt iſt, ſo will ich ihn erinnern, ernſtlich an die Folgen zu denken, eh' er es wagt, die öffentliche Schuld zu vergrößern. Wir ſind mishandelt und unterdrückt, es iſt wahr, aber die Nation wird es nicht ertragen, nach einem ſechsjährigen Frieden, ohne eine mögliche Verminderung der Schuld oder eine Erniedrigung des Zinsfußes, neue Millionen geborgt zu ſehen. Der Verſuch könnte einen Geiſt der Entrüſtung hervorrufen, welcher über den Sturz eines Miniſters hinausreichte.

Was die Schuld der Civilliſte betrifft, ſo erwartet das Volk von England, daß ſie ohne eine ſtrenge Unterſuchung, wie ſie entſtanden iſt, nicht bezahlt werden wird. Wenn ſie vom Parlament bezahlt werden muß, will ich dem Kanzler des Schatzes rathen, an ein beſſeres Auskunftsmittel zu denken, als an eine Lotterie. Um einen koſtbaren Krieg zu unterhalten oder in der äußerſten Noth mag eine Lotterie vielleicht erlaubt ſein; aber abgeſehen davon, daß dies zu allen Zeiten die ſchlechteſte Art iſt, Geld vom Volk zu erheben, denke ich, es ſchickt ſich ſchlecht für die Würde des Königs, die Bezahlung ſeiner Schulden zu betreiben wie die Ausbeſſerung einer Straßenbrücke oder eines verfallenen Hospitals. Das Verfahren mit den Angelegenheiten des Königs im Hauſe der Gemeinen kann nicht mehr in Miscredit gebracht werden, als es ſchon geſchehen iſt. Ein leitender Miniſter (im Unterhauſe), der wegen äußerſter Unwiſſenheit wiederholt in den Grund geredet worden; — lächerliche Anträge lächerlich zurückgezogen; — überlegte Pläne vereitelt und die Vorbereitung einer ganzen Woche, die auf eine zierliche Rede verwendet wurde, in Einem Augenblick verloren — alles dies giebt uns einigermaßen, wenn auch unvollkommen, eine Idee von Lord North's parlamentariſchem Geſchick und Einfluß. Und doch ehe er das Unglück hatte Kanzler der Schatzkammer zu werden, war er weder ein Gegenſtand des Gelächters ſeiner Feinde noch des Bedauerns ſeiner Freunde.

Lord Hilsborough.

Eine Reihe ſchwankender Maaßregeln hat die Colonien (N.Amerika) ihrer Unterthanenpflicht und der natürlichen Anhänglichkeit an das Mutterland entfremdet. Als Mr. Grenville an der Spitze des Schatzes ſtand, fühlte er die Unmöglichkeit für Großbrittanien ſich auf dem Fuß zu erhalten, den ſeine bisherigen Erfolge unerläßlich gemacht hatten, und zugleich dem fremden Handel und dem Gewicht der öffentlichen Schuld irgend eine fühlbare Erleichterung zu gewähren. Er hielt es für billig, daß diejenigen Theile des Reichs, welche durch die Kriegslaſten am meiſten gewonnen hatten, zu den Laſten des Friedens etwas beiſteuerten und er zweifelte nicht an dem conſtitutionellen Rechte des Parlaments dieſe Beiſteuer zu erheben. Aber zum Unglück für ſein Land, mußte Mr. Grenville auf jeden Fall Unrecht haben, weil er Miniſter war, und Mſtr. Pitt*) und Lord Camden konnten die Beſchützer Amerika's werden, weil ſie in der Oppoſition waren. Ihre Erklärung gab den Colonien Muth und Vertheidigungsgründe, und während ſie vielleicht nichts weiter im Sinn hatten, als den Sturz eines Miniſters, löſ'ten ſie in der That eine Hälfte des Reichs von der andern.

---

*) Und doch iſt Junius ein Parteigänger von Lord Chatam genannt worden.

Unter einem Miniſterium, dem Grafton'ſchen, wurde die Stempelacte eingeführt, unter dem andern, dem von Rockingham, wieder aufgehoben; unter dem dritten, dem Grenville'ſchen, gegen alles Herkommen, eine neue Methode die Colonien zu beſteuern erfunden und eine Frage wieder angeregt, welche in Vergeſſenheit hätte begraben werden ſollen. Unter dieſen Umſtänden wurde ein neues Amt für die Angelegenheiten der Colonien niedergeſetzt und der Graf von Hilsborough in einem ſehr kritiſchen Augenblick aufgeboten, Amerika zu adminiſtriren. Die Wahl kündigt uns einen Mann von ausgezeichneter Fähigkeit und Kenntniß an. Mag er der ſein oder nicht; ſeine Depeſchen, ſo weit ſie erſchienen ſind, ſeine Maaßregeln, ſo weit ſie gewirkt haben, mögen für ihn entſcheiden. In den erſteren finden wir heftige Verſicherungen ohne Beweis, Declamation ohne Gründe, und leidenſchaftlichen Tadel ohne Würde und Mäßigung: aber weder Correktheit in der Zuſammenſtellung noch Urtheil in der Politik. Und für ſeine Maaßregeln erinnern wir daran, daß er dazu berufen war, zu verſöhnen und zu vereinigen; und daß, als er ins Amt kam, die widerſetzlichſten von den Colonien immer noch geneigt waren, den conſtitutionellen Weg der Petition und der Vorſtellung einzuſchlagen. Seit der Zeit ſind ſie zu Exceſſen getrieben worden, die ganz nahe an Aufruhr grenzen. Bittſchriften wurden daran verhindert, den Thron zu erreichen; und die Fortdauer einer der vornehmſten Verſammlungen an eine willkürliche Bedingung geknüpft *), worin ſie bei ihrer damaligen Stim-

---

*) Daß ſie einen ihrer Beſchluſſe zurückziehn und im Protokolle ſtreichen ſolle.

mung unmöglich willigen konnte, und welche, wenn ſie auch erfüllt worden wäre, die allgemeine Frage in nichts würde gefördert haben. Eine ſo gewaltſame, und ich glaube ſagen zu können, verfaſſungswidrige Ausübung der Gewalt, giebt uns, ganz abgeſehen von den ſchwachen und unklugen Ausdrücken, worin ſie abgefaßt war, eine eben ſo geringe Meinung von den Fähigkeiten Sr. Lordſchaft, als von ſeinem Charakter und ſeiner Mäßigung. So lange wir mit anderen Nationen im Frieden ſind, können unſere Streitkräfte vielleicht entbehrt werden, um die Maßregeln des Grafen von Hilsborough in Amerika zu unterſtützen. Sobald aber dieſe Macht zurückgezogen oder vermindert werden muß, wird die Entlaſſung eines ſolchen Miniſters uns weder über ſeine Unklugheit tröſten, noch den eingewurzelten Unwillen eines Volkes *) beſeitigen, das ſich über einen Act der Legislatur beklagt und durch eine unverantwortliche Ausdehnung der Regierungsgewalt mißhandelt wird, das ſeine Anſprüche mit Gründen unterſtützt und dafür mit Declamationen verhöhnt wird.

Durchs Loos die Staatsämter zu beſetzen würde eine kluge und verſtändige Methode ſein im Vergleich mit der letzten Verfügung über das Staatsſecretariat **).

---

*) Der Nordamerikaner.

**) Der Staatsſecretär des nördlichen Departements hatte die Niederlande, Deutſchland, Dänemark, Schweden, Rußland und Polen; der des ſüdlichen hatte Frankreich die Schweiz, Italien, Spanien, Portugal und die Türkei. Ein dritter Staatsſecretär war der für Amerika. Später bekam das nördliche Departement den Namen Home-department, das ſüdliche Foreigndepartment und das amerikaniſche Wardepartment Namen, die jetzt eine ganz veränderte Bedeutung haben.

Lord Weymouth.

Lord Rochford war mit den Angelegenheiten und der Stimmung der ſüdlichen Höfe bekannt; Lord Weymouth war für beide Departemente gleichmäßig unfähig. Durch welche unerklärliche Caprice iſt es nun geſchehen, daß der letztere, der auf keine Erfahrung irgend einer Art Anſprüche macht, zu dem wichtigſten Departement befördert und der erſtere grade in ein Amt geſetzt wird, wo ſeine Erfahrung ihm von keinem Nutzen ſein kann?*) Lord Weymouth hatte ſich in ſeinem früheren Amte (als Lord Lieutenant von Irland) ausgezeichnet durch ein muthiges, wenn auch unkluges Benehmen. Er hatte die bürgerliche Behörde zu einem Ton begeiſtert, der über die Civilautorität hinausgeht, und die Operation der Armee zu mehr als militäriſchen Executionen geleitet. Seitdem er ſich von den Irrthümern ſeiner Jugend, von der Zerſtreuung des Spiels und dem bezaubernden Blick des Burgunders erholt hat, ſehn wir ihn die ganze Kraft ſeiner klaren, unbenebelten Fähigkeiten im Dienſt der Krone anſtrengen. Es war nicht die Hitze mitternächtlicher Ausſchweifungen, nicht die Unkunde der Geſetze, noch der furioſe Geiſt des Hauſes Bedford; nein, Sir, als dieſer achtbare Miniſter ſeine Autorität zwiſchen die Behörde und das Volk treten ließ und den Befehl unterzeichnete, an welchem vielleicht das Leben von Tauſenden hing, that er es mit bewußter Gemüthsbewegung, unterſtützt von ſeiner beſten Einſicht.

---

*) Man behauptet, der Graf von Rochford hätte als Geſandter in Frankreich einen Streit mit dem Herzog von Choiſeul gehabt und wäre dafür aus übergroßer Höflichkeit für den franzöſiſchen Miniſter dem nördlichen Departement zugetheilt worden.

John Manners, Marquis von Granby.

Es iſt in der letzten Zeit zur Sitte geworden, der Tapferkeit und Liberalität des Oberbefehlshabers auf Koſten ſeines Verſtandes ein Compliment zu machen. Die ihn am wenigſten lieben, ſtellen ſeinen Muth nicht in Frage, während ſeine Freunde vorzüglich bei der Bereitwilligkeit, womit er disponirt, verweilen. Zugeſtanden, daß er ſo tapfer iſt, als eine gänzliche Abweſenheit alles Gefühls und aller Ueberlegung ihn machen kann; wir wollen ſehen, was für eine Art von Verdienſt ſich aus dem Reſt ſeines Charakters herleitet. Wenn es Liberalität iſt, in ſeiner Perſon und Familie eine Anzahl einträglicher Aemter zu vereinigen; auf öffentliche Koſten für jedes Geſchöpf, welches den Namen Manners trägt, zu ſorgen, und unter Vernachläſſigung des Verdienſtes und der Leiſtungen der übrigen Armee ſeine Günſtlinge und Anhänger mit Beförderungen zu überhäufen: ſo iſt der gegenwärtige Oberbefehlshaber der liberalſte Mann von der Welt. Die Natur iſt mit ihren Gaben gegen dieſen edlen Lord ſparſam geweſen; aber wo Geburt und Vermögen vereinigt ſind; erwarten wir den edlen Stolz und die Unabhängigkeit eines hochherzigen Mannes, nicht die unterthänige, demüthige Fügſamkeit eines Höflings. Sollen wir aus ſeiner Bereitwilligkeit, nie etwas zu verweigern, einen Beweis für ſeine Herzensgüte nehmen; welchen Schluß müſſen wir aus der Schamloſigkeit ziehen, nie ſein Wort zu halten? Und wenn noch irgend einige Disciplin in der Armee geblieben iſt, welchen Dank verdient ein Mann, deſſen Sorge ſich notoriſch darauf beſchränkt, Vacanzen zu beſetzen, und der den Oberbefehlshaber zu einem Mäkler mit Officiersſtellen erniedrigt hat?

Sir Edward Hawke.

In Bezug auf die Marine will ich nur ſagen, das Land verdankt Sir Edw. Hawke ſo viel, daß keine Ausgabe geſpart werden ſollte, um ihm einen ehrenvollen und ſorgenfreien Rückzug zu ſichern.

Lord Mansfield.

Die reine unparteiiſche Verwaltung der Gerechtigkeit iſt vielleicht das feſteſte Band, um das Volk willig bei ſeiner Pflicht zu erhalten und der Regierung ſeine Liebe zu gewinnen. Es iſt nicht genug, daß die Fragen über Recht und Unrecht in Privatſachen gerecht entſchieden werden, noch daß die Richter über die Schlechtigkeit der Geldbeſtechung erhaben ſind. Selbſt Jefferies*) war ein ehrlicher Richter, wenn der Gerichtshof kein Intereſſe hatte. Ein Gerichtshof kann einer andern Art von Parteilichkeit verfallen, die um ſo wichtiger und verderblicher wird, weil ſie über das Intereſſe der Individuen hinausreicht und die ganze Geſellſchaft betrifft. Ein Richter unter dem Einfluß der Regierung mag gerecht genug ſein in der Entſcheidung von Privatſachen und doch ein Verräther am Volk. Wenn ein Schlachtopfer vom Miniſterium auserſehen iſt, ſo wird dieſer Richter ſich ſelbſt anbieten, das Opfer zu vollziehen. Er wird ſich nicht bedenken, ſeine Würde bloszuſtellen und die Heiligkeit ſeines Amtes zu verrathen, ſo oft irgend eine Willkür der Regierung durchgeſetzt, oder der Groll eines Gerichtshofes befriedigt werden ſoll.

---

*) Jefferies, Oberrichter, dann Kanzler unter Jacob II., zeigte ſich beſonders grauſam bei der Beſtrafung der Theilnehmer an der Empörung des Herzogs von Monmouth, des natürlichen Sohnes von Karl II.

Dieſe Grundſätze und dies Verfahren ſind in Wahrheit eben ſo unverſtändig, als ſie gehäſſig und verächtlich ſind. Ein weiſes und edles Volk wird durch jeden Schein von Unterdrückung und verfaſſungswidrige Maaßregeln empört, mögen nun dieſe Maaßregeln nur von der Regierungsgewalt unterſtützt oder unter den Formen eines Gerichtshofes verhüllt ſein. Klugheit und Selbſterhaltung muß auch die gemäßigtſten Charaktere bewegen, ſelbſt mit einem Manne, deſſen Betragen ſie mißbilligen, wenn ſie ihn auf eine Weiſe verfolgt ſehen, welche ſich durch den wirklichen Geiſt der Geſetze nicht rechtfertigen läßt, gemeinſame Sache zu machen. Die Thatſachen, auf welche ſich dieſe Bemerkungen gründen, ſind zu bekannt, um noch eine Anführung nöthig zu machen *).

Dies, Sir, iſt das Detail. Sie ſehen auf Einen Blick ein Volk mit Schulden überhäuft; ſeine Einkünfte verſchwendet, ſeinen Handel im Sinken; die Geſinnung ſeiner Colonieen entfremdet; die Pflichten der Magiſtrate dem Militäre übertragen; eine tapfere Armee, die immer willig focht ausgenommen gegen ihre Mitbürger, aber aus Mangel eines nur einigermaßen fähigen und kräftigen Anführers verkommt; und zuletzt eine Gerechtigkeitspflege, welche der ganzen Maſſe des Volks verhaßt und

---

*) Der berühmte Wilkes, Verf. der North-Briton einer periodiſchen Oppoſitionsſchrift, wurde auf Befehl der Staatsſecretäre ins Gefängniß geworfen. In dem Verhaftsbefehle war nicht einmal ſein Name genannt.

verdächtig geworden iſt. Dieſer traurige Zuſtand läßt nur dies Eine zu erwähnen übrig: daß wir nach einer Methode behandelt werden, von der ein vernünftiger Menſch kein Heilmittel, ſondern nur Gift, kein Aufkommen, ſondern nur den Tod erwarten kann.

Wenn es uns durch unmittelbares Eingreifen der Vorſehung möglich wäre, einer Kriſis voll Schrecken und Verzweiflung glücklich zu entgehn; ſo wird die Nachwelt die Geſchichte unſerer Zeit nicht glauben. Entweder werden die Leute ſchließen, unſere Noth ſei eingebildet geweſen, oder wir hätten das Glück gehabt, durch Männer von anerkannter Redlichkeit und Weisheit regiert zu werden: ſie werden es nicht für möglich halten, daß ihre Vorfahren eine ſo verzweifelte Lage überſtehn oder ſich von ihr erholen konnten, während ein Herzog von Grafton erſter Miniſter, ein Lord North Schatzkanzler, ein Weymouth und ein Hillsborough Staatsſecretäre, ein Granby Oberbefehlshaber und ein Mansfield Obercriminalrichter dse Königreichs war.

Junius.

---

2. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 26. Januar 1769.

Sir,

Das Königreich wird von einer ſolchen Unzahl frecher Räuber der Ehre und des guten Namens überſchwärmt, daß kein anſtändiger und guter Menſch mehr ſicher iſt; beſonders wenn dieſe feigen, niederträchtigen Mörder im Dunkeln zuſtoßen, und nicht den Muth haben, ihre böswilligen, giftigen Producte zu unterzeichnen. Ein Schriftſteller, der ſich Junius unterſchreibt, deckt in dem Public Advertiſer vom 21. die klägliche Lage unſers Landes in einer wahrhaft rührenden Weiſe auf. Nach einer pomphaften Ausſtellung ſeiner Aufrichtigkeit und ſeines Anſtandes, ſagt er uns, daß man in allen Theilen des Reichs Parteiung, einen allgemeinen Geiſt des Mißtrauens und der Unzufriedenheit und einen gänzlichen Verluſt der Achtung gegen uns in den Augen fremder Mächte findet. Aber bei all ſeiner gerühmten Aufrichtigkeit hat er uns die wahre Urſache der Uebel, die er ſo ergreifend aufzählt, nicht genannt. Ich werde mir die Freiheit nehmen, dies für ihn zu thun. Junius und ähnliche Schriftſteller, wie er, verurſachen alles das Unheil, welches ſie beklagen, indem ſie die beſten Charaktere des Königreichs fälſchlich und böslich verunglimpfen. Wenn verblendete Leute daheim und fremde im Auslande die giftigen und mordbrenneriſchen Schriften leſen, die täglich ungeſtraft erſcheinen und Alles in den Staub ziehen, was irgend durch Talent und Tugend ſich auszeichnet; wenn ſie ſehen, daß dieſe verläumderiſchen Zungen und Federn weder beachtet, noch widerlegt werden: ſo ſchließen ſie, daß die Miniſter und die Nation wahr gezeichnet worden ſind, und handeln darnach. Ich halte es daher für die Pflicht eines jeden guten Bürgers, hervorzutreten und das Publicum über die gemeinſten Künſte, welche die glänzendſten Charaktere unter uns verſchreien und anſchwärzen, zu enttäuſchen. Ein ausgezeichneter Autor findet es faſt eben ſo verbrecheriſch, einen würdigen Mann verläumden zu hören ohne ſeine Vertheidigung zu unternehmen, als ſelbſt Urheber der Verläumdung zu ſein. Ich halte es für eine Art fahrläſſigen Verraths gegen die Geſellſchaft. Unmöglich alſo kann irgend jemand, der Lord Granby kennt, dieſen guten und großen Mann ohne die wärmſte und gerechteſte Entrüſtung gegen Junius, dieſen hohen Prieſter des Mordes, der Bosheit und aller Liebloſigkeit, der es verſucht hat unſere geliebten Oberbefehlshaber auf den Altären ſeiner ſcheußlichen Gottheiten zu opfern, auf ſo gemeine Weiſe beſchimpfen hören. Auch geſchieht das Unrecht nicht Seiner Lordſchaft allein, ſondern der ganzen Nation. Nur zubald könnte ſie die Verachtung und folglich auch die Angriffe unſerer letzten Feinde erfahren, wenn dieſe zu dem Glauben verleitet würden, daß der Mann, von welchem die Sicherheit des Königreichs ſo ſehr abhängt, ſeiner hohen Stellung nicht gewachſen und von den Talenten eines guten Generals entblößt iſt. Man hätte denken ſollen, die Dienſte Seiner Lordſchaft für die Sache des Vaterlandes von der Schlacht bei Culloden bis zu dem ruhmwürdigen Schluß des letzten Krieges würden ihm wenigſtens einen Anſpruch auf die gewöhnliche ehrerbietige und anſtändige Behandlung gegeben haben; aber dieſer gewiſſenloſe und unanſtändige Zeitungsſchreiber iſt ſo weit gegangen, daß er den liebenswürdigſten Mann ſeiner Zeit zu einem dummen, gefühlloſen und unverſtändigen Geſchöpf, zwar mit perſönlichem Muthe begabt, aber vom allem entblößt, was den Anführer vom gemeinen Soldaten unterſcheidet, herabſetzt.

Eine lange, ununterbrochene, unparteiiſche und, ich will hinzufügen, völlig uneigennützige Freundſchaft mit

Lord Granby giebt mir das Recht, zu verſichern, daß Junius' Behauptungen alle falſch und verläumderiſch ſind. Lord Granby's Muth, obgleich er der glänzendſte und feurigſte iſt, gehört zu den geringſten ſeiner vielen guten Eigenſchaften. Durch die Gunſt der Natur gegen ſeinen Geiſt und ſeine Perſon war er ganz dazu geſchaffen, ſich im Kriege auszuzeichnen. Durch die Erziehung und den Unterricht ſeines höchſt edlen Vaters und eines eben ſo hochſinnigen, als ausgezeichneten Gelehrten, des gegenwärtigen Biſchofs von Bangor, wurde er zu dem feinſten Ehrgefühl und zu dem wahrſten und edelſten Stolze gewöhnt, nämlich zu dem, nie eine niedrige Handlung weder zu thun, noch zu dulden. Eine aufrichtige Liebe und Treue für König und Vaterland und für ihren Ruhm trieb ihn zuerſt ins Feld; und hier trug er immer nur Ehre davon. Er ſchwächte durch ſeine Freigebigkeit ſein Vermögen; denn ſeine Freigebigkeit, welche dieſer Zeitungsſchreiber vergebens herabzuſetzen ſucht, gründet ſich auf die edelſte aller menſchlichen Neigungen; ſie fließt aus einem Herzen, welches in Güte zerſchmilzt, aus der zarteſten Humanität. Kann ein Mann, der als gefühllos und unüberlegt beſchrieben wird, immer damit beſchäftigt ſein, ſich geeignete Gegenſtände zu ſuchen, um an ihnen jene glänzenden Tugenden des Mitgefühls und des Edelmuthes auszuüben? Der Officier in Noth, der Soldat, die Wittwe, die Waiſe, und außerdem noch viele Andere wiſſen, daß Eitelkeit an ſeinen häufigen Gaben keinen Antheil hat; er giebt, weil er ihre Noth fühlt. Eben ſo wenig iſt er je räuberiſch mit der einen Hand geweſen, indem er freigebig mit der andern war. Dennoch möchte dieſer gewiſſenloſe Junius zu verſtehen geben, daß die Würde des Oberbefehlshabers in das gemeine Amt eines Mäklers mit Officiersſtellen entſtellt worden wäre, d. h. Lord Granby feilſche bei dem Verkauf von Stellen, denn dieſe Bedeutung muß der Ausdruck haben, wenn er überhaupt eine hat. Aber wo lebt ein Mann, der Seine Lordſchaft mit Recht einer ſo gemeinen Handlung bezüchtigen könnte? Warum nennt ihn Junius nicht? Junius weiß, daß er keine anderen Mittel hat, dieſen Helden zu verwunden, als mit einem Geſchoß aus einem dunkeln Winkel. Wie alle ſolche läſternde Scribenten ſucht er

— spargere voces
in vulgum ambiguas, —

in dem Herzen des Volkes Verdacht zu erregen. Aber ich hoffe, meine Landsleute werden durch verſchlagene und liſtige Menſchen oder durch Elende, welche bankerott an Vermögen, Ruf und Stellung keine andere Abſicht haben, als das Land in daſſelbe Verderben zu ſtürzen, worin ſie ſich befinden, ſich nicht länger hintergehen laſſen. Daher kommt es, daß ſie beſtändig ihre ſchwarzen und nur zu oft tödtlichen Waffen gegen Männer richten, welche als das Bollwerk unſerer nationalen Sicherheit daſtehen. Lord Granby war ein zu augenfälliges Ziel, um nicht ihr Gegenſtand zu werden. Er wird ſodann angegriffen, weil er ſeinen Verſprechen und Verpflichtungen nicht nachkomme. Wo ſind Junius' Beweiſe? Unterdeſſen könnt' ich Beiſpiele anführen, wo es eine Tugend wäre, ſein Verſprechen nicht zu halten, beſonders gegen Menſchen, welche die offenen argloſen Augenblicke geſelliger Fröhlichkeit zu ſchlauen, verfänglichen Anliegen oder zu Parteizwecken ausbeuten und einen gutherzigen Mann, der niemand unzufrieden entlaſſen kann, durch Ueberraſchung zu unvorſichtigen Verſprechungen zu verleiten ſuchen. Lord Granby's Rückſicht auf ſeine Familie und Verwandten wird ſelbſtſüchtig genannt. Hätte er ſie, wo gute und paſſende Gelegenheiten ſich darboten, nicht bedacht, ſo würde ich ihn in der That für gefühllos und unüberlegt halten. Wie können irgend jemandes Freunde und Verwandte verſorgt werden außer durch den Einfluß und Schutz ihres Gönners? Es iſt unbillig Lord Granby's Freunden nicht eben ſo viel Verdienſt zuzugeſtehen, als den Freunden irgend eines andern großen Mannes. Wenn er auf öffentliche Koſten freigebig iſt, wie Junius das neidiſch nennt; hat das Volk nicht mehr Ausgaben für die Freunde Sr. Lordſchaft, als es haben würde, wenn Männer von irgend einer andern Familienverbindung dieſe Aemter in Beſitz hätten. Dieſe Beſchuldigung iſt lächerlich.

Die letzte Beſchuldigung gegen Lord Granby iſt von einer ſehr ernſthaften und wirklich beunruhigenden Art. Junius verſichert, daß die Armee aus Mangel eines Anführers nur von einiger Fähigkeit und Kraft verkommt. Der gegenwärtige Zuſtand der Armee ſtraft ſeine Verſicherungen geradezu Lügen. Sie war niemals auf einem beſſeren Fuß in Rückſicht auf Disciplin und alle Erforderniſſe, gute Soldaten zu bilden. Lord Ligonier lieferte ein ſtarkes und edles Palladium unſerer Sicherheit in Lord Granby's Hände; und dieſer hat es in derſelben guten Verfaſſung erhalten, worin er es empfing. Es wurde entſchieden dafür geſorgt, die offenen Stellen mit Männern zu beſetzen, welche ſowohl die Ehre ihrer Vorfahren, als ihre eigene aufrecht zu erhalten haben, und welche an die Sache ihres Königs und ihres Landes doppelt gebunden ſind — durch ihren Privatbeſitz und durch ihre patriotiſche Geſinnung. Der Generaladjutant, der unmittelbar unter Lord Granby die Sorge für die Truppen über ſich hat, iſt ein Officier, der jeder Armee in Europa große Ehre machen würde durch ſeine correcten Anordnungen, ſeinen Verſtand und ſein Urtheil bei jeder Gelegenheit, durch eine Pünktlichkeit und Genauigkeit endlich, welche jeden, der mit ihm zu verkehren hat, höchlich befriedigen. Die revidirenden Generäle, welche alljährlich zweimal die Armee unterſuchen, ſind mit der größten Sorgfalt gewählt und haben dem wichtigen Auftrage, womit ſie betraut wurden, auf die löblichſte Weiſe entſprochen. Ihre Berichte über die Armee verdienen etwas mehr Glauben, als die von Junius, dem ich rathen will für ſeine ſchmachvollen Verleumdungen Buße zu thun, indem er Lord Granby und das ganze Königreich, das er durch ſeine abſcheulichen Schmähungen beleidigt hat, um Verzeihung bittet. Mit Einem Wort, um Junius' eigene Batterie gegen ihn zu richten, ich muß mit ſeinen eigenen Worten behaupten: „daß er ſtarke Verſicherungen ohne Beweis, Declamationen ohne Gründe, und leidenſchaftliche Urtheile ohne Würde und Mäßigung ausgeſprochen hat."

William Draper.

3. Brief.

An Sir William Draper, Ritter vom Bathorden.

Den 7. Februar 1769.

Sir,

Ihre Vertheidigung Lord Granby's macht Ihrem guten Herzen Ehre. Sie fühlen, wie ſich's gehört, für die Ehre Ihres Freundes und drücken ſich in der wärmſten Sprache Ihrer Leidenſchaft aus. In jeder anderen Sache würden Sie gewiß vorſichtig die Folgen erwogen haben, bevor Sie Ihren Namen den unverſchämten Erörterungen und feindſeligen Gedanken der Welt anvertraut hätten. Aber hier, nehme ich an, hielten Sie es für einen Bruch der Freundſchaft, nur einen Augenblick damit zu verlieren, Ihren Verſtand zu Rathe zu ziehen; als ob eine Berufung auf das Publikum nichts weiter wäre, als ein militäriſcher Handſtreich, wobei ein tapferer Mann keine anderen Regeln zu befolgen hat, als die Vorſchriften ſeines Muthes. Gerührt durch Ihren Edelmuth, verzeih' ich Ihnen freiwillig die Exceſſe, zu denen er Sie verleitet hat, und weit entfernt über die Ausdrücke zu zürnen, mit welchen Sie, der Vertheidiger des Anſtandes, mich vielleicht zu freigebig überhäuft haben, ſetze ich ſie auf Rechnung einer edlen, unüberlegten Entrüſtung, wobei Ihr kälteres Urtheil und Ihre gewohnte Weltbildung nicht mitgewirkt. Ich bewundere den Muth, womit Sie Ihren Namen dem Publikum anvertraut haben; und wenn damit irgend etwas anderes, als Muth bewieſen wäre, ſo würde ich mich für verbunden halten, Ihrem Beiſpiel zu folgen. Ich würde gehofft haben, daß ſogar mein Name einige Autorität mit ſich führen möchte, wenn ich nicht geſehen hätte, wie wenig Gewicht und Anſehn ein bedrucktes Papier ſelbſt durch die ehrenwerthe Unterſchrift Sir William Drapers erhält.

Sie beginnen mit einer allgemeinen Verſicherung, daß Zeitungsſchreiber, wie ich einer bin, die wahre Urſache aller der öffentlichen Uebelſtände ſind, über die wir uns beklagen. Und glauben Sie wirklich, Sir William, daß die zügelloſe Feder eines politiſchen Schriftſtellers im Stande iſt, ſo große Wirkungen hervorzubringen? Ein wenig ruhige Ueberlegung hätte Ihnen klar machen können, daß Nationalunglück nicht durch die Schilderung der Miniſter, ſondern durch ihren wirklichen Charakter und ihr Betragen entſteht. Um Ihre Behauptung durchzuführen, hätten Sie beweiſen müſſen, daß die gegenwärtigen Miniſter ohne Zweifel die beſten und glänzendſten Charaktere des Königreichs ſind, und wenn die Geſinnung der Kolonien entfremdet wurde, wenn Corſika ſchmählich preisgegeben iſt, wenn der Handel ſtockt, wenn der Staatscredit durch ein neues Anleihen bedroht wird und wenn Ihr eignes Löſegeld für Manilla aufs Schimpflichſte aufgegeben worden iſt, — daß man dies Alles der Bosheit der politiſchen Schriftſteller verdankt, welche die beſten und glänzendſten Charactere (alſo immer die gegenwärtigen Miniſter) keinen einzigen Schritt für die Ehre und den Vortheil der Nation thun laſſen wollen. Aber es ſcheint, Sie waren ein wenig vorſichtig damit, ins Einzelne zu gehen. Ihr Gewiſſen ſagte Ihnen, daß es klug ſein würde, Charactere, wie Grafton, North, Hilsborough, Weymouth und Mansfield, ihrem Schickſal zu überlaſſen; und in der That, Sir William, ſchon der Theil, den Sie übernommen haben, verlangt wenigſtens ſo viel, als Sie zu leiſten vermögen.

Ohne Lord Granby's Muth zu beſtreiten, ſollen wir noch erfahren, für welche Zweige der Kriegskunſt die Natur ſeinen Geiſt ſo freigebig ausgeſtattet hat. Wenn Sie mit ihm gedient haben, ſo mußten Sie einige Beiſpiele von paſſenden Diſpoſitionen und gut angelegten Unternehmungen anführen, die man mit Recht ſeinem Feldherrntalent zuſchreiben konnte. Sie ſind es, Sir William, der Ihren Freund ungeſchickt und lächerlich erſcheinen ließ, indem Sie ihm einen bordirten Anzug von flitterhaften Fähigkeiten umhingen, welchen die Natur ihn nie tragen laſſen wollte.

Sie ſagen, er hat nichts als Ehre im Felde gewonnen. Iſt das Feldzeugmeiſteramt nichts? Iſt das Regiment der Blauen nichts? Iſt der Befehl über die Armee mit all der Protection, die daran hängt, nichts? Wo er alle dieſe Nichts bekam, weiß ich nicht: aber Sie hätten uns wenigſtens ſagen ſollen, wo er ſie verdient hat.

Was ſeine Freigebigkeit, ſein Mitleid u. ſ. w. betrifft, ſo würde damit wenig geſagt ſein, wenn Sie auch Alles bewieſen hätten, was Sie behauptet haben. Ich hab' es mit nichts zu thun, als mit ſeinem Oberbefehlshaber-Character; und obgleich ich ihn freiſpreche von der Niedrigkeit eines Handels mit Stellen, behaupte ich noch immer, daß ſeine militäriſchen Sorgen ſich nie über die Beſetzung unerledigter Stellen hinaus erſtreckt haben; und ich bin durch die Klagen der ganzen Armee gerechtfertigt, wenn ich ſage, daß er bei dieſer Vertheilung nur parlamentariſche Intereſſen oder die Befriedigung ſeines unmittelbaren Anhangs zu Rathe zieht. Wegen ſeiner knechtiſchen Unterthänigkeit gegen die Miniſter will ich nur fragen, ob er nicht die Sache der ganzen Armee in Stich ließ, als er zugab, daß Sir Jeffery Amherſt aufgeopfert wurde, und welchen Antheil er an der Rückberufung dieſes Officiers hatte? Verrieth er nicht das wahre Intereſſe der Armee, als er Lord

Percy ein Regiment bekommen ließ? Und giebt er nicht in dieſem Augenblick den Character und die ganze Würde eines Ehrenmannes auf, indem er von ſeiner wiederholten Erklärung für Mr. Wilkes zurücktritt?

In den folgenden zwei Puncten, denk' ich, ſind wir einverſtanden. Sie geben ehrlich zu, daß er oft Verſprechungen macht, die zu brechen für ihn eine Tugend iſt, und daß niemand eifriger auf öffentliche Koſten für ſeine Angehörigen ſorgt. Ich rügte dies Letztere nicht als einen abſoluten Fehler ſeines Gemüthes, ſondern um zu beweiſen, daß eine naive uneigennützige Hochſinnigkeit nicht zu ſeinen Characterzügen gehört; und wegen des Erſteren erinnere ich daran, daß ich mich nirgends zu der Unſchicklichkeit herabließ, die Stunden ſeiner Gelage in Unterſuchung zu ziehn. Sie ſind es, Sir William Draper, der die Mühe übernommen hat, Ihren Freund in dem Charakter eines trunkenen Gaſtgebers, welcher ſeine Verſprechungen eben ſo freigebig, als ſeine Getränke austheilt und nicht zugiebt, daß irgend jemand ſorgenvoll oder nüchtern ſeinen Tiſch verläßt, vors Publicum zu bringen. Nur ein vertrauter Freund, der ihn öfter in dieſen unglücklichen, entwürdigenden Augenblicken geſehn haben muß, konnte ihn ſo gut beſchreiben.

Der letzte Vorwurf, die Vernachläßigung der Armee, iſt wirklich der weſentlichſte von allen. Es thut mir leid, Sir William, Ihnen zu ſagen, daß in dieſer Angelegenheit Ihr erſtes Factum falſch iſt: und da mir nichts unangenehmer fällt, als einem Gentleman von Ihrem Anſehn geradezu zu widerſprechen; ſo darf ich wohl wünſchen, daß Sie in Ihren künftigen Mittheilungen eine größere Aufmerkſamkeit auf die Wahrheit ihrer Vorderſätze richten, bevor Sie durch Ihren Genius Sich zu den Folgerungen fortreißen laſſen. Lord Ligonier war es nicht, der die Armee (die Sie in claſſiſcher Sprache ein Palladium zu nennen belieben) in Lord Granby's Hände übergab. Sie wurde ihm ſehr gegen ſeine Neigung abgenommen, etwa zwei oder drei Jahre bevor Lord Granby den Oberbefehl erhielt. Uebrigens möchte ich wohl wiſſen, wo Sie Ihre Einſicht in den Zuſtand der Armee gewonnen haben. War es in den Salons von Bath oder in Ihrer Einſamkeit zu Clifton? Die Berichte der revidirenden Generäle umfaſſen nur die wenigen Regimenter in England, welche unmittelbar unter königlicher Aufſicht ſtehen und darum vielleicht leidlich in Ordnung ſind. Aber wiſſen Sie irgend etwas über die Truppen in Weſtindien, auf dem Mittelmeer und in Nordamerika, geſchweige von der ganzen völlig zu Grunde gerichteten Armee in Irland? Unterſuchen Sie ein wenig die Thatſachen, Sir William, bevor Sie Ihre nächſte Lobſchrift auf Lord Granby veröffentlichen; und glauben Sie mir, Sie werden einen Fehler im Hauptquartier finden, den ſelbſt die anerkannte Sorgfalt und Geſchicklichkeit des Generaladjutanten nicht corrigiren kann.

Und nun, Sir William, erlauben Sie mir, mich perſönlich an Sie zu wenden, um Ihnen für die Ehre Ihrer Correſpondenz zu danken. Jedenfalls ſind Sie nicht ohne Anſpruch auf Beachtung, und es könnte ſelbſt für Lord Granby von Wichtigkeit ſein, wenn es feſtgeſtellt würde, ob der Mann, der ihn ſo übertrieben gelobt hat, ſelber Lob verdient oder nicht. Als Sie nach Europa zurückkehrten, übernahmen Sie mit Eifer die Sache der tapfern Armee, durch deren Muth bei Manilla Ihr Glück gegründet worden iſt. Sie klagten, Sie drohten, Sie appellirten ſelbſt durch den Druck an das Publicum. Durch welchen Zufall kam es, daß mitten in all dieſem Lärm und Geſchrei um Gerechtigkeit für Ihre beeinträchtigten Truppen die Erwähnung der Manilla-Auslöſung plötzlich in ein tiefes und ſeitdem ununterbrochenes Stillſchweigen begraben wurde? Hat das Miniſterium Ihnen einige Motive an die Hand gegeben, die einen Mann von Ehre verführen konnten, die Sache ſeiner Kameraden zu verlaſſen und zu verrathen? War es das erröthende Band, welches jetzt die nie fehlende Zierde Ihrer Perſon iſt? Oder war es das Regiment, welches Sie ſpäter (eine Sache ohne Vorgang unter Soldaten) an Oberſt Gisborne verkauften? Oder war es jenes Kommando, wofür Sie mit Vergnügen den vollen Gehalt neben dem halben eines iriſchen Oberſten fortbeziehn? Und ſcheuen Sie Sich nicht, jetzt, nach einem Rücktritt, der dem von Scipio nicht grade ähnlich ſieht, ohne daß man an Sie denkt, ohne daß man Sie aufruft, Sich der Geduld des Publicums aufzudrängen? Iſt es mit den Schmeicheleien gegen den Oberbefehlshaber auf ein anderes Regiment abgeſehn, um darüber dann ſpäter unter denſelben ehrenvollen Bedingungen zu verfügen? Wir kennen Ihre Klugheit, Sir William; und es ſollte mir leid thun, wenn ich Ihrer Beförderung hinderlich würde.

Junius.

---

4. Brief.

An Junius.

Den 17. Februar 1769.

Sir,

Ich habe Junius' Geehrtes geſtern Abend erhalten. Er iſt entſchloſſen, den Vortheil, den ihm ſeine Maske gewährte, zu behaupten; ſie iſt ein trefflicher Schutz; ſie hat ſchon Manchen vor einem unzeitigen Ende bewahrt. Aber ſobald er ehrliebend genug ſein wird, ſie abzulegen, ſich zu erkennen zu geben und das Geſicht, welches ſich ſo lange dahinter verſteckte, zu zeigen, wird die Welt ſeine Motive, ſo ſchändliche Schmähungen zu ſchreiben, beurtheilen können. Sein wirklicher Name wird zeigen, ob er frei und unabhängig daſteht oder einer Partei dienſtbar iſt. Getäuſchter Ehrgeiz, Aerger über vereitelte Hoffnungen und die Begierde ſich zu rächen nehmen nur zu oft den Schein des Eifers für das öffentliche Wohl an; aber, mögen ſeine Anſichten ſchlecht oder gut ſein, Junius ſollte lernen, daß man Maßregeln verwerfen kann, ohne barbariſche und ſträfliche Mishandlungen an Perſonen zu begehn. Junius hat ſeine Freude daran, Fleiſch mit der Art zu zerhacken; ſeine Sprache und ſein Werkzeug ſtehen dem Clare-Markt ſehr nahe, und, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, er verſteht vortrefflich mit ſeiner Waffe umzugehn. Man ſollte glauben, er hätte ſie bei den amerikaniſchen Wilden ſchwingen gelernt. Es iſt daher hohe Zeit, daß ich noch einmal dazwiſchen trete, um meinen Freund vor dieſer unbarmherzigen Waffe zu ſchirmen, obgleich ich bei dem Verſuch verwundet werden kann. Aber zuerſt muß ich Junius fragen, durch welche gezwungene Analogie oder Auslegung Augenblicke geſelliger Fröhlichkeit die Bedeutung erhalten ſollen, daß es unverſtändig zugebe, Verſprechungen gebrochen werden, der Hausherr betrunken ſei und wünſche, daß jeder in der Geſellſchaft ſich ebenfalls betrinke? Er muß alle dieſe Blumen von St. Giles*) und Billingsgate gepflückt haben, um ein ſolches Stück Rhetorik hervorzubringen. Hier fährt die Art mit zehnfacher Wuth herab; aber ach! ſie verletzt niemand, als ihren Herrn! Denn Junius muß nicht denken, er könne mir Worte in den Mund legen, die ſelbſt für den ſeinigen zu gemein ſind.

Die politiſchen Verbindungen meines Freundes kenne ich nicht, kann ſie alſo weder darlegen noch ihre Feſtigkeit behaupten wollen. Ich weiß nicht, ob Junius Bedeutung genug hat, um irgend einer Partei anzugehören. Wenn es der Fall iſt, kann er alsdann ſagen, daß er er es immer mit Männern und Maaßregeln derſelben Partei gehalten hat? Iſt er ſicher, daß er nie zu denen überging, zu deren Schmähung er vordem gedungen war? Hat er niemals die geſchmäht, zu deren Lob er gedungen war? Um die Wahrheit zu ſagen, die meiſten Menſchen haben ihre Politik viel zu loſe um ſich hängen. Aber da der militäriſche Character meines Freundes der Hauptgegenſtand war, wodurch ich in dieſen Streit gezogen wurde, ſo will ich zu ihm zurückkehren. Junius fragt, welche Beweiſe mein Freund von ſeiner militäriſchen Geſchicklichkeit und ſeinem Feldherrntalent gegeben habe. Wann und wo er ſeinen Ruhm gewann? Wann er ſeine Einkünfte verdiente? Die vereinte Stimme der ganzen Armee, die unter ihm diente, das ruhmvolle Zeugniß des Prinzen Ferdinand und beſiegter Feinde — ganz Deutſchland wird es ihm ſagen. Junius wiederholt die Klagen der Armee über parlamentariſche Einflüſſe (auf die Beförderungen). Mir iſt die Armee zu lieb, als daß ich nicht wünſchen ſollte, dieſe Einflüſſe wären geringer. Junius mag uns die Zeit nennen, wo ſie nicht geherrſcht haben. Von der geringſten Bedeutung waren ſie zur Zeit jenes großen Mannes, des Herzogs von Cumberland, welcher, als ein Prinz von Geblüt, eben ſo geſchickt als entſchloſſen war, einem Strom ſich entgegen zu werfen, der jeden Privatmann überwältigt haben würde. In Kriegszeiten iſt dieſer Einfluß gering. Im Frieden dagegen, wenn Unzufriedenheit und Parteiung die ſicherſte Gelegenheit zu wirken haben, beſonders in unſerm Lande, und wenn, aus Mangel an Gemeinſinn, die Räder der Regierung ſelten anders bewegt werden, als durch die Macht und den Einfluß von Verbindlichkeiten, iſt das Gewicht dieſes Einfluſſes immer zu groß. Dennoch, wenn er gegenwärtig keinen größern Schaden angerichtet hat, als den Grafen Percy an die Spitze eines Regiments zu bringen, glaube ich nicht, daß die Rechte oder weſentlichen Intereſſen der Armee aufgeopfert und verrathen werden, oder daß die Nation zu Grunde geht. Ich will Junius fragen, ob er einen einzigen Edelmann in der Armee kennt, der ein Regiment durch Anciennität erhalten hätte? Ich fühle mich glücklich, wenn ich junge Adlige von berühmtem Namen und großem Vermögen zu uns kommen ſehe. Sie ſind dem Königreich ein verſtärkter Schutz gegen fremde und einheimiſche Unterdrückung. Wir brauchen Junius nicht zu ſagen, daß, wenn jemals die Zeit käme, wo die Nation nur durch Leute vertheidigt würde, welche nichts zu verlieren hätten, als ihre Waſſen und ihren Sold, die Gefahr in der That ſehr groß ſein würde. Eine glückliche Miſchung aus Männern von Stand und Glücksſoldaten iſt immer zu wünſchen. Aber der Hauptpunkt iſt dennoch ſtreitig, ich meine, die Disciplin und der Zuſtand der Armee; und ich muß immer noch behaupten, obgleich mir Junius widerſpricht, daß ſie in allen weſentlichen Erforderniſſen gute Soldaten zu bilden, nie auf einem beſſeren Fuße war, als in dieſem Augenblick. Junius muß zugeben, daß unſere Armee zu Hauſe in erträglicher Ordnung ſein möchte; doch wie freundlich ladet er unſre letzten Feinde zu einem Einfall in Irland ein, indem er ihnen verſichert, daß die Armee in dieſem Königreich gänzlich zu Grunde gerichtet ſei! (die Oberſten dieſer Armee ſind ihm vielen Dank ſchuldig). Ich habe eine zu gute Meinung von den militäriſchen Talenten des Lord-Lieutenants und von der Fähigkeit und Thätigkeit aller andern, um es zu glauben. Wenn in Folge eines ſeltſamen unerklärlichen Schickſals das Volk dieſes Königreichs durch eine ſo wirkſame Verſtärkung, als die Truppen brauchten, um mit Kraft und Nachdruck zu handeln, nicht bewogen werden kann, ſeine eigne Sicherheit zu bedenken, iſt da der Oberbefehlshaber zu tadeln? Oder iſt er zu tadeln, weil die Truppen auf dem Mittelmeer, in Weſtindien und in Amerika wegen des Mangels an Mannſchaft, der in allen drei Königreichen nur zu ſichtbar iſt, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben? Manche Theile unſrer Macht befinden ſich in Climaten, die für den Engländer ungünſtig ſind; damit ſteht der Verluſt in Verhältniß.

---

*) Das iriſche Viertel und der Fiſchmarkt von London.

Alle dieſe Regimenter muß Britannien aus ſeinem eignen abgezehrten Buſen rekrutiren, oder was noch unſicherer iſt, aus iriſchen Katholiken. Dabei ſind wir dem verderblichen Abzug nach Weſtindien, nach dem Senegal und der beunruhigenden Auswanderung unſers Volks nach andern Gegenden unterworfen. Einer ſolchen Entvölkerung kann nur durch einen langen Frieden oder durch ein eingreifendes Geſetz über Einbürgerung geſteuert werden.

Jetzt muß ich mir die Freiheit nehmen, mich in meiner eignen Angelegenheit an Junius zu wenden. Es gefällt ihm, mir zu ſagen, daß er ſich perſönlich an mich wende; es würde mich freuen, ihn zu ſehn. Grade ſeine Unperſönlichkeit iſt es, die ich ſo ſehr beklage, wie ſeine unſichtbaren Angriffe; denn nur ſeinen Dolch in der Luft ſieht man, weil man die Hand nicht gewahr wird, die ihn führt; doch hätte er nicht andere Leute tiefer, als mich verwundet, ſo hätt' ich mich überall nicht der Geduld des Publicums aufgedrängt.

Gebt Acht, wie eine einfache Erzählung ihn niederſtrecken und das Erröthen meines Bandes in ſeine Wangen treiben ſoll. Junius erzählt mir, daß ich bei meiner Rückkehr mit Eifer die Sache dieſer tapfern Armee übernahm, durch deren Muth bei Manilla mein Glück gegründet worden wäre; daß ich mich beklagt, daß ich mich ſogar an das Publicum gewendet. Ja, das that ich; ich rühme mich, daß ich es gethan habe, weil ich ein unzweifelhaftes Recht hatte, meinen Charakter, der durch ein Spaniſches Schriftchen angegriffen war, und die Rechte meiner braven Gefährten zu vertheidigen. Auch rühme ich mich, die Feder nie anders, als zum

Schutz der Gekränkten ergriffen zu haben. Junius fragt, durch welchen Zufall es gekommen, daß mitten in all dem Lärm und Geſchrei um Gerechtigkeit für die gekränkten Truppen, die Manilla-Auslöſung plötzlich in tiefes und ſeitdem ununterbrochenes Schweigen begraben wurde? Ich will dem Publicum die Urſache auseinanderſetzen. Die verſchiedenen Miniſter, die ſeitdem im Amt waren, haben ſich aus zwei ſehr löblichen Gründen, aus entſchiedener Neigung, der gekränkten Tapferkeit beizuſtehn und eine wohlverdiente Popularität zu erlangen, eifrig bemüht, Gerechtigkeit zu üben. Ihre Anſtrengungen ſind vergeblich geweſen. Einige waren offen genug, zu geſtehn, daß ſie nicht daran denken könnten, aus Privatrückſichten für uns die Nation, die beſteuert genug wäre, in einen neuen Krieg zu verwickeln. Kurz, unſere Rechte ſind für den Augenblick Staatsrückſichten aufgeopfert; und ich muß bekennen, obgleich ich vielleicht 25000 Pfund verliere, weil ſie ſich dieſen Treubruch der Spanier gefallen laſſen; ſo glaube ich doch, daß ſie Recht haben zu temporiſiren, wenn ich die kritiſche Lage unſers Landes bedenke, welches überall von dem Gift aus anonymen, ſchlechten, mordbrenneriſchen Federn in Zuckungen liegt. Lord Shelburne wird mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich ihm noch im vorigen September mit einer gemeinſchaftlichen Eingabe von Admiral Sir S. Corniſh und mir für unſere gekränkten Kameraden aufgewartet. Seine Lordſchaft war bei dieſer Gelegenheit eben ſo offen, als es andere Staatsſecretäre vor ihm geweſen waren. Er hinterging uns nicht durch Vorſpiegelung irgend einer unmittelbaren Hoffnung auf Abhülfe.

Junius iſt ſo niedrig, daß er zu verſtehen giebt, mein Schweigen möchte durch mein Kommando, durch mein erröthendes Band, durch mein Regiment, durch den Verkauf dieſes Regiments und durch den Halbſold eines iriſchen Oberſten erkauft ſein.

Seine Majeſtät hat geruht, mir mein Kommando für meine Dienſte in Madras zu geben. Ich erhielt mein erſtes Regiment 1757. Bei meiner Rückkehr von Manilla benachrichtigte mich Se. Majeſtät durch Lord Egremont, daß ich das erſte freiwerdende rothe Band erhalten ſollte zur Belohnung für mancherlei Dienſte in einer Unternehmung, die ich eben ſo gut entworfen, als ausgeführt hätte. Der Herzog von Bedfort und Mr. Grenville beſtätigten dieſe Zuſagen mehrere Monate, bevor noch die Spanier gegen die Auslöſungsverträge proteſtirt hatten. Aus Rückſichten für Lord Clive, der damals zu einem wichtigen Dienſt nach Bengalen ging, gab ich meinen Anſpruch auf eine eben eintretende Ordensvacanz auf. Da es, bis der Herzog von Grafton und Lord Rockingham zuſammen Miniſter wurden, keine neue Vacanz gab, ſo wurde ich damals mit dem Orden beehrt; und es iſt ſicher keine geringe Ehre für mich, daß, bei einem ſolchen Wechſel von Miniſtern, alle ſo gütig waren zu glauben, daß ich ihn verdient hätte; zu meinen Gunſten waren ſie alle einig. Bei der Schwächung des 79. Regiments, welches ſo ruhmvoll in Oſtindien gedient hatte, gab mir Se. Majeſtät ohne mein Anſuchen das 16. Regiment zu Fuß zum Erſatz. Die Motive zu meinem ſpäteren Rücktritt gehören nicht zur Sache; es ſei genug, daß es Sr. Majeſtät gefiel, ſie zu billigen; ſie ſind von der Art, daß ſie Niemand, der es weiß, wie der fortdauernde Wechſel von heißen und kalten, von gefährlichen und ungeſunden Klimaten in einer ziemlich langen Dienſtzeit auch die beſte

Geſundheit erſchüttern muß, unpaſſend finden kann. Ich trat mein Regiment an Oberſt Gisborne, einen ausgezeichneten Offizier, für ſeinen Halbſold und jährlich 200 Pfund ab; und ſo bin ich, im Einverſtändniß mit Junius, beſtochen, nichts mehr von der Manilla-Auslöſung zu ſagen, und dieſe braven Leute durch die ſeltene Habſucht, 380 Pfund für jährlich 800 zu nehmen, aufzuopfern! Wenn dies Beſtechung iſt, ſo iſt es nicht die Beſtechung unſerer Zeit. Was aber meine Schmeichelei betrifft, ſo werden die Männer, die mich kennen, darüber urtheilen. Wegen der Grobheit ſeines Stils kann ich Junius in der That keinen Schmeichler nennen, er müßte denn ein Cyniker oder ein Kettenhund ſein: wenn er auch mit dem Schwanze wedelt, ſo wird er doch noch knurren und beißen wollen. Das Publicum wird nun, nach den falſchen Berichten, die er über mich hat einfließen laſſen, die Glaubwürdigkeit beurtheilen, die Junius' Schriften verdienen.

William Draper.

---

5. Brief.

An Sir William Draper, Ritter vom Bathorden.

Den 21. Februar 1769.

Sir,

Ich würde mit Recht in den Verdacht kommen, aus Motiven einer mehr als gewöhnlichen Feindſchaft gegen Lord Granby zu handeln, wenn ich Ihnen noch einmal neuen Stoff oder Anlaß gäbe zu ſeiner Vertheidigung zu ſchreiben. Einzelne, welche Haß, und das Publikum, welches Geringſchätzung gegen ihn hegt, haben Ihre Briefe, Sir William, mit unendlich mehr Befriedigung geleſen, als die meinigen. Zum Unglück für ihn hat ſein Ruf, eben ſo wie unſer unglückliches Land, auf das Sie mich wegen ſeiner letzten militäriſchen Thaten verweiſen, mehr durch ſeine Freunde, als durch ſeine Feinde gelitten. Um ſeinetwillen wollen wir den Gegenſtand fallen laſſen. Ich wenigſtens überlaß es gern dem Publicum, zu entſcheiden, ob die Vertheidigung Ihres Freundes ſo geſchickt und klug geweſen iſt, als ſie ſicherlich gut gemeint war: und Sie, denke ich, können zufrieden ſein mit der warmen Anerkennung, die er Ihnen bereits dafür ſchuldig iſt, daß Sie ihn zu der Hauptfigur eines Dramas machen, in welchem er, wenn Sie ihm nicht ſo freundſchaftlich beigeſtanden, ohne beſondere Aufmerkſamkeit und Auszeichnung vorübergegangen ſein würde.

Aus Rückſicht auf Ihre Freunde beſchränken Sie Ihre künftigen Arbeiten auf die Sorge für Ihren eigenen Ruf. Ihre Erklärung, daß Sie glücklich ſind, junge Adlige „zu uns kommen“ zu ſehn, iſt zwei Einwürfen ausgeſetzt. Für Lord Percy will ſie nichts ſagen, denn er war ſchon in der Armee. Er war Adjutant des Königs und hatte den Rang eines Oberſten. Ein Regiment konnte ihn alſo nicht mehr, als er es ſchon war, zum Militär machen, es machte ihn nur reicher und wahrſcheinlich auf Koſten eines tapfern, verdienten Offiziers ohne Freunde. Der zweite Einwurf betrifft Sie ſelbſt. Nachdem Sie bei der einen Gelegenheit die Gefährten Ihres Siegs und bei der andern Ihren Stand verkauft haben, mit welchem Recht erkühnen Sie ſich noch, ſich einen Soldaten zu nennen? Der klare Augenſchein der Thatſachen iſt mächtiger, als alle Erklärungen. Bevor Sie bei dem 16. Regiment angeſtellt wurden, waren Ihre Klagen eine Unannehmlichkeit für die Regierung; — von dieſem Augenblick an ſchwiegen Sie. Der Schluß iſt unvermeidlich. Sie geben uns zu verſtehn, daß Ihr Geſundheitszuſtand Sie vermochte, den Dienſt zu verlaſſen. Die nöthige Ruhe, um eine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, würde ein eben ſo guter Grund geweſen ſein, das Kommando eines Regiments nicht anzunehmen, als es abzugeben. In der Stelle, wo Sie von Ihrem Handel mit Oberſt Gisborne ſprechen, iſt ſicherlich ein Druckfehler oder eine geſtiſſentliche Dunkelheit. Anſtatt auf etwas zu antworten, was ich wirklich nicht verſtehe, erlauben Sie mir, dem Publikum auseinanderzuſetzen, was ich wirklich weiß. Für Ihr Regiment empfingen Sie den Halbſold eines Oberſten, wenigſtens 220 Pfund des Jahrs und einen Jahrgehalt von 200 Pfund für Ihre und Lady Drapers Lebzeit zuſammen. Und dies iſt der nachtheilige Handel, den Sie uns ſo darſtellen möchten, als wenn Sie ein Einkommen von 800 Pfund jährlich für 380 aufgegeben hätten? War es anſtändig, war es ehrenvoll für einen Mann, der die Armee lieben will und ſich ſelbſt einen Soldaten nennt, aus der Königlichen Gunſt einen Handel zu machen und die höchſte Ehre eines activen Berufes in eine ſchmuzige Verſorgung für ſich und ſeine Familie zu verwandeln? Es wäre meiner unwürdig, Sie noch weiter zu drängen. Die Verachtung, mit welcher die ganze Armee von der Art Ihres Rücktritts hörte, überzeugt mich, daß Ihr Betragen, wie es durch keinen Vorgang gerechtfertigt wurde, nie für ein Beiſpiel zur Nachahmung gelten wird.

Die letzte und wichtigſte Frage bleibt noch übrig. Wenn Sie Ihren Halbſold empfangen, leiſten ſie dann nicht — ja, oder nein! — einen feierlichen Eid oder unterzeichnen auf Ihre Ehre eine Erklärung zu dem Ende: daß Sie gegenwärtig keine beſoldete Stelle im Civil oder Militär unter Sr. Majeſtät bekleiden? Der Vorwurf, welchen dieſe Frage deutlich an Sie richtet, iſt ſo ernſter Art, daß ich aufrichtig wünſche, Sie möchten im Stande ſein, ihn gut zu beantworten und zwar nicht blos für den Anſtrich Ihres Rufes, ſondern auch für Ihre eigene Gemüthsruhe.

Junius.

---

6. Brief.

An Junius.

Den 27. Februar 1769.

Sir,

Ich habe eine ſehr kurze Antwort auf Junius wichtige Frage: ich leiſte weder einen Eid, noch erkläre ich auf Ehre, daß ich keine beſoldete Civil- oder Militärſtelle bekleide, wenn ich den Halbſold als iriſcher Oberſt empfange. Mein allergnädigſter König giebt ihn mir als Penſion; er geruhte zu denken, daß ich ſie verdiente. Der Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling und der Erſatz des Halbſoldes zuſammen giebt nach Abzug von Sporteln und Dienſtgefällen nicht mehr als 380 Pfund Sterl. des Jahres. Ich bekomme 167 Pf. Sterl. von meiner Behörde in Yarmouth; im Ganzen jährlich 547 Pfd. St. Mein Gewiſſen iſt bei dieſen Angaben ſehr ruhig; meine Freunde brauchen nicht für mich zu erröthen.

Junius macht viel und häufig Gebrauch von Fragen; ſie ſind Waffen, die ſich leicht gegen ihn ſelbſt wenden ließen. Ich könnte durch böswillige Fragen den Frieden des ehrlichſten Mannes im Königreich ſtören; ich könnte die zehn Gebote nehmen und ſagen zu dem Einen: Haſt du nie geſtohlen? Zu dem nächſten: Haſt du nie gemordet? Und zu Junius ſelbſt, der mein Leben und Betragen auf die Folter ſpannt: Haſt du niemals falſch Zeugniß gegen deinen Nächſten geredet? Junius muß leicht einſehen, daß wenn er nicht etwa das Gegentheil unter ſeinem wahren Namen verſichert, Leute, die ſo wenig von ihm wiſſen mögen, als ich, geneigt ſein werden, zu vermuthen, daß er ein wenig von der Wahrheit abgewichen iſt; deswegen ſollte Junius keine Fragen mehr thun. Du beißeſt in eine Feile; höre auf, Viper!

William Draper.

---

7. Brief.

An Sir William Draper, Ritter vom Bathorden.

Den 3. März 1769.

Sir,

Eine academiſche Erziehung hat Ihnen die ſchönſten Redefiguren unbedingt zu Gebote geſtellt. Masken, Aerte, Foltern und Vipern tanzen durch Ihre Briefe in der vollſten Verwirrung metaphoriſcher Confuſion. Dies ſind die finſtern Genoſſen einer verſtörten Phantaſie, der trübe Wahnſinn der Poeſie ohne Begeiſterung. Im Stil will ich mit Ihnen nicht wetteifern. Sie ſind ein Gelehrter, Sir William, und, wenn ich recht unterrichtet bin, ſchreiben Sie Lateiniſch faſt eben ſo elegant als Engliſch. Erlauben Sie mir alſo, denn ich bin ein einfacher, ungelehrter Mann, in dieſem Frageſtil fortzufahren, der meinem Talent angemeſſen iſt und gegen den Sie, nach der Bereitwilligkeit Ihrer Antworten zu urtheilen, keinen Einwand haben ſollten. Selbſt Mr. Bingley*) verſpricht zu antworten, wenn er auf die Folter geſpannt wird.

Denken Sie denn wirklich, wenn ich „den ehrlichſten Mann" fragte, ob er nie einen Diebſtahl oder Mord begangen, dies würde ſeine Gemüthsruhe ſtören? Eine ſolche Frage könnte wohl den Ernſt ſeiner Geſichtsmuskeln ſtören, aber die Ruhe ſeines Gewiſſens, glaub' ich, würde ſie wenig berühren. Greifen Sie in Ihren eigenen Buſen, Sir William, und Sie werden entdecken, daß Vorwürfe und Fragen weder den Mann von untadelhafter Rechtſchaffenheit, noch den entſchiedenen Böſewicht zu kränken vermögen; nur der mittlere, gemiſchte Charakter iſt verwundbar, ein Mann, welcher ohne die nöthige Kraft, eine unehrenhafte That zu vermeiden, Gefühl genug hat, ſich ihrer zu ſchämen.

Ich danke Ihnen für den Wink über die zehn Gebote, und werde Gelegenheit nehmen, ſie auf einige Ihrer tugendhaften Freunde in beiden Häuſern des Parlaments anzuwenden.

---

*) Dieſer Mann wurde von dem Gerichtshof der Kings Bench wegen Widerſetzlichkeit verhaftet und that freiwillig einen Schwur, nie im Verhör zu antworten, man müßte ihn denn auf die Folter ſpannen.

Die Angelegenheit mit Ihrem Regiment ſcheinen Sie aufzugeben; mag ſie denn ruhen. Wenn Sie bei einem andern angeſtellt werden, wag' ich zu behaupten, werden Sie es weder für eine runde Summe, noch für ein Jahrgeld auf Lebenszeit verkaufen.

Ich freue mich wirklich (denn in Wahrheit, Sir William, ich bin weder Ihr Feind, noch hab' ich den Streit mit Ihnen angefangen), daß Sie im Stande waren, ſich von einem Verbrechen zu reinigen, wenn auch durch den Aufwand der gröſten Indiscretion. Sie ſagen, daß Ihr Halbſold Ihnen als Penſion gegeben wurde. Ich will mich nicht bei der Unregelmäßigkeit, in Ihrer Perſon zwei Arten von Beſoldung zu vereinigen, die ihrer Natur nach und in militäriſcher und parlamentariſcher Hinſicht unvereinbar ſind, aufhalten; aber ich fordere Sie auf, die Erklärung zu rechtfertigen, worin Sie Ihren König beſchuldigen, zu Ihren Gunſten eine Handlung begangen zu haben, die offen wider das Geſetz läuft. Der Halbſold in Irland ſowohl, als in England iſt Sache des Parlaments, und wenn er an Perſonen vergeben wird, die wie Sie, geſetzlich unfähig ſind, ihn zu empfangen, ſo iſt das ein Geſetzbruch. Es wäre anſtändiger für Sie geweſen, dieſe unehrenhafte Auskunft bei ihrem wahren Namen zu nennen, einen Handel nämlich, zwei Perſonen durch beſondere Einflüſſe einer Hofintrigue zufrieden zu ſtellen. Wie hoch muß die Regierung Ihre Dienſte anſchlagen, da die Belohnungen, die ſie Ihnen gegeben hat, Ihnen nur zur Schande gereichen!

Und jetzt, Sir William, werde ich für immer von Ihnen Abſchied nehmen. Beweggründe, die von Furcht vor Ihrem Zorn ſehr verſchieden ſind, machen es unmöglich, daß Sie mich je kennen lernen. In Wahrheit haben Sie einigen Grund, Sich mir verpflichtet zu halten. Aus den Lectionen, die ich Ihnen gegeben habe, können Sie eine nützliche Lehre für Ihr künftiges Leben ziehen. Entweder werden Sie daraus lernen, in Zukunft Ihr Betragen ſo einzurichten, daß Sie auch den böswilligſten Nachforſchungen Trotz bieten können; oder wenn das eine verlorne Hoffnung iſt, ſo werden Sie daraus die Klugheit lernen, die öffentliche Aufmerkſamkeit nicht auf einen Charakter zu ziehen, welcher nur dann ohne Tadel durchſchlüpfen kann, wenn er unbeachtet bleibt*).

Junius

So viel iſt gewiß, Sir William Draper hat Junius genöthigt, mehr von Lord Granby's Charakter zu ſagen, als er urſprünglich beabſichtigte. Er war in die Alternative verſetzt, entweder gänzlich zu verſtummen, oder ſeinen erſten Brief zu vertheidigen. Ob Sir William ein Recht hatte, ihn zu dieſer Wahl zu zwingen oder ihn aufzufordern, ſeinen Namen zu nennen, er, der ihn aus freien Stücken angegriffen hatte, das ſind Fragen, die dem Rechtsgefühl des Publicums anheimgeſtellt werden. Lord Granby's Tod wurde von Junius bedauert. Ohne Zweifel war Seine Lordſchaft dem Publicum einige Genugthuung ſchuldig, und er ſchien entſchloſſen, ſie zu gewähren. Im Privatleben war er ohne Frage jener gute Mann, welcher zum Vortheil ſeines Landes ein großer hätte ſein ſollen. Bonum virum facile dixeris, magnum libenter. Ich ſpreche von ihm jetzt ohne Parteilichkeit; ich ſprach nie von ihm mit Gereiztheit. Seine Misgriffe im öffentlichen Leben entſtanden weder aus Mangel an Herz, noch aus Mangel an Urtheil, ſondern im Allgemeinen aus der Verlegenheit, zu den ſchlechten Leuten, die ihn umgaben, nicht nein zu ſagen.

---

*) Man hat geſagt, und ich glaube, es iſt wahr, daß es Sir William Draper als Wunſch Lord Granby's zu verſtehen gegeben wurde, er möge aufhören, zur Vertheidigung Sr. Lordſchaft zu ſchreiben.

Im Uebrigen ſollten die Freunde Lord Granby's ſich erinnern, daß er es für geeignet hielt, durch eine feierliche Erklärung im Hauſe der Gemeinen, grade das Syſtem des politiſchen Verfahrens, welches Junius der Misbilligung des Publicums bloßgeſtellt hatte, zu verwerfen, aufzugeben und abzulehnen.

8. Brief.

An den Herzog von Grafton.

Den 18. März 1769.

My Lord,

Ehe Sie an die Spitze der Geſchäfte geſtellt wur- en, war es eine Maxime der engliſchen Regierung, der as Volk gern ſeine Zuſtimmung gab, daß jede harte der ſtrenge Ausübung der Königlichen Macht auf Rech- ung der Miniſter zu ſetzen wäre; aber ſo oft ein Act er Gnade und des Wohlwollens ausgeführt wurde, das ganze Verdienſt davon dem Herrſcher ſelbſt zugeſchrieben werden ſollte*). Es war dies eine weiſe Lehre, Mylord, ſie war eben ſo nützlich für den König, als für ſeine Unterthanen; denn während ſie die argwöhniſche Aufmerkſamkeit feſthielt, womit das Volk immer das Betragen der Miniſter prüfen ſollte, trug ſie zu gleicher Zeit dazu bei, ſeine Anhänglichkeit an die Perſon ſeines Königs eher zu vermehren, als zu vermindern. Wenn nicht ein beſonders böſes Geſchick an jeder Maaßregel haftet, bei der Sie betheiligt ſind, durch welchen Verrath oder durch welches Uebermaaß von Thorheit iſt es gekommen, daß die misfälligen Maaßregeln, die Ihre Verwaltung ausgezeichnet haben, und die, ich bezweifle es nicht, einzig Ihnen zuzuſchreiben ſind, einen entſchiedenen Schein von perſönlichem Intereſſe und ſelbſt von perſönlicher Feindſchaft in eine Region hinüberleiten, wo man ohne die höchſte Ungerechtigkeit und die höchſte Verletzung des Anſtandes ein ſolches Intereſſe und eine ſolche Feindſchaft nicht annehmen darf? Auf der andern Seite, durch welche kluge Wendung haben Sie es bewirkt, daß der einzige Act der Gnade, zu welchem Sie je Ihrem Könige riethen, weit entfernt dem Glanze eines wahrhaft gnädigen und wohlwollenden Charakters zu dienen, mit allgemeiner Misbilligung und Unzufriedenheit aufgenommen wurde? Ich werde ihn als eine miniſterielle Maaßregel betrachten, weil es eine verhaßte iſt, und als Ihre Maaßregel, mein Herr Herzog, weil Sie der Miniſter ſind.

So lange der Proceß dieſes Sänftenträgers ſchwebte, war es natürlich genug, daß die Regierung ihm alle mögliche Ermuthigung und Unterſtützung gewährte. Der ehrenvolle Dienſt, für den er gedungen war, und der Muth, mit welchem er ihn ausführte, machte zwiſchen Ew. Gnaden und ihm gemeinſchaftliche Sache. Der Miniſter, welcher durch geheime Beſtechung die Freiheit der Wahl angreift, und der Mörder, welcher dieſe Freiheit mit offener Gewalt vernichtet, ſind in Einem Nachen eingeſchifft; ſie haben dieſelben Intereſſen, und hegen Gefühle für einander. Um der Menſchlichkeit Ew. Gnaden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, Sie fühlten für M'Quirk, wie ſich's gebührt; und wären Sie damit zufrieden geweſen, ihm indirect beizuſtehen, ohne offene Verläugnung der Gerechtigkeit, ohne öffentliche Beleidigung der Volksmeinung; ſo konnten Sie jede Pflicht politiſcher Freundſchaft erfüllen, ohne die Ehre Ihres Königs bloszuſtellen oder den Ruf ſeiner Regierung auf's Spiel zu ſetzen. Aber als dieſer unglückliche Mann feierlich verhört, überführt und verurtheilt war, als es ſich zeigte, daß er häufig in demſelben Dienſte gebraucht worden war, und daß weder aus der Unſchuld ſeines früheren Lebens, noch aus ſeiner Einfalt eine Entſchuldigung hergeleitet werden konnte; war es nicht zu viel gewagt, die Macht der Krone zwiſchen dieſen Verbrecher und die Gerechtigkeit ſeines Landes treten zu laſſen?*)

---

*) Les rois ne se sont reservés que les graces. Ils renvoient les condamnations vers leurs officiers. Montesquieu.

---

*) Whitehall, den 11. März 1769. Se. Maj. hat in Gnaden geruht, ſeine Königl. Gnade auf Edward M'Quirk zu erſtrecken, der des Mordes an George Clarke ſchuldig gefunden iſt; ſo erhellt aus ſeinem Königl. Befehl nachfolgenden Inhalts:

George R.

Da in unſerer Königlichen Bruſt durch die Vorſtellungen des Chirurgen William Broomfield und des Apothekers Salomon

Sie hätten wiſſen ſollen, daß ein Beiſpiel dieſer Art nie ſo nöthig war, als jetzt, und Sie müſſen gewußt haben, daß das Loos auf kein ſchuldigeres Haupt

---

Starling ein Zweifel aufgeſtiegen iſt über den Leichenbefund des George Clarke, indem die beiden Genannten, wie uns vorgeſtellt worden iſt, den Verſtorbenen vor ſeinem Tode behandelt und die Anſicht ausgeſprochen haben, daß er nicht an dem Schlage geſtorben ſei, den er zu Brentfort erhielt; da ferner erhellt, daß keine der gedachten Perſonen als Zeuge in den Proceß gezogen worden iſt, obgleich der beſagte Salomon Starling vor dem Leichenbeſchauer verhört wurde; und da die einzige Perſon, die zu dem Beweiſe, daß der Tod des beſagten George Clarke durch den beſagten Schlag herbeigeführt worden, aufgefordert wurde, der Chirurg John Foot war, der den Verſtorbenen nie geſehen hat, als nach ſeinem Tode; ſo glaubten wir die beſagten Vorſtellungen mit dem Bericht des Syndicus unſerer Stadt London und dem Zeugniß des Richard und William Beale, ſo wie des beſagten John Foot, welches ſie in dem Proceß wegen Mordes des beſagten George Clarke gegen Edw. Quirk, auch Edw. Kirk, auch Edw. M'Quirk genannt, abgegeben, an den Meiſter, die Vorſteher und die Mitglieder des Unterſuchungshofes der Chirurgencompagnie bringen zu müſſen, und befahlen ihm zugleich, fernerweit alle Auskunft der gedachten Perſonen und des beſagten John Foot entgegenzunehmen, die ſie neben dem oben Vorausgeſchickten für nöthig erachten möchten, um ſich eine Ueberzeugung zu bilden und uns zu berichten: „Ob es ihnen einleuchte oder nicht, daß der beſagte George Clarke in Folge des Schlages, den er in dem Auflauf zu Brentford am 8. December vorigen Jahres erhielt, geſtorben iſt.“ Und nachdem der gedachte Unterſuchungshof der Chirurgencompagnie uns ſeine Anſicht dahin berichtet hat: „daß es ihm nicht einleuchte, daß es ſo geſchehen ſei“, haben wir es für angemeſſen erachtet, unſere Königl. Gnade auf den gedachten Edw. Quirk, auch Edw. Kirk, auch Edw. M'Quirk genannt, auszudehnen und ihm unſere freie Verzeihung für den Mord des beſagten George Clarke, deſſen er ſchuldig befunden worden iſt, zu gewähren. Unſer Wille und Wohlgefallen alſo iſt, daß der beſagte Edw. Quirk, auch Edw. Kirk, auch hätte fallen können. Was iſt das für ein Regierungsſyſtem? Sie klagen fortdauernd über die aufrühreriſche Stimmung der untern Volksklaſſen, und dennoch, nun die Geſetze Ihnen die Mittel gegeben, ein Exempel zu ſtatuiren, welches in jeder Hinſicht unverwerflich und bei weitem am geeignetſten war, der Menge Ehrfurcht einzuflößen, begnadigen Sie das Verbrechen und ſchämen Sich nicht, der Meuterei, über die Sie Sich beklagen, ja ſogar künftigen Mordthaten die Sanction der Regierung zu ertheilen. Vielleicht ſind Sie für militäriſche Hinrichtungen eingenommen und ſähen lieber ein paar Dutzend dieſer Elenden durch die Garde ſchlachten, als Einen einzigen den Tod im regelmäßigen Lauf des Geſetzes leiden. Wie kommt es, Mylord, daß in Ihrer Hand ſelbſt die Gnade der Krone ſich in Grauſamkeit und Unterdrückung für den Unterthan verwandelt?

Die Maaßregel war, wie es ſcheint, ſo außerordentlich, daß Sie es für nöthig hielten, dem Publicum einige Gründe dafür anzugeben. Wir wollen ſie redlich prüfen.

1. Sie ſagen, die Herren Broomfield und Starling wären in M'Quirk's Proceß nicht vernommen wor-

---

Edw. M'Quirk genannt, für den beſagten Mord in unſerem nächſten Generalpardon, den wir für die armen Verurtheilten in Newgate erlaſſen werden, ohne alle Bedingung mit inbegriffen ſein ſoll; und daß Ihr unterdeſſen Bürgſchaft für ſein Erſcheinen um unſeren beſagten Pardon zu erbitten, annehmt. Und hiezu ſei dies Eure Vollmacht. Gegeben an unſerm Hofe zu St. James den 10. Tag des März 1769 im 9. Jahr unſerer Regierung. — Auf Befehl Sr. Maj. Rochford. An unſern treuen geliebten James Eyre Esq. Syndicus unſerer Stadt London, die Sheriffs unſerer beſagten Stadt und Grafſchaft Middleſex und alle andern, die es angeht.

den. Ich will Ew. Gnaden ſagen, warum ſie es nicht wurden. Sie hätten auf Eid vernommen werden müſſen; und es wurde vorhergeſehen, daß ihr Zeugniß dem Gefangenen entweder nichts nützen oder gar noch nachtheilig werden würde. Wäre es ſonſt denkbar, daß ſein Anwald ein ſo weſentliches Zeugniß nicht hätte einfordern ſollen?

2. Sie ſagen, Mr. Foot hätte den Verſtorbenen nicht eher, als nach ſeinem Tode geſehen. Ein Wundarzt, Mylord, muß ſehr wenig von ſeiner Kunſt verſtehen, wenn er bei der Unterſuchung einer Wunde oder Quetſchung nicht ſagen kann, ob ſie tödtlich iſt oder nicht. So lange der Betheiligte noch am Leben iſt, wird der Wundarzt vorſichtig mit ſeinem Ausſpruch ſein, während er durch den Tod des Kranken in den Stand geſetzt wird, Urſach und Wirkung mit Einem Blick zu überſehen, und mit einer Sicherheit, die durch die Erfahrung beſtätigt iſt, zu ſprechen.

3. Dennoch haben wir Ew. Gnaden zu danken für die Errichtung eines neuen Tribunals. Ihre inquisitio post mortem iſt in den engliſchen Geſetzen unbekannt und macht Ihrer Erfindung Ehre. Der einzige weſentliche Einwand dagegen iſt, daß wenn Mr. Foots Zeugniß nicht ausreichte, weil er die Wunde erſt nach dem Tode unterſuchte, ſo kann die verneinde Meinung von Männern, die den Körper Mr. Clarke's nie, weder vor noch nach ſeinem Tode, ſahen, Sie noch viel weniger berechtigen, Sich über den Ausſpruch der Jury und das Urtheil des Geſetzes hinwegzuſetzen.

Und jetzt, Mylord, erlauben Sie mir die Frage, iſt es Ew. Gnaden nie eingefallen, als Sie dieſen unverbeſſerlichen Böſewicht der Gerechtigkeit entzogen, welche die Geſetze gegen ihn erkannt und das ganze Volk von England forderte, daß es einen andern Mann (Mr. Wilkes) giebt, einen Liebling des Landes, deſſen Begnadigung mit Dank aufgenommen ſein würde, deſſen Begnadigung all unſern Zwieſpalt geheilt haben würde? Haben Sie ganz vergeſſen, daß dieſer Mann einſt ihr Freund war? Oder wollen Sie die Gnade der Krone nur auf Mörder erſtrecken?

Dies ſind Fragen, die Sie nicht beantworten werden; auch iſt es nicht nöthig. Der Charakter Ihres Privatlebens und die entſprechende Haltung Ihres öffentlichen Betragens iſt eine Antwort auf alle.

Junius.

9. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 10. April 1769.

Mylord,

Ich habe eine ſo gute Meinung von Ihrem Verſtande, daß ich dem Vertheidiger Ihres Betragens, der uns verſichert, aus eigenem Antriebe ohne die geringſte Veranlaſſung durch Ew. Gnaden geſchrieben zu haben, gerne glauben möchte, wäre nicht Ein verrätheriſches Zeichen, welches jeder Maaßregel, wobei Ihr perſönlicher oder politiſcher Charakter ſich betheiligt, aufgedrückt zu ſein ſcheint. — Ihr erſter Verſuch, Sir William Proctor zu unterſtützen, endigte mit der Wahl von Mr. Wilkes; der zweite ſicherte den Erfolg des Herrn Glynn. Der ungewöhnliche Schritt, welchen Sie thaten, um Sir James Lowther zum erſten Lord von Cumberland zu machen, hat ſeinen Einfluß in jener Grafſchaft für immer zerſtört. Die Hausliſte der Directoren traf der Fluch, daß die Regierung ſie billigte; und ſelbſt der armſelige Dingley*) konnte dem Unglück nicht entgehen, von Ew. Gnaden begünſtigt zu werden. Mit dieſer durchgehenden Erfahrung vor Augen dürfen wir, wenn eine angebliche Rechtfertigung Ihrer Grundſätze und Ihres Betragens in Wahrheit auf beide das nachtheiligſte Licht wirft, mit Grund vermuthen, daß ſie nur unter Ihrer unmittelbaren Leitung und Hülfe geſchrieben ſein könne. Freilich ruft der Verfaſſer mit aller Aufrichtigkeit und ſelbſt mit den Worten eines ſchwörenden Iren: „nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen", Gott zum Zeugen für ſich an. Aber Mylord, Sie ſollten dieſe Anrufungen des Himmels nicht befördern. Der fromme Fürſt (Karl I.), von dem Sie abſtammen ſollen, bediente ſich ihrer in ſeinen öffentlichen Bekanntmachungen ſo häufig, daß zuletzt auch das Volk es nöthig fand, den Himmel anzurufen. Ihr Miniſterium hat uns in einen Zuſtand ähnlicher Noth verſetzt; hüten Sie Sich wenigſtens uns an die Rettung aus ihr zu erinnern.

Sie haben ſchon viel zu verantworten. Sie haben dieſen unglücklichen Mann verleitet, noch einmal in ſeinem Leben, trotz ſeines Alters und ſeiner Schwäche öffentlich den Narren zu ſpielen; und wie Sie ſelbſt uns das ſeltene Beiſpiel eines jungen Mannes ohne den Aufſchwung der Jugend geben, ſo mußte Ihr Vertheidiger uns die nicht weniger merkwürdige Erſcheinung eines Greiſes darbieten, dem die Erfahrung des Alters nicht zu Gute gekommen. Einem ſolchen Schriftſteller ins Einzelne zu folgen, würde, wie ſeine eigenen Perioden, eine Arbeit ohne Ende ſein. Außerdem iſt der Gegenſtand ſchon erörtert und hinlänglich verſtanden worden. Nur eins kann ich nicht umhin zu bemerken. Wenn die Begnadigung von M'Quirk die Hauptbeſchuldigung gegen Sie war, ſo wäre es nur eine geziemende Artigkeit für Ew. Gnaden Einſicht geweſen, Sie nach Ihren eigenen Principien zu vertheidigen. Welches Zutrauen verdient ein Mann, der uns geradeheraus ſagt, daß die Thatſachen, die in dem königlichen Erlaß angegeben werden, nicht die wahren Beweggründe waren, aus denen die Begnadigung gewährt wurde? Und daß er wünſchte, dieſe chirurgiſchen Berichte, welche zuerſt gewiſſe Zweifel in dem königlichen Herzen erweckten, möchten Sr. Majeſtät gar nicht vorgelegt ſein? Sie ſehen, Mylord, ſelbſt Ihre Freunde können Ihre Handlungen nicht vertheidigen ohne Ihre Principien zu ändern, noch eine überlegte Maßregel der Regierung rechtfertigen, ohne dem wichtigſten Grunde, worauf ſie ſich ſtützte, zu widerſprechen.

---

*) Dieſer unglückliche Mann wurde von dem Herzog v. Grafton bewogen, ſich zum Candidaten für Middleſex zu melden, und Se. Gnaden war entſchleſſen, ihn ins Unterhaus zu bringen, wenn er auch nur Eine Stimme hätte. Unglücklicher Weiſe traf ſich's, daß er nicht einen einzigen Wahlmann bewegen konnte, ihn auf die Wahl zu bringen.

Die Verurtheilung M'Quirk's hatte Sie zu einer Wahl genöthigt, bei welcher es Ihnen kaum möglich war, Ihr politiſches Intereſſe mit Ihrer Pflicht zu vereinigen. Sie waren gezwungen, entweder einen thätigen und nützlichen Parteigänger aufzugeben, oder einen Verbrecher vor der öffentlichen Gerechtigkeit zu ſchützen. Ihrem Charakter getreu, zogen Sie Ihren Vortheil jeder andern Rückſicht vor; und mit Ihrer gewöhnlichen Einſicht ſtützten Sie Ihren Entſchluß gerade auf die Beweggründe, welche vor dem Publicum nicht hätten ausgeſprochen werden ſollen.

Ich habe häufig das Benehmen des Herrn Wilkes getadelt, dennoch wirft mir Ihr Vertheidiger vor, ich hätte meine Dienſte dem Aufruhr gewidmet. Ihre Gnaden kann uns am beſten belehren, welche Talente des Herrn Wilkes Sie zuerſt bewogen, ihn mit Ihrer Freundſchaft zu beehren, oder wie lange es dauerte, bis Sie jene Schlechtigkeit in ihm entdeckten, die, wie es ſcheint, Ihr Zartgefühl beleidigte. Erinnern Sie Sich, Mylord, daß Sie Ihre Verbindung mit Herrn Wilkes noch lange fortſetzten, nachdem er jener Verbrechen überführt war, welche Sie ſeitdem mit den ſchwärzeſten Farben als Gottesläſterung und Verrath darzuſtellen geſucht haben. Wie unglücklich trifft es ſich! das erſte Beiſpiel, welches Sie uns von einer gewiſſen Beachtung des Anſtandes geben, iſt mit dem Bruch einer moraliſchen Verpflichtung verbunden! Ich, Mylord, ſage ſtolz: wäre ich ſchwach genug geweſen, eine ſolche Freundſchaft zu knüpfen, nie wär' ich ſo niederträchtig geweſen ſie zu verrathen. Aber Herrn Wilkes' Character mag ſein wie er will, ſo viel iſt gewiß, unter den Verhältniſſen, in welchen er zu dem Publicum ſteht, ſprechen ſelbſt ſeine Fehler für ihn. Das engliſche Volk hat zu viel Verſtand, als daß es Ew. Gnaden die Schwachheiten eines Privatmannes benutzen laſſen ſollte, um einen Vorgang aufzuſtellen, durch welchen die öffentliche Freiheit angegriffen wird, und welchen Sie in Zukunft mit derſelben Leichtigkeit und Befriedigung benutzen könnten, um die beſten Männer im Königreich zu ſtürzen. Begnügen Sie Sich, Mylord, mit den vielen Vortheilen, welche Ihnen die unbefleckte Reinheit Ihres Characters über Ihren unglücklichen, verlaſſenen Freund gegeben hat. Machen Sie Sich die unerbittliche Frömmigkeit des Hofes, an dem Sie leben zu Nutze, und danken Sie Gott, daß Sie „nicht ſind, wie andere, Blutſauger, Ungerechte, Ehebrecher, oder gar wie dieſer Zöllner.“ In einem gefühlloſen Herzen werden die Geſetze der Ehre und Treue ungeſtraft verletzt, mit ihm können Sie ſicher Ihrer Neigung folgen. Aber die Geſetze Englands ſollen nicht verletzt werden, ſelbſt nicht durch Ihren frommen Eifer, einen Sünder zu unterdrücken; und wenn es Ihnen auch gelang, ihn zum Werkzeug, ſo ſoll es Ihnen doch nicht gelingen, ihn zum Opfer Ihres Ehrgeizes zu machen.

Junius.

---

10. Brief.

An Mr. Edward Weſton.

Den 21. April 1769.

Sir,

Ich ſagte, Sie wären ein alter Mann, dem die Erfahrung des Alters nicht zu Gute gekommen. Es ſcheint, Sie ſind auch noch ein Freiwilliger mit dem

Solde von zwanzig Dienſten; und in einem Alter, wo jede Ausſicht am Ende iſt, ſehn Sie Sich doch noch nach Belohnungen um, die Sie nicht genießen können. Niemand iſt beſſer, als Sie mit der Güte der Regierung bekannt;

— — ton impudence,
Téméraire vieillard, aura sa récompense.

Aber ich will mich nicht zu einem Streit, weder mit der Unfähigkeit des Alters, noch mit der Empfindlichkeit Ihrer Gebrechen herablaſſen. Ihre Flugſchrift, geiſtreich, wie ſie iſt, wurde ſo wenig geleſen, daß das Publikum nicht wiſſen kann, wie weit Sie mich Lügen zu ſtrafen berechtigt ſind, ohne folgende Anführung Ihrer Worte:

Seite 6. „1. Daß er überzeugt iſt, die Motive, welche er (Mr. Weſton) angeführt hat, müßten vollkommen ausreichend erſcheinen mit oder ohne die Meinung der Chirurgen.“

„2. Daß eben dieſe Motive die Grundlage geweſen ſein müßten, auf welcher der Graf von Rochfort es geeignet gefunden ꝛc.“

„3. Daß er nur bedauern kann, daß der Graf von Rochfort es geeignet gefunden zu haben ſcheint, die chirurgiſchen Rapporte dem Könige vorzulegen und ihnen den Vorzug vor allen andern ausreichenden Motiven zu geben ꝛc.“

Das Publicum mag urtheilen, ob dies eine Vertheidigung der Regierung nach Regierungs-Principien oder nach Ihren eignen iſt.

Stil und Sprache, die Sie gewählt, ich bekenn' es, ſind der Eleganz Ihrer Sitten und der Würde der Sache, die Sie übernommen haben, nicht übel angepaßt. Ein ordinärer Pinſeler ſchreibt unter ſeine Gemälde „ein Bandit" und „ein Böſewicht," weil ſeine Gemälde ſelbſt weder Charakter, noch Wahrheit haben. Aber die Werke eines Meiſters bedürfen keiner Unterſchrift. Seine Züge und Farben ſind aus der Natur genommen. Der Eindruck, den ſie machen, erfolgt unmittelbar und überall; und es iſt nicht möglich, ihren Character zu misdeuten, mögen ſie nun die Verrätherei eines Miniſters, oder die gemisbrauchte Einfalt eines Königs darſtellen.

Junius.

II. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 24. April 1769.

Mylord,

Das Syſtem, welches Sie angenommen zu haben ſcheinen, als Lord Chatam Sie unerwartet an der Spitze der Geſchäfte zurückließ, verſprach uns nicht dieſe ungewöhnliche Kraftäußerung, die ſeitdem Ihren Character verherrlicht und Ihr Miniſterium ausgezeichnet hat. Weit entfernt, einen Geiſt zu verrathen, der kühn genug geweſen wäre, die erſten Rechte des Volks und die oberſten Principien der Verfaſſung anzugreifen, waren Sie ſogar in der Ausübung der Gewalt bedenklich, mit welcher der ausübende Zweig der Geſetzgebung rechtmäßig bekleidet iſt. Wir haben noch nicht vergeſſen, wie lang es Mr. Wilkes bei allen Schreckniſſen einer über ihn verhängten Acht erlaubt war, frei und öffentlich zu erſcheinen und wie lang er ſich ungehindert um die Vertretung der City und der Grafſchaft bewerben konnte. Unſer gnädige König hat es noch nicht vergeſſen, was für eine außerordentliche Sorgfalt Sie für ſeine Würde und für die Sicherheit ſeiner Perſon entwickelten, als Sie in der Kriſis, welche die Hofleute eine beunruhigende nennen wollten, die Hauptſtadt zwei Nächte hintereinander aller Art von Auflauf und Unordnung überließen. Für die Sicherung der Königlichen Reſidenz gegen Unbill war alſo hinlänglich geſorgt durch Mr. Conway's Feſtigkeit und Lord Weymouths Umſicht: während der erſte Miniſter von Großbritannien in ländicher Zurückgezogenheit und in den Armen einer verblühten Schönheit ſeinen König, ſein Land und ſich ſelbſt vergaß. Hier hätten Sie mit Energie handeln können, denn Sie würden die Geſetze für Sich gehabt haben. Die Freunde des Miniſteriums hätten Sie vertheidigen können ohne ſich ſchämen zu müſſen, und gemäßigte Männer, die es mit dem Frieden und der guten Ordnung der Geſellſchaft wohlmeinen, hätten einen Vorwand gehabt, Ihrem Betragen Beifall zu geben. Aber dieſe Gelegenheiten, ſcheint es, wurden von Ew. Gnaden eines unmittelbaren Eingreifens nicht würdig gefunden. Sie ſparten die Beweiſe ihres unerſchrockenen Geiſtes für Proceduren von größerer Gefahr und Wichtigkeit; und jetzt, als hätten jene ſchmählichen Ferien der ausübenden Autorität Sie zu dem Anſpruch berechtigt, Sich nun einer Thätigkeit in Exceſſen zu ergeben, die noch gefährlicher iſt, jetzt ſcheinen Sie entſchloſſen zu ſein, Ihre frühere Nachläſſigkeit reichlich einzubringen, und jene Nichtvollziehung der Geſetze mit einem Bruch der Conſtitution aufzuwiegen. Von Einem Extrem ſpringen Sie plötzlich ins andere über, ohne zwiſchen dem Fehler der Schwäche und dem Exceß der Leidenſchaft auch nur einen Augenblick vernünftiger Feſtigkeit Raum zu geben.

Dieſe Bemerkungen, ſo allgemein ſie ſind, wären leicht zu einer treuen Geſchichte des Miniſteriums Euer Gnaden auszuführen, und ich könnte wohl ſpäter einmal eine Stunde darauf verwenden. Aber meine gegenwärtige Aufgabe erlaubt mir nicht, auf eine Reihe von Ereigniſſen zurückzublicken, welche nicht mehr intereſſant oder wichtig ſind, weil ihnen eine Maßregel von ſo ungewöhnlicher Kühnheit gefolgt iſt, daß ſie alle unſere Aufmerkſamkeit und allen unſeren Unwillen in Anſpruch nimmt.

Ihre Begünſtigung von Mr. Luttrell iſt mit Erfolg gekrönt worden. Mit dieſem Präcedenz, mit den Principien, nach welchen es ins Werk gerichtet wurde, und mit einem künftigen Unterhauſe, das vielleicht weniger bedenklich iſt, als das jetzige, kann jede Grafſchaft in England unter den Auſpicien des Schatzamtes zu einer eben ſo vollkommenen Vertretung gelangen, als die Grafſchaft Middleſer. Die Nachwelt wird Euer Gnaden verpflichtet ſein, daß Sie Sich nicht mit einem vorübergehenden Auskunftsmittel begnügten, ſondern die unmittelbaren Segnungen Ihres Miniſteriums auch auf ſie vererbten. Wahlflecken ſind ſchon zu ſehr in der Hand der Regierung. Grafſchaften dagegen konnten weder durch Beſtechung, noch durch Einſchüchterung gewonnen werden. Aber jetzt kann ihre feierlich getroffene

Wahl verworfen und der Mann, den ſie verabſcheuen, durch eine andere Verfügung beſtellt werden, ſie im Parlament zu vertreten. Dennoch wird zugeſtanden, daß die Sheriffs die Geſetze befolgt und ihre Pflicht gethan hätten.*) Der Wahlbericht den ſie abſtatteten, muß geſetzlich und gültig geweſen ſein oder ſie wären ohne Zweifel dafür, daß ſie ihn erſtattet, zur Rechenſchaft gezogen worden. Bei aller gutmüthigen Rückſicht auf Ew. Gnaden Jugend und Unerfahrenheit, behaupten wir, daß es doch einige Dinge giebt, die Sie wiſſen müſſen. Sie müſſen wiſſen, daß das Recht der Wähler bei ihrer Wahl zu verharren (ſelbſt angenommen, daß ſie ungebührlich ausgeübt wäre) eben ſo klar und unzweifelhaft war, wie das Recht des Unterhauſes, eines ſeiner Mitglieder auszuſchließen. Eben ſo wenig iſt es Ihnen möglich den weiten Abſtand zwiſchen der negativen Macht, einen Mann zu verwerfen, und der poſitiven einen andern zu ernennen, unbemerkt zu laſſen. Das Recht der Ausſtoßung im günſtigſten Sinne iſt nichts, als ein Gewohnheitsrecht des Parlaments, das Recht der Wahl dagegen iſt das eigentliche Weſen der Verfaſſung. Dieſes Recht zu verletzen und noch mehr, — es einem anderen Kreiſe von Menſchen zu übertragen, iſt ein Schritt, welcher unmittelbar zur gänzlichen Auflöſung des Staates führt. So weit, als er reicht, ſtellt er ein Unterhaus her, durch welches das Volk nicht vertreten iſt. Ein ſo gebildetes Unterhaus würde einen Widerſpruch und die größte Verwirrung der Begriffe in ſich ſchließen;

---

*) Als im Unterhauſe der Vorſchlag gemacht wurde, die Sheriffs zu beſtrafen, erklärte Sir Fletcher Norton, daß ſie mit der Proclamirung Mr. Wilkes' nicht mehr als ihre Pflicht gethan hätten.

aber Mylord, es giebt Miniſter, deren Abſichten ſich nur dadurch befriedigt finden, daß eine Abſurdität mit der andern ausgeglichen und dieſelbe Sache, welche in der Theorie falſch und ungereimt iſt, zu einer Wahrheit in der Wirklichkeit gemacht wird.

Dieſe Maßregel, Mylord, führt jedoch Eine günſtige Folge für das Volk mit ſich, welche Sie, wie ich überzeugt bin, nicht vorausgeſehen haben*). Während der Streit zwiſchen dem Miniſterium und Hrn. Wilkes noch ſchwebte, gab Ihnen ſeine Lage und ſein Privatcharakter Vortheile über ihn, welche Sie ſchon aus gewöhnlicher Rechtlichkeit, wenn nicht aus Erinnerung an Ihre frühere Freundſchaft mit ihm, nicht hätten benutzen ſollen. Gegen fromme Männer kam es Ihnen zu Statten, die Unregelmäßigkeiten ſeines frühern Lebens zu übertreiben, gegen gemäßigte hoben Sie die verderblichen Folgen des Parteigeiſtes hervor. Männer von dieſem Charakter, welche nicht weiter ſahen, als auf den vorliegenden Gegenſtand, waren über Hrn. Wilkes' Ausſchließung aus dem Parlament nicht unzufrieden. Jetzt haben Sie Sich bemüht die Frage anders zu ſtellen, oder vielmehr Sie haben eine neue geſchaffen, bei welcher Herr Wilkes nicht mehr betheiligt iſt, als jeder andere Engländer. Sie haben das ganze Land gegen Sich vereinigt in Einer großen conſtitutionellen Angelegenheit, von deren Entſcheidung es unbedingt abhängt, ob wir als ein freies Volk fortbeſtehen ſollen. Sie haben nicht in Worten, aber mit der That behauptet, daß die Vertretung durch das Parlament nicht von der Wahl der Vollbürger (freeholders) abhängt. Wenn es möglich iſt, daß ein ſolcher Fall einmal vorkommt, kann er öfter vorkommen, er kann jedesmal vorkommen, und wenn **300** Stimmen aus irgend einem Grunde mehr als **1200** gelten dürfen, ſo würde derſelbe Grund Hrn. Luttrell ſeinen Sitz mit zehn, ja, ſelbſt mit Einer Stimme verſchafft haben. Die Folgen dieſes Angriffs auf die Verfaſſung ſind zu einleuchtend, zu handgreiflich, als daß ſie nicht ſelbſt die trägſten Geiſter beunruhigen ſollten. Ich hoffe Sie werden finden, daß es dem engliſchen Volke weder an Muth, noch an Verſtande fehlt; und dennoch haben Sie es behandelt, als hätte es weder Sinn zu fühlen, noch Muth ſich Genugthuung zu verſchaffen. Wir haben Grund, Gott und unſern Vorfahren zu danken, daß es noch nie einen Miniſter in dieſem Lande gab, der einen ſolchen Streit hätte beſtehen können, und mit dem beſten Vorurtheil für Ihre Abſichten, erblicke ich in Ew. Gnaden keine Anlagen die Ihnen eine Ausſicht auf Erfolg verſprächen in einem Unternehmen, wobei die gewandteſten und ſchlechteſten Ihrer Vorgänger ihren Untergang gefunden haben. Sie mögen fortfahren Ihren gnädigen Herrn mit falſchen Vorſpiegelungen über die Stimmung und Lage ſeiner Unterthanen zu täuſchen. Sie können über eine käufliche Stimme gebieten, weil dies das gemeine herkömmliche Anhängſel Ihres Amtes iſt. Aber hoffen Sie nie, daß die Wähler ihre Rechte ſanftmüthig ausliefern, noch daß eine engliſche Armee ſich mit Ihnen vereinigen werde, um die Freiheit ihres Vaterlandes umzuſtürzen. Sie weiß, daß ihre erſte Bürgerpflicht allen übrigen Verpflichtungen vorangeht, und ſie wird weder die Disciplin, noch die Ehre ihres Standes ihren heiligen urſprünglichen Rechten vorziehn,

---

*) Der Leſer wird gebeten, dieſe Prophezeihung zu beachten.

Rechten, die den Männern zukamen, ehe ſie Soldaten waren, und welche ſie in Anſpruch nehmen und beſitzen alsdie angebornen Rechte der Engländer.

Kehren Sie um, Mylord, ehe es zu ſpät iſt, zu jenem bequemen, gedankenloſen Syſtem, womit Sie zuerſt auftraten. Nehmen Sie Ihre Maitreſſe wieder*); — der Name Freundin könnte ihr verderblich werden, denn er bringt bei Ihnen Verrath und Verfolgung. Laſſen Sie dem Volk ſeinen Willen. Beſuchen Sie die Pferderennen von Newmarket. Vielleicht giebt Herr Luttrell ſeinen Sitz wieder auf und, nicht mehr verfolgt, wird Herr Wilkes bald vergeſſen ſein. Schwäche und Unthätigkeit iſt ſicherer, als Kühnheit und Verbrechen; und groß iſt der Unterſchied zwiſchen einem Volksauflauf und einer Erſchütterung des ganzen Königreichs. Sie können es erleben, daß Sie die Erfahrung machen; aber kein Ehrenmann kann wünſchen, daß Ew. Gnaden ſie überleben.

Junius.

---

*) Der Herzog hatte ſich um dieſe Zeit von Anna Parſons getrennt; aber er wollte eine Art platoniſcher Freundſchaft mit ihr fortſetzen, welche ſie mit Verachtung zurückwies. Sein niedriges Betragen gegen dieſes Frauenzimmer iſt unbeſchreiblich und unglaublich.

12. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 30. Mai 1769.

Mylord,

Wenn die Maßregeln, mit welchen Sie das meiſt Glück gehabt haben, auch nur ſcheinbar durch vernünf tige Gründe unterſtützt worden wären, würde ich es fü keinen Zeitverluſt gehalten haben, die Beurtheilung Ihre Charakters als Miniſter fortzuſetzen und ihn dem Publi cum gehörig darzuſtellen. Nun ich aber ſehe, wie Fragen von der höchſten Wichtigkeit für die Nation durchgeſetz und wie die erſten Grundſätze der Conſtitution ohn Gründe ſchamlos und öffentlich verletzt werden; erkläre ich, daß ich die Sache für verzweifelt halte und aufgebe. Die Unfähigſten Ihrer Vorgänger beſaßen Geſchicklichkeit genug, um ihren Maßregeln wenigſtens einen Anſtrich zu geben. Wenn ſie die Rechte des Volks angriffen, wagten ſie es doch nicht, ſeinem Verſtande gradezu Hohn zu ſprechen; und in früheren Zeiten machten es ſelbſt die käuflichſten Parlamente in ihrem Handel mit dem Miniſter zur Bedingung, daß er ihnen plauſible Scheinzwecke an die Hand gäbe, wenn ſie ihr Land und ſich verkauften. Sie, Mylord, haben das Verdienſt gehabt, ein kürzeres Syſtem der Regierung und der Logik einzuführen. Sie halten ſich weder an die Leidenſchaften, noch an den Verſtand, ſondern einfach ans Zugreifen. Sie wenden ſich unmittelbar an die Geſinnung Ihrer Freunde, welche ſich, gegen alle Form des Parlaments, nie ernſtlich in eine Verhandlung einlaſſen, bevor ſie abgeſtimmt haben.

Erlauben Sie mir daher mit Beſeitigung aller vergeblichen Abſichten Ihre Gnaden zu beſſern oder dem Publicum zu nützen, daß ich Ihren Charakter und Ihr Betragen blos zu einem Gegenſtand curioſer Forſchung mache. In beiden iſt etwas, das Sie nicht nur von allen andern Miniſtern, ſondern von allen andern Leuten unterſcheidet. Daß Sie abſichtlich Unrecht thun, das iſt es nicht, ſondern daß Sie nie aus Verſehen recht thun. Auch das iſt es nicht, daß Sie Ihre Trägheit und Ihre Thätigkeit gleich unpaſſend anwenden, ſondern daß der oberſte Grundſatz Ihres Lebens oder wenn ich ſo ſagen darf, Ihr Genius Sie durch jede mögliche Veränderung und jeden Widerſpruch des Betragens geführt hat, ohne auch nur einen momentanen Ruf oder Anſtrich von Tugend, und daß der Geiſt der wildeſten Unbeſtändigkeit Sie auch nicht ein einziges Mal zu einer weiſen und ehrenwerthen That verleitet hat. Dies, ich muß es bekennen, giebt Ihrem Schickſal ſowohl, als Ihrem Charakter das Anſehn der Einzigkeit. Blicken wir miteinander zurück auf einen Schauplatz, wo ein Gewiſſen, wie das Ihrige, nichts zu bereuen finden wird. Sehn wir zu, Mylord, wie vortrefflich Sie den verſchiedenen Verhältniſſen, in denen Sie zu Ihrem Könige, Ihrem Lande, Ihren Freunden und zu Sich ſelbſt ſtanden, entſprochen haben. Geben Sie uns, wenn es möglich iſt, eine Entſchuldigung bei unſern Nachkommen und vor uns ſelbſt, daß wir uns Ihrem Regimente gefügt haben. Zeigen Sie uns, wenn nicht die Talente eines großen Miniſters, wenn nicht die Uneigennützigkeit eines Patrioten oder die Treue eines Freundes, wenigſtens die Feſtigkeit eines Mannes. Um Ihrer Geliebten willen ſoll der Liebende geſchont werden Ich will ſie weder, wie Sie es gethan, ins Publicum bringen, noch das Andenken vergangener Schönheit beleidigen. Ihr Geſchlecht, welches allein ſie in Ihren Augen liebenswürdig machte, — in den meinigen macht es ſie ſchonungswürdig.

Der Charakter der bekannten Vorfahren mancher Leute macht es ihren Nachkommen möglich, aufs Aeußerſte laſterhaft zu ſein, ohne zu entarten. Die Vorfahren Ew. Gnaden zum Beiſpiel hinterließen keine niederſchlagenden Proben von Tugend ſelbſt nicht für ihre rechtmäßige Nachkommenſchaft; und Sie können mit Vergnügen auf einen berühmten Stammbaum zurückblicken, in welchem die Heraldik keine einzige gute Eigenſchaft angezeichnet hat, um Ihnen Schimpf oder Schande zu machen. Sie haben beſſere Zeugniſſe Ihrer Abkunft, Mylord, als das Heirathsregiſter oder irgend eine läſtige Erbſchaft von gutem Ruf. Es giebt erbliche Charakterzüge, an welchen eine Familie eben ſo gewiß erkannt werden kann, als an Geſichtszügen von der ſchwärzeſten Art. Karl I. lebte und ſtarb als ein Heuchler. Karl II. war ein Heuchler anderer Art und hätte auf demſelben Schaffotte ſterben ſollen. Nach dem Zwiſchenraum eines Jahrhunderts ſehen wir ihre verſchiedenen Charaktere in Ew. Gnaden glücklich wieder aufgelebt und vermiſcht. Finſter und ſtrenge ohne Religion, liederlich ohne leichten Sinn, leben Sie, wie Karl II., ohne ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein, und ich wüßte nicht, warum Sie nicht ſterben könnten, wie ſein Vater, ohne den Ruhm eines Märtyrers zu erwerben.

Sie hatten ſchon mit Ehren in jenen Schulen (den Pferderennen und den Spielhäuſern) promovirt, in welchen der engliſche Adel zur Tugend gebildet wird, als

Sie Lord Chatams Schutz empfohlen wurden. Von Newmarket, White's und aus der Oppoſition wurden Sie durch ihn in die Welt eingeführt mit einer gewiſſen Popularität, womit junge Männer gewöhnlich ihre Laufbahn beginnen, aber ſelten bis zu Ende ausreichen: ernſt und anſtändig genug, um tauglich für die Geſchäfte gehalten zu werden, zu jung zum Verrath, kurz ein Patriot von vielverſprechender Zukunft. Lord Chatam war der erſte Gegenſtand Ihrer politiſchen Bewunderung und Zuneigung; doch Sie verließen ihn bei der erſten Hoffnung auf einen gleichen Antheil an der Macht unter Lord Rockingham. Als die erſte Unterhandlung des vorigen Herzogs von Cumberland fehlſchlug, und der Günſtling*) zum Aeußerſten getrieben war, retteten Sie ihn dadurch, daß Sie Sich mit einem Miniſterium verbanden, an welchem Lord Chatam nicht hatte Theil nehmen wollen. Dennoch war Lord Chatam Ihr Freund, und Sie haben der Welt noch zu erklären, warum Sie einwilligten, ohne ihn zu fungiren, oder warum Sie ihn verließen und verriethen, nachdem Sie mit Lord Rockingham einig geworden waren. Sie beklagen Sich, daß keine Maßregeln ergriffen worden ſeien, um Ihren Beſchützer zu befriedigen, und daß Ihr Freund, Herr Wilkes, der ſo viel für die Partei gelitten habe, ſeinem Schickſal überlaſſen worden ſei. Beide haben ſeitdem nicht wenig zu Ihrer gegenwärtigen Machtvollkommenheit beigetragen; dennoch, glaub' ich, hat Lord Chatam weniger, als je, Urſache zufrieden zu ſein, und für Herrn Wilkes iſt es vielleicht das größte Unglück ſeines Lebens, daß Sie im Cabinet ſo viel haben thun müſſen, um Ihre frühere

---

*) Lord Bute, der Georg III. erzogen hatte.

Freundſchaft mit ihm aufzuwiegen. Ihr gnädiger Herr verſteht Ihren Charakter und macht aus Ihnen einen Verfolger, weil Sie ein Freund geweſen ſind.

Lord Chatam bildete ſein letztes Miniſterium auf Grundſätzen, womit Sie ſicher übereingeſtimmt haben, ſonſt hätten Sie nicht an die Spitze des Schatzamtes gelangen können. Dadurch, daß Sie jene Grundſätze verließen oder im graden Widerſpruch mit ihnen handelten und dabei, wie er ſah, im Cabinet heimlich unterſtützt wurden, zwangen Sie ihn bald, Sie Sich ſelbſt zu überlaſſen und ſeinen Namen einem Miniſterium zu entziehen, welches auf das Vertrauen zu dieſem Namen gegründet worden war. Sie hatten damals Ausſicht auf eine Freundſchaft, die Ihrem Character beſſer entſprach und geeigneter war, Ihre Neigung zu feſſeln. Die Ehe iſt der Punct, wo jeder Wüſtling inne hält; und wirklich, Mylord, Sie können von dem Umlauf, den Sie genommen haben, wohl müde ſein; denn Sie ſind jetzt vollſtändig durch jedes Zeichen des politiſchen Thierkreiſes hindurchgegangen, vom Scorpion, in welchem Sie Lord Chatam ſtachen, bis zu den Hoffnungen einer Jungfrau*) im Hauſe von Bloomsbury. Man hätte denken ſollen, daß Sie in der Zerbrechlichkeit ehelicher Bande hinlängliche Erfahrung gemacht oder wenigſtens, daß eine Freundſchaft, wie die des Herzogs von Bedford, Ihnen durch die glückliche Heirath Ihrer letzten Gemalin**) mit ſeinem Neffen hätte geſichert werden können. Aber Bande ſo zarter Art können nicht feſt genug geſchlungen werden; und vielleicht gehört es zu dem Ehrgeiz des Herzogs von Bedford, nachdem er ſie zu einer ehrbaren Frau gemacht hat, ein ähnliches Wunder bei Ew. Gnaden zu wirken. Dieſer würdige Lord hat lange Geſchäfte mit Tugend gemacht; viel davon iſt in ſeiner Familie verbraucht worden; und in dieſem Handel mag er mehr als die Hälfte der parlamentariſchen Unſchuld der Nation gekauft und verkauft haben.

---

*) Seine Gnaden hat neulich Miß Wrottesly, Nichte der „guten Gertrude", Herzogin von Bedford, geheirathet.

**) Miß Liddel heirathete, nach ihrer Trennung von dem H. v. G., den Lord Upper Oſſory.

Aus einem politiſchen Geſichtspunkt iſt dieſe Verbindung nicht unklug. Die Gunſt der Fürſten iſt eine zerbrechliche Waare. Sie haben jetzt die nöthige Kraft, das Cabinet zu beherrſchen; und wenn es unumgänglich ſein ſollte, noch eine Freundſchaft mehr zu verrathen, ſo können Sie es ſelbſt mit Lord Bute aufnehmen. Mr. Stewart M'Kenzie wird ſich wohl erinnern, welchen Gebrauch der Herzog von Bedford gewöhnlich von ſeinem Einfluß macht; und unſer gnädigſte Monarch, daran zweifle ich nicht, wird ſich freuen, wenn er zum erſten Mal Einigkeit unter ſeinen Dienern gewahr wird. Seine vorige Majeſtät wurde unter dem glücklichen Einfluß einer Familienverbindung ſeiner Miniſter der Regierungsſorgen enthoben. Ein kräftiger Fürſt wird vielleicht mit Argwohn bemerken, wie ein ſchlauer Diener allmälig ſeinem Herrn über den Kopf wächſt von der erſten unbegrenzten Verſicherung ſeiner Pflichttreue und Anhänglichkeit zu der unangenehmen Vorſtellung der nothwendigen Erforderniſſe des königlichen Dienſtes und bald in gehöriger Steigerung zu der unterthänigen Unverſchämtheit, mit welcher in allen Formen der Ehrfurcht, die Unterwerfung gebieteriſch verlangt wird. Die Zwiſchenzeit wird ſorgfältig benutzt, Verbindungen anzuknüpfen, Intereſſen zu ſchaffen, eine Partei zu ſammeln, und den Grund zu doppelten Heirathen zu legen, bis der hinters Licht geführte Fürſt, der eine Creatur gefunden zu haben meinte, die an ſeinen Dienſt weggeworfen und unbedeutend genug wäre, um ſich immer ſeiner Willkür hinzugeben, zuletzt findet, daß ſie zu gewaltig geworden iſt, um ſich befehlen zu laſſen, und zu furchtbar, um beſeitigt zu werden.

Ihre Gnaden öffentliches Betragen als Miniſter iſt nur das Gegenſtück zur Geſchichte Ihres Privatlebens, dieſelbe Unbeſtändigkeit, dieſelben Widerſprüche. In Amerika verfolgen wir Sie von der erſten Oppoſition gegen die Stempelacte aus Gründen der Klugheit bis zu Mr. Pitts Aufgeben des Rechtes; dann weiter bis zu Lord Rockinghams Aufgeben der Sache; darauf wieder zurück bis zu Lord Rockinghams Erklärung für das Recht; dann vorwärts zu der Beſteuerung mit Mr. Townſhend; und zuletzt von des milden Conway's unentſchloſſener Mäßigung zu Blut und Zwang mit dem Herzog von Bedfort. Und doch wenn wir der Einfalt der Lord Northiſchen Beredſamkeit glauben dürfen, ſollen Sie bei der Eröffnung der nächſten Sitzung wieder Amerikas Beſchützer ſein. Iſt dies die Weisheit eines großen Miniſters? oder das unheilvolle Schwanken eines Pendels? Haben Sie keine eigne Meinung, Mylord? Oder wollten Sie nur die Genugthuung haben, jede Partei, mit welcher Sie vereint waren, zu verrathen, und jedes politiſche Princip, mit welchem Sie einverſtanden waren, in Stich zu laſſen?

Ihre Feinde können ohne Bedauern ihre Augen von dieſem bewundernswürdigen Syſtem der Colonialregierung wegwenden; ſie werden in der Beobachtung ihrer innern und äußern Politik Entſchädigung genug finden. Wenn das britiſche Cabinet, ſtatt Lord Shelburne zu desavouiren, mit Feſtigkeit eingeſchritten wäre, würde Corſika, Sie wiſſen es, Mylord, nie beſetzt worden ſein. Die Franzoſen ſahen die Schwäche eines kopfloſen Miniſteriums und hatten Recht, Sie mit Verachtung zu behandeln. Im Anfange hätten ſie wahrſcheinlich ſogleich nachgegeben, ehe ſie einen Bruch mit England gewagt hätten; nun ſie aber einmal verwickelt ſind, können ſie ohne Schande nicht zurückziehn. Der gemeine Menſchenverſtand ſieht die Folgen vorher, welche dem Scharfſinn Ew. Gnaden entgangen ſind. Entweder wir laſſen die Franzoſen eine Eroberung machen, von deren Wichtigkeit Sie wahrſcheinlich keinen Begriff haben; oder wir arbeiten ihnen unter der Hand entgegen, welches uns in den Augen von Europa nur herunterſetzt, ohne irgend einem Zweck der Politik und der Klugheit zu entſprechen. Von der heimlichen, mittelbaren Unterſtützung wird der Uebergang zu offneren und entſchiedneren Maßregeln unvermeidlich; bis wir uns zuletzt wirklich im Kriege befinden und genöthigt ſind, alles Mögliche für einen Zweck zu wagen, der urſprünglich ohne Aufwand und Gefahr erreicht werden konnte. Ich bin in der Politik des Norddepartements nicht bewandert; aber ſo viel, glaube ich, iſt ſicher, die Hälfte des Geldes, das Sie ausgegeben haben, um Mr. Wilkes' Ausſtoßung durchzuſetzen, ja, ſelbſt der Antheil Ihres Geheimſchreibers bei der letzten Subſcription würde Ihnen die Türken willfährig gemacht haben. Was iſt Sparſamkeit, Mylord? oder hat die Sprödigkeit, der Sie fortdauernd im britiſchen Parlament begegneten, Sie abgeſchreckt den Divan zu beſtechen? Es iſt wahr, Ihre Freunde haben den nächſten Anſpruch auf Ihre Freigebigkeit; aber wenn jährlich 500 Pf. Sterl. an der Penſion Sir John Moore's geſpart werden können, ſo würde es Ihnen nicht übel gedeutet worden ſein, etwas auf den geheimen Dienſt des Staates verwendet zu haben.

Vielleicht werden Sie ſagen, die Lage der Angelegenheiten im Innern hätten Ihre ganze Aufmerkſamkeit erfordert und in Anſpruch genommen. Ich geſtehe es, hier ſind Sie thätig geweſen. Ein liebenswürdiger gebildeter Fürſt beſteigt den Thron unter den glücklichſten Ausſichten, mit dem Beifall und der allgemeinen Zuneigung ſeiner Unterthanen. Die erſten Maßregeln ſeiner Regierung und ſelbſt der Haß gegen einen Günſtling konnten ihre Anhänglichkeit nicht erſchüttern. *Ihre* Dienſte, Mylord, haben mehr Erfolg gehabt. Seitdem es Ihnen vergönnt war die Zügel zu ergreifen, haben wir die natürlichen Wirkungen eines Regierungsſyſtems geſehn, welches ſich ebenſo verhaßt, als verächtlich machte. Bisweilen ſahen wir die Geſetze ſchmählich erſchlaffen, bisweilen gewaltſam über ihre Spannkraft angeſtrengt. Wir ſahen die Perſon des Königs beſchimpft; und im tiefſten Frieden und ohne allen Anlaß die Treue ſeiner Unterthanen durch ſeine eignen Diener öffentlich in Frage geſtellt.*) Ohne Geſchicklichkeit, Entſchloſſenheit oder Intereſſe haben Sie mehr gethan, als Lord Bute mit ganz Schottland in ſeinem Gefolge ausrichten konnte.

---

*) Damals wandte der weiſe Herzog all ſeinen Regierungseinfluß an, um ſich Addreſſen, die den König der Treue ſeiner Unterthanen verſicherten, zu verſchaffen. Sie kamen in großem Schwarm von Schottland; doch nach dem Erſcheinen dieſes Briefes haben wir nicht weiter von dergleichen gehört.

Obgleich Ew. Gnaden Sich vielleicht wenig Sorgen machen weder um Ihren gegenwärtigen, noch um Ihren künftigen Ruf; werden Sie doch nicht wünſchen, in dieſem Lichte der Nachwelt überliefert zu werden. Sie haben Urſache Sich zu ſchmeicheln, das Andenken an Ihr Regiment werde ſelbſt die Form einer Conſtitution überleben, auf deren ewige Dauer unſere Vorfahren eine trügeriſche Hoffnung ſetzten; und zur Ehre der menſchlichen Natur will ich nicht annehmen, daß Sie wünſchen könnten, das Andenken an Ihren perſönlichen Charakter erhalten zu ſehn. Der Zuſtand unſerer Gegenwart iſt in der That verzweifelt; aber wir haben eine Schuld gegen unſere Nachkommen; und es iſt das Geſchäft des Geſchichtſchreibers zu ſtrafen, wenn er auch nicht beſſern kann. Ich überliefere Sie der Nachwelt nicht als Muſter der Nachahmung, ſondern als ein abſchreckendes Beiſpiel; und da Ihr Betragen Alles in ſich ſchließt, was ein weiſer oder ehrenhafter Miniſter vermeiden müßte, ſo will ich aus Ihnen eine negative Lehre machen für alle Ihre Nachfolger.

Junius.

---

13. Brief.

An den Public Advertiser.

Den 26. Januar 1769.

Da die Freunde des Herzogs von Grafton es nicht paſſend finden, ſich in einen Streit mit Junius einzulaſſen, ſo ſind ſie jetzt nach der Niederlage Ihrer Gründe zu dem letzten traurigen Mittel gebracht, ihm den platten nichts bedeutenden Vorwurf gemeiner Poſſen und Unrichtigkeiten zu machen. Seinen Stil überlaß ich den Kritikern. Die Wahrheit der Thatſachen iſt von größerer Wichtigkeit fürs Publicum. Sie ſind von der Art, daß ich glaube, ein nackter Widerſpruch wird für Niemand Gewicht haben, der eignes Urtheil beſitzt. Betrachten wir ſie in der Ordnung, wie ſie in ſeinem letzten Briefe erſcheinen:

1. Sind nicht die erſten Rechte des Volks und die oberſten Grundſätze der Verfaſſung offen verletzt und ſelbſt der Name einer Wahl lächerlich gemacht worden durch die willkürliche Ernennung des Herrn Luttrell?

2. Führte nicht der Herzog von Grafton häufig ſeine Maitreſſe in Geſellſchaft, und gab er ihr nicht ſogar den oberſten Platz an ſeinem Tiſche, als ob er einen antiken Venustempel niedergeriſſen hätte, um alle Sitte und Schaam unter ſeinen Trümmern zu begraben? Iſt dies der Mann, der es wagen darf, von Herrn Wilkes' Moralität zu reden?

3. Iſt nicht der Charakter ſeiner muthmaßlichen Vorfahren ſo ſtark in ihm abgedrückt, als ob er in le-

gitimer Linie von ihnen abſtammte? Nur die Idee ſeines Todes iſt prophetiſch; und was iſt Prophezeihung anders als eine Erzählung, welche der Begebenheit vorausgeht?

4. War nicht Lord Chatam der erſte, der ihn zu dem Rang und Amt eines Miniſters erhob und der erſte, den er verließ?

5. Verband er ſich nicht mit Lord Rockingham und verrieth ihn?

6. War er nicht ein Buſenfreund von Mr. Wilkes, den er jetzt bis auf den Tod verfolgt?

7. Hat er nicht auf den Akademieen zu Newmarket, bei White's und in der Oppoſition*) ſeine Grade mit Ehren erworben?

8. Nachdem er Lord Chatams Principien verlaſſen und ſeine Freundſchaft geopfert hat; iſt er nicht jetzt feſt mit einer Art Menſchen verbunden, welche zwar gelegentlich mit allen Parteien vereinigt waren, aber in jeder Lage und zu allen Zeiten gleichmäßig und beharrlich vom Volke verabſcheut wurden?

9. Hat nicht Sir John Moore eine jährliche Penſion von 500 Pfd. St.? Damit ſollen ihm vermuthlich Gefälligkeiten beim Pferderennen vergütet werden; aber iſt es möglich, daß ein Miniſter einer Nation, welche noch ganz neuerlich mit einer Ausgabe von mehr als einer halben Million der Bettelei der Civilliſte ein Ende gemacht hat, eine gröbere Beleidigung bieten kann?

10. Giebt es, in Betreff Amerika's, irgend eine Weiſe zu denken und zu handeln, die der Herzog von

---

*) Siehe die Broſchüre: The history of the minority.

Grafton nicht der Reihe nach ergriffen und wieder verlaſſen hätte?

11. Iſt dieſem Manne, der ſo wenig Anſtand und Gefühl hat, daß er ſich der Schmach unterzieht, eine nahe Verwandte deſſen zu heirathen, der ſeine Frau verführt hat, nicht ein beſonderes Siegel der Schande aufgedrückt? Im Namen der guten Sitte, wie ſollen dieſe liebenswürdigen Vettern an ihres Onkels Tiſche ſich begegnen? Es wird eine Scene aus Oedipus ohne die Tragödie. War es ihr Reichthum, ihr Geiſt oder ihre Schönheit? oder hat der verliebte Jüngling wirklich ſein Herz verloren?

Das Uebrige iſt bekannt. Daß Corſica den Franzoſen überlaſſen worden iſt; daß man in einigen Fällen die Geſetze ſchmählig erſchlaffen ließ, in andern ſie verwegen verletzte; und daß die Unterthanen des Königs aufgefordert worden ſind, trotz der Maßregeln ſeiner Diener, ihn ihrer Treue zu verſichern.

Ein Schriftſteller, welcher ſeine Behauptungen auf ſolche Thatſachen baut, iſt nicht leicht zu widerlegen. Durch allgemeine Verſicherungen und durch allgemeine Vorwürfe kann man ihm nicht antworten. Es mag ihm die Beredſamkeit fehlen, um zu unterhalten und zu überreden, aber da er die Wahrheit ſpricht, muß er immer überzeugen.

Philo Junius

14. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 22. Juni 1769.

Sir,

Es iſt der Wille des Schickſals, daß der Name Old Noll (Alt Oliver) das Haus Stuart ins Verderben bringe. In ihm liegt eine verhängnißvolle Bedeutung, welcher ſelbſt die Baſtardabkömmlinge der Familie nicht entgehen können. Oliver Cromwell hatte das Verdienſt, Karl I. aufs Schaffot zu bringen. Ihr Vertheidiger Old Noll ſcheint dieſelbe Abſicht mit dem Herzog von Grafton zu haben. Seine Vertheidigungsgründe ſtimmen beſſer mit dem Namen, den er angenommen, als mit den Principien, die er vorbringt; denn obgleich er ſich für den Vertheidiger des Herzogs ausgiebt, ſorgt er dafür, uns beſtens zu überzeugen, daß ſein Beſchützer eigentlich das Schickſal ſeines angeblichen Vorfahren wiederholen müßte.

Durch das ganze Leben des Herzogs von Grafton zieht ſich ein ſonderbares Beſtreben, Widerſprüche die unverſöhnlich ſind zu vereinigen. Er heirathet um geſchieden zu werden; er hält eine Maitreſſe um ſich an eheliche Zärtlichkeit erinnern zu laſſen; und er wählt ſolche Freunde, die er aus lauter Tugend verlaſſen muß. Wenn es für den Geiſt jenes hochgebildeten Präſidenten *), welcher über Karl I. das Urtheil ſprach, möglich wäre, in irgend einem heutigen Schmeichler wiederzuerſtehn, würde ohne Zweifel Seine Gnaden aus einem Zuge

---

*) Es iſt kaum nöthig, den Leſer hier an den Namen Bradſhaw zu erinnern.

ſeines Herzens ihn in der Hefe der Menſchen entdecken, und ihn zum Führer auf Pfaden wählen, welche in ihrem Lauf einen Miniſter aufs Schaffot bringen.

Die Verſicherung, daß zwei Drittheile der Nation die Aufnahme Mr. Luttrells billigen (denn ſelbſt Old Noll iſt zu beſcheiden, ſie eine Wahl zu nennen), kann durch Gründe weder behauptet noch widerlegt werden. Es iſt eine Thatſache, über welche jeder Engländer ſich ſelbſt ſeine Meinung bilden wird. Aber die Juriſten? Ihr Stand lebt davon, daß ſie ohne Unterſchied Recht und Unrecht vertheidigen; und ich geſtehe, ich habe nicht eine ſo hohe Meinung von ihrer Kenntniß und Rechtſchaffenheit, um mit Sicherheit zu erwarten, daß ſie in einer einfachen conſtitutionellen Frage für mich entſcheiden würden. Ueber die Aufnahme Mr. Luttrells hat der Kanzler noch nie einen authentiſchen Ausſpruch gethan. Sir Fletcher Norton iſt in der That ein ehrenwerther, ein ſehr ehrenwerther Mann, und der Kronanwald von Amtswegen der Wächter der Freiheit, vermuthlich um dafür zu ſorgen, daß ſie nicht in verbrecheriſche Exceſſe ausbricht. Doctor Blackſtone iſt Anwald der Königin. Der Doctor erinnerte ſich daß er einen Platz zu behaupten hatte, obgleich er vergaß daß er einen Ruf zu verlieren hatte. Wir genießen jetzt das Glück, die Grundſätze des Doctors eben ſo gut zu verſtehn, als ſeine Schriften. Zur Vertheidigung der Wahrheit, des Geſetzes und der Vernunft kann man des Doctors Buch getroſt zu Rathe ziehn; aber wer einen Nachbar um ein Gut zu betrügen oder ein Land ſeiner Rechte zu berauben wünſcht, braucht ſich nicht zu bedenken, den Doctor ſelbſt um Rath zu fragen.

Das Beiſpiel des engliſchen Adels mag den Herzog von Grafton vielleicht vollkommen rechtfertigen, wenn er ſeinem Genius in allen vornehmen Ausſchweifungen unſerer Zeit die Zügel ſchießen läßt; bedenk' ich aber ſeinen Rang und ſeine Stellung, ſo ſcheint es mir, es würde ihm mehr Ehre machen, die Thatſache läugnen zu können, als ſie mit einer ſolchen Autorität zu vertheidigen. Wäre aber auch das Laſter an und für ſich zu entſchuldigen, ſo herrſcht doch eine gewiſſe Abneigung dagegen, es liegt eine gewiſſe Verachtung des Anſtandes und eine Verletzung der öffentlichen Sitte darin, welche um des Wohls der Geſellſchaft willen nie verziehen werden ſollte. Es iſt nicht, daß er zu Hauſe eine Maitreſſe hielt, ſondern daß er ihr fortdauernd außer dem Hauſe den Hof machte. Es iſt nicht die Privatausſchweifung, ſondern der öffentliche Anſtoß, über den ich mich beklage. Der Name von Miß Parſon würde kaum bekannt geworden ſein, hätte ſie nicht der erſte Lord des Schatzes ſelbſt in Gegenwart der Königin triumphirend durch das Opernhaus geführt. Wenn wir einen Mann ſo handeln ſehn, ſo begreifen wir die ſchamloſe Verdorbenheit ſeines Herzens; aber was ſollen wir von ſeinem Verſtande denken?

Seine Gnaden ſcheint jetzt ein geregelter, häuslicher Mann werden zu wollen; und um uns ſein künftiges Zartgefühl und gutes Betragen im Voraus anzudeuten, heirathet er eine nahe Verwandte des Mannes, welcher ihm jenes Zeichen und jenen Namen der Schmach anheftete, wodurch ein Ehemann unglücklich und lächerlich zugleich wird. Die Bande der Verwandtſchaft werden ihn wahrſcheinlich ein zweites Mal vor demſelben Schickſal ſchützen; und für die Unannehmlichkeit des Zuſammentreffens nehme ich als verbürgt an, wird der würdige Onkel dieſer gemeinſamen Vettern die Etikette in einer Weiſe feſtgeſetzt haben, daß wenn ja ein Misgriff ſtattfinden ſollte, er nicht weiter gehn könne, als von madame ma femme zu madame ma cousine.

Der Herzog von Grafton hat immer irgend einen vortrefflichen Grund, ſeine Freunde zu verlaſſen: das Alter und die Unfähigkeit Lord Chatams, die Schwäche Lord Rockinghams, oder den ſchlechten Ruf des Herrn Wilkes. Es gab eine Zeit, wo es in der That den Anſchein hatte, als wäre er mit den Schwächen ſeiner Freunde lange nicht ſo genau bekannt oder würde eben nicht ſo ſtark dadurch beleidigt. Jetzt aber, das geſteh' ich, ſind dieſe Schwächen nicht übel vertauſcht mit der jugendlichen, blühenden Tugend des Herzogs von Bedford, der Feſtigkeit des General Conway, der derben und, wenn ich ſo ſagen darf, ungeſchickten Gradheit des Herrn Rigby und der unbefleckten Sittlichkeit des Lord Sandwich.

Wenn es eine empfehlenswerthe Handlung iſt, einen banquerotten Spieler*), wie jüngſt geſchehen, zu penſioniren, ſo werden dem Herzog von Grafton ſeine Bekanntſchaften vielfältig Gelegenheit geben preiswürdig zu verfahren; und da er ſelbſt an der Laſt des Aufwandes nicht zu tragen hat, ſo wird die großmüthige Vertheilung der öffentlichen Gelder zur Unterſtützung unglücklicher tugendhafter Familien für die Menſchlichkeit Seiner Gnaden ein unzweifelhafter Beweis ſein.

In den öffentlichen Angelegenheiten zeigt ſich Old Noll etwas ſcheu aufs Einzelne einzugehn. Er läugnet nicht, daß Corſica den Franzoſen geopfert worden, und in Bezug auf Amerika bekennt er, ſeien die Maßregeln ſeines Beſchützers einiger Wandelbarkeit unterworfen geweſen, dann aber verheißt er Wunder von Stetigkeit und Feſtigkeit für die Zukunft. Dies ſind Geheimniſſe, und wir dürfen nicht aus Erfahrung über ſie urtheilen wollen; — und in der That, ich fürchte, wir werden in der Wüſte umkommen, ehe wir das Land der Verheißung erreichen. In dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ſollte die Periode des miniſteriellen Mannesalters für den Herzog von Grafton jetzt heranrücken. Seine hülfloſe Kindheit war Lord Chatam anvertraut. Charles Townshend befaßte ſich ein wenig mit ſeiner Erziehung in der Uebergangszeit, welche zwiſchen den Thorheiten der politiſchen Kindheit und den Laſtern der Mannbarkeit liegt. Die Herrſchaft der Leidenſchaften folgte gleich darauf. Seine frühſten Principien und Verbindungen wurden nun vergeſſen oder verachtet. Die Geſellſchaft, die er zuletzt gewählt hat, iſt ſeinen Sitten nicht förderlich geweſen; und in der Führung der öffentlichen Angelegenheiten finden wir den Charakter ſeiner Lebensalter deutlich unterſchieden. Eine widerhaarige, unlenkſame Selbſtgenügſamkeit zeigt uns deutlich den unvollkommenen Zuſtand der Halbreife, welcher der holde Leichtſinn der Jugend verloren gegangen und die Feſtigkeit der Erfahrung noch nicht gekommen iſt. Es iſt möglich, daß der junge Mann mit der Zeit weiſer wird und ſich beſſert; aber wenn ich mich auf ſeine Anlagen verſtehe, iſt nicht ſo viel Beſſerungsſtoff in ihm, daß wir eine Sinnesänderung hoffen könnten, bevor er dieſes Land vollends zu Grunde gerichtet hat. Vielleicht daß er, wie andere Wüſtlinge, ſo lange lebt, bis er ſeinen Irrthum eingeſehn, nicht aber, bis er ſein Vermögen vergeudet hat.

---

*) Den Sir John Moore.

Philo Junius.

15. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 8. Juli 1769.

Mylord,

Wenn die Natur Ihnen einen Verſtand gegeben hätte, der fähig wäre mit den Wünſchen und Grundtrieben Ihres Herzens Schritt zu halten, ſo hätte ſie aus Ihnen vielleicht den furchtbarſten Miniſter gemacht, der je unter einem beſchränkten Monarchen daran arbeitete, ein freies Volk zu Grunde zu richten. Wo weder Schaamgefühl, noch Vorwürfe des Gewiſſens, noch Furcht vor Strafe die Pläne eines Miniſters in Schranken halten, würde das Volk nur zu viel Grund haben, ſeine Lage zu beklagen, wenn es nicht in der Verſtandesſchwäche des Miniſters wieder einigen Beiſtand fände. Wir müſſen der gütigen Vorſehung dafür danken, daß die äußerſte Verdorbenheit des Herzens zuweilen merkwürdiger Weiſe mit einem verworrenen Verſtande verbunden iſt, welcher ſelbſt den ſtärkſten Lieblingsneigungen entgegenwirkt und denſelben Mann zu einem Verräther ohne Geſchick und zu einem Heuchler ohne Maske macht. So hätten die Maßregeln, auf welche Ew. Gnaden Thätigkeit vorzüglich verwendet wurde, mit mehr als gewöhnlicher Geſchicklichkeit ausgeführt werden müſſen, da ſie ohne Verſtand beſchloſſen worden waren. Aber wahrlich, Mylord, die Ausführung iſt eben ſo plump geweſen als der Plan. Durch Einen entſcheidenden Schritt haben Sie alle Schreibekünſte zu nichte gemacht. Sie haben die Intriguen der Oppoſition entſchieden verwirrt, und das Geſchrei der

Parteien zum Schweigen gebracht. Ein dunkles, zweideutiges Syſtem mag zu ſcharfſinniger Beleuchtung auffordern und Stoff geben; und bei zweideutigen Maßregeln muß zur Aufregung und Betheiligung der Volksleidenſchaften die giftige Uebertreibung der Parteien angewendet werden. Sie hingegen haben das Verdienſt Ihrer Verwaltung zu einer ſolchen Klarheit gebracht, daß jeder Engländer, auch der beſchränkteſte Kopf, ſelbſt darüber entſcheiden kann. Dies iſt keine Aufregung der Leidenſchaften, ſondern eine ruhige Berufung an das Urtheil des Volks über ſeine eignen weſentlichſten Intereſſen. Ein Miniſter von mehr Erfahrung hätte einen unumwundenen Angriff auf die oberſten Grundſätze der Conſtitution ohne vorher einen gewiſſen Fortſchritt in der Unterjochung des Volksgeiſtes gemacht zu haben, nicht gewagt. In einer Sache, wie die Ihrige, Mylord, iſt es nicht genug den Hof zur Verfügung zu haben, wenn Sie keine Mittel finden können, die Jury zu corrumpiren oder einzuſchüchtern. Der ganze Volkskörper bildet dieſe Jury und von ihrer Entſcheidung giebt es nur Eine Appellation.

Ob Sie die Talente beſitzen, in einer ſo ſchwierigen und gefährlichen Kriſis Sich zu halten, hätten Sie längſt überlegen ſollen. So richtig Sie Ihre Wünſche verſtehn, über das Maaß Ihres Verſtandes haben Sie Sich doch vielleicht geirrt. Ehrlichkeit und Dummheit haben ſo lange für gleichbedeutend gegolten, daß der Gegenſatz in Credit gekommen iſt und jeder Schurke ſich einbildet ein Mann von Geiſt zu ſein. Es iſt eine Beſorgniß Ihrer Freunde, Mylord, daß Sie einen voreiligen Schluß dieſer Art gezogen haben und daß ein übermäßiges

Vertrauen auf Ihren ſittlichen Charakter Sie über die Tiefe Ihres Verſtandes getäuſcht hat. Sie haben die Dinge jetzt zu weit getrieben, um zurückzugehen. Sie haben dem Volke offen erklärt, was es von dem Fortbeſtehen Ihres Miniſteriums zu erwarten hat. Es iſt Zeit für Ew. Gnaden daran zu denken, was Sie nun Ihrerſeits möglicher Weiſe von ſeinem Selbſtgefühl und ſeinem Zorn zu erwarten haben.

Seit der Thronbeſteigung unſers allergnädigſten Königs haben wir ein Regierungsſyſtem geſehen, welches man füglich ein Experimentirregiment nennen könnte. Parteien von allen Namen ſind angeſtellt und entlaſſen: der Rath der geſchickteſten Männer im Lande iſt wiederholt eingefordert und verworfen worden; und wenn einem Miniſter das königliche Mißfallen bedeutet wurde, ſo ſtanden die Ausdrücke deſſelben regelmäßig mit ſeiner Geſchicklichkeit und Redlichkeit im Verhältniß. Der Hochmuth des Günſtlings übte auf jedes Miniſterium einen unverkennbaren Einfluß; und jedes Genre von Miniſtern behauptete ein Anſehn von Beſtand, ſo lange ſie ſich dieſem Einfluß unterwarfen. Aber es waren gewiſſe Dienſte für die Sicherheit des Günſtlings oder für ſeine Rachſucht zu leiſten, welche Ihre Vorfahren im Amte, weiſe oder redlich genug, nicht auf ſich nahmen. In dem Augenblick, wo dieſer widerſpenſtige Geiſt entdeckt wurde, war ihre Ungnade entſchieden. Lord Chatam, Mr. Grenville und Lord Rockingham haben nach einander die Ehre gehabt, entlaſſen zu werden, weil ſie ihre Pflicht als Diener des Volkes ſolchen Gefälligkeiten, die man von ihrer Stellung erwartete, vorzogen. Endlich wurde von den Ueberläufern aller Parteien, Coterieen und Verbindungen ein unterwürfiges Miniſterium gebildet; und es fehlte nur noch ein Führer für dieſe artigen, wohldisciplinirten Truppen. Treten Sie vor, Mylord, denn Sie ſind der Mann. Lord Bute fand keine Ausſicht für ſeine Herrſchaft oder Sicherheit in der ſtolzen gebietenden Ueberlegenheit von Lord Chatams Genie, in dem ſcharfen, unbeugſamen Verſtande Mr. Grenville's, und in der milden aber feſten Redlichkeit Lord Rockinghams. Seine Abſichten und ſeine Lage erforderten eine Creatur, die von allen dieſen Eigenſchaften frei war; und er ſah ſich gezwungen, jede Theilung, Auflöſung, Zuſammenſetzung und Abklärung politiſcher Chemie durchzumachen, bevor er glücklich bei dem Vitriol-caput mortuum Ew. Gnaden anlangte. Schal und geſchmacklos in Ihrem ruhigen Inſichſein, werden Sie ſogleich wieder Säure wie man Sie in Activität ſetzt. So verhalten ſich die Extreme abwechſelnder Indolenz und Wuth, welche Ihre ganze Verwaltung beherrſcht haben. Sobald nun Ihre Stellung zum Volke eine verzweifelte wurde, entſchloſſen Sie Sich, gleich andern ehrlichen Dienern, den beſten Herrn, den es geben kann, in Ihre Verlegenheiten mit zu verwickeln. Wir verdanken es Ew. Gnaden wohlgeleiteten Anſtrengungen, daß Ihr König überredet wurde, an der Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen zu zweifeln, und das Volk, Verdacht gegen den Charakter ſeines Königs zu faſſen zu einer Zeit, als beides gar nicht in Frage ſtand.

Sie haben die königl. Würde zu einem gemeinen und unehrenhaften Streit mit Mr. Wilkes erniedrigt und nicht die Geſchicklichkeit beſeſſen, auch nur den geringſten Triumph über einen Privatmann zu feiern, ohne die gröblichſte Verletzung der conſtitutionellen

Grundgeſetze und der Rechte des Volks. Aber dies, Mylord, ſind Rechte, die Sie eben ſo wenig vernichten können, als den Boden, an den ſie ſich knüpfen. Die Frage dreht ſich nicht mehr um nationale Ehrenpunkte und Sicherheit nach Außen, noch um mehr oder weniger einſchlagende und paſſende Maßregeln im Innern. Es war nicht inconſequent von Ihnen, die Sache der Freiheit, die Sie in Ihrem Vaterlande verfolgt hatten, in einem fremden Lande zu verlaſſen; und in den gewöhnlichen Künſten heimiſcher Corruption vermiſſen wir von Sir Robert Walpole's Syſtem nichts als ſein Talent.

In dieſer demüthigen Nachahmerſtellung hätten Sie lange ſicher und verächtlich fortfahren können. Wahrſcheinlich hätten Sie Sich nie zu der Würde, gehaßt zu werden, erhoben und wären vielleicht gar nur mäßig verachtet worden. Aber es ſcheint, Sie waren entſchloſſen, Sich auszuzeichnen; und für einen Geiſt, wie den Ihrigen, gab es keinen andern Weg zum Ruhm, als durch die Zerſtörung eines edlen Kunſtwerkes (der Verfaſſung), welches nach Ihrer Anſicht ſchon zu lange die Bewundrung der Menſchheit genoſſen.

Der Gebrauch, den Sie von dem Militär gemacht haben, führte eine beunruhigende Veränderung in die gewohnte Ausführung der Geſetze ein. Die willkührliche Einführung Mr. Luttrells greift das Grundgeſetz ſelber an, da es offenbar das Recht der Geſetzgebung von Männern, die das Volk gewählt hat auf andere, die es verworfen hat, überträgt. Bei der Fortſetzung ſolcher Ernennungen würden wir bald ein Unterhaus ſich ſammeln ſehen, an deſſen Wahl die andern Städte und Grafſchaften eben ſo geringen Antheil hätten, als die ergebene Grafſchaft von Middleſer.

Dennoch hege ich die Hoffnung, Ew. Gnaden wird finden, daß das Volk von England weder durch gewaltſame Maaßregeln einzuſchüchtern, noch durch Feinheiten zu betrügen iſt. Wenn es Mr. Luttrell durch einen offenbaren Gewaltſtreich und im entſchiedenen Widerſpruch mit der Wahl der ganzen Grafſchaft im Unterhauſe ſitzen ſieht, ſo wird es keine Ohren haben für die Subtilitäten, mit welchen jede willkürliche Ausübung der Gewalt in die Rechte und Privilegien des Parlaments hineingedeutet wird. Es braucht keine Ueberredung durch Gründe, ſondern einfach den klaren Sinn der Sache, um die Leute zu überzeugen, daß die Uebertragung des Wahlrechts von dem ganzen Volke auf ſeine Repräſentanten allen Begriffen von einem Unterhauſe, die ſie von ihren Vorfahren überkommen, und die ſie bereits, obgleich vielleicht vergebens, ihren Kindern überliefert haben, widerſpricht. Die Principien, nach welchen dieſe Gewaltmaßregel vertheidigt worden iſt, fügten Verachtung zum Unrecht hinzu, und zwangen uns zu dem Gefühle, daß wir nicht blos unterdrückt, ſondern auch beſchimpft ſind.

Mit welcher Macht, Mylord, mit welcher Schutzwehr ſind Sie gerüſtet, um dem vereinigten Fluch von England zu begegnen? Die City von London hat dem Königreich ein edles Beiſpiel gegeben, wie man zu einem Könige dieſes Landes ſprechen ſoll: und ich ſtelle mir vor, Mylord, Sie haben doch noch nicht den Muth, Sich zwiſchen Ihren König und die Adreſſen ſeiner Unterthanen zu ſtellen. Das Unrecht, welches Sie unſerm Volke zugefügt, will nicht nur wieder gut gemacht, es will gerächt ſein. Vergebens werden Sie Sich nach Schutz umſehen bei jenem feilen Beſchluß, den Sie ſchon bezahlt haben; Sie müſſen noch einen kaufen, und das Unterhaus hätte ſich, um einen Miniſter zu retten, nicht nur für unabhängig von ſeinen Wählern, ſondern auch für einen entſchiedenen Feind der Verfaſſung zu erklären. Ueberlegen Sie, Mylord, ob ſeine Furcht ihm erlauben wird, bis zu dieſem Aeußerſten vorzugehen; oder, wenn ſein Schutz Ihnen entgehen ſollte, wieweit Sie Sich auf die Redlichkeit des Lächelns verlaſſen dürfen, welches ein frommer Hof ohne Widerſtreben an einen Wüſtling von Profeſſion verſchwendet. Es iſt in der That nicht der letzte Widerſpruch, dem Sie unterliegen, daß ein Mann, welcher der Welt durch die gröbſte Beleidigung aller Convenienz und alles Anſtandes in die Augen fällt, den erſten Diener eines Hofes vorſtellen ſoll, an welchem Beten Tugend und Knieen Religion iſt.

Trauen Sie nicht zu ſehr auf den Schein, durch den Ihre Vorgänger getäuſcht aber nicht geſtürzt wurden. Selbſt der beſte Fürſt wird zuletzt die Entdekkung machen, daß dies ein Kampf iſt, in dem Alles verloren, aber nichts gewonnen werden kann; und wie Sie durch Zufall Miniſter, ohne Wahl angenommen, ohne Zutrauen beſtallt, und ohne Zuneigung beibehalten wurden; ſein Sie verſichert, daß Sie bei irgend einer dringenden Veranlaſſung ſelbſt ohne die Formen des Bedauerns Ihre Entlaſſung erhalten werden. Sie werden dann noch Urſach zur Dankbarkeit haben, wenn man Ihnen erlaubt, Sich nach jenem Muſenſitze zurückzuziehen, welcher mit Rückſicht auf Ihre Lebensart, auf die verhältnißmäßige Reinheit Ihrer Sitten im Vergleich mit denen ſeines hohen Beſchützers und auf tauſend andere empfehlende Umſtände Sie gewählt hat, die keimende

Tugend ſeiner Zöglinge anzufeuern und ihrer Erziehung vorzuſtehn. Sobald die Hoffarth, Präbenden und Biſchofsſitze zu vertheilen, von Ihnen gewichen ſein wird, werden Sie dieſe gelehrte Anſtalt vollkommen von dem Wahnſinn ihrer Wahl geneſen finden und, was ſie in Wahrheit ſein ſollte, nur um ſo mehr geeignet zu einem friedlichen Hafen des Schlummers und der gedankenloſen Betrachtung. Die verehrungswürdigen Vorſtände der Univerſität, um Ihrer Beſcheidenheit nicht zu nahe zu treten, werden Sie ihren Zöglingen nicht länger zum Muſter aufſtellen. Die gelehrte Rhetorik der Dummheit wird ſchweigen; und ſelbſt die feile Muſe, ſo glücklich ſie im Erdichten iſt, wird Ihre Tugenden vergeſſen. Jedoch, zum Nutzen der nachrückenden Generation wäre ich im Stande zu wünſchen, Ihr Rücktritt möchte ſich verzögern, bis Ihre Sitten glücklich zu der Reiſe von Verderbniß gediehen ſind, bei welcher auch die ſchlechteſten Beiſpiele ihre Anſteckungskraft verlieren.

Junius

---

16. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 19. Juli 1769.

Sir,

Einen guten Theil nutzloſen Geredes hätte man ſich ſparen können, wenn man in dem Streit über die Ausſtoßung von Mr. Wilkes und die daraus folgende Ernennung Mr. Luttrells die Frage nur einmal zur Zufriedenheit beider Parteien und beiden verſtändlich ſcharf geſtellt hätte. Aber bei dieſem Streite ging es, wie faſt bei jedem andern. Man verliert viel Zeit damit, daß man eine Menge von Fällen und Vorgängen herbeizieht, die für das Thema nichts beweiſen, daß man Sätze behauptet, welche entweder nicht beſtritten werden, oder welche, ſowohl zugeſtanden als verworfen, in der ſtreitigen Sache völlig gleichgültig ſind; bis zuletzt der Geiſt, verwirrt und verdunkelt durch die endloſen Spitzfindigkeiten der Debatte die Hauptfrage aus dem Geſichte verliert und nie bei der Wahrheit ankommt. Beide Parteien ſind geſchickt genug, dieſe unehrenhaften Streitkünſte anzuwenden. Wer die Schwäche ſeiner Sache kennt, hat ein Intereſſe, ſie zu verhüllen; und auf der andern Seite iſt es nicht ungewöhnlich, daß eine gute Sache von ihren eignen Vertheidigern, die ihre wahre Kraft nicht kennen, verdorben wird.

So möchte ich wohl wiſſen, wozu in dieſem Fall ſo viele frühere Vorgänge angeführt worden ſind die beweiſen ſollen, das Unterhaus habe ein Recht, eins ſeiner Mitglieder auszuſchließen; es komme ihm zu, über die Gültigkeit der Wahlen zu entſcheiden; oder das Parlamentsrecht ſei ein Theil des Grundgeſetzes? *) Wenn man dies alles zugiebt, ſo bleibt darum Mr. Luttrells Recht auf ſeinen Sitz gerade eben ſo zweifelhaft als vorher. Nichts von alledem ſchlägt hier ein. Zugege-

---

*) Der Leſer bemerke, daß dieſe Zugeſtändniſſe nicht gemacht werden, als wären ſie unzweifelhafte Wahrheiten, ſondern um des Beweiſes willen, und um die eigentliche Frage zum Vorſchein zu bringen.

ben, das Unterhaus habe das Recht, Mr. Wilkes auszuſtoßen, es ſei die Behörde, der es zukommt über die Wahlen zu richten, und das Parlamentsrecht ſei bindend für das Volk; ſo bleibt immer noch zu unterſuchen, ob das Haus bei ſeinem Beſchluß zu Gunſten Mr. Luttrells dieſes Recht richtig ausgelegt oder nicht. Um dieſe Unterſuchung zu erleichtern, möchte ich die Frage von allem fremden und gleichgültigen Beiwerk reinigen. Folgende Stellung derſelben wird wahrſcheinlich von beiden Parteien für richtig erkannt werden; und dann, denke ich, ſoll jeder Gebildete aus unſerm Volke im Stande ſein, ſich eine verſtändige und wahre Meinung darüber zu bilden. Ich faſſe die Frage geradezu ſo: „Iſt oder iſt es nicht notoriſches, feſtſtehendes Parlamentsrecht, daß die Ausſchließung eines Unterhausmitgliedes von ſelbſt ihm eine ſolche Unfähigkeit, wiedergewählt zu werden, beilegt, daß bei einer weiteren Wahl alle Stimmen für ihn null und nichtig ſind; und daß jeder andere Candidat, der neben dem Ausgeſchloſſenen die größte Anzahl von Stimmen hat, für das ſitzende Mitglied erklärt werden muß?“

Um zu beweiſen, das Parlamentsrecht bejahe die Frage, fürchte ich, wird es nicht ausreichen, wenn das gegenwärtige Unterhaus erklärt, es ſei ſo. Wir mögen immerhin unſere Augen vor den gefährlichen Conſequenzen verſchließen, wenn wir zugeben, daß Ein Zweig der Geſetzgebung ohne Grund und Vorgang neue Geſetze proclamirt, und vielleicht iſt es ſehr weiſe, ſich der Autorität zu unterwerfen; aber eine kahle Verſicherung wird nie überzeugen, und noch viel weniger wird man es vernünftig finden, das Recht durch die Thatſache ſelbſt zu beweiſen. Eine ſolche Tyrannei über unſere

Geiſter hat das Miniſterium noch nicht in Anſpruch genommen. Um die Bejahung der Frage richtig herbeizuführen, wird es entweder nöthig ſein, irgend ein Statut zu produciren, in welchem dieſer Fall poſitiv vorgeſehn wurde, dieſe beſondere Unfähigkeit deutlich feſtgeſtellt und die Conſequenzen derſelben ausgeſprochen ſind; oder wenn es ein ſolches Statut nicht giebt, ſo muß die Gewohnheit des Parlaments zu Hülfe genommen und ein oder mehrere Fälle *), genau wie der gegenwärtige, und die Entſcheidung der Behörde dazu angeführt werden; denn ich geb' es gerne zu, daß die Gewohnheit des Parlaments, ſobald ſie klar bewieſen iſt, eben ſo bindend iſt, als das gemeine und Statuten-Recht.

Die Rückſicht, was vernünftig oder unvernünftig wäre, gehört nicht hierher. Wir unterſuchen hier, was Geſetz iſt, nicht was es ſein ſollte. Mit Vernunftgründen kann die Ungehörigkeit oder die Zweckmäßigkeit eines Geſetzes gezeigt werden; um aber ſeine Exiſtenz zu beweiſen, brauchen wir entweder ein Statut oder einen vorgängigen Fall. Zu gleicher Zeit bin ich nicht geſonnen, zuzugeben, daß der letzte Beſchluß des Unterhauſes mit allgemeinen Vernunftprincipien beſſer als mit dem Geſetz vertheidigt werden könnte. Dies iſt nicht die Angel, um die der Streit ſich dreht.

In der Vorausſetzung alſo, daß ich die Stellung der Frage treffend dargelegt, will ich verſuchen zu beweiſen 1. daß kein Statut exiſtirt, wodurch die ganz

---

*) Vorgänge im Gegenſatz zu Principien haben bei Junius wenig Gewicht; aber er hielt es für nothwendig, dem Miniſterium auf ſeinem eignen Boden zu begegnen.

beſondere Unfähigkeit, um die es ſich handelt, hervorgebracht wird. Wäre es der Fall, ſo weiſe man es vor. Der Streit iſt dann zu Ende. 2. Daß es in der ganzen Thätigkeit des Unterhauſes keinen vorhergehenden Fall giebt, der vollkommen auf den gegenwärtigen paßte, nämlich: „Wo ein ausgeſtoßenes Mitglied wieder gewählt, und ein anderer Candidat mit einer geringeren Stimmenzahl für das ſitzende Mitglied erklärt worden iſt." Wenn ein ſolcher Fall vorgekommen iſt, möge er uns deutlich dargelegt werden; und ich bin ſicher, er wird mehr Gewicht haben, als alle die künſtlichen Beweiſe, die man aus Schlüſſen und Scheingründen gezogen hat.

Das Miniſterium hat in jener fleißig gearbeiteten Flugſchrift, welche, wie ich vermuthe, die ganze Kraft der Partei enthält, erklärt: „Mr. Walpole's Beiſpiel wäre das erſte und einzige, daß die Wähler irgend einer Grafſchaft oder Wahlſtadt einen ausgeſchloſſenen Deputirten in daſſelbe Parlament zurückgeſendet hätten." Es iſt unmöglich einen Fall genauer ins Auge zu faſſen. Mr. Walpole ward ausgeſchloſſen, er bekam bei der zweiten Wahl die Mehrheit der Stimmen, und wurde wieder ins Parlament geſendet. Die Freunde Mr. Taylor's, eines Candidaten, den das Miniſterium aufgeſtellt, petitionirten bei dem Hauſe, ihn zum ſitzenden Mitgliede zu machen. So weit paſſen die Umſtände genau, nur daß unſer Unterhaus Herrn Luttrell die Mühe des Petitionirens ſparte. Der geſetzliche Punct war derſelbe. Die Sache kam in aller Form vor das Haus, und es war ſeine Aufgabe darüber zu entſcheiden. Es entſchied darüber; denn es erklärte, Mr. Taylors Wahl *ſei nicht in der Ordnung*. Wenn nun geſagt wird, es habe mit dieſem Beſchluß eine Gunſt und Milde gegen die Wahlſtadt, die ihm Mr. Walpole zurückgeſendet, im Sinne gehabt, damit die Wähler das Geſetz erkennen, und ihren Irrthum verbeſſern möchten; ſo antworte ich:

1) Daß es eine ſeltſame Beweisführung iſt, eine Vorausſetzung, die Niemand beweiſen kann, einem Factum gegenüber zu ſtellen, welches ſelbſt beweiſend iſt.

2) Wenn dies die Abſicht des Unterhauſes war, ſo hätte es ſich ſelber ſchlagen müſſen. Die Wähler von Lynn hätten ihren Irrthum nie erkennen, noch viel weniger verbeſſern können; aus den Schritten des Unterhauſes ergab ſich keine Anleitung dazu. Vielleicht haben ſie vorhergeſehn, wenn ſie Mr. Walpole zurückſendeten, würde er noch einmal verworſen werden; aber ſie konnten aus einem Beſchluß, durch welchen erklärt wurde, der Candidat mit der Minderzahl der Stimmen ſei nicht gehörig erwählt worden, nimmermehr ſchließen, bei einer folgenden Wahl und unter ähnlichen Umſtänden werde das Unterhaus ſeinen eignen Beſchluß umſtoßen und denſelben Candidaten, den es eben zurückgewieſen hatte, als gehörig erwählt zulaſſen.

Das wäre wirklich eine ganz außerordentliche Methode geweſen, das Recht des Parlaments zu erklären, eine Methode, wie es mir ſcheint, die jemand, deſſen Verſtand nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch iſt, unmöglich verſtehen kann.

Wenn ich es in einem Fall von dieſer Wichtigkeit für erlaubt hielt, mehr mit Vorausſetzungen, als mit Thatſachen den Beweis zu führen, ſo ſcheint mir hier grade das Gegentheil von Dem, was das Miniſterium behauptet, einzuleuchten; und es iſt viel wahrſcheinlicher, daß zu jener Zeit das Unterhaus einen Punkt zu Gunſten Mr. Taylor's hervorgehoben, als daß es das Recht des Parlaments verletzen, und Mr. Taylor eines Rechtes, mit dem er geſetzlich bekleidet geweſen, hätte berauben ſollen, — einer widerſpenſtigen Wahlſtadt zu Gefallen, welche ihm zum Trotz einen Mann, den das Haus mit ſeiner ſtärkſten Misbilligung gezeichnet, wieder ins Parlament geſchickt.

Aber in Wahrheit, Sir, dieſes Geſchwätz (denn eine Beweisführung kann ich es nicht nennen) iſt eine zu grobe Verhöhnung des geſunden Menſchenverſtandes der Nation, als daß man ſie dulden könnte. Unſere theuerſten Intereſſen ſtehn auf dem Spiele. Es iſt der Verſuch gemacht worden, nicht nur einer einzelnen Grafſchaft ihre Rechte zu rauben, ſondern in unvermeidlicher Folge, die Verfaſſung des Unterhauſes umzuſtoßen. Dieſer verhängnißvolle Verſuch iſt geglückt und ſteht da als ein ewig denkwürdiger Fall. Wenn das Miniſterium unfähig iſt, ſeine Sache mit Gründen zu vertheidigen, die ſich auf Thatſachen ſtützen, ſo ſoll es uns wenigſtens die Kränkung ſparen, daß wir wie Kinder unterhalten und zum Beſten gehabt werden. Ich *glaube*, es herrſcht noch ein Geiſt des Widerſtandes im Lande, der ſich nicht unterdrücken laſſen wird; aber ich *bin gewiß*, es iſt ein Fond von geſundem Verſtand im Volke, der nicht zu betrügen iſt.

Junius.

17. Brief.

An den Drucker des Public Advertiser.

Den 1. August 1769.

Sir,

Es wird nicht nöthig ſein, daß Junius ſich die Mühe nimmt, Ihrem Correſpondenten G. A. zu antworten, oder eine Gelegenheits-Rede zu beachten, die in Ihrem Blatt vom 28. vorigen Monats publicirt wird. Die Rede erſchien vor Junius' Briefe; und da der Autor die große Frage, von der ſeine ganze Beweisführung abhängt, nämlich, *ob Mr. Wilkes ſich in der geſetzlichen Unfähigkeit befindet, von der Junius ſpricht*, als eine ausgemachte Sache anzuſehen ſcheint; ſo iſt ſeine Rede in keiner Weiſe eine Antwort für Junius. Denn dies eben iſt die ſtreitige Frage.

Was G. A. betrifft, ſo bemerke ich zuerſt: wenn er Junius Faſſung der Frage nicht zugab, ſo hätte er das Unrichtige daran nachweiſen oder uns eine richtigere geben müſſen; zweitens mit aller Rückſicht auf die vielen Stunden und Tage, welche das Miniſterium und ſeine Vertheidiger verſchwendet haben in öffentlicher Debatte, im Ausſchreiben dicker Quartanten, im Sammeln unzähliger vorhergehender Fälle, ausdrücklich um zu beweiſen, daß die letzten Schritte des Unterhauſes durch das Recht, die Gewohnheit und die Praxis des Parlaments gerechtfertigt ſeien, iſt es vielmehr eine merkwürdige Vorausſetzung, die ein Mitglied der Gegenpartei ſelbſt zum Behuf des Beweiſes gemacht, „daß ein ſolches Statut, eine ſolche Gewohnheit, ein ſolcher zutreffender Fall nicht nachgewieſen werden kann. Bei alledem kann G. A. in aller Sicherheit die Vorausſetzung machen. Sie enthälts nichts, als buchſtäblich die Thatſache, nur daß es einen völlig entſprechenden Fall mit einer Entſcheidung des Hauſes giebt, welche dem geradeswegs entgegenläuft, was das Unterhaus zu Gunſten Mr. Luttrells beſchloſſen hat.

Das Miniſterium fängt jetzt an, ſich ſeiner ſchlechten Sache zu ſchämen; und, wie es gewöhnlich beim Unrecht geſchieht, findet ſich zu der Nothwendigkeit getrieben, ſein Terrain zu wechſeln und die ganze Vertheidigung zu ändern. Zuerſt ward uns berichtet, nichts könne klarer ſein, als daß die Schritte des Unterhauſes durch das bekannte Recht und die gleichmäßige Gewohnheit des Parlaments gerechtfertigt ſeien. Jetzt aber ſcheint es, wenn kein Geſetz da iſt, ſoll das Unterhaus das Recht haben, eins zu machen; und wenn kein früherer Vorgang da iſt, ſoll es das Recht haben, den erſten Fall zu machen: denn dies halte ich für das Weſentliche der Fragen, die Junius geſtellt worden ſind. Wenn Ihr Correſpondent im Parlamentsrecht oder nur überhaupt in den Geſetzen unſers Landes bewandert wäre, ſo würde er bemerkt haben, daß dieſe Vertheidigung eben ſo ſchwach und falſch iſt, als die vorige.

Es iſt wahr, die Privilegien der beiden Parlamentshäuſer ſind unbeſtimmt, d. h. ſie ſind weder in einem Coder noch in einer Bekanntmachung aufgezeichnet oder niedergelegt; aber wenn ein ſolches Recht in Frage kam, wurde es immer auf dem Boden von vorgekommenen Fällen beſtritten oder in Schutz genommen.*) Im Lauf der Verhandlungen über die Wahl von Aylesbury beſchloß das Oberhaus: „daß kein Parlamentshaus die Macht hätte, durch einen Beſchluß oder eine Erklärung ſich ein neues Privilegium, welches nicht in den bekannten Rechten und Gewohnheiten des Parlaments begründet wäre, beizulegen.“ Und dieſer Regel gab das Unterhaus, obgleich es außerdem ſehr willkürlich verfahren war, ſeine Beiſtimmung; denn es behauptete, bei der Vertheidigung ſeiner Rechte ſich darnach gerichtet zu haben. Nun, Sir, wenn dies von Privilegien gilt, in welchen hauptſächlich das Unterhaus ſei es im Einzelnen, ſei es in der Geſammtheit betheiligt iſt, wie viel ſtrenger muß es gelten gegen jede Gewalt dieſes Hauſes, ein neues Geſetz aufzuſtellen oder zu publiciren, von welchem nicht blos die Rechte des Hauſes über ſein eignes Mitglied und deſſen Rechte ſelbſt, ſondern auch die Rechte einer dritten Partei betroffen werden; ich meine die Wähler des Königreichs! Wir wollen den Miniſtern nicht Unrecht thun; bis jetzt haben ſie noch nicht behauptet, daß eine oder zwei der drei Staatsgewalten die Macht hätten, ohne Mitwirkung der dritten ein neues Geſetz zu machen. Sie wiſſen, wer eine ſolche Lehre verficht, iſt den ſchwerſten geſetzlichen Strafen unterworfen. Sie erkennen es nicht an, daß das Unterhaus ein neues Privilegium in Anſpruch genommen oder ein neues Geſetz erlaſſen hätte. Im Gegentheil, ſie behaupten, daß ſeine Schritte den alten Parlaments-Rechten und Gewohnheiten völlig angemeſſen und darauf begründet geweſen wären. So kehrt alſo die Frage zu dem Punkte zurück, auf welchen Junius ſie geſtellt hat, nümlich: Ob dies Parlamentsrecht iſt, oder nicht? Wenn es dies nicht iſt, ſo hat das Unterhaus keine geſetzliche Autorität zur Aufſtellung eines Präcedenzfalls, und das Präcedenz ſelbſt iſt reine Thatſache, ohne alle Beweis- und Rechtskraft.

---

*) Dies heißt immer nur dem Miniſterium auf ſeinem eignen Felde begegnen; denn in Wahrheit wird kein vorgekommener Fall weder eine principielle Ungerechtigkeit, noch die Verletzung poſitiver Geſetze rechtfertigen.

Ihr Correſpondent ſchließt mit einer Frage von der einfachſten Art: Muß etwas ſchlecht ſein, weil es vorher noch nie vorgekommen iſt? Nein! Aber zugegeben, es läßt ſich thun; dies allein giebt noch kein Recht, es zu thun. Was den gegenwärtigen Fall betrifft, ſo hoffe ich nie die Zeit zu erleben, wo nicht nur ein Einzelner, ſondern eine ganze Grafſchaft (Wahlkreis) und in Wahrheit der ganze Volkskörper noch einmal ſeiner angebornen Rechte durch einen Beſchluß des Unterhauſes beraubt wird. Wenn es aber aus Gründen, die ich nicht einzuſehen vermag, nothwendig ſein ſollte, dies Haus mit einer ſo ausſchweifenden und verfaſſungswidrigen Macht zu bekleiden, ſo mag ihm dieſelbe wenigſtens durch einen Act der Geſetzgebung übertragen werden.

Philo Junius.

18. Brief.

An Sir William Blackſtone, Anwalt Ihrer Majeſtät der Königin.

Den 29. Juli 1769.

Sir,

Ich werde mich bei Ihnen nicht entſchuldigen, wenn ich eine gewiſſe Flugſchrift, in welcher Ihr Betragen aus der letzten Zeit vertheidigt wird, für Ihr Werk halte. Das perſönliche Intereſſe, der perſönliche Groll, und vor allem dieſer verletzte Hochmuth, der Vorwürfe nicht gewohnt, und, wie ich hoffe, nicht überall ſich bewußt iſt, ſie zu verdienen, ſind Zeichen, die uns den Autor eben ſo deutlich verrathen, als wenn Ihr Name auf dem Titel ſtünde. Sie appelliren ans Publikum um Ihre Ehre zu wahren. Wir ſind der Meinung, Sir, daß ein Unrecht, welches einem Einzelnen zugefügt wird, die ganze Geſellſchaft betrifft. Aus dieſem Princip machte das Volk von England gemeinſchaftliche Sache mit Mr. Wilkes. Aus dieſem Princip wird es ſich, wenn Sie beleidigt ſind, in Ihrem Unwillen mit Ihnen vereinigen. Ich werde Ihnen nicht durch die abgeſchmackte Form einer dritten Perſon folgen. Sondern mich direct an Sie wenden.

Sie ſcheinen den Weg einer Flugſchrift für ehrenvoller und der Würde Ihrer Sache angemeſſener zu halten, als den einer Zeitung. Es mag ſo ſein. Aber wenn die Zeitungen auch unanſtändig ſind, Sie müſſen geſtehen, daß ſie unparteiiſch ſind. Sie geben uns, ohne den geringſten Schein der Bevorzugung, eben ſo gut den Witz und die Beweiſe des Miniſteriums, als die unverantwortliche Dummheit der Oppoſition. Beide Schalen ſind gleich gewogen. Es iſt nicht die Schuld des Druckers, wenn das größere Gewicht die Eine herabdrückt.

Ihre Flugſchrift alſo theilt ſich in einen Angriff auf Mr. Grenville's Charakter und eine Vertheidigung Ihres eignen. Vielleicht hätte es beſſer zu Ihrer ausgeſprochenen Abſicht geſtimmt, wenn Sie Sich auf die letztere beſchränkt hätten. Aber der Aerger hat einen Anſpruch auf Nachſicht, und Schelten iſt eine Herzenserleichterung. Ich hoffe, Sie haben mit Genuß die Erfahrung gemacht. Es iſt nicht meine Abſicht, in eine förmliche Rechtfertigung Mr. Grenville's aus ſeinen Principien einzugehen. Ich habe weder die Ehre ihm perſönlich bekannt zu ſein, noch behaupte ich, daß ich vollkommen Herr aller Thatſachen wäre. Ich wünſche nicht Gefahr zu laufen, ſeinen Anſichten oder ſeinem Betragen Unrecht zu thun, während Ihre Flugſchrift allein ſchon eine vollſtändige Rechtfertigung beider an der Stirn trägt.

Ihre erſte Bemerkung iſt, Mr. Grenville*) wäre am allerwenigſten der Mann, ſich über Unbeſtändigkeit gegen Mr. Wilkes zu beklagen. Dies Sir, iſt entweder ein nichtsſagender Spott, der Ausdruck einer grillenhaften Empfindlichkeit, oder, wenn es ja etwas bedeutet, ſo ſetzen Sie offenbar voraus, was in Frage ſteht; denn ob ſein parlamentariſches Betragen in Hinſicht Mr. Wilkes' unbeſtändig geweſen iſt oder nicht, bleibt immer noch zu beweiſen. Aber es ſcheint, er erhielt auf der Stelle eine hinlängliche Züchtigung für dieſe unrichtige Anwendung ſeines Talentes zu falſcher Darſtellung. Sie ſind ein Rechtsgelehrter, Sir, und wiſſen beſſer, als ich, bei welcher Gelegenheit ein Talent falſcher Darſtellung richtig angewendet werden kann; aber jemand noch einmal beſtrafen, wenn er ſchon einmal hinlänglich gezüchtigt wurde, iſt mindeſtens zu ſtrenge. Es ſteht nicht in den Geſetzen Englands, es ſteht nicht in Ihren Commentaren, noch iſt es bis jetzt ſo viel ich weiß, in dem neuen Recht, welches Sie dem Unterhauſe offenbart haben. Ich hoffe, dieſe Doctrin hat nirgends Aufnahme gefunden, als in Ihrem Herzen. Und endlich, Sir, hätten ſie jene nüchterne Beſonnenheit, welche Sie triumphirend der ehrbaren Heiterkeit des Wirthshauſes entgegenſetzen, zu Rathe gezogen, ſo konnte es Ihnen wohl einfallen, daß, ſelbſt wenn es Ihnen gelungen wäre, die Beſchuldigung des Wankelmuthes auf Mr. Grenville zu bringen, dies durchaus nicht dazu gedient haben würde, Sie ſelbſt zu reinigen.

---

*) Mr. Grenville hatte eine Stelle aus des Doctors vortrefflichen Commentaren angeführt, welche der Lehre, die er im Unterhauſe vertheidigte, gradezu widerſprach.

Ihre nächſte Bemerkung, Sir William Meredith hätte eilig die falſchen Auslegungen ſeines neuen Verbündeten angenommen iſt von derſelben Art, wie die erſte. Sie enthält einen Spott, der eben ſo wenig ihres ehrbaren Charakters würdig, als zu Ihrer Vertheidigung dienlich iſt. Es iſt für das Publicum von geringem Belang zu unterſuchen, von wem der Vorwurf erdacht oder von wem er geglaubt worden. Die einzige Frage, die wir thun, iſt, ob er wahr oder falſch iſt. Ihre übrigen Bemerkungen über Mr. Grenville's Betragen widerlegen ſich ſelbſt. Unmöglich konnte er darauf vorbereitet ſein, Ihre Redlichkeit dem Hauſe zu verdächtigen; er konnte nicht einmal vorherſehen, daß Sie über die Frage ſprechen würden; noch vielweniger konnte er vorherſehen, daß Sie einen entſchiedenen Widerſpruch gegen die Doctrin, welche Sie feierlich, unparteiiſch und nach der nüchternſten Ueberlegung dem Publicum übergeben hatten, vertheidigen würden. Er hatte ſich nur mit einer Autorität bewaffnet die er für geachtet hielt, um das zu vertheidigen, was nach ſeiner Ueberzeugung die Sache der Wahrheit war; und ich zweifle nicht, er wollte Ihnen im Lauf der Debatte ein ehrenvolles und öffentliches Zeugniß ſeiner Achtung geben. So groß ich auch von ſeinen Fähigkeiten denke, die Sehergabe kann ich ihm doch nicht zuſchreiben.

Was Sie einen Plan zu nennen belieben, kalt überlegt, um dem Unterhauſe zu imponiren, und daß er ihn, ohne herausgefordert zu ſein, um Mitternacht vorgebracht, betrachte ich als die Sprache der Gereiztheit und der Schmähung, die nicht berückſichtigt zu werden verdient. Doch, Sir, ich bin empfindlich, ich bin Ihrem Beiſpiele zu lange gefolgt und von der Sache abgeſchweift.

Ein Citat aus Ihren Commentaren iſt eine Sache die zu Protocoll ſteht. Es kann weder durch Ihre Freunde geändert, noch durch Ihre Feinde falſch dargeſtellt werden, und für das was Sie im Unterhauſe geſagt haben bin ich bereit Ihr Wort anzunehmen. Wäre ein Widerſpruch zwiſchen dem was Sie geſchrieben, und dem was Sie geſprochen haben, ſo geben Sie zu, daß Ihr Buch maßgebend ſein müſſe. Nun, Sir, falls Worte noch irgend eine Bedeutung haben, ſo denke ich wenn eine lange Aufzählung von Unfähigkeitsgründen (ſowohl nach dem Statutargeſetz als nach der Gewohnheiten des Parlaments) mit dieſen allgemeinen zuſammenfaſſenden Worten ſchließt: „aber außer dieſen Ausnahmen und Unfähigkeitsgründen iſt jeder Unterthan des Königreichs nach gemeinem Rechte wählbar,“ ſo denke ich muß ein Leſer, der bei vollem Verſtande iſt, ſich nothwendig ſehr befriedigt fühlen, daß keine Art von Unfähigkeit übergangen worden iſt. Der bekannte Character des Autors und die offenbare Sorgfalt, womit das ganze Werk zuſammengetragen iſt, wird ihn in ſeiner Meinung beſtärken; und er kann unmöglich anders urtheilen, er müßte denn Ihre Commentare in demſelben Lichte ſehn, unter dem Sie diejenigen Strafgeſetze betrachten, welche zwar nicht zurückgenommen, aber doch außer Gebrauch gekommen und jetzt in der That ein Fallſtrick für Unbedachtſame ſind*).

Sie ſagen uns wirklich, daß es nicht zu Ihrem Plan gehörte, jede zeitweilige Unfähigkeit aufzuzählen, und daß Sie ohne prophetiſchen Geiſt die Wahlunfähigkeit irgend eines Privatindividuums aus einer ſpäteren Periode, als in der Sie ſchrieben, nicht bezeichnen konnten. Welches Ihr Plan war, weiß ich nicht, aber welches er hätte ſein ſollen, um ein Werk, wie Sie es uns gegeben, vollſtändig zu machen, iſt durchaus nicht ſchwer zu beſtimmen. Die Unfähigkeit, die Sie zeitweilig nennen, kann ſieben Jahre dauern; und wenn Sie auch den beſtimmten Fall von Mr. Wilkes nicht vorherſehen konnten, ſo konnten und mußten Sie die Möglichkeit eines ſolches Falles vorausſehen und uns ſagen, wiefern das Unterhaus berechtigt war, nach ſeinem Geſetz und Gebrauch dabei zu verfahren. Dann hätten die Wähler von Middleſer gewußt, woran ſie zu glauben hatten, und würden gewiß Hrn. Wilkes nicht wider ins Parlament geſchickt haben, als Oberſt Luttrell ſein Mitbewerber war. Sie würden irgend einen unverfänglichen Mann gewählt haben, ehe ſie ſich darin gefügt hätten, von dem Gegenſtande ihrer Verachtung und Verwünſchung vertreten zu werden.

---

*) Wenn bei der Feſtſtellung des Geſetzes in irgend einem Puncte ein Richter gefliſſentlich verſichert, daß er alle Fälle eingeſchloſſen, und es zeigt ſich, daß er mit Vorbedacht einen weſentlichen Fall übergangen hat, ſo legt er freilich einen Fallſtrick für Unbedachtſame.

Ihr Unternehmen zwiſchen Wahlunfähigkeit, welche ganze Klaſſen und eine ſolche, welche nur Einzelne berührt, zu unterſcheiden, iſt wahrlich Ihres Verſtandes nicht würdig. Ihre Commentare hatten mich gelehrt: obgleich der Fall in welchem ein Strafgeſetz angewendet wird ein beſonderer iſt, ſo ſeien die Geſetze ſelbſt doch allgemein. Sie ſind zum Nutzen und zum Unterricht für das Volk gemacht, wenn auch die Strafe nur auf den Einzelnen fällt. Es kann Ihnen nicht entgehen, Sir, was geſtern Mr. Wilkes' Fall war, kann morgen Ihr oder mein Fall ſein, und es iſt folglich das gemeine Recht jedes Unterthans im Königreiche dadurch angegriffen. Als Sie daher erklärten, Sie behandelten die Verfaſſung des Unterhauſes und die Rechte und Gewohnheiten, die ſich darauf beziehn, machten Sie Sich ohne Zweifel einer unverzeihlichen Unterlaſſung ſchuldig, indem Sie keine Notiz von einem Recht und Privilegium des Hauſes nahmen, welches außerordentlicher und willkürlicher iſt, als alle andern die es beſitzt zuſammengenommen. Wenn die Ausſtoßung eines

Mitgliedes, welches keiner geſetzlichen Unfähigkeit unterliegt, von ſelbſt in ihm die Unfähigkeit erzeugt, ſo ſehe ich einen leichten Weg bezeichnet, auf welchem die Majorität zu jeder Zeit die bravſten und geſchickteſten Männer, die gerade mit ihr in Oppoſition ſind, entfernen kann. Zu ſagen, ſie würde einen ſo ausſchweifenden Gebrauch von ihrer Macht nicht machen, wäre für einen Mann, der in den Geſetzen ſo gelehrt iſt wie Sie, eine unſchickliche Sprache. Nach Ihrer Doctrin, Sir, hat ſie die Macht, und Geſetze, wiſſen Sie, haben die Abſicht gegen das zu ſchützen, was Menſchen thun könnten, nicht mit Vertrauen abzuwarten, was ſie thun werden.

Im Allgemeinen, Sir, iſt Ihre Schuld von einer ſehr klaren, einfachen Natur; ſie erſcheint ſogar an der Stirn Ihrer Flugſchrift. Dagegen iſt Ihre Rechtfertigung voller Spitzfindigkeit und Künſtelei, ja, an einigen Stellen nicht einmal verſtändlich. Wäre ich Ihr perſönlicher Feind, ich würde mit boshafter Freude bei jenen großen und nützlichen Eigenſchaften verweilen, die Sie ohne Zweifel beſitzen, und wodurch Sie einſt erwarben, was Sie nicht erhalten konnten, die Achtung und die Anerkennung, die Sie verloren haben, und die Tugenden, um derentwillen das Volk Sie achtete; ich würde alle Ihre Ehrenverluſte herzählen: nun ich aber keine Privatrache zu befriedigen habe, halte ich es für hinreichend, daß ich meine Meinung über ihr öffentliches Betragen abgegeben habe, und überlaſſe die Strafe, die es verdient, Ihren vier Wänden und Ihrem Gewiſſen.

Junius.

19. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 14. Auguſt 1769.

Sir,

Ein Correſpondent der Abendpoſt von St. James verſteht Junius zuerſt gefliſſentlich unrecht, und tadelt ihn dann als einen verkehrten Denker. Junius ſagt nicht, daß es Pflicht für Doctor Blackſtone geweſen, die Vergehen, um deretwillen Mr. Wilkes ausgeſtoßen wurde, vorherzuſehn und feſtzuſtellen. Wenn er ſelbſt mit prophetiſchem Geiſte es gethan hätte, ſo würde das doch in der Frage nichts entſchieden haben. Dieſe iſt nicht, wegen welcher beſonderen Anſtände jemand ausgeſtoßen werden kann, ſondern ganz allgemein, ob nach dem Parlamentsrecht die Ausſtoßung ganz allein ſchon die Unfähigkeit erzeugt. Wäre dies nach dem Parlamentsrecht zu bejahen, ſo konnte und würde es uns Doctor Blackſtone geſagt haben. Die Frage beſchränkt ſich nicht auf dieſe oder jene beſondere Perſon, ſondern bildet eine große allgemeine Klaſſe von Wahlunfähigkeit, die an und für ſich zu wichtig und in ihren Folgen zu weitgreifend iſt, um in einem genauen Werk, das eigens über das Parlamentsrecht handelt, übergangen zu werden.

Das Wahre von der Sache iſt offenbar dies: Als Doctor Blackſtone im Unterhauſe ſprach, dachte er gar nicht an ſeine Commentare, bis dann der Widerſpruch ganz unerwartet gerügt wurde und ihm in die Augen ſprang. Anſtatt ſich auf der Stelle zu vertheidigen, ſank er unter dem Vorwurf in eine Lähmung von Verwirrung und Verzweiflung. Es war ſehr gut bekannt, daß im Unterhauſe eine Pauſe von einigen Minuten eintrat, weil Alles erwartete, der Doctor würde etwas zu ſeiner Vertheidigung ſagen; es ſcheint aber, ſeine Gedanken waren zu ſehr unterjocht, um die Spitzfindigkeiten und Künſteleien, die ihm ſeitdem eingefallen ſind, herauszubringen. Da war es, wo Mr. Grenville dieſe ſtrenge Züchtigung erhielt, welche der Doctor mit ſo großem Triumph erwähnt: „Ich wünſchte, der ehrenwerthe Gentleman möge ſtatt ſein Haupt zu ſchütteln, einen guten Grund aus ihm herausſchütteln.“ Wenn wir zu der Eleganz, Neuheit und Bitterkeit dieſes witzigen Sarcasmus den natürlichen Wohllaut von Sir Fletcher Nortons Kehle hinzufügen, ſo werden wir uns nicht wundern, daß Mr. Grenville außer Stande war, ihm irgend etwas zu erwidern.

Was den Doctor betrifft, ſo möchte ich ihm empfehlen, ſich ruhig zu verhalten. Wo nicht, ſo wird er vielleicht noch einmal von Junius ſelbſt hören.

Philo Junius.

Nachſchrift zu einer Flugſchrift, betitelt:

„Eine Antwort auf die geſtellte Frage,“ welche von Doctor Blackſtone, Anwalt der Königin, als Antwort auf Junius' Brief herrühren ſoll.

Als dieſe Blätter ſchon im Druck waren, hat ein Zeitungs-Schriftſteller, der ſich Junius nennt, eine Liſt gebraucht, um dieſe Frage zu einer ſchnellen Entſcheidung zu bringen. Obgleich die vorhergehenden Bemerkungen, wenigſtens nach meiner Meinung, eine vollkommene Widerlegung alles deſſen enthalten, was dieſer Schriftſteller vorgebracht, ſo will ich ihm dennoch ein Paar Worte widmen. Es wird mir wenig Mühe koſten, die Sophiſterei ſeiner Gründe zu entwirren und klar zu machen.

„Ich faſſe die Frage, ſagt er, gradezu ſo: Iſt, oder iſt es nicht notoriſches feſtſtehendes Parlamentsrecht, daß die Ausſchließung eines Unterhausmitgliedes von ſelbſt ihm eine ſolche Unfähigkeit, wiedererwählt zu werden, beilegt, daß bei einer weiteren Wahl alle Stimmen für ihn null und nichtig ſind; und daß jeder andere Candidat, der neben dem Ausgeſchloſſenen die größte Anzahl von Stimmen hat, für das ſitzende Mitglied erklärt werden muß?"

Wir ſetzen für den Augenblick jeden Einwurf bei Seite, den wir gegen dieſe Stellung der Frage machen könnten, und verſuchen es, unſerm Gegner auf ſeinem eignen Boden zu begegnen, indem wir auf dem Einen ſeiner beiden Wege die Bejahung deſſen beweiſen, wodurch allein nach ihm der richtige Beweis geführt werden kann. Er ſagt: „Wenn es kein Statut giebt, in welchem die beſondere Unfähigkeit deutlich feſtgeſtellt wird ꝛc. (und wir erkennen an, daß es keins giebt), ſo muß die Gewohnheit des Parlaments zu Hülfe genommen und ein oder mehrere Fälle, genau wie der gegenwärtige, mit der Entſcheidung der Behörde dazu angeführt werden."

Nun ich behaupte, das dies geſchehn iſt. Mr. Walpole's Fall iſt genau wie der gegenwärtige, und beweiſt, daß Ausſtoßung abſolute Unfähigkeit wiedergewählt zu werden, hervorbringt. So lautete die klare Entſcheidung des Hauſes darüber; ſie war eine vollſtändige Erklärung, daß Unfähigkeit die nothwendige Folge der Ausſtoßung wäre. Das Recht wurde durch dieſen Beſchluß ſo klar und feſt beſtimmt, und iſt in jedem folgenden Fall von Ausſtoßung ſo bindend, als wenn es durch ein ausdrückliches Statut erklärt worden wäre: „daß ein Mitglied, welches durch einen Beſchluß des Unterhauſes ausgeſtoßen wurde, für unfähig wiedererwählt zu werden geachtet werde." Welche Zweifel alſo immer über das Recht vor Mr. Walpoles Fall obgeſchwebt haben mögen, jetzt kann es keinen mehr geben. Die Entſcheidung des Hauſes über dieſen Fall iſt genau paſſend und beweiſt, daß die Ausſtoßung abſolute geſetzliche Unfähigkeit wieder erwählt zu werden hervorbringt.

Aber geſetzliche Unfähigkeit in dieſer Beziehung muß dieſelbe Folge und Wirkung der geſetzlichen Unfähigkeit in jeder andern Beziehung haben. Nun ſchließt die Unfähigkeit wiedergewählt zu werden ihrem wahren Sinne nach in ſich, daß jede Stimme, welche der unwählbaren Perſon bei einer folgenden Wahl gegeben wird, null und nichtig iſt. Dies iſt eine nothwendige Folge oder ſie hätte gar keine Folge, es wäre ein Wort und weiter nichts. Man kann uns nicht mit mehr Grund zum Beweiſe dieſes Satzes auffordern, als zu dem Beweiſe, daß ein todter Menſch nicht lebt oder daß zwei mal zwei vier iſt. Wenn man die Worte verſteht, ſo iſt der Satz von ſelbſt klar.

Endlich, es iſt in allen Fällen notoriſches und feſtſtehendes Landesgeſetz, begründet auf den deutlichſten Principien der Vernunft und des geſunden Menſchenverſtandes, daß die Stimmen für einen Candidaten, die null und nichtig ſind, den Stimmen für einen andern Candidaten nicht entgegengeſetzt werden können, ſie können die Stimmen eines ſolchen Candidaten gar nicht berühren. Wie ſie auf der einen Seite keinen poſitiven Werth hinzufügen oder geben können, ſo haben ſie auf der andern Seite keinen negativen, etwas zu entziehn oder zu vernichten. Sie ſind mit einem Wort ein vollkommen Nichtiges. Das war die Entſcheidung des Hauſes bei den Wahlen von Malden und Bedford; Fälle welche genau zu der gegenwärtigen Frage paſſen, ſo wenig ſie auch darauf angelegt waren. Und zu ſagen, ſie wären nicht in allen Umſtänden paſſend, und beſonders in denen, die mit dem Satze, den ſie beweiſen ſollen, nichts zu ſchaffen haben, heißt nichts weiter ſagen, als daß Malden nicht Middleſer und Sergeant Comyns nicht Mr. Wilkes iſt.

Wir wollen alſo zuſehn, wie es mit unſerm Beweiſe ſteht. Ausſtoßung zieht Unfähigkeit nach ſich; Unfähigkeit macht alle Stimmen ungültig, die einer unfähigen Perſon zufallen. Die Stimmen für den fähigen Candidaten ſtehen auf ihrem eignen Grunde unberührt, und nur ſie können von Einfluß ſein. Das ſollte man meinen, reichte aus. Aber wir finden uns angehalten und hören, daß keiner unſerer vorhergegangenen Fälle auf den vorliegenden paßt; und werden aufgefordert, „einen Fall aus der ganzen Praxis des Unterhauſes anzuführen, der hier paßt, nämlich wo ein ausgeſtoßenes Mitglied wieder gewählt und ein anderer Candidat mit einer geringeren

Stimmenzahl für das ſitzende Mitglied erklärt wurde.“

Statt eines vorgängigen Falls erlaube ich mir ein Beiſpiel anzuführen, welches, nach meinem Dafürhalten in der gegenwärtigen Frage eben ſo entſcheidend ſein wird. Nehmen wir an, ein zweiter Sacheverel (und jede Partei muß ihren Sacheverel haben) ſetzte ſich bei einer zukünftigen Wahl in den Kopf, ſich zum Candidaten für die Grafſchaft Middleſer zu machen. Ihm ſtellt ſich ein Candidat gegenüber, deſſen Fahne von einer andern, aber immer von einer ſehr guten Farbe iſt. Der Geiſtliche hat eine unbeſtrittene Majorität, der arme Laie iſt abſolut überholt. Der Sheriff, nachdem er ſein Gewiſſen bei dem ehrenwerthen Rechtskundigen wohl unterrichtet, ſendet ihn ins Parlament zurück nach ſeiner Meinung als richtig erwählt. Das ganze Haus iſt in Aufruhr bei dem Anblick dieſer Erſcheinung in ſeiner Mitte. Allmälig jedoch wird der Antrag geſtellt, daß die Perſon nicht wahlfähig ſei, daß ihre Wahl demnach null und nichtig ſei, und daß ihr Mitbewerber ins Haus geſendet werden müſſe. Nein, ſagt ein großer Redner, vorher zeigt mir euer Geſetz für dies Verfahren! „Zeigt mir ein Statut, worin die Unfähigkeit eines Geiſtlichen ſpeciell beſtimmt wird; oder zeigt mir einen vorgängigen Fall, wo ein Geiſtlicher wieder ins Parlament geſchickt und ein anderer Candidat mit einer geringeren Stimmenzahl für das ſitzende Mitglied erklärt wurde.“ Kein ſolches Statut, kein ſolcher vorgängiger Fall findet ſich. Welche Antwort alſo erfolgt auf ſein Begehren? Ganz dieſelbe, die ich Junius geben werde: daß mehr als Ein vorgängiger Fall in den Acten des Hauſes iſt — „wo eine unfähige Perſon wiedergewählt und ein anderer

Candidat mit einer geringeren Stimmenzahl für das ſitzende Mitglied erklärt wurde; und daß dies in allen Unfähigkeitsfällen, aus welcher Urſache ſie entſpringen mögen, das notoriſche und feſtgeſtellte Recht iſt."

Deswegen will ich mir jetzt erlauben, ein kleines Amendement zu Junius' Fragſtellung zu machen, deren Bejahung ſich demnach ſo ſtellen wird:

„Es iſt notoriſches und feſtſtehendes Parlamentsrecht, daß die Ausſtoßung irgend eines Mitgliedes vom Unterhauſe es unfähig macht, wiedererwählt zu werden; daß in Folge dieſer Unfähigkeit alle Stimmen, die er bei einer folgenden Wahl erhält, null und nichtig ſind; und daß jeder andere Candidat, der neben der unfähig gewordenen Perſon die größte Stimmenzahl hat, für das ſitzende Mitglied zu achten iſt."

Aber unſer Geſchäft iſt noch nicht gänzlich beendigt. Mr. Walpole's Fall müſſen wir noch einmal hören. „Es iſt unmöglich, ſagt unſer Schriftſteller, ſich einen paſſenderen Fall zu denken. Mr. Walpole wurde ausgeſtoßen und bei der nächſten Wahl durch Stimmenmehrheit wieder ins Parlament geſendet. Mr. Taylor's Freunde (er war der miniſterielle Candidat) baten das Haus, ihn zum ſitzenden Mitglied zu machen. So weit paſſen die Umſtände ganz genau, nur daß unſer Unterhaus Herrn Luttrell die Mühe des Petitionirens ſparte. Der Rechtspunct jedoch war derſelbe. Er kam ordentlich vor das Haus und es wurde ſeine Aufgabe, darüber zu entſcheiden. Es entſchied, denn es erklärte Herrn Taylor für nicht richtig gewählt."

Es war notoriſches und feſtſtehendes Parlamentsrecht, als die Beſchuldigung gegen Mr. Walpole vor das Unterhaus kam, daß es die Macht habe, auszuſtoßen, zu entkräften und wegen Anſtoß wahlunfähig zu machen. Kraft dieſer Gewalt ſtieß es ihn aus.

Hätte das Haus in dem Ausſtoßungsbeſchluſſe ſelbſt ihn ausdrücklich für unfähig wieder erwählt zu werden erklärt, ſo hätte es mit einemmale mit ihm zu Ende ſein müſſen. Aber obgleich das Recht des Hauſes ſowohl auszuſtoßen, als für unfähig zu erklären klar und unbeſtreitbar war, ſo ſcheint es mir doch nicht, daß dies die volle Wirkung und Folge eines einfachen Ausſtoßungsbeſchluſſes war. Das Recht iſt in dieſem Fall nie ausdrücklich declarirt worden. Kein Vorfall hat eine ſolche Declaration hervorgerufen. Ich beunruhige mich nicht über den grammatiſchen Sinn des Wortes Ausſtoßung. Ich betrachte nur ſeine rechtliche Bedeutung. Dieſe wurde, nach meiner Anſicht, nicht präcis beſtimmt. Das Haus hielt es für angemeſſen, ſie zu beſtimmen und ausdrücklich zu erklären, welches die vollſtändigen Folgen ſeines früheren Beſchluſſes wären, ehe es dieſe Folgen in Wirkſamkeit treten ließ. Und mit dieſem Verfahren handelte es nach den liberalſten und ſolideſten Grundſätzen von Billigkeit, Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit. Und was entnahmen die Wähler von Lynn aus dem zweiten Beſchluß? Ihr ferneres Betragen wird es uns ſagen, es wird uns mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſie ihn als entſcheidend gegen Mr. Walpole betrachteten, und wird uns folglich mit gleicher Beſtimmtheit ſagen, daß unter der Vorausſetzung, das Wahlgeſetz habe damals wie jetzt feſtgeſtanden, und daß ſie wußten, daß es ſo feſtſtand, ſie darauf antrugen, „daß bei einer künftigen Wahl und im Fall einer ähnlichen zweiten Wahl das Haus denſelben Candidaten, den es früher verworfen, als richtig erwählt annehmen möge.“ Sie konnten auf nichts anderes, als darauf antragen.

Es iſt überflüſſig, die Verſchiedenheit des gegenwärtigen Falls hervorzuheben: es genügt, zu bemerken, daß, wie das Parlamentsrecht, worauf das Unterhaus jenen Schritt ſeines Verfahrens gründete, klar und außer allem Zweifel war; auch die Wähler von Middleſex vorherſehn konnten, welches die unvermeidliche Folge ihres Verfahrens ſein mußte, denn es ſtand damit in Widerſpruch; und bei jeder Wahl von Mr. Wilkes unterſuchte das Haus, ob irgend einem andern Candidaten Stimmen zugefallen wären.

Aber ich könnte es des Verſuchs halber wagen, dieſem Schriftſteller ſelbſt das Aeußerſte, was er verlangt, zuzugeben: die vollkommenſte durchgehende Gleichheit in den zwei Fällen anzuerkennen; anzuerkennen, daß das Ausſtoßungsrecht den Wählern von Lynn eben ſo klar war, als denen von Middleſex. Ich bin gewiß, es wird ſeine Sache nur wenig fördern. Es wird nur beweiſen, daß es in allen Fällen wo ein unfähiger Candidat wiedergewählt wurde, Rechtens war, daß die ganze Wahl ungültig war. Aber jetzt wiſſen wir, daß dies nicht Rechtens iſt. Die Fälle von Malden und Bedford wurden, wie wir geſehn haben, nach andern und richtigern Principien beſtimmt, und dieſe Beſtimmungen ſind, denke ich, von allen Parteien für Recht anerkannt.

Gern zög' ich einen Schleier über den Reſt dieſes Artikels. Es iſt erſtaunlich, es iſt ſchmerzlich, Männer von Fähigkeit und Talent in die unwürdigſten Kunſtgriffe verfallen und ſo tief unter die wahre Linie ihres

Charakters herunterſinken zu ſehen. Aber wenn ſie nicht die Narren ihrer Sophiſtik ſind (was ſchwer zu glauben iſt), ſo mögen ſie bedenken, daß ſie etwas viel Schlimmeres ſind.

Die theuerſten Intereſſen dieſes Landes ſind ſeine Geſetze und ſeine Verfaſſung. Gegen jeden Angriff auf dieſe wird ſich hoffentlich unter uns immer der ſtärkſte Widerſtandsgeiſt finden; ſtärker als die vereinigten Kräfte des Partei- und Ehrgeizes: denn Ehrgeiz, obgleich er nicht immer die Leitung der Partei überkommt, wird endlich immer ſicher ſein, daß er ſie auf das Verderblichſte verwendet und zwar zu ſeinen Zwecken. Doch ich glaube, unſer Gerichtstag iſt noch lange nicht da; und es „iſt ein Fond von geſundem Sinn im Lande, welcher nicht lange hintergangen werden kann,“ weder durch die Kunſtgriffe der falſchen Raiſonnements, noch durch die des falſchen Patriotismus.

20. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 8. Auguſt 1769.

Sir,

Der Gentleman, welcher eine Antwort auf Sir William Merediths Flugſchrift veröffentlicht hat, beehrt mich mit einer Nachſchrift von ſechs Quartſeiten, welche er ſehr mäßig ein paar Worte an mich nennt; die gewöhnliche Höflichkeit erfordert, daß ich ihm eine Antwort nicht verweigere. Die Form und Größe einer Quartſchrift imponirt dem Geiſte, und Leute, welche die Discuſſion einer verwickelten Frage zu mühſam finden oder zu vermeiden wünſchen, ſind willfährig genug, anzunehmen, daß viel bewieſen ſei, weil viel geſagt iſt. Meine Arbeiten, ich geſteh' es, ſind beſcheiden. Ich maße mir nicht an, die Gelehrten zu unterrichten, ſondern ganz einfach die Sachen zur Kenntniß der Volksmaſſen zu bringen; und ich ziehe den Weg der Verbreitung vor, welcher mir am weiteſten in ſie hineinzureichen ſcheint. Die Vertheidiger des Miniſteriums ſcheinen mir für den Ruhm zu ſchreiben und ſich damit zu ſchmeicheln, das Format ihrer Werke werde ſie unſterblich machen. Sie thürmen unwillige Quartanten auf ſolide Folianten, als ob ihre Anſtrengungen, weil ſie gigantiſch ſind, gegen die Wahrheit und den Himmel ankämpfen könnten.

Der Verfaſſer des Werkes, mit dem wir zu thun haben, tritt mir auf meinem eignen Boden entgegen. Er erkennt an, daß es kein Statut giebt, wodurch die beſondere Unfähigkeit, die in Rede ſteht, erzeugt wird; aber er verſichert, daß die Gewohnheit des Parlaments zu Hülfe genommen worden iſt, und daß ein völlig paſſender Fall mit der Entſcheidung der Behörde darüber angeführt iſt. Ich danke ihm, daß er ſo richtig auf die Sache kommt. Er verſichert, Mr. Walpole's Fall wäre genau paſſend, um zu beweiſen, daß Ausſtoßung abſolute Unfähigkeit wieder erwählt zu werden hervorbringe; und zu dieſem Zweck bezieht er ſich ganz im Allgemeinen auf den erſten Beſchluß des Hauſes bei dieſer Gelegenheit, ohne die Gefahr zu laufen, daß er den Beſchluß ſelbſt anführt. Der falſche, unredliche Kunſtgriff, den Theil eines vergängigen Falles, der zu ſeinem Zwecke paſſend ſcheint, aufzunehmen, und das Uebrige wegzulaſſen, verdient einiges Mitleid, meinen Zorn kann er nicht erregen. Eifrig benutzt er den erſten Beſchluß, durch welchen Mr. Walpole's Unfähigkeit erklärt wird; was aber die zwei folgenden betrifft, durch welche der Candidat mit den wenigſten Stimmen für „nicht gehörig gewählt“ und die Wahl ſelbſt für offen erklärt wird, ſo denke ich, würde er ſehr zufrieden ſein, wenn ſie für immer aus den Acten des Unterhauſes ausgelöſcht wären. Bei einem richtigen Beweiſe durfte von einem vorgängigen Fall kein Theil beigebracht werden, wenn uns nicht das Ganze auf einmal gegeben wird. Der Verfaſſer hat den Fall getheilt; denn er wußte, wenn er ihn ganz nahm, ſo folgte grade das Gegentheil von dem, was er aus einem Ausſchließungsbeſchluß herleiten wollte. Aber was wird der Ehrenmann ſagen, wenn ich ihn beim Wort nehme und ihm beweiſe, daß das Unterhaus nie Willens war, Mr. Walpole's Unfähigkeit in der Ausſtoßung allein zu finden? Welche Ausflucht wird dann übrig bleiben?

Erinnern wir uns daran, daß wir über die Abſicht von Männern ſprechen, die über mehr als ein halbes Jahrhundert früher lebten; und daß ihre Abſicht nur geſchloſſen werden kann aus ihren Worten und Thaten, wie ſie uns in den Acten überliefert ſind. Und ihre Abſichten zu beweiſen durch eine Vorausſetzung deſſen, was ſie gethan haben würden im Gegenſatz mit dem, was ſie wirklich thaten, iſt völlig kindiſch und widerſinnig. Der Beſchluß, wodurch Mr. Walpole's Unfähigkeit erklärt wurde, lautet ſo: „Daß Sir Robert Walpole, Eſq., der in dieſer Parlamentsſitzung als Gefangner in den Tower geſetzt und aus dieſem Hauſe wegen

Treubruch in Ausübung ſeines Amtes und offenbarer Beſtechung in ſeinem Kriegsſecretariat ausgeſtoßen worden iſt, unfähig war und iſt zum Mitgliede des Unterhauſes gewählt zu werden und in dieſem gegenwärtigen Parlament zu fungiren" *).

Nun, Sir, kann nach meinem Verſtande keine Behauptung dieſer Art einleuchtender ſein, als daß das Unterhaus durch dieſen ſeinen wirklichen Beſchluß ſelbſt ſich dachte und zu erklären meinte, daß Mr. Walpole's Unfähigkeit aus den Verbrechen, die er begangen, nicht aus der Strafe, die das Haus daran knüpfte, hervorging. Der hochverrätheriſche Treubruch, die bewieſene Beſtechung ſind in den ſchärfſten Ausdrücken hingeſtellt. Man ſagt uns nicht, daß er unfähig war, weil er ausgeſtoßen worden, ſondern weil er ſolcher Vergehen ſchuldig war, die ihn mit Recht eines Sitzes im Parlament unwürdig machten. — Hätte das Haus die Abſicht gehabt, die Unfähigkeit auf die Ausſtoßung allein zu gründen, ſo wäre die Erwähnung ſeiner Verbrechen in demſelben Beſchluſſe ſehr ungehörig geweſen. Es hätte nur die Gemüther der Wähler verwirren können.

---

*) Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß der Compilator einer gewiſſen Quartſchrift, betitelt: „Der Fall der letzten Wahl für die Grafſchaft Middleſex in Betracht gezogen", die Unverſchämtheit hat, denſelben Beſchluß mit folgenden Worten anzuführen (p. 11): „Beſchloſſen, daß Robert Walpole Esq., da er in dieſer Parlamentsſitzung aus dem Hauſe ausgeſtoßen worden iſt, unfähig war und iſt, zum Mitgliede gewählt zu werden und in dieſem gegenwärtigen Parlament zu fungiren." Es giebt keinen ſtrenger poſitiven Beweis für die Untreue des Compilators, noch einen ſtrengeren Wahrſcheinlichkeitsbeweis, daß er überzeugt war, durch den richtig angeführten Beſchluß ſein ganzes Raiſonnement umzuſtoßen.

Wollten ſie irgend etwas aus einer ſo confuſen Erklärung des Parlamentsrechtes entnehmen, ſo mußten ſie ſchließen, daß ihr Repräſentant für unfähig erklärt worden, weil er ſehr ſchuldig, nicht weil er beſtraft worden war. Aber ſelbſt wenn wir zugeben, daß ſie es in dem andern Sinne verſtanden, ſo mußten ſie nach den ausdrücklichen Worten des Beſchluſſes den Gedanken ſeiner Sendung in den Tower mit dem ſeiner Ausſtoßung verbinden, und ſeine Unfähigkeit als die gemeinſame Wirkung von beiden verſtehn *).

---

*) An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 22. Mai 1771.

Sir,

In der Debatte wegen der Entſcheidung über die Middleſexwahl wurde ſchon längſt ſehr richtig von Junius bemerkt, das Unterhaus habe nicht nur ſeinen gerühmten vorgängigen Fall, die Ausſtoßung und ſpätere Wahlunfähigkeit Mr. Walpole's überſchritten, ſondern ſich auch nicht einmal genau an ihn gehalten, ſo weit als er paßte. Nachdem er Mr. Dyſon überwieſen, daß er eine falſche Würdigung der Journale gegeben, und nachdem er die Frage, welche dieſer verächtliche Betrug beantworten ſollte, aufgeklärt hat, geht er weiter und ſtellt den Beſchluß, durch welchen Mr. Walpole's vorausgeſetzte Unfähigkeit erklärt wurde, ſelbſt hin, nämlich: „Beſchloſſen, daß Robert Walpole Eſq., der in dieſer Parlamentsſeſſion als Gefangener in den Tower geſetzt und aus dieſem Hauſe wegen Treubruch in Ausübung ſeines Amtes und offenbarer Beſtechung in ſeinem Kriegsſecretariat ausgeſtoßen worden iſt, unfähig war und iſt, zum Mitgliede des Unterhauſes gewählt zu werden und in dieſem gegenwärtigen Parlament zu fungiren.“ Darauf bemerkt er, daß wir nach den Worten des Beſchluſſes kein Recht haben, die Unfähigkeit allein an die Ausſtoßung zu knüpfen; denn, wie der Satz ſteht, müſſe ſie in gleichem Maaße durch die Ausſtoßung und durch die Gefangenſetzung im Tower entſtehen. Ich glaube, Sir, kein Menſch, der nur irgend etwas von der Logik weiß oder der die Sprache

Ich habe nicht die Abſicht, eine Meinung über die Gerechtigkeit der Schritte des Unterhauſes gegen Mr. Walpole abzugeben; wenn ich aber annahm, daß ſein

---

verſteht, wird die Wahrheit und Richtigkeit dieſer Aufſtellung beſtreiten. Aber Junius hat eine große Autorität auf ſeiner Seite, welche ich, mit dem Herzog von Grafton zu reden, dieſen Morgen zufällig im Lauf meiner Lectüre entdeckte. Sie enthält eine Mahnung, die nicht zu oft wiederholt werden kann. Lord Sommers in ſeiner vortrefflichen Abhandlung über die Rechte des Volkes citirt die Beſchlüſſe der Verſammlung vom 28. Januar, 1689 nämlich: „daß König Jacob II., der beharrlich die Verfaſſung des Königreichs zu ſtürzen geſucht durch den Bruch des urſprünglichen Vertrags zwiſchen König und Volk und auf den Rath der Jeſuiten und anderer ruchloſer Menſchen, die Verfaſſungsgeſetze verletzt und ſich ſelbſt aus dem Königreiche hinwegbegeben, die Regierung abgedankt habe“ Und hiezu macht er folgende Bemerkung: „Das Wort „abgedankt“ bezieht ſich auf alle vorhergehenden Clauſeln ſowohl, als auf das Verlaſſen des Königreichs, oder ſie wären alle gänzlich umſonſt geweſen.“ Und damit man die „Abdankung“ nicht einzig auf das „Verlaſſen“ beziehen möge, bemerkt Lord Sommers ferner, „dadurch daß König Jacob ſich geweigert, uns nach dem Geſetz, wodurch er die Krone trug, zu regieren, habe er zugleich ſeinem Anſpruch auf dieſelbe entſagt.“

Wenn Junius' Auslegung des Beſchluſſes gegen Mr. Walpole jetzt zugegeben wird (und in der That, ich begreiſe nicht, wie ſie auf eine ehrliche Weiſe beſtritten werden kann), ſo müſſen die Vertheidiger des Unterhauſes entweder ihren vorhergängigen Fall gänzlich aufgeben, oder ſie ſind genöthigt, eine der gröbſten Abſurditäten, die man ſich vorſtellen kann, zu behaupten, nämlich: daß eine Haft im Tower die Wahlunfähigkeit deſſen, der ſie erleidet, mit bewirkt, und zwar wenigſtens zur Hälfte dazu beiträgt.“

Ich brauche mich bei Ihnen nicht zu entſchuldigen, daß ich mich bemühe, die Aufmerkſamkeit des Publicums auf die Entſcheidung über die Middleſexwahl noch zu erhalten. Je mehr ich ſie betrachte, deſto mehr überzeuge ich mich, daß ſie ſchon

Tadel wohlbegründet war, ſo konnte ich es doch ſicher nicht vermeiden, ihm in den Conſequenzen, welches es daraus zog, beizuſtimmen. Ich konnte weder einen geſetzlichen, noch einen vernünftigen Zweifel hegen, daß ein Mann, der eines hochverrätheriſchen Treubruchs und einer offenkundigen Beſtechung bei der Ausübung eines öffentlichen Amtes überführt worden, unfähig wäre und ſein müßte, im Parlament zu ſitzen. Weit entfernt davon, die Gültigkeit jenes Beſchluſſes anzugreifen, würde

---

als eine Thatſache den Rechten des Volks im höchſten Grade Abbruch thut, daß ſie aber als ein Präcedenz eins der gefährlichſten von allen iſt, die irgend gegen unſere Nachkommen aufgeſtellt wurden. Dennoch bin ich ſo weit ein gemäßigter Mann, daß ich wirklich glaube, als die Majorität des Unterhauſes dieſen gefährlichen Beſchluß durchgehen ließ, verſtand ſie weder die Frage, noch kannte ſie die Folgen von dem, was ſie that. Ihre Motive waren genau genommen eher verächtlich als verbrecheriſch. Eine Wirkung ſah ſie gewiß nicht vorher. Sie iſt jetzt in einer ſolchen Lage, daß, wenn ein Mitglied des gegenwärtigen Hauſes ſich ungehörig betrüge, und wirklich mit einem Zeichen der Mißbilligung zu ſeinen Wählern zurückgeſchickt zu werden verdiente, ſie es nicht wagen würde, es auszuſtoßen; weil ſie weiß, um gegen die große Rechtsfrage ſich zu wehren oder einem verhaßten Unterhauſe Widerſtand zu leiſten, würde das Volk wahrſcheinlich ſeine unmittelbare Unwürdigkeit überſehen und dieſelbe Perſon ins Parlament zurückſenden. Mit der Zeit aber wird das Präcedenz Kraft gewinnen; ein ſpäteres Unterhaus wird dieſe Beſorgniß nicht hegen und ſich folglich kein Bedenken daraus machen, einem Präcedenz zu folgen, welches es nicht aufſtellte. Der Geizhals ſelbſt erlebt ſelten den Genuß ſeiner Erpreſſungen, aber ganz natürlich folgt ihm ſein Erbe und niemand tadelt ihn, daß er Beſitz ergreift. Niemand erwartet daß er etwas wieder herausgeben werde; der Rechtstitel iſt kein Gegenſtand mehr und er lebt ruhig in ſeinem Beſitz.

Philo Junius.

ich gewünſcht haben, daß die Unfähigkeit, die dadurch erklärt wird, durch ein Geſetz für immer hätte fortgeſetzt werden können.

Jetzt, Sir, bemerken Sie, wie nothwendig unſer Beweis wieder eintritt. Das Unterhaus im Angeſicht ſeines Verfahrens hatte die dringſten Gründe, Mr. Walpole für unfähig zu erklären, wieder erwählt zu werden. Die Deputirten hielten einen ſolchen Mann für unwürdig, unter ihnen zu ſitzen; ſo weit gingen ſie, nicht weiter; denn ſie achteten die Rechte des Volks, während ſie ihre eigenen behaupteten. Sie ſchloſſen aus Mr. Walpole's Unfähigkeit nicht, daß ſein Gegner richtig gewählt wäre; im Gegentheil ſie erklärten Mr. Taylor für „nicht richtig gewählt“ und die Wahl ſelbſt für nichtig.

Und dies iſt der Fall, welcher nach der Verſicherung meines vortrefflichen Freundes genau paßt, und beweiſt, daß Ausſtoßung ſelbſt ſchon Wahlunfähigkeit hervorbringt. Wäre dem ſo geweſen, ſo hätte wenigſtens das jetzige Unterhaus genau das Beiſpiel befolgen ſollen, welches es vor ſich hatte, und uns in demſelben Beſchluß die Verbrechen angeben, um deretwillen es Mr. Wilkes ausſtieß, während es einfach beſchloß, „er war und iſt unfähig, weil er ausgeſtoßen wurde.“ Und dieſes Verfahren zu vertheidigen, das darf ich ſagen, hat es weder Geſetz, noch Gewohnheit, noch Vernunft, noch irgend ein einzelnes Präcedenz für ſich. Auf der andern Seite giebt es allerdings einen vorgängigen Fall, der ſo ſtrenge paßt, daß alle bezauberten Schlöſſer der miniſteriellen Magie vor ihm zuſammenfallen. Im Jahr 1698 (eine Periode, welche auch der ſtärkſte Tory nicht ausnehmen darf) wurde Mr.

Wollaſton ausgeſtoßen, wiedergewählt und zugelaſſen, um ſeinen Sitz in demſelben Parlament wieder einzunehmen. Das Miniſterium hat ſich ſelbſt alle Gründe welche aus der Urſache ſeiner Ausſtoßung fließen abgeſchnitten, denn es verſichert ohne Weiteres, die Ausſtoßung ſelbſt bringe die Unfähigkeit hervor. Jetzt, Sir, laſſen Sie die Sophiſtik ausweichen, die Fälſchung verſichern, und die Unverſchämtheit leugnen, hier ſteht das Präcedenz — ein Leuchtthurm, um uns durch eine aufgeſtörte See von Controverſen deutlich und feſt hindurch zu leiten.

Ich habe mich länger bei Erörterung dieſes Punctes aufgehalten, weil er nach meiner Meinung die ganze Frage in ſich ſchließt. Das übrige verdient keine Beachtung. Wir fragen, ob Unfähigkeit durch Ausſtoßung hervorgebracht wird oder nicht. In den Fällen von Bedford und Malden war die Unfähigkeit der wiedererwählten Perſonen ein Gegenſtand öffentlicher Kunde, denn ſie wurde durch einen Parlamentsact hervorgebracht. Aber in der That, Sir, meines vortrefflichen Freundes Annahmen ſind eben ſo ungünſtig für ihn, als ſeine Thatſachen. Er weiß ſehr wohl, daß der Clerus, außer daß er im Ganzen mit ſeinen Mitbürgern vertreten iſt, noch ein Separatparlament für ſich hat, — daß deſſen Unfähigkeit im Parlament zu ſitzen durch wiederholte Entſcheidungen des Unterhauſes beſtätigt worden und daß das Parlamentsrecht, durch dieſe Entſcheidungen ausgeſprochen, ſchon vor mehr als zwei Jahrhunderten notoriſch und unbeſtritten war.

Der Schriftſteller hat gewiß die Freiheit, Fälle zu erdenken und alle möglichen Vergleiche, die er nöthig findet zu machen; jedoch ſeine Beiſpiele bleiben von der Thatſache eben ſo weit entfernt, als ſeine wunderlichen Ausführungen von einer ſichern Beweisführung.

Der Schluß ſeines Buches iſt aufrichtig bis zum Uebermaß. Er bietet mir an: mir Alles zuzugeben was ich wünſche. Er denkt, er könne ſicher zugeben, daß der Fall von Mr. Walpole gradezu gegen ihn ſpräche, denn es ſcheint, er hat für alle Schwierigkeiten eine eine große Löſung im Rückhalt. „Wenn ich, ſagt er, alles dies zugeſtehn müßte, ſo würde das nur beweiſen, daß das Wahlgeſetz zur Zeit der Königin Anna ein anderes war, als jetzt.

Dies iſt allerdings mehr, als ich erwartete. Das Princip iſt, ich weiß es, thatſächlich behauptet worden, aber nie hätte ich erwartet, es ſo förmlich erklärt zu ſehn. Was kann er wollen? Nimmt er dieſe Sprache an, um den Verdacht des Volkes zu rechtfertigen, oder will er ſeinen Unwillen aufſtacheln; ſind die Miniſter kühn genug zu behaupten, daß das Unterhaus ein Recht habe, das Parlamentsrecht nach ſeinem Belieben zu conſtituiren und zu annulliren? Hängt das Parlamentsrecht, von dem uns ſo oft verſichert wurde, daß es das Geſetz des Landes ſei; — hangt das gemeine Recht jedes Unterthans des Königreichs von einem willkürlichen launenhaften Beſchluß eines Zweiges der Geſetzgebung ab? — Dann muß die Stimme der Wahrheit und der Vernunft ſchweigen.

Das Miniſterium ſagt uns mit dürren Worten, daß dies nicht länger eine Rechtsfrage, ſondern nur eine Frage der Gewalt und der Stärke iſt. Was geſtern Geſetz war, iſt es heute nicht; und jetzt ſcheint es, haben wir keine beſſere Richtſchnur für unſer Leben, als das jedesmalige Belieben und die ſchwankende Unbeſtechlichkeit des Unterhauſes.

Patriotiſche Aeußerungen ſind ſchal und lächerlich geworden. Was mich betrifft, ſo nehme ich kein Verdienſt dafür in Anſpruch, daß ich dabei beharre meinen Mitbürgern nützlich zu werden. Ich habe es nach meiner beſten Einſicht gethan und ohne Rückſicht auf die Billigung anderer, meinem Gewiſſen Genüge geleiſtet. Was jetzt noch zu thun übrig bleibt, betrifft die ganze Maſſe des Volks. Sie muß jetzt ſelbſt entſcheiden, ob ſie feſt und verfaſſungsmäßig ihre Rechte behaupten, oder demüthig und ſklaviſch aufgeben und zu den Füßen des Miniſteriums niederlegen will. Für ein edles Gemüth kann die Wahl nicht zweifelhaft ſein. Wir ſind es unſern Vorfahren ſchuldig, ihre Rechte, die ſie unſerer Obhut überliefert haben unverkürzt zu erhalten; wir ſind es unſern Nachkommen ſchuldig, nicht zu dulden, daß ihre theuerſte Erbſchaft zerſtört werde. Wenn es aber möglich wäre, daß wir für dieſe heiligen Verpflichtungen unempfindlich ſein ſollten, ſo haben wir noch eine Verpflichtung gegen uns ſelbſt, von welcher uns nichts entbinden kann, ein perſönliches Intereſſe, welches wir nicht verrathen können. Auch unſre eignen Rechte aufzugeben, wäre ein Verbrechen, und es wäre um ſo viel ungeheurer als der Selbſtmord, um wie viel ein Leben in bürgerlicher Sicherheit und Freiheit höher ſteht, als die nackte Exiſtenz. Schon das Leben iſt ein Geſchenk des Himmels, aber wir würden den edelſten Theil dieſer Gabe verkennen und wegwerfen, wenn wir dieſe beſtimmte Ordnung des Lebens aufgeben wollten, ohne welche das Loos der Menſchennatur nicht nur elend, ſondern verächtlich iſt.

Junius.

---

22. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 22. Auguſt 1769.

Sir,

Ich muß Sie bitten, ein Paar Zeilen zur Erklärung einiger Stellen meines letzten Brieſes zu drucken, der, wie ich ſehe, misverſtanden iſt.

1. Als ich ſagte, das Unterhaus habe Mr. Walpole's Unfähigkeit nicht auf ſeine Ausſtoßung *allein* gründen wollen, wollte ich weiter nichts, als in Abrede ſtellen, daß die Ausſtoßung allein Unfähigkeit erzeuge. Wenn in dem Ausdruck irgend etwas zweideutig iſt, ſo haben Sie die Güte es zu erklären, indem Sie ſagen, daß, nach meiner Meinung, Ausſtoßung die fragliche Unfähigkeit weder hervorbringt noch irgend dazu beiträgt, ſie hervorzubringen.

2. Ich vermied es ſorgfältig, auf das Rechtliche in Mr. Walpole's Fall einzugehn. Ich fragte nicht, ob das Unterhaus recht gethan, noch ob es das Parlamentsrecht richtig ausgeſprochen. Meine Bemerkungen gingen einzig auf ſeine offenbare Meinung und Abſicht, wie ſie in ſeinem Beſchluſſe ausgeſprochen ſtehn.

3. Ich wollte nie behaupten, daß eine Haft im Tower eine Unfähigkeit erzeuge. Im Gegentheil, ich be-

trachtete dieſe Meinung als eine Abſurdität, in welche das Miniſterium unvermeidlich fallen mußte, wenn es nach ſeinen eigenen Principien richtig räſonnirte.

Der Fall von Mr. Wollaſton ſpricht für ſich ſelbſt. Das Miniſterium behauptet, daß bloße Ausſtoßung eine abſolute, völlige Unfähigkeit wiedergewählt zu werden und in demſelben Parlament zu ſitzen, hervorbringe. Dieſen Satz hat es einfach behauptet, ohne irgend eine Bedingung oder Einſchränkung. Mr. Wollaſton wurde ausgeſtoßen, wiedererwählt und zugelaſſen, ſeinen Sitz in demſelben Parlament einzunehmen. Ich überlaß es dem Publicum zu beſtimmen, ob dies eine einfache Thatſache, oder barer Unſinn und Declamation iſt.

Junius.

---

22. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 4. September 1769.

Beweis gegen Thatſache: oder ein neues Syſtem politiſcher Logik, wodurch das Miniſterium zur Zufriedenheit ſeiner Freunde bewieſen hat, daß die bloße Ausſtoßung eine völlige Unfähigkeit wiedergewählt zu werden hervorbringt; mit andern Worten, daß ein Unterthan dieſes Königreichs ſeines gemeinen Rechtes durch eine Abſtimmung des Unterhauſes beraubt werden kann.

Erſte Thatſache.

Mr. Wollaſton wurde 1698 ausgeſtoßen,

wiedergewählt und zugelaſſen ſeinen Sitz einzunehmen.

Beweis.

Da dies nicht füglich mit unſerm allgemeinen Satz gemeint werden kann, ſo dürfte es nothwendig ſein, das Terrain zu wechſeln und zurückzublicken auf die Urſache von Mr. Wollaſtons Ausſtoßung. Daraus wird denn klar einleuchten, daß „obgleich er ausgeſtoßen wurde, er ſich doch nichts Allzuſchmähliches hatte zu Schulden kommen laſſen, um im Parlament zu ſitzen, und daß er nach Niederlegung ſeines Amtes nicht länger geſetzlich unfähig war.“ Siehe: „ernſthafte Betrachtungen p. 13.“ Siehe Mungo’s beleuchteter Fall p. 11. Oder in aller Kürze, wenn dieſe Gründe für unzureichend gehalten werden ſollten, ſo können wir gradezu die Thatſachen leugnen. Zum Beiſpiel: „Ich behaupte, daß er nicht wiedergewählt wurde. Derſelbe Mr. Wollaſton der ausgeſtoßen war, wurde nicht wiedergewählt. Daſſelbe Individuum, wenn Sie wollen, ging in das Haus und nahm dort ſeinen Sitz ein, aber dieſelbe Perſon im geſetzlichen Sinn wurde nicht als Mitglied des Parlaments zugelaſſen, aus dem ſie entfernt war.“ Siehe Brief an Junius p. 12.

Zweite Thatſache.

Mr. Walpole der in den Tower geſetzt und wegen hochverrätheriſchen Treubruchs und offenkundiger Beſtechung in einem öffentlichen Amt unfähig erklärt worden war ꝛc.

Beweis.

Nach den Worten dieſes Beſchluſſes kann nichts einleuchtender ſein, als daß das Unterhaus die Unfähigkeit auf die Strafe und nicht auf das Verbrechen gründen wollte; aber damit es ſchwachen, unberichteten Leuten nicht in einem andern Licht erſcheine, ſo mag es rathſam ſein, den Beſchluß auszuziehn und ihn dem Publicum mit aller möglichen Feierlichkeit in folgenden Worten zu überliefern; „Beſchloſſen, daß Robert Walpole Esq., der in dieſer Parlamentsſitzung aus dem Hauſe ausgeſtoßen worden iſt, unfähig war und iſt, zum Mitglied gewählt zu werden und in dem gegenwärtigen Parlament zu fungiren.“ Siehe Mungo über den Gebrauch der Citate p. 11.

N. B. Der Verf. der Antwort an Sir William Meredith ſcheint von Mungo's Citat Gebrauch gemacht zu haben, denn p. 18 verſichert er uns, „daß der Beſchluß und die Erklärung vom 17. Febr. 1769 in der That eine buchſtäbliche Copie des Beſchluſſes des Hauſes in Mr. Walpole's Sache wäre.“

Dritte Thatſache.

Sein Gegner, Mr. Taylor, der bei der nächſten Wahl die wenigſten Stimmen hatte, wurde für „nicht gehörig gewählt“ erklärt.

Beweis.

Dieſe Thatſache betrachten wir grade als paſſend, um zu beweiſen, daß Mr. Luttrell das ſitzende Mitglied ſein müſſe aus folgenden Gründen: „Die Wähler von Lynn konnten aus dieſem Beſchluß keine andere Folgerung ziehen, als dieſe, daß bei einer folgenden

Wahl und bei einer ähnlichen Rückſendung ins Parlament, das Haus denſelben Candidaten für gehörig gewählt annehmen werde, den es vorher verworfen.“ Siehe Nachſchrift an Junius p. 37. Oder ſo: „dieſer ſein Beſchluß erlaubt uns nicht weiter zu zweifeln, welche Partei das Haus ergriffen haben würde, wenn bei einer folgenden Wiedererwählung Mr. Walpole's irgend ein anderer Candidat mit ihm ſich beworben hätte. Denn nach ſeinem Beſchluß konnte es keine andere Abſicht haben, als die, ſo einen andern Candidaten zuzulaſſen.“ Siehe Mungo's beleuchteter Fall p. 39. Oder man betrachte es in dieſem Licht: — Obgleich die Wähler von Lynn, dem Hauſe zum Trotz, ihm eine Perſon zurückgeſandt, welche es mit den ſchmählichſten Zeichen ſeines Unwillens gebrandmarkt, ſo hatten ſie doch einen ſo gerechten Anſpruch auf Gunſt und Nachſicht, daß das Haus nichts Geringeres thun konnte, als Mr. Taylor eines Rechtes womit er geſetzlich bekleidet war, berauben, damit die Wähler von dem Parlamentsrecht unterrichtet würden. Und dieſes Recht ihnen deutlich zu machen, ſchlug das Haus den allergradeſten Weg ein, durch den Beſchluß, daß der Candidat mit den wenigſten Stimmen nicht gehörig gewählt wäre. „Und war dies nicht billiger, war es nicht mehr im Geiſte jener billigen und weſentlichen Gerichtigkeit, welche der Endzweck alles Geſetzes iſt, als wenn das Haus ſich gewaltſam an die genaue Maxime des Geſetzes gehalten?“ Siehe Ernſthafte Betrachtungen p. 33 u. 34. „Und wenn das Gegenwärtige Unterhaus dem Geiſte dieſes Beſchluſſes zu folgen ſich entſchloß, ſo mußte es den Candidaten mit den wenigſten Stimmen aufnehmen und einſetzen“. Siehe Antwort an Sir W. M. p. 18.

Jetzt, Sir, erlauben Sie mir, Ihnen zu zeigen, daß der würdige Dr. Blackſtone bisweilen dem Miniſterium ſo gut als ſich ſelbſt widerſpricht.

Die Gelegenheits-Rede verſichert. S. 9, „daß die geſetzliche Wirkung einer Unfähigkeit, welche ſich auf ein richterliches Erkenntniß eines vollen Gerichtshofes gründet, genau dieſelbe iſt, als die von einer Unfähigkeit, die durch einen Parlamentsbeſchluß hervorgebracht iſt? Jetzt zum Doctor. — „Das Geſetz und die Anſicht des Richters ſind nicht immer gleich bedeutende Ausdrücke oder ein und daſſelbe, ſintemal es bisweilen geſchehen kann, daß der Richter das Geſetz misverſteht.“ Commentare Vol. I. p. 71.

Die Antwort an Herrn W. behauptet p. 23: „daß der Beamte, welcher das Mitglied wieder ins Parlament ſendet, kein richterlicher ſondern nur Verwaltungs-Beamter iſt. Die Rückſendung iſt kein richterlicher Act.“ Dagegen wieder der Doctor: „der Sheriff in ſeiner richterlichen Eigenſchaft hat vor ſeinem Forum Sachen von 40 Schilling und darunter zu hören und zu entſcheiden. Eben ſo hat er eine richterliche Gewalt in verſchiedenen andern Civilſachen. Ebenſo hat er die Wahlen der Grafſchaftsdeputirten (unter der Controlle des Unterhauſes) zu entſcheiden, über die Berechtigung der Stimmenden zu urtheilen und diejenigen ins Parlament zu ſenden denen er zuſpricht, daß ſie gehörig gewählt ſind.“ Siehe Commentare B. I. p. 332.

Was für einen Schluß ſollen wir aus ſolchen Thatſachen und ſolchen Beweiſen, ſolchen Widerſprüchen ziehn? Ich kann meine Anſicht von dem gegenwärtigen Miniſterium nicht bündiger ausdrücken, als mit den Worten Sir Richard Steele's: „daß wir von einer

Klaſſe von Faſelern „regiert werden, deren Narrheit der Trauer alle Würde nimmt und ſelbſt die Calamität lächerlich macht.“

Philo Junius.

---

23. Brief.

An ſeine Gnaden den Herzog von Bedford.

Den 19. Sept. 1769.

Mylord,

Sie ſind es ſo wenig gewohnt, von dem Publicum Zeichen der Achtung und Anerkennung zu empfangen, daß wenn mir in den folgenden Zeilen eine Artigkeit oder ein Ausdruck des Beifalls entfallen ſollte, ich fürchte, Sie möchten dies als einen Spott über Ihren bekannten Charakter und vielleicht als eine Beſchimpfung Ihres Verſtandes anſehn. Sie haben ein ſehr empfindliches Gefühl, Mylord, wenn wir nach Ihrer Rache urtheilen dürfen. Deswegen werde ich mich hüten Anſtoß zu geben, wo Sie es ſo wenig verdient haben und die Verherrlichung Ihrer Tugenden andern Händen überlaſſen. Ihre Freunde haben ein Recht, ſich auf Ihre gute Gemüthsart zu verlaſſen, oder ſie ſind möglicher Weiſe mit Ihren guten Eigenſchaften beſſer bekannt, als ich. Gutes haben Sie verſtohlen gethan. Das Uebrige iſt zu Protocoll gekommen. Sie haben noch einen weiten Spielraum für die Vermuthung übrig gelaſſen, wenn die Panegyrik erſchöpft iſt.

Sie ſind in der That ein anſehnlicher Mann. Der höchſte Rang, ein glänzendes Vermögen und ein Name glorreich, bis er der Ihrige wurde, wären hinlänglich geweſen mit weniger Talent als ich glaube, daß Sie beſitzen, Sie emporzuhalten. Von dem erſten leiten Sie einen verfaſſungsmäßigen Anſpruch auf Achtung her; von dem zweiten einen natürlichen ausgebreiteten Einfluß; der letzte brachte eine günſtige Erwartung erblicher Tugenden hervor. Der Gebrauch den Sie von dieſen ungemeinen Vortheilen gemacht haben, hätte ehrenvoller für Sie, aber nicht lehrreicher für die Menſchheit werden können. Wir können ihn verfolgen in der Achtung Ihres Landes, in der Wahl Ihrer Freunde und in der Erfüllung jeder hochfliegenden Hoffnung, welche das Publicum von dem erlauchten Namen Ruſſel gefaßt haben möchte.

Ihre hohe Stellung gab Ihnen eine gebieteriſches Ziel für Ihre Pflicht. Der Weg, welcher zur Ehre führt, war vor Ihren Blicken geöffnet, Sie konnten ihn durch ein Verſehn nicht verlieren und unterlagen keiner Verſuchung wiſſentlich von ihm abzuweichen. Vergleichen Sie die natürliche Würde und Bedeutung des erſten Pairs von England, die edle Unabhängigkeit, die er im Parlament behaupten und das volle Intereſſe und die Achtung, die er nicht nur im Parlament ſondern durchs ganze Königreich erlangen konnte; vergleichen Sie dieſe glorreichen Vorzüge mit dem Ehrgeiz, einen Antheil an der Regierung zu haben, mit dem Sold einer Stelle, dem Verkauf eines Wahl-Fleckens, dem Erwerb aus einer Corporation; und Sie werden die Tugenden nicht bedauern, welche Achtung erzeugen, Sie werden mit böſem Gewiſſen ſehn, wie viel reellen Einfluß und Anſehn Sie verloren haben. Betrachten Sie den Charakter eines unabhängigen ehrenwerthen Herzogs von

Bedford; ſtellen Sie Sich vor, was er in dieſem Lande ſein könnte und dann blicken Sie einen Augenblick zurück auf das was Sie ſind. Wenn es mir möglich iſt, meine Aufmerkſamkeit von der Wirklichkeit abzulenken, ſo will ich Ihnen in Gedanken ausführen, was ſo ein Mann ſein würde.

Im Bewußtſein ſeines Gewichts und Einfluſſes würde er ſein Betragen im Parlament von nichts, als von ſeiner conſtitutionellen Pflicht als Pair beſtimmen laſſen. Er würde ſich als einen Wächter der Geſetze betrachten. Geneigt die gerechten Maßregeln der Regierung zu unterſtützen, aber entſchloſſen, das Betragen der Miniſter mit Argwohn zu beobachten, würde er ſich der Parteiwuth mit eben ſo viel Feſtigkeit widerſetzen, als den Uebergriffen der Krone. Er würde eben ſo wenig fähig ſein mit dem Miniſter um Stellen für ſich oder ſeinen Anhang zu handeln, als ſich herabzulaſſen, ſich in die Intriguen der Oppoſition zu miſchen. Wenn irgend eine wichtige Frage ſeine Meinung im Parlament hervorriefe, würde er auch von dem gottloſeſten Miniſter mit Ehrerbietung und Achtung gehört werden. Seine Autorität würde die Maßregeln der Regierung entweder ſanctionairen oder discreditiren. Das Volk würde auf ihn wie auf ſeinen Beſchützer ſehn; und ein braver Fürſt würde Einen Ehrenmann in ſeinen Staaten haben, auf deſſen Redlichkeit und Urtheil er ſich ſicher verlaſſen könnte. Wäre es der Wille der Vorſehung ihn durch ein häusliches Unglück zu betrüben*), ſo würde er ſich dem Schlage mit Gefühl aber nicht ohne Würde unterwerfen. Er würde das Volk als ſeine Kinder betrachten und eine edle herzliche Tröſtung in den Thränen und Wünſchen ſeiner theilnehmenden Mitbürger finden.

---

*) Der Herzog hatte kürzlich ſeinen einzigen Sohn durch einen Sturz vom Pferde verloren.

Ihre Gnaden werden wahrſcheinlich etwas Einleuchtenderes in der Kehrſeite dieſes erlauchten Charakters entdecken. Der Mann, den ich beſchrieben habe, würde nie durch eine unſchickliche Heftigkeit weder in der Oppoſition gegen die Miniſter noch in ihrer Vertheidigung ſeine Würde im Parlament blos ſtellen. Er würde nicht zu einer Zeit den Günſtling ſeines Königs erbittert verfolgen, zu einer andern niedrig vor ihm kriechen. Nachdem er die königliche Würde mit harten Bedingungen, die ſehr nahe an Drohung und Feindſeligkeit grenzten, beleidigt, würde er ſich nie zu der Demüthigung herablaſſen um eine Unterredung *) mit dem Günſtling zu bitten und ihm anzubieten um jeden Preis die Ehre ſeiner Freundſchaft wieder zu erwerben. Wenn auch in ſeiner Jugend vielleicht betrogen, würde er im Laufe eines langen Lebens ſeine Freunde nicht unwandelbar unter den verworfenſten Menſchen gewählt haben. Seine Ehre hätte ihm verboten, ſeine Privat-Vergnügen oder Unterhaltungen mit Reitknechten, Gauklern, Gotteslaſterern, Fechtern oder Poſſenreißern zu theilen. Nie würde er die unſchickliche Nothwendigkeit gefühlt, noch viel weniger ſich dazu herabgelaſſen haben, ſich in die Intereſſen und Intriguen ſeiner Untergebenen einzulaſſen;

---

*) Bei dieſer Unterredung, die im Hauſe des verſtorbenen Lord Eglingtoune vor ſich ging, ſagte Lord Bute dem Herzog, daß er entſchloſſen wäre, mit einem Manne der ihn ſo niedrig verrathen hätte, nie wieder in Verbindung zu treten.

auf Koſten ſeines Vaterlandes ihre Laſter zu verſorgen und ihre Bettelei zu unterſtützen. Er würde nicht eine ſolche Unkenntniß oder eine ſolche Verachtung der Verfaſſung verrathen haben, um offen vor einem Gerichtshof den Kauf und Verkauf *) eines Wahlfleckens einzugeſtehn. Er würde es mit ſeinem Range im Staate, ja ſelbſt mit ſeiner perſönlichen Würde nicht vereinbar gefunden haben, der kleine Tyrann einer kleinen Corporation zu ſein **). Er würde nie von Tugenden beſchimpft worden ſein, die er auszurotten verſucht hatte, noch das Unglück einer kränkenden Niederlage erlebt haben, welche ihn ſelbſt bei den wenigen von denen er nicht verabſcheut wurde, lächerlich und verächtlich gemacht. Ich achte die Trauer eines guten Mannes; ſeine Sorgen ſind mir heilig. Aber wie können wir an der Trauer eines Mannes Theil nehmen, den wir weder lieben noch achten; oder für ein Unglück Gefühl haben, wogegen er ſelbſt unempfindlich iſt? Wo war das Herz des Vaters, als er unmittelbar für den Verluſt ſeines einzigen Sohnes in Berathungen und im Feilſchen um eine Hofſtelle und ſelbſt in dem kläglichen Geſchäft der Wahl im Indienhauſe einen Troſt finden konnte!

Zugegeben alſo daß Sie jene ehrenhaften Principien, die Ihr Betragen hätten leiten ſollen, nicht verſtanden oder ſie verlaſſen haben, zugegeben, daß Sie ſo wenig im Privatleben auf Liebe, als im öffentlichen Leben auf Achtung Anſpruch haben; laſſen Sie uns ſehn, mit welcher Geſchicklichkeit, mit wie viel Verſtand Sie Ihr eignes Syſtem ausgeführt haben. Ein großer Mann findet in dem Erfolg und ſelbſt in der Größe ſeiner Verbrechen eine Rettung vor der Verachtung. Ihre Gnaden ſind überall unglücklich. Jedoch will ich nicht zurückblicken auf jene lächerlichen Scenen, wodurch Sie in Ihren früheren Tagen ſich auszuzeichnen für ehrenvoll hielten*); die protocollirten Hiebe, die öffentliche Schande, Ihre eigenen Schmerzen oder Mr. Rigby's Tapferkeit. Ohne Zweifel hinterließen dieſe Vorfälle einen Eindruck, wenn auch nicht auf Ihr Gemüth. Einem ſolchen Gemüthe gereicht es vielleicht zum Vergnügen zu bedenken, daß es ſchwerlich einen Winkel in einem von Sr. Majeſtät Königreichen giebt, ausgenommen Frankreich, in welchem nicht zu einer oder der andern Zeit Ihr koſtbares Leben in Gefahr geweſen wäre. Liebenswürdiger Mann! wir ſehn und erkennen den Schutz der Vorſehung an, durch den Sie ſo oft dem perſönlichen Zorn Ihrer Mitbürger entgangen und bis jetzt der öffentlichen Gerechtigkeit Ihres Vaterlandes erhalten worden ſind.

---

*) Durch ein gerichtliches Erkenntniß in einem Prozeß gegen ihn wegen einer großen Summe, die ihm von jemand bezahlt worden war, den er für einen ſeiner Wahlflecken ins Parlament ſenden ſollte, wurde er angehalten das Geld zurückzuzahlen.

**) Von Bedford, wo der Tyrann ſo verachtet und verabſcheut wurde, daß die Bedforder um ſich von ihm zu befreien eine große Menge Fremder zum Bürgerrecht zuließen. Um ſeine Niederlage völlig lächerlich zu machen, verſuchte er ſeine ganze Kraft gegen Mr. Horne und wurde auf ſeinem eignen Grund und Boden geſchlagen.

---

*) Mr. Heſton Humphrey, ein Anwald vom Lande, peitſchte den Herzog bei einem Pferderennen zu Litchfield mit ebenſoviel Gerechtigkeit, als Strenge und Beharrlichkeit. Ebenſo wurden Rigby und Lord Trentham auf eine ſehr exemplariſche Weiſe durchgeprügelt. Dies gab Veranlaſſung zu folgender Hiſtorie: „Als der vorige König hörte, daß Sir Edward Hawke die Franzoſen „gewalkt“ hätte, gefiel es Sr. Majeſtät, der dieſe Art von Zurechtweiſung nie empfangen hatte, Lord Cheſterfield nach der Bedeutung des Wortes zu fragen. — Sire, ſagte Lord Cheſterfield die Bedeutung des Wortes — doch hier kommt der Herzog von Bedford, der ſich beſſer dazu eignet es Ew. Majeſtät zu erklären, als ich.“

Ihre Geſchichte beginnt wichtig zu werden in der glücklichen Periode, wo Sie zum Erſatz des Grafen Bute an den Hof von Verſailles geſandt wurden. Es war ein ehrenvoller Auftrag, und er wurde in demſelben Geiſte ausgeführt, womit er angenommen worden war. Ihre Beſchützer brauchten einen Geſandten, der ſich dazu herablaſſen würde, Zugeſtändniſſe zu machen, ohne das Bedürfniß, zu empfinden, auf irgend eine ehrenhafte Bedingung für ſeinen Souverain zu beſtehen. Ihr Geſchäft erforderte einen Mann, der eben ſo wenig Gefühl für ſeine eigne Würde, als für das Wohl des Landes hatte; und ſie fanden ihn in dem höchſten Range des Adels. Belleisle, Goree, Guadeloupe, St. Lucia, Martinique, die Fiſcherei und die Havannah ſind glorreiche Denkmäler von Ew. Gnaden Unterhandlungstalent. Mylord, wir ſind mit Ihrem Charakter in Geldſachen zu wohl bekannt, um es für möglich zu halten, daß ſo viele öffentliche Opfer ohne irgend einen Privaterſatz gebracht ſein ſollten. Ihr Betragen führt eine innerliche Beweiskraft mit ſich, welche über alle geſetzlichen Beweiſe eines Gerichtshofes geht. Selbſt der verhärtete Stolz Lord Egremonts wurde beunruhigt.*) Er ſah und fühlte ſeine eigne Schande, als er mit

---

*) Dieſer Mann hatte ungeachtet ſeines Stolzes und ſeiner Toryſtiſchen Principien einigen engliſchen Stoff in ſich. Auf einen officiellen Brief, welchen er an den Herzog von Bedford ſchrieb, wünſchte der Herzog zurückberufen zu werden, und nur mit der äußerſten Mühe konnte Lord Bute ihn beſchwichtigen.

Ihnen correſpondirte, und es gab gewiß einen Augenblick, wo er Widerſtand geleiſtet zu haben glaubte, hätte nicht eine verhängnißvolle Trägheit über ſeinen Verſtand geſiegt, und alle Beſinnung und alles Gedächtniß mit ſich fortgeriſſen. Ich will mir nicht anmaßen, die geheimen Bedingungen genau anzugeben, unter welchen Sie eingeladen wurden, ein Miniſterium*) zu unterſtützen, welches Lord Bute, wie er behauptete, im vollen Beſitz ſeiner miniſteriellen Autorität, und vollkommen als ſeinen eignen Herrn beſtehen ließ. Er war nicht in der Gemüthsverfaſſung, die Macht aufzugeben, obgleich er ſich aus dem Amte zurückzog. Bedingungen wurden gewiß zwiſchen Ew. Gnaden und ihm gemacht, und gewiß verletzt. Nach zweijähriger Unterwerfung glaubten Sie hinlängliche Kräfte geſammelt zu haben, um ſeinen Einfluß unter Aufſicht zu nehmen, und nun Ihrerſeits ein Tyrann zu werden, weil Sie ein Sclave geweſen waren. Als Sie fanden, daß Sie Sich in der Meinung von der Feſtigkeit Ihres allergnädigſten Herrn getäuſcht hatten, gewann der Aerger über alle Ihre demüthige Rückſicht die Oberhand und verleitete Sie zu einer gröblichen Beleidigung ſeiner Perſon, welche eben ſo weit von wahrem Muthe als von allem Anſtand und aller Achtung entfernt war.**) Nachdem Sie ihm die

---

*) Mr. Grenville, Lord Halifax und Lord Egremont.

**) Als das Miniſterium darauf beſtand, die Wittwe von der Regentſchaftsbill auszuſchließen, entſchloß ſich der Graf Bute es zu entlaſſen; darauf verlangte der Herzog von Bedford eine Audienz bei dem König, warf ihm mit deutlichen Worten ſeine Zweizüngigkeit, ſeine Niederträchtigkeit, ſeine Falſchheit, ſeinen Verrath und ſeine Heuchelei vor, nannte ihn wiederholt einen Lügner und verließ ihn in Krämpfen.

Rechte eines Königs geraubt hatten, wollten Sie ihm die Ehre eines Edelmanns nicht laſſen. Damals war es, wo Lord Weymouth für Irland ernannt und (wir erinnern uns, mit welcher unſchicklichen Eile) abgeſchickt wurde, um den Staatsſchatz zu plündern und die erſten Früchte eines Amtes zu erndten, welches, Sie wußten es ſehr gut, er nie ausüben ſollte.*) Dieſe plötzliche Kriegserklärung gegen den Günſtling würde Ihnen ein augenblickliches Verdienſt bei dem Publikum erworben haben, wäre ſie entweder aus Princip erfolgt, oder mit Entſchloſſenheit aufrecht erhalten worden. Ohne auf Ihre frühere Servilität zurückzublicken, brauchen wir blos Ihr folgendes Betragen zu beobachten, um zu ſehen, aus welchen Motiven Sie handelten. Offenbar mit Mr. Grenville vereinigt, warteten Sie, bis Lord Rockinghams ſchwaches Miniſterium ſich in ſeiner eignen Schwäche auflöſen würde. In dem Augenblick, wo man ſeine Entlaſſung vermuthete, und in dem Augenblick, wo Sie bemerkten, daß im Cabinet ein anderes Syſtem angenommen war, hielten ſie es für keine Schande, zu Ihrer frühern Abhängigkeit zurückzukehren, und noch einmal um die Freundſchaft Lord Bute's zu bitten. Sie baten um eine Unterredung, in welcher er den Muth hatte, Sie mit Verachtung zu behandeln.

Es würde jetzt wenig nützen, auszumachen, durch welch eine Folge von ſchwachen und unverſtändigen Maßregeln es nothwendig wurde, oder dafür galt, Sie zur Theilnahme an der Verwaltung zurückzurufen.**)

---

*) Er erhielt 3000 Pfund für Tafel- und Equipagengelder.

**) Als der Graf Gower zum Präſidenten des Miniſterraths ernannt worden war, verſicherte ihm der König mit ſeiner ge-

Der Charakter jener Freunde, welche Sie am Ende nicht verließen, war nicht geeignet, dem Miniſterium Kraft oder Vertrauen zu verſchaffen; und damals, glaube ich, ſah man Ihre Alliance mit dem Herzog von Grafton ſo ziemlich voraus. Wir müſſen auf andere Verträge Rückſicht nehmen, um den plötzlichen Entſchluß des Cabinets zu beurtheilen, durch welchen drei Ihrer Untergebenen, Lord Gower, Weymouth und Sandwich, deren Charactere wohl nicht geringer geachtet werden können, als ſie es ſind, zu Stellen befördert wurden, durch welche Sie das Miniſterium wieder unter Ihre Aufſicht und möglicherweiſe die ganze Leitung der Angelegenheiten in Entrepriſe bekommen konnten.

Der Beſitz der abſoluten Gewalt iſt jetzt noch einmal in Ihrem Bereich. Die Maßregeln, die Sie ergriffen, um ſie zu erringen und zu befeſtigen, waren zu plump, um den Augen eines Fürſten von Einſicht und Urtheil zu entgehen. Sein Pallaſt wird belagert, der Wall um ihn gezogen; und wenn er nicht einen Ausweg in ſeiner eignen Thätigkeit oder in der Anhänglichkeit wirklicher Freunde ſeiner Familie findet, ſo muß ſich der beſte der Fürſten dem Einſchluß eines Staatsgefangenen unterwerfen, bis Ew. Gnaden Tod oder irgend ein weniger glückliches Ereigniß die Belagerung aufhebt. Für den Augenblick können Sie ohne Gefahr den Ton der Beſchimpfung und Drohung wieder aufnehmen, den ſelbſt ein Privatmann nicht anhören könnte ohne verächtlich zu werden.

Mr. Mackenzie's Geſchichte iſt noch nicht vergeſſen,

---

wöhnlichen Aufrichtigkeit, daß er keinen glücklichen Augenblick gehabt, ſeit ihn der Herzog von Bedford verlaſſen.

und Sie mögen Beiſpiele genug von der Art und Weiſe finden, wie ein herrſchſüchtiger Unterthan ſeinem Könige ſein Belieben andeuten kann. Wo ſoll dieſer gnädige Monarch Beiſtand ſuchen, wenn der elende Grafton ſeine Verpflichtungen gegen ſeinen Herrn vergeſſen und ihn wegen einer hohlen Verbindung mit einem ſolchen Mann, als der Herzog von Bedford, verlaſſen konnte!

Wir wollen Sie alſo betrachten, wie Sie auf dem Gipfel irdiſcher Größe angekommen ſind, wir wollen annehmen, daß alle Ihre Pläne von Habſucht und Ehrgeiz erfüllt und alle Ihre thörichtſten Wünſche ſowohl in der Furcht als in dem Haſſe des Volks befriedigt ſind; kann das Alter ſelbſt vergeſſen, daß Sie jetzt in dem letzten Act Ihres Lebens ſind, können graue Haare Thorheit ehrwürdig machen? und ſoll gar keine Zeit der Betrachtung und der Zurückgezogenheit übrig bleiben? Schämen Sie Sich, Mylord, und laſſen Sie nicht von Sich geſagt ſein, daß die letzten Augenblicke Ihres Lebens demſelben unwürdigen Streben, derſelben unruhigen Aufregung gewidmet wurden, in welcher Ihre Jugend und Ihr Mannesalter ſich erſchöpften. Ueberlegen Sie, daß, obgleich Sie Ihr früheres Leben nicht mehr beſchimpfen können, Sie den Charakter des Alters verletzen und die impotente Schwäche blosſtellen, nachdem Sie die Kraft der Leidenſchaft verloren haben.

Ihre Freunde werden vielleicht fragen, wohin ſoll ſich dieſer unglückliche alte Mann zurückziehen? Kann er in der Hauptſtadt bleiben, wo ſein Leben ſo oft bedroht und ſein Palaſt ſo oft angegriffen wurde? Wenn er nach Woburn zurückkehrt, erwartet ihn Verachtung und Spott. Er muß rund um ſeinen Aufenthalt herum, eine Einöde ſchaffen, wenn er es vermeiden will, dem Vorwurf und dem Spott in's Geſicht zu ſehen. In Plymouth würde ſein Untergang mehr als wahrſcheinlich ſein; in Exeter unvermeidlich. Kein braver Engländer wird je ſeinen Anſchluß an Lord Bute vergeſſen, kein braver Schotte ihm ſeine Verrätherei gegen ihn vergeben. In jeder Stadt, in die er kommt, muß er ſeine Livree und ſeinen Namen ändern; auf welchem Wege er immer entfliehen mag, überall wird ihn das Hetzen und Schreien des Volks verfolgen.

In einem andern Königreich ſind in der That die Segnungen ſeines Miniſteriums fühlbarer, ſeine Verdienſte verſtändlicher geworden, oder im ſchlimmſten Fall werden die Leute um ſeinetwillen allein ihre Gaſtfreundſchaft nicht vergeſſen. Eben ſo gut hätte Verres nach Sicilien zurückkehren können. Sie ſind zweimal entwiſcht, Mylord, hüten Sie Sich vor dem dritten Verſuch. Der Unwille eines ganzen Volks, welches geplündert, beſchimpft und unterdrückt wurde, läßt ſich nicht immer täuſchen.

Es iſt vergeblich die Scene zu ändern. Sie können eben ſo wenig Ihren Feinden, als Sich Selbſt entfliehen. Draußen verfolgt, blicken Sie nach Troſt in Ihr eignes Herz und finden nur Vorwürfe und Verzweiflung. Aber, Mylord, Sie können das Feld der Geſchäfte verlaſſen, wenn auch nicht das Feld der Gefahr; und wenn Sie Sich auch nicht retten können, ſo können Sie doch aufhören, lächerlich zu ſein. Ich fürchte, Sie haben zu lange auf den Rath jener verderblichen Freunde gehört, mit deren Intereſſe Sie ſchmutziger Weiſe das Ihrige vereinigt und für die Sie Alles geopfert haben, was einem Manne von Ehre theuer ſein ſollte. Dieſe ſind nun noch ſo niedrig, die Thorheiten Ihres Alters zu ermuthigen, wie ſie es einſt mit den Laſtern Ihrer Jugend machten. Ebenſo unbekannt mit den Regeln des Anſtandes, als mit den Geſetzen der Sittlichkeit, werden ſie es nicht dulden, daß Sie von der Erfahrung Nutzen ziehen, ja, nicht einmal daß Sie von der Eigenthümlichkeit eines ſchlechten Charakters Sich beſtimmen laſſen. Eben jetzt ſagen ſie Ihnen, das Leben wäre nur eine Comödienſcene, in welcher der Held ſeine Beſtändigkeit bis zuletzt behaupten müßte, und wie Sie ohne Tugend lebten, ſo ſollten Sie auch ohne Reue ſterben.

Junius.

24. Brief.

An Junius.

Den 14. Sept. 1769.

Sir,

Da ich zufällig eine zweite Ausgabe Ihrer Briefe zu Geſicht bekomme, worin es Ihnen gefällt, zu verſichern, ich hätte meine Siegesgefährten verkauft; ſo ſehe ich mich noch einmal genöthigt, die beſagte Verſicherung für die infamſte und boshafteſte Lüge zu erklären; und ich fordere Sie noch einmal auf, hervorzutreten, ſich zu nennen, und die Beſchuldigung zu beweiſen. Wenn Sie es zur Ueberzeugung jedes Menſchen im Königreich ausführen können, ſo will ich's zufrieden ſein, für den ſchlechteſten Mann in ihm gehalten zu werden; wenn Sie es nicht thun, was muß die Nation von Ihnen denken? Partei hat mit dieſer Sache nichts zu ſchaffen; Sie haben einen perſönlichen Angriff auf meine Ehre gemacht, mich in übeln Ruf gebracht durch eine niederträchtige Verleumdung, welche vielleicht in Vergeſſenheit gerathen wäre, hätte man nicht ſo ungewöhnliche Mühe angewendet, dieſen Scandal zu erneuern und zu verewigen, hauptſächlich weil er in guter Sprache erzählt worden iſt, denn ich laſſe Ihrer eleganten Diction, Ihren wohlgeſetzten Perioden und Ihrem attiſchen Witz alle Gerechtigkeit widerfahren; aber Witz iſt oftmals falſch auch wenn er noch ſo glänzend erſcheint, und dies iſt genau der Fall Ihrer ganzen Darſtellung. Aber, Sir, ich muß Sie in der ernſthafteſten Weiſe der Fälſchung anklagen. Sie haben Dinge geſagt, die nicht wahr ſind. Um Ihre Hiſtorie zu beweiſen, greifen Sie zu folgendem unwiderſtehlichen Grunde: „Sie verkauften Ihre Siegesgefährten, weil Sie ſtille wurden, als Ihnen das 16. Regiment gegeben wurde.“ Der Schluß iſt unvermeidlich. Ich glaube, daß ein ſo tiefer und ſcharfſinniger Schluß nur von einem ſo außerordentlichen Schriftſteller, wie Junius, ausgehen kann. Aber zum Unglück für Sie ſind die Vorausſetzungen ſowohl als der Schluß daraus völlig falſch. Seit der Zeit, daß ich Oberſt von dieſem Regiment bin, ſind bei dem Miniſterium wegen des Manilla-Löſegeldes viele Geſuche eingebracht worden. Weil ich vor einigen Jahren London verließ, war ich genöthigt, mich an den ehrenwerthen Oberſt Monſon und Sir Samuel Corniſh zu wenden, daß ſie für mich unterhandelten; im letzten Herbſt übergab ich perſönlich dem Grafen Shelburne auf ſeinem Landſitz in Wiltſhire ein Memorial. Da Sie uns von Ihrer Wichtigkeit erzählt haben, daß Sie eine Perſon von Rang und Vermögen und über gewöhnliche Beſtechung erhaben wären, ſo ſind Sie wahrſcheinlich Sr. Lordſchaft nicht unbekannt, er kann Ihnen die Wahrheit meiner Ausſage beſtätigen. Aber, Sir, jetzt will ich mir die Freiheit nehmen, Ihre Batterie zu ergreifen und gegen Sie Selbſt zu wenden. Wenn Ihre kindiſche und trügeriſche Logik das geringſte Gewicht oder eine Ueberzeugung mit ſich führen könnte, wie müſſen Sie von der unvermeidlichen Folgerung, wie Sie zu ſagen belieben, ergriffen ſein? Zugegeben gegen Junius, Schweigen iſt Schuld. In vielen Zeitſchriften ſind Sie in den ausdrücklichſten und beleidigendſten Ausdrücken ein Lügner und Feiger genannt worden. Wann antworteten Sie auf dieſe Anklagen? Sie haben gänzlich geſchwiegen, gänzlich abgebrochen; alſo weil Sie geſchwiegen haben, hat die Nation ein Recht, zu ſagen, Sie wären nach Ihrem eignen Beweiſe beides, ein Lügner und ein Feiger; aber, Sir, ich will Ihnen gutes Spiel machen, will Ihnen eine Gelegenheit gewähren, die erſte Bezeichnung abzuſtreifen; ich wünſche die Beweiſe Ihrer Anklage gegen mich. Bringen Sie ſie vor! Um die letzte abzuſtreifen, treten Sie ſelber hervor! Das Volk erträgt Ihre Löwenhaut nicht länger und eben ſo wenig die verächtliche Täuſchung mit dem alten römiſchen Namen, den Sie angenommen haben. Für die Zukunft nehmen Sie den Namen eines modernen Bravo*) und Mörders im Dunkeln an: laſſen Sie Ihren Namen mit Ihren Thaten einige Verwandtſchaft haben. Wenn ich ſterben muß, Junius, ſo laß mich im Angeſicht des Tages ſterben; ſei einmal ein edler und offner Feind. Ich gebe zu, daß mittelaltrige Berufungen auf kaltes Eiſen keine beſſern Beweiſe von der Ehre und Wahrheit eines Mannes ſind, als heißes Eiſen und glühende Pflugſchaare von weiblicher Keuſchheit; aber die Ehre eines Soldaten iſt ſo verletzlich, als die eines Weibes; ſie darf keinem Verdacht unterliegen; Sie haben mehr als einen Verdacht auf die meinige zu bringen geſucht: Sie können die Conſequenzen nicht verkennen, welche nach der Beleidigung, die Sie mir zugefügt, ſelbſt die chriſtliche Sanftmuth mir verzeihen würde.

---

*) War Brutus ein antiker Bravo und Mörder im Dunkeln, oder denkt Sir W. daß es ein Verbrechen iſt, einen Tyrannen ins Herz zu ſtechen.

William Draper.

25. Brief.

Haeret lateri lethalis arundo.

An Sir William Draper, Ritter vom Bathorden.

Den 25. Sept. 1769.

Sir,

Nach einer ſo langen Unterbrechung erwartete ich nicht, den Streit zwiſchen uns wieder aufleben zu ſehen. Meine Antwort auf Ihren letzten Brief wird kurz ſein; denn ich ſchreibe an Sie mit Widerſtreben, und hoffe, wir werden jetzt unſere Correſpondenz für immer ſchließen.

Wären Sie zuerſt und ohne Ausforderung von einem anonymen Schriftſteller angegriffen worden, ſo hätten Sie einiges Recht gehabt, nach ſeinem Namen zu fragen. Aber in dieſer Sache ſind Sie ein Freiwilliger. Sie verwickelten ſich darin mit der unbedachtſamen Tapferkeit eines Soldaten, Sie waren es zufrieden, Ihren Namen einem Manne entgegenzuſetzen, der wahrſcheinlich in der Verborgenheit fortfahren wollte. Sie kannten die Bedingungen, unter welchen wir correſpondiren wollten und gaben wenigſtens eine ſtillſchweigende Zuſtimmung. Nachdem Sie mich freiwillig unter dem Namen Junius angegriffen haben, was können Sie für ein Recht haben, mich unter einem andern zu kennen? Werden Sie mir es verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie einige Ehre dabei vorausſahen, wenn Sie offen den Muth zeigten, in Perſon hervorzutreten, und daß Sie nicht ganz gleichgültig gegen das Misfallen Ihrer literariſchen Thätigkeit waren?

Sie können nicht verkennen, daß die zweite Ausgabe meiner Briefe nichts weiter, als der geldſuchende Einfall eines Druckers war, der mich unmöglich etwas angehen konnte und für welchen ich auf keine Weiſe verantwortlich bin. Zu gleicher Zeit wünſche ich, daß Sie begreifen, wenn ich mir nicht die Mühe nahm, dieſe Briefe wieder zu drucken, ſo geſchah dies nicht aus irgend einer Furcht, Sir William Draper Anſtoß zu geben.

Ihre Bemerkungen über eine Unterſchrift, die blos zur Unterſcheidung angenommen wurde, verdienen keine Beachtung. Wenn Sie mir aber ſagen, ich hätte es mir gefallen laſſen, ein Lügner und ein Feiger genannt zu werden, ſo muß ich Sie meinerſeits fragen, ob Sie ernſtlich glauben, daß ich irgend verpflichtet war, von den einfältigen Schimpfreden jedes Schwachkopfes, der in eine Zeitung ſchreibt, Notiz zu nehmen; und welche Meinung Sie von meinem Verſtande gefaßt haben würden, wenn ich mich durch einen ſo ſeichten Kunſtgriff hätte betrügen laſſen. Ihre Berufung auf das

Schwert paßt zwar ſehr gut zu Ihrem letzten Geſchäft, kann aber weder Ihre Unſchuld beweiſen, noch Sie von dem Verdachte frei machen. Ihre Klagen wegen der Manilla-Auslöſung waren eine lange Zeit hindurch eine Unbequemlichkeit für das Miniſterium. Sie wurden, ſehr außer der Reihe, zum Commando eines Regiments berufen, und während dieſes Miniſteriums hörten wir nicht mehr von Sir William Draper. Die Thatſachen, von denen ich ſpreche, mögen immerhin verſchieden aufgefaßt werden, aber ſie ſind zu bekannt, um geleugnet zu werden; und ich glaube, Sie haben auf der Univerſität gelernt, daß ein falſcher Schluß ein Irrthum im Beweiſe, nicht eine Abweichung von der Wahrhaftigkeit iſt. Ihre Klagen, daran zweifle ich nicht, wurden unter einem andern Miniſterium erneuert. Wenn wir die Thatſache zugeben, ſo fürchte ich, wird ein Unparteiiſcher nur daraus ſchließen, daß die Erfahrung Sie mit den Vortheilen der Beſchwerdeführung bekannt gemacht habe. Erinnern Sie Sich, Sir, Sie haben ſelbſt bekannt, daß in Betracht der kritiſchen Lage unſers Vaterlandes, das Miniſterium ein Recht habe, mit Spanien zu temporiſiren. Dieſes Bekenntniß bringt ſie in ein unglückliches Dilemma. Indem Sie Ihre Forderung erneuerten, mußten Sie entweder denken, Ihr Vaterland unter ſehr ungünſtigen Umſtänden zu einem Kriege zu zwingen, oder wenn Sie keine Abſicht oder Erwartung von dieſer Art hatten, ſo mußten Sie nichts als eine Privatbelohnung für Sich Selbſt im Auge haben.

Was mich betrifft, ſo iſt es durchaus nicht nöthig, daß ich der Rache des ſchlimmſten und gewaltigſten Mannes im Lande mich ausſetze, obwohl ich gleichgültig über die Ihrige ſein kann. Wollen Sie dennoch fechten, ſo ſind Andere da, die Sie umbringen können. Aber zuletzt, Sir, wo iſt die Beleidigung? Sie ſagen mir, daß meine Logik kindiſch und trügeriſch ſei und nicht das geringſte Gewicht und keine Ueberzeugung mit ſich führe, daß meine Vorausſetzungen falſch und meine Schlüſſe abſurd ſind. Wenn dies eine richtige Beſchreibung von mir iſt, wie iſt es einem ſolchen Schriftſteller möglich, Ihre Gemüthsruhe zu ſtören, oder einen Charakter, der ſo wohl begründet iſt, als der Ihrige, zu beleidigen? Nehmen Sie Sich in Acht, Sir William, dieſem unbändigem Gemüthe nachzugeben, wenigſtens könnte die Welt argwöhnen, das Gewiſſen habe einigen Theil an Ihrer Empfindlichkeit. Sie haben mehr von der Verrätherei Ihrer eignen Leidenſchaften, als von meinem böſen Willen zu fürchten.

Ich glaube, Sir, Sie werden mich nie kennen lernen, wenigſtens muß eine bedeutende Zeit verfließen, ehe wir perſönlich mit einander bekannt werden. Jedoch brauchen Sie die Verzögerung nicht zu bedauern, oder die Beſorgniß zu faſſen, daß eine noch ſo lange Zeit Ihr Gemüth zur chriſtlichen Sanftmuth wieder herſtellen oder Sie um Ihren gegenwärtigen Zorn bringen werde. Wenn ich Ihren Charakter verſtehe, ſo iſt in Ihrer Bruſt ein Fach, in welches Ihre Empfindlichkeit für künftige Gelegenheiten ſicher niedergelegt und ohne Gefahr der Verminderung aufbewahrt werden kann. Das odia in longum jaciens, quae reconderet, auctaque promeret — dies, dachte ich, paſſe blos auf den ſchlechteſten Charakter des Alterthums. Der Text ſteht im Tacitus; — Sie wiſſen am beſten, wo Sie Sich nach dem Commentar dazu umzuſehen haben.

Junius.

26. Brief.

Ein Wort zum Abſchied von Junius.

Den 6. Oct. 1769.

Sir,

Da Sie mich mit keiner der Aufklärungen beehrt haben, die ich von Ihnen wünſchte, ſo kann ich Ihnen für meine eigne Rechnung nichts mehr zu ſagen haben. Ihre Nachſicht gegen mich, oder Ihre Zärtlichkeit gegen Sich Selbſt, war ſehr groß. Das Publikum wird über Ihre Motive urtheilen. Wenn Ihre übermäßige Beſcheidenheit Ihnen verbietet, ſowohl mit Ihren Beweiſen als mit Ihrer Perſon hervorzutreten, ſo will ich es entſchuldigen. Faſſen Sie Muth, ich habe nicht das Herz des Tiberius, eben ſo wenig als ſeinen Rang und ſeine Macht, Sie aber ſind in der That ein Tyrann von anderer Art, und auf Ihrem politiſchen Marterbett können Sie Jeden vom erſten Miniſter bis herab zu einem ſolchen Wurm von Schmetterling, als ich ſelbſt bin, quälen; gleich einem andern gefürchteten Tyrannen des Alterthums können Sie den unglücklichen Dulder dem Bette anpaſſen, — wenn das Bett dem Dulder nicht paſſen will, — durch Verrenkung oder Ausreckung der zitternden Glieder, bis ſie nach ſeiner Länge geſtreckt ſind. Aber Muth, Standhaftigkeit und Geduld unter den Qualen haben bisweilen die verhärtetſten Ungeheuer gerührt, und ſie bewogen, dem Gegenſtande ihrer Grauſamkeit zu verzeihen. Sie, Sir, ſind entſchloſſen, alles zu verſuchen, was die menſchliche Natur aushalten kann, bis ſie den Geiſt aufgiebt; wie hätten Sie ſonſt der Verfaſſer jenes unmenſchlichen Briefes an den Herzog von Bedford ſein können, den ich mit Erſtaunen und

Abſcheu geleſen habe? Wo, Sir, wo waren die Gefühle Ihres Herzens, als Sie einem liebenden Vater den Verluſt ſeines einzigen und ſehr liebenswürdigen Sohnes vorwerfen konnten? Leſen Sie dieſe Ihre grauſamen Zeilen noch einmal, und laſſen Sie ſie ſchwer auf Ihre Seele fallen! Können politiſche Fragen nicht erörtert werden, ohne in die gehäſſigſten Perſönlichkeiten zu führen? Müſſen Sie von Ihrem Wege abſchweifen, um das ſinkende Alter zu quälen, weil der Herzog von Bedford mit den Leuten, deren Sache und Politik Sie ergriffen haben, in Streit gerathen iſt? O Schmach und Schande! Als Sie Dolche gegen ihn ſprachen, hätten Sie ihren Gebrauch gegen Ihre eigne Bruſt lenken können, wenn ein Mangel an Muth oder edlen Geſinnungen ihn zu ſo gemeiner Rache getrieben hätte. Er iſt darüber erhaben, er iſt brav. Glauben Sie, daß Ihre niedrigen Künſte unſre ganze Inſel angeſteckt haben? Ihre Ueberlegung, Ihr Gewiſſen muß und wird, wenn Sie noch einen Funken von Menſchlichkeit übrig haben, ihm die vollſtändigſte Genugthuung verſchaffen. Alle die Macht der Worte, womit Sie ſo begabt ſind, wird niemals dieſen ſchmutzigen Flecken aus Ihrem Charakter waſchen, oder ihn auch nur beſchönigen. Ich habe jetzt keine Zeit, Ihren Brief ſo genau, wie ich es wünſchte, zu zerlegen, aber ich bin kühn genug zu ſagen, es iſt in ſeinem Raiſonnement und Beweiſe das ausgezeichnetſte Beiſpiel einer blühenden Ohnmacht, welches jemals auf die Augen und Ohren des allzuleichtgläubigen und betrogenen Pöbels gelegt wurde. Er klagt den Herzog von Bedford des Hochverraths an. Aus welchem Grunde? Sie ſagen uns, „des Herzogs Charakter in Geldſachen macht es mehr als wahrſcheinlich, daß er ſolche Opfer dem Frieden nicht ohne einige Privatentſchädigung gemacht haben könne; und ſein Betragen führe eine innere Wahrſcheinlichkeit mit ſich, welche über alle geſetzlichen Beweiſe eines Gerichtshofs gingen.“

Meine academiſche Erziehung, Sir, veranlaßt mich, Ihnen zu ſagen, daß es nothwendig iſt, die Wahrheit Ihrer Vorausſetzungen feſtzuſtellen, ehe Sie es wagen Schlüſſe daraus zu ziehn. Erſt beweiſen Sie den Geiz ehe Sie die haſtige, übereilte und wahrhaft gottloſe Folgerung machen. Dieſer Vater, Junius, den Sie geizig nennen, gab ſeinem Sohne acht Tauſend Pfund des Jahrs. Bei ſeinem unglücklichen Tode, woran Ihre gewohnte Gutherzigkeit ihn ſorgfältig erinnerte, vermehrte das Witthum ſeiner verwittweten trauernden Gemahlin um ein Bedeutendes. Iſt das Geiz? Heißt das verſtohlen Gutes thun? Es ſteht zu Protocoll.

Wenn genaue Ordnung, Methode und wahre Sparſamkeit als Familienhaupt: wenn Glanz und gehörige Pracht ohne tolle Verſchwendung und gedankenloſe Ausſchweifung den Charakter eines geizigen Mannes begründen, ſo iſt der Herzog ſchuldig. Aber wir wollen einen Augenblick zugeben, daß ein Geſandter das Geld zu ſehr liebt; welchen Beweis geben Sie, daß er welches angenommen um ſein Vaterland zu verrathen? Iſt es in dieſer ſchwarzen Geſchichte das Hörenſagen, oder ſind es beweiſende Briefe, oder iſt es ein Augenzeuge, oder der Beweis von allen dieſen zuſammen? Bringen Sie Ihre Autoritäten vor das Publicum. Es iſt eine unverſchämte Art von Zauberei uns mit dem Rauche blenden zu wollen, ohne uns zu überzeugen, daß das Feuer exiſtirt hat. Zuerſt brandmarken Sie ihn mit einem Laſter, von dem er frei iſt, um ihn dann verhaßt und verdächtig zu machen. Verdacht iſt die ſchmutzige Waffe, womit Sie niederſtoßen. Aber ſoll einer der erſten Unterthanen des Reichs in ſeinem Rufe ruinirt werden; ſoll ſelbſt ſein Leben durch einen Angriff, der auf ſolchen Sand gebaut iſt in beſtändiger Gefahr ſchweben? Muß ſein Haus von geſetzloſen Mördern belagert, ſeine Reiſen verhindert und ſelbſt das Aſyl eines Altars unſicher werden durch ſo niedrige und falſche Behauptungen? So mächtig der Herzog iſt, man kann ihn vor Gericht ſtellen: und er kann, wenn er ſchuldig iſt, beſtraft werden. Das Parlament iſt das hohe und feierliche Tribunal für Gegenſtände von ſolcher Bedeutung. Ihm mögen ſie unterworfen werden. Aber ich hoffe, daß man von den falſchen Anklägern, beſonders von ſolchen, Junius, die mit Willen falſch ſind, Notiz nehmen und ihnen einige Strafe zutheilen wird.

In Allem, was wahr iſt, will ich ſelbſt mit Junius übereinſtimmen; will ihm beiſtimmen, daß es höchlich ungeziemend für die Pairswürde iſt, durch Wahlflecken Einfluß zu üben. Ariſtocratie iſt eben ſo verderblich als Democratie. Unſere Verfaſſung läßt beide nicht zu. Sie will einen König, Lords und Gemeine, wirklich gewählt durch die unbeſtochenen Stimmen eines freien Volkes. Aber wenn die Corruption nur die Hände wechſelt, wenn der reiche Bürger ſtatt des mächtigen Pairs die Beſtechung ausübt, iſt der Staat beſſer daran bei dieſem Tauſch? Iſt die wirkliche Emancipation des Wahlfleckens erreicht, weil ein neues Pergamentſiegel das alte verdrängen konnte? Um die Wahrheit zu ſagen, ſolches Treiben, wo es immer herrſchen mag, iſt eben ſo verbrecheriſch als deſtructiv gegen unſere Freiheit.

Der übrige Theil Ihrer Declamation verdiente kaum Beachtung, wäre es nicht wegen der Eleganz der Sprache. Wie Hamlet in der Komödie, zeigen Sie zwei Gemälde, Sie ſagen uns, das Eine gleiche dem Herzog von Bedford nicht; dann bringen Sie uns eine möglichſt ſcheußliche Caricatur und verſichern uns die Aehnlichkeit; aber multum abludit imago.

Ihr ganzer langer widerwärtiger Bericht von den Miniſterſtreitigkeiten und den Cabinetsintriguen laſſen ſich auf wenige kurze Zeilen zurückführen; und um Sie zu überzeugen, Sir, daß ich keinem Miniſter, weder einem geweſenen, noch einem gegenwärtigen ſchmeicheln will, ich denke ſo: ſie ſcheinen mir wie Liebende oder wie Kinder gehandelt zu haben; ſie*) ſcheinen geſchmollt, gezankt, geſchrieen, ſich geküßt und ſich wieder verſöhnt zu haben, wie die Gegenſtände ihrer Wünſche, das miniſterielle Spielzeug ihnen in die Hände gegeben wurde. Aber ſolche Vorgänge ſchicken ſich nicht für den Ernſt und die Würde einer großen Nation. Wir brauchen keine Männer von großen Fähigkeiten; aber wir brauchen Feſtigkeit und brauchen Eintracht; Ihre Briefe, Junius, werden dazu nicht beitragen. Sie mögen eines Tages umkommen durch eine Flamme, die Sie ſelbſt entzündet. Aber es iſt meine beſcheidene Meinung, daß Milde und Mäßigung, Verzeihung und Vergeſſenheit die Anſtrengungen aller Aufrührer im Lande vereiteln und ihre weitverbreiteten Flammen auslöſchen werden.

---

*) Sir William giebt uns eine ergötzliche Schilderung von Männern, wie ſie, nach ſeiner Meinung wenigſtens, ſich am beſten eigneten ein Reich zu regieren.

Mit dieſer Geſinnung habe ich gelebt, mit ihr will ich ſterben.

William Draper.

---

27. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 13. Oct. 1769.

Sir,

Wenn Sir William Drapers Bett ein Marterbett iſt, ſo hat er es ſich ſelbſt bereitet. Ich werde ſeine Ruhe nie unterbrechen. Da er den Gegenſtand gewechſelt hat, ſo enthält ſein letzter Brief Stellen, die einer Erwiderung nicht unwerth ſind. Ich werde ſeinen Privatcharakter und ſein Betragen bei Seite laſſen, und ihn lediglich in ſeiner Eigenſchaft als Schriftſteller betrachten, deſſen Arbeiten ſicherlich eine Zeitung nicht discreditiren.

Wir ſagen in der Umgangsſprache, ein Mann könne ſein eigner Feind ſein; und die häufige Erfahrung der Sache macht den Ausdruck verſtändlich. Aber daß ein Mann der bitterſte Feind ſeiner Freunde ſein ſollte, enthält einen Widerſpruch ganz eigner Art. Es liegt darin etwas, das ohne eine Ideenverwirrung nicht begriffen, ohne einen Sprachfehler nicht ausgedrückt werden kann. Sir William Draper iſt noch der verderbliche Freund, als den ihn Lord Granby kennen lernte. Jedoch wollte ich ſeinem Edelmuth gern Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn es nicht wirklich etwas mehr als edel wäre, der freiwillige Anwalt von Männern zu werden, die ſich ſelbſt durch ſeinen Beiſtand für beleidigt halten, und in der Sache, deren er ſich annimmt, nichts zu erwägen, als die Schwierigkeit ihrer Vertheidigung. Bei alledem hielt ich ihn für beſſer beleſen in der Geſchichte des menſchlichen Herzens, als daß er die Qualen des Körpers mit denen des Geiſtes vergleichen oder verwechſeln könnte. Er hätte wiſſen ſollen, obgleich es vielleicht nicht ſein Intereſſe ſein mochte, es zu geſtehn, daß keine äußere Tyrannei den Geiſt erreichen kann. Wenn das Gewiſſen den Tyrannen ſpielt, ſo würde es höchlich zum Wohle der Welt gereichen, daß es viel willkürlicher wäre und viel weniger zu beſänftigen, als manche Leute es finden.

Aber es ſcheint, ich habe die Gefühle eines Vaterherzens beleidigt. Bin ich wirklich ſo unverſtändig? Denkt Sir William Draper, ich würde meine Geltung bei einer edeln Nation durch eine ſo grobe Verletzung der Geſetze der Humanität aufs Spiel geſetzt haben? Denkt er, ich wäre ſo wenig mit dem erſten und edelſten Charakterzug der Engländer bekannt? Oder wie will er eine ſolche Dummheit mit einem Verſtande vereinigen, der ſo voller Pfiffe iſt, wie der meinige. Wäre er ein Vater geweſen, er würde ſich nur wenig an der Strenge des Vorwurfs geſtoßen haben, denn ſein Gemüth würde von ſeiner Gerechtigkeit erfüllt worden ſein. Er würde geſehen haben, daß ich nicht die Gefühle eines Vaters angriff, ſondern den Vater, der kein Gefühl hatte. Er würde dem Beweiſe ſeines eignen Vaterherzens geglaubt und kühn die Möglichkeit der Thatſache geleugnet haben, ſtatt ſie zu vertheidigen. Gegen wen wird alſo ſeine edle Entrüſtung gerichtet ſein, wenn ich ihm verſichere, daß dieſe ganze Stadt des Herzogs von Bedford Betragen bei dem Tode ſeines Sohnes mit Abſcheu und Erſtaunen anſah? Sir William Draper thut ſich ſelbſt nur wenig Ehre damit an, daß er ſich zu der öffentlichen Meinung des Landes in Gegenſatz bringt. Das Volk irrt ſich ſelten in ſeiner Meinung, in ſeinem Gefühle niemals. Vielleicht liegt in einem eignen Wege des Denkens ein Gefühl der Eitelkeit; aber wenn jemand einen Mangel der Gefühle bekennt, welche der Menge zur Ehre gereichen, ſo wagt er etwas unendlich Wichtigeres als die Ehre ſeines Verſtandes. Endlich, wäre Sir William wirklich im Ernſt um den Herzog von Bedford beſorgt, ſo würde es mich freuen, ihn von dieſer Beſorgniß zu befreien. Er kann verſichert ſein, dieſer würdige Edelmann lacht mit derſelben Gleichgültigkeit über meine Vorwürfe und über Sir Williams Betrübniß um ihn. Aber hier ſei die Grenze dieſer Gleichgültigkeit. Selbſt der Herzog von Bedford, ſo gefühllos er auch iſt, wird die Ruhe ſeines Lebens zu Rathe ziehn und mich aus der Mäßigung meiner Stimmung nicht aufreizen. Sollte ich von der tiefſten Verachtung mich jemals zum Zorn erheben, ſo würde er bald finden, daß Alles, was ich bis jetzt über ihn geſagt habe, Sanftmuth und Mitleid war.

Sir William Draper hatte ein langes Sündenregiſter vor ſich. Er hat ſich darauf beſchränkt, nur zwei Vorwürfe zu widerlegen. Den Reſt hat er keine Zeit zu erörtern; und, es iſt wahr, es würde ein mühſeliges Unternehmen geweſen ſein. Eine Vertheidigung einer ſolchen Reihe anſtößiger Handlungen würde ein eben ſo langes Leben erfordert haben, als dasjenige, welches gleichförmig auf ihre Ausübung verwendet wurde. Die öffentliche Meinung von des Herzogs von Bedford äußerſter Sparſamkeit iſt, ſo ſcheint es, ohne alle Begründung. Obgleich auswärts nicht ſehr verſchwenderiſch, iſt er in ſeiner eigenen Familie wenigſtens ordentlich und ſplendid. Er bezahlt ſeine Schulden, weiſet einen Bettler ab, und verſorgt leidlich ſeinen Sohn. Seine Mildthätigkeit hat nach dem Sprichwort zugenommen und geendet, wo ſie begann. Geben wir die ganze Kraft dieſes vereinzelten Beweiſes ſeiner häuslichen Liberalität zu (eine erſtaunliche, das iſt wahr, wenn wir ſein beträchtliches Vermögen und das geringe Verdienſt ſeines einzigen Sohnes bedenken!) — das Publicum iſt vielleicht immer noch nicht befriedigt und verlangt andere weniger zweifelhafte Beweiſe ſeiner Freigebigkeit. Sir William Draper hätte kühn auf das Einzelne eingehn ſollen, auf gehobene Noth, ermunterte Kunſt, beſchützte Wiſſenſchaft, unterſtützte Gelehrte und belohnte Werke des Genies. Kurz, hätte es außer Mr. Rigby*) ein einziges Beiſpiel von erröthendem Verdienſt gegeben, welches durch den Herzog von Bedford zum Nutzen des Publicums gefördert worden wäre, es hätte nicht übergangen werden ſollen.

Ich wünſchte, es wäre möglich, meine Folgerung mit derſelben Sicherheit aufzuſtellen, worauf, wie ich glaube, das Princip gegründet iſt. Indeſſen war mein Schluß nicht aus dem Princip allein gezogen. Ich bin nicht ſo ungerecht, von einem Verbrechen auf ein anderes zu ſchließen, obgleich ich denke, von allen Laſtern ſei der Geiz am geeignetſten das Herz zu beflecken und zu verderben. Ich hielt den bekannten Charakter des Mannes mit den ausſchweifenden Zugeſtändniſſen des Botſchafters zuſammen; und obgleich ich nicht zweifle, daß man hinlänglich dafür geſorgt hat, kein Document einer verrätheriſchen Unterhandlung übrig zu laſſen, ſo behaupte ich doch noch, das Betragen*) dieſes Miniſters führt eine innere überführende Beweiskraft gegen ihn mit ſich. Sir William Draper ſcheint den Werth oder die Kraft eines ſolchen Beweiſes nicht zu kennen. Er wird es uns nicht erlauben über die Motive der Männer nach der offenbaren Tendenz ihrer Thaten oder nach dem bekannten Charakter ihrer Meinungen zu urtheilen. Er ruft nach Documenten und Zeugniſſen mit ſo triumphirender Sicherheit, als wenn nichts wahr ſein könnte, als was vor Gericht bewieſen werden kann. Und doch hätte ein frommer Mann ſich erinnern ſollen, aus welchen Gründen gewiſſe Wahrheiten welche das Menſchengeſchlecht ſehr intereſſiren, angenommen und feſtgeſtellt worden ſind. Wäre es nicht die innere Beweiskraft, welche die reinſte aller Religionen mit ſich führt, was würde aus ſeinen einſt ſo ſchön citirten zehn Geboten und aus der Sanftmuth ſeines Chriſtenthums geworden ſein!

---

*) Von dieſem Gentleman nimmt man an, daß er dieſelbe Idee vom Erröthen habe, welche ein Blindgeborner vom Scharlach oder vom Himmelblau hat.

Die edle Wärme ſeines Zorns läßt ihn die Folge der Begebenheiten verwirren. Er vergißt, daß die Beſchimpfungen und Unannehmlichkeiten, welche der Herzog von Bedford erduldet, und Sir William mit ſo manchem ſeinen Zuge eines wahren Gefühls beklagt hat, in meinem Briefe an Se. Gnaden nur aufgezeichnet, nicht durch ihn veranlaßt ſind. Es war eine einfache, wahre Erzählung von Thatſachen, obgleich ſie vielleicht etwas Prophetiſches mit ſich führt. Se. Gnaden hat ohne Zweifel allerlei bedeutungsvolle Winke bekommen; und ich denke unter gewiſſen Umſtänden würde ein weiſer Mann wohlthun, ſich auf den Ausgang vorzubereiten.

---

*) Wenn Sir W. D. ſich die Mühe nehmen will in Torcy's Memoiren zu blicken, ſo wird er ſehn, mit wie wenig Umſtänden einem Herzog eine Beſtechung angeboten werden kann, und mit wie wenig Umſtänden ſie nur nicht angenommen wurde.

Aber ich habe einen Vorwurf von erheblicherer Natur gegen Sir William Draper. Er ſagt uns, der Herzog von Bedford könne vor Gericht gezogen werden — das Parlament ſei ein hohes und feierliches Tribunal, und wäre er ſchuldig, ſo könnte er im gehörigen Lauf des Geſetzes beſtraft werden und alles dies ſagt er mit ſo vielem Ernſt, als ob er ein Wort davon glaubte. Ich hoffe allerdings der Tag des Gerichts ſoll kommen ehe dieſer Edle aus dem Leben entwiſcht; — aber uns jetzt, bei einem ſolchen Miniſterium und bei einem Unterhauſe, wie das gegenwärtige, auf dieſe Art von Precedur zu verweiſen, was iſt es anders, als ein ſchamloſer Hohn gegen den geſunden Sinn der Nation? Ich dächte, er hätte ſich damit begnügen können, den größten Feind ſeines Vaterlandes zu vertheidigen, er brauchte nicht noch unſer öffentliches Unglück zu verhöhnen.

Sein ſchließliches Glaubensbekenntniß in der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten iſt zu abgeriſſen und unbeſtimmt, um dem Publikum irgend etwas nützen zu können. Wie befremdend, daß dieſer Gentleman ſo viel Zeit und Räſonnement auf die Vertheidigung eines werthloſen, gleichgültigen Charakters verwendet, während er dem einzigen Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit verdienen, oder ſein Talent in Ruf bringen könnte, nur ſieben einſame Zeilen widmet!

Junius.

---

28. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 20. Oct. 1769.

Sir,

Von ganzen Herzen gebe ich dem Geiſte, in welchem eine Lady ihrem Wohlthäter die Schuld der Dankbarkeit gezahlt hat, meinen Beifall. Obgleich ich glaube, ſie hat den Streitpunkt verfehlt, ſo zeigt ſie doch einen edlen Sinn, der ſie achtungswerth macht. Die Frage drehte ſich um die perſönliche Liberalität oder den Geiz eines Mannes, deſſen Privatvermögen unermeßlich iſt. Ich ſprach nicht von einem Lordlieutenant von Irland, ſondern von einem reichen engliſchen Herzog, dem ſein Reichthum die Mittel giebt ſoviel Gutes in ſeinem Vaterlande zu thun, als er von ſeiner Macht in einem andern Lande zieht. Ich bin weit entfernt davon, das Verdienſt dieſer einzelnen Handlung zu verkleinern; — vielleicht iſt ſie dadurch, daß ſie allein ſteht, deſto ſichtbarer. Alles was ich ſagen will iſt, daß ſie in dem gegenwärtigen Streite nichts beweiſt.

Junius.

29. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 19. Oct. 1769.

Sir,

Ich bin verſichert, daß Junius ſich nie zu einem Streit mit ſo einem Schriftſteller, wie Modeſtus (deſſen Brief in der Montagszeitung erſchien) herablaſſen wird, vornehmlich, da es meiſt ein Streit um Worte ſein würde. Abgeſehn von der Theilnahme des Publikums, ſo ſieht man nicht, daß Junius ſich ſelbſt eine größere Kunſt zu ſchreiben beilegt, und ich hoffe, jedenfalls wird ſeine Zeit nützlicher angewendet werden, als in den kleinlichen Feinheiten der Wortkritik. Modeſtus jedoch ſoll nicht Urſach haben in dem Schweigen und der Mäßigung von Junius einen Triumph zu feiern. Hätte er ſo viel von der Eigenthümlichkeit der Sprache gewußt, als er vermuthlich von den fraglichen Facten weiß, ſo würde er eben ſo vorſichtig geweſen ſein in ſeinem Angriff auf Junius' Schreibart, als er es mit dem Eingehen auf den Gegenſtand derſelben zu ſein ſcheint; und doch iſt am Ende der letztere das einzig Wichtige für das Publikum.

Ich wundere mich nicht über die ununterbrochene Animoſität, womit der Herzog von Bedford und ſeine Anhänger immer auf gleiche Weiſe von einer Nation ſprechen, welche zu ſehr beleidigt worden iſt, — wir wiſſen es, — um leicht zu verzeihen. Aber warum ſoll Junius ein Ire ſein? — „die Abſurdität ſeiner Schriften verräth ihn." — Wir wollen alle Betrachtung der Beſchimpfung, die durch Modeſtus dem erklärten Urtheil des Volkes angethan wird, bei Seite ſetzen (es mag dies noch zu dem andern ertragen), und die verſchiedenen Beiſpiele verfolgen, um zu unterſuchen, ob der Vorwurf gut begründet iſt.

Alſo 1. Einen Mann dem Genuß einer ſolchen Ruhe zu überlaſſen, als er auf einem Marterbette finden kann, iſt allerdings hart; vielleicht zu hart, wenn es auf ſolch' einen Faſeler wie Sir William Draper angewendet wird; aber es iſt nichts Abſurdes, weder in dem Gedanken noch im Ausdruck. Modeſtus verſteht nicht zwiſchen einer Ironie und einem Widerſpruch zu unterſcheiden.

2. Ich behaupte mit Junius, nur die wiederholte Thatſache kann uns begreiflich machen, wie Jemand ſein eigner Feind ſein könne. Wir würden nie zu dem verwickelten Gedanken gelangen, welchen dieſe Worte mit ſich führen, wenn wir nur ein oder zwei Beiſpiele geſehen hätten, wie ein Mann zu ſeinem eigenen Schaden handelt. Geben Sie den Satz einem Kinde oder einem Manne, der es nicht gewohnt iſt, Gedanken zu verbinden, und Sie werden bald ſehen, wie wenig beide Sie verſtehen. Es iſt kein einfacher Gedanke, der aus einer einfachen Thatſache, ſondern ein ſehr verwickelter der aus mancherlei wohlbeobachteten und genau verglichenen Thatſachen entſpringt.

3. Modeſtus kann nicht ohne große Verſtellung den Gedanken von Junius mißverſtehen, wenn dieſer von einem Manne ſpricht, welcher der bitterſte Feind ſeiner Freunde iſt. Er konnte nicht verkennen, daß Junius nicht von einer falſchen oder hohlen Freundſchaft, ſondern von einer wirklichen Abſicht einen Dienſt zu leiſten ſprach, und daß dieſe Abſicht die ſchlimmſte Wirkung der Feindſchaft hervorbrachte. Ob dieſe Beſchreibung genau auf Sir William Draper anzuwenden ſei, iſt

eine andere Frage. Junius ſagt nicht, daß es ein größerer Fehler ſei, der Feind ſeiner Freunde als ſein eigner zu ſein, obgleich er dies mit Wahrheit hätte behaupten können. Unter einem ſittlichen Geſichtspunkt darf man ſich gewiß größere Freiheiten mit ſich als mit einem Andern erlauben. Uns ſelbſt aufzugeben, iſt eine Schwäche, der wir nachgeben mögen, wenn wir es für angemeſſen halten, denn wir thun es auf unſere eigene Gefahr und Koſten; aber unter dem Vorwande der Freundſchaft mit dem Rufe eines Andern zu ſpielen oder ſeine Ehre zu opfern, iſt etwas Schlimmeres als Schwäche, und wenn wir es wegen der thörichten Abſicht keine Schlechtigkeit nennen, ſo müſſen wir wenigſtens zugeſtehn, daß es von einer eingebildeten, unruhigen, unverſchämten Einmiſchung herrührt. Junius ſagt ganz richtig daß es außergewöhnlich iſt, und einen größern Widerſpruch in ſich ſchließt, als das andere; und iſt es nicht eine im Leben angenommene Maxime, daß wir im Ganzen weiſere Beſchlüſſe für Andere als für uns ſelbſt zu faſſen wiſſen? Der Grund davon liegt ſo deutlich im Begriffe, daß dieſe Maxime ſchwerlich einer Beſtätigung durch die Erfahrung bedarf. Sir William Draper, das gebe ich zu, iſt eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, aber freilich nicht ſehr zu ſeinem Vortheil.

4. Wenn dieſer Gentleman auf ſeine Ethik zurückgehen will, ſo wird er vielleicht die Wahrheit von dem, was Junius ſagt, „daß keine äußere Tyrannei den Geiſt erreichen kann“, entdecken. Die Qualen des Körpers mögen in Bildern und Verzierungen die des Geiſtes ausdrücken, aber genau genommen iſt keine Aehnlichkeit zwiſchen ihnen. Sie ſind gänzlich verſchie-

den, ſowohl in ihrem Urſprung als in ihrer Wirkung. Der Unglückliche, welcher auf der Folter leidet, iſt völlig paſſiv; wenn aber der Geiſt gequält wird, ſo geſchieht dies nicht auf Befehl einer äußeren Gewalt. Es iſt das Gefühl der Schuld, welches die Strafe hervorbringt und die Qual entſtehen läßt, womit das ſchuldige Gemüth auf ſich ſelber wirkt.

5. Er mißverſteht was Junius über das Gewiſſen ſagt, und macht den Ausdruck lächerlich, indem er ihn zu dem ſeinigen macht.

Soviel über den Stil. Jetzt über die Thatſache. Junius, ſcheint es, hat den Herzog von Bedford nicht verſtanden. Se. Gnaden hat alle Gefühle, die ein Vater haben muß, obgleich er dafür ſorgte, ihre Erſcheinung zu unterdrücken. Dennoch war es eine Gelegenheit, wo er, man ſollte es denken, ſich ſeiner Trauer nicht hätte zu ſchämen brauchen, wo weniger Tapferkeit ihm mehr Ehre gemacht haben würde. Es iſt wahr, ich kann mir ein Motiv des Wohlwollens dafür denken wenn er in ſeiner eigenen Familie beharrlich die Miene der Ruhe annahm, und ich wünſchte, ich könnte in ſeinem übrigen Charakter irgend etwas entdecken, um es zu rechtfertigen, daß ich ſeinem Betragen dieſes Motiv zuſchreibe. Aber giebt es hier keine Mittelſtraße? War es nöthig, öffentlich zu erſcheinen, im Indienhauſe abzuſtimmen, und einen öffentlichen Anſtoß zu geben, da es ſich doch nur um eine ſcheinbare Unempfindlichkeit handelte? Ich weiß, wir ſtehen auf einem zarten Grunde, und ich bin überzeugt, Junius wünſcht die Frage nicht weiter zu verfolgen. Mögen die Freunde des Herzogs von Bedford das beſcheidene Schweigen beobachten, welches ſich für ihre Lage ſchickt. Sie ſollten ſich erinnern, daß noch einige Thatſachen im Rückſtande ſind, bei welchen die menſchliche Natur ſchaudern würde. Ich werde von denen verſtanden werden, die es angeht, wenn ich ſage, daß dieſe Thatſachen weiter reichen, als bis zu dem Herzoge.*)

Anzunehmen, daß Jemand gänzlich gleichgültig gegen einen Theil eines Vorwurfs ſein könne und doch von einem andern ſehr ſchwer verletzt werde, iſt kein Widerſpruch; eben ſo wenig, daß er wünſchen kann gerächt zu werden, obgleich er keine Gewiſſensbiſſe fühlt. Die Anklage der Fühlloſigkeit führt einen Vorwurf aber keine Gefahr mit ſich. — Junius hatte geſagt, es ſind andere da, von denen Sie Sich umbringen laſſen können. Modeſtus, der ſeinen Mann kennt, will die Andeutung nicht getrennt wiſſen, ſondern bezieht Alles auf den Herzog von Bedford.

Ohne zu beſtimmen, auf welchen Beweis Junius ſich verurtheilen laſſen würde, will ich verſuchen, im

---

*) Innerhalb vierzehn Tagen nach dem Tode Lord Taviſtock's hielt die „ehrwürdige Gertrude" einen Rout in Bedford-Houſe. Der gute Herzog, welcher nur 60,000 Pfd. des Jahres einnimmt, ließ von den Kleidungsſtücken ſeines Sohnes bis zu den Pantoffeln herunter ein Inventarium aufnehmen, verkaufte Alles und ſteckte das Geld in ſeine Taſche. Die liebenswürdige Marquiſe, verletzt durch einen ſo brutalen und fühlloſen Geiz gab den Dienern des Marquis den Werth ſeiner Kleider aus ihrer Börſe. Dieſe edle Dame überlebte ihren Gemal nicht lange. Als ſie ſtarb behandelte die Herzogin von Bedford ſie eben ſo, wie der Herzog ſeinen einzigen Sohn behandelt hatte, ließ alle Kleider und Schmuckſachen verkaufen und ſteckte das Geld ein. Dies ſind die Unheuer, zu deren Vertheidigung Sir William Draper hervortritt. Möge Gott mich bewahren etwas zu thun, das einer ſolchen Vertheidigung bedarf, oder eine ſolche Freundſchaft verdient!

Gegenſatz zu Modeſtus oder zu Mr. Rigby (der gewiß nicht Modeſtus iſt) oder irgend einem andern aus der Rotte von Bloomsbury zu behaupten, daß der Beweis gegen den Herzog von Bedford ſo ſtreng iſt, als ein Wahrſcheinlichkeitsbeweis nur ſein kann. Er beruht auf einer Combination von Thatſachen und Raiſonnements, welche keiner Beſtätigung durch die Anecdote von dem Herzog von Marlborough bedarf. Dieſe Anecdote wurde nur angeführt, um zu zeigen, wie bereit ein großer Mann ſein könne eine große Beſtechung anzunehmen, und wenn Modeſtus das Original leſen könnte, würde er ſehen, daß der Ausdruck „nur nicht angenommen" wahrſcheinlich der einzige war, welcher für den Fall genau paßte. Die angebotene Beſtechung wurde von dem Herzog von Marlborough nicht ausgeſchlagen.

Ich kann nicht ſchließen, ohne die Gelehrſamkeit des ehrenwerthen Gentlemans zu berückſichtigen und zu wünſchen, er hätte uns etwas mehr davon gegeben. Als er ſich zufällig ſo nahe daran ſah, die Wahrheit zu ſagen, war es ſehr unpaſſend von ihm, das non potuisse refelli auszulaſſen. Wie die Sache ſteht, ſo kann das pudet haec opprobria gleichmäßig zwiſchen Mr. Rigby und dem Herzog von Bedford getheilt werden. Ich nehme es für ausgemacht an, Mr. Rigby wird ſein natürliches Recht auf die Beſcheidenheit bei der Theilung in Anſpruch nehmen, und Sr. Gnaden die Schande allein überlaſſen.

Philo Junius.

30. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 17. October 1769.

Sir,

Es iſt nicht zu verwundern, daß die große Streitſache, in welche dieſes Land verwickelt iſt, die ganze Aufmerkſamkeit des Volkes aufgeregt und geſteigert hat. Ich bewundere eher den edlen Sinn, womit das Volk ſeine Sache bei dieſer wichtigen Frage führt und vertheidigt, als ich es über ſeine Gleichgültigkeit in irgend einer andern tadle. Wenn die Verfaſſung offen verletzt, wenn das erſte urſprüngliche Recht des Volkes, von welchem alle Geſetze ihre Autorität ableiten, geradezu angegriffen wird, verlieren natürlich untergeordnete Uebelthaten ihre Kraft und können ohne Strafe oder Aufmerkſamkeit durchſchlüpfen. Das gegenwärtige Miniſterium iſt ebenſo ausgezeichnet durch ſein Glück, als durch ſeine Verbrechen. Anſtatt uns durch weiſe oder populaire Maaßregeln mit ſeinem frühern Betragen zu verſöhnen, hat es in der Abſcheulichkeit Einer Thatſache eine Deckung und Vertheidigung für eine Reihe von Maaßregeln gefunden, welche jedem andern Miniſterium hätten verderblich werden müſſen. Ich fürchte wir ſind zu träge in der Beobachtung ſeines ganzen Verfahrens. Durch die Hauptfigur eingenommen, beachten wir nicht genug in welcher Weiſe das Segel ſich füllt. Und doch iſt es gewiß kein geringeres Verbrechen und auch nicht weniger verderblich in ſeinen Folgen, einen offenbaren Bruch des Geſetzes durch militäriſche Gewalt zu ermuthigen, als die Formen des Parlaments zur Zerſtörung der Verfaſſung zu benutzen.

Das Miniſterium ſcheint entſchloſſen zu ſein uns eine Auswahl von Schwierigkeiten zu bieten, und, wenn es möglich iſt, uns mit der Menge ſeiner Sünden zu verwirren. Dieſer Ausweg iſt des Herzogs von Grafton würdig. Aber, obgleich er eine Steigerung und eine Abwechſelung in ſeinen Maßregeln beobachtet hat, müſſen wir uns erinnern, daß das Princip daſſelbe iſt. Alle ſind von demſelben Geiſte eingegeben, und verdienen dieſelbe Aufmerkſamkeit. Folgende Thatſache, obgleich ſie von der beunruhigendſten Natur iſt, wurde bis jetzt dem Publikum noch nicht dargelegt, und die Folgen derſelben ſind nicht hinlänglich verſtanden worden. Hätte ich ſie zu einer frühern Zeit aufgenommen, ſo würde ich einer unredlichen und und boshaften Ueberſtürzung angeklagt worden ſein, als ob ich auf einen unredlichen Vortheil gegen das Miniſterium lauerte und ihm zur Erfüllung ſeiner Pflicht nicht die gehörige Zeit laſſen wollte. Jetzt kann es ſich nicht mehr entſchuldigen. Anſtatt die Muße, welche es hatte zu einer ſorgfältigen Unterſuchung der Schuld und zu einer Beſtrafung der Schuldigen anzuwenden, ſcheint es dieſe Nachſicht als eine Sicherheit für ſich betrachtet zu haben, um mit etwas Zeit und Geſchicklichkeit die ganze Sache in Stillſchweigen zu begraben und gänzlich vergeſſen zu machen.

Ein Generalmajor der Armee (Ganſel) wird durch die Beamten des Sheriffs wegen einer bedeutenden Schuld arretirt. Er überredet ſie ihn nach dem Tiltyard in St. James' Park zu führen, unter dem Vorwande eines Geſchäfts, deſſen Beſorgung vor ſeiner Haft für ihn ſehr wichtig wäre. Er wendet ſich an einen Sergeanten, der nicht unmittelbar im Dienſte iſt, daß er ihm mit einigen ſeiner Kameraden beiſtehen und ſeine Flucht begünſtigen möge. Er verſucht ſie. Es entſteht ein Auflauf. Die Gerichtsdiener nehmen ihren Gefangenen in Anſpruch.

Ein Officier von der Garde (Lieutenant Dodd) der nicht im Dienſt iſt, ergreift Partei in der Sache, wendet ſich an den commandirenden Lieutenant auf der Tilt-yard-Wache (Lieutenant Garth) und drängt ihn ſeine Wache herauszuführen und einen Stabsofficier zu befreien. Der Lieutenant lehnt die perſönliche Einmiſchung ab, ſtellt ſich aber in einige Entfernung und giebt es zu, daß die Sache geſchieht. Der Officier nimmt es über ſich die Wache heraus zu commandiren. In einem Augenblick ſind ſie unter Waffen, verlaſſen ihre Wache marſchiren, befreien den General und treiben die Diener des Sheriffs fort. Dieſe ſtellen vergeblich ihr Recht an den Gefangenen und die Natur der Haft vor. Die Soldaten führen den General zuerſt in die Wache, dann geleiten ſie ihn mit aufgepflanzten Bajonetten und in aller Form eines militäriſchen Triumphs an einen ſicheren Ort. Ich will mich nicht auf die verſchiedenen Umſtände, welche dieſen Vorfall begleiteten, einlaſſen. Die perſönliche Beleidigung, welche den Dienern des Geſetzes in der Ausübung ihrer Pflicht zugefügt wurde, iſt vielleicht durch eine Privatentſchädigung ausgeglichen worden. Ich betrachte nur die Wunde, welche dem Geſetze ſelbſt geſchlagen iſt, und ihm iſt kein Heilmittel geboten, keine Genugthuung gewährt worden. Auch iſt es nicht meine Abſicht, mich länger bei dem übeln Betragen der Betheiligten aufzuhalten, als nöthig iſt, um das Verfahren des Miniſteriums in ſeinem wahren Lichte zu zeigen. Ich will jedes Zugeſtändniß des Mitleids für die Verblendung des Gefangenen, für die falſche und verbrecheriſche Nachgiebigkeit des einen Officiers, und für die Thorheit des andern machen. Ich will die unwiſſenden Soldaten gänzlich aus dem Spiele laſſen. Sie ſind gewiß am wenigſten ſchuldig, obgleich ſie die Einzigen ſind, die bis jetzt, wenn auch nur eine ſcheinbare Strafe erlitten haben. Die Thatſache ſelbſt, ſo empörend ſie iſt, kommt nicht hauptſächlich in Betracht; ſie hätte auch unter einer geregelteren Regierung und bei Garden, welche beſſer diſciplinirt ſind, als die unſrigen, vorkommen können. Die Hauptfrage iſt, wie hat das Miniſterium bei dieſer außerordentlichen Gelegenheit gehandelt? Ein Stabsofficier fordert die Garde des Königs, die wirklich im Dienſte iſt, auf, ihn vor den Geſetzen ſeines Landes zu retten, und doch iſt er in dieſem Augenblick in einer Lage, als wenn er keine That begangen hätte, die in bürgerlicher und militäriſcher Hinſicht gleich ſtrafbar iſt. Ein Lieutenant im Dienſt verläßt abſichtlich ſeine Wache, und duldet es, daß ſie von einem andern Officier herausgeführt wird, zu einem Zweck, welcher, wie er ſehr wohl weiß, im höchſten Grade ungeſetzlich iſt. Wir können dies aus ſeiner offenbaren Vorſicht ſchließen, wodurch ſein Betragen nur noch verbrecheriſcher wird. Iſt dieſer Gentleman vor ein Kriegsgericht gefordert worden, um ſein Betragen zu verantworten? Nein. Hat er einen Verweis bekommen? Nein. Iſt er in irgend einer Weiſe verhört worden? Nein. Ein anderer Lieutenant, nicht im Dienſt, nicht einmal von demſelben Regiment, iſt ſo kühn, die Garde des Königs, über welche er eigentlich kein Commando hat, herauszucommandiren und verwickelt ſie in eine Verletzung der Geſetze ſeines

Landes, welche vielleicht die außerordentlichſte und ausſchweifendſte iſt, die jemals verſucht wurde. Welche Strafe hat er erlitten? Buchſtäblich keine. Wenn wir annehmen, er wäre nach gemeinem Recht für dieſe Befreiung verfolgt worden, würde dieſer Umſtand, von welchem ſich das Miniſterium kein Verdienſt zuſchreiben kann, es entſchuldigen oder rechtfertigen, daß es einen ſo offenbaren Bruch der militäriſchen Disciplin unbeachtet und unbeſtraft hingehen ließ? Haben die Miniſter die Beleidigung beachtet, welche ihrem Könige widerfahren iſt, wenn ſeine eigne Garde herauscommandirt wird, um mit offener Gewalt die Ausübung der Geſetze aufzuhalten? Was ſollen wir aus einer ſo ſchmählichen Vernachläſſigung ihrer Pflicht ſchließen, als daß ſie andere Abſichten haben, denen nur entſprochen werden kann, wenn ſie ſich die Anhänglichkeit der Garden ſichern? Der Herzog von Grafton würde ſich ſchwerlich ſo ſehr ſcheuen ſie zu verletzen, wenn er nicht zur gehörigen Zeit ihren Beiſtand in Anſpruch zu nehmen dächte.

Ueber die Betheiligten ſelbſt laſſen Sie mich bemerken, daß dieſe Männer weder junge Officiere, noch junge Männer ſind. Hätten ſie zu dem noch nicht flüggen Geſchlecht der Fähnriche gehört, die unſere Straßen unſicher machen, und unſere öffentlichen Plätze entehren, ſo wäre es vielleicht hinreichend geweſen, ſie zu der Disciplin zurückzuſenden, aus der ihre Aeltern, weil ſie leichtſinnig nach der Reiſe ihrer Laſter urtheilten, ſie zu zeitig entließen. In dieſem Falle ſehe ich mit Beſorgniß nicht ſowohl die Thorheit der Jugend, als den Korpsgeiſt und die Nachſicht der Regierung. Ich läugne nicht, daß es manche brave und würdige Officiere in den Regimentern der Garde giebt. Wenn ich ſie aber als Korps betrachte, ſo fürchte ich, wird ſich zeigen, daß ſie weder gute Soldaten, noch gute Staatsbürger ſind. Fern ſei es von mir, auch nur den entfernteſten Tadel gegen die Armee auszuſprechen. Im Gegentheil, ich ehre und achte den Stand, und wenn dieſe Gentlemen beſſere Soldaten wären, ſo wäre ich ſicher, würden ſie beſſre Staatsbürger ſein. Es iſt nicht daß ein innerer Schaden oder Mangel in dem Stande ſelber, ſo wie er in unſerm Lande organiſirt iſt, wäre, aber es iſt der Geiſt dieſes Korps, ſeinen Stand zu verachten; und weil ſie eitler Weiſe ſich die Leitung der Armee zuſchreiben, ſo machen ſie daraus einen Gegenſtand unverſchämter Vergleichung und eines Triumphs über die bravſten Truppen in der Welt (ich meine unſere Linien-Regimenter) daß ſie in der That auf einer höhern Stufe ſtünden, und das Vorrecht hätten, die mühſamen Formen militäriſcher Disciplin und Pflicht zu vernachläſſigen. Ohne mich länger bei einem ſo gehäſſigen Gegenſtande aufzuhalten, will ich es den Militärs, die einen activeren Dienſt, als die Parade geſehen haben, überlaſſen zu entſcheiden, ob ich die Wahrheit ſage oder nicht.

Wie fern dieſer verderbliche Geiſt durch die Regierung aufgemuntert und zu welchen verderblichen Zwecken er in Zukunft verwendet werden mag, dies verdient ſehr wohl unſere ernſthafte Aufmerkſamkeit. Es iſt wahr, als dieſer Vorfall eintrat, ging ein erkünſtelter Allarm durch das Miniſterium. Etwas muß geſchehn, um den Schein zu wahren. Der Fall war zu verletzend, um ohne alle Beachtung hinzugehen. Aber wie haben ſie gehandelt? Statt den Befehl zu geben, daß die betrefſenden Officiere (die genau genommen allein ſchuldig ſind) in Arreſt geſetzt und ins Verhör gebracht werden ſollten, haben ſie vollkommen ihre Pflicht zu thun gemeint, wenn ſie einen Sergeanten und vier gemeine Soldaten einſperrten, bis ſie von der Civilgewalt gefordert werden würden. Und während ſo die Officiere, welche die Sache befahlen oder geſchehen ließen ohne Rüge davon kamen, waren die armen Leute, die ihren Befehlen gehorchten, und die unter militäriſchem Geſichtspunkt in keiner Weiſe für das verantwortlich waren, was ſie thaten und aus dieſem Grunde von den Civilbehörden auch freigeſprochen wurden, die einzigen, welche das Miniſterium einer Strafe ausſetzen zu müſſen glaubte. Sie unternahmen es nicht, auch nur dieſe vor ein Kriegsgericht zu bringen, weil ſie fürchteten ihre Beweiſe würde: einigen Perſonen gefährlich werden, welche ſie durchaus beſchützen wollten. Sonſt bin ich überzeugt, würde das Leben dieſer unglücklichen Soldaten, die keine Freunde haben, längſt ohne Bedenken der Sicherheit ihrer ſchuldigen Officiere geopfert worden ſein.

Ich bin angeklagt worden, unaufhörlich die Leidenſchaften des Volks entflammt zu haben. Jetzt will ich mich an ſeinen Verſtand wenden. Wenn irgend ein Werkzeug der Regierung vermeſſen genug iſt dieſe Thatſachen zu läugnen, oder ſchamlos genug, das Betragen des Miniſteriums zu vertheidigen, ſo trete er hervor! Es iſt mir gleichgültig, unter welchem Namen er auftritt. Er wird mich bereit finden, die Wahrheit meiner Erzählung ſowie die Gerechtigkeit meiner Bemerkungen darüber, auf die Gefahr meines ganzen Anſehens beim Publikum zu behaupten.

Selbſt unter den willkürlichſten Regierungen läßt man der gewöhnlichen Verwaltung der Gerechtigkeit ihren Lauf. Der Unterthan ſolcher Regierungen iſt zwar ſeines Antheils an der Geſetzgebung beraubt, wird aber doch durch die Geſetze beſchützt. Die politiſche Freiheit der engliſchen Verfaſſung war einſtmals der Stolz und die Ehre des Britten. Die bürgerliche Gleichheit des Rechts beſchützte das Eigenthum und vertheidigte die Sicherheit der Perſon. Sind dieſe glorreichen Vorrechte angeborene Rechte des Volks, oder ſind wir blos Miethsleute, die in der Hand des Miniſteriums ſtehen? Aber das weiß ich, es lebt ein Geiſt des Widerſtandes in den Herzen meiner Landsleute, ſie ſchätzen das Leben nicht nach ſeiner Bequemlichkeit, ſondern nach der Unabhängigkeit und Würde ihrer Stellung; und ich könnte mich jetzt blos an ihren Verſtand wenden. Ich brauchte ihnen nur vorzuſchlagen, aus ihren Herzen alle Erinnerung an das was wir waren zu verbannen, ich könnte ihnen ſagen, dies wäre keine Zeit uns zu erinnern, daß wir Britten ſind und es als meinen letzten Rath ausſprechen, ſobald als möglich mit dem Miniſterium die Uebereinkunft zu treffen: ſeitdem es ihm gefallen hätte, uns unſerer politiſchen Rechte zu berauben, welche einſtmals, als Ehre noch Glück war, die Einwohner dieſes Landes auszeichneten, möge es uns wenigſtens die demüthige und gehorſame Sicherheit von Spiesbürgern laſſen und gnädigſt geruhen, uns in unſerer Unterwürfigkeit zu beſchützen.

Junius.

31. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 14. November 1769.

Sir,

Die mancherlei Bemerkungen, welche über den letzten Brief von Junius gemacht worden ſind und meine eigene Meinung über den Schriftſteller, welcher immerhin ſeine Fehler haben mag, aber gewiß kein ſchwacher Mann iſt, haben mich bewogen, den Gegenſtand des letzten Briefes mit einiger Aufmerkſamkeit zu unterſuchen. Ich konnte mich nicht überzeugen, er würde, während er eine Menge wichtiger Gegenſtände zu beſprechen findet, eine unbedeutende und läppiſche Gelegenheit zum Angriff gegen das Miniſterium gewählt haben; noch weniger konnte ich begreifen, daß es ſeine Abſicht ſein ſollte, die Officiere, welche bei der Befreiung des General Ganſel betheiligt ſind, zu Grunde zu richten, oder den General ſelbſt zu beleidigen. Dies ſind kleine Gegenſtände, und können auf keine Weiſe die großen Abſichten fördern, die er im Auge zu haben ſcheint, wenn er ſich an das Publicum wendet. Ohne den eleganten Stil, den er angenommen hat, zu berückſichtigen, beſchloß ich die Sache genauer zu prüfen, ehe ich über die Verdienſte ſeines Briefes abſpräche. Der erſte Schritt, den ich that, war, die Wahrheit der Vorfälle zu unterſuchen; denn wenn dieſe entweder falſch oder ſchlecht dargeſtellt wären, ſo würde die kunſtvollſte Uebung ſeines Verſtandes in ſeinem Raiſonnement darüber ihm nur zum Nachtheil gereichen. Nun, Sir, habe ich jeden Umſtand, den Junius aufgeſtellt, buchſtäblich wahr gefunden. Der General Ganſel überredete die Gerichtsdiener, ihn nach dem Paradeplatz zu führen, und forderte, das iſt gewiß einen Korporal und andere Soldaten auf, ihm bei ſeiner Flucht behülflich zu ſein. Kapitain Dodd wandte ſich, das iſt ebenfalls gewiß, an den Kapitain Garth, ihm mit ſeiner Wache beizuſtehen. Kapitain Garth ſchlug dies ſcheinbar aus, trat aber bei Seite, während der Andere es über ſich nahm, die Wache des Königs heraus zu commandiren, und mit offener Gewalt den General befreiete. Es iſt ebenſo vollkommen wahr, daß der General durch ein Glied Musketiere an einen ſichern Ort geführt wurde. Dies, Mr. Woodfall, ſind Thatſachen, und ich verſpreche Ihnen, kein Gentleman in der Garde wird ſie leugnen. Wenn alle oder einige davon falſch wären, warum iſt ihnen nicht von den Betheiligten widerſprochen worden? Wenn ſie auch gegen militäriſche Zurechtweiſung ſicher ſind, ſo haben ſie doch einen Charakter zu verlieren, und wenn ſie unſchuldig ſind, iſt es gewiß nicht unter ihrer Würde, der öffentlichen Meinung einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Die Kraft von Junius' Bemerkungen über dieſe Thatſachen kann nicht beſſer bezeichnet werden, als wenn die Einwürfe, welche dagegen gemacht worden ſind, feſtgeſtellt und widerlegt werden. Ein Schriftſteller ſagt: „Zugegeben, daß die Officiere ſchuldig ſind, ſo ſind ſie ſtrafbar nach gemeinem Recht, und verlangen Sie, daß ein brittiſcher Unterthan für dieſelbe Schuld zweimal beſtraft werden ſoll?“ Ich antworte: ſie haben zweierlei Schuld begangen, jede iſt außerordentlich, und ſie haben zwei Geſetze verletzt. Die Befreiung iſt ein Vergehen, der offenbare Bruch der Disciplin ein anderes, und bis jetzt ſieht man nicht, daß ſie für irgend eins beſtraft oder auch nur zurecht gewieſen worden ſind. Ein anherer Gentleman legt viel Nachdruck auf das Malheur bei der Sache und wendet ſich ein- für allemal ſtatt das Geſchehene zu misbilligen, an das Mitleid des Publicums. Dieſer Gedanke ſowohl, als die Andeutung, daß wenn man die Betheiligten ihrer Stellen beraubte, man ihren Gläubigern Schaden zufügen würde, kann ſich nur auf den General Ganſel beziehen. Die andern Officiere ſind in keiner Verlegenheit, haben deswegen keinen Anſpruch auf Mitleid, noch iſt es ausgemacht, daß ihre Gläubiger, wenn ſie welche haben, dadurch eher befriedigt werden, daß ſie in der Garde bleiben. Aber dieſe Entſchuldigung hält nicht Stich. Mitleid gegen einen Schuldigen, welcher die Geſetze gröblich verletzt hat, iſt eine Grauſamkeit gegen den friedlichen Bürger, der ſie beobachtet hat; und wenn wir ſelbſt das Gewicht eines mildernden Umſtandes zugeben, ſo iſt es nichtsdeſtoweniger wahr, daß in dieſem Fall das königliche Mitleid zu raſch dazwiſchen getreten iſt. Die Gnade, welche einem Könige von England geſetzlich zuſteht, kann die Strafe erlaſſen, darf aber den Proceß nicht aufhalten.

Neben dieſen ſpeciellen Einwürfen hat ſich ein Geſchrei gegen Junius erhoben wegen ſeiner Bosheit und Ungerechtigkeit, womit er das Miniſterium in einem Vorfall, den es weder hindern, noch vorherſehen konnte, angreift. Dies, behaupte ich, iſt eine falſche Darſtellung ſeiner Anklage. Er legt kein Gewicht auf den Vorfall ſelbſt, als wäre dieſer ein Grund der Anklage gegen das Miniſterium, ſondern verweilt nur bei ſeinem folgenden Betragen. Er ſagt nicht, daß es für das Vergehen verantwortlich ſei, ſondern für die ſcandalöſe Vernachläſſigung ſeiner Pflicht, indem es ein ſo offenbares Vergehen unbeachtet und ununterſucht hingehen ließ. Wenn wir annehmen, daß es ſo rückſichtslos für das iſt, was es dem Publicum ſchuldig iſt und ſo gleichgültig gegen die öffentliche Meinung als gegen das öffentliche Intereſſe, welche Antwort wollen die Miniſter als Diener der Krone Junius geben, wenn er ſie fragt: „Haben Sie Acht gehabt auf die Beleidigung, welche Ihrem Könige widerfuhr, als ſeine eigene Garde heraus commandirt wurde, um mit offener Gewalt die Ausübung der Geſetze aufzuhalten?“ Und wenn wir das Miniſterium einen ſo ſonderbaren und unverantwortlichen Schutz gegen die Gardeofficiere ausüben ſehen, iſt es unpaſſend zu argwöhnen, daß ſie irgend welche geheime und geſetzwidrige Motive zu ihrem Betragen haben? Wenn ſie ſich durch einen ſolchen Verdacht beleidigt fühlen, warum reinigen ſie ſich nicht ſogleich dadurch, daß ſie ihre Pflicht thun? Zur Ehre der Garde kann ich nicht umhin einen andern Verdacht auszudrücken, nämlich: wenn der commandirende Officier nicht eine geheime Anweiſung zum Gegentheil erhalten hätte, ſo würde er in dem gewöhnlichen Lauf ſeines Dienſtes ein Kriegsgericht verlangt haben, um die zwei Untergebenen zu richten, den Einen, weil er ſeine Wache verließ, den Andern, weil er es über ſich nahm, die Wache zu commandiren und ſie ſo anzuwenden, wie er that. Ich will auf die Strenge, womit Junius die Garde behandelt, weder eingehen, noch ſie in Schutz nehmen. Im Gegentheil, ich nehme einen Augenblick an, daß ſie eine ganz entgegengeſetzte Charakteriſtik verdient. Wenn dies wahr iſt, in welchem Licht wird ſie das Betragen zweier Subalternen betrachten, wenn nicht als einen allgemeinen Vorwurf und eine Schande für das ganze Korps? Und wird ſie nicht wünſchen, ſie auf militäriſchem Wege zurechtgewieſen zu ſehen, wäre es auch nur um des Rufes und der Disciplin des Regiments willen? Im Ganzen, Sir, ſcheint mir das Miniſterium einen ſehr unpaſſenden Vortheil aus der Gutmüthigkeit des Publicums gezogen zu haben, deſſen Humanität nach ſeiner Meinung in dieſer Angelegenheit nichts Anderes im Auge haben ſoll als die Verlegenheit des General Ganſel. Es will uns überreden, daß dieſes nur eine gewöhnliche Befreiung durch einige ordnungswidrige Soldaten und nicht ein förmlicher Befreiungsact durch die Garde des Königs unter dem Befehl eines Officiers war; und das Publicum iſt in dieſe Falle gegangen. Ich glaube daher, wir ſind Junius für die Mühe, die er ſich genommen hat, die Thatſachen zu unterſuchen und für die richtige Beurtheilung, womit er ſie der Welt übergeben hat, zum Dank verpflichtet. Ich ſelbſt will eben ſo ungern als irgend ein Anderer den Unglücklichen drücken; aber in Wahrheit, Sir, der Vorfall mit der Garde iſt von großer Bedeutung, und wenn man die Folgen, von denen er begleitet ſein kann, bedenkt, beunruhigend genug, um eine Unterſuchung des Parlaments zu verdienen, da die Garde ſo vermeſſen iſt, nicht nur ihre eigene Disciplin zu verletzen, ſondern öffentlich und mit der ſchreiendſten Gewalt die Ausübung der Geſetze aufzuhalten. Wenn ſo außerordentliche Verbrechen ungeſtraft hingehen, glauben Sie mir, Sir, macht das böſe Beiſpiel einen tiefen Eindruck.

Philo Junius.

32. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 15. November 1769.

Sir,

Ich gebe die Forderung eines Gentlemans, der in der Montagszeitung unter dem Namen Modeſtus ſchreibt, zu. Er hat einiges Recht, eine Antwort von mir zu erwarten, obgleich, glaube ich, nicht ſowohl wegen des Verdienſtes oder des Gewichtes ſeiner Einwendungen, als wegen meiner freiwilligen Anknüpfung mit ihm. Ich hatte einen Grund nicht früher auf ihn zu achten, und da er ein aufrichtiger Mann iſt, wird er ihn wohl für hinlänglich halten. In meinem erſten Briefe hielt ich es wegen der verfloſſenen Zeit für ausgemacht, daß man nicht die Abſicht einer Zurechtweiſung oder auch nur einer Proceſſirung der Perſonen, die in die Befreiung des General Ganſel verwickelt ſind, hegte; da aber Modeſtus ſeitdem verſichert oder ſehr ſtark angedeutet hat, daß die Schuldigen noch vor Gericht gezogen werden ſollen, ſo würde jedes Unternehmen, ein Vorurtheil in der Sache oder in den Gemüthern der Geſchwornen oder des Kriegsgerichtes hervorzubringen, ſehr unangemeſſen ſein.

Ein Mann, welcher feindlicher gegen das Miniſterium geſinnt wäre, als ich, würde es nicht ſo oft an ſeine Pflicht erinnern. Wenn der Herzog von Grafton die Pflicht ſeiner Stellung nicht erfüllen will, warum iſt er Miniſter? Ich will mich nicht auf einen lächerlichen Zank mit Jemand einlaſſen; aber dieſer Gegenſtand iſt zu wichtig, um mit gleichgültigem Stillſchweigen übergangen zu werden. Wenn die Gentlemen, deren

Betragen in Frage ſteht, nicht vor Gericht gezogen werden, ſo ſoll der Herzog von Grafton noch weiter von mir hören.

Die Motive, aus denen ich dieſe Sache aufgenommen haben ſoll, ſind im Vergleich mit den Thatſachen ſelbſt und den Bemerkungen, die ich darüber gemacht habe, von geringer Bedeutung. Ohne eine eitle Prahlerei mit meiner Rechtſchaffenheit, gegen die man in unſerer Zeit mit Recht Verdacht ſchöpfen möchte, werde ich mich wirklich als einen Freund der Intereſſen meiner Mitbürger zeigen und es ihnen überlaſſen zu beſtimmen, ob ich durch perſönliches Uebelwollen gegen drei Privatmänner oder blos durch die Hoffnung, ein Miniſterium in Verlegenheit zu ſetzen, bewogen wurde, oder ob ich von einer gerechten und ehrenhaften Abſicht beſeelt bin, den Geſetzen des Landes eine Genugthuung zu verſchaffen, die womöglich der Verletzung die ihnen widerfahren iſt gleich kommt.

Junius.

33. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 29. November 1769.

Mylord,

Obgleich meine Meinung von Ew. Gnaden Rechtſchaffenheit durch die Sprödigkeit, womit Sie Mr. Vaughan's Vorſchläge aufnahmen, nur wenig bewegt wurde, ſo bekenne ich doch, ich traue einigermaßen Ihrem

Verſtande. Sie hatten eine gute Gelegenheit, eine gewiſſe Delicateſſe zu entfalten, deren man Sie nicht in Verdacht hatte, und Sie hatten das Recht, Gebrauch davon zu machen. Da Sie nur einen geringen Vorrath von gutem Ruf geſammelt hatten, ſo dachten Sie ohne Zweifel ſich für den künftigen Bedarf Ihres Charakters zu verſehen, um mit Einer anſtändigen Vorlage auf Rechnung beſtens Ihrem Genius nachgeben und einer Lieblingsneigung mit Sicherheit folgen zu können. Aber Sie haben Ihre Vorſätze zu ſchnell enthüllt, und ſtatt der beſcheidenen Zurückhaltung der Tugend die koquette Keuſchheit einer Spröden gezeigt, die ihrer Leidenſchaft mit Auswahl folgt und Einen Liebhaber für ſeinen Raub anklagt, während ſie die unzüchtigen Umarmungen eines Andern hervorzurufen ſucht.

Ihre Wange wird blaß, denn ein ſchuldiges Gewiſſen ſagt Ihnen, Sie ſind vernichtet. Komm hervor, tugendhafter Miniſter, und ſage der Welt, aus welchem Intereſſe Mr. Hine ſo einer außerordentlichen Gnadenbezeigung Sr. Majeſtät empfohlen worden iſt; welches war der Preis des Patents, das er gekauft hat und zu welchem ehrenvollen Zwecke iſt das Kaufgeld angewendet worden? Nicht weniger als viele Tauſend konnten den Aufwand von Oberſt Burgoyne zu Preſton beſtreiten. Wagen Sie es, einen Menſchen wie Vaughan, zu verfolgen, während ſie die königliche Gunſt ſo niederträchtig zur Auction bringen? Wagen Sie es, ſich über einen Angriff auf Ihre Ehre zu beklagen, während Sie die Gunſt der Krone verkaufen, um einen Fond zur Corrumpirung der Volksſitten anzulegen? Und glauben Sie, daß ſolche Abſcheulichkeiten ohne Strafe hingehen ſollen? Es iſt in der That höchlich Ihr Intereſſe, das jetzige

Unterhaus aufrecht zu erhalten. Da es Ihnen die Nation en gros verkauft hat, ſo wird es Sie ohne Zweifel en detail beſchützen; denn indem es Ihre Verbrechen in Schutz nimmt, zeigt es Gefühl für ſeine eigenen.

Junius.

34. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 12. December 1769.

Mylord,

Ich finde mit einigem Erſtaunen, daß Sie nicht ſo vertheidigt werden, wie Sie es verdienen. Ihre entſchloſſenſten Vertheidiger haben Bedenken, die Ihnen bekannt ſind, und obgleich es nichts ſo gewagtes giebt, worin Ew. Gnaden Sich nicht einlaſſen ſollten, ſo giebt es doch Dinge, deren Vertheidigung ſelbſt für den ſchlechteſten Lohnſchriftſteller in den Zeitungen zu ſchmählich*) iſt. Wie ſollen wir anders das tiefe Stillſchweigen der Unterwerfung beurtheilen, welches Sie und Ihre Freunde über einen Vorwurf beobachten, der unmittelbar die klarſte Widerlegung verlangte und die ſtärkſten Maßregeln des Zornes gerechtfertigt haben würde? Ich unternahm es nicht, Ihren Charakter durch eine indirecte zweifelhafte Andeutung zu vernichten, ſondern ſtellte Ihnen offen ein klares Factum hin, welches geradezu die Unbeſcholtenheit eines geheimen Rathes, eines erſten Bevollmächtigten des Schatzes und eines Chefsminiſters, der, wie man annehmen muß, den bedeutendſten Antheil an dem Vertrauen Sr. Majeſtät genießt, angriff.*) In allen dieſen Eigenſchaften Sie des Verraths gegen Ihren Souverain und des Treubruchs in Ihrem Amte zu beſchuldigen, wandte ich die allermäßigſten Ausdrücke an. Ich klagte Sie an, daß Sie eine patentirte Stelle in der Steuereinnahme zu Exeter an einen Mr. Hine verkauft haben, welcher, unfähig oder nicht Willens das ganze Kaufgeld ſelbſt zu erlegen, einen Theil davon durch Beiträge aufbrachte, und jetzt einen gewiſſen Dr. Brooke auf die Beſoldung für 100 Pfund jährlich mit angewieſen hat. Kein Handel im Aufſtrich wurde je mit einer größern Formalität abgeſchloſſen. Ich behaupte, daß der Preis, zu welchem die Stelle zugeſchlagen wurde (und ich habe guten Grund zu vermuthen, daß er nicht unter 3500 Pfund war), mit Ew. Gnaden Nachſicht und Zuſtimmung dem Oberſt Burgoyne bezahlt wurde, um ihn, wie ich vermuthe, für ſeine anſtändige Aufführung in Preſton zu belohnen oder vielleicht um ihn für die Geldbuße von 1000 Pf. zu entſchädigen, welche für jenes vortreffliche Betragen das Gericht der Kings Bench ihm aufzuerlegen für angemeſſen hielt. Es iſt nicht oft der Fall, daß der Premierminiſter und der Chef der Juſtiz ſo auffallend in ihren Meinungen über Menſchen und Dinge von einander abweichen.

---

*) Seit der Veröffentlichung des vorigen Briefes war kein Wort zur Vertheidigung des berüchtigten Herzogs von Grafton geſagt worden, aber Schlechtigkeit und Unverſchämtheit kamen bald zum Vorſchein und der Handel mit der königlichen Gunſt wurde offen eingeſtanden und vertheidigt. Wir erkennen die Frömmigkeit des St. James Palaſtes an, aber was iſt aus ſeiner Sittlichkeit geworden?

---

*) Und ich behaupte dieſe Klage auf dieſelbe Weiſe bis zu dieſer Stunde.

Ich danke Gott, daß in der menſchlichen Natur ein ſolcher Grad von Unverſchämtheit nicht anzutreffen iſt, daß man ſich vermeſſen ſollte, den Vorwurf, welchen ich gegen Sie vorgebracht habe zu leugnen. Ihr freundlicher Secretair*) und Ihr vertrauter Architect**) ſind ſchweigſam wie das Grab. Selbſt Mr. Rigby fehlt ſeine Haltung. Er verletzt ſeine zweite Natur und erröthet überall, wo er von Ihnen ſpricht. Vielleicht wird der edle Oberſt ſelbſt Ihnen aus der Verlegenheit helfen. Niemand iſt zärtlicher für ſeinen guten Ruf. Er iſt nicht nur zärtlich, ſondern wirklich empfindlich in Allem, was ſeine Ehre betrifft. Wenn ihn z. B. Jemand anklagen ſollte, daß er ſeinen Stand beim Spieltiſche nehme, und mit der nüchternſten Aufmerkſamkeit auf eine gute Gelegenheit wartete, um einen betrunkenen jungen Edelmann zum Piquet zu engagiren, ſo würde er dies ohne Zweifel als eine nichtswürdige Verläumdung gegen ſeinen Charakter betrachten, und es wie ein Mann von Ehre ahnden. Indem ich ihn alſo davon freiſpreche, daß er eine regelmäßige und glänzende Einnahme aus unwürdigen Praktiken zöge, ſei es in ſeinem eigenen oder in einem fremden Hauſe, will ich Ew. Gnaden fragen, für welche militäriſchen Verdienſte Sie ſo gütig geweſen ſind, ihn mit einer militäriſchen

---

*) Tomy Bradſhaw.

**) Mr. Taylor Esq. und George Roß (der Schottiſche Agent und würdige Vertraute von Lord Mansfield) beſorgten das Geſchäft.

Gouverneurſtelle zu belohnen? Er hatte ein Dragonerregiment und man hätte denken ſollen, dies wäre mehr als eine angemeſſene Belohnung geweſen für alle ſeine Dienſte, die er jemals geleiſtet hat. Ueberdies iſt er, wenn man auf ſeine Beförderung ſieht, nur ein junger Officier und außer ſeiner Thätigkeit zu Perſton in ſeinem Beruf nicht ſehr ausgezeichnet. Aber es ſcheint, der Handel mit Civilämtern reichte nicht aus, und Militärgouverneurſtellen, welche auf die Verſorgung ausgedienter Veteranen berechnet ſind, mußten herbeigezogen werden, um die ausgedehnte Beſtechung einer angefochtenen Wahl zu beſtreiten. Sind dies die Schritte, welche Sie thun, um Ihrem Könige die Anhänglichkeit ſeiner Armee zu ſichern? Mit welcher Haltung können Sie Ihren Sitz im Schatzamt oder im Miniſterrath einnehmen, wenn Sie fühlen, daß jedes Geflüſter, welches herumgeht, auf Ihre Koſten kommt und Ihnen ein Stoß ins Herz iſt? Haben Sie einen einzigen Freund im Parlament, der ſo ſchamlos, ſo ganz verdorben iſt, um Ihre Vertheidigung zu unternehmen? Sie wiſſen, Mylord, daß in keinem der beiden Häuſer ein Mann ſitzt, deſſen Charakter, wenn er auch noch ſo laſterhaft iſt, nicht zu Grunde gerichtet würde, ſobald er ſich mit Ihrem Ruf verbände; und ſagt Ihnen Ihr Herz nicht, daß Sie unter die Würde eines Mannes erniedrigt ſind, wenn Sie dieſe Vorwürfe mit Unterwerfung anhören und mir für meine Mäßigung noch Dank wiſſen müſſen?

Die höchſte gerichtliche Behörde ſagt uns, daß Mr. Vaughan's Anerbieten die Anwartſchaft auf ein Patent in Jamaica zu kaufen, (worauf er außerdem hinlängliche Anſprüche hatte), ſich zu einem großen Vergehen erhebt. Mag es ſo ſein, und wenn er es verdient, mag er beſtraft werden. Aber der gelehrte Richter hätte wohl eine beſſere Gelegenheit finden können, die Macht ſeiner Beredtſamkeit zu entfalten. Da er ſich mit ſo großer Anſtrengung auf die Natur des Verbrechens und auf die gefährlichen Folgen jedes Verſuchs, einen Mann in Ew. Gnaden Stellung zu beſtechen, gelegt hat, was würde er zu dem Miniſter ſelbſt geſagt haben, zu dieſen wirklichen Geheimen Rath, zu dieſem erſten Bevollmächtigten des Schatzes, welcher auf die Beſtechung nicht wartet, ſondern ſie ungeduldig hervorzurufen ſucht, welcher die Geringſten unter ſeinen Creaturen zu dieſen ehrenwerthen Dienſten anwendet und den Charakter und die Treue ſeines Secretairs vergißt, um ſich dazu herabzulaſſen, daß er den Beiſtand ſeines Baumeiſters anruft?

Dieſe Sache, Mylord, wird das Anſehen der Regierung außerordentlich heben, wenn Sie, um Ihren Charakter zu reinigen, es angemeſſen finden ſollten, Sie ins Oberhaus' oder vor das Gericht der Kings Bench zu bringen. Aber, Mylord, Sie wagen weder das Eine noch das Andere.

Junius.

Kurz vor der Veröffentlichung dieſes und des vorhergehenden Briefes, hatte der redliche Herzog von Grafton eine Verfolgung gegen den Mr. Samuel Vaughan angefangen, weil er ſeine Redlichkeit zu beſtechen ſuche durch das Anerbieten von 5000 Pfund für eine patentirte Stelle in Jamaica. Eine Proceßinſtruction, ob nicht ein Verfahren gegen Vaughan für gewiſſe Vergehen eingeleitet werden ſollte, wurde von dem Gerichtshof der Kings Bench genehmigt, die Sache wurde den 27. Novbr. 1769 feierlich verhandelt und nach der einſtimmigen Meinung der 4 Richter wurde die Klage durchaus angenommen. Die Verhandlungen und die Reden wurden durch Stenographen aufgenommen und veröffentlicht. Die ganze Rede Lord Mansfields und vorzüglich folgende Stelle daraus verdient die Beachtung des Leſers. „Ein Verfahren von der Art, wie das angeklagte, iſt gewiß unehrenhaft und ſcandalös. Wenn ein Mann, der in Beziehung ſteht mit einem Diener des Königs oder mit einer Perſon, in welche der König Vertrauen ſetzt, oder mit einem Miniſter, Geld nimmt für den Gebrauch dieſes Vertrauens, welches der König in ihn ſetzt, ſo begeht er einen niedrigen Verrath an dem König, einen niedrigen Verrath an ſeinem Vertrauen. Wenn der König den Dienſt verkaufte, ſo wäre dies dem Vertrauen entgegengehandelt, welches die Verfaſſung auf ihn ſetzt. Die Verfaſſung will nicht, daß die Krone dieſe Dienſte verkaufe, um aus ihnen eine Revenue zu ziehen. Kann man darüber zweifelhaft ſein, ob dies von Seiten des Herzogs von Grafton nicht ein Verbrechen ſein würde gegen ſeine Pflicht als geheimer Rath, gegen ſeine Pflicht als Miniſter, gegen ſeine Pflicht als Unterthan? Sein Rath muß frei ſeinem Urtheil entſprechen; dies iſt die Pflicht ſeines Amts; er hat darauf geſchworen.“ — Deſſenungeachtet hat der redliche Herzog von Grafton, das iſt ausgemacht, eine patentirte Stelle an Mr. Hine für 3500 Pf. verkauft, und iſt dafür jetzt Lord Siegelbewahrer des redlichen Georg, mit deſſen Frömmigkeit uns fortdauernd die Ohren gefüllt werden. Wenn das Unterhaus ſeine Pflicht gethan und den abſcheulichen Herzog für dieſen ſchändlichen Treubruch zur Verantwortung gezogen hätte, wie ſchmerzlich hätte der arme ehrliche Mansfield in Verlegenheit kommen müſſen?! Seine Verwirrung würde die lächerlichſte Scene, die jemals vorgekommen iſt, gegeben haben. Um den würdigen Richter vor ſeiner Verwirrung und den ebenſo würdigen Herzog vor der Verantwortung zu bewahren, wurde die Verfolgung gegen Vaughan unmittelbar nach meiner Aufdeckung und Publication der Grafton'ſchen Verrätherei niedergeſchlagen. Daß man dieſe Anklage ohne alle Unterſuchung hingehen ließ, heftet das Zeichen ſchamloſer Entehrung auf die Stirn des Unterhauſes ſtärker als ſelbſt die Wahl von Middleſer. Und doch beklagt man ſich über die Zügelloſigkeit der Preſſe!

35. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 19. December 1769.

Wenn man bemerkt, daß die Klagen eines braven und mächtigen Volks im Verhältniß zu dem Unrecht, das es erduldet hat, wachſen; wenn es, ſtatt in Unterwerfung zu ſinken, ſich zum Widerſtand erhebt, ſo wird die Zeit ſehr bald herankommen, wo jede untergeordnetere Rückſicht der Sicherheit des Monarchen und dem allgemeinen Wohl des Staates weichen muß. Es giebt einen Augenblick der Schwierigkeit und Gefahr, in welchem Schmeichelei und Falſchheit nicht länger betrügen und ſelbſt die Einfalt nicht länger mißleitet werden kann. Nehmen wir an, er wäre gekommen. Nehmen wir einen gnädigen wohlwollenden Fürſten an, welcher endlich die große Verpflichtung gegen ſein Volk und ſeine eigene entwürdigte Lage fühlt, welcher um ſich blickt nach Beiſtand und keinen andern Rath fordert, als wie er die Wünſche ſeiner Unterthanen befriedigen und ihr Glück ſichern könne. Unter dieſen Umſtänden mag es Gegenſtand einer intereſſanten Unterſuchung ſein zu fragen, wenn ein ehrenwerther Mann ſich dem König nähern dürfte, mit welchen Worten er ſich an ſeinen Souverain wenden würde. Stellen wir uns vor, gleich viel wie unwahrſcheinlich es iſt, das erſte Vorurtheil gegen ſeinen Charakter wäre beſeitigt, die ceremoniöſen Schwierigkeiten einer Audienz überwunden, er fühlte ſich ſelbſt von den reinſten und ehrenwertheſten Geſinnungen gegen ſeinen König und ſein Vaterland erwärmt und die hohe Perſon, zu welcher er ſpricht, hätte den Muth ihn zu bitten, er möge frei ſprechen, und den Verſtand ihn mit Aufmerkſamkeit anzuhören. Unbekannt mit dem eitlen Ueberfluß der Formen, würde er ſeine Gedanken mit Würde und Feſtigkeit aber nicht ohne Rückſicht ausſprechen.

Sire,

Es iſt das Unglück Ihres Lebens und die eigentliche Urſache jedes Vorwurfs und jeder Noth, welche Ihre Regierung erfahren hat, daß Sie nie früher mit der Wahrheit bekannt werden ſollten, als bis Sie in den Klagen Ihres Volks ſie vernahmen. Dennoch iſt es nicht zu ſpät, den Fehler Ihrer Erziehung zu verbeſſern. Wir ſind noch geneigt eine verzeihende Nachſicht gegen die verderblichen Lehren, die Sie in Ihrer Jugend empfingen, auszuüben und die leichtſinnigſten Hoffnungen

von dem natürlichen Wohlwollen Ihres Gemüths
faſſen*).

Wir ſind weit davon entfernt, Sie eines directe
überlegten Vorſatzes, die urſprünglichen Rechte Ihr
Unterthanen anzugreifen, von welchen alle ihre bürge
lichen und politiſchen Freiheiten abhängen, für fähig
halten. Wäre es uns möglich geweſen einen Verdach
der ſo entehrend für Ihren Charakter iſt, zu unterhalte

---

*) Der Plan der Vormundſchaft und ſpäteren Herrſcha
über den wahrſcheinlichen Thronerben, welcher vor vielen Jahre
in Carlton-Houſe zwiſchen der Königin Wittwe und ihre
Günſtling, dem Grafen von Bute, gebildet wurde, war eben
grob und deutlich, wie der, welcher zwiſchen Anna von Oeſtrei
und Cardinal Mazarin verabredet wurde, um Ludwig XV.
gouverniren und in der That ſeine Minderjährigkeit bis ans En
ihrer Tage zu verlängern. Der Prinz hatte von Natur gu
Anlagen und pflegte oft vor ſeiner eigenen Unwiſſenheit und de
Mangel der Erziehung welchen ſeine Mutter und ihr Geliebt
beabſichtigt hatten, zu erröthen. Ein wenig Erfahrung jedo
zeigte ihm bald wie ſchmählich er behandelt und zu welchen ſchän
lichen Zwecken er in Unwiſſenheit gehalten worden war. Eben
hatte unſer große Eduard in einer frühern Periode Verſtand g
nug, um die Natur der Verbindung zu begreifen, welche zwiſch
ſeiner verworfenen Mutter und dem verruchten Mortimer beſtan
Aber ſeit dieſer Zeit hat ſich die menſchliche Natur, davon könne
wir uns überzeugen, ſehr ſtark zum Beſſeren geändert. Wittwe
können keuſch und Geliebte anſtändig ſein. Als vorgeſchlage
wurde des jetzigen Königs Umgebung, als er noch Prinz v
Wales war, zu beſtimmen, wurde, wie wohl bekannt iſt, der Gr
von Bute im graden Widerſpruch zu des vorigen Königs Wun
mit Gewalt hineingebracht. Das war der Lebenspunkt, a
welchem alles Unheil und alle Schmach der gegenwärtigen R
gierung entſprang und ſich fortſetzte. Von dieſem Augenblicke
ließ Lord Bute den Prinzen von Wales keinen Augenblick a
ſeinen Augen. Wir brauchen nicht weiter zu ſehen.

ſo würden wir ſchon längſt einen Stil der Gegenvorſtellung angenommen haben, der von der Demuth einer Beſchwerde ſehr verſchieden iſt. Die Lehre, welche unſere Geſetze einprägen, daß der König kein Unrecht thun könne, wird ohne Widerſtreben zugegeben. Wir unterſcheiden den liebenswürdigen gut gearteten Fürſten von der Thorheit und dem Verrath ſeiner Diener, und die Privattugenden des Mannes von den Fehlern ſeiner Regierung. Wäre nicht dieſe billige Unterſcheidung, ſo wüßte ich nicht, ob die Lage Ew. Majeſtät oder die der Nation beklagenswerther wäre. Ich möchte Ihr Gemüth für eine günſtige Aufnahme der Wahrheit vorbereiten und jede peinliche beleidigende Idee eines perſönlichen Vorwurfs entfernen. Ihre Unterthanen, Sire, wünſchen nur das Eine: wie ſie vernünftig und wohlwollend genug ſind, Ihre Perſon von Ihrer Regierung zu trennen, ſo möchten Ew. Majeſtät Ihrerſeits zwiſchen dem Betragen, welches der dauernden Würde des Königs zukömmt, und dem, welches nur dazu dient das jeweilige Intereſſe und den elenden Ehrgeiz eines Miniſters zu fördern, unterſcheiden.

Sie beſtiegen den Thron mit dem erklärten, und ich zweifle nicht, aufrichtigen Entſchluß, Ihren Unterthanen eine allgemeine Befriedigung zu gewähren. Sie fanden dieſe erfreut über die neue Erſcheinung eines jungen Fürſten, deſſen Haltung ſelbſt mehr verſprach, als ſeine Worte, und ſie waren Ihnen ergeben nicht nur aus Princip, ſondern aus Neigung. Dies war kein kalter Ausdruck der Huldigung gegen den erſten Beamten, ſondern eine theilnehmende lebhafte Anhänglichkeit an einen Lieblingsprinzen, den Sohn ihres Vaterlandes. Sie warteten nicht darauf, Ihr Betragen zu unterſuchen, oder ſich durch

Erfahrung beſtimmen zu laſſen, ſondern bewilligten Ihnen einen edelmüthigen Credit für die künftigen Segnungen Ihrer Regierung, und zahlten Ihnen den theuerſten Tribut ihrer Zuneigung voraus. So, Sire, war einſt die Stimmung Ihres Volks, welches jetzt Ihren Thron mit Vorwürfen und Klagen umgiebt. Sein Sie gerecht gegen Sich Selbſt. Verbannen Sie aus Ihrem Geiſte dieſe unwürdigen Meinungen, womit gewiſſe intereſſirte Perſonen ſich bemüht haben Sie einzunehmen. Glauben Sie den Männern nicht, welche Ihnen ſagen, daß die Engländer von Natur leicht und unbeſtändig wären, daß ſie ſich ohne Urſache beklagten. Entziehen Sie Ihr Vertrauen gleichmäßig den Miniſtern, den Günſtlingen, den Coterien; und laſſen Sie es einen Augenblick in Ihrem Leben geben, wo Sie Ihren eigenen Verſtand zu Rathe gezogen haben.«

Wenn Sie mit Vorliebe den engliſchen Namen verläugnen, glauben Sie mir, Sire, ſo ſind Sie überredet, einem Theile Ihrer Unterthanen auf Koſten des andern ein ſehr ſchlecht überlegtes Compliment zu machen. Da die Schotten nicht eben im Aufruhr begriffen ſind, haben Sie unzweifelhaft ein Recht auf geſetzlichen Schutz; auch will ich die Politik nicht verdammen, daß man ihrer ungewohnten Zuneigung zu dem Hauſe Hannover einige Ermunterung angedeihen läßt. Ich bin gern bereit von ihrem neugeborenen Eifer und von der künftigen Beſtändigkeit ihrer Loyalität alles Mögliche zu hoffen. Aber bis jetzt haben ſie keinen Anſpruch auf Ihre Gunſt. Mit Ausſchluß Ihrer engliſchen Unterthanen, die Ihre Familie auf den Thron ſetzten und ſie gegen Verrath und Aufruhr darauf erhielten, ihnen die Ehre Ihrer entſchiedenen Vorliebe und Ihres Vertrauens zuzuwenden, iſt ſelbſt für die verdachtloſe Großmuth der Jugend ein zu grober Misgriff. In dieſem Irrthum erblicken wir eine Hauptverletzung der einfachſten Regeln der Politik und Klugheit. Wir ſchreiben es jedoch einem urſprünglichen Mangel in Ihrer Erziehung zu, und ſind bereit es Ihrer Unerfahrenheit zu verzeihen.

Demſelben früheren Einfluß ſchreiben wir es zu, daß Sie Sich herabgelaſſen haben, nicht nur an den beſchränkten Anſichten und Intereſſen gewiſſer Perſonen, ſondern auch an der verderblichen Bosheit ihrer Neigungen Theil zu nehmen. Als Sie den Thron beſtiegen, wurde das ganze Regierungsſyſtem geändert, nicht aus Weisheit oder Ueberlegung, ſondern weil es das Syſtem Ihres Vorgängers war. Ein kleinliches perſönliches Motiv von Verletztheit und Empfindlichkeit reichte hin, die geſchickteſten Diener der Krone zu entfernen*).

Aber in dieſem Lande, Sire, können ſolche Männer durch den Unwillen eines Königs nicht entehrt werden. Sie ſind entlaſſen, aber ſie konnten nicht um ihr Anſehn gebracht werden. Ohne auf eine genaue Erörterung der Vortheile des Friedens einzugehen, können wir in der ſchamloſen Haſt, womit die erſten Eröffnungen von Frankreich angenommen wurden, in der Führung der Verhandlungen und in den Bedingungen des Vertrags die ſtärkſten Zeichen jenes übereilten Geiſtes der Nachgiebigkeit bemerken, womit ein gewiſſer Theil Ihrer Unter-

---

*) Einer der erſten Acte der gegenwärtigen Regierung war Mr. Legge zu entlaſſen, weil er einige Jahre vorher ſich geweigert hatte, ſeine Intreſſen in Hampſhire einem Schottländer abzutreten, der von Lord Bute empfohlen war. Dies war der Grund den Seine Lordſchaft öffentlich angab.

thanen zu allen Zeiten bereit geweſen iſt, einen Frie
mit den natürlichen Feinden unſeres Vaterlandes zu
kaufen. Was Sie betrifft, ſo ſind wir überzeugt,
Alles ehrenvoll und ehrlich zuging, und wenn Engl
an Frankreich verkauft wurde, ſo zweifeln wir nicht,
Ew. Majeſtät ebenfalls betrogen wurde. Die Friede
bedingungen waren ein Gegenſtand der Trauer und
Erſtaunens für Ihre Unterthanen, aber nicht die
mittelbare Urſache ihrer gegenwärtigen Unzufriedenhei

Bis hieher, Sire, waren Sie das Opfer frem
Vorurtheile und Leidenſchaften. Mit welcher Feſtig
werden Sie die Erwähnung Ihrer eigenen ertragen

Ein Mann, nicht ſehr ehrenvoll ausgezeichnet
der Welt, beginnt einen förmlichen Angriff auf Ih
Günſtling, ohne etwas Anderes zu bedenken, als
er am beſten ſeine Perſon und ſeine Principien der
abſcheuung und den Nationalcharakter ſeiner Landsle
der Verachtung blosſtellen könne. Die Leute aus je
Lande, Sire, zeichnen ſich mehr durch einen beſond
Charakter als durch die Gunſt Ew. Majeſtät a
Gleich einem andern auserwählten Volke ſind ſie in
Land des Ueberfluſſes geführt worden, und hier fin
ſie ſich förmlich ausgeſchieden und abgezeichnet
Menſchengeſchlecht. Es giebt ſchwerlich eine Peri
in welcher auch der unregelmäßigſte Charakter n
wieder zu Ehren gebracht werden könnte. Die Ve
rungen des einen Geſchlechts finden einen Rückzug
Patriotismus, die des andern in der Frömmigkeit.
Wilkes brachte in die Politik dieſelben lockern Geſinn
gen mit, welche ſein Privatleben geleitet hatten,
ſchien zu denken, wie es wenig Ausſchweifungen g
die ein engliſcher Edelmann ſich nicht erlauben di

ſo ſtände ihm auch in der Wahl ſeiner politiſchen Principien und in dem Geiſt ihrer Durchführung ein ähnlicher Spielraum zu. Ich will ſein Betragen nur hinſtellen, nicht in allen Puncten vertheidigen. In dem Ernſt ſeines Eifers ließ er ſich einige unverantwortliche Andeutungen entſchlüpfen. Er ſagte mehr, als gemäßigte Männer Recht finden würden, aber nicht genug, um ihn zu der Ehre einer perſönlichen Empfindlichkeit Ew. Majeſtät zu berechtigen. Die Stralen des königlichen Unwillens, die ſich auf ihm ſammelten, dienten nur dazu, ihn zu erleuchten, ſie konnten ihn nicht verzehren. Angefeuert durch die Gunſt des Volkes auf der einen Seite und erhitzt durch die Verfolgung auf der andern, änderten ſeine Abſichten und ſeine Geſinnungen ſich mit ſeiner Lage. Kaum ernſthaft im Anfange, iſt er jetzt ein Enthuſiaſt. Die kälteſten Körper erwärmen ſich durch Widerſtand, und die härteſten ſprühen Funken durch Zuſammenſtoß. Es giebt einen heiligen misverſtandenen Eifer ſowohl in der Politik als in der Religion. Indem wir Andere überreden, überzeugen wir uns ſelbſt. Die Leidenſchaften werden hineingezogen und erzeugen in dem Gemüthe eine mütterliche Zärtlichkeit, welche uns zwingt, die Sache zu lieben, für welche wir dulden. Iſt dies ein Streit, der eines Königs würdig wäre? Sind Sie unempfindlich dafür, wie entſchieden die Geringfügigkeit der Sache den ernſthafteſten Schwierigkeiten, worin Sie verwickelt ſind, das Anſehn des Lächerlichen giebt? Die Vernichtung eines einzelnen Mannes iſt jetzt ſchon mehrere Jahre die einzige Aufgabe Ihrer Regierung, und, wenn es noch etwas Schmachvolleres geben kann, für eine ſolche Aufgabe haben wir den äußerſten Einfluß der ausübenden Gewalt und jeden miniſteriellen Kunſtgriff ohne Erfolg in Thätigkeit geſehen. Ja, Sie können nie zum Ziel gelangen, er müßte denn unverſtändig genug ſein, den Schutz der Geſetze zu verwirken, der Geſetze, welchen Sie Ihre Krone verdanken, oder Ihre Miniſter müßten Sie überreden, daraus eine Frage der bloßen Gewalt zu machen und die ganze Macht der Regierung im Widerſpruch gegen das Volk auf die Probe zu ſtellen. Die Lehren, welche er durch die Erfahrung erhalten hat, werden ihn wahrſcheinlich vor ſo einer thörigten Ausſchweifung bewahren; und in Ew. Majeſtät redlicher Geſinnung finden wir eine unzweifelhafte Sicherheit dagegen, daß keine ungeſetzliche Gewaltthat verſucht werden wird.

Weit entfernt, Ihnen eine ſo furchtbare Abſicht zuzutrauen, möchten wir die fortgeſetzte Verletzung der Geſetze und ſelbſt dieſen letzten unerhörten Angriff auf die Lebensprincipien der Verfaſſung einem übelberathenen, unwürdigen, perſönlichen Rachegefühl zuſchreiben. Von einem falſchen Schritte ſind Sie zu einem andern verführt worden, und wie die Urſache Ihrer unwürdig war, ſo zeigten Ihre Miniſter ſich entſchloſſen, die Klugheit der Ausführung mit der Weisheit und Würde der Abſicht in Einklang zu bringen. Sie haben Ew. Majeſtät in die Nothwendigkeit verſetzt, unter einer Menge von Schwierigkeiten zu wählen; — in eine ſo unglückliche Lage, daß Sie weder Unrecht thun können, ohne Sich zu Grunde zu richten, noch Recht ohne Sich zu kränken. Dieſe würdigen Diener haben Ihnen ohne Zweifel mancherlei beſondere Proben ihrer Talente gegeben. Nicht zufrieden, Mr. Wilkes zu einem Manne von Bedeutung zu machen, haben Sie klüglich die Frage von den Rechten und Intereſſen Eines Mannes auf die wichtigſten Rechte und Intereſſen des Volks übertragen und Ihre Unterthanen von dem Wohlwollen für die Sache eines Individuums dazu fortgeriſſen, ſich mit ihm in ihrer eignen Sache zu vereinigen. Laſſen Ew. Majeſtät ſie fortfahren, wie ſie begonnen haben, und Sie können überzeugt ſein, die Kataſtrophe des Stücks wird dem Verlauf deſſelben Ehre machen.

Der Zuſtand, zu dem Sie heruntergebracht ſind, läßt keinen Vergleich mit der engliſchen Nation zu. Unentſchiedene gemäßigte Maßregeln werden Ihre Regierung noch mehr als offene Gewalt in Ungunſt bringen, und ohne das Volk zu befriedigen ſeine Verachtung hervorrufen. Es hat zu viel Verſtand und Muth, für eine directe Beleidigung eine indirecte Genugthuung anzunehmen. Nichts Geringeres als ein Widerruf, und ebenſo formell wie der Beſchluß ſelbſt, kann die Wunde heilen, welche der Conſtitution geſchlagen worden iſt, nichts Geringeres wird angenommen werden. Ich glaube gern, daß es einen Einfluß giebt, welcher ausreicht, um jenen verderblichen Beſchluß zurücknehmen zu laſſen. Das Unterhaus findet ſeine Pflicht gegen die Krone ohne Zweifel erhaben über alle andern Verpflichtungen. Uns verdankt es nur ſeine zufällige Exiſtenz und hat mit Recht ſeine Dankbarkeit von ſeinen Eltern auf ſeine Wohlthäter übertragen, — von denjenigen, die ihm das Leben gaben, auf den Miniſter, aus deſſen Wohlwollen es die Bequemlichkeiten und die Vergnügungen ſeines politiſchen Lebens ableitet, — welcher die zarteſte Sorge für ſeine Kindheit getragen, und ſeine Noth lindert, ohne ſeine Delicateſſe zu beleidigen. Aber wenn es ſeiner Unbeſcholtenheit möglich wäre, ſich zu einer ſo elenden und verworfenen Lage herabbringen zu laſſen, daß im Vergleich mit ihr der Ruf, in dem es jetzt ſteht, ein Stand der Ehre und Achtung wäre, ſo bedenken Sie, Sire, in welcher Weiſe Sie künftig fortſchreiten wollen. Können Sie Sich vorſtellen, das Volk von England werde ſich noch lange von einem ſo biegſamen Unterhauſe regieren laſſen? Es liegt nicht in der Natur der menſchlichen Geſellſchaft, daß irgend eine Regierungsform unter ſolchen Umſtänden lange dauern kann. In unſern Zeiten iſt die allgemeine Verachtung des Volks ebenſo verderblich als ſein Haß. Dies, bin ich überzeugt, würde die nothwendige Wirkung jedes ſchimpflichen Zugeſtändniſſes von Seiten des Unterhauſes ſein, und da eine zweckmäßige Maßregel nicht angenommen werden kann; ſo bleibt es Ihnen überlaſſen, ob Sie auf jede Gefahr eine Sorte von Menſchen, welche Sie zu dieſem unglücklichen Dilemma heruntergebracht haben, halten, oder ob Sie den Wünſchen des ganzen Volkes von England entſprechen, und das Parlament auflöſen wollen.

Indem ich für ausgemacht annehme, wie ich es aufrichtig thue, daß Sie perſönlich keine böſen Abſichten gegen die Verfaſſung, noch irgend einen Plan hegen, welcher ſich mit dem Wohle Ihrer Unterthanen nicht verträgt, denke ich, Sie können bei einer Wahl, wo der Entſchluß ebenſo ſehr Ihr Intereſſe als Ihre Ehre betrifft, nicht lange ſchwanken. Auf der einen Seite wagen Sie die Zuneigung aller Ihrer engliſchen Unterthanen, verlaſſen jede Hoffnung auf Ruhe für Sich Selbſt, und bringen die Stellung Ihrer Familie für immer in Gefahr. Alles dieſes ſetzen Sie aufs Spiel für etwas vollkommen Richtiges oder für einen Zweck, den ich ohne

Beleidigung für Sie nicht ausſprechen könnte. Männer von Verſtand werden Ihr Betragen mit Argwohn unterſuchen, während diejenigen, welche nicht im Stande ſind zu begreifen, wie tief ſie beleidigt wurden, Sie mit Geſchrei, welches ebenſo unverſchämt, als nichtsſagend iſt, betrüben. Wenn wir es uns möglich denken, daß kein verderblicher Kampf erfolgt, ſo entſchließen Sie Sich, zugleich unglücklich zu ſein, und alle Hoffnung auf einen Erſatz durch Gewinn oder durch Ehre aufzugeben. Wenn ein engliſcher König gehaßt oder verachtet iſt, ſo muß er unglücklich ſein; und dieß iſt vielleicht die einzige politiſche Wahrheit, von welcher er ohne Erfahrung überzeugt ſein ſollte. Aber wenn das engliſche Volk ſeinen Unwillen nicht länger auf eine unterwürfige Vorſtellung ſeiner gekränkten Rechte beſchränken ſollte; wenn es das glorreiche Beiſpiel ſeiner Vorfahren nachahmen und nicht länger auf das Menſchenwerk, die Conſtitution, ſich berufen ſollte, ſondern auf das ewige Weſen, welches ihm ſeine Menſchenrechte gab und deſſen Gaben zu verrathen ein Verbrechen wäre; ſo frage ich Sie, Sire, bei welchem Theil Ihrer Unterthanen wollten Sie auf Beiſtand rechnen?

Das Volk von Irland iſt in einem fort geplündert und gedrückt worden. Dafür giebt es Ihnen täglich neue Zeichen des Unwillens. Es verachtet den elenden Gouverneur, den Sie ihm geſandt haben*), weil er ein Geſchöpf Lord Bute's iſt; auch iſt es keine natürliche Verwirrung ſeiner Gedanken, daß es das Original eines Königs mit der ſchmählichen Repräſentation deſſelben ſo bereitwillig verwechſelt.

---

*) Der Viscount Townſhend wurde als reſidirender Gouverneur hinüber geſendet. Die Geſchichte ſeiner lächerlichen Verwaltung ſoll dem Publicum nicht verloren gehen.

Die Entfernung würde es den Colonien unmöglich machen, einen activen Theil an Ew. Majeſtät Angelegenheiten zu nehmen, wenn die Amerikaner auch noch immer ſo wohlgeſinnt gegen Ihre Regierung wären, als ſie einſt behaupteten es gegen Ihre Perſon zu ſein. Sie waren bereit, zwiſchen Ihnen und Ihren Miniſtern zu unterſcheiden. Sie beklagten ſich über einen Act der Legislatur, ſuchten aber ſeinen Urſprung nicht höher, als bei den Dienern der Krone: Sie ſchmeichelten ſich mit der Hoffnung, daß ihr König, wenn auch ihrer Sache nicht günſtig, doch wenigſtens unparteiiſch wäre. Die entſchieden perſönliche Stellung, die Sie in den Maßregeln gegen die Colonien einnahmen, hat jene urſprüngliche Unterſcheidung völlig aus ihren Herzen verbannt*).

Sie erſcheinen ihnen mit Ihren Dienern im Bunde gegen Amerika, und die Amerikaner wiſſen nur noch zwiſchen dem König und einem verkäuflichen Parlament auf der einen Seite und den wahren Geſinnungen des engliſchen Volks auf der andern zu unterſcheiden. Wenn ſie es auf Unabhängigkeit abgeſehen haben, ſo wäre es möglich, daß ſie Sie zum Könige annähmen; aber wenn Ew. Majeſtät Sich nach Amerika zurückziehen, ſein Sie verſichert, man wird Ihnen einen Bundesvertrag zu verdauen geben, wie die ſchottiſchen Presbyterianer ihn Carl II. anzubieten ſich geſchämt haben würden. Sie verließen ihr Geburtsland um Freiheit zu ſuchen, und fanden ſie in einer Wüſte. Getheilt, wie ſie ſind, in tauſend politiſche und religiöſe Formen; — in Einem Punct ſind ſie Alle einig: ſie haſſen alle gleich ſehr den Prunk eines Königs und die hochmüthige Heuchelei eines Biſchofs.

---

*) In der Thronrede vom 8. Nov. 1768 wurde erklärt, daß der Geiſt der Factionen in einigen Kolonien von Neuem ausgebrochen ſei und daß er in einer derſelben zu Gewaltthaten und offenem Widerſtand gegen die Ausübung der Geſetze fortgegangen wäre: daß Boſton ſich in einem Zuſtande des Ungehorſams gegen Alles Geſetz und Regiment befände, und — unter Umſtänden, die eine Geneigtheit verriethen, ſeine Abhängigkeit von Großbritanien abzuſchütteln, zu Maßregeln geſchritten wäre, welche die Conſtitution in Gefahr brächten."

Können Sie alſo von der feindſeligen Geſinnung Irlands oder Amerika's vernünftiger Weiſe keinen Beiſtand erwarten; ſo hoffen Sie ihn noch weniger von dem Volke von England, welches jetzt für ſeine Rechte ſtreitet und in dieſer großen Frage Ihre Gegenpartei iſt.

Sie ſind indeß nicht von allem Scheine der Unterſtützung entblößt: Sie haben alle Jacobiten, alle Nichtſchwörer, alle römiſchen Katholiken und Torys dieſes Landes und ganz Schottland ohne Ausnahme. Wenn Sie bedenken von welcher Familie Sie abſtammen, ſo hat die Wahl Ihrer Freunde eine merkwürdige Richtung genommen: und wirklich, Sire, wenn Sie nicht das Intereſſe der Whig's von England verloren hätten, müßte ich Ihre Geſchicklichkeit, die Herzen Ihrer Feinde herumzuwenden, bewundern. Iſt es Ihnen möglich auf Männer Vertrauen zu ſetzen, welche, bevor ſie Ihnen treu ſein können, auf jede Meinung verzichten, und jedes Princip, in der Kirche, wie im Staate, das ſie von ihren Vorfahren ererbten und worin ſie durch die Erziehung beſtärkt wurden, verrathen müſſen? deren Zahl ſo gering iſt, daß ſie ſchon längſt genöthigt waren, die Principien und die Sprache, wodurch ſie ſich als Partei unterſchieden, aufzugeben und unter den Fahnen ihrer Feinde zu fechten? Ihr Eifer beginnt mit Heuchelei und muß mit Verrath endigen. Im Anfange betrügen, am Ende verrathen ſie.

Was die Schotten betrifft, ſo muß ich annehmen, daß Ihr Herz und Verſtand von Ihrer erſten Kindheit an ſo ſehr zu ihren Gunſten gelenkt wurde, daß nichts Geringeres als Ihr eigenes Unglück Sie enttäuſchen kann. Sie wollten von der gleichmäßigen Erfahrung Ihrer Vorgänger nichts lernen und wenn jemand einmal zu glauben entſchloſſen iſt, ſo beſtärkt ihn die Abſurdität der Doctrinen ſelbſt in ſeinem Glauben. Ein frömmelnder Verſtand kann einen Beweis der Anhänglichkeit für das Haus Hannover aus einem notoriſchen Eifer für das Haus Stuart herleiten und eine Bürgſchaft künftiger Geſetzlichkeit in früherem Aufruhr finden. Der Schein indeſſen iſt für ſie, und das ſo ſehr, daß man denken ſollte ſie hätten vergeſſen, daß Ew. Majeſtät ihr rechtmäßiger König ſind und Sie irrthümlich für einen Prätendenten auf die Krone genommen. Geben wir alſo zu, die Schotten wären in dem Ausdruck ihrer gegenwärtigen Geſinnung ſo ehrlich, als wenn Sie in Wahrheit kein Engländer, ſondern ein Britte aus dem Norden wären. Sie würden nicht der erſte ſchottiſche Fürſt ſein, gegen den ſie ſich empörten oder den ſie niederträchtig verriethen. Haben Sie vergeſſen, Sire, oder hat Ihr Günſtling Ihnen dieſen Theil unſerer Geſchichte verheimlicht, wie der unglückliche Carl (und auch er hatte dabei ſeine Privattugenden) vor dem offen ausgeſprochenen Unwillen ſeiner engliſchen Unterthanen floh und ſich auf Discretion der Treue ſeiner Landsleute übergab? Ohne Unterſtützung von ihrer Unterthanenliebe zu erwarten, wandte er ſich zu ſeinem Schutz blos an ihre Ehre als edle Männer. Sie nahmen ihn auf wie ſie Ew. Majeſtät aufnehmen würden mit Verbeugungen, mit Lächeln und mit Falſchheit, und behielten ihn bei ſich, bis ſie ihr Geſchäft mit dem engliſchen Parlamente geregelt hatten: dann verkauften ſie den König, ihren Landsmann, niederträchtig an die Rache ſeiner Feinde. Dies, Sire, war nicht die That weniger Verräther, ſondern der überlegte Verrath eines ſchottiſchen Parlaments, der Repräſentanten der Nation. Ein weiſer Fürſt könnte daraus zwei gleich nützliche Lehren für ſich ziehen. Auf der einen Seite könnte er dem unverſchleierten Unwillen eines edlen Volkes, welches offen ſein Recht behaupten will und welches in einer gerechten Sache bereit iſt ſeinem Könige in offenen Felde entgegen zu treten, fürchten lernen. Auf der andern Seite könnte er noch etwas viel Furchtbareres begreifen lernen: jenen kriechenden Verrath, gegen welchen keine Klugheit ſchützen, kein Muth ſich vertheidigen kann. Das hinterliſtige Lächeln auf der Wange würde ihn warnen von den Scorpionen im Herzen.

Aus dem Dienſte zu welchem ein Theil der Armee zu oft angewendet worden iſt, haben Sie einige Urſache zu ſchließen, daß es keinen Dienſt giebt, den er abſchlagen würde. Und hier entdecken wir auch die Parteilichkeit Ihres Urtheils. Sie beurtheilen die Geſinnung der Armee nach dem Betragen der Garden — mit demſelben Rechte, womit Sie auf die Geſinnung des Volks aus den Darſtellungen der Miniſter ſchließen. Ihre Linien-Regimenter, Sire, werden die Garden weder als Soldaten noch als Staatsbürger zu ihrem Vorbilde wählen. Sie fühlen und empfinden wie ſie es müſſen die unveränderte, ungetheilte Gunſt, womit die Garde behandelt wird, während jene vortrefflichen Truppen, von denen jeder gefährliche und anſtrengende Dienſt geleiſtet wird, vernachläſſigt und vergeſſen, dem Untergang in fremden Garniſonen oder der Verkümmerung in heimiſchen Quartieren überlaſſen werden. Wenn ſie keinen Sinn für ihre große urſprüngliche Pflicht gegen das Land hätten, ſo würde ihr Zorn wie Patriotismus wirken und die Sache Ew. Majeſtät denen zur Vertheidigung überlaſſen, an die ſie die Belohnungen und Ehren ihres Standes verſchwendet ſehn. Die entnervten und liederlichen Prätorianerbanden hatten immer noch Tapferkeit genug um den römiſchen Pöbel im Zaum zu halten; aber wenn die entfernten Legionen in Aufruhr geriethen, marſchirten ſie nach Rom und verſchenkten das Reich.

Auf dieſer Seite alſo ſehen Sie, wohin Sie Ihre Blicke richten mögen, nichts als Verlegenheit und Noth. Sie können den Entſchluß faſſen, das gegenwärtige Miniſterium, welches Ihre Angelegenheiten in dieſe beklagenswerthe Lage gebracht hat, zu halten; Sie können Sich hinter die Formen eines Parlaments verſtecken und dem Volke den Handſchuh hinwerfen. Aber ſein Sie überzeugt, Sire, ein ſolcher Entſchluß würde eben ſo unklug, als gehäſſig ſein. Wenn er nicht unmittelbar Ihre Stellung erſchütterte, würde er Ihnen Ihre Gemüthsruhe für immer rauben.

Auf der andern Seite, wie verſchieden iſt hier die Ausſicht! Wie leicht, wie ſicher, wie ehrenvoll iſt der Pfad den Sie vor Sich haben! Die engliſche Nation erklärt, ſie habe von ihren Vertretern ein gröbliches Unrecht erlitten und verlangt von Ew. Majeſtät daß Sie Ihr geſetzliches Vorrecht ausüben und ihm eine Gelegenheit geben ſein Mandat zurückzunehmen, welches es auf eine ſchmähliche Weiſe mißbraucht findet. Es iſt überflüſſig, Ihnen zu ſagen, daß die Gewalt des Unterhauſes keine urſprüngliche, ſondern ihm zum Wohle des Volks, von welchem ſie ausgeht, übertragen iſt. Eine Rechtsfrage entſteht zwiſchen den conſtituirenden und dem vertretenden Körper. Durch welche Autorität ſoll ſie entſchieden werden? Will Ew. Majeſtät in einer Frage den Austrag machen, worin Sie eigentlich nicht unmittelbar betroffen ſind? — Das würde ein Schritt ſein, der eben ſo gehäſſig, als unnöthig wäre. Sollen die Lords aufgefordert werden, die Rechte und Privilegien des Unterhauſes feſtzuſetzen? — Sie können es ohne einen offenen Bruch der Konſtitution nicht thun. Oder wollen Sie die Sache vor die Richter bringen? — Dieſe haben Ihren Vorgängern oft geſagt, das Parlamentsrecht ſtünde über ihnen. Was bleibt alſo übrig, als es dem Volke zu überlaſſen ſelbſt zu entſcheiden? das Volk allein hat Unrecht erlitten, und da es keine höhere Gewalt giebt welcher die Sache vorgelegt werden könnte, ſo ſollte das Volk allein entſcheiden.

Ich habe nicht die Abſicht, Sie mit einer widrigen Erörterung eines Gegenſtandes, welcher ſchon ſo ſehr durchgeſprochen worden iſt, daß ſelbſt eine göttliche Eingebung ſchwerlich ein neues Licht darauf werfen könnte, zu behelligen. Es giebt jedoch zwei Geſichtspunkte, unter denen Ew. Majeſtät die letzten Vorgänge im Unterhauſe vornehmlich zu betrachten Urſach haben. Indem das Unterhaus einen Staatsbürger ſeines angebornen Rechtes-beraubte, hatte es ſeinem Beſchluß eine Autorität beigelegt, welche einem Act der ganzen Legislatur gleich kommt, und es iſt, wenn vielleicht auch nicht aus denſelben Gründen, genau dem Beiſpiel des langen Parlements gefolgt, welches zuerſt das Amt des Königs für überflüſſig erklärte und kurz darauf mit wenig Umſtänden das Haus der Lords auflös'te. Dieſelbe angemaßte Gewalt, welche einen engliſchen Staatsbürger ſeines angebornen Rechtes beraubt, kann einen engliſchen König ſeiner Krone berauben. Unter einem andern Geſichtspunkt iſt der Beſchluß des Unterhauſes ſcheinbar nicht ſo gefährlich für Ew. Majeſtät, aber noch viel beunruhigender für Ihr Volk. Nicht damit zufrieden, einen Mann ſeines Rechts zu entkleiden, hat das Haus dieſes Recht willkürlich einem andern verliehen. Es hat eine Wahl als ungeſetzlich beſeitigt, aber nicht gewagt, die Beamten zur Rechenſchaft zu ziehen, welche beſonders von Mr. Wilkes' Unfähigkeit nicht blos durch die Erklärung des Hauſes, ſondern ausdrücklich durch die Verfügung die an ſie gelangte unterrichtet waren, und welche ihn nichtsdeſtoweniger als richtig gewählt ins Parlament ſchickten. Es hat die Majorität der Stimmen, das einzige Kriterium, wodurch unſere Geſetze den Willen des Volks ermitteln, verworfen; es hat das Recht der Wahl von dem Geſammtkörper auf den vertretenden Körper übertragen; und durch dieſe Handlungen, — mag man ſie einzeln oder zuſammen nehmen, — hat es die urſprüngliche Konſtituirung des Unterhauſes weſentlich verändert. Wie Ew. Majeſtät ohne Zweifel in der engliſchen Geſchichte bewandert ſind, kann es Ihnen nicht entgehen, wie ſehr es in Ihrem Intereſſe und in Ihrer Pflicht liegt, Eine der Gewalten zu hindern einen Uebergriff auf das Gebiet der beiden andern zu thun oder die Autorität von allen dreien an ſich zu reißen. Wenn ſie einmal von der großen verfaſſungsmäßigen Linie, nach welcher alle ihre Schritte geregelt werden müßten, abgewichen ſind, wer ſoll für ihre künftige Mäßigung einſtehen? Oder welche Sicherheit können ſie Ihnen geben, daß ſie, die Ihresgleichen mit Füßen getreten haben, ſich ihren Obern unterwerfen werden?

Ew. Majeſtät können hieraus lernen, wie genau Sclave und Tyrann mit einander verwandt ſind.

Einige Mitglieder Ihres Rathes, die ehrlicher ſind als die übrigen, geben die verworfene Schlechtigkeit des gegenwärtigen Unterhauſes zu, widerſetzen ſich aber ſeiner Auflöſung aus einer Anſicht, die, ich bekenne es, nicht ganz unzuläſſig iſt. Sie meinen, das folgende Haus würde ebenſo zur Verfügung des Schatzes ſein. Ich kann mich nicht überreden, daß die Nation ſo wenig aus der Erfahrung gelernt haben ſollte. Aber wenn dieſe Meinung wohl begründet wäre, ſo könnten Sie unſere Wünſche um einen geringen Preis befriedigen und das jetzige Geſchrei gegen Ihre Regierung beſchwichtigen, ohne Ihrer Lieblingsſache, der Beſtechung, einen weſentlichen Abbruch zu thun.

Sie haben noch eine ſehr ehrenwerthe Rolle zu ſpielen. Die Liebe Ihrer Unterthanen kann noch wieder erobert werden. Aber ehe Sie ihre Herzen unterwerfen müſſen Sie einen edlen Sieg über Ihr eigenes feiern. Legen Sie dieſe kleinen perſönlichen Empfindlichkeiten, welche Ihr öffentliches Betragen zu lange geleitet haben, ab. Erlaſſen Sie dieſem Manne den Reſt ſeiner Strafe, und wenn Ihr Unwille noch fortwirkt, ſo machen Sie daraus was er ſchon lange hätte ſein ſollen, nicht einen Act der Gnade, ſondern der Verachtung. Er wird ſehr bald in ſeine natürliche Stellung zurückfallen, — ein ſchweigender Senator, der kaum die wöchentliche Beredſamkeit einer Zeitung beſtreitet. Der ſanfte Hauch des Friedens würde ihn vernachläſſigt und unbewegt auf der Oberfläche erhalten. Es iſt nur der Sturm, der ihn aus ſeiner Stellung reißt.

Ohne Ihren Miniſter um Rath zu fragen, rufen Sie Ihr ganzes Conſeil zuſammen. Laſſen Sie das Publicum wiſſen, daß Sie Selbſt beſchließen und handeln können. Treten Sie zu Ihrem Volke heraus. Legen Sie die kläglichen Formalitäten eines Königs bei Seite und ſprechen Sie zu Ihrem Volk mit dem Muth eines Mannes und in der Sprache der gebildeten Welt. Sagen Sie ihm, daß Sie auf das Verderblichſte betrogen worden ſind. Dieſe Anerkennung wird Ihrem Verſtande keine Schande ſondern vielmehr Ehre machen. Sagen Sie ihm, Sie wären entſchloſſen jede Urſache zur Klage gegen Ihre Regierung zu entfernen; daß Sie Ihr Vertrauen niemand ſchenken wollen, der nicht das Vertrauen Ihres Volkes beſitzt; und laſſen Sie es durch ſein Betragen bei einer künftigen Wahl ſelbſt entſcheiden, ob es wirklich die allgemeine Meinung des Volks iſt oder nicht daß ſeine Rechte von dem gegenwärtigen Unterhauſe willkürlich verletzt und die Konſtitution verrathen worden iſt. So wird es ſeine Repräſentanten und ſich ſelbſt richten.

Dieſe Gedanken, Sire, und der Stil in welchen ſie vorgetragen werden, mögen Ihnen vielleicht beleidigend erſcheinen, weil ſie Ihnen neu ſind. Gewöhnt an die Sprache der Höflinge meſſen Sie ihre Anhänglichkeit nach dem Eifer ihres Ausdrucks; und wenn Sie Ihnen nur auf Umwegen ſchmeicheln, ſo bewundern Sie ihre Aufrichtigkeit. Aber dies iſt keine Zeit mit Ihrem Glücke zu ſcherzen. Man betrügt Sie, Sire, wenn man Ihnen ſagt, daß Sie viele Freunde hätten, deren Zuneigung auf einen Grund perſönlicher Anhänlichgkeit gebaut wäre. Der beſte Grund der Freundſchaft iſt nicht die Macht, Wohlthaten zu erweiſen, ſondern die Gleichheit, womit ſie empfangen und zurückgegeben werden können. Das Glück, welches Sie zum König machte, verbot Ihnen einen Freund zu haben. Dieß iſt ein Geſetz der Natur, welches nicht ungeſtraft verletzt werden kann. Der betrogene Fürſt, welcher Freundſchaft ſucht, findet einen Günſtling und in dieſem Günſtlinge den Ruin ſeiner Angelegenheiten.

Das Volk von England iſt dem Hauſe Hannover treu, nicht wegen eines eitlen Unterſchiedes, den es mit einer Familie vor einer andern macht, ſondern aus der Ueberzeugung, daß die Thronbeſteigung dieſer Familie nöthig war, um ſeine bürgerlichen und religiöſen Freiheiten aufrecht zu erhalten. Dies, Sire, iſt ein Princip der Treue, welches ebenſo wohlgegründet, als vernünftig iſt; welches die Engländer annehmen und Ew. Majeſtät ſehr wohl ermuntern dürfen. Wir können uns nicht lange durch den bloßen Namensunterſchied täuſchen laſſen; Der bloße Name der Stuarts iſt nur verächtlich; — bewaffnet mit der Souverainautorität ſind ihre Principien furchtbar. Der Fürſt, welcher ihr Betragen nachahmt ſollte durch ihr Beiſpiel gewarnt werden, und während er ſich mit der Sicherheit ſeines Anſpruchs auf die Krone brüſtet, ſollte er ſich erinnern: wie ſie durch Eine Revolution gewonnen wurde, ſo kann ſie durch eine andere verloren gehn.

Junius.

36. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 14. Februar 1770.

Mylord,

Wenn ich Ihr perſönlicher Feind wäre, könnte ic Sie bemitleiden und Ihnen verzeihen. Sie haben au Mitleid jeden Anſpruch, der aus Elend und Unglück entſpringen kann. Die Lage, in welche Sie gerathen ſind würde einen Privatfeind und ſeine Rache entwaffne und auch dem rachſüchtigſten Geiſte nur den Troſt laſſen daß ein ſolcher Gegenſtand wie Sie die Würde ſeine Genugthuung entehren müßte. Aber in dem Verhältniß, welches Sie unſerm Vaterlande zubereitet, haben ſi keinen Anſpruch auf Nachſicht; und wäre ich den Eingebungen meiner Geſinnung gefolgt, ich hätte Ihne niemals auch nur einen Augenblick Ruhe gegönnt. In In Ihrem öffentlichen Charakter haben Sie jedem Bürger des Staates unrecht gethan; und obgleich ein Einzelner nicht berechtigt iſt das Unrecht zu verzeihen, welches der Geſellſchaft widerfährt, ſo hat er doch ſeinen Privatantheil an dem öffentlichen Unwillen in Anſpruch zu nehmen. Ich unterwarf mich jedoch dem Urtheil vo Männern, welche gemäßigter und vielleicht reiner ſin als ich. Ich verſtehe dieſe klugen Formeln des Anſtandes, dieſer ſanften Regeln der Rückſicht nicht, welch manche Männer mit der Führung der größten und gefährlichſten Angelegenheiten zu vereinigen ſuchen. Ic bin in die Vertheidigung einer ehrenvollen Sache verwickelt und nehme entſchieden meine Parthie. Ich würd es verachten für einen künftigen Rückzug zu ſorgen ode

Nachſicht gegen einen Manne zu üben, der gegen das Publicum keine Mäßigung kennt. Weder die niedrige Unterwerfung, ſeinen Poſten in der Stunde der Gefahr zu verlaſſen, noch ſelbſt der geheiligte Schild der Feigheit ſoll ihn decken.*) Mein ganzes Leben lang werd' ich ihn verfolgen und die letzte Kraft meines Talentes anſtrengen um die ſterbliche Infamie ſeines Lebens zu retten und unſterblich zu machen.

Was alſo, Mylord, iſt das Ende aller der Opfer, welche Sie dem Schutze Lord Bute's und Ihrem eigenen unglücklichen Ehrgeiz gebracht haben? War es dafür, daß Sie Ihre früheſten Freundſchaften, die wärmſten Verbindungen Ihrer Jugend und alle dieſe ehrenvollen Verpflichtungen in Stich ließen, wodurch Sie einſt die Achtung Ihres Landes in Anſpruch nahmen und erworben haben mögen? Haben Sie ſich für ſolch eine Verſchwendung von Ehre keine Belohnung geſichert? — Unglücklicher Mann? Welche Partei wird den allgemeinen Ueberläufer von allen Parteien aufnehmen? Ohne einen Schützling, der Ihnen ſchmeicheln, ohne einen Freund, der Sie tröſten könnte, und nur mit einem einzigen Gefährten aus dem ehrbaren Hauſe Bloomsbury müſſen Sie Sich jetzt in eine traurige Einöde zurückziehen. In der thatkräftigſten Periode Ihres Lebens müſſen Sie die geſchäftige Scene verlaſſen und ſich vor der Welt verbergen, wenn Sie hoffen wollen den elenden Reſt eines ruinirten Rufes zu retten. Die Laſter wirken wie das Zeitalter, ſie bringen frühzeitige Gebrechen hervor; und ſchon in der Blüthe der Jugend iſt der Charakter gebrochen und erſchöpft.

---

*) Sacro timuere timore. Jeder Feigling behauptet verletzt zu ſein.

Dennoch iſt Ihr Betragen ebenſo geheimnißvoll, als verächtlich geweſen. Wo iſt jetzt dieſe Feſtigkeit oder dieſe Starrköpfigkeit, die ſo lange von Ihren Freunden gerühmt und von Ihren Feinden anerkannt wurde? Man hatte uns gelehrt zu erwarten, Sie würden den Untergang dieſes Landes nicht durch andere als durch Ihre Hände vollenden laſſen, ſondern entſchloſſen ſein, entweder einen entſcheidenden Sieg über die Verfaſſung davon zu tragen oder tapfer hinter dem letzten Damm des königlichen Vorrechtes zu ſterben. Sie kannten die Gefahr und hätten ſich ihrer verſehn können. Sie nahmen Sich Zeit genug, um Sich auf ein Zuſammentreffen mit Ihrem Parlament vorzubereiten um die käufliche Treue Ihrer Anhänger zu befeſtigen und Ihrem Könige eine Sprache in den Mund zu legen, welche wenigſtens ſeiner Würde, wenn auch nicht ſeinem Wohlwollen und ſeiner Weisheit angemeſſen war. Und doch, während das ganze Königreich von ängſtlicher Erwartung auf einen großen Punkt bewegt wurde, vermieden Sie feige die Frage, und ſtatt der entſchloſſenen Feſtigkeit und Entſchiedenheit eines Königs boten Sie uns nichts als den Jammer eines zu Grunde gerichteten Viehhändlers*) und die weinerliche Frömmigkeit eines Methodiſten. Wir konnten mit Recht erwarten, daß man von dem Petitionen, welche der König von der engliſchen Nation empfangen hatte, Kenntniß nehmen werde; und obgleich ich mir einige perſönliche Gründe denken kann, weswegen man ihnen nicht nachgab, kann ich in der gewöhnlichen Klugheit und Schicklichkeit keine dafür finden ſie mit Verachtung zu behandeln. Sein Sie verſichert, Mylord, das engliſche Volk wird ſich dieſer unwürdigen Behandlung nicht zahm unterwerfen; es hat ein Recht gehört zu werden, und wenn ſeine Petitionen nicht gewährt wurden, ſo verdienten ſie doch beachtet zu werden. Was immer die wirklichen Abſichten und Doctrinen eines Hofes ſein mögen; der König ſollte einige Formen der Aufmerkſamkeit für ſeine Unterthanen zu beobachten gelernt haben, und wenn er ihren Beſchwerden nicht abhelfen will, wenigſtens daraus keinen Gegenſtand des Scherzes und des Spottes vor ſeinem Kammerherrn und Hofdamen zu machen. Unrecht kann abgebüßt und verziehen werden; Beſchimpfungen laſſen keine Genugthuung zu. Sie erniedrigen das Gemüth in ſeiner Selbſtachtung und zwingen es, ſein Gleichgewicht durch Rache wieder zu gewinnen. Dieſe Vernachläſſigung der Petitionen war jedoch ein Theil Ihres urſprünglichen Regierungsplans und die Folgen, welche daraus entſpringen mochten, können Sie nicht rechtfertigen, Ihren König mitten in der Verlegenheit, worin Sie und Ihre neuen Freunde*) ihn verwickelt haben, zu verlaſſen. Man ſollte denken, Mylord, Sie hätten dieſen muthigen Entſchluß gefaßt, ehe Sie die letzte jener frühern Verbindungen, welche einſt nach Ihrer eigenen Meinung Ihre Jugend ehrte aufgelöſt; ehe Sie Lord Granby genöthigt den Dienſt zu verlaſſen, dem er ſich gewidmet; ehe Sie Einen Kanzler entfernt und einen andern getödtet. Zu welch' einer niedrigen Verfaſſung haben Sie den beſten der Fürſten heruntergebracht, da der unglückliche Mann, welcher zuletzt einer perſönlichen Verwendung und Bitte wie ſie niemals mit Anſtand an einen Unterthan gerichtet werden kann, nachgiebt, ſich durch ſeine Willfährigkeit entehrt fühlt und die entehrende Ehre, welche ſein gnädiger König ihn anzunehmen genöthigt, nicht zu überleben vermag? Er war ein Mann von Ehre, denn er hatte ein lebhaftes Schamgefühl, und ſein Tod hat ſeinen Charakter geſühnt. Ich kenne Ew. Gnaden zu gut, um wegen dieſes Ausganges mich an Ihr Gefühl zu wenden; aber es giebt ein anderes Herz, welches, ich hoffe es, noch nicht gänzlich gegen das Gefühl der Menſchlichkeit verhärtet iſt, und ihm ſollte es eine ſchreckliche Lehre für immer ſein.*)

---

*) Es lag etwas wunderbar pathetiſches in der Erwähnung des Hornviehs.

---

*) Die Partei Bedford.

Jetzt, Mylord, laſſen ſie uns die Lage betrachten, welcher Sie Ihren königlichen Herrn zu überlaſſen für rathſam hielten. Allemal, wenn ſich das Volk beklagt hat und nichts Beſſeres zur Vertheidigung der Regierungsmaßregeln geſagt werden konnte, war es Sitte uns wenn auch nicht ſehr richtig mit einer Berufung auf die Privattugenden Ihres Königs zu antworten. „Hat er nicht zur Erleichterung des Volks einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte aufgegeben? — Hat er nicht die Richter unabhängig gemacht indem er Sie auf Lebenszeit in Ihren Stellen befeſtigte?“ — Mylord wir erkennen den gnädigen Beweggrund, welcher dieſe Zugeſtändniſſe entſtehen ließ und haben nichts zu bedauern, als daß man ſich nie daran gehalten hat. Nach ſieben

---

*) Die geheimſten Einzelheiten dieſes abſcheulichen Vorgangs ſollen dem Publicum zur gehörigen Zeit mitgetheilt werden. Das Volk ſoll wiſſen, mit welcher Sorte von Männern es zu thun hat.

Jahren ſind wir mit einer Schuld von mehr als 500,000 Pfd. auf die Civilliſte beladen, und wir ſehen jetzt den Canzler von Großbritannien tyranniſch aus ſeinem Amte geſtoßen, nicht weil ihm Geſchicklichkeit, nicht weil ihm Redlichkeit fehlte, nicht weil er ſeine Pflicht vernachläſſigt, ſondern weil er im Parlament ſeine ehrliche Meinung über die größte conſtitutionelle Frage, welche ſeit der Revolution erhoben worden iſt, ausſprach. — Wir kümmern uns nicht darum, an weſſen Privattugenden Sie appelliren; die Theorie einer ſolchen Regierung iſt Falſchheit und Hohn; die Praxis Unterdrückung. Sie haben alſo daran gearbeitet (obgleich — das geb' ich zu — ohne Abſicht) Ihren Herrn der guten Meinung, welche das Volk von ſeiner perſönlichen Ehre und Redlichkeit gefaßt hatte, zu berauben. Der Herzog von Bedford war gemäßigter als Ew. Gnaden. Er zwang ſeinen Herrn nur, ein feierliches Verſprechen, welches einem Privatmann (Mr. Stuart Mackenzie) gemacht war, zu verletzen. Aber Sie, Mylord, haben mit Erfolg Ihren Rath auf jede politiſche, jede moraliſche Verpflichtung, welche den Beamten oder den Menſchen binden konnte, ausgedehnt. Die Lage eines Königs iſt oft kläglich, aber Ew. Gnaden Geſchicklichkeit war dazu nöthig, ſie verächtlich zu machen. — Vielleicht werden Sie ſagen, die treuen Diener in deren Händen Sie ihn gelaſſen haben, ſeien im Stande, ſeine Ehre wieder herzuſtellen und ſeine Regierung aufrecht zu erhalten. Sie haben, ſelbſt ſeit Ihrem Rücktritt, öffentlich erklärt, daß Sie ihre Maßregeln billigten und ihr Betragen bewunderten, — beſonders das des Grafen von Sandwich. Wie ſchade iſt es, daß Sie es bei all dieſem guten Schein nöthig finden mußten, Sich von ſo liebenswürdigen Gefährten zu trennen! Sie vergeſſen, Mylord, während Sie mit dem Lobe von Männern, die Sie verlaſſen, ſo freigebig ſind, daß Sie Ihr Betragen mit Ihren Meinungen öffentlich in Widerſpruch bringen und Sich des einzigen glaublichen Vorwandes, Ihren König von Verlegenheiten überwältigt zu verlaſſen, berauben; — ich nenne ihn glaublich, denn in Wahrheit, es giebt keinen geringeren Grund, als die Ungnade Ihres Herrn, der einen Mann von Muth rechtfertigen könnte, ſeinen Poſten in einem ſo kritiſchen und wichtigen Moment zu verlaſſen. Es iſt vergeblich, der Frage auszuweichen. Wenn Sie nicht reden wollen, ſo hat das Publicum ein Recht nach den Anſchein zu urtheilen. Wir haben ein Recht zu ſchließen, daß Sie entweder von Ihren Collegen, die Sie noch zu vertheidigen affectiren, abweichen, oder daß Sie die Verwaltung der Angelegenheit des Königs nicht länger haltbar fanden. Sie haben die Freiheit zwiſchen dem Heuchler und dem Feigling zu wählen. Ihre beſten Freunde ſind im Zweifel, welchen Weg ſie einſchlagen ſollen. Ihr Volk vereinigt beide Charaktere und traut Ihnen beide zu. Ich ſelbſt ſehe in Ihrem Betragen keinen Widerſpruch. Sie begannen damit, das Volk zu verrathen, — und Sie endigen damit den König zu verrathen.

In Ihrer Behandlung von Privatperſonen haben Sie die Stetigkeit Ihres Charakters bewährt. Selbſt Mr. Bradſhaw erklärt, daß niemals Jemand ſo mißbraucht worden wäre, wie er. Zu dem Unterhalt *),

---

*) Eine Penſion von 1500 Pfund jährlich, eingeſchrieben auf die 4½ Procents (er war zu fein, um iriſcher Sicherheit zu trauen) für ſein und all ſeiner Söhne Lebenszeit. Dieſer Gentleman, welcher noch vor einigen Jahren Schreiber bei einem Futterlieferer war und dann zu einem kleinen Poſten in der Kriegsverwal-

welchen Sie ſeiner Familie gewährten, war er berechtigt durch das Haus, in dem er wohnt. Der Nachfolger eines Canzlers mag ſich wohl für den Nebenbuhler eines andern halten. Das iſt der Bruch einer Privatfreundſchaft, welche Mr. Bradſhaw angeht; und die Wahrheit zu ſagen, wenn ein Mann von ſeinem Rang und ſeiner Geſchicklichkeit einen ſo thätigen Antheil an Ihren Angelegenheiten genommen hat, ſo ſollte er nicht ſchließlich mit einer elenden Penſion von **1500** Pfd. jährlich bei Seite geſetzt werden. Oberſt Luttrell, Mr. Onſlow und Gouverneur Burgoyne waren ebenfalls mit Ihnen verbunden und hatten vielleicht mehr Urſache ſich zu beklagen, als Mr. Bradſhaw. Dieß waren Männer, Mylord, an deren Freundſchaft Sie aus demſelben Grunde, aus welchem Sie Lord Rockingham, Lord Chatham, Lord Camden und den Herzog von Portland verließen, hätten feſthalten ſollen. Wir können uns leicht Rechenſchaft darüber geben, warum Sie Ihre Verpflichtungen gegen dieſe Ehrenmänner verletzten, aber wie konnten Sie Ihre natürlichen Genoſſen verrathen? wie Sich von Lord Sandwich, Lord Gower und Mr. Rigby trennen oder die drei würdigen Gent-

---

tung erhoben wurde, hielt es für nothwendig, ſobald er zum Schatz-Secretair ernannt worden war, das große Haus in Lincoln's-Innfields, in welchem der Graf von Northington reſidirt hatte, als er noch Großcanzler von Großbritanien war, zu beziehn. Was die Penſion betrifft, ſo verſicherte Lord North ſehr feierlich im Unterhauſe, daß nie eine Penſion ſo wohl verdient worden wäre, als die von Mr. Bradſhaw. NB. Lord Camden und Sir Jeffery Amherſt waren lange nicht ſo wohl verſorgt, und Sir Eward Hawke, welcher den Staat gerettet, zieht ſich mit 2000 Pfund jährlich auf den Poſten in Irland zurück, von welchem er in der That weniger empfängt als Mr. Bradſhaws Penſion.

lemen, die wir oben erwähnt haben, ihrem Privatbetriebe überlaſſen? Mit aller verbindlichen Rückſicht auf den Charakter unſerer Zeit: dieſes Land hat keinen Ueberfluß an ſolchen Charakteren; und Sie werden finden, daß es ſeine Schwierigkeiten hat, das ſchwarze Verzeichniß Ihrer Freunde wieder zu vervollſtändigen.

Die Erwähnung des Königlichen Patents, welches Sie an Mr. Hine verkauften, verpflichtet mich ein Wort zur Vertheidigung eines Mannes zu ſagen, den Sie durch die unehrenhafteſten Mittel zu beeinträchtigen ſuchten. Ich beziehe mich nicht auf die ſchmähliche Verfolgung, die Sie mit Affectation gegen ihn einleiteten. Auf dieſem Boden, daran zweifele ich nicht, iſt er bereit, Ihnen mit einer zehnfachen Gegenbeſchuldigung aufzuwarten und Trotz zu bieten. Die Beleidigung, welche Sie ihm angethan haben, greift ſeinen moraliſchen Charakter an. Sie wußten, daß das Anerbieten, die Anwartſchaft auf eine Stelle zu kaufen, welche bisher auf einen Beſchluß des Canzleiamtes verkauft worden war, wenn es auch in ſeiner Lage unklug war, ihn auf keine Weiſe mit einer ſolchen Schuld beladen würde, wie Sie in den Augen der Welt ihm anzuheften wünſchten. Deswegen arbeiteten Sie daran, durch alle Arten von falſchen Zeugniſſen, ſelbſt durch Bekanntmachung untergeſchobener Briefe zu verſtehn zu geben, er hätte Ihnen Bedingungen, Sich Ihnen anzuſchließen, vorgeſchlagen und ſich erboten ſeine Principien, ſeine Partei und ſeine Freunde zu verlaſſen. Sie zogen Ihr eigenes Herz zu Rathe, wegen eines Charakters von vollendeter Verrätherei, und überlieferten ihn dem Publikum als den Charakter Mr. Vaughans. Ich halte mich verpflichtet, einem beleidigten Manne dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, weil ich durch den Anſchein, den Ew. Gnaden ausgebracht, betrogen war und von ſeinem Betragen oft mit Unwillen geſprochen habe. Wenn er wirklich das iſt wofür ich ihn halte, brav, obgleich im Irrthum, ſo wird er glücklich ſein, ſeinen Ruf, wenn auch auf Unkoſten ſeines Verſtandes wieder zu gewinnen. Hier ſehe ich wird die Sache wahrſcheinlich liegen bleiben. Ew. Gnaden erſchrecken davor, die Verfolgung weiter zu treiben. Mr. Hine nimmt ruhig Beſitz von ſeiner erkauften Stelle und Gouverneur Burgoyne, befreit von dem Anſpruch, das Geld zurück zu zahlen, läßt ſich für den Reſt ſeines Lebens nieder — „verrufen und zufrieden.“

Ich glaube, Mylord, ich habe jetzt für immer von Ihnen Abſchied genommen. Sie ſind nicht länger der entſchloſſene Miniſter, der den Muth hatte, die gewaltſamſten Maßregeln durchzuſetzen; der für den Mangel guter und großer Eigenſchaften durch eine tapfere Entſchloſſenheit, ſich ohne ſie zu erhalten entſchädigte, eine Entſchloſſenheit, welcher ſchon manches Volk ſich fügte und hingab. Der Ruf der Hartnäckigkeit und Ausdauer hätte die Stelle aller fehlenden Tugenden ausfüllen können; Sie haben die letzte Negation zu Ihrem Charakter hinzugefügt und das niedrige Geſtändniß abgelegt, daß Sie von dem gewöhnlichſten Muthe eines Mannes entblößt ſind. So ziehen Sie ſich denn zurück, Mylord, und verbergen Sie Ihr Erröthen vor der Welt, denn mit einer ſolchen Laſt von Schmach kann ſelbſt ſchwarz ſeine Farbe verändern. Ein Gemüth, wie das Ihrige, kann in den einſamen Stunden häuslicher Freude noch Gegenſtände des Troſtes finden. Sie können ihn finden in der Erinnerung verletzter Freundſchaft, in der Betrübniß eines talentvollen Fürſten, den Sie depopulariſirt und verlaſſen haben und in der Bewegung eines großen Landes, welches durch Ihren Rath an den Rand des Verderbens getrieben worden iſt.

Die Palme miniſterieller Feſtigkeit iſt jetzt Lord North übergeben. So ſagt er uns ſelbſt mit der Fülle ſeiner Beredſamkeit *), und ich will gern glauben, daß er, ſo lange er ſeinen Platz behaupten kann, nicht leicht bewogen werden wird, ihn aufzugeben. Ew. Gnaden waren der Erſte Miniſter von heute. Morgen vielleicht wird Se. Majeſtät in Ihrer Weisheit uns einen Nebenbuhler für Sie Beide geben. Sie ſind zu bekannt mit der Geiſtesbeſchaffenheit Ihrer letzten Verbündeten, um es für möglich zu halten, daß es Lord North erlaubt wäre, dieſes Land zu regieren. Wenn wir dem Gerüchte trauen dürfen, hat man ihm ſeinen Herrn ſchon gezeigt. Se. Majeſtät iſt in der That zu gnädig, um ſeine Unterthanen durch die Wahl ſeines erſten Miniſters aus den Dienern des Herzogs von Bedford zu beſchimpfen. Das wäre eine zu große Beleidigung für die drei Königreiche geweſen. Der Abſicht der Clique indeſſen wird eben ſo gut entſprochen, wenn ſie dieſe unglückliche Figur in den Vordergrund ſtellt und ſie zwingt, das Gehäſſige der Maßregeln auf ſich zu nehmen, welche eigentlich ſie leitet. Ohne den unmittelbaren Schein des Regimentes beſitzen dieſe Leute die Macht und vertheilen den Ertrag der Regierung, wie

---

*) Dieſe beredte Perſon hat es in ſeiner Uebung ſo weit gebracht, wie Demoſthenes: er ſpricht immer mit Kieſeln im Munde um ſeine Ausſprache zu verbeſſern.

es ihnen gutdünkt. Sie ſind noch Anhänger des Geiſtes jener Berechnung, welche Mr. Luttrell zum Repräſentanten von Middelſex machte. Weit davon entfernt Ihren Rücktritt zu bedauern, verſichern Sie uns in allem Ernſt, daß er die wahre Kraft des Miniſteriums vermehre. Nach dieſem Raiſonnement werden ſie wahrſcheinlich jede Stunde ihrer Exiſtenz kräftiger und blühender werden; denn ich denke, es wird ſchwerlich ein Tag vergehen, in welchen nicht einer oder der andere von den Dienern Seiner Majeſtät ſie verläßt, um ſie durch den Verluſt ſeines Beiſtandes zu ſtärken. Aber ach, ihre Haltung ſpricht eine ganz andere Sprache. Wenn die Glieder-dahin ſchwinden, kann der Hauptkörper für das Herannahen ſeiner Auflöſung nicht unempfindlich ſein. Selbſt die Gewaltſamkeit ihrer Schritte iſt ein Zeichen von Verzweiflung. Wie banquerotte Pächter, welchen die Grundſtücke gekündigt worden ſind, fluchen ſie ihrem Grundherrn, zerſtören die Grundſtücke, bringen Alles in Verwirrung und kümmern ſich nicht darum, welchen Schaden ſie dem Gute zufügen.

Junius

---

37. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 19. März 1770.

Sir,

Ich glaube, Niemand, wenn er auch noch ſo gleichgültig gegen die Intereſſen des Landes iſt, wird es äugnen, daß die Lage, in welche wir gebracht ſind, mag ſie nun von der Ausſchweifung der Parteien oder von einem willkürlichen Regierungsſyſtem herrühren, die ernſtlichſte Beſorgniß rechtfertigt, und allen Verſtand und alle Kraft, die uns noch übrig bleibt, zur Bethätigung aufruft. Des Königs Antwort auf die Vorſtellung der City von London und die Maßregeln, welche ſeitdem von dem Miniſterium ergriffen worden ſind, erheben ſich zu einer förmlichen Erklärung, das Princip nach welchem Mr. Luttrell ſeinen Sitz im Unterhauſe erhielt, mit allen ſeinen Folgen feſt zu halten, und bis zu ſeiner äußerſten Grenze zu treiben. Derſelbe Geiſt, welcher die Freiheit der Wahl verletzte, greift jetzt die Erklärung und die Bill unſerer Rechte an, und droht den Staatsbürger für die Ausübung eines Rechtes, welches bisher unbeſtritten war, nämlich Petitionen an die Krone zu richten, zu beſtrafen. Die Beſchwerden des Volks ſind durch Beſchimpfungen noch geſteigert, ſeine Klagen ſind nicht nur unberückſichtigt geblieben, ſondern ihm von der Autorität noch verwieſen worden; und jede der Thatſachen, gegen welche es Widerſpruch einlegte, wurde durch die entſchiedene Billigung des Königs beſtätigt. In einem ſolchen Augenblick wird kein Ehrenmann ſchweigen oder unthätig bleiben. Wie wir uns durch Rang oder Reichthum unterſcheiden mögen, in den Rechten der Freiheit ſind wir Alle gleich. Weil wir Engländer ſind, hat der letzte achtbare Mann unter uns ebenſo wohl wie der ſtolzeſte Lord ein Intereſſe an den Geſetzen und der Conſtitution des Landes und muß ſich ebenſo ſehr aufgefordert fühlen, einen edlen Beitrag zu ihrer Vertheidigung zu liefern, ſei es das Herz die Sache zu fühlen, der Verſtand ſie zu leiten, oder die Hand ſie auszuführen. Es iſt eine gemeinſame Angelegenheit, bei der wir Alle intereſſirt ſind, bei der wir uns Alle betheiligen ſollten. Der Mann welcher ſie in dieſer beunruhigenden Kriſis verläßt, iſt ein Feind ſeines Vaterlandes, und, was ich für unendlich unwichtiger halte, ein Verräther an ſeinem König. Der Unterthan, welcher dem Staatsoberhaupte wirklich treu ergeben iſt, wird nie zu willkürlichen Maßregeln rathen, noch ſich ihnen unterwerfen. Die City von London hat ein Beiſpiel gegeben, welches, ohne Zweifel von dem ganzen Königreich nachgeahmt werden wird. Der edle Geiſt der Hauptſtadt iſt das Lebensblut des Staates welches ſich in ſeinem Herzen ſammelt; von dieſem Puncte aus cirkulirt es mit Geſundheit und Kraft durch jede Arterie der Verfaſſung. Die Zeit iſt gekommen, wo der Körper des engliſchen Volks ſeine eigene Sache retten muß; ſeiner Tapferkeit bewußt, und belebt durch ſein Pflichtgefühl, wird er ſeine angebornen Rechte weder Miniſtern noch Parlamenten noch Königen ausliefern.

Die City von London hat ihre Gefühle mit Freimuth und Feſtigkeit ausgeſprochen, ſie hat die Wahrheit kühn geſagt, und mit welchem Lichte ihre Vorſtellung durch Höflinge auch beleuchtet ſein mag, ich fordere den feinſten Rechtsgelehrten dieſes Landes auf, eine einzige Stelle auszuzeichnen, worin ſie die Wahrheit überſchritten hätte. Selbſt die Behauptung, welche in ihrer Anſicht von der engliſchen Verfaſſung ſehr beleidigend für das Parlament ſein ſoll, iſt vollkommen wahr. Wenn irgend ein Theil des Repräſentativkörpers nicht vom Volk gewählt iſt, ſo ſchändet und verdirbt dieſer Theil das Ganze. Wenn ein Fehler in der Repräſentation des Volks iſt, ſo iſt diejenige Gewalt, welche allein das Recht hat, die Landesgeſetze zu geben, nicht vollſtändig, und die Acte des Parlaments ſind unter dieſen Umſtänden keine Acte einer reinen und vollſtändigen Legislatur. Ich ſpreche von der Theorie unſerer Conſtitution, und welche Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten auch mit der Praxis verbunden ſein mögen, ich bin bereit zu beweiſen: ſofern ein Factum vom Princip abweicht, ſofern iſt die Praxis fehlerhaft und verdorben. Ich habe nicht gehört, daß über einen andern Theil der Petition eine Frage erhoben worden ſei. Daß aber das Princip, nach welchem die Middleſexwahl entſchieden wurde, in ſeinen Wirkungen verderblicher iſt, als ſelbſt die Erhebung des Schiffsgeldes durch Karl I. oder die Suspenſionsgewalt, die ſich ſein Sohn beilegte, wird ſchwerlich von irgend Jemand beſtritten werden, der die engliſche Conſtitution veſteht und es gut mit ihr meint. Kein Act offener Gewalt durch den König, kein offener und faßbarer Bruch der Geſetze, den die Miniſter unternehmen, kann jemals die Freiheiten dieſes Landes gefährden. Gegen einen ſolchen König oder Miniſter würde das Volk unmittelbar in Aufruhr kommen, und alle Parteien würden ſich zum Widerſtande vereinigen. Die Geſetze können in einzelnen Fällen gröblich verletzt werden, ohne einen directen Angriff auf das ganze Syſtem. Thatſachen ſolcher Art ſtehen allein, ſie werden der Nothwendigkeit zugeſchrieben, nicht durch Principien vertheidigt. Wir können nie wirklich in Gefahr kommen, bis man nicht von den Formen des Parlaments Gebrauch gemacht hat, um das Weſen unſerer bürgerlichen und politiſchen Rechte zu zerſtören, bis das Parlament nicht ſelbſt unſer Vertrauen verrathen hat, indem es mitwirkt neue Regierungsprincipien aufzuſtellen und dieſelben Waffen, welche ihm durch den Geſammtkörper anvertraut ſind, anwendet, die Conſtitution über den Haufen zu ſtoßen. Was die Faſſung der Beſchwerde betrifft, ſo glaube ich, wird Niemand, der weniger geſchult iſt als ein Ceremonienmeiſter, behaupten, daß dies eine Gelegenheit zu Complimenten ſei. Unſer gnädiger König freilich iſt übermäßig höflich gegen ſich ſelbſt. Statt einer Antwort auf eine Petition, ſpricht Se. Majeſtät ſehr gnädig ſein eigenes Lob aus, und ich gebe zu, ſofern von ſeinem perſönlichen Benehmen oder von der Reinheit ſeiner koniglichen Abſichten die Rede iſt, kann die Wahrheit dieſer Erklärungen, welche die Miniſter für Ihren Herrn aufgeſetzt haben, mit Anſtand nicht beſtritten werden. In jeder andern Hinſicht, behaupte ich, ſind ſie ſchlechterdings ſowohl im Räſonement als in der Thatſache ohne Halt; und ich muß noch hinzufügen, daß dieſe Erklärung, wenn man annimmt, ſie ließe ſonſt keinen Einwand zu, keine directe Antwort auf die Petition der City iſt. Sr. Majeſtät beliebt zu ſagen, er ſei immer bereit, die Vorſtellungen ſeiner Unterthanen zu empfangen; dennoch wurden die Sheriffs zweimal mit einer Entſchuldigung zurückgeſchickt, und es wurde ohne Zweifel im Rathe erörtert, ob die Magiſtrate der City von London zur Audienz gelaſſen werden ſollten oder nicht. Ob die Vorſtellung dem Parlamente Unrecht thut oder nicht, iſt die eigentliche Frage zwiſchen dem Parlamente und dem Volk; und als eine ſolche Frage kann ſie nicht durch den Beſchluß einer dritten Partei entſchieden werden, iſt aber immer in Betracht zu ziehen. Daß die Petition für Auflöſung des Parlaments mit den Principien der Conſtitution unvereinbar ſei, iſt eine neue

Lehre. Vielleicht iſt Se. Majeſtät nicht davon unterrichtet worden, daß das Unterhaus ſelbſt durch einen förmlichen Beſchluß dies als ein Recht des Staatsbürgers zugeſtanden hat. Se. Majeſtät verſichert uns ferner, daß er die Geſetze zur Regel ſeines Betragens gemacht hätte. — War es damals, als er ſeinen Miniſtern befahl oder erlaubte, Mr. Wilkes auf eine Generalvollmacht zu verhaften? War es damals, als er es litt, daß ſeine Miniſter die vergeſſene Maxime des nullum tempus wieder erweckten, um dem Herzog von Portland ſeines Eigenthums zu berauben und dadurch der Grafſchaftswahl eine entſchiedene Wendung zu geben? War es damals, als er eine Conſultationskammer von Wundärzten errichtete mit der Autorität den geſetzlichen Spruch einer Jury zu unterſuchen und aufzuheben? Oder zog Se. Majeſtät die Geſetze des Landes zu Rathe, als er ſeinem Staatsſecretair erlaubte, wo immer der Civilgewalt übel mitgeſpielt würde, „augenblicklich" militäriſche Kräfte hinzuſenden, und wirkſam anzuwenden? Oder war es in der barbariſchen Genauigkeit, womit dieſe geſetzwidrige unmenſchliche Doctrin in Ausführung gebracht wurde? Hätte Se. Majeſtät ſich dieſer Thatſachen erinnert, ich glaube, er würde nie, wenigſtens nicht mit Beziehung auf die Maßregeln ſeiner Regierung geſagt haben, er hätte die Geſetze zur Regel ſeines Betragens gemacht. Davon zu reden, daß er ſich die Liebe ſeiner Unterthanen bewahren oder ſich auf ihren Beiſtand verlaſſen wolle, während er nach dieſen Principien zu handeln fortfährt, das iſt wirklich ein ſtarkes Compliment für ihre Loyalität. Hoffentlich werden ſie zu viel Muth und Verſtand haben, um es zu verdienen.

Se. Majeſtät, wird uns geſagt, iſt nicht nur pünktlich in Vollziehung ſeiner eigenen Pflicht, ſondern auch beſorgt, keine von den Gewalten, welche die Conſtitution in andere Hände gelegt hat, zu uſurpiren. Wenn wir auch zugegeben, daß dieſe letzte Behauptung ganz wahr wäre, dies führt nicht zum Ziele. Die City von London hat nicht gewünſcht, der König möge eine Gewalt annehmen, die in andern Händen liegt. Wenn ſie es gethan hätte, ſo möchte ich den Mann ſehen, welcher es gewagt haben würde, eine ſolche unmittelbar verbrecheriſche Petition einzugeben. Sie bittet ihren König, die conſtitutionelle Gewalt, womit die Geſetze ihn zum Wohle ſeiner Unterthanen bekleidet haben, auszuüben. Sie fordert ihn auf, von ſeiner geſetzlichen Prärogative Gebrauch zu machen und zwar in einem Falle, der offenbar von unſern Geſetzen vorausgeſehen wurde, weil ſie dem König die willkürliche Gewalt anvertraut haben, das Parlament aufzulöſen. Ich bin überzeugt, dieſe Petition wird durch Vorſtellungen aus allen Theilen des Königreichs unterſtützt werden. Se. Majeſtät wird am Ende finden, daß dies die Meinung ſeines Volks iſt; und daß es nicht in ſeinem Intereſſe liegt, weder ein Miniſterium, noch ein Parlament auf die Gefahr eines Bruchs mit dem Geſammtkörpers ſeiner Unterthanen zu halten. Daß er König eines freien Volkes iſt, das iſt ohne Zweifel ſein größter Ruhm. Daß er noch lange der König eines freien Volkes bleiben möge, iſt der zweite Wunſch, der mein Herz belebt. Der erſte iſt: *das Volk möge frei ſein.**)

---

*) Als Se. Majeſtät mit dem Verleſen ſeiner Thronrede fertig waren, hatten der Lord Major u. ſ. w. die Ehre Se. Majeſtät Hand zu küſſen; ſobald ſie weggegangen waren, wandte ſich

38. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 3. April 1770.

Sir,

In meinem letzten Brieſe eröffnete ich Ihnen meine Meinung über die Wahrheit und Angemeſſenheit der Antwort Sr. Majeſtät an die Stadt London, und ich betrachtete ſie lediglich als die Ausführung eines Miniſters, die dieſer zu ſeiner eigenen Vertheidigung aufſetzt, und das Staatsoberhaupt der Gewohnheit gemäß erläßt. Ich möchte den perſönlichen Charakter und das Betragen des Königs ſoviel als möglich von den Handlungen der gegenwärtigen Regierung trennen. Ich wünſche, es möchte verſtanden werden, daß Se. Majeſtät bei dem, was er ſagte, in Wahrheit nicht mehr betheiligt war, als James Hodges in der Petition; und wie Sir James durch ſein Amt verpflichtet war, die Meinung des Volks auszuſprechen, ſo müßte Se. Majeſtät durch dieſelbe Verpflichtung ſich verbunden halten der Meinung der Miniſter eine gnädige Aeußerung zu geben. Die kalte Förmlichkeit einer gutgelernten Lection iſt von dem gefühlvollen Ausdruck des Herzens ſehr verſchieden.

Jedoch dieſe Unterſcheidung iſt nur wahr mit Rückſicht auf die Maßregel ſelbſt. Die Folgen derſelben reichen über den Miniſter hinaus und berühren weſentlich die Ehre Sr. Majeſtät. Sie ſind ihrer eigenen Natur

---

Se. Majeſtät ſogleich zu dem Kreiſe ſeiner Höflinge und brach in ein Gelächter aus.

„Nero ſtrich die Geige, als Rom brandte.“

John Horne.

nach furchtbar genug um einen Mann von Klugheit zu beunruhigen und entehrend genug, um einen Mann v Bewußtſein zu betrüben. Ein Unterthan, deſſen aufrichtige Anhänglichkeit an Sr. Majeſtät Perſon und Familie auf rationelle Prinzipien gegründet iſt, wird ſich in den gegenwärtigen Verhältniſſen kein Gewiſſen daraus machen, ſeinen König zu beunruhigen und ſogar zu betrüben. Ich weiß, es giebt eine andere Art von Unterthanentreue, die Se. Majeſtät hinlänglich erfahren hat. Wenn die Treue der Torrys, der Jacobiten und der Schotten einen unglücklichen Fürſten einmal in Beſitz genommen hat, läßt ſie ihn ſelten wieder los ohne ſeinen Untergang zu vollenden. Wenn das Gift ihrer Doctrinen das natürliche Wohlwollen ſeines Herzens befleckt hat, wenn ihre hinterliſtigen Rathſchläge die Säulen ſeiner Regierung verderbt haben; welches andere Gegengift kann ſeine politiſche Geſundheit und Ehre wiederherſtellen, als der feſte Freimuth ſeiner engliſchen Unterthanen?

Es war in dieſem Lande, wenigſtens ſeit den Tagen Karl I. nicht Gebrauch, den König perſönlich mit ſeinen Unterthanen veruneinigt und geradezu in einen Streit verwickelt zu ſehen. Handlungen der Gnade und Vergebung ſind ihm weiſe zugeeignet und ſollten beharrlich von ihm ausgeübt werden. Nie ſollte er ſeinen Unterthanen anders, als in einen liebenswürdigen Lichte erſcheinen. Selbſt in Frankreich, ſo lange man es noch der Mühe werth hielt, irgend eine Idee von einer beſchränkten Monarchie beizubehalten, war es Maxime, daß niemand die königliche Gegenwart unbefriedigt verlaſſen dürfe. Frankreich hat die gemäßigten Grundſätze ſeiner Regierung verloren oder Verzicht darauf geleiſtet; und wenn jetzt ſeine Parlamente eine Vorſtellung wagen, ſo tritt der Tyrann hervor und antwortet mit abſoluter Willkür. Der Geiſt ſeiner jetzigen Verfaſſung erfordert es, daß der König gefürchtet ſei und das Princip, denke ich, wird ſo ziemlich durch die Thatſachen bewährt. Aber in unſerm politiſchen Syſtem iſt die Theorie mit der Praxis in Streit, denn der König müßte beliebt ſein. Maßregeln von größerer Strenge mögen freilich unter gewiſſen Umſtänden nothwendig ſein: aber der Miniſter, der den Rath dazu giebt, müßte auch die Ausführung und den Haß davon ganz allein auf ſich nehmen. Er verräth nicht nur ſeinen Herrn, ſondern verletzt auch den Geiſt der engliſchen Conſtitution, wenn er den erſten Beamten des Staats dem perſönlichen Haß oder der Verachtung ſeiner Unterthanen ausſetzt. Wenn wir von der Feſtigkeit einer Regierung ſprechen, ſo meinen wir ein gleichförmiges Syſtem von Maßregeln, welches von den Dienern der Krone mit Ueberlegung angenommen und mit Entſchloſſenheit aufrecht erhalten wird, nicht eine eigenſinnige Härte in der Sprache und dem Betragen des Königs. Die Regierung eines ſchwachen, unentſchloſſenen Monarchen kann weiſe, gemäßigt und feſt ſein, die eines ſtörrigen, launenhaften Fürſten im Gegentheil ſchwach, unentſchloſſen und ſchlaff. Der Ruf öffentlicher Maßregeln hängt von dem Miniſter ab, der verantwortlich iſt; nicht von dem König, deſſen Privatmeinungen dem Rathe ſeines Conſeils gegenüber kein Gewicht haben ſoll und deſſen perſönliche Autorität deswegen in öffentliche Angelegenheiten niemals eingreifen ſollte. Dies halte ich für die richtige conſtitutionelle Anſicht. Aber wir wollen einen Augenblick annehmen, ſie wäre falſch, wir wollen es für ausgemacht nehmen, daß ſich eine Gelegenheit bietet, in welcher ein König von

England ſich genöthigt ſieht, das undankbare Geſchäft Petitionen zurückzuweiſen und ſeinen Unterthanen über ihr Betragen Verweiſe zu geben, ſich aufzubürden; und die City-Petition ſoll eine ſo außerordentliche Gelegenheit herbeigeführt haben. Nach dieſem Princip, welches doch wohl kein Freund der Regierung beſtreiten wird, wollen wir die Weisheit und Geſinnung des Miniſteriums unterſuchen. Sie rathen dem König ſeine Würde durch eine poſitive Erklärung ſeiner eignen Meinung aufs Spiel zu ſetzen, ſie legen ihm eine Sprache voll Härte und Vorwürfen in den Mund. Was folgt? Nachdem Se. Majeſtät einen ſo entſchiedenen Antheil an der Unterſtützung ſeines Miniſteriums und Parlaments genommen, hatte er ein Recht von ihnen die Bewährung einer ähnlichen Feſtigkeit in ihrer eignen Sache und ihres Eifers für ſeine Ehre zu erwarten. Er hatte Urſache zu erwarten (und dieß waren ohne Zweifel die geräuſchvollen Verſprechungen Lord Norths), daß die Perſonen, welche er nach ſeinem Rath beſchuldigt hatte, ſie hätten in ihrer Achtung gegen ihn gefehlt, das Parlament beleidigt und die Principien der Conſtitution verletzt, nicht ohne einige ſtrenge Zeichen des Mißfallens und der Ahndung durch das Parlament davonkommen würden. Wie die Sache ſteht, ſo läßt der Miniſter, nachdem er ſeinen König in das unvortheilhafteſte Licht gegen ſeine Unterthanen geſetzt, und nachdem er es unternommen hat, das Lächerliche und Gehäſſige ſeiner eignen übereilten Maßregeln dem Königlichen Charakter anzuheften, ihn als einzelne Figur auf der Bühne zurück, um, — wenn es ihm möglich iſt, — eine unglückliche Demonſtration ſchlecht bewährter Feſtigkeit und wirkungsloſer Empfindlichkeit durch künftige Nachgiebigkeit zurückzunehmen oder wieder gut zu

machen. Als ein Mann von Selbſtbewußtſein muß
Majeſtät fühlen, daß die ſtolzen Ausdrücke des Tab
der City, wozu er ſich überreden ließ, in Verbindu
mit dem kläglichen Ausgang der Sache dem Bomb
einer ſchlechten Tragödie gleichen, worin die hochtraben
ſten Gefühle und ſelbſt die Leiden des Helden nur d
auf berechnet ſind, ihn zu verſpotten.

Dieß war die prahleriſche Feſtigkeit und Stan
haftigkeit eines Miniſters *), deſſen Erſcheinung
Unterhauſe für den Dienſt des Königs erforderlich ſ
ſollte; deſſen Gegenwart jede Partei beherrſchen; deſſ
Stimme zum Ueberreden; deſſen Auge zum Durchbor
und deſſen Haltung eine gebietende ſein ſollte. D
Ruf dieſer großen Eigenſchaften iſt ein Unglück für ſei
Freunde geworden. Die geringe Würde von Mr. Ell
iſt compromittirt worden. Die Mine war gegrabe
das Brennmaterial angeſchafft und Welbore Ellis, d
Guy Faur aus dem Märchen, wartete nur auf da
Commandozeichen. Plötzlich entdecken die Landedelleut
wie ſehr ſie betrogen ſind: dem Miniſter fehlt das Her
der große Anſchlag iſt in einem Augenblick vernichte
und man hat den unglücklichen Mr. Ellis und ſein
Motion in die Taſche geſteckt. Nach dem Vorfall vo
letzten Freitag ſollte man denken daß ein Verhängni
über dieſem Gentleman ſchwebt. Mag er eine Motio
vorbringen oder unterdrücken, auf beide Weiſe iſt ih

---

*) Dieſer reizende Miniſter iſt wunderbar gebaut. Sei
Zunge iſt ein wenig zu dick für ſeinen Mund und ſeine Aug
ſind viel zu groß für ihre Höhlen. Jeder Theil ſeiner Perſ
bietet der natürlichen Proportion Trotz. In dieſer Schrift wi
angenommen, daß ſein Kopf viel zu ſchwer für ſeine Schultern i

das Unglück gewiß. Nun, die Zeit iſt ſo, daß ſie keinen Viceſchatzmeiſter von Ireland ungeſtraft erträgt *).

Ich habe nicht die Abſicht, die allergeringſte Beſorgniß für den Ruf des Miniſters auszudrücken. Er handelt auf ſeine eigne Hand und vielleicht iſt die ſchmählichſte Unbeſtändigkeit für ihn nichts Entehrendes. Wenn aber der König, welcher die Majeſtät des Staates repräſentirt, in Perſon erſcheint, ſo müßte ſeine Würde gewahrt werden. Die Gelegenheit müßte wichtig, der Plan wohl überlegt und die Ausführung feſt und conſequent ſein. Mein Eifer für die wahre Ehre Sr. Majeſtät drängt mich zu ſagen, daß es zu ſehr Syſtem der gegenwärtigen Regierung war, ihn perſönlich einzuführen, um für ſeine Diener zu handeln oder ſie zu vertheidigen. Sie überreden ihn zu thun was eigentlich ihr Geſchäft iſt und verlaſſen ihn mitten darin. Und doch iſt dies eine Unbequemlichkeit welcher er immer ausgeſetzt bleiben muß, ſo lange er ſich einem Miniſterium anſchließt, welches in ſich ſelbſt zerfallen oder der großen Aufgabe, welche es unternommen hat,

---

*) Um dieſe Zeit ſprachen die Hofleute von Nichts, als von Strafen und Straferlaſſen gegen den Lord Major und die Sheriffs oder doch wenigſtens von einer Anklage. Das kleine Männchen Ellis ſagte zu dem König, daß wenn man die Sache ſeiner Sorge anvertrauen wollte, ſo verpflichte er ſich Wunder zu thun. Es wurde ſehr wunderbar gefunden, daß ein Geſchäft von ſolcher Wichtigkeit der verächtlichſten kleinen Maſchine im Ganzen Königreich anvertraut werden ſollte. Sein edler Eifer indeſſen wurde getäuſcht. Der Miniſter gerieth in Schrecken; und in demſelben Augenblicke, wo der kleine Ellis auftreten wollte, ſchickte er ihm einen Befehl ſtille zu ſitzen. Alle ihre herzhaften Drohungen endigten in einem lächerlichen Tadelsvotum und einer noch lächerlicheren Adreſſe an den König.

durch ſein Anſehen und ſeine Geſchicklichkeit nicht
wachſen iſt. Anſtatt die Einmiſchung der königlich
Perſon als letztes Hilfsmittel der Regierung auf
ſparen, nöthigt ihre Schwäche ſie, dieſe bei jeder
wöhnlichen Gelegenheit anzuwenden und ſie in
Meinung des Volks wohlfeil und gemein zu mache
Statt ihren Herrn zu unterſtützen, erwarten ſie Unt
ſtützung von ihm, und für den Ertrag eines Tag
den ſie länger im Amt bleiben, machen ſie ſich nich
daraus, wie ſehr ſein geheiligter Charakter bloßgeſte
und entehrt wird.

Wenn ich es für möglich hielte, daß dieſe Blätt
das Cabinet erreichten, ſo würde ich den Verſu
machen, noch einmal an das Urtheil Sr. Majeſtät
appelliren. Ich würde ihn, aber in den ehrerbietigſte
Ausdrücken, fragen: „da Sie ein junger Mann ſin
Sire, der ein Leben voller Glück in Ausſicht hat;
Sie ein Gatte, ein Vater ſind (ihre Sohnes-Pflichte
das geſtehe ich, haben Sie gewiſſenhaft erfüllt); ve
trägt es ſich ernſtlich mit Ihrem Intereſſe oder Ihre
Ehre, Ihre häusliche Ruhe aufzuopfern und in eine
ewigen Zerwürfniß mit Ihrem Volke zu leben, bloß u
ſolch' eine Kette von Weſen zu erhalten, als North
Barrington, Weymouth, Gower, Ellis, Onslow, Rigby
Jerry Dyſon und Sandwich? Schon ihre Namen ſin
eine Satire auf jede Regierung! und ich fordere de
ernſthafteſten Ihrer Kaplane auf, das Regiſter ohn
Lachen abzuleſen."

Was mich ſelbſt betrifft, Sir, ich habe die Adreſſe
des Parlaments immer als eine höfliche nichtsbedeutend
Förmlichkeit betrachtet. Uſurpatoren, Schwachköpfe un
Tyrannen ſind nach einander ungefähr mit denſelbe

Ausdrücken des Pflichtgefühls und der Ergebenheit becomplimentirt worden. Aber nehmen wir an, die Adreſſen meinen ganz was ſie ſagen. Man muß auf die Folgen ſehn. Entweder iſt der König ein Mann von großem Bewußtſein und gefährlichem Ehrgeiz, der aus der Verrätherei ſeines Parlaments Nutzen zu ziehen, die Auslieferung der öffentlichen Freiheit, die es ihm entgegenbringt, anzunehmen bereit iſt; oder er iſt ein milder, argloſer Fürſt, welcher, wenn man ihn nur mit einiger Pracht und einigem Glanz ausſtattet, von ſich aus nichts Unrechtes unternehmen wird. Unter der erſten Vorausſetzung muß es ſehr bald mit dem Schwert entſchieden werden, ob die Conſtitution verloren oder gerettet werden ſoll. In dem zweiten Fall kann ein Fürſt, der ſich nicht zu einer großen und gefahrvollen Unternehmung eignet und ohne alle beſtimmte Abſichten iſt, nichts deſto weniger zu ſo verzweifelten Maßregeln getrieben werden, daß ſie ihn gradewegs ins Verderben bringen oder er kann ſich durch ein ſchmähliches Schwanken zwiſchen den Extremen von Gewaltthätigkeit zu einer Zeit und Aengſtlichkeit zu einer andern um alle Achtung bringen. Der Miniſter mag vielleicht Urſache haben mit dem Erfolg des gegenwärtigen Augenblicks und mit dem Vortheil ſeines Amtes zufrieden zu ſein. Er iſt der Pächter für den Tag und hat kein Intereſſe an dem Eigenthum. Der König ſelbſt iſt durch andere Verpflichtungen gebunden und ſollte vorwärts auf ein höheres und dauerndes Intereſſe ſehen. Seine väterliche Zärtlichkeit ſollte ihn erinnern, wie manches Unterpfand er der Geſellſchaft gegeben hat. Die Bande der Natur kommen den Eiden und den Proteſtationen mächtig zu Hülfe. Der Vater, welcher auf den ſchwan-

kenden Zuſtand ſeiner Geſundheit und auf die Mögl
keit einer langen Minorität ſieht, wird wünſchen
Familiengut frei und unbelaſtet zu ſehen *). Was
die Würde der Krone, wenn ſie auch wirklich gewa
würde; was iſt die Ehre des Parlaments, angenomm
daß ſie anders, als auf dem Grunde der Unbeſte
lichkeit und Gerechtigkeit beſtehen könnte; oder was
der eitle Ruf der Feſtigkeit, ſelbſt wenn die Haltu
der Regierung gleichmäßig und conſequent wäre, v
glichen mit den herzlichen Gefühlen des Volks, mit d
Glück und der Sicherheit der königlichen Fami
oder ſelbſt mit dem dankbaren Zuruf der Meng
Was für ein Stil der Verachtung von Miniſte
oder Parlamenten angenommen werden mag, Niema
verachtet im Ernſt die Stimme der engliſchen Natio
Das Unterhaus iſt nur der Ausleger, deſſen Pflicht
iſt, die Meinung des Volks wahrhaft vor die Krone
bringen. Iſt ſeine Auslegung falſch oder unvollkomme
ſo iſt die conſtituirende Gewalt aufgefordert, ihre eig
nen Gedanken auszuſprechen. Ihre Rede iſt rauh ab
verſtändlich, ihre Gebärden ungeſtüm aber ausdrucksvo
Wird ſie durch Sophiſtereien getäuſcht, ſo erhebt ſi
ihre edele Beredſamkeit zur That. Zuerſt wandte ſ
ſich an die Unbeſtechlichkeit ihrer Repräſentanten, ſ
dann an die Gerechtigkeit des Königs; das letzte Ar
gument des Volks, wenn es jemals dazu greifen ſollt
wird vielleicht mehr als Ueberzeugung ins Parlame
oder als eine Supplik vor den Thron bringen.

Junius.

---

*) Jeder treue Freund des Hauſes Braunſchweig ſieht m
Bekümmerniß wie reißend ſchnell einige Hauptzweige dieſer Famil
hingeſchwunden ſind.

39. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 13. Oct. 1769.

Sir,

Während das Parlament ſaß, würde es weder ſicher, noch vielleicht ganz in der Ordnung geweſen ſein, dem Publikum über die Gerechtigkeit oder Weisheit ſeiner Schritte eine Meinung vorzulegen. Um über ſeine Haltung ein richtiges Urtheil zu fällen, war es nöthig zu warten, bis wir mit Einem Blick den Anfang, Fortgang und Schluß ſeiner Debatten überſehn konnten. Die Sache des Volks wurde aufgenommen und vertheidigt von Männern, deren Talent und Anſehn, — ich ſage nichts von dem Vortheil des Bodens, auf dem ſie ſtanden, — man wohl für mächtig genug hätte halten können, um eine populäre Frage zu Gunſten des Volks zu entſcheiden. Auch war das Unterhaus nicht ſo gänzlich zu der Vertheidigung des Miniſteriums oder ſelbſt ſeiner eigenen Beſchlüſſe in Pflicht genommen, daß es nicht der bekannten Stimmung der Wähler einige anſtändige Rückſicht hätte widmen und, ohne ſeiner Feſtigkeit Schande zu machen, eine Meinung, die es zu übereilt angenommen, hätte zurücknehmen ſollen, als es ſah, welch einen Aufruhr ſie hervorgebracht und wie entſchloſſen ſie von der allgemeinen Meinung der Nation zurückgewieſen wurde. Und eben ſo das Miniſterium würde nur ſein eignes Intereſſe wahrgenommen haben, wenn es durch irgend ein Zugeſtändniß den gemäßigten Theil des Volks befriedigt hätte. Ohne die Thatſache zu berühren, hätte man darin willigen können, das gefährliche Princip, worauf ſie ge-

gründet war, aufzugeben oder eine Verwahrung dageg
einzulegen. Bei dieſem Stande der Dinge, meine i
war es im Anfange der Sitzung ſehr unwahrſcheinli
daß die Klagen des Volks über einen Gegenſtand, welch
wenigſtens nach ſeiner Auffaſſung, unmittelbar das Leb
der Verfaſſung angriff, von ſeinen Vertretern und v
dem Hauſe der Lords mit ſo viel Verachtung behand
werden würden, als es von beiden Zweigen der Geſe
gebung geſchehen iſt. Als wir an ihrer Unbeſcholtenh
verzweifelten, hatten wir ein Recht, etwas von ihr
Klugheit und etwas von ihrer Furcht zu erwarten. G
wiß hat der Herzog von Grafton es nicht vorhergeſeh
zu welch' einer Ausdehnung die Beſtechung eines Parl
ments gebracht werden konnte. Vielleicht dachte er, d
im Unterhauſe noch etwas Scham oder Tugend übr
bleiben würde, oder daß es in der öffentlichen Feilh
eine Linie geben würde, über die ſein Gewiſſen es nic
hinaus gehn laſſen würde. Wäre der junge Mann e
wenig mehr in der Welt eingeſchult geweſen, oder hät
er es gewagt, die Charaktere der Andern nach ſeine
eignen zu ſchätzen, er würde nicht ſo leicht den Mu
verloren haben.

Die Vertagung des Parlaments fordert uns natü
lich auf, ſeine Schritte in's Auge zu faſſen und die La
zu erwägen, in welcher es das Königreich zurückgelaſſ
hat. Ich frage nicht, ob es das was gewöhnlich da
Geſchäft des Königs genannt wird zu größerer Zufri
denheit Sr. Majeſtät ausgeführt hat. Wir haben n
zu beklagen, daß in Folge des Syſtems, welches unt
dieſer Regierung eingeführt oder wieder aufgenomm
iſt, dieſe Art von Verdienſt mit all ſeinen Pflichten, d
es der Nation ſchuldig iſt, ſich ſehr ſchlecht verträg

Der Zwiſchenraum zwiſchen der Eröffnung der letzten und dem Schluß der früheren Sitzung war länger als gewöhnlich. Was nun immer die Abſichten der Miniſter in der Verſchiebung ihrer Erſcheinung vor dem Parlament geweſen ſein mögen, Zeit genug war jedem Mitgliede des Unterhauſes gelaſſen, auf die Schritte, die es gethan und auf die Folgen derſelben zurückzublicken. Der Parteieifer, die Heftigkeit der perſönlichen Leidenſchaften und die Hitze des Streits hatten Muße ſich zu ſetzen. Von nun an war jeder Beſchluß, den ſie faßten, überlegt und vorbedacht. In der vorigen Seſſion gaben ſich die Anhänger des Miniſteriums das Anſehn, als glaubten ſie, daß der letzte Beſchluß über die Frage die Nation zufrieden geſtellt, wenigſtens ihren Klagen ein Ziel geſetzt hätte; als ob die Gewißheit eines Uebels ſein Gefühl vermindern, oder die Natur der Ungerechtigkeit durch die Entſcheidung verändert werden könnte. Aber ſie fanden das Volk von England in einer ganz andern Stimmung als in der der Unterwerfung, und obgleich es ſich damit zufrieden gab, daß das Unterhaus nicht ſelbſt einen Beſchluß faſſen könnte, welcher die Kraft und die Wirkung eines richterlichen Erkenntniſſes hätte, ſo gab es doch andere verfaſſungsmäßige Auskunftsmittel, welche in Zukunft gegen jeden ähnlichen Angriff Sicherheit gewährt haben würden. Der allgemeine Satz, woran das ganze Land ein Intereſſe hatte, konnte zu einem vereinzelten Factum gemacht werden, welches blos Mr. Wilkes und Mr. Luttrell betraf. Das Oberhaus konnte dazwiſchen treten, der König konnte das Parlament auflöſen oder wenn jedes andere Hülfsmittel fehl ſchlug, ſo lag noch ein großer conſtitutioneller Irrthumsantrag zum Nutzen des Volks vor in der Berufung von der

Einen Behörde auf die Weisheit der ganzen Legislat
Jedes dieſer Mittel iſt nach einander verſucht word
Das Volk ſpielte ſeine Rolle mit Würde, Bewußtſ
und Ausdauer. Mehrere Monate hindurch hörte S
Majeſtät von dem Volke nur die Sprache der Klage u
des Zorns, aber zum Unglück für unſer Vaterland w
es der tägliche Triumph ſeiner Hofleute, daß er ſie n
einer Gleichgültigkeit, welche an Verachtung grenzt, hört

Nachdem das Unterhaus eine Gewalt, welche d
Conſtitution unbekannt iſt, angenommen hatte, beſchloß e
ſie nicht nur in dem einzelnen fraglichen Fall zu verthe
digen, ſondern die Lehre in ihrer weiteſten Ausdehnun
aufrecht zu halten, und aus dem Factum ein geſetzliche
Präcedenz zu machen um es in einer Weiſe wie Sr. M
jeſtät Diener es in Zukunft paſſend finden ſollten anz
wenden. Sein Verfahren bei dieſer Gelegenheit bewies auf
Strengſte, daß eine Entſcheidung, welche von vorn herei
ungeſetzlich und ungerecht iſt, nur durch eine Fortſetzun
von Falſchheit und Ungerechtigkeit gehalten werden kann
Um ihre früheren Beſchlüſſe zu behaupten, mußten ſi
mehre der bekannteſten und ſicherſten Regeln des Hauſe
verletzen. Einmal gingen ſie ſo weit, der Wahrheit un
dem geſunden Menſchenverſtand zum Trotz, offen zu erklären,
es wäre nicht die Regel des Hauſes, eine verwickelte
Frage auf Antrag eines Mitgliedes zu theilen.[*]
Aber nachdem ſie die Geſetze des Landes mit Füßen ge-

---

[*] Dieſer ungeſetzliche Beſchluß erſcheint unter den Abſtimmungen des Hauſes; aber in den geringeren Angelegenheiten de Comitée ſind die Beiſpiele von geſetzwidrigen und gewiſſenloſen Beſchlüſſen oder von Verweigerungen, das vorgehaltene Geſetz und die Wahrheit anzuerkennen, unzählig.

treten, war es nicht zu verwundern, daß ſie die Privatregulative ihrer eigenen Verſammlung mit gleicher Verachtung behandeln würden. Der Sprecher, noch jung in ſeinem Amte, begann mit vorgeblicher Unwiſſenheit und endete damit, ſich für das Miniſterium zu erklären. Wir ſind von der Entſcheidung nicht überraſcht worden; aber er ſtockte und erröthete über ſeine eigene Niederträchtigkeit und darüber war jedermann erſtaunt.*)

Die Sache des Volks wurde im Oberhauſe mit Kraft vertheidigt. Das Recht, die Conſtitution gegen einen Uebergriff der andern Gewalten zu vertheidigen und die Nothwendigkeit, jetzt Gebrauch davon zu machen, wurde dem Hauſe mit jedem Grunde der das Herz oder den Verſtand bewegen könnte, vorgehalten. Aber es zeigte ſich bald, daß es ſeine Partie ſchon genommen hatte und dem Unterhauſe nicht blos auf Koſten von Wahrheit und Anſtand ſondern ſelbſt durch einen Verrath ſeiner eigenen wichtigſten Rechte beizuſtehn entſchloſſen war. Statt ſeine Pflicht zu thun, wie es die Conſtitution für die Würde und Unabhängigkeit ſeiner Stellung, für den erblichen Antheil, welchen ſie ihm an der Geſetzgebung verliehen, von ihm erwarten ließ, machte ſeine Majorität mit dem andern Hauſe in der Unterdrückung des Volks gemeinſame Sache, und ſtellte noch eine andere Lehre auf, die ebenſo falſch in ſich und womöglich der Verfaſſung noch verderblicher iſt, als jen wonach die Middleſerwahl entſchieden worden war. Indem es beſchloß, „daß es kein Recht hätte ein Urthei des Unterhauſes über irgend einen Fall, wo dieſes Hau eine competente Gerichtsbarkeit habe, vor ſein Forum zu ziehen" gab es in der That jenen conſtitutionellen Hal und jene wechſelſeitige Beaufſichtigung eines Zweiges de Geſetzgebung über den andern auf, welche vielleicht de größte und wichtigſte Zweck iſt, den die Theilung de ganzen Geſetzgebung in drei Gewalten im Auge hat; und jetzt mögen die richterlichen Entſcheidungen des Unterhauſes ſo ausſchweifend ſein als ſie wollen, ſeine Auslegungen des Geſetzes ſo offenbar falſch, willkührlich und tyranniſch gegen die Bürger als nur möglich; das Oberhaus hat ſich ſelbſt ein ſclaviſches Schweigen auferlegt; es kann nicht eingreifen, es kann den Staatsbürger nicht beſchützen, es kann die Geſetze ſeines Landes nicht vertheidigen. Ein Zugeſtändniß, welches ſo außerordentlich an ſich ſelbſt und mit den Principien ſeiner eigenen Verfaſſung ſo ſehr in Widerſpruch iſt, muß ſelbſt das argloſeſte Gemüth beunruhigen. Wir mögen immer den Schluß ziehen, daß die Lords ſchwerlich dem andern Hauſe ſo viel zugeſtanden haben würden, wenn ſie nicht einer Vergütung gewiß wären, die ihnen nur auf Koſten des Volkes gewährt werden kann.*) Die willkührliche Gewalt, welche ſie ſich angemaßt haben, nach Gefallen

---

*) Als der König zuerſt eine Regierungsmaßregel daraus machte, Herrn Wilkes zu Grunde zu richten und als es zu dieſem Zwecke nothwendig wurde, das Recht über den Haufen zu werfen, verſicherte Herr Fletcher Norton mit ſeiner gewöhnlichen feilen Unverſchämtheit das Unterhaus, er achte einen Beſchluß des Hauſes nicht höher als einen Beſchluß von eben ſo vielen betrunkenen Sackträgern.

---

*) Wenn jemand dieſer ungerechten Gewalt, welche ſich die Lords angemaßt, Widerſtand leiſtet, und ſie zurückweiſ't, ſo muß das ganze Volk ihn unterſtützen. Wir haben die Geſetze auf unſerer Seite und brauchen Nichts als einen unerſchrockenen Führer. Wenn ein ſolcher Mann auftritt, ſo möge die Nation ſein Unternehmen beachten; es iſt nicht ſeine, ſondern unſere eigene Sache.

Geldſtrafen und Verhaftungen anzuordnen, wird jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung geübt werden. Das Unterhaus iſt zu ſehr in ihrer Schuld, um ihr Verfahren zu unterſuchen oder zu unterbrechen. Und auch die Krone, das können wir ſicher überzeugt ſein, wird bei dieſer neuen Vertheilung der Gewalt nichts verlieren. Nach der Erklärung, daß eine Petition um Auflöſung des Parlaments gegen die Principien der Verfaſſung iſt, hat S. Majeſtät Urſache zu erwarten, daß der königlichen Prärogative dafür ein außerordentliches Compliment zurückgegeben werden wird. Die drei Zweige der Legislatur ſcheinen ihre verſchiedenen Rechte und Intereſſen wie die römiſchen Triumviren ihre Freunde zu behandeln. Sie opfern ſie einander gegenſeitig, büßen ihre Luſt, und gründen unter ſich auf den Trümmern der Geſetze, der Freiheit und des Gemeinwohls ein abſcheuliches Bündniß.

Durch das ganze Verfahren im Unterhauſe während dieſer Sitzung zieht ſich ein deutliches, ein handgreifliches Schuldbewußtſein, wodurch es ſich gehindert fühlte, ſeine eigene Würde, wo ſie unmittelbar und gröblich angegriffen wurde, zu vertheidigen. Doctor Musgrave ſagt in ſeiner Unterſuchung alles Kränkende, was man für die Einzelnen und alles Beleidigende, was man für das Haus ſich nur vorſtellen kann. Es beſchloß leichtſinnig ſeine Anklage, aber durch ſeine Feſtigkeit und Unbeſcholtenheit wurde es in Ehrfurcht gehalten, und es unterlag ihr.*)

---

*) Das Verhör dieſes feſten braven Mannes iſt bei Almon herausgekommen. Der Leſer wird darin eine merkwürdige und höchſt intereſſante Abhandlung finden. Ohne allen weiteren Beiſtand als die Wahrheit und ſeine eigene Feſtigkeit, widerſtand Dr. Musgrave und beſiegte er das ganze Unterhaus.

Die Ausdrücke, in welchen der Verkauf eines Patents an Mr. Hine dem Publicum mitgetheilt wurde, forderten ganz natürlich zu einer parlamentariſchen Unterſuchung auf. Gegen die Unbeſtechlichkeit des Unterhauſes war geradezu eine Anklage erhoben; es hatte aber nicht den Muth, zu ſeiner eigenen Vertheidigung einen Antrag zu ſtellen, weil die Unterſuchung für den Oberſten Burgoyne und den Herzog von Grafton gefährlich geworden ſein würde. Als Sir George Savile die Gemeinen mit dem Namen von Verräthern an ihren Wählern brandmarkte, Lordmayor, die Sheriffs und Mr. Trecothick die City-Petition in allen ihren Theilen ausdrücklich zugeſtanden und vertheidigten, warum unterwarf es ſich zahm der Beſchimpfung? Warum ſtieß es dieſe widerſpenſtigen Mitglieder nicht ſogleich aus? Es bedachte die Motive, nach denen es gehandelt hatte und zog klüglich die Schande der Gefahr vor: es war beſſer darauf vorbereitet, der Verachtung zu begegnen, als den Unwillen des ganzen Volkes gegen ſich aufzuregen. Hätte es dieſe 5 Mitglieder ausgeſtoßen, ſo würde gleich jedermann die Folgen der neuen Unfähigkeitstheorie eingeſehn haben. Ihre Wahrheit würde dann, ohne Rückſicht auf Mr. Wilkes Privatcharakter oder auf die Würde des Hauſes oder auf die Widerſetzlichkeit einer einzelnen Grafſchaft, richtig verhandelt worden ſein. Ich weiß, dieſe Gründe haben bei Männern, welche einen Charakter der Mäßigung affectiren, in Wahrheit aber nichts anderes als ihre unmittelbare eigene Bequemlichkeit zu Rathe ziehen, ihr Gewicht gehabt; ſie ſind ſchwach genug, ſich bei einer offenbaren Verletzung der Geſetze zu beruhigen, wenn es ſie nur nicht geradezu ſelbſt betrifft, und ſich nicht darum zu bekümmern, welche Ungerechtigkeit an einem Manne verübt wird, deſſen moraliſchen Charakter zu verwerfen ſie in ihrer Frömmigkeit ſich verpflichtet fühlen. Unter andern Umſtänden müßte das Unterhaus alles Anſehen und alle Würde verwirkt haben, wenn es nach einer ſo groben Herausforderung dieſen 5 Männern noch länger in ſeiner Mitte zu ſitzen erlaubt hätte. Und wir würden die Wirkung von einem Praecedenz, welches als völlig unfruchtbar und harmlos dargeſtellt wurde, geſehen und empfunden haben. Aber es giebt eine Klaſſe von Menſchen in dieſem Lande, deren Verſtand die Verletzung der Geſetze nach der Größe des vorliegenden Falls, nicht nach den wichtigen Folgen, welche unmittelbar daraus herfließen, abnehmen; und der Miniſter, vermuthe ich, hielt es nicht für ſicher ihren Verſtand zu zeitig zu wecken. Hätte Mr. Hampden geurtheilt und gehandelt, wie dieſe mäßigen Männer unſerer Tage, anſtatt ſein ganzes Vermögen in einen Rechtshandel mit der Krone zu wagen, er hätte ruhig die 20 Schilling, die man von ihm forderte, bezahlt — und die Familie Stuart wäre wahrſcheinlich auf dem Throne geblieben und in dieſem Augenblicke die Auflage des Schiffsgeldes ein anerkanntes Vorrecht der Krone geworden.

Was alſo iſt das Geſchäft dieſer Sitzung, nachdem ſie das Budget votirt und die Entſcheidung über die Middleſerwahl beſtätigt hat, geweſen? Die außerordentliche Vertagung des Iriſchen Parlaments und das gerechte Misvergnügen dieſes Königreichs iſt unbeachtet vorübergegangen. Weder die allgemeine Lage unſrer Colonien, noch der beſondere Uebelſtand, welcher die Einwohner von Boſton zwang zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, ſind auch nur einer augenblicklichen Beachtung gewürdigt worden. In der Zurücknahme der

Acte, welche großen Anſtoß in Amerika erregten, ha
Parlament alles Mögliche gethan, nur nicht den A
beſeitigt. Es hat die Einkünfte aufgegeben, aber we
dafür geſorgt den Streit zu erhalten. Es wird
geſagt, daß die Beibehaltung der Theeauflage
Mutterlande irgend einen Vortheil bringen könnte.
iſt es dann aber weiter, als die gehäſſige nutzloſe
übung eines ſpeculativen Rechtes, was iſt es weiter,
daß man den Amerikanern ein Mal der Sklaverei
drückt, ohne ihren Herrn zu nutzen? Aber es hat
gefallen, uns ein Miniſterium und ein Parlamen
geben, welche weder durch Gründe überzeugt, noch d
Erfahrung belehrt werden können.

Lord North, denke ich, wird ſich kein großes
dienſt beilegen durch irgend etwas, das er in di
Jahr für die Verbeſſerung oder die Verwendung der
nahme gethan. Eine große Unternehmung für e
wichtigen Zweck, wenn ſie auch ohne Erfolg bleibt,
zeichnet das Genie und hebt den Charakter eines Mi
ſters. Ein armer beſchränkter Verſtand beſchäftigt
mit kleinen Plänen, die ihn entehren, wenn ſie fehlſchl
und ihm keinen Credit verſchaffen, wenn ſie glücken.
North hatte glücklicherweiſe die Mittel in ſeiner Gew
alle 4procentigen Schulden auf einmal zu reduciren.
Fehlſchlagen ſeines erſten Finanzunternehmens iſt n
halb ſo nachtheilig für ſeinen Ruf als Miniſter, als
die Unternehmung ſelbſt für das Publicum iſt. S
einen entſcheidenden Streich zu führen, welcher mit ei
Mal den Markt gereinigt haben würde, unter Be
gungen, die zu dem Preiſe der 4 Procents vor 6 Wo
in Verhältniß ſtanden, hat er mit einem bedauernsw
digen Maß von Bequemlichkeit gehandelt; er hat

Beſitzern der Staatspapiere Nachricht gegeben von einer Abſicht der Regierung, um ſie zu bewegen, dieſe Papiere nach und nach herzugeben, folglich hat er ſie angeregt, den Preis zu halten und in die Höhe zu treiben, ſo daß der Plan, die 4 Procents zu reduciren, entweder ganz aufgegeben werden oder mit einem wachſenden Nachtheil für das Publicum fortgeſetzt werden muß. Der Scharfſinn des Miniſters hat dazu gedient, den Werth der Sache, die er kaufen wollte, zu erhöhen und den der 3 Procent, die er verkaufen will, zu erniedrigen. Alſo hatte er es wirklich erreicht, es zum Intereſſe der Eigenthümer der 4 Procents zu machen, die 3 Procents zu verkaufen und loszuſchlagen, ſtatt auf ſein Papier unter irgend einer Bedingung, welche die Regierung möglicherweiſe gewähren kann, zu zeichnen.

Der Zuſtand der Nation führt uns natürlich darauf, die Lage des Königs in Betracht zu ziehen. Die Vertagung des Parlaments hat die Wirkung einer zeitweiligen Auflöſung. Der Haß wegen Maßregeln, welche die ganze Körperſchaft angenommen hat, drückt nur leicht auf die einzelnen Mitglieder. Sie ziehn ſich in die Sommerquartiere zurück, und ruhen von der undankbaren Arbeit der Campagne aus. Nicht ſo mit dem Könige. Er hat eine fortlaufende Exiſtenz in dieſem Lande, er kann ſich den Klagen, den Misſtimmungen, den Vorwürfen ſeiner Unterthanen nicht entziehen. Sie verfolgen ihn in ſeine Zurückgezogenheit, und greifen ſein häusliches Glück an, während von einem dienſtwilligen Parlament keine Adreſſe erlangt werden kann, ihn zu ermuthigen oder zu tröſten. Zu andern Zeiten war das Intereſſe des Königs und des Volkes von England, wie es ſich gehört, eins und daſſelbe. Ein neues Syſtem iſt nicht nur thatſächlich angenommen, ſondern als Princip ausgeſprochen worden. Die Miniſter ſind nicht länger die öffentlichen Diener des Staats ſondern die Privatbedienten des Königs. Eine beſondere Klaſſe von Menſchen hat die Erlaubniß ſich Freunde des Königs zu nennen, als ob der ganze Volkskörper die Feinde des Königs wären; oder als ob Se. Majeſtät ſich gegen die allgemeine Verachtung und Verwünſchung ſeiner Unterthanen nach einer Hülfsquelle oder einem Troſt in der Anhänglichkeit weniger Günſtlinge umſähe. Eduard und Richard II. machten denſelben Unterſchied zwiſchen dem ganzen Volkskörper und der verächtlichen Partei, welche den Thron umgab. Der Ausgang ihres verkehrten Betragens hätte ihren Nachfolgern eine Warnung ſein können; und doch waren die Irrthümer dieſer Fürſten nicht ohne Entſchuldigung. Sie hatten ebenſoviel falſche Freunde, als unſer gegenwärtiger gnädiger König, und unendlich größere Verſuchung, ſich verführen zu laſſen. Sie waren weder mäßig noch fromm, noch ſittlich. Durch Genuß vergiftet, verſchwendeten ſie ihr Eigenthum in ſeiner Verfolgung. Ihr Leben war wie ein reißender Strom, von prächtigem Anſehn, aber nutzlos und gefährlich in ſeinem Lauf. In der trägen, unbelebten Exiſtenz anderer Fürſten ſehen wir nichts, als faules ſtehendes Waſſer, welches die Atmoſphäre vergiftet, ohne den Boden zu befruchten. Die Sitten eines Königs können nicht nach gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden. Seine Lage iſt einzig. Es giebt Fehler, die ihm Ehre, und Tugenden, die ihm Schande machen. Eine fehlerfreie abgeſchmackte Gleichmäßigkeit in ſeinem Charakter iſt weder eines großen Laſters noch großer Tugend fähig; aber ſie ſichert ſeine Unterwerfung durch

Perſonen, die er aus Gewohnheit achtet, und macht aus ihm ein gefährliches Inſtrument ihres Ehrgeizes. Abgeſondert von der Welt, von Kindheit auf an eine Art von Menſchen, an eine Art von Ideen gewieſen, kann er weder ſein Herz neuen Verbindungen, noch ſein Gemüth einem beſſeren Unterricht öffnen. Ein Charakter von dieſer Art iſt der geeignetſte Boden, *jene obſtinate Bigotterie in Politik und Religion hervorzubringen, welche mit einer verdienſtlichen Aufopferung des Verſtandes anfängt, und damit den königlichen Märtyrer auf das Blutgerüſt zu bringen.* In einer andern Zeit würde gewiß die ſchmähliche Unordnung, welche in die Regierung des ganzen Reichs gebracht worden iſt, die Aufmerkſamkeit des Publicums aufgeregt haben. Der gehäſſige Misbrauch und die Feilbietung der Kronprärogative daheim, — die verfaſſungswidrige Anwendung der bewaffneten Macht, — die willkürlichen Geldſtrafen und Verhaftungen durch das Oberhaus und die Kings-Bench, — die Gnade eines tugendhaften und frommen Fürſten gegen einen abſichtlichen Mörder, weil er der Bruder eines gewöhnlichen Freudenmädchens (Miß Kennedy) iſt, würde zu jeder andern Zeit gewiß einen allgemeinen Unwillen erregt haben. Aber der verwegene Angriff auf die Conſtitution durch die Middleſerwahl macht uns dickhäutig und gleichgültig gegen geringere Beſchwerden. Niemand beachtet einen Ausſchlag auf der Oberfläche, wenn er die edleren Theile angegriffen und den Tod ſeinem Herzen nahe fühlt. Die freie Wahl unſerer Repräſentanten ins Parlament ſchließt die Quelle und die Sicherheit jedes Rechts und jeder Freiheit der engliſchen Nation in ſich; ſie iſt dieſe Quelle ſelbſt. Das Miniſterium hat

die compendiöſe Idee Caligula's verwirklicht. Es we
daß die Freiheit und die Geſetze eines Engländers
Wahrheit nur einen Nacken haben und daß die Ve
letzung der Wahlfreiheit ſie alle in ihrem Lebenspun
trifft.

Junius.

40. Brief.

An Lord North.

Den 12. Auguſt 1770.

Mylord,

Mr. Luttrell's Dienſte waren die hauptſächlic
Stütze und Zierde der Verwaltung des Herzogs vo
Grafton. Die Ehre, ſie zu belohnen, blieb Ew. Lor
ſchaft vorbehalten. Der Herzog, ſcheint es, hatte ei
Verpflichtung übernommen, vor deren Anerkennung
ſich ſchämte und die er nicht erfüllen konnte. Sie, My
lord, trugen kein Bedenken. Sie traten die Erbſcha
mit allen ihren Laſten an und haben Mr. Luttrell ſei
Legat auf die Gefahr den Staat zu ruiniren ausgezahl

Als dieſer wohlgezogene junge Mann ſich für de
Ritter des Miniſteriums erklärte, beſchäftigte die We
ſich eifrig mit der Unterſuchung, welche Ehrenſtellen od
Vortheile für einen jungen Mann von ſeinem Ran
und Vermögen eine hinlängliche Belohnung ſein könn
ten, um ſeinen Eintritt ins Leben mit der allgemeine
Verachtung und dem Abſcheu ſeines Vaterlandes be
zeichnen zu laſſen. Sein edler Vater war nicht ſo eili
geweſen, ſeinen Sitz im Parlament zu erledigen, —

ſich einer Grafſchaft aufzudrängen, in welcher er weder ein Intereſſe, noch eine Verbindung hatte, — das Recht eines andern Mannes in Beſitz zu nehmen und ihn der öffentlichen Schande und der Gerechtigkeit zum Trotz, zu behalten, das zeigte einen Grad von Eifer oder Verdorbenheit, den alle Gunſt eines frommen Fürſten ſchwerlich vergelten konnte. Ich behaupte, Mylord, in dem Betragen dieſes jungen Mannes liegt ein Hang zur Proſtitution, den ich wegen ſeiner Einzigkeit nur bewundern kann. Er hat eine neue Stufe in dem menſchlichen Charakter entdeckt; er hat ſelbſt den Namen Luttrell noch heruntergebracht und ſeines Vaters überſpannteſten Erwartungen entſprochen.

Der Herzog von Grafton hat allen möglichen guten Willen, dieſe Art von Verdienſt zu protegiren, aber er begnügte ſich damit, Oberſt Luttrell's Lob auszuſprechen. Der edle Geiſt, der uneigennützige Eifer des jungen Abentheurers widerhallten im Oberhauſe. Se. Gnaden verbürgte ſich wiederholt gegen das Haus, um die reinen Abſichten ſeines Freundes Mr. Luttrell zu beweiſen, daß er ſich ohne Ausſicht auf perſönliche Vortheile eingelaſſen und daß der Gedanke einer Belohnung ihn tödlich beleidigen würde*). Der edle Herzog konnte ſchwerlich im Ernſt ſo reden, aber er hatte neulich ſein Amt niedergelegt und fing an es für nöthig zu halten, einige Sorge auf ſeinen Ruf zu verwenden. Grade in jenem Augenblick hatte wahrſcheinlich die iriſche Unterhandlung begonnen. Tritt vor, Du würdiger Stellvertreter Lord Bute's, und ſage unſerm beſchimpften Vaterlande, wer dem Könige rieth, Mr. Luttrell zum Generaladjutanten der Armee in Irland zu machen? Durch welche Geſchicklichkeit wurde Oberſt Cuninghame bewogen, ſein Amt aufzugeben und der nachgiebige Gisborne, eine Penſion für ſeine Gouverneurſtelle von Kinſale anzunehmen? *)

---

*) Er ſagt jetzt, daß ſein großes Ziel der Rang eines Oberſten geweſen ſei und daß er ihn haben wolle.

War es ein Originalvertrag mit der Prinzeſſin von Wales, oder verdankt er ſeinen Vorzug der Parteilichkeit Ew. Lordſchaft, oder der Freundſchaft des Herzogs von Bedford? Mylord, obgleich es nicht möglich ſein mag, dieſer Maßregel bis zu ihrer Quelle nachzuſpüren, ſo können wir doch dem Strom folgen, und das Land vor ſeiner herannahenden Zerſtörung warnen. Die engliſche Nation muß aufgeſtört und auf ihren Poſten geführt werden. Mr. Luttrell hat uns ſchon gezeigt, wie weit man ſich auf ihn verlaſſen kann, wenn einmal ein offener Angriff auf die Freiheit unſers Vaterlandes gemacht werden ſollte. Ich zweifle nicht, daß

---

*) Dieſer nichtswürdige Handel verdient dem Publicum auseinandergeſetzt zu werden. Oberſt Gisborne war Generalquartiermeiſter in Irland. Lord Townshend überredete ihn für einen ſchottiſchen Officier (Fraſer) zurückzutreten und gab ihm die Gouverneurſtelle von Kinſale. Der Oberſt Cuninghame war Generaladjutant in Irland, Lord Townshend bot ihm eine Penſion an, um ihn zu bewegen für Luttrell zurückzutreten. Cuninghame behandelte das Anerbieten mit Verachtung. Was iſt nun zu thun? Der arme Gisborne muß ſich noch einmal in Bewegung ſetzen. Er bekommt eine Penſion von 500 Pfund jährlich bis eine Gouverneurſtelle von größerm Werth frei würde. Der Oberſt Cuninghame wird zum Gouverneur von Kinſale gemacht und Luttrell endlich, für welchen die ganze Maſchine in Bewegung geſetzt worden war, wurde Generaladjutant und bekam wirklich das Commando der Armee in Irland.

ein überlegter Plan gefaßt worden iſt, — Ihre Lordſchaft weiß es beſſer als irgend jemand; — die Corruption des geſetzgebenden Körpers auf der einen Seite — eine Militairmacht auf der andern — und lebewohl, England! Es iſt unmöglich, daß irgend ein Miniſter es wagen ſollte, dem Könige zu rathen, einen ſolchen Mann, wie Luttrell auf den Vertrauensposten eines Generaladjutanten zu ſtellen, wenn nicht ein geheimer Plan in Ausſicht iſt, den nur ein Mann, wie Luttrell auszuführen fähig iſt. Der Schimpf, welcher der Armee im Ganzen angethan wurde, iſt ſo grob, als die Schmach welche dem Volke von England zugefügt wurde. Wie? Oberſtlieutenant Luttrell Generaladjutant einer Armee von 16,000 Mann?! Man ſollte denken Sr. Majeſtät Feldzüge zu Blackheath und Wimbledon hätten ihn eines beſſern belehrt. — Ich kann nicht umhin General Harvey zu einem Collegen der ſeiner Stelle ſo viel Ehre macht Glück zu wünſchen. — Aber, Mylord, die Maßregel iſt zu verwegen, um unbeachtet vorüberzugehn, zu gefährlich, um mit Gleichgültigkeit oder Ergebung aufgenommen zu werden. Sie werden keine Zeit haben, die Iriſche Armee umzubilden. Sie wird es ſich nicht gefallen laſſen, von Oberſt Luttrell geſichtet zu werden. Als einen Auswuchs der engliſchen Conſtitution (denn den Namen eines Feindes verdient er nicht), verabſcheut ſie ihn ſchon. Als einen Burſchen, der unverſchämt über ſie hinweggeſetzt wird, werden ſie ihn mit Unwillen und Verachtung aufnehmen. — Was Sie betrifft, Mylord, der Sie vielleicht nichts weiter, als das blinde unglückliche Inſtrument Lord Bute's und Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin von Wales ſind, ſo verlaſſen Sie Sich darauf, daß

Sie für Ihren Rath zur Rechenſchaft gefordert werden und Ihre Mitſchuldigen entweder angeben, oder als ein Opfer ihrer Sicherheit fallen ſollen.

Junius.

---

41. Brief.

An den ſehr ehrenwerthen Lord Mansfield.

Den 14. November 1770

Mylord,

Die Erſcheinung dieſes Briefes wird die Neugierde des Publikums anziehen und ſelbſt Ew. Lordſchaft Aufmerkſamkeit erzwingen. Ich bin ſtark in Ihrer Schuld und will mich bemühen, ein für allemal die Rechnung auszugleichen. Nehmen Sie dieſe Zuſchrift, Mylord, als eine Vorrede zu bedeutenderen Auftritten, worin Sie wahrſcheinlich werden aufgefordert werden zu handeln oder zu leiden.

Sie werden meine Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel ziehen, wenn ich Sie verſichere, daß es nicht an irgend einer beſondern Achtung vor Ihrer Perſon liegt, wenn ich mich ſo lange nicht mit Ihnen befaßt habe. Außer den Uebelſtänden und der Gefahr, welche die Preſſe treffen, wenn Ew. Lordſchaft Partei ſind und die Partei der Richter ſein muß, bekenne ich, durch die Schwierigkeit des Unternehmens abgeſchreckt zu ſein. Unſre Sprache hat keinen Ausdruck des Vorwurfs, das Gemüth hat keine Vorſtellung des Abſcheu's, welche nicht ſchon mit Glück auf Sie angewendet und erſchöpft wären. Vollkommne Gerechtigkeit iſt durch geſchicktere Federn als die meinige an den Privatverdienſten Ihres Lebens und Charakters ausgeübt worden. Laſſen Sie es mein beſcheidenes Geſchäft ſein, die zerſtreuten Süßigkeiten zu ſammeln, bis ihre vereinigte Kraft den Sinn ergreift.

Erlauben Sie mir, damit zu beginnen, daß ich der ſchottiſchen Ehrlichkeit, wo ich ſie immer finde, einen gebührenden Tribut zolle. Ich geſtehe es, ich bin nicht geſchaffen, um Vertrauen in die Bekenntniſſe der Herren aus dieſem Lande zu ſetzen, und wenn ſie lächeln, fühle ich eine unwillkürliche Bewegung, mich gegen Unglück zu wahren. Mit dieſer allgemeinen Meinung von einer alten Nation, hielt ich es immer für eine große Ehre Ew. Lordſchaft, daß Sie in Ihren frühern Tagen von der Klugheit Ihrer Landsleute nur wenig angeſteckt waren. Sie hatten einige eigenthümliche Zuneigungen, welche Sie bei jeder paſſenden Gelegenheit an den Tag legten. Der freie Geiſt der Jugend ſiegte über Ihre angeborne Vorſichtigkeit. Ihr Eifer in der Sache eines unglücklichen Fürſten wurde mit der Aufrichtigkeit des Weines und den üblichen religiöſen Feierlichkeiten ausgedrückt *). Dies, denke ich, iſt der liebenswürdigſte Geſichtspunct, unter dem Ihr Character erſchienen iſt. Wie ein Ehrenmann ergriffen Sie in der Politik diejenige Partei, welche man von Ihrer Geburt, Ihrer Erziehung, Ihrem Lande und Ihren Verbindungen er-

---

*) Dieſer Mann war immer ein überſpannter Jacobit. Lord Ravensworth brachte die einleuchtendſten Beweiſe vor, daß er oft die Geſundheit des Prätendenten auf ſeinen Knieen getrunken habe.

warten konnte. Es war etwas Edles in Ihrer
hänglichkeit an das verbannte Haus Stuart. Wir
klagen die Mißgriffe eines guten Mannes und fan
nicht eher an, ihn zu haſſen, als bis er ſich den Sch
giebt, auf ſeine Principien zu verzichten. Warum blie
Sie nicht bei der Treue, zu der Sie Sich einmal
kannt hatten? Warum folgten Sie nicht dem Beiſpi
Ihres würdigen Bruders? *) Mit ihm hätten
theilnehmen können an dem ehrenden Vertrauen
Prätendenten, mit ihm hätten Sie die Unbeſcholtenh
Ihres Charakters bewahren, und England, glaube
hätte Sie ohne Bedauern entbehren können. Ih
Freunde werden vielleicht ſagen, obgleich Sie das Lo
Ihres Lehnsherrn verlaſſen hätten, wären Sie doch
bei den Principien geblieben, die ſeinen Vater vo
Thron ſtießen; ohne offen ſeine Perſon zu vertheidige
hätten Sie doch ſeiner Sache einen weſentlichen Dien
geleiſtet, und Sich für den Verluſt einer Lieblingsfamil
durch Erneuerung und Befeſtigung ihrer Regierung
grundſätze getröſtet. Dies iſt der Weg, auf welche
der Verſtand eines Schotten die Verirrung ſeines He
zens wieder gut macht. — Mylord, ich erkenne
Wahrheit Ihrer Vertheidigung an, und kann ſie dur
Ihr ganzes Betragen hindurch verfolgen. Ich ſehe dur
Ihr ganzes Leben hindurch einen gleichmäßigen Pla
die Macht der Krone auf Koſten der Freiheit des Unte
thanen zu erweitern. Auf dieſes Ziel ſind Ihre G
danken, Worte und Thaten beſtändig gerichtet geweſe
Aus Verachtung oder Unkenntniß des gemeinen Recht

---

*) Privatſecretair des letzten Prätendenten. Dieſer Umſtan
befeſtigte die Freundſchaft zwiſchen den Brüdern.

von England, haben Sie es zu Ihrem Studium gemacht, in den Gerichtshof, dem Sie präſidiren, Maximen einer Jurisprudenz, die dem Engländer unbekannt iſt, einzuführen. Das Römiſche Geſetzbuch, das Geſetz der Nationen, und die Meinung fremder Civiliſten, ſind fortdauernd Ihr Thema; aber wer hörte Sie je die Magna Charta oder die Bill der Rechte mit Billigung oder Achtung erwähnen? Durch ſolche verrätheriſche Künſte wurde die edle Einfachheit und der freie Geiſt unſrer ſächſiſchen Geſetze verdorben. Die Normänniſche Eroberung war nicht eher vollendet, als bis Normänniſche Rechtsgelehrte ihre Geſetze eingeführt, und die Sclaverei in ein Syſtem gebracht. Dieſes Eine leitende Princip regelt Ihre Auslegung der Geſetze, und erklärt Ihre Behandlung der Geſchwornen. Es iſt nicht nur in politiſchen Fragen (denn da könnte man es dem Höfling verzeihen) nein, die Sache mag ſein, welche ſie will, Ihr Verſtand iſt immer gleichmäßig auf der Folter, um entweder die Macht der Jury einzuſchränken oder ihr Urtheil zu mißleiten. Zum Beweiſe dieſer Verſicherung berufe ich mich auf die Anſicht, welche Sie in Lord Grosvenor's Sache ausſprachen. In einer Klage wegen beleidigender Ausdrücke, welche ein Peer gegen einen Prinzen von Geblüt vorbrachte, waren Sie kühn genug, den Geſchworenen zu ſagen, bei Feſtſtellung der Entſchädigung brauchten ſie auf den Stand oder das Vermögen der Parteien keine Rückſicht zu nehmen; es ſei ein Streit zwiſchen A. und B., ſie hätten die Beleidigung nur in einem moraliſchen Licht zu betrachten, und einem Peer des Reiches keine größere Entſchädigung zuzuerkennen, als dem niedrigſten Handarbeiter. Ich will es nicht unternehmen, eine Lehre zu widerlegen welche, wenn ſie für geſetzlich gehalten würde, Falſchheit und Abſurdität zum Gepräge des Geſetzes machen würde; wenn ſie aber nur für eine Erklärung Ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes gelten ſoll, klar und konſequent iſt. Unter einem willkürlichen Regiment werden alle Stände und Unterſchiede unter einander gemiſcht. Die Ehre eines Edelmanns wird nicht mehr geachtet, als der Ruf eines Bauern, denn in verſchiedener Livree ſind ſie gleiche Sclaven.

Selbſt in Sachen des Privateigenthums ſehen wir dieſelbe Abſicht und Neigung, von den Entſcheidungen Ihrer Vorgänger abzuweichen, welche Sie doch ſicher als deutliches gemeines Recht hätten auffaſſen ſollen. Statt dieſer ſichern poſitiven Regeln, durch welche das Urtheil eines Gerichtshofes unwandelbar feſtgeſtellt werden ſollte, haben Sie thörichterweiſe Ihre eignen wankelmüthigen Begriffe von Billigkeit und weſentlicher Gerechtigkeit eingeführt. Entſcheidungen, nach ſolchen Principien, beunruhigen das Publikum nicht ſo ſehr, als ſie ſollten, weil die Conſequenz und Richtung jedes einzelnen Falls, nicht beobachtet oder beachtet wird. Unterdeſſen gewinnt die Praxis Boden; das Gericht der Kings-Bench wird ein Billigkeitsgericht und der Richter, anſtatt genau das Geſetz des Landes zu Rathe zu ziehen, bezieht ſich nur auf die Weisheit des Gerichtshofes und auf die Reinheit ſeines eignen Gewiſſens. Der Name des Gerichtsrathes Mr. Yates wird natürlich in Ihrem Herzen die Gefühle der Furcht und des Haſſes wieder erwecken, womit Sie ihn immer betrachtet haben. Dieſer große Rechtsgelehrte, dieſer brave Mann ſah Ihr ganzes Betragen in demſelben Lichte, wie ich. Nach jahrelangem vergeblichen Widerſtande gegen die verderblichen

Principien, die durch Ew. Lordſchaft eingeführt, und ebenſo von Ihren demüthigen Freunden bei dem Gerichtshofe vertheidigt wurden, entſchloß er ſich, einen Gerichtshof zu verlaſſen, deſſen Schritten und Entſcheidungen er weder mit Ehren beiſtimmen, noch mit Erfolg ſich widerſetzen konnte.

Die Ungerechtigkeit, welche gegen einen Einzelnen verübt wird, iſt manchmal dem Volke von Nutzen, (ſo gab die Unterdrückung eines namenloſen Individuums der berühmten Habeas Corpus-Acte, welche ſehr häufig als eine zweite Magna Charta des Königreichs betrachtet wird, ihren Urſprung), Thatſachen eignen ſich mehr dazu, uns zu beunruhigen, als die gefährlichſten Principien. Die Unterdrückung und die Feſtigkeit eines Buchdruckers hat die öffentliche Aufmerkſamkeit angeregt. Ew. Lordſchaft wußten und fühlten, daß Ihr Betragen eine parlamentariſche Unterſuchung nicht aushalten würde, und hofften ihr durch die niedrigſte und gemeinſte Aufopferung von Würde und Conſequenz welche je von einem Beamten gemacht wurde, zu entgehen. Wo war Ihre Feſtigkeit, wo war dieſer ſträfliche Stolz von dem wir ſo manche Beiſpiele geſehn haben, als ein Mann von Bingleys Unbedeutenheit Sie im Angeſichte des Landes zwingen konnte, zuzugeben, daß ſie einen engliſchen Unterthan 2 Jahre hinter einander geſetzwidrig ſeiner Freiheit beraubt und daß er zuletzt über Sie triumphirt habe? Demnach, Mylord, bekenne ich, daß Ihr Charakter kein ungewöhnlicher iſt. Weiber und Männer wie Weiber ſind furchtſam, rachſüchtig und unentſchloſſen. Ihre Leidenſchaften ſtreiten mit einander und machen uns denſelben Menſchen in einem Augenblick gehäſſig, in einem andern verächtlich. Ich denke mir, Mylord, es wird einige Zeit vergehen, bevor Sie es wagen, einen zweiten Engländer, weil er im Verhör nicht antworten will, ins Gefängniß zu werfen.

Die Anſicht, welche Sie beſtändig in Schmähſchrift-Proceſſen ausgeſprochen haben, iſt ein anderer mächtiger Beweis Ihres beſtimmten Planes, der geſetzlichen Gewalt der Geſchwornen entgegen zu wirken und Fragen, welche von der Thatſache unzertrennlich ſind, in die Willkür des Gerichtshofes zu bringen. Hier Mylord haben Sie das Glück auf Ihrer Seite. Wenn Sie das Gebiet der Geſchwornen in Libell-Sachen angreifen, ſo greifen Sie in Wahrheit die Freiheit der Preſſe an und verwunden mit einem einzigen Streiche zwei Ihrer größten Feinde. — In einigen Fällen haben Sie Glück gehabt, weil die Geſchwornen oft ihre eigenen Rechte zu wenig kennen und ſich zu leicht durch das Anſehen der höchſten Juſtizperſon imponiren laſſen. In andern Criminalproceſſen iſt eingeſtandener Maßen die böſe Abſicht eben ſo ſehr, als die Gewißheit der Thatſache dem Urtheil der Geſchworenen unterworfen. Wenn eine andere Anſicht in Schmähſchrift-Proceſſen durchdringt, warum ſoll ſie ſich nicht über alle Criminalfälle ausdehnen? Warum nicht über Capitalverbrechen? Ich ſehe keine Urſache, und ich wage Ihnen zu ſagen, Sie werden mir beiſtimmen, daß es eigentlich keine giebt, warum das Leben der Staatsbürger beſſer, als ihre Freiheit und ihr Eigenthum gegen Sie beſchützt werden ſollte. Warum ſollten Sie die ganze Gewalt des Prangers, der Geldbußen, der Einkerkerung genießen, und nicht auch mit dem Hängen und der Deportation beglückt werden? Bei Ew. Lordſchaft fruchtbarem Genie und verſöhnlicher Gemüthsart kann ich es begreifen, daß eine Ausübung der Gewalt, die Sie beſitzen, durch die welche Sie nicht beſitzen, nicht leicht erſchwert werden wird.

Aber, Mylord, ſeitdem Sie (und nicht ohne Erfolg) daran gearbeitet haben, das Weſen des Proceſſes zu zerſtören, wie ſollten Sie es dulden, daß die Form des Spruchs der Geſchwornen bleibt? Wie wollen Sie zwölf Ehrenmänner mit offenbarer Verletzung ihrer Eide zwingen einen Mitbürger für ſchuldig zu erklären, wenn Sie faſt in demſelben Augenblicke ihnen verbieten, den einzigen Umſtand, welcher in den Augen des Geſetzes und der Vernunft die Schuld hervorbringt, zu unterſuchen, nämlich die Bosheit oder die Unſchuld ſeiner Abſichten? Aber ich verſtehe Ew. Lordſchaft. Wenn Sie es dahin bringen können, den Proceß vor den Geſchwornen nutzlos und lächerlich zu machen, ſo können Sie nachher mit größerer Sicherheit eine Bill ins Parlament bringen, die Jurisdiktion des Hofes zu erweitern und Ihren Lieblingsproceß, den Inquiſitionsproceß, auf jede Frage auszudehnen, in welcher das Leben oder die Freiheit eines Engländers auf dem Spiele ſteht.*) Ihr Angriffe gegen die Geſchwornen in dem Proceß gegen Almon und Woodfall widerſpricht den höchſten geſetzlichen Autoritäten ſowohl, als den klarſten Ausſprüchen der Vernunft. In Millers Sache und noch ausdrücklicher in der von Baldwin ſind Sie noch einen Schritt weiter gegangen und haben Sich gröblich widerſprochen. Sie mögen es vielleicht wiſſen, obgleich ich Sie nicht durch eine Berufung auf Ihre Erfahrung beleidigen will, daß die Sprache der Wahrheit gleichförmig und konſequent iſt. Um mit Sicherheit von ihr abzuweichen, dazu iſt Gedächtniß und Klugheit erforderlich. In den zwei letzten Proceſſen begann Ihr Angriff auf das Geſchwornengericht wie gewöhnlich damit, daß Sie die Geſchwornen verſicherten, ſie hätten mit den Geſetzen nichts zu thun, — ſie hätten nur die nackte Thatſache zu finden und ſich nicht mit den geſetzlichen Folgerungen, die daraus gezogen würden, oder mit dem Grade der Schuld des Angeklagten zu befaſſen. Soweit waren Sie in Uebereinſtimmung mit Ihrer früheren Praxis. Aber wie wollen Sie Ihre Folgerung rechtfertigen? Sie ſagten der Jury: „wenn ſie am Ende die Feſtſtellung des Geſetzes über ſich nehmen wollte, ſo möge ſie es thun, aber ſie müſſe ganz ſicher ſein, daß ſie in Uebereinſtimmung mit dem Geſetze entſchiede, denn dieß beträfe ihr Gewiſſen und ſie handelte auf ihre Gefahr.“ Wenn ich Ihren erſten Satz verſtehe, ſo wollten Sie ſagen, daß die Geſchwornen in dem Criminalproceß über Schmähſchriften nicht competente Richter über das Geſetz wären, daß es nicht in ihre Jurisdiction fiele; und daß für die Jury die ſchuldige oder unſchuldige Abſicht des Angeklagten eine außergerichtliche Frage wäre. Aber der zweite Satz räumt Ihre eigenen Schwierigkeiten aus dem Wege und giebt den Geſchwornen alle ihre richterlichen Eigenſchaften wieder zurück. Sie machen die Competenz des Geſchwornen-Gerichts abhängig von der Geſetzlichkeit der Entſcheidung.*) Im erſten Falle leugnen Sie die Gewalt überhaupt. Im zweiten geben Sie die Gewalt zu, vorausgeſetzt daß ſie geſetzlich ausgeübt werde. Und nun, Mylord, ich unternehme es zwar nicht, die Unterſcheidungen der Weſtminſterhalle mit der einfachen Auffaſſung des geſunden Menſchenverſtandes oder mit der Logik eines richtigen Beweiſes in Einklang zu bringen, aber ich werde von Ew. Lordſchaft verſtanden werden, wenn ich ſage: hat eine Jury oder irgend ein anderes Gericht (denn Geſchworne ſind Richter) nicht das Recht, eine Streitſache oder eine Rechtsfrage vorzunehmen, ſo iſt es ganz gleichgültig, ob ſeine Entſcheidung mit dem Geſetz übereinſtimmt oder nicht. Seine Entſcheidung iſt in ſich ſelbſt eine reine Nichtigkeit; die Betheiligten ſind nicht gebunden, ſich ihr zu unterwerfen; und wenn die Jury ſich der Gefahr irgend einer Strafe ausſetzt, ſo iſt es nicht dafür, daß ſie einen verkehrten und ungeſetzlichen Spruch thut, ſondern für die Ungeſetzlichkeit, daß ſie ſich auf einen Punct eingelaſſen hat, worüber zu entſcheiden ſie geſetzlich nicht autoriſirt iſt.**)

---

*) Der philoſophiſche Dichter beſchreibt beſonders die verdammungswürdigen und verruchten Proceduren des Höllenrichters:

„Gnossius haec Rhadamanthus habet durissima regna,
Castigatque auditque dolos, subigitque fateri.“

Erſt beſtrafte er, und dann verhörte er und zuletzt zwang er ſie zu geſtehen; er macht und verdirbt die Geſetze wie es ihm gefällt. Ebenſo verfuhr der Centurio in der heiligen Geſchichte mit St. Paulus, denn der Text ſagt: „der Centurio ließ den Paulus ergreifen und mit Ketten feſſeln und dann verhörte er ihn, wer er wäre und was er gethan hätte:“ aber gute Richter und Gerichtsräthe verwerfen ein ſolches verfahren.

Coke II. Inst. S. 55.

---

*) Gerade im Gegenſatz mit der Anſicht die er beſtändig im Oberhauſe und anderswo über die Entſcheidung der Middleſexwahl ausſprach, wo er behauptete die Entſcheidung ſei geſetzlich, weil der Gerichtshof competent wäre, und ſich nie bewegen ließ, weiter in die Frage einzugehen.

**) Dieſe ungerechten Verfolgungen koſten dem beſten der Fürſten 6000 Pfund, und endeten mit einer gänzlichen Niederlage und Schmach der Verfolger. In dem Verlauf eines ſolchen Proceſſes hatte der Richter Aſton die unerhörte Unverſchämtheit, Mr.

Ich kann dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne Ew. Lordſchaft an den Namen Mr. Benſons zu erinnern. Ohne irgend einen geſetzlichen Einwand vorzubringen, ließen Sie in einem Proceß, wo der König Kläger war, einen Specialgeſchwornen ausſcheiden. Die Neuheit der Thatſache forderte eine Erklärung. Wollen Sie Sich herablaſſen, der Welt zu ſagen, durch welches Geſetz oder durch welchen Gebrauch Sie berechtigt waren, die peremptoriſche Verwerfung eines Geſchwornen vorzunehmen? Die Parteien haben allerdings dieſe Gewalt, und vielleicht werden Ew. Lordſchaft, weil Sie Sich daran gewöhnt haben, den Character des Richters und der Partei in Sich zu vereinigen, in Folge der neuen Eigenſchaft, die Sie Sich beigelegt haben, auch für Sich jene Gewalt in Anſpruch nehmen, und ſo aus Ihrem eigenen Unrecht Nutzen ziehen. Die Zeit, in welcher Sie für dieſes verwegene Unternehmen, eine Jury zuſammen zu ſetzen, hätten beſtraft werden können, fürchte ich, iſt vorüber; aber keine Länge der Zeit ſoll die Erinnerung daran verwiſchen.

Das Unheil, welches Sie dieſem Lande zugefügt haben, beſchränkt ſich nicht auf Ihre Auslegung der Geſetze. Sie ſind ein Miniſter, Mylord, und als ſolcher lange zu Rathe gezogen worden. Laſſen Sie uns unparteiiſch unterſuchen, welchen Gebrauch Sie von Ihrem miniſteriellen Einfluß gemacht haben. Ich will auf untergeordnete Gegenſtände nicht eingehen, ſondern mit einem

---

Morris (einem Gentleman von unzweifelhafter Ehre und Rechtſchaffenheit welcher damals ſein Zeugniß beſchwor) zu ſagen: daß er auf jedes Zeugniß, welches er beſchwören möchte, ſehr wenig Rückſicht nehmen würde.

Male auf jene wichtigen Puncte kommen, wo Ihre Entſcheidung erwartet wurde, wo die Erwartung Ihrer Meinung einen großen Theil der Nation in Spannung hielt. — Es erhebt ſich eine conſtitutionelle Frage über eine Auslegung des Parlamentsrechtes, wobei man die Freiheit der Wahl und das angeborne Recht der Staatsbürger angegriffen fand. — Die Diener des Königs werden des Verfaſſungsbruchs angeklagt. — Die Nation iſt in Gährung. — Die geſchickteſten Männer aller Parteien betheiligen ſich bei der Frage und üben ihre beſten Talente in Erörterung derſelben. — Welche Rolle hat der vortreffliche Lord Mansfield dabei geſpielt? Als ein ausgezeichneter Kenner des Geſetzes würde er ſeine Meinung reſpectirt geſehen haben. — Als ein Peer hatte er ein Recht, eine Audienz bei ſeinem Könige zu fordern und ihn zu unterrichten, daß ſeine Miniſter verfaſſungswidrige Maßregeln ergriffen. — Bei andern Gelegenheiten, Mylord, war es Ihnen nicht ſchwierig, den Weg ins Cabinet zu finden. Die vorgebliche Neutralität, zu keiner Partei zu gehören, wird Ihren Ruf nicht retten. In rein politiſchen Fragen kann ein braver Mann neutral bleiben. Aber die Geſetze und die Conſtitution ſind das allgemeine Eigenthum der Staatsbürger; ſie nicht vertheidigen, heißt ſie in Stich laſſen; und wer iſt da ſo ſinnlos, auf ſeinen Theil an dem allgemeinen Gut zu verzichten; er müßte denn bei einer neuen Vertheilung der Beute zu gewinnen hoffen? Als Lord im Parlament wurden Sie wiederholt aufgefordert, das neue Geſetz, welches das Unterhaus ausgeſprochen hatte, zu verwerfen oder zu vertheidigen. Sie ſtellten Sich, als hätten Sie Bedenken, und jedes Mittel wurde angewendet, um dieſe Bedenken zu entfernen. — Die Frage wurde Ihnen vorgelegt und aufgedrängt in tauſend verſchiedenen Geſtalten — Aber Ihre Klugheit half Ihnen entſchlüpfen; Ih Entſchluß war unüberwindlich. Ich meines Theils quäl mich nicht damit, dieſes feierliche Geheimniß zu ergründen. Ich mache mir keine Sorge darum, weſſen Weisheit es anvertraut iſt, noch wie bald Sie es mit Sid zu Grabe nehmen.*) Sie haben Ihre Meinung verrathen durch die große Sorgfalt, welche Sie darauf verwendet, ſie zu verheimlichen. Von Lord Mansfield erwarten wir keinem Rückhalt in den Ausdruck ſeiner Meinung zu Gunſten der Regierung oder in Oppoſition mi dem Volke; und es iſt nicht ſchwer, die Bewegung eines feigen ehrloſen Herzens zu begreifen, welches weder Kraf genug hat die Wahrheit anzuerkennen, noch Muth genug ihr zu widerſprechen. Aber Sie fahren fort eine Regierung zu unterſtützen, welche Sie als allgemein verhaßt kennen und von welcher Sie bei manchen Gelegenheiten Selbſt mit Verachtung ſprechen. Sie möchten dafür gelten, keinen Theil an der Regierung zu nehmen, während Sie in Wahrheit die Hauptſpringfeder der Maſchine ſind. Auch hier begegnen wir der kleinen klugen Politik des Schotten. Anſtatt die offene und edle Rolle zu ſpielen, welche Ihrem Range und Ihrer Stellung zukommt, ſchleichen Sie feige in das Cabinet und geben Ihrem Könige einen Rath, den Sie weder zu geſtehen noch zu vertheidigen wagen. Sie vergrößern heimlich Ihre Macht, während Sie den Titel eines Miniſters ablehnen, und obgleich Sie nicht wagen, Canzler zu ſein, ſo wiſſen Sie Sich doch die Einkünfte des Amtes zu ſichern. Sollen die Siegel für immer in Commiſſion gegeben ſein, damit Sie 5000 Pfd. des Jahres genießen können? — Ich bitte um Vergebung, Mylord, Ihre Furcht hat endlich Einſpruch gethan und Sie zum Rücktritt gezwungen. Das Gehäſſige, unter ſolchen Bedingungen Sprecher des Oberhauſes zu bleiben, war zu furchtbar, Sie konnten ihm nicht widerſtehen. Welch' eine Menge niedriger Leidenſchaften mußten ſich einer conſtitutionellen Schwäche unterwerfen! Aber obgleich Sie die Beſoldung eines Miniſters aufgegeben haben, maßen Sie Sich doch noch ſeine Rechte an. Ihr Betragen, ſcheint es, mußte im Parlament vertheidigt werden. Zu welchem andern Zwecke iſt Ihr unglücklicher Freund, dieſer traurige Sergeant, ins Unterhaus poſtirt? Iſt Mr. Leigh fähig den großen Lord Mansfield zu vertheidigen? Oder iſt er blos der Punch aus dem Puppenſpiel, der reden muß wie ihn der Directeur hinter dem Vorhange hervorthut?*)

---

*) Er ſagte im Oberhauſe, daß er glaubte, er würde ſein Meinung mit ins Grab nehmen. Später wurde erzählt, er hätte ſie aus beſonderem Vertrauen dem ſcharfſinnigen Herzog von Cumberland mitgetheilt.

In öffentlichen Angelegenheiten, Mylord, bringen auch die vorzüglichſt gedrehten Pfiffe einen Mann nicht mit Ehren durchs Leben. Wie falſche Münzen, mögen ſie eine Zeit lang courſiren, aber ſie werden bald unterdrückt werden. Mit einem freien Geiſt können ſie nicht beſtehen, obgleich ſie bisweilen mit außerordentlicher Anlage verbunden ſind. Wenn ich Ihre Talente anerkenne, ſo können Sie glauben, daß ich aufrichtig bin. Mich dauert die menſchliche Natur, wenn ich einen ſo begabten Mann, wie Sie, zu einer ſo gemeinen Thätigkeit herunterſinken ſehe. — Doch laſſen Sie Sich von Ihrer Eitelkeit nicht zu raſch tröſten. Glauben Sie mir, mein guter Lord, Sie werden nicht in demſelben Maaße bewundert, wie Sie verabſcheuet werden. Nur die Parteilichkeit Ihrer Freunde gleicht die Mängel Ihres Herzens mit der Auszeichnung Ihres Verſtandes aus, kein Mann von Kenntniſſen, ſelbſt unter Ihren eigenen Landsleuten, hält Sie für fähig einem Gerichtshofe des gemeinen Rechtes zu präſidiren. Obgleich man zugiebt, daß Sie unter Juſtinian einen vortrefflichen Prätor vorgeſtellt haben würden. Es iſt merkwürdig genug aber hoffentlich keine Vorbedeutung, daß die Geſetze, welche Sie am beſten verſtehen und die Richter, welche Sie am meiſten zu bewundern ſcheinen, in der ſinkenden Periode eines großen Reiches blühten und in dem Rufe ſtehen, zu ſeinem Untergange mitgewirkt zu haben.

---

*) Dieſe Zeilen verbanden dem armen Leigh den Mund. Ich intereſſire mich ernſtlich für den Mann, und wünſchte, es wäre möglich, ihm den Mund zu öffnen; er iſt wirklich ein ganz allerliebſter Redner.

Hier, Mylord, mag es für uns beide angemeſſen ſein, eine Pauſe zu machen. Nicht um meinetwillen wünſche ich Ihnen, Sie möchten das Delicate Ihrer Lage in Betracht ziehen. Hüten Sie Sich, der erſten Aufwallung Ihres Zornes nachzugeben. Dieſe Blätter ſind der Welt übergeben und können nicht zurückgenommen werden. Die Verfolgung eines unſchuldigen Druckers kann die Thatſachen nicht ändern noch die Beweiſe widerlegen. — Geben Sie mir keinen weitern Stoff gegen Sich; ein ehrlicher Mann macht es wie die wahre Religion: er beruft ſich auf den Verſtand oder vertraut beſcheiden auf das innere Zeugniß ſeines Gewiſſens. Der Betrüger greift ſtatt des Beweiſes zur Gewalt, gebietet

Schweigen, wo er nicht überzeugen kann und verbreitet ſeine Anſicht durch das Schwert.

Junius.

---

42. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 30. Januar 1771.

Sir,

Wenn wir uns erinnern, in welcher Weiſe die „Freunde des Königs" beharrlich verwendet worden ſind, ſo werden wir uns durch keine Schmach, zu welcher der einſt geachtete Name der Engländer heruntergekommen iſt, überraſcht finden. Seine Majeſtät hat keine anderen Sorgen, als diejenigen, welche die Geſetze und die Verfaſſung des Landes betreffen. In ſeinem Königlichen Herzen iſt kein Raum für die Rache, kein Platz für feindliche Geſinnungen gegen die natürlichen Feinde ſeiner Krone. Das Syſtem der Regierung iſt ein gleichmäßiges. — Gewaltthätigkeit und Unterdrückung daheim kann nur durch Verrath und Wegwerfung ans Ausland durchgeführt werden. Wenn die bürgerlichen Rechte des Volks auf der einen Seite verwegen angegriffen werden, was haben wir zu erwarten, als daß ſeine politiſchen Rechte auf der andern Seite in demſelben Verhältniß in Stich gelaſſen und verrathen werden? Der Plan der inneren Politik, der ſeit der Thronbeſteigung Seiner jetzigen Majeſtät unwandelbar verfolgt worden iſt, nimmt die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Diener in Anſpruch. Sie wiſſen, die Sicherheit Ihrer Stellen hängt davon ab, daß ſie auf jede Gefahr das geheime Syſtem des Cabinets durchſetzen. Ein auswärtiger Krieg könnte den Miniſter in Verlegenheit bringen, ein ungünſtiges Ereigniß ihn zu Grunde richten, und den tiefliegenden Plan der Politik, dem er und ſeine Genoſſen ihre Aemter verdanken, umſtoßen. Lieber als daß er zugeben ſollte, die Ausführung dieſes Planes aufzuſchieben oder zu unterbrechen, hat man dem Könige gerathen, im Angeſicht von ganz Europa eine öffentliche Auslieferung, eine feierliche Aufopferung nicht nur der Intereſſen ſeiner Unterthanen, ſondern ſeines eignen perſönlichen Rufes und der Würde einer Krone, die ſeine Vorgänger mit Ehren getragen, vorzunehmen. Dies ſind harte Ausdrücke, Sir, aber ſie ſind durch Thatſachen und durch Gründe bewieſen.

Der König von Großbritannien iſt vor einigen Jahren im Beſitz einer Inſel geweſen, worauf, wie die Miniſter ſelbſt wiederholt verſichert haben, die Spanier keinen rechtlichen Anſpruch hatten. Ihre Bedeutung iſt außer Frage. Wäre es nicht der Fall, ſo könnte man ſich durch die Anſicht Lord Anſons und Lord Egmonts und durch die Beſorgniß der Spanier ein beſſeres Urtheil bilden, als durch alle betrügeriſchen Andeutungen, welche Männer vorbringen, in deren Intereſſe es liegt, den Beſitz, welchen ſie aufzugeben entſchloſſen ſind, als werthlos darzuſtellen. Die Anſprüche der Spanier waren ein Gegenſtand der Unterhandlung zwiſchen den beiden Höfen. Sie ſind erörtert, aber nicht zugeſtanden worden. Unter dieſen Umſtänden, ſagt der König von Spanien der freundſchaftlichen Unterhandlung Lebewohl und appellirt geradezu an das Schwert. Die Expedition gegen

Port-Egmont erſcheint nicht als eine übereilte, übelberathene Unternehmung. Es ſcheint, ſie wurde nicht nur mit der gewöhnlichen militäriſchen Vorſicht, ſondern mit allen Formen und Gebräuchen des Krieges geleitet. Es wurde zuerſt eine Fregatte um die Feſtigkeit des Platzes zu recognoſciren angewendet, dann eine Geſandtſchaft geſchickt, welche in des katholiſchen Königs Namen unmittelbare Uebergabe verlangte, und den Abzug unſerer Soldaten befahl. Zuletzt erſcheint eine Militärmacht und fordert die Garniſon zur Uebergabe auf. Eine förmliche Kapitulation erfolgt, und das Schiff Seiner Majeſtät, dem man zuletzt allenfalls noch erlaubte, ſeine Truppen unmittelbar nach Hauſe zu führen, wird zwanzig Tage im Hafen zurückgehalten, und ihm ſein Steuerruder mit Gewalt weggenommen. Dieſer Verlauf der Thatſachen trägt nicht den Character der Voreiligkeit oder Gewaltthätigkeit eines ſpaniſchen Gouverneurs. Im Gegentheil, der ganze Plan ſcheint in Folge von überlegten Befehlen und einer regelmäßigen Inſtruction des ſpaniſchen Hofes gefaßt und ausgeführt zu ſein. Mr. Buccarelli iſt kein Seeräuber, noch iſt er von denen, die ihn angeſtellt, als ein ſolcher behandelt worden. Ich thue es aus Gefühl für die Ehre eines Gentlemans, wenn ich behaupte, daß unſer König ihm eine ausgezeichnete Ehrenerklärung ſchuldig iſt. Wo wird die Demüthigung unſres Vaterlandes endigen! Ein König von Großbritannien, nicht zufrieden, ſich mit einem ſpaniſchen Gouverneur auf eine Linie zu ſtellen, erniedrigt ſich ſo weit, dieſem Gouverneur eine offenkundige Ungerechtigkeit zuzufügen. Um ſeinen eignen Ruf zu retten, hat man ihm gerathen, den Character eines braven Offiziers herunterzuſetzen, und ihn als einen gemeinen Räuber zu behandeln, während er ganz gewiß

wußte, daß Mr. Buccarelli nur ſeinen Befehlen geh
und nichts weiter, als ſeine Pflicht gethan hat. S
eignet es ſich im Privatleben mit einem Manne,
kein Selbſtgefühl und keinen Sinn für Ehre hat.
von Seinesgleichen ſchickt einen Bedienten ab, um
zu ſchlagen. Anſtatt dem Herrn den Schlag zurü
geben, iſt ſein Muth damit zufrieden, eine Verläum
die eben ſo falſch, als offenkundig iſt, gegen den
racter des Dieners zu ſchleudern.

Dieſe kurze Erinnerung war nöthig, zur Einlei
in die Beurtheilung der Thronrede Seiner Majeſtät
13. Nov. 1770 und der folgenden Regierungsmaßre
Die außerordentliche Vorſicht, womit die Thronrede
geſetzt war, hat auf mich den Eindruck gemacht,
das Vorurtheil erweckt, daß an keine ernſtliche Ge
thuung gedacht wird, und daß der Schluß der An
genheit, wenn es je dazu kommt, immer einigerma
ſchimpflich für England ausfallen wird. Es erſch
in der ganzen Thronrede eine Vorſicht und ein Rück
in der Wahl des Ausdrucks, welche beweiſen, wie ſ
fältig das Miniſterium es vermeidet, ſeine künftigen P
durch irgend eine feſte und muthige Erklärung vom Th
herab zu ſtören. Während alle Hoffnung auf Fri
dahin iſt, ſagt Seine Majeſtät dem Parlament, er be
ſich vor, nicht auf einen barbariſchen Krieg, ſondern
aller Sanftmuth ſeiner Mutter „auf eine andere La
Eine offene Feindſeligkeit, autoriſirt durch den katholiſ
König, wird „der Act eines Gouverneurs“ genannt.
die Erwähnung einer regelmäßigen Belagerung und Ue
gabe zu vermeiden, paſſirt dieſer Act unter dem See
berausdruck: „gewaltſame Beſitzergreifung“; und der n
genommene Gegenſtand wird nicht als einen Theil

königlichen Gebiets, das uns eigenthümlich gehört, ſondern blos als eine „Beſitzung“ beſchrieben, ein Wort, welches ausdrücklich im Gegenſatz zu dem Recht gewählt iſt, um den Gedanken des Rechts auszuſchließen, und um uns auf eine künftige Auslieferung von Beiden, ſowohl des Rechts, als der Beſitzung, vorzubereiten. Und doch, Sir, kann dieſe Thronrede, ſo vorſichtig und zweideutig ſie iſt, durch alle Sophiſterei mit den Maßregeln, die ſeitdem ergriffen worden ſind, nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden. Sie ſchien zu verſprechen, wie viel man auch in geheimen Verträgen aufgeben möge, man werde ſich einigermaßen bemühen, den Schein vor dem Publikum zu retten. Der Erfolg zeigt uns, daß auch nur im Geringſten von der Empfindlichkeit und Förmlichkeit des Ehrenpunctes abzuweichen, ebenſo gefährlich für die Nationalehre als für die weibliche Tugend iſt. Das Weib, welches eine Vertraulichkeit geſtattet, weiß ſelten, wo es innehalten oder was es abſchlagen ſoll; und wenn die Conſuln eines großen Landes in einem einzelnem Falle nachgeben, wenn ſie Ein Mal zur Unterwerfung hinneigen, ſo beſchleunigt jeder Schritt den reißenden Sturz. Das Miniſterium ſelbſt ſah bei der Abfaſſung der Thronrede nicht vorher, daß es jemals einer ſolchen Uebereinkunft beitreten würde, als es ſeitdem ſeinem Herrn anrieth. Der König ſagt: „die Ehre meiner Krone und die Rechte meines Volks ſind aufs Tiefſte angegriffen“; der Spanier ſagt in ſeiner Antwort: „ich gebe Euch die Beſitzung zurück, bleibe aber bei meinem frühern Rechtsanſpruch und behalte mir vor, ihn bei einer günſtigeren Gelegenheit geltend zu machen.“

Die Thronrede ſagt: „ich habe unmittelbar Genugthuung gefordert und, wenn dieſe ausbleibt, bin ich darauf vorbereitet, mir ſelbſt Recht zu verſchaffen. Dieſe unmittelbare Forderung muß den **12.** Sept. ode wenige Tage ſpäter nach Madrid geſandt worden ſein Sie wurde gewiß abgeſchlagen oder man wich ihr auc und der König hat ſich ſelbſt kein Recht verſchaff Wenn der oberſte Beamte zu der Nation ſpricht, ſ ſollte man einige Rückſicht darauf nehmen, daß ſein Worte ſich auch als wahr beweiſen.

Die Thronrede ſagt ferner: „ich werde meine Vorbereitungen nicht aufgeben, bevor ich eine geeignete Genugthuung für das Unrecht erhalten habe.“ Wenn ma ſich auf dieſe Verſicherung verlaſſen will, welch ei enormer Aufwand wird bis ins Unendliche dieſem arme Lande aufgebürdet! die Wiedererſtattung eines Beſitze und die Genugthuung für ein Unrecht ſind ebenſo verſchieden im Weſen, als ſie es im Ausdruck ſind. De wirkliche Act der Wiedererſtattung kann, wie er es i dieſem Falle handgreiflich thut, eine ſchmähliche Verſtärkung der Beleidigung enthalten. Ein Mann vo Ehre ſchätzt den Grad der Beleidigung nicht nach dem reinen poſitiven Schaden, den er erlitten hat. E beachtet das Princip, worauf ſie ſich gründet; er empfindet den Vorrang, den man ſich über ihn anmaßt; e weiſt mit Unwillen den Rechtsanſpruch zurück, welche ſein Gegner aufzuſtellen ſich bemüht, und zu deſſen Anerkennung er ihn zwingen möchte.

Die Motive, aus welchen der katholiſche König di Wiedererſtattung vornimmt, ſind wo möglich noch beleidigender und entehrender für unſern Souverain, al ſelbſt die ausdrückliche Bedingung, die daran geknüpf iſt. Nachdem er ſich vier Monate Bedenkzeit genommen, ob die Expedition auf ſeinen Befehl unternomme worden ſei oder nicht, läßt er ſich herbei, die Unternehmung zu desavouiren und die Inſel wieder herauszugeben, nicht aus Rückſicht für das Recht, nicht aus irgend einer Rückſicht, welche er gegen Seine brittiſche Majeſtät hegt, ſondern lediglich „aus der Ueberzeugung von den friedlichen Geſinnungen des Königs von Großbritannien". Hätte alſo unſer König das Selbſtgefühl eines Mannes an den Tag gelegt, hätte er eine entſchiedene Genugthuung gefordert, der König von Spanien würde ihm mit einer entſchiedenen Weigerung geantwortet haben. Aber wozu dieſe unſtatthafte, dieſe lächerliche Erwähnung der friedlichen Abſichten des Königs von Großbritannien; ſind ſie jemals zweifelhaft geweſen? War er der Angreifer? Greift er fremde Mächte ohne Herausforderung an? Ja, leiſtet er auch nur Widerſtand, wenn er beleidigt wird? Nein, Sir, wenn eine Idee von Streit und Feindſeligkeit in ſeinem königlichen Gemüthe Eingang gefunden, ſo hat ſie eine ganz andere Richtung. Die Feinde von England haben nichts von ihr zu fürchten.

Endlich, Sir, zu welcher Art von Verleugnung hat der König von Spanien zuletzt ſich herbeigelaſſen? Wäre ſie zur rechten Zeit erfolgt, ſo hätte ſie von einer augenblicklichen Herausgabe begleitet ſein müſſen; und wenn Mr. Buccarelli ohne Befehl handelte, ſo hatte er den Tod verdient. Nun, Sir, haben wir ſtatt einer augenblicklichen Herausgabe, eine Unterhandlung von vier Monaten, und der Officier, deſſen That verleugnet wurde, kehrt an den Hof zurück und wird mit Ehren überhäuft.

Wenn wir die gegenwärtige Lage von Europa betrachten, ſo wird die Verrätherei der Diener des Königs, vorzüglich Lord Norths, der ſie ganz auf ſich nim durch die ſchlimmſten Farben verſtärkt erſcheinen. Un Alliirten ſind Herrn des Mittelmeers. Des jetzigen K nigs von Frankreich Widerwillen gegen den Krieg u die Verwirrung ſeiner Angelegenheiten ſind bekan Er iſt jetzt in einem Kriegszuſtande mit ſeinem Vol Vergebens erſuchte ihn der Katholiſche König daru an den Streite mit uns Theil zu nehmen. Seine F nanzen waren in der äußerſten Unordnung, und ma konnte vermuthen, daß ſeine Truppen zu Hauſe genu zu thun finden würden. Unter dieſen Umſtänden hätte wir Spanien Geſetze vorſchreiben können. Jeder B dingung hätte es ſich unterwerfen müſſen. Im ſchlimm ſten Falle verſprach ein Krieg mit Spanien allein d ſicherſten Vortheile. Eine gute Wirkung wenigſten würde er unmittelbar gehabt haben. Die Untreue Frank reichs würde ſeinen Alliirten gereizt und aller Wahr ſcheinlichkeit nach den Familienpackt aufgelöſet haben Die Scene hat ſich jetzt ſehr ungünſtig geändert. De Vortheil iſt verſchwunden; die günſtigſte Gelegenhei verloren. Später werden wir ihren Werth erkennen Wenn der König von Frankreich mit ſeinen Unterthanen wieder verſöhnt ſein wird, wenn Spanien ſeine Rüſtungen vervollſtändigt hat; und die vereinigte Macht des Hauſes Bourbon uns auf einmal angreift, ſo wird der König ſelbſt über die Weisheit oder Unklugheit ſeines Betragens urtheilen können. So weit als die Wahrſcheinlichkeit des Urtheils reicht, können wir es ſicher ausſprechen, daß eine Lage, welche die wirkliche Exiſtenz unſers Staates bedroht von unſerm Miniſterium mit Willen vorbereitet und befördert worden iſt. Wie weit das Volk unter der gegenwärtigen Regierung zum

Widerſtand begeiſtert werden kann, weiß ich nicht; aber das weiß ich mit Gewißheit, daß unter dem jetzigen Regiment, oder wenn irgend etwas ähnliches fortdauern ſollte, es ſehr wenig zu bedeuten hat, ob wir eine eroberte Nation ſind oder nicht.*)

Nachdem ich ſo weit auf der großen Straße der Thatſachen gewandert bin, ſei es mir jetzt erlaubt, ein wenig in das Feld der Phantaſie hinüberzuſchweifen. Verbannen wir aus unſerm Gemüth das Bewußtſein, daß dieſe Ereigniſſe unter der Regierung des beſten aller Fürſten wirklich eingetreten ſind. Sehn wir ſie für nichts weiter an, als für Stoff zu einem Märchen, und denken wir uns, es ginge auf den König irgend eines andern Landes. Ich glaube alle Geſetze der Wahrſcheinlichkeit zu verletzen, wenn ich annehme, daß dieſer gedachte König, nachdem er ſich in den Aug ſeiner Unterthanen gefliſſentlich entehrt, zu einem Gef ſeiner Schande zurückkehren könne; — daß er die Fa die ihm durch die Miniſter gelegt, bemerken, und ein Funken von Scham, der in ſeiner Bruſt entbren fühlen könne. Die Rolle, welche er zu ſpielen genöth wäre, würde ihn mit Scham übergießen. Zu ſein Parlament müßte er ſagen: „Ich rief Euch zuſamme um Euren Rath zu hören, und habe nie nach Eu Meinung gefragt.“ Zu dem Kaufmann: „Ich ha Euren Handel gekränkt, ich habe die Seeleute aus Eur Schiffen fortgeſchleppt, ich habe Euch mit einem ſchme lichen Gewicht von Auflagen beladen.“ — Zu de Landmann: „Ich ſagte Euch, der Krieg wäre nur all wahrſcheinlich, als ich entſchloſſen war, mich jeder B dingung eines Vergleichs zu unterwerfen, ich erpreſ neue Steuern von Euch, ehe es möglich war, daß gebraucht werden konnten, und bin jetzt nicht im Stan Rechenſchaft über ihre Verwendung zu geben.“ — den Staatsgläubiger: „Ich habe Euer Vermögen d Fremden und den Schlechteſten Eurer Mitbürger z Beute gegeben.“ — Vielleicht würde dieſer reuige Fü mit einem Bekenntniß an Alle ſchließen: „Ich ha jeden Stand meiner Unterthanen in Angſt und No gebracht, und kann Euch zur Vergeltung nichts biete als die Gewißheit nationaler Schande, eine bewaffne Ruhe, und einen Frieden ohne Sicherheit.“

---

*) Des Königs Annahme der Erklärung des Spaniſchen Geſandten iſt in barbariſchem Franzöſiſch abgefaßt und von dem Grafen von Rochford unterzeichnet. Dieſer diplomatiſche Lord hat ſein Leben auf das Studium und die Praxis der Etiquette verwendet und gilt für einen gründlichen Ceremonienmeiſter. Ich will ihm nicht die Schmach anthun, ihn auf die Grammatik oder den geſunden Verſtand zu ziehen. Wäre er nur mit den gewöhnlichen Formen ſeines Dienſtes bekannt, ich würde ihn ſo wohl geeignet dafür halten, als irgend ſonſt Jemand in Sr. Majeſtät Dienſten. — Der Leſer wird aufgefordert, Lord Rochefords Methode in der Beglaubigung eines öffentlichen Inſtrumentes zu beachten. „En foi de quoi, moi soussigné, un des principaux Sécrétaires d'Etat de S. M. B. ai signé la présente de ma signature ordinaire et à celle fait apposer le cachet de nos armes.“ In 3 Zeilen nicht weniger als 7 falſche Beziehungen! Aber der Mann kennt nicht einmal den Stil ſeines Amtes; hätte er ihn gekannt, ſo hätte er geſagt: „Nous, soussigné Sécrétaire d'état de S. M. B., avons signé etc.“

Wenn dieſe Rechnungen berichtigt wären, blie noch eine Entſchuldigungsrede an die Flotte und an d Armee übrig.

Zu der Erſten würde er ſagen: „Ihr wart ein der Schrecken der Welt. Aber kehrt in Eure Häf zurück. Ein entehrter Mann, wie ich bin, braucht Euren Dienſt nicht.“ Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er ſich noch ein Mal ſelbſt bei der friedlichen Feierlichkeit einer Revue vor ſeinen Soldaten zeigen würde*). Aber wo er auch erſchiene, überall würde ihm dieſes demüthigende Bekenntniß abgezwungen werden, ich habe einen Schlag bekommen, und nicht den Muth gehabt, ihn zu rächen; ich forderte Genugthuung und habe eine Erklärung erhalten, in welcher das Recht, mich noch einmal zu ſchlagen, behauptet und beſtätigt wird.“ Seine Haltung wenigſtens würde dieſe Sprache führen und ſeine Garden vor ihm erröthen. Aber, um zu unſrer Sache zurückzukehren. Es ſcheint, das Miniſterium arbeitet daran, eine Unterſcheidungslinie zwiſchen der Ehre der Krone und den Rechten des Volks zu ziehen. Dieſe neue Idee iſt jedoch nur in der Rede aufgetaucht, denn in der That iſt das Eine ſo gut wie das Andere geopfert werden. Ich verſtand die Unterſcheidung nie, und wußte nicht, welchen Gebrauch das Miniſterium davon machen wollte. Die Ehre des Königs iſt die des Volks. Ihre wirkliche Ehre und ihr wirkliches Intereſſe ſind daſſelbe. Ich ſtreite nicht für einen hohlen Ehrenpunkt. Ein klarer tadelloſer Charakter begreift nicht nur die Ehrenhaftigkeit, welche keine Beleidigung zufügen, ſondern auch das Selbſtgefühl, welches keine erdulden will; und ob es einen Einzelnen oder eine Geſammtheit betrifft, dies iſt die Grundlage des Friedens, der Unabhängigkeit und der Sicherheit. Privatkredit iſt Wohlſtand, öffentliche Ehre Sicherheit. Die

---

*) Ein Irrthum! Er erſchien jeden Tag vor ihnen mit dem Zeichen eines Schlages in's Geſicht.

Feder, welche den königlichen Vogel ziert, trägt ſeinen Flug; ſtreiſe ihm ſein Gefieder ab, und du feſſelſt ihn an den Boden.

Junius.

---

43. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 6. Februar 1771.

Sir,

Ich hoffe, Ihr Correſpondent Junius iſt beſſer beſchäftigt, als mit der Beantwortung oder mit dem Leſen der Kritiken in den Zeitungen. Dies iſt eine Beſchäftigung, von welcher ihn ſeine Freunde, wenn er geneigt wäre, ſich ihr zu unterziehen, befreien ſollten. Aus dieſem Grunde will ich es unternehmen, dem Anti-Junius zu antworten, hoffentlich mehr zu ſeiner Ueberzeugung, als zu ſeiner Befriedigung. Er wagte es nicht, das Hauptcorps in Junius letztem Briefe anzugreifen, aber er triumphirt, einen Vorpoſten, wie er meint, überraſcht zu haben, und trennt einen Nebengrund, einen ganz vereinzelten Satz ab. Aber ſelbſt in dieſem kleinen Kriege ſoll er ſich beſiegt ſehen.

Junius ſpricht nicht von der ſpaniſchen Nation wie von einem natürlichen Feinde Englands; er wendet dieſe Bezeichnung mit der vollſten Wahrheit und Gerechtigkeit auf den ſpaniſchen Hof an.

Von dem Augenblicke an, wo ein Prinz aus dem Hauſe Bourbon dieſen Thron beſtieg, wurde das ganze Regierungsſyſtem verwandelt und feindſelig gegen unſer

Land. Einheit des Beſitzes führt eine Einheit der Politik herbei, und Ludwig XIV. hatte Recht als er zu ſeinem Enkel ſagte: „es giebt keine Pyrenäen mehr!“ Die Geſchichte des gegenwärtigen Jahrhunderts iſt eine fortwährende Beſtätigung dieſer Prophezeihung.

Die Behauptung: „daß Gewaltthätigkeit und Bedrückung daheim nur durch Verrath und Wegwerfung an die Fremden aufrecht erhalten werden kann,“ bezieht ſich auf ein freies Volk, deſſen Rechte angegriffen werden, nicht auf die Regierung eines Landes, wo der Fürſt zugeſtandener Maßen mit deſpotiſcher oder abſoluter Gewalt bekleidet iſt; und mit dieſer Anwendung iſt die Behauptung richtig. Ein abſoluter Monarch, der zu Hauſe nichts durchzuſetzen hat, wird natürlich in allen Verhandlungen mit fremden Mächten die Ehre ſeiner Krone behaupten. Aber können wir uns den Souverain einer freien Nation von der Abſicht eingenommen denken ſich abſolut zu machen; ſo geräth er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, wenn er ſeine Pläne durch einen auswärtigen Krieg unterbrechen oder verwirren läßt, es müßte denn ſein, daß dieſer Krieg, wie er es in einigen Fällen wohl könnte, ſeine eigentliche Abſicht fördern ſollte. Von den drei Ausnahmen zu dieſer allgemeinen Verhaltungsregel (welche Anti-Junius anführt) iſt die von Oliver Cromwell die einzig paſſende. Heinrich VIII. war durch die Unterwerfung ſeines Parlaments ein ebenſo abſoluter Fürſt, als Ludwig XIV. Die Regierung der Königin Eliſabeth unterdrückte das Volk nicht, und was ihre auswärtigen Kriege betrifft, ſo muß man bedenken, daß ſie unvermeidlich waren. Es handelte ſich nicht um die Nationalehre. Sie war genöthigt, zur Vertheidigung ihrer eigenen Perſon und ihres Rechtes auf die Krone zu fechten. In der gemeinſchaftlichen Sache ſelbſtſüchtiger Politik hätte Oliver Cromwell die Freundſchaft fremder Mächte pflegen oder wenigſtens hätte er Streit mit ihnen vermeiden ſollen, um daheim deſto beſſer die Tyrannei zu gründen. Wäre er blos ein ſchlechter Mann geweſen, er hätte die Ehre der Nation dem Erfolg ſeiner Privatpolitik aufgeopfert. Aber bei all ſeinen Verbrechen, hatte er den Geiſt eines Engländers. Das Betragen eines ſolchen Mannes muß immer eine Ausnahme von der gewöhnlichen Regel ſein. Er hatte Talent genug, um Widerſprüche zu verſöhnen und eine große Nation in demſelben Augenblick unglücklich und furchtbar zu machen. Hätte ich nicht ſo viel Achtung vor dem Miniſter, ich könnte ihm Jemand nennen, der ohne ein Körnchen Verſtand die eine Hälfte von dem was Oliver Cromwell that, auszuführen weiß.

Ob es im Cabinet ein geheimes Syſtem giebt oder nicht, und welches ſein Ziel ſein mag, ſind Fragen, welche nur nach Wahrſcheinlichkeit beantwortet werden können und worüber ſich jeder für ſich entſcheiden muß.

Der ganze Plan von Junius' Brief beweiſt, daß er zwiſchen der wahren Ehre der Krone und dem wahren Intereſſe des Volks keinen Unterſchied macht. In der Steigerung, welche Ihr Correſpondent angreift, nimmt Junius die Sprache des Hofes an und giebt dadurch ſeiner Ausführung Kraft. Er ſagt: „der König habe nicht nur das Intereſſe des Volks, ſondern (was ihn vermuthlich näher berühren würde) ſogar ſeinen perſönlichen Ruf und die Würde ſeiner Krone aufgeopfert.“

Die Fragen, welche Anti-Junius ſtellt, können nur durch das Miniſterium beantwortet werden. Es iſt zwar ſehr verworfen, aber ich glaube doch, es wird nicht zugeben, daß es ſo viele Jahre eines andern Mannes Eigenthum im Beſitz behalten hätte. Nachdem er die Behauptung des Miniſteriums zugegeben, nämlich, daß die Spanier keinen rechtlichen Anſpruch hätten, und nachdem er es darüber gerechtfertigt, daß es dies ſagt, iſt es ſeine nicht meine Sache, uns irgend einen guten Grund dafür anzugeben, daß es die Anſprüche der Spanier zu einem Gegenſtande der Unterhandlung werden ließ. Er giebt die Thatſachen zu, möge er ſie vereinigen, wenn er kann.

Der letzte Satz bringt uns zu der urſprünglichen Frage zurück, ob die ſpaniſche Erklärung eine Genugthuung enthält, welche der König von Großbrittannien annehmen konnte? Dies war das Feld, auf welchem er Junius offen und gerade hätte angreifen müſſen. Aber hier läßt er die Sache in Stich, die er nicht länger für haltbar hält. Ich will deswegen mit einer allgemeinen Erinnerung an meine Mitbürger ſchließen: ſie mögen ſich nämlich, wenn ſie dieſe Gegenſtände erörtern hören, nicht durch allgemeine Declamation über die Vortheile des Friedens und das Elend des Kriegs verführen laſſen. Zwiſchen Frieden und Krieg im Allgemeinen iſt und kann die Wahl in dem Herzen eines vernünftigen Weſens nicht zweifelhaft ſein. Die Fragen ſind in Wahrheit dieſe: „haben wir einige Sicherheit, daß der Friede, den wir ſo theuer erkauft, zwölf Monate dauern wird? Und wenn nicht, haben wir die ſchönſte Gelegenheit, mit Vortheil Krieg zu führen, verſäumt oder nicht?“

Philo Junius.

44. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 12. April 1771

Sir,

Für's Geld zu ſchreiben ohne für den Druck etwas zu nehmen; für den Ruf zu ſchreiben und unbekannt zu ſein; die Intrigen einer Faction zu unterſtützen und als ein gefährlicher Beiſtand von jeder Partei im Königreich zurückgewieſen zu werden, ſind Widerſprüche, welche der Miniſter vereinigen muß, bevor ich meinen Credit beim Publicum verſcherze. Ich kann aus dem Dienſte ausſcheiden, aber es wäre abſurd, mich in Verdacht zu haben, daß ich davonlaufen könnte. Der Ruf dieſer Zeitſchrift iſt ein ehrenvolles Unterpfand für meine Treue gegen das Volk. Einen angeſehenen Charakter aufzuopfern, auf die Achtung der Geſellſchaft Verzicht zu leiſten, erfordert mehr als Mr. Wedderburne's Entſchloſſenheit; und obgleich es bei ihm mehr ein Bekenntniß, als ein Aufgeben ſeiner Principien war (ich ſpreche ſchonend von dieſem Gentleman, denn wenn es ſich um Verrätherei handelt, ſo, denke ich, müſſen wir nachſichtig gegen die Schotten ſein); und doch haben wir ihn im Unterhauſe mit Scham übergoſſen und faſt ſeiner Sinne beraubt geſehen. — Aber in Wahrheit, Sir, ich habe zu einer Ausſöhnung mit der Frömmigkeit des Sct. James-Palaſtes keinen Raum übrig gelaſſen. Meine Angriffe können durch Widerruf oder Reue nicht geſühnt werden. Auf der einen Seite werden unſere wärmſten Patrioten mich als ein Hinderniß ihres edlen Ehrgeizes verſchreien. Auf der andern würde die gemeinſte Beſtechlichkeit, wenn Junius ſich dazu erniedrigen könnte, ihr natürliches Verdienſt und ihren Einfluß im Cabinet verlieren, und Verrath nicht länger eine Empfehlung zu der Gunſt des Königs ſein.

Die Perſonen, welche bis in die letzten Jahre ſich am meiſten durch ihren Eifer für die Hochkirche und die Kronenprärogative auszeichneten, ſind jetzt, wie es ſcheint, die größten Vertheidiger der Privilegien des Unterhauſes. Die plötzliche Veränderung ihrer Geſinnungen oder ihrer Sprache hat ein verdächtiges Anſehen. Wenn ich die unbegrenzten Privilegien des populären Zweiges der Geſetzgebung durch Tory's und Jacobiten auf Koſten jenes beſchränkten Rechtes welches den Bürgern bekannt und durch die Geſetze feſtgeſtellt iſt, rühmen höre; kann ich nur argwöhnen, daß irgend ein verderblicher Plan in Bewegung iſt, um beides, Geſetz und Privilegium, dadurch, daß man ſie einander entgegenſetzt, zu zerſtören. Sie, die fortdauernd die Macht der ganzen Legislatur zur Aenderung der Thronfolge geleugnet haben, ſie, deren Vorfahren in Aufruhr gegen die Familie Sr. Majeſtät dieſe Anſicht mit Gefahr ihres Lebens vertheidigt haben, ſagen uns jetzt, das Privilegium des Parlaments ſei die einzige Regel des Rechts und die Hauptbürgſchaft der öffentlichen Freiheit. Ich fürchte, Sir, während die Formen geblieben ſind, iſt eine weſentliche Veränderung in der Subſtanz unſerer Conſtitution vor ſich gegangen. Die Anſichten dieſer Leute ſind zu abſurd um leicht aufgegeben zu werden. Liberale Gemüther ſtehn der Ueberzeugung offen, liberale Anſichten ſind der Verbeſſerung fähig. Es giebt Proſelyten vom Atheismus, aber keine vom Aberglauben. — Wären ihre gegenwärtigen Anſichten aufrichtig, ſo könnte es ihnen

nach meiner Meinung nur unangenehm ſein, eine Frag
welche das Privilegium des Parlements betrifft,
einer dem Unterhauſe ſo ungünſtigen Zeit und dur
eine ſo geringe und unbedeutende Perſon, als der klei
Onslow, ohne Noth aufgeworfen zu ſehen. Sie wiſſe
das jetzige Unterhaus, welches mit dem Volke Krieg a
gefangen und die Autorität der Geſetze durch ſein eig
nes Beiſpiel heruntergebracht hat, wird aller Wah
ſcheinlichkeit nach per fas et nefas bekämpft werde
Wären ſie wirkliche Freunde des Privilegiums, ſie wü
den es für zu gefährlich und für zu gewagt gehalte
haben, unter dieſen Umſtänden die Rechtsfrage zu e
heben, ſie würden die Formalität einer Verſammlun
vermieden und die Frage unentſchieden gelaſſen haben.

Ich habe bis jetzt geſchwiegen, obgleich nicht a
jener verſchämten Gleichgültigkeit gegen die Intereſſe
der Geſellſchaft, welche nur zu viele von uns bekenne
und Mäßigung nennen. Ich geſtehe, Sir, ich fühl
die Vorurtheile meiner Erziehung zu Gunſten des U
terhauſes noch an mir haften. Ich glaubte, daß e
Streit zwiſchen Geſetz und Privilegium ohne Nachth
für den Staatsdienſt oder eine offenbare Verminderun
der geſetzlichen Freiheit nie zu einer förmlichen En
ſcheidung gebracht werden könnte; daß man ihn de
halb ſorgfältig vermeiden müſſe: und als ich ſah, d
ſich das Unterhaus von ſeiner Gewaltthätigkeit zu w
hatte hinreißen laſſen, um zurückziehen zu können, en
ſchloß ich mich, über einen Gegenſtand von ſolch
Delicateſſe und Wichtigkeit keine voreilige Meinung a
zugeben.

Der Stand der Dinge in dieſem Lande hat ſi
ſeit der Zeit, wo es nothwendig war, unſere Repräſe

tanten gegen die direkte Gewalt der Krone zu ſchützen, ſehr verändert. Wir haben jetzt von der Prärogative nichts, aber alles von ungebührlichem Einfluß zu fürchten. Früher war es das Intereſſe des Volks, daß die Privilegien des Parlaments unbegrenzt und unbeſchränkt blieben. Jetzt iſt es nicht blos ſein Intereſſe, ſondern ich halte für weſentlich nothwendig zur Erhaltung der Conſtitution, daß die Privilegien des Parlaments genau feſtgeſetzt und mit den engſten Banden, welche die Natur dieſer Inſtitution zuläßt, begrenzt werden. Aus demſelben Grunde, aus welchem ich mich im vorigen Jahrhundert der Prärogative widerſetzt haben würde, muß ich jetzt dem Privilegium entgegen treten. Es gilt mir gleich, ob die Krone durch einen unmittelbaren Act neue Geſetze auferlegt und von alten entbindet, oder ob dieſelbe willkürliche Gewalt dieſelben Wirkungen vermittelſt des Unterhauſes hervor bringt. Wir betrauen unſere Repräſentanten mit Privilegien zu ihrer und unſerer Vertheidigung. Wir können ihre Deſertionen nicht hindern aber wir können ihnen zuvorkommen, daß ſie ihre Waffen nicht in den Dienſt des Feindes mit hinübernehmen. Es wird geſagt werden, ich machte die Erörterung über das Privilegium mehr und mehr zu einer bloßen Frage der Zweckmäßigkeit; — in einem Augenblicke leugnete ich, was ich in einem andern zugeſtehen würde; und durch den Widerſtand gegen die Gewalt eines beſtochenen Unterhauſes könne ein Fall aufgeſtellt werden, welcher allen folgenden Parlamenten Abbruch thäte. Hierauf antworte ich im Allgemeinen, daß menſchliche Angelegenheiten keinen Augenblick durch genaues poſitives Recht regiert werden. Hätten veränderte Umſtände keinen Einfluß auf die Richtung unſeres Betragens und unſerer Meinung, ſo wäre der Verkehr der Menſchen mit einander weiter nichts als ei Streit zwiſchen poſitivem und natürlichem Recht. Di Geſellſchaft wäre ein Kriegszuſtand und das Geſetz ſelbſ Ungerechtigkeit. Aus dieſem allgemeinen Grunde iſt e ſehr vernünftig, daß der Grad unſerer Unterwerfun unter die Privilegien, welche nie durch ein poſitives Geſetz beſtimmt worden ſind, als eine Frage der Zweckmäßigkeit betrachtet und nach dem Vertrauen, welche wir in die Rechtlichkeit unſerer Repräſentanten ſetzen abgemeſſen werde. Was das Unrecht betrifft, welche wir einem zukünftigen und achtbareren Unterhauſe zufügen ſollen, ſo muß ich geſtehn, ich bin noch nich überſpannt genug, in einem Jahr eine reichlichere Erndt parlamentiſcher Tugend als in einem andern zu erwarten. Unſer politiſches Clima iſt ernſtlich verdorben; und ohne mich bei der Sittenverderbniß neuerer Zeit aufzuhalten, glaube ich, kein vernünftiger Mann wird erwarten, daß der ungeheuere Einfluß der Krone, wie die menſchliche Natur nun einmal iſt, nicht auch in Zukunft die Tugend Einzelner überwältigen werde. Der Schaden liegt zu tief, um durch irgend ein geringeres Mittel, als durch eine große Erſchütterung, welche die Verfaſſung entweder zu ihren urſprünglichen Principien zurückführen oder ſie gänzlich zerſtören mag, geheilt zu werden. Ich zweifele nicht daran, daß in der erſten Seſſion nach der nächſten Wahl einige populäre Maßregeln angenommen werden. Das gegenwärtige Unterhaus hat ſich ſelber Unrecht gethan durch ein zu frühzeitiges und zu öffentliches Bekenntniß ſeiner Principien; und wenn ein Zug zur Proſtitution, der ohne Beiſpiel iſt, durch Nacheiferung erreicht werden könnte, ſo möchte es unklug ſein den Verſuch zu früh zu wagen. Aber am Ende, Sir, iſt es ſehr unweſentlich, ob ein Unterhaus ſeine Unſchuld eine Woche, einen Monat oder ein Jahr behauptet. Der Einfluß, welcher ein 7jähriges Parlament von dem Belieben der Krone abhängig macht, hört nicht auf zu wirken und kann ſeinen Erfolg nicht verfehlen. Ich weiß es, man wird im Streite meine Vorausſetzungen leugnen, aber jedem ſagt ſein Gewiſſen, daß ſie wahr ſind. Es bleibt alſo noch übrig zu unterſuchen, ob es im Intereſſe des Volks iſt, das Privilegium des Parlaments *), (welches mit Rückſicht auf den Zweck, um deſſentwillen man ſich bisher dabei beruhigt hat, rein nominell iſt), in beſtimmte Grenzen einzuſchließen; oder ob der Staatsbürger dem Belieben einer Macht überlaſſen bleiben ſoll, die ihre Willkür an der Stirn trägt und offenbar unter Leitung der Krone ſteht.

Ich bin nicht Willens die Rechtsfrage abzulehnen; im Gegentheil, Sir, ich nehme den Streit mit den Vertheidigern des Privilegiums an und behaupte, daß „ausgenommen die Fälle, in denen das Unterhaus ein Gerichtshof iſt (welcher nach der Natur ſeines Geſchäfts

---

*) „Die Nothwendigkeit, dem Unterhauſe gegen die Macht des Königs zu Hülfe zu kommen, ſo daß keine Unterbrechung weder der Gegenwart der Parlamentsglieder noch der Freiheit der Debatte verurſacht werden könnte, war der Grund des parlamentariſchen Privilegiums; und wir können in allen Adreſſen neu ernannter Sprecher an den König bemerken, daß das äußerſte Privilegium, welches ſie verlangen, Freiheit der Rede und Freiheit vom Verhaft iſt. Das wirkliche Wort Privilegium bedeutet weiter nichts als Vorrecht oder Schutz der Partei die es beſitzt und kann nie in eine active Gewalt die Rechte Anderer anzugreifen umgedeutet werden.

eine zwingende Gewalt haben muß) und mit Ausnahme ſolcher Verſtöße, welche ſeine Verhandlungen unmittelbar unterbrechen, es keine geſetzliche Autorität hat, irgend jemand für irgend eine ſogenannte Verletzung des Privilegiums, was es auch ſei, einzuſperren." — Es wird nicht behauptet, das Privilegium, welches jetzt in Anſpruch genommen wird, ſei jemals durch ein Statut beſtimmt oder beſtätigt worden; noch kann auch nur mit einem Schein von Wahrheit geſagt werden, es ſei ein Theil des gemeinen Rechts von England, welches lange, bevor wir von der Exiſtenz eines Unterhauſes etwas gewußt, zum Geſetz wurde. Was das Parlamentsrecht betrifft, ſo iſt es nur ein anderer Name für das Privilegium, um das es ſich hier handelt; und da die Macht neue Privilegien zu gründen von beiden Häuſern förmlich aufgegeben worden iſt; da es kein Geſetzbuch giebt, worin wir das Parlamentsrecht ſtudiren können, ſo bleibt uns nur ein Weg übrig, uns damit bekannt zu machen; dieſer iſt, die Natur der Inſtitution eines Unterhauſes mit den protocollirten Thatſachen zu vergleichen. Um den Anſpruch auf ein Privilegium in einem der beiden Häuſer zu begründen und urſprüngliches Recht von Anmaßung zu unterſcheiden, muß es ſich zeigen, daß ein Privilegium zur Ausführung der Pflicht, welche den Häuſern obliegt, unerläßlich nothwendig und daß es daher immer gleichmäßig zugeſtanden worden iſt. Aus dem erſten Theil dieſer Beſchreibung folgt klar, daß jedes Privilegium, welches dem gegenwärtigen Unterhauſe rechtlich zukommt, ebenſo der erſten Verſammlung ſeiner Vorgänger zukam, ihr ebenſo vollſtändig beigelegt war und in derſelben Ausdehnung hätte ausgeübt werden können. Aus dem zweiten Theil müſſen wir ſchließen, daß Privilegien, welche vor mehreren Jahrhunderten nicht nur niemals zugeſtanden waren, ſondern ſelbſt niemals von dem Unterhauſe in Anſpruch genommen worden ſind, ſich auf Anmaßung gründen müſſen. Die conſtitutionellen Pflichten eines Unterhauſes ſind nicht ſo verwickelt und kein Geheimniß. Es hat heilſame Geſetze zum Nutzen der Nation vorzuſchlagen oder ihnen beizuſtimmen. Es hat dem König die nöthige Geldhülfe zu gewähren, Petitionen zur Abſtellung von Beſchwerden entgegen zu nehmen und Hochverrath gegen den Staat zu verfolgen. Wenn ein unbegrenztes Privilegium zur Ausübung ſeiner Pflichten nöthig iſt, ſo dürfen wir ſchließen, daß ſie viele Jahrhunderte ſeit der Einſetzung des Unterhauſes niemals erfüllt worden ſind. Ich bin nicht gehalten eine Verneinung zu beweiſen; aber ich appellire an die engliſche Geſchichte, wenn ich behaupte, daß mit den ſchon aufgeſtellten Ausnahmen, die ich jedoch ganz ſicher weglaſſen könnte, von dem Jahre 1265 bis zu dem Tode der Königin Eliſabeth kein Präcedenz des Unterhauſes vorliegt, daß es irgend Jemand (der nicht Mitglied des Hauſes war) wegen Verachtung oder Bruch des Privilegiums eingekerkert. In den offenbarſten Fällen und wo ihre anerkannten Privilegien ſehr gröblich verletzt waren, nahmen „*die armen Gemeinen*", wie ſie ſich ſelbſt nannten, niemals die Strafgewalt in ihre eigenen Hände. Sie ſuchten entweder Hülfe durch eine Petition an den König oder was noch merkwürdiger iſt, wandten ſich um Juſtiz an das Haus der Lords; und wenn ihnen Genugthuung verweigert oder wenn ſie aufgeſchoben wurde, ſo war ihr einziges Mittel, daß ſie es abſchlugen, „*des Königs Angelegenheiten weiter zu beſorgen*". Eine ſo geringe Vorſtellung hatten unſere Vorfahren von den monſtröſen Begriffen, welche jetzt über das Privilegium aufgeſtellt werden, daß unter der Regierung von Eliſabeth ſelbſt die Redefreiheit, das Lebensprincip einer berathenden Verſammlung, durch die Autorität der Königin auf ein einfaches Ja oder Nein zurückgeführt wurde und dieſe Beſchränkung, obgleich ſie drei Parlamenten hinter einander, in den Jahren 1593, 1597 und 1601 auferlegt wurde, iſt nicht ein einziges Mal von dem Unterhauſe beſtritten worden.

Ich weiß, es giebt mehrere Fälle von willkürlicher Einſperrung wegen Verachtung des Unterhauſes. Aber abgeſehen davon, daß ſie aus zu neuer Zeit ſind, um die Annahme zu verbürgen, das Unterhaus ſei urſprünglich mit einer ſolchen Gewalt bekleidet geweſen, begründet das *Factum* allein noch kein *Recht*. Wenn es das thäte, ſo wären Generalvollmachten zu Verhaftungen geſetzlich. — Eine Ordonanz der zwei Häuſer hat eine Kraft, welche einem Geſetze gleich kommt: und die Criminalgerichtsbarkeit, welche das Unterhaus ſich 1621 in der Sache von Edward Lloyd beilegte, iſt ein gutes Präcedenz, um ein ähnliches Verfahren gegen Jedermann zu rechtfertigen, welcher unbedachtſam die Narrheit eines Königs oder den Ehrgeiz einer Princeſſin erwähnen ſollte. Die Wahrheit, Sir, iſt, daß der größte und tadelswürdigſte Theil der Privilegien, wofür man jetzt ſtreitet, eingeführt und vertheidigt wurde durch ein Unterhaus, welches ſowohl Monarchie als Peerſchaft abſchaffte, und deſſen Schritte, obgleich ſie in einem glorreichen Act weſentlicher Gerechtigkeit endigten, auf keine Weiſe mit den Formen der Verfaſſung vereinigt werden können. Ihre Nachfolger benutzen ihr Beiſpiel, und befeſtigten ihre Macht durch einen mäßigen oder populären Gebrauch derſelben.

So wurde nach und nach, was zu einer Zeit eine offenbare Neuerung war, zu einer andern Zeit ſchweigend als ein Privilegium des Parlaments anerkannt.

Könnte es jedoch durch Rückſicht auf die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dargethan werden, daß dem Unterhauſe eine unbeſchränkte Gewalt zu Verhaftungen beigelegt werden müßte, und daß es dieſelbe ohne Widerſpruch thatſächlich ausgeübt hätte, ſo iſt doch, wenn man auf das Geſetz ſieht, die Vermuthung ſehr ſtark dagegen. Es iſt eine leitende Maxime der Geſetze von England (und ohne dieſe ſind alle Geſetze nichtig), daß es kein Recht ohne Rechtsmittel und keine geſetzliche Gewalt ohne einen geſetzlichen Verlauf, ſie in Ausführung zu bringen, giebt. Wir wollen die Gewalt, um die es ſich jetzt handelt, nach dieſer Regel unterſuchen. Der Sprecher erläßt einen Verhaftsbefehl. Die verhaftete Partei ſetzt entweder der Gewalt Gewalt entgegen, oder appellirt an eine Behörde, welche den Befehl für ungeſetzlich erklärt und den Gefangenen befreit. Hat das Geſetz keine geſetzlichen Mittel vorgeſehen gegen die Hintertreibung eines geſetzlichen Verhaftsbefehls? Iſt in unſern Geſetzbüchern keine Verfahrungsregel angegeben, um die Autorität eines ſo hohen Gerichtshofes als das Unterhaus iſt zu vertheidigen und durchzuſetzen? Die Frage wird durch das Factum geradeswegs beantwortet. Seinen ungeſetzlichen Befehlen wird Widerſtand geleiſtet und es hat kein Rechtsmittel. Die Einſperrung ſeiner eigenen Mitglieder iſt freilich eine Genugthuung, aber ſie beweiſt nichts für das Privilegium, wofür das Unterhaus ſtreitet.*) Sein ganzes

---

*) Nach ſeinen eigenen Principien hätte es Mr. Wilkes verhaften müſſen, der ſich eines größern Vergehens als ſelbſt der Lordmajor oder Alderman Oliver ſchuldig gemacht, aber nach-

Verfahren ſtockt, und da ſteht es, ſchämt ſich zurückzutreten und iſt vorzugehen außer Stande. Sir, dieſe unwiſſenden Leute mußten davon unterrichtet werden, daß die Ausführung der Geſetze Englands nicht in dieſer ungewiſſen hilfloſen Lage gelaſſen iſt. Wenn der Proceß des Gerichtshofs der Weſtminſterhalle Widerſtand findet, ſo haben ſie ein gerades Verfahren, welches Unterwerfung zu erzwingen genügt. Der Gerichtshof der Kings-Bench befiehlt dem Sheriff, die Macht der Grafſchaft aufzubieten. Der Canzleihof und das Schatzkammergericht erläßt ein Reſcript über Rebellion, welches alſo, wenn es nöthig iſt, durch die Macht der Grafſchaft unterſtützt werden muß. An wen wollen unſere vortrefflichen Repräſentanten ihr Reſcript wegen Rebellion richten? Ich zweifele nicht daran, daß die Garden ſich gern anwenden laſſen würden, aber ſie verſtehen nichts von gelehrten Reſcripten und würden es wohl für nothwendig halten auf eine Ordre von Lord Barrington zu warten.

Es kann mir jetzt noch vorgeworfen werden, daß meine Ausführung zu viel beweiſe, denn es gebe gewiß Beiſpiele von Verachtung und Beſchimpfung des Unterhauſes, welche unter meine eignen Ausnahmen nicht fallen und doch aus Rückſicht auf die Würde des Hauſes nicht ungeſtraft hingehen ſollten. Es mag ſo ſein. Die Criminalgerichtshöfe ſtehen für Anklagen offen, welche der Generalanwalt durch eine Inſtruction oder eine Citation anfangen kann. Ein Libell, welches die

---

dem es wiederholt befohlen hatte ihn vorzuführen, vertagte es die Sache zuletzt über den Tag hinaus, wo das Verhör angeſetzt war, und gab durch dieſe klägliche Ausflucht den Streitpunkt auf. So groß iſt die Macht des böſen Gewiſſens.

Abſicht hat, das Unterhaus oder einige ſeiner Mitglieder zu verleumden oder herabzuwürdigen, kann von der Kings Bench ebenſo ſtreng beſtraft werden, als eine Schmähſchrift auf den König. So dachte Mr. De Grey, als er ſeine Klage wegen meines Briefes an Se. Majeſtät aufſetzte, oder es hätte keinen Sinn gehabt, daß er ihm ſchuld gab, er wäre eine ſcandalöſe Schmähſchrift gegen das Unterhaus. Nach meiner Meinung würde das Haus viel beſſer für ſeine wahre Würde ſorgen, wenn es bei Beleidigungen an die Geſetze appellirte, als wenn es das erſte Princip der Gerechtigkeit verletzt, welches uns verbietet, Richter*) in einer Sache zu ſein, wo wir Partei ſind.

Ich habe nicht die Abſicht, alle ſeine Schritte, die noch übrig ſind, zu verfolgen. In ſeinen erſten Beſchlüſſen wurde es vielleicht durch übel aufgefaßte Präcedenzien getäuſcht; für das folgende giebt es keinen Schein der Beſchönigung oder der Entſchuldigung. Es hat dem Könige den Rath gegeben, ſich die Gewalt wieder beizulegen, durch königliche Ordonanz von den Geſetzen zu entbinden, und die Könige ſind, wie wir ſehen, ſehr geneigt, ſolchem Rathe zu folgen.*) Durch bloße Gewaltthat und ohne einen Schatten von Recht, hat es das Protocoll eines gerichtlichen Verfahrens ausgelöſcht.**) Es blieb nichts übrig, als ſeinem Beſchluß auch noch die Gewalt beizulegen, die ganze Criminal- und Civil-Juſtiz aufzuhalten.

---

*) „Wenn in einem Fall gefordert wird ein Staatsbürger ſolle von einem der Häuſer für einen Gegenſtand der offenbar außer ihrer Gerichtsbarkeit liegt verhaftet werden, was kann er für ein Rechtsmittel haben? Ich antworte, man kann ſich nicht wohl vorſtellen, das Geſetz, welches nichts ſo ſehr begünſtigt, als die Freiheit der Staatsbürger, werde uns ein Rechtsmittel gegen offenbar ungeſetzliche Verhaftsbefehle des Königs ſelbſt aber keins gegen einen Verhaftsbefehl unſerer Mitbürger geben, ſelbſt wenn er ebenfalls ungeſetzlich iſt. Aber weil dies ein Fall iſt der niemals vorkommen wird, ſo ſcheint es völlig überflüſſig, ihn zu unterſuchen. Harkins II. 110.“ NB. Er war ein guter Rechtsgelehrter, aber kein Prophet.

Die öffentlichen Tugenden des Staatsoberhauptes ſind ſchon lange nicht mehr in Frage gekommen, aber es iſt geſagt worden, er hätte Privattugenden, und ich bin ſelbſt bereit geweſen, ſie anzuerkennen. Sie werden jetzt auf die Probe geſtellt. Wenn er ſein Volk liebt, ſo wird er ein Parlament auflöſen, zu welchem es nie Vertrauen haben, und welches es nicht achten kann. — Wenn er einige Rückſicht auf ſeine eigene Ehre nimmt, ſo wird er es verſchmähen, noch länger mit einer ſo verworfenen Feilheit in Verbindung zu ſtehen. Aber wenn es denkbar wäre, daß ein König dieſes Landes allen Sinn für perſönliche Ehre und alle Rückſicht auf die Wohlfarth ſeiner Unterthanen verloren hätte, ſo bekenne ich, Sir, ich würde gern noch einmal auf die Formen der Conſtitution verzichten, wenn es keinen andern Weg gäbe, wirkliche Gerechtigkeit für das Volk zu ſchaffen.*)

---

*) Damit ſeine Praxis überall mit ſeinen Principien übereinſtimme, ſo rieth das Haus der Krone, eine Verordnung zu erlaſſen, welche allgemein als ungeſetzlich anerkannt wurde. Mr. Morton proteſtirte öffentlich dagegen, bevor ſie noch erlaſſen war, und Lord Mansfield, der doch nicht übermäßig gewiſſenhaft iſt, ſpricht mit Abſcheu davon. Es iſt bemerkenswürdig genug, daß gerade die Männer, welche zu der Verordnung riethen und welche ſie alle Tage privatim und öffentlich verklagt ſehen, nicht Muth genug haben, ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu äußern, und auch nicht die geringſte Notiz von Mr. Wilkes genommen haben, um die Perſonen, die darauf verhaftet worden ſind, in Freiheit zu ſetzen.

**) Lord Chatham nannte dies ſehr richtig den Act eines Pöbelhaufens nicht eines Senates.

Junius.

---

*) Als Mr. Wilkes beſtraft werden ſollte, machte ſich das Haus keine Sorge um die Parlamentsprivilegien; und obgleich es ſo gut, als irgend etwas aus den öffentlichen Acten und aus ununterbrochener Gewohnheit es ſein kann, bekannt war, daß die Mitglieder beider Häuſer privilegirt ſind, ausgenommen bei Verrath, peinlichen Verbrechen und Friedensbruch, erklärte das Unterhaus, ohne ſich zu beſinnen, das Parlamentsprivilegium dehne ſich nicht auf den Fall einer aufrühreriſchen Schmähſchrift aus; und ohne Zweifel würden ſie daſſelbe gethan haben, wenn Mr. Wilkes für irgend ein anderes Vergehen verfolgt worden wäre. Das Miniſterium iſt plötzlich wunderbar um die Privilegien, welche ſeine Verfahren ſo gern angriffen, beſorgt geworden. Die bekannten Geſetze des Landes, die Rechte des Staatsbürgers, die Heiligkeit der Urkunden, und die Achtung vor unſern Behörden, alles muß ohne Frage und Widerſtand einem Privilegium, deſſen Urſprung und Ausdehnung niemand kennt, Raum geben. Das Unterhaus urtheilt über ſeine eigenen Privilegien ohne Appellation. es kann ſich durch die unſchuldigſte Behandlung beleidigt fühlen, und die Perſon, von der es beleidigt iſt, nach ſeiner Willkür und ſeinem Wohlgefallen einſperren. Der Betheiligte hat kein Rechtsmittel; er kann von ſeinem Ausſpruch nicht appelliren, und wenn er das Privilegium, welches er verletzt haben ſoll, in Frage ſtellt, wird dies nur eine Erſchwerung ſeiner Beleidigung. Sicherlich findet ſich dieſe Doctrin nicht in der Magna Charta. Wenn ſie ohne Einſchränkung zugegeben wird, ſo behaupte ich, giebt es weder Geſetz noch Freiheit in dieſem Königreiche. Wir ſind die Sclaven des Unterhauſes und dadurch die Sclaven des Königs und ſeiner Miniſter.

Anonymus.

45. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 1. Mai 1771.

Sir,

Die Kritiker, welche unweſentlichen Dingen in Junius' letztem Brief widerſprechen, verſtehen ihn entweder nicht richtig, oder haben das allgemeine Ziel und den Gang ſeiner Erörterung nicht beachtet. Es giebt Stufen in allen Privatlaſtern, warum nicht in der öffentlichen Proſtitution? Der Einfluß der Krone macht ein 7jähriges Parlament natürlich abhängig. — Folgt daraus, daß jedes Unterhaus auf einmal in die unterſten Tiefen der Proſtitution fallen wird? Junius nimmt an, daß das jetzige Unterhaus, indem es ſo außerordentlich langſam zu Werke ging, unklug gegen ſich und boshaft gegen das Publikum war; daß ſein Beiſpiel nicht im Bereich des Wetteifers liegt; und daß in der erſten Sitzung nach der nächſten Wahl, wahrſcheinlich einige populäre Maßregeln angenommen werden möchten. Er erwartet nicht, daß eine Auflöſung des Parlaments die Beſtechlichkeit zerſtören wird, aber daß ſie wenigſtens ein Zügel und ein Schrecken für ſeine Nachfolger werden wird; denn Sie ſehen, daß in ſchlagenden Fällen ihre Wähler mit Nachdruck Einſpruch thun können und werden. Endlich Sir, würden Sie Sich nicht bemühen, die gefährlichſten Erſcheinungen zu entfernen oder zu mildern, wenn Sie auch das Uebel nicht mit der Wurzel ausrotten können? Wollen Sie Verrath oder Vatermord nicht beſtrafen, weil der Anblick eines Galgens den Straßenraub nicht aufhebt? Wenn man zugiebt, daß auf die Hauptſache in Junius' Ausführung nicht geantwortet werden kann, ſo, denke ich, wird es ſich für den untergeordneten Kritiker, der Jagd auf Fehler macht, ſchicken, etwas mistrauiſcher gegen ſeinen eignen Scharfſinn zu ſein. — Der andere Vorwurf verdient kaum eine Antwort. Wenn Junius bemerkt, daß Könige gern bereit ſind, *einen ſolchen Rathe zu folgen*, ſo will er nicht zu verſtehen geben, daß der König ebenſo bereit ſein würde, dem Parlament zu folgen, wenn es einen guten Rath giebt.

Philo Junius.

46. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 22. Mai 1771.

In der Anmerkung zum 20ſten Briefe iſt dieſer Brief mitgetheilt.

47. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 25. Mai 1771.

Sir,

Ich bekenne meine Parteilichkeit für Junius und fühle eine große Befriedigung darüber, daß ich dem Publicum etwas mittheilen kann, um ſeine Anſichten zu unterſtützen. Die Anſicht, welche in ſeinem letzten Briefe über die Gewalt des Unterhauſes wegen Mißachtung gefangen zu ſetzen niedergelegt wurde, iſt nicht ſo neu, wie es manchen Leuten erſcheint, welche, durch den Ausdruck „Privilegium“ geblendet, ſich nie erlaubt haben die Frage zu unterſuchen. Im Verlauf meiner Lectüre von heute Morgen, ſtieß ich auf folgenden Satz in den Acten des Unterhauſes. [Vol. I. pag. 603]. „Als ſich das Unterhaus im Jahre 1621 eine widerrechtliche Jurisdiction anmaßte, gab der General-Anwalt Noye ſeine Meinung dahin ab: „es iſt kein Zweifel, daß dieſes Haus, obgleich nur in einzelnen Fällen, einen Urtheilsſpruch abgeben kann: in Wahlangelegenheiten oder gegen Mitglieder unſeres Hauſes oder in Sachen, die in unſern parlamentariſchen Geſichtskreis fallen; aber es iſt nicht bekannt, daß wir in fremden Angelegenheiten ein Urtheil abgeben könnten, und es iſt nicht bekannt, daß wir verwendet worden ſeien ein Urtheil abzugeben in irgend einem andern als den vorerwähnten Fällen.“ Sir Edward Coke ſagt über denſelben Gegenſtand: „es iſt keine Frage, daß dieſes Haus ein Gerichtshof iſt und daß es in einigen Fällen richterliche Gewalt hat; es hat die Gewalt über Wahlen und Mitglieder unſers Hauſes zu urtheilen; und jemand, der nicht Mitglied war und das Parlament beleidigte, wurde dafür als er hierher kam und ſich vertheidigte zurecht gewieſen.“ Jetzt, Sir, wenn Sie die Meinung dieſer großen Geſetzkundigen mit Junius Anſicht vergleichen wollen, ſo werden Sie finden, daß ſie genau ſtimmen. — Er giebt die Macht des Hauſes, ſeine eigenen Mitglieder zu verhaften, zu (welche es jedoch gröblich mißbrauchen kann); er giebt ſeine Macht in Fällen, wo es als Gerichtshof handelt, nämlich bei Wahlen und Einführung von Mitgliedern u. ſ. w., zu. Und er giebt ſie bei ſolchen Fällen von Mißachtung, welche unmittelbar ſeine Verhandlungen unterbrechen, zu, oder wie Mr. Noye das ausdrückt, „welche in ſeinen parlamentariſchen Geſichtskreis fallen.“ Wer die Privilegien des Parlaments weiter ausdehnen will, als Junius, meint es entweder nicht gut mit dem Volk oder weiß nicht, was er thut. Die Regierung von England iſt eine Regierung des Geſetzes. Wir verrathen uns ſelbſt, wir widerſprechen dem Geiſt unſerer Geſetze und erſchüttern das ganze Syſtem des engliſchen Rechtes, wenn wir einem Einzelnen oder einer Claſſe von Männern, wer ſie auch ſei, unter der Vorausſetzung, daß kein Mißbrauch ſtattfinden werde, eine willkürliche Gewalt über das Leben, die Freiheit oder das Eigenthum der Staatsbürger anvertrauen.

Philo Junius.

---

48. Brief.

An den Drucker des Public Advertiser.

Den 28. Oct. 1771.

Sir,

Jeder, der ſich die Mühe nimmt, die Acten des Unterhauſes zu verfolgen, wird ſich ſehr bald überzeugen, daß auf die Beſchlüſſe eines Zweiges der Geſetzgebung, wenn ſie das Geſetz des Landes oder ſelbſt was man das Parlamentsrecht nennt, erklären, wenig, wenn überhaupt Rückſicht zu nehmen iſt. Es wird ſich zeigen, daß dieſe Beſchlüſſe nicht eine von den Eigenſchaften haben wodurch ſpeciell in unſerm Vaterlande das Geſetz ſich vom bloßen Willen und Belieben unterſcheidet; ſondern daß ſie im Gegentheil alle Zeichen einer Gewalt an ſich tragen, welche willkürlich angemaßt und eigenſinnig anwendet wurde, daß ſie gewöhnlich in Zeiten des Streite gefaßt wurden, und zu irgend einem unwürdigen Zwec der Leidenſchaft oder der Parteiung dienen ſollten; da das Geſetz ſelten früher declarirt wird als nach der Thatſache, wodurch es verletzt ſein ſoll; daß Geſetzgebun und Gericht in denſelben Perſonen vereinigt und in denſelben Augenblick ausgeübt werden; und daß ein Gerichtshof, von welchem keine Appellation ſtattfindet, ſich ein eigenthümliche Gerichtsbarkeit über einen Criminalfall anmaßt; kurz, Sir, um tauſend Widerſinnigkeite in Eins zu faſſen: „Wir haben ein Geſetz, welches nich erkannt werden kann, weil es erſt nach der That entſteht: die Partei iſt Beides, Geſetzgeber und Richter un von ihrem Rechtsſpruch giebt es keine Appellation." Mi Recht können die Richter ſagen: „das Parlamentsrecht iſ über uns."

Sie werden Sich nicht wundern, Sir, daß ſolch Beſchlüſſe des Unterhauſes zur Geſetzerklärung in fortwährendem Widerſpruch nicht blos mit dem geſunde Menſchenverſtand und den Geſetzen, welche wir kennen und welchen wir allein gehorchen können, ſondern auch unter einander gefunden werden. Ic wurde darauf geführt, Sie mit dieſen Bemerkunge zu beläſtigen, durch eine Stelle, welche, um mit Effec zu ſprechen, „ich dieſen Morgen im Lauf meiner Lectür entdeckte", und worauf ich eine Frage an die Advocate von Handwerk zu gründen geneigt bin. Am 8. Mär 1704 [Parlamentsacten Vol. XIV. 565.] hielt das Hau es für angemeſſen zu folgenden Beſchlüſſen zu ſchreiten: 1) „daß kein Mitglied des Unterhauſes von England, der wegen Bruch des Privilegiums oder wegen Mißachtung des Hauſes von dem Unterhauſe verhaftet würde, durch ein Habeas Corpus-Mandat, während der Sitzung des Parlaments, in welcher er verhaftet wurde, an einem andern Ort oder vor einem andern Gericht zu erſcheinen verpflichtet ſein ſolle.“ 2) „daß kein bewaffneter Diener dieſes Hauſes die gedachten Habeas Corpus-Verfügungen anerkennen oder ihnen Folge leiſten; und daß er für eine ſolche Weigerung den Schutz des Hauſes genießen ſolle.*)“

Welbore Ellis, was ſagen Sie? Iſt dies das Parlamentsrecht oder nicht? Ich bin ein einfacher Mann, Sir, und kann Ihnen nicht durch die ſchleppenden Formen einer Rede folgen. Sprechen Sie es aus, Grildrig, ſagen Sie ja oder nein! Wenn Sie ja! ſagen, ſo werde ich fragen, auf welche Autorität Mr. De Grey, der edle Lord Mansfield und die Barone von der Schatzkammer es wagten, ein Habeas Corpus*)-Mandat zu ertheilen, die Perſonen des Lordmajors und Mr. Oliver ihnen vorzuführen; und wie der Lieutenant des Towers einem Mandat, welches das Unterhaus in einem ähnlichen Falle für ungeſetzlich erklärt hatte, Folge leiſten konnte. Wenn Sie nein! ſagen, ſo geben Sie Acht, daß Sie nicht mit einem Male die ganze Sache, zu deren Vertheidigung Sie Ihren Verſtand ſo lange und mühſelig angeſtrengt haben, aufgeben. Nehmen Sie Sich in Acht, daß Sie nicht zugeben, es gäbe kein Zeugniß, wodurch wir unterſcheiden könnten, keinen Beweis, wodurch wir beſtimmen könnten, was Parlamentsrecht iſt und was nicht. Die Beſchlüſſe, die ich angeführt habe, ſtehen in Ihren Acten unangefochten und unwiderrufen; — ſie enthalten eine Erklärung des Parlamentsrechts durch einen Gerichtshof (das Unterhaus), der in der Frage competent iſt und deſſen Entſcheidung, wie Sie und Lord Mansfield ſagen, Geſetz ſein muß, weil es von ihm keine Appellation giebt: und welche nicht übereilt, ſondern nach einer langen Berathung über eine conſtitutionelle Frage gefaßt worden iſt. — Was wollen Sie in Zukunft einem Beſchluß des gegenwärtigen Unterhauſes noch für eine Gültigkeit oder Heiligkeit beilegen? Im Angeſichte dieſer zwei Beſchlüſſe, deren Geſetzlichkeit Sie jetzt leugnen, werden Sie es nicht wiſſen. Wenn Sie ſagen, die Parlamente ſeien nicht unfehlbar, und die Königin Anna ſei in Folge des gewaltſamen Verfahrens jenes Unterhauſes ſogar genöthigt geweſen, es zu vertagen und aufzulöſen, ſo werde ich Ihnen von Herzen beiſtimmen, und der Meinung ſein, daß dieſes Präcedenz unmittelbar nachgeahmt werden ſollte. Aber Sie, Mr. Ellis, der Sie dieſe Sprache führen, ſind in Widerſpruch mit Ihren Principien. Sie haben bisher behauptet, das Unterhaus wäre der einzige Richter über ſeine eigenen Privilegien und ſeine Erklärung conſtituire ipso facto das Parlamentsrecht; und doch bekennen Sie jetzt, daß Parlamente fehlbar ſind, daß ihre Beſchlüſſe ungeſetzlich ſein können, daß ſie folglich das Parlamentsrecht nicht conſtituiren. Als der König gedrängt wurde, das jetzige Parlament aufzulöſen, riethen Sie ihm, ſeinen Unterthanen zu ſagen, „er hüte ſich ſorgfältig, irgend eine von den Gewalten ſich anzumaßen, welche die Conſtitution in andere Hände gelegt hätte“ u. ſ. w. und doch, ſcheint es, war die Königin Anna im Recht, als ſie ihre Prärogative ausübte und einem Unterhauſe Einhalt that, deſſen Verfahren im Vergleich mit den Schritten der Verſammlung, deren ſehr würdiges Mitglied Sie ſind, ein Muſter von Gerechtigkeit und Vernunft war.

---

*) Wenn es wirklich in England ein ſolches Recht, wie das Parlamentsrecht giebt, woran ich (unter der Ausnahme, die in meinem Briefe über das Privilegium aufgeſtellt iſt), das bekenne ich nach reiflicherer Ueberlegung, gar ſehr zweifele: ſo iſt es ganz gewiß nicht durch die Beſchlüſſe eines der beiden Häuſer begründet, weder durch neue, noch durch beſtätigende, eben ſo wenig kann es daraus entnommen werden: Ich wünſchte, der Leſer möchte die obigen Beſchlüſſe von 1704 mit folgendem vom 3. April 1628 vergleichen: „Beſchloſſen, daß ein Habeas-Corpus-Mandat niemandem, welcher verhaftet oder im Gefängniß gehalten oder auf andere Weiſe durch den Befehl des Königs, des geheimen Rathes oder irgend ſonſt jemandes feſtgehalten wird, wenn er es verlangt, verweigert werden kann, ſondern ihm gewährt werden muß.“

---

*) In dem Ausdruck „ein Habeas-Corpus“ kürzt man einen ziemlich verwickelten Begriff ab. Es iſt ein ſchriftliches Mandat von der Kings Bench, daß ein Angeklagter, der gefangen geſetzt iſt, auf Bürgſchaft, ſich wieder zu ſtellen entlaſſen werden kann. Dies gründet ſich auf die Bürgſchaftsgeſetze und namentlich auf die berühmte Habeas Corpus Acte. Ein „Habeas-Corpus“ ſchließt alſo die Citation für die nächſte Gerichtsſitzungszeit in ſich iſt und zugleich, wie hier, Citations-Mandat.

In welch' ein Labyrinth von Unſinn verwickelt ſich ein Mann, welcher das Falſche zu beweiſen ſucht! Wie viel beſſer würde es ſich für die Würde des Unterhauſes ſchicken, dem Volke einfach und ein für alle Mal zu ſagen, „daß es ſeinem Willen gehorchen müſſe, nicht weil er geſetzlich und vernünftig, ſondern weil es ſein Wille ſei.“ Seine Wähler würden eine beſſere Meinung von ſeiner

Aufrichtigkeit und, ich verbürge es Ihnen, keine ſchlechtere von ſeiner Redlichkeit haben.

Philo Junius.

---

49. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 22. Juni 1771.

Mylord,

Die tiefe Hochachtung, welche ich gegen den gnädigen Fürſten hege, der dieſes Land eben ſo ſehr zu ſeiner Ehre, als zur Zufriedenheit ſeiner Unterthanen regiert und der Sie unter ſeiner Fahne zu Ihrem Range wieder herſtellt, wird Sie vor einer Menge Vorwürfe retten. Die Aufmerkſamkeit, welche ich Ihren Fehlern gewidmet haben würde, wird unwillkürlich von der Hand angezogen welche Sie belohnt; und obgleich ich nicht ſo ſehr für das Urtheil Seiner Majeſtät eingenommen bin, um zu behaupten, daß die königliche Gunſt Berge von Schande beſeitigen könne, ſo dient ſie doch wenigſtens zur Verminderung, ohne Zweifel theilt ſie die Bürde. Wenn ich mich erinnere, wie viel Verdienſt ſeyn geheiligter Charakter in Anſpruch nimmt, kann ich Sie nicht ohne einen Schein von Parteilichkeit den erbärmlichſten und niederträchtigſten Geſellen im ganzen Königreich nennen. Ich verwahre mich, Mylord, ich halte Sie nicht dafür. Sie haben in der Art von Ruhm, worauf Sie bisher ſo glücklich Ihren Ehrgeiz richteten, einen gefährlichen Nebenbuhler, ſo lange noch ein Mann lebt, der Sie ſeines Vertrauens würdig und geeignet findet, an ſeiner Regierung Theil zu nehmen. Ich bekenne, Sie haben großes inneres Verdienſt, aber nehmen Sie Sich in Acht, es nicht zu hoch anzuſchlagen, bedenken Sie, wie viel davon der Welt verloren gegangen ſein würde, wenn der König nicht gnädig ſein Siegel darauf gedrückt, und es unter ſeinen Unterthanen in Coųrs geſetzt hätte. Wenn es wahr iſt, daß ein braver Mann, der mit Widerwärtigkeiten kämpft, ein Anblick für Götter iſt, ſo verdient der glorreiche Wetteifer zwiſchen Ihnen und dem beſten der Fürſten einen eben ſo aufmerkſamen und reſpectabeln Zuſchauerkreis. Es iſt mir, als ſähe ich ſchon andere Götter aus der Erde aufſteigen um das Schauſpiel zu genießen.

Aber dieſe Sprache iſt zu mild für dieſe Gelegenheit. Der König iſt entſchloſſen, der Geſellſchaft unſere Talente nicht verloren gehn zu laſſen. Die Ausführung und Beſchreibung neuer Verbrechen wird eine Beſchäftigung für uns Beide geben. Mylord, hätten die Leute, welche ſich mit dem Bekenntniß ihres Patriotismus am lauteſten gemacht haben, ihre Pflicht gegen das Publicum mit demſelben Eifer und derſelben Beharrlichkeit, wie ich, gethan; ſo will ich nicht behaupten, daß die Regierung ihre Würde wieder erlangt hätte, aber zum wenigſten hätte unſer gnädige König ſeinen Unterthanen dieſe letzte Beſchimpfung erſparen müſſen (der Herzog wurde vor Kurzem zum Lord Siegelbewahrer ernannt), welche ſie, wenn noch ein Funke von Gefühl in uns lebt, übler empfinden werden, als das wirkliche Unrecht, das ſie durch eine Maßregel Ihres Miniſteriums erlitten. Vergebens würde er ſich rings umher nach einem andern eben ſo vollendeten Charakter als den Ihrigen umgeſehen haben. Lord Mansfield ſchrickt vor ſeinen Principien zurück; ſeine Ideen über die Regierung gehen vielleicht weiter, als die Ihrigen, aber ſein Herz verabſcheuet die Theorie ſeines Verſtandes. Charles Fox iſt noch in der Blüthe; und was Mr. Wedderburne betrifft, ſo iſt in ihm etwas, dem ſelbſt der Verrath nicht trauen kann. Für den Augenblick alſo hätte der beſte der Fürſten ſich mit Lord Sandwich begnügen müſſen. — Sie hätten lange Ihre ſchließliche Entlaſſung und Belohnung erhalten; und ich, Mylord, der ich Sie wegen des hohen Amtes, das Sie bekleiden, nicht höher achte, wäre Ihnen gern in Ihre Zurückgezogenheit gefolgt. Es liegt gewiß etwas ausgezeichnet Wohlwollendes in dem Charakter unſers Königs. Von dem Augenblick an, wo er den Thron beſtieg, giebt es kein Verbrechen, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, (und ich fordere den Syndicus auf, es zu bezeugen), welches in ſeinen Augen nicht verzeihlich erſchienen wäre. Unter jedem andern Fürſten würde der ſchmachvolle Abfall von ihm mitten in der Verlegenheit, die Sie allein hervorgebracht hatten, in der eigentlichen Kriſis der Gefahr, als er den Thron ſchon von tapfern und talentvollen Männern umgeben zu ſehen glaubte, die Erinnerung an Ihre früheren Dienſte überwogen haben. Aber Seine Majeſtät iſt voll Gerechtigkeit und verſteht die Lehre von der Ausgleichung; er erinnert ſich mit dankbarem Herzen, wie bald Sie Ihre Sitten der Nothwendigkeit ſeines Dienſtes anbequemt, wie freundlich Sie die Verpflichtungen Ihrer Privatfreundſchaft in Stich ließen und auf die feierlichſten Verflichtungen gegen das Publicum verzichteten. Die Aufopferung Lord Chatams war bei ihm nicht verloren.

Selbſt die Feigheit und Treuloſigkeit, ihn zu verlaſſen, kann Ihnen keinen übeln Dienſt in ſeiner Achtung erwieſen haben. Der Fall war peinlich, aber das Princip mochte gefallen.

Sie vernachläſſigten den Beamten nicht während Sie dem Manne ſchmeichelten. Die Ausſtoßung von Mr. Wilkes, welche im Cabinet vorher beſtimmt wurde; — die Macht, einen Unterthan ſeines Geburtsrechts zu berauben, welche dem Beſchluß eines Zweiges der Geſetzgebung beigelegt wurde; — der unverſchämte Angriff auf die Verfaſſung durch das Unterhaus; — das Recht, ſie zu vertheidigen, worauf das Oberhaus verrätheriſch verzichtete: — dies Mylord ſind die Streiche, welche unter der gegenwärtigen Regierung fürs Amt empfehlen und einen Miniſter machen; ſie würden das Urtheil Sr. Majeſtät beſtimmt haben, wenn Sie keinen Eindruck auf ſein Herz gemacht hätten. Wir brauchen uns nach keinem andern Genre von Verdienſt umzuſehen, um uns Rechenſchaft darüber zu geben, weshalb er die erſte Gelegenheit ergriff, Sie in ſeinen Rath zurück zu rufen. Dennoch haben Sie anderes Verdienſt im Ueberfluß. Mr. Hine, — der Herzog von Portland — und Mr. Yorke: — Treubruch, Raub und Mord. Sie würden darin ein Compliment für Ihre Galanterie finden, wenn ich zu dieſem Verzeichniß die Nothzucht hinzufügte, aber der Stil Ihrer Liebſchaften ſichert Sie vor Widerſtand. Ich weiß, wie gut dieſe verſchiedenen Vorwürfe widerlegt worden ſind. In dem erſten Fall wurde angenommen, der Treubruch wäre ſeine eigene Belohnung geweſen. Mr. Bradſhaw verſichert auf ſeine Ehre (und ſo möge die Gabe des Lächelns nie von ihm weichen!), daß Sie von Mr. Hine's Kaufgeld keinen Antheil für

Sich behielten, ſondern daß jeder Schilling davon gewiſſenhaft an Gouverneur Bourgoyne gezahlt wurde. Eilen Sie, Mylord, — ein anderes Patent, zur rechten Zeit angewendet, kann die Oaks *) in der Familie erhalten. Wo nicht, ſo, fürchte ich, wird der Birnham-Wald zu den Macaroni's wandern.

Der Herzog von Portland war im Leben Ihr frühester Freund. Bei der Vertheidigung ſeines Eigenthums hatte er nichts für ſich anzuführen, als gegen Sir James Lowther die Billigkeit und gegen die Krone die Verjährung. Sie hatten Gefühl für Ihren Freund: „aber das Geſetz muß ſeinen Lauf haben.“ Die Nachkommen werden kaum glauben, daß Lord Bute's Schwiegerſohn im Schatzamt wirklich Intereſſe genug gefunden, um ſeine Verleihung vor der allgemeinen Wahl ausgefertigt zu erhalten **).

Es iſt genug über jenes verruchte Geſchäft geſagt worden, welches mit dem Tode von Mr. Yorke endigte. Ich kann nicht ohne Abſcheu und Bedauern davon ſprechen. Um Sich ſelbſt zu entſchuldigen, klagen Sie öffentlich Ihren Mitſchuldigen an; und nach ſeinem Gefühle iſt vielleicht die Anklage eine Schmeichelei. Aber bei dem Morde ſind Sie Beide Hauptperſonen. Er war einſt eine Frage des Wettſtreits, und hätte der Ausgang den unmittelbaren Plan des Cabinets nicht vereitelt, ſo möchte er auch ein hoffnungsvoller Gegenſtand des Scherzes und der Heiterkeit unter Ihnen geblieben ſein.

---

*) Oaks (Eichenthal), eine herrliche Villa des Oberſten Bourgoyne, welche um dieſe Zeit zum Verkauf ausgeboten wurde.

**) Es wird ſich durch einen ſpäteren Brief erklären, daß des Herzogs Uebereilung für die Zuerkennung der Portlandſchen Güter an Lord Bute's Schwiegerſohn verderblich wirkte. Sie hat das Anſehen der Haſt und Verwirrung eines jungen Straßenräubers, der ein paar Schilling nimmt, aber Börſe und Uhr zurückläßt. Und doch war der Herzog ein alter Sünder!

Dieſer Brief, Mylord, iſt nur eine Vorrede zu meiner künftigen Correſpondenz. Der Reſt des Sommers ſoll Ihrem Vergnügen gewidmet ſein. Ich will jetzt und ſpäter den Ernſt Ihrer Morgenſtudien unterſtützen und Sie für das Geſchäft des Tages vorbereiten. Ohne auf mehr, als auf Mr. Bradſchaws Aufrichtigkeit Anſpruch zu machen, verſichere ich Sie, Sie können Sich auf meine Anhänglichkeit ſo lange Sie im Amte ſind verlaſſen.

Wollen Ew. Gnaden mir verzeihen, wenn ich einige Beſorgniß für einen Mann auszuſprechen wage, den Sie wie ich weiß, nicht lieben? Mylord Weymouth hat eine Feigheit und einen Abfall von ſpäterem Datum, als der Ihrige zu vertheidigen. Sie wiſſen, das Kronſiegel war ihm zugedacht; und wenn Sie den Werth des Amtes bedenken, das er verließ, ſo werden Sie es ſchwerlich für anſtändig halten, ihn bei Mr. Rigby einzuquartieren. Dennoch muß er Brod haben, Mylord, oder vielmehr er muß Wein haben. Wenn Sie ihm den Kelch verweigern, ſo werden Sie ihn in den vier Pfählen des Miniſteriums nicht halten können.

Junius.

50. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 9. Juli 1771.

Mylord,

Der Einfluß ihres Schickſals ſcheint noch über de Schatzamt zu walten. Mr. Bradſchaw's Genius erleuchtet Mr. Robinſon.*) Wie merkwürdig iſt es, (und ic ſpreche nicht davon um einen Vorwurf daraus zu mache ſondern nur weil es Sie beſonders characteriſirt), da Sie noch nie eine Freundſchaft geſchloſſen haben, welch ihrem Gegenſtande nicht verderblich geworden wäre, un daß Sie noch nie eine Sache zu der Ihrigen gemach haben, welcher Sie nicht auf dem einen oder dem ander Wege ein Unglück zubereitet hätten. Das betrogene Mädchen, welches ſich ſo einem Verworfenen hingiebt, verwirkt, auch während er ihr treu iſt, ihre Ehre und ihr Unſchuld und findet ſich zuletzt dem Elend und der Schand Preis gegeben. — So iſt es mit dem Beſten der Fürſten gekommen. Und mit dem armen Dingley auch! Ich verwahre mich, ich weiß es kaum zu ſagen, wen wir mehr zu beklagen haben, — den unglücklichen Mann, welcher dem Gefühl ſeiner Schande unterliegt, oder den der ſie überlebt. So vollendete Charaktere ſtehn außer dem Bereich einer Lobrede. Der Tod hat ſein Siegel auf Dingley gedrückt, und Sie, Mylord, haben mit Ihrem Zeichen den andern gezeichnet.

---

*) Durch einen aufgefangenen Brief aus dem Secretariat des Schatzes wurde es klar, daß die Freunde der Regierung ſich ſehr thätig dabei zeigen wollten, die miniſterielle Ernennung von Sheriffs zu unterſtützen.

Der einzige Brief, den ich jemals an den König richtete, wurde ſo unfreundlich aufgenommen, daß ich glaube, ich werde mich nie erkühnen Se. Majeſtät auf dieſem Wege noch einmal zu beunruhigen. Aber mein Eifer, ihm zu dienen iſt mächtiger, als die Vernachläſſigung und wächſt, wie Mr. Wilkes' Patriotismus, durch die Verfolgung. Genug, Se. Majeſtät iſt nützlicher Lectüre ſehr ergeben und, wenn ich nicht übel berichtet bin, hat er den Public Advertiser mit beſonderer Aufmerkſamkeit beehrt. Ich bin daher fortgefahren, und nicht ohne Erfolg (wie Sie Sich vielleicht erinnern) dies Blatt mit ſo intereſſanter und erbauender Nachricht zu verſehen, wie ſie ihn auf einem andern Wege ſchwerlich erreichen möchte. Die Dienſte, welche Sie der Nation erwieſen haben, — Ihre Unbeſcholtenheit im Dienſte und Ihre ausgezeichnete Treue gegen Ihren guten Herrn ſind mit aller Wahrheit angemerkt. Auch ſeine eigenen Tugenden wurden nicht gänzlich vernachläſſigt. Dieſe Briefe, Mylord, werden auch in andern Ländern und in andern Sprachen geleſen; und ich glaube, ich kann ohne Eitelkeit verſichern, der gnädige Character des beſten der Fürſten iſt in dieſem Augenblick nicht nur ſeinen Unterthanen vollkommen bekannt, ſondern wird auch von dem übrigen Europa leidlich richtig beurtheilt. Nur in dieſer Rückſicht habe ich einen Vortheil über Mr. Whitehead. Sein Plan glaub' ich iſt zu eingeſchränkt. Er ſcheint ſeine Verſe nur für den alleinigen Gebrauch des Helden, den man für ihren Gegenſtand hält, anzufertigen und damit ſeine Meinung nicht auf fremden Boden übertragen werde, bietet er aller Ueberſetzung Trotz.

Ew. Gnaden Wiederernennung zu einem Sitz im Cabinet wurde dem Publicum durch die verhängnißvolle

Rückkehr Lord Bute's angekündigt. Wenn dieſer ver
derbliche Planet ſich England nähert, ſo verfehlt er ni
Noth und Peſtilenz mitzubringen. Der König fühl
ſchon die bösartige Wirkung Ihres Einfluſſes auf ſei
Cabinet. Ihr früheres Miniſterium machte Mr. Wilke
zu einem Aldermann von London und zum Repräſen
tanten von Middleſex. Ihre nächſte Erſcheinung i
Amte iſt mit ſeiner Wahl zur Sheriffswürde be
zeichnet. Bei welcher Maßregel Sie auch betheilig
ſein mögen, Sie ſind nicht nur vom Erfolg verlaſſen
ſondern überall damit beſchäftigt, die Regierung de
Beſten der Fürſten in ſeinen eignen Augen verächtlic
und bei der ganzen Welt lächerlich zu machen. Wen
wir der erklärten Einmiſchung des Miniſters, der Thä
tigkeit Mr. Robinſons, und dem neuen Eifer Mr. Hor
ne's bei der Unterſtützung des Miniſteriums alle mög
liche Wirkung zugeſtehen, bedürfen wir doch immer noc
des genialen Herzogs von Grafton, um es zu erklären
wie man das ganze Intereſſe der Regierung in de
City Mr. Harley's Leitung anvertrauen konnte. Ic
will nicht hart auf Ihren treuen Freund und Kund
ſchafter, Mr. Touchet, drücken, denn ich kenne di
Schwierigkeiten ſeiner Lage und daß einige Loterielooſ
ſeinen Angelegenheiten von Nutzen ſein würden. E
giebt ein Sprüchwort auf Perſonen ſeines Zeichens
welches jedoch nicht genau auf ihn angewendet werde
kann: „Sie fangen als Betrogene an und endigen al
Betrüger." Jedoch iſt Mr. Touchet's Charakter ſic
gleich geblieben. Ich bin überzeugt, daß ſeine Geſin
nungen nie von ſeinen Verhältniſſen abhingen, und da
er in dem glücklichſten Zuſtande ſeines Vermögens imme
derſelbe Mann war, der er jetzt iſt. Aber gab es kei

nen andern Mann von Rang und Charakter in der City, auf den die Regierung ſich verlaſſen konnte, als einen erklärten Jacobiten? Glaubten Sie, daß die ganze Maſſe der Diſſenters und das ganze Whigintereſſe von London bei dem Lever eines offenkundigen Jacobiten aufwarten und ſich ſeiner Leitung unterwerfen würde? Gab es keinen Whiggiſtiſchen Beamten in der City, dem die Diener Georg's III. ein Geſchäft übertragen konnten, welches ihren Herrn ſo ſehr wie die Sheriffswahl intereſſirt? Iſt in St. James nur für Schotten und Jacobiten Raum? Mylord, ich ſtelle Mr. Harley's aufrichtige Anhänglichkeit an die Regierung Sr. Majeſtät nicht in Frage. Seit dem Beginn dieſer Regierung habe ich noch größere Widerſprüche vereinigt geſehen. Die Principien dieſer würdigen Jacobiten ſind nicht ſo abſurd, als ſie dargeſtellt wurden. Ihre Ideen vom göttlichen Recht ſind nicht ſo ſehr an die Perſon oder an die Familie, ſondern an den politiſchen Charakter des Königs geknüpft. Wäre irgend ein braver Mann unter den Stuarts geweſen, Se. Majeſtät gegenwärtige Freunde wären aus Grundſatz Whig's geworden. Aber die Bekehrung des Beſten der Fürſten hat ihre Zweifel beſeitigt. Sie haben ihm die Sünden ſeiner hanöveriſchen Vorfahren vergeben und erkennen die Hand der Vorſehung in der Vererbung der Krone auf das Haupt eines wahren Stuarts. In Ihnen, Mylord, ſehen ſie alſo mit einer gewiſſen Vorliebe, welche an Loyalität grenzt, den natürlichen Repräſentanten dieſer erlauchten Familie. Die Art Ihrer Abkunft von Carl II. iſt nur ein Hinderniß Ihrer Anſprüche auf die Krone und nichts unterbricht Ihre regelmäßige Nachfolge in allen Tugenden der Stuarts. Der unglückliche Erfolg der Bemühungen Sr. Ehrwürde Mr. Horne's bei der Unterſtützung der miniſterielle Ernennung der Sheriffs wird, fürchte ich, ſeiner Beförderung im Wege ſtehen. Erlauben Sie mir, daß ic ihn Ew. Gnaden Schutz empfehle. Sie werden ih reichlich mit jenen Eigenſchaften des Herzens ausgeſtattet finden, wodurch Sie gewöhnlich in der Wah Ihrer Freunde geleitet werden. Auch er war Mr. Wilkes' Freund und ebenſo unfähig wie Sie, dem edle Unwillen eines Gentlemans ſich hinzugeben. Nein, Mylord, es war die einſame rachesüchtige Bosheit eine Mönchs, der über den Schwächen ſeines Freundes brütet, bis er denkt, daß ſie ins öffentliche Leben auskommen, und ſich dann mit einem erbitterten Bruch durch da ſchmähliche Verzeichniß ſeiner Verlegenheiten ein Feſ giebt. Doch er kehre in ſein Kloſter zurück. Die Kirch iſt eine paſſende Zuflucht für ihn. Nach ſeinen Principien iſt er ſchon ein Biſchof.

Die Erwähnung dieſes Mannes hat mich aus meiner gewöhnlichen Mäßigung herausgeworfen. Laſſen Ew. Gnaden mich zu Sich zurückkommen. Sie ſind das Kopfkiſſen auf welchem ich meinen ganzen Unwillen zur Ruhe bringen will. Welche Idee kann der beſte der Fürſten von ſeiner Regierung faſſen? In welchem Rufe kann er bei ſeinem Volke zu ſtehen glauben, wenn er es außer allem Zweifel ſieht, daß der Verdacht ſeiner Gunſt dem Bewerber um jedes Amt verderblich iſt und daß überall, wo die Partei, welcher er wohl will, die ſchönſte Ausſicht auf Erfolg hat, die unglückliche Entdeckung ſeiner königlichen Zuneigung ſogleich wie eine Säure in die Wahl träuft, und ſie gerinnen läßt. Dieſer Erfolg unter andern mag vielleicht dazu beitragen, die Augen Sr. Majeſtät für ſeine wahre Ehre und ſein Intereſſe zu öffnen. Ew. Gnaden Scharfſinn zum Trotz mag er zuletzt das Unangemeſſene davon einſehen, daß er mit einem ſo merkwürdigen Glück alle möglichen Schurken aus der Nation herausfindet, um die verſchiedenen Departements ſeines Miniſteriums damit zu beſetzen. Und doch ſollte es mir leid thun, ihn zu beſchränken — in der Wahl ſeiner Bedienten oder ſeiner Freunde.

Junius.

51. Brief.

Von Seiner Ehrwürden Mr. Horne an Junius.

Den 13. Juli 1771.

Sir,

Farce, Komödie und Tragödie, — Wilkes, Foote und Junius zu gleicher Zeit gegen einen armen Prediger vereinigt, das iſt eine furchtbare Ungleichheit! Die zwei Erſten arbeiten nur in ihrem Beruf, und können ſich damit entſchuldigen, daß ihr Ziel ihr Auskommen iſt. Gegen die Vertheidigung des Zweiten kann ich nichts einwenden, er hat eine gute Kehle und meine Kleider ſind ein geſetzlicher Handelsartikel; nicht ſo willig kann ich Mr. Wilkes Recht geben, oder ihm rathen, aus dem Patriotismus einen Handel und noch dazu einen betrügeriſchen Handel zu machen. Aber was ſoll ich zu Junius ſagen? Der Ernſthafte, der Feierliche, der Didaktiker! In der That, es war lächerlich, das

Lächerliche zum Zeugen für die Wahrheit aufzurufen; aber ſicherlich verſpricht uns das Geſtändniß, „daß die Erwähnung meines Namens Sie aus ihrer gewöhnlichen Mäßigung herausgeworfen habe“ nicht mehr Wahrheit oder Gerechtigkeit, wo Sie Selbſt von mir reden.

Sie beſchuldigen mich „eines neuen Eifers in der Unterſtützung des Miniſteriums“ und „der Beharrlichkeit in Unterſtützung der miniſteriellen Ernennung der Sheriffs.“ Der Ruf, welchen Ihre Talente verdientermaßen dem Namen Junius erworben haben, dringt mir eine Erwiderung ab, welcher ich die anonymen Lügen von Mr. Wilkes nicht würdigte. Sie brauchen ſehr häufig das Wort „Gentleman“, ich nenne mich nur einen „Mann“ und verlange keine andere Auszeichnung. Wenn Sie das Eine oder Andere ſind, ſo ſind Sie verpflichtet Ihre Beſchuldigung zu beweiſen oder zu bekennen, daß Sie mir ohne allen Grund ein übereiltes Unrecht zugefügt. Ich nehme die Sache bei dem wahren Streitpunkt auf. Ich ſage, ich bin ſo ferne „von jedem neuen Eifer das Miniſterium zu unterſtützen,“ daß ich von dem äußerſten Widerwillen gegen ſeine Maßregeln beſeelt bin, und daß ich mich immer ſo gezeigt habe und noch dazu bereit bin, in jeder vernünftigen Weiſe mein ganzes übriges Leben auf Oppoſition mit ſolchen Maßregeln zu verwenden. Ich ſage, ich hatte nie und habe keine Gemeinſchaft oder Verbindung irgend einer Art, unmittelbar oder mittelbar, mit irgend einem Mann vom Hofe oder vom Miniſterium oder mit irgend einem ſeiner Anhänger. Ich habe nie eine Belohnung irgend einer Art von irgend einer Partei oder Sorte von Menſchen weder im Miniſterium noch in der Oppoſition erhalten, oder verlangt oder erwartet, oder gewünſcht, auch hoffe ich nicht darauf; ich ſage, ich bemühte mich niemals „die miniſterielle Ernennung der Sheriffs zu unterſtützen." Ich bat kein einziges Gildemitglied um ſeine Stimme für irgend einen Candidaten, wandte niemand anders dazu an, darum zu bitten, und ſchrieb keine Zeile, kein Wort zu Gunſten der Mr. Plumbe und Kirkmann, von denen ich wußte, daß ſie vom Miniſterium unterſtützt wurden.

Sie ſind gehalten zu widerlegen, was ich hier ſage, oder den Credit Ihrer Wahrhaftigkeit zu verlieren. Sie müſſen Facta anführen; Vermuthungen und allgemeine Vorwürfe auch in der eleganteſten Sprache vorgetragen, können nicht für Beweiſe gelten. Sie haben jeden Vortheil und ich jeden Nachtheil: Sie ſind unbekannt, ich nenne meinen Namen; alle Parteien, ſowohl in, als außer dem Miniſterium haben ihre Gründe (welche ich weiter unten anführen werde) ihre Wünſche gegen mich zu vereinigen, und das populaire Vorurtheil ſpricht ſo ſehr zu Ihren Gunſten, als es gewaltig gegen den Pfarrer ſpricht. Meine gegenwärtige Lage iſt eigenthümlich, aber ſie iſt weder peinlich noch unerwartet. Der iſt für öffentliche Geſchäfte nicht gemacht, welcher nicht ſchon beim Eintritt in ſie ſein Gemüth für einen ſolchen Ausgang vorbereitet. Geſundheit, Vermögen, Ruhe und Privatfreundſchaften habe ich auf dem Altar des Vaterlandes geopfert; und die einzige Entſchädigung, die ich erhalte, weil ich zur Bethörung und Mißleitung einer unverſtändigen Menge nicht mitwirken will, iſt die, daß man mich noch nicht in Stücke geriſſen hat. Daß dies die einzige Entſchädigung war, iſt mein Stolz und eine Quelle reellerer Befriedigung, als Ehrenſtellen und Glück. Ich kann, ehe ich alt werde, die Lehren, die ich in meiner Jugend lernte, in Ausführung bringen und ich werde nie die Worte meines alten Monitors vergeſſen,

„Es iſt der Schlußſtein
Der einen Bogen bildet: Alle andern
Sind nichts, als bis der letzte kommt und ſchließt.
Dann ſteht es da ein triumphirend Zeichen!
Man ſieht die Kraft, die Höhe, merkt die Zeit,
Wo es entſtand; und wer darunter wandert,
Findt immer neuen Stoff es zu bewundern!"

Ich bin Ihr gehorſamer Diener, Sir.

John Horne.

52. Brief.

An Seine Ehrwürden Mr. Horne.

Den 24. Juli 1771.

Sir,

Ich kann mich nicht zu einem Zank mit Ihnen in den Zeitungen herablaſſen, aber da ich Ihren Charakter angegriffen und Sie Sich über Ungerechtigkeit beklagen, ſo glaube ich, haben Sie einiges Recht auf eine Erklärung. Sie fordern mich heraus zu beweiſen, daß Sie jemals um eine Stimme baten oder ein Wort ſchrieben, um die miniſteriellen Aldermänner zu unterſtützen. Sir, ich hatte ſie nie in Verdacht einer ſo groben Thorheit. Es würde für Mr. Horne unmöglich geweſen ſein, um Stimmen zu bitten und ſehr ſchwierig in den Zeitungen zur Vertheidigung dieſer Sache zu ſchreiben, ohne entdeckt und beſchämt zu werden. Auch habe ich nicht die

Anmaßung, von Ihnen oder Ihrem Betragen irgend mehr zu wiſſen, als Sie ſelbſt für angemeſſen hielten, dem Publicum mitzutheilen. Ich ſchließe es aus Ihren eigenen Briefen, daß Sie ſich dem Miniſterium verkauft haben, oder wenn dieſer Vorwurf zu ſtark wäre und wenn man annimmt, durch den Schein, der ſo ſehr gegen Sie ſpricht, getäuſcht zu ſein, was werden Ihre Freunde zu Ihrer Vertheidigung ſagen? Müſſen ſie nicht bekennen, daß Sie Ihrem perſönlichen Haß gegen Mr. Wilkes zu Liebe, ſo fern es von Ihrem Intereſſe und Ihrer Fähigkeit abhing, die Sache des Volks aufopferten? Mit der Gewalt der Leidenſchaften kann ich Nachſicht haben, und wenn ich je überzeugt werden ſollte, daß Sie keine andere Motive hatten, als Wilkes herunter zu bringen, ſo will ich Ihrem Charakter gern Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und der Welt erklären, daß ich Sie etwas weniger, als ich es jetzt thue, verachte. Aber als öffentlicher Character muß ich Sie für immer verdammen. Sie müſſen wiſſen — ja Sie können Sich nicht anmaßen, darin unwiſſend zu ſein —, daß die höchſte Genugthuung, deren der Verruchteſte im ganzen Volke fähig iſt, Mr. Wilkes' Niederlage geweſen wäre. Ich kenne dieſen Mann viel beſſer als irgend einer von euch. Die Natur legte ihn nur auf einen gut gelaunten Thoren an. Eine ſyſtematiſche Erziehung hat ihn durch lange Praxis zu einem vollendeten Heuchler gemacht. Und dieſem Manne — von ſeinen würdigen Miniſtern will ich ſchweigen, — haben Sie mit allem Eifer eine Genugthuung zu bereiten geſucht. Um Mr. Wilkes auszuſchließen war es nicht nöthig, für ſeine Gegner Stimmen zu ſammeln. Wir drücken die Waagſchale eben ſo wirkſam herab, wenn wir das Gewicht in der einen erleichtern, als wenn wir es in der andern erſchweren.

Die Art Ihres Angriffs auf Wilkes (obgleich ich fern davon bin, Ihr Talent gering zu ſchätzen) überzeugt mich, daß Sie entweder den äußerſten Mangel an Urtheil leiden oder daß Sie durch Ihre Rachſucht verblendet ſind. Sie hätten vorherſehen ſollen, daß die Beſchuldigungen, welche Sie gegen Wilkes vorbrachten, ihm nie Schaden zufügen konnten. Mit Einem Wort, als wir Entdeckungen vom allgemeinſten Intereſſe erwarteten; in welch' ein bedauerliches Detail liefen ſie aus! Einige alte Kleider — ein italieniſcher Klepper — ein franzöſiſcher Bedienter und ein Korb Champagner! Wirklich, Mr. Horne, das Publicum könnte und würde ihm ſeinen Champagner und ſeinen Bedienten und ſelbſt den Ehrgeiz, ſeinen Bruder zum Kämmerer von London zu machen, verzeihen, ſo lange er gegen ein Miniſterium und ein Parlament ſtreitet, welche alles thun, was ſie können, um das Volk zu unterjochen, und ſo lange er ein Dorn in der Seite des Königs iſt. Sie werden mich nicht in Verdacht haben, ich wollte Wilkes als einen vollkommenen Character aufſtellen. Die Frage iſt, wo ſollen wir einen Mann finden, welcher bei reineren Grundſätzen die Ausdauer haben und die Gefahr laufen wird wie er es gethan? Die Zeit erfordert einen ſolchen Mann und man muß ihn unterſtützen. Was für einen Triumph hätte jener verhaßte Heuchler und ſeine Günſtlinge gefeiert, wenn Wilkes unterlegen wäre! Es war nicht Ihre Schuld, ehrwürdiger Herr, daß er ihn nicht vollſtändig genoß. Aber jetzt ſage ich Ihnen vorher, Sie haben ſo wenig Macht Uebel anzurichten, daß ich ſehr zweifelhaft bin, ob das Miniſterium die Verſprechungen, die es Ihnen gemacht hat, halten wird. Es wird vergeblich ſein, mich einen Anhänger von Wilkes oder Ihren perſönlichen Feind zu nennen. Sie werden niemand überzeugen, denn Sie, glauben es ſelbſt nicht. Dabei geſtehe ich Ihnen, ich fühle mich etwas beleidigt über das geringe Maß, worauf Sie meinen Verſtand ſchätzen. Ich bitte Sie, Mr. Horne, denken Sie in Zukunft, daß ich die Redlichkeit der Menſchen nach ihrem Betragen, nicht nach ihrem Bekenntniß beurtheile. Solche Erzählungen mögen Mr. Oliver oder Ihre Großmutter unterhalten, aber glauben Sie mir, an Junius ſind ſie weggeworfen.

Sie ſagen, Sie ſind ein Mann. War es edel, war es männlich, in eine Zeitung wiederholt den Namen einer jungen Dame einzuführen, mit welcher Sie früher auf einem Fuße der Artigkeit und des guten Vernehmens gelebt haben müſſen? Aber ich bin fertig mit Ihnen. In meiner Meinung iſt Ihr Credit unwiderruflich ruinirt. Mr. Townſhend iſt, glaube ich, beinahe in derſelben Verfaſſung. Der arme Oliver iſt ſchmählich von Ihnen zum Narren gehalten. Sie haben ihn alle Ehre, die er durch ſein Gefängniß erworben hatte, aufopfern laſſen. — Ueber Mr. Sawbridge, deſſen Character ich wirklich achte, bin ich erſtaunt, daß er Ihre Zweideutigkeit nicht durchſchaut. Nie wurde eine ſo niedrige Abſicht ſo armſelig durchgeführt. Dieſer Brief iſt, wie Sie ſehen, nicht für das Publicum beſtimmt, aber wenn Sie denken, daß er Ihnen einen Dienſt leiſtet, ſo haben Sie die Freiheit ihn zu veröffentlichen.*)

Junius.

---

*) Dieſer Brief wurde durch den Drucker auf Junius Bitte privatim an Mr. Horne befördert. Mr. Horne ſchickte ihn an den Drucker mit dem Auftrage, ihn zu veröffentlichen, zurück.

53. Brief.

Von Sr. Ehrwürden Mr. Horne an Junius.

Den 31. Juni 1771.

Sir,

Sie haben mich getäuſcht. Als ich Ihnen ſagte, daß Vermuthungen und allgemeine Vorwürfe auch in der eleganteſten Sprache nicht für Beweiſe gelten würden, deutete ich offenbar auf die Erwiderung, welche ich erwartete: aber Sie haben Ihre gewöhnliche Eleganz verloren und ſcheinen den Verſuch machen zu wollen, was Vermuthungen und allgemeine Vorwürfe in einer ganz gemeinen Sprache vermögen. Ihre Antwort auf meinen Brief (welcher hoffentlich kalt, gemäßigt und beſcheiden war) hat mich überzeugt, daß meine Idee von einem „Manne" weit höher iſt als Ihre von einem „Gentleman". Von ihren früheren Briefen habe ich immer geſagt, „die Arbeit übertraf den Stoff": von dem gegenwärtigen denke ich nicht ſo; die Principien ſind in einem höheren Grade verwerflich, als die Ausdrücke gemein und unwürdig. Ich bin es zufrieden: Jeder, der die Einen annimmt, ſoll mich für immer mit den Andern belaſten.

Ich appellire an den geſunden Sinn des Publicums, an den ich mich immer gewendet habe: ich glaube, das Volk hat geſunden Sinn, obgleich ich bisweilen halb geneigt bin, den Verdacht zu faſſen, daß Mr. Wilkes die Menſchen beſſer beurtheilt als ich. Dennoch bin ich davon überzeugt, daß es nichts anderes giebt, worauf man ſich ſicher verlaſſen könne. Kniffe und niedrige Ränke, Berufung auf Vorurtheile und Leidenſchaften, das mögen die geſchickteſten Mittel ſein um einen particulären Zweck zu erreichen; aber wenn das Volk keinen geſunden Sinn beſitzt, ſo hat man keine Ausſicht, für daſſelbe ein reelles, dauerndes Gut zu gewinnen. Dieſelben Leidenſchaften, welche von einem Ehrenmann geſchickt zu ſeinem Nutzen verwendet wurden, können von einem unehrenhaften Manne noch geſchickter zu ſeinem Verderben benutzt werden. Ich wünſche, daß es ſeinen geſunden Sinn auf dieſen Brief von Junius anwende nicht um meinetwillen, ſondern um ſeinetwillen; es wird ſehr nahe davon berührt, denn die Principien, welche er enthält, führen zur Schande und zum Verderben, und ſind unverträglich mit jedem Begriff von der bürgerlichen Geſellſchaft.

Die Vorwürfe, welche Junius gegen mich vorbringt, werden durch ſeine eigene Ungereimtheit und durch ſeine Widerſprüche gegen ſich ſelbſt, lächerlich gemacht. Er macht mir den poſitiven Vorwurf „eines neuen Eifers in der Unterſtützung des Miniſteriums“ und meiner „Bemühungen, die miniſterielle Ernennung der Sheriffs durchzuſetzen“; und ſchreibt mir zwei mit einander unverträgliche Motive des Betragens zu, entweder „daß ich mich dem Miniſterium verkauft habe“ oder „durch die einſame rachſüchtige Bosheit eines Mönchs“ geleitet werde: entweder daß ich von ſchmutziger Gewinnſucht gereizt, oder durch „perſönlichen Haß verführt und durch Rache verblendet werde“. In ſeinem Briefe an den Herzog von Grafton läßt er mich durch Beides in Bewegung geſetzt werden. In ſeinem Briefe an mich zweifelt er zuerſt, welches von Beiden, ob Intereſſe oder Rache mein Motiv ſei: zuletzt jedoch entſcheidet er ſich für das Erſtere und verſichert noch einmal beſtimmt, „das Miniſterium

habe mir Verſprechungen gemacht“; jedoch bringt er kein
Beweiſe der Beſtechung bei, behauptet auch keine Kenn
niß meiner miniſteriellen Verbindungen zu haben:
führt keine Urſache meines perſönlichen Haſſes gege
Mr. Wilkes noch irgend einen Grund für meinen Zor
oder meine Rache an; auch hat Mr. Wilkes ſelbſt ſic
wiederholt drängen laſſen, und nie einen angedeute
Und Junius antwortet auf meine Forderung, ſeine An
klage zu beweiſen, „er könne ſich zu einem Zank mit mi
in den Zeitungen nicht herablaſſen“. Junius, welche
nur in den Zeitungen exiſtirt, welcher anerkennt, „da
er meinen Character dort angegriffen hat“ und „glaub
daß ich einiges Recht auf eine Erklärung habe“; —
dennoch kann dieſer Junius „ſich nicht zu einem Zan
in den Zeitungen herablaſſen“ und weil er ſich nicht z
einem Zank mit mir in den Zeitungen herablaſſen kann
ſendet er mir einen Schmähbrief durch den Drucker, de
er damit endigt, daß er mir ſagt, „ich habe die Freiheit
ihn zu veröffentlichen“. Dies iſt freilich eine vortreffliche
Methode, den Zank in den Zeitungen zu vermeiden!

Eben ſo außerordentlich ſind die Beweiſe ſeiner
ausdrücklichen Vorwürfe. „Er maßt ſich nicht an, mehr
Kenntniß von mir und meinem Betragen zu haben, als
ich ſelbſt für angemeſſen hielt dem Publicum mitzutheilen.
Er hat mich nicht im Verdacht einer ſo großen
Thorheit, daß ich Stimmen geſammelt oder anonym in
den Zeitungen geſchrieben hätte; weil man das eine
oder das andere unmöglich thun könne ohne entdeckt
und beſchämt zu werden.“ Das ſagt Junius! Und
dennoch will er ſelbſt zwei Jahre unter dieſem und
mehr noch unter andern Namen geſchrieben haben, ohne
entdeckt zu ſein! — Seine wärmſten Bewunderer wer-

den hierauf ohne Beſchämung nichts ſagen können. Aber obgleich er mich nie einer ſo großen Thorheit fähig hielt, daß ich Gefahr laufen ſollte entdeckt und durch anonymes Schreiben beſchämt zu werden, beſteht er darauf, daß ich mich einer viel gröberen Thorheit ſchuldig gemacht, da ich mich der gewiſſen Beſchämung und Entdeckung durch Schriften, die ich mit meinem Namen unterzeichnete, ausgeſetzt! Aber dies iſt ein niedriger Flug für den hochfliegenden Junius: „Er iſt weit davon entfernt, meine Talente gering zu achten,“ obgleich „er überzeugt iſt, daß ich den äußerſten Mangel an Urtheil leide,“ und kann „wahre Achtung für Mr. Sawbridge's Charakter haben,“ obgleich er ihn für ein ſo armes Geſchöpf erklärt, „daß er die niedrigſte Abſicht in der traurigſten Weiſe ausgeführt, nicht durchſchauen könne!“ Und dieſe niedrige Abſicht wird in der traurigſten Weiſe ausgeführt durch einen Mann, „den er keiner groben Thorheit für fähig hält und deſſen Talente gering zu achten er weit entfernt iſt!“ *)

---

*) Ich bitte, Mr. Horne bei dem Charakter des „Betrügers“ einzuführen. Ich hätte geglaubt, man wäre beſſer damit bekannt. — „Ein anderer ſehr ſchlechter Einwurf iſt von Leuten gemacht worden, die ſich nicht die Mühe genommen haben, die Charaktere zu unterſcheiden. Der Held des Stückes (nämlich Mellefont) iſt ein Einfaltspinſel und wird zum Narren gemacht und betrogen. — Iſt jedermann ein Einfaltspinſel und ein Narr, der betrogen wird? Auf dieſe Weiſe fürchte ich, werden die zwei Claſſen auf Eine zurückgeführt, und die Schelme ſelbſt kommen in Verlegenheit, ihren Titel zu rechtfertigen, aber wenn ein offener Mann von offenem Herzen, welcher ein vollkommenes Vertrauen in Jemand ſetzt, den er für ſeinen Freund hält, und der ihn in dieſer Meinung zu beſtärken ſuchte, ſich deshalb allem Anſcheine nach

Wenn wir nun von Junius verlangen, er ſolle dieſe Widerſprüche ausgleichen und dieſen Unſinn erklären; ſo iſt die Antwort fertig: „er kann ſich nicht zu einem Zank in der Zeitung herablaſſen.“ Es widerſteht ihm nicht, Jedermanns Charakter anzugreifen: der Thron iſt ihm nicht zu hoch, die Hütte nicht zu niedrig; ſeine mächtige Bosheit kann beide Extreme umfaſſen: er deutet ſeine Anklagen nicht an als *Meinung*, *Vermuthung oder Schluß*; ſondern giebt ſie als *beſtimmte Behauptungen*. Beklagt ſich der Beſchuldigte über Ungerechtigkeit, ſo giebt er zu, „er hätte einiges Recht auf Erklärung;“ aber wenn man Beweiſe und Thatſachen verlangt, bittet er um Entſchuldigung, und obgleich er ſonſt nirgends anzutreffen iſt, „kann er ſich doch nicht zu einem Zank in der Zeitung herablaſſen.“

Und dies hält Junius vielleicht „für den edlen Unwillen eines Gentlemans;“ dieſen Meuchelmord mag er Muth nennen, in allen Dingen, wie hierin, ſind wir hoffentlich verſchiedener Meinung:

„Ich dachte, Tapferkeit ſei in der Mitte
Von Furcht und Ueberſtürzung, keine böſe
Beleidigungsbegier, vielmehr ein kluges
Und feines Wählen zwiſchen Gut und Böſe.
Ihr End' iſt Ehr' und öffentliches Wohl,
Und ohne dieſe iſt ſie leer und hohl.“

---

und bei verſchiedenen Proben ſo bewährt hat; — wenn dieſer Mann durch den Verrath des andern betrogen wird, muß er nothwendig gleich ein Narr werden, weil der andere ſich als einen Schurken bewieſen hat?“ — Ja, ſagt Pfarrer *Horne*. „Nein, ſagt *Congreve*, und dieſer (das halt' ich für ausgemacht) hat etwas von der menſchlichen Natur verſtanden.

Von zwei Dingen jedoch hat er ſich herabgelaſſen einen Beweis zu geben. Er bringt ſehr paſſend eine junge Dame vor, um zu beweiſen, daß ich kein Mann, und eine gute alte Frau, meine Großmutter, um zu beweiſen, daß Mr. Oliver ein Narr iſt. Arme alte Seele! Sie las ihre Bibel ganz anders, als Junius; ſie fand oft darin, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgeſucht wurden; und wünſchte deswegen zu vermeiden, daß ſie und ihre Kinder den Nachkommen einen Vorwurf hinterließen: und ſie hinterließen keinen; aber wie ſehr hat ſie ſich geirrt! Sie ſah es nicht vorher, daß Junius die Sache umkehren, und meine politiſchen Sünden an meiner Großmutter heimſuchen würde! Ich gebe dies nicht ſeinem Hange zur Bosheit ſchuld; es entſtand lediglich aus ſeiner Neigung zur Faſelei: während er mir vorwirft, in der harmloſeſten Weiſe den Namen Einer Dame eingemiſcht zu haben, in demſelben Augenblick wollte er ſelbſt zwei in die Debatte ziehn.

Ich werde abwechſelnd, wie es zu Junius Zwecken paßt, unter den entgegengeſetzten Charakteren eines finſteren Mönchs und eines Mannes von Welt und gutem Humor dargeſtellt. Ich werde ein einſamer Mönch genannt, um den Begriff zu beſtätigen, den Mr. Wilkes' anonyme Artikel von mir geben, daß ich nie lache; und die Ausdrücke „Mann von Welt und guter Humor,“ unter welchen Eigenſchaften ich früher mit der jungen Dame umgegangen ſein ſoll, haben die Abſicht, andere Zeilen von Mr. Wilkes zu beſtätigen, in welchen angenommen wird, er habe mich beleidigt, indem er mir ſeine Tochter abgeſchlagen. Lächerlich! Jedoch ich kann nicht leugnen, Junius hat eben ſo klar bewieſen, daß ich unmännlich und unedel bin, als er gezeigt hat, daß ich beſtochen und rachſüchtig bin: und ich will ihm noch mehr ſagen, ich habe dem gegenwärtigen Miniſterium eben ſo viele Viſiten und Complimente, als der jungen Dame gemacht und will beide mein ganzes Lebelang mit „derſelben Höflichkeit und demſelben guten Humor“ behandeln.

Aber Junius „bittet mich, zu glauben daß er die Redlichkeit der Menſchen nach ihrem Betragen und nicht nach ihrem Bekenntniß beurtheilt.“ Ohne Zweifel traut dieſer Junius ſeinen Leſern ſo wenig Verſtand zu, als er Beſcheidenheit hat! Wo ſollen wir die Fahne ſeiner Redlichkeit finden? Wonach ſollen wir das Betragen dieſes Meuchelmörders beurtheilen? — Und er ſagt dies zu mir, deſſen Betragen überall wo ich perſönlich erſchienen bin, immer eben ſo gerade, offen und offenkundig geweſen iſt, als meine Worte. Ich habe mich nicht, wie er, in meinem Zimmer verſteckt, um meine Pfeile aus dem Fenſter zu ſchießen, noch mich begnügt, die Schlacht von ferne mit anzuſehen, ſondern mich offen in das Gewühl gemiſcht und die Gefahr getheilt. Wem habe ich, wie er, meinen Namen verweigert, wenn er ſich über Beleidigung beklagte? Welchem Drucker habe ich zugemuthet, mich geheim zu halten? Ich habe mich bei einer unendlichen Menge von Geſchäften betheiligt; es iſt nicht leicht, ohne allen Vorwurf davon zu kommen; aber welche von meinen Handlungen kann er anklagen? Welcher Gefahr iſt irgend jemand ausgeſetzt geweſen, der ich nicht die Stirn geboten hätte? Unterſuchungen, Proceß, Gefängniß oder Tod? Welcher Arbeit bin ich ausgewichen? welchen Aufwand habe ich geſcheut? auf welches Vergnügen nicht verzichtet? — Aber Junius, dem gar kein Betragen zukommt, „beurtheilt die Redlichkeit der Menſchen nach ihrem Betragen, nicht nach ihren Bekenntniſſen," während er ſelbſt überall nichts anderes als „Bekenntniß" iſt und noch dazu ein anonymes! Die politiſche Unwiſſenheit oder abſichtliche Falſchheit dieſes Declamators iſt außerordentlich: ſeine eigenen früheren Briefe rechtfertigen Beides, mein Betragen und diejenigen, welche ſein letzter Brief beſchimpft: denn die öffentlichen Maßregeln, welche Junius lang und breit vertheidigt, waren die unſrigen und uns greift er an; und der immer gleiche Opponent gegen dieſe Maßregel iſt Mr. Wilkes geweſen, deſſen ſchlechte Handlungen und Abſichten er fortdauernd zu vertheidigen ſucht.

Mag Junius jetzt, wenn er will, ſeinen Vorwurf ändern, den verlornen Poſten von „Intereſſe" und „Rache" aufgeben, mich der „Eitelkeit" anklagen, und dieſe Vertheidigung „ſchwülſtig" nennen. Ich geſtehe, ich habe nicht den Ehrgeiz Statuen zuerkannt und die höchſten Ehrenſtellen übertragen zu ſehen für Maßregeln und Handlungen welche Jedermann gebilligt hat, während diejenigen, welche ſie anriethen und bewirkten, verwünſcht und beſchimpft werden. Die Dunkelheit, worin Junius ſich geſchützt glaubt, hat ihn nicht verborgen; und der Kunſtgriff, unter dieſem Namen nur die anzugreifen, die er zu Boden ſchlagen will (während er auf andern Wegen Männer die er befördert ſehen will empfiehlt), verſchleiert mir nicht, weſſen Knappe er iſt. Wenn Lord Chatham die verkehrte Lage, worin er um des Publikums willen durch den Dank, welchen ihm die City votirte, abſichtlich gebracht wurde, verzeihen kann und wenn der Name von Wilkes für Lord Rockingham nicht mehr nöthig iſt um gegen die Perſonen des Miniſteriums ein Geſchrei zu erheben, ohne die verſchiedenen Parteien, die jetzt gegen einander ſind, zu nöthigen, daß ſie ſich für gewiſſe Punkte zum Voraus binden und dem Publicum gewiſſe beſtimmte Vortheile verſprechen; dann und nur dann mögen diejenigen, welche Junius jetzt beſchimpft, ſeine Billigung erwarten. Die Billigung des Publicums für unſere redliche Haltung, indem wir in ſeinem Intereſſe für die Stipulationen fortwirkten, welche uns den Factionen der Oppoſition eben ſo unbequem gemacht haben, als denen der Regierungspartei, iſt vielleicht erſt nach einigen Jahren zu erwarten; wenn das Volk einſt zurückblicken und einſehen wird, wie ſchmählich es betrogen, und durch welche Künſte es um die goldene Gelegenheit gebracht wurde, dem zuvorzukommen, was es gewiß erfahren wird — einen Miniſterwechſel ohne weſentliche Aenderung in den Maßregeln und ohne alle Sicherheit für eine wankende Conſtitution.

Aber was fragt Junius nach der Sicherheit der Conſtitution? Er hat uns jetzt ſeine diaboliſchen Principien enthüllt: „als ein öffentlicher Charakter muß er jede Maßregel verwerfen, welche zufällig dem Könige eine Genugthuung ſein würde": und Mr. Wilkes muß in allen ſeinen Unternehmungen (gleichviel, wie lächerlich und verkehrt ſeine Pläne ſind) unterſtützt werden, „ſo lange er noch ein Dorn in der Seite des Königs iſt!" — Die Sache des Volks ſcheint nach Junius lediglich darin zu beſtehn, daß man den König ärgert, und jeder Schurke wird in jeder Spitzbüberei unterſtützt, wenn er nur dadurch dem König „einen Dorn in die Seite ſetzen" kann.

Dies iſt die äußerſte Parteiſucht und die letzte Stufe politiſcher Verdorbenheit. Weil Lord Chatam vom König übel behandelt und vom Herzog von Grafton verrätheriſch in Stich gelaſſen wurde, ſo ſoll der letztere „das Kopfkiſſen ſein, auf welchem Junius ſeine ganze Rache zur Ruhe bringen will"; und das Volk ſoll ſich den Maßregeln der Regierung aus Motiven rein perſönlicher Feindſchaft gegen den König widerſetzen! — Dies ſind die eingeſtandenen Principien des Mannes, welcher in demſelben Briefe ſagt: „wenn er ſich je überzeugen ſollte, daß ich kein anderes Motiv hätte, als Mr. Wilkes zu Grunde zu richten, ſo würde er meinem Charakter gerne Gerechtigkeit widerfahren laſſen und der Welt erklären, daß er mich etwas weniger verachte, als er jetzt thut!" Hätte ich jemals aus perſönlicher Liebe oder Feindſchaft gegen Mr. Wilkes gehandelt, ſo wäre ich mit Recht verachtet worden, aber was verdient ein Menſch, deſſen eingeſtandenes Motiv perſönliche Feindſchaft gegen den König iſt? Die Verachtung, welche ich ſonſt gegen Junius' Abſurdität und blendende Inconſequenz fühlen würde, wird hier durch meinen Abſcheu gegen ſein Princip aufgewogen. Das göttliche Recht und die Heiligkeit der Könige iſt für mich ein ſinnloſes Gewäſch. Es wurde für einen kühnen Ausſpruch Oliver Cromwells zur Zeit Carl I. gehalten, daß wenn er ſich in der Schlacht dem Könige gegenüber finden ſollte, er ſein Gewehr ebenſo gut gegen die Bruſt des Königs als gegen jeden andern abfeuern werde. Ich gehe weiter, hätte ich in jenen Tagen gelebt, ich hätte die Gelegenheit, meine Pflicht zu thun, nicht abgewartet; ich hätte ihn in den Reihen aufgeſucht und ohne die geringſte perſönliche Feindſchaft mein Gewehr eher auf ſeine, als auf irgend eines andern Mannes Bruſt abgefeuert. Der König, deſſen Handlungen die Empörung gegen ſeine Regierung rechtfertigen, verdient den Tod von der Hand jedes Unterthanen. Und käme eine ſolche Zeit, ſo würde ich ebenſo frei handeln, als ich rede. Aber bis dahin ſoll meine Anhänglichkeit an die Perſon und die Familie des Königs immer feuriger und aufrichtiger, als die ſeiner Schmeichler gefunden werden. Es würde mir ebenſo ſehr widerſtreben, den König, als meinen Vater zu beleidigen; wenn aber das Glück und die Sicherheit der ganzen Familie es nothwendig macht — in dieſem Fall und in keinem andern — würde ich es ohne Gewiſſensbiſſe thun.

Aber überlegen wir ein wenig, wohin dies Princip von Junius uns führen würde. Wenn Mr. Wilkes noch einmal Mr. Thomas Walpole beauftragen ſollte, ihm eine Penſion von 1000 Pfd. auf den iriſchen Staatsſchatz für 30 Jahre zu verſchaffen; ſo müßte er von dem Volk in dieſer Forderung unterſtützt werden — weil ſie den König kränken würde!

Sollte er wünſchen Lord Rockingham und ſeine Freunde noch einmal im Miniſterium zu ſehen, damit ſie, „durch keine Verpflichtung gegen das Volk gehemmt,“ ihn noch einmal mit einer Penſion von 1040 Pfd. jährlich, nämlich 500 Pfd. von dem erſten Lord des Schatzes, 60 Pfd. von jedem Lord des Schatzes und 40 Pfd. von den Lords des Handelsamtes erfreuen könnten; ſo müßte das Volk ſeine Aufmerkſamkeit auf den öffentlichen Nutzen aufgeben und Mr. Wilkes in ſeinem Unternehmen beiſtehen — weil es den König ärgern würde.

Sollte er das Gouvernement von Canada oder Jamaica oder die Geſandtſchaft von Conſtantinopel fordern und im Fall der Weigerung drohen, das Miniſterium niederzuſchreiben, wie er früher einem andern Miniſterium anderthalb Jahre gedient hat; ſo müßte er in ſeinen Anmaßungen unterſtützt und mit ſeiner Unverſchämtheit durchgebracht werden — weil es den König ärgern würde!

Junius mag ſagen, ſolche Dinge könnten nicht vorkommen! aber trotz Mr. Wilke's Verneinung verſichere ich, daß ſie vorgekommen ſind. Ich behaupte, daß Mr. Wilkes Mr. Thomas Walpole den Auftrag gab, für ihn eine Penſion von 1000 Pfd. auf den iriſchen Schatz zu fordern, und daß er erklärte, damit und mit einer Amneſtie wolle er zufrieden ſein; und ich behaupte, daß er, ungeachtet ſeines Briefes an Mr. Onſlow, heimlich, bittweiſe und als Unterſtützung eine Penſion von dem Rockinghamſchen Miniſterium erhielt, welche die Miniſter von ihren Gehalten nach dem Verhältniß derſelben auszahlten; und ſo vollkommen miniſteriell war er, daß, als einige von ihnen aus dem Miniſterium ausſchieden, ihre Namen ausgeſtrichen wurden und ſie nicht länger zahlten. Ich ſagte, er verlangte Gouverneurſtellen und Geſandtſchaftspoſten, und drohte, wenn man ſie ihm abſchlüge, ungefähr mit dieſen Worten: „es koſtete mir anderthalb Jahr, das vorige Miniſterium niederzuſchreiben; wenn ich ebenſo viel Zeit auf Euch verwende, ſo werden ſehr wenige von Euch bei ihrem Tode noch darin ſein.“ Als dieſe Drohungen nichts fruchteten, kam er nach England herüber, um ſie durch ſeine Gegenwart in Verlegenheit zu ſetzen; und als er fand, daß Lord Rockingham feſter und männlicher war, als er erwartet hatte, und es abſchlug, ſich mit etwas übertäuben zu laſſen, was er nicht ausführen konnte, da erklärte Mr. Wilkes, er könne England nicht ohne Geld verlaſſen, und der Herzog von Portland und Lord Rockingham erkauften ſeine Abweſenheit mit 100 Pfd. das Stück; und damit kehrte er nach Paris zurück. Zur Beſtätigung deſſen, was i hier mittheile, fordere ich den Herzog von Portlan Lord Rockingham, Lord John Cavendiſh und Mr. Wa pole auf, ich appellire an Mr. Wilkes Handſchrift, d noch exiſtirt.

Sollte Mr. Wilkes ſpäter (nachdem er mit ſeine Großhandel verunglückt) ſich entſchließen, ſeine Popularität Pfundweiſe auszuverkaufen und die Cityſtellen ſeine Bruder, ſeinem Anwalt u. ſ. w. verkaufen laſſen, ſ wird Junius uns ſagen, es iſt nur ein Ehrgeiz vo ihm, ſie zum Kämmerer und Stadtſyndicus zu mache u. ſ. w. und man muß ihm in dieſer Räuberei, welch den alten Citybürgern ihre angeborenen Rechte nimm nicht opponiren, weil jede Niederlage von Mr. Wilke eine Genugthuung für den König wäre!

Sollte er, nachdem er ſein ganzes eigenes Vermögen und das ſeiner Frau verzehrt und in eine Schul von 20,000 Pfd. blos durch ſeine Ausſchweifungen hineingerathen iſt, ohne daß er dem Volke in all der Zeit wo er ſein Vermögen noch beſaß, einen Dienſt oder ein Anſtrengung gewidmet; — ſollte er zuletzt, weil er ruinirt iſt, Patriot werden, das Glück haben, ungeſetzlich verfolgt, und wegen dieſer Ungeſetzlichkeit von einigen Männern mit den reinſten politiſchen Principien in Schutz genommen zu werden: — ſollten ſeine Schulden (obgleich ſie gar nicht zum öffentlichen Beſten gemacht ſind) und alle ſeine andern Verpflichtungen getilgt werden; — ſollte man ihm 600 Pfd. oder 1000 Pfd. jährlich anbieten, um ihn für die Zukunft unabhängig zu machen; — und ſollte er endlich, anſtatt dankbar für dieſe Dienſte zu ſein, die Unverſchämtheit haben, ſeinen Wohlthätern zu verbieten, ihr Geld auf irgend etwas anders, als auf ihn zu verwenden, und ſie darüber ſchelten, daß ſie ihrer Beiſteuer eine Grenze ſetzten; ſo wird Junius (der ebenſo wenig als Lord Chatam jemals einen Pfennig zu dieſen enormen Ausgaben beitrug) ihnen ſagen, wenn ſie meinten, ihre Unterſtützung von Mr. Wilke's Privatausſchweifungen in eine Unterſtützung öffentlicher Maßregeln verwandeln zu müſſen, ſo wären ſie ſo große Narren als meine Großmutter: und Mr. Wilkes müſſe die Schnur ihrer Börſen in der Hand behalten — „ſo lange er noch ein Dorn in der Seite des Königs wäre!“

Aus dieſen Principien habe ich nie gehandelt und werde ich nie handeln. Nach meiner Meinung bringt es weniger Schande, eine Creatur des Hofes als das Werkzeug einer Faction zu ſein. Ich will keins von beiden ſein. Ich begreife, daß Lord Rockingham und Lord Chatam zwei große Führer der Oppoſition ſind, unter deren Banner alle Mitglieder beider Häuſer, welche zur Oppoſition gehören und Stellen erlangen wollen, ſich einſchreiben müſſen. Zu keinem von Beiden habe ich Vertrauen, auch zu Niemand anders, ſie müßten ſich denn, während ſie außer dem Miniſterium ſind, zu weſentlichen Vortheilen, welche ſie dem Volke gewähren wollen, wenn ſie ins Miniſterium kommen, verbindlich machen. Sie lehnen es ab, ſich auf dieſe Puncte zu verpflichten, weil ſie ſich fürchten, ſie möchten damit künftigen Eröffnungen des Hofes im Wege ſtehen. Sie zu ſolchen Verpflichtungen zu zwingen, war fortdauernd das Beſtreben von Mr. Sawbridge, Mr. Townſhend, Mr. Oliver u. ſ. w.; und deswegen werden ſie von Junius beſchimpft. Ich kenne keinen Grund, als meinen Eifer und meine Bemühung in derſelben Sache, der mich zu der Ehre berechtigen ſollte, durch ſeine Schmähungen mit Männern

von ihrem Rang und Vermögen auf Eine Linie geſte
zu werden. Es iſt eine Pflicht, welche ich dem A
denken des verſtorbenen Mr. Beckford ſchuldig bin,
erklären, daß auch er kein anderes Ziel im Auge hatt
als er jenes glänzende Gaſtmahl in Manſion-Hou
für die Mitglieder der Oppoſition in beiden Häuſer
ausrichtete. Damals ſetzte er die Hauptartikel einer Be
pflichtung auf; und dieſe gab er mir mit der Bitte, i
möchte ſie in Ausdrücken niederſchreiben, welche ſo vo
ſichtig und genau wären, daß ſie für Spitzfindigkeit un
Ausflüchte keinen Raum ließen, ſondern ſie nöthigten
entweder den Sinn der Verpflichtung zu erfüllen, od
ihre eigene Schande zu unterzeichnen und im Protocol
zu laſſen; und dieſe Verpflichtung wollte er ihnen in
Manſion-Hauſe vorlegen, damit jeder, der ſich weigerte
das Vertrauen des Publicums verſcherze oder durch di
Verpflichtung einen Grund zum Vertrauen lege. Al
ſie von ſeiner Abſicht erfuhren, ſchlugen Lord Rockingham
und ſeine Freunde jede Verpflichtung geradezu ab; un
ebenſo geradezu ſchwur Beckford: „dann ſollten ſie auch
nichts von ſeiner Suppe zu eſſen bekommen“; und e
war entſchloſſen, das Gaſtmahl aufzugeben. Aber Mr.
Beckford wurde durch ** beſtimmt, ihnen die lächerliche
Parade einer populären Prozeſſion durch die City und
das närriſche Vergnügen einer eingebildeten Conſequenz,
in Wahrheit nur zum Nutzen der Köche und Kellner, zu
gönnen.

Dieſelben Motive dictirten auch den Dank der City
an Lord Chatam wegen ſeiner Erklärung zu Gunſten
kurzer Parlamente, um dadurch Lord Chatam wenigſtens an dieſe eine conſtitutionelle Verbeſſerung, ohne
welche alle andern keine Sicherheit gewähren können, zu

feſſeln. Die Verlegenheit war ohne Zweifel grauſam. Er hatte die Wahl, entweder die Partei Rockingham, welche ſich förmlich gegen kurze Parlamente erklärte, zu beleidigen (und mit ihrem zahlreichen Beiſtand in beiden Häuſern mußte er wieder Miniſter zu werden erwarten), oder die Achtung des Publicums, woraus zuletzt aller reelle Einfluß folgen muß, aufzugeben. Lord Chatam wählte das Letztere: und ich wage zu ſagen, daß er durch ſeine Antwort auf dieſen Dank das Volk aufgegeben hat, ohne die Freundſchaft oder den aufrichtigen Beiſtand der Rockinghamſchen Partei zu gewinnen, deren kleine Politik darauf beſchränkt iſt, Heirathen zu ſtiften und ihre Familienverbindungen auszudehnen und welche mehr zu gewinnen denkt, wenn ſie im Unterhauſe ihre Partei um eine Stimme verſtärkt, als wenn ſie ihren ſchläfrigen Anſtand und ihren ſchwachen Charakter mit den Talenten Chatams oder dem Vertrauen des Volks verbindet.

Was auch der Ausgang des gegenwärtigen verdorbenen Zuſtandes der Politik in unſerm Vaterlande ſein mag, Junius' Principien paſſen für keine Regierungsform. Sie können unter keiner Verfaſſung geduldet werden. Perſönliche Feindſchaft iſt ein Motiv, welches ſich nur für den Teufel paßt. Wer oder was immer der Souverain iſt, muß vom Volke geachtet und unterſtützt werden. Die Staats-Verbindung iſt zum Glück des Volks gebildet, und kann ohne gegenſeitige Achtung nicht beſtehen; und wer die eine oder andere Partei zu einem muthwilligen Bruch des Vertrages überreden wollte, der gäbe ihr einen boshaften Rath. Wenn die Einigkeit von beiden Parteien gewichen iſt, wenn jeder Verſuch ſie wiederherzuſtellen vergeblich war, ſo giebt es kein anderes Mittel als die Scheidung; aber ſelbſt dann müßte der ein hartes und ruchloſes Herz haben, der den größten Verbrecher blos um der Strafe willen beſtrafte, und nicht für jeden Tropfen Bluts, welches in einem politiſchen Kampfe vergoſſen wurde, mag der Streit ſo gerecht ſein als er will, eine Thräne fallen ließe.

John Horne.

---

54. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 15. Auguſt 1771.

Sir,

Ich ſollte mich bei dem Herzog von Grafton entſchuldigen, daß ich durch Mr. Horne einen Theil meiner Aufmerkſamkeit von Se. Gnaden abwenden ließ. Die Aehnlichkeit Ihrer Charaktere rechtfertigt mich nicht. Auch die abſcheulichſten Privatlaſter haben nicht Bedeutung genug, die Cenſur der Preſſe auf ſich zu ziehen, wenn ſie nicht mit der Macht, dem Gemeinweſen ein bedeutendes Unheil zuzufügen, vereinigt ſind. Mr. Horne's Lage ſteht mit ſeinen Abſichten in keinem Verhältniß. Nach meiner Anſicht (und dieſe wird man ohne Zweifel aus meiner gewöhnlichen Eitelkeit und meinem Hochmuth erklären) verdient ſein Brief an mich keine Antwort. Aber ich weiß, das Publicum würde nicht zufrieden ſein, wenn ich ſchwiege; man erwartet von mir eine Antwort, und, wenn ich darauf beſtehe, mich nicht zu vertheidigen, wird man mich für überführt halten. Ich würde mit den Principien, die ich bekenne, in Widerſpruch kommen, wenn ich mich weigerte, an den geſunden Verſtand des Volks zu appelliren, oder mich nicht willig dem Urtheil meiner Peers unterwürfe.

Wenn mir einige gemeine Ausdrücke entſchlüpft ſind, ſo will ich gern bekennen, daß es ſich für Junius nicht ſchickt, ſie zu gebrauchen, aber ich ſehe nicht ein, warum ich zugeben ſollte, daß ſie unpaſſend angewendet worden wären.

Mr. Horne ſcheint nicht zu begreifen, wie der äußerſte Mangel des Betragens und des Verſtandes mit den Fähigkeiten, die ich ihm zugeſtehe, ſich vertragen könnte; ebenſo wenig begreift er, daß ein ſehr ehrenwerther Mann mit einem ſehr guten Verſtande durch einen Schuft betrogen werden kann. Seine Kenntniß der menſchlichen Natur muß wirklich ſehr eingeſchränkt ſein. Hätte er ſich nie in der Welt umgethan, man ſollte denken, ſelbſt ſeine Bücher hätten ihn eines beſſern belehren können. Hat er Lord Mansfield gehört als dieſer ſeine Anſicht über die Schmähſchriften vertheidigte? Oder als er das Geſetz wegen Verfolgung von Beleidigungen feſtſtellte? Oder als er ſeine Gründe für die Zuſammenberufung des Oberhauſes, um ihm eine Abſchrift ſeines Auftrags an die Jury in Woodfalls Proceß zu überreichen, angab? Wäre er bei einer dieſer Gelegenheiten zugegen geweſen, ſo würde er geſehen haben, wie leicht es einem Manne von großem Talent begegnet, ſich in Widerſinnigkeiten, die den Mund eines Dummkopfs entehren würden, zu verwickeln. Vielleicht hätte das Beiſpiel ihn gelehrt, ſeinen eignen Verſtand nicht zu hoch anzuſchlagen. Lord Littleton's Redlichkeit und Verſtand ſind außer Zweifel, und dennoch iſt er dafür bekannt, daß er dieſen verſchmitzten Schotten bewundert und im Ernſt für einen Ehrenmann hält. Ic ſpreche von Thatſachen, mit denen wir alle vertrau ſind, — ich ſpreche zu Männern und zu ihrer Erfahrung und werde mich nicht herablaſſen, die kleinen höhniſchen Sophiſtereien eines Pedanten zu beantworten Ausgezeichnete Talente ſind nicht nothwendig mit Urtheil verbunden. Wenn irgend etwas in dem Charakte von Mr. Horne merkwürdig erſcheint, ſo iſt es dies daß bei ihm ſich der äußerſte Mangel an Urtheil mi einer ſehr mäßigen Anlage verbunden findet. Dennoch habe ich die Anerkennung, die ich ihm widerfahren ließ nicht vergeſſen. Er verdankt ſie meinem guten Herzen und obgleich ſein Brief ihn in meiner Meinung heruntergeſetzt hat, ſo verſchmähe ich es doch dieſe Liebesgab zurückzunehmen.

Ich ſagte, es würde ſehr ſchwer für Mr. Horne ſein, direct zur Vertheidigung einer miniſteriellen Maßregel zu ſchreiten, ohne entdeckt zu werden, und gerade dieſe Schwierigkeit beſchränkte ich auf ſeine beſondere Lage. Er ändert die Bedingungen meines Satzes und läßt mich behaupten, es würde für Jedermann unmöglich ſein in den Zeitungen zu ſchreiben und nicht entdeckt zu werden.

Er verſichert wiederholt oder läßt wenigſtens vermuthen, daß er den Verfaſſer dieſer Briefe kennt. Wie kann er dann nur mit einem Schein von Wahrheit behaupten, daß ich nirgends anders als in den Zeitungen anzutreffen bin? Ich überlaſſe ihn ſeinen Vermuthungen. Es iſt nicht nöthig, daß ich mich der Ehre oder dem Zartgefühl eines Mannes anvertraue, der mich ſchon mit ſo viel Groll zu haſſen ſcheint, als wenn ich förmlich ſein Freund geweſen wäre. Aber er verſichert, mich in verſchiedenen Unterſchriften entdeckt zu haben. Um dieſer Entdeckung einige Bedeutung für ſeinen Zweck zu geben, hätte er beweiſen müſſen, entweder daß der angenommene Name Junius ſeinem Charakter nicht treu geblieben, oder daß der Verfaſſer unter verſchiedenen Namen verſchiedene Principien vertheidigt hätte. — Ich kann mich der zahlloſen Kleinigkeiten, die ich geſchrieben habe, nicht erinnern, aber ich verlaſſe mich auf das Gewiſſen meiner eignen Redlichkeit und fordere ihn heraus, auch nur einen ſcheinbaren Vorwurf der Inconſequenz auf mich zu bringen.

Ich bin nicht verbunden, die geheimen Motive ſeines offenbaren Haſſes gegen Mr. Wilkes anzugeben; und es folgt nicht, daß ich ſein Betragen nicht richtig beurtheilen könnte, wenn es auch wahr wäre, „daß ich ſelbſt kein Betragen hätte." — Mr. Horne erweitert mit Begeiſterung die Wichtigkeit ſeiner Dienſte, die unglücklichen Schlachten, worin er verwickelt geweſen ſein mag, und die Gefahren, denen er entgangen iſt. Um dieſe furchtbare Beſchreibung zu beweiſen, führt er geiſtloſe Verſe an. Der Gentleman lebt in der Phantaſie, es iſt natürlich, daß er an die Beweiskraft der Poeten appellirt. — Wenn man ihn beim Worte nimmt, ſo muß er in dieſem Genre von Verdienſt Mr. Wilkes' Ueberlegenheit zugeſtehen. Auf der einen Seite ſehen wir nichts, als eingebildete Leiden, auf der andern reelle Verfolgung, reelle Criminalproceſſe, eine reelle Einkerkerung, wiederholte Lebensgefahr und zu einer Zeit faſt die Gewißheit des Todes. Ohne Zweifel muß man jedem Manne, der im Gefecht ſeine Schuldigkeit thut, dankbar ſein, aber erſt der verwundete Streiter verdient die Belohnung.

Ich will nicht läugnen, daß Mr. Horne ein thätiger Parteimann geweſen iſt. Es würde meinen eigenen Zweck zerſtören, wenn ich ihm nicht einen Grad von Verdienſt zugeſtände, der ſeine Schuld erſchwert. Schon der Vorwurf, „er habe mit äußerſter Anſtrengung dazu beigetragen, eine miniſterielle Maßregel zu unterſtützen", ſchließt eine Anerkennung ſeiner frühern Dienſte in ſich. Hätte er ſich nicht einſt durch offenen Eifer bei Vertheidigung der gemeinen Sache ausgezeichnet, ſo könnte er ſich jetzt nicht durch den Abfall von ihr auszeichnen. Für mich iſt es keine Frage mehr, „ob ich mich ins Gedränge miſchen und perſönlichen Antheil an der Gefahr nehmen ſoll." Wenn Junius auftritt, muß er immer einer Schaar von Feinden begegnen. Aber giebt es keinen ehrenvollen Weg, dem Volke zu dienen, ohne ſich in perſönliche Streitigkeiten mit unbedeutenden Individuen einzulaſſen oder ſich der Läuferarbeit der Stimmenwerbung bei einer Wahl zu unterziehen? Iſt kein Verdienſt dabei, daß ich mein Leben dem Unterricht meiner Mitbürger widme? Welche öffentliche Frage habe ich abgelehnt, welchen Schurken habe ich geſchont? Iſt es keine Arbeit dieſe Briefe zu ſchreiben! Ich fürchte, Mr. Horne iſt für mich eingenommen und mißt die Leichtigkeit *meiner* Arbeit nach dem Fluß ſeiner eigenen. Er unterhält uns mit großen Worten von den tapfern Thaten, die er ausgeführt haben würde, wenn er im vorigen Jahrhundert gelebt hätte. Der unglückliche Carl wäre ihm ſchwerlich entwiſcht. Aber lebende Fürſten haben einen Anſpruch auf ſeine Liebe und Achtung. Unter dieſen Bedingungen iſt keine Gefahr dabei, ein Patriot zu ſein. Wenn er irgend etwas anders als eine hochtrabende Rede im Sinn hat, ſo wollen wir unterſuchen wie ſeine Beweiſe zuſammenhängen. — Ich denke, er iſt noch nicht ſo ſehr Höfling, um zu behaupten, daß die Conſtitution unter der jetzigen Regierung nicht gröblich und freventlich verletzt ſei. Er wird nicht ſagen, daß die Geſetze nicht ſchmählich gebrochen und verdreht, daß die Rechte der Staatsbürger nicht angegriffen oder daß Genugthuung nicht wiederholt gefordert und abgeſchlagen worden. Beſchwerden, wie dieſe, waren die Grundlage der Empörung im vorigen Jahrhundert, und wenn ich Mr. Horne richtig verſtehe, ſo würden ſie ihn in jener Periode vor ſeinem Gewiſſen gerechtfertigt haben, das Leben ſeines Souverains mit Vorbedacht anzugreifen. Ich will ihn nicht fragen, mit welcher politiſchen Verfaſſung dieſe Lehre beſtehen kann. Zum wenigſten iſt es ſeine Aufgabe zu zeigen, daß der jetzige König für die Irrthümer ſeiner Regierung eine beſſere Entſchuldigung hat, als Carl I. Er muß uns beweiſen, daß die Conſtitution vor hundert Jahren beſſer verſtanden wurde als jetzt; daß die geſetzlichen Rechte der Unterthanen und die Schranken der Prärogative des Königs genauer feſtgeſtellt waren und deutlicher begriffen wurden. Wenn Sätze, wie dieſe nicht wohl bewieſen werden können, ſo ſehe ich nicht ein, wie er es mit ſeinem Gewiſſen vereinigen will, nicht unmittelbar „mit derſelben Freiheit zu handeln wie er redet.“ Ich achte den Charakter Carl I. ebenſo wenig als es Mr. Horne thut; aber ich will ſein Unglück nicht durch einen Vergleich, der ihn erniedrigen würde, beſchimpfen.

Es verdient bemerkt zu werden, durch welche milde

Uebergänge der wüthende Verfolgungseifer Mr. Horne's ſich zur Mäßigung beſänftigt hat. Menſchen und Maßregeln waren geſtern ſein Gegenſtand. Was hat er ſich einſt für Mühe gegeben, jenen großen Staatsverbrecher Macquirk zur Hinrichtung zu bringen! Jetzt beſchränkt er ſich ganz auf die Maßregeln. Den Nachfolgern des Herzogs von Grafton ſoll kein Straf-Beiſpiel hinterlaſſen werden. Morgen, vermuthe ich, wird er beides, die Menſchen und die Maßregeln in ſeine Verzeihung einſchließen. Der flammende Patriot der uns noch kürzlich in ſeiner Mittagshöhe verſengte, ſinkt temperirt zum Weſten hinab, und wird bei ſeinem Untergange kaum noch empfunden.

Ich begreife die Politik, daß er darauf beſteht, an Mr. Oliver und Mr. Sawbridge einen Theil der Vorwürfe, womit er ſich von mir überhäuft findet, abzugeben. Es wäre ein Gedächtnißfehler, wenn ich ihre Namen mißachtend erwähnt hätte, es müßte denn ein Vorwurf ſein, eine aufrichtige Achtung für den Charakter des Herrn Sawbridge auszudrücken, und Mr. Olivers redliche Abſichten nicht bezweifelt zu haben.

Es ſcheint, als ſei ich ein Anhänger des großen Leiters der Oppoſition. Wenn die Beſchuldigung ein Vorwurf ſein ſollte, ſo mußte ſie beſſer bewieſen werden. Ich hatte nicht die Abſicht, eine öffentliche Erklärung meiner Hochachtung, die ich gegen Lord Chatam hege, abzugeben. Ich wußte ſehr wohl, welche unwürdigen Schlüſſe daraus gezogen werden würden. Aber ich werde aufgefordert meine Meinung zu ſagen, und ſicherlich wird mich die kleine Kritik Mr. Horne's nicht abſchrecken, einem Manne, der, ich bekenne es, meine ganze Achtung gewonnen hat, eine ausgezeichnete Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nach den gemeinen ſchmutzigen Geſichtspuncten der Habſucht oder einem Zwecke gewöhnlichen Ehrgeizes bin ich zweifelhaft, ob Junius' Beifall Lord Chatam nützlich ſein wird. Meine Stimme wird ihn ſchwerlich zu einer höhern Penſion oder zu einem Sitz im Cabinet empfehlen. Aber wenn ſein Ehrgeiz mit ſeinem Verſtande auf gleicher Linie ſteht: wenn er darüber, was wirklich ehrenvoll für ihn iſt, mit derſelben Ueberlegenheit des Genie's urtheilt, wie ſie ihn in der Debatte zur Beredſamkeit, in der Entſcheidung zur Weisheit begeiſtert und leitet, ſo wird ſelbſt Junius' Feder zu ſeiner Genugthuung beitragen. Die Ehre der Geſchichte ſoll ſich in glänzenden Schriftzügen um ſein Monument ſammeln und ihn dicht überdecken. Es iſt ein dauerndes Werk, und wird die Lorbeeren, die es zieren, verewigen. — Ich bin nicht geübt in der Sprache des Lobes. Dieſer Lobſpruch iſt mir entriſſen worden, aber er wird ihm gut ſtehen, denn er wurde theuer erkauft.

Mein Abſcheu gegen den Herzog von Grafton gründet ſich nicht auf den Verrath irgend einer Perſon, obgleich ich gerne zugebe, daß es in öffentlichen Angelegenheiten unmöglich iſt, Lord Chatam zu verlaſſen oder zu verrathen, ohne dem Lande einen weſentlichen Schaden zuzufügen. Mein Haß gegen den Herzog entſpringt aus einer genauen Kenntniß ſeines Charakters und aus einer gründlichen Ueberzeugung, daß ſeine Niederträchtigkeit die Urſache größeren Unglücks geweſen iſt, als ſelbſt der unglückliche Ehrgeiz Lord Bute's.

Die Abkürzung der Parlamentsdauer iſt ein Gegenſtand, über welchen ſich Mr. Horne nicht zu warm verbreiten kann; auch will ich ſeine Aufrichtigkeit nicht bezweifeln. Wenn ich nicht dieſelben Geſinnungen ausſpräche, würde ich ſchmählich von mir ſelber abfallen. Es iſt unnöthig, Lord Chatam durch geſchriebene Formulare eines Vertrags zu binden. Er hat öffentlich erklärt, daß er ſich zu 3jährigen Parlamenten bekehrt habe; und obgleich ich lange überzeugt geweſen bin, daß dieß die einzige Zuflucht iſt, die wir noch haben, um die weſentliche Freiheit unſerer Conſtitution zu retten, denke ich doch nicht, daß wir ein Recht haben uns gegen die Redlichkeit Lord Rockingham's oder ſeiner Freunde zu erklären. Ohne Zweifel kann man für andere Maßregeln Gründe beibringen und ſie für wirkſamer gegen die Unordnung und ihre Durchſetzung für wahrſcheinlicher halten.

Mr. Horne iſt vollkommen überzeugt, daß ich nie Mr. Wilkes' Ritter war. Aber obgleich ich nicht verpflichtet bin, für die künftige Feſtigkeit ſeiner Treue gegen die Principien, die er ausſpricht einzuſtehen, habe ich doch keinen Grund zu vermuthen, daß er ihnen ſpäter Schande machen wird. Auf alle die eingebildeten Fälle, welche Mr. Horne ſo verſchwenderiſch gegen mich hervorhebt, habe ich ihm eine klare und ehrliche Antwort zu geben. Wenn Mr. Wilkes je überführt wird, daß er eine Penſion, eine Geſandtſchaft oder eine Gouverneurſtelle verlangt, ſo muß er die Stellung verlaſſen und auf den Charakter verzichten, den er gegenwärtig behauptet, und der ihm nach meiner Anſicht auf den Beiſtand des Publikums ein Recht giebt. Durch denſelben Act und in demſelben Augenblick wird er auch ſeine Macht, den König zu kränken verlieren; und obgleich er nie ein Günſtling im St. James Palaſte ſein könnte, ſo würde doch ſeine Niederträchtigkeit dem königlichen Herzen eine ſtarke Genugthuung bereiten. Der Mann, von dem ich rede hat kein Herz für das Unglück ſeiner Mitgeſchöpfe. Ihn betrüben ihre Tugenden, ihn erbauen ihre Laſter.

Ich gebe Mr. Horne allen möglichen Vorſprung, wenn ich die Thatſachen, die er anführt, als bewieſen annehme. Daß ſie das Produkt ſeiner Erfindung ſind, ſcheint höchſt wahrſcheinlich; daß ſie übertrieben ſind, daran zweifele ich nicht. Im ſchlimmſten Fall, worauf laufen ſie hinaus, als daß Mr. Wilkes, der nie für ein vollkommenes Muſter der Sittlichkeit galt, ſich im äußerſten Unglück nicht immer bewährt hat? Wie ſchmachvoll iſt es von einem Manne, der mit ihm in Freundſchaft gelebt hat, ihm Fehler vorzuwerfen, die nur zu natürlich mit der Noth verbunden ſind! Sollen wir keine Nachſicht haben mit Verbannung und Vermögensverluſt? Sind zwei Jahre Kerker keine Sühne für ſeine Verſchuldungen? Der Zorn eines Prieſters iſt unverſöhnlich. Keine Leiden können ihn mäßigen, keine Reue ihn beſänftigen; und doch glaube ich, hat er ſelbſt nach ſeinem eigenen Syſtem eine Menge politiſcher Sünden abzubüßen. Ich will mich auf das widrige Detail, womit er das Publikum ſo lange gequält, nicht einlaſſen. Er ſcheint ſich darüber zu ſchämen. Aber womit will er ſich bei den Freunden der Conſtitution darüber entſchuldigen, daß er dafür gearbeitet, dieſen vollendeten Böſewicht zu einer Stellung des größten öffentlichen Vertrauens und der höchſten Wichtigkeit für die Nation zu erheben? Aus welchem ehrenvollen Grunde empfahl er ihn den Gilden von London zu ihrem Repräſentanten; der Aufſichtsbehörde von Farrington zu ihrem Alderman; der Grafſchaft von Middleſer zu ihrem Deputirten? Wird er behaupten, daß er damals Mr. Wilkes' Anſprüche an das Miniſterium nicht gekannt? — Daß er dies ſagen wird iſt freilich zu ſeiner Rechtfertigung ſehr nothwendig, aber wo will er die Leichtgläubigkeit finden, die es für wahr hält?

In welcher Schule dieſer Gentleman ſeine Ethik gelernt hat weiß ich nicht. Seine Logik ſcheint er unter Mr. Dyſon ſtudirt zu haben. Dieſer elende Pamphletiſt hatte ſeine Ausführung über die Middleſexwahl durch Theilung des einzig paſſenden vorgängigen Falls und dadurch, daß er nur ſo viel, als zu ſeinem Zweck paßte, davon nahm, zu Etwas das einem Schluſſe ähnlich ſah, zurecht geſtutzt. Mr. Horne hat ſich mit derſelben Naivetät und Ehrlichkeit benommen. Ich habe behauptet, Mr. Wilkes würde ſich ſo lange die öffentliche Gunſt erhalten, als er gegen ein Miniſterium und Parlament kämpfte, die alles Mögliche thäten, um das Land zu unterjochen, und ſo lange er ein Dorn in der Seite des Königs wäre." Und doch ſollte man nach dem frohlockenden Triumph in Mr. Hornes' Erwiderung denken, ich hätte meine Erwartung von der Dauer der Volksgunſt für Mr. Wilkes auf die eine Bedingung beſchränkt, daß er den König kränkte. Dies mag in Cambridge oder auf dem Schatzamt logiſch ſein, aber zwiſchen Männern von Gewiſſen und Ehre iſt es Thorheit oder die äußerſte Betrügerei.

Ich ſehe den bedauernswürdigen Vortheil, den er ſich durch einen unbeſonnenen Ausdruck in einem Briefe, der nicht für das Publicum beſtimmt war, verſchafft hat. Jedoch iſt nur der Ausdruck unbedacht. Ich bekenne mich zu der wahren Meinung des Satzgliedes, auch einzeln genommen, wie er es nimmt; und jetzt nach der kälteſten Ueberlegung verſichere ich noch einmal, daß es zu dem Zweck, worauf ich es bezog, ein großes Verdienſt um das Volk ſei, die perſönlichen Gefühle des Königs zu verletzen. Es iſt kein allgemeiner Satz, auch iſt er nicht allgemein auf den oberſten Beamten unſerer oder einer andern Verfaſſung angewandt worden. Mr. Horne weiß ſo gut, als ich, daß der beſte der Fürſten an den Vorwürfen, die er auf ſeine angeblichen Miniſter gehäuft ſieht, kein Misfallen findet. Sie werden dadurch vermuthlich noch paſſendere Gegenſtände ſeiner königlichen Zuneigung; auch entgeht es ſeinem Scharfſinn nicht: je tiefer ſie in der öffentlichen Achtung erniedrigt ſind, deſto unterwürfiger hängen ſie von ſeiner Gunſt und ſeinem Schutze ab. Dies, ich behaupte es aus ernſtlichſter Ueberzeugung und aus ſicherſter Sachkenntniß iſt eine leitende Maxime in der Politik des Kabinets. Es iſt unnöthig, die Sache weiter zu verfolgen.

Mr. Horne iſt jetzt ein ſehr loyaler Unterthan. Er beklagt den verderbten Zuſtand der Politik in dieſem Lande und erblickt die Schwäche und Thorheit der Oppoſition in einem neuen Licht. „Wer und was immer Souverain iſt erfordert die Achtung und den Beiſtand des Volks" *); es war nicht ſo „als Nero die Geige ſtrich während Rom brannte" **). Unſer gnädiger König hat in der Hervorbringung neuer Anhänglichkeit „an ſeine Perſon und Familie" wunderbaren Erfolg gehabt. Er verdankt ihn vermuthlich dem regelmäßigen Syſtem,

---

*) Ganz das Selbſtgeſpräch von Lord Suffolk, ehe er über den Rubikon ging.

**) Mr. Horne's Werke.

welches er in dem Geheimniß der Bekehrung beſe
hat. Er begann mit einem Verſuch auf die Schot
und ſchließt mit der Bekehrung Mr. Horne's. Was
es für ein Unglück, daß die Juden von der Vorſehu
dazu verdammt ſind, auf einen Meſſias aus ihrer M
zu warten!

Die Prieſterſchaft wird angeklagt, daß ſie die h
ligen Schriften falſch auslegt. Mr. Horne vervollkom
net ſein Geſchäft. Er verändert den Text, und ma
ſich ſeine verwerfliche Doctrin ſelbſt. Solche Kniffe kö
nen den Verſtand des Volks nicht lange täuſchen; u
ohne einen unſchicklichen Vergleich zu beabſichtigen, wa
ich vorher zu ſagen: die Bibel und Junius werden g
leſen werden, wenn die Commentare der Jeſuiten ve
geſſen ſind.

Junius.

---

55. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 26. Auguſt 1771.

Sir,

Nun die Feinde des Volks meinem Freunde Juni
nichts beſſeres mehr vorzuwerfen wiſſen, ſind ſie endli
genöthigt, ſeine Politik aufzugeben und ihm Verbrech
ſchuld zu geben, deren er nicht ſchuldig iſt. Seine Eitelk
und Gottloſigkeit ſind unaufhörlich die Gegenſtän
ihrer Schmähung. Ich will die Bedeutung ſolcher Vo
würfe (vorausgeſetzt, daß ſie wahr ſind), nicht leugne

ſondern zeigen, daß ſie unbegründet ſind. Wenn ich die Vorausſetzungen zugäbe, würde ich willig allen Folgerungen, die man daraus zieht, beiſtimmen. Eitelkeit iſt freilich eine verzeihliche Verirrung, denn ſie führt gewöhnlich ihre eigene Strafe mit ſich; — wenn ich aber Junius für fähig hielte ein misachtendes Wort über die Religion ſeines Landes zu äußern, ſo würde ich der erſte ſein, der ihn verleugnete und der öffentlichen Verachtung und Indignation preisgäbe. Ich freue mich, daß er als Menſch ein Chriſt aus aufrichtigſter Ueberzeugung iſt. Als Schriftſteller würde er gröblich im Widerſpruch mit ſeinen politiſchen Principien ſein, wenn er es wagte, eine Religion anzugreifen, die auf eben den Geſetzen beruht, deren Vertheidigung wie es ſcheint, die Aufgabe ſeines Lebens iſt. — Jetzt zu den Beweiſen! — Junius wird einer gottloſen Anſpielung auf das heilige Sacrament angeklagt, wo er ſagt, „wenn Lord Weymouth der Kelch verweigert würde, ſo würde er in den vier Pfählen des Miniſteriums nicht zu halten ſein.“ Nun, Sir, ich behaupte, dieſer Satz bezieht ſich durchaus auf einen Gebrauch der römiſch katholiſchen Kirche, welche den Laien „den Kelch verweigert.“ Er hat keine Beziehung auf den proteſtantiſchen Glauben, und iſt in unſerm Lande ſo entſchieden ein Gegenſtand des Gelächters, als die Transſubſtantiation, oder irgend ein anderer Theil von Lord Peters Geſchichte in dem Märchen von der Tonne. Aber Junius wird eben ſo viel Eitelkeit als Gottloſigkeit vorgeworfen, da er ſeine Briefe mit der heiligen Schrift vergleicht. Der förmliche Proteſt, den er gegen eine ſolche Vergleichung macht, hilft ihm nichts. Es wird alſo nöthig, zu zeigen daß der Vorwurf ſich ſelbſt aufhebt. Wenn er eitel iſt, ſo kann er nicht gottlos ſein. Ein eitler Mann vergleicht ſich gewöhnlich nicht mit Etwas das er herunter ſetzen will. Umgekehrt, wenn er gottlos iſt, ſo kann er nicht eitel ſein, denn ſeine Gottloſigkeit müßte darin beſtehen, daß er die heilige Schrift durch einen Vergleich mit ſeinen verächtlichen Briefen herunter ſetzen wollte. Dies wäre freilich eine Thorheit von der gröbſten Art, aber wo bleibt da die Eitelkeit? — Man wird mir nun ſagen, „Sir, was Sie ſagen, iſt einleuchtend genug, dennoch aber müſſen Sie zugeſtehen, daß es von Junius ſchmählich unverſchämt iſt, uns zu ſagen, ſeine Werke würden ſo lange dauern, als die Bibel.“ Meine Antwort iſt: „zugegeben! Aber zuerſt beweiſ't, daß er dieß geſagt hat.“ Seht ſeine Worte an, und ihr werdet finden, das Aeußerſte, was er erwartet iſt, „daß die Bibel und Junius die Commentare der Jeſuiten überleben werden,“ was ſich in 14 Tagen als wahr erweiſen kann. Der boshafteſte Scharfſinn kann nicht beweiſen, daß ſeine Werke nach ſeiner Meinung ſo lange leben ſollen, als die Bibel. Nehmen Sie an, ich ſagte vorher, Jacob und Thomas würden den Heinrich überleben. Folgt daraus, daß Jacob ſo lange leben muß als Thomas? Ich wollte blos meine Meinung deutlich machen und gegen den leiſeſten Gedanken einer Herabwürdigung proteſtiren.

Und doch iſt dies die Art wie man Junius gewöhnlich antwortet, anklagt und überführt. Dieſe redlichen Kritiker erinnern ſich nie daran, was er zur Ehre unſerer Religion ſagt; und doch iſt einer ſeiner Hauptbeweiſe daraus hergeleitet, daß er ſich „auf die innere Beweiskraft, welche die reinſte aller Religionen mit ſich führt“ beruft. Ich führe ſeine Worte an und ſchließe daraus, daß er in Wahrheit und von Herzen ein Chriſt iſt, d. h. in der Sache, nicht in Ceremonien; obgleich er vielleicht mit unſern ehrwürdigen Lord-Biſchöfen oder mit dem Haupt der Kirche darin nicht übereinſtimmt, „daß Beten Tugend und Knieen Religion ſei".

Philo Junius

---

56. Brief.

An Junius.

Den 17. Auguſt 1771.

Ich gratulire Ihnen, Sir, daß Sie Ihren gewöhnlichen Stil wiedergefunden haben, obgleich es Ihnen 14 Tage Zeit koſtete. Ich bedauere Ihre Mühe bei der Abfaſſung Ihrer Briefe und will Ihnen das Geheimniß meines Fluſſes mittheilen. Wahrheit braucht keine Verzierung und nach meiner Meinung iſt Alles, was ſie vom Pinſel borgt, Entſtellung.

Sie brachten einen poſitiven Vorwurf gegen mich vor, meine Beſtechlichkeit. Ich leugnete den Vorwurf und verlangte Ihre Beweiſe. Sie antworteten mit Schimpfreden und wiederholten Ihre Beſchuldigung. Ich verlangte nochmals Beweiſe. Sie antworteten noch einmal blos mit Schimpfreden und gaben Ihre Anklage auf. In Ihrem Brief von 14 Tagen ſeither findet ſich kein Wort über meine Beſtechlichkeit.

Ich habe nichts weiter zu ſagen, als Ihnen meinen Dank für Ihre Herablaſſung und einem dankbaren Publicum und edlen Miniſterium für alle die Gunſt, die man mir zugewendet hat, abzuſtatten. Die beiden letzteren werden mir gewiß niemals eine Gunſt, die ich verlange abſchlagen; und ſeit Sie ſo gütig waren anzuerkennen, daß Sie zu meinem Gunſten „blos aus gutem Herzen und als eine Liebesgabe" eine abſichtliche Lüge geſagt, warum ſoll ich nicht erwarten (wenn Sie es nicht vergeſſen, daß Sie je meinen Namen in Mißachtung erwähnt), daß Sie ſpäter einmal von dem was Sie zu meinem Nachtheil geſagt haben, daſſelbe Zugeſtändniß ausſprechen werden? — Dieſe zweite Zurücknahme wird vielleicht weniger zu Ihrer Neigung ſtimmen; ſollten Sie dieſe aber verweigern, ſo werden Sie nur einen Beweis mehr dafür liefern, wie viel leichter es iſt, edelmüthig als gerecht zu ſein und daß Menſchen, welche nicht ehrlich ſind, manchmal gütig ſind.

Unter allen Umſtänden bin ich mit Ihrer Lobrede ebenſo zufrieden, als Lord Chatham es ſein kann. Ein Monument werde ich nicht haben, aber an meinem Grabe wird man mit Ihren eigenen Worten ſagen:

„Horne's Verhältniſſe paßten nicht zu ſeinen Abſichten".*)

John Horne.

---

*) Die Grabſchrift wird zu ſeinem Charakter nicht übel ſtimmen; im beſten Falle iſt ſie blos zweideutig.

57. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 28. Sept. 1771.

Mylord,

Das Volk von England iſt von dem ganzen Umfange ſeiner Verpflichtungen gegen Sie unterrichtet. Es hat noch keine angemeſſene Idee von der endloſen Mannichfaltigkeit Ihres Charakters. Man hat Sie ausgezeichnet und mit Erfolg gekrönt geſehen in der fortwährenden Verletzung jener moraliſchen und politiſchen Pflichten, wodurch die kleinen wie die großen Geſellſchaften im Leben gegründet und zuſammengehalten werden. Jede Farbe, jeder Charakter paßt Ihnen. Mit einer Art von Talent auf welches Lord Weymouth ſehr richtig mit Verachtung herabſieht, haben Sie der Geſellſchaft ſo viel Uebel zugefügt als Cromwell ihr zugefügt haben würde, wenn Cromwell ein feiger Menſch geweſen wäre, und ebenſo viel als Macchiavell, wenn Macchiavell nicht gewußt hätte, daß die Geſellſchaft wenigſtens einen Schein von Sitte und Religion braucht. — Einem denkenden Manne wird der Einfluß der Krone in keiner Hinſicht ſo furchtbar erſcheinen, als wenn er beobachtet, zu welchen ausſchweifenden Exceſſen dieſer Einfluß von Ew. Gnaden ungefährdet verwandt worden iſt, und dies Alles ohne einen Strahl von wirklichem Verſtand, ja, ohne allen Anſpruch auf den gewöhnlichen Anſtand, auf irgend ein Princip oder auch nur auf einen Funken perſönlichen Muthes. Wie groß muß die Macht jenes verderblichen Einfluſſes (gegen welchen unſer König weiſe den nichtigen Namen der Prärogative vertauſcht hat)

ſein, da er in den höchſten Stellen den Mange
Tugend, des Muthes und der Talente ſo vollſtändi
ſetzen, und einem Manne, den jeder Gentleman ſich
men und fürchten würde in ſeiner Familie zuzul
zum Miniſter einer großen Nation befähigen
Gleich dem allgemeinen Freipaß eines Geſandten
ſich dieſer Einfluß über die geſetzlichen Verbote hin
verbannt die gewohnten Tugenden des Landes und
Laſter und Thorheit triumphirend in alle Kreiſe
Staats ein. Nicht nur Se. Majeſtät, auch andere
ſten, beſaßen ſchon die Mittel der Beſtechung, ab
machten mit Mäßigung Gebrauch davon. In frü
Zeiten wurde die Beſtechung als eine fremde Hülfs
für die Regierung betrachtet und nur bei außeror
lichen Bedrängniſſen einberufen. Die ungeheu
Frömmigkeit die heilig geprieſene Religioſität Geor
haben ihn gelehrt, die Friedensmacht des Staates u
bilden. Auf die natürlichen Mittel der Krone ve
man ſich nicht mehr. Die Beſtechung ſchimmert
Vordertreffen, ſammelt und unterhält eine ſtehende
mee von Söldnern und macht das Volk in demſ
Augenblick zum Bettler und zum Sclaven. Se. Ma
Vorgänger (ausgenommen die würdige Familie,
welcher Sie Mylord ohne Widerrede abſtammen) h
unter andern immer einige edle Anlagen, freilich
Laſter und Schwächen die Menge in ihrem Chara
Sie waren Könige oder Gentlemen, nicht Heu
oder Prieſter. Sie ſtanden an der Spitze der K
aber ſie kannten den Werth ihres Gebrauches nicht.
ſagten ihr Gebet ohne Förmlichkeit und hatten zu w
Pfaffentrug in ihrem Geiſte, um die ſcheinheiligen
men der Religion mit der äußerſten Verderbniß

öffentlichen Sitte zu verbinden. Mylord, dieß iſt eine Thatſache, keine Declamation. Mit aller Vorliebe für das Haus Stuart müſſen Sie bekennen, ſelbſt Carl II. würde erröthet ſein, vor dieſer offenen Ermunterung, vor dieſen heißen buhleriſchen Liebkoſungen, womit jede Art von privatem Laſter und öffentlicher Feilheit im St. James-Pallaſte aufgenommen wird. Das unglückliche Haus Stuart iſt mit einer Härte behandelt worden, welche, wenn der Vergleich eine Vertheidigung iſt, an Ungerechtigkeit zu grenzen ſcheint. Weder Carl, noch ſein Bruder eigneten ſich dazu, ein ſolches Syſtem von Maßregeln durchzuführen als nothwendig geweſen wäre, um die Regierung zu ändern und die Verfaſſung von England zu zerſtören. Der Eine von ihnen nahm es mit ſeinen Vergnügungen, der andere mit ſeiner Religion zu ernſt. Aber die Gefahr unſers Vaterlandes könnte nicht länger zweifelhaft ſein, ſobald die Krone an einen Fürſten käme, deſſen ſcheinbare Einfalt ſeine Unterthanen unvorſichtig machen könnte, — der in ſeinem Betragen nicht ausſchweifend wäre, den kein Sinn für Ehre im Zaum hielte, und der grade bei ſo viel Religion, als der Menge zu imponiren nöthig iſt, keine Gewiſſensbiſſe empfände ihre Moralität anzugreifen. Bei dieſen edlen Eigenſchaften und dieſem entſchiedenen Vortheil der Lage bilden gemeine Ränke und Falſchheit alle Talente, welche nöthig ſind, um die Weisheit der Jahrhunderte zu zerſtören und das edelſte Werk, welches menſchliche Politik gebildet hat zu verunſtalten — ich kenne einen ſolchen Mann; — Mylord, ich kenne Sie Beide und mit Gottes Hilfe (denn ich bin auch religiös) ſoll das Volk von England Sie ebenſo gut kennen lernen als ich Sie kenne. Ich bin noch nicht ganz ſicher, ob

größere Talente bei einem Plane, welcher auf den e
Blick einen überlegenen Verſtand zu erfordern ſch
nicht wirklich ein Hinderniß ſein würden. Ein beſſ
Verſtand könnte die wunderbare Schönheit jenes Syſte
welches er zu verderben ſucht, empfinden. Die Ge
des Unternehmens könnte ihn beunruhigen, die Nied
keit und die innere Werthloſigkeit ſeines Ziels (vora
geſetzt, er könnte es erreichen) würde ihn mit Sch
mit Reue und mit Widerwillen erfüllen. Aber dies
Gefühle, welche in ein rohes verengtes Gemüth kei
Eingang finden. In gewiſſen Leuten lebt eine bosh
Leidenſchaft die Werke des Genie's, der Literatur
der Freiheit zu zerſtören. Der Vandale und der Mö
finden in ihr gleiche Befriedigung.

Solche Betrachtungen, Mylord, haben eine al
meine Beziehung auf Ew. Gnaden und verbinden
unzertrennlich mit Ihnen, in welcher Geſellſchaft o
Lage Ihr Charakter uns auch vorkommt. Sie ſte
nicht in unmittelbarer Verbindung mit folgendem ne
Vorfall, den ich dem Publicum, zur Ehre des beſten
Könige und zur Erbauung ſeines Volkes mittheile.

Ein Fürſt, mit einem jährlichen Einkommen
nahezu einer Million Pfd. Sterling (deſſen Frömmig
und Selbſtverleugnung man es zutrauen ſollte, daß
ihn vor einer ſolchen Menge weltlicher Bedürfniſſe
wahren würden) braucht unglücklicher Weiſe Geld.
Flotte von England durch ein ähnliches ſeltſames
ſammentreffen unvorhergeſehener Umſtände (obgleich ni
ganz ſo unglücklich für Se. Majeſtät) braucht ebenſoſ
Zimmerholz. Die Welt weiß, in welcher hoffnungsvol
Verfaſſung Sie die Flotte Ihrem Nachfolger (dem L
North) hinterließen und in welchem Zuſtande wir ſie

Augenblicke der Noth fanden. Sie wollten, daß ſie ſo bleiben ſollte, wie Sie ſie hinterlaſſen hatten. Jedoch es ereignete ſich ſehr glücklich für die Privatbörſe Seiner Majeſtät, daß einer der oben erwähnten Mängel ſehr richtig den andern zu ergänzen verſprach. Unſer fromme, wohlwollende, großmüthige König trug kein Bedenken, ſein eignes Zimmerholz an ſeine eigne Admiralität zu verkaufen, um ſeine eigenen Schiffe auszubeſſern und das Geld in ſeine eigene Taſche zu ſtecken. Ein Volk von religiöſem Sinne hängt natürlich an den Principien der Kirche. Alles was es erwirbt fällt an die todte Hand. Auf eine Vorſtellung von der Admiralität wegen des außerordentlichen Bedürfniſſes von Zimmerholz zur unerläßlichen Ausbeſſerung der Flotte wurde der Generalaufſeher angewieſen, das Zimmerholz in allen königlichen Wäldern und Forſten von England aufzunehmen. Nachdem er ſeinem Auftrage mit aller Sorgfalt und Aufmerkſamkeit Folge geleiſtet, berichtete er, das beſte Zimmerholz, welches er angetroffen und welches ſich in jeder Hinſicht am beſten für die Flotte eigne, wäre im Whittlebury Forſt, wo Ew. Gnaden, glaube ich, erblicher Förſter ſind. In Folge dieſes Berichtes wurde der gewöhnliche Befehl im Schatzamt vorbereitet und dem Aufſeher übergeben. Er oder ſein Bevollmächtigter wurden dadurch authoriſirt, jeden Stamm im Whittlebury Forſt, der zu dem obenerwähnten Zwecke geeignet ſchiene, umzuhauen. Als der Bevollmächtigte erfuhr, daß der Befehl unterzeichnet und ſeinem Principal in London übergeben war, durcheilte er das Land bis nach Northamptonſhire und begann mit einem geſchäftigen Eifer für den öffentlichen Dienſt in dem Forſt ſeine Pflicht zu thun. Unglücklicher Weiſe für ihn hatte er den Befehl nicht in der Taſche.

Die Nachläſſigkeit war enorm, und Sie haben ihn a
gemeſſen dafür beſtraft, Sie beſtanden darauf, daß
thätiger nützlicher Officier von ſeinem Poſten entlaſ
werden mußte. Sie haben einen ſchuldloſen Mann u
ſeine Familie ruinirt. In welcher Sprache ſoll ich ei
ſo ſchwarzen, ſo feigen Tyrannen anreden! — T
ſchlechter als Einer von den Braunſchweigs u
alle Stuart's! — Wer Lord North kennt, dem brau
man nicht zu ſagen, daß er ſo gemein und niederträch
war, ſich Ihnen zu unterwerfen. — Dies iſt jedoch n
ein kleiner Theil von der Geſchichte. Nachdem Sie d
Bevollmächtigten des Aufſehers ruinirt hatten, weil
ohne den Befehl gehandelt hätte, griffen Sie den Beſ
ſelbſt an, erklärten ihn für ungeſetzlich und ſchwuren
einem Anfall von ſchäumender wahnſinniger Leidenſcha
daß er nie ausgeführt werden ſollte. Sie verſichert
auf Ihre Ehre, daß in der Schenkungsurkunde der Förſt
ſchaft vom Whittlebury Forſt (welche Carl II., den S
mit einer Beſcheidenheit, welche Mr. Rigby Ehre mach
würde, Ihren Vorfahren zu nennen beliebten, ein
ſeiner unehelichen Söhne ausſtellte, von dem Sie oh
Zweifel abſtammen) das Eigenthum des Zimmerhol
dem Förſter übertragen iſt. Ich habe die Originalurkun
unterſucht und jetzt im Angeſichte des Publicums wid
ſpreche ich dieſer Thatſache gradezu. Das gerade Geg
theil von dem, was Sie auf Ihre Ehre verſichert hab
iſt die Wahrheit. Die Schenkungsurkunde macht au
drücklich und durch eine eigene Clauſel d
Vorbehalt des Zimmerholzes für den Gebrauch der Kro
Dieſem Beweiſe zum Trotz, den Vorſtellungen der A
miralität zum Trotz, mit dem entſchiedenſten Hohn ge
die offenkundige Noth der engliſchen Flotte und j

ebenſo drängenden und faſt ebenſo offenkundigen Bedürfniſſe Ihres frommen Königs, bleibt die Sache liegen. — Die Lords vom Schatzamt widerrufen ihren Befehl, der Bevollmächtigte des Aufſehers iſt ruinirt, weil er ſeine Pflicht gethan. Mr. John Pitt (deſſen Name Ihnen vermuthlich anſtößig iſt) unterwirft ſich geſcholten und beſchimpft zu werden; die Eichen bleiben auf ihrem Grunde, der König iſt geprellt und die Flotte von England mag das beſte und ſchönſte Zimmerholz auf der Inſel entbehren und zu Grunde gehn. Und alle dieſem unterzieht man ſich, um — um den Herzog von Grafton zu beſänftigen! — Um dem Manne zu Willen zu ſein, der den König und ſein Reich in Verwirrung und Noth geſtürzt und der wie ein verrätheriſcher Feigling mitten in dieſer Noth ſeinen König im Stich ließ! Es iſt eine ſtarke Veränderung in Ihren Anſichten vorgegangen, ſeit ſie es für rathſam erachteten, den Herzog von Portland ſeines Eigenthums zu berauben, um die Intereſſen von Lord Bute's Schwiegerſohn vor der letzten allgemeinen Wahl zu verſtärken. Nullum tempus occurrit regi *), war damals Ihr geräuſchvoller Wahlſpruch und das Geſchrei all' Ihrer hungrigen Anhänger. Jetzt, ſcheint es, iſt eine Schenkungsurkunde von Carl II. an einen ſeiner Baſtarde heilig und unverletzlich zu halten! Sie darf durch die Diener des Königs nicht in Zweifel gezogen, noch irgend einer anderen, als Ihrer eigenen Auslegung unterworfen werden. — Mylord, dies war nicht die Sprache, welche Sie führten, als es Ihnen bequem war, das Andenken des glorreichen Helden zu beſchimpfen, der England von jener verabſcheuten Familie, welcher Sie

---

*) Keine Verjährung gegen den König!

noch näher durch Ihre Principien, als durch Ihr Blut verwandt ſind, befreite. Im Namen des Anſtandes und der Vernunft, welches ſind Ew. Gnaden Verdienſte um den König oder das Miniſterium, die Sie berechtigen könnten, dieſes herriſche Betragen gegen Beide anzunehmen? Iſt es die glückliche Verwandtſchaft mit dem Hauſe Stuart, die Sie in Anſpruch nehmen? — Iſt es die geheime Correſpondenz, die Sie vor einigen Jahren unter dem eifrigen Beiſtand Ihres verbrechenbeſudelten Schmarotzers, mit Lord Bute führten? Fand Ihre Galanterie in den freundlichen Dienſten, wodurch er zuerſt die zärtliche Freundſchaft Lord Barringtons erwarb, nicht hinlängliche Beſchäftigung für ihn? — Oder iſt es nur die wunderbare Uebereinſtimmung der Sitten, welche zwiſchen Ew. Gnaden und einem Ihrer Obern beſteht, und welche Ihnen Beiden ſo viel Ehre macht? — Iſt die Verbindung zwiſchen Blifil und dem ſchwarzen Georg nicht länger eine Romanze? — Aus welcher Quelle Ihr Einfluß in dieſem Lande entſpringen mag, er iſt ein Phänomen in der Geſchichte der menſchlichen Sitte und des menſchlichen Verſtandes. Gute Menſchen werden die Thatſache ſchwerlich glauben. Weiſe Männer ſind unfähig ſie zu erklären. Männer von Religion finden darin eine Uebung für ihren Glauben und brauchen die ganze Stärke ihrer Frömmigkeit, um nicht gegen die Vorſehung darüber zu murren.

Junius.

58. Brief.

An die Gilden von London.

Den 30. September 1771.

Gentlemen,

Wären Sie allein bei dem Ausgang der gegenwärtigen Wahl eines oberſten Beamten der Hauptſtadt betheiligt, ſo wäre es von einem Fremden die höchſte Anmaßung auf Ihre Wahl Einfluß zu ſuchen oder Ihnen auch nur ſeine Meinung vorzulegen. Aber die Lage der öffentlichen Angelegenheiten hat mit Ihren Entſchlüſſen eine ungewöhnliche Bedeutung verbunden. Sie können in der Wahl Ihrer Beamten nicht für Sich allein wählen. Sie müſſen einen Beſchluß über einen Punkt faſſen, bei welchem jedes Glied der Staats-Gemeinde intereſſirt iſt. Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß das wahre Weſen des Geſetzes, des Rechtes, der Verfaſſung, für welche wir ſo lange gekämpft haben, jetzt auf dem Spiele ſteht. Leute, die Ihr Urtheil umſtricken möchten, ſagen Ihnen „es iſt ein gemeiner ordinärer Fall, und muß nach gewöhnlichem Vorgang und gewöhnlicher Praxis entſchieden werden.“ Sie ſchließen künſtlich von gemäßigten friedlichen Zeiten auf Zeiten, welche nicht gemäßigt ſind und nicht friedlich ſein dürfen. Während ſie Ihre Gunſt ſuchen, beſtehen ſie auf eine Form des Umlaufs, die jede Idee von Wahl ausſchließt.

Beehren Sie mich mit einigen Minuten Ihrer Aufmerkſamkeit. Die Frage liegt für diejenigen, die es ehrlich mit der Freiheit des Volks meinen (und ſie bekennen wir ja alle im Auge zu haben), in einem ſehr engen

Umkreis. Wollen Sie jenes gerechte und ehrenhafte Syſtem von Maßregeln, welches Sie bisher befolgt haben in der Hoffnung, vom Parlament oder von der Krone eine volle Genugthuung für vergangene Beſchwerden und eine Sicherheit für die Zukunft zu erlangen, aufgeben? Halten Sie die Sache für verzweifelt und wollen Sie dem ganzen Volk von England erklären, daß Sie ſo denken? Wenn dies Ihre Geſinnung und Anſicht iſt, ſo werden Sie mit der Wahl von Mr. Naſh conſequent handeln. Ich bekenne, daß ich mit ſeinem Privatcharakter unbekannt bin. Aber er hat als Beamter, — als öffentlicher Charakter gehandelt. Ich ſpreche von ihm in dieſer Eigenſchaft. Ich ſehe ſeinen Namen in einem Proteſt gegen eine Ihrer Vorſtellungen an die Krone. Er hat alles was in ſeiner Macht ſtand gethan, um die Freiheit der Volkswahlen in der City zu zerſtören, als er bei einer früheren Gelegenheit die Abſtimmung publicirte; und ich weiß im Allgemeinen, daß er ſich bei Vereitelung und Durchkreuzung aller der öffentlichen Maßregeln ausgezeichnet hat wobei Sie Sich mit der größten Wärme betheiligten und welche Sie bisher am Meiſten Ihrer Billigung werth hielten. Was wollen Sie aus ſeinem bisherigen Betragen für einen andern Schluß ziehen, als daß er als Lordmajor dieſelbe Rolle ſpielen wird, die er unausgeſetzt als Alderman und Sheriff ſpielte? Er kann ſein Betragen nicht ändern ohne zu bekennen, daß er niemals nach einem Princip gehandelt. Es ſollte mir leid thun, wenn ich dem Charakter eines Mannes Unrecht thäte, der vielleicht ganz redlich in ſeiner Abſicht iſt, indem er es für möglich hält, daß er jemals mit Ihnen in einer politiſchen Meinung oder Anſicht übereinſtimmen könne?

Wenn Sie im Gegentheil Willens ſind in jenen Beſchlüſſen für das öffentliche Wohl, welche immer ehrenwerth, wenn auch nicht immer von Erfolg ſind zu beharren, ſo muß Ihre Wahl ſich natürlich auf Männer richten, welche (was ſie auch in anderer Hinſicht ſein mögen), am wahrſcheinlichſten mit Ihnen zu den großen Zwecken, die Sie nicht verlaſſen wollen, zuſammenwirken werden. Die Frage iſt nicht aus welchem Metall Ihre Werkzeuge gemacht ſind, ſondern ob ſie ſich zu dem Werke eignen, welches Sie unter Händen haben. Die Ehrenſtellen in der City werden in unſerer Zeit uneigentlich, nur eine Belohnung genannt. Sie wollen nicht blos bezahlen, Sie wollen bedient ſein. Sind Mr. Crosby und Mr. Sawbridge wohl geeignet eben ſo gut die außerordentlichen, als die gewöhnlichen Pflichten des Lord-Majors zu erfüllen? Werden ſie Ihnen Gemeindehallen verſchaffen, wenn es nothwendig iſt? — Werden Sie mit Vorſtellungen vor den König treten? — Haben Sie Feſtigkeit genug, der Wuth eines verkauften Unterhauſes zu begegnen? Haben Sie Tapferkeit genug, vor Einkerkerung nicht zurückzubeben? Haben Sie Muth genug Leben und Gut, wenn es nothwendig ſein ſollte, im Streit mit einer feilen Legislatur zu wagen? Können dieſe Fragen wahrhaftig mit Ja beantwortet werden, ſo iſt Ihre Wahl getroffen. Verzeihen Sie dieſe leidenſchaftliche Sprache. Ich bin unfähig, ſie zu verbeſſern. Der Gegenſtand betrifft uns alle. Es iſt die Sprache meines Herzens.

Junius.

59. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 5. Oct. 1771.

Sir,

Niemand beklagt aufrichtiger als ich die unglücklichen Zwiſtigkeiten, welche unter den Freunden des Volks entſtanden ſind und ſie von einander getrennt haben. Die Sache leidet unfehlbar ſowohl durch die Verminderung der Kraft, welche Einigkeit mit ſich bringt, als auch durch den Verluſt perſönlichen Rufs, welchen Jedermann erleidet, wenn ſein Charakter und Betragen wiederholt in gehäſſigen oder verächtlichen Farben dargeſtellt wird. Dieſe Zwiſtigkeiten dienen nur dem gemeinſamen Feinde des Landes. Die aufrichtigen Freunde der Sache ſind erbittert und beleidigt. Die lauwarmen Vertheidiger benutzen jeden Vorwand, um in jene thatloſe Gleichgültigkeit über Alles, was einen Engländer intereſſiren ſollte, die ſehr unrichtig mit dem Namen der Mäßigung beehrt wird, zurückzuſinken. Die falſchen hinterliſtigen Freunde, welche die Unordnung erzeugen oder nähren, ſehen die Früchte ihrer edeln Betriebſamkeit über Erwarten reifen, und freuen ſich in der Ausſicht auf einen Schmauß, der nur einem Appetit, wie dem ihrigen ſchmecken kann. Es iſt Zeit für Alle, welche es redlich mit der Sache und dem Volk meinen, welche auf Privatvortheile keine Rückſicht nehmen und welche edel genug ſind, das allgemeine Wohl der Geſellſchaft der Befriedigung perſönlichen Haſſes vorzuziehen, — es iſt Zeit für ſolche Männer ſich ins Mittel zu ſchlagen. Laſſen ſie uns verſuchen, ob dieſe verhängnißvollen

Zwiſtigkeiten nicht noch beigelegt werden können; oder, wenn das unmöglich iſt, laſſen Sie uns wenigſtens gegen die ſchlimmſten Wirkungen der Trennung auf der Hut und bemüht ſein, dieſe wüthenden Parteimänner zu bereden, wenn ſie nicht zuſammenhalten wollen, wenigſtens einzeln der Sache, welcher ſie ergeben zu ſein behaupten, ſich nützlich zu beweiſen. Auf Ehre und Rechtſchaffenheit muß man nicht gleich verzichten wenn auch tauſend Arten von Recht und Unrecht die Stufen der Sittlichkeit zwiſchen Zeno und Epicurus einnehmen. Die Grundprincipien des Chriſtenthums können noch behauptet werden, wenn auch eifernde Sectirer ihrer eigenen, ausſchließlichen Lehre anhängen, und fromme Prieſter es zu einem Religionsartikel machen, ſich einander zu verfolgen. Ebenſo kann die bürgerliche Verfaſſung, die geſetzliche Freiheit, jenes allgemeine Glaubensbekenntniß, welches jeder Engländer theilt, immer noch aufrecht erhalten werden, wenn auch Wilkes und Horne und Townſhend und Sawbridge ſich hartnäckig weigern ſollten mit einander zu verkehren, und ſelbſt wenn die Väter der Kirche, wenn Savil, Richmond, Cambden, Rockingham und Chatham über die Ceremonien ihres politiſchen Gottesdienſtes und ſelbſt über die Auslegung von 20 Stellen in der Magna Charta uneinig ſein ſollten. — Ich ſpreche zu dem Volk wie einer aus dem Volk. Verwenden wir jeden dieſer Männer zu dem Geſchäft, wozu ihre verſchiedenen Fähigkeiten ſich am beſten eignen, und ſo ſehr zum Nutzen der gemeinen Sache als ihre verſchiedenen Neigungen es erlauben wollen. Sie können uns nicht dienen, ohne weſentlich ſich ſelbſt zu dienen.

Wenn Mr. Raſh gewählt wird, ſo wird er es ſchwerlich wagen, nach einem ſo friſchen Zeichen perſönlicher Achtung von ſeinen Mitbürgern ſich auf der Stelle für einen Höfling zu erklären. Der Muth und die Thätigkeit der Sheriffs werden hoffentlich jeder unrechten Abſicht des Lord Majors hinreichend entgegenwirken. Im Zuſammenſtoß mit ihrer Tugend fängt er vielleicht Feuer.

Es iſt nicht nöthig von Mr. Wilkes die Tugenden eines Stoikers zu fordern. Die Tadler, welche ihn faſt in demſelben Augenblick als den niedrigſten Menſchen darſtellen und dennoch Beweiſe von Tapferkeit und Selbſtverläugnung von ihm erwarten, wie ſie einem Apoſtel Ehre machen würden, widerſprechen ſich ſelbſt, und dennoch iſt es keine Schmeichelei, wenn man ſagt, daß er ſtark, unerſchrocken und fruchtbar an Auskunftsmitteln iſt. Daß er keine andern Mittel hat, als die ihm die Volksgunſt gewährt, iſt nach meiner Anſicht keine geringe Empfehlung für ihn. Ich wünſchte, daß jeder, der auf Volksgunſt Anſpruch machte, in demſelben Fall wäre. Ich wünſchte, daß ein Rückzug in das Hoflager von St. James nicht ſo leicht und offen wäre als Patrioten ihn gefunden haben. Für Mr. Wilkes iſt dort kein Zutritt. Er kann ſich durch Leidenſchaft und Unvorſichtigkeit zu Mißgriffen verleiten laſſen, aber einer vorſätzlichen Verrätherei gegen das Volk, bin ich überzeugt, kann er ſich nicht ſchuldig machen. Die Gunſt ſeines Volkes bildet den Schild, der ihn gegen tauſend Dolche vertheidigt. Ueberläuferei würde ihn entwaffnen.

Ich bewundere mehr den freien Geiſt und die Redlichkeit als das geſunde Urtheil eines Mannes, welcher eine republikaniſche Regierungsform in dieſem oder irgend einem andern Reiche von gleicher Ausdehnung einer ſo eingerichteten und beſchränkten Monarchie, wie die unſrige, vorzieht. Ich bin überzeugt, daß ſie weder in der Theorie das weiſeſte Regierungsſyſtem, noch in unſerm Lande ausführbar iſt. Indeſſen, wenn ich auch hoffe, die engliſche Verfaſſung werde für immer ihre monarchiſche Form beibehalten, möchte ich doch die Sitten des Volks rein und ſtrenge republikaniſch haben. Ich meine nicht den ausſchweifenden Geiſt der Anarchie und des Aufruhrs. Ich meine ein allgemeines Intereſſe für das Gemeinwohl frei von jedem beſondern Intereſſe für Perſonen oder Familien, eine unbedingte Unterwerfung nur unter die Geſetze, und eine Liebe zu dem höchſten Beamten, die ſich ganz nach der Redlichkeit und Weisheit richtet, womit er dem Volke die Gerechtigkeit zumißt und die öffentlichen Angelegenheiten verwaltet. Die jetzige Beſchaffenheit unſers politiſchen Körpers erſcheint mir als das gerade Widerſpiel von dem was er ſein ſollte. Die Form der Verfaſſung neigt ſich eher zu viel auf die Seite des Volks, während in Wahrheit die Sitten des Volks (wenigſtens der Leute die dazu geeignet ſind das Volk zu leiten) ſich zu allgemein einer Abhängigkeit von der Krone zuneigen. Die wahren Freunde der willkürlichen Gewalt combiniren die Thatſachen und handeln nicht gegen ihre Principien, wenn ſie die geſetzwidrigen Privilegien die das Unterhaus ſich anmaßt, mit allem Eifer vertheidigen. Unter dieſen Umſtänden wäre es ſehr zu wünſchen, daß wir viele ſolche Männer wie Mr. Sawbridge zu unſern Repräſentanten im Parlament hätten. Ich ſpreche nur nach dem allgemeinen Gerücht und nach der öffentlichen Meinung, wenn ich ihm eine theoretiſche Vorliebe für die Republik zuſchreibe. In dem perſönlichen Betragen und den Sitten des Mannes kann ich mich nicht irren. Er hat ſich beſeelt gezeigt von der republikaniſchen Feſtigkeit, welche die Zeit erfordert und wodurch ſich ein engliſcher Gentlemen ebenſo nützlich und ehrenvoll auszeichnen kann, als irgend ein Bürger des alten Roms, Athens oder Lacedämons.

Mr. Townſhend beklagt ſich darüber, daß die öffentliche Dankbarkeit ſeinen Verdienſten nicht entſprochen hätte. Es iſt nicht ſchwer die Kunſtgriffe zu entdecken, womit man ihm eine Sprache in den Mund gelegt hat, welche ſeines Verſtandes ſo wenig würdig iſt. Ein großer Mann gebietet über die Liebe des Volks, ein kluger beklagt ſich nicht, wenn er ſie verloren hat. Dennoch iſt ſie weit davon entfernt, für Mr. Townſhend verloren zu ſein. Er hat unſre Meinung von ihm ein wenig zu ſehr als Cavalier behandelt. Ein junger Mann iſt geneigt ſich zu vertrauensvoll auf ſich ſelbſt zu verlaſſen und für ſeine Herrin ſo viel Aufmerkſamkeit zu entwickeln, als einem artigen und leidenſchaftlichen Liebhaber zukommt. Vielleicht findet er an ihr im Anfang eine zu leichte Eroberung. — Dennoch ſtelle ich mir vor wird ſie bereit ſein ihn wieder zu empfangen, wenn er es für angemeſſen hält, ſeine Bewerbungen zu erneuern. Bei all ſeiner Jugend, ſeinem Muth, und ſeiner Schönheit würde es für die Dame unſchicklich ſein, ihn zur Rückkehr aufzufordern.

Ich hege zu viel Achtung vor den Talenten Mr. Horne's, um mir zu ſchmeicheln, daß dieſer Gentleman ſich jemals wieder von Herzen mit uns vereinigen werde, dennoch iſt es nicht unvernünftig zu erwarten, daß jeder von ihnen ſeine beſondere Rolle mit Ehre und Redlichkeit gegen das Publicum ſpielen werde.

Was die verſchiedenen Anſichten über theoretiſche Fragen betrifft, ſo müßte die Handhabung menſchlicher Angelegenheiten für immer vertagt werden, wenn wir warten wollten, bis dieſe alle vereinigt ſind. Aber wir können weder Vollkommenheit bei jedem einzelnen noch Uebereinſtimmung unter vielen erwarten. — Wenn Lord Chatham behauptet, die Autorität der britiſchen Legislatur wäre in den Colonien nicht in demſelben Sinne wie in Großbritannien ſouverain; wenn Lord Cambden eine Nothwendigkeit vorausſetzt (welche der König zu beurtheilen habe) und auf den Grund dieſer Nothwendigkeit hin, der Krone eine geſetzliche Gewalt beilegt, (welche nicht aus der Handlung ſelbſt fließt) die Wirkſamkeit eines Actes der Legislatur aufzuhalten, ſo höre ich auf beide mit Mißtrauen und Achtung aber ohne die allermindeſte Ueberzeugung oder Beiſtimmung. Und dennoch ſagten ſie ohne Zweifel ihre wahre Meinung, und man muß ſie nicht voreilig verurtheilen. Ich vollends habe einen Anſpruch auf redliches Verſtändniß bei meinem Volke, wenn ich eine widerwillige gezwungene Beiſtimmung zu einer ſehr unpopulairen Anſicht ausſpreche. Ich beklage die unglückliche Nothwendigkeit wo ſie immer entſtehen mag, für die Sicherheit des Staats durch einen zeitweiligen Eingriff in die perſönliche Freiheit der Bürger zu ſorgen. Wollte Gott, es wäre möglich, dieſe zwei wichtigen Zwecke in jeder Lage der öffentlichen Angelegenheit zu vereinigen. Ich achte die geſetzliche Freiheit des geringſten Mannes in Britannien ſo ſehr als meine eigne, und würde ſie mit demſelben Eifer vertheidigen. Ich weiß, wir müſſen zuſammen ſtehen oder fallen. Aber ich kann nicht daran zweifeln, daß die Geſellſchaft ebenſo gut das Recht

hat, die Dienſte ihrer Mitglieder zu befehlen als ſie
kaufen. Ich finde dieſes Recht urſprünglich auf ein
Nothwendigkeit begründet, welche gar keines Beweiſ
bedarf. Ich ſehe es durch unvordenkliches Herkomm
feſtgeſtellt und durch mehr als eine ſtillſchweigende Z
ſtimmung der Geſetzgebung zugelaſſen. Ich ſchließe al
es giebt in der Natur der Sache kein Mittel gegen d
Uebelſtand über den wir uns beklagen, denn wenn
eins gäbe, müßte er längſt abgeſtellt ſein. Es bot
ſich unzählige Gelegenheiten dar, die öffentliche Freih
weſentlich zu fördern, aber nie wurde ein glücklich
Verſuch gemacht, in dieſer Hinſicht den Unterthan
entlaſten. Dennoch iſt der Uebelſtand gefühlt und b
klagt worden ſo lange England eine Flotte hat. — D
Bedingungen, welche dieſes Recht hervorbringen, müſſ
zuſammengenommen werden. Einzeln haben ſie wen
Gewicht. Es iſt nicht richtig, von einem Misbrauch
der Ausführung auf die Ungeſetzlichkeit der Gewalt
ſchließen, noch weniger kann man von der Flotte a
die Landarmee ſchließen. Ein Seemann kann nie ande
als gegen die Feinde ſeines Vaterlandes angewend
werden. Der einzige Fall, in welchem der König d
Recht haben kann, ſeine Unterthanen im Ganzen zu b
waffnen, iſt wenn eine fremde Macht wirklich an u
ſerer Küſte gelandet wäre. Wenn dieſer Fall wirkli
eintreten ſollte, ſo wird kein wahrer Engländer frage
ob das Recht des Königs ihn zu Vertheidigung ſein
Vaterlandes aufzurufen in der Sitte von England od
auf einer Bewilligung der Legislatur beruht. Wen
nun aber das Uebel nicht zu heilen iſt, ſo folgt für d
Matroſenpreſſe noch nicht, daß die Symptome nicht g
mildert werden könnten. Man laſſe die Freigebigk

wachſen ſo weit es der öffentliche Beutel erträgt. Aber ſie hat ihre Grenze; und wenn jeder vernünftige Aufwand gemacht wurde, ſo wird man durch die That bewieſen finden, daß der Sporn der Matroſenpreſſe nöthig iſt, um jene Freigebigkeit in Bewegung zu ſetzen.

Endlich hatte ich nie einen Zweifel über das ſtrenge Recht der Matroſenpreſſe, bis ich hörte, daß Lord Mansfield dem Lord Chatham, als er eine ähnliche Anſicht im Hauſe der Lords ausgeſprochen, beigeſtimmt. Dieſe Bemerkung machte mich nicht wenig wankend. Aber wenn ich mir die Sache überlege, ſo rechtfertigt ſich ſein Betragen ganz natürlich. Er wußte, daß dieſe Anſicht unpopulär war und freute ſich ſie dem Manne anzuheften, welcher der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Furcht und ſeines Haſſes iſt. Der pfiffige Schotte ſpricht nie die Wahrheit ohne eine betrügeriſche Abſicht. Im Rathe ſtellt er ſich gewöhnlich, als ergriffe er eine gemäßigte Partei. Abgeſehen von ſeiner natürlichen Furchtſamkeit, gehört es zu ſeinem politiſchen Plane, nie dafür bekannt zu werden, daß er gewaltſame Maßregeln empföhle. Als die Garden aufgefordert wurden, ihre Mitbürger zu ermorden, geſchah dies nicht ausdrücklich auf den Rath von Lord Mansfield. Dieſen gehäſſigen Dienſt, ſagte ihm ſeine Klugheit, überläßt man lieber ſolchen Leuten wie Gower und Weymouth, wie Barrington und Grafton. Lord Hillsborough beſchränkt weislich ſeine Feſtigkeit auf die entfernten Amerikaner. Die Abſichten Lord Mansfield's ſind ſchlauer, effectvoller und ſicherer. Wer greift die Freiheit der Preſſe an? Lord Mansfield. — Wer greift die conſtitutionelle Macht der Geſchwornen an? Lord Mansfield. Welcher Richter hat je einen Geſchwornen verworfen,

als Lord Mansfield? Wer war der Richter, der,
den Bruder des Königs zu retten, behauptete, daß
Mann vom erſten Rang und Stande, dem eine J
Entſchädigung für eine Injurie zuerkennt, auf ke
größere Entſchädigung Anſpruch hat, als der gerin
Handarbeiter? Lord Mansfield. Wer machte die R
präſentanten des Großen Siegels? Lord Mansfie
Wer iſt es, der für dieſe Repräſentanten ein Dec
gegen Lord Chatham abfaßte, und nachher, (als er W
derſpruch bei den Richtern fand) im Parlament erklär
er habe nie einen Zweifel darüber gehegt, daß die G
ſetze mit einem ſolchen Decret in gradem Widerſpru
ſtünden? Lord Mansfield. — Wer iſt es, der es z
Theorie und zur Praxis ſeines Lebens gemacht hat, d
ganze Rechtsſyſtem in dem Gerichtshofe der Kings Ben
zu untergraben und zu verderben? Lord Mansfiel
Außer ihm exiſtirte nie ein Menſch, der einer ſo ve
wickelten Beſchreibung genau entſprochen hätte. Ve
glichen mit dieſen Abſcheulichkeiten iſt ſeine urſprünglic
Anhänglichkeit an den Prätendenten (bei dem ſein the
rer Bruder geheimer Secretär war) eine Tugend erſt
Größe. Aber die Stunde des Gerichts wird ſchlage
und weder er noch Grafton ſollen mir entkomme
Mögen ſie unterdeſſen gemeinſame Sache gegen Eng
land und das Haus Hannover machen. Ein Stua
und ein Murray müſſen mit einander ſympathiſiren.

Wenn ich auffallende Beiſpiele unpopulärer Anſich
ten anführe, welche Männer ausgeſprochen und ve
theidigt, von denen man wohl annehmen darf, daß ſ
nur das öffentliche Beſte im Auge hatten, ſo hege i
nicht die Abſicht, die Discuſſion ſolcher Anſichten zu e
neuern. Es ſollte mir leid thun, wenn ich die ruhe

den Fragen der Stempelacte, der Kornbill und der Vollmacht zur Matroſenpreſſe erneuerte. Ich will nur Eine nützliche Meinung, die ich mit dieſem Aufſatz einprägen möchte, deutlich machen: *daß wir nicht im Allgemeinen die Freundſchaft oder die Dienſte eines jeden, der in irgend einer beſondern Anſicht von uns abweicht, zurückweiſen ſollten.* Es wird nicht als eine überflüſſige Vorſicht erſcheinen, wenn wir das gewöhnliche Betragen der Menſchen beachten. In öffentlichen Angelegenheiten iſt die geringſte Wahrſcheinlichkeit für eine vollkommene Uebereinſtimmung in Geſinnung und Neigung. Und doch iſt Jedermann fähig, zu dem allgemeinen Capital etwas beizuſteuern, und Niemandes Beiſteuer ſollte zurückgewieſen werden. Wenn Einige keine Tugenden haben, ſo mögen ihre Laſter uns nützlich werden. Ich kümmere mich nicht darum, welches Princip den neugebornen Patrioten beſeelt, wenn die Maßregeln, die er vertheidigt, für die Geſellſchaft wohlthätig ſind. Bei ſeinem Betragen iſt die Nation intereſſirt. Die Beweggründe ſind ſein eigen. Die Tugenden eines Patrioten können in dem Individuum verſchwinden, aber die Individuen quellen in rühriger Folge hervor, und die Brut verdient erhalten zu werden. — Der Geiſt der Amerikaner kann uns ein nützliches Beiſpiel ſein. Unſere Pferde und Hunde ſind blos engliſch auf engliſchem Boden; der Patriotismus dagegen ſcheint ſich durch Verpflanzung zu verbeſſern. — Ich werde eine Bill nicht verwerfen, welche das Parlamentsprivilegium in vernünftige Grenzen einzuſchließen ſucht, wäre ſie auch aus dem Hauſe von Cavendiſh geſtohlen und von Mr. Onslow eingebracht. Die Züge des Kindes ſind ein

Zeichen ſeiner Abkunft und retten die edle Geburt vor de Gemeinheit der Adoption. Ich nehme einen Sarcasmus von Oberſt Barré und ein Gleichniß von Mr Burke gerne an. Selbſt das ſtille Votum Mr. Calcrafts verdient in einer Abſtimmung gerechnet zu werden Was thut es, wenn er auch unter den Marodeuren de Armee Unruhe ſtiftet und nur ein Patriot zu werden ſich entſchloß, als er nicht Peer werden konnte? — Benutzen wir den Beiſtand ſolcher Männer, ſo lange ſi bei uns ſind, und ſtellen wir ſie womöglich auf de Poſten der Gefahr, um ihrer Deſertion zuvorzukommen Der ſchlaue Wedderburne, der pomphafte Suffolk warfen nie die Degenſcheide weg, noch kamen ſie je mit verlorner Hoffnung. Sie behandelten die Diener des Königs immer als Männer, mit welchen ſie zu einer oder de andern Zeit in Freundſchaft kommen könnten. Wenn ein Mann, der für das Publicum auftritt ſo weit gegangen iſt, daß ſich kein Rückzug ausführen läßt, — wenn er einen ſolchen perſönlichen Anſtoß gegeben hat wie ihn ein frommer König nie verzeiht, dann fange ich an ihn für aufrichtig zu halten und zu glauben, daß er nie eine Gelegenheit haben wird, ſein Vaterland um Verzeihung zu bitten. Aber Fälle ſo ganzer und rückſichtsloſer Entſchlüſſe trifft man ſelten. Nehmen wi die Menſchen wie ſie ſind. Vertheilen wir die Tugenden und Talente der Einzelnen, nach den Dienſten, di ſie leiſten wollen, und wenn ſie unſere Reihen verlaſſen bemühen wir uns ihre Plätze mit beſſern Männern als wir verloren haben, auszufüllen. In unſerm Land ſind immer Bewerber um die Volksgunſt genug. De Tempel des Ruhms iſt der kürzeſte Weg zu Reichthum und Rang.

Vor allen Dingen will ich meine Landsleute vor der Gemeinheit und Dummheit bewahren für außerordentliche und weſentliche Beleidigungen eine nichtige und mäßige Genugthuung anzunehmen. Unſere Feinde behandeln uns wie der pfiffige Handelsmann den unerfahrenen Indianer. Sie preiſen ihre Freigebigkeit, wenn ſie uns Spielwerk von verhältnißmäßig geringem Werth für Elfenbein und Gold geben. Daſſelbe Unterhaus, welches den Körper der Wähler ſeiner Rechte einer freien Wahl beraubte, welches ſich anmaßte ein Geſetz zu machen unter dem Vorwande es zu erklären, welches die Schulden unſers guten Königs bezahlte, ohne einmal zu fragen wie ſie gemacht worden wären, welches für wiederholte Morde daheim und für die Schande der Nation im Auslande ſeinen Dank abſtattete, welches Lord Mansfield in Schutz nahm, welches die Magiſtrate der Hauptſtadt einſperrte, weil ſie das Recht der Unterthanen auf den Schutz der Geſetze in Anſpruch genommen hatten, welches ein gerichtliches Protocoll ausſtrich, und alle Proceduren eines Criminalproceſſes einzuſtellen befahl; — dieſes nämliche Unterhaus hat gnädig eingewilligt, daß ſeine Mitglieder angehalten werden können, ihre Schulden zu bezahlen und daß beanſtandete Wahlen in Zukunft mit einer anſtändigen Rückſicht auf das Sachverhältniß entſchieden werden ſollen. Der Ausgang des Proceſſes iſt für die Krone von keiner Wichtigkeit. So lange die Parlamente 7jährig ſind, macht der Kauf eines ſitzenden Mitgliedes oder eines Bewerbers nur den Unterſchied von Einem Tage. Zugeſtändniſſe, wie dieſe, ſind für das Ganze von geringer Bedeutung, ſo lange noch erſt bewieſen werden muß, daß die ſchlechteſten aller Menſchen für das Unrecht, welches ſie uns angethan ein Gefühl haben und uns die

drohende Gefahr unſerer Lage vielleicht noch erſt dar
than werden muß. In dem Wrack des Staates flie
die Kleinigkeiten oben und werden gerettet, während je
gehalt- und werthvolle Gegegenſtand zu Boden ſinkt u
für immer verloren iſt.

Junius.

---

60. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 15. Octbr. 1771.

Sir,

Ich bin überzeugt, daß Junius unfähig iſt n
Fleiß irgend Jemandes Meinung falſch darzuſtellen un
daß er nur ſeiner Neigung folgt, wenn er Lord Cambd
mit vorzüglicher Wahrheit und Achtung behandelt. D
Anſicht, welche ihm Junius zuſchreibt, ſtimmt ſo weit
geht mit der, welche Ihr Correſpondent Scävola aufſtell
der eine Diſtinction ohne einen Unterſchied zu mach
ſcheint. Lord Cambden, darüber iſt man einig, behaupte
ganz ſicher in dem Comité des Unterhauſes, der Kön
(worunter wir alle den König und ſeinen Miniſterra
oder die executive Gewalt verſtehen) könne die Wirku
eines Actes der Legislatur einſtellen; und er gründe
ſeine Anſicht auf eine vorausgeſetzte Nothwendigke
worüber der König im erſten Augenblick zu urthe
len habe. Die Lords und Gemeinen können im erſt
Augenblick nicht darüber urtheilen, weil ſie nicht exiſtire
Soweit Junius.

Aber, ſagt Scävola, Lord Cambden machte d

Parlament und nicht den König zum Richter über die Nothwendigkeit. — Daß das Parlament die Handlungen der Miniſter unterſuchen kann, iſt unzweifelhaft, aber es iſt ein großer Unterſchied, ob man ſagt, die Krone hat eine geſetzliche Gewalt, und, die Miniſter können auf ihre Gefahr handeln. Wenn wir ſagen, ein Act iſt ungeſetzlich, ſo meinen wir, daß er durch einen gemeinſamen Beſchluß der drei Gewalten verboten iſt. Wie ein ſpäterer Beſchluß von zweien dieſer Gewalten ihn von Anfang an geſetzlich machen wird eine Erklärung erfordern. Wäre dieß möglich, ſo würde die Folge beſonders in unſerer Zeit ſicher ſchrecklich ſein. Es giebt keinen Act willkürlicher Gewalt, welchen der König nicht der Nothwendigkeit zuſchreiben und für welchen er nicht mit Sicherheit die Zuſtimmung ſeiner feilen Lords und Gemeinen erhalten könnte. Wenn Lord Cambden zugiebt, daß die ſpätere Sanction des Parlaments nothwendig war, um die Proclamation geſetzlich zu machen, warum widerſetzte er ſich der Bill, welche gleich darauf eingebracht wurde, um alle Perſonen die nach jener Proclamation gehandelt hatten ſicher zu ſtellen, ſo hartnäckig? Wenn jene Bill nicht durchgegangen wäre, ſo will ich in directem Widerſpruch zu Lord Cambdens Anſicht (wie Scävola ſie aufſtellt) darthun, daß ein ſtreitſüchtiger Kornverſchiffer, der an ſeinem Eigenthum in Folge der Proclamation gelitten, gegen die Zollbeamten hätte klagen können, und unfehlbar Schadenerſatz bekommen hätte. Keine Jury konnte ihm denſelben abſchlagen; und wenn ich, der ich durchaus nicht proceßſüchtig bin, ſo in Schaden gekommen wäre, ich hätte ganz gewiß einen Antrag in der Weſtminſterhalle geſtellt, um die Sache zur gerichtlichen Verhandlung zu bringen. Ich würde dieß gethan haben, aus dem Grunde, weil ich an di angemaßte Macht eines oder beider Häuſer, geſetzwidrig Erklärungen abzugeben, nicht glaube, und ich hege keinen Zweifel daran, daß ich mit einer Parlamentsacte au meiner Seite über alle miteinander die Oberhand gehabt haben würde. Dieß iſt die Art, wie ein Engländer reden und handeln müßte, er müßte nicht dulden, daß gefährliche Präcedenzen, weil die Umſtände ſie begünſtigten oder bemäntelten, aufgeſtellt würden.

In Hinſicht Lord Cambdens iſt die Wahrheit dieſe, daß er ſich unvorſichtig ſelbſt überſtürzte, wie dieß deutlich aus ſeiner unachtſamen Erwähnung einer Tyrannei von vierzig Tagen, die ich ſelbſt mit anhörte, hervorgeht. Anſtatt zu behaupten, daß die Proclamation geſetzlich war, hätte er ſagen ſollen: „Mylords, ich weiß, die Proclamation war ungeſetzlich, aber ich gab meinen Rath dazu, weil es unerläßlich nothwendig war, das Königreich vor Hungersnoth zu retten, und ich unterwerfe mich der Gerechtigkeit und der Nachſicht meines Vaterlandes."

Eine ſolche Sprache wäre männlich, rationell und konſequent geweſen: — nicht unpaſſend für einen Rechtskundigen und jedenfalls eines großen Mannes würdig.

Philo Junius.

Nachſchrift.

Wenn Scävola es für paſſend halten ſollte, noch einmal über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, ſo bitte ich ihn, mir eine directe Antwort, das heißt, ein volles Nein oder Ja auf folgende Fragen zu geben: In der Zwiſchenzeit zwiſchen der Publicirung einer ſolchen Proclamation (oder Geheimenrathsbefehls) wie die fragliche und zwiſchen der Sanctionirung derſelben durch die beiden Häuſer, von welcher Beſchaffenheit iſt ſie in dieſer Zwiſchenzeit, geſetzlich oder ungeſetzlich; oder iſt ſie weder das eine noch das andere? Ich will aufrichtig ſein und ihm die Conſequenzen ſeiner Antwort nach beiden Seiten bemerklich machen. Iſt ſie geſetzlich, ſo braucht ſie keine weitere Sanction. Iſt ſie ungeſetzlich, ſo braucht der Unterthan ihr nicht zu gehorchen, folglich iſt es ein nutzloſer, nichtiger Act, gerade dazu nutzlos, wozu er dienen ſollte. Vor dem Zuſammentreten des Parlaments wird der ganze Uebelſtand, dem er zuvorkommen will, ſich erfüllt haben.

61. Brief.

An Zeno.

Den 17. Oct. 1771.

Sir,

Die Sophiſterei Ihres Briefes zur Vertheidigung Lord Mansfields paßt zu dem Charakter, den Sie vertheidigen. Aber Lord Mansfield iſt ein Mann von Form, und überſchreitet in ſeinem Betragen ſelten die Regeln des Anſtandes. Ich will ſeiner Lordſchaft gute Sitten nachahmen, und Sie im vollen Beſitz ſeiner Principien laſſen. Ich will Sie nicht einen Lügner, einen Jeſuiten oder einen Schuft nennen, aber mit aller möglichen Höflichkeit werde ich es vielleicht beweiſen, daß Sie es ſind.

Gleich andern guten Rednern aus Lord Mansfields Rechtsſchule antworten Sie Junius durch falſche Anführung ſeiner Worte und durch falſche Aufſtellung ſein Sätze. Wenn ich aufrichtig genug bin zuzugeben, da dies wirklich die Logik iſt, die in St. Omer gelehrt wir ſo werden Sie gerne zugeben, daß es die ſtehende Praxi im Gerichtshofe der Kings Bench iſt — Junius ſag nicht, daß er nie einen Zweifel an dem ſtrengen Rec der Matroſenpreſſe gehabt, bis er erfuhr, daß Lor Mansfield derſelben Meinung wäre. Sein Worte ſind: „bis er hörte, daß Lord Mansfiel Lord Chatham für die Vertheidigung dieſe Anſicht im Oberhauſe ſeinen Beifall gege ben“. Es war nicht die zufällige Uebereinſtimmun mit Lord Mansfields Meinung, ſondern der verdächtig Beifall, welchen der ſchlaue Schotte dem Manne gab den er haßte, wodurch der Zweifel in Junius' Gemüt hervorgerufen und gerechtfertigt wurde. Die Frage iſ nicht die, ob Lord Mansfield ein Mann von Gelehr ſamkeit und Talenten iſt (dieſe hat Junius nie beſtritten ſondern ob er ſeine Talente misbraucht und falſch an wendet oder nicht.

Junius ſagte nicht, daß Lord Mansfield das Aufgebot der Garden angerathen hätte. Im Gegentheil ſeine offenbare Meinung iſt, daß er dieſes gehäßige Geſchäft Männern überließ, die nicht ſo ſchlau waren als er. — Ob Lord Mansfields Anſicht von den Schmähſchriften ein Angriff auf die Preßfreiheit iſt oder nicht, das iſt eine Frage, welche das Publicum im Ganzen ſehr wohl zu entſcheiden verſteht. Ich will jetzt nicht darauf eingehen. Noch halte ich es für nothwendig, viel mit einem Manne zu reden, welcher die verwegene Stirn hatte, zu den Geſchwornen zu ſagen: „Gentlemen, Sie haben einen Ausſpruch zu thun über Schuldig oder

Nichtſchuldig, aber ob der Angeklagte ſchuldig oder unſchuldig iſt, das iſt kein Gegenſtand für Ihre Betrachtung". Kleiden Sie es in welche Sprache Sie wollen, es iſt die Hauptſumme von Lord Mansfields Doctrin. Wo nicht, ſo zeige uns Jeno den Unterſchied.

Aber es ſcheint „die Freiheit der Preſſe kann gemißbraucht werden, und der Mißbrauch eines werthvollen Rechtes iſt das ſicherſte Mittel es zu verlieren". Das Erſte gebe ich zu, — aber laſſen Sie den Mißbrauch den Geſchwornen vorgelegt werden, es iſt ein hinreichender und in der That der einzig geſetzliche und conſtitutionelle Zügel für die Ausſchweifung der Preſſe. Das Zweite verneine ich geradezu in gradem Widerſpruch mit Lord Mansfield. „Der Mißbrauch eines werthvollen Rechtes iſt nicht das ſichere Mittel es zu verlieren". Wäre es der Fall, ſo würde die engliſche Nation wenig Rechte übrig haben, denn welches Recht wäre nicht zu einer oder der andern Zeit von Einzelnen gemißbraucht worden? Aber es iſt falſch vor der Vernunft und Billigkeit, daß einzelne Mißbräuche eine allgemeine Verwirkung hervorbringen. Soll die Geſellſchaft des Schutzes der Geſetze beraubt werden, weil es Räuber und Mörder giebt? — Soll die Geſellſchaft beſtraft werden, weil Einzelne gefehlt haben? — Lord Mansfield ſagt es ganz folgerecht nach ſeinen Principien, aber ich wundere mich, ihn ſo deutlich zu finden. Jedoch für Ein Zugeſtändniß, obgleich es ihm entriſſen iſt, bekenne ich mich ihm verpflichtet. Die Freiheit der Preſſe iſt doch endlich ein werthvolles Recht. Ich ſtimme ihm von ganzem Herzen bei und will es gegen ihn vertheidigen.

Sie fragen mich, welchen Geſchwornen Lord Mansfield verworfen habe? Ich antwortete Ihnen, ſein Name

war Benſon. Als ſein Name genarnt wurde, beſ
Lord Mansfield dem Schreiber ihn zu übergehen. Na
ſeinen Gründen fragen Sie ihn ſelbſt, denn er fügte kei
hinzu. Aber ich kann Ihnen ſagen was jedermann d
von dachte. Dieſer Benſon war bei einer früheren Ju
widerſpenſtig geweſen und wollte das Geſetz, wie es ih
Lord Mansfield mittheilte, nicht annehmen, ſondern ha
die Unverſchämtheit, daß er ſich anmaßte ſelbſt zu denke
Aber Sie, edler Zeno, ſcheinen nichts von der Sache
wiſſen, Sie laſen Junius' Brief an Ihren Beſchütz
niemals! Sie hörten niemals von der Abſicht der Cit
gegen Lord Mansfield eine Klage einzuleiten! — S
hörten niemals davon, durch welche Geſchicklichkeit M
Paterſon dieſer Maßregel verbeugte! Wie wunderba
manche Leute unterrichtet ſind!

Junius hat nie behauptet, daß das Verbrechen, d
Frau eines Handarbeiters oder eines Peers zu verfüh
ren, in moraliſcher und religiöſer Hinſicht nicht daſſelb
wäre. Was er in Widerſpruch mit dem nivellirende
Princip, welches Lord Mansfield ganz kürzlich ange
nommen hat, behauptete, war, daß die Entſchädi
gungen nach dem Rang und Vermögen de
Parteien abgemeſſen werden müßten: und au
dem ganz einfachen Grunde (welcher von jedem ander
Richter der je in der Weſtminſterhalle ſaß zugegebe
wird), weil, was für Einen Mann Entſchädigung ode
Strafe iſt, es für einen andern nicht iſt. Die ſophiſti
ſche Unterſcheidung welche Sie zwiſchen der beleidigte
und beleidigenden Perſon zu machen ſuchen, iſt Mans
field über und über. Wenn Sie nur einmal beweiſe
können, daß die beleidigte Partei kein Recht hat, ein
bedeutende Entſchädigung zu empfangen, ſo folg

mit allerliebſter Deutlichkeit, daß die beleidigende nicht angehalten werden darf ſie zu bezahlen, folglich iſt der Bruder des Königs durch die Lehre von Lord Mansfield aufs wirkſamſte geſchützt. Ihre Beziehung auf Nathan und David kommt dem Rechtsſyſtem welches Ihr Patron ausſpricht, ganz natürlich zu Statten. Er hat eine Vorliebe dafür, in den Gerichtshof der Kings Bench jedes Geſetz welches dem gemeinen Recht von England widerſpricht oder es ausſchließt, mag es der Canon, das jus civile, das jus gentium oder das levitiſche Recht ſein, einzuführen. Aber, Sir, die Bibel iſt der Codex unſeres religiöſen Glaubens, nicht unſeres bürgerlichen Rechts; und obgleich es unſerm Herrgott beliebte, David's Verbrechen, welches er als einen Ungehorſam gegen ſeine göttlichen Befehle aufnahm, mit einer beſondern Strafe zu belegen und ſeinen Propheten zu ſenden, um ihm dies anzukündigen: ſo hat doch eine engliſche Jury nichts weder mit David noch mit dem Propheten zu ſchaffen. Die Geſchwornen ziehen das Verbrechen in Betracht, lediglich, wie fern es ein Bruch der Ordnung, ein Unrecht gegen ein Individuum und ein Verſtoß gegen die Geſellſchaft iſt, und ſie urtheilen darüber nach beſtimmten poſitiven Regeln des Geſetzes oder nach der Praxis ihrer Vorgänger. Mit einem Wort: „der Mann nach dem Herzen Gottes" iſt Ihnen ſehr verpflichtet dafür, daß Sie ihn mit dem Herzog von Cumberland verglichen haben. Daß ſeine königliche Hoheit ein „Mann nach dem Herzen Lord Mansfields" ſein möge, iſt wahrſcheinlicher, und Sie, Mr. Zeno, denke ich, könnten in dem Charakter Nathans leidliches Glück machen. Der böſe Geiſt, der Prophet und der königliche Sünder würden ganz paſſende G ſellſchaft für einander ſein.

Sie ſagten, Lord Mansfield hätte die Repräſentan ten des großen Siegels nicht gemacht, er hätte de König blos gerathen, ſie zu ernennen. Ich glaub Junius meinte nicht mehr, und die Unterſcheidung i es ſchwerlich werth, darüber zu ſtreiten.

Sie ſagen, er hätte keine Meinung über Lord Cha thams Appellation ausgeſprochen. Ich ſage, er that es und gerade zu Gunſten der Appellation. Dieß iſt ein Thatſache, die nur durch den Augenſchein feſtgeſtell werden kann. Aber Sie bringen keinen Grund für ſein angebliches Schweigen bei, noch dafür, daß er Tags zuvor eine Zuſammenkunſt mit den Richtern wünſchte. War nicht die ganze Weſtminſterhalle überzeugt, daß er dies in der Abſicht that, ſie mit irgend einer verfänglichen Frage zu verwirren und in der Hoffnung einige von ihnen zu ſich herüber zu ziehn? — Sie ſagen, die Großſiegelrepräſentanten waren vollkommen im Stande ſelbſt ein Decret abzufaſſen. Durch die Thatſache erhellt blos, daß ſie fähig waren ein ungeſetzliches abzufaſſen, und dies ſpricht nach meiner Meinung nicht ſehr weder zu Gunſten ihrer Gelehrſamkeit, noch ihrer Unbeſcholtenheit. Wir ſtimmen beide darin überein, daß Lord Mansfield unaufhörlich daran gearbeitet hat, eine neue Art des Verfahrens in dem Gerichtshof dem er präſidirt einzuführen, aber Sie ſchreiben dieß einem ehrenwerthen Eifer für die durch Spitzfindigkeit und Chikane unterdrückte Unſchuld zu. Ich ſage, er hat auch neue Geſetze eingeführt und die Wahrzeichen, die durch frühere Entſcheidungen aufgeſtellt waren, entfernt. Ich ſage, ſeine Abſicht iſt einen

Gerichtshof des gemeinen Rechts in ein Billigkeitsgericht umzuwandeln und Alles in die Willkür einer prätoriſchen Gerichtsſtelle zu bringen. Das Publicum muß zwiſchen uns entſcheiden. Aber jetzt zu ſeinen Verdienſten. Alſo zuerſt, die Anſtellung der Richter auf Lebenszeit (dies ſagen Sie uns hätte Lord Mansfield angerathen) war eine Conceſſion welche nur das Volk fangen ſollte. Sie trug den Schein königlicher Güte, enthielt aber in Wahrheit keine in ſich. Die Richter waren ſchon auf Lebenszeit angeſtellt, ausgenommen bei einer Thronerledigung. Ihre gerühmte Bill ſetzt blos feſt, daß es nicht in der Macht des Thronfolgers ſtehn ſoll, ſie abzuſetzen. Im beſten Falle iſt es alſo nur ein Legat, keine Schenkung von Seiten Sr. jetzigen Majeſtät, da er für ſich ſelbſt nichts aufgiebt. Daß er gegen Lord Cambden und Lord Northington wegen der Ordonanz gegen die Kornausfuhr opponirte, iſt ſehr wahr und war ſehr geſchickt. Bei ſeinen Talenten und da er eine ſo klare Frage von der rechten Seite faßte, war es unmöglich ſchlecht zu ſprechen. — Seine Motive ſind nicht ſo leicht durchſchaut. Wer mit dem Verhältniß der Politiker zu jener Zeit bekannt iſt, wird etwas anders als Zeno darüber urtheilen. Von den populären Bills, welche er nach Ihrer Anführung im Oberhauſe vertheidigte, iſt ohne Zweifel die von Mr. Grenville über die Entſcheidung ſtreitiger Wahlen die wichtigſte. Aber es ſollte mich freuen zu erfahren, unter welchem denkbaren Vorwande ſich irgend ein Mitglied des Oberhauſes einer ſolchen Bill widerſetzen könnte, nachdem ſie das Unterhaus paſſirt hatte? — Ich behaupte nicht zu wiſſen, welchen Antheil er an der Förderung der andern beiden Bills hatte. Aber ich bin

bereit ihm alles zuzutrauen was Sie wünſchen. D
noch werden Sie finden daß ein ganzes Leben voll v
ſätzlicher Ungerechtigkeit ſchlecht geſühnt wird, wenn m
hin und wieder eine löbliche That aus einem unrei
und zweifelhaften Princip thut. Wäre es ſeiner
würdig, nachdem er ſo undankbar behandelt word
noch länger für das Publicum zu arbeiten, ſo möge
ſich in Gottes Namen zurückziehen. Seines Brud
Beſchützer (für deſſen Wohl er einſt ſo beſorgt war,
todt), aber der Sohn dieſes unglücklichen Fürſten
noch und, ich wage es zu ſagen, wird ihn mit Vergn
gen aufnehmen.

Philo Junius.

62. Brief.

An einen Anwalt in der Sache des Volks.

Den 18. Octbr. 1771

Sir,

Sie behandeln Junius nicht recht. Sie würd
ihn nicht ſo eilig verdammt haben, wenn Sie des Ri
ters Foſter Ausführung über die Geſetzlichkeit der M
troſenpreſſe geleſen hätten. Wer dieſe nicht geleſen h
iſt nicht im Stande richtig über den Gegenſtand
reden. Zur Antwort auf ſcharfe Thatſachen und ri
tige Gründe bringen Sie nichts vor als eine unbeſtimm
Vergleichung zwiſchen zwei Dingen, welche ſich einan
wenig oder gar nicht gleichen. Allgemeine Be

haftsbefehle*), das iſt wahr, ſind oft erlaſſen, aber ſie ſind nie regelmäßig bezweifelt oder zurückgewieſen worden, bis auf den Fall von Mr. Wilkes. Er brachte ſie zu einer rechtlichen Unterſuchung und ſo wie ſie zur Unterſuchung kamen, waren ſie für ungeſetzlich erklärt. Dieß iſt nicht der Fall mit den Vollmachten zur Matroſenpreſſe. Man hat ſich darüber beklagt, man hat ſie in Frage geſtellt, man hat in tauſend Fällen Widerſtand geleiſtet; aber noch nie hat ſich die Geſetzgebung eingemiſcht oder iſt eine förmliche Entſcheidung dagegen in einem der höhern Gerichtshöfe erfolgt. Im Gegentheil ſie ſind öfter vorgelegt und vom Parlament zugelaſſen, und es ſind Rechtsgutachten zu ihren Gunſten durch Richter vom höchſten Anſehen abgegeben worden. Unter den verſchiedenen Umſtänden, welche Junius annimmt, hat auch er ein Recht zu ſchließen, daß es kein Mittel dagegen giebt. Wenn Sie ein gutes vorzuſchlagen wiſſen, ſo können Sie Sich auf Junius' Beiſtand und Beifall verlaſſen. Die Behörde, welche die Freiheit des Einzelnen ſchützt, verdient Lob. Aber ſie muß ſich erinnern, daß es eben ſo ſehr ihre Pflicht iſt für die Sicherheit des Ganzen zu ſorgen oder ſie wenigſtens nicht aufs Spiel zu ſetzen. Wenn Sie im Fall eines auswärtigen Krieges oder in Erwartung eines fremden Einfalls Ihre Flotte lieber im Hafen laſſen, als eine Bemannung durch die Matroſenpreſſe, wenn dieſe in Güte keinen Dienſt nehmen, bewirken wollen, ſo bin ich fertig.

---

*) Siehe Brief 68 an Lord Mansfield über Verhaftsbefehle und Bürgſchaftsgeſetze.

Sie ſprachen von Abdankung der Armee mit wunderbarer Leichtigkeit und Gleichgültigkeit. Wenn ein weiſerer Mann eine ſolche Sprache führte, ſo wäre ich im Stande ſeine Aufrichtigkeit zu bezweifeln.

Eine viel größere Zahl von Seemännern in Friedenszeiten beizubehalten, iſt nicht thunlich. Sie würden den Kaufmann unterdrücken, Sie würden den Handel in Verlegenheit bringen und die Pflanzſchule der Seeleute zerſtören. Das wäre ein elender Staatsmann, der mit Fleiß und durch dieſelbe Handlung den öffentlichen Aufwand vermehrte und die Mittel ihn zu beſtreiten verminderte.

Philo Junius.

---

63. Brief.

Den 22. Octbr. 1771.

Ein Freund von Junius wünſcht (zur Antwort „an einen Rechtsgelehrten") zu bemerken:

1. Daß die Thatſache, Lord Mansfield habe befohlen einen Geſchwornen zu übergeben, (wovon der arme Zeno nie etwas gehört hat), jetzt förmlich zugegeben worden iſt. Als Mr. Benſon's Name genannt wurde, bemerkte man, daß Lord Mansfield erröthete, (ein Zeichen des Schuldbewußtſeins, welches nicht ſelten bei ihm iſt), und daß er den Ruf ausſtieß: „ſchlag ihn über!" Dieß, denke ich, iſt noch etwas mehr als eine entſchiedene Verwerfung. Es iſt ein ungeſetzlicher Befehl ohne Angabe irgend eines Grundes. Daß die Räthe ſich nicht widerſetzten, iſt wahr; aber dies konnte

ſowohl aus Unaufmerkſamkeit als aus einer verbrecheriſchen Gefälligkeit gegen Lord Mansfield geſchehn. — Ihr Rechtsgelehrten ſeid allzugeneigt, auf Koſten eurer Klienten höflich gegen den Lord Oberrichter zu ſein.

2. Junius ſagte nicht, daß Lord Mansfield die Preßfreiheit zerſtört habe. „Daß Seine Lordſchaft ſich bemüht habe ſie zu zerſtören — daß ſeine Lehre ein Angriff auf die Preßfreiheit ſei, — daß ſie ein Angriff auf das Recht der Geſchwornen ſei," — das ſind die Sätze die Junius behauptet. Seine Gegner antworten ihm nie in der Sache, denn Sie greifen ihn nie richtig auf ſeinem eigenen Boden an.

3. Lord Mansfield's Politik, wenn er ſich bemüht ſeine unconſtitutionellen Doctrinen hinter einen Act der Legislatur zu flüchten, iſt leicht zu verſtehen. — Jeder Engländer möge auf ſeiner Hut ſein; das Recht der Jury in allen möglichen Fällen einen allgemeinen Spruch über ſchuldig oder unſchuldig zu thun, iſt ein Theil unſerer Conſtitution. Um dies zu beſtätigen, dazu bedarf es keiner Bill, weder einer beſchließenden noch einer interpretirenden.

4. In der Grosvenorſache kann man die ergötzliche Bemerkung machen, daß die Anſicht, welche Junius Lord Mansfield zuſchreibt, von Zeno geradezu eingeſtanden und vertheidigt wird. Der Rechtsgelehrte hat nicht die Dreiſtigkeit ſie einfach zu leugnen, aber er weicht dem Vorwurf aus und ſucht die Doctrin durch ſo armſelige und verächtliche Spitzfindigkeiten, die auch dem geringſten Verſtande nicht imponiren können, zu mildern.

5. Die Menge der Geſchäfte in der Kings Bench beweiſt nichts als den proceſſüchtigen Geiſt des Volks, welcher aus dem großen Zuwachs von Reichthum und

Handel entſtanden iſt. Dieſe ſind jedoch jetzt im
nehmen, und werden ſehr bald nichts als die Pr
zurücklaſſen. Wenn Junius behauptet, Lord Man
ſei bemüht das Rechtsſyſtem in dem Hofe, wo Se.
ſchaft Präſident iſt, zu verderben, ſo ſpricht er zu Le
welche etwas weiter zu ſehen vermögen, als der
Hauſe. Abgeſehen davon, daß die Menge leicht
die trügeriſchen Namen von Billigkeit und weſentl
Gerechtigkeit betrogen wird, ſo folgt nicht, daß ein
ter, der in ſeinem Gerichtshofe ein neues Verfa
und neue Rechtsprincipien einführt, die Abſicht hab
jedem Falle ungerecht zu entſcheiden. Wie ſollte er
wo er kein Intereſſe dabei hat? Wir ſagen Lord M
field iſt ein ſchlechter Mann und ein noch ſchlech
Richter; aber wir ſagen nicht, daß er ein wahrer T
iſt. Unſere Gegner möchten uns gern in die Verle
heit bringen zu viel zu beweiſen. Dieſer Kniff ſoll i
indeſſen nichts nützen. Die Wahrheit der Sache
einfach dieſe: Wenn Lord Mansfields Plan gel
einen Gerichtshof des gemeinen engliſchen Rechts
ein Billigkeitsgericht umzuändern, ſo wird er es
ſeiner Gewalt haben, überall wo er es für angeme
hält ungerecht zu ſein. Dies iſt zwar ein ſchändli
aber keineswegs ein abſurder und unerreichbarer Zu

6. Der letzte Abſchnitt, der ſich auf Lord C
tham's Sache bezieht, kann nicht beantwortet wer
Theils betrifft er Thatſachen von zu geheimer Na
als daß ſie feſtgeſtellt werden könnten, theils iſt er
verſtändlich. „In Einem Punkt iſt die Sache ge
Lord Chatam entſchieden worden; in einem andern
ihn.“ — Ein ſolches Recht und eine ſolche Spr
paſſen ſich beide ſehr gut für einen Rechtsgelehr

Doch kann ich einigermaßen dieſes braven Gentlemans Meinung errathen; ſie iſt dieſe: „Als die Großſiegel-Beamten die Sache in einem für Lord Chatam ungünſtigen Licht auffaßten und demgemäß entſchieden, — nahm Lord Mansfield aus bloßer Liebe und Zärtlichkeit für Lord Chatam ſich die Mühe, ſie in ein Licht, welches dem Beklagten günſtiger war, zu ſetzen.“ — Credat Judaeus Apella. — Eine ſo ſeltſame Behauptung könnte den Glauben Mr. Sylva's wankend machen.

64. Brief.

Den 2. November 1771.

Wir wünſchen für Junius über drei weſentliche Punkte, in denen ſeine Meinung mißverſtanden und falſch dargeſtellt worden iſt, folgende Bemerkungen zu machen:

1) Junius betrachtet das Recht die Colonien durch einen Act der britiſchen Legislatur zu beſteuern als ein rein theoretiſches nie auszuübendes und nie aufzugebendes Recht. Nach ſeiner Meinung — iſt es klar: „daß die allgemeinen Gedanken, welche gegen dieſe Gewalt vorgebracht werden, geradezu unſer ganzes legislatives Recht angreifen, und daß ein Theil davon ſolchen Gründen nicht geopfert werden könne, ohne daß man dem Begriffe nach den ganzen Reſt aufgiebt“.

2) Daß mit Rückſicht auf die Bevollmächtigungen zur Matroſenpreſſe ſein Beweis mit ſeinen eignen Worten

genommen und geradezu beantwortet werden ſollte; da Vergleichungen manchmal etwas erklären, aber nicht beweiſen können; und daß in dieſem Fall eine Berufun auf die Leidenſchaften unrecht und unnöthig iſt. Juniu fühlt das Uebel und erkennt es mit den ausdrücklichſte Worten an, und wird gern zu jedem vernünftigen Plan womit man die Freiheit des Einzelnen ſichern könnt ohne das Heil des Ganzen aufs Spiel zu ſetzen, mitwirken. Zu gleicher Zeit erwartet er, daß das Uebel, wie es iſt, nicht übertrieben oder falſch dargeſtellt werde. Im Allgemeinen iſt es nicht ungerecht, daß der Arme dem Staate in Perſon dient, wenn der Reiche ſein Vermögen beiſteuert; ſonſt würde der Arme zur Vertheidigung des Geſetzes und der Verfaſſung von welcher er Sicherheit und Schutz verlangt nichts beitragen. Aber es handelt ſich nicht um reich und arm. Die Geſetze von England machen keinen ſolchen Unterſchied. Auch iſt es nicht wahr, daß der arme Mann der Sorge für den Unterhalt von Weib und Familie, welche ohne ihn hilflos iſt, entriſſen wird. Die einfache Frage iſt, ob der Seemann*) zu Zeiten öffentlicher Gefahr in dem Geſchäft, wozu er erzogen iſt und durch deſſen Ausübung allein er ſich und ſeine Familie ordentlich ernähren kann, dem Kaufmann oder dem Staate dienen ſoll. Allgemeine Gründe gegen die Theorie der Nothwendigkeit und der gefährliche Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann, ſind in dieſem einzelnen Falle von keinem Gewicht. Nothwendigkeit ſchließt den Gedanken der Unvermeidlichkeit in ſich. Ueberall, wo es ſo iſt, entſteht ein Geſetz, welchem alle poſitiven Geſetze und alle poſitiven Rechte weichen müſſen. In dieſem Sinne war die Erhebung des Schiffs- (oder Tonnen-) geldes auf königlichen Befehl nicht nothwendig, weil dies durch das Parlament ebenſo gut oder beſſer hätte geſchehen können. Wenn die Anſicht, welche Junius vertheidigt, in dieſe Grenzen eingeſchloſſen wird, ſo wird ſie nur ſehr wenig zur Stärkung der willkürlichen Gewalt beitragen. Daß der König die Lage zu beurtheilen hat, iſt kein Einwurf, man müßte uns denn ſagen wie es möglicher Weiſe anders ſein könnte. Es giebt andere Fälle, die nicht weniger wichtig in der Ausübung, noch weniger gefährlich beim Mißbrauch ſind, in welchem die Konſtitution ſich gänzlich auf die Entſcheidung des Königs verläßt. Die executive Gewalt erklärt Krieg und Frieden, bindet die Nation durch Verträge, ordnet allgemeine Embargos an und legt Quarantainen auf, einer großen Anzahl von Verordnungen der Krone, welche allerdings die größten Misbräuche zulaſſen aber nie beſtritten worden ſind, nicht zu gedenken.

---

*) Ich beſchränke mich ganz auf die Seeleute; wenn irgend ſonſt jemand gepreßt wird, ſo iſt das ein großer Misbrauch welchem die Behörde wehren ſollte und könnte.

3) Es iſt Junius zum Vorwurf gemacht worden, daß er ſich über die Jagdgeſetze und beſonders über die letzte Hundeacte nie ausgeſprochen hätte. Aber Junius meint viel eher Urſache zu haben, ſich darüber zu beklagen, daß er von denen, welche ihm beiſtehen konnten, niemals Beiſtand gefunden und daß faſt die ganze Arbeit der Preſſe allein auf ſeine Schultern gewälzt wurde, während es doch unverſtändig iſt von ihm eine Erörterung jeder öffentlichen Frage zu erwarten. Er wird für ſeine Arbeit nicht bezahlt und hat ſicher ein Recht ſein Thema zu wählen. Was die Jagdgeſetze betrifft,

ſo war er nie in Zweifel ſeine Meinung dahin auszuſprechen, daß ſie zu den Forſtgeſetzen gehören, daß ſie eine Unterdrückung des Unterthans enthalten und daß ihr Geiſt mit geſetzlicher Freiheit unverträglich iſt: — daß die Strafen, welche dieſe Geſetze auferlegen zu der Natur des Verbrechens in keinem Verhältniſſe ſtehen, daß die Art des Proceſſes und der Grad und die Form des Beweiſes, welche zur Ueberführung nothwendig ſind, den Unterthan nicht blos aller Wohlthaten eines Proceſſes vor der Jury berauben, ſondern auch an ſich zu ſummariſch und in letzter Inſtanz willkürlich und tyranniſch ſind, daß beſonders die letzte Acte gegen den Hundediebſtahl oder gegen den Hundeſchlag zwiſchen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang durch ihre Abſurdität, Ausſchweifung und verderbliche Tendenz ſich auszeichnet. Wenn dieſe Ausdrücke ſchwach oder zweideutig ſind, in welcher Sprache kann Junius ſich ausdrücken? — Es iſt keine Entſchuldigung für Lord Mansfield, daß er gerade abweſend war, als dieſe Bills das Oberhaus paſſirten. Es war ſeine Pflicht zugegen zu ſein. Solche Bills haben gewiß nicht ohne ſein Wiſſen das Unterhaus paſſiren können. Aber wir wiſſen ſehr gut nach welcher Regel er ſich mit ſeiner Aufmerkſamkeit richtet. Als jener Befehl in der Sache Lord Pomfrets, wobei jeder Engländer ſchaudert, im Oberhauſe erlaſſen wurde, befand ſich unſer braver Lord Mansfield aus bloßem Zufall im Gerichtshofe der Kings Bench. — Sonſt würde er in Vertheidigung von Geſetz und Eigenthum Wunder gethan haben! Dieſe klägliche Ausflucht paßt für ſeinen Character, aber Junius wird ſich nie durch das Beiſpiel dieſes ſchlechten Mannes rechtfertigen. Die Unterſcheidung zwiſchen Unrechtthun und zwiſchen Rechtthun vermeiden gehört Lord Mansfield. — Junius verwirft ſie.

65. Brief.

An den Lord Oberrichter Mansfield

Den 2. Novbr. 1771.

Auf die Verwendung von dreien Ihrer Landsleute haben Sie einen Mann auf Bürgſchaft entlaſſen, der alſo wahrſcheinlich ein Schotte iſt und dem der Lord-Major von London die Bürgſchaft abgeſchlagen hatte. Ich will nicht auf eine Unterſuchung der parteiiſchen, verkehrten Motive Ihres Betragens eingehen, beſchränke mich genau auf die Thatſache und behaupte, daß Sie etwas gethan haben, was Sie durch das Geſetz zu thun nicht berechtigt waren. Der Dieb wurde beim Diebſtahl ergriffen; das geſtohlene Gut wurde bei ihm gefunden; und er vertheidigte ſich nicht. Unter dieſen Umſtänden, deren Wahrheit Sie nicht leugnen können, weil ſie öffentlich bekannt ſind, konnte es nicht zweifelhaft ſein, ob er ſchuldig wäre oder nicht, noch viel weniger war ſeine Unſchuld anzunehmen; und unter dieſen Umſtänden behaupte ich im Widerſpruch mit Ihnen, Lord Oberrichter Mansfield, daß er nach den Geſetzen von England keine Bürgſchaft leiſten konnte. Wenn Mr. Eyre jemals zum Proceß gebracht werden ſollte, ſo werden wir hören, was Sie für Sich anzuführen haben, und ich verpflichte mich vor Gott und meinem Lande zur geeigneten Zeit und am geeigneten Ort meine Klage gegen Sie zu beweiſen.

Junius.

66. Brief.

An den Drucker des Public Advertiſer.

Den 9. Novbr. 1771.

Junius verpflichtet ſich, ſeine Anklage gegen den Lord Oberrichter Mansfield einige Zeit vor dem Zuſammentritt des Parlaments zu beweiſen, damit das Unterhaus, wenn es die Sache geeignet findet, daraus einen Anklage-Artikel gegen den gedachten Lord Oberrichter machen kann.

67. Brief.

An Se. Gnaden den Herzog von Grafton.

Den 27. Novbr. 1771.

Was iſt der Grund, Mylord, daß, während faſt Jedermann im ganzen Königreich ohne Unterſchied des Princips oder der Partei ſich über die lächerliche Niederlage von Sir James Lowther freut, während gute und ſchlechte Menſchen ſich in derſelben Meinung über dieſen Baronet vereinigen und über ſein Unglück triumphiren, als ob der Erfolg (ohne alle Rückſicht auf Laſter oder Tugend) im Intereſſe der menſchlichen Natur wäre, — daß, ſage ich, Ew. Gnaden allein ſo elend niedergeſchlagen und betrübt zu ſein ſcheinen? Bei einer ſo allgemeinen Freude weiß ich nicht, wo Sie eine Ergänzung Ihrer Trauer finden wollen, wenn Sie Sich nicht an die zarte mitfühlende Bekümmerniß Mr. Bradſhaws wenden. Die erheuchelten Thränen dieſes blaſſen Gentlemans führen Troſt mit ſich. Er weint nie anders als wie ein Aprilſchauer mit einem flüchtigen Sonnenſtrahl in ſeiner Miene. Von den Gefühlen ehrlicher Leute bei dieſer freudigen Veranlaſſung will ich keinen Schluß auf Ew. Gnaden ziehen. Jene freuen ſich natürlich wenn ſie einen ausgezeichneten Fall von glücklichem Widerſtand gegen die Tyrannei gewahr werden; wenn ſie den Verrath dem Hohngelächter der Welt preisgegeben; einen infamen Angeber geſchlagen und einen unverſchämten Räuber an den öffentlichen Galgen gebracht ſehen. — Aber in der entgegengeſetzten Claſſe von Menſchen, ich geſtehe es, erwartete ich den Herzog von Grafton anzutreffen. Männer, welche keine Rückſicht auf Gerechtigkeit nehmen und keinen Sinn für Ehre haben, ſcheinen mit Sir James Lowthers wohl verdienter Strafe ſo von Herzen zufrieden zu ſein, als wenn ſie nicht ein Beiſpiel gegen ſie ſelbſt aufſtellte. Der unglückliche Baronet hat keine Freunde, ſelbſt unter denen nicht, die ihm gleichen. Sie, Mylord, ſind nicht auf einen Zuſtand ſo kläglicher Verlaſſenheit reducirt. Jeder Schuft im Königreiche iſt Ihr Freund und dieſer Freundſchaft zu Gefallen, dächte ch, ſollten Sie Ihre traurige Miene ſich aufklären aſſen. Außerdem, Mylord, werde ich ein wenig beſorgt ür die Conſequenz Ihres Characters. Sie verletzen

Ihre eigenen Regeln der Schicklichkeit, wenn Sie den Mann nicht beſchimpfen, den Sie verrathen haben.

Die gerechte Vergeltung Gottes ſcheint jetzt ihren Fortgang nehmen zu wollen. Bewußter Verrath zieht dem Verräther ſeine Strafe zu. Es giebt ſelbſt in dem höchſten Range, zu dem die Nachſicht der Geſellſchaft den niedrigſten und ſchlechteſten Menſchen erheben kann, keine Möglichkeit ihr zu entrinnen. Mr. Luttrells gezwungene unnatürliche Verbindung mit Middleſer war eine Vorbedeutung einer andern unnatürlichen Verbindung, welche dem Hauſe Braunſchweig eine unveräußerliche Schmach anheftet. Wenn einer dieſer Schritte tugendhaft und ehrenwerth war, ſo iſt der beſte der Fürſten Gott ſei Dank durch den andern glücklich dafür belohnt. Ew. Gnaden ſagt man, hatten einigen Antheil an der Empfehlung Oberſt Luttrells bei dem Könige; oder war es blos der edle Bradſhaw, der ſich für das gute Betragen ſeines Freundes verantwortlich machte? Es hat lange eine innige Verbindung zwiſchen ihm und dem würdigen Lord Irnham beſtanden. Sie entſprang aus einer glücklichen Aehnlichkeit der Principien, befeſtigt durch die fortdauernde Vermittelung Ihrer gemeinſamen Freundin Miß Davis. *)

---

*) Es giebt eine gewiſſe Familie in dieſem Lande, welcher die Natur eine erbliche Anlage von Nichtswürdigkeit ertheilt zu haben ſcheint. So weit ihre Geſchichte bekannt geworden iſt, hat der Sohn regelmäßig die Laſter ſeines Vaters noch verbeſſert und ſich bemüht ſie rein und unvermindert in den Buſen ſeines Erben hinüberzuleiten. Im Senat haben ſich ihre Talente auf jene niedrigen ſchmutzigen Dienſte beſchränkt, wozu die Gaſſenkehrer des Miniſteriums gewöhnlich angewendet werden. Aber in den Memoiren ihrer Privatverrätherei ſtehen ſie obenan und ohne Riva-

Jedoch bekenne ich, es ſollte mir leid thun, wenn die ſchmähliche Infamie dieſer Heirath über die Familie hinausreichte. —

Wir haben alſo einen beſſern Grund als je für das lange Leben des beſten der Fürſten und das Glück ſeines königlichen Stammes zu beten. — Ich will nichts von übler Vorbedeutung in mein Gebet miſchen, möge das Parlament dafür ſorgen. — Ein Luttrell wird

---

len. Folgende Geſchichte wird dazu dienen den Charakter dieſer achtbaren Familie zu beleuchten und die Welt zu überzeugen, daß der jetzige Beſitzer auf die Infamie ſeiner Vorfahren einen eben ſo unzweifelhaften Anſpruch als auf ihr Vermögen hat. Sie verdient wegen des Intereſſes der Thatſachen aufgezeichnet zu werden und ſollte dem Publicum als eine Warnung für jedes ehrenwerthe Mitglied der Geſellſchaft überliefert werden.

Der gegenwärtige Lord Irnham welcher ſchon in der Neigung ſeines Lebens iſt, cultivirte neulich die Bekanntſchaft eines jüngeren Sohns aus guter Familie, mit welchem er in einer gewiſſen Vertraulichkeit und Freundſchaft gelebt hatte. Der junge Mann war lange der Narr einer unglücklichen Anhänglichkeit an eine öffentliche Dirne. Seine Freunde und Bekannten ſahen die Folgen dieſer Verbindung vorher und thaten Alles was von ihnen abhing, um ihn vom Untergange zu retten. Aber er hatte einen Freund an Lord Irnham, deſſen Rath alle ihre Bemühungen vergeblich machte. Dieſer graue Sünder, nicht zufrieden mit dem Genuß der Maitreſſe ſeines Freundes, war niederträchtig genug, aus der Leidenſchaft und Thorheit des jungen Mannes Vortheil zu ziehen und überredete ihn, ſie zu heirathen. Er ließ ſich ſogar dazu herab, den Vater der Dirne zu ſpielen. Er gab ſie ſeinem Freunde als er auf dem Punkte ſtand das Königreich zu verlaſſen, und lag die folgende Nacht ſelbſt in ihren Armen.

Ob die Verdorbenheit des menſchlichen Herzens noch etwas Niedrigeres und Abſcheulicheres als dieſe Thatſache hervorbringen kann, muß unentſchieden bleiben, bis der Sohn ſeines Vaters Alter und Erfahrung erreicht hat.

nie die Krone von England erben. — Wenn die erblichen Tugenden der Familie ein Königreich verdienen, ſo wird Schottland für dieſes Paar eine angemeſſene Zuflucht ſein.

Das Folgende iſt ein merkwürdiges Beiſpiel von der Güte der Vorſehung. Das gerechte Geſetz der Vergeltung hat zuletzt den kleinen verächtlichen Tyrannen des Nordens erreicht. Dieſem Schwiegerſohn Ihres theuerſten Freundes des Grafen von Bute wollten Sie das Eigenthum des Herzogs von Portland übertragen; und Sie beeilten die Belehnung mit einer Schnelligkeit, welche im Schatzamt unbekannt iſt, damit er Zeit genug hätte, der Wahl der Grafſchaft eine entſchiedene Wendung zu geben. Die unmittelbare Folge dieſer ſchändlichen Räuberei war, daß er die Wahl verlor, welche Sie ihm zu ſichern glaubten, und unter ſo auffallenden Umſtänden von Spott, Vorwurf und Beſchimpfung (um von der allgemeinen Freude aller Parteien zu ſchweigen) wie dergleichen, wenn wir des Königs Schwager, Oberſt Luttrell und den alten Simon, ſeinen Schwiegervater ausnehmen, ſchwerlich je auf einen Gentleman in dieſem Lande fiel. — Zuletzt verliert er die Beſitzung, die er erlangt zu haben glaubte, nach einem Aufwande womit der Werth des fraglichen Landes zwanzigmal bezahlt geweſen ſein würde. — Zu dem Erfolge der Schurkerei gehören, wie Sie ſehen, die Formen der Schurkerei. In der Folge werden Sie mit größerer Umſicht handeln und nicht ſo geradezu auf Ihren Gegenſtand losgehen. Eine Gnade zu erhaſchen, außer dem Bereich gewöhnlicher Verrätherei iſt eine Ausnahme, keine Regel.

Und jetzt, mein guter Lord, ſagte Ihnen Ihr Gewiſſen nicht, daß die Vergeltung der Gerechtigkeit zu wirken beginnt und daß ſie ſich ſehr bald Ihrer Perſon nähern kann? — Denken Sie daß Junius die Middleſerwahl aufgegeben hat oder daß des Königs Zimmerholz ungeſtraft der königlichen Flotte entzogen werden könne? — Oder daß Sie nicht mehr von dem Verkauf jenes Patents an Mr. Hine hören werden, den Sie durch die plötzliche Unterdrückung Ihres Proceſſes gegen Samuel Vaughan, während die Klage gegen ihn ganz allgemein abgefaßt war, zu verbergen bemüht waren? Ich glaube wirklich, es gab in der ganzen Geſchichte nie ein ſolches Beiſpiel von negativer Unverſchämtheit. Aber dies ſoll Sie nicht retten, der wirkliche Sonnenſchein in dem Sie leben iſt ein Vorſpiel Ihrer Auflöſung. Wenn Sie reif ſind, werden Sie gepflückt werden.

Junius.

Nachſchrift.

Ich bitte Sie, Ihrem gnädigen Herrn meine unterthänige Gratulation wegen des glorreichen Erfolgs der Peerſchaften und Penſionen, welche ſo verſchwenderiſch wie die Belohnung irländiſcher Tugend ausgetheilt werden, zu hinterbringen.

68. Brief.

An den Lord Oberrichter Mansfield.

Den 21. Januar 1772.

Ich habe es unternommen zu beweiſen, daß, als Sie auf die Fürſprache dreier Ihrer Landsleute John

Eyre Bürgſchaft geſtatteten, Sie etwas thaten, w
durch das Geſetz Ihnen zu thun nicht erla
war und daß ein Verbrecher unter Umſtänden wo
mit den geſtohlenen Gütern bei ſich auf d
That ergriffen wird und ſich nicht verth
digt, nach den Geſetzen von England ni
Bürgſchaft leiſten kann. Ihre gelehrten Advoka
haben dieſe Anklage dahin ausgelegt als behauptete
daß der Hof der Kings Bench oder die Richter die
Hofes während der Gerichtsferien keine größere Auto
tät, Bürgſchaft für Verbrechen zu geſtatten als ein F
densrichter hätten. In dem vorliegenden Fall wird a
vorausgeſetzt, als ſtellte ich Ihre Macht Unrecht zu th
in Frage und leugnete das Daſein einer Gewalt in de
ſelben Augenblick, wo ich Sie wegen ungeſetzlicher Au
übung derſelben verklage. Aber die Meinungen ſolc
Menſchen, die weder feſt in ihrer Bosheit, noch a
richtig in ihrer Unwiſſenheit ſind, verdienen keine
achtung von mir. Sie, Lord Mansfield, verſtehen m
nicht ſo, und ich verſichere Sie, Ihre Sache erford
eine geſchicktere Vertheidigung. — Ich will jetzt mei
Klage gegen Sie beweiſen. Wie langweilig auch m
Beweis ſein mag, der Gegenſtand iſt von Intereſſe,
werde mit der Aufmerkſamkeit des Publicums beehrt w
den und habe ein Recht, die Aufmerkſamkeit der Geſe
gebung zu fordern. Unterſtützt durch alle Criminalg
ſetze von England zweifele ich nicht daran meine Kla
zu begründen. Wenn Sie Ihrerſeits nicht eine kla
weſentliche Vertheidigung haben, ſondern es verſuch
ſollten, Sich hinter die Finten und Ausflüchte ein
practiſchen Rechtsgelehrten, hinter die leere, unverſchäm
Verſicherung einer außerrechtlichen Gewalt zu verſtecke

ſo iſt der Ruf auf den Sie Anſpruch machen für immer dahin; — Sie ſind des Anſehens und der Autorität Ihres Amtes entſetzt, und ſind de jure nicht länger Lord Oberrichter von England. Dieſer Brief, Mylord, iſt nicht ſowohl an Sie, als an das Publicum gerichtet. Gelehrt, wie Sie ſind, und munter im Begreifen, werden Sie durch wenige Gründe überzeugt ſein, daß Sie etwas gethan haben, wozu Sie nach dem Geſetz nicht berechtigt waren. Ihr Gewiſſen ſagt Ihnen ſchon, daß Sie gegen Ihr beſſeres Wiſſen geſündigt haben, und daß jede Vertheidigung, welche Sie vorbringen können, Ihrer innern Ueberzeugung widerſpricht. Aber andere Leute ſind ſo gutwillig, das Geſetz auf guten Glauben anzunehmen. Sie verlaſſen ſich auf Ihre Autorität, weil Sie zu faul ſind nach Auskunft zu ſuchen; oder indem ſie ſich vorſtellen, daß es in den Geſetzen ihres Landes ein Myſterium giebt, welches nur die Rechtsgelehrten zu erklären im Stande ſind, mißtrauen ſie ihrem Urtheil und verzichten willig auf das Recht ſelbſt zu denken. Mit aller Augenſcheinlichkeit der Geſchichte von Treſillian bis Jefferies, von Jefferies bis Mansfield vor ſich, wollen ſie es nicht für möglich halten, daß ein gelehrter Richter im geraden Widerſpruch mit den Geſetzen handeln könne, aus denen er das Studium ſeines Lebens gemacht haben muß und welche er gewiſſenhaft zu verwalten geſchworen hat. Superſtition iſt gewiß nicht der Character unſerer Zeit, und doch ſind manche Leute in der Politik abergläubiſch, die in der Religion ungläubig ſind. Ich verzweifele nicht daran, ſie wegen ihrer Leichtgläubigkeit zu beſchämen.

Die Klage, welche ich gegen Sie erhoben habe, iſt in vorſichtigen und wohl überlegten Worten ausgedrückt.

Sie leugnet nicht die entſchiedene Gewalt der Richter von der Kings Bench in Fällen, wo ein Friedensrichter nicht Bürgſchaft nehmen darf, oder wo weder ein gewöhnliches Mandat Bürgſchaft anordnen, noch der Sheriff ex officio ſie verfügen kann, Bürgſchaft zu geſtatten. Ich kannte die Praxis des Gerichtshofs ganz genau und wußte durch welche geſetzlichen Regeln er hätte geleitet werden ſollen. Aber weit entfernt davon die Kraft dieſer Bedingungen zu mäßigen oder zu mindern machte ich Gebrauch von ihnen und gehe jetzt über ſie hinaus und verſichere,

1) daß die höhere Gewalt für Verbrechen Bürgſchaft zu geſtatten, welche die Kings Bench in Anſpruch nimmt, ſich auf die Meinung der Rechtsgelehrten und auf die Praxis des Hofes gründet; daß die Zuſtimmung der Legislatur zu dieſer Gewalt rein negativ iſt und durch keine poſitive Beſtimmung in irgend einem Statut unterſtützt wird. Wenn es der Fall iſt, ſo führen Sie das Statut an.

2) Wenn ich zugebe, daß die Richter des Hofes der Kings Bench mit einer willkürlichen Gewalt bekleidet ſind, Umſtände und Beweiſe zu unterſuchen und zu beurtheilen, welche ein Friedensrichter nicht berückſichtigen darf, ſo behaupte ich, daß die Richter in dem Gebrauch und der Anwendung dieſer willkürlichen Gewalt ebenſo genau an den Geiſt, die Abſicht und den Sinn als der Friedensrichter an die Worte der Legislatur gebunden ſind. Günſtige Umſtände vor dem Richter angeführt, können einen Zweifel ob der Gefangene ſchuldig iſt oder nicht, rechtfertigen, und wo die Schuld zweifelhaft iſt, ſollte eine Annahme der Unſchuld im Allgemeinen zugelaſſen werden. Aber wenn ſolche wahrſcheinliche Um-

ſtände angeführt werden, ſo verändern ſie den Zuſtand und die Lage des Gefangenen. Er iſt nicht länger der nur noch nicht überwieſene Verbrecher, den das Geſetz im Sinne hat und der geſetzlich überhaupt nicht bürgſchaftsfähig iſt. Werden gar keine Umſtände zu ſeinem Gunſten angeführt; wird gar nichts beigebracht um die Kraft des Augenſcheins zu vermindern, welche das Geſetz an eine poſitive Anklage des Verbrechers knüpft und vorzüglich an das Factum, mit der Sache in der Hand (with the maner) ertappt zu ſein; dann, ſage ich, hat der Lord Oberrichter von England nicht mehr Recht, Bürgſchaft zu geſtatten, als ein Friedensrichter. Die Gewalt eines engliſchen Richters iſt nicht ſein bloßer Wille und ſein Belieben; ſie iſt nicht willkürlich; ſie iſt nicht eigenſinnig, ſondern wie der große Rechtsgelehrte *) (und ich wünſchte Sie reſpectirten ſein Anſehen nur halb ſo ſehr als ich) richtig ſagt „Discretion, ſo genommen wie ſie genommen werden ſollte, iſt discernere per legem quid sit justum. Wird ſie nicht durch die gerade Linie des Geſetzes geleitet, ſo iſt ſie ein krummer Strick und erſcheint als ungeſetzlich". — Wäre die Discretion im Richter willkürlich, ſo könnte er jede Neuerung, die er für paſſend hielte, einführen; aber, ſagt Lord Coke: „Neuerungen die nicht verbürgt ſind durch Präcedenzen, ſind nicht erlaubt; es müſſen gewiſſe Regeln befolgt werden; — Quicquid judicis autoritati subjicitur, novitati non subjicitur". Und dieſe geſunde Anſicht wurde ſelbſt von der Sternkammer, einem Gerichtshofe, der eingeſtandener Maßen willkürlich war, angewendet. Wenn Sie bei der Autorität dieſes großen Mannes blei-

---

*) 4 Instit. 41. 66.

den wollen, ſo werden Sie alle Vortheile ſeines An
hens haben, wo es irgend zu Ihrem Gunſten ſprech
kann. Ausgenommen die klare ausdrückliche Meinun
der Legislatur, welcher alle Privatmeinungen weich
müſſen, verlange ich keinen beſſeren Richter zwiſchen un
als Lord Coke.

3. Ich behaupte, nach der vorliegenden und
ſtreitbaren Meinung der Legislatur welche ſie wiederh
ausgedrückt, iſt eine Perſon die poſitiv eines verbrecheriſch
Diebſtals beſchuldigt und in flagranti delicto die geſto
lenen Sachen mit ſich führend, ergriffen wurde, nic
bürgſchaftsfähig. Das Geſetz betrachtet ſie in Richt
verſchieden von einem Ueberführten als in der Form d
Ueberführung und (was ein beſtochener Richter au
thun mag) nimmt keine Sicherheit an als den Ein
ſchluß der Perſon in vier Wände. Ich weiß, daß z
Ihren Gunſten angeführt worden iſt, Sie hätten o
Bürgſchaft gewährt für Mord, Raub und andere offen
bare Verbrechen. Ohne die Thatſachen zu unterſuchen
werde ich nicht zugeben, daß Sie durch Ihr eigene
Beiſpiel gerechtfertigt werden können. Wäre das ei
Schutz für Sie, wo iſt das Verbrechen, das Sie al
Richter dann nicht in aller Sicherheit begehen könnten
Aber ich werde mich weder von meinem gegenwärtige
Beweiſe abführen, noch Sie einen Vortheil aus Ihrem
eigenen Unrecht ziehen laſſen. — Die Meinung un
Abſicht der Legislatur zu beweiſen, wird uns eine klein
liche und widerwärtige Beweisführung koſten. Ein
Rechtsfrage zu ermitteln erfordert einige Mühe und Auf
merkſamkeit, wenn auch ſehr wenig Talent oder Scharf
ſinn. Als ein practiſches Geſchäft verlangt das Stu
dium des Geſetzes nur ein geringes Maß von Fähig

keit. Die Gelehrſamkeit eines Advokaten ſteht gewöhnlich auf gleicher Linie mit ſeiner Rechtſchaffenheit. Die Vertheidigung von Recht und Unrecht ohne Unterſchied verengt den Verſtand während ſie das Herz verdirbt. Pfiffigkeit wird ſehr bald für Weisheit und Strafloſigkeit für Tugend genommen. Wenn uns Fälle verbürgt werden, wie es denn einige unzweifelhaft ſind, daß Geiſt und Charakter in einem Rechtsgelehrten vereinigt waren, ſo ſind dieſe durch ihre Vereinzelung ausgezeichnet und gelten als Ausnahmen. Ich muß die Geduld meiner Leſer in Anſpruch nehmen. Dies iſt kein leichter Gegenſtand, und eben ſo wenig der Verſchönerung, als das Betragen Lord Mansfields der Beſchwerung fähig.

Da das Bürgſchaftsrecht in Criminalklagen ausdrücklich durch Acte der Geſetzgebung feſtgeſtellt worden iſt, ſo iſt es von geringer Wichtigkeit, zu unterſuchen, wie es nach gemeinem (Gewohnheits) Recht vor dem Statut von Weſtminſter beſchaffen war. Und doch verdient es die Aufmerkſamkeit des Leſers wie nahe in der Anſicht unſerer Vorfahren der Umſtand mit der Sache in der Hand ergriffen zu ſein der Ueberführung des Verbrechers kommt *). Dies „heftete den berechtigenden Stempel auf die Anklage und nach dem gemeinem Recht: wenn ein Dieb mit der Sache in der Hand ergriffen wurde, konnte er weil in flagranti delicto entdeckt, ohne Inſtruction vor Gericht gebracht, beſchuldigt und proceſſirt werden, — wie er nach dem däniſchen Geſetze ergriffen und ohne Anklage und Proceß auf der Stelle gehängt werden konnte.“ Es wird ſich gleich zeigen, daß unſer Statutenrecht in dieſer Hinſicht, wenn gleich weniger ſummariſch

---

*) Blackſtone IV. 303.

in der Procedur, von demſelben Geiſt geleitet wird. In Einem Fall hat man dieſelbe Form beibehalten. Nämlich in Forſtverbrechen. Wenn ein Mann „mit grünem Holz oder Wildpret“ ergriffen wurde, ſo galt es für gleich mit einer Inſtruction. Um den Leſer zu befähigen ſelbſt zu urtheilen, will ich die verſchiedenen Statuten über Bürgſchaft in Criminalfällen in gehöriger Ordnung aufſtellen oder ſo viel von ihnen, als für den fraglichen Punkt weſentlich iſt, mit Weglaſſung der überflüſſigen Worte. Wenn ich falſch darſtelle oder nicht treu anführe, wird es nicht ſchwer ſein, mich zu überführen.

Zuerſt das Statut von Weſtminſter im Jahre 1275 beſtimmt: „Sofern Sheriffs und andere Perſonen, welche bei einem Verbrechen ſofort entdeckte Individuen feſtgenommen und gefänglich gehalten, und dann dieſelben entlaſſen, in Fällen wo ſie gar nicht entlaſſen werden konnten, weil damit der einen Partei ein Gewinn, der andern ein Verluſt zugefügt werden mußte; und dafern bis auf dieſe Zeit nicht feſtgeſetzt war, welche Perſonen entlaßbar ſind und welche nicht: — ſo iſt vorgeſehn und durch den König befohlen worden, daß Gefangene u. ſ. w., welche mit der Sache in der Hand ergriffen wurden, u. ſ. w. oder für augenſcheinliche Verbrechen in Haft kamen, auf keine Weiſe entlaßbar ſind weder auf ein Bürgſchaftsmandat noch ohne ein ſolches.“ Lord Coke in ſeiner Erläutrrung des letzten Theils dieſer Anführung unterſcheidet genau zwiſchen Entlaſſung auf Bürgſchaftsmandat oder ex officio, und zwiſchen Bürgſchaft auf Befehl der Kings Bench. Die Werte des Statuts erſtrecken ſich nicht auf die Richter jenes Hofes. Aber abgeſehn davon wird der Leſer ſich bald veranlaßt finden zu denken daß die Legislatur in ihrer Abſicht keinen Unterſchied zwiſchen bürgſchaftsfähig und entlaſſungsfähig machte. Lord Coke ſelbſt, wenn man ihn ſo verſteht, daß er nichts als eine Erklärung des Weſtminſter-Statuts im Sinne hat, alſo nicht im Allgemeinen aufſtellen will was recht iſt, hält an ſeinem eignen Unterſchiede nicht feſt. Bei der Erklärung der andern Verbrechen, welche nach dieſem Statut keine Entlaſſung geſtatten, braucht er fortdauernd die Worte „nicht bürgſchaftsfähig.“ „Daß zum Beiſpiel Geächtete überhaupt nicht bürgſchaftsfähig ſind; daß Perſonen, welche ſich gegen das Reich verſchworen haben und auf ihr eigenes Bekenntniß überführt ſind, überall geſetzlich nicht bürgſchaftsfähig ſind; daß notoriſche Verbrecher nicht bürgſchaftsfähig ſind.“ Der Grund weshalb die höheren Gerichtshöfe in dem Weſtminſter-Statut nicht genannt ſind, war einfach dieſer, „weil in alten Zeiten die meiſten der Geſchäfte, welche die Entlaſſung auf Bürgſchaft wegen Verbrechen oder Vergehen betrafen, durch Sheriffs oder ſpecielle Gerichtsbeamten entweder auf ein Bürgſchaftsmandat oder virtute officii verſehen wurden;“ folglich hatten die höheren Gerichtshöfe wenig oder gar keine Gelegenheit ſolche Misbräuche zu begehen, wie ſie das Statut den Sheriffs vorwirft. Mit aller Achtung für Dr. Blackſtone denke ich, er verfällt in einen Widerſpruch welcher nach den Worten wenigſtens unlösbar erſcheint. Nachdem er verſchiedene Verbrechen aufgeführt hat, welche nicht bürgſchaftsfähig ſind, behauptet er ohne Alle Einſchränkung, „alle dieſe ſind offenbar zur Bürgſchaft nicht zuläſſig.“ Und doch ſagt er einige Zeilen weiter: „es iſt erlaubt, daß der Hof der Kings Bench für jedes Verbrechen nach den Umſtänden des Falls eine Bürgſchaf annehmen kann.“ Zu ſeinem erſten Satz hätte er hinzufügen müſſen durch Sheriffs oder Richter, ſonſt widerſprechen ſich dieſe beiden Sätze; jedoch mit dem Unterſchied, daß der erſte allgemein, der zweite auf eine Betrachtung der Umſtände beſchränkt iſt. Ich ſage dieß ohne die geringſte Misachtung gegen den gelehrten Verfaſſer im Sinn zu haben. Sein Werk iſt von öffentlichem Nutzen und darf nicht voreilig verdammt werden.

Das Statut 17 von Richard II., Cap. 10. 1393 beſtimmt, daß „dafern Diebe, die notoriſch verrufen ſind und andere welche mit der Sache in der Hand ergriffen wurden durch ihr langes Verharren im Gefängniß, durch Schriften und günſtige Zeugniſſe, die ſie ſich verſchafften, zum großen Schaden des Volks in Freiheit geſetzt wurden; ſo ſollen in jedem Friedensgericht zwei Männer des Geſetzes beſtellt werden, um zur Entlaſſung ſolcher Verbrecher vorzuſchreiten u. ſ. w.“ Es ſcheint nach dieſer Acte, daß zwiſchen der Legislatur und den Dienern der Gerechtigkeit ein fortwährender Streit beſtand. Indem ſie nicht wagten Verbrecher, die mit der Sache in der Hand ergriffen waren, auf Bürgſchaft loszulaſſen, umgingen ſie das Geſetz dadurch daß ſie die Betheiligten lange im Gefängniß hielten und ſie dann ohne gehörigen Proceß entließen.

Das Statut 1 von Richard III. im J. 1483 beſtimmt: „Weil verſchiedene Perſonen aus Verdacht eines Verbrechens bisweilen böslicher Weiſe, und bisweilen auf einen leichten Verdacht feſtgenommen und eingekerkert, und ſo ohne Bürgſchaft oder Gewährleiſtung im Gefängniß gehalten worden ſind, — ſo ſei befohlen, daß jeder Friedensrichter die Autorität haben ſoll, auf ſeine Discretion ſolche Gefangene und ſo arretirte Perſonen Bürgſchaft oder Gewähr leiſten zu laſſen.“ Durch dieſe Acte wird es klar, daß es Misbräuche beim Einkerkern gab, und daß die Legislatur die Abſicht hatte, für die unmittelbare Entlaſſung von Perſonen zu ſorgen, die auf leichten Verdacht eines Verbrechens verhaftet waren.

Das Statut 3 von Heinrich VII. im Jahre 1486 erklärt zur Erläuterung der vorhergehenden Acte Richards III.: „Es wurden oft Perſonen, welche nicht bürgſchaftsfähig ſind durch Friedensrichter zur Bürgſchaft oder Gewährleiſtung zugelaſſen, wodurch mancher Mörder und Verbrecher entkam; der König hat deswegen befohlen, daß die Friedensrichter, oder wenigſtens zwei von ihnen (von denen einer zu dem Quorum*) gehören muß) die Autorität haben ſollen, ſolche Gefangene oder Perſonen, welche geſetzlich bürgſchaftsfähig ſind, zu entlaſſen.“

Das Statut 1 und 2 von Philipp und Maria im Jahre 1554 ſetzt feſt: „Ohnerachtet des vorhergehenden Statuts von Heinrich VII. hat öfters ein Friedensrichter durch gottloſe Bemühung und Mittel die größten und ausgezeichnetſten Verbrecher, ſolche, die nach den Geſetzen des Königreichs nicht bürgſchaftsfähig waren, entlaſſen; und doch um deſto eher ihre Parteilichkeit in dieſer Hinſicht zu verbergen, haben ſie als Urſache ihrer Verhaftung angegeben, ſie wären blos des Verbrechens verdächtig geweſen, wodurch denn die gedachten Verbrecher ungeſtraft entwiſcht

---

*) Quorum heißen die Richter des Gerichtshofes, deren Anweſenheit nöthig iſt, um das Collegium beſchlußfähig zu machen.

ſind und täglich noch entwiſchen zum großen Misfal
des allmächtigen Gottes, und zur großen Gefahr
des Königs und der Königin getreue Unterthanen; u
zur Ermunterung aller Diebe und Uebelthäter. — Z
Reformation deſſen ſei es zum Geſetz gemacht, daß ke
Friedensrichter zur Bürgſchaft oder zur Gewährleiſtu
irgend welche Perſonen zulaſſen ſollen, die für irge
ein begangenes Verbrechen für nicht entlaßbar o
bürgſchaftsfähig erklärt ſind, und die zu entlaſſen o
zur Bürgſchaft zuzulaſſen durch das Statut von We
minſter Nr. 1 verboten iſt; und fernerweitig, daß a
Perſonen, welche für Todtſchlag und Verbrechen,
nach dem Geſetz bürgſchaftsfähig ſind, verhaftet wurde
zur Bürgſchaft oder zur Gewährleiſtung von keine
Friedensrichter anders als in der Form, die hier
weiter unten vorgeſchrieben wird, zugelaſſen werd
ſollen." — In den beiden vorhergehenden Statuten ſi
die Worte *bürgſchaftsfähig*, *entlaßbar* und g
währleiſtungsfähig als gleichbedeutend oder a
wechſelnd gebraucht, um dieſelbe einfache Meinung d
Legislatur auszudrücken, nämlich *keine Sicherhe*
als die Perſon des Verbrechers anzunehme
und wenn das letztere Statut die Form vorſchreibt,
welcher Perſonen, die auf den Verdacht eines Verbr
chens verhaftet wurden, und geſetzlich bürgſchaftsfähig ſi
zur Bürgſchaft zugelaſſen werden können, ſo ſetzt
offenbar voraus, daß es einige Fälle giebt, welche g
ſetzlich nicht bürgſchaftsfähig ſind. — Man mag vie
leicht denken, ich ſchriebe der Legislatur blos zum Zwe
meines gegenwärtigen Vorhabens den Schein einer Un
genauigkeit im Ausdruck zu. Aber es würde mein
Erörterung im Gegentheil mehr Kraft geben, wenn ma

annähme, daß die Legislatur immer den genauen, geſetzlichen Unterſchied zwiſchen Bürgſchaft (bail) und Entlaſſung (replevy) wahrgenommen hätte und überall Willens wäre ſich daran zu halten.*) Denn wenn es wahr iſt, daß die Entlaſſung (replevy) durch den Sheriff und das Zugeſtändniß der Bürgſchaft (bail) durch die höhern Höfe von Weſtminſter verfügt wird (und das denke ich wird kein Rechtsgelehrter leugnen), ſo folgt, daß wenn die Legislatur ausdrücklich ſagt, daß irgend ein beſonderes Verbrechen geſetzlich nicht bürgſchaftsfähig iſt, die höhern Höfe in das Verbot mit begriffen und dadurch gebunden ſind. Sonſt, es müßte denn eine poſitive Ausnahme der höhern Höfe vorhanden ſein (und ich behaupte ſie iſt nirgends in irgend einem Statut welches ſich auf die Bürgſchaft bezieht vorhanden) würde die Legislatur ſich gröblich widerſprechen und die offenbare Abſicht des Geſetzes vereitelt ſein. Es iſt eine feſtſtehende Regel, wenn das Geſetz ſpeciell und ſein Grund allgemein iſt, ſo muß es allgemein verſtanden werden: nun wird zwar durch die Gewohnheit dem Hofe der Kings-Bench ein Spielraum zugeſtanden (die Umſtände in Betracht zu ziehen, welche auf einen Zweifel führen könnten ob der Gefangene ſchuldig oder unſchuldig iſt); aber wenn dieſer Spielraum als eine willkürliche Macht, Bürgſchaft zuzugeſtehen genommen wird, ſelbſt wo gar keine Umſtände zu Gunſten eines Gefangenen angeführt werden, ſo iſt es eine außerrechtliche Gewalt und eine freventliche Verletzung des ganzen engliſchen Bürgſchaftsgeſetzes.

---

*) Seite II. Inſt. 150 und 186. „das Wort entlaßbar bedeutet nie bürgſchaftsfähig. Bürgſchaftsfähig iſt in einem Gerichtshof durch die Richter des Königs, aber entlaßbar durch den Sheriff.“ Selden Staatsproz. 7. 149.

Die Acte 31. von Carl II. (gewöhnlich die Habeas Corpus Acte genannt) erklärt ganz genau, daß ſie nicht auf Hochverrath oder peinliche Verbrechen, welche klar und ſpeciell in dem Verhaftsbefehl genannt ſind, ausgedehnt werden ſoll. Der Gefangene muß daher ſein Habeas Corpus im Commonlaw (im gemeinen oder Gewohnheitsrecht) ſuchen; und ſo entfernt war die Legislatur von der Annahme, daß Perſonen (welche für Hochverrath oder für ein klar und ſpeciell im Verhaftsbefehl ausgeſprochenes Verbrechen verhaftet waren) von einem einzelnen Richter oder von einem ganzen Gerichtshof zur Bürgſchaft zugelaſſen werden könnten, daß eben dieſe Acte ein Rechtsmittel für ſolche Perſonen angiebt, in dem Fall, daß ſie im Laufe der Gerichtszeit oder der Sitzungen, die unmittelbar auf ihre Verhaftung folgten, nicht vorgefordert wären. Das Geſetz erlaubt weder, daß ſie vor dem Proceß freigelaſſen werden, noch daß ſie nach der Zeit, in welcher ſie regelmäßig hätten proceſſirt werden müſſen, gefangen gehalten werden. In dieſem Fall ſagt das Geſetz „es wird und ſoll geſetzlich ſein für die Richter der Kings-Bench und für die Richter, die zu einem Specialverfahren oder zur Schlußbefreiung ernannt ſind, und ſie werden hierdurch dazu aufgefordert, auf einen Antrag, der im offenen Gericht am letzten Tage der Gerichtszeit der Sitzung oder allgemeinen Schlußbefreiung durch den Gefangenen oder durch ſonſt Jemand an ſeiner Stelle bei ihnen angebracht wird, den Gefangenen auf Bürgſchaft in Freiheit zu ſetzen; es müßte denn den Richtern und Räthen eidlich dargethan werden, daß die Zeugniſſe für den König in derſelben Gerichtszeit Sitzung oder Gefängnißräumung nicht vorgebracht werden konnten.“ Ueber dieſen ganzen Artikel bemerke ich, 1. daß die Verordnung, welche in dem erſten Theil gemacht wird in ſtarkem Maße nutzlos und albern wäre, wenn jeder einzelne Richter dem Gefangenen während der Gerichtsferien nach Gutdünken Bürgſchaft gewähren könnte, oder wenn der Gerichtshof ihm unmittelbar nach dem Anfang der Gerichtszeit oder der Sitzungen Bürgſchaft gewähren könnte. 2. Wenn das Geſetz ſagt, es wird und ſoll geſetzlich ſein für Verbrechen unter gewiſſen Umſtänden Bürgſchaft zu gewähren, ſo müſſen wir annehmen, daß es vor dem Paſſiren dieſer Acte nicht geſetzlich war unter dieſen Umſtänden Bürgſchaft zu gewähren. Die Ausdrücke, welche die Legislatur braucht, ſind geſetzgebend, nicht geſetzerklärend. 3. Deſſenohngeachtet kann der Betheiligte während des größten Theils der Gerichtsferien im Gefängniß geweſen ſein; und während der ganzen Sitzungszeit iſt es dem Hofe ausdrücklich verboten, ihm von dieſer bis zur nächſten Sitzung Bürgſchaft zu geſtatten, wenn ein Eid geleiſtet wird, daß die Zeugniſſe für den König in dieſer Gerichtszeit oder während dieſer Sitzungen nicht vorgebracht werden konnten.

Nachdem ich die verſchiedenen Parlamentsacten in Criminalfällen treulich aufgeſtellt habe, mag es nützlich für die Leſer ſein, eine kurze hiſtoriſche Ueberſicht über das Bürgſchaftsgeſetz durch ſeine verſchiedenen Stufen und Verbeſſerungen hindurch ſich vorlegen zu laſſen.

Nach dem alten Gewohnheitsrecht (Commonlaw) vor und ſeit der Eroberung waren alle Verbrechen bürgſchaftsfähig, bis der Mord durch ein Statut ausgenommen wurde, ſo daß die Perſonen vor der Uebe führung faſt in jedem Falle zur Bürgſchaft zugelaſſ werden konnten. Das Weſtminſterſtatut ſagt, vor jen Zeit wäre nicht feſtgeſetzt geweſen, welche Verbrech Entlaſſung erlaubten, und welche nicht weder durch d Bürgſchaftsbrief de homine replegiando noch ex offic durch den Sheriff. Es iſt ſehr merkwürdig, daß d Mißbräuche dieſer unbeſchränkten Entlaſſungsgewalt (replevy) die gefährlich und zerrüttend für den Friede der Geſellſchaft waren, von der Legislatur nicht ve beſſert oder in Betracht gezogen wurden, bis die Ge meinen im Königreich durch ihre Repräſentanten eine Antheil an der Geſetzgebung erhalten hatten; aber da Unterhaus hatte kaum zu exiſtiren begonnen, als dieſe furchtbaren Misbräuchen durch das Weſtminſterſtatut abgeholfen wurde. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß de Uebelſtand von dem Volke, obgleich die Normanniſche Könige oder Barone keine Maßregeln dagegen ergriffen ſchwer empfunden wurde. „Die Unbilden der Zeit waren ſo groß, daß ſie die Unterthanen ſelbſt zwangen, etwas aufzugeben, was eigentlich eine große Freihei war, um den Lauf eines wachſenden Uebelſtandes aufzuhalten.“ *) Die Einleitung zu den Statuten, welch von dem erſten Parlament Eduards I. gemacht wurde, ſchreibt die Urſache ſeiner Berufung dem Umſtande zu „weil das Volk anders behandelt worden wäre, als e ordentlicher Weiſe hätte geſchehen ſollen, der Friede weniger gehalten, die Geſetze weniger in Anwendung gebracht und Verbrecher weniger beſtraft worden wären, als es hätte geſchehen ſollen; — aus dieſen Gründe

---

*) Selden, durch R. Bacon, 182.

fürchtete das Volk weniger Anſtoß zu geben;"*) und der erſte Verſuch dieſen verſchiedenen Misbräuchen abzuhelfen, geſchah durch Beſchränkung der Gewalt, die Verbrecher in Freiheit zu ſetzen.

Denn länger als die zwei folgenden Jahrhunderte ſcheint in den Bürgſchaftsgeſetz keine Aenderung gemacht worden zu ſein, ausgenommen daß jenes „wenn einer mit grünem Holz oder mit Wildpret ergriffen würde" für gleichbedeutend mit der Anklage erklärt wurde. Die Legislatur blieb feſt bei dem Geiſte des Weſtminſter Statuts. Das Statut 27 von Eduard I. weiſt die Gerichtsräthe an, Beamte, welche nicht bürgſchaftsfähige Perſonen entlaſſen, zu verhören und zu beſtrafen. Was die Richter der höhern Höfe betrifft, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie in jenen Tagen ſich durch die offenbare Abſicht und Meinung der Legislatur gebunden hielten. Sie bedachten nicht ſowohl, an welche beſtimmte Perſonen das Verbot gerichtet war, als welche Sache die Legislatur verhindern wollte, denn ſie wußten die geſetzliche Regel: quando aliquid prohibetur, prohibetur et omne, per quod devenitur ad illud, d. h. „Wenn etwas verboten iſt, ſind auch alle Mittel, wodurch dieſe Sache erlangt oder gethan werden kann ebenfalls verboten."

Durch das Statut Richard III. wurde die Gewalt auf Bürgſchaft zu entlaſſen ein wenig erweitert. Jeder Friedensrichter wurde autoriſirt Bürgſchaft für Verbrecher anzunehmen; aber ſie waren ausdrücklich auf Perſonen beſchränkt, die auf leichten Verdacht verhaftet waren; und es fand ſich, daß ſelbſt dieſe Gewalt unter dieſer Einſchränkung ſolche Uebelſtände hervorbrachte, daß drei Jahre darauf die Legislatur es für nothwendig hielt, ſie zurückzunehmen. Anſtatt irgend einen einzelnen Friedensrichter länger damit zu betrauen, nimmt die Acte 3 Heinrichs VII. die vorhergehende Acte zurück und befiehlt „daß kein Gefangener (von denen die geſetzlich Bürgſchaft leiſten können) zur Bürgſchaft oder zur Gewährleiſtung durch weniger als zwei Richter von denen einer aus den Quorum ſein muß zugelaſſen werden ſoll“. Und ſo unumgänglich nothwendig für die Verwaltung der Gerechtigkeit und die Sicherheit und den Frieden der Geſellſchaft erſchien dieſe Beſtimmung, daß in jener Zeit von dem Könige ein Eid vorgeſchlagen wurde, welchen die Ritter und Squires ſeines Hofſtaats, ſo wie die Mitglieder des Unterhauſes und die geiſtlichen und weltlichen Peers annehmen und alle gewiſſermaßen mit Einer Stimme ſchwören ſollten, und der ſie neben andern Verpflichtungen verbindet „Niemandem eine Bürgſchaft oder Gewährleiſtung zu geſtatten, wenn ſie wüßten oder dafür hielten, daß er ein Verbrecher wäre auf ihre Ehre und ihren Glauben; ſo ihnen Gott und alle Heiligen helfen ſollten“. *)

---

*) Parlaments-Geſchichte I. 82.

In etwas mehr als einem halben Jahrhundert wurden jedoch auch dieſe Beſtimmungen unzureichend gefunden. Die Acte Heinrichs VII. wurde umgangen und die Legislatur noch einmal genöthigt ſich ins Mittel zu legen. Die Acte 1 und 2 unter Philipp und Maria nahm den Richtern gänzlich alle Gewalt, Bürgſchaft für Verbrechen zu geſtatten, welche durch das Weſtminſterſtatut für bürgſchaftsunfähig erklärt waren.

---

*) Parlamentsgeſchichte II. 419.

Die ungeſetzliche Einkerkerung verſchiedener Perſonen, welche ſich geweigert hatten zu einer Anleihe, die Carl I. eintrieb, beizuſteuern, die Verzögerung des Habeas Corpus-Mandats und die daraus folgende Weigerung ihnen Bürgſchaft zu geſtatten, bildeten eine der erſten und wichtigſten Beſchwerden dieſer Regierung. Als jedoch das Unterhaus im Jahre 1628 zuſammen kam und den feſteſten und tapferſten Widerſtand gegen die Gewalt der Einkerkerung, welche der König und ſein Staatsrath ſich angemaßt, ebenſo gegen die Weigerung den Betheiligten auf die Habeas Corpus-Acte Bürgſchaft zu geſtatten beſchloß, nahm es in allen ſeinen Reſolutionen alle diejenigen Verhaftungen aus, *wo die Urſache der Haft angegeben war und dieſe die Haft geſetzlich rechtfertigte.* Der Grund dieſer Unterſcheidung iſt, daß ſobald die Urſache der Haft angegeben iſt, das Verbrechen bekannt iſt und der Verbrecher zu dem gewöhnlichen Proceß gebracht werden muß; wenn hingegen kein Grund der Verhaftung ausgedrückt iſt und der Gefangene darauf feſtgehalten wird, ſo kann dies zu fortwährender Einkerkerung führen. Der Streit mit Carl I. brachte die Acte 16 dieſes Königs hervor, wodurch die Kings Bench angewieſen wurde innerhalb dreier Tage nach Beibringung des Habeas Corpus-Antrags die Geſetzlichkeit jeder Verhaftung durch den König und den Staatsrath zu unterſuchen und feſtzuſetzen und zu thun was Rechtens ſei in Befreiung, Bürgſchaftsgewährung oder Feſthaltung des Gefangenen. — Jetzt, ſcheint es für den Richter überflüſſig zu ſein „zu thun was Rechtens iſt“. Derſelbe ſcandalöſe Handel, in welchem wir das Privilegium des Parlaments nach der Laune oder den unmittelbaren Zwecken des Hofes haben

in Wirkſamkeit oder außer Wirkſamkeit ſetzen geſehn,
in die Verwaltung der Juſtiz eingeführt worden. D
Gerichtsbeamte, ſcheint es, hat jetzt keine andere Reg
zu befolgen als die Eingebungen perſönlicher Feindſcha
nationaler Parteilichkeit oder gar der allerfeilſten V
ſtechlichkeit.

Um dieſe hiſtoriſche Unterſuchung zu vollenden
nur übrig zu bemerken, daß die Habeas Corpus-Ac
31 von Carl II., welche mit Recht als eine ande
Magna Charta des Königreichs betrachtet wird (na
Blackſtone IV. 137) „ſich nur auf ſolche Verhaftunge
für Criminalklagen ausdehnt, welche der öffentlichen G
rechtigkeitspflege durch einſtweilige Entlaſſung des G
fangenen keinen Nachtheil bringen können“. So beſor
war die Legislatur in demſelben Augenblick, wo ſie fü
die Freiheit des Unterthanen ſorgte, keinen Schein od
Vorwand für Verletzung oder Umgehung des Bürgſchafte
geſetzes in den höhern Criminalverbrechen einzuführe
Aber die Ausnahme, welche in dem递Haupttheile der Ac
feſtgeſtellt iſt, ſetzt die Frage außer allem Zweifel. Nac
dem die Richter angewieſen ſind, wie ſie verfahren ſolle
um den Gefangenen auf Verſchreibung und Sicherhe
mit Rückſicht auf den Stand des Gefangenen und d
Natur des Verbrechens loszulaſſen, wird ausdrückli
hinzugefügt „außer wenn es dem beſagten Lordcanzle
einleuchtet u. ſ. w., daß der ſo verhaftete Betheiligte fü
Gegenſtände oder Verbrechen feſtgehalten wird, fü
welche nach dem Geſetz der Gefangene kein
Bürgſchaft leiſten kann“.

Nachdem die Geſetze die an ſich klar ſind ſo durc
Beiſpiele erläutert und ihre übereinſtimmende Meinun
durch die Geſchichte feſtgeſtellt iſt, brauchen wir kei

Autorität noch ſo achtbarer Meinungen, um unſer Urtheil aufzuklären oder unſere Ueberzeugung zu befeſtigen. Aber ich bin entſchloſſen Ihnen keine Ausflucht übrig zu laſſen. Autoritäten jeder Art ſollen gegen Sie angeführt werden von Jacob bis Lord Coke, von dem Dictionaire bis zu den Claſſikern. Vergebens werden Sie von jenen ehrlichen Richtern, deren Nachahmung Sie verſchmähen an diejenigen appelliren, die Sie zu Ihrem Vorbilde genommen haben. Sie werden von allen aus einem Munde verurtheilt.

„Mit der Sache in der Hand ergriffen (with the maner) wird ein Dieb, der etwas geſtohlen hat und die Sache bei ſich führend, wie er ſie in Händen hat ergriffen wird, welches man in flagranti delicto ergriffen nennt. Ein ſolcher Verbrecher iſt geſetzlich nicht bürgſchaftsfähig." Jacob unter dem Wort Maner.

„Diejenigen, welche mit der Sache in der Hand ergriffen werden, ſind nach dem Weſtminſterſtatut von der Vergünſtigung der Entlaſſung ausgeſchloſſen". Hawkins P. C. II. 98.

„Von ſolchen abſcheulichen Verbrechern ſcheint keiner der offenbar ſchuldig iſt, nach der Abſicht dieſes Statuts bürgſchaftsfähig zu ſein." Daſelbſt II. 99.

„Die gewöhnliche Praxis und die allgemein anerkannte Regel iſt daß die Bürgſchaft nur da zuläſſig iſt wo es zweifelhaft iſt ob der Betheiligte ſchuldig oder unſchuldig iſt." Daſelbſt.

„Es iſt kein Zweifel daß die Bürgſchaftsgewährung an eine Perſon, welche geſetzlich nicht bürgſchaftsfähig iſt entweder nach dem Gewohnheitsrecht als ein nachläſſiges Entwiſchenlaſſen oder als ein Verbrechen gegen

die verſchiedenen Statuten über die Bürgſchaft ſtraffä
iſt.“ Ebendaſelbſt 89.

„Es kann nicht bezweifelt werden, daß genau
nommen weder die Richter dieſes, noch eines and
höhern Gerichtshofes in die Beſtimmung dieſes Statu
mit inbegriffen ſind, dennoch werden ſie bei ihrer E
ſcheidung immer eine gehöcige Rückſicht darauf nehm
und keine Perſon zur Bürgſchaft zulaſſen, die ausdr
lich für bürgſchaftsunfähig erklärt iſt, **wenn nicht** e
beſonderer Umſtand zu ihren Gunſten ſprich
und deshalb ſcheint es ſchwer ein Beiſpiel zu finden,
Perſonen, welche bei einen Verbrechen betroffen wurd
oder offenbar des Hochverraths oder des Todſchla
ſchuldig ſind u. ſ. w., ſei es durch eigenes Geſtänd
oder ſonſt, zur Bürgſchaft zugelaſſen wurden, wenn
Hof nicht einen beſondern Grund hatte ſie zu gewähre
Daſ. **114.**

„Wenn es erhellt, daß Jemand durch ſeine E
kerkerung Unrecht oder Leid zugefügt wird, haben
die Macht ihn zu befreien und zu entlaſſen; — we
er auf andere Weiſe von uns wieder zur Haft zur
gebracht werden kann.“ Lord Oberrichter Hyde. St
Trials, 7. **115.**

„Das Weſtminſterſtatut war ſpeciell zur Anweiſu
der Sheriffs und Anderer, aber ich begreiſe nicht,
man ſagen könnte, die Gerichtshöfe wären von dieſ
Statut ausgeſchloſſen.“ Generalanwalt Heath. Daſ. 1
„Der Gerichtshof urtheilt über Grund oder
grund des Bürgſchaftsgeſuchs. Wenn er den Gefan
nen für geſetzlich bürgſchaftsfähig hält, ſo wird er
Marſchall übergeben und leiſtet Bürgſchaft; wenn ni
ſo bleibt er feſt.“ — In der ganzen Debatte ſprach für

Gefangenen der Einwand, es ſei in dem Verhaftsbefehl keine Urſache der Verhaftung angegeben; aber es wurde von ihrem Anwalt immer zugegeben, daß wenn als Grund der Verhaftung, Hochverrath oder Verbrechen angegeben wäre, der Gerichtshof recht gethan hätte, ſie in Haft zu behalten.

Als der Generalanwalt vor einem Ausſchuß beider Häuſer bemerkt hatte, daß in Beckwith's und andern Fällen die Lords vom Conſeil einen Brief an die Kings Bench um Bürgſchaft geſendet hätten; ſo wurde von den Führern des Unterhauſes erwiedert, dies wäre von keiner Bedeutung, „denn entweder ſei der Gefangene geſetzlich bürgſchaftsfähig oder nicht; im erſten Falle wäre er ohne einen ſolchen Brief auf Bürgſchaft zu entlaſſen geweſen, im zweiten hätten die Richter ihm auf einen ſolchen Brief offenbar keine Bürgſchaft gewähren können ohne ihren Eid zu brechen, welcher lautet: daß ſie Gerechtigkeit üben ſollen nach dem Geſetz u. ſ. w.“ State Trials VII. 175.

„So daß in Bürgſchaftsfällen für ſolche Verbrechen von der höchſten Art eher eine gewiſſe Discretion, als ein durchgehendes Geſetz ausgeübt worden iſt, in Fällen wo es in den Augen des Hofes völlig unentſchieden iſt, ob der Gefangene ſchuldig iſt oder nicht.“ Selden St. Tr. VII. 230. 1.

„Ich leugne daß ein Mann in jedem Falle wo Gefängniß über ihn verhängt wird, Bürgſchaft leiſten kann.“ Generalanwalt Heath. Daſ. 238. Durch dieſe Anführungen aus den State Trials, die außerdem keine Autorität ſind, erhellt klar, daß in Beziehung auf das „bürgſchaftsfähig oder nicht bürgſchaftsfähig“ alle Parteien darüber einverſtanden ſind, Eine Beſtimmung als unbeſtreitbar zuzugeben.

„In Beziehung auf Capitalverbrechen ſind es ſpeciell dieſe Parlamentsbeſchlüſſe, welche die allgemeinen Richtzeichen wegen bürgſchaftsfähiger und nicht bürgſchaftsfähiger Verbrechen ſind“ *). Hale II. P. C. 127. Die Aufzählung enthält die verſchiedenen Beſchlüſſe, welche wir hier citirt haben.

„Perſonen welche mit der Sache ergriffen werden, ſind nicht bürgſchaftsfähig weil es furtum manifestum iſt.“ Daſ. 133.

„Das Habeas Corpus-Mandat iſt von hoher Wichtigkeit, denn wenn Perſonen unrechter Weiſe verhaftet ſind, müſſen ſie bei Einbringung dieſes Mandats entlaſſen werden oder wenn ſie bürgſchaftsfähig ſind, Bürgſchaft leiſten; wenn nicht bürgſchaftsfähig, ſo bleiben ſie in Haft.“ Daſ. 43. Dieſe Lehre des Lord Oberrichters Hale bezieht ſich unmittelbar auf die obern Gerichtshöfe von denen das Mandat erlaſſen wird. —

„Nachdem die Einbringung des Mandats aufgenommen worden iſt, hat der Hof ihn entweder zu entlaſſen oder ihm Bürgſchaft zu gewähren oder ihn im Gefängniß zu halten, wie die Natur der Sache es erfordert.“ Daſ. 146.

„Wird eine Bürgſchaft gewährt anders als wie das Geſetz es erlaubt, ſo ſoll der Betheiligte, welcher ſie erlaubte, eine Geldſtrafe erlegen, ins Gefängniß geſetzt werden oder Schadenerſatz leiſten oder ſeine Stelle ver-

---

*) Lord Mansfield hat ſich ein Studium daraus gemacht, dieſe Richtzeichen (landmarks) zu entfernen.

wirkt haben, wie der Fall es erfordert." Selden durch Bacon 182.

„Dies führt zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit bei jeder Verhaftung den Grund aus welchem ſie vorgenommen wurde, anzugeben, damit der Gerichtshof auf ein Habeas Corpus-Geſuch ſeine Gültigkeit unterſuchen und nach den Umſtänden des Falls den Gefangenen frei laſſen, ihm Bürgſchaft gewähren oder ihn in Verhaft behalten kann." Blackſtone III. 133.

„Marriot wurde verhaftet weil er Endoſſements auf Bankbillets nachgemacht hatte und auf ein Habeas Corpus-Mandat zur Bürgſchaft zugelaſſen weil das Verbrechen blos ein grobes Vergehen war; — denn obgleich das Nachmachen der Billete ein Verbrechen iſt, ſo iſt es doch das Nachmachen der Endoſſements nicht." Salkeld I. 104.

„Die Abſicht des Geſetzes über die Bürgſchaft geht auf den Fall wo es zweifelhaft iſt, ob er ſchuldig iſt oder nicht; aber wenn er entweder durch einen Juryſpruch oder durch Bekenntniß überführt iſt, dann muß nach dem Geſetz angenommen werden, daß er des Verbrechens ſchuldig, alſo nicht bürgſchaftsfähig iſt." Coke II. Inſt. 188. IV. 178.

„Bürgſchaft gilt quando stat indifferenter und nicht wenn das Verbrechen deutlich und offenbar iſt." Daſ. II. 189.

„In dieſem Falle non stat indifferenter, ob er ſchuldig oder nicht iſt, da er with the maner ergriffen wurde, d. h. mit der geſtohlenen Sache in der Hand." Daſ.

„Wenn es klar iſt, daß die Einkerkerung recht und geſetzlich iſt, ſo ſoll er dem früheren Gefängnißauf-

ſeher wiedergegeben werden: wenn es aber dem H
klar werden ſollte, daß er gegen das Geſetz des Land
eingeſperrt iſt ſo ſoll man kraft dieſes Statutes ihn
freien; iſt es zweifelhaft und nach Umſtänden, ſo ka
er auf Bürgſchaft entlaſſen werden.“ II. Inſt. 55.

Es iſt überflüſſig den Leſer mit noch mehr Anfü
rungen zu beſchweren. Wenn dieſe Autoritäten ni
für ausreichend gehalten werden, um die Anſicht welc
hier vertheidigt wird, feſtzuſtellen, ſo wird es vergebli
ſein, ſich auf die Zeugniſſe der Geſetzbücher oder a
die Anſichten der Richter zu berufen. Es ſind nicht d
Autoritäten auf welche Lord Mansfield ſich ſtützen wi
Er maßt ſich eine willkürliche Gewalt recht zu thun a
und wenn er Unrecht thut, ſo iſt das nur eine Sac
zwiſchen Gott und ſeinem Gewiſſen.

Und nun, Mylord, obgleich ich großes Zutrauen
dem vorſtehenden Beweiſe habe, will ich doch nicht ſa
gen, daß jeder kleinſte Theil davon durchaus unangrei
bar wäre. Ich bin zu wohl mit der Praxis eines g
wiſſen Hofes, welcher durch Ihr Beiſpiel geleitet w
durch Ihre Autorität regiert wird bekannt, um zu me
nen, daß es jemals einen Beweis gegeben habe, a
welchem, wenn er auch noch ſo ſehr mit Geſetz un
Vernunft ſtimmt, ein pfiffiger, ſpitzfindiger Advacat nic
eine Blöße entdecken ſollte. Wenn ich aber das Gan
zuſammen nehme, behaupte ich bildet es eine Beweis
maſſe, wie dem menſchlichen Geiſte nichts Vollſtändigere
und Ueberzeugenderes geboten werden kann. Wie ein
Ausflucht ſuchende indirecte Erwiderung ſich mit Ihre
Ehre vertragen wird, oder wie es zu ihrer Vertheid

gung vor den Schranken des Oberhauſes dienen wird, dies verdient Ihre Aufmerkſamkeit. Wenn nach Allem, was geſagt wurde, noch behauptet werden ſollte, daß der Chef der Kings Bench bei Gewährung von Bürgſchaften für Verbrecher von allen geſetzlichen Vorſchriften ausgenommen wäre und daß der Richter keine andere Vorſchrift als ſeine Privatneigung oder ſeinen bloßen unverantwortlichen Willen und ſein Belieben zu befolgen habe, ſo folgt ganz klar daß die Unterſcheidung zwiſchen bürgſchaftsfähig und nicht bürgſchaftsfähig welche gleichmäßig durch die Legislatur ausgeſprochen wird, welche durch alle unſere Geſetzbücher läuft und durch alle großen Rechtsgelehrten ohne Ausnahme angenommen wird, in einem Sinne eine nichtige, in einem andern eine verderbliche Unterſcheidung iſt. Sie iſt nichtig, indem ſie einen Unterſchied in der Bürgſchaftsfähigkeit der Verbrechen aufſtellt, während ſich die Unterſcheidung in Wahrheit nur auf den Rang der Beamten bezieht. Sie iſt verderblich, weil ſie eine Geſetzesbeſtimmung einſchließt worauf jedoch der Richter nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen ſchuldig iſt und dem Gemüthe des Volks den Gedanken einprägt, daß der Richter weiſer und größer ſei, als das Geſetz.

Es bleibt nur noch übrig das ſo feſtgeſtellte Geſetz auf die Thatſache, um die es ſich hier handelt anzuwenden. Aus einer authentiſchen Abſchrift des Mittimus (Befehl des Friedensrichters einen Verbrecher in Haft zu halten) geht hervor, daß John Eyre wegen eines Verbrechens, welches in dem Verhaftsbefehl deutlich und ſpeciell ausgedrückt war gefangen gehalten wurde. Er war vor Alderman Halifax auf den Eid von Thomas Fielding, William Holder, William Payne und William

Naſh, weil er verbrecheriſcher Weiſe elf Buch Schre
papier geſtohlen, Werth 6 Schilling und Eigenthum v
Thomas Bach u. ſ. w., beſchuldigt worden. Nach B
hörung der vier in dem Mittimus erwähnten Perſon
auf ihren Eid war es bewieſen, daß große Partien v
Papier vermißt worden waren und daß elf Buch (w
auf vorläufig der Verdacht ruhte, daß Eyre der D
wäre) bei ihm gefunden worden. Viele andere Bu
Papier mit demſelben Zeichen des Verdachts wurden
ſeiner Wohnung gefunden; und nachdem er einige Z
in Woodſtreet Compter geweſen war, wurde ein Schlüſ
in ſeinem dortigen Gemach gefunden, von dem es ſi
ergab, daß er ein Schlüſſel zu dem Gemach in Guil
hall war, aus dem das Papier geſtohlen worden. Als
gefragt wurde, was er zu ſeiner Vertheidigung zu ſag
hätte, war ſeine einzige Antwort: ich hoffe Sie werd
mir Bürgſchaft gewähren. Mr. Holder, der Gericht
ſchreiber antwortete: „das iſt unmöglich, es giebt ke
Beiſpiel davon wenn das geſtohlene Gut bei dem Die
gefunden wurde". Darauf wurde der Lord Major herz
gerufen und ſchlug es ab ihn Bürgſchaft leiſten zu laſſe
— Von allen dieſen Umſtänden war es Ihre Pflicht Si
ganz genau zu unterrichten. Die Thatſache war mer
würdig und es war bekannt, daß der oberſte Magiſtr
der City von London dem Verbrecher die Bürgſchaft
leiſtung abgeſchlagen hatte. Um Ihre Gefälligkeit gege
die Bitten Ihrer drei Landsleute zu rechtfertigen, hät
bewieſen werden müſſen, daß Ihnen ſolche Umſtände a
geführt worden wären, wodurch es ehrlich und bona fi
zu einer Sache des Zweifels und der Ungewißheit g
macht wurde, ob der Gefangene ſchuldig oder unſchuld
wäre. — Wurde irgend etwas von dem ſchottiſchen Triun

virat vorgebracht, welches die poſitive Anklage von vier glaublichen eidlich bekräftigten Zeugniſſen entkräften ſollte? War es Ihnen auch nur zu verſtehen gegeben durch ihn ſelbſt oder durch ſeinen Bürgen, daß kein Verbrechen begangen oder daß er nicht der Verbrecher wäre; daß die geſtohlenen Güter nicht bei ihm gefunden wären, oder daß er nur der Empfänger war und nicht wußte daß ſie geſtohlen waren? Oder um es kurz zu ſagen brachten ſie irgend einen Beweis ſeiner Verrücktheit vor? — Auf alle dieſe Fragen antworte ich für Sie ohne die geringſte Furcht des Widerſpruchs mit einem poſitiven Nein. Von dem Augenblick an, wo er verhaftet wurde, hegte er nie die geringſte Hoffnung freigeſprochen zu werden; deswegen dachte er an nichts, als Bürgſchaft zu erhalten, um Zeit zu gewinnen ſeine Angelegenheiten zu ordnen, ſein Vermögen in ein anderes Land zu bringen und den Reſt ſeines Lebens in Behaglichkeit und Ueberfluß im Auslande zuzubringen. In dieſem klugen Plan auf künftiges Glück wirkte der Lord Oberrichter von England willig und herzlich mit. Als Sie eine ſo große Tugend in Noth ſahen, gerieth Ihr natürliches Wohlwollen in Aufruhr. Einen ſolchen Mann wie Mr. Eyre mit Widerwärtigkeiten kämpfen zu ſehen, mußte freilich ein intereſſantes Schauſpiel für Lord Mansfield ſein. — Oder war es die freiſinnige Beſorgniß wodurch ſich Ihr ganzes Leben ausgezeichnet, die Freiheit der Staatsbürger zu erweitern? — Mylord, wir brauchten dieſen neuen Beweis Ihrer Freiſinnigkeit nicht. Wir kannten die Sorte unſerer Mitbürger ſchon, für deren Freiheit Sie beſorgt waren. Unter allen Umſtänden iſt das Publicum Ihnen ſehr verpflichtet daß Sie einen Preis feſtgeſetzt haben, um welchen ein Verbrechen ungeſtraft begangen werden

kann. Sie banden einen Verbrecher der bekantlich
30,000 Pfd. geſchäzt wurde mit der Summe von 3
Pfd. Nach Ihrer natürlichen Richtung auf die Bil
keit und bewandert wie Sie waren in der Doctrin
Präcedenzen, dachten Sie ohne Zweifel das Verhält
zwiſchen dem Vermögen des Verbrechers und der G
ſtrafe, wodurch er ſein Verbrechen ausgleichen könn
feſtzuſetzen. Das Verhältniß, welches jetzt in den Ac
iſt und der Nachkommenſchaft unter den Auſpicien v
Lord Mansfield überliefert wird, iſt gerade 1 zu 1
Mylord, ohne es zu wollen haben Sie dem Genie Ih
Landsleute einen grauſamen Zwang aufgelegt. In d
wärmſten Eifer ihrer Leidenſchaften ſehen die Schot
immer mit Einem Auge auf die Koſten und wenn I
andern Tugenden uns im Stich laſſen, können wir u
an ihre Sparſamkeit halten.

Dadurch, daß Sie eine ſo geringe Sicherheit v
John Eyre nahmen verführten und ermunterten Sie i
offenbar zur Flucht. Obgleich es in Bürgſchaftsfäl
gebräuchlich iſt vier Bürgſchaften zu nehmen, ließen S
ihn in der Haft von drei Schotten, die er leicht ber
gen konnte zu ſeinem Rückzug ein Auge zuzudrück
Daß er von der Gelegenheit die Sie ihm ſo gefliſſentl
gaben keinen Gebrauch machte, rechtfertigt weder I
Betragen noch iſt es überhaupt anders als aus ſei
ausſchweifenden und monſtröſen Habſucht zu begreif
Jeder andere Mann als dieſer Buſenfreund dreier Sch
ten würde gern einige 100 Pfd. geopfert haben ehe
ſich der Schande im öffentlichen Gericht ſchuldig
ſprochen zu werden unterworfen hätte. Es iſt frei
möglich und nicht unvernünftig, daß er ſich mit der H
nung auf eine Begnadigung geſchmeichelt hat. Daß

begnadigt ſein würde ſcheint mehr als wahrſcheinlich, wenn ich nicht die öffentliche Aufmerkſamkeit auf den erſten Schritt, den Sie zu ſeinen Gunſten gethan haben, geleitet hätte. Unter dem gegenwärtigen edlen Regiment wiſſen wir ſehr wohl, welcher Gebrauch von der Milde des Gerichtshofes und von der Gnade der Krone gemacht worden iſt. Der Lord Oberrichter von England nimmt den hundertſten Theil von dem Eigenthum des Verbrechers, der auf der That ergriffen worden iſt, als Bürgſchaft für ſein Wiedererſcheinen. Ihr Bruder Smythe bramabaſirt eine Jury und zwingt ſie ihren Spruch zu ändern, wodurch ſie einen ſchottiſchen Sergeanten des Mordes ſchuldig gefunden hat; und obgleich die Kennedy's eines völlig überlegten und grauſamen Mordes überführt waren, ſo hatten ſie doch einen Anſpruch auf die königliche Gnade. — Sie wurden gerettet durch ihre keuſchen Verbindungen. Sie hatten eine Schweſter; — jedoch war es nicht ihre Schönheit, ſondern die Geſchmeidigkeit ihrer Jugend, welche ſie dem Könige empfahl. — Der heilige Stifter unſerer Religion wurde in Geſellſchaft von Sündern geſehen, aber es war ſein gnadenvoller Zweck, ſie von ihren Sünden zu bekehren. Ein anderer Mann, der in den Ceremonien unſerer Religion ihrem großen Feinde Lehren geben kann, wählt, aber aus andern Principien dieſelbe Geſellſchaft. Er giebt den Kranken Rath, ſammelt alle Verſtimmungen des Herzens und verwandelt einen königlichen Pallaſt in ein Hoſpital für Unheilbare. — Ein Mann von Ehre hat kein Eintrittsbillet in St. James. Man empfängt ihn wie eine Jungfrau bei den Magdalenen: „gehe hin und thue desgleichen!"

Meine Klage gegen Sie iſt jetzt bewieſen, dennoch bin ich bereit auf richtige Einwürfe zu antworten und mich ihnen zu unterziehen. Wenn Sie, falls dieſe Sache jemals verhandelt werden ſollte, es dulden, daß die Thüren des Oberhauſes geſchloſſen werden, ſo proteſtire ich hiermit und erkläre, daß ich es ſo anſehe als hätten Sie nicht geantwortet. Von dieſem Augenblicke an werden Sie in der Meinung der Welt als einer, der ſich ſelbſt überführt hat, daſtehn. Ihre Antwort mag ſpitzfindig und ausweichend oder frei und ſachgemäß ſein, immer iſt ſie der Gegenſtand eines Urtheils für Ihre Peer's; aber wenn — während jeder mögliche Gedanke an Mißachtung dieſes edlen Hauſes (auf deſſen Ehre und Gerechtigkeit die Nation ſtillſchweigend vertrauet) hier auf's feierlichſte zurückgewieſen wird — Sie Sich bemühen ſollten dieſe Anklage als eine Verachtung ſeiner Autorität darzuſtellen und Ihre Lordſchaften zu bewegen, dem Drucker dieſer Blätter einen Verweis zu ertheilen, dann behaupte ich, daß Sie Ungerechtigkeit mit Gewaltthat vertheidigen, daß Sie einer abſcheulichen Erſchwerung Ihres Verbrechens ſchuldig ſind, und daß Sie Ihren äußerſten Einfluß dazu aufwenden, in dem höchſten Gerichtshof der Nation eine poſitive Rechtsverweigerung zu Wege zu bringen.

Junius.

---

69. Brief.

An den ſehr ehrenwerthen Lord Cambden.

Mylord,

Ich wende mich mit Vergnügen aus der unfruchtbaren Wüſte, wo keine heilſame Pflanze Wurzel faßt, wo kein Grün lebt zu einem Charakter der wie ich gern glaube, an jedem großen und edlen Talente fruchtbar iſt. Ich fordere Sie auf im Namen der engliſchen Nation, zur Vertheidigung unſerer Geſetze hervorzutreten und in der Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit die großen Fähigkeiten, welche Sie zum Heile der Menſchheit beſitzen, geltend zu machen. Um die Thatſachen welche die vorgehenden Blätter publiciren feſtzuſtellen, mag es nothwendig ſein, die Perſonen, welche in dem Mittimus erwähnt werden, vor die Schranken des Hauſes zu fordern. Sollte eine Motion zu dieſem Zwecke verworfen werden, ſo werden wir wiſſen was wir von Lord Mansfields Unſchuld zu denken haben. Der geſetzliche Beweis iſt dem Urtheil Ew. Lordſchaft unterbreitet. Nach dem edeln Widerſtand, den Sie Lord Mansfield in der Libellfrage leiſteten, erwarteten wir, daß Sie es nicht geduldet haben würden, daß dieſer Gegenſtand unerledigt bliebe. Aber es hieß, Lord Oberrichter Wilmot hätte es durchgeſetzt eine Anſicht des Richters Jates als Zeugniß anzuführen, welche gegen Sie ſprechen ſollte; und wir nehmen dieſe Entſchuldigung an. Wenn ſo ſchnöde Künſte angewendet werden, um gegen eine Rechtsfrage einzunehmen, ſo mag es unklug geweſen ſein, ſie in einer ſolchen Zeit zur Entſcheidung gebracht zu haben. In dieſem Falle werden Sie mit einer ſolchen Oppoſition nicht zu kämpfen haben. Wäre ein Richter oder Rechtskundiger von einigem Anſehen in der Weſtminſterhalle, der die Frechheit hätte zu behaupten, nach dem wahren Sinn der Geſetze von England wäre ein Verbrecher der in flagranti delicto mit der Sache in der Hand ertappt wurde, bürgſchaftsfähig; oder die Discretion eines engliſchen Richters wäre rein willkürlich und nicht durch Rechtsregeln geleitet; — ſo ſollte es mir lieb ſein, ihn kennen zu lernen. Wer es auch ſei, ich will dafür ſorgen daß er Ihnen keine große Unbequemlichkeit macht. Ew. Lordſchaft Charakter giebt mir die Bürgſchaft dafür, daß Sie wie es Ihnen zukommt, in der Vertheidigung der Geſetze von England gegen einen ſchlechten Richter, der es zur Aufgabe ſeines Lebens macht ſie falſch auszulegen und zu verderben, die vornehmſte Rolle übernehmen werden. Wenn Sie dieſes ehrenvolle Geſchäft ablehnen, ſo fürchte ich, wird man ſagen, daß Sie ſeit einigen Monaten zu viel Umgang mit dem Herzog von Grafton gepflogen hätten. Wenn der Streit ſich um eine Auslegung der Geſetze dreht, ſo können Sie ohne einen förmlichen Verrath an Ihrem Rufe den Ehrenpoſten ſelbſt nicht an Lord Chatam abtreten. Wenn ich die Stellung und die Talente Lord Mansfields bedenke, ſo nehme ich keinen Anſtand, mit der feierlichſten Berufung auf Gott und mein Gewiſſen auszuſprechen: er iſt nach *meiner* Ueberzeugung der ſchlechteſte und gefährlichſte Menſch im Königreich. So weit habe ich meine Pflicht in dem Bemühen, ihn zur Strafe zu ziehn erfüllt. Aber mein Geſchäft im Tempel der Gerechtigkeit iſt das untergeordnete eines Dieners. Ich habe das Opfer gebunden und es zum Altar geſchleift.

Junius.

Seine Ehrwürden Mr. John Horne hat mit ſeiner gewöhnlichen Wahrhaftigkeit und ehrenhaften Betriebſamkeit ein Gerücht in Umlauf geſetzt, Junius habe ſich in einem Briefe an die Vertheidiger der Bill der Rechte aufs wärmſte zu Gunſten der langen Parlamente und verfallenen Wahlflecken erklärt. Wir finden es daher nöthig, dem Publicum folgenden Auszug ſeines Briefes an John Wilkes Esq. vom 7. September 1771 welcher der Geſellſchaft am 24. vorgelegt worden iſt, mitzutheilen: „Mit Rückſicht auf die verſchiedenen Artikel, jeden einzeln genommen, geſtehe ich, es thut mir leid die große Bedingung, welche das sine qua non parlamentariſcher Befähigung ſein ſollte, welche die Grundlage (wie ſicher die einzige Zuflucht) jedes Bollwerkes zur Vertheidigung der Conſtitution ſein ſollte, nämlich *eine eidliche Erklärung, die Dauer der Parlamente abzukürzen*, — in der Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft zum vierten Range heruntergeſunken; und ſelbſt an dieſem Platze weit entfernt von einer feſten und nachdrücklichen Forderung in ihrem Ausdruck verblaßt zu ſehn.“ — „*Sie wollen ſich bemühen jährliche Parlamente herzuſtellen!*“ — Sind dies die Worte, deren ſich Männer die es ernſtlich meinen, bedienen, wenn die salus reipublicae auf dem Spiele ſteht? — Ich erwartete eine andere Sprache von Mr. Wilkes. — Außer meinem Einwurf gegen die Form mißbillige ich höchlich den Sinn des 4ten Artikels wie er iſt. Wenn jemals die Frage ernſtlich zur Sprache kommen ſollte, ſo will ich mich bemühen, (und wenn ich lebe es gewiß erreichen), die engliſche Nation durch Gründe die nach meiner Einſicht unwiderleglich ſind, zu überzeugen, daß ſie auf ein dreijähriges Parlament beſtehen und den Gedanken an ein einjähriges Parlament aufgeben muß. . . . Ich bin überzeugt, wenn die Abkürzung der Parlamentsdauer (welche ihrer Wirkung nach ſo viel heißt als die repräſentative Gewalt unter die Ruthe der conſtituirenden zu nehmen) nicht zur Baſis unſerer neuen parlamentariſchen Rechtskunde gemacht wird, ſo nützen andere Zügel und Verbeſſerungen nichts. Und umgekehrt, wenn dies zur Grundlage gemacht wird, können andere Maßregeln zu Hülfe kommen und als Hülfstruppen von beträchtlichem Nutzen ſein. Lord Chathams Plan z. B. die Zahl der Grafſchaftsvertreter zu vermehren, ſcheint mir bewunderungswürdig. ..... Was das Amputiren der Rottenboroughs betrifft, ſo werde ich eben ſo ſehr als irgend einer dadurch beleidigt, wenn ich ſo viele derſelben unter dem directen Einfluß der Krone oder zur Verfügung von Privatperſonen ſehe. Dennoch, ich geſtehe es, hege ich Zweifel und Beſorgniß in Rückſicht auf das Mittel welches Sie vorſchlagen. Ich werde vielleicht beſchuldigt werden, es fehle mir ſehr an politiſcher Kühnheit, wenn ich Ihnen ganz ehrlich geſtehe, daß ich bei der Idee einer ſo umfaſſenden Amputation erſchrocken bin. Zuerſt beſtreite ich die Gewalt der Legislatur, de jure eine Anzahl von Boroughs aus dem allgemeinen Grunde einer Conſtitutionsverbeſſerung ihrer Freiheiten zu berauben. Es kann keine Lehre geben, welche für Freiheit und Eigenthum, wofür wir ſtreiten, verderblicher wäre, als die, welche die Idee einer ſouverainen und einer willkürlichen Legislatur mit einander verwechſelt. Ich brauche Ihnen nicht die verderblichen Zwecke, wozu ſie gebraucht worden iſt und wozu ſie gebraucht werden kann, bemerklich zu machen. Wenn wir in dem politiſchen Glauben, den wir bekennen, aufrichtig ſind, ſo müſſen wir ſagen, daß es viele Dinge giebt, welche von dem Könige, den Lords und den Gemeinen nicht gethan werden können. Unter dieſe rechne ich die Rechtsberaubung der Boroughs aus dem allgemeinen Geſichtspunkte einer Verbeſſerung. Ich halte es für gleichbedeutend mit der Beraubung der Betroffenen; man nimmt ihnen ihr Freilehn, ihr angebornes Recht. Ich ſage, obgleich dieſes angeborne Recht verwirkt oder in gewiſſen Fällen in ſeiner Ausübung ſuſpendirt werden kann, ſo kann es doch nicht durch ein allgemeines Geſetz zu einem wirklichen oder vorgeblichen Zweck, die Conſtitution zu verbeſſern, genommen werden. Angenommen der Verſuch könnte gemacht werden, ſo bin ich überzeugt, Sie können nicht wollen, daß weder der König, noch die Lords activen Theil daran nehmen. Eine Bill welche blos die Vertretung des Volkes betrifft, muß im Unterhauſe ihren Urſprung nehmen. In der Faſſung und Durchführung derſelben müßte das ausſchließliche Recht der Gemeinen eben ſo ſorgfältig als in dem Falle einer Geldbill in Anſpruch genommen werden. Und dann, Sir, ſollte es mir lieb ſein zu hören, durch welches Räſonnement bewieſen werden könnte, daß der Repräſentativkörper ein Recht hätte, ſeinen unmittelbaren Conſtituenten zu zerſtören. Woher könnte er es möglicherweiſe ableiten? Ein Höfling wird leicht Ja ſagen, und dieſes Ja vertheidigen, das weiß ich. Die Anſicht paßt ihm ganz genau, weil ſie dem Einfluß der Krone eine unbeſchränkte Wirkſamkeit giebt. Aber wir, Mr. Wilkes, ſollten eine andre Sprache führen. Es iſt keine Antwort, wenn man mir ſagt, daß die Bill im Fall ſie durch das Unterhaus geht ein Act der Majorität und nicht der Repräſentanten der verſchiedenen Boroughs, die davon getroffen werden, ſei. Kann die Majorität 10 Boroughs ihre Rechte nehmen, warum nicht dem ganzen Königreich? Warum ſollte ſie nicht ihre eigenen Sitze im Parlament lebenslänglich machen? Als die Siebenjährigkeitsacte durchging, that die Legislatur etwas was ſie zu thun offenbarer und handgreiflicher Weiſe nicht das Recht hatte; ſie that mehr als das Volk im Ganzen ſich verſah, ſie beraubte in Wahrheit das Königreich für vier Jahre ſeiner Rechte.

Aber will ich einmal annehmen, daß die Nützlichkeit der Maßregel und die Gewalt des Parlaments unzweifelhaft wären. Immer werden Sie noch eine unüberſteigliche Schwierigkeit in der Ausführung finden. Wenn alle Ihre Amputationsinſtrumente fertig ſind, wenn der unglückliche Patient ohne die Möglichkeit des Widerſtandes, zu Ihren Füßen liegt, durch welche unfehlbare Regel wollen Sie die Operation leiten? Wenn Sie ſich vornehmen, die verdorbenen Theile hinwegzuſchneiden, können Sie uns ſagen, welche Theile vollkommen geſund ſind? Giebt es irgend ſichere Grenzen in der Wirklichkeit oder in der Theorie, um Sich zu unterrichten, bei welchem Punkt Sie innehalten müſſen, bei welchem Punkt die Ablöſung endigt? Einem Manne, welcher ſo zu beobachten und zu denken verſteht wie Sie, braucht nicht alles geſagt zu werden, was über den Gegenſtand geſagt werden könnte. Abgeſehen davon, daß ich Lord Chathams Idee, der Conſtitution eine Portion neuer Geſundheit einzuſtrömen, um ſie zur Ertragung ihrer Schwächen zu befähigen (ein glänzender Ausdruck und voll innerer Weisheit!) höchlich billige, ſo treten noch andere Gründe hinzu, um mich zur Annahme derſelben zu bewegen," u. ſ. w. Wer mir dieſe Gründe richtig und vollſtändig beantwortet, ſoll meinen Dank und meinen Beifall haben; mein Herz iſt ſchon mit ihm, ich bin bereit mich bekehren zu laſſen. Ich bewundere ſeinen Character und möchte ſeine Glaubensartikel gern unterſchreiben.

Ich bin dankbar gegen das gütige Weſen, welches mir dieſen denkenden Geiſt, wie er nun eben iſt, gegeben hat, und halte mich für ſeinen Schuldner, weil von ſeinem erleuchteten Verſtande ein Strahl der Erkenntniß in den meinigen dringt. Aber weder die gröſten Kräfte des menſchlichen Geiſtes würde ich für eine Gabe halten, die der Gottheit würdig wäre, noch irgend ein Mittel zu ihrer Ausbildung für einen Gegenſtand der Dankbarkeit gegen meine Mitmenſchen, wenn ich nicht die Genugthuung hätte, daß eine wirkliche Aufklärung des Verſtandes das Herz verbeſſert und erweitert.

Junius.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

40 S.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Neunter Band.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1847.

Polemiſche Briefe

Von

Arnold Ruge.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe
1847.

Inhalt

1. Sechs lächerliche Brieſe an Stephan Schütze 5
2. Eine motivirte Correſpondenz 24
3. Sendſchreiben an die Schriftſteller der lit. Zeitung . . 72
4. Ein Briefwechſel von 1843 113
5. Annales de l'Allemagne et de la France . . . 143
6. Plan der deutſch-franz. Jahrb. 145
7. Offne Brieſe zur Vertheidigung des Humanismus . . 161
    - 1. Document 161
    - 2. Document 162
    - 1. Brief. Antwort auf die Anklage des Staatsanwaltes 168
    - 2. ,, An Frau Schulz und Wilhelm Schulz . 186
    - 3. ,, Wilhelm Schulz an A. Ruge und andre Negative 204
    - 4. ,, An Wilhelm Schulz 211
    - 5. ,, W. Schulz an A. Ruge 218
    - 6. ,, An W. Schulz 222
    - 7. ,, An W. Schulz 224
    - 8. ,, Gratulationsſchreiben an die Berliner Academie 228
    - 9. ,, Dankadreſſe der liberalen Baiern an ihre Befreierin 231
    - 10. ,, Adreſſe an die Oppoſition des vereinigten Landtags in Berlin 232
    - 11. ,, An Magiſter Helbig 235
    - 12. ,, An Herrn Guſtav Julius 249
    - 13. ,, An den Redacteur d. Mannheimer Abendzeit. 251
    - 14. ,, An R. E. Prutz 252
8. Literaturbrieſe 283
    - 1. Brief. An den Redacteur des Literatur- und Kunſtberichts 283
    - 2. ,, An denſelben 295
    - 3. ,, An denſelben 300
    - 4. ,, An eine Dame 315
9. Drei Brieſe über die deutſch-religiös-politiſche Bewegung von 1845 322
    - 1. Brief. An den Redacteur der Oppoſition . . . 322
    - 2. ,, An denſelben 344
    - 3. ,, An denſelben 351
10. Drei Brieſe über den Communismus 365
    - 1. Brief. An den Redacteur der Oppoſition . . . 365
    - 2. ,, An … zu …r 399
    - 3. ,, An den Redacteur der conſtitutionellen Staatsbürgerzeitung 405

I.

Sechs lächerliche Briefe über das Lächerliche.

An den Herrn Hofrath Stephan Schütze in Weimar.

1835.

1.

Ew. Wohlgeboren haben ſich ſeit längerer Zeit für das Lächerliche intereſſirt, alſo auch ohne Zweifel die Bemerkung gemacht, daß man ſich bei Briefen über das Lächerliche von vornherein reſigniren muß, lächerliche Briefe zu ſchreiben; und warum nicht? Braucht man doch nur gefliſſentlich ſich lächerlich zu machen, um es ſo gut als gar nicht zu ſein, wenigſtens das Gelächter der Leute nicht übel zu empfinden. Nur wenn man nicht mitlachen kann, wird man pikirt. Ich ſetze alſo voraus, daß Ew. Wohlgeb. in Ihrem Aufſatze:*) „Ueber das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen", aus dem angegebenen Grunde überzeugt waren, uns die Heiterkeit einer lächerlichen Erſcheinung zu bereiten, ſelbſt wenn darin nichts Lächerliches und gar nichts über das Lächerliche vorkommen ſollte, denn in dieſem Falle ſei doch die ganze Abhandlung lächerlich. Ich meines Orts gedenke mich derſelben Gewißheit zu getröſten. Der Gegenſtand bringt es mit ſich, daß man ihn auf jeden Fall zur Erſcheinung bringt, wenn man über ihn ſchreibt, ſelbſt wenn man hundert Meilen vorbeiſchießen ſollte; dann nämlich an ſich ſelbſt.

---

*) Bl. für litt. Unterh. 1834. Nr. 270.

Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß hiermit, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, ſchon etwas über des Lächerliche geſagt ſein müſſe.

Aber werden Sie fragen, wie komme ich zu der Ehre? etwa bloß wegen meines Intereſſes für die Sache, oder warum ſonſt?

Sie werden es leicht vergeſſen haben; aber vielleicht erinnern Sie ſich nun wieder daran. Sie waren ſo gütig, mir, als ich in Rom war, einen Brief wegen meiner im halliſchen Katalog angekündigten Vorleſungen über das Komiſche zu ſchreiben, in der Vorausſetzung, daß ein Docent Das ganz beſonders gut verſtünde, worüber er eine Vorleſung angekündigt, während doch jeder Sachverſtändige ganz das Gegentheil weiß; denn was gewährte dem Docirenden eine Vorleſung noch für ein Intereſſe, wenn er im Voraus ſchon Alles wüßte, was er ſagen ſoll; im Gegentheil er weiß es nicht und redet dann auf dem Katheder die Weisheit ſo ganz eigentlich in ſeinen eignen Kopf hinein, er redet weſentlich zu ſich ſelber und zu ſeinem eignen Verſtändniß, wobei er deßhalb auch nur einen einzigen Uebelſtand zu befahren hat, nämlich den, daß er ſich ſelber nicht verſteht und ſich eben ſo wenig fragen kann als ihn ſeine Mitzuhörer (commilitones), die es aber darin beſſer haben als er ſelbſt, daß ſie an was Anderes denken, wenn ſie nicht mit fortkönnen, während er unterdeſſen an nichts denkt. Aber was ich ſagen wollte, Sie ſchrieben damals an mich in dieſer irrigen Meinung, die auch wirklich in dieſem Punkt irrig geweſen wäre, wenn ſie es nicht vielmehr darin wäre, daß ich jene Vorleſung gar nicht angekündigt, ſondern daß dieß ein vortrefflicher Freund in meinem Namen und hinter meinem Rücken, während ich ſelbſt hundert Meilen davon war, gethan hatte, wiederum in der irrigen Meinung, ich, der ich doch ein gutgelaunter und bisweilen ſcherzhafter Menſch ſei, müßte es ganz beſonders gut zu ſagen wiſſen, was das Spaßhafte, das Lächerliche, das Komiſche denn eigentlich ſei; grade als wenn der Bauer am beſten zu ſagen wüßte, was die Erde, und der Nachtwächter, was der Mond, oder der Lampenputzer was Licht und Finſterniß denn eigentlich ſei.

Ich wußte es alſo damals noch keineswegs, was das Komiſche ſei, war auch gar nicht befugt, es zu wiſſen, und ich weiß es in der That noch jetzt nicht, hoffe aber, daß es mir hier beim Briefſchreiben einfallen ſoll, oder ich komme wirklich in die Verlegenheit der klugen Leute von Profeſſion, daß ich zwar rede, mir aber nichts dabei denke. Außerdem habe ich noch nicht Praxis genug, um mich bei den Vorleſungen, die ich nun wirklich über den Gegenſtand halten werde, mit Ruhe dieſem Phänomen zu unterziehen. Ich ſchreibe daher in der Angſt dieſe Briefe an Sie; entſchuldigen Sie mich. Ich bin der Ihrige.

2.

Ew. Wohlgeb. ſehen aus dem vorigen Briefe zugleich den Grund, warum ich Ihnen erſt jetzt und nicht mit umgehender Poſt geantwortet; denn wenn die Höflichkeit gebot, zu antworten, ſo gebot das Selbſtbewußtſein, zu ſchweigen, woraus Sie gütigſt abnehmen werden, daß ich echt deutſch, d. h. etwas plump geſinnt bin.

Wie ſoll ich nun aber mit der Plumpheit einer ſo feinen Sache als das Lächerliche offenbar iſt, beikommen, denn es ſchlüpft allen Menſchen durch die Finger; ſie haben es und können's nicht faſſen. Aber ich vergeſſe, was wir darüber ſchon feſtgeſtellt haben, nämlich daß ich in dieſem Puncte unbeſorgt ſein kann; denn wenn das Lächerliche mir entgeht, ſo entgehe ich ihm gewiß nicht, und wenn ich auch gern zugebe, daß durch den letzten Fall im Grunde weiter nichts als ein Exempel gewonnen würde, ſo iſt, wie Sie wiſſen, damit ſchon viel gewonnen, weil ja das Lächerliche in concreto darin iſt; und Sie werden dies um ſo eifriger mitbehaupten, weil in Ihrer ganzen Abhandlung über das Verhältniß des Lächerlichen zum Komiſchen von ihnen kein einziges lächerliches Beiſpiel beigebracht wird, ausgenommen die ganze Abhandlung ſelbſt. Sie finden lächerlich: 1) eine alte Kokette, die ſich für jung hält und mit Blumen ſchmückt; 2) Trauerleute, denen beim Leichenzuge der Wind die Mäntel über den Kopf weht oder den Hut in die Lüfte führt; 3) einen kleinen Kerl mit einem großen Hut; 4) einen Menſchen, der im Graſe ſchläft und den eine Kuh oder ein Schwein beriecht. Die wirklich lächerliche Begebenheit von dem Paſtor, welcher anheben will und ſechsmal nieſen muß, citiren ſie anderswoher. Ich finde Ihre vier Beiſpiele nicht lächerlich. Um darüber zu lachen, müßte man ſie erſt durch Witze lächerlich machen. Z. B. 1: die Dame wolle damit ſagen, daß ſie noch im Flor ſei; 2: der Wind verhülle ihnen das Angeſicht mit dem Mantel wie einſt dem Agamemnon der Künſtler, weil ihre Trauer ſo groß ſei, daß ſie nicht ausgedrückt werden könne; 3: der Mann wolle zeigen, daß er ein großer Kopf ſei; 4:

wie fein es iſt, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Ich kann mich irren, aber ich dächte, ſo machte ſich die Sache ſchon eher; was meinen Sie? Was haben Sie nun anders mit der Ausführung gewollt, als daran die Natur des Lächerlichen zeigen? Und in der That, dies thun Sie damit, daß Sie beim Abhandeln ſehr gut wiſſen, wie mit Nothwendigkeit etwas Lächerliches erfolge, auch wenn Sie von ganz andern Dingen reden ſollten und nur vorgeblich auf das Lächerliche ausgehen. Sie kennen zu gut ſeine ſchlüpfrige Natur, als daß Sie es ernſtlich feſtzuhalten unternehmen ſollten.

Aber wie, wenn wir wiederum Beide dahin einverſtanden wären, daß das wirklich Lächerliche Jedermann hätte und es nur nicht feſtzuhalten wiſſe; haben wir damit nicht ſchon eine zweite Bemerkung über ſeine Natur gemacht? Ich dächte allerdings ja. Wenn es Jedermann hat, wenn Jedermann das wirklich Lächerliche auch lächerlich findet, ſo muß offenbar das Lächerliche Gegenſtand des gemeinen Bewußtſeins ſein, womit aber keineswegs geſagt ſein ſoll, daß der Belachte nicht etwa grade von dieſem allgemeinen Bewußtſein ausgeſchloſſen ſei. Denn grade wer über ein wirklich Lächerliches nicht mitlacht, wird ſchon dadurch ſelbſt lächerlich.

Und närriſch genug ergiebt ſich aus Brief I, daß, wenn man ſich lächerlich macht, man kein Bewußtſein über ſein Thun hat, und aus dieſem zweiten Briefe, daß alsdann das gemeine Bewußtſein es findet.

Aber es wird mir bei dieſer Bewußtloſigkeit des Lächerlichen und bei dem Bewußtſein des Lachens ſo ernſthaft zu Muthe, daß ich fürchte, ich möchte mir einbilden, was Rechtes entdeckt zu haben, und damit aus der Heiterkeit der Unwiſſenheit in den Hochmuth der Allerweltweisheit verfallen, welcher ſich doch nur für gelehrte Juden ſchickt, die es noch vom Schachern her haben, daß ſie auf ihre Waare nichts kommen laſſen dürfen. Hol ſie der Satan! Uns aber erſcheine er nur als komiſche Perſon und allenfalls als Profeſſor der Aeſthetik, indem er uns ſagt, was ihn zu ſeiner oftgebrauchten komiſchen Maske berechtigt. Denn wir reden ja hier vom Komiſchen wie die gemeinen Leute, denen Lächerlich und Komiſch vorläufig noch ganz für einerlei gilt. Au plaisir!

3.

Ew. Wohlgeb. werden mich, wenn Sie es mit den beiden vorigen Briefen genau nehmen, für einen Hegeliter halten. Denn, werden Sie ſagen, iſt das nicht die allertaſchenſpieleriſchte Dialektik, wenn in 1 das Reſultat iſt: zum Lächerlichen gehöre das Unbewußte, und in 2 zu demſelben Dinge gehöre auch das allgemeine Bewußtſein, und es ſei alſo zu behaupten, was ich wahrlich unternehmen muß, das Lächerliche ſei *das Bewußtſein eines Unbewußten*? Aber wozu dieſer abſtracte Kohl ohne Fett und Salz? werden Sie ſagen. Freilich, wenn der Ausdruck auch wahr ſein ſollte, man thut beſſer, das Gericht gleich genießbar aufzutragen, nicht erſt über Tiſch den Salat zu machen, weil „dies Zeug hier“ kein Menſch lieſt, wenn er nur den kleinen Finger darum rühren muß, geſchweige denn ſein ſomnolentes Gehirn. Alſo ich bitte Ew. Wohlgeb. um unſerer Verſtändigung willen zu berückſichtigen, daß in jedem Lächerlichen Zweierlei enthalten iſt, *eine Perſon*, die ausgelacht wird, und eine andere, die es bewerkſtelligt, daß jene erſte es wird, eine *belachte* und eine *lachende Perſon*. Denn erlauben Sie mir einmal, ich ſetze den Fall, daß der Lächerliche allein auf der Welt iſt, d. h. daß Der, welcher Lachen erregen würde, wenn ihn Jemand als einen ſolchen gewahr würde, gar keinem Menſchen begegnen könnte; nicht wahr, ſo kann ſeine Lächerlichkeit niemals verwirklicht werden und gleicht vollkommen den weſtfäliſchen Staatsobligationen, die auch nicht realiſirt werden können, folglich gar nicht Das ſind, was ſie in Wahrheit ſein ſollen? Es wäre alſo ſonnenklar, daß zu dem wirklich Lächerlichen eine Perſon gehört, welche darüber lacht. *An ſich* alſo *exiſtirt* das Lächerliche gar nicht, es iſt ein Wechſel auf Sicht, und ſeine Exiſtenz iſt der Augenblick, wo er honorirt wird, ſein *wirkliches Daſein der Augenblick*, wo er *realiſirt*, verwirklicht wird.

Daß man doch gleich in Weitläufigkeiten geräth, wenn man auch nur unverſehens anfängt zu philoſophiren. Die gemeinen Leute ſagen mit Recht, wenn einer ſich in weitläufige Reden verwickelt: der philoſophirt wie der Krebs im Theer; ein für meine Theorie ſehr verfänglicher Ausdruck, denn wenn ihn nun Einer lächerlich findet, ſo werde ich behaupten müſſen, der im Theer philoſophirende Krebs ſei eine Perſon.

Ich wünſche Ihnen gute Nacht, um mir die Sache zu beſchlafen. Es iſt wunderbar, was Einem Alles im Schlafe aufzugehen pflegt, ordentlich als wenn der Geiſt während deſſen heimlich an den himmliſchen Ort ſeiner Herkunft auswanderte und einiges

Ewige aus dem „Wiſſenswürdigſten der Philoſophie", einem Buche, welches grade jetzt Bedürfniß iſt, herabſtöhle. Man könnte bei dieſer Gelegenheit auf eine ſpeculative Begründung des Diebſtahls und ſeiner Göttlichkeit kommen, welche dem Hochmuth unſerer Criminaljuſtiz gewaltig ins Geſicht ſchlüge. Doch um mich nicht wieder munter zu ſchreiben: ſchlafen Sie wohl!

4.

Ew. Wohlgeb. haben vielleicht geleſen, daß Gottfried Hermann*) es neulich gemein gefunden hat, wenn Göthe's „Iphigenie" mit den Worten endet: „Lebt wohl!" was würde er erſt ſagen, wenn Thoas geſagt hätte: Schlafen Sie wohl! Und gleichwohl wie erhaben kann dieſer Ausdruck werden in einem Zuſammenhange wie z. B. der des vorigen Briefes! In der That! an ſich iſt ein Ausdruck und eine Handlung gar nichts, weder lächerlich noch erhaben, es kommt auf den Zuſammenhang an, in den ihn die Auffaſſung ſetzt.

Aber warum das noch wiederholen? iſt es nicht im vorigen Briefe ſchon hinlänglich ausgemacht? Wir ſind ſogar ſchon dahin übereingekommen, wenn Sie Sich gefälligſt erinnern wollen, daß das Lächerliche nur im Augenblick der Auffaſſung exiſtire. Es hat alſo nur ein Daſein in dem Augenblicke, wo es der lachenden Perſon zum Bewußtſein kommt, und nun waren wir ſchon im zweiten Briefe darüber einig, daß Jedermann daß Lächerliche zwar habe, daß es ihm aber wie ein Aal durch die Finger ſchlüpfe und ſich nicht feſthalten laſſe. Allerdings, wenn es kein anderes Daſein hat als in der Geiſtesthätigkeit des Lachenden, ſo hat es freilich keine andre Dauer als dieſe Gegenwart des Geiſtes, und deren plötzliches Aufleben: das iſt ſeine blitzartige Natur. Man kann es nicht anders als höchſt geheimnißvoll finden; denn ſagen Sie ſelbſt, wie werden Sie es anders nennen wollen, als den eigentlichen Schöpfungsact ſelbſt, als die eigentliche Darſtellung der plötzlichen Erſcheinung eines vorher nicht Dageweſenen, wenn es lediglich in der erwachenden Geiſtesthätigkeit des Lachenden ſein Daſein hat? Und zwar führt dieſe Geiſtesthätigkeit des Lachenden das Bewußtſein mit ſich über den Zuſtand des Belachten, denn eben indem ihn dieſer zum Bewußtſein kommt, lacht er.

---

*) Proem zur Ausgabe der „Iphign. Tauric." von Eurip.

Aber, Verehrteſter, werden Sie hier mit Unwillen ausrufen, was haben wir denn nun eigentlich gewonnen, da wir ja eben dieſen Zuſtand des Belachten, wie Sie ſich vorſichtig ausdrücken, um nicht zu ſagen des Lächerlichen, noch durchaus nicht näher kennen gelernt, alſo nach meiner Anſicht vom Lächerlichen durch Ihr Gerede noch gar nichts wiſſen?

Ja, das iſt es, darum kündigt ſich's auch gleich ſo an dies Gerede als lächerliche Briefe, und wir haben zugegeben, ſie ſeien lächerlich, wenn ſie ſich das Anſehen gäben, als wüßten ſie etwas vom Lächerlichen zu ſagen, während ſie doch, wie ſich eben zeigt, in der That und Wahrheit nichts Anderes thun als wie der Krebs im Theer, ſie wiſſen weder von dieſem ihrem Thun noch von ſeinem Gegenſtande etwas. Ich habe dieſen Ausgang vorhergeſehen und bin nun der Ihrige in vollkommenſter Lächerlichkeit.

5.

Ew. Wohlgeb. ſind ohne Zweifel ungehalten über das Schlußbekenntniß des letzten Briefes; denn, werden Sie ſagen, iſt das eine ernſthafte Antwort auf einen Einwurf, der meine Grundanſicht darlegt, daß hier die Rede ſein müſſe nicht vom Lachen, ſondern von dem Lächerlichen; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, ob Sie nicht allzu gütig gegen das Lächerliche ſind, wenn Sie ihm ein ernſthaftes Daſein zuſchreiben, während dasſelbe gar nichts Anderes in Anſpruch nimmt als eben das Scheindaſein des Augenblicks und ſo zuerſt ſeine Exiſtenz in der Zeit als bloßen Schein bezeichnet, dann aber auch: wo meinen Sie, daß es ſeinen Ort habe? Offenbar hat es ebenfalls nur den Schein eines Ortes, denn bedenken Sie, es ſchwebt ja zwiſchen den beiden Perſonen, dem Lacher und dem Ausgelachten, in der Mitte, und wenn es wahr iſt, daß es in der Auffaſſung des Lachenden ſein Daſein, in dem Zuſtande des Belachten aber ſeine Entzündung habe, ſo wird ebenſo gut umgekehrt geſagt werden können, ſein ruhendes Daſein, ſeine Möglichkeit ſtecke in dem Zuſtande der lächerlichen Perſon, ſeine Entzündung und Bewegung aber im dem Geiſte des Lachenden. Alſo was für einen Ort ſoll es nun haben? Iſt es etwa ein Exempel der Allgegenwart? Denn fingiren Sie, daß ich lächerlich werde vor allen Leuten, ſo iſt meine Lächerlichkeit in mir und allen Andern, welche mit mir zuſammengenommen die Gemeinſchaft der Geiſter ausmachen. Aber da dieſer Einfall theologiſch zu werden droht, ſo wollen wir ihn laufen laſſen und etwa Haſen und ſeine Jäger hinterdrein ſchicken; hier ſei die Rede von zeitlichen und räumlichen Dingen, die wir beſſer verſtehen als die Theologen; nur hat die Sache eine ſchlimme Wendung für uns genommen; denn erlauben Sie einmal, iſt uns nicht ſoeben das Lächerliche aus Raum und Zeit entwiſcht, da es weder eine Dauer noch einen Ort hat? Ich komme darauf zurück: es iſt höchſt myſteriös. Wenn aber das Lächerliche ſo durchaus ein Schein- und Vexirdaſein hat, wo ſollen wir's ergreifen als bei den Exiſtenzen, die es mit ſich führen, den beiden Perſonen, d. h. ihren geiſtigen Zuſtänden, wie man den Schatten eines Menſchen nicht anders einfangen kann, als wenn man ihn ſelbſt, den Träger des Schattens, beim Schopf nimmt? Wir wenden uns alſo von dem Lachenden zu dem Lächerlichen, d. h. der verlachten Perſon; und Sie haben ganz richtig bemerkt, daß wir nun den Zuſtand deſſelben unterſuchen müſſen. Sie werden aber nichts dabei zu erinnern finden, daß die beiden Herren, mit denen wir jetzt das Vergnügen haben, uns zu unterhalten, Herr Lacher und Herr Lächerlich, nur in Betracht kommen, inſofern ſie unſterbliche Geiſter ſind; wie kämen ſie auch dazu, ein Weſen, das außer Raum und Zeit iſt, zu erzeugen, wenn ſie ſelbſt als Geiſter nicht ebenſo vornehm wären, denn bei dem vornehmſten aller Ariſtrokraten, dem Herrn von Haller confuſen Andenkens, Gleiches wird nur von Gleichem gezeugt. Ich hoffe nicht, daß Sie hier den Vorſchlag thun werden, den Herrn von Haller und ſeinen Zuſtand, da der doch gewiß ein lächerliches Subject ſei, zu unterſuchen; denn, wie geſagt, um ein lächerliches Subject zu ſein, muß man ein vernünftiges ſein; wir könnten alſo ebenſo gut den Krebs von oben zum Beiſpiel nehmen, denn von beiden Individuen muß man erſt fingiren, daß ſie Vernunft haben, um ſie wirklich lächerlich zu finden. Sie finden es vielleicht auffallend, daß ich ſo die Fähigkeit des Krebſes und des Herrn von Haller zum Lächerlichen retten möchte; indeſſen Sie finden es auch wohl nicht, darum weil ſchon Jean Paul in der „Vorſchule" geſagt hat, eben weil man dem Lächerlichen Verſtand zuſchreiben müſſe, ihn für denſelben alſo fingiren, wenn er keinen hätte, eben darum könnte man nur die klügern Thiere lächerlich finden, welcher Ausdruck freilich wohl dahin zu ändern iſt: die Thiere, welche irgendwie in den Fall kommen, den Schein der Vernunft zu zeigen, wobei die Maſſe ihres Geiſtes gleichgültig iſt, weil ſie bei allen gleich Null iſt.

Es ergiebt ſich alſo, wie es ſcheint, daß der Zuſtand des Belachten ein Geiſteszuſtand iſt, welcher Geiſteszuſtand im Geiſte des Herrn Lachers iſt und bewegt wird; dieſes geiſtige Weſen in dieſer ſeiner Modification und reſpective Agitation iſt das Lächerliche, von dem wir uns unterhalten.

Und dieſen Anfang aller Unterſuchung über die Sache, werden Sie zürnen, wollen ſie uns für ein Reſultat verkaufen?

Reſultat? Sie ſcherzen, Verehrteſter. Die Geiſtesbewegung, welche das Lächerliche, und die, welche das Schreiben lächerlicher Briefe iſt, fühlt ſich nur als freie Bewegung und iſt wie das Leben der ſeligen Götter: ſo bleibt es ewig, nur dies Leben ohne alles Reſultat und Ende. Ich könnte daher, wie es einem ehrbaren Docenten wohl anſteht und ziemet, ein ſchrankenloſes, immer wieder auflebendes Gerede führen, weil es der Gegenſtand ſo mit ſich bringt; aber das ſei ferne von mir. Wie Sie ſehen, ich bin, indem ich ſchließe, Ihr gehorſamſter Diener.

6.

Ew. Wohlgeb. haben mir die Erlaubniß gegeben, über den Geiſteszuſtand des Herrn Lächerlich Unterſuchungen anzuſtellen, und es könnte ſcheinen, daß dazu ſchon eine gewiſſe Grundlage im Vorigen vorhanden wäre, wenn wir ausmachten, dieſer Zuſtand ſei ein unbewußter, auch ſchon darum, weil der Verlachte ſich regelmäßig gegen das Gelächter ſträubt, während ihm der Lachende gegenüber ſein Recht zum Gelächter geltend macht und wider ſeinen Willen geltend macht. Offenbar geſchieht alſo dem Herrn Lächerlich Gewalt, und er wird dieſe Gewaltthätigkeit des oder der Herren Lacher auf ſeinem Standpuncte für unrecht und gottlos halten. Es fragt ſich alſo, wer hat Recht? Dieſe Frage iſt alt, und es giebt in der Welt zwei Parteien (ich zähle unter beiden Freunde und Bekannte); die eine ſagt: Nicht gelacht, nur gelächelt, als Zeichen heiterer Bewegtheit, oder gar: odi profanum vulgus u. ſ. w.; die andere lacht nach Gelegenheit, daß die Bänke brechen und hält dies für ihr beſtes Privilegium. Was fangen wir mit ihnen an, da wir Beide als Philoſophen doch offenbar neutral ſind? Ich dächte, wir ſagten, ſie ſeien die beiden Seiten des Lächerlichen, die beiden Träger deſſelben, alſo die einen die Herren Lächerlich und Comp., die andern die Herren Lacher und Söhne; die Einen haben eine große Niederlage, die Andern kaufen dieſe aus und fabriciren daraus ihre ſehr populäre Waare. Und von dieſer Waare ſagt wirklich Jeder, der ſie kauft und der ſie verkauft, wie die Juden im „Jahrmarkt“: Es iſt was

Schönes, es iſt allerliebſt! Alſo was Schönes, wa Allerliebſtes wäre das Lächerliche? So finden Sie den auch wohl den Zuſtand des Herrn Lächerlich ſchön un allerliebſt? könnten Sie mir einfallen.

Aber ich bitt' um Vergebung. Wir haben ſoebe geſagt und doch wohl nicht mit Unrecht, aus dem Zuſtande der Lächerlichen werde das Lächerliche erſt durc die Thätigkeit der Lacher fabricirt; dieſelben machen alſ aus dieſem Zuſtande erſt das Schöne, woraus den folgen würde, daß grade der Zuſtand des zu Belachenden, bevor er wirklich lächerlich gemacht iſt, kein ſchöner vielmehr ein nichtſchöner, ein unſchöner und, wenn Si wollen, ein häßlicher ſei. Ob wir vielleicht voreili von Einem zum Andern fortſpringen? Ich fürchte mic in dieſen Regionen, wo einem die Geiſter der Häßlichkeit wie Fledermäuſe um die Ohren ſchwirren und der Geiſt der Schönheit wie Nachtigallenſchlag und Blüthenduft die Sinne einzunehmen droht. Gewiß iſt es, daß Lächerliche iſt ein äſthetiſcher Begriff, hat auf irgend eine Weiſe mit der Schönheit zu thun, weil es ein erſcheider Geiſt iſt. Der Zuſtand nun der Herren, die belacht werden ſollen, iſt ein noch nicht lächerlicher, alſo ein noch nicht ſchöner; aber iſt ein Nichtſchönes ein Häßliches? Ein Nichtſchönes iſt ein ſolches, welches den Geiſt der Schönheit vollkommen verlaſſen hat, ein Häßliches aber das umgekehrte Schöne, die karikirte Erſcheinung. Was aber den Geiſt der Schönheit vollkommen von ſich ſtößt, ſollte das nicht gezwungen ſein, zum Gegentheil des Schönen zu werden? Alles, was ſchön iſt, würden Sie gewiß mit mir ſagen, iſt es nur durch die Erſcheinung des ewigen Geiſtes, durch ſein Hinaustreten als Erſcheinung, alſo durch die

Vergeiſtigung des Geiſtloſen oder des äußern Daſeins; und wenn davon das Widerſpiel exiſtirt, ſo daß nicht der Geiſt das Daſein ſich gleichmacht und es dadurch beſiegt, ſondern daß er ſeinerſeits von dem Unweſen beſiegt wird, ſo iſt dies der Widerſpruch, daß der Geiſt zugleich Geiſt iſt und zugleich ſich ſelbſt leugnet, denn wer ſoll ihn beſiegen als er ſich ſelbſt, da ja das geiſtloſe Daſein gar keine Macht und Gewalt über ihn hat? Alſo das Häßliche wäre das Unweſen, welches ſich als unabhängig vom Geiſt als deſſen Sieger darſtellt und immer wieder ſelbſt Geiſt, folglich der Geiſt im Abfall von ſich iſt. In Allem iſt Schönheit, worin die Herrſchaft des Geiſtes zur Anſchauung kommt, in Allem Häßlichkeit, worin der Geiſt in Aufruhr gegen ſich erſcheint; und dieſe Beiden ſind die Herren der Welt, es giebt nichts außer ihren beiden Reichen. Aber was hab' ich gethan? Iſt es denn nothwendig, daß wir Haare ſpalten? Wenn Sie es wünſchen, ſo ſoll der Herr, welcher zu belachen iſt, kein häßlicher, ſondern ein bloß noch nicht ſchöner ſein, aber das iſt er denn doch offenbar, was ſagen Sie? War nicht ſein Geiſteszuſtand ein unbewußter, und ziemt es ſich für den Geiſt, im Unbewußtſein zu verharren? So lange er alſo noch im Zuſtande der bloßen Fähigkeit zum Lächerlichen verharret, iſt dieſer ſein Zuſtand ein ihm ſelbſt unziemlicher. Zum Begriff des Geiſtes gehört doch offenbar das Wiſſen von ſich, der Unbewußte aber weiß nicht von ſich; er iſt alſo in Geiſtesabweſenheit. Dieſer angeſchaute Selbſtverluſt iſt das Subject, welches im Begriff ſteht, lächerlich gemacht zu werden; ſo nämlich ſieht ihn Der, welcher lachen will, und indem dieſer nun gegen ihn verfährt, thut er ihm das Unrecht

an, daß er den angeſchauten Selbſtverluſt recht bemer
lich macht, indem er das Bewußtſein hervorhebt, welch
doch jenem als einem Wiſſenden nothwendig zugeſchri
ben werden muß, welches aber thatſächlich nicht hat.

So wird der innere Widerſpruch erſt lebendig, der
er war ruhend, war nur möglich, nicht wirkich un
thätig, ſo lange der darin Befangene ſich ſelbſt verga
Es iſt aber eine Gewaltthat, den in ſeinem Wide
ſpruch Ruhenden zu dieſer Bewegung und Belebun
desſelben zu zwingen. Darum lehnt natürlich He
Lächerlich dieſe Zumuthung ab, und Herr Lach
begnügt ſich damit, das Publicum auf ſeine Seite
ziehen, indem Jedermann die Grundlage des Kom
ſchen, nämlich Herrn Lächerlich's Geiſt, doch als ver
nünftigen kennt und ihm daher das Selbſtbewußtſein au
nöthigt oder aufbürdet, wie Jean Paul ſagt, er mag e
nun annehmen oder nicht. Nimmt er es an, ſo lach
er mit, und wird ſich ſelbſt zum Gegenſtande des G
lächters; nimmt er nicht an, ſo lachen die Andern um
deſto lauter darüber, daß er gegen ſein beſſeres Inter
eſſe ſeinen Zuſtand nur noch einmal wiederholt.

Die gewaltſame Hineinſtellung des Selbſtbewußt
ſeins ins Unbewußte iſt die Auffaſſung und Recti
ficirung des verworrenen Geiſtes in Eins, die Thä
tigkeit alſo, die damit den Schöpfungsact de
Schönen volizieht. Das Lächerliche wär
demnach die flüchtigſte Geſtalt des Schönen
der Blitz des Geiſtes in das Dunkel des Reiches de
Häßlichkeit oder des confundirt erſcheinenden Geiſtes, di
Geburt des Schönen in der Anſchauung, d. h die an
geſchaute Geburt des Schönen. Und die Thätigkeit ode
die Zeugung dieſes Blitzes der Schönheit, das iſt de

Witz. Die obigen Beiſpiele, in denen ich Ihre Beiſpiele zu emendiren verſuchte, zeigen noch außerdem, daß man auch da, wo gar nichts zu lachen iſt, den Gegenſtand und die bewegende Thätigkeit zugleich erzeugen könne.

Ein Beiſpiel des einfachen Lächerlichen iſt jener Jägerhauptmann, welcher von ſeiner Compagnie zu den Füſelieren verſetzt wird und nun von den Jägern Abſchied nimmt mit den Worten: „Kameraden, ich ziehe jetzt den grünen Rock aus und den blauen an, aber mein Herz wird ewig grün bleiben!" Wenn wir in ſein Bewußtſein eingehen und nicht unbilliger- und gewaltſamerweiſe das unſrige gegen ihn gebrauchen und ihm aufbürden, ſo werden wir nicht lachen, und es iſt wohl möglich, daß die Compagnie ſogar gerührt war. Wenn er es dagegen mit unſerem Bewußtſein geſagt, alſo zu der Confuſion die Auflöſung im Hinterhalt gehabt hätte, ſo wäre es ein Witz geweſen: woraus Sie zugleich ſehen können, wie wohlfeil confuſe Leute es haben, ſich das Anſehn von Witzbolden zu geben.

Derſelbe Fall iſt in jenem alten Beiſpiel bei Kant, wo der Indianer einen Engländer eine ſtark überſchäumende Flaſche öffnen ſieht und nun in gewaltige Verwunderung ausbricht. „Aber was iſt dabei ſich zu verwundern?" fragt der Engländer. Der Indianer ſagt: „Ich wundere mich auch nicht darüber, daß es herausgeht, ſondern darüber, wie ihr es hineingebracht habt." Er hätte ganz Recht, wenn man den Schaum als ſolchen hineinbringen ſollte. Mit dieſem Bewußtſein wäre er witzig geweſen.

Ein drittes Exempel des Lächerlichen: Eine Dame hielt ſich mehrere Hunde; um ſie nun zur Anſtändigkeit

zu erziehen, pflegte ſie die Fenſter zu öffnen, wenn d
Hunde ſich vergeſſen hatten, und ſie dann ſo lange
prügeln, bis ſie aus dem Fenſter ſprangen. Nun b
gegnete es ihr einmal ſelber, die Hunde alſo, welche d
Signal kannten, in der Meinung, es werde wied
Schläge ſetzen, fuhren alle auf und ſprangen durch d
Fenſterſcheiben.

Dies Beiſpiel iſt ſchon verwickelter; theils nämli
iſt es lächerlich, daß die Hunde ſich ſelbſt den Fehler a
dichten, während man doch annehmen muß, daß ſie ih
Unſchuld wiſſen; theils aber auch iſt die Dame läche
lich, wenn wir ihr andichten, ſie habe die Hunde übe
haupt abrichten wollen, auf ein gewiſſes Zeichen durc
Fenſter zu fahren.

Alle guten Dinge ſind drei, und es ſei damit g
nug, beſonders da die verſchiedenen Wochen- und In
telligenzblätter ſo reichlich für Beiſpiele des Lächerliche
ſorgen in den Anzeigen, welche die naive Formloſigke
uns darin zu machen pflegt.

Sie werden aber nicht mit Unrecht behaupten, da
ich denn doch in dieſem letzten Briefe endlich aus de
Ton gefallen ſei und mit einer gewiſſen Einbildung vor
nehme Dinge vorzutragen verſucht hätte. Sie habe
Recht, das Lächerliche iſt viel vornehmer, als es ſi
gern das Anſehn giebt und Sie werden mich daher en
ſchuldigen, wenn ich zwar durchaus den Anlauf vo
ihm ſelbſt zu nehmen verſuchte, dann aber wider Wille
und Erwarten in die ätheriſchen Gegenden des Schöne
und des freien Geiſtes und in die Verſunkenheit de
Häßlichen und des verwirrten Geiſtes, der ſich ſelbſt ve
gißt, hineingeriſſen wurde:

Beſen, Beſen,
Seid's geweſen!

Verſuche ſich's Jeder, dieſen Zauber loszubinden, und wie er mit ihm umſpringt oder ſich ſelber von ihm muß mitſpielen laſſen. Ich meines Theils beſcheide mich wie zu Anfang; und ſo kann mir hoffentlich nichts weiter begegnen, als daß ich mich durch alle ſechs Anſchreiben bei Ihnen, Herr Hofrath, aufs beſte empfohlen habe als der Ihrige hochachtungsvoll und ganz ergebenſt.

2.

Eine motivirte Correſpondenz.

Actenſtücke zur Unterdrückung der deutſchen Jahrbücher.

Vorbemerkung.

Ich theile in dem Folgenden meine eigenen Eingaben und Correſpondenzen, ſo wie die Beſcheide der Behörden auf dieſelben mit, und füge nichts hinzu, als was zur Verbindung der Documente ſowohl als zum Verſtändniß der Ereigniſſe unumgänglich nöthig erſcheint. Daß ich mir keine Redaction und Aenderung der eigenen und fremden Ausführungen erlaubt habe, verſteht ſich von ſelbſt. Der Verlauf würde dadurch entſtellt worden ſein.

Eben ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich nicht die rachſüchtige Abſicht habe, die Perſonen und die Behörden, welche, durch die Verhältniſſe gezwungen, die Cenſur vertreten, compromittiren und in ein nachtheiliges, mich ſelbſt dagegen, der ich die Cenſur im Princip angreifen muß, in ein glänzendes Licht zu ſetzen: obgleich ich allerdings ſehr wohl weiß, daß ich den Vortheil der guten Sache auf meiner Seite habe. Es handelt ſich hier um *anſchauliche Darſtellung* einer *principiell* höchſt wichtigen Frage. Mit dem allgemeinen Grundſatz der Preßfreiheit kommt man nicht weit; es iſt für die Entwickelung des Volksbewußtſeins nöthig, daß der Kampf der Principien in Perſonen und reelle Verhältniſſe verkörpert werde. Dazu ſollen die mitgetheilten Aktenſtücke dienen, und dazu werden ſie dienen. Je weniger ſie urſprünglich für die Öffentlichkeit beſtimmt waren, um ſo reiner ſtellen ſie den Conflict unſrer Zeit dar; es iſt kein perſönliches Zerwürfniß mit den Autoritäten, ſondern ganz rein der Principienkampf der Cenſur und der Geiſtesfreiheit oder der Preßpolizei und der Philoſophie. Das wird auch die gehaltene Faſſung der Dokumente darthun.

Arnold Ruge.

Die erſte bedeutende Beſchwerung des Journals war die Zurückweiſung einer ganzen bereits im Druck vorgelegten Woche, ausgefüllt von der (ſpäter in Mannheim unter dem Titel: „Philoſophie und Chriſtenthum", erſchienenen) Abhandlung L. Feuerbachs. „Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß."

Meine perſönlichen Verhandlungen mit dem Herrn Cenſor Prof. Wachsmuth und dem Herrn Kreisdirector von Falkenſtein hatten das Reſultat, welches die Nachricht des nachfolgenden Briefes enthält.

Herrn Dr. A. Ruge, Wohlgeboren, hier in Leipzig.

Verehrteſter Herr Doctor!

Im Gedränge von Berufsarbeiten habe ich heute früh nicht dazu kommen können, der mündlichen Mittheilung den ſchriftlichen Beſcheid des Cenſurcollegiums nachfolgen zu laſſen; wollen Sie dies gütigſt entſchuldigen! Uebrigens iſt jener von der Ihnen ſchon bekanten vorläufigen Erklärung wenig verſchieden. Das Weſentliche davon iſt, daß der Abdruck des Aufſatzes nur bis zu den Worten (S. 492): „der nur dem religiöſen oder politiſchen Fanatismus eigen iſt", geſtattet werden könne, daß aber dem Folgenden bis zu Ende des Ganzen wegen der darin enthaltenen ſcharfen Oppoſition nicht nur gegen die chriſtliche Orthodoxie, ſondern gegen Religion und Chriſtenthum überhaupt, auf den Grund des § 8 der Cenſoreninſtruction, das Imprimatur zu verſagen ſei.

Der § 8 lautet; „Nichts darf gedruckt werden, ... was das religiös und kirchlich Heilige herabwürdigt oder Spannung und gegenſeitige Unduldſamkeit zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen aufregt."

Nochmals die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochſchätzung und die Bitte um ein geneigtes Andenken.

Leipzig, den 4. März 1839.

Ihr ganz ergebenſter

W. Wachsmuth.

Gegen dieſe Entſcheidung der Leipziger Cenſur wandte ich mich mit der folgenden Vorſtellung an den Miniſter von Lindenau in Dresden:

Geſuch um das Imprimatur der Anlage: „Der wahre Geſichtspunkt ꝛc."

Hochgebietender Herr Staatsminiſter!

Gnädiger Herr!

Im Anfange des vorigen Jahres überreichte ich das erſte Heft der Halliſchen Jahrbücher. Den mächigen Beiſtand Ew. Excellenz, welchen ich im Jahre 1838 für die Zukunft von Ihnen erbat, ſehe ich mich heute wirklich in Anſpruch zu nehmen durch eine ganz unerwartete Cenſurhemmniß gezwungen. Es iſt die hochwichtige Frage geſtellt:

> ob die orthodoxe und angeblich gläubige, wirklich aber ungläubige Theologie, und eben ſo die, eine Orthodoxie nur vorgebende, Hegelſche Philoſophie die Norm der Cenſur ſein ſollen?

Ew. Excellenz haben gewiß ebenfalls die Kölner Streitigkeiten als eine Strafe der erheuchelten zunächſt katholiſchen Orthodoxie, als eine Strafe der Anerkennung der längſt begrabenen Hierarchie angeſehen. Ein Gleiches bedroht uns jetzt innerhalb des Proteſtantismus ſelbſt. Ich geſtehe es, Hegels Zugeſtändniß, die Dogmatik mit der Philoſophie verſöhnt zu haben, iſt eine Täuſchung, und die orthodoxe Hegelſche Philoſophie dieſelbe Calamtät, welche die angeblich orthodoxe Theologie iſt, theils eine Täuſchung, theils eine gröbliche Unwahrheit und Heuchelei.

Ludwig Feuerbach, Sohn des berühmten Juriſten, aber ungleich genialer als ſelbſt ſein Vater, einer der ausgezeichnetſten Köpfe der jetzt lebenden Philoſophen, ſendet mir den anliegenden, wunderbar ergreifenden und wahrhaft entzückenden Aufſatz:

> „Der wahre Geſichtspunkt des Leo-Hegelſchen Streites ꝛc. ꝛc.“,

und thut darin den weltbewegenden Schritt,

> die chriſtliche und philoſophiſche (d. h. althegelſche) Heuchelei nachzuweiſen und mit dem Ausdruck der ungeſchminkten Wahrheit und Parrheſie abzuſtreifen.

Die Leipziger Cenſur, ſowohl der Cenſor Herr Profeſſor

Wachsmuth als das Cenſurcollegium, verſagen dieſem Artikel das Imprimatur.

Damit iſt die Heterodoxie der Gelehrſamkeit und der freien, nicht heuchleriſchen Wiſſenſchaft gehemmt, und es wäre der Zuſtand des Glaubens- und Wiſſensgerichtes faktiſch hergeſtellt, der Unglaube und die wiſſenſchaftlichen Zweifel, die das Princip des proteſtantiſchen freien Glaubens zuläßt, die Feuerbach ſelbſt aus Luthers Schriften und aus Herder, Schiller und Göthe citirt, dieſe Zweifel wären in die Form einer Geheimlehre zurückgedrängt.

Die Feuerbachiſche Ausführung iſt *rein gelehrt*, mit vielen Citaten aus den Kirchenvätern der katholiſchen Zeit und aus den Schriften der Lutheriſchen Orthodoxie verſehen, die Halliſchen Jahrbücher werden nur von den höchſtgebildeten Männern und von ſolchen Jünglingen geleſen, denen ohnehin alle Quellen der Heterodoxie, die Feuerbach in Leſſing, Schiller, Göthe, Herder namhaft macht, zu Gebote ſtehen, ja bekannt ſind. Den Glauben, ſofern er nicht in der Literatur, ſondern im Volke iſt, hat Feuerbach durchaus nicht zum Gegenſtande, ſondern nur

> die expreſſe Chriſtlichkeit der heuchleriſchen Theologie und philoſophiſchen Halbheit.

So iſt alſo der ganze Artikel eine eben ſo rein wiſſenſchaftliche Angelegenheit, als das ebenfalls heterodoxe Buch von Strauß über das Leben Jeſu, welches ſelbſt in Preußen auf Neanders Gutachten nicht unterdrückt worden iſt.

Ich bitte, Exzellenz wollen dieſer principiell unendlich wichtigen Frage ein gnädiges Ohr leihen, und Ihren mächtigen Einfluß dahin richten, daß es den philoſophiſch von Hegel und Orthodoxie befreiten Männern nicht verwehrt werde,

> ihre wiſſenſchaftlich und gelehrt begründete Heterodoxie energiſch und wirkſam gegen die verderbte Heuchelei und den ſchwachköpfigen Selbſtbetrug dieſer Zeit entgegen zu ſetzen.

Jede Beſchützung des Todten und Unwahren führt zu ſolchen Lebenswirren, wie wir ſie in der Kölner Calamität vor uns haben. Ew. Exzellenz kennen den Gang der Geſchichte, und werden es ohne Zweifel wünſchenswerth finden, daß der Streit

> des wirklichen und erheuchelten Glaubens lieber auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft als auf dem des Lebens ausgefochten, lieber mit Dinte als mit Blut und Feuer, lieber mit der Feder als mit dem Schwerte entſchieden werde. Daß er aber jetzt nicht mehr vertagt werden kann, iſt gewiß. Der Bruch iſt da, der Zweifel lebt; er iſt nicht zu erſticken, ſondern nur im Geiſte und in ſeiner freien Bewegung zu beſiegen.

Bei der Petition um das Imprimatur für den genialen Streich, den Feuerbach in dieſem Aufſatze führt, würde ich jedoch gerne ſelbſt beantragen, die letzten vier Zeilen zu ſtreichen, auch bei Chriſtenthum gerne das Wort „exkluſive“ hinzuſetzen, wo es, nackt genommen, den Mißverſtand erregen könnte, als ſei damit die ganze heutige Bildung und ihre wirkliche Religion gemeint, während Feuerbach überall nur das die Weltweisheit und Weltbildung ausſchließende Chriſtenthum meint.

Ew. Exzellenz würden mich unendlich glücklich machen, wenn ich in dieſer folgenreichen Angelegenheit, welche uns die Zukunft entweder zu öffnen oder zu verſchließen ſcheint, Ihren wirkſamen Schutz gegen ängſtliche und verdunkelte Anſichten ſonſt ehrenwerther Subalternen erfahren dürfte.

Ich unterzeichne mit der tiefſten Hochachtung Ew. Exzellenz

Halle, 5. März 1839. unterthänigſter Diener,
Dr. **Arnold Ruge.**

Hierauf erfolgte die Entſcheidung:

Dem Miniſterium des Innern iſt die von den Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher" unterm 4. dieſes Monats gegen das Leipziger Cenſurcollegium wegen Verweigerung des Imprimatur zu dem größern Theil eines von L. Feuerbach für dieſe Zeitſchrift beſtimmten Aufſatzes geführte Beſchwerde ſammt der Zuſchrift zugegangen, mit welcher die Beſchwerdeſchrift an des Herrn Staatsminiſters von Lindenau Exzellenz geſendet worden iſt. Nach Prüfung des in Satzbogen zugleich eingereichten Aufſatzes mit der Aufſchrift:

„Der wahre Geſichtspunkt, aus welchem der Leo-Hegelſche Streit beurtheilt werden muß",

ſo wie der von dem Cenſurcollegium in ſeinem darüber erforderten Berichte angeführten Gründe, kann das Miniſterium des Innern nicht umhin, es bei der Reſolution dieſer Behörde bewenden, und die Druckerlaubniß, inſoweit ſie nicht bereits ertheilt worden iſt, fortwährend verweigern zu laſſen, da durch die vorgeſchlagene Ausſcheidung oder Abänderung der Schlußſtelle, ſo wie anderer einzelner Stellen, die entgegenſtehenden Bedenken ſich nicht beſeitigen laſſen, und letztere hauptſächlich auch die Tendenz und die Hauptgedanken des ganzen zurückgewieſenen Theiles der Abhandlung treffen, welche darauf berechnet iſt, nicht ſowohl einzelne Dogmen des einen oder andern chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes, als vielmehr die von allen Confeſſionen anerkannten Grund- und Hauptlehren des Chriſtenthums, wie ſie unbeſtritten von ſeinem Stifter gelehrt worden ſind, als unvereinbar mit der Philoſophie, ſo wie mit dem Staate, und als unhaltbar darzuſtellen. So wenig nun das Miniſterium des Innern einer freiſinnigen exegetiſchen und philoſophiſchen Kritik der kirchlichen Dogmen und der Auffaſſung des Chriſtenthums durch die Cenſur Feſſeln anlegen laſſen will, ſo wenig kann doch, wegen des davon zu erwartenden gemeinſchädlichen Eindrucks und der nachtheiligen Einwirkung auf Religiöſität, Sittlichkeit und Gemüthsruhe, die Veröffentlichung einer dergleichen Beleuchtung der heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit, beſonders in einer deutſch geſchriebenen und dem großen Publicum zugänglichen Zeitſchrift geſtattet werden und die Unterſtellung des vorliegenden Aufſatzes unter die Beſtimmungen §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſoreninſtruction keinem Zweifel unterliegen.

Die von dem Centralcenſor an einen der Redactoren unterm 4. März dieſes Jahres erlaſſene Zuſchrift folgt beigehend zurück.

Dresden, am 18. März 1839.

Miniſterium des Innern:
Noſtitz und Jänckendorf.

An die Redactoren der „Halliſchen Jahrbücher“, die Doctoren Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer.

Die folgenden Jahre bis zum December 1841 fanden keine tief eingreifenden Störungen des Druckes Statt. Selbſt die umlaufenden Gerüchte eines Verbots der Zeitſchrift in Preußen beſtätigten ſich nicht; vielmehr wurde der Redaction im Mai des Jahres **1841** durch eine Kabinetsordre Sr. Majeſtät des Königs von Preußen die Verlegung des Drucks der Halliſchen Jahrbücher nach Halle oder unter preußiſche Cenſur anbefohlen und nur im Unterlaſſungsfalle das Verbot des Debits der Zeitſchrift in den preußiſchen Staaten ausgeſprochen. Die Publication dieſes Befehls, womit die Zeitſchrift unter preußiſcher Cenſur conceſſionirt war, fiel mit dem Umzuge der Redaktion nach Dresden zuſammen. Daher wurde es nöthig, die Halliſchen Jahrbücher aufzugeben und die deutſchen an ihre Stelle treten zu laſſen. Obgleich der Druck in Preußen unter dieſen Umſtänden nicht mehr die Bedingung der Conceſſion der Zeitſchrift ſein konnte und alles Polizeiliche nun lediglich der königl. ſächſiſchen Regierung anheim fiel, ſo hatte doch die Discuſſion über Zweck und Bedeutung einer Richtung, wie die der Jahrbücher, die bei dieſer Gelegenheit vor dem großen Publicum eröffnet wurde, die Spannung gegen dieſelben bedeutend erhöht. War doch in der Augsburger Zeitung ſogar ein Aufſatz erſchienen, welcher die Ueberſchrift trug: „Die preußiſche Regierung und die Halliſchen Jahrbücher", und darin eine principielle Differenz angedeutet worden, die gar nicht geeignet war, das Auge der Polizei abzuſtumpfen. In den §§. 8, 9 und 10 der allgemeinen Cenſurordnung und ihrer ſtrengen Auslegung, kurz in der Cenſur ſelbſt lag allerdings, eben ſo gut wie in der preußiſchen Romantik, eine Differenz mit dem Geiſte der neuen Wiſſenſchaft. Dieſe Differenz brauchte nur in Anregung gebracht und die veraltete Maxime „unnachſichtlich“ im Sinne einer vergangenen Bildung, worin es ſich noch um den Streit religiöſer Confeſſionen und um religiöſe Unruhen und Kriege handelte, geltend gemacht zu werden, und es litt keinen Zweifel, daß die Jahrbücher ganz anders cenſirt werden konnten, als dies bisher geſchehen war. Die Anregung blieb nicht aus. Die vorgeſetzte Behörde in Sachſen ſprach daher gegen Ende des Jahres **1841** in Folge dieſer Anregungen ihre Mißbilligung eben ſo ſehr über die bisherige Cenſur als über das Princip der Jahrbücher ſelbſt aus; und es erfolgte ohne weitere Veranlaſſung durch einen beſtimmten in Frage geſtellten Aufſatz und ohne Anfrage der Redaction folgender „Kanzleibeſcheid.“

Das königliche Miniſterium des Innern hat nicht länger es unterlaſſen dürfen, den Geiſt, in welchem die in Leipzig erſcheinenden „deutſchen Jahrbücher“ redigirt und cenſirt werden, zum Gegenſtande ernſter Erwägung zu machen. Wenn gedachtes Miniſterium ſeinem Einſchreiten deßhalb bis jetzt Anſtand geben zu können glaubte, ſo iſt dies in Berückſichtigung der §. **10.** der allgemeinen Inſtruction der Cenſoren ausgeſprochenen Grundſätze geſchehen; in der Vorausſetzung, daß dieſe Zeitſchrift nach ihrer Tendenz und Sprache immer nur den Weg zu einem ſolchen Publikum ſuchen und finden werde, welchem gegenüber eine ſelbſt bis zum Uebermaß geſtattete und bis zum Mißbrauch geübte Schreibefreiheit mindere Nachtheile haben könne: in der Erwägung, daß die Wiſſenſchaft durch freie Rede und Gegenrede gefördert werde: endlich aber in Berückſichtigung des von der ſächſiſchen Staatsregierung feſtgehaltenen Grundſatzes, dem beſonnenen Fortſchreiten auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft nicht hemmend entgegen zu treten. Man hat aber bereits wahrgenommen, daß dieſe Zeitſchrift ein immer größeres und nicht bloß ein wirklich wiſſenſchaftliches Publikum zu finden ſcheint, daß ſie auf der ganz eigentlich revolutionären Bahn des Negirens, beſonders im Gebiete der Religionsphiloſophie und der Politik, mit den ihr unverkennbar zu Gebote ſtehenden reichen geiſtigen Mitteln, aber auch zum Theil mit eben ſo unverkennbarer Berechnung für Leſerkreiſe ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung immer weiter vorwärts ſchreitet, maß- und rückſichtslos ihren Krieg gegen alles Beſtehende mit ſcharfen Waffen fortſetzt, und es darauf ankommen laſſen zu wollen ſcheint, wie lange und wie weit man ſie auf dieſer Bahn vorwärts gehen laſſen werde.

Nur ungern würde ſich das königliche Miniſterium entſchließen, das hierländiſche fernere Erſcheinen einer Zeitſchrift zu verhindern, welche bei den intellectuellen Kräften, welche ſich für deren Redaction vereinigen, in mehrfacher Beziehung nützlich zu wirken berufen ſein könnte. Es will vielmehr zur Zeit die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Redactoren und der Verleger derſelben zweckmäßigen Vorſtellungen Gehör geben, und ſogar der Nothwendigkeit, mit Hülfe der Cenſur unzuläſſigen Ausſchreitungen ſtrenger als bisher begegnen zu müſſen, durch Umſicht bei der Redaction zuvorzukommen wiſſen werden.

Der Cenſor der „deutſchen Jahrbücher“ iſt an ſeinem Theile unter Mißbilligung der von ihm zeither bewieſenen, die Grenzen, die die öffentlich bekannt gemachte

Inſtruction für Cenſoren geſteckt hat, in einzelnen Fällen wenigſtens überſchreitenden Nachſicht, zu ſtrenger Beobachtung ſeiner Pflicht und zur Anfrage in zweifelhaften Fällen angewieſen worden; die Redaction aber wird, im Einverſtändniß mit dem königlichen Miniſterium des Innern und auf deſſen Verordnung vom $^{1}/_{8}$. d. M. von obiger Verfügung hierdurch mit dem Bemerken in Kenntniß geſetzt, daß ſie für den Fall, daß ſie nicht ſelbſt auch hauptſächlich den Anlaß dazu zu vermeiden wiſſen werde, die Unterdrückung gedachter Zeitſchrift in Sachſen herbeiführen würde.

Leipzig, am 10. Dezember 1841.

Kanzleibeſcheid an den Herrn
Dr. Ruge, als Redacteur
der deutſchen Jahrbücher
in Dresden.

Königl. ſächſiſches
Cenſurkollegium:
Falkenſtein.

Ferner die folgende Mittheilung des Herrn Cenſors:

Hochverehrter Herr Doctor!

Die Anzeige von Hoffmanns v. F. unpolitiſchen Liedern, der ich das Imprimatur habe verweigern müſſen, giebt mir Anlaß zu gegenwärtigen Zeilen. Es iſt immer ein fataler Uebelſtand, wenn ein ſchon abgeſetzter Artikel zurückgenommen werden muß, und darum ſehe ich es für räthlich an, Ihnen mitzutheilen, daß die Cenſur der Preußen betreffenden Artikel künftighin minder nachgiebig als bisher zu ſein genöthigt iſt. Ich kann dabei nichts ändern, und wünſche, daß Sie, ohne der Tendenz der D. J. Eintrag zu thun, hierauf gefällige Rückſicht nehmen wollen. Sie wiſſen, wie leid es mir thut, einmal Gedrucktes zurückweiſen zu müſſen, und wie ſchwierig es oft iſt, zu modificiren. — Mit aufrichtiger Verehrung

Leipzig, 15. Dez. 1841. ganz der Ihrige.

Herrn Dr. A. Ruge, Wohlgeborn,
zu Dresden.
W. Wachsmuth.

Antwort an den Kreisdirektor von Falkenſtein.

Hochwohlgeborner
Herr Kreisdirector!

Ihre geehrte Mittheilung aus der Kanzlei des königlichen Cenſurcollegiums in Betreff der deutſchen Jahrbücher vom 10. dieſes habe ich geſtern empfangen.

Ich kann unmöglich die wohlwollende Meinung des hohen Miniſterii verkennen, und werde an meinem Theile nichts verſäumen, um den Wünſchen deſſelben möglichſt nachzukommen, da ich ſowohl politiſch als moraliſch mit den Prinzipien des conſtitutionellen Sachſens mich nicht im Widerſtreit erblicken kann. Um daher die nähere Meinung Sr. Exzellenz nicht zu verfehlen, werde ich mich im Einzelnen zu unterrichten ſuchen, und mir zu dieſem Behufe eine Audienz bei dem Herrn Miniſter erbitten.

Ew. Hochwohlgeboren

Dresden, 22. Dez. 1841. ganz gehorſamſter
Dr. Arnold Ruge.

In der Antwort an Prof. Wachsmuth erklärte ich, die Umſtände berückſichtigen und ſtatt der Politik mehr die Religionsphlioſophie ins Auge faſſen zu wollen.

Allein dieſe zeigte ſich gar bald eben ſo verfänglich, wie die Politik, und auch eine Auswanderung in die ruſſiſche und franzöſiſche Politik war nicht minder unzuläſſig, als die alte Heimath in der preußiſchen. Den Mißverſtand, in welchem Cenſor und Redaction eine Zeit lang gelebt, hoben die folgenden Zuſchriften des Leipziger Cenſurcollegiums und des Herrn Prof. Wachsmuth ſelbſt vollſtändig:

Obwohl zu erwarten geweſen wäre, daß die Redaction der deutſchen Jahrbücher in Folge des Erlaſſes vom 10. Dezember v. J. ein anderes Verfahren einſchlagen und bemüht ſein werde, Tendenz und Ton der Zeitſchrift ſo zu regeln, wie es die beſtehenden preßpolizeilichen Vorſchriften erheiſchen, ſo iſt doch leider dieſe Erwartung nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr geben faſt alle Nummern, die im Monat Januar erſchienen ſind, Belege dazu, daß auch jetzt noch die auf eine völlige Auflöſung aller kirchlichen und ſocialen Verhältniſſe hinarbeitende Richtung in einem alle Grenzen überſchreitenden Ton in dieſer Zeitſchrift ſich geltend macht. Es iſt daher das königliche Cenſurcollegium auf Anordnung des königl. Miniſteriums des Innern genöthigt geweſen, den Cenſor mit geſchärfter Anweiſung zu ſtrenger Erfüllung ſeiner bisher nur mit gar zu großer Nachſicht erfüllten Cenſorpflichten zu verſehen, eine Anweiſung, die um ſo unerläßlicher war, als in der That die ſchon früher ausgeſprochene Erwartung von Beſchwerden auswärtiger Regierungen bereits in Erfüllung gegangen iſt. Das königliche Cenſurkollegium ſetzt die Redaction hiervon in Kenntniß, und hat es dieſelbe lediglich ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn endlich doch noch das königliche Miniſterium des Innern ſich ſollte genöthigt ſehen, die ganze Zeitſchrift zu verbieten.

Leipzig, den 12. Februar 1842.

Kanzleibeſchied an Herrn Dr. Ruge, als Redacteur der deutſchen Jahrbücher, in Dresden.

Königl. ſächſiſches Cenſurcollegium:
Falkenſtein.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich ergebenſt zu benachrichtigen, daß eine an mich ergangene geſchärfte Rüge über die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher von nun an mich in die unabweisliche Nothwendigkeit ſetzt. der geſammten Tendenz des Blattes, insbeſondere wie dieſe in dem gegenwärtigen Jahrgange ſich dergeſtellt hat, entgegen zu treten. Es iſt nicht die Rede von einzelnen Ausdrücken oder Sätzen, wenn auch hierin mir zur Laſt gelegt wird, zu indulgent geweſen zu ſein, ſondern von der Richtung, die ſich in einer Reihe von Artikeln dargethan hat. Ich habe deßhalb einen Brief an Herrn Dr. Ruge zu gefälliger Beförderung beigelegt; an Ew. Wohlgeboren aber richte ich die Bitte, mit der Buchdruckerei eine ſolche Einrichtung treffen zu wollen, daß, bei den nun vorauszuſehenden häufigen Anfragen beim königl. Cenſurcollegium und überhaupt bei der mir nothwendigen längern Ueberlegung, nicht erwartet werde, der Druck könne in der bisherigen Art fortgehen. Aendert ſich die geſammte Tendenz des Blattes, dann hört auch dieſe Befürchtung auf; wo aber nicht, ſo bitte ich Sie, nicht mir die unvermeidlichen häufigen Stockungen und Störungen zur Laſt legen zu wollen. — Mit vollkommner Hochachtug

Ew. Wohlgeboren

Leipzig, 16. Febr. 1842. ergebenſter
Herrn Buchhändler Otto Wigand W. Wachsmuth.
in hier.

Verehrteſter Herr und Freund!

Nochmals werde ich veranlaßt, mich direkt an Sie zu wenden, um Sie von einer neuen an mich ergangenen Rüge in Kenntniß zu ſetzen, und dadurch, wo möglich, peinlichen Conflicteen bei der Cenſur im Einzelnen vorzubeugen. Wir ſind, ſcheint mir, zur Kataſtrophe gelangt. Die Blätter Nr. 1, 4, 7 Bl, 10 Bl., 19 Bl., 23, 24 ꝛc. haben das große Mißfallen erregt, daß deßhalb die bedrohlichſten Mahnungen an mich erlaſſen worden ſind, und ich nunmehr erkennen muß, daß auch in nicht eigentlich politiſcher Richtung die Cenſur eine ganz andere als bisher werden ſoll. Ich geſtehe Ihnen offen meine Zweifel, ob Sie ohne vollkommene Aenderung der Tendenz das Blatt werden fortſetzen können. Findet die letztere Statt und die Zeitſchrift dabei ihr Gedeihen, dann meinen herzlichen Glückwunſch; im entgegengeſetzten Falle beklage ich im Voraus, derjenige ſein zu müſſen, der als Verderber ganzer Kolumnen oder gar Nummern in den Druck eingreift. Ich werde, da von mir erwartet wird, häufiger als bisher bei dem königl. Cenſurcollegium über bedenkliche Aufſätze Entſcheidung einzuholen, auch Herrn Wigand benachrichtigen, daß die Manipulation des Druckes eine andere Einrichtung bekommen muß, wenn nicht der eventuelle Aufenthalt der Anfragen oder eigene längere Ueberlegung Stockungen veranlaſſen ſoll. Gott befohlen! — Mit freundſchaftlicher Hochachtung und Ergebenheit

Leipzig, 16. Febr. 1842. ganz der Ihrige

Herrn Dr. Arn. Ruge W. Wachsmuth.
in Dresden.

Hiemit waren wir nun bei der Tendenzcenſur angelangt, und es war die Forderung geſtellt, „Tendenz und Ton“, alſo Princip und Charakter der Zeitſchrift zu ändern. Und warum? Lediglich darum, weil nicht die jetzige Philoſophie und Bildung der Menſchen, ſondern eine vergangene, die altproteſtantiſche und altpolitiſche Zeit als das „Beſtehende“ aufgefaßt wurde. Die Unmöglichkeit, dieſe Forderung zu erfüllen, liegt vor Augen. Kein Menſch kann ſich die Seele ausreißen, ſo auch die Schriftſteller der Jahrbücher und die Redaction nicht. Es fragte ſich nur, wie verſteht die Cenſur ihre Forderung im Einzelnen, und was wird ſie ſtreichen, was dulden? Wir legten daher die zum Druck eingeſandten Manuſcripte als Manuſcripte dem Cenſor vor. Die Antwort folgt:

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich, die von Ihnen mir übergebenen Manuſcripte zurückzuſenden. Ich habe ein Blatt*) beigelegt, worauf mein vorläufiges Gutachten über das muthmaßliche Schickſal, das jene Manuſcripte, mit Ausnahme von Nr. 6, in der Zenſur haben werden, und bemerke noch, daß ich bei Nr. 2, 3 und 4 jedenfalls die Entſcheidung des k. Cenſurcollegiums einzuholen genöthigt ſein werde. Nochmals meinen beſten Wunſch, daß ſich die gegenwärtige Verwickelung bald und gut enden möge.

---

*) 1) Leiden und Freuden des theologiſchen Bewußtſeins — nicht paſſirlich.

2) Zur Literatur über den Königsberger Verfaſſungsantrag — ſchwerlich und nur etwa theilweiſe paſſirlich.

Hochachtungsvoll und ergebenſt

Leipzig, 25. Febr. 1842. Ihr gehorſamſter

Herrn Otto Wigand. W. Wachsmuth.

Werther Freund!

Empfangen Sie den beifolgenden zweiten Band der Geſchichte Frankreichs ꝛc. mit gewohnter Freundlichkeit! Der Buchbinder hat mich ein Paar Tage aufgehalten,

---

3) Einleitung in die Dogmengeſchichte — nur theilweiſe.

4) Bremiſches Magazin — nur zum geringern Theil, vielleicht gar nicht.

5) Ueber zeitgemäße Reform des Tüb. Seminars — großentheils.

6) Logiſche Unterſuchungen — Imprimatur.

7) Feuerbach, vorläufige Theſen — ſchon entſchieden.

Sodann ſpäter, den 4. März:

8) Neue Wendung der deutſchen Philoſophie. Das Weſen des Chriſtenthums von L. Feuerbach. Recenſion von Arnold Ruge. — Am Rande des erſten Abdrucks die Erklärung: „Das k. Cenſurcollegium hat dieſem Aufſatze das Imprimatur verweigert und zugleich erklärt, daß in der Folge jeder eine gleiche Tendenz ſo entſchieden ausſprechende Aufſatz unnachſichtlich zurückgewieſen werden müſſe. Wth"

9) 22. April. Die lit. Zeitung. Kritik von A. Ruge — nicht zuläſſig.

und ſo hat ſich denn auch die Rückſendung Ihres Manuſcriptes (Nr. 9), mit dem ich zugleich das Buch an Sie gelangen laſſen wollte, verzögert. An das Imprimatur für jenes iſt nicht zu denken; ich würde Ihnen gar nicht einmal einen Dienſt geleiſtet haben, wenn ich es an das Cenſurcollegium gebracht hätte. „Schicket Euch in die Zeit!“ Ob es bald anders werden wird, hängt in vielen Beziehungen wol von Preußen ab; doch mit der Theologie hat es auch heimiſche Bedenken. — Leben Sie wohl!

Leipzig, 22. April 1842.

An Hrn. Dr. A. Ruge.

Ihr Ihnen aufrichtig ergebener
W. Wachsmuth.

Ich notirte ſogleich beim Empfange Folgendes auf den Brief, was ich hier nicht unterdrücken will:

„Alſo die „Theologie“ und wieder die „Theologie“ und zwar die „heimiſche“, welcher der alte Carpzow noch im Leibe ſteckt, ſo rationaliſtiſch ſie auch angeſtrichen iſt. Aber was erreicht die Theologie dadurch? daß ſie aufhört, ein wiſſenſchaftliches und lebendig geiſtiges Intereſſe zu ſein! Wir können, nachdem ſie zu dieſem Geſtändniß ihrer Ohnmacht gekommen iſt, von ihr ſchweigen. Dies hätte ohnehin von ſelbſt ſich gefunden — dieſes Schweigen — ſo wie die proteſtantiſche Wiſſenſchaft von der katholiſchen Theologie ſchweigt. Es gibt werthvollere Intereſſen zu verhandeln; wie aber, wenn überall das Princip der Theologie zum Herren der Cenſur erhoben würde? Wenn alle Cenſoren „Theologen“ würden?

„Es iſt dies nichts anderes, als der Conflikt der

Wiſſenſchaft mit der Cenſur überhaupt, der dann eintritt, — die theologiſche Cenſur hat überhaupt nur dieſen Sinn; und dies Dilemma iſt eine welthiſtoriſche Aufgabe, deren Löſung nur günſtig für die Wiſſenſchaft ausfallen kann.

„Es iſt jetzt ohne Scheu das Princip der römiſchen Kurie proclamirt, und die letzte Freiheit, auf die wir Deutſche ſtolz waren, die des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, dieſe taſten uns jetzt die Theologen an. Weil ſie unfähig ſind, im offenen, ehrlichen Kampfe die Philoſophie zu beſtehen, ſo ſtecken ſie ſich hinter die Polizei. Sie erkennen, daß ihr Loos und das Loos des Polizeiſtaates, des willkürlichen und präventiven Verfahrens nach ſubjectivem Ermeſſen, eins und daſſelbe iſt. Arme Theologie: Geſetz und Freiheit ſind die Deviſen der Zukunft; die Willkür wird im Princip und überall aufgehoben werden: und du willſt durch eben dieſe Willkür deine Zukunft ſichern?

„Und in der That, es ſcheint, daß der alte Ungeiſt der ſächſiſchen Theologie, der dies Land ſo ſehr zurückgebracht hat, noch einmal ſich erheben und wenigſtens im Stillen der Philoſophie entgegen arbeiten will. Der ſächſiſche Rationalismus ſtimmt natürlich mit dem Berliner Chriſtenthum überein gegen die Aufhebung der Theologie in Philoſophie oder, wie Feuerbach dies näher ausdrückt, in Anthropologie. Dieſen Schritt der neuen Wiſſenſchaft ſcheinen die Geſetze aller Staaten unmöglich zu machen, während ihn das Geſetz der Entwickelung des Bewußtſeins unaufhaltſam herbeiführt. Die wahre Religion und ſelbſt das wahre Chriſtenthum — denn das iſt in der That Humanismus —

und die wahre Erfüllung des Geſetzes iſt das neue Geſetz der Freiheit, der conſtituirte freie Staat und die conſtituirte Geiſtesfreiheit als abſoluter Staatszweck. Das neue Geſetz hebt das alte auf. Das alte wird aber zum Unrecht gegen das Bedürfniß des neuen, dem um des alten willen nicht entſprochen werden ſoll.“

* * *

Obgleich nun die Ausmerzung auch der religionsphiloſophiſchen Aufſätze aus den Jahrbüchern bewirkt war, ſo ſtand uns doch noch eine weitere Maßregel bevor; der folgende Brief zeigt ſie an:

Lieber Freund!

Eben erhalte ich Ihren und B. Bauers Brief. Ich fürchte, man läßt ſeinen dritten Theil nicht zu*), da es eben auf B. B. abgeſehen iſt. Nun, ich muß jedenfalls den Verſuch machen, und Alles daran ſetzen. Im übrigen haben Sie wohl recht, daß *** mit dahinter ſteckt, und ** ſein ami. Beides Literaten, — da ſitzt der Knoten.

Schon am vorigen Sonnabend iſt mir feierlich die Conceſſion auf die Jahrbücher genommen. Ich wurde vor den Rath citirt, und auf miniſteriellen Befehl der Conceſſion verluſtig erklärt. Für jedes Nummero ſoll ich zweite Cenſur und Cenſurſchein nachſuchen.

Ich habe proteſtirt und vorgeſtern, wie gewöhnlich, ſechs Nummern ausgegeben. Es iſt ſofort Bericht erſtattet, um jeden Eclat zu verhüten, und möglicher

---

*) Dieſe Befürchtung iſt unterdeſſen im Juni in Erfüllung gegangen.

Weiſe iſt noch nicht Alles verloren. Bleiben oder Wandern, das iſt die Frage. Für wen und was ſtreitet man aber? Blicken wir um uns und horchen wir, dann ſind wir weiße Raben. Die thörichten, verblendeten Menſchen! Faſt alle geben der Reaction recht, und das macht ſie immer kecker. Blicken ſie nach Portugal, ſie haben die Freiheit geſchlachtet. In Spanien gehts nicht viel beſſer. In England ſiegen trotz aller Vernunft die Torys. Guizot ſteht feſt und hat fortwährend die Majorität. Savigny iſt Miniſter! Puchta kommt nach Berlin. B. Bauer disponibel. Feuerbach auf einem Dorfe. Sie können in Dr. nicht einmal Bürger werden. Ich ſtehe faſt iſolirt; der Geſinnungsloſeſte iſt der Willkommenſte! — Mein lieber Freund, ſollen wir nicht lieber Champagner trinken und die Narren auslachen, als uns pro patria kaſteien und verfolgen laſſen?

Wollen Sie ſich eine heitere Minute machen, ſo leſen Sie im beiliegenden Heſt der Revue.

10,000 Pfund Renten,

und dann die Briefe über Deutſchland, die ich mir im Franzöſiſchen verſchafft und hier deutſch mitgetheilt habe.

Meine beſten Grüße

Leipzig, **11.** März **1842.** Ihr

Herrn Dr. A. Ruge in Dresden. O. Wigand.

In dieſer Lage, wo die Unterdrückung des Journals bereits entſchieden zu ſein ſchien, unternahm ich im Nachfolgenden eine Darlegung des ganzen Verhältniſſes an einen hochgeſtellten Staatsmann, we-

niger um eines unmittelbaren Erfolges als um der B
ſeitigung mancher Vorurtheile willen, die mir durch d
bisherigen Verhandlungen als weſentlich einwirkend b
kannt geworden waren:

Ew. Excellenz

haben mir zu wiederholten Malen eine Th
nahme zugewendet, die mich verpflichtet, aber au
aufmuntert, in einem ſo kritiſchen Augenblick, w
der gegenwärtige — ich denke dabei an die Beſeitigun
der Jahrbücher durch die Cenſur — mich privatim g
gen Sie auszuſprechen, um Ihre gute Meinung b
meinem jetzigen und künftigen Verhalten nicht zu ve
lieren. Ich bitte um die Erlaubniß, ganz offen zu r
den. Es handelt ſich um ein Princip, und da iſt all
mal die beſte Politik, keine Politik, als die der ganz
rückſichtsloſen Wahrheit zu haben, von der ich aber i
Voraus weiß, daß Sie dadurch nicht beleidigt, au
nicht unangenehm berührt werden können.

Obgleich Sachſen ſich gezwungen ſieht, das An
them zu verhängen, und Preußen ſo das Odium ve
meidet, eine rein philoſophiſche Discuſſion polizeilich
beſeitigen; ſo verkenne ich dennoch nicht, daß es d
Genius der Zeit iſt, der vor dem kühnen Gedanken d
Selbſterkenntniß in ſeinem Innerſten erzittert, und v
ſeiner eignen Hohlheit ſich entſetzt, der daher zu d
Maßregel, ſich vor ſich ſelbſt zu verbergen, um ſein
ungläubigen Glauben in Frieden zu genießen, greif
muß. Ich werde daher aus meiner Rechtfertigung v
dem Publikum keinen Gegenſtand der Oppoſition geg
die ſächſiſche Regierung machen, vielmehr die Sache
allgemein nehmen, wie ſie es in der That iſt.

Die Differenzen der Zeit ſind ſo ſcharf ausgebild daß man ſich über den practiſchen Conflict, wie er in dem Anathem der Chriſtlichkeit gegen eine philoſophiſche Zeitſchrift, alſo gegen die ächt proteſtantiſche Form der Geiſtesfreiheit vorliegt, nicht wundern kann; dennoch, obwohl die neue Regierung in Preußen ſehr entſchieden das romantiſche, reſtauratoriſche, antiphiloſophiſche Princip ergriffen hat, vermeidet man ſelbſt dort den Schein des Unfreien; und es kommt ſo die Erſcheinung zu Tage, daß man eben ſo gut der Preſſe als dem Katholicismus Conceſſionen macht. Dies beweiſt das Buch von Bülow-Cummerow, dies beweiſen die Königsberger und die Rheiniſchen, ja ſogar, ſo linkiſch ihnen auch die größere Freiheit ſteht, die Berliner Zeitungen; nicht minder beweiſt den erwachten politiſchen Geiſt die ganze Berliner Societät, die höchſten Beamten gar nicht ausgenommen. Wir haben bei allen frommen Wünſchen der Romantik ſchon jetzt weſentliche Progreſſen vor uns, und noch viel weſentlichere zu erwarten, wenn erſt dies ganze Syſtem der Schwankung zu allen ſeinen Conſequenzen gekommen ſein wird.

In demſelben Augenblicke nun, wo dieſe Preßrelaxation in Preußen mit großem Eclat vor ſich geht, ja noch mehr, wo das Miniſterium Eichhorn mit Hülfe der Schleiermacherianer und Rankianer eine eigne Anſtalt zur Widerlegung der Deutſchen Jahrbücher gegründet hat, die „literariſche Zeitung", wo man alſo von äußerlichen Maßregeln abſtrahirt und ſich auf den literariſchen Boden begiebt, — in demſelben Augenblick ergeht von der ſächſiſchen Cenſur an mich die Forderung, „Tendenz und Ton" der Jahrbücher zu ändern, und es werden die Aufſätze von Feuerbach, Bruno Bauer und mir, alle „unnachſichtlich wegen ihrer Tendenz", der

Kritik der chriſtlichen Weltanſicht, ausgeſtrichen, ja, es iſt ſogar am vorigen Sonnabend dem Verleger feierlich vom Leipziger Rath die Conceſſion zu den Jahrbüchern entzogen worden, wie er mir meldet, und ihm aufgegeben, für jedes einzelne Blatt der Zeitſchrift einen beſondern Cenſurſchein einzuholen, wenn ich die Nachricht richtig verſtanden habe. Bevor ich noch von dieſem letzten Schritte gegen den Verleger unterrichtet war, begab ich mich, wie Sie die Güte hatten, mir zu rathen, zu dem Herrn Miniſter des Innern, überzeugte mich aber gar bald von der Unmöglichkeit, die Zurückziehung der Tendenzcenſur zu erlangen. — Steht dieſe feſt, ſo legt alſo der Staat, wie dies auch in Preußen geſchieht, das ganze Gewicht ſeiner Autorität in die Wagſchale, verwirft die neue Richtung der Philoſophie als eine „ſchlechte", nennt ſie „Gift" und „deſtructiv", und bezeichnet ihr Princip als ein unmoraliſches, vor dem man ſich entſetzen müſſe, wie es ſonſt die Kirche mit den Ketzern that, die nicht anders-, ſondern ſchlechtdenkende Menſchen von ihr genannt wurden, Feinde Gottes, die man vernichten müſſe.

Das Gewicht des Staates iſt allerdings ein großes, ſeine Autorität die höchſte; niemand kann größer von ihr denken, als die neueſte Philoſophie, die alles Göttliche in ſeinen Schooß legt: aber es iſt ſehr bedenklich, in einer Angelegenheit von der Autorität Gebrauch zu machen, wo nicht die Autorität das Entſcheidende iſt, ſondern die letzten unumſchränkten Gründe der Vernunft, die freie Einſicht. Niemand wird es glauben, daß wir Philoſophen ſchlechte Menſchen ſind, darum, weil wir einſehen und beweiſen, daß das Höchſte, der Geiſt, perſönlich nur als Menſch die Erde beſchreitet und daß das Individuum ſterblich, unſterblich aber nur der Geiſt iſt. Denn dies, und nichts anders, iſt die neue Tendenz, der Atheismus und die Ketzerei, vor der alle Theologen ſich entſetzen und alle Bande der Geſellſchaft gefährdet ſein ſollen.

Politiſch ſind die Conſequenzen, der freie Menſch und die vernünftige Weltordnung in Staat und Geſchichte ſei die höchſte Erſcheinung des Göttlichen. Und hier fürchtet man nun Demokratie und Republik, als wenn die Philoſophie dieſe Form ohne den freien Menſchen, etwa in Schwyz und Uri, frei finden könnte, als wenn irgend ein Menſch, ohne geiſtig ſich ſelbſt zu befreien, alſo der blanke Pöbel, wie ihn die Natur, hoch oder niedrig erzeugt, frei ſein könnte! Welche Form der Staat annimmt, immer wird ihn die Bildung der Zeit beherrſchen, und wie ſehr ſich auch die Theologen gegen die Philoſophie ereifern, nie werden ſie etwas anderes predigen können, als was ihnen der Geiſt und die Bildung ihrer Zeit in den Mund legt. Dieſe Formen (der Predigt und Volkserziehung) zerſtört keine Philoſophie, jede aber durchdringt ſie. Die Tendenz der neueſten Philoſophie iſt keine andere, als die der Philoſophie überhaupt.

Ew. Excellenz ſtehen zu frei, um zu verkennen, daß mir bei dem Dilemma, die Tendenz der Philoſophie, dieſer ganzen, entſchloſſenen und offenen Philoſophie, oder die Jahrbücher aufzugeben, keine Wahl bleibt. Was wäre ich für ein Menſch, wenn ich für eine jährliche Einnahme von... mich ſelbſt aufgäbe, wenn ich einen Augenblick ſchwankte, ob ich für die Wiſſenſchaft, der ich diene, Alles einſetzen und jeden Vortheil aufopfern ſoll? So ſteht nun dieſe böſe Angelegenheit, und es iſt ein

Conflict vorhanden, den wahrlich nicht ich, ſondern
conſequente Entwickelung der Geſchichte herbeigeführt

Soll ich aufrichtig ſein, ſo iſt dieſe Angelegen
keine Sache der Kanzleien und Cenſurcollegien, ſond
des freien Staatsmannes. Die Deutſchen brauchen
Jahrbücher ſehr nöthig, und es wird tauſend Fed
und die fähigſten und die feurigſten Köpfe in eine
bittere Oppoſition werfen, wenn dieſe Beruhigung,
wir hier doch nahezu eine freie Preſſe gehabt hätten
denn ſo ſieht man die Jahrbücher in der ganzen ci
ſirten Welt an — hinwegfällt. Und ich wüßte n
wie der Druck der geiſtigen Welt unter der Ce
augenfälliger und auch dem Trägſten fühlbarer gem
werden könnte, als wenn man die Discuſſion phil
phiſcher Probleme ſogar unmöglich macht, nun je
mann ſchon die Frage kennt, um die es ſich handelt:
Philoſophie oder Chriſtenthum.

Gewiß iſt es billig, die Wünſche der Regier
zu hören, und wenn die Umſtände drängen, princip
Fragen möglichſt zurückzuſtellen; aber von allen Se
ſtürmen die Gegner ins Feld und ihre Parole füllt
alten Literaturzeitungen: gänzlich zu verſtummen
das ausgeſprochene Princip nicht zu rechtfertigen
iſt moraliſch unmöglich. Es iſt eine Ehrenſache,
der uns jetzt die Hände gefeſſelt, dem Gegner aber
ſieben Schwerter des alten Rugevit auf einmal in
Hände gegeben ſind. Welch' ein Zuſtand! und
der politiſche Bannſtrahl!

Ew. Excellenz würden mir gewiß einige Lei
ſchaft in einem ſolchen Conflict zu Gute halten; den
verblende ich mich nicht mit exaltirten Gedanken
Hoffnungen. Die Wahrheit iſt immer unpolitiſch, in

bitter, immer unbequem. Glück macht man nur, wenn man ſie verhüllt. Aber der alte Sokrates ſchon hatte ſeinen Dämon, der ihn zu reden und zu forſchen trieb; dieſer Dämon lebt noch, er iſt die Ehre und das Gewiſſen; man muß ihm folgen und der Philoſophie treu bleiben. Ich hoffe daher, an Ihnen eine gütige Fürſprache zu finden, wenn ich mich genöthigt ſehe, mein Verfahren auch dem Publikum gegenüber zu rechtfertigen.

Dresden, den 13. März 1842.

Ew. Excellenz

unterthänigſter

Arnold Ruge.

* * *

Dem Verleger der Deutſchen Jahrbücher wurde auf ſeine Vorſtellung an ein Hohes Miniſterium eine widerrufliche Conceſſion zu denſelben ertheilt, da er ſie bisher als ein rein wiſſenſchaftliches Journal ohne alle Conceſſion herausgegeben hatte. Der Cenſor aber blieb in einer ſehr gebundenen Stellung gegen das Cenſurcollegium, und wurde dadurch zu einer Cenſur aus einem Geſichtspunkt, der bei weitem nicht ſeiner Neigung und Ueberzeugung entſpricht, gezwungen. Möge dies der weitere Verlauf dieſer Mittheilungen, zuſammengehalten mit dem freieren und wahren Zuſtande, aus welchem die Cenſur durch die neueſten Maßregeln vom December 1841 und vom Februar 1842 herausgeworfen iſt, darthun.

Antwort auf eine Beſchwerde des Verlegers an den Cenſor.

Ew. Wohlgeboren

ſäume ich nicht, in Erwiederung Ihrer geehrten Zuſchrift auf Zweierlei aufmerkſam zu machen:

1) Daß ſtatt der an mich gerichteten Vorwürfe eine Reclamation bei dem königl. Cenſurcollegium der Sache und meinem Wunſche und Vorſchlage angemeſſener geweſen ſein würde.

2) Daß Ihr Begehren, ich möge die Cenſur der Deutſchen Jahrbücher aufgeben, vollkommen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt — ich brauche wol keine Redensarten darüber zu verlieren — daß dies aber nicht in meiner Macht liegt, wenigſtens nicht ſo, wie Ew. Wohlgeb. die Sache ſtellen, daß aber eine Beſchwerde über und gegen mich mit angehängtem Geſuch um einen andern Cenſor bei der Oberbehörde hier in der Ordnung zu ſein ſcheint.

Leipzig, 22. Mai 1842.

Ganz ergebenſt

W. Wachsmuth.

N. S. Ich überlaſſe es nun noch Ihrer Beſtimmung, ob Sie die fragliche Nummer *durch mich* an das königl. Cenſurcollegium gebracht wiſſen wollen, oder, was ich hier zweckmäßiger vorgeſchlagen habe, ſelbſt ſich an daſſelbe richten wollen. Wth.

Dem Buchhändler Herrn Otto Wigand,

Wohlgeboren, hier.

Herrn Profeſſor Wachsmuth, Wohlgeboren,
Leipzig.

Dresden, 28. Mai 1842

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Verehrter Freund!

Wigand hat mir bei ſeiner Durchreiſe nach Wien ſeine Correſpondenz mit Ihnen mitgetheilt und zugleich die Nachricht, daß Preußen in vier Wochen die Bücher über zwanzig Bogen freigeben werde. Ich hielt dies Letztere namentlich für wichtig genug, um dem Herrn Miniſter von Lindenau meine Aufwartung zu machen und unſere Cenſurverhältniſſe von Neuem zur Sprache zu bringen. Der Herr Miniſter ſagte mir, daß man hier noch keine Mittheilung über eine ſolche Abſicht Preußens habe, hörte übrigens ſehr gern und war auch ſchon davon unterrichtet, wie Königsberg und der Rhein zu einer factiſchen Preßfreiheit gelangt ſind. Sie wiſſen, daß wir vor einigen Jahren auch in Sachſen in dieſem glücklichen Falle waren; Sie haben neuerdings dafür büßen müſſen, und nun ſtehen wir leider viel ſchlechter. Ich brachte einen Cenſurbogen von Ihnen mit, die Correſpondenz aus Baden Nr. 124, und legte ſie mit Ihren Aenderungen vor, um den Herrn Miniſter zu überzeugen, daß Sie durch die wiederholten Rügen unwiderleglich in ein unhaltbares Syſtem getrieben ſeien, und zwar, wie Jedermann wiſſe, gar ſehr wider Ihre Neigung und eigne beſſere Ueberzeugung. Ich legte es nicht darauf an, Sie, ſondern nur dieſe Lage anzuklagen; und Sie werden es mir auf mein Wort glauben, daß Se. Excellenz die Uebelſtände dieſer Form der Cenſur durchaus

nicht verkannten. Der fragliche Aufſatz hat wenig Wert
der Autor iſt nicht abſolut. Andere dagegen, die jed
Wort wägen und genau berechnen, geſtatten mir ſolch
Abdrücke ihrer Arbeiten nicht, und wir müßten unaus
bleiblich dabei zu Grunde gehen. Nun weiß ich woh
daß Sie nur eine gute Abſicht damit haben; Sie wolle
retten, was möglich iſt. Aber geſtehen Sie ſelbſt, i
habe Ihnen ſeit der letzten Kriſis nichts weſentlich Ve
fängliches und nichts formell Verletzendes vorgeleg
Sie ſind wirklich mit der Correctur und mit Beſeitigun
namentlich alles Antitheologiſchen zu weit g
gangen. Ich habe dies Alles nur mit dem Herrn M
niſter beſprochen, um Sie und mich aus einer unerträ
lichen Lage herauszubringen und wo möglich ohne Lär
und Aerger und Zeitverluſt. Ich wollte daher nicht glei
mit der Thür ins Haus fallen und klagen. Der He
Miniſter iſt ein Mann von Geiſt und freiem Blick. I
verlaſſe ihn nie ohne geſteigerte Hochachtung, und wer
daher auch diesmal ſeinen Rath befolgen, der ſchon da
um, weil er von ihm kommt, gedeihlich ausſchlagen wir
Er ſagte mir, „ich möchte mich am liebſten mit Ihn
verſtändigen, zumal wir perſönlich in gutem Vernehm
ſeien; die Zeit ſei allerdings in einer unverkennbar
Kriſis! es werde aber am Ende der Vernunft nicht fe
len, daß ſie ſich durchſetze.“ Noch einige Wochen u
Monate Geduld, und es wird ſich Alles beſſer einrichte
Die Symptome ſind unverkennbar deutlich. Ich w
unterdeßen gern das Meinige thun, und hoffe, daß w
wieder auf den alten Fuß kommen.

Die Jahrbücher ſind ſo nothwendig, daß ſie,
Sachſen unterdrückt, gleich anderswo wieder gegrün
werden würden, ohne daß ich einen Finger darum

rühren brauchte. Welche Bornirtheit in der Jenaer Litteraturzeitung! Dieſe Cruſius und Bachmann und Fries! Welch' eine Unwiſſenheit über die weſentlichſten Dinge in der Halliſchen Litteraturzeitung und welche Verkommenheit in den Berliner Jahrbüchern! Es iſt niemand fähig, ohne das Princip der ſteten Flüſſigkeit eine Litteraturzeitung zu führen, und dazu muß der Prozeß mit Bewußtſein gemacht werden. Dies geſchieht bei uns bis jetzt, und da wir es einmal gezeigt haben, daß es geſchehen müſſe, iſt es auf immer entdeckt und erobert. Ein Blatt von dieſem Princip wird immer ſein, ſo lange Deutſchland nicht litterariſch vernichtet iſt; und Sie werden Glauben genug in Sich und mich und den ganzen Gelehrtenſtand ſetzen, daß dies nicht geſchieht. Man wartet nur auf einen honeteren Geiſt in Berlin, — und er wird aufleben, — um die Preſſe überall ſo frei zu geſtalten, wie in Königsberg und am Rhein. Ich lege Ihnen eine Nummer der Rheiniſchen Zeitung bei; leſen Sie nur den Schluß über Walesrode's Buch und „die Hegemonie in Deutſchland", um Sich zu überzeugen, wie der Geiſt in Königsberg und am Rhein iſt, und wie weit wir in Sachſen überflügelt ſind.

Laſſen wir alſo durch das bisherige die unterirdiſchen Götter verſöhnt ſein, und weiſen wir den Ruhm nicht von uns, auf dem unſre Wohlfahrt und unſre Macht ruht. Der Einzelne iſt nicht ohnmächtig, der an den guten Geiſt ſeines Volkes glaubt.

Hochachtungsvoll

der Ihrige
Arnold Ruge.

Antwort.

Hochverehrter Herr Doctor!
Hochgeſchätzter Freund!

Sie werden nicht müde, für Ihre Sache zu kämpfen; ich verkenne nicht, wie ehrenwerth ſolcher Eifer und Drang iſt, muß Ihnen aber auf Ihre letzte Mittheilung erwiedern, daß ich in meiner Stellung zu den Deutſchen Jahrbüchern und Schriften ähnlicher Tendenz nichts ändern kann und ich ihnen gegenüber auf dem bisherigen Standpunct bleiben muß, bis mir die zunächſt competente Behörde zu erkennen gibt, daß ich nicht in ihrem Sinne verfahre. Dazu aber läßt ſich nicht durch eigenmächtiges Abweichen von den jüngſten Normen, ſondern nur dadurch gelangen, daß Sie Reclamation gegen meine Cenſur bei der höhern Behörde erheben. Sie werden verſichert ſein, daß es mir nicht leid thut, wenn Sie bei ihr den Sieg über mich davontragen. Nur über Eins wollen Sie ſich nicht täuſchen: *den Anfeindungen der Theologie und des Chriſtenthums wird nimmermehr Raum gegeben werden; darin haben Sie nicht bloß die Cenſurbehörden wider ſich.* Eine Privatverſtändigung mit mir — die hier überdies nicht die erſte ſein würde — bringt bei den gegenwärtigen Umſtänden die Sache um nichts weiter: Sie mühen ſich vergebens ab: zu geſchweigen, was davon auf meinen Theil kommt. Daher bitte ich Sie, wenn Sie künftig ſich beſchwert fühlen, Ihre Schreiben direct an das königl. Cenſurcollegium zu richten und nicht mit mir, ſondern gegen mich gehen zu wollen. Mit Ihnen vollkommen einverſtanden, daß wir in einer Zeit der Kriſe leben — denn ich habe alle

Tage den Glauben ſchwarz auf weiß in der Hand — aber eben ſo unvermögend, an dem, was jetzt hier beſteht, ſo viel zu ändern, daß ich Ihren Erwartungen entſpräche, bitte ich Sie, meine perſönlichen Geſinnungen und Beziehungen zu Ihnen von dem Geſchäftscharakter zu trennen und ſich von der vollkommenen Hochſchätzung zu überzeugen, mit der ich mich unterzeichne als

Leipzig, den 3. Juni 1842.

Ihr Ihnen ergebenſter
W. Wachsmuth.

Wenige Tage nach Empfang dieſer Correſpondenz empfing ich die Nr. 148 und 149 der Jahrbücher mit dem Bemerken: „Dem Schluſſe (des Aufſatzes: Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit) von S. 590 (das Nächſte ꝛc.) an hat das königl. Cenſurcollegium das Imprimatur gänzlich verweigert. Wth.“

Darauf richtete ich die nachfolgende Vorſtellung an das hohe Miniſterium des Innern, um noch einmal den Verſuch zu machen, ob die deutlichſte Darlegung der Uebelſtände, die das Verfahren aus einer veralteten Bildung heraus mit ſich führt, nicht im Stande ſein ſollte, eine Aufhebung der Tendenzcenſur und der Verdachtserklärung ſpeciell gegen die Jahrbücher alſo die Aufhebung der theologiſchen Cenſur zu erwirken:

An ein hohes Miniſterium des Innern in Dresden.

Geſuch um das von dem Leipziger Cenſurcollegium verweigerte Imprimatur der Anlage: Deutſche Jahrbücher Nr. 148 und 149. (Schluß des Aufſatzes:

Das Selbſtbewußtſein des Glaubens und die Offenbarung unſrer Zeit.)

Einem Hohen Miniſterium des Innern

lege ich, nachdem die Deutſchen Jahrbücher durch die neue Leipziger Cenſur um eine große Anzahl der philoſophiſch werthvollſten Arbeiten verkürzt ſind, die erſte Beſchwerde über dieſe Leipziger Cenſur vor.

Das Einzelne iſt es nicht, um das es ſich handelt; ſein Hervortreten zu hindern, liegt nicht in der Macht der Leipziger Cenſoren; nothwendige Geiſtesentwickelungen werden durch den Druck nur gefördert; es handelt ſich vielmehr einfach um das Princip der Cenſur, die jetzt geübt wird, überhaupt. Und iſt es nicht zu erreichen, daß die Tendenzcenſur und die unverantwortliche moraliſche Aechtung der neuſten Philoſophie aufgehoben wird; bleibt nach wie vor die Dogmatik im Religiöſen und das Schweigen im Politiſchen das Princip der Cenſur, ſo muß dieſe Philoſophie und mit ihr die Initiative der Geiſtesbildung, wie zu Leibnitzens, zu Thomaſius und zu Fichte's Zeit, noch einmal aus Sachſen flüchten, und diesmal iſt es die philoſophiſche und politiſche *Literatur*, um deren Auswanderung aus Leipzig es ſich handelt. Der Aufſchwung der preußiſchen Zeitungen gibt das Zeichen dazu. Dieſen letzten verzweifelten Schritt ſollte der Mittelpunct des Buchhandels nicht herbeiführen. Leipzig gehört Deutſchland an; es ſollte ſich vor localer Bornirtheit durch das Bewußtſein der geiſtigen Macht, die in einer freien Literatur liegt, ſchützen. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Einem Hohen Miniſterium dieſen wichtigen Geſichtspunct in ein helles Licht zu ſetzen. Der Fall iſt ſelbſtredend genug. Der geſtrichene Aufſatz von S. 590 der Jahrbücher an iſt eine rein philoſophiſche Unterſuchung, völlig unzugänglich dem großen Publicum, und ſo entfernt von aller Aufreizung, daß er vielmehr verſöhnend beweist: „Der deutſche Geiſt ſcheine nicht einen ſolchen Untergang, wie der griechiſche zu ſeiner Zeit, erfahren zu ſollen.“ Ja, die Cenſur ſelbſt hat den Aufſatz völlig mißverſtanden; dies beweist das Streichen des *verſöhnenden* Schluſſes, nachdem die *Diſſonanzen* zwiſchen Philoſophie und Orthodoxie ſtehen geblieben ſind. Die Diſſonanz iſt da, und in dieſer Diſſonanz ſteckt alle Welt, Profeſſor Wachsmuth, die Herren vom Cenſurcollegium — ihre rationelle Confeſſion iſt bekannt — ja, ich getraue michs zu behaupten, jeder der Herren vom Miniſterium, die meine Vorſtellung leſen, ſind in dieſer Diſſonanz mit Krummacher und deſſen conſequenter Chriſtlichkeit begriffen; die ſächſiſchen Theologen von Ruf, die Herrn von Ammon und den Herrn Großmann an der Spitze, ſind es ebenfalls. Und wenn nun die Frage entſteht, wie wird ſich dieſe Diſſonanz löſen, und wenn ich nun dieſe Frage rein philoſophiſch, in ziemlich terminologiſcher Weiſe und ſchließlich verſöhnend löſe, ſo ſoll dies nicht paſſirlich ſein? Die Diſſonanzen ſind ja das Negative und die Verſöhnung derſelben das Poſitive.

Aber auch die einzelnen Bleiſtiftſtriche des Herrn Cenſors beweiſen eine totale Verirrung des Verſtändniſſes.

S. 590 iſt notirt: „daß Krummacher dem Philoſophen lächerlich ſei, aber vor ſich keine Komödie ſpiele, weil er die Umkehrung ſeines Bewußtſeins *nicht wiſſe*.“ Aus welchem Grunde kann dies anſtößig ſein? Soll etwa Krummacher das Princip ſein, wo bleibt dann der ſächſiſchen Theologen rationales Verhalten? Soll er nicht lächerlich ſein? Deſto ſchlimmer, wenn er ernſtlich zu nehmen wäre.

S. 591 iſt die Auflöſung „der Helleniſchen Religion und Sitte und des Helleniſchen Staates“ eingeklammert. Aber der Cenſor weiß doch, daß dieſe Auflöſung das Werk des Chriſtenthums iſt? Der Helleniſche Staat iſt Republik, die Sitte der Hellenen ſchöner Humanismus, die Religion der Hellenen Mythologie. Iſt dem Cenſor die Auflöſung dieſer unchriſtlichen, aber ſubſtanziellen Geſtalten des Geiſtes anſtößig? Alſo nicht die Religion oder der Begriff und die Wahrheit der Religion, ſondern jede Religion, auch der Zeus- und Bacchusdienſt, ſoll nicht aufgelöst werden? Unmöglich!

S. 591. Die Anſtößigkeit „der größern Macht des Geiſtes als der Drommeten von Jericho“ habe ich nicht ergründet.

S. 591. „Die ironiſche Herrſchaft“ Gebildeter über Barbaren, ſo der Engländer in Oſtindien, der Jeſuiten in Paraguay, der ruſſiſchen Regierung über ihre barbariſchen Völker, iſt doch in Deutſchland unmöglich eine Sache, die nicht öffentlich erwähnt werden könnte.

S. 592. „Die Geiſtloſigkeit unſerer Politiker, die nicht den Geiſt und die Freiheit des Geiſtes, ſondern nur beſchränkte Zwecke im Auge haben“, iſt eine Wahrheit, die doch wohl die allerunverfänglichſte iſt. Denn dieſe Politiker haben ja die ganze Welt der breiteſten Maſſe zu ihrer Stütze. Gefällt es aber den Herren nicht, dieſe Stütze zu haben, wer wehrt es ihnen, Philoſophen zu werden? Die Politiker können die Philoſophen verachten, und in der That, in dieſer Verachtung haben ſie es weiter gebracht, als umgekehrt viele Philoſophen in der Verachtung jener geiſtloſen Politiker. Warum ſtreicht der Herr Cenſor nun die „ohnmächtige" Verachtung der Philoſophie gegen die beſchränkten Politiker? Und wenn die Philoſophie mächtiger wäre, als man ihr einräumt, wenn ſie Recht hätte, wird nicht der Grund der Geiſtloſigkeit angegeben und iſt ſeine Erkenntniß nicht ſeine Aufhebung? Alſo auch dieſe Verſöhnung, die Aufhebung einer gegenſeitigen Verachtung ſoll nicht ſein? Die Diſſonanz ſoll bleiben? Der Politiker ſoll ein practiſcher Philiſter, der Philoſoph ein unpractiſcher Idealiſt bleiben? Nimmermehr.

Nr. **149**. „Die Welt iſt noch immer voll Barbaren, die ſich in den germaniſchen Jungbrunnen, wie einſt die Germanen und Romanen in den griechiſchen, ſtürzen möchten."

Gegen welche Kategorie der Cenſurordnung verſtößt nun das? Sind die ruſſiſchen Steppenvölker und ſelbſt die ſonſtigen Slaven in Rußland und Oeſterreich gegen die Germanen keine Barbaren, und drängt die Barbarei des Slavismus nicht jetzt auf Deutſchland? Oder drängt ſie etwa ſchon ſo ſehr, daß die Cenſur es verhüten muß, den Slaven die Unannehmlichkeit zu bereiten, ihnen und uns dieſe Wahrheit zu ſagen? Und wenn nun vollends gezeigt wird, daß die Willkür des romantiſchen oder chriſtlichen Gemüthslebens, — das ſich denn doch wohl durch Krummacher, Stephan, Ebel und Diſtel, Leo und Hengſtenberg ſelbſt in den Augen des ſächſiſchen Chriſtenthums als Willkür ausgewieſen hat, — daß dieſe Willkür durch die Philoſophie und die hiſtoriſche Komödie unſerer Zeit darum zur Freiheit erhoben werden könne, weil jetzt die Philoſophie ſtatenbildend und weltenbildend ſei — Sachſen iſt ja ſelbſt eben erſt aus der Theorie heraus neu conſtituirt — iſt dieſe Verſöhnung des ungeheuren Conflictes der alten und neuen Zeit, in dem wir leben, cenſurwidrig?

Betrachtet man alle die einzelnen Puncte, die ich erörtert, und die ganze Tendenz des Aufſatzes, ſo ergibt ſich mit Nothwendigkeit, daß nur aus einem fictiven, künſtlich angenommenen, der ganzen ſächſiſchen Bildung eben ſo gut als der neueſten Philoſophie entfremdeten Schematismus heraus dieſer Aufſatz von der Cenſur beanſtandet ſein kann. Jede Religion und jede Bildung, den Zeusdienſt, die Drommeten von Jericho, Krummacher, die Barbaren, die geiſtloſen Politiker — alles dies in Schutz zu nehmen, kann nimmermehr weder die Cenſurvorſchrift, noch die Ueberzeugung des Cenſors mit ſich bringen. Es iſt ſchlimm, die Ueberzeugung des Cenſors zum Maßſtabe der Unterſuchung zu haben; ja es iſt unmöglich, ein ſolches Verhältniß zu ertragen; aber es iſt noch ſchlimmer, ein Geſpenſt, einen Schematismus, der jeden Aberglauben und jede Beſchränktheit, ja ſogar die Barbarei in Schutz nimmt, zur Grenze der Kritik zu haben.

Ich lege Einem hohen Miniſterium den Fall offen und ohne Rückhalt vor. Ich kenne die gewöhnlichen Bedenken, die zu jenem unſeligen Schematismus geführt haben, und ich bitte um die Erlaubniß, ſie beleuchten zu dürfen.

Es handelt ſich bei der Entſcheidung eines Hohen Miniſteriums um nichts Geringeres, als um die Geiſtesfreiheit; denn was iſt die Heuchelei unſerer

Zeit, wenn nicht die Maxime, daß Cenſor und Autor aus einem ihnen fremden Geiſt heraus verfahren ſollen?

Die Wahrheit iſt nie gefährlich, die Vernunft nie ſchlecht; aber wehe denen, welche beiden ſich entgegen werfen: ἀνάγκη γάρ, χρόνῳ ποτὲ ἐκ τῶν ψευδῶν ἀγαθῶν ἀληθὲς συμβῆναι κακόν, ſagt Ariſtoteles in ſeiner Politik.

Das erheuchelte Syſtem geiſtiger und politiſcher Unterwerfung und Sclaverei iſt ein ſolches „Scheingut" und das „wirkliche Uebel" iſt die wirkliche Sclaverei, die Sclaverei aber der Staaten und der Einzelnen iſt ihr Untergang.

Die Cenſur, mit welcher in einem ſo erſchreckenden Grade Ernſt gemacht wird, wie jetzt in Leipzig gegen die Deutſchen Jahrbücher und deren Princip der neueſten kritiſchen Philoſophie, iſt eine vollkommene capitis deminutio, eine entſchiedene Sclaverei der vielen Schriftſteller unter dem Einen Beamten. Kein Geſetz — denn das iſt nicht möglich — die reine Willkür und das ſubjective Ermeſſen des Cenſors oder des Collegiums ſtreicht die wichtigſten und werthvollſten Erörterungen aus. Ich habe gezeigt, wie ſehr die Herren Cenſoren mich mißverſtanden haben, denn es fehlen ihnen alle Vorausſetzungen zu dem richtigen Verſtändniß des einzig Poſitiven in den Negationen der Philoſophie; ſie ſind ſämmtlich keine Philoſophen, ſondern Fachmänner oder Beamte. Könnte ſich dieſe Unterjochung der Philoſophie allgemein durchſetzen, ſo wäre damit der Untergang des deutſchen Geiſtes vollbracht; aber ſie kann es nicht: und ſo iſt jene exceſſive Form einer ungeſcheuten Verachtung der Philoſophie, des Geiſtes und der Wahrheit außer dem

Odium aller denkenden Menſchen auch noch mit der Schmach der Ohnmacht belaſtet.

Hätte man im Alterthum die Volksreligion und den alten Staat zum Princip einer Cenſur machen wollen oder können: wir hätten jetzt weder die Werke des des Ariſtophanes, noch des Ariſtoteles und Plato, ja nicht einmal die unſchuldigen Philoſopheme Cicero's über ſeine Götter. Eine ſolche Cenſur iſt aber nie zur Macht der Zeit zu erheben; ſie kann reizen, ärgern, verkümmern, nie herrſchen. So iſt es auch jetzt. Die Kritik und die aus der Scholaſtik befreite Philoſophie dringt in tauſend Geſtalten ans Licht; die ganze Gegenwart iſt bereits davon erfüllt. Auch nur bis zu Strauß, ja nur bis zum Rationalismus brauchen wir mitzugehen, und der Sieg der autonomiſchen Vernunft iſt in der Theologie ſelbſt entſchieden; die Theologie iſt bereits eine rationale, eine Vernunftwiſſenſchaft, keine Offenbarungslehre mehr, d. h. „die Theologie iſt die Anthropologie“, denn die Vernunft iſt das menſchliche Princip; Rationalismus und Humanismus iſt einerlei, und es iſt leicht zu begreifen, daß Feuerbach, der die Theologie als Anthropologie aufzeigt, nichts andres iſt, als die Offenbarung, das offene Ausſprechen deſſen, was der ganze theologiſche Rationalismus an ſich und innerlich ſchon zum Princip gemacht hatte, und was er darum zum Princip machen mußte, weil darin das Geheimniß auch der Orthodoxie beſteht, daß ſie zwar einen andern Gott, (ein andres Princip) haben will, als den Geiſt, aber es nicht weiter bringt, als dazu, den Geiſt nach allen Richtungen: des Gemüths, des Verſtandes, des Willens, zum Gott zu erheben.

Was will nun die Cenſur gegen dieſen Proceß ausrichten? Sie will es verhindern, daß die Theologie aufgelöſt werde in Anthropologie. Aber da hätte die Cenſur gleich den Rationalismus amputiren müſſen, ja ſie hätte die ganze Schöpfung der Dogmatik verhindern müſſen; denn haben wir einmal die Dogmatik, ſo haben wir auch das Geheimniß der Götterbildung, die Werkſtatt, aus welcher der chriſtliche Gott geboren iſt. Die Theologen wußten, was ſie thaten, als ſie mit Feuer und Schwert für ihre Satzungen fochten; ſeit ſie aber aufhören, productiv zu ſein, haben ſie aufgehört zu ſein. Ihr Myſterium iſt verrathen, ſchon durch die Rationaliſten und die Aufklärung; und nun ſoll die Leipziger Cenſur die Theologie ſchützen, nun da die Theologen ſelbſt ſich die Axt an die Wurzel gelegt, ſoll die Stütze der Polizei den ſinkenden Baum halten? — Es iſt zu ſpät: es lebt kein Menſch mehr in Deutſchland, der ſich von den Theologen ſeinen Gott machen ließe, und die Theologen ſelbſt ſind zu beſcheiden, um ſich noch für Künſtler zu halten; ſie wollen nur Wiſſenſchaftler und Kritiker, gelehrte Menſchen, keine Kirchenväter und Heilige mehr ſein.

Man weiß es wohl, wie es mit den Theologen ſteht, aber „ſie ſind und ſie ſind nothwendig“. Niemand negirt die Praxis der Volksbildung; aber die Theologen können nichts anderes lehren, als was ſie wiſſen. Und wenn ſie die alte Dogmatik wider Wiſſen und Willen verkündigten, wer würde ſich bekehren laſſen? Knüpfen die Lehrer nicht an unſer Bewußtſein an, ſo predigen ſie tauben Ohren; unſer Bewußtſein aber iſt kritiſch und rational bis unten herunter. Dieſem status quo kann ſich keine Macht der Erde entziehen. Man geht alſo wohl auf das Nationale und

Kritiſche ein, aber man unterſcheidet. Die rationalen Theologen und die aufgeklärte Regierung fürchten die *ganze* Kritik, die *ſchonungsloſe* Aufdeckung aller Geheimniſſe unſers Glaubens und Wiſſens, die Komödie mit den überwundenen Geſtalten des Geiſtes. Gut, wir wollen unſrerſeits auf die *Furcht* eingehen. Der Theolog, der Rationaliſt iſt der *ſchonende* **Kritiker**, er taſtet die ψευδά ἀγαθά, „die Scheingüter" des alten Glaubens nicht an; der Philoſoph iſt der *ſchonungsloſe Kritiker*, die Komödie die *unverſchämte Bloßſtellung*. — „*Nur dieſe Form ſoll nicht ſein.*" Aber welche Ueberſichtigkeit und welche unbegründete Furcht! Erſtlich *iſt* dieſe Form ſchon; es iſt nichts gegen ihre Exiſtenz auszurichten, und die Spannung, in die ſie durch Verſuche der Unterdrückung geſetzt wird, gibt ihr nur neue Kraft. Sodann iſt ihre Exiſtenz ganz und gar nicht gefährlich. Z. E. in der Oper „Czar und Zimmermann" wird der *Burgemeiſter* komödirt, d. h. es iſt kein Hochverrath, über den Burgemeiſter zu lachen; in dieſem Gelächter befreit der Menſch ſich von dem Gefühle der kleinen Tyrannei, die dergleichen Obrigkeit zu üben pflegte, die man aber im gebildeten Bewußtſein nicht mehr duldet. Iſt das nun eine Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung? Iſt der Czar und Zimmermann, dieſe extremſte Kritik der Localobrigkeit, der Ruhe der Stadt Dresden, dem Anſehen der Obrigkeit durch die 40 oder 50 Aufführungen, welche dieſe beliebte Komödie in Dresden erfahren hat, gefährlich geworden? Kein Menſch in der Welt denkt an ſolche Abſurdität. Und doch iſt die Obrigkeit, der Burgemeiſter, eine ſehr ſubſtanzielle Geſtalt des Geiſtes in der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Perſifflirung vielleicht in Hamburg, wo es noch „Wohlweisheiten“ nach altem Stil gibt, bedenklicher als in Dresden ſcheinen möchte. Aber welcher Menſch würde den Wohlweisheiten Recht geben, wenn ſie meinten, die Komödirung *dieſer* Geſtalt des Burgemeiſters *höbe den Begriff des Burgemeiſters auf*, wie man vorgiebt, die Komödirung einer beſtimmten Religion höbe die Religion als Gewiſſenhaftigkeit gegen das Göttliche oder als Begeiſterung dafür überhaupt auf, — wer alſo würde den Hamburger „Wohlweisheiten“ Recht geben, wenn ſie ſich einer ſolchen Kritik, als in der Komödirung des Burgemeiſters von Saardam liegt, widerſetzten? Sie thun es auch gewiß nicht. Denn das Facit dieſer Erörterung iſt, daß die Kritik und ſelbſt die Komödirung, welche die allerärgſte Kritik iſt, *nur eine theoretiſche* Befreiung iſt. Nachdem die Soldaten den Cäſar als den calvum moechum im Triumph durch Rom geführt, wurde er erſt der Gründer des Cäſarenthums. Die Komödie zehrt vielmehr das Pathos der Praxis auf, als daß ſie es befördern ſollte. *Aber im theoretiſchen Gebiete iſt ſie das Ende der Entwickelung.* Wo ſie auftrit, iſt keine Praxis mehr nöthig, iſt die theoretiſche Befreiung bereits vorhanden. Wer ausgelacht werden kann, wird gewiß nicht todtgeſchlagen.

In dieſem Falle ſind wir mit der Orthodoxie, der es nimmermehr gelingen wird, ihre Scheiterhaufen, ihre Kirchenſtrafen u. ſ. w. wieder aufzurichten. Die Kritik kämpft ernſtlich gar nicht mehr mit ihr, ſondern nur mit ſich ſelbſt, mit kritiſchen Exiſtenzen, als dem Rationalismus und nicht minder der romantiſchen Genialitätstheologie: neuerdings mit der theologiſchen Form des Bewußtſeins überhaubt; die Orthodoxie iſt eine komiſche Figur, wie Krummacher, mit welcher der Kampf bereits ein Spiel, eine Komödie geworden iſt.

Soll die Theologie nicht polizeilich geſchützt werden, ſo hat man doch das Bedenken, ob man denn das Chriſtenthum ohne polizeilichen Schutz laſſen könne. Aber das Bedenken, man müſſe das Chriſtenthum polizeilich ſchützen, iſt weſentlich eins mit dem Polizeiſchutz der Theologie. Nennt man den ganzen gegenwärtigen gebildeten Geiſt der chriſtlichen Völker chriſtlich; ſo iſt die Kritik, die in ihm ſich erzeugt hat auch chriſtlich; und chriſtlich, menſchlich, wahr civiliſirt — das fällt dann alles zuſammen. Das Göttliche iſt reiner in dem philoſophiſchen, als in dem rohen Verſtande; die Religion oder die Begeiſterung für dieſes Göttliche iſt wahrer bei dem Gebildeten, als bei dem Ungebildeten. Dem Ungebildeten kann ſeine kraſſe Religioſität nur mit der Unbildung genommen werden. Solche Proceſſe ſind aber ewige Aufgaben; und es iſt Wahnſinn, an eine Ueberſtürzung der Bildung und eine zu ſchnelle Aufhebung der Rohheit Befürchtungen zu knüpfen. Die Wahrheit braucht keinen andern Schutz, als ſich ſelbſt, und ſie hat keinen andern; die Unwahrheit oder die ſchaal gewordene und abgeſtandene Wahrheit früherer Zeiten iſt durch keinen äußerlichen Schutz aufrecht zu erhalten. Nennt man alſo das Chriſtenthum dieſe unſere geiſtige Entwickelung, ſo braucht dieſe keinen Schutz der Cenſur. Nennt man aber die alte orthodoxe Dogmatik Chriſtenthum ſo iſt dies bereits untergegangen. Dafür hat jeder den Beweis in ſeinem Bewußtſein, und es iſt nicht nöthig Göthe's Fauſt und den Ausſpruch zu citiren:

Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.

Nicht die **Kritik**, nicht die Philoſophie, ja nicht einmal die **Komödie** iſt das Gefährliche; das Gefährliche ſind einzig die ψευδὰ ἀγαθά, der Schein, die Heuchelei. Dieſe ſind Formen eines im Stillen ſchon exiſtirenden Verderbens, und der Untergang, das κακὸν ἀληθές, iſt ſodann nur ſeine Manifeſtation. — Ich habe es nicht unterlaſſen wollen, bei dieſer Gelegenheit das ganze Gewicht der großen Principienfrage unſerer Zeit Einem Hohen Miniſterium vorzuführen, um wo möglich die Entſcheidung zu erwirken: daß das Princip einer Tendenzcenſur und die Verdachtserklärung gegen die neuſte Philoſophie als der ganzen, vollen und freien **Kritik** aller Geſtalten des menſchlichen Geiſtes nicht mit den Intereſſen der Wiſſenſchaft, des Staates und der gebildeten Menſchheit zu vereinigen iſt, daß alſo die Cenſur, wenn ſie ja einmal ſein ſoll, mehr eine Notiznahme von den literariſchen Producten als eine Verhinderung der freien, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſein, ja daß bei aller Cenſur factiſch immer Preßfreiheit ſein müſſe, wenn nicht ein geiſtiges Verkommen und eine Alles auflöſende Ohnmacht der Staaten, das κακὸν ἀληθέστατον, das es geben kann, herbeigeführt werden ſoll.

Geſtützt auf obige ſpecielle und allgemeine Gründe, die meine aufrichtigſte und gutgemeinte Ueberzeugung ſind, bitte ich um Reformirung der vorliegenden Entſcheidung des Leipziger Cenſurcollegiums über die Nummern der Deutſchen Jahrbücher **148** u. **149**, und damit um einen Anhalt zur Wiederherſtellung eines factiſch ehrenhaften und erträglichen Cenſurzuſtandes in Bezug auf ein rein kritiſches und der Entwickelung unſrer Literatur bereits unentbehrlich gewordenes Organ.

Dresden, den 23. Juni 1842.

Eines Hohen Miniſteriums
unterthänigſter
Arnold Ruge.

Hierauf erhielt ich folgenden Beſcheid:

Die von dem Herrn Dr. Ruge unterm $\frac{23}{24}$. dieſes Monats an das Miniſterium des Innern gerichtete Eingabe iſt nach Ton und Inhalt nicht geeignet, um von dieſem, wie es gleichwohl zur Erörterung einer angebrachten Beſchwerde nöthig iſt, dem Leipziger Cenſurcollegium, gegen welches ſie gerichtet iſt, zugefertigt zu werden. Es würde aber auch die jedenfalls erforderliche Vernehmung und Prüfung der Gründe, aus welchen das Cenſurcollegium zu dem ganzen, von S. 599, Spalte 2 an in den anbei zürückfolgenden beiden Satzbogen befindlichen Schluſſe eines Artikels die Druckgenehmigung verweigert hat, in keinem Falle zu dem von Herrn Dr. Ruge gewünſchten Erfolge führen können, da der geſtrichene Schluß, wenn auch nicht in allen von dem Cenſor angezeichneten, doch in mehreren Stellen der Abänderung bedürfen würde, und nach den in der Vorſtellung enthaltenen Aeußerungen nicht zu erwarten iſt, daß derſelbe geneigt ſein möchte, ihnen eine alle Bedenken ausſchließende Faſſung zu geben, indem es bei einer ſolchen Umarbeitung eben darauf ankommen würde, die eigentliche Tendenz des ganzen Artikels aufzugeben.

Uebrigens iſt bei der jetzt vom Herrn Dr. Ruge ganz unverhohlen ausgeſprochenen Abſicht, das Chriſtenthum in ſeinen oberſten und weſentlichſten Grundſätzen zu bekämpfen, vorauszuſehen, und kann es ihn ſelbſt nicht befremden, daß ſeine Zeitſchrift fortwährend große Schwierigkeiten bei den Cenſurbehörden erfahren wird.

Je größer die Zuverſicht iſt, mit welcher Herr Dr. Ruge über den Erfolg dieſer ſeiner Angriffe ſpricht, deſto mehr wird er ſich ſelbſt ſagen können, daß und weshalb die Regierung ſich verpflichtet fühlen müſſe, derartigen Verſuchen mit allen ihr zu Gebote ſtehenden geſetz- und verordnungsmäßigen Mitteln entgegen zu wirken, da ſie, ganz abgeſehen von den etwanigen endlichen Erfolgen dieſer Verſuche, den, wenn auch vorübergehenden nächſten, die öffentliche und Privatwohlfahrt bedrohenden Wirkungen derſelben, nämlich den Eindrücken zu begegnen hat, welche dergleichen Aufſätze auf einen Theil des Publicums, in deſſen Hände ſie gelangen, machen müſſen.

Dresden, am 27. Juni 1842.

Miniſterium des Innern:
Noſtitz und Jänckendorff.

An Herrn Dr. Arnold Ruge
hieſelbſt.

3.

Ein polemiſches Sendſchreiben.

An die Schriftſteller der „literariſchen Zeitung" im Januar und Februar.

1842.

Bis zum Januar dieſes Jahres war die „literariſche Zeitung" (Verlag von Duncker und Humblot, redigirt von einem Herrn Brandes) zwar nicht ohne Freundſchaft und Feindſchaft, aber doch weſentlich ein ſolides, anſpruchsloſes Intelligenzblatt, wohlfeil und vielverbreitet, obgleich es keineswegs alle Erſcheinungen der Literatur vollſtändig regiſtrirte. Seitdem hat der böſe Geiſt der deutſchen Jahrbücher auch über dieſes Beſtehende Macht gewonnen. Wir finden in einer Reihe von leitenden Artikeln die principielle Polemik, in den Ueberſchriften die epigrammiſche Methode, ja in den Artikeln ſelbſt die Ausdrucksweiſe und die Stichworte der Jahrbücher nachgeahmt und neben einigen wenigen, immer wiederkehrenden, romantiſchen Dogmen ſehr häufig ſogar die Fahne „der freien Wiſſenſchaft", „des Proteſtantismus", der freien Entwickelung", ſelbſt „des Conſtitutionalismus" aufgepflanzt. Ohne Zweifel iſt das Eine Ernſt und das Andere nur der Lockvogel. Jedenfalls aber ſind die höchſten Zwecke unmittelbar ins Auge gefaßt, und um dieſe zu erreichen, um das Prinzip, dem es gilt, näher zu beſtimmen, ſehen ſich die jüngeren und älteren Herren, denen wir den Aufſchwung der literariſchen Zeitung verdanken und deren Namen bei dem fortſchreitenden Ruhme des Unternehmens gewiß nicht immer ungenannt bleiben werden, genöthigt, die deutſchen Jahrbücher im Einzelnen vielfältig anzugreifen; ja, ſo ſehr ſie auch im Ganzen von unſerer Methode erbaut zu ſein ſcheinen, ſie leben und weben ganz in dieſer Disputation gegen uns. Das iſt ſehr anzuerkennen, und wenn ſie auch bisweilen etwas vorlaut werden, ſo ſind wir doch natürlich die Letzten, die dieſen Eifer für die Wahrheit mißbilligen, im Gegentheil wir rufen dem Gegner die Ermunterung des Römers zu:

macte nova virtute, puer, sic itur ad astra!

nicht, indem du gehängt wirſt, wie etwa Leo den Nachſatz commentiren würde, ſondern indem du begreifſt, daß niemand zur Unſterblichkeit aufſteigt, der nicht einen principiellen Kampf hindurchführt. Die literariſche Zeitung hat das eingeſehen, und es iſt daher nur ein augenblicklicher Gedächtnißfehler, wenn auf der dritten Seite den Jahrbüchern vorgeworfen wird, ſeit dem Manifeſt gegen die Romantik ſei ihre Oppoſition abſtract principiell geworden. Wie könnte man in Wahrheit principiell ſein, ohne von allem zu abſtrahiren, was mit dem Princip unverträglich iſt? Wer für die weiße Roſe ficht, dem wird die rothe nicht dienen; wer aber denkt, er könne es mit beiden Theilen halten, der wird ſich zwiſchen zwei Stühle ſetzen. Alſo

„Nur offen, wie ein Mann: für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!“

Wie nun die literariſche Zeitung im Allgemeinen die deutſchen Jahrbücher zu ſchätzen weiß — man ehrt niemand höher, als wenn man von ihm lernt und ſeine

Maximen adoptirt — ſo müſſen auch wir ſie im Ganzen loben. Es iſt anzuerkennen, daß aus dieſer hochminiſteriellen Gegend, wo man ſich ſonſt immer nur Götzens eiſerne Hand und den Index Prophibitorum zu denken pflegt, die litterariſche Gegnerſchaft beliebt wird. Dieſe Tendenz iſt im Allgemeinen die richtige, und wenn die anonymen Herren auch ihre Mittel überſchätzen, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Mittel die einzigen ſind. Die Einſicht der Menſchen iſt zu gewinnen, es iſt alſo ganz richtig, daß man die Leute mit Gründen, ſtatt mit Polizeiſoldaten zu überzeugen ſucht, und außerdem, da einige von unſern Gegnern den Plato geleſen haben, ſo wiſſen ſie, Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Wäre nun dieſe Gleichheit wirklich vorhanden, ſo würde neben der litterariſchen Gegnerſchaft in der „litterariſchen" Zeitung niemals die Klage bei der Obrigkeit aufgekommen ſein: es wäre das Bedürfniß dazu gar nicht vorhanden geweſen. Wie die Sache aber jetzt liegt, fängt jeder Aufſatz, wenn auch nur indirect, mit dieſer Klage an und endigt mit ihr.

Wir wollen dieſes fremdartige Element, dieſe alte Krankheit der Theologie, die Wiſſenſchaft ins Gewiſſen der Polizei zu ſchieben und auf Theſen mit dem Fluch zu antworten, vorwegnehmen, und, um nicht zu ermüden mit dieſer heutzutage ſchon ſo ziemlich abgenutzten Klage, nur den erſten Aufſatz — das Programm eines maßgebenden Mannes, der mit den großen Stiefeln des ſchwäbiſchen Hanemann vorangeht, — darauf anſehen. Gleich S. 1 klagt er: „das Unweſen des neueſten Denkens mache ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten"; ferner „die Bekenner der neueſten Denkrevolution gebehrden ſich in Geſinnung, Praxis (?) und Theorie auf gleiche Weiſe revolutionär", d. h. ſind Hochverräther; und S. 2: „Jene Koryphäen unſerer Philoſophie (Kant, Fichte ꝛc.) wollten keineswegs die ganze bisherige Bildung und Wiſſenſchaft zerſtören", natürlich ſoll man ergänzen: „aber dieſe neuen Denkrevolutionäre wollen es, und das iſt unrecht", obgleich es nicht ſchwer iſt, zu entſcheiden, wem „die bisherige Bildung und Wiſſenſchaft" unbequem iſt, ob den neuen Philoſophen oder den Männern von chriſtlicher Teintüre; S. 4: „wo findet ſich thatſächlich eine größere Preßlicenz gegen Kirche und Staat, als in dieſen undeutſchen Jahrbüchern?" S. 5: „die Treue gegen die Idee, während ſie den Menſchen aus der bisherigen Sklaverei des Göttlichen zu retten vorgiebt" — (iſt die Idee nicht das Göttliche und die Treue nicht das Band des Individuums mit ihm?) — „löſt ſie in Wahrheit alle menſchlich-geſelligen Bande ſowohl des Staats- als des Privatlebens"; S. 6: „möge der Ernſt der deutſchen Wiſſenſchaft die Keime" (des Böſen oder der Auflöſung) „wenigſtens in ihrem Gebiete zertreten, ehe es zu ſpät iſt! Der letzte Satz heißt auf deutſch: „Ich that das Meinige, Kardinal, thun Sie das Ihrige!" welch ein Wink liegt in dem ſehnſüchtigen „Wenigſtens"? und die vorigen Sätze klagen alle theils bei der Cenſur oder über die Fahrläſſigkeit der Cenſur, theils bei der religiöſen Inquiſition, theils ſogar beim Criminalgericht auf Ketzerei und Hochverrath. Da dieſen Klagen nur polizeilich Folge gegeben worden iſt durch eine verſchärfte Cenſur in Leipzig und ſpeciell der deutſchen Jahrbücher, während in Preußen ſo weſentliche Preßerleichterungen eingetreten ſind, daß der Druck oppoſitioneller Schriften ſich jetzt gewiß nach Berlin ziehen wird, ſo haben die Klagen freilich nicht viel gefruchtet, zumal wenn man bedenkt, daß der Ankläger in der Hauptſache, der Klage auf revolutionäre Praxis und Verbrechen gegen die geſellige Ordnung, thatſächlich abgewieſen worden iſt; und da die „Bekenner der neueſten Denkrevolution" in Familie, Geſellſchaft und Staat als gute, ja zum Theil als öffentlich ausgezeichnete Bürger leben, ſo iſt die Klage auf Löſung aller menſchlich-geſelligen Bande ꝛc. kein gutes Zeugniß für die Einſicht und den guten Willen des Schriftſtellers; es haben ihm daher auch nur die ausgemachteſten Pinſel geglaubt.

Was aber hier in der „litterariſchen Zeitung" dieſe Klagen Störendes haben, das iſt, wie geſagt, das Verlaſſen des litterariſchen, des wiſſenſchaftlichen Bodens, das Herausfallen aus dem Widerlegen einer Philoſophie in ein ganz anderes Genus, nämlich in die moraliſch-politiſch-religiöſe Verdächtigung. Iſt dies in einer wiſſenſchaftlichen Discuſſion ſtörend, ſo iſt es überall bedenklich. Hat der Verf. niemals die Reden von Robespierre geleſen und den übeln Eindruck empfunden, den es macht, wenn die Gegner nicht grade und offen, ſondern mit Verdächtigung ihrer Geſinnung und Tugend, mit Inſinuation der Gefahr des Vaterlandes bekämpft werden? Verdächtigung greift Platz, wo man nichts, oder ſogar das Gegentheil weiß, wo man die Phantaſie ängſtlicher Menſchen, nicht ihre Vernunft in Anſpruch nehmen will. Verdächtigen iſt ein moraliſcher Fehler: Das Gefühl für den Vorwurf der Gehäſſigkeit und der kleinen Seele darf dem edlen Menſchen nie abgehn: es iſt ein politiſcher Fehler: Gehäſſigkeit und niedrige Geſinnung können nicht herrſchen, ſie dienen immer, ſie werden nur verwendet, wie die Meute auf das Wild; und ſelbſt die Reſignation, nichts ſein zu wollen, als dieſe Meute, findet nirgends eine andere Anerkennung und Ehre, als die der Jäger ſeinen Hunden zukommen läßt: — er unterhält ſie. Ihr Männer und jungen Leute von Berlin, ihr wollt litteratiſch opponiren, und ihr verdächtigt? Stellt dieſen Uebelſtand ab, das fordert eure Ehre!

Oder ſollten die Berliner, die wir hier vor uns haben, nicht gebildet genug ſein, um anders, d. h. mit reinem Intereſſe für die Controverſe, zu verfahren? Es iſt ja ſo leicht. Wir ſollen geſagt haben: das Denken iſt der Gott. Ihr laßt es nicht gelten. Gut, ſo zeigt, daß der Gott nicht das Denken ſei und lehrt uns, was göttlicher ſei, als Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft. Wenn das Denken der Gott iſt, ſo, fürchtet ihr, werde Alles was bisher dem Menſchen heilig geweſen, vernichtet. Gut, das dürſt ihr fürchten, aber heilig iſt die Liebe, heilig die Wahrheit, heilig die gute Sache der Menſchheit, heilig iſt mit einem Worte alles was den Menſchen zum Menſchen macht, — vernichtet nun das Denken, welches der Gott ſein ſoll, dieſes Heilige, und wenn bisher etwas Anderes für heilig gegolten hätte, wäre es die Schuld ſolches Heiligen oder des Denkens, daß es vernichtet würde? Wenn ihr alſo alles Heilige in Bauſch und Bogen nennt, ſo verdächtiget ihr nur. Gebt ein auf die Sache, ſagt, welches Heilige wird durch das göttliche Denken vernichtet? Welche Bildung, welcher Staat, welche Kirche, welche geſellige Ordnung wird von der Denkrevolution angegrifſen und zerſtört? Und wenn ihr die beſtimmte Sache genannt habt, die euch am Herzen liegt, dann vertheidigt dieſe Sache, vertheidigt die Dogmen gegen Strauß und die altchriſtliche Weltanſicht gegen Feuerbach, vertheidigt den Despotismus oder den Staat des Mittelalters gegen die neue Conſtituirung eines wahrhaft freien Gemeinweſens; dagegen aber ſchreit nicht in's Blaue hinein von „Auflöſung aller menſchlichen Bande“, bürdet uns nicht eine Abſurdität auf, die nicht einmal den Räuberbanden gelingt, denn auch die „Bande“ der Räuber unter einander ſind noch menſchliche. Wenn man aber ſagt, eines Menſchen Denkungsart ſei ſchlimmer als die der Räuber und Diebe, und iſt nicht im Stande, dies eben ſo öffentlich zu beweiſen, als man es behauptet hat; ſo — nun, meine Herren, was thut man in einem ſolchem Falle? Ich ſage doch nicht zu viel, wenn ich behaupte, man bringe ſich dadurch um den öffentlichen Credit, verſteht ſich, wenn man vorher einen gehabt hat. Und dieſe Gefahr ſolltet ihr nicht vermeiden wollen durch das einfache nicht delatoriſche Eingehn auf den jedesmaligen beſtimmten Gegenſtand der Controverſe? — Wer ſeinen Vortheil verſteht, wird ſich dieſen Fingerzeig zu Nutze machen.

Wenn wir geſagt haben, daß Verdächtigung und moraliſchpolitiſche Anklagen in einer wiſſenſchaftlichen Controverſe ein ſtörender Artikel ſind, ſo geſtehen wir damit zu, daß unſre Gegner neben der Anklägerei allerdings auf eine wirkliche Controverſe ausgehn und ſie ſcheinen, je weiter ſie kommen, deſto mehr von der urſprünglichen Unart zurückzukommen. Das iſt recht.

In der Controverſe ſelbſt wäre es freilich zu wünſchen geweſen, wir hätten namhafte ebenbürtige Gegner von philoſophiſcher Orientirung gefunden: aber wir wollen auch dieſe, wie ſie nun eben ſind, nicht verachten: nützt es nicht uns, ſo nützt es doch vielleicht ihnen, daß wir zeigen, welche Kenntniſſe und welche Erkenntniß ihnen noch abgeht, um, ganz abgeſehen von der Kunſt, die erſt den Autor macht, in ſo wichtigen Dingen öffentlich zu reden.

Der Aufſatz Nro. 1 über die „Denkrevolution“ iſt, wie alle übrigen, nicht auf der Höhe der Principien, die wahren Pointen, um die es ſich jetzt handelt, werden verfehlt, und es tritt die Confuſion ein, daß der Verfaſſer ſich und ſeine Wiſſenſchaft für frei erklärt, in demſelben Augenblick, wo er die abſolute Unfreiheit an den Tag legt. Dies iſt das allgemeine Phänomen in dem bisher uns zu Geſicht Gekommenen. Es im Einzelnen nachzuweiſen, wird nicht ohne Intereſſe, und ſelbſt von practiſcher Wichtigkeit ſein, da eine große Majorität des Publicums und darunter politiſch einflußreiche Männer ſich in demſelben Falle befinden, und viele davon vernünftigen Gründen nicht unzugänglich ſind. Wir entſchuldigen hiemit unſre Ausführlichkeit über dieſe ſonſt, d. h. wiſſenſchaftlich, völlig unbedeutenden Schriftſteller.

Nr. 1 alſo beginnt: „Kein anderes Volk hat, wie das deutſche, der Erforſchung der göttlichen Dinge ſich hingegeben; nur „im Geiſt und in der Wahrheit“ wollte es das Heilige verehren, darum ſuchte es die Wahrheit mit tiefem Ernſt und untrennbar vom Heiligen, von der göttlichen Offenbarung.“ Dies verräth eine völlige Unkenntniß unſerer Litteratur und Philoſophie. Kants Kritiken der Vernunft und der Urtheilskraft ſind völlig getrennt von der göttlichen Offenbarung; Fichte verlegt in ſeiner „Kritik aller Offenbarung“ das Urtheil über die Göttlichkeit derſelben in die menſchliche Vernunft, und ſeitdem er vollends Gott als die moraliſche Weltordnung beſtimmt hatte, wurde er von den Eiferern ſeiner Zeit ein Atheiſt genannt. Daß alſo die Unterſuchung der Wahrheit in Deutſchland „abgetrennt von der götlichen Offenbarung geführt worden iſt“, hätte Nro. 1 leicht lernen können. Auch Hegel iſt doch ein Deutſcher, er iſt ſogar ein Berliner geweſen, und liegt darum auch in der That dem Gedächtniß unſers Autors näher. Er hat daher bei ſeinem erſten Satze nur nicht an ihn gedacht, und wo er ſeiner ſich erinnert, auf der zweiten Seite, da denkt er nicht mehr an ſeinen erſten Satz. Er ſagt nämlich S. 2 ſelbſt: „Hegel habe die Uebereinſtimmung zwar behauptet, es ſei aber ſehr bald der Verdacht entſtanden, daß in einem Syſtem, welches darauf ausgehe, die Unwahrheit des gemeinen Bewußtſeins nachzuweiſen, die Uebereinſtimmung des religiöſen und ſpeculativen Bewußtſeins nicht begründet ſein könne.“ Mit dem Verdacht, dem theologiſchen Zweifel, beginnt nun der Fortſchritt von der Kenntniß des Herrn 1 zur Erkenntniß. Er ſagt S. 2. Die Grundanſicht des Hegelſchen Syſtems wäre: „Das Abſolute (Gott) iſt nicht zu denken als eine jenſeitige Perſönlichkeit — dieſe iſt eine abſtracte endliche Vorſtellung — ſondern als Proceß, als Einheit des Unendlichen als Endlichen, als hindurchproceſſirend durch alle Gegenſätze, als wirklich exiſtirend in Natur und Geiſt. Dieſe Beſtimmungen waren zunächſt nicht gegen die chriſtliche Idee Gottes gerichtet.“ Nicht? Hm! alſo wäre der chriſtliche Gott nicht perſönlich, nicht jenſeitig, nicht erhaben über alle Vernunft und nichts weiter, als die natürliche und geiſtige Wirklichkeit? Das wäre ein ſehr biegſames Chriſtenthum; ſo kann der Mann es alſo wohl nicht gemeint haben. Ohne Zweifel liegt der Accent auf dem Worte „gerichtet", auf der Abſicht. Hegel wollte das nicht, es geſchah ihm unverſehns, und wenn er auch mit jener Faſſung des Abſoluten noch ſo „abgetrennt von der göttlichen Offenbarung" und „der chriſtlichen Idee Gottes" daſteht, er war zu gut dazu, um anders denken zu wollen, als es ſein Beichtvater erlaubte; auch ſoll ſich's gar bald gezeigt haben, daß es nicht ging, ſo zu denken, wie Hegel es leider wirklich that. „Weder das ſpeculative, noch das chriſtliche Bewußtſein konnte ſich mit dieſem Gedanken befriedigen. Man konnte denſelben nicht realiſiren" (ein koloſſaler Einfall, den Gedanken des Abſoluten noch expreß zu realiſiren!) „ohne Gott zugleich in die Endlichkeit herabzuziehn" (aber das iſt ja eben der Witz davon, das hat ja Hegel nicht nur nicht vermeiden, ſondern ausdrücklich thun wollen!) „und noch mehr wird es anſtößig, daß Gott erſt im menſchlichen Selbſtbewußtſein der allwiſſende (?) ſein ſollte." Hegel hat dies nun freilich nicht geſagt, ſondern irgend einer, der nicht denkt, hat ſich dies ſchenken laſſen; das abſolute Wiſſen und die Allwiſſerei iſt bei Hegel nicht daſſelbe; was aber zugegeben werden muß, das iſt dies, es iſt nicht bloß „anſtößig", es iſt ſogar abſtößig und negirt die ganze Anſchauungsweiſe der Vorzeit, wenn Hegel den ſelbſtbewußten Geiſt, d. h. den Menſchen, die höchſte Realität des Abſoluten nennt. Und dennoch, fragen wir bei dieſem deus terminus noch einmal, dennoch ſollen alle Denker „in der Erforſchung der göttlichen Dinge von der Offenbarung oder von der Theologie ſich nicht abgetrennt haben"? Und noch einmal, iſt dies Mangel

an Kenntniß oder an Verſtand? iſt es philoſophiſc
theologiſche Unwiſſenheit oder chriſtlich-germaniſch
Duſel?

Der chriſtliche Deutſche — wir wollen unſern U
bekannten der Kürze wegen ſo nennen — fährt fo
wie er angefangen, ganz au naturel, und ſchiebt all
Unheil den Franzoſen in die Schuhe. Er ſagt: „We
bei unſern Nachbarn die Ueberkultur ein negatives, G
läugnendes Denken erzeugte, ſo fand dies bei d
Weiſeſten und Beſten, ja, bei dem ganzen Kerne unſe
Nation keinen Beifall; der Deutſche verachtete ein De
ken, welches auf gleiche Weiſe die Würde des Menſch
und ſeinen göttlichen Urſprung verläugnete,“ d.
die Deutſchen drückten ihre Verachtung ungefähr folge
dermaßen aus: Schiller dichtete die Götter Griech
lands, Göthe die Braut von Korinth, Leſſing edirte d
wolfenbüttler Fragmente und Friedrich der Große z
Voltaire an ſeinen Hof. Wir wollen einen Nachtwan
ler, der ſo tief in ſeiner chriſtlich-germaniſchen Tar
kappe ſteckt, daß er nicht nur ſelbſt unſichtbar iſt, ſo
dern auch die ganze große Welt der Edelſten und B
ſten unſichtbar macht, nicht erſt fragen, bei wem
großen Deutſchen, die ihre Zeit beherrſchten, in
Schule gingen, von wem Friedrich, von wem Göt
gelernt; wir theilen ihm blos die Notiz mit, daß es
dieſen Männern auf viel reellere Dinge ankam, als au
„Läugnen und Verläugnen“, als auf den ganzen v
ſchimmelten Kram der Obſcuranten, und daß ſie gera
dadurch die „Edelſten und Beſten“ geworden ſind. W
geſtehen es gerne, wenn wir ſo anfangen, dergleich
neuchriſtlich-neugermaniſche Phantaſien zu leſen,
wundern wir uns wohl, daß dieſe Herren unſere ga

Litteratur nicht geleſen zu haben ſcheinen; wenn wir aber fortfahren, was freilich einen großen Kampf mit der Langenweile koſtet, ſo hört dieſe Verwunderung in der Ueberzeugung auf, daß ſie auch das Geleſene ſo gut als nicht geleſen haben und, wie die Haſen, mit offenen Augen *ſchlafen*.

Nachdem wir alſo belehrt ſind, wie entſchieden bisher das franzöſiſche Unweſen von den Deutſchen verachtet worden, daß es weder ihre Höfe, weder ihre Sitten, ja nicht einmal ihre Gedanken erreicht habe, heißt es dann weiter: „Und doch iſt in *Deutſchland* ſelbſt ein ſolches Unweſen (er meint „das von der Offenbarung getrennte Denken“) *jetzt* aufgeſtiegen; aus *unſerer* Philoſophie glaubt es ſeinen Urſprung ableiten zu können“ — wirklich, das iſt ſchändlich, das iſt mehr, es iſt undeutſch! — „und gibt ſich ſelbſt für die höchſte Macht nicht nur des Denkens, ſondern auch des Lebens und alles Seins“ — *nicht nur*? iſt denn nicht das Denken der Souverain des Lebens und des Seins? Das weiß ja jeder Kaufmann, der ſeine Gedanken zu Gelde macht und jeder denkende Landwirth und Schafzüchter. Wißt ihr es aber anders, und iſt euch der Lebendige mehr als der Denkende; nun, ſo verehrt die Läuſe auf euerem Kopfe und haltet eures hohlen Schädels träges Sein für höher als den Kopf des Ariſtoteles! Ueber das Unweſen! — „es macht ſich ſelbſt zum Gott, um Alles, was bisher dem Menſchen heilig war, zu vernichten.“ In der That, wenn es wahr iſt, wie der Menſch, ſo ſein Gott, dann könnte man verſucht werden an den Vernichtungsverſuch zu glauben durch eine ſolche Unkenntniß und eine ſolche geiſtige Unfähigkeit, die von der erſten Stadt unſers

Vaterlandes ausgeht; doch gemach! ihr Herrn, „wir woll'n uns unterſtehn, euch das zu wehren!"

In den nächſten Sätzen ſeines Programms gegen die Denkrevolution wird der chriſtliche Germane etwas menſchlicher, aber nur, um damit ſeinem eigenen Princip der göttlichen Offenbarung geradezu ins Geſicht zu ſchlagen. „Es ſei jetzt ein hitziger Kampf, man müſſe den gemeinſamen Ausgangs- und Mittelpunct der geiſtigen Entwickelung feſthalten", — gut! man höre ihn! — „dieſer iſt kein anderer als" — man erwartet die Offenbarung und die Erlöſung der Heiden und Germanen durch die Wunder in Judäa, aber der Mann läßt ſich hinreißen zu ſagen: — „kein anderer als der Schatz der errungenen Bildung, die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft; nur in ihrer realen Durchdringung (nicht „Auflöſung" als wenn nicht jede realiſirte Durchdringung eine Auflöſung wäre! hat der Verf. ſeine Kinder nie Semmelmilch eſſen ſehen?), kann der Geiſt ſeinen hohen wiſſenſchaftlichen Beruf erfüllen, nur in ihr kann er fortſchreiten und die wahre Freiheit erreichen." Wiſſenſchaftlicher Beruf, wahre Freiheit des Geiſtes in ihm und der Schatz unſerer Bildung, alſo auch unſerer heidniſchen Philoſophie und Poeſie? Das alles iſt unſer? Das willſt du uns laſſen, du Guter? Wie ſchön! Aber iſt denn der „chriſtlich germaniſche" Menſch frei in ſeinem Geiſte, iſt er nicht vielmehr abhängig von der Offenbarung und ihren Prieſtern? Iſt „die Subſtanz der gemeinſamen Vernunft" nicht im Streite mit dem Wunder der Offenbarung? Iſt die „Anſtößigkeit" und „Verdächtigkeit" eines in heutiger Vernunft ſehr maßgebenden Denkens nicht von dem Verf. ſelbſt ausgeſprochen worden? Wir fürchten, dies geht nicht zuſammen. Thut nichts, wenn es nicht geht, antwortet unſer Germane, und wäre es die barſte Unmöglichkeit, wie ſie es wirklich iſt, zugleich die freie Wiſſenſchaft und die Herrſchaft der Offenbarung zum Princip zu machen; wer alle andern Wunder glaubt, den ſollte dies eine geniren? und iſt nicht dieſe Confuſion, der unvermittelte Streit des Weltlichen und Geiſtlichen, der Weltvernunft und der heiligen Glaubensherrſchaft (Hierarchie), „die chriſtlich-germaniſche“? Bei alledem „will die litterariſche Zeitung mit möglichſter Schärfe“ (nemo ultra posse), „und ohne Parteieifer“ (wir haben einige Proben dieſer Unparteilichkeit vorgelegt) „die Herrſchaft und Würde der freien Wiſſenſchaft zu fördern ſuchen“ (ungefähr dieſelbe Aufgabe wie die der Jahrbücher; nur etwas anders gelöſet, weshalb es denn auch gleich weiter heißt:) „Jener drohenden Auflöſung gegenüber beginnen wir das Werk im feſten Vertrauen auf die Unbeſieglichkeit und ewige Jugend des chriſtlich-deutſchen Geiſtes.“ Amen! Aber wie iſt mir? geht denn das mit rechten Dingen zu? In demſelben Augenblick, wo er mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt die freie Wiſſenſchaft ſtützen will, ſpricht er ja die Furcht aus, daß die Freiheit, welche dieſe Wiſſenſchaft ſich nimmt, den Untergang und die Auflöſung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes herbeiführen werde. Iſt das nicht ungefähr ſo, als wenn einer fürchtete erſchoſſen zu werden und dann ſagte: ſchieß nur zu, ich werde deine Kugel mit meinem Kopfe pariren!

Doch im Ernſt, was iſt Freiheit der Wiſſenſchaft und was die germaniſche Chriſtlichkeit? Es wird viel Mißbrauch mit dieſen weitſchichtigen Begriffen getrieben, daß ſie aber hier ſogar zuſammengeſpannt werden konnten, war nur darum möglich, weil beide ganz unbeſtimmt und regungslos daliegen. Sobald man ſagt was ſie ſind und ſie beim Namen ruft, hört dieſer Friede auf, jedes ſtößt das andre ab, jedes iſt die Fahne einer andern Zeit. Die Freiheit des Wiſſens iſt das auf ſich ſelbſt geſtellte Denken, wobei alle Geſchichte und alle Natur oder die Erfahrung nur die zu überwältigende, nicht die normirende Vorausſetzung iſt, oder die Freiheit, die das Denken iſt, *erzeugt ſich ſelbſt* aus ihrer eignen Erfahrung und Natur und Geſchichte. In der Hiſtorie wird dies Verhältniß erſt da erreicht, wo die Autorität äußerer Macht in den Proceß des Wiſſens nicht eingreift und ihre Vorurtheile nicht zu ſeinen Geſetzen macht. Dies iſt der Begriff der freien Wiſſenſchaft im Gegenſatz zur gedankenloſen Kenntniß und zur abhängigen Scholaſtik. Chriſtlich-germaniſcher Geiſt iſt als *hiſtoriſche* Kategorie zu faſſen; ſie bezeichnet den Geiſt des Mittelalters, der noch erſt zur Geiſtesfreiheit aufſtrebt. Die Form des mittelalterlichen Kampfes und alſo auch die hiſtoriſche Kategorie des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes iſt gegenwärtig überwunden. Will man den Kampf unſerer Zeit bezeichnen, ſo kann man nicht ſagen, es ſei jetzt das Weltliche und Geiſtliche noch gegeneinander; im Gegentheil, es weiß jetzt jeder, daß der Geiſt des Menſchen nur noch mit ſeinen *natürlichen Schranken* zu kämpfen hat, für die ſupranaturaliſtiſchen zeigt er weder Ohr, noch Intereſſe mehr: *die Freiheit hat eine politiſche Bedeutung*, Geiſtesfreiheit in der Form, jeden möglichen Glauben hegen zu dürfen, iſt ein längſt errungenes Beſitzthum. — Soll dagegen das Chriſtlich-germaniſche zu einer noch heute gültigen Beſtimmtheit gemacht werden, ſo verflüchtigt es ſich in den ganz allgemeinen Ausdruck: Zuſtand des Geiſtes und der Bildung im gegenwärtigen Deutſchland. Aber wie nun? Soll die Philoſophie und die Poeſie nicht dazu gehören, und wenn dieſe, wie beide Theile nicht umhin können zu geſtehn, weder chriſtliche noch germaniſche, ſondern ſchlechtweg menſchliche Vernunft ſind, in Frankreich ſo gültig als in Deutſchland, wie wird es da mit der Kategorie „des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes?“ Man denkt ſich darunter wohl das deutſche Gemüth, die deutſche Treue und die deutſche Frömmigkeit; — aber alles dies drückt ein moraliſches Verhalten, keinen Gegenſatz zur Philoſophie aus. Jenachdem ich philoſophire, wird mein Gemüth, meine Treue, meine Religion einen andern Inhalt haben. Im Gemüth faßt der Menſch Intereſſe für die Realiſirung der Wahrheit oder des Göttlichen, in der Treue fällt er von dieſem Intereſſe nie ab, und in der Religion glaubt er daran, daß die Wahrheit über allen Widerſtand ſiegen und der Tag des Edlen endlich kommen werde, nicht am Ende der Tage, ſondern für jede Phaſe der Idee oder des Ideals der Menſchheit, wenn das deutlicher iſt, zu ihrer Zeit. Dies chriſtlich-germaniſche Verhalten — wenn das gemeint wird — iſt aber wiederum ein ſehr allgemeines, ſogar ſehr franzöſiſches, wenigſtens wüßten wir kein Volk auf Erden, welches heldenmüthiger an der Realiſirung der Freiheit gearbeitet; Ehre dem Ehre gebührt! ja, und Religion dem Religion zukommt! denn mit der Maulreligion ohne allen beſtimmten Inhalt auf dem Faulbett einer ſtrohernen Metaphyſik ohne Kampf, ohne Helden, ohne Märtyrer iſt es nichts. — Sollte es aber mit dem Chriſtlich-germaniſchen ſo gemeint ſein, daß am Ende nur ganz in Allgemeinen der deutſche Charakter damit ausgedrück würde, ſo iſt dieſer freilich unbeſieglich und ewig jung, mag er durch Auswanderung nach Rußland oder nach Nordamerika verſetzt, mag er unter den ſchlimmſten Eroberer hingeworfen werden, ja, es könnte ſich ſogar ereignen, daß der deutſche Charakter noch einmal darin geſetzt werden müßte, daß dieſes Volk allen Begriff von Staat und Freiheit bis auf ein Minimum verlöre; und immer würde in ihm noch das Chriſtliche und das Germaniſche zu entdecken ſein; die Duldung des Aeußerſten wäre chriſtlich und die politiſche Apathie werden diejenigen am allerwenigſten undeutſch finden, bei denen es als Glaubensartikel feſtſteht, daß nichts heilloſer ſei als politiſche Parteien und politiſche Kämpfe für die Principien der Parteien. Aber bei alledem, meine Herrn, Sie haben ja Patriotismus, Sie intereſſiren Sich für die deutſche Ehre, alſo aſſociren wir uns und geben wir es nicht zu, daß die Deutſchen ſo tief herunterkommen, nichts weiter zu ſein als Germanen und Chriſten, erinnern Sie Sich, „es iſt die Wahrheit, die da frei macht", auch die Germanen und die Chriſten. Alſo „fürcht' dich nit, Pfäfflein!" löſ' in Gottes Namen deine chriſtlich-germaniſchen Vorſtellungen in Philoſophie auf, die Menſchen werden dadurch nur menſchlicher, das Menſchliche göttlicher werden.

Wie alle chriſtlichen Germanen, ſo ſchlägt ſich auch dieſer, obgleich das Mittelalter an blutigen Köpfen und Gräueln reich genug iſt, vornehmlich mit dem Popanz der Revolution herum. Wozu das? wenn einer unbefugter Weiſe Revolution macht und ihr fangt ihn, ſo hängt ihn, ihr habt das Recht, wenn ihr regiert. Aber die gewaltſamen definitiven Conflicte der Principien — und das ſind die Revolutionen in der Weltgeſchichte — mit eingedrückten Augen wegdisputiren zu wollen, iſt vergebliche Mühe; eben ſo wenig können wir darin ein Unglück finden, daß jedes ernſtliche Geltendmachen eines neuen Princips, ſei es in der Wiſſenſchaft, ſei es im Staat, ſobald es ſich durchgreifend zeigt, eine Revolution genannt wird. Das *gewaltſame* Durchſetzen des Neuen beſteht darin, daß nie und nimmer das Alte gutwillig untergeht, ſo wenig, daß der *definitive* Conflict nie das gänzliche Ende des Beſiegten, ſondern nur der entſcheidende Gang um die Herrſchaft iſt. Wenn aber unſer Germane meint, die hiſtoriſchen „Revolutionen erzeugten nichts Neues" oder noch allgemeiner, „das Wegräumen des Alten gäbe keine Entwickelung", ſo kann er ſich von der Unhaltbarkeit ſeiner Anſicht ſogleich überzeugen, wenn er ſich nur alle ſeine alten Zähne ausziehn läßt. Er wird zwar, wenn er ſchon gezahnt hat, keine neuen Zähne bekommen; aber ſowohl in ſeiner Sprache, als in ſeinem Eſſen wird eine enorme Entwickelung eintreten, ja es wird vielleicht ſogar das Zahnfleiſch den Dienſt der Zähne übernehmen aus reinem Patriotismus, denn es wird ſich keine Vorwürfe zu machen haben über die Wegräumung der „deſtructiven" „corroſiven" Zähne, dieſer Demagogen, „die nur Luſt am Zerſtören haben" und „nichts Neues ſchaffen können", die nichts im Sinne haben, als die „ungedeihliche Oppoſition der Unterſten gegen die Oberen" und dadurch allen „Naturwuchs", den ſie zwiſchen ſich kriegen, „auflöſen". Ein bloßes Wegräumen, ein reines Zerſtören gibt es nicht, eben ſo wenig etwas, das *nur negativ* wäre, wie hier von der Revolution geſagt wird. In politiſchen Parteikämpfen iſt die bloße Negation am allerwenigſten auch nur vorzuſtellen. Denn da in ihnen ein Princip das andere wegräumt, ſo thut es dies nur, um ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen; dies Regiren iſt am alleraugenſcheinlichſten ein Poniren. Auch ſollte man denken, die franzöſiſche Revolution wäre doch die letzte, der man die Erzeugung eines Neuen abſprechen könnte und ſollte es auch nur eines neuen „chriſtlich-germaniſchen Geiſtes“ ſein, denn der war doch vorher rein ausgegangen, und erſt Stuhr und ſpäter die chriſtlichen Althegelianer haben ihn wieder in der Leute Mund gebracht, verſteht ſich ſeit die Freiheitskriege und unſer romantiſcher Aufſchwung dem Deutſchthum und dem Intereſſe für die Zeit ſeiner Glorie wieder auf die Beine geholfen! und à propos! iſt der Freiheitskrieg, der uns alle neu geboren hat, denn keine Revolution?

In der Philoſophie macht unſer conſervirte Deutſchthümler die Entdeckung „Hegels Denken verſchmähe die Subſtanz der Erfahrung und geſunden Vernunft“ und ſtellt ſich vor, daß der Denker nichts erfährt oder alles ignorirt, was er durch Geſchichte und eignes Leben in Erfahrung gebracht, endlich daß die Vernunft nicht geſund ſein müſſe, welche ſich nicht dem gemeinen Bewußtſein überwürfe. Darum „geräth Hegels Denken in eine bedenkliche Stellung“, es wird ganz nachdenklich und ſtutzig über ſich ſelbſt bei dieſen Vorhaltungen. „Es will mit dem Chriſtenthum“ — welches auch ſeinerſeits mit der natürlichen Erfahrung und ihren Geſetzen und mit der geſunden menſchlichen Vernunft gebrochen hat — „übereinſtimmen, und thut es nicht“. Dadurch entſteht die rechte Schule, die will, und die linke, die's nicht thut. „Die letztere, an deren Spitze ſich Strauß ſtellte, führte die ſpeculative Anſicht conſequent durch. Sie folgerte (!): exiſtirt Gottes Geiſt wirklich nur im Selbſt des Menſchen, nicht *über* (!) dieſem als ſchlechthin abſoluter Geiſt, ſo kann, da hiemit Gott der Vater aufgegeben iſt, auch der geoffenbarte Sohn nur als mythiſches Product des gläubigen Geiſtes der Gemeinde angeſehen werden; die Idee der Menſchheit iſt das Erlöſende." Strauß wird in derſelben Weiſe verſtanden, wie oben Hegel. Freilich konnte die Entſtellung und Trivialiſirung der Straußiſchen Anſicht durch nichts leichter erreicht werden, als daß ſie in den Katechismus überſetzt wurde. Feuerbach ergeht es noch ſchlimmer. Er ſoll nun wieder aus Strauß „folgern" (!) und ihm erſtlich der Menſch das höchſte Weſen, dann dieſer wiederum *blos* Naturweſen, der *phyſiſche* Menſch ſein, der zwar Vernunft und Liebe vor den Thieren voraushabe, „durch dieſe aber, welche die neue Lehre nur von der fleiſchlichen, natürlichen Seite allein anerkennt" (die Vernunft von der fleiſchlichen Seite!!) „nur mit den gräulichen Illuſionen der Religion bethört ſein". Unſer Germane iſt zwar nicht eben ein offener Kopf; da aber Feuerbach ſehr deutlich ſchreibt und in ſeiner Kritik des Chriſtenthums keine Metaphyſik, ſondern eine Enthüllung der religiöſen Myſterien und des Inhaltes der Theologie vorgenommen hat, dergeſtalt daß auch ein mäßiger Verſtand die Weisheit der Theologie als eine rein menſchliche erkennen kann, indem der ganze Inhalt als Abſtraction von dem Weſen des Menſchen nachgewieſen iſt; ſo leidet es keinen Zweifel, daß der Berichterſtatter den Feuerbach nicht einfach mißverſtanden, ſondern *wiſſentlich und gefliſſentlich entſtellt* hat. Das wahre und das erheuchelte oder eingebildete Chriſtenthum, deſſen Unterſchied Feuerbach der verdorbenen Zeit vor Augen hält, kann Jeder unterſcheiden, es würde dies ſelbſt ein Blinder können, der nur mit Händen zu fühlen verſtände, welches ein härenes Gewand und welches ein moderner Frack iſt; eben ſo der Satz: die Theologie iſt nichts und weiß nichts, als die Anthropologie, läßt auch bei dem ſchwächſten Verſtande keinen Zweifel übrig, wie es damit gemeint ſei, und es iſt eine ſeltſame Tactik, wenn man nun, ſtatt zu zeigen, was die Theologie denn noch mehr ſei, der **Kritik** der Theologie zum Vorwurf macht, daß ſie nicht weiter komme, als zum — Menſchen. Uebrigens iſt das Weſen des Menſchen nach Feuerbach nicht ohne den phyſiſchen Menſchen, aber es iſt die Menſchheit in dem Verſtande, wie ſie Vernunft und Geiſt iſt. Daß die Naturbaſis der Vernunft der phyſiſche Menſch und deſſen Grund die Natur unſers Planeten ſei, das iſt nach Feuerbach, wie nach Hegel und nach aller Philoſophie der Fall, nur freilich nicht nach den Phantasmagorien derer, die nur darin reich ſind, ſich immer in den eignen Beutel zu lügen. Von dem abſoluten Proceß Hegels ſoll aber die Philoſophie durch Feuerbach zum phyſiſchen Menſchen heruntergekommen ſein. Iſt dies keine philoſophiſche Antwort, ſo könnte man doch ſagen, es ſei eine philoſophiſche Frage, nämlich nach dem Unterſchied, der hier vorliegt. Der Hegel'ſche Proceß des wahrhaft unendlichen Weſens, welches der ſelbſtbewußte Geiſt und deſſen Subjectivität ſei, iſt durch Feuerbach nicht negirt, ſondern nur auf ſeinen unzweifelhaften Ausdruck gebracht worden, d. h. es lauert ſeitdem hinter dem Hegel'ſchen Proceß nichts abſolut Abſolutes mehr, kein unbekannter Gott, ſondern nichts anders, als der reale Geiſt, das Weſen der Menſchheit iſt dahinter. Es iſt hinter Hegel wie hinter der Weisheit der Theologie nicht mehr, als ſie beide ſelbſt ſagen und Feuerbach hat ihnen nur, wie die Pythia dem Sokrates zugerufen: „erkenne dich ſelbſt!“ Dies Denken ſo ſpeciell angewendet und ausgebeutet, dieſe Selbſterkenntniß der Theologie und Scholaſtik, dieſe Kritik mit ihrem unauslöſchlichen Erfolge — das iſt Feuerbachs Verdienſt. Im übrigen iſt es den „Denkrevolutionären“ auch vor dem Erſcheinen von Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums nie eingefallen, einen doppelten Geiſt zu denken, einen göttlichen und einen menſchlichen, der Monismus und die Autonomie des Geiſtes iſt der Begriff ſeiner Freiheit; aus dieſem Begriff folgt Feuerbachs Kritik unausbleiblich und wer das Princip der Freiheit zugibt, kann ſich der Anwendung deſſelben nicht entziehen. Wer es aber vermag etwas Höheres zu denken, als den Geiſt, der unternehme es, der vollbringe es, et erit mihi magnus Apollo

Der Germane wenigſtens kommt nicht über Feuerbach hinaus; ſo ſehr er ihn verabſcheut, er ſchreibt ihn doch nur ab, wo er etwas Poſitives ſagen will. Er definirt die Liebe S. 5 ganz wie Feuerbach am Schluſſe ſeines Buches, als das Band des menſchlichen Lebens, er nennt das Gewiſſen, „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen“, „dieſe göttliche Stimme, die ihn zum Guten, Menſchlichen zurückrufe“. Weiß er nicht, daß er den Humanismus damit proclamirt, ſo weiß er doch wie Feuerbach die Religion und das Gewiſſen beſtimmt; und indem er ihn abſchreibt und ſelbſt nur das als Subſtanz proclamirt, was Feuerbach dafür aufſtellt, ja es mit Feuerbachs eignen Worten proclamirt, ſagt er ihm nach, er gäbe den Geiſt den niederen Mächten preis und wolle einen Kultus (!) einrichten — „den Kultus des Eſſens, Trinkens und Waſſerbades“, ſo verſteht er angeblich den genialen Schluß Feuerbachs über die geiſtige Waſſerkur, die dem Menſchen das zweite Geſicht von den Augen nehme und ihn die natürlichen Dinge in ihrer wahren Dignität faſſen lehre. Welch ein ohnmächtiger Hokuspokus! — Eben ſo wie Feuerbach werden die Jahrbücher verdreht. „Dieſen Ketzern keine Treu' und Glauben!“ nicht wahr? Merzt er bei Feuerbach Vernunft und Liebe, dieſe Kleinigkeit, aus und nimmt ſie für ſich, läßt er „das Bewußtſein des Menſchen von ſeinem Weſen“ weg, um Feuerbach nur das Thier übrig zu laſſen; ſo wirft er mir als eine ganz beſondere Gottloſigkeit Mißhandlung Arndts vor und läßt meine Anerkennung des Mannes aus, wo es heißt: „Bei alledem“ (obgleich Arndt die franzöſiſche Freiheit haßt und die Principien der Revolution als undeutſch verwirft, obgleich er jetzt der Reaction angehört) „bleibt ihm immer das unſterbliche Verdienſt, ein ganzer Mann, wie wenige, ein Mann von tiefſter Religioſität und unbeugſamer Tugend zu ſein, der an die Idee geglaubt.“ (ein Beiſpiel der Treue gegen ſie) „als die gemeine Welt an ihr verzweifelt, der Alles verkauft, und nur den einen Stern, der Freiheit, nachgefolgt zu einer Zeit, als die Nacht der Unterdrückung ſternenleer über den Häuptern ſeiner blöden Zeitgenoſſen zu lagern ſchien, der darum dem Herzen der Nation, das er einmal mit der Erfüllung ſeines Glaubens ſo im Innerſten bewegte, ewig theuer und nahe ſein wird.“ Kann ein ſterblicher Menſch höher gehalten werden? Und dennoch ſoll ich dieſen Mann damit „beſchmutzt“ haben, daß ich die Ideen ſeiner Zeit, denen ich damals ſelbſt ergeben war, in der unſrigen veraltet finde? ſoll ich „mit hohlem Worte dem Manne der That gegenüber mich ſpreizen?“ O, ihr habt Treu' und Redlichkeit, ihr ſeid deutſche Männer, ihr ſeid Männer Gottes, ihr fälſcht nicht, ihr habt Gewiſſen, euch ſchlägt das Gewiſſen — aber ihr habt ein dickes Fell. Trotzt nicht zu ſehr darauf! Auch Arndts Thaten waren nur geiſtige Thaten, auch Arndts Worten ſtand ein ſolches Fell gegenüber, wie jetzt den Philoſophen; aber es kam die Zeit, da die Ohren der Menſchen feinhörig wurden, und da die ſich verkrochen, die früher in der Sonne geſtanden. „Heute mir, morgen dir!“ ſchrieb Franz I. über die Thüre ſeines Kerkers. Aber nein! das iſt zu viel, ihr habt kein Heute und kein Morgen, ihr exiſtirt nicht, ihr ſeid jenes Schattens Traum von Anno 13, keine Menſchen: ihr habt kein Herz, ihr hättet Arndt ſonſt gelobt, als er noch Demagoge war, ihr habt keinen Geiſt, keine Idee und keine Treue gegen ſie, ihr ſeid — Franzoſen — denn ſo, wie ihr ſeid, ſo denkt ihr euch doch ungefähr die Franzoſen. Nehmt's nicht übel! ihr ſagt, wir ſeien Jacobiner: gut, nun ſind wir doch von einer Nation, was bleibt euch alſo übrig, als Franzoſen zu ſein? Und wahrlich wenn unſere Hierarchie und Ariſtocratie fortfährt, die Philoſophie und Bildung von ſich zu ſtoßen, wie ſie es jetzt thut, ſo wird das Verhältniß franzöſiſch werden. „Verachte nur Verſtand und Wiſſenſchaft“ ꝛc.

Eine ſo offenbare Unwahrheit, wie die, daß die Jahrbücher mit dem jungen Deutſchland und der „libertiniſtiſchen Weltanſicht“ (S. 6) zuſammenhielten, kann unſern Gegnern bei niemand nützen. Lebt denn der Pilot nicht mehr?

Nachdem dies Genre von gewiſſenloſer Polemik ungeſchickt genug verführt iſt, erfahren wir zum Schluß: „die Religion“ (wir wollen religiosus bloß mit gewiſſenhaft überſetzen) „habe in unſerer Zeit zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß die Denkrevolution durchdringen könne.“ Ich dächte das alte Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine! wäre ſchon erfüllt. Wollt ihr Religion haben, ſo lernt in unſerer Zeit das glauben, was Arndt in der ſeinigen glaubte, daß die Vernunft und die Freiheit, nicht jedes elende Subject, unſterblich ſind, und daß ihr zwar untergehen werdet, daß aber, wenn etwas „Gutes und wahrhaft Menſchliches“ in euch iſt, auch ihr euer Theil, wie gering es auch ſei, an dem Unſterblichen habt.

Die zweite Nummer iſt ein wahrer Ständer des Ständethums und des wüſten Germanismus; ſie iſt gegen den Aufſatz der Jahrbücher: „der proteſtantiſche Abſolutismus und ſeine Entwickelung“ gerichtet. Der ſtändiſche Mann greift die Nothwendigkeit des Abſolutismus an: der große Churfürſt hätte es auch anders machen können. Ihm iſt die hiſtoriſche Nothwendigkeit, wie ſie die Hegelianer tractiren, fatal. Er hat den Inſtinct, die Geſchichte ſei das Reich der Freiheit und nicht der Nothwendigkeit, aber er vergißt den Unterſchied der werdenden und der vollzogenen Geſchichte. So lange die Frage noch offen iſt, ſehen wir die Menſchen frei gegen einander handeln; ſobald aber die Begebenheit vollzogen iſt, kann die Frage nur noch die ſein, warum mußte ſie ſich ſo und nicht anders vollziehen. Nicht nur die Hegelianer fragen ſo, auch unſer Ständer altgermaniſcher Freiheit und Willkür kann ſich dieſer Frage nicht entziehen und die Reform der Stände, die er S.

34 gefordert, hält er S. 35 für unmöglich; weil er dies aber in ſeiner eigenen Sprache ausdrückt, ſo meint er etwas Anderes geſagt zu haben, als die Philoſophen, die das Unmögliche erſt gar nicht fordern. Er findet die Sprache der Philoſophie deshalb zu vornehm und ſtrömt ſeine Indignation in moraliſche Vorwürfe aus: „der Aufſatz in den Jahrbüchern ſei hochmüthig, arrogant, voll leidenſchaftlichen Schreibtalents, würdige die erſten litterariſchen Dignitäten herab, trete Stenzel mit philoſophiſchen Stiefeln in den Koth“ u. ſ. w. Eben ſo ärgert es ihn, wenn geſagt wird: „wer nicht von Fach ſei, könne bei Stenzel das Poſtweſen und die Zölle rc. überſchlagen“. Wir leugnen ja nicht, daß es Geſchichten giebt, in denen Theer, Wagenſchmiere, Schweineborſten und dergleichen Dinge eine weſentliche Rolle ſpielen; aber geſetzt, dies wäre in dem Leben unſers unbekannten Gegners der Fall, und er brächte es nun ſelbſt noch einmal zu einer Geſchichte, wenn auch nur zu einer Biographie, wird er uns zumuthen in der Beſchreibung derſelben auch die Verwaltungsgeſchichte ſeines Vermögens mitzuleſen? „Anſtatt ruhig, wie er es wünſcht, die Frage aufzuwerfen, ob denn nicht die Verwaltungsgeſchichte im abſoluten Staate Hauptmoment ſei“, halte ich mich „hochmüthiger und leidenſchaftlicher Weiſe“ an den geiſtigen Motor. Die Beruhigung bei den Mitteln und ihrer Verwaltung iſt die Sache des Spießbürgers; die Ueberſpanntheit, nach dem wirklich Abſoluten im abſoluten Staate zu fragen, d. h. nach dem geiſtigen Inhalt, — wodurch er ſich von der aſiatiſchen Despotie oder der Sklavenzucht, der Nichtanerkennung des Menſchen und des Geiſtigen unterſcheidet, — alſo ſich klar zu machen, wo liegt hier

Selbſtbeſtimmung und Selbſtgefühl des Staates und iſt ſein Inhalt nun wirklich mehr, als ſtändiſches Privatintereſſe, alſo wirklich das Abſolute, das Geiſtige das Welthiſtoriſche — das iſt Sache des Philoſophen, auch des Geſchichtsſchreibers, wenn er kein Philiſter iſt und nicht, wie jener Chineſe, zu fürchten hat, daß nach dem Tode ſeine Seele in ein Poſtpferd verwandelt werde. Aber weil ich das Poſt- und Verwaltungsweſen nicht zur Hauptſache mache, findet der ehrenwerthe Herr mir gegenüber, daß ich „flache Allgemeinheiten" rede, findet, daß der große Churfürſt, obgleich er allen Reſpect vor ihm hat, zu gut wegkommt, findet, „daß die Stände (hinc illae lacrymae) hätten biegen, nicht brechen ſollen". — Aber denken denn dieſe Poſtpferde, mit denen die altadeligen Thoren jetzt in unſerer Literatur umherfuhrwerken, daß auch ihr Stand in die Stände kommen wird, und wenn ſie keinen Stand haben, was geben ſie die Stände an? Le cheval est un animal généreux! — Er fährt fort: „Regenerirt mußte das Alte werden zu neuen Schöpfungen, reformirt, nicht revolutionirt." So? „hätte", „mußte", alſo wirklich? — der große, Churfürſt hat mit ſeiner Revolution keine neue Ständeverfaſſung, aber eine weſentlich neue Geiſtesverfaſſung geſchaffen, nicht bloß die Staatseinheit, ſondern auch das Staatsprincip. Die Staatseinheit erkennt denn auch unſer Feind des Brechens der Sonderintereſſen an, ſeine eigne Expoſition reißt ihn zu dieſer Inconſequenz hin. Aber wenn die Philoſophie die Geneſis des Abſolutismus erklärt, d. h. ſeine hiſtoriſche Berechtigung nachweist, warum überſieht unſer Freund des Biegens, daß ſie auch ſeine hiſtoriſche Auflöſung und die Geneſis des freien Gemeinweſens in der Hiſtorie als einen vernünftigen und nothwendigen Proceß darſtellt und darſtellen muß? Die Prämiſſen der Entwicklung ſind nicht aufzuheben. Iſt es nicht komiſch, daß die Berliner literariſche Zeitung für die Freiheit, die Philoſophen hingegen für den Abſolutismus ſtreiten ſollen? Aber die Stände: die Corporationen, der Adel, die Geiſtlichkeit, die Bauern — dieſe Freiheit ſpuckt den Germanen im Kopfe; die Freiheit des Menſchen dagegen, in Specie des Staatsbürgers iſt ihnen eine blaſſe Allgemeinheit daß dieſe in der preußiſchen Stadt- und Wehrverfaſſung bereits eine Wirklichkeit iſt, hindert nicht, ſie als eine Unmöglichkeit nach allen vier Winden zu proclamiren. Man überſieht, daß Vernunft und Freiheit nicht das Specifiſche, Individuelle, Nationelle, Provinzielle, in jedem Stande Verſchiedene ſind. Allerdings hat jeder Menſch und jedes Volk ſeinen Charakter; aber nicht jeder Charakter iſt preiswürdig, der des Indifferentismus gegen unſere öffentliche Angelegenheiten, wie wir ihn ohne Widerrede jetzt haben, am allerwenigſten. Es iſt ein großes Geſchrei nach Nationalität, in dieſer Form iſt Jahns „Volksthum“ endlich legitim geworden; aber die mit dieſem Schlachtruf ſich als Freiheitshelden träumen, überlegen ſich nicht, daß die Freiheit allgemein iſt und daß der Charakter des Idividuums, ſei es Staat oder Menſch, die Vernunft in ihrem Weſen (der Freiheit) nicht ändern dürfe, das Specifiſche alſo nur die Form des Naturells betrifft: ob der Menſch hitzigen oder ruhigen Charakters iſt, er wird darum nicht morden, nicht ſtehlen dürfen, ob ein Volk beweglich oder angſam iſt, ſeine Behörden werden daraus kein Recht der Unterdrückung ableiten können: nur im Gemüth, nicht in der Vernunft und Freiheit ſpecificiren ſich die Menſchen und die Völker. Man verweist auf die Wirklichkeit, auf Abhängigkeit von Natur, dem Element, der Beſchäftigung; aber Localgeiſt, Sitte und ſonſtiges Specifiſches und Eigenthümliches, wenn es der Vernunft widerſpricht, läßt es keine Freiheit zu, und nur die Völker, welche aus ſolchem Naturgeiſt in die allgemeine, d. h. wirkliche Vernunft ſich zu erheben vermögen, ſind der geiſtigen und politiſchen Freiheit, wie ſie unſre Zeit intereſſirt, fähig. Eben ſo iſt Stand und Standesart zu überwinden und in allgemeine Bildung — das verſchrieene „Nivellement" der Vernunft — zu erheben, um im jetzigen Staatsleben ſich Geltung zu verſchaffen. Stände zu machen, iſt abſurd. Selbſt Stände, welche Stände heißen, würden keine ſein. Seitdem der Abſolutismus den allgemeinen Staat erzeugt und alle ſtaatswidrigen Selbſtſtändigkeiten aufgefreſſen hat, kann kein Vertreter etwas anderes vertreten als den Staat. Dieſer giebt ſich und ſein Selbſtgefühl nicht wieder auf. Hoffe das niemand. Stände fällt weder ins Ohr noch ins Intereſſe, Klang und Gewicht hat nur der Repräſentant. Und der erſte preußiſche Staatsmann, welcher die Macht und den Muth hat, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, und jede Inſtitution, die aus unſern liberalen Antecedenzien folgt, ganz ernſtlich ohne die Reſtrictionen des Mißtrauens aus- und einzuführen, wird die wahre Gliederung der Nation nicht nur entdecken, ſondern ohne alle Plage mit verſchwundenen Ständen und Reſurrectionsrecepten auch in Ausführung bringen Dieſer Schritt liegt ſo nahe, daß ihn jedermann kennt und er wird nur darum gethan, weil es gefahrlo ſer ſcheint, nichts, als Alles zu thun. Die Wünſche der chriſtlich-germaniſchen Faction freilich, welche auf Wiederbelebung des hiſtoriſch Untergangenen hinauslaufen und das glorreiche Altengland zum Muſter aufſtellen, ſind ſehr gefahrlos, weil ſie ſehr unmöglich ſind. Dennoch ſind gerade dieſe Phantasmagorien der Mittelpunkt aller politiſchen Weisheit der literariſchen Zeitung, und nachdem No. 1 intonirt hat mit dem chriſtlich-deutſchen Geiſt, ſchreien alle die hoffnungsvollen jungen Männer der folgenden Nummern, wie abgerichtete Staare hinterher: Corporationen! Stände! und wahrſcheinlich ſind ſie zu jung, um die Beobachtung zu machen, wie unfähig ſelbſt die noch beſtehenden Corporationen z. E. die Facultäten der Univerſitäten ſind, auch nur ihre ganz ſpecifiſch gelehrten Rechte geltend zu machen. Ja, wenn ſo einem Corporationsſchreier die Corporation unbequem wird, weil ſie etwa noch eine altrationaliſtiſche Majorität hat, ſo legt er derweile ſeine Theorie bei Seite, wirkt ſich ein richtiges, modernes, centraliſirendes, alles nivellirendes Miniſterialreſcript aus und treibt die Corporation zu Paaren. Haben nun ſchon die noch beſtehenden Corporationen kein Leben und keinen Lebensmuth; welche Jungmühle ſoll beides vollends den untergegangenen einflößen? — O ihr Thoren! an Geſpenſter zu glauben iſt Aberglauben, an die Realiſirung der Freiheit unſerer Zeit nicht zu glauben iſt irreligiös; oder denkt ihr, daß Aberglaube Religion ſei?

Auch in No. 3 kehren die unglücklichen Pointen aus No. 1 wieder, jener traurige Autor wird ſogar als ein ſehr geiſtvoller wiederholt citirt. No. 3 führt mit löblichem Eifer aus, daß Schleiermacher viel theologiſcher und chriſtlicher philoſophirt habe (S. 59), als

Hegel (ohne Zweifel rechnet No 3 Schleiermachers Glaubenslehre, in welcher Schleiermacher ſelbſt das Theologiſiren und Philoſophiren ſo hübſch unterſcheidet, nicht zu ſeinen Philoſophemen, oder iſt es ein chriſtliches Philoſophem, wenn man, wie die Schleiermacher'ſche Glaubenslehre, „die Perſönlichkeit Gottes, die Dreieinigkeit, die Wunder, die Schöpfung in der Zeit und den perſönlichen Teufel leugnet, die Unſterblichkeit nicht beweist und die Sünde für ein nothwendiges Naturproduct erklärt?" und iſt nicht Hegel mit dem wichtigſten dieſer Artikel, der Dreieinigkeit, viel ſäuberlicher gefahren? No. 3 meint mit No. 1, Hegel habe von Vorſtellung und Erfahrung, von Natur und Geſchichte abſtrahirt in dem Sinne, daß er rein aus dem Denken geſchöpft (S. 60), wobei man ſich das Denken ungefähr als eine hohle Phantaſie vorſtellt. „Schleiermacher dagegen beſtrebt ſich, das gegebene Bewußtſein (doch nicht etwa das chriſtliche?) höher zu entwickeln." Und wir dagegen ſind der Meinung, daß dies hier von No. 1 dem No. 3 „gegebene" Bewußtſein ſich erſt ſelbſt „höher entwickeln" müſſe, bevor es die philoſophiſchen Fragen auch nur zu treffen im Stande iſt. Das gemeine und rohe Bewußtſein ſetzt Gott und die Vorſtellungen der Kinderlehre voraus, — das mag es thun; aber die Philoſophen unſerer Zeit darnach zu meſſen, iſt mehr als naiv, es verdient eine augenblickliche Anſtellung in einer jetzigen philoſophiſchen Facultät. Wollen übrigens Miniſter und Räthe Schleiermachers Philoſophie gelten laſſen, ſo mögen ſie ſich vorſehen, daß nicht der alles verwüſtende Feuerbach auch aus dieſem Schleier der Wahrheit, dem doppelten Bewußtſein des Theologen, hervorquillt. Wo wäre die Selbſttäuſchung der Theologie deutlicher, als in Schleiermachers Philoſophemen? Gebt der Philoſophie einen Finger und ſie hat die Hand. Schleiermacher iſt ſo gut ein Vater der Deſtructiven, als der Pietiſten.

Intereſſanter iſt No. 4, die gegen Leo zu Felde zieht, in ihm das Extrem ihrer eignen Richtung öffentlich desavouirt und ihm ein förmliches Glaubensbekenntniß des romantiſchen Juſtemilieu gegenüberſtellt. Wenn Leo vorgeworfen wird, und das von einem chriſtlich-germaniſchen Menſchen, er habe ohne wiſſenſchaftliches Intereſſe gearbeitet, nur aus ſecundären Quellen geſchöpft und lediglich eine Parteiſchrift, kein Werk der Gelehrſamkeit zu Stande gebracht, er habe ferner ſehr anzüglich von den Jacobinern geredet und ſie Beſtien und Schweine geſcholten: ſo kann Leo darauf antworten: „wer ſagt euch denn, daß ich ein Intereſſe des Wiſſens und der Erkenntniß, zumal ſo ſcheußlicher Dinge, als der Revolution habe? das Eine, was ich davon zu wiſſen brauche, daß ſie ſcheußlich iſt, das weiß ich. Ein weiteres Wiſſen und vollends die ſogenannte philoſophiſche Erkenntniß wäre Fürwitz und Baalsdienſt menſchlicher Eitelkeit; das mögen andre treiben, ich will nur das Eine: wirken in majorem dei gloriam! ich will die Hierarchie, und um zu dieſer zu gelangen will ich die Revolution nicht erkennen, ſondern verfluchen und dem Abſcheu meiner Zeitgenoſſen überliefern.“ Das iſt die conſequente altgermaniſche Chriſtlichkeit. Das Extrem iſt allemal die aufgeſchloſſene Wahrheit der Richtung. Leo macht die Kirche zur Herrin über Geiſt, Leben und Wiſſenſchaft. Dieſes gebildete und humane Weſen unſerer neuchriſtlichen Germanen dagegen, dieſe zahme Juſtemilieu-Romantik, will ebenfalls die Kirche, aber daneben noch mit der Wiſſenſchaft, mit der Philoſophie, mit der Freiheit, mit allen Conſequenzen des Proteſtantismus Menage machen, kurz Zeitgenoſſe ſcheinen ohne es zu ſein, aber auch umgekehrt chriſtlich-germaniſch ſcheinen und es eben ſo wenig ſein. Man würde dieſes Schein- und Schattenweſen, das in unſerer Politik vielfältig ſein Spiegelbild hat, nicht zu erdichten wagen, wenn es nicht in ſeiner ganzen vollen Deutlichkeit ſich ſelbſt producirte. Das Glaubensbekenntniß, welches es ſowohl Leo, alſo der Hierarchie, als der Philoſophie entgegenſtellt, iſt daher ſehr merkwürdig. Es lautet: „Wir blicken vorwärts, nicht zurück; gegen Revolution und Reaction ſtreiten wir für die Reform“ — das wäre vortrefflich, wenn es nur möglich und nicht jede Reform bei dem jetzigen Dilemma entweder dem Princip der franzöſiſchen Revolution oder der altgermaniſchen Reaction angehörte! Das Glaubensbekenntniß offenbart dies ſogleich ſelbſt, es heißt: „wir wünſchen freiſinnige Inſtitutionen des Staats“ — nun kommen ſie: — „Selbſtſtändigkeit der Corporationen und der einzelnen Individuen in ihnen, ſo weit dies möglich iſt“; — und wenn es wieder Corporationen gäbe und wenn ſie wieder ſelbſtſtändig wären, ſo ſelbſtſtändig als die alten Zünfte, Städte und Adel, wären denn damit freie Inſtitutionen gewonnen? — „wir ſehnen uns nach einem neuen, friſchen Leben in der Kirche“, — ihr braucht nur alle fleißig hineinzugehen oder, wenn ihr Prediger ſeid, ſo zu predigen, daß ihr die Leute intereſſirt und die Herzen aller Hörer zwingt, wer ſich aber nach dem Leben ſehnt, der iſt todt, wenigſtens fehlt ihm das Leben; dieſer Ausdruck iſt alſo zum wenigſten von ſehr bedenklicher Art; — das Credo fährt fort:

„wir kämpfen für Freiheit der Discuſſion über vaterländiſche Intereſſen“: — bravi! — „unſere Sache iſt die der freien Wiſſenſchaft“ — Corpo di Bacco!! — „die es ſich bewußt iſt, daß ſie zu keinen dem Chriſtenthum feindlichen Reſultaten gelangen kann“; — ah ſo! — „die ſich aber weder in die dogmatiſchen Feſſeln der Theologen legen läßt“, — aber wo bleibt dann das Chriſtenthum und ſein Credo, auf welches ihr konfirmirt ſeid? — „noch ſich vor der terroriſtiſchen Herrſchaft eines abſoluten Syſtems beugt“. — Aber ihr werdet doch euer eignes Syſtem, hier z. E. dieſes Glaubensbekenntniß nicht in demſelben Augenblick, wo ihr es ausſprecht, mit deſtructiver Hand wieder umreißen? es wird euch doch wenigſtens ſo lange, als ihr redet, für vollendet, für abſolut gelten? wie bodenlos wäre ſonſt eure Zerſtörungsſucht, wie correſiv das Gift eurer negativen Denkungsart! — „Wir ſuchen unſre Gegner nicht auf Einer Seite, rings umgeben ſie uns ꝛc.“ — O ihr Tollkühnen, haltet ein! es wird Alles zu Grunde gerichtet werden, wenn ihr erſt ins Geſchirr geht, und ich fürchte, ihr geht mit zu Grunde, denn eure gefährlichſten Gegner ſeid ihr ſelbſt; haltet ein! und wenn ihr uns nicht ſchonen wollt, wüthet nicht gegen euch ſelbſt! der Staat hat ein Recht auf euer Leben und eure Kräfte! Welche Sätze! welche Töne! Eine Wiſſenſchaft, die herausbringen muß, was dem Chriſtenthum nicht feindlich iſt! Armer Copernikus, armer Galilei, unglücklicher Spinoza, und ihr Verlornen, Fichte, Hegel, Strauß, Feuerbach, hört auf! ſo war es nicht gemeint, als von der Geiſtesfreiheit des Proteſtantismus die Rede war! Wer die poſitive Religion und die freie Wiſſenſchaft in Einem Athem als abſolute Mächte proclamirt, der braucht wahrlich nach Feinden um ſich und außer ſich nicht zu ſuchen, in ſeinem eignen confuſen Gehirne ſchlagen ſie ſich auf Tod und Leben mit einander herum. Wenn man dieſe Mächte beide zu leeren Redensarten aushöhlt, liegen ſie friedlich auf Einem Lager, auf dem Faulbett der Unwiſſenheit und Beſinnungsloſigkeit; beſinnt man ſich aber darüber, daß die Wiſſenſchaft weder Oben noch Unten, weder Himmel noch Hölle, ſondern nur Geiſt und Univerſum anerkennt, ſo begreift ſich's leicht, wie übel der Naturforſcher dran wäre, welcher nur das entdecken wollte, was der religiöſe Menſch, in Europa etwa der Chriſt, glaubt. Beſſer wußte es der Papſt, der den Galilei einſperrte und auf ſeinen Knieen ſchwören ließ, daß ſich die Erde nicht bewege, beſſer weiß es unſer Freund Leo, der den Servet mit Recht verbrennen läßt, wie gefährlich die Wiſſenſchaft dem chriſtlich-germaniſchen Geiſte war und iſt, beſſer, als dieſe lauwarmen Allerweltsromantiker, die wohl den Damen beim Thee eine ſolche liebenswürdige Eintracht aller Gegenſätze, eine ſolche paradieſiſche Unſchuld des Denkens, aber ſchwerlich dem wiſſenſchaftlichen Publikum unſerer Tage weiß machen werden. In der That, zu unſerer Belehrung hat die literariſche Zeitung dieſen vierten Glaubensartikel nicht ausgehen laſſen; und es wandelt uns allerdings eine gewiſſe Scham an, daß wir von ſolchen Manifeſtationen der Berliner Reformpartei, wie ſie hier vorliegen, wenn auch nur ſcherzhaft, Notiz nehmen. Indeß gehört es einmal jetzt mit dazu; alſo noch einen, aber damit auch den letzten führt vor die Schranken, ihr Diener der Dike und des ſtrafenden Nemos!

Nro. 5 und 8, „der Austritt aus der Kirche“ und

„das prolongirte Mittelalter“ ſcheinen einen und denſelben Verfaſſer zu haben. Man nennt mir einen jungen Mann von beweglichen Principien Namens D... Daß dieſe beiden Aufſätze anonym geblieben ſind, wird ſeinem Rufe keinen Schaden bringen. „Der Austritt aus der Kirche“ hat wiederum nur die Pointen aus Nro. I: Den Vorwurf des Parteimachens, des Uebergehens aus der Theorie in die Praxis, den chriſtlich-germaniſchen Staat, jetzt bereits einen alten Bekannten von uns, und das Manifeſt gegen die Romantik, wodurch wir „abſtract principiell“ geworden ſind.

„Die Jahrbücher haben für die Theorie nichts geleiſtet, im Gegentheil am Liebſten durch wildes Räſonniren über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände zu eclatiren geſucht.“ Iſt das derſelbe Herr D., der uns über Perſonen, Thatſachen und Zuſtände der Univerſität Berlin zu ſeiner Zeit Materialien anbot? oder iſt es ein Unterofficier mit ſeinem: „nicht räſonnirt!“ und iſt der Inhalt aller Theorien der Welt ein anderer, als die Gedanken der Perſonen, der Gehalt der Thatſachen, das Weſen der Zuſtände? Eklatirt ein ſolches Räſonnement, wie z. E. das über Heine, über Ranke, über Juſtinus Kerner, über Streckfuß, über die Romantiker, und hätte dann keinen theoretiſchen Werth für künftige Zeiten, an wem würde der Fehler liegen, doch wohl nur an der theoretiſchen Richtigkeit des Beräſonnirten? So iſt es aber hier nicht, mon cher; die von den Jahrbüchern beräſonnirten Perſonen haben mit wenigen Ausnahmen, wozu Sie ſelbſt ſich gewiß freiwillig rechnen werden, eine theoretiſche Wichtigkeit, und einige Räſonnements der Jahrbücher werden ſogar den ſonſt kurzlebigen Perſonen und Zuſtänden zu einem längeren Gedächtniß verhelfen. Sie ſagen weiter: „Die Jahrbücher können nur Partei machen. All ihr Schreien gilt dem ſolcher

Mühen würdigen Plane ſich eine Partei im deutſchen Volke zu bilden, die von ihnen alles gläubig (!) aufnimmt und es dann ſpäter durch die Maſſe ausführt.“ Und das Parteimachen für eine offen vertheidigte Sache wäre verwerflich? Wer ſagt denn das, und wer glaubt es? Iſt Peel, iſt Palmerſton, iſt Canning, iſt Pitt, iſt Waſhington dem Jünglinge nie durch den Kopf gegangen? Hat er nie von den Gracchen gehört? Hat ihm nie das Herz höher geſchlagen, wenn die großen Worte der Freiheit aus Luthers, aus Guſtav Adolphs, aus Mirabeau's Munde ertönten und eine Welt in ihrem Innerſten freudig erſchütterten? Wohin haben Sie ſich verirrt, werther Herr, daß Sie die Heroen aller Zeiten, die es vermocht, ihr Volk um ihre Wahrheit zu ſammeln und die Menſchen für ihre höchſten Angelegenheiten ſo zu begeiſtern, daß ſie Partei dafür ergriffen, für nichts achten! Wer für eine große Sache Partei machen könnte, und thäte es nicht, ſobald er es könnte, verriethe die Menſchheit und ſeinen eignen Nachruhm.

Der zweite Vorwurf des Uebergehens in die Praxis iſt mit dem des Parteimachens ziemlich derſelbe. Was aber den Austritt aus der Kirche betrifft, ſo wäre die Erklärung eines Philoſophen, daß er nothwendig ſei, practiſch, wenn dadurch eine conſtituirte Partei entſtünde, die ſich die geſetzlichen Conſequenzen dieſes Schrittes erkämpfte, mit einem Wort die Civilehe und eben ſo ſtatt der Taufe den rein civilen Act der Aufnahme in die Staatsgeſellſchaft; ſo lange aber nur aus einer philoſophiſchen Ueberzeugung heraus die Conſequenz gezogen wird, iſt es mit dieſer Forderung nicht anders als mit der Forderung der Geſchwornen, der Conſtitution, der Preßfreiheit, lauter Conſequenzen der Theorie, die ſelbſt ſo lange Theorie bleiben, bis ſie durch die Majorität erobert und von Staatswegen ſanctionirt ſind. Den Austritt aus der Kirche, ſofern nicht die Kirchengemeinde mit geſetzlichen Acten beauftragt iſt, hat aber jeder Proteſtant ſehr wohlfeil darin, daß er nicht hineingeht. Ein ſolches Verhältniß, wenn auch aus andern Gründen, war ſchon bei Sir John Falſtafs Zeiten im Gebrauch, und wenn ich über Herrn D. richtig berichtet bin, ſo iſt derſelbe nicht viel anders daran, als Sir John, er ſoll nur in den allerdringenſten Fällen die Kirche beſuchen, und da er dies nicht aus philoſophiſchen Gründen unterläßt, ſo können es nur die Gründe Sir John's ſein, die ihn dazu bewegen. Doch verbürg' ich in Ermanglung genauer polizeilicher Ermittelung meine Nachrichten nicht durchaus; und falls Herr D. ſich durch Zeugniſſe glaubhafter Geiſtlicher über ſeine Kirchlichkeit ausweiſen kann, ſo ſoll es mir eine Freude ſein, ihn in ſeiner frommen Qualität anzuerkennen. Wenn Herr D. aber dennoch meint, jener Philoſoph habe mit ſeiner Erklärung einen practiſchen Effect machen, etwa eine kirchliche Spaltung anſtiften wollen, ſo iſt das ſehr unüberlegt. Eine Geſellſchaft verlaſſen heißt, ſie ſich ſelbſt überlaſſen; dagegen kann ſie nichts haben. So tritt man aus einer Staatsgeſellſchaft aus, wenn man in ein anderes Land auswandert. Man wird immer im Staat leben; mit der Kirche aber hat es eine andere Bewandtniß. Sofern ſie nicht Staatsgemeinde, iſt ſie eine Sache der Innerlichkeit und man hat ihre Gemeinſchaft verlaſſen, ſobald man ihre Ueberzeugungen verlaſſen hat, wobei es nicht geleugnet werden kann, daß die durch Staatsgeſetze erzwungenen Acte, wenn ſie eine ausdrückliche Deklaration der Ueberzeugung mit ſich führen, den Ungläubigen zu derſelben Heuchelei zwi gen, worin einer verfällt, der ſich zum Credo beken und weder die jungfräuliche Empfängniß, noch d Höllenfahrt glaubt.

Der Hauptpunct in der Confuſion unſers Freunde D. iſt aber der Begriff von Theorie und Praxis, dere Geheimniß eben ein logiſches iſt. Sie gehen ſchlechthi in einander über. Jede wirkliche Wiſſenſchaft iſt Praxi und jede Praxis verwirklichte Theorie. Schon die Arbei um die Kenntniß und Erkenntniß iſt die Praxis, ſein innern und äußern Schranken aufzuheben und ſodann hat jedes Gedankenſyſtem den Zweck, nicht nur „ſich eine Partei in der Nation zu machen“, ſondern die ganze Welt des Geiſtes zu erobern. Alſo iſt es freilich die augenſcheinlichſte Praxis, wenn man ſeine Theorie publicirt. Wird daher von „theoretiſcher Geiſtesbewegung“, von „wiſſenſchaftlicher Theorie“ geſprochen, ſo bezieht ſich dies nur auf die Form der ſyſtematiſchen und gelehrten Bildung, in dieſem ſpeziellen Falle auf den Unterſchied der Schriftſteller in den deutſchen Jahrbüchern und in der litterariſchen Zeitung z. B. der Herren Feuerbach, Strauß, Bauer von den Herren D., G., P. und ꝛc. Iſt Ihnen die Sache nun deutlich, meine Herren?

Mit derſelben Unwiſſenheit, womit das Gerede über Theorie und Praxis verführt wurde, wird der jetzige Staat ein „chriſtlicher“ genannt und unſer ganzes Leben auf chriſtliche Weltanſicht gebaut S. **107.** Der Glaube, auf den der Chriſt getauft wird, heiſcht: „der Welt und ihren Lüſten zu entſagen“, der conſequente Chriſt entſagt der Familie, er entſagt der bürgerlichen Geſellſchaft, dem Reichthum und ſeinen Lockungen, der weltlichen

Ehre und dem weltlichen Ruhm, und der Krieg iſt höchſtens als Kreuzzug chriſtlich. Wir wollen nicht genauer darauf zurückkommen, wie wenig unſer Gegner in all dieſen delicaten Punkten ein Chriſt ſein möchte, genug, er iſt kein Eremit und hat der Welt und ihren Lüſten nicht entſagt; er ſetzt aber ſeiner Weisheit die Krone auf mit der Erklärung: „er betrachte theoretiſch die deutſchen Jahrbücher als aus der chriſtlichen Kirche und dem *chriſtlich-germaniſchen* Staate ausgeſchieden." Das iſt doch einmal ein Reſultat! aber er könnte die Jahrbücher auch practiſch ſo *betrachten* und es wäre offenbar beſſer, wenn er ſich auf die *practiſche* Betrachtung, d. h. auf ſeinen Vortheil beſchränkte und der Theorie ihren Lauf ließe durch ſolche Köpfe, die von dem ſeinigen *theoretiſch* verſchieden ſind. Aber wäre es nicht für Herrn D. ſelbſt ein Vortheil, aus dem chriſtlich-germaniſchen Staat ausgeſchieden zu ſein und auf einer etwanigen Reiſe ohne Kampf mit den Wegelagerern des chriſtlichen Germanenthums zum Ziel zu kommen? — In der Praxis benutzen dieſe Herrn alle Vortheile der „ſchnöden Welt", in der Theorie alle Vortheile des neuen Chriſtenthums. Das wäre ſehr klug, wenn es nicht kreuzdumm wäre, Leuten mit offnen Augen und am hellen Tage des 19. Jahrhunderts den Frack für die Kutte verkaufen zu wollen. Aber practiſch mag es wohl ſein.*)

---

*) Eben erhalte ich die zwei erſten Nummern des Aufſatzes über „das Princip des Proteſtantismus" und will es nicht verſchweigen, daß hiemit ein beſſerer Anſatz genommen und bei allem Juſtemilieu zwiſchen Poſitivismus und Kritik ein Ton angeſchlagen wird, der, von Verdächtigung und handgreiflichem Obſcurantismus ferngehalten, und bei einer moderaten Aufklärung und halben Liberalität Anklang finden möchte, ſofern überhaupt die

In demſelben Genre, wie die bisher charakteriſirten, gehen die andern Artikel gegen die Jahrbücher fort und da jedes Genre gut iſt, excepté le genre ennuyeux, dies vorliegende aber, zumal in repetitione zu der Ausnahme gehört, ſo ſchließen wir hiemit die Quellen, die unſre Wieſen zu überſchwemmen beſtimmt ſind.

Allah iſt groß, aber der litterariſche Zeitungsverein nicht ſein Prophet. Beklagen wir ihn, daß er ſich diesmal ſo ſehr vergreifen mußte, und hoffen wir ſo glücklich geweſen zu ſein, ihm die Urſache ſeines Mißgriffs zu verdeutlichen.

Arnold Ruge.

---

apologetiſche Theologie in unſern Tagen noch ein Publicum außer der Theologie hat. Es verſteht ſich, daß auch in dieſem beſſern Genre der Widerſpruch des Princips, wie wir ihn oben beleuchtet haben, zum Grunde liegt. So lange die Bildung der Herren Tweſten, Trendelnburg und Ranke, die ſich in dieſen Verſuchen theils mittelbar, theils unmittelbar ausſpricht, nicht überſchritten wird, läßt ſich keine Löſung dieſes Zwieſpalts und überhaupt keine Stellung erreichen, die eine andere principielle Bedeutung hätte, als die der Principloſigkeit.

4.

Ein Briefwechſel von 1843.

M. an R.

Auf der Treckſchuit nach D., im März 1843.

Ich reiſe jetzt in Holland. So viel ich aus den hieſigen und franzöſiſchen Zeitungen ſehe, iſt Deutſchland tief in den Dreck hineingeritten und wird es noch immer mehr. Ich verſichere Sie, wenn man auch nichts weniger als Nationalſtolz fühlt, ſo fühlt man doch Nationalſcham ſogar in Holland. Der kleinſte Holländer iſt noch ein Staatsbürger gegen den größten Deutſchen. Und die Urtheile der Ausländer über die . . . . ſche Regierung! Es herrſcht eine erſchreckende Uebereinſtimmung, niemand täuſcht ſich mehr über dies Syſtem und ſeine einfache Natur. Etwas hat alſo doch die neue Schule genützt. Der Prunkmantel des Liberalismus iſt gefallen und der entſchiedenſte Despotismus ſteht in ſeiner ganzen Nacktheit vor aller Welt Augen.

Das iſt auch eine Offenbarung, wenn gleich eine umgekehrte. Es iſt eine Wahrheit, die uns zum wenigſten die Hohlheit unſers Patriotismus, die Unnatur unſers Staatsweſens kennen und unſer Angeſicht verhüllen lehrt. Sie ſehen mich lächelnd an und fragen, was iſt damit gewonnen? Aus Scham macht man keine Revolution. Ich antworte: die Scham iſt ſchon eine Revolution; ſie iſt wirklich der Sieg der franzöſiſchen Revolution über den deutſchen Patriotismus, durch den ſie 1813 beſiegt wurde. Scham iſt eine Art Zorn, der in ſich gekehrte. Und wenn eine ganze Nation ſich wirklich ſchämte, ſo wäre ſie der Löwe, der ſich zum Sprunge in ſich zurückzieht. Ich gebe zu, ſogar die Scham iſt in Deutſchland noch nicht vorhanden; im Gegentheil, dieſe Elenden ſind noch Patrioten. Welches Syſtem ſollte ihnen aber den Patriotismus austreiben, wenn nicht dieſe poſthume Don Quixotiade? Die Komödie des Despotismus, die mit uns aufgeführt wird, iſt ihm jetzt eben ſo gefährlich, als es einſt den Stuarts und Bourbonen die Tragödie war. Und ſelbſt, wenn man dieſe Komödie lange Zeit nicht für das halten ſollte, was ſie iſt, ſo wäre ſie doch ſchon eine Revolution. Der Staat iſt ein zu ernſtes Ding, um zu einem Poſſenſpiel gemacht zu werden. Man könnte vielleicht ein Schiff voll Narren eine gute Weile vor dem Winde treiben laſſen; aber ſeinem Schickſal triebe es entgegen eben darum, weil die Narren dies nicht glaubten. Dieſes Schickſal iſt die Revolution, die uns bevorſteht.

R. an M.

Berlin, im März 1843.

„Es iſt ein hartes Wort und dennoch ſag' ich's,
„weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken,
„das zerriſſener wäre, als die Deutſchen. Handwerker
„ſiehſt Du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine
„Menſchen, Herren und Knechte, Jungen und geſetzte

„Leute, aber keine Menſchen. — Iſt das nicht ein „Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder „zerſtückelt unter einander liegen, indeß das vergoſſene „Lebensblut im Sande zerrinnt?“ Hölderlin im Hyperion. — Dies das Motto meiner Stimmung und leider iſt ſie nicht neu; derſelbe Gegenſtand wirkt von Zeit zu Zeit ähnlich auf die Menſchen. Ihr Brief iſt eine Illuſion. Ihr Muth entmuthigt mich nur noch mehr.

Wir werden eine politiſche Revolution erleben? wir, die Zeitgenoſſen dieſer Deutſchen? Mein Freund, Sie glauben, was Sie wünſchen. O, ich kenne das! Es iſt ſehr ſüß zu hoffen und ſehr bitter, alle Täuſchungen abzuthun. Es gehört mehr Muth zur Verzweiflung, als zur Hoffnung. Aber es iſt der Muth der Vernunft, und wir ſind auf dem Punkte angekommen, wo wir uns nicht mehr täuſchen dürfen. Was erleben wir in dieſem Augenblick? Eine zweite Auflage der Karlsbader Beſchlüſſe, eine durch das Weglaſſen der verſprochenen Preßfreiheit vermehrte und durch das Verſprechen der Cenſur verbeſſerte, — ein zweites Mißlingen der politiſchen Freiheitsverſuche, und diesmal ohne Leipzig und Bellealliance, ohne Anſtrengungen, von denen auszuruhn wir Urſache hätten. Jetzt ruhen wir aus vom Ausruhn; und zur Ruhe bringt uns die einfache Wiederholung der alten despotiſchen Maxime, das Abſchreiben ihrer Urkunden. Wir fallen aus einer Schmach in die andere. Ich habe vollkommen daſſelbe Gefühl des Drucks und der Entwürdigung, wie zur Zeit der Napoleoniſchen Eroberung, wenn Rußland der deutſchen Preſſe eine ſtrengere Cenſur verordnet; und wenn Sie darin einen Troſt finden, daß wir jetzt dieſelbe Offenherzigkeit, wie damals genießen, ſo tröſtet mich das durchaus nicht. Als Napoleon in Erfurt zu den deutſchen Gratulanten, die ihn mit notre prince anredeten, ſagte: je ne suis pas votre prince, je suis votre maitre; wurde er mit rauſchendem Beifall aufgenomen. Und hätte ihm der ruſſiſche Schnee nicht darauf geantwortet, die deutſche Entrüſtung ſchliefe noch heute. Sagen Sie mir nicht, dieſes unverſchämte Wort ſei blutig gerächt worden, reden Sie mir nicht ein, die zufällige Rache wäre nothwendig erfolgt, alle Völker ſeien abgefallen von dem nackten und bloßen Despotismus, ſobald er ſich ganz enthüllt hätte. Ich will ein Volk ſehen, das ohne alle anderen Völker ſeine Schmach fühlt; ich nenne Revolution die Umkehr aller Herzen und die Erhebung aller Hände für die Ehre des freien Menſchen, für den freien Staat, der keinem Herrn gehört, ſondern das öffentliche Weſen ſelbſt iſt, das nur ſich angehört. So weit bringen es die Deutſchen nie. Sie ſind längſt hiſtoriſch zu Grunde gegangen. Daß ſie überall mit zu Felde gelegen, beweiſt nichts. Es wird den eroberten und beherrſchten Völkern nicht erſpart, ſich zu ſchlagen, aber ſie ſind nur Gladiatoren, die ſich für einen fremden Zweck ſchlagen und, wenn ihre Herren den Daumen niederdrücken, ſich erwürgen. „Seht, wie das Volk ſich für uns ſchlägt!" ſagte 1813 der König von Preußen. Deutſchland iſt nicht der überlebende Erbe, ſondern die anzutretende Erbſchaft. Die Deutſchen zählen nie nach kämpfenden Parteien, ſondern immer nur nach der Seelenzahl, die dort zu verkaufen iſt.

Sie ſagen, die liberale Partei iſt entlarvt. Es iſt wahr, es iſt ſogar noch mehr geſchehn. Die Menſchen fühlen ſich verſtimmt und beleidigt, man hört Freunde und Bekannte unter einander räſonniren, überall redet man hier von dem Schickſal der Stuarts und wer ſich fürchtet, unvorſichtige Worte zu ſagen, der ſchüttelt wenigſtens den Kopf, um anzuzeigen, daß eine gewiſſe Bewegung in ihm vorgehe. Aber alles redet und redet nur: iſt auch nur Einer da, der ſeinem Unwillen zutraute, daß er allgemein ſei? Iſt ein Einziger ſo thörigt, unſre Spießbürger und ihre unvergängliche Schaafsgeduld zu verkennen? — Fünfzig Jahre nach der franzöſiſchen Revolution und die Erneuerung aller Unverſchämtheiten des alten Despotismus, das haben wir erlebt. Sagen Sie nicht, das neunzehnte Jahrhundert erträgt ihn nicht. Die Deutſchen haben dies Problem gelöſt. Sie ertragen ihn nicht nur, ſie ertragen ihn mit Patriotismus, und wir, die wir darüber erröthen, grade wir wiſſen, daß ſie ihn verdienen. Wer hätte nicht gedacht, dieſer ſchneidende Rückfall vom Reden ins Schweigen, vom Hoffen in die Hoffnungsloſigkeit, von einem menſchenähnlichen in einen völlig ſklaviſchen Zuſtand würde alle Lebensgeiſter aufregen, jedem das Blut zum Herzen treiben und einen allgemeinen Schrei der Entrüſtung hervorrufen! Der Deutſche hatte nichts, als die Geiſtesfreiheit, die der Menſch, der einem andern leibeigen iſt, immer noch haben kann, und auch dieſe iſt ihm nun entriſſen; die deutſchen Philoſophen waren ſchon früher Diener der Menſchen, ſie redeten und ſchwiegen auf Befehl, Kant hat uns die Dokumente mitgetheilt; aber man duldete die Kühnheit, daß ſie in abſtracto den Menſchen für frei erklärten. Jetzt iſt auch dieſe Freiheit, die ſogenannte wiſſenſchaftliche oder die principielle, die ſich beſcheidet, nicht realiſirt zu werden, aufgehoben und es haben ſich Leute genug gefunden, die Taſſo's Glauben predigen:

Glaubt nicht, daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frei zu ſein.
Und für den Edlen iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.

Wollten wir einwenden: und wenn er ihn nicht ehrt? ſo wiederholen ſie: frei zu ſein, iſt er nicht geboren. Es handelt ſich um ſeinen Begriff, nicht um ſein Glück. Ja, Taſſo hat recht, ein Menſch der einem Menſchen dient, und den man einen Sklaven nennt, kann ſich glücklich fühlen, er kann ſich ſogar adelig fühlen, die Geſchichte und die Türkei beweiſen es. Zugegeben alſo, daß nicht Menſch und freies Weſen, ſondern Menſch und Diener ein Begriff iſt, ſo iſt die alte Welt gerechtfertigt.

Gegen das Factum, daß die Menſchen zum Dienen geboren und ein Beſitzthum ihrer angebornen Herren ſeien, hatten die Deutſchen 25 Jahre nach der Revolution nichts einzuwenden. Im deutſchen Bunde ſind die deutſchen Fürſten zuſammengetreten, um ihren Privatbeſitz von Land und Leuten wieder herzuſtellen und die „Menſchenrechte" wieder abzuſchaffen. Das war antifranzöſiſch, man jauchzte ihnen zu. Nun kommt die Theorie dieſes Factums hinterher und warum ſollte Deutſchland ſie nicht ohne Unwillen anhören! Warum ſich nicht über ſein Schickſal mit dem Gedanken tröſten, es muß ſo ſein, „der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein?"

Und ſo iſt es, dies Geſchlecht iſt wirklich nicht geboren frei zu ſein. Dreißig Jahre, politiſch verödet und unter einem ſo entwürdigenden Druck, daß ſelbſt die Gedanken und die Gefühle der Menſchen von der geheimen Polizei der Cenſur beaufſichtigt und geregelt wurden, haben Deutſchland politiſch nichtiger hinterlaſſen, als es je geweſen. Sie ſagen, das Narrenſchiff, welches ein Spiel von Wind und Wellen iſt, wird ſeinem Schickſal nicht entgehn und dieſes Schickſal iſt die Revolution. Aber Sie ſetzen nicht hinzu, dieſe Revolution iſt die Geneſung der Narren, im Gegentheil, ihr Bild führt nur auf den Gedanken des Unterganges. Aber ich gebe Ihnen auch den Untergang nicht zu, der noch erſt zu erwarten wäre. Phyſiſch geht dies brauchbare Volk nicht unter, und geiſtig oder mit ſeiner Exiſtenz als freies Volk iſt es längſt am Ende.

Wenn ich Deutſchland nach ſeiner bisherigen und gegenwärtigen Geſchichte beurtheile; ſo werden Sie mir nicht einwerfen ſeine ganze Geſchichte ſei verfälſcht und ſeine ganze jetzige Oeffentlichkeit ſtelle nicht den eigentlichen Zuſtand des Volkes dar. Leſen Sie die Zeitungen, welche Sie wollen, überzeugen Sie ſich, daß man nicht aufhört — und Sie werden zugeben, daß die Cenſur niemanden hindert aufzuhören, — die Freiheit und das Nationalglück zu preiſen, welches wir beſitzen; und dann ſagen Sie einem Engländer, einem Franzoſen oder auch nur einem Holländer, daß dies nicht unſre Sache und unſer Character wäre.

Der deutſche Geiſt, ſo weit er zum Vorſchein kommt, iſt niederträchtig, und ich trage kein Bedenken zu behaupten, wenn er nicht anders zum Vorſchein kommt, ſo iſt dies lediglich die Schuld ſeiner niederträchtigen Natur. Oder wollen Sie ſeine Privatexiſtenz, ſeine ſtillen Verdienſte, ſeine ungedruckten Tiſchgeſpräche, ſeine Fauſt in der Taſche ſo hoch anſchlagen, daß ihm die Schmach ſeiner gegenwärtigen Erſcheinung durch die Ehre ſeiner Zukunft noch einmal abgewaſchen werden könnte? O, dieſe deutſche Zukunft! Wo iſt ihr Same geſät? Etwa in der ſchmachvollen Geſchichte, die wir bisher durchlebt? Oder in der Verzweiflung derer, die von Freiheit und geſchichtlichen Ehren einen Begriff haben? Oder gar in dem Hohn, den fremde Völker über uns ausſchütten und grade dann aufs empfindlichſte uns zu fühlen geben, wenn ſie es am beſten mit uns meinen? Denn den Grad politiſcher Fühlloſigkeit und Verkommenheit, zu dem wir wirklich herabgeſunken ſind, können jene ſich gar nicht vorſtellen. Leſen Sie nur die Times über die Unterdrückung der Preſſe in Preußen. Leſen Sie, wie freie Männer reden, leſen Sie, wie viel Selbſtgefühl ſie uns noch zutrauen, uns, die wir gar keins beſitzen, und bedauern Sie Preußen, bedauern Sie Deutſchland. Ich weiß, daß ich dazu gehöre; glauben Sie nicht, daß ich mich der allgemeinen Schmach entziehn will. Werfen Sie mir vor, daß ich es nicht beſſer mache, als die andern, fordern Sie mich auf, mit dem neuen Princip eine neue Zeit heraufzuführen und ein Schriftſteller zu ſein, dem ein freies Jahrhundert folgt, ſagen Sie mir jede Bitterkeit, ich bin darauf gefaßt. Unſer Volk hat keine Zukunft, was liegt an unſerm Ruf?

M. an R.

Köln, im Mai 1843.

Ihr Brief, mein theurer Freund, iſt eine gute Elegie, ein athemverſetzender Grabgeſang; aber politiſch iſt er ganz und gar nicht. Kein Volk verzweifelt; und ſollt' es auch lange Zeit nur aus Dummheit hoffen, ſo erfüllt es ſich doch nach vielen Jahren einmal aus plötzlicher Klugheit alle ſeine frommen Wünſche.

Doch, Sie haben mich angeſteckt, Ihr Thema iſt noch nicht erſchöpft, ich will das Finale hinzufügen, und wenn Alles zu Ende iſt, dann reichen Sie mir die Hand, damit wir von vorne wieder anfangen. Laßt die Todten ihre Todten begraben und beklagen. Dagegen iſt es beneidenswerth, die erſten zu ſein, die lebendig ins neue Leben eingehen; dies ſoll unſer Loos ſein.

Es iſt wahr, die alte Welt gehört dem Philiſter. Aber wir dürfen ihn nicht wie einen Popanz behandeln, von dem man ſich ängſtlich wegwendet. Wir müſſen ihn vielmehr genau ins Auge faſſen. Es lohnt ſich, dieſen Herrn der Welt zu ſtudiren.

Herr der Welt iſt er freilich nur, indem er ſie, wie die Würmer einen Leichnam, mit ſeiner Geſellſchaft ausfüllt. Die Geſellſchaft dieſer Herren braucht darum nichts weiter als eine Anzahl Sklaven und die Eigenthümer der Sklaven brauchen nicht frei zu ſein. Wenn ſie wegen ihres Eigenthums an Land und Leuten Herren im eminenten Sinne genannt werden, ſind ſie darum nicht weniger Philiſter, als ihre Leute.

Menſchen, das wären geiſtige Weſen, freie Männer Republikaner. Beides wollen die Spießbürger nicht ſein. Was bleibt ihnen übrig zu ſein und zu wollen?

Was ſie wollen, leben und ſich fortpflanzen (und weiter, ſagt Göthe, bringt es doch keiner), das will auch das Thier, höchſtens würde ein deutſcher Politiker noch hinzuzuſetzen haben, der Menſch *wiſſe* aber, daß er es wolle, und der Deutſche ſei ſo beſonnen, nichts weiter zu wollen.

Das Selbſtgefühl des Menſchen, die Freiheit, wäre

in der Bruſt dieſer Menſchen erſt wieder zu erwecken
Nur dies Gefühl, welches mit den Griechen aus de
Welt und mit dem Chriſtenthum in den blauen Dun
des Himmels verſchwindet, kann aus der Geſellſcha
wieder eine Gemeinſchaft der Menſchen für ihre höchſte
Zwecke, einen demokratiſchen Staat machen.

Die Menſchen dagegen, welche ſich nicht als Men
ſchen fühlen, wachſen ihren Herren zu, wie eine Zuc
von Sklaven oder Pferden. Die angeſtammten Herre
ſind der Zweck dieſer ganzen Geſellſchaft. Dieſe We
gehört ihnen. Sie nehmen ſie, wie ſie iſt und ſich fühl
Sie nehmen ſich ſelbſt, wie ſie ſich vorfinden; und ſte
len ſich hin, wo ihre Füße gewachſen ſind, auf die Nacke
dieſer politiſchen Thiere, die keine andere Beſtimmun
kennen, als ihnen „unterthan, hold und gewärtig" z
ſein.

Die Philiſterwelt iſt die politiſche Thierwel
und wenn wir ihre Exiſtenz anerkennen müſſen, ſo blei
uns nichts übrig, als dem status quo einfacher Wei
recht zu geben. Barbariſche Jahrhunderte haben ih
erzeugt und ausgebildet, und nun ſteht er da als ei
conſequentes Syſtem, deſſen Princip die entmenſch
Welt iſt. Die vollkommenſte Philiſterwelt, unſer Deutſc
land, mußte alſo natürlich weit hinter der franzöſiſche
Revolution, die den Menſchen wieder herſtellte, zurüc
bleiben; und der deutſche Ariſtoteles, der ſeine Poli
aus unſern Zuſtänden abnehmen wollte, würde an ih
Spitze ſchreiben: „der Menſch iſt ein geſelliges, jedo
völlig unpolitiſches Thier," den Staat aber könnte
nicht richtiger erklären, als dies Herr Zöpfl, der Ve
faſſer des „konſtitutionellen Staatsrechts in Deutſc
land", bereits gethan hat. Er iſt nach ihm ein „Be

ein von Familien", welcher, fahren wir fort, einer allerhöchſten Familie, die man Dynaſtie nennt, erb- und eigenthümlich zugehört. Je fruchtbarer die Familien ſich zeigen, deſto größer der Staat, deſto mächtiger die Dynaſtie, weßwegen denn auch in dem normaldynaſtiſchen Preußen auf den ſiebenten Jungen eine Prämie geſetzt iſt.

Die Deutſchen ſind ſo beſonnene Realiſten, daß alle ihre Wünſche und ihre hochfliegendſten Gedanken nicht über das kahle Leben hinausreichen. Und dieſe Wirklichkeit, nichts weiter, acceptiren die, welche ſie Despotiſiren. Auch dieſe Leute ſind Realiſten, ſie ſind meiſt ſehr weit von allem Denken und von aller politiſchen Größe entfernt, gewöhnliche Offiziere und Landjunker, aber ſie irren ſich nicht, ſie haben Recht, ſie, ſo wie ſie ſind, reichen vollkommen aus, dieſes Thierreich zu benutzen und zu beherrſchen, denn Herrſchaft und Benutzung iſt Ein Begriff, hier wie überall. Und wenn ſie ſich huldigen laſſen und über die wimmelnden Köpfe dieſer hirnloſen Weſen hinſehen, was liegt ihnen näher, als der Gedanke Napoleons an der Bereſina? Man ſagt ihm nach, er habe hinuntergewieſen auf das Gewimmel der Ertrinkenden und ſeinem Begleiter zugerufen: Voyez ces crapauds! Dieſe Nachrede iſt wahrſcheinlich eine Lüge, aber wahr iſt ſie nichts deſto weniger. Der einzige Gedanke des Despotismus iſt die Menſchenverachtung, der entmenſchte Menſch, und dieſer Gedanke hat vor vielen andern den Vorzug, zugleich Thatſache zu ſein. Der Despot ſieht die Menſchen immer entwürdigt. Sie erſaufen vor ſeinen Augen und für ihn im Schlamm des gemeinen Lebens, aus dem ſie auch, gleich den Fröſchen, immer wieder hervorgehen. Drängt ſich nun ſelbſt Menſchen, die großer Zwecke fähig waren, wie Napoleon vor ſeiner Dynaſtietollheit, dieſe Anſicht auf, wie ſollte ein ganz gewöhnlicher König in einer ſolchen Realität Idealiſt ſein?

Das Princip der abſoluten Monarchie iſt der verächtliche, der entmenſchte Menſch; und Montesquieu hat ſehr unrecht, die Ehre dafür auszugeben. Er hilft ſich mit der Unterſcheidung von Monarchie, Despotie und Tyrannei. Aber das ſind Namen Eines Begriffs, höchſtens eine Sittenverſchiedenheit bei demſelben Princip. Wo das rein monarchiſche Princip in der Majorität iſt, da ſind die Menſchen in der Minorität, wo es nicht bezweifelt wird, da gibt es keine Menſchen. Warum ſoll nun ein Mann, der abſoluter König iſt und keine Proben davon hat, daß er problematiſch wäre, nicht lediglich ſeiner Laune folgen? Und wenn er es thut, was kommt dabei heraus? Widerſprechende Abſichten? Gut, ſo wird nichts daraus. Ohnmächtige Tendenzen? Sie ſind immer noch die einzige politiſche Wirklichkeit in einem ſolchen Staat. Blamagen und Verlegenheiten? Es giebt nur Eine Verlegenheit, das Herunterſteigen vom Thron. So lange die Laune an ihrem Platze bleibt, hat ſie Recht. Sie mag dort ſo unbeſtändig, ſo verächtlich ſein, wie ſie will; ſie iſt immer noch gut genug, ein Volk zu regieren, welches nie ein anderes Geſetz gekannt hat, als die Willkür ſeiner Könige. Ich ſage nicht, ein kopfloſes Syſtem und der Verluſt der Achtung im Innern und nach Außen werde ohne Folgen bleiben, ich nehme die Aſſecuranz eines ſolchen Staatsſchiffes nicht auf mich; aber ich behaupte, ſein Steuermann wird ſo lange ein Mann ſeiner Zeit ſein, als die verkehrte Welt die wirkliche iſt.

Faſſen wir Preußen und ſeine letzte Bewegung ins Auge. Hier iſt die Geſchichte das Leben des Königs. Der jetzige König rechtfertigte ſchon bei der Huldigung in Königsberg meine Vermuthung, daß nun die Frage rein perſönlich werden würde. Er erklärte ſein Herz und ſein Gemüth für das künftige Staatsgrundgeſetz der Domäne Preußen, ſeines Staates; und in der That, der König iſt in Preußen das Syſtem. Er iſt die einzige politiſche Perſon. Seine Perſönlichkeit beſtimmt das Syſtem ſo oder ſo. Was er thut, oder was man ihn thun läßt, was er denkt, oder was man ihm in den Mund legt, das iſt es, was in Preußen der Staat denkt oder thut. Es iſt alſo wirklich ein Verdienſt, daß der jetzige König dies ſo unumwunden erklärt hat.

Nur darin irrte man ſich eine Zeit lang, daß man es für erheblich hielt, welche Wünſche und Gedanken der König nun zum Vorſchein brächte. Dies konnte in der Sache nichts ändern. Der Philiſter iſt das Material der Domäne und ihr Herr immer nur der König der Philiſter; er kann weder ſich noch ſeine Leute zu freien wirklichen Menſchen machen, wenn beide Theile bleiben was ſie ſind.

Der König von Preußen hat es verſucht, mit einer Theorie, die wirklich ſein Vater ſo nicht hatte, das Syſtem zu ändern. Das Schickſal dieſes Verſuches iſt bekannt. Er iſt vollkommen geſcheitert. Ganz natürlich. Iſt man einmal bei der politiſchen Thierwelt angelangt, ſo gibt es keine weitere Reaktion, als bis zu ihr, und kein anderes Vordringen, als das Verlaſſen ihrer Baſis und den Uebergang zur Menſchenwelt der Demokratie*).

---

*) Das Jahr 1847 hat die Betheiligung des Volks und die Verwandlung der Philiſter in Politiker zum Vorſchein gebracht.

Der alte König wollte nichts Extravagantes. E wußte, daß der Dienerſtaat und ſein Beſitz nur de proſaiſchen, ruhigen Exiſtenz bedurfte. Der junge Köni war munterer und aufgeweckter, von der Allmacht de Monarchen, der nur durch ſein Herz und ſeinen Verſtand beſchränkt iſt, dachte er viel größer. Der alt verknöcherte Diener- und Sklavenſtaat widerte ihn an er wollte ihn lebendig machen und ganz und gar mi ſeinen Wünſchen, Gefühlen und Gedanken durchdringen; und er konnte das verlangen, er in ſeinem Staate, wenn es nur gelingen wollte. Daher ſeine liberalen Reden und Herzensergießungen. Nicht das todte Geſetz, das volle lebendige Herz des Königs ſollte alle ſeine Unterthanen regieren. Er wollte alle Herzen und Geiſter für ſeine Herzenswünſche und langgenährten Pläne in Bewegung ſetzen. Eine Bewegung iſt erfolgt; aber die übrigen Herzen ſchlugen nicht wie das ſeinige, und die Beherrſchten konnten den Mund nicht aufthun, ohne von der Aufhebung der alten Herrſchaft zu reden. Die Idealiſten, welche die Unverſchämtheit haben, den Menſchen zum Menſchen machen zu wollen, ergriffen das Wort, und während der König altdeutſch dachte, meinten ſie neudeutſch philoſophiren zu dürfen. Allerdings war dies unerhört in Preußen. Einen Augenblick ſchien die alte Ordnung der Dinge auf den Kopf geſtellt zu ſein, ja, die Dinge fingen an, ſich in Menſchen zu verwandeln, es gab ſogar namhafte Menſchen, obgleich die Namensnennung auf den Landtagen nicht erlaubt war; aber die Diener des alten Despotismus machten dieſem undeutſchen Treiben bald ein Ende. Es war nicht ſchwer, die Wünſche des Königs, der für eine große Vergangenheit ſchwärmt, mit den Abſichten der Idealiſten, welche lediglich die Folgen der franzöſiſchen Revolution, alſo zuletzt doch immer eine Ordnung der freien Menſchheit ſtatt der Ordnung der mittelalterlichen Gebundenheit wollen, in fühlbaren Conflikt zu bringen. Als dieſer Conflikt ſchneidend und unbequem genug geworden und der Zorn des Königs hinlänglich aufgeregt war, da traten die Diener zu ihm, die früher den Gang der Dinge ſo leicht geleitet hatten und erklärten: der König thäte nicht wohl, ſeine Unterthanen zu unnützen Reden zu verleiten, ſie würden das Geſchlecht der redenden Menſchen nicht regieren können. Auch der Herr aller Hinterruſſen war über die Bewegung in den Köpfen der Vorderruſſen unruhig geworden und verlangte Wiederherſtellung des alten ruhigen Zuſtandes. Und es erfolgte eine neue Auflage der alten Aechtung aller Wünſche und Gedanken der Menſchen über menſchliche Rechte und Pflichten, d. h. die Rückkehr zu dem alten verknöcherten Dienerſtaat, in welchem der Sklave ſchweigend dient und der Beſitzer des Landes und der Leute lediglich durch eine wohlgezogene, ſtillfolgſame Dienerſchaft möglichſt ſchweigſam herrſcht. Beide können, was ſie wollen, nicht ſagen, weder die einen daß ſie Menſchen werden wollen, noch der andere, daß er keine Menſchen in ſeinem Lande brauchen könne. Schweigen iſt daher das einzige Auskunftsmittel. Muta pecora, prona et ventri obedientia.

Dies iſt der verunglückte Verſuch, den Philiſterſtaat auf ſeiner eignen Baſis aufzuheben: er iſt dazu ausgeſchlagen, daß er die Nothwendigkeit der polizeilichen Brutalität und die Unmöglichkeit der Humanität für den Despotismus aller Welt anſchaulich gemacht hat.

Und hier bin ich nun mit unſerer gemeinſa
Aufgabe, den Philiſter und ſeinen Staat ins A
zu faſſen, fertig. Sie werden nicht ſagen, ich hielte
Gegenwart zu hoch, und wenn ich dennoch nicht an
verzweifle, ſo iſt es nur ihre eigene verzweifelte Le
die mich mit Hoffnung erfüllt. Ich rede nicht von
Unfähigkeit der Herren und von der Indolenz der D
ner und Unterthanen, die alles gehn laſſen, wie es G
gefällt; und doch reichte beides zuſammen ſchon hin,
eine Kataſtrophe herbeizuführen. Ich mache Sie
darauf aufmerkſam, daß die Feinde des Philiſterthu
mit einem Wort alle denkenden und alle leidenden M
ſchen zu einer Verſtändigung gelangt ſind, wozu ih
früher durchaus die Mittel fehlten, und daß ſelbſt
paſſive Fortpflanzungsſyſtem der alten Unterthanen je
Tag Rekruten für den Dienſt der neuen Menſch
wirbt. Das Syſtem des Erwerbs und Handels,
Beſitzes und der Ausbeutung der Menſchen führt a
noch viel ſchneller, als die Vermehrung der Bevölker
zu einem Bruch innerhalb der jetzigen Geſellſchaft,
das alte Syſtem nicht zu heilen vermag, weil es üb
haupt nicht heilt und ſchafft, ſondern nur exiſtirt
genießt. Die Exiſtenz der leidenden Menſchheit, die de
und der denkenden Menſchheit, die unterdrückt wird, m
aber nothwendig für die paſſive und gedankenlos ge
ßende Philiſterwelt ungenießbar und unverdaul
werden.

Von unſerer Seite muß die alte Welt vollkomn
ans Tageslicht gezogen und die neue poſitiv ausgebil
werden. Je länger die Ereigniſſe der denkenden Menſ
heit Zeit laſſen, ſich zu beſinnen und der leidenden,

zu ſammeln, um ſo vollendeter wird das Produkt in die Welt treten, welches die Gegenwart in ihrem Schooße trägt.

B. an R.

Petersinſel im Bielerſee, Mai 1843.

Ihren Brief aus Berlin hat mir unſer Freund M. mitgetheilt. Sie ſcheinen über Deutſchland unmuthig geworden zu ſein. Sie ſehen nur die Familie und den Philiſter, der in ihre engen vier Pfähle mit all ſeinen Gedanken und Wünſchen eingepfercht iſt, und wollen an den Frühling nicht glauben, der ihn hervorlocken wird. Lieber Freund, verlieren Sie nur den Glauben nicht, nur Sie nicht. Bedenken Sie, ich, der Ruſſe, der Barbar, geb' ihn nicht auf, ich gebe Deutſchland nicht auf; und Sie, der Sie mitten in ſeiner Bewegung ſtehn, Sie, der Sie die Anfänge derſelben erlebt haben, und von ihrem Aufſchwunge überraſcht wurden, Sie wollen jetzt dieſelben Gedanken zur Ohnmacht verurtheilen, denen Sie früher, als ihre Macht noch nicht erprobt war, alles zutrauten? O, ich geb' es zu, es iſt noch weit hin, bis das deutſche 1789 tagt! wann wären die Deutſchen nicht um Jahrhunderte zurück geweſen? Aber es iſt darum jetzt nicht die Zeit die Hände in den Schooß zu legen und feig zu verzweifeln. Wenn Männer, wie Sie, nicht mehr an Deutſchlands Zukunft glauben, nicht mehr an ihr arbeiten wollen, wer wird dann glauben, wer handeln? Ich ſchreibe dieſen Brief auf der Rouſſeau-Inſel im Bielerſee. Sie wiſſen, ich lebe nicht von Phantaſieen und Phraſen; aber es zuckt mir durch Mark und Bein bei dem Gedanken, daß ich grade heute, wo ich Ihnen und über einen ſolchen Gegenſtand ſchreibe, an dieſen Ort geführt bin. O, es iſt gewiß, mein Glaube an den Sieg der Menſchheit über Pfaffen und Tyrannen iſt derſelbe Glaube, den der große Verbannte in ſo viel Millionen Herzen goß, den er auch hieher mit ſich genommen. Rouſſeau und Voltaire, dieſe Unſterblichen, werden wieder jung; in den begabteſten Köpfen der deutſchen Nation feiern ſie ihre Auferſtehung; eine große Begeiſterung für den Humanismus und für den Staat, deſſen Princip nun endlich wirklich der Menſch iſt, ein glühender Haß gegen die Prieſter und ihre freche Beſchmutzung alles Menſchlichgroßen und Wahren durchdringt wieder die Welt. *Die Philoſophie wird noch einmal die Rolle ſpielen, die ſie in Frankreich ſo glorreich durchgeführt*; und es beweiſt nichts gegen ſie, daß ihre Macht und Furchtbarkeit den Gegnern früher klar geworden iſt, als ihr ſelber. Sie iſt naiv und erwartet zuerſt keinen Kampf und keine Verfolgung, denn ſie nimmt alle Menſchen als vernünftige Weſen und wendet ſich an ihre Vernunft, als wäre dieſe ihr unumſchränkter Gebieter. Es iſt ganz in der Ordnung, daß unſere Gegner, welche die Stirn haben zu erklären, wir ſind unvernünftig und wollen es bleiben, den praktiſchen Kampf, den Widerſtand gegen die Vernunft durch unvernünftige Maßregeln eröffnen. Dieſer Zuſtand beweiſt nur die Uebermacht der Philoſophie, dies Geſchrei gegen ſie iſt ſchon der Sieg. Voltaire ſagt einmal: Vous, petits hommes, revêtus d'un petit emploi, qui vous donne une petite autorité dans un petit pays, vous criez contre la philosophie? Wir leben für Deutſchland in dem Zeitalter Rouſſeau's und Voltaire's und „diejenigen unter uns, welche jung genug ſind, um die Früchte unſerer Arbeit zu erleben, werden eine große Revolution und eine Zeit ſehen, in der es der Mühe lohnt geboren zu ſein." Wir dürfen auch dieſe Worte Voltaire's wiederhohlen ohne zu befürchten, daß ſie das zweite Mal weniger, als das erſte durch die Geſchichte beſtätigt würden.

Jetzt ſind die Franzoſen noch unſere Lehrer. Sie haben in politiſcher Hinſicht einen Vorſprung von Jahrhunderten. Und was folgt alles daraus! Dieſe gewaltige Litteratur, dieſe lebendige Poeſie, dieſe menſchenbildende Kunſt, dieſe Durchbildung und Vergeiſtigung des ganzen Volkes, lauter Verhältniſſe, die wir nur von ferne verſtehn! Wir müſſen nachholen, wir müſſen unſerm metaphyſiſchen Hochmuthe, der die Welt nicht warm macht, die Ruthe geben, wir müſſen lernen, wir müſſen Tag und Nacht arbeiten, um es dahin zu bringen, wie Menſchen mit Menſchen zu leben, zu reden, frei zu ſein und frei zu machen — wir müſſen — ich komme immer darauf zurück, unſere Zeit mit unſeren Gedanken in Beſitz nehmen. Dem Denker und Dichter iſt es vergönnt, die Zukunft vorweg zu nehmen und eine neue Welt der Freiheit und Schönheit mitten in den Wuſt des Untergangs und des Moders, der uns umgiebt, hineinzubauen.

Und Angeſichts alles deſſen, eingeweiht in das Geheimniß der ewigen Mächte, welche die Zeit aus ihrem Schooße neu gebären, wollen Sie verzweifeln? Verzweifeln Sie an Deutſchland, ſo verzweifeln Sie nicht nur an ſich ſelbſt, Sie geben die Macht der Wahrheit auf, der Sie ſich gewidmet. Wenig Menſchen ſind edel

genug, ſich ganz und ohne Rückhalt dem Weben un
Wirken der befreienden Wahrheit hinzugeben, wenig
vermögen dieſe Bewegung des Herzens und des Kopfe
ihren Zeitgenoſſen mitzutheilen; wem es aber einma
gelang der Mund der Freiheit zu werden und die We
mit den Silbertönen ihrer Stimme zu feſſeln, der ha
eine Bürgſchaft für den Sieg ſeiner Sache, die ein an
derer nur durch eine gleiche Arbeit und ein gleiche
Gelingen erreichen kann.

Nun geb' ich es zu, wir müſſen mit unſrer eigne
Vergangenheit brechen. Wir ſind geſchlagen worden un
wenn es auch nur die rohe Gewalt war, die der Be
wegung des Denkens und Dichtens ein Hinderniß i
den Weg warf, ſo wäre dieſe Rohheit ſelbſt unmöglic
geweſen, wenn wir nicht ein abgeſondertes Leben i
Himmel der gelehrten Philoſophie geführt, wenn w
das Volk auf unſerer Seite gehabt hätten. Wir habe
ſeine Sache nicht vor ihm ſelbſt geführt. Anders d
Franzoſen. Man würde ja auch ihre Befreier unte
drückt haben, wenn man es vermocht hätte. —

Ich weiß, Sie lieben die Franzoſen, Sie fühle
ihre Ueberlegenheit. Das iſt genug 'für einen ſtark
Willen in einer ſo großen Sache, um ihnen nachzueiſe
und ſie zu erreichen. Welch ein Gefühl! Welch' ei
namenloſe Seligkeit, dieſes Streben und dieſe Mach
O, wie beneid' ich Sie um Ihre Arbeit, ja ſel
um Ihren Zorn, denn auch dieſer iſt das Gefühl al
Edlen in Ihrem Volk. Vermöcht' ich es nur mitzuw
ken! Mein Blut und Leben für ſeine Befreiung! Gla
ben Sie mir, es wird ſich erheben und das Tagesli
der Menſchengeſchichte erreichen. Es wird nicht imm
die Schmach der Germanen, die beſten Diener aller

rannei zu ſein, für ſeinen Stolz rechnen. Sie werfen ihm vor, es ſei nicht frei, es ſei nur ein Privatvolk. Sie ſagen nur was es iſt; wie wollen Sie damit beweiſen, was es ſein wird?

War es in Frankreich nicht ganz derſelbe Fall, und wie bald iſt ganz Frankreich ein öffentliches Weſen und ſeine Söhne politiſche Menſchen geworden. Wir dürfen die Sache des Volks, auch wenn es ſelbſt ſie verließe, nicht aufgeben. Sie fallen von uns ab, dieſe Philiſter, ſie verfolgen uns; deſto treuer werden ihre Kinder unſerer Sache ſich hingeben. Ihre Väter ſuchen die Freiheit zu morden, Sie werden für die Freiheit in den Tod gehn.

Und welch' einen Vorſprung haben wir vor den Männern des 18ten Jahrhunderts? Sie ſprachen aus einer öden Zeit heraus. Wir haben die ungeheuren Reſultate ihrer Ideen lebendig vor Augen, wir können practiſch mit ihnen in Berührung kommen. Gehn wir nach Frankreich, ſetzen wir den Fuß über den Rhein, und wir ſtehn mit Einem Schlage mitten in den neuen Elementen, die in Deutſchland noch gar nicht geboren ſind. Die Ausbreitung des politiſchen Denkens in alle Kreiſe der Geſellſchaft, die Energie des Denkens und Redens, die in den hervorſtechenden Köpfen nur darum zum Ausbruch kommt, weil die Wucht eines ganzen Volks in jedem ſchlagenden Worte empfunden wird — alles das können wir jetzt aus lebendiger Anſchauung kennen lernen. Eine Reiſe nach Frankreich und ſelbſt ein längerer Aufenthalt in Paris würde uns von dem größten Nutzen ſein.

Die deutſche Theorie hat dieſen Sturz aus allen ihren Himmeln, der ihr jetzt widerfährt, indem rohe Theologen und dumme Landjunker ſie wie einen Jagdhund an den Ohren ſchütteln und ihrem Lauf die Wege weiſen, reichlich verdient. Gut für ſie, wenn dieſer Sturz ſie von ihrem Hochmuthe heilt. Es wird ganz auf ſie ankommen, ob ſie ſich nun aus ihrem Schickſale die Lehre ziehen will, daß ſie in einſamer dunkler Höhe verlaſſen und nur im Herzen des Volks geſichert iſt. Wer gewinnt das Volk, wir oder ihr? das rufen dieſe obſcuren Caſtraten den Philoſophen zu. O Schande über dieſe Thatſache! aber auch Heil und Ehre den Männern, die nun dennoch die Sache der Menſchheit ſiegreich hinausführen.

Hier erſt beginnt der Kampf, und ſo ſtark iſt unſre Sache, daß wir wenige zerſtreute Männer mit gebundenen Händen durch unſern bloßen Schlachtruf ihre Myriaden in Furcht und Schrecken ſetzen. Wohlan, es gilt! und eure Banden will ich löſen, ihr Germanen, die ihr Griechen werden wollt, ich der Scythe. Sendet mir eure Werke! Auf Rouſſeaus Inſel will ich ſie drucken und mit feurigen Lettern noch einmal an den Himmel der Geſchichte ſchreiben: Untergang den Perſern!

R. an B.

Dresden, im Juni 1845.

Erſt jetzt erhalt' ich Ihren Brief; aber ſein Inhalt veraltet nicht ſo ſchnell. Sie haben Recht. Wir Deutſche ſind wirklich noch ſo weit zurück, *daß wir nur erſt wieder eine menſchliche Litteratur hervorbringen müſſen*, um die Welt theoretiſch zu gewinnen, damit ſie nachher Gedanken hat, nach denen ſie handelt. Vielleicht können wir in Frankreich, vielleicht ſogar mit den Franzoſen eine gemeinſame Publication unternehmen. Ich will mit unſern Freunden darüber correſpondiren. Uebrigens haben Sie ſichs mit Unrecht ſo ſehr zu Herzen genommen, daß ich in Berlin verſtimmt war. Alle andern ſind deſto ſelbſtzufriedener; und ein einziger Wunſch, den ſich die herrſchende Frömmigkeit erfüllt, wiegt eine Welt voll Verſtimmung auf. Glauben Sie nicht, daß ich dieſe umfangreichen Wünſche verkenne. Das Chriſtenthum z. E. iſt doch ſo zu ſagen Alles. Nun iſt es wiederhergeſtellt, der Staat iſt chriſtlich, ein wahres Kloſter, der König iſt „ſehr chriſtlich" und die königlichen Beamten ſind „die allerchriſtlichſten." Ich geb' es zu, dieſe Leute ſind nur fromm, weil die Frömmigkeit unter dieſen Umſtänden die beſte Partie iſt. Aber für den Augenblick, wer ſollte nicht finden, daß es gut ſteht im Reiche Gottes? und ich hätte gewiß an der allgemeinen Herrlichkeit den heiterſten Antheil genommen, wenn ich nicht bedacht hätte, daß eine enttäuſchte Verſtimmung allemal beſſer iſt, als eine enttäuſchte Selbſtzufriedenheit. Sie werden ſagen, ich hätte den Eulenſpiegel, der im Voraus über den kommenden Berg verſtimmt war, mit Nutzen geleſen; die Berliner haben ihn auch geleſen, ſie leſen ihn immer, wenn ſie ihre Geſchichte leſen, aber ohne Nutzen: und ſo bleiben ſie denn dabei. ihre Eulenſpiegeleien wären gute Witze. Selbſt ihr Chriſtenthum intereſſirt ſie nur als ein guter Witz, als eine geniale Wendung. Es iſt pikant, ſich zu allen Verrücktheiten des Aberglaubens zu bekennen und dabei einen heilen Rock zu tragen; es iſt pikant jetzt ſich reden zu hören im Stil des heiligen römiſchen Reichs mit „Gruß und Handſchlag zuvor," oder in dieſer unheiligen Zeit mit dem Datum von irgend einem heiligen Tage zu unterzeichnen, und da es nicht möglich iſt, auch aus den heiligen Oertern, etwa von St. Johann im Lateran und vom Vatikan zu datiren, ſo iſt es wenigſtens pikant, die unheiligen Oerter, die Friedrich und Voltaire entweiht, durch heilige Stiftungsurkunden, die dort entſtehn, zu ſühnen.

Doch ich will nicht noch einmal die Gefahr laufen, unter Palmen zu wohnen, auch in der Phantaſie nicht. Lebewohl, Berlin! Ich lobe mir Dresden. Hier iſt Alles erreicht, hier wird Alles genoſſen, was Preußen mit der ganzen Anſtrengung ſeines offiziellen Witzes nicht wiedergewinnen kann. Die Stände, die Innungen, die alten Geſetze, die Geiſtlichkeit neben der Weltlichkeit, der katholiſche Prälat in der Kammer der Reichsräthe, die kurzen Hoſen und ſchwarzen Strümpfe auch der lutheriſchen Geiſtlichen, die Eheſcheidungen mit geiſtlichem Zuſpruch und die Macht des Conſiſtoriums bei ſolchen Gelegenheiten, die ſtrenge Sonntagsfeier und 16 Groſchen bis 5 Reichsthaler Strafe für jeden Sabbathſchänder, der grobe Arbeit verrichtet, ein Verein gegen die Thierquälerei aber keiner gegen die Schornſteinfegerei, keiner gegen die Verwahrloſung der Menſchen — doch nein, um nicht ungerecht zu ſein, ſo muß man ſich erinnern, daß ein ehrlicher Chriſt, der Ernſt mit dem Humanismus machte und die Kinderquälerei der Armen durch ein ſehr ingeniöſes Mittel theilweiſe abſchaffte, nicht an ſeiner Unfähigkeit, ſondern an der Vortrefflichkeit des bereits Beſtehenden geſcheitert iſt. Sachſen trägt alle Herrlichkeit der Vorzeit verjüngt in ſeinem Schoße; man ſtudirt es lange nicht genug, dieſes Eldorado der alten Juriſterei und Theologie, dieſes heilige römiſche Reich en miniature, deſſen verſchiedene Kreiſe, Städte und Corporationen noch einen Anflug der alten Unabhängigkeit bewahren und deſſen Univerſität Leipzig längſt unabhängig war von dem eiteln Lauf der geiſtigen Bildung in dem wüſten, weiten Deutſchland, geſchweige denn in Europa. Aber ich ſage nicht, daß die ſächſiſche Nation keine Fortſchritte macht. Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen. Die Juden ſind ſchlechte Chriſten, ſie nehmen daher keinen Theil an den Freiheiten des übrigen ſächſiſchen Volkes, ſie haben keine Ehrenrechte und dürfen dies und das nicht thun, was getaufte Menſchen dürfen. Nun war vor dieſem die Brühlſche Teraſſe der Brühlſche Garten. Er hatte bei der Brücke, wo jetzt die Treppe iſt, eine ſchroffe Mauerwand, und war von der andern Seite geſchloſſen. Eine Schildwache ließ an vielen Tagen Niemanden hinein, an allen aber keine Juden und keine Hunde. Eines Tages kam eine Generalsfrau mit einem Hunde auf dem Arm und wurde von der Schildwache wegen des Hundes zurückgewieſen. Entrüſtet beſchwerte ſich die Frau bei ihrem Manne, dem General, und es erſchien ein Parolbefehl, welcher die Inſtruction der Schildwachen gegen die Hunde aufhob. Die Hunde gingen nun von Zeit zu Zeit in den Brühlſchen Garten; aber die Juden? — nein, die Juden noch nicht. Nun beſchwerten ſich die Juden und verlangten den Hunden gleichgeſtellt zu ſein. Der General war in der größten Verlegenheit. Sollte er ſeinen Befehl zurückziehn, deſſen revolutionäre Conſequenz er nicht geahndet hatte? Seine Frau beſtand auf dem Rechte ihres Hundes und auch der Hunde ihrer Freundinnen. Die Sache war ſchon zur Sitte geworden und die Juden, das ſah der General vor

Augen, würden furchtbar ſchreien, wenn man ihnen das Privilegium der Hunde, welches ſie doch im ganzen Mittelalter genoſſen, jetzt im 19ten Jahrhundert nicht zugeſtände. Der General entſchloß ſich alſo, auf ſeine Verantwortung auch die Juden in den Brühlſchen Garten zu laſſen, wenn er nicht wegen Anweſenheit des Hofes geſchloſſen war. Die Indignation war groß, aber der alte Krieger bot ihr Trotz. Nun kamen die Ruſſen. Der Generalgouverneur Repnin fand 1813 gar keinen Hof vor. Er dachte auch wohl, es käme vielleicht keiner wieder, und machte aus dem Brühlſchen Garten die Brühlſche Terraſſe mit der großen Treppe und dem freien Zugange, den ſie jetzt hat. Dies empörte das Herz aller Normalſachſen; und wären die Ruſſen nicht ſo viel populärer geweſen als die Preußen, es wäre eine Empörung ausgebrochen. So aber ließ das Volk ſich hinreißen, ja es ſchoß ſogar die herrſchaftlichen Faſanen im großen Garten todt und ließ ſichs gefallen, daß die Ruſſen auch dieſen Spaziergang, der früher den Faſanen reſervirt war, den Menſchen eröffneten. Einer aber, der normalſte von allen Sachſen, ein churfürſtlicher Geheimer Rath, der noch lebt, hat den Ruſſen ihre unpaſſende, alles zerſtörende Neuerungsſucht nie vergeſſen. Er erkennt weder die Brühlſche Teraſſe noch den großen Garten an. Er geht nie „die ruſſiſche Treppe" hinauf oder hinab, er kommt immer durch das legitime Pförtchen des ehemaligen „Brühlſchen Gartens", bringt nie einen Hund oder einen Juden mit und geht in der „Faſanerie" nie anders als auf dem Mittelwege, der auch in der alten guten Zeit dem Publikum zu Fuß, außer der Brutzeit der Faſanen, offen ſtand.

Gewiß iſt der conſervative Chriſt vernünftig, und wären alle Deutſche Normalſachſen oder gäb' es keine Ruſſen, die von Zeit zu Zeit kommen, um ihnen ihre Spaziergänge zu eröffnen oder gäb' es keine Franzoſen, die Ihnen bei Jena die Zöpfe abſchnitten, oder endlich gäb' es keine Preußen und keine Neuerungsſucht in den Köpfen ihrer chriſtlichen und heidniſchen Könige; — man lebte nirgends ruhiger als in Dresden. So aber ſind für unſer ſächſiſches Vaterland bei aller Herrlichkeit von Innen immer noch große Erſchütterungen von Außen zu fürchten. —

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

F. an R.

Bruckberg, im Juni 1843.

Die Briefe und litterariſchen Pläne, die Sie mir mittheilen, haben mir viel zu Denken gegeben. Meine Einſamkeit bedarf dergleichen, verſäumen Sie nicht, Ihre Sendungen zu wiederholen. Der Untergang der deutſchen Jahrbücher erinnert mich an den Untergang Polens. Die Anſtrengungen weniger Menſchen waren umſonſt in dem allgemeinen Sumpf eines verfaulten Volkslebens.

Wir kommen in Deutſchland ſo bald auf keinen grünen Zweig. Es iſt Alles in Grund und Boden hinein verdorben, das eine auf dieſe, das andre auf jene Weiſe. Neue Menſchen brauchten wir. Aber ſie kommen diesmal nicht, wie bei der Völkerwanderung aus den Sümpfen und Wäldern, aus unſern Lenden müſſen wir ſie erzeugen. Und dem neuen Geſchlecht muß die neue Welt zugeführt werden in Gedanken und im Gedicht. Alles iſt von Grund aus zu erſchöpfen. Eine Rieſenarbeit vieler vereinten Kräfte. Kein Faden ſoll am alten Regimente ganz bleiben. Neue Liebe, neues Leben, ſagt Göthe; neue Lehre, neues Leben heißt es bei uns.

Der Kopf iſt nicht immer voraus; er iſt das mobilſte und ſchwerfälligſte Ding zugleich. Im Kopfe entſpringt das Neue, im Kopf haftet auch am längſten das Alte. Aber dem Kopf ergeben ſich mit Freuden Hände und Füße. Alſo vor allen Dingen den Kopf geſäuert und purgirt. Der Kopf iſt Theoretiker, iſt Philoſoph. Er muß nun das herbe Joch der Praxis, in das wir ihn herunterziehn, tragen und menſchlich in dieſer Welt auf den Schultern thätiger Menſchen hauſen lernen. Dies iſt nun ein Unterſchied der Lebensart. Was iſt Theorie, was Praxis? Worin beſteht ihr Unterſchied? Theoretiſch iſt, was nur noch in meinem Kopfe ſteckt, practiſch was in vielen Köpfen ſpuckt. Was viele Köpfe eint, macht Maſſe, macht ſich breit und damit Platz in der Welt. Läßt ſich ein neues Organ für das neue Princip ſchaffen, ſo iſt das eine Praxis, die nicht verſäumt werden darf.

R. an M.

Paris, im Auguſt 1843.

Der neue Anacharſis und der neue Philoſoph haben mich überzeugt. Es iſt wahr; Polen iſt untergegangen, aber noch iſt Polen nicht verloren, ſo klingt es fortdauernd aus den Ruinen hervor und wollte Polen ſein Schickſal ſich zur Lehre dienen laſſen und ſich der Vernunft und der Demokratie in die Arme werfen (das hieße freilich aufhören Polen zu ſein), — es wäre wohl zu retten. „Neue Lehre, neues Leben“, ja! wie Polen der katholiſche Glaube und die adelige Freiheit nicht rettet, ſo konnte uns die theologiſche Philoſophie und die vornehme Wiſſenſchaft nicht befreien. Wir können unſere Vergangenheit nicht anders fortführen, als durch den entſchiedenſten Bruch mit ihr. Die Jahrbücher ſind untergegangen, die hegelſche Philoſophie gehört der Vergangenheit an. Wir wollen hier in Paris ein Organ gründen, in dem wir uns ſelbſt und ganz Deutſchland völlig frei und mit unerbittlicher Aufrichtigkeit beurtheilen. Nur das iſt eine wirkliche Verjüngung, es iſt ein neues Princip, eine neue Stellung, eine Befreiung von dem engherzigen Weſen des Nationalismus und ein ſcharfer Gegenſtoß gegen die brutale Reaction der wüſten Volksungethüme, welche mit dem Tyrannen Napoleon auch den Humanismus der Revolution verſchlangen. Philoſophie und nationale Beſchränktheit, wie war es möglich auch nur im Namen und im Titel eines Journals beide zuſammenzubringen? Noch einmal, der deutſche Bund hat die Wiederherſtellung der deutſchen Jahrbücher mit Recht verboten, er ruft uns zu: keine Reſtauration! Wie vernünftig! Wir müſſen etwas Neues unternehmen, wenn wir überhaupt etwas thun wollen. Ich bemühe mich um das Merkantiliſche bei der Sache. Wir zählen auf Sie. Schreiben Sie mir über den Plan der neuen Zeitſchrift, den ich Ihnen beilege.

N. S. Ich theile den franzöſiſchen und den deutſchen Proſpect mit. Der franzöſiſche iſt früher hier mitgetheilt worden; der deutſche iſt ein Document, welches ſich darum nicht als unwahr erwieſen hat, weil die Ausführung ſeinen Forderungen nicht entſprach, im Gegentheil die Forderungen ſind wahr und die Ausführung iſt wahrheitswidrig geweſen. Zur Ausführung eines ſolchen Plans gehören nicht zwei, drei Schriftſteller; die Schuld fällt ebenſo auf die Leſer und überhaupt auf die Deutſchen in Deutſchland, als auf die tobenden Communiſten in Paris. Beide waren von der wahren Politik und von der wahren Freiheit zu entfernt, als daß ihnen eine freie Publiciſtik hätte genug thun können oder gar ein Bedürfniß geweſen wäre. Jetzt iſt dies hoffentlich ſchon anders; wenigſtens ſcheint mir das Bedürfniß der Bildung und Freiheit, wenn ich die deutſchen Zeitungen anſehe allgemein zu ſein; — aber ſie ſind im Begriff ſich zu bilden:

„es bildet ein Talent ſich in der Stille".

Wir haben alſo die beſten Hoffnungen auf Talente.

5.

Annales de l'Allemagne et de la France

Revue Critique.

PROGRAMME.

Le but des *Annales de l'Allemagne et de la France* est de donner la solution philosophique et politique des divers problèmes qui remuent aujourd'hui partout la société en Europe.

Enfouie dans ses livres et ses systèmes, l'Allemagne s'isole trop des événements. Les gouvernements, qui craignent avant tout le développement de la vie nationale, ne cessent de la pousser dans la voi stérile de de ses rêves métaphysiques.

Les *Annales* éviteront cet écueil. Elles marcheront vers les faits à travers les idées. La philosphie les conduira toujours dans les régions de la politique. Elles ne se contenteront point de poursuivre à l'écart des conceptions solitaires; elles chercheront surtout à se mêler à la vie actuelle, pour la modifier et la transformer autant qu'l est possible.

L'accord de la science et des faits, l'harmonie des idées et des institutions, tel sera le but principal de cette Revue.

Par son caractère philosophique, elle se ratachera surtout à l'Allemagne. Ses tendances sociales et ses instincts pratiques la rapprocheront de la France.

L'alliance et l'union de la France et de l'Allemagne sont le voeu le plus cher de ce travail. C'est dans ce milieu qu'l faut chercher l'avenir de l'Europe. La liberté des nations modernes, une liberté active et vivante, doit sortir de l'union salutaire et féconde des deux pays.

Les *Annales de l'Allemagne et de la France* contiendront des articles écrits dans la langue des deux nations. Ces articles comprendront en général:

1° L'examen des systèmes politiques, religieux ou sociaux qui peuvent exercer une influence utile ou dangereuse sur l'avenir des sociétés;

2° Une revue des journaux, où l'on trouvera l'appréciation calme, mais juste et sévère, des écrits périodiques de notre temps, des inspirations qui les dirigent, de leur but et de leur tendances, ainsi que de leur action sur l'esprit public;

3° La critique des livres qui se publieront de l'un et l'autre côté du Rhin.

6.

Plan der Deutſch-Franzöſiſchen Jahrbücher.

Dieſe Zeitſchrift iſt eine kritiſche, aber ſie iſt keine deutſche Literaturzeitung. Wir werden Ausführungen von Franzoſen und Deutſchen bringen:

1. Ueber Menſchen und Syſteme, die von Einfluß und Bedeutung ſind, über Fragen des Tags, Verfaſſung, Geſetzgebung, Staatsökonomie, Sitte und Bildung. Die himmliſche Politik des Mittelreichs wird aufgehoben und die wirkliche Wiſſenſchaft von den menſchlichen Dingen an die Stelle geſetzt;

2. Eine Revue der Zeitungen und Zeitſchriften: Bezeichnung ihres Verhältniſſes zu den Problemen unſerer Zeit;

3. Eine Revue der alten Buchlitteratur und Belletriſtik in Deutſchland; ebenſo eine Revue derjenigen Bücher beider Nationen, durch welche die neue Epoche, in die wir eintreten, begonnen und fortgeführt wird.

Unſere Arbeit iſt einige Monate unterbrochen worden, wir ſetzen ſie jetzt auf einer neuen Grundlage fort.

Als im vorigen Jahre die deutſchen Regierungen der althergebrachten Freiheit zu philoſophiren ein Ende machten, und die Schriften unterdrückten, welche die Welt mit den Gedanken der neueſten Philoſophie bekannt machten, erfuhren ſie, wo die Sache zur Sprache kam, den Beifall der Volksvertreter und ſonſt überall die Gleichgültigkeit der großen Maſſe des Volks. Dieſe Erfahrung hat gezeigt, wie weit in Deutſchland die Philoſophie noch davon entfernt iſt, Nationalſache zu ſein. Sie muß es werden. Die Gleichgültigkeit der Maſſen, die Anfeindung der Ununterrichteten unter den Gebildeten muß aufhören, der Widerſtand derer, die von Amtswegen dem Gebrauch und der Realiſirung der Vernunft entgegen ſind, muß gebrochen werden. Ein Volk iſt nicht eher frei, als bis es die Philoſophie zum Princip ſeiner Entwicklung macht; und es iſt die Aufgabe der Philoſophie, das Volk zu dieſer Bildung zu erheben.

In Deutſchland war die Heuchelei, als ſei die Wiſſenſchaft gleichgültig gegen das Leben, und wenn das nicht, als ſei doch wenigſtens ihr Himmel für die Maſſe der Menſchen unerreichbar, nicht zu beſiegen. Unter vernünftigen Verhältniſſen wird der Kern der Wiſſenſchaft Eigenthum Aller in der Form der Praxis und des allgemeinen Bewußtſeins. Ein praktiſcher Gedanke, ein weltbewegendes Wort ſind aber in Deutſchland unmittelbar Attentate auf Alles, was heilig und über den Pöbel erhaben iſt. Heilig und vornehm, nicht menſchlich und frei, iſt die deutſche Wiſſenſchaft ſo gut als der deutſche Staat, und Verrath an beiden, die Menſchheit ohne Rückhalt in ihren Beſitz zu ſetzen. Dieſer Verrath muß jetzt begangen werden.

Man könnte ſagen, er muß fortgeſetzt werden, denn der Anfang iſt in der That ſchon gemacht. Die Ereigniſſe der letzten Jahre haben die Philoſophie zu einer politiſchen Bedeutung erhoben, die ſie in Deutſchland bisher noch nie erreicht, und den Glauben an eine Literaturwelt, in der die ſeligen Götter des gelehrten und künſtleriſchen Olymps ein abgeſchiedenes Leben führen, nicht wenig erſchüttert. Die Menſchheit intereſſirt jetzt nicht mehr das entfernte Wetterleuchten einer Weisheit, die jenſeits des gewöhnlichen Horizontes arbeitet, nicht mehr die lautloſe Buchhaltung der Litteratur über die zu Grabe gegangenen Geiſter, ſondern weſentlich das wirkliche Wetter, in das wir unſere Köpfe hinausſtrecken, der Aufruhr oder die ruhige Strömung der ganzen gegenwärtigen Athmoſphäre, der Kampf ſtrebender und widerſtrebender Elemente in ihr, — das Leben dieſer reellen in ſich arbeitenden Menſchenwelt.

Für dies Intereſſe thätig zu ſein, iſt die Aufgabe aller fähigen Menſchen unſerer Tage. Der große Gedanke einer weltgewinnenden Literatur der Aufklärung wird nun erſt in ſeinem ganzen Umfange verwirklicht werden; alle Kunſt und aller Geiſt, aller Ehrgeiz und alle Arbeit, die nicht verloren ſein will, wird er in ſeinen Dienſt nehmen, um mit unwiderſtehlicher Gewalt die Freiheit der Wiſſenſchaft und des Staates zu einer Herzensſache der gebildeten Völker zu machen.

Wir haben uns dieſer Aufgabe gewidmet. Iſt die deutſche Bewegung für den Augenblick in eine Bücherwelt zurückgeſchleudert, die ſich das Anſehn giebt, als ginge ſie die Geſchichte und die Revolution, in der wir leben, nichts an; ſo werden wir dieſe Heuchelei und Indifferenz abſtreifen und mit vollem Bewußtſein politiſche Zwecke verfolgen. Wir werden Alles auf die Freiheit beziehn. Eine indifferente Gelehrſamkeit giebt es für den Philoſophen nicht. Philoſophie iſt Freiheit und will Freiheit erzeugen; und wir verſtehn unter Freiheit die wirklich menſchliche, d. h. *politiſche Freiheit*, nicht irgend einen metaphyſiſchen blauen Dunſt, den man ſich auf ſeinem Studirzimmer vormachen kann, und wäre auch dies Zimmer ein Gefängniß.

Wir werden damit anfangen, eine kritiſche Zeitſchrift zu ſchreiben, und wir denken, ihr dieſen Namen dadurch zu verdienen, daß wir in ihr eine philoſophiſche und publiciſtiſche Darſtellung der Kriſen unſerer Zeit geben.

Den Mitarbeitern an der Kritik, die wir beabſichtigen, iſt unbedingt die Anknüpfung an jedes Problem der Zeit, auch abgeſehen von einer beſtimmten literariſchen Erſcheinung deſſelben, freigeſtellt. Alles, was ſich auf die große Umwälzung bezieht, die in der alten Welt vor ſich geht, *in möglichſt prägnanter und künſtleriſch abgerundeter Form zum allgemeinen Bewußtſein zu bringen*, dieſe Aufgabe, welche die Franzoſen ſchon ſo oft und mit ſo ſchlagendem Erfolge gelöſt, gilt nun auch für uns. Der deutſche Contrat ſocial und die deutſche Frage: Was iſt Deutſchland, und was muß es werden? Die deutſche Politik für's Volk — alle dieſe Schriften werden geſchrieben werden. Die Lorberen der unſterblichen Franzoſen müſſen uns nicht ſchlafen laſſen.

In der That verhält ſich der Charakter ſolcher Schriften, die aus der Bewegung des öffentlichen Lebens entſpringen und wieder den Urſprung einer neuen Epoche enthalten, zu deutſchen Gedanken und Schriften wie das Tagesleben zum Traume. Die Kühnheit der Abſicht, die Kunſt der Ausführung und die Größe des Erfolgs ſind bei uns auf gleiche Weiſe unmöglich.

Dies führt uns zu Frankreich. Jede Verweltlichung der Wiſſenſchaft, jede Verbindung derſelben mit der Politik iſt unmittelbar Verbindung mit Frankreich. Gegen Frankreich ſein und gegen Politik, gegen Politik und gegen Freiheit ſein, iſt in Europa daſſelbe. Frankreich iſt das politiſche Princip, das reine Princip der menſchlichen Freiheit in Europa und Frankreich iſt es allein. Es hat die Menſchenrechte proclamirt und erobert, es hat ſeine Eroberung verloren und wiedergewonnen, es kämpft in dieſem Augenblick um die Realiſirung der großen Principien des Humanismus, welche die Revolution in die Welt gebracht. Hiedurch hat dieſe Nation eine kosmopolitiſche Sendung: was ſie für ſich erkämpft, das iſt für alle gewonnen. Der Nationalhaß gegen Frankreich iſt daher mit dem blinden Widerwillen gegen die politiſche Freiheit völlig gleichbedeutend. In Deutſchland kann man das Maß des Verſtandes und der ſittlichen Befreiung bei jedem Menſchen daran prüfen was er über Frankreich urtheilt. Je trüber der Verſtand, je unterwürfiger die Denkungsart eines Deutſchen iſt, deſto ungerechter und unwiſſender wird ſein Urtheil über Frankreich ausfallen. Die Größe und ſittliche Kraft einer Nation, die ſich und ganz Europa alle Freiheit erobert hat, welche die Welt jetzt genießt, wird er unſittlich, die Aufhebung ſeines eignen Princips, des Philiſterthums, wird er gemüthlos nennen, und Sinn für Familienglück wird er den gottloſen Franzoſen nun gar nicht zugeſtehn. Wer in Deutſchland die Franzoſen verſteht und anerkennt, iſt ſchon ein gebildeter, ein freier Mann. Ganz natürlich. Die wirkliche Vereinigung des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes iſt ein Zuſammentreffen in dem Principe des Humanismus, und einer ſolchen Vereinigung geht die Verſittlichung des Individuums durch Aufhebung des rohen Nationalhaſſes und der unwiſſenden Schmähſucht, nicht minder die Erkenntniß der gegenſeitigen wiſſenſchaftlichen, geſelligen und politiſchen Tugenden voraus. Beides iſt eine geiſtige Befreiung. Und auch darin beſchämen uns die Franzoſen. Sie haben ſich ihr zu einer Zeit, als ſie Urſache hatten uns zu haſſen, freiwillig ergeben. Sie ſtudiren uns, ſie achten uns, ja ſie überſchätzen uns und unſre überweltliche Wiſſenſchaft; und wenn ſie die weltliche Wendung der neueſten Epoche nicht kennen, ſo wird es ſich gar bald zeigen, daß ſie erſt hier wirklich mit uns zuſammenkommen. Wir dürfen, wenn auch in der Freiheit, doch nicht in der Bildung hinter ihnen zurückbleiben; und wenn es eine Zeit gab, wo Leſſing Deutſchland vom Joch des franzöſiſchen Geiſtes befreien mußte, ſo iſt ohne Zweifel jetzt das Studium der franzöſiſchen Geiſteswelt, ihrer Eleganz und Bildung für uns eine Befreiung von endloſem Wuſt und Vorurtheil, ein Schutz gegen alle eroberungsſüchtigen und tyranniſchen Mißbräuche des Nationalgefühls, und endlich, wenn man ſo viel hoffen darf, ein Sporn zur Erkämpfung politiſcher Freiheit und eines öffentlichen Staatslebens. Die reellſte Vereinigung beider Nationen iſt die Vermittlung ihrer Bildung; ja, eine ſolche Vereinigung iſt der Sieg der Freiheit.

Wir Deutſche haben viel Zeit verloren mit Aufſtöbern, Ausklopfen und Ausbürſten unſers alten Krams in Religion und Politik. Wir haben uns zum Theil die Augen dabei verdorben und ſind überſichtige Romantiker geworden. Aber wir haben auch einen Ordnungsſinn und einen logiſchen Scharfblick aus dieſer Arbeit gewonnen, der uns in metaphyſiſchen und phantaſtiſchen

Regionen zum ſichern Compaß dient, während die Franzoſen in ihnen ohne Steuer vor Wind und Wellen treiben. Selbſt Lammenais und Proudhon, die im Politiſchen ſo unübertrefflich klar und ſcharf ſind, machen hievon keine Ausnahme, der Saint-Simoniſten und der Feurieriſten gar nicht zu gedenken.

Uns Deutſche hat, ſo ſeltſam es den Ununterrichteten auch klingen mag, von der Willkür und Phantaſtik das Hegelſche Syſtem befreit. Indem es die ganze transcendente Welt aller bisherigen Metaphyſik als ein Vernunftreich conſtituirte, ließ es uns nur übrig, die Transcendenz der Vernunft aufzuheben, um den Vortheil ihrer logiſchen Sicherheit und Conſequenz zu genießen. Aus dem Himmel des Hegelſchen Syſtems auf die Erde, die der directen menſchlichen Vernunft gehört, gelangt man ausgerüſtet mit dem Pilotenverſtande, der die Himmelscharte ſelbſt zu ſeiner Orientirung auf der Erde benutzt. Dieſe Himmelscharte iſt uns Deutſchen die Logik des Hegelſchen Syſtems, ſie, die ſelbſt das ganze Syſtem in himmliſcher, abgeſchiedener Form noch einmal iſt.

Es macht einen gewaltigen Unterſchied, ob man unmittelbar zur menſchlichen Freiheit und zu den Forderungen des reinen Humanismus gelangt, oder ob man die ganze himmliſche Wirthſchaft, in welcher die alte Menſchheit noch befangen iſt, den ganzen romantiſchen Wuſt in Religion und Politik, vorher ſyſtematiſch, d. h. philoſophiſch durchgemacht und an jedem Punkte überwunden hat. Die Freiheitsforderung derer, die aus der Hegelſchen Philoſophie hervorgehn, iſt daher nicht ein bloßer Wille, ſondern ein motivirter Wille, nicht ein liberaler guter Wille, ſondern eine nothwendige

Conſequenz, nicht ein Produkt des Zufalls, ſondern ein Ergebniß der Geſchichte des deutſchen Geiſtes, eine Form ſeines Bewußtſeins über ſeine ganze bisherige Arbeit, der nun nichts mehr entgegenzuſetzen iſt. Denn was dieſem Zeitgeiſte entgegengeſetzt werden könnte, die Vergangenheit oder ſeine bisherige Arbeit und ihre Herrlichkeit; eben dieſe durchſchaut zu haben, iſt ſein Verdienſt. Früher konnte ein ſolches Unternehmen gelingen; denn damals war in Deutſchland die Freiheitsforderung ſo wüſt und ungebildet, daß ſie ſelbſt gar nichts anders enthielt, als eben jene unbedingte Verehrung der Vergangenheit. Zunächſt aber, als man dieſen Gedanken ausführen wollte, war die Vergangenheit die alte Beamtendespotie, dann, als dieſe ſich wieder durchgeſetzt hatte, konnte man, ſo ſchien es, noch einen Schritt weiter zurückthun und die Romantik oder das chriſtlich-germaniſche Reſtaurationsprincip zur Reformirung des Beamtenſtaates anwenden. Dies iſt aber ſchon ein verunglückter Verſuch zu nennen. Seitdem ſich zwei deutſche Könige vergeblich mit dieſer Reform zum Mittelalter zurückzuarbeiten verſucht haben, iſt die Ohnmacht der Romantik in der Politik ſchlagend bewieſen. Gewonnen iſt aber wenigſtens ſo viel damit, daß die Scheidung des Geiſtes der Reſtauration und der Revolution unwiderruflich vollzogen wurde. Und die Revolution hat alle moraliſche und intellektuelle Gewalt auf ihrer Seite. Bei jedem wahren Wort, das im Namen der Freiheit geſprochen wird, erbebt der morſche Raritätenkaſten der Vorzeit, und ſeine Bewohner und Vertheidiger fühlen, daß es der Drommeien von Jericho nicht bedarf, um ihn niederzuſchmettern. Dieſe Angſt hat uns in Deutſchland das Wort verboten. Das Verbot iſt der Ausdruck der Todfeindſchaft, aber auch der Todesfurcht und eben darum die Bürgſchaft unſerer Zukunft. Eine ſolche Niederlage iſt ſchon der Sieg.

Freilich wenn die Franzoſen dies hören, werden ſie ſagen: „In einem dreißigjährigen Kampfe nicht weiter gekommen zu ſein, als bis zu dieſem Punkt, daß in ſeiner Todesangſt der alte Despotismus ſich zur gänzlichen Vernichtung aller freien Regung des öffentlichen Geiſtes aufgerafft und die Freiheit nichts als dieſe ſtille Hoffnung auf ein zukünftiges Geſchlecht übrig behalten hat, das heißt in der That viel Zeit und alles Terrain verlieren." — Ja, wir geben es zu, der Wechſel auf die Zukunft iſt ſo gut und nicht beſſer als die Zukunft ſelbſt, eine Realität, die für uns wenigſtens immer ſehr zweifelhaft bleibt. Wir konnten dieſe Thatſache nicht bündiger eingeſtehn als damit, daß wir daran verzweifeln mußten, bevor wir den gaſtlichen Boden Frankreichs betraten, auch nur die freie Sprache und die Veröffentlichung unſerer Gedanken wieder in unſere Gewalt zu bekommen. Und dennoch iſt die Mühe in dem Gebiet der reinen Principien nicht umſonſt aufgewendet, die Arbeit in der überweltlichen Region, der wir Deutſche ſo große Kräfte gewidmet, nicht verloren. Dieſe Mühe und Arbeit führt, durch die wiederholte Erkenntniß und Erklärung des alten, zu der radikalſten Eroberung des neuen Princips; ihre Früchte den Franzoſen zugänglich machen, heißt die große Umwälzung, die ſie durch die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts und durch ihre Revolution gemacht, für immer ſicher ſtellen. Wir ſichern ſie, wenn es uns gelingt ſie mit der neueſten deutſchen Philoſophie bekannt zu machen, gegen alle Verführung jener wildaufgewachſenen Genialität und zügelloſen Phantaſie, der grade die Franzoſen mit einer edlen Unbeſonnenheit ſich zu überlaſſen pflegen, wie dies des geiſtvollen Chateaubriands und Lamenais' chriſtliche Schwärmereien und die romantiſchen Gelüſte eines großen Theils der jetzigen franzöſiſchen Jugend hinlänglich beweiſen. Haben wir Deutſche uns an der Freiheit verſündigt, als wir die größte That der Weltgeſchichte, die Revolution, im Dienſte des Despotismus bekämpften, ſo wird es eine Sühne ſein, wenn jetzt die deutſche Philoſophie den franzöſiſchen Geiſt vor den Lockungen, die ihm drohen, bewahren kann — Lockungen, denen die guten Deutſchen ſeit den Freiheitskriegen ſo ſchmählich erlegen ſind. Der Naive, der die Irrwege der religiöſen und poetiſchen Phantaſtik nicht kennen gelernt, der ſie in jener metaphyſiſchen Himmelscharte nicht genau verzeichnet und für immer charakteriſirt weiß, iſt nie ſicher. Auf die metaphyſiſche Naivität der Menſchen haben von jeher die Prieſter, welche die Stirn hatten, der Welt Myſterien zu offenbaren, die ſie ſelbſt weder wußten noch glaubten, ihr Syſtem gebaut. Auf dieſer Naivetät ruhte das ganze Syſtem der mittelalterlichen Heiligthümer, denen der Menſch und ſeine Freiheit zum Opfer gebracht wurde. Die Deutſchen haben den Ruhm, dieſer düpirten und entmenſchten Zeit vorzugsweiſe anzugehören. Den Sturz von den lichten Höhen der griechiſchen Menſchheit in die düſtre Tiefe der chriſtlich-germaniſchen Gemüthsroheit, wem anders als der metaphyſiſchen Einfalt unſerer Vorfahren hat die Welt ihn zu verdanken? Und dieſe tauſendjährige Einfalt ſollte die Revolution überleben und ſelbſt durch den Zuſammenſturz des ganzen alten Reichsplunders nicht gewitzigt werden! — Als die Deutſchen im Anfange dieſes Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit wieder erobert hatten, wandten ſie ſich dieſem Plunder wieder zu, und was ſie von dem alten Unweſen in der Wirklichkeit nicht erreichen konnten, deſſen erinnerten ſie ſich wenigſtens mit unglaublicher Sehnſucht und Gemüthlichkeit. Eine gute Weile haben ſie ſich ihrer kaiſerlich-päpſtlichen Herrlichkeit erinnert, dann aber mitten in dieſer Erinnerung iſt ihnen das Verſtändniß derſelben aufgegangen, und die neueſte Philoſophie bietet die Erſcheinung dar, daß nun auch die Deutſchen mit den Illuſionen ihrer Vergangenheit brechen und im Namen der unverjährlichen Menſchenrechte dem „chriſtlich-germaniſchen"Mittelalter den Krieg erklären. Dies iſt eine Genugthuung für Frankreich, es iſt ferner, wie geſagt, eine Arbeit, die ihm poſitiv zu Gute kommen muß, und es iſt endlich die Vereinigung des deutſchen und franzöſiſchen Volks in demſelben humanen Princip, eine unwiderſtehliche Allianz der Freiheit beider Völker, deren gemeinſames Schickſal von nun an unumſtößliche Thatſache ihres politiſchen Bewußtſeins iſt.

Die Rückkehr der Deutſchen zu dem Grundgedanken der franzöſiſchen Revolution trägt uns von der andern Seite eine Realität entgegen, die wir mit unglaublicher Ueberſichtigkeit bis jetzt vernachläſſigt haben. Frankreich iſt das Land, welches ſeit der Revolution an der Realiſirung der Philoſophie arbeitet, Frankreich iſt ein durch und durch philoſophiſches Land. Wenn man ihm vorwerfen kann, daß es übrr die Praxis manchmal die Principien aus den Augen verloren habe, ſo muß man geſtehn, daß es mit bewundernswürdigem Muth und Geiſt immer wieder zu ihnen zurückgekehrt iſt, und ſein ganzes Leben mit ihnen geſchwängert hat wie kein andres Volk dies bis jetzt vermochte. Der

Boden dieſes Landes iſt daher geweiht; eine klaſſiſche, eine männliche, eine ganz ungeheuchelt wahre Litteratur, hinreißend durch Form und Inhalt, hat ſich auf ihm erzeugt. Wir Deutſche haben wenig oder nichts dergleichen. Ja, wir fühlen noch nicht einmal das Bedürfniß, die geiſtige Speiſe, die man uns täglich auftiſcht, nur unverfälſcht und ehrlich bereitet zu genießen. Unſere Literatur und unſer politiſches Leben iſt durch und durch verderbt und wenn ja ein Schriftſteller und Politiker naiv genug iſt, dem Syſtem der verkehrten Welt, in der Alle für Einen und Viele für Wenige geſchaffen ſind, ehrlich anzuhängen, ſo iſt dies eine Wahrhaftigkeit und eine Aechtheit des Ausdrucks, die nichts werth, eine Einfalt, die ſo gefährlich iſt, wie irgend eine. — Wie können wir uns retten aus dieſem größten Elend, das über eine Nation kommen kann, aus der ſittlichen Verwahrloſung ihrer ganzen Oeffentlichkeit?

Wir müſſen uns die freie und wahre Oeffentlichkeit ſuchen, wo ſie zu finden iſt; und da die deutſche Nation zu ſtumpf iſt, um für Preßfreiheit die Stimme, welche durchdringt, den allgemeinen energiſchen Ruf zu erheben; nun, ſo müſſen wir im Auslande ſchreiben und drucken wie die Franzoſen vor ihrer Revolution dies auch gemußt.

Es handelt ſich für uns Deutſche darum, ein Beiſpiel wahrer Preßfreiheit vor Augen zu haben, eine Anſchauung zu gewinnen von der Freiheit, die ſich ſelbſt beherrſcht und Geſetze auferlegt, von einer Freiheit, die vor nichts zurückbebt, als davor, ſich ſelber und den ewigen Geſetzen der Vernunft ungetreu zu werden, von einer Freiheit, die, ſelbſtgewiß und unerbittert, dem Knirſchen des gefeſſelten Sklaven entſagt, die Welt nicht verwüſten und ihr nicht ins Geſicht ſchlagen, ſondern ſie gewinnen, ſie hinreißen, ſie über ſich ſelbſt erheben will, von einer Freiheit, die in der Schönheit ihr Geſetz und in der Wahrheit ihr Maß und Ziel findet. Ja, ihr Herrn, um dieſe Freiheit. Ihr habt uns lange umhergezerrt und unter die Füße getreten, ihr habt unſre Arbeiten unbarmherzig verdorben und vertilgt, ihr habt unſern Zorn über eure Rohheit und Unwiſſenheit zur Wuth entflammt, und dann, wenn ihr auch den Ausdruck gerechter Leidenſchaft wieder verfälſcht hattet, dann zeigtet ihr zuletzt noch mit Fingern auf uns und charakteriſirtet uns nach unſern Schriften, wie ſie eure Beamten in den Druck gegeben und eure freie Preſſe ſie verſtanden hatte. Das iſt kein Kampf, das iſt eine Verhöhnung des Gefeſſelten, ein Spiel mit des Menſchen Recht und Ehre. Genug dieſes Spiels für uns und für euch. Fürchtet ihr uns, ſo thut es; aber ihr habt nichts für uns zu fürchten, für die ihr bisher ſo väterlich ſorgtet. Wollt ihr kämpfen, jetzt iſt Luft und Sonne gleich; aber wenn wir jetzt erſcheinen, wie wir ſind, nicht wie die Cenſur uns friſirte oder die Liſt gegen ſie uns vermummte, ſo habt ihr nicht zu fürchten, daß wir uns nun in einem minder vortheilhaften Lichte zeigen.

Wir finden die Preßfreiheit vor; wir treten plötzlich in ſie ein, wir, denen ſelbſt unter Cenſur zu ſchreiben nicht mehr vergönnt ſein ſollte. Es iſt ein Sprung, der ungeheuerſte, den es geben kann, von der entwürdigendſten Stellung zu der ehrenvollſten, von der gänzlichen Unterdrückung zur vollkommenen Freiheit. Aber dieſer Sprung iſt natürlich. Die alten Verhältniſſe wollten uns nicht mehr ertragen, weil wir ihnen ent-

wachſen waren; und wir werden es beweiſen, daß w
im Mutterleibe der deutſchen Finſterniß ſtark genug g
worden ſind, um mit einem Male das Licht der W
zu erblicken und die Luſt der freien Atmosphäre ei
und auszuathmen.

Unſere Preßfreiheit wird uns, wir hoffen es, n
ſterbliche Werke aus der Werkſtatt der neuen Gener
tion zuführen. Sie iſt wirkliche Freiheit, ſobald ſie au
tritt als die Frucht ernſter und hingebender Studien d
Philoſophie und der Form: ſie wird aber auch euch, d
alten Generation der Unterworfenen, eine Preßfreihe
zum mindeſten gegen uns, bringen. Hütet euch, da
dieſe nicht ein wüſtes Nebelbild der wahren, ein roh
altdeutſches Geſpenſt ohne Sitte, Verſtand und Schön
heit werde. Nehmt all eure Kräfte zuſammen; und wen
ihr als Gegner der Freiheit nicht frei ſein könnt,
ſucht wenigſtens die Ehre wohlgezogner und gutgeſchu
ter Diener zu erwerben. Wenn ihr ohne Gemeinhe
polemiſiren und ohne Rohheit unſre Gegner ſein, wen
ihr euch deutſch ohne Brutalität, patriotiſch ohne Ve
worfenheit, loyal ohne Verrath an den ewigen Rechte
der Menſchheit zeigen könnt; ſo wird auch euch die
neue Verhältniß befrein; wo nicht, ſo iſt es nicht unſe
Schuld, daß ihr die Gelegenheit verſäumtet, die wir eu
bieten.

Wie aber auch die Form der deutſchen Preßfreihei
die uns gegenübertritt, ausfallen mag, ihr Inhalt i
bekannt und ihre Abſicht hat alle Welt verſtimmt. J
wenn der ganze Helikon herniederſtiege und die Grazie
allen Schriftſtellern von der guten deutſchen Preſ
ihren Gürtel borgten; es würde ihnen nicht gelinge
die allgemeine Verſtimmung über das Syſtem, dem ſ

dienen, zu beſchwichtigen. Die Entwürdigung des deutſchen Namens wird zu allgemein und um ſo ſchmerzlicher empfunden, da ſie unmittelbar auf die Hoffnungen von **1840** und **41** folgt und buchſtäblich eine ganze Nation eben ſo ſchnell aus ihrem Himmel herabſtürzt, als ſie ſich in ihn erhoben hatte. Es iſt nöthig, daß die gefühlte Entwürdigung auch zu Worte kommt und daß ſie deutlich und leſerlich für zukünftige Geſchlechter in das große Buch der Geſchichte eingetragen wird. Aber damit iſt es nicht genug; es bedarf einer Enthüllung des alten Syſtems, die von Innen herauskommt und mit der Wiederherſtellung der menſchlichen Freiheit nicht nur ebenfalls ein neues politiſches Syſtem begründet, ſondern damit eben ſo ſehr Epoche macht, wie die planmäßige Unterjochung der Menſchheit, die den größten Theil der bisherigen Geſchichte einnimmt mit dem ihrigen.

Die Zeit, der Kritik einen ſolchen d. h. den direkten und weſentlichen Inhalt zu geben, iſt gekommen. Alle Anzeichen, ſowohl die Beeiferung der Welt um die Erkenntniß ihrer Lage und die Luſt der Aufklärer an ihrer Arbeit, als auch die Bemühungen derer, die beides zu fürchten haben, beweiſen die Nähe einer reellen Kriſis. Hier erinnern wir uns des Zurufs eines Freundes: Seht, ſagte er, alle Fenſter des alten Deutſchland bis unter's Dach und ſelbſt die Dachfenſter der Philoſophen ſind zugeſtopft, damit die Sonne der Revolution vorüber und ohne die Herzen der Menſchen erquickt und ihren Sinn befreit zu haben, wieder untergehn könne. Wohlan, heben wir das Dach von dem finſtern Gebäude und laſſen wir das Sonnenlicht in alle Winkel ſcheinen.

Dies beabſichtigen wir durch unſere Kritik und dies, meine Herrn, iſt eine neue Epoche.

Es geht hiemit nicht eine perſönliche Vermittlung durch vereinzelte Individuen mit der neuen Welt der Revolution vor ſich, nein, es iſt jetzt ein Princip aus Deutſchland nach Frankreich und aus Frankreich nach Deutſchland gekommen; die Fraterniſirung der Principien aber iſt die Einkehr einer ganzen Nation bei der andern. Die Individuen ſind nur beruſen, den allgemeinen Willen zu vollziehn. Je mehr die deutſche Philoſophie politiſch geworden iſt, um ſo ſtärker zeigten ſich die Sympathieen des Volks. Dieſe, die ſie zu Hauſe zurückläßt, wird ſie bei ihrer Rückkehr doppelt wiederfinden. Das Intereſſe des deutſchen und franzöſiſchen Geiſtes aneinander iſt in einer augenſcheinlichen Spannung, dieſe Spannung aber eine entſchieden freundliche.

7.

Offene Briefe

zur Vertheidigung des Humanismus.

1. Document.

An den Buchhändler Herrn W. J. zu Leipzig.

Nachdem der Staats-Anwalt unterm 6. März curr. darauf angetragen hat, gegen die in Ihrem Verlage erſchienene Schrift:

„Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Erſter und zweiter Theil. Leipzig 1846.“ —

nach § 11. No. 2. der Verordnung vom 23. Februar 1843 ein Debitverbot zu erlaſſen, wird Ihnen die angebrachte Klage abſchriftlich mit der Aufforderung zugefertigt, ſich binnen vierwöchentlicher präcluſiviſcher Friſt darüber zu erklären. Alle in der Klage behaupteten Thatſachen, auf welche in der Gegenausführung nicht geantwortet wird, werden für zugeſtanden, nicht angebrachte Einwendungen aber für ausgeſchloſſener achtet werden.

Berlin, d. 8. Sept.
1846.

Das Königlich Preußiſche
Ober-Cenſur-Gericht.
Bode.

2. Document.

Berlin, den 6. März 1846.

Antrag

des Staats-Anwaltes auf ein zu erlaſſendes Debitverbot gegen die zu Leipzig 1846 im Verlage von Wilhelm Jurany erſchienene Schrift, unter dem Titel:

Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Zwei Bände in 8. von reſp. 434 und 439 Seiten."

Hohes Ober-Cenſur-Gericht!

Das ſeitwärts bezeichnete Werk fließt über von Anklagen gegen das deutſche Volk; es iſt eine dem franzöſiſchen Nationalgeiſte von einem Deutſchen dargebrachte Huldigung.

Die zwangloſe Form, worin es theils als Tagebuch, theils als Sammlung einzelner Aufſätze und Briefe ans Licht tritt, iſt kein Zeichen von Ungebundenheit des Stoffs.

Die freiere Form der Einkleidung und die übrige Darſtellungsweiſe, ſogar in Einzelnheiten des Styls, vergegenwärtigen — ohne Aufopferung des eigenen Gepräges — die Kunſt und die geſchmackvolle Manier ſiſcher Schriftſteller.

Jene Freiheit der Form thut der Einheit des Gedankens nicht Eintrag.

Dieſer Gedanke nennt ſich Humanismus (principe humanitaire), z. B. II. 283. 65. u. ſ. w.

Daß Deutſchland um der Entwickelung dieſes Gedankens halber, an theoretiſcher Freiheit den Franzoſen voranſtehe, wogegen es von letzteren in der practiſchen Freiheit weit überflügelt ſei — dieſe Behauptung, ſo wie die daran geknüpfte Forderung eines geiſtigen Bündniſſes zwiſchen beiden Völkern (alliance intellectuelle), ziehen ſich nebenher durch das ganze Werk.

Vorzugsweiſe davon erfüllt iſt das Tagebuch des erſten Theils.

Dagegen beginnt der zweite mit einer genetiſchen Entwickelung des humaniſtiſchen Princips auf deutſchem Boden,

S. 1. bis 134.

und ſchließt in den Aphorismen von Seite 349 bis 374 mit einer philoſophiſchen Erörterung des Verfaſſers über den poſitiven Inhalt jenes Princips und deſſen Darſtellbarkeit oder Realiſirung im Leben. —

Die Hauptelemente einer Theorie ſind ihre Begründung und ihr practiſches Ziel.

Schon auf Seite 290 II. hat nun in practiſcher Beziehung der Verfaſſer wörtlich geäußert:

> „Was die Revolution (nämlich die erſte franzöſiſche) wollte, die Freiheit, das kann nur die Conſtituirung und Organiſation der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, der Arbeit jedes Alters und jeder Klaſſe erreichen.“

In dem letzten der hier fraglichen Aphorismen behauptet er weiter:

> Die Theorien, welche die Menſchen mit oder ohne Beſitz, mit oder ohne garantirte Sachen, ſich ſelbſt überlaſſen, und die Ordnung der Freiheit nicht als durchgreifende Ordnung für Alle und über Alles verſtehen, führen zur Verwahrloſung und Sklaverei.
>
> S. 368.

Endlich aber ſo verwirft er (S. 373)

„Induſtrie und Ausbeutung der Arbeit zu Privatzwecken,“ nachdem er kurz vorher (S. 372)

„die Geſellſchaft als ſolche überall zur Unternehmerin aller Arbeit geſetzt hat.“

Ob nun, nach dieſen und ähnlichen Aeußerungen (z. B. S. 368), die communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Wortführer in Deutſchland, ungeachtet ſie mehr als Ein Mal ſatiriſirt werden,

I. S. 34 ꝛc.

nicht doch etwa den Verfaſſer, ſeines practiſchen Endziels halber, zu den ihrigen rechnen werden, bleibe dahin geſtellt.

So viel aber iſt gewiß, daß die Begründung ſeiner humaniſtiſchen Theorie mit dem philoſophiſchen Ausgangspunkt des deutſchen Communismus zuſammenfällt.

Es bedarf hierüber nur weniger Worte. Was nämlich der Aufſatz Bd. II. S. 1 bis 134, der ſich

„ein kleines Heft über unſere Philoſophie“

nennt, von dieſer, insbeſondere ihren neueren Richtungen, entwickelt, dazu haben Belege in ziemlich entſprechender Reihe, bis auf Max Stirner herunter, dem Königlichen Ober-Cenſur-Gerichte vorgelegen.

Hier kommt es nur darauf an, zu erinnern an „die Philoſophie der Zukunft“ von Ludwig Feuerbach (conf: S. 95.)

Sie iſt als ein außerhalb Deutſchland erſchienener Verlagsartikel in deutſcher Sprache, rückſichtlich der Debitzuläſſigkeit in den hieſigen Staaten, mit den diesſelgen Cenſurgeſetzen ſeiner Zeit verglichen worden.

Wenn nun auch die genannte Brochüre als wiſſenſchaftliche Kritik der bisherigen Philoſophie, namentlich der Hegel'ſchen Logik, zum Debit verſtattet wurde, ſo iſt gleichwohl ſchon damals auf den Anknüpfungspunkt, der von da her für die communiſtiſchen Theorien des Tages hergenommen werden könnte, hingewieſen worden.

Die damalige Muthmaßung hat die Zeit beſtätigt. Die neueſten communiſtiſchen Producte ruhen auf Feuerbachiſchem Grunde. Auf eben dieſem Grunde ruhet die vorliegende humaniſtiſche Theorie. Die Auflöſung aller Theologie in Anthropologie iſt hier wie bei Feuerbach die erſte Forderung, das eſſentielle Thema.

Feuerbachs „Weſen des Chriſtenthums“ wird mit beſonderer Vorliebe beleuchtet, aber der Kampf gilt aller Religion überhaupt.

Man ſoll ſie vergeſſen.

Selbſt in dem Bekenntniß des Atheismus wäre die Befreiung, welche der Verfaſſer wünſcht, noch nicht gefunden,

Bd. II. S. 8.

vielmehr ſoll dieſes Bekenntniß nur dem „Juden“ gleichſtellen, „welcher Schinken ißt.“

„Anders als das Jüdiſche Schinkeneſſen“ — ſo heißt es wörtlich —

> „verhalte ſich der unbefangene Genuß dieſer Speiſe — — frei werde man von einer Religion, wenn man ſie vergeſſe.“ — —

S. 9.

Die Conſequenz des Verfaſſers läßt alſo in der That Nichts zu wünſchen übrig, die mehrmalige Wiederkehr der gleichen Idee (S. 56. 61.) wohl gar vermuthen, daß er hiermit als der Erſte auf dem äußerſten religionsfreien Standpunkte ſich wiſſe und auf die Eroberung Werth lege.

Von der Religion zum Staate koſtet es nur einen

Schritt (S. 62). Insbeſondere die Monarchie fällt mit der Religion, „legitim“ mit „gottſelig“ (I. 340.), unter gleichen Bann.

Nach dem religiöſen Leben und der Entleerung des transcendenten Himmels geht der Verfaſſer an das „politiſche Leben mit ſeinem Himmel und ſeinem Gotte, dem Könige.“

„Dieſer Himmel der Politik,“ ſagt er, „iſt eine unbekannte Welt verborgener Staatsdiener, verlaſſen von dem allgemeinen Intereſſe, und in Deutſchland einfach der ausſchließliche, geheiligte Beſitz des irdiſchen Gottes und Herrn.“
Dieſer Staatsgott, der König u. ſ. w. u. ſ. w.“

Soviel von dem allgemeinen Standpunkte des vorliegenden Buchs. Es dürfte dadurch der Uebergang auf die Begründung des oben rubricirten Antrags ſich am Bequemſten vermitteln.

Nach den dieſſeitig beſtehenden Strafgeſetzen muß nämlich behauptet werden, daß der Verfaſſer bei ſchriftſtelleriſcher Kühnheit nicht ſtehen geblieben, ſondern daß ſein Buch, nach den beiden Seiten der Polemik, theils gegen Religion, theils gegen das monarchiſche Princip, als Landesgrundgeſetz, den objectiven Thatbeſtand derjenigen Verbrechen enthält, welche

1) § 214. Tit. 20 Thl. II. des allgemeinen Landrechts: als Läſterung der im Staate aufgenommenen Religionsgeſellſchaften;

2) § 151. ibid.
als frechen unehrerbietigen Tadel oder Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate,
cfr. art. XVI. Nr. 2. der V. vom 18. October 1819.

qualificirt und verpönt hat.

Nicht bloß nämlich, daß Bd. II. S. 4 und 64. der katholiſche Cultus, und reſp. das Chriſtenthum, unter den Bildern eines „Vampyrs," eines „Wurmes" vorgeführt worden (cfr. auch I. 404.), ſondern zumal der Wiederabdruck der S. 205 und 296 befindlichen Blasphemie fällt unter das sub. I. angeführte Geſetz.

Dagegen iſt baare Verſpottung der Monarchie ſchon oben da geweſen.

Wie dort der Fürſt als „Staatsgott" bezeichnet wurde, ſo als „Götze" an einer anderen Stelle (II. 312.), und zwar hier in unmittelbarer Beziehung auf den Preußiſchen Staat.

Unſere Deviſe der Freiheitskriege wäre ein Spott und ein Frevel.

I. 387.
II. 199. 313.

Despotismus und härtere Namen müſſen für das monarchiſche Princip ſich hergeben; ſogar mit weſtindiſcher Pflanzerherrſchaft (II. 193.) wird es verglichen.

I. 53 370. 379.
II. 171 189. 325.

Entſprechend wird Deutſchland ein „Gefängniß" und, um hier gleich das äußerſte Ende der beſchimpfenden Reihe zu ſetzen, ein „Hundethum" genannt,

I. 29. 195.

die bürgerliche Freiheit aber, der Preußen inſonderheit, mit der der Mulatten auf Hayti zur Zeit der franzöſiſchen Pflanzer in Parallele geſtellt.

I. 180.

Zur Verſtändigung endlich über die antimonarchiſche Beziehung der bisher angeführten Stellen, wo ſie irgend zweifelhaft wäre, werde noch angeführt, daß der Verfaſſer an mehreren anderen für die Republik ſich deutlich genug erklärt,

I. 39. 106. 304. 384.
II. 241.

und ſeine geſetzwidrigen Aeußerungen über die Monarchie wohl zweifelsohne den ihm auch ſonſt beſonders verdrüßlichen Preußiſchen Staat

I. 2. 3. 29—31. 350. ff. 390. 415.
II. 79. 81. 82. 190. 191. 254. 255.
271. 310. 323.

zur Hauptzielſcheibe nehmen.

Nach allem dieſem aber iſt der gehorſamſte Antrag:

das rubricirte Buch, unter Vernichtung der in Beſchlag genommenen Exemplare, zu verbieten;

aus § 7. (zweiter Abſatz) der Verordnung vom 30. Juni 1843 gerechtfertigt und begründet. gez. v. **Lüderitz.**

I. Brief.

Antwort auf die Anklage des Staatsanwaltes von Lüderitz an den Präſidenten und die Räthe des Königl. Preuß. Obercenſurgerichts in Berlin.

Herr Präſident, hochgeachtete Herren, Sie fordern den Buchhändler Wilh. Jurany auf, eine Gegenausführung zur Vertheidigung meines Buches, welches der Staatsanwalt bei Ihnen anklagt, vom 8. Sept. an binnen 4 Wochen einzuſenden.

In Ihrer Aufforderung liegt eine Anerkennung der Gleichheit aller Menſchen und der Gelehrſamkeit der Buchhändler, von der ich wünſchte, daß ſie ſo wahr wäre, als ſie ohne Zweifel wohlmeinend iſt. Aber wenn

Sie einige Buchhändler perſönlich und ihre Verlagscataloge aus eigener Anſchauung kennen, was ich bei Ihrer Stellung vermuthe; ſo werden Sie mir zugeben: die Herren können den Inhalt ihres Verlages unmöglich verantworten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie ihn nicht kennen. Ihre Meinung ging alſo wohl dahin, Herr Jurany ſollte mir, dem Verfaſſer, die Klage zur Beantwortung mitheilen. Dies iſt nun auch geſchehen; aber, wegen meiner damaligen Entfernung von Leipzig erſt nach Ablauf der Friſt, die Sie geſetzt.

So lag es denn freilich nicht in den Worten Ihrer Aufforderung, daß der Autor ſein Werk vertheidigen ſollte, Sie forderten den Buchhändler dazu auf; noch war es mir möglich, dem Schickſal, ungehört verurtheilt zu werden, durch eine ſachgemäße Auslegung Ihrer Aufforderung zuvorzukommen: ich erfuhr die Aufforderung zur Vertheidigung und die Verurtheilung wegen der abgelaufenen Friſt in demſelben Augenblick.

Aber ich glaube nichts deſto weniger mit Erfolg ſprechen zu können. Ihr Verfahren und die öffentliche Lage der Sache ſind es, die mich dieß glauben laſſen.

Ihr Verfahren, Herr P., h. H., hat eine Tendenz auf die Jury. Sie bilden vermuthlich eine Jury von Sachverſtändigen; ich ſage, vermuthlich, weil ich nicht die Ehre habe, Sie perſönlich oder als Autoren zu kennen, weil aber in Preußen unendlich mehr Männer Autoren ſein könnten (ich führe die elegant geſchriebene Klage des Herrn von Lüderitz zum Beweiſe an), als es deren öffentlich ſind; Preußen iſt eine Nation von Kritikern. Der Name Staatsanwalt, die Anklageform, die Aufforderung des Beklagten, und wenn nicht gerade des Beklagten, doch des Inſtrumentes, mit dem er ſich vergangen, des Buchhändlers, — Alles dieß giebt dem Obercenſurgericht eine Tendenz auf das wahre Rechtſprechen durch eine Jury. Es fehlt freilich Ihrem Inſtitute zur Vollendung des Schwurgerichts daß die Mitglieder Gemeindeglieder, nicht beſoldete Richter, ſondern zu dem jedesmaligen Spruch gewählte Mitbürger (Peers) des Angeklagten wären; es fehlt, wie die Einſetzung von Gemeinde wegen, ſo auch die Verhandlung öffentlich vor und in der Gemeinde; es fehlt endlich Ihrer Cenſur der rein-theoretiſche Character, denn Sie verfügen und executiren eine Strafe. Man könnte alſo ſagen, es fehle Ihrem Verfahren Alles, wodurch es ein Gericht, und Alles, wodurch es eine Cenſur würde. Cenſur wäre öffentliche wiſſenſchaftliche Kritik, Gericht öffentliches Verfahren vor den Geſchworenen. Ich ſage dieß nicht; im Gegentheil, das Obercenſurgericht ſcheint mir hervorgegangen zu ſein eines Theils aus dem Bedürfniß nach dem wahren Gerichtsverfahren durch die Jury und den Anklageproceß, anderen Theils aus der Einſicht, daß uns jetzt in der Literatur alle wahrhaft kritiſchen Organe fehlen, und die allgemeinen Literaturzeitungen durch ein energiſch cenſirendes Inſtitut ergänzt werden müßten. Nur freilich iſt die Energie der Cenſur ein wenig zu energiſch ausgefallen, — ſie vernichtet practiſch mit den Flammen oder mit der Stampfmühle, — und die Anwendung der wahren Gerichtsformen zu eingeſchränkt geblieben, — man vermißt diejenigen Formen, welche dem Verfahren, ſoweit menſchliche Einſicht reicht, die Unmöglichkeit einer Ungerechtigkeit ſichern. Es müßte nicht vorkommen, daß ein Autor unaufgefordert und ungehört verurtheilt würde.

Weil ich alſo, meine Herren, in Ihrem Verfahren eine Tendenz auf das Richtige erblicke, und dieß grade vermöge meiner Principien, in denen Sie eine Tendenz auf das Unrichtige ſehn, ſo will ich es nicht für unmöglich halten, daß ich in meiner Gegenausführung gegen den Herrn Staatsanwalt Sie überzeuge.

Auch die öffentliche Lage der Sache, ſagte ich, ließe mich glauben, daß ich nicht ohne Erfolg reden würde.

Es wird Ihnen, Herr Präſident, hochgeachtete Herren, in Ihrer Stellung nicht entgangen ſein, daß die gefährlichſten Schriften diejenigen ſind, welche im Grunde gar nicht mehr geſchrieben zu werden brauchen, Schriften, die zwei, drei Sätze enthalten, und am Tage nach der Manifeſtation ihrer Entbehrlichkeit von Leuten redigirt werden, die man nie vorher kennt.

Meine Schrift hat dieſen Charakter nicht. Sie iſt zwei Bände ſtark, ſie hat nur die Abſicht, eine geiſtige, allerdings ebenfalls ſchon vollzogene Befreiung zu redigiren und darzuſtellen, für welche aber die Majorität oder gar die Weltbewegung zu gewinnen, im Augenblick noch gar nicht unternommen wird. Der Widerſtand der Welt iſt alſo von vorn herein entſchieden, und gebe ich es nicht ſelbſt zu, daß der Glaube an alles Mögliche noch lange die Welt regieren werde?

Bei dieſer Lage der Dinge, die ich darum eine öffentliche nenne, weil es ja bekannt genug iſt, daß ſelbſt Göthe's und Schillers Popularität dem Humanismus weder die Mehrheit, noch auch nur eine leidlich mächtige Partei verſchafft, vermuthe ich für unendlich harmlos paſſiren zu dürfen. Denn außerdem, daß es nur wahr iſt, was ich ſage, und darum wenig geeignet, den Troß zu verführen, hat ſelbſt Ihre Verfolgung — meiner Schrift nur eine mäßige Anzahl von Käufern erworben. Was ſind einige tauſend Exemplare unter vierzig Millionen Menſchen, die das bücherleſende Deutſchland bevölkern?

So ſteht dieſe Angelegenheit. Gelingt es mir nun, die ſchwachbegründeten Anklagen des Herrn Staatsanwaltes zu entkräften, ſo vermuthe ich, werden Sie, Herr Präſident, hochgeachtete Herren, es viel angemeſſener finden, mein Buch für gänzlich unverfänglich zu erklären, und es dadurch ſchließlich in den großen Strom der Vergeſſenheit, den unſere gegenwärtige Literatur bildet, zu verſenken, als es in einer cause celèbre ganz neuer Art zu einer unauslöſchlichen Publicität zu bringen. Sie erinnern ſich, daß ſelbſt die Wolfenbüttler Fragmente nicht eher beachtet wurden, als bis ihre Vertheidigung gegen den verdammenden Hauptpaſtor das Intereſſe für ſie angefacht.

Und hiermit gehe ich zur Vertheidigung meiner Schrift ſelbſt über.

Herr Präſident, meine Herren, der Herr Staatsanwalt beginnt ſeine Klage mit dem Vorwurf: „mein Buch fließe über von Anklagen gegen das deutſche Volk, es ſei eine dem franzöſiſchen Nationalgeiſt von einem Deutſchen dargebrachte Huldigung.“

Anklagen gegen das deutſche Volk? Ich gebe es zu, ſie ſind darin, aber ſollte es nicht eben ſo erlaubt ſein, das deutſche Volk, als die deutſchen Schriftſteller, das einzige Volkliche an dieſem Volke, anzuklagen? Wenn man die Klage bewieſe, gewiß. Und wenn man ſie nicht beweiſet? Eine unbegründete Klage wird der Richter mit Unwillen zurückweiſen, zumal wenn er, wie hier das deutſche Volk, Richter und Beklagter in Einer Perſon iſt. Der Herr Staatsanwalt beginnt damit, als Volksanwalt aufzutreten, und endigt damit, dem Volke das Richteramt über mein Buch zu entziehen, indem er darauf anträgt, daß man es „vernichte." Hat er gefürchtet, das Volk werde ſich ſelbſt ſchuldig bekennen und mich freiſprechen? Oder liegt ihm das deutſche Volk mehr in der Feder, als am Herzen?

Ferner, „ich huldigte den Franzoſen?" Ja, ich huldige ihnen, weil ſie um die Freiheit ſich verdient gemacht, und ich halte dafür, daß es einem Deutſchen nicht minder erlaubt iſt, dem franzöſiſchen „Nationalgeiſt", als einem Manne, einer liebenswürdigen Dame zu huldigen. „Ein Deutſcher klagt das deutſche Volk an, und huldigt dem franzöſiſchen Nationalgeiſt", dieſer „geſchmackvolle" Gegenſatz mußte geſchrieben werden, und Herr von Lüderitz hat darüber meine Feindſchaft gegen allen Nationalismus, welche mir grade Gerechtigkeit gegen alle Nationen zu ſein ſcheint, überſehen.

Im Uebrigen weiß ich ſeine Anerkennung, mein Buch ſei „in der geſchmackvollen Manier franzöſiſcher Schriftſteller" eine conſequente Durchführung des humaniſtiſchen Grundgedankens, ſehr zu ſchätzen; begegnet es mir doch auf dieſe Weiſe, daß der Staatsanwalt im Staate der Intelligenz mich beſſer verſteht, als die Volkstribunen in der Oppoſition.

Der Herr Staatsanwalt verſteht den Humanismus, er nimmt ihn nicht an, wie die Preußen die politiſche Freiheit verſtehn und ſie ebenfalls nicht annehmen; er ſieht vielmehr mit Schrecken die Folgen, den Socialismus und den Communismus, daraus hervorgehn.

Alles dieß iſt nun freilich nicht zu vermeiden, auch für ihn nicht. Wer das Weſen des Chriſtenthums will, und wäre er der Staatsanwalt von Lüderitz, kann den

Humanismus nicht verwerfen. Vielleicht nennt er ihn Menſchenliebe, vielleicht Chriſtenpflicht, der Sache kann er nicht entgehn. Wer aber die Sache, das Weſen des Humanismus will, muß den Socialismus und ſeine wahre Abſicht, die bürgerliche Geſellſchaft ſo zu conſtituiren, daß die Culturzwecke ohne Verwahrloſung der arbeitenden Klaſſen erreicht werden, annehmen. Und wer dieß zugiebt, muß dem Communismus zugeben, daß alle Menſchen Arbeiter und Niemand Sklave ſein müſſe.

Der Herr Staatsanwalt iſt ein Chriſt, was braucht er mehr, als ein conſequenter Chriſt zu ſein, um Communiſt zu werden. Er fürchtet aber, und ohne Zweifel mit Recht, Nichts für ſeine, Alles für meine Conſequenz, und äußert: „die Wortführer des Communismus, ſo ſehr ich ſie auch aufzöge, möchten mich zu den Ihrigen rechnen.“ Das fürcht' ich nicht. Dieſe Wortführer kennen und wollen eben ſo wenig das Weſen des Communismus, als die Pfaffen das Weſen des Chriſtenthums. Die Einen verſprechen uns Gütergemeinſchaft, die Andern die ewige Seligkeit, und beide wiſſen ſehr gut, daß ſie ihr Verſprechen nicht halten werden.

Wenn der Herr Staatsanwalt mir vorrückt: „Ich verwürfe die Induſtrie und eine Arbeit, welche zu *Privat*zwecken ausgebeutet wird,“ ſo ſcheint er zu verſtehn, ich verwürfe alle Induſtrie und alle Arbeit, oder iſt der Herr Staatsanwalt, der doch ſelbſt zu einem *öffentlichen* Zweck arbeitete, als er die Klage niederſchrieb, gegen die Arbeit zu *öffentlichen* Zwecken? Der Menſch, der für den gemeinſamen Zweck Aller arbeitet, ſteht nicht im Dienſte eines fremden Zweckes, iſt nicht willenloſes Mittel oder Sklave. Dieſen Unterſchied hob ich hervor, als ich gegen die Ausbeutung des Arbeiters zu fremden Zwecken ſprach. Der Herr Staatsanwalt wird vielleicht einwenden, immer arbeiteten Alle im Intereſſe des Gemeinweſens, die nur wirklich und richtig arbeiteten. Das werden wir ihm zugeben, und nur verlangen, daß Alle wirklich und richtig arbeiten, was ſie aber nur können, wenn ſie ihre Arbeit als Staatsfunction anſehn und alſo decretiren, daß und wie ſie es ſein ſolle.

Um dieſe Aufklärung und um die Dekrete, welche ſie nöthig macht, wird man ſich freilich mit Communiſten und Nichtcommuniſten noch lange herumſtreiten. Vielleicht werden vorher noch alle Leute Staatsanwälte, erklären das Gemeinweſen für ihre eigene Angelegenheit, und überſetzen den Staat, gleichviel ob mit oder ohne erbliches „Staatsoberhaupt", mit Republik, ohne daß ſie darum über die Befreiung und Nobilitirung aller Geſchäfte einig wären.

Iſt es mit dem Staate bei uns noch nicht dahin gekommen, daß ſich Jeder ſeiner annimmt und ihn, weil er res publica iſt, als ſeine Sache behandelt; ſo iſt es mit der Religion deſto entſchiedener der Fall. In ihr arbeitet Jeder, ſogar der Herr Staatsanwalt, der doch vermuthlich Juriſt iſt; und obgleich ich ihm auch hier widerſprechen muß, finde ich doch, daß er die Sache wenigſtens eben ſo gut behandelt, als irgend ein ordinirter Prieſter thun würde. Er findet in meinem Buche: „der Kampf gelte aller Religion überhaupt. Man ſolle ſie vergeſſen. Selbſt in dem Bekenntniß des Atheismus wäre die Befreiung, die ich wünſchte, noch nicht gefunden. Anders, als das jüdiſche Schinkeneſſen, verhalte ſich nach mir der unbefangene Genuß dieſer

Speiſe, — frei werde man von einer Religion, wenn man ſie vergeſſe.“

Und der Herr Staatsanwalt ſieht ſich genöthigt, den Atheismus, weil er doch ein Bekenntniß iſt, „l'athéisme est le dernier mot du théisme“ in Schutz zu nehmen. Während er mir die Berliner Eitelkeit zutraut, nur über das Aeußerſte hinüber noch etwas Extremes erfinden zu wollen; hätte er ruhig meinen Satz herum drehn und ſagen ſollen: ich meinte alſo: „Eine Religion, die man nicht verlieren will, muß man vor allen Dingen nicht vergeſſen.“ Religion überhaupt, Gemüthsbewegung für irgend ein Princip der ſittlichen Welt, das man aufrecht erhalten oder realiſiren will, wird nur Der überflüſſig finden, der Nichts durchſetzen will. Neue Principien, neue Religionen. Das Bekenntniß hat die Bequemlichkeit, daß nun die Parole des Kampfes formulirt iſt, und ich gebe zu, daß den Kämpfenden auf der anderen Seite die Parole des Atheismus beſſer gefällt, als die des Humanismus. Der Atheismus iſt ihr letztes Wort, ihre eigne Vorſtellung, die ſie verſtehn; der Gedanke dagegen, die Welt aus ſich zu erklären, iſt poſitiv wiſſenſchaftlich, und die Forderung, jeden einzelnen Menſchen zum Zweck des Gemeinweſens zu machen, poſitiv politiſch; der Humanismus iſt alſo viel unbequemer, als der Atheismus, er iſt nicht mehr Theologie, er iſt Wiſſenſchaft und Politik. Sein Bekenntniß iſt ein einziges, aber inhaltſchweres Wort, die Formulirung ſeines Inhaltes wäre alles Wiſſen und alle Bewegung der ſittlichen Welt — die werdende Geſchichte. Es iſt alſo keine Narrheit und keine Berliner Eitelkeit, wenn ich behaupte: man müſſe über dem Weſen des Chriſtenthums, um bei dieſer Anknüpfung ſtehen zu bleiben, ſein Unweſen vergeſſen, und die Welt unbefangner Weiſe und poſitiv nach der Wahrheit betrachten und conſtituiren.

Lebte der Herr Staatsanwalt nicht unter dem Einfluß der berliner Bildung, ſo würde er dieſes Princip nicht für „religionsfrei" halten. Im Gegentheil er würde entdecken, daß die ganze religiöſe Bewegung unſerer Tage daſſelbe ausdrücklich zu ihrem Inhalte hat, und daß nicht „der Mangel aller Religion", ſondern die Verbindung der politiſchen und (religiös) aufgeklärten Gemüthsbewegung, d. h. eine neue Religion der wahre Widerſacher der alten iſt.

Freilich hat dieſe Religion keine Bekenntnißdocumente; ſobald ſie aber durchdringt, muß ſie nothwendig zu Decreten fortſchreiten; aber dieſe Decrete werden keine Concilienbeſchlüſſe, ſondern politiſche Inſtitutionen, keine Dogmen, ſondern decretirte Bildungsformen ſein. Sie werden's ſein, denn ſie ſind's. Von dieſer Religion bin ich durchaus nicht frei.

Ich verlaſſe hier die Kritik und Charakteriſtik, die der Herr von Lüderitz von meinem Buche entwirft, und komme zu der eigentlichen Klage.

Es iſt gewiß nicht leicht, die im Landrechte verpönte

„Läſterung im Staate aufgenommener Religionsgeſellſchaften"

zu vermeiden. Auch der humanſte ſagt ja wohl einmal: „der Jude!" oder: „das iſt um katholiſch zu werden!" ſoll er nun gleich vor Gericht?

Außer der „Läſterung der im Staate aufgenommenen Religionsgeſellſchaften" giebt die Klage mir auch noch den jetzt ſo berühmt gewordnen Paragraphen ſchuld:

„frechen, unehrerbietigen Tadel oder Verſ
Landesgeſetze und Anordnungen im Staate.“

Es wird eine ſaure Zeit für die Redn
und Schriftſteller, wenn dieſe Paragraphen
heit werden. Denn man iſt weit davon e
bisher auch nur gegen Einheimiſche ausgeübt
Und vollends Fremde! die durften unerhört
ben. So verſtößt mein großer Landsmann,
Wolfgang Goethe (er hat ſeine Heimath ob
in Weimar), gegen alle beide Paragraphen in
vielen Stellen vornehmlich ſeines Fauſt. Nich
er den ganzen Himmel auf die Bühne bringt
es verboten iſt, die Mitglieder der Königlich
auftreten zu laſſen, und dem Teufel über Gott
ſche Verſe in den Mund legt; es heißt im
mal ſogar:

Die Kirche, alſo die officielle Religions
könne unrecht Gut verdauen,
und in der Antwort:

Ein Jud' und König kann es auch.

Hier, Herr Präſident, hochgeachtete Her
Sie in zwei Zeilen alle die Verbrechen, die
Staatsanwalt in meiner Schrift findet, und
mal ſtärker. Ich ſtelle Gott und König in
aber wo ſetz' ich den König mit dem Juden
Linie? Wo ſag' ich etwas ſo Starkes, wi
König und Juden könnten ungerechtes Gut v

Nach der Gewohnheit unſerer außerpreu
teratur ſeit Leſſing, Schiller und Göthe glaub'
daß es politiſch iſt, aus den angezogenen Pa
des Landrechts eine neue Richtſchnur für

Philoſophen zu machen, weil — es hundert Jahre zu ſpät iſt.

Dennoch will ich die kurze und beiläufige Begründung der „Läſterung“ und die ausführlichere „der Verſpottung der Landesgeſetze“, die der Herr Staatsanwalt giebt, nicht unerwidert laſſen.

Der völlig ungenügende Beweis für „Läſterung der Religionsgeſellſchaften“ iſt dieſer: „Nicht blos, daß B. 2. S. 4 und 64 der katholiſche Cultus, und reſp. das Chriſtenthum unter dem Bilde eines „Vampyrs“, eines „Wurmes“ vorgeführt werden (cf. auch I. 404), ſondern zumal der Wiederabdruck der S. 205 und 206 befindlichen Blasphemie (aus Heine's Wintermährchen) fällt unter das sub I eingeführte Geſetz.“

Keine einzige dieſer Stellen fällt darunter. Die erſte heißt: „Frankreich hat den Clerus aus der politiſchen Welt entfernt; es hat ihn weder aus den Taſchen, noch aus den Gemüthern der Franzoſen vertrieben. Frankreich täuſcht ſich, Frankreich verliert ſich durch Religion. Der Vampyr (der Klerus und die Superſtition, die ihn hält), liegt ſaugend an ſeinem Herzen.“ Iſt der franzöſiſche Klerus und die franzöſiſche Superſtition „eine in Preußen recipirte Religionsgeſellſchaft?“

S. 64 ſage ich: „die Aufklärung entdeckte den Wurm (will ſagen den Fehler) des Chriſtenthums und des Mittelalters nicht.“ Heißt nun das: „ich ſtellte das Chriſtenthum unter dem Bilde eines Wurmes dar?“ Der Wurm des Herrn Staatsanwaltes bei dieſer Behauptung iſt der, daß er ganz etwas Anderes lieſt als ich ſchreibe, womit ich nun doch nicht behaupte, daß er ein Wurm ſei, oder ihn unter dem Bilde eines Wurmes vorführe.

Die Stelle I, 404 hat noch den meiſten Schein, ſie heißt: „Ich gebe zu, daß auch die Verrücktheit exiſtiren kann, wie das Juden- und Chriſtenthum genug beweiſt; aber außer der Realität in der Phantaſie.“ Aber ſoll ich es jetzt noch beweiſen, daß die chriſtliche Phantaſie des Mönchweſens, der Weltverachtung, der Teufels-Verſuchungen u. ſ. w. Verrücktheit iſt? Ein Menſch, welcher der Welt entſagen und ſein Fleiſch kreuzigen will, iſt ohne Zweifel verrückt. Das Weſen des Chriſtenthums, den Humanismus, nenne ich dagegen ſo wenig eine Verrücktheit, daß ich ihn vielmehr nach dem Beiſpiel von Leſſing, Herder, Goethe, Schiller und — Feuerbach zum Princip mache. Aber eben ſo ſehr die Hervorhebung des Weſens, als die Verwerfung des Unweſens, iſt nach dem Herrn Staatsanwalt verpönt.

Herr Präſident, hochgeachtete Herren, die Klage muthet Ihnen zu, das Weſen zu verdammen und das Unweſen in Schutz zu nehmen, Sie werden es nicht thun. Noch viel weniger werden Sie mir die Anführung der Heiniſchen Lieder, die im Wintermährchen mit Cenſur erſchienen ſind, zur Laſt legen.

Obgleich ich notoriſch gegen die Anſichten aller im Staate aufgenommenen Religionsgeſellſchaften bin, ſo habe ich doch eben ſo offenbar nicht das mindeſte Intereſſe, ſie zu „läſtern“, da ich ſie ja „zu vergeſſen ſuche“, und der Herr Staatsanwalt hat dieſen Klagepunkt ohne alle Begründung gelaſſen.

Der zweite Punkt iſt eben ſo wenig begründet; „frecher, unehrerbietiger Tadel oder Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate“ kann nur ſpeciell „im preußiſchen Staate" gegen *beſtimmte* preußiſche Inſtitutionen und von preußiſchen Unterthanen ausgehn, um das bezeichnete Vergehn zu bilden.

Abgeſehn davon, daß ein Mitglied eines conſtitutionellen Staates nicht gehalten ſein kann, die Inſtitutionen einer abſoluten Monarchie mit Verehrung zu beſprechen; ſo befaſſe ich mich nirgends mit beſtimmten preußiſchen Landesgeſetzen, ſondern mit Principien. Dies giebt der Klage eine merkwürdige Wendung.

Der Herr Staatsanwalt nennt das monarchiſche Princip „Landesgrundgeſetz" in Preußen. Preußen iſt allerdings nicht conſtitutionell; aber ſind denn weder das Geſetz vom 22. Mai 1815, noch die Provinzialverfaſſung, noch die Städteordnung mehr „Landesgrundgeſetz?" Iſt die Beſtimmung über die Genehmigung neuer Anleihen durch die Reichsſtände aufgehoben? Ich glaub' es nicht. In Preußen wäre alſo doch nicht mehr ſo einfach „das monarchiſche Princip", ſondern weitläufige Urkunden „Landesgrundgeſetz." Der Herr Staatsanwalt mußte mir aber die Kritik eines Princips unter dem Namen des Tadels von Geſetzen zur Laſt legen, darum, ſcheint es, vergaß er — alle Landesgrundgeſetze Preußens, die gültigen und die ungültigen, die unzweifelhaften und die bezweifelten mit einander — allerdings etwas ſtark für einen Mann des Geſetzes!

Wo alſo das Wort: „König", „Despotie" und dergleichen vorkommt, da ſieht er einen unehrerbietigen Tadel der — „Landesgeſetze." Die abſolute Monarchie iſt weder in Preußen Grundgeſetz, noch irgendwo Factum, ſie iſt nur Doctrin; ihre volle Realität iſt ja überhaupt unmöglich. Den wirklichen König und die wirklichen Geſetze Preußens greife ich aber nirgends an;

immer hab' ich es mit einem Syſtem, mit einer Doctri zu thun.

Ich ſage ſo: der Himmel der Politik iſt eine unbekannte Welt verborgner Staatsdiener (geheime Räthe und Miniſter), verlaſſen von dem öffentliche Intereſſe, und in Deutſchland einfach 'der ausſchließliche geheiligte Beſitz des irdiſchen Gottes und Herrn." „Dieſer Staatsgott, der König" u. ſ. w. Nur der Ausdruck „irdiſcher Gott" und „Staatsgott" iſt meine Folgerung Alles Uebrige iſt aus der Wiener Bundesacte, aus dem geheimen Wiener Conferenzbeſchlüſſen von **1834**, kurz aus der Sprache der officiellen Doctrin unſers unpolitiſchen Vaterlandes geſchöpft; der Ausdruck: „irdiſcher Gott" iſt aber keineswegs meine Erfindung, „die Götter der Erde" circuliren in vielen Gedichten, und der Name iſt nur ein andrer Ausdruck für „Majeſtät, allerhöchſter, allergnädigſter König und Herr." In der Monarchie „ſtellt man Alles dem Könige anheim", wie im Glauben „der Vorſehung", verſteht ſich nicht wirklich, ſondern nur im Bekenntniß, wie ein Jeder ſchwimmt, wenn er ins Waſſer fällt und das Schwimmen verſteht, alſo nicht erwartet, daß ihn ſein Schutzengel herausziehen werde. Noch im Tode iſt der König nicht ſelig, ſondern „höchſtſelig", und ruht nicht im Grabe, ſondern „in Gott." Wie würde ein Profeſſor der Beredtſamkeit den „höchſtſeligen König" nennen? doch ohne Zweifel Divum Augustum; und der lebende Gott iſt die Majeſtät. Dieſe Terminologie iſt bekannt, und es iſt erlaubt, den royaliſtiſchen Cultus ſeine Conſequenzen ziehen zu laſſen.

Der König, dem „Alles anheimgeſtellt wird," gleichviel ob es möglich iſt oder nicht, iſt abſolut, er iſt der „Staats-Gott." Der conſtitutionelle Fürſt hingegen und das Staatsoberhaupt des Landrechtes ſind Functionäre, keine Götter. Weder nach dem Landrecht, noch nach den Landesgrundgeſetzen in Preußen, ſondern nur nach der royaliſtiſchen Doctrin einer nicht übermäßig ſtarken Partei iſt der **König** der „Staatsgott;“ nicht nach den deutſchen Conſtitutionen, ſondern nur nach den „geheimen Conferenzbeſchlüſſen“ unbefugter Diplomaten und nach ähnlichen ſehr zweifelhaften Actenſtücken iſt es der Fürſt in irgend einem conſtitutionellen deutſchen Lande.

Mit meiner Characteriſtik zeichnete ich alſo nur eine Doctrin, und zwar eine Doctrin, die den Geſetzen zum Trotz ſich aufdrängt, nicht die Geſetze, die unter ihr leiden, ignorirt und abgeſchafft werden, und am Allerwenigſten die Landesgrundgeſetze in Preußen greiſe ich an; ihre vollſtändige Erfüllung würde ich vielmehr für eine vortreffliche Sache halten. Aber ich klage nicht den Herrn Staatsanwalt, ich klage das deutſche Volk darüber an, daß es ſeine Verfaſſungsgeſetze nicht realiſirt; meine alſo, wenn der Herr von Lüderitz über dem „monarchiſchen Princip“ alle wirklich exiſtirenden Verfaſſungsgeſetze vergißt, ſo iſt das nur zum 15ten Millionen-Theil ſeine Schuld.

Dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem royaliſtiſchen Staatsgotte, hat es mit dem „Götzen, dem ſich der Militärſtaat zum Opfer bringt.“ Die ganze Unterſuchung, aus welcher dieſe Stelle angeführt wird, iſt eine principielle, und wiederum nicht ein poſitives Geſetz, ſondern ein Syſtem greiſe ich an. Ich halte das Militärweſen für unvereinbar mit der menſchlichen Verfaſſung friedlich verbundener freier Völker. Der Gott des Militärcultus iſt mir ein fremder Gott, ein Götze. Freilich iſt das

Militär „eine Anordnung im Staate," aber was die Noth gebietet, wie die Bewaffnung, kann der Menſch bedauern und dennoch thun. So hören wir große Feldherren die Kriege bedauern, die ſie führen mußten. Warum? Weil ſie das inhumane Princip des Krieges verwarfen. Der Herr Staatsanwalt kahn überzeugt ſein, daß ich im Nothfall in meiner Compagnie fechten werde, wie ein Anderer, ohne daß ich darum meine Anſicht von der Sache ändere. „Noth bricht Eiſen!" eine andere Vertheidigung des Militärs und des Krieges kenne ich nicht.

Die übrigen Vorwürfe fallen noch viel weniger unter die Vergehen gegen die Landesgeſetze. Der Herr Staatsanwalt drückt nur ſein Mißfallen darüber aus, daß ich nicht Royaliſt und nicht Patriot in ſeinem Sinne ſei. Es kränkt ihn, daß ich Deutſchland ein „Gefängniß" nenne und in dem Wolkenhund, der in dem feurigen Krater des Abendhimmels verſinkt, „das Symbol unſeres Hundethums" verſinken ſehe. Der Eine wünſcht, daß unſer Hundethum untergehe, der Andre wünſcht es conſervirt zu ſehn. Das iſt Geſchmackſache.

Eben ſo unverfänglich iſt meine Anſicht: „Die Mulatten auf Hayti, die ſich excludirt fühlten (als die Weißen frei wurden) verlangten überhaupt politiſche Rechte. Sie waren nur bürgerlich frei, wie jetzt die Preußen." Warum ſoll ich „die bürgerliche Freiheit der Preußen nicht mit jener bürgerlichen Freiheit der Mulatten vergleichen?" Ich ſage nicht, daß die Preußen gelb ſind. Oder iſt der Herr Staatsanwalt empfindlich darüber, daß die Mulatten ſchon vor 50 Jahren das verlangten, was jetzt erſt die Preußen erſtreben: politiſche Rechte? Bin ich dafür verantwortlich? Eher iſt es der Herr Staatsanwalt, der die Conſtitutionsfrage in ſeinem Vaterlande hätte beſſer fördern ſollen. Ich habe zu meiner Zeit gethan, was ich vermochte. Aber vielleicht ſind wir, wie ich ſchon oben bemerkt, Beide gleich unſchuldig. Der Ehrgeiz, die Intelligenz, der dreißigjährige Friede, die Times, die Débats, die Landtage, die Städte, das Beiſpiel Frankreichs und Englands, der eigene Untergang im Jahre 1806 — Alles war umſonſt. Und der Herr Staatsanwalt will mir einen Vorwurf daraus machen, daß den Preußen noch immer die politiſchen Rechte, die Reichsverfaſſung, die Jury und die Preßfreiheit fehlt? Denn einen andern Sinn hat mein Vergleich der „bürgerlichen Freiheit der Mulatten und der Preußen" nicht. Endlich ſind meine republikaniſchen Sympathien nicht gegen die Landesgeſetze. Geſetzlich gehört Preußen ſelbſt ſchon unter die conſtitutionellen Staaten, factiſch ſind ſeine Städte republicaniſch organiſirt, und es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß freie Staatsverfaſſung und Republik ein und daſſelbe iſt, wie denn Jedermann England für eine Republik erklären wird, unbeſchadet der Rechte Ihrer huldreichen Majeſtät.

Herr Präſident, hochgeachtete Herren, ſind die Gründe, die der Herr Staatsanwalt angiebt, die wahren Gründe für das Verbot meiner Schrift, ſo habe ich gezeigt, daß ſie nichtig ſind.

Iſt aber nicht das Geſetzwidrige, ſondern das Mißfällige, das Unpatriotiſche, der Humanismus, die ſorgfältige Form, welche ich den freien Principien zu geben ſuchte, der Grund für die Unterdrückung meines Buches; dann, meine Herren, trag' ich ſelbſt darauf an, es verdient es, und ich verlange kein beſſeres Zeugniß ſeines Werthes, als ein Verbot von Ihnen aus ſolchen Gründen.

A. Ruge.

---

2. Brief.

Ueber den „**Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin von Wilhelm Schulz**“ an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten.

Meine Drohung geht in Erfüllung, verehrte Frau. Ihr Herr Gemahl hat ſich an einem neuen Hochverrath betheiligt, an dem Hochverrath gegen die Philoſophie und, wie ſich von ſelbſt verſteht, Sie noch einmal in ſein Schickſal verwickelt; ich drohte ihm dafür mit einem Sendſchreiben und ſchreibe jetzt nicht nur an ihn, ſondern auch noch an Sie. Sie haben ihn nicht gewarnt, im Gegentheil, Sie muntern ihn auf; Sie können ihn alſo auch diesmal nicht befrein; und ich eile Ihre Stelle einzunehmen, um, wenn es möglich iſt, ihn aus einer noch viel ſchlimmern Feſſel, als der äußerlichen, aus den Ketten ſeines verſtockten Herzens zu befrein. Soll ich nun ſagen, auch Ihr ſchönes Herz wäre verſtockt? Nein! die Damen haben das Recht Feinde der Philoſophie, fromm und gläubig zu ſein. Hab' ich Ihnen nicht geſtanden, wie mich die betende Albaneſerin, die der Maler Zeller mit aus Rom gebracht, entzückt hat? Ich ſtelle mir vor, daß ein ſchönes Mädchen, wie dies gemalte, mitten unter uns in aller Unſchuld ehrlich glaubt und ehrlich betet. Ein frommes Gretchen, vortrefflich! Ein frommer Fauſt, ein Unſinn!

Sind alle Männer Fauſte? fragen Sie mich. Sind alle Mädchen Gretchen? antwort' ich Ihnen. Aber der Fauſt iſt nicht umſonſt vor vielen Jahren geſchrieben und die Nachfolger Göthe's ſind ihm verpflichtet; und Ihr Herr Gemahl ſollte ſich neben dem Brutus, auch den Fauſt in den Kopf ſetzen. Er kämpft für die Freiheit und gegen die Cäſaren, er hat den Degen gegen Napoleon geführt; jetzt aber, ſo lang' er die Feder führt, muß er für die Freiheit in jedem Sinne kämpfen. Um uns, die wir die Philoſophie auf die Fahne der Zeit weben, verſchrieben zu ſein, braucht er ſeine Adern nicht zu öffnen, er braucht keinen Pakt zu machen, er braucht nur geſchrieben zu haben, wie er gethan, in ſeinem und in keines Andern Namen. Darum iſt er der Philoſophie verantwortlich.

Doch will ich es Ihnen anvertrauen, daß ich bei alledem Ihren Briefwechſel mit großem Intereſſe geleſen habe. Freilich weiß man es vorher, daß er davon kommt, aber bis auf den letzten Augenblick wartet man ängſtlich darauf, daß es gelingt. Beinahe hätte es einmal der Nachbar gehört und dann wieder der Sergeant vor der Zeit das loſe Gitter zerbrochen. Endlich, nachdem uns Odyſſeus die Kämpfe und Fahrten geſchildert, die er gegen und für die teutſche Freiheit vor Olims Zeiten beſtanden, nachdem er uns gründlich und weiſe, immer mit ſeinen gewohnten Hieben gegen die nichtgeleſenen Philoſophen, über das Lächerliche belehrt und dann ſelbſt, ein praktiſcher Philoſoph, faſt zu viel Humor in ſeiner Klauſe entwickelt — endlich ſchlägt er Feuer vor Ihrem Fenſter; alle Fenſter, Mauern, Gräben und Wälle ſind paſſirt und Sie tragen ihn im Strickbeutel über den Rhein.

Man hätte Urſach zu glauben, dieſe Erfahrungen, ſelbſt dieſes Glück würde ihn von der deutſchen Einheit und von den Deviſen des Freiheitskrieges, die ihn alle drei nur in die Dinte gebracht, kuriren. Nein! Ein Deutſcher iſt unverwüſtlich. Er reagirt ſelber mit gegen die Philoſophie und predigt dagegen Religion und Poeſie. Als wenn es eine Religion und eine Poeſie geben könnte ohne die radikalſte Philoſophie, ſobald man nicht Mondkälber verehren und Mährchen für ewige Dichtung hinnehmen will.

Erlauben Sie mir daher, verehrte Freundin, daß ich ihm zuſetze und ihn herumzuwenden ſuche, wo er von unſerm gemeinſamen Princip, der Freiheit, abfällt. Wir aber wollen uns das Göttliche und das Unſterbliche in einen Vers bringen. Ich weiß, Sie halten etwas darauf.

Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht.

Das Unſterbliche.

„Eins iſt allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich“?
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte dir minder, als Thaten, geläufig; ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben;
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

Und nun komm ich zu Ihnen, Sie neuaufgelegter Hochverräther! Ich verhafte Sie im Namen Sr. Majeſtät, des alten Hegel und klage gegen Sie wegen beleidigter Philoſophie. Die Haft, in die ich Sie nehme, iſt aber nur die Haft Ihrer eignen Vernunft und die Strafe ſoll nichts anders ſein, als die Anwendung Ihrer eignen Abſicht auf Ihre abfälligen Thaten.

Wenn man Ihr Buch aus der Hand legt, ſo muß man geſtehn: es iſt nicht zweifelhaft, daß Sie überall die Freiheit wollen, es iſt aber eben ſo gewiß, daß Sie oft genug gegen ſie verſtoßen. ſie wollen den Liberalismus und Rationalismus definitiv. Sie widerſetzen ſich alſo der Bildung, die hinter dem Rücken des Liberalismus und Rationalismus vor ſich gegangen iſt, und halten die Hegel'ſche Philoſophie und ihre Ausbildung für eine Kalamität, ja, nicht einmal das, ſondern für eine ſehr ohnmächtige Schulweisheit. Sie polemiſiren daher, wie früher Börne und Menzel, gegen Hegel und die Philoſophie, die er angeregt, und machen dem gegenüber, das „Volk" und das „Leben" zum Princip. Sie vergeſſen, wohin Menzel gekommen iſt; Sie bedenken nicht, daß Börne jetzt entweder ganz anders denken, oder ebenfalls in die Reaktion gerathen müßte, wozu er allerdings mit ſeiner Vertheidigung der poſitiven Religion den beſten Anfang gemacht hatte. Dennoch iſt es richtig, Börne meinte mit der Religion, was Sie ebenfalls damit meinen, die Gemüthsbewegung des Volks für eine große allgemeine Angelegenheit; Sie prophezeihen der Freiheit nicht eher Erfolg, als bis ſie wieder, wie in den Freiheitskriegen, religiös wird. Richtig verſtanden, iſt dies richtig. Religion und Poeſie ſind Ihnen urkräftige Bewegungen. Philoſophie eine ſpätere Reflexion; Sie legen auf den Impuls und auf das Geniale ein großes Gewicht. Warum ſollten Sie es nicht thun?

Wenn Sie nun mit der Religion eine richtige Abſicht haben können, ſo iſt es auch mit dem „Volk" und dem „Leben" der Fall. Ein Politiker kann nur mit dem Volk, wie er es vorfindet, operiren, er muß ſein Vorurtheil ſo gut, als ſein Urtheil in Anſchlag bringen. Und die Schule korrigirt ſich durch das „Leben"; im Leben ſetzt ſich die Schule fort, und die Welt iſt weiſer, als der Weltweiſe, denn ſie enthält ja auch ſeine Nachfolger, die ihn überſehn. Aber weder Religion, noch Volk, noch Leben hätte einen menſchlichen Werth ohne Philoſophie, und keins wäre im Stande für ſich die Freiheit zu Wege zu bringen. Die Schweizer Urkantone enthalten einen wohlgebauten, noblen Menſchenſchlag, ſie haben Religion im Ueberfluß, ein Volksregiment und ein Volksleben, wie es wenigſtens der Form nach nicht demokratiſcher ſein kann; aber es fehlt ihnen die wiſſenſchaftliche, die philoſophiſche, die eigentlich menſchliche Bewegung, darum iſt ihre Religion, ihr Leben und ihre Demokratie nichts werth, nichts als eine Rohheit. Was wäre auch das für ein Forſcher, der bei der Weisheit des alltäglichen Lebens ſteh'n bliebe? was für ein Politiker, der ſich mit dem Zuſtande des Volks, mit dem status quo ſeiner Bildung zufrieden gäbe? Welch' eine Freiheit endlich, die mit der religiöſen Gemüthsbewegung für das höchſte Gut identiſch bliebe und nicht zu einer tieferen Auffaſſung des Idealen fortſchritte, nicht von Zeit zu Zeit eine ganz neue Einrichtung auf dem Grunde einer neuen Gedankenwelt vornähme?

Die Ausdrücke Leben, Volk und Religion müßten Sie als Formen und Gefäße der Einen Freiheit und die Freiheit nie ohne Philoſophie oder wiſſenſchaftlich durchgearbeitete Vernunft denken. Sie unterlaſſen nicht nur, dieſen Zuſammenhang nachzuweiſen, ſie dringen ſogar auf die Trennung und polemiſiren gegen „die Schulphiloſophie", d. h. gegen die Schulung Ihrer

„Religion“, Ihres „Volks“ und Ihres „Lebens“ in der Philoſophie.

Es begegnet Ihnen daher, daß Sie mit der Rohheit des Volks gegen die Philoſophie zu Felde ziehen, ja, daß Sie ſogar die franzöſiſche Reſtauration des Katholizismus in der Ordnung finden, und alſo unter Religion ganz einfach Rohheit und Aberglauben, Kirche und Pfaffenthum verſtehn. Sie glauben, ich thu' Ihnen Unrecht? Schlagen Sie Ihren Briefwechſel S. 318 auf und leſen Sie:

Nachdem Sie erzählt, wie die Soldaten verſchiedener Konfeſſionen Anm. 13 und 15 ſich aufgezogen, fahren Sie fort: „ſolche Plänkeleien greifen jedoch nie den Kern der religiöſen Ueberzeugungen im Volk an. Die negative Schulweisheit wird es nie dermaßen auf den Kopf ſtellen, daß ihm bei dieſer Operation die Ueberzeugungen vom Daſeyn eines höheren ordnenden und geſetzgebenden Weſens in den Dreck fallen, während es eine Weltordnung vor Augen ſieht; am wenigſten wird es ſich einreden laſſen, daß der Menſch aus dem unbeſtimmten Gedankenſchleim eines ſogenannten bewußtloſen Geiſtes herausgekrochen ſei.

Davon überzeugt man ſich leicht, wenn man das Volk in *ſeiner* Weiſe über die höchſten Dinge ernſtlich philoſophiren hört. Vielleicht kennſt Du jene Anekdote von zwei Mainzer Schiffleuten, wovon der Eine Atheiſt war, der andere das Daſein Gottes vertheidigte? Sie fuhren eines Abends auf dem Rhein. „Siehſt du da oben den Mond und die Sterne?“ fragte der Vertheidiger. „Ja,“ antwortete der Atheiſt. „Ei nun,“ rief Jener im theologiſchen Eifer, „ſind denn die dahin ge- . . . . ?!“ Die leidige Prüderie der Mode verbietet mir zwar, das Schlagwort des Mannes im Briefe an eine Dame zu wiederholen. Du wirſt indeß ſchon merken, daß dieſer energiſche Widerſacher der negativen Philoſophie vom pictum non est cacatum in ſeiner Weiſe Gebrauch gemacht hatte. Das iſt die Philoſophie des Volks. Freilich erhebt es ſich nie in's Nichts des „reinen Denkens,“ ſondern treibt ſich immer nur in der „ſchlechten Vorſtellung“ herum. Aber dabei wird es ſein Bewenden haben. — Das Volk mag ſich wohl ſtoßweiſe gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat ſogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über den Haufen gerannt; aber da es ſich nüchtern geſprungen, ſtand es wieder auf **dem Boden** der Religion, um die **Kultur** im **Kultus** von neuem zu beginnen.“

Iſt es möglich? So tief ſteckt Ihnen der Pfaff im Leibe! Sie gerathen in Widerſpruch mit Sich ſelbſt. Und ſelbſt in der angeführten Stelle, worin das Lob der Rohheit und der Reaktion eben nicht am beſten riecht; ſprechen Sie in einem Athem von der Hartnäckigkeit des Volks im Feſthalten der Vernunft, wie Sie ſie wünſchen, und der Unvernunft, die Sie entſchieden verwerfen. Sie denken es ſich als etwas Vernünftiges, daß das Volk bei dem moſaiſchen Glauben von der Welt- und Menſchenſchöpfung bleibt, und den neuen Beweis dafür, daß die Sterne nicht ge.... wären, hal- Sie für eine Volksphiloſophie von der beſten Art. Dagegen können Sie nach dem übrigen Inhalt Ihres Briefwechſels das Feſthalten der Franzoſen am Katholizismus nur unvernünftig finden. Sie ſind Proteſtant und haben den Erfolg der Philoſophie erlebt, daß aller Glaube bis auf den an Gott und Unſterblichkeit, für die Sie Ihre Lanzen fortdauernd brechen, in Aufklärung verſchwunden iſt. Warum triumphiren Sie alſo über die Wiederherſtellung des Katholizismus in Frankreich? Weil Ihnen im Allgemeinen die religiöſe Reaktion behagt, obgleich Sie im beſondern kein Freund des 6. September in Zürich ſind. Ueber die Wiederherſtellung des alten Kulturbodens im franzöſiſchen Kultus möchten Sie ſich aber doch bedeutend irren. Leſen Sie den Schluß von Eugene Buret über die arbeitenden Klaſſen in Frankreich und England, leſen Sie die offiziellen Berichte über die Einrichtung des „Werks des heiligen Franz Xaver“, leſen Sie die franzöſiſchen Journale, ſo oft die Angelegenheit des Kultus, was nur ſelten der Fall iſt, zur Sprache kommt, und Sie werden finden, daß in Frankreich die untern Klaſſen, d. h. die Maſſen, die Kirchen nicht beſuchen und namentlich in den großen Städten nicht ſo ohne Weiteres zur „Kultur des alten Kultus“ zurückgekehrt ſind.

Wundern könnte man ſich, daß Sie die Deutſchen wie man eine Hand umwendet, mit der „Volksphiloſophie“ des poſitiven Sternſch. . . . rs beglücken, da wir doch nicht erfahren, daß der Atheiſt im Schiffe auf dem Rhein nun überzeugt worden ſei. Sie laſſen ihn nur zugeben, daß er die Sterne ſieht und das Schifferargument ſcheint ſtärker auf Sie, als auf ihn gewirkt zu haben. Wenigſtens kann ich Ihnen eine Geſchichte, auch von zwei Schiffleuten auf dem Rhein, auch bei Mainz, (vielleicht waren es dieſelben) erzählen, die ganz umgekehrt ausfällt. Alſo: Zwei Mainzer Schiffleute fuhren einmal auf dem Rhein. Der Wind kam auf und ſtieß ihr Boot um; der Eine hielt ſich, der andere ſchien verloren. Da rief ihm der Gerettete zu: Johann, bet' zu Gott! — „I hunn's Seil", antwortete Johann, der augenblicklich berechnet hatte, daß er beſſer thäte, ſich unter dieſen Umſtänden an das Seil, als an die Metaphyſik zu halten. Sie ſehn, es fahren nach Ihren und nach meinen Nachrichten immer zwei Gegner in Metaphyſicis auf dem Rhein, und es ſcheint, daß abwechſelnd der Gläubige und der Ungläubige Recht hat. Welches iſt alſo die Volksphiloſophie? Aber Sie haben ſich vorzugsweiſe damit beſchäftigt; ich gebe Ihnen diejenige zu, welche Sie wählen. Wenn Sie aber mit dieſer *Volks*philoſophie die *Schul*philoſophie zu widerlegen gedenken, ſo reſtituir' ich nur das von Ihnen herumgedrehte Dictum: cacatum non est pictum.

Sie wiſſen dies recht gut; aber es ſchreckt Sie nicht ab. Sie ſind ein Freund des einfältigen Glaubens und ein Feind der neunklugen Freunde der Weisheit. Sie machen alle Sterbliche unſterblich und werfen die wahrhaft Unſterblichen in's Narrenhaus. Sie glauben an das Volk, wie es Gott geſchaffen hat; und an Hegel und Ariſtoteles, an Plato und Voltaire glauben Sie nicht. Sie könnten Voltaire und Plato wegen des Weltbaumeiſters und wegen der Unſterblichkeit für ſich citiren und wenn nicht den Heiden Ariſtoteles, doch den göttlichen Hegel, wo er das Chriſtenthum rechtfertigt; aber Sie thun es nicht. Sie rufen aus: Hebet euch von mir, ihr Philoſophen, ihr Schulfüchſe, die ihr keinen Einfluß auf das Volk habt! Das Volk glaubt doch an ſeine Pfaffen, es hat ſie in Frankreich wiederhergeſtellt.

„Das Volk, ſagen Sie, wenn es die Weltordnung vor Augen ſähe, werde immer an ein höheres, ordnendes, geſetzgebendes Weſen denken.“ Natürlich, ſo lange das Volk nur in der theologiſchen Welterklärung unterrichtet wird. Aber Sie für Ihre Perſon wiſſen doch, daß dieſe eben gar nichts erklärt. Sie haben die unerklärliche Weltordnung vor Augen und Sie erklären ſie durch den unerklärlichen Weltordner. Sind Sie das Unerklärliche nun los geworden? Sie haben in Ihrer abſtrakten, negativen, alle wiſſenſchaftliche Welterklärung negirenden Katechismusphiloſophie von der reellen Erklärung der Welt abſtrahirt, um dann eine göttliche Perſon zu ſtatuiren, von deren Erklärung Sie wiederum von vornherein abſtrahiren müſſen, weil ſie unbegreiflich iſt. Was haben Sie alſo gewonnen? Sie ſehn von der Welt weg und ſehn auf Gott hin; nun aber ſehn Sie erſt recht in die Sonne, an der Sie vor lauter Licht gar nichts ſehn. Und dies Verfahren, das Unerklärliche durch ein abſolut Unerklärliches verſtändlich zu machen, finden Sie darum vernünftig, weil es durch die Herrſchaft der Theologen über den Volksverſtand unauslöſchliche Tradition geworden iſt? Eben ſo klug ſind die Indier, welche die Welt, damit ſie nicht in's Bodenloſe falle, auf dem Rücken eines Elephanten ruhen laſſen. Von der Erklärung, wie der Elephant ſich denn nun halte, abſtrahiren dieſe Volksphiloſophen, wie Sie von der Erklärung, wie Ihr Schöpfer entſtanden ſei, ja, wie er wirke, da gegenwärtig nachdem die Natur einmal im Zuge iſt, offenbar nichts mehr für ihn zu thun übrig iſt.

Dann kommen Sie auf Ihren Skrupel zurück, den Sie ſchon wiederholt mit großem Eifer ausgeſprochen haben, „der bewußte Menſch könne nicht aus dem Unbewußten hervorgehn, das Bewußtloſe nicht in's Bewußtſein überſchnappen.“ Sie überſetzen ſich die Schwierigkeit, den Menſchen aus der Natur entſpringen zu laſſen in einen Ausdruck, der Ihnen abſurd genug ſcheint, um durch ſeine bloße Erſcheinung alle Welt zu bekehren. Menzel ſagte einmal, Hegel habe ſich, den Profeſſor im ſchwarzen Frack, auf ſeinem Katheder für Gott erklärt. Menzel glaubte ohne Zweifel, nun hätte er dieſen Verrückten vernichtet. Es iſt ſo ziemlich umgekehrt gekommen; aber Menzels Beiſpiel hat Sie nicht abgeſchreckt, den Satz zu fabriziren, die Philoſophen dächten: „daß der Menſch aus dem unbewußten Gedankenſchleim eines ſogenannten bewußtloſen Geiſtes herausgekrochen ſei.“ So denkt niemand, als Sie ganz allein.

Aber, wie Menzel ſich darauf verließ, daß ſein Gott für Hegel's Frack und Katheder zu groß ſein werde, ſo haben auch Sie Ihren ſiegsgewiſſen Hintergedanken. Sie denken „Gott hat nothwendig die beiden erſten Menſchen gemacht, erſt nachher läuft auch dies Stück Natur in ſeinem eignen Geleiſe von ſelbſt fort.“ Aber iſt denn die Philoſophie eine Kosmogonie? Wenn Sie ſich die Frage aufwerfen: iſt der Menſch überhaupt einmal nicht geweſen und dann entſtanden? Wann, wie und wo iſt er entſtanden? Und wenn Sie damit den Urſprung des Menſchengeſchlechts meinen; ſo begreift ſich leicht, daß die Frage eine empiriſche (wenn auch nicht, wie Sie feuriger ſagen würden eine „empyriſche“) iſt. Meinen Sie dagegen die Entſtehung des Bewußtſeins in jedem Einzelnen von uns, ſo iſt Ihnen leicht zu beweiſen, daß alles Bewußtſein aus dem Bewußtloſen entſpringt. Wer ſich einer Sache bewußt wird, muß nothwendig vorher derſelben ſich nicht bewußt geweſen ſein. Daß aber das Bewußtſein nicht im Allgemeinen, ſondern immer nur im ſpeziellen

Fall entſtehen kann, werden Sie zugeben. Eben ſo die Natur nimmt am Bewußtſein nur Theil, indem ſie in den Organismus des Menſchen aufgelöſt wird. So wirkt ſie aber auch entſchieden, als Leben- und als Tod-gebend, als Nahrung und als Gift. Dieſe Frage überſieht die Philoſophie, und ſie iſt empiriſch kein Problem mehr. Die empiriſchen Probleme dagegen ſind noch nicht reif zu philoſophiſchen Löſungen. Nicht über problematiſche Thatſachen, erſt über bekannte kann ich philoſophiren. Erſt was wir kennen können wir erkennen oder begreifen.

Wollen Sie alſo etwas über den Urſprung des Menſchengeſchlechts, über die Möglichkeit eines Anfangs der Menſchenwelt, über die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie einmal wirklich auf unſerm Planeten angefangen habe oder umgekehrt über die Wahrſcheinlichkeit, daß die Menſchen mit der Erde nothwendig gegeben ſeien, wiſſen; ſo müſſen Sie die Phyſiker, die Naturforſcher, die Geologen, die ſich um die Geſchichte der Erde oder gar des Kosmos bemühen, fragen; der Philoſophie würden Sie mit Unrecht ſolche Fragen nach Thatſachen ſtellen.

Worin liegt nun Ihr Fehler? Offenbar darin, daß Sie ſich zutrauen, ein Problem der empiriſchen Wiſſenſchaft durch Ihre theologiſche Vorſtellung und durch die ebenfalls theologiſche Vorſtellung, die das Volk „in ſeiner Weiſe" von der Sache hat und die Sie ganz richtig im Weſentlichen mit der Ihrigen identiſch finden, zu löſen. Aber erledigt denn Ihre und des Volkes Vorſtellung die Sache? Iſt es eine Erklärung, wenn der ſelbſtbewußte Menſch von dem ſelbſtbewußten Gott gemacht iſt? Bringt dies Sie und das Volk nicht vielmehr immer wieder auf den indiſchen Elephanten? Denn wer hat den ſelbſtbewußten Gott gemacht? Und iſt es leichter, daß ein ſelbſtbewußter Gott, als daß Alles wird, wie wir es werden ſehn? Iſt es nicht tauſendmal leichter zu begreifen, daß Alles mögliche iſt, als daß eben im Anfange gar nichts iſt und dann plötzlich Alles zum Vorſchein kommt? Iſt Ihnen der Anfang geläufig zu begreifen? und wenn er es nicht iſt, warum laſſen Sie ſich von ihm chikaniren? Iſt es jetzt nicht leichter zu begreifen, daß die Himmelskörper frei im Aether ſchwimmen, ſich um ſich und um einander wälzen, als daß der Elephant ſie trägt?

Sobald Sie ſich alle dieſe Fragen vorgelegt haben, werden Sie auf Ihre hochmüthige, religiöſe, volksphiloſophiſche, proktophantaſtiſche Erklärung verzichten und, wie jeder kultivirte Menſch, das Problematiſche problematiſch nennen — und wenn tauſend Theologen es erklärt hätten, — bis die Wiſſenſchaft darüber entſcheidet, wie über den welttragenden Elephanten, den himmelſtützenden Atlas und den unteren Hades.

Was haben Sie alſo mit dem Kern der religiöſen Volksmeinung vertheidigt? Nichts anders, als die Zähigkeit des Volks bei ſeinen Vorurtheilen zu bleiben, wenn es nämlich immer von neuem darin eingeſchult wird. Wären nicht ſo viel unwiſſende Obſkuranten Volkslehrer, das Volk würde bald vernünftig denken; denn es iſt leichter vernünftig, als unvernünftig denken. Wo liegt alſo die Schwierigkeit, die Bildung allgemein zu machen? In der Unwiſſenheit der Pfaffen. Und Sie wollen ſich dafür ereifern, daß dieſe Schwierigkeit beſtehen ſoll? Ich glaube es nicht. Mit ihrem Hohn alſo gegen die wiſſenſchaftliche Philoſophie im Namen der „Volksphiloſophie“ — ſagen wir einfach der Pfaffenlehre —

ſind Sie nicht in den rechten Ton gefallen; denn wer wird über eine miſerabele Geſchichte triumphiren?

Wenn ſich das Volk für ſeine Vorurtheile begeiſtert, und wären es auch die Dogmen des Rationalismus, ſo iſt dieſe Religion nicht beſſer, als die des Bauern, der ſein Scheit Holz zu Huſſens Richtſtätte ſchleppt.

Wenn ſich dagegen das Volk für die Freiheit, für eine große Zeitfrage begeiſtert, ſo iſt das ein förderlicher Aufſchwung: die befreienden Gedanken ſind in die Köpfe der Menge gekommen. Das Volk muß für ſeine Bildung, nicht für ſeine Dummheit Partei ergreifen, wenn es zu etwas Gutem kommen ſoll.

Folgt das Volk ſeinem dummen Inſtinkt und dem Antrieb der Pfaffen, ſo erfolgt eine Bewegung, wie die Zürcher vom 6. Sept. 1839; folgt es ſeinem noblen Inſtinkt und dem Antriebe der Philoſophie, ſo erfolgt eine Bewegung, wie die großen franzöſiſchen Befreiungen.

So richtig alſo Ihre Meinung iſt, die Freiheit müſſe zur Volksreligion werden; ſo gefährlich iſt Ihr Eifer für veraltete Vorurtheile und für religiöſe Dogmen.

Ich habe Ihnen nun widerſprochen, ich theile Ihren Glauben nicht; habe ich Ihnen darum „Atheismus“ gepredigt? Nein, ich predige überhaupt nicht, und am allerwenigſten würde ich von einem atheiſtiſchen Dogma erwarten, da ich gegen das Dogma überhaupt bin. Mich kümmert die theologiſche Kontroverſe gar nicht, eben ſo wenig der theologiſche Schimpfname. Ich habe das Recht darüber hinaus zu ſein, da unſere ganze klaſſiſche Literatur, namentlich unſere größten Dichter, da die Naturforſcher, wie z. B. Humboldt in ſeinem Kosmos, da alle Philoſophie ſchlechthin über den beſchränkten Standpunkt des Glaubens hinaus iſt. Der Vorwurf des „Atheismus" iſt ein bornirtes theologiſches Schimpfwort, unter aller Würde der Wiſſenſchaft und Humanität. Und eben darum iſt Ihre Lehre ſo gefährlich, weil Sie aus dem Glauben, welcher es auch ſei, eine Gewiſſens-, eine Staats- und eine Polizeiſache machen, weil ſie Vernunft und Wiſſenſchaft verachten und aus Glaubens- und Gewiſſensrückſicht zu verbieten im Stande wären. Die Theorie iſt aber ſchlechthin anarchiſch und muß über alle Polizei, auch über die Glaubenspolizei erhaben ſein.

Ihnen zu zeigen, daß Sie den „Glauben und ſeine Satzungen" in unſerer Zeit nicht mehr zum Princip machen dürfen, daß vielmehr Wiſſenſchaft und Philoſophie unſere Zeitgenoſſen befreien und bewegen müſſe, war der Mühe werth. Ein Schriftſteller iſt dem Zeitgeiſt verantwortlich und Ihnen darf man zugeſtehen, daß Sie mit vielen andern Schriftſtellern eine ausgebreitete Anſicht vertreten, nämlich den Liberalismus, der alle Probleme der Freiheit unabhängig von der neueſten Philoſophie und Wiſſenſchaft zu löſen denkt, und daher immer geneigt iſt, alles was über dieſem Horizonte liegt, gleich den ärgſten Obſkuranten, mit Holla und Huſſa zu verfolgen. Ich hab' es erlebt, daß ein Advokat in Dresden, der ſich für ſehr liberal hält, mit dem Fuß auf die „5 Wälzer der deutſchen Jahrbücher" wies, „die er nicht geleſen hätte" und auf ihre Unterdrückung noch nachträglich antrug. Der liberale Fuß dieſes würdigen Mannes ſteht allen denen zu Gebote, die einen neuen Bildungsmorgen verſchlafen haben und dann zornig werden, wenn die Sonne ihnen in's Geſicht ſcheint.

Anders wie mit dieſem öffentlichen, dem Partei- und gelegentlich Regierungs-Glauben, iſt es mit dem harmloſen Privatglauben.

Der Unſterblichkeitsglaube hat ſchon mehr dieſen Charakter, denn es iſt klar, daß er weſentlich ein Privatbenefiz iſt. Sie denken z. B. unſterblich zu ſein. Wer ſollte was dagegen haben? Halten Sie ſich in Gottes Namen für den ewigen Juden, denken Sie eine Ausnahme von der Regel zu machen, denken Sie, das Leben jedes Thieres und jeder Pflanze ſei allerdings nur in der Fortzeugung, das des Menſchen dagegen ſei unmittelbar zu erhalten; der Tod wird Sie zeitig genug belehren, daß Sie unter den Lebendigen das Schickſal der Thiere zu erdulden haben, ſo wie Sie, gleich allen andern Körpern, vom Kirchthurm herunter fallen würden, wenn Sie ſich überbögen und Ihrer Schwere überließen. Wenn Sie aber aus dem Gefühl des eignen Werthes die Fortdauer des Lebens ableiten, ſo iſt das zu wenig verlangt, Sie müſſen daraus die Geltung eines geiſtigen Werthes in der Geſchichte der Menſchheit, Sie müſſen den unſterblich fortwirkenden Geiſt daraus ableiten. Die Menſchenwelt hat der Menſch ſich geſchaffen, die Erhaltung und Fortwirkung der Thaten des Einzelnen in ihr, iſt die Unſterblichkeit, die edle Männer ſchon vor der Erfindung des Chriſtenthums gekannt und erſtrebt haben.

Dieſe, die Fortdauer der Werke großer Männer vertheidigen Sie wiederum mit vollem Recht. Sie wollen daher den wahren Sinn des Chriſtenthums retten und verwirklichen. Sie unterſcheiden mit Feuerbach, einem Ihrer Hauptfeinde, das jenſeitige dogmatiſche und das dieſſeitige Chriſtenthum, die Liebe. Richtig verſtanden, iſt das allerdings richtig. Aber Sie irren ſich, wenn Sie dieſe chriſtliche Liebe die Praxis der Freiheit nennen. Es iſt gerade umgekehrt. Die Freiheit iſt die Praxis der Liebe. Denn das allgemeine Wohlwollen, das Prinzip des Humanismus, die Liebe, wird erſt eine Realität, wenn die Welt in Sitte und Geſetz nach ihr konſtituirt und bewegt iſt. Dieſe Form und dieſe Bewegung in derſelben nennen wir die Freiheit. Zu dieſer Aktivität und Praxis iſt das allgemeine Wohlwollen der chriſtlichen Humanität und Liebe nur der innerliche Anfang der Geſinnung.

Dieſen und alle Ihre übrigen Fehler würden Sie vermieden haben, wenn Sie nicht mit der Philoſophie über den Fuß geſpannt wären. So aber, indem Sie ſich von der Schule frei halten wollen, fallen Sie in den Zug einer früheren Richtung, der nicht minder den Charakter einer Schule hat, freilich nur für den Beobachter, der nicht ſelbſt bewußtlos darin verwickelt iſt. Ihre Schule, die ich Ihnen ſo oft vorgehalten habe, erſtreckt ſich bis auf den Stil herunter. Er iſt aus der aufgeklärten, populären Demagogenſchule und da die religiöſe Bonhommie hinzukommt, ſo iſt Claudius und der Erlanger Schubert überall durchzufühlen. Sie ſind der Wandsbecker Bote im Frack und reden einen forcirten Volkston. Zum Beiſpiel: „Wir meinten, daß es Unrecht ſei, wenn Fürſten vom Schweiße des Landes praſſen, oder einzelne Reiche und Vornehme **gar** üppig und ſchwelgeriſch leben könnten, ſo lange noch irgend ein ehrlicher Bürgers- und Bauers**mann** Hunger und Kummer leiden müſſe." Ferner: „mit dem Treiben im Jahr 1832 war's auch noch nicht beſonders weit her. Zwar waren damals von allen großen Mäulern die Schleußen aufgezogen, und der Liberalismus ſpritzte auf gut Glück nach allen Richtungen umher." — Leſen Sie dergleichen ungehobelte, mit Fleiß in die idealiſirte d. h. verderbte Bauernſprache überſetzte Paſſus noch einmal und ſchlagen Sie dann den Wandsbecker Boten und Schubert nach, und Sie werden entdecken, daß Sie eine Schule haben „**gar** altfränkiſch ausſtaffiret, in deren ſtattlich friſirtem Zöpflein Sie zwar wohl 'mit **eitel** Schalkheit im Nacken, jedoch immer, wenn auch in Ihrer Weiſe, **ſattſam** dreſſirt einhergehen." Sie nolens volens Schulfuchs Sie! Noch eine Stelle: „das liberale und radikale und demokratiſche und **ſonſtige** Treiben bleibt **eitel** Pfuſcherei, ſo lange die ſogenannten Vorkämpfer der Volksrechte in Eigendünkel und Eigenwillen jämmerlich zerfahren ſind, ſo lange es die Volksmaſſen noch nicht fühlen und wiſſen, daß ſie den höchſten aller hohen Willen, eines Gottes der Liebe ſelbſt erfüllen, indem ſie ihr menſchliches Recht und ihre Freiheit von großen und kleinen Räubern zurückfordern, ſo lange noch die Begeiſterung für die Freiheit keine religiöſe geworden iſt." — Die Begeiſterung für die Freiheit aus Begeiſterung für die Autorität des höchſten aller freien Willen predigen iſt „eitel Pfuſcherei" in einer „jämmerlich zerfahrenen" und „ſonſtigen" Philoſophie: der Speck dieſes Stils aber, mein verehrter Freund, ſcheint mir ſo ranzig, daß mit ihm das Sauerkraut des lieben deutſchen Vaterlandes wohl nicht gar füglich mehr geſchmelzt werden kann." — Hol' der Teufel Ihren Zopf und ſchreiben Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachſen iſt *). **Arnold Ruge.**

---

*) Herr Schulz machte ſich dieſen Fingerzeig zu nutze und antwortete in einem moderneren Stil in der Augsb. Zeitung.

3. Brief.

An Hrn. Dr. Arnold Ruge, und andere Negative.

Augsb. Zeitg. vom 10. Aug.

Geehrter Herr!

In der „Oppoſition" (Mannh. H. Hoff 1846) haben Sie ſich am „Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin. Mannh., F. Baſſermann 1846" auf Ihre Weiſe kritiſch verſucht, und an meinem Antheil kein großes Gefallen geäußert. Um ſo beſſer. Ich war ſo frei über die hitzigen Anhänger einer flüchtigen Schulweisheit zu lachen, die ſich überall hin negativ verhalten, beſonders gegen die Weisheit ſelbſt. Ich hatte meinen Spaß am Treiben jener Confuſionsthierchen, die aus der Hegelſchen Hinterlaſſenſchaft ausgekrochen ſind, und in ihrem Waſſertropfen die verkehrte Welt ſpielen. Durch das Sonnenmikroscop ſieht man wohl dieſem Schattenſpiel an der Wand behaglich zu, ohne daß man mit Feuer und Schwert dreinfahren möchte; und ohnehin ſind ja die negativen HH. Philoſophen ſo gütig ſich einander ſelbſt aufzufreſſen. Sie aber, der Sie von den Halliſchen Jahrbüchern an die neue Weltgeſchichte datiren, hatten in Ihren „Zwei Jahren in Paris" eine andere Meinung über die erlöſende „Kritik", als ich im „Briefwechſel". Dieſer verhielt ſich alſo zu Ihren „Zwei Jahren", wie die Ohrfeige zu ihrem Object, und es müßte mir leid ſein, wenn Sie das Reiſegeld, das Sie mit auf den Weg erhielten, leichtweg eingeſteckt hätten, ohne nur die poſitiven Ohren Ihres negativen Hauptes zu ſchütteln. Vor allen aber bin ich Ihnen dafür dankbar, daß Sie mich auf dem Wege der „Reaction" ertappten. Alle Welt will nun ſelbſt ſehen, wie weit es mit der leidigen Reaction gekommen und das kann meinem liberalen Verleger und mir nur angenehm ſein.

Das wichtigſte Corpus delicti iſt für Sie mein eigenes Corpus, worin ſich in myſtiſcher Verborgenheit ich weiß nicht in welcher Zelle ein „Pfaff" aufhalten ſoll. Gut! Kommen wir dem wahren Pfaffen auf die Spur. Ich ſagte: „Das Volk mag ſich wohl ſtoßweiſe gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat ſogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über den Haufen gerannt, aber da es ſich nüchtern geſprungen, ſtand es wieder auf dem Boden der Religion um die Cultur im Cultus von neuem zu beginnen." Das heißt für alle, die in Paris das Deutſche nicht verlernt haben: das Volk empört ſich zuweilen gegen Pfafferei und Heuchelei, ohne darum die Religion ſelbſt von ſich zu ſtoßen, wie negative Menſchen in ihrer „Bornirtheit" träumen. Zwar hat es ſogar einmal die Kirche über den Haufen geworfen, aber u. ſ. w. Und von dieſer Stelle aus haben Sie den „Pfaffen" entdeckt? Erlauben Sie, Herr Doctor, von welcher Seite und mit welchem Perſpectiv haben Sie mir in den „Leib" geſehen? Wir andern mit geſunden Augen ſehen bei Ihrem Commentar nichts, als daß auch der Nihilismus ſeine Pfaffen, daß auch die „Kritik" ihre Jeſuiten hat.

Sodann haben Sie mir ſtark „zugeſetzt", weil ich keinen Trauerflor trage, obgleich die Franzoſen nach ihrer Revolution keine Proteſtanten geworden. Sie Schulmeiſter ohne Schüler! Doch Sie werden mir verzeihen. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich bin nicht ſchuld, daß die Franzoſen katholiſch ſind. Sie wollten es nicht anders; ſie haben da wieder angeknüpft, wo ſie abgebrochen hatten. Und bedenken ſie doch auch, es war ja nicht anders möglich. Wie hätten die Franzoſen ſchon ſo aufgeklärt ſein können? *Sie* waren ja damals noch keine „zwei Jahre in Paris.“

Der philoſophiſche Nihilismus und der Communismus ſind die Zwillingsbären, die aller Orten, wo ſie ſich einfreſſen mit ihrer aufdringlichen Volksfreundſchaft die heilige Sache der Befreiung des Volks von Geiſtesdruck und Leibesnoth gefährden und verpfuſchen. Sie ſind kein Anhänger des Communismus. Was hingegen Ihren nihiliſtiſchen Antheil an der Wiſſenſchaft betrifft, ſo konnten Sie zwei Jahre lang bemerken, daß Sie mit *Ihrer* Philoſophie, die Sie ſeltſam genug mit *der* Philoſophie oder mit der *deutſchen* Philoſophie verwechſelten, in Frankreich ſchlechte Geſchäfte gemacht haben. Daß es Ihnen mit den Artigkeiten, die Sie dem deutſchen Volke geſagt, nicht beſſer ging, gab ſich von ſelbſt. Sie kamen dann in die Schweiz, wo man am wenigſten geneigt iſt, ſich von der negativen Weisheit die „Pforten der Vernunft“ öffnen zu laſſen. Man weiß es zu gut, daß durch *dieſe* Pforten die Vernunft ausziehen, und mit klingendem Spiel der Jeſuitismus einziehen würde. So haben Sie nun wirklich das Ziel Ihres Ehrgeizes erreicht. Sie regieren, wo Sie auch ſind, in partibus infidelium.

Was haben Sie auch gethan, ſeit Sie mit der „Anarchie Ihres *theoretiſchen* Geiſtes“ die Romantik aus der Poeſie zu vertreiben ſuchten, um ſie in die Logik einzuführen? Was iſt der Kern Ihrer Wiſſenſchaft? Sie beſteht aus *einer* Ausrufung: „der Menſch ſoll zum Princip gemacht werden!" Völlig einverſtanden. Nur hätten Sie zur Verkündung dieſes Princips nicht nöthig gehabt auf die Welt zu kommen. Eine „Deviſe" für etwaige *künftige* Weisheit haben Sie alſo wohl zu Stande gebracht, aber — weiter nichts. Sie könnten ſie etwa zur Inſchrift auf einem Wirthshausſchilde gebrauchen. Allein wenn der wahrheitsdurſtige Wanderer einkehren wollte, um bei Ihnen Vernunft zu ſchnapſen, er fände nur die leeren Wände, und vor allem — den Wirth ſelbſt nicht zu Hauſe. Können Sie ſich unter dieſen Umſtänden wundern, daß Sie einen Kunden nach dem andern verlieren?

Nicht anders ſteht es mit der Lehre Ihres Freundes *Feuerbach*. Mann braucht nur ſeine „Erläuterungen und Ergänzungen zum Weſen des Chriſtenthums (Leipzig 1846)" zu leſen, um verſichert zu ſein, daß das „*Feuer*", welches das Chriſtenthum verzehren ſollte, durch den nebenfließenden „Bach" ſelbſt glücklich gelöſcht iſt. Seine Lehre iſt freilich auch die Leuchte Ihrer Nacht. Aber ſie iſt der Mond, der dem Chriſtenthum nur noch die Hörner des *letzten* Viertels weiſt, und es iſt natürlich genug, daß bei dem abnehmenden Licht zugleich die Zahl der Mondſüchtigen abnimmt.

Auf was läuft dieſe neue Wiſſenſchaft in Ihrer ganzen Breite hinaus, als auf den grundfalſchen Gedanken: *weil* ſich der Menſch Gott denkt und vorſtellt; iſt Gott *nur* ein Gedanke, *nur* eine Vorſtellung des Menſchen? *Die* Frage aber, ob ſich der Glaube an Gott in Wiſſen verwandeln laſſe, iſt gleichbedeutend mit der: *ob* es nothwendig iſt, für *den* Menſchen, dem der Verſtand *nicht* ſtillſteht, *daß* er ſich Gott als exiſtirend denke? Die Nothwendigkeit des Denkens iſt das Wiſſen, daß Gott ſei. Für die Beantwortung iſt alſo erſt erforderlich, daß der ganze Menſch in ſeiner geiſtigen und ſinnlichen Thätigkeit, und im Verhältniſſe der einen zur andern in's Auge gefaßt werde. Die Philoſophie F.'s iſt aber bis zur Stunde nichts weiter als eine Umgehung der Frage. Da haben wir wieder die leere Tafel, an der nur einige allzu genügſame Gäſte ſitzen, welche die Luft mit Löffeln eſſen, und ſich dann für die ſolide Mahlzeit bedanken. Denn F. macht es gerade ſo wie Sie, oder Sie wie er. Er ſagt: der Menſch ſoll Princip ſein Er ſagt auch: „Gegenwärtig handelt es ſich noch nicht darum, den Menſchen darzuſtellen." (Grundſ. der Philoſophie der Zukunft, S. IV.) Er hat ihn wirklich nicht dargeſtellt. Aber gerade darum gilt es in Lehre und Leben, und bis zu dieſer Darſtellung hat die negative Philoſophie nichts dargeſtellt. Hätte doch F. mit ſeinem eigenen Princip angefangen! Bei dem redlichen Streben, das ihm auch ſeine Gegner nicht abſprechen, hätte er ſchwerlich ſein „Weſen des Chriſtenthums" jemals geſchrieben.

So iſt es aber mit dieſer ganzen himmelſtürmenden Reiterei. Sie haben Mann für Mann den Schwanz ſtatt des Zaumes in der Hand. Und das iſt der Humor davon, daß im geſtreckten Gallop dieſe große philoſophiſche Retirade unter dem Schlachtruf: „Vorwärts!" von ſtatten geht.

Zur Theilnahme an dieſer Blocksbergsparthie hatte ich von jeher um ſo weniger Neigung, als alle Welt deutlich erkannte, daß dort keine Hexenmeiſter beiſammen waren. Mein Weg geht in anderer Richtung. Im

Hinblick auf die Tauſende, welche weiſer als ich und mit gleich redlichem Eifer für Wahrheit und Freiheit den lebendigen Gott verkündeten, im Hinblick auf die Millionen, die im Glauben an ihn die Macht der Begeiſterung, den Muth des Lebens und des Sterbens geſchöpft, habe ich die urewigen Quellen des Menſchengeiſtes, aus welchen dieſer Glaube gefloſſen, in mir ſelbſt zu entdecken geſucht. Nicht blindlings habe ich mich dem Urtheil der Menge unterworfen. Aber ich habe auch jeden Zweifel bezweifelt, der mir aufſtieß, und mit dieſer Skepſis bin ich zu der freudigen Gewißheit gelangt, daß meine weſentliche Ueberzeugung Hand in Hand geht mit dem Glauben des Volks.

Was ich mir in mühevoller geräuſchloſer Arbeit errungen, werde ich wohl ſpäter veröffentlichen. Etwa unter dem Titel:

„Der Fortſchritt von der negativen Schulphiloſophie. Ein anthropologiſcher Beweis vom Aberglauben der Gottesläugnerei und vom Unſinn der Religionsfreſſerei.

Sie ſehen alſo, daß nach meiner Anſicht die gewiſſenhafte Prüfung deſſen was den Inhalt des Volksglaubens bildet, mit der Wiſſenſchaft des Menſchen, alſo gerade da beginnen muß wo Ihre Weisheit ein Ende hat. Ob es mir gelingen wird für die Darſtellung meiner Ueberzeugung die paſſende Form zu finden, weiß ich nicht. Es wird zum Theil davon abhängen, ob mein Stil in dem Grade „veraltet“ iſt wie Ihre Phioſophie. Für alle Fälle dürfen Sie jedoch verſichert ein, daß ich mich vor Phraſen hüten werde die in edem Stil, auch in dem Ihrigen, nur lächerlich ſind, wie etwa: „Wir wollen unſere ganze Geſchichte nicht!“

Vorerſt habe ich anderes zu thun, und ich werde mir Zeit nehmen für meine Aufgabe. Sie können ſich inzwiſchen mit Ihrer „neuen“ Philoſophie an der „neueſten“ verſuchen, welche die „neue“ weit überflügelt hat. Stoff dazu finden Sie übrig genug, z. B. in „Die ſpeculative Idee Gottes und die damit zuſammenhängenden Probleme. Eine kritiſch-dogmatiſche Unterſuchung von Dr. J. U. Wirth. Stuttg. J. G. Cotta'ſche Buchh. 1845.“ Es iſt alſo keine Gefahr im Verzug, und ich bilde mir überhaupt nicht ein, daß es noch meiner Stimme bedürfe. Der ganze lange und langweilig gewordene Hocuspocus der deutſchen negativen Philoſophie geht ohnehin ſeinem Ende ſichtbar entgegen. Und wollen noch muthwillige Thoren dem Glauben allzu nahe treten, der unerſchütterlich feſthält am Vaterlande und an Gott, ſo weiß ihnen das Volk ſelbſt zu reimen: die Schande und den Spott.

Zum Schluſſe noch meinen aufrichtigen Beifall für Ihren in der Hauptſache allerdings überflüſſigen Aufſatz: „Die gegenwärtige deutſche Bewegung. Eine Rettung der Religion.“ Zwar iſt für Sie die Religion auch jetzt noch eine bloſe „Deviſe:“ und wären „Lichtfreunde“ und „Deutſch-Katholiken“ einfältig genug ſich nur zu der von Ihnen „geretteten“ Religion zu bekennen, ſie wären unrettbar verloren. Allein gleichwohl laſſen Sie nach den Erfahrungen Ihrer letzten Jahre die ſchwachen Symptome einer möglichen Heilung gewahren. Sie reden von den religiöſen „Schnurren“ in Deutſchland mit mehr Reſpect, als Sie nach vorliegenden Proben früher gethan haben würden. Nur hätten Sie ſich die „nachträglichen" Luſtſtreiche gegen Gervinus und ſeine „Miſſion der Deutſch-Katholiken" erſparen, Sie hätten die vielen geſchmackloſen Zopfſpäße, die Sie ſich gegen ihn erlaubten, ja nicht in den Mund nehmen ſollen. Damit haben Sie nur gezeigt, daß Ihr Zopf nach der naturgemäß bei Ihnen vorherrſchenden negativen Richtung in den Kopf gewachſen und aus dem böſen Maul wieder herausgewachſen iſt.

Später mehr. Bis dahin — mit aller Achtung für Sie als Menſch und als „Deviſe" Ihr

Hottingen bei Zürich,
4. Auguſt 1846.

Wilh. Schulz.

4. Brief.

An den poſitiven Volksphiloſophen Wilhelm Schulz in Hottingen.

H. H.

Ihre Antwort in der Augsburger Zeitung vom 10. Auguſt auf meinen Brief in der Oppoſition macht Ihrer Frömmigkeit Ehre; und wenn Sie im Eifer für die Religion Ihre philoſophiſche Fähigkeit überſchätzen und den guten Geſchmack beleidigen, indem Sie aus der Sprache des Prieſters in die des Harlekins verfallen, ſo können Sie für ſich anführen, daß noch heiligere Männer, als Sie, im religiöſen Eifer den Verſtand und die Haltung verloren haben s. i. m. p. g. Bei der unterhaltenden Abwechſelung, mit der Sie Poſſen und Salbung vorbringen, verfolgen Sie den guten Zweck, das Daſein Gottes angenehm und volksthümlich in der Augsburger Zeitung zu beweiſen. Es iſt Ihnen gelungen, und kein Orden, keine Fakultät hat mehr zur Ehre Gottes thun können, im Gegentheil, faſt immer ſind dieſe Hochwürdigen ſo ungründlich, das Daſein Gottes vorauszuſetzen. Für den Glauben alſo thun Sie mehr, als man erwarten konnte. Mich dagegen behandeln Sie durchaus ungerecht, wenn Sie einen langen Brief an mich richten, und dennoch meine Exiſtenz in Abrede ſtellen, wenn Sie ſagen, ich hätte durch mein Schreiben an Sie Ihrem Buche, dem Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin, die fehlenden Leſer verſchafft, Ihnen alſo zu der gewünſchten Exiſtenz verholfen, und dann fragen, was ich gethan hätte? Iſt Ihre Exiſtenz nicht etwas Poſitives? Und denken Sie, daß es eine ſo leichte Aufgabe war, einem Buche, wie dem Ihrigen, Leſer zu verſchaffen?

Aber Sie laſſen vermuthen, ich hätte dieſe gute That wider Willen gethan, meine wahre Abſicht dagegen, in Frankreich, in Deutſchland und in der Schweiz, „den Menſchen zum Princip zu machen,“ ſei an allen drei Orten geſcheitert. Glauben Sie das nicht. Zuerſt, was meinen guten Willen betrifft, ſo wünſche ich Ihnen viele und eben ſo aufmerkſame Leſer, als ich einer war, nur freilich kann ich es nicht hindern, daß Ihnen dieſe Aufmerkſamkeit läſtig wird, da Sie ſelbſt noch nicht mit ſich im Reinen ſind, ob Sie ein Pietiſt oder ein Farceur ſein wollen. Sodann giebt es in Frankreich, in Deutſchland und in der Schweiz Männer genug, welche die „Deviſe“ des Humanismus mit mir theilen und mehr damit anzufangen wiſſen, als ſie nach Ihrem Vorſchlage draußen auf das Wirthshausſchild zu ſchreiben um dann drinnen in der Schenke ſich mit dem Volk in den inhumanſten Glaubensphantaſien zu berauſchen, und gegen die Philoſophie zu fanatiſiren. Dieſe Männer werden ſich wundern, daß ein ſo guter Chriſt, wie Sie, nachdem „Chriſtus als wahrer Gott und Menſch" exiſtirt hat, noch nöthig findet, die Exiſtenz Gottes in der Zeitung zu annonciren.

Und ich wundere mich ſelbſt über Sie, der Sie die Religion gründlicher retten wollen, als ich, daß Sie ſo zurückhaltend ſind, nur die Exiſtenz irgend eines Gottes zu verkündigen, während doch ſchon die Millionen Chriſten und Feuerbach, die Sie citiren, uns ſagen, wie Gott exiſtirt, wo er erſchienen iſt, wie er gelebt, geſtorben, gen Himmel gefahren und wieder auf der Welt zu erwarten iſt. Sie wiſſen auch wirklich mehr, als Sie mitgetheilt. Sie erinnern ſich, daß Sie mir einmal offenbart: „Das Univerſum ſei ein Organismus und Gott ſeine Seele!" Ohne Zweifel hat Herr J. U. Wirth, den Sie in Ermangelung anderer Philoſophen zu ſtudiren ſcheinen, Sie in dieſer Vorſtellung noch befeſtigt. Auf die Gefahr hin, ſich mit den „Tauſenden, welche wie Sie ſagen, weiſer ſind, als Sie, und mit den Millionen, die im Glauben an den lebendigen Gott die Macht der Begeiſterung und den Muth des Lebens und Sterbens geſchöpft", zu veruneinigen, hätten Sie doch dieſen Glauben an das Weltthier oder den Weltrieſen mittheilen ſollen. Sie würden dann die Leſer der Augsburger Zeitung überzeugt haben, daß Sie allerdings nur im Weſentlichen, nämlich in Ihrer Feindſchaft gegen die Schulphiloſophie, d. h. in Ihrer Unwiſſenheit mit den Millionen der Gläubigen übereinſtimmen. Denn dieſe glauben an den Gott, der nach der Bibel und nach Feuerbach wahrer Menſch geworden iſt.

Sie ſagen: „Sie halten unerſchütterlich feſt an Gott und am Vaterlande.“ Vortrefflich. Aber an welchem Gott und an welchem Vaterlande? Halten Sie unerſchütterlich feſt an dem Hegelſchen Gotte J. U. Wirths, den Sie anführen oder an Ihrem Weltthier, oder iſt es jetzt, wie ſichs gehört, und wie die Generalſynode in Uebereinſtimmung mit Ihrem Herrn Schwager, dem Generalſuperintendenten Sartorius in Königsberg vorſchreibt, „Chriſtus, der ſich geſetzt hat in der Höhe zur rechten Hand der Majeſtät?“ Wenn Sie ein Chriſt ſein wollen, müſſen Sie erſchüttert ſein.

Eben ſo unerſchütterlich halten Sie feſt am Vaterlande, ohne uns zu ſagen an welchem? An Baſelland, wo Sie ein abweſender Bürger ſind? oder an Deutſchland, wo Sie aus dem Gefängniß entſprungen ſind? Hätten Sie nur halb ſo feſt an Deutſchland gehalten, als Deutſchland an Ihnen, Sie wären jetzt ſtatt eines mit Eclat ausgebrochenen, ein ſtill entlaſſener — Darmſtädter. Sie glauben feſt an das Vaterland, und doch vertrauen Sie ſich ihm nicht an, Sie fliehen es vielmehr; ja Sie kamen nur dadurch zur Welt, daß Sie Ihr Vaterland flohen, und Sie, der Sie nach Ihrem Buche und als Darmſtädter fortfahren müſſen es zu fliehen, Sie behaupten feſt daran zu halten?

Sie ſcheinen der Anſicht zu ſein, man könne ſeinen Freunden ſeine Anhänglichkeit nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſie flieht. Wenigſtens haben Sie es mit den Gläubigen, die Sie jetzt ſo ſalbungsvoll als Ihre Genoſſen begrüßen, indem „Ihre weſentliche Ueberzeugung mit dem Glauben des Volkes Hand in Hand geht“, 1839 den 6. Sept. eben ſo gemacht, wie früher mit dem deutſchen Vaterlande; Sie haben ſie geflohen. Ihr „Glaube gab Ihnen den Muth dazu,“ und Sie ergriffen „unerſchütterlich“ das Heldenpanier. Als „das Volk“ „ſeinen Glauben“ zu vertheidigen nach Zürich gezogen kam, den poſitiven Pfarrer Hirzel an ſeiner Spitze, um mit den Heugabeln der „Volksphiloſophie“ über Strauß und die „negativen Schulphiloſophen“ Gericht zu halten und „wieder auf den Boden der Religion zu ſpringen;“ da ergriffen Sie mit Ihrem Ritter Follen von Sonneck la Mancha zuſammen entſchloſſen die Flucht, ließen Weib und Katze „unerſchütterlich“ im Stich, und waren noch in Baden im Aargau, drei Meilen vom Schlachtfelde, der feſten Ueberzeugung, daß Sie mit „dem Glauben der Tauſende,“ die in Zürich die Philoſophie negirten, nicht „Hand in Hand gingen;“ noch weniger hatten Sie Luſt, „in dieſem Glauben zu ſterben,“ Sie zogen es vor, „dem Volke“ auszuweichen, Ihre Virtuoſität im Entweichen noch einmal zu bewähren, als Philoſoph am Leben zu bleiben, und „auch ein Unſterblicher“ in der deutſchen Literatatur zu werden. Sie hatten alſo damals „die Glaubensquellen in ſich noch nicht entdeckt,“ die Sie ſpäter „mit dem Urtheil der Menge“ verſöhnt, und Ihnen eine „Unerſchütterlichkeit“ wie Pittſchaft, dem „Unaufhaltſamen,“ gegeben?

So intereſſant Ihre Methode iſt, Anhänglichkeit, Unerſchütterlichkeit und Tapferkeit auszudrücken, ſo ſchwierig iſt es, Sie immer richtig zu interpretiren. Dennoch glaube ich Sie ganz verſtanden zu haben, auch bei Gelegenheit Ihres Lobes der Glaubensreſtauration in Frankreich. Wenn Sie wirklich zum Chriſtenthum zurückgekehrt ſind, und den Molochdienſt des Weltrieſen verlaſſen haben, was ſträuben Sie ſich dagegen, die

Reſtauration gelobt zu haben? Sie wollen nur geſagt haben, „das Volk ſtoße nie die Religion ſelbſt von ſich,“ „wenn es ſich müde geſprungen,“ werde es wieder fromm, „ein kleines Lämmchen, weiß wie Schnee,“ ꝛc., und gleich im folgenden Satz fahren Sie fort: „die Franzoſen knüpften da wieder an, wo ſie abgebrochen hatten,“ das heißt doch wohl, ſie wurden wieder katholiſch? Und Sie behaupten, ich hätte Sie falſch ausgelegt, indem ich Sie ſo verſtanden, wie Sie in Ihrem zweiten, nicht wie Sie in Ihrem erſten Satze ſich ſelbſt erklären? Mit einer kühnen Wendung fragen Sie mich, „von welcher Seite und mit welchem Perſpectiv ich Ihnen in den Leib geſehen?“ Von der Seite Ihres ſchwachen Kopfes, der nicht drei Zeilen ſeinen Vorſatz feſthält, der ausreißt, wenn das Volk ſeine Principien realiſirt, und ſich für unerſchütterlich liberal hält, indem er zum erſten Mal öffentlich in der Augsburger Zeitung ein Gebet herſagt. Und das Perſpectiv? Sind jene Briefe an Ihre Frau Gemahlin und dieſes ſalbungsvolle Poſſenſpiel in der Augsburger Zeitung, das Sie in dem kaiſerlichen Hotel „des geflügelten Eſels“ empfangen und keineswegs an einem „liberalen“ Verlagsorte zur Welt gebracht. Wenn Sie es alſo vorziehn, daß Ihr Inneres nicht ans Licht gezogen, Ihre Freude an der rohen Volksphiloſophie, Ihre Verwandſchaft mit den Sternſchnuppen und Sternſch .....“ nicht bekannt werde, was ich Ihnen nicht verdenken würde, ſo geben Sie dem Publikum nicht das „Perſpectiv“ Ihrer confuſen Briefe in die Hand. Mit aller Anſtrengung Ihrer Witzworte erreichen Sie immer nur, der Bajazzo, nie der Tribun des Volks zu werden, mit dem Sie ſich nur in der Rohheit ſeiner Vorſtellungen, nicht in dem Bedürfniß, ſich aus ihnen zu befreien, identificiren.

Sie haben jetzt öffentlich Buße gethan, Sie verſprechen in einer eigenen Schrift, wenn Sie Zeit und einen Verleger dazu finden, die Atheiſten zu vernichten, die Gnade iſt bei Ihnen zum Durchbruch gekommen; Sie können alſo, wenn Sie wollen, dem Zug „Ihres deutſchen Herzens“ folgen und ruhig nach Darmſtadt zurückkehren. Denn Sie ſehen es doch wohl, daß die Deviſe: „friſch, frei, fröhlich, fromm,“ die „deutſche Einheit,“ „Gott und Vaterland,“ „Jahn und Arndt,“ die „Rückenwelle“ und die „Bauchwelle“, der „Ger“ und der „Dauerlauf,“ der „Wettlauf“ und der Weltlauf nicht mehr, wie 1819 und 20, in der Oppoſition ſind? Auch daran könnten Sie die neue Wendung der Dinge erkennen, daß Sie in der Augsburger Zeitung verfolgte Bücher verfolgen helfen, und Ihre eigene Verfolgungsfähigkeit kaum noch damit motiviren können, daß Sie die Liberalität Ihres Verlegers und Ihre Sympathie für den Profeſſor Gervinus hervorheben. Oder ſind Sie dennoch unmöglich, und müſſen Sie Darmſtadt fliehen, weil Sie ein Feind der deutſchen Fürſten ſind? Die deutſchen Fürſten werden mir beipflichten, daß Sie auch ihnen mit Ihrer Flucht nur Ihre Achtung und Anerkennung ausgedrückt haben. Was Sie alſo auch thun mögen; man wird in Deutſchland alle Ihre Handlungen eben ſo richtig auszulegen wiſſen, als ich es hoffentlich in dieſer Zuſchrift gethan habe. Gott befohlen und welchem Gott Sie wollen! Wie immer der Ihrige.

Zürich, den 1. Sept. 1846. **Arnold Ruge.**

5. Brief.

Herrn Dr. phil. Arnold Ruge in Leipzig.

Hottingen bei Zürich, den 14. Jan. 1847.

Geehrteſter Herr:

Der beſondere Zweck dieſes Schreibens erfordert es, daß ich mir über Ihren Brief an mich *hier* keine Bemerkungen erlaube, die nicht nothwendig zur Sache gehören.

Wie ich auch gegen Sie geſchrieben, ich habe nie Ihren Charakter verdächtigt, ich habe das in den Häuſern *über* Sie und *von* Ihnen unvollſtändig Zuſammengehörte niemals auf den öffentlichen Markt ausgetragen. Dieſes Fehlers machen Sie ſich ſchuldig durch Hinweiſung auf einen Vorfall (Epigonen, Bd. III., S. 263), den Sie, ſo viel ich mich erinnere, *von mir ſelbſt und meiner Frau erwähnen hörten.* Es verhält ſich damit, wie folgt:

Am Tage der züricher Septemberrevolution, 6. Sept. 1839, hatte auch ich mit vielen Anderen mir das Schauſpiel ſehr nahe beſehen und, ſo gut es ging, mit den deutſchen Bekannten meiner Nachbarſchaft gegen etwaigen Angriff die Anſtalten der Nothwehr getroffen. Der blutig gewordene Ernſt der Sache war bereits vollſtändig vorüber, als am folgenden Tage eine Volksverſammlung in Zürich gehalten wurde. Nach ſolchen Verſammlungen wird mitunter über den Durſt getrunken. Auch war in jenem Herbſt 1839 etwas Fremdenhaß an der Tagesordnung, und ich war als Verfaſſer einiger, den Septembriſten mißliebiger Artikel in den öffentlichen Blättern denuncirt worden. So hätte es geſchehen können, daß mich ein wohlwollender Denunciant dem weiteren Wohlwollen berauſchter Bauern empfohlen hätte. Ich begab mich alſo am 7. Sept. nach Baden, machte von da einen Ausflug nach der romantiſchen Habsburg und war am Montag bei guter Zeit wieder in Zürich. Meine Frau war in der Stadt zurückgeblieben. Warum Das? Vor Allem, weil ſie keine Luſt hatte, mitzureiſen; weil ſogar die Frauen der Männer, die durch die Revolution geſtürzt wurden, unbeſorgt und unangefochten in der Stadt blieben; weil ihr, mir und meinen Bekanten auch nicht von ferne die Möglichkeit in den Sinn kam, daß ein der politiſchen Gegenpartei angehörender Züricher ſo niederträchtig ſein könne, eine Frau zu inſultiren oder inſultiren zu laſſen. So war es denn auch. Daß aber überhaupt nach jener Volksverſammlung ſelbſt nicht die geringſten Verſuche zu Exceſſen vorfielen, gereicht dem züricher Volke zur großen Ehre; und ſo konnte man ſpäter, wie Sie es wohl ſelbſt von mir gehört haben, über jenen, wahrſcheinlich unnöthigen Abſtecher nach Baden in unbefangen heiterer Laune ſcherzen und lachen. Aber möglich wäre es immerhin geweſen, daß es einige betrunkene Bauern verſucht hätten, mit mir ein Disputatorium „zur Vertheidigung des Humanismus“ zu halten, wozu ich nicht die geringſte Neigung ſpürte.

Von dieſer einfachen Geſchichte, über die Sie in einem Kreiſe von Bekannten ſprechen hörten, von welchen Keiner den Anderen der Klatſcherei fähig hielt, haben Sie Notiz genommen und ein Bruchſtück davon für die Leſer der Epigonen zurechtgemacht. Sie haben dieß auf eine Weiſe gethan, um dieſe Leſer glauben zu machen, als habe ich mich, weiß Gott, welcher Gefahr entzogen und meine Frau oder, wie Sie ſich geſchmackvoll ausdrücken, „Frau und Katze im Stich gelaſſen“ und irgend einer Gefahr preisgegeben.

Sie wiſſen, daß ich meiner Frau, als meiner Befreierin, mehr als gewöhnlichen Dank ſchuldig bin, und begreifen alſo, daß mir dieſe öffentliche Inſinuation nicht eben ſo gleichgültig ſein kann, als alles Andere, was Sie gegen mich ſchreiben mögen. Ich habe mir nun die Mühe gegeben, Ihnen die Bedeutung jenes Vorfalls auseinanderzuſetzen und verlange von Ihnen, was Sie mir und ſich ſelbſt ſchuldig ſind: eine öffentliche Erklärung, wodurch Sie ſich von dem Verdacht reinigen, als hätten Sie meinem Charakter und meiner Ehre irgendzu nahe treten wollen. Natürlich kann ich nicht darauf warten, ob oder wann wieder ein Band der Epigonen erſcheint. Sie werden alſo Ihre Erklärung innerhalb vier Wochen vom Datum dieſes Briefes an in ein geleſenes öffentliches Blatt einrücken laſſen, und mich gefällig davon benachrichtigen, daß dieß geſchehen ſei. Ziehen Sie es aber vor, mir dieſelbe zuzuſenden, damit ich ſelbſt die Bekanntmachung beſorge, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Nichts einfließen ſoll, was nicht zur Sache gehört, oder was für Sie verletzend ſein könnte. Das aber verſteht ſich ja von ſelbſt, daß Sie eine dem Zweck entſprechende Form wählen und ſich auch vor jedem Schein einer Beleidigung gegen mich zu hüten wiſſen. Thäten Sie es nicht, ſo wäre ich gleichfalls zu einer Veröffentlichung genöthigt, die Ihnen ſchwerlich angenehm ſein möchte.

Sollten Sie die ſchuldige Ehrenerklärung mir verweigern, ſo werden Sie mir die alsdann noch übrig bleibende Genugthuung nicht verſagen. Da ich in meinen Jahren nicht wohl mit dem Degen mehr herumkratzen kann, ſo giebt ſich die Art der Waffe von ſelbſt. Vielleicht wäre es Ihre Pflicht als Familienvater geweſen, den Anlaß zu Ehrenhändeln möglichſt zu vermeiden; aber ein beſonnener Mann mußte ja die nothwendigen Folgen einer Provocation, wie Sie ſich gegen mich erlaubten, im Voraus ermeſſen. Auch darf ich Sie verſichern, daß ich gleichfalls in Verhältniſſen lebe, die mich keineswegs geneigt machen, den leichtfertigen Duellanten zu ſpielen, und jedem empfindlichen Literaten, der ſich etwa beleidigt halten will, mit der Piſtole in der Hand entgegenzutreten. Indem ich Ihnen alſo, trotz der Art Ihrer Polemik gegen mich, die Wahl zwiſchen Ehrenerklärung und Zweikampf laſſe, werden Sie darin ein Zeichen meiner noch nicht verſchwundenen Achtung für Sie erkennen.

Um überflüſſiges Hin- und Herſchreiben zu vermeiden, bemerke ich Ihnen, daß gegenwärtig meine Frau ſchwer krank und zwar entſchieden auf dem Wege der Beſſerung iſt, aber zur vollen Geneſung noch einer Sommerkur im Bade Pfeffers bedarf. Bis dahin darf ich ſie nicht verlaſſen. Aber längſtens von Anfang Auguſts an ſtehe ich zu Ihren Dienſten. Sie wiſſen, daß ich Ihnen höchſtens bis nach Straßburg entgegenreiſen kann. Ziehen Sie aber Schaffhauſen oder einen anderen Ort an der Schweizergrenze vor, ſo iſt mir dieß um ſo lieber.

Ein unmittelbar unter meiner Adreſſe einlaufender Brief, deſſen Inhalt ich meiner Frau verheimlichen müßte, könnte ihr unnöthige Beſorgniſſe machen und ihre Krankheit verſchlimmern. Ich erſuche Sie alſo, mir Ihre

Antwort unter Couvert an meinen Freund Gottfrie Keller zu ſchicken, der mir dieſelbe ſogleich zuſtellen wird. Er iſt darum auch der Einzige, dem ich von meinem Schritte gegen Sie Kenntniß geben mußte.

Ihr ergebenſter

Wilh. Schulz.

---

6. Brief.

Herrn Wilhelm Schulz in Hottingen bei Zürich.

Leipzig den 19. Jan. 1847.

H. H.

Wünſchen Sie unſern Streit, dem Sie, nicht ich, die rückſichtsloſe Wendung des Spottes gegeben, fortgeſetzt; ſo will ich Ihren Brief vom **14.** in **4ten** Bande der Epigonen abdrucken laſſen und beantworten.

Wünſchen Sie hingegen die Acten zu ſchließen, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie in Ihrem Briefe ſelbſt „die Flucht vor den Septembriſten, bei denen man Sie denuncirt hätte,“ zugeſtehen. Alſo Sie ſind geflohen.

Erwarten Sie nicht, daß ich Sie ſchone, ſo lange Sie beißen, aber ſein Sie überzeugt, daß Sie es ganz in Ihrer Hand haben, dieſe Unannehmlichkeit zu vermeiden. Die Nachricht von der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin haben wir mit Bedauern ſchon früher durch Frau H. gehört. Ihrem Wunſche, deshalb meine Antwort durch H. G. K. gehen zu laſſen, entſprech' ich ſehr gern.

Arnold Ruge

N. S., den 15. Mai 1847.

Meine Antwort machte meinem Correſpondenten ſeine Lage nicht klar. Er wiederholte ſeine Herausforderung und annoncirte, als ich ſeine Briefe nicht mehr annahm, in der Augsburger Zeitung ſeinen Geiſt und ſeinen Muth und meinen Mangel an beiden, weil ich ſeinen Befehlen nicht entſprochen *).

---

*) Dieſe Annonce wird die Mittheilung der obigen beiden Documente und meine Antwort vom 15. Mai rechtfertigen. Herr Schulz drückt nämlich ſeinen Wunſch, den Streit fortzuſetzen (13. April, Augsb. Ztg.), folgendermaßen aus:

„Die Leſer der Allg. Ztg. kennen die geiſtreiche Satire, mit welcher ein in Zürich lebender Deutſcher, Dr. W. Schulz, das Unweſen von Marr und Conſorten gegeißelt hat, und ſie erinnern ſich vielleicht auch der älteren Fehde deſſelben mit A. Ruge, die in Züricher Blättern begonnen, in den Epigonen fortgeſetzt ward. Wenn es erfreulich iſt, daß unter den ausgewanderten oder verbannten Deutſchen ſelbſt Stimmen ſich erhoben, das unwürdige Treiben ſo vieler ihrer Landsleute im Auslande, namentlich in der Schweiz, zu verdammen und dort zur Rehabilitation des deutſchen Namens behülflich zu ſein, ſo kann auch der andere Streit wegen des literariſchen Charakters beider Männer auf die öffentliche Aufmerkſamkeit Anſpruch machen. Dieſer Streit iſt durch eine Inſinuation A. Ruge's, daß W. Schulz, um ſich aus einer Gefahr zu ziehen, ſeine (kürzlich verſtorbene) Frau der Gefahr preisgegeben habe, zu einer perſönlichen Ehrenſache geworden, die geforderte Ehrenerklärung oder Genugthuung wurde jedoch wiederholt verweigert. Darauf hat W. Schulz folgende „vorläufige Abfertigung“ erlaſſen, um deren Aufnahme die Allgem. Zeitung gebeten wird: „Durch gewohnheitsmäßige und verläumderiſche Klatſcherei hatte mich Hr. Dr. Arnold Ruge zu einer Ausforderung genöthigt, war jedoch zu feig, den für jeden Ehrenmann unvermeidlich gewordenen Zweikampf anzunehmen. Darüber ſpäter das Nähere, wenn ich, nach ſchmerzlichem Verluſt, der mich betroffen, wieder einmal in der

Ich bin ihm alſo die verſprochene öffentliche Antwort auf ſeinen Brief vom 14. Jan. noch ſchuldig. Hier iſt ſie:

7. Brief.

An den Volksphiloſophen Wilhelm Schulz in Hottingen.

Leipzig, den 15. Mai 1847.

H. H.

Sie haben Katzenberger's Badereiſe, um ſeinen Recenſenten durchzuprügeln, mit Nutzen geleſen. Sie möchten ihm nachahmen; nur daß Sie es ſich bequemer machen und den Recenſenten zu ſich entbieten, um dann die Handgreiflichkeiten, und zwar Ihres Alters wegen, mit Piſtolen eintreten zu laſſen.

Dieſer Uebergang zu andern Waffen als womit Sie den böſen Streit in der Augsburger Zeitung begonnen, dieſe Flucht von dem urſprünglichen Schlachtfelde, würde mir ſchmeichelhaft ſein, wenn ein Sieg über Ihre geiſtigen Waffen ein Sieg wäre. Es ſchickt ſich nicht, über einen Mann zu ſiegen, deſſen Exiſtenz man dem Publicum erſt beweiſen muß.

Laune bin, meinen nicht zu verehrenden Gegner, den traurigen Ritter der negativen Philoſophie und negativen Courage, öffentlich auszulachen. Bis dahin mag es meinethalben die „Mannheimer Abendzeitung" mit noch ſo vielen Waſchweibern von „Dresden," oder anders woher, verſuchen den Haſenpelz des Herrn Ruge, ſogar ohne ihn naß zu machen, in ein Löwenfell umzuwaſchen.

Hottingen bei Zürich, den 8. April 1847.

Dr. Wilh. Schulz.""

Ich hatte dieß auch nicht im Sinn. Ich wollte Sie vielmehr als ein poſitives Beiſpiel verworrener Widerſetzlichkeit gegen die Philoſophie benutzen. Und da Sie ſich freiwillig vordrängten und in der Augsburger Zeitung Ihre Frömmigkeit neben Ihrem burlesken Charakter zur Schau ſtellten, ſo mußte ich annehmen, daß Sie ſelbſt ſich in der Rolle eines frommen Harlekins gefielen. Dieſe Rolle iſt jetzt allerdings ſehr in Ehren. Was hab' ich alſo mehr gethan, als Ihrer Intention nachgeholfen? — Und ſo wenig bin ich aufgelegt, Sie umzubringen, daß ich Sie vielmehr unſterblich — zu einem unvergeßlichen Hanswurſt — machen wollte.

Sie ſind mit meiner Leiſtung nicht zufrieden. Sie helfen noch einmal in der Augsburger Zeitung nach und erklären ſich für „einen geiſtreichen, tapfern, aber betrübten Mann“, mich hingegen für das Gegentheil von alledem, weil ich auf Ihre Aufforderung nicht in den Poſtwagen geſtiegen bin um mich mit Ihnen in Schaffhauſen zu ſchlagen.

Sie ſcherzen, wie gewöhnlich. Die Schlägereien in der Phantaſie beweiſen Nichts. Zu den wirklichen Kämpfen hingegen, in denen Sie die Scharte vom 6. oder 7. September auswetzen können, findet ſich ja in der Schweiz alle Jahre die beſte Gelegenheit. Warum ziehen Sie nicht mit den übrigen Bürgern von Baſelland gegen die Jeſuiten, wenn Sie das Bedürfniß zu Kriegsthaten haben? Warten Sie doch eine andere Gelegenheit auf demſelben Gebiete ab, wo Sie einmal ſo unglücklich debütirten, und zeigen Sie ſich dann beherzter und ſiegreich.

Uebrigens hat es Nichts zu ſagen mit Ihrer Flucht nach Baden. Auch Napoleon iſt geflohen; aber ein guter Feldherr kehrt mit neuen Kräften auf den Kampfplatz zurück. Es ſoll mich freuen, von Ihren Kriegsthaten zu hören. Im Ernſt! Auch ein Narr kann ſich den Dank des Vaterlandes verdienen, und man wird ſein Andenken ehren, wenn er auch mit einem Purzelbaum in die Schanze ſpringt. Thun Sie das. Da Sie unſterblich zu leben gedenken und für den Augenblick in einem freudenloſen Alter ſtehen, ſo können Sie nur dabei gewinnen.

Viel ernſthafter, als Ihre Forderung nach Schaffhauſen, wäre Ihre Forderung, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn ich Ihnen öffentlich Unrecht gethan hätte.

Ich würde es gern gethan haben. Ihnen aber iſt in keiner Hinſicht zu viel geſchehen, und Ihr eigener Brief beweiſt es.

Sie finden mit Unrecht, „ich wäre Ihrem Charakter und Ihrer Ehre zu nahe getreten.“

Was für eine andere Ehre, als Ihren Charakter können Sie haben? Ihrem Charakter aber war ich nichts Anderes ſchuldig, als ihn wahr zu ſchildern. Das hab' ich gethan. „Sie flohen die Frommen, deren Frömmigkeit Sie theilen, und ließen Ihre Frau im Stich“, d. h. Sie ließen ſie dort zurück, wo Sie nicht bleiben zu können glaubten. Ich habe nicht geſagt, daß Ihre Frau dort gefährdet geweſen, da ich offenbar der Meinung bin, daß ſogar Sie ſelbſt mit einem frommen Anlauf, ſei es in der Zeitung, wie Sie ſpäter gethan, ſei es in einem zeitgemäßen mündlichen und öffentlichen Gebet, ſogleich Ihre Brüder, die frommen Volksphiloſophen des 6. Sept. hätten gewinnen können. Sie ließen Ihre Frau im Stich, wie man ſeinen Schuh im Stich läßt, oder ſeine Börſe; es folgt nur, daß Sie Eile hatten, es folgt nicht, daß ein ſolcher Gegenſtand genommen, viel weniger, daß er gefährdet wird. Ich habe übrigens nicht umſonſt geſagt: „Sie ließen Weib **und Katze** im Stich;" denken Sie, daß ich gemeint habe, die Bauern würden Ihre Katze erſchlagen? Sie Kopfloſer!

Was alſo bleibt bei der Geſchichte, die in der That Ihre Principloſigkeit für immer charakteriſirt, zweifelhaft? Ihre Frau haben Sie nach Ihrer eigenen Erzählung, wenn auch mit ihrer Bewilligung, im Stich gelaſſen. Bleibt alſo nur noch zu ermitteln, ob Sie die Katze nicht mitgenommen — „nach der romantiſchen Habsburg."

Darin übrigens irren Sie ſich, daß Ihre Flucht Ihr Familiengeheimniß geweſen, es müßte denn ſein, daß ganz Zürich Ihre Familie wäre, eine Phantaſie, die Ihnen doch wohl am Allerwenigſten beigehen ſollte.

Alles in Allem, wie Ihr Charakter, ſo iſt auch Ihre Ehre Ihre eigene Sache. Das Publikum, deſſen Anſicht von Ihrem Charakter Ihre Ehre bildet, wird Sie nach Ihren Leiſtungen richten. Suchen Sie eine honette Exiſtenz zu ſein, und es wird Sie Niemand ſtürzen können, am Allerwenigſten mit Erdichtungen, oder mit Beleidigungen, die keinen Grund haben. Fahren Sie aber fort mit Ihren Albernheiten; und Sie werden ſelbſt die Leſer der Augsburger Zeitung gegen ſich haben.

„Das Volk irrt ſich ſelten in ſeinem Urtheil, nie in ſeinem Gefühl," ſagt ein großer Engländer. Ihre Volksphiloſophie ſollte ſich das geſagt ſein laſſen.

Arnold Ruge.

8. Brief.

Gratulationsſchreiben an die Berliner Academie der Wiſſenſchaften.

Leipzig 10. Juni 1847.

Hochgeachtete Herren von der Academie!

Obgleich ich nicht das Unglück habe, in Ihren ehrwürdigen Kreis zu gehören, ſo nehme ich doch Theil an Allem, was die Gelehrtenrepublik und ihren geheimen Senat betrifft. Die Verſpätung meiner Zuſchrift, hochgeachtete Herren, beweiſet nichts dagegen. Ich glaubte den Zeitpunkt abwarten zu müſſen, wo Sie Ihre natürliche Stellung wiedererlangt, und in die abſolute Vergeſſenheit zurückgekehrt wären, aus der Sie ein vorwitziges entartetes Mitglied, welches ohne Zweifel in Nordamerika zu dieſer Verworfenheit politiſcher Infection gereift iſt, aufgeſtört hatte.

Ich ergreife daher die Feder nicht, wie die pöbelhaften Publiciſten, welche von dem flachen Dogma leben, Alles müſſe öffentlich ſein, und die Forſchungen der Gelehrten der gemeinen Maſſe offenbart werden, ich verlange nicht, daß Sie uns das Gelingen oder Mißlingen Ihrer grammatiſchen Lucubrationen, Ihrer Quellenlectüre, Ihrer aſtronomiſchen Calcule, Ihrer mikroſcopiſchen Betrachtungen, Ihrer teleſcopiſchen Beobachtungen mittheilen, und Menſchen, wie Arago oder Laplace, zum Muſter nehmen ſollen; ich begreife Ihre tiefe Zurückgezogenheit aus dem planetariſchen Tagesleben in die Fixſternregion der Academie, und den vollendeten Selbſtgenuß einer Gelehrſamkeit, an der dieſe Welt keinen Theil, von welcher das öffentliche Weſen keine Gefahr und nur Ihr geheimer Senat Nutzen hat.

Es war daher von Anfang an meine Meinung, daß ſie in Ihrer berühmten angemeſſen formirten Zuſchrift an die allerhöchſte Stelle unſerer preußiſch ſublunaren Welt ganz Recht hatten, als Sie ſich beſchwerten, daß man Sie an Dingen betheiligt, die nicht in Ihren Geſichtskreis gehörten, und als Sie mit Indignation die Zumuthung zurückwieſen, öffentliche Perſonen oder gar freiſinnige und politiſche Charaktere ſein zu ſollen.

Einer aus Ihrer Mitte hatte es vergeſſen, daß über der Thür Ihres Sitzungsſaales für den Hellſehenden und Eingeweihten die Inſchrift ſteht: Qui bene latuit bene vixit! das heißt: Es iſt nicht in der Ordnung, hier weder das Pulver, noch die Locomotiven, noch ethiſche Ideen zu erfinden, welche die Welt umgeſtalten, im Gegentheil unſere erhabene Körperſchaft verachtet die Menſchenwelt, und verräth ihr weder die Geheimniſſe der Natur, noch die ihrer eigenen, angeblich ewigen Ordnung, der ſogenannten moraliſchen Weltordnung, in welcher ein verſtorbener Philoſoph jeden Menſchen zum Mitgliede, Staatsbürger und Politiker machen wollte.

Die Unachtſamkeit Ihres vorlauten Mitgliedes hat ſich gerächt. Und nicht nur über Ihre eigne Rückkehr in Ihre unſichtbare Kirche, auch über die Ausſtoßung dieſes Abtrünnigen in die profane Welt bring' ich Ihnen meinen Glückwunſch dar.

Darf ich noch einen Rath hinzufügen? Laſſen Sie ſich weder durch den vorübergehenden Ruhm der Oppoſitionsredner auf dem vereinigten Landtage ſtören, noch durch den politiſchen Zopf des Herrn Profeſſor Gervinus anziehen; im Gegentheil bleiben Sie der verborgene Pol nach dem dieſer profeſſorale Zopf fortdauernd ſich richtet, ohne ihn je zu erreichen, denn auch Zöpfe können ſich compromittiren und ſelbſt Hofräthe unmöglich werden. Hüllen Sie ſich alſo gegen dieſe Frühlingszugluſt des deutſchen Geiſtes in Ihre academiſchen Fuchspelze und ſetzen Sie ungeſtört in Ihren Fauteuils den irdiſchen Schlummer fort, bis der himmliſche Sie in eine noch bequemere Lage und zur vollendeten Sicherheit gegen die Aufdringlichkeit der ſittlichen Menſchenwelt erhebt.

Mit dieſem wohlmeinenden Ausdruck meiner Geſinnung, und mit der Befriedigung meines wiederholten Glückwunſches wegen Ihrer Rückkehr in Ihr himmliſches Reich

Arnold Ruge.

9. Brief.

Dankadreſſe der liberalen Baiern an ihre Befreierin.

Gegeben in unſerer Verſammlung im Bockkeller, 1. Mai 1847.

Sennora!

Wir ſind Deutſche und ſeit 25 Jahren liberal; unſere kühnſten Wünſche in all dieſer Zeit waren, den Bürgermeiſter für uns zu gewinnen, die Jeſuiten zu ſtürzen und die Polizei durchzuprügeln; aber wir haben nie anders geglaubt, als daß eine himmliſche Huldgöttin erſcheinen und uns, was wir ſelbſt nicht vermöchten, gewähren würde. Wir ſind alſo von Ihrer Erſcheinung, ſchöne Dame, nicht im Geringſten überraſcht; aber Sie haben unſere kühnſten Wünſche übertroffen, Sie haben mehr als den Bürgermeiſter für unſere Sache gewonnen, Sie haben nicht nur unſere, Sie haben ſogar —ſche Gensdarmen geprügelt und — die Morgenröthe, roſenfingrige Eos, iſt in Ihrem Gefolge, die Morgenröthe, wenn nicht der Freiheit, doch des Liberalismus.

Wir wagen Ihren Entſchließungen nicht vorzugreifen, Sennora, aber wir hoffen nicht indiſcret zu ſein, wenn wir außer Herrn v. Abel noch einige andere berühmte Staatsmänner und Jeſuitenfreunde Ihrer Rückſicht empfehlen. Daß die Deutſchen überall unſern Glauben, unſere Hoffnung und unſer Vertrauen haben, könnte nur ein Grund mehr für Sie ſein, auch dort kräftig einzuſchreiten.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenſt:
Die liberalen Bavaren.

10. Brief.

Adreſſe an die Oppoſition des vereinigten Landtages in Berlin.

Leipzig. 11. Juni 1847.

Hochgeachtete Herren!

Der 3. Februar enthielt den 31. Mai und die glorreichen Tage des Juni. Wir kannten den Tag der Debatte, wir kannten die Kämpfer, wir kannten ihre Charaktere und ihre Bildung nicht, aber wir wußten, daß der Tag anbrechen, die Charaktere ſich entwickeln, die politiſche Bildung zum Vorſchein kommen werde. Dies iſt nun geſchehen. Sie, meine Herren, haben gethan, was ich in einer kleinen Schrift ſchon vor dem 11. April*) von dem Landtage erwartete: „Sie haben die Geſchichte der vereinigten Preußen begonnen", Sie haben die große politiſche That gethan, der Nation ihr Selbſtgefühl wiederzugeben und die verlorenen Sympathien der freien Deutſchen wieder zu gewinnen. Sie haben das faſt Unmögliche möglich gemacht, und aus den allerſchwierigſten Prämiſſen eine Entwickelung abgeleitet, die für alle Zeiten Ihre Namen dem Andenken der Nachwelt ſichert.

Sie haben die Alternative, competent oder nicht competent, juriſtiſch und ſpitzfindig zu nehmen glücklich vermieden. Sie konnten nicht ſagen, Sie wären competent, aber ſie mußten es ſein, um es zu werden. Dieſer Zirkel, meine Herren, der in allen Anfängen liegt, hat Ihnen eine Zeitlang ein embryoniſches Anſehen gegeben und das Intereſſe der Welt erkalten laſſen: der Sieg der Schwierigkeiten über Ihr Genie und Ihren Muth ſchien unzweifelhaft. Es iſt anders gekommen. Sie haben ausgeharrt und die Schwierigkeiten der Lage ſelbſt zu Ihren Bundesgenoſſen gemacht. Als ſchon der Spott ſich erhob und der Untergang der deutſchen Ehre definitiv zu ſein ſchien, da war es Ihr Votum über die Garantie einer Finanzoperation, welche den ganzen Ernſt der Lage klar machte, und die Räthe der Krone, die ſich über dieſe Lage nicht täuſchten, ſondern ſelbſt auf die Erledigung der Rechts- und Principienfrage antrugen, haben mit ſo viel Takt gehandelt, daß ſie es verdienen, verantwortlich zu ſein, da es ſich zeigt daß ſie es ſein können. Ich ſage Nichts von den Entſchlüſſen Sr. Majeſtät über die Bildungsfähigkeit des erſten Entwurfs, und wenn es irgendwo wahr geworden iſt, daß nicht „ein beſchriebenes Blatt“, ſondern die wirkliche parlamentariſch und politiſch eingelebte Ordnung die Freiheit iſt, ſo iſt es dies geworden an dem jetzt verſammelten vereinigten Landtage, deſſen Wirkſamkeit, Gewicht und reelle Anregung weit über Alles hinausgeht, was ihm nach den Verordnungen vom 3. Februar erlaubt und möglich ſchien.

---

*) Die neue Lage Preußens ſeit dem 3. Febr. 1847. Leipz. Otto Wigand.

Dies iſt die Gewalt der Logik, die in der ethiſchen Welt zum Vorſchein kommt, ſobald die öffentliche Vernunft und die bewieſene Gerechtigkeit in den Debatten der Parlamente das Princip wird.

Dennoch, meine Herren von der Oppoſition, bring' ich Ihnen für Ihre Haltung, Ihren Muth und Ihren Geiſt eine öffentliche Huldigung dar. Denn Sie ſind der Sauerteig, der die wohlthätige Gährung erzeugte; Sie haben die Bewegung aus dem alten Zauberkreiſe der blinden Welt in den neuen Umkreis der ſelbſtbewußten Politik und der öffentlichen Ordnung des Gemeinweſens mit ſicherem Schritte eingeleitet, und ſelbſt den Argwohn einer nothwendigen Zögerung nicht geſcheut, als ein extremer aber nichts bewegender Schritt, ein Verzweifeln oder ein Schmollen mit der Krone, zu dem Ungeduldige riethen, von den verderblichſten Folgen hätte ſein müſſen.

Nun fragen Sie mich, wer mich beruft, Ihnen meine Herren, einen Dank zu ſagen, den keine Volksgemeinde mir aufträgt? Dies, hochgeehrte Herren, iſt keine Schwierigkeit. Möge die Welt, der ich meine Adreſſe vor Augen lege, ihr entgegentreten, wenn ſie ſich nicht ziemt; aber ich bin außer Sorgen, ſie wird es wiſſen, weshalb ſie vollkommen in der Ordnung iſt.

Nur das Eine, und dies füg' ich meinem Danke noch hinzu: Ich begrüße Sie alle als Autoren und als Genoſſen in der Arbeit, vor dem Publicum ſeine theuerſten Intereſſen zu verhandeln. Ihre Jugend in dieſer Arbeit hat Sie nicht gehindert, klaſſiſche Thaten zu thun; Ihre Stellung aber hat unſer Geſchäft geadelt, und wir hoffen, daß die Pariaſtellung rechtloſer Autoren, confiſcirter Geiſteswerke und verketzerter Oppoſitionsgedanken ein Ende nehmen und das vortreffliche Factum, daß Sie die großen Gegenſätze unſerer Zeit durch die Staatszeitung ſelbſt unverkürzt und unbemäntelt zur Publication brachten, der erſte Schritt zur völligen Befreiung der öffentlichen Discuſſion ſein wird, wie er das erſte Beiſpiel derſelben geweſen iſt.

Arnold Ruge.

11. Brief.

An den patriotiſchen Magiſter K. G. Helbig in Dresden.

Verehrter Freund und Vaterlandsſohn, aus der 7. Nr. der Unterhaltungsblätter von 1846 ſehe ich, Sie dulden noch immer meine Perſon, und verwerfen nur meine Anſichten. Sie werden aus meiner Zuſchrift entnehmen, daß ich Ihnen dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Unſere gegenſeitige Duldung und Verwerfung ſetzt ſich aber wider mein Erwarten in dieſer Oeffentlichkeit fort: ich wußte nicht, daß Sie ein Autor für die „literariſche Unterhaltung" ſind, noch viel weniger konnt' ich vermuthen, daß Sie zur philoſophiſchen Kritik fortgeſchritten wären, da Sie zur Zeit unſerer perſönlichen Bekanntſchaft von aller Philoſophie völlig entblößt waren.

Die Deutſchen ſind alſo doch entwickelungsfähig; Ihr Fortſchritt, verehrter Freund, zu einem eleganten Schriftſteller und zur entſcheidenden öffentlichen Stimme über ein philoſophiſches Buch, denn dafür halt' ich das meinige trotz ſeines dilettantiſchen Aeußern, hat mich überzeugt. Sie erreichten alſo den Zweck Ihrer Kritik vollkommen, ich glaube wieder an Deutſchland, und meine Gottloſigkeit, die mir in der Praxis nicht hinderlich war, ſelbſt einen ſo frommen Freund, wie Sie, zu erwerben, hab' ich nun auch theoretiſch ſo entſchieden abgelegt, daß ich ſeit Ihrer Kritik, alſo nun ſchon bald ein Jahr, ſogar an gegenwärtige Wunder glaube. Ich gehe alſo weiter, als die berühmteſten Haruſpices unſerer Zeit, die der Gegenwart keine Wunder mehr zutrauen.

Was konnten Sie mir Angenehmeres erzeigen, als daß Sie mit dieſem Erfolge gegen mich ſchrieben? Die wenigen Unannehmlichkeiten, die Sie mir ſagen, indem Sie mich „grob“ und „roh“ nennen, verſchmerze ich leicht über dem Nutzen, daß meine Seele gerettet iſt, und daß Sie mir nun eine gleiche Offenherzigkeit erlauben werden.

Sie halten es mit meiner Perſon, wie ich mit der Ihrigen, deren Liebenswürdigkeit, da ſie Niemand bezweifelt, ich nicht erſt anzuerkennen brauche: Sie ſuchen nur meine ausgearteten Schriften und auch dieſe nur kritiſch zu vernichten. Sie erklären ſich alſo gegen das Verbieten meiner Bücher. Aber Sie ſind ſo unvorſichtig, mir das Verbrechen der beleidigten Nation ſchuld zu geben, ohne zu bedenken, daß noch gar keine Nation exiſtirt, wie uns neulich die Times und die Debats nicht mit Unrecht zu Gemüthe geführt. Hiedurch verderben Sie Alles wieder, was Sie mit der Bevorwortung der Preßfreiheit gut gemacht haben. Ganz ähnlich, wie die hohe zweite Kammer, ſind Sie im Allgemeinen für Preßfreiheit, und verfolgen den einzelnen Schriftſteller, indem Sie Alles gegen ihn aufregen, was für die deutſche Nation im Embryo und in der Phantaſie, aber gegen die Geburt der deutſchen Nation in die politiſche Wirklichkeit ſich begeiſtert. Bei dieſer Partei klagen heißt immer ein practiſches Ketzergericht berufen.

In Ihrer theoretiſchen Cenſur nennen Sie mein Buch ein unglückliches. Das Publicum hat mich in dieſen **10** Monaten einigermaßen getröſtet, und Sie ſelbſt führen, wenn auch ohne es zu wiſſen, durch Ihre Kritik den Beweis, daß ich dießmal ein glücklicher Schriftſteller war. Wie wäre mein Buch in Ihre Hände gekommen, wenn es nicht weſentlich von dem ſchweren Kaliber der Logiken, der Kritiken der Vernunft, der Wiſſenſchaftslehren und der Rechtsphiloſophien, Werken, die Ihnen unzugänglich ſind, ſich unterſchiede, und dieſe Materien zugänglicher machte? Freilich, Sie ſind nicht genug überraſcht, die Probleme der theoretiſchen und politiſchen Freiheit endlich einmal auch in Ihrem Kopfe ſich bewegen zu ſehn; aber was beweiſ't dieß? Nichts weiter, als daß Sie im Denken noch unerfahren, in der Auffaſſung noch ſchwach ſind und in die merkwürdige Begebenheit, daß jetzt die letzten und höchſten Aufgaben des forſchenden Geiſtes Gemeingut werden, ſich nicht zu finden wiſſen. Sie wären ſonſt freudig erſchrocken über Ihre plötzliche Befreiung und Standeserhöhung.

Ich weiß es, Sie haben nicht den Ehrgeiz, ein ganzer Menſch und ein Freier in jedem Sinne zu werden. Aber wollten denn die Juden Chriſten werden? Oder würde es noch Sklaven auf der Welt geben, wenn ſie Alle es nicht mehr ſein wollten? Immer muß man die Menſchen wider ihren Willen befreien. Die Götze's und die Puſtkuchen ſind unſterblich.

Unterdeſſen will ich zufrieden ſein, daß Sie mich nur ſo weit gelten laſſen, als Sie mich kennen. Was Sie verletzt, iſt nur das Unerkannte; und geht Ihnen ſpäter einmal über dieſen unbekannten Reſt ein Licht auf, ſo bin ich überzeugt, werden wir noch zu einer totalen Freundſchaft gelangen. Doch ich gebe Ihnen die Schwierigkeit der Sache zu. Sie kennen nicht Einen Philoſophen, wie darf ich hoffen, daß Sie meine Auffaſſung der ganzen neueſten Philoſophie als ein richtiges Ergebniß der deutſchen Geſchichte kennen lernen ſollten? Sie geben die Philoſophie überhaupt nicht zu, Sie vernichten ſie mit den Reſultaten der Kinderlehre

Ihrer Vaterſtadt; wie ſollten Sie das Reſultat der Philoſophie, die Freiheit, zugeben?

Aus dieſem Grunde finden Sie auch die Anſicht, „daß die wiederhumaniſirte *Weltbewegung* erſt mit der franzöſiſchen Revolution beginnen ſoll," „roh" und völlig unverſtändlich. Sie vergeſſen, daß ſchon Luther auf das Urchriſtenthum, daß dann die Revolution auf die antike *Weltbewegung*, alſo noch einen Schritt zurückging, daß alſo doch wohl in der mittelalterigen Geſchichte ſelbſt ein zureichender Grund liegen müſſe, warum die Reformation ſowohl, als die Revolution, total mit ihr bricht. Nicht die Aufhebung, ſondern die Beibehaltung der religiöſen und politiſchen Sklaverei des Mittelalters muß man eine „Rohheit" nennen. Wählen Sie.

Ein weiterer Vorwurf gegen meine Schrift iſt „das Lob der Franzoſen auf Koſten der Deutſchen." Sie dichten mir es an. Wenn ich den Franzoſen unſere Freiheit in Philoſophie und Poeſie zuſchriebe, ſo lobte ich ſie auf unſere Koſten; Vorzüge, die uns zukommen, gäb' ich ihnen. Wenn ich aber die geſellige, die ſtiliſtiſche, die politiſche Freiheit der Franzoſen den Deutſchen zuwenden möchte, wenn ich ihnen dieſe Vorzüge unſerer Nachbarn rühme, ſo dächte ich, wäre es eher meine Intention, die Deutſchen durch die Vorzüge der Franzoſen zu bereichern, als umgekehrt, die Franzoſen auf unſere Koſten zu heben.

Dieſer Vorwurf iſt ſo abſurd, daß ich ihn für Ironie halte. Wie denn überhaupt die Moral der deutſchen Preſſe ſeit 1819 ſo fein ausgebildet iſt, daß man in jeder ungeſchickten Feindſeligkeit eine verſteckte Freundſchaft erwarten darf.

Wenn zum Beiſpiel meine Freunde ausrufen: Sie hätten neue Myſtères de Paris von mir erwartet, ſo wollen ſie damit ohne Zweifel ſagen, es ſei lächerlich, die alleröffentlichſte Stadt für geheim, die allerbekannteſten Verhältniſſe für unbekannt zu halten. Sollte ihnen aber die Entdeckung entgangen ſein, daß es kein größeres Myſterium in Paris giebt, als das Myſterium der allgemeinen Bildung angewendet auf die Philoſophen und andere Gelehrte in Deutſchland, ſo kann ich ihnen nur rathen, dieſe Entdeckung noch nachträglich zu machen. Es iſt unglaublich viel mit dieſer Kleinigkeit zu machen, die Kleinigkeit ſelbſt aber koſtet viel Zeit, wie der Zuſtand unſerer Preſſe genügend beweiſt.

Nun will ich Ihnen nicht vorwerfen, verehrter Freund, daß Sie meine Anmaßung eines freien Inhaltes und einer freien Form verkennen. Sie laſſen Sie mich entgelten. Aber der Merkwürdigkeit wegen citire ich das Organ des Unterrichtsminiſteriums in Berlin, in dem der Recenſent meines Buches ſtiliſtiſch und politiſch naiv genug iſt, Cormenins berühmte Characteriſtik des Herrn Thiers für meine Arbeit zu halten. Dieſer heiligen Einfalt in der deutſchen Hauptſtadt iſt freilich ganz Frankreich und noch etwas mehr ein Myſterium.

Heine, der mit ſeinen Späßen ſehr oft den Nagel auf den Kopf trifft, ſoll geſagt haben: „ich wäre nach Paris gekommen, um deutſch zu lernen." Ja, ſo iſt es, und ich geſtehe ſogar, daß mich Heine's Beiſpiel ermuntert hat. Auch Sie, der Sie gewiß im Stil unterrichten, ſind mit meiner Form nicht unzufrieden, ſo oft Sie nur der Gegenſtand nicht unangenehm berührt. Dazu kommt noch das Zeugniß des Herrn Staatsanwalts von Lüderitz. Darf ich aus ſo competenten Urtheilen nicht ſchließen, daß mir mein Plan gelungen iſt, in unſerer ſcholaſtiſch und romantiſch verderbten Zeit einen weſentlichen Vorzug des 18. Jahrh. und der Franzoſen wieder gewinnen zu helfen, den Vorzug, *die Fragen der Wiſſenſchaft und die Reſultate der Philoſophie zumal in eine künſtleriſche Form zu bringen?* Vielleicht wenden Sie mir ein, *Humboldts Kosmos* habe dieß ſchon viel beſſer geleiſtet. Aber vergeſſen Sie nicht, daß *Humboldt* viel länger, als ich, bei den Franzoſen in die Schule ging, und außerdem noch für einen ſchönen Reſt des 18. Jahrhunderts, für einen Zeitgenoſſen und Freund unſerer großen Dichter gelten muß, während das jetzige wiſſenſchaftliche Deutſchland durch Teutonenthum und Metaphyſik weit in die Wüſte der Darſtellung hinein verſchlagen wurde.

Dies Verhältniß zu *Humboldt* iſt intereſſant genug, um es hier noch etwas weiter zu erörtern. *Humboldt* hat faſt alle ſeine Bücher franzöſiſch verfaßt, er iſt in Paris förmlich heimiſch geworden, Niemand hat ihn darum verklagt, der Glückliche! Und doch hat er ganz wörtlich meine Anſicht von der Vermittelung des franzöſiſchen und deutſchen Geiſtes ausgeſprochen. Zuerſt citirt er *Goethe*, der den Deutſchen vorwirft, „ſie beſäßen die Gabe, die Wiſſenſchaft unzugänglich zu machen." Dann ſagt er, geben Sie wohl acht, edler Freund und Franzoſenfreſſer, ſeine eigene Anſicht: „Unſere Nachbarn jenſeits des Rheins beſitzen ein unſterbliches Werk, Laplace's Entwickelung des Weltſyſtems, in welchem die Reſultate der tiefſinnigſten mathematiſch-aſtronomiſchen Unterſuchungen verfloſſener Jahrhunderte *abgeſondert von den Einzelnheiten der Beweiſe*, vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erſcheint darin als die einfache Löſung eines großen Problems der Mechanik. Und wohl noch nie iſt die Exposition du système du monde ihrer Form wegen der Ungründlichkeit beſchuldigt worden.“ Humboldt verlangt, man ſolle dieſem Unſterblichen nacheifern, und thut es ſelbſt unverdroſſen.“ Das Gerüſte, ſagt er, ſoll nicht ſtehen bleiben, damit uns nicht der Anblick des Gebäudes dadurch entzogen werde.“ Jetzt ſteinigen Sie dieſen Verräther am deutſchen Namen! Aber Sie können auch zugleich dieſen Gottloſen ſteinigen, der den Bau des Himmels mit Laplace erklärt und Schellings Ausſpruch: „die Natur ſei dem begeiſterten Forſcher die heilige, ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt und werkthätig hervorbringt“ nicht mit Friedrich Heinrich Jacobi als atheiſtiſch verfolgt, ſondern lobend annimmt; und dem Könige von Preußen ein ſolches Buch mit gutem Erfolge widmet. Noch einmal: der Glückliche! ruf' ich aus, der wegen derſelben Lehren und Thaten geprieſen und geehrt wird, um deretwillen wir Vermögen, Freiheit und Leben zu verlieren Gefahr laufen, und von aller Welt, ſelbſt von unſern Freunden, verfolgt werden. Hättet Ihr Verſtand, wir hätten daran ein großes Kapital! Ihr merktet, daß ein Buch wie Humboldts Kosmos, ein zweites Système de la nature iſt, Ihr verſtündet dieſe Freiheit des vortrefflichen Veteranen des 18. Jahrh., Ihr ſchriet nicht gegen die Reiſenden, die ſich in fremden Ländern umſehen und zu bilden ſuchen; Ihr begrifft was das poſitive in den großen Schriftſtellern unſerer Nation iſt, und Ihr verfolgtet die, welche ſich dieſer Bildung widerſetzen, nicht die, welche ſich ihr anſchließen. O, S. S.!

Wenn aber die Jugend jetzt ſich rettet, wenn wir das Beiſpiel unſerer Veteranen aus der klaſſiſchen Zeit und der Franzoſen zugleich uns zu Herzen nehmen, ſo iſt das eine Rückkehr aus der Romantik zur Freiheit, womit eine weſentliche Umkehr des Bewußtſeins angedeutet wird. Die alten Klaſſiker, auch Humboldt, haben die Romantik *vor* ſich, ſie ſind indifferent gegen ſie; wir haben ſie *hinter* uns, und gehn aus dem Kampfe mit ihr hervor. *Wir* mußten das negative Princip der Willkür und Naturrohheit erſt in allen Gebieten durch Kritik überwältigt haben, bevor wir *eine poſitive Darſtellung der totalen Gemüths- und Principienfreiheit geben konnten*. Das iſt es, was ich verſuchte; das iſt es was uns nun noch ferner gelingen muß.

Fühlen Sie dieſen Geiſt aus meiner Schrift ſich anwehen, ſo erſchrecken Sie immerhin: Sie finden ſich aus allen Himmeln Ihres geiſtigen Dunſtkreiſes herausgeworfen. Ich aber habe mich nie glücklicher gefühlt, als in dem Bewußtſein dieſer Befreiung, eine Befriedigung, die ich gern ſo Vielen als möglich mittheilen wollte. Darum gab ich mir, nach dem Beiſpiele der Franzoſen, dieſe Mühe mit der Form.

Die neue Freiheit iſt nun aber nicht mehr die deutſche Geiſtesfreiheit des 18. Jahrhunderts. Nicht, wie Humboldt mit höfiſcher Feinheit als ein neuer Tityrus, ſagt: „die vollendete Humanität des Staates gewährt uns dieſe Wiſſenſchaft;" umgekehrt, *dieſe Wiſſenſchaft ſoll uns nun erſt die vollendete Humanität des Staates gewähren*, eine Realität, deren Forderung jetzt jedes unſerer Worte und Werke durchdringt, die aber das deutſche 18. Jahrh. noch lange nicht zu denken wagte, wie Sie aus Schillers äſthetiſchen Briefen, aus Goethes politiſcher Verzagtheit und ſelbſt aus Humboldts Kosmos ſich leicht überzeugen können.

Freie Schriften waren im 18. Jahrh. eine Vorwegnahme der Geiſtesfreiheit. Die Welt blieb noch lange dunkel, die Romantiker beweiſen es mit dem Glück ihres Obſcurantismus.

Freie Schriften ſind jetzt eine Vorwegnahme der vollen ganzen Freiheit, auch der politiſchen. Sie ſind eine Darſtellung der Gemüthsverfaſſung, wie ſie nach dem gelungenen Kampfe ſein wird. Sie ſind ganz abnorme Exiſtenzen in einer Zeit, welche von der Romantik regiert und revolutionirt wird. Was die katholiſchen Jeſuiten in der Schweiz, das thun die proteſtantiſchen in Deutſchland. Eine in ſich beruhigte Anſchauung der Dinge iſt daher eine Vorwegnahme des Sieges über dieſe trübe Gährung; und grade dieſe Vorwegnahme der erreichten Freiheit muß die ganze befangene Welt empören. Dennoch und grade darum hielt ich ſie für eine wohlthuende Erſcheinung, und wenn Sie das Ende erleben, werden Sie es einſehn.

Dieſen Werth leg' ich meiner Schrift bei, und ungefähr thut es der Herr Staatsanwalt von Lüderitz auch; es muß alſo doch ſo etwas wirklich darin ſein, obgleich Sie es nicht gemerkt haben. Der Luftzug bläſt Sie unangenehm an, weil Sie nicht das Bedürfniß haben mit ihm zu ſegeln, vielmehr ihm entgegen zu rudern.

Leſen Sie nun die Reiſe in die Touraine noch einmal und achten Sie auf ihren ethiſchen Inhalt. Die nürnberger Scenen mit Daumer, deſſen Hafis, beiläufig geſagt, durch dieſe Anregung ans Licht getreten iſt, widern Sie an. Treten Sie ein wenig aus Ihrem Kloſtergange zu uns in die Sonne, und das Bild wird Ihnen beſſer beleuchtet erſcheinen. Und was Daumers Zukunft betrifft, die Sie ſo höhniſch negiren, ſo empfehle ich Ihnen den Hafis, der ſchon im 13. Jahrh. klüger war, als leider viele deutſche Magiſter im 19., und deſſen kunſtvolle Nachbildung die Verächter Daumers immer einige Selbſterkenntniß in ſchriftſtelleriſchen Dingen lehren könnte.

Das hiſtoriſche Stück meines Buches „unſere letzten zehn Jahre,“ welches das vierte Buch meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Philoſophie ſeit Leſſing, die ich ſo eben publicire, bilden ſoll, finden Sie nicht neu. Es wäre beſſer für Sie, wenn Ihnen wirklich dieſer Inhalt ſo geläufig wäre, als Sie zu verſtehen geben möchten. Man würde Sie dann nicht zu den ſächſiſchen Magiſtern, ſondern zu den deutſchen Humaniſten, nicht zu den Widerbellern gegen die Reform des Bewußtſeins, ſondern zu den Befreiern unſers Jahrhunderts zählen. Sie würden Hegel nicht bloß von Hörenſagen kennen, und die lebenden Philoſophen nicht gering achten, weil ſie noch nicht, wie er, im Mauſoleum modern, ſondern in der jetzigen Weltbewegung thätig ſind.

Am Meiſten wundre ich mich über Ihre Inconſequenz im Patriotismus. Wenn Sie für Alles ſind, was deutſch iſt, ohne Unterſchied, bloß weil es deutſch iſt, was ſind Sie gegen mich? Oder bin ich kein Deutſcher? Warum alſo ſind Sie mein Gegner? Doch wohl nur, weil Ihnen Ihre Partei theurer iſt, als unſer gemeinſames Deutſchthum? Aber ſein Sie unbeſorgt, ich werde mich ſchon für Deutſchland intereſſiren, wenn ſich erſt Deutſchland auf die Seite meiner Partei ſchlägt, und vielleicht erleb' ich den Sieg der Vernunft und der Freiheit, wo Sie jetzt freilich mit dem Siege der Reaction Sich brüſten. Dann mögen Sie Ihrerſeits Ihre Sympathien in Rom oder in Petersburg ſuchen, wenn Sie es nicht vorziehn, ſich zu unſerer Partei zu bekehren — aus Patriotismus.

Für den Augenblick iſt es wahr, Ihre Partei triumphirt, ſie hat die Preſſe in dieſen Zuſtänden für ſich. Und es iſt wahr, die Preſſe, ſelbſt die verfälſchte oder cenſirte, iſt eine mächtige Waffe. Es läßt ſich daher wohl denken, daß die dumpfe romantiſche Gährung, die man jetzt unterhält, der Nationalismus ohne politiſche Nation, der Glaube ohne großen Gegenſtand, die Begeiſterung ohne geiſtigen Aufſchwung, das Freiheitsgefühl ohne Freiheit, der Communismus ohne Gemeingeiſt — über die beſonnene Seite des Geiſtes, über die klare Philoſophie, über die freie Poeſie, über die politiſche Einſicht und über die nächſten practiſchen Aufgaben der wirklichen Staaten den Sieg davonträgt. Dieſe Gährung enthält aber alle Elemente der Freiheit; und je wüſter die Form der gemüthlichen Aufregung iſt, deſto unvermeidlicher wird grade ſie die Zerſtörung anrichten, die ſie abwenden ſoll. Die Philoſophie würde Nichts zerſtören, als den Irrthum; der religiöſe Fanatismus wird den Kopf mitſammt dem angeblichen Irrthum herunterſchlagen; die Bewegung für die Freiheit würde nichts zerſtören, als despotiſche Formen, die die ihr im Wege ſtehn, die patriotiſche Bewegung wird dieſe Formen beibehalten und europäiſche Schlachtfelder für ihre Erhaltung mit Leichen bedecken: der wahre Gemeingeiſt würde humane Geſetze und Allen gleiche Freiheit geben, der Mangel alles Gemeingeiſtes wird die Privatrohheit des Communismus erzeugen, in dem man keine andere Gemeinſchaft mehr kennt und achtet, als die Gemeinſchaft des Eigenthums. Ich ſage nicht, daß die Reaction in Deutſchland Galizien wiederholen könnte; nein, die wüſte Gährung ohne alle Aufklärung iſt in Deutſchland unmöglich; aber die Greuel des Kampfes werden Sie für möglich halten, wenn Sie Sich überlegen, was in der letzten Zeit für unglaubliche Vorübungen dazu gemacht wurden.

Die jetzige deutſche Preſſe, in dem gewaltſamſten Zuſtande der ſich denken läßt, wird allerdings einen großen Theil der kommenden Verwirrung verſchuldet haben. Ich gehöre zu Denen, die ihren Druck empfinden, ohne ihm für den Augenblick ein genügendes Gegengewicht halten zu können. Sie und Ihre Genoſſen erklären uns friſchweg für „Feinde des Vaterlandes“ und Sie thun dieß im Namen Ihrer Partei, die das Vaterland in die Taſche ſteckt, und ſelbſt die Stimme des Vaterlandes unterdrückt. Es iſt überflüſſig dieſe Thatſachen zu verrathen, aber wir würden ein Vaterland haben, wenn wir ſie abſtellten.

Die cenſirte Preſſe wirft mir endlich vor, und Sie ſprechen es ihr nach, ich wollte ihren Ueberzeugungen Gewalt anthun. Was heißt Gewalt gegen Ueberzeugungen brauchen anders, als die Ueberzeugungen durch Cenſur am Hervortreten hindern? Dennoch ſind es die cenſirten Zeitungen, die fortdauernd behaupten, die Oppoſition wolle Andern ihre Ueberzeugung aufdrängen. Die zarten Gemüther der Reactionäre verlangen, man ſolle vor ihren Ohren keinen Widerſpruch laut werden laſſen. Ihre Ohren ſind geheiligt, wie ihre Ueberzeugungen. Sie binden ſich nicht, wie Odyſſeus, an den Maſtbaum ihres Schiffes, ſie verſtopfen ſich die Ohren bei dem Sirenengeſange der Oppoſition. Und Sie, mein Freund, Sie, deſſen Ohren ich troß unſers vielfachen Verkehrs, wie Ihre Kritik beweiſt, ungeſtutzt gelaſſen, Sie beten dieſen Vorwurf nach? Allerdings loben Sie vorher meine Verdienſte um die Culturentwickelung durch unſere kritiſchen Siege „über die Finſterlinge,“ dann aber fahren Sie fort: „Als er nun aber die Conſequenzen ſeines Princips ohne alle Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit und Bedürfniſſe des Menſchen, ohne Beachtung ſeiner naturgemäßen Entwickelung (!) immer weiter verfolgte, *als er mit einem oft brutalen Terrorismus ſeine und ſeiner Genoſſen Anſichten Allen* **aufdrängen** *wollte*, als die kräftige Sprache der Jahrbücher immer *roher*, immer verletzender wurde, da wendeten ſich viele von Denen, die ihn lieb gewonnen hatten, wenn nicht von ihm, doch von ſeinen Anſichten ab.“ „Viele ſeiner Anſichten und die Form, in der er ſie ausſprach, *wurden ihnen widerwärtig*.“ Wo haben Sie Ihre Logik? Drängt man ſeine Anſichten damit auf, daß man ſie den Leuten widerwärtig macht? Wenn die Widerwärtigkeit einmal erzielt war, ſo war doch gewiß das Aufdrängen nicht mehr zu fürchten! Aber wenn ich „gewollt“ hätte, was jeder Sprechende will, daß alle ſeine Anſicht annehmen, iſt das ein Verbrechen? Und wenn es eins wäre, welch' ein einfaches Verfahren gegen ſolch' ein „terroriſtiſches Journal,“ es zuzuſchlagen und ſeine Anſichten nicht mehr zu leſen! Sind Sie nie darauf verfallen?

Eine theoretiſche Aufdringlichkeit iſt ſchwer zu begreifen, und die Dummheit, wie man ſich terroriſirt fühlen könne, wo nicht einmal die Gefahr des Anhörens vorhanden iſt, begreift man nur von der jetzigen Journalpreſſe, die uns allerdings nichts Anderes zu hören giebt, als eine wahrhaft erſchreckende Miſère. Ein Terrorismus der Vernunft hingegen, der die Faſeler dergeſtalt einſchüchterte, daß ſie jeden Satz, ehe ſie ihn niederſchreiben, dreimal, ja zehnmal überlegten, wäre wahrlich eine ſehr verdienſtliche Einrichtung, und, im Vertrauen geſagt, Sie ſelbſt würden dadurch nicht unglücklich gemacht werden, wenn Ihnen anders Ihre Ehre als öffentlicher Denker etwas werth iſt.

Sie ſtrengen ſich an, der Welt zu beweiſen, ich würde mich ſelbſt um den Credit gebracht haben, wenn die Staatsgewalt mir die Zeit dazu gelaſſen hätte. Welch' ein überflüſſiges Unternehmen! Iſt es nicht einerlei, ob der Staat das Verdienſt hat, oder ich, wenn das gute Werk „die Zerſtörung meines Terrorismus, der ſeine Anſichten aufdrängen wollte“ nur gethan iſt? So war es noch ein Glück, daß man mich abthat. Sie reden mir zu, wie der Henker dem Don Carlos, als er ihm den Strick um den Hals legte und begütigend zu ihm ſagte: „Das geſchieht Alles zu Deinem Beſten!“ Auch Don Carlos wäre ſpäter von ſelbſt geſtorben. Aber Sie bedenken dergleichen nicht, weil es jetzt keinen Vernunftterrorismus giebt, der Sie ſchüchtern macht, wo es ſo delicate Behauptungen gilt, wie die Lebens- oder Todesausſicht der theoretiſchen Freiheit.

Ich glaubte daher, Sie wieder einmal erſchrecken zu müſſen. Möge es nur wirken! Denn was ich am Meiſten wünſche von allem Zukünftigen, iſt, daß die heilige Scheu vor Recht und Vernunft in den Gemüthern der Menſchen, vorzüglich der Mächtigen, wiederhergeſtellt werde; und damit Sie nicht glauben, daß ich ſelber unbedacht ſchreibe: ich rechne Sie zu den Mächtigen. Vor der Macht des Aberglaubens und der Confuſion habe ich allen Reſpect. Genehmigen Sie den Ausdruck deſſelben, der dieſer Brief und, wenn Sie wollen, auch das Buch iſt, dem Sie jene Macht ſo ſiegreich entgegenſetzten.

A. Ruge.

12. Brief.

An Herrn Guſtav Julius.

H. H.

Die Leute ſagen, Sie wären ein Ueberläufer; ich ſehe nur, daß Sie die Jeſuiten mit Nutzen ſtudirt haben und nicht gelaufen ſcheinen Sie mir zu ſein, Sie haben Sich hinübergewunden. Die höchſte Freiheit freilich, die Freiheit von allen Parteien und Principien, die Sie zuletzt mit dialectiſchem Rauſche genoſſen, haben Sie nun wieder eingebüßt. Dies intereſſirt mich. Sie ſind nun etwas Beſtimmtes, und ich wollte dieſe Gelegenheit ergreifen, Ihnen darüber meinen Glückwunſch zukommen zu laſſen, Ihre Ausſtellung gegen mich in den Grenzboten aber, daß ich doch immer noch und ganz ähnlich wie die Chriſten, ja faſt mit denſelben Stichwörtern religiös wäre, Ihnen jetzt ſelber zu bedenken geben. Wer Partei hat, der hat die Religion ſeiner Partei. Erwärmen Sie ſich für das royaliſtiſche Princip, und Sie werden einſehen, warum „ich noch immer religiös bin.“

Auch darin hat Ihre Recenſion in den Grenzboten Recht, daß die Democraten im Grunde daſſelbe wollen, wie die Jeſuiten. Beide wollen das Volk in ihrem Sinne denken und handeln laſſen, und beide wollen zuletzt durch die Erziehung zum Ziele kommen. Nur iſt freilich die Erziehung der frommen Väter und die Erziehung der Democraten, ſei es in Athen, ſei es in Nordamerika, ein wenig verſchieden.

Wenn man aber ſo liebevoll auf das reiche Detail der Hiſtorie, wäre es auch die des reformirten Katholicismus und der merkwürdigen Geſellſchaft, der Sie ſich gewidmet, einzugehen weiß; ſo kann man die Gegenwart und das Alterthum, die Wahrheit und die Freiheit leicht vergeſſen, es iſt zu entſchuldigen: ein großes Princip wird klein in der Liebe zum Detail und im Gewühl des Geſchäftslebens.

Ohne Zweifel werden Sie Sorge tragen, daß zu dem reichen Stoff, den Sie jetzt dem Publicum in der „Zeitungshalle" vorlegen, ein ähnliches Intereſſe, wie Ihr allerneuſtes, das Intereſſe zu der Maſſe dieſes Stoffes ſelbſt, angeregt werde.

Ich verkenne das Schwierige dieſer Herkulesarbeit keineswegs. Sie haben das umgekehrte Intereſſe, wie der Heros in den Ställen des Augias. Aber die Realität hat Recht, und wäre es die des Miſtes, deſſen Wegſchwemmung durch die Methode des Alciden gegen alle Regeln der Oeconomie iſt.

Sie werden nächſtens vielleicht meine geſammelten Schriften zu Geſicht bekommen; ich hoffe, Ihre Stellung iſt mittlerweile ſo befeſtigt, daß Sie der Polemik gegen mich gar nicht mehr bedürfen. Und da Sie den Stoff aus dieſer Sammlung, ſo wie er iſt, nicht gebrauchen können, ſo ſcheiden wir hier wohl von einander, bis Sie einmal wieder changiren. Die Politik eines Kenners der Jeſuiten iſt keinesfalls im Voraus zu berechnen.

Leben Sie wohl.

A. Ruge.

13. Brief.

An den Redacteur der Mannheimer Abendzeitung.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

In Ihrer Zeitung vom 18. Jan. wiederholt Herr Obermüller ſeine Notiz: „ich hätte den Franzoſen, unter der Bedingung, daß ſie meine Philoſophie annähmen, Deutſchland bis zur Elbe angeboten.“ Herrn Obermüller haben ſeine vielen Irrfahrten irre im Oberſtübchen gemacht; aber die Notiz über dieſe apokryphiſche Diplomatie, welche ſo viel hübſches Land wie eine Semmel zugiebt, wenn die Philoſophie nur genommen wird, iſt doch in das Frankfurter Journal übergegangen. Dieſe Zeitung ſetzte nichts hinzu, um den Eindruck der Obermüllerſchen Komik nicht zu ſtören. Sie hatte nicht Unrecht. Man muß ſehr vorſichtig ſein mit abſolutem Unſinn. Hätte Herr Obermüller ſpäter geſagt: „I habs g'wußt!“ ſo hätte er einen Witz gemacht. Sie wagten daher viel, als Sie ihn ernſthaft nahmen. Er hat keinen Freund gehabt, er wiederholt ernſthaft ſeine Nachricht. Jetzt kann man dem Mannh. Journal ſein Beileid bezeugen, es dachte einen Obermüller zu bekommen, und bekam einen Ober—ſackträger, dem ich den

Mond, den Sirius und die Inſel Helgoland anbiete, wenn er Menſchenverſtand annehmen will. Sie werden mit mir überzeugt ſein, daß ich nichts dabei riskire.

Anfangs 1847. Arnold Ruge.

---

14. Brief.

Vortrefflicher Prutz!

Als ich im Mai des vorigen Jahres Dir einen Theil meiner geſammelten Schriften widmete, hatte ich noch keine Ahnung davon, daß Du in dem heißen Kampfe der rohen und humanen Welt, den wir erleben, „die patriotiſche Partei“ ergreifen, dem Humanismus einen Abſagebrief (den Brief: Vaterland? oder Freiheit?) ſchreiben und mir wegen meines Angriffes auf das Princip der Reaction — denn das ſind ja die rohen Volksgeiſter und ihr übelbegründetes Selbſtgefühl, es iſt der Patriotismus der nichthumaniſirten Völker — den Fehdehandſchuh in's Geſicht werfen würdeſt; eher hätt' ich an Menzel oder an die Augsburger Zeitung gedacht! Es iſt geſchehen; ich nehme Deinen Handſchuh auf. Ich berühre Deinen Schild und ſage Dir: Patriot, Dein „freies Vaterland“ iſt nicht frei; Deine „patriotiſche Partei,“ die das Vaterland beherrſcht, wußte ſeine Feſſeln nicht zu löſen.

Vaterländiſch und human ſind Gegenſätze; um ſo ſchlimmer, da ſie es nicht ſein ſollten.

Vaterländiſch iſt der Unterthan ohne politiſches Recht; human wäre der Staat freier Bürger.

Vaterländiſch iſt die Inquiſition und das heimliche Gericht durch beſoldete Diener des Landesherrn; *human* wäre das Gericht auf offenem Markt vor geſchworenen Bürgern.

Vaterländiſch iſt die Cenſur und die Unzurechnungsfähigkeit des Autors, das Verbot der Schriften und Vorleſungen; *human* wäre jedes Menſchen Recht frei zu ſchreiben und zu reden und für ſein Wort ſelber einzuſtehen — nur vor den geſchworenen Richtern, ſeinen Mitbürgern.

Vaterländiſch iſt die Proklamirung neuer „Religionsedicte"; *human* wäre die Fahne Friedrichs II., Leſſings, Kants und Göthe's.

Wenn Dein „*freies* Vaterland" exiſtirt, und Du dringſt ja ſo ſehr auf die Exiſtenz, wie kannſt Du für *dieſe* Freiheit patriotiſch ſein? Wenn Du aber nur für das künftige, einmal zu befreiende Vaterland patriotiſch biſt, ſo wärſt Du ja für das ganze Programm des Humanismus, was alſo ſchreibſt Du gegen mich, der ich es proklamire? — Patriot, Liebhaber des zukünftigen Vaterlandes, mache ein Lied „an die zukünftige Geliebte," wie Klopſtock, als er keine hatte, aber ſage nicht, daß Du verliebt biſt, Du willſt es erſt werden.

Das Vaterland *fehlt uns*; darüber klag' ich mit Dir. Dagegen „die patriotiſche Partei" *iſt vorhanden*; ſie iſt vorhanden in Arndt, Jahn, Görres, Menzel, Kolb, Bülau, einigen Hochgeſtellten und vielen Freiwilligen von 1813 und 1815. Patrioten ohne Patria!

Eine *neue* patriotiſche Partei wirſt Du nicht gründen.

Jede *neue Partei*, die jetzt exiſtiren will, muß die *humanen* Freiheitsformen im Staat, in der Preſſe, in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Kultus und im Gericht auf ihre Fahnen ſchreiben, und in Deutſchland nicht im Allgemeinen Deutſchland, ſondern die beſtimmten Reformen in den wirklichen Staaten, wodurch freie Männer geſchaffen werden, wollen und ausführen. Jede Partei, die dies nicht thut, fällt auf die Seite der *alten* „patriotiſchen Partei," die dies unterlaſſen hat.

Das allgemeine Gerede von Deutſchland und ſeiner Herrlichkeit iſt hinderlich; die Einſicht hingegen, daß jene Reformen, die bei fremden Völkern realiſirt ſind, *jedes Menſchen* Erbtheil und Eigenthum ſeien, iſt förderlich. Das Wort „Deutſchland" bedeutet jetzt nichts anderes, als die Abweſenheit der humanen Staats- und Geiſtesformen, die wir oben aufgezählt. Das Wort „*menſchliche Freiheit*" hingegen bedeutet in allen Punkten, daß *wir*, wie jeder Menſch, welche Sprache er auch ſpricht, jene Formen nicht entbehren können, und wo die Anfänge dazu vorhanden ſind, ſie möglichſt rationell ausbilden müſſen.

Und über dieſes einfache, aber gerade jetzt unendlich wichtige Dilemma gerathe ich mit Dir in Streit? Du, ein Freund der Griechen, trittſt auf die Seite des Naturwuchſes, die Menſchen ſind Dir „die Nervenenden der Erde," Du läßt Dich einſchreiben bei „*der patriotiſchen Partei*" und lehnſt Dich auf gegen die Humanität, das Einzige, wodurch die Griechen Griechen ſind?

Das Princip trennt, täuſche Dich darüber nicht! Iſt es Dir Ernſt mit dem „patriotiſchen Naturwuchs" und der ganz aparten „deutſchen" Freiheit, ſo gratulir' ich unſern Gegnern zur Acquiſition Deiner Feder, nicht aber Deiner Feder zur neuen Farbe; und ſo ſchmerzlich mir es iſt, ich wiederhol' es, „würden alle meine Freunde aus freien Männern verſtockte Patrioten, ſo müßt' ich mir ihren Verluſt gefallen laſſen. Das Princip kann man auch ſeinen Freunden nicht opfern: wer es opfert, wurde nie von ihm geleitet. Was iſt es andres als das Herz, die Seele, das Ich, der urſprüngliche ſich ſelbſt bewegende Punct der Entwickelung? — *Der Patriotismus iſt die Seele von 1813.* Auch die Seele unſerer Partei ſucht es dahin zu bringen, die ganze Nation zu bewegen; wenn ihr dieſer Gegenſtoß gelungen iſt, ſo werden wir „Patrioten," — aber Patrioten der Humanität und eines neuen Völkerrechtes, des Rechtes der humaniſirten freien Völker.

Die Auflöſung des Patriotismus in Humanismus iſt weiter nichts als die Auflöſung des Dialektes in die Kulturſprache. Ein gebildeter Berliner ſpricht ſchön, der Berliner Dialekt iſt abſcheulich. Der gebildete Berliner verliert den Charakter der Gaſſe, aber er verliert den Charakter nicht, wenn er die Schriftſprache rein und ohne hörbaren Dialect ſpricht, im Gegentheil, er zeichnet ſich dadurch ſehr eigenthümlich vor den Millionen aus, die es zu dieſer Bildung nicht bringen können.

Nicht der Untergang der Dialekte, die Zähigkeit der lokalen Mißtöne und habituellen Rohheiten, das iſt das Unangenehme, das Verderben der wahren Erſcheinung, der Schönheit.

In der Politik iſt es nicht anders. Die nationale Zähigkeit braucht nicht gepflegt zu werden. Unkraut verdirbt nicht, ſo kalt auch der Winter iſt.

Aber der Stolz unſerer vorgeſchrittenen Zeit, die einzige Entſchuldigung, wenn wir dem Alterthum in's

Geſicht ſehn müſſen, iſt, daß Ein menſchliches Princip alle Kulturvölker in einen großen Bund vereinigt hat.

Die Auflöſung des Patriotismus in Humanismus iſt die Freiheitsfrage der neueſten Geſchichte.

Sie iſt es nicht nur bei den Philantropen, Socialiſten, Republikanern. Sie iſt es auch in der großen Politik.

Alle wirkliche Politik iſt ſchon jetzt **Kosmopolitik.** Sie iſt es in England, in Rußland, in Frankreich; ſie war es in der heiligen Allianz. Die **Kulturvölker** ſind nicht ohne den Rath der Amphiktionen geblieben.

Nun löſet die heilige Allianz durch den Bruch der Verträge mitten im Frieden, den die einſeitige Aufhebung Krakaus offenbar gemacht, das Völkerrecht von 1815 ſelber auf; die Engländer und Franzoſen ſtehen ihr gegenüber und haben mit lauter Stimme gegen dieſe Verletzung des allgemeinen Rechtes in Europa proteſtirt.

Wir ſprechen hier nicht von der Gefahr, den Codex der Menſchheit, den die großen Friedensſchlüſſe ſanktioniren, willkürlich aufzuheben. Uns intereſſirt nicht der gefährdete Angreifer auf das Geſetz, ſondern die Wiederherſtellung des Völkerrechtes, du concert des nations. Eine Neubildung ſteht ihm bevor. Die Völker müſſen ſich wieder in Einem Princip und in einer beſtimmten Faſſung deſſelben vereinigen; aber es iſt keine zweite heilige, es iſt nur noch eine humane Allianz möglich. Das anerkannte Princip der menſchlichen Freiheit und nur dieſes, nicht das Bekenntniß der chriſtlichen Dogmen und die Verkennung der ethiſchen Wahrheit die das Chriſtenthum enthält, vermag von jetzt an den Congreß der Völker zu conſtituiren.

Die Patrioten vergeſſen die inneren Freiheitsgeſetze über dem Namen des *ganzen* Volks, und die Freiheitsgeſetze der ethiſchen Welt über ihr *einzelnes* Volk.

Uebrigens macht kein Princip an der Grenze der Völker Halt, ſelbſt das patriotiſche nicht, denn es verfolgt ja den Feind in ſein Land hinein; und die verkörperten Principien, die Parteien, haben immer die Völker durchdrungen; Hippias war bei dem Perſerkönig, die Emigranten bei dem Herzog von Braunſchweig, die Royaliſten bei dem alten Blücher, Guſtav Adolph für die Deutſchen, Cromwell für die franzöſiſchen Proteſtanten, Lafayette für die amerikaniſche Freiheit, Thomas Payne und Clootz im franzöſiſchen Convent und ein Korſe der Bravo des 18. Brumaire in St. Cloud. Am allerwenigſten kann die Freiheit ſich Grenzen ſetzen, ſo lange noch eine menſchliche Seele nicht gewonnen iſt.

Darum iſt das Chriſtenthum wohlthätig geworden, weil es die Völkerfamilie, das Völkerrecht und den konſtituirten Weltfrieden möglich gemacht hat. Das Chriſtenthum iſt eine Form des Humanismus, die religiöſe. Die Freiheit iſt ein andere, die politiſche.

Gegen dieſe neue Form des Humanismus, die allerdings auf einen Univerſalſtaat, in dem alle Völker nur Provinzen ſind, ausgehn muß, opponirte ſich in den Koalitionen der Zorn der rohen Volksgeiſter Europa's und ſiegte über den Verräther der Freiheit, über Napoleon, er ſiegte im Namen des „*Völkerrechts*." Vortrefflich! aber die Völker legten zu viel Gewicht auf ihre anonyme, unſägliche Individualität, auf ihr Volksthum, *auf ihre Natur*, auf den rohen Dialekt, auf die aparte

Sitte, auf die alte Krankheit ihrer angeſtammten Geſetze; ſie vergaßen die Freiheit, ihre gemeinſame Aufgabe, ſie verſäumten die politiſchen Formen, die den Menſchen erſt ſein wahres Weſen erreichen laſſen.

Es gibt ſeitdem nach den beiden Principien der „Naturwüchſigkeit" und der „Freiheit" zwei große Parteien. Dieſe kämpfen in allen europäiſchen Kulturſtaaten mit einander und werden zuletzt durch einen großen ernſten Prinzipienkampf

das neue Völkerrecht des politiſchen
Humanismus gründen.

Das Völkerrecht von 1815 iſt „die heilige Allianz." Deutlicher konnte man den alten Humanismus, durch den die aufgehetzten Volksgeiſter wieder verſöhnt werden mußten, nicht ausſprechen.

Der Form nach that auch „die heilige Allianz," was dem Rathe der Völker zukommt, ſie ordnete die europäiſchen Verhältniſſe; aber ſie ordnete ſie nicht im Sinne der Freiheit, ſondern als ihre Gegnerin. Es iſt klar, daß erſt der Kongreß aller Kulturvölker der Erde, von dem freien Inhalt ausgefüllt, der richtige wäre.

Und dieſe Erſcheinung iſt nicht unmöglich, vortrefflichſter Naturfreund, ja, ſie iſt ſchon jetzt als unvermeidlich anzuſehen, wenn ſie auch den impoſanten Rath der Amphiktionen, der in Aachen, Wien und Verona ſaß, bei Weitem überſtrahlen wird.

Nicht alſo die Aufgabe des Humanismus, in allen Verhältniſſen dem Menſchen zu ſeinem Rechte zu verhelfen, iſt eine unmögliche; wohl aber iſt es die des Patriotismus, auf Ein Volk den Accent zu legen, durch die gleiche Religion und Kultur der Völker Europa's ſchon längſt geworden. Selbſt die Empörung der Völker gegen die „große Nation" hatte darin Recht, daß ſie dieſe Unmöglichkeit bewies, und die vereinigten Völker wären eine Erſcheinung des wahren Princips, der Menſchheit, gegen das falſche, der ausſchließlichen Nationalität, geweſen, hätten die vereinigten Völker die Freiheit und Bildung gehabt, welche dem wahren Menſchen zukommt. Aus ihrem lignum wurde kein Mercurius.

Das Allgemeine, von dem jede ethiſche Realität (der Menſch, die Familie, die Gemeinde, der Staat) ihren Werth empfängt, iſt die Humanität, ein anderer Name für Vernunft und Freiheit.

Die Nationalität hat dieſe Bedeutung nicht; ſie iſt im Gegentheil der Unterſchied der Nationen und der nationalen Menſchen. Die Nation alſo erhebt ſich zur Würde einer wahren ethiſchen Exiſtenz nur, wenn ſie ein humaner, ein freier, vernünftig geordneter Staat von freien Menſchen iſt. Die Nationalität der freien Nation iſt Humanität, wie der Dialekt des gebildeten Berliners reine Schrift- oder Kulturſprache iſt, und wie ſelbſt die lingua Toscana in bocca Romana nichts Anderes als dieſe Reinigung bedeutet.

Ich komme jetzt zu Dir zurück, mein naturwüchſiger Philoſoph. Du biſt ein großer Uebelthäter, der Du die Verwirrung Deiner unklaren Tiraden in dieſe Beſtimmungen hineinträgſt, die Jedermann durchſchauen muß, der als Politiker auftritt.

Wenn ein Mann wie Menzel oder ſonſt einer der vielen altdeutſchen Ueberreſte für den Geiſt der Freiheitskriege und die durch ihn geſicherte Reaktionsperiode ſchreibt; ſo antwortet man dieſer Vergangenheit und ihren Perücken mit Verachtung, dreht ihnen den Rücken und ſchaut hinaus in die neue Periode nach den friſchen Locken ihrer Simſons. Wenn aber ein junger Mann, deſſen Name einen guten Klang in der befreienden Literatur hat, ſeine Feder in die alte Lauge des „Naturwuchſes“ taucht und die *Baum-*, *Fluß-*, *Felſen- und Landkartenpolitik*, die uns ſeit 30 Jahren zum Narren hat, in einer neuen Schwulſtrede wiederholt, ſo würde es zweckmäßig ſein, den Sirenengeſang des jungen Feindes auf die Noten der Philoſophie zu ſetzen, auch wenn er weniger herausfordernd geſungen wäre als der Deinige; und ich hoffe, Du ſollſt mit der Deutlichkeit und auch wenn Du willſt mit der Kunſtmäßigkeit meiner Antwort zufrieden ſein.

Mein Dilemma war: Wer iſt *noch* patriotiſch? Die Reaktion. Wer iſt es *nicht mehr*? Die Freiheit. Du ſchreibſt gegen mich, aber Du wiederholſt nicht *meine* Frage. Du fragſt nicht, wie ich, kann man *jetzt noch* patriotiſch ſein oder muß nicht vielmehr Jeder, der frei ſein will, allen Patriotismus ſo *lange* ablegen, bis er Urſache hat, ihn zu faſſen, nämlich bis er den freien Staat gegen die Barbaren vertheidigt, wie ich denn auch den „humanen Patriotismus“ der franzöſiſchen Republik gerechtfertigt fand. Ich ſagte mit Einem Wort: „*Der Patriotismus iſt das Selbſtgefühl der Republik*, Vaterlandsliebe das Heimathsgefühl der Naturvölker.“

Es iſt alſo doch klar, daß ich nicht den *ehrlichen* Patriotismus, zu dem man durch die Lage des Staats genöthigt iſt, ſondern den verrückten und den verruchten Patriotismus, den man für jeden Staat und den man *gegen* die Freiheit haben will, den erheuchelten und den unbegründeten, angreiſe, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß mit dem Siege des Humanismus aller Grund zum kriegeriſchen Patriotismus wegfällt und mit der innern Konſtituirung des menſchlichen freien Gemeinweſens nur ein Gefühl der Geſundheit oder der ungeſtörten Lebensbewegung übrig bleibt, auf welches man kein Gewicht legt, wenn man nicht krank iſt, das aber darum nicht minder das höchſte Gut iſt.

So lautet meine Frage, ſie lautet in meiner Abhandlung über den Patriotismus und gegen den inhumanen Patriotismus wörtlich ſo; und meiner Antwort auszuweichen, iſt nur möglich durch die Aufſtellung einer ganz neuen Frage, die freilich ſo einfältig iſt, daß ſie kein Menſch jemals gethan hat, der ſeine fünf Sinne beiſammen hält, am allerwenigſten ich.

Du fragſt: Vaterland? oder Freiheit? Und Du antworteſt: „das freie Vaterland“ und „die patriotiſche Partei.“

Du haſt Dir nicht überlegt, daß „mein Vaterland mein Staat“ heißt. Die Fiktion von einer reinen Stamm- und Sprachgenoſſenſchaft, von einem Zuſtande vor der Zeit, wo mehr oder minder rationelle Staaten die ganze Erde in Beſitz nahmen, wäre viele tauſend Jahre zu ſpät. Wenn ich in England „mein Vaterland“ verliere, kann ich es in Nordamerika wiedergewinnen, ſeitdem nämlich Nordamerika ein Staat iſt. Du ſiehſt, nur der Sklave hat kein Vaterland, und der Staat iſt natürlich entweder die Freiheit oder er iſt kein Staat, ſondern eine Pflanzung, ein Beſitzthum. Die verſchiedenen Pflanzer oder Guts- und Sklavenherren bilden dann aber immer wieder einen Staat. Sie haben ein Vaterland, nicht ihre Sklaven. Vaterland? oder Freiheit? konnteſt Du alſo wohl fragen, denn Du haſt es gethan. Ich aber nicht, denn mit Deiner und aller teutoniſchen Geographen Erlaubniß, es iſt Unſinn: Vaterland iſt Staat und Staat iſt Freiheit oder er iſt kein Staat. Die Amphiktionen in Frankfurt oder in Verona waren eine republikaniſch konſtituirte Gemeinſchaft. Mit dem Unſinn, den Du mir aufbürdeſt, als wollte ich eine Freiheit ohne Vaterland gründen, ziehſt Du nun gegen mich aus, und obgleich ich Dir durchaus nicht widerſpreche, wenn Du Deine Frage abſurd findeſt, ſo muß ich doch dafür herhalten. Du ziehſt die ganze Rüſtung der naturwüchſigen und deutſchtollen Harlekinade an und reiteſt die revolutionsfreſſeriſche Roſinante der Reaction. Du beginnſt mit der gewöhnlichen Ironie gegen die Jakobiner folgendermaßen:

„Hebert hat geſprochen, der Convent hat abgeſtimmt; il n'y a plus de Dieu! Das Vaterland exiſtirt nicht mehr! Nationalgefühl, wie bornirt! Patriotismus? welch ein zurückgebliebener Standpunkt!“

Ja wohl, wie bornirt! und mehr als zurückgeblieben, zurückgekommen und heruntergekommen! Der Convent mit ſeinen Glaubensdekreten ſcheint Dir dumm zu ſein, ohne Zweifel weil er kein Concilium von Theologen war, denn von denen biſt Du es doch gewohnt, daß ſie die Eigenſchaften Gottes feſtſetzten? Ich dächte, ſie hätten noch im vorigen Jahre ein Glaubensbekenntniß dekretirt. Und das Vaterland? das geographiſche Deutſchland exiſtirt, Du überzeugſt Dich alle Jahre davon, indem Du es an verſchiedenen Orten inſpicirſt, aber daß der Staat Deutſchland nicht mehr exiſtirt, das habe nicht ich dekretirt, das hat auch der Convent nicht dekretirt. Wenn Du Dir's aber genauer überlegſt, wirſt Du finden, daß allerdings die Dekrete des Convents unter andern auch eine Urſache davon ſind. Und ob das Nationalgefühl, das Bewußtſein der Stammgenoſſen bornirt ſei? Es iſt ja die Bornirung auf dieſen Stamm. Aber der Patriotismus, den Du ſehr gewählt einen „Standpunkt“ nennſt, wenn er dem deutſchen Staate, der nicht mehr vorhanden iſt, gilt, ſo iſt er freilich zurückgeblieben, ein Phlegma, kein Spiritus; gilt er aber dem kommenden Staate, ſo warne ich Dich, mit dieſem Spiritus in Deutſchland nicht unvorſichtig umzugehn. Als Redensart iſt er eine Gaukelei, als Ernſt iſt er ein dreißigfacher Hochverrath.

Du fährſt fort mich zu traveſtiren: „Es gibt kein anderes Vaterland als die Freiheit, kein anderes Nationalgefühl als das Bewußtſein der Bildung und Humanität.“ Ich habe geſagt, es ſollte geben und das iſt ſo richtig, daß auch Du es noch einmal begreifen wirſt, wenn Du erſt eine Freiheit erlebſt oder Dir überlegſt, daß der Deutſche z. B. doch nur auf ſeine Bildung und Humanität ſtolz ſein kann, nicht auf das Land, bevor er ſeine Fluren und ſich in ihnen kultivirt hatte. Einen Eichelfreſſer aus Eberswalde würdeſt doch auch Du mit ſeinem Nationalgefühl etwas unmenſchlich und darum ungehörig finden oder ziehſt Du im Ernſt das eberhafte Nationalgefühl dem humanen vor?

Du läßt mich fortfahren: „Dem freien Franzoſen fühl' ich mich mehr Bruder als dem unfreien Deutſchen,“ ich ſage nicht „mehr Bruder“, ich nenne den Einen meinen Freund, den Andern meinen Feind. Du redeſt fort: — „ob auch zehnmal eine deutſche Mutter mich geſäugt“ Ich erwidre: „Ich bin vielleicht gar nicht geſäugt, jedenfalls nur Einmal in dieſer allerdings „naturwüchſigen“ Lage geweſen.“ Du rufſt aus: „Deutſche Luft habe mich genährt;“ ich bemerke, die Luft kommt bei mir nicht ſowohl in den Magen als in die Lunge. Du rückſt mir vor, daß die „deutſche Sprache mich gebildet habe; ich ſage: Leider iſt es mehr die lateiniſche geweſen als die deutſche und dieſe wieder hat mich ein Schwede gelehrt; überhaupt erinnere ich mich mehr durch die Menſchen, durch dieſen Schweden und durch meine deutſchen Mitſchüler, die aber alle plattdeutſch ſprachen, gebildet zu ſein, als durch die Sprache direkt, obgleich ich gern zugebe, daß ich dieſer Sprache ſo viel Geſchmack verdanke, um auf „das Säugen" keinen Werth zu legen, „mehr Bruder" nicht geſagt zu haben, und die Feder überhaupt nicht gedankenlos laufen zu laſſen, weswegen denn nur die Sätze, die Du mir andichteſt, nicht meine eignen, in jedem Worte eine Ungeſchicklichkeit und in jeder Wendung eine Lächerlichkeit enthalten.

Du läßt mich fortfahren, d. h. Du fährſt fort mich in's Prutziſche zu überſetzen: „Ja, überhaupt, wer es gut meint mit den Deutſchen, dieſen dickköpfigen, abergläubigen, knechtiſchen Deutſchen, dieſer Incarnation der „Niederträchtigkeit," der reiche uns die Hand und helfe uns, ſie zu Franzoſen zu machen."

„Werdet Franzoſen, werdet politiſch," das hab' ich geſagt. Eine weitere Anſtrengung z. B. aus deutſchen Individuen franzöſiſche zu erzielen und zwar durch „Handreichung" dies zu bewirken — oder wie denkſt Du Dir die Sache? — hatt' ich nicht im Sinne. Gewiß denkſt Du an die Kühnheit der franzöſiſchen Einquartirung, aber dieſe, das begreifſt Du, können nur Nationalfranzoſen und jeder nur auf ſeine Hand wenigſtens ohne männliche Handreichung ausführen. Das „Franzoſen machen," von dem Du phantaſirſt, geht mich nichts an, das ſpirituelle Franzöſiſch werden, das jeder mit ſich ſelbſt vornehmen ſoll, wirſt Du aber doch nicht gefährlich finden. Es iſt zu ſchwierig, um gleich allgemein zu werden und unſern unpolitiſchen „geſunden Pflanzenſchlaf" zu unterbrechen.

„Die Deutſchen, dieſe Inkarnation „der Niederträchtigkeit." So hinterindiſch läßt Du mich fortfahren.

Du haſt nach „Deiner „konkreten" fleiſchlichen Phantaſie „die Inkarnation" ſelbſt gemacht und die „Niederträchtigkeit" ohne Weiteres aus der Augsburger Zeitung citirt. Wahrſcheinlich iſt Dir der hölliſche „Ort, von dem Du vorſichtig nur wenig adoptiren möchteſt," nicht ſelbſt unter die Augen gekommen, Du biſt ſonſt nicht ſo „niederträchtig," eine ſolche Zeitungslüge Deinem beſten Freunde wiſſentlich noch einmal an den Hals zu werfen. Ich habe zu der Lüge und zu der Wirkung der Lüge geſchwiegen; ich dachte: wem's juckt, der kratze ſich! und das iſt nun auch reichlich geſchehn. Mir war es nicht darum zu thun, den Leuten die Krätze zu erhalten, ſondern daß ſie zum Arzt laufen ſollten, um ſich heilen zu laſſen. Dies konnten meine Freunde von ſelber wiſſen, meinen Gegnern aber durfte ich nicht hoffen, die Krankheit klar und meine Kur begreiflich zu machen. Sie halten den Ausſatz für eine Zierde der Haut und die „Niederträchtigkeit" für einen Beweis von guter Erziehung. Darum ließ ich die Lüge laufen und vermuthete nicht, daß ſie mit ihren kurzen Beinen auch nur ſo weit kommen würde. Die Wahrheit ſtand ja gedruckt im Buche an dem „Orte, von dem Du ſie hätteſt adoptiren ſollen." Die Stelle heißt: „Der deutſche Geiſt, ſo weit er zum Vorſchein kommt, iſt niederträchtig." — Das geht auf die Zeitungen und die Politik, nicht auf die deutſche Philoſophie und Poeſie, ich proklamire alſo nicht, wie

Du ſehr gut weißt, „den Inhalt des deutſchen Geiſtes als Niederträchtigkeit." Du hätteſt jene Stelle leſen ſollen; da Du es nicht gethan, ſo lies ſie nachträglich. Das Wort „niederträchtig" kommt nämlich in einem Drama vor, deſſen Rollen ich an verſchiedene Briefſteller vertheilt hatte, von denen einige die Deutſchen, ihre Gegenwart und ihre Zukunft angreifen, andere ſie vertheidigen. Die Briefe der verſchiedenen Charaktere ſind bis auf den letzten alle von mir verfaßt, obgleich wirkliche Briefſtellen theilweiſe benutzt wurden. Nun iſt es zwar richtig, daß ich meine eigne Chiffre unter die hoffnungsloſen und anklagenden Briefe geſetzt; aber die Widerlegung der Anklagen hab' ich ebenfalls geſchrieben, und die ſehr naheliegende Bemerkung auf das „niederträchtig," daß ich ja ſelber mit zur Familie gehörte, dieſe, edler Prutz, ſteht ſogar unter meiner Chiffre. Nun, was ſagſt Du dazu? Ich weiß Deine Schauſpiele nicht auswendig, wenn ich aber irgend einen Teufelskerl daraus citirte und dann dem Publikum den Prutz als ſo ein loſes Maul denuncirte, was würdeſt Du ſagen? Ich an Deiner Stelle verachtete eine ſolche Dummheit, wie ich die Lüge der Augsburger Zeitung bis heute verachtet und ignorirt habe. Dir wollte ich aber doch den Staar ſtechen. Ich denke, von Dir hätte ich ſo viel Sorgfalt erwarten können, daß Du mich ſelbſt laſeſt und ſo viel Verſtand, daß Du einen Dialog verſchiedener Charaktere nicht dem Autor zurechneteſt.

Indem Du Dir in Deiner Sprache wiederholſt, was ich in der meinigen ganz richtig geſagt, „erſchrickſt Du." Nicht ohne Beſorgniß denkſt Du daran, ob mich ganz Deutſchland nicht verachten, nicht wenigſtens moraliſch vernichten werde, und — „bedauerſt" mich im

Voraus. „Ich habe als Dichter die Herzen öffnen helfen, gewinnt Ihr nun die Geiſter!" rufſt Du uns zu; „aber Ihr werdet es nicht, denkſt Du, wenn Ihr mit „niederträchtig" um Euch werft. Ich mache es praktiſcher, ich ſtoße dem Volke nicht vor den Kopf.

Wie vergeßlich Du biſt! Du ſpielſt ihm arg genug mit! ich habe es geleſen, „aber ich „erſchrecke" nicht, ich „bedaure" Dich nicht; denn — man hat es nicht gemerkt daß Du es thuſt, und Du erlaubſt mir wohl, daß ich Deine überhörte Stimme, obgleich Du ein populärer Schriftſteller biſt, etwas verſtärke. Man wird es Dir gewiß nicht zurechnen, wenn man ſieht, daß Du Deine eigne Anſicht von „Deinem Volke" nicht mehr im Kopf hatteſt, als Du die meinige die nicht einmal die meinige iſt angriffſt.

In Deinem Aufſatz über die Armuth der komiſchen Literatur" S. 177 finde ich: „Wie es kommt, daß gerade die Deutſchen die ärmſten ſind an komiſchen Kunſtwerken, iſt nun, dünkt uns, kein Geheimniß länger: die Heloten unter den Völkern, die Proletarier der Geſchichte, wie könnten wir es weiter bringen, als höchſtens zum „Nante" und etwa, wenn es hoch kommt, zu Hieronymus Jobſen?!"

Du ignorirſt gottloſer Weiſe Heinen z. B. Wahrſcheinlich haſt Du erfahren, daß er meint, „Du wohnteſt mit Deiner Poeſie unmittelbar am Nordpol," worin ich ihm, wie Du weißt, nicht ganz beiſtimme; aber Du hätteſt beim Komiſchen dennoch an ihn denken ſollen. Er iſt ja auch — ein Deutſcher, „er iſt geſäugt," wenn auch nicht „zehnmal," „er iſt genährt," wenn auch mit mehr als „mit deutſcher Luſt." — Du ſiehſt, ich gewöhne mir die „Hegelſche Schulſprache" ab, Du ſteckſt mich an mit den Phraſen Deiner Stettiner „Schulſprache!“ — „Die Heloten und Proletarier“ könnten nun noch ganz brav ſein, wie die Meſſenier unter Ariſtomenes und die Plebejer, die mit Grachus waren. Aber Du wirfſt ihnen in Deinem „nächſten Kriege“ geradezu Ehrloſigkeit und ein herabgewürdigtes Bewußtſein vor, was ſo ungefähr auf Niederträchtigkeit hinausläuft, es heißt S. 19: „Wie herabgewürdigt muß das Bewußtſein eines Volkes ſein, wie zerknickt ſein Stolz, wie vernichtet ſein Ehrgefühl, das ſelbſt, in ſeinem eignen Bewußtſein, in ſeiner öffentlichen Stimme ſeinen Frieden, ſeine Wohlfahrt, ſeine Ruhe abhängig macht von ſolchen Begebenheiten (wie wenn Louis Philippe ſtirbt ꝛc.) — und kann es denken und kann es ausſprechen und ſeine Seele empört ſich nicht, daß zwei Dutzend Pariſer Gamins den Frieden Deutſchlands in der Hand haben ſollen?! —“

Zwei Dutzend? Und lauter Gamins; — Hm! ich begreife nun, warum Du den Convent und ſeine Decrete ſo tief verachteſt. Die Schöpfungen, welche aus den Revolutionen der „zwei Dutzend Gamins“ hervorgehn, können freilich nichts anders als abſolute Nichtigkeiten ſein. Es iſt kühn, der Welt ſolche Politik im Falſtafſtil der zwei Dutzend Straßenräuber zu bieten! Aber ich begreife nun auch, warum Deine Angriffe auf die deutſche Nationalehre den „Frieden Deutſchlands“ nicht geſtört haben. Deutſchland hält Dich für einen — wohlredenden Mann, „der nicht bedenkt, was er vollbringt.“

Aber das Allerſchlimmſte iſt Deine Vorſtellung von unſrer Zukunft. Auf den Fortſchritt eröffneſt Du uns eine Ausſicht „durch einen Krieg“ und ſagſt: „Wenn der Hund beißen ſoll, muß man ihm die Kette länger machen. Daß er ſich nicht in den alten Stall zurückführen läßt, das iſt dann ſeine Sache."

Ein abſcheuliches Bild! Du vergaßeſt, daß auch die lange Kette eine Kette und der Hund ein Hund bleibt im neuen ſo gut wie im alten Stall. Aber wie geſagt, bei einem ſo kurzen Gedächtniß wie dem Deinigen und bei einer ſo lockern Feder, die mit den Begriffen ſich aufzuhalten keine Zeit hat, fühlt vermuthlich das Volk, das ein „Paria" ein „Proletarier," ein „Hund" ſein und „ein vernichtetes Ehrgefühl" haben ſoll, ſich immer noch geſchmeichelt. Wenn Du den Deutſchen dieſe Stellen vorlieſ't, werden ſie Dir dennoch zurufen: „Es lebe Prutz, der Patriot!"

Du hoffſt es. Natürlich! Wir andern haben bisher gedacht, ein Autor ſchriebe, wenn er etwas zu ſagen habe, wenn er ſeine Gedanken in's Publikum bringen wolle. Dies iſt aber Dein Fall nicht. Du ſtehſt Dich ganz umgekehrt mit dem Publikum, nicht Du haſt etwas zu ſagen und zu geben, wenn Du ſprichſt, im Gegentheil, Du empfängſt; man klatſcht. Nicht Du bewegſt die Maſſen mit Deiner Gewalt, im Gegentheil Du biſt in ihrer Gewalt. Du ſagſt, man würde es mir nicht glauben, wenn ich Dich nicht wörtlich anführte, — alſo Du ſagſt (S. 70): „Das Publikum iſt unſre ganze Macht, es iſt das Einzige (aber auch dann ein Fels!), auf das wir uns ſtützen können: ehren wir es denn als unſern Meiſter! ſchonen wir ſeine Sympathieen! entſagen wir der Eitelkeit, es zu unſerer Weiſe nöthigen zu wollen, vielmehr lernen wir die ſeine — und kurz und gut, um Alles mit Einem Wort zu ſagen: ſeien wir praktiſch!" —

Sein Waſſer nur in den allgemeinen Fluß zu laſſen! welch' ein Ideal für einen Schriftſteller! Allerdings in der Fluth des thörichten Rationalismus mitſchwimmen, heißt für den Augenblick, wie es ſcheint, einem großen Publikum ſeinen Willen thun, und wenn man nichts wünſcht, als „die Sympathieen dieſes Publikums," ſo iſt es vielleicht praktiſch. Gutzkow ſchrieb einmal an Heine: „Die Welt wird wieder moraliſch, hören Sie auf frivol zu ſein!" Und zu dieſer Politik wäre Robert Eduard Prutz avancirt? Ich achte Heine höher, der nicht aufhörte er ſelbſt zu ſein, als ſeinen Rathgeber, der „in dem Publikum ſeinen Meiſter verehrte." Ich halt' es aber auch nicht einmal für praktiſch. Wer die Welt für ſeine Idee gewinnen will, kann leicht von ihr dafür gekreuzigt werden; wer aber nichts will, als was auch ohne ihn die Welt ſchon will, der will etwas völlig Ueberflüſſiges, und eine mir unbekannte Logik gehört dazu, das Gelingen eines ſchon Gelungenen, das Thun einer ſchon vollbrachten That, das Tödten eines Todten „praktiſch" zu finden; — ich nenne es überflüſſig.

Doch Du redeſt nicht in der „Schulſprache" und haſt Deine „natürliche," „individuelle" Logik, wie Du den Völkern eine „individuelle" Freiheit vindicirſt. An die allgemeine Logik des freien Staatslebens glaubſt Du ſo wenig, als an die Allgemeinheit der philoſophiſchen Logik.

Nachdem Du mir auf Deine „eigenthümliche" Weiſe gezeigt, daß ich nicht „praktiſch wäre," weil ich dem Volke Dinge ſagte, von denen es ganz das Gegentheil dächte, fragſt Du mich: „Nicht wahr, lieber Freund? Du verſtehſt jetzt den Schreck, der mich überfiel, das

Bedauern, das ich empfand, als ich Deinen Abſagebrief las?" — Nein, lieber Freund, ich verſtehe Dich nicht. Deinen Schreck über die Humaniſirung aller Nationen, die ich verlange und die Du mir ſchließlich zugibſt, und Dein Bedauern über meine Beleidigung des „Meiſter Publikum" verſtehe ich eben ſo wenig, als ich jenen Regierungsrath verſtehe, der einmal ſagte: „Der Ruge iſt doch verrückt, er will einen Staat ohne Pöbel, ohne Prieſter und ohne Soldaten!"

Du wirſt ihn verſtehn, da ja nach Dir jedes Volk ſeine eigenthümliche Freiheit, wie jeder Menſch ſeine eigenthümliche Logik hat, und Pöbel, Prieſter und Soldaten Dir ohne Zweifel als „nationale," „eigenthümliche" Produkte erſcheinen. Du ſagſt:

„Der liberale Franzoſe und der liberale Deutſche wollen nur in Abſtracto daſſelbe. Wie verſchieden kann, wird, muß die Freiheit ſich nicht entfalten bei dem Einen und bei dem Andern!"

Innerhalb des deutſchen Namens denkſt Du Dir die Sache ſchon anders, obgleich noch viel verkehrter. Um zu beweiſen, „Deutſche würden nie wieder gegen Deutſche fechten," was freilich ein wenig ſchwierig iſt, weil ſo ziemlich alle europäiſchen Staaten außer der Türkei und Spanien deutſche Provinzen in ſich ſchließen, führſt Du aus: „Schon dies Eine bindet uns, daß wir Alle, Oeſtreicher und Preußen, Konſtitutionelle und abſolute, Katholiken und Proteſtanten, alleſammt in gleicher Bedrängniß ſind und das gleiche Bedürfniß der Freiheit innerlichſt gleichmäßig empfinden."

Dieſe ſollen „alle das Bedürfniß der Freiheit haben!" und auch noch „innerlichſt gleichmäßig empfinden!“ welch’ ein Abſtractionsvermögen! welch’ eine „eigenthümliche“ Freiheit, deren Bedürfniß die ärgſten Gegner aller Freiheit mit den Konſtitutionellen „innerlichſt gleichmäßig empfinden!“

Prutz, Du biſt kein Politiker. Du abſtrahirſt von Allem, was zur Politik gehört, hier auch ſogar von der Geographie und phantaſirſt Dir ein deutſches Paradies, wo die Tiger der Freiheit dem Blute der Lebendigen nicht nachſtellen, ſondern Gras freſſen.

Und Du thuſt mir Unrecht, wenn Du meinſt, „ich wolle zu der *abſtracten* Freiheit eine *abſtracte* Partei.“ Die freien Inſtitutionen und die Wiederherſtellung des Staates, welche ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts alle europäiſchen Kulturvölker erſtreben, ſind allerdings etwas Abſtraktes, wie denn jedes Wort und vor allen Dingen jedes Geſetz etwas Abſtraktes iſt, aber nicht, dies allgemein Vernünftige oder die politiſche Logik zu wollen, iſt eine ſchlechte Art von Abſtraction, im Gegentheil, politiſch abſurd iſt es, von dieſer Logik und allgemeinen Geſetzmäßigkeit des Staates zu abſtrahiren und jedem Volk ſeine Privatliebhaberei zu vindiciren.

Daß die gleiche Partei, das heißt die gleiche Verkörperung des Freiheitsprincips an verſchiedenen *Orten* verſchieden *operiren* muß, hindert nicht, ſie *Eine Partei* zu nennen, und eine wirkliche Partei wird durch ihre Ausbreitung nicht unwirklich.

Du fährſt S. 77 Deiner vaterländiſchen Politik fort: „Ich böte meiner Nation Mittel der Beſſerung, die ich Dieben und Mördern nicht bieten würde. Und eine Nation, der dies *obenein aus der Mitte eines fremden Landes und mit dem Anſpruch, das* wahre Orakel aller Weisheit und Wahrheit zu ſein, geſagt würde — und eine Nation ließe ſich dies ſagen und — — hätte noch eine andere Antwort darauf als allein das Stillſchweigen der Verachtung — an einer Nation von Mordbrennern und Dieben will ich nicht verzweifeln; aber an dieſer verzweifelt' ich!“

Nun, ſo verzweiſle! Deine Antwort iſt ja eine „andere Antwort,“ und Du redeſt doch ſicher im Namen der Nation; auch die Augsburger Zeitung, deren Politik ſo ziemlich die Deinige iſt, hat zu meinem „niederträchtig aus Paris“ nicht geſchwiegen. Sie hat dagegen bis jetzt zu Deinem „Paria,“ ja ſogar zu Deinem „Hunde“ geſchwiegen, ohne Zweifel darum, weil dieſe Schmeicheleien „anſpruchsloſer“ und „mitten in Deutſchland“ vorgetragen wurden. Du findeſt, wie oben die Freiheit, ſo hier die Wahrheit verſchieden, je nach dem Orte, wo ſie ausgeſprochen wird. Auch nach Berlin haſt Du einen Zug. Du fängſt an einen Begriff von „wohlmeinendem“ und „frechem“ Tadel zu bekommen; und denkſt das ſouveräne Volk werde mit mir ins Gericht gehn. Aber ſei unbeſorgt: die Leute kennen mich beſſer, als Du. Sie werden mich nicht verbrennen; und Du kannſt Dein Scheit Holz, daß Du freundlich bedauernd zu meinem Scheiterhaufen herbeiträgſt, ruhig wieder mit nach Hauſe nehmen.

Am Ende fällt es Dir auch ein, daß man ſeine Gründe haben könne, die herrſchende Meinung nicht in Betracht zu ziehn; nachdem Du mich moraliſch vertilgt haſt, giebſt Du dem Heroismus, womit ich untergehe, freudig Recht, und forderſt mich auf, Dir die Hand zu reichen.

Gut, hier iſt ſie! Du biſt am Verſinken, ich will Dich retten; aber folge meiner Führung, da Du offenbar nicht ſchwimmen kannſt.

1) Lege Deine geographiſchen und botaniſchen Anſichten vom Vaterlande ab. Das Vaterland iſt eine ethiſche Gemeinſchaft, und das Deinige wäre Preußen, wo ein politiſcher Charakter und ein klarer Verſtand jetzt ſeine Stelle finden könnte.

2) Hole Deine Verſäumniſſe in der Logik nach, wenn Du „in der Schulſprache" reden willſt, wie Du einmal drohſt, aber auch wenn Du die Drohung nicht ausführſt, wie es Dir denn natürlich unmöglich fällt, aus einer Schule zu ſchwatzen, in der Du nicht geweſen biſt, ſo bilde Dir nicht ein, *daß die freien Männer jemals das Syſtem der Freiheit aufgeben*, oder daß, nun ſie freiere Formen wählen, jeder Unwiſſende ihnen gleich würde! *nein, wir wollen die Philoſophie nicht herunter bringen, wir wollen ſie auf den Thron der Geſchichte erheben*, darum verkünden wir ihr Evangelium allem Volk; *wir wollen ſie nicht vergeſſen, wir werden ewig ihrer eingedenk ſein und ſie ausführen, ſo wahr ſie wahr und frei iſt.* Weh Dir und Allen, die ſie verachten! Und denke nur nicht, daß die große Trompete, die Du mir ſchuld gibſt, mein anmaßender Mund iſt. Jedes Wort im Namen der Philoſophie wird von Freund und Feind verſtanden, viel ſicherer als „die ſüßen Reime," die auch wohl ein unausſprechlich geheimnißvolles Individuum" hervorbringt. Alſo trifft es Einer, ſo wirkt es, trifft er es nicht, ſo hat ein „anonymes Individuum" geſprochen, deſſen Rede und wäre ſie ausbündig eigenthümlich, dennoch keinen

Pfifferling werth iſt. In dieſem Falle befindeſt Du Dich mit Deinem „Vaterland? oder Freiheit?“

3) Endlich, wenn Du nicht untergehn willſt mit dem großen Haufen unberufener Literaten, ſo lerne männlich mit Männern reden und muthe uns nicht zu, ſchülerhafte Stilübungen über den wichtigſten Gegenſtand unſerer Periode, *über die allgemeinen Freiheitsformen aller Kulturvölker*, die ſich nicht an Dein Baum- und Waſſerrauſchen kehren werden, anzuhören und Deine gedankenloſen, aufgedunſenen, deutſchthümlichen Tiraden zu verdauen.

Das Publikum, „Dein Meiſter,“ wird nach dem Bisherigen ſchon überzeugt ſein, aber Du ſelbſt gewiß noch nicht. Ich kenne Deine Zähigkeit, will Dir alſo alle drei Punkte, mit denen ich Dir die Hand reiche, noch etwas näher aus Dir ſelbſt belegen.

Du deklamirſt S. 71 Deines Aufſatzes: „Vaterland? oder Freiheit? ſo: „Das Volk weiß mehr vom *Vaterlande*, von dem es ſich umgeben fühlt, das zu ihm ſpricht im Rauſchen ſeiner Bäume, im Duft ſeines Weines, im geheiligten Laut ſeiner Sprache, in tauſend und aber tauſend Erinnerungen und Denkmalen, als von der *Freiheit* (!), von der es nicht weiß, wo ſie wohnt, deren Zauber es nie empfunden hat, die ihm keine Geſtalt, kein Bild, keine Anſchauung gewährt und wenn Du ihm ſagen wollteſt, daß ſie krapprothe Hoſen (!) trägt.“

Poeſie! aber wahrlich keine unſterbliche und auch keine politiſche! vielmehr die vollkommenſte Abſtraction von der ganzen Sphäre der Politik, von der ganzen ethiſchen Welt. Man glaubt einen Höhlenbären philoſophiren zu können! Ich ſage Dir, *die Freiheit* *kennt Jeder.* Das Kind, das ſeine Mutter kennt, der Knabe, der mit ſeinen Freunden und Feinden lebt, der junge Menſch, der in die menſchliche Welt geht, ſtatt in dem romantiſch rauſchenden Walde ſich zu verirren, fühlt ſich in der Freiheit und fühlt gleich, wo ihn eine freie Geſellſchaft und wo ihn eine tyranniſche „umgibt," denn nicht die Gegend umgibt den Menſchen, ſondern die andern Menſchen ſind *ſeine* Umgebung, mit ihnen geht er um und ſie mit ihm. Und Du behaupteſt: „Das Volk weiß nichts von der Freiheit?" welch' eine abſtrakte Blasphemie: Es lebt immer in irgend einer, wenn es anders ein *Volk* iſt, ja ſelbſt der Sklave und der Gefangene, der gewiß nicht zuviel von der Freiheit *hat*, *weiß* von ihr und wie lebendig! Wenn aber ein Volk wirklich nichts von der Freiheit wüßte, [illegible] lernt es ſie kennen durch klarere Köpfe als Du einer biſt, und verlaß Dich darauf, es wird „das Rauſchen ſeiner Bäume" verachten, das von dem Geklirr ſeiner Ketten unterbrochen war. Der Freiheit ein Vaterland zu erobern, das hat noch jedes Volk verſtanden, das ein Volk war.

Auch „eine Anſchauung" hat es von der Freiheit: die Anſchauung, die es vom Leben hat. Wie die Menſchen mit einander leben, das ſieht man. Man ſieht ſogar, wie einer denkt. In Deinem Falle wäre es freilich vortheilhafter für Dich, wenn man es nicht ſähe. Die Sache iſt aber zu anſchaulich. Nur Deine „krapprothen Hoſen" ganz zu ergründen, das überlaß ich Deiner Wäſcherin.

Eben ſo wenig wie das Vaterland „das Land mit ſäuſelnden Bäumen" iſt, nenne ich den Menſchen als ſeines Vaters Sohn eine „*rohe Naturbeſtimmung.*" Abgeſehen von *Deinem* Ausdrucke „rohe Naturbeſtimmung," den ich nirgends brauche, weil die Beſtimmungen der natürlichen Natur, wenn ſie welche träfe, nicht roh ſein könnten und erſt die ethiſche Natur, der freie Menſch, roh oder gebildet genannt zu werden verdient; alſo abgeſehen von Deiner Ueberſetzung meiner Meinung in Deine Sprache, iſt es nicht wahr, daß dies Verhältniß von Vater und Sohn ein nur natürliches iſt, es iſt ein ethiſches. Auch ſchon die bloße Zeugung, ſobald ſie aus der Liebe und auch wenn ſie aus der bloßen Luſt hervorgeht, iſt ein ethiſcher Akt, weil ein menſchlicher: ſie iſt ſittlich oder nicht. Wäre ſie rein natürlich, ſo hätte Franz Moor recht. Sein Irrthum iſt der Deinige. Alles, was der Menſch thut, hat eine ſittliche Bedeutung.

Die Natur, welche ich roh oder cultivirt nenne, iſt immer die altera natura, die Menſchennatur; und Du würdeſt bei dieſem Thema meinen Vater nicht zum Beiſpiel gewählt haben, wenn Du die ethiſche Natur eines ſolchen Verhältniſſes gehörig gewürdigt hätteſt. Ja, Du hätteſt gar nichts zu ſagen gehabt, wenn Du Dir klar gemacht hätteſt, von welcher Natur ich rede. Ich wiederhole Deine ungeſchickten Hypotheſen über meinen Vater nicht, aber ich antworte Dir, wenn irgend Jemandem der Arzt ſagt: Ihr Vater trinkt, ſo wird er von dem Arzte guten Rath annehmen. Nun, ich hatte die Anmaßung, über die Humaniſirung des Patriotismus bei allen Völkern als Arzt zu reden, warum biſt Du ſo ungeſchickt, Dich im Namen des „deutſchen Volks" als ein beleidigter Student zu gebehrden? „Deutſchland iſt der arme geſchmähte Greis, ſagſt Du, aber es wird ſich erheben."

Wenn Deutſchland ſich erhebt, ſo wird es nicht mehr auf ſein Daſein, ſondern auf ſeine Erhebung pochen.

Um mir Achtung vor der „Natur“ beizubringen, kommt dann wieder die alte Landſchaftsmalerei (S. 84). Der Knabe Robert Eduard deklamirt: „Indem ich lebe und aufwachſe unter dieſen Felſen, indem ihre ſchroffen, düſtern Geſtalten ſich meinem Geiſte einprägen, indem das ahnungsvolle Säuſeln dieſer Bäume meine Seele mit wunderſamen Schauern erfüllt, indem ich den Duft dieſer Blüthen, die Würze dieſer Kräuter in mich trinke, indem mein Geiſt ſich ſtaunend verſenkt in dies Rauſchen der Wogen, dies Wallen der See, indem die Unendlichkeit meines Geiſtes ſich mit Entzücken wiederſpiegelt in dem Anblick, dieſer irdiſchen Unendlichkeit — ſiehe da, wie die Natur lebendig wird in mir! ſiehe da, wie Fels und Baum und Meer in mir aufwachen und ſich verklären zu ſittlichen Eindrücken, geiſtigen Motiven, ja, endlich zu Worten, zu Liedern, zu Thaten.“

Ich finde, wenigſtens in dieſer „politiſchen“ Abhandlung, keine Felſenabdrücke, aber auch keine Spur der verſtändigen ſtettiner Umgebung, in der Du aufgewachſen biſt. Auch hat es ſeine Schwierigkeit mit der Verdauung der Felſen und des Meers. Du biſt zu gütig gegen dieſe Individuen.

Selbſt der „Stein ſoll aufgenommen werden in die Gemeinſchaft des Geiſtes“ (S. 87), aber Goethe ſoll „den Frankfurter Reichsbürger“ nicht (S. 86) losgeworden ſein; warum ſoll Goethe nicht „frei in die Gemeinſchaft des Geiſtes aufgenommen werden,“ wenn es der Stein ſoll? Die „ganze rauſchende, wogende, duftende Welt" ſoll humaniſirt werden (S. 85): aber gegen die Humaniſirung des Volks haſt Du etwas einzuwenden? „Die Völker und ihre Thaten ſind die letzten äußerſten Spitzen, die feinſten Nervenenden gleichſam der Erde, welche in ihnen erſt ihre volle Entwickelung, ihr wahres Leben hat!"

Der Engländer in Nordamerika und in China wäre ein langes Nervenende, und nun kommen dieſe *langen* Nervenenden mit den *kurzen* Nervenenden, den Rothhäuten, die vielleicht Autochtonen ſind, in Streit. Wer repräſentirt nun ſeinen Boden richtig? Kein einziges Nervenneſt wird jetzt mehr an ſeinem urſprünglichen Orte wachſen. Du ſelbſt, braunes Nervenende, wie kommſt Du in unſer blondes Pommern? wie haſt Du Dich unterfangen können, Deiner Theorie zum Trotz in Stettin geboren zu werden?

Die Sache hat das Richtige, daß der Menſch Natur iſt und Natur hat; es wird aber dabei überſehn, daß der Menſch *eine zweite Natur in der erſten frei gründet*. Er zwingt die aſiatiſchen Fruchtbäume nach Europa; die Kirſchen, die beſten „Krauter," ja, ſelbſt den Wein des „deutſchen Rheins," erdgeborner Natur-Prutz, würdeſt Du entbehren, wenn der „Baum wirklich nicht verpflanzt werden könnte." Der Menſch aber kann ſich noch viel freier verpflanzen, es iſt ſeine Beſtimmung, es zu thun und wer ſeinen Kopf mitnimmt, kann ihn unter merkwürdig ſchwierigen Verhältniſſen durchſetzen. Die Autonomie oder die Freiheit des Menſchen iſt nicht umſonſt „der Inhalt der *deutſchen* Geiſtesarbeit," den ich, wie Du unter andern aus dem erſten Theil meiner „geſammelten Schriften" ſehn kannſt, nicht „niederträchtig" finde; und glaub' es nur, es wäre

Verrath am Vaterlande, den Menſchen wieder in die Natur und ihre dunkle Nothwendigkeit zurückzuſtürzen.

Auf der andern Seite gebe ich Dir das Diſtichon:

Natur iſt Alles, Geiſt iſt Dein Geſicht,
Aus dem vernehmlich ihr Geheimniß ſpricht.

Und Du wirſt Deine Phantaſieen, daß ich gegen die Natur predigte, los werden. Auch kannſt Du immer noch ohne Furcht in den Spiegel ſehn, wenn Du auch einmal einen ſehr unverſtändigen und geiſtloſen Aufſatz geſchrieben haſt.

Iſt Deine Frage an mich (S. 90): „Wie willſt Du überhaupt zu irgend etwas in der Welt kommen, ohne Individuen, ohne Perſönlichkeit, ohne Exiſtenz?“ geiſtloſer, oder iſt es die Meinung, ich oder irgend ein Philoſoph hätte je eine ſolche Tollheit gedacht? Und um die Nothwendigkeit der Perſonen zu beweiſen, ſtrengſt Du Dich an mit Kategorieen zu operiren? Du holſt gewaltig aus und ſagſt: „Was ſein will, muß auch zu exiſtiren wiſſen. Ja, die ganze Geſchichte, die geſammte Entwickelung des Geiſtes, was iſt ſie anders, als ein fortwährendes ſich Individualiſiren, ein fortwährendes (damit wir auch die Barbarei der Schulſprache einmal nicht ſcheuen) ſich als Exiſtenzen Setzen des allgemeinen, ewigen Seins?“ Hört! hört! ihr Logiker!

Später findeſt Du ſogar, daß ich wohl ſagen könnte oder gar geſagt hätte: „Die Knechtſchaft iſt nicht, ſie exiſtirt blos.“ (!) Du willſt „die falſche Exiſtenz durch ein wahrhaftes Sein vernichten,“ kurz Du denkſt Dir in Deiner philoſophiſchen Naivetät „das allgemeine Sein“ als etwas Vornehmes und Hohes ge-

t die *Exiſtenz*, und hältſt *ſolche Phantaſie* für
achbildung *der Hegelſchen Schulſprache*.

Dann erklärſt Du: „So wenig das Allgemeine die
erſönlichkeit vernichtet, vielmehr es veredelt ſie; ſo we-
g auch von der Freiheit wird die Nationalität ver-
htet, vielmehr verklärt von ihr.“ Das iſt die Sache
d ſteht in meiner Ausführung, mit der Du alſo ſchließ-
h vollkommen übereinſtimmſt. Was Du nun aber ſel-
rſt iſt wieder aus *Deiner* Phantaſieſchule: „Nicht
s *Gegenſätze* ſind Nationalität und Freiheit, Pa-
otismus und Humanität, vielmehr *Ergänzungen*;
ht Vaterland *oder* Freiheit iſt die Deviſe, vielmehr
aterland *und* Freiheit, ja in unmittelbarem, *orga-
ſchem* Zuſammenhang: das freie Vaterland.“

Wenn man die Sache richtig ausdrückt, ſo kommen
erdings *Gegenſätze* zum Vorſchein: das individuell
enſchliche und das allgemein Menſchliche. Der Man-
l an „*Schulbildung*“ läßt Dich aber überſehn, daß
rade zur fruchtbaren Vermittlung *Gegenſätze* nöthig
d. Mann und Frau erzeugen den Menſchen, das
lgemeine im Einzelnen die Freiheit. Und das iſt das
heimniß von der Sache. Wenn Dir die Logik zu
itläuftig iſt, um die Natur des Gegenſatzes zu er-
ünden, ſo ſtudire die erſte beſte Verlobungskarte; und
u wirſt finden, daß allerdings die zeugenden *Gegen-
ſätze* (denen Du die „Ergänzungen“ entgegenſetzen willſt)
rch ein „*und*“ verbunden werden können und keines-
gs durch ein tödtendes „entweder oder“ getrennt zu
rden brauchen. Selbſt das berühmte: „Sein *oder*
chtſein“ laß Dich nicht irren. Hamlet ſoll ein Stu-
nt ſein, der ſich mit dieſer Trivialität herumſchlägt.

Das Ineinanderübergehn wahrer Gegenſätze — es iſt in Halle allen Deinen Freunden bekannt; wie ging es zu, daß Du allein nicht dahinter kamſt? Ich will es Dir ſagen: Weil Du es vorzogſt, ein Barbar ohne Schule zu ſein, und „die barbariſche Schule“ vermiedeſt. Aber wenn man die „Barbarei der Schulſprache“ verläßt, ſo kehrt man nicht zu der ungeſchulten Barbarei Deiner Sprache zurück.

Und nun noch einmal, der Freie iſt nicht des Freien Feind, freie Völker ſind auch vom Nationalhaß frei. Iſt aber das Selbſtgefühl eines Volkes poſitiv, ſo iſt es das Gefühl der freien politiſchen Bewegung, und dies iſt nothwendig politiſche Parteibewegung und geregelte Parteibewegung, weil die Prinzipien ſich in Parteien verkörpern müſſen. Das Vaterland iſt das Vaterland der Freiheit, der freie Staat. Die erſte Partei, die für ihn auftritt, wird das Recht haben, ſich eine patriotiſche im poſitiven Sinne zu nennen. Gegen dieſe wurde nicht geredet, wenn der Nationalität die Humanität entgegen- und zum Zweck geſetzt wurde. So aber wird es ewig bleiben; kein Gott kann es ändern und kein Poet.

Lieber Prutz, in der Politik wird auf die Prinzipien die Probe gemacht, ſie iſt für Niemand gefährlicher als für den Naturaliſten, darum bekehre Dich zu den Penaten der Philoſophie. Nur ſo kann es Dir auch gelingen, was Rechtes zu dichten. Schiller verſtand den Kant, Goethen befreite Spinoza. Auf Wiederſehn alſo nicht in den germaniſchen Wäldern, ſondern im Feldlager der deutſchen Philoſophie!

8.

Literaturbriefe.

I. Brief.

An den Redacteur des Literatur- und Kunſtberichts in Leipzig.

Aus dem literariſchen Zürich.

Dieſe Mittheilung für ein ſo gebildetes Publikum, als ich mir Ihre Leſer denke, brauchte wohl kaum ein Urtheil zu enthalten; ſie könnte eine geſchickte Fügung von Thatſachen ſein, und würde genug verſtanden werden. Aber der Dämon des Urtheilens wird uns ergreifen, ſo wie wir ins Feuer gerathen. Der Verfaſſer lebt ſeit Kurzem in Zürich und iſt nicht unbetheiligt, wenn gleich keine Hauptrolle in dem kleinen Drama, das er mittheilt; er macht daher nicht den Anſpruch gerecht zu ſein, er iſt Partei, aber er ſucht aus den Acten zu beweiſen, daß ſeine Partei die rechte ſei. Er iſt Humaniſt, ihm ſind die Fragen der unwiſſenſchaftlichen Metaphyſik, mit denen ſich die Gläubigen plagen, keine Fragen mehr, aber er verfolgt Niemand, dem ſie es noch ſind; nur das Eine ſteht ihm unwiderruflich feſt: unſere Zeit darf ſich in der Literatur den Gewinn des 18. Jahrhunderts, der großen Philoſophen und Dichter von Leſſing bis Goethe, durch die Reaction des Deutſchthums und des Chriſtenthums gegen das Ideal der freien Menſchheit, und wäre es auch an Deutſchen zu verwirklichen, nicht wieder entreißen laſſen.

Es iſt bekannt geworden, daß alle die namhaften Männer, die ſich nach Zürich gewendet, mit dem Ende des Sommers dieſes Paradies wieder verlaſſen. Selbſt der glorreiche Sieg der Radicalen in den Maiwahlen brachte keine Sympathie für die Bildung und Freiheit, die dieſen Männern in Poeſie, Philoſophie und Staat die Aufgabe iſt. Der Schweizer liebt den Deutſchen nicht, der mit ihm concurrirt, noch weniger liebt er den Deutſchen, mit dem er zu concurriren gar nicht aufgelegt iſt, den Idealiſten. Der liberale Schweizer iſt nicht frei, und je freier er zu ſein meint, deſto verhaßter ſind ihm die freien Principien. Dazu kommt, daß er dem Volke verantwortlich iſt, ſobald er regiert. Habe alſo nur, Du guter Dichter und Philoſoph, einen liberalen Freund, Du verlierſt ihn, ſo wie er regiert. Er kennt die krummen Straßen der kleinen Stadt, Du biſt ſicher, ihm auf den graden nicht zu begegnen.

Vielleicht hat dennoch die Wendung der Cantonspolitik die deutſchen Schriftſteller hierher gezogen; wenigſtens wurde es nur dadurch möglich, daß ſie ſich hier niederlaſſen und das Anſchauen dieſes gemeinſamen ſüdlichen Himmels eine Weile mitgenießen konnten. Gewiß iſt es nicht die liberale Schweiz, auf die ſie ſich ſtützen, denn kaum hat ſie einen Sieg und eine gewiſſe Obmacht wieder erobert, ſo breiten alle dieſe Zugvögel ihre Fittige aus und ziehen über Land und Meer.

Sie wurden nicht verwieſen, wie der Schweizerbürger Herwegh zu ſeiner Zeit; aber ſie waren öfters nahe daran, dieſer Ehre theilhaft zu werden. Als der Socialiſt Treichler, ein talentvoller junger Züricher, von den Liberalen abfiel und eine neue Partei zu ſtiften ſuchte, die man die radical-demokratiſche nennen könnte, wirklich aber die communiſtiſche nannte; ſuchte Alles eifrig einen fremden Sündenbock, damit es klar würde, daß ein Schweizer nicht von ſich aus ein ſolcher Frevler ſein könne und die wahren Frevler zum warnenden Beiſpiele geſtraft würden. In dieſer Aufregung war ein Artikel für „die freien Stimmen“, in denen der „verſchollene Kaiſer der Deutſchen“ A. A. L. Follen die „freien Stimmen friſcher Jugend“ von Zeit zu Zeit fortſetzte, bereits zum Druck gegeben, worin es hieß: „Ruge und Fröbel ſeien die Aufſtifter Treichlers und man wolle dies hiermit der ganzen liberalen Schweiz kundthun.“ Der Drucker und Redacteur der Zeitſchrift ließen ſich von der Unwahrheit der Angabe überzeugen, der Druck unterblieb, der „Verſchollene“ aber behielt die Ueberzeugung von der Aufſtiftung, obgleich er jenen Artikel nicht veranlaßt hatte. Vielleicht hat der „Verſchollene“ recht, denn wer kann wiſſen was er Alles aufſtiftet, wenn er Schriftſteller und Verleger von Büchern iſt, die geleſen und nach Gefallen verſtanden werden. Aber wäre es gelungen, dieſe Ueberzeugung des „Verſchollenen“ auch den Behörden des Cantons beizubringen, ſo verſteht es ſich, daß der „gottloſe Nichtswütherich“ Ruge, dieſer „Ichel“, der den Kopf des Michel, den Gott Follens und auch ſein „heilig römiſch Reich“ verloren hat, vor die Thüre des Cantons geworfen worden wäre; denn er war nicht wie Fröbel Bürger des Cantons. Die Götter des liberalen Zürich haßten aber den Kaiſer in Partibus weit mehr, als den Ruge, und das nicht ohne Grund. Sie unterſuchten alſo die Sache, und es fand ſich, daß Treichler ſich ſelbſt gemacht hatte. Einige Erklärungen in den Zeitungen beſeitigten dieſe Angelegenheit. Darauf der ehrte Ruge dem Kaiſer, mit dem er beim Weine ſich wieder verſöhnt und den Beſuch der Conſtanzer Verſammlungen und die Predigten von Ronge und Dowiat beſprochen hatte, ſein Buch: „Zwei Jahre in Paris.“ Dieſes Buch öffnete dem Kaiſer die Augen über den Unterſchied der Freiheitskriege und dieſer Früchte der deutſchen Freiheit. Er erſchrak. So weit alſo war er mitgegangen geweſen! Sein „Lebendiger“ hatte ihn, den Abgeſchiedenen, wider Wiſſen und Willen aus dem Kyffhäuſer geholt und in die Hegelſche Nichtswuth verwickelt, wodurch er es verwirkte, ſelbſt von der Welt zu den Lebendigen gerechnet zu werden. Bis hierher und nicht weiter: rief er aus. In ſeinem Scheinleben mit dem „Lebendigen“ hatte er genug geſündigt. Gegen das Chriſtenthum an öffentlichen Orten, gegen das Kaiſerthum im heiligen römiſchen Reiche, gegen den Reichthum und für den Communismus hatte er gepredigt und geſchrieben, und Weitlings Evangelium der armen Sünder ſollte — doch es ſollte nur unter ſeinen Auſpicien die Welt erblicken und bekehren. Da plötzlich fiel der Lichtſtrahl dieſes populären philoſophiſchen Schriftſtellers in ſeine romantiſchen Augen. Es wurde ihm klar, daß man allen Geheimniſſen, auch denen des Communismus den Krieg machte und ſie geradezu offenbarte. Das, rief er aus, iſt „nichtswürdige Gottloſigkeit!“ und erließ 6 Sonette gegen dieſelbe, citirte dazu die Bücher von Ruge, Püttman und Grün und unterließ es nur auf Freiligraths Vorſtellung, auch ein Manuſcript von Heinzen, daß er dem Titel nach kannte, zu citiren. Dieſe Sonette überreichte er dem regierenden Bürgermeiſter etwa 14 Tage nach der Vertreibung des Schneidergehülfen Schrader, welcher in einem Privatbriefe den gottloſen Ausdruck gebraucht hatte, „der Miſthaufen der Religion müſſe ausgekehrt werden“. Ruge und Heinzen antworteten ihm mit Epigrammen und Sonetten, die ſie einen „Lorbeerkranz für den Verſchollenen“ nannten, griffen ihn perſönlich an und perſiflirten ſeine ganze Denkungsart, wie ſie ſich in den Sonetten ausſprach.

Die Gegner des „Verſchollenen“ ſprachen poſitiv die Freiheit aus und nahmen auf das Schimpfwort „Atheiſten“ keine Rückſicht. Natürlich. Jeder denkt ſich ſeinen Gott, wie er kann, und man darf ihm nicht verwerfen was er nicht kann; nur dafür, was er thut iſt er verantwortlich zu machen. Der „Verſchollene“ wurde auch wirklich nicht bekehrt. Er veranſtaltete eine zweite Auflage ſeines „Fliegenden Blattes“, welche noch vollſtändiger ſein Glaubensbekenntniß enthielt und allerdings eine intereſſante Erſcheinung der Vorzeit iſt. Man würde Unrecht thun, wenn man ſagen wollte, er verriethe ſeine Freunde; er verräth nur, daß er innerlich immer ein Feind dieſer neuen Freiheit geweſen iſt, und wenn er Ronge mit Ruge und Ruge mit Ronge verdächtigt, ſo thut das nichts: es beweiſt nur, daß Ruge dem Verſchollenen den Inhalt den Conſtanzer Reden erzählt, ihm alſo ein Geheimniß, was der ganze Canton Thurgau und die Stadt Conſtanz wußte, mitgetheilt; weder Ruge wird dadurch katholiſch, noch Ronge atheiſtiſch. Er theilt uns mit, daß er ſich noch immer für die „Madonnenbilder“ intereſſirt, für „des Menſchen Sohn, der rein von Sünden“, für die „freie Kirche“, für die „Franzoſenfeinde“, für die „Genialen“, denen alles erlaubt iſt, ſogar „Atheiſten von Gottes Gnaden“

zu ſein, wie ſein Vater einer geweſen wäre. ja er ſetzt zuletzt ſeinem Glauben die Krone auf mit folgendem Bekenntniß, das ſchwerlich mehr Leute, als er ganz allein annehmen werden. Es heißt:

Glaubensbekenntniß.

Nachruf an meinen abgeſchiedenen „Lebendigen.“

„**Gott** ſchuf die Welt im Anfang aus dem Nichts“ —;
Ihr wollt als Kern ihn aus den Spreuern ſieben —,
Lauft nach dem Meiſter-Schwaben von Euch Sieben,
Der anhebt und vollendet mit dem Nichts.

Eu'r „Sein des Nichts“ ſchafft eitel nichts denn nichts!
Gott iſt die Freiheit, immanent geblieben
Von Ewigkeit zu Ewigkeit im Lieben,
Wir, abgefallen, harren des Gerichts.

Die Menſchheit iſt Ein Menſch; die einz'len Glieder
Schied Ichſucht, eint die freie Liebe wieder;
Das iſt der einzig ächte „Humanismus“.

Das iſt die Demuth, mit dem ſtolzen Hoffen,
Der Freien Glaube, dem der Himmel offen!
Das iſt — mein Communismus und Theismus.
Amen.

Der Paſtor Johann Peter Lange meinte dazu, ganz richtig ſei dieſes Chriſtenthum zwar noch nicht, jedenfalls aber gut gemeint, und wenn Follen auch nicht in die Kirche käme, ſo vertheidigte er doch die Kirchenthür gegen die Stürme der Gottloſen. Andere meinten, man ſollte denken, der Verſchollene hielte auch in der Wirklichkeit nichts auf ſein Ich und ginge ganz in chriſtlicher Liebe auf, wollte Niemand aus dem Canton vertreiben und ſelbſt ſeine Feinde nicht ökonomiſch zu Grunde richten, es wäre nur zu bedauern, daß der Leim, mit den alle Menſchen in Einen Giganten zuſammenzuleimen ſind, ſo ſchwer zu erfinden ſei, und daß bis dahin Jeder, ſelbſt der Verſchollene, ſeiner Ichſucht den Zügel ſchießen laſſen könnte. Indeß „Gott ſchuf die Welt aus Nichts", warum ſollte er nicht aus dem Verſchollenen einen Philadelphia ſchaffen können? Auf die Epigramme reagirte er ſehr ſtark. Er hatte es auch Urſache. Eins hieß:

Du glaubſt Gott ſchuf die Welt aus Nichts?
Das iſt nur Mähre des Gedichts,
Du ſiehſt an Dir: aus Nichts wird Nichts.

Er nannte die Gottloſen Freſſer die vom vielen Freſſen ſo mager würden, daß ihnen der deutſche Rock zu weit wäre. Sie antworteten darauf:

Troſt an Heine.

Sollte Dir Dein Maßmann ſterben,
Kannſt Du unſern Maßmann erben.

Dies hielt er für mehr als gottlos: es waren Bauchleſe, die ſeinen Fallſtaffswanſt angriffen. Er trat hiegegen mit Wiederholung ſeiner Anklage in der Züricher Zeitung auf; worauf ihn Heinzen einen „Denuncianten" und „Poltron" ſchalt und Ruge in einer kurzen Ausführung erwiderte:

„Herr Follen iſt ſehr unzufrieden mit unſern „perſönlichen" Epigrammen gegen ſeine Sonette, in denen wir ganz unperſönlich nur „gottloſe Nichtswüthriche" und „Atheiſten" genannt würden. In ſeinen Augen waren dieſe Ausdrücke, als er die „Laute" ſchlug, ohne Zweifel Schmeicheleien, und die „Fütterung der Schweine mit Kindern", die er von uns erwartet, ſchien ihm nur eine geſchmackvolle Wendung. Das war damals. Seit er unſere Epigramme geleſen hat, iſt er wie verwandelt und dringt auf „Liebenswürdigkeit, Dankbarkeit und Zartgefühl". Dieſe Wirkung iſt gut, ſo

„perſönlich“ ſie iſt; und ich gratulire ihm und den Zürichern zu der glücklichen Sinnesänderung. Aber er will eine „principielle Erörterung“ mit uns. Nach der unglücklichen Wirkung, die mein Buch auf ſeine Phantaſie und ſeinen Geſang gemacht, wäre das für ihn ſehr riskant. Wenn ich ihn noch mehr aufrege, ſingt er ſeinen Thurm ein. Herr Follen hat überhaupt nur eine perſönliche, keine principielle Exiſtenz; aber er leidet an der Phantaſie, er ſei ein Princip. Schon 1839 bei der Straußenjagd verwechſelte er in der Hitze ſeiner Phantaſie ſeine Perſon mit dem geſchlagenen Princip, hielt ſich für einen „Strauß“, den die „Frommen“ erlegen wollten und ſchickte ſich ſelbſt über Hals und Kopf ins Exil nach Baden. Wir konnten ihn alſo nicht nehmen, wie er ſich nimmt; wir nahmen ihn, wie er ſich giebt. Er „mäſtet die Schweine“ — — wir nennen ihn „Maſtmann“, er findet uns mager von vielem Freſſen“, — wir proteſtiren mit ſeiner „wanſtigen Wirklichkeit“ u. ſ. w. Wie übrigens die Welt zur Welt gekommen und ob Herr Follen unſterblich oder ſterblich iſt (dieſe beiden Curioſitäten verſteht er unter Principienfragen), wird die allesenthüllende Zeit lehren. Ich weiß es nicht, glaube aber, daß Herr Follen den letzten Punkt mit ſeinen Sonetten allerdings entſcheiden wird.“

Wir haben nun dieſen modernen Falſtaf genug geſchildert, es diente aber zum Verſtändniß des Folgenden; und damit poetiſch von dem — „der die Laute ſchlägt“ Abſchied genommen werde, folge hier noch Heinzen Antwort auf ſeinen Vorwurf, Heinzen ſei kein Genie

An Falſtaf den Zweiten.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beiſpiel, ſo ein Shakeſpeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinſel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radicalen,
Sir John, der neue Falſtaf iſt's, der Schwere,
Den ich auflüde der beſchwingten Mähre,
Um mit der hochpoet'ſchen Laſt zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern ließ' ich reiten
„Hei!“ durch das Land zur Schau Falſtaf den Zweiten,
Falſtaf den Zweiten mit dem heißen Blute,

Falſtaf den Zweiten mit dem Löwenmuthe,
Falſtaf, den würd'gen Rhadamanth der Geiſter,
Falſtaf den Zweiten — L. Follenius heißt er!

Sein Knappe, Wilhelm Schulz, ein kleiner Mann und gottſelig freiſinniger Schriftſteller folgte ihm redlich nach und lobte die Sonette in deutſchen „Unterhaltungsblättern“. In den „Freien Stimmen ſetzte er den Züribietern auseinander, daß die Nichtswütheriche an der Kartoffelkrankheit ſchuld wären und „polizeiwidriger Weiſe die nackte Vernunft auf offener Straße umarmten“. Ja, edler Freund, erwiderten ſie ihm,

Wir umfaſſen die nackte Vernunft auf offener Straße:
Allzuverſchämt zeugſt Du auch im Verborgenen nicht:
Zeugt doch die Feindſchaft ſelbſt in Deinem Gemüthe der Herr Dir,
Dem als kläffender Spitz gegen die Freien Du folgſt!

Früher ſchon waren ſie freundſchaftlich mit ihm über den Samen aller Dinge in Fehde geweſen und einer von ihnen richtete die Diſtichen an ihn:

Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht.

Das Unſterbliche.

„Eins iſt allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich?“
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte Dir minder, als Thaten geläufig, ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber Dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben;
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

Trotz dem erfand er für die Humaniſten, welche nicht die einzelne Roſe, ſondern das Weſen der Roſe unſterblich, nicht das Ich, ſondern den Geiſt und die menſchenzeugende Gattung ewig nennen, für dieſe erfand er mit ſeinem Ritter, dem „Verſchollenen“, zuſammen den Namen der „Ichel“. Ob der allerliebſte Name wohl populär wird? faſt ſollte man es wünſchen, damit dieſe Männer doch auch etwas erfunden hätten. Verdienen ſie es dann, ſo kann ja das Publikum ſie immer noch mit ihrer eigenen Guillotine köpfen.

In dieſem Bunde der dritte iſt „der Dichter Keller,“ ein junger Mann, der in München eine Weile der Malerei ſich gewidmet, ein Züricher. Er hat in den beiden „Deutſchen Taſchenbüchern“ für 1845 und 1846 hübſche Gedichte publicirt. Er verſteht ſich auf den Vers und die Naturempfindung, weniger auf das ethiſche Gebiet, und ließ 1846 eine Sammlung Gedichte erſcheinen, die unter den Auſpicien des „Verſchollenen“ ſehr zu ihrem Nachtheil von deſſen Richtung hingeriſſen wurde. Es finden ſich friſche, freie Apercus, melodiſche Verſe und wahre Naturempfindung neben dem neu hinzugekommenen Geſangbuchs- und Kirchhofs-Geleier. Er zieht auch gegen die „Ichel“ zu Felde und erklärt ebenfalls, wie ſein Meiſter, „der unſterbliche Poet hätte das Recht, Atheiſt zu ſein, ein geborner; ein Atheiſt von Profeſſion dagegen ſei eine eingefleiſchte

Blasphemie!“ Man könnte ſagen, er ſei noch mehr, er ſei ein Narr; aber „der Dichter Keller“ hat den Widerſpruch, in dem das Endliche frei und unendlich wird, nur hinter ſich, indem er ihn ignorirt, das heißt, Ignorant iſt. Er will die Welt poetiſch erlöſen und giebt ihr ein endloſes Leichengeleier, ein Sterbegewinſel, ein Auferſtehungshoffen, führt ſie auf den Kirchhof, ja ſargt ſie zu „dem Lebendigbegrabenen“ ein. Der „Lebendigbegrabene“ näſelt zwar mit großer Gemüthsruhe ſeine Verſe her, findet einen Bleiſtift und einen Zahnſtocher und reflectirt darüber, aber ekelhaft bis zum Moder bleibt die ganze Situation dennoch. Schiller ſchon ſagte: „Die Freiheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es giebt keinen ſicherern Probirſtein der wahren äſthetiſchen Güte.“ Der „Dichter Keller“, der die übrigen Philoſophen der Deutſchen nicht kennt, ſollte ſich wenigſtens anſtrengen, ſeinen Schiller ſo lange zu leſen, bis er ihn verſteht. Alsdann wäre er zum wenigſten dabei geblieben, nach ſeinen „21 Liebesliedern“, in denen die Liebſte ſtirbt, ſchließlich, weil er zum Werther zu phlegmatiſch war, vom Kirchhofe muthig in die Welt zurückzukehren. Im „Deutſchen Taſchenbuche“ ſchloß der Cyclus mit den Worten:

Vor mir liegt das reiche Leben,
Schlägt die Zeit die hohen Wogen,
Kreiſt die Welt mit ihren Sternen;
Fröhlich bin ich ausgezogen,
Biete Stirn und Herz den Stürmen,
Laſſe meine Wimpel wehen,
Und beim wilden Kreuzen denk' ich
Kaum noch — an ein Wiederſehen.

Das war ein Schluß. Jetzt aber unter dem pietiſtiſchen Einfluſſe des „Verſchollenen“ fügt er noch einen „Nachhall“ hinzu, in dem es unter andern heißt:

Wohl ergeh' es, Engel, Dir!
Werde licht und lichter!
Ach! Dein Knabe wurde hier
Unterdeß — ein Dichter!

Muß nun reimen früh und ſpat
Um ſein täglich Leben;
Kannſt Du keinen beſſern Rath
Dann und wann ihm geben?

Welch ein Gemälde! Welch ein Pinſel! Warum blieb er denn nicht bei der Palette, wenn „das neue Geſchäft“, welches er „unterdeß“ ergriffen, ihm nicht gefällt? Er kann darauf rechnen, daß eine ſo gemein Anſicht des Geſchäftes der Welt ebenfalls nicht gefällt. „Der Dichter Keller“ iſt ganz Züricher Philiſter, liberal, ein Gegner der Jeſuiten, nothdürftig fromm un ſo verſtändig um es nicht zu verkennen, daß die Dicht kunſt im Grunde ein ſchlechter Erwerbszweig iſt. Sei Idealismus iſt der Humor, mit dem er ihn dennoch er greift. Da er nicht ohne Formtalent iſt und namentlic die idylliſche Schilderung ſeiner kleinen Welt mit Glüc unternimmt, ja, da er den guten Zug hat, daß die Wel überall in jedem Wetter und in jeder Feuersbrunſt poetiſch ge nommen werden könne; ſo muß man es bedauern, daß e von dem alten Romantiker in ſeinem Aufſchwunge ge brochen, zur Philiſterei zurückgetrieben und von de Verſtändniß der Myſterien des deutſchen Geiſtes in d großen Periode der theoretiſchen Freiheit abgehalten wir

2. Brief.

An den Herausgeber der Leipziger Revue.

Leipzig, den 4. Februar 1847.

Die Reform, verehrter Freund, welcher Sie Ihre Blätter unterwarfen, als Sie mir den Plan Ihrer Revue mittheilten, kam mir auch darum ſehr erwünſcht, weil ich unſerm Freunde Daumer ſchon längſt meinen öffentlichen Dank ſchuldig war für die neuen Hülfstruppen, die er damit in unſer Lager führt.

Sie finden alſo in mir, ſo ſehr Sie es wünſchen, nicht einmal in der Poeſie einen „unparteiiſchen“ Kritiker*), im Gegentheil, ich bin für den Dichter eingenommen und einen großen Anhang unter den Leſern möcht' ich ihm verſchaffen. So unglücklich die Lage iſt, wenn man ſeine eigne Partei verachten muß, ſo verzeihlich ſind' ich die Freude, wenn ihr etwas Schönes gelingt. Geben Sie mir in dieſer unſchuldigen Sache die Freiheit, Partei zu ſein und zu machen? Ich glaube, ja! Und wie es dem Philoſophen denn geht, der durch alle Köpfe mit reinigendem Geiſt hindurchgehn möchte, ſo wünſch' ich es auch Ihnen und der Leipziger Revue. Einigen ſtimmt, andern brummt der Kopf bei dieſer Reinigung. Möge ſich alſo raſch eine fähige Jugend, welche die Stereotypen der Philoſophie zu neuen beweglichen und mit Herzblut erfüllten Typen umgießt, zu Ihnen geſellen, und von den Aelteren was nicht verkauft, verrathen und verdorben iſt, Ihnen beiſtehn, damit Sie eine reſpectable und geprüfte Phalanx ſchriftſtelleriſcher Kräfte ins Feld führen und Ihren ſchönen Plan, Philoſophie und Kunſt wieder zu Ehren zu bringen, den Gegnern dieſes Plans, den Verräthern, den Liederlichen und den Dummen zum Trotz ausführen können. Es werden in Deutſchland viele Männer von Geiſt und Charakter Ihren Plan mit Freuden ergreifen und Ihre „Partei“ gerne zum Siege führen.

---

*) Der Herr Herausgeber hatte unpartheiſche Kritik, die Allpartheilichkeit der Philoſophie, die über die Gegenſätze hinaus iſt, proclamirt. Der Plan mislang.

Und dieſer Sieg wäre der Beifall des Publikums, nicht des ganzen, was ja ein unerhörtes Unglück wäre, ſondern eines guten und auch der Zahl nach nicht unbeträchtlichen Publikums der leſenden und receptiven Welt.

Ich meines Theils gehöre gern zu beiden; ich ſehe in dem einen Ehre, in dem andern Vortheil. Und bin überzeugt, daß Sie dieſe Art und Weiſe Partei zu ergreifen am Ende nicht von der Hand weiſen werden, obgleich ich zugebe, daß die Sache in Deutſchland ſehr bedenklich iſt.

Ich beginne alſo, ganz als wenn wir noch lange ruhig in der Minorität wären, meinen Bericht über Hafis, den ich Ihnen zugedacht.

Seine hinreißend ſchönen Gedichte, deren Freiheit bisher kein deutſcher Dichter übertroffen und nur wenige in der letzten Zeit erreicht, legt Daumer in einer meiſterhaften, lange Jahre mit Liebe gepflegten Ueberſetzung dem Publikum vor. Dies iſt zwar jetzt in einer Mauſer begriffen und ſchwankt zwiſchen den Zeloten und den Frivolen hin und her; es iſt zu befürchten, daß die einen

Feuer ſchreien und die andern ihren geſetzloſen Frevel nur beſtätigt finden, wenn ſie Hafis' Gedichte leſen: aber es herrſcht doch vielleicht ſchon ſo viel edler freier Sinn, daß die Schönheit des Hafiſiſchen Uebermuthes und die Wahrheit ſeiner feſſelloſen, freien, poſitivmenſchlichen Gedanken genoſſen, begriffen und, ich wünſchte es mit Daumer, enthuſiaſtiſch gepflegt wird.

Es iſt eine Probe mit unſerm Jahrhundert. Soll es den negativen Zeloten und den unwahren und unſchönen Frevlern, den liederlichen Sophiſten, gelingen, die ſchönen Gedichte des 14. Jahrhunderts noch im 19. in den Staub zu ziehn? Demüthigend genug für die geiſtesſtolzen Deutſchen iſt ein ſo frühes Vorbild, noch demüthigender für die fortſchrittsſtolzen Deutſchen iſt dieſer glänzende Stern der Vorzeit, der mit vernichtenden Strahlen in unſre albernen Discuſſionen und Reformen hineinſcheint. Nicht nur die Griechen, auch noch die Perſer ſollten uns beſchämen. Doch noch einmal, auch Geiſtesgenoſſen wird Hafis unter uns finden. Laſſen wir endlich den Göttlichen ſelber reden! Er ſingt:

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfahn;
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alcoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o, wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

An ſeine Geliebte.

Als einſt von deiner Schöne,
O meine ſüße Wonne,
Ein Strahl entzückter Ahnung
Durch alle Himmel hin,
Durch die nun erſt erhellten
Sich breitete; — geboren
Ward eine neue Gottheit:
Die Liebe ward der Herzen
Gewaltige Königin.

Und über den Himmel ſchwang ſie
Den flammenſprühenden Zepter
Mit ihrer ſtolzen Hand;
Allein die Engel ſtanden
Inmitten ihrer Feuer
Eiskalt und unentbrannt.
Da faßte Zorn die Göttin;
Sie flog zur Erde nieder,
Zu fühlender Menſchen Herzen
Die Fittige gewandt.
Seit jenem Tage ſprühen,
Seit jenem Tage glühen

Die Flammen ihres Zepters
Durch alles irdiſche Land.

Und noch eins! ſie verdienen alle zehnmal abgeſchrieben und hundertmal nachgeſungen zu werden:

Fern ſei die Roſ' und ihre Pracht!
Ein Roſenmündchen ſei genug;
Fern ſei der Bund mit Glück und Macht!
Ein Koſebündchen iſt genug.

Ach, ſchicke mich nach Eden nicht
Aus deiner Kammer, ſüßes Kind!
Ein Räumchen hier, zu ſündigen
Ein trautes Stündchen, iſt genug.

Mir wurde kein erhabner Geiſt,
Den großer Dinge Fund beglückt;
Doch find' ich einer Schenke Thür',
O dieſes Fündchen iſt genug.

Zu ewig iſt die Ewigkeit
Für meine ſchwache Phantaſie;
An einer warmen Wogebruſt
Ein Wonneſtündchen iſt genug.

Aus welchem Grunde bin ich hier?
Sei's ohne weitern, ſei es nur,
Zu küſſen deiner Füße Staub!
Denn dieſes Gründchen iſt genug.

Kennen Sie noch etwas ſo Hinreißendes als dieſen Hafis und ſeinen genialen Ueberſetzer?— Ueberſetzer? Wird ein Menſch, der Form und Sinn verſteht, Daumers Wiederdichtung des Hafis, anders als mit dem vollſten Genuſſe originaler Poeſie leſen? — Ich ſetze nichts weiter hinzu. Für Sie, mein Freund, und für viele Kenner des Schönen iſt ein Einziges Gedicht von dieſen dreien genug, um von ganzem Herzen für die Nachtigall von Schiras und ihre ergreifenden Wiederklänge in unſern Hainen — Partei zu ergreifen. Iſt es nicht ſo? Hier hören auch Sie auf Kritiker zu ſein, Sie werden mit mir Enthuſiaſt. Oder ſollen wir uns dieſer Bewegung ſchämen, weil irgend ein vertrocknetes Gehirn ſo weiſe iſt, weder kalt noch warm, weder Royaliſt noch Republikaner, weder religiös noch irreligiös, weder Fiſch noch Fleiſch, ſondern nur ein Fuhrmann fremder Entſchiedenheiten aus China, Amerika und Frankreich zu ſein? Ich dächte, nein! Wir entſchieden uns ſelber.

---

3. Brief.

An den Redacteur der Leipziger Revue.

H. H.

Die Bekanntſchaft des Herrn M. Goldſchmidt, die ich dieſer Tage zu machen das Glück hatte und eine Ueberſetzung aus ſeinem „Corſaren" hat mich ungemein intereſſirt. Ich theile Ihnen meine Ketzereien gegen die Schleswig-Holſteiner Gemüthsbewegung, die dadurch entſtanden ſind, mit. Vielleicht überzeuge ich Sie und Einen und den Andern unſerer edlen Landsleute.

Der Corſar iſt eine däniſche Oppoſitionszeitung wie in Frankreich der Charivari. Herr M. Goldſchmidt, ein junger Mann von 28 Jahren, führt dieſen kleinen Freibeuter mit vielem Geſchick. Seine Verdienſte werden von allen ſeinen Gegnern durch den rühmlichſten Haß anerkannt und der Juſtizrath hat ihn im Namen der Krone zu ewiger Cenſur, alſo zur Unſterblichkeit verurtheilt. Der Juſtizrath iſt der Kronanwalt, welcher die Beſchlagnahmen und die Prozeſſe, die daraus folgen, leitet.

In Dänemark finden wir das merkwürdige Schauſpiel einer geſetzlich abſoluten Monarchie, welche Preßfreiheit erträgt.

Dadurch beſitzt man ſogleich auch eine gewiſſe politiſche Freiheit. De Lolme ſagt und Junius, der größte Unbekannte, wiederholt es: „Wenn in irgend einer aſiatiſchen Despotie eine Freiſtatt errichtet würde, von der aus einer ungeſtraft alle Veſirs, den Sultan und ſeine Thaten beurtheilte, ſo würde dadurch unmittelbar eine Art Freiheit und Verfaſſung gegeben ſein.“ „Ungeſtraft“ reden nun zwar die däniſchen Publiciſten und Zeitungen nicht; aber ſie reden was ſie wollen und dulden was ſie müſſen — nicht eben barbariſche Bußen. Man beraubt keinen jahrelang ſeiner Freiheit, ſtraft meiſt mit der Beſchlagnahme, einiger Geldbuße und endlich mit der — Verurtheilung zur Cenſur.

Dieſe capitis deminutio (Standeserniedrigung) hat man nun auch an Herrn Goldſchmidt vollzogen; aber was ſchadet einem Corſaren die nota censoria, der Unwille des Cenſors?

Eigenthümliche politiſche Verhältniſſe! Sie machen in Dänemark die Preſſe zu der einzigen Form, in welcher die politiſchen Farben hervortreten, um zuſammen den Regenbogen des öffentlichen Geiſtes erſcheinen zu laſſen.

Nun gab es eine Zeit, wo die Organe der Oppoſition, das „Vaterland“, die „Kopenhagener Poſt“ und der „Corſar“ feſt zuſammen hielten und die „Staatszeitung“ mit dem „Tageblatt“ auf der Regierungsſeite ſich beinahe überwältigt ſahen. Die Oppoſition focht für Conſtitution, vollkommene Preßfreiheit und Jury. Der Proceß war ſo ſchön im Gange, daß eine kräftige Unterſtützung aus den deutſchen Provinzen Schleswig und Holſtein unfehlbar zu den Reſultaten geführt haben würde, die man hier, wie in Deutſchland für die Grundlegung eines ehrenhaften Daſeins in der politiſchen Welt anſehn muß.

Da kam die Nationalitätsfrage, die jetzt von Peſth bis zur Eider erörtert wird, dazwiſchen. Die Deutſchen in Dänemark wollten deutſch, die Dänen däniſch ſein; als wenn man ihnen dieſe unglücklichen Prädicate, wie einen Adelstitel, rauben könnte! Es iſt nicht die alte Gewalt des Volksaufſtandes von 1813 und 15, es iſt kein Avant la lettre, es iſt vielmehr eine literariſche Wiederholung dieſer wüſten Volksgewalt. Das Selbſtgefühl der Slaven z. B. reitet jetzt nicht als Coſack in den Feind, es ſchreibt Lexika, Grammatiken und ſlaviſche Mythologien, es hat den Panſlavismus erfunden. Das Selbſtgefühl der „deutſchen Nation“ erſcheint allerdings wieder im Waffenrock und Helm, im Turnen und in „deutſchen Sängerchören,“ aber auch die deutſche Einheit wird jetzt offenbar nur literariſch verſtanden, man meint nicht „Kaiſer und Reich“, man meint die „Einheit unſerer Schriftſprache“ neben den vielen uneinigen Dialekten und portirt ſich wohl nur in Schleswig für die Theilnahme am deutſchen Bunde, wenigſtens klagen in allen konſtituirten Staaten die Kammern, man hört nie, daß ſie frohlockten, wenn die Rede auf den deutſchen Bund, dieſe einzige Form unſerer politiſchen Einheit, kommt. Das neue Teutonenthum iſt nicht gerade durch den Panſlavismus erzeugt; eher verhält es ſich umgekehrt; beide ſind aber darin gleich, daß ſie alle Politik dem Sprachenthum, der Philologie, opfern. Ob Rußland mit dem philologiſchen Enthuſiasmus erobern wird? — wir wiſſen es nicht; aber für Rußland wäre dieſes Motiv ein Fortſchritt von der physical force zu der moral force. Natürlich brauchen die edlen Slavenſöhne ſich nur zu pronunziren, und die große Familie iſt fertig.

Ob Deutſchland aber mit dem Deutſchthum erobern könne? — Dieſe Frage iſt wohl nur zum Scherz von den Times aufgeworfen worden. Denn die Times ſagen in demſelben Artikel, ſie kennten kein „Deutſchland“; und das einzige Schleswig, welches zum „deutſchen Bunde“ hinzugefügt werden könnte, wer ſoll es hinzufügen? Der König von Dänemark. Alſo die Fremden ſollen Deutſchland, d. h. den deutſchen Bund vergrößern. Nicht genug, daß die Niederlande, daß früher England, daß Dänemark, daß Oeſtreich, daß Preußen dazu gehört; ſo wird bald Rußland mit den deutſchen Oſtſeeländern und Frankreich mit dem Elſaß und Lothringen und warum nicht Amerika mit dem Staat Ohio u. ſ. w. noch dazu treten.

Dies iſt nicht die Art und Weiſe, wie ein Volk abgeſondert für ſich d. h. national conſtituirt wird; aber es iſt etwas Richtiges in dieſer Nationalitäts-Bewegung, nämlich die Föderirung aller Nationen der Erde, welche ſich an die jetzige factiſche Auflöſung der kosmopolitiſch-deutſchen Nation anknüpft. Sollen die zerſtreuten Glieder der deutſchredenden Menſchheit wieder zuſammenkommen, ſo müſſen ſich freilich alle europäiſchen Mächte und Nordamerika dazu föderiren, d. h. in den deutſchen Bund treten.

Ich ſage nicht, daß dies ſo ganz meine Idee wäre wenn aber in den nationalen Philologen eine Idee zu finden iſt, ſo wäre es dieſe. Wobei es ſich von ſelbſ verſteht, daß die Schwierigkeit ihrer Realiſirung hie um ſo größer iſt, je dümmer die Idee iſt.

Die Schleswig-Holſteiner Bewegung iſt nun allerdings auch eine ſprachliche, in dieſem Sinne iſt ſie eine deutſche. Aber ſie iſt auch eine deutſche in dem Sinne, daß ſie ſich vor allen Dingen um die Rechte des Herzogs von Auguſtenburg u. ſ. w., dann um ferne, ferne Möglichkeiten der Anfalls- und Abfalls-Frage und endlich ganz und gar nicht um gegenwärtige politiſche Conſtituirung und Geſetzgebung, ſondern mit großem Glauben und großer Begeiſterung um „die Zukunft Deutſchlands“, die ohne Zweifel eben ſo glorreich ſein wird, als die Gegenwart beſcheiden iſt, herumdreht. Sie hat deswegen auch vor der Hand alle politiſchen Rechte der Schleswiger und der Holſteiner nur compromittirt.

Politiſche Köpfe kann man dieſe thörichten Agitatoren nicht nennen, die auswärtige Politik treiben, dynaſtiſche Privatrechte vertheidigen, und alle innere Freiheit, ihr Aſſociationsrecht und ihre Preßfreiheit dafür in die Schanze ſchlagen. Politiſch wären ſie nur, wenn ſie der Krone ſchließlich ſo läſtig würden, daß ſie wider Willen von ihr in ein Reichsparlament und zu allen möglichen Rechten freier Männer herbeigezogen werden müßten, was ſie dann aber ohne Zweifel aus deutſchem Patriotismus nicht annehmen würden. Wem dagegen eine Auflöſung Dänemarks anders zu Nutze kommen ſoll, als denen, die den Sund brauchen und die Oſtſee beherrſchen — den Ruſſen, das iſt nicht abzuſehen. Will die deutſche Begeiſterung Rußland noch mächtiger machen, als es ihre Anweſenheit 1813 und 15 und ihre Abweſenheit 1831 gethan; wohlan ſo löſe ſie Dänemark auf, ohne ein Deutſchland an deſſen Stelle zu gründen. Doch die deutſchnationale Begeiſterung wird dies nicht thun. Sie wird überhaupt nichts thun: ſie füllt nur die Lücke unſerer Zeit aus, wo nichts gethan wird und nicht weniger als Alles zu thun wäre. Wie ein alter Marquis von 1788, hat die Teutonenpartei nichts gelernt und nichts vergeſſen. Weder der Markgraf Arndt von Bonn, noch der Gaugraf Jahn von der Unſtrut, noch der Pfalzgraf Maßmann zu und bei Rhein, noch endlich der Biſchof Görres in Waſſertrüdingen haben uns politiſche Freiheit errungen; und wer iſt nationaler, als dieſe Männer? Iſt es die Weſerzeitung? iſt es die Bremer Zeitung? Doch laſſen wir die ehrwürdigen Altdeutſchen unſere glorreichen Nichtbefreier und fragen wir vielmehr:

Wird die Bewegung in Schleswig-Holſtein der Regierung ſo läſtig, daß man erwarten kann, es werde daraus hervorgehn, was am Ende jede Bewegung unſerer Tage hervorbringen muß, was ſelbſt die Reaction zum Reſultat haben wird — politiſche Freiheit?

Dies erwarten ſelbſt die Dänen von ihr, und ſie finden, daß der König von Dänemark für den Augenblick ſehr fein die ſkandinaviſche und die deutſche Nationalität benutzt, um die Oppoſition zu ſpalten und die Getrennten hinter einander zu ſchicken; ſie freuen ſich aber über die verſtärkte Oppoſition, die ſchon jetzt in Schleswig zum Ver-

ſchein kommt, und gleich nach dem feierlichen Proteſt de
Schleswiger Stände gegen den offenen Brief vom 8
Juli in gegenwärtige Verfaſſungsfragen eingeht.

Der Proteſt iſt directe und ſtarke Oppoſition; di
Beſchwerden über die Kränkung politiſcher Rechte, di
der Advokat Gülich am 9. November vorgebracht, fin
es ebenfalls. Er zeigt, daß Schleswig-Holſtein um da
Aſſociations- und Petitionsrecht, um die Preß- und Lehr
freiheit gekommen, und daß alſo Schleswig, noch eh
es in den deutſchen Bund aufgenommen, übler dara
ſei, „als irgend ein ſtreng gehaltenes und cenſirtes deut-
ſches Bundesland"; er macht geradeswegs „eine Propo
ſition auf Aenderung des gegenwärtigen Regierungs
ſyſtems", und verlangt „einen Wechſel in den Perſone
der Rathgeber der Krone, namentlich die Entfernun
des Kanzleipräſidenten Grafen von Moltke." So be
richtet uns die Weſerzeitung.

Bei dieſem Punkte angelangt und als Ausdruck de
Provinzialſtimmung betrachtet, iſt es die Schles
wiger Ständeverſammlung, welche die Sprachfrage b
ſeitigt und, von den Dänen in der Provinz unterſtüt
die Verfaſſungsfrage mit einer Energie aufnimmt, d
nach dem Bisherigen überraſchen muß.

Dennoch bleibt der nationale Anfang der Bewegun
ein großer Uebelſtand: er macht die ganze Angelegenh
provinziell*). Man fordert geradezu die provinzielle St

---

*) Die Grundanſicht der Schleswig-Holſteiniſchen Oppoſit
iſt in der Rede des Adv. Gülich ausgeſprochen: „Das mi
die Ständeverſammlung ſich ſelbſt und dem Landesherrn ſag
der Mann (Moltke), welcher die in der Adreſſe und Rechtsv

lung als ein Grundgeſetz, und es ſcheint unmöglich zu ſein, dem Streich, welchen Dänemark durch ſeine Nachahmung der preußiſchen Provinzialſtände der Reichseinheit geſchlagen hat, ſeine tödtliche Wirkung zu benehmen. Denn die Provinzen ſind hier *mehr* als Provinzen, ſie ſind *verfeindete Grenzvölker*, deren Haß auf eine unverantwortliche Weiſe durch Demagogen ſowohl als durch Antidemagogen genährt wurde. Aehnlich iſt es mit Poſen. Es wird immer eine Schwierigkeit in der preußiſchen Staatsbildung ſein, ſo lange die Widerhaarigkeit des polniſchen Nationalgefühls exiſtirt, ſo lange die Polen lieber *polniſch*, als frei ſein wollen oder um es in ihrer Sprache auszudrücken, ſo lange ſie nur „eine

---

wahrung ausgeſprochenen unumſtößlichen Fundamentalſätze des dortigen Rechtszuſtandes ſo gänzlich verkenne, daß er *ſelbſtſtändige Staaten für Theile eines andern erkläre* und die Erhaltung der grundgeſetzlich ewigen Verbindung Schleswig-Holſteins durch die Fortdauer einer *zufälligen* Verbindung mit dem Königreich bedingt halte, — der dürfe durchaus nicht länger an der Spitze der Verwaltung im Lande ſtehen, und die Verſammlung ſei berufen dies unumwunden zu erklären.“ So ſtark die Worte dieſer Oppoſition ſind, ſo ohnmächtig iſt ſie in der That — weil ſie provinziell iſt, weil ſie mit *alten* Formen, nicht mit conſtitutionellen Rechten, weil ſie mit den verſchimmelten Privilegien der Provinzen, nicht mit der lebendigen Freiheit eines Staatsorganismus unſerer Zeit operirt. Der Herr von *Moltke* wird dieſe Rede anhören und Kanzleipräſident bleiben, während bei einer däniſchen Deputirtenkammer ſich kein Miniſter dem Willen des Landes zum Trotz würde erhalten können.

Bleiben die Herzogthümer „*ſelbſtſtändige Provinzen*“ (was ein Widerſpruch iſt), ſo werden ſie nie *freie Saaten*. Oder denkt der Herzog von Auguſtenburg ein freier europäiſcher Souverain zu werden?

polniſche Freiheit“ kennen, die freilich, wenn ſie erreich wäre, zunächſt nichts als Unabhängigkeit und bei weiten noch keine Geſellſchaft frei conſtituirter Menſchen wär

Die Schwierigkeit in ſolchen Fällen iſt, ein Selbſt gefühl zu beſeitigen, welches das Gemüth ſo leidenſchaft lich aufregt, daß alle klaren unmittelbar erreichbaren po litiſchen Zwecke darin erſtickt werden.

Nicht ganz ſo arg, wie der polniſche Patriotismu gegen Deutſchland, ſcheint der deutſche gegen Dänemar zu ſein; aber ſeine Sprache, die der politiſchen Realitä d. h. der Integrität des Königreichs wenig Rechnun trägt, klingt ganz ähnlich.

Das Königreich Dänemark ſieht ſich wie eine Zu fälligkeit und ſeine Zukunft wie eine Lotterie behandel Je nachdem im Pallaſt zu Kopenhagen ein Prinz erzeug wird oder nicht, ſoll Dänemark ſein oder nicht ſei was es iſt.

Was muß der König davon denken, wenn der Zu ſatz „von Dänemark“ ihm nicht gleichgültig iſt? Wa die Dänen? Und was die Schleswig-Holſteiner? Al drei haben daſſelbe Intereſſe. Sie müſſen darauf den ken nie und nimmer ein Spielball ſolcher Zufälle werden; ſelbſt die Zukunft einer wahrſcheinlich noch i gend einmal entſtehenden deutſchen Nation iſt nich weiter, als ein Zufall, ein Geſchick, ein erwünſcht Glück. *Politiſche Männer dagegen gründe ſich ſelbſt ihre Gegenwart und ihre Zukun durch ihren Staat; ſie ſchließen den Zufa durch Geſetze aus, und machen den Staa für den ſie ſich intereſſiren, zu einer lebe digen Einheit, die nicht von Manns- od*

Weiberſtämmen aus einander geerbt werden kann, und die darum ein Intereſſe an ihrer Exiſtenz hat, weil ihre Exiſtenz eine **freie** *iſt.*

Haben die Schleswig-Holſteiner ein Gefühl von dieſer Aufgabe? Ja, aber ein ſehr dunkles; ihre Erbſchafts- und Trennungsträume widerſprechen ihren politiſchen und conſtitutionellen Zwecken.

Hat der König ein Gefühl davon? Ja, aber er denkt *ſich* als den Staat, und hält *ſeinen* Willen, den Staat in ſeiner Integrität erhalten zu ſehn, für eben ſo gut, als einen wirklich durch nationale oder allgemeine Mitwirkung erzeugten *Volkswillen*, als ein lebendiges Geſetz eines reell agirenden Staates. Er hat nun aber an der Wirkung ſeines offenen Briefes vom 8. Juli erfahren, daß „etwas faul iſt im Staate Dänemark“, und er ſollte alle Autorität des abſoluten Königthumes anwenden, um eiligſt ein neues, einiges Dänemark zu gründen.

Haben endlich die Dänen ein Gefühl davon, welche Aufgabe dieſe ſchwierige Zeit ihnen ſtellt?

Man muß den Dänen das Zeugniß geben, daß unter ihnen die Preßfreiheit, die ſie beſitzen, wenn ſie auch noch mangelhaft genug iſt, doch manche Männer über die Nationalvorurtheile hinweg und zu der richtigen Einſicht in die gegenwärtige Lage gebracht hat. Ein Organ dieſer richtigen Anſicht der Sache iſt der *Corſar*. Die humoriſtiſche leichte Art, mit welcher dieſes kleine Blatt ſeinen **6000** Abonnenten die Sache vorträgt, iſt kein Hinderniß, weder der Richtigkeit noch des Gewichtes ſeiner Darſtellung und ſeiner Gründe.

„Wir fühlten alle das Uebel, ſagt er, wir fühlten

Alle, daß etwas geſchehen müßte, was aber eigentlich geſchehen müſſe, das haben wir nicht gewußt."

„Die Gelehrten ſelbſt waren nicht einig. Das nationale Vaterland („Fädrelandet") und die Staatszeitung (die „Berlingſche") haben die heftigſten Streitigkeiten mit einander gehabt und ſich faſt wegen dieſes Punktes an einander vergriffen. „Fädrelandet" war der Meinung, dem Uebel wäre nur dadurch abzuhelfen, daß ein dicker Röthelſtrich auf der Karte zwiſchen Holſtein und Schleswig gezogen würde; die „Berlingſche" behauptete principaliter daß die Krankheit nicht exiſtire, und ſubſidialiter daß der Röthelſtrich nicht zwiſchen Schleswig und Holſtein, ſondern zwiſchen Schleswig und Jütland gezogen werden müſſe. Die Polizei hat ſich nun ins Mittel gelegt und den Röthelſtrich in die Spalten des Corſaren und der andern Tage- und Wochenblätter gezogen. Die Canzlei hat ihr beigepflichtet, und wenn ſie zuweilen findet, daß das Uebel des Volkes bedenklich wird, ſo ſchickt ſie der Polizei eine Naſe, weil ſie nicht genug mit Beſchlag belegt."

„Wenn ich, der „Corſar", eine Meinung äußern darf über das eigentliche Uebel des Volks, ſo iſt es dieſe: Der Streit in Schleßwig und die Streitigkeiten rings umher ſind nur Symptome von einer und derſelben Krankheit, und dieſe wieder iſt dieſelbe, an welcher König Ferdinand in dem Singſpiel „Farinelli" leidet. König Ferdinand iſt von Feſten und Ueppigkeit ſo matt geworden, daß er gar nichts vornehmen mag, ja, ſogar die Luſt zum Eſſen hat er verloren — bis Farinelli kommt und ihm Speiſen vorſetzt und ihm vorſingt. Erſt ſtimmt er wehmüthige Kindheitserinnerungen an, dann ſingt er laut und begeiſtert von Kampf und Sieg und Heldenthaten. Da gerathen die paar Tropfen Blut, die der König noch übrig hat, in Wallung, ſein Auge funkelt, und er richtet ſich zu ſeiner vollen Höhe auf, ſo daß man ſieht, er iſt ein Rieſenkerl.“ „Le Danemark serait-il trop épuisé par cette caducité, naturelle aux vieilles monarchies absolues, pour trouver en lui la force et l'élan nécessaires à cette régénération politique? Les mouvements, qui se prononcent aujourd'hui dans tous les sens démontrent assez le contraire.“ So urtheilt ganz vernünftig die Revue des deux mondes, und räth eine neue Conſtituirung des Reichs durch Berufung aller Provincialvertreter zu einer Reichsverſammlung an.

Der „Corſar“ iſt derſelben Meinung und ſagt dem „Vaterland“, es habe ſich und die Oppoſition dadurch in die Tinte gebracht, „daß es die Nationalität für wichtiger als die Conſtitution und den König für den Repräſentanten der Nationalität erklärt.“ Ueber dieſe Frage zerfiel die Oppoſition. Die Nationalen fochten, ohne es zu ahnen, wie überall für den Repräſentanten der Nationalität, ſei es nun der König von Dänemark, ſei es der Herzog von Auguſtenburg. Die Nation iſt die Realität der Nationalität, der König iſt der Repräſentant. Eine Sache, die nur repräſentirt wird, iſt ohne reelle Exiſtenz. Die Repräſentation einer reellen Exiſtenz giebt ſich von ſelbſt. Kann die kranke däniſche Alleinherrſchaft zu einem freien Gemeinweſen kurirt werden, ſo wird es ihm nichts ſchaden, eine doppelt und eine dreifach nüancirte Nationalität zu haben, wie Amerika darum nicht minder eine mächtige politiſche Nation iſt, daß Deutſche, Engländer, Franzoſen, Irländer u. ſ. w. die amerikaniſche Natiolität bilden. Die politiſche Nation iſt die einzig reelle, zu ihr findet ſich die Nationalität, der eigenthümliche Charakter, von ſelbſt, ſobald das Volk lebendig handelnd auf die Bühne der Geſchichte tritt. Daß aber die Dänen und die Holſteiner ſich nicht verſtehn ſollten, iſt eine thörichte Furcht; auch Dänen und Dänen verſtehn ſich nicht, wenn man einen Fiſcher oder Bauer von der Oſtſee nach der Nordſee führt; aber die Deputirten können entweder beide Sprachen oder man mache es zur Bedingung, daß ſie ſie können — dieſe Fähigkeit iſt leichter zu erwerben, als ein zehnjähriger Grundbeſitz oder **100** Thlr. Abgaben.

Der Corſar perſifflirt und charakteriſirt die beiden nationalen Parteien ſehr hübſch durch zwei Vaterunſer. Das deutſche iſt unendlich langathmig und ſchießt, wie ſich erwarten läßt, mit allen ſieben Bitten neben das Ziel der Staatsfreiheit; das däniſche iſt kurz, der abſolute unabhängigige König; ſie wiſſen doch was ſie wollen.

Das Vaterunſer der Dänen.

„Unſer König, der du ſtehſt am hohen Maſt“, (aus dem Volksliede)
Führe uns nicht in den deutſchen Bund! Amen!“

Das Vaterunſer der Schleswig-Holſteiner.

„Unſer Herzog, der du biſt in Schleswig-Holſtein,
Geheiligt ſei dein Name!
Zu uns komme der deutſche Bund,
Unſer Wille geſchehe, wie in Schleswig, ſo auch in Holſtein.
Gieb uns heute unſre täglichen deutſchen Klöße.
Vergieb uns unſre Schuld, gleich wie wir nicht vergeben unſern Schuldnern
Führe uns nicht in Dänemark,
Sondern befreie uns von der Filialbank;
Denn unſer ſind die Herzogthümer, die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!“

Leider wollen auch hier die guten Deutſchen alles Mögliche und das Unmögliche dazu, nur das nicht was die allerleichteſte Sache und zugleich die allerdringendſte Nothwendigkeit iſt.

Vielleicht beſinnen ſie ſich in Schleswig (es hat den Anſchein) und vielleicht zieht dies die Beſinnung der nationalen Dänen nach ſich. Ob man ſich dann in Deutſchland über dieſe Frage klar wird, iſt vollkommen gleichgültig, da dieſe Frage nicht die erſte, ja nicht einmal die hundertſte unter denen iſt, die das Schickſal den Angehörigen der einzelnen politiſchen Verbindungen ſoll heißen Staaten deutſcher Nation aufgiebt. Können wir unſre eignen Fragen nicht richtig durch die öffentliche Meinung und Sprache beantworten, wie ſollten wir dazu kommen „dem Staate Dänemark“ zu rathen und zu helfen?

Die Mittheilungen aus dem „Corſaren“, die wir oben angeführt, werden vielleicht nützlich wirken, vielleicht aber den hohlen Fanatismus, der ſich mit wohlfeilen Bravaden über ſeine eigene Miſere tröſtet, noch mehr aufregen. Jedenfalls wollen wir den Nationalen zurufen: „Seid erſt eine Nation, eh' ihr die Landcharte nach der Nationalität reformirt!“ und den Literaten: „Verbrennt euch nicht die Finger, wie das „Fädreland“ in Dänemark; habt ihr nicht geſehn, wer die deutſche Nationalität repräſentirt? Es iſt der deutſche Bund, an den ſich die Schleswiger anſchließen wollen, der euch aber ſchon 30 Jahre mit höheren Rückſichten in dem embryoniſchen Zuſtande frommer Wünſche zurückhält. Nicht die Einſtimmigkeit in überflüſſigen, die Giltigkeit eurer Stimme in weſentlichen Fragen, nicht die dynaſtiſchen Differenzen in Dänemark, die populären Differenzen daheim waren zu erledigen. Solltet ihr aber Recht haben, daß dieſer weite Umweg über Kopenhagen und Holſtein zu der endlichen Löſung unſeres eignen gordiſchen Knotens zurückführte; — nun ſo wäre es das erſte Mal, daß euch eine politiſche That gelänge, und wer möchte ſich nicht gern irren in der Meinung; wie ein Ertrinkender einen Strohhalm, ſo hättet ihr Schleswig-Holſtein ergriffen? Alſo genehmigt meine beſten Wünſche für die freien Nationen und die es werden wollen und meine wiederholte Warnung vor dem Nationalitätsſchwindel, wo keine freie Nation conſtituirt werden kann. Die Nationalität einer geknechteten Nation iſt ihre Knechtſchaft[*]). Wenn alſo die Dänen die lex regia abſchaffen, werden ſie ihre Nationalität reformiren.“

A. Ruge.

---

[*]) Die Philologen ſagen, die Nationalität iſt die Sprache, Savigny ſagt, die Nationalität iſt ſo gut das Geſetz als die Sprache eines Volkes, beides wächſt organiſch, wie die Pilze, die Ethnographen ſagen, die Nationalität iſt ein Product des Clima's, die Theologen lehren uns, daß alle Menſchen von Eva herſtammen und erſt mit dem Thurmbau zu Babel die Sprachverwirrung begonnen habe. Die Theologen ſind, wie immer, die univerſellſten, nur ſchade, daß die Fachgelehrten ſich nicht an ſie kehren. Will man der Sache auf den Grund kommen, ſo muß man ſich freilich auch an die iſolirten Fachmänner nicht kehren, man muß alle ihre Abſperrungswände einreißen und den Charakter eines Volks ſowohl aus phyſiſchen als aus ethiſchen Gründen ſich formiren laſſen. Die beſtimmte Natur und die beſtimmte Geſchichte bilden die Völker mit Naturel und Körperbeſchaffenheit, mit Geſetz, Sprache und Sitte. Kann man die Natur cultiviren und die Geſchichte humaniſiren, ſo verbeſſert man die Nationalitäten, wie man die Dalien in den Gärten veredelt.

4. Brief.

An eine Dame.

Verehrte Freundin,

Sie wollen von mir den „Uriel Acoſta von Gutzkow“ zur Lectüre angeſchafft haben. Ich möchte Ihnen den Jammer nicht machen. Wenigſtens leſen Sie erſt meine Nachricht über das Stück, welches ich dargeſtellt geſehn. Wollen Sie es dann noch leſen, ſo bin ich unſchuldig an Ihrem Schaden.

Uriel Acoſta, ein Vorgänger Spinoza's, ein Mann von heißem Blut und hellem Geiſt, geräth mit der Synagoge in Conflict. Die Scene iſt in Amſterdam. Die reichen und gebildeten Juden, welche vor der Inquiſition aus Portugal hierher geflüchtet, bilden das Perſonal.

Gutzkow's Fabel iſt dieſe. Joachi, ein reicher junger Kaufmann, kehrt von einer mehrtägigen Reiſe zurück. Er klagt dem Arzt de Silva, ſeinem Verwandten, daß er ſeine Verlobte, Judith, auf der Villa ihres Vaters des Handelsherrn Manaſſe van der Straaten beſucht, aber leider in ſehr vertrautem Verhältniß zu Uriel Acoſta, ihrem Lehrer in der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften, gefunden. Uriel Acoſta tritt herein. Er will Abſchied nehmen, um dem Conflict aus dem Wege gehen. De Silva findet er in großer Verſtimmung gegen ſeine Schriften; Joachi in Freude über ſeinen Entſchluß. Der Rabbi de Santos kommt dazu, bringt Acoſtas Buch zu de Silva. Er ſoll es beurtheilen für das Ketzergericht. Jetzt beſchließt Acoſta zu bleiben. Er hält es für ehrenhaft, dem Ungewitter die Stirn zu bieten. — Das bevorſtehende Ketzergericht wird bekannt. Alles entfernt ſich ſchon im Voraus von Acoſta. Nur Judith nicht. Sie ladet ihn mit zu einer Geſellſchaft, die ihr Vater auf ſeinem Landhauſe giebt. Der Vater, ein aufgeklärter Mann, meint, er dächte was er wollte, ſchlüge ſich aber auf die Seite der Maſſe, wenn es zum Streit käme, und Acoſta müſſe die Artigkeit eingeladen zu ſein mit der Zartheit nicht zu kommen erwidern. Er thut es nicht: er kommt. Jochai findet ihn in Judiths Geſellſchaft, wird von ihr beleidigt und ſchwört Rache. Dieſe bricht ſogleich herein. Die Prieſter ziehen auf und verfluchen Acoſta. Alle treten von ihm weg, Judith ſchwankt, endlich auch ſie. Als es aber zum ausführlichen Fluche kommt, und namentlich verordnet wird, kein Weib ſolle ihn lieben; da entſcheidet ſie ſich umgekehrt und tritt wieder zu Acoſta, fällt ihm in die Arme und erklärt, ſie liebe ihn. — Der Fluch wäre alſo nicht ſo ſchlimm, wenn der reiche Manaſſe van der Straaten mit ſeinem Segen entgegenwirken wollte. Man erwartet es nicht, man vermuthet, der Weltmann werde bei ſeiner Maxime bleiben. Er thut es nicht; er folgt ſeinem Herzen. Auch de Silva iſt umgeſchlagen. Er hat Uriels Buch geleſen und — iſt beinahe von ihm gewonnen. Uriel Acoſta ſoll zum Widerruf, zur Ausſöhnung mit der Gemeinde bewogen werden, und de Silva und van der Straaten wollen die Liebenden glücklich machen.

Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Man wird erwarten: Acoſta werde nicht widerrufen. Acoſta erinnert ſich auch an Galilei's Wort: „Und ſie bewegt ſich doch!“ er hält ſich alle Helden der Vorzeit vor, dann ſieht er ſeine Mutter und ſeine Braut. Judith hat den Fanatismus des Feſthaltens an der Philoſophie vergeſſen — beide ſehen ihn vorwurfsvoll an: „Herz und Geiſt“ gerathen in ſeiner langen Selbſtbetrachtung in Streit und — er widerruft. Der Wirth, ohne den de Silva und van der Straaten gerechnet, war alſo nicht Uriel Acoſta, der Held; es iſt der reiche Kaufmann Jochai und ſeine Rache. Dieſer ruinirt van der Straaten. Kein anderer hilft ihm aus, weil er mit Acoſta verkehrt hat. Zuletzt muß Judith den Sturm beſchwören; ſie verläßt Acoſta, der in der Bekehrungshaft iſt, und vermählt ſich Joachi, damit er ihren Vater nicht reuinirt. Auch die Mutter iſt unterdeß geſtorben, und Acoſta widerruft umſonſt und als ein Geprellter. Jochai, der ihn damit verhöhnt, reizt ihn zur Rache. Er widerruft den Widerruf und ſchwört ſich zu rächen. Aber er rächt ſich nicht. Er legt an, um Joachi am Altar zu erſchießen; aber er erſchießt ihn nicht. Eben iſt die Trauung vollzogen, nun wäre es doch umſonſt, er ſteckt alſo ſein Piſtölchen wieder in die Taſche und geht davon. Die Geſellſchaft kommt. Judith, das ſchöne Schlachtopfer, bittet als erſte Gunſt von ihrem jungen Gatten nur um einige Augenblicke der Einſamkeit. Sie hat ihren Vater gerettet, ſie gedenkt ihrer Liebe, und — vergiftet ſich. Alles kommt dazu. Acoſta hält eine lange Rede, dann geht er ab, und erſchießt ſich hinter den Couliſſen. Jochai iſt nun geprellt, van der Straaten nicht ruinirt und die Prieſter — haben zwar ihre Ohnmacht erfahren, aber mit Hülfe der Verlegenheiten des Einen und der Rache des Andern doch ein Unglück angerichtet. Wäre Manaſſe von der Straaten klug geweſen; er hätte den Liebenden etwas „Lauſegold" gegeben und ſie entfliehen laſſen. Bei den Juden, die er doch verhöhnt, konnte er dann ſeine Hände in Unſchuld waſchen; und ſie hätten ihn nicht ſinken laſſen.

Es iſt gewiß, es paſſirt viel Malheur und alle werden mehr oder minder grauſam geprellt.

Aber man wird nicht ſagen wollen, dies ſei eine Tragödie.

Hebbel ſtellt in der Maria Magdalene die alte verknorrte deutſche Welt durch die ſchroffſten Charaktere und durch die unerbittlichſten Conflicte dar. Bei Gutzkow's Uriel Acoſta erholen wir uns wieder in unſerer gewohnten Welt glücklicher Unentſchiedenheit und völliger Charakterloſigkeit. Selbſt der Oberrabi findet, daß Alles ſchon dageweſen, die Ketzerei iſt ihm nur ein Curioſum, und die Fanatiker werden gleich über den Haufen gerannt, wie Acoſta nur einen Augenblick ſich ermannt, und ihnen trotzig davon läuft. Machte Manaſſe nicht Concurs, ſo wäre nichts vorgefallen. Hebbel geht naiv auf ſeine Tragödie los; er vertieft ſich in die eherne Nothwendigkeit ſeiner Starrköpfe; und dieſe Welt geht aus ihren Fugen. Gutzkow hingegen iſt nicht ſo naiv. Offenbar will er viel mehr; es liegt ihm daran, unſere ganze Zeit auf die Bühne zu bringen, und ſollte er darüber auch die Tragödie zum Malheur und die Charaktere zu Windfahnen traveſtiren müſſen, denn wir geben ihm zu, nur ſo iſt die Gegenwart treffend darzuſtellen. Er hat ein Zeitdrama gewollt, er hat die Zeit ſelbſt auf die Bühne gebracht; wenn er aber die Schwachheit gehabt hätte, eine Tragödie zu wollen; er hätte die Zeit um Jahrhunderte zurück oder um Jahrzehnte vorwärts rücken müſſen. Nur ſo wäre die Energie und die bittre, aber dennoch berauſchende Leidenſchaft tragiſcher Ausbrüche möglich geweſen. Es iſt klar, ein treuer Spiegel unſerer Miſere ſtand ihm höher, als eine poetiſche Untreue gegen die Zeit.

Der Conflict zwiſchen Glauben und Philoſophie bildet das Motiv des Drama's. Die Liebe iſt zuerſt mit den neuen Göttern, dann ſchwankt ſelbſt die Liebe; die Nachtwandlerin wird bei Namen gerufen, ſie ſtürzt ſich — in die Arme des Verfluchten. Welch ein Thema, und welch eine lebensvolle, reiche Fabel, wäre der Fluch ernſt und die Liebe conſequent. Die Anlage des Stücks, die Wahl des Stoffs iſt ſo glücklich, daß wir mehr als Gewandtheit, daß wir praktiſches Talent darin finden. Gutzkow iſt ein feiner Kopf. Die Juden ſtellen den Glauben, ein Vorgänger des Spinoza die Philoſophie dar. So iſt der Conflict auch möglich und bühnenfähig. Aber das alte Recht des Herzens, die Liebe Julietta's, die alle Schranken bricht, die Leidenſchaft des tragiſchen Heroen, die nur Einen Weg kennt, den Weg des Stroms zu ſeinem Sturz — Alles dies kennt zwar auch der kluge Verfaſſer, es ſchimmert durch, die Figuren reden davon, aber wenn der Augenblick kommt, wo das Pathos allgewaltig mit ihnen durchgehen ſollte, dann beſinnen ſie ſich anders. Sie gehen zu Grunde, aber die Ueberlegung iſt ſo mächtig, daß ſelbſt die Entſchlüſſe, ſich den Tod zu geben, eine Folge reiflicher Berechnung ſind. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der Rache. Die Rache Jochai's iſt die Heirath mit Judith; und er weiß, daß ſie ihn verachtet, und er hat erfahren, daß ſie ihn tödtlich beleidigte: er überlegt aber, daß ſie ſchön iſt und daß er ſie ſeinem Gegner wegnimmt. Er wird geprellt. Sie vergiftet ſich nach der Trauung. Aber er wäre um ſeine Befriedigung, da er doch liebt, auch geprellt worden, wenn ſie ſich nicht vergiftet hätte. Joachi iſt eine pſychologiſche Unmöglichkeit. Ebenſo Acoſta. Er will widerrufen und will es auch nicht. Er thut es um der Frauen willen. Die Eine ſtirbt, die andere verdirbt unterdeſſen; er iſt offenbar geprellt. Aber er wäre, auch wenn er ſeiner Braut und ſeiner Mutter hätte genugthun können, doch geprellt geweſen und geprellt — um ſeinen ganzen Charakter. Er iſt der Philoſoph und der freie Menſch, — er iſt nichts, ſo wie er ſich ſelbſt verleugnet. Es iſt wahr, er rafft ſich wieder auf. Die Leidenſchaft hebt ihn. Als Joachi ſeinen Fuß über ihn erhebt, da ermannt er ſich zu einem unwiderſtehlichen Zorn. Nun erwarten wir ſeine Rache, aber er hat ſie nur geſchworen, er geht bei Seite, um ſich zu erſchießen.

Am meiſten Kraft zeigt ſich noch in der Judith. Aber auch ſie iſt ohne Charakter. Für Niemand iſt ſie definitiv gewonnen, und ſelbſt ihr Vater, den ſie rettet, ſcheint ihr ſchließlich der Rettung nicht werth. Für Acoſta's Ideen aber iſt die Bettlerin um den Widerruf in der Synagoge nicht. Sie will ihn als Juden, was er ja nicht iſt, zu dem Ihrigen.

Vielleicht iſt es noch am richtigſten, daß ein Weib ganz das Gegentheil von dem thut, was ſie conſequenter Weiſe thun müßte — freilich zeigt auch ein Weib alsdann keinen Charakter — aber ſie zeichnet ſich dadurch nicht einmal vor den Uebrigen aus. Denn darin, daß ſie ſich alle untreu werden, ſind ſie alle mit einander — Weiber.

Und dieſes Drama nennt der Verfaſſer eine Tragödie? Ja, er nennt es ſo, aber ohne Zweifel nur

m die Tragödie zu perſiffliren und zu traveſtiren. Gutz-
ow iſt viel zu „modern“, um an eine naive, ehrliche
ragödie zu glauben. Er ſelbſt würde nicht den Trotz
er Philoſophie, nur ihre Weisheit haben, wenn er Phi-
ſophie hätte, und es iſt klar, daß er auf die Frage,
elche Philoſophie er habe, antworten würde: keine von
llen aus Philoſophie. In dieſem Sinne iſt Gutzkow,
 dieſem Uriel Acoſta ein Philoſoph. Ich glaube nicht,
aß er ſich erſchoſſen hat — er hat vorbeigeſchoſſen.

Wenn es erſt dahin kommt, daß Tragödien gedacht
nd gedichtet werden, die mit dem Malheur unſerer Zeit
n tragiſches Ende machen, dann werden dieſe Tragö-
ien auch aufgeführt werden können, und die Männer
r neuen Zeit, die conſequenten Acoſtas, werden mit
reuden, ja mit Genuß im Angeſichte der Welt, nicht
inter den Couliſſen, ins Verderben gehen. Mehr Heb-
el, weniger Gutzkow, noch lieber, mehr Hebbel'ſche
haraktere! und es wird nicht an Leuten fehlen, welche
em Malheur die Tragödie vorziehen, und Tragödien
achen, anſtatt ſie zu traveſtiren.

Eine traveſtirte Tragödie wäre gut, wenn ſie es
enug wäre, denn dann wäre ſie eine Komödie; das
er iſt der Uriel Acoſta nur an einigen Stellen. Was
ſo iſt er? Nicht Fiſch, nicht Fleiſch, wie die Zeit, die
n erzeugte.

Leſen Sie dieſes Unweſen nicht!

9.

Drei Briefe über die deutſche religiös-politiſche Bewegung von 1845.

---

1. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Zürich den 15. Nov. 1845.

Verehrter Freund,

Ich ſende Ihnen meine Bemerkungen über die religiös-politiſche Bewegung in Deutſchland vom Jahr 1845, um Sie von Ihrer Anſicht zu bekehren, daß dieſe Vorgänge nichts werth ſeien, weil ſie nicht unmittelbar einen freien Staat hervorbringen.

Alle Welt empfindet, daß bei uns etwas vorgeht; die Bewegung des deutſchen Volks, vorzüglich die religiöſe, erſcheint als eine ganz ungewöhnliche. Aus der Literatur ſieht man die Oppoſition herabgeſenkt in die Köpfe der Maſſe. Die Regierungen finden ihr Material unter den Händen verändert, die Menſchen ſind frei geworden und führen eine ganz neue Sprache. Um aber bei den Regierungen den Entſchluß zu erzeugen, der Bewegung des Volks zu folgen, dazu bedarf es offenbar noch einer ſehr bedeutenden Steigerung derſelben oder einer ſtarken Erſchütterung von Außen. Dies iſt unſere Lage; und dieſen verhängnißvollen Zuſtand, daß

man den Ausbruch innerer und äußerer Revolutionen
mit verſchloſſenen Augen abwartet und aller Mittel be-
raubt iſt, um durch freiwillige Reformen den nahenden
Sturm zu beſchwören, verdanken wir dem reaktionären
Syſtem der jetzigen preußiſchen Regierung.

Die preußiſche Regierung hat alle Sympathie der
Deutſchen und eines großen, grade des beſten Theils
hrer eignen Mitbürger verſcherzt, unwiderruflich ver-
ſcherzt. Aber wenn auch das offizielle Preußen unpo-
pulär, wenn auch der „geiſtesfreie Staat mit demokra-
iſchen Inſtitutionen“ zum abſchreckenden Bilde eines
pietiſtiſchen Polizeiſtaates geworden iſt; dennoch ſieht ſich
ortwährend ganz Deutſchland an ſein Schickſal gebun-
en. Keine literariſche, keine religiöſe, keine philoſophiſche,
eine Staatsentwickelung kann in Deutſchland auf durch-
greifende Weiſe gelingen, wenn Preußen dabei unbethei-
igt bleibt. Darum ſind die kleinen deutſchen Revolu-
ionen nach **1830** ſo klein geblieben, darum begreift jetzt
eder, daß es ſich für die nächſte Zukunft einfach um
en Sieg der Freiheit in Preußen handelt, darum iſt
ie jetzige preußiſche Bewegung weſentlich
ine deutſche.

Als der gegenwärtige König zur Regierung kam,
anden ihm zwei Wege offen, den lange komprimirten
Geiſt zu entfeſſeln. Er konnte mit Willen oder wi-
er Willen die Bewegung machen. Er hat gewählt:
ollte die Geſchichte nicht aufhören, ihre Prämiſſen zu
ntwickeln, ſo mußte ſie es gegen ſeinen Willen thun.
Der König hat bei wiederholten Gelegenheiten in ſeinen
Reden und Cabinetsordres mit deutlichen Worten die
onſtitutionelle, die literariſche und die reli-
iöſe Bewegung in Preußen entſchieden verworfen.

Bei ſeiner Thronbeſteigung war in Deutſchland nur Eine Stimme, daß nach dieſer 25jährigen Proſa, nach dieſer unerhörten Täuſchung aller Verheißungen, nach dieſer unverantwortlichen Vergeſſenheit aller freien Geſetze aus der großen Verjüngungsperiode, eine Zeit der Poeſie und der Erfüllung kommen müſſe, und daß der König die goldenen Früchte der Saat, die von 1808—18 geſä't worden war, erndten werde, wenn er das Syſtem der Herrſchaft und des Land- und Leutebeſitzes, welches ja doch ſchon keine volle Wahrheit mehr ſei, in das Syſtem der durchgeführten und ehrlich konſtituirten Freiheit verwandeln wollte. An der Möglichkeit war nicht zu zweifeln. Die lange Arbeit im Innern und in der Stille der Theorie hatte das Volk aus der alten Rohheit zur Humanität und Bildung erhoben. Die Verfaſſung der Städte, die Philoſophie, die Literatur, die Erinnerung an die Erhebung, die Erfahrung des Aufſchwungs, die Berührung mit den Franzoſen, die freiwillige Aufnahme der Ideen der großen Revolution, der Eindruck der Julirevolution, die Entwickelung der überirdiſchen Spekulation zur lebendigen, humanen, genießbaren, politiſchen und poetiſchen Bewegung — die ganze innere und äußere Geſchichte befähigte das Volk und drängte mit Nothwendigkeit auf die Rückkehr zur Freiheit hin; — es galt die Konſtituirung aller der neuen Elemente, auf der einen Seite die völlig befreite Theorie und Preſſe, auf der andern die Ausbildung des demokratiſchen freien Staates, der im oſtpreußiſchen Norden unter dem Druck der Eroberer ſeine erſten, kühnen Anfänge genommen und nun ſeit 25 Jahren vor die Thür der Domainenverwaltung und ihrer Feldhüter, der Polizei, geſetzt war.

Aber der König hat ſein eigenes Ideal. Er ver-
ß ſogar den Weg ſeines Vaters. Während jener nichts
at, als daß er über die Erbſchaft der Freiheitskriege,
ie ſie eben war, im Sinne der alten Monarchie dis-
nirte und Alles was aus dem Volk einen Miterben
itte machen können, ſelbſt ſein königliches Wort, dahin
ſtellt ſein ließ, hat der jetzt regierende König einen po-
iven Zweck und ein ausgeſprochenes Ideal, das er zu
rwirklichen ſucht. Dieſer poſitive Zweck, dieſes von
m Könige wiederholt ausgeſprochene Ideal iſt das
ein perſönliche Regiment, geſtützt auf den „Glau-
n der Vorväter." Der König haßt die modernen
edanken, und in beiden Rückſichten, in Politik und Re-
ion, ſchwebt ihm die Rückkehr zu einer beſſeren Zeit
s Ideal vor. Da keine beſtimmte Zeit und keine be-
mmte Form als die gute feſtgeſtellt werden kann, ſo
ibt der Zweck ziemlich unbeſtimmt, nur die Richtung
Allgemeinen iſt klar, im Uebrigen hängt es von dem
Herzen des Königs und ſeinen allerhöchſten Entſchlie-
ngen" ab, welche beſtimmte Vorzeit jedesmal die gül-
e und erwünſchte iſt. Als man in Königsberg auf
s Jahr 1815 und auf das Geſetz vom 22. Mai 1815,
lches eine allgemeine Volksvertretung anordnet, zu-
kgehen wollte, wurde in der Kabinetsordre vom 4.
t. 1840 die Rückkehr zu dieſer Vorzeit und zu die-
m „Glauben der Väter," dem Glauben an die konſti-
ionelle Freiheit, ausdrücklich verworfen und nur der
rundſatz feſtgehalten, „der jedesmalige Wille des
nigs iſt das Geſetz des Staates." Daraus ergibt ſich
n, daß ſeit 1840 die Verfaſſung Preußens ſehr ein-
h die Willens-, Gemüths- und Geiſtesverfaſſung ſei-
s Königs iſt.

Deßhalb hängt in Preußen jetzt mehr als je Alles von der Perſon des Königs ab; Alles ſieht nach oben, und erſt wenn der König geſprochen hat, weiß man, wie man dran iſt, nicht für immer, verſteht ſich, ſondern für ſo lange, als man nicht vermuthet, daß der König ſeine Anſicht geändert habe und nun anders ſprechen werde.

Die Entſchließungen und Worte des Königs üben in einem ſolchen Zuſtande natürlich den durchgreifendſten Einfluß aus; der bewegliche und phantaſiereiche König, der jetzt auf dem Throne ſitzt, muß alſo in das ganze Getriebe eine ungewöhnliche Bewegung bringen.

Dieß erklärt im Allgemeinen das neue Leben, welches ſich in Preußen ſeit 1840 gezeigt hat und läßt eine fortſchreitende Steigerung für die Zukunft erwarten. Aber die Urſachen der Bewegung liegen eben ſo ſehr im Volk und in der Zeit, als in dem Naturel des Königs.

Hätte der König mit ſeinen Herzenswünſchen das Herz des Volkes und unſerer Zeit getroffen, ſo wäre, nach der 25jährigen Kompreſſion, die ſein Vater ausgeübt, ſogleich eine noch viel größere Bewegung des Volks erfolgt, als wir ſie erlebt haben. Die bloßen Ereigniſſe, die wir jetzt vor uns ſehen, hätten wir hinter uns, und auf die bequemſte Weiſe von der Welt, wie einen Geburtstag oder ein Frühlingsfeſt durch den bloßen glücklichen Thronwechſel. Es iſt gerade umgekehrt gekommen.

Durch ſein Ideal in Politik und Religion iſt der König nach einander mit allen Provinzen in Widerſpruch gerathen, mit der Rheinprovinz in einen politiſchen über die freie und deutſche Geſetzgebung, mit Oſtpreußen und Schleſien über die Verfaſſungsfrage, ob das väterliche Geſetz vom 22. Mai 1815 oder fort und fort die jedesmalige allerhöchſte Entſchließung das Grundgeſetz des Staates ſei; mit verſchiedenen Städten über die Religion. Der König hat Halle, Berlin, Königsberg, Breslau zurechtgewieſen, er hat ſich durch die Demonſtrationen ganzer Provinzen und großer Volksverſammlungen „nicht imponiren laſſen,“ ſich entſchieden gegen die freie Richtung der Lichtfreunde erklärt und für die hierarchiſch-pietiſtiſche, obgleich ſie faſt ohne allen Halt im Volke iſt und nur Geiſtliche, Beamte und etwas Adel aufbringen konnte, ſeine Sympathie ausgedrückt. Dieſe Differenzen ſind ſehr gewagt; der König iſt ein mächtiger Herr; aber er überſchätzt ſeine Macht. Die Arbeit der Jahrhunderte ungeſchehen zu machen, wäre eine ſo große Verwüſtung, daß er dazu geradezu ein zweites Volk und die Ueberwältigung ſeines eignen nöthig hätte und auch dann noch nicht zum Zweck gelangen würde.*)

Intereſſant iſt die Differenz mit Königsberg. In ihr wird der Gegenſatz möglichſt abgeſtumpft, ohne Zweifel aus dem Gefühl, daß eine Regierung denn doch keine Dogmen ſchaffen könne und den Zeitgeiſt nehmen und gebrauchen müſſe, wie ſie ihn gebildet finde. Der Magiſtrat von Königsberg proteſtirt am 23. Sept. gegen die Anmaßung der pietiſtiſch-hierarchiſchen Partei. Es iſt wohl zu merken, daß dieſer Proteſt ſpäter iſt, als die Erklärung des Königs gegen den Berliner Magiſtrat, daß unter den Frommen ſeine treueſten Diener wären. Der Königsberger Magiſtrat „fürchtet Sekten,“ er hat den wahrſcheinlichen Abfall der Lichtfreunde im Sinn

---

*) Das Toleranzedict von 1847, welches Civilehe, Austritt aus dem Chriſtenthum und freie Gemeinden freigiebt, mildert den Conflict und befriedigt die gemäßigte Mehrzahl.

(der ſeitdem, bevor noch dieſer Aufſatz zum Drucke gelangte, erfolgt iſt.) Die Mehrzahl halte feſt am „Glauben der Väter,“ ſie wolle aber nicht, daß Einzelne in kraſſer Form ihr vorſchreiben, was ſie glauben ſolle, was nicht. In der Kirche wolle ſie bleiben: aber ſie wiſſe die Förderung der Kirche von allem Hierarchiſchen zu ſondern.“ Der Magiſtrat überläßt ſchließlich dem Könige, was er thun will. — Der König „hat der Vorſtellung des Magiſtrats mit Wohlgefallen die Ueberzeugung entnommen, daß die Mehrzahl der Königsberger am Glauben der Väter treu feſthalten will, und daß die Spaltung der Kirche in Sekten ein großes Uebel ſein werde. Der Magiſtrat werde in einer Zeit, wo es mit mehr Kühnheit, als es je von vielen Seiten verſucht wird, den Glauben der Väter anzugreifen und in ſeinen Fundamenten zu erſchüttern, ſeinerſeits auch bemüht ſein, das treue Feſthalten an jenem Glauben nach beſtem Vermögen überall ſtützen und fördern zu helfen und dadurch die Sektenſpaltung und die Vertauſchung der kirchlichen Autorität gegen die Despotie jeder individuellen Meinung entgegenwirken, welche für ſich Lehrberechtigung der evangeliſchen Gemeinde gegenüber in Anſpruch nimmt.“ — Leider iſt es ewig unmöglich der Despotie der individuellen Vernunft anders zu entgehen, als daß man ſeine eigene Vernunft dagegen ſetzt. Die Differenz zwiſchen dem Könige und dem Magiſtrat iſt nicht geringer, als ſie in Halle und Berlin war, ſie verwiſcht ſich nur durch den unbeſtimmten Ausdruck: „Glauben der Väter,“ unter dem der Magiſtrat den Rationalismus, der König die Orthodoxie verſteht. Die Differenz würde gleich hervortreten, wenn jeder Theil ſagte, was er glaubte und was icht. Indeſſen beide Theile wiſſen auch, daß eine nähere rörterung überflüſſig iſt. Jedermann lieſet zwiſchen en Zeilen und weiß, der eine Theil will die Freiheit, er andere die Autorität.

Die religiöſe Differenz nimmt eben darum, weil ſie ne ſo entſchiedene iſt, das öffentliche Intereſſe ſo lebaft in Anſpruch; und ſie iſt um ſo entſchiedener, je ausebildeter das Gefühl der Geiſtesfreiheit in Deutſchland urde und je mehr Gewicht der König auf die Wiederrſtellung der Rechtgläubigkeit oder des „wahren Chrienthums“ legt. Das Chriſtenthum iſt aber ein zweihneidiges Schwert: ſeine Wahrheit iſt der Menſch nd ſeine Realiſirung der wirklich geiſtig nd ſozial-politiſch befreite Menſch.

Dieſe Wahrheit iſt jetzt enthüllt; und die religiöſe Bewegung, die von der Reaktion ſo ſehnlich herbeigewünſcht und auf alle Weiſe geſchürt wurde, hat den Sinn: von der einen Seite das Eindringen dieſes Bewußtſeins der Freiheit und der Bildung in das Volks- ben, von der anderen den Widerſtand dagegen. Die Menſchen ſollen Religion haben, das Herz der Men- hen ſoll ſich mit einem weſentlichen Inhalt erfüllen nd bewegen laſſen; der Streit iſt nur der, ob die alte Privatgläubigkeit oder die univerſelle Humaniſirung und ie demokratiſche Realiſirung des Chriſtenthums, nach em alle Menſchen Brüder und gleich ſind, en Inhalt der neuen Religioſität ausmachen ſoll.

Der kantiſche Rationalismus, der den Chriſten leid- ch vernünftig, der jetzige, der ihn zum Menſchen, zum ebildeten, freien und emanzipirten Menſchen macht, die ufklärung, die Philoſophie, die ſchöne Literatur und die roße Revolution, die ſozialen Probleme ſind über Deutſchland gekommen. Längſt iſt im theoretiſchen Gebiet die Freiheit von aller Autorität erobert und im praktiſchen das Ideal geltend gemacht, daß jedes Volk ſich nach ſeiner Bildung jedesmal ſeine Geſetze ſelbſt zu geben habe. Die Formen, in denen das Volk ſich ſelbſt ſeine Geſetze, dieſe einzige nicht freiheits-feindliche Autorität, kreiren kann, ſind entdeckt und bei den gebildeten Völkern in Anwendung gebracht. Es iſt alſo ganz unzweifelhaft, daß in unſerer Zeit und in Deutſchland weder die Autorität der Prieſter, noch die perſönliche Willkür des unumſchränkten Königs die Herzen der Menſchen zu gewinnen und zu feſſeln im Stande iſt. Das illuſoriſche Chriſtenthum faßt nicht mehr, das wahre Chriſtenthum, ſein wahrer Sinn, ſein Weſen, der freie Menſch und deſſen Realiſirung, würde aber allerdings die Aufgabe unſerer Zeit in ihrem ganzen Umfange löſen. In dieſem Sinn iſt unſere Zeit religiös, in dieſem Sinn iſt die religiöſe Bewegung in Deutſchland ſchlechthin Freiheitsbewegung.

Laſſen wir uns einen Augenblick auf die Differenz ein, um ihre Bedeutung aus ihrer eigenen Faſſung zu erkennen. Die Einen wollen den Glauben, einen beſtimmten Glauben; die Anderen wollen ſich auf nichts Beſtimmtes einlaſſen. Die den beſtimmten Glauben wollen, haben unglückliche Verſuche gemacht, ihn feſtzuſetzen. Die Pfaffen können nicht mehr feſtſetzen, was die Menſchen glauben ſollen, ſie ſind ſelbſt nur darüber einig, daß ſie exiſtiren müſſen. Um über die Dogmen einig zu werden, können ſie aber auch nicht mehr abſtimmen; denn kein Menſch nimmt heutzutage noch den Glaubensſatz als ein Geſetz, ſondern lediglich als eine Sache der Privatmeinung. Die Augsburgiſche Konfeſſion zu befehlen, wie dies die ſächſiſchen Miniſter verſucht haben, iſt alſo ein vergebliches Unternehmen. Die ſächſiſchen Miniſter glauben ſelber nicht mehr an alle die Herrlichkeiten, z. E. ſicherlich nicht an den Teufel und ſeine großen Verwüſtungen, Hagel, Peſt und Sturm auf Erden; ſie haben ohne Zweifel ſelbſt ihre Zweifel; was wollen ſie alſo den Glauben für andere dekretiren? Es handelt ſich heutzutage nicht mehr um die Satzungen der Theologen oder Pfaffen, es handelt ſich nicht mehr um einen beſtimmten Glauben, es handelt ſich gar nicht mehr um den Glauben und um die Kirche, ſondern um die Freiheit des Geiſtes und der menſchlichen Geſellſchaft. Die freien Gemeinden ſind keine Kirche. Die Kirche iſt die Gemeinſchaft der Theologen, welche die Geſetze des Glaubens feſtſtellen, Kirchenverſammlung ganz konſequent Pfaffenverſammlung; die freien Gemeinden dagegen, wie ſie zum Beiſpiel die Deutſchkatholiken bilden, ſind, ſo lange ſie nicht wieder in die Hände von Pfaffen fallen, lauter gleiche Menſchen, welche ihr Leben ſelbſt ordnen und ihre theoretiſche Fortbildung zum Ergebniß der Zeitentwickelung machen. Ihre Hauptaufgabe iſt daher die Erziehung. Die Selbſtbeſtimmung der Gemeinden iſt Freiheit; die Herrſchaft der Theologen Hierarchie.

Es iſt nun dahin gekommen, daß die Pfaffen in der That abgeſchafft ſind. Als Herrſcher und Geſetzgeber exiſtiren ſie nicht mehr; wo ſie als Beamte exiſtiren, kommt es darauf an, ſie zu einfachen Gemeindegliedern und ihre Funktionen zu wiſſenſchaftlichem Unterricht zu vermenſchlichen. Die Religion für die große Herzensangelegenheit der freien Menſchen, die Begeiſterung für ihre gemeinſame Aufgabe — das iſt kein Monopol einer Zunft, ſondern eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde und nicht nur der Einen, ſondern aller freikonſtituirten und freidenkenden Gemeinden.

Weil es unmöglich iſt, neue Dogmen aufzuſtellen und eben ſo unmöglich, die alten feſtzuhalten, ſo fällt alles Intereſſe bei der religiöſen Bewegung in die Freiheit auf der einen und in den Widerſtand dagegen auf der andern Seite. Deshalb iſt auch die ganze religiöſe Bewegung in Deutſchland eine politiſche und ſie iſt dies

1) der Form nach; denn ſie iſt in Preußen nun einmal augenſcheinlich ein Konflikt der rationalen Bildung unſerer Zeit mit dem Ideal des Königs und der pietiſtiſch-hierarchiſchen Partei.

2) dem Inhalte nach; denn weder die Lichtfreunde, noch die Deutſchkatholiken wollen ein Dogma oder einen anderen „Glauben", ſondern ſie wollen Geiſtesfreiheit und Gemeindefreiheit, ſie wollen theoretiſche und praktiſche Emanzipation. Sie wollen keine Sekte bilden, ſie wollen das vorſtellen und ausüben, was ihnen am Herzen liegt und was ſie ſind, — ſie wollen freie Menſchen ſein, die frei konſtituirt ſind, und die Bildung der Zeit durch Leben und Schule auf ihre Nachkommen bringen.

Sobald die religiöſe Bewegung in Deutſchland zur vollſtändigen Klarheit über ihren Inhalt und ihre Lage gekommen iſt, wird die Scheidung von der Kirche überall vor ſich gehen, eine Scheidung wodurch ſich keine Sekte oder Glaubensnüance bildet, ſondern wodurch ſich die Reformation des 19. Jahrhunderts vollzieht, die nothwendig eine totale Freiheit im Auge haben muß, weil es gegenwärtig klar iſt, daß eine geiſtige

Freiheit nur in politiſch-ſozialer Konſtituirung geſichert und realiſirt werden kann. Die *Lichtfreunde* ſind bis jetzt bei der theoretiſchen, der Geiſtesfreiheit ſtehn geblieben. Sie entſpringen aus dem alten und neuen Rationalismus. Das Dogma genirt ſie wenig, weil es überhaupt die rationalen Proteſtanten, d. h. die große Maſſe unſerer Zeitgenoſſen, nicht genirt. Es handelt ſich vornämlich um die Bibel, die zwar immer frei ausgelegt, aber doch zum Grunde gelegt wurde.

Wislicenus in ſeiner Schrift: „Ob Schrift? Ob Geiſt?" macht nun den Zeitgeiſt und die Philoſophie ausdrücklich zum Prinzip und hebt dadurch die zum Grunde liegende Bibel und ihre Autorität auf. Es iſt richtig, daß er das *ausdrücklich* thut, was ſonſt jede Zeit nur unbewußt gethan hat; — aber die Lichtfreunde kommen mit dieſer Theorie nicht von der Stelle. Warum nicht? Weil ſie ſich gegen die Kirche und das Pfaffenthum nur *erklären*, nicht dagegen *handeln*, ihm die Maſſen der Menſchen zwar aufſäſſig machen, ſie ihm aber nicht entreißen; weil ſie kein eignes neues Leben beginnen, ſondern *in* der Kirche bleiben und wenn auch bei einem *freieren* Glauben, doch immer beim *Glauben bleiben*; weil ſie ſich nicht nach der Freiheit, von der ſie durchdrungen ſind, *konſtituiren*, ſondern — wie der Königsberger Magiſtrat, „erwarten, was der König thun wird."

Was der König thun wird?! Der König hat erklärt, „was er thun wird," und er hat den Lichtfreunden ganz richtig gerathen, als er ihnen in Halle ſagte, ſie möchten ſich auf ihre eignen Füße ſtellen — nur müſſen ſie es in Maſſe thun. — Der König nannte dies „eine Sekte bilden," weil er ſich den Erfolg nicht als totale Befreiung vom Glauben, ſondern nur als eine Modifikation des bisherigen Glaubens vorſtellte und der Bewegung keine Ausbreitung und keine Energie zutraute. Der König würde aber ſeine Anſicht von der freien Sektenbildung ſofort ändern, wenn die Lichtfreunde zum klaren Bewußtſein kämen, ſich konſtituirten, wie es pfaffenfreien Gemeinden zukommt, und wenn dann die Maſſen ihnen zufielen, die im Grunde der Seele mit ihnen übereinſtimmen.

Allerdings ſind ſchon die Volksverſammlungen und die unzähligen Proteſte gegen die Pietiſten gelungene Verſuche, um ſich von der Popularität der Sache zu überzeugen; aber ſie ſind noch eingehüllt in den Nebel der Glaubensfreiheit, es fehlt ihnen noch der klare Begriff der wirklichen Freiheit, der Freiheit vom Glauben überhaupt und die daraus entſpringende konſtituirende Energie. Die Lichtfreunde thun noch nicht, was ſie wollen, ja, ſie ſagen noch nicht einmal, was ſie denken.*)

---

*) Seit 1845 iſt der Fortſchritt gemacht. Die „freien Gemeinden“ ſind ausgetreten. Die Glaubensdifferenz iſt für ſie keine Frage mehr. Ihre Aufgabe iſt humane Conſtituirung und der humane Inhalt des Gemeindelebens: Schule, Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik. Die Schwierigkeit iſt hier keine andere als in allen menſchlichen Dingen, zuerſt müſſen die Gemeinden groß und mächtig, reich und gebildet ſein, um wirklich „freie Gemeinden“ zu bilden, und dann iſt es klar, daß erſt die freien Gemeinden dies alles erreichen können. Dieſer Zirkel, der die Hauptſchwierigkeit aller Entwickelung iſt, löſet ſich nur dadurch zur Spirallinie des Fortſchritts auf, daß die theoretiſche Freiheit ſich lange vorher ſporadiſch verbreitet und überall einſchleicht, ehe das Gewitter der neuen Conſtituirung ihre Exiſtenz zu einem anſchaulichen und imponirenden Phänomen macht.

Dies iſt bei den *Deutſchkatholiken* anders. Dieſe Bewegung gewinnt ihre tiefere Bedeutung ſchon durch den *totalen* Abfall von der römiſchen *Kirche*. Die *eigentliche* Kirche, das Pfaffenthum, welches Dogma und Gemüth beherrſcht, iſt die *römiſche* Kirche. Hier iſt der Pfaffe ganz unterjocht, ganz entmenſcht und gebrochen. Seine Aufgabe iſt, dieſe Unterjochung und *Zerſtörung des freien Menſchen*, die er in ſich verwirklicht ſieht, überall zu vollziehen, damit Alle dem allgemeinen Wahn zum Opfer fallen:

> „Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
> Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt,
> Opfer fallen hier,
> Weder Lamm noch Stier,
> Aber Menſchenopfer unerhört.

Von dieſer *totalen Vernichtung* des Menſchen durch den Katholizismus gibt es nur Eine Befreiung: die *totale Wiederherſtellung* des Menſchen und die *Vernichtung des Pfaffen* in allen Menſchen.

Mit dem erſten Wort, welches die Deutſchkatholiken geſprochen, erſcholl dieſer goldene Morgenruf einer neuen Zeit: „werdet wieder Menſchen, werdet frei!“ Sie ſagen und predigen empfänglichen Gemüthern, dem feinen Ohr des Volks, dem letzten Richter über alle Weisheit: „Wir wollen Alle Brüder ſein und brauchen keine Pfaffen, wir proklamiren keinen Glauben, wir proklamiren die Liebe, und *dieſe Liebe verwirklicht ſich in der Gemeinde freier und ſolidariſch verbundener Menſchen*, deren Aufgabe eine ideale, die *Geiſtesfreiheit* iſt und eben ſo ſehr eine reelle, die *Erziehung und die Sicherung der Einzelnen im Ganzen*.“ Durch das Letztere treten die neuen

Gemeinden an die Stelle der Korporationen und würden, wenn ſie Ernſt mit der Praxis der Verbrüderung machten, in viel umfaſſenderem Sinne leiſten, was früher die Korporationen zur Aufgabe hatten. Ronge ſagt in ſeinem „Zuruf": „der Geiſt der Liebe läßt das Wort des Evangeliums nicht als Spielpuppe, das Evangelium nicht als dogmatiſche Zauberſchranke, nur den Geiſtlichen zugänglich, beſtehen; er dringt auf Befolgung des Wortes, auf Bethätigung der evangeliſchen Lehren."

Das zweitauſendjährige Spiel mit der Bruderliebe ſoll Ernſt, der Zauber des Dogma's gelöſt, die Bethätigung der chriſtlichen Lehren die Aufgabe werden, — das heißt in der That den wahren Sinn und Zweck des Chriſtenthums ergreifen. Der wahre Sinn des Dogma's iſt der Menſch und die menſchliche Freiheit, die jedermanns Sache iſt; die abgedroſchene Redensart der „allgemeinen Menſchenliebe" gewinnt aber erſt einen Sinn, wenn kein Glied der Gemeinde verloren geht und verkommt, wie nur der ſeine Kinder liebt, der ſie zu wahren Menſchen ausbildet und zur Erreichung ihres höchſten Zweckes geſchickt macht. Die Liebe reell zum Prinzip machen, heißt die Praxis der Humanität — die Freiheit — zum Prinzip machen. Daher die Konſtituirung freier Gemeinden.

Die Lichtfreunde machen Oppoſition gegen die Obſkurantenpartei, die das Heft in Händen hat. Es könnte ſcheinen, als wäre dies kühner und mehr gethan; auch haben die Lichtfreunde dieſen Schein bereits gebüßt; es iſt aber dennoch weniger gethan. Könnten ſie ihren Zweck erreichen und die Obſkuranten aus ihrer politiſchen Stellung vertreiben, um an ihrer Stelle das

Licht des Rationalismus und der Philoſophie wieder zum Regiment bringen; ſo wäre ihre Aufgabe gelöſt, die Sachen ſtänden aber nicht beſſer, als wir ſie ſchon früher erlebt haben. Erſt wenn das Licht nun weiter leuchtete oder gar zündete, würde eine Reformation entſtehn, man würde thun, was man denkt.

Das Prinzip der Deutſchkatholiken dagegen iſt unmittelbar *der freie Menſch*. Darnach konſtituiren ſie ſich und verwandeln ohne weiteres die unmenſchlichen Formen des Aberglaubens und des Pfaffenthums in die menſchlichen Formen der heutigen Bildung. Daher die Kraft dieſer Bewegung; darum haben die Deutſchkatholiken ſo unendlich viel geleiſtet — eine neue Welt erobert für ſich und ihre Nachkommen.

Es iſt zu vermuthen, daß die Lichtfreunde und die Deutſchkatholiken noch in einen Strom zuſammenfließen werden, es iſt zu wünſchen.

Die Bewegung beider Strömungen beweiſ't aber, daß weder hier, noch dort die Obſkuranten und Pfaffen auf das ganze Volk rechnen können und daß die Aufklärung ſo gut, als der Aberglaube die Maſſen in Bewegung ſetzt. *Die Bildung und Philoſophie des Jahrhunderts iſt durch dieſe Bewegung zur Herzensſache des Volks, d. h. zur Religion geworden.*

Man würde ſich ſehr irren, wenn man die Literatur und die Ausſprüche der Theilnehmer, ja, wenn man ſelbſt das Bewußtſein der bewegten Volksmaſſen, wie es ſich giebt, beim Wort nähme und mit kritiſchem Hochmuth darüber herführe. Es iſt natürlich, daß die erſten Verſuche der neuen Richtung, ſich auszuſprechen, den Verſuchen eines Kindes gleichen, welches gehen lernt.

Die Köthener Verſammlung, ſtatt unmittelbar die Konſtituirung unzähliger neuer Gemeinden zu beſchließen, erklärt ſich ſelbſt für den richtigen, die Pietiſten und Obſkuranten für den unrichtigen Proteſtantismus. Was heißt das? Nichts weiter, als wir wünſchen einen philoſophiſchen Kultusminiſter und wollen die Pietiſten aus der Regierung haben. Damit wäre aber wenig gewonnen; im Gegentheil, es wäre viel damit verloren. Man hätte gar keine Urſache, ſich auf ſeinen eignen Kopf und ſeine eigne Kraft zu verlaſſen; das Volk käme weder zur Selbſtbeſtimmung, noch zum Selbſtgefühl; Altlutheraner und Lämmelbrüder, oder wie dergleichen Kapricen weiter heißen, würden wieder in die Oppoſition geworfen, das milde Licht der unfruchtbaren Theorie würde wieder trivial und das große Experiment, welches die Geſchichte jetzt herbeigeführt, ob das Volk in Maſſe ein freies Gemeindeleben und ſeine reellen Zwecke, Schule und ſolidariſche Verbindung der Gemeindeglieder, Abſchaffung der Pfaffen und des Aberglaubens wünſche und ertragen könne, ginge gänzlich verloren. Es kann jetzt gemacht werden, dieſes welthiſtoriſche Experiment, es kann eine Reformation des Proteſtatismus und ſeine direkte Auflöſung in Freiheit und Humanität, *in frei konſtituirte Gemeinden mit dem Zweck der Bildung und Verbrüderung durchgeführt werden.* Die proteſtantiſchen Freunde würden unter den jetzigen Umſtänden ohne Zweifel ganze Gemeinden, ja, ganze Städte und Provinzen gewinnen; *aber ſie müſſen keinem Pfaffen trauen,* der nicht ſelbſt gegen die Pfaffen auftreten und einfaches Gemeindeglied werden will, bis er von der Gemeinde etwa wieder zum Lehrer oder Vorſteher eingeſetzt wird. Die Pfaffen und die Pfründen müſſen gänzlich bei Seite bleiben: „Trachtet am erſten nach der Freiheit, ſo wird euch alles Andere von ſelbſt zufallen.“

Noch viel konfuſer und ganz voller Vorzeit iſt die Erklärung der Leipzig-Dresdner Vorſtände der deutſch-katholiſchen Gemeinden vom 15. Juli. Man hört den ſächſiſchen Philiſter predigen und über der Predigt vergißt er den Inhalt. Die Bedeutung der Bewegung liegt weit hinaus über dieſen altlutheriſchen Nebel vom „reinen Wort Gottes,“ vom „Heiland und Erlöſer“, den die armen Sachſen in ihrer verſumpſten Atmoſphäre eingeſogen. Wäre damals in Paläſtina die Welt erlöſet worden, meine Herren, ſo hätten Sie heute nichts mehr zu reformiren. Indeſſen Ihre Erklärung iſt vom 15. Juli, die ſächſiſche Geſchichte hat ſeitdem manches aufgeklärt, in dieſen 6 Monaten werden Sie ſich ohne Zweifel ſelbſt von Ihrem Lutherthum erlöſet haben, und die ſelbſterlöſende Kraft unſerer Zeit oder die Autonomie des menſchlichen Geiſtes wird Ihnen klar ſein.

Selbſt Ronge's „Zuruf“ und ſeine „katholiſchen Dichtungen“ tragen noch das Gepräge einer Dämmerung der Wahrheit, die von ſeiner reellen Wirkſamkeit unendlich weit übertroffen wird. Auf die Praxis aber kommt es hier an.

Dies Verhältniß wird von allen denen überſehen, die ſich einfach an die Worte der neuen Reformatoren halten, oder gar gelehrte, tiefſinnige, poetiſche und philoſophiſche Forderungen an die Führer dieſer Bewegung ſtellen. Ihr Verdienſt iſt die Sympathie mit dem Volke und die Sympathie des Volks mit ihnen — etwas bisher ganz Unerhörtes unter uns; — und dieſe Bewegung des Volks in Maſſe läutert Alle, die dabei ſich wirklich zu betheiligen fähig ſind, von ſelber. Die Führer müſſen nothwendig dieſelben Fortſchritte machen, die das Volk macht, und der Fortſchritt des Volkes von dem Widerwillen und der Gleichgültigkeit an dem alten verblichenen Ideal zu einer großen ernſtlichen Begeiſterung für eine freiere Form des Lebens und Denkens iſt ein ungeheuerer Aufſchwung. Die Freiheit wird dadurch Herzensſache des Volkes, und die Erfahrung davon muß die Führer heben und die edle Seite ihres Geiſtes zur raſchen Entwickelung bringen.

Die Rückkehr zu dem religiöſen Intereſſe iſt daher kein Abfall von der Freiheit, ſie iſt nichts anderes als die Rückkehr zu der Quelle aller Bewegung, zu dem Herzen des Volkes, ſie iſt kein Verlaſſen der philoſophiſchen und politiſchen Freiheitsideen, ſie iſt vielmehr eine Concentrirung des ganzen bisherigen idealen Erwerbs zur einfachen Gemüthsbewegung des Volks.

Iſt die Bewegung nun fähig, ſich durchzuſetzen und das Volk in immer größeren Kreiſen zu ergreifen, woran wir keinen Augenblick zweifeln, ſo kann ihr Reſultat kein anderes ſein, als die theoretiſche und praktiſche Befreiung der Deutſchen im Sinne unſerer Zeit. Was ſich das Deutſchthum träumt, was ſich die „Chriſtlichen" vorſpiegeln, was wirklich Patriotiſches und Dogmatiſches in den einzelnen Theilnehmern lebt und kocht, — Alles dies wird von der unerbittlichen Flamme der Philoſophie geläutert und von dem Zeitgeiſt in die klaren Zwecke der humanen Freiheit verwandelt werden.

Können die „Chriſten" ein neues Dogma machen? Nein! Warum nicht? Weil es niemand intereſſirt.

Können die „Deutſchen" etwas ſpezifiſch Deutſches machen? Nein! Warum nicht? Weil ihre Philoſophie und Bildung, weil mit einem Worte die Freiheit, die ſie ja doch nur wollen, unter welcher Form es auch ſei, kein Monopol des deutſchen Namens, ſondern etwas Allgemeines iſt.

Das aber iſt allerdings ächt Deutſch bei der ganzen Angelegenheit, daß man bei dem Prinzip und bei der Reinigung des Herzens beginnt, daß man die Freiheit zur Gemüthsbewegung und zur ſpeziellen Erfahrung des ganzen Volkes macht, bevor man zur politiſchen Reform gelangt.

Auch vom Chriſtenthum kann die Bewegung nur das Wahre, den eigentlichen Sinn und Zweck, nicht das Unweſen annehmen. Nimmt man das Chriſtenthum in ſeiner dogmatiſchen, abſtrakten, himmliſchen Form, ſo wird es eine unerreichbare Unmöglichkeit: vom Himmel und ſeiner Seligkeit macht niemand die Probe. Das himmliſche Chriſtenthum und die Freiheit nach dem Tode iſt die Fahne der Reaktion. Nimmt man ſich dagegen vor, das Chriſtenthum zu realiſiren, d. h. *ſein wahres Weſen, den Menſchen*, zu realiſiren, ſo wird es die Fahne der Freiheit. Das dogmatiſche Chriſtenthum iſt Reaction, das praktiſche Chriſtenthum iſt Freiheit und Humanismus.

Das Volk ſteht der Praxis des Chriſtenthums, „*alle Menſchen ſollen gleich und Brüder ſein*," viel näher, als den Theorieen von den himmliſchen Dingen, die auch für den einfachen Verſtand, ſelbſt ohne alle Unterſtützung der Naturwiſſenſchaft, zum wenigſten problematiſch ſind.

Die Realiſirung der Religion, die mit dem ſozialen Idealismus des Chriſtenthums, der Liebe, Ernſt macht, iſt daher ein gewaltiger Strich durch die Rechnung der Reaktion. Vergebens hat ſie mit der Religion gebuhlt, vergebens hat ſie nach der Aechtung der Philoſophie an das Chriſtenthum appellirt; ſie iſt im Begriff, in letzter Inſtanz ihren Prozeß zu verlieren. Die Religion ſelbſt, das Herz mit ſeinen feurigſten Wünſchen wendet ſich gegen ſie; und je voller ſich die Kirchen der „wiederhergeſtellten, d. h. der verwirklichten Religion“ drängen, deſto unmöglicher werden die alten wüſten Träume der „geiſtlichen und weltlichen Herren.“ Das deutſche Volk braucht weiter nichts, als dieſen Aufſchwung für die Realiſirung der Religion allgemein zu machen, um alles Pfaffenthum und alle Despotie mit einem Schlage los zu ſein.

Dieſe Bedeutung muß jeder Mann von Einſicht der Bewegung zugeſtehen. Die liberalen proteſtantiſchen und katholiſchen Prieſter, welche daran herummäkeln, weil ſie von ihrem Kohl und ihrem theologiſchen Sauerteig gar nichts darin entdecken, die Gelehrten, welche an der Begeiſterung die Gelehrſamkeit und an der Befreiung des Herzens den Staub ihrer Hörſäle vermiſſen, denen die Freiheit nicht poſitiv genug iſt, weil ſie nur den freien Menſchen, nicht den Pfaffen ponirt, — dieſe unverbeſſerlichen Feinde der Menſchheit, die es vorherſehen, daß ſie auch hier wieder nur die Motten ſein werden, die in das neue Licht fliegen, nicht die Gäſte bei dem Feſt, zu dem es leuchtet, — haben bei dieſer Gelegenheit nur die Einſicht, daß ſie keine Ausſichten haben.

Der liberale proteſtantiſche Geiſtliche und Profeſſor bedenkt vor allen Dingen ſeine Pfründe und ſeine

Stellung. Die Freiſten ſelbſt werden immer dümmer, je mehr ſie „werden“, ſo Dräſecke und Großmann, und nun gar wenn einer an einer Univerſität berühmt wird! er iſt für immer mit ſeinem Kohl identifizirt. Eben ſo traurig ſteht es mit den liberalen Katholiken, wie Weſſenberg und Kuenzer. Sie erſchrecken vor den Sektirern; der eine bleibt bei der „Kirche“; der andere will die Pfaffen durch die verſammelten Pfaffen reformiren. Dieſe „aufgeklärten würdigen Männer“ wollen keine Freiheit von den Pfaffen, höchſtens etwas freiere Pfaffen.

Die Zeit dieſer Halbheiten, der Ruhm, in einer abſurden Stellung ein leidlich vernünftiger Menſch zu ſein, der Liberalismus der jetzigen Theologen, nicht mehr die Menſchen, ſondern nur ihre Schriften vernichten zu laſſen, die Ehre, Alles mögliche zu wiſſen, nur nicht, wo uns der Schuh drückt, nur nicht, wo uns die Kehle zugeſchnürt wird, nur nicht, wo die Welt verwüſtet, die Menſchheit verderbt wird — der Ruhm und die Ehre dieſer „Weiſen“ geht raſch zu Ende.

Es handelt ſich jetzt nicht mehr um die verborgenen Tiefen der Weisheit, ſie ſind hervorzuheben; es handelt ſich nicht mehr um gelehrte und geniale Prozeduren in Kunſt und Theorie, ſie ſind zu verwandeln in geſcheidte und geniale Thaten für's Volk. Dieſer Vorgang iſt da. Er iſt ſehr unerwartet und in einer ganz neuen Schicht der Geſellſchaft zum Vorſchein gekommen. Es gehörte dazu weniger Hochmuth, als die Schriftgelehrten und Phariſäer beſitzen, und mehr Zuſammenhang mit dem Volke ſelbſt, zugleich aber die Erfüllung des eignen Herzens mit dem gründlichen befreienden Pulſe unſerer Zeit. Ehre den Männern, welche die neue Reformation unternehmen und ausführen. Es gehört viel mehr Charakter, viel mehr Takt, viel mehr Verſtand dazu, als unſere Schulfüchſe hinter dem Ofen ſich träumen laſſen. Der Erfolg kann aber auch nicht zweifelhaft ſein. Die religiöſe Freiheit, und wäre ſie noch ſo gründlich, muß ſich in Deutſchland durchſetzen, weil alle Bedingungen dazu gegeben ſind.

2. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Zürich den 16. Jan. 1845.

Verehrter Freund,

Um Ihnen zu beweiſen, wie ſogar das Material der despotiſchen Geſetzgebung zu Thaten der Freiheit benutzt werden kann, berufe ich mich auf die Schriften Guſtav von Struve's zu Mannheim.

Dieſe Bücher ſind ein juriſtiſches Phänomen. Der Fall, daß Juriſten mit Geiſt, Talent und Beharrlichkeit ihre Sachkenntniß für die Freiheit ausbeuten, wie dies der Procurator Leu und der Stadtgerichtsrath Simon thun, iſt eine ganz neue, ſehr wichtige Begebenheit. Nichts unterjocht die Menſchen mehr, als die heutige Jurisprudenz, aus dem einfachen Grunde, weil die ganze poſitive Geſetzgebung im Intereſſe der willkürlichen Herrſchaft, die man zu deutſch Despotismus nennt, zu Stande gekommen iſt. Das Studium und die Praxis der Juriſterei verdummen auf gleiche Weiſe und bringen noch nebenbei den Bettelſtolz auf dieſes Nichts von Freiheit, auf dieſen Mangel alles wahren Rechts hervor.

Um ſo ehrenwerther iſt es von Struve, daß er die freien Momente, in denen ſich die abſoluten Geſetzgeber von der Nothwendigkeit der Sache haben hinreißen laſſen, hervorhebt und benutzt. Nicht auf alle Geſetze, nur auf ſehr wenige kann man ſich berufen und dieſe wenigen ins Treffen zu führen, iſt ſo ziemlich dem Hochverrathe gleich. Wenige haben dies bisher gewagt. Aber Struve geht noch weiter, er kritiſirt mit den guten Geſetzen die ſchlechten „Befehle“ und „Beſchlüſſe,“ und hat, wie ſich das von ſelbſt verſteht, darüber eine Unzahl Prozeſſe zu beſtehen, d. h. man beruft ſich hier von dieſem freien auf die unfreien Juriſten, ſeine Kollegen; und es wäre ſehr zu verwundern, wenn er ungeſtraft davon käme. Die Sache iſt dieſe: (vergl. Struve Actenſt. S 93) Struve berichtet aus Mannheim vom 1. Auguſt: „Der in der Buchhandlung von J. Bensheimer hierſelbſt erſchienene und vorgeſtern mit polizeilichem Beſchlage belegte „Briefwechſel zwiſchen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten, herausgegeben von Guſt. v. Struve“ iſt geſtern auch mit gerichtlichem Beſchlage belegt worden. Als Grund für die gerichtliche Beſchlagnahme wurde angeführt:“

„S. 194 der vorliegenden Denkſchrift ſei die Behauptung aufgeſtellt, daß die Karlsbader Beſchlüſſe das Verbrechen des Hochverrathes begründeten; da die großh. badiſche Regierung die damit gemeinten proviſoriſchen Verfügungen der hohen Bundesverſammlung bekannt gemacht habe, und noch an deren Befolgung feſthalte, ſo ſei jene Aeußerung als ein auch der badiſchen Regierung gemachter Vorwurf der Theilnahme an einem Verbrechen, folglich als eine Beleidigung dieſer anzuſehen. Deshalb und da die erſte

Hälfte der S. 193, der 2. Satz der 3. Seite und der Schluß des 5. Briefes (S. 12. 13.) eine mehr oder minder direkte Aufregung zum Ungehorſam gegen die beſtehenden Geſetze reſp. die ſie vollziehende Staatsgewalt enthalte, werde die polizeilich verfügte Beſchlagnahme richterlich beſtätigt."

Die inkriminirten Stellen lauten wörtlich wie folgt: S. 194. daß die Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe das Verbrechen des Hochverraths begründen, habe ich bereits in früheren Briefen nachgewieſen."

„Es handelt ſich alſo hier nicht von einer Schimpfrede, ſondern von einer juriſtiſchen Deduktion. Es fragt ſich daher, ob die Thatſache, auf welcher ſie beruht, wahr, und die Schlußfolgerungen, welche daraus abgeleitet wurden, richtig ſind. Iſt dieſes der Fall, ſo müſſen ſich alle dabei betheiligten Perſonen dieſe Anſchuldigung gefallen laſſen, weil ſie wahr iſt. Die Thatſachen beruhen auf Notorietät, die Form der Darſtellung iſt nicht angegriffen worden. Wären daher auch die aus denſelben abgeleiteten Schlußfolgerungen irrig, ſo könnte dieſer bloße Verſtoß gegen die Logik nicht einem Verſtoß gegen das Strafgeſetz gleich geachtet werden. Einer Regierung hat von Struve das Verbrechen des Hochverraths nirgends vorgeworfen, weil er als Juriſt weiß, daß eine moraliſche Perſon ein Verbrechen nicht begehen könne. Die betheiligten Diplomaten aber müßten nach unſerem Preßgeſetz ſelbſt klagend auftreten, wenn ſie den betreffenden Vorwurf von ſich abwälzen wollten."

„Die weiter angegriffenen Stellen lauten wörtlich, wie folgt: S. 193. Diejenige Ordnung der Dinge, welche ſich gründet auf Unrecht und Unfreiheit, erkenne h nicht an. Landſtändiſche Verfaſſung, Preßfreiheit, Religionsfreiheit und Handelsfreiheit ſind im politiſchen eben, was im Familienleben Hab und Gut, Frau und Kind ſind. Unſere Regierungen ſollen uns herausgeben, vas ſie uns widerrechtlich entriſſen, dann wird jeder Ehrenmann geneigt ſein, das begangene Unrecht zu vergeſſen. Allein ſo lange ſie auf ihrem Unrecht beharren, ann und darf kein Frieden ſein zwiſchen dem deutſchen Volk und den deutſchen Regierungen. Dieſer Friede väre erkauft mit unſerer Schande, dieſe Ruhe gründete ich auf unſere Herabwürdigung, dieſe Ordnung wäre ie Folge der Umkehrung aller Begriffe und aller Geühle, von welchen der ſtrebende Mann nicht abweichen oll, ſo lange ſeine Pulſe ſchlagen.“

„Der zweite Satz der dritten Seite ſagt: Glaubſt en, die deutſche Nation werde noch lange die Feſſeln tragen, welche die Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe hr anlegten?“

„Endlich der Schluß des 3. Briefes (S. 12. 13.) lautet folgendermaßen: Ich möchte daher doch den deutſchen Diplomaten rathen, nicht allzufeſt auf die vielgerühmte Geduld der Deutſchen zu pochen. Was dieſelben ſeit dem Karlsbader Kongreß als Krankheitszeichen zu beklagen belieben, dürften doch vielleicht Zeichen der Ungeduld ſein. Die der freien Entwickelung der Nation entgegengeſetzten Schranken ſind als ſolche erkannt worden. So lange die Zahl der bei dieſen Schranken angelangten Vorläufer gering war, mochte man ſie wohl zerſtreuen. Allein allmählig rücken die Maſſen nach. Mit jedem Tage vermehrt ſich das Drängen. Die Nation will ihren Entwickelungsgang gehen, und überzeugt ſie ſich, daß dieſes nicht anders möglich iſt, als vermittelſt gewaltſamer Zertrümmerung der ihr entgegengeſtellten Hemmniſſe, ſo gerathen dieſe in große Gefahr, durch die Kräfte der Maſſen beſeitigt zu werden.“

„Ob die inkriminirten Stellen etwas Verbrecheriſches enthalten, ſo ſchließt Struve, oder ob nicht vielmehr eine wohlgemeinte, aus genauer Kenntniß der Nation abgeleitete Warnung — dieſe Frage wird vor unſeren Gerichten verhandelt werden.“

Man hat die öffentliche Verhandlung ſtreitig gemacht; aber dieſe Frage, die Hauptfrage der deutſchen Gegenwart, iſt in Jedermanns Munde, es gibt kein Mittel mehr gegen ſie, und eben ſo allgemein bekannt iſt die Antwort. Das Gericht, ſo berichtet uns der 2. Theil des Struviſchen Aktenſtückes, der uns noch vor dem Drucke dieſes Briefes zu Geſicht kommt, hat Struve freigeſprochen. Das geheime Gericht, die verborgene Regierung, die verfälſchte Preſſe breiten eine dichte Nebelwolke über Deutſchland; und dennoch bleibt die wirkliche Lage der Dinge kein Geheimniß. Der Druck dieſer Finſterniß ſelbſt iſt ein Feuerſignal der Freiheit. Wozu wäre die Unterdrückung nöthig, wenn nicht alle Köpfe zu freien Gedanken, alle Herzen zu großen Sympathieen ſich erhöben? Warum cenſiren die Nordamerikaner ihre Zeitungen nicht? Weil es überflüſſig iſt.

Die Staatskunſt iſt eine Steuermannskunſt. In Deutſchland ſcheint es, brauchen die Piloten den Nebel, um die Klippen zu vermeiden. Welch ein Widerſinn! Die Oppoſition iſt die Klippe. Sie exiſtirt im Nebel ſo gut, als im hellen Sonnenlicht, und während die Regierung ſich nur mit ihrer Polizeilaterne aufklärt, hat das Publikum im Nebel ſelbſt ſehen gelernt. Eine Signalſprache, ſtatt der deutlichen Rede der freien Preſſe,

ne allgemeine Freimaurerei, ſtatt der öffentlichen Mei-
ung iſt eingeführt, die Worte ſind zurückgetreten in das
erz der freien Männer, wo die Sache ſelbſt nicht
ehr widerlegt, ſondern nur verwünſcht und beſiegt werden
arf. Die Unterdrückung erzeugt von ſelbſt den Gegenſtoß.

Dieſe Wahrheit ſpricht ſich in allen Erſcheinungen
r letzten Zeit aus. Die Journale werden verſtümmelt;
an lieſet zwiſchen den Zeilen. Die Wuth gegen die
reiheit wird zur Zerſtörung; man publizirt, wie Struve,
e Zeitungen als Bücher über 20 Bogen. Die Schrift-
eller werden verwieſen, prozeſſirt, eingeſperrt; es treten
mmer neue, immer kühnere, immer glücklichere auf. Die
hiloſophie wird verboten: ſie verdichtet ſich zur Reli-
on. Die Bücher werden verfolgt; lebendige Perſonen
eten auf die Bühne. Dieſe verſammeln das Volk, ſie
erden entſetzt, verklagt, und zum Schweigen verurtheilt;
as Volk verſammelt ſich ohne ſie und jeder aus dem
olk iſt ein Redner. Auch dagegen gibt es ein Mittel:
e öffentlichen Redner werden beſtraft; aber die Frei-
eitskrankheit iſt unverwüſtlich: die Menſchen denken,
chten, ſchreiben, reden, — exiſtiren. Endlich ſcheinen
e Einzelnen überwältigt, dieſer Redakteur, dieſer Literat,
ieſer Redner, dieſer Lichtfreund, dieſer Prediger; da tre-
n die Behörden, die Maſſen, Alle treten auf, das Le-
en und Lebenlaſſen iſt vorüber, Pereats ertönen, die
ähne knacken, Tirailleurs und Pelotons geben Feuer,
ier ſtürzen die verhungerten Meuterer, dort die fried-
chen Spaziergänger, den Carneval unterbrechen Dra-
onerſchwärme; der Rothſtift des Zenſors hat ſich in
allaſche und Büchſenkugeln verwandelt, die ausgeſtri-
enen Gedanken in ausgeſtrichene Menſchen; und die
uhe herrſcht in Deutſchland. Die Ruhe? —

Welch eine Entwickelung! und in wie kurzer Zeit! Iſt dies das alte Deutſchland? Iſt dieſe geknechtete, beſchoſſene, zu Paaren getriebene, grollende Maſſe das alte philoſophiſche, geiſtesfreie Deutſchland? Es wetteifert im Verbannen mit Spanien, im militäriſchen Zuſchlagen mit der franzöſiſchen Reaktion, im Geiſtesdruck mit den italieniſchen Pfaffen; aber es ſtehen Männer auf, wo man nur Lumpe zu finden dachte, Helden, wo arme Sünder, Prieſter werden Befreier, Soldaten denken und reden, Beamte führen das Wort der Oppoſition. Schon iſt es überflüſſig zu befehlen, daß die Journale nicht für das große Publikum geſchrieben werden ſollen; das große Publikum weiß ohne Journale und trotz der ſchlechten Journale, was es will, und die Journale würden äußerſt intereſſant ſein, wenn ſie nur ſo viel berichten dürften, als das große Publikum denkt und will.

Die Ausbreitung der Bewegung iſt nicht mehr zu läugnen, die Maſſen ſind in ſie verwickelt, ja die Majorität iſt ihr gewiß, ſobald ſie ein gewiſſes philiſtröſes Maß nicht überſchreitet. Nun wird es aber auch zum Gewährenlaſſen dieſer Mittelmäßigkeit nicht kommen; die Gegenſätze ſind unverſöhnlich. Jede Conceſſion wäre nur ein Verſuch der Reaktion, die Bewegung um ihre Früchte zu betrügen. Nichts iſt gewonnen, was nicht ohne Widerrede von der allgewaltigen Begeiſterung und Uebereinſtimmung ganzer Bevölkerungen erobert wird. Die Geiſtesfreiheit wird genommen, gewährt wird ſie nicht: die Preßfreiheit kann nur thatſächlich exiſtiren; wenn die ganze Maſſe des Volks ſie nicht mehr entbehren kann, ſo wird ſie ſein allen Geſetzen zum Trotz, wie jetzt alle guten Geſetze ſie vergebens dekretirt haben, weil die Gerichte nicht nach den §§ der Staatsgrundgeſetze und der Preßgeſetze, ſondern nach den Verordnungen und Befehlen der Miniſter entcheiden und ſeltſamer Weiſe auch das Volk vor kurzem noch gar keine anderen, als ſolche Entſcheidungen erwartete: die politiſche Freiheit iſt ganz in demſelben Falle.

Es iſt daher nur Ein Heil für uns, der vollſtändige Sieg der jetzigen Bewegung über die Reaktion. Wenn der Dichter Recht hat, welcher uns zuruft:

„Frei ſein iſt nichts, frei werden iſt der Himmel!“

o iſt Deutſchland jetzt glücklich. Es kommt nur darauf an, daß es ſein Glück nicht durch Erſchlaffung verſcherze.

---

3. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Zürich den 23. Nov. 1845.

Verehrter Freund,

Als ich meine Bemerkungen über die gegenwärtige deutſche religiös-politiſche Bewegung niederſchrieb, war mir das Buch des Herrn Profeſſor Gervinus: „die Miſſion der Deutſch-Katholiken“ noch nicht zu Geſicht gekommen. Ich hole hier Einiges nach. Nicht, daß die Lektüre meine Anſicht geändert hätte, nein, ſie hat ſie nur beſtätigt. Gervinus iſt im Ganzen für die Sache, und wenn er, ſo aufgeklärt er ſonſt iſt, noch in der Form iner etwas zurückgebliebenen Bildung redet, von der „Miſſion der Deutſch-Katholiken,“ als wenn die allerhöchſte Majeſtät dieſe Leute herabgeſendet, von der „Einheit Deutſchlands," ja, ſogar von „unſerm Adel," als exiſtirte noch die ganze Herrlichkeit des heiligen römiſchen Reichs; ſo iſt er grade mit all ſeinen Illuſionen, Beſchränktheiten und Unklarheiten, die ihn oft in Einem Zuge die entgegengeſetzteſten Wendungen nehmen laſſen, einem großen Theil des gebildeten Publikums bequem. Die nackte Wahrheit verletzt, die Sache ſelbſt iſt oft eine Unmöglichkeit. Der Dämmer alſo hat ſeine Verdienſte, er ſchreckt nicht, im Gegentheil er gewinnt, er hält hin; und wenn dann die Sonne wirklich aufgeht; ſo ſind die Augenlider zum wenigſten geöffnet. Dies Verdienſt hat Gervinus' Darſtellung. Und ſeine Mängel ſind lehrreich. Einen großen Theil ſeiner Ausführung nimmt der Skrupel und die Beſeitigung des Skrupels ein, ob es nicht in dieſer wichtigen Sache an einer großen Perſönlichkeit fehle. Offenbar ſind ihm die Prediger, die am Wege aufſtehn, alle Welt mit ſich fortreißen und ein großes Problem der Zeit ohne lange Qual auf's Geſchickteſte löſen, ein Räthſel geweſen. Man muß ihn nicht wenig loben, daß er ſich die Sache am Ende noch richtig zurecht legt und die Macht der Zeitbildung anerkennt, vermöge der die Maſſe bei der erſten leichten Anregung, wie die durch Ronge war, ſich ſelbſt beſtimmte. Einmal im Zuge, geht er nun weiter, und findet, die Zeit der großen Männer ſei überhaupt vorüber, „die Völker träten an die Stelle der Einzelnen, und dieſe müßten froh ſein, wenn ſie die mächtig ſchreitende Welt nur begleiten könnten. Die inſtinktive Kundgebung des Volkslebens, grade dieſer Antrieb des Zeit- und Volksgeiſtes könne dieſer Bewegung Macht, Ausdauer und Sieg verheißen. Vielleicht, daß ſpäter, wenn der Trieb des Ganzen erſt klar ſei, einem „großen Manne" wieder die Stätte bereitet würde." Es iſt gewiß, die ganz neue Erſcheinung, daß große Volksmaſſen Eine Richtung und mit Energie einſchlagen, frappirt jeden, auch den Gelehrten, der ſeinen primitiven „großen Mann," ſeinen Herrn, welcher ihn und alle anderen beruft, im Kopfe hat. Darum denkt Gervinus ernſtlich über dies Phänomen nach; aber nachdem er die Wahrheit, hier handelten die Maſſen, die ein neues Bewußtſein declarirten, richtig entdeckt hat, ſchließt er wieder damit: „Angeſehene Katholiken möchten hinzutreten, damit man ihrem Vorgange ſich anſchließen könnte, und es würde ein großer Fürſt ſein, der dieſe Bewegung in ſeine Hand nähme;" als wenn die Bewegung nicht ihren Charakter, allgemeine Volksbildung und deren Bedürfniß zu ſein, verlöre, wenn man ſich durch das Anſehn der Uebertretenden und nicht durch den Drang des Herzens und die Einſicht ſelbſt beſtimmen ließe! als wenn die Freiheit der Gemeinden nicht augenblicklich verloren ginge, ſo wie ein Gewaltiger ſich entſchlöſſe, ſeine Hand darnach auszuſtrecken.

So fällt Gervinus aus ſeiner richtigen Erkenntniß wieder heraus und appellirt ſchließlich an den König. Ein König, der ſich der Freiheit annähme, hörte auf König zu ſein, und würde ein Demokrat. Ein Fürſt kann dieſe Bewegung nur gewähren laſſen, ſo lang' es ſich um die Einſicht der Menſchen, und nicht leiten, wo es ſich um die Konſtituirung der Gemeinden handelt, denn dieſe hängt wieder von der Bildung ihrer Mitglieder ab. Die Freiheit hat keine andere Hoffnung, als plötzlich alle Herzen zu gewinnen und ihre Gegner von allem Volk verlaſſen zu finden.

Aus demſelben Grunde, weil ihm der „große Mann" und der König fehlt, und er ſich ſelbſt und ſeiner eignen Ausführung nicht traut, hält Gervinus auch die Bewegung zuletzt noch wieder für gefährdet. „Wie die Reformation in Oeſtreich und in Frankreich unterdrückt worden ſei, ſo könne auch dieſe Sache verloren gehn.“ Als es der Autor ſich klar gemacht hatte, daß die Bildung unſerer Zeit die religiöſe Reaktion auch nur zur Reformation zurück völlig unmöglich mache, mußte er noch einen Schritt weiter thun und ſich ſagen, daß auch die Machthaber und ſogar die äußerſten Reaktionäre von dieſer Bildung in Beſitz genommen ſind, daß ſie den eignen Charakter haben (etwas Aehnliches weiſ't er ſelbſt an Lavater und Zinzendorf nach), nur mit dieſer Bildung ſelbſt für die ſeltſamen Gelüſte und Wünſche einer Rückkehr zu arbeiten. Ginge alſo auch die Manifeſtation der Bildung unſerer Zeit, die in den Deutſchkatholiken vorliegt, verloren, die Bildung iſt ohne allen Zweifel im Voraus gerettet. Und die Unterdrückung dieſer Manifeſtation würde die Zeitbildung nur zu einem neuen, noch allgemeineren und durchgreifenderen Ausbruch zwingen. Durch die Unterdrückung der Philoſophie hat man die religiöſe Manifeſtation der Bildung nothwendig gemacht; durch die Unterdrückung der religiöſen Freiheit würde man ohne weiteres Revolution machen, und nicht etwa eine Emeute oder einen gewagten Bürgerkrieg; nein, es iſt niemand da, der gegen die Conſequenzen einer ſchlechthin allgemeinen Volksbildung zu Felde ziehen könnte. Zwingt alſo nur dieſen einfachen Geiſt unſerer Zeit, der ſeine Allmacht ohne weiteres kennt, in eine Compreſſion, von einiger Tollheit exercirt, zuſammen; und er wird nicht drei Tage brauchen, um eine Exploſion zu machen, die Alles mit Einem Schlage an ſeinen

Platz rückt, die Obſcuranten, wie die Aufgeklärten, die Unterdrücker, wie die Unterdrückten.

Im Grunde weiß Gervinus auch dies. Er kennt den ungeheuren Unterſchied unſerer Zeit vom ſechszehnten Jahrhundert und die viel tieferen Wurzeln unſerer Ueberzeugungen gegen die aus den Zeiten der Reformation und der Religionskriege. „Leſſing und Herder ſeien die eigentlichen Reformatoren. Die Göthe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forſter und Lichtenberg hätten ſich aller Schranken des poſitiven Chriſtenthums entledigt; und ſie beherrſchten den deutſchen Geiſt. Ihre Bildung ſei jetzt die allgemeine Ausbreitung des aufgeklärten Denkens; daher ſei eine Erſcheinung, wie die der Deutſch-Katholiken möglich geworden.“ Gewiß! und darum iſt eben der Wunſch und die Ausführung der Reaction — eine Unmöglichkeit. Wem es Vergnügen macht, auf ſolchen Wahnſinn ſein Schickſal zu bauen, den kann man bedauern, *fürchten kann man ihn nicht*. Wer ſich unwiderruflich dafür entſchieden hat, ür den kann man zittern, von ihm hoffen kann man nichts. Dieſer Schluß liegt doch wahrlich für jeden, der ſchließen kann, ſehr nahe.

Gervinus iſt alſo ein etwas confuſer Kopf, den die ungen deutſchkatholiſchen Prediger, die vom Handwerk des Papſtthums und vom Fiſchfange Petri aufgeſtanden ind, in dieſer Sache bei weitem überſehen. Warum? Weil Gervinus zwar die Literatur kennt, aber keine Zeit hatte bei ſeiner ausgedehnten Lektüre, im Göthe und Schiller zwiſchen den Zeilen und im Hegel auf dem Grunde des Gedruckten zu leſen. Die Philoſophen kennt r überhaupt nicht. Es fehlt ihm daher der Zuſammenang ſeiner eignen Gedanken, er widerſpricht hinten dem, was er vorne lehrt; und eben ſo fehlt ihm der Zuſammenhang der neuſten religiöſen Bewegung mit den ewigen Principien, die grade unſere Zeit ſo rein an's Licht heraufgezogen. Dies letztere wollen wir erſt nach fünf oder ſechs Jahren näher erörtern; das erſtere iſt aber eben ſo lehrreich, und ſelbſt Gervinus würde nicht dabei verlieren, wenn er es beherzigte.

Der merkwürdigſte aller Widerſprüche in Gervinus Buch iſt dieſer: „daß die Gründung einer neuen Kirche unter den Vorausſetzungen unſerer Theologen in unſern Zeiten nicht mehr möglich iſt, daß dagegen das Ziel einer Vereinidung der beſtehenden Kirchen unter unſeren geſchichtlichen Vorausſetzungen keineswegs unerreichbar ſcheint.“

Die Beſchränktheit der Theologen, die eine neue Poſition, d. h. eine Confeſſion und ein Dogma bei den Deutſchkatholiſchen vermiſſen, die Unmöglichkeit einer neuen Confeſſion, weil eben die Bildung über die Schranken des poſitiven Chriſtenthums hinaus ſei, weiſ't Gervinus nach, und dennoch ſoll das große Ziel, das die Bewegung angeregt, ſein — „die Vereinigung der Confeſſionen.“ Es iſt nicht leicht möglich, gedankenloſer zu ſchreiben, und Gervinus iſt unter den Univerſitätsprofeſſoren noch einer der denkendſten! Wenn die Confeſſionen exiſtiren, ſo können ſie ſich nicht vereinigen; wenn ſie aber in der allgemeinen Bildung aufgelöſ't ſind, wenn die Menſchen ſich überhaupt nicht mehr durch Bekenntniſſe binden, ſondern je nach ihrer Bildung dies oder das glauben oder überhaupt nicht mehr glauben, ſondern denken und von ſich aus entſcheiden: wie können ſich dann alle Confeſſionen, da ſie ja gar nicht mehr exiſtiren, vereinigen? Die Auflöſung aller Confeſſionen iſt eine Vereinigung der Menſchen in der Vernunft und Bildung, aber nicht im Glauben. Die Vereinigung in der Bildung iſt keine Verpflichtung auf beſtimmte Sätze, ſondern auf eine beſtimmte Sitte und eine gänzlich freigelaſſene, nur vom Lernen abhängige Anſicht.

Eine neue Kirche und eine Vereinigung der beſtehenden Kirchen in Eine, das wäre immer dasſelbe, es wäre eine Kirche und wäre eine Confeſſion.

Hätte Gervinus, und in ſeinem Fall ſind Unzähige, ſich klar gemacht, daß Bildung nichts anders iſt, als eine fortdauernde Verwandlung des Glaubens in Erkenntniß, daß alſo nur eine Zeit. welche die wirkliche, freigelaſſene Bildung ausſchließt und die Herrſchaft der Pfaffen über die rohen Maſſen dekretirt, einen Glauben oder eine Confeſſion brauchen kann, daß aber Kirche nichts anders heißt, als die Beherrſchung des Geiſtes durch die Prieſter, die ſich auch darum die „Geiſtichen" zu nennen Urſache hatten; ſo würde er ſelbſt weder auf eine „Vereinigung der Confeſſionen", noch auf eine gemeinſame Kirche antragen: Denn Gervinus will wirklich die freigelaſſene Bildung, wie nur Einer. Die neuen Reformatoren, die Gervinus nennt, die großen humanen Autoren des 18. Jahrhunderts, unter denen er die Philoſophen nicht mitzählt, ohne Zweifel, weil ſie ihm zu theologiſch ſind, — dieſe weltlichen Männer weltlicher Bildung (denn ſelbſt Herder zieht als Schriftſteller den Pfaffen ſo viel als möglich aus) ſind das die Stifter einer gemeinſamen deutſchen Kirche? Nun, und wenn das nicht, was ſind ſie? Sie ſind Stifter einer allgemeinen Humanität und Bildung, in der ſich keine neue Kirche, ſondern eine viel höhere Form der geiſtigen Bewegung, die vollkommene theoretiſche Zügelloſigkeit etablirt, welche allerdings nichts anders iſt, als daß jeder ſehen und zeigen darf was er ſieht und zu beweiſen vermag, welche aber auch weiter nichts, als die allgemeine geiſtige Arbeit und die humaniſirte Sitte braucht, um alle höheren Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen. Keine Predigt übertrifft die Werke des Geiſtes, der Kunſt und Poeſie, die in dieſem ganz neuen Elemente mit weltbewegender Kraft aufſchießen und gedeihen, kein Kultus erreicht die freie **Kunſt**, die an ſeine Stelle tritt.

Im Allgemeinen hat ſich nun Gervinus von unſerer Literatur und Bildung hinreißen laſſen, *ein freier Mann zu ſein*, im ſpeziellen Fall aber wird er des Zopfes aller der Redensarten, welche in Kirche, Confeſſion, Glauben, Proteſtantismus, Vorſehung, höhere Weltordnung u. ſ. w. liegen, nicht Herr. Er will „das Ewige im Menſchen“ durch die Prieſter „an eine höhere Ordnung knüpfen.“ Das Ewige im Menſchen iſt die Vernunft, die höchſte Ordnung die vernünftige. Alle Anknüpfung an eine übervernünftige Ordnung kann nur Unordnung, Gemeinheit, Despotie und Betrug erzeugen. Gervinus ſteht tief unter der Freiheit, die Göthe und Schiller erreicht hatten; jene waren Menſchen, er iſt ein Philiſter.

Wie ihn „die Vereinigung der beſtehenden Kirchen“, ſo beſchäftigt ihn auch „die Trennung des Staats von Kirche und Schule.“ Es iſt ganz derſelbe Mangel des Denkens wie oben, der ihn dies ſeltſame Problem nur ausſprechen läßt.

Iſt die Kirche eine Herrſchaft über die Geiſter durch die Prieſter, ſo iſt es klar, daß der Streit mit der Herrſchaft des Staats entſteht. Iſt aber der Staat die konſtituirte Geſellſchaft in jedem Sinn, ſo kann der Streit mit der, wie der Blick des Auges, — zügelloſen Gedankenwelt, die ſich eben aus der hierarchiſchen Konſtitution befreit hat, gar nicht entſtehn, obgleich die Gedanken, in denen ſich die Menſchen vereinigen, fortdauernd die Konſtitution der Geſellſchaft alteriren. Der Staat konſtituirt ſich auch in Schulen und Bildungsanſtalten; aber die Wiſſenſchaft und das Reich der Gedanken ſchafft und geſtaltet der Einzelne ganz nach freiem Entſchluß und Vermögen. Im Reich des Geiſtes herrſcht die völlig freigelaſſene Kraft und ſelbſt der Uebergriff bricht ſich an dem unmittelbaren Widerſtande dieſes elaſtiſchen Mediums. Der Gedanke, welcher der Kirche und der Kirchenherrſchaft zum Grunde liegt, geht nicht verloren; er wird nur auf die richtige Weiſe in's Werk gerichtet. Dieſer Gedanke iſt die Beherrſchung der Welt, gegründet im theoretiſchen Geiſte, als freier Macht. Der Verſuch einer Konſtituirung des theoretiſchen Geiſtes in der Hierarchie des geiſtlichen Staates hat die Unmöglichkeit, dieſe Region zu konſtituiren, gezeigt. Es können nur die Einrichtungen getroffen werden, welche die Ueberlieferung der gewonnenen geiſtigen Güter ſichern und die Theilnahme Aller an ihnen einleiten: die Eroberungen ſelbſt ſind immer freie Thaten der einzelnen Köpfe. Die Päpſte der freien Geiſteswelt kreiren ſich ſelbſt, und es iſt jeden Augenblick jedem andern erlaubt, ſie zu ſtürzen. Jeder Staat, der ſich vor **dieſer** Anarchie fürchtet, iſt eine Tyrannei und kein wahrer Staat. Jede ſtaatliche Kreirung der geiſtigen Größen erzeugt keine Köpfe, ſondern Zöpfe; Beiſpiele ſind die Univerſitätsprofeſſoren unſerer Zeit, Gervinus nicht ausgenommen. Der Hauptzopf iſt die Rede, die ſich nach den Verhältniſſen, nicht nach dem Prinzip und der Einſicht einrichtet, ein Vorwurf, der ſogar faſt allen Männern des Princips, den großen Philoſophen, die an unſern Univerſitäten gelehrt haben und immer ängſtlich nach dem despotiſchen Regiment hinüberſchielten, gemacht werden muß.

Um recht deutlich zu zeigen, wie ſehr der Dämon der lügen- und lückenhaften Bildung des deutſchen Zopfes den Profeſſor Gervinus in Beſitz hat, führe ich nur folgende Stelle an: „das geiſtige und das geiſtliche (der Zopf nöthigt ihn dieſes „geiſtliche" Ungethüm zwiſchen das „geiſtige" und „politiſche"' Reich einzuſchieben, obgleich er, wie wir ſchon geſehen haben ſelber im Grunde nichts davon hält) alſo „das geiſtige und das geiſtliche, ja, auch das politiſche Reich in Deutſchland iſt auf allen Seiten angefallen von den gefährlichſten Feinden." Offenbar liebäugelt er hier auch ſogleich mit dem „politiſchen Reich in Deutſchland", obgleich er ſelbſt einmal in dem Muſterſtaat des deutſchen Reichs, in Hannover, ein Haar gefunden und für einige Zeit ein Staatskritiker geworden war. Er nennt nun einige „Feinde", unter andern den Pietismus, den Ultramontanismus, den Jeſuitismus und ſeine Wirthſchaft in Belgien und Luzern. Dann aber kommen die Hauptfeinde. Er fährt fort: „Innerlich recht im Kerne unſerer eignen Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philoſophie, von Natur- und Geſchichtskunde, von den mächtigſten Waffen des Geiſtes unterſtützt und gefördert: und wie edel dieſe Bildung ſich in ihrem geſunden Zuſtande darſtellt, ſo widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um ſich, und ein ätzender Menſchenhaß, und die Negative und Verflüchtigung alles Religionsgelühls in eine herzloſe Spekulation; und man

ſich in dieſem Lager zu einem propagandiſtiſchen
ige an, der die ganze Maſſe des unterſten
es, wie communiſtiſch zu materiellem Be=
ſo philoſophiſch zu geiſtiger Gleichbil=
mit den höheren Ständen heranziehen
indem er jede Ausſicht auf ein anderes Leben,
Troſt und Hoffnung der Armen und Mühſeligen
gräbt, um ſie zu zwingen, auch an dieſem Leben zu
eifeln, und niederzuwerfen, was beſteht, damit ein
es aufgebaut werde. Man hat den Fanatismus
ürren Verſtandes ſchon einmal in furchtbarer Wirk=
t geſehen, mitten in den Schreckniſſen einer Revo=
", — — genug der abgedroſchenen Kapuzinade! ja
hat ihn geſehn, den „Fanatismus des dürren Ver=
s" in dem Syſtem von Robespierre, der die Athe=
Cloots u. ſ. w. köpfen ließ und zum „Troſt der
und Mühſeligen" Gott und Unſterblichkeit dekre=
und ſpäter in dem Syſteme der „höheren Stände,
ſich ſo dürr verſtändig fanatiſirten", daß die Ter=
nköpfe wie ein Mohnfeld abgemäht wurden. Die
und Unſterblichkeitsgläubigen und die Geldmänner
ſo fanatiſch, als es die Atheiſten und Commu=
, wenn ſie ans Regiment gekommen wären, nur
hätten ſein können.

Warum verklagt alſo Gervinus nicht eben ſo gut
Glaubensgenoſſen, die berühmten Rouſſeauſchen
riſten? Oder ſoll „der Fanatismus des dürren
andes" dieſe Männer etwa wirklich bezeichnen?
Dann hat Gervinus nur das Eine überſehn, daß
bſt an derſelben „Dürre" leidet. Nicht die Spe=
on iſt „herzlos", welche die Heloten der Civiliſa=
zu Menſchen machen will, nicht der Verſtand iſt

„dürr“, welcher die niedern Stände zu gleicher Bildung, wie die höheren, wenn auch nicht zu der gleichen profeſſoralen Bewußtloſigkeit, wie ſie hier Gervinus herleiert, erziehn will, ſondern die Spekulation iſt herzlos, wie die des Sklavenhändlers, die dem Status quo der Unterdrückung und der Unwiſſenheit, worin die große Mehrheit der Menſchen ſchmachtet, das Wort redet und der Verſtand iſt ganz verdorrt, der in Einem Athem anklagt und verdammt die Conſequenzen des Pfaffenthums oder der Herrſchaft durch die Rohheit und die Conſequenzen der Bildung oder der theoretiſchen Zügelloſigkeit, die ſich in allen ihren Verirrungen ſelbſt corrigirt und weder Atheiſten, noch Kommuniſten, noch Egoiſten, noch Separatiſten, noch Renommiſten, noch Philiſter, und wären ſie ſo groß, als Gervinus, fürchtet.

Was iſt von einem gebildeten Menſchen zu fürchten, wenn er wie Göthe und Hegel, Spinoza und Cloots ein Pantheiſt oder Atheiſt wäre? Gewiß nicht das Geringſte. Was iſt von einem rohen Menſchen, von einem Sklaven, der die Kette bricht, zu fürchten? Alles, vor allem aber die Rache, und wenn er an alle Götter aller Mythologieen des Erdballs glaubte.

Es wäre Gervinus zu verzeihen, alle die confuſen Gedanken, die ihn das böſe und das gute Prinzip in Einen Hexenkeſſel der Verdammniß werfen laſſen, für ſich hinter ſeinem Ofen zu haben; wenn er aber die Welt belehren und eine große Angelegenheit ins Klare ſetzen will, ſo muß er vorher ſich ſelbſt klar ſein. Nicht dieſe empiriſche Profeſſoren-Figur, die in Heidelberg für das deutſche Reich, für das geiſtliche Reich und für das geiſtige Reich zugleich fürchtet, nur ein freier Menſch, aber der auch ohne Schwierigkeit kann das große Räthſel einer gebildeten Zeit löſen, die ſich frei conſtituiren und darum in dem „geiſtesfreien" Deutſchland die glückliche geiſtige Zügelloſigkeit nicht aufgeben aber die politiſche oder geſellige Freiheit dazu erobern will.

Wie groß ſind die kleinen Führer des Deutſchkatholicismus gegen den großen Profeſſor in Heidelberg! Ronge's Verdienſt iſt jetzt das aufgeſtellte Ei des Kolumbus. Doch thun wir Gervinus nicht Unrecht. Immer klingt die Wahrheit wieder durch. In dem großen Unheil der Angriffe von Pfaffen auf der Einen, von Ungläubigen auf der andern Seite nennt er die deutſchkatholiſche Bewegung „die einzige Poſition, die ſchon jetzt ihre auffallenden Wunder gewirkt hat." Eine Poſition, wovon? Eine Poſition der Bildung und der Begeiſterung des Volks für den Inhalt dieſer Bildung, die Freiheit. —

Er kann es nicht anders meinen, denn er hat es im Anfang ausdrücklich geſagt.

Er nannte das Poſitive die Sitte des Chriſtenthums und wollte die Duldung aller Doctrinen zum Princip machen. Gervinus wird alſo auch die wiſſenſchaftliche Welterklärung, und die Verzichtung auf den Troſt des ewigen Lebens dulden; er wird die Doctrin von der Ausbreitung der Bildung über Alle, er wird die Doktrin von der abſoluten Aufhebung des Helotenthums der niedern Stände dulden; am Ende wird er ſie nicht nur dulden, weil er es geſagt hat, ſondern weil er dieſe ſchrecklichen Lehren ſchon aus den Evangelien kennt, wenn er nicht etwa auch dieſe zu ſehr als Literarhiſtoriker und ohne auf die Wahrheit zu achten, geleſen hat.

Die Duldung aller Doctrinen iſt der unbefangene Ausdruck für die Anarchie des theoretiſchen Geiſtes. Nur freilich duldet die Duldung lieber „die zurückgebliebenen

Doktrinen," als die Neuerungen, wie wir denn ſo eben geſehen haben, daß Gervinus alle Confeſſionen zu dulden Luſt hätte, aber nur nicht die Pietiſten, die Jeſuiten und die Atheiſten, weil *er* ſelbſt zu dieſen drei Bekenntniſſen der Gegenwart ſich nicht bekennt.

Das Wahre iſt, daß man praktiſch und de facto alle Doktrinen dulden wird, ſo lange ſie nicht ſelbſt gegen die Ordnung der Freiheit ſich zu konſtituiren verſuchen; daß man aber theoretiſch gegen jede fremde Doktrin zu Felde ziehen und durch die Bildung vornämlich „die zurückgebliebenen Doktrinen" aufheben wird.

Dies Geſchäft übt jetzt der Deutſchkatholicismus, und das Gefühl der Befreiung, der Jubel über den Einklang des neuen Ausdrucks der Zeit „mit den innerſten Gedanken jedes aufgeklärten Menſchen" — das iſt die religiöſe Herzenserfüllung, die gegen den Glauben des einſamen Spekulanten und Naturforſcher ſo vortheilhaft abſticht, — vortheilhaft warum? Weil die Welt in der „Uebereinſtimmung der aufgeklärten Menſchen" die Erfahrung macht von der Rettung des höchſten Gutes: „Vernunft, Verſtand und Wiſſenſchaft" aus den frechen Händen der Tyrannei, die nach ihm ausgeſtreckt waren. Nein! dieſe Welt, deren Patriarchen Leſſing, Göthe, Kant, Hegel und Schiller ſind, wird nicht untergehen, das Volk ſteht auf, ſie zu vertheidigen und das *ganze* Volk, „ſo weit die deutſche Zunge klingt." Darin, daß ſpezifiſch *unſere* Bildung und Aufklärung mit ihren Conſequenzen in dieſer Bewegung vertheidigt wird, liegt auch die Rechtfertigung des „deutſch" in ihrem Namen; und ſobald wir den Sieg der angefangenen Befreiung gefeiert haben, wollen wir es offen bekennen, daß nun der deutſche Name wieder zu Ehren gebracht iſt, eher aber nicht.

10.

Drei Briefe über den Communismus.

1. Brief.

An den Redacteur der Oppoſition.

Verehrter Freund!

Laſſen Sie ſich nicht abſchrecken. Leſen Sie meinen Brief zu Ende. Die Deutſchheit des Communismus, von dem er handelt, iſt freilich ſeine Langweiligkeit. Aber die Sache verdient dennoch, daß man ſie gründlich verfolgt.

Das Schreckbild des Kommunismus gewinnt immer beſtimmtere Züge, und nimmt ſich in der Nähe viel menſchlicher aus, als in den düſteren Wolken des franzöſiſchen Revolutionshimmels. Durch die Zeitungen hatte man bei uns zuerſt vereinzelte Nachrichten von den franzöſiſchen Gegnern des Eigenthums. Man hielt ihre Zahl für unendlich groß, man glaubte, jeder arme Franzoſe ſei Kommuniſt; wenn er auch ſonſt nichts hatte, ſo dachte man ihn doch mit einer Flinte im Arm, und erſchrak nicht wenig vor dem Gedanken *eines Krieges der Armen gegen die Reichen*.

Darauf wurden wir durch verſchiedene Schriften mit den kommuniſtiſchen *Doctrinen* und ihren Quellen bekannt. Zu gleicher Zeit erfuhren wir *die doctri-*

näre Natur des Kommunismus und ſeinen Zuſammenhang mit der Baboeufſchen Verſchwörung, dem Saint-Simonismus und dem Fourierismus. Es war alſo weder jetzt eine Verſchwörung, noch, wie es ſchien für die nächſte Zeit ein Kriegslager; er wollte die Welt überzeugen. In Deutſchland, wo man ſo viel auf brave althergebrachte Anſichten hält, behielt er freilich auch ſo noch ein ſchreckliches Anſehn; welch' eine „ſubverſive Tendenz!“ wenn die armen Leute ſich die in den Kopf ſetzten! Früher war es Thron und Altar, die von den „Irrlehren unterhöhlt“ wurden, jetzt ſogar der Beſitz aller anſäſſigen Leute.

Niemand fand einen Troſt darin, daß die Freiheit aus dem Kopf und dem Herzen in den Magen ſank; aber die Gegner der Freiheit hielten die Forderungen des Magens für viel reeller, als die der edleren Organe.

Endlich, nachdem man lange von ihrer Exiſtenz gemunkelt und doch die gefährlichen Kommuniſten wie im Blindekuhſpiel nicht erreichen konnte, erſchienen denn wirklich auch deutſche Anhänger des Kommunismus. Die deutſchen Handwerker in Paris und in der franzöſiſchen Schweiz brachten den Schriftſteller Weitling aus ihrer Mitte hervor, der durch — ſeine „Harmonie der Freiheit,“ durch ſeine Schickſale im Kanton Zürich und durch „den Bericht über die Kommuniſten in der Schweiz,“ den man aus ſeinen Papieren zuſammenſtellte, dem Kommunismus in Deutſchland zu der allgemeinſten Aufmerkſamkeit verhalf. Der Kommunismus war nun augenſcheinlich auch eine deutſche Angelegenheit geworden und breitete ſich unter Handwerkern und Literaten aus.

Vor Weitling kannten die deutſchen Schriftſteller

n Kommunismus nur von ferne; ſie benutzten, wie Stein
d Oelkers, das Intereſſe, welches die Erſcheinung er-
gte, und behaupteten ſie hiſtoriſch. Erſt in der neueſten
eit ſind in der Literatur entſchiedene Anhänger, nun
er auch plötzlich eine große Anzahl zugleich, aufgetre-
t, die ihn ſyſtematiſch darzuſtellen und mit der Philo-
phie zu verbinden ſuchen.

Die Deutſchheit unſerer Kommuniſten beſteht in
eſen ſyſtematiſchen oder — da das Ganze noch nicht
rtig iſt — doctrinären Verſuchen, von denen in den
heiniſchen Jahrbüchern ſehr charakteriſtiſche Proben
itgetheilt ſind. Der alte Ruf des Kommunismus kann
er dabei nur verlieren.

Das Vorwort der Rheiniſchen Jahrbücher von Pütt-
ann erklärt (man ſollte meinen, es wäre von einem Profeſ-
r verfaßt): „es war nöthig, die Lehre des Kommunis-
us wiſſenſchaftlich darzuſtellen, um ſowohl ihm mehr
s genügende Berechtigung den gelehrten Egoiſten (im
egenſatz der gelehrten Kommuniſten) und Staatsmän-
ern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen,
wiefern die deutſche Geſellſchaftswiſſenſchaft ſich
on der franzöſiſchen und engliſchen in ihrer bisherigen
usbildung unterſcheidet.“ Der Herausgeber „übergibt
ieſe Blätter mit einer inneren Befriedigung den
eſern,“ und „widmet ſie den Verzweifelnden“ — gewiß
m auch ſie durch dieſe Lehre zu befriedigen.

Das iſt aber kaum zu hoffen. Die Doctrinärs und
Syſtematiker, auch die, welche weniger konfus ſind, als
der wiſſenſchaftliche Freund“ des Herausgebers, Herr
M. Heß, ſind dem Kommunismus ſchädlich. Sie rei-
en ihn aus ſeiner furchtbaren Einfachheit heraus und
nachen aus dem allgewaltigen Wunſch der Maſſen, vor

dem die wenigen Reichen erbebten, eine gelehrte Kontroverſe, die um ſo weiter von der großen Umwälzung entfernt iſt, je complicirter und dunkler ihre Irrgänge ſind, und die überflüſſig war, wenn der Kommunismus das Herz der Maſſen gewonnen hatte, zweckwidrig, wenn er es erſt gewinnen wollte.

Was lehren nun die deutſchen Kommuniſten? Sie wollen die allgemeine Glückſeligkeit; ſie wollen in Zukunft für Alle, was auch jetzt ſchon jeder für ſich will, das Glück, die Befriedigung. Wie die Welt jetzt läuft, iſt für einen Theil der Menſchen die Befriedigung und das Glück ſehr verſchieden nach den Capricen, nach dem Geſchmack, nach dem Geſichtskreis eines jeden. Viele Menſchen dagegen, die in Sklaverei und Noth leben, ſind in einer abſolut elenden Lage und müſſen ſich unglücklich fühlen, ſie müſſen den Widerſpruch ihrer Lage und ihres Anſpruchs auf menſchliche Exiſtenz fühlen. Die Quelle aller Sclaverei und aller Noth, ſagen die Kommuniſten, iſt die Armuth. Wie macht man die Armuth unmöglich? ſie antworten: durch Aufhebung des Privateigenthums, d. h. durch Gütergemeinſchaft. An der Wirkſamkeit der Maßregel iſt nicht zu zweifeln, es fragt ſich nur, wie läßt ſie ſich in's Werk ſetzen und aufrecht erhalten.

Zuerſt würde das Ganze für Alle wohl ausreichen, da eben ſo viel Ueberfluß, als Noth in der Welt iſt, dann aber ſind mancherlei Güter von der Art, daß ſie aus der Gemeinſchaft ſogleich wieder in den Privatbeſitz gelangen würden, wenn man ſie überhaupt beſtehen ließe.

Es iſt wahr, das Land braucht dem nicht zu gehören, der es beſtellt, das Haus dem nicht, der es be-

ohnt, das Geräthe dem nicht, der es gebraucht, am
ſche der Gemeinde kann man eſſen, alles Nothwen-
ge kann ſie liefern und den Luxus dazu. Eins aber
der dauernden Gütergemeinſchaft gefährlich: der kon-
trirte allgemeine Werth, das Produkt, welches alle
dern bedeutet und repräſentirt, das Geld. — Der
nzelne könnte es zurückhalten und aufhäufen, ja, es
ganz gewiß, das Geld, wenn man es beſtehen ließe
er auch nur irgend etwas Aehnliches kreirte, wie
weiſungen auf Gegenſtände des Bedürfniſſes oder
rus — das Geld würde das Privateigenthum oder
nn die Gemeinde den Beſitz nicht garantirte, den
ivatbeſitz factiſch immer wieder hervorbringen.

Wollen wir alſo ernſtlich die Gütergemeinſchaft, ſa-
die Communiſten, ſo müſſen wir das Geld abſchaffen.

Herr Heß beginnt daher die Sicherung des Com-
nismus, mit einem Aufſatz gegen „das Geldweſen.“

Er ſieht aber wohl ein, daß durch Abſchaffung des
ldes die Schwierigkeit der Gemeinſchaft noch nicht
nz gehoben wird. Jeder Eigenſinnige, jeder Egoiſt,
er, der irgend etwas auf ſeine eigne Fauſt anfängt,
nen Kopf aufſetzt, und ſeine Separatzwecke verfolgt
rt die Gemeinſchaft.

Herr M. Heß erklärt daher ſtatt des Egoismus die
ebe, ſtatt der Unabhängigkeit der Vereinzelten, die Ge-
ndenheit im Ganzen, ſtatt des Eigenſinns den Ge-
inſinn, ſtatt des Privatlebens der Einſamkeit das Gat-
gsleben der Gemeinſchaft für nothwendig. „Die ver-
zelten Menſchen ſind Kannibalen, die ſich gegenſeitig
ſzehren, wir müſſen uns daher in Liebe mit einan-
vereinigen.“ Vortrefflich; aber Herr M. Heß meint:
„Die jetzige Geſellſchaft iſt dieſer Kannibalismus, die

wahre Vereinigung in der Liebe des Communismus iſt noch erſt zu bewerkſtelligen.“ Was denkt ſich nun Herr M. Heß unter der „wahren Vereinigung, und wie will er ſie erreichen?

Der deutſche Communismus ſchrickt nicht zurück vor der Aufgabe, den inneren Menſchen total umzugeſtalten und ihm die Hoden des Eigenſinns auszuſchneiden, er hat die Konſequenz, dieſe Aufgabe löſen zu wollen. Er will in allem Ernſte aus den widerſpenſtigen Atomen, den Individuen, eine Vereinigung in einen einzigen Organismus gleich dem menſchlichen Körper machen, der ſich als Ganzes Zweck iſt und alle Einzelnen fortdauernd als ſeine willenloſen (vom Egoismus befreiten) Glieder verbraucht.

Aus der ſo oft mißbrauchten Vergleichung des Staats oder der Geſellſchaft mit dem Organismus wird Ernſt gemacht. Die Individuen werden functioniren. Wie das Herz und die Beine keine andere Bedeutung haben als ihre Function, die ſie nicht für ſich, ſondern nur für das Ganze vollziehen, denn ſie ſind keine „Egoiſten“, ſondern „Organe“, ſo die Individuen im Communismus.

Jeder Menſch wird ein Gattungsorgan; jede That ein „Gattungsact“. Es iſt klar, da die Einzelnen aufhören Egoiſten zu ſein und von ſich aus zu handeln, ſo muß das Ganze perſonificirt werden.

Die Gattung wird das Leben, das Selbſtbewußtſein, die Selbſtbeſtimmung, ſie lebt als Perſon und zwar als das einzige Ich; denn die Egoiſten und Separatcharaktere ſind in ihrem Leben aufgehoben. „Die Gattung iſt der Zweck, die Individuen ſind ihre Mittel“, ſagt Herr M. Heß.

Erſt dann, wenn alle Menſchen willenloſe Organe werden, wie die Soldaten auf dem Exerzirplatze und noch ärger, da auch der oberſte Motor kein Egoiſt ſein darf; — erſt dann iſt der Communismus realiſirt; und wehe dem, der Oppoſition mit ſeinem Ich macht.

Herr M. Heß hat ſich ernſtlich daran gemacht, den metaphyſiſchen d. h. den deutſchen Communismus einzurichten, alſo die Phyſiologie des wahren Großorganismus oder der wirklichen unauflöslichen Vereinigung zu entwerfen. Die Vereinigung wird alſo nicht mehr bloße Gütergemeinſchaft ſein, ſondern Harmonie aller Functionen, was Herr M. Heß ſehr unglücklich den „Austauſch aller Lebensthätigkeiten“ nennt; und dieſer wahren Urvereinigung wird die Phyſiologie des kleinen Organismus ausdrücklich zu Grunde gelegt. Die Myſtik unſerer Staatsromantiker kommt wieder zum Vorſchein. Den atheiſtiſchen Myſtikern iſt die Communauté ſo gut ein Organismus, als den chriſtlichen Myſtikern. Jeder Separatanſtoß, das ganze Separatleben, in den einzelnen Leibern, jedes Separatprodukt wird in die myſtiſche Vereinigung zu dem Einen Großorganismus aufgehoben. Die Vereinigung iſt eine myſtiſche, denn ſie ſoll nach Herrn M. Heß eine „unmittelbare“ ſein. In ihr vereinigen ſich nicht die Egoiſten, die Individuen, welche die Produkte ihrer eignen Thätigkeit, oder ſich ſelbſt produzirende perſönliche Exiſtenzen ſind; nein, dieſe Vereinigung iſt der urſprüngliche „Gattungsact“, nach Herrn M. Heß' Worten „Austauſch der Lebensthätigkeit.“ Durch die „unmittelbare Vereinigung“ des Herrn M. Heß vereinigt ſich alſo genau genommen eben ſo wenig etwas, als dies durch die verſchiedenen Functionen im „kleinen“ Organismus geſchieht, denn ſie ſind ſchon Eine Function, Eine Thätigkeit des Ganzen durch *ſeine* Organe. Die „*unmittelbare Vereinigung*" iſt übrigens ein myſtiſcher Unſinn und eine logiſche Unmöglichkeit; nur Getrennte vereinigen ſich und ſie vereinigen ſich nur, um ſich wieder zu trennen. Selbſt der „kleine" Organismus ſtößt Alles wieder ab, was er mit ſich vereinigt und in ſich verwandelt, er erneuert ſich fortdauernd und veräußert in 7 oder 11 Jahren ſeine ganze alte Perſon. Die „unmittelbare" Vereinigung ſoll den Communismus ohne Egoismus ausdrücken. Die abſolute Centripetalkraft des Communismus hat Herrn Heß und ſeinen Jüngern den Kopf verdreht, ſo daß ſie die Nothwendigkeit des Gegenſtoßes überall nicht mehr gewahr werden.

Herr Heß ſagt: „Wir waren bisher noch *nicht vereinigt*", „nur das unmenſchliche Verkehrs*mittel*, das Geld, hat uns in Verkehr gebracht." „Sobald aber die Menſchen ſich *vereinigen*, ſobald ein *unmittelbarer Verkehr* zwiſchen ihnen ſtattfinden kann, muß das unmenſchliche, *äußerliche*, todte Verkehrs*mittel*, das Geld, nothwendig abgeſchafft werden."

Nun gar ein „unmittelbarer Verkehr!" und „Abſchaffung der Verkehrsmittel", des Geldes, der Schiffe, Brücken, Poſten, Briefe ꝛc. Offenbar muß die unio mystica dies Alles erſetzen. Aber der Menſch iſt reelle Perſon, keine freifliegende myſtiſche Seele. Selbſt der Liebesverkehr, wie die Liebesvereinigung (nach alten Begriffen zwiſchen Mann und Weib) iſt nicht ohne äußere Verkehrs*mittel*, Händedruck, Liebesbriefe, Küſſe, Umarmungen und gerade durch die *Aeußerlichkeiten* des Organismus. Ihre eignen Produkte, die Kinder, macht die Liebe ſodann wieder zu *Mitteln* der Vereinigung, und obgleich die Liebespfänder ſich von der Mut- ter loslöſen und „egoiſtiſche“, „äußerliche“ Exiſtenzen werden, ſo iſt darum dieſe reelle Liebe nach altem Stil nicht ſchlechter, als die myſtiſche der Kommuniſten, die nichts als eine unmittelbare Einheit in der Phantaſie, inen „unmittelbaren“ d. h. ſomnambulen oder geträum- en „Verkehr“ zu Wege bringt.

Herr M. Heß ſagt: „Die Liebe, welche in den Himmel geflohen iſt, als die Erde ſie noch nicht zu faſ- en vermochte, wird ihren Wohnſitz wieder an dem Orte, vo ſie geboren und genährt wird, in der Menſchenbruſt aben. Wir werden unſer Leben nicht mehr vergebens ußer und über uns ſuchen“—alſo, ſollte man denken, uch nicht in der jenſeitigen, ſondern in der von dem goiſten zur Perſon verwirklichten Gattung. Indeß die ebe iſt uns ja bekannt; und vollends „die Liebe in der lenſchenbruſt,“ nicht „die Liebe im Himmel“ — das ingt ganz menſchlich, aber wir werden gleich ſehen, ß dieſe Liebe nicht ſpezielle Liebe und Freundſchaft , auch nicht Humanität und Bildung, die in jedem lenſchen den Menſchen zu finden gewohnt iſt, alſo die öglichkeit, mit jedem auf einen guten Fuß zu kommen, m Prinzip macht; dieſe Liebe, von der Herr Heß eet, iſt die kommuniſtiſche, die allgemeine, die my- ſche, die phantaſtiſche, die den Egoiſten todtſchlägt und em Einzelnen, der ſich abſondert, die Zähne weiſ't er Alle unmittelbar vereinigt; denn er fährt t: „kein drittes Mittelding wird ſich mehr zwi- en uns eindrängen, um uns äußerlich und ſchein- r zu vereinigen, zu „vermitteln,“ während es uns nerlich und wirklich trennt.“ Er meint das Geld; s erſetzt er durch Liebe.

Allerdings, wäre die allgemeine Vereinigung in der myſtiſchen Liebe, die alles „innerlich" vereinigt ohne ſtörende Körper, ohne Außendinge und „Mitteldinge," ohne ſtörende Ortsentfernung, herrlich wie im Feenmärchen, bewerkſtelligt; — dann, ja dann verkehrte man nur noch in dem abſolut präſenten Gattungslimbus und — um mit Herrn Heß zu reden: „in dieſer Gemeinſchaft könnten wir dann alle äußerlichen Verkehrsmittel alle dieſe" (ſelbſt die organiſchen) **„Pfähle in unſerm Fleiſch"** (ja, das Fleiſch ſelbſt) als fremde Körper ausſtoßen." „Adieu, mon plaisir!"

Herr M. Heß iſt eine Rarität, er iſt conſequent in ſeinem Wahn, er ſucht im Nebel ſeinen Steg und ſtößt das Individuum, den Egoiſten (auch den innerlichen und prinzipiellen) erbarmungslos in den Abgrund der Gattung. „Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt, ruft er aus, das iſt die Umkehrung des menſchlichen und natürlichen Lebens überhaupt, die verkehrte Welt, die den einzelnen, wirklichen, reellen Menſchen zum Zweck erhebt!" Und Herr Heß will die Sklaverei aufheben, Herr Heß will den wahren Menſchen realiſiren, indem er das Individuum zum **Mittel** für die fühlloſe Gattung, dies nur gedachte Allgemeine, dieſen irdiſchen Götzen, die kommuniſtiſche Geſellſchaft, den Großorganismus herabſetzt?

Das wahre menſchliche Weſen iſt nicht das Gemeinweſen, ſondern **das wahre Individuum**; dieſe endliche Exiſtenz iſt die einzige Realiät der ewigen Gattung, welche das Gemeinweſen (d. h. die vereinigten **Menſchen**) hervorbringen kann; und das Gemeinweſen iſt nur darum ſo viel werth, weil umgekehrt wieder nur ſeine richtige Einrichtung und Bewegung den wahren empiriſchen Menſchen hervorbringen kann. Jedes Gemeinweſen iſt ſchlecht, welches dieſen Zweck nicht erfüllt, und es iſt infam, wenn es ihm widerſtrebt. Das Kriterium des wahren Gemeinweſens iſt der freie edle Menſch, den es erzeugt.

Die Gattung iſt ein Begriff, der Einzelne ihre Realität. Die Gattung realiſiren, heißt den Einzelnen produziren wie er ſein muß.

Den Einzelnen d. h. alle Einzelnen zum Staatszweck erheben durch den alles durchdringenden Gemeinwillen, der ſich dieſe Aufgabe geſtellt hat und durch alle Functionen der Geſellſchaft, die auf ihn gerichtet ſind — das iſt die wahre Vereinigung, und Herr Heß befindet ſich in einem ſtarken Irrthum, wenn er meint, „das Individuum ſei bisher zum Zweck erhoben worden" — es hat vielmehr noch immer daran gefehlt, daß alle Individuen d. h. das Individuum zum Zweck erhoben, und der Menſch nirgends zum bloßen Mittel herabgewürdigt wurde.

Weder der König, noch der Fabrikant, dem das Individuum zum Mittel in ſeinem „Großorganismus" dient, iſt das Individuum. Und wenn das Chriſtenthum jeden zum Zweck macht, ſo hat es nur darin Unrecht, daß es dies im Himmel, nicht in der Wirklichkeit thut.

Ganz ſo wie im Gemeinweſen, iſt es in der Liebe. Nicht dies Allgemeine, Unperſönliche des Myſticismus iſt in der wahren Liebe der Zweck, die Perſon iſt es, jede der beiden Perſonen iſt der andern und jede in der andern ſich ſelbſt Zweck.

Die Liebe iſt der entſchiedenſte Egoismus, den es gibt. Sie ſucht immer nur ſich in dem andern und ſie befriedigt beide durch Gegenſeitigkeit und durch das gemeinſchaftliche Produkt.

Die Liebe beweiſ't es augenſcheinlich, daß nur in der Perſon die Gattung, das Allgemeine dargeſtellt werden kann, daß alſo der wirkliche Menſch, die Verwirklichung oder wahre Producirung des Einzelnen der Zweck iſt. Der Zweck des Gemeinweſens und der Zweck jedes Einzelnen iſt in der Wahrheit, wie in der Liebe und im Staat derſelbe. Das Höchſte, was ſich erreichen läßt, iſt die Darſtellung dieſer Einheit in der einzelnen Perſon. Man liebt die Perſon, in der man dieſe Befriedigung findet. Die allgemeine Liebe iſt eine klingende Schelle, ſie läutet den Communiſten, wie früher den Chriſten zu dem erbaulichen Fanatismus, mit dem ſie jeden Einzelnen, auch ihren Freund und Wohlthäter, verfolgen, wenn er ſich ſtatt der allgemeinen, einer ſpeziellen Liebe hingibt.

Das blaſſe Allgemeine, die abſtrakte Gattung, die allgemeine Liebe ſtatt des wirklichen Individuums und ſtatt der liebenden Perſonen zum Zweck zu erheben, das iſt der Cardinal- und Wendepunkt, wo der Communismus in Tollheit überſpringt. Seine ganze Confuſion erklärt ſich aus dieſer abſurden Caprice für die hohle Allgemeinheit, Communauté, und gegen die volle Realität, die Welt der ſeparirten Einzelnen, welche Charaktere und egoiſtiſche d. h. ſich wirklich und reell fühlende Perſonen ſind. Es iſt nicht unrichtig das Allgemeine, als Vernunft und Liebe zu wollen, aber es iſt abſurd es anderswo zu ſuchen, als in den exiſtirenden, empiriſchen Perſonen.

Wer denkt bei dem Charakter, wer bei der Liebe, wer bei dem gebildeten Menſchen an den Vorwurf, welchen man mit dem Namen Egoiſt verbindet? Egoiſt im ſchlechten Sinn iſt jeder, der die andern nicht als Selbſtzwecke anerkennt, ſondern ſie mit Aufopferung dieſer ihrer Beſtimmung zu ſeinen Mitteln erniedrigt. Wer jedem Menſchen ſein Recht, Selbſtzweck zu ſein, zugeſteht, verſteht ſich ohne ſich ſelbſt zu vergeſſen, und zur Realiſirung dieſes Princips ſeinen ganzen Charakter entwickelt, der iſt kein Egoiſt, den man zu ſchelten hätte.

Der vernünftige Zweck jedes Einzelnen iſt unmittelbar der Zweck Aller.

Man muß den dummen, blauen Communismus bekämpfen, um den wirklichen Menſchen aus ſeinen myſtiſchen, reactionären Klauen zu retten und durch ſein Geſchrei den großen Zweck der Geſchichte: alle Menſchen durch das Ganze zu ihrer wahren Exiſtenz zu erheben, nicht compromittiren zu laſſen. Das Ganze aber iſt der Staat, nicht die myſtiſche Gemeinſchaft. Der empiriſche Menſch, dieſer und jeder, iſt der Zweck Aller. So kommt die lebendige und vernünftige Gegenſeitigkeit zum Vorſchein; und die Aufgabe iſt die, alle Inſtitutionen, die dieſem Princip widerſprechen, zu reformiren ohne die perſönliche Selbſtbeſtimmung zu zerſtören.

Der einzelne Menſch iſt nicht Organ, er iſt Zweck, und die Vereinigung Aller hat keinen andern Zweck, als daß jeder ſeinen wahren Zweck d. h. ſeine wahrhaft menſchliche Exiſtenz erreicht und behauptet.

Um den Leſer zu überzeugen, daß aus der unmöglichen Forderung, den Einzelnen ganz in das Gemeinweſen, den Egoismus in die myſtiſche allgemeine Liebe, den Privatbeſitz völlig in Gemeingut aufzuheben, die trennenden Verkehrsmittel wegzuräumen und den „unmittelbaren" Verkehr einzurichten, kurz aus der communiſtiſchen Attraction ohne alle Repulſion, ein bodenloſer, wüſter, ja wahrhaft roher Unſinn entſteht, dürfen wir nur Herrn M. Heß' Abhandlung über das Geldweſen noch etwas deutlicher ſprechen laſſen, als wir es ſchon gethan. Wir werden ſie jetzt begreifen und ſelbſt in der Confuſion, ſo groß ſie iſt, die Methode entdecken, da wir nach dem Bisherigen wiſſen, wo Alles hinaus will. Herr M. Heß beginnt: „Leben iſt Austauſch productiver Lebensthätigkeit."

Welch ein köſtlicher Unſinn! Kann man die Thätigkeit austauſchen? Kann ich dir meinen Huſten und du mir deinen geben? Und wenn du mich auch mit deinem communiſtiſchen Huſten anſteckſt, ſobald ich ihn habe und exercire, iſt er mein und dieſer iſt nie dein geweſen, du kannſt nicht für mich huſten und mich unterdeſſen für dich zu Stuhle gehen laſſen, du kannſt nicht meine Verdauung gegen deine Magenſchwäche austauſchen. Die Producte, die wir durch unſere Thätigkeit ans Licht bringen, können wir uns gegenſeitig zukommen laſſen; aber meine „productive Lebensthätigkeit" bleibt meine Bewegung. Selbſt wenn ich dir meine Gedanken gebe, ſo bekommſt du nur das Produkt und ich bewege dich nur zu derſelben Thätigkeit in dir, provocire nur deine Thätigkeit durch die meinige; und nun vollends die „Lebensthätigkeit!" Wenn ich mir vorſtelle, daß plötzlich ein Communiſt aus Herrn Heß' Schule herein tritt und mir zumuthet, meine Augen-, Ohren-, Fuß-, Gehirn-Thätigkeit gegen die ſeinige auszutauſchen, ſo werde ich in der That beſorgt, daß über dem Verſuch, auch nur Herrn Heß' erſten Satz zu realiſiren, alle unſere edelſten Organe in Gefahr gerathen würden.

Herr M. Heß, unſer verehrte Lehrer, würde vielleicht der junge „Semmig," „Matthäi," „Grün," oder „Weller" aus den Rheiniſchen Jahrbüchern ſagen, ſpricht aber auch gar nicht von zwei Lebendigen, ſondern von der innerlichen Bewegung in *Einem* Lebendigen. In der That? Ja, in ſeinem erſten Satz thut er dies noch; aber, meine Herren, zum Austauſch gehören *zwei*.

Doch laſſen wir dieſe Kleinigkeit! ſie iſt nicht die einzige Schwierigkeit bei der Sache. Die „produktive Lebensthätigkeit" des Herrn Heß tauſcht ſich ſelbſt aus. An wen? Gegen was?

Herr M. Heß iſt wirklich ein radikaler Handelsmann. Um den Organismus („den kleinen," meine Herren, damit wir in Ihrer Vorſtellungsweiſe reden) zum Vorbild der Verkehrswelt („des großen Organismus") zu machen, erhebt er den „*Austauſch*" zur Lebensbewegung, und um den „unmittelbaren," nach ſeiner Anſicht wahren Verkehr zu erreichen, läßt er („in beiden Organismen") die Lebens*thätigkeit ſelbſt*, nicht etwa die Subſtanzen, die von ihr erarbeitet und formirt worden ſind, austauſchen. Handelten aber auch im („kleinen") Organismus einfach die verſchiedenen Organe mit ihren verſchiedenen Produkten, ſo wäre die Definition immer noch ſchwer genug zu begreifen, da namentlich die ganze Ausfuhr aus dem Organismus, die doch auch durch ſeine Thätigkeit bewerkſtelligt wird, durchaus nicht „unmittelbar" gegen organiſche Produkte des Organismus ausgetauſcht wird. Sollte aber etwa bloß das Aſſimilirte Produkt genannt werden, was thun alsdann die edleren Organe, die nichts Aſſimilirtes in den Verkehr bringen?

Doch es ſoll eben im „unmittelbaren Verkehr die *Thätigkeit* unmittelbar ausgetauſcht werden.“ Dieſer abſurde Ausdruck über den „kleinen“ Organismus iſt entſtanden aus dem communiſtiſchen Ideal des großen, und Herr M. Heß erzählt nicht, wie es wirklich hergeht, ſondern wie er haben will, daß es hergehen ſoll; ſchade, daß dieſer Hergang im Kleinen, wie im Großen abſurd und unmöglich iſt.

Er fährt in ſeiner Privatphyſiologie fort: „der Körper jedes lebendigen Weſens, *zum Beiſpiel* des Thiers, der Pflanze, des einzelnen Menſchen“ — (dieſe ſind nur Beiſpiele, nicht alles Lebendige, weil nach der deutſch-kommuniſtiſchen Weisheit die Gattung auch noch der Organismus eines lebendigen Weſens iſt, der große „Sozialkörper,“ wie wir gleich ſehen werden) —, alſo „der Körper des Thiers iſt, *weil das Medium des Austauſches* der produktiven Lebensthätigkeit dieſes oder jenes Weſens, ſein unveräußerliches Lebensmittel, *Medium ſeines Lebens*, daher diejenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austauſches, auch ſeine edelſten, unveräußerlichſten Organe ſind z. E. Herz und Hirn.“

Alſo das lebendige Weſen iſt was Anderes als der Körper. Der Körper iſt nur ſein Lebensmittel, und *weil* Lebensmittel, darum Lebensmittel.

Dieſer Paſſus iſt logiſch und phyſiologiſch gleich lehrreich, beſonders für die armen Handwerker, die ſich um die Fundamente des Communismus bemühen! Und der Körper, das Lebensmittel, iſt „unveräußerlich." Wie ſo? Veräußert er ſich nicht fortdauernd ſelbſt? Er ſchuppt ſich, er mauſert, ſagt Schulz, er ſecernirt Alles, ſelbſt das Aſſimilirte wieder, und endlich ſtirbt er gar. Wie wär' er denn unveräußerlich? Wahrſcheinlich meint Herr Heß, ohne den Körper und ohne Herz und Hirn kann man nicht leben, ſein Gerede iſt aber ziemlich eines Hirnloſen würdig.

Er kommt nun zu ſeinem Schluß: „Was von den Körpern der kleinen, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten", (daß ſie nämlich „unveräußerliche Lebensmittel" ſind) „und es gilt ſowohl von den unbewußten" (die auch gar nicht einmal leben, alſo wohl eigentlich nicht hieher gehörten) „den ſogenannten Weltkörpern, wie von den bewußten, den ſogenannten ſozialen Körpern." Ein ſozialer Matroſe unter unſern ſozialen Leſern ruft von dem Maſtkorbe unſers ſozialen Schiffs: Land! ſoziales Land! Gott ſei Dank, daß wir auf Herrn Heß' eignes Gebiet gelangen, da wird er beſſer orientirt ſein, als in der Phyſiologie.

Er ſagt: „Die Atmoſphäre der Erde, das unveräußerliche Medium des Austauſches der irdiſchen Produktionen," — — auch die Atmoſphäre „unveräußerlich?" wie iſt das gemeint? Da wir auf ſozialem Boden angelangt ſind, ſo vermuthe ich, es iſt ſozial zu erklären. Herr M. Heß wird meinen: es ſchicke ſich nicht, in Geſellſchaft die Atmoſphäre in irdiſcher Richtung zu veräußern, während er nicht in Abrede ſtellen wird, daß ſie in himmliſcher Richtung auch in der beſten Geſellſchaft verinnert und veräußert werden darf und muß, um das Blut in der Lunge „auszutauſchen" — alſo, um mit Herrn Heß fortzufahren, die Atmoſphäre „iſt das *irdiſche* Lebenselement; die Sphäre (dagegen), in welcher die Menſchen ihre *ſoziale* Lebensthätigkeit mit einander austauſchen" (er bleibt dabei, daß man die Thätigkeiten austauſchen kann — vielleicht hat er eine Maſchine erfunden, womit er es möglich macht, man muß auf Alles gefaßt ſein — und nun vollends das beruhigende „ſozial" zu Lebensthätigkeit, es erinnert an ein gemeinſames Zweckeſſen) — alſo es hieß, „die Athmoſphäre iſt das irdiſche Lebenselement; dagegen die Sphäre, in welcher die Menſchen ihre *ſoziale* Lebensthätigkeit mit einander austauſchen — nämlich der Verkehr in der Geſellſchaft — iſt das unveräußerliche ſoziale Lebenselement." — Die „*unveräußerliche* Athmoſphäre! Das *unveräußerliche* Lebenselement!" — gut! an die Unveräußerlichkeit gewöhnt man ſich allmählig! aber nun chokirt mich wieder, daß der Verkehr die Sphäre des Austauſches, nicht das Austauſchen ſelbſt ſein ſoll, und dann „der Verkehr *in der Geſellſchaft*!" Da Herr Heß ein großer Logiker iſt, ſo ärgert mich ſelbſt dieſe kleine Nachläſſigkeit: „Verkehr *in* der Geſellſchaft", als wenn es auch noch einen Verkehr *außer* der Geſellſchaft gäbe. Ein anderer Rezenſent würde ſagen: „wir wollen dem Herrn Heß unſere Achtung damit beweiſen, daß wir ſeine Sätze ſo genau nehmen"; ich ſage das nicht: ich ſchlage Herrn Heß vor, einige Zeit auf den Sonnenſtein zu gehen, und dennoch halte ich es der Mühe werth, ihn ſo genau zu leſen, ich werde weiter unten ſagen, warum. Jetzt fahren wir noch ein klein wenig fort. Herr Heß ſagt: „Die einzelnen Menſchen verhalten ſich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austauſches ihres geſellſchaftlichen Lebens, wie ſie ſich als unbewußte Individuen, als Körper, *zur Sphäre des Austauſches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit*, zur Athmoſphäre der Erde verhalten. Sind ſie von ihrem ſozialen Lebensmedium getrennt, ſo können ſie eben ſo wenig leben, wie ſie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluft entzogen iſt — körperlich leben können. *Sie verhalten ſich zum ganzen Geſellſchaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums.* Sie ſind todt, wenn ſie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben beſteht nur im gegenſeitigen Austauſch ihrer produktiven Lebensthätigkeit, nur im Zuſammenwirken, nur im Zuſammenhang mit dem ganzen geſellſchaftlichen Körper."

Welch ein Aufwand von Gelehrſamkeit, um zu ſagen, der Menſch kann nur in Geſellſchaft Menſch ſein, und erſt das Zuſammenwirken der Menſchen bringt ihr wirkliches Leben zu Wege! Aber der Aufwand hat nicht dieſen rationaliſtiſchen Zweck, der Einzelne ſoll wirklich Organ und das Ganze ein wirklicher Organismus, der „*Geſellſchaftskörper*," ſein; daß er von Zuſammenwirken ſpricht, welches keineswegs „Austauſch der Thätigkeit" wäre, ſondern nur vereinigte Thätigkeit, iſt ein momentaner Rückfall in's alte Bewußtſein, ein lichter Augenblick.

Aus dem myſtiſchen „Thätigkeitsaustauſch," aus der „Liebe, die noch erſt einzuführen iſt," aus dem „Geſellſchaftskörper," der ein Organismus und in dem jeder Einzelne nur Organ iſt, folgert er nun, „daß wir bis jetzt nur vereinzelt leben, wie die Thiere. Der Verkehr, meint er, beginnt als „Raubmord" dann läßt man den Menſchen leben als Sklaven, endlich wird der Raubmord geregelt und es iſt dahin gekommen, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unſere Thätigkeit, unſere Produktionskraft, unſer Vermögen, uns ſelber verſchachern — daß der Kannibalismus, der gegenſeitige Raubmord und die Sklaverei, womit die Geſchichte der Menſchheit begonnen hatte, zum Prinzip erhoben wurde." „Wir Alle ſind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — Kannibalen, Raubthiere, Blutſauger." — „Unſere Vorfahren waren Grasfreſſer, wir ſind Blutſauger. Geld iſt das ſoziale Blut, das vergoſſene Blut." — „Was Gott für die theoretiſche Welt, das iſt das Geld für's praktiſche Leben der verkehrten Welt: das entäußerte Vermögen, ihre verſchacherte Lebensthätigkeit."

Wie der Verkehr, ſo ſoll auch das wahre Eigenthum das unmittelbare ſein, ſein Charakter iſt nach Herrn M. Heß „das innerliche Verwachſenſein von Beſitzer und Beſitzthum." Und doch wird ſelbſt Herr Heß Manches, wenn auch noch ſo ungern beſitzen müſſen, mit dem er nicht innerlich verwachſen ſein möchte, z. E. ein Hemde, eine Hoſe, einen Stuhl, vielleicht auch noch eine Knackwurſt; und es iſt bekannt, wie viel Verdruß die Knackwurſt jenem Manne gemacht, als ſeine Frau ſie ihm an die Naſe wünſchte, mit der ſie ſofort „innerlich verwuchs."

Kann man abſurder ſein, als die Aeußerlichkeit und Transcendenz der beſeſſenen Dinge abſchaffen zu wollen, da es doch der Begriff des Dinges überhaupt iſt, daß es etwas Aeußerliches, nicht Ich iſt? Alles, was innerlich mit mir verwachſen iſt, bin ich ſelbſt und das

erhältniß von Beſitzer und Beſitzthum hört auf, wo
e Aeußerlichkeit aufhört.

„Der Grund gegen das Geld, daß es alle Thätig-
t in ſtarrer Geſtalt, als todtes Weſen, als Ding, „als
s von ſeinem Produzenten abgetrennte Produkt“ dar-
lle, iſt kein Grund. Das Geld, einestheils Waare
d Produkt wie jedes andere Produkt, dann aber auch
ichen, Begriff, geltende Beſtimmung, Dekret der Ge-
inde, es ſoll Repräſentant der meiſten Thätigkeiten
d aller Produkte, ausgenommen der Menſchen ſelbſt
a.

Wird der Satz durchgeführt, daß der Menſch ſelbſt
ne Waare, kein vom Golde zu repräſentirendes Ding,
dern ein unſchätzbares Weſen iſt: d. h. wird nicht
Aeußerlichkeit dem Gelde, ſondern die Veräußerlichkei
Menſchen genommen, genauer geſagt, wird kein
rhältniß geduldet, in dem der Menſch, d. h. irgend
Menſch zum Mittel erniedrigt wird, ſo iſt das Geld
Tauſchmittel kein Hinderniß. Kann man ſich keine
aven-Dienſte mehr kaufen, ſo kann man auch durch
Geld keine neue Sklaverei wieder einrichten.

Der Mißbrauch des Geldes liegt vor, der Miß-
uch des Eiſens, der Vernunft, des Vertrauens, der
e ſelbſt, — der Mißbrauch von Allem liegt vor.
et ſich nun ein permanenter Uebelſtand z. E. Unter-
ung der Menſchen durch die jetzige Form der In-
ie, des Handels, des Staats, ſo iſt es ganz recht,
der Socialismus fordert: Man mache den Men-
n zum Prinzip und zum Zweck, alles an-
e zum Mittel, das dieſem ſouveränen Zwecke
dient! — Aber man wüthe nicht, wie ein Toller
n Vernunft und Begriff, gegen alle vernünftige Be-

deutung der Dinge, ſondern wenn man ſo viel Wuth in den Adern hat, ſo wende man ſich gegen ihren Mißbrauch und ihre unvernünftige Geſtaltung.

Mit einem Wort, ihr Communiſten, wir geben euch weder den Staat, noch die Freiheit der Individuen preis, wir wünſchen vielmehr auch euch, ſo unwirſch ihr auch ſeid, wieder vernünftig und zu wahren Menſchen mit einem anerkannten, verſtändigen Zweck zu machen. Helfen könnt ihr uns nicht mehr, dazu habt ihr euch zu ſtark blamirt; aber vielleicht können wir euch helfen, daß ihr wenigſtens privatim euren Verſtand wieder erlangt; vielleicht!

Der deutſche Communismus hat über ſeiner ſocialen Gelahrtheit den Verſtand verloren, und dieſer deutſche Communismus iſt ein Sohn des franzöſiſchen? Er iſt der confuſe Sohn des ſchlichten Vaters, der gelehrte Metaphyſiker, über den ſich der einfache Erzeuger wundern wird, wenn er zu Hauſe kommt.

Der Communismus will die Maſſen befreien und die Maſſen in Bewegung ſetzen; die Gelahrtheit ſetzt keine Maſſen in Bewegung, und wenn die Communiſtenväter erſt anfangen, den populären Boden zu verlaſſen, ſich in die Metaphyſik oder gar in das Griechiſche zu werfen, und wie Herr M. Heß, mit „Gattungsmenſch," ‚Gattungsact," „Anthropophagie" und „Theopophagie" (warum nicht lieber Theopopophagie?) um ſich zu werfen; ſo kann die Polizei ruhig ſchlafen; weder der reiche Anthropos, noch der alte Theos wird auf ſolche Stichworte und ſolche Heſſiſche Ausführungen, wie wir ſie mitgetheilt haben, von den armen Leuten verzehrt werden.

Die Gelehrten führen den Kommunismus nicht ein. Herr M. Heß erinnert ſich umſonſt der Hegel'ſchen Logik, er hat ſich vergeblich zu ſeiner neugriechiſchen Gelehrſamkeit aufgeſchwungen. So muß man nicht reden, wenn man verſtanden ſein will. Es iſt mit Herrn Heß wie mit jenem Thierarzt, der zu einem Pferde mit faulen Hufen geholt wurde und zu dem Bauer ſagte: „Man ſtelle die Extremitäten dieſes Thiers in ein günſtigeres Medium!“ ohne Zweifel wäre das Thier ganz verfault, wenn man dem Bauer die Gelehrſamkeit des Doktors nicht in's Deutſche überſetzt hätte. Das andere Medium, welches die metaphyſiſch-communiſtiſchen Aerzte unſrer Geſellſchaft verlangen, wäre es blos Gütergemeinſchaft, es wäre eben ſo verſtändlich, als die trockne Streu des Thierarztes; das neue Lebensmedium aber, welches Herr Heß erfunden hat, nämlich der „unmittelbare Verkehr“ und die „communiſtiſche Liebe“ wird nicht deutlicher, wenn man ſie in eine gemeinverſtändliche Sprache überſetzt, im Gegentheil, dann zeigt ſich ihre Confuſion erſt in ihrer ganzen Größe.

Bei alledem iſt es klar, erſt durch den „Theopophagen“ und unfreiwilligen Anthropophagen Heß iſt der Communismus deutſch geworden, d. h. wie unſere übrige Schulfuchſerei ein ungenießbarer blauer Dunſt, der einigen unſchuldigen Jünglingen in das ſchwache Gehirn geſtiegen iſt, mit dem aber weder politiſche, noch ſoziale Umwälzungen hervorgebracht werden. Aber die Doktrin des Herrn Heß iſt mehr als eine rein perſönliche, ſie iſt die Konfuſion und Myſtik der ganzen Sekte, und wenn eine ganze Geſellſchaft toll wird, ſo darf man immer darauf rechnen, daß dieſe Tollheit Methode hat.

Auch der Succeß einer Sekte hängt zunächst nicht von dem vernünftigen Element ihrer Doctrin ab. Iſt die totale Oppoſition gegen die Welt einmal durch irgend ein Bedürfniß motivirt, ſo darf ſie ſich jede Tollheit erlauben, wie man dies in der Religionsgeſchichte berichtet findet und noch heute von jedem orthodoxen Querkopf hören kann. Wo die geſellige Noth ſich fühlbar macht, da wird die Verheißung einer beſſeren Geſellſchaft immer Anklang finden; aber der Communismus hat es nicht ſo leicht, als das Chriſtenthum. Die ewige Seligkeit kann weder controlirt noch realiſirt werden; die irdiſche Glückſeligkeit, wenn ſie verheißen wird, muß auch gewährt werden. Eine Weile erträgt man auch für dieſe Ausſicht die abſurdeſten Dogmen; ſchiebt ſich dann aber die Erfüllung zu lange hinaus, ſo verlieren die Doctrinärs ihren Kredit.

Auch der Saint-Simonismus intereſſirte zu ſeiner Zeit lebhafter, als die Abſurdidät ſeiner Doctrinen erwarten laſſen ſollte. Man hatte den richtigen Inſtinkt, daß er ein praktiſches Bedürfniß ausdrücken werde, da er trotz ſeiner mangelhaften Gedanken ſo viel Anhänger zum Theil unter den ausgezeichneten Köpfen fand. Es war ein Experiment und am Ende mißglückte es.

Nun war plötzlich die Erſcheinung nicht mehr werth, als ihre Theorie. Kann eine Richtung Anhänger gewinnen, ſo mag ihre Doctrin ſo abſurd ſein, als ſie will, man wird ihre Wichtigkeit anerkennen, wie man Katholiken, Juden, Muhamedaner und gläubige Proteſtanten anerkannt, ja, die Welt erwartet gewiß allemal eher eine Dummheit, als etwas Vernünftiges, wenn eine neue Bewegung Glück macht; wo die gehörige Doſis von

Beſchränktheit fehlt, wird die arme Menſchheit nicht wa-
en ſich anzuſchließen.

Ein Pfaffe iſt deswegen mächtiger über die Maſſen,
s ein Philoſoph. Lege die Dummheiten der Menſchen
, und ſie trauen Dir nicht mehr. Geht aber eine
chtung unter, ſo iſt gewiß ihre Doctrin an ihrem Un-
gange ſchuld; und findet ſich, daß ſie ſehr vernünftig
veſen, nun ſo war es eben die Vernunft, welche die
lt, wie jener Atheuer den gerechten Ariſtides, nicht
agen konnte.

Vielleicht war es das Schickſal der Saint-Simoni-
en Sekte, welches in Deutſchland ein gleiches In-
e für den Fourierismus nicht aufkommen ließ. Erſt
Communismus, von dem die einen fürchteten, die
rn hofften, er werde die Maſſen ergreifen, hat wie-
ebhaft intereſſirt, und dadurch auch die früheren
en Bewegungen von neuem in Anregung gebracht.

Auf dieſe Weiſe iſt in Deutſchland ein unbefange-
Socialismus neben dem excluſiven ſektireriſchen, der
rnämlich als Communismus präſentirt, entſtanden.

Das Wahre in der Sache iſt das Problem der
en Befreiung, der Emancipirung der
drückten Volksklaſſen. Darauf arbeitet die
hte jetzt augenſcheinlich hin.

mit iſt aber der excluſive Socialismus und vor-
der Communismus lange nicht zufrieden. Er
n dem Problem überall ſofort zum Experi-
übergehen und verſpricht die definitive Löſung
chwierigkeiten — der Fourierismus durch ſeine
erien, der Communismus durch Gütergemein-

ſchaft. Beide wollen durch die Befreiung von allen Uebelſtänden der civiliſirten Geſellſchaft allgemeines Glück und allgemeine Befriedigung zu Wege bringen. Sie faſſen alſo die Freiheit poſitiv und ökonomiſch. Sie dringen von dem Forum in das Haus und werfen die alten Penaten von dem Heerde herunter. Die Sphäre der Freiheit totaliſirt ſich.

Mit der poſitiven Faſſung, den Menſchen in allen ſeinen Verhältniſſen zu ſeiner wahren Exiſtenz zu bringen und folglich mit der Totaliſirung des Reiches der Freiheit, muß man einverſtanden ſein.

Dagegen iſt den excluſiven Sozialiſten vorzuwerfen, daß ſie, wie die erſten Chriſten, die politiſche Freiheit, den Staat und die alte Religion ohne Weiteres fallen laſſen. Sie verheißen einen neuen Himmel, nicht eine imaginäre, ſondern eine reelle, *die ökonomiſche Glückſeligkeit*, die jedes geiſtige Glück, Freiheit, Bildung, Kunſt von ſelbſt in ihrem Gefolge haben werde.

Ihre fixe Idee iſt, daß ſie das allgemeine Heilmittel aller Leiden der Erde entdeckt und im Beſitz haben. In dieſem Hochmuth brechen ſie mit der politiſchen Partei, mit „der ganzen alten Welt,“ und erwarten von der unbekannten, noch nicht hervorgetretenen Welt „der Proletarier,“ daß dieſe mit ihnen „die glückliche Welt“ unmittelbar einrichten werde.

Sie überſehen, daß ſie zur Einrichtung ihrer „glücklichen Welt“ nicht durch Ignorirung und theoretiſche Verwerfung, ſondern erſt durch wirkliche Beſiegung der jetzigen „verkehrten“ Welt gelangen können. Sie zeichnen ihre Niederlagen gegen die Gensdarmen, die doch auch Proletarier ſind, auf, ſie erzählen das Scheitern ihrer Propaganda an den Polizeidekreten der „alten Welt,“ aber ſie geben nicht zu, daß der politiſche Kampf der Mühe werth ſei, und Herr M. Heß räumt der jetzigen „verkehrten“ Welt höchſtens noch einen Beſtand von 10 Jahren ein; bis dahin wird ſie ſich durch ihre eigne unnatürliche Induſtrie von ſelbſt zerſtören.“ Herr Maler Köttgen, ein zweiter Redner in den Elberfelder Verſammlungen, acceptirt „die Arbeit der Liberalen und Radikalen höchſtens als eine Steinbrecher- und Handlangerarbeit zum großen Bau des wahren Menſchenglücks.“ *) Wie glücklich iſt Herr Köttgen, daß er bei dieſem Bau ein Maurer und ein Maler iſt!

Herr Köttgen und Herr Heß wären in den Elberfelder Verſammlungen auch ohne Zweifel weiter mit der „Menſchenbeglückung“ gekommen, als ſie gekommen ſind, wenn nicht „Sr. Hochwohlgeboren, der Herr Oberbur-gemeiſter von Carnap im Auftrage der Königl. Hochl. Regierung“ die weitere Beglückung der Elberfelder ſelbſt chon durch die Theorie des Communismus unterſagt ätte.

Herr Köttgen, der Maler und Herr Heß, der Theo-ophage erklären nun, „von ihren guten Abſichten und iedlichen Beſtrebungen“ durchdrungen, „die ja auch

---

*) Wie dieſe unbekannte Größe, Köttgen, dazu gelangt iſt, t einem Satz über alle dieſe Beſtrebungen der Politiker hin-gzukommen, wiſſen wir nicht anzugeben. Wenn die kommu-tiſchen Jünger mit der Praxis ſo ſchnell fertig würden, wie t der Theorie, ſo hätte ſchon mit dem Jahr 1845 eine neue trechnung beginnen müſſen.

Herr von Carnap eingeſehen habe," „könnten ſie ſich das Verbot nur durch ein Mißverſtändniß erklären und hofften, daß eine ſchriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß ihrer menſchenfreundlichen Abſichten" („nämlich der jetzigen „Kannibalenwirthſchaft" ein Ende zu machen") „eine Hochl. Regierung veranlaſſen werde, das Verbot wieder aufzuheben." Sie trauen plötzlich dem Staat alles mögliche Gute zu und appelliren an die politiſch liberalen Steinbrecher, die etwa in der Regierung ſitzen: und doch hatte Herr Heß in ſeiner Rede den Staat als Beſchützer des gegenwärtigen „raubmörderiſchen Verkehrs, ziemlich deutlich eine Mördergrube genannt. Thut Alles nichts, ſie finden jetzt: „ſie hätten nur nachgewieſen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Recht für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe, ſie haben eine beſſere, heiligere (?) Behandlung der Liebe gefordert." „Endlich, ſagen Sie, haben wir nicht die Revolution, **die wir ſelbſt haſſen und verabſcheuen**, ſondern die Lehre aufgeſtellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müſſe, ſie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachſenden Armuth und Laſterhaftigkeit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen werde. Wir haben dieſe Mittel gefunden." Nun kommen die Mittel, die Herr Heß und Herr Köttgen gefunden haben, ſie ſind ſämmtlich politiſche und beide Männer verläugnen den Communismus, der noch den Tag vorher die einzige Rettung der Menſchheit war, Herr Heß und Herr Köttgen werden plötzlich, blos weil ſie mit dem Bürgermeiſter von Elberfeld zu reden haben, aus großen Baumeiſtern am Menſchenglück elende „liberale Steinbrecher.“ Sie ſagen: „wir haben dieſe Mittel gefunden in einer Reorganiſation des Armenweſens, in der Gründung großer Nationalwerkſtätten und landwirthſchaftlicher Kolonieen, verbunden mit allgemeinen unentgeldlichen Erziehungsinſtituten.“ O ihr Fourieriſten! Und das „Geld,“ und die „Kannibalen,“ und die „Blutſauger?“ Sollen die „Kannibalen“ Schule halten?

„Wir, fahren unſere Abtrünnigen fort, haben die Ausführung dieſer großen Maßregel mittelſt einer progreſſiven Vermögensſteuer empfohlen. Allerdings würde er egoiſtiſche, habſüchtige Privaterwerb durch ſolche Maßregeln beſchränkt und am Ende ſogar aufgeho- en, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung nd einer für jeden Stand erwünſchten Weiſe gefördert erden.“

So? Wenn der König es dahin gebracht hat, wo Rehemet Ali ſteht, ſo denkt ihr hättet Alle gewonnen?

Und nicht blos den Staat d. h. unſern Preußiſchen, nen Staat comme il faut; auch den Ständeunterſchied ßt ihr euch gefallen? Und die Stände ſelbſt nach Auf- bung des Privaterwerbs durch den einzigen Privat- genthümer, den König? Alles laſſen ſie ſich gefallen, enn nur Allen alles genommen wird. Dies iſt der orwurf, den man ihnen macht, wenn man denkt, ſie ollten nur die Reichen arm machen. Mußtet ihr denn weit herunterſteigen, daß ihr Aegypten für euer Ideal lärtet? Elende „Politiker!“ „Steinbrecher!“ „Hand- nger!“ Handküſſer! geht!

Und zum Schluß hegen ſie „die Ueberzeugung, daß ne Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen nne.“

Elende „Philoſophen!“ die ihr „antediluvianiſches Gethier“ nennt. Habt ihr es heute vergeſſen, was ihr geſtern predigtet: „daß man von der Freiheit und Vernunft ſo lange vergebens reden wird, als der praktiſche Egoismus noch exiſtirt?“ — Und kein Sterbenswörtchen von dem Sozialismus und Communismus, von der Ohnmacht der Philoſophie und Politik, die geſtern beide noch unter aller Würde waren? — Petre Heß, ehe der Hahn dreimal gekräht hatte, ſollteſt du den Communismus zweimal verleugnen, einmal als Politiker und dann als Philoſoph oder „als Narr der Wahrheit.“ Indeſſen, auch Petrus ward, trotz dem der Fels der Kirche. Herr Püttmann erklärt, Herr Heß habe ihn ermächtigt, bekannt zu machen, Herr Heß und ſeine Freunde würden ſich fortan Communiſten nennen, Herr Heß habe den Namen bisher nur aus äußern Rückſichten gemieden.

Herr Engels, der ebenfalls in Elberfeld geſprochen, vermied das Rencontre mit dem Bürgermeiſter, er war abgereiſ't. Herr Engels unterſcheidet ſich vortheilhaft von allen Schriftſtellern dieſer Richtung durch ſeinen nüchternen praktiſchen Blick. Er macht ſich am wenigſten Illuſionen. Seine Kritik der Induſtrie und des Handels beruht auf Sachkenntniß, ſeine Forderungen in den Elberfelder Reden gehen von vornherein an den Staat. Seine Kritik der ökonomiſchen Lage Deutſchlands iſt ſehr zu beachten. Engels iſt überzeugt, daß die engliſche Induſtrieentwickelung die ſoziale Revolution erzeugen und die Frage durch eine große Kriſis löſen wird, er hat das wiederholt zu beweiſen geſucht. Er kennt die Lage Englands durch eigne Anſchauung. Vielleicht, daß er Recht hat, vielleicht, daß auch ihm der communiſtiſche Glaube an den jüngſten Tag einen Streich ſpielt und ihm „den Untergang der alten Welt“ in der Phantaſie näher rückt, als er in der Wirklichkeit iſt.

Eben ſo wie die Elberfelder Verſammlungen, ſcheiterte der Berliner Localverein und der allgemeine Hülfs- und Bildungsverein in Köln an den Verordnungen der politiſchen Behörden. Merkwürdig iſt dies an ſich durchaus nicht; nur das iſt wunderbar, daß die Communiſten alle dieſe Thatſachen ſammeln und publiziren, aber keineswegs daraus den Schluß ziehen, wie unumgänglich der politiſche Kampf iſt. Im Gegentheil, Angeſichts dieſer Thatſachen und mitten in der religiöſen Bewegung Deutſchlands erklären ſie friſchweg: „die Zeit der politiſchen und religiöſen Revolutionen iſt vorüber!“

Iſt es keine religiöſe Revolution, daß plötzlich die Katholiken vernünftiger werden, als die Proteſtanten, und daß ein großer Theil der Proteſtanten von der Bibel ab und ebenfalls der Vernunft zufällt? Iſt die Politik vorüber, die mächtig genug iſt, euch, die Herren der ganzen geiſtigen und materiellen Welt, durch den Bürgermeiſter von Elberfeld und einige nicht bekehrte Proletarier in Uniform zum Schweigen zu bringen? Die Politik exiſtirt ſehr ernſtlich und nur die religiös und politiſch operirenden, nicht die kraſſen und excluſiven Sozialiſten werden glücklich mit ihrer jetzigen Exiſtenz fertig werden. Iſt die Religion ſozial, ſo können nur die es ihr beweiſen, die in ihrer Sprache zu reden nicht verſchmähen, iſt es die Politik, und ſie iſt es nicht minder, ſo können nur die ihre Wahrheit entwickeln, die mit ihrer Unwahrheit direkt in Kampf treten. Wer es jetzt aufgibt, die Welt für ſeine Theorie zu gewinnen, der glaubt weder an ſeine Gedanken, noch an ſeine Augen. Die Theorie, an die ich glaube, iſt meine Religion, die Religion des Volks iſt die Theorie, an die das Volk glaubt. Es iſt eine Tollheit an Einrichtungen zu glauben, die mit Ignorirung der allgemeinen Theorie, d. h. der Religion und der exiſtirenden Praxis, d. h. des Staats gemacht werden könnten. Die neue Theorie und die neue Einrichtung können die alte Form der Religion und des Staats überliſten, ignoriren können ſie keine von beiden.

Ueberall alſo, wo ernſtlich von der Emancipirung der unterſten Schichten der Geſellſchaft die Rede ſein ſoll, muß der Staat ſich theoretiſch und praktiſch umgeſtalten. Er muß anders denken, als er es in der himmliſchen Religion ſeiner Unterthanen und in den irdiſchen Dogmen ſeiner Oberthanen thut, und er muß ſo zemlich das Gegentheil von dem wollen und thun, was er jetzt in Wahrheit will und thut. Wenn er jetzt durch die Kraft des Ganzen den Zweck dieſes oder jenes Menſchen ausführt, ſo hat er in Zukunft den Zweck eines jeden ins Auge zu faſſen.

Weil das Ganze in ſeiner Hand liegt, ſo iſt er unumgänglich, und ſelbſt wenn er aufhörte zu exiſtiren, wie die Communiſten ſich's vorſtellen, ſo wäre dies eine „politiſche Revolution," erſter Größe.

Und wenn es nun gar gelänge, die „Menſchheitsbeglückung durch Gütergemeinſchaft", das „Prinzip der Liebe ſtatt des jetzigen Egoismus" ohne Kampf mit den politiſchen Gewalten ins Leben einzuführen, wäre damit nicht die größte religiöſe Revolution, die Verſetzung der himmliſchen Seligkeit auf die glückliche Erde, ausgeführt?

Die Polemik der Kommuniſten gegen die Politiker
ſpringt aus ihrem religiöſen Tic. Sie denken, die
nomiſche Religion, das Evangelium des irdiſchen
ücks, auch ohne die Weitläuftigkeiten der Politik auf
geraden Wege der Noth und der Verkündigung durch-
tzen. Ihre Verachtung der religiöſen Revolutionen
pringt aus dem Bewußtſein, daß in ihrem irdiſchen
ngelium ja ohne Weiteres das himmliſche aufgeho-
iſt.

Beide Rechnungen haben den Fehler, daß ſie die
ze außer ihrem Kopfe und ihrem Kreiſe exiſtirende
lt nicht mit in Anſatz bringen. Dies iſt die Il-
ion aller Sektirer. Wer dagegen die ganze
itlage und die Gedanken, ſelbſt der Gegner, mitbe-
ſichtigt, denkt als Politiker bei ſeinen Reformplänen.

Die Communiſten ſind ſo ſehr in ihrem ſpezifiſchen
ankenkreiſe feſtgebannt, daß ſie außer der Politik und
gion auch noch die Theorie (als Philoſophie und
ſenſchaft) zum Henker ſchicken. Herr M. Heß, der
iarch der deutſchen Communiſten, ſagt in ſeiner El-
lder Rede: „die Theorie kommt mit der Dumm-
und Bosheit nie zum Ziele. Bilden wir uns nicht
die Welt durch unſere Ideen zu bekehren. Der
mmunismus iſt keine Theorie, er iſt der
luß der Entwickelungsgeſchichte der Ge-
ſchaft.“

Nun kommt er auf dieſen Schluß, d. h. auf Eng-
und zeigt, wie es im Uebermaß ſeiner Induſtrie
t und mit Rieſenſchritten ſeinem Untergange ent-
ngeht. „Die Welt würde in Barbarei verſinken,
er fort, wäre nicht eine höhere Idee, eine an-

dere Weisheit, als die des Privategoismus und des Privaterwerbs — der Communismus — da. Die Welt, das Leben ſelbſt, hat dieſe Idee erzeugt, wir wollen ſie nur ſo weit entwickeln, daß ſie einſt zur Rettung dienen kann.“

Herr M. Heß iſt nach Fouriers Vorgange ein Feind der Philoſophen. Der Kommunismus, zu dem er ſich bekennt, darf alſo keine Philoſophie, keine Theorie ſein. Alle Theorieen haben ja bisher zu nichts d. h. nicht zum allgemeinen Glück geholfen; alſo iſt der Communismus etwas anderes, als Theorie, er iſt — „das Produkt der Induſtrieentwickelung.“

Vortrefflich! aber da er noch nicht ausgeführt iſt, ſo iſt er doch vor der Hand noch Theorie. — „Nein, ſagt Herr Heß, er iſt eine „höhere Weisheit“, aufgeſpart für den Moment des Weltuntergangs zunächſt in England, wo er dann als Retter hervortreten und ſtatt des Egoismus die Liebe proklamiren wird.“ — Man kann es nicht beſſer wünſchen. Aber mag die Weisheit noch ſo weiſe ſein; in dem Augenblick, wo ſie alle retten will, muß ſie nothwendig alle „zu ſich d. h. zu ihrer Theorie bekehren.“

Wie Herr M. Heß durch ſeinen Zuſammenſtoß mit dem Bürgermeiſter von Carnap in die Politik und Religion, ſo fällt er hier in die Theorie und in demſelben Augenblick, wo er ſich dagegen wehrt, in die Bekehrungsverſuche zurück, ganz ſo, wie der Pater Lacordaire, der mit der Vernunft gegen die Vernunft predigt.

Herr M. Heß hat das richtige Gefühl, daß mit ſeiner Theorie und vornämlich mit der, die ihm eigenthümlich iſt, mit der Theorie von dem „Austauſch der

Thätigkeiten" keine großen Sprünge zu machen ſind, Herr Heß will daher, wie oben den „unmittelbaren Verkehr", ſo hier augenſcheinlich „die unmittelbare Praxis." Aber da Herr Heß in ſeiner Theorie ſo unpraktiſch iſt, ſo wird er ſchwerlich in der Praxis glücklicher ſein. Seine Gedanken könnte ſelbſt Praxiteles nicht ausführen.

Wer das Heil der Welt von unſern deutſchtheoretiſchen Communiſten erwartet, muß ſie für viel klüger halten, als ſie ſind; wer es aber von ihrer Dummheit erwartet, — was auch ein Geſichtspunkt iſt, — der muß hoffen, daß ſie aufhören, ſich durch ihre Theorieen zu blamiren und in der That durch andere Mittel, als durch Theorie und Vernunft zu ihrem Ziele kommen.

Es fehlte der deutſchen Welt grade noch dieſe Confuſion und dieſer blaue Dunſt, um ſich in der Wirklichkeit Naſe und Ohren abſchneiden zu laſſen und hinter dem Rücken der Politik in der Theorie glücklich und frei zu ein. O vanitatum vanitas!

2. Brief.

An . . z . . . r.

Lieber Freund!

Ihr Geſchenk hat eine große Wirkung hervorgeracht, es kam grade zum Feſt und die Empfängerin rief wiederholt aus: Wie lange habe ich nichts geſchenkt bekommen und nun ſo ſchöne Sachen! Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht und eine große Freude angeſtiftet. Doch wie kann ich Ihnen, „der Sie nicht mehr an die Kategorie des Eigenthums glauben," dieſe craſſen Wirkungen des neuen Eigenthums ſo lebhaft ſchildern! Immer vergißt man ſich doch und redet noch die alte Sprache der „alten egoiſtiſchen Welt" ſtatt der gemeinnützigen Sprache, in welcher die Kategorieen: „Staat, Eigenthum, Recht, Moral, Civiliſation, Handel, Induſtrie und Religion" verſchwunden ſein werden! Nicht wahr? Es geht einem, wie dem Atheiſten, der Gott ſei Dank! ſagt, weil er noch keinen neuen Stoßſeufzer hat.

Mit den Kategorieen, lieber Freund, wollten wir wohl umſpringen; nicht umſonſt haben wir ihre Dialektik und ihre Auflöſung in einander ſtudirt. „Beweiſen" konnten die alten Sophiſten alles, „auflöſen" können wir alle Kategorieen; immer langt die Beſtimmtheit nicht aus, um die Wahrheit auszudrücken und das Weiterbeſtimmen reißt Alles in den ewigen Wirbel der Welt und des Geiſtes hinein. Aber wie ſchlimm iſt es mit den Exiſtenzen! Wie langwierig, bis die Alten den Jungen und bis die dummen Jungen den klugen Jungen Platz machen! Es freut mich nur noch, daß Sie zwiſchen den Kategorieen, die Sie ſicher im Kopf und den Menſchen und Dingen, die Sie nicht ſogleich in Ihrer Gewalt haben, unterſcheiden. So kommen wir vielleicht noch zuſammen.

Ich bin entſchieden reactionär gegen die Sophiſten und Communiſten. Ich verlange, daß die Dialektik ein Gewiſſen und der Communismus Ehre und Achtung vor der Perſönlichkeit anderer ehrenhafter Leute im Leibe haben ſoll.

Das Gewiſſen der Dialektik iſt die wahrhaft allgemeine Vernunft, es iſt die ſichere Ueberzeugung, durch alle Entwickelung nur immer wieder zu ihr zurückzukehren, es iſt der Univerſalismus Hegels der auch in dem Verrückteſten die Vernunft nachwies. Das Beſtreben, in allen Exiſtenzen, die Vernunft zu erkennen, wodurch ſie beſtehen, iſt billig; es kann einſeitiger Optimismus werden; aber das Proclamiren der problematiſchen Vernunft, die man in dem Beſtande erſt ſuchen muß, heißt nicht das Unvernünftige in der Welt ignoriren, es heißt von der Unvernunft ausgehen, um zur Vernunft zu gelangen. Dagegen iſt es eine gefliſſentliche Unterdrückung unſeres eigenen Bewußtſeins von der Vernunft in den Dingen, wenn wir mit einſeitiger Dialektik *nur* die Unvernunft in allen Exiſtenzen nachweiſen. Manche Parthieen der Fourierſchen Kritik der Civiliſation, in der alle Kaufleute Diebe und alle Ehemänner Hahnrei's genannt werden, und die daraus entnommenen Sophiſtereien der deutſchen Communiſten ſind von dieſer Art. — Die Wirklichkeit wird nie dem Ideal entſprechen. Daraus folgt aber *nicht die Zerſtörung*, ſondern die fortdauernde Idealiſirung der Wirklichkeit. Den Staat, die Familie, die Religion nach ihrem Weſen und Begriff reformiren, heißt der Vernunft und Unvernunft in ihnen zugleich Rechnung tragen; den Staat, die Familie, die Religion überhaupt negiren, weil alle dieſe Exiſtenzen die Wahrheit mangelhaft darſtellen, heißt unvernünftig und fanatiſch verfahren. Wer einer Begeiſterung für eine reinere Wahrheit folgt, verliert die alte Religion, die Religion überhaupt verliert er nicht; wer den Staat oder die menſchliche Geſellſchaft vollkommener und gründlicher ihren Zweck erreichen lehrt, hebt die Kategorie Staat oder den Staat überhaupt nicht auf; wer das Eigenthum zu dem macht, was es zu ſein beſtimmt iſt, zur Baſis der Freiheit jedes Einzelnen im Ganzen, der hebt das Eigenthum nicht auf, er realiſirt es erſt.

Der Communismus aber will das Allgemeine im Allgemeinen realiſiren; er abſtrahirt von der Realiſirung deſſelben in dem einzelnen Menſchen. Er nimmt dem Einzelnen die Selbſtbeſtimmung. Die Ehre des Einzelnen durch die Verwirklichung des Allgemeinen ſchließt er aus, den Eigennutz, eine ſolche Verwirklichung zur Anerkennung zu bringen, kennt er nicht. Stirner hat ganz recht, wenn er ihm vorwirft: „dem Communismus ſeien alle Menſchen Lumpe.“ Richtig iſt es, alle Lumpe zu Ehren zu bringen, unrichtig alle Menſchen von Ehre zu Lumpen herabzuwürdigen, nur damit alle gleich verſorgt und gleich zur Arbeit angehalten würden durch — die wohlweiſe allgemeine Geſellſchaft; als wenn ſich das Allgemeine als Allgemeines beſtimmen und entſchließen könnte!

Um nun nicht ſelbſt ungerecht zu werden gegen Fourier und gegen die Communiſten muß man zugeben, daß die Kritik der Civiliſation, des Staats und des Eigenthums, die von ihnen ausgeht, als Beſinnung über jetzige mangelhafte Formen der menſchlichen Geſellſchaft ſehr zu beachten und *theilweiſe* ſehr vernünftig iſt, ohne aber davon abzugehen, daß die Auflöſung ins Allgemeine, wodurch die Perſon verſchwände, die *dieſe* Sache ſich aſſimilirt, und *dieſe* andre nothwendig beſitzt, die ihren Kopf und ihr Herz für ſich hat, die alſo nothwendig „Egoiſt" bleibt, — daß die Forderung, den Egoismus aufzuheben, eine Verrücktheit iſt; daß die Auflöſung der Kategorie „Staat," d. h. des *gemeinſamen* Willens vereinigter Perſonen (Egoiſten, wenn Sie wollen) eben ſo toll iſt, denn jede Geſellſchaft, die als Geſellſchaft *handelt*, muß einen gemeinſamen Willen haben und ausdrücken, und dadurch wird ſie Staat. Die gänze Civiliſation endlich oder die ineinandergreifende Arbeit der verſchieden beſchäftigten Menſchen läßt ſich nie aufheben, nur nach einem höhern Princip reformiren. Mehr drückt auch Fourier nicht aus mit ſeiner Aufhebung der Civiliſation. Die Geſellſchaft kann und muß die Einſicht und den Willen haben und ausführen: *den Menſchen zum Zweck aller Arbeit und alle Arbeit zu einem ehrenvollen Geſchäft im Namen des Staates, zum Behuf der Entwickelung der Menſchheit, d. h. aller Einzelnen zu erheben.* Weiter zu gehen (z. B. bis zur Wegwerfung aller ſittlichen Kategorieen) iſt Wahnſinn; weil die Aufhebung der vernünftigen, freien, ehrenhaften Perſon Wahnſinn iſt; nicht bis zu dieſer Forderung fortzugehen, iſt Verrath an der Menſchheit.

Der Enthuſiasmus für den *Communismus*, in den aller *Egoismus* untergehen ſoll, der Eifer der abſoluten Sophiſten, die, wie Stirner, unter Auflöſung der Kategorieen Staat, Familie ꝛc. *nicht ihre Realiſirung*, ſondern ihre *Wegwerfung* verſtehen — beides iſt fanatiſcher Wahnſinn. Dagegen der Enthuſiasmus für die Realiſirung der freien, ehrenhaften, vernünftigen Einzelnen, die humane Vorausſetzung der Vernunft in *jedem* Menſchen — iſt Gewiſſen und Religion. Dieſe Anſicht hat ein Ideal, in deſſen Dienſt ſie ihre Dialektik giebt; dies Ideal iſt einfach und human genug um die Welt zu ergreifen, aber es iſt auch hoch genug, um einen unendlichen Kampf, eine immer erneuerte Arbeit zu erfordern.

So tief, mein theurer Freund, ſtecke ich in der Reaction! Ich erſchrecke vor meiner eigenen Verſtocktheit, denn noch iſt ein Funke progreſſiſtiſcher Ehre in meinem Herzen; aber bald wird auch der todt ſein; ich werde den Communiſten und Sophiſten ihre Verrücktheiten öffentlich vorrücken, ich werde — ja, ich habe es ſchon gethan in meinem Buche, das ich Ihnen zuſende. Ohne *das Gewiſſen der Wahrheit* und ohne die *Ehre des Charakters*, d. h. ohne Religion und Tugend, beſteht keine Geſellſchaft und iſt keine neue zu gründen. „Zu ſolchen Trivialitäten ſollen wir zurück?“ Leſen Sie meine Ketzereien im Zuſammenhange und ſetzen Sie mir den Kopf zurecht, wo es nöthig iſt. Ich aber ſage mit einem Renegaten der Politik und Philoſophie, „wer länger als ſechs Monat Sophiſt und Communiſt bleibt, der iſt ein Eſel!“ Doch, Scherz bei Seite! es iſt dringend nöthig, daß die principielle Oppoſition aus dem dialektiſchen Taumel *wieder zur Vernunft kommt* und ſich auf einer neuen Baſis, die im Grunde nur die alte iſt, conſtituirt. Es verſteht ſich, daß man den Socialismus oder die Realiſirung der Freiheit für Alle ſchlechthin und die Arbeiten der Franzoſen in dieſer Richtung nicht ignoriren darf. Dennoch erinnere ich Sie daran, was ſchon 1840 ein gemeinſamer Freund von uns ſchrieb, und was wir noch heute unbedenklich wiederholen können, denn es iſt wahr und geht vor unſern Augen durch die religiöſe und politiſche Bewegung in Erfüllung: „der ächte Glaube iſt nichts anderes, als *lebendiges* Wiſſen, die *Liebe* zu der im innerſten Geiſt erkannten Wahrheit; die Liebe aber iſt erſt wahrhaft und erfüllt, indem ſie ſich *bethätigt*; und dieſer Drang der Erkenntniß, ſich zu realiſiren, dieſe *Begeiſterung* für die Idee, dieſes idealiſtiſche Pathos iſt Religion im wahren und ächten Sinne des Worts." — „Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu." Ohne den Glauben an Vernunft und ihre Macht in der Welt iſt der Menſch ein Schuft und der klügſte der größte.

3. Brief.

An den Redacteur der conſtitutionellen Staatsbürgerzeitung.

Hochgeehrter Herr!

Der Franzoſe Proudhon hat bisher das Schickſal gehabt, von einem Theile der Communiſten für den ihrigen gehalten zu werden, weil er in ſeinem Buche: „Was iſt das Eigenthum?" die Unmöglichkeit des Eigenthums behauptete und zu beweiſen ſuchte, alles Eigenthum ſei nur und dürfe nur ſein „vorübergehender

Beſitz", „je nachdem die Bevölkerung ſich veränderte, müſſe ſich der Beſitz verändern", „ein für ewige Zeiten feſtgeſtellter Beſitz ſei ein Raub am allgemeinen Rechte".

Es iſt klar, daß dieſer Widerſpruch gegen das Eigenthum keine „Gütergemeinſchaft", ſondern im Gegentheil das individuelle Recht eines Jeden auf einen beſtimmten Beſitz im Auge hat, das iſt aber vielmehr „Güterindividualiſirung", als Gütergemeinſchaft; und wenn der Beſitz, den Proudhon will, vom Staate (rechtlich garantirt) anerkannt iſt, ſo iſt er wieder das, was wir Eigenthum nennen. Die Forderung Proudhon's geht alſo am Ende nur dahin, wohin die Geſchichte und alle vernünftigen Reformen auch gehen, daß die Formen des Eigenthums, welche ſeinem Zwecke, Grundlage der Freiheit der Individuen zu ſein, widerſprechen, im Laufe der Zeit verändert oder vernünftig gemacht werden.

In dieſem Augenblicke erſcheint ein Buch des Autors, welches alle möglichen Schwierigkeiten einer ſolchen Aufgabe ausführlich erörtert, unter dem Titel: „Die Widerſprüche der Nationalökonomen oder Philoſophie des Elends". Bei Otto Wigand iſt eine Ueberſetzung davon veranſtaltet worden. In dieſem Buche findet auch die Gütergemeinſchaft oder der Communismus ſeine Kritik. In aller Kürze lernt man daraus den ganzen Stand der Frage kennen; und dies iſt für Deutſchland viel werth, denn der Reſpect und die Angſt vor der unbekannten Größe des Communismus die unter uns herrſcht, muß in klare Einſicht verwandelt werden.

Hören wir Proudhon:

1) Das communiſtiſche Problem.

„Einige Schüler Cabet's hatten von der Exiſtenz oder der Möglichkeit einer Wiſſenſchaft der Geſellſchaft gehört, ſchrieben alſo an ihren Lehrer, er möge ihnen doch das Dogma der Gütergemeinſchaft wiſſenſchaftlich auseinanderſetzen. Sie fanden ſeinen Roman: „Reiſe nach Icarien" (eben ſo wenig, als die „Sonnenſtadt" oder das „Phalanſtere") nicht wiſſenſchaftlich. Cabet antwortete ihnen durch ſein Monatsjournal den „Populäre" vom November **1844**:

„Mein Princip iſt — die Brüderſchaft,
„Meine Theorie iſt — die Brüderſchaft,
„Mein Syſtem iſt — die Brüderſchaft,
„Meine Wiſſenſchaft iſt — die Brüderſchaft"

Cabet iſt Chef der communiſtiſchen Schule. Wie der heilige Paulus den ungläubigen Juden antwortete: ich weiß nur Eins, das iſt Jeſus Chriſtus der Gekreuzigte"; ſo antwortet Cabet: „ich weiß nur Eins, das iſt die Brüderſchaft".

Gewiß wollten ſeine Schüler wiſſen, welches die Linie wäre, wodurch die gemeinſchaftlichen Güter von den eignen oder individuellen geſchieden würden, und wie man bei dieſer Scheidung verfahren müſſe. Freilich konnte Cabet dieſe Frage nicht beantworten, denn wenn die Gütergemeinſchaft vom perſönlichen Eigenthum durchdrungen, damit vermiſcht, davon beſchränkt iſt, ſo hört ſie auf Gütergemeinſchaft zu ſein. Cabet antwortet als feiner Diplomat: Mein Princip, meine Wiſſenſchaft u. ſ. w. iſt — die Brüderſchaft; er konnte, er durfte kein Wort weiter ſagen, der ganze Communismus wäre verloren gegangen.

Uebrigens können wir für dieſes vortreffliche Wort: Brüderſchaft, welches ſo vielſagend iſt, auch die Platoniſche Republik ſetzen, ſie ſagt eben ſo viel; die Fourierſche Correſpondenz der Dinge und der Neigungen, die noch mehr ſagt; die Micheletſche Liebe und Inſtinct, die Alles umfaſſen; oder mit Anderen die ſolidariſche Gemeinſchaft, die Alles verſpottet; oder mit Louis Blanc die große Initiative der Staatsgewalt, die mit Gottes Allmacht ſynonym iſt. Alle dieſe Ausdrücke haben vollkommen gleichen Werth, und ſo hat Herr Cabet auf jene Frage ſeiner Schüler im Namen des ganzen Socialismus geantwortet.

In der That, alle ſocialiſtiſchen Träume, alle ohne Ausnahme, laſſen ſich auf dieſe kurze, kategoriſche Formel: „meine Wiſſenſchaft iſt die Brüderſchaft“, die uns Cabet giebt, zurückführen; und wer es wagte, ein einziges Wort der Erklärung hinzuzufügen, würde gleich in Apoſtaſie und Ketzerei verfallen. Weder Plato, noch Thomas Morus, noch Campanella, noch Baboeuf, noch Owen, noch St. Simon, noch Fourier, noch ihre Fortſetzung, der Communiſt Cabet, können mit ihrem Princip die Geſellſchaft weder erklären, noch ihr Geſetze geben. Denn wäre dazu nichts nöthig, als die Brüderſchaft, warum treten die Communiſten nicht zuſammen und führen den Communismus aus?

Dann fährt Proudhon fort und zeigt

2) „Der Communismus oder die Gü-

tergemeinſchaft verträgt ſich nicht mit der Familie, obgleich ſie ſein Vorbild iſt."

Die Familie iſt eine Gemeinſchaft für ſich, ſie hat ihre ſeparaten Bedürfniſſe. Die Gütergemeinſchaft führt alſo nothwendig zur Weibergemeinſchaft. Die conſequenten Communiſten geben dies zu. Cabet läugnet es. So wie die Brüderſchaft zwiſchen Mann und Frau zu einer wirklichen Liebe wird, müſſen ſie ſich ſogleich mit ihren Perſonen und Sachen aus der großen Gemeinſchaft ausſondern; und ſelbſt die Weibergemeinſchaft wäre nichts als eine unbeſtändige Liebe und eine ungeduldige Ehe, in der es nie abgewartet würde, ob die Liebe auch ein Reſultat hätte.

Proudhon ſagt ferner

3) Die Gütergemeinſchaft iſt unmöglich ohne ein Geſetz der Vertheilung und durch die Vertheilung geht ſie unter."

Dies iſt von ſelbſt klar, da jeder Bruder etwas Beſtimmtes braucht an Kleidung, Nahrung u. ſ. w.

4) „Die Gütergemeinſchaft iſt unmöglich ohne ein organiſches Geſetz und durch die Organiſation geht ſie unter."

Der Menſch würde ſich Alles, was er thun ſollte, auferlegen laſſen müſſen, oder es käme nicht aus der abſoluten Gemeinſchaft, die Organiſation aller Arbeit müßte nothwendig der individuellen Freiheit Gewalt anthun, alſo nothwendig durch die Empörung der Individuen gegen die Alles unterjochende Polizeiwirthſchaft die Gemeinſchaft wieder auflöſen.

5) „Die Gütergemeinſchaft iſt unmöglich ohne das Recht und ſie geht durch das Recht unter.“

Es wäre gerecht, daß meine Anſtrengung mir ihre Früchte trüge, die Anſtrengung müßte alſo auch Jedermanns gerechten Anſprüchen in die Wagſchale fallen bei der Preisvertheilung nach der Arbeit. Der Communismus kann dieſe Anſprüche weder ſchätzen, noch befriedigen, ohne ſich ſelbſt aufzugeben; er antwortet daher mit der Bruderliebe, die ihr Recht nicht in Anſchlag bringt; er bringt das Recht ſelbſt nicht in Anſchlag.

„Die Gleichheit der (rechtlichen) Perſonen und die Gerechtigkeit, ſagen dieſe tiefen Theoretiker, die Communiſten, ſind nur Beziehungen des Eigenthums und der ſtreitenden Intereſſen; ſie müſſen verſchwinden unter dem Geſetz der Liebe und der Hingabe. In dieſem neuen Zuſtande iſt Geben und Empfangen gleichbedeutend, das Glück beſteht darin, ſich zu verſchwenden, dem Wettſtreit des Egoismus folgt der Wettſtreit der Hingabe.“

„Dies — fügt Proudhon hinzu — iſt die ſuperieure Idee des Socialismus, eine Idee, die wir natürlich unterſuchen müſſen; denn, Dank dieſer ſuperieuren Idee, wir verlieren über dieſelbe alle niedrigeren Ideen von Recht, Unrecht, Pflicht, Schuldigkeit, Schaden und Nützlichkeit. Fortſchreitend von einer ſuperieuren Idee zur andern, werden wir zuletzt gar keine Idee übrig behalten.“

Dies iſt wirklich eingetreten. Die Communiſten beweiſen es täglich, daß ſie alle Begriffe von Ehre, Pflicht, Gewiſſen, Gerechtigkeit und Treue verlieren, weil das Alles aus dem Verhältniſſe von Perſon zu Perſon fließt, ein Verhältniß, welches ihre Phantaſie verſchwinden laſſen will.

Die Perſon und den Egoismus wollen ſie aufheben in Gemeinſchaft der Güter und in Hingabe ans Allgemeine.

Die Perſon iſt die Quelle des Rechts, nur die Perſon hat Rechte; um Perſonen zu einer Gemeinſchaft zu vereinigen, muß man ihre Rechte feſtſtellen, So wie aber die Rechte der Perſonen feſtgeſtellt ſind, hat die Gütergemeinſchaft, alſo der Communismus ein Ende.

Der Commulnismus iſt ein myſtiſcher Wunſch, eine dunkle Sehnſucht, ein unklares Treiben des bedürftigen Menſchen. „Der Communismus iſt eine Religion; aber was für eine Religion? Als Philoſophie kann der Communismus weder denken noch urtheilen; die Logik iſt ihm ein Greuel, die Folgerichtigkeit iſt ihm zuwider, die Principien haßt er; er lernt nichts, er **glaubt**. Als ſociale Oeconomie kennt der Communismus weder Zahlen noch Rechnung; er kann weder organiſiren, noch produciren, noch vertheilen; die Arbeit iſt ihm verdächtig, vor der Gerechtigkeit fürchtet er ſich. Dürftig von Natur, unverträglich mit jeder Beſtimmtheit, jeder Wirklichkeit, jedem Geſetze, borgt er ſeine unbeſtimmten, myſtiſchen, unausſprechlichen Ideen von den älteſten Sagen und Ueberlieferungen, predigt Enthaltſamkeit aus Haß des Luxus, Gehorſam aus Furcht vor der Freiheit, überall Entbehrung. Der Communismus, feige und entnervend, ohne Talent, ohne Thatkraft, ohne Charakter, der Communismus iſt die Religion des Elends.“

So ſchneidend, ſo wahr, ſo unerbittlich urtheilt Proudhon über den Communismus, Proudhon, den die Unwiſſenden immer als einen Communiſten citiren, Proudhon, den die deutſchen Communiſten, dieſe albernen Dilettanten des Elends, überall als den Ihrigen hervorheben. Seine Kritik iſt für ſie ein ſo empfindlicher Schlag ins Geſicht, daß er ſeinen communiſtiſchen guten Namen nun wohl für immer verloren haben wird.

Als Theoretiker und als Schriftſteller ſind die Communiſten ſchlechthin zu verachten. Aber als perfide, feige Charaktere, als Ueberläufer in alle Feldlager, als Intriganten, die es mit dem äußerſten Despotismus halten, wenn ſie dadurch ihren Feind verderben, den „Geldſack“ ſtürzen, die „Politik“ und den „Staat“ in Verruf bringen, die „Staatsmänner“ zu Narren machen können — als ſolche ſind die Communiſten ſehr ſchädlich.

Endlich gewinnen ſie für ihr unbeſtimmtes Evangelium des öconomiſchen Glücks in der Gütergemeinſchaft viele Querköpfe und viele Arme. Sie ſind eine religiöſe Secte, und ihre Religion iſt la religion de la misère, der geiſtigen und der öconomiſchen Miſere.

Dieſe Miſere iſt in der That ſehr groß; und die verächtliche Doctrin wird eine furchtbare Religion überall, wo die Elemente dazu vorhanden ſind, das heißt überall, wo das Elend vorhanden iſt, ſei es nun in Galizien oder in Irland, in deutſchen oder in engliſchen Fabrikdiſtricten.

Das Elend und das Proletariat iſt ſchwerer aufzuheben, als zu erzeugen. Wenn es aber einmal da iſt, ſo dürfen die Politiker ſich nicht wundern, daß der Menſch aus ſolchen Zuſtänden ſich herausſehnt, *das Elend iſt das Utopien der Menſchheit*, der utopiſtiſche Communismus alſo nichts weiter als die ohnmächtige Sehnſucht, dem Elend zu entgehen.

Der Communismus hat für ſich allein keine Kraft, revolutionär zu wirken; aber er hat die unſelige Fähigkeit, in politiſchen Revolutionen als blinde Zerſtörung gegen die Civiliſation, als die entbundene Rache einer Sklavenbevölkerung aufzutreten. So in Hayti zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, ſo in Galizien bei der Adelsemeute vom Jahre 1846.

Im Allgemeinen, wie wäre in Hayti, wie in Galizien zu helfen geweſen?

Kein Staat muß eine Sklavenbevölkerung entſtehen laſſen.

Iſt eine ſolche entſtanden, ſo muß er ſich das Factum nicht wegläugnen, ſondern die Sklaven auf Unkoſten ihrer Herren und auf ſeine eignen Koſten emancipiren.

Man wird aber überall finden, daß die beſtehende Sklaverei geläugnet wird. Selbſt die Franzoſen läugnen, daß die Sklaven ihrer Kolonien Sklaven wären, ſie hätten es beſſer, als die Arbeiter in Europa. Tant pis pour vous! Und was thun die engliſchen Fabrikanten? Sie geben es ebenfalls nicht zu, daß — das Elend vorhanden iſt. Aber das Elend iſt vorhanden und die Religion des Elends dazu. Und ſo böſe iſt dieſer Zuſtand, daß ſelbſt Peel im Parlament erklärte: „mit Geſetzen ſei hier nicht mehr zu helfen!“

So richtig alſo Proudhon's Kritik der communiſtiſchen Doctrin iſt, ſo verächtlich die doctrinären Dilettanten des Communismus erſcheinen; die Religion des wirklichen Elends, der Fanatismus der entwürdigten Menſchheit, iſt eine ſo furchtbare Thatſache, wie keine andere, die unſer Jahrhundert erzeugt hat. Es iſt die höchſte Zeit, daß die Exiſtenz des Uebels anerkannt und Wille ihm abzuhelfen allgemein wird.

Druck von Oskar Leiner.

Geſammelte Schriften

von

Arnold Ruge.

Zehnter Band.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1848.

Poeſie und Philoſophie.

Von

Arnold Ruge.

Mannheim.
Verlag von J. P. Grohe.
1848.

Seinem Freunde

Ludwig Feuerbach

in Bruckberg

widmet

dieſe humaniſirten Arbeiten für die Verbreitung des Humanismus in den Köpfen unſerer Zeitgenoſſen und der freien Formen in ihren Inſtitutionen

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite.

Oedipus in Kolonos 9

Strophen, Diſtichen und Elegien.

Strophen.

Das Harmodiuslied 85

Der Auswanderer.

1. Conträrer Wind 86
2. Guter Wind 87
3. Der Hafen 90
4. Der Sturm . . . . —
Thalfahrt 91
Abſchied von Zürich 92
Diſtichen . . . . —

Elegien.

1. Aus dem Gefängniß 1829 100
2. Im Januar 1830 102
3. Im Juli 1830 . . . . —
4. In den Alpen 1846 . . . . . . —

Zwei Bilder aus der Schweiz.

Das Abenteuer in Uri 107
Die Komödie in Wädenſchwyl am Zürichſee . . 156

Die Aeſthetik des Komiſchen.

Erſtes Buch. Ableitung des Komiſchen . . . 183
Zweites Buch. Das Erhabene, das Häßliche und das Komiſche 210
Drittes Buch. Der Witz 255
Viertes Buch. Der Humor 290
Fünftes Buch. Die komiſche Kunſt 310

Zur Reform des deutſchen Geiſtes.

Die Preſſe und die Freiheit 347
Ueber Lehrfreiheit und die Reform der Univerſitäten 379 372.
Eine Wendung der Philoſophie 385 403

Sophokles

Oedipus in Kolonos.

Zuſchrift
an
Friedrich Wilhelm Hänisch
in Kolberg.

Nicht zu der Schulen eingeſchränktem Troſt,
Nicht für den Klügler, der um todte Rhythmen
Und längſt verklungne Weiſen ſich erboſ't;
Dem Leben ein Lebendiges zu widmen,
Des Alten Lied im wohlbekannten Ton:
Das iſt mein Dichten; und ſein höchſter Lohn,
Daß du und wer geweiht wie du, die Chöre
Mit freiem Ohr und mitbegeiſtert höre.

Jena den 30. Juni 1830.

Laios und ſein Haus.

Als in jenen frühen Tagen Pelops berühmt war in der Inſel Apia, die bei den Nachkommen ſeinen Namen tragen, bei uns aber die geſegnete Morea heißen und zuerſt wieder das alte Thatenfeld des geiſtreichſten Volks der Erde zu Ehren bringen ſollte, als das reiche Korinthos dem Könige Polybos huldigte: da herrſchte auf dem Feſtlande, in dem Ogygiſchen Theben der Abkömmling des alten Kadmos, Laios der Labdakide. Von ihm beginnt jenes furchtbare Trauerſpiel, die Erfüllung des pelopeiſchen Fluchs, dieſe Rache der Götter bis ins dritte Glied; und immer drohte ſie ihren Opfern ſchon vorher durch Apollons Sehermund. Denn als Laïos in kinderloſer Ehe mit Jokaſten lebte, und den Gott um ein Orakel bat, da ward ihm die Antwort:

Laïos, Labdakos Sohn, du möchteſt mit Kindern beglückt ſein?
Dir iſt ein Knabe gewährt, doch des Schickſals Wille beſtimmt dir
Auch von der Hand des Kindes den blutigen Sturz in den Hades,
Denn ſo winkete Zeus zu Pelops Flüchen Gewährung,
Als du den Sohn ihm geraubt und er dies im Zorne dir wünſchte.

Zwar fürchtete Laios die Drohung, doch er enthielt ſich nicht, und als ihm ein Knabe geboren ward, da ſollte der des Vaters Fehler büßen. Laios nahm das Kind, durchſtach ſeine Fußgelenke, band ſie mit Riemen zuſammen, und gab es einem Hirten zum Ausſetzen in die Wildniß des Waldgebirges Kithäron. Aber den jammerte der Knabe, und als er einen Hirten des Korinthiſchen Polybos auf dem Gebirge traf, gab er ihn dem Manne, der aufs Beſte für den Armen zu ſorgen verſprach. König Polybos nämlich trauerte um den Verluſt ſeines Neugeborenen, und ohne Hoffnung auf Kinder, wie er war, mußte er ſich gern des dargebotenen Knaben annehmen; und ſo geſchah es. Seine Füße wurden gelöſ't, ſeine Wunden geheilt und ſein Name (Oedipus, Schwellfuß) blieb das einzige Andenken an die Leiden ſeiner hülfloſeſten Tage. Denn wie ein Königsſohn erzogen, wuchs er auf in allen Herrlichkeiten des reichen Korinthos, und die königliche Erziehung und die Gewohnheit der Ehre gab ihm eine hochſinnige Richtung, nährte aber auch ſeinen aufbrauſenden Zorn. So ward aus dem Knaben ein Jüngling. Da begab es ſich beim Gelage, daß ihn ein Vorwitziger Baſtard ſchimpfte, und ihm damit einen Stachel in die Seele warf, der den Trefflichen in alles unverſchuldete Elend ſtürzte. Denn gleich am andern Morgen eilte er zum König und der Königin, und befragte ſie um den Vorwurf. Sie zürnten über die Beleidigung. Das freute den Jüngling wohl, aber fort und fort ſtachelte ihn das höhniſche Wort, und trieb ihn heimlich zum Pythiſchen Seherſitz. Hier fand er keinen Aufſchluß, ſondern erſt den rechten Anfang ſeiner Verirrung. Denn es hieß: Er werde ſeinen Vater tödten und unglückſelige

Kinder mit ſeiner eignen Mutter haben. Da floh er von Korinth und ließ die Sterne, die über ſeiner Heimath ſtrahlten, hinter ſich. So kam er nach Phokis, da wo von Delphi und von Daulia die Wege ſich begegnen, und wie er in der Hohle iſt, kommt ihm ein Wagen in den Weg. Der Fuhrmann ſchimpft und ſtößt ihn auf die Seite; er ſchlägt ihn, da verwundet ihn der Greis im Wagen; doch der ſtarke Jüngling erſchlägt den Mann und Alle die ihm beiſtehn, bis auf Einen, der entrinnt. Dann ging er weiter auf dem Wege, der ihn nach Theben brachte. Hier hauſ'te die mörderiſche Sphinx. Ihr dunkles Räthſel war noch nicht gelöſt, und täglich bluteten die Opfer, die ſie raubte. Der König war um Rath nach Delphi's Altar, er fiel von Mörderhänden und ließ die Stadt in Noth und ohne Fürſten. Da boten die Bürger dem die Krone und Jokaſten zur Gemahlin, der jenes Räthſel löſte und die Sphinx vertriebe. Oedipus trat in die Schranken. Auf einem ſchroffen Felſen lag die Löwenjungfrau und ihre dunklen Worte waren dies:

Auf zwei Füßen erſcheint es, doch auch vierfüßig, und ändert
Zweimal ſeine Geſtalt, denn auch auf dreien ergeht ſichs;
Doch wenn die meiſten Füße den eilenden Körper bewegen,
Dann iſt mindeſte Kraft in den ſchwer ſich bewegenden Gliedern.

Dies war aber auch der Augenblick, wo der Jüngling mit ſchnellblickender Vergleichung für alle Zeiten ſeinen Namen zum Sprichwort machte, denn er rieth das Räthſel und ſprach:

Das iſt der Menſch, der zuerſt, wenn er kriechend die Erde beſchreitet,
Als unmündiges Kind auf allen Vieren einhergeht,
Und ſich zuletzt als Greis zum dritten Fuße den Stab nimmt.

Verzweifelt ſtürzte die Sphinx bei dem letzten Wort von dem Felſen. Denn ihr Zauber war gelöſt und ihr Verhängniß erfüllt. Oedipus aber ward König der Kadmeer und Jokaſte war gewonnen. Nun verfloſſen ihm andere zwanzig Jahre ſeines Lebens auf dem Throne der Labdakiden, bis eine neue Landplage ſein Verderben ward. Das Orakel des Gottes gab Veranlaſſung zu der jammervollen Entdeckung, daß er ſeines Vaters Mörder, ſeiner Mutter Gatte und ſeiner Kinder Bruder war. Jokaſte ertrug es nicht, ſie endete ſelbſt ihr unglückſelig Leben, und Oedipus riß in wilder Wallung die Spangen von ihren Kleidern, und ſchlug ſie ſich in beide Augen. Darauf ward er als Vatermörder aus dem Lande verbannt; Antigone und Ismene, ſeine Töchter, begleiteten ihn ins Elend und pflegten ihn nach Vermögen, während ſeine Söhne, Polynikes und Eteokles, im Palaſte zu Theben blieben und abwechſelnd zu regieren verſuchten, bis ſie ſich entzweiten und im Zweikampf vor der belagerten Vaterſtadt, der eine ſtürmend, der andere vertheidigend, ſich wechſelſeitig erſtachen. — Dies iſt die Geſchichte dieſes Hauſes, die Verſöhnung aber des alten Oedipus mit dem verfolgenden Schickſal der Inhalt dieſes Sophokleiſchen Stücks, des Oedipus in Kolonos.

Oedipus in Kolonos.

Perſonen.

Oedipus.
Antigone.
Ismene.
Theſeus.
Kreon, Jokaſtens Bruder.
Polynikes.
Ein Kolonäer.
Ein Bote.
Chor der Kolonäer Aelteſten.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Oedipus. Antigone.

Oedipus.
Antigone, des blinden Greiſes Kind,
Welch' Land, welch' eine Stadt erreichten wir?
Wer wird den heimathloſen Oedipus
Mit milden Gaben dürftig heut verpflegen,
Ihn, der nur wenig bittet, weniger
Empfängt, und dennoch ſich genügen läßt?
Hat doch mein Leiden und mein langes Leben,
Sowie mein Stolz Entſagen mich gelehrt!
Doch wo du einen Sitz erblickſt, mein Kind,
Ob ungeheiligt, ob in Götterhainen,
Da bleib und laß mich ruhn, daß wir's erfahren,
Wo wir nur ſind. Wir Fremde müſſen hier
Die Bürger fragen und uns rathen laſſen.

Antigone.
Die Mauern, armer Vater, die gethürmt
Die Stadt verbergen, ſieht man in der Ferne.
Dies ſcheint ein heil'ger Ort zu ſein. Es blühen
Hier Reben, Lorbeern und Oliven; tiefer
Tönt vieler Nachtigallen ſüßer Mund.

Hier beuge dich zum rauhen Felſenſitz;
Es war ein langer Weg für deine Jahre.

Oedipus.

So laß mich blinden Mann mit Vorſicht nieder.

Antigone.

Nicht ungewohnt, daß ich es lernen müßte.

Oedipus.

Kannſt du mir ſagen, wo wir eingekehrt?

Antigone.

Athen dort kenn' ich, doch nicht dieſen Ort;
Ein jeder Wandrer nannt' uns ja die Stadt,
Doch dieſes Oertchen — ſoll ich gehn und fragen?

Oedipus.

Ja, Kind, und ob man hier wohl bleiben kann.

Antigone.

Gewiß! es iſt bewohnt; doch wird es gut ſein,
Denn dort erblick' ich jemand in der Nähe.

Oedipus.

Kommt er hieher, und nahet er ſich uns?

Antigone.

Schon iſt er da, und was du ſchicklich nun
Zu ſagen findeſt, ſprich; der Mann iſt da.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Kolonäer.

Oedipus.

Freund, meine Führerin, die mit für mich ſieht,
Sagt mir, daß du auf deinem Gang erwünſcht
Dich uns genähert, um uns aufzuklären ...

Kolonäer.

Bevor du weiter fragſt — — von dieſem Sitz
Steh' auf, ſchon hingehn, wo du weilſt, iſt ſündlich.

Oedipus.

Was für ein Ort iſt's? welchem Gott gewidmet?

Kolonäer.
Unnahbar, unbewohnt, den ſchrecklichen
Göttinnen, der Erde Töchtern und des Dunkels.

Oedipus.
Welch' hehre Namen heißt du mich verehren?

Kolonäer.
Die allerſpähenden Eumeniden würde
Dies Volk ſie nennen; anderswo ziemt andres.

Oedipus.
So nehmen huldreich ſchützend ſie mich auf!
In meiner Ruhſtatt hier im Lande bleib' ich.

Kolonäer.
Wie? was iſt das?

Oedipus.
Erfüllt iſt mein Geſchick.

Kolonäer.
Doch wag' ich's nicht, für mich ihn fortzutreiben,
Eh' ich's der Stadt gemeldet und gefragt.

Oedipus.
Freund, weigre ſtolz mir armen Flüchtling nicht,
Das zu berichten, was ich flehend bitte.

Kolonäer.
Sag' an; von mir erfährſt du keinen Stolz.

Oedipus.
So ſprich von dieſem Ort, wo ich verweile.

Kolonäer.
Was mir bekannt iſt, ſollſt du alles wiſſen.
Der ganze Hain iſt heilig, iſt Poſeidons
Des hehren, und der Feuerbringer Titan
Prometheus wohnet drin; da wo du ſtehſt,
Da heißt die Stätte, dieſer Hort Athens,
Des Landes *eherne Schwelle*; rings die Fluren,
Sie rühmen ſtolz den reiſigen Kolonos
Als ihren Vorſtand; und wir alle tragen
Von ihm ererbt den allgemeinen Namen.
So, Freund, iſt dieſes dir mit Worten nicht,
Nein, mehr durch Göttergegenwart verherrlicht.

Oedipus.
So wohnen Leute denn in dieſer Gegend?
Kolonäer.
Nun freilich, die nach dieſem Gott ſich nennen.
Oedipus.
Mit einem König oder freiem Volk?
Kolonäer.
Der König in der Stadt gebietet hier.
Oedipus.
Und wer iſt dies, der Recht und Macht verwaltet?
Kolonäer.
Theſeus, des Aegeus Sohn, der ihm gefolgt.
Oedipus.
Ging' einer wohl von euch, ihn zu beſcheiden?
Kolonäer.
Was meld' ich? wie beweg' ich ihn zu nah'n?
Oedipus.
Von kleiner Wohlthat hab' er großen Dank.
Kolonäer.
Was könnt' ihm wohl ein blinder Mann gewähren?
Oedipus.
Was ich ihm künd', iſt alles ſeheriſch.
Kolonäer.
So höre denn, daß du nicht fehlſt, o Fremdling;
Da du doch edel ſcheinſt und nur im Unglück.
Bleib', wo ich dich gefunden, bis ich ſelbſt
Der Ortsgemeinde, nicht den Städtiſchen,
Die Meldung bringe. Sie entſcheide dann,
Ob bleiben du, ob weiter wandern ſollſt.

Dritter Auftritt.

Oedipus. Antigone.

Oedipus.
Hat uns der Mann verlaſſen, meine Tochter?
Antigone.
Er hat, mein Vater, und in Frieden kannſt du,
Von mir allein vernommen, alles reden.

Oedipus.
Ehrwürd'ge, furchtbar Spähende, nun ich
In dieſem Lande meinen Schooß bei euch
Zuerſt gebeugt, gedenket mein und Phöbos.
Denn als er jene Leidensfüll' enthüllte,
Verhieß er dieſe Raſt nach langen Jahren,
Wenn ich, gelangt zum Lande der Vollendung,
Ehrwürd'ger Gottheit Sitz als Gaſt bezöge;
Da würde mein mühſelig Leben ruhn,
Heilbringend denen, die mich aufgenommen,
Doch Unheil, wo verſtoßen ich enteilte.
Und Zeichen, ſo gelobt er's, würden kommen,
Erdſtöße, Donner oder Jovis Blitz.
Nun hab' ich's wohl erkannt, daß mich ein Wink,
Gewiß von euch, untrüglich dieſen Weg
In dieſen Hain geführt; wie wär' ich ſonſt
Hinwandernd euch Weinfeinden-alſo nüchtern
Zuerſt begegnet, und zum heil'gen Sitz,
Den keine Art berührt, gelangt? — Wohlan!
Nach Phöbus Spruch, Göttinnen, gebt mir endlich
Vollendung meines Lebens und ein Ende,
Wenn's ja nicht ſcheint, daß mir zu wenig wurde
Im ew'gen Dienſt des ſchwerſten Menſchenelends.
Auf! milde Kinder ihr des alten Dunkels,
Auf! die der hohen Pallas Stadt wir nennen,
Athen, vor allen Städten hochgeehrt,
Erbarmt euch Oedipus, des Jammerſchattens;
Denn dies iſt nicht die alte Kraftgeſtalt.

Antigone.
Still! denn es kommen da betagte Männer
Mit Prüferblick zu deinem Ruheſitz.

Oedipus.
Ich ſchweige ſchon, birg du nun meinen Fuß
Abſeit ins Holz, bis ich vernommen, wie
Sie reden mögen. Denn die Sicherheit
Der That beruht in der erworbnen Kunde.

Vierter Auftritt.

Chor.

Späh! wer war's? wo weilt er? wo
Blieb, wenn er von hinnen floh,
Der Frevelmüthigſte von allen, allen?
Siehſt du ihn?
Blick näher hin!
Laß deinen Anruf allumher erſchallen!
Landflüchtig, fremd und flüchtig muß er ſein
Der Greis, ſonſt mied' er den unnahbar'n Hain,
Dieſer grimmen Götter. Scheu
Nennen wir ſie, fliehn vorbei,
Wenden uns verſtummt, und regen
Still im Sinn das Wort zum Segen,
Und nun ſoll ein Verächter hier
Erſchienen ſein, doch bleibt er mir
Verborgen in dem ganzen Haingehege,
Wohin ich auch den Späherblick bewege.

Fünfter Auftritt.

Chor. Oedipus. Antigone.

Oedipus.

Hier ſiehſt du mich, der ich durch Töne ſehe,
Nach jenem Sprichwort.

Chor.

Weh mir, wehe!
Ich ſchau' und höre Schreckliches!

Oedipus.

Ich flehe,
Nicht gottlos wähnt, der eurem Blick begegnet!

Chor.

O behütender Zeus! wer iſt doch der Alte?

Oedipus.

Traun! nicht mit erſten Glückes Loos geſegnet,
Ihr Aelteſten, wie ich's vor Augen halte;

Würd' ich wohl ſonſt nach fremder Richtung fahren,
Und dieſes Kind den alten Mann bewahren?

Chor.

Ach! ſo ſah dein Auge nicht,
Armer, ſeit du weilſt im Licht,
Und Jammerjahre weilſt und lange Jahre?
Aber nun
Will ich nicht ruhn,
Daß deiner Noth nicht dieſer Fluch ſich paare.
Denn Frevel übſt du, Frevel. In dem Hain
Und ſtillen Gras, wo Honigtrank hinein
Rinnt und wallt in Waſſerguß,
Wahre, Freund, den Unglücksfuß
Gut vor Schaden; flieh'! ich bitt's!
Haſt zurück ſchon viele Schritte;
Unſtäter Dulder, hörſt du mich?
Und ſuchſt mein Wort du, nun ſo ſprich
Da, wo es allen ziemt, vom heil'gen Orte
Entfernt, doch vorher halte deine Worte.

Oedipus.

Kind, welcher Sorge Pfad verfolgen wir?

Antigone.

Laß uns, mein Vater, fügſam hier
Die Landesart und nicht unwillig üben.

Oedipus.

So faß mich an!

Antigone.

Schon halt' ich deine Hand.

Oedipus.

Daß ich denn auch nichts leide, wenn ich hüben
Verlaſſ', o Freund', euch trauend, meinen Stand.

Chor.

Niemand treibt dich mit Gewalt,
Greis, aus dieſem Aufenthalt.

Oedipus.

Weiter? oder nur bis hier?

Chor.

Schreite näher her zu mir.

Oedipus.

Noch mehr?

Chor.

Laß ihn näher ſchreiten,
Mädchen, denn du läßt dich leiten.

Antigone.

So folge, folge ſo mit blindem Schritte,
Wie ich dich führe, Vater; zwinge dich,
Ein Fremdling in der Fremde, was die Sitte
Verbietet, zu vermeiden, was ſie ſich
Als recht erwählet, zu verehren.

Oedipus.

So führe mich, Kind, wo das fromme Geſetz
Uns zu weilen erlaubt, daß wir hören,
Wie unſer Wort ſie erwidern, und nicht
Umſonſt der Nothwendigkeit trotzen.

Chor.

Halt! erheb' nicht über dieſe
Felſenſtufe deinen Fuß.

Oedipus.

So?

Chor.

Genug, wie du vernimmſt.

Oedipus.

Setz' ich mich?

Chor.

Dem Steingeſimms
Neige leicht gebeugt dich zu.

Antigone.

Dies iſt meine Sorge, du
Wandle mit bedächt'gem Tritt,
O doch, Vater, Schritt vor Schritt!
Und gelehnt auf meine liebe
Hand die hochbetagte Bruſt.

Oedipus (ſich ſetzend).

O der böſen Leidenstrübe!

Chor.
Du armer Mann, pfleg' deiner Raſt,
Und ſprich, wer dein Erzeuger iſt,
Wer du, in Leid geleitet, biſt,
Und wo du deine Heimath haſt.
Oedipus.
O Freunde, flüchtig, ... aber ...
Chor.
Warum wehrſt du ab, o Greis?
Oedipus.
Laß! o laß! und heiß
Mich nicht, wer ich bin, dir ſagen,
Forſche nicht mit Weiterfragen!
Chor.
Wie? was iſt?
Oedipus.
Unſel'ges Haus!
Chor.
Rede!
Oedipus.
Kind, was ſag' ich aus?
Chor.
Welches Blutes, Fremdling, ſprich,
Welcher Vater zeugte dich?
Oedipus.
Ach! mein Kind, ach! was ſoll nur geſchehn?
Antigone.
Sprich, du ſiehſt am Aeußerſten dich ſtehn.
Oedipus.
Red' ich denn! ich kann's ja nicht verhehlen.
Chor.
Eilt euch! lang' währt euer zögernd Wählen.
Oedipus.
Hörtet ihr von Lajos Sohne?
Chor.
O ihr Götter!
Oedipus.
Von der Labdakiden Throne?

Chor.

O!

Oedipus.

Vom armen Oedipus?

Chor.

Und der,

Der biſt du?!

Oedipus.

Hört furchtlos meine Mähr.

Chor.

O!

Oedipus.

Ich ärmſter Mann!

Chor.

O! O!

Oedipus.

Kind, was wird ſogleich geſchehn?

Chor.

Fort! und räumet dieſes Land!

Oedipus.

Wie ſoll dann dein Wort beſtehn?

Chor.

Keine Schickſalsſtrafe fand
Je den ſchon beſtraften Böſen;
Doch wer trügt, der wird betrogen,
Sieht, wenn ſich die Schlingen löſen,
Leid für Luſt ſich zugewogen.
Weiche denn von dieſem Ort
Wieder, und zurück und fort
Eil' aus meines Landes Port,
Daß durch dich nicht weitre Leiden
Meiner Stadt ſich zubereiten.

Antigone.

O ihr gütigen Freunde,
Wenn dieſen Greis,
Wenn von Vaters Thaten,
Die nicht mit Fleiß

Er vollbracht, ihr nicht wollet hören;
O ſo ſchenkt doch Erbarmen,
Ich bitt' euch, mir Armen,
Laßt euch für den Vater beſchwören —
Mein flehendes Aug', o es ſchaut ja nicht blind
Dir ins Auge, ſo würde dein eigenes Kind
Dir erſcheinen; — o laß dich ſein Leiden
Zu ſchonender Achtung beſcheiden!
Wie von Gott, ſo fällt uns,
Was dir bedünkt;
O ſo ſei denn Gewährung
Uns zugewinkt,
Die nimmergehoffte; bei allem zumal
Was lieb dir und theuer, beſchwör' ich dich, ſei's
Ein Gut, ſei ein Gott es, ein Kind, ein Gemahl.
Denn keiner, wohin er auch blickete, weiß
Einen Mann, der des Schickſals Zügeln
Entronnen mit ſiegenden Flügeln.

Chor.

Glaub' nur, uns dauert, Kind des Oedipus,
Dein eignes Unglück, wie das ſeinige;
Doch fürchten wir der Götter Zorn, und können
Nicht über unſer Wort, das du gehört.

Oedipus.

Was will denn Achtung und ein guter Name,
Der ſo in nichts zerfließet, noch bedeuten?
Heißt doch Athen die gottesfürchtigſte,
Allein vermögend den bedrängten Fremdling
Zu retten und allein ihn aufzurichten:
Und nun, wie iſt mir dies? wenn ihr mich erſt
Aus meiner Zuflucht lockt und dann vertreibt,
Bloß meinen Namen fürchtend? denn doch wohl
Mich ſelbſt nicht oder meine Thaten? die
Ja mehr erduldet wurden, als gethan,
Wenn ich vom Vater dir und von der Mutter
Berichten ſollt', um die du mich verabſcheuſt.
Ich weiß es wohl; und doch, wie wär' ich böſe,
Da ich, beleidigt, nur vergalt, und ſo,

Selbſt wenn bewußt, auch dann nicht ſchuldig war?
Nun kam ich unbewußt, wozu ich kam,
Und die mich kränkten, thaten's wiſſentlich.
Drum bitt' ich flehend, bei den Göttern! Freunde,
Wie ihr hervor mich rieft, ſo rettet mich;
Und ehret ihr die Götter, ſo verachtet
Nicht ganz die Götter wieder, ſondern glaubt,
Sie achten auf die frommen Sterblichen,
Und achten auf die Böſen; und es finden
Gottloſe Menſchen keinen Weg der Flucht.
Verdunkle denn das glückliche Athen
Nicht, jenen ähnlich, in des Frevels Dienſt;
Vielmehr, wie du's dem Flehenden verbürgt,
So rett' und ſchütze mich; und dieſes Haupt
Und Jammerangeſicht, verſtoß es nicht!
Geweiht erſchein' ich dir und fromm, und bringe
Den Bürgern Heil. Sobald ein Mächtiger,
Der euer Fürſt, ſich nahet, ſollſt du alles
Sogleich berichtet hören, doch bis dahin
Laß keine Unbill uns von dir erfahren.

Chor.

Mit Scheu vernehm' ich, Alter, die Bedenken,
Die du mich lehreſt, und ich muß es, denn
Eindringlich trugſt du's vor. So gnüge mir's,
Daß unſers Landes König dieſes prüft.

Oedipus.

Und, Freunde, wo iſt dieſes Landes Fürſt?

Chor.

In ſeiner Väter Burg, doch ihn zu rufen
Ging jener Späher, der auch mich beſchieden.

Oedipus.

Und glaubt ihr, daß er auf den Blinden Acht
Und Sorge lenkt, und ungeweigert kommt?

Chor.

Ganz ſicher, wenn er deinen Namen hört.

Oedipus.

Doch wer wird ihm dies Wort verkündigen?

Chor.
Zwar iſt es weit, doch pflegt der Wandrer Rede
Vielfach umher zu ſchweifen, und er hört's
Von ihnen, ſei getroſt, und kommt. Denn viel
Ging durch der Leute Mund dein Namen, Alter,
Und ruht er läſſig auch, und höret nur
Von dir, ſo wird er gleich ſich herbeeilen.
Oedipus.
So komm' er ſeiner Stadt zum Heil und mir,
Denn auch ſein eigner Freund iſt jeder Edle.

Zweiter Act.

Erſter Auftritt.

Vorige. Ismene (kommt).

Antigone.
Zeus, was iſt das? was ſoll ich denken, Vater?
Oedipus.
Antigone, mein Kind, was iſt?
Antigone.
Ich ſehe
Ein Mädchen, die auf ein Aetnäerroß
Erhoben naht, und ein Theſſalerhut
Beſchattet rings ihr Antlitz. Wie? iſt ſie's?
Iſt ſie es nicht? und täuſcht mich mein Gedanke?
Ich ſage ja und nein, und weiß es nicht.
O Gott! ſie iſt es ſelbſt, denn freundlich glänzt
Ihr Auge nahend mir entgegen und
Zeigt deutlich mir, ſie iſt es, ja! Ismene!
Oedipus.
Wie ſagſt du, Kind?
Antigone.
Die Schweſter, deine Tochter!
Und an der Stimme kannſt du's gleich erfahren.

Ismene.
O ſüße Stimmen des geliebten Vaters
Und meiner Schweſter! — kaum daß ich euch fand,
Und ſeh' euch wieder ſchon vor Thränen kaum!
Oedipus.
Kommſt du, mein Kind?
Ismene.
O Vaters Jammeranblick!
Oedipus.
O Schweſterblut!
Ismene.
O unglückſel'ge Kinder!
Oedipus.
Kind, biſt du da?
Ismene.
Nicht ohne Müh' und Noth.
Oedipus.
Umfaſſ' mich, Kind!
Ismene.
Ich halte zwei zumal.
Oedipus.
O ſie und mich! — —
Ismene.
Und mich unſel'ge Dritte.
Oedipus.
Und warum kamſt du, Tochter?
Ismene.
Aus Sorg' um dich.
Oedipus.
Nach mir verlangend?
Ismene.
Und um ſelbſt Bericht
Zu bringen mit dem Einen treuen Diener.
Oedipus.
Und wo im Unglück waren deine Brüder?
Ismene.
Die alten ſind's. Gefahr umdroht ſie jetzt.

Oedipus.

O wie ſie ganz nach der Aegypter Sitte
Den Sinn gebildet und die Lebensweiſe!
Denn dort bewegt der Mann zu Hauſe ſitzend
Den Webeſtuhl, und ſeine Gattin ſchafft
Vom Felde Lebensunterhalt herbei.
So meine Kinder. Denen dieſe Mühe
Zukommt, die hüten mädchenhaft das Haus,
Ihr aber tragt an ihrer Statt mit mir
Die bittre Noth. Die eine führt fortwährend,
Seit ſie die ſchwache Kindheit überwunden,
Den alten Mann, die Arme; irrt mit mir,
Schweiſt darbend viel und barfuß in der Wildniß
Der Wälder, duldet oft und ſchmählich Wetter
Und Sonnenbrand, und achtet, wenn der Vater
Nur Nahrung hat, der Heimath Pflege nicht.
Und du, mein Kind, ſchon früher kamſt du heimlich
Aus Kadmos Stadt mit allen Seherſprüchen,
Die meinem Namen galten, zu dem Vater,
Warſt auch mein treuer Wächter, als vertrieben
Ich aus dem Vaterlande floh, und nun,
Nun kehreſt du, Ismene, mir ſchon wieder
Und bringſt uns Kunde mit. So ſprich, was führte
Dich aus der Heimath, denn du kommſt nicht leer,
Ich weiß es ſicher, bringſt ein Unglück mit.

Ismene.

Die Leiden, Vater, die ich ſelber litt,
Den Aufenthalt zu finden, wo du wohnteſt,
Laß ich zur Seite; denn nicht zweimal will ich
Erſt in der Noth, dann im Erzählen leiden.
Ich komme, deiner Söhne Ungemach,
Das jetzt die Unglückſel'gen drängt, zu melden.
Zuerſt war Eintracht, und ſie wollten Kreon
Den Thron vergönnen, wollten eingedenk
Des alten Stammverderbens, das ſo ſchmählich
Dein Haus erfüllt, die Stadt nicht mehr entweihn:
Da wirft ein Gott und eigner Frevel ihnen
Den dreimal unglückſel'gen böſen Hader

Um Herrſchaft und Gebietermacht ins Herz;
Und aus dem Lande treibt der Jüngere,
Der Nachgeborne, ſeinen ältern Bruder
Polynikes, den er von dem Throne ſtößt.
Nach Argos Schluchten, ſo erzählt bei uns
Die Sage, lenkt der ſeine Flucht, erwirbt
Dort Schwäger ſich und neue Waffenfreunde,
Und will mit Argos rächend bald die Ebne
Des Kadmos füll'n, und ſich zum Himmel heben.
Dieß iſt nicht leere Rechnung, Vater, nein,
Furchtbare That. Wie aber dein die Götter
Sich noch erbarmen werden, ſeh' ich nicht.

Oedipus.

Haſt du denn je gehofft, daß ſie auf mich
Mit Sorge ſehn, und mich erlöſen würden?

Ismene.

Ja, Vater, auf den letzten Seherſpruch.

Oedipus.

Wie das, mein Kind? was ward denn wahrgeſagt?

Ismene.

Du würdeſt einſt im Tode oder Leben
Zum Heile den Thebanern nöthig werden.

Oedipus.

Wem könnt' ein ſolcher Mann noch Heil gewähren?

Ismene.

In dir ſoll ihre Macht enthalten ſein.

Oedipus.

So bin ich Mann erſt, wenn ich nicht mehr bin.

Ismene.

Jetzt heben dich die Götter, die dich ſtürzten.

Oedipus.

Schwer hebt der Greis ſich, wenn der Jüngling ſank.

Ismene.

Und wiſſ', in Kurzem, ohne langes Säumen,
Wird, abgeſendet, Kreon hier erſcheinen.

Oedipus.

In welcher Abſicht, Tochter? ſag' es mir.

Iſmene.
Man will dich bis zur Grenze holen, dort
In ſeiner Macht, doch nicht im Lande haben.
Oedipus.
Und wozu hülf' ein draußen Hingeworfner?
Iſmene.
Dein Grab im Elend wird ſie einſt betrüben.
Oedipus.
Das ließ auch ohne Götter wohl ſich denken.
Iſmene.
Und darum ſollſt du näher zu dem Lande
Geführet werden und gefangen bleiben.
Oedipus.
Und wird auch Thebens Erde mich umhüllen?
Iſmene.
Das Blut des Vaters will's ja nicht vergönnen.
Oedipus.
So ſoll'n ſie mein denn nimmer habhaft werden.
Iſmene.
Nun, das wird ſchwer auf die Kadmeer fallen.
Oedipus.
Durch welch Ereigniß, das geſchehen ſoll?
Iſmene.
Durch deinen Zorn, wenn ſie dein Grab betreten.
Oedipus.
Mein Kind, von wem vernahmſt du, was du ſagſt?
Iſmene.
Geſandte brachten's mit von Delphi's Altar.
Oedipus.
Und mich hat Phöbos Mund dabei genannt?
Iſmene.
So melden ſie's zurück in Thebens Ebne.
Oedipus.
Und hat dies einer meiner Söhn' erfahren?
Iſmene.
Der eine, wie der andre wußt' es wohl.

Oedipus.
Und doch, die Schändlichen! wiewohl ſie's wußten,
Sie liebten doch die Herrſchaft mehr, als mich.

Ismene.
Mit Schmerzen hör' ich's, doch ich muß es tragen.

Oedipus.
So löſcht, ihr Götter, ihnen denn nicht wieder
Den vorbeſtimmten Hader! und ich ſelbſt,
Ja, lenkte ich das Schickſal dieſes Kampfes,
Der mit erhobnem Speer ſie jetzt umfängt;
Es bliebe weder er, der jetzt den Thron
Und Scepter hat im Lande, noch beträte
Der Flüchtling jemals wieder ſeine Stadt.
Denn als ich aus dem Lande ſo mit Schmach
Verſtoßen floh, da hielten ſie und ſchirmten
Den Vater nicht, nein, ſtörten ſelbſt mich auf,
Verjagten mich, und ließen's laut verkünden.
Du ſagſt vielleicht, daß damals mir die Stadt
Nur gütig die gewünſchte Gunſt gewährt;
Mitnichten; denn ſogleich an jenem Tage,
Als ſiedend mein Gemüth mir wie das Liebſte
Den Tod erſehnte und die Steinigung,
Da wollte keiner dieſen Wunſch gewähren;
Doch ſpäter, als ſich alle Qual gemildert,
Und ich erkannt, daß ich die frühern Sünden,
Von Wallung hingeriſſen, allzuſchwer
Gebüßt, da trieb zuerſt mich wider Willen
Die Stadt in's Elend nach ſo langer Zeit,
Und dann die Söhne, die mir helfen konnten,
Dem eignen Vater, wollten's nicht; und ich,
Mit Eines Wortes leichtem Hauch zu ſchützen,
Durch ſie ward ich ein heimathloſer Bettler.
Und nun, von dieſem Mädchen wird, ſoviel
Als Frauenkraft vermag, mir Unterhalt,
Ein ſichrer Weg und meiner Kinder Beiſtand,
Indeſſen ſie, ſtatt Vaters, lieber Kron'
Und Scepter führen, und das Land beherrſchen.
Doch ſie erlangen nimmer mich zum Helfer,

Noch wird die Herrſchaft über die Kadmeer
Sie je erfreun. Ich weiß es, nun du dieſe
Orakel mir geſagt, und ich mir Phöbos
Vorlängſt ertheilte Seherſprüch' erwogen.
Drum mögen ſie nur Kreon oder ſonſt
Gewalt'ge Bürger, mich zu fordern ſenden:
Wollt ihr, o Freunde, nur mit dieſen hehren
Göttinnen, eures Landes Hort, mir beiſtehn:
So ſchafft ihr eines großen Retters Macht
Für dieſe Stadt und Noth für meine Feinde.

Chor.

Du biſt bedauernswürdig, Oedipus,
Du ſelbſt und dieſe Kinder; und nun bieteſt
Du offen dich dem Land' als Retter an:
So will ich dir denn auch zum Guten rathen.

Oedipus.

O Lieber, rath'; erfüllen werd' ich Alles.

Chor.

So ſühne dieſe Götter, denen du
Zuerſt genaht und ihren Hain betreten.

Oedipus.

In welcher Art? ihr Freunde, lehret mich's.

Chor.

Zuerſt aus heilig immerreger Quelle
Bring' Opferguß in reinen Händen dar.

Oedipus.

Und wenn ich dieſen reinen Guß geſchöpft?

Chor.

Sind Becher von geſchickter Künſtlerhand,
Die du um Rand und Doppelhenkel kränzeſt.

Oedipus.

Mit Laub? mit Wollgekräuſel? oder wie?

Chor.

Mit jungen Lammes jüngſtgepflückter Flocke.

Oedipus.

Gut! doch wie muß ich's weiter dann vollbringen?

Chor.

Zum erſten Frühroth ſchauend Spende gießen.

Oedipus.
Mit jenen Krügen, die du mir genannt?
Chor.
Drei Ströme, doch den letzten Becher ganz.
Oedipus.
Womit gefüllt? auch das noch lehre mich.
Chor.
Mit Honigwaſſer; keinen Wein dazu.
Oedipus.
Und wenn's das blätterdunkle Land getrunken?
Chor.
So breite dreimal neun Olivenzweige
Mit beiden Händen drauf, und bete ſo:
Oedipus.
Laß hören! denn es iſt das Wichtigſte.
Chor.
Wie wir ſie gnäd'ge nennen, daß ſie ſo
Mit gnäd'gem Herzen auch den Flehenden
Annehmen und erretten; alſo bete
Mit ſtiller Lippen nicht erhobnem Laut,
Du ſelber, oder wer's für dich verrichtet,
Und geh' dann ungewendet fort. Sobald
Du dies vollführt, würd' ich mit gutem Muth
An deiner Seite weilen, aber ſonſt
Um deinetwill'n, o Gaſt, in allen Aengſten.
Oedipus.
Hört ihr es, Kinder, was ſie gaſtlich rathen?
Antigone.
Wir hören, und befiehl nur, was zu thun.
Oedipus.
Mir ſelber iſt's unmöglich, mich umſtricket
Der Blindheit und der Schwäche Doppelübel;
Geh' eine denn von euch, und richt' es aus.
Es wird ja Ein wohlwollend Herz genügen,
So gut wie viele, dieſes darzubringen.
Macht fort, und ſchleunig; aber laßt mich nicht
Allein; vermöcht' ich ja doch, ohne Führer
Zurückgelaſſen, keinen Fuß zu regen.

Iſmene.
Gut! ich will gehn, und möchte nur den Ort,
Wo ich das Noth'ge finden könnt', erfahren.
Chor.
Da drüben, Liebe, dieſer Hain! und mangelt
Dir etwas, iſt ein Häusler dort und weiß es.
Iſmene.
So ſuch' ich dies, und du, Antigone,
Behüt' den Vater hier; denn für die Aeltern,
Wie auch bemüht, muß man die Müh' nicht achten.
(ab).

Zweiter Auftritt.

Antigone. Oedipus. Chor.

Chor.
Zwar übel iſt's, ein längſt ſchon ruhend Leiden
Von Neuem aufzuwecken, dennoch, Lieber,
Möcht' ich erfahren — —
Oedipus.
Was?
Chor.
Des Unglücks Urſprung,
Das unabwendbar ſchmerzlich dich ergriffen.
Oedipus.
Bei deiner Gaſtlichkeit! enthüll' es nicht!
Schmachvolle Thaten ſind es, die ich litt.
Chor.
Das viele unerſchöpfliche Gerede,
O Gaſt, ich wünſcht' es wahrhaft zu vernehmen.
Oedipus.
O Gott!
Chor.
Ich bitt', erhöre mich.
Oedipus.
Ach! ach!

Chor.

So gieb mir nach! bin ich dir ja doch auch zu Willen.

Oedipus.

Ich litt das Schmählichſte, ihr Freunde, litt's,
Doch nicht mit Willen, da ſei Gott mein Zeuge!
Und keins von allem wählt' ich mir von ſelber.

Chor.

Warum denn aber?

Oedipus.

Auf dem Frevellager
Ward ich in ein verderblich Eheband
Unwiſſend von der Vaterſtadt verflochten.

Chor.

Und nahmſt der Mutter Bette, wie man ſagt,
Das argberufne, ein?

Oedipus.

Weh' mir! es iſt
Mir Tod, dies nur zu hören, o! und dieſe
Sind meine zwei — —

Chor.

Was ſagſt du?

Oedipus.

meine Töchter;
Zwei Frevel — —

Chor.

Gott!

Oedipus.

entſproſſen ſie dem Schoße,
Der mich geboren.

Chor.

So ſind's deine Kinder
Zugleich und auch die Schweſtern ihres Vaters.

Oedipus.

Weh' mir!

Chor.

Ja wohl, ja wohl! von Unglück wurdeſt
Du vielfach heimgeſucht, und litteſt viel.

Oedipus.
Ich litt; und ewig bleibt mir's im Gedächtniß.
Chor.
Und thateſt? — —
Oedipus.
That es nicht.
Chor.
Wie denn?
Oedipus.
Ich nahm,
O! was ich Aermſter nimmer von der Stadt
Mir mußte reichen laſſen zum Geſchenk.
Chor.
Wie aber, Unglückſeliger, begingſt du? — —
Oedipus.
Was nun? was willſt du wiſſen?
Chor.
Vatermord?
Oedipus.
Weh' mir! da ſchlägſt du eine zweite Wunde.
Chor.
Erſchlugſt du? — —
Oedipus.
Ich erſchlug ihn, doch mir bleibt — —
Chor.
Was bliebe dir?
Oedipus.
Rechtfertigung.
Chor.
Und wie?
Oedipus.
Hör' an! Ich kannt' ihn nicht, als ich ihn ſchlug,
Und tödtet' ihn; und kam vor dem Geſetz
Unſchuldig unverſehns zu dieſer That.

Dritter Auftritt.

Vorige. Theſeus.

Chor.

Doch hier iſt unſer König, Aegeus Sohn,
Theſeus, auf das Gerücht von dir genaht.

Theſeus.

Wie ich von Vielen ſchon in früh'rer Zeit
Der Augen blutiges Verderben hörte,
So kenn' ich dich, o Sohn des Laios;
Und nun ich's unterwegs vernommen, bin ich
Um ſo gewiſſer, denn daß du es biſt,
Zeigt mir dein Aufzug und dein armes Haupt.
Dein Elend, Oedipus, mir geht's zu Herzen,
Und dich und die dich traurig unterſtützt,
Will ich befragen, was ihr flehend mich
Und dieſe Stadt zu bitten kamet. Sag' es.
Du müßteſt ein gar Großes dir erbitten,
Wenn ich davon mich weigernd wenden ſollte,
Der ich es ſelber weiß, in meiner Jugend
Ein Gaſt wie du erwuchs, und in der Fremde
Gar viel als Mann mein Leben wagt' und kämpfte.
Drum keinem Gaſt, wie du nun einer biſt,
Entzög' ich meine Hülf' und Rettung; denn
Ich weiß, daß ich ein Menſch bin und mir morgen
Mit ſeinem Tag nicht mehr gehört, als dir.

Oedipus.

Dein Edelmuth, o Theſeus, zeigt ſich mir
Aus deiner kurzen Red', und weniges
Brauch' ich nur noch zu ſagen. Du gedachteſt,
Wer ich und welches Vaters Sohn ich ſei
Und auch aus welchem Land' ich hergekommen,
So daß dieß Eine nur mir übrig bleibt,
Den Wunſch zu nennen; und es iſt geſagt.

Theſeus.

Das eben ſage denn, damit ich's wiſſe.

Oedipus.
Ich bringe meinen leidverſuchten Leib
Dir zum Geſchenk, nicht wünſchenswerth von Anſehn
Doch nützlicher, als ſeine Bildung ſchön.
Theſeus.
Und welchen Nutzen dächteſt du zu bringen?
Oedipus.
Erfährſt es mit der Zeit, doch jetzt noch nicht.
Theſeus.
Und welche Zeit wird dein Geſchenk enthüllen?
Oedipus.
Erſt wenn ich todt bin und von dir beſtattet.
Theſeus.
Des Lebens Schluß verlangſt du, und die Mitte
Vergaßeſt oder achteſt du geringe.
Oedipus.
Sie wird zu jenem mir ja mitgegeben.
Theſeus.
Nun, dieſe Gunſt iſt klein, um die du bitteſt.
Oedipus.
Und doch, bedenk's, nicht klein iſt jener Kampf.
Theſeus.
Wie meinſt du? deiner Kinder oder meiner?
Oedipus.
Sie wollen mit Gewalt mich zu ſich führen.
Theſeus.
Wenn ſie es wünſchen, ſollteſt du nicht fliehn.
Oedipus.
Und als ich wollte, ließen ſie's nicht zu.
Theſeus.
O Thor, im Unglück iſt der Zorn nicht gut.
Oedipus.
Wenn du mich ausgehört, ermahn'; jetzt laß es.
Theſeus.
Trag' vor; ohn' Einſicht ziemt mir nicht zu richten.
Oedipus.
O Theſeus, ſchweres Leid auf Leid erfuhr ich.

Theſeus.
Meinſt du des Hauſes altes Ungemach?
Oedipus.
Nein! das iſt ja in aller Griechen Mund.
Theſeus.
Was wäre denn dein übermenſchlich Leiden?
Oedipus.
So höre zu! aus meinem Vaterlande
Ward ich vor meinen eignen Kindern flüchtig,
Und darf als Vatermörder nie zurück.
Theſeus.
Wie? dich vertreibend ſollten ſie dich fordern?
Oedipus.
Der Mund des Gottes zwinget ſie dazu.
Theſeus.
Welch Uebel fürchten ſie nach ſeinen Worten?
Oedipus.
Das Schickſal, hier ſich einſt beſiegt zu ſehn.
Theſeus.
Wie ſollten ſie und ich zu Feinden werden?
Oedipus.
O lieber Sohn des Aegeus, nur die Götter
Beſchleicht kein Alter jemals, noch der Tod;
Sonſt alles ſchmilzt mit Allgewalt die Zeit.
Die Kraft der Erde ſchwindet und des Leibes,
Die Treue ſtirbt, Untreue wird geboren,
Und nimmer fließet gleicher Freundſchaft Wärme,
Nicht zwiſchen Männern, noch von Volk zu Volk.
Die einen gleich, die andern werden ſpäter
Aus Freunden feind und wiederum verſöhnt.
Und lächelt jetzt von Theben heitrer Himmel
Dir ſchön herüber, ſo gebiert die Zeit,
Die ungemeßne, ſich auf ihrem Wege
Viel Nächt' und Tag'. In dieſen werden ſie
Den jetzo wohlgeſtimmten Freundesgruß
Aus leichtem Grund' im Kriegesſturm verderben,
Und dann mein ſchlummernd eingehüllter Leib,
Sonſt kalt, ihr warmes Blut im Grabe trinken,

Wenn Zeus noch Zeus und Phöbos wahrhaft iſt.
Doch, denn es thut nicht wohl, Geheimniß reden,
Mit dieſem Anfang laß mich enden, und
Bewahre du nur treulich dein Verſprechen,
So wirſt du niemals ſagen, daß du unnütz
An dieſen Orten Oedipus bewirthet,
Wenn mich der Götter Worte nicht betrügen.

Chor.

Schon lang', o Herr, verſpricht er ſo und ähnlich,
Dem Lande ſich zu Nutze zu beweiſen.

Theſeus.

Wer wollte denn den wohlgeſinnten Mann
Verſtoßen, der zuerſt bei uns den Altar
Den gaſtlich allgemeinen, immer findet,
Und bittend dann in Götterhut dem Lande
Und mir ſich naht mit nicht geringem Zins?
Dies acht' ich, und will nimmer ſeine Gunſt
Verwerfen, ihn vielmehr in dieſem Lande
Anſiedeln; und gefiel' es unſerm Gaſt,
Hier zu verweilen, ſo befehl' ich dir,
Nimm ihn in Schutz; gefiel es ihm mit mir
Zu gehn, ſo geb' ich, Oedipus, zu beidem
Dir freie Wahl; denn ſo will ich dir beiſtehn.

Oedipus.

O Zeus! vergölteſt du's mit Heil dem Guten!

Theſeus.

Nun? und was wünſcheſt du? zu mir zu kommen?

Oedipus.

Wär's mir vergönnt; doch dieſes iſt der Ort — —

Theſeus.

Um was zu thun? ich will dich nicht verhindern.

Oedipus.

Um hier, die mich vertrieben, zu beſiegen.

Theſeus.

Das wär' ein groß' Geſchenk für dein Verweilen.

Oedipus.

Bleibſt du geſonnen, wie du ſagſt, erfüll' ich's.

Theſeus.
Vertraue mir; ich will dich nicht verrathen.
Oedipus.
Will auch nicht zweifelnd eidlich dich verbinden.
Theſeus.
Und hätteſt ſo nicht mehr, als an dem Worte.
Oedipus.
Was denkſt du denn zu thun?
Theſeus.
Was kannſt du fürchten?
Oedipus.
Es kommen Männer — —
Theſeus.
Nun, da ſorgen dieſe.
Oedipus.
Doch, wenn du mich verläßt, ſo ſieh' doch zu — —
Theſeus.
Lehr' mich nicht, was ich anzuordnen habe.
Oedipus.
Mich zwingt die Furcht.
Theſeus.
Mein Herz iſt frei von Furcht.
Oedipus.
Du weißt nicht, was ſie drohn — —
Theſeus.
Ich weiß, daß Niemand
Trotz meinem Willen dich von hinnen führt.
Viel Drohungen und viel verlorne Worte
Droht wohl der Zorn, doch wenn ſich der Verſtand
Beſonnen, ſind die Drohungen verweht.
Und wenn ſich jene immer auch erkühnt,
Das Aergſte zu geloben, wie ſie dich
Entführen woll'n; ich weiß, das Meer herüber
Wird ihnen breit ſich zeigen und nicht fahrbar.
So ziemt dir denn — und ſelbſt wenn ich nicht ſorgte,
Da Phöbos dich geleitet — guter Muth.

Doch wird, ich weiß es, wenn ich nicht zugegen,
Vor Ungebühr dich ſchon mein Name ſchützen.
(ab).

Vierter Auftritt.

Oedipus. Antigone. Chor.

Chor.

Fremdling, in der roſſereichen
Flur zum ſchönſten Aufenthalt,
Zu dem freundlichſten ohne Gleichen,
Her zu Kolonos kamſt du gewallt:
Wo aus der Thäler blühenden Zweigen
Klagend der Nachtigall Flöten erſchallt,
Denn da weilt ſie ſo gerne, ſie wohnet
Unter des Epheus Dunkel; da thronet
Auch im geheiligten Haine der Gott
Unter des Fruchtbaums ſchattender Fülle,
Tief in des Waldes ſchirmender Hülle
Sicher vor Sturmes erbrauſender Noth,
Und in Begeiſterung ſchwingt ſich und ſchreitet,
Wie er die pflegenden Nymphen begleitet,
Stets da Jacchos, der ſchwärmende Gott.
Der Narziſſen Dolde blühet
Durch der Tage Reigentanz
Schön von Himmelsthau beſprühet,
Zweier gewaltiger Göttinnen Kranz
Nach altbräuchlicher Sitt'; es glühet
Hier auch des Krokos goldener Glanz;
Und nieruhender füllender Sprudel
Schwellt des Kephiſſos ſchweifende Strudel,
Daß mit dem Reigen der Tage der Fluß
Stets zu des Fruchtlands Ebenen kehret,
Schießenden Keimen Leben gewähret
Feuchtend mit freundlich gekläretem Guß:
Und wie der Muſen erfreuende Chöre,

Naht ihm mit goldenem Zügel Cythere,
Weilet und ehrt ihn mit irrendem Fuß.
Und ein Baum, desgleichen,
Nicht von Händen ausgeſäet,
Nirgend ſonſt noch ward erſpähet,
Nicht in Aſiens Reichen,
Noch in dem weiten Dorierland,
Peloponneſos, ſprießend entſtand,
Feinden ein heiliges Zeichen,
Er blüht zumeiſt in dieſen Auen,
Sein Laub umrauſcht die ſilbergrauen
Oliven, unſrer Kinder Frucht.
Es hemmet von Zerſtörungsſucht,
So wie Mediens frevelnde Söhne,
Auch des Sparters gebietende Braun', und wacht,
Ihn zu ſchirmen des Moriſchen Jovis Macht
Und das Feueraug' der Athene.
Weiter laß dich preiſen,
Vaterſtadt: die ſchönſte Gabe
Jenes mächt'gen Gottes habe
Stolz ich aufzuweiſen:
Fülle der Roſſe, herrliche Zucht,
Wimmelnder Schiffe ſauſende Flucht;
Drum der Kronid' iſt zu preiſen.
Poſeidon, Herrſcher, dieſem Lande
Gabſt du durch erſten Zügels Bande,
Durch Reiterkunſt und Roſſeshuf,
Worauf ich ſtolz bin, dieſen Ruf;
Und des Ruders Schaufel begleitet,
Wie am ſchießenden Bot ſie bewundert hüpft
Und von Händen gelenkt aus der Meerfluth ſchlüpft,
Die Nereide, die Wogen beſchreitet.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Oedipus. Antigone. Chor. Kreon.

Antigone.
O vielfach du mit Lob erhobnes Land,
Jetzt mußt du dieſes Ruhmes Glanz bewähren.
Oedipus.
Was giebt es Neues, Tochter?
Antigone.
Da kommt Kreon
Und mit Begleitern, Vater, auf uns zu.
Oedipus.
O lieben Greiſe, dann kann nur durch euch
Der ſich're Rettungshafen mir erſcheinen.
Chor.
Getroſt! du wirſt ihn ſehn; bin ich gleich alt,
Iſt doch des Landes Stärke nicht gealtert.
Kreon.
Ich ſeh', ihr edlen Landeseingeſeßnen,
Bei meinem Eintritt plötzlich eure Augen
Von Furcht ergriffen; aber fürchtet nichts,
Und öffnet keinem böſen Wort die Lippen.

Ich komme nicht, um Thaten zu vollführen,
Ich alter Mann zu einer Stadt, ich weiß es,
Die mächtig iſt, wie eine nur in Hellas;
Ich bin vielmehr zu dieſem Greis geſendet,
Ihn zu bewegen, mir in Kadmos Ebne
Zu folgen, nicht in Eines Mannes Auftrag,
Nein aller Bürger, weil als Anverwandten
Vor allen mich ſein Leid betrüben mußte.
So höre mich, gebeugter Oedipus,
Geh' mit mir heim; das ganze Thebervolk
Beruft dich billig wieder und am meiſten
Von allen ich, um ſo viel tiefer mir,
Wenn ich nicht ganz unmenſchlich denken will,
Dein Leiden, alter Mann, zu Herzen geht.
Ich ſeh' im Unglück dich und in der Fremde,
In ſteter Irr' und nur von dieſer Einen
Bedient, dich ohne Nahrung ſchweifen, ach!
Und nimmer hätt' ich ſie ſo tief im Elend,
Wie nun das arme Kind verſunken iſt,
Mir denken können: ſo dich ſtets zu pflegen
Mit milden Gaben, die ſie dir erbittet,
Und ſo erwachſen, fremd der Ehe Freuden
Und jedes Räubers Lüſten blosgeſtellt!
Ja, traurig iſt die ausgeſprochne Schmach
Auf dich und mich und unſer ganzes Haus;
Doch Offenbares läßt ſich nicht verbergen;
So birg's denn ſelbſt; bei unſern Heimathgöttern!
Laß dich bewegen, Oedipus, begieb
Dich willig wieder in der Heimath Hallen,
Und ſage dieſem Lande lebewohl —
Mit Dank, denn es verdient ihn, doch die Heimath
Wirſt du, wie billig, höher achten, ſie
Die dir der ält'ſten Pflege Dienſt geweiht.

Oedipus.

O allvermeßner und der du für alles
Gerechter Gründe liſtiges Gewebe
Zu flechten wüßteſt, was verſuchſt du mich?
Um mich noch einmal in ein Netz zu fangen,

Das mir das bitterſte Gefängniß wäre?
Denn als ich damals mit des Hauſes Leiden
Geſchlagen gern das Land vermieden hätte,
Da wollteſt du mir nicht den Wunſch gewähren;
Doch als ich ſchon des Zornes überdrüſſig
Und mir die Heimath wieder lieb geworden,
Da triebſt und ſtießeſt du mich aus, und damals
War der Verwandte dir durchaus nicht theuer;
Nun aber, da du dieſe Stadt mir freundlich,
Das ganze Volk vereinigt ſiehſt, nun ſuchſt du
Das Bittre ſüßend mich hinwegzureißen.
Was reizt dich nur zu der verſchmähten Liebe?
Wie wenn du dringend bäteſt, und nun einer
Dir nichts gewähren und nicht helfen wollte,
Dann aber, wenn dein Herz ſich am Begehrten
Geſättigt, dir es gäbe, wo die Gunſt
Uns nicht mehr günſtig ſtimmet; würde dich
Noch dieſes nichtige Geſchenk erfreun?
Und dennoch ſo eins bieteſt du mir an,
In Worten gut, doch in der That verderblich.
Und, daß auch dieſe deine Bosheit wiſſen,
Du kommſt nicht, mich nach Hauſe mitzunehmen,
Nein, draußen mich darneben zu behauſen,
Um deine Stadt von Schaden unverſehrt
Und frei zu halten, den dies Land ihr droht.
Mit nichten, ſondern ſo wird ſich's begeben,
Daß ewig dort mein Rächer bei euch wohnt,
Und meine Söhne von der Vatererde
Nicht mehr erlangen, als um drin zu ſterben.
Weiß ich nicht beſſer Thebens Loos, wie du?
Wohl viel! um ſo viel treuer mir es Phöbos
Und Zeus, ſein Vater, ſelber wahrgeſagt.
Dein Mund dagegen kommt voll lauter Lügen
Mit vielem Wortſchwall, aber all dein Reden
Wird dich wohl mehr betrüben als erfreun.
Doch, denn du glaubſt es nicht, verlaß uns lieber
Und laß uns hier nur leben, denn wir werden
Auch ſo, wenns uns gefällt, ſo ſchlimm nicht leben.

Kreon.

Meinſt du, daß dieſe Rede mehr Betrübniß
Um deinetwill'n für mich als dich enthalte?

Oedipus.

Für mich viel Gutes, wenn du weder mich
Noch dieſe Männer hier bereden kannſt.

Kreon.

So witzigte dich leider auch die Zeit nicht,
Und mit dem Alter wuchs das Uebel nur.

Oedipus.

Du Zungenheld! doch kein gerechter Mann
Iſt mir bekannt, der alles gut vertheidigt.

Kreon.

's iſt zweierlei viel und gehörig reden.

Oedipus.

Wie kurz und wie gehörig du dies ſagſt!

Kreon.

Dem freilich nicht, der deines Sinnes iſt.

Oedipus.

Jetzt geh', auch dieſe wollens, und belagre
Mich nicht als Wächter hier in meiner Wohnung.

Kreon.

Ihr hört, denn er iſt fühllos, den Beſcheid
Auf Freundeswort; doch fang' ich dich einmal — —

Oedipus.

Wer will mich fangen, wenn ihm dieſe wehren?

Kreon.

Nun wahrlich, freun ſollſt du dich dennoch nicht.

Oedipus.

Auf welche That zielt dieſe Drohung ab?

Kreon.

So eben ſandt' ich deine andre Tochter
Ergriffen fort und folg' ihr bald mit dieſer.

Oedipus.

Weh mir!

Kreon.

Dies Weh ſoll gleich noch beſſer ſtimmen.

Oedipus.
Du haſt mein Kind?
Kreon.
Und bald auch die dazu.
Oedipus.
Und ihr, was ſinnt ihr? wollt ihr mich verrathen?
Treibt ihr den Böſewicht nicht aus dem Lande?
Chor.
Fort, Fremder, fort, denn weder itzo thuſt
Du recht, noch was du kurz vorher vollführt.
Kreon (zu den Begleitern).
Ihr werdet nunmehr dieſe mit Gewalt,
Wenn ſie nicht willig folgt, von hinnen führen.
Antigone.
Ich bin verloren! wo entfliehn? wo Rettung
Bei Gott und Menſchen finden?
Chor.
Mann, was thuſt du?
Kreon.
Ihn werd' ich nicht berühren, nur die Meine.
Oedipus.
O Landesfürſt!
Chor.
O Fremdling, du thuſt unrecht.
Kreon.
Nein, recht.
Chor.
Du recht?!
Kreon.
Ich nehme nur, was mein iſt.
Antigone.
O Stadt!
Chor.
Was wagſt du? läßt du ſie nicht fahren!
Gleich prüfſt du meine Fauſt.
Kreon.
Hinweg! zurück!

Chor.

Von dir gewiß nicht, wenn du das verſuchſt.

Oedipus.

Wer mich verletzt, iſt mit der Stadt im Kriege.

Chor.

Ich ſagt' es ſchon.

Kreon.

Gleich laß ſie aus den Händen.

Chor.

Befiehl nicht, wo du nichts zu ſagen haſt.

Kreon.

Ich ſage, laß ſie los!

Chor.

Und ich, du gehſt des Weges.
Auf! eilt herbei, eilt, eilt, ihr Landesſaſſen,
Gewalt will mördriſch unſre Stadt erfaſſen;
Eilt her zu mir!

Antigone.

O Freunde, Freunde, weh man reißt mich fort!

Oedipus.

Wo biſt du, Tochter?

Antigone.

Mit Gewalt entfernt!

Oedipus.

Kind, reiche mir die Hand!

Antigone.

Ich kann nicht, Vater.

Kreon (zu den Begleitern).

Was ſäumt ihr? fort!

Oedipus.

Ich armer, armer Mann!

Kreon.

An dieſen Stäben wanderſt du hinfort
Nicht mehr. Du willſt dein Vaterland beſiegen,
Die Deinen, denen ich, wiewohl ein Fürſt,
Gehorſam dies beſorge? gut! ſo ſiege;
Weiß ich doch, mit der Zeit wirſt du's erkennen
Daß du dich weder itzo gut berathen,

Noch ſonſt, als du der Freunde Rath verwerfend,
Dem Zorne folgteſt, der dir immer ſchadet.
Chor.
Halt! Freund, du bleibſt!
Kreon.
Rührt mich nicht an, ich ſag' es!
Chor.
Ich laß dich nicht, nun jene mir geraubt ſind.
Kreon.
So heiß den Staat nur gleich noch mehr vergelten;
Denn ſie ſind noch nicht alles, was ich nehme.
Chor.
Und was erwählſt du?
Kreon.
Dieſen führ' ich mit.
Chor.
Ein trotzig Wort!
Kreon.
Und wird ſogleich zur That,
Wenn mir's nicht etwan euer König wehrt.
Oedipus.
Du Unverſchämter, denkſt mich anzutaſten?
Kreon.
Schweig', ich gebiet' es.
Oedipus.
Nur vor dieſem Fluche,
Ihr Eumeniden, laßt mich nicht verſtummen,
Nun du mir, Schändlicher, mein einzig Auge,
Seit die erblindet, mit Gewalt entriſſen.
So gebe denn dir ſelbſt und all den Deinen
Der Gott, der alles ſiehet, Helios,
Einſt ſo ein Greiſenalter, wie das meine.
Kreon.
Seht ihr dies Weſen, Söhne dieſes Landes?
Oedipus.
Sie ſehen mich und dich, wie ich, durch Thaten
Beleidigt, nur mit Worten dir vergelte.

Kreon.
Ich will den Zorn nicht zähmen, nein ich will,
Wiewohl allein und ſchon ein ſchwacher Greis,
Ihn dennoch mit Gewalt von hinnen führen.

Oedipus.
Weh mir!

Chor.
Ein ſeltner Uebermuth, o Fremdling,
Wenn du es wirklich auszuführen denkſt.

Kreon.
Das denk' ich.

Chor.
Dann wär's um dieſe Stadt gethan.

Kreon.
Oft ſtärkt ſein Recht den Schwächeren zum Siege.

Oedipus.
Hört ihr ihn drohn?

Chor.
Er ſoll es nicht vollführen.

Kreon.
Zeus weiß es, aber deine Weisheit nicht.

Chor.
Das iſt Gewalt!

Kreon.
Gewalt, doch mußt du's leiden.

Chor.
Auf! alles Volk! auf! Herrſcher, eilt herbei,
Herbei! denn ſchon begann die Uebertretung.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Theſeus.

Theſeus.
Welch ein Nothruf? was begab ſich? was erſchreckt euch, daß ihr mich
Vom Altare, wo dem Meergott, der Kolonos Schirmer iſt,

Opfer zückten, mich entfernet? Redet, zeigt mir alles an,
Was geſchwinder mich herbeiführt, als den Füßen angenehm.

Oedipus.

O Lieber, denn ich kenne deine Stimme,
Schlimm hat mich eben dieſer Mann behandelt.

Theſeus.

Wie ſo? wer iſt es, der dich kränkte? ſprich!

Oedipus.

Hier, Kreon, den du ſiehſt, hat räubriſch mir
Der Kinder einzig Helferpaar entführt.

Theſeus.

Wie ſagſt du?

Oedipus.

Was mir widerfahren iſt.

Theſeus.

Sogleich begiebt ſich einer von den Dienern
Zu den Altären, und befiehlt dem Volk,
Daß alle wer zu Fuß und wer beritten,
Spornſtreichs vom Opfer auf die Straße eilen,
Beſonders dorthin, wo ſie zwiegemündet
Die Wanderer zuſammenführt, daß uns
Die Mädchen nicht entgehn, noch mir Gewalt
Geſchieht, die mich dem Gaſt verächtlich machte.
Fort! eilt euch! ich befehl' es; aber dieſen
Ließ' ich nicht unverſehrt aus meiner Hand,
Wenn ich ihm zürnte, wie er's wohl verdient:
Nun aber ſoll er eben den Geſetzen,
Die er uns mitbringt, keinen andern haften.
Denn nimmer wirſt du dieſes Land verlaſſen,
Bevor du ſie mir hier vor Augen ſtellſt.
Du handelſt weder gegen mich geziemend,
Noch deiner Herkunft würdig und der Heimath,
Wenn du die Grenzen der gerechteſten,
Nie vom Geſetz gewichnen Stadt betrittſt,
Und, dieſes Landes Herrſchermacht verachtend,
Nur ſo hereingeſtürzt, was dir beliebt,
Entführſt und mit Gewalt dir unterwirfſt,

Und meine Stadt wie männerleer und ehrlos
Und mich wie einen nicht'gen Wicht betrachteſt.
Und doch hat Theben dich nicht ſo verbildet;
Es pflegt nicht Ungerechte zu erziehn.
Auch würd' es dich nicht loben, wenn es hörte,
Daß du mit Raub an mir und an den Göttern
Die armen Schützlinge gewaltſam fortführſt.
Nie würd' ich ja dein Vaterland betreten,
Und, ſelbſt mit meinem allergrößten Recht
Dort wider Willen der Regierenden
Mir Menſchen rauben und entführen; nein
Ich wüßte, wie ſich's in der Fremde ziemt.
Du aber bringeſt unverdienten Schimpf,
Du ſelber auf dein eignes Vaterland,
Und wachſend hat die Zeit dich nur zum Greiſe
Und Unverſtändigen zugleich gemacht.
Nun ſagt' ich's ſchon und wiederhol' es jetzt,
Man führe ſchleunigſt mir die Mädchen her,
Wenn du nicht mit Gewalt und widerwillig
In dieſer Stadt willſt angeſiedelt ſein.
Und dies erklär' ich dir, ſo wie mit Worten,
Zugleich aus meines Herzens wahrſter Meinung.

Chor.

Sieh! ſo verirrſt du, Freund, dein Stamm erſcheint
Untadlich, doch verwerflich dein Betragen.

Kreon.

Nicht, Sohn des Aegeus, weil mir männerleer
Und rathlos, wie du ſagſt, die Stadt geſchienen,
Vollführt' ich dies; ich wußte nur, hier würde
Sich um die Meinen Niemand ſo beeifern,
Daß er ſie wider meinen Willen hegte;
Ich wußt', ihr würdet dieſen Vatermörder,
Den ungeſühnten, nicht behauſen, ihn,
Dem ſündlich fruchtbar Eheband bewieſen;
Und wußte hier des Ares Richterburg,
Die wohlberathen heimiſche, die nimmer
So einen Flüchtling in den Mauern duldet.
Hierauf vertrauend that ich dieſen Fang.

Und dennoch unterließ ich's, hätt' er nicht
Gehäſſig mich und mein Geſchlecht verflucht:
Doch dieſes Unrecht mußt' ich ſo vergelten:
Der Zorn iſt ewig jung bis in den Tod,
Und nur die Todten rühret keine Kränkung.
Und nun, wie dir beliebt, ſo handle; denn
Verlaſſen, wie ich bin, wiewohl im Recht,
Bin ich gering; doch will ich deine Thaten,
So alt ich bin, dir zu vergelten ſuchen.

Oedipus.

Schamloſe Seele, denkſt du, dieſer Schimpf
Soll mehr mein graues Haupt als dich berühren,
Wenn du den Mord, die Heirath und die Leiden
Vorbringſt, die ach! ich wider Willen litt,
Weil es den Göttern ſo gefiel, die wohl
Von Alters her ſchon unſerm Hauſe zürnen?
Sonſt für mich ſelbſt wirſt du mich keiner Sünde
Zu zeihen wiſſen, die mir dieſe Frevel
An mir und an den Meinigen geboren.
Denn ſage, wenn des Gottes Sehermund
Dem Vater Tod von Kindeshänden drohte;
Wie willſt du mich mit Recht darum verklagen?
War ich doch damals gar noch nicht geboren,
Ja, nicht einmal gezeuget und empfangen.
Und wenn ich dann erwuchs, wie ich zum Unglück
Erwachſen, mit dem Vater kämpft', und ihn,
Nicht wiſſend was und wem ich's that, erſchlug;
Soll ich die willenloſe That entgelten?
Und gar die Ehe mit der Mutter! ſchämſt
Du frecher Menſch dich nicht um deine Schweſter,
Daß du mich zwingſt davon zu reden? Gleich
Werd' ich's erklären; denn ich will nicht ſchweigen,
Nun du mit frevlem Mund ſo weit gegangen.
Ja, ſie gebar mich, ſie (o hartes Schickſal!)
War unbekannt des Unbekannten Mutter,
Und die mich ſelbſt geboren, ſie gebar
Mir Kinder, ſich zu eigner Schmach und Vorwurf.
Eins aber weiß ich nun, daß du mit Willen

Mich ſo beſchimpfſt und ſie; dagegen ich
Verband mich ihr und ſag' es wider Willen.
Doch wird mich weder dieſes Bündniß, noch
Der Vatermord, den du mit bitterm Vorwurf
Mir immer wiederholeſt, je entehren.
Denn nur auf eine Frage gieb mir Antwort.
Wenn dich Gerechten plötzlich hier ein Mörder
Anfiele, würdeſt du zuvor erforſchen,
Ob er dein Vater ſei, ſtatt gleich zu ſtrafen?
Wenn du dein Leben liebſt, ſo mein' ich, wirſt du
Den Schuld'gen ſtrafen und nicht prüfend richten.
In ſo ein Unglück nun hat mich ein Gott
Geführt, und ſelbſt, wenn hier des Vaters Schatten
Vor uns erſchiene, würd' er mir's nicht leugnen.
Du aber, denn du ehrſt kein Recht und billigſt
Ein jeglich Wort, erlaubt und unerlaubt,
Du wirfſt mir dies vor dieſen Männern vor,
Und würdig dünkt dir's, Theſeus und Athen
Zu ſchmeicheln, wie es wohlgeordnet ſei:
Doch bei dem vielen Lob entgeht dir dies,
Daß dieſe Stadt, wenn eine je die Götter
Zu ehren wußte, dieſen Vorzug hat,
Sie, wo du heimlich den beſchützten Greis,
Mich ſelber angetaſtet, und die Mädchen
Ergriffen und entführt. Nun dafür rufe
Ich jetzo betend die Erinnyen,
Und dringe bittend, daß zu Hülf und Beiſtand
Sie mir ſich nahn, damit du inne wirſt,
Wie würd'ge Männer dieſe Stadt beſchützen.

Chor.

Der Gaſt iſt gut, o Herr, doch ſeine Leiden
Sind grundverderblich und erheiſchen Heilung.

Theſeus.

Genug der Worte; denn die Räuber eilen,
Und wir, durch ſie beraubt, wir ſtehn und ſäumen.

Kreon.

Was heißt denn mich ohnmächt'gen Mann dein Machtſpruch?

Theſeus.

Dorthin voranzugehn, wohin ich dich
Geleiten will, damit du unſre Jungfraun,
Wenn du ſie dieſer Orten wo verwahrſt,
Selbſt mir herausgiebſt. Wenn die Räuber aber
Entfliehn, ſo braucht es weiter keiner Mühe.
Denn andre ſind um ſie beeilt, und nimmer
Soll'n ſie's den Göttern danken, daß ſie denen
Aus unſerm Land' entronnen. Aber geh'
Voran und wiſſe fangend dich gefangen
Und von dem Schickſal auf der Jagd erjagt.
Denn was mit Unrecht der Betrug erwirbt,
Iſt nicht zu retten, und von Helfern iſt
Hier nichts zu hoffen. Denn daß du nicht hülflos
Und ungerüſtet in ſo freches Wagniß,
Wie gegenwärtige Gewalt, gegangen,
Das weiß ich wohl, du hatteſt deinen Rückhalt,
Worauf du dich bei dieſer That verließeſt.
Dies muß ich durchſehn: daß mir dieſe Stadt
Von Einem Mann nicht überwältigt werde.
Glaubſt du es? oder ſcheint dir jetzt, wie damals
Bei deiner That, dies nur ſo hingeredet?

Kreon.

Hier freilich iſt, was du auch ſagſt, untadlich;
Zu Hauſe werd' auch ich zu handeln wiſſen.

Theſeus.

Die Drohung ſpar' dir auf den Weg; du aber
Bleib ruhig hier und wiſſe, Oedipus,
Ich will nicht ruhn, wenn ich nicht vorher ſterbe,
Bis ich dir deine Kinder zugeführt.

(Theſeus mit Kreon ab).

Dritter Auftritt.

Oedipus. Chor.

Chor.

Wo der eiſentönende Ares
Bald die Feinde zur Schlacht gewandt,

Wär' ich dort! an des Pythoaltares
Oder dort an dem Fackel-Strand
Wo, gefeiert, mit heiligen Weihen
Zwei Götter das Volk benedeien,
Sie, die goldene Band' um die Zungen
Der Eumolpiſchen Diener geſchlungen,
Dort, wo Theſeus gewiß wohl mit Siegermacht,
An jenen Geſtaden ein Sturm der Schlacht,
Die jungfräulichen Schweſtern beide
Umringt mit lautverwirrtem Streite.

Oder flüchten ſie etwa gen Abend
Vom Oeatiſchen Triftenfeld
Zu den ſchneeigen Felshöhn trabend
Und auf weitende Räder geſtellt?
Er ereilt ſie; die heimiſchen Wehren
Und des Theſeus Macht iſt in Ehren.
Denn unzählige Zügel erblitzen,
Und die ſtürmenden Reiter ſie ſitzen
Insgeſammt in Sattel und Zeug, ſoviel
Die reiſige Pallas zum Opferziel
Und dich, der Rhea Sohn, erheben,
Der die Erd' umgürtet mit Meereswehen.

Ob ſie zögern, ob's vollenden?
Ahnend ſagt die Seele mir,
Bald wird man ſie wiederſenden,
Die durch ſchwere Ungebühr
Und von nahverwandten Händen
Schwer gebeugt; es ahnet mir,
Zeus wird heute was vollbringen
Und ein ſchöner Sieg gelingen.
O ſtieg' ich mit ſtürmendem Flügelſchlag
Schnellrudernder Tauben zum Himmelsdach,
Und ſäh' im Wolkenzuge droben
Mit eignem Aug' des Kampfes Toben!

Du der Götter Allregierer,
Zeus, der Alles ſieht, verleih'
Dieſem Volk und ſeinem Führer,
Daß der Sieg mit ihnen ſei,

Und durch ihn zuletzt aus ihrer
Jagd der gute Fang gedeih'.
Hilf auch, Heldenhort, Athene!
Und du mit der ſichern Sehne,
Apollon, und du von der Hindin Jagd
Der geſprenkelten ſchnellen, o kommt mit Macht,
Hört mich, und ſeid, Geſchwiſtergötter,
Dem Land' und Bürger Hülf' und Retter!

Vierter Act.

Erſter Auftritt.

Chor. Oedipus. Antigone. Iſmene. Theſeus.

Chor.

O flücht'ger Fremdling, was dir meine Ahnung
Verkünd'te, wirſt du nicht betrüglich finden:
Hier ſeh' ich unſre Jungfraun wieder nahn.

Oedipus.

Wo? wo? was ſprichſt du! wie haſt du geſagt?

Antigone.

O Vater, Vater, wer von allen Göttern
Wird dir des beſten Mannes Anblick ſchenken,
Der uns hieher zu dir zurückgeleitet?

Oedipus.

Mein Kind, ſo ſeid ihr hier?

Antigone.

Durch dieſe Hände
Des Retters Theſeus und der lieben Seinen.

Oedipus.

Kommt zu dem Vater Kinder, daß ich euch,
Die wider Hoffen mir genaht, umarme.

Antigone.
Dein Wunſch geſchieht; erſehnt iſt die Gewährung.
Oedipus.
Wo denn? wo ſeid ihr?
Antigone.
Hier, und kommen beide.
Oedipus.
O liebe Kinder!
Antigone.
Jedes liebt der Vater.
Oedipus.
Ihr Stützen dieſes — —
Antigone.
armen Manns, wir Arme!
Oedipus.
Mein Liebſtes hab' ich nun, und wäre denn
Nicht mehr ſo gänzlich elend, wenn ihr mir
Zur Seite ſtündet in der Sterbeſtunde.
Kind, unterſtützt mir beide Arme, faßt
Den Vater an, und endet meine vor'ge
Verlaſſenheit und mein unſel'ges Tappen.
Und wie dies zuging, das erzählt mir kurz,
Denn kurzes Wort ſteht eurem Alter wohl.
Antigone.
Hier ſteht der Retter; ihn zu hören ziemt ſich:
Und ſo iſt mein Geſchäft nur kurz, mein Vater.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen.

Oedipus.
Laß dich's nicht wundern, Lieber, daß ich lange
Bei meiner Kinder unverhofftem Fund
Redſelig fortfuhr; weiß ich doch von dir
Und keinem andern dieſe Freud' an ihnen.
Denn du und du allein haſt ſie gerettet;

Und mögens dir die Götter, wie ich wünſche,
Dir und dem Lande geben. Denn ich fand
Den frommen Sinn, Gerechtigkeit und Wahrheit
Von allen Menſchen einzig nur bei euch;
Und ich erkenn's mit dieſem Dankeswort.
Ja, was ich hab', ich hab' es nur durch dich,
Laß mich, o König, deine Rechte nehmen
Und, wenn es ſein darf, dir die Stirne küſſen.
Jedoch was red' ich? ſollt' ich Unglücksmann
Den Mann berühren, der von keines Frevels
Befleckung weiß? ich werd' es nicht, ich würde
Es ſelbſt nicht dulden. Denn kein Sterblicher,
Der's nicht erfuhr, fühlt dieſes Elend mit.
So lebe wohl, wir ſcheiden, und in Zukunft
Sei ſo gerecht für mich beſorgt, wie heute.

Theſeus.

Wenn du vor Freud' an deinen Kindern länger
Am Reden bliebſt, ſo nimmt es mich nicht Wunder,
Noch daß du ihnen früher zugeſprochen.
Wir nehmen beides keineswegeś für ungut.
Denn nicht durch Worte ſuchen wir das Leben,
Vielmehr durch Thaten zu verherrlichen.
Und das beweiſ' ich, Alter; denn was ich
Gelobte, hat dich nicht getäuſcht: ich bringe
Sie lebend dir und wohlbehalten wieder
Trotz aller Drohung. Doch wie dieſer Sieg
Gelang, was ſoll ichs rühmen, was du ſelbſt
Von deinen Jungfraun ohnehin erfährſt?
Dagegen überleg' dir ein Gerücht,
Das, als ich herging, eben mir begegnet
In kurzer Nachricht, aber wunderbar;
Und kein Ereigniß ſollte man verachten.

Oedipus.

Was giebt es, Sohn des Aegeus? ſag' es mir,
Denn mir iſt deine Kunde gänzlich fremd.

Theſeus.

Es ſoll ein Mann, zwar nicht aus deiner Stadt,
Doch dein Verwandter, bittend an Poſeidons

Altare ſitzen, wo ich grad' am Opfer
Beſchäftigt war, als ich mich herbeeilte.

Oedipus.

Wo iſt er her? was will er mit dem Flehn?

Theſeus.

Ich weiß nur eins: man ſagt, er wünſche dich
Nur kurz zu ſprechen, ohne zu beſchweren.

Oedipus.

Worüber? nichts Gering's will dieſer Sitz.

Theſeus.

Es heißt, um dich zu ſprechen, fordre er
Zu kommen und zu gehen ungefährdet.

Oedipus.

Und wer mag dieſer Bittende nur ſein?

Theſeus.

Bedenk', ob euch in Argos wer verwandt iſt,
Der dich um dieſe Gunſt erſuchen könnte?

Oedipus.

O lieber Mann, nicht weiter!

Theſeus.

Nun, was iſt dir?

Oedipus.

O dringe nicht!

Theſeus.

Auf was nicht? ſag' es mir.

Oedipus.

Aus dieſen Worten ſeh' ich, wer es iſt.

Theſeus.

Und wer denn, daß ich ihn zu tadeln hätte?

Oedipus.

Mein böſer Sohn, o König, deſſen Wort
Mich mehr, als jedes Menſchen quälen würde.

Theſeus.

Wie? kannſt du ihn nicht hören, und verweigern,
Was du verwirfſt? was thut's ihn anzuhören?

Oedipus.

Sein Wort vor allen haßt des Vaters Ohr,
Und zwing' mich nicht, dir hierin nachzugeben.

Theſeus.

Bedenk, ob doch der Altar dich nicht zwingt,
Und du des Gottes Beiſtand ehren mußt.

Antigone.

Mein Vater, folge mir, wie jung ich immer
Zu rathen wage. Laß ihn, wie er wünſcht,
Den eignen und des Gottes Willen thun,
Und uns vergönne, daß der Bruder kommt.
Denn nimmer, ſei getroſt, wird dir gewaltſam
Ein ungebilligt Wort den Sinn verwandeln.
Was ſchad's, die Worte zu vernehmen? Zeigt
Das Wort doch manches ſchön erdachte Werk.
Er iſt dein Sohn; und darum, hätt' er auch
Das Aergſte gegen dich verſchuldet, Vater,
Dir ziemt es nicht, ihm Gleiches zu vergelten.
Gewährs ihm. Sind doch andre Väter auch
Mit böſen Kindern und von jähem Zorn,
Doch laſſen ſie, durch Freundeswort ermahnt,
Mit lindem Zuſpruch ihren Sinn begüt'gen.
Zwar ſieh du itzo nicht auf jene Leiden,
Die dir der Vater und die Mutter brachte;
Jedoch wenn du es wollteſt, ſähſt du ſicher
Wie böſem Zorn ein böſer Ausgang folgt,
Denn ein gewaltſam Zeugniß geben dir
Die blinden Augen, die du dir geraubt.
So gieb uns nach. Denn Billiges lange bitten,
Das iſt nicht ſchön, noch daß man ſelber Gunſt
Erfährt, und dann nicht zu erwiedern weiß.

Oedipus.

Mein Kind, zu ſchmerzlicher Gefälligkeit
Dringt ſiegend euer Wort mich. Sei es denn,
Wie ihr es wünſcht. Nur eins, o König, laß
Wenn jener kommt, mir nicht Gewalt geſchehn.

Theſeus.

Nie wieder wünſch' ich das zu hören, Alter;
Wiewohl ich rühme mich nicht gern, doch du
Haſt Schutz, ſo lange mich ein Gott beſchützt.
(ab).

Dritter Auftritt.

Chor. Antigone. Ismene. Theseus.

Chor.

Wer aufs höchſte Alter denkt
Und nicht lieber ſich beſchränkt,
Den hat irre Thorheit inne,
Dünket meinem Richterſinne.
Denn es bringt der ſpäte Tag
Oft betrübend Ungemach;
Und wer eifrig zum Gewinne
Hohen Alters kommt, man ſieht,
Wie ihn jede Freude flieht;
Wenn er auch da kein Genüge will finden,
Wo ihm die Moiren nicht Liebe bereiten,
Ach, und die Klänge, die Tänze begleiten,
Ihm, wie im Hauſe des Hades, verſchwinden,
Bis der Tod ihm winket zu ſcheiden.
Nicht gezeugt ſein überwiegt
Jedes Glück; weit unterliegt,
Wer von hinnen, ſchnell vollendet,
Sich des Wegs zurückgewendet.
Denn die Jugend, an leichter Hand
Führt ſie flücht'gen Unverſtand;
Wem hat glücklich ſie geendet,
Wem nicht alles Leid gebracht,
Neid, Mord und Aufruhr, Streit und Schlacht?
Endlich erſcheint dann, in Schwäche bewahret,
Mürriſch geſondert, das Alter der Greiſen,
Wo ſie, der Freunde beraubt, verwaiſen
Ach! und der Uebel Fülle ſich ſchaaret;
Niemand mag's willkommen heißen.
Mir kam's, doch bittrer dieſem armen Dulder.
Wie am Nordſtrand ringsumher die Wellen
Sturmerwühlt aufbranden und zerſchellen,
So umſtürzen, gebogen,
Wilde, brandende Wogen
Der Leiden auch dieſen,

An ihn gewieſen,
Dieſe von dort, wo die Sonn' entflieht,
Jene, wo weckend das Frühroth zieht;
Dieſe, wo des Mittags Gluth ſtrahlt,
Jene, wo geſtirnt ſich der Pol malt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Polynikes.

Antigone.
Da iſt uns ſchon, ſo ſcheint es mir, der Fremde,
Ganz unbegleitet, Vater, und die Augen
Von Thränen triefend, kommt er auf uns zu.

Oedipus.
Wer iſt es?

Antigone.
Wie wir auch ſogleich vermuthet,
'S iſt Polynikes, und nun iſt er da.

Polynikes.
O Gott, was mach' ich, Kinder? ſoll ich erſt
Mein eignes, oder Vaters Leid beweinen,
Das ich den alten Mann erdulden ſeh'?
Den hier mit euch ich unter fremden Menſchen
Hinausgeſtoßen find', in dieſem Kleide,
Das widrig ſich mit altem Schmutz dem Alten
Anklebt und ſchimmelnd um die Hüfte legt,
Und um das augenloſe Haupt im Winde
Fliegt ungekämmt ſein Haar, und, wie es ſcheint,
Nimmt er auch dieſem angemeſſne Koſt
Zu ſeines jammervollen Leibes Nahrung.
Zu ſpät hab' ich Unſel'ger dies erfahren,
Und nun bekenn' ich, daß der ſchlechteſte
Der Menſchen jetzt erſt dich zu pflegen kommt.
Doch lehre keinen fremden Mund dies ſprechen,
Vielmehr, denn ſelbſt mit Zeus zuſammen ſitzt
Bei allen Thaten auf dem Thron Vergebung,

Laß dir auch, Vater, ſie zur Seite ſtehn.
Denn zwar zu heilen iſt der Sünde Schaden,
Doch nimmer wieder ungeſchehn zu machen.
Du ſchweigſt?
O rede, Vater, wende dich nicht weg.
Willſt du mir nichts erwidern, ſondern mich
Beſchimpft entlaſſen, ohne einen Laut,
Und ohne ſelbſt, weshalb du zürnſt, zu ſagen?
O Töchter dieſes Mannes, meine Schweſtern,
Verſucht denn ihr es, Vaters finſtern Mund,
Den keine Rede rühret, zu bewegen,
Damit er mich nicht ſo beſchimpft von hinnen,
Des Gottes Schützling ohne Antwort ſende.

Antigone.

Sag' du nur, Armer, warum du gekommen.
Denn meiſtens bringen Worte, ſei's erfreuend,
Sei's kränkend, oder ſei's durch eine Rührung,
Den Schweigenden zu irgend einer Rede.

Polynikes.

So will ich's ſagen, denn du redeſt gut.
Zuvörderſt nehm' ich jenen ſelben Gott,
Zu Hülfe, deſſen Altar mich der König
Verlaſſen und mich herbegeben hieß,
Mit dem Verlaub, zu reden und zu hören,
Und dann mich ſicher wieder zu entfernen.
Und dies, ihr Männer, woll' ich nun von euch,
Von meinen Schweſtern und von dir, mein Vater.
Und nun vernimm, weshalb ich hergekommen.
Ich bin verbannt aus meinem Vaterlande,
Weil ich den Sitz auf deinem Herrſcherthrone
Kraft meiner Erſtgeburt in Anſpruch nahm.
Da trieb mein jüngrer Bruder Eteokles
Mich aus dem Land', ohn' einen guten Grund
Und ohne Tapferkeit und That voraus
Zu haben, nur durch die verführten Bürger.
Und daran, ſag' ich, iſt vor allen ſchuld
Die deines Fluches waltende Erinnys.
Wozu denn auch die Seherſprüche ſtimmen.

Denn als ich bei den doriſchen Archivern
Adraſtos mir verſchwägert, warb ich mir,
Soviel in Apia die erſten heißen
Und kriegberühmt ſind, zum geſchwornen Bunde,
Vereint nach Theben jene ſieben Schaaren
Zu ſammeln, und mit Ruhm zu fallen oder
Die Schuld'gen aus dem Lande zu vertreiben.
Gut; aber warum komm' ich nun zu dir?
Mit flehentlichen Bitten, lieber Vater,
Sowohl für mich, als meine Bundsgenoſſen,
Die ſchon in ſieben Zügen und mit ſieben
Heerſchaaren Thebens Ebne rings umſtellt.
Da ſchwingt Amphiaraos ſeinen Speer,
Im Streit der erſte, wie in kluger Deutung
Der Wege, die der Schickſalsvogel zieht,
Dann der Aetoler Tydeus, Oeneus Sohn,
Und drittens Eteokles der Argiver.
Hippomedon, den vierten, ſchickt ſein Vater
Talaos. Der fünfte, Kapaneus, gelobt,
Alsbald von Grund aus Theben zu zerſtören.
Im ſechsten Zug ſtürmt der Arkadier
Parthenopäos, Atalantens Sohn,
Wie er beweiſt, und ſo von ihr genannt,
Weil ſie bis dahin unberührt geblieben.
Dann ich dein Sohn, und wenn der deine nicht,
Des böſen Schickſals Sohn, doch deiner heißend,
Ich führe Argos tapfres Heer nach Theben.
Wir alle flehn zu dir bei dieſen Kindern
Und deinem Leben, Vater, mit der Bitte,
Vom ſchweren Zorne gegen mich zu laſſen,
Nun ich den Bruder zu beſtrafen eile,
Der mich verbannt und mir die Heimath raubt.
Denn wenn den Seherſprüchen zu vertraun,
So ſiegen die, zu denen du dich ſtellſt.
So fordr' ich dich denn bei den heil'gen Quellen
Und bei den Göttern unſers Hauſes auf,
Gib nach, laß dich beſänft'gen; bin ich doch,
Wie du, ein Bettler und ein Gaſt bei Fremden,

Und beide wohnen wir mit gleichem Schickſal
Zu fremder Gunſt, um die wir ſchmeichelnd werben,
Wenn leider der Tyrann daheim uns beide
Verſpottet und in weichen Lüſten ſchwelgt.
Den will ich, wenn du mir zu Willen biſt,
Mit wenig Müh' und Zeit von dannen jagen,
Und dich zurück in deine Hallen führen
Und mich, wenn er vor meiner Macht entweicht.
Dies darf ich, wenn du beiſtimmſt, ſtolz verheißen,
Und ohne dich nicht einmal Rettung hoffen.

Chor.

Um deſſentwill'n, der ihn geſendet, Alter,
Sprich, was dir recht dünkt, und entlaß ihn wieder.

Oedipus.

Ja, Freunde, wenn nicht Theſeus, euer Fürſt,
Ihn mir geſandt und ihm Beſcheid erbeten',
Er hätte keinen Laut von mir gehört;
Nun geh' er, deß gewürdigt, und mit Worten
Beſchieden, die ihn nicht erfreuen ſollen.
Der du mich, Schändlichſter, als du noch Thron
Und Scepter hatteſt, welche nun dein Bruder
Zu Theben hat, mich, deinen eignen Vater
Vertrieben, ſo mich heimathlos gemacht,
Und daß ich dieſe Kleider tragen muß,
Die du mit Thränen ſiehſt, nun dich mit mir
Des gleichen Unglücks Noth bedrängend faßt.
Doch nicht beweint, getragen, und von mir
Will dieſes ſein, ſo lang' ich lebend dein
Gedenke, denn in dieſe Noth haſt du
Mein Leben mörderiſch hinausgeſtoßen,
Du mich verbannt, du flüchtig umgetrieben,
Du mich gelehrt, mein täglich Brot zu betteln;
Doch wären dieſe nicht zu meiner Pflege,
Die Mädchen mir geboren, traun durch dich
Wär' ich nicht mehr; nun haben ſie mein Leben
Gefriſtet, mich gepflegt, nun ſie wie Männer,
Und nicht wie Weiber, meine Noth getheilt;
Doch ihr ſeid fremd mir und nicht meine Kinder.

Drum wird auch bald der Rächer dich erſehn,
Wenn dieſe Schaaren gegen Theben ziehn.
Denn eh' du dieſe Stadt zerſtören kannſt,
Wirſt du und auch dein Bruder blutig enden.
Mit dieſen Flüchen weiht' ich euch ſchon früher
Den Rachegöttern, und nun ruf' ich ſie
Zu meinem Beiſtand wiederholt herbei,
Damit ihr eure Eltern ehren lernt,
Und nicht mit Schmach bedeckt, weil ſolche Leute,
Wie ihr, den blinden Mann zum Vater haben.
Denn dieſe Mädchen handelten nicht ſo.
Drum wird mein Fluch auf deinem Throne ſitzen
Und walten, wenn die alte Themis noch
Nach altem Rechte thronet neben Zeus.
Nun fort mit dir, verſtoßen und verabſcheut,
Der Schlechten Schlechteſter, und dieſe Flüche
Nimm mit, die ich dir fluche, daß du weder
Dein Vaterland mit Waffen zwingſt, noch je
Nach Argos Schluchten kehrſt, vielmehr den Tod
Von Bruderhänden ſtirbſt, und den ermordeſt,
Der aus dem Vaterlande dich vertrieben.
So betend ruf' ich den verhaßten Vater
Des Tartaros, den Erebos, daß er
Dich mit hinabführt an den finſtern Ort,
Und dieſes Haines Rachegötter ruf' ich
Und Ares auch, der euch den wilden Haß
In euren wuthentflammten Buſen warf.
Nun, ſo beſchieden, geh', und bring' die Kunde
Zu den Kadmeern allen und zugleich
Den treuen Helfern: ſo hab' Oedipus
Den Söhnen Dank und Ehrenſold bezahlt.

Chor.

Polynikes, dieſer Gang war nicht erfreulich,
Und nun ſuch' eiligſt ihn zurückzuthun.

Polynikes.

O meiner Reiſe Müh' und böſe Frucht!
O meine Freunde! zu ſolchem Ziel
Naht unſer Zug aus Argos? ach mir Armen!

Daß ich's den Freunden nicht entdecken, noch
Zurück vor dem Verderben weichen darf,
Nur ſchweigend in den offnen Abgrund ſtürzen.
O liebe Schweſtern, Kinder dieſes Vaters,
Ihr hört die harten Flüch' aus ſeinem Munde,
Und wenn ſich, was ſie drohen, mir erfüllt,
Und euch die Rückkehr in die Heimath führt;
Ihr, bei den Göttern, ihr verhöhnt mich nicht,
Und legt mich in ein Grab und Grabesſchmuck.
Und kein geringer Lob, als wie ihr's jetzt
Von dieſem Vater mühevoll erwerbt,
Wird dieſe Liebe gegen mich euch bringen.

Antigone.

Polynikes, bitte, thu' mir eins zu Liebe!

Polynikes.

Was, theuerſte Antigone? ſag' an.

Antigone.

Führ' eiligſt dieſes Heer zurück nach Argos,
Und richte dich nicht und dein Land zu Grunde.

Polynikes.

Es geht nicht an, denn nimmer folgt dies Heer
Mir wieder, wenn ich einmal mich gefürchtet.

Antigone.

Was brauchſt du dich auch wieder zu erzürnen?
Was hülfen dir des Vaterlandes Trümmer?

Polynikes.

Die Flucht iſt ſchimpflich, und daß ich, der Aeltre,
So meines Bruders Hohn erleiden ſoll.

Antigone.

Siehſt du nun, wie ſich Vaters Wort erfüllt,
Ihr würdet jeder durch den andern ſterben?

Polynikes.

Er ſagt's; doch wir ſind nimmer zu verſöhnen.

Antigone.

O Gott! doch wer wird's wagen euch zu folgen,
Wenn er vernimmt, was Vater wahrgeſagt?

Polynikes.
Auch werd' ich ſchweigen; denn ein guter Feldherr
Sagt nur das Beſte, und verbirgt die Mängel.
Antigone.
So alſo, Bruder, haſt du dies beſchloſſen?
Polynikes.
Und halt' mich nicht, laß mich des Wegs gedenken,
Der heillos mir und böſe wird durch Vater
Und ſeine Helfer, die Erinnyen.
Doch euch geleite Zeus auf guten Wegen,
Wenn ihr dem Todten jene Gunſt vollendet,
Denn lebend hab' ich nimmer keine mehr
Von euch, und nun entlaßt mich, und lebt wohl,
Denn meiner Augen Licht ſeht ihr nicht wieder.
Antigone.
O weh mir Armen!
Polynikes.
Jammre nicht um mich.
Antigone.
Wer könnte dich, wie du zum offnen Hades
Dich ſtürzeſt, Bruder, ohne Jammer ſehn?
Polynikes.
Wenn's ſein muß, will ich immer ſterben.
Antigone.
Nicht doch!
Laß lieber meine Bitten dich bewegen.
Polynikes.
Was ſich nicht ziemt, erbitte nicht.
Antigone.
Wie bin ich
Dann überelend, wenn ich dich verliere!
Polynikes.
Das ſteht beim Gott, er kann es ſo und anders
Verhängen; doch daß euch kein Unglück treffe,
Das bitt' ich von den Göttern, denn vollkommen
Seid ihr es würdig, frei von Leid zu ſein.
(ab).

Fünfter Auftritt.

Chor. Oedipus. Antigone. Ismene.

Chor.

Neu und unerwartet wär' es, wenn das Schickſal nicht erfüllt,
Was der blinde Fremdling Böſes ſchwerer Schickung wahrgeſagt,
Denn von keinem Götterſpruche weiß ich, der umſonſt gethan.
Doch es prüft, es prüfet immer dies der Blick der Zeit, denn ſie,
Wie ſie täglich neue Dinge zeigt und immer ſiegend wächſt — —
Zeus! es erdonnert die Himmelswölbung!

Oedipus.

O Kinder, Kinder, wie beſorgte mir
Wohl einer hier den güt'gen Theſeus her?

Antigone.

Was haſt du vor, wozu du ihn verlangſt?

Oedipus.

Gleich führt mich dieſer flügelſchnelle Blitz
Von Zeus zum Hades. Aber ſchickt geſchwinde.

Chor.

Welch ein unerhörtes Donnern rollt mit übermächt'gem Schlag
Zeus herab! vor Schrecken ſtehen mir die Haare ſtarr empor.
Angſt ergreift mein Herz, denn wieder zuckt des Himmels Flammenblitz.
Welchen Ausgang wird es geben? o ich fürchte! denn umſonſt
Fährt er nimmermehr hernieder, und ein Unglück folgt ihm nach.
Zeus! o gewaltige Himmelswölbung!

Oedipus.

Ach Kinder, meines Lebens Ziel iſt da,
Wie's mir verhängt iſt, und kein Ausweg mehr!

Antigone.

Wie weißt du das? woraus entnimmſt du dir's?

Oedipus.

Ich weiß gewiß. Doch eiligſt geh' mir einer
Und ſende mir den Fürſten dieſes Landes.

Chor.

Himmel! da! ſchon wieder praſſelt's ſchrecklich wüthend ringsumher.

Gnädig ſeid, ihr Götter, gnädig, wenn ihr meinem Vaterland
Mit des Donners unverſtandnen Stimmen eine Schickung bringt.
Mit dem Frommen laßt mich wohnen, nicht des Frevlers Gegenwart
Mich mit böſem Lohne büßen. Herrſcher Zeus, dich ruf' ich an!

Oedipus.

Iſt Theſeus in der Nähe? wird er mich
Noch lebend finden, Kinder, und bewußt?

Antigone.

Und weſſen bliebſt du gern dich gut bewußt?

Oedipus.

Für ſeine Wohlthat möcht' ich ihm den Dank
Erfüllen, den ich beim Empfang verſprochen.

Chor.

Auf! mein Fürſt, herbei! geſchwinde! und wenn auf den Uferhöhn
Du dem fluthenden Poſeidon auf dem heiligen Altar
Farrenopfer weihend bringen ſollteſt, eile, eil' herbei!
Denn der Gaſt will dir, den Freunden und der Stadt verdienten Dank
Für die Wohlthat zollen, König, komm' geſchwind' im vollen Lauf.

Fünfter Act.

Erſter Auftritt.

Die Vorigen. Theſeus.

Theſeus.

Was hör' ich wieder im vereinten Ruf
Ganz deutlich eure und des Fremden Stimme?
's iſt doch kein Blitz von Zeus, kein Hagelſturz
Hereingebrochen? denn wo ſolch ein Wetter
Der Gott herauf führt, darf man's immer fürchten.

Oedipus.

Mein König, du begegneſt meiner Sehnſucht,
Und dich hat Gott mit dieſem Gang geſegnet.

Theſeus.

Was iſt denn wieder Neues, Sohn des Laios?

Oedipus.

Mein Leben neigt, und ohne dir mein Wort
Zu halten und der Stadt, will ich nicht ſterben.

Theſeus.

Und was haſt du für Zeichen deines Todes?

Oedipus.

Die Götter ſelber melden mir ihn an,
Sie halten Wort mit allen dieſen Zeichen.

Theſeus.

Wie meinſt du, Alter, daß ſie dir es melden?

Oedipus.

Mit dieſen vielfach unverhaltnen Donnern
Und all den Blitzen aus der mächt'gen Hand.

Theſeus.

Ich glaub' es. Denn ich ſeh' dich viel verkünden
Und immer wahr. So ſprich, was iſt zu thun?

Oedipus.

Ich will dir, Sohn des Aegeus, offenbaren,
Was deiner Stadt ein unverderbner Schatz
Durch alle Zeit wird aufgehoben werden.
Zum Orte meines Todes werd' ich ſelbſt
Und ohne Führers Stütze gleich vorangehn;
Du aber ſag' es nimmer einem Menſchen,
Wo und in welcher Gegend er verborgen,
Daß er für viele Schild' und Bundeslanzen
Ein ew'ges Bollwerk vor den Nachbarn ſei;
Und was in tiefverſchwiegner Weihe ruht,
Sollſt du allein an Ort und Stelle hören,
Denn weder würd' ich's einem dieſer Bürger,
Noch meinen Kindern, den geliebten, ſagen.
Und du behalt' es treulich, und gelangſt
Du zu dem Ziel des Lebens, ſag' es nur
Dem Fürſten und der immer ſeinem Erben;
So wird die Saat der Drachenzähne nimmer
Dein ſichres Haus in dieſer Stadt zerſtören.
Doch viele Städte, wenn auch wohlgeordnet,
Erheben gern im Uebermuth ihr Haupt,
Denn ſcharf zwar ſieht, doch ſpät der Götter Auge
Auf Frevler, die von ihrem Rechte weichen.
Das laß dir, Sohn des Aegeus, nicht begegnen.
Wiewohl dies lehr' ich einen, der es weiß;
So laß uns, denn mich drängt des Gottes Zeichen,
Nun zu dem Ort und ohne Zagen gehn.
Hier, Kinder, folgt, denn itzt werd' ich euch,
Wie ihr ſonſt mir, ein unerhörter Führer.
Kommt, doch berührt mich nicht, und laßt mich ſelbſt

Das heil'ge Grab entdecken, deſſen Hülle
Mein Schickſal mir in dieſer Erde giebt.
Hier folgt mir, hieher; denn hier leitet mich
Der Führer Hermes und des Hades Göttin.
O dunkles Licht, das einſt auch mir gehörte,
Zum letztenmal berührt dich nun mein Leib;
Denn ach! ſchon geh' ich, mein verlöſchend Leben
Im dunklen Hades zu verhüll'n. Doch du,
Mein lieber Wirth und die dir unterthan,
Und du, o Land, ſeid glücklich immerdar,
Und in der guten Tage ſtetem Glück
Gedenket meiner in des Grabes Schooß.
(Oed. Kol. [illegible] Thl. 38).

Zweiter Auftritt.

Chor.

Wenn die dunkle Göttin mein Gebet
Und dich, Fürſt der Nachtumgebnen,
Aidoneus ehren darf, es fleht
Ihr: laß des Hades Ebnen,
Wo wir all' ins Dunkel wallen,
Und den ſtygiſch tiefen Hallen
Unſern Gaſt mit leichtem Fuß
Nahn und ohne Schmerzen ziehn.
Denn nachdem er unverſchuldet
Vieles Mißgeſchick erduldet;
Sollt' ein Gott es billig wenden,
Und auch einmal Gutes ſenden.
Göttinnen der unterird'ſchen Nacht,
Und du wilder Wächterhund,
Der, — durch alte Sagen ward' es kund, —
Fürchterlich gelagert wacht
An des Hades ehrnem Thor
Und aus tiefer Schlucht hervor
Grollend bellt, du Sohn der Erde
Mit dem Tartaros gezeugt.

Naht dem Fremdling ohne Fährde,
Wenn zu euch er niederſteigt.
Ihm den Eingang leicht zu machen,
Bitt' ich dich, den Immerwachen.

Dritter Auftritt.

Chor. Bote.

Bote.
Mitbürger, kurz könnt' ich die Meldung faſſen,
Wenn ich euch ſagte, Oedipus iſt todt;
Doch was geſchehn, kann weder kurz die Rede,
Noch ſo, wie dort ſich alles zutrug, ſagen.
Chor.
So iſt er todt, der Arme?
Bote.
Ja, für immer
Hat er das Licht verlaſſen, ſag' ich dir.
Chor.
Und wie? hat lind ein Gott ſich ſein erbarmt?
Bote.
Das iſt geſchehn und wunderbar genug.
Wie er hier fortging, wißt ihr, denn ihr wart
Dabei, als ohne eines Freundes Führung
Er ſelbſt uns alle führte, und voranging.
Doch als er zu dem Weg, der aus der Tiefe
Mit ſteilen Eiſenſtufen ſteigt, gelangte,
Da ſtand er ſtill, am vielgetheilten Kreuzweg,
Nah bei dem Schlunde, wo die ew'ge Treue,
Die Theſeus und Peirithoos ſich ſchwuren,
Ihr Denkmal hat; dort ſtand er ſtill, gleich weit
Von dieſem Schlund' und dem Thorikiſchen Felſen,
Dem hohlen Birnbaum und dem Felſengrabe,
Und ſetzte ſich. Dann löſt' er ſich den Gurt
Der ſchmutzigen Gewänder, rief den Mädchen,
Und hieß ſie, ihm zu Bad und Opferguß,

Lebend'ges Waſſer aus der Quelle ſchöpfen.
Sie gingen zu dem Hügel, deſſen Warte
Die ſchön umgrünte Demeter weiht,
Beſchickten eilig ihres Vaters Auftrag,
Und ſchmückten ihn mit Bad und Kleid gebührend.
Und als er all der Wartung ſich erfreut,
Und ihm kein Wunſch mehr unerfüllt geblieben,
Da donnerte der unterird'ſche Zeus;
Die Mädchen ſchraken bei dem Schall zuſammen,
Und ſtürzten weinend zu des Vaters Füßen;
Und unaufhörlich ſchlugen ſie die Bruſt,
Und unaufhörlich tönten ihre Klagen.
Doch er vernahm nicht alſobald den Ton
Des herben Rufes, da umarmt' er ſie,
Und ſagte: „Kinder, ihr behaltet heute
Nicht länger euren Vater, denn nun bin
Ich ganz vollendet, und ihr habt hinfort
Nicht mehr die mühevolle Sorg' um mich.
's war hart, ich weiß es, Kinder, doch verſüßt
Ein einzig Wort all dieſe Müh' und Noth.
Denn Niemand hat euch inniger geliebt,
Als dieſer Vater, den ihr nun verliert
Für alle Zukunft, die ihr noch erlebt.“
So weinten alle ſchluchzend, wie ſie ſich
Umfangen hielten. Dann verſcholl die Klage,
Kein Laut erhob ſich wieder, und nun war
Es ſtill. Da rief auf einmal eine Stimme
Nach ihm, daß plötzlich vor Entſetzen uns
Sich alle Haare ſtarr zu Berge ſträubten,
Denn oft und vielfach rief der Gott ihm zu:
„Hörſt du nicht? Oedipus! was zögern wir?
Komm, laß uns gehn! wie lange willſt du ſäumen?“
Er hörte, daß der Gott ihm rief: ſogleich
Ließ er den König Theſeus zu ſich treten.
Und als er näher kam, da ſagte er:
„O lieber Mann, gieb deiner altbewährten,
Getreuen Rechte Unterpfand den Mädchen —
Und ihr dem König, Kinder — und gelobe,

Daß du mit Willen nimmer ſie verrathen,
Und, was du thuſt, mit wohlgeſinnter Sorge
Zu ihrem Beſten ſtets vollbringen willſt.“
Und Theſeus, wie ein wackrer Mann, nicht weich,
Verſprach und ſchwur dem Gaſte, das zu thun.
Kaum war er fertig, als auch Oedipus
Mit ſchwachem Arm die Kinder faßt' und ſprach:
„Gefaßt, ihr Kinder, und mit feſtem Muthe
Müßt ihr von dieſen Orten euch entfernen,
Und Unerlaubtes nicht zu ſehn verlangen,
Noch euch erzählen laſſen, ſondern geht
Geſchwinde fort. Nur König Theſeus ſei
Zugegen und erfahre, was geſchieht.“
Die Worte hörten wir ihn alle ſagen,
Und gingen ſchluchzend, unter Thränenſtrömen,
Mit ſeinen Mädchen. Doch nicht weit davon
Sahn wir uns um, und konnten nirgends mehr
Den Mann entdecken, und der König ſelbſt
Hielt ſchattend ſeine Hände vor die Augen,
Als wenn ein furchtbar Schreckbild, deſſen Anblick
Ganz unerträglich, ihm erſchienen ſei;
Jedoch ein wenig ſpäter ſahn wir ihn
Zugleich zur Erd' und zum Olymp der Götter
Auf ſeinen Knie'n in einem Athem beten;
Und welches Todes jener Mann geſtorben,
Das weiß kein Menſch zu ſagen, außer Theſeus.
Denn weder raft' ihn Zeus mit Blitzesflammen,
Noch auch ein Seeſturm fort, der ſich erhoben,
Vielmehr hat irgend ihn ein Gott entführt
Oder der dunkle Grund der Unterwelt
Wohlwollend durch die aufgeſchloßne Erde.
Denn ohne Schmerzenslaut und ohne Krankheit
Und ohne Qual und Leiden ſchied er hin,
So wunderbar wie je ein Sterblicher;
Könnt' ich's doch kaum verübeln, wenn die Leute
Zu dem Bericht mich irreredend wähnten.

Chor.

Wo ſind die Mädchen und die ſie begleiten?

Bote.
Nicht fern; denn ſchon verkünden ihre Klagen
Die wir vernehmen, daß ſie zu uns kommen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Antigone. Iſmene.

Antigone.
Wehe, weh' es iſt gekommen,
Und kein Unglück fehlet noch.
Ach! wir ſeufzten heiß beklommen
Längſt im ſchweren Leidensjoch,
Daß uns Vater mit dem Leben
Frevelnd dieſes Loos gegeben;
Doch der letzte Schickſalsſchlag
Bringt unſäglich Ungemach.

Chor.
Was iſt denn?

Antigone.
Freunde, unerforſchlich iſt es.

Chor.
Schied er?

Antigone.
Wie du's ihm irgend wünſchen könnteſt.
Denn ihn hat nicht Mars getroffen,
Noch des Meeres Wogendrang;
Der geheime Schlund iſt offen
Ihm erſchienen, und ſein Gang
Ungeſehn hinabgelenket.
Doch auf unſre Augen ſenket
Sich verderblich finſtre Nacht:
Wie friſt' ich in Sturmes Jagd
Nur mein Leben mit Beſchwerde
Auf dem Meer, auf fremder Erde?

Iſmene.
Ich weiß nicht; und wenn Hades mir's gewährt,
Der Würger, ſo führt er mich mit hernieder

Und eint mich ſo dem alten Vater wieder;
Dies Leben iſt mir nicht mehr lebenswerth.

Chor.

Ihr guten Kinder, wie's das Schickſal fügte,
Tragt's mit Geduld und nicht zu tief betrübt;
Ward ihm doch nichts Verwerfliches beſcheert.

Antigone.

Auch zum Unglück zieht ein Sehnen;
Was doch nicht auf Luſt gezielt,
War mir lieb, da ihn zu lehnen,
Ihn mein Arm umfangen hielt.
Vater, lieber, o den nimmer
Mehr umſtrahlt des Tages Schimmer,
Auch dein ſchwaches Alter blieb
Und es bleibt uns immer lieb.

Chor.

So ward' ihm denn? — —

Antigone.

Ihm wurde, was er wünſchte.

Chor.

Und wie?

Antigone.

Er ſtarb als Gaſt und ruht beſtattet,
Wo er gewünſcht, für alle Zeiten
Tiefverhüllt und wohlumſchattet;
Und ein thränenvolles Leiden
Ließ er uns, denn ungeſtillt
Strömt es über meine Wangen.
O mein Vater, dies Verlangen,
Dieſer Schmerzen mächt'ges Dringen,
Ach! ich kann es nicht bezwingen;
Starbſt mir doch im fremden Land,
So verſäumt und abgewandt!

Ismene.

Ich Arme! welch ein Schickſal wird
Nun wieder dir und mir bereitet?

O, wie verlaſſen und wie hülflos irrt
Das arme Paar, vom Vater nicht begleitet.
Chor.
Löſ't ihm doch glücklich ſich des Lebens Ziel;
So hemmt denn dieſes Schmerzgefühl, ihr Lieben!
Kein Menſch iſt ja dem Unglück unerreichbar.
Antigone.
Komm' eilig, Liebe, mit zurück.
Ismene.
Wozu?
Antigone.
Ich möchte —
Ismene.
Was?
Antigone.
Die tiefe Wohnung ſehn —
Ismene.
Weß ſeine?
Antigone.
Vaters; o ich armes Kind!
Ismene.
Wie aber darfſt du das? du ſiehſt doch wohl —
Antigone.
Du tadelſt mich darum?
Ismene.
Und dann, wie willſt du? —
Antigone.
O widerſprich mir nicht zum zweitenmal!
Ismene.
Du weißt, er wollt' ein unentdecktes Grab,
Und nahm es, unbeſtattet, unbegleitet.
Antigone.
So führ' mich hin, und tödte mich dabei.
Ismene.
Ach, ach, ich unglückſelig Mädchen, wo
Soll ich denn wieder hülflos und verlaſſen,
Wie ich es bin, ein elend Leben führen?

Chor.
Seid unbeſorgt, ihr Kinder.
Antigone.
Ach! wohin
Soll ich entfliehn?
Chor.
Schon längſt ſeid ihr entflohn
Dem Mißgeſchick, das irgend euch bedrohte.
Antigone.
Ich ſinne nach — —
Chor.
Was überlegſt du dir?
Antigone.
Wie wir nun wohl nach Hauſe kommen werden.
Chor.
Laß das. Es iſt beſchwerlich —
Antigone.
So war's immer.
Denn überſtürzend und verſchüttend ſchlug
Uns ſtets des Unglücks voller Wogenſchlag.
Chor.
Ja, ein gewaltig Meer umſtürmet euch.
Antigone.
Ja wohl, ja wohl.
Chor.
Ich muß es ſelber ſagen.
Antigone.
O Zeus, wohin uns wenden? welcher Hoffnung
Lenkt nun ein Gott die ſcheue Seele zu?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Theſeus.

Theſeus.
Stillt euer Weinen, Kinder; um die Todten,
Die ſich der Gunſt der Unterird'ſchen freun,
Soll Niemand klagen; das erzürnt die Götter.

Antigone.
O Sohn des Aegeus, knieend bitten wir.
Theſeus.
Was fehlt euch, Kinder, und was kann ich thun?
Antigone.
Wir wollen unſers Vaters Grab beſuchen.
Theſeus.
Es iſt ja nicht erlaubt hinzuzugehn.
Antigone.
Wie ſagſt du, Herr und Fürſt der Athenaer?
Theſeus.
Ihr Kinder, er befahl mir an, daß Niemand
Sich jenem Orte nahe, noch ein Menſch
Zu dem geweihten Grabe, wo er ruht,
Den Ton der Rede richte. Wenn ich das
Ihm hielte, ſagt' er, würd' ich ungekränkt
Und glücklich ewig dieſes Land behalten.
Und dies vernahm die Gottheit, als wir ſprachen,
Und Styx, der Alles hört, ſelbſt Zeus' Gelübde.
Antigone
Nun denn, wenn ihm es ſo genehm iſt, wollen
Auch wir uns drein ergeben. Doch du ſendeſt
Uns wohl zurück nach dem Ogygiſchen Theben,
Ob dort vielleicht den Mord, der unſern Brüdern
Sich drohend naht, wir noch verhindern können.
Theſeus.
Das will ich gerne thun und was ich ſonſt
Nur immer weiß, das euch von Nutzen wäre,
Und ihn, den eben Hingeſchiedenen,
In ſeinem unterird'ſchen Hauſ' erfreut;
Denn keiner Mühe darf ich unterliegen.
Chor.
So hemmt die Klag', und eure Thränen ſtillt,
Denn Alles wird gehalten und erfüllt.

Strophen, Diſtichen und Elegien.

Strophen.

Das Harmodiuslied.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
Wie Harmodius es trug,
Und Ariſtogitons Waffe
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
Den Tyrannen niederſchlug.

O Harmodius, du lieber,
Nicht geſtorben, nur hinüber
Zu dem ſel'gen Inſelreich
Biſt du und mit dem Tydiden
Und dem raſchen Aeaciden
Sagt man, wohnſt du dort zugleich.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
Wie Harmodius den Stahl
Und Ariſtogiton trugen,
Die Hipparch, den Herrn, erſchlugen
Bei Athenens Opfermahl.

Ewig, ewig wird auf Erden
Euer Ruhm gefeiert werden,
Die ihr dieſe Waffe trugt,
Die ihr mit der kühnen Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
Den Tyrannen niederſchlugt!

Der Auswanderer.

1. Conträrer Wind.

1829.

Der Weſt erbrauſt und wühlt im Meere,
Die Wog' erhebt ſich, ſchäumt und kracht,
Und auf der Nordſee Wäll' und Wehre
Stürzt Fluth auf Fluth mit Meeresmacht:
Da dringt kein Schiff zur ſchönen Küſte
Hinüber zu der neuen Welt;
Wenn ich ihn doch zu wenden wüßte,
Den Sturm, der mich gefangen hält!

O Freiheitsport, die Stürme neiden,
Die Wogen mir dein theures Glück;
Auf ewig glaubt' ich hier zu ſcheiden,
Sie werfen tobend mich zurück:
Doch ſtill, mein Herz, in wenig Stunden
Verbrauſt der Wind mit Giſcht und Schaum;
Die Seele ſiegt, und überwunden
Wird Meeresberg und Himmelsſaum.

Vergebens putzt mit goldnem Flitter,
Den ſie Jahrtauſende geſpart,
Die alte Welt ihr Kerker-Gitter;
Mir bleibt der freie Sinn bewahrt:

Hier iſt kein Leben, das mich rühret.
Kein Ton von edlem Halt und Klang;
Vom Sturm gefeſſelt und entführet
Komm' ich zurück den Quai entlang.

2. Guter Wind.

1829.

Was ſeh' ich dort? am glatten Rande
Der See ein Mädchen? — Wie ſie ringt,
Und mit dem flatternden Gewande,
Stets neu geringelt, ſich umſchlingt!
Der Schleier ſchwirrt, der Hut verbogen, —
Dicht um- und angegoſſen liegt
Ihr reiches Kleid, und ſchwellend wogen
Die ſchönen Formen unbeſiegt.

O eile, eil' auf Sturmesflügeln
Zu Hülf' ein Lootſe dieſem Kampf!
Jetzt naht des Meers beſchäumten Hügeln
Ihr Fuß, berührt der Brandung Dampf.
Und jetzt — ſie wankt in Sturmes Nöthen!
Mein Arm faßt rettend um ſie her.
O welch' ein himmliſches Erröthen!
Dank ſei's dem Sturme, Dank dem Meer!

Das Glück des Retters zu belohnen,
Nimmt ſie geduldig mein Geleit. —
O, wohnte ſie in fernen Zonen!
Ich ginge gern unendlich weit:
Um ihre weiche Hand zu halten,
Um ihrer Stimme Silberton,
Um ihrer Seele ſüß Entfalten,
Um meinen vollen Retterlohn.

Könnt' ich nur dieſe Thür entrücken! —
Wir ſind am Ziel; hier kehrt ſie ein.
O karge Welt! ein Händedrücken,
Ein guter Blick ſoll Alles ſein?!
Leb' wohl, leb' wohl! In Meer und Wellen
Verrauſcht ſo jung mein ſchönſtes Glück,
Und wenn die Segel weſtwärts ſchwellen,
Drängt ewig nun mein Herz zurück!

Die Nacht brach ein; auf hartem Pfühle
Hielt mich mein Herz lautſtürmend wach;
Ich lag in unruhvoller Schwüle
Allein mit meinem Ungemach:
Bis mit dem erſten Tagesblicke
Der Schiffer Sang und Ruf erſcholl.
Schon wimmelt die beſchwingte Brücke,
Schon ſind vom Oſt die Segel voll.

Mir ſchwillt das Herz, ich kann nicht ſcheiden
Ach, ohne Abſchiedskuß nicht ziehn,
Die Hoffnung wohnet bei den Leiden;
Dring' ich noch einmal zu ihr hin? —
Und wie ein Pfeil zum Ziel geſchoſſen,
Flog ich zu ihrer Gartenthür,
Erſtieg die ehrnen Gitterſproſſen,
Und drang zu ihr, hinein zu ihr.

Der Morgen rief mit ſeinem Schimmer
Der Lerche frühſtes Lied hervor,
Und ſandte durch das traute Zimmer
Den erſten Strahl aus ſeinem Thor:
Sie ruhte, ſanft zurückgebogen,
Geſchmückt auf ſeidner Ruhebank,
Vom Roſenlicht der Früh' umzogen
Und von des Himmels Spiel und Sang.

In's Heiligthum der ſchönen Minne,
Verwegner, drangſt du ſtürmend ein!

Mir ſchlug durch die bewegten Sinne
Ein Wonneſtrahl; o könnt' es ſein!
Sie ſchlummert leicht, die Lippe bebet,
Sie regt ſich, ha! nun wird ſie wach!
Sie neigt zu mir ſich und es ſchwebet
Vom Roſenmund' ein träumend Ach.

In ſüßer Wallung hingegoſſen,
Kniet' ich und hing an ihrem Mund,
Und Traum und kühne Liebe ſchloſſen
Den ſchönen räuberiſchen Bund:
Wir hielten innig uns umfangen
Im unverwandten Liebeskuß: —
Da blickt ſie auf, und ihre Wangen
Erglühn zum holdverſchämten Gruß:

»Ich träumte nicht? dein Kuß und Koſen
Du lieber Frevler, weckt mich auf?
Dich reißet nicht des Sturmes Toſen,
Nicht fort der Wogen wilder Lauf?
Nun mögt ihr eure Schiffe tragen,
Raſtloſe Wellen, weit und fern!
O Angſt der Nacht! o ſel'ges Tagen!
Ja, ich bekenn' und büß' es gern!«

Glückſel'ger Wind, wohlthätig Wetter,
Du ſelber wurdeſt mein Pilot!
Wer kennt den Dämon, wer den Retter
Aus Zweifel und aus Liebesnoth?
Fahrt wohl, ihr Schiffer, dieſe Stunde
Hat mich gefeſſelt, hält mich hier,
Von meines Liebchens ſüßem Munde,
Amerika, iſt weit zu dir!

3. Der Hafen.

1830.

Sie.

O Liebesſtern und ſüßer Traum,
Nie konnt' ich dich erreichen,
Zogſt immer fern am Himmelsraum,
Ein flüchtig leiſer Wolkenflaum; —
Und nun biſt du mein eigen!

Er.

Du trautes Weib, ſo ſüß und weich
Ruht ſich's in deinem Schooße;
Daß nur ein neuer Sturm ſogleich
Aus dieſem jungen Himmelreich
Nicht wieder mich verſtoße!

Sie.

Laß von der Stirn die Wolke dir,
Wie du es liebſt, mich küſſen;
Der Freiheitsſturm, das Kriegspanier,
Was ſoll es dir, was ſoll es mir,
Wenn wir uns ſcheiden müſſen?

4. Der Sturm.

1830.

Der Mann.

Sie läuten Sturm, laß mich hinaus,
Die Freiheitsſchlacht zu ſchlagen!
Die Sclaven fliehn das Herrenhaus,
Der Markt iſt voll! Zum heißen Strauß
Will ich ihr Banner tragen!

Das Weib.

O dürft' ich mit und ſchirmend ſtehn,
Wo deine Fahnen fliegen!
Sie mögen wehn, zum Siege wehn,
Doch werden wir uns wiederſehn?
Wirſt du nicht ſterbend ſiegen?

Der Mann.

Des Schickſalsmächte ſind verſöhnt,
Die Kerker ſtürzen nieder!
Horch, wie die Lärmkanone dröhnt,
Horch, wie die Marſeillaiſe tönt!
Leb' wohl, wir ſehn uns wieder!

Thalfahrt.

Haslithal im Juli.

Aus friſchen Bergeslüften,
Wo aus des Eiſes Klüften
Die Quellen ſich befrei'n,
In's heiße Thal hinein!

Trink' ich aus jeder Quelle,
Singt mit mir mein Geſelle;
Und jeden freien Mann
Zieht unſer Jubel an.

So fahren wir zu Thale:
Da hemmt mit einem Male
Des Stromes Catarakt
Den luſt'gen Reiſetakt.

In ſeinem Donner endet
Die Luſt, die wir verſchwendet,
Und unſre Quellen all'
Zerſchäumt der Eine Fall.

Abſchied von Zürich.

Der Wagen rollt; ich wende von der Brücke
Den Blick noch einmal nach der Silberkrone
Der Schweiz und nach des Südens heitrer Zone,
Der mich entführt des kalten Schickſals Tücke.

Ein Lebewohl dem Land' und ſeinem Glücke!
Und einen Gruß dem gaſtlichen zum Lohne,
Wenn wieder ich im ſtummen Deutſchland wohne
Und traurig mich vor ſeinen Schergen bücke!

Dann ihr Gedanken, ſollt ihr her mich tragen,
Zu dieſen Bergen, die am Himmel liegen
Und frei und leuchtend aus den Wolken ragen;

Zum rüſt'gen Volk, wo bald die Freien ſiegen,
Bald die Bethörten die Befreier ſchlagen,
Doch immer neu des Kampfes Banner fliegen.

Diſtichen.

1. An die Schleswiger.

Edelſte Männer, ihr wollt zum Bunde der Deutſchen gehören?
Alſo verzweifelt ihr nicht, daß uns der Bund noch gelingt?

2. Dänemark und das Herzogthum.

Nur Souveraine ſind frei, ihr ſolltet euch reiflich bedenken;
Dänemark wird es vielleicht, nimmer ein Herzog es ſein.

3. Redefreiheit.

Als man Buffon fragte, warum der Affe nicht ſpräche?
Gab er zur Antwort: Nur weil er zu ſagen nichts hat.

4. Der Züricher Feſtungswall als Kirchhof.

Hier wo der Landmann einſt dem ſtädtiſchen Herren im Frohndienſt
Feſtungs-Wälle gebaut, ebnet er jetzt ihm das Grab.

5. Preßfreiheit.

Gäb' euch Kodrus den Purpur und ließe Perikles regieren,
Und ihr bliebt ihr ſelbſt, würde die Preſſe nicht frei.

6. Die Geſetze.

Eure Geſetze ſind gut, ſie verſprechen euch alle die Freiheit;
Aber ein freies Geſetz richten die Menſchen in's Werk.

7. Schelling.

Weder des Gottes Fluch, noch des Menſchen Fall in die Sünde,
Nur dein Fluch und Fall ward evident in Berlin.

8. Feuerbach an die Sophiſten.

Scheltet mich immer noch Prieſter: der Kopf iſt meine Kapelle;
Als ich den Gott euch nahm, warum verlort ihr den Kopf?

9. Religion.

Geht, ihr verzweifelt, die ihr aus allen Regiſtern dareinfahrt;
Unſer Accord hält aus, bis er die Menſchen ergreift.

10. Wie und wo.

Freiheit wohnet im Herzen, kein König kann ſie gewähren;
Fühlt wie Männer, und frei athmet ein glückliches Volk!

11. Selbſt iſt der Mann.

Seid ihr ſelber dabei, ſo fehlet, ſo trifft es; denn frei iſt
Wer ſich ſelbſt das Geſetz ſetzet und executirt.

12. Aſtronomiſcher Mißgriff.

Er wollte den Planeten denunziren, den Leverrier entdeckt,
Da hat ihm einer dieſen Philologen vor's Sucherrohr geſteckt.

13. Tieck und A. W. von Schlegel.

Tieck ging wieder dahin, von wannen der Gott ihn hervorrief;
Hades der Freiheit, verſchlingt auch die Romantik Berlin.
Ihm ſchließt rüſtigen Schritts, verjüngt in Pariſer Friſuren,
Wilhelm von Schlegel ſich an, wieder einmal in Berlin,
Wo er vor dieſem mit gutem Erfolg von Wundern und Hexen
Und von ſonſtigem Spuk zierliche Dogmen gelehrt.
Wie wird jetzt in Berlin der berühmte Romantiker wirken?
Aufgeklärt: er edirt oeuvres de Frédéric II.

14. Die Dantepietiſten.

Nicht von Dante begeiſtert vereint ſich das dantiſche Kränzchen;
Er läßt kalt, ſie erwärmt nur der geſellige Thee.
Hätten ſie Dante begriffen, ſie würden ihn fliehen wie das Feuer:
Nichts als Mythologie iſt ihm der pfäffiſche Kram.

15. An einen Gegner der Vernunft.

Wir umfaſſen die nackte Vernunft »auf offener Straße:«
Allzuverſchämt zeugſt du auch im Verborgenen nicht.

16. An Heinrich Wuttke

als er in der Augsburger Zeitung während der ruſſiſchen Executionen gegen die Polen ſchrieb.

Edle Deutſche.

Alſo die Freiheit, du willſt ſie in edelſter Faſſung begrüßen?
Nun, ſo ſuche ſie nur, wo du die Gegner erblickſt.
Dächten ſie alle wie Du, und predigten neben dem Galgen
Wider die Polen, ja dann dächten die Deutſchen gemein.

Edel dagegen ſind die, mit denen du arg dich verfeindeſt,
Welchen der Held und ſein Recht ſelbſt bei den Feinden gefällt.

Vergeblicher Vorwurf.

Sagt' ich, der deutſche Charakter ſei niederträchtig? du meinſt es;
Und das ſchreckliche Wort hielt dir die Feder nicht auf?

Bewährung.

Lockt euch der Ruhm, daß ihr groß und frei zu denken gewohnt ſeid;
Nun wohlan denn, ſo laßt ſolche Gedanken uns ſehn.

17. Rom.

Ewiges Rom, du erneuſt uns immer die Feſſeln des Geiſtes,
Und du erhältſt dich im Zorn ewiger Geiſter; wie groß!
Möge der Donner, der fern dir über dem Haupte heranrollt,
Ferne verhall'n und der Blitz achten dein heiliges Haupt.
Unter den Hymnen, die ſiegend auf deinen Trümmern ſie ſängen,
Fände die chriſtliche Welt ihr philoſophiſches Grab.

18. Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht.

19. Das Unſterbliche.

»Eins iſt Allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich?«
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte dir minder, als Thaten geläufig, ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben;
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

20. Ein practiſcher Menſch.

Er iſt nicht Republicaner, er iſt nicht Royaliſt;
Er fährt für beide Parteien, wenn ſie's bezahlen, den Miſt.

21. An einen Denunzianten, als ihn zwölf ſeiner Collegen »wieder zu Ehren bringen« wollten.

Hätten die Zwölfe geſchwiegen, wer hätt' es da draußen erfahren,
Was dir fehlt und wozu ſie dich zu bringen verſucht?

22. Das Abſolute.

Was iſt das Abſolute? des Menſchen Freiheit; vergebens
Sucht es der Sklav, d'rum ſeid kühn, ihr Halunken, und nehmts!

23. Die Natur.

Natur iſt Alles, Geiſt iſt dein Geſicht,
Aus dem vernehmlich ihr Geheimniß ſpricht.

24. Ein Reiſender.

Als ich das Heimathhaus in die Fremde reiſend zurückließ,
Hört' ich die Hunde zu Haus bellen, ſie wären zu Haus.
Doch kein einziger bellte: das Haus gehöre den Hunden;
Jetzt, mit dem Stock in der Hand, will ich doch ſehn, ob ihr bellt.

25. Beide Kammern.

Beide beſchließens, ſie wollen uns öffentlich jetzt condemniren.
Macht uns frei, gleichviel öffentlich oder geheim;
Und wir werden euch Wunder der Macht und Freiheit bewirken
Mündlich und öffentlich, wo ſelbſt der Miniſter ſich fügt.

26. Ein Quartett.

Der Revolutionär.

»Werdet was ich euch befehl' und ehrt hier dieſen Altar mir;
»Hund iſt Anubis der Gott, der auf dem eurigen ſitzt.«

Das Volk.

»O, wie würden wir gern zu deinem Gott uns bekehren,
»Wären wir nicht ſchon ſelbſt reichlich mit Göttern verſehn!«

Der Politiker.

»Männer, ihr müßt discutiren und jeder den andern belehren,
»Bis ein mächtiges Mehr Dies oder Jenes beſchließt.«

Der Philoſoph.

»Mehr? Mir iſt es verhaßt, den Pöbel über die Wahrheit
»Mit dem plumpen »Ich will's!« ſo judiciren zu ſehn.«

Das Volk.

»Pöbel iſt dein Product, der du ihn zu bilden verſäumteſt,
»Aber ſo dumm er auch iſt, ſein iſt doch immer die Welt,
»Sein, denn er trägt ja die Waffen und füllt andächtig die Hallen,
»Wo ihr gebietend »Ich will's!« jegliche Zeit proclamirt.«

Der Politiker.

»Nun denn, ſo discutirt; und bildet euch gründlich einander,
»Und ihr werdet Vernunft finden in euch und im Volk.«

27. Blätter zum Lorberkranz

eines
„Verſchollenen"
eine fromme Neujahrsgabe
von
Einigen „Nichts-Wütherichen."

Motto: „Es giebt kein Leben nach des Leibes Tod. —
Sehr ſchön! ſpricht Michel, ſind [illegible] todt,
So — — mäſt' ich mit den Kindern meine Schweine!
Und leb' flott, Gentz-Friedrich oder Heine,
Emancipirt vom Spleen Iſchariot."

Fliegendes Blatt eines Verſchollenen (K. Heinzen's)
an die gottloſen Nichts-Wütheriche.

O wärſt du ein Verſchollner doch geblieben
Auf deinen Polſtern, hinter dem Pokale!
Du wärſt geſtorben als der Liberale
Und hätteſt dieſe Schmach dir nicht erſchrieben!

Das Jenſeits erſt lehrt dich die Kinder lieben?
  Und wer's nicht glaubt, giebt ſie den Säu'n zum Male? —
  Nicht Michel, fürcht' ich, ſpricht als Kanibale,
Wird gleich die Höllenangſt ihm ausgetrieben:

Du aber, mit der Glaubenshöll' im Buſen,
  Du zeigſt uns kanibaliſche Gelüſte,
  Du biſt kein Grieche, biſt kein Freund der Muſen,

Du trankeſt nie der Menſchheit reine Brüſte,
  Den Geiſt der Freiheit ſchauſt du, wie Meduſen; —
  O wenn die Welt dein Inn'res doch nicht wüßte!

An die Deutſchen.

Motiv: „Laßt euch gewarnt ſein!' — Wenn in's Herz des Volkes
(Kein lieber rückwärts zur Politik [illegible]!)
Jemals vermag zu dringen euer [illegible];
Vom Hirne bis zur großen Zehe muß
Im Nu ſein Nervus sympatheticus
Am ſchnöden [illegible] rettungslos erzittern."

Der Verſchollene.

Ja, ſeid gewarnt vor dieſer heil'gen Lanze,
  Vor dem Naturwuchs, vor dem deutſchen Rocke,
  Vor Görres' Freunden, vor dem Völkerſtocke,
An dem nicht Roſe ſei der ſchnöde Franze,

Vor Anno dreizehn, das zum Todtentanze
  Verſchollne Turner führt auf wälſcher Socke,
  Zum Stündli läutet die Sonettenglocke
Und die Vernunft verſchmäht im nackten Glanze!

Denn ihr erfuhrt es: Knecht iſt jeder Rohe;
  Nur die Vernunft befreit und ihr Gebilde.
  Drum kühn umfaßt die himmliſche, die hohe,

Und zeugt mit ihr des neuen Geiſtes Milde.
  Des Hauptes Licht, des Herzens reine Lohe,
  Verklärt ſie eu'r entgöttertes Gefilde.

28. Epigramme für das Nichts gegen den Verſchollenen.

Argumentum ad Hominem.

Du glaubſt: Gott ſchuf die Welt aus Nichts?
Das iſt nur »Mähre« des Gedichts:
Du ſiehſt's an dir: aus Nichts wird Nichts!

Ehre dem Nichts.

Honny soit qui mal y pense.

Du ſollteſt auf das Nichts nicht ſchelten,
Du willſt doch ſelber etwas gelten.

Nutzen des Verſchollenen.

Stellt man die Null an ihren Ort,
So ſchreitet man zehn Schritte fort.

Apologie des Nichts.

Die ſeligen Götter eſſen Nichts,
Und ewig heitern Angeſichts
Bedürfen ſie nur — Nichts, nur Nichts; —
Das Nichts, worauf man gar nichts hält,
Das Nichts iſt Götterfutter.
Und ſchuf aus Nichts der Herr die Welt;
Was ſchiltſt du auf ihre Mutter,
Auf ihren Urſtoff, auf das Sein,
Das mit der Welt du haſt gemein,
Als ſie noch ungehobelt war
Und aller Götterformen bar?

Troſt für Heine.

Sollte dir jetzt Maßmann ſterben,
Kannſt du unſern Maßmann erben.

Elegien.

1. Aus dem Gefängniß 1822.

Wenn aus der Erde Gewalt holdgaukelnde Träume dich löſen;
Ueber die wogende Saat, über die ſchäumende See
Wanderſt du, ſchwingſt dich beflügelt empor durch funkelnde Sterne,
Und aus dem Himmel herab ſchwebſt du zu ſüßerem Glück.
So, mein Freund, iſt es mir, den der Welt ſein Kerker entwöhnte.
Strahlt mir gefangenem Mann wirklich von neuem das Licht,
Welches die Freien umgiebt in des Lebens wogender Strömung,
Wahrheit, ſchön wie Gedicht, Liebe, die mehr als ein Traum?
Trüge die Erde, wie ſonſt, auch mir im bräutlichen Teppich
Schwellende Gräſer, auch mir Blumen? — ich weiß es ja noch! —
Frühe von Düften umwallt naht leiſe der roſige Morgen,
Wecket die Lüftchen zuerſt, ſendet ſie dann durch die Flur.
Und wie ſie flattern und koſen, entquillt leicht athmendem Schlummer
Luſtiges Leben; es ſchwirrt hoch in das graue Gewölk
Lerchengeſang und begrüßt die kommende Sonne noch drüben; —
Jetzt erſt blitzet ihr Strahl über den flammenden Rand.
Schnell durchſchwimmt nun die Fluren der goldene Schimmer des Aufgangs,
Und ſieh! Sterne von Thau blinken aus jeglichem Kelch!
Mir auch blüht nun, ihr Blumen, auch mich hüllt, liſpelnde Gräſer,
Wieder in euer Gewog', wieget die Lüftchen mir zu!
Wieder umhaucht mich, ihr Buchen, mit wolligem Laube des Frühlings,
Wieder mit Düften des Wald's friſchet die Seele mir auf!
Wie mich aus rauſchenden Kronen mit Jubel die Sänger begrüßen!
Singt, und jubelt um mich, was ihr auch jubelt und preiſ't.
Und wenn der Lenz nun ſchwindet, und drückende Mittagsſchwüle
Goldene Saaten umarmt, aber die Reiſer erſchlafft;

Dann führt wieder mein Pfad, ſeit lange zuerſt mich zum Meere;
Und in die kühlende Fluth taucht mich ein rüſtiger Sprung.
Flieht nicht, ſpielende Wellen, o weilt zu ſüßer Umarmung,
Daß uns, ſchwimmend geſellt, wiege das ſchwimmende Meer!
Weit in die See! — Dort ſegelt — o nein, dort rollet auf Rädern
Dampfend ein freier Vulkan; — führe mich, mächtiges Schiff!
Fern zu der leuchtenden Inſel Brittannien flieget der Wimpel;
Und bei dem freieſten Volk weil' ich, ein glücklicher Gaſt.
Aber es zieht mir das Herz zu der Heimath trauterem Boden;
Laßt mich zurück, und des Rheins muntere Wirbel mich ſchau'n.
Find' ich euch wieder, mit Villen beſät, ihr rebengeſchmückten
Felſen, ihr Zwinger des Stroms, der mit Geſtrudel enteilt?
Sei mir gegrüßt im Spiegel der brüderlich ziehenden Ströme
Freundliches Mainz, ſei gegrüßt, ferne mir winkender Thurm
Auf dem Gebirg', und ihr, weinſpendende, ſonnige Thäler,
Welche der Neckar durchbrauſt, ſtürmend ins freiere Land!
Liebliche Thäler und Höhen des Schwarzwaldes, leuchtender Rheinſtrom,
Haltet mich nicht, denn es ziehn dort mich die Alpen heran.
Erſt zum Gipfel des Rigi! Dort lagern die rieſigen Häupter
Hoch vor Italien; hier glänzen unzählige See'n,
Freundlich mit Städten umſä't, und bunt in der Ebne die Felder.
Jetzt zu dem Aether der Alp, dann in den Süden hinab!
Ja, mir ſchlägt noch das Herz, wie ſonſt im Buſen, ich fühle,
Neu geboren iſt mir, wiedergewonnen die Welt.
Nehmt mich zurück, ihr Lebend'gen, und bleibt ihr Männer der Freiheit,
Welche die Menſchen verſtehn und die vermenſchlichte Welt;
Soll es die Erde nicht ſein, nicht der Himmel des herrlichen Südens,
Welchem die Sehnſucht gilt, welchem die Seele ſich weiht!

2. Im Januar 1830.

Tief in Nebel und Nacht an der Oder wüſtem Geſtade
  Liegen die Kerker, die uns grauſam die Jugend geraubt,
Weil wir Freiheit und Ruhm, wie Timoleon oder die Gracchen
  Glühend geliebt und den Geiſt griechiſcher Männer im Ernſt
Ueber das Land der Teutonen heraufzuführen geträumet.
  Träume ſind Schäum'! Ade, Kerker und Nebel und Nacht!
Unter dem ſonnigen Himmel Italiens oder in Hellas
  Will ich's vergeſſen dein Loos, armes verlorenes Volk!

3. Im Juli 1830.

Wie? iſt Alles verwandelt? ſind plötzlich die Feſſeln gefallen?
  Eure Herzen bewegt? Eure Stimmen geweckt?
Siegreich wogen die Fluthen der Volksmacht über die Ufer,
  Seit von der Seine der Sturm einen Despoten verſchlug?
Nun, ſo mögen die Kranken Italiens Zone beſuchen;
  Mir iſt der Buſen befreit, mir iſt es Sonne genug,
Wenn ich in euren Augen, ihr Männer, das Feuer der Freiheit
  Blitzen ſeh', das vordem unſere Jugend beſeelt!

4. In den Alpen 1836.

Sind Jahrhunderte hier fruchtlos an den Felſen geſcheitert?
  Waren die Schlachten für uns, waren die Opfer umſonſt?
Nein, der Hader iſt alt, doch neu ſind die Menſchen, die Fahnen;
  Ziehn wir noch einmal in's Feld wider den ſtörriſchen Feind!
Gürte dein Schwert, mein Gefährte, der Krieg ſitzt allen im Herzen,
  Erſt im Siege des Rechts finden wir Frieden und Ruh.
Hier iſt die Grenze, du ſtehſt auf dem Gotthardt, wende dich dorthin,
  Und du betrittſt das Gebiet denkender Männer von Bern.
Wo ſich die Aar in die Schlünde geſpaltener Felſen hinabſtürzt,

Winken von Dorf zu Dorf, luſtig bewimpelt am Maſt,
Freiheitsbäume; die Berge ſind leuchtende Freudenſignale
Und von der Felswand prallt donnerndes Echogeroll.
Denn Kanonen verkünden den Sieg der Freien im Lande:
»Zählt auf Bern, ſeid frei, wagt es, wie wir es gewagt!«
Nicht unwirthliche Höh'n, nicht der Urzeit ſtarrende Gletſcher
Binden den Geiſt; kein Thal löſet ihm ſicher den Flug.
Wende dich drüben nach Wallis, nach Uri, über den Brünig,
Sieh, dort ziehn um den Geiſt tückiſche Prieſter den Flor.
Reich ſind die Fluren Luzerns, in Schwyz blüh'n ſonnige Thäler;
Doch erſt Zürich erwarb Palmen im ethiſchen Kampf.
D'rum wir geben dem Feinde die Burg der gewaltigen Alpen,
Geben die Stadt nicht preis, räumen ihm nirgends das Land;
Steigen vielmehr zur Quelle, die nie verſiegend den Höhen
Reiner Gedanken, wie Milch flüſſig dem Gletſcher, entquillt:
Und mit befruchtendem Strom durchziehn wir die Berg' und die Ebne,
Bilden die Menſchen und ſehn endlich ein freies Geſchlecht.
Sorglos pflegten die Bürger die Frucht der beſeelenden Freiheit:
»Alle die Knaben ſind einſt ſichere Männer im Staat!«
Aber da öffnen die Winkel der Stadt ihr widrig Gemäuer:
Wüſtes Gewürm entſteigt plötzlich dem dumpfen Verließ.
Betend begrüßt es den Bauer, und ihn führt rufend der Pfarrer!
»Schießt mit Gott und zerſtört dies radicale Geſchlecht!«
Und es gelang! — Die Vernunft ſchläft unter den Flügeln des Chorrocks,
Wie ſie der neue Vampyr heuchleriſch fächelnd bewegt.
Lüſtern trinkt er dein Blut, Helvetia, ſchnöde verrieth er
Den Jeſuiten das Thor, welches du Zürich vertraut.
Schon entbrennet der Kampf, vom Morde färbt ſich die Rhone,
Wälzt in den trauernden See freie Walliſer hinab.
Edle Männer empört die Gewalt und es ſchaaren ſich viele

Frei auf Sempachs Feld, zu den Verbannten Luzerns,
Ziehn zum Kampf und erliegen am Ziel dem tückiſchen Schickſal.
»Rettet die Ehr', ihr verliert Freiheit und Ehre zugleich!«
Schmach brennt Allen im Buſen, in Zürich tagen die Männer,
Bern wird frei vor Schaam, zornig erſchallet ſein Wort:
»Reinigt das eigene Haus von Bekehrung und Jeſuiten;
»Und die Befrei'ten erneu'n beſſer gerüſtet den Kampf!«
Ueber die zürnenden Wogen des Leman wälzet der Ruf ſich;
Und die Tyrannen von Genf weichen dem kämpfenden Volk.
Jetzt wohnt Rouſſeau's Geiſt im eigenen Hauſe, doch immer
Hart daneben der Feind, drohend mit neuem Exil,
Auch ihm zucket das Schwert in der Scheide, geſchliffen und lecker:
Alte Bellona, wir ſpäh'n, wo du noch einmal erwachſt!
Einmal noch und zuletzt! ein einziger Donner befreie
Unſere Alpen und rings die beklommene Welt!

Zwei Bilder aus der Schweiz.

Das Abenteuer in Uri.

1. Die Nachtbuben in Zürich.

Wo bleibt der Junge, Juliette? Es iſt dunkel und brüllt ein fürchterlicher Föhn!

Ach, ich liebe den Föhn, Evariſte, er iſt die Poeſie des Sturmes! Wie er ſich von oben in die Bäume ſtürzt und die Häuſer donnernd erſchüttert! Jetzt möcht' ich am See ſein; es gäbe ein Bild vom Meer. Du weißt, Alter, daß ich noch immer das Meer nicht geſehen habe, Du biſt es mir auch dies Jahr ſchuldig geblieben! Ob wir nur morgen in die Berge kommen?

Der Föhn, der See, das Meer — wir ſchiffen uns gleich ein, nicht wahr?

Ja, ja! und fahren hinüber! Ich will New York ſehn, das Capitol zu Waſhington und die große Republik. Dieſe Zürcher Republikaner ſind nicht republikaniſch!

In der That! — Aber ich bin beſorgt um den Jungen. Sag' mir! Er wird doch nicht auf dem See ſein? Er rudert gut, doch dieſer Sturm würde jedes Schiffli umwerfen, das er faßte.

Nein, die Knaben ſind mit ihrem Stutzer auf den Zuriberg zum Schützenſtand gegangen. Sieh, da kommt er. Aber ums Himmels willen, Eugene, wie ſiehſt Du aus? Ganz blutig und mit zerriſſenen Kleidern!

O die Schurken! — rannten mit dem Stutzer davon, als die Nachtbuben uns anfielen! da hab' ich allein gefochten.

Waren es die Zöpfe aus Deiner Klaſſe, die Du mit Deinen Radicalen ſo tapfer geſchlagen haſt? fragte Juliette.

Die waren vor meiner Stimme davon gelaufen, rief Eugene in ſeinem Eifer. Ich ſchrie gleich: Radicale vor! und warf mit Steinen von dem erſten Chauſſeehaufen, den ich erreichte; aber ehe noch Hülfe kam, hatten ſie mich hingeworfen und mir auf den Steinen die Kleider zerriſſen. Darauf rückten die Ausreißer wieder heran — ſie ſchämten ſich — und ſchoſſen die Büchſe los. Das half; die Nachtbuben liefen alle davon.

Nachtbuben? Was iſt nun das wieder? fragte Juliette.

Es giebt eigentlich keine mehr, ſagte der Knabe; aber weil die Zöpfe bei Tage ſich nicht mucken durfen, ſo gelobten ſie neulich, als der Doctor Steiger hier ankam und wir die Freudenfeuer auf den Bergen anbrannten, ſie wollten wieder Nachtbuben machen und uns auflauern. Es waren große Burſche, aber ſie kannten mich nicht, ſonſt hätten ſie mich wohl todtgeſchlagen, ſchon des Vaters wegen. Und Du, Mama, biſt auch ſchon bei den Jeſuiten (damit meinte er ſeine Gegenpartei in der Schule) bekannt, ſie ſagen, Du glaubteſt nicht an Chriſtus. Du hätteſt geſagt, er wär' ein Menſch geweſen.

Ich? — Evariſte, wie dumm ſie dichten!

Mama, ſoll ich ſie morgen dafür auf den Platz fordern? Wir werfen ſie alle in die Sihl.

Evariſte wurde jetzt ernſthaft und ſagte: Es iſt gut, Eugene, daß Du tapfer biſt; ihr habt aber geſiegt, und das iſt genug. Man braucht den Feind nicht zu vernichten, wenn er Frieden ſucht und ſich fügt. Geh hinaus, waſch Dir das Blut ab und zieh Dich um! Dann wollen wir zu Nacht eſſen und morgen — der Föhn bringt klares Wetter — gehn wir mit Doctor Sprüngli und ſeiner Donna Verena in die Berge.

Hurrah! ich nehme meinen Alpſtock mit, nicht wahr, Papa? und meine Piſtole? nicht wahr, Mama? Du ſollſt das Echo hören!

Mit dieſen Worten ſprang er zur Thür' hinaus.

2. Vorübungen zur Reiſe.

Nach dem Stock fragt er mich!

Und nach der Piſtole mich!

Ja, liebe Juliette; Du haſt es dahin gebracht, daß die nächſten Freiſchaaren Dich zum Anführer wählen werden.

Und ich will erſchoſſen ſein, wenn ich nicht ſiege!

Hier hab' ich nichts dagegen, daß Du eifrig Partei ergreifſt und dafür bekannt biſt, Du kleiner Freiſchärler mit den Carbonariaugen; wenn wir dagegen nach den Urcantonen kommen, mußt Du politiſch ſein und Deine Partei verbergen.

O, ich fürchte mehr für die tragiſche Verena und für Sprüngli's pedantiſche Faxen — er hat ſich ſchon einen Roſenkranz beſtellt — als für mich. Mir iſt die Sache ſehr ernſt, aber die dummen Menſchen ſind mir Humor! Komm; ich tanze noch eine Polka mit Dir, eh' wir zu Tiſche gehn und ſinge ſie uns dazu. Sie begann.

In dieſem Augenblicke traten die Reiſegefährten herein. Verena, ſpiel' doch die Polka, rief Sprüngli. Dann ergriff er die Hand der muntern Juliette; und ſie flogen mit vieler Grazie den Saal auf und ab, während Evariſte ſich zur Verena ans Fortepiano ſetzte und ſie bewunderte, daß ſie ſogar in die Polka Melancholie zu legen wiſſe.

Die beiden Tänzer machten unterdeß herrliche Wendungen, ſchmollten, verſöhnten ſich, gingen walzend, promenirend, fliehend, verfolgend, ſeldatiſch auftretend und zephyriſch dahin fliegend in die Runde. Es war Juliette, die den Tanz hier eingebürgert und ihren Freund Sprüngli dazu geworben hatte. Schüler und Lehrerin entwickelten ihren ganzen Humor und ihre ganze Kunſt.

Brava Mama! rief der Knabe, der zurückkam;

Bravo Dottore! klatſchte Evariſte;

Der Alte freut ſich, daß er nicht zu tanzen braucht, bemerkte Juliette;

Und

Vieni, vien', mio core!

ſang zum Finale die ſchmachtende Verena.

Dann ſtemmte der kleine ſehnigte Tänzer, der gelehrte Sprüngli, damit er ja das Wort nicht verlöre, beide Arme auf den Tiſch und mitten in der Aufregung ſeines Innern, wo die heftige Polka noch Wellen ſchlag, begann er: Und ſo iſt denn der Augenblick da, meine

Damen, meine Herren, wo wir uns ſagen dürfen, ſchnürt eure Bündel und ſalbt eure Füße, denn der blaue Himmel iſt nahe herbeigekommen. Ein ſchöner energiſcher Föhn bringt uns aus der lybiſchen Wüſte hoch über die Berge ein Stück ſeines Südens. Morgen werden die Alpen uns näher rücken und die höchſten Gipfel, klar im feuchten Blau, verſilbert ſchimmern. Erſt nach drei oder vier Tagen fällt dann dieſer feuchte blaue Kryſtall, unſer großes athmoſphäriſches Fernglas, in Regengüſſen auf uns herab. Benutzen wir dieſe glücklichen Tage, um der ſchwarzen Mutter Gottes zu Einſiedeln und den weißen Heiligen im Hochgebirge von Unterwalden und Uri unſere Aufwartung zu machen. Wir ſehn bei Gelegenheit unſerer Wallfahrt — hier machte er eine paſſende Bewegung mit ſeinem Roſenkranz — freilich wohl den Auswurf der deutſch-franzöſiſchen Menſchheit, aber auch die Natur ſo ſchön, wie ſelten ein Reiſender.

Mit dieſen unſeligen Wallfahrern Eine Straße zu ziehn, das, mein verehrter Freund, iſt mir unmöglich; wählen wir einen menſchlicheren Weg! Aber ſtärken wir uns ſogleich zu den Mühſeligkeiten, die uns morgen erwarten, ſagte Evariſte und führte die Geſellſchaft zu Tiſche.

3. Der politiſche Mord.

Am andern Morgen früh erholte man ſich in Zug im Ochſen, wo die Damen vom Hauſe mit Verena und Juliette befreundet waren, von der ſchönen Promenade über den Albis. Der Ochſe iſt ein alterthümliches großes Gebäude, welches dem päbſtlichen Nuntius, als er in Zug reſidirte, zur Wohnung diente. Seine Zimmer, die Erker mit bunten Glasſcheiben, die Kapelle werden noch heute gezeigt. Eugene nahm Alles mit großer Aufmerkſamkeit in Augenſchein und fragte den Papa: Alſo jetzt ſind wir ſchon mitten unter den Jeſuiten?

Der Kanton iſt katholiſch, mein Sohn, aber es ſind auch freie Männer darin, Herr Iten, den Du kennſt, iſt von hier, antwortete ihm Evariſte.

Als Evariſte und Eugene wieder in den Eßſaal zurückkamen, hatte die Geſellſchaft ſich vermehrt. An drei Tiſchen vertheilt waren Zuger Oppoſitionsmänner, Züricher Lehrer und Schüler, die auf den Rigi turnfahrteten und unſere Geſellſchaft, die über den Zuger See fahren wollte nach Immiſee und der Tellencapelle, wo Geßler der Landvoigt erſchoſſen wurde.

Eugene hatte ſeine Lehrer begrüßt und ſich zu ſeinen Mitſchülern geſellt. Sie tranken miteinander ſauren Schweizerwein und einem unter ihnen fiel es ein, den Tell zu loben und ihm und Allen, die ihm nachſtrebten, ein Hoch zu bringen. Die Knaben jubelten über den guten Einfall und die Lehrer erläuterten Einiges aus der glorreichen Befreiungsgeſchichte, ja, ſie fügten ſogar hinzu, wie ganz anders die Urcantone jetzt dächten, ſie, die es mit Oeſtreich und der Reaction hielten.

Neulich las ich in einem Buche, unterbrach Eugene den Lobredner Tells, der Tell wäre ein Meuchelmörder und Schiller hätte ihn zu ſehr gelobt; iſt das nun richtig, Herr Merk? Der Tell iſt doch ein Held und hat Recht?

Herr Merk und alle Züricher Liberalen bewieſen, der Tell wäre ein Held und hätte Recht. Aber plötzlich veränderte ſich die Scene und mit der Scene auch ihre Anſicht.

Der Poſtwagen von Luzern rollte vor. Der Conducteur ſtürzte in's Zimmer und als wenn er friſch von der Mordſtätte käme, rief er ganz verſtört in die Geſellſchaft: der Leu iſt erſchoſſen, — in ſeinem Bette!

Das iſt Einer! rief Juliette.

Wer iſt der Tell, fiel Eugene ein, der es gethan hat?

Die Zuger Oppoſition erhob ſich zornig an ihrem Tiſch und ſchrie aus Einem Munde: Das iſt recht, nur immer zu!

Welch' ein Unglück für die liberale Partei! ſeufzte Herr Morf und die Zürcher Lehrer, die von dieſem Tellenſchuß in der zweiten Auflage nichts wiſſen wollten.

Was? Wie? rief der beſtürzte Conducteur, der in dem Zuſammenfluß der verſchiedenſten Stimmen nur die mörderiſchen Ausrufe gehört hatte: Wer vertheidigt hier den Leuenmord? Wer gehört hier zu dem ſchwarzen Mördervolk? Sie ſagten, das iſt Einer! fuhr er auf Juliette ein, wollen Sie hinziehn und noch mehr ermorden?

Aber, Herr Conducteur, rief die junge Wirthin, ſehn Sie denn nicht, daß Sie eine Dame vor ſich haben? Ihr Luzerner werdet doch nicht denken, daß die Engländerinnen und Franzöſinnen Euch die Hälſe brechen!

Ich will wiſſen, woher ſie es weiß, daß noch mehr ermordet werden ſollen. Ich will wiſſen, wer es thun ſoll, und auf wen es abgeſehn iſt. Hier in Zug wird noch Gerechtigkeit ſein! Was ſie geſagt hat, iſt kein Spaß! tobte der Luzerner Conducteur.

Ich habe nur gezählt, ſagte Juliette zornig; ich habe geſagt, das iſt Einer und das iſt wahr! Und wenn Ihr Euch alle miteinander umbringt in Luzern, ſo werd' ich einige Tauſend zählen, und keinen einzigen bedauern, Verräther, die ihr ſeid!

Juliette! beſchwichtigte Evariſte.

Eugene dagegen ergriff eifrig ihre Partei und rief: Aber die Mama hat Recht, Papa! Das iſt ein Tellenſchuß, er hat ihn richtig getroffen, und die Luzerner ſind alle miteinander Jeſuiten! Darauf wandte er ſich raſch an ſeine Mitſchüler und fragte mit lauter Stimme: Wer ſteht uns bei?

Alle die Knaben ſprangen auf die Bänke und aus der Zuger Oppoſition erhob ſich ein junger Mann und rief dem Conducteur zu:

Wir ſind hier im Ochſen in Zug, merken Sie ſich das, und nicht in Luzern. Wir denken was wir wollen, und die fremden Frauenzimmer dürfen ſagen, was ihnen gut dünkt. Und jetzt ſcheren Sie ſich zu Ihren Packſäcken, damit Sie Ihre Zeit nicht verſäumen.

Der Conducteur zog ſich zurück, als eben die ganze junge Mannſchaft Miene machte, auf ihn einzuhauen.

Der Wirth beſchwichtigte ihn und führte ihn hinaus.

Der Zuger Sprecher war ein Student aus Oberegeri von dem alten Schlachtfeld bei Morgarten. Sein Zorn ſchien noch lange nicht beſchwichtigt zu ſein und er fuhr fort: Dieſer Luzerner Letzkopf hat nie den Harmodius geſungen und der Tell exiſtirt für die Blödſinnigen nicht. In ſeinen Kapellen beten ſie Roſenkränze, ſeine Freiheitsgebete. Der Leuenmord iſt ohne Zweifel ein politiſcher Mord!

Es erhob ſich jetzt ein heftiger Streit, ob Tellenſchüſſe in unſern Tagen noch zuläſſig wären: und das Weiſeſte in der Angelegenheit ſagte der Doctor Sprüngli, denn er bemerkte: Wenn Alle frei ſind, dürfen ſie Einen Eſel erſchießen, wenn aber Alle Eſel ſind, ſo iſt es abſurd nur Einen davon zu erſchießen und noch abſurder, ſie alle zu erſchießen, denn wo Diſteln wachſen, da wachſen auch wieder Eſel.

Diesmal, Juliette, biſt Du noch gut davon gekommen, ſagte Evariſte. Wir ſind hier aber noch unter Freunden, Anders iſt es tiefer in den Bergen.

Ich vertheidige die Mama mit meiner Piſtole, rief Eugene. Nicht wahr, ihr Schweizerbuben, ſie darf reden, was ſie will?

Die Knaben waren hingeriſſen von Eugenes und Juliettes kühnen Reden, ſie drängten ſich um ſie, drückten ihr die Hand, jubelten laut über ihren Sieg und begleiteten ſie im Triumph an das Schiffli.

4. Auf dem Zuger See.

Zwei Mädchen und ein Schiffmann — der Wirth nannte ihn Schennis und lobte ihn gegen Evariſte — führten die Geſellſchaft über den See.

Der waldige Bord des See's, an dem edle Kaſtanien (Kaſtene) gedeihn, wechſelt mit Weingeländen, die über das Waſſer hinauswachſen und auf Pfählen ruhn. Vor den Reiſenden ſtieg der Rigiberg mit ſeiner ſchroffſten Seite aus dem ſtillen Spiegel des klaren See's bis zum Culm empor, eine ſchwindelnde Höhe, Baum über Baum, Felſen über Felſen, unzählige Ringe von Nagelflüh, eine mächtige Berginſel, der Durchſchnitt eines aufgerichteten Landes. Der Rigi iſt ein ſchöner Bergzug. In ſeltener Klarheit lagen heute ſeine lieblichen grünen Umriſſe, das Kreuz auf ſeinem Gipfel erkannte man mit bloßen Augen. Links erhoben ſich die Wände des tückiſchen Roßbergs. Er begrub 1806 das paradieſiſche Thal von Goldau unter ſeinen Trümmern, und noch alljährlich rutſcht ſein Geſchiebe auf den Weg herab, der an ſeinem Fuß um den See nach Arth am Rigi führt. Rechts tauchten an dem flachen Luzerner Ufer freundliche Dörfer und Kirchen auf. Dann wieder blickten ſie über die Bucht zur Linken in den fruchtbaren Wieſenkeſſel von Arth. Der Roßberg, der Rigi und die Schwyzer Haggen ſchützen ihn, wie ehemals das Thal von Goldau und noch mehr, gegen drei Winde. Wer den Rigi von hier beſteigt, erhebt ſich ſtufenweiſe aus der italieniſch beſonnten Thalregion zu der leichten milden Bergluft. Zuletzt bei Immiſee, wo man ſich rechts um einen Felſenvorſprung wendet, ruderten unſre Freunde in eine reizend einſame Bucht. — Die Männer hatten natürlich die Schweizerdamen abgelöſt. — Ueber den rothen Felſen, die ihre glattgeſpülten Platten ins Waſſer hinausſchieben, zeigte ſich eine anmuthig abgeſchloſſene Waldwand.

Nur Einen Tag hier allein! ſeufzte Verena.

Wollen wir ſie ausſetzen? fragte Sprüngli. Ariadne auf Naxos, gewiß fändeſt Du einen Bachus, der Dich über meine Grauſamkeit tröſtete. Man trinkt hier überall Wein und Bier, warum ſollte ſich nicht Einer zum Retter meiner Ariadne begeiſtern?

Ich proteſtire! rief Evariſte; Verena empfindet ungeſtört die Natur, während wir Andern immer in die Politik verſchlagen werden und nie unbefangen bleiben. Sie iſt ein gutes Element in unſerer Geſellſchaft. Gefährlich dagegen iſt Juliette, und ich ahne, wir ſparten uns viele Noth, wenn wir dieſe ausſetzten.

Ich eigne mich nicht dazu, verlaſſen zu werden, zürnte Juliette. Eher hätt' ich den Theſeus verlaſſen, dieſen langweiligen Menſchen, als abgewartet, bis er mich verließ.

5. Der Schiffmann.

Der Schiffer Schennis war ein ſtarker Mann. Schweigſam hatte er das Boot über den See geführt bis in die Bucht von Immiſee, und bei jedem Stoß ſeines kräftigen Armes flog es beflügelt auf den Fuß des Rigi zu. Eugene hatte mit angefaßt und ergötzte den Schiffmann ſehr durch ſeine Geſchicklichkeit, das Tempo zu halten. Eine Weile ruderte der Knabe ſogar für die jüngſte der zwei Jungfern allein; und als Evariſte Schennis verſicherte, die Geſellſchaft hätte keine Eile, ließ er es lächelnd geſchehn.

Hier am Ende der Fahrt entwickelte ſich nun ein Verhältniß zwiſchen Evariſte und dem Schiffmann Schennis.

Wo went Sie hin, min Herre? fragte ihn Schennis.

Noch über den Vierwaldſtädter See nach Flüelen in Uri, ſagte Evariſte.

Das iſt wit, aber es gabt, wenn i Sie führ', erwiderte der Schiffer.

Habt Ihr auch drüben in Küßnacht ein Schiff?

I trag' Ihne übers Land, was Sie hent, und führ' Sie übers Waſſer, wo Sie went, ſagte Schennis mit einer Entſchiedenheit, als wäre der Vertrag ſchon abgeſchloſſen.

Er flößt mir großes Vertrauen ein, Juliette. Ganz das Gegentheil von Dir, ſpricht er kein ungehöriges Wort. Dazu empfahl ihn Herr Boßhardt, als wir abfuhren. Wollen wir ihn mitnehmen? fragte Evariſte.

Juliette erwiderte raſch: Brauchſt Du mein Gegentheil dreimal? Iſt Verena's ſtilles Vernehmen der Natur und Deine ſichere Vernunft in menſchlichen Dingen nicht genug?

Du und Sprüngli, erwiderte Evariſte, Ihr ſeid ja auch Euer Zwei. Erſt jetzt mit Schennis haben wir die Mehrheit. Ich nehm' ihn auf in unſere Geſellſchaft. Er iſt ein practiſches Talent. Gewiß hatte er ſchon in Zug den Plan, uns noch weiter zu führen. Aber er ſchwieg bis ſeine Zeit gekommen war. Erſt hier am Ufer, wo wir Niemand finden und er uns Alles leiſten kann, ſpricht er eins, zwei Worte, und es iſt gethan.

Er hat es auch entdeckt, ſagte Juliette, daß Dich Schweigen beſſer unterhält, als Reden; und da war er ſo geſchickt, Dich gut zu unterhalten.

Aber als Gleicher und Freier, fuhr Evariſte ruhig fort, ſoll er mitgehn. Höchſtens daß er den Damen aus Artigkeit ihre Sächelchen abnimmt. So demokratiſch meinte es Evariſte mit dem Schiffmann.

Aber der ſchwarze Jäger verſtand die Sache anders. Er nahm ein hölzernes Geſtell aus ſeinem Schiff, band die Sachen der ganzen Geſellſchaft darauf und ſchwang ſie ſich leicht auf die Schulter. Evariſte's

Einwendungen, Jeder hätte darauf gerechnet, das Seinige ſelbſt zu tragen, beachtete er nicht. Dann ſchlug er ſich Feuer, brannte ſeine Pfeiſe an und ſagte: I bin's g'wöhnt und Ihr bezahlt's! hier geht der Weg!

Damit führte er den Zug zur hohlen Gaſſe hinauf; Evariſte's Humanität war beſeitigt und man ſcherzte über das Mißlingen ſeines Planes, den Engländern zum Trotz, die ein unſinniges Träger- und Bedientenweſen hieher verpflanzt haben, eine Parthie von lauter Gleichen und Freien zu veranſtalten.

Bei alledem, flüſterte Juliette Sprüngli zu, verſtärkt dieſer ehrenfeſte Schiffmann, Meiſter Schennis von Zug, die Zopfparthei von Evariſte und Verena.

Nehmen wir gleich noch die beiden ſchwarzäugigen Jungfern mit, erwiderte Sprüngli eben ſo heimlich, ſo haben wir die Majorität wieder. Eugene iſt ja auch mit uns.

Nein, die helfen uns nichts! ſagte Juliette. Sie können ihnen ja nicht einmal die Cour machen, ſo natürlich ſind ſie. Warten Sie nur, laſſen Sie mich nur ſorgen, der Tag der Rache kommt — ſo oder ſo, ich ahnd' es. Aber darin haben Sie Recht. Wir müſſen einen wahrhaft indiſchen Schwarm von Dienern anwerben, um Evariſte ganz zu ſchlagen. Und ſie werden ſich finden!

6. „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen."

In dieſen Büſchen und Hecken werden wir nun verſchwinden, wie die Käfer im Graſe, klagte Verena, und alle die ſchönen, ſtolzen Berge, die wir in Albisbrunn von der Morgenſonne vergoldet vor uns ſahn, ſie ſind uns verborgen. Warum ſind wir nicht dort geblieben! Warum wollten wir das große Heiligthum dieſer Gebirgskuppeln mit unſern Füßen betreten und mit Händen greifen? Bei jedem Schritte vorwärts verloren wir eine Welt, erſt die heitere Jungfrau mit dem Silberhorn, ſie verſank hinter dem ſchwarzen Pilatus, darauf den ruhigen Mönch mit ſeinem breiten Schneeſcheitel, und jetzt noch eine Stufe in's Thal! — ich zögere dieſen Schritt mir zu erinnern — ſo ſinkt auch die ſchwarze, duftgezeichnete edle Pyramide des Finſteraarhorns hinab hinter die Linie unſcheinbarer, formloſer Vorberge. Wir ſind den Alpen näher — nun ſind ſie uns entrückt. Mit Schmerz bin ich von ihrem Anblick auf der Albishöhe geſchieden; denn ich weiß es, ſie ſind zu groß, um nicht aus jener Ferne am mächtigſten zu wirken, wie ein Heros, den man vor ſich hat, ein Menſch iſt, klein wie die andern, aber zu unſerer Bewunderung rieſengroß ſich erhebt, wenn wir den ganzen Gebirgszug ſeiner Thaten von Weitem überſehn.

Die Alpen und ihre Gletſcher werden in der wahren Nähe nichts verlieren, meine Freundin, tröſtete ſie Evariſte.

Im Gegentheil, fuhr Sprüngli drein, man verliert ſich leicht in ihnen und verſchwindet auf ewig in der erſten beſten Spalte, wenn man mit enthuſiaſtiſchen Augen an den Täuſchungen der Ferne hängt und nicht vor die Füße ſieht.

Halt! da iſt die hohle Gaſſe! rief Eugene, und plötzlich brannte er ſeine Piſtole los, daß die Damen erſchrocken zuſammenfuhren und das Echo prachtvoll an den Wellenwänden des Rigi hinrollte.

Der Knabe ſtand mitten im Hohlwege und deklamirte: „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen!“ Ich habe Kugeln mit, Mama, ſoll ich mal Probe ſchießen? Wenn dort einer von den Jeſuiten, die noch übrig ſind, von Küßnacht herauf käme — es ſoll mal einer der alte Baum ſein! Jetzt paß' auf, ob ich ihn treffe.

Als er getroffen hatte, klatſchte Juliette in die Hände und rief aus: Wahrhaftig, wäre es der Siegwart oder der Mutheni geweſen, den wir in Zürich geſehn haben, Du hätteſt ihm in ſein blaſſes blutdürſtiges Geſicht geſchoſſen! Da ſteckt die Kugel! Einen Kopf höher, als ich (ſie ſtellte ſich darunter), mehr mißt er nicht, und die Stelle, wo der Kopf eines rechten Mannes eigentlich ſitzen ſollte, die fehlt ihm.

Evariſte kam jetzt herbei, er hatte Eugene's und Juliette's Worte nicht vernommen, aber es entging ihm nicht, daß ein Frauenzimmer hinter der Hecke ſich erhob, die Hände über den Kopf zuſammenſchlug und eilig davontrollte.

Was will das Weib? fragt er Schennis.

Sie fürchtet ſich wohl, antwortete dieſer, weil die Kugel hart neben ihr in den Baum ſchlug.

Eugene! rief Evariſte. Haſt Du wohl geſehn, daß die Frau, welche dort durch die Hohle rennt, dicht neben dem Baume ſaß, in den Du geſchoſſen?

Nein, Papa!

Gieb mir deinen Kugelbeutel in Verwahrung!

Der Knabe gehorchte widerſtrebend; dann nahm er Juliette bei der Hand, lief mit ihr den Weg entlang voraus, und vertraute ihr in aller Eile: Er hätte doch noch ein paar recht blanke Kugeln, die nicht im Beutel geweſen wären, die ſollte ſie ihm aufheben, und wenn er ſie brauchte, ihm wiedergeben.

Sie küßte den kleinen Probe-Tell und ſteckte die Kugeln ein mit den Worten: Wir haben wohl wieder eine Dummheit gemacht, Eugene, ich weiß nur noch nicht, was für eine.

Das werden wir bald ſehn, ſagte Eugene, wenn ſie uns hier in Küßnacht nichts thun, ſo iſt es gut.

Die Geſellſchaft hatte die kurze Strecke, welche den Zuger von dem Vierwaldſtädter See trennt, zurückgelegt. Unter Schennis' Anführung ſchritten ſie raſch auf den See los. Er ſprach einige Worte mit den Schiffleuten, und ſie waren auf dem wunderbarſten See der Alpenwelt eingeſchifft.

Die Bänke waren bequem, ein Dächli ſchützte gegen die Sonne und Eugene ſchlug vor, ein Schifferlied zu ſingen.

Aber kaum hatten die Schiffer einige Ruderſchläge gethan, ſo entſtand am Ufer ein Tumult. Die Leute rannten durcheinander. Das Weib aus der Tellshöhle war darunter, eine große Figur, ein Geſicht mit ſcharfen intelligenten Zügen. Man ſah ſie drohen, hörte ſie ſchelten; und es gab offenbar eine zornige Menge, die ihr folgte. Dagegen ſah man auch ſehr deutlich einige Männer von Anſehn den Schwarm beſchwichtigen. Endlich rief einer von dieſen den Schiffern zu: Ihr ſöllet bei cho!

Wir went nüt! donnerte Schennis, wir hent ka Zit zu verliere!

Die Ruderer hielten inne zwiſchen den zwei Autoritäten. Da ſprang der Küßnachter in ein Schiffli und fuhr an Bord.

Er wandte ſich ſogleich an den Zuger und fragte, wer die Leute wären und woher ſie kämen.

Sie ſind Franzoſen und kommen mit mir von Zug, ſagte Schennis.

Der Burſche da und die kleine ſchwarze Dame, ſind ſie auch Franzoſen aus Frankreich und keine Schweizer aus der Waadt? fragte er weiter.

Aus Paris, ſagte Schennis, ſie ſprachen davon.

Ich dacht' es gleich, daß die Leute keine Schweizer wären. Die Martha Spöndli iſt nicht geſcheut! Sie iſt toll für die Hornmänner. Labet wohl und zürnet nüt! — So grüßte er freundlich und fuhr zurück.

Jetzt wußten Juliette und Eugene, welche Dummheit ſie gemacht hatten. Sie ſahen ſich einander an, lachten verſtohlen und verriethen es nicht, was ſie in der hohlen Gaſſe geredet, und die Martha Spöndli in ihrem Horneifer (Küßnacht iſt ſonſt ein liberaler Bezirk von Schwyz) ohne Zweifel wieder erzählt hatte.

Vergebens zerbrach ſich Evariſte den Kopf über den ſonderbaren Vorfall; vergebens fragte er Schennis um eine Erklärung.

Auch der wußte nichts Anderes zu ſagen, als: Sie ſind hier herum verſchüchtert durch die Freiſchaaren und den Leuenmord von geſtern Nacht. Darum halten dieſe Weiber Euch wohl für Waadtländer Freiſchärler.

Dabei unterbrach er aber zum erſten Mal ſeinen Ernſt und erhob über ſeinen eigenen Einfall ein ſo ſchallendes Gelächter, daß die Leute am Ufer es hörten, und, als wäre es verabredet geweſen, mit einſtimmten. Der Schwarm verlief ſich; Alle gingen ihrer Wege. Nur die Martha Spöndli blieb am Ufer ſtehn und drohte mit verdoppelter Wuth herüber.

Nun lachten auch die Schiffleute, die ohne Zweifel zu den Liberalen gehörten, laut auf und ſchrieen ihr zu, ſie ſollte heimgehen und ſich hängen!

Fluchend rannte ſie davon und verſchwand auf einem Fußſteige, der am Rigi hin nach Wäggis führt, dem Oertchen, wo die Reiſenden gewöhnlich den Berg hinaufſteigen. Sie mußte wohl vermuthen, unſre Geſellſchaft führe dahin. Wahrſcheinlich hatte ſie in ihrem Eifer den Schiffherrn gar nicht erſt gefragt, wohin ſeine Leute genommen wären.

7. Der Vierwaldſtädter See.

Der Pilatus ragte heiter in's Blaue. Seltſame Steintüpfelchen liegen auf ſeinem ſchroffen Gipfel; man ſagt, einer davon ſchwebe loſe im Gleichgewicht. Seine Kette verläuft ſich in barocken Formen in's Luzerner Gebiet hinein. Aber es lag ein Wolkenſaum wie ein Rieſenſchwert an ſeiner Seite.

Beſſer wär' es, ſagte Sprüngli, er ragte mit dem Haupte nicht ſo ſcharf in den blauen Himmel und ihm fehlte dieſer Wolkengurt, den wir bewundern. Denn die Wetterkundigen um den Vierwaldſtädter See ſagen:

Der Pilatus hat einen Hut,
Das Wetter wird gut;
  Er hat einen Degen,
  Es giebt Regen.

Und weißt Du, Eugene, daß Pilatus oder Pileatus und Hutberg oder Hutliberg (dieſer liegt bei Zürich) einerlei iſt?

Nein, Herr Profeſſor, das iſt aber hübſch! Nur wollt' ich dann, er wäre heute ein wirklicher Hütliberg, damit uns unſre Reiſe nicht mißlingt. Aber halt! da fällt mir ein Gedicht ein. Ich hab' es aus Deinem Buche gelernt, Mama. Du ſagteſt mir immer, es ginge auf dieſen See, und auch ein Ungewitter kommt darin vor. Ich will es Euch vortragen; gebt Acht!

Die Seefahrt.

Still fließt der See um ſtolze Bergesufer;
Vom jähen Pfad begrüßen hohe Rufer
Des Schiffes Lauf, die Felſenwände fliehn
Durch Wolkenflor und Himmelsblau dahin.

Doch um des Berges ſchroffe Zinnen ſtreiten
Sich Wind und Wolken, die ſich überbreiten.
Das Wetter thürmt ſich an der Bergeswand;
Es zuckt, es brodelt und es iſt entbrannt.

Nun murrt der Donner, ein unendlich Wogen,
Von Berg zu Berg im Widerhall gezogen,
Bis plötzlich von der Alpe weißem Dach
Dazwiſchen prallt ein greller Wetterſchlag.

Das Waſſer ziſcht, das Schiff wogt, wie ſie ſchäumet,
Die Welle, die zum Sturz ſich überbäumet,
Und wieder bebt. — Du glücklicher Pilot!
Der Blitz vermied, die Welle führt Dein Boot!

Du weißt den Weg, und dir iſt es beſchieden:
Du führſt uns in des Hafens ſichern Frieden
Aus Sturm und Nacht. Dein Arm ermüde nicht!
Der See wird ſtill; vom Ufer blinkt das Licht!

Evariſte, wie gefällt Dir das Gedicht? ſcherzte Juliette.

Jedem Narren gefällt ſeine Kappe, ſagte Evariſte ruhig; aber gebt Acht, daß es nicht heute an uns in Erfüllung geht. Damals freilich, als ich es niederſchrieb, in dem Sturm der drei Tage, der ſo raſch hereinbrach und eben ſo raſch verflog, galt es einem andern Piloten, als einem armen Schiffer dieſes See's. Er hat ſeitdem manche Klippe glücklich umſchifft, nur gegen den Blitz, den eine große Arbeit der ganzen Atmoſphäre vorbereitet, hat er ſich nicht verſichert, im Gegentheil er lockt ihn leichtſinnig auf ſein Haupt hernieder.

Verena blieb mit ihren Gedanken bei der Natur. Noch iſt es ſchön und ſchöner bei dieſer Wendung in den offenen See, als heute den ganzen Tag, ſagte ſie. (Dieſer Punct war ihr neu.) Schlöſſer von wunderbar kühnen Felſen ſteigen von allen Seiten aus dem See. Wir ſind ummauert: ein furchtbares Gefängniß, wenn ein plötzlicher Sturm uns hier überraſchte! Aber es iſt wahr, dieſe Nähe, die Gefangenſchaft zwiſchen den geſchloſſenen Gliedern ſolcher Felſenrieſen iſt größer, als die Freiheit der großen Ferne.

Man begreift, knüpfte Evariſte an ihre Bilder an, daß die Bewohner dieſer Naturſchlöſſer die kleinen Kunſtſchlöſſer ihrer Herren verachten, und dann, daß ſie ſelbſt in dieſer Natur gefangen bleiben konnten. Sie ſehen wenig von der Welt, ſelbſt auf dem Waſſer ſind ſie noch in der Enge, und die Vogelperſpective von den Bergen belehrt ſie nicht.

Nichts begreift man leichter, als was man ſchon weiß und vor ſich ſieht, ſpottete Sprüngli. Seit Kurzem iſt es mir aber ein Räthſel, was jenes Schiffli von Wäggis her — das Oertchen links dort hinter uns iſt Wäggis — zu ſolcher Eile treibt. Sieh mal, Eugene, offenbar ſetzt es uns nach; ſollte die verrückte Martha drin ſein? Du ſiehſt gut, Junge, ſieh mal nach, ſind Frauenzimmer darin?

Nein, gewiß nicht, antwortete Eugene, es ſind fünf Männer und alle rudern aus Leibeskräften. Sollen wir uns einholen laſſen? He, Schennis und ihr andern Schiffleute, die da von Wäggis wollen uns einholen und vorbeirudern; ſollen wir das dulden?

Schennis erwog die Sache, dann gab er das Urtheil ab: Eine Weile können wir uns wehren, Freund Eugene, aber zuletzt müſſen wir doch verlieren. Ihr Schiffli iſt viel leichter und ſie rudern alle fünf — lauter ſtarke Männer. Sieh einmal, wie ſie heranſchießen! doch wir wollen ſie etwas ärgern. Alle ans Werk! Und nun entſtand ein gewaltiger Ruderkampf.

Vergebens winkte ein wohlbeleibter Mann aus dem leichten Kahn mit ſeinem Tuche; man lachte und griff nur deſto rüſtiger in die Ruder, denn es ſchien, daß der Verfolger verzweifelte und capituliren wollte.

Er hatte umſonſt gewinkt. Erſchöpft warf er ſich auf die Bank zurück. Schon jubelten Schennis und ſeine Ruderer. Aber die vier Männer des feindlichen Schiffes, die in der Arbeit blieben, verloren nichts an dem Ermatteten. Sie jauchzten laut auf, und ſtießen mit wenigen gewaltigen Zügen ihr Boot neben das verfolgte.

Haltet, haltet nur einen Augenblick! rief der wohlbeleibte Mann, der ſich jetzt wieder erholte und den Schweiß von der Stirn trocknete.

Man begrüßte ſich, und Sprüngli, der zunächſt ſaß, fragte den Fremden, was er wünſchte, nun er ſie geentert habe?

Ich entre ſehr friedlich, antwortete der Reiſende, und freue mich, daß Sie Deutſche ſind.

Wir ſind Franzoſen und Schweizer, warf ſtolz Eugene dazwiſchen.

Thut nichts, mein Knabe, fuhr der Mann fort. Genug, daß wir uns verſtehn. Ich vermuthe, Sie wollen, wie ich, über den Gotthardt. Ich bin allein mit meinem Führer; nehmen Sie uns mit nach Flüelen, ſo können dieſe Schiffleute hier umkehren, und ich reiſe in angenehmer Geſellſchaft.

Recht gern, rief Evariſte und Sprüngli ſtimmte ihm bei, kommen Sie nur herüber!

Halt! fiel Juliette ein. Wir ſind hier zwei Parteien. Wenn Sie nicht zu der unſrigen treten, ſo proteſtiren wir.

Das thun wir, rief Eugene. Ja, das iſt wahr! corrigirte ſich Sprüngli.

So werden wir wohl die andre Partei ſein? fragte Verena gelaſſen Evariſte.

So ſcheint es, antwortete er. Nun bin ich neugierig, was der Fremde thut.

Es war von Partei die Rede, was ſollte ein Deutſcher dazu ſagen? Weder Royaliſt, noch Republikaner, weder kalt noch warm, war er, wie die meiſten ſeiner Landsleute ein Allerweltskerl. Aber er hätte auch keine Zeit gehabt zu antworten, wenn er gewußt hätte, was er ſagen ſollte. Denn

Schwarz oder roth? fuhr ſein muntrer Burſche dazwiſchen, — aber kein Zweifel, nach Ihren Augen, ſchöne Dame, ſind ſie ſchwarz!

Ja wir ſind ſchwarz, kohlſchwarz, das verſteht ſich, rief Eugene.

Kommen Sie, Herr Kaufmann, das iſt unſre Partei, die Partei der jungen Dame und des muntern

Burſchen mit der Dragonerpiſtole. Sind Sie nicht auch ſchwarz? fragte der Führer und reichte ihm die Hand zum Ueberſteigen.

Ja, ſchwarz bin ich, ſagte Herr Nußmann, indem er ſeine Kleider beſah; aber iſt denn das eine Partei, meine Damen und Herren?

Und was für eine! Die Partei der Freiheit gegen die rothen Jeſuiten! triumphirte der junge Menſch mit dem Freiſchärlerhut. Er hieß Stutz und hatte Herrn Nußmann bisher nicht nur geführt, ſondern auch zum Entern unſers Boots beredet, um ſich und ihm Unterhaltung zu verſchaffen. Stutz war ein Stutzer. Er machte ſich gleich zum Verehrer von Juliette, ohne daß er darum Verena vernachläſſigt hätte, zeigte der Einen ſeinen Hut mit den Kugelſpuren vom letzten Freiſchaarenzuge, und brachte der Andern einige ſchöne Blumen vom Rigi, die nicht jeder zu finden wüßte.

Das iſt ein Allerweltsburſche, ſagte Herr Nußmann; er macht mit mir, was er will. Ich habe mich ganz außer Athem gerudert. Man rudert hier vorwärts, nicht, wie in Hamburg, rückwärts; ſonſt wäre ich es beſſer gewohnt geweſen.

Herr Nußmann hatte noch nicht geendet, als Schennis, der Schiffmann, auf die Bank ſtieg und ſeinen Stock mit einem Tuch daran hoch in die Luft hielt. Oben iſt Wind! Zieht das Segel auf! Wir wollen den Zug mitnehmen und raſch hinübergehn, rief er den Leuten zu. Die Sache war bald eingeleitet; und Herr Nußmann wunderte ſich ſehr über dieſen ſeltſamen, ebenfalls in Hamburg unbekannten Wind, der mannshoch über dem Waſſer fortſtrich und das Schiff durch den unbewegten Spiegel des See's raſch fortführte.

Dieß Schauſpiel dauerte indeß nicht lange. Etwas weiter vom Ufer traf der Wind ſchon das Waſſer, kräuſelte es zuerſt und bewegte es dann in raſchen Wellen.

Die Fahrt gefiel der Geſellſchaft, je raſcher es ging, deſto beſſer. Schennis aber beobachtete den Wind mit geſpannter Aufmerkſamkeit; und plötzlich, als noch kein Anderer die Urſache begriff, ließ er das Segel einziehn und vertheilte die Geſellſchaft im Schiffe genau nach dem Gleichgewicht. Es war die höchſte Zeit.

Mit reißender Schnelligkeit fuhr ein Wirbelwind über das Waſſer, warf ſchäumende Wellen auf und brachte die erſten Tropfen des Gewitterregens.

Das Schiffli tanzte in wilden Sprüngen, wie eine Nußſchale auf dem bewegten Waſſerbecken.

Jeder hielt ſich ſorgfältig feſt und die Damen äußerten ihre Beſorgniß.

Der See iſt hier nicht ſehr breit, aber das Boot hatte kaum die Mitte erreicht. Es befand ſich zwiſchen Gerſau, der ehemaligen freien Republik am Schwyzer Ufer unter Rigiſcheidegg, und Beggenried, dem ſchönſten Aufenthalt am andern Ufer, wo man von Unterwalden nach Engelberg hinaufſteigt.

Der Schiffer beruhigte die Geſellſchaft und beſonders die Damen mit dem Troſt, der Gewitterwind ſei ſchon vorüber, ihm folge, wie ſie ſähen, ein tüchtiger ebner Regen und mit dieſem würden ſie ruhig in den Hafen von Beggenried hineinrudern.

Der Regen that ſeine beruhigende, aber auch ſeine beunruhigende Wirkung. Das Dächli ſchützte ſchlecht gegen ſeine Zudringlichkeit. Bald eröffnete er ſich hier, bald dort eine Gaſſe, ergoß ſich bald in den Nacken der erſchreckten Damen, bald über die Füße der Männer und badete gründlich vor Allen Herrn Nußmann und den luſtigen Stutz, die draußen vor dem Dächli umſonſt hinter ihre Regenſchirme flüchteten.

Das Schickſal hatte entſchieden. Flüelen war heute nicht mehr zu erreichen, und man hörte mit Vergnügen den Doctor Sprüngli die Anmuth und Comforts von Beggenried rühmen.

Der Sonnenwirth, ein reicher Weinhändler, hat für Sommergäſte, die das Land ſuchen, ein elegantes Haus eingerichtet, nach italieniſchem Muſter, aber ſchweizeriſch reinlich und reich gehalten. Schöne Schweizerinnen pflegen die Gäſte. Die Lage des Hauſes iſt paradieſiſch: die Ausſicht von den Balkonen über den See und den Rigi, nach Brunnen hinauf und nach Wäggis hinunter, eine der mannigfaltigſten und ſchönſten, hier wo jeder Punkt mit neuen Blicken überraſcht. So ungefähr lobte Sprüngli Beggenried, und es verdient ſein Lob.

Man hatte kein Ohr für das prachtvolle Gewitter und das melodiſche Plätſchern der vollen Regenſtrahlen, die ſich dicht gedrängt ins Waſſer ergoſſen, man hing an den ſchönen Verheißungen von Beggenried. Nur Eugene bemerkte, daß ſie beinahe ſein Gedicht erlebt hätten. Der Donner zwiſchen dieſen Felsbergen ſei darin ganz richtig beſchrieben, es fehle nur noch, daß er einſchlüge.

Als aber die Unbequemlichkeit ſich in die Länge zog und der Hafen von Beggenried immer noch nicht erreicht wurde, wandte ſich Juliette an Sprüngli und warf ihm den Regen vor, den er zwar vorher verkündigt hätte, aber erſt nach drei oder vier ſonnigen Tagen.

Sprüngli rechtfertigte ſich nicht ſehr zu ihrer Befriedigung. Dieſen Gewitterregen, meinte er, habe er nicht berechnen können, aber der Föhnregen, den er vorhergeſagt, werde gewiß eintreffen.

Den Abend verlebte die Geſellſchaft in den Salons des Sonnenwirthes unter Scherz und Tanz mit Bekannten von Zürich und Bern, die ſie hier antrafen, und beim Glaſe Vino d'Asti und Früchten aus der Lombardei, die von dort in Einem Tage hierher gelangen. Es war aber kein gewöhnlicher Salon der guten Geſellſchaft.

8. Der Rothe.

Evariſte hatte eine Neuerung durchgeſetzt, die für das Schickſal der Geſellſchaft nicht gleichgültig war.

Schennis bewährte ſich als vortrefflicher Schiffmann und Führer, aber es war Evariſte klar geworden, daß er entſchieden zu den Rothen gehöre. Als Stutz und Eugene geſtern im Schiffli mit großer Kühnheit die Schwarzen und die edle Partei der Freiſchärler proclamirten, hatte er bemerkt, daß Schennis ſeine Pfeife ausgehen ließ, den Stutz wüthend ins Auge faßte und halblaut den Ausruf that: und der iſt von Luzern, der Chaib!

Evariſte hegte aber die Idee, daß ſelbſt die Rothen durch die wahre Praxis der Freiheit zu gewinnen wären. Er wollte nun einmal die Probe auf ſeine demokratiſchen Pläne machen, verlangte daher gleich bei der Ankunft in der Beggenrieder Sonne, Schennis und Stutz ſollten als Freie und Gleiche an der Geſellſchaft Theil nehmen.

Stutz ſträubte ſich keinen Augenblick, und als es zum Tanze kam, war er einer der erſten auf dem Platze. Schennis dagegen zeigte ſich anfangs unzufrieden mit dem kecken Burſchen, der wild mit Juliette durch den Saal galoppirte. Dann ſteckte er langſam ſeine Pfeife ein, ſtrich ſich die Haare aus der Stirn und ſagte ſtolz: was der Burſche wagte, das könne er auch. Und als ein langſamer Dreher daran kam, führte er ihn ſehr gravitätiſch mit Verena an.

Bei Tiſche bekam er auf Evariſte's Anordnung den Ehrenplatz zwiſchen den zwei Damen; während die übrige Geſellſchaft ſich mit den neuen Bekanntſchaften und Stutz mit Eugene vertraut machte.

Dem Sonnenwirth und ſeinen Gäſten war dieſe Ordnung der Dinge allerdings neu. Die ſchweren Schuhe von Stutz und Schennis ſchienen auf den erſten Blick mehr für die Alpenwege als für den getäfelten Salon eingerichtet; man unterſcheidet bei aller Demokratie in der Schweiz Herren und Diener. Aber der Schweizer iſt dennoch darüber hinweg. Jeder hat ſeinen Stolz und Jeder kennt ſein Recht. Der Sonnenwirth durfte nicht murren, und Schennis und Stutz waren ſehr bald mit ihrer neuen Lage vertraut, unterhielten ſich rechts und links und ließen ſichs wohl ſein.

Der Sonnenwirth in Beggenried hat die löbliche Gewohnheit, ſeine Gäſte reichlich und mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Getränken zu bewirthen. Dieſer Umſtand und die aufmerkſame Pflege ſeiner Nachbarinnen machten auf Schennis einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Er fand alle Weine gut und trank ſie abwechſelnd, wie ihm Juliette oder Verena einſchenkten, nur der lombardiſche Champagner, der Vino d'Asti war ihm zu ſüß, den müßten die Damen trinken.

Evariſte, der ihm gegenüber ſaß, brachte das Geſpräch auf die Politik der Urkantone und ſuchte ihm klar zu machen, daß die innere Schweiz eine unſchweizeriſche Richtung verfolge und den Fremden in die Hände arbeite, wenn ſie in ihrer Feindſchaft gegen die großen Kantone und die Mehrheit der liberalen Schweiz fortführe.

Schennis verſtand dieſe Frage ſehr gut; aber er berief ſich auf ihr Recht, auf die Unabhängigkeit und Souveränität der Lande. Sie wollten nicht klug gemacht ſein, ſie wollten frei ſein, und über ihre ewige Freiheit vom Reich und von allen Herren in Europa hätten ſie Brief und Siegel in der Staatskanzlei zu Altdorf, Schwyz und Luzern. Er gab nicht zu, daß ſich viel geändert hätte in der Welt; und wer ſie in ihren Bergen unterjochen wolle, für den ſeien ſie wenige immer noch genug.

Es iſt klar, daß Ihr nichts Anderes wollt, als Eure Freiheit, ſagte Evariſte. Da habt Ihr Euch aber vor den Pfaffen und den reichen und großen Herren unter Euch eben ſo ſehr zu hüten, als vor Kaiſer und Königen und den großen Cantonen.

Es kommt darauf an, wie ſie ſind, erwiderte Schennis. Wer nicht unſern Willen thut, dem weiſen wir ſeine Wege.

Leben ſie mit Euch auf gleichem Fuß?

Nein, Herr, der Arme lebt ſchwer, der Gutsherr leicht.

Und Ihr wählt ſie immer in die Obrigkeit?

Ja, Herr, von Alters her.

Seht, Schennis, Ihr titulirt mich Herr; und ich nenne Niemand Herr. Warum haben Eure Pfaffen Euch nicht geſagt, daß der freie Mann jedes freien Mannes Bruder iſt, und daß Ihr hier in den freien Cantonen keine Herren braucht?

Das iſt wahr, He..; aber wie ſoll ich denn ſagen? fragte er in ſeiner Verlegenheit Juliette.

Bruder Evariſte oder Bürger oder mon bourgeois, oder Monsieur Evariste, antwortete ſie lachend. Aber, Evariſte, damit hätteſt Du doch anfangen ſollen. Wie kannſt Du eine Unterredung führen, ohne Dich vorzuſtellen, Deinen Namen zu nennen und die nöthigen Zuſätze zu ſagen? Herr Evariſte und Herr Schennis ſtellt aber eben ſo gut Alles in das richtige Verhältniß, als die Neuerungen mit Bruder oder Bürger.

Ja, fügte Schennis hinzu, man braucht nur den Namen zu nennen; ſo iſt Alles in Ordnung.

Als Evariſte bemerkte, daß die Aufmerkſamkeit des ganzen Tiſches ſich auf dies Geſpräch gewandt hatte, glaubte er allgemein werden zu müſſen, er fuhr alſo fort: Wir ſind hier lauter Schweizer und Freunde der Schweiz; möge die alte Freiheit Aller ſich bewähren und keine Neuerung eindringen, die nicht Alle frei und gleich erhält. Sind wir hierüber einig miteinander, ſo trinken wir darauf!

Jeder legte ſichs in ſeinem Sinne aus und ſtimmte ein. Nur Schennis hatte eine Erwiderung auf dem Herzen. Er nahm das Wort und ſagte: Ich habe viele Fremde und Schweizer Männer geſprochen und geſehen, aber keinen, Herr Evariſte, der wie Sie war und ſprach, ſo frei. Wir ſind hier zuſammen in Wahrheit als Brüder, und wir ſind es, weil Sie es ſo veranſtaltet und eingeſehen haben, daß es ſo am beſten wäre. Ich ſage, Sie verdienten ein Schweizer zu ſein! Trinken wir auch darauf!

Eugene und Stuz waren gleich im Anfange der Rede auf den Balkon gegangen; und Eugene feuerte raſch ſeine Piſtole zu des Vaters Geſundheit ab, während Stuz in den Saal rief: Drei Ehrenſchüſſe, meine Damen, die beiden andern folgen ſogleich!

Die luſtigen Burſche! ſagte Schennis, und es war deutlich zu ſehen, wie gut er ihre prompte Unterſtützung ſeines Toaſtes aufnahm, ja, man konnte überzeugt ſein, daß er vollkommen verſöhnt mit dieſen Freiſchärlern und befriedigt durch ſeine letzten Erfahrungen vom Tiſche aufſtand.

9. Der arme Urner im Beggenried.

Am andern Morgen war Evariſte und Sprüngli vor der Sonne aufgeſtanden, Stuz hatte ſie getroffen und ihnen die ſchönſten Spaziergänge am Berge gewieſen. Sie ergingen ſich in Geſprächen über die Gegend, ihre Bewohner und ihre politiſche Farbe. Stuz konnte überall die genaueſte Auskunft geben: In Unterwalden macht vielleicht Beggenried allein einige Oppoſition gegen die Pfaffen, die Grundherren und die dummen Bauern, die von ihnen ausgeſaugt werden und ſie dafür zu ihren Tyrannen wählen. In Uri dagegen iſt Niemand Oppoſition, oder wenn es ja Einer wäre, ſo wagte er ſein Leben, ſobald er es ſagte. Vornehmlich in religiöſen Dingen verſtehen ſie keinen Spaß. So redete Stuz.

Auf dem Rückwege, als ſie wieder an den See hinabſtiegen, begegneten ſie den Frauen und Eugene von Schennis geführt.

Herr Nußmann war nicht dabei. Er erholte ſich immer noch von ſeiner geſtrigen Anſtrengung beim Entern. Auch war ihm der Regen, welcher ihn ganz erhitzt wie er war durchnäßt hatte, übel bekommen. Er brauchte die Nacht und einen guten Theil des Morgens, um ſich wieder in ein bequemes Gleichgewicht aller Functionen hinein zu ruhen.

Stutz hatte die Gelegenheit ergriffen, ſich Sprüngli und Evariſte zu empfehlen und was ſie ſehr intereſſirte, war die Mittheilung, die er ihnen machte, daß die wohlhabenden Beggenrieder die Sitte der liberalen Cantone nachahmten und heute ein kleines Ehr- und Freiſchießen, woran jeder Theil nehmen könnte, veranſtalteten.

Auch die Frauen und den Knaben freute dies ungemein, und ſie ſtudirten, wie ſie wohl mit zu Schuſſe kommen könnten. Denn es war nicht Sitte, daß Frauen und Knaben mit ſchoſſen.

Man beſchloß unterdeſſen, zu dem Schießen dazubleiben. Als ſie den Landungsplatz vor der „Sonne" erreichten, fanden ſie das Schiffli bereit. Nach dem geſtrigen Plan wollte man früh abfahren; und ein armer Urner mit einem zehnjährigen Mädchen ſtand am Waſſer, hielt ſeine Mütze in der Hand und bat die Frauen: Sie möchten ihm erlauben, daß er umſonſt mit überführe. Seine Muhme wäre hier geſtorben und er hätte dies Kind, welches ſie nachgelaſſen, holen müſſen. Nun fehle ihm aber das Geld zum Ueberfahren und auch zum Dableiben. Er ſei auf's Reiſen nicht eingerichtet und lebe nur von Tag zu Tage.

Verena, nimm ſie mir nicht weg! rief Juliette. Es freut mich, daß ich Euch treffe, mein Freund. Gebt Acht! ich nehme Euch und das hübſche blonde Mädchen mit; und dafür haltet Ihr mit uns (hier zeigte ſie auf ihre Partei, die wir kennen). Beim Schießen zahl' ich Euch drei Schüſſe in die Kreisſcheibe, die ſchießt Ihr für mich, da wir Weiber doch nicht ſelbſt mitſchießen dürfen.

Er ſchießt gut, ſagten die Umſtehenden, heißt auch der Gut von Uri.

Ich will dreimal gut zielen, verſprach der glückliche Urner. Freilich komm' ich nicht oft dazu, weil ich nicht fort kann, und wenn ich hinkönnt', wo die Ehr- und Freiſchießen ſind, in die großen Cantone, hätt' ich kein Geld zum Einſatz.

Ich leih' Euch meine Büchſe, ſagte der Sonnenwirth. Es freute ihn, daß ſeine Gäſte dablieben. Darauf zog er Verena bei Seite und ſagte ihr einige Worte ins Ohr. Sie erröthete erſt, dann lachte ſie, und als ſie es der Juliette mitgetheilt hatte, brachen beide in große Heiterkeit aus, und ſprangen ſo raſch davon, daß der dicke Sonnenwirth ihnen kaum folgen konnte.

In einiger Entfernung drehten ſie ſich um, und Juliette rief Evariſte zu:

Wir machen eine Partie für uns! zahle dem Gut von Uri für mich den Einſatz, Evariſte! Nach dem Schießen ſehen wir uns wieder!

Was mögen ſie nur vorhaben? fragte Evariſte. Und Dich laſſen ſie da, Eugene?

Ja, Papa, ich will das Schießen mit anſehen.

Vermuthlich, ſagte Sprüngli, läßt ſie der Sonnenwirth nach Buochs zu ſeiner Muhme fahren. Der Ort liegt ſehr ſchön dort am Fuße des Buochſer Horns.

10. Das Ehr- und Freiſchießen.

Das Schießen begann.

Als das Signal mit drei Böllerſchüſſen gegeben war, zogen die Schützen auf ihren Stand. Der Urner mit der Büchſe des Sonnenwirthes marſchirte in Reih' und Glied. Stutz, Schennis, Sprüngli und Evariſte hatten ſchon früher die Erlaubniß erhalten, dieſen ausgezeichneten Stutzer zu benutzen; nur wollte Gut, der Urner, ſich's nicht nehmen laſſen, ihn zu tragen und für ſie mit aufzuziehn.

Die Muſik ging vorauf, und führte einen artigen Zug ſchön gewachſener Unterwaldner, lauter lange wohlgebildete, ſcharfgeſchnittene Köpfe, in die laubverzierte Schützenhütte.

Es wurde vortrefflich geſchoſſen. Schennis und Evariſte hatten mit aller Anſtrengung nur beſcheidene Preiſe erlangt, Sprüngli gefehlt. Stutz, unter den Fremden der Beſte, war klüglich an die Kehrſcheibe gegangen, wo man weniger einſetzt, weniger gewinnt und nicht nach den Kreisabtheilungen der ganzen Scheibe von den beſſern Schützen überholt wird, ſondern einen Gewinn davon trägt, ſo oft man in den Mittelpunkt von zwei Zoll im Durchmeſſer, der eine Nummer heißt, hineintrifft.

Der Urner wollte zuletzt ſchießen. Er hatte Alles wohl beobachtet, den Wind, die Stärke der Ladung und die Erfolge der ſichern Schützen. Mit ihnen unterhielt er ſich eifrig über jeden Schuß.

Mehrmals bot ihm Evariſte den Stutzer an; immer lehnte er ihn ab mit den Worten: noch nicht!

und ſetzte ſeine Beobachtungen fort. Es fielen ſo viel gute Schüſſe, daß er wenig Hoffnung behielt, beſſer zu treffen, obgleich man von ihm das Beſte erwartete.

Zwölf Ringe waren auf der inneren Scheibe verzeichnet. In drei Schüſſen, die Jeder thun durfte, alſo 36 der beſte Schuß. Dreißig und zweiunddreißig waren erreicht.

Da trat ein junger Engländer mit ſeinem Burſchen ein. Sie ſchienen von Stanz her zu Lande zu kommen. Der Lord war abenteuerlich gekleidet. Ueber langen weiten Sommerhoſen und einer ſchwarzen Huſarenjacke trug er eine grün verzierte Jagdblouſe; dazu eine barettartige Mütze mit einem Gemsbart, wie die Tiroler.

Sein Burſche in einem ähnlichen Coſtum unterſchied ſich durch den niedrigen Treſſenhut; und über ſeine Schultern hing die ſilberausgelegte Büchſe des Lords nebſt Kugelbeutel und allem Zubehör.

Der Lord war klein, ſchwarze Haare und ein kleiner ſchwarzer Backen- und Schnurrbart zeichneten ſein blühendes Geſicht nicht übel. Der Bediente war mehr Engländer, ſchlank, blond und von feinen Zügen. Seine Taille hätte man bewundern können. Den Ausdruck ſeines ſanften Geſichts entſtellte eine Narbe über die linke Backe.

Der Lord wünſcht drei Schüſſe in die Kreisſcheibe zu thun, ſagte der Bediente auf Engliſch. Und Sprüngli war ſo artig, dem Scheibenſecretair dies Anliegen in's Deutſche zu überſetzen.

Die Engländer haben manchmal Glück, bemerkte ein Unterwaldner, der zweiunddreißig geſchoſſen hatte; und ſo war es: er ſchoß dreiunddreißig, was ihn offenbar ſelbſt überraſchte.

Aber er bezwang ſeine Freude und: it is done! ſagte er lakoniſch, nahm ſeine Karte und ging gelaſſen hinaus.

Sein Burſche überreichte den Stutzer und die Geräthe dem Sonnenwirth, der ihn Mylord auf's Zimmer zu beſorgen verſprach, das elegante Gewehr bewunderte und dann den Schützen herumzeigte.

Auch Gut von Uri nahm es in die Hand, prüfte es eifrig und äußerte den Wunſch, er möchte wohl einmal einen Schuß damit thun.

Der Sonnenwirth verſprach es zu verantworten und Gut ſchickte ſich endlich zum Schuſſe an.

Alles war geſpannt.

Nie hab' ich eine ſo ſichere Hand geſehen, bemerkte der Sonnenwirth.

Der Engländer traf aus purem Zufall, ſo wahr ich lebe, raunte ihm ein alter Schütze zu. Er ſchoß, wie nach der Schwalbe, ſchwankte und ſuchte, und dann, wenn er's Ziel hatte, brannte er los. So trifft's, und ſo trifft's auch nicht.

Da! gebt Acht! Das war ein Schuß! Eilfe, ſo wahr ich lebe! rief der Sonnenwirth.

Das iſt aber auch ein Stutzer! ſagte Gut.

Iſt er gut? nun, das freut mich! jubelte der Sonnenwirth, als wär' er ſein Eigenthum geweſen. Schießt nur weiter, und wenn Ihr den Engländer auch abſchießet, es iſt einerlei!

Gut faßte nun einen gewaltigen Muth. Es war, als gölt' es die Ehre Uri's, die Ehre der ganzen Schweiz gegen den Engländer. Alles hing mit aufgeregter Erwartung an ſeinem Ziel; und zweimal erſcholl ein unbeſchreiblicher Jubel, als er zweimal mitten in's Centrum ſchoß.

An der Scheibe, wo der Zeiger ſitzt, kam eine Puppe hervor, welche die eidgenöſſiſche Fahne ſchwenkte, ſich unaufhörlich vor dem Helden verneigte, und den Jubel der Maſſe immer von neuem hervorrief.

Wo iſt die gute Dame, die mir den Einſatz bezahlt hat? Ich bring' ihr den erſten Preis, rief der glückliche Urner, und ſah wehmüthig auf die bunte Karte, die ihm der Schreiber überreichte.

Der Sonnenwirth winkte nach der Thür, die beiden Engländer erſchienen; und als der Lord grade vor Evariſte und Gut ſtand, lüftete er ſein Barett mit der einen Hand, und zog mit der andern ſeinen Schnurrbart herunter. Lange, volle Haare fielen über ſeine Schulter: ſein Burſche brauchte nichts an ſeinem Coſtüm zu ändern. Man erkannte ſie alle Beide, Alles wunderte ſich, daß man es nicht gleich gemerkt hatte, und die Schweizer riefen laut: Es ſind, by Gott, Wiber g'ſi!

Und ſind es noch! lachte der heitre Sonnenwirth. Der Streich iſt 'mal gelungen, und mein neuer Stutzer hat's gewonnen, gelt! Das iſt ein Stück!

Juliette rieb ſich vor Freuden die Hände und ſpottete die Männer aus: Auf ein Haar hätt' ich den erſten Preis gewonnen!

Sie haben ihn gewonnen, hier iſt er, ſagte Gut von Uri.

Nein, edler Freund, der Preis iſt Dein und der Einſatz dazu; und Du fährſt vergnügt mit uns nach Flüelen, nicht wahr, Du und Deine Nichte?

Gut küßte ihr bewegt die Hand, die Nichte desgleichen. So reich waren ſie noch nie geweſen.

Juliette hatte ihr Barett in der Hand, an das ſie den zweiten Preis geſteckt. Sie nahm ihn herunter, fragte nach dem Schützen, den ſie abgeſchoſſen, und überreichte ihm die Karte mit den Worten: Hier iſt die Schwalbe, von der Sie dem Sonnenwirth ſagten. Es wäre Unrecht, wenn ich aus dem Scherze Ernſt machen und Sie aus Ihrem guten Rechte durch mein blindes Glück verdrängen wollte.

Die Preisrichter erklärten die Schüſſe für gültig. Es ſei nicht verboten, daß Frauen mithielten. Der Unterwaldner gewönne alſo den zweiten und den dritten Preis, wenn Juliette ihm den ihrigen abträte.

Sie that es. Und ganz Beggenried kam in die angenehmſte Aufregung über die Streiche des Sonnenwirths und die luſtigen Weiber von Zürich.

Eugene konnte ſich nicht zufrieden geben über die hübſche Mama, Evariſte nahm den entlarvten Lord, gab ihm den Arm und führte ihn zur Toilette in die „Sonne“. Sprüngli näherte ſich mit vielen Verbeugungen dem Miſter Verena, faßte ihn um die Taille und ſagte ihm in's Ohr: Und dieſe konnte ich verkennen? vergieb es mir, Verena!

Sie hielt ihm den Mund zu und zog ihn dem erſten Paare nach.

Evariſte, das hätteſt Du uns nicht zugetraut! geſteh' es nur! triumphirte Juliette.

Doch! Du kleiner Demagog, antwortete er, ich bin immer in Angſt, was für einen Volksauflauf Du anſtifteſt, daß es Dir aber überall gelingt, daran zweifle ich ſeit geſtern nicht mehr.

Herr Rußmann hatte eben ausgeſchlafen und hörte über Tiſch mit vielem Vergnügen die glücklichen Ereigniſſe, die er nicht beſſer hätte träumen können.

11. Die Fahrt nach Flüelen.

Die Bewohner von Beggenried hatten das Schiffli unſerer Geſellſchaft aufgeſucht und es mit Flaggen und Bändern geziert. Die beſten Ruderer ſtritten ſich um die Ehre, es überzuführen; unter Böllerſchüſſen, die dem ſiegreichen Urner oder auch den liebenswürdigen Damen gelten konnten, denn Beide waren gleich populär, fuhren ſie ab; und Eugene antwortete mit ſeiner Piſtole ſo lange bis er ſein letztes Pulverkorn verſchoſſen hatte.

Das Schiff war ſtark beſetzt und Juliette hatte ihren Plan, ein wahrhaft indiſches Gefolge anzuwerben, ohne Mühe erreicht; Evariſte aber auch den ſeinigen, daß Alle, und ſogar der arme Gut von Uri, in gleiche Reiſegefährten verwandelt waren.

Der wildeſte und intereſſanteſte Theil des See's beginnt erſt bei ſeiner Wendung von Brunnen nach Flüelen. Die Urner Berge rechts und die Schwyzer Alpen links bilden die ſchroffſten, unzugänglichſten Ufer, die man ſich denken kann; die Weide der Sennen iſt den Blicken entzogen, die Felſen des Axen tauchen abenteuerlich aus dem Waſſer empor und ſtellen den Moment einer furchtbaren Erdrevolution auf's Anſchaulichſte dar. Seine Schichten ſind wellenartig zuſammengekeilt, hinundwieder ſcheinen es verſteinerte Waſſerwirbel zu ſein; der Sturz dieſer ungeheuren Maſſen hat ganze Felſenberge wie einen Teich geknetet. Man nähert ſich der hohen ſcharfen Pyramide des Briſtenſtocks, der unter dem Gotthardt liegt, und erblickt von der linken Seeſeite hoch über dem andern Ufer die Gletſcher des Urirothſtocks in einer ſchwindelnden Höhe.

Hinter dem Axen bei der Tellenplatte, wo eine Kapelle mit geſchmackloſer Malerei alle möglichen Scenen aus der Tellſage darſtellt, landete die Geſellſchaft. Hier ſteigerte ſich die gute Laune des Tages bis zum Uebermuth; der Doctor Sprüngli zog ſeinen Roſenkranz hervor, hing ihn um, ſtellte ſich vor ein Heiligenbild und ſang der Verſammlung eine lateiniſche Meſſe.

Die Einen knieeten katholiſch gläubig, die Andern gingen willig, Evariſte ſehr unwillig auf den Scherz ein. Ort und Umgebung ſprachen zu gebieteriſch; Evariſte konnte nur durch Blicke proteſtiren; und Sprüngli benutzte die Melodie der Meſſe, um ihm für ſeine Sprödigkeit in einer humoriſtiſchen Litanei den Text zu leſen. Er war Meiſter der lateiniſchen Witzwendungen, und während Schennis, Gut von Uri und die Beggenrieder Schiffer ſich ernſtlich an ſeinem Geſange erbauten, brachte er es dahin, daß Evariſte mit der größten Mühe ſich ernſt erhielt und ihn endlich im Litaneiton, als antwortete er auf den Vorgeſang, bat, er möge dem gefährlichen Scherz ein Ziel ſetzen.

Eugene war im Begriff, ſeinen Freund Stutz über den Inhalt der Meſſe aufzuklären, als Evariſte ihm lateiniſch einſchärfte, ja nichts zu ſagen.

Schennis und Gut bemerkten beim Abfahren, ſie hätten es doch gleich gedacht, daß der joviale Sprüngli ein geiſtlicher Herr wäre.

Juliette aber freute ſich, daß ſie nun doch gewiß von Sprüngli im Uebermuth und in der Unbeſonnenheit übertroffen wäre. Sie hätte es übrigens gleich vermuthet.

Und dieſer gottloſe Spötter, ſagte Evariſte in ſeiner Freude über den glücklichen Ausgang des Auftritts, iſt ein Erzieher der Jugend! Welche Zeiten, welche Sitten!

Papa, der gute Renard im Tours glaubte ja auch nicht an die Faxen und mußte ſie doch mitmachen, weil das Volk ſie haben will, erinnerte Eugene.

Und das Volk will ſie haben, ſagte Sprüngli zu Eugene, weil die guten Renards ſie ihm erfunden haben. Sie ſagen mundus vult decipi. ergo decipiatur, und müßten doch eigentlich ſagen mundus decipitur, ergo vult decipi.

Das Geſpräch ging natürlich hinter dem Rücken der übrigen Geſellſchaft vor ſich. Die Damen und Herr Nußmann ſaßen dazwiſchen.

Herr Nußmann, der ebenfalls kein Latein verſtand, hatte den ganzen Auftritt ſehr betroffen mit angeſehen. Er war Proteſtant, und faßte eine gewiſſe Verachtung gegen Sprüngli, der ihm nun ſelbſt wie ein Pfaffe vorkam; und ein Anflug von Bedauern war in ſeinen Mienen zu entdecken, als die ſonſt ſo geſcheidten Damen vor den häßlichen Bildern der Kapelle hinknieeten.

Ich wußte nicht, daß ſie katholiſch wären, ſagte er zu ihnen, als ſie weiter fuhren.

Hier iſt Alles katholiſch, antwortete Juliette.

Man ſah deutlich, wie der Urner und Schennis ſich darüber freuten, daß Nußmann alſo der einzige Ketzer im Schiff wäre.

12. Flüelen.

Sie waren jetzt in Flüelen und ſtiegen ans Land. Das Dampfboot von Luzern lag noch an der Brücke, ie Wagen, welche ſeine Paſſagiere über den Gottbardt ühren, ſetzten ſich in dieſem Augenblick in Bewegung. Eugene war bingelaufen, um ſie abfahren zu ſehen. Der Capitain des Dampfboots ſtand auf dem Platz, und als er die Damen und darauf Eugene ins Auge gefaßt, ſagte er zu dem Knaben: Nun, kommt Ihr ndlich? Ihr geht wohl nach Altorf zu Fuß, denn Ihr ollt ja Fußreiſende ſein.

Ja, wir gehen zu Fuß, ſagte Eugene, ſo gefällt s uns.

Aber es wunderte ihn, wie der Capitain von ihnen wußte; hatte er ſie doch nirgends geſehn!

Der Mann hat irgendwo von uns gehört, ſagte Sprüngli.

Darauf gruppirte man ſich und ging auf Altorf u. Dies liegt eine halbe Stunde vom See in der Breite des Reußthales.

Verſchiedene Intereſſen führten die Geſellſchaft ausinander. Stutz und Gut mit ſeinem Kinde blieben bei en Damen. Eugene und Evariſte ſuchten Steine und Pflanzen. Sprüngli unterhielt ſich mit Schennis über ie Klöſter in Uri und Unterwalden, über die beſten lpen in der Gegend und wer das meiſte Vieh darauf ätte. Rußmann hörte ihnen zu.

Um ſich nicht zu verlieren, hatte man „die drei Schweizer" in Altorf zum Sammelplatz beſtimmt.

13. „Sie müſſen kommen.“

Jn Altorf auf dem Markt ſteht ein viereckiger Thurm mit den gewöhnlichen rohen Malereien aus der Tellsſage. Daneben ſind mehrere Gaſthäuſer, auch das zu den drei Tellen oder Schweizern.

Es war Sonntag, die Kirche vorüber, der ſchöne Sommerabend hatte eine Menge Leute auf den Platz gelockt, die ſich, in Gruppen geſondert, eifrig unterhielten.

Jn einer der Gruppen ging es ziemlich lebhaft zu. Angeſehene Männer, wie es ſchien, machten einem armen Weibe bittere Vorwürfe: Sie würden von ihr gefoppt. Seit geſtern Abend warte man vergebens auf die Mörderbande, die ſie angekündigt, und ſie hätte ſich ſelbſt überzeugt, daß alle Wagen, die über den Gotthardt gefahren, nichts Aehnliches gebracht, wie die von ihr beſchriebenen Perſonen.

Wir errathen ſogleich, daß Martha Spöndli das Weib in dieſer Gruppe und die achtbaren Männer Magiſtrate der Stadt Altorf und des Cantons Uri waren. Sie hatte in Waggis dem Capitain des Dampfſchiffes entdeckt, daß ſie die Leuenmörder in der Tellengaſſe belauſcht habe, als ſie ſich dort eingeübt, auf Mannshöhe zu treffen und ſich gelobt hätten, dem Siegwart Müller in ſein blaſſes Geſicht zu ſchießen. Sie erklärte weiter dem Capitain, da die Geſellſchaft der Mörder nach Flüelen zu Schiff gegangen ſei, daß er ſie umſonſt überführen müſſe, damit ſie in Altorf die Anzeige ihrer Entdeckung machen und ſpäter in Schwyz die Leute von Küßnacht, die zu den äußeren liberalen

Bezirken von Schwyz gehören und, wie ſie ſagte, es mit den Mördern hielten, verklagen könnte.

Der Capitain machte zwar ein ungläubiges Geſicht, allein er durfte es nicht wagen, ſich ihrem Verlangen zu widerſetzen. Nur gebot er ihr Stillſchweigen auf dem Schiff und verlangte, daß die Altorfer Behörden ihre Ueberfahrt und Rückfahrt bezahlen ſollten, was er ihr auf einer Karte bemerkte.

So hatte ſie Mittel gefunden, dem Schiffli unſrer Geſellſchaft zuvorzukommen, noch vor dem Gewitter nach Altorf zu gelangen, ihren Verdacht dem Landamman mitzutheilen und Maßregeln gegen die angeblichen Mörder hervorzurufen.

Mit der Urner Juſtiz iſt nicht zu ſcherzen, beſonders in ſo delicaten Fragen, wie hier eine vorlag. Der arme Schneider aus Mannheim, den man wegen gottloſer Reden öffentlich geißelte, muß uns für das Schickſal unſerer unvorſichtigen und ketzeriſchen Freunde ernſtlich beſorgt machen.

Allerdings hatte die Martha Spöndli den Herrn von Uri bereits einige Zweifel über ihre Zuverläſſigkeit erregt, denn es war noch immer Niemand erſchienen, und als ſie hin und her fragten, erfuhren ſie, es ſei von einem Knaben und einer Dame die Rede.

Männer, keine Männer? ſchrie die Martha, Männer waren genug dabei, eine ganze Schaar und alle in grauen Freiſchärlerhüten. Und ſie müſſen kommen! pochte ſie.

In dieſem Augenblick erſchien Sprüngli, Nußmann und Schennis auf dem Markt. Gut von Uri, der hier Beſcheid wußte, hatte die Damen und Stutz auf einem näheren Seitenwege ſchon vor einigen Minuten ins

Hotel geführt. Sie ſtanden am Fenſter, als die drei Reiſenden auf den Markt traten und eben in das Bereich der Martha Spöndli hineinſchritten.

Sie erhob ein großes Geſchrei: Da ſind die Mörder, da ſind ſie! Alles Volk lief zuſammen und ſie ſtürzte gleich auf Schennis los, der ſie von dem Schiff bei Küßnacht ausgelacht hatte, ergriff ihn ſelbſt beim Arm, ſchleuderte ſeine Pfeife auf den Boden und ließ Nußmann und Sprüngli verhaften.

Um Gotteswillen, was iſt das? ſchrie Verena. Sie ergreifen Sprüngli!

Und auch die andern Beiden, ſagte raſch Juliette. Sehn Sie, Stutz! Was iſt zu thun? Da iſt wahrhaftig die verrückte Martha!

Ich muß 'nunter, rief Gut von Uri. Ich muß den Herrn Sprüngli rechtfertigen. Babeli, bleib bei den Frauen, bis ich wiederkomm'!

Stutz, der die Rohheit ſeiner politiſchen Gegner kannte, und von Eugene die Geſchichte aus der hohlen Gaſſe erfahren hatte, war raſch entſchloſſen.

Kommen Sie! ſagte er leiſe zu den Damen. Babeli, komm! Ich kenne hier die Gelegenheit und will Sie vor Beſchimpfung durch den fanatiſchen Pöbel ſichern. Sie müſſen ſich für den Augenblick verſtecken!

Unſre Heldinnen waren blaß vor Schrecken und in der äußerſten Unruhe um die Übrigen, die ja in den Händen dieſes rohen Volkes waren oder nothwendig noch hineingerathen mußten.

Aber Stutz ließ ihnen keine Zeit zur Beſinnung und zog die Frauen und das Kind raſch mit ſich fort über den Gang in den Hof und von dort auf die Gotthardtſtraße, die zwiſchen Mauern hinläuft und bei einer einſamen Kapelle vorbeiführt.

Hier ließ er ſie eintreten und ſagte zu dem Kinde gewendet: Betet unterdeſſen! Dann raunte er Julietten zu: Ich will zurück und den Unſrigen beiſtehn. Sein Sie unbeſorgt, ich bringe bald gute Nachricht!

Auf dem Markt war unterdeß ein großer Tumult ausgebrochen. Das Volk ſchrie über Leuenmörder, Freiſchärler und Gottesläugner; und die Magiſtrate konnten die Verhafteten kaum vor der unmittelbaren Volksjuſtiz mit der Verſicherung retten: es ſollte Alles ſtreng unterſucht und beſtraft werden. Die Martha Spöndli feierte einen glänzenden Triumph. Hier wußte man ihren Eifer gebührend zu ſchätzen, hier theilte man ihre Anſichten und war bereit, die Gottloſen, wie ſie es verdienten, zu beſtrafen.

Aber weder der freche Burſche, noch das blutdürſtige Frauenzimmer, von dem ſie geſagt hatte, kamen zum Vorſchein. Dagegen ſtürzte Gut von Uri herbei und ſagte zu den Herren: Ihr kennt mich, ich bin der Gut, und Ihr wißt, Ihr Herren, daß ich ein armer Mann bin, aber gottesfürchtig und ein Schütz im Canton . . .

Schweigt ſtill, fuhr ihn einer an, Ihr faſelt!

Nein, bei Gott, ich faſele nicht! Das iſt ein geiſtlicher Herr — hier wies er auf Sprüngli — der uns die Meß' geleſen hat in der Tellenkapelle; und er iſt nicht würdig, daß man ihm ſolche Schand' anthut, wie Ihr wollt.

Das iſt wahr, ſagte Schennis; ich Schennis, Schiffmann von Zug, ſag' es Euch, Sprüngli iſt ſein Name.

Dann iſt dieſer hier der Freiſchärler, ſchrie Martha in der Beſorgniß, ihre Opfer noch einmal zu verlieren, und wies auf Nußmann!

Was ſoll ich ſein? fragte Nußmann, der mit gebundenen Händen daſtand und den ganzen tollen Handel nicht begriff. Ich heiße Nußmann und bin Zuckerſieder in Hamburg. Mein Portefeuille ſteckt hier links in der Bruſttaſche, er wies in Ermangelung der Hände mit den Augen darauf hin.

Der Landammann langte es hervor und las zu ſeinem Erſtaunen die Beſtätigung in dem Paſſe der freien Stadt Hamburg.

Das Weib iſt verrückt, ſagte Schennis ruhig. Ich bin roth, wie Einer, aber ich rathe keinem Menſchen, die Reiſenden und ihre Führer anzufallen. Die Fremden haben uns den Leu nicht umgebracht, ſondern die Schwarzen. Sie iſt verrückt!

Sagſt Du ſchon wieder, ich wäre verrückt, Du Gottesleugner? fuhr ſie Schennis an. Ich will Dir zeigen wer verrückt iſt!

Ja, liebe Freund' und Eidgenoſſen, fuhr Gut von Uri fort, das Weib iſt gewiß verrückt. Ich will Euch erzählen, was dieſe gottesfürchtigen Leute Gutes an mir und meiner Nichte gethan, und ihr werdet ſelbſt ſagen, daß ſie verrückt iſt, wenn ſie ſolche Leute als Mörder verklagt. Er trug nun die ganze Begebenheit von dieſem Morgen vor und endigte mit der Scene in der Tellencapelle.

Die Wirkung ſeiner Rede, die bei ihm von Herzen kam, war unbeſchreiblich. Die guten Urner bereuten ihr Unrecht, alle entblößten die Häupter, als er ſelbſt es that und zum Beweiſe der Wahrheit ſeiner Geſchichte den ſeidenen Beutel mit hundert Gulden, den er beim Schießen gewonnen hatte, hervorzog.

Wo iſt dieſe liebenswürdige Frau und ihre Begleiterin? Wo iſt der luſtige Knabe und ſein Vater? fragte der Würdenträger von Altdorf, der ſich ebenfalls umgeſtimmt fühlte.

In dieſem Augenblick trat Stutz vor — er hatte Alles aufmerkſam mit angehört — zog ſeinen Hut und berichtete: Vor die Stadt zur gnadenreichen Mutter Gottes habe ich ſie führen müſſen. Sie wollten ihr für das Glück dieſes Tages danken, ehe der Herr Evariſte und Eugene, die in den Bergen Steine und Pflanzen ſuchen, ins Hotel zurückkämen.

Iſt das wahr, Burſche? fragte der Magiſtrat. So führe uns hin! Gut hat mich faſt überzeugt, Gut redet immer die Wahrheit, ich kenn' ihn. Und was Du ſagſt, können wir ja wohl mit Augen ſehn, wenn wir hundert Schritte darum thun. Kommt, und löſ't mir die Leute los, die denn doch wahrſcheinlich unſchuldig ergriffen ſind. Verzeihn Sie, Ehrwürden, wandte er ſich zu Sprüngli, Sie waren hart verklagt.

Ein großer Zug Menſchen bewegte ſich die enge Gotthardtſtraße entlang. Vor ihnen lag die Kapelle unſerer lieben Frauen, nicht weit darüber hinaus erblickten ſie Evariſte und Eugene, wie ſie von ihrer Stein- und Pflanzenfahrt heimkehrten.

Der Schwarm und die beiden Botaniker trafen bei der Kapelle zuſammen.

Der Landamman trat herein und fand zu ſeiner Freude Juliette und Verena mit Babeli im Gebet vertieft. Er kniecte auf die Stufen hin, der ganze Schwarm folgte ſeinem Beiſpiel, nur Evariſte und Eugene ſtanden erwartungsvoll dabei, als ſie ihre Freunde, Schennis, Gut, Sprüngli und Nußmann erblickten, die noch immer geleitet wurden.

Nun aber erhob ſich der Landamman, führte die Damen aus der Kapelle zu den Übrigen, und gab Evariſte und Eugene Gelegenheit, den ganzen Hergang zu erfahren.

Sie ſind unſchuldig, es iſt bewieſen, ſagte der Mann von Altorf.

Und wo iſt die verrückte Martha Spöndli von Küßnacht? fragte zornig Schennis.

Alles ſah ſich nach ihr um. Aber ſie war verſchwunden. Stutz hatt' es ihr gerathen. Die Sache könnte für ſie eine ſchlimme Wendung nehmen, und als ſie ihm klagte, ſie hätte kein Reiſegeld, um nach Hauſe zu kommen, erbot er ſich, ihr das Dampfboot zu zahlen, das ſie noch erreichen könnte, wenn ſie eilte. Er wolle bei ſeinem Herrn, der zu den Rothen gehörte, die Ausgabe ſchon verantworten, womit er einer ſo gutgeſinnten Frau aus der Patſche geholfen.

Es iſt gut, Herr Landammann, ſagte Evariſte ernſt, daß Sie der Sache ſo raſch auf den Grund kamen. Immer aber berührt es mich unangenehm, mich und die Meinigen auf ſo thörichte Reden hin verfolgt und beſchimpft zu ſehn. Leben Sie wohl!

Wir fahren noch heute Abend nach Amſteg, ſagte Sprüngli.

Ich bleibe nicht eine Stunde an dem Ort, wo man mich, wie einen Räuber, gebunden hat, fügte Nußmann hinzu. Sie haben Recht, Herr Pater (er wußte nicht gleich, wie er Sprüngli, deſſen Geiſtlichkeit ihm feſtſtand, anders tituliren ſollte).

Der Landammann ließ ſie ſelber fahren. Sie kamen ſpät nach Amſteg, nicht ohne Genuß. In einer warmen Mondnacht fuhren ſie an den hohen Felſenwänden des Thals vorüber; die ungewiſſen Umriſſe und der Duft der Mondnacht erhöhten den Reiz dieſer großen Natur.

Unterwegs mußte nun Herr Nußmann erfahren, daß Sprüngli ein arger Ketzer und der Bericht der Martha Spöndli nur darin falſch geweſen war, daß ſie aus einem Scherze ſo bittern Ernſt gemacht.

Alſo haben Sie mit Ihrer Meſſe und Frau Evariſte mit ihrem Schützenglück das Unheil abgewendet? ſagte Nußmann zu Sprüngli; denn wahrhaftig, es hätte uns ſauer werden ſollen, dieſen Stieren von Uri zu beweiſen, jene Reden ſeien nur Scherz geweſen; man ſieht es, ſie verſtehn in ſolchen Dingen keinen Spaß. Und jetzt erſt begriff Herr Nußmann die ganze Gefahr dieſes Abenteuers in Uri.

Die Komödie in Wädenschwyl
am Zürichſee.

1. Der Sommer im Februar.

Ein glückliches Land, wo im Februar die Bienen ſummen, und der Winzer es wagt, ſeine Reben zu ſtutzen! Es iſt nicht immer ſo glücklich, aber diesmal in allem Ernſt; diesmal genießt auch das Thal den milden, wolkenloſen Himmel, in den wir ſonſt nur zu den reineren Höhen aus unſerm Nebelmeer emporſteigen. Der See iſt, wie mitten im Sommer, ein klarer Spiegel der vielen freundlichen Dörfer, Städtchen und Villen; der Föhn bringt uns mit ſeinem Wüſtenhauch die volle Frühlingswärme über die klaren, ſilbernen Alpen; die Wieſen ſind grün, und die mächtige Sonne lockt die erſten Blumen und Knoſpen hervor, vielleicht zu ihrem Verderben.

In dieſe heiteren Wochen fiel Faſtnacht, dies neue Dionyſosfeſt, das in freien Ländern noch einmal die

Bedeutung eines Geiſtes- und Kunſtfrühlings gewinnen und aus der rohen Ausgelaſſenheit aufgehobener und bevorſtehender Aſceſe eine künſtleriſche Verklärung des allgemeinen Menſchenlooſes wieder erzeugen wird. Es wäre verwegen, ſo Großes zu hoffen, wenn wir nicht ſeinen Anfang ſchon vor Augen hätten.

2. Stadt und Land.

Die Stadt und das Land begehen das Feſt verſchieden, ſogar an verſchiedenen Tagen. Die Stadt iſt noch zu ſehr im alten böſen Geiſt befangen, um heiteren Kunſtſchöpfungen ſich hingeben zu können; ihr ſterbendes Selbſtgefühl iſt grämlich und verbittert; ſie iſt reich, aber ein geiſtloſer Filz, und wenn ja ein dünner Witz aus alten Zeiten auf neue Anhänger ihrer Vorrechte übergegangen iſt, ſo hat er kein höheres Ideal, als in dem Netz dieſer Vorrechte, ſpinnengleich, neue goldene Fliegen zu fangen. Das Land trägt den Preis davon, und diesmal verlieh ihm der Himmel ſeinen Sommer vorweg. Im Sommer wird Niemand zweifeln, wen er krönen ſoll. Im Sommer iſt der See und ſeine ſchöne Faſſung das Ganze, die Stadt nur ein Punkt, der allmälig durch den Hauch der Humanität aus ſeiner grauen miſanthropiſchen Verſchrumpfung hervorgerufen und durch Lüftung und Ausbreitung in die Landſchaft würdig gemacht wird, in dem freundlichen Bilde mitzuerſcheinen. Ein wüſter, viereckiger Thurm erhebt ſich mitten vor dem See und entehrt dieſen ätheriſchen tadelloſen Kryſtall, den er faſſen ſollte; rothe Dächer ſpitzer Pfähle werden noch lange die geſchmackloſen

Pläne alter Baumeiſter als ſtörende Ausrufungszeichen begleiten, während ſie in der Landſchaft vor der Natur verſchwinden oder höchſtens unter ihren vielen Auswüchſen und Seltſamkeiten einzeln hervortreten. Die Stadt hat noch nicht einmal den Ehrgeiz, ihrer Umgebung mit der Architektur zu entſprechen, viel weniger ſie zu heben. Der heitre Geiſt der Landſchaft überholt ſie in allen Dingen; natürlich auch in der Feſtfeier der neuen Dionyſien.

3. Die Volkskomödie.

Richterswyl und Wädenſchwyl am linken Seeufer wetteiferten mit zwei Komödien. Bei ihrer Aufführung betheiligten ſich die ganzen Gemeinden, Behörden, Militär und Polizei; und wenn ja Ordnung zu halten war beim Andrange der Zuſchauer, ſo thaten es die Schauſpieler, die den Plan des Stückes kannten, ſelbſt. Sie mußten dann ſo viel verrathen, als nöthig war, um ihre Bühne vom Publikum zu ſondern und den Raum und die Richtung ihrer Bewegungen frei zu machen. Dies Volksleben iſt kein Hinderniß der Komödie; weder der Stoff noch das Intereſſe fehlt; und ſo hätten denn die ſchönen Ufer des Zürcher See's ſchon jetzt ihren Komos, ihren Chor, ihr Volksfeſt und ihre Volkskomödie, ebenſo wie einſt die glücklichen Fluren von Athen, die Bacchus und Silen, die Thespis und ſeine Nachfolger mit ihren Chören geehrt. Fehlt den übrigen Deutſchen das Volksleben, die freie, offene Bühne, der Volkschor und die attiſche Freiheit, ſo fehlt hier nichts als der neue Ariſtophanes; und ich vermuthe, er wird ſich dazu finden, wenn nur die Freiheit, ſeine Mutter, ſich behauptet.

4. Eine bürgerliche Komödie.

Die Komödie von Richterswyl war eine bürgerliche. Sie hieß: „das Abenteuer von Wädenſchwyl“, und war eine Satire, die faſt das ganze Städtchen berührte. Wädenſchwyl, man nennt es ſcherzhaft Kleinparis, iſt reich, elegant und obgleich liberal oder radikal, doch nicht ohne die ariſtokratiſchen Gelüſte des Reichthums. Ein Abenteurer und eine ſtattliche Dame, die für ſeine Mutter galt, kamen nach dieſem Wädenſchwyl und führten ſich dort ein als die Gräfin und den jungen Grafen von Stechenheim. Die feine Art der neuen Gäſte, ihr reicher und geſchmackvoller Anzug, ihre ſplendide Art zu leben zogen ſehr bald die Augen der Wädenſchwyler Nobili auf ſich. Man wurde bekannt. Der junge Graf zuerſt mit den jungen Herren, mit denen er ſchoß, ritt, Billard ſpielte, tanzte und Champagner trank; die ſolidere alte Gräfin mit den Familien, in denen man ſie gern ſah und bewirthete. Natürlich zog dieß den Herrn Sohn nach ſich. Auch er wurde in die Familien eingeführt, mit den älteren und jüngeren Damen bekannt, und die Republikanerinnen waren nicht ſo inhuman, ſeine Artigkeiten zurückzuweiſen, im Gegentheil ſie hatten vielleicht die Schwachheit, den Grafentitel nicht ungern zu hören und auszuſprechen. Wo es keine Löwen giebt, da wünſcht man einmal einen zu ſehen, und wenn man auch nicht von Seiner Majeſtät gefreſſen zu ſein wünſcht, ſo würde man es doch pikant finden, ihn einmal recht wild brüllen zu hören und im Kampfe mit einem würdigen Gegner ſeine Kraft zu bewundern. So liebenswürdig, wie der Löwe bei van Aken, erſchien der Graf in Wädenſchwyl. Und die ſchönen Damen und jungen Herren konnten, ſo ſchien es, nichts Beſſeres wünſchen, als in den Schranken der republikaniſchen Freiheit die weitere Entwickelung ſeiner gräflichen Natur; denn was iſt hübſcher als gebrannte Locken, eine ſilberbeſponnene Gerte mit goldenem Pferdefuße drauf, eine viereckige, goldene Lorgnette ins linke Auge gekniffen, ein feines Bärtchen auf der Oberlippe, ein Frack à la Pompadour und ein Graf darin, der mit Geiſt über Paris und London, über Literatur und Diplomatie ſpricht? Der junge Graf war liebenswürdig und — er wurde geliebt.

Die Saiſon rückte vor; die Gräfin beurlaubte ſich bei ihren Gaſtfreunden, um noch Interlaken ins Oberland zu gehen. Der junge Graf wollte noch einige Tage bleiben, es waren noch allerlei Luſtpartieen unter den jungen Leuten verabredet, und er hatte alle zum Schluß in ſeinen Gaſthof geladen, um ſie dort zum letzten Mal zu bewirthen. Der Gaſthof liegt am See; ein ſchöner Balkon, von der Größe des weiteſten Saales, unter dem Schatten eines geſchmackvollen Baldachins, empfing die jungen Herren zu einem reichen Diner. Alles bewunderte die Anordnungen des Grafen und die Bedienung des Wirthes. Man war noch einmal ſehr vergnügt, vor allem der Wirth, indem er eine zierliche Note über die ganze Zeit des Aufenthaltes der gräflichen Familie und über dieſen glänzenden Abſchiedsſchmaus neben das Couvert ſeines Gönners legen durfte, der, wie es ſich ſchickt, nichts daran zu bemerken fand, als er einen leichten Blick hineinwarf.

Die Tafel war faſt beendigt; nun nahm das Geſpräch eine ſehr intereſſante Wendung. Man kam auf das Glück des Grafen bei den jungen Damen zu ſprechen, und es ſchien, als ſollte ſich eben jetzt der lange unterhaltene Zweifel löſen, wer die Glückliche ſei; da erhob ſich der Held des Tages und ſagte: Ich glaube allerdings nicht abreiſen zu dürfen, ohne Ihnen, meine Freunde, mich ganz entdeckt zu haben, und ich will mit nichts zurückhalten, was irgend Einen unter uns intereſſiren könnte; zuvor erlauben Sie mir nur, daß ich auf mein Zimmer eile, um Ihnen Allen aus meiner Caſſette ein Andenken zu holen, das ich Ihnen beſtimmt habe. Er ging, und man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen und Erwartungen, trank, ſcherzte und zog ſich gegenſeitig auf, da doch nur Einer das Glück haben konnte, mit dem Grafen verwandt zu werden. Er ordnet die Geſchenke, ſagte der Wirth. Aber kaum hatte er es geſagt, als ein Kellner mit einem zierlichen Käſtchen hereintrat, und den Schlüſſel dazu in einem verſiegelten Briefchen einem reichen jungen Manne übergab, gerade ihm, den man allerdings für den Bruder der Glücklichen gehalten hatte. Wie artig! mit dem Siegelringe, den ich ihm heute Morgen lieh, hat er das Briefchen geſiegelt; ich ſehe doch, daß ich ihm beſonders theuer bin! ſagte der Empfänger.

Er öffnete das Briefchen und las: „Theilen Sie aus, theurer Freund, es iſt für Sie alle, und genießen Sie mit mir mein Glück! Entſchuldigen Sie, daß ich einen Augenblick auf mich ſelber warten laſſe; ich eile zu meiner Herrin!“

Nun wurde auch das Käſtchen geöffnet, man wollte ihm Zeit laſſen, ſeine Braut zu holen, um ſie als ſolche vorzuſtellen, und unterdeſſen die Geſchenke entgegennehmen. Alles drängte ſich um den Beſitzer der Bundeslade, und dieſer öffnete feierlich langſam. Der Deckel enthüllte eine zierliche Schrift: „Nach den Unterſchriften auszutheilen!“ Man entfernte haſtig die Hülle, um die Bijouterien nach den Motti's an ihre Beſtimmung gelangen zu laſſen; und man fand eine große Menge zierlicher Briefe von Damenhand, alle an den Grafen gerichtet. Das muß ein Irrthum ſein, ſagte der Vorſitzende, vielleicht nahm er in der Eile ein unrichtiges Käſtchen aus dem Reiſeetui, und ſchickte uns aus Verſehen ſeine zarte Correſpondenz.

Das iſt die Hand meiner Schweſter! rief ein Zuſchauer.

Das die der meinigen! der Vorſitzende.

Erlauben Sie mir jenen Brief! ſagte ein Dritter.

Laſſen Sie mich nur das Siegel ſehen! ein Anderer.

Nach der Unterſchrift zu vertheilen! ſtand nicht die Weiſung auf der oberſten Enveloppe? erinnerte der Vorſitzende.

Himmel und Hölle! mir fährt etwas durch den Kopf, rief der Wirth aus, wenn wir nur nicht alle gepr — — —. Jean, fügte er leiſe, zum Kellner gewendet hinzu, lauf geſchwind zum Herrn Altregierungsrath Z.., und ſchließ' Dich an den Herrn Grafen an, wenn er dort iſt, — von ferne, hörſt Du, und begleite ihn hierher zurück! Sollte er aber ja nicht mehr dort ſein, ſo komm ſchnell, was Du laufen kannſt, wieder zurück und bring' mir Beſcheid!

Meine Herren, ſagte der Vorſitzende, ohne Zweifel haben Sie alle ein Intereſſe daran, zunächſt die Aufſchriften und die Siegel zu ſehen. Es ſind alle mögliche da. Die Unterſchriften können Sie alsdann mit mehr Muße daheim leſen; denn ſoviel ſcheint mir rathſam, daß jeder von uns was ihm zukommt ſo ſchnell als möglich nach Hauſe trägt.

Er ſchüttete die Briefe auf den Tiſch, die ſehr raſch verſchwanden. Da blickte Einer auf den Boden des Käſtchens und las die Auflöſung des Räthſels, die er dort entdeckte, der Geſellſchaft vor:

O Wädenschwyl, o Wädenschwyl,
Dem Grafen trautest Du vielzuviel!

Da haben wir's, ſchrie der Wirth; ein Pferd, ein Pferd!

Eine Grafenkrone für ein Pferd! perſiflirte ihn Einer von der Geſellſchaft.

Der Wirth war außer ſich, die Geſellſchaft in der Auflöſung; faſt ſchien es, als würde Alles in der unangenehmſten Disharmonie zerfahren. Da erhob ſich der Präſident des Gaſtmahls, ſtieg auf einen Stuhl, winkte mit der Serviette, und als ſich Alle niedergelaſſen hatten, begann er: Meine geprellten Herren Collegen, geſtehen wir uns zuvörderſt, daß wir es reichlich verdient haben, was uns ſo eben widerfährt. Wir ſind freie Männer, und haben es vergeſſen, daß wir es ſind; wir haben dem Phantom eines geſelligen Vorzugs, das ſich uns dreiſt als dieſes Phantom vor Augen ſtellte, nicht den Verſtand und den Stolz unſerer freien

Tageswelt entgegengeſetzt, in der jene Geſpenſter angeblich höherer und edlerer Menſchengeſtalten längſt verſchwunden ſind. Wir ſind alſo mit Recht angeführt. Aber beim Erwachen aus unſerm Traume wollen wir nun auch den zweiten Akt eines würdigeren Benehmens hinzufügen. Wir tragen gemeinſchaftlich die Schuld dieſer Schulden (hier lüftete er die Rechnung des unglücklichen Wirthes), wir tranken den Wein dieſes Edlen (hier klopfte er dem Wirth auf die demüthig erwartende Schulter); beſchließen wir alſo auch, daß wir ihn gemeinſchaftlich bezahlen wollen, und verurtheilen wir unſern Wirth für ſeinen guten Glauben zu dem Verſchwundenen nur in die gelinde Strafe, daß er immer, wenn wir wieder bei ihm tafeln und trinken, ein überflüſſiges Couvert offen halte für „Banquo's Geiſt," oder wer ihn zu erſetzen den Muth hat.

Unter allgemeinem Jubel wurde der Beſchluß gefaßt. Der Wirth aber winkte und bat ums Wort. Zuerſt dankte er für den edlen Beſchluß des hier verſammelten Volkes, ſodann für die gnädige Strafe und zum Schluß fügte er den Wunſch hinzu: daß ein rüſtiger junger Mann, der nach dem Trunk wohl einen Ritt ins Freie wünſchen möchte, ſogleich ſein geſatteltes Pferd beſteige und mit der Anzeige des ganzen Vorfalls nach Zürich eile; denn er halte es nicht für überflüſſig, neben der göttlichen Gerechtigkeit ſeiner Gäſte auch noch die weltliche Gerichtsbarkeit des Kantons gegen das Phantom des Grafen in Wirkſamkeit zu ſetzen.

Der Graf war ein Garderobenſchneider aus *, die Gräfin eine Schauſpielerin; aber ſo gut beide ihre Rolle geſpielt hatten, die Komedie wurde für ſie zur

Tragödie, als ſie eben im Begriff waren den Schauplatz des Kantons, auf dem ſie agirt hatten, für immer zu verlaſſen.

Die Richterswyler gaben dieſer Begebenheit den Namen: „Das Abenteuer von Wädenſchwyl“ und brachten ſie ihren Rivalen zum Poſſen, ihnen ſelbſt zur Beluſtigung auf die Faſtnachtsbühne.

4. Schlägſt Du meine Juden, ſchlag' ich Deine

Als dieſe freundnachbarliche Abſicht in Wädenſchwyl bekannt wurde, hielten die Wädenſchwyler einen Faſtnachtsrath und warfen ſich die Frage auf, wie ſie nun ihrerſeits auch die Richterswyler auf die Bühne bringen könnten. Da ſchien guter Rath theuer zu ſein; denn was war den Richterswylern paſſirt? Nicht einmal anführen haben ſie ſich laſſen, ſo ſolid ſind die Philiſter! rief Einer erbittert aus. Verzweifelt nur nicht, antwortete gelaſſen ein ſchwerwiegender Bürger des Orts, wenn ſie ſich nicht anführen laſſen, ſo ſind ſie ſchlau genug, um das ganze Volk nach Gelegenheit anzuführen. Der Communiſtenchef, der Treichler, iſt ein Richterswyler; und ich ſchlage vor, daß wir als Gegenſtück zu dem „Abenteuer von Wädenſchwyl“ ihnen den „Abenteurer von Richterswyl“ oder den „Communismus im Kanton Zürich“ aufführen.

Mit großer Freude wurde der Vorſchlag angenommen, und ſo geſchah es, daß zur Vergeltung für die Vorſtellung der geprellten Ariſtokraten des einen Städtchens nun auch die windmachenden Communiſten des andern auf die Bühne gebracht wurden und mit vielem Humor-

5. Nachtfahrt und Vorfeier.

Dies löbliche Vorhaben hatten wir in Zürich erfahren, und waren ſchnell entſchloſſen, die Communiſtenkomödie mit anzuſehen. Wir gaben ihr den Vorzug, weil die Sache der Communiſten eben in der heißeſten Debatte lag und nach dem Verbot der Treichlerſchen Vorleſungen über Socialismus nun auch noch ein Geſetz gegen den Communismus erwartet wurde, die Volksſtimmung alſo ſich äußern zu ſehen auf jeden Fall ſehr intereſſant war und dazu der Gegenſtand ein ganz neues Genre der Komödie erwarten ließ. Zwei junge Männer meiner Bekanntſchaft luden mich ein, mit ihnen die Fahrt zu machen, und wir beſtiegen, den Tag vor dem Feſt in Wädenſchwyl, das letzte Dampfboot, damit wir am andern Morgen nichts verſäumten, denn die Aufführung war über den ganzen Tag vertheilt und ſollte ſchon um 6 Uhr durch Böllerſchüſſe eröffnet werden. So ſagte das Programm.

Man fährt zwei volle Stunden zuerſt bis Horgen am linken Ufer hin, dann hinüber auf die andere Seite, wo der See ſich biegt und ſeine größte Breite hat, nach Meilen; nun hat man die Au umſchifft, Zürich verſchwindet, Uſenau und Rapperswyl mit ſeiner langen Brücke über den See erſcheinen am Ende, Wädenſchwyl am Anfange dieſes großen Baſſins. Die Nacht war ſchon eingefallen, als wir noch im Angeſicht von Zürich ſchwammen; aber gerade die Nacht war diesmal intereſſant. Auf allen Hügeln und an allen bebauten Uferſtellen ſtiegen Faſtnachtsfeuer auf, eine großartige Illumination des ganzen See's, die wir bei unſerer letzten

Wendung quer über die Biegung ſeines Beckens mit Einem Blick überſahen. In der Nähe erkannten wir die Knaben, die das Feuer ſchürten, und wenn wir vorüberfuhren, begrüßten ſie uns mit ihren Böllern und Gewehren; in der Ferne wurden die Feuer zuletzt klein, wie Sterne und Leuchtkäfer; wir zählten über fünfzig und unterhielten uns über den Wetteifer der jungen Vulkane, ihre Flammen zum höchſten Auflodern zu bringen. Man räumt hier den Knaben viel mehr Freiheit ein, als in Deutſchland, veranſtaltet ihnen Turnfahrten, Feuerwerke, große Schießfeſte, giebt jedem Piſtolen und Büchſen mit Patronen und läßt ſie die Faſtnachtsfeuer anzünden. Dieſe Liberalität hat ihren guten Grund, denn es iſt nicht zweifelhaft, daß von den Alten ohne die Buben kein rechtes Behagen zu Wege gebracht wird. Den Knaben iſt es ſchon ein Genuß, daß ſie nur mitmachen und nach Herzensluſt ihr Pulver verbrennen dürfen; alle Mauern, alle Balkone, alle Hügel beſetzen ſie und tirailliren unaufhörlich in die Wette; von Verletzungen hört man nichts bei dergleichen Gelegenheiten, höchſtens wird einmal ein Pferd ſcheu, dem ein böſer Burſch ſeine Büchſe gerad' unter der Naſe losbrennt, und wer ſo vorwitzig iſt, mit wilden Pferden in ein „Knabenſchießen" hineinzufahren, büßt dann ſeinen Unverſtand mit einiger Angſt und Verlegenheit. „Keine Ordnung?" Keine! aber deſto mehr Heiterkeit. Was die Polizei an Befriedigung verliert, das gewinnt dies ganze freudefähige Völkchen der Jugend.

Man legt hier viele Vorurtheile ab. Es iſt unglaublich, und doch iſt es wahr, die Welt geht nicht zu Grunde, wenn der Menſch ſein eigner Herr iſt, und wenn ſogar die Kinder von Zeit zu Zeit emancipirt werden.

Es iſt wohl wahr, bemerkte ein liberaler Züricher Stadtzopf zu mir, unſere Zuſtände nehmen uns manche unnöthige Angſt ab; aber ſie erhalten uns auch in ewiger Aufregung. Da iſt nun wieder der Treichler, ein Erzſtörenfried! Kaum ſind die Liberalen in der Regierung, ſo feindet er ſie an, und als ſie noch in der Oppoſition waren, hat er Alles für ſie und ihr Emporkommen gethan; ſo giebt es keine Ruhe, kein Reſultat, während in Deutſchland jeder Thronwechſel eine lange, lange Ruhe nach ſich zieht. Und was will der Menſch zuletzt? Er will Ruhe haben.

Gewiß will er zuletzt Ruhe haben; aber wie des Abends den Schlaf, ſo gebraucht er des Morgens die Unruhe des Tages, erwiderte einer von meinen jungen Freunden, der ein Schweizer iſt; und was den Treichler anlangt, der als Chiridonius Bitterſüß, ſo jung er war, denn er mag jetzt kaum 24 Jahre zählen, das Septemberregiment tapfer in der Front angriff und die Radikalen mit ſeinem Talent und ſeinem Muth entzückte, ſo muß man ſeine frühere Jugend kennen, um ſeine jetzige Richtung ganz zu würdigen. Alle Parteien erkennen ſein Talent an, die Conſervativen, indem ſie ihm ſchmeicheln und ſeine Vorleſungen beſuchen, die Radikalen, indem ſie ſeiner früheren guten Dienſte gedenken und ſeine jetzigen Beſtrebungen fürchten. Nun hat er die ganze Schule der unterdrückenden Armuth ſelbſt durchgemacht. Als Kind arbeitete er in Richterswyl in der Fabrik. Er zeichnete ſich dann aus in der Schule und wurde Lehrer. Darauf ging er auf ein Comptoir und nahm Theil an der Expedition und Rebaſtion eines Blattes. Dies war in Zürich. Aber es litt ihn nicht in der abhängigen Lage, er verſchaffte ſich ein eigenes Organ und ſtudirte nebenher die Rechte. So iſt es denn gekommen, daß er mit Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft, mit politiſchen und ſocialen Syſtemen immer mehr zu thun bekam, und daß er zugleich Herrn Bluntſchli's und Herr Bluntſchli wieder ſein Zuhörer wurde. Die Noth und die Theorie haben ſich in Treichler unmittelbar berührt. Glauben Sie nicht, daß er bei all ſeiner Jugend ſein Blatt, ſeinen Verein und ſeine Vorleſungen aus bloßer Luſt am Wühlen und an der Unruhe unterhält.

Und doch, ſagte der Liberale, muß dieſer Wühlerei ein Ende gemacht werden. Die Armen werden unzufrieden gemacht, ohne daß Herr Treichler ihnen helfen könnte, ja er kann nicht einmal ſagen, wie andere Leute ihnen helfen könnten, und was die Regierung thun müßte.

Seit einigen Tagen, verehrter Herr, ſagte der junge Mann, dürfen Sie dies nicht mehr behaupten. Treichler hat in ſeinem Programme lauter ausführbare Vorſchläge gemacht: er hat ſogar von den meiſten nachgewieſen, daß ſie anderwärts bereits ausgeführt ſind, und alle dieſe Vorſchläge hat er der Regierung und dem großen Rathe zur Ueberlegung empfohlen, verſteht ſich zugleich auch den Wählern des großen Raths ſelbſt. Nirgends ſpricht er ſich für Gütergemeinſchaft und für antipolitiſche communiſtiſche Sectirerei aus.

Was nennen Sie eine Secte? fragte der Liberale.

Eine religiöſe Clique, die in ihrem bornirten Glauben die ganze übrige Welt außer Acht läßt oder fanatiſch anfeindet.

Das thun ja die Schulen und die Parteien ebenfalls, ſagte der alte Republikaner.

Die Schulen, erwiderte der junge, thun es doctrinär, die Parteien politiſch, die Sekten religiös. Die Schulen folgen der Wiſſenſchaft, die Parteien verfolgen auf dem Boden gegebener Verhältniſſe beſtimmte Zwecke, die Sekten glauben an ihr Ideal und werben für ihren Glauben. So glauben die Communiſten blos mit ihrem Dogma der Gütergemeinſchaft das Glück der Menſchen unbedingt und unwiderruflich begründen zu können. Nun müſſen Sie geſtehen, daß Treichler nie den Boden der politiſchen Wirklichkeit und der unmittelbaren Möglichkeit verlaſſen hat, daß er zwar Schule und Partei, aber durchaus nicht Sekte zu machen ſucht, im Gegentheil er erklärt fortwährend, daß er nicht für den alleinſeligmachenden Glauben an die Gütergemeinſchaft ſei.

Iſt er darum minder gefährlich? Soll man ihn Alles in Frage ſtellen und eine neue Allianz der Jeſuiten und des Pöbels zu einen neuen Septemberputſch vorbereiten laſſen? Es iſt dahin gekommen, daß ſich Jeder kompromittirt, der Herrn Treichler vertheidigt, erwiderte verdrießlich der Radikale.

Ich bin ein Schweizer, ſagte pikirt der junge Mann, und habe daher kein Organ für die Gefahren der Kompromittirung. Uebrigens kompromittirt ſich nicht einmal der Vertheidiger eines Räubers und Mörders; aber jede Partei, die mit Verdächtigung und Fanatismus wirken muß, zeigt das Gefühl einer ſehr bedenklichen Schwäche. Ich bin für die Radikalen, welche die Conſequenzen ihres eignen Princips nicht fürchten und für die Demokraten, welche das unfähige, vernachläſſigte und unterdrückte

Volk zu allen ſeinen Rechten und Fähigkeiten emporbringen wollen.

Sie ſind ein Communiſt! — Und Sie kein Radikaler!

Das Geſpräch war am Ende, der Haufe der Umſtehenden gruppirte ſich und discutirte die Sache weiter. Man unterſchied jedoch deutlich genug die Majorität, die vielleicht die Argumente des angeblichen Radikalen nicht theilte, aber darum nicht minder gegen Treichler und — den Communismus ſich ausſprach. Am entſchiedenſten hatte es Treichler's Journal mit den geſetzten Leuten durch einige frivole Artikel des Auguſt Becker verdorben. Unter andern ſchrieb dieſer gegen die kleinen Handwerker und prophezeihte ihnen den Untergang durch Fabriken, Eiſenbahnen u. ſ. w. mit den Worten: „Die Vorſehung und die Concurrenz wird Euch zu Grunde richten. Ihr glaubt es nicht? Ihr glaubt, daß Gott die Haare auf Eurem Haupte gezählt hat; aber daß er auch die Zöpfe in Eurem Nacken gezählt hat, das glaubt Ihr nicht.“ Dieſe witzige, aber blaue und fabrikmäßige Polemik des Communiſten war ſehr übel angebracht. Sie ruhte ganz auf den Dogmen jener communiſtiſchen Confuſion, in welcher Auguſt Becker ſich auszeichnet, denn bald iſt er für, bald gegen Gütergemeinſchaft, bald für, bald gegen das Chriſtenthum, je nachdem ihm das Eine oder das Andere zu einem neuen Evangelium das Wirkſamſte zu ſein ſcheint. Er iſt durchdrungen von der alten Maxime aller Meſſiaſſe, durch irgend eine Verkündigung die Maſſen glücklich zu machen und für ihr Glück in Bewegung zu ſetzen; und man würde ſich ſehr irren, wenn man meinte, er müßte nun hierzu ein beſtimmtes Mittel für nothwendig halten und dabei bleiden: o nein, es iſt nur die neue Religion der allgemeinen Glückſeligkeit nothwendig, um die Sekte zu conſtituiren, die Mittel, dazu zu gelangen, kann man allen Stürmen der Diskuſſion preisgeben. Der Communismus iſt das neue Chriſtenthum. Seine Verheißung iſt das allgemeine Glück, die Vergebung der Arbeit und ein ewiger Frieden, Amen! Der Communismus wirkt wie jede Religion und namentlich wie die chriſtlichen Sekten auf die Phantaſie; und er wird in den Gegenden und unter den Völkern, welche auf der Stufe der rohen Religioſität zurückgeblieben ſind, die meiſte Wirkung machen. Er verbindet ſich nothwendig mit allem Unklaren und findet einen heftigen Widerſtand in allen politiſch klaren Köpfen. Wer dem Uebel der Geſellſchaft durch die Detailkuren, wie ſie jeder Lage in jedem Falle entſprechen, abhelfen will, iſt ſein ärgſter Feind. Die Maſſen der Communiſten ſind Gläubige, die Führer Jeſuiten. Die wirkliche Vereinigung der Jeſuiten und Communiſten, der Romantiker und der Communiſten, der Chriſten und der Communiſten iſt daher auch zum Theil ſchon erfolgt; und wäre die ganze civiliſirte Welt, wie Polen und Galizien, tief im Elend und im Glauben vergraben, ſo hätte der Communismus eine große Ausſicht. Cabet ſchreibt ein „wahres Chriſtenthum“, Weitling hat das „Evangelium der armen Sünder“ und Auguſt Becker das Evangelium Kuhlmann's verbreitet. „Le communisme c'est une religion“, ſagte die Revue independante, und ſie hatte Recht. Die Schweizer ſind nun nicht unempfänglich für Religion, der augenblickliche Erfolg der Jeſuiten und die Macht der Pietiſten beweiſt es; aber gerade die liberalen Cantone ſind über religiöſe Wühlereien gewitzigt und haben Bildung genug, um den politiſchen Weg rationeller Zwecke mit aller Kraft innezuhalten und den phantaſtiſchen Weg eines unbeſtimmten Glückstraumes ihren Gegnern zu überlaſſen. Treichler hat daher einen großen Fehler gemacht, als er den Hexenmeiſter August Becker ſeine auswendig gelernten communiſtiſchen Beſchwörungsformeln, mit denen alle Leiden der Erde auf einmal kurirt werden, aufſagen ließ. Der Arzt iſt mit dem Pfaffen darin einig, daß der Kranke kurirt werden ſoll, aber der Eine giebt ſeine Chinarinde, der Andere ſein Abracadabra gegen das Fieber. Treichler iſt daher, als ächter Zögling der neuen Periode des Züricher politiſchen Lebens, ſehr bald von den allgemeinen Formeln und Zauberſprüchen des Socialismus zu den beſtimmten politiſchen Mitteln der verfaſſungsmäßigen Demokratie zurückgekehrt und hat reelle Reformvorſchläge gemacht; vor der Hand aber erliegt er mit ſeinem Beſtreben dem ungläubigen Realismus ſeiner Mitbürger, weil er ſich einer „gefährlichen Phantaſtik“ verdächtig gemacht. Erſt ſpätere Zeiten werden das „conſtitutionelle“ Zürich in eine radikale Demokratie verwandeln, und es wäre zu wünſchen, daß Treichler's Talente nicht vorher von den Fluthen des neuen Quäkerthums überſchüttet, ſondern ſeinem Canton erhalten würden.

Natürlich war dieſer junge Mann und ſeine wahrſcheinlichen nächſten Schickſale der Gegenſtand unſerer Unterhaltung auf dem Wege zu dem Theater, das ihn morgen dem verſammelten Volke darſtellen ſollte.

Wir landeten und wanderten in das Gaſthaus der Radikalen. Es war feſtlich bewegt und erſchallte von Muſik und Tanz. Nichts erwünſchter für meine jungen

Begleiter, die ſich ſogleich nach den hübſchen Tänzerinnen umthaten und bis an's Ende vortrefflich unterhielten. Die Mädchen waren nicht in großer Toilette und luden ihre Tänzer auf den nächſten Abend ein, wo Maskerade ſei und wo ſie ſelbſt ganz anders auftreten würden.

Bei Tiſche bereitete uns der Kellner auf die Feier des andern Tages vor, gab uns einige ausführliche Programme und vertraute uns, daß er ſelbſt einen Rathsherrn machen werde. Er hieß in dieſer Charge Lavater; ein Anderer, der die Stadtzöpfe repräſentiren würde, heiße Krauskopf und ein Dritter von der Kalbermatten.

6. Die politiſche Komödie.

Wir freuten uns über dieſe Notizen und ſagten faſt ungläubig zu uns ſelbſt: das ſind gute Namen; ſollten ſie wirklich den Humor haben, ſich ſelbſt zu perſiffliren? Sie hatten ihn reichlich und die Heiterkeit des ganzen Tages beſtand weſentlich darin, daß ſie dieſe Freiheit bewieſen.

Neben dem großen Balkon unſeres Gaſthauſes war auf der Ecke der Marktgaſſe eine große Tribüne errichtet, welche das Sitzungszimmer des großen Rathes vorſtellte. Militär mit Trommeln und Muſik voran und durch ungeheure Bärte martialiſirt bildete Spalier, räumte die Straße und ſtellte Poſten auf. Der Rath zieht auf! hieß es, und nach einander erſchienen der Herr von der Kalbermatten mit einer ungeheuren Kalbsnaſe, der Herr Krauskopf mit einer bedeutenden Perücke, langem Zopf und wohlweiſer Adlernaſe, auch Herr Lavater, der ſchon eine modernere Figur, etwa den Radikalen vom Dampfboot vorſtellte, zog ebenfalls mit einer bedeutenden Naſe gravitätiſch auf. Dann erſchien der Bürgermeiſter mit dem Sekretär und den beiden Waibeln, die, wie ſich's gehört, halb weiß und halb blau bemäntelt waren, das Züricher Staatswappen und die großen Geſetzbücher trugen. Bei jedem Rathsherrn wurde gebührend getrommelt, bei dem Bürgermeiſter auch noch präſentirt. Er wiegte ſich im Bewußtſein ſeiner Würde die Stufen hinan, der ganze Rath erhob ſich ihn zu begrüßen. Darauf nahm er Platz auf dem rothen Armſeſſel, der den Präſidentenſtuhl bedeutete und hielt eine paſſende Eröffnungsrede, worin die Gefahren des Staates von den Neuerern mit den gewöhnlichen Wendungen „ſchnöde Wühlereien". „deſtruktive Tendenzen", „jugendlicher Unverſtand", „freventliche Irrlehren" ſalbungsreich dargeſtellt wurden. Man nahm im Parterre die Staatsgefahren mit ungemeiner Heiterkeit auf; als ſich nun aber vollends der Herr Rathsherr Krauskopf erhob, ſeinen Zopf ſchwang und ausrief: Nun haben wir die Gefahr, der Pöbel ſteht vor den Thoren und die Thore und Wälle ſind abgetragen, wogegen ich zu ſeiner Zeit vergeblich proteſtirt habe; wer ſoll nun die Stadt und die wohlhabenden Leute vertheidigen? — erſcholl ein großer Jubel. Dies ermunterte den Sprecher und er trug ſofort darauf an, alle Radikalen zuſammen zu ſtellen und aus ihnen einen Wall um die Stadt Zürich zu machen, jedoch ſo, daß ſie mit dem Geſicht nach der Stadt ſähen, das Land alle Unannehmlichkeiten ihrer gefährlichen Lage, ſie ſelbſt aber die Freiheit hätten, ihre Beine gegen den Feind als Palliſaden zu gebrauchen und ihm in den Bauch zu treten.

Dieſer Vorſchlag unterſtützte der Herr von der Kalbermatten. Der Rathsherr Lavater dagegen fand ihn allzuconſervativ und unſers Jahrhunderts unwürdig. Er ſchlug daher vor, „eine Deputatſchaft an Herrn Trichler und die verſammelten Communiſten zu ſenden, ihr bösliches Treiben und ihre gottloſe Ueberhebung ernſtlich zu tadeln und ſowohl die Vorleſungen als die Verſammlungen der Demagogen zu unterſagen. Es werde im großen Rath genug geſprochen und Geiſt genug verwendet, die Extraverſammlungen könnten nur zu Luxus und Unordnung führen.“ Er vereinigte eine große Mehrheit mit ſeiner Anſicht, wurde zur Deputatſchaft ernannt, und empfing die Beglückwünſchungen ſeiner Herren Collegen wegen der glücklichen Löſung dieſer ſchwierigen Frage.

Der Rath zog nun wieder ab, eben ſo würdig und feierlich als er angekommen war, und — — die Scene verlegte ſich in's Hauptquartier der Communiſten. Dieſe zogen nun ihrerſeits auf in abenteuerlichen Gewändern, alten ſeidenen Fräcken, umgedrehten Röcken und ſehr natürlichen Handwerkerkoſtümen. Jeder hatte einen großen Sack und einen ungeheuern Prügel.

Treichler wurde mit einem gewaltigen Vogelſchnabel und in langen, wallenden Locken dargeſtellt; er trug einen altdeutſchen Rock, und ſein Eichenſtock hatte ſeine Naſe um eine halbe Elle verlängert. Die Maske deutete den Helden genug an, um das Publikum zufrieden zu ſtellen. Das Publikum mußte die Bühnenverwandlung ſelbſt machen. Es garnirte alle Fenſter vornehmlich mit ſeinem weiblichen Theile, wir Männer bedeckten die Straßen und Haustreppen. Der Redner begann: „Verſammelte Gattungsweſen, Menſchen, Communiſten, wir ſind von Natur gleich und es iſt Unſinn, daß der Eine den Speck, der Andere das Brod ißt.

Speck und Brod für Alle! Es iſt ein Unſinn, daß der Eine ein hübſches Weib hat und der Andere ein garſtiges. Hübſche Weiber für Alle! Es iſt ein Unſinn, daß der Eine kurznaſig iſt und der Andere langnaſig. Lange Naſen für Alle! Es iſt ein Unſinn, daß ein Theil der Menſchen die Kinder kriegt und der andere dieſer Beſchwerde blos zuſieht. Gleiche Beſchwerde, gleiche Arbeit für Alle! Nicht blos die Weiber, auch die Männer müſſen Kinder kriegen; das iſt das beſte Mittel gegen die Uebervölkerung, weil das Kinderkriegen kein Spaß iſt. Ich ſchlage Euch dies Alles vor, meine Brüder und Schweſtern, ſeid Ihr damit einverſtanden?" Ein donnernder Zuruf und ein Lebehoch.

Nun trat der Doctor Weitling auf und ſchlug ein Amendement vor. Um die ſchwierige Frage, wie zwiſchen Weibern und Männern Arbeit und Genuß gleich vertheilt werden könne, zu löſen, möchte man beſchließen, daß die Weiber zu Männern und die Männer zu Weibern operirt würden. Doch würde es gut ſein, wenn die neue Geſellſchaft nicht zu plötzlich eintrete und im Anfange nur damit begonnen würde, daß auch die vorhandenen Weiber gemeinſchaftlich und die Liebe frei würde. Weitere Anträge und Beſchwerden könnte man ja von den Weibern erwarten."

Ehe dieſe wichtige, ſociale Frage noch erledigt werden konnte, erſchien der Rathsherr Lavater in einem Rathswagen und überbrachte den Beſchluß des Rathes.

Die Communiſten weigerten ſich zu gehorchen und beſchloſſen ihre Verſammlung fortzuſetzen.

Der Rath beſchloß ſodann in einem neuen Aufzuge Gewalt zu gebrauchen. Das Militär rückt vor. Es wurde geladen, die Colonnen ordneten ſich, die Communiſten ſchwangen ihre Prügel. Man gab Feuer; aber das Militär wurde überwältigt, der Communiſtenſtrom überfluthete Alles und nahm das Rathhaus in Beſitz, wo ſogleich ein Verfaſſungsrath durch Acclamation gewählt, die Verfaſſung proclamirt und die Theilung aller Güter beſchloſſen wurde.

Mit den getheilten Gütern zogen die Communiſten ſodann ins Wirthshaus, vertranken Alles und ließen dem Rathe Zeit ſich zu ſammeln, ſie Alle zu verhaften und ſchließlich als „Volksbetrüger“ an den Pranger zu ſtellen.

Wenn man es erlebt, daß die oberſten Behörden des Staats ohne Bedenken förmlich komödirt, die delikateſten Fragen weitläufig discutirt und parodirt werden (auch die Geiſtlichkeit fehlte nicht, und ein Jeſuit ſpielte mit als Communiſtenchef), daß das wirkliche Militär und die Polizei ſich in die Flucht ſchlagen laſſen muß; ſo wird ein richtig dreſſirter Deutſcher darin ohne Zweifel den jüngſten Tag aller politiſchen Ordnung erblicken. Wenn er ſich aber die Erſcheinung genauer beſieht, könnte ihm doch wohl einleuchten, daß keine Ordnung ſtärker iſt, als diejenige, welche dieſe Komödie ohne alle Gefahr erträgt; und daß es einen ungewöhnlichen Grad von Bildung und Freiheit verräth, zu einer ſolchen Darſtellung in einem ſolchen Augenblick auch nur den Gedanken zu faſſen. Der Staat geht nicht unter, wenn er mit der wachſenden Bildung ſeine Form wechſelt; aber er iſt noch nicht aufgegangen, wenn er noch keine Form zu wechſeln hat.

Ein guter Geiſt lebt in dieſen ſchönen, gebildeten Gegenden; und ſind nicht alle Volksſpiele gleich kultivirt, ſo ſind doch alle das gleiche Produkt der Freiheit.

Nur da, wo für den Augenblick der finſtere Leichenzug der Reaction durch die Fluren und durch die Städte zieht, wo Einer den Andern ängſtlich bewacht, wo die Palliſaden alle Eingänge ſperren, wo die Ketten der politiſchen Gefangenen raſſeln und die Gemeinſchaft der europäiſchen Bildung durch die Abſchaffung der Zeitungen und der Literatur des Auslandes aufgehoben werden ſoll, nur da fehlen die heitern Feſtzüge, hoffentlich nicht auf lange Zeit.

Und dies iſt es, was ich über die Komödie in Wädenſchwyl meinen Freunden, den dramatiſchen Dichtern, mittheilen wollte; ich füge nur noch hinzu, daß dieſes Oertchen in Deutſchland liegt und daß das Volksleben der deutſchen Schweiz ein deutſches iſt. Alſo, meine deutſchen Freunde, verſchmäht es nicht, in der ſchönen Bergquelle der Freiheit Euer verſtaubtes und verſtocktes Herz zu erfriſchen. Groß ſind alle Dinge, die Principien in ſich ſchließen, und Ihr werdet nicht ſagen, daß es hier und jetzt daran fehlte.

Soll ich aber ſagen, was ich vermuthe, ſo wißt, ich glaube die abſtracte Theaterwirthſchaft geht unter und der abſtracte Cultus dazu; und die Bühne ſo wie die Heiligthümer des Ideals werden verjüngt aus dem unmittelbaren Volksleben wieder hervorgehen. Möge unterdeſſen der Künſtler nur mit der Bewegung Schritt halten und Jeder, der berufen iſt, die Quellen des neuen Lebens zu entdecken, werde von ſeinem guten Genius gut geführt!

Die Aeſthetik des Komiſchen.

Erſtes Buch.

Ableitung des Komiſchen.

Erſtes Kapitel.

Die Empfindung des Komiſchen.

Die Abſicht dieſer Unterſuchung iſt, den ganzen Inhalt des Komiſchen zu entwickeln, alſo das Komiſche als ein Syſtem zu denken.

Daß der Gegenſtand, das Komiſche, in der Anſchauung richtig von uns empfunden werde, daß wir zur gehörigen Zeit lachen, davon gehen wir aus. Wir ſind alſo um unſern Gegenſtand nicht verlegen, wir brauchen uns ſeiner nur zu erinnern. In dieſer Erinnerung haben wir ihn ganz und vollſtändig. Aber er iſt in unſerer Auffaſſung nur vorhanden; um ihn vollſtändig in unſere Gewalt zu bringen, müſſen wir ihn auch erkennen. Wir fühlen überall den Trieb, uns noch inniger als in der bloßen Empfindung der Sache zu bemächtigen, wir ſtreben das Geheimniß der Empfindung durch das Licht des Gedankens zu enthüllen.

Wie wird nun das Komiſche empfunden?

Offenbar als eine *Geiſtesthätigkeit*. Nur Menſchen empfinden das Komiſche. Der thätige Geiſt iſt aber immer Gedankenbewegung irgend einer Art, empfindende, anſchauende oder denkende im engern Sinne.

Beim komiſchen Vorgange leuchtet mir etwas ein, es kommt im Geiſte etwas zum Vorſchein; vielleicht daß im Komiſchen ein Irrthum zum Vorſchein kommt, und daß Lachen eine andere Art des Begreifens iſt.

Mit dem Eintreten des Komiſchen in den Geiſt geht eine Erſchütterung vor ſich: der komiſche Gegenſtand und die Auffaſſung deſſelben ſind alſo nicht in ruhiger Einheit miteinander, ſie ſind gegeneinander im Conflict. Aber ſie vereinigen ſich miteinander in der angenehmen Erſchütterung des *Gelächters*; und offenbar iſt der vollendete Vorgang, in dem wir das Lächerliche genießen, eine *befriedigende Empfindung*.

Zweites Kapitel.

Die Erſcheinung des Komiſchen iſt eine äſthetiſche.

Die befriedigende Empfindung tritt ein, ſo wie der komiſche Gegenſtand vollkommen zum Vorſchein kommt.

Es iſt ein ähnlicher Fall, wie der des Erkennens ſelbſt. Der Irrthum braucht nur zum Vorſchein zu kommen, das Dunkel gehoben zu werden, und die Befriedigung tritt ein. Der menſchliche Geiſt befreit ſich von ſeiner Schranke, ſo wie er ſie erkennt.

Frei iſt der ſich Befreiende. Der Menſch in dieſer Thätigkeit, der denkende, ſich ſelbſt beſtimmende und ſich aus eigner Macht von den Schranken ſeines Weſens befreiende Menſch iſt der — abſolute Geiſt, der freie.

Er iſt frei, denn er beginnt ſelbſt und beginnt von ſich und kehrt durch die Aufhebung der Schranke zu ſich zurück; er iſt abſolut, denn dieſe Bewegung iſt die von den Feſſeln der Natur losgelöſ'te, indem ſie die Geſetze der Natur an ihrem höchſten Punkte, der denkenden Natur, erfüllt.

Kurz, die Freiheit iſt immer Befreiung und dadurch Selbſtverwirklichung.

Es iſt wohl nicht zweifelhaft, daß eine ſolche Selbſtverwirklichung oder poſitive Befreiung auch der Grund der Befriedigung iſt, die wir im Komiſchen genießen. Nicht umſonſt ſind es die ſeligen Götter Homer's, die den Olymp mit Gelächter erheitern.

Aber es iſt nicht die Befriedigung des Begreifens und des Denkens, wenn wir das Komiſche empfinden; wir ſind dabei nur ein Spiegel, freilich ein bewußter, noch mehr, ein bewußt bildender.

An der komiſchen Erſcheinung iſt nichts mehr zu entdecken, ſie liegt klar vor, und wirkt eben darum, weil ſie durch und durch verklärt iſt, weil ſie im allerdeutlichſten Effectlichte geſehn wird. Die komiſche Welt iſt uns vollſtändig bekannt, ihr Gebiet iſt die Menſchenwelt, und der bildende Spiegel unſres Geiſtes, in den ſie fällt, verhält ſich zu ihr — äſthetiſch.

Drittes Kapitel.

Die Schönheit.

Das äſthetiſche Gebiet iſt die Selbſtverwirklichung des Menſchen und ſeiner Welt *in der Erſcheinung*. Die *Schönheit* iſt der Geiſt, der *ſich ſelbſt* durch *ſein Aeußeres* darſtellt.

Wenn er ſeinen unvollkommenen Ausdruck verändert und vollkommen macht, ſo *ſchafft* er. Auf dieſe Weiſe iſt er *Künſtler* und *producirt das Schöne* oder die *Schönheit*. Der Begriff Künſtler greift hier aber weiter, als der gewöhnliche techniſche Ausdruck, und iſt ſo allgemein, daß ſich ſogar Niemand enthalten kann, Künſtler zu ſein, ſobald er das Bedürfniß hat, den wahren Geiſt zu ſchauen; wir nehmen die Verſicherung vorweg, daß dies jeder thut, der mit Recht lacht.

Offenbar muß man eine Sache vollkommen begreifen, die man komiſch findet; gleichwohl iſt dieſe Auffaſſung kein Begreifen. Wäre dies der Fall, ſo müßte jedes Gelächter das Begreifen der Sache und das Belachte der gedachte Begriff ſein; wir thäten hier alſo ein Uebriges mit unſerer Bemühung, das Komiſche zu denken, und brauchten vielmehr nur zu lachen, um gedacht zu haben, was wir denken wollen. Allein ſo bequem wird es uns nicht, indem wir uns nämlich nur im Gröbſten über den Vergang des Gelächters und ſeines Gegenſtandes beſinnen, entdecken wir darin 1) eine Erſcheinung, 2) ein Auffaſſen des Erſcheinenden, und 3) eine Thätigkeit, die ſich dadurch in Bewegung ſetzt.

Wir können leicht noch hinzuſetzen, daß die Anſchauung entweder Eingehen auf ein Aeußeres, eigentliche Anſchauung, oder Erinnerung eines Aeußeren, Vorſtellung iſt, und wenn ich für mich über meinen eignen Gedanken lache, ſo wird mir mein eigner Gedanke zum Gegenſtande, und als ſolcher von mir vorgeſtellt, iſt alſo eine angeſchaute Handlung, und ſo ſind die beiden erſten Momente in allem Lächerlichen, nämlich die Erſcheinung und die Auffaſſung derſelben, zu denen das dritte die Thätigkeit des Gelächters iſt. Auf keine Weiſe alſo, ob nun das Lächerliche geſehen, gehört oder vorgeſtellt wird, kämen wir damit aus der Sphäre des erſcheinenden Geiſtes heraus. Dies iſt aber das Reich der Schönheit.

Dies iſt von Jean Paul ohne weiteres vorausgeſetzt, Weiße zeigt den näheren Zuſammenhang, und nur die Aeſthetiker ohne allen Zuſammenhang des Zuſammengewürfelten, z. B. Bouterweck, können das Lächerliche außer-äſthetiſch finden.

Es war uns bisher darum zu thun, die äſthetiſche Idee, oder den erſcheinenden Geiſt zu unterſcheiden von dem denkenden, und eins dieſer beiden Gebiete für das Gebiet des Komiſchen zu erkennen. Dies iſt nun geſchehen, und damit denn der eigentliche Anfang unſerer Unterſuchung gemacht, aber auch nur der Anfang, denn es iſt nun ſogleich weiter die Frage, ob denn das Komiſche eine unvollkommene oder eine vollkommene Erſcheinung ſei? Dieſe beiden nämlich wurden wir ſogleich genöthigt, in dem Reich der Schönheit, der ſcheinenden oder vielmehr erſcheinenden Idee, zu unterſcheiden.

Wir haben alſo die unvollkommene und die vollkommene Erſcheinung und dann die Erſcheinung, die ſich aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit befreit, die ſich erzeugende, ſich ſchaffende Schönheit. Alſo

1) die Schönheit als unvollkommene Erſcheinung, oder die erſcheinende Idee als die unvollkommene;
2) die ſich erzeugende Schönheit, oder die ſich aus der Unvollkommenheit befreiende Erſcheinung oder Anſchauung;
3) die geſchaffene Schönheit, oder die erſcheinende Idee, als die vollkommene; das Ideal, die einzig wirkliche wahrhafte Erſcheinung, worin alſo der Geiſt ſich ſelbſt, in ſeinem Aeußern wiederfindend, anſchaut.

Es fällt ſogleich auf, daß nur die letzte und vorletzte Schönheit, die geſchaffene und die ſich erzeugende, eine wirkliche Schönheit, die erſte hingegen, nämlich die unvollkommene Erſcheinung, nur eine mögliche, d. h. theilweiſe wirkliche Schönheit ſein könne. Alle drei haben aber wieder den Charakter der Bewegtheit oder der Thätigkeit. Schon die Worte, womit wir die unterſchiedenen Formen Schönheit benannt haben, drücken dieſe Thätigkeit aus: wir ſagen, die ſich erzeugende, d. h. die ſich bewirkende Schönheit, alſo die zweite Phaſe wird geradezu mit einem Bewegungsworte genannt, dann weiter iſt die dritte Phaſe bezeichnet als wirkliche Schönheit und als der ſich ſelbſt ausgedrückt findende Geiſt. In der wirklichen Schönheit iſt die Natur derſelben die Thätigkeit. Nur von der unvollkommenen Schönheit könnte es nun noch zweifelhaft ſein, weil in der That gerade der Mangel der Thätigkeit ihr Mangel ſein könnte, und der Ausdruck unvollkommene Erſcheinung auf den erſten Blick keine Thätigkeit andeutet: allein auch ſie iſt ſchon als das Bewegte bezeichnet, denn da ſie mögliche, d. h. theilweiſe wirkliche iſt, ſo iſt ſie wenigſtens auch theilweiſe bewegt, indem der Geiſt in ihr ſich theilweiſe findet. Wir dürfen alſo das Finden, als den Punkt, worauf es überall ankommt, nicht außer Acht laſſen, wenn wir begreifen wollen, wie auch die Schönheit Thätigkeit und die vollkommene Schönheit die Thätigkeit der vollkommenen Freiheit oder das Abſolute ſei.

Wenn wir vom Finden zum Suchen zurückgehen, ſo hat das Suchen einen Gegenſtand, den es aber noch nicht erreicht hat. Das Suchen iſt nicht ohne Gegenſtand zu denken, vielmehr folgt der Suchende nur dem Zuge, welchen der Gegenſtand auf ihn ausübt; aber er hat ihn noch nicht erreicht, iſt alſo noch von ihm geſchieden. Das Suchen geſchieht im Gefühl der Bedürftigkeit, des Mangels, der Getheiltheit, der Halbheit. Dieſe Thätigkeit iſt der Widerſpruch, der ſich aufheben will, das Streben der Geſchiedenen ſich zu erreichen. Die Geſchiedenen ſind hier die Anſchauung und die Erſcheinung. Wer den Gegenſtand ſucht, ſtrebt ſich mit ihm zu vereinigen; wer ihn findet, vereinigt ſich wirklich mit ihm und befriedigt ſich in dieſer Thätigkeit.

Das leidenſchaftlichſte Suchen iſt die Liebe, der befriedigendſte Fund mein anderes Ich, die Geliebte, die Schönheit, die ich liebte, und in der ich nun mich ſelber noch einmal gewinne.

Im Schauen des Schönen iſt überall dies befriedigende Finden, und wie die Liebe über die Theorie, d. h. über das Schauen hinausgeht, ebenſo thut es die äſthetiſche Thätigkeit, ſie bringt ihr anderes Ich, das ſie ſucht und nur unvollkommen findet, ſelbſt hervor, aber ſie befriedigt ſich ſchließlich immer in der Theorie, im Anſchauen. Dies bewegt uns bis ins Innerſte hinein; die Thätigkeit, das vollendete Schöne zu finden und die Befriedigung in dieſem Funde iſt die Heiterkeit und der Enthuſiasmus.

Das Reſultat des äſthetiſchen Vorgangs iſt alſo ebenfalls Thätigkeit. Das Schauen der Schönheit, wobei der Geiſt in ſeinem Anderen ſich wiederfindet, iſt keineswegs Ruhe, ſondern die höchſte Unruhe des Geiſtes, welcher das vorher Unbewegte, den Gegenſtand, vollſtändig in ſeine Bewegung auflöſ't. Das Schauen des Schönen iſt dieſelbe ſich befreiende Thätigkeit, welche alle Freiheit iſt, das heißt, der Geiſt iſt auch in der Schönheit abſolut. Der Gegenſtand iſt fähig, begeiſtet zu werden, wie Aug' und Licht für einander ſind.

Wäre nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnt' es wohl das Licht erblicken?
Lebte nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Indem wir in der Schönheit nichts Fremdes ſchauen, ſondern den Geiſt und dieſen in der Thätigkeit wie er den Gegenſatz, worin er mit dem äußerlichen Stoffe ſtand, überwältigt, finden wir uns ſelbſt wieder. Das Gefundene nämlich iſt nichts Anderes als dieſe Thätigkeit des Geiſtes, in welche der Marmor, das Gemälde und vollends das Gedicht ganz aufgeht. Die Situation, der Character, welche der Marmor, die Handlung, welche das Gemälde, die That, welche das Gedicht darſtellt — iſt dieſer ſich befreiende Geiſt, und es iſt an dem Gegenſtande nichts zu ſchauen, als nur dieſe Thätigkeit, nicht das Rothe, das Glatte, das Metriſche, das Tönende, alles dies dient nur dem Geiſte, um ſich für die Anſchauung zu verwirklichen, und wird nur geſehen, *ſofern es als dieſe Verwirklichung agirt*. Dies thut nun aber dieſes Aeußerliche, nicht indem es ſelbſt geſehen wird, ſondern indem es vollkommen durchſichtig nur den Geiſt zeigt. Dies Zeigen der Schönheit iſt ganz dieſelbe Thätigkeit wie das Finden, denn das Finden iſt nur Wiederfinden deſſen, was der Geiſt geſchaffen hat. Das Schaffen aber oder das Erfinden hat ſo gut, wie das Finden, ſeinen Gegenſtand zur Vorausſetzung; dieſer Gegenſtand iſt die freie Thätigkeit oder das *Abſolute*, das nur ſich ſelbſt wiederfindet. Das *wahrhafte* Finden, welches das Schaffen oder Erfinden iſt, kann keinen andern Fund thun, als den des Geiſtes. Nun iſt der Geiſt, ſofern er ſich anſchaut, d. h. ſich in der Außenwelt als Erſcheinung findet, das was man *Phantaſie* nennt, und dieſes Schauen iſt *Schönheit*, wenn die Phantaſie ſich *ſelbſt* darin findet, d. h. die Außenwelt vergeiſtigt findet. Sie iſt alsdann vollkommene Erſcheinung, wenn das Weſen vollſtändig äußere Exiſtenz in dem Scheinenden hat, wenn das Aeußere ganz Ausdruck des Innern iſt, und umgekehrt wenn die Außenwelt nur als Geiſt d. h. als vollkommen aufgelöſt in die Phantaſiethätigkeit empfunden wird. Dies Schauen der Schönheit iſt ein gereinigtes, ein rein geiſtiges, und ein *begeiſtertes*, indem es ſich als befreites oder abſolutes fühlt. Begeiſterung iſt das Gefühl der Erhebung in den abſoluten Geiſt oder in die Freiheit.

Dieſe Erhebung wäre nun alſo die Schönheit, und die Schönheit kein ruhendes Sein, wie ſie gewöhnlich behandelt wird, ſondern die Lebendigkeit der Idee, welche ihre Entzweiung in Außenwelt und Geiſt aufhebt, indem ſie die Außenwelt als ihr Moment, als das Ihrige, als ſie ſelbſt ſich vindicirt.

Dies wird noch leicht anerkannt. Der weitere Schritt, obgleich ſchon hierin enthalten, iſt aber der, daß nun die Thätigkeit des Geiſtes ganz und lebendig in der Außenwelt gegenwärtig iſt, ſo daß nunmehr der ſchöne Gegenſtand nichts von der Schönheit ſelbſt Verſchiedenes iſt. Der ſchöne Gegenſtand, das Schöne, iſt die Schönheit, welche nur in ihrer Lebendigkeit wirklich iſt, oder als die Idee, die ſich ſelbſt zu ihrem wahren Bilde macht. Ein Schönes, welches nicht dieſe Totalität wäre, dem namentlich dieſe Seite der Thätigkeit fehlte, wäre nicht wirklich, wäre gar nicht ſchön. Die Idee iſt das Totale, iſt Einheit oder vielmehr Vereinigung ihrer beiden Seiten. Indem der Geiſt in der Schönheit ſich aus ſeinem Gegenſatz in ſeine lebendige Einheit zuſammennimmt, giebt es hier keine ſelbſtſtändige Außenwelt, keinen fremden Gegenſtand mehr für ihn, ſondern Alles, was er vor ſich und ſich gegenüber hat, das iſt er ſelbſt. So giebt es hier nur dies Eine, welches kein Anderes anerkennt, weil es eben ſelbſt das Ganze iſt; und als dieſe Einheit iſt nun die Schönheit nicht zu theilen in angeſchautes Object und in anſchauendes Subject, denn die thätige Phantaſie des anſchauenden Subjects findet ſich ſelbſt als dieſe lebendige Thätigkeit in dem Objecte vor, ſie iſt nichts Anderes, als dieſer Gegenſtand, denn der Gegenſtand iſt nichts Anderes, als der ſich bethätigende, bewirkende Geiſt. Nur indem er dieſe That und thätige Macht des Geiſtes iſt, iſt er ſchön, iſt er das Scheinen der Idee für ſich ſelbſt und dieſe Bewegtheit des Scheinens. Das Gedicht z. B. indem es von uns aufgenommen wird, iſt es das lebendige, das thätige Object, dieſe Thätigkeit aber ſind wir ſelbſt, iſt unſere Phantaſie. Das Gemälde, die Statue könnten noch eher eine vom Geiſt iſolirte Exiſtenz zu haben ſcheinen, aber es iſt daſſelbe damit; als bloßes Außending ſind ſie nicht ſchön, z. B. weder für die Thiere, noch für einen Geiſt, welcher den Geiſt, der in ihnen wohnt, oder vielmehr in ihnen agirt und aus ihnen ſpricht, nicht als den ſeinigen zu finden weiß, ebenſo wie das Gedicht ungeleſen und ungehört nichts iſt, als etwa bedrucktes Papier, ein gewöhnlicher Gegenſtand, ein bloßes Außending, kein Schönes.

Die Schönheit iſt *Geiſt für den Geiſt durch die Außenwelt ſich bewirkend*, die Schönheit iſt jene thätige Einheit, die Ariſtoteles Entelechie nennen würde, eine Energie, die ſich ſelbſt bewirkt.

Viertes Kapitel.

Das unvollkommene Daſein der erſcheinenden Idee.

Es exiſtirt eine Außenwelt, die ein Inneres ausdrückt. Iſt nun dieſe Außenwelt ſo unmittelbar ſchön? *Hegel* behandelt in ſeiner Aeſthetik dieſe Frage unter dem Titel Naturſchönheit mit großer Liebe, und zwar betrachtet er dieſe Außenwelt in ihrer Natürlichkeit unter den drei Geſichtspunkten der unlebendigen, der lebendigen und der begeiſteten Natur. Unmittelbar an den Mangel und die Bedürftigkeit dieſer Naturſchönheit knüpft er die vollkommene Schönheit, das Ideal, ſo daß die ſich erzeugende Schönheit, von der wir eben ſprachen, nicht unterſchieden iſt.

Weßwegen hier dieſe Unterſcheidung nicht zu umgehen war, wird der Verlauf zeigen.

Die Natur alſo, welche dem Geiſte gegenüberſteht, iſt die lebendige und die unlebendige.

Fünftes Kapitel.

Die unlebendige Natur.

Auch die unlebendige Natur iſt Exiſtenz des Begriffs, wie das Thier und der Menſch Natur ſind, aber die unorganiſche Natur iſt die unterſte Stufe des exiſtirenden Begriffs. Der Begriff unterſcheidet ſich in ſich und iſt das Zuſammengehen ſeiner Unterſchiede in die Einheit. Das iſt auch die lebloſe Natur, die in dem ganzen unorganiſchen Daſein eine Mannigfaltigkeit von Eigenſchaften in einen Punkt vereinigt, auch in mechaniſcher und chemiſcher Action eine Bewegung der Trennung und Vereinigung zeigt, aber mit alle dem im Reiche der Nothwendigkeit und Aeußerlichkeit bleibt, und wenn ſie auch den Begriff in dieſer ſeiner Geſtalt offenbart, ſo iſt die Offenbarung eben nur die dieſer unvollkommenen Geſtalt, welche in der Bewegung, der Geſtirne z. B. oder der Gewäſſer, Vulkane und Stürme kaum ein Leben, vielweniger, was die Schönheit verlangt, einen Geiſt ahnden läßt. Dieſe Ahndung aber des Lebens oder der lebendigen Idee, wie man denn den Odem Gottes im Sturmesbrauſen, im Donner ſeine Stimme, im Sonnenſchein ſein Lächeln gefunden und angebetet hat, dieſe Ahndung der Idee auch in der unlebendigen Natur iſt es, was einzig hier die Möglichkeit der Schönheit zeigt, aber auch nur die Möglichkeit, die Anlage. Denn dieſe Objectivität, die lebloſe Natur, iſt nur eine abſtracte Exiſtenz der Idee, da ihr die ſubjective Lebendigkeit und noch mehr das Moment des geiſtigen Fürſichſeins abgeht.

Sechſtes Kapitel.

Die lebendige Natur.

Die Idee hat alſo erſt ein Daſein als Concretes, als Vereinigung, und zwar thätige Vereinigung der beiden Seiten des Innern und des Aeußern in dem natürlichen Leben. Die organiſchlebendige Natur hat die Unterſchiede reell in ihrer Einheit und hebt die ganze Gliederung des Organismus auf zur idealen Einheit der lebendigen Subjectivität: der lebendige Leib iſt die exiſtirende Seele. Dieſe Macht der Lebendigkeit, welche hier als ſelbſtbewegte Seele auftritt, überwindet nun ſchon die Objectivität fortwährend, die ihr entgegenſteht, und erhält dadurch ihre lebendige Einheit.

So wäre nun allerdings das Thier, das Lebendige, die Erſcheinung der Idee oder die Exiſtenz der Idee. Denn Erſcheinung iſt eine Exiſtenz, welche in ihrem Anderen ihr Daſein hat. So iſt die Außenwelt nur Erſcheinung, ſofern ſie ihre Realität in der Idee hat, die Erſcheinung aber iſt der reale Schein, die Erſcheinung der Idee alſo ihr Daſein in der Aeußerlichkeit der Objectivität.

Die ſubjective Thätigkeit der Idee zeigt ſich als daſeiend in der Objectivität zuerſt durch das Lebendige, indem das Lebendige das ſich ſelbſt Bewegende iſt. Dieſe Selbſtbewegung iſt ein Moment der Freiheit: ſo erinnert das Leben ſchon deutlich an die Idee in ihrer wahren Geſtalt. Ferner zeigt ſich das Innere, die Seele im Auge, und äuſsert ſich durch die Stimme; und, was die höchſte Bewährung der Macht ſubjectiver Thätigkeit iſt, das Thier ſezt den todten Gegenſtand in ſein Leben um, practiſch indem es ihn verzehrt und in ſich aufnimmt, und theoretiſch indem es ihn wahrnimmt.

Jede Aeuſserung der animaliſchen Seele iſt Bethätigung des Ideellen im Organismus dem Reellen, aber eines ſehr unvollkommenen Ideellen, da dieſe ganze Thätigkeit vielmehr der bloſsen Erhaltung des Individuums und Gattung, dem Leben und Lebensgefühl dient, als daſs ſie irgend für ſich ſelbſt ſein und gelten ſollte. Die Schönheit iſt aber weſentlich eine Bethätigung ihrer ſelbſt für ſich ſelbſt: es kann alſo auch alle Schönheit des bloſs Lebendigen nicht hindurchdringen zur Aufſtellung der Idee in ihrer Wahrheit, ihrem Fürſichſein, d. h. ihrem Sichſelbſterfaſſen, ſondern bleibt, wenn auch noch ſo deutliche Mahnung an die lebendige Macht und Einheit des Geiſtes, dennoch eine unvollkommene Erſcheinung der Idee, weil ſie eben erſt Leben, noch nicht Geiſt iſt.

Siebentes Kapitel.

Begeiſtete Natur.

Das dritte unmittelbare Daſein der Idee und zwar ihre angemeſſenſte Erſcheinung iſt ſodann **der Menſch**. Er iſt die Natur, welche als wahrhaft concrete Erſcheinung der Idee das Lebendige und das Geiſtige in Eins faßt.

Die Macht des Geiſtes über die Objectivität iſt nun erſt eine eigentliche Unterwerfung, die zur Befreiung aus dem Gegenſatze fortgeht, während das Lebendige ſich höchſtens zu erhalten vermochte. Hier aber iſt auch der Widerſpruch am ſchärfſten: der Menſch ringt ſich in's Reich der Freiheit hinauf, und dennoch wird er die Natur nicht los, die ihn eben an ſeiner Lebendigkeit in der Bedürftigkeit feſthält.

Was nun die Erſcheinung der Idee in dieſem Widerſpruche betrifft, ſo iſt allerdings die Natürlichkeit des menſchlichen Körpers nicht reine Natürlichkeit, ſondern wie dem Fiſch das Waſſer ſein Element iſt, ſo iſt der Menſch in dem Element des Geiſtes, in der Gemeinſchaft der Sitte, des Bewußtſeins, der Lebens- und Gedankenbildung groß gezogen, und ſo wird ſein Körper ſo weit es unter Umſtänden möglich iſt, von Jugend auf der Natur entriſſen.

Man hat nun gerade dieſen Einfluß der Bildung und der geſelligen Gewohnheiten für die Schönheit nachtheilig gefunden; wenn aber einmal die Schönheit erkannt iſt als der Geiſt, welcher ſich in der Erſcheinung bethätigt, ſo muß auch von vornherein dieſem Geiſt ſein

Recht ungeſchmälert bleiben, alſo hier das Recht, den Körper, ſeine einzig wahre Naturerſcheinung, zu geſtalten.

Freilich wird die Geſtaltung des Körpers mehr nach Zwecken des Nutzens und der Arbeit, als nach dem Zwecke der Schönheit, der nur auf die angemeſſene Erſcheinung zielt, betrieben. Daher die vielfache Abweichung der Menſchen von der wahren Geſtalt und Bildung auch unter den Völkern, welchen die Natur in ihrer Race überhaupt die Anlage der Schönheit gab in der geiſtigſten, d. h. am wenigſten von äußerlichen Einflüſſen gedrückten Körperbildung.

Die Erſcheinung des Geiſtes im menſchlichen Körper wäre alſo keine unmittelbar natürliche mehr, aber auch durch die Vermittelung der Bildung wird keineswegs vollkommene Schönheit erreicht, weil durch die Bildung nicht einſeitig die Schönheit *bezweckt* wird. Auch die Erſcheinung *des Menſchen* und ſelbſt des gebildeten Menſchen bedarf der Reinigung zur Schönheit.

Ueberall wird eine nähere Vermittelung nöthig, um den Anblick der Schönheit zu gewinnen, d. h. eine Veränderung der natürlichen und unmittelbar vorgefundenen Erſcheinung.

Achtes Kapitel.

Die ſich erzeugende Schönheit.

Dieſe *Veränderung* der natürlichen und unmittelbaren Schönheit wäre zunächſt *ein Sichfinden* des Geiſtes in ihr, indem er ſie *nicht practiſch*, ſondern nur *theoretiſch vergeiſtigt*. Auch die theoretiſche Veränderung iſt eine Wiedergeburt aus dem Geiſte, iſt ſich erzeugende Schönheit, iſt ein Schauen, welches der Aeußerlichkeit auf den Grund ſieht, oder welches auf dem Grunde der Aeußerlichkeit ſich ſelbſt ſieht. Damit beginnt alle Exiſtenz der Schönheit, und es iſt dies das Studium des dichteriſchen und jedes künſtleriſchen Gemüthes, daß ihm die Außenwelt, ſo wie ſie iſt, mehr zeigt, als ſie in ſich ſchließt; denn der Suchende hat ſchon ſeinen Gegenſtand, und kann darum mehr finden, als er vor ſich hat. So iſt dieſe ſich erzeugende Schönheit

1) eine ſinnvolle Anſchauung der Natur, die eigentliche Kunſt zu ſehen, welche ſchon in dem Streben der lebloſen Natur, wie wir es ſo eben angedeutet, die ganze Idee erblickt, alſo das Lebloſe belebt und begeiſtet, und ſich ſo durch Landſchaft, Meer und Gebirge eine Ahndung der Idee erwirbt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer Blick und dieſe Befriedigung mehr mitbringt, als vorfindet; das iſt aber eben das Geſchäft des dichtenden Geiſtes, der nur darum dichtet, weil er der Wahrheit bedürftig iſt: und dieſer Blick iſt keineswegs ausſchließliches Eigenthum des Landſchaftsmalers und Dichters im engern Sinne, man müßte denn jeden ſo nennen, der dieſen Genuß des Geiſtes in der unmittelbaren Erſcheinung ſich zu bereiten weiß.

Geht dieſe ſinnige d. h. ſinnfindende Betrachtung weiter zu den organiſchen Weſen, ſo hat ſie ſchon weniger mitzubringen, ſofern der Stufengang des Organiſchen die wirkliche Stufenleiter zur Idee hinauf iſt. Die Lebendigkeit des Individuums, als Totaliſirung des auseinanderliegenden unlebendigen Naturdaſeins, vermittelt hier den Anblick einer höheren Schönheit und zeigt im Leben der Thiere Behagen, idylliſche Ruhe, Kampf und tragiſche Scenen; und endlich beim Anblick der menſchlichen Geſtalt iſt noch weniger Sinn und Phantaſie nöthig, um den Geiſt auch bei unangemeſſenen Formen zu beſchwören. Freunde, Geliebte werden immer ſinnig geſehen und ſchön gefunden, und es iſt keineswegs Blindheit der Liebe, ſondern vielmehr Auge für den Geiſt und die Wahrheit der Erſcheinung; es iſt Blindheit nur für das Aeußerliche, welches dem Fremden vor allem auffällt, dem Liebenden aber mit Recht verſchwindet, weil er tiefer und durch die Oberfläche hindurchſieht, und eben darin ſeheriſch iſt und dies begeiſtert fühlt, wo das fremde Auge nur die Blindheit der Liebe findet.

Dieſe Vermittelung des Aeußeren mit der Freiheit des Geiſtes thut ihm keine Gewalt an, ſondern ſieht nur von ſeinen Mängeln ab, und trachtet darnach, ſeine Wahrheit zu ſchauen. Dieſes Schaffen der Schönheit oder das Finden des Geiſtes in der Natur iſt nur theoretiſch, ſo lange ihm der Gegenſtand mit ſtarrer Unlebendigkeit und mit geiſtloſem Leben gegenüberſteht; der Geiſt hat hier noch nicht ſeine Wirklichkeit, ſondern nur ſeine Möglichkeit in dem Gegenſtande; er bleibt daher der ſuchende und das Finden ſelbſt iſt ihm hier noch nicht vergönnt. Dagegen iſt in der Schönheit des Menſchen, welche ſich im Schauen von der Mangelhaftigkeit reinigt, wie dies in der Liebe der Fall iſt, das Finden ſelbſt und eine volle Befriedigung wirklich vorhanden; in ſeinem anderen Ich feiert der Geiſt, der ſich ſelber ſuchte, den erſten Triumph über die fremde ſpröde Welt. Man muß alſo geſtehen, daß hier die wirkliche Schönheit als die Erfinderin und als die Erzeugerin ihrer ſelbſt in ihrem Anderen ſchon vorhanden iſt, und darum erkennt auch das wiederholte Schauen dieſer gefundenen Schönheit, dieſelbe als geſchaffene, als Ideal an.

Bevor wir aber aus dieſer Sphäre der ſich erfindenden, erzeugenden, ſchaffenden Schönheit heraus treten, müſſen wir zuſehen, was wir an dieſem Uebergange denn eigentlich haben. Gefunden wurde der Geiſt, weil er vorgefunden werden konnte, und er fand ſich ſelbſt bloß darum, weil er von ſeiner bloßen Aeußerlichkeit abſah, ſo war ſein Sehen ſchon die That, das theoretiſche Sichfinden in dem Gegenſtande iſt ſchon das practiſche, und zwar darum, weil der Kern des Gegenſtandes, zu dem das Sehen hindurchdringt, der lebendige Geiſt ſelbſt iſt. Alle Handlung, alle Bethätigung des Geiſtes, die zur Erſcheinung kommt, iſt alſo umgedichtet in Schönheit, ſobald ſie nur in ihrer Wahrheit, d. h. mit dem wahren Sinne angeſchaut wird. Denn das iſt hier das Practiſche, nämlich die Sammlung und Verdichtung des Geiſtes in ſeinen Brennpunkt, aus dem er rein hervorbricht. Dieſe dichteriſche und ſchöpferiſche Thätigkeit iſt aber allemal die Liebe, nämlich die Vertiefung in den Gegenſtand, um ihn in ſeiner Wahrheit zu ſchauen, und ſo mit ihm und in ihm die Freiheit des Geiſtes zu erringen. Dies iſt die Liebe. Ihr Begriff iſt ſo tief als ihr Gefühl. Wen ſie verläßt, der iſt ganz verlaſſen. Die Entwickelung des Komiſchen iſt darum auch eine Belauſchung des ſchöpferiſchen Eros. Wie er ſich hier uns offenbart, mög' er willkommen ſein, auch nach ſeiner Verherrlichung im platoniſchen Phädros und Gaſtmahl.

Es iſt nämlich der Punkt, auf dem die ganze gegenwärtige Unterſuchung ruht, das ſchöpferiſche Schauen, die Geneſis der Schönheit in dieſer Theoria, welche zugleich die ganze That der Schöpfung ſelbſt iſt.

Dabei iſt nun aber auf den Begriff der Schönheit zurückzugehen, welcher nicht nur die Reinigung der Erſcheinung und ihre Erhebung in den Geiſt, ſondern auch das Heraustreten des Geiſtes in die Erſcheinung verlangte. Hier nämlich, im Schaffen, wird zwar der Geiſt ſchon vorgefunden, aber noch in der Unmittelbarkeit, d. h. noch nicht als Schönes, weswegen er denn auch im Finden ſeiner ſelbſt begriffen iſt, wie man dies Finden Erfinden, erſtes Finden, nennt. Wenn nun aber die Schönheit eben dies Finden iſt, was bleibt dann noch übrig für die von uns aufgeſtellte dritte Phaſe der Schönheit?

Neuntes Kapitel.

Die geſchaffene Schönheit, oder das vollkommene Daſein der erſcheinenden Idee, das Ideal.

Welches iſt die Realität des ſchönen Gegenſtandes, die er außer dem, was er in ſeinem Begriffe iſt, noch haben könnte, nämlich was kann er ſein, als eben jenes Finden, wofür wir ihn ſchon erkannt haben? Was iſt der gewordene oder vielmehr geſchaffene ſchöne Gegenſtand anders, als der werdende oder der ſich erzeugende, und kann er noch irgend etwas anderes ſein? In der That und Wahrheit, das kann er nicht, iſt er aber der Geiſt, welcher wiedergeboren iſt aus dem Geiſte, ſo iſt er nicht mehr fremder Gegenſtand, ſondern ſchon Eigenthum des Geiſtes und deſſen Exiſtenz in der Aeußerlichkeit, worin er nur wiedergefunden wird. Fremder Gegenſtand wäre er nur für den Geiſt, welcher ihn nicht zu ſchauen d. h. als ſchönen wiederzufinden vermöchte, oder der ihn wahrnimmt, ohne ihn wiederzufinden.

Mit der Wiedergeburt aus dem Geiſte haben wir aber keineswegs etwas Neues nur ſo angeklebt, im Gegentheil dieſe Wiedergeburt, die das eigentliche Eigenthum, den Beſitz und das Geſchöpf des Geiſtes als ſchönen Gegenſtand zur Welt bringt, liegt ſchon in dem Sichfinden, wie es in dem Sicherzeugen der Liebe erkannt wurde. Dies iſt als wahrer Fortgang der Sache hier in's Auge zu faſſen.

Die völlige Befriedigung des Findens iſt die Vereinigung mit dem Geſuchten zu dem dritten aus beiden zuſammengehenden Funde. Eine ſolche Befriedigung bleibt alſo nicht mehr dieſe zwei, das Suchende und das Geſuchte, ſondern beide vereinigen ſich wie geſagt zur Hervorbringung des dritten, welches das wahre Reſultat, That, Werk, Geſchöpf iſt. Das Finden iſt die Hervorbringung dieſes Erzielten, und das Erzielte, der Fund, behält den Character ſeiner Erzeuger. Es iſt kein Todtes, ſondern die fortgeſetzte That der Erzeugung, dieſe Thätigkeit, die den Gegenſtand und ſeinen Widerſtand überwältigte, machte dadurch den Gegenſtand zu ſich ſelbſt, und das dritte iſt dann eben dieſe Thätigkeit in der Befriedigung, daß ſie zu ihrer Wahrheit gelangt iſt.

Die Aeußerlichkeit iſt in die befriedigende Thätigkeit des Schauens verwandelt, in die geſchaffene Schönheit oder ſchöne Erſcheinung, die alſo nicht aufhören ſoll Aeußerlichkeit zu ſein, aber eine Aeußerlichkeit geworden iſt, welche völliges Eigenthum des Geiſtes iſt. Der Menſch bildet das Ideal. Er erwirbt hiermit einen Beſitzſtand, aus dem nur die Barbarei ungebildeter Völker die gebildeten Völker herauswerfen kann; denn in den idealen Werken hat der Geiſt ſich ſelbſt formirt und die Erinnerung jedes gelungenen Werkes iſt eine neue Formation.

Dies iſt die Bildung, welche darum ihre Geſchichte, ihren Fortgang in der Ueberwindung ihres Gegenſatzes der Aeußerlichkeit hat; wirklich nämlich wird der Geiſt in dieſem Kampfe, welche die Bildung, d. h. alle Bildung iſt. Im Wiſſen und in der Kunſt, im Denken und im Schauen hat der Geiſt ſeine Aeußerlichkeit zu überwinden, und ſo zum wahren Selbſtbewußtſein und Selbſtſchauen hindurchzudringen. Er wird in der Bildung ſein eigenes, errungenes Beſitzthum; und die Wahrheit und vollendete Schönheit, das Ideal und der Geiſt als errungenes Gut iſt nur durch die Bildung oder vielmehr als dieſe Bildung möglich und wirklich. Natürlich: der Geiſt ſchafft die Schönheit durch Ueberwindung ſeines Gegenſatzes, die vollendete Schönheit alſo nicht ſogleich, ſondern erſt durch den Kampf der Bildung. Bilden, Schaffen, derſelbe Ausdruck, dieſelbe Sache.

Das Ideal iſt alſo die Schönheit, welche Exiſtenz und Wirklichkeit hat. Von Seiten ihrer Exiſtenz iſt ſie aus dem Geiſte wiedergeborene Aeußerlichkeit, von Seiten ihrer Wirklichkeit der ſich wieder findende Geiſt.

Zehntes Kapitel.

Der Ort des Komiſchen.

Wir haben die äſthetiſche Idee ſo weit entwickelt, um nun zu entſcheiden, in welche Phaſe dieſer Idee das Komiſche gehört.

Die dritte Sphäre der Idee, die des Ideals, hat Niemand unter den bisherigen Aeſthetikern dem Komiſchen angewieſen, und wird ihm auch in Zukunft ſicherlich niemals Einer zueignen wollen, vielmehr treten ſogleich die beiden Anſchauungen der Schönheit in den vollendeten Kunſtwerken und die Caricatur, als komiſche Maske, einander gegenüber, und es iſt nur zu verwundern, daß nicht mehr Gelehrte ſich der ariſtoteliſchen Erklärung, das Komiſche ſei „eine theilweiſe Häßlichkeit und Verzerrung ohne Schmerz“, und der Ciceronianiſchen res turpicula erinnert haben, wenn ſie die Frage aufwerfen, welcher Begriffsſphäre das Komiſche angehöre. Ob nun die Caricatur, als die verdrehte Darſtellung, die man Einem aufbürdet (was beiläufig geſagt den ganzen Begriff ſchon nennt), oder ob nur die Unbequemlichkeit, welche das Lächerliche für die unfreien, d. h. bornirten Gemüthsverfaſſungen mit ſich bringt, es ſo in Verruf gebracht und gebrandmarkt hat; genug vor Jean Paul und auch noch nach ihm, z. B. von dem äſthetiſch berühmten Bouterweck, iſt das Lächerliche vielmehr aus der Aeſthetik geächtet, als in ihr geachtet und gewürdigt worden. Man geht gewöhnlich davon aus, daß Einer, der ſich lächerlich macht, ſeine Erſcheinung verkümmert, und ſchließt nun weiter, das Lächerliche alſo ſei der unvollkommene Gegenſtand. Es iſt nämlich allerdings Inhalt jeder Erfahrung über das Lächerliche, daß die Bewegung, die das Lächerliche iſt, von der unvollkommenen Erſcheinung ausgeht, und nur der Gedanke iſt voreilig, daß denn nun die unvollkommene Erſcheinung als ſolche, die Caricatur als Außending, ohne weitern Vorgang das Lächerliche ſei. Wenn man damit nur die Veranlaſſung des Lachens bezeichnen will, ſo wird das Niemand beſtreiten wollen. Denn welche Thatſache wäre wohl einfacher als dieſe? Dies hat man auch allgemein gefühlt; in allen Beſtimmungen des Lächerlichen kommt das Bewegungswort „Contraſt" oder dergleichen vor, nur daß man leider den Contraſt immer vor ſich ſehen wollte. Jean Paul war der Erſte, der zu dem objectiven Contraſt noch einen ſubjectiven hinzuthat, welches denn die Entdeckung der eigentlichen Sache iſt. Es fehlt bei Jean Paul nur die Entwickelung der Sache aus einem Princip; ſeine Unterſuchung iſt deſultoriſch, jede Stufe des Komiſchen bleibt in ihrem Programm iſolirt, und das Lächerliche, der Witz und der Humor hängen nicht genetiſch zuſammen. Dadurch wird der Autor unſicher und principlos, muß allenthalben wieder von vorn anfangen und geräth oft ſogar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch.

Da die Bewegung des Contraſtirenden in dem Komiſchen nicht zur vollendeten Vereinigung des Innerlichen und des Gegenſtandes führt, ſo muß das Komiſche in die Sphäre der ſich erzeugenden Schönheit fallen.

Weiße hat dies zuerſt ausgeſprochen, und zwar nennt er das Komiſche: Wiederherſtellung aus der Häßlichkeit oder aus dem Widerſpruch der äſthetiſchen Idee gegen ſich ſelbſt. Dies iſt ein weiterer Schritt, nur freilich wird die Entdeckung durch das Auseinanderhalten der Objectivität und Subjectivität getrübt, und auf den Begriff des Widerſpruches nicht genug eingegangen, denn dieſer iſt nicht das Unterſcheidende des Häßlichen vom Komiſchen und vom Ideal, da er auch im Ideal iſt, und in Allem, was irgend wirkliche Thätigkeit (ἐνέργεια) ſein will, am meiſten aber in dem, was auf dem Begriff der Selbſtbethätigung (Entelechie), abſolute Thätigkeit, Anſpruch macht. Denn alle Thätigkeit entſteht eben durch den Widerſpruch, was Weiße aus Hegel ſehr gut eingeſehen. Nun iſt aber nicht jede Thätigkeit der äſthetiſchen Idee das Häßliche, z. B. nicht der Widerſpruch gegen die unvollkommene Erſcheinung, wodurch eben die Schönheit hervorgebracht wird. Das Häßliche iſt vielmehr die Wendung dieſer Thätigkeit des Widerſpruchs gegen die wahre Idee, und darin, ob die Negation gegen die Idee und die Idee gegen ihre Negation gewendet iſt, liegt der Unterſchied, ohne deſſen Angabe die Sache wohl gemeint, aber nicht geſagt iſt. Was Weiße gethan hat, iſt viel, nämlich die Erkennung des Häßlichen und ſeine Einordnung in den Verlauf der Idee, und endlich die Geneſis des Komiſchen aus dieſer Sphäre; was aber noch übrig bleibt, leuchtet ein, nämlich die wahre Vereinigung der Momente der Idee nach der ſchärferen Beſtimmung derſelben, d. h. den ſchärferen Unterſchieden innerhalb der Idee.

Das Komiſche wird ſich alſo in folgender Art ergeben:

Wir nehmen die äſthetiſche Idee in einer Sphäre, wo ſie uns noch nicht die Befriedigung gewährt, daß wir ſie in der Wirklichkeit der Außenwelt wiederfinden, wo es ſich vielmehr erſt noch um die Befreiung handelt. Die Befriedigung des Strebens mit dem Gefühl der gelingenden Erhebung aus dem Mangel iſt die Erhabenheit, welche alſo die Unruhe der Arbeit und des Kampfes noch an ſich hat. In der Erhabenheit ſehen wir dem Idealen ſein Recht widerfahren.

Nun kann es aber zweitens geſchehen, daß die Idee ſich ſelbſt verliert, der Menſch kann wider Gewiſſen und Schönheit handeln; die wiſſentliche Erſcheinung dieſes Vorgangs iſt Verſunkenheit, ein Abfall der Idee von ſich ſelbſt, des vernünftigen Willens von der Vernunft und der weſentlichen Erſcheinung vom Ideal, in Bosheit und Häßlichkeit.

Das Dritte iſt die ſich theoretiſch wieder gewinnende Idee, die zur Beſinnung kommt, die Idee in der Wiedergeburt; wobei zur Wiedergeburt nichts nöthig iſt, als daß der Geiſt über ſich ſelbſt zur Beſinnung kommt. Eine ſolche Beſinnung iſt ein Lichtblick des Geiſtes und, wie alle Zeugung, ſprung- und blitzartig, eine Erheiterung, deren Lichtblick die Verſunkenheit und Trübung erleuchtet. Dieſer Vorgang iſt das Komiſche.

Der weitere Verlauf alſo wäre nun der, daß wir zuerſt auf die Wendung der Idee nach beiden Seiten achten, und dann zuſehen, wie ſie ſich im Komiſchen aus dem Abfall von ſich ſelbſt wieder ſammelt. Alſo wir haben, um nun zu zählen:

1) Die Erhabenheit, Erhebung zu der Idee, Sieg des Ewigen in Wahrheit und Schönheit. Verklärung des Unwahren zu ſeiner Wahrheit.

2) Die Häßlichkeit, Abfall der erſcheinenden Idee von ihrer Wahrheit. Trübung, Verdunklung der Wahrheit.

3) Erheiterung, theoretiſche Wiedergeburt aus der Trübung, wiederaufblickende Schönheit, der Geiſtesbliz der Beſinnung in den getrübten Geiſt, das Komiſche.

Zweites Buch.

Das Erhabene, das Häßliche und das Komiſche.

Erſtes Kapitel.

1. Die Erhabenheit.

Allerdings gehört die *Erhabenheit* nicht der äſthetiſchen Idee allein an, ſondern eben ſo gut der denkenden Erkenntniß und der ethiſchen Idee, iſt auch allerwärts ſo allgemein genommen worden. Die *Erhabenheit* führt keine nach den verſchiedenen Formen der Idee beſtimmt unterſchiedene Namen; wir finden ſie in der Freiheit, Andacht, Begeiſterung, Verklärung. Die Andacht gehört der künſtleriſchen und religiöſen Vertiefung, die Begeiſterung iſt ethiſch und äſthetiſch; die Verklärung iſt die Erſcheinung der Begeiſterung. In der Sphäre der *Verſunkenheit* ſcheidet ſich's beſtimmter: wir haben hier Bosheit und

Lüge für die praktiſche, Unwahrheit für die theoretiſche Idee, Ruchloſigkeit für die religiöſe und Häßlichkeit für die äſthetiſche Idee; und ſogar die Erheiterung, welche ſich doch, vermöge ihrer Abſtammung, ganz in die erſcheinende Idee zurückzuziehen ſcheint, giebt in ſich einen Unterſchied zu für die äſthetiſche Sphäre, wo ſie das Komiſche und für eine weitere, wo ſie Witz genannt wird, welcher auch außer der Erſcheinung jedem erfinderiſchen Gedanken zukommt.

Faſt hat es den Anſchein, als entſpränge der übergreifende Charakter der Erhabenheit aus ihrem Begriff, weil ſie eben die Befreiung aus der Sphäre der Differenz ſelbſt iſt.

Der menſchliche Geiſt findet ſich urſprünglich überall in dem Gefängniß ſeiner Schranken eingeengt; die Befreiung des Gefangenen mit dem Gefühl dieſer Befreiung und nicht ohne die Gefahr des Kampfes in einem ernſten Conflict — das iſt die Erhabenheit. Nur wo die Welt zu erlöſen iſt — giebt es ein Feld für den erhabenen Geiſt; wo ſie frei iſt, löſ't ſich der Ernſt der Erhabenheit und ihrer männlichen Erſcheinung in die ſanfte Schönheit des weiblichen Ideals auf. Erhaben iſt der Menſch im Kampf um die ewigen Güter, in dem er ſich ſelbſt einſetzt, im Kampf mit der Natur, in dem er ſiegreich beſteht; erhaben iſt die Natur, wo ſie ſelbſt, eine unendliche Erſcheinung, einem großen Gedanken entſpricht und in der Anſchauung des Menſchen ihre eigne Tiefe ſich aufſchließt. Sie braucht hiezu ihre bedeutendſten Mittel, ihre leuchtenden und bewegten Elemente, das Firmament, den Donner, die Schneegebirge und ihre Lawinen, den Meeresſturm und ſeine Gewalt.

Zweites Kapitel.

Die Erhabenheit der Natur.

Aber die bloße Gewalt der Natur iſt nicht erhaben. Das Erhabene der Natur iſt immer mit dem Glanze der Schönheit durchſtrahlt, es macht ſich zum Auge des Naturgeiſtes, und wird eine Anſchauung, in welcher das inwohnende Tages- und Farbenlicht dem Geiſte zum Gleichniß ſeines eigenen Lichtes wird, weswegen denn auch die mächtigſten Erſcheinungen in ihrer Abweichung von dieſem Leben des Auges, dem Glanz und der Farbe, vielmehr ſich widrig, häßlich, dem Geiſt entfremdet und nicht erhaben zeigen. Darum ſind die Eisgebirge erhaben in ihrer ſtrahlenden Reinheit, worin ſie die leuchtendſten Wolkenkränze verdunkeln und als das hohe Auge des Horizonts oder die ſtrahlenden Häupter der Landſchaft eine ſüße Sehnſucht in jeden Buſen werfen, ja für manchen ſelbſt im italiſchen Lichthimmel unvergeßliche Seele aller landſchaftlichen Schönheit bleiben. Eben ſo weckt Meer und Himmel in glänzender Ruhe die ſchlummernde Sehnſucht in unſerer Bruſt, die Ahnung der Alles durchdringenden Seele, welche dieſen Meer- und Himmelsblick zu ihrem Auge macht: mächtiger noch der Sternenhimmel und das blaue Himmelslicht, indem der ſchwarze Grund des Firmamentes zu der erſten Farbe und zu der vollkommenſten Geſtalt ſich verklärt. Der Sonnenaufgang ſodann führt ſchon zu der Bewegtheit auch des Aeußerlichen ſelbſt hinüber, und iſt das entſchiedenſte Gleichniß der Erhebung des Lichtes aus den Feſſeln der Finſterniß, die ſchon ernſtlich ein

Proceß zur Wahrheit genannt werden kann, deſſen Gefühl eben die Erhabenheit giebt. Merkwürdig iſt es in der That, wie man bei all dieſen Naturwundern, in denen ſie ſich wirklich wunderbar ſelbſt übertrifft, nur immer bei der mathematiſchen Größe ſtehen blieb. Was ich meſſen kann, hat nicht viel zu bedeuten, und was ich nicht meſſen kann, das kann ich eben nicht ermeſſen, es giebt keine Anſchauung, es iſt auseinander gegangen zur Unfähigkeit der Einheit mit ſich und der wahren Freiheit; am merkwürdigſten aber iſt es, daß Jean Paul dieſe Erhabenheit ausdrücklich die fürs Auge nennt, und dennoch nicht auf das Licht der Welt, des Auges einzigen Gegenſtand und ſein wahres Selbſt verfallen iſt.

Nicht minder eindringliche Erſcheinungen, um eine Ahndung der Erhabenheit mit ſich zu führen, bietet die Natur in ihrer eigentlichſten Bewegtheit dar. Im Bergſturze, in den Lawinenſchlägen bricht ſie zürnend und grollend mit dem Beweiſe einer furchtbaren Gewalt ihre alten Feſſeln von Stein und Eis. Wir glauben an das Leben im tiefſten Innern, wenn das Aeußerlichſte zu ſolcher Lebendigkeit erwacht. Gewitter, effectvoller im Gebirge, ſind ſchon ein edlerer Proceß der Befreiung, denn die Selbſtentzündung iſt ein beſſeres Gleichniß des eigenen Anſtoßes des wahrhaft Selbſtbewegten und Sichſelbſtbefreienden, als der Mechanismus der Lawinenſchwere und des Bergſturzes, der Donner in der Höhe iſt darum erhabener als der Donner des ſpringenden Felſens. Feuersbrunſt und vulkaniſche Ausbrüche, in denen die Natur wie im Meer-Gewitter-Sturm gleichſam ihre Tragödie feiert, zeigen die Macht des Allgemeinen, und indem das Einzelne darin verſchwindet, ſcheint es dieſelbe Macht zu ſein, die das Einzelne auch geſchaffen.

Man redet hier gewöhnlich mit Emphaſe von der Macht der Natur, ja ſogar von der Uebermacht derſelben gegen die Ohnmacht des Menſchen. Dennoch iſt das Element der wahren Tragödie, die Erhebung des Geiſtes über alle Schranken nicht wirklich darin, und Kant hat recht, wahrhaft erhaben iſt der Wille des Freien im Meerſturm, der ſich in ſich ſelbſt und in ſeine unerreichbare Unendlichkeit zurückzieht, wenn er gar nicht auf dieſen endlichen Kampf der geiſtloſen Natur eingeht, und ſterbend ſeinen Gleichmuth behauptet. Das Löwengebrüll in der Wüſte, welches auch unter den gewöhnlichen erhabenen Erſcheinungen figurirt, mag wohl ſeinen Ruhm verdienen, es käme darauf an, wiefern es die Wüſte erfüllte und als ihr Leben ſich gewaltig geltend machte, die Furcht aber des Anhörenden iſt zu unſerem Begriff gar nicht mehr zu gebrauchen. Endlich ein Kavalleriechok, überhaupt Kanonendonner und Schlachtenlärm ebenſo wie die Pyramiden, ſind nicht mehr Natur, und erhaben nicht ohne ihre Bedeutung, dieſe aber iſt die Erſcheinung des Geiſtes, und da fragt es ſich, ob er der wahre, der ſich befreiende in dieſer Erſcheinung iſt. Die Brutalität ſcythiſcher Kavalleriehorden und der Kanonendonner erobernder Barbaren wird es bei dem ärgſten Lärm zu keiner erhabenen Erſcheinung, nicht einmal zu ihrem Gleichniß bringen, ſondern nur zur Verworfenheit vor dem Ohr und Auge des Menſchen. Die Pyramide iſt Bau und Kunſtwerk, und kommt von dieſer Seite in Betracht, nicht von Seiten der bloßen Größe.

Dies ſind die gewöhnlichern Beiſpiele der Erha-

eit, und ihre wahre Berechtigung iſt dieſe. Es iſt,
indringlich ſie ſich als Gleichniß zum Theil gezeigt
n, und darum auch allgemein gelten, nicht ein ein-
s eine wahre Erſcheinung der Erhabenheit. Dieſe
nicht in der Natur und unvermittelten Erſcheinung
uchen und zu finden, ſondern in den Erſcheinungen
Geiſtes ſelbſt.

Drittes Kapitel.

Die ethiſche Erhabenheit.

Zuerſt hat ſich hier die Philoſophie berühmt ge-
ht in der Denkweiſe des platoniſchen Sokrates und
Stoiker. Ariſtoteles wird dagegen durchweg ver-
nt. Dann Galilei vor der Inquiſition, auch der
mpf des Columbus, der den Aberglauben zur Ent-
ung ſeiner eignen Feſſel zwang, endlich Luther in
orms — das ſind erhabene Erſcheinungen. Selbſt
n ſie äußerlich unterliegen, ſiegt ihr Geiſt. Ein
cher Sieg über die ſpröde Welt iſt ein religiöſer.

Die religiöſe und die philoſophiſche Erhabenheit
rden in ihrer Wirklichkeit allemal auf die Brennpunkte
Erſcheinung geleitet und, daſelbſt feſtgehalten, dem
wußtſein als Erhabenheit wichtig. Sie ſtärken das
enſchengeſchlecht zu den großen Thaten ſeiner Befrei-
g. Das Innerliche der philoſophiſchen und religiöſen
habenheit bedarf der Verkörperung in der Erſchei-
ng, obgleich ſie allerdings auch ohne dieſe Aeußer-
hkeit ſchon wirklich iſt. Die Erſcheinung aber wie-
r findet ihre höchſte Befriedigung in der Kunſt, von
r ſie gereinigt wird.

Der Geiſt, welcher auch im herbſten Kampfe nicht unterliegt, bildet den Lebenspunkt des Tragiſchen: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Berühmt iſt die männliche Tragödie als Fauſt. Der Kampf des edlen Geiſtes, der ſich an die Gemeinheit nicht verliert, obgleich er ſich auf die Welt und in Luſt einläßt, iſt ſiegreich; und das nennen wir erhaben. Göthe läßt daher den Fauſt ganz richtig ſagen:

„Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das, was ich verſpreche."

und indem ſchon der Prolog zum Sieg der Hölle für nothwendig erklärt, daß

„dieſer Geiſt von ſeinem Urquell abgezogen"

werde, iſt für Fauſt zwar die tiefſte Verwicklung, das Unglück Gretchens und ſein eigenes für möglich erklärt, aber nicht ſein gänzlicher Selbſtverluſt an die diaboliſche Welt. Das iſt Göthe's eigene Tragödie und die Anſicht von ſeiner eigenen Rettung, die er ausſpricht und bis auf die Politik ausführt. Sein politiſches Benehmen wird Niemand weder fauſtiſch noch erhaben finden.

Als weibliche Tragödie iſt vielſeitig dargeſtellt die unglückliche Liebe, welche die errungene Schönheit, der äußern Zerſtörung zum Trotz, rettet, indem ſie nur den einmal Geliebten im Herzen trägt, und wenn ſie mit ſeinem Verluſte Alles verliert, gerade dieſer Einen Verwirklichung des Ewigen, die ſie in dem Geliebten ſah, treu bleibt. Wenn nicht eben die Liebe über den Tod ſiegte, wenn die Liebe mit dem Geliebten ſtürbe, ſo wär' es keine Tragödie. Der Geiſt wird vom Tode des Geliebten in ſeinem innerſten Kern ergriffen, aber die Energie der Liebe ſteigert ſich bis zur eigenen Hingabe in den Tod.

In der Darſtellung dieſes Sieges und Schmerzes der Liebe, der wahrhaft weiblichen Tragödie, denn dem Weibe iſt die Wahrheit am nächſten in der Liebe gegenwärtig, verdient die Leonore von Leſſing einen noch größeren Ruhm unter den Gemälden, als ſie ſchon hat. Dieſe Verzweiflung iſt die Hoheit der unwandelbaren Hingebung an die erſte Offenbarung des großen Geheimniſſes, der ſtärkſte Ausdruck der Wahrheit und Gewißheit der Liebe. Die Mythe mit ihrem Teufelsſpuk und Strafgericht ſteigert die Tragödie ſo wenig, daß ſie vielmehr die gemeine Vernunftheit gegen die Wahrheit der Tragödie geltend macht, und dem Weibe ganz mit Unrecht das religiöſe Bewußtſein zumuthet, in dem Verluſt dieſer Offenbarung der Idee nicht den Verluſt der Sache ſelbſt zu ſehen.

Im Plaſtiſchen giebt es noch eine vielverkannte Tragödie, die wir hier erwähnen können, die Gruppe der Niobe. Denn es iſt wohl Jedermann deutlich, daß hier eine Tragödie vorhanden iſt, aber wem es irgend um einen tieferen Begriff als den des Unglücks und Leidens zu thun iſt, wem nur die Frage entſteht, wer denn der Leidende ſei und was er leide, dem entſteht bei der Niobefabel und namentlich bei ihrer erhabenen Darſtellung in der berühmten Florentiniſchen Gruppe ſogleich die Bedenklichkeit, daß eine beſtrafte Frevlerin doch auf keine Weiſe dieſe Hoheit in Anſpruch zu nehmen habe, und wenigſtens die Strafe des Verbrechens nicht dasjenige Unglück ſei, welches die Tragödie beabſichtige. Aus der lebensvollen Individualiſirung dieſer humanen Mythe dürfen wir nicht zu dem allgemeinen Gedanken der Mutter, die ihre Kinder verliert, zurückweichen. Niobe iſt dieſe beſtimmte heroiſche Geſtalt, aber die gemeine Auffaſſung der beſtraften Frevlerin könnten tauſend Poeten verkünden, oder mit ihrem [illegible] der Sache recht auf den Grund gekommen zu ſein ſich einbilden; dieſe Niobe des großen plaſtiſchen Künſtlers iſt nicht dieſe Verbrecherin, ſie iſt mit der höchſten Würde der tragiſchen Geſtalt bekleidet, und allerdings iſt es die Verklärung der Mutterliebe, welche das Moment des unüberwindlichen Geiſtes giebt; dieſe Mutterliebe iſt aber nicht irgend eine beliebige, ſondern die der Niobe, welche auf dem Ruhme ruht, womit die Dichtung ihre Kinder verherrlicht: ſie waren Nebenbuhler der herrlichſten Götterjugend, Apollons und der Artemis. Dieſe Nebenbuhlerſchaft entzündet den Kampf, eine Ehrenſache, lediglich darauf beruht er, und die Nebenbuhlerſchaft iſt nur um ſo ehrenwerther, je vermeſſener ſie iſt, denn immer hat ſie ihre Berechtigung in der anerkannten Schönheit der Niobiden. Es iſt der Ehrenpunkt, nicht der Frevel, was die Geſchoſſe der Letokinder auf die Niobiden richtet, dieſe aber fallen noch im Untergange geadelt durch die Höhe, zu der ſie das Bewußtſein ihrer Mutter gehoben. So bleibt die Bedeutung allgemein genug, die unbeſiegbare, über allen Tod hinausgehende Mutterliebe; aber wahres Leben giebt ihr erſt die Berechtigung zu ihrem Stolz: ihre Kinder waren ſchön wie Apoll und Artemis. Hierin iſt auch die Sache wahrhaft plaſtiſch.

So viel von der Tragödie, deren vielfältige Erſcheinung, wenn ſie wahr iſt, allemal den Begriff des Erhabenen zum Kern hat.

Berühmt ſind mit Recht als erhabene Bildungen

ompiſche Zeus, welcher mit dem Winke ſeiner
den ganzen Olymp erſchüttert, der Apollon im
re, der jugendliche Gott, der als gebietender
er mit Hoheit einherſchreitet. Erhaben iſt er
dig nach beiden Seiten dargeſtellt, darum weil
bl den Widerſtand, womit er zu kämpfen hat,
leichten Zorn, den ſchon Winkelmann in der
entdeckt, als den Sieg in der Haltung irgend
ollführten That durch den fernhintreffenden Be-
ſich führt. Dieſer Gott iſt genug charakteri-
individualiſirt als das eigentliche Ideal des
ch-geiſtigen Hellenismus in dieſer ewigen Jüng-
ſtalt: er braucht keine beſtimmte Mythe zu ſeinem
dniß, er kann ſogar nicht mal eine gebrauchen,
n ſeiner eigentlichen Würde herabzuſinken, es
denn ſein, daß ſie eben ſo tief griffe, als der
gedanke des Jünglingsgottes ſelbſt. Was Feuer-
ſeiner Monographie gegen Winkelmann ge-
eobald hier kein Pythontödter ſei, iſt richtig, auch
wahr, daß Apollon allerdings ſo die Eumeniden
nem Tempel verſcheuchen konnte, obgleich die Ge-
zu kaum Energie genug hätte; was aber am
gegen dieſe ſpecielle Auffaſſung ſpricht, iſt die
gkeit dieſer Scene, die nur mit Gewalt zur Form
hen Apollonidee zu machen iſt.

ne Vermittelung der Schönheit und Erhabenheit
Aphrodite Anadyomene. Man hat oft in der
ite nur die ſchöne, weibliche Form gefunden, und
aſt Niemandem das Bedürfniß entſtanden, ihre
erung zu motiviren. Hierin iſt das Alterthum
ger als dieſe ſeine unbeſonnenen Freunde. Aphro-
die Göttin der Liebe, und ihre Darſtellung die

weibliche Schönheit; dies zuſammengebracht giebt uns allerdings den Begriff, daß der Geiſt ſich ſelbſt erfaßt in der Liebe, und zwar als ſeine eigne Erſcheinung, die Schönheit, und zwar die weibliche, welche ſich vorzugsweiſe als Erſcheinung geltend zu machen hat, während das männliche Moment in der Schönheit die Anſchauung iſt. Dieſe Erſcheinung hat alſo dieſen abſoluten Inhalt, Aphrodite iſt die Liebe, die ſich verwirklicht als Schönheit. Erhaben iſt ſie nicht unmittelbar, ſondern nur als Erwachen der Liebe und als Liebesbegeiſterung, worin das Gefühl der Befreiung gegeben wäre. Nun giebt es eine erhabene Darſtellung der Aphrodite. Das iſt die Aphrodite Anadyomene, welche die mediceiſche genannt wird. Als Anadyomene iſt ſie die Geburt der Liebe, alſo gerade dieſer Kampf der hervorbrechenden Schönheit, zugleich aber iſt dies nach der Mythe die Einſetzung in ihr Reich, welches das weithinblickende, darum etwas zugekniffene Herrſcherauge der jungen Göttin überfliegt. Sie iſt aber auf dem Meere zu denken, denn der Trunc beſteht aus einem Delphin, an dem zwei Amoretten herumklettern, der eine entſchloſſen, die Tauchbewegung des Fiſches, welche ſeine gewöhnliche iſt, mitzumachen, der andere an dem Schwanz ſich möglichſt hoch hinauf rettend, als wollte er eben nicht mit hinunter. So iſt hier Aphrodite die Aufgetauchte und zunächſt die Herrin des befruchtenden, feuchten Gebietes, dann aber auch überhaupt die Königin. Das aber iſt wichtig, daß die Scheu und die Schaam, die in dieſer Statue ausgedrückt iſt, und auf die man Alles geſetzt hat, zwar das Ganze giebt, nämlich die erblickte Schönheit, und nicht nur dieſe Anſchauung, ſondern auch das Bewußtſein der

Anſchauung in der Erſcheinung, welches eben die Liebe darſtellt, keineswegs aber bei dieſer tiefſinnigen Bildung Alles iſt, denn ſie zeigt blos die Schönheit als die erblickte, nicht die Geburt der Göttin. Der Begriff der Schaam iſt übrigens der, daß ſich die Schönheit vor dem fremden Blicke verbirgt, keineswegs, daß ſie überhaupt die Anſchauung flieht; denn nur der fremde Blick iſt der profane und profanirende. Nicht ohne Intereſſe iſt es hier, des Gegenſatzes dieſer mediceiſchen, der erhabenen Venus zu erwähnen mit der Aphrodite Kallipygos, welche ohne allen Schaamausdruck naiv und unendlich reizender als dies ganze Geſchlecht der königlichen Liebesgöttinnen, aber eine heitere Erſcheinung, keine erhabene iſt.

Viertes Kapitel.

II. Die Häßlichkeit.

Der Begriff der Erhabenheit iſt das Fortſchreiten des Geiſtes aus ſeiner Unwahrheit zu ſeiner Wahrheit. Aber wie dieſes Fortſchreiten das Gefühl der Befreiung mit ſich führt, ſo führte es auch die Erinnerung an die Unfreiheit mit ſich, aus der es herkommt. Das Unfreie iſt die Vorausſetzung der Befreiung, die Erniedrigung iſt die Vorausſetzung der Erhabenheit; und ſo liegt in dem Begriffe der Erhabenheit und in dem Gefühle der Erhöhung ſelbſt ſchon die Möglichkeit des Zurückſinkens. Es gehört dazu die Kenntniß der freien Region. Lüge, Bosheit, Häßlichkeit, alle drei kommen aus dem Wahren hervor und ſind ein wiſſentlicher Abfall im theoretiſchen, ethiſchen, und äſthetiſchen Gebiet.

Häßlichkeit iſt die von ſich ſelbſt abgefallene Schönheit.

Das Böſe, wie das Häßliche iſt der Widerſpruch des Geiſtes gegen ſeinen Begriff, das heißt das Feſtwerden des Widerſpruches, oder das Feſthalten des Widerſpruches gegen die vermittelnde Thätigkeit der Idee. Von dieſer vermittelnden Thätigkeit der Idee wendet der Böſe ſich ab, der Böſe verſchließt ſein Ohr gegen die Rede der an und für ſich ſeienden Geſetze, in denen ſich der Geiſt in ſeiner Wahrheit ausſpricht, der böſe Menſch erhebt ſich nicht zur Einſtimmigkeit mit dem ewigen wahrhaft allgemeinen Geiſte des Guten, mit der Wahrheit, wie dieſelbe ſich in Anwendung auf die Gemeinſchaft der Menſchen in Sitte und Geſetz geſtaltet. Die Verhinderung der Discuſſion, um ſo eine vernunftwidrige Exiſtenz zu halten, iſt die tiefſte Bosheit.

Eben ſo die Häßlichkeit. Sie iſt erſcheinender Geiſt, alle Erſcheinung alſo, die nicht Geiſt zu zeigen prätendirt, wird eben ſo wenig für häßlich als für ſchön gelten.

Fünftes Kapitel.

Die Häßlichkeit in der Natur und Menſchenwelt.

Die Häßlichkeit in der Natur iſt daher in derſelben Art nur Gleichniß, wie ihre Schönheit und Erhabenheit. Oede, erſtorbene Gegenden, der italieniſche Gebirgszug in vielen Punkten, z. B. zwiſchen Siena und Rom, wo der Apennin öfter als wüſtes Gerüll ohne Vegetation und ohne Eis und ſeine Lebensquellen iſt, ferner vulkaniſche Verwüſtungen und endlich die

üſte ſelbſt ſind nur gleichnißweiſe der Abfall der Na-
von ihrer Wahrheit, ihrem Begriff. Daß ſie dies
rklich ſeien, kann man ſchwerlich behaupten, denn auch
s iſt noch nicht der reine Tod, und Geiſt zu zeigen
itendirt ja auch die reichſte Natur nicht. Das Leben
ſt der reichſten Natur iſt nur ein beſſeres Gleichniß
Geiſtes.

Die Häßlichkeit der Thiere iſt dann als verküm-
rtes Leben ſchon nähere Darſtellung der verkannten
ſich abgefallenen Idee, wie denn auch Hegel aner-
nt, das thieriſche Leben ſei die erſte Erſcheinung der
e, aber immer noch nicht die Sache ſelbſt. Die ver-
mmerte Erſcheinung der Seele iſt noch nicht die des
ſtes; vielmehr iſt die erſte Verwirklichung der Häß-
eit zu ſuchen in der menſchlichen Geſtalt, wo ſie zum
druck des ſeiner Wahrheit wiſſentlich entfremde-
Geiſtes wird. Darum iſt der Ausdruck des Ver-
ers, der Wüſtheit, der Frivolität, des Neides, der
unbedenklich häßlich, dagegen die allerverſchuſtertſte,
ſſenſte Phyſiognomie und Geſtalt, ſelbſt die ver-
herte noch nicht häßlich, weil der Geiſt ſich den
aus dieſer ſeiner Unwahrheit erhebt, und ein ſee-
ller Blick den ganzen Schuſter, ein freier Gedanke
verſeſſenſten Stubenhocker hinwegzaubert.

Sechſtes Kapitel.

Die Häßlichkeit in der Kunſt.

Die Häßlichkeit iſt die Erſcheinung, welche nicht
unwahr iſt, ſondern grade für ihren Abfall die
heit in Anſpruch nimmt. So muß ſie alſo

auch in der Poeſie und Kunſt auftreten. Es wird geſagt und gezeigt, wie eifrig man die Liebe, die Wahrheit, die Schönheit ergreifen würde, *wenn es eine gäbe*, ſo iſt die Sehnſucht da, nun aber giebt es dergleichen nicht, ſo bleibt nichts übrig, als dieſe geiſtreiche Entdeckung und die gute Laune, die ſich darin ergiebt; es iſt dies aber auch nicht wenig, denn es iſt ja dieſes ſich geltend machende Genie, dem es eben um ſeiner Genialität willen vor unſern Augen ſo kannibaliſch wohl wird, als wie zehntauſend Säuen. Wie würde ein ſolches Genie lieben, wenn es eine Liebe, wie würde es begeiſtert ſein, wenn es eine Schönheit gäbe, dieſe Möglichkeit, welche es mit ſeinem „*Wenn*“ ſtehen läßt, iſt der Hintergrund, auf den die Schelme deuten, und es iſt wohl Jedem bekannt, wie viel gute Leute das arge „Wenn“ überhören, und ſo ſich das Gegentheil entnehmen. Am ledernſten iſt der Geiſt der Häßlichkeit in der falſchen Ironie, die auch zur Energie der affectirten Sehnſucht zu vornehm iſt, und nur immer und immer das ſuperfeine, höchſt geniale mauvais sujet ſelbſt producirt; aber eben dieſes Subject glaubt darum gerade Alles zu ſein, was der Geiſt iſt, und will gerade vorzugsweiſe geiſt-reich ſein.

Es liegt im Begriff des Häßlichen, daß es bei ſeiner unwahren Erſcheinung von der Wahrheit weiß, aber es iſt eben ſo nothwendig, daß es kein vollſtändiges *Selbſtbewußtſein* hat, und eben darum kann das Häßliche kein *wahrhaftes Daſein* gewinnen. Das Daſein, welches es zu haben *ſcheint*, hat es immer im Namen eines andern, als es wirklich iſt. Das Häßliche iſt der Abfall von ſeinem Begriff, ſein Begriff aber die Erſcheinung des Wahren. Wenn es nun ſich ſelbſt als

wahre Geſtalt, als Erſcheinung des Unwahren
aßte, ſo müßte es ja, indem es dies thäte, ſich ſelbſt
ſgeben, käme alſo zu keinem wahrhaften Daſein, denn
giebt kein Daſein der Erſcheinung außer der An-
auung; die unwahre Geſtalt des Geiſtes geht aber
der bewußten Anſchauung zu Grunde. Das Häß-
e nimmt ſich ſelbſt als den Geiſt in ſeiner Wahr-
t, nicht als in ſeiner Unwahrheit, und muß ſo allent-
ben, wo es gelten ſoll, wo es von dem Geiſt als
ne eigne Geſtalt anerkannt werden ſoll, für ein an-
es genommen werden, als es iſt; es muß gradezu
ſchön genommen werden. Wer es nicht häßlich
et, dem gilt es für ſchön, und wer es als häß-
erkennt, begreift ſeinen Mangel. Das Häß-
iſt alſo nicht die Verwirklichung, ſondern vielmehr
Nichtverwirklichung des Geiſtes, d. h. es
kein wahrhaftes Daſein. Freilich iſt das Da-
der äſthetiſchen Idee auch in dieſem Abfall von ſich
ſt geiſtige Thätigkeit, Erſcheinen des gegen ſich
ſt aufgelehnten Geiſtes, aber ſobald er wirklich als
erſcheint, was er iſt, hört er auf das zu ſein,
er iſt. Durch die Erkenntniß ſeiner Verwirrung
Verdunkelung wird dieſe aufgelöſ't und erleuchtet,
von der Wahrheit abgetrennte Geiſt wird damit in
r Wahrheit aufgefaßt. Der wirkliche Geiſt iſt
Selbſtbethätigung im Selbſtbewußtſein. Sein Da-
iſt dieſes Selbſtbewußtſein ſelber. Die Häßlichkeit
daher keine wahre Wirklichkeit in der Anſchauung
n anders, als daß ſie geradezu in ihr Gegentheil
ſetzt wird. Im Häßlichen ſträubt ſich der Geiſt gegen
Selbſtbethätigung. Soll nun das Häßliche geiſtige
lichkeit werden, ſo muß in ihm das gerade Gegentheil

von dem angeſchaut werden, was es als Häßliches iſt. Alle häßliche Dichtung wird daher für ſchön genommen, wenn ſie ſich geltend macht, wie ſie denn auch ſelbſt trotz ihrer Oppoſition gegen die Schönheit nur auf die Schönheit ausgeht. Der Grund der weit verbreiteten Verkennung des Häßlichen, von der Weiße bei dieſer Gelegenheit redet, iſt daher kein Mangel der gegenwärtigen Bildung, ſondern liegt im Begriff. Der Begriff ſelbſt aber läßt keine Klage aufkommen. Denn dasjenige iſt doch wohl am wenigſten zu fürchten, was im ſtrengſten Sinne gar nicht zum Daſein kommen kann, und ſeine Macht nur in der Ohnmacht hat. Iſt doch eben das die einzige Macht und Gewalt und der einzige Sieg des unterjochten, lügneriſchen und häßlichen Geiſtes, daß es ihm eben an Macht fehlt ſeine Feſſeln zu ſprengen, und aus ſeinem Scheindaſein, aus ſeiner Möglichkeit zu ſeiner Wirklichkeit zu gelangen.

Siebentes Kapitel.

Auflöſung der Häßlichkeit.

Das Scheindaſein des Häßlichen wird noch deutlicher hervorgehoben durch den Begriff des Geſpenſtes, den Weiße mit Recht hieher zieht, und welcher, wenn auch nicht den ganzen Inhalt des Häßlichen doch in der That ſeine ganze Natur aufs genaueſte und anſchaulichſte darlegt. Denn alle Häßlichkeit der Poeſie, der Geſinnung und That gewinnt wirklich, wie wir ſchon gezeigt haben, nur ein Scheindaſein, und die ſcheinbare Wirklichkeit des Geiſtes iſt das Scheindaſein des Geſpenſtes. Das Geſpenſt iſt eine Erſcheinung, aber nicht die wahre und wirkliche Erſcheinung des Geiſtes, alſo vielmehr nicht Erſcheinung, denn dem Geiſte ſteht hier kein *Anderes*, in dem er ſich wiederfinden könnte, gegenüber, es iſt alſo nur Schein und zwar ſcheinbarer Geiſt, in dem der Geiſt ſich als Aeußeres und Anderes findet, ohne ſich entäußert zu haben. So iſt es die *bloße Anſchauung*. Die Anſchauung iſt es aber von etwas, ſie iſt die Innerlichmachung eines Aeußeren, und gerade dieſes Aeußere fehlt hier, alſo iſt ſie *bloße Anſchauung*. Die *bloße Anſchauung* alſo machte ſich das fehlende Aeußere, weil es aber *fehlt*, ſo kann ſie es nicht machen, ſondern nur fingiren, es iſt *nur* das Innerliche vorhanden, dieſes Innerliche aber behauptet, es ſei *nur* das Aeußerliche, eine fremde und befremdende Erſcheinung d. h. Geſpenſt. So ſträubt es ſich gegen ſeinen Begriff, der Geiſt iſt *fixe Idee* geworden und wer Geſpenſter vor ſich ſieht, weiß es nicht, daß dieſes nur Aeußerliche das nur Innerliche iſt, der Geiſt hat ſein Selbſtgefühl und Bewußtſein verloren, dieſes *nur Aeußerliche* lehnt ſich auf gegen die Erkenntniß ſeines wahren Weſens, es bleibt der ſich entfremdete Geiſt. Es iſt ſeine innere Zerfallenheit in der er feſtgeworden, eine Unnatur des geiſtigen Zuſtandes, welche in der Gewaltſamkeit des Grauens und Entſetzens aus ſich heraus bricht, oder in der Wiederkehr des Bewußtſeins ſich zur Wahrheit wiederherſtellt. *Grauen* und *Entſetzen* ſind das Gefühl des Selbſtverluſtes. In dieſem Gefühl ſelber aber gewinnt ſich ja das Bewußtſein wieder, denn es beſinnt ſich darüber, was dieſer Zuſtand in Wahrheit ſei, nämlich verlornes Selbſtbewußtſein. Der Schauder des Grauens ſelbſt iſt das Zurückſtoßen jenes zerriſſenen Zuſtandes, der alſo durch ſeine Wirkung, durch die Verwirklichung ſeiner ſelbſt ſich ſelbſt nur vernichtet. Das Grauen und Entſetzen iſt die Aufhebung der Häßlichkeit im Gefühl, die Geiſtesgegenwart, die Aufhebung der Häßlichkeit in der Erkenntniß. Das Eintreten der Häßlichkeit in Gefühl und Erkenntniß wäre ihre Wirklichkeit, die ſie aber, wie ſich hier noch einmal ergeben, nicht erreichen und nicht behaupten kann. *Die Natur des Geiſtes iſt die Selbſtbefreiung*, die Natur der Häßlichkeit hingegen das Auflehnen des Subjectes dagegen, welches ſich nicht zum Geiſt verwirklichen kann. Daher iſt der Verluſt des Selbſtbewußtſeins im Häßlichen, welcher in Bezug auf die Wahrheit des Geiſtes — *Verwirrung*, in Bezug auf die Schönheit — *Verzerrung und Häßlichkeit*, in Bezug auf die Befreiung und ihre Begeiſterung in der Erhabenheit — *Schauder und Grauen* vor dem Selbſtverluſte genannt wird, dieſer Zuſtand der Zerfallenheit, des ſtagnirenden, nicht flüſſigen Widerſpruches iſt zu gleicher Zeit der Puls, welcher die *Häßlichkeit* über ſich ſelbſt hinaustreibt. Die volle Erkenntniß der geſpenſtiſchen Nichtigkeit einer Erſcheinung wäre der Rückſchlag des *Gelächters* über unſere eigne Täuſchung. So führt die Häßlichkeit hinüber zum Komiſchen als einer Weiſe der Rückkehr der erſcheinenden Idee zu ſich, während die äſthetiſche Idee im Häßlichen *von* ſich oder *nicht bei ſich* war.

Siebentes Kapitel.

III. Das Komiſche.

Die *Erheiterung*, der Geiſtesblitz der Beſinnung in den getrübten Geiſt iſt das *Komiſche*.

Die Erhabenheit war die Möglichkeit der Häßlichkeit oder allgemeiner der Verſunkenheit. Eben darum, weil der Geiſt ſich kämpfend befreiet, muß er auch ſich ſelbſt oder ſeine Freiheit verlieren können. Die Richtung auf dieſe ſeine Unwahrheit und das Zurückweiſen ſeiner Wahrheit kann ſich aber darum nicht verwirklichen, weil er damit *ſich ſelbſt* zurückweiſen müßte. Alſo iſt wieder die *Trübung des Geiſtes*, weil ſie doch *Geiſt* und der Geiſt das ſich über ſich ſelbſt beſinnende Weſen iſt, ſchon in der Möglichkeit die *Erheiterung*, die Beſinnung *in* der Verwirrung und das heißt zugleich *über* die Verwirrung, ja die Anſchauung, wenn ſie die Anſchauung deſſen iſt, was *iſt*, kann die Häßlichkeit gar nicht anſchauen, denn wenn der Geiſt das wirklich ſieht, was er *iſt*, ſo beſinnt er ſich über *ſich ſelbſt*. Dieſe wirkliche Anſchauung iſt alſo nicht mehr das Häßliche, ſondern ſchon die *Erheiterung*, und das iſt es, was wir als das *Komiſche* nun näher zu erkennen ſuchen.

Was wir an dem Bisherigen haben, bedarf nur einer Zuſammenſtellung, um das Weſen der ſo eben bezeichneten Bewegung noch deutlicher einzuſehen, und ſodann in dieſer Bewegung auch das Lächerliche wirklich wiederzuerkennen.

In der Erhabenheit wird der zu befreiende Geiſt als Ausgangspunkt und *gewöhnlicher* Zuſtand, die Befreiung als *Ausnahme* genommen. In der Erheiterung des Komiſchen wird der freie ſelbſtbewußte Geiſt, das Gefühl der freien Perſönlichkeit als Ausgangspunkt und gewöhnlicher Zuſtand, der verwirrte Geiſt als *Abnormität* angenommen. Das Reich der Unſittlichkeit wird daher keineswegs, wie *Jean Paul* meint, vom Lächerlichen vollſtändig geſchieden, im Gegentheil, das Gelächter iſt darin recht eigentlich zu Hauſe, ſo lange der Menſch darin noch die Beſinnung hat, oder zu haben vorgiebt, daß das Unſittliche eben das Richtige ſei. *Das Gelächter der Frivolität* hat in dieſem Bewußtſein ſeinen Grund. Die frivole Geſinnung kennt ihren Inhalt und ihre Erſcheinung als das Richtige, ſie iſt unmittelbar das Komiſche, und hat auch gerade den Geſichtspunkt, aus welchem vorzugsweiſe die Verzerrung überhaupt in die Augen fällt. Dieſe Herrſchaft über den komiſchen Stoff, welche ihren Grund in der bewußten Unſittlichkeit hat, iſt ſchuld daran, daß frivol und genial ziemlich gleichbedeutend geworden ſind, und daß vorzugsweiſe die Gemeinheit, die ſich durch das Komiſche adelt, den Ehrentitel davonträgt. Darum ziehen ſich auch Viele vor allem Komiſchen als vor einem durchtriebenen, durch die Häßlichkeit hindurchgegangenen Weſen zurück, und thun damit das entgegengeſetzte Unrecht. Wenn das Komiſche in Kneipen, Wachtſtuben und in jeder Geſellſchaft böſer Buben, wie die Bibel ſagt, Bedürfniß iſt, ſo folgt daraus weder eine Genialität des unſittlichen Bewußtſeins, noch eine Verruchtheit des Komiſchen. Im Gegentheil, das Komiſche iſt und bleibt die Befreiung aus dem getrübten Geiſteszuſtande; frivol iſt dieſer Vorgang als Mißbrauch, ſofern in der Erheiterung ſelbſt immer ſchon wieder der Rückfall als gewohnter Zuſtand beabſichtigt wird; genial iſt er, ſofern der Geiſt eine Fertigkeit in der Selbſtbeſinnung, alſo gerade in der Ueberwindung der Unſittlichkeit erlangt, weil er dazu immerwährend die Veranlaſſung hat. Daß die Sache ihre Richtigkeit hat, beweiſ't das Beiſpiel unſrer ganzen Zeit, die ja eben wegen ihrer Gemeinheit vorzugsweiſe komiſch geſtimmt iſt, und vieler Lichter darin; man erinnere ſich nur jenes Koryphäen der Witzbolde, des veteranen Diplomaten (Talleyrand's), der ſeine Gemeinheit überall mit der komiſchen Maske liebenswürdig macht.

Hier iſt aber auch der Punkt, wo die Theorie in Pedanterei umzuſchlagen droht. Es braucht dazu nichts als das einſeitige Feſthalten der Frivolität, und eine Ereiferung aus dieſer Einſeitigkeit heraus gegen dieſes Gelächter. Ein ſolches Gelächter kann freilich dem tieferen Blick ſehr ernſthaft vorkommen, ſofern es gegen die Wiederholung durch dieſelbe Veranlaſſung zu duldſam ſein ſollte, und ſofern der Vorbehalt des Zurückſinkens in den unwahren Zuſtand der Befreiung aus ihm ſogar den Anſtrich einer Rechtfertigung der Unwahrheit giebt — dies iſt eben die Unwahrheit der Frivolität ſelbſt —; es iſt aber immer anzuerkennen, daß auch darin die Beſinnung über den verdrehten Zuſtand des Häßlichen enthalten, und in dieſem Bedürfniß des Geiſtes, zu ſeiner Wahrheit, wenn auch nur momentan und unehrlich, zurückzukehren, die Verherrlichung des Geiſtes und der Wahrheit vorhanden iſt.

Es iſt Niemand verworfen, als wer ſich ſelbſt verwirft, denn ein jeder trägt die Wahrheit im Herzen, und ſelbſt das Gelächter der Frivolität bezeugt nur die Macht der Wahrheit.

Nur diejenige Häßlichkeit, welche noch der Beſinnung fähig, alſo noch nicht zur dauernden Ohnmacht des Geiſtes verſunken iſt, kann komiſch werden.

Achtes Kapitel.

Der komiſche Vorgang.

Weswegen aber die verhärtete Bosheit und ihre Erſcheinung, die verhärtete Häßlichkeit, kein Gegenſtand des Gelächters iſt, folgt aus dem Begriff der Erheiterung als Flüſſigwerden der Hartnäckigkeit und als Rückkehr zu dem gewöhnlichen Zuſtande des freien Selbſtbewußtſeins von ſelbſt. Dennoch iſt dies die Urſache, welche Jean Paul vermocht hat, nur das Reich des Verſtandes, wie er ſich ausdrückt, zum Felde des Komiſchen zu machen. Er verſteht darunter aber weſentlich daſſelbe, wie wir, nämlich: erſcheinende Geiſtesverwirrung, und es fehlt eigentlich an der Sache gar nichts, denn er nennt dieſe „die Ungeſtalt des Geiſtes." Dies iſt die Häßlichkeit. Es blieb nur übrig, ſie als Baſis und Möglichkeit des Lächerlichen aufzuzeigen. Und wir haben geſehen, es lag ſchon im Begriff des Häßlichen, wenn es in die beſonnene, d. h. ſelbſtbewußte Anſchauung tritt, der ganze komiſche Vorgang, weswegen denn auch die angeſchaute Caricatur das Komiſche iſt. Wird nämlich die Caricatur für das Komiſche genommen, ſo iſt ſie der verzerrte und in der Widerſetzlichkeit gegen ſeine Wahrheit getrübte Geiſt, eine innere Unwahrheit, welche durch ihre Energie als ſolche dargeſtellt, von dem Anſchauenden aber in das Bewußtſein der Wahrheit aufgenommen wird. Dieſe Aufnahme iſt die Verwandlung des häßlichen Gegenſtandes in den ſchönen, das heißt in dieſe verwandelnde Anſchauung *ſelbſt*. Das Schöne nämlich nimmt kein anderes Daſein in Anſpruch, als dieſe Geiſtesbethätigung zu ſein; das Schöne iſt das Abſolute, die Vereinigung der beiden Momente; das Häßliche dagegen ſucht ſich als der abgefallene Geiſt, als abſtractes Moment durchzuſetzen, ſobald es alſo in den freien Geiſt eintritt, wird es in das Freie, in dieſe Thätigkeit der befreienden Anſchauung, in abſolute Geiſtesbethätigung verwandelt.

Nun ſträubt ſich aber ſeinem Begriffe nach das Häßliche gegen ſeine Wirklichkeit und Wahrheit, gegen dieſe Verwandlung. Die Anſchauung, welche es verwandelt, zwingt es daher und thut ihm Gewalt an; ſie zwingt es aber mit keinem fremden Zwange, denn es iſt ja Geiſt, wenn auch nur möglicher Geiſt, und nur mit dem Zwange des Geiſtes, der Beſinnung, wird es gezwungen, und zu nichts anderem, als eben dazu, das zu ſein, was es in Wahrheit ſein ſollte. Die Anſchauung thut ihm Gewalt an, aber dieſe Gewalt iſt nur ſeine eigne Gewalt, die es zu ſeiner Wahrheit zwingt, und ſo geſchieht ihm nicht Gewalt, ſondern nur ſein Recht. Der Schein der Gewalt entſteht, wenn wir dem Scheindaſein des Häßlichen eine Berechtigung gegen ſeine Wahrheit zugeſtehen. *Der wahre komiſche Schein* iſt aber der, *welcher dieſe Gewalt zu einem Recht erhebt*. Was nämlich der Geiſt in ſeinem Abfall von ſich nicht wirklich iſt, nämlich Geiſt und Beſinnung, das können wir nicht aufhören in ihm zu ſehen; er hat alſo in ſeiner Beſinnungsloſigkeit, in ſeiner Geiſtesabweſenheit noch immer den Schein des Geiſtes. Dieſer Schein ruft die Gewaltthätigkeit der bewußten Anſchauung hervor, und dieſe Thätigkeit, die in dieſem Scheine ihre Berechtigung hat, iſt der *komiſche Vorgang*, alſo in der That und Wahrheit der Vorgang der Selbſtbefreiung des Geiſtes; denn das wahre Object, das Komiſche iſt nichts anders, als dieſe eine Thätigkeit der Anſchauung, in welcher Alles enthalten und welche ſelbſt das Ganze, der ſich befreiende Geiſt, als die erſcheinende d. h. ſich ſelbſt anſchauende Idee iſt; und zwar iſt dieſe Befreiung geſchehen und geſchieht durch die bloße Beſinnung des abgewichenen Geiſtes über das, was er in Wahrheit iſt. Ob dieſe Thätigkeit von Hinz oder Kunz ausgeht, ob von dem, der durch ſeine innere Verwirrung den Anlaß giebt, ſelbſt, ſo daß ihm ſeine eigne Confuſion erſcheint, er alſo erſt in der Verwirrung iſt, und dann ſich darin erkennt, oder ob ein anderer die Geiſtesverwirrung und Verzerrung auffaßt als dieſe feſtgewordene Thätigkeit, und ſie durch dieſe erkennende Auffaſſung oder dieſe bewußte Anſchauung in die wahre Thätigkeit und freie Flüſſigkeit des Geiſtes wieder umſezt, das iſt gleichviel. Es bleibt immer dieſe Eine Bethätigung des Geiſtes, gleichviel ob Hinz in und über ſich ſelber, oder ob Kunz über Hinzen lacht. Der komiſche Vorgang iſt dieſer Eine, daß zuerſt die Entzweiung, der Abfall des Geiſtes vorhanden iſt; der Geiſt unterſcheidet ſich in ſich, ſeine unwahre Geſtalt, die Häßlichkeit, ſteht als das eine Subject auf der einen Seite — als das eine Subject, — denn es iſt *Selbſtthätigkeit*, wenn auch nur die halbe Thätigkeit; es iſt darum freilich in Wahrheit unwahres Subject, weil es ja *von ſich ſelbſt* nicht weiß, und ſeine Thätigkeit nicht ſich ſelbſt zum Gegenſtande hat, wir nennen es aber Subject, weil es *die Möglichkeit der Selbſtbethätigung* iſt. Dies

Subject ſteht auf der einen Seite als Gegenſtand, dem
daher die Freiheit fehlt. Auf der andern Seite ſteht
das freie Subject, welches ſich aber ebenfalls noch nicht
als frei bethätigt hat, denn es iſt wirklich frei erſt
indem es die ſelbſtbewußte Anſchauung jenes ſelbſt-
loſen Subjects wird, oder vielmehr es wird frei, be-
freit ſich ſelbſt aus jener Trübung, auf die es eingeht
und die es in ſeine Thätigkeit aufnimmt. So lange
eide auseinander gehalten werden, ſind beide einſeitig
und unwirklich. Denn auch ein nichthäßliches Subject,
ber ein Selbſtbewußtſein, welches ſich noch nicht als
olches bethätigte, hat ſich zwar noch nicht verlo-
en, wie im Häßlichen, aber es hat ſich auch noch
icht gewonnen, und iſt daher ebenfalls noch un-
irklich. Seine Wirklichkeit gewinnt es in dem Augen-
lick, wo es ſein anderes Theil ergreift, und darin ſein
icht entzündet.

Neuntes Kapitel.

Ein Rückblick auf Jean Paul.

Dies iſt die Geneſis des Komiſchen, und das Ko-
iſche iſt weiter nichts als dieſe Geneſis, nämlich die
r Schönheit. Alle Schönheit iſt fortdauernd entweder
eſe Selbſtproduction, oder Selbſtreproduction
s Geiſtes: alſo ihr Begriff der Begriff der Schöpfung,
h. das Jneinsſetzen des anſchauenden Subjects und
ſcheinenden Objects, man kann es nehmen als das
inausſetzen ſeiner ſelbſt ins Object, oder als das
iederfinden ſeiner ſelbſt im Object. Was wir
er hier im Komiſchen Object nennen, iſt vorläufig
s Häßliches zwar Geiſt, in welchem aber der thätige

Geiſt ſich erſt zu ſuchen hat, in dem er ſich nicht als ſchon geſetzt vorfindet, ſondern aus dem er ſich erſt in ſeinem Schauen herausfindet.

Die Jean Paulſche Darſtellung dieſes Vorgangs verdient hier erörtert zu werden.

Zuerſt hat er das volle Bewußtſein der Sache, wenn er ſagt: „das Lächerliche wollte von jeher nicht in die Definitionen der Philoſophen gehen — ausgenommen unwillkührlich — bloß weil die Empfindung deſſelben ſo viele Geſtalten annimmt, als es Ungeſtalten giebt.“ Das Lächerliche wäre alſo die Ungeſtalt in der Empfindung, wobei es ſich nach unſerer Betrachtung des Vorganges nur noch fragt, welcher Art von Ungeſtalten, ob aller oder nur einiger? Und auch dieſe Frage iſt ſchon von Jean Paul beantwortet, wenn er ausführt, daß weder die bloße geiſtige Ungereimtheit ohne Erſcheinung oder Verkörperung, noch die bloße körperliche Ungereimtheit ohne Vergeiſtigung komiſch ſei, es ſei alſo eine Ungeſtalt des Geiſtes zum Komiſchen nothwendig. Denn „mit Unrecht fände z. B. Flögel komiſch bei dem plaſtiſchen Höllenbreughel des Prinzen von Pallagonia in Palermo, das Relief von Chriſti Leiden neben einem Gauklertanz, oder den Neger zu Pferde gegenüber einem römiſchen Kaiſer mit doppelter Naſe; denn, fährt er fort, dieſen Verſchiebungen der plaſtiſchen Wirklichkeit mangelt, wie dem Menſchenzerrbilde, dem Thiere, die geiſtige Bedeutung.“

Hiemit hat der geiſtreiche Mann ſein ſicheres Bewußtſein über die Geburtsſtätte des Komiſchen beurkundet, und es iſt nur der Zuſammenhang der Idee, der uns hier beunruhigen müßte, wenn wir uns mit dieſen

Worten allein behelfen sollten, es fehlt die ganze Frage nach dem Begriff der Häßlichkeit, welcher nicht so ohne Weiteres vorliegt.

Dasselbe Bewußtsein und dieselbe eindringende Beobachtung finden wir auch in der Darlegung der wirklichen Geburt des Komischen. Er sagt: „Obgleich nichts Sinnliches allein lächerlich sein kann — d. h. nichts Lebloses, ausgenommen durch Personification, — und wieder nichts Geistiges allein es werden kann — nicht der reine Irrthum, noch die reine Verstandeslosigkeit; — so fragt sich eben, durch welches Sinnliche spiegelt sich das Geistige und welches Geistige ab? — Ein Irrthum an und für sich ist nicht lächerlich, so wenig als eine Unwissenheit, sonst müßten die Religionsparteien und Stände einander immer lächerlich finden. Sondern der Irrthum muß sich durch ein Bestreben, eine Handlung offenbaren können" (hiemit ist gesagt, daß das Lächerliche die erscheinende Idee sei); „so wird uns derselbe Gegendienst, bei welchem wir als bloßer Vorstellung ernsthaft bleiben, lächerlich werden, wenn wir ihn üben sehen. Ein gesunder Mensch, der sich für krank hielte, würde uns erst komisch vorkommen durch wichtige Vorkehrungen gegen seine Noth. Das Bestreben und die Lage müssen beide gleich anschaulich sein, um ihren Widerspruch zur komischen Höhe zu treiben." (Hier ist einzuschalten, daß das Komische in Wahrheit keine Lage sein kann, sondern daß auch eine Lage, wenn sie angeschaut wird, eine Thätigkeit ist, denn es ist hier keineswegs mehr von dem Häßlichen für sich, sondern von demselben, sofern es komisch wird, die Rede. Auch der Begriff des Widerspruches wird erwähnt, und später unter anderm Titel, aber freilich nicht ganz aus dem Grunde entwickelt. Jean Paul führt nämlich die Geneſis des Komiſchen mit paſſendem Beiſpiel fort, indem er ſagt:) „Allein noch immer haben wir nur einen anſchaulich ausgedruckten endlichen Irrthum, der noch keine unendliche Ungereimtheit iſt.“ (Der tiefſinnige Mann ſcheint zu meinen, er habe noch nicht geſagt, der Irrthum müſſe nicht bloß anſchaulich, ſondern auch angeſchaut ſein, ſonſt ſofern ſeine beiden Beiſpiele wirklich komiſch ſind, ſind ſie auch wirklich der abſolute Widerſpruch und nicht mehr der endliche Irrthum, ſind ſchon angeſchaut, ſind alſo ſchon die unendliche Ungereimtheit (ein Schlagwort), ſie iſt nämlich in Wahrheit die als ſolche angeſchaute, und dadurch zum Unendlichen befreite Ungereimtheit, die eben, ſo lange ſie nicht in dieſer Anſchauung iſt, endlich, gefeſſelt, beſchränkt iſt. Daß dies Moment der Idee wirklich gemeint ſei, zeigt ſich ſogleich im weitern Verlauf, der dieſer iſt:) „Kein Menſch kann im gegebenen Fall nach etwas anderem handeln, als nach ſeiner Vorſtellung davon. Wenn Sancho eine Nacht hindurch ſich über einem ſeichten Graben in der Schwebe erhielt, weil er vorausſetzte, ein Abgrund gaffe unter ihm; ſo iſt bei dieſer Vorausſetzung ſeine Anſtrengung recht verſtändig; und es wäre gerade erſt toll, wenn er die Zerſchmetterung wagte. Warum lachen wir gleichwohl? Hier kommt der Hauptpunct: wir leihen ſeinem Beſtreben unſere Einſicht und Anſicht, und erzeugen durch einen ſolchen Widerſpruch die unendliche Ungereimtheit.“ So weit vortrefflich und auch der Ausdruck unendliche Ungereimtheit iſt, richtig gedeutet, eine beneidenswerthe Erfindung. Dann aber zeigt ſich ſogleich der Mangel auch der genialen Empirie, wenn fortgefahren wird: „zu dieſer Uebertragung wird unſere Phantaſie nur durch die ſinnliche Anſchaulichkeit des Irrthums vermocht.“ Denn zuerſt die ſinnliche Anſchaulichkeit iſt gar nicht einmal nöthig: man kann in ſich ſelbſt über ſich ſelbſt, indem man ſeine Gedankenthätigkeit als die Verwirrung des Geiſtes anſchaut, lachen, wo denn zwar Anſchauung, aber keine ſinnliche iſt; eben ſo bei aller Erzählung. Man kann aber Jean Paul nicht zumuthen, daß er dieſes Lächerliche und damit etwa ſeine ganzen humoriſtiſchen Werke ausſchließen wolle, ohne Zweifel ſoll daher (was wir auch durch Citate belegen könnten) das Wort „ſinnlich“ nur den Begriff der Anſchauung verſtärken; aber immer liegt (und dies iſt der Hauptpunct) der Grund der Uebertragung des beſſern Bewußtſeins nicht darin, daß der Irrthum überhaupt angeſchaut werden kann, ſondern darin, daß der Irrende dazu herausfordert durch das, was er in Wahrheit iſt, nämlich Selbſtbewußtſein, deſſen Verdunklung ja eben ſeine unwahre Geſtalt iſt. Der Grund der Uebertragung des beſſeren Bewußtſeins, wie Jean Paul die Beſinnung in dem Beſinnungsloſen nennt, liegt alſo nicht darin, daß der Irrthum überhaupt angeſchaut werden kann, ſondern darin, daß er eigentlich von dem Irrenden ſelbſt angeſchaut werden ſollte.

Es ſind überhaupt im Komiſchen, wie ſchon ausgeführt worden, nicht mehr dieſe zwei vorhanden, ſondern ihre Entzweiung iſt beendigt und in Eins gefaßt. Der Geiſt iſt dieſe Eine Thätigkeit der beiden Seiten, ihrer Unterſcheidung und ihrer Zuſammenfaſſung, er iſt alſo die allgemeine Thätigkeit, die ganze Thätigkeit, an unſerm Exempel: Sancho im Graben und die bewußte Anſchauung zuſammen. Der Geiſt, als dieſe bewußte Anſchauung, nimmt die unwahre Thätigkeit der Häßlichkeit, die bei der Unterſcheidung, bei der Entzweiung, beim Abfall ſtehen bleiben will, in ſich auf, und es iſt ſehr ungenau gedacht, wenn man nun der Meinung iſt, unſer Selbſtbewußtſein, welches wir dem Sancho leihen, ſei nur eine Correctur des Geiſtes Sancho, ſo daß Sancho ihr gegenüber und äußerlich bliebe. Eben dieſe corrigirte Confuſion iſt ja erſt die wahre und *ganze* Thätigkeit, welche Geiſt iſt und dazu war nöthig Sancho, der iſolirte, unwirkliche Geiſt, weil er ſeinen Zuſtand nicht kennt und darin feſtgeworden iſt, und die Anſchauung, welche ja ſelbſt der Geiſt iſt, der in Sancho's Thätigkeit eingeht, um dann daraus herauszugehen. Alles Komiſche iſt die Beſinnung des Geiſtes aus ſeiner Beſinnungsloſigkeit heraus. Er muß ſich freilich zu dieſem Behufe zuvor zu ſeinem eignen Gegenſtande werden, ſich entzweien. Darum iſt allerdings von Subject und Object im Komiſchen die Rede, *Jean Paul* kann aber von dieſem Geiſte, welcher das Komiſche iſt, nicht ſagen, „es (das Komiſche) wohnt *nie* im Objecte, ſondern im Subjecte", denn ſo *wohnt* es überhaupt gar nicht, ſondern es iſt dieſe Thätigkeit, in welcher das Object (womit doch wohl Sancho gemeint iſt) und das Subject beide, um bei dem Bilde des Logirens zu bleiben, *zuſammenziehen*. Iſt aber das *inhaltsvolle Subject*, die Thätigkeit gemeint, in welcher *ſowohl* das Object *als das* Subject vorhanden ſind, ſo iſt das Komiſche allerdings Subject, und wenn man ſagen wollte, es wohne im Subjecte, ſo wohnt freilich das Subject in ſich ſelber,

enn es überhaupt wohnt. So aber wie das Waſſer
Glaſe iſt es nicht drin, und ſo wie der Klausner
der Zelle wohnt es nicht drin. Dieſe Emballagen-
iloſophie ſoll auch Jean Paul nicht aufgebürdet
rden. Alſo das Komiſche wäre jenes inhaltsvolle
ubject, und Jean Paul muß dies auch ſo gemeint
ben, er hätte nun aber freilich nicht das Gegentheil
von ſagen müſſen. Er muß dies inhaltsvolle Sub-
t gemeint haben, denn er meint, „die unendliche Un-
reimtheit“ wohne in dem Subject. Nun iſt dazu
hig, zuerſt daß dies Anſchauende, welches das Sub-
iſt, zu der Thätigkeit, zu der Anſchauung wird,
che das verwirrte Object iſt, und in dieſe Verwir-
g ſodann ſein beſſeres Bewußtſein hineinſtellt. Aber
ſag' ich? da müßte Jean Paul ja gerade mei-
, das Komiſche wohne in dem Object und nicht in
Subject, und das meint er auch. Dies Object
nun nämlich nicht mehr das einſeitige Object, ſon-
das Object, welches das Komiſche iſt,
aber hört nicht auf die Thätigkeit zu ſein, welche
Subject iſt, ſondern iſt eben erſt zu dieſer wahren
freien Thätigkeit geworden. Das komiſche Object
as inhaltsvolle Object, welches daſſelbe iſt,
wir ſo eben inhaltsvolles Subject genannt
n.

Zehntes Kapitel.

Die freie Perſönlichkeit im Komiſchen.

Dieſes inhaltsvolle oder wahre Subject in ſeiner
ſis iſt der eigentliche Lebenspunkt des Komiſchen,
die dualiſtiſche Auffaſſung damit ausſpricht, daß ſie

in dem Komiſchen zwei Subiecte findet, das lächerliche und das lachende, ſie könnte auch ſagen, dieſe Subjecte wären Perſonen, wobei es denn ebenfalls mit dem Begriffe der Perſönlichkeit nur äußerlich genommen wäre. Es ſind nämlich in Wahrheit weder zwei Subjecte noch zwei Perſonen, ſondern nur *zwei Individuen*, die ſich aber in der komiſchen That *gegenſeitig durchdringen* zu dieſem Einen inhaltsvollen Subject, deſſen Inhalt als dieſes Durchdringen und Durchdrungenſein dieſe *Eine freie Perſönlichkeit* iſt, deren Begriff eben die Thätigkeit iſt, die ihren Gegenſtand vollſtändig durchdringt und gegentheils ganz von ihm durchdrungen iſt. Die gemeine Auffaſſung ſchon nennt das *erſcheinende Selbſt* Perſon, und ſtellt gleichwohl viele Perſonen als verſchiedene Individuen gegeneinander, aber ſchon die Grammatik ſieht weiter, indem ſie das „Wir“ eben ſo gut Perſon nennt, als das „Ich“, und die Juriſten reden ſogar von einer moraliſchen Perſon, welche vollends die ſpröde Individualität abgeſtreift hat, und, obgleich Individuum, doch ein aus Unterſchiedenen vermitteltes Individuum iſt: das *Selbſt* der moraliſchen Perſon iſt der vernünftige Wille, der darum auch unmittelbar als das Allgemeine erſcheint, alſo als ein Individuum, welches das Allgemeine iſt. Und in der That, die Wahrheit des Individuums iſt die Allgemeinheit der Perſönlichkeit, welche Allgemeinheit darin beſteht, daß der Geiſt in ſeiner Unterſcheidung und vielfältigen Geſtaltung *ſich ſelbſt nicht verliert*, ſondern *in allen Individuen dergeſtalt er ſelbſt iſt*, daß vielmehr die *unverlierbare* und untheilbare Individualität zur Sicherheit ihres *Selbſtgefühls* nur gelangt in der abſoluten Thätigkeit, des Geiſtes welche, eben in dieſem Gewinn ihrer ſelbſt, Perſönlichkeit iſt. Die Perſönlichkeit iſt alſo das wahrhaft inhaltsvolle Subject, indem es als Geiſt, B. nicht nur auch Körper hat, ſondern dieſe völlige Durchdringung beider iſt, den Körper ganz zu dem ſei- igen, ganz zu ſeiner Bethätigung macht, und nun nicht ls das eine oder das andere, ſondern nur als dieſer oncrete reiche Inhalt, dieſer Mikrokosmos, Perſon iſt.

Im Komiſchen werden nun die beiden Unterſchie- enen, die ſich noch nicht zu der Thätigkeit vereinig aben, Individuen genannt, um anzuzeigen, daß beide ſcheinender Geiſt ſind, denn Individuum iſt der Geiſt ls Einzelnes, d. h. Erſcheinendes, nämlich der Geiſt r im Unterſchiede von ſich für ſich iſt. Indem aber ide noch einzeln, noch Individuum ſind, haben ſie nur nwahres Daſein, dieſe ihre Objectivität iſt erſt ein angelhaftes Daſein des Geiſtes.

Das lächerliche Individuum iſt mit ſich ſelbſt im iderſpruche und dem ſelbſtbewußten Individuum ſteht s verzerrte, welches erſt noch durchdrungen werden ſoll, verdaut gegenüber. Beide Individuen ſind noch erſt r Möglichkeit nach Perſon, unwahre Perſon, ſo- rn jeder die Bethätigung des Selbſtbe- ußtſeins und die Beherrſchung ihrer Ob- ctivität abgebt. Das häßliche Individuum iſt das idende, die Seite der Objectivität, ſofern es ſeinem Begriff die Macht der ſubjectiven Selbſtbe- gung nicht hat, oder vielmehr dieſelbe verloren und fgegeben hat. Der Anſtoß der wahren Bewegung ß daher von der andern Seite kommen, nämlich von n Individuum, welches ſeiner Subjectivität, ſeiner hren Selbſtbewegung nicht entfremdet iſt. Von dieſer Seite geht die Thätigkeit aus, dieſes Individuum iſt alſo die Seite der Subjectivität, obgleich man es, ſo lange die Trennung noch als vorhanden gedacht wird, nur uneigentlich das thätige Individuum nennen könnte. In dieſen beiden Individuen liegt die vollſtändige Möglichkeit des Komiſchen, ſofern dasſelbe in ſeiner Wirklichkeit die abſolute Thätigkeit iſt mit dem Bewußtſein dieſer Thätigkeit, daß ſie Perſon ſei. In dieſer Wirklichkeit nämlich gewinnt der Geiſt ſein Selbſtbewußtſein als Bethätigung ſeiner ſelbſt in ſeiner Aeußerlichkeit (denn er iſt außer ſich im Häßlichen, und erkennt nun dieſe Aeußerlichkeit als ſeine eigne) wieder. Die Rückkehr des Geiſtes zu ſeiner Wahrheit, welche im Komiſchen vor ſich geht, iſt daher ſeine Wiederherſtellung zur wirklichen Perſönlichkeit aus einer Geſtalt, welche irgendwie ſeine Aeußerlichkeit als den Abfall von ihm ſelbſt zeigte. Die wahre Geſtalt des Geiſtes iſt nämlich die Perſönlichkeit, und ſie erſcheint überall in ihrer Wahrheit als Bethätigung des freien Geiſtes, der frei iſt, weil er ſich ſelbſt unendlicher Anſtoß und zugleich Herr und wahrhafte Wirklichkeit der Aeußerlichkeit iſt, und auch ſo erſcheint. Der Leib iſt die Geſtalt des Geiſtes, und dieſe Durchdringung ſo lange wirkliche Perſon, als nur dieſe Selbſtbewirkung und Selbſtbethätigung, das völlige Aufgebn des Inſtruments in den Willen zum Vorſchein kommt. Wenn aber Einer in Geiſtesabweſenheit ſeine Beine, wie man ſagt, gehen ließe, wohin ſie wollten, und ſie gingen nun etwa ins Waſſer (wie man von dem Dichter Koſegarten erzählt, daß es ihm beim Nachſinnen auf einem Spaziergange begegnet ſei), ſo erſchiene dieſer Geiſt im Abfall von ſeiner Wahrheit, die Handlung des Gehens in Widerſpruch mit ſeinem wahren Willen, den jeder kennt als einen, der nicht in den Graben fallen will. Er iſt in Wahrheit dieſe Einheit mit ſich, welche als Selbſtbewußtſein d. h. Perſönlichkeit erſcheint, und das Komiſche iſt dieſe Beſinnung des Geiſtes in ſeiner unwahren Geſtalt auf ſeine wahre, welche Wiedergewinn der Perſönlichkeit iſt. Derſelbe Fall iſt in der Erzählung: Ein junger Mann habe ſich mit ſeinem Chapeau claque aus einer Geſellſchaft entfernt, und ſei in der Zerſtreutheit mit dem Abtrittdeckel unter dem Arm wieder aufgetreten. Zerſtreutheit nämlich iſt der Ausdruck für eine Gattung des Verluſtes der wirklichen Perſönlichkeit, und zeigt das ſichere Bewußtſein der Sprache über die Zwieſpältigkeit, den Einheitsmangel der Sphäre an, aus welcher ſich das Komiſche durch die andere Seite, das ineinsſeyende Selbſtbewußtſein, herausgebiert. Wenn nun die erſcheinende Zerſtreutheit gewiß immer lächerlich wird, ſo iſt ſie dieſe Erſcheinung innerhalb des ſelbſtbewußten Geiſtes und dadurch zugleich verdeutlichendes Beiſpiel der Einſicht, daß immer zwei Individuen, nämlich die zwei Seiten der Idee, die Idee im Zwieſpalt mit ſich, aber nur Eine wirkliche Perſon im Komiſchen vorhanden iſt, weil eben die wahre Geſtalt der Idee als freie Perſönlichkeit die allgemeine Geſtalt iſt, die die Aeußerlichkeit nicht mehr neben ſich, ſondern in ſich aufgenommen hat. Man ſträubt ſich gegen dieſen Monismus und gegen dieſe Perſonificirung des Komiſchen, weil man ſich nicht zu der Einſicht der wahren Unendlichkeit des Geiſtes erhebt, die hier als die ſchlechthin durchdringliche und ſein Anderes durchdringende und darum allen Inhalt abſorbirende Perſönlichkeit erſcheint. Dies iſt der Begriff der freien, das heißt ſich befreienden Perſönlichkeit. Den komiſchen Schein und die Gewaltthätigkeit des fremden Bewußtſeins, nennt Jean Paul das Aufbürden des eigenen Beſſerwiſſens. Der komiſche Schein greift ſogar in die Sprache über, welche nicht aufhört die unwahre Perſon ſchlechtweg Perſon zu nennen, weil ſie mögliche Perſon iſt; und die Nothwendigkeit des Aufbürdens liegt ebenfalls in dieſem komiſchen Schein, welcher die Möglichkeit der Perſönlichkeit iſt. Sodann iſt dieſes Aufbürden unſers Beſſerwiſſens keine Gewalt von Außen, der Zwieſpalt iſt innerhalb des Geiſtes vorhanden, die zwei Individuen ſind nur äußerlich zwei, in Wahrheit aber nicht, ſondern in Wahrheit ſind ſie beide innerhalb des Geiſtes, welcher dieſe eine freie Thätigkeit iſt. Die Gewalt, das Jean Paulſche Aufbürden, kommt alſo auch dem im Zwieſpalt mit ſich befangenen Individuum nicht von Außen, denn es giebt hier in dieſem Sinne kein Außen, und wenn z. B. jener junge Mann mit dem vermeintlichen Hut, oder Kriegsgarten oder Sancho im Graben außer dem Beſſerwiſſen ſind, ſo ſind ſie nur außer ihrer eignen Wahrheit, und unſre Wahrheit, dieſes Beſſerwiſſen, iſt auch ihre Wahrheit. Der komiſche Vorgang iſt dieſer Gewinn der Perſönlichkeit, welcher Ein abſolutes Selbſtſein d. h. Selbſtbethätigung des Geiſtes iſt, die nicht als Privilegium und nicht als ſchlechtes Außending zu denken iſt. Für den komiſchen Vorgang iſt es freilich wichtig, daß ſeine zwieſpältige Baſis nicht außer Acht gelaſſen wird, das wichtigſte aber bleibt, daß die Ineinsſetzung als ſolche begriffen wird. Der Begriff der Gewaltthätigkeit iſt indeſſen ſo allgemein, daß nichts mehr verletzt, als ſich zum Gegenſtande des

lächters gemacht zu ſehn, natürlich darum, weil das
ne Bewußtſein dem Verlachten nicht beiſteht, ihn viel-
hr nur ſeines Widerſpruchs mit ſich überführt. Es
hieht ihm alſo keine andere Gewalt, als daß dabei
girt wird, daß er klüger ſei als er iſt.

Eilftes Kapitel.

Das Selbſtgefühl beim Komiſchen und die Luſt des Lachens.

Die Beſinnung, Wiederbelebung des Sinnes im
genſatz zu der Abweſenheit des Sinnes wirkt auf
n Stufen des Bewußtſeins, zuerſt als *Selbſtgefühl*
gar als Lebensgefühl, deſſen Erhebung in der Hei-
eit des unbewußten Kindesalters, ja ſogar in der
undlichen Miene der Thiere, ein Analogon des Lachens
ſtellt.) Als *Selbſtgefühl* bei Auffaſſung des Ver-
rten iſt das Komiſche eine der früheſten Aeußerungen
erwachenden Bewußtſeins, es erſtarkt in dieſer Form
ganz allgemeinen Bewußtſein in jeder Bildungs-
e, und geht nur hie und da wieder verloren durch
bildung. Das Komiſche iſt alſo das **allgemeine**
lbſtbewußtſein als Selbſtbeſinnung in der be-
nungsloſen Erſcheinung des Geiſtes. Die höchſte
fe dieſes allgemeinen Selbſtbewußtſeins aber iſt **das**
rkliche Wiſſen von ſich als dieſer freien
rſon.

Das Komiſche iſt der äſthetiſche Zeugungsact des
en Menſchen. In dieſer Auffaſſung hat man es mit
Blitz verglichen, weil hier der Sprung aus der
glichkeit in die Wirklichkeit, welcher die Zeugung iſt,

ſo augenfällig vorliegt, und weil zugleich die wirkende Bewegung, die das Komiſche iſt, lebhaft empfunden und damit ausgedrückt wurde. Wir können hier aber den Blitz auch als plötzliche Beleuchtung gebrauchen. Denn allerdings iſt das Komiſche der Blitz des freien Geiſtes in das Dunkel des verwirrten. Das Schnelle, das Augenblickliche, das Auftauchen und das Wiederverſchwinden iſt, genau genommen, eine unangemeſſene Verbildlichung, wohin denn auch die Kantiſche Auflöſung einer Erwartung in Nichts gehört. Allerdings wird ein Nichtiges aufgezeigt, aber dieſes Nichtige iſt erſt die Aufgabe des Räthſels. Indem die Geſtalt als nichtig aufgezeigt wird, geht allerdings auch eine Auflöſung vor ſich; das errathene Räthſel iſt aber keineswegs Nichts, ſondern erſt gerade das rechte Etwas. Die Befreiung der Perſönlichkeit, dieſe Entfeſſelung des Geiſtes, iſt nicht ſein Verſchwinden, denn mit dem Verſchwinden ſeiner unwahren Geſtalt, ſeines Räthſels, ſeines noch in ſich gebundenen Seins, wird erſt ſeine wahre Geſtalt zur Wirklichkeit entbunden. Dieſe Wirklichkeit iſt freilich kein äußerliches Daſein und kein bloßes Sein, ſondern wirkende und zwar ſich ſelbſt bewirkende Thätigkeit, alſo die mächtigſte Energie ſelbſt. Das Komiſche iſt das erſte Finden, das Erfinden der Schönheit, nicht das Wiederfinden des Geiſtes in der Erſcheinung, die ſeine angemeſſene wäre; es iſt alſo Schönheit, aber nicht das Ideal, ſondern das Herausfinden ſeiner wahren Geſtalt aus ſeiner unwahren. Dies Selbſtgefühl der Perſönlichkeit im Herausfinden ſeiner wahren Geſtalt aus der Unwahrheit, die Luſt dieſer Thätigkeit des Schaffens, iſt die Luſt am Komiſchen, die Luſt des Lachens. Das Lachen iſt der Anklang und der Nachklang dieſer Activität. Die Luſt am Komiſchen nennt Kant „das freie Spiel aller Geiſteskräfte“ und das Behagen beim Lachen „das Gefühl der Geſundheit.“ Die Geſundheit des Körpers entſpricht allerdings der freien Geiſtesbewegung.

Jean Paul ſagt: „Der Elementargeiſt der komiſchen Luſtelemente iſt der Genuß dreier in Einer Anſchauung vor- und feſtgehaltenen Gedankenreihen, 1) der eignen wahren Reihe, 2) der fremden wahren, und 3) der fremden von uns untergelegten illuſoriſchen.“ Die Anſchauung iſt freilich nicht das feſthaltende, ſondern das loslöſende und nicht dies nebeneinander, ſondern eben das ineinander wirkende Thätige. „Die Anſchaulichkeit zwingt uns (dies haben wir ſchon erörtert) zum Hinüber- und Herüber-Wechſelſpiel mit dieſen drei gegeneinanderſtrebenden Reihen, aber dieſer Zwang verliert durch die Unvereinbarkeit ſich in eine heitere Willkür.“ Jean Paul ahnet das Freiheitsgefühl im Komiſchen, aber nicht die Willkür iſt die Freiheit, ſondern: die Nothwendigkeit der Vernunft, zu welcher die Confuſion zurückgebracht wird; dieſe und das Gefühl dieſer emancipirenden That, das iſt die Freiheit und ihr Genuß. Jean Paul fährt fort: „Das Komiſche iſt alſo der Genuß oder die Phantaſie und Poeſie des ganz für das Freie entbundenen Verſtandes, welcher ſich an drei Schluß- oder Blumenketten ſpielend entwickelt, und daran hin und wieder tanzt.“ Ein unglückliches Bild! das Tanzen an der Kette, und wäre ſie von Blumen! Auch das freie Spiel kommt dann gleich noch dazu, entweder weil es zum Tanz gehört, oder weil es zu berühmt geworden war, um hier unbeachtet zu bleiben. Die Wahrheit iſt, daß allerdings die Luſt am Komiſchen Freiheitsgefühl iſt, aber nicht die Erhebung zum Ideal, ſondern die Rückkehr aus der Confuſion zur Klarheit der ſelbſtbewußten Perſon; darum iſt dies ein Act der Heiterkeit. Soll hiebei aber auch noch das Spiel ſeine Berechtigung haben, nun ſo liegt freilich die neckiſche und neckende Natur des Komiſchen darin, daß der Confuſe ſich umſonſt gegen die Aufklärung ſeiner Confuſion ſperrt. Eine weitere Erklärung des Lachens als einer reinkörperlichen Affection, die man mit dem Geiſt erſt in Verbindung zu ſetzen hätte, iſt eben ſo thöricht, als die Frage, warum ich die Hand aufhebe, wenn ich es will. Einen geiſtloſen Körper kennen wir hier nicht.

Zwölftes Kapitel.

Thierkomik.

Nun ſind aber doch manche Gegenſtände des Gelächters geiſtlos, z. B. die Thiere. Dazu bemerkt Jean Paul ganz richtig: daß in ſolchen Fällen, z. B. bei lächerlichen Geberdungen der Thiere, eine Perſonification, ein Andichten des Geiſtes auf Veranlaſſung eines ſcheinbaren Bewußtſeins zur Aushülfe diente. Das Thier, die Caricatur des Menſchen, wie Jean Paul ſagt, iſt nur dann lächerlich, wenn es den Schein annehmen kann, ſich menſchlich zu verhalten im Handeln und Ueberlegen; die übrige Außenwelt erregt Lachen geradezu nur als Ausdruck des Geiſtes, was Jean Paul ebenfalls in der eben citirten Stelle ſchon ausgeführt. Im Uebrigen wird manches den Thieren zugeſchoben, was ihnen gar nicht zukommt. Wenn z. B. **Rudolphi** in ſeiner Phyſiologie anführt, auf die Frage:

arum nur die Orangutangs nicht redeten, hätte Jemand ſehr gut geantwortet: weil ſie nichts zu ſagen ätten; ſo wird damit nicht das Geſchlecht der Pongo's, ondern der Fragende lächerlich gefunden.

Anders die Geſchichte von dem Hauſirer mit den Schlafmützen. Man erzählt, er ſei in einem Walde bſeits gegangen, und habe zuvor aus ſeinem Käſtchen ine Schlafmütze aufgeſetzt, das Käſtchen ſelber aber ffen ſtehen laſſen; bei ſeiner Rückkehr nun ſei es leer geweſen, und er habe zu ſeinem nicht geringen Schrecken den ganzen Schlafmützenvorrath auf den Köpfen vieler Affen hoch in den Zweigen des Waldes erblickt, — und nur dadurch ſeine Waare wiedererlangt, daß er mit vieler Beſinnung ſeine Mütze abgenommen, ſie vor den Augen ſeines hohen Publikums dreimal deutlich um den Kopf geſchwenkt, und dann in den Kaſten zurückgeſchleudert. Die Affen nämlich hätten nun auch dieſes Verfahren, als er ſich zum zweitenmal von dem Käſtchen entfernt, vorſchriftsmäßig ausgeführt. Allerdings iſt hier mehr die Verlegenheit des Hauſirers lächerlich, als das Benehmen der Affen. Indeſſen auch die Affen könnte man lächerlich finden im erſten Theil der Geſchichte, ſofern ſie eben entſchieden unperſönlich ſind, und doch durch die Schlafmützen ſich augenſcheinlich perſonificiren, im zweiten Theil, ſofern ſie doch die Schlafmützen haben wollen, und ſie dennoch ihrem Charakter gemäß alle fortſchleudern und wieder in den Kaſten werfen müſſen.

Daß Thiere dagegen in ganz unabhängigen Handlungen lächerlich werden, iſt ſeltner. Hunde und Affen ſind faſt die einzigen Komiker, die übrig bleiben. Die Affen geben in mancherlei Unanſtändigkeiten, die ſie in guter Geſellſchaft ausführen, und die Hunde desgleichen wenn ſie z. B. Schlitten fahren, indem ſie ſich ſetzen, und nun mit den Vorderbeinen fortgehen, ſolche Vorſtellungen, die aber, ſobald ſie als Bedürfniß gefaßt werden, ſogleich aller Komik entfremdet ſind.

Das unabhängigſte Beiſpiel eines Lächerlichen aus der Thierwelt wäre wohl noch der Affe, welcher mit einem Hunde zuſammen unterm Ofen liegt, ſo jedoch, daß ſeine Naſe wiederholt von des Hundes Hinterthür her beſtrichen wird, worauf er denn endlich raſch entſchloſſen aufſpringt, ein Scheit Holz und einen Korkſtöpſel ergreift und ſich ohne weiteres daran macht, die Pforte ſeiner Mühſal zu verkorken.

Dreizehntes Kapitel.

Die Zerſtreutheit. Die Pointe.

Die reichſte Form des gewöhnlichen Lächerlichen iſt wohl die Zerſtreutheit. Dahin gehört die bekannte Anrede Georg des Dritten von England an ſeine beiden Parlamentshäuſer: „Mylords vom Oberhauſe und ihr Waldſchnepfen, die ihr die Sterze in die Höhe reckt!“ Ebenſo das ſehr erbauliche Brunnengeſpräch zweier Mägde; — die erſte: „In unſerm Hauſe iſt eine rechte Freude, unſre Katze hat geheckt und wir haben allerliebſte junge Kätzchen, gelbe und bunte, aller Art.“ Die zweite: „„Ei, das iſt hübſch! Aber unſre Katze, die wird wohl nicht hecken, denn das iſt — ein Katerchen.““ Auch die Anzeige: „Geſtern hat es dem Allgütigen gefallen, unſer Söhnlein an den Zähnen zu ſich zu nehmen“ u. dergl.

Aber ſchon der erſtochene tragiſche Held, der Pique Aß als Wunderpflaſter ſeines Cothurns dem Parterre präſentirt, fällt auf andere Weiſe aus der Rolle, als durch Vergeßlichkeit ſeiner ſelbſt; offenbar hat es an Geld zu neuen Schuhſohlen gefehlt, und Pique Aß zeigt außerdem noch weswegen, es iſt alſo noch ein anderer Streit des Begriffs und der Erſcheinung in dieſer Perſon, der lockere Schauſpieler und der tragiſche Held. Und ſo geht es fort in unendlichen Abweichungen der Erſcheinung von ihrem Begriff bis zu den ſtiliſtiſchen Unbeholfenheiten, wie jenes Geſuch „des Pantoffelmachergeſellen Liebenau“ um Ermäßigung ſeiner Strafe, welches ungefähr ſo beginnt: „Ew. Excell. verzeihen, daß ich 60 Hiebe auf die Maſchinerie kriegen ſoll, weil ich unſchuldiger Weiſe geſtohlen“ ꝛc. Das Document, welches authentiſch iſt, und durch und durch in dieſer ſeiner Faſſung ergötzlich, ja klaſſiſch für dieſe ſehr nahe liegende Form der Komik, findet ſich in irgend einem Jahrgange des Jenaiſchen Kalenders abgedruckt. Dergleichen kann in jedem Worte von neuem lächerlich werden, ja ſogar in einem zweimal, und ſo ein ſehr verwickeltes Beiſpiel des Komiſchen zu ſein ſcheinen; in der That aber iſt es nur dadurch verwickelt, daß mehre einfache Lächerlichkeiten zuſammentreten.

Um das Komiſche richtig darzuſtellen iſt es nöthig die Pointe zu treffen. Das heißt: der Effect, die eigentliche Wirkung, welches die Wirklichkeit oder vielmehr Verwirklichung des Komiſchen iſt, liegt in der richtigen Darſtellung ſeiner Möglichkeit, dergeſtalt, daß der Punct, die Spitze, herbeigeführt wird, wo dieſe Möglichkeit nun in die Wirklichkeit umkippen muß. Die Möglichkeit iſt aber die confuſe Geſtalt, alſo das

Verfehlen der Pointe diejenige Schwäche der Phantaſie, welche die Caricatur nicht zur Energie, nicht in das Licht der Anſchauung zu bringen weiß. Wo dies geſchieht, entzündet ſich das komiſche Feuer mit größerer Sicherheit als irgend ein anderes. Der Umſtand aber, daß ohne die Pointe das Komiſche gar nicht vorhanden iſt, könnte auch ohne alle Philoſophie wohl jeden darüber belehren, daß es nicht in der einen Seite allein, nicht in dem verzerrten Geiſt, als einem iſolirten Object, ſondern nur in ſeiner Vereinigung mit dem anſchauenden Bewußtſein vorhanden iſt oder ſeine Wirklichkeit erreicht.

Drittes Buch.

Der Witz.

Erſtes Kapitel.

Der Begriff.

Dieſe *Wirklichkeit* des Komiſchen iſt der Witz. Durch dieſen Ausdruck wird das Gelächter und zwar das wohlberechtigte als das lachende Lächerlichmachen, *die ſich ſelbſt kennende und in Wirkſamkeit ſetzende komiſche That*, ſchon als Witz anerkannt, und *das Treffen der komiſchen Pointe*, ſei es beim Hören oder beim Erzählen, ſeinem Weſen und Inhalte nach *für* Witz erklärt. Die *Wirklichkeit* des Komiſchen im Witze beſteht darin, daß der komiſche Acteur ſeine Komödie weiß und beabſichtigt: alſo die Trennung von ſeiner Freiheit oder die confuſe Geiſteserſcheinung ſchon aufgehoben in ſich enthält.

Der Witz iſt das Komiſche als *Idee*, der Geiſt, der als *der freie*, das heißt als der *ſich be-*

freiende (denn dieſe Arbeit wollen wir ihm nie und nirgends erlaſſen) erſcheint. Der Witz iſt alſo das Komiſche in ſeiner Wahrheit und Wirklichkeit, eine Befriedigung, die ſo ſehr als Befriedigung bekannt, ja berühmt iſt, daß die Frage nach der Luſt am Witze, wie früher die nach der Luſt am Komiſchen, nie hat aufkommen können. Natürlich! Wenn ich die Wahrheit der Sache weiß, wie dies allemal im Witze der Fall iſt, ſo kann es nicht mehr die Frage ſein, welche Befriedigung des Geiſtes dies ſei. In dem komiſchen Act, welcher der Witz iſt, liegt eine Befriedigung des Selbſtbewußtſeins. Witz und Wiſſen hat einerlei Wurzel. Witzigen bedeutet nichts anders, als einen aus ſeiner Verdrehtheit zum Wiſſen zurückführen, eben indem man ihn ſeine Verdrehtheit fühlen läßt, das heißt ſie ihm ſo drückend macht, daß er ſich ſelbſt herausflüchten muß. Das Wiſſen macht den Witz. Man laſſe jemand von einem ungeſchlachten Amerikaner ſagen: „Er ſei doch ein Beweis für den Fortſchritt der Kultur in den vereinigten Staaten, denn ſein Großvater wäre noch ein Orangutang geweſen;“ ſo iſt der gewußte und gewollte Unſinn ein Witz.

Das Wiſſen giebt das Wollen der Pointe, ohne das Wiſſen iſt die Pointe unwillkürlich, und den Witz macht der, welcher ſie entdeckt und aufſticht.

Erſt durch das Wiſſen wird die Perſönlichkeit, die ſich im Komiſchen herſtellt, erreicht.

Zwei politiſche Gefangene von verſchiedener Natur, der eine ein Gutſchmecker, der andere ein begeiſterter junger Mann, ſaßen zuſammen bei Tiſch. „Schwarzbrot und Freiheit!“ ſagte der Edle, als der andere das Eſſen lobte; „und Wurſt!“ ſetzte der Practicus hinzu. Stand er über der Sache, ſo war es ein Witz über die vergebliche Genügſamkeit ſeines Genoſſen, war er aber vertieft in den ſchrecklichen Gedanken des trocknen Brotes, ſo iſt nur ein komiſcher Vorgang vorhanden. Ohne jenes Bewußtſein iſt er nicht witzig, ſondern lächerlich.

Es giebt daher eine Stimmung, welcher der Witz nichts anhaben kann, weil ſie den ärgſten Widerſinn ungerührt erträgt. Das iſt die Vertiefung in ſich und in die Sache, jene Andacht, die ſich ihres Gegenſtandes im Allgemeinen energiſch bemächtigt und für das Einzelne völlig überſichtig wird.

Bei dem Begräbniß eines Studenten, der, geiſtig und körperlich verkrüppelt, in ſeinem Leben faſt nur zum Geſpött gedient hatte, hielt ein anderer mit großem Pathos eine Leichenrede; und es ſtand in Kurzem ein anſehnlicher Kreis von weinenden Frauen um das Grab herum. Die Rührung blieb ganz dieſelbe, als der Redner nun noch zur Verherrlichung des Hingeſchiedenen den letzten Strich that mit den Worten: „Und dieſer unſer Freund, jetzt iſt er nicht zu bedauern, ſondern zu beneiden, denn er iſt aufgehoben von uns und ſitzet zur rechten Hand Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

So fragte ich einmal einen Menageriewärter, als ihm das Publikum andächtig zuhörte, welcher Tiger denn neulich den Wärter gefreſſen hätte: „Dieſer hier, rief er aus, der hat ſchon zehne gefreſſen, und mich ſelbſt ſchon dreimal.“ Aber der Witz ging in der allgemeinen Andacht der Zuhörer ſpurlos vorüber.

Zweites Kapitel.

Unvollkommner Witz

Im Witz ſind wir unſerer Freiheit ſo vollkommen ſicher, daß die Kritik der Confuſion niemals mit Arbeit und Mühe, ſondern immer ſpielend und mit ſorgloſer Heiterkeit vor ſich geht. Wäre noch eine Arbeit nöthig, ſo ſtünde uns noch ein unüberwundener Gegenſtand im Wege, und es fehlte dem Witze die wahre Wirklichkeit: Witze, die nicht gleich dafür zu erkennen ſind, die einer Erklärung bedürfen, um erkannt zu werden, die weit hergeholt werden und die man mit Noth und Mühe entſtehen ſieht, ſind daher ſchlechte, das heißt gar keine Witze. Ein ſo ausgeheckter Witz iſt darum unwirklich, weil er die Eierſchalen noch an ſich trägt, aus denen er ſich loswinden will. Seine Erſcheinung iſt nicht Darſtellung der Freiheit ſondern vielmehr der Beſchränktheit, und darum ſtatt erfreulich zu ſein, nur bedaurungswürdig. Der Witz iſt nicht der Ernſt eines Arbeitsmannes, ſondern die himmliſche Heiterkeit, die jedes Herz mit ihrem Licht ermuntert, und wenn ja eins unerleuchtet bliebe, nichts zu ſagen hätte, als deſto ſchlimmer für dich; er iſt der unwiderſtehliche, ſorgloſe, heitere Sieger.

Drittes Kapitel.

Gedrückter Witz.

Ueberall, wo Befangenheit und Aerger auftritt, und die Befreiung nicht als reelle und wirkliche anerkannt werden kann, iſt der Witz mangelhaft oder machtlos. Wenn ein Mann in der Erbitterung eine witzige Antwort giebt, und den Gegner hart verletzt, ſo mag der Witz noch ſo ſpitzig ſein, die Erbitterung macht ihn unfrei, er iſt nur getrübt, nicht in ſeiner vollen freien Wirklichkeit vorhanden, er kann darum auch nur bei den unparteiiſchen Zuhörern wirken, welche von der Erbitterung wegſehn, d. h. welche in ihrer freien Auffaſſung den Witz erſt zum Witz machen.

Ein unbedeutender Schauſpieler griff eine anonyme Theaterkritik, in welcher er ſelbſt ganz übergangen war, mit den Worten an: Es iſt ein elendes Machwerk ohne Kopf und Schwanz. Der Kritiker, welcher zugegen war, antwortete bitter: ohne Schwanz doch wohl nur, weil Sie nicht mit genannt ſind. Ein ſolcher Wortwechſel macht drückende Luft. Blieb dagegen der Kritiker heiterer Laune, und antwortete, ohne ſich gereizt zu zeigen, ganz daſſelbe, ſo war der Witz frei und ungetrübt.

Viertes Kapitel.

Unterdrückter Witz.

Wenn nun ſchon die Befangenheit eine mangelhafte Erſcheinung des Witzes bewirkt, ſo giebt es noch weit drückendere Feſſeln für ihn, die er vergeblich zu ſprengen ſucht. Man hat die Bemerkung gemacht, daß im äußerſten Jammer der Witz nicht unnatürlich ſein müſſe, weil er ſo oft darin ſich einfände. Dies beweiſ't, daß der Geiſt allerdings auch da noch frei erſcheinen *will*, aber auch, daß er bei der Anerkennung eines äußerſten Jammers nicht frei erſcheinen kann, alſo immer nicht die wahre Wirklichkeit des Witzes, die Freiheit, erreicht.

Als Carl der Erſte von England gefangen nach London geführt wurde, verlangte er noch vor dem Einzuge raſirt zu werden, worauf einer von der Wache, die eben einen Bach mit ihm paſſirte, erwiderte: So ſolle man Halt machen, dies hier ſei der beſte Ort, denn da wäre doch gleich Waſſer zum Einſeifen. Dem König liefen die Thränen über die Wangen, und er ſagte: Nein ſo weit iſt es mit mir noch nicht gekommen, daß ich zum Raſiren kein warmes Waſſer mehr haben ſollte.

In dieſem Witz erſcheint allerdings das Bewußtſein des Widerſpruchs und ſeiner Härte als des äußerſten Unglücks und Jammers, der Witz ſtellt dieſe energiſche Caricatur in das Bewußtſein hinein, es fehlt aber die Grundbedingung des Komiſchen, nämlich die, daß der Mangel der Freiheit durch die bloße Beſinnung aufgehoben und auf ſeine Wahrheit zurückgeführt wird, wie wir dies eben ausgeführt haben. Eine Erheiterung dieſes Jammers iſt unmöglich, wenn die Beſinnung über ihn nicht weiter geht, als bis zu ſeiner Anerkennung; und eben darum, weil ſie in dieſem Fall nicht weiter gelangte, war ein Conflict vorhanden, der nur in der Erhabenheit überwunden werden kann. Der Witz dient alſo nur dazu, die Nothwendigkeit der Tragedie zur Löſung dieſes Conflictes noch augenſcheinlicher darzuthun, eben darum, weil ſein Bewußtſein ſtatt des Bewußtſeins der Befreiung nur das Bewußtſein der Unfreiheit in dieſem unüberwindlichen Jammer iſt. Auf dieſe Weiſe iſt aber zugleich dieſer getrübte und machtloſe Witz ein wahrer Prüfſtein der bisherigen Entwickelung. Er iſt der Gegenſatz des wahren Witzes, dem unterdrückten Witz genügt das Weſen des Komiſchen, die blos theoretiſche Befreiung, nicht, daher er aus dem Spiel ins Pathos, aus der Heiterkeit der Komödie in den Ernſt der Tragödie umſchlägt. Der Witz ſiegt ohne Kampf, er ſieht und ſiegt; die Tragödie kämpft, und es iſt das Intereſſe an der Energie des Kampfes, wodurch wir uns gehoben fühlen, indem wir gegen die äußere Uebermacht die Sache der ethiſchen Gewalt des Charakters zu der unſrigen machen.

Fünftes Kapitel.

Scharfſinn. Tiefſinn. Witz.

In dem unwirklichen, verkümmerten Witz iſt das Komiſche als ſolches nicht gegenwärtig und wirkſam. Dennoch nennt man auch dieſe und noch eine Menge anderer Erſcheinungen Witz, die ebenfalls oft als mangelhafter Witz erſcheinen, aber auch ſeine Wahrheit erreichen; z. B. das Witzwort, den Wortwitz, das Wortſpiel, die Feinheit, die Antitheſe, und nach Jean Paul ſogar Allegorie, Metapher und epigrammatiſche Sprachkürze.

Am allgemeinſten würde man nach dem Bisherigen den Witz erſcheinenden Geiſt nennen, und darnach überall, wo ſich Geiſt zeigt, Witz finden. Jean Paul nennt Witz im weiteſten Sinn das Vergleichen überhaupt, er meint aber mehr damit, als das bloße Zuſehn, inwiefern zwei Dinge äußerlich verſchieden oder nicht ſeien. Er läßt den Witz ſogleich zwei Vorſtellungen vergleichen, und daraus ſei „die dritte die Wundergeburt unſers Schöpfer-Ich zugleich frei und mit Nothwendigkeit geſchaffen.“ Das, was er Vergleichen nennt, iſt alſo in Wahrheit das Denken und die Bewegung der Gegenſätze im Gedanken. Er fährt fort: „daher der Witz allein erfindet und zwar unvermittelt; „daher nennt ihn Schlegel mit Recht fragmentariſche Genialität; daher kommt das Wort Witz, als Kraft zu wiſſen, daher „witzigen“, daher bedeutete er ſonſt das ganze Genie; daher kommen in mehreren Sprachen deſſen Ich-Mitnamen Geiſt, esprit, spirit, ingeniosus. Allein eben ſo ſehr als der Witz — nur mit höherer Anſpannung — vergleicht der Scharfſinn, um die Unähnlichkeit zu finden, und der Tiefſinn, um Gleichheit zu ſetzen; und hier iſt der heilige Geiſt, die dritte Vorſtellung, die als die dritte Perſon aus dem Verhältniſſe zweier Vorſtellungen ausgeht, überall auf gleiche Weiſe ein Wunderkind.“

Es iſt unbegreiflich, wie Jean Paul der Sache ſo nahe und doch ſo fern bleiben konnte: er redet vom Schaffen, vom Zeugen und ſogar von den Wunderkindern des Geiſtes, die erzeugt werden, und dennoch bleibt er bei der Aeußerlichkeit des Vergleichens und der Gleichheit, oder vielmehr ſinkt wieder dahin zurück, nachdem er ſchon gezwungen worden war, die Vergleichung zur Zeugung zu erheben.

„Hingegen in Rückſicht der Objecte (ſo fährt er fort) tritt ein dreifacher Unterſchied ein. Der Witz, aber nur im engeren Sinn, findet das Verhältniß der Aehnlichkeit, d. h. theilweiſe Gleichheit, unter größere Ungleichheit verſteckt; der Scharfſinn findet das Verhältniß der Unähnlichkeit, d. h. theilweiſe Ungleichheit unter größere Gleichheit verborgen; der Tiefſinn findet, trotz allem Schein, gänzliche Gleichheit.“

Die Beſtimmungen des Scharfſinns ſtehen ſcharf und ſchroff gegeneinander, in dieſer Schärfe des Gegenſatzes ſucht und findet er ſein Verdienſt. So iſt er der halbe Weg zum Begriff. Der Begriff iſt es, der das Ganze des Gedankens als ſolches erfaßt und ſeine ganze Tiefe ergründet, indem er die lebendige Einheit der ſich widerſprechenden Gegenſätze darthut. Tiefſinn iſt alſo die Erkenntniß, welche die ganze Sache vollſtändig durchdringt, wie dies die Ariſtoteles, Leſſing, Hegel in ihren gelungenſten Ausführungen thun und ſolche Künſtler, denen die ganze Energie des Gegenſtandes zu Gebote ſteht. Gegenſtand des Tiefſinns iſt daher die Freiheit, Wahrheit und Schönheit in ihrer Totalität.

Es iſt richtig, wenn Jean Paul dem Witz die Anſchauung, dem Scharfſinn den Verſtand und dem Tiefſinn die Vernunft zutheilt, was ihn aber hindert, der Sache auf den Grund zu kommen, das iſt die Unfruchtbarkeit des Begriffs der „Vergleichung,“ womit die Geiſtesthätigkeit nur unwahr erfaßt werden kann, denn das Gegeneinanderwirken entgegengeſetzter Momente läßt nicht wie die Vergleichung beide wie ſie ſind, ſondern zeugt ſo das dritte, welches Jean Paul, wegen des unfruchtbaren Urſprungs, den er ihm in der Vergleichung giebt, „ein Wunderkind“ nennen mußte.

Sechstes Kapitel.

Der Scheinwitz.

Witz iſt erſcheinender Geiſt. Das erſte wäre demnach die Erſcheinung der Confuſion, welche ſich den Anſtrich giebt, ſich als ſolche zu *wiſſen*. Solch vieldeutiges und unſtät herumfahrendes Gerede ergreifen beſonders die Witzmacher von Profeſſion aber ohne Beruf, welche für den Schein des Witzes ſchon gewonnen Spiel haben, wenn ſie nur im Allgemeinen im Ruf des Witzes d. h. des Wiſſens ſtehn. Die Zuhörer werden dann ſcheu, und ſchreiben lieber ſich ſelbſt als dem Redner den Fehler zu, wenn ſie keine Pointe finden.

Siebentes Kapitel.

Wortſpiel. Wortwitz. Witzwort.

Dieſer Schein des Witzes iſt der *bloße Schein*. Mehr Realität, alſo ſchon eine *Erſcheinung*, wenn gleich ſehr häufig auch eine unvollkommene und bloß formelle, iſt im Wortwitz und Wortſpiel. Das *Wortſpiel* behandelt das Wort als das Zufällige, es wird nach ſeiner Aeußerlichkeit, nach ſeinem Klange und ſeiner Stellungsgleichheit vorgebracht, hört aber dennoch nicht auf zu bedeuten, und wird gerade ſo bedeutend, wenn das Wortſpiel überhaupt Gehalt und Inhalt hat. Dieſe Bedeutung iſt der Sinn des Wiſſens, oder der Sinn als Wiſſen, und jene Zufälligkeit iſt der

Gegenſatz gegen das Wiſſen, wenn es z. B. unter dem Standbild eines unthätigen Königs heißt: statua statuae, von einem Geheimen Rath er ſei ein offenbarer Unrath, von dem Burgemeiſter, er ſei ein Bergemeiſter, von einer Dame, ſie lebe wegen ihres kleinen Fußes auf einem großen, oder von den Chineſinnen, ſie lebten nur mit einem kleinen Fuß auf dem großen Fuß — ſo giebt das Wortwitze und Wortſpiele, die wohlfeilſten, aber darum richtig geſtellt und gewendet, nicht die unerfreulichſten, die der vollen Wirklichkeit des Witzes durchaus fähig ſind. Wortwitze hat man die Wortſpiele genannt, weil ſie vom Wort ihre Veranlaſſung nehmen, nur das Wort, alſo nicht die Wahrheit des Wortes, nicht ſeine Bedeutung, ſondern nur ein äußerliches Verfahren damit, ein Spiel, zu wollen ſcheinen; wenn aber an der Sache gar nichts iſt, d. h. die Worte nichts bedeuten, ſo iſt auch an dem Witze gar nichts. Witzwort nennt man den ganzen Witz, ſofern er nach der Kürze des einzigen Wortes ſtrebt, und darum ſtrebt, weil er ſo auch äußerlich als compacteſter Geiſt auftreten würde. Dieſes Aeußerſte von Kürze erreicht der Witz allerdings wirklich und erſcheint als ein einziges Witzwort, aber dann gehört immer ein Vorgang, der voraufging, dazu, ſei es als Frage oder als Begebenheit. Z. B. Ein Bildhauer und ein Kunſtfreund ſahen zuſammen die Iphigenie von Göthe, dem Bildhauer fielen allmälig die Augen zu und er ſchlief, gerade bei einer effectvollen Stelle, als der Kunſtfreund ſich zu ihm wendete, um ihm ſeine Begeiſterung auszudrücken. Zornig ergriff ihn dieſer und rüttelte ihn mit dem Ausruf: „Steinmetz!“ aus dem Schlafe.

Achtes Kapitel.

Der Doppelſinn.

Das wahre Wortſpiel iſt ein wahrer Witz. Das angeführte Witzwort hat wirklich den Gegenſatz und das Bewußtſein zuſammen in ſich, concentrirt alſo in ſich den voraufgegangenen Vorgang und das Wiſſen ſeines Inhaltes, den es aufhebt. Der Gedankenausdruck iſt in ſolchem Falle zweideutig, doppelſinnig. Daher iſt der Doppelſinn eine ſehr wirkſame Art des Witzes in der Form des Wortſpiels, und das Wort erreicht darin nicht nur die Sache, ſondern zugleich auch noch eine andere, die gegen ſie die wahre iſt. Abgeſehen von den Zoten, welche dieſe Form haben, giebt es viel Treffliches der Art. Nur ein Beiſpiel: Ein Officier betrug ſich in guter Geſellſchaft ſo ungeziemend, daß der Vorſteher derſelben ihn hinausführte. „Aber, mein Herr,“ ſagte er widerſtrebend, „ſehen Sie denn nicht, daß ich Officier bin?“ „„Gemeiner konnten Sie nicht ſein, das hab' ich wohl geſehen,““ erwiderte ſein Führer.

In dieſen Witzen werden Ton und Stellung wichtig. Das Wort iſt doppelſinnig und darum zweideutig beſtimmt. Einmal bleibt das Wort, was es an ſich bedeutet, und dann giebt ihm der Zuſammenhang mit unabweislicher Nothwendigkeit eine prägnante, ganz neue Bedeutung, die nur durch Betonung und Stellung hervorgehoben werden kann.

Neuntes Kapitel.

Die Feinheit.

Die Nothwendigkeit und Wirklichkeit des Selbſtbewußtſeins giebt dem Wortſpiel die volle Wirklichkeit des Witzes; es wird dadurch zugleich diejenige Form des Witzes, welche Jean Paul*) Feinheit nennt, erreicht. Sie iſt, ſagt er, „die Eindeutigkeit des Zweideutigen", welche darum fein iſt, weil ſie das wahre Wiſſen nicht plump herausſagt, ſondern vorausſetzt, oder, was einerlei iſt, vorauszuſetzen ſcheinen will, indem ſie es durch die Nothwendigkeit der Sache entſtehen läßt. Vortrefflich bemerkt Jean Paul: „Man könnte ſie das Incognito der Schmeichelei, die poetiſche reservatio mentalis des Lobes oder auch das Enthymema des Tadels nennen;" aber er ſetzt ſehr unglücklich hinzu: „ſein Paragraph nenne ſie das Zeichen des Zeichens." Allerdings liegt die Feinheit im Zeichen, das heißt im Wort, im Ausdruck, welcher die Sache nicht iſt, ſondern nur bedeutet, nicht ſagt, ſondern nur andeutet, und dies dadurch erreicht, daß der wirklich gemeinte Sinn aus dem Wort, ſeinem Zeichen, erſt zu ermitteln, nicht unmittelbar vorhanden iſt, weil er in dem feinen Wort nicht ſeinen eigentlichen Ausdruck hat. Zeichen des Zeichens kann aber das nicht heißen, was doch das Zeichen von etwas, das Aeußerliche eines Innerlichen ſein muß, und wenn es gleich das indirecte

---

*) Vorſchule 2. S. 19.

Zeichen des Sinnes ſtatt des directen, das andeutende, ſtatt des ausdrücklichen iſt, ſo hört es darum nicht auf wirklich dieſen Sinn zu bezeichnen, und es wird alſo nicht das Zeichen des Zeichens, ſondern der Sache, das nur darum indirect oder entfernter iſt, weil es, außer dieſem beſtimmten Zuſammenhange, eine andere Sache bedeutet. Indeſſen hat Jean Paul ſich nur unglücklich ausgedrückt, daß er die Sache ſehr gut ergriffen, zeigt er theils mit ſeinen Beiſpielen, theils mit der weiteren Erklärung:

„Damit nun ein Menſch fein reden könne, gehört außer ſeinem Talente noch ein Gegenſtand dazu, der zum Verſtehen zwingt. Daher ſind die Feinheiten, welche auf Geſchlechtszweideutigkeiten beruhen, ſo leicht; denn Jedermann weiß, daß er, ſobald er aus einem zweideutigen Satze nicht klug werden kann, Eindeutigkeit darunter zu ſuchen habe, das Beſtimmteſte unter dem Allgemeinſten.“

Dies iſt der Begriff der Sache: auf die Bedeutung kommt es an, auf das Verhältniß des Wiſſens zum Ausdruck. Vortrefflich iſt das Beiſpiel: „Als ein Gascogner einer ihm unglaublichen Erzählung höflich beigefallen war, fügte er blos bei: Mais je ne répéterai jamais votre histoire à cause de mon accent.“ Nicht der gascogner Dialekt ſchlechtweg, ſondern ſofern er der Flunkerei verdächtig macht, iſt die Bedeutung des ſeinen Ausdrucks. Der Witz aber entſteht durch die Nothwendigkeit, womit ſich in dem Vorgange das Selbſtbewußtſein erzeugt. Jeder Witz iſt dieſe Vermittelung, man kann daher jeden Witz fein finden. Vortrefflich z. B. paßt gleich hieher, was Jean Paul als witzigen Zirkel aufführt, der Witz der Madame du Deffant, als ſie den Maſchinenmeiſter Vaucanſon ſehr langweilig und hölzern gefunden: „Ich habe eine große Idee von ihm gefaßt, ich wollte wetten, er hat ſich ſelber gemacht.“

Zehntes Kapitel.

Das Epigramm.

Die Feinheit in dieſer Faſſung, worin ſie, wie hier, zuerſt den unbefangenen Sinn des Ausdrucks giebt und vorbereitet, dann aber deſto ſchlagender dennoch den zweiten wahren Sinn erzwingt, iſt die Form des Sinngedichts, das Epigramm. Es iſt als Gedicht Witzgedicht, und von Leſſing*) ſehr paſſend Sinngedicht genannt, ſo wie unübertrefflich nach ſeinem Weſen aufgefaßt und entwickelt. Der Doppelſinn und dieſe beſtimmte in der Stellung beruhende Behandlung des Doppelſinns für den Effect, d. h. für die Verwirklichung des Witzes, das iſt der Begriff des Epigramms. Das Epigramm iſt alſo nicht nothwendig Gedicht oder Kunſtproduct; unzählige Witze, z. B. gleich der obige von der Madame du Deſſant, ſind Epigramme, oder, wenn man ſich ja dem Sprachgebrauch fügen wollte, der nun einmal unter Epigramm ein Sinngedicht verſteht, ſie ſind epigrammatiſch. Die Form des Witzes iſt dabei dieſe beſtimmte, daß unſer Bewußtſein von dem gewöhnlichen Sinn zu dem prägnanten fortzugehen, durch die Sache gezwungen wird. Jene Unterſchrift: statua statuae, die oben erzählte Aufrüttelung mit dem prägnanten „Steinmetz!“ — ſind die urſprünglichſten Epigramme, zu denen die vorhergehende Handlung als Einleitung hinzuzurechnen, und nicht nur als Einleitung, ſondern als Träger des witzigen Bewußtſeins, welches in dieſem Zuſammenhange nicht bei dem unmittelbaren Sinn ſtehen bleiben kann.

---

*) Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm.

In dieſen beiden Beiſpielen iſt jedoch der unbefangene und der prägnante Sinn noch nicht auseinandergehalten, ſondern in eins. Die Auseinanderlegung, worin beiden Seiten ihr Recht geſchieht, iſt der epigrammatiſche Vorgang ſelbſt. Die epigrammatiſche Kürze aber iſt der Urſprung des epigrammatiſchen Vorgangs in dem doppelſinnigen Witzwort, und erſt deſſen ſeine Entfaltung das Weſen des Epigramms. Leſſing*) hat daher ganz Recht, wenn er im erſten Theil des Epigramms eine unbeſtimmte Erwartung, Spannung erregen und im zweiten Theil dieſelbe befriedigen läßt, nur freilich immer durch das erzwungene wahre Bewußtſein, in welchem der Witz ſich verwirklicht; ſo entſteht allemal der epigrammatiſche Witz. Beſtimmte Erwartung und Täuſchung durch die zweite wahre Beſtimmung leiſtet daſſelbe; und es iſt noch hinzuzuſetzen, durch dieſe Spannung auf ſeinen Gegenſatz und gleich darauf durch den Beweis, daß dies die in ihm aufgehobene Abweichung ſei, thut der ſelbſtbewußte Geiſt ſich nur deſto energiſcher als Witz hervor.

Erwartung und Aufſchluß ohne den Witz, z. B. die begehrende Erwartung und ihre Befriedigung der Kinder am Weihnachtsabend, welche auch Nikolai bekanntlich gegen Kant und Leſſing einwandte, iſt kein

---

*) Leſſing zerſtr. Anmerk. über das Epigramm.

Epigramm. Dies erkennt auch Leſſing an und ſagt: erwartet werde der Gedanke, und der Aufſchluß gäbe den Gedanken, darum könne auch eine beſtimmte Erwartung und in dem Aufſchluß die Täuſchung derſelben enthalten ſein. Die Täuſchung iſt dann die wahre Beſtimmung, die erſt die Wirklichkeit des Witzes, die pointe, das acumen, den bewußten Gedanken giebt. Der Witz iſt alſo Zweck und Intention, er iſt das eigentlich Subſtantielle im Epigramm, auch nach Leſſing. Dieſer iſt alſo durch einen kleinen Zuſatz zu vervollſtändigen. Die erregte ſowohl als die befriedigte Erwartung iſt thätige Vernunft; die erregte Erwartung iſt noch unbefriedigtes Denken einer Perſon, die alſo im Gegenſatze mit ſich iſt; die befriedigte hingegen iſt der aufgehobene Gegenſatz, alſo die durch den Gedanken oder das Wiſſen des Witzes befreite und befriedigte Perſon. Der ganze Proceß aber muß erſcheinen, um komiſch zu wirken.

So iſt und bleibt das Komiſche, der Witz, Intention. Es iſt aber nicht nothwendig, daß die epigrammatiſche Intention von vornherein im vorbereitenden Theile wirklich vorhanden ſei. Der unbefangene Ausdruck der Sache kann ſich unbefangen hervorthun, und die epigrammatiſche Wendung dies erſt nachträglich zur Vorbereitung machen; wodurch dann aber immer wieder derſelbe epigrammatiſche Vorgang entſteht. Wenn vom Epigramm nur als Gedicht die Rede iſt, ſo liegt natürlich die Intention allemal ſchon in der Vorbereitung.

Durch dieſe Einreihung in die Erſcheinungen des Witzes verliert alſo die Leſſing'ſche Entwickelung, die nie genug geleſen und geprieſen werden kann, nicht nur nichts, ſondern gewinnt vielmehr noch den Zuſammenhang und die Einheit des Witzes und ſeines Begriffes.

tapher geben, wenn das Bildwort ein Witzwort und als ſolches die verdichtete Allegorie iſt. Z. B. als die Sängerin Sonntag ſich mit dem Grafen Roſſi verheirathete, entſtand einmal in einer Geſellſchaft ihrer Verehrer die Frage, ob man ſie nun fernerhin bei ihrem berühmten oder bei ihrem neuen Namen nennen ſollte, worauf Jemand mit der feinen Metapher antwortete: Sie bliebe doch was ſie wäre, und ſo ſolle man ſie Roſſignol nennen. Ferner: Als einmal in einer Rauferei ein Schweizer aus dem Canton Uri vor der Spitze ſeines Gegners ungebührlich zurückwich, nannte ihn ein Spötter: „den Krebs von Uri“. Die Metapher iſt ein ſehr gebräuchliches Gefäß des Witzes, und allerdings ein ſehr bequemes. Sie giebt das Bild, das Bild bedeutet die Sache, ſo iſt die Feinheit geſagt. Will man den Enthuſiaſten loben, und den Heuchler tadeln, ſo nennt man den Einen eine Leuchte der Nacht, den Andern eine Diebslaterne, den Begeiſterten einen Adler der Freiheit und ſeine Rede den Aufflug zum Licht; den Heuchler aber einen Prometheusgeier am Herzen der Freien, und ſeine Rede einen Alp auf ihrer Bruſt. Die Metapher wird witzig durch die ſchlagende Beleuchtung der Perſon, die ihr Gegenſtand iſt.

Allegorie und Metapher ſind nur darin unterſchieden, daß die Metapher ihr Gleichniß bis zum Witzwort verdichtet, die Allegorie dagegen das übrige weiter entfaltet und ausführt. Für die größere Energie des Witzes wählt man die Metapher, und bleibt lieber beim bloßen Vocativ und Ephiteton ornans (Steinmetz!) ſtehen, als daß man ſich in verdünnender und abſchwächender Ausführung ergeht. Die treffendſten Schimpfwörter ſind ſolche Metaphern, für unſer Luſtſpiel eine ſehr vernachläſſigte Goldgrube, bei Shakeſpeare ein blühender Garten zur großen Ergötzung auch derer, welche dem lebendigen Quell dieſes Witzes in den untern Klaſſen unſerer Landsleute ferner ſtehen. In dieſer Richtung geht die Metapher auf das Verſpotten und Durchziehen aus, und zwar durch die Hinſtellung einer in ſich gebrochenen Perſönlichkeit in das beſſere Bewußtſein. Solche Anzüglichkeiten werden daher auch vorzugsweiſe Perſönlichkeiten genannt. Die Metapher als witzige und beſonders als feine Perſönlichkeit iſt Perſiflage.

Dreizehntes Kapitel.

Die Perſiflage.

Dieſer Witz wird vorzugsweiſe Perſönlichkeit genannt, weil das verſpottete Subject ſich in der gebrochenen, bloß möglichen Perſönlichkeit noch unmittelbar gegenwärtig, alſo auch verletzt fühlt, während es ſonſt wohl im Begriff des Witzes liegt, daß er Bethätigung der freien Perſönlichkeit, alſo immer Aufhebung einer in ſich gebrochenen Perſönlichkeit iſt, aber durchaus nicht, daß die aufgehobene unfreie und confundirte Erſcheinung ſich gegen ihre Wahrheit ſträubt und ſich verletzt fühlt. In der Perſiflage tritt Perſon gegen Perſon, Eine kann nur die wahre ſein, darum iſt es ein Kampf auf Leben und Tod, und wird ſogleich auf des Verletzten Seite Bitterkeit eintreten. Die Perſiflage ſelbſt iſt aber darum noch nicht bitter, und eben ſo wenig unvollkommener Witz; denn es iſt nicht die Schuld des Witzes, daß der Verſpottete ſich ſeiner unwahren Geſtalt annimmt, und nicht lieber die wahre acceptirt. Die Perſiflage thut aber vornehm mit dem Wiſſen, und rückt das Wahre gern ſo weit hinaus, daß es zwar als wahr, aber zugleich als unerreichbar für die perſiflirte Geſtalt vorgeſtellt wird, vorgeſtellt aber wird es, oder vielmehr es wird vorausgeſetzt und gewußt; gerade dieſe Ariſtokratie und Liebloſigkeit des in ſich zurückgezogenen Wiſſens aber iſt es, welche erbittert. Dabei hat die Perſiflage durchgehends den Charakter der Feinheit, welcher eben mit der Vorausſetzung des Wiſſens gegeben iſt. Die Form dieſes Spottes iſt das Aufzeigen der unwahren Perſönlichkeit durch bloßes Hinſtellen in ihrer Gebrochenheit. Die Kunſt liegt alſo darin, die confuſe und beſchränkte Exiſtenz anſchaulich hinzuſtellen. Der perſiflirende Witzbold zeigt ſich als feinen Kenner des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Gebrechen, zerlegt ſeine Krankheit mit großer Liebe, läßt ihn aber mit unendlicher Liebloſigkeit darin ſitzen, und ſo hat der ganze Witz, gerade weil er auf dieſe Weiſe bloß objectiv iſt, keine wahre Objectivität. Es bleibt bei dem einzelnen Fall, und auch dieſer einzelne Fall findet nicht die Wahrheit, weil die verſpottete Perſönlichkeit in ihrer Unperſönlichkeit nicht nur gelaſſen, ſondern ſogar lieblos verlaſſen wird. Die Perſiflage iſt darum allerdings ſubjective Selbſtgenügſamkeit, und ihre Verachtung der perſiflirten Perſon als einer fremd gegenüberſtehenden und untergeordneten, iſt gerade das, wodurch ſie ſelbſt einſeitige, unfreie und beſchränkte Form des Witzes wird. Horaz, wenn er uns den Ueberläſtigen auf der via sacra malt, und Lucian, in ſeinem Spott über die Götter, haben meiſterhaft perſiflirt, und Jean Pauls Lob vollkommen verdient. Beide bleiben aber wo ſie perſifliren, theils bei dem einzelnen unüberwundenen Fall, theils überhaupt vornehm für ſich. Der einzelne Fall, welcher nicht in ſeinen Zuſammenhang, nicht auf ſeinen Gegenſatz mit der Wahrheit und ſo an die Wahrheit herangebracht wird, bringt das Bedürfniß der Ueberladung mit ſeinem Charakteriſtiſchen, der Carikirung hervor. Aber ſie darf die Wahrheit weder plump erzwingen, noch die Unwahrheit durch ſich ſelbſt vernichten, weil ja nichts gelehrt, ſondern die Sache ſchon gewußt und vorausgeſetzt werden ſoll. Hiedurch, alſo durch ihre komiſche Objectivität, iſt die Perſiflage Ironie.

Vierzehntes Kapitel.

Die Ironie.

Die Ironie, welche aufhört Perſiflage zu ſein, hört damit auf bloß objectiv zu ſein. Indem ihr die Objectivität des Perſifflirten nicht mehr gegenüberſteht, ſtellt ſie auch ihrerſeits ihr Wiſſen nicht mehr vornehm für ſich bei Seite. Der Ironiker läßt ſeinen Gegner an dem Wiſſen der Wahrheit Theil nehmen, er ſchließt ihn in die Wahrheit mit ein und will eben durch die Aufſtellung der unwahren Geſtalt dieſe zur Wahrheit bringen. Die Vorausſetzung des Wiſſens iſt allerdings auch hier vorhanden; aber das Wiſſen iſt hier kein ausſchließendes, ariſtokratiſches, ſondern ein allgemeines, und es wird die unverzügliche Aufhebung der Confuſion in die Wahrheit, welche auch ihre Wahrheit iſt, beabſichtigt. So hört das Reinperſönliche, wie es ſich in der Perſiflage herausſtellte, auf, die bloße Objectivität, das des Witzes, daß der Verſpottete ſich ſeiner unwahren Geſtalt annimmt, und nicht lieber die wahre acceptirt. Die Perſiflage thut aber vornehm mit dem Wiſſen, und rückt das Wahre gern ſo weit hinaus, daß es zwar als wahr, aber zugleich als unerreichbar für die perſiflirte Geſtalt vorgeſtellt wird, vorgeſtellt aber wird es, oder vielmehr es wird vorausgeſetzt und gewußt; gerade dieſe Ariſtokratie und Liebloſigkeit des in ſich zurückgezogenen Wiſſens aber iſt es, welche erbittert. Dabei hat die Perſiflage durchgehends den Charakter der Feinheit, welcher eben mit der Vorausſetzung des Wiſſens gegeben iſt. Die Form dieſes Spottes iſt das Aufzeigen der unwahren Perſönlichkeit durch bloßes Hinſtellen in ihrer Gebrechenheit. Die Kunſt liegt alſo darin, die confuſe und beſchränkte Exiſtenz anſchaulich hinzuſtellen. Der perſiflirende Witzbold zeigt ſich als feinen Kenner des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Gebrechen, zerlegt ſeine Krankheit mit großer Liebe, läßt ihn aber mit unendlicher Liebloſigkeit darin ſitzen, und ſo hat der ganze Witz, gerade weil er auf dieſe Weiſe bloß objectiv iſt, keine wahre Objectivität. Es bleibt bei dem einzelnen Fall, und auch dieſer einzelne Fall findet nicht die Wahrheit, weil die verſpottete Perſönlichkeit in ihrer Unperſönlichkeit nicht nur gelaſſen, ſondern ſogar lieblos verlaſſen wird. Die Perſiflage iſt darum allerdings ſubjective Selbſtgenügſamkeit, und ihre Verachtung der perſiflirten Perſon als einer fremd gegenüberſtehenden und untergeordneten, iſt gerade das, wodurch ſie ſelbſt einſeitige, unfreie und beſchränkte Form des Witzes wird. Horaz, wenn er uns den Ueberläſtigen auf der via sacra malt, und Lucian, in ſeinem Spott über die Götter, haben meiſterhaft perſiflirt, und Jean Pauls Leb vollkommen verdient. Beide bleiben aber wo ſie perſiſliren, theils bei dem einzelnen unüberwundenen Fall, theils überhaupt vornehm für ſich. Der einzelne Fall, welcher nicht in ſeinen Zuſammenhang, nicht auf ſeinen Gegenſatz mit der Wahrheit und ſo an die Wahrheit herangebracht wird, bringt das Bedürfniß der Ueberladung mit ſeinem Charakteriſtiſchen, der Carikirung hervor. Aber ſie darf die Wahrheit weder plump erzwingen, noch die Unwahrheit durch ſich ſelbſt vernichten, weil ja nichts gelehrt, ſondern die Sache ſchon gewußt und vorausgeſetzt werden ſoll. Hiedurch, alſo durch ihre komiſche Objectivität, iſt die Perſiflage Ironie.

Vierzehntes Kapitel.

Die Ironie.

Die Ironie, welche aufhört Perſiflage zu ſein, hört damit auf *bloß* objectiv zu ſein. Indem ihr die Objectivität des Perſiflirten nicht mehr gegenüberſteht, ſtellt ſie auch ihrerſeits ihr Wiſſen nicht mehr vornehm für ſich bei Seite. Der Ironiker läßt ſeinen Gegner an dem Wiſſen der Wahrheit Theil nehmen, er ſchließt ihn in die Wahrheit mit ein und will eben durch die Aufſtellung der unwahren Geſtalt dieſe zur Wahrheit bringen. Die Vorausſetzung des Wiſſens iſt allerdings auch hier vorhanden; aber das Wiſſen iſt hier kein ausſchließendes, ariſtokratiſches, ſondern ein allgemeines, und es wird die unverzügliche Aufhebung der Confuſion in die Wahrheit, welche auch *ihre* Wahrheit iſt, beabſichtigt. So hört das Reinperſönliche, wie es ſich in der Perſiflage herausſtellte, auf, die bloße Objectivität, das heißt die feſtgehaltene Unperſönlichkeit eines Gegenüberſtehenden, und die ſubjective Selbſtgenügſamkeit einer vornehmen Sphäre des Beſſerwiſſens zu ſein; — beides wird zur wahren Objectivität d. h. zur Allgemeinheit des Wiſſens und zur Wirklichkeit des Witzes erhoben. Aber der Ironiker überläßt es allerdings in jedem einzelnen Falle dem Ironiſirten ſelbſt, ob er ſich ſeines Rechts bedienen und frei werden, oder ob er für ſich bleiben will. Platon, deſſen Sokrates der Vater der Ironie iſt, zeigt eben in dieſer Form ſeine Geduld mit aller möglichen Beſchränktheit, auf die er weitläuftigſt eingeht, um gerade durch Herausſtellung deſſen, was ſie nun wirklich iſt, ihr Weſen zu ermitteln, und ſo ſie ſelbſt zur Wahrheit zu führen. Die Dialoge, welche dieſe liebenswürdige Form haben, ſind daher auch theils ſolche, wo ſich der beſchränkte Geiſt als biegſam zeigt, z. B. Theätetos und die meiſten Jünglinge mit denen er Geſpräche führt, theils ſolche, wo die confuſe Geſtalt ſpröde bei ſich bleibt, wie z. B. Euthyphron, dieſes Muſter aller unphiloſophiſchen, aber darum in ſeiner Bornirtheit deſto hoffärtigeren Gottesgelehrten. Die Ironie alſo ſchließt den Ironiſirten von der Wahrheit nicht aus, ſie verliert die Freiheit nicht. Indem ſie ihn aber nicht ausſchließt, erkennt ſie ihn als bedürftig an, d. h. ſie ſchließt ihn nicht nothwendig in ihre Wahrheit ein, denn bedürftig iſt eben der, welcher die Erlöſung noch erſt erwartet.

1) Die Ironie im einzelnen Fall iſt Witz, denn der Witz iſt die Wirklichkeit des Komiſchen in dieſer Einzelnheit, die Einzelnheit wird aber nicht ausgeſchloſſen, nicht von ihrer Allgemeinheit abgeſondert gehalten, deswegen iſt die Ironie nicht auf die Charak-

teriſtik angewieſen, ſie braucht nicht die Energie der Caricatur, ſondern läßt ſich mit den geringeren Abweichungen von der Wahrheit wie Sokrates mit den Jünglingen die nur noch nicht orientirt ſind, genügen. Dies iſt die Milde und Menſchlichkeit der Ironie, ſie ehrt in dem unfreien Geiſt die Möglichkeit des freien, aber nicht die bloße Möglichkeit, denn dieſe wäre vielmehr die Unmöglichkeit, und damit würde ſie ihn nicht ehren, ſondern entehren. Die Möglichkeit, welche ſie in ihm ehrt, iſt vielmehr eine ſolche, der zur Wirklichkeit nur die eine Bedingung des Sichkennens fehlt, und gerade dieſe wird durch die Ironie geboten. Z. B. Die Encyklopädiſten und Reallexikonsmänner dieſer Zeit würde eine mild-ironiſche Philoſophie etwa folgendermaßen bewillkommnen: „Ihr Männer von der Feder und vom Preßbengel, die Emſigkeit und Induſtrie der Ameiſen und des Hamſters iſt von jeher für denkende Naturforſcher ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit geweſen, findet daher keinen Anſtoß darin, wenn der Philoſoph als Naturforſcher des Geiſtes Eure nicht unähnlich ſcheinende Induſtrie mit ſorgſamer Aufmerkſamkeit begleitet. Vor allem, das ſeht ihr, behandelt er Euch darin als Männer von Geiſt, ein Ruhm, von welchem ohnehin in unſerer Zeit alles Verdienſt abhängt, denn Ihr ſelbſt, wie würdet Ihr Euren Schneider anlaſſen, wenn er Euch den Frack nicht als denkender Mann, ſondern als nur nähender Tölpel zu machen wagte? Sodann, nicht nur als Männer von Geiſt behandelt er Euch, ſondern, was auch gewiß nicht gegen Euren Begriff geht, als emſige und induſtriöſe Geiſter.“ So weit unſer Exempel der Ironie, deren Milde und Humanität ſogleich einleuchtet, denn was hat ein Verleger anders nöthig, um ſich mit dem Geiſte der Wahrheit zu verſöhnen, als daß er z. B. dieſe Ironie druckt, und ein Autor bei *Erſch* und *Gruber*, oder im Converſationslexikon, als daß er ſie lobend anzeigt? Und wie leicht iſt dieſe Befreiung, wie milde alſo die Freiheitsſtrafe dieſer Ironie!

2) Der Ironiker hat andererſeits aber den Ironiſirten ſich gegenüber, ihn alſo nicht, wie er iſt, auch gleich in ſeine Wahrheit eingeſchloſſen. Der Gegenſtand, wie er iſt, iſt ein Fall, welcher von ſeinem Geſetz abweicht; er iſt abnorm, widerſetzt ſich ſeiner Wahrheit, und das Bewußtſein des Ironikers, welches ſeine Wahrheit iſt, kann ihn daher in dieſer Widerſetzlichkeit nicht laſſen, es muß ſeine unwahre Geſtalt *vernichten*. *Dies iſt die Schärfe, die Unerbittlichkeit, die Kälte, der Ernſt der Ironie*: das Erheben der *bloßen* Objectivität zur *wahren* Objectivität.

Jean Paul nennt die Ironie die *komiſche* Objectivität, und weiter den Schein des Ernſtes und den Ernſt des Scheines, ein treffendes tiefſinniges Wort! Der confundirte Geiſt des Ironiſirten iſt der Schein, die ſcheinbare Perſönlichkeit; der Ernſt iſt die wirkliche ſelbſtbewußte Perſönlichkeit, die auf ihren Schein eingeht, und den Schein dadurch vernichtet, daß ſie ihn durch die objective Aufſtellung als Schein offenbart. So wäre die Ironie der Schein des Selbſtbewußtſeins, der dadurch vernichtet wird, daß ſein Weſen, das wirkliche Selbſtbewußtſein, ſich in ihn hineinverſetzt, und ihn ſo als Schein zur Erſcheinung bringt: Sokrates, der auf Euthyphron eingeht, und indem er ſich von ihm über die Götter belehren, d. h. Euthyphron ſich expliciren läßt, den *Schein* der Gottesgelehrtheit des heiligen

Mannes an den Tag bringt. Der Ernſt des Scheins iſt die Wahrheit, das Weſen des Scheins, welches darum des Scheines Ernſt iſt, weil der Ernſt auf ihn eingeht, weil er ihn als Exiſtenz anerkennt, mit welcher er aber Ernſt macht, indem er ſie als Schein offenbart, d. h. als eine Exiſtenz, welche zwar iſt, aber nicht ſein ſoll, und ſo ergiebt ſich denn ſogleich dieſer Ernſt des Anerkennens ſelbſt als Schein, denn das Sein wurde gewußt als ein ſolches, das nicht ſein ſollte, und alſo auch für weiter nichts anerkannt, als für ein zu vernichtendes.

Der ganze Vorgang iſt kein anderer, als das Aufheben der Erſcheinung des unfreien Geiſtes in den freien, der ſcheinbar auf ſie eingeht. Wie oben die milde Ironie, ſo verdient hier auch die ſcharfe Ironie ein Beiſpiel.

„Es iſt kein Geheimniß für die Kinder des Geiſtes, daß die Kinder der Welt ſogar an den Teufel nicht glauben, wenn er ſich nicht zeigt. Daher es gewiß ſeine geringſte Tücke nicht war, als er ſich der Faulheit ergab, und aus unſäglicher Fahrläſſigkeit in eigener Perſon ſo lange gar nichts für ſich that, bis er ganz in Vergeſſenheit gerieth und hinterdrein von den Philoſophen in der Meinung der Leute vollends ruinirt wurde. Denn nun blieb den Gläubigen zur Bekehrung der Welt kein anderes Mittel, als durch diejenigen aus ihrer Mitte, welche die Süßigkeit der Sünde zu tragen ſich ſtark genug fühlten, ſelbſt die handgreiflichſten Teufeleien zu veranſtalten, um nur ſein Daſein einigermaßen wieder herzuſtellen. Deswegen mußten ſie den glühenden Ochſen einer eignen Verketzerungszeitung, und deswegen den frommgepolſterten Tempel der unüberwindlichen Aphrodite errichten, damit es auch den Kindern der Welt offenbar würde, daß der Teufel exiſtirt und daß er Gewalt hat. Aber wie der Teufel denn überall ſein Spiel unerwartet treibt, hat er auch hier mit dieſen aphoriſtiſchen Beweiſen ſeiner Exiſtenz ſich keineswegs zufrieden gezeigt; und ſo iſt es denn geſchehen, daß er nun, nachdem alle Welt längſt von ihm überzeugt iſt, dennoch nicht aufhört, durch neue Streiche ſein Daſein zu beweiſen, und ſogar vorzugsweiſe denen, die ſo theilnehmend ſich ſeiner angenommen, in weltlicher Ehre, in ſchnöder Luſt, in gräßlichem Neide noch fortdauernd die verfänglichſten Schlingen zu ſtellen. Zu ſeiner Entſchuldigung ſagen die Kinder dieſes Geiſtes, indem ſie die Sünde mit Geduld ertragen, die Welt ſei im Glauben noch nicht ſtark genug. Vielleicht daß ſie es übers Jahr ſein wird, eine Hoffnung, der wir um ſo eher Raum geben, wenn wir bedenken, wie viel in ſo kurzer Zeit ſchon geleiſtet wurde."

Dieſe Ironie iſt nicht bitter, weil ſie die Exiſtenz des unſterblichen Euthyphron, dieſes Urtheologen gegen den ſie geht, als unſterblich kennt, ohne ſich darüber zu erboſen, aber ſie iſt ſcharf und unerbittlich, weil ſie durch ſeinen Begriff jene unſterbliche Exiſtenz in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit aufzeigt, und ſie iſt kalt, denn Euthyphrons unſchöne Geſtalt iſt unſterblich, und ſo wie ſie iſt kann ſie nicht geliebt, höchſtens verachtet werden. Der Ernſt aber dieſer und aller wahren Ironie iſt Begriff, die Vernunft der wahren Sache. Um wahr zu ſein, darf alſo die Ironie nichts Anderes vernichten, als eben das an ſich Nichtige, den Schein, was der Begriff des Witzes und aller Wirklichkeit des Komiſchen überhaupt iſt: wollte die Ironie dagegen das wahre Weſen ſelbſt, alſo Sittlichkeit, Religion, Wahrheit ebenfalls vernichten, ſo bliebe ſie ſo wenig eine Form des Komiſchen, daß ſie vielmehr eine Form der Häßlichkeit ſelbſt, und darin zur Scheinkomik würde. Dieſe falſche Ironie, eine poetiſche Krankheit unſerer Zeit, ſetzt nicht die Wahrheit der Sache, ſondern ihre Aberweisheit und ihr Belieben voraus, ſie iſt von Hegel in der Aeſthetik, erſter Band S. 81—90, aufs Gründlichſte beleuchtet, und in ihrem Princip der leeren Subjectivität oder der abſoluten Willkür als das Nichtige ſelbſt dargeſtellt. Ueber dies Princip und ſeinen Urſprung als hiſtoriſcher Erſcheinung in der fichtiſchen Philoſophie, wollen wir Hegel ſelbſt, der dieſer Ironie mit Recht den Krieg erklärt, darum aber mit Unrecht als Feind der Ironie überhaupt iſt bezeichnet worden, anführen.

„Was den nähern Zuſammenhang fichtiſcher Sätze mit der einen Richtung der Ironie angeht, ſo brauchen wir in dieſer Beziehung nur den folgenden Punkt herauszuheben, daß Fichte zum abſoluten Princip alles Wiſſens, aller Vernunft und Erkenntniß das Ich feſtſtellt, und zwar das durchaus abſtract und formell bleibende Ich. Dies Ich iſt nun durchaus ſchlechthin in ſich einfach, und einerſeits jede Beſonderheit, Beſtimmtheit, jeder Inhalt in demſelben negirt — denn alle Sache geht in dieſe Freiheit und Einheit unter — anderſeits iſt jeder Inhalt, der dem Ich gelten ſoll, nur als durch das Ich geſetzt und anerkannt. Was iſt, iſt nur durch das Ich, und was durch mich iſt, kann ich eben ſo ſehr auch wieder vernichten.“

„Wenn nun bei dieſen ganz leeren Formen, welche aus der Abſolutheit des abſtracten Ich ihren Urſprung nehmen, ſtehen geblieben wird, ſo iſt nichts ,als *an und für ſich* und in ſich ſelbſt werthvoll betrachtet, ſondern nur als durch die Subjectivität des Ich hervorgebracht. Dann aber kann auch das Ich Herr und Meiſter über Alles bleiben, und in keiner Sphäre der Sittlichkeit, Rechtlichkeit, des Menſchlichen und Göttlichen, Profanen und Heiligen giebt es etwas, das nicht durch Ich erſt zu ſetzen wäre, und deßhalb von Ich eben ſo ſehr könnte zu nichte gemacht werden. Dadurch iſt alles An- und Fürſichſeiende nur ein *Schein*, nicht ſeiner ſelbſt wegen und durch ſich ſelbſt wahrhaft und wirklich, ſondern ein bloßes *Scheinen* durch das Ich, in deſſen Gewalt und Willkür es zu freiem Schalten bleibt."

„Das Ich nun drittens iſt *lebendiges*, thätiges Individuum, und ſein Leben beſteht darin, ſeine Individualität wie für ſich für Andere zu machen, ſich zu äußern und zur Erſcheinung zu bringen. In Rückſicht nun auf das Schöne und die Kunſt erhält dies *den* Sinn, als Künſtler zu leben, und ſein Leben künſtleriſch zu geſtalten. Als Künſtler aber, dieſem Princip gemäß, lebe ich, wenn all mein Handeln und Aeußern überhaupt, in ſoweit es irgend einen Inhalt betrifft, nur ein *Schein* für mich bleibt, und eine Geſtalt annimmt, die ganz in meiner Macht ſteht. Dann iſt es mir weder mit dieſem Inhalt, noch mit ſeiner Aeußerung *Ernſt*. Denn wahrer Ernſt kommt nur durch ein ſubſtanzielles Intereſſe, eine in ſich ſelbſt gehaltvolle Sache, Wahrheit, Sittlichkeit u. ſ. f. herein, durch einen Inhalt, der mir als ſolcher ſchon als weſentlich gilt, ſo daß ich mir für mich ſelber nur weſentlich werde, inſofern ich in ſolchen Gehalt mich verſenkt habe, und ihm in meinem ganzen Wiſſen und Handeln gemäß geworden bin. Auf dem Standpuncte, auf welchem das Alles aus ſich ſetzende und auflöſende Ich der Künſtler iſt, dem kein Inhalt des Bewußtſeins als abſolut und an und für ſich, ſondern als ſelbſtgemachter und zernichtbarer Schein erſcheint, kann ſolcher Ernſt keine Stätte finden, da nur dem Formalismus des Ich Gültigkeit zugeſchrieben iſt. — Für Andere zwar kann meine Erſcheinung, in welcher ich mich ihnen gebe, ein Ernſt ſein, indem ſie mich ſo nehmen, als ſei es mir in der That um die Sache zu thun, — aber ſie ſind damit nur getäuſcht, pauvre bornirte Subjecte, ohne Organ und Fähigkeit, die Höhe meines Standpunktes zu erfaſſen und zu erreichen. — Wer auf ſolchem Standpunkt göttlicher Genialität ſteht, blickt dann vornehm auf alle übrigen Menſchen nieder, die für beſchränkt und platt erklärt ſind, inſofern ihnen Recht, Sittlichkeit u. ſ. f. noch als feſt, verpflichtend und weſentlich gelten. So giebt ſich denn das Individuum, das ſo als Künſtler lebt, wohl Verhältniſſe zu Andern, es lebt mit Freunden, Geliebten u. ſ. f., aber als Genie iſt ihm dies Verhältniß zu ſeiner beſtimmten Wirklichkeit, ſeinen beſonderen Handlungen, wie zum an und für ſich Allgemeinen, zugleich ein Nichtiges, und es verhält ſich ironiſch dagegen.“

„Dies iſt die allgemeine Bedeutung der genialen göttlichen Ironie, als dieſer Concentration des Ich in ſich, für welches alle Banden gebrochen ſind, und das nur in der Seligkeit des Selbſtgenuſſes leben mag. Dieſe Ironie hat Fr. v. Schlegel erfunden, und viele Andere haben ſie nachgeſchwatzt, oder ſchwatzen ſie von Neuem wieder nach“.

„Die nächſte Form dieſer Negativität der Ironie iſt nun einerſeits die Eitelkeit alles Sachlichen, Sittlichen und in ſich Gehaltvollen, die Nichtigkeit alles Objectiven und an und für ſich Geltenden. Bleibt das Ich auf dieſem Standpunkte ſtehen, ſo erſcheint ihm Alles als nichtig und eitel, die eigne Subjectivität ausgenommen, die dadurch hohl und leer und die ſelber eitle wird. Umgekehrt aber kann ſich auf der andern Seite das Ich in dieſem Selbſtgenuß auch nicht befriedigt finden, ſondern nur ſich ſelber mangelhaft werden, ſo daß es nun den Durſt nach Feſtem und Subſtantiellem, nach beſtimmten und weſentlichen Intereſſen empfindet. Dadurch kommt denn das Unglück und der Widerſpruch hervor, daß das Subject einerſeits wohl in die Wahrheit hinein will, und nach Objectivität Verlangen trägt, aber ſich andererſeits dieſer Einſamkeit und Zurückgezogenheit in ſich nicht entſchlagen, dieſer unbefriedigten abſtracten Innerlichkeit nicht zu entwinden vermag, und nun von der Sehnſüchtigkeit befallen wird, die wir ebenfalls aus der Fichtiſchen Philoſophie haben hervorgehen ſehen. Die Befriedigungsloſigkeit dieſer Stille und Unkräftigkeit, die nicht handeln und nichts berühren mag, um nicht die innere Harmonie aufzugeben, und mit dem Verlangen nach Realität und Abſolutem dennoch unwirklich und leer, wenn auch in ſich rein bleibt — läßt die krankhafte Schönſeligkeit und Sehnſüchtigkeit entſtehen. Denn eine wahrhafte ſchöne Seele handelt und iſt wirklich. Jenes Sehnen aber iſt nur das Gefühl der Nichtigkeit des leeren eitlen Subjects, dem es an Kraft gebricht, dieſer Eitelkeit zu entrinnen und mit ſubſtantiellem Inhalt ſich zu erfüllen."

Welche Ironie Hegel hiemit entwickelt und verworfen hat, kann nicht zweifelhaft ſein, es würde daher ein Mißbrauch ſeiner gewaltigen Stimme ſein, wenn man ſie für eine Erklärung gegen die ironiſche Form überhaupt ausgäbe. Es geht daraus vielmehr aufs Beſtimmteſte dieſe Ironie als eine häßliche hervor, und auch mit denſelben Erſcheinungen, die wir eben an der häßlichen Poeſie ſchon nachgewieſen. Die Erſcheinung des für ſich ſeienden Ichs, welches ſich von ſeinem Weſen nicht nur abſondert, vielmehr ſich für das Weſen ausgiebt, und ſeine Wahrheit, als wäre ſie ſein Schein, vernichten will, iſt die Häßlichkeit, deren Ohnmacht, in dieſer Abſtraction ſich zu behaupten, ſodann ebenfalls die beſchriebene ſchwächliche Sehnſüchtigkeit erzeugt. Dieſe Sehnſucht iſt Schwäche, ſobald ſie aus Bedürfniß des Wahren, ſie iſt aber Heuchelei, ſo lange ſie nur aus dem Bedürfniß überhaupt zu exiſtiren und zu gelten, das Wahre im Munde führt. Denn wir haben ſchon geſehen, daß die Häßlichkeit als ſolche gar nicht zur Geltung kommen könne. Die falſche Ironie iſt Selbſttäuſchung, ſo lange ſie in der formell mächtigen Subjectivität wirklich die inhaltsvolle Freiheit ſieht, und ſo in Wahrheit ſich als Verheißung und Verkündigung der Freiheit betrachtet; ſie iſt aber wieder Heuchelei, wenn ſie den Gegenſtand ihrer Verheißung oder Sehnſucht überhaupt, alſo auch die Sehnſucht und die Hoffnung ſelber verloren hat, und dennoch eine Sehnſucht und einen Gegenſtand der Sehnſucht: Liebe, Freiheit u. ſ. f. aufſtellt. Dieſe letztere Form der Ironie, welche der allerneueſten Zeit, z. B. Heinen angehört, iſt ſogar ſo weit gegangen, daß ſie Schönheit und Liebe ſelbſt ironiſirt, freilich immer mit der Andeutung, dies ſeien falſche Formen der wahren Sache.

Dieſe Ironie iſt der Schein der Ironie, indem ſie ſtatt des nichtigen Daſeins die wahre Objectivität als Nichtiges wiſſen und manifeſtiren will. Aus dieſem Grunde will Hegel ſie nicht mit dem Komiſchen verwechſelt wiſſen.

Der Witz in Form der Ironie war ein doppelter, 1) milde Ironie, welche den Ironiſirten von ſeiner Wahrheit nicht ausſchloß, 2) ſcharfe Ironie, welche ihn nicht einſchloß.

Die Schärfe und Kälte der letztern Form entſteht dadurch, daß die Wahrheit Den abſtößt, der ſich ihr nicht ergiebt.

Wir haben geſehen, daß Euthyphron, der Theologe, unſterblich iſt. Er würde aber nicht unſterblich ſein, wenn nicht auch ſeine Exiſtenz ihre Berechtigung hätte. Euthyphron, dieſe Exiſtenz, die ſich ihrem Weſen widerſetzt, iſt unſterblich, heißt in Wahrheit, ſeine Nichtigkeit iſt unſterblich, und wenn man ſagt: ſo zeigt er ſich in alle Ewigkeit, ſo heißt das, er manifeſtirt fortdauernd die Nichtigkeit ſeiner Exiſtenz durch ſeine Exiſtenz.

Eben darum durfte auch die ſcharfe Ironie, wollte ſie anders die Wirklichkeit des Witzes, die Macht des wahren Geiſtes über ſeinen Schein bleiben, nicht bitter werden, denn wie könnten wir uns über den unſterblichen Euthyphron erzürnen, da wir ja wiſſen, daß er eben ſo unſterblich als in ſeiner Exiſtenz auch in der Manifeſtation ſeiner Nichtigkeit iſt? Dies aber wiſſen wir, weil wir im Witz die evidente Wahrheit als abſolute Macht gegen den Schein richten. Durch dieſe

Manifeſtation ihrer Nichtigkeit iſt die ironiſirte Geſtalt des Geiſtes in ihre Wahrheit eingeſchloſſen, die ſcharfe Ironie wird in ihrer eignen Bewegung zur milden Ironie, und beide zeigen ſich vereinigt in jener Freiheit des Geiſtes, in welcher ſeine komödirte Geſtalt nicht nur im einzelnen Falle wie im Witze ſich aufhebt, ſondern in welcher ſie durchaus ſich ſelbſt vernichtet, und als dieſe unſterbliche Nichtigkeit aufgefaßt wird, alſo ein- für allemal idealiſirt iſt.

Die Ironie mit dieſer Anſicht der Sache iſt nun nicht mehr die Milde und Gnade des Witzes, welcher die Erlöſungsfähigkeit des Ironiſirten gelten läßt, ſondern ſie iſt nunmehr die Liebe des freien Geiſtes, der die ganze Welt fortdauernd ſich ſelbſt erlöſen ſieht, indem immer das Nichtige ſich vernichtet. In dieſer Auffaſſung iſt denn auch die Wirklichkeit des Komiſchen nicht mehr, wie im Witz, eine vereinzelte Thatſache, denn die komiſche Geſtalt iſt unſterblich, die Wahrheit des einzelnen Geiſtes iſt ſeine Allgemeinheit, dieſer einzelne Entbyrbren iſt die Exiſtenz des Allgemeinen, er iſt eine unſterbliche Type, ſo gut wie Triſtram Shandy's knarrende Thür, die immer wieder um Oel ſchreit und nie eingeölt wird, wie ſchon Jean Paul bemerkt. Was alſo in dem einzelnen Fall des Witzes vorhanden iſt, das wird in dieſer Anſchauung zum Geſetz der Welt erhoben. Die abſolute Berechtigung des Komiſchen liegt in der Idealität, von der alle empiriſchen Geſtalten des Geiſtes verklärt erſcheinen, und dies iſt der Humor.

Viertes Buch.

Der Humor.

Erſtes Kapitel.

Das humoriſtiſche Bewußtſein.

Der Witz iſt Fragment, der Humor Totalität des Komödirens. Der Witz iſt eine überraſchende Thatſache, der Humor ein dauernder Zuſtand. Humor iſt komiſche Stimmung in heiterer Weltanſchauung.

Der Witz erſcheint als Zufall wie der Blitz, der Humor ereignet ſich nicht, er iſt unvermeidlich wie das Sonnenlicht.

Der Witz iſt der erfinderiſche Geiſt, der ſeine Fackel plötzlich und wie es gelingt in das Dunkel einer Erſcheinung ſchleudert, der Humor iſt der „poetiſche Geiſt“, welcher ſinnig auf das Weſen ſieht und künſtleriſch ſeine Theorie bethätigt. Der Humoriſt iſt gebildet genug, um die mangelhafte Erſcheinung als die reelle Verwirklichung der Idealen zu ehren und zu lieben, und unmittelbar aus dieſem Material den Spiritus hervorbrechen zu laſſen.

Die Erſcheinung des Humors iſt die Erſcheinung eines humoriſtiſchen Bewußtſeins, er iſt der Witz, der ſich permanent erklärt und den Philiſter der Alltagswelt vom Throne ſtößt.

Zweites Kapitel.

Erſcheinung des humoriſtiſchen Bewußtſeins.

Das humoriſtiſche Bewußtſein, dieſe Beſinnung über die Welt, iſt ein für allemal vollbracht. Es iſt eine Form der Bildung und ein Product der Geſchichte, kann aber eben ſowohl die Form der Vorſtellung, als die der philoſophiſchen Erkenntniß haben. Das humoriſtiſche Bewußtſein idealiſirt die gemeine Erſcheinung. Der Geiſt geht auf ſeine unwahre Geſtalt ein, und indem er auf ſie eingeht, hat er ſie ſelbſt zu ihrer Wahrheit erhoben und erlöſt. Die rationelle Erlöſung der Welt im Lichte des Humors iſt die heitere Befriedigung des klaren mühelos ſiegenden theoretiſchen Geiſtes. Die myſtiſche und mythiſche Erlöſung der Welt iſt die chriſtliche, womit ſich eine phantaſtiſche aber religiös-ernſthafte Gemüthsbewegung aufthut und in den unendlichen Reichthum und die ganze Tiefe der Romantik, dieſer fortgeſetzten Erlöſungsſehnſucht ausbreitet. Hier ſind immer die beiden Momente, daß der Menſch in ſeiner Endlichkeit vernichtet, aber eben darum mit dem Höchſten begnadigt wird. So gilt der Menſch nichts und alles; nichts, denn er iſt dieſer an ſich ſündhafte; alles, denn er iſt das Gefäß des Ewigen und die ewige Seligkeit ſeine Beſtimmung, er iſt der Gegenſtand der Liebe Gottes.

Dieſe mythiſche oder phantaſtiſche Erlöſung geht der wahren Erlöſung des Menſchen durch Erkenntniß und Bildung voran. Das philoſophiſche Zeitalter iſt die Erfüllung des gläubigen; das humoriſtiſche Bewußtſein die Erfüllung des romantiſchen; die Heiterkeit die rationelle Form der Seligkeit.

Nach der Seite der Entzweiung und des Unterſchiedes hat der romantiſche Geiſt ſeine Wahrheit jenſeits und *erſehnt ſie*. Nach der Seite der Ineinsſetzung der Entzweiten iſt das romantiſche Bewußtſein die *Liebe*. Das romantiſche Bewußtſein liegt unabläſſig im phantaſtiſchen Kampfe um die höchſten Güter und iſt dabei nichts weniger als komiſch geſtimmt, ſondern je tiefer ſeine Bedürftigkeit, je heißer ſeine *Sehnſucht*, deſto ernſter iſt es ſelbſt. Komiſch wird die Befreiung erſt, wo der Menſch nicht mehr zu kämpfen hat, wo die mangelhafte Welt keinen Widerſtand mehr leiſtet, nicht einſeitig ſich feſthält, ſondern ſowie ſie nur angeſchaut wird, auch ſogleich in ihrer Wahrheit und erlöſ't iſt. Der Prozeß der *bloßen Beſinnung* über die Wahrheit in der unwahren Erſcheinung iſt das Unterſcheidende des Komiſchen und zugleich das Unwiderſtehliche. Darum gilt es hier keinen ernſtlichen Kampf, ſondern *ein heiteres Ereigniß*.

Dieſes heitere müheloſe Ereigniß, iſt alſo immer die befriedigte Sehnſucht und die *Liebe*, die Empfindung der Einheit des Ichs mit ſeinem Andern. Humor iſt in dem Einen Liebe, in dem Andern Liebenswürdigkeit. Die Einheit der Liebe und des Liebenswürdigen iſt aber nicht mehr blos Milde und Duldung, wie in der milden Ironie, der Humoriſt will überhaupt nicht richten, er will auch nichts ordnen und nichts ändern, ſondern nur die Erſcheinung in ihrer Wahrheit erſcheinen laſſen. Nun iſt er ſelbſt in die Erſcheinung mit eingeſchloſſen, darum darf er auch ſich nicht ausnehmen: darum beſcheidet ſich der Humor gegen den Witz, der auf ſeinem vermeintlichen Schöppenſtuhl noch von Milde und Duldung träumte. Hiezu können wir Jean Pauls eindringliche Metapher anführen: „Der Humoriſt kann ſeine eigne Verwandtſchaft mit der Menſchheit nicht läugnen; indeß der gemeine Spötter, der nur einzelne ihm fremde abderitiſche Streiche des gemeinen und gelehrten Weſens wahrnimmt und aufzählt, im engen ſelbſtſüchtigen Bewußtſein ſeiner Verſchiedenheit — als Hippocentaur durch Onocentauren zu reiten glaubend — deſto wilder von ſeinem Pferde herab die Kapuzinerpredigt gegen die Thorheit hält, als Früh- und Veſperprediger in hieſiger Irrenanſtalt der Erde. O, wie beſcheidet ſich dagegen ein Mann, der bloß über alles lacht, ohne weder den Hippocentaur auszunehmen, noch ſich!"

Die Liebenswürdigkeit des Ichs iſt dieſe Beſcheidenheit, worin es mit dem Gegenſtande vereinigt erſcheint; das aber war die Liebe; ſo iſt die Verwirklichung der Liebe Vereinigung des Liebenswürdigen und des Liebenden, worin die Liebe und die Liebenswürdigkeit gegenſeitig, alſo ſelbſt auch in eins geſetzt ſind, ſo daß beide nunmehr nur Momente in der wirklichen Liebe ſind, ihre Exiſtenz und Realität.

Die wirkliche Liebe iſt nun aber auch nicht mehr die bloße humoriſtiſche Geſinnung oder die Innerlichkeit des humoriſtiſchen Bewußtſeins, ſondern ſchon das Heraustreten dieſes Bewußtſeins in die Erſcheinung.

Drittes Kapitel.

Humor, ſubjective und objective Realität der Heiterkeit.

Die wirkliche Liebe, die ſich zugleich liebenswürdig zeigt, iſt die Erſcheinung einer Gemüthsverfaſſung, welche die in ſich befriedigte Stimmung, alſo das iſt, was man vorzugsweiſe gute Laune, guten Humor heißt. Schon als Stimmung und gute Laune alſo wäre der Humor dieſes Concrete und Wirkliche, wie wir es in der wirklichen Liebe kennen gelernt, und eben ſo auch ſchon ſelbſt Erſcheinung, dieſer Geiſt, der ſich mit ſeinem Gegenſtande in eins geſetzt, und eben dadurch in ihm ſein Daſein hat, das heißt erſcheint. Der Humor, auch in ſeiner Subjectivität, kann eben ſo wenig als die wirkliche Liebe, die er ſelbſt iſt, ohne ſeinen Gegenſtand ſein. Das humoriſtiſche Bewußtſein, die humoriſtiſche Subjectivität, iſt von ihrer Gegenſtändlichkeit nicht zu trennen, denn ſie entſteht nur dadurch, daß ſie durch dieſelbe hindurchgegangen iſt und ſich dadurch gebildet hat, und nicht nur daß ſie hindurchgegangen, ſondern daß ſie ſich in ſie hineingebildet, und nicht nur daß ſie ſich hineingebildet, ſondern daß ſie ſich mit ihr in eins gebildet. Dies iſt der Begriff des Humors.

Der Humor iſt Anſchauung. Aber um wirklicher Humor zu ſein, muß die Anſchauung erſcheinen, ſie muß ſich in der Aeußerlichkeit verwirklichen. Die Wirklichkeit des Humors iſt die Hineinbildung der humoriſtiſchen Anſchauung in ihre Erſcheinung, die humoriſtiſche Perſon, deren Stimmung und Ausdruck die Laune iſt.

Viertes Kapitel.

Die Laune.

Die Laune, der ſubjective Humor, fühlt ſich wohl im heitern Frieden mit der Welt und mit ſich. Was die Natur der Liebe überhaupt iſt, daß ſie als dieſe Empfindung der Einheit des Geiſtes mit ſeinem Andern in die Erſcheinung tritt, dieſe Erſcheinung und ihr Selbſtgefühl iſt, das iſt ſie auch hier: Empfindung, Empfindſeligkeit ſogar, ausgeſöhnt mit ſich und aller Welt, Jedermanns und ſein eigner Freund, der nie in Verlegenheit iſt, ſeine eigne und ſeiner Geſellen Liebenswürdigkeit zu faſſen und zu genießen. Yorik und ſeine Freunde, die Franzoſen, in der Wagenremiſe zu Calais, auf der Fahrt nach Paris, in der Unterhandlung mit dem Pariſer Kammermädchen endlich, überall iſt er dieſe Einigkeit mit ſich und mit der Welt, überall iſt der empfindſame Ton, von dem das Buch ſeinen Namen trägt, in der harmoniſchen Stimmung unverdroſſener Heiterkeit angeſchlagen, und nicht mit Unrecht Frankreich und ſein liebenswürdiges Volk der Boden, auf dem dieſe Laune ſich aufthut, denn außer Italien möchte kein anderes Land und Volk ſo ſehr zu empfindſamen Reiſen herausfordern. Dies letztere wird darum nicht weniger wahr ſein, wenn auch noch kein Yorik in

Italien gereiſ't ſein ſollte. Am weiteſten treibt es jene Göthiſche Laune, welche Einen, der in Zerſtreutheit quer über die Wieſe ſchlendert und von dem Eigenthümer mit einer Ohrfeige zur Beſinnung gebracht wird, erfreut ausrufen läßt: „Möcht' ich doch überall ſo muntre Geſellen finden!“ Mit Allem vertraut, hat dieſe Geſinnung nichts zu fürchten, ſie kämpft nicht lange, ſie ſiegt: wo ſie Charakter geworden iſt, da iſt ſie unwiderſtehlich, und ſo ſehr der Witzbold verletzt und zurückſtößt, ſo ſicher gewinnt der launige Humoriſt alle Herzen, ſo gewiß entwaffnet er allen Haß. Freilich muß er Menſchen finden und nicht Barbaren, eine Vorausſetzung, die aber auch faſt gar nichts vorausſetzt, und darum gewiß auch in jenem Wieſenbeſitzer nicht getäuſcht worden iſt. Das Nächſte alſo wäre wohl, daß in dieſer Stimmung das Subject Liebe erwirbt. Die Laune rechnet auf dieſen Erfolg, ſie iſt unbefangen, vertraulich und zuthulich, wodurch ſie aber auf der andern Seite läſtig wird und abſtoßend, wenn ihrer Vertraulichkeit eine vornehme Barbarei gegenüberſteht. Die Barbarei iſt indeß hier überhaupt ſchon beſeitigt, und was daraus ſich ergiebt, iſt die ſichere Liebenswürdigkeit des humoriſtiſchen Subjects. Dieſe kann erſt in der Vertraulichkeit mit ihm und bei unbefangener Vertiefung in das Weſen ſeiner Heiterkeit recht genoſſen werden.

Die Laune bringt in der Liebe, die in ihrer Empfindung vorhanden iſt, die Liebenswürdigkeit mit, und hat alſo den Gegenſtand der Erſcheinung in ſich. Darum iſt ſie berechtigt, von ſich und ihrer Empfindung auszugehen und immer darauf zurückzukommen. Dieſes Verfahren, welches man Vertraulichkeit nennt, wird

ſe gut beabſichtigt als vorausgeſetzt. Die Geſchwätzig-
keit, die Umſtändlichkeit, die ganze Particularität des
lieben Ich gehört daher zum Charakter der Laune;
aber nicht das leere Ich, ſondern dieſes liebevolle, deſſen
urioſeſte Erſcheinung immer noch das Allgemeine darſtellt;
nur dieſes hat das Recht ſich und ſeine Empfindung zu
reduciren. Das Reden von ſich wird ſogleich wider-
wärtig, wenn nichts dahinter iſt. Das Ich darf ſich
ur breit machen, wenn ſein Inhalt das Allgemeine iſt.
Das Subject unmittelbar iſt nichts werth, iſt aber be-
timmt, die höchſte Spitze der werth- und weſenvollſten
Erſcheinung zu ſein. Die wirkliche Liebe in der heitern
eſtalt der Laune hebt daher nicht bei dem leeren Ich
n, ſondern bei dem unendlich werthvollen, welches
urch die Aneignung der Welt und durch die Schönheit
er Bildung liebenswürdig geworden iſt.

Das beſte Beiſpiel der Laune iſt der vortreffliche
farrer von Wakefield. Er beginnt gleich von ſich und
äßt nicht nach, uns die ganze Welt durch ſeine Brille
zeigen, gebrochen zwar und närriſch genug, aber
mmer unendlich liebenswürdig. Sein Ich iſt nicht das
ſte beſte, aber die redſeligſte Umſtändlichkeit, und alle
ine Eigenheiten zeigen das Wahre nur um ſo deut-
cher, ſeine Liebenswürdigkeit, dieſen Diamant der ſprö-
n aber helldurchleuchteten Eigenheit. Keine Vertrau-
chkeit iſt größer, als die wir mit ihm eröffnen, keine
ebe ſicherer, als die er gewinnt, denn was müßte der
fühllos ſein, der dieſen Mann und ſeine Laune von
h wieſe? Aber er iſt auch wieder zu entſchuldigen,
nn nur ſeinen Vertrauten wird der Pfarrer offenbar,
d man muß ſich nun doch ſchon zu ihm entſchließen

und hingewendet haben, um dieſe Vertraulichkeit zu erreichen.

Die Laune iſt der Humor als Empfindung. Darum iſt er launiſch, und die Zufälligkeit der Schrullen und Grillen ſtellt ſich vorzugsweiſe in ihm dar. Zwar kommen dieſe Schrullen und Grillen zu ihrem Rechte, ſie werden aufgehoben, aber ſie werden vielleicht mit beſonderem Nachdruck hervorgehoben und durch ihre eigne Uebertreibung aufgehoben. So bildet ſich aus der Laune die Humoreske.

Fünftes Kapitel.

Die Humoreske,

der Specialhumor, welcher das launigte Sentiment an beliebigen Einzelheiten ſich verlaufen und abſchließen läßt, und eben darum, weil dieſe und jede Einzelheit das Allgemeine zeigt, mit dem kleinſten Umfange, novellenartig aphoriſtiſch, zufrieden iſt. Göthe's Rattenfänger dient zum Beiſpiel. Dieſer, wie er auftritt, iſt nicht lange erſt Charakter und Ereigniß, ſondern gleich dieſe Schrulle, ihre Heiterkeit und dieſes Sentiment. Die Laune der Humoreske iſt die aphoriſtiſche, die Anekdoten-, die Novellen-, die Schnurren-Laune, und grenzt darum zunächſt an den Witz; ſie iſt aber die Wahrheit des Witzes, weil ſie in ihrer Zufälligkeit das Allgemeine zeigt, welches ſie ſelbſt iſt. Dieſe Zufälligkeit hört auch eben dadurch, daß der Laune alle Zufälligkeit gerecht iſt, auf, Zufälligkeit zu ſein, es entſteht vielmehr die Vertraulichkeit mit dieſer Zufälligkeit und aller närriſchen Gebehrdung überhaupt. Die Laune in ihrer Unbefangenheit ſchrickt vor keiner noch ſo befremdenden Erſcheinung zurück; und der Cynismus wie die Zote, mit denen ſie ſich ohne weiteres gemein macht, ſind ihr nicht dieſes Gemeine als ſolches, ſondern die ſich aufhebende Gemeinheit, wie denn z. B. Shakeſpears Zoten und Derbheiten nur als treffende Charakteriſtik, nirgends als pure Gemeinheit empfunden werden. Falſtaf, Piſtol, die Rüpel, die Wärterinnen mögen reden, was ſie wollen, dieſe Gemeinheit idealiſirt ſich im humoriſtiſchen Bewußtſein. So entſteht das Gemeine oder *Niedrig-Komiſche*, die Laune, die ſich mit dem Abfall vom Idealen nicht nur vertraut, ſondern gemein macht, wozu ſie denn auch, wie gezeigt, berechtigt iſt. Die niedrige Laune iſt das Burleske.

Sechſtes Kapitel.

Das Burleske.

Es findet das Geringſte nicht zu gering, und das Gemeinſte nicht zu gemein, um in ſeiner Particularität das Allgemeine zu zeigen, im Gegentheil, es ſteigert ſich hier noch die Heiterkeit und wird *luſtige Ausgelaſſenheit*, darum weil der überwundene Gegenſatz ſo viel greller war, und deshalb um ſo viel ſtärkere Bewegung hervorrief. Es iſt daher auch kein geringer Mangel an Bildung, wenn die Burleske als reine Gemeinheit zurückgewieſen und ihr gegenüber der decente wollüſtige Ausdruck in Schutz genommen wird. Nur eine alte Geſtalt, die freilich auch ihres Gleichen ſucht, hat noch den Kopf über dem Waſſer, trotz aller Liederlichkeit und Nichtswürdigkeit, das iſt Falſtaf, der darum auch fortwährend ein Anker ſein wird, an dem der gute Geſchmack ſeine alte Derbheit und Maskenfreiheit rettet. Wenn dieſer Mann gänzlich entblößt vor uns daſteht, und es nun ſcheint, als müßten wir uns unwillig für immer von ihm abwenden, ſo hält er ſeinen Monolog über die Ehre und zeigt, daß man ſie nicht eſſen kann, daß ſie ein Wind und ein Schall iſt, und ſo behauptet er nur deſto glänzender ſeine komiſche Ehre, indem er ſeine ritterliche auszieht. Die Burleske iſt dieſer Falſtafs-Monolog, deſſen Unehre eben zur Ehre wird, denn ſie iſt flüſſig in dieſem idealiſirenden Proceß, worin ſie ihre Unwahrheit ſelbſt offenbart, und ſo zu ihrer Wahrheit kommt. Die Burleske hat die Laune und Ausgelaſſenheit, daß ſie ſich entſchieden auf das Niedrige einläßt, daß ſie ſeine Empfindung rechtfertigt. Sie iſt und bleibt daher Lyrik, iſt immer dieſe Empfindung und ſubjective Heiterkeit, die ihren Gegenſtand vollſtändig in ſich überſetzt hat. So Bürger's Gedicht vom Zeus und der Europa, von der Frau Schnipſen und andere, welche darum, weil ſie erzählen, noch nicht reinepiſch ſind. Dieſe Dinge gehen in dem Elemente dieſer Heiterkeit vor, und ſie ſind nichts als die Erſcheinung der burlesken Laune. Auch Blumauer iſt glücklich und berühmt in dieſem Genre, und führt zugleich auf eine eigene Form der Burleske, die Traveſtie. Jean Paul rechnet dieſe ebenfalls, trotz des epiſchen Scheins, zur Burleske, und mit Recht. Sie ſetzt das Niedrige an die Stelle des Erhabenen. Die Traveſtie iſt — weil ſie die Laune auch in der äußerlichen Form der Einkleidung darſtellt, eine erhöhte Burleske. Fein iſt die Bemerkung Jean Pauls über die Forderung der poetiſchen Form für die Burleske, um nicht die Gemeinheit ſtatt der aufgehobenen Gemeinheit zu empfinden, nur ſind es nicht die Verſe, die dies bewirken, ſondern die dadurch angekündigte Poeſie. Jean Paul kommt bei dieſer Gelegenheit auf den Unterſchied des berechtigten und des werthloſen Subjects, unter dem Namen des proſaiſchen und poetiſchen Menſchen. Er hätte eine Zeitlang nicht begriffen, warum ihm die komiſche Proſa der meiſten Schreiber als zu niedrig und ſubjectiv widerlich vorgekommen, indeß er den noch niedrigeren Komus der Knittelverſe gut gefunden. „Allein, explicirt er ſich, wie der Kothurn des Metrums Menſch und Wort und Zuſchauer in eine Welt höherer Freiheiten erhebt: ſo giebt auch der Sokkus des komiſchen Versbaues dem Autor die poetiſche Maskenfreiheit einer lyriſchen Erniedrigrng, welche in der Proſa gleichſam am Menſchen widerſtehen würde“.

In der burlesken Laune wird die Heiterkeit zur Ausgelaſſenheit wegen des grelleren Gegenſatzes im Verkehr des humoriſtiſchen Bewußtſeins mit dem Niedrigſten, mit einer Gemeinheit, die nur eben noch von der Beſinnung überwältigt werden kann. Die Macht der Beſinnung zeigt ſich aber gerade hier allgewaltig; denn da der Menſch durch ſeinen Begriff geadelt iſt, ſo iſt er auch aus ſeinen ärgſten Ungeſtalten herauszutreiben, und dieſer Humor erkennt nun überall nur noch die Thorheit an, während ſich die Grenze der Bosheit ſo weit hinausrückt, daß ſie zu den unglaublichen Dingen gehört.

Auf dieſem Wege ſteigert ſich das Selbſtgefühl der Ausgelaſſenheit noch weiter bis zum Uebermuthe, welcher mit nichts mehr Ernſt zu machen geſonnen iſt. Dieſer Uebermuth, der allen Halt und alles Maaß verliert, wirft die ganze komiſche Welt, als einen Inbegriff der abſoluten Spielerei, der Welt ernſter Zwecke entgegen. Der Uebermuth iſt liebenswürdig, wenn man ihm, wie einem launigen Kinde, einmal nichts zuzurechnen entſchloſſen iſt; er wird unverſchämt und unausſtehlich, ſo wie er ſich ernſtlich durchſetzen will: weder das Ideal ſoll zerſchlagen noch der ethiſche Zweck verhunzt werden, weil der Knabe ſeine Luſt büßen will. Der Uebermuth in der Kunſt hebt ſich ſelbſt auf. Je ſchroffer die Erſcheinung iſt, deſto mehr überladet ſie ſich mit ihrer eigenen Nichtigkeit, je mehr Schwachheiten Falſtaf auf ſich häuft, deſto mehr zeigt ſich ſein ganzes Weſen als Schwachheit und als diejenige Nichtigkeit, die mit ſich ſelbſt bis zum Platzen überladen iſt. Der Italiener nennt die komiſche Erſcheinung, die durch ihre eigene Expanſion zu Grunde geht, dies Ueberladen des Nichtigen mit ſeiner eigenen Nichtigkeit,, Caricatur. Der Uebermuth der Heiterkeit, welche ſich ſo über ihre eignen Grenzen hinauswagt, und die Gefahr, ſelbſt in die Häßlichkeit hineinzugerathen, heldenmüthig verachtet, wird zur heroiſchen Laune der ungeheuren Heiterkeit der grotesken Laune.

Siebentes Kapitel.

Die groteske Laune.

Die groteske Laune, die Carnevalslaune der ungeheuren Heiterkeit, kennt nur die Gemeinde der Unſeligen oder vielmehr der Uebermüthigen, und ihr Heroismus iſt die Unwiderſtehlichkeit eines allgemeinen Muthwillens. Weder nach der Seite des Heiligen und Hohen, noch nach der Seite des Niedrigen und Häßlichen giebt es eine Grenze und einen Widerſtand gegen die Privilegien dieſes Humors. Die Heiterkeit des Grotesk-Komiſchen, welche in den Faſtnachtsſpielen ihre vollkommenſte Darſtellung und allgemeinſte Geltung gewonnen, hat ihre Berechtigung in der Uebertreibung des Spiels in's Unendliche und Ungeheure ſelbſt. Das Mächtigſte und Heiligſte ſo wie das Niedrigſte ſind dieſelbe Geſtalt des erſcheinenden Geiſtes, die ſich ſelbſt vernichtet, und die Erſcheinung ihrer Selbſtvernichtung iſt die Ueberladung mit ihrer eignen Nichtigkeit, die Caricatur, in deren muthwilliger Bewegung die heroiſche Laune des Grotesk-Komiſchen ihre Darſtellung hat. Die Carnevalslaune und ihre Maskenfreiheit iſt nichts Anderes, als die Realiſirung des Grotesk-Komiſchen, oder die Bewegung der Caricatur ſelbſt, d. h. die Erſcheinung, die ſich in ihren Verhältniſſen überſchlägt, eine Bewegung, welche im humoriſtiſchen Bewußtſein zur Laune der ungeheuren Heiterkeit wird.

Die heftige Bewegung dieſer Laune gleicht dem Schwindel der Trunkenheit und ihren geſteigerten Viſionen, ein Talent, welches unſere nordiſche Nüchternheit nur noch vom Hörenſagen kennt, während der Süden mit dem heiterern Himmel auch dieſen gründlichen Genuß der geiſtigen Heiterkeit voraus hat.

In der Kunſt ſind Hogarths tolle Gruppen eines ewigen Carnevals und Rabelais' märchenhafte Wiz- und Spaß-Rieſen die vorzüglichſten Ergüſſe grotesk-komiſcher Laune. Beide zeigen, wie die ungemeſſene Bewegung der Caricatur ſich als wirkliche Laune, als Empfindung des Liebenswürdigen geltend machen könne, die Caricatur alſo nicht nur ein ſchales Mittel der gehäſſigen Satire, nicht nur bitter und widerwärtig, ſondern ſüß und lieblich, ein Genuß der Liebe ſein könne.

Das Groteſk-Komiſche erhebt alſo einerſeits die Caricatur zur Liebenswürdigkeit, andererſeits iſt es das Eingehen der Liebe auf die Caricatur. Die Caricatur iſt ſomit das Ungeheure, wodurch die Erſcheinung ſich ſelbſt aufhebt und überſchlägt. Die Humoreſke zeigt ſich gern als lyriſche Laune, die Burleſke als lyriſch-epiſche Laune, und das Groteſk-Komiſche im Dramatiſchen, denn die groteſke Laune bedarf der gewaltigſten Aeußerung, der ganzen Energie einer äußerlichen Handlung. In dieſer Form treibt die Laune alſo zur künſtleriſchen *Darſtellung*.

Achtes Kapitel.

Die humoriſtiſche Darſtellung.

Der Humor ſtellt ſich zuerſt dar als die *liebenswürdige Perſönlichkeit*.

Wie das Lächerliche und der Witz nichts anders zum Gegenſtande hatten, als die *aufzuhebende* Perſönlichkeit, ſo hat der Humor nichts anders zu ſeinem objectiven Daſein oder zu ſeiner Erſcheinung als die *liebenswürdige* Perſönlichkeit. Um ſich zu verwirklichen, kann der Humor nicht bloße Anſchauung bleiben, er tritt in die Bewegung dieſer liebenswürdigen Perſönlichkeit, in welcher ſich die humoriſtiſche Anſchauung darſtellt und dargeſtellt findet. Dieſe Bewegung iſt *ſinnliche Darſtellung des Humors*, die Anſchauung wird zur Erſcheinung und die Erſcheinung zur

Anſchauung, eine Vereinigung der Entgegengeſetzten, welche das Wirklichwerden des Humors darſtellt.

Das Allgemeine, welches der Humoriſt zu zeigen hat, iſt die Empfindung, Stimmung, Anſchauung und Vorſtellung der liebenswürdigen Perſönlichkeit. Der Humor iſt nicht das Wiſſen der Idealität der Wirklichkeit, ſondern die Darſtellung des Allgemeinen in der einzelnen Erſcheinung und im ſinnlichen Ausdruck; die Aufgabe des Humoriſten wäre alſo, wirklich das Einzelne, welches werthvoll iſt und darum das Allgemeine zeigt, zu finden und zu zeigen.

Nun iſt das Allgemeine die Liebenswürdigkeit des Menſchen in ſeiner Wahrheit; das Einzelne und Spezielle ſeine ſinnliche Darſtellung, beſtimmte Aeußerung und Aeußerlichkeit. Der Humoriſt hat daher, um den humoriſtiſchen Gegenſtand zu gewinnen, die ſinnliche Darſtellung mit der liebenswürdigen Perſönlichkeit auszufüllen, und wirklicher Humor iſt Anſchauung der liebenswürdigen Perſönlichkeit in ihrer beſtimmten ſinnlichen und äußerlichen Erſcheinung, die noch nicht idealiſirt iſt, ſondern die Idealiſirung in der humoriſtiſchen Auffaſſung erſt erfährt. Das Liebenswürdige iſt aber auch nicht das unmittelbare Subject, ſondern das Subject, wie es in der humoriſtiſchen Anſchauung iſt. Die humoriſtiſche Anſchauung erſcheint an dem Humoriſten, ſeine Liebenswürdigkeit iſt dieſe, daß er verſöhnt iſt mit ſich und mit der Welt in der Gewißheit des Idealen, das ſeine Realität enthält. Das liebenswürdige Subject erſcheint als das unendlich werthvolle, welches zugleich dieſes mangelhafte iſt. Es iſt unendlich werthvoll, weil das Allgemeine in ihm verwirklicht iſt; ſo iſt es liebenswürdig und wird geliebt, denn die Liebe iſt die Anſchauung, welche ſich in ihm wieder findet; und es iſt mangelhaft, weil es die Erſcheinung iſt, die ſich durch ihre eigne Richtigkeit aufhebt. Man ſieht in dieſem Vorgange nicht die vollendete, ſondern die entſtehende Schönheit, und man liebt hier das Schöne, welches man ſich aus der mangelhaften Wirklichkeit herausnimmt, wie man den unbefangenen Geiſt des Kindes gelten läßt, weil er mehr verſpricht als er iſt. Die werdende Schönheit, die ſich als fertige giebt, iſt die naive.

Neuntes Kapitel.

Das Naive.

Das Naive iſt der humoriſtiſche Gegenſtand, das daſeiende Liebenswürdige, die unmittelbare Erſcheinung des unendlichen Geiſtes, welche nur in ihrer Wahrheit geſchaut zu werden braucht, um zu ihrer Wahrheit erhoben zu ſein. Es iſt das Liebenswürdige, alſo die nächſte Möglichkeit des Geliebtwerdens, das heißt die Schönheit findet ſich in dieſer Erſcheinung, ſobald ſie dieſelbe mit idealiſirendem Blick betrachtet. Das Naive iſt daher der ungeſchliffene Diamant, welcher ſich dem Kennerauge in ſeiner ganzen Schönheit zeigt, und ſeine Wahrheit iſt die, daß es die mögliche und die der Wirklichkeit nächſte mögliche Schönheit iſt, denn zu ihrer Wirklichkeit fehlt nichts als dieſes Schauen. Sie iſt dieſe Möglichkeit der Schönheit, welche aber ſelbſt ſchon Wirklichkeit iſt, denn liebenswürdig iſt ſie nur, indem die Liebe als unbefangene Harmonie mit ſich und mit der

Welt an ihr zum Vorſchein kommt. In dieſem Sinne iſt ſie wirkliche Schönheit.

Weil dem Naiven die Welt ſo iſt, wie ſie ſein ſoll, ſo iſt er unbefangen und arglos, er weiß nicht wie es anders ſein könnte, ebenſo iſt ſeine eigne Erſcheinung nur was ſie ſein ſoll, ſowohl in ihrem Werth als in ihrer Richtigkeit, er weiß alſo ſeine Schönheit nicht als Verdienſt oder vielmehr, er weiß ſie überhaupt nicht. Die Naivetät iſt die werthvolle Erſcheinung, die von ſich nicht weiß.

Eine ſolche iſt das Kindliche, welches eben darum auch, wie das Naive überhaupt, das vorzugsweiſe Liebenswürdige, das aber von ſeiner werthvollen Erſcheinung nicht weiß, alſo das Unbefangene heißt, und wirklich geliebt wird, ſo wie es erſcheint. Denn die Unbefangenheit kehrt ihr Nichtwiſſen nicht nur gegen ihren Werth, ſondern auch gegen ihre Nichtigkeit ſelbſt, und ſo iſt die Naivetät grade in ihrem Selbſtgefühl naiv. Die Form des humoriſtiſchen Gegenſtandes, des Naiven, welches unbefangen gegen ſeine Nichtigkeit iſt, findet ſich häufig in der Genremalerei, die mit dem Betteljungen, der ſich behaglich ſonnt, und mit dem Saltarellotänzer, den ſeine mangelhaften Gewänder nicht geniren, den heitern Sieg des Humors über die ſpröde Welt feiert.

Der Sinn für das Naive iſt das, was man poetiſchen Sinn nennt. Man hat dieſen Sinn für das Naive beſonders Göthen zugeſchrieben und vielfältig geſagt, er ſei von der Erſcheinung ſelbſt ausgegangen, und eben darin groß, daß er nicht erſt zu dem Allgemeinen die Erſcheinung geſucht habe. Er ſelbſt nennt ſeine Werke irgendwo Gelegenheitsgedichte, was ungefähr dasſelbe bedeutet. Die Aufhebung der unbefangenen Naivetät zur ſelbſtbewußten Form der Komik, wäre eine Rückkehr zur Ironie, aber zur humoriſtiſchen.

Zehntes Kapitel.

Die humoriſtiſche Ironie.

Sie iſt der bekannte komiſche Proceß; richtet ſich aber nicht gegen das Naive; denn das Naive iſt ja ſchön und liebenswürdig, und nicht nur *liebenswürdig*, ſondern wirklich geliebt. An der Naivetät wird eine Unbefangenheit und Bewußtloſigkeit aufgedeckt, welche dem Naiven ſehr zur Ehre gereicht und ſelbſt die Schamröthe, welche ihm die humoriſtiſche Ironie in die Wangen treibt, macht ihn nur noch liebenswürdiger und ſchöner.

Erſt *dieſe* Ironie, welche das Naive zum Gegenſtande hat, und das Bewußtſein der liebenswürdigen Perſönlichkeit nie verliert, erreicht die ungetrübte Heiterkeit. Die Ironie iſt in allen komiſchen Erſcheinungen das Kritiſche, der Humor das Poetiſche, ſie hebt die unwahre, er die wahre Erſcheinung hervor.

Der Humor wird nicht ſo allgemein verſtanden, als er im Munde geführt wird, eben ſo wenig die Ironie. Noch mehr: bei der Ironie iſt eine nicht geringe Partei unſerer ehrbaren Zeitgenoſſen lieber bereit, das Kind mit dem Bade auszuſchütten, als es im Humor gebadet und aus dem Bade neugeboren mit Freuden zu begrüßen. Sancho, und im Ganzen auch der Ritter von La Mancha, Quintus Fixlein und Onkel Toby erſcheinen im Lichte dieſer humoriſtiſchen Ironie.

endete Figuren der Art ſind nicht auf einen Schlag
uſtellen. Es gehört ein geregelter und gereinigter
lauf ihrer Thaten und Gedanken dazu. Sie ſind
Producte der humoriſtiſchen Kunſt und die enthu-
ſche Seite des Humors vereinigt ſich mit der be-
enen Seite der Ironie zur Hervorbringung der
en Schönheit. Dieſer Proceß gehört der komiſchen
ſt.

Fünftes Buch.

Die komiſche Kunſt.

Erſtes Kapitel.

Das naive Ideal.

Der Humor iſt Laune und Gemüthsverfaſſung und erſcheint in dem liebenswürdigen Charakter der naiven Perſonen unſres Verkehrs. Die nächſte Verwirklichung des Humors iſt die gebildete Komik des gemeinen Lebens und keine Heiterkeit und kein wahrhaft gebildetes Leben iſt ohne Humor möglich.

Der Ernſt des Geſchäftsmannes, des Gelehrten, ſelbſt des Philoſophen und des Staatsmannes, des Helden und des Idealiſten wird widerwärtig und verletzend ohne das gebildete Bewußtſein des Humors; denn es iſt die unerläßliche Aufgabe einer humanen Welt, daß alle außer dem ernſten Kampf, in welchen Naturüberwindung, Sittlichkeit und Wahrheit den politiſchen Menſchen verwickeln, noch eine freiere Lebensweiſe genießen und im müheloſen Kampf zum Genuß der theoretiſchen Freiheit durch die Heiterkeit gelangen. Dies iſt das Gebiet, wo es nur der Beſinnung über die Allmacht des Geiſtes bedarf, um auch in der ungeſtalteten Alltagswelt ſeiner ſelbſt gewiß und froh zu werden.

Bliebe der Menſch in grämlicher Mühſeligkeit ſtecken, ſo wäre er eine häßliche, und geſchähe es wider ſeinen Willen, eine empörende Erſcheinung. Entweder muß die Welt ſich in ſein Freiheitsbedürfniß oder er muß ſich in die Welt finden und ihre Berechtigung trotz all' ihrer Mängel anerkennen.

Aber die Berechtigung der exiſtirenden Welt iſt nicht äußerlich neben ihrer Mangelhaftigkeit, ſie iſt das Mangelhafte und das Berechtigte zugleich; mangelhaft und nichtig, weil die Freiheit jeden Zuſtand in ihre Bewegung verwandeln muß, berechtigt, weil jeder Zuſtand der ſittlichen Welt ein Daſein der Freiheit iſt. Dieſe Beſinnung des freien Menſchen über ſich ſelbſt und ſeine Welt, deren Zuſtände allemal ernſtlich erkämpft werden mußten, iſt die theoretiſche Bildung des Humoriſten und die Befriedigung, welche ſie gewährt, die Heiterkeit des Humors. Alle wahre Bildung muß es durch den ernſten Kampf zu dieſer heiteren Befriedigung bringen. Der Wilde und der Barbar iſt ohne Humor, die ideale Welt, in welcher die Heiterkeit ſich erzeugt, muß erſt durch Civiliſation und geſchichtliche Kämpfe erworben werden. Sie kann eben ſo darin wieder untergehen. Der Fanatismus der Puritaner bekämpfte die Kunſt und die Komödie, er veränderte die Phyſiognomie von Altengland; Zeiten und Richtungen, welche ſich in Arbeit und Noth verrennen, erzeugen eine grämliche Rohheit, eine Barbarei der Gedanken und Gefühle, worin die Menſchen ſich nur erbittern, nicht mehr erheitern können; doch laſſen ſich ſo unnatürliche Stimmungen auf die Länge nicht behaupten.

Der Zuſtand eines handwerksmäßigen Ernſtes, der den Menſchen nie zur Beſinnung kommen läßt, iſt eine Gemüthskrankheit; denn jedes vollendete Werk führt die Beſinnung der Heiterkeit mit ſich, auch die praktiſche Ueberwindung des Widerſtandes iſt Befreiung und wird ſo empfunden. Man macht daher in der Arbeit und ihrem Ernſt Abſchnitte, um in Feſten und Feiertagen zur Beſinnung und zur Heiterkeit zu kommen. Der Wille, welcher die Noth abbrechen kann, zeigt ſich als den Herrn der Noth, er iſt frei, ſobald er es ſein will. Auch dies iſt die müheloſe Freiheit des Selbſtbewußtſeins; und das Leben der Menſchen mit ihrer Noth und Arbeit, mit ihrem Ernſt und ihren Kämpfen bringt unmittelbar die Heiterkeit und den Humor hervor, ja das Leben ſelbſt iſt heitre Erſcheinung, ſobald es über ſich zur Beſinnung kommt. Dennoch iſt der Humor im Leben überall unrein und mit fremdartigen Beſtandtheilen vermiſcht, weil hier die komiſche Perſönlichkeit noch andere Abſichten als die der bloßen Darſtellung verfolgt, die naive Schönheit aber nicht in der erſten beſten Aeußerung, die beiläufig mit vorkommt, erreicht wird, ſondern, um rein hervorzutreten, der komiſchen Kunſt bedarf. Sie übernimmt die Reinigung der humoriſtiſchen Ironie von allem Ungehörigen und die Sicherung der Selbſtbewegung des Naiven.

Das Naive wird dadurch gereinigt, daß die ſich im Humor aufhebende Erſcheinung als Liebenswürdigkeit zum Bewußtſein gebracht, und der Vorgang dieſer Idealiſirung vor aller Störung bewahrt wird. In ihrer Vollendung alſo gelangt die komiſche Schönheit im humoriſtiſchen Bewußtſein, welches theils als gebildetes vorausgeſetzt, theils durch den Proceß erſt gebildet wird. Dieſe ſich bildende und gebildete humoriſtiſche Anſchauung iſt, wie ſchon bemerkt, der poetiſche Blick, womit der Menſch auf dem Grunde der vulgären Erſcheinung ihre Wahrheit, mit der ſie im Conflict ſteht, erblickt.

Das Ideal iſt dieſe hervorgehobene Wahrheit und die Befriedigung an ſeinem Anblick wird als Heiterkeit empfunden. Dieſe Heiterkeit iſt fortan aller Kunſt geſichert, weil jede auf dem Proceß der Idealität beruht. Man hat daher auch vorzugsweiſe die Heiterkeit des Ideals geprieſen und zwar die ruhige Heiterkeit, weil ſie ihm durch den in ihm vollzogenen Proceß der Idealität geſichert iſt.

Auch das komiſche Kunſtwerk alſo iſt eine Exiſtenz und Wirklichkeit der Schönheit, oder Ideal. Auf der andern Seite jedoch wird der Gegenſtand der komiſchen Kunſt, die naive Schönheit, der humoriſtiſche Charakter und ſeine gebrochene Erſcheinung (das Carikirte, das er enthält) ausdrücklich von der Idealſchönheit als ſolcher unterſchieden. Der Unterſchied iſt kein anderer, als dieſer, daß die naive Schönheit den Schein der Nichtigkeit an ſich hat, das ernſte Ideal dagegen dieſen Schein der Nichtigkeit aufhebt und ſich als die nur berechtigte Erſcheinung producirt. Die berechtigte Erſcheinung iſt die der Wahrheit angemeſſene, die nichtige die ihr unangemeſſene. Im Komiſchen ſtellt ſich die Wahrheit auf die Seite des Bewußtſeins in dem ſich wiederfindenden Geiſt, und läßt die Nichtigkeit auf Seiten der Exiſtenz. Im nichtkomiſchen Ideal dagegen ſtellt ſich die Wahrheit in die Exiſtenz heraus, die Erſcheinung ſelbſt iſt die berechtigte, wahre, und die Seite der Nichtigkeit wird dem Bewußtſein überlaſſen. Wie ſich das ernſte Ideal zum Kampf der Tragödie ſteigern kann, ohne darum die Schönheit einzubüßen, ſo erhebt ſich das komiſche in den heitern Geſtalten der Naivetät ſehr häufig bis auf einen kleinen, faſt unmerklichen Reſt aus der Sphäre der Mangelhaftigkeit und des Widerſpruchs, welche das Komiſche bedingt. Von dieſer Art ſind viele Amorbildungen in der ſchalkhaften Laune, am entzückendſten die Neapolitaniſche Aphrodite kallipygos, dieſe naive Göttin der Schönheit, die tiefſinnigſte Bildung der Liebenswürdigkeit, die es nur geben kann. Sie ſieht ſich um, beſieht ſich ſelbſt und iſt ſehr glücklich über ihre ſchöne Taille. Sie iſt unbefangen in Beziehung auf ihre Schönheit, deswegen gehört die Schaam nicht hieher; eben weil ſie unbefangen gegen ihre Schönheit iſt, iſt ſie auch unbefangen gegen die Anſchauung; ſie iſt aber auch unbefangen gegen ihre Eitelkeit, ſie fühlt ſich, und dies konnte nicht ſchöner dargeſtellt werden, als in jener Geberde liebenswürdiger Eitelkeit, welche ſo viel reellen Grund hat, daß wir ſie auch der Göttin verzeihen. Man vertiefe ſich in die Anſchauung dieſer herrlichen Bildung, um die ganze Macht und Bedeutung des Naiven zu faſſen, und ſich für alle Zeiten gegen die Verachtung des humoriſtiſchen Ideals zu ſtärken. Nirgends iſt die Eitelkeit und die Schönheit der Erſcheinung inniger in Eins gebildet, nirgends ein gewaltigerer Widerſpruch überwältigt, darum aber auch dieſe Geſtalt für die gebildete Anſchauung die höchſte Befriedigung, die keine Hoheit der übrigen ſeligen Götter zu verdunkeln die Macht hat.

Von der göttlichen Heiterkeit dieſes naiven Ideals wird es der Erinnerung vielleicht ein unerträglicher Sprung ſcheinen zu Falſtaf und Sancho Panſa herunter, an denen die Seite der Richtigkeit ſich mit ſo großer Energie aufthut; aber wenn wir zuerſt auf den trefflichen Pfarrer von Wakefield kommen, dann auf den guten Yorik und ſo weiter, ſo ertragen wir am Ende auch noch eine geringere Poſitivität.

Weil die Komik überall durch das Selbſtbewußtſein erzeugt wird, ſo ſind nur die Künſte fähig etwas Komiſches darzuſtellen, die das Selbſtbewußtſein auszudrücken vermögen. Es giebt keine architektoniſche Komik, eine muſikaliſche nur in der ganzen Haltung einer Muſik, nicht in einem vollendeten Effect. Einen muſikaliſchen Witz könnte es höchſtens für den Generalbaßkenner geben in dem Sinne, daß ihn eine völlig irrationale Wendung außer Faſſung brächte, ohne daß er ſie ganz verwerfen könnte. Und wenn die Muſik die Heiterkeit wie die Trauer in der Form der Empfindung ausdrücken, oder vielmehr den Ausdruck beider in dieſer Form begleiten kann, ſo iſt ſie doch unfähig, die Unklarheit der Empfindung zu verlaſſen, das heißt ſie kann die komiſche Auflöſung in das klare Selbſtbewußtſein nicht vollziehen, alſo auch nicht ſelbſtſtändig ein komiſches Kunſtwerk erzeugen. Dazu bedarf ſie der Hülfe der Poeſie. Die übrigen Künſte dagegen, welche den ſelbſtbewußten Geiſt darzuſtellen vermögen, Skulptur, Malerei und Dichtkunſt, ſind auch fähig das komiſche Kunſtwerk zu erzeugen.

In allen dreien finden wir das naive Ideal, theils im Ausdruck des ganzen menſchlichen Körpers und beſonders der Phyſiognomie, theils in der Rede, dem abſtracten Ausdruck des Geiſtes, der die Aeußerlichkeit zur Bedeutung herabſetzt.

Zweites Kapitel

Plaſtiſche Figuren.

Auch das in ſich ruhende naive Ideal iſt immer die Aeußerung der innerlich bewegten naiven Perſönlichkeit. Sie bewegt ſich in der Vereinigung der ſtreitenden Momente des Humors. Daher iſt auch der einfachſte Ausdruck der Naivetät durch den Körper dennoch nur die Darſtellung der geiſtigen Bewegtheit ſelber, ja er iſt nur inſofern überhaupt Darſtellung, als er die Bewegtheit des Geiſtes, hier des Humors noch an ſich hat und aufzeigt.

Von der Aphrodite kallipygos und wiefern ſie hieher gehört, iſt ſchon die Rede geweſen, als ſie zum Beiſpiel des naiven Ideals aufgeſtellt wurde. Sie iſt der einfache Ausdruck, denn es iſt in ihr keine *auseinandergelegte* Handlung, ſondern nur die Erſcheinung der ſubjectiven Bewegtheit und *inneren* Handlung, die liebenswürdige Eitelkeit in der individuellſten Sinnlichkeit. Handlung iſt alſo allerdings vorhanden, aber eine Handlung, die ſich zur gegenwärtigen in ſich zurückbiegt, kein Vorgang, der ſich in ein Nacheinander und Nebeneinander ausbreitet. In demſelben Sinne einfacher Ausdruck iſt die Handlung des tanzenden Fauns in der Tribüne zu Florenz. Dieſem berühmten Kunſtwerke wird aber die entſchiedenſte Individualität und Beſchränktheit nicht hinderlich, die Befreiung in der Heiterkeit als berechtigt aufzuweiſen.

Wir nennen hier noch einige von den komiſche Kunſtwerken der alten Plaſtik, die Ruf haben: zuerſ den äußerſt drolligen Knaben in der Villa Medicis be Florenz, welcher ein Hündchen im Arm trägt, un nach Michel Angelo's genialer Reſtauration den eine Fuß auf eine Schildkröte ſetzt. Er liebkoſ't das Hündchen, biegt ſein unbeſchreiblich luſtiges Geſicht ihm zu und während das Hündchen einen Fremden anzubelle ſcheint, ergözt ſich etwa der Knabe daran, daß jene zuſammenſchrickt. Eine nähere Vermittelung ſeiner Laun iſt nicht ſichtbar, ihr Ausdruck aber bis zum Gelächte anſteckend. Von größerem Ruf, als dieſer mediceiſch Knabe, und vielleicht noch ſchöner zu nennen iſt de trunkene Bronce-Faun aus Herkulanum im Neapolitaniſchen Muſeum; er iſt mir indeſſen nicht ſo gegenwärtig geblieben, weil er als naives Ideal von de Aphrodite deſſelben Muſeums verdunkelt wurde, abe die Gewalt der beſeligten Phyſiognomie und die Haltung der Trunkenheit innerhalb der Schönheit, mach ihn zu einem eigenthümlichen Repräſentanten der Na vetät. Dieſer trunkene, der Florentiner tanzende Fau und der mediceiſche Knabe mit dem Hündchen unte ſcheiden ſich als burleske Darſtellungen, die mehr na der Seite des Niedrigen hinneigen, von dem Gleichg wicht des vollendeten Naiven in der Aphrodite kallipygo ein Unterſchied, welcher ſchon einmal erwähnt worde weil auf den erſten Blick der verſchiedene Eindruck d Erſcheinungen auch eine völlige Verſchiedenheit des B griffs erwarten läßt. Alle dieſe plaſtiſchen Geſtalt ſind aber der einfache Ausdruck der komiſchen Schönhe durch Phyſiognomie und Geberde oder einer in ſi concentrirten Handlung. Nun iſt dieſe Handlung Aeuß rung des ſelbſtbewußten Geiſtes. Dazu iſt die unmittelbare Körperlichkeit des plaſtiſchen Kunſtwerks nur im Stande durch den Ausdruck des Geſichtes, wie denn auch alle unſere Beiſpiele ihre heitere Bewegtheit erſt durch ihre Mienen auch in den übrigen Körper ausſtrömen können. Das Geſicht iſt der Ausdruck des ſich wiſſenden Geiſtes, und nicht die bloße Miene, die Körperlichkeit des bewegten Geſichtes, ſondern das ſehende Geſicht, das Licht des Geſichtes, das Auge, iſt der Ausdruck des geiſtigen Lichtes. Das Auge denkt. Die Wahrheit des Geſichtes iſt das ſehende Geſicht, während das plaſtiſche Geſicht nur erſt das Geſicht an ſich, das in ſich verſchloſſene, das dunkle Auge, das Auge als dunkler Körper iſt. Die Plaſtik ſtellt allerdings ſchon den erleuchteten Körper dar, denn nicht der Körper und ſeine Form als ſolche, ſondern nur das Helle und Dunkle wird in der beſtimmten Geſtalt geſehen. Auch die Plaſtik ſtellt nicht unmittelbar durch die formirte Maſſe dar, ſondern durch die Erleuchtung ſeiner Oberfläche, welche die formirte Maſſe an ſich hat. Aber die völlige Negation des Körpers, indem man unmittelbar durch Hell und Dunkel auf der Oberfläche darſtellt, giebt die Malerei, welche nun nicht mehr durch das Erleuchtete, ſondern durch das Leuchtende ſelbſt, durch den Schein als ſolchen, darſtellt. Die Malerei wirkt durch die Farbe, welche modificirtes, mit ſeinem Gegenſatz vermitteltes, exiſtirendes Licht iſt. Das Auge iſt daher in der maleriſchen Darſtellung aufgeſchloſſen, und das ſehende Geſicht des maleriſchen Kunſtwerks eine beſſere Darſtellung des ſelbſtbewußten Geiſtes, als die plaſtiſche Phyſiognomie.

Drittes Kapitel.

Genremalerei im Portrait.

Der einfache Ausdruck des naiven Ideals durch die Malerei erſcheint daher als **Portrait**, jedoch in dem Sinne, daß es phyſiognomiſche Darſtellung der einzelnen naiven Perſon, nicht daß es Abbildung irgend eines wirklichen Geſichts ſei. Ein vortreffliches Beiſpiel in der Form des Kindlichen und von dem größten Meiſter, erwähnt **Hegel** in ſeiner Aeſthetik, wo er von dem Idealen im ſcheinbar Gemeinen und Ordinären ſpricht. Er berichtet: „In Paris giebt es ein Knabenportrait von Raphael; müßig liegt der Kopf auf den Arm geſtützt und blickt mit ſolcher Seligkeit kummerloſer Befriedigung ins Weite und Freie, daß man nicht loskommen kann, dies Bild geiſtiger und froher Geſundheit anzuſchaun. Dieſe Kummerloſigkeit um das Aeußere und die innere Freiheit im Aeußern iſt es, welche der Begriff des Idealen erheiſcht.“

Die Frage nach der ganzen humoriſtiſchen Genremalerei der Holländer und ihrer Berechtigung, die **Hegel** hier aufwirft, iſt weſentlich die Frage nach dem naiven Ideal, welche aber mit der „bürgerlichen Tüchtigkeit und geiſtigen Geſundheit ſolch beſchränkten Lebens“, womit **Hegel** dieſes Genre vertheidigt, nicht gehörig erledigt iſt, denn die Frage iſt nicht nach dem Stoff, ſondern nach ſeiner ideellen Erſcheinung. Näher nennt allerdings „die innere Freiheit im Aeußern“ den Vorgang der Idealität, zeigt aber auch noch nicht, wie die beſchränkte Erſcheinung des Geiſtes als naives Ideal darum unendlich werthvoll iſt, weil ſie ſich ſelbſt zu ihrer Wahrheit aufhebt. Die allerparticularſte Erſcheinung, an der das Allgemeine offenbar wird, hat den vollen Werth des Ideals. Der Humor iſt der Sonnenſchein der Wahrheit, der den Geiſt auch in ſeiner niedrigſten Geſtalt der Freiheit mächtig macht. Die Ausſöhnung mit ſich und mit der Welt in dem Raphaelſchen Knaben erſcheint als die poſitive Macht des Geiſtes der Liebe, der die Welt erlöſ't und zu eigen hat, und iſt die Erſcheinung ſeiner Liebenswürdigkeit und Schönheit. Dieſe Macht des Geiſtes im Kinde erhöht noch das Ergreifende. Das Kind iſt unbefangen in Beziehung auf die Berechtigung des Geiſtes, dieſer unbefangene, von ſich nichtswiſſende König der Welt iſt eben ſo unbefangen gegen die Aeußerlichkeit, ſeine Schranke. Kummerlos und ſelig in ſich, fühlt es keinen Mangel. Darum berührt das naive Ideal allerdings die höchſten Intereſſen der Menſchenbruſt, und eine ſolche Darſtellung, wie die beſchriebene, iſt die Darſtellung der Erlöſung des liebebedürftigen Menſchen ſelbſt, allerdings noch in der Form der müheloſen Seligkeit und des unmittelbaren Beſitzes, während das ernſte Ideal das Bewußtſein des Errungenen und den Werth des Vermittelten, alſo ſeinen Werth hervorhebt. Es wird alſo nicht geleugnet, daß das ernſte Ideal als vorzugsweiſe und als nur berechtigt erſcheine (darin eben unterſcheidet es ſich von dem naiven Ideal, daß es die Seite der Nichtigkeit an der Erſcheinung unterdrückt, alſo als die wahre Erſcheinung auftritt, während das naive Ideal die Nichtigkeit der Erſcheinung des beſchränkten Geiſtes ausdrücklich als das Wahre ſetzt) aber es muß offenbar behauptet werden, daß das naive Ideal eben ſo gut berechtigt ſei.

Die *Genremalerei* wird der *hiſtoriſchen Malerei* entgegen geſetzt, der Darſtellung des Geiſtes, der im Prozeß der Weltgeſchichte ſich in ſich vertieſt und dadurch zum wahren Beſitz ſeiner ſelbſt kommt. Die Erſcheinung des Geiſtes wird alſo in der Hiſtorienmalerei die Seite ſeiner Berechtigung, ſeines Werthes feſthalten, und die *wahre Erſcheinung* ſein wollen. Die Genremalerei, die ſich dieſer Darſtellung entgegenſetzt, hat den Geiſt darzuſtellen in ſeiner unmittelbaren Erſcheinung, und in der That hat man die ganze Breite dieſes Gegenſatzes von der Landſchaftsmalerei und dem Stillleben in Früchten, Blumen u. ſ. w. bis zur Darſtellung des Geiſtes in ſeiner Natürlichkeit und Unmittelbarkeit des Familien-, des Kindes- und des gemeinen Lebens überhaupt Genremalerei genannt. Sodann erleidet aber die Genremalerei wiederum die Einſchränkung, Darſtellung des Geiſtes in ſeiner Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, aber des Geiſtes als ſolchen, des Bewußtſeins, nicht des ſchlafenden Naturgeiſtes in Landſchaft und Stillleben zu ſein. Nun iſt die Natürlichkeit des Geiſtes als ſolche gar kein Gegenſtand der Kunſt, es entſteht alſo die Nothwendigkeit, in der Werthloſigkeit und Nichtigkeit auch die Berechtigung derſelben darzuthun, ſie nicht als bloße Exiſtenz aufzugreifen und feſtzuhalten, ſondern die einzelne Erſcheinung im Prozeß der Idealität, oder als die Erſcheinung des unendlichen und wahren Geiſtes ſelbſt aufzuweiſen. Auf dieſe Weiſe wird jeder Zuſtand und jeder Menſch, der mir zufällig aufſtößt, ein nothwendiger Ausdruck der wahren Menſchheit; jede einzelne Erſcheinung des Menſchenlebens iſt fähig, das Allgemeine darzuſtellen. Deswegen iſt hier ein allgemeines Genre vorhanden, ein Vorgang, der immer und überall wiederkehrt. „Wo du hineingreifſt, iſt es intereſſant!“ Die hiſtoriſche Bewegung iſt hingegen nicht ſchlechtweg die Wiederkehr des alten Lebens. Ihre Epochen werden als einzige eigenthümliche empfunden und durch prägnante Namen und Perſonen repräſentirt. Die Genremalerei malt das Ereigniß als immerwiederkehrendes und fortdauernd exiſtirendes: aus dem Familienleben den Krieger mit dem Kinde, einen Reiter, der ſeinem Knaben die Pferde zeigt: aus dem Kindesleben Kinder, die Kartenhäuſer bauen, Soldat ſpielen, des Vaters Uniform anziehen: aus dem gemeinen Leben überhaupt den politiſchen Zinngießer, luſtige Brüder beim Gelage, den Abſchied des Rekruten, das Wiederſehen der Liebſten, eine Werbung auf Helgoland, die Kirchgängerin u. ſ. w.; die Hiſtorienmalerei dagegen ſtellt das Ereigniß als einmal eingetretene beſtimmte Geiſtesentwickelung, als wirklichen Fortſchritt des Geiſtes dar. In der Mitte liegt das allgemeine Ereigniß, welches Sage und Poeſie zum einzelnen erhoben hat, und welches die Malerei als Hiſtorie wiedergiebt und wiederzugeben das Recht hat, ſofern dieſe Sage und Poeſie ſelbſt hiſtoriſcher Inhalt und entwickelter Geiſt geworden iſt. Der Genremalerei iſt der Geiſt der unmittelbar daſeiende, das Leben der Menſchen, der Hiſtorienmalerei iſt er der geſchichtlich werdende, die Weltgeſchichte. Das Ereigniß des Lebens ſo wie das Ereigniß der Geſchichte, beides iſt als Ereigniß zufällige Erſcheinung, deren Kern die Kunſt erſt von der Zufälligkeit zu reinigen und zur wahren Erſcheinung zu erheben hat. Die gereinigte Erſcheinung iſt dann aber nicht mehr Ereigniß, nicht mehr dieſes Einzelne, Zufällige, ſondern Handlung, Offenbarung und Verwirklichung der Freiheit, Idealität.

In einer Sphäre, wo es nicht darauf ankommt, einen neuen Geiſt mit allem Aufwand der edelſten Kräfte des Menſchen zu erzeugen, wo nur das alte Leben von immer neuen Individuen genoſſen ſein will, iſt der müheloſe Genuß der wahrhaft menſchlichen Exiſtenz eine viel geringere Schwierigkeit. In jedem geſunden Kinde finden wir die Anlage zu jenem Raphaelſchen Knaben. Die Heiterkeit des naiven Ideals iſt alſo vorzugsweiſe das Genre, das ſich der Darſtellung aus dieſem Bereiche darbietet. Dagegen haben die Familien- und geſelligen Tragödien das Niederſchlagende, daß darin die Individuen mit ihrem Untergange fürs Allgemeine nichts leiſten können, weil das Leben immer in ſeinem natürlichen Kreislaufe verharrt und nur der Geiſt auf eine neue Baſis geſtellt werden kann.

Die Malerei, welche das naive Ideal ausdrückt, die Genremalerei giebt das gereinigte Ereigniß zuerſt als innerliche Handlung des Naiven, welche ſie im Portrait darſtellt. Hierzu war der Raphaelſche Knabe ein Beiſpiel, aber mit vorwiegender Poſitivität. Ein anderes Genrebild mit bedeutend vorwiegender Negativität iſt ein Bild von A. Schrödter in Düſſeldorf. Der Held von La Mancha ſitzt unter vortrefflich arrangirten Ruinen des Ritterthums in einem altväteriſchen Lehnſtuhl, mit einem Sporenſtiefel und einem Pantoffel angethan, und ſtudirt den Amadis von Gallien. Man ſieht die Vertiefung in ſeinen Gegenſtand und den Eifer in der Verfolgung deſſelben, und findet zugleich an ihm ſelbſt und ſeiner Umgebung den Geiſt, für den er ſchwärmt, als einen untergegangenen dargeſtellt. So iſt er die Selbſtvergeſſenheit, indem er die Selbſtbeſinnung iſt und der Großvater aller unſerer retrograden Reformatoren, die den Glanz des entſchwundenen Adelsgeiſtes im modernen Frack und Pantalons wieder herſtellen wollen. Das Entſchwundene mag der Schwärmerei noch ſo würdig ſein, es iſt nun einmal entſchwunden und der Schwärmer ſelbſt iſt in der Wirklichkeit ein Sohn ſeiner Zeit und nur in der Phantaſie der Ritter der Vorzeit. Die Donquixoterie hat ihre liebenswürdige Seite in ihrer unſchuldigen Phantaſtik, weswegen ſie denn auch vorzüglich durch den Schneider wirkt. Der altdeutſche Rock und der Ritterhelm iſt am ſchnellſten wieder hergeſtellt, der altdeutſche Geiſt iſt unwiederbringlich in der Kultur untergegangen.

In der Malerei iſt das Portrait, die Phyſiognomie und vorzüglich das Auge der einfache Ausdruck des naiven Ideals: Empfindung und Bewußtſein, die aus dem Bilde herausſchauen, werden angeſchaut; in der Poeſie ſpricht ſich Empfindung und Bewußtſein der Heiterkeit aus und die Worte werden unmittelbar als Empfindung und Gedanke aufgenommen. Den einfachſten poetiſchen Ausdruck des naiven Humors giebt die Lyrik.

Viertes Kapitel.

Die humoriſtiſche Lyrik.

Konnte die Muſik die Seite des Selbſtbewußtſeins, die zur Komik nöthig iſt, nicht ausdrücken, ſo iſt die Rede am ſtärkſten im Ausdruck der Empfindung, wenn ſie zu dem Muſikaliſchen zurückgeht. Stimmung, Empfindung, Gemüthsverfaſſung drückt ſich in dem Melodiſchen des poetiſchen Kunſtwerks aus, und dies iſt es beſonders, was die Lyrik eigen für ſich hat.

Die Liebe und die Liebenswürdigkeit der naiven Perſönlichkeit aus den Naturlauten des unmittelbaren Ausdrucks zur völlig entſprechenden künſtleriſchen Darſtellung zu bringen, das iſt die Aufgabe. Durch die Reinigung des Gefühls werden die lyriſchen Ausdrücke allgemein gültig und machen oft dem Hörer ſein eignes Inneres erſt klar.

Göthe ſind manche vollendete Darſtellungen des naiven Ideals in Liedern gelungen, z. B. das Lied der Schweizerin:

Uf'm Bergli
Bin i g'ſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt geſprunge,
Hänt's Näſtli
Gebaut.

Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt i Sommer-
Vögli a;
Hänt geſoge,
Hänt gefloge,
Gar zu ſchön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie ſie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au ſo.

Die lyriſche Einheit der Empfindung und dennoch der reiche Verlauf der Darſtellung, dieſe ganze Mannigfaltigkeit, welche nur die Eine Empfindung, die naive Liebe der liebenswürdigen Schweizerin ausdrückt, iſt unübertrefflich. Den Rattenfänger haben wir ſchon erwähnt. In dieſen Darſtellungen des komiſchen Ideals iſt die Bewegung in ſich concentrirt, die Handlung iſt Gemüthsbewegung, Selbſtgefühl, Empfindung.

Alle Handlung iſt Aeußerung des Selbſtbewußtſeins. Wird dieſe Aeußerung durch verſchiedene ſelbſtſtändige Erſcheinungen hervorgebracht, ſo iſt die Handlung auseinandergelegt, d. h. ſie iſt ein Vorgang.

Die komiſche Darſtellung iſt zuerſt Schein des Vorgangs 1) im Hautrelief und Basrelief der Plaſtik, welche die Handlung in verſchiedene Figuren unterſcheidet, und ſie durch ſeine Fläche auch äußerlich zuſammenfaßt, 2) in den Scenen der Genremalerei, wo wieder der Vorgang ſich in den unterſchiedenen Perſonen und die Einheit ſich durch das Bild zeigt; Bild nämlich iſt die ſich in ſich zuſammenſchließende Erſcheinung;

ſodann zweitens die komiſche Darſtellung als wirklich erſcheinender oder entwickelter Vorgang 1) im epiſchen Humor, der Erſcheinung des Vorgangs als Erinnerung, 2) in der Komödie, der Erſcheinung des Vorgangs als ſolchen.

Fünftes Kapitel.

Komiſche Plaſtik im Hautrelief und Basrelief.

Um die Handlung aus der Gemüthsbewegung des Einen Individuums, in welche ſie ſich eingeſchloſſen hatte, zu befreien, bleibt der Plaſtik nichts Anderes übrig, als ſie an verſchiedene Individuen zu vertheilen. Nun iſt aber wieder das Vertheilte als Eine Handlung zur Darſtellung zu bringen, denn ſonſt wären die verſchiedenen Individuen immer wieder nur vereinzelte. Die verſchiedenen Figuren treten alſo in Beziehung, aber die Beziehung darf nicht bloß gemeint und gewollt werden, denn es handelt ſich um die Darſtellung der Einen zum Unterſchiede gelangten Handlung, darum ſind die nebeneinander erſcheinenden Figuren auch äußerlich in Zuſammenhang zu ſetzen. Der Zuſammenhang der Körper iſt die Fläche; um alſo unterſchiedene Figuren in Beziehung zu ſetzen, muß ihr Zuſammenhang, die Fläche, mit dargeſtellt werden. Die Darſtellung der Figuren auf der Fläche iſt Hautrelief und Basrelief, je nachdem die Figuren mehr oder weniger aus der Fläche hervortreten. Unabhängige Gruppen, die von keiner bindenden Fläche vereinigt wären, giebt es nicht: denn die Beziehung, welche nur vermuthet und gemeint wird, kann zwar vortrefflich gedacht ſein, iſt aber gar nicht dargeſtellt: während durch ein Giebelfeld, eine Niſche, eine wirklich abgeſchloſſene Wand u. ſ. w. ſogleich Gruppirung d. h. der plaſtiſche Vorgang, nämlich die in ihre Unterſchiede auseinandergelegte aber als Einheit angeſchaute Handlung entſteht. Gruppirung iſt Handlung, ſofern die Unterſchiedenen ſich darin aufeinander beziehen, aber der Unterſchied ſowohl als die Beziehung iſt geſetzt, während das Setzen ſelbſt, welches die eigentliche Handlung wäre, aufgehoben iſt, die Gruppe iſt aufgehobene Gruppirung und nur Schein des Vorgangs: die Thätigkeit des Selbſtbewußtſeins ſcheint in die Ruhe der Gruppe hinein und iſt als Schein darin.

Das naive Ideal im Hautrelief und Basrelief hat in der antiken Plaſtik ſeine gewöhnliche Veranlaſſung aus den bacchiſchen Aufzügen und Ausgelaſſenheiten, wie ſie ſich in vielen trefflichen Reliefdarſtellungen, am häufigſten aber auf den Abdrücken der Gemmen vorfinden, wo die begeiſterte Geſellſchaft der Satyrn und Bachanten vor dem rebenbekränzten Dionyſostempel theils opfert und die verſchiedenen Inſtrumente mit heftiger Gebehrde blaſend oder ſchlagend oder mit eigner Stimme ihren Jubel verkündigend, vor dem Altar ſich aufſtellt, theils zum Tempel hin- und von dort zurückzieht. Auf einer andern Darſtellung finde ich den trunkenen Silen auf einem Bocke reitend oder vielmehr liegend und von zwei Satyrn gehalten, während zwei Knaben den Bock bei den Hörnern haben, und unter Muſik und Tanzgeleite fortführen, wahrſcheinlich, was nicht angedeutet iſt, zum Altar des Gottes. Endlich Dionyſos ſelbſt mit der Ariadne auf einem Thronſeſſel von ſeinem Geleite hochemporgetragen, und von vielen in den Lüften durcheinanderſchießenden Eroten begleitet, iſt eine ſolche Gemmendarſtellung. Außer dem Dionyſosdienſt giebt aber auch der Phallusdienſt zu Darſtellungen der grotesken Laune, worin das naive Ideal am ſtärkſten nach der Seite der Nichtigkeit hin ausweicht, Veranlaſſung.

Durch die Reliefdarſtellung geht die Plaſtik ſchon über ihren Begriff hinaus, theils indem ſie ſich auf den Schein als ſolchen einläßt, theils indem ſie nicht bei der Darſtellung der eigentlichen Aeußerlichkeit des Geiſtes und der Seele in lebendigen Individuen ſtehen bleibt, ſondern in der zuſammenhängenden Fläche auch die gleichgültige Außenwelt mitnimmt und durch irgend einen willkürlichen Abſchnitt begrenzt und zum Rahmen gebraucht. Das Relief iſt Bild in der doppelten Bedeutung, daß es das Scheinende und daß es die ſich in willkürlichen Abſchnitten mit ſich zuſammenſchließende Einheit der Unterſchiedenen im Viereck, Giebel, Rund oder Halbrund iſt.

Sechſtes Kapitel.

Die humoriſtiſche Genremalerei in Scenen.

Die Malerei, welche die Handlung als Vorgang, in Scenen, darſtellt, iſt der im Relief ſchon vorhandene Schein, welcher nun als ſolcher gewußt und gewollt wird, und auch die zufällige Aeußerlichkeit zur Darſtellung des Geiſtes anwendet. Die Malerei bringt durch die lebendigere Erſcheinung des Bewußtſeins die Beziehung zu größerer Deutlichkeit, und erreicht dadurch wirklich den Schein des Verlaufs, welchen die Plaſtik durch Hinausgehn über ihren Begriff im Relief erſtrebt. Die Gebehrden der plaſtiſchen Figuren ſind vieldeutig, und auch ihre Mienen erreichen nicht die völlige Beſtimmtheit des Geſichtsausdrucks, erſt die Miene des maleriſchen Portraits iſt eindeutig und die höchſte Beſtimmtheit des Ausdrucks. Dieſe höchſte Beſtimmtheit der unterſchiedenen Perſonen giebt eine viel deutlichere Beziehung. Die Scenen der Genremalerei ſind der beſtimmte Schein des Selbſtbewußtſeins, eine anſchauliche verſtändliche Handlung. Die Handlung iſt an ſelbſtſtändige Individuen vertheilt, ihre Selbſtſtändigkeit wird aber aufgehoben durch die Beziehung die ſie in der humoriſtiſchen Anſchauung zu einander haben. Der Humor gliedert ſich in den Figuren.

Das naive Ideal iſt dieſer Vorgang, die auseinandergelegte, aber auf ihre Einheit bezogene humoriſtiſche Handlung. Das Bild iſt Offenbarung und Herausbildung des humoriſtiſchen Geiſtes, der Humor alſo nun nicht mehr die Innerlichkeit des Künſtlers, ſondern die äußerliche Exiſtenz. Die einzelnen Figuren ſind die ſelbſtſtändigen Momente des naiven Ideals, von denen nun jedes das Ganze in ſich wirkſam zeigt, und dadurch ſich auf die Einheit bezieht, aber auch für ſich iſt und dadurch auf den Unterſchied, die anderen Figuren, ſich bezieht. Dieſe Beziehung der Unterſchiedenen aufeinander giebt nun aber ſelbſt die Einheit, die concrete Handlung. Die Handlung dieſer Genremalerei iſt die Aeußerung des ſelbſtbewußten Humors, der Schein der humoriſtiſchen Innerlichkeit iſt an den Figuren ſichtbar; aber dieſer Schein der Innerlichkeit iſt die in der Aeußerlichkeit nur ſcheinende Innerlichkeit. Das Bild will gedeutet ſein. Es iſt darum auch nur der Schein des Vorgangs und erſt die Deutung ſeine Bewegung, denn der wirkliche Vorgang iſt der innerliche, den wir aus dieſer Aeußerlichkeit herausdeuten, welche alſo die Aeußerung des Vorgangs nicht iſt, ſondern nur bedeutet, d. h. zu ſein ſcheint. Der wirkliche Verlauf des humoriſtiſchen Vorgangs iſt demnach die Idealität der Handlung, d. h. die Handlung im humoriſtiſchen Bewußtſein, aus der Aeußerlichkeit erinnert, und die Aeußerung dieſer Erinnerung wäre die Erzählung. Sie ſcheint nicht mehr, ſie bedeutet die Erinnerung. Das humoriſtiſche Kunſtwerk, in dem ſich der Vorgang als wirklicher Verlauf darſtellt, iſt zuerſt die Erinnerung, welche durch die Erzählung, das humoriſtiſche Epos, ausgelegt wird, ſodann der wirkliche Verlauf des humoriſtiſchen Vorgangs, welcher aus der Innerlichkeit des Selbſtbewußtſeins wieder heraustritt, und das Selbſtbewußtſein in den Handelnden als wirklich gegenwärtig darſtellt, der dramatiſche Humor, die Komödie.

Siebentes Kapitel.

Humoriſtiſches Epos, der wirkliche Vorgang als dargeſtellte Erinnerung.

Das humoriſtiſche Genrebild iſt an ſich ſowohl dramatiſch als epiſch; dramatiſch, denn die unterſchiedenen Perſonen treten als gegenwärtig handelnde mit einander in Beziehung und bringen dadurch die Eine Handlung, die den Humor offenbart, zu Stande: dieſer Eine Vorgang aber iſt es auch wieder, welcher die unterſchiedenen Perſonen zu ihrer Wahrheit erhebt, darin iſt das Genrebild epiſch, die Erinnerung des Ganzen, in welcher erſt die wahre Bewegung des Bildes ſtattfindet. Dies an ſich im naiven Ideal der Malerei Enthaltene wird nun geſetzt durch die Negation des Scheins, durch die wirkliche Erſcheinung des Vorgangs. Der Vorgang iſt zuerſt der äußere Vorgang in der Erinnerung, ſodann dieſe Erinnerung im Ausdruck der Rede. Das naive Ideal als wirkliche Erſcheinung des Vorgangs iſt demnach die Thätigkeit der Erinnerung, welche dadurch ſich ſelbſt realiſirt, daß ſie die Unterſchiede der beſtimmten Perſönlichkeiten ſetzt und dieſe in Verhältniß ſetzt. Die ſo beſtimmte Perſon iſt Charakter und nicht nur für ſich; ſondern auch für die gegenüberſtehenden iſt ſie beſtimmt, ſie iſt durch dieſe und in ihnen, ſo wie ſie in ihr beſtimmt. Alſo iſt der Vorgang Charakter-Beſtimmung, und er wird in ſeiner Wirklichkeit dargeſtellt durch die Charaktere, die ſich gegeneinander und ineinander beſtimmen. Dieſer Vorgang wird aber ein humoriſtiſcher dadurch, daß er im humoriſtiſchen Bewußtſein erinnert wird, und iſt humoriſtiſches Epos dadurch, daß dieſe Erinnerung als Erzählung zum Vorſchein kommt.

Das Erſte wäre nun die Erzählung, welche fertig iſt, ſobald ſie durch den Vorgang die Beſtimmtheit der Charaktere herbeigeführt hat; das Weitere wäre Charakterentwickelung, Bildung und Bildungsgeſchichte. Die erſte Art des humoriſtiſchen Epos iſt eine ſolche Erzählung, welche mit dem einfachen Vorfall aphoriſtiſch und beiſpielsweiſe zufrieden iſt, und als einzelne in ſich geſchloſſene Scene dem humoriſtiſchen Genrebilde am nächſten ſteht. Dahin gehört die humoriſtiſche Idylle und Novelle. Die zweite Art iſt der humoriſtiſche Roman.

Die humoriſtiſche Idylle ſchränkt den Vorfall in die einfachſten Lebensverhältniſſe ein, und es findet hier dasjenige Anwendung, was wir oben über das Genrebild ſchon bemerkt haben, denn die Idylle iſt das Genrebild in der Poeſie. Ihre Poeſie hat die Idylle aber vorzugsweiſe im Humor ganz wie das eigentliche Genrebild, wenn ſie nicht in die Geſchichte hinüberſpielen und ſo ſich ſelbſt verlaſſen will, wie z. B. Homer dies Idylliſche *) noch an ſich hat, und darum auch vielfältig naiv genannt worden iſt, aber eben in dieſem ganz beſondern Sinne, daß jene idylliſchen Zuſtände in die geſchichtliche Bewegung eintreten, wodurch denn der Widerſpruch herauskommt, daß etwa ein König darin auftritt, der ſelber kocht, zimmert u. dergl., ein Widerſpruch, der einen ähnlichen Eindruck macht, wie der Widerſpruch des Naiven. So muß in unſerm Bewußtſein der männerbeherrſchende Sauhirt nothwendig komiſch wirken, und man könnte ſagen, er iſt naiv, ohne es ſein zu ſollen. Der humoriſtiſche Künſtler aber iſt nicht naiv wie das Kind, ſondern er weiß die Naivität ſeines Werkes, und ſtellt dieſes ſein Wiſſen in ſeinem Werke dar für daſſelbe Bewußtſein.

Erzvater der humoriſtiſchen Idylle und daher der beſte Zeuge für ihr Bedürfniß des Humors iſt **Theokrit**, deſſen Genialität gerade im Komiſchen liegt und von

---

*) Vergleiche Hegel Aeſthetik Th. I. S. 333—35.

Virgil nicht einmal gehörig nachgeahmt, geſchweige denn erreicht wird. Spätere haben dann vollends die Idyllen zur Kindlichkeit des völligen Nichtwiſſens der Nichtigkeit heruntergebracht, worin der Künſtler das Bewußtſein von der Natur ſeines Gegenſtandes aufgiebt, und dann etwa eine ſüßliche und geiſtloſe Unnatur der Natürlichkeit, wie z. B. Geßner, zu Tage fördert. Eine größere Idealität als die Theokritiſchen Idyllen haben, iſt allerdings nicht gegen den Begriff des Naiven, nur wird entweder die Ausſöhnung mit der Beſchränktheit der idylliſchen Sphäre die durchſcheinende Nichtigkeit, alſo Humor erzeugen, oder das idylliſche Genrebild hört auf naiv zu ſein, und bildet ſich zum ernſten Ideal, welches dann freilich den Drang zur Geſchichte in ſich hat. Voſſen's ernſthafte Natürlichkeit und Mangel an Humor in den Charakteren iſt daher proſaiſch auch in der Louiſe, wo ein Scherz, wie der: „Mama hat die Löffel vergeſſen" nun vollends alles in Proſa verſchneit, denn da ſieht man, daß es mit dem Humor nicht recht fort will. Göthe, den Hegel in der angezogenen Stelle aus ähnlichen Geſichtspunkten vorzieht, ſcheint dieſen Mangel gefühlt zu haben: ſo ließ er den Alten in Hermann und Dorothea doch wenigſtens poltern, und überhaupt die Naivität zur leichten humoriſtiſchen Ironie des Spießbürgerlebens in Bewegung gerathen; er hat aber auch daran noch nicht genug, ſein Vorbild zieht ihn zu ſehr zur ernſten Idylle, darum würzt er die idylliſche Sanftmuth und Alltäglichkeit mit der Bewegtheit des Auswanderer- und Kriegslebens der Revolutionszeit. Die determinirt humoriſtiſche Idylle kann dies entbehren, und ohne das Voſſiſche Beiſpiel würde wohl ſchwerlich in Hermann und Dorothea dieſe Zwittergeſtalt der Idylle erſchienen ſein; für unſere Zeit, welche hierüber zum beſtimmten Gefühle hindurchgedrungen iſt, wäre die humoriſtiſche Idylle eine Form der Dichtung, die auf Glück beim Publikum rechnen könnte. Unſer Freund, der Pfarrer von Wakefield, welcher durch Stimmung dieſes Charakters ein Beiſpiel der Laune war, iſt auch hier wieder zu erwähnen als eine humoriſtiſche Idylle; und zwar zeigt ſie zugleich, wie das Naive in dieſer Dichtungsart allerdings eine ſtarke Poſitivität verträgt, aber auch wieder durch die humoriſtiſche Ironie erſt zu ſeiner Wahrheit erhoben wird.

Das Unterſcheidende der Idylle iſt die Beſchränkung in Beziehung auf den Stoff, die einfachſten natürlichen Lebensverhältniſſe; das Unterſcheidende der Novelle, die Beſchränkung in Beziehung auf die Begebenheit, der einfache Vorgang, obgleich im gegenwärtigen Sprachgebrauch die Novelle zu Allem und Jedem, wenn es nur Erzählung iſt, ſich erweitert hat. Urſprünglich iſt aber die Novelle das einfachſte Epos, welches zwar der Vorgang eigenthümlich exiſtirender und ſo gegeneinander wirkender Charaktere iſt, welches aber an dem Vorgange, ſobald er das humoriſtiſche Selbſtbewußtſein durch die Beſtimmtheit der Charaktere zur Erſcheinung gebracht hat, ſich genügen läßt. Dieſe Genügſamkeit, ſich der Fortbeſtimmung der Charaktere zu enthalten, iſt das Weſentliche der Novelle, die nun darum freilich an keinen beſtimmten Stoff gebunden iſt, immer aber doch die großen Verwickelungen der Geſchichte eben um ihrer Verwickelung willen vermeidet. Durch die Negation der idylliſchen Verhältniſſe breitet ſich aber die Novelle über alle Verhältniſſe des gemeinen Lebens aus und verbindet dieſelben in dem Vorgange der humoriſtiſchen Ironie als humoriſtiſche Novelle.

Die Entwickelung der humoriſtiſchen Novelle iſt der humoriſtiſche Roman, die Entwickelungsgeſchichte der naiven Charaktere.

Der Inhalt des naiven oder humoriſtiſchen Romans iſt unbeſchränkt die ganze gemeine Wirklichkeit, und die verſchiedenen Arten der komiſchen oder humoriſtiſchen Idyllen, Novellen und Romane finden ihre Beſtimmung in der obigen Unterſcheidung der Laune und des Humors, je nachdem ſie ſubjectiv oder objectiv gehalten ſind, d. h. die Stimmung des Künſtlers unmittelbar oder nur mittelbar herausbilden, und ſodann in den Unterſchieden der Laune, die mit dem Humoresken, dem Burlesken und dem Grotesk-Komiſchen verſchiedene Ausweichungen nach der Seite der Berechtigung oder der Nichtigkeit aufſtellt. Die Engländer ſind Meiſter in dieſer Gattung, dem komiſchen Epos, und namentlich für den komiſchen Roman Tom Jones von Fielding ein kunſtgerechtes Muſter, auch Cervantes hat uns eine ſolche Entwickelungsgeſchichte naiver Charaktere gegeben in dem unſterblichen Ritter von la Mancha und ſeinem getreuen Knappen Sancho, dagegen iſt in dem geiſtreichen Triſtram Shandy der Humor zum Theil in die Willkür des deſultoriſchen Hin- und Herfahrens und der Verſpottung der Entwickelung geſetzt. Dies iſt eine üble Manier, die nicht weiter geiſtiges Gefäß ſein kann, denn es handelt ſich nicht um die abſtracte humoriſtiſche Macht dieſes ſchreibenden Subjectes, ſondern um das Herausgebildete, welches das Kunſtwerk in dieſer Geſtalt der Charakterentwickelung iſt. Das abſichtliche Betrügen um die rege gemachte Erwartung einer ſolchen Entwickelung iſt eine ſchlechte epigrammatiſche Manier, die durch ihre Ausdehnung ihre eigne Pointe abbricht. Sonſt ſoll es nicht geleugnet werden, daß Triſtram Shandy Humor iſt, aber er iſt ein verwahrloſter Humor, der ſich ſelbſt weſentlich in die Verwahrloſung ſetzt. Dies iſt vielmehr Künſtlichkeit als Kunſt und macht das Buch nur einer gewiſſen Ueberbildung erſt recht genießbar.

Eine beſondere Berechtigung als Inhalt auch des humoriſtiſchen Romans hat die Liebe, nicht bloß weil ſie einen Abſchnitt in der Charakter-Entwickelung des Individuums bildet, ſondern auch weil ſie dieſe unmittelbare Geſtalt des abſoluten Geiſtes iſt, der in der Unmittelbarkeit ſeine Nichtigkeit, in der Abſolutheit ſeine Berechtigung hat. Die Naivität exiſtirt hier als Liebenswürdigkeit und paſſiv auf der Seite der Geliebten als Liebe und activ auf der Seite des Liebenden. So nah es liegt, ſo ſelten iſt doch der Humor in dieſem Verhältniß Herr geworden über die Sentimentalität, Tom Jones aber zeigt uns die Ausführung, auch Onkel Toby im Triſtram Shandy, während Jean Paul das Liebesverhältniß durchgängig ſentimental hält. Eine Unterbrechung des Humors iſt aber eine Zerſtörung ſeiner Wahrheit, welche einfach die Befreiung des Geiſtes durch dieſe unmittelbare Macht des humoriſtiſchen Bewußtſeins geltend zu machen hat und im geſicherten müheloſen Selbſtbeſitz keine ernſthafte Sehnſucht aufkommen läßt. Alſo iſt im humoriſtiſchen Roman das Liebesverhältniß ebenfalls naiv und humoriſtiſch zu halten. Es gehört zu der im humoriſtiſchen Bewußtſein erinnerten Erſcheinung, darum geht ſeine Berechtigung erſt hervor durch das Setzen der Nichtigkeit dieſer

Erſcheinung. Die Erinnerung, welche die Form des komiſchen Epos vorſtellt, iſt aber nicht ein bloßer Bericht einer ſelbſtſtändigen Handlung, die der Erzähler unverändert aufgenommen hätte, ſondern der humoriſtiſche Geiſt des Erzählers hat ſich in Wahrheit in dem Vorgange und ſeinem Inhalt, den gegen einander handelnden Charakteren, dargeſtellt. Indem nun der Schein der für ſich beſtehenden Erinnerung des Epikers negirt und die Innerlichkeit unmittelbar in die Handlung als ihr wirkliches Daſein geſetzt wird, fällt die epiſche Form, wornach die Handlung weſentlich in der Erinnerung ſein ſoll, hinweg, und es tritt die Darſtellung der *wirklich gegenwärtigen Handlung* als die Form des humoriſtiſchen Geiſtes auch wirklich hervor. Dieſe Form iſt die *Komödie*.

Achtes Kapitel.

Die Komödie.

Sie iſt die vollkommenſte Geſtalt des naiven Ideals, ein Begriff, welcher nunmehr als die höchſte Zuſammenfaſſung des bisherigen Verlaufs keiner weitern Schwierigkeit unterliegt. Indem der humoriſtiſche Geiſt in der Komödie ſeine vollkommenſte und angemeſſenſte Exiſtenz gewinnt, iſt er nicht mehr in der Geſtalt des abſtracten humoriſtiſchen Bewußtſeins, auch nicht mehr in der Geſtalt dieſer wirklichen aber unmittelbaren Stimmung des werthvollen Subjectes oder deſſen weiterer Verwirklichung zur exiſtirenden liebenswürdigen Perſönlichkeit; ſondern iſt nun in Wahrheit das, was in der Anlage die künſtleriſche Herausbildung des humoriſtiſchen

Geiſtes gleich von Anfang war: der humoriſtiſche Geiſt, als wirkliche und gegenwärtige Handlung, deren Momente in den Charakteren der liebenswürdigen, gegeneinander handelnden Perſönlichkeiten eigenthümliche Exiſtenz haben, welche Exiſtenz aber in der Handlung, als dem concreten Ganzen, ſich ſelbſt ideell ſetzt. Dieſe Idealität iſt nichts anders als das Werden der Handlung, welche den humoriſtiſchen Geiſt in den exiſtirenden Momenten, den Charakteren, hervorbringt und verwirklicht, alſo dieſe Charaktere ſelbſt in Bewegung ſetzt, ſo daß dieſelben ſich ſelbſt weiter beſtimmen, und indem ſie ſich ſelbſt weiter beſtimmen und entwickeln, die ganze Handlung, das Eine Pathos, wirkſam in ſich gegenwärtig haben und dadurch zugleich die Totalität der ganzen Handlung entwickeln. Indem die Komödie zur Geſtalt der Handlung in ihrer Unmittelbarkeit und Aeußerlichkeit aus der Innerlichkeit des Epiſchen zurückkehrt, iſt ſogleich ihr Feld bezeichnet, es iſt die geſammte Wirklichkeit des unmittelbaren Geiſtes, aber ihr Inhalt iſt nicht die Gemeinheit des bürgerlichen Lebens und die gemeine Noth des Daſeins, ſondern überall die unmittelbare Wirklichkeit, welche durch die humoriſtiſche Erinnerung ſchon hindurchgegangen iſt; denn eben dieſe mit ihrem Inhalt war es, die nun, zur Aeußerlichkeit der Handlung aufgehoben, die Komödie giebt. So iſt der Humor und das humoriſtiſche Bewußtſein eben ſo gut die Vorausſetzung als der Zweck der Komödie. Darin erhebt ſie ſich zur Poeſie, dem Geiſt, welcher in ſeinem Bewußtſein die müheloſe Idealität einer ſchönen Wirklichkeit anſchaut, und deſſen Herausbildung in die Erſcheinung einzig die wahre Komödie zu Stande bringt. Es iſt daher die ganze Gemeinheit der Naturtreue als unpoetiſch zu verwerfen, und ganz dahin zu rechnen die Bürgerlichkeit als ſolche, eine philiſtröſe Bravheit neben gewöhnlichen Jugendſtreichen mit gutem Ausgange im bürgerlichen Luſtſpiel, ferner die ernſthafte Liebe, welche durch ihre ſubſtantionelle Erſcheinung intereſſirt und nur inſofern im Luſtſpiel erſcheint, als die Mittel zu ihrer Verwirklichung lächerliche, witzige oder humoriſche Handlungen ſind, kurz jedes Geltenlaſſen der unmittelbaren Erſcheinung, wie etwa in honetten Grafen, Fürſten, Onkeln u. ſ. f., welches nichtswürdige Gerümpel in Ermangelung des humoriſtiſchen Geiſtes faſt alle unſre jetzigen Luſtſpiele ausſtopft. Die Wahrheit des Komiſchen iſt nur Eine, die Erſcheinung der Confuſion im humoriſtiſchen Bewußtſein. Der Fortgang der Bildung verändert das Bewußtſein und den Inhalt, der ſich in ihm auflöſ't. Daher die eigenthümlich verſchiedenen Darſtellungen in der antiken und modernen Komödie. Die Ariſtophaniſche Komödie iſt mythiſch-humoriſtiſche Ironie. Jetzt werden die Mythen, die früher im Nationalglauben nur als berechtigt aufgefaßt wurden, an der Seite ihrer Nichtigkeit angefaßt und in dieſer Naivität aufgewieſen. Dieſe Ariſtophaniſche Komödie iſt aus dem Gegenſatz gegen das Tragiſche, welches als ernſte Weiterbildung des Mythiſchen auftrat, hervorgegangen. Die Anſpielungen, die Beziehungen und die Parodirung der Tragiker, namentlich des Euripides, geben daher bis ins Einzelnſte und Kleinliche, ſodaß ſie jetzt nur noch mit vieler Gelehrſamkeit, und auch ſo nur unvollkommen empfunden werden. Vortrefflich iſt dieſer mythiſch-traveſtirende Charakter des großen Komikers gezeichnet in ſeiner Liebesrede des platoniſchen Gaſtmahls, worin ſich der komiſche Mythus mit dem philoſophiſchen vereinigt. Das mythiſche Element und dieſe Parodie iſt das Unterſcheidende der ariſtophaniſchen Komödie. Sie hat daher den Charakter des Burlesken *).

Die moderne Komödie iſt bis jetzt noch nicht zu einer ſo univerſellen Polemik, wie die ariſtophaniſche gegen die alten Götter, durchgedrungen. Die univerſelle Komik, welche der ariſtophaniſchen analog iſt, findet ſich ſchon vor in den übermüthigen Poeſieen Heine's. Auch ſie löſen die ganze bisherige ideale Welt in ihren Humor auf und zerſtören den chriſtlichen Himmel, wie einſt Ariſtophanes den Olymp und die Unterwelt. Aber ſie haben nirgends die dramatiſche Form der Komödie. Die moderne Komödie hat bis jetzt nicht ſowohl im Subſtanziellen das Nichtige, als vielmehr das in ſeiner Nichtigkeit unendlich werthvolle Subject zu ſeinem Princip; die moderne Komödie ſtellt das Werden des naiven Ideals, die humoriſtiſche Ironie in der Handlung dar, deren Element die ganze Breite der geiſtigen Wirklichkeit iſt, ſoweit dieſe ſich überhaupt nur fähig zeigt, das naive Ideal, den Geiſt in ſeiner Berechtigung und Nichtigkeit zugleich, zur Erſcheinung zu bringen. Das Subſtanzielle fehlt alſo der Komödie ſo wenig, daß es vielmehr ihr Weſen ausmacht; dies Subſtanzielle, der Geiſt, iſt aber nur dann Komödie, wenn es nicht als unmittelbar berechtigte, die Seite der Nichtigkeit ausſchließende Erſcheinung auftritt, vielmehr ausdrücklich in allen Charakteren und ihrer Bewegung den Humor gegenwärtig hat und den Wider-

---

*) Vergl. Weiße Aeſth. II. S. 338. Hegel Phän. des Geiſtes S. 558. Vermiſchte Schriften. Bd. II. S. 415–424

ſpruch des Naiven aufzeigt. Die Komödie iſt dieſe Handlung. Die ariſtophaniſche Komödie wird jetzt wiedergeboren werden. Wir haben eine Sicherheit des Idealen und der Freiheit außerhalb des alten Glaubens gewonnen, welche unmittelbar als die berechtigte Erſcheinung auftreten kann, indem wir den alten Inhalt negiren.

Innerhalb der Handlung iſt die erſte Beſtimmung der Charaktere ihre Entgegenſetzung und ihr Gegeneinanderwirken, worin ſie ſich von einander unterſcheiden und zugleich auf einander beziehen; die Handlung wird aber erſt Darſtellung des naiven Ideals in der komiſchen Kataſtrophe. Dieſe iſt die Auflöſung und Verſöhnung der Wirren und Widerſprüche, aber ihre Natur hört damit nicht auf die des naiven Ideals zu ſein. Ein rein ernſthafter und nur berechtigter Ausgang der Komödie iſt ebenfalls wider ihren Begriff, ſo gewöhnlich er auch in der Praxis ſein mag: die Komödie ſoll kein anderes Reſultat haben, als eben das Komiſche ſelbſt, aber das Komiſche, welches als das gewordene naive Ideal dieſes beſtimmt in ſich abgeſchloſſene Ganze iſt und ſich auch als ſolches darſtellt und genießen läßt.

Die Charakterentwickelung fällt auch hier wieder vorzugsweiſe in die Entwickelungsperiode des Individuums überhaupt, und findet einen Abſchluß in der Liebe, welche den Menſchen zu einer Befriedigung in ſeinem andern Ich kommen läßt; es wäre aber ein ſehr beſchränktes Leben, welches ſeine Richtigkeit und zugleich ſeine Berechtigung nur an dieſem Punkte zum Vorſchein brächte. Hier hört Ariſtophanes nicht auf Muſter zu ſein; und in der That haben die Franzoſen ſchon angefangen nach ſeinem Beiſpiel das politiſche Leben in die Komödie hineinzuziehen, z. B. in Michel Perrin, wo Napoleons geheime Polizei und eine bourboniſche Verſchwörung das Element der Handlung bilden; aber freilich darin, daß nun Alles von Humor durchdrungen wäre, iſt dieſer Verſuch noch ſehr weit unter ſeinem Muſter, indem nicht einmal der Ernſt des Patriotismus und der Verſchwörerei aus den Charakteren heraus iſt, welcher wohl in ernſtlichen Parabaſen ſich aufthun, im Luſtſpiel ſelbſt aber unmöglich Statt finden kann.

Die Ausweichung des naiven Ideals auch in der Komödie nach beiden Seiten giebt zuerſt das Luſtſpiel, die humoreske Komödie, in der ſanfteſten Bewegung der Negativen diejenige Komik, welche man vorzugsweiſe naiv nennt; ferner die burleske Komödie, die Poſſe und Farce, deren ſtärkere Negativität einen heftigeren Conflict hineinbringt, hat ihre berühmteſte Wirklichkeit in der ariſtophaniſchen Komödie, deren hiſtoriſche Eigenthümlichkeit ſchon erwähnt wurde. In moderner Geſtalt begnügt die Poſſe ſich gewöhnlich mit einem geringeren Umfange der Handlungs- und Charakterentwickelung, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil die moderne Bildungskränklichkeit ſich gegen eine derbere Komik überhaupt ſträubt und ziert. Aus demſelben Grunde iſt es auch geſchehen, daß endlich die groteske Komödie mit all ihren verſchiedenen ergötzlichen Harlekins faſt gänzlich verſcheucht worden iſt und nur im Puppenſpiel und allenfalls in der komiſchen Oper ſich eine einſtweilige Freiſtatt gerettet hat. Auch in dieſer Art der tollſten Caricaturbewegung thut ſich Ariſtophanes hervor. Bei uns iſt gegenwärtig allerdings das Streben vorhanden und die Sehnſucht nach einer gründlichen humoriſtiſchen Aufregung des ganzen in ſeiner Prüdheit und Langweile verſtockten und verkommenen Geiſtes, aber es iſt nichts Geringes als ein zweiter David die Philiſter zu ſchlagen. Und wenn auch ſchon in dieſem Buche manchem eingeroſteten Vorurtheil ins Geſicht geſchlagen würde, immer fehlt es noch an der tapfern That des dramatiſchen Poeten, wie es der großen Umwälzung unſeres Geiſtes überhaupt noch an Handlung und aufplatzender Energie fehlt. Was alſo der athenienſiſche Schalk auf des tragiſchen Dichters Wiedergeburt dichtet, das mög' er auf ſeine eigene bei uns geſungen haben, nämlich dies:

πρῶτα μὲν εὐοδίαν ἀγαθὴν ἀπιόντι ποιητῇ
εἰς φάος ὀρνυμένῳ δότε, δαίμονες οἱ κατὰ γαῖαν,
— — —
πάγχυ γὰρ ἐκ μεγάλων ἀχέων παυσαίμεθ' ἂν οὕτως

was wir alſo überſetzen:

Gebet vor allem dem Dichter, ihr unterirdiſchen Götter,
Glück auf die Reiſe zum Licht, die er euch ſich empfehlend nun antritt,
Um ſein ledernes Volk in prüder Miſere zu erheitern.

Zur Reform des deutſchen Geiſtes.

Die Preſſe und die Freiheit.

Ein Memoire für die deutſche Nation.

Die Cenſur fragt nicht, iſt die Sache wahr und vernünftig? Um dies zu können, müßte ſie wiſſenſchaftlich darüber verhandeln, alſo in denſelben Fehler verfallen, den ſie vermieden wiſſen will, ſie müßte ſich mit *ihrer* Anſicht, die um jeden Preis aufrecht zu erhalten ſein ſoll, in die Gefahr der Discuſſion begeben; ſie ſagt alſo, das *Neue* iſt nicht *meine* Anſicht, *folglich* iſt es „wider den Staat, die Religion und die gute Sitte“, hat eine „ſchlechte Tendenz“ und muß durch mich, die ich auf Zucht und Ordnung halte, beſeitigt werden.

Die Cenſur will die Geſinnung, die Tendenz *ihres* Princips, ſie will *ihre* Partei durch Verdachtserklärung und politiſche Aechtung der *neuen* Partei aufrecht erhalten; ſie unterdrückt die *Oppoſition* durch das *Decret der regierenden Partei*. Dieſe nimmt die Preßfreiheit für ſich allein in Anſpruch.

Preßfreiheit iſt alſo immer vorhanden, nur kommt es darauf an, ob ſie in Form des gerechten Geſetzes oder des Privilegiums der Cenſoren vorhanden ſei.

Es fragt ſich, ob Eine oder ob alle Parteien Preßfreiheit haben. Es iſt nicht genug, daß die Herren frei ſind. Erſt die Befreiung der Sclaven macht die Freiheit zum Princip. Sind Einige frei, ſo iſt Freiheit vorhanden; ſollen es Alle ſein, ſo iſt ſie zum Princip erhoben.

Die Unterdrückung der Discuſſion, oder die Preßfreiheit, welche die Regierungspartei monopoliſirt, iſt intellectuelle Sclaverei. Die Majorität, die regiert, kann alle möglichen Geſetze machen, nur nicht das Geſetz der Sclaverei, phyſiſcher oder intellectueller, der Minorität. Ein Geſetz, welches alles Recht an ſeinem Princip aufhebt, iſt kein Geſetz, es iſt Gewalt. Mit demſelben Rechte frißt der Löwe den Stier.

Die Minorität der intellectuell Geächteten fühlt jetzt endlich die ganze Schmach ihrer Lage, und ſelbſt die Majorität, welche die Aechtung verhängt, erſchrickt über das Attentat, welches ſie verübt.

Wir ſtehen am Vorabende einer großen Umgeſtaltung der politiſchen Wirklichkeit, wenn wir anders jemals ein öffentliches Staatsleben und eine freie Preſſe erreichen und nicht für immer ein verlorenes Volk und unwiderruflich hinter England und Frankreich zurückbleiben ſollen. In ſolchen Zeiten iſt allemal die theoretiſche Orientirung und Bildung von der höchſten Bedeutung. Denn nur darum haben wir Deutſche 1813 und 1815 die volle bürgerliche Freiheit nicht errungen, weil wir in theoretiſcher Rohheit befangen waren. Der Rückſchlag auf das Nationale, den der Freiheitskrieg darſtellt, wurde überſchätzt, das expreß Deutſche geſtaltete ſich zu einem utopiſchen Altdeutſchthum, dem die wirklich vorhandenen politiſchen Vorausſetzungen unmöglich zugeführt werden konnten. Allerdings ſprach man im Freiheitskriege genug von der Freiheit; aber man verſtand unter frei nur *deutſch* und *unabhängig*, das negative, nicht das politiſche Freiſein. Man iſt geworden, was man werden *wollte*. Der Wille aber reicht nie weiter, als die Einſicht, *und man wollte nicht mehr, weil man weiter nichts wußte*. Der energiſche Wille, die Begeiſterung und der Aufſchwung jener Zeit, war nicht voll vom freien Staat, von der Jury und von der freien Preſſe, eher noch von der Nationaleinheit. Natürlich. Nicht wieder unterjocht zu werden oder — was das Poſitive hierin iſt — nur überhaupt erſt einen völlig *unabhängigen* deutſchen Staat, eine wahrhaft ſouveraine deutſche Großmacht zu haben, das mußte freilich die Hauptſache ſein, damit zu allererſt eine Baſis des *freien* Staats gewonnen würde. Mit deſſen Freiheit aber machte man ſich freilich vor ſeiner Exiſtenz ſo wenig zu thun, daß man ſie nicht einmal im Kopfe, viel weniger im Herzen hatte. Ja, dieſes vom „Welſchthum" unterſchiedene „Deutſchthum" — nicht die Exiſtenz, ſondern das Weſen des „Thum" ſollte verſchieden ſein — widerſprach ſogar den welſchen Principien, auf welchen die wirkliche Freiheit in Deutſchland, die preußiſche Regeneration von 1808 baſirt war; und was es mit den „*ſtändiſchen*" Verfaſſungen, die vorzugsweiſe „*deutſch*" ſein ſollen, auf ſich hat, weiß Jedermann. Sie ſind allerdings darin deutſch, daß ſie den *ſouverainen Staat* und den freien Menſchen, den eine vernünftige Verfaſſung der menſchlichen Geſellſchaft hervorbringen ſoll, glücklich vermeiden.

Hatte man nur erſt den deutſchen Staat vermieden, ſo war es freilich nicht ſchwer, die deutſche Freiheit zu vermeiden; und es hat lange gedauert, bis wir uns durch die Experimente der vielen deutſchen Staaten darüber klar geworden ſind, daß Preußen der deutſche Staat ſei, daß wir alſo getroſt anfangen können, auf die Freiheit dieſes Staates zu denken, ja, daß dieſer Staat der wahrhaft freie, der nach Innen und Außen ſouveraine nur ſein zu wollen braucht, um der deutſche zu werden. Kurz wir kennen jetzt die Macht und den Inhalt der Freiheit um vieles näher, als vor 26 Jahren, und wenn wir erſt aufhören werden, vor ihr zu erſchrecken, ja wenn wir ſogar genöthigt ſein werden, ſie zu unſerm Schirm und Schild zu machen, dann werden wir hoffentlich noch einmal wieder das werden können, was wir werden wollen.

So wichtig iſt das Wiſſen und die Theorie. In der Politik giebt es nie ein anderes Hinderniß der Freiheit, als die Unwiſſenheit der Maſſen über ſie.

Die freie Preſſe iſt eine Form des freien Staates. Es herrſcht aber eine große Verwirrung über dieſen wichtigen Gegenſtand: und da es nicht an Jeſuiten fehlt, welche die Verwirrung gefliſſentlich vergrößern, ſo wollen wir ſie mit möglichſtem Fleiß zu löſen ſuchen.

Man muß ſich zu dem Zweck die Fragen vorlegen: Was iſt die Preſſe? Was die Cenſur? Was das Cenſirte und was die freie Preſſe?

1. Was iſt die Preſſe?

Was anders als der Mund und das Ohr des Volkes zugleich? Sie iſt die Rede des Volkes an ſich ſelbſt; und dieſes Reden des allgemeinen Geiſtes mit ſich ſelbſt, was iſt es anders, als Selbſtverſtändigung oder Denken? Wir haben in der Preſſe nicht die Rede des Einzelnen an den Einzelnen, nicht die Beſprechung von Privaten und von ſolchen, die im Verborgenen ihren zu verbergenden Gedankengang verfolgten; wir haben in ihr den öffentlichen Ausdruck des Geſammtdenkens, und was das wahre Denken ſein ſoll, das wirklich Allgemeine, die explicirte und ſich ſelbſt durchſichtige menſchliche Gattung, das iſt die Preſſe reell. In ihr drückt eine Zeit und ein Volk nach allen Seiten hin ſich aus, das Zufällige und das verfehlte Streben hebt in ihr zu der wahren und durchdringenden Geſtalt ſich auf. Die öffentliche Vernunft richtet unerbittlich, das Ohr des Volkes zwingt den Mund des Volkes die wahren Töne zu ſuchen, und nur der Schriftſteller wird eine Macht, der dieſe Melodie und Harmonie der Vernunft zu treffen weiß. Man hat daher geſagt: Volkes Stimme Gottes Stimme, und drückt damit nichts Anderes aus, als die ſich ſelbſt regulirende und ſtimmende Thätigkeit des Geiſtes oder der Vernunft des menſchlichen Geſchlechtes.

Allerdings machen erſt die vielen Stimmen dieſe Eine Stimmung; aber indem ſie dies thun, bleiben ſie nicht die einzelnen zufälligen Schreier, vielmehr entſcheidet das Gericht der Oeffentlichkeit und das ſich aufklärende Zeitbewußtſein über die Achtbarkeit oder

Verächtlichkeit der Einzelnen. Wer den Proceß der Geſchichte weſentlich zu beſtimmen die Kraft hat, iſt nicht zu verachten; für was er aber zu achten ſei, das lehrt die Zeit. Mit der Zeit nämlich wird durch das öffentliche Ohr ein neuer Inhalt des öffentlichen Mundes erzeugt, und das iſt dann die *Kritik*, welche die Geſchichte fortführt, indem ſie ſich als das *Wort* beweiſt, welches das neue Bewußtſein ausſpricht.

Dies geſchieht in dem Organ des Geſammtdenkens (Reden und Hören, beides iſt daſſelbe Denken), *der Preſſe*. Sie iſt alſo das *Element* des Allgemeinen, der *Ort*, wo die Menſchheit ſich ſelbſt obſervirt.

Weil hiernach die Kritik des Volks, die Volksſtimme, nothwendig dazu gehört, um das öffentliche Wort des Einzelnen zum Ausdruck der Geſammtvernunft oder zur Macht der Zeit zu erheben; ſo iſt die Geſcheidtheit des Einzelnen ohne dieſe Wiedergeburt nicht in Anſchlag zu bringen. Die Eitelkeit, ein beſſeres Wort als das geltende ſagen zu können, ſobald man es nur der Mühe werth hielte, — eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung — beruht daher auf dem Irrthume, die bloße Möglichkeit eben ſo hoch und ſogar höher anzuſchlagen, als die Wirklichkeit, oder den *zufälligen* Menſchen, wie es unmittelbar ſich findet, über den *hiſtoriſchen* zu ſetzen. Freilich iſt die Vernunft republicaniſch; ſie macht den *hiſtoriſchen* Menſchen, den großen Mann, aber das hiſtoriſche Subject iſt nicht der Zweck. *Alle Subjecte und ihr Zuſammenwirken in der Vernunft der Menſchen ſind der Zweck*; das hiſtoriſche Subject hat nur die Ehre, hervorſtechendes Mittel zu dieſem Zwecke zu ſein; ein *hervorſtechendes* Mittel der Vernunftrealiſirung können aber nicht die

Vielen und nicht Jeder, der ſich geſcheidt dünkt, ſein. Die eiteln Subjecte verkennen, daß es auch darum ſich gar nicht handelt. Der Zweck iſt ja der republicaniſche, daß das Organ der Vernunft oder der Menſchheit die Function ihrer Selbſtverwirklichung ausübe, nicht der perſönliche, daß einzelne Subjecte hervorſtechen und hiſtoriſche Ehren empfangen, weshalb denn auch der wahre Stolz des freien Menſchen darin beſteht, daß er fortdauernd ſich als Tribunen jenes republicaniſchen Gemeinweſens betrachtet, und das hiſtoriſche Subject in ſeiner allgemeinen Bedeutung (aber auch nur in dieſer) neidlos anerkennt.

Die Preſſe iſt jetzt die nothwendige Form, worin die Vernunft des Volks ausgeſprochen und vernommen wird. *Dieſe Form* iſt daher für die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts von der höchſten Wichtigkeit, ja, dieſe Entwickelung ſelbſt wird durch das Eintreten dieſer Form weſentlich modificirt.

Die Entwickelung der Menſchheit oder die Ausbildung der menſchlichen Vernunft hat ſich ohne die Preſſe, ja ſogar ohne die Schrift beholfen. Es war aber auch nur ein Behelf.

Das erſte Element der Verſtändigung, worin ſogleich die allgemeine Form des Verſtandes erreicht wird, iſt die *geſprochene Sprache*. Urſprünglich (und dieſe Urſprünglichkeit iſt noch vorhanden) bildet die Familie ſie aus, dann das Geſchlecht, die Ortſchaft, die Stadt, der Stamm. *Die Freiheit der Sprache*, dieſe erſte Preßfreiheit, iſt nur durch die Sitte und die Natur beſchränkt, im Uebrigen iſt ihre Freiheit und Ordnung einzig die des Verſtandes ſelbſt. Da aber der

Kampf mit der Schranke hier die Entwickelung macht, ſo iſt es intereſſant zu beobachten, wie die geſprochene Sprache als Element der Verſtändigung der natürlichen Zerſplitterung anheimfällt. Die natürliche Sprache, die es nicht weiter als zum Sprechen bringt und die weitere Allgemeinheit der Schrift noch nicht hat, zerfällt in die unzähligen Nüancen und Angewohnheiten der Familien und Ortſchaften. Jedes Dorf ſpricht ſeine eigene Sprache, könnte man ſagen, überall wo die Bildung der Schrift den zerſplitterten Naturwuchs nicht aufhebt, und auch neben der Schrift bleibt immer noch die natürliche Zerſplitterung, wenn auch ſchon mehr verwiſcht, als in den nur geſprochenen Sprachen. Ueberhaupt iſt *Dialekt*, wie der natürliche Verjüngungsquell, ſo auch die natürliche Zerſplitterung der Sprache; und es dürfte nicht ſchwer fallen, zwei deutſche Naturkinder aus ſehr abweichenden Dialekten zuſammenzubringen, die ſich einander kein Wort verſtehen. So lange ſich nun die Menſchen mit ihrer Verſtändigung untereinander an Natur und Localangewohnheiten gebunden ſehen, und alſo in kleine Kreiſe zerſplittert und in dieſen feſtgehalten werden, *wird allerdings die Entwickelung des Geiſtes ſo ſehr gehemmt, daß ſie kaum die Form der Geſchichte erreicht.* Dennoch ſind uns unzweifelhaft principielle Revolutionen aus der vorſchriftlichen Zeit überliefert werden. Wir brauchen nur an die griechiſche Götter- und Heldenſage zu erinnern.

Mit der *Schrift* tritt ſodann eine höhere Form der Freiheit ein. Die Schranken der Gewohnheit und der Natur werden nicht ſo ſehr empfunden, als die ſelbſtgeſetzten Schranken in dem durch die Schrift fixirten Gedanken und in dem ebenſo fixirten Willen, dem Geſetz. Die Empfindung der Schranke führt zur bewußten Ueberwältigung. Mit den Schranken, die der Geiſt ſich ſelber ſetzt, wird daher eine höhere, ſelbſtbewußte Freiheit und der ſtetige Stufengang der Geſchichte erzeugt.

Die Bildung der fixirten Sprache, der Schriftſprache, und der fixirten Sitte, des Geſetzes, iſt nun zugleich Geiſtesbildung in der Literatur und Staatsbildung, in der weiteren Geſetzgebung, wie wir ſie bei den Römern und Griechen vor Augen haben. Es entſtehen Geſetze ſogar in Beziehung auf den Mißbrauch der Schrift. Doch wie nur Sprechfreiheit, ſo kennt man auch nur Schreibefreiheit. Man weiß, daß Sprache und Schrift freie Elemente der Selbſtverſtändigung der menſchlichen Gattung ſind. Der republicaniſche Zweck iſt unmittelbar anerkannt überall, wo die Tyrannis und das Ohr des Dionyſius, welches ihn bezweifelt, geſtürzt iſt. Dem republicaniſchen Zweck der Entwickelung, wie wir ihn ſo eben beſtimmt haben, entſpricht die Staatsform in den Städte-Republiken. Das Alterthum ſchafft die Königswürde, welche das hervorſtechende Subiect zum Zweck macht, ab, ja, es gibt ſogar im Oſtracismus eine Form, das hervorſtechende Subject überhaupt zu beſeitigen, damit es nicht zur unverdaulichen Exiſtenz in dem republicaniſchen Proceß werde, der wahre Zweck der Entwickelung alſo unverrückt bleibe.

Wir haben nun (in den Staaten des Alterthums) erſt die Schrift, noch keine Preſſe, aber wir können ſehen, was ſie anrichtet, eine Revolution jagt die andere, d. h. die Schrift führt ſchon eine Entwickelung des Geiſtes in ſeinem eignen Elemente, eine Ueberwältigung ſeiner ſelbſtgeſetzten Schranken herbei. Sie ſchafft ihm ein Material, worin er ſich ſelbſt ſicher vor Augen hat und das erreicht, daß er durch die Bildung deſſelben nur ſich ſelbſt bildet: die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Staatsverfaſſungen in den geſetzlich fixirten Beſtimmungen ſind dies Material und dieſer Gegenſtand, der ſelbſt Geiſt iſt. Aber erſt die Form der Preſſe gibt dies Material in die Gewalt Aller und dehnt den Ort, das Element des Geſammtbewußtſeins, oder der Selbſtverſtändigung der Menſchheit, aus für den Staat über Ortſchaft und Stadt, für Kunſt und Wiſſenſchaft über den Kreis weniger Bevorzugter und Begüterter hinaus. Die Quantität ändert hier weſentlich die Qualität. Zur Hervorbringung des wahrhaft Menſchlichen iſt der ganze Kreis der zu humaniſirenden Menſchheit nöthig.

Schon die Fixirung und Objectivirung des Geſprochenen durch die Schrift hatte eine weitere Entwickelung erfahren, nämlich zur unmittelbaren Begleitung der Rede zur Stenographie. Ueberall wo die Menſchen im hellen Lichte des Selbſtbewußtſeins, d. h. in öffentlichen republicaniſchen Staaten um den wahren Ausdruck des Zeitgeiſtes durch öffentliche Reden kämpfen, tritt das Bedürfniß auf, dieſe öffentlichen Reden durch Stenographie zu erhalten, um ſie dann zu verbreiten. Man gewinnt durch Stenographie die Schnelligkeit der Rede wieder, ohne ihre Fixirung zu verlieren.

Mit der Preſſe aber wird die Vervielfältigung des Fixirten und damit eine Verallgemeinerung des Ausdrucks der Gedanken erreicht, welche die Oeffentlichkeit des Sprechens und Denkens, das Vernommenwerden und reelle Heraustreten des Innern auf den größten Kreis, die ganze hiſtoriſche Menſchheit, bringt. Durch das Herbeiziehen der größten Verſammlung mitthätiger Menſchen iſt nun aber in der That ein höheres Element und ein vergeiſtigter Ort für die allgemeinen Angelegenheiten errungen; weshalb denn auch die Literaturbewegung den republicaniſchen Zweck, und den Oſtracismus ſogar, in ſich ſelbſt geſichert hat.

Eben die republicaniſche Form nun aber und der Oſtracismus gegen alle Subjecte und Bücher, die ſich an die Stelle der Vernunft zum Zweck erheben möchten, das iſt es, was die Preſſe in Conflict bringt mit allen nichtrepublicaniſchen Subjecten und Inſtitutionen. Dieſe haben ſie an ihrer Aeußerlichkeit ergriffen; und die Form des despotiſchen Staates, der eine andere Ordnung als die der freien Vernunft und ihrer Selbſtverſtändigung hat, nämlich den Befehl des Herrn und die Polizei ſeiner Diener, ſucht man auf die Preſſe zu übertragen. Der Zwieſpalt dieſer beiden ſchlechthin entgegengeſetzten Ordnungen iſt der Kampf der Preſſe mit der Cenſur.

Würde eine Erfindung gemacht, welche die Mittel der Gedankenfixirung und ihrer Verbreitung, wie ſie jetzt die Preſſe beſitzt, in die Gewalt jedes Einzelnen gäbe, ſo wäre jeder Verſuch, der Aeußerung des Geiſtes andere Schranken, als die perſönliche Berechtigung zu geben, vereitelt. Ohne dieſe Erfindung aber iſt die Staatsfreiheit der einzige Weg, die Geiſtesfreiheit zu erringen, die freie Preſſe daher ein Eigenthum republicaniſcher Staaten. Hier alſo iſt der Ort, die Natur der Cenſur bis auf den Grund zu durchſchauen; und wir fragen:

2. Was iſt die Cenſur?

Iſt die Preſſe die Realiſirung der Geiſtesfreiheit, ſo iſt die *Cenſur* die Störung dieſer Freiheit oder eine Form der Willkür im höchſten Elemente der Freiheit, dem *öffentlichen Denken*, aus welchem der Inhalt, die Motive und die Selbſtgewißheit des *öffentlichen Willens* oder des freien Staatslebens zu nehmen iſt.

Durch die Preſſe wird *öffentlich gedacht*. Das *öffentliche Denken* iſt das wahrhaft realiſirte, das objective Denken. Zuerſt wird es mitgetheilt, dadurch ein Gemeinſames, und in der Reibung der Discuſſion findet es ſeine Läuterung. An der Oeffentlichkeit hat es ſein Gewiſſen und ſeinen Richter, die objective Vernunft, die es berückſichtigt und von der es wiederum berückſichtigt wird. Das öffentliche Denken (ich mache hier der Kürze wegen keinen Unterſchied zwiſchen öffentlichem Fühlen, Anſchauen, Vorſtellen, Denken — Denken drückt den ganzen geiſtigen, vornehmlich theoretiſchen Proceß aus) hat alſo das Maß ſeiner Freiheit, Wahrheit und Sittlichkeit in ſich ſelber. *Die Oeffentlichkeit des Denkens iſt der Terrorismus der Vernunft*, wie das Licht des Tages und die Augen aller Menſchen der Terrorismus der Sitte, des Anſtandes und der Geſetzlichkeit im Leben. Das Tagesleben, das Licht der Sonne und der öffentliche Markt ſind die ſittlichen und ſicheren Punkte; erſt mit der Nacht und ihrem ungewiſſen Licht, erſt mit der Heimlichkeit, in die jeder Einzelne ſein Gelüſte hüllen kann, entſteht der eigentliche Spielraum für die Verletzung der Sitte und des Geſetzes. *So ſehr iſt der Menſch* dem Menſchen das Gewiſſen und der Gott. — Und warum iſt er dies? Weil der Menſch bei dem Menſchen die Vernunft vorausſetzt. Dieſe Vorausſetzung iſt das Gewiſſeſte von Allem und jedem Menſchen unauslöſchlich in die Seele geſchrieben. Das hiedurch geregelte Leben der Menſchen iſt die Erſcheinung, welche wir Selbſtregierung der Vernunft, die Autonomie des Geiſtes und zugleich ſeine Autokratie nennen; eben ſo wie die umgekehrte Vorausſetzung, daß der Menſch als unſittlich und unvernünftig zu nehmen ſei, eine tiefe Verdorbenheit des Gemüths, das Einleben in eine gewiſſenloſe Doctrin der Nacht und der Willkür iſt. Freilich der Polizeiſtaat, welcher nur vereinzelte Menſchen, nur Privatperſonen kennt, kennt den Menſchen nur in ſeiner Entwürdigung — die durchgeführte Vereinzelung iſt die Thierheit. Den Menſchen als unſittlich und unvernünftig vorauszuſetzen iſt gewiſſenlos; denn jeder Menſch fühlt in der Geſellſchaft die Gegenwart der Vernunft als ſein eignes Gewiſſen. Mit jedem Act dieſer Gewiſſenloſigkeit erniedrigt der Menſch ſich ſelbſt. Dieſe anarchiſche Doctrin macht das Bewußtſein der Verbrecher zum Bewußtſein der Menſchheit und wenn ſie regiert, ſo regiert ſie im Namen des Verbrechens. Sie nimmt den Menſchen als den vereinzelten. Wenn die Nacht mit ihrem Dunkel den Menſchen des Lichts beraubt und aus dem vernünftigen Zuſammenhange herauswirft, ſo reißt dieſe gewiſſenloſe Maxime dem Menſchen am hellen Tage die Augen aus, und nachdem ſie ihm dieſelben an den Kopf geworfen hat, ruft ſie ihm zu: Sieh', wie unvernünftig du biſt! Ohne mein Regiment wärſt du ein Thier und zwar ein toller Hund, der Jeden biſſe, welcher ihm in den Weg kommt. Sie hat ganz Recht, dieſe Weisheit, wenn ſie ſagt, der vereinzelte Menſch wäre ein Thier; aber ſie hat ganz Unrecht, wenn ſie ſich mitten auf den Markt und in das helle Licht der Sonne hinſtellt, und dort mit der unverſchämteſten aller Lügen auftritt, nämlich mit der Behauptung: der Menſch im öffentlichen Leben und im öffentlichen Geiſt, alſo in Staat und Literatur wäre ein vereinzelter; und dennoch iſt es dieſe gewußte und gewollte Unwahrheit, dieſe permanente Gewiſſenloſigkeit und Lüge, auf der alle Störung der Selbſtregierung der Vernunft, d. h. alle Willkür beruht.

Die Polizei, welche dieſe Störung zum Princip machen wollte, wäre alſo das allerverwerflichſte. Das richtige Princip der Polizei iſt nicht, die Selbſtregierung der Vernunft aufzuheben, ſondern ihr gegen Nacht und Nebel darin zu Hülfe zu kommen. Das Princip der wahren Polizei iſt, die Hinderniſſe der Oeffentlichkeit der Vernunft zu beſeitigen, nicht ſie ihr zu ſchaffen. Die Aufdeckung verbrecheriſcher Heimlichkeit, die Erleuchtung der Nacht, der phyſiſchen und der geiſtigen, die Straßen- und Verkehrsordnung, das Auge der objectiven Vernunft in der Nacht und im Gewühl der Planloſigkeit, wo der Zufall es anſtiftet — dieſe Polizeigeſchäfte beruhen alle auf der Vorausſetzung der Vernünftigkeit und richten ſich alle nur gegen die natürlichen Schranken der Vernunft, gegen die Natur, die dem Menſchen Widerſtand leiſtet, nicht gegen die Vernunft ſelbſt. Beim hellen Sonnenſchein mit Gaslaternen herbeieilen, iſt eine überflüſſige, eine ohnmächtige, eine beleidigende und eine verrückte Anſtrengung — die Anſtrengung der Cenſur.

Die Cenſur herrſcht mit dem Privatgedanken, mit dem innerlichen, dem geheimen Denken des vereinzelten Menſchen und ſeiner Willkür. Das iſt der Cenſor. Er, in ſeiner Heimlichkeit, in dem Dunkel ſeiner Vereinzelung, ganz außer dem Sonnenlichte der Diſcuſſion, behandelt den Schriftſteller, der ſich dem Fegefeuer der Oeffentlichkeit unterwerfen will, als einen ebenfalls vereinzelten Menſchen, als eine Geſtalt der Willkür. Die Cenſur kann das geheime Denken nicht hindern. Gedanken ſind zollfrei. Auch das mitgetheilte Denken durch Sprache und Schrift und viel vor der Geburt der Cenſur und alles in freien Staaten Publicirte erreicht ſie nicht, ja nicht einmal das gemeinſame Denken in den Zuſammenkünften der Menſchen. Aber ſie ſtört das öffentliche Denken, das wahrhaft allgemeine, das Denken der Gattung, ſie ſtört die Selbſtregierung des Denkens und die Autokratie der vernünftigen Menſchheit im Lichte des öffentlichen Denkens.

Ihr Princip iſt nicht das der wahren Polizei, Alles ins Licht zu ſetzen, alles Verborgene ans Licht zu ziehen und die natürlichen Schranken des Vernehmens der Vernunft heben zu helfen. Sie greift in ein Element hinein, wo dieſe Schranken ſich ſelbſt aufheben; ſie erleuchtet die Sonne mit Gas: denn ſie traut der Sonne nicht, ſie hat Flecken auf ihr entdeckt: „ſie iſt gelehrt und weiſe“; ihr Princip iſt das Mißtrauen, ja, der permanente Verdacht gegen das öffentliche Denken, gegen das Denken überhaupt. Die Macht des Tageslichtes, die Macht der öffentlichen und objectiven Vernunft, die Macht des göttlichen Denkens und der Wahrheit — dieſe ſelbſt iſt ihr verdächtig. Ihr dünkt es gefährlich, daß die Wahrheit ſei, noch mehr, daß ſie herrſche. Vor dem Terrorismus dieſes unerbittlichen Regimentes bebt ſie zuſammen, und weil ſie in die Sonne nieſen muß, will ſie die Sonne ausnieſen. Welch' ein Gedanke, welch' ein Aberwitz! Aber er exiſtirt und er exiſtirt unter uns.

Oder iſt die Wahrheit und das Wiſſen der Wahrheit wirklich zu fürchten? Für die Realiſirung der Vernunft — nein! für die Realiſirung der Unvernunft oder für das Beſtehen der Unvernunft, die etwa ſchon realiſirt wäre, ja? — Was folgt daraus? Wer die Wahrheit und das Wiſſen fürchtet, ja, wer auch nur meint, die Unwahrheit und das falſche Wiſſen könne das wahre überwältigen, der iſt im Widerſpruch mit der öffentlichen, mit der göttlichen Vernunft, mit der Vernunft als der abſoluten Weltmacht. Er glaubt nicht an ſich und an ſein Syſtem; er hat das Gefühl, daß dies nicht objectiv vernünftig ſei, aber er glaubt auch nicht oder er glaubt eben darum nicht an die öffentliche Vernunft. Glauben muß er nun doch haben, weil die Zukunft fortdauernd eintritt. Ihr muß er entgegen ſehen entweder mit Zuverſicht oder mit Furcht; denn er weiß ſie nicht. Wüßte er die Zukunft, ſo hätte er entweder nichts von ihr zu fürchten, oder wüßte er, daß er Alles zu fürchten hätte, ſo wären ſeine Bemühungen eine Narrheit. So aber, da er nichts weiter weiß, als daß keine Sündfluth die Zukunft hindert, unerbittlich einzutreten, muß er doch auf irgend einem Stützpunkt ſich gegen ſie in Poſitur ſetzen, er muß an irgend etwas in ihr glauben. Er glaubt alſo an die Cenſoren. Sehr einfach, ſehr gut!

Aber die Cenſoren, was ſind denn nun die Cenſoren? Man kann ſie ſehen, man kann ſie mit Händen greifen, man kennt ſie, ihnen kann man ſich anvertrauen, man kann ihnen Naſen geben; alſo was ſind ſie? Sie ſind einzelne, perſönlich bekannte Menſchen, nicht die ganze, gewaltige, unfaßbare Subſtanz der Menſchheit. Gut, Thomas, hier ſiehſt du die Nägelmale und die Achillesferſe der Menſchheit, hier kannſt du das Ungeheuer der gigantiſchen, Alles überwältigenden Vernunft an ſeiner empfindlichen Stelle faſſen; ohne viel Umſtände kannſt du es „an der Naſe“ faſſen und führen, wohin du willſt — du weißt wohin! Der Polizeiſtaat (oder die geordnete Deſpotie) glaubt alſo, weil er ſie ſieht, an dieſe Cenſoren und ihre Bildung, wie er ſie vorfindet, und nun giebt er das, was Allen, was der Oeffentlichkeit und der Geſammtheit gehört, dieſen vereinzelten Cenſoren; ihnen, die er bei der Naſe hat, giebt er Preßfreiheit. Sie ſind es, die da ſagen: Imprimatur; d. h. ſie haben den Geiſt, wie ein wildes Thier, im Käfig und laſſen ihn für Geld ſehen. Es iſt nicht ihr eigner Geiſt, den ſie im Käfig haben. Indem ſie alſo die Einzigen ſind, welche die Freiheit, d. h. welche es in ihrer Willkür haben, die öffentliche Vernunft ſagen zu laſſen, was ſie ſagt, und ſo in einem weſentlichen Gebiete den ganzen Geiſt und [illegible] göttliche Leben der Gattung zu verwalten und zu vertreten; können ſie das nicht poſitiv — dann müßten ſie allein öffentlich denken —, ſondern nur negativ, indem ſie dies Denken bewachen.

Wer nun ſo den Geiſt tractirt und das öffentliche Denken unter das Geſetz ſeines Mißtrauens und Verdachtes zu beugen verſucht, was thut er? Indem er nicht an die Macht der Wahrheit über die Menſchen und ihre Vernunft glaubt, verhält er ſich atheiſtiſch im ſchlimmſten Sinne und glaubt geradezu an die Uebermacht des Böſen, und obgleich er ſieht, daß nicht auf öffentlichem Markt, ſondern nur in der Vereinzelung der Heimlichkeit und der Nacht böſe Leidenſchaften die Vernunft überwältigen, ja indem er wahrnehmen muß, daß die öffentlichen Leidenſchaften nur die erhabenen und göttlichen Leidenſchaften der Vernunft ſelbſt ſind, ſo ſoll dennoch die öffentliche Vernunft, ohne die Aufſicht der Cenſoren, ſogleich der Tummelplatz alles Böſen werden. Man kennt das Leben des Geiſtes und die Entwickelung der Vernunft nicht, darum fürchtet man es; oder man kennt beides und fürchtet es eben darum, ſo iſt man verrucht.

Doch überlaſſen wir dies Bewußtſein ſeinem eigenen Gewiſſen, und halten wir uns an die Thatſache.

Man greift alſo aus der Heimlichkeit heraus und durch vereinzelte Subjecte in die Entwickelung des öffentlichen Denkens ein und ſtört es. Die vereinzelten Subjecte ſind die Darſtellung der Willkür; erſt die Probe des Einzelnen am Allgemeinen gebiert die Freiheit. Die Störung des objectiven Selbſtreinigungs- und Selbſtregierungsproceſſes der Freiheit iſt die Unternehmung, den Geiſt und ſeine innere Geſetzmäßigkeit und Freiheit durch die Willkür vereinzelter Subjecte zu unterjochen; es iſt alſo der Verſuch der Geiſtesknechtſchaft und damit der Aufhebung aller wahren Staatsfreiheit, da es ohne die Freiheit des öffentlichen Denkens keine Freiheit des öffentlichen Willens geben kann.

Freilich iſt es unmöglich, mit dieſem Verſuch vollſtändig zum Ziel zu kommen. Es wäre die entehrteſte Nation und ihr Geiſt der verkommenſte und ohnmächtigſte, in welchem in der That und Wahrheit nicht dennoch, der Cenſur zum Trotz, die öffentliche Vernunft herrſchte und das zufällige Subject des Cenſors vor der Gewalt des öffentlichen Gewiſſens niederwürfe. Aber damit iſt das Princip der Cenſur nur um ſo mehr als ein unvernünftiges dargeſtellt; denn eben weil es unvernünftig und unwahr in ſich ſelbſt iſt, darum kann es nicht zu allen ſeinen Conſequenzen kommen, darum erfährt es überall nur die Unmöglichkeit und Ohnmacht ſeiner Abſichten.

Die Cenſoren, welche zufällige Individuen ſind, können den Zeitgeiſt nicht kritiſiren; wenn ſie es könnten, wären ſie hiſtoriſche und nothwendige Subjecte. Dieſe aber werden nicht im Voraus durch die Behörden ernannt. Wir haben gezeigt, wie ſie von dem allgemeinen Denkproceſſe ſelbſt creirt und wieder zurückgenommen werden.

Alſo Alles zuſammengefaßt: die Cenſur iſt die ſchreiendſte Form der Willkür, die Aufhebung des ſittlichen Geiſtes im Elemente des öffentlichen Denkens ſelbſt; ſie hat den unſittlichen Zweck, die Berechtigung und Selbſtgewißheit der Vernunft nicht nur nicht anzuerkennen, ſondern ihren Proceß ſogar mit frevelnder Hand zu ſtören und an die Stelle ſeines nothwendigen Verlaufs die Willkür der zufälligen Subjecte zu ſetzen.

3. Was iſt nun das Cenſirte?

Das Cenſirte iſt der neue Geiſt vor dem Forum des alten, wie dieſer in vereinzelten, zufälligen Sub ſecten exiſtirt. Den neuen Geiſt hat die Subſtanz des alten geboren; in ihm wird alſo der ganze Geiſt angetaſtet, die Freiheit deſſelben, das ſchlechthin Freie, er, der abſolut Alles beherrſchende Geiſt.

Wir haben geſehen, daß die Subſtanz oder der allgemeine Geiſt ſich durch die hiſtoriſchen Subjecte verwirklicht. Iſt alſo wohl die Cenſur des allmächtigen Geiſtes unmöglich, weil er auch die Cenſoren und die Schöpfer der Cenſoren beim Schopf nimmt und in den gemeinſamen „Kelch, aus dem ihm ſeine Unendlichkeit ſchäumt", in die Geſchichte ſchleudert, ſo liegt darum nicht minder das Verhältniß vor, daß die zufälligen Subjecte den Verſuch machen, die hiſtoriſchen zu beherrſchen („die Wenigen, die was davon erkannt, hat man von je gekreuzigt und verbrannt"), wogegen die Möglichkeit, daß einmal ein Cenſor ein hiſtoriſches Individuum und umgekehrt die meiſten cenſirten Individuen zufällige ſein können, nichts beweiſet. Das Princip der Cenſur iſt einmal die bekannte, alſo die vergangene Bildung, die in dem Cenſor mit Augen geſehen wird, — und der wahre Conflict tritt erſt ein, wenn dieſer Standpunkt einer weſentlich neuen Bildung, alſo ſeiner eigenen Negation, ſich zu widerſetzen hat.

Mit dieſem Verſuch oder vielmehr mit der Erkenntniß dieſes Verſuchs, das zufällige Subject einer geltenden Bildung, den Cenſor, zum Herrn und Meiſter einzuſetzen über das hiſtoriſche Subject, welches in Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft ein neues Princip bringt, wird es offenbar, daß die Cenſur zugleich immer ein perſönliches Recht verletzt. Wir wiſſen aber ſchon, daß ſie das Recht in ſeinem Fundamente, die Freiheit im Princip verletzt: welche Perſonen ſie alſo trifft, mag ſie *zufällige oder hiſtoriſche* Subjecte ihrer Willkür unterwerfen, ſie verletzt in beiden das Recht, ihre Freiheit zu gebrauchen und nur für ihren wirklichen und im Gericht bewieſenen Mißbrauch verantwortlich zu ſein.

Dies führt auf die Nothwendigkeit ſowohl der *freien Preſſe*, welche die hiſtoriſchen Individuen angeht, als des *Preßgeſetzes*, welches den Mißbrauch der Preſſe durch zufällige Individuen angeht.

4. Preßfreiheit.

Die freie *Preſſe* und das *Preßgeſetz* kann man auch *poſitives* und *negatives* Geſetz der Preſſe nennen.

Die wahre Preſſe iſt die freie. Dies erhellt aus dem, was wir oben darüber geſagt. Die Preſſe, welche die Entwickelung des Geiſtes darſtellt, hat das *poſitive* Geſetz ihrer Freiheit an der Form der Entwickelung ſelbſt, alſo an der Selbſtbeherrſchung der Freiheit im Kampfe ihrer Seiten. Das Geſetz dieſer vernünftigen Dialektik ſucht die Philoſophie zu finden, die Hiſtorie darzuſtellen. Ihm zu vertrauen und ſich für ſeine Geltendmachung zu begeiſtern, iſt die wahre Religion. Die Preſſe ſteht, wie die Geſchichte überhaupt, unter dieſem Geſetze, ſelbſt wenn es verkannt und der Verſuch, es zu aboliren, durch die Cenſur unternommen wird. Die *freie Preſſe* aber entſteht, wenn es *anerkannt* wird, daß die geiſtige Entwickelung dieſe Autonomie haben ſolle.

Das *Preßgeſetz* hat dieſe Anerkennung zur Vorausſetzung; und es ſpricht ſodann aus, daß die Schriftſteller, wie jeder andere Menſch, *verantwortlich* ſind, aber nur für den Mißbrauch ihrer Freiheit.

Mißbrauch der Freiheit iſt das beſtimmte Verbrechen; Verbrechen die *Verletzung der Freiheit*, welche im Geſetz dafür erklärt iſt.

Hiedurch entſteht nun das umgekehrte Verhältniß gegen die Cenſur. Das Preßgeſetz ſetzt die Freiheit und das Geſetz der Freiheit als Regel voraus und beſtraft die Ausnahmen von dieſer Regel, die Willkür. Umgekehrt ſetzt die Cenſur die Willkür voraus und beſtraft die Freiheit durch die Willkür.

Erſt durch die freie Preſſe und das ſie vorausſetzende Preßgeſetz wird das Reich der Freiheit reell und rechtlich aufgerichtet und die Preſſe mit dem ganzen Inhalt der politiſchen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Welt lebendig erfüllt.

Einzig dieſer Zuſtand der freien Preſſe iſt ein ehrenhafter und einer civiliſirten Nation allein würdiger. Hier erſt tritt die öffentliche Tugend und Tapferkeit ein; hier erſt iſt der Mann ein ganzer Mann, der für ſeine Thaten einzuſtehen hat, der aber auch das volle Selbſtgefühl des Ganzen in ſeinen Worten und Thaten zum Ausdruck bringen kann. Ein ſolcher Ausdruck des öffentlichen Geiſtes iſt alsdann unverdächtig, hat den Glauben auch anderer Völker für ſich und gilt von Nation zu Nation, während die unfreien, cenſirten Völker weder ſich ſelbſt kennen, noch von den andern gekannt und anerkannt werden.

Die Unmöglichkeit, den jetzigen Zuſtand der Preſſe in Deutſchland zu halten, liegt in ſeiner Vernunftwidrigkeit, die wir ziemlich deutlich gemacht zu haben glauben; die *Schwierigkeit, ihn zu heben*, welche gleichwohl als drückendes Factum fortbeſteht, liegt in dem Scheine, als ſeien die *Neuerer* unter den Schriftſtellern, welche mit der Cenſur in Conflict gerathen, nur wenige prolatäre Individuen, beſitzloſe, übelwollende Unruhſtifter und verblendete Idealiſten, deren die beſonnene, auf ruhigen Erwerb und loyales Leben gerichtete Maſſe ſich nimmermehr mit ihren Sympathieen annehmen werde, und deren ſie ſich in der That bis jetzt nicht annimmt, ſelbſt wenn die Schriftſteller durch polizeiliche Zerſtörung ihrer Arbeiten friſchweg und ohne rechtliches Gehör um ihr Eigenthum und um ihren öffentlichen guten Namen gebracht werden.

Dieſen Schein zu zerſtören und die ſonſt anerkannte Heiligkeit des Rechts auch in dieſer Sphäre geltend zu machen, dazu reicht auch die klügſte, überwältigendſte Darſtellung nicht aus. Dazu bedarf es der Durchdringung des bürgerlichen Lebens mit dem idealen Intereſſe der Politik und des Rechts überhaupt, kurz der völligen Aufhebung des geiſtloſen Hinlebens aller Menſchen unter Curatel und polizeilicher Aufſicht, dazu bedarf es eines hiſtoriſchen Umſchwungs. Je heftiger der Conflict der ſtreitenden Principien, der Freiheit und der Curatel, in der Theorie werden wird, um ſo näher rücken wir auch dem Ausbruch ihres Conflictes im bürgerlichen Leben, und mit dem Begriff des *freien Staatsbürgers* wird auch der Begriff des *freien Schriftſtellers* geboren werden, und der Schein aufhören, als ſeien die freien Schriftſteller nur darum ſo frei, weil ſie *bürgerliche* Proletarier wären. So lange der Bürger Spießbürger, einer der nur leben will, bleibt, ſo lange hält er ſich für den glücklichen Hund und den Neuerer für den unglücklichen Wolf.

Es beſteht aber auch der Schein, als ſeien die cenſurwidrigen Schriftſteller *wiſſenſchaftliche* Proletarier, eine Meinung, die eifrig genährt wird, weil man dadurch die Welt der Schriftſteller und Gelehrten ſelbſt in zwei feindliche Lager aus einander reißt.

Es iſt nichts dagegen zu ſagen, daß die Einzelnheiten vieler gelehrten Forſchungen völlig unbefangen, daß ſolche Gelehrte in ihrer achtbaren Thätigkeit alſo völlig über die Cenſur erhaben oder unter ihrer Beachtung ſind, und daher auch kein Intereſſe gegen die Cenſur haben mögen. Alles aber, was den Geiſt ſelbſt betrifft, das Recht, die Religion, die Philoſophie, mit einem Worte, alles Hiſtoriſche iſt nicht unbefangen. Und wenn es nicht ſchwer iſt, alle dieſe Disciplinen ebenfalls auf einen unbefangenen Fuß zu ſetzen, — man braucht ſich nur darauf zu beſchränken, von dem bisherigen Inhalte äußerlich Notiz zu nehmen und ſich in die ungeheure Ausbreitung des hiſtoriſchen Materials zu vertiefen, ohne dabei eine Kritik, eine Erkenntniß, eine Wiedergeburt dieſes todten Geiſtes eintreten zu laſſen; — ſo beweiſt dies nicht das Proletariat und die Verächtlichkeit der philoſophiſchen Unruhſtifter, ſondern lediglich die Geiſtloſigkeit oder das gelehrte Proletariat jener unbefangenen und in ihrer Unbefangenheit hochmüthigen Männer.

Die ſogenannte „reine Gelehrſamkeit" ohne die Erkenntniß der Principien beruht auf einem Mangel an Kopf; und weil ein ſolches Individuum nicht klar über ſich werden kann, ſchiebt es denkenden und unruhigen Köpfen den Mangel zu, den es bei ſich zu ſuchen hätte. Nicht daß die Gelehrten nicht denken, ſondern daß ſie wirklich und ernſtlich denken, das iſt ihm der Mangel. Dieſe „reinen" Gelehrten ſind die natürlichen Gegner der Denker, und ihr Mangel des Kopfes wird gar leicht zu einem Mangel des Herzens, indem ſie ſich als die erbittertſten Verfolger derer beweiſen, die ſie als ihre Vorbilder ehren ſollten. So unrein iſt gemeiniglich die „reine" Gelehrſamkeit, die Geburtsſtätte der Cenſoren und aller Vertheidiger eines „ſoliden Status quo" gegen jene Neuerer. Sie nennt ſich darum auch ſelbſt ſolid. Aber iſt dieſe „reine" Gelehrſamkeit nicht immer rein, ſo iſt ihre Solidität niemals ſolid.

Die Solidität eines Handlungshauſes iſt die Zahlungsfähigkeit, nicht der Beſitz ſolcher Fonds, die gar nicht flott gemacht werden können; die wahre Solidität des Gelehrten iſt die geiſtige Zahlungsfähigkeit, das Liquidmachen des Gewußten, wobei er jedesmal zu beweiſen hat, daß die Sache nun auch wirklich ſein Eigenthum, ſein Erwerb, ſein Product, nicht etwa das Capital eines Andern iſt. Solid und großhändleriſch ſolid ſind in der Wiſſenſchaft alſo nur die principiellen und fundamentalen Neuerer, eben jene Verachteten.

Auf die „reine und ſolide" Gelehrſamkeit wird immer provocirt, wenn der Philoſophie die Kehle zugeſchnürt werden ſoll; und ſelten verfehlt dieſe Provocation ihre Wirkung. Es findet ſich irgend ein „reiner" Gelehrter, der gegen die Unreinen und Stänker zu Felde zieht.

Iſt nun ſchon das Bewußtſein der angeblich „ſoliden und reinen" Gelehrten ein großes Hinderniß auch der wiſſenſchaftlichen Preßfreiheit, ſo iſt es der Amts- und „Brodgelehrte" noch mehr. Seine Weisheit wächſt mit ſeinem Amte, ſeine Erfahrung mit ſeiner Praxis, und er überzeugt ſich in der Regel bis zum Fanatismus davon, daß mit der Theorie der Hund nicht vom Ofen zu locken ſei und daß alle Neuerungen in der Theorie auf Unwiſſenheit, in der Praxis auf „Unerfahrenheit“ zurückzuführen ſind.

Der Amts- und Brodgelehrte, der es ganz iſt, weiß nicht, daß er ein Glied eines Syſtems iſt und daß er ſelbſt mit ſeinem Dienſt und ſeiner Praxis theoretiſirt, indem er ja von vorn herein das Princip des Syſtems anerkennen muß, dem er dient. Aber freilich, wer theoretiſirt, ohne es zu wiſſen, iſt ein ſchlechter Theoretiker, er iſt das, was der „Praktiker“ für das einzig Richtige hält, ein gedankenloſer Menſch. Der Glockengießer aber ſagt:

> „Den ſchlechten Mann muß ich verachten,
> Der nie bedenkt, was er vollbringt.“

Die „Brodgelehrten“ ſind in demſelben Fall, wie die ſogenannten „reinen Gelehrten“: der Mangel ihres Kopfes wird nur zu häufig zum Mangel des Herzens. Sie laſſen ſich hinreißen erſt zur Antipathie gegen die Theorie, dann zur Verfolgung der „naſeweiſen, alles beſſer wiſſen wollenden Theoretiker, Idealiſten oder, wie Napoleon ſagte: „Ideologen“, und bedenken nicht, wie ſehr ſie damit gegen das Heiligſte, was es giebt, den Geiſt und ſeine Ausbildung ſündigen.

Die Brodgelehrten bilden den Uebergang zu dem weitern Inhalte des Polizeiſtaates oder des Nothſtaates, wie ihn Hegel nennt, der nichts weiter ſei, als die bürgerliche Geſellſchaft und ihre äußere Ordnung, den wirklichen Staat und ſein Selbſtbewußtſein aber noch nicht erreicht habe. Die Brodgelehrten ſind „ſo praktiſch“, mit ihrer Gelehrſamkeit weiter nichts zu wollen, als den ſoliden Erwerb und Lebensunterhalt:

> „Man lebt, weil man exiſtirt.“

Faßt aber der „Beamte“ und der ſogenannte „reine“ Gelehrte leicht eine Verachtung gegen den philoſophiſchen und idealiſtiſchen Schriftſteller, ſo iſt, wie wir geſehen haben und noch alle Tage ſehen können, die Maſſe der bürgerlichen Geſellſchaft nur gleichgültig gegen ihn und ſein Loos, ſo lange ſie die Freiheit der Preſſe noch nicht durch Beſitz und praktiſche Erfolge hat ſchätzen gelernt. Sie iſt eben deßwegen, weil ſie nur gleichgültig iſt, nicht für immer unempfänglich für das Ideale und die höheren Intereſſen. Sobald dieſe nur in der Form von geſchichtlichen und augenfälligen Ereigniſſen auftreten, ergreift die ganze unbefangene Welt ihre Fahne; und alsdann haben die Beamten und „die Reinen“ keine Mittel mehr, den gemeinen Egoismus und die Geiſtloſigkeit in der Herrſchaft zu erhalten. Die unbefangene bürgerliche Geſellſchaft wird das Material, welches durch die hiſtoriſchen Umſchwünge ſich vergeiſtigt: und nur in einer ſolchen Vergeiſtigung — wie wir ſie in Frankreich durch die Revolution haben entſtehen ſehen — iſt es möglich, das Princip des Polizeiſtaates völlig zu überwinden und an die Stelle der Noth des Lebens die geiſtigen Intereſſen der Freiheit zum Pathos des tiefer gefaßten Staates zu erheben.

Die Schwierigkeit, den jetzigen Zuſtand der Preſſe in Deutſchland zu heben, iſt daher allerdings ſehr groß. Nicht weil die Staatsmänner gar zu übelwollend wären, ſondern weil die Bequemlichkeit der bürgerlichen Geſellſchaft und ihr philiſterhafter Inhalt ohne große Nothſtände und ohne reelle Gefährdung der Perſonen und des Eigenthums nicht in die Unbequemlichkeit der Freiheit aufzuheben ſein wird. Man hat dies auch ſo ausgedrückt, daß man eine freie Preſſe ohne freien Staat und einen freien Staat ohne freie Preſſe nicht haben könne. Dieſem klugen Bedenken, daß die Freiheit überhaupt dort nicht ſein könne, wo man die Sclaverei haben will, iſt unbedingt beizuſtimmen. Das iſt eine Weisheit, die im Grunde weiter nichts ſagt, als: alle öffentlich gewollte Freiheit iſt Staatsfreiheit; da nun auch die Geiſtesfreiheit oder die Freiheit des öffentlichen Denkens öffentlich gewollt werden muß, ſo iſt wohl klar, daß die Preßfreiheit bei den Deutſchen ſo lange ad graecas Calendas vertagt werden wird, bis der freie deutſche Staat die Geburtswehen des Mutterſchooßes, in dem er jetzt noch ſchlummert, verarbeitet hat. Dies wird nicht ausbleiben; und wenn wir auch die Schwierigkeit, den Idealismus und die Freiheit zum Pathos der Mitwelt zu erheben, die Ehre an die Stelle der Gefühlloſigkeit, die Arbeit an die Stelle des Hinbrütens und die Geſpanntheit an die Stelle kurzſichtiger Sorgloſigkeit zu ſetzen, nicht verkennen: ſo iſt es doch gewiß, daß die Weltgeſchichte aus idealen Intereſſen und aus der Macht der Principien heraus bewegt wird, die Principloſigkeit und Gleichgültigkeit des Volkes alſo nur proviſoriſch ſein kann.

Ueber Lehrfreiheit und die Reform der Univerſitäten.

Die Lehrfreiheit hängt mit der Preßfreiheit genau zuſammen: das Buch und der Lehrſtuhl ſind zwei Gebiete, auf denen ſich die Eine Sache, die Geiſtesfreiheit, verwirklicht. Der Umfang beider Gebiete iſt aber beträchtlich verſchieden. In der Preſſe iſt ein Organ vorhanden, welches ſo univerſell wirkt, daß man bei dem Inhalt der Preßfreiheit nur an den Proceß des theoretiſchen Geiſtes überhaupt zu denken gewohnt iſt; in dem Lehrſtuhl dagegen erblicken wir ſogleich ein Staatsinſtitut, und das Wort Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit, welches wir zum Princip der Lehrfreiheit machen, erinnert ſpeciell an den *Proteſtantismus* oder, was einerlei iſt, an die *Theologie*. *Die Freiheit des Geiſtes* iſt natürlich die Freiheit überhaupt, „*Geiſtesfreiheit*“ aber drückt nur die Freiheit des *proteſtantiſchen* Glaubens und der *proteſtantiſchen* Wiſſenſchaft aus, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß die Freiheit des Geiſtes das ganze Denken und

Wollen, auch das nichtchriſtliche und unproteſtantiſche, angeht. „Geiſtesfreiheit“, als hiſtoriſche Kategorie, gehört alſo dem Proteſtantismus ſpeciell an, und iſt als ſolche das Princip der Lehrfreiheit des Proteſtantismus. Unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens darf der Proteſtant lehren, was er weiß und will. Die Freiheit des Geiſtes dagegen, welche Princip der Preßfreiheit ſein muß, kennt nur das Gewiſſen der Vernunft und gehört dem Weſen des menſchlichen Geiſtes überhaupt an; ſie beruht auf der richtigen Anſicht von dem öffentlichen Denkproceß, unter deſſen Herrſchaft auf gleiche Weiſe der theoretiſche Geiſt, die Wiſſenſchaft, und der practiſche, Sittlichkeit und Staat, ſtehen.

Seitdem nun das chriſtliche Gewiſſen und das Gewiſſen der Vernunft in Gegenſatz und in Kampf gerathen ſind, muß man es ausſprechen, daß die durch den Proteſtantismus errungene Gewiſſens- und Geiſtesfreiheit der Hiſtorie angehört, und für unſer gegenwärtiges Bedürfniß nicht mehr ausreicht. Es iſt nicht genug, daß ich glauben kann, was ich will und vermöge meiner Bildung muß, daß man alſo in mein Gewiſſen nicht eindringt, ſondern daſſelbe frei ſich ſelbſt überläßt: es iſt nicht genug, daß ich unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens Theologie lehren und das Wort predigen darf, wie ich es verſtehe; es wird nothwendig zu fordern, daß ich auch eine Wiſſenſchaft lehren und eine Wahrheit verkündigen und verbreiten dürfe, die der Theologie und dem chriſtlichen Gewiſſen widerſpricht; es darf nichts nöthig ſein zu dieſer Erlaubniß, als die Fähigkeit, die Wahrheit öffentlich als Wahrheit behaupten und geltend machen zu können. Unſere Zeit iſt nicht mehr theologiſch, wie der Proteſtantismus, und eben darum weil ſie nicht mehr theologiſch iſt, nicht mehr in die Intereſſen der Theologie aufgeht, reicht auch die Lehrfreiheit, zu welcher die proteſtantiſche Theologie es gebracht hat, nicht mehr aus; vielmehr beſteht die Forderung einer neuen Form der Lehrfreiheit, deren Princip kein particular proteſtantiſches oder chriſtliches, ſondern das univerſelle rein menſchliche der Vernunft und deren Ordnung lediglich die freie Dialectik der Vernunft ſelbſt iſt.

Dies tiefer gefaßte Problem iſt die Lehrfreiheit, welche durch den Bruno Bauer'ſchen Fall in Anregung gebracht wird, und deren Eroberung von nun an die Aufgabe ſein muß.

Der Proteſtantismus hat ſeine officielle Geſtalt in der Theologie; ſeine Grundſätze, ſeine Formen, ſein öffentliches Leben ruhen in der Hand der Theologen. Die Gewiſſensfreiheit der Theologen gewinnt daher gleich einen neuen officiellen Anſtrich, ſie wiſſen wie ſie denken ſollen, ſie haben ein chriſtliches Gewiſſen, ihnen iſt die Bibel heilig, und wenn ſie auch alles Einzelne vor der menſchlichen Vernunft fallen ließen, die Heiligkeit des Ganzen und, darauf gegründet, die Chriſtlichkeit ihres Gewiſſens können ſie nicht fallen laſſen.

Neben dieſem officiellen Gewiſſen der Theologie läuft das gewiſſenloſe Volk nebenher. Die Nichttheologen haben keine Urſache, ſich fortdauernd zu erinnern, daß ihr Gewiſſen chriſtlich ſei: und ſobald der theologiſche Geiſt nicht mehr die Gemüther auch der Laien beherrſchte, erzeugte ſich eine Wiſſenſchaft, der Natur und der ethiſchen Welt, die kein anderes als das rein menſchliche Gewiſſen der Vernunft zu ihrer Vorausſetzung hatte, und dieſe Wiſſenſchaft nahm die univerſelle Form an — in der Philoſophie.

Obgleich die Philoſophie die univerſelle Wiſſenſchaft iſt, ſo beſteht neben ihr die Theologie und zwar nicht etwa als eine beſondere Form in der allgemeinen Wiſſenſchaft, ſondern ausdrücklich *außer*, neben und trotz der allgemeinen Wiſſenſchaft.

Man ſuchte Theologie und Philoſophie auseinander zu halten, und wenn es auch nicht gelingen konnte, das Eindringen der Philoſophie zu verhindern, ſo hielt doch die Theologie den einen Satz feſt: die Schrift im Allgemeinen iſt heilig, und Theolog ſein, heißt *ein chriſtliches Gewiſſen haben*. Dies iſt ungefähr der Ausdruck des Rationalismus; und man muß zugeſtehen, daß die Haltung der Kantiſchen Philoſophie allerdings dieſe Wendung ſeiner *theologiſchen* Conſequenz, des Rationalismus, rechtfertigt. Wir werden das gleich ſehen.

Vorher wollen wir über die Lehrfreiheit aus der vergangenen kantiſchen Zeit die *philoſophiſche* Conſequenz des Kantianismus, *Fichte*, hören. Während der Rationalismus ſich accommodirt, iſt *Fichte* vollkommen rückſichtslos, und fordert nicht nur unbedingte Freiheit, ſondern auch unbedingte Herrſchaft der Wiſſenſchaft. In ſeinen „Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten“ findet ſich nicht die allergeringſte Reſtriction der Vernunftfreiheit, obgleich er es wohl ahnet, daß die Rückſichtsloſigkeit und das Ignoriren noch nicht der Sieg über den Feind ſein möchte. Er ſagt ſehr antitheologiſch S. 83:

„Die Beſtimmung des Gelehrtenſtandes iſt die oberſte Aufſicht über den wirklichen Fortgang des Menſchengeſchlechtes im Allgemeinen und die ſtete Beförderung dieſes Fortganges. Ich thue mir Gewalt an, m. H., um von der erhabenen Idee, die jetzt aufgeſtellt iſt, meine Empfindungen noch nicht fortreißen zu laſſen, aber das muß ich doch im Vorbeigehen bemerklich machen, was diejenigen eigentlich thun würden, die den freien Fortgang der Wiſſenſchaft zu hemmen ſuchen. Ich ſage: thun würden; denn wie kann ich wiſſen, ob es dergleichen Leute giebt oder nicht (1794 im Jahre des Wöllner'ſchen Reſcripts an Kant, und nachdem 1788 das Religionsedict in Preußen publicirt worden war)? Von dem Fortgange der Wiſſenſchaften hängt unmittelbar der ganze Fortgang des Menſchengeſchlechts ab. Wer jenen aufhält, hält dieſen auf. — Und wer dieſen aufhält, — welchen Charakter ſtellt derſelbe öffentlich vor ſein Zeitalter und vor die Nachwelt hin! Lauter als durch tauſend Stimmen, durch Handlungen ruft er der Welt und der Nachwelt in die betäubten Ohren: die Menſchen um mich herum ſollen, wenigſtens ſo lange ich lebe, nicht weiſer und beſſer werden; denn in ihrem gewaltſamen Fortgange würde auch ich, trotz alles Widerſtrebens, wenigſtens in etwas mit fortgeriſſen werden; und dies verabſcheue ich; ich will nicht erleuchteter, ich will nicht edler werden: Finſterniß und Verkehrtheit iſt mein Element, und ich werde meine letzten Kräfte aufbieten, um mich nicht aus demſelben verrücken zu laſſen. — Alles kann die Menſchheit entbehren; alles kann man ihr rauben, nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung. Kalt und ſchlauer als das menſchenfeindliche Weſen, das uns die Bibel ſchildert, haben dieſe Menſchenfeinde überlegt und berechnet und aus der heiligſten Tiefe herausgeſucht, wo ſie die Menſchheit angreifen mußten, um dieſelbe im Keime zu zerdrücken und — ſie haben es gefunden. — Die Menſchheit wendet unwillig von ihrem Bilde ſich weg.“

Fichte wußte wohl, daß es dergleichen gab, er kannte ſie ja perſönlich in Jena, Weimar, Dresden und Berlin, er wußte auch wie das Wort hieß, um deſſentwillen jene Feinde der Menſchheit die Suprematie der Wiſſenſchaft nicht anerkennen wollten, es hieß ſchon damals das chriſtliche Gewiſſen der Theologie; aber er ignorirt dieſe Exiſtenz, obwohl ſie ſich aufdringlich genug hervorthat. Das Ignoriren iſt daher eine Redensart, die unbedingte Herrſchaft der Wiſſenſchaft oder die Lehrfreiheit ebenfalls, das Nebeneinanderexiſtiren der beiden Gegenſätze liegt außer allem Zweifel, der Conflict konnte alle Tage ausbrechen. Hat Fichte und die Philoſophie nun geſiegt, weil ſie es ſagt? Gewiß nicht.

In Kant haben wir ſogleich den Beweis davon, ja ſogar einen wirklichen Conflict. Im October des Jahres 1794, kurz nach der Publication jener Fichtiſchen Vorleſungen, die in der Michaelismeſſe erſchienen waren, erging an Kant folgendes Reſcript (Kants Werke ed. Roſenkranz Th. X. S. 252):

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc.

Unſern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und hochgelahrter, lieber Getreuer! Unſere höchſte Perſon hat ſchon ſeit geraumer Zeit mit großem Mißfallen erſehen, wie Ihr Eure Philoſophie zu Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums mißbraucht; wie Ihr dieſes namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Beſſern verſehen; da Ihr ſelbſt einſehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend, und gegen unſre, Euch ſehr wohl bekannten landesväterlichen Abſichten handelt. Wir verlangen des Eheſten Eure gewiſſenhafte Verantwortung, und gewärtigen nun von Euch, bei Vermeidung unſerer höchſten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen zu Schulden kommen laſſen, ſondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß, Euer Anſehen und Eure Talente dazu anwenden werdet, daß unſre landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgeſetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügung zu gewärtigen habt.

Sind Euch in Gnaden gewogen.

Berlin, 1. Oct. 1794.

Auf Sr. Königl. Maj. allergnädigſten Specialbefehl:
Wöllner."

Dies die Antwort auf Fichte's Frage, ob es Leute gäbe, die den freien Fortgang der Wiſſenſchaft zu hemmen ſuchten.

Auch Kant „wandte ſeinen Blick unwillig von dem Bilde dieſer Leute" und ſuchte, ſtatt den Handſchuh aufzunehmen, den Kampf zu vermeiden. Er erkannte in ſeiner Verantwortung die Differenz nicht an und — gehorchte. Kant ſchickte ſich in die Zeit. Als aber die Zeit beſſer wurde, publicirte er ſeine wahre Herzensmeinung und dieſe erkannte allerdings den Zwieſpalt an, ſuchte ihm aber nochmals auszuweichen und die doppelte Norm der Wiſſenſchaft einmal „das Statut“, als Norm der oberen Facultäten, das andere Mal „die Wahrheit“, als Norm der philoſophiſchen Facultät, feſtzuhalten. Da iſt wieder nebeneinander die Wahrheit, alſo das Univerſelle und ein Statut, das noch außer der Wahrheit, alſo außer dieſem geiſtigen Univerſum ſeinen Grund und Boden haben ſoll. Dies Verhältniß entwickelt uns der große Mann in ſeinem „Streit der Facultäten“, einer Schrift, die auch heute noch ungemein leſenswerth iſt. Er zeigt die Nothwendigkeit und die Geſetzmäßigkeit des Streites unter ſo bewandten Umſtänden. „*Statutariſche* Vorſchriften der Regierung in Anſehung des öffentlich Vorzutragenden, ſagt er, werden immer ſein müſſen, weil die unbeſchränkte Freiheit, alſo ſeine Meinungen ins Publicum zu ſchreien, theils der Regierung, theils aber auch dieſem Publicum ſelbſt gefährlich werden müßte. Alle Satzungen der Regierung aber, weil ſie *von Menſchen ausgehen*, wenigſtens *von dieſen ſanctionirt werden*, bleiben jederzeit der Gefahr des Irrthums oder der Zweckwidrigkeit unterworfen; mithin ſind ſie es auch in Anſehung der Sanctionen der Regierung, womit dieſe die oberen Facultäten verſieht. Folglich kann die philoſophiſche Facultät ihre Rüſtung gegen die Gefahr, womit die *Wahrheit*, deren Schutz ihr aufgetragen iſt, bedroht wird, nie ablegen, weil *die obern Facultäten ihre Begierde zu herrſchen nie ablegen werden.*“

Es iſt leicht zu begreifen, daß ein „Statut“, welches nicht ſelbſt den Anſpruch macht, die Wahrheit zu ein, wenig genirt. Die Juriſten z. B. können die Geſetze nur hiſtoriſch lehren und nur philoſophiſch kritiſiren, befolgt werden müſſen ohnehin alle Geſetze, ſo lange ſie gelten; die Mediciner aber haben gar kein Geſetz, ihre Wiſſenſchaft iſt Naturwiſſenſchaft, ihre Praxis aber keiner ſtatutariſchen Normirung fähig. Das einzige „Statut", um das es ſich handelt, kann alſo nur das theologiſche ſein, und welches iſt dies? — Es iſt der Inhalt in dem Statut der theologiſchen Facultät, welcher die Form der Wahrheit für ſich in Anſpruch nimmt, alſo es ſind „die Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums" aus dem Wöllner'ſchen Reſcript, es iſt mit Einem Wort die Schrift als die heilige Schrift, welche die Wahrheit enthalten und über die Wahrheit der Vernunft erhaben, eben darum aber die geheiligte ſein ſoll. Man muß dies beachten, und man wird die Colliſion in allen Statuten der theologiſchen Facultäten ſchon entdecken. Wir theilen das Jeniſche und das Berliner Statut, aus der Minerva vom Mai 1842 und aus Marheineke's Votum mit:

Das Jeniſche, §. 1: „Die theologiſche Facultät hat als Theil der Univerſität die Beſtimmung durch Vorleſungen und durch Pflege der ihr anvertrauten Anſtalten im Geiſt der evangeliſchen Kirche die gelehrte theologiſche Bildung zu fördern und tüchtige Männer für die chriſtlichen Lehrämter heranzubilden." — Das Berliner, §. 1: „Die theologiſche Facultät hat die Beſtimmung, nach der Lehre der evangeliſchen Kirche ſowohl überhaupt die theologiſchen Wiſſenſchaften fortzupflanzen, als insbeſondere durch Vorleſungen und andre academiſche Uebungen die ſich dem Dienſt der

Kirche widmenden Jünglinge für dieſen tüchtig zu machen.“

Für die Proteſtanten war „der Geiſt und die Lehre der evangeliſchen“ Kirche nur die Freiheit im Gegenſatz gegen den Katholicismus, für die Wiſſenſchaft, und von unſerm Bewußtſein aus angeſehen, iſt dieſer Geiſt und dieſe Lehre, deren Princip die heilige Schrift iſt, eine Reſtriction, eine Feſſel. So iſt die Colliſion vorhanden.

Die Colliſion war aber auch ſchon zu Kant's Zeiten und für Kant ſelbſt deutlich genug vorhanden; allein er vermeidet, wie oben gegen Wöllner, ſo hier gegen die heilige Schrift, den Kampf in letzter Inſtanz und — accommodirt ſich. Statt die Heiligkeit der Bibel zu negiren, wie er mußte, da es für ihn nicht zwei Wahrheiten geben kann, ſagt er S. 322: „Die Göttlichkeit ihres moraliſchen Inhalts entſchädigt die Vernunft hinlänglich wegen der Menſchlichkeit der Geſchichtserzählung, die gleich einem alten Pergamente hin und wieder unleſerlich, durch Accommodationen und Conjecturen im Zuſammenhange mit dem Ganzen müſſen verſtändlich gemacht werden, und berechtigt dabei doch zu dem Satze, daß die Bibel, gleich als ob ſie eine göttliche Offenbarung wäre, aufbewahrt, moraliſch benutzt, und der Religion, als ihr Leitmittel, untergelegt zu werden verdiene.“ Wie trefflich haben die Rationaliſten ſich dieſe Accommodation und dieſe Quaſigöttlichkeit der Bibel gemerkt!

Was für eine Lehrfreiheit alſo bringt dieſer Standpunkt heraus? Für die Theologie keine andere, als eine ſcheinbare, denn daß ſie wenn auch nur die ſcheinbare Göttlichkeit der Bibel anerkennen muß, woran liegt das anders, als an der Schranke des eignen Bewußtſeins, welches dieſe Göttlichkeit nicht entbehren kann? Woran anders liegt es, als an dem chriſtlichen Gewiſſen der Zeit? Und für die Philoſophie? Nun, die kann von der Bibel abſtrahiren, ſie braucht kein chriſtliches Gewiſſen zu haben, ſie iſt eben darin Philoſophie, daß ſie die Wahrheit rein aus der Vernunft zu entwickeln ſucht; aber freilich, wenn durchaus von der Bibel die Rede ſein muß, nun da haben wir's ja eben geſehen, wie ſie ſich ausſpricht und welche Forderungen von Staatswegen an ſie geſtellt wurden. Offenbar hat jene Zeit das Gefühl, daß ſie den letzten Schlagbaum der Erkenntniß, die Bibel, in Frage zu ſtellen nicht ſtark genug ſei, und wenn ſie ihre Heiligkeit im Weſentlichen aufgehoben ſieht, ſo erkennt ſie doch an, daß die Bibel, „gleich als ob ſie eine göttliche Offenbarung wäre“, gehalten werden müſſe.

Kann der Proteſtantismus Lehrfreiheit haben in dem Sinne, daß er nur das Gewiſſen der Vernunft anerkennt? Nein. Dieſe Lehrfreiheit, wie alle Formen der wirklichen Freiheit des Geiſtes, wäre — eine Reformation des Proteſtantismus oder der Theologie, denn deren Vorausſetzung und Geſetz iſt das chriſtliche Gewiſſen. Dieſe Unmöglichkeit liegt in den Univerſitäten, — ſie ſind die conſtituirte proteſtantiſche Freiheit, — ausgeprägt vor.

Die ganze Vorausſetzung der Facultätseintheilung und der Organismus der proteſtantiſchen Univerſitäten, den Kant zum Grunde ſeiner Abhandlung legt, leidet an einem unauflöslichen Dilemma, dem des beſchränkten praktiſchen Zwecks und dem der unbeſchränkten Wahrheit. „Die theologiſche Facultät hat das ewige Heil (Seelenheil), die juriſtiſche das bürgerliche und die mediciniſche das leibliche Wohl der Menſchen zu beſorgen," ſagt Kant, und nur der philoſophiſchen Facultät ſchreibt er das reine Intereſſe der Wahrheit zu. In Wahrheit denkt er nicht groß von der Manier, mit der alle drei obern Facultäten ſich dieſer Geſchäfte entledigen. Er ironiſirt die Menſchen, welche dieſe Vormünder haben wollen und die Vormünder, welche ſich das zu Gute kommen laſſen. Er ſetzt wenig Hoffnung auf die Zunftgenoſſen, aber er findet, was das „bürgerliche Wohl" angeht, „eine Begebenheit in ſeiner Zeit, welche das Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts zum Beſſern nicht nur beweiſet, ſondern ſelbſt ſchon ein ſolcher Fortſchritt iſt." Er fährt fort S. 346: „Die Revolution eines geiſtreichen Volks, die wir in unſern Tagen haben vor ſich gehen ſehen, mag gelingen oder ſcheitern; ſie mag mit Elend und Gewaltthaten dermaßen angefüllt ſein, daß ein wohldenkender Menſch ſie auf dieſe Koſten nicht zum zweitenmal beſchließen würde, — dieſe Revolution, ſage ich, findet doch in den Gemüthern der Zuſchauer eine ſolche Theilnehmung dem Wunſche nach, die nahe an Enthuſiasmus grenzt, und deren Aeußerung ſelbſt mit Gefahr verbunden war, die alſo keine andere, als eine moraliſche Anlage im Menſchengeſchlecht zur Urſache haben kann." Er kommt ſodann auf die beſte Verfaſſung, die er mit Ariſtoteles als die „republicaniſche" bezeichnet und „wenn auch autokratiſch geherrſcht werde, ſo müſſe dies doch im Sinne des Republicanismus und nach einer Analogie mit demſelben geſchehen." (S. 340.) Er iſt alſo weit davon entfernt, das „bürgerliche Wohl" von den Juriſten und ebenſo das „leibliche" von den Aerzten zu erwarten. Natürlich — und daß er kein Freund der theologiſchen Zunft ſei, iſt überflüſſig zu erörtern. Aber er findet ſich mit allen ab, und eine Reform der Univerſitäten hat er nicht für nothwendig erachtet, während es doch auf der Hand liegt, daß eine Eintheilung der Wiſſenſchaften nach jenſeitigen, bürgerlichen und leiblichen Zwecken eine gänzlich verkehrte und unhaltbare iſt.

Soll überhaupt die Wiſſenſchaft nach Zünften und Innungen betrieben werden, ſo iſt es wohl ganz klar, daß die philoſophiſche Facultät die einzige ſein müſſe und ihr Princip ganz allein die Univerſität ausfülle. Ein anderes Princip als die Wahrheit kann die Wiſſenſchaft nicht haben; dringt man es ihr auf, ſo würdigt man ſie zum Handwerk herab, und ſpannt den Pegaſus vor den Miſtkarren des gemeinen Bedürfniſſes. Das Wiſſenſchaftliche in den obern Facultäten iſt daher auch gar nichts Anderes, als das Philoſophiſche, und es wäre die Aufgabe, dem Handwerk ſeine angemaßte Würde zu entziehen und für die beſchränkten praktiſchen Zwecke, ſo lange ſie in dieſer Form noch verpflegt werden müſſen, Seminarien zu gründen, oder die Univerſitäten bei ihrer jetzigen unwiſſenſchaftlichen Form zu belaſſen. dann aber rein wiſſenſchaftliche Anſtalten, lediglich mit dem Princip der philoſophiſchen Facultät über ſie zu erheben und der Jugend noch Akademien der freien Wiſſenſchaft zuzubereiten, denen ſie ſich ſorglos überlaſſen könnte, nachdem ſie die Angſt des Brodſtudiums und die Examina für das Fortkommen hinter ſich hätte. Doch ſo lange die weſentlichen Fortſchritte der Menſchheit nicht zum Zweck erhoben werden und die Staaten an die Stelle des juriſtiſchen und theologiſchen Heils nicht das der Freiheit, alſo **das wahrhaft menſchliche Heil** ſetzen können, iſt es vergeblich, an eine Reform der Univerſitäten zu denken. Die Univerſitäten dienen den Zwecken des Proteſtantismus, dem Seelenheil der vereinzelten Individuen in jener Welt, dem Wohl der Privatleute in dieſer Welt und dem leiblichen Wohl dieſer Privatleute; ihre Reform wäre daher unmittelbar die Reform der ganzen proteſtantiſchen Welt.

Dieſe Reformation iſt allerdings in vollem Anzuge, weshalb denn auch Geiſt und Wiſſenſchaft nicht mehr das Monopol der Univerſitäten ſind. Da nun die proteſtantiſche Welt weſentlich eine theologiſche genannt werden muß, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß die Auflöſung derſelben an der Theologie ſelbſt zum Vorſchein kommt; die neueſte Entwickelung der Theologie iſt die Auflöſung der Theologie, die neueſte Entwickelung des Proteſtantismus die Auflöſung der proteſtantiſchen Welt.

Dieſe proteſtantiſche Welt hatte das ewige Heil und die ewige Wahrheit im Himmel, das Gewiſſen in der Bibel, die Geſchichte in Paläſtina und in den Anekdotenſammlungen der heiligen Urkunden; den Staat, die Gegenwart, die wirkliche Welt, dies „Jammerthal" und dieſe „irdiſche" Unweſentlichkeit, mochte nehmen, wem es zufiel. „Der Fürſt dieſer Welt" brauchte auch ſeiner Seits nichts weiter, als — „ein chriſtliches Gewiſſen", um die Gläubigen zu ſchützen in ihren Beſtrebungen „die ewige Seligkeit zu erwerben". Die wahre Welt war die jenſeitige, der Staat ein nothwendiges Uebel, wie das Leben ſelbſt, „das irdiſche Jammerthal“ brachte es nur zum Nothſtaat, und der unſichtbaren Kirche ſtand ein geheimer Staat gegenüber. So iſt die Phantaſie auf der geiſtigen und der gemeinſte Egoismus auf der reellen Seite mit allen Gütern der Menſchheit und ihrer Freiheit durchgegangen, und nichts übrig geblieben, als die chriſtliche Moral und das Recht des Privatmannes; denn dieſes beides, die „Gewiſſensfreiheit“ (die chriſtliche) und „ein ruhiges und zufriedenes Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit“, iſt es doch wohl, was der Nothſtaat ſchützen und gewähren ſoll und will. Der Proteſtant denkt den Staat als eine aparte Macht, die ganz von Außen über ihn verhängt iſt, und die auch ohne ſein Intereſſe und Zuthun ſich ſelbſt erhält, ja ſogar ihn noch ſchützend unter ihre Obhut nimmt, er denkt ſich den Staat ſo jenſeitig, wie ſeinen Gott und ſeinen Himmel; die ganze Welt iſt in die ſchalſten Abſtractionen aufgelöſt.

Die ärgſte Ketzerei gegen den Proteſtantismus iſt daher, die **Vernunft** und die **Freiheit** der **Menſchen** zum Princip und Mittelpunkt alles Heils zu machen, denn das heißt die Theologie und den ganzen Himmel abſchaffen, das Geheimniß des Staats an den Tag bringen, die Chriſten zu Menſchen und die Unterthanen zu Republicanern erheben.

Und wirklich ſind die Augen der Menſchen durch das jahrhundertlange Hinausſtarren ins Blaue ſo verdorben, daß ſie in der Rückkehr zu der directen, concreten, wirklichen Anſchauung der Welt und des Geiſtes nur einen bodenloſen Abgrund erblicken. Dennoch auf der andern Seite konnte das verkehrte Bewußtſein der mächtig bewegten Wirklichkeit gegenüber nicht Stich halten und Kant hat ganz Recht, wenn er den weſentlichen moraliſchen (geiſtigen) Fortſchritt an die franzöſiſche Revolution knüpft. Seitdem iſt der Proteſtantismus im Princip geſtürzt und das Programm der Zukunft iſt die Freiheit des menſchlichen Geſchlechtes, „die Menſchenrechte und die Republik.“

Daß die Jurisprudenz im proteſtantiſchen Staat verkümmern und gänzlich unter der Herrſchaft jenes theologiſchen Princips ſtehen müſſe, liegt am Tage; die Frage nach der Lehrfreiheit betrifft daher nur die Theologie und den theologiſchen Staatsbegriff, den auch Kant in ſeiner Abhandlung noch nicht verlaſſen hat, indem er eine der Wahrheit jenſeitige Macht nach andern, als den Zwecken der Wahrheit ſelbſt, alſo doch wohl nach unwahren Zwecken, etwa des Egoismus und der Willkür, die Statuten der obern Facultäten feſtſetzen läßt. Alles beruht in dieſer Sache auf der Stellung des allgemeinen Bewußtſeins; und damit dies recht deutlich werde, wollen wir einen Altproteſtanten ſelbſt ſeine Anſicht vortragen laſſen. Wir kommen dadurch zugleich zu unſerm Ziele, denn die innern Widerſprüche dieſes Bewußtſeins heben es unmittelbar auf und geben uns die Nothwendigkeit des neuen Princips nur um ſo mehr zu fühlen.

In Bran's Minerva vom Mai 1842 S. 312 findet ſich ein Aufſatz, welcher beweiſen will, „daß mit Bruno Bauer ganz ſo geſchehen, wie Rechtens ſei.“ Indem wir dies unmittelbar zugeben, bleibt uns nur zu unterſuchen übrig, ob der Zuſtand, welcher jetzt noch Rechtens iſt, denn auch vernünftig und vor der ebenfalls rechtmäßig etablirten Bildung unſerer Zeit ſtichhaltig ſei. Hören wir unſern Theologen. Er beweiſt zuerſt: „Lehrfreiheit ſei nicht möglich. Der Staat müſſe anordnen, was in der Schule gelehrt werden ſolle, er allein könne wiſſen, was ſich mit ſeinem Zwecke verträgt, was nicht.“

Es iſt deutlich, daß ihm der Begriff des Staats undeutlich vorſchwebt, d. h. er denkt ihn ſich proteſtantiſch und theologiſch als die jenſeitige Macht und „ſeine Zwecke“ als verſchieden von den Zwecken der Lehre oder der Wiſſenſchaft, während es doch klar iſt, daß der Staat, wenn er ſeine Zwecke wirklich am beſten verſteht, eine Wiſſenſchaft derſelben hat und dieſe Wiſſenſchaft frei exercirt, alſo Lehrfreiheit hat und ausübt. Lehrfreiheit hat immer irgend wer in der Welt und wenn es wahr wäre, daß der Staat ſie für ſich in Anſpruch nähme, ſo hätte ſie freilich der Staat; und da der Staat, proteſtantiſch-despotiſch gedacht, der Fürſt und ſeine Beamten weſentlich andere Geſchäfte als das Lehren haben, ſo übertragen ſie die Lehrfreiheit an eigens dazu beſtellte Beamten. Aber jedes Wort kann eine Lehre ſein, und der Fürſt kann das Reden der Nichtdazubeſtellten nicht hindern, ja er kann nicht einmal die Worte ſeiner Beamten vorher anordnen. Es iſt auch in der That nicht wahr, daß er eine ſolche Abſurdität unternimmt. Die Sache verhält ſich vielmehr ſo, daß der Staat und der Fürſt ſelbſt ein Product des Bewußtſeins und alſo, da das Bewußtſein nicht auf dem Acker wächſt, der Lehre iſt; die Schranken der Lehre ſind aber die Schranken des Bewußtſeins, und alle Anordnungen können nur dazu dienen das Bewußtſein auszudrücken, das ohnehin die Welt ſchon beſitzt; nicht einmal die Schranke deſſelben können die Anordnungen als

Schranke faſſen, dann müßte das Bewußtſein oder der Zeitgeiſt ſeine Schranke kennen, und das heißt ſie bereits hinter ſich haben. Kurz, die Anordnungen ſind in der Wiſſenſchaft und in der Lehre derſelben machtlos, wenn ſie mit dem Bewußtſein ſtreiten, und überflüſſig, wenn ſie es nur ausdrücken, da die Wiſſenſchaft ihr Bewußtſein viel angemeſſener, als in Anordnungen, ſelbſt ausdrückt und dies Geſchäft kein Staatsgeſchäft iſt.

„Die Lehrfreiheit könne keine völlige Unbeſchränktheit ſein.“ Der Herr Profeſſor braucht um ſeine Schranke nicht beſorgt zu ſein. Er hat ſeinen Artikel nicht geſchrieben, wie es ihn gelüſtete und wie es ihm eine wüſte Willkür eingegeben, ſondern wie die Beſchränktheit ſeines Geiſtes, d. h. ſeine proteſtantiſche Bildung es ihm vorſchrieb und nothwendig machte. Eine wüſte Willkür, die mit dem Tollſten querein käme, gibt es im Geiſte nicht. Wer nicht verrückt iſt, ſteht unter der Herrſchaft der Vernunft ſeiner Zeit, wenn aber eine ganze Zeit verrückt ſein ſollte, ſo würde der Nichtverrückte ſo machtlos ſein, als der Tolle unter uns. Ließ ſich die Lehre und die Weisheit nicht anordnen, ſo läßt ſich die Tollheit nicht verbieten. Beides aber iſt auch ſehr überflüſſig, denn die Herrſchaft der Vernunft ruht doch nur in ihr ſelber. Die theoretiſche Unvernunft iſt der *Irrthum*. Der wird nicht durch Verbote beſeitigt, ſondern durch Erkenntniß. Iſt er erkannt und aufgedeckt, ſo verbietet er ſich von ſelbſt.

Der Theologe meint ferner, „einer könnte Verbrechen lehren“. Das kann er. Aber dagegen ſind nicht die Statuten der Univerſität, ſondern die Criminalgeſetze des Staats vorhanden.

Hat er S. 312 bewieſen: die Lehrfreiheit iſt *un-*

möglich; ſo beweiſt er 334: „die Lehrfreiheit iſt wirklich, der Miniſter Eichhorn hat ſie anerkannt, indem er die Facultätsgutachten über Bruno Bauer einforderte.“ Die Lehrfreiheit unter dem Geſetz des chriſtlichen Gewiſſens ſtimmt allerdings mit dem geheimen Zweck des geheimen Staats, weshalb dieſe Lehrfreiheit denn allerdings auch vorhanden iſt und der Miniſter nur fragt, „ob Bruno Bauers Buch unter der Direction des chriſtlichen Gewiſſens geſchrieben ſei“, und eine weitere Anordnung überhaupt nicht gemacht werden kann. Der Conflict iſt nun aber eben dieſer, daß B. Bauer kein anderes Gewiſſen, als das der Vernunft anerkennt und den Beweis führt, daß die Behauptung der Theologen, von dem Gewiſſen der Vernunft nicht weſentlich beherrſcht zu ſein, gewiſſenlos und „ſchamlos“ ſei. B. Bauer behauptet alſo, daß die Theologie innerlich, moraliſch bereits aufgelöſt ſei, daß alſo auch ihre wirkliche Auflöſung in — directe menſchliche Vernunft und Wiſſenſchaft vorgenommen werden müſſe. Er unternimmt es. Die Theologie proteſtirt.

Ferner S. 336: „Theologie und Jurisprudenz ſind poſitive Wiſſenſchaften, die den letzten Beſtimmungsgrund ihrer Wahrheit in einer Feſtſtellung durch äußere Autorität haben.“ „Aber, heißt es S. 339, in der Theologie kommt alles auf lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des religiöſen Glaubens an“; alſo, ſollte man denken, kann der letzte Beſtimmungsgrund nur das eigne Denken ſein; aber nein, es wird fortgefahren, „und keiner kann religiöſer Volkslehrer ſein, der nicht einen lebendigen religiöſen Glauben beſitzt.“ „Daher kann die Theologie nicht ſolche Lehrer brauchen, welche die negative Richtung zu einem ſolchen Exceß treiben, wie Bruno Bauer." Richtig. So konnte der Pabſt Luthern auch nicht brauchen. Wenn aber der „Exceß", d. h. das Verlaſſen des chriſtlichen Gewiſſens die Zeit für ſich gewinnt, wie dann? Es werden dann keine Lehrer mehr zu kriegen ſein, „wie ſie die Theologie braucht", und die Welt wird Lehrer nehmen, wie ſie die Menſchheit und die Vernunft braucht.

Dieſen Streit der Theologie und der Vernunft drückt die Minerva weiter unten ſo aus: „Die practiſche Hauptbeziehung der Theologie iſt Sache des Gemüths und der Geſinnung, des Gefühls und der That; das Wiſſen iſt in ihr untergeordnetes Mittel, weil (!) die Gegenſtände deſſelben einer höhern überſinnlichen Ordnung der Dinge angehören, die gar kein Object eines eigentlich wiſſenſchaftlichen Erkennens in beſtimmten Begriffen, Schlüſſen und Beweiſen iſt." Nie iſt der Vernunft ſchamloſer ins Geſicht geſchlagen worden, als indem diejenige Wiſſenſchaft, die ausdrücklich erklärt, daß ſie keine ſei und keine ſein könne, den oberſten Rang und die Herrſchaft über die andern in Anſpruch nimmt. Es iſt nicht zu verwundern, daß dieſer Widerſpruch jetzt aufgehoben werden ſoll, ſondern daß er ſo lange hat Stich halten können gegen das Recht der Vernunft.

In der Auffaſſung der Kirche tritt ſodann das politiſche Moment ein. Hier wird nun der Widerſpruch, der mit dem Staat entſtehen müßte, wenn ſich das chriſtliche Princip äußerlich realiſiren wollte, in die reine Phantaſie hineingetrieben. Der Proteſtant ſagt: die Kirche ſoll ſein, aber ſie ſoll kein Staat ſein, die Hierarchie ſoll eben aufgelöſt werden. „Die Kirche iſt alſo die unſichtbare, das geiſtige Reich des Glaudens, der Glaube an Chriſtus ihr Symbol, die Schrift ſeine Quelle, die jeder ſelbſt auslegt, jeder iſt ſein eigner Prieſter, und Chriſtus das unſichtbare Oberhaupt der Kirche." So ſagt die Minerva, und das iſt ganz richtig. Dies Inſtitut iſt nicht drückend, ja es iſt „Gewiſſensfreiheit" in ihm: „niemand unterwirft ſeine individuelle Ueberzeugung der Beurtheilung anderer", wird aus Wieſe's Kirchenrecht citirt, und nur das Eine ſteht feſt, die Bibel, die er ſich auslegt, iſt ganz im Allgemeinen heilig.

Wir haben hier alſo eine Gemeinſchaft, die unſichtbar, ein Oberhaupt derſelben, welches ebenfalls unſichtbar und ein Geſetzbuch, welches nur ganz im Allgemeinen heilig iſt. Das Geſetz, welches im Einzelnen kein Geſetz iſt, überläßt alle Menſchen frei ſich ſelbſt. Die Religion iſt hier eine Sache der Innerlichkeit, jeder Einzelne hat ſie für ſich, und da im Proteſtantismus keine Gemeinſchaft vorhanden iſt, der ſich der Einzelne zu widmen hätte, da es nur auf ſein egoiſtiſches „Seelenheil" ankommt, ſo gibt es im Proteſtantismus nur Einzelne, nur Privatleute und keine andere Freiheit als die „Gewiſſensfreiheit", d. h. innerliche Privatfreiheit. Die einzige reelle Organiſation, zu der es gekommen, iſt die der Wiſſenſchaft (denn die „Seelſorger" gehören der Staatsverfaſſung an). Statt des Kirchenſtaates, den der Proteſtantismus auflöſt und in den weltlichen Staat aufgehen läßt, drängt er alſo zu einer Organiſation des unſichtbaren Reiches, und dies iſt das der Wiſſenſchaft, dargeſtellt durch die Univerſitäten und die Literatur.

Dies Reich, das nun, da die Geiſtlichkeit als Kirchenſtaatsdienerſchaft ihren Sinn verlor, nothwendig ein geiſtiges werden und alles beherrſchen und umfaſſen mußte, erſcheint auf den erſten Blick als eine Auflöſung in gänzliche Anarchie, während früher das geiſtige Reich, die Hierarchie, wunderbar geordnet und regiert war. Aber die ſcheinbare Anarchie iſt die wirkliche Freiheit, in deren Bereich die Vernunft mit ſo unerbittlicher Sicherheit herrſcht, daß niemand in ihm eine Macht zu erringen vermag, der ſie nicht verdient und jeder, der ſie verdient, ſie auch erringt.

Und was iſt nun die Lehrfreiheit?

Die Anwendung dieſes im Ganzen ſchon vorhandenen Verhältniſſes der abſoluten Vernunftherrſchaft auf die Univerſitäten. Wir brauchen dazu allerdings Univerſitäten, die von aller Rückſicht auf die Praxis völlig frei ſind, weil es von vorn herein das einzig richtige Verhältniß iſt, wenn von den Werkſtätten, wo ſich das neue Bewußtſein bildet oder wenigſtens bilden ſoll, die Praxis beherrſcht wird, nicht umgekehrt, wenn von practiſchen Inſtituten die Wiſſenſchaft und die Wahrheit beherrſcht werden.

Wird alſo das Princip der philoſophiſchen Facultät, die Wahrheit, zum allgemeinen erhoben, ſo iſt der Organismus der Univerſitäten der richtige. Die Zunftverfaſſung iſt dann aufgehoben. Jeder darf lehren, was er verſteht, und wir haben zwar ſpecielle Fächer in der Univerſitas, wie jetzt innerhalb der philoſophiſchen Facultät ſelbſt, aber dieſe Specialitäten, wie jetzt Philologie, Phyſik, Mathematik, Philoſophie ſelbſt, bilden keine Zünfte und Corporationen, ſie werden nur von den in ihnen ſich hervorthuenden Lehrern gebildet, und der Uebergang von einem Zweige zum andern koſtet nur die Mühe, ſeiner Herr zu werden und in ihm ſich geltend zu machen

Dies Verhältniß für die ganze Univerſität in Anwendung gebracht, iſt Aufhebung der Zünfte und Reform der Univerſitäten.

Das Individuum iſt hier zunächſt Docent, wenn es zeigt, daß es der überlieferten Wiſſenſchaft gewachſen iſt, ſie im Beſitz hat und mit ihr zu arbeiten weiß. Dieß entſcheiden die bereits bewährten Docenten. Nun verſuche man es, ſich geltend zu machen. Eine weitere Controlle iſt nicht möglich, findet ſich auch nirgends wirklich vorgeſchrieben. Die öffentliche Geltung des neu zugelaſſenen Docenten hängt rein von der Sache ab, da er keine Autorität iſt; und die wahre Macht gewinnt er doch nur durch die Anerkennung von Seinesgleichen in der Literatur und durch ſeine Stellung zu dem öffentlichen Bewußtſein der Zeit. Von dieſem hängt das Bewußtſein der Zuhörer überall, wo es nicht von der practiſchen Rückſicht beſtimmt wird, entſchieden ab. Und dies iſt ganz in der Ordnung, da die Studenten über den Werth der Probleme nur dadurch aufgeklärt werden können, daß ſie dieſelben im öffentlichen Bewußtſein, wo ſie ſelbſt ſich an die Geſchichte anknüpfen, vorfinden.

Das Verhältniß der Univerſität zur Literatur und zum öffentlichen Bewußtſein der gelehrten Welt überhaupt beweiſt, daß nicht mehr die Univerſitäten den öffentlichen Geiſt, ſondern dieſer die Univerſitäten beherrſcht, weßhalb denn auch die Preßfreiheit viel wichtiger erſcheinen muß, als die Lehrfreiheit. Die Bauerſche Angelegenheit iſt nur der Ausdruck dieſer Sachlage. Erſt mit der öffentlichen Geltung durch den Druck „der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker“ trat die Colliſion ein und wurde als ſolche behandelt.

Man hat Bruno Bauer nun gerathen, und die Minerva thut es auch, er möge in die philoſophiſche Facultät übergehen, ohne Zweifel weil man denkt, dieſe habe eben dem Princip nach Lehrfreiheit. Aber ſie hat ſie der Organiſation der Univerſitäten nach keineswegs. Sie iſt Zunft neben Zünften. Bruno Bauer würde in ihr über die Synoptiker, über Werth und Gehalt der Bibel nicht leſen dürfen, über Dogmatik nun vollends nicht, und wenn es wahr iſt, daß ſich für ſolchen Inhalt philoſophiſche Titel finden laſſen, ſo iſt es eben ſo wahr, daß die Nothwendigkeit eines ſolchen Schleichhandels nur wiederum die Lehrunfreiheit beweiſt, weil Zunftzwang und keine wahre und wirkliche Univerſitas Literarum vorhanden iſt, wie z. B. in der Literatur, wo Niemand fragt, iſt der Verfaſſer denn vermöge ſeiner Zunft berechtigt, dieſen Gegenſtand zu behandeln, ſondern nur, iſt er vermöge ſeines Geiſtes und Wiſſens berechtigt.

Wir haben geſehen, daß die Lehrfreiheit des Proteſtantismus unter der Herrſchaft des chriſtlichen Gewiſſens und die darauf beruhende Zunftverfaſſung der proteſtantiſchen Univerſitäten mit dem Begriff der wiſſenſchaftlichen Freiheit in Colliſion getreten iſt. Dieſe Colliſion, die ſchon lange vorhanden, aber erſt durch die Litteratur der neueſten Philoſophie geſchärft und mit Entſchiedenheit anerkannt worden iſt, wurde durch Bruno Bauer in die Theologie ſelbſt und auf die Univerſität verpflanzt. Die Facultäten haben ſeine Schrift über die Synoptiker förmlich verdammt, und die Regierung ihm wegen Mangels an einem chriſtlichen Gewiſſen, nicht wegen wiſſenſchaftlicher Unfähigkeit, die theologiſche Licentiatur entzogen.

Die Angelegenheit iſt hiemit ein Gegenſtand des öffentlichen Bewußtſeins und die Colliſion eine hiſtoriſche Thatſache geworden, indem die Facultäten ſelbſt erklärt haben, daß nicht die Wiſſenſchaft und das rückſichtsloſe Gewiſſen der Vernunft, ſondern das chriſtliche Gewiſſen und die Rückſicht auf das Chriſtenthum ihr Princip iſt.

Allerdings löſt B. **Bauer** die Theologie und die theologiſche Methode auf; aber dieſe Auflöſung zeigt zugleich, wie ſehr die Theologie ſelbſt ſchon in der Auflöſung begriffen iſt.

Nichts kann die Colliſion augenfälliger machen, als das Buch: „Hegels Lehre von der Religion und Kunſt; vom Standpunkt des Glaubens aus beurtheilt. Leipzig, bei Otto Wigand, 1842," welches B. Bauers Synoptiker förmlich auf dieſe Ketzerei verklagt. So S. 40: „Erſt bekämpft er die Theologen, welche die vier Evangelien fertig vor ſich liegen haben, d. h. die kirchlichen Theologen, die ſich bis auf unſere Zeit bemüht haben, unſere Augen für das heilige Wort Gottes wacker zu machen. Wenn er ihre Kunſtgriffe, Lügen und Heucheleien, wie er ſich ausdrückt, aufgedeckt, ſo beginnt er denſelben Kampf gegen das theologiſche Bewußtſein, wie es ſich in denjenigen Theologen ausgeprägt hat, die nicht alle vier, ſondern nur drei oder zwei Evangelien vor ſich liegen hatten, d. h. gegen Johannes und Matthäus. Wenn er dieſe aufgelöſt und im Vorbeigehen auch dem Lucas einen Stoß verſetzt hat, kommt er zu Marcus, um deſſen noch religiöſe Reflexion und Plaſtik, wie er es nennt d. h. im Grunde deſſen Truggewebe gleichfalls auseinander zu reißen und als bloß ſchriftſtelleriſches

Machwerk zu beweiſen.“ „Iſt er ſo bis in das Heiligthum der Religion vorgedrungen, ſo ergötzt er ſich daran, daſſelbe zu profaniren und als ein freies, menſchliches Gebäude zu betrachten und den Leſern als ein ſolches zu beweiſen.“

„Bauer nennt die proteſtantiſche und überhaupt theologiſche Schrifterklärung „jeſuitiſch“. Die theologiſche Auslegung der Bibel, d. h. diejenige Auslegung, welche die Wahrheit der Schrift vorausſetzt, meint er, muß nothwendig jeſuitiſch ſein, weil

1) in der Bibel Beſtimmungen ſich vorfinden, die ſich widerſprechen und beide doch als gleich poſitiv anerkannt ſein wollen, alſo ihr Widerſpruch nur dadurch aufgelöſt werden kann, daß keine von beiden Seiten rein als ſolche anerkannt wird, d. h. jede von beiden illuſoriſcher Weiſe verflüchtigt oder gemißhandelt wird.
2) Muß dieſe Auslegungsart jeſuitiſch ſein, weil die Ausleger die ſtarren, poſitiven Angaben der Schrift als ewige, unerſchütterliche Wahrheiten betrachten, vorausſetzen und dennoch entweder in ihrer Menſchlichkeit überhaupt oder in den Anſichten der fortgeſchrittenen Zeitbildung, der ſie ſich doch nicht ganz haben verſchließen können, Vorausſetzungen beſitzen, die den bibliſchen widerſprechen, die ſie aber dennoch nicht ganz aufgeben können, alſo trotz der bibliſchen Wahrheiten durchſetzen müſſen, d. h. weil ſie nun die bibliſchen Beſtimmungen in demſelben Augenblicke verletzen, wo ſie ſich den Schein geben, als wollten ſie dieſelben auslegen und ſogar befeſtigen, wäh-

rend ſie doch ihre modernen Anſichten durchſetzen und dieſe freilich wieder nicht rein ausſprechen und durchſetzen können, da ſie ja dieſelben mit den bibliſchen Beſtimmungen in Einklang ſetzen wollen.“ „Das iſt der nothwendige Jeſuitismus der Theologen.“

B. Bauer hat in den Synoptikern dies im Einzelnen nachgewieſen, und ohne alle theologiſche Vorausſetzung die Compoſitionen der Evangelien, die wir vor uns haben, ihr Verhältniß zu einander, ihren Urſprung und ihren Inhalt unterſucht. Er hat mit einem Wort eine theologiſche Gewiſſenloſigkeit begangen, weil er die „theologiſche“ Gewiſſenhaftigkeit für Jeſuitismus und Unſittlichkeit erklärt; er iſt rein ſeinem wiſſenſchaftlichen, d. h. dem Gewiſſen der Vernunft gefolgt; und dieſe Lehrfreiheit, welche der Literatur heutiges Tages nicht mehr ſtreitig gemacht, nur partiell und ohne Erfolg verkümmert werden kann, hat er in das veraltete Zunftweſen der Univerſität verſetzt, hat er innerhalb der theologiſchen Facultät ſelbſt geltend zu machen geſucht.

Die Facultäten haben dieſe ihre Zurückführung zur wahren Freiheit und Sittlichkeit verſchmäht; die Wunde iſt alſo offen, und die Frage war von nun an die: wird die menſchliche Freiheit und Sittlichkeit oder der theologiſche Jeſuitismus den Sieg davon tragen? Bis zu dieſer Tiefe ſchneidet die Colliſion ein. Es ſind zwei Welten, die in ihr auf Tod und Leben ſich begegnen: von der einen Seite die Welt der Humanität und der Vernunft, von der andern die Welt des umgekehrten Bewußtſeins oder der chriſtlichen Weltanſchauung, welche die Freiheit der menſchlichen Vernunft und damit das Princip der ganzen Freiheit, die das Herz unſerer Zeit bewegt, nicht anerkennt.

Die Reform der Univerſitäten, die Reform des geheimen Staats, die Reform des ganzen abſtracten, hohlen und jenſeitigen Weltbewußtſeins, ein neues Leben und ein neuer Geiſt, die Welt der wahren Freiheit und Sittlichkeit — nichts Geringeres liegt dieſer Colliſion zu Grunde; und es iſt ſchon aus der bloßen Exiſtenz der Colliſion, ſo wie aus dem Muthe, mit dem ſie herbeigeführt und geltend gemacht wird, zu ſehen, daß die neue Welt in den Köpfen der Menſchen, wenn auch noch nicht ſogleich in den Inſtitutionen und Lebensformen, bereits eine achtungswerthe Exiſtenz und Wirklichkeit gewonnen hat.

Es iſt möglich, daß Deutſchland an ſeinen verrotteten und unſittlichen Formen noch einmal und gründlich untergeht; ſeine Bildung aber und ſeine radicale theoretiſche Freiheit wird das Palladium aller Zukunft und aller Völker ſein, denn ſie iſt es ſchon.

Eine Wendung der deutſchen Philoſophie.

1842.

Feuerbach hat die Principien ſeiner Schrift über das Weſen des Chriſtenthums ſchon früher in ſeiner Geſchichte der neuen Philoſophie bei Gelegenheit von Leibniz und Pierre Bayle 1838, in der „Kritik der poſitiven Philoſophie" (Halliſche Jahrb. 1838), in dem Aufſatz „zur Kritik der Hegelſchen Philoſophie" (Halliſche Jahrb. 1839) und in der Broſchüre „über Philoſophie und Chriſtenthum" (1839) ausgeſprochen. Daß dies etwas weſentlich Neues und was es eigentlich ſei, wurde nicht ſogleich begriffen, wenn man auch von Subjectivismus, von Rationalismus und Mißverſtand der Geſchichte ſprach. Vielmehr, um den innerſten Sinn und das ganze Gewicht dieſer Principien dem Publicum, ſelbſt dem philoſophiſchen, nahe zu rücken, war erſt noch ihre Concentrirung und nähere Ausführung, wie ſie jetzt vor uns liegt, nothwendig. Erſt ſeitdem kommt Feuerbachs Bedeutung für die Weiterführung der Philoſophie und für die Geſchichte überhaupt mehr und ſchaftlichen Literatur ſelbſt, rein als Stufen der Erkenntniß dargeſtellt, werden alſo in unſerer Kritik das Ethiſche möglichſt aus dem Spiele laſſen, und den Büchern und ihren Verfaſſern, die hierher gehören, keine anderen Motive zuſchreiben, als die Stellung ihres wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins.

Neuerdings (1841) ſind vier Bücher erſchienen, die ein intereſſantes Verhältniß zu einander und zu der Hegelſchen Philoſophie haben, und, richtig geſtellt, Stufen der Geiſtesentwickelung, die jetzt vor ſich geht, bezeichnen: „Vatke über die menſchliche Freiheit“, „Strauß chriſtliche Glaubenslehre in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wiſſenſchaft“, „die Poſaune des jüngſten Gerichts über Hegel, den Antichriſten und Atheiſten“, und „Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums“.

In den beiden erſten Büchern von Vatke und Strauß ſpricht ſchon der Titel die Hegelſche Amphibolie, den „Kampf“ der „menſchlichen“ Freiheit mit dem übermenſchlichen Schattenreich der Theologie, aus. Bei Vatke ſiegt die Theologie, bei Strauß die Philoſophie. Es iſt noch nicht reiner Boden der Philoſophie, auch nicht der Geſchichte; Vatke's „menſchliche Freiheit“ hat es daher nicht mit dem Reinmenſchlichen und mit dem Proceß der Vernunft in der Welt zu thun, ſondern mit dem blauen Dunſt der Theologie; ebenſo in Strauß' Dogmatik wird nicht und konnte nicht ausgegangen werden von der Wirklichkeit der totalen menſchlichen Entwickelung (und aus dieſer iſt doch immer erſt die Auflöſung der Theologie erklärlich), ſondern von dem beſchränkten Gebiet der Theologie und ihrer Phantaſieen. Das Intereſſe in beiden Büchern iſt nicht menſchlich, ſondern theologiſch. Allerdings löſt Strauß die Theologie auf; dieſe Arbeit in dieſer Weiſe iſt unendlich hoch anzuſchlagen, aber dennoch iſt ſeine Dogmatik das beſte Hülfs- und Handbuch für Theologieſtudirende; die Theologie hat einen ſtarken Magen, und ſie wird bald die Nothwendigkeit einſehen, ernſtlich auf Strauß zurückzukommen; ſeine Dogmatik zu übertreffen, wird ihr wenigſtens unmöglich fallen, die Weisheit der Sibylle alſo auch in dieſer zuſammengeſchwundenen Geſtalt dennoch zu acquiriren ſein.

In der dritten Schrift: „der Poſaune“, wird allerdings von der Theologie nur fictiver Weiſe ausgegangen. Die Theologie wird in Wahrheit vielmehr vorausgeſetzt, als eine Denkungsart, mit der unſere ganze Zeit ſo gründlich fertig geworden ſei, daß ihr reiner und naiver Ausdruck auf das philoſophiſche und gebildete Bewußtſein nur eine grotesk-komiſche Wirkung hervorbringen könne. Das merkwürdige Buch mit ſeinen Stellen aus den Pſalmen, den Propheten, dem Hiob u. ſ. w. macht die Probe. Aber die Intention, die wenigſtens ſcheinbar vorliegt, das neue Princip, wodurch Hegel zu ſeinen Conſequenzen gebracht wird, ſchon in Hegel ſelbſt nachzuweiſen, gelangt nur halb zur Evidenz. Selbſt die Citate, die doch zu dem Zweck ausgewählt ſind, um die Conſequenz recht derb hervorzuheben, zeigen noch die hegelſche Inconſequenz und Amphibolie auf. So wird im erſten Abſchnitt die Polemik Hegels gegen die Gefühlstheologie aus dem orthodoxen Standpunkt und mit dem Object der Anbetung geführt, und dennoch folgt im elften und zwölften Abſchnitt die Auflöſung alles Cultus in die wahre Objectivität des Geiſtes, wie ſie Hegel verficht, nämlich die Sittlichkeit, den Staat und deren fürſichſeiende Exiſtenz, d. h. den Proceß des ſelbſtbewußten Geiſtes, in dem alles Object der Religion ſich in Geiſt und Selbſtbewußtſein auflöſt. Dieſer Widerſpruch in unaufgelöſter Geſtalt iſt dem Hegelſchen Standpunkt eigenthümlich; er iſt er ſelbſt. Hegel macht mit ſeinem Princip des freien Selbſtbewußtſeins oder des Geiſtes, der abſolut iſt, der alten Welt gegenüber nirgends als in abstracto Ernſt. Was er in der Logik widerlegt, erkennt er in der Rechts- und Religionsphiloſophie wieder an. Dieſe Amphibolie ſteckt daher auch in der „Poſaune". Die „Poſaune", ſo extrem auch ihr verwegener Ton dem Pietiſten ins Ohr dröhnen mag, iſt dennoch auf der Linie der Hegelſchen Philoſophie ſtehen geblieben, während es keinem Zweifel unterliegt, daß ihr Verfaſſer, erhaben über ſein Buch, dem weſentlich neuen Standpunkt der wirklichen reellen Freiheit angehört. Tauſende haben Hegel geleſen und ihn ſo geleſen, wie es Mode war, dies „nützlich-löbliche Geſchäft" zu betreiben; der Poſauniſt zeigt mit genialer Ironie, was alles aus Hegel herausgeleſen werden könne, wenn man die Augen dazu hat. Es iſt wie mit der Bibel, aus der nun ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch jede Zeit ſich ſelbſt heraus las, wenn ſie es darauf anlegte. Ein ſchlagendes Beiſpiel und zugleich eine große Lehre. Es genügt nicht, den Fortſchritt der Zeit in der Vergangenheit nachzuweiſen; das Neue muß ſich auf ſeine eigenen Füße ſtellen; denn alle Exegeſe eines Neuen aus dem Alten iſt ſchief, iſt eben der Fehler der Hegelſchen Zweideutigkeit und ſeines Doppelſinnes, der Fehler der Philoſophie, welche ſich in die überſchrittene chriſtliche und feudale Weltanſicht hineinlegt und bei dieſem Geſchäfte ſowohl ſich als jene Geiſtesſtufen falſch auslegt.

Doch die „Poſaune", die ein Schalk geſchrieben, hat ohne Zweifel einen politiſchen oder, wenn man lieber will, einen ethiſchen Zweck, und dieſen mußte ſie nothwendig erreichen. Sie mußte es erreichen, den ſchreienden Widerſpruch der Philoſophie oder unſerer Zeit und Wiſſenſchaft mit der hiſtoriſch-überſchrittenen Zeit der chriſtlichen Welt auch dem Stupideſten anſchaulich zu machen. Sie iſt eigentlich eine Conſequenz Feuerbachs, die aber um der Ironie willen ſcheinbar einen Schritt zurück geht.

Hat nun der Verf. der „Poſaune", obgleich er mit theologiſchen Hunden philoſophiſche Haſen zu hetzen vorgibt, weder die Stellung Hegels, noch die der Theologie, was die beiden Seiten ſeines Buchs ſind, verhält er ſich alſo zu ſeinem Buche offenbar ironiſch; ſo ſind dagegen Vatke und Strauß von ihren Büchern nicht zu trennen, am wenigſten Strauß, während man allerdings Vatke's Buhlen um das Zeugniß der „Uebereinſtimmung mit der wahren Frömmigkeit", und das in dieſer Lage des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Geiſtes, für eine Simulation und noch dazu für die allererfolgloſeſte, die es geben kann, halten müßte, wenn nicht dieſe üble Gewohnheit ſchon von Hegel her ſo entſchieden zur andern Natur ſeiner legitimen und hyperlegitimen Söhne geworden wäre, daß ſie für das Ethiſche in dieſem ſklaviſchen Acte gar keine Empfindung mehr haben. Das war ein Standpunkt des Bewußtſeins oder auch der Bewußtloſigkeit, des theologiſchen Duſels. Jetzt, ſeit Feuerbachs Buch erſchienen, iſt dieſe Naivetät am Ende. Vatke's Buch erſchien faſt gleichzeitig, und hatte ſo das

Unglück, in ein recht grelles Licht zu fallen. Statuirt man, wie Vatke, einen doppelten Geiſt, ſo gibt es keine menſchliche Freiheit. Die Frommen mögen vortrefflich, ſie mögen Engel ſein, wie die guten und ſchönen Kinder, aber frei ſind ſie nicht. Freiheit iſt mit Frömmigkeit, der Unterwürfigkeit unter ein entgegengeſetztes Selbſt, ſchlechthin unvereinbar; alle Taſchenſpielerſtückchen, die den theologiſchen, tranſcendenten Gott und den philoſophiſchen Begriff des Geiſtes vereinigen wollen, ſind verlorne Mühe. Hegel legt in der Rechtsphiloſophie der Lehre von der Freiheit, welche den ganzen ethiſchen Organismus ausfüllt, den Willen zum Grunde: die Explication des Willens iſt der metaphyſiſche Theil davon und die ſich ſelbſt beſtimmende Vernunft als die Gegenwart des Ewigen, das iſt ſeine große, die determinirte Entdeckung aller Freiheit. Dies meint Hegel ernſtlich. Er kennt nur Eine, nicht mehrere Freiheiten. Dieſe Grundlage kehrt bei Vatke wörtlich wieder; er hat ſie geſchickt wiederholt, bisweilen ſogar geſchickter, als er ſie vorfand; aber er macht einen ſeltſamen Gebrauch davon. Auf einer metaphyſiſchen Grundlage dieſer Art gibt es keine andre Objectivirung und Verwirklichung der Freiheit, als das Reich der Sittlichkeit und der Geſchichte. Der Gott, dem dieſe Realität nicht gut genug iſt, wird tranſcendent, ohne damit eine beſſere zu erreichen. Freilich fallen Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſe Objectivität hinein; das ganze Reich der Idealität und des Göttlichen, das man vordem der Kirche vindicirte, muß als eine Realiſirung der Freiheit begriffen werden; das Denken, das Bilden, der ſittliche Charakter, alles dies prätendirt aber auch nicht, eine vom freien und wahren Staate getrennte oder gar ihm entgegengeſetzte Freiheitsrealität zu ſein. „Gott mehr gehorchen, als den Menſchen“, iſt kein freies, ſondern ein unfreies Wort, denn es handelt ſich überall nur um den Einen Gehorſam Aller gegen die Vernunft; die Vorausſetzung, Menſchen, die nicht im Namen der Vernunft und der Freiheit gebieten, zu gehorchen, iſt die Vorausſetzung eines Sklaven. Die Kirche iſt nun aber ſchlimm daran. Der Staat und das Weltleben hat alles Göttliche an ſich geriſſen; es ruht in ſeinem Schooße, es kommt durch ihn und aus ihm zum Vorſchein. Dennoch trennt ſich die Kirche vom Staate. Sie prätendirt, auch nach Vatke, noch eine andere Objectivirung der Freiheit, als die des politiſchen Reichs der Sittlichkeit; ſie hat noch eine andere Gemeinde, als die Staatsgemeinde, die „religiöſe“, und einen andern Geiſt, als den freien, den „heiligen“. Aber die Freiheit der Religion und des heiligen Geiſtes iſt entweder ſchlechthin menſchliche Freiheit, oder gar keine Freiheit. Vatke läßt uns zwiſchen dieſem Dilemma in der Schwebe, und ſtürzt den ganzen Apparat der alten tranſcendentalen Ethik, als da iſt „Sünde“, „Gnade“, „Gemeinſchaft der Heiligen“, „heiligen Geiſt“, „Kirche“, „Buße“, „Kirchenſtrafe“, neben „Staatsſtrafe“ und das Princip aller dieſer Formen, den tranſcendenten theologiſchen Gott, in die Welt der Freiheit, die er uns auslegt, hinein — eine ſehr unwohnliche Welt, in der ihm der Erzbiſchof von Canterbury und ſein College Hengſtenberg guten Morgen bieten werden, ehe er ſichs verſieht. Vatke traveſtirt die Philoſophie in Theologie, in die „ſüße Selbſttäuſchung“ der Speculation. Speculation iſt daher auch ſein Lieblingswort, ſein Ideal. Vatke iſt der talentvollſte, der ſpeculativſte Althegelianer; aber er iſt theologiſcher als irgend ein Anderer; ſeine Freiheit iſt Sklaverei.

Einen ſtarken Schritt weiter geht Strauß. Er erkennt die Unverträglichkeit der modernen Wiſſenſchaft oder der Philoſophie und der Theologie und erkennt ſie an. Er iſt ein Charakter in der Wiſſenſchaft; die Hegelſche Amphibolie faßt er ſcharf ins Auge, namentlich bei den theologiſirenden Schülern, und deckt ſie unerbittlich auf. Er handelt nicht mit der „Frömmigkeit", er zerſtört alle ihre Illuſionen und — „ſetzt an die Stelle der Dogmatik die Philoſophie." Dieſe Philoſophie iſt weſentlich die Hegelſche, nur daß die theologiſchen Vorſtellungen in die Begriffe der Gattung und der Subſtanz aufgelöſt werden, ſo Chriſtus, Gott und Unſterblichkeit des Individuums. Die Theologie behält nur die Geltung einer aufgelöſten Form, während ſie bei Hegel in den ironiſchen Partieen eine gleichberechtigte, exiſtirende Form zu ſein ſcheint. Strauß' Verfahren iſt eine Reinigung der Philoſophie. Aber dieſe Reinigung bleibt dennoch bei dem Hegelſchen Prinzip, namentlich im Verhältniß zur Religion ſtehen. Die Subſtanz, dieſer letzte Halt und Grund der Straußiſchen Philoſophie, bringt es nicht zum Cultus oder vielmehr iſt eine entſchiedene Ueberſchreitung alles Cultus. Der Cultus braucht die Perſon. Nun iſt nach Strauß der Erlöſer die Gattung und Gott die Allperſönlichkeit, alſo beide keine Perſonen; dennoch konnte Strauß in dem Bleibenden und Vergänglichen „ſich nicht entſchließen", den Cultus zu dem Vergänglichen zu zählen und er verfiel auf den „Cultus des Genius". „Chriſtus iſt der religiöſe Genius." Blieb nun für Strauß der Cultus, ſo blieb er doch nicht als Cultus des Abſoluten, denn das Abſolute iſt ihm ja die Subſtanz, das abſolute Weſen, nicht die abſolute Perſon, die darum nicht abſolut ſein kann, weil ſie determinirt iſt. Das Zugeſtändniß des „Cultus des Genius“, des Divus ſtatt des Deus, iſt eine Inconſequenz, eine Halbheit, eine Conceſſion gegen die Theologie, die aber von dieſer eben ſo wenig als vordem die Conceſſionen Hegels und Leibnitzens angenommen wurde. Zwiſchen Begriff und Begriffloſigkeit gibt es keine Verträge. Indeſſen iſt „das Bleibende und Vergängliche“ überhaupt nur eine Conceſſion gegen die Begriffloſigkeit und ein hors d'oeuvre. Wichtiger iſt Straußens hegelſche Haltung in der Auffaſſung des Verhältniſſes von Religion und Philoſophie, auf der ſeine ganze Dogmatik ruht. „Die Begriffe der Philoſophie erſetzen im Gemüthe des Philoſophen die religiöſen Vorſtellungen. Er findet in ihnen „dieſelbe Befriedigung,“ ſagt Strauß. Aber beabſichtigen denn auch Religion und Philoſophie dieſelbe Befriedigung and die Befriedigung deſſelben? Sind die „Begriffe“ im „Gemüthe“? Iſt das Gemüth das Vorſtellende oder das Begehrende? Allerdings ſtellt der Begehrende ſich vor, was er will, aber ſein Intereſſe iſt nicht das Vorſtellen und die Erkenntniß, die darin liegt, ſondern der Wille, der Wunſch, dieſe Vorſtellung, an der kein Zweifel iſt, wie ſie auch ſei, zu realiſiren. Die Philoſophie will Wahrheit und wäre ſie der Tod, die Religion will Leben und Seligkeit, und wären beide auch die unmöglichſten aller theoretiſchen Unmöglichkeiten, wo nur das Wunder uns helfen kann. Gewiß! entgegengeſetztere Intentionen ſind nicht denkbar. Dies iſt das theologiſche und das philoſophiſche Bedürfniß, welches wir fortdauernd unterſchieden haben;

das volle Bewußtſein und die ganze Selbſtverſtändigung der Zeit über dieſen Gegenſatz gibt aber erſt Feuerbachs Kritik des Chriſtenthums. Die Hegelſche Philoſophie und Strauß mit ihr ignorirt den religiöſen Tic, der „Seligkeit", „Heil" und „Glück" *will* und *wünſcht*, alſo weſentlich *praktiſch* iſt, und ſchiebt dem Religiöſen ein rein theoretiſches oder metaphyſiſches Intereſſe unter. Aber Strauß hat kein *ireniſches* Intereſſe mehr, wie Hegel und die alten Hegelianer. Das iſt der Unterſchied. Er betont es, „daß die Form den Inhalt afficire", und zeigt deswegen vielmehr „die Differenz" der Dogmatik und der Philoſophie oder der Philoſophie und des Chriſtenthums, als deren „Uebereinſtimmung" auf. Er weiß ſehr wohl, daß weder die Religion, noch die Dogmatik die Philoſophie erzeugt haben, und ſetzt daher die Philoſophie nur „an die Stelle" der kirchlichen Heilsordnung, die für das Bewußtſein unſerer Tage eben leer und hohl geworden. Dennoch kann er dies natürlich nur für den Philoſophen bewirken, der ſelbſt in der Zerſtörung „ſüßer Illuſionen", alſo in der „herben Wahrheit" ſeine Befriedigung findet, und ſtellt daher das Problem auf: „ob der *philoſophiſche* Inhalt jemals *Gemeingut* werden könne." „Der Atheismus (Pantheismus iſt in dieſer Rückſicht, wo es auf die göttliche Perſon und Vorſehung ankommt, ganz daſſelbe) ſagt Robespierre (Thiers III. 2. 10), iſt ariſtokratiſch. Die Idee eines höchſten Weſens, welches über der unterdrückten Unſchuld wacht und das triumphirende Verbrechen beſtraft, iſt ganz „volksthümlich". *Wäre kein Gott, ſo müßte man einen ſolchen erfinden.* Jeder Philoſoph, jeder Einzelne kann darüber eine Meinung hegen, welche er will: wer es ihm zum

Verbrechen anrechnen wollte, wäre ein Unſinniger; aber hundertmal unſinniger wäre der Staatsmann, der Geſetzgeber, der eines ſolchen Philoſophen Syſtem annehmen wollte. Der Convent fabricirt keine Bücher und Syſteme. Er iſt eine Staats- und Volksverſammlung." Robespierre bekennt in derſelben merkwürdigen Rede, daß er „eben kein Katholik" und „nur ein getreuer Vertheidiger der Menſchheit", alſo doch wohl ſo circa Philoſoph ſei; aber Robespierre iſt ein Staatsmann, der das laut denkt, was ſeine Nachfolger nur leiſe denken: „Verdacht und Polizei für uns, Glaube und ihre Diener für's Volk; ob wir einen Gott haben, das iſt nicht die Frage, aber das Volk braucht einen Gott," und der mit ihnen darin Recht hat, daß die Philoſophie, als ſolche, niemals Gemeingut, noch weniger Religion werden könne, denn ſie hat keinen Troſt für „die unterdrückte Unſchuld, weil ſie überhaupt nicht tröſtet, ſondern das Troſtloſe unerbittlich für troſtlos anerkennt; wahrlich, es gibt troſtloſe Menſchen, troſtloſe Zeiten und troſtloſe Völker, ſie können reell nur damit getröſtet werden, daß ſie aufhören es zu ſein. Dennoch iſt das Dilemma, ob die Philoſophie jemals Gemeingut werden könne, eine ganz ſchiefe Frage. Es wird dabei, gerade wie bei den Dogmen, die in ſcholaſtiſcher Manier mit Philoſophemen verglichen werden, im gemeinen Bewußtſein ein wiſſenſchaftliches Intereſſe für eine wiſſenſchaftliche Metaphyſik vorausgeſetzt. Die Wiſſenſchaft, als ſolche, oder der wirkliche philoſophiſche Inhalt iſt nur das Gut und das Bedürfniß weniger wiſſenſchaftlich Geſinnter; dies Verhalten iſt ohne Zweifel mit Robespierre, wenn auch nicht in ſeinem Sinn der Denunciation, für excluſiv und ariſtokratiſch zu erklären; die große Mehrzahl der Menſchen (auch der Gelehrten und auch der ſogenannten Philoſophen) hat nur den Geſichtspunkt „der Seligkeit“, „des Heils“, „des Glücks“, des Fortkommens, der Stellung, mit einem Wort den praktiſchen Geſichtspunkt. Dieſer Geſichtspunkt, in den, namentlich als Ausgleichung der irdiſchen Ungleichheiten des Glücks und Heils, auch der religiöſe fällt, iſt ſchlechthin Gemeingut, ihn haben Alle und ſogar die Gemeinen, deren Gemeinheit nur dadurch aufgehoben werden kann, daß ſie begreifen, ihr eignes Heil ſei nur in der Bildung, der Sittlichkeit und der Freiheit Aller zu finden. Das religiöſe Heilsbedürfniß iſt ſo egoiſtiſch, als der irdiſche Glückſeligkeitstrieb; und das Seelenheil des Einzelnen, worauf es dem religiöſen Egoiſten einzig ankommt, iſt zum geiſtigen Heile der ganzen Menſchheit im freien Staate zu erweitern. Die Freiheit aber — oder das geiſtige und zugleich bürgerliche Heil, dieſer Inhalt der neuen Heilsordnung, iſt eine ſehr faßliche Sache für alle Menſchen. Sie wird ſicher Gemeingut werden, wenn auch immer einzelne Verbrecher und Diſſenters, wie natürlich, übrig bleiben müſſen. Bekanntlich führt man auch in die Realität der Freiheit wieder das Dilemma von bürgerlicher und geiſtiger Freiheit, gemeinen und idealen Intereſſen, ein und faßt die Kirche als die dem Staat entgegengeſetzte Form des Idealen, in welcher der gemeine Menſch zum Ungemeinen und Göttlichen ſich erhebt. Aber man vergißt, daß kein wahrer und freier Staat die Formen, in denen das Ideale und Göttliche das Leben durchdringt, aufheben, im Gegentheil, daß er dieſen Formen erſt ihren lebendigen und ungeſchmälerten Inhalt geben wird — unbedingt freie

Wiſſenſchaft, mit einem Wort die noch nicht realiſirte Geiſtesfreiheit. Wo der Staat die Geiſtesfreiheit noch nicht ertragen kann, iſt er ſelbſt noch geiſtlos und nicht frei. Ihm ſetzt ſich daher, weil er nur äußerliche Ordnung, Polizeiſtaat ſei, die Kirche als geiſtliche Ordnung entgegen, der Gegenſatz des Mittelalters, nur abgeſchwächt und der wahren Realität der Zeit zuwider. Auch ſchon im gegenwärtigen Cultus (der proteſtantiſchen Kirche) ſind es in Predigt und Geſang die Formen der Philoſophie und Poeſie, die dazu dienen, den ariſtokratiſchen Zeitgeiſt mit der gemeinen Bildung zu vermitteln. Die Philoſophie iſt die wiſſenſchaftliche Form der Zeit, die gemeine Bildung die politiſche; der gleiche Geiſt geht durch beide hindurch, nur daß die gemeine Bildung das praktiſche Moment und, eben durch die Praxis aufgehalten, immer einen Schritt zurück iſt. Zur wahren Freiheit gehört alſo weſentlich, daß die idealen Intereſſen und die Initiative des theoretiſchen Geiſtes in einem Volk vorhanden und völlig ungehindert wirkſam ſind, um ſpäter als gemeine Bildung das Leben zu durchdringen und zu vergeiſtigen. Alſo noch einmal, die Philoſophie, als ſolche, wird nicht Gemeingut; wenn ſie Gemeingut wird, ſchlägt die Theorie in Praxis, die Wiſſenſchaft in gemeine Bildung, die man gewöhnlich Zeitgeiſt nennt, um; was früher ein Intereſſe der Erkenntniß war, wird jetzt ein Gegenſtand des Willens, des Gemüths, eine Lebensform, ein Intereſſe der That. Allerdings hat der Staatsmann ſich auf die Bildung ſeines Volks zu ſtützen, aber nichts Unſinnigeres, als wenn ein ſolcher zwiſchen ſich und der Zeit in der Art unterſcheidet, daß er, um „volksthümlich" zu ſein, die vorgerückte Philoſophie einer zurückgebliebenen Bildung zum Opfer bringen müſſe, denn dieß zerreißt die Entwickelung des Leibes zur Seele, der Materie zum Geiſt; wie denn auch die Wiederherſtellung des Katholicismus in Frankreich, wozu Napoleon aus rein politiſchem, d. h. hier aus rein tyranniſchem Intereſſe, ſchritt, die unheilvollſte Maßregel genannt werden muß, die ergriffen werden konnte; denn jene Philoſophie, die ſchon Robespierre zum ſchlechten Katholiken gemacht, hat ſeitdem ihre Wirkungen noch unendlich erweitert, und ſtatt einer Vermittlung des Lebens und der Idee, hat dieſe Politik der Anerkennung des ungebildeten Bewußtſeins nur den verhängnißvollen Bruch des gebildeten und des katholiſchen Theils der Nation, den wir jetzt in Frankreich wahrnehmen, hervorgebracht.

Indem nun Strauß das Intereſſe des Glaubens oder der Religion als ein weſentlich theoretiſches (Sache der „Vorſtellung") faßt, wird es ihm zur Aufgabe, die dogmatiſchen Probleme auf philoſophiſche zurückzuführen, die ſpeculirende Vorſtellung, denn ſo wird das Dogma angenommen, zum „ſpeculativen Begriff" zu erheben. Während die orthodoxen Schüler Hegels die Philoſohie in die Dogmatik ausmünden laſſen, macht es Strauß umgekehrt; und es kann nicht fehlen, daß er dabei im Ganzen Hegel richtiger auslegt, obgleich er mit jenen weſentlich auf derſelben Baſis ſtehen bleibt, nämlich auf der Baſis der theoretiſchen Vergleichung von Religion und Philoſophie.

Hier gelangen wir nun zu Feuerbach. Die Religion iſt auch ihm Bewußtſein des Weſens, Selbſtbewußtſein aber bewußtloſes Selbſtbewußtſein: ein wiſſenſchaftliches Intereſſe hat ſie nicht, eine intereſſeloſe

Wahrheitsforſchung iſt ihr gänzlich fremd. Die chriſtliche Religion entſpringt aus dem Drange des Herzens und Gemüthes, ſein Weſen, von den Schranken der Wirklichkeit befreit, anzuſchauen, aus gemüthlichen Bedürfniſſen, aus dem *praktiſchen* Intereſſe des Individuums an ſeinem „Heil“. *Feuerbach* unterſucht die *Geneſis* der chriſtlichen Vorſtellungen, und erforſcht ſie demnach nicht nach ihrer *metaphyſiſchen*, ſondern nach ihrer pſychologiſchen und *anthropologiſchen* Bedeutung.

Dies iſt der wahre, ſehr weſentliche Unterſchied *Feuerbachs* von *Strauß* und aller Hegelſchen, ſelbſt der ſogenannten Junghegelſchen Philoſophie, der in Bezug auf die letztere namentlich darin beſteht, daß Feuerbach an der Stelle der Continuität des chriſtlichen Bewußtſeins den hiſtoriſchen Bruch der neuen Welt mit dem Chriſtenthum zur Vorausſetzung macht, den Bruch der von der Philoſophie ausgeht und im 18. Jahrhunderte eintritt; ferner, daß *Feuerbach* nicht bloß, wie die ſogenannten Junghegelianer, die religiöſen Bedürfniſſe als eine der Philoſophie fremde Subſtanz ausſcheidet aus dem Philoſophiren, welches rückſichtslos von rein theoretiſchen Bedürfniſſen getrieben werde, ſondern daß er nun weiter poſitiv die einzig mögliche Religionsphiloſophie darin nachweiſt, daß man die religiöſen Bedürfniſſe ſelbſt zum Gegenſtande der Unterſuchung macht, alſo eine wirkliche Kritik der religiöſen Vernunft anſtellt, die Feuerbach früher einmal, des Gegenſatzes wegen, „die Kritik der unreinen Vernunft“ genannt hat. Was ſich den Namen Junghegelſche Richtung vornehmlich von den Pietiſten verdient hat, war zunächſt darin allerdings neu, daß die Conſequenzen aus Hegel gezogen, und ſeine Inconſequenz überall, auch im Politiſchen, aufgehoben werden ſollte; die poſitive Aufhebung eines weſentlichen Theils der Hegelſchen Philoſophie, nämlich der Religionsphiloſophie, gibt aber erſt Feuerbach in dem „Weſen des Chriſtenthums“ unter der Form einer Phänomenologie der chriſtlichen Religion.

Indem damit die chriſtliche Religion in unbefangener Weiſe als ein hiſtoriſches Phänomen und der größte Theil ihrer Vorſtellungen als der Geſchichte bereits anheim gefallen betrachtet wird, bekommen wir ein rein philoſophiſches Object, bei deſſen wahrem Weſen wir eben nur der Wahrheit nach, nicht, wie der Religiöſe, mit Furcht oder Hoffnung intereſſirt ſind.

Das ungebildete und in dieſem Falle vornehmlich das theologiſche Publicum pflegt bei einem ſolchen Buche noch beſonders nach der Intention zu fragen, wie man vor nicht langer Zeit noch bei jedem Gedicht zu ſagen pflegte, wenn man es zu Ende gehört: „Und was iſt die Tendenz davon?“ Wollte man ſo von der Intention der Feuerbachiſchen Unterſuchungen reden, ſo könnte man ſagen, ſie ſei die umgekehrte der berühmten Reden Schleiermachers „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, worin Schleiermacher Religion und Moral entſchieden trennt und den transcendenten Religionsſchwindel wieder zu begründen ſucht zu einer Zeit, wo derſelbe, wie dies auch der Titel des Buchs und das allgemeine Bewußtſein jener Periode ſagt, ziemlich herunter gekommen war. Es wurde nun wieder genial, religiös zu ſein, obgleich nach dem Sinn des alten Chriſtenthums religiös im Grunde Niemand weniger war, als eben die willkürlich genialiſirenden Autoren dieſer Reſtauration, die Romantiker, Schleiermacher nicht ausgenommen. Umgekehrt richtet nun Feuerbach ſeine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verehrern, weiſt ihren für tranſcendent und jenſeitig gehaltenen Inhalt als einen ethiſchen und durchaus menſchlichen nach, zeigt ihnen, daß es weder Bildung noch das aufrichtige Bewußtſein unſerer Zeit ſei, im Dualismus ſtecken zu bleiben, und ſtellt gründlicher, als dies jemals früher geſchehen war und geſchehen konnte, die Einheit von Religion und Sittlichkeit wieder her. Ein Monismus folgt dem andern, wie bei Schleiermacher eine Trennung und ein Zwieſpalt dem andern. Feuerbach nennt, dieſer Geiſteskrankheit des reſtaurirten Chriſtenthums gegenüber, deſſen Vater Schleiermacher iſt, ſein Buch eine pſychiſche Pathologie, wendet ſich mit ſeiner Kritik aber nicht an das Neuchriſtenthum, welches nur eine Simulation ſei, „ſondern an das alte, klaſſiſche, ganze Chriſtenthum, deſſen Geſpenſt der modernen Theologie im Kopf ſpuke.“ Feuerbachs Standpunkt iſt alſo dieſer, und er ſpricht es ausdrücklich aus, „daß die Geſchichte das Chriſtenthum bereits kritiſirt habe“ — die Unterſcheidung zwiſchen Dogmen und Chriſtenthum iſt eine leere Ausflucht; — die Aufklärung und ihre Philoſophie im achtzehnten Jahrhundert muß als die entſchiedenſte Ueberſchreitung des Chriſtenthums angeſehen werden. „Die Theologie iſt längſt zur Anthropologie geworden. Die Geſchichte hat realiſirt, zu einem Gegenſtande des Bewußtſeins gemacht, was an ſich das Weſen der Theologie war.“ Sein Buch erhebt nun dies hundertjährige hiſtoriſche Bewußtſein zum klaren Selbſtbewußtſein, zum wiſſenſchaftlichen Beweis.

Dieſe That iſt eine reiſe Frucht vom Baume der

Erkenntniß; und nun „die pneumatiſche Waſſerheilkunſt“ Feuerbachs einmal angewendet iſt, kann Jeder das Ei des Columbus auf den Tiſch ſtellen. Die That iſt aber darum nicht weniger ehrenvoll. Denn zugegeben, was auch Feuerbach ſchon in der Broſchüre „Philoſophie und Chriſtenthum“ bemerkte, daß die ganze klaſſiſche Literatur der Deutſchen und die ganze Geſchichte der neueſten Zeit bereits dieſen Inhalt hat; wie neu er dennoch, namentlich den Hegelſchen Schwankungen und Transactionen gegenüber und in dieſer geſchloſſenen, wiſſenſchaftlich begründeten Form iſt — das zeigt zur Genüge der Horror und die Verleumdung der Theologen, wie nicht minder die Verſtimmung der Hegelianer, dieſer modernen Scholaſtiker und Knechte der Theologie, über das befreiende Werk. Die Philoſophie und Geſchichte werden ſich indeſſen dieſen Schritt zu Nutze machen. Er iſt ſehr nöthig geweſen.

Wir leben in einer Zeit, wo die Humanität im Namen des Heiligen, welches jenſeits und von ihr geſchieden ſei, noch einmal geächtet, wo der überwundene Aberglaube von der Geiſtesſchwäche reſtaurirt, wo die Geſchichte im Namen der Geſchichte negirt werden ſoll. Die Humanität und alle ihre Conſequenzen geltend machen, das heißt alſo jetzt die Geſchichte vollziehen. Dies thut Feuerbach; ſeine Aeußerungen ſind eben ſo neu und überraſchend, als unwiderſtehlich wahr und einfach. Er tritt muthig in die Zukunft hinein, und durch die Negation des ganzen alten Standpunktes erwächſt ihm eine Fülle neuer und poſitiver Anſichten über Religion, Bildung und Geſchichte. Dies iſt im höchſten Sinne geſchichtlich; er ſchleppt die Schiffe, die ihn hertrugen an die neue Küſte, nicht mit ſich über Land, er trägt die Prometheusfeſſeln nicht mehr an ſeinem Arm und in ſeinem Gedächtniß: er verbrennt vielmehr die böſen Dünſte der Vergangenheit in der reinen Lebensluft des gegenwärtigen Selbſtbewußtſeins.

Das Princip iſt nun nicht mehr das Abſolute der Phantaſie. Die Philoſophie athmet erſt wieder auf, wenn ſie den Nebel des phantaſtiſchen Abſoluten durchbricht und die wahre Allgemeinheit, die Gattung, die der Geiſt iſt, auch im Ernſt als die erfüllte gegenwärtige Unendlichkeit nimmt, das Unendliche mithin nicht zweimal ſetzt, wie dies die theologiſirende Philoſophie thut. Das zweite Unendliche iſt die Phantaſie des Abſoluten, während die Logik ehrlich heraus ſagt, die wahre Unendlichkeit iſt die Einheit des Endlichen und Unendlichen. Eine Unendlichkeit ohne Realität iſt eine bloſe Phantaſie. Was in Concreto durch Connivenz gegen die ungebildete Denkungsart ſo ſehr verderben wird, das ſpricht Hegel in Abſtracto auch an andern Orten eben ſo deutlich aus, z. E. Rechtsphil. S. 58: „Im freien Willen (der ſich ſelbſt beſtimmenden Intelligenz, welche nur in ihren Trägern, den Perſonen, wirklich iſt) hat das wahrhaft Unendliche Wirklichkeit und Gegenwart, — er ſelbſt iſt dieſe ſich gegenwärtige Idee.“ Und S. 59: „Es iſt die in ſich concrete und ſo für ſich ſeiende Allgemeinheit, welche die Subſtanz, die immanente **Gattung** oder immanente Idee des Selbſtbewußtſeins iſt; — der Begriff des freien Willens (der Freiheit), als das über ſeinen Gegenſtand übergreifende, durch ſeine Beſtimmung hindurchgehende Allgemeine, das in ihr mit ſich identiſch iſt.“ Die Beſtimmung des Allgemeinen, der Gattung, iſt die Realität im Einzelnen, im wirklichen Subject, und in dieſer Realität iſt jene Idealität der Gattung mit ſich identiſch, wahrhaft gegenwärtig. Kann man deutlicher ſein? Und doch wieder, nach der gemeinen Auffaſſung der Hegelſchen Freiheitslehre, ſollte man nicht fragen, iſt das Scherz oder Ernſt? Und ſollte man es glauben, daß unmittelbar neben dieſem Begriff der Freiheit S. 54 „das **Chriſtenthum als Religion der Freiheit** (doch wohl dieſer Freiheit?) **und zwar wegen des Dogma von der Erbſünde** (!!!)“ **proclamirt wird?** Der Sinn der Erbſünde ſoll nämlich der ſein, daß Jeder ſich aus der Unmittelbarkeit der Natur herausarbeiten und alſo erſt durch Kampf ins Reich der Freiheit erheben müſſe. Und die Theologen, ſind ſie mit dieſer Erbſünde zufrieden? Laſſen wir ſie laufen, und ſtreiten wir's ihnen nicht ab, daß ihre Sünde wider den Geiſt und die Wahrheit allerdings die evidenteſte, gedankenloſeſte Erbſünde iſt, die es geben kann; Einer betet immer dem Andern nach, und unbeſehens tritt der Sohn die Erbſchaft des Vaters an. Aber wie iſt es mit Hegel? — Er hat die Unendlichkeit der Gattung gemeint und ausgeſprochen; er erkennt die Realität der Endlichkeit an als den realen Begriff, die Idee; aber er hat den Begriff nicht durchgeführt; im Gegentheil, ſeine Religionsphiloſophie und Politik ſtecken überall, wo ſie die Wahrheit als eine äußerlich gegebene beweiſen wollen, voller Scholaſtik. Statt das Recht und die Freiheit der Menſchen und der Vernunft zu beweiſen, quält er ſich, das Recht der Dogmatik und des mittelaltrigen Staates darzuthun. Darin liegt das Princip des ganzen conſervativen Wahnſinns, von dem unſre Politik und Geſchichte verpfuſcht werden ſoll, und es iſt dies der Punkt, wo die „Geiſtesphiloſophie“ geiſtlos und die Oppoſition zunächſt nothwendig wurde.

Im Großen beſteht dieſer Gegenſatz darin, daß die Philoſophie nicht blos, wie Hegel dies ausdrückt, die Geſchichte ſyſtematiſirt und abſchließt, ſondern daß ſie auch durch den Abſchluß ſelbſt eine neue Aera herausführt, in welchem Falle Niemand augenſcheinlicher iſt, als Hegel mit ſeinem Syſteme ſelbſt. Er iſt ein wirklicher Abſchluß; aber je mehr er es iſt, deſto entſchiedener treibt er vorwärts in eine neue Welt hinaus. Wir haben dies anderswo bei Gelegenheit ſeines Naturrechts weiter ausgeführt. Hier iſt die Sache kurz ſo zu faſſen, daß mit dem Abſchluß auch die Reflexion auf den Abſchluß eintreten muß. Hegel will chriſtlich philoſophiren. Aber eine chriſtliche Philoſophie iſt Scholaſtik; erſt die Kritik des Chriſtenthums iſt wahre Philoſophie, freie Wiſſenſchaft. Die politiſche Welt des Mittelalters, die Mythen und die Götter der chriſtlichen Anſchauung, die Geheimniſſe ihrer Heilsordnung, alſo Staat und Religion des Mittelalters, werden nicht eher begriffen, als bis der Geiſt über ſie hinaus und indem er in ihrer Subſtanz nicht mehr befangen, alſo kritiſch gegen ſie geworden iſt. Iſt es mit einer Welt ſyſtematiſch zum Abſchluß gekommen, ſo tritt ſie uns als Object gegenüber; wir finden uns in ihr Ende und dadurch über das Ende hinaus in den Anfang einer neuen Welt hinein. Dies iſt der Grund, weswegen die Kritik des Hegelſchen Syſtems aus ſeinem eigenen Princip heraus an die Geiſtesphiloſophie ſich anknüpfen mußte, wie man denn auch äußerlich die Probe machen kann, daß ſeine Religions- und Rechtsphiloſophie die Praxis nicht befreit, ſondern vielmehr nur verwirrt hat, theils mit orthodoxen, ſchief interpretirten Formeln, theils mit den unreifen Dogmen über Corporations- und Ständefreiheiten im Gegenſatz zu der Freiheit des Menſchen.

Die menſchliche Freiheit iſt die Freiheit, der menſchliche Geiſt iſt der Geiſt, und ſo leicht es ſich begreifen läßt, daß dies in Wahrheit auch das Princip und der Sinn des Hegelſchen Syſtems ſei, wie dies namentlich am ſchlagendſten der Inhalt des „abſoluten Geiſtes" bei Hegel beweiſt, deſſen Formen nicht etwa die Trinität, ſondern Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft, alſo Producte des Menſchengeiſtes ſind; ſo ſehr verändert doch die ernſtliche Durchführung des wahren Freiheits- und Geiſtesbegriffs die ganze Stellung der Philoſophie zur Vergangenheit und Gegenwart. Für die Religionsphiloſophie beweiſt dies Feuerbachs Buch; für die Rechtsphiloſophie wird es weder an dem wiſſenſchaftlichen noch an dem hiſtoriſchen Beweiſe fehlen.

Das Ernſtmachen mit der Philoſophie iſt eine neue Philoſophie.

Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει — tönt als ein altes Orakel zu uns herüber. Das Weſen des Menſchen, die Gattung, der Geiſt, iſt das wahre Weſen, das wahrhaft und wirkliche Unendliche. Die Phantaſien eines zweiten, höhern Unendlichen ſind keine Bereicherung der Wahrheit, nur eine Schwäche des Gedankens, der den Begriff der Exiſtenz unmittelbar als Weſen und das Weſen unmittelbar, ohne die Vermittlung der Endlichkeit, alſo leer und ohne Realität, als Exiſtenz zu haben wünſcht, und dieſen Wunſch ſich durch die Phantaſie eben ſo unmittelbar erfüllt. Der Begriff in dieſen Sätzen gehört Hegel,

r Conſequenz Feuerbach. Aber die Conſequenz iſt
ieder Begriff; erſt der realiſirte Begriff iſt, nach
egel ſelbſt, der wahre Begriff, die Idee.

Es iſt nicht damit abgethan, eine Sache in Abſtracto
wiſſen, ſo den Begriff, das Aperçü, zu haben, —
nn das wäre, ſo wäre eine ſuperkluge nordiſche Na-
n die freieſte auf dem Erdboden, während ſie jezt in
hrheit die politiſch miſerabelſte iſt, — es gehört
u, daß dies Aperçü bis ins Einzelnſte hinein durch-
hrt, bewieſen und bethätigt werde. Wer zum Bei-
l wüßte heut zu Tage nicht das Geheimniß aller
igionen und die Geneſis der Götter aller Völker
Zeiten? Hat nicht die Philoſophie beides längſt
üllt? Sind nicht die olympiſchen Götter der ob-
virte Volksgeiſt der Hellenen? Sind ſie nicht
rch erſt wieder eine Wahrheit geworden, welcher
Negation ihrer empiriſchen Exiſtenz, ihrer thatſäch-
n Perſönlichkeit, nicht den mindeſten Abbruch thut?
, das iſt der Begriff. Wer hat ihn durchgeführt
alle Religionen? Niemand bis jezt, und wo
nn vollends Jedermann für Pflicht und Pietät
, eine Ausnahme zu machen, beim Chriſten-
, wer hat es ernſtlich und unbefangen der Kritik
worfen? Zu allererſt Feuerbach und nur
bach. Es iſt wahr, er iſt ungenirter, als viele
, ſelbſt als Hegel es geweſen; er iſt kein Augur,
ie triumviri epulonum vom theologiſchen Tiſche
gen könnten, und er iſt eben ſo wenig ein philo-
her Haruspex, der auf ſeinem Katheder aus den
veiden, wenn auch nur aus ſeinen eignen, wahr-
aber wie leicht iſt es einem Menſchen, der eine

neue Welt entdecken will, alles zu verkaufen, was er zu Hauſe hat?

Um zu einer Phänomenologie des Chriſtenthums zu gelangen, war, wie geſagt, ſehr vieles, ja alles Nöthige bereits vorbereitet. Am allermeiſten that die Einſicht, daß der chriſtliche Menſch der kosmopolitiſche, das Princip ſeiner Religion alſo ein allgemein menſchliches iſt, während dagegen die heidniſchen Religionen natürliche, nationale, ja ſogar locale Götter verehren; hatte doch der Huſten, das Fieber, die Faulheit, der Herd, der Priap, ja ſogar der abſtracte Phallus und alle möglichen Thiere nach Ort und Gelegenheit ihren Cultus! Verräth uns nun dort im Heidenthum der particulare Gott das Bewußtſein, welches ihn verehrte, ſo wird uns im Chriſtenthum der univerſelle Gott nicht minder den chriſtlichen Menſchen und ſein Bewußtſein offenbaren.

Feuerbach erörtert daher zuerſt das Weſen des Menſchen, ſodann das der Religion und die Religion ſowohl in Uebereinſtimmung als in Widerſpruch mit dem Weſen des Menſchen.

Feuerbach iſt der Erſte, welcher den Schein des Doppelweſens ſowohl aus dem philoſophiſchen Ausdruck als auch aus der Auffaſſung des religiöſen Inhalts entfernt, indem er den Beweis führt, daß die Religion nichts Anderes als das Weſen des Menſchen zum Inhalt habe, die Philoſophie alſo mit der Weſenseinheit beim Worte nimmt. Iſt das Weſen eins, das Wiſſen und der Geiſt nur Einer, ſo iſt die vielfache oder die doppelte Exiſtenz in den unterſchiedenen Subjecten keine Verdoppelung des Weſens als ſolchen, ſondern dieſe Endlichkeit, dieſe Exiſtenzen des Weſens, die Subjecte, ſind nur die Realiſirung des Weſens. Die Religion will das Weſen doppelt haben, Menſch und Gott, der unendlich höher iſt, als alle Vernunft; ſie will es ſo, ſie ſagt, wie ſie es haben will, und glaubt damit, daß ſie es ſagt, die Sache auch gemacht zu haben. Hegel dagegen ſetzt nur zwei Ausgangspunkte, die den Schein zweier Subjecte, Gottes und des Menſchen, geben, um dadurch, unbeſchadet der Weſenseinheit, die er Geiſt nennt, Friede mit der Theologie zu machen; aber die Theologie hat dieſen Frieden immer ſtandhaft zurückgewieſen. Der Religiöſe nennt die doppelte Exiſtenz, die er ſetzt, doppeltes Weſen; er ſetzt den Geiſt Gottes dem Geiſt des Menſchen entgegen, eine Terminologie, welcher ſich ebenfalls wieder die Hegelſche Speculation anſchließt mit dem „endlichen" und dem „abſoluten Geiſt" — aber auch wieder nur ſcheinbar, denn der abſolute iſt nur der freie Geiſt, der Geiſt im Elemente des Geiſtes, kein andrer, als der exiſtirende, endliche, reale, ſondern nur deſſen wahre Exiſtenz, deſſen wahre Determinirung, deſſen wahre Realiſirung. Kein Hegelianer von Verſtand wird dieſem widerſprechen; der gedankenloſe Hauſe, der ſeine Theologie in dem einen, ſeine Philoſophie in dem andern Schubſack hat, kommt hier nicht in Betracht.

Feuerbach zerſtört nun den Schein, ſowohl den feineren der Speculation, als auch den gröberen der Theologie, indem er den Urſprung des religiöſen Scheins nachweiſt; denn der religiöſe Schein, die Verdoppelung des Weſens iſt es, was der Theologie oder der Dogmatik ſowohl ihr Princip als ihren Inhalt giebt, und dieſer Dogmatik zu Liebe wird die Speculation ihrem eignen Princip der wahren ernſtlichen Einheit und Abſolutheit des Geiſtes, als der Gattung, untreu, und hat wieder, wenn auch einen feineren Schein zur Welt gebracht. (Feuerb. Weſen des Chriſtenth. 311—315.)

Die Folgerungen aus dem wahren Ausdruck, auf den Feuerbach die Religion gebracht, ſind nun unendlich lehrreich, und treffen faſt überall ſo ſehr den Nagel auf den Kopf, daß ſchon die lichtvollen Conſequenzen die Richtigkeit des Princips, wenn dies noch nöthig wäre, würden vermuthen laſſen.

Uebrigens iſt es eine ſehr falſche Meinung, wenn man fürchtet, die Philoſophie, welche die Religion begreift, zerſtöre die Religioſität. Könnte die Philoſophie dies, ſo müßte ſie im Stande ſein, alles unmittelbare und unbewußte Verhalten zu den geiſtigen Mächten in die Wiſſenſchaft von denſelben zu verwandeln; und hätte ſie dies erreicht, ſo müßte ſie den Act des Geiſtes, welcher ſeinen ganzen gewußten Inhalt in den Entſchluß, den Willen und das Gemüthsintereſſe zuſammenfaßt, vor dem Denkacte, dem rein theoretiſchen intereſſeloſen Verhalten, nie aufkommen laſſen. Denn die Aufnahme der abſoluten Mächte des Geiſtes ins Gemüthsintereſſe und in den Willen iſt wiederum Religioſität, und deſto intenſivere und höhere, je mehr die Idee, ihre Subſtanz, zur Wahrheit gereinigt iſt. Wen aber die Reinigung der Idee und der Wiſſenſchaft nicht berührt, und das iſt doch augenſcheinlich eine hübſche Majorität, den berührt auch die Erkenntniß ſeiner unmittelbaren Form, der Religioſität nicht; ja ſelbſt in den hiſtoriſchen Völkern hat es ſich gezeigt, daß Heidenthum und Judenthum, der Kreuzweg und ſeine Dämonen, der Fetiſch und die Reliquie, um nicht erſt nach Neapel und Rußland ſuchen zu gehen, ſich erhalten hat. Und alles dies doch ohne Zweifel nur aus dem Bedürfniß vieler mitten in der Cultur roh gebliebener Menſchen; was für Angſt und Noth alſo um den Umſturz der Volksreligion? Es wird Niemand auf den Märkten Hegel und Feuerbach dociren, und wenn es Alle, die es könnten, thäten, es würde ſie Niemand anhören und noch weniger verſtehen. Dagegen kann die Vermittlung der wahren, höheren Religioſität mit der alten, hohl gewordenen Form des tranſcendenten Gottesdienſtes nur wünſchenswerth gefunden werden. Dieſe Vermittelung geht vor ſich in der Weiſe, wie immer die Philoſophie und Wiſſenſchaft zur allgemeinen Bildung wird. Es wird alſo nöthig ſein, die Volkslehrer nicht von der Philoſophie und die Philoſophie nicht von der Oeffentlichkeit abzuſperren, wenn nicht das erfolgen ſoll, was man verhüten will, die gänzliche Intereſſeloſigkeit an den höchſten Gütern der Menſchheit.

Auch iſt es nur nöthig, Feuerbachs Buch zu leſen, um ſich von der Abſurdität der theologiſchen Verdächtigungen zu überzeugen. Feuerbach hat das Weſen ſowohl als das Unweſen des Chriſtenthums dargeſtellt und die Phänomenologie, die er giebt, iſt die vollendetſte Kritik, die es geben kann.

Auch die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ſetzte der chriſtlichen Weltanſicht die menſchliche und vernünftige, der poſitiven Religion die Vernunftreligion entgegen; ſchon die Aufklärung unterſchied ſich vom Chriſtenthum, und ſie hat es weit damit gebracht, ſo weit in der That, daß gegenwärtig ſelbſt die feurigſten Chriſten, die ächten Scheiterhaufenſchürer, dennoch aufgeklärt ſind, und ſo aufgeklärt ſogar, um zu begreifen, daß ſie noch unendlich weit hin haben, um andere als

Polizeimaßregeln, alſo andere als humaniſirte und verdeckte, d. h. aufgeklärte Autodafe's ins Werk richten zu können, Amtsentſetzungen, Nichtanſtellung, Preß- und Induſtriedruck, aber kein Verbrennen, kein Kopfabſchlagen, kein radicales „de vita!“ Die Aufklärung hat theoretiſch und praktiſch den ungeheuern Schritt gethan, überall die Humanität zum Princip zu machen und ſie zum Siege über die gräuelvollen Inhumanitäten und Monſtroſitäten alter gläubiger und abergläubiger Zeiten zu führen.

Es iſt bekannt, wie viel Geiſt, Kraft und Blut dieſe ungeheure Umwälzung der denkenden und politiſchen Welt gekoſtet; dieſe Kämpfe ſind das erhabenſte Schauſpiel der Geſchichte. Die Aufklärung theilte ſich bei uns in die triviale und geniale. Das flache dogmatiſche Denken fand einen Gegenſatz an unſern großen Dichtern und Philoſophen; ſie ſetzten dem Verſtande die Leidenſchaft, der nüchternen Menſchheit die begeiſterte, der vernünftigen die ſchöne entgegen; ferner die Philoſophen kritiſirten die Vernunft, ſuchten das Princip aller Dinge, das ſich und aus ſich die Welt ſetzt, und die moraliſche Weltordnung zu erkennen; ſie traten endlich der Ueberhebung der Natur und der Negation der Geſchichte, wie ſie die Aufklärung im Naturalismus und Humanismus aufgebracht haben ſollte, mit der Vernunft in Natur und Geſchichte, mit dem Princip der vernünftigen Entwickelung und der Entwickelung der Vernunft, der Methode, entgegen. Aber den Boden der Aufklärung hat ſeitdem weder die herrſchende Poeſie noch die geltende und eingreifende Philoſophie verlaſſen; die Autonomie des menſchlichen Geiſtes war und blieb Princip oder Baſis, ſo lange die Philoſophie Philoſophie blieb. Der einzige reine und entſchiedene Abfall vom neuen Weltprincip iſt die Ultraromantik, die Reſtauration. Denn diejenigen Romantiker, die auf dem Gebiete der Philoſophie und Poeſie bleiben, wie Novalis, Tieck und ſelbſt die Schlegel, ſo lange ſie theoretiſch ſich verhalten, ſind eben ſo aufgeklärt, als romantiſch; ſie werden den Geiſt des Humanismus nicht los, obgleich ſie mit Händen und Füßen gegen ihn ankämpfen und eine vollkommene Dogmatik dagegen ausprägen. Die Aufklärung negirt theoretiſch und praktiſch das Chriſtenthum, das dem Humanismus widerſpricht; die Romantik ſucht den Humanismus zu negiren und die Myſterien der „chriſtlich-germaniſchen Tiefe“ gegen die „flache durchſichtige Vernunft“ wieder heraufzuführen, wenn nicht in der Praxis, ſo doch in der Phantaſie der Poeſie und Doctrin; die Philoſophie ſodann weiſt (es war dahin gekommen, daß dies nöthig wurde) die Vernunft im Chriſtenthum nach, und ſchreibt der Religion dasſelbe Intereſſe, wie der Philoſophie, das Intereſſe der theoretiſchen Vernunft und der Wahrheit zu — worin ſie zu weit geht.

Wir haben oben gezeigt, wie ſich Strauß und Feuerbach zu dieſer Vermittlung des chriſtlichen und philoſophiſchen Intereſſes verhalten. Hier fragt es ſich, wie die Feuerbachiſche Kritik ſich zu der hiſtoriſchen Kritik durch die Aufklärung verhält.

Die Aufklärung ergründet das Weſen der Religion nicht. Sie kämpft als Philoſophie und Weltbildung nur gegen die Kehrſeite und den Widerſpruch des Chriſtenthums mit der Vernunft. Sie achtet es nicht der Mühe werth, die Myſterien der chriſtlichen Religion zu enthüllen. Dieſe Myſterien gelten ihr nichts mehr; ſie ſind ihr „unſinnig“, „widerſprechen der Vernunft“; es kommt nur darauf an, vernünftig zu ſein, alſo auch nur eine „Vernunftreligion zu haben“, obgleich es ſehr nahe liegt, daß nur das Gemüth, nur der praktiſche Menſch ſich religiös verhalten kann, indem er das Göttliche mit unmittelbarer Erregung umfaßt bis zur Wolluſt der Hingabe und des Todes dafür. Seitdem hat die Philoſophie auch den Irrthum als eine Vernunftgeſtalt achten gelernt, und ſo iſt er nicht eher begriffen, als bis er erklärt iſt. Es kann keinem Philoſophen hinter Hegel beigehen, eine hiſtoriſche Erſcheinung zu verachten und unbeſehens zu verwerfen; ſo verfährt alſo auch Feuerbach nicht mit den Myſterien der Religion; im Gegentheil, er zeigt eben ſo ſehr die Uebereinſtimmung des Weſens der Religion als den Widerſpruch deſſelben mit dem Weſen des Menſchen. „Die ſchöne Humanität der Hegelſchen Anſicht, die Religion als Form zu beſtimmen, in der die Wahrheit für alle Menſchen iſt“, auf die Strauß, Feuerbach gegenüber, ſo viel Gewicht legt, geht alſo nicht verloren; ſie wird nur ſo geleſen, daß man „alle“ betont und nicht unerörtert läßt, wie denn die Wahrheit für alle ſei; ſie iſt für alle in der Form des praktiſchen, nicht des reinen oder theoretiſchen Intereſſes, nicht als Wiſſen, ſondern als Wille des Wiſſens. Alle fragen: wozu? Nur der Philoſoph iſt ſo unpraktiſch, dies nicht zu thun; nur er vergißt es nie, daß der Geiſt und die reine Erkenntniß Selbſtzweck iſt. Wir haben das oben erörtert.

Zu unſerer Zeit iſt ſelbſt der ungeberdigſte Chriſt ſo ſehr von Humanismus inficirt, daß wir nicht umhin können, dies anzuerkennen. Schon die Hiſterie alſo, führt den Beweis, daß der Chriſt auf den Menſchen zurückzuführen ſei, und verbietet es Feuerbach, den Humanismus pure dem Chriſtenthum entgegenzuſetzen: er weiſt ihn vielmehr als ſein eignes Princip nach, und zeigt nur an dem ganzen Standpunkt der Religion, wie nothwendig die Trennung des eignen Weſens vom Menſchen in Entfremdung dieſes Weſens und alſo in ſein Gegentheil umſchlagen mußte. Alſo könnte man ſagen: Die Unterſuchung des böſen Weſens der Religion iſt hiſtoriſch; ſie betrifft vergangene Zeiten, und wo ſie unſre Zeit afficirt, da gilt es nur der Ohnmacht des Vergangenen, das noch exiſtirt, aber nicht mehr lebt und ſich hoffentlich von ſeiner Niederlage durch den Humanismus der Aufklärung nie erholen wird. Feuerbachs Darſtellung iſt gerecht, denn ſie behandelt beide Seiten, das gute und das böſe Weſen der Religion, mit gleicher Gründlichkeit. Von einer Kritik kann man im Grunde nur dies verlangen; aber Feuerbach geht weiter, und weiſt eben ſo einleuchtend nach, wie das böſe Weſen, deß die Praxis durch die Aufklärung ſich größtentheils entledigt hat, auch im Princip und mit vollem Bewußtſein zu vermeiden ſei, nämlich dadurch, daß der Menſch ſich vor der Entfremdung des Göttlichen, ſeiner eignen Subſtanz in den heiligen und abſoluten Mächten der Liebe, der Sitte und der Freiheit, hüte. (Die Erregung für den Gott, der des Göttlichen entkleidet wurde, iſt der Fanatismus und ſeine Formel dieſe gedankenloſe, leere: „Gott iſt Gott und Mahomet ſein Prophet!“ Mögen ſich unſre Fanatiker die Formel überſetzen, z. B. ſo: „Der Herr iſt Gott, iſt unſer Gott. Gebt unſerm Gott die Ehre!“ ich will nicht ſagen zu ihrem Unterricht, ſondern für vorkommende Fälle zu beliebigem Gebrauch, um unwiſſende Bauern und geiſtloſe Politiker mit einem wirkſamen Popanz in Angſt zu jagen.) Die Aufweiſung der göttlichen Subſtanz, obgleich ſie nicht Zweck der Kritik ſein konnte, iſt dennoch ihre Vollendung. Sie iſt die poſitive Baſis, der Hintergrund oder einfach der Grund der ganzen Kritik; ſie iſt das begriffene Weſen, während die Kritik der Aufklärung nur das begriffene Unweſen darſtellt. Beim Weſen handelt es ſich um die Subſtanz und um die Exiſtenz des Subſtanziellen. Dieſe Begriffe fallen dem gemeinen Volk der ganzen Theologen und halben Philoſophen ſchwer, ja unmöglich, denn ſie haben ſich gewöhnt an die alte Formel: „Gott iſt Gott“, und ſuchen das Göttliche dadurch zu begreifen, daß ſie ſich's möglichſt weit vom Leibe halten. So haben ſie nichts dagegen, daß der Menſch in Paläſtina der Gott ſei, daß aber das wahrhaft Menſchliche das Göttliche, daß die Liebe, die Vernunft, der freie Wille oder die Freiheit die göttliche Subſtanz und das göttliche Weſen ſei, und daß die Träger dieſer Subſtanz die Menſchen im Proceß der Geſchichte ſeien, dagegen ſtreiten ſie mit dem größten Eifer, denn ſie wiſſen, wie ungöttlich, unvernünftig, unbegeiſtert und unheilig ſie ſelbſt, deren Bruſt aus ſchlechtem Thone geformt iſt, ſich ausnehmen. Noch höher, als der Gottmenſch in Paläſtina, iſt ihnen der Gott hinter den Wolken; und die Herrlichkeiten der andern Sterne und Welten kann Jeder um ſo mehr loben, je unwiderleglicher ſein Lob iſt. Aber würden dieſe Freunde der Ferne höhere und beſſere Weſen werden, wenn man ſie nach Jeruſalem ſchickte? Faſt hat es den Anſchein, als glaubten ſie ſelbſt daran; aber es iſt ſehr zu fürchten, daß weder ſie durch Jeruſalem, noch Jeruſalem durch ſie beſſer werde, ſo nöthig es auch beiden Theilen wäre. Der Gott, deſſen Göttlichkeit die Ferne iſt, und wäre es die Ferne der Antipoden, ja des Mondes oder gar der Nebelſterne, iſt von philoſophiſcher Seite nur zu bedauern, und es ſoll den jungen Berliner „Thiermenſchen“, welche den „Herrn von Ferne“ behalten wollen, in ſich aber nichts Göttliches, ſondern nur das Thieriſche ihrer Menſchheit verſpüren, unbenommen ſein, dabei zu bleiben. Was ihnen der ferne Gott und die weggeworfene Göttlichkeit hilft, wird die Zukunft lehren. Maſtſchweine eſſen mit Comfort; aber ſie eſſen ſich todt, um erſt im Tode der Menſchheit zu nützen.

Feuerbachs Aufgabe war es nicht, philoſophiſche Mohren zu waſchen; nur wer die Entwickelung des Begriffes der Freiheit und des wahren Weſens in der Philoſophie und namentlich in der deutſchen Philoſophie kennt und verſteht, iſt fähig, die Feuerbachiſche Kritik zu würdigen und zu begreifen. Dieſe Abrechnung mit einer hiſtoriſch vergangenen Welt iſt im Princip unübertrefflich, weil ſie treffend, und in der Hauptſache vollendet, weil ſie die nothwendige Conſequenz der bisherigen Philoſophie iſt. Allerdings hat dieſe Wendung der Sache nach allen Seiten hin den größten Einfluß, ſo vornehmlich auf die Geſchichte, der es nun nicht mehr ohne Weiteres hingehen kann, das chriſtliche Princip ein höheres Weltprincip zu nennen; es iſt vielmehr gar kein Weltprincip, ſondern ein über- und widerweltliches Princip.

Strauß hat vor dem Erſcheinen des Feuerbachiſchen Buchs im Bezug auf Feuerbach das Bedenken ausgeſprechen: „Soll denn nun die Religions- und Kirchengeſchichte wieder Geſchichte der menſchlichen Narrheit werden? und wie fährt die Geſchichte überhaupt dabei?“ (Chriſtl. Glaubenslehre S. 22.) Dies Bedenken iſt das Bedenken der Hegelſchen Philoſophie, welche die vernünftige Entwickelung aller Geſchichte, die Macht der Vernunft in der Geſchichte und den Proceß der Vernunft in der Vernunft ſelbſt entdeckt hat. Aber die Hegelſche Philoſophie beantwortet auch ihr eignes Bedenken ſelbſt, indem in ihr die Bewegung des Weſens immer ſeine eignen Beſtimmtheiten aufhebt, alſo auch die Vernunft ihrer Stufen oder ſich ſelbſt in ihren hiſtoriſchen Geſtalten negirt. Ja, ſie kann nicht umhin, die Entwickelung auf wenige *geiſtige*, geſchichtliche Völker zu beſchränken. Wird das Princip einer geſchichtlichen Erſcheinung durch ein höheres Princip aufgehoben, ſo wird damit die Geſchichte bis dahin für den Theoretiker noch nicht zur Narrheit. Dagegen für den Practiker wird ſie es unbedenklich. Die Chriſten faßten das Heidenthum ſo und noch ärger; ſie nannten die alten Götter Teufel, wir Theoretiker nicht; uns ſind ſie wieder das vorgeſtellte Göttliche; wir finden Vernunft ſogar im Thier- und Fetiſch-Dienſt, d. h. wir *erklären* ihn. Und hat die griechiſche Religion ihre Entwickelung vom Naturdienſt zu den ethiſchen und von den ſtrengen zu den heitern Göttern — wie ſollte die Geſchichte der chriſtlichen Religion, die das Weſen des Menſchen zum Gegenſtande hat, Geſchichte der menſchlichen Narrheit werden? Allerdings würde die chriſtliche Religion, könnte ſie ihre Verheißungen und Verkündigungen unmittelbar erfüllen und den Kampf mit der Welt vermeiden, könnte ſie alſo ihr ſupranaturaliſtiſches Ideal wirklich erreichen, keine Geſchichte haben, ſondern der Himmel auf Erden ſein. Der Blick nach dem Paradieſe und zurück nach Paläſtina beweiſen dieſe Sehnſucht, mit der das Chriſtenthum aus der Geſchichte heraus will. Aber die Welt läßt den Himmel nicht zu Gute kommen; der Zweifel der Vernunft ſtürzt ſich in dieſe ſchönen Phantaſieen des Glaubens — ſo ſucht das Chriſtenthum ſelbſt als Papſtthum ſich vergebens, mit Proteſtationen gegen alle Friedensſchlüſſe, der Geſchichte zu entziehen. Die Weltgeſchichte zwingt auch das himmliſche Reich, Geſchichte zu haben; und ſollte der Glaube auch in der That und Wahrheit mit Welt und Vernunft kämpfen, wie er es denn augenſcheinlich genug thut, ſo iſt doch auch in ihm die Vernunft, wenn auch in verkehrter Geſtalt, immanent; ja ſelbſt ſein Widerſtand fördert den Geiſt zur tieferen Einkehr in ſich, und wäre es auch nur, um den Menſchen ſeinen Kampf mit den eignen dunkeln Gemüthsmächten, der Natur im Geiſt, verſtehen und würdigen zu lehren. Will man den Widerſpruch der Religion, wie er in der Praxis gegen die Vernunft auftritt, Narrheit nennen, ſo wird dies erlaubt ſein, ſobald man ihn practiſch zu negiren hat; ja es werden Fälle eintreten, wo man die Theſen anſchlägt: „Der Papſt iſt der Antichriſt", „die Pfaffen ſind Jeſuiten und die Jeſuiten ſind aufzuheben"; aber dies hebt die Geſchichte nicht auf: es iſt nur der Uebergang in ein anderes Genus, der Uebergang von der intereſſeloſen Theorie und Geſchichtsbetrachtung zu der mit Leib und Seele intereſſirten Praxis der actuellen wirklichen Geſchichte. Wenn man Geſchichte ſchreibt, ſo iſt man Napoleon nicht böſe; wenn man Geſchichte macht, ſo iſt man vielleicht ſein tödtlichſter

Feind, findet vielleicht alles ſchlecht, was er thut, nennt ihn einen Tyrannen, weil man ſein Princip negirt; man bekriegt den Feind der Freiheit und ſchlägt ihn todt. Allerdings hat die Aufklärung in dem „*böſen* Weſen" des Chriſtenthums den Feind und Tyrannen der Vernunft, endlich in dem ſchwach gewordenen Tyrannen den Narren bekämpft. Wer die ganze bisherige Geſchichte und ihr Princip verfolgt, und als Narrheit bezeichnet, was die ungeheure Aufgabe der Aufklärung war, der verhält ſich *practiſch* zu ihr, der kämpft und ringt mit ihr. Erſt nach dem Siege — und in dieſem Falle iſt die jetzige Philoſophie dem mittelaltrigen Geiſte gegenüber — wird man gerecht gegen den Feind. Der Feind wird Freund, und man erklärt ſein *Weſen* ſo gut, als ſein *Unweſen*; man *ſchilt* ihn nicht, man *begreift* ihn. Strauß und die Hegelſche Philoſophie, beide haben einen Widerwillen gegen die Praxis, d. h. gegen die *gegenwärtige* Geſchichte; allein es iſt umſonſt; trotz ihrer wiſſenſchaftlichen Unparteilichkeit ſind ſie Partei denen gegenüber, welche dieſe ganze Wiſſenſchaftlichkeit verdammen, verfolgen und *practiſch* negiren wollen; von ihnen werden ſie geſcholten, ſie werden als Feinde behandelt von der Unvernunft, die ſie tyranniſiren, und Strauß hätte die Geſchichte chriſtlicher Narrheit (die aber doch noch Vernunft im Leibe hat) in Zürich ſehr fühlbar erfahren können, wenn er es vorgezogen hätte, jene Septembertage am Ort des Kampfes ſelbſt zu verleben. Die Philoſophie iſt trotz aller olympiſchen Ruhe, die ſich auch Feuerbach und Strauß nie haben nehmen laſſen, in den practiſchen Kampf, in die actuelle Geſchichte hineingezogen: man ſchreit über ihre „ſchlechte Geſinnung", über ihre „*Wuth* zu zerſtören";

man ſucht die ganze Majorität der Dummheit und Narrheit gegen ſie aufzuwiegeln, und warum? Weil dieſe Philoſophie in der Wiſſenſchaft das erobert, was die Geſchichte bereits gewonnen hat; weil ſie alſo die letzte und höchſte Sanction einer neuen Epoche iſt; weil ſie Ernſt macht mit der Freiheit des Geiſtes und des Lebens, und weil dieſer Ernſt, man mag ihn noch ſo theoretiſch und auf der höchſten Höhe der Wiſſenſchaft halten, immer die factiſche Negation einer herrſchenden practiſchen Richtung, ſagen wir es geradezu, der reactionären Partei iſt, derjenigen Faction, welche die Reformation ſo gut als die franzöſiſche Revolution im Princip negirt, die Geiſtesfreiheit ſo gut als die politiſche Freiheit antaſtet. Dieſe Reaction mit ihren Schibolethen: „Chriſtenthum!“ und „hiſtoriſches Recht!“ kann die Philoſophie, d. h. das abſolute Recht der freien Wiſſenſchaft oder die geiſtige Freiheit, welche die Initiative aller Entwickelung verlangt, nicht ertragen. Die Philoſophie als ſolche iſt alſo der Feind des Biſchofs von Chartres ſo gut als der Berliner „Thiermenſchen“, und durch dieſe Kriegserklärung wird ſie, trotz dem, daß ſie rein und nur die Wahrheit will, oder vielmehr eben darum, weil ſie, rückſichtslos gegen die Unwahrheit, die ganze volle Wahrheit ausſpricht, zur practiſchen Partei herabgeſetzt — herabgeſetzt? ſagen wir lieber: erhoben: denn die Parteien machen die Geſchichte, und es iſt in Wahrheit eine Erhebung des Wiſſens, wenn es dem Proceſſe nicht nur zuſieht, ſondern mit voller Klarheit mitten drinne ſteht, es iſt die Erhebung des Wiſſens zur Macht und damit zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung. Die Philoſophie muß dieſen Kampf annehmen, und ſie muß ſiegreich aus ihm her vorgehen, wenn wir ein *geiſtiges* Volk bleiben, d. h. wenn wir nicht aus der *Geſchichte* der Menſchheit in die Annalen byzantiniſcher Barbarei verſtoßen werden ſollen.

Obgleich es demnach den Anſchein haben könnte, als ſei die Feuerbachiſche Kritik des Chriſtenthums mit der Aufklärung in demſelben Fall, und als träfe Feuerbach wirklich das Straußiſche Bedenken, denn die practiſche Bewandtniß, die wir eben erörtert, findet wirklich Statt: ſo iſt doch der unendliche Unterſchied von der Aufklärung vorhanden, daß dieſer practiſche Gegenſatz nur durch die gründlichſte *Erklärung*, durch die vollſtändigſte *wiſſenſchaftliche Enthüllung aller chriſtlichen Myſterien* hervorgerufen wird, und zwar ſolcher Myſterien, die, nach dem eignen Geſtändniſſe der jetzigen Maulchriſten, längſt der Geſchichte angehören. Was alſo ſchon die Aufklärung und die Geſchichte *negirt* hat, das *begreift* und *erklärt* Feuerbach aus ſeinem eignen Princip. Das Verletzende für die ſcheinheiligen, lügneriſchen, politiſchen Chriſten unſerer Tage liegt alſo vielmehr darin, daß alle Welt nun erklärt, wie *weſentlich* die von ihnen bei Seite geſchobenen Dogmen ſind, wie wenig dieſe Renommiſten alſo den Namen der Chriſten, mit dem ſie ſo viel heilloſen Spuk treiben, verdienen. Dies iſt das Kränkende, weßhalb ſich denn auch weniger die Ultra's und die Katholiken, die alle Dogmen mit Haut und Haar ſich gefallen laſſen, beſchweren, als die Mittelſorte derer, die noch auf Vernunft Anſpruch machen, und zu dem Muthe des Anachoretenthums aus der Vernunft und zu dem Entſchluſſe, die gebildete menſchliche Geſellſchaft zu verlaſſen und zu verachten, noch nicht hindurchgedrungen ſind. Allerdings gibt es nun keine Kirchengeſchichte mehr, die ſich loslöſen ließe von der Weltgeſchichte. Denn nur die Welt- und Geiſtesbildung iſt das treibende Princip der Geſchichte: käme der Kirche die Welt mit ihrer Reflexion nicht in die Quere, ſo hätte ſie keine Geſchichte, und es iſt eine ſehr beſchränkte Fiction, den Staat, die Welt und ihre Bildung und Arbeit nicht auch mitten in der Kirche, die Abſtractionen des Chriſtenthums nicht mitten im Weltleben und durch dieſen Conflict modificirt und entwickelt zu ſehen. Der Mangel dieſes Zuſammenhangs iſt der Hauptmangel der Straußiſchen Dogmatik; die Entwickelung der Dogmen für ſich fällt daher namentlich im zweiten Theile des Werks faſt ganz aus dem hiſtoriſchen Zuge heraus und in den kritiſchen hinein, und wenn das Werk beweiſt, daß die hiſtoriſche Kritik die einzig richtige iſt, ſo wird an ihm zugleich klar, daß eine dogmatiſche Entwickelung ohne die weltliche nicht zu Stande gebracht werden könne, und wenn ſie Jahrhunderte lang ſich abzuſperren vermag, eben für ſich weder Leben noch Intereſſe hat. Die Möglichkeit des Feuerbachiſchen Werkes, der einen Durchſchnitt des conſequenten und ganzen Chriſtenthums zum Gegenſtande nehmen und Luther ſo gut als Auguſtin und die alten Väter zu Gewährsmännern machen konnte und mußte, beweiſt nur, daß die Dogmatik für ſich keine Geſchichte hat, vielmehr ein geſchloſſenes Syſtem iſt, welches ſich nur in ſich bereichert und, von Außen geſtoßen und getrieben, bald dieſe, bald jene Seite erweiterte, die wahre innere Negativität der Entwickelung aber, den Zwieſpalt der Beſtimmtheit und der Idee, der Zeit und des Ideals der Zukunft, d. h. die Geſchichte nicht kennt, vielmehr ihr Ideal hinter ſich und in der abſoluten Verkündigung der Wahrheit längſt erreicht hat.

Feuerbach hat alſo in Wahrheit das große Verdienſt, der *Weltgeſchichte* ihre *univerſale* Bedeutung und dem Chriſtenthum ſeinen unhiſtoriſchen Charakter vindicirt zu haben. Dem Chriſten paſſirt die Geſchichte nur contre coeur; ſein Heil iſt nicht vorwärts, ſondern rückwärts zu ſuchen. Dies Princip wirkt alſo immer nur im Conflict mit dem Weltleben und wird nothwendig immer mehr von ihm überwunden; denn nur die reale Arbeit in der Ueberwindung der Natur, äußerlich und innerlich, führt die hiſtoriſchen Reſultate herauf. So hebt das Chriſtenthum für ſich mit all' ſeiner Nächſtenliebe weder die Tyrannei, noch die Unterthänigkeit, noch die Sklaverei auf. In der Phantaſie läßt man die Menſchen alle Brüder ſein, in der Praxis Herren und Knechte, und das chriſtliche Gewiſſen hat die Folter, die Knute, den Negerhandel, die Patrimonialgerichte u. ſ. w. ganz in der Ordnung gefunden, bis, im Widerſpruch mit dem Chriſtenthum, der Humanismus und die Weltbildung die Rechte der Menſchen proclamirten. Und nicht zufällig iſt dem Chriſtenthum dies begegnet: es „tröſtet die unterdrückte Unſchuld", wie Robespierre ſich ausdrückt, alſo auch den Sklaven mit dem Himmel und läßt ihm auf der Erde ſeine Ketten. Hierüber vergleiche man die franzöſiſchen Aufklärer.

Indem aber die Illuſionen der „chriſtlich-germaniſchen" Herrlichkeit und des „geſchichtlichen Charakters des Chriſtenthums", indem die Proclamirung der unbeſehens überall hingeſetzten Entwickelung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wird, bekommt allerdings auch die Herrlichkeit der Univerſalhiſtorie einen gewaltigen Stoß. Nicht jeder Spätgeborene iſt nun der Träger der Wahrheit, nicht jedes Volk entwickelt ſich vorwärts, die Stufen der Freiheit ſind zugleich, die der Barbarei nicht minder durch die ganze Ausbreitung der Geſchichte vorhanden. Iſt das geiſtliche Volk das geiſtige, das hiſtoriſche? Iſt es nicht vielleicht jetzt ſo gut wie je (ich brauche ſeine Rohheiten gegen die Wiſſenſchaft und Kunſt unſrer Zeit nicht zu citiren) das geſchichtswidrige, das barbariſche? Unſere gebildetſten Chriſten, welche Rollen würden ſie in Athen ſpielen, einem Manne wie Perikles, Ariſtophanes, oder gar einem der großen Philoſophen gegenüber? Iſt nicht Sokrates und Plato, und Ariſtoteles und Alexander auf einer Stufe der Bildung, wie ſie kein Chriſt, der ſein Princip feſthält, erreichen kann? Der Vorſprung des reinen Philoſophen beträgt Jahrtauſende, und dieſe armſeligen Chriſtenmenſchen, die nicht philoſophiren können, dieſe ungeheueren Anachronismen, ſind unſere Zeitgenoſſen? Welch' ein Schildkrötengang, wenn man die Menſchheit als ſolche gefördert finden will, wenn man ſagen will, der Geringſte iſt heute dem erſten Griechen voraus! Noch hat kein Volk der Erde ſo den Charakter des geiſtigen, freien und hiſtoriſchen Volkes wieder erreicht, wie die Griechen. Die Religion der Chriſten iſt ein Fortſchritt gegen die Religion der Griechen; aber die Bildung der Griechen hatte in ihren Heroen längſt das ganze Princip der Religion überſchritten: ſie hatte es zur Philoſophie und zur bürgerlichen und geiſtigen Freiheit gebracht; ſie hat darum das ungeheuere Phänomen der komödirenden Kritik aller Geſtalten des Geiſtes, die höchſte Freiheit des Proceſſes, während wir nach Jahrtauſenden nicht einmal die ernſte Kritik der Philoſophie ertragen können. Das Princip des Chriſtenthums iſt ein religiöſer Fortſchritt und ein hiſtoriſcher Rückſchritt. Im Chriſtenthum geht Bildung und Freiheit unter: erſt das Wiedererwachen des Alterthums bringt uns die Anfänge zu beiden zurück; noch aber ſind wir bei Weitem nicht wieder eingeſetzt, weder in die Rechte freier Menſchen und Statsbürger, noch freier Künſtler und Philoſophen: welcher Kerker wäre für einen heutigen Ariſtophanes tief genug? Und da nun die Philoſophie die Scholaſtik negirt, muß ſie nicht flüchten aus ihrer Heimath? Vom Staate wollen wir gar nicht reden; de mortuis nil nisi bene! Und wir wagen es, der Geſchichte ins Geſicht zu ſehen? Ob die Deutſchen der Freiheit fähig, ob ſie nun das geiſtige, das hiſtoriſche Volk, die Griechen der Neuzeit werden können, dieſen Beweis haben ſie noch erſt zu führen. Denn bis jetzt iſt nicht einmal das Intereſſe dafür vorhanden; das Intereſſe der Freiheit iſt ihnen zu geiſtig. Die Cenſur negirt die Geiſtesfreiheit, der geheime Polizeiſtaat die politiſche Freiheit und alles Intereſſe für die höchſten Güter der Menſchheit: der Deutſche empfindet das kaum; er tröſtet ſich mit dem Privatrecht und mit dem Recht, ein geiſtloſes Wohlleben zu führen. Es giebt keine Majorität für die höchſten hiſtoriſchen Ehren; es iſt noch viel weniger der Fall, daß dies Intereſſe die Macht der Zeit wäre und die Deutſchen ſchon den Namen des geiſtigen Volks und Staates verdienten. Iſt das ein Fortſchritt gegen die Griechen und ihren Geiſt? Fahren wir getroſt fort, bei ihnen in die Schule zu gehen, und wähnen wir nicht zu zeitig, ihnen gleich zu ſein.

Dies ſind ungeheuere Ketzereien gegen die Hegelſche Conſtruction der Entwickelung, ich gebe es zu; aber auch ſie ſtecken alle in Hegel. Wenn die Natur jetzt tiefer ergründet und weiter überwältigt iſt, ſo hat das nicht verhindert, daß die Feſſeln des Geiſtes geblieben ſind. Nehmen wir England, welch' ein Aufſchwung der Weltüberwindung und daneben welch' eine Rohheit in Religion und Philoſophie, und welche Lebensrohheit in ihrem Gefolge! Darf man die engliſche Rohheit neben den griechiſchen Geiſt ſtellen? Und dieſe Engländer haben wir noch um Vieles zu beneiden!

Die Geſchichte der neuen Zeit, welche durch die Weltüberwindung und die Befreiung des Geiſtes in ſich dem Ziele der freien, ſchönen und ganzen Menſchheit directer wieder zuſtrebt, hat noch weit hin, um in ihrem reicheren Material und ihrem großartigeren Umfange die ſtaunenswürdige Efflorescenz des Atticismus wieder zu erreichen. Das Princip der Subjectivität und des Gemüths, welches der unendliche Fortſchritt über den attiſchen Geiſt ſein ſoll, die Erhebung der Frauenliebe, die edlere Geſtalt der Familie, der Aufſchwung der Phantaſie, worin dieſe Welt dem Himmel geopfert wurde — alles dies gebiert eine menſchlich-werthvolle und große Welt; aber die Subjectivität zeigt ſich zugleich als Willkür und das Gemüth des Geiſtes; erſt die Bildung der Subjecte zum freien Staate, erſt die Cultivirung des Gemüths zum freien Geiſte erzeugt die wahre Menſchheit. Beides iſt noch erſt zu leiſten.

Die Progreſſen der Geſchichte ſind zugleich als

Regreſſen zu begreifen, und die ſpäteren Stufen können nur dann wieder mit Sicherheit die höheren ſein, wenn das Princip der Philoſophie und damit die Stetigkeit der Bildung geſichert iſt. Im Ganzen ſchlagen allerdings die Regreſſen zu Progreſſen aus; die Erbſchaft eines genialen Volkes kommt der Welt zu Gute; es dauert aber bisweilen unendlich lange, bis ſie mit dem Pfunde wuchern lernt, das ſie hat und oft viele Jahrhunderte nicht zu ſchätzen weiß. Im Einzelnen wird dagegen Niemand das heutige Calabrien dem alten Großgriechenland, das heutige Sicilien dem alten gleichſetzen wollen, um von der Wiege der Freiheit, dem ſchönen Griechenland und der Levante, gar nicht zu reden; wo einſt die höchſte Cultur, herrſcht jetzt die furchtbarſte Barbarei.

Freilich ergiebt ſich hieraus wiederum die Aufgabe, „die chriſtlich germaniſche“ Rohheit, die Barbarei des Mittelalters und die Reſte dieſer Zuſtände in unſern Tagen nicht nur zu erkennen, ſondern auch im Namen der Menſchheit zu beſeitigen. Die wahrhaft hiſtoriſche Anſicht alſo, die das Recht der Menſchheit für das höchſte und unverjährbare erklärt, der Barbarei gegenüber es alſo unbedingt zum Princip erhebt, würde ſogleich Hiſtorie *machen*, wie ſie durchdränge, und das iſt zuzugeben, ſie weiß, wie unendlich viel verſäumt und verdorben wird mit jedem Tage, wo man noch der Barbarei und der Unvernunft eine legitime Exiſtenz einräumt. Sollte die „chriſtlich-germaniſche“ Reaction ihr Ziel, den Katholicismus und ſeine Barbarei, wirklich wieder erreichen, ſo wäre Europa in Gefahr, die Ehre des hiſtoriſchen Namens zu verlieren. Die Gefahr der

Philoſophie iſt die Gefahr des geiſtigen Charakters; daran hängt die Geſchichte; trotzt nicht zu viel auf die Ewigkeit des Germanismus, er iſt noch gar nicht in ſeiner wahren und freien Form in die Geſchichte eingetreten, er iſt vielmehr augenſcheinlich von ihrer Höhe heruntergeſtürzt; ſeine Weisheit iſt keine Realität und ſeine Realität nicht weiſe; er hat daher die Initiative der Geſchichte an die Franzoſen verloren, und worüber er ſich ſeit einem Vierteljahrhundert beſinnt — die politiſche und die geiſtige Freiheit — beides iſt ihm eben in dieſem Augenblicke ſo gründlich verleidet, als es dem Egoismus und dem geiſtloſen Philiſterthum nur immer verleidet werden kann. „Alſo — alſo — du glaubſt nicht an dein Volk!“ ſchreien die abſtracten Patrioten. Hier iſt nichts zu glauben, ſondern zu wiſſen. Wollt ihr Freiheit haben, ſo habt ſie; daß ihr ſie aber jetzt weder habt, noch haben wollt, iſt erſt klar zu machen, um die Sehnſucht nach ihr zu faſſen. Im neunzehnten Jahrhundert iſt es nicht genug, ein Culturvolk, ein Handels- und Gewerbsvolk zu ſein; ihr müßt ein geiſtiges Volk ſein, und den freien Geiſt nicht verfolgen, ſondern zur Herrſchaft bringen; es iſt nicht genug, als Spießbürger verwaltet, als Heerde geſchont und gehütet zu werden, nicht genug, zu eſſen und zu trinken und Kinder zu zeugen: ihr müßt Staatsbürger ſein, und nicht nur Staatsbürger, wie die engliſchen Ariſtokraten, ihr müßt Idealiſten ſein. Aber ich habe dies Alles nicht geſagt, um irgend einen Philiſter zu bekehren — „bilde mir nicht ein“ ꝛc. ꝛc. — Es fragte ſich aber, wie es mit der Geſchichte und mit der Entwickelung ſtünde; und wir haben geſagt, der Genius Deutſchlands möge darauf antworten, nicht aus ſeinem wüſten „chriſtlich germaniſchen“ Gemüthe, ſondern aus dem freien Geiſte der Griechen, mit dem er nun ſchon Jahrhunderte lang ſeine rohe Arbeit zu veredeln ſtrebt.

Man wende nicht ein, unſre Geſchichte ſei nicht der Begriff der Geſchichte. Der Begriff iſt die Freiheit, das iſt aus dem Geſagten leicht abzunehmen; ihre Exiſtenz iſt, wenn auch verkümmert, überall, wo Menſchen ſind; aber wie wir die Geſchichte der afrikaniſchen Neger weder erforſchen, noch beſchreiben, ſo iſt die Geſchichte, welche ihrem Begriff entſpricht, und der Mühe werth iſt, nur die Geſchichte der geiſtigen Völker. Stehen wir ihr ſo nahe, daß wir dies begreifen, und ſo fern, daß wir noch nicht warm zu werden vermochten für dieſen Begriff, ſo ſind wir es in der That, bei denen in Ehre und Unehre vom Begriff der Geſchichte, d. h. der Freiheit, die Rede iſt.

Haben wir nun den Vorwurf gegen die neueſte humaniſtiſche Richtung der Philoſophie, welcher in der Frage liegt, was wird bei ihr aus der Geſchichte? herumgedreht in die Antwort: aus ihr und durch ſie wird erſt die Geſchichte; während Hegel ſie abſchließt, fängt die Kritik Hegels und des Chriſtenthums (welches ſie ebenfalls in ihrem Weltende aufhebt) die wahre Geſchichte erſt an. Den Abſchluß einer Weltperiode darf man im Chriſtenthum ſowohl als im abſolutem Syſtem anerkennen; aber dies Ende muß nothwendig ein neuer Anfang ſein. Aus der Anerkennung eines Vernunftproceſſes in der Geſchichte muß die Kritik nothwendig die Erklärung der geweſenen Vernunft, die es alſo jetzt nicht mehr in der angemeſſenen Form iſt, hervorgehen laſſen; und es leuchtet ein, daß dieſes Begreifen der Vergangenheit ſchon das theoretiſche Daſein, d. h. die Forderung der Zukunft iſt. Darum muß jede Kritik, der ihr Geſchäft gelingt, die erkannte Geſchichte in werdende Geſchichte umſetzen: das Werden dieſer Erkenntniß iſt der Proceß ſelbſt. Mit dem Vorwurf des ungeſchichtlichen Princips meint man alſo vielmehr das Geſchichtemachen — weshalb denn auch von andern Seiten das Ueberſtürzen der Bewegung, oder im Munde des geiſtigen Pöbels: „die Wuth des Zerſtörens“, „das alles zerfreſſende Gift der Philoſophie“, vorgebracht wird.

Die wichtigſte Poſition der Hegelſchen Philoſophie iſt ihr Begriff der Entwickelung oder der Freiheit und der Geſchichte; wir mußten daher ernſtlich auf ihn eingehen und nachweiſen, daß er nicht aufgegeben, ſondern nur zu ſeinen Conſequenzen oder zu ſeiner Wahrheit fortgeführt werde. Minder wichtig iſt der Vorwurf des Subjectivismus, welcher Feuerbach gemacht wird. Philoſophie und Religion, beide ſind gleichmäßig darüber im Reinen, daß die Subjectivität das wahre Weſen ſei: den Unterſchied der Auffaſſung hat Feuerbach nachgewieſen, ebenſo den Unterſchied der Objectivirung oder des Verhaltens der Subjecte zum Weſen. Subjectivität iſt der Proceß der ſelbſtbewußten Subſtanz; die Subjecte realiſiren ihn. Um alſo aus dem Subjectivismus eine Einſeitigkeit zu machen, muß gedacht werden, entweder der Proceß als ein bloß formeller und leerer, oder das Subject als das vom wahren Inhalt Abgetrennte, das bloß Empiriſche, der „Thiermenſch“, um mit einem begriffloſen Subjecte vom Subjecte, das ſeinem Begriffe widerſpricht, zu reden.

Es leuchtet ein, daß beide Abſtractionen Feuerbach nicht vorgeworfen werden können: weder iſt der Menſch bei ihm das rohe Subject oder der bloß natürliche Menſch, der noch nicht wirklich Menſch wäre, noch das Göttliche die leere Bewegung, es iſt vielmehr das Reich der Freiheit und ſeine Realität in Liebe, Sitte und Freiheit. Wenn aber geſagt würde, das Verhältniß des Geiſtes zur Natur ſei in der Kritik des Weſens des Chriſtenthums nicht erörtert, ſo gehört dieſe Frage nicht hierher, wenigſtens nicht weiter, als ſie in dem Capitel über die Natur in Gott erörtert iſt.

Die Theologen aber meinen es mit dem Subjectivismus ſehr einfach. Sie ſagen: „Gott iſt Gott ꝛc. ꝛc.“, und denken daran die wahre Objectivität zu haben, d. h. ſie ſagen dasjenige noch einmal, was Feuerbach als ihren Gedanken nachweiſt, und ignoriren den Sinn und Inhalt, über den er ſie aufklärt; denn dieſer Inhalt, die abſoluten Mächte des Geiſtes, ſind ihnen keine Objectivität, d. h. ſie wiſſen dieſelben nicht ernſtlich als abſolute Mächte und als höchſte Realität zu begreifen. „Gegen die Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.“ Die theologiſchen Objectiviſten wiſſen weder was Objectivität des Subjectiven, noch überhaupt was die Natur ſolcher Reflexionsbeſtimmungen iſt. Ihr Einwurf hat gar keine wiſſenſchaftliche Dignität.

Eher könnte man die Frage gelten laſſen: was für ein Glaube bleibt, wenn das Ueberſinnliche und Göttliche nicht jenſeits iſt?

Aber wer läugnet denn das Jenſeits der Freiheit für den Sclaven, das Jenſeits der Liebe für den Rohen, das Jenſeits alles Göttlichen für den ungebildeten

Geiſt und das gefühlloſe Herz? O, es bleibt genug zu glauben übrig, und es gehört die ganze Stärke der Philoſophie dazu, an die Realiſirung der Vernunft mitten in der Unvernunft zu glauben. Wir meinen dies ernſtlich. Jede Zeit hebt ſich ſelbſt auf; jedes Volk iſt in Gefahr, ſeine geſchichtliche Ehre zu verlieren, wenn es ſie beſitzt, und braucht alle ſeine Kraft, ſie zu erringen, wenn es ſie nicht beſitzt; in dieſem Kampf der Vernunft mit der Natur im Geiſte, mit dem unvernünftigen, rohen Gemüth, mit dem ſchlechten, nur das Gemeine, Ungöttliche, nicht das Ewige, Geiſtige begreifenden Willen, iſt der Glaube an die gegenwärtige und künftige Wirklichkeit und Uebermacht der abſoluten Mächte des Geiſtes eine Aufgabe, die unumgänglich gelöſt ſein muß, um überhaupt das Problem der Freiheit zu löſen, um überhaupt zu einer religiöſen Einigung des Individuums mit der Gattung, d. h. zu der höchſten geiſtigen Befriedigung zu gelangen.

Dieſer Glaube beſitzt im Regiren das Poſitive, im Untergang den Aufgang, im Ende den Anfang, im ſchnellſten Proceß die Ruhe der ewigen Wahrheit. Jede Beſtimmtheit iſt endlich, nur das Weſen ewig; dies ſchreitet von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk in ſeiner Selbſtverwirklichung fort; es erhebt die Menſchen und die Völker, die es begreifen, auf den Thron der höchſten Ehre, und ſtürzt in die Nacht der Barbarei, die ſein ewiges Walten verkennen und vor dem unerbittlichen Umſchwung ſeines Lichtes zaghaft zurückweichen.

Es iſt offenbart, aber es iſt verborgen nach wie vor. Dieſer Widerſpruch iſt der Trieb der Geſchichte dieſe Noth die Luſt des Kampfes, ſeine Phaſen die Probleme der Zeiten, ihre Löſung die Jubelperioden großer Siege, und das Mitgefühl dieſer Kämpfe, dieſer Zweifel und dieſer Siege die Religion und die höchſte Befriedigung des Menſchen.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

Pamphlete und Briefe

von

Paul Louis Courier.

Herausgegeben

von

Arnold Ruge.

Nebſt

Couriers Leben von Armand Carrel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Verlagsbureau.
1850.

Vorwort.

Die Pietät der Franzoſen für dieſen großen Künſtler in der naiven Satire hat ſie zu einer ſehr umfangreichen Sammlung von Gelegenheitsſchriften, Ueberſetzungs-Fragmenten und Briefen Couriers getrieben, welche 1847 bei den Gebrüdern Firmin Didot in Paris erſchien. In Zeiten großer Muße hätten auch wir Deutſche uns wohl hinreißen laſſen, dem liebenswürdigen, geiſt- und charaktervollen Winzer der Touraine bis in alle Details ſeiner Studien und Verbindungen zu folgen. Jetzt, wo unſre Schickſale ſo reißend zur Entſcheidung ſtürzen, wo die Politik uns kaum darüber zur Beſinnung kommen läßt, daß unſre Könige die franzöſiſchen Könige und unſre Krämer die Krämer der franzöſiſchen Könige kopiren, jetzt können wir für das reizende Spiegelbild aus der konſtitutionellen Tyrannei der alten Bourbonen, welches Paul Louis Courier uns bietet, nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit erwarten. Dieſe aber iſt ſehr lohnend. Wir trafen aus dieſer Rückſicht dieſe Auswahl.

Berlin, den 1. Dezember 1849.

A. Ruge.

Ueber

aul Louis Courier's

Leben und Schriften

von

Armand Carrel.

Das Leben eines großen Schriftſtellers iſt der beſte Kommentar ſeiner Schriften, es iſt die Erklärung und ſo zu ſagen die Geſchichte ſeines Talents. Dies iſt ganz beſonders von dem wahr, der die Litteratur nicht zu ſeinem Lebensberuf gewählt hat und deſſen Einbildungskraft in dem Alter der Thätigkeit und der lebhaften Eindrücke nicht in den vier Wänden der Studierſtube oder in dem engen Kreiſe einer litterariſchen Koterie verarmt iſt. Wenn es jetzt wenig Schriftſteller giebt, deren Leben wir, nachdem wir ſie geleſen haben, noch kennen zu lernen wünſchen, ſo kommt dies daher, weil es wenige giebt, die durch einen ſelbſtſtändigen Charakter auffallen und in denen ſich der Menſch offenbart, wie er durch eine große Anzahl verſchiedener Lebensſituationen ſich erprobt und entwickelt hat. Gleiche Studien unter denſelben Lehrern, unter dem Einfluß derſelben Verhältniſſe und Doktrinen, dieſelbe Abgeſchliffenheit, wie man ſie in einer Welt erwirbt, die aus einigen Salons beſteht; dies ſind die Quellen der Originalität für viele Schriftſteller, die von der Schule bis zur Akademie ſich die Hände reichen, unter ſich leben, wenig ſehen und noch weniger handeln, aber ſich gegenſeitig nachahmen, bewundern und mit mehr Aufrichtigkeit, als man ihnen zutraut, ſich auch gegenſeitig loben. Daher kommt es, daß ſo viele Bücher der verſchiedenſten Art eine ſo ähnliche Phyſiognomie haben, daß man glauben möchte, ſie wären aus derſelben Feder gefloſſen. Man findet darin Geiſt, Wiſſen, bisweilen Tiefe, das Gepräge einer etwas entſchiedenen Individualität niemals. Es iſt ſtets eine gewiſſe ſteife, gezierte, einförmige, hinlänglich ſorgfältige Schreibart, aber ohne Wärme, ohne Leben, farblos oder fehlerhaft maleriſch, kurz jene Manier, die ein für ernſte Mienen gar zu leicht eingenommenes Publikum ganz und gar als einen litterariſchen Fortſchritt hingenommen hat. Das Beiſpiel iſt anſteckend, und der Beifall, der dem ſchlechten Geſchmack gezollt wird, verdirbt den guten. So oft man daher nach Erfolgen von einer gewiſſen Bedeutung ſtrebte, zwang man ſich, wie die ſogenannten Kraftmenſchen zu ſchreiben; man mußte dies Familienkleid anziehen, um unter die Kapazitäten gezählt, um nicht eines thörigten Widerſtandes gegen die Revolution beſchuldigt zu werden, die das 19te Jahrhundert in den Formen des Gedankens hervorgebracht hatte.

Wenn die vollſtändige Befreiung von dem Joche des Herkommens einer Epoche als charakteriſtiſche Seite des Talents angeſehen werden kann, ſo war Paul Louis Courier der ausgezeichnetſte Schriftſteller dieſer Zeit, denn nicht eine Seite iſt aus ſeiner Feder gefloſſen, die einem Andern als ihm zugeſchrieben werden könnte. Ideen, Vorurtheile, Anſichten, Geſinnungen, Wendung, Ausdruck in dem, was er hervorgebracht hat, Alles iſt ihm eigen. In einer Vergangenheit lebend, die er allein das Geheimniß zu reproduziren beſaß, und ſelbſt ein Gegenſtand der Verſuchung und des Verzweifelns für Nachahmer, ſegelte er ſo zu ſagen immer allein, folgte nur ſeinen eigenen Eingebungen, kümmerte ſich wenig um Zeitgenoſſen von Ruf, ja um Berühmtheiten und ging auf die Leſer aus dem Volke gerade zu, weil er ſichrer war, von der ungelehrten Maſſe empfunden, als von den Akademikern und vornehmen Doktoren gebilligt zu werden. Zu gelehrt, um nicht zu bemerken, daß ihm Keiner an Kenntniß der allgemeinen Hülfsmittel der Sprache und des eigenthümlichen Genius unſerer Litteratur gleich kam und überzeugt, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Streifzüge ihn gelehrt hatten, was die Bücher Andern nicht beizubringen vermögen, achtete er weder auf Kritik, noch auf Rathſchläge. Mitten unter Leuten, die zu arbeiten ſchienen, um ſich einander zu gleichen und die mit den gegenſeitigen Süßigkeiten der litterariſchen Brüderſchaft Handel trieben, ſtellte er ſich allein hin, ohne Gönner, ohne Freunde, ohne Gevattern, ſprach wie er es gelernt hatte, in dem Tone, der ihm am beſten zuſagte und wurde gehört. Er erhob ſich bis zur Berühmtheit, ohne auch nur nach einem der Beiſpiele ſich umzuformen, die ihn umgaben, ohne im Geringſten den Einflüſſen ſich unterzuordnen, unter welchen nicht minder glücklich gebildete Talente als das ſeinige, die Bewegung, die Freiheit, die Begeiſterung verloren hatten. Aber wo iſt auch ein Leben wie dieſes, ſo herumſchweifend und doch ſo geſammelt, ſo durchkreuzt von Beſchäftigungen, Abenteuern und verſchiedenen Glückswechſeln, ſo in Anſpruch genommen von dem Studium der Bücher und ſo eigenthümlich getheilt in Verſuchen, Erfahrungen, Täuſchungen von Seiten der Ereigniſſe und der Menſchen? Betrachtet man dieſes Leben, ſo begreift man, daß Courier in der That zu ſeiner Zeit ein durchaus abſonderlicher Schriftſteller bleiben mußte.

Paul Louis Courier iſt 1773 zu Paris geboren. Sein Vater, ein reicher Bürger von vielem Geiſt und litterariſcher Bildung, wäre beinah von den Leuten eines großen Herrn ermordet worden, der ihn beſchuldigte, ſeine Frau verführt zu haben und dafür bedeutende Summen, die er ihm ſchuldig war, zurückzuzahlen verweigerte. Das Abenteuer hatte ungeheures Aufſehen gemacht, und der Verführer der Herzogin von O.... mußte Paris verlaſſen und ſeinen Wohnſitz in der Provinz nehmen. Dies war ein glücklicher Umſtand für den jungen Courier. Sein Vater zog ſich in die ſchönen Kantone der Touraine zurück, deren Namen durch die *einfache Anſprache* und die *Petition der Landleute, die man zu tanzen verhindert*, populär geworden ſind, wo er ſich ganz und gar der Erziehung ſeines Sohnes widmete. In dieſen Gegenden durch die erſten väterlichen Geſpräche entſtand in unſerm unvergleichlichen Pamphletiſten der Widerwille, den er ſein ganzes Leben für eine gewiſſe Klaſſe von Adligen gezeigt hat, und jener ſo reine Geſchmack für das Alterthum, den ſeine ſämmtlichen Schriften athmen. Gleichwohl gehörte viel dazu, bis der Schüler von dem Lehrer errathen wurde. Paul Louis war von ſeinem Vater für das Geniewеſen beſtimmt. Zu fünfzehn Jahren befand er ſich unter den Händen der Mathematiker Calley und Labey. Unter dieſen ausgezeichneten Lehrern offenbarte er eine große Leichtigkeit des Begriffs, aber wenig von jener Lernbegierde, von jener Thätigkeit des Geiſtes, die allein in den exakten Wiſſenſchaften zu großen Fortſchritten führen. Seines Vaters Wunſch war es, daß ſeine litterariſchen Uebungen ihm nur als Zerſtreuung, als Erleichterung für minder lachende und nützlichere Arbeiten dienen möchten. Aber Paul Louis wurde immer lebhafter zu den Studien zurückgeführt, die ſeine erſte Jugend beſchäftigt hatten. Der verführeriſche Einfluß, den einige alte Schriftſteller, die bereits ſeine Vorbilder geworden waren, auf ihn ausübten, vermehrte ſich mit den Jahren und den Bemühungen, die man anwandte, ihn mehr zu einem gelehrten, als unterrichteten Menſchen zu bilden und er ſagt, daß er alle Wahrheiten Euklids für eine Seite des Iſokrates hingegeben haben würde. Er trennte ſich nicht von ſeinen griechiſchen Büchern und opferte ihnen alle Zeit, die er den Wiſſenſchaften entziehen konnte. Immer gründlicher drang er in dieſe Litteratur ohne Gleichen ein, den Nutzen bereits ahnend, den er für den ſchriftſtelleriſchen Gebrauch ſeiner Mutterſprache daraus ziehen ſollte. Inzwiſchen brach die Revolution aus. Die Ereigniſſe drängten ſich und drohten die Menſchen auf lange Zeit ihren Neigungen zu einſamen Studien zu entreißen. Der Zeitpunkt war gekommen, wo Jeder an der allgemeinen Bewegung der Nation einen thätigen Antheil zu nehmen hatte. Man war ſich bewußt, daß es um die Eroberung der Freiheit gehe. Der Krieg bereitete ſich vor und es ließ ſich vorausſehn, daß er ſo lange dauern würde, als es in Frankreich Arme und jenſeits des Rheins Emigranten geben würde. Die Umſtände wollten ſonach, daß der junge Courier ſeine Neigungen den Plänen aufopferte, die ſein Vater von Anfang an ſeinetwegen entworfen hatte. Er trat in die Artillerieſchule zu Chalons ein und befand ſich darin zur Zeit der preußiſchen Invaſion im Jahre 1792. Die ganze Stadt war damals in Verwirrung und der junge Courier, der mit ſeinen Kameraden zur Bewachung der Thore verwendet wurde, war wenige Tage Soldat. Da die Invaſion den kühnen Bewegungen Dumouriez's in der Argonne weichen mußte, ſo hatte Paul Louis Muße, ſeine militäriſchen Studien zu vollenden, bis er endlich 1793 die Schule von Chalons als Artillerie-Offizier verließ und nach der Grenze dirigirt wurde.

Hier beginnt die militäriſche Laufbahn Courier's, gewiß eine der ſeltſamſten, welche die langen Kriege und die großen Armeen der Revolution geſehen haben. Es iſt dies keine Uebertreibung. Schlagt die zahlreichen Biographien unſerer Zeitgenoſſen nach; faſt auf jeder Seite ſteht die Geſchichte eines dieſer improviſirten Bürgerſoldaten von 1792, die allmählig aus dem Kriegshandwerk einen Beruf machten, in den Graden aufrückten, hier und dort auf den Schlachtfeldern ſtarben, und eine mehr oder weniger glänzende Erwähnung erlangten. Welche Familie hat daher nicht ihren Heros beſeſſen, von dem ſie noch den republikaniſchen Federhut oder das kaiſerliche Kreuz bewahrt und den ſie durch eine kurze Anzeige im Moniteur oder in den nekrologiſchen Tabellen des Herrn Pankoucke zu verewigen Sorge getragen hat? Das Leben aller dieſer zwiſchen dem Grade eines Kapitäns und dem eines Brigade- oder Diviſionskommandeurs dahin geſtorbenen Offiziere iſt ſich gleich. Wenn man ihren Enthuſiasmus von 20 Jahren, die heilige Flamme ihres reiferen Alters, ihre Feldzüge durch ganz Europa, die Siege, bei denen ſie Jeder in ſeiner Stellung mitgewirkt, die Fahnen, die ſie vom Feinde erbeutet, ihre Wunden endlich, ihre zerſchoſſenen Gliedmaßen, ihr glorreiches Ende beſprochen hat, bleibt nichts hinzuzuſetzen, was in ihnen mehr als den Menſchen zeigte, der beſtimmt iſt abzuſchlachten und abgeſchlachtet zu werden. Wahrlich da iſt Courier ein anderer Held. Soldat, weil er muß und ſich auf das Handwerk verſtehend, da er, wie Bonaparte, es ſchulmäßig erlernt hat, verabſcheut er den Krieg, ſobald er ihn in der Nähe ſieht und doch bleibt er auf dem Platze, wohin die Erziehung und die Ereigniſſe ihn geſtellt haben. Der Lärm eines Feldlagers, die Hin- und Herzüge, die mit dem Namen gelehrter Märſche geſchmückt werden, hindern ihn eben ſo wenig, als das Geräuſch einer Stadt, in ſeinen Träumen, ſeinen Beobachtungen, in dem unzuſammenhängenden, müheloſen Studium einiger Bücher, die leicht mitzuführen, leicht zu erſetzen ſind. Es kommt auch die Gefahr hinzu, aber er geht ihr nicht aus dem Wege, ohne ſie aufzuſuchen. Es geht ihm darum, die Dinge kennen zu lernen und das Recht zu haben, ſich über die Tapfern luſtig machen zu dürfen, die nichts als tapfer ſind. Rings um ihn her avancirt man, macht von ſich reden; man bedeckt ſich mit Ruhm; man bereichert ſich durch Beute; für ihn ſind die Berichte der Generäle, die Avancementsliſte, der Armee-Tagesbefehl nur Lügen und Generalſtabskabalen; er übernimmt oft die gefährlichſten Aufträge, ohne Gelegenheit zu einer Auszeichnung zu finden, als ob das eine Wiſſenſchaft wäre, die er nicht kennt; und was ſein Siegesloos betrifft, ſo findet er es in dem wiederholten Betrachten der Kunſtdenkmäler und Civiliſation des beſiegten Volkes. Noch iſt es aller Welt unbekannt, daß er gelehrt iſt, daß er ſich auf Inſchriften, Manuſcripte, alte Sprachen verſteht; er iſt eben ſo ungeeignet, einen Heros des Kriegsbülletins, als einen Gelehrten im Gefolge der Armee zu ſpielen, dafür bezahlt, die feindliche Beute abzuſchätzen und aufzufinden, was nicht verloren iſt. Fünfzehn Jahre ſeines Lebens werden ſo hingebracht, und nach Verlauf dieſer Zeit offenbaren die erſten Seiten, die er der Oeffentlichkeit übergiebt, einen Schriftſteller, wie Frankreich ſeit Paskal und Lafontaine keinen gehabt hat. Gewiß war es nicht zu viel geſagt, daß dieſe Militärlaufbahn in unſern langen Revolutionskriegen einzig in ihrer Art ſei.

Ohne Zweifel bedurfte es 1793, als Courier bei der Rheinarmee ankam, wenn man Kenntniſſe und Charakter beſaß, nur eines ſehr geringen Ehrgeizes, um mit reißender Schnelligkeit zu avanciren. Dies war die ſtarke Seite der Revolution, und es genügte, jung zu ſein und Enthuſiasmus zu zeigen, um zu den höchſten Graden befördert zu werden. Hoche, Armeegeneral, 23 Jahre alt und Oberbefehlshaber am Rhein, hatte einen Generalſtabschef von 18 Jahren und war von Oberſten und Brigadechefs umgeben, die noch nicht zwanzig alt waren. Dasſelbe war auf allen Gränzlinien der Fall. Courier, der bis 1795 in der Rhein- und der Rhein- und Moſelarmee diente, beſaß das republikaniſche Feuer nicht, das die Conventskommiſſäre mit ſo großer Freigebigkeit belohnten. Wahrſcheinlich empfand er auch für die Prokonſuln die Ergebenheit und Bewunderung nicht, die ſie jungen Militärs einflößten, welche mehr Feuer und weniger Kenntniſſe beſaßen als er. Er ließ ſich verwenden, bot ſich den Gelegenheiten wenig dar und verbrachte ſeine beſte Zeit damit, in den Abteien und alten Schlöſſern auf beiden Seiten des Rheins nach alten Büchern umherzuſuchen. Die Briefe, die er damals an ſeine Mutter ſchrieb, ſind, wie alle aus jener Periode, zurückhaltend, myſteriös und berühren kaum die Vorgänge; es herrſcht darin eine traurige Stimmung und wenig Vertrauen auf die Zukunft. Aber die Weiſe, in welcher der junge Artillerie-Offizier von ſeinen Studien und Büchern ſpricht, läßt ſchon ſeine Laufbahn und ſein Syſtem als Schriftſteller in deutlichen Zügen erkennen. „Ich liebe es,“ ſagte er, „die Bücher nochmals zu leſen, die ich ſchon unzählige Male geleſen habe, und erwerbe dadurch zwar nicht ſehr ausgedehnte, aber deſto ſolidere Kenntniſſe. Ich werde nie eine große Kenntniß der Geſchichte erlangen, die weit mehr Lektüre erfordert, aber ich werde dabei etwas Anderes gewinnen, was meines Erachtens größeren Werth hat.“ Auf dieſe Weiſe hat Courier ſein ganzes Leben hindurch ſtudirt, auch iſt ſeine geringe Neigung zur Geſchichte faſt unveränderlich dieſelbe geblieben. Er hat ſie nie der Ereigniſſe ſelbſt wegen geleſen, ſondern wegen des Schmuckes, womit die großen Schriftſteller des Alterthums ſie ausgeſtattet haben. Der noch ſehr junge Bonaparte hatte ſeine erſten Ideen über die Politik und den Krieg aus dem Plutarch geſchöpft. Derſelbe Schriftſteller war der Liebling des Artillerie-Lieutenants Courier, aber er ſah in ihm den Künſtler, den genialen Erzähler. Das Leben Hannibals ergötzte ihn, wie die Erzählung von Kindermährchen Lafontaine bezaubert haben würde. Bei dieſer Vorliebe, die einem untergeordneten Geiſte ähnlich ſieht, hat er ſtets verharrt und ſich ihr überlaſſend, gleichwohl von der Geſchichte Alles gewußt, was er bedurfte, um ein politiſcher Schriftſteller erſten Ranges zu werden. Die Geſchichte aller Zeiten wurde häufig von ihm citirt und zum Zeugniß aufgerufen, und immer in einer Deutung, die nur ihm angehörte, mit einem Verſtand, einer Kraft, einer Sicherheit der Anwendung, daß die Gewalt, die er niederſchmettern wollte, ſtets davon überwältigt wurde.

Im Jahre 1795 ſieht man Courier, der immer noch Subalternoffizier in der Artillerie iſt, plötzlich vor Mainz die Armee verlaſſen und ohne Genehmigung des Gouvernements nach Frankreich zurückkehren. Das Elend, die Entbehrungen, die ruhm- und erfolgloſen Anſtrengungen bei der Blokade von Mainz, ſind vielleicht die härteſte Probe, die unſere republikaniſchen Heere zu beſtehen hatten; der Marſchall Gouvion St. Cyre entwirft davon in ſeinen Memoiren ein jammervolles Bild. Bei Erwähnung dieſes Feldzugs ſchreibt Courier ſpäter: „Ich glaubte dabei zu erfrieren und niemals war ich einer vollſtändigen Kryſtalliſation ſo nahe.“ Aber es ſcheint, daß er ſeinen Poſten aus einem anderen Grunde, als aus Furcht in den Trancheen von der Kälte übernommen zu werden und zu kryſtalliſiren, verlaſſen habe. Sein Vater war geſtorben und die durchaus kindliche Nothwendigkeit, zu ſeiner kranken und verzweifelten Mutter in aller Eile ſich zu begeben, hatte ihn die Pflicht, die ihn an die Kanonen feſſelte, vergeſſen laſſen. In Folge dieſes Jugendſtreiches verbarg er ſich in einem kleinen Landhauſe in der Gegend von Alby, wo er mit einer bewundernswürdigen Sicherheit die Rede pro Ligario zu überſetzen anfing, indeß man ihn Seitens der Armee als Deſerteur reklamirte und er große Gefahr lief, als ſolcher behandelt zu werden. Einſichtsvollere Freunde thaten inzwiſchen Schritte, ihn vor den Verfolgungen ſicher zu ſtellen, die er ſich zugezogen hatte. Es gelang ihnen, aber der Schimpf blieb auf ihm ſitzen und vielleicht war dieſer für Courier die Hauptveranlaſſung, ſich während der ganzen Carriere in ſeiner philoſophiſchen Entfernung von den höheren Graden zu erhalten. In den ſchönen Jahren 1796 und 1797, die den Triumph der Revolution ſicherten, während unter Bonaparte in Italien der Sieg eine Maſſe unbekannter Menſchen aus den Reihen hervorgehen ſah, deren Namen nicht mehr aufhörten, das Gerücht zu beſchäftigen, zählte Courier im Innern Kugeln und inſpizirte Lafetten, ein Dienſt, der unter ſolchen Verhältniſſen für eine Ungnade gelten konnte. Aber Courier, damals 23 Jahre alt, war mit Allem zufrieden. Die erſten Jahre nach ſeinem Austritt aus der Schule zu Chalons waren ihm durch die finſtere Disziplin verbittert worden, die unter dem Convent den Armeen auferlegt war. Mit dem Hang nach Unabhängigkeit und freien geiſtigen Genüſſen zur Zeit des Schreckens in die Welt treten, war ein ſehr ſchlimmes Begegniß; daher ging Courier lebhaft in die unblutige, aber geräuſchvolle Reaktion ein, welche die erſte Periode des Direktoriums gegen die vom Convent dekretirte Strenge ausbrechen ſah; eine Reaktion, die im Süden leidenſchaftlicher und thörichter war, als irgendwo. Man ſtürzte ſich in Feſte, Gaſtmähler, Tanzvergnügen, Beluſtigungen aller Art. Männer und Frauen empfanden ein Vergnügen, als Freunde, als Verwandte, als Angehörige deſſelben Kreiſes, nicht minder als Bürger und Bürgerinnen einander wieder zu finden, ein Vergnügen, das ſelbſt nicht ohne Nachtheil für den inneren Frieden der Familien war. Unſer Philoſoph lernte das Tanzen mit dem ernſthafteſten Fleiß und beſuchte Bälle, Schauſpiele, Geſellſchaften. Seine Heiterkeit, ſeine komiſche Laune, die ſich der Satire und der Bitterkeit noch nicht zugewendet hatte, machten ihn bei den Frauen beliebt. Er gefiel ſo gut, daß er eines ſchönen Morgens Toulouſe verlaſſen mußte, um, wie ſein Vater, der Rache einer beleidigten Familie zu entgehen. Sein männlicher Umgang war ſehr zahlreich; vor Allen gewann er einen Polen von vieler Gelehrſamkeit und großem antiquariſchen Geſchmack lieb. Er brachte ganze Tage in der Unterhaltung mit ihm zu, entweder in einer Stube oder auf Spaziergängen durch die Alleen, die dem Südkanal entlang laufen. Was für Unterhaltungen es waren, davon kann man ſich einen Begriff machen, wenn man die unglücklicherweiſe wenig zahlreichen Briefe lieſt, die aus Italien von Courier an Herrn Chlewasky gerichtet ſind.

Bei ſeiner Durchreiſe durch Lyon (1798) nach Italien, wohin man ihn zur Uebernahme des Kommandos einer Artilleriekompagnie ſchickte, ſchrieb Courier an Herrn Chlewasky: „Lektüren, Reiſen, Schauſpiel, Bälle, Schriftſteller, Frauen, Paris, Lyon, die Alpen, Italien, dies iſt die Odyſſee, die ich für Sie aufhebe. Meine Briefe werden Ihnen eine Seite für eine Linie regnen.“ Er hielt nur theilweiſe Wort. Im Allgemeinen ſchreibt man deſto weniger, je mehr man ſieht; je lebhafter die Eindrücke ſind, deſto weniger iſt man verſucht, ſie wiedergeben zu wollen. Und dann fehlte viel, daß dieſes Italien, welches Courier ſtets erſehnt hatte, ihm die lachenden Bilder gezeigt hätte, auf die ſeine Einbildungskraft ſich ohne Zweifel vorbereitet hatte. Kaum hatte er die Alpen überſchritten, als der Zuſtand der Unterdrückung, der Erniedrigung und des Elends, worin das Land ſich befand, ſeine Künſtlerſeele betrübte. Er durchwanderte die ſchöne und traurige Halbinſel und hatte von Mailand bis Tarent daſſelbe Schauſpiel. Er ſah die zu große Strenge, womit Bonaparte gegen ſeine Eroberung, die ſchon zuſammenzufallen drohte, verfuhr, ein Verfahren, das durch die Habgier, die Unwiſſenheit und den brutalen Trotz der Menſchen, die er bei dieſen improviſirten Regierungen anſtellen mußte, unerträglich geworden war. Er ſah die Elite der italieniſchen Geſellſchaft vor den franzöſiſchen Agenten ſich in der niedrigſten Weiſe demüthigen und unſeren ſoldatiſchen Emporkömmlingen den Hof machen, obgleich ſie ihren Werth wohl zu ſchätzen wußte; und dieſe ganze ausgeartete Race in republikaniſchen Demonſtrationen ſich erſchöpfen, ſich ausplündern, bis auf's Hemd ausziehen laſſen, von Schreibern, Armeebedienten, Lieferanten, die, unſere bevorſtehenden Unfälle vorausſehend, ſich bei den Generälen ein Verdienſt damit erwarben, Alles fortzuſchleppen, was nicht zerſtört werden konnte. Man kann nicht leugnen, daß dies der Zuſtand Italiens nach der erſten Abreiſe Bonaparte's geweſen ſei und daß die ſchändlichſten Unordnungen, die zügelloſeſte Plünderung die franzöſiſche Herrſchaft ungeſtraft daſelbſt entehrt haben. Der Krieg, der zwiſchen den Regierungskommiſſären und Militärkommandanten ausgebrochen war, hatte jede Disziplin, jede regelmäßige Verwaltung unmöglich gemacht und es gab keinen ſo niedrigen Agenten, der ſich nicht für berechtigt hielt, Bonaparte nachzuahmen und das Löſegeld der italieniſchen Städte in Meiſterwerken der Kunſt zahlen zu laſſen. Courier wird nicht zu den Verläumdern unſerer Revolution gezählt werden, weil er unter dem Eindruck eines ſolchen Schauſpiels jene beredten Proteſtationen geſchrieben hat, die er zur Zeit ihrer Abfaſſung nur hätte veröffentlichen dürfen, um das ganze gebildete Europa gegen die Räuber Italiens zu entrüſten.

„Sagen Sie,“ ſchrieb er ſeinem Freunde Chlewasky,“ ſagen Sie denen, die Rom ſehen wollen, daß ſie ſich beeilen, denn jeden Tag ſchändet das Eiſen des Soldaten und die Klaue der franzöſiſchen Agenten ſeine einfachen Schönheiten und berauben es ſeines Schmuckes. Ich erlaube Ihnen, mein Herr, der Sie an die einfache und edle Sprache des Alterthums gewöhnt ſind, dieſe Ausdrücke zu blumenreich oder ſogar zu geziert zu finden; aber ich kenne keine traurigeren, um Ihnen den Zuſtand von Verfall, Elend und Schande zu ſchildern, in welchen dieſes arme Rom verſunken iſt, das Sie ſo glänzend geſehen haben und das man jetzt bis auf die Ruinen zerſtört. Sonſt, wie Sie wiſſen, begab man ſich aus allen Ländern der Welt dahin. Wie viel Fremde waren nur auf einen Winter hingekommen, die ihr ganzes Leben dort zugebracht haben! Gegenwärtig bleiben nur diejenigen dort, die nicht haben fliehen können, oder ſolche, die mit dem Dolch in der Hand in den Lumpen eines verhungernden Volks noch nach einem ſo vielen Erpreſſungen und Räubereien entgangenen Gegenſtande ſuchen... Roms Denkmäler werden nicht viel beſſer behandelt, als das Volk. Ich beweine noch einen niedlichen Hermesknaben, den ich ganz geſehen hatte, den Kopf in eine Löwenhaut gehüllt und auf der Schulter eine kleine Keule tragend. Sie ſehen, es war ein Kupido, der die Waffen des Herkules entwendet; ein Stück von ausgezeichneter Arbeit und griechiſch, wenn ich nicht irre. Es iſt nur noch die Baſe davon vorhanden, auf welche ich mit Bleiſtift geſchrieben habe: Lugete Veneres Cupidinesque, und die zerſtreuten Stücke, die Mengs und Winkelmann vor Schmerz ſterben laſſen würden, wenn ſie das Unglück gehabt hätten, lange genug zu leben, um dieſes Schauſpiel zu ſehen. Alles, was bei den Karthäuſern in der Villa Albani, im Beſitz der Farneſe's, der Honeſti's, im Muſeum Clementi, auf dem Kapitol ſich befand, iſt fortgeſchleppt, geplündert, verloren oder verkauft. Soldaten haben bei ihrem Eintritt in die vatikaniſche Bibliothek unter anderen Seltenheiten den berühmten Terenz von Bembo, eins der geſchätzteſten Manuſcripte zerſtört, um einiges Gold, womit es verziert war, zu erlangen. Die Venus in der Villa Borgheſe iſt von irgend einem Nachkommen des Diomedes an der Hand beſchädigt worden und der Hermaphrodit, immane nefas! hat einen zerbrochenen Fuß..."

Man denke ſich den Eindruck, den viele Stellen dieſer Art, ein ſo lebendiger, rührender und graziöſer Ausdruck eines in einem Winkel Italiens unter die Verwüſter dieſes unglücklichen Vaterlandes der Künſte geſchleuderten jungen Offiziers, eines ſeltenen Verehrers des Alterthums, eines unbekannten Gelehrten, eines ſchon vollendeten Schriftſtellers, 1798 in gewiſſen Kreiſen von Paris hervorgebracht haben würde, die den Beruf zu haben glaubten, die halberloſchene Flamme der Intelligenz bei uns wieder anzufachen. Denn dieſe erſten Briefe aus Italien beſitzen die ganze Laune, die ganze Originalität, die man in den berühmteſten Schriften

Courier's aus ſeinem gereiſten Lebensalter antrifft. Dabei ſind ſie von einem untadelhaften Geſchmack; keine Affektation, keine Manier macht ſich darin fühlbar; jeder derſelben iſt ein kleines Meiſterwerk von Eleganz und Reinheit der Sprache, von Angemeſſenheit des Tones, ſelbſt von Beredtſamkeit, ſo oft der Gegenſtand es zuläßt, z. B. wenn ſie die Erniedrigung des italieniſchen Charakters ſchildern, und ſie ſondiren ſo gründlich, zehn Jahre bevor Jemand daran dachte, die Wunde unſerer Revolution, den Geiſt der Gewaltthätigkeit und der Zerſtörung, in einer vornehmeren Sprache militäriſcher Geiſt genannt. Und gleichwohl war derjenige, der in ſeiner natürlichen Geradheit ſo richtig über illuſtre Plünderung urtheilte, worüber Frankreich erſt die Augen aufgegangen ſind, als man es beſiegte und mit Repreſſalien bezahlte, der Mann, der vielleicht allein in unſerer Armee ſo dachte und ſchrieb, täglich in Gefahr, unter einem italieniſchen Dolch als Privatopfer des Haſſes, den die Franzoſen einflößten, zu fallen. Daran dachte er kaum, indem er mit heiterer Laune ſagte, um Italien zu ſehen, müſſe man ſich wohl zu einem Eroberer machen; man könne dort nicht einen Schritt ohne Armee vorwärts thun, und da ihm vermöge ſeines Harniſches ein wundervolles Land, das Alterthum, die Natur, die Ruinen Roms, die Gräber Großgriechenlands zu Gebote ſtänden, ſo wäre es das Geringſte, daß er nicht immer wiſſe, wo und ob er andern Tags ſein werde. Seiner Angabe nach, ſind die gefährlichen Begegniſſe nicht alle zu erzählen, denen ſeine antiquariſchen Exkurſionen viel mehr als ſein Dienſt als Artillerie-Offizier, ihn ſo häufig unter den Bergbewohnern des ſüdlichen Italiens ausſetzten. Einen Säbel und Piſtolen bei ſich, wie man einen Hut und ein Hemd mit ſich führt, ging er als Wißbegieriger, nicht als Heros, ſtets auf Entdeckungen aus. Leicht ergreifbar und zu entwaffnen, zog er durch ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine große Fertigkeit in der italieniſchen Sprache oder durch Aufopferung eines Theiles ſeiner Bagage ſich aus der Affaire, und bot den folgenden Tag ohne Vorſichtsmaßregeln, ohne größere Furcht, vor Allem ohne Verlangen nach Rache, den Räubern von Neuem die Stirn. Dieſe unglücklichen Calabreſen ſchienen ihm ganz und gar in ihrem Rechte, wenn ſie uns in einem Hinterhalt ermordeten, und er konnte nicht ohne Schauder ſehen, wie ſie von unſern Profeſſoren der Taktik im Namen des Völkerrechtes hingeſchlachtet wurden.

Dieſe gutmüthige und nonchalante Verachtung der Gefahr war bei den Armeen ſeltener, als die überſprudelnde Kraft, die Redouten erſtürmte. Es war eine Bravour für ſich. Courier trug ſie in ſeinem Geiſte, nicht in ſeinem Blute, und da ſie nicht ohne irgend eine Beimiſchung von Inſubordination ging, mußte ſie ihn ungefähr mit derſelben Sicherheit zum Marſchallsſtab führen, wie das Pamphlet der Pamphlete in die Akademie. Auch avancirte er nur im Wiſſen und wurde nur durch das Wiſſen der Gefahr belohnt, welche aufzuſuchen er gekommen war. Er erzählte gern, daß, als eines Tags die zwölf oder funfzehn Hefte, die er immer mit ſich führte, von den Wurmſerſchen Huſaren ihm weggenommen worden, der Offizier, welcher das Detachement kommandirte, ſie ihm mit einem ſehr liebenswürdigen Brief zurückgeſchickt habe. Dieſe Artigkeit von Seiten eines Feindes und in einem Kriege, der ohne Höflichkeit, zuweilen ſelbſt ohne Menſchlichkeit geführt wurde, iſt ſehr bemerkenswerth, und ſchien ihm eine ſehr ſchmeichelhafte, ihm allein geltende Ausnahme zu ſein; denn kein Anderer wäre im Stande geweſen, ſie durch den Verluſt einer ſolchen Bagage zu verdienen. Weniger glücklich war Courier in ſeiner wiſſenſchaftlichen Vorliebe für Rom und es ſollte ihm dort übel mitgeſpielt werden, als die Franzoſen es zu verlaſſen genöthigt waren. Er ſtand bei der Diviſion, die Macdonald bei ſeinem Zuge an die Trebia in Rom zurückgelaſſen hatte. Dieſe Diviſion kapitulirte und ſollte eingeſchifft und nach Frankreich hinübergeſchafft werden. Courier wollte von der vatikaniſchen Bibliothek Abſchied nehmen, vergaß aber die für die Diviſion feſtgeſetzte Stunde, und als er herauskam, war nicht ein einziger Franzoſe mehr in Rom. Es war Abends, in dem hellen Schein einer vor einem

Madonnenbild angezündeten Lampe erkannte man ihn. Man ſchrie giaccobino hinter ihm her; ein Flintenſchuß, der auf ihn gerichtet war, tödtete eine Frau und unter dem Schutze des hierdurch verurſachten Tumults erreichte er den Palaſt eines adligen Römers, der ihn liebte und ihm zur Flucht verhalf. So verließ er Rom und Italien zum erſten Mal.

In dieſer Zeit wurden gewiſſe Departements Frankreichs von den republikaniſchen Soldaten nicht viel beſſer behandelt, als Italien. Courier, der in Marſeille gelandet war, um ſich nach Paris zu begeben, wurde von den ehrlichen Leuten, die auf den Landſtraßen im Namen der Religion und Legitimität die öffentlichen Wagen plünderten, nochmals als giaccobino behandelt, verlor Geld, Papiere und Effekten, und langte ſo in Paris an, ausgebeutet und überdies von einem Blutſpeien befallen, das ihn ſein ganzes Leben hindurch gequält hat. Bald brach die Revolution aus, welche die militäriſche Diktatur in Bonaparte's Hände brachte. Courier hatte ſich bisher in die Politik nicht thätig eingemiſcht, und mit den Soldaten ſich nicht gegen die Advokaten, noch mit dieſen gegen die Säbelhelden erklärt. Er blieb daher unter dem Conſulat, was er unter dem Direktorium geweſen war, und beſchränkte ſeinen Ehrgeiz darauf, den Umgang der kleinen Zahl von Gelehrten aufzuſuchen, welche die Revolution bei ihrer geräuſchloſen Beſchäftigung mit dem Alterthum und der Philologie belaſſen hatte. Reich an Beobachtungen, mit einem gebildeten Geſchmack, von den Gelehrten, denen er in Italien begegnet war, bereits anerkannt, wurde er wohlwollend empfangen und aufgemuntert. Er wurde mit Akerbald, Millin, Clavier, Sainte-Croix, Boiſſonade befreundet, die gewiß ſeine Zukunft nicht ahnten, aber ſeinen Verſuchen die verdiente Aufmerkſamkeit ſchenkten. Faſt nur um den Beifall eines kleinen Kreiſes von Freunden und Kennern zu erwerben, ſchrieb er in dem Zeitraum von 1800 bis 1802 verſchiedene kleine, übrigens lange Zeit unbekannt gebliebene Werkchen: das Lob der Helena; ein, wie er irgendwo ſagt, neues Werk, das er unter einem alten Titel und als eine bloße

Ueberſetzung des Iſokrates herausgab: die Reiſe des Menelaus nach Troja, um die Helena zurückzufordern, eine Erfindung anderer Art, womit er den Verfaſſer des Telemach als Nachahmer der antiken Erzählung zu verdunkeln bezweckt zu haben ſcheint; endlich einen Artikel über die Herausgabe des Athenäums von Schweighäuſer, die treffendſte und eleganteſte Kritik, die in dem encyklopädiſchen Magazin von Millin erſchienen iſt. Ohne die Pamphlets, die Courier's Ruhm begründet haben, würde man gegenwärtig kaum die Exiſtenz dieſer Schriftchen kennen. Man iſt erſtaunt, ſie von nicht viel geringerem Werth zu finden, als die darauf folgenden Publikationen; dies liegt darin, daß der große antike Styl, den man nicht genug an Courier bewundern kann, bei ihm nicht minder eine Naturgabe, als das Produkt lebenslänglicher Studien geweſen iſt.

Das Konſulat nahte ſeinem Ende und mit ihm der auf den Schlachtfeldern von Marengo und Hohenlinden eroberte Frieden. Courier wurde beordert als Eſkadronschef das Kommando über die Artillerie eins der Corps zu übernehmen, die in Italien ſtanden, das wieder franzöſiſch geworden war. Die Arbeiten, die er unternommen, die Verbindungen, die er während der dreijährigen Unthätigkeit angeknüpft hatte, waren nichts im Vergleich zu dem Glück, ein Land, Meere, einen Himmel wiederzuſehn, die er leidenſchaftlich liebte und wovon er niemals ohne Entzücken ſprach. Er war kaum in Italien, als der Befehl kam, die verſchiedenen Truppenabtheilungen über ihre Anſichten von einer neuen Veränderung in der franzöſiſchen Verfaſſung zu befragen. Die Republik war nur noch ein leeres Wort und Bonaparte wollte zu der Gewalt, die er allein und faſt ohne Aufſicht ausübte, einen entſchiedeneren Titel. Das Kaiſerreich war geſchaffen, aber man mußte es durch einen Schein nationaler Berathſchlagung legitimiren. Wir beſitzen noch keine Memoiren, die uns belehren, wie dieſe außergewöhnliche Conſultation, welche an ſich ſchon die Auflöſung der Republik war, von der Armee aufgenommen worden iſt. Die Militärs, die zu jener Zeit dienten, und ſeit ihrem Rücktritt in's bürgerliche Leben den Werth der Freiheit beſſer kennen gelernt haben, verſichern im Allgemeinen, daß ſie mit Entrüſtung die Gewalt eines Einzigen auf den Willen Aller folgen geſehen hätten. Aber dieſe Geſinnung der republikaniſchen Armee iſt durch keine hervorſtechende Thatſache bewieſen. Iſt es nicht viel wahrſcheinlicher, daß die Sache überall ſo von Statten ging, wie man in jenen launigen Erzählungen Courier's lieſt, wo ein ganzes Offizierkorps, welches der General von Anthouard um ſich verſammelt hatte, bei der Frage: „Wollen Sie ferner die Republik oder hätten Sie lieber einen Kaiſer?“ ſtumm blieb. In der That, nein ſagen, hieß für die Militärs den Degen ziehen oder nutzlos proteſtiren. Denn wo war die Behörde, die bei dieſer ungeheuren Stimmenzählung den Vorſitz führen ſollte? Wer ſollte die Stimmen zählen und dafür ſtehn, daß Bonaparte den Widerſtand der Majorität reſpektiren werde? Courier hütete ſich wohl, nein zu ſagen; er hatte gleichwohl ſeine Meinung: „Ein Mann, wie Bonaparte“, ſagte er in ſeiner energiſchen Weiſe, „Soldat, Armeechef, der erſte Feldherr der Welt, will, daß man ihn Majeſtät nenne!... Bonaparte ſein und ſich zum Sire machen!... Er ſtrebt danach, herabzuſteigen!...“

Wenn der unabhängige, aber nicht ſehr ſtarke Charakter Courier's, wenn ſein mehr tadelnder, als an beſtimmten Prinzipien feſthaltender Geiſt, nach dem vorher Geſagten hinlänglich begriffen ſind, ſo wird man ſich nicht wundern, daß er ungeachtet ſeiner geringen Vorliebe für die in Frankreich eingeführte neue Regierungsform zu dienen fortfuhr. Courier hat nie die Republik geliebt. Den Convent hat er als gewaltthätig und mitleidslos verworfen. Das Direktorium verachtete er als unfähig und verkäuflich. Die Wohlthaten des Conſulats hatte er nicht weiter empfunden, als in der Muſe, die drei Friedensjahre ihn hatten genießen laſſen. Ueberhaupt wenig geneigt, den menſchlichen Handlungen ſehr tiefe Abſichten unterzulegen, erblickte er in der Erhebung Bonaparte's zum Kaiſer weniger ein Attentat des Ehrgeizes, als eine Verirrung bemitleidenswürdige Eitelkeit. Das Wort Uſurpation kam ihm nicht einmal in den Sinn, um die Unternehmung des neuen Cäſars zu charakteriſiren und er hüllte ſich keineswegs in den finſteren Haß eines Brutus gegen ihn ein. Das Kaiſerreich mit ſeinen Ordensbändern, ſeinen Titeln, ſeinen hohen Würden, ſeinen Fürſten, ſeinen Herzögen, ſeinen Baronen, ſeiner gezwungenen Sprache und Etikette, ſeiner wunderlichen Verſchmelzung des alten und neuen Adels, ſeinen feudalen Eroberungen und verſchenkten Königreichen erſchien ihm von Anfang bis zu Ende als eine oft gehäſſige, faſt immer bis zum Erzeß lächerliche Farce. In ſeinen italieniſchen Briefen von 1803 und 1809 erſchöpft er die Züge der bitterſten Satire gegen dieſe nach dem Beiſpiel des Kaiſers Majeſtäten gewordenen Generäle, gegen dieſe in kleine Höfe verwandelten, auf die Verſorgung ihrer Verwandten bedachten, in Anbetung der alten Namen und neuen Berühmtheiten verſunkenen Generalitäten.

Sicherlich heißt dies die Zeit bei ihrer lächerlichen Seite angreifen, freilich eine wahre Seite, die aber noch nicht die ganze Wahrheit iſt. Die Geſchichte wird darin etwas Anderes zu zeigen wiſſen. Beſchränkt man ſich hier auf das geringfügige Aeußerliche der individuellen Verkehrtheit, der Eitelkeit, des dummen Stolzes ſo vieler Menſchen, die, an einen überlegenen Geiſt gefeſſelt, vereinigt ſo große Thaten ausführten, ſo iſt es dieſe Außenſeite vor Allem, welche Courier auffiel. Man muß die Dinge einen Augenblick ſo anſehen, wie er ſie ſieht, um durch Gebrechen, die an ſich ſehr zu entſchuldigen ſind, auf Vorurtheile zu verfallen, die man ihm allzuſehr zum Vorwurf gemacht hat. Das Kaiſerreich mit ſeinen zerſchmetternden dreitägigen Schlachten, ſeinen wie durch Zauber von einem Ende Europa's an das andere verſetzten Armeen, ſeinen mit einem Federzug geſchaffnen und wieder umgeſtürzten Thronen, ſeiner fabelhaften Erweiterung, wird aus der Ferne ein großes Schauſpiel ſein; aber in der Nähe wird ein Zeitgenoſſe Leiden darin geſehen haben, welche die Nachwelt nicht ſieht. Ja, man muß entfernt davon ſein, um es in ſeinem ungeheuren Zuſammenhang zu faſſen, der allein bewundernswürdig iſt. So lange es beſtand, wurde ſeine Größe nur von Präfekten oder bezahlten Dichtern gefeiert, und wer heutigen Tages für einen freien Geiſt gälte, wenn er dieſe berühmte Verwaltung Bonaparte's nach Verdienſt würdigte, hätte unter der kaiſerlichen Cenſur aus Scham geſchwiegen, man würde die Verhältniſſe nicht von ihrer großartigen Seite betrachtet haben, wie dermalen. Die Briefe Courier's werden unter den Memoiren der Zeit den allererſten Platz behaupten; ſie bilden eine unglücklicherweiſe ſehr traurige Geſchichte des moraliſchen Zuſtandes unſerer Heere, von dem Zeitpunkt an, wo Bonaparte jedem Ehrgeiz die Ausſicht eröffnet hatte, durch Hingebung an ſeine Perſon ebenſo wie durch reelle Dienſte Alles zu erreichen.

Courier rühmte ſich, daß er eine große Anzahl von Briefen beſitze und wenn er wollte, zur Unterſtützung ſeiner Portraits und Erzählungen veröffentlichen könne, die in verſchiedenen Epochen der Revolution Marſchälle, Generäle, große Herren an ihn geſchrieben hätten, die ſeit 1815 dem Hauſe Bourbon zugethan wären. „Man würde,“ ſagt er, „in dieſen Briefen geſehen haben, wie dieſelben Perſonen mit gleichem Enthuſiasmus, nach der Reihenfolge der Revolutionsdaten die übertriebenſten republikaniſchen Grundſätze und die abſoluteſten Doktrinen des Servilismus bekennen; wie ſie es für eine Ehre halten, für Feinde der Könige zu gelten und ſtolz in ihren Paläſten kriechen; wie ſie ihre Glückslaufbahn als Sanscülotten beginnen und in Hoftracht endigen. Aber dieſes Denkmal der politiſchen Widerſprüche jener Zeit und des menſchlichen Wankelmuths aller Zeiten hat ſich unter den Papieren Courier's nicht gefunden und der Verluſt iſt ſicherlich nicht groß. Das Lächerliche und Gehäſſige haben von ſelbſt keinen großen Anſpruch auf Fortdauer. Der Fußtritt, den ihnen im Vorbeigehen das Genie giebt, macht ſie unſterblich. Die gezierten Weiber, die Marquis, die frommen Heuchler aus der Zeit Ludwigs XIV. wären ohne Molière vergeſſen. In 50 Jahren würde man ſich vielleicht mit unſern revolutionären Heuchlern wenig beſchäftigen; die reizenden

Briefe Courier's werden ſie länger leben laſſen, als ihre Nichtswürdigkeiten.

Aber nun kommt Etwas, das bei einem Manne doch befremden muß, den man bisher von den Ideen des Ruhms und des Ehrgeizes ſo unabhängig geſehen hat! Courier bittet einen großen Herrn des Kaiſerreichs um ſeine Protektion und ſucht eine Gelegenheit, unter den Augen des Kaiſers ſich auszuzeichnen! Dennoch begegnete dies dem Verfaſſer der Briefe aus Italien. Er hatte ſein Körnchen Ehrgeiz, ſeine ſchwache Stunde, wie jeder Andre; auch ihm ſchwindelte der Kopf. Aber dies dauerte nicht lange; er kam alsbald getäuſcht und für ſein ganzes Leben gebeſſert davon zurück. Die Geſchichte iſt folgende. Gegen Ende des Jahres 1808 hatte Courier einen Urlaub erbeten, um ſeinen häuslichen Angelegenheiten einige Sorge zu widmen, und da er ihn nicht erlangen konnte, ſeinen Abſchied gefordert. Er kam nach Paris, wo er den Gelehrten, ſeinen früheren Freunden erzählte, daß er ſein ſchlechtes Handwerk für immer los ſei und den Ruhm im Rücken habe. Aber ſiehe, da erklärt Deutſchland den Krieg. Die unermeßlichen Vorbereitungen des Feldzugs von 1809 ſetzen ganz Frankreich in Bewegung. Paris iſt nochmals in Aufregung und in die Erwartung eines jener Wunder von Thätigkeit und Kühnheit verſetzt, woran der Kaiſer die Geiſter gewöhnt hat und deren Berichte dieſer beweglichen Bevölkerung gefallen, wie die der Siege Alexanders dem Volke von Athen. Dies war die ſtürmiſchſte Welle unſerer militäriſchen Ueberſchwemmung und Bonaparte, der von dieſem Sturme gleichſam getragen und getrieben wurde, durchbrach und vernichtete die allzuſchwachen Dämme. In dieſem Augenblick kam er aus Spanien zurück, wo ſein Erſcheinen nur auf einen Moment nöthig war, um alle Chancen eines anfänglich ungünſtigen Krieges auf unſere Seite zurückzuführen. Andere Armeen waren ihm gegen die Donau vorausgezogen und dorthin begab er ſich in aller Schnelligkeit, weil ſeine Inſtruktionen ſchlecht begriffen, ſeine Befehle ſchlecht ausgeführt worden waren. Wer hätte ihn damals im Vorbeikommen betrachtet, ohne von der allgemeinen Verführung angeſteckt zu werden? Courier widerſtand dem Verlangen nicht, das Ende dieſes Kriegs zu ſehen, der wie eine Iliade begann. Er war keineswegs ein trockner, engherziger, abſoluter Geiſt, er hatte die raſche und ſchwunghafte Einbildungskraft eines Künſtlers. Unter Bonaparte einen Feldzug mitmachen, er, der bisjetzt nur mittelmäßige Generäle geſehen hatte; dem Manne vielleicht begegnen, deſſen er bedurfte, der Gelegenheit, die ſich ihm nie dargeboten hatte; zeigen, daß wenn er gegen den Ruhm gleichgültig ſei, dies nicht daher komme, weil er für ihn nicht vorhanden ſei; alle dieſe Gedanken riſſen ihn fort.

Da ſehen wir ihn ſeinen Torniſter packen und aus Furcht vor dem Tadel ſeiner Freunde verſtohlener Weiſe abreiſen. Die Schwierigkeit war, nach erhaltenem Abſchied wieder in die Armeeliſten aufgenommen zu werden, denn der Kaiſer verzieh ſo etwas nicht. Er ſchleicht ſich als Freund in den Stab eines Artillerie-Generals und kommt ohne Funktion, ohne beſtimmten Rang bei der großen Armee an. Obgleich er bei mehreren heißen Gefechten geweſen war, hatte er doch noch niemals die Menſchen zu Tauſenden ertrinken, die Generäle zu Fünfzigen fallen, ganze Regimenter unter dem Kartätſchenfeuer verſchwinden geſehen; Haufen von Todten und Verwundeten den Kämpfenden als Bruſtwehr oder Brücke dienen; die Artillerie, die Kavallerie über Schichten von menſchlichen Ueberreſten dahin rollen und jagen und 400 Kanonen zwei Tage und zwei Nächte hindurch ununterbrochen die Begleitung zu derartigen Scenen ſpielen. Dies alles war nun während der 48 Stunden der Fall, die Courier auf der berühmten und zu unglücklichen Inſel Lobau zubrachte. Unſer Kanonier ſah nichts, begriff nichts, und wußte in der unermeßlichen Zerſtörung, die ihn umgab, nicht was er machen ſollte. Der Hunger, die Ermattung, der Schrecken hatten bald den Sieg über den Wahn davon getragen, der ihn hingeführt. Er fiel vor Erſchöpfung unter einem Baum nieder und kam erſt in Wien, wohin man ihn hatte bringen laſſen, wieder zu ſich. Eben ſo ſchnell zum Umkehren, wie zum Angreifen entſchloſſen, verließ er die öſterreichiſche Hauptſtadt, wie er Paris verlaſſen hatte, und ohne Erlaubniß, ohne Befehl, in der Vorausſetzung, daß er abreiſen dürfe, weil die letzten Förmlichkeiten ſeiner Wiedereinſtellung nicht vollſtändig erfüllt waren, ging er nach Italien, um ſich von den ſchrecklichen Eindrücken zu erholen, die er bei der großen Armee freiwillig aufgeſucht hatte. Was ſeine Meinung über Heroen, über den Krieg, über das Genie der großen Feldherren ſeit dieſer Zeit war, erſieht man aus der Unterhaltung bei der Herzogin von Albani. Courier hat nie mehr glauben wollen, daß einem Wirrwarr, wie er ihn geſehen, jemals ein Gedanke, irgend ein Plan zu Grunde gelegen habe. Er ging ſo weit, abſolut zu läugnen, daß es eine Kriegskunſt gebe. In der That, konnte man es beſſer treffen, als bei Eßlingen und Wagram, wollte man Bonaparte's militäriſches Genie erfaſſen und beobachten. Nicht dieſen beiden blutigen Tagen, ſondern den vierzehntägigen Märſchen und Operationen, die jene herbeiführten, verdankt der Feldzug von 1809 ſeine gerechte Unſterblichkeit. Courier hätte dies beſſer begriffen als irgend Jemand, wenn ſeine Erſchütterung von Wagram ihn nicht für immer mit dem Kriege entzweit hätte.

Von jetzt an iſt das Leben Courier's nur noch litterariſch. Kaum in Italien angelangt, begab er ſich nach Florenz, um daſelbſt in der Laurentiniſchen Bibliothek nach einem Manuſcript von Longus zu ſuchen, in welchem eine unedirte Stelle ſich befand, die eine in allen Ausgaben dieſes Romans bemerkliche Lücke ausfüllte. Aber in der Freude, mit welcher er ſich dem Glück ſeiner Entdeckung hingab, ergoß ſich eine Quantität Tinte über die koſtbare Stelle. Dies iſt die Geſchichte von dem berühmten Dintenfleck, der das Palladium von Florenz zerſtört zu haben ſchien, indem er drei griechiſche Worte beſchmutzte. Die Bibliotheker beſchuldigten Courier bei der gelehrten Welt, er habe dieſe Worte in dem Original vernichtet, um mit der Copie Handel zu treiben, oder die Verifikation der Entdeckung, die er ſich zuſchrieb, zu verhindern. Die Angelegenheit würde wenig Auſſehn gemacht haben, wenn Courier den Angriffen der Büchertrödler, die ihn verfolgten, nicht geantwortet hätte, aber er ſchrieb unter dem Titel „Brief an Herrn Renouard," Buchhändler in Paris, der bei der Entdeckung des Longus gegenwärtig geweſen war, einige Seiten voll von jener ſatiriſchen Galle, jener Laune verachtenden und grauſamen Spottes, wovon ſeit den Briefen Voltaire's an Fréron und Desfontaines kein Beiſpiel vorhanden war; es war der Stil der Provinzialen. Der Brief an Herrn Renouard konnte nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn. Die Regierung ſelbſt beunruhigte ſich deshalb. Courier hatte bei dieſem Streite die franzöſiſche Meinung, ſo ſchwach ſie damals auch war, betheiligen wollen. Er äußerte, daß ihn die florentiniſchen Pedanten ſo eifrig angriffen, weil er Franzoſe ſei und daß man ſich in Italien freue, den Haß, welchen das Vicekönigthum einflöße, an einem armen Gelehrten auslaſſen zu können. Da die Sache ſo hoch gegangen war, bemerkte man, daß der Menſch mit dem Dintenfleck kein anderer war, als ein Eskadronschef, den man ſeit Wagram bei der Armee reklamirte. Nun war Courier in einer großen Verlegenheit dafür, daß er an den florentiner Bibliothekaren ſo ſchöne Rache genommen hatte. Der Miniſter des Innern wollte ihn als Dieb des Griechiſchen verfolgen und der des Krieges ihn gleichzeitig als Deſerteur beſtrafen laſſen. Gleichwohl zog er ſich heraus, mußte aber verſprechen, von ſeiner Feder, die ſo eben ihre furchtbare Macht offenbart hatte, gegen Niemand mehr Gebrauch zu machen und er ließ ſich das geſagt ſein. Bis zum Frieden that Courier daher nichts weiter, als ſtudieren und reiſen. Im Jahre 1812, zur Zeit der Mallet'ſchen Verſchwörung, befand er ſich auf Reiſen und da er keinen Paß hatte, arretirte man ihn als einen Verdächtigen, gab ihn aber frei, als man erkannte, daß er ſich in die Politik gar nicht miſche. Dies war ſein letzter Zwiſt mit der kaiſerlichen Militärherrſchaft.

Die Wiederherſtellung der Bourbonen, die Rückkehr und der zweite Sturz Bonaparte's folgten zu ſchnell auf einander, um Courier aus der politiſchen Unthätigkeit zu reißen, zu der er ſich verurtheilt hatte. Die Kataſtrophe hatte ihm lange unvermeidlich geſchienen und vielleicht erblickte er darin eine Urſache der Trauer und der Hoffnung zugleich. Uebrigens nahm eine Heirath, die mittlerweile alle ſeine Wünſche gekrönt hatte, ihn theilweiſe in Anſpruch, ſo daß Courier während der zwei unglücklichen Jahre, deren Reſultate die gegenwärtige Epoche noch beherrſchen, keine Partei ergriff zwiſchen Bonaparte und der Coalition, zwiſchen der alten Sache von Fleurus, die aus Ermattung das Schwert fallen ließ, und der von Coblenz, die ſich heuchleriſch mit dem Friedenslorbeer ſchmückte. Aber zu ſehn, wie Frankreich zwei Mal erobert, geplündert, beſchimpft, in Contribution geſetzt wurde und wie all dieſes Unglück zunächſt nur zum Vortheil einer Familie gereichte, die den Thron leer fand und ſich wieder darauf ſetzte; zu ſehn, wie eine Hand voll Emigrirte, geſtern noch Vagabunden und Bettler, die Aufgeblaſenheit beſaß, das Gehäſſige dieſer beiden Eroberungen unverſchämt für ſich in Anſpruch zu nehmen, wie bis in die friedlichſte und von je her am wenigſten revolutionäre unſerer Provinzen, wer irgend nur unſern bei Waterloo beſiegten Unglücklichen ein Obdach und Brod gereicht hatte, den ſchrecklichſten Verfolgungen ausgeſetzt wurde: einem ſolchen Schauſpiel gegenüber gab es keinen Unwillen gegen Bonaparte, keinen Haß gegen den militäriſchen Despotismus, keine Liebe zur Ruhe und wiſſenſchaftlichen Auszeichnung, die bei einem ſo redlichen, ſo eindrucksfähigen Menſchen, wie Courier, Stand halten konnten. Daher zeigte er ſich bald unter den Widerſachern der neuen Ordnung der Dinge. Jetzt erſt empfand er einigen Stolz darin, mit den Heeren der Republik ehemals gegen die Fremden gekämpft zu haben, jetzt hörte er auch auf, ſich ſelbſt als Soldat des Kaiſerreichs zu verläugnen, denn bei Florenz, bei Mainz, bei Marengo, bei Wagram war es dieſelbe Fahne, dieſelbe revolutionäre Nothwendigkeit, ſiegen, um nicht in Ketten geſchlagen, erobern, um nicht erobert zu werden.

Indem er ſich entſchloß, ſeine Stimme zu erheben und öffentlich ſeine Meinung über die Ereigniſſe auszuſprechen, hatte

Courier, wie jeder Andre, die Nothwendigkeit gefühlt, ſeine Perſönlichkeit feſtzuſtellen, und es war kein gewöhnliches Glück, daß ſein ganzes vergangenes Leben den Charakter der uneigennützigſten Vaterlandsliebe trug. Die ſo ſeltene Eigenthümlichkeit, ſunfzehn Jahr gegen die Coalitionen und Emigrationen mit den Waffen gekämpft zu haben, ohne Gunſt oder Titel zu erlangen oder zu erbitten, ohne einer der Parteien anzugehören, die ſich die Gewalt ſtreitig machten, wurde ihm ein mächtiges Hülfsmittel für die Autorität ſeiner Worte. Was zuweilen das Produkt einer etwas bizarren Laune, eines zerſtreuten und eigenſinnigen Geiſtes war, ging auf Rechnung der Charakterfeſtigkeit und des überlegenen Urtheils. Der Winzer aus der Touraine war nunmehr ein und derſelbe Menſch mit dem ehemaligen berittenen Kanonier. Nicht mehr aus Zufall, ſondern aus Liebe zum Lande war er 1792 an die Grenze gezogen. Nicht mehr aus Sorgloſigkeit war er in ſeiner niedrigen Stellung verblieben, ſondern aus Haß gegen die corrumpirende Gewalt, Soldat aus Pflicht, Bauer aus Neigung und Schriftſteller aus Zeitvertreib, ſo gab er ſich und ſo wurde er angeſehen. Da er übrigens von der Charte nicht mehr und nicht weniger wollte als das Gouvernement auch, und an die plötzliche Erleuchtung blind geborner Menſchen nicht glaubte, ſo nahm er das Recht in Anſpruch, die Sachen bei ihren Namen zu nennen, zu den Machthabern ihren wohlbekannten Abſichten gemäß zu ſprechen und nicht gemäß ſolchen, wie eine zu höfliche Oppoſition ſie ihnen unterlegen wollte: ſeine Haltung war wahrhaft einzig.

In allem dieſen gehorchte Courier nicht weniger dem Inſtinkte ſeines Talents, wie ſeiner Entrüſtung als rechtſchaffner Menſch und Bürger gegen ein Syſtem der Verfolgung, das rings um ihn her Jeden erreichte, der nicht Verfolger ſein wollte. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Im Monat Dezember 1816 richtete er an die Kammern die berühmte Petition für die Einwohner von Luynes: Meine Herren, ich bin ein Tourainer; ſie machte ſehr große Senſation. Es war zwar nur das Bild der royaliſtiſchen Reaktion in einem Dorf der

Touraine, aber das ganze Frankreich konnte ſich darin wiedererkennen, denn überall war das Verhältniß daſſelbe, überall dieſelbe Unmöglichkeit, die Wahrheit zu veröffentlichen. Courier hatte der Nation dieſen ungeheuren Dienſt der Veröffentlichung in einem Schriftchen von ſechs Seiten geleiſtet, das geeignet war, ſelbſt von denen aufgeſucht zu werden, die zwar für die Opfer weniger, als für die Verfolger ſich intereſſirten, aber als Hofleute etwas darin ſuchten, den Geiſt zu lieben. Nun aber war es die Schwierigkeit, Alles in einem Bogen eindrucksvoll zu ſagen und zu den Leſern durchzudringen. Courier gelang dies; keine verſchloſſene Thür hatte verhindern können, dieſe Wahrheit an ihre Adreſſe zu befördern. Herr Decazes, der damals Polizeiminiſter war, bediente ſich der Petition gegen die extreme Partei, die er nicht im Zaum zu halten vermochte und die ihn ſelbſt ſtürzen wollte. Er ſuchte durch alle möglichen Mittel Courier auf ſeine Seite zu bekommen, aber vergebens; Courier wollte jetzt ſo wenig wie früher eine politiſche Carriere machen. Er war wirklicher Bauer, beſchäftigt mit ſeinen Weinbergen, ſeinen Waldungen, ſeinen Feldern. Gerade damals hatten ſeine Beſitzungen von Menſchen zu leiden, die bei den Autoritäten des Landes Schutz fanden, und von Paris nach ſeinem Gute und von ſeinem Gute nach Paris war er ſtets unterwegs, ſtellte gegen den Einen einen Prozeß an, forderte vergebens Gerechtigkeit gegen den Andern. Als Herr Decazes ſeine Verſicherung, daß er ihm gern nützlich ſein möchte, wiederholte, glaubte er aus dieſer ſo ſeltenen Stimmung eines Miniſters den Nutzen ziehn zu können, ſich in ſeinem Dorfe wenigſtens Ruhe von Seiten der Behörden und Genugthuung von Denjenigen zu verſchaffen, die ungeſtraft ſeine Waldung beſtahlen. Er erſchien damals in den Salons des Miniſters und dies allein genügte, um in dem Betragen des Departementspräfekten gegen ihn und alles deſſen, was vom Präfekten abhing, eine Aenderung zu bewirken. Dies war Alles, was er wollte: er dankte, empfahl ſich und erſchien nicht wieder.

Der Brief „An die Herren von der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften“, der 1820 herauskam, machte den kleinen miniſteriellen Aufmerkſamkeiten ein Ende, deren Gegenſtand Courier ſeit der Petition für Luynes ununterbrochen geweſen war. Alle ſeine Freunde tadelten die beißende Schärfe dieſer neuen Schrift. Er verwunderte ſich, wie man darin etwas Anderes ſehen könnte, als was die ganze Welt von der Akademie und von gewiſſen Akademikern dächte. Man kennt die Geſchichte dieſes Briefes. Courier hatte ſich als Nachfolger Clavier's, ſeines Schwiegervaters, der Akademie der Inſchriften vorgeſtellt. Nach ſeiner Angabe hatte er das Wort von der größeren Zahl der Akademiker, war aber gleichwohl am Tage der Wahl einſtimmig verworfen worden. Er ärgerte ſich darüber und ſchrieb den Brief. Man bemerkte ihm, da er den Platz Clavier's ehrenvoll genug befunden habe, um nach demſelben ihn einnehmen zu wollen, ſo habe er ſich wegen dieſer Forderung ſelbſt gepritſcht, indem er den ganzen akademiſchen Körper erniedrigen wollte; es ſei wenig conſequent von ihm geweſen, an die Thür einer Akademie zu klopfen, die nach ſeinen jetzigen Aeußerungen einzig und allein geſtiftet ſei, um Sinnſprüche für die Tapeten des Königs und im Nothfall für die Bonbons der Königin zu verfertigen. Wenn Courier hierbei eine Unbeſonnenheit zur Laſt fällt, ſo wurde er dafür an der für einen Autor verwundbarſten Stelle beſtraft. Sein Brief, der heute ſo bewundert wird, hatte Anfangs gar keinen Erfolg. Was man die Erboſung und verletzte Eitelkeit des akademiſchen Kandidaten nannte, verſchloß vielen Leuten damals die Augen über die unendliche Kunſt, womit dieſe kleine Schrift geſchrieben war, oder man war vielmehr wiſſentlich ungerecht, weil ein ſo grauſamer Angriff auf Perſönlichkeiten ſogar die Lacher erſchreckt, wenn ſie nur im Geringſten dem ausgeſetzt ſind, einem ſo furchtbaren Menſchen in den Weg zu kommen und zu mißfallen. „Gleichwohl hat Courier nirgends mit mehr Glück Züge einer drolligen und zugleich ernſthaften Satire verbreitet, die gleichzeitig Lachen erregt und Unwillen und Verachtung erweckt, wie man dies an den unſterblichen Provinzialen bewundert.“ Dies iſt ein Urtheil, das Courier in einer kurzen Notiz über ſeine Perſon und ſeine Schriften ſelbſt gefällt hat, die zwar nicht unter ſeinem Namen veröffentlicht, worin er aber unmöglich zu verkennen iſt, und derentwegen für ihn zu erröthen lächerlich ſein würde *). Wenn es möglich wäre, auf dieſe Weiſe alle auf der That zu ertappen, die in Biographien und Journalen ſich damit befaßt haben, von ſich ſelbſt zu reden und es mit einigem Vortheil für ihren Ruf gethan haben, ſo würde die Litteraturgeſchichte unſrer Zeit eine Unmaſſe ergötzlicher Bekenntniſſe der Eigenliebe zu ſammeln haben: von dieſer Art iſt der Charakter der kleinen Notiz nicht, wovon hier die Rede iſt. Courier hat darin ſeine ſo bekannte Manier nicht geändert; er hat offenbar weder gehofft, noch gewünſcht, daß man ſich deshalb täuſche, und über jede ſeiner Schriften ohne oratoriſche Vorſichtsmaßregeln, ohne Umſchweiſe und ohne eine falſche Beſcheidenheit zu erheucheln, ehrlich und frei, mit der naivſten Ueberzeugung ſeine Meinung geſagt. Dieſer Zug zeichnet wohl weniger die litterariſchen Sitten der Zeitepoche, als Courier ſelbſt. Das Sonderbare liegt in der That nicht darin, daß er, wie viele Andere, ſich mit ſeiner eigenen Feder lobt, ſondern darin, daß er ohne Umſtände und Verhüllung ſich das Zeugniß eines guten Bewußtſeins ausſtellt.

Bei alle dem iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Lobreden in der Litteratur der genaue Maßſtab des Mannes ſind, wie man entzückt ſein würde, ihn von Corneille, von Lafontaine, von Montesquieu, von Molière zu beſitzen, wenn dieſe großen Schriftſteller im Stande geweſen wären, mit dieſer Freiheit oder vielmehr dieſer Geradheit eine gute Meinung von ſich auszuſprechen. Iſt es beiſpielsweiſe nicht ein wahres Glück, über den „Briefen an den Cenſur“, die 1820 erſchienen, die Meinung

---

*) Madame Courier und mehrere Perſonen, die Courier ſehr genau gekannt haben, behaupten, daß dieſe Notiz nicht von ihm ſei. Der Verfaßer dieſes Lebens hat, ungeachtet ſo achtungswerther Autoritäten, bei der hier aufgeſtellten Behauptung verharren zu müßen geglaubt.

zu finden, die der Schriftſteller ſelbſt davon hatte, der uns durch dieſe kecken Broſchüren entzückte und rächte? „Die kleine Sammlung der Briefe an den Cenſeur“, ſagt Courier, „hat den Namen des Verfaſſers zuerſt volksthümlich gemacht. Bis dahin waren die beredten und muthigen Anklagen, womit er ungerechte Behörden verfolgte, die mit ihrem Despotismus auf die furchtſame und ſtumme Bevölkerung des platten Landes drückten, wenig über das Indre- und Loire-Departement hinausgedrungen. Er war der patriotiſche Schriftſteller ſeiner Gemeinde, ſeines Cantons, er war noch nicht der Mann des ganzen franzöſiſchen Volks. Die ſehr verbreiteten „Briefe an den Cenſeur“ enthüllten dem Publikum dieſes Talent und dieſen neuen Muth eines aufrichtigen Patrioten, der über alle Vorurtheile erhaben, überall die Wahrheit ſieht, ſie ohne Furcht ausſpricht auf eine vulgäre, wenn man will trivial- und bäuriſche Weiſe, um ſie Allen zugänglich zu machen. Man kann als ein ganz unerhörtes Wunder hinzuſetzen, daß dieſer Schriftſteller, der nur den geſunden Sinn zu erſtreben ſcheint, mit einer Reinheit und Eleganz der Sprache ſich ausdrückt, die in unſrer Zeit ganz verloren gegangen iſt und ſeinen Schriften einen unnachahmlichen Charakter aufprägt.“

Hier wird alle Welt ſicherlich die Feder des Meiſters erkennen, und wenn es unmöglich iſt, dieſem Lobe der Briefe an den Cenſur etwas hinzuzuſetzen, ſo wird man auch zugeben, daß nichts davon weggelaſſen werden kann. In dem nämlichen Ton, mit demſelben Mangel aller litterariſchen Sprödigkeit verfolgt die Notiz, deren Anonymität hinreichend entſchleiert iſt, die Geſchichte und Kritik der Schriften des Winzers der Chavonnière. Dieſe Notiz iſt ſpäter, als das Pamphlet der Pamphlete und folglich die letzte Schrift Courier's, als ob er ſeine Laufbahn mit dieſem flüchtigen und ruhmvollen Blick, den er in dem gerechten Gefühl ſeines ſchriftſtelleriſchen Werths auf ſie warf, hätte beſchließen ſollen. Es iſt unmöglich, ſich dieſer merkwürdigen Stelle nicht zu bedienen, wenn man ſie vor Augen hat, und es hieße dem Leſer wirklich Unrecht thun, wenn man da, wo man mit Courier einer Anſicht über ihn iſt, ihn nicht immer ſelbſt reden ließe. Einen großen Feldherrn, oder einen berühmten Politiker hört man gern ſeine eigenen Thaten beſchreiben; man findet ſogar, daß es zu wenig ſolcher Hiſtoriker giebt, daß, wer am fähigſten iſt, große Thaten zu vollführen, auch der Fähigſte iſt, gut darüber zu reden. Warum ſollte ein großer Schriftſteller nicht ebenfalls oft der beſte Erklärer ſeiner eigenen Werke ſein? Courier war z. B. zu ſeiner Zeit der Mann, der die Geſchichte unſerer Sprache am beſten verſtand, der Einzige, der den jedem Zeitalter dieſer Sprache eigenthümlichen Genius kannte; wo würde heutzutage ein competenter Kritiker ſein, ihn nach allen ſeinen ſchriftſtelleriſchen Richtungen zu beurtheilen? Boileau, der große Kritiker des 17ten Jahrhunderts wagte nicht von Lafontaine zu reden; Voltaire ſprach unſinnig von ihm, und bis auf die letzte Zeit, das heißt bis auf Courier, war der brave Mann, deſſen Erhabenheit nur Molière begriff, vielleicht keinen Biographen oder Komentator begegnet, der genug von ihm wußte, um über ihn zu reden.

Zwiſchen dem letzten Brief an den Cenſeur und der einfachen Anſprache wegen der Chambord-Subſcription hatte der Ruf Courier's ungeheuer zugenommen; gleichwohl iſt in beiden Schriftchen daſſelbe Talent. Der ganze Vorzug der einfachen Anrede liegt in dem rechten Augenblick, worin er eben ſo glücklich als kühn das heiße Eiſen auf die Schultern der Höflinge zu derſelben Zeit ſetzte, wo ſie ſich bemühten, einem der Schwachheit vieler Leute abgedrungenen Tribut die Farbe einer nationalen Liebesgabe zu geben; Courier wurde wegen dieſer Broſchüre zu zweimonatlichem Gefängniß und 300 Franken Geldſtrafe verurtheilt. Man fand eine Beleidigung der Moral darin, laut zu ſagen: Für ein Geſchenk von Chambord an den Herzog von Bordeaux werde ich nicht unterzeichnen. „Die einfache Anſprache iſt aber“, wie der anonyme Biograph ſehr richtig ſagt, „eine der beredtſten Vertheidigungen zu Gunſten der Moral, die je geführt worden ſind, nicht der öffentlichen, wie ſie in unſren Geſetzen enthalten iſt, ſondern der wahrhaften Moral, wie der Glaube des Volks ſie anerkannt hat. Man darf ſich nicht wundern, das Wort Beredtſamkeit auf eine anſcheinend ganz einfache, ganz naive Produktion angewendet zu ſehn. Der Winzer der Chavonière ſcheint mir zu Landleuten zu reden, wie er ſelbſt; aber indem er ſich ihrem Verſtändniß anbequemt, findet er Mittel, über den Hof, die Hofleute, die Sitten des ancien régime, die durch Chambord, dieſen Zeugen ſo vieler vornehmer Schwelgereien ins Gedächtniß zurückgerufen werden, Dinge zu erzählen, die den Betheiligten Schaudern erregen.

Die Broſchüre, worin Courier ſeinen Prozeß erzählt, iſt ebenfalls ein koſtbares Pamphlet. Was die bewundernswürdige Vertheidigungsrede betrifft, die den Schluß bildet, ſo dürfte Courier wohl ſchwerlich im Ernſt daran gedacht haben, ſeinen Richtern gegenüber ſie vorzutragen. Er hatte bei den Antworten, in denen er nach ſeiner Darſtellung eine ſo unerſchütterliche Feſtigkeit und Ironie behauptet, zu viel innere Aufregung gezeigt, um ihn der Sicherheit für fähig zu halten, die der Vortrag eines ſolchen Aufſatzes erfordert. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß dieſe ſtudirte Rede, die ſich ſo ſchön lieſt, in der Sitzung ihre Wirkung verfehlt haben würde; der redneriſche Effekt, die Berechnung des Studierzimmers hätte zu ſehr herausgeſehen. Das Wort iſt nur dann allmächtig, wenn die Erzeugung des Gedankens ſichtbar iſt, wie ein Schauſpiel, wenn ein begabter Menſch einer ganzen Verſammlung das erhabenſte Geheimniß der menſchlichen Fähigkeiten, die Begeiſterung enthüllt.

Am Tage vor dem Ablauf ſeiner zweimonatlichen Gefängnißſtrafe wurde Courier aus St. Pelagie entlaſſen, und wegen eines neuen Pamphlets: „Petition für Landleute, die man am Tanzen hindert“, vor Gericht geſtellt. Diesmal kam er mit einem leichten Verweis davon: da er aber nach dieſer zweiten Anklage die Unmöglichkeit eingeſehen hatte, auf dem geſetzlichen Preßwege mit der Regierung, wie er ſich ausdrückte, zu plaudern, ſo nahm er zu der geheimen Preſſe ſeine Zuflucht. Sein Geheimniß wurde ſo gut bewahrt, daß ſeine beſten Freunde nicht wußten, wie er es anfing, ſeine neuen Plaudereien drucken zu laſſen und zu verbreiten, die ſich mit einer noch erſtaunlichern Schnelligkeit folgten, wenn man wußte, mit welcher Strenge und dadurch nothwendigen Langſamkeit Courier bei ſeinen Arbeiten verfuhr. Auf dieſe Weiſe erſchienen von 1822 bis 1824 „die erſte und die zweite Antwort an die Anonymen", zu deren Autorſchaft Courier ſich nicht bekannte, die ſie aber zu gut erkennen laſſen und deren eine bewundernswürdig iſt durch die Erzählung der Gräuelthat Mingrats und jenes poetiſche und lebensvolle Gemälde der Kämpfe eines Prieſters, der einem jungen Mädchen, das er liebt, die Beichte abnimmt, endlich durch die fortwährenden und ſo leichten Uebergänge von der naivſten ländlichen Einfachheit zum herzzerreißendſten Pathos und zum ernſteſten, erhabenſten, anziehendſten Raiſonnement. Das ganze 18te Jahrhundert ſchrieb gegen die Männer- und Frauenklöſter, gegen die religiöſen Gelübde, gegen das Beichten junger Mädchen bei jungen Prieſtern. Nimmt man Jean Jacque's Glaubensbekenntniß des Savoyarden-Vikars davon aus, was hat dieſes Jahrhundert blutiger Kriege hervorgebracht, wodurch der Ueberzeugung von dieſem Mißbrauch gleicher Eingang in die Seelen verſchafft worden wäre, wie durch jenen beredten Brief, worin der Prieſter, als Menſch entſchuldigt und bedauert, in ſeiner unwiderſtehlichen Leidenſchaft als Opfer dieſes Talars, der das Herz nicht zu ſchlagen verhindert, aber ihm die Lüge vorſchreibt, wenn es ſchwach iſt, und den Gefallenen zum Morde treibt, wenn die Furcht, ſein Geheimniß enthüllt zu ſehn, ihn ergriffen hat, faſt unſere Theilnahme in Anſpruch nimmt.

Das „Notizbuch von Paul Louis" und die „Dorfzeitung", dieſe köſtlichen Skizzen, dieſe komiſchen Einfälle eines „Feindes der Regierung," der mehr Künſtler und geiſtreicher Kopf als Parteimann war; endlich das „diplomatiſche Aktenſtück", eine ohne Zweifel ſehr kühne Vermuthung deſſen, was 1823 im Innern einer etwas zweideutigen und bigotten Königsſeele vorgehen konnte, gingen dem „Pamphlet aller Pamphlete" etwas voran, welches, wie irgendwo treffend und traurig geſagt worden iſt, ſein Schwanengeſang war. „Dieſes Werk", ſagt Courier in der anonymen Notiz, „iſt ſo zu ſagen die Rechtfertigung aller übrigen. Der Verfaſſer, der die Wahrheiten, die er ſagen wollte, ſtets in einigen Seiten zuſammenzudrängen wußte, bemüht ſich zu zeigen, daß das Pamphlet die vortrefflichſte, durch ſeine Kürze wahrhaft einzige populäre Schreibart iſt. Die dicken Bücher mögen für die Müßiggänger der Salons gut ſein; das Pamphlet wendet ſich an die Leute der Arbeit, deren Hände nicht die Muße haben, hundert Seiten durchzublättern. Dieſer glückliche und zugleich geiſtreiche Satz iſt in einer Weiſe durchgeführt, die man gern dramatiſch nennen möchte. Die Meinung eines Pariſer Buchhändlers iſt der eines engliſchen Baronets gegenübergeſtellt; der Eine glaubt den Verfaſſer mit dem Titel Pamphletiſt zu brandmarken, der Andere zu verherrlichen und aus dieſen Debatten entwickeln ſich eine Menge guter Wahrheiten, die an ihre Adreſſe gehn." Dies iſt die nackte Skizze oder wenn man will, der ganz einfache Inhalt des Pamphlets der Pamphlete. Aber hier läßt der anonyme Biograph über dieſes prächtige Geſpräch zu viel zu ſagen übrig, deſſen Lektüre das zu raſche Ende Courier's für immer beweinenswerth machen muß. Alles, was er bisher erzeugt hatte, ſo vollkommen es auch in vielen Beziehungen war, hatte bei manchen Leſern Mißfallen erregt durch die häufige Wiederkehr derſelben Formen, durch die veraltete Ausdrucksweiſe, die geſucht erſcheint und oft dem Sinn nicht förderlich iſt, durch das Gezwungene jener ein wenig zu genialen ländlichen Naivetät, die mitten durch die Kombinationen der ſchärfſten Beweisführung vom Bauer in einen Gelehrten und vom Soldaten in einen Philoſophen ſich verwandelt. Mit einem Worte, die berechnetſte Kunſt von der Welt ſchien ſich ſelbſt im Wege zu ſtehn. Der Pamphletiſt, den das Gefährliche keiner Wahrheit ſie auszuſprechen abhielt, ſtutzte über ein Wort, ein Komma, zeigte ſich bei jeder Redeweiſe bedenklich, die der Sprache ſeiner Vorgänger zuwider lief. Das Pamphlet der Pamphlete zeigt, daß Courier's Talent jenen Grad von Kraft erlangt hat, wo der Schriftſteller Niemand mehr nachahmt und ſeinerſeits Beiſpiel zu werden beanſprucht. In dem Briefwechſel mit ſeiner Frau kann man ſehn, wie mit ſeinen Erfolgen das Selbſtvertrauen ihm kommt. Anfangs wundert er ſich, er erſchrickt faſt ob ſeiner ſo ſchnellen Berühmtheit, er begreift ſie kaum. Da er bis dahin nur für ſich und einige Freunde Geiſt gehabt hat, ſo ſcheint er in dem Schriftſteller ſich nicht wieder finden zu können, der die Neugierde der Salons erregt und den die öffentlichen Blätter den Rabelais der Politik, den Montaigne des Jahrhunderts, den glücklichen Nebenbuhler Pascal's, den glücklichen Nachahmer von Allem nennen, was jemals unnachahmlich geweſen iſt. Aber Paul Louis ſammelt ſich ſchnell genug, er gewöhnt ſich an ſeinen Ruf, er empfindet die allgemeine Sympathie des franzöſiſchen Publikums für ein Talent, das er nur von der mühevollen und ſchwierigen Seite der Erfindung gekannt hatte. In dem Maaße, wie er hervorbringt, bemerkt man ſeinen ſelbſtſtändigern, freiern Gang, wie ſeine Manier ſich allmählig mehr von den Schriftſtellern losſagt, mit welchen man ihn Anfangs vergleichen konnte, bis ſie am Ende ganz und gar der Ausdruck ſeines originellen Geiſtes und der etwas wilden Art ſeines Charakters iſt. Dieſe allmählige Dämpfung iſt von dem Brief an Herrn Renouard bis zur einfachen Anſprache bemerkbar. Genug, noch mehr aber von der einfachen Anſprache bis zum Pamphlet der Pamphlete. Erſt hier iſt die langſame Bildung dieſes Talents erſter Größe vollendet, das ſogleich wieder verſchwinden ſoll. Die vielleicht etwas künſtliche Reife der erſten Schriften Courier's hat der wirklichen Reife Platz gemacht, worin die Kraft mit der Anmuth und die ſchärfſte Originalität mit dem vollkommenſten Naturel gepaart iſt. Man ſieht, daß dieſes lichtvolle und beißende Genie endlich die Sprache gefunden hat, die ſeinen bittern Eindrücken der Menſchen und Verhältniſſe ſeiner Zeit angemeſſen iſt und daß er in voller Rüſtung ausrückt. In dem Pamphlet der Pamphlete iſt es kein Bauer mehr, der über die öffentlichen Angelegenheiten gelehrt ſchwätzt, es iſt Paul Louis, der mit einer Art von Enthuſiasmus dem Bedürfniß ſich überläßt, ſeinen Ruf als Pamphletiſt zu verkünden und ihn für die Verachtung eines

Theils der Geſellſchaft zu rächen. Er hat ſich mit Socrates, Pascal, Cicero, Franklin, Demoſthenes, dem Apoſtel Paulus und dem heiligen Baſilius auf eine Stufe geſtellt; mit dieſen großen Männern hat er ſich umgeben, wie mit einer glorreichen Miliz von Apoſteln der Freiheit des Gedankens, des Worts und des Drucks; er zeigt, wie ſie Pamphletiſten ſind, gleich ihm, wie jeder von ihnen zu ſeiner Zeit gegen eine oder die andere Tyrannei unternimmt, was er in der ſeinigen gethan hat, kleine Aufſätze ſchleudernd, das Volk an ſich ziehend, ermahnend, unterrichtend, ungeachtet des Spottes des Hofs, des Tadels der anſtändigen Leute, der Wuth der Heuchler und der Verfolgungen des Gerichts; wie die Einen gleich ihm in's Gefängniß gehn, die Andern den Giftbecher leeren müſſen oder unter dem Schwert eines rohen Soldaten ſterben. Dies iſt das Pamphlet der Pamphlete, eine Schrift von unwiderſtehlicher, hinreißender Gewalt, deren Stil von Anfang bis zu Ende mit der eigenſinnigſten, kühnſten Bewegung der Inſpiration im Einklange in unſrer Sprache vielleicht das Vollendetſte an Geſchmack, das Bewundernswürdigſte an Kunſt genannt werden kann.

Wir haben bei den letzten helleniſtiſchen Arbeiten Courier's nicht verweilt. Die wichtigſte, ſeine Ueberſetzung des Herodot, iſt nicht vollendet worden. Es iſt hier der Ort nicht, über das bei dieſer Ueberſetzung befolgte Syſtem zu reden. Courier hat in einer Vorrede ſich darüber ausgeſprochen, mit welcher zwar nicht alle Welt übereinſtimmt, die aber vielleicht die vollſtändigſte Idee von den litterariſchen Schätzen giebt, die er während ſeiner Feldzüge, auf ſeinen Reiſen, bei ſeinem Aufenthalte in Neapel, Rom, Paris und während ſeiner letzten Zurückgezogenheit in der Touraine in aller Stille geſammelt hat. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß er ſich als Kritiker einen großen Ruf hätte erwerben können.

Dies iſt der Schriftſteller, den Frankreich in der ganzen Kraft ſeines Talents, und während er mehr als je mit Plänen für die Zukunft umging, verloren hat. Europa weiß, daß Courier am 10. April 1825 einige Schritte von ſeinem Hauſe von einer Flintenkugel getroffen wurde und daß er auf der Stelle geſtorben iſt.

Man wird in Courier's Notizbuch ſehn, daß er ein Jahr vor ſeinem tragiſchen Ende ſich die Aeußerung in den Mund legt: „Paul Louis, die Scheinheiligen werden Dich umbringen.“ Die Unterſuchung, die dieſer beklagenswerthe Tod veranlaßte, hat die Scheinheiligen nicht beſchuldigt: noch ſogar heute beſchuldigt man Niemand. Nur einige Freunde Courier's wiſſen, daß die letzten Jahre ſehr ſchwer mit ihm umzugehn und er deshalb nicht ohne Feinde in ſeiner Nachbarſchaft geweſen ſei. Aber höchſt auffallend iſt das unbeſtimmte Vorgefühl von einem Unglück, welches in dem letzten Theil des Pamphets der Pamphlete herrſcht. Einige Zeilen erſcheinen als ein verworrenes Lebewohl Courier's an das Leben, an ſeine Lieblingsſtudien, ſeine ſchon ſo ruhmvolle Laufbahn, ein unwillkürliches Zurückgehn auf ſich ſelbſt, ein rührender Widerruf ſeiner Vorurtheile gegen die Zeit. „Laß dieſen Kelch an mir vorübergehn“, ſagt er; „das Gift iſt bitter und die Welt beſſert ſich von ſelbſt ſchon, ohne daß ich Aermſter mich hineinmiſche; ich werde die Fliege auf dem Wagen ſein, der mein Geſumme nicht nöthig hat; er geht, meine lieben Freunde, und hört nicht auf zu gehn! Wenn ſein Gang uns langſam erſcheint, ſo liegt es daran, daß wir nur einen Augenblick leben, aber welchen Raum hat er ſeit fünf oder ſechs Jahrhunderten zurückgelegt! Zu dieſer Stunde rollt er die Ebene dahin, nichts kann ihn mehr aufhalten.“

In dieſen Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft für Frankreich und die ganze Menſchheit ſchien der glühende Feind aller Unterdrücker von großer und kleiner Bedeutung, Heroen oder Scheinheilige, ſein Ende und zugleich die Nutzloſigkeit ſeiner Rolle als Pamphletiſt für die nächſte Zeit vorzuempfinden. Seitdem ſind ſechs Jahre verfloſſen und der Wagen iſt gewiß nicht ſtehen geblieben. Geſtern ging er vorwärts, heute geht er zurück. Es iſt der beſtändige Kampf der Leidenſchaften und thörichten Launen einiger Ueberreſte der alten Zeit gegen die Folgen der Revolution. Sicher, eines Tags zu ſiegen, aber ungeduldig nach dem Ziele, wer von uns hat da in den letzten Zeiten nicht die Abweſenheit Paul Louis Courier's grauſam empfunden? Wie oft hat man ſich nicht auf dem Gedanken ertappt, daß dieſer oder jener Akt der Willkür oder der Schande die Gewalt, die der vereinigten Angriffe von hundert Journalen ſpottete, bei dem Gedanken zittern gemacht hätte, ſie könne dem kleinen Blatt des Pamphletiſten begegnen? Nein, Courier iſt nicht vergeſſen und wird es nicht werden. Der Platz, den er in unſern Reihen einnahm, wird leer bleiben bis zum Ende des Kampfes. Aber, bevor er ſein Ziel erreichte, hat er wenigſtens alle Empfindungen in Erz gegraben, die ihm mit uns gemeinſam waren und die dieſe Generation losſprechen würden, wenn je ſie angeklagt wäre, eine ſtumme Zuſchauerin der funfzehnjährigen Schmach Frankreichs geblieben zu ſein.

Am 1. Dezember 1829.

Armand Carrel.

Pamphlete und Briefe

von

Paul Louis Courier.

Politiſche Pamphlets.

Petition an die beiden Kammern.

(1816.)

Meine Herren!

Ich bin ein Tourainer; ich wohne auf dem rechten Ufer der Loire, in Luynes, einem Städtchen von Bedeutung in früherer Zeit, das aber der Widerruf des Edikts von Nantes auf tauſend Einwohner heruntergebracht hat und das man durch neue Verfolgungen auf Nichts herunterbringen wird, wenn Sie nicht ein Einſehn haben und einſchreiten.

Ich glaube wohl, daß die Meiſten von Ihnen, meine Herren, gar nicht wiſſen, was ſeit einigen Monaten in Luynes vorgegangen iſt. Die Neuigkeiten unſerer Gegend machen in Frankreich, zumal in Paris, wenig Aufſehn. Ich muß daher zum Verſtändniß meines Vortrags ein wenig ausholen.

Martini iſt es etwa ein Jahr geworden, als man bei uns anfing von guter und ſchlechter Geſinnung zu reden. Was man darunter verſtand, weiß ich eigentlich nicht und wenn ich es wüßte, würde ich es vielleicht nicht ſagen, aus Furcht, mich mit zu vielen Leuten zu überwerfen. In dieſer Zeit begegnete Franz Fouquet auf dem Wege nach der großen Mühle dem Pfarrer, welcher eine Leiche nach dem Kirchhofe von Luynes begleitete. Die Paſſage war eng. Als der Pfarrer Fouquet auf ſeinem

Pferde herankommen ſieht, ruft er ihm zu, er ſollte halten: er hält nicht; er ſollte ſeinen Hut abnehmen; er behält ihn auf; er reitet vorbei, er trabt, er beſpritzt den Pfarrer in ſeinem Chorhemde. Das war aber noch nicht Alles; Einige behaupten und ich will es wohl glauben, im Vorbeireiten hätte er geflucht und geſagt, er ſcheere ſich nicht ſo viel (Sie werden mich ſchon verſtehen) um den Pfarrer und ſeinen Todten. Das iſt der Hergang, meine Herren; ich ſetze nichts hinzu und laſſe nichts weg. Ich halte es nicht, Gott ſoll mich bewahren! mit Fouquet und ſuche ſein Unrecht nicht zu beſchönigen. Er that übel daran; ich tadle ihn und tadelte ihn gleich von Anfang an. Nun hören Sie, was daraus entſtand.

Drei Tage darauf kommen vier Gensdarmen zu Fouquet in's Haus, bemächtigen ſich ſeiner Perſon und führen ihn gebunden, geknebelt, barfuß und in Handfeſſeln, ja zum Uebermaß der Schande zwiſchen zwei Straßenräubern nach Langlais. Alle drei werden in daſſelbe Gefängniß geworfen. Fouquet blieb zwei Monate darin; indeß ſeine Familie zu ihrem Unterhalt keine anderen Hülfsquellen hatte, als das Mitleid guter Leute, welche glücklicherweiſe in unſerer Gegend nicht ſelten ſind. Man hält bei uns mehr auf Wohlthun, als auf Frömmigkeit. Fouquet's Kinder brauchten daher während ſeiner Haft nicht Hungers zu ſterben und darin war er glücklicher als Andre. Um dieſelbe Zeit und aus einer eben ſo erheblichen Urſache verhaftete man Georg Mauclair, der fünf bis ſechs Wochen gefangen blieb. Dieſer, ſagte man, habe ſchlecht von der Regierung geſprochen. Das mag wahr genug ſein; bei uns aber wiſſen die wenigſten Leute, was Regierung iſt, in dieſem Punkte ſind wir von ſehr beſchränkter Einſicht und es iſt dies nicht der gewöhnliche Gegenſtand unſeres Nachdenkens. Wenn daher Georg Mauclair von ihr hat ſprechen wollen, ſo wundert es mich nicht, daß er ſchlecht geſprochen hat, aber es wundert mich, daß man ihn deshalb in's Gefängniß geſetzt hat. Das heißt doch ein bischen ſtreng verfahren, wie mir ſcheint. Weit mehr billige ich die Nachſicht, die einem andern, in Luynes von aller Welt gekannten Manne widerfahren iſt, der auf offenem Markte, als er aus der Meſſe kam, laut und öffentlich ſagte, er verwahre ſeinen Wein und verkaufe ihn erſt, wenn Bonaparte wiederkäme; dabei ſagte er, daß er nicht lange warten würde und was er für dummes Zeug mehr ſprach. Sie werden daraus abnehmen, meine Herren, daß er ſeinen Wein weder verkaufte, noch aufhob, ſondern daß er ihn austrank und das war damals auch meine Meinung. Man konnte nicht ſchlechter ſprechen. Mauclair hatte nicht ſo viel geſagt und doch war er eingeſperrt worden; dieſen aber hat man in Ruhe gelaſſen. Warum? Weil er eine gute Geſinnung hat. Und der Andre? Hat eine ſchlechte Geſinnung; er hat den Leuten mißfallen, welche die Gensdarmen aufſitzen laſſen. Darin liegt es, meine Herren. Chateaubriand ſagt in dem verbotenen Buche, das alle Welt lieſt: „Ihr habt zweierlei Maaß und Gewicht, wegen ein und derſelben Sache wird der Eine verurtheilt, der Andre freigeſprochen.“ Er wollte wohl nur von dem reden, was in Paris vorgeht; aber in Luynes, meine Herren, iſt es ebenſo. Steht Ihr gut mit Dieſem oder Jenem, ſo heißt es: „Gute Geſinnung“; man läßt Euch gehn. Habt Ihr aber einmal gegen Dieſen oder Den einen Prozeß geführt, oder ihn nicht gegrüßt, ſeine Dienſtmagd geſcholten oder mit einem Stein nach ſeinem Hunde geworfen: ſo ſeid Ihr „ſchlecht geſinnt“, folglich ein Aufrührer; man applicirt Euch das Geſetz und manchmal applicirt man es etwas unſanft. So machte man es kürzlich mit zehn unſerer ruhigſten Einwohner, Leuten, die Gott und den Maire fürchteten; Familienväter und größtentheils Winzer, Tagelöhner, Handwerker, über die Niemand ſich beklagen konnte; gute Nachbarn, treue Freunde, Jedem gefällig, in ihrem Berufe, ihren Sitten und ihrer Aufführung ohne Makel; aber von „ſchlechter Geſinnung.“ Eine merkwürdige Geſchichte, die viel Aufſehn in der Gegend gemacht hat und noch lange machen wird, denn wir Landleute ſind an dieſe Staatsſtreiche nicht gewöhnt. Die Mauclair'ſche Sache und die des Andern, der in's Gefängniß geworfen worden, weil er vor dem Pfarrer und dem

Todten den Hut nicht abgenommen hatte, hat dagegen nichts zu bedeuten. Alles dies iſt gar nicht in Anſchlag zu bringen.

Es war in den Faſten, den 25. März, als um 1 Uhr Morgens, während Alles ſchlief, vierzig Gensdarmen in die Stadt einrückten. Nachdem ſie von der Schenke aus, wo ſie abgeſtiegen waren, ihre Anſtalten getroffen, alle ihre Maaßregeln ergriffen und die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatten, beſetzten Sie mit Anbruch des Tages die Häuſer. Luynes, meine Herren, iſt halb ſo groß wie das Palais royal. Das Entſetzen war allgemein. Alles ergriff die Flucht oder verſteckte ſich; Einige wurden im Bette überfallen und aus den Armen ihrer Frauen oder ihrer Kinder geriſſen; die Meiſten aber rannten nackt auf die Gaſſen oder flohen in's Feld, wo ſie denen in die Hände fielen, die draußen auf ſie lauerten. Nach einem langen Auftritt voll Tumults und Geſchrei blieben zehn Perſonen arretirt; das war Alles, was man hatte faſſen können. Man führte ſie ab; ihre Kinder und Verwandten wären ihnen gefolgt, wenn die öffentliche „Autorität" es erlaubt hätte.

Ja, meine Herren, „die Autorität", das iſt das große Wort in Frankreich. Anderwärts ſagt man „das Geſetz", hier „die Autorität." Ach! der gute Vater Canaye, wie würde er ſich über uns freuen, wenn er auf einen Augenblick wieder in's Leben zurückkehren könnte. Er fände überall angeſchrieben: „Keine Vernunft, ſondern Autorität". Zwar iſt dieſe Autorität nicht mehr die der Koncilien, oder der Kirchenväter, noch viel weniger der Rechtsgelehrten; ſondern die der Gensdarmen, die aber gewiß eben ſo gut iſt als jede andere.

Man hob alſo dieſe Unglücklichen auf, ohne ihnen zu ſagen, weſſen Sie angeklagt wären, oder welches Schickſal ſie erwarte und man verbot ihren Verwandten, ſie zu begleiten und bis an die Thüren ihres Gefängniſſes zu führen. Kinder, welchen nach einem Blick ihres Vaters verlangte und die gern wiſſen wollten, wo man ihn begraben würde, wurden zurückgeſtoßen. Diesmal war unter den zehn Arreſtanten nicht einer, der nicht eine hülfloſe Familie zurückgelaſſen hätte. Brulon und ſeine Frau mußten beide ſechs Monat im Gefängniß ſitzen und während dieſer Zeit ſind ihre Kinder Waiſen geweſen. Peter Aubert, ein Wittwer, hatte einen Knaben und eine Tochter, dieſe elf Jahr alt, jener noch jünger, aber für ſein Alter ſo ſanft und verſtändig, daß ihn Jeder lieb hatte. Hierzu kam damals das Mitleid, welches ihr Unglück einflößte; Jeder half, ſo gut er konnte, und könnte die älterliche Sorgfalt erſetzt werden, ſo hätte es ihnen an nichts gefehlt. Aber das Mädchen verfiel bald darauf in unheilbare Schwermuth. Jene Nacht, das Bild des von den Gensdarmen gebundenen Vaters verwiſchten ſich nicht wieder aus ihrem Gedächtniß. Der ſchreckliche Eindruck eines ſo gräßlichen Erwachens ließ ſie die Fröhlichkeit und Spielluſt ihres Alters nie wieder gewinnen; ſie hat ſeitdem unaufhörlich gekränkelt und nach und nach abgenommen, wollte keine Nahrung mehr zu ſich nehmen und rief beſtändig den Namen ihres Vaters. Man glaubte durch ſeinen Anblick ihren Kummer zu ſtillen und ſie vielleicht wieder lebensfroh zu machen; ſie erhielt Zutritt zu ihm in's Gefängniß; aber zu ſpät. Er hat ſie geſehn, er hat ſie an ſein Herz gedrückt und hofft, ſie noch einmal an's Herz zu drücken; ach, er weiß nicht, wie groß ſein Unglück iſt, und ſelbſt ſeine Kerkermeiſter ſcheuen ſich, ihn davon zu unterrichten. In der Einſamkeit dieſes ſchrecklichen Aufenthalts lebt er von der Hoffnung, vielleicht einmal wieder dem Sonnenlicht zurückgegeben zu werden und ſeine Tochter wieder zu finden; — vor vierzehn Tagen iſt ſie geſtorben.

Gerechtigkeit, Erbarmen, Vorſehung! hohle Worte, womit man uns gängelt! Wohin ich meinen Blick wende, ſehe ich das Verbrechen triumphiren und die Unſchuld unterdrückt. Dort ein meineidiger Schuft, der bei aller Dummheit nicht zu Falle kommen kann; und hier eine unſchuldige Familie, die den Acker ihrer Väter pflügte, im Kerker ſchmachtend und auf ewig begraben. Laſſen Sie uns den Blick von dieſen traurigen Bildern wegwenden; man könnte ein Feind des Guten und ein Zweifler an der Tugend werden.

Alle die armen Leute, die man auf die eben erzählte Weiſe arretirt hatte, wurden ſodann nach Tours abgeführt und dort feſtgeſetzt. Nach Verlauf von einigen Tagen ließ man ſie wiſſen, ſie wären Bonapartiſten; deshalb aber ſie verurtheilen oder ihnen wenigſtens den Prozeß machen wollte man nicht. Man ſchickte ſie alſo weiter; aus guten Gründen, denn ich muß es Ihnen ſagen, meine Herren, von denen ſowohl, die ſie des Bonapartismus beſchuldigten, als die ſie deshalb verurtheilen ſollten, unterſchieden ſich die Angeklagten dadurch, daß ſie vielleicht die Einzigen waren, die Bonaparte keinen Eid der Treue geleiſtet, ſich um ſeine Gunſtbezeugungen nicht beworben und ihre Anhänglichkeit an ſeine geheiligte Perſon niemals betheuert hatten. Dieſelbe obrigkeitliche Perſon, welche ſie jetzt unter dem Vorwande des Bonapartismus ſo ſtrenge verfolgt, behandelte vor wenigen Jahren ihre Kinder ebenſo, nur daß damals das Motiv ein ganz anderes war: ſie hatten Bonaparte den Kriegsdienſt verweigert. Sie ließ durch dieſelben Juſtizgehülfen den widerſpänſtigen Konſcribirten aufgreifen und den Sohn, der ſeinen Vater Bonaparten vorzog, auf die Galeere ſchleppen. Ja, was ſage ich, in Ermanglung des Sohnes hielt man ſich ſelbſt an den Vater; man ließ den Acker, das Vieh und den Pflug des Unglücklichen verkaufen, deſſen Sohn zweimal dem Rufe Bonaparte's nicht gefolgt war. Das ſind die Leute, die uns des Bonapartismus beſchuldigen. Ich meinerſeits, ich beſchuldige und denuncire nicht, denn ich will kein Amt haben und hege gegen Niemand Haß. Aber ich behaupte, daß man auf keinen Fall Gründe haben kann, in Luynes zehn Perſonen zu verhaften, ſo wenig als in Paris 100,000, denn das iſt daſſelbe. In Luynes wird man keine zehn ausgemachte Spitzbuben, keine zehn anſäſſige Mörder finden, was eben ſo ſchnell bewieſen als geſagt iſt; ſo müſſen es zehn Feinde des Königs ſein, die man ihrer Freiheit beraubt, zehn ſtaatsgefährliche Menſchen. Ja, meine Herrn, 100 Meilen von Paris in einem entlegenen Flekken, wohin man nur auf unwegſamen Straßen gelangt, befinden ſich zehn Verſchwörer, zehn Feinde des Königs und des Staates, zehn Menſchen, deren man ſich verſichern muß und überdies noch mit Vorſicht. Das Geheimniß iſt die Seele jeder militäriſchen Unternehmung. Um Mitternacht ſteigt man zu Pferde, man bricht auf und langt geräuſchlos vor den Thoren von Luynes an. Schildwachen ſind keine zu tödten, Poſten nicht zu überfallen, man rückt ein, und mit Hülfe ſo klug getroffener Maßregeln gelangt man dazu, einen Barbier, einen Hufſchmidt und vier bis fünf Ackerbürger oder Winzer zu verhaften und die Monarchie iſt gerettet! Soll ich es Ihnen ſagen? Die rechten Aufrührer ſind ſolche, welche überall Aufruhr wittern; ſind ſolche, die, mit der Gewalt bewaffnet, in ihren eignen Feinden ſtets die Feinde des Königs erblicken und nicht ruhn, bis ſie durch ihre Ränke ſie dazu gemacht haben; ſind endlich ſolche, die in Luynes zehn Menſchen auffinden, die verhaftet, zehn Familien, die in Verzweiflung geſtürzt und zu Grunde gerichtet werden müſſen im Intereſſe des Königs. Sie ſind die Feinde des Königs; die Thatſachen ſprechen, meine Herren. Die Anſtifter dieſer Gewaltthätigkeiten haben ſicher andere Motive, als das öffentliche Wohl. Ich will dies nicht weiter unterſuchen; ich wollte Sie ja blos unſere Leiden kennen lehren, um durch Sie, wenn es ſein kann, ein Ende derſelben zu erlangen. Aber ich habe Ihnen noch nicht Alles geſagt, meine Herren.

Man hatte die zehn Perſonen verhaftet, weil ſie im Verdacht waren, „ſchlecht geſprochen zu haben“; da aber der Gerichtshof von Tours erklärte, daß er nicht Richter über Worte ſei, ſo wurden ſie nach Orleans gebracht. Indeß man ſie aber von Gefängniß zu Gefängniß ſchleppte, ereigneten ſich zu Luynes ganz andere Scenen. Eines Nachts legt man Feuer an das Haus des Maires und es fehlte wenig, ſo wäre dieſe in mancher Hinſicht achtbare Familie in den Flammen umgekommen. Jedoch langte noch zeitig genug Hülfe an. Hierauf Marſchbefehl an die Gendarmen; man arretirt, man ſchleppt fort, und ſteckt ein, was nur eben einen Schein von Schuld zeigen mochte. Diesmal ſchien das Recht auf Seiten des Maires zu ſein; er hatte Verdacht auf alle Welt und wohl nicht ohne Grund. Ich werde Sie nicht durch die Einzelheiten dieſes Prozeſſes ermüden, meine Herren, ich kenne ihn ſelbſt nicht genau und er ſchwebt noch. Nur erwähnen will ich noch, daß man von den zehn zuerſt arretirten Perſonen drei zur Deportation verurtheilt hat (denn „die Autorität“ durfte doch nicht Unrecht gehabt haben), zwei befinden ſich noch in Haft, ſechs wurden ohne Erkenntniß entlaſſen und kamen in ihre Heimath zurück, die Meiſten zu Grunde gerichtet, entkräftet und dem gewohnten Tagewerk nicht mehr gewachſen. Dieſe Letzteren, ſollte man glauben, hätten nicht einmal „ſchlecht geſprochen.“ Gebe Gott, daß ſie niemals Gelegenheit zum Handeln finden.

Aber Sie werden glauben, Luynes ſei eine Höhle von Mordbrennern und unverbeſſerlichen Böſewichtern, ein Heerd von Revolten und Verſchwörungen wider den Staat? Es wird Sie bedünken, daß dieſer Flecken, den man mitten im Frieden belagert, nächtlicher Weile mit Gendarmen überfällt, welche zehn Arreſtanten wegführen, nur von einem, jeder bürgerlichen Ordnung feindſeligen Geſindel bewohnt ſein könne. Um hierüber zu urtheilen, meine Herren, erinnern Sie ſich zuerſt, daß die Touraine unter allen Provinzen des Königreichs nicht nur die ruhigſte iſt, ſondern die ſeit 25 Jahren vielleicht allein ruhig gebliebene. In der That, wo möchten Sie, ich will nicht ſagen in Frankreich, ſondern in ganz Europa, einen bewohnten Winkel finden, wo während dieſer Periode nicht Krieg, Verfolgung oder Ruheſtörung irgend einer Art ſtattgefunden hätte? Nur von der Touraine kann man dies ſagen. Verſchont von bürgerlichen Spaltungen, gleichwie den Invaſionen der Fremden, ſchien ſie vom Himmel dazu auserſehn, in dieſen ſtürmiſchen Zeiten das einzige Aſyl des Friedens zu ſein. Die Leiden Lyons, die Schrecken der Vendée, die Menſchen-Hekatomben des hohen Prieſters der Vernunft und die ſtudirten Abſchlachtungen jenes Genies, welches den Krieg im Großen und die hohe Polizei erfunden hat, haben wir durch Hörenſagen kennen gelernt; aber alle dieſe Plagen erfuhren wir damals nur durchs Gerücht, mitten unter dieſen Erſchütterungen ruhig wie eine Oaſe, welche die Sandſtürme der Wüſte umtoſen.

Gehen Sie auf ältere Zeiten zurück; nach den traurigen Niederlagen von Poitiers und Azincourt, als das Königreich eine offene Beute feindlicher Armeen war, blieb die Touraine jungfräulich unangetaſtet, vor jeder Gewaltthätigkeit bewahrt und diente unſeren Königen zur Zuflucht. Jene Unruhen zur Zeit der Gefangenſchaft König Johanns, die wie eine Feuersbrunſt um ſich griffen und Frankreich mit Ruinen bedeckten: an den Gefilden, welche der Cher und die Loire beſpülen, fanden ſie ihre Grenze. Das iſt ein Vortheil unſrer Lage; fern von den Grenzen, wie von der Hauptſtadt, werden wir am letzten von den Bewegungen der Völker und den Erſchütterungen des Krieges betroffen. Nie haben die Frauen von Tours den Rauch eines Feldlagers geſehn.

In dieſer von jeher ſo glücklichen, ruhigen und friedlichen Provinz giebt es nun aber keinen ſtilleren Kanton, als Luynes. Diebſtahl, Mord, Gewaltthaten kennt man dort nicht und die älteſten Leute in dieſem Lande, wo man überhaupt lange lebt, hatten noch keine Gendarmen und Häſcher geſehn, bis ſie im vorigen Jahre kamen, um Fouquet Lebensart beizubringen. Dort ſind Reibungen und Parteiweſen ſogar dem Namen nach unbekannt; man baut ſeinen Acker und kümmert ſich weiter um nichts. Der Haß, welchen die Revolution überall ausgeſäet, hat bei uns, wo ſie weder Opfer gefordert, noch Glücksveränderungen herbeigeführt hatte, keine Wurzeln geſchlagen. Wir erfüllen durchaus das göttliche Gebot des Gehorſams gegen die Obrigkeit; da wir aber von neuen Ereigniſſen etwas ſpät Nachricht erhalten und es bedenklich iſt, nicht zur rechten Zeit „es lebe der König, es lebe die Ligue!“ zu rufen, ſo rufen wir lieber gar nichts, und dieſe Politik war uns auch bis zu dem Tage geglückt, wo Fouquet vor dem Todten ſeinen Hut nicht abzog. Und noch jetzt wundert es mich, daß man uns unter dem Vorwande verfolgt, wir hätten aufrühreriſches Geſchrei erhoben. Jedes Andere wäre glaubhafter geweſen, und ich finde, daß man uns mit demſelben Rechte wegen Anſteckung von der

Ketzerei unſrer Ahnen hätte verbrennen können, mit welchem man uns wegen Aufruhrs fortſchleppt und einſperrt.

Gleichwohl ſehen Sie, meine Herren, daß Luynes, wie Sie hätten glauben können, kein Heerd der Rebellion, keine jener Höhlen iſt, welche man der öffentlichen Rache überantwortet; ſondern das ruhigſte Städtchen der unterwürfigſten Provinz im ganzen Königreich. Das war es wenigſtens, bevor man durch die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten Gefühle von Haß und Rache hervorrief, die lange nicht erlöſchen werden. Denn ich bin es Ihnen ſchuldig zu ſagen, meine Herren, dieſe Gegend iſt nicht mehr, was ſie war. War ſie Jahrhunderte lang ruhig, ſo iſt ſie es jetzt nicht mehr. Der Schrecken herrſcht in ihr und wird nur der Rache Platz machen. Das Feuer, welches vor einigen Monaten beim Maire angelegt wurde, liefert einen Beweis von der damals herrſchenden Wuth, welche ſeitdem ſich noch geſteigert hat und zwar bei Leuten, die bis auf dieſen Moment nur Sanftmuth, Geduld und Unterwürfigkeit unter jede erträgliche Herrſchaft gezeigt hatten. Die Ungerechtigkeit hat ſie empört; von ihren eigenen Obrigkeiten, ihren natürlichen Vertheidigern, zur Verzweiflung getrieben; unterdrückt im Namen der Geſetze, die ſie beſchützen ſollen, kennen ſie keine Zügel mehr, weil die, welche ſie regieren, kein Maaß gekannt haben. Wenn es Pflicht der Geſetzgeber iſt, Verbrechen zu verhüten, ſo beeilen Sie ſich, meine Herren, dieſen Zwiſtigkeiten ein Ziel zu ſetzen, Ihre Weisheit und die Güte des Königs müſſen dieſer unglücklichen Gegend die Ruhe wieder geben, die ſie verloren hat.

Paris, den 10. Dezember 1816.

Briefe an den Redakteur des Cenſeur.

1819—1820.

Erſter Brief.

Véretz, den 10. Juli 1819.

Sie irren ſich, Herr Redakteur, Sie glauben mit Unrecht, daß meine gedruckte Bittſchrift*), deren Sie in einem Ihrer Blätter erwähnen, keine Wirkung hervorgebracht habe. Meine Klage iſt gehört worden. Ohne Zweifel, wie Sie ſagen, iſt es betrübend für mich, daß mein unbeſcholtenes Leben meine Ruhe nicht zu ſichern vermag; aber das iſt die Schuld der Geſetze, nicht der Miniſter. Sie haben ihren Agenten geſchrieben, wie ich es nur wünſchen konnte, und wollte Gott, ſie hätten eben ſo den Richtern geſchrieben, als ich Prozeſſe hatte und der Akademie, als ich Kandidat war. Das wäre mir mehr werth geweſen, als alle Rechte der Welt; ich hätte einen Seſſel erlangt und das Meinige behalten. Ich muß geſtehn, unter drei Sorten von Leuten, womit ich eine Zeit lang in Verkehr war, Gelehrten, Richtern, Miniſtern, habe ich in Wahrheit nur bei den Letzteren der Vernunft Gehör verſchaffen können. Ich habe gefunden, daß die Miniſter unvergleichbar mehr die ſchönen Wiſſenſchaften lieben, als die Akademie dieſes Namens, und viel gerechter ſind, als die Diener der Gerechtigkeit. Dies ſei unbeſchadet meiner Oppoſitionsgrundſätze geſagt.

---

*) Die Bittſchrift an den Miniſter

Sie beklagen uns Landleute ſehr und haben Recht in dem Sinne, daß unſer Loos ein beſſeres ſein könnte. Wir ſind abhängig von einem Maire und einem Feldhüter, die leicht ärgerlich werden. Geldbuße und Gefängniß ſind keine Kleinigkeiten. Aber bedenken Sie doch, verehrter Herr, daß man uns in früheren Zeiten für 5 Sous pariſiſch todtſchlug; das war geſetzlich. Jeder Edelmann, der einen Bauer getödtet hatte, mußte 5 Sous auf das Grab des Todten werfen. Aber die liberalen Geſetze werden ja überall nicht ausgeführt und in der Regel tödtete man uns für gar nichts. Heutzutage koſtet es einen Maire 7½ Sous an Stempelpapier, um den Arbeitsmann blos in's Gefängniß zu ſetzen und die Richter miſchen ſich hinein. Man nimmt Anträge, dann erläßt man einen Beſchluß gemäß dem Privatvergnügen des Maire und des Präfekten. Scheint es Ihnen, verehrter Herr, daß wir in 5 bis 600 Jahren wenig gewonnen hätten? Wir waren das Volk und wurden nach Belieben zu Frohnden, zu Abgaben, zum Tode gebracht, jetzt bringt man uns nur noch in's Gefängniß. Und das ſoll uns genug ſein, werden Sie ſagen? Geduld! laſſen Sie es nur ſo fort gehn; noch fünf oder ſechs Jahrhunderte, und wir werden mit dem Maire reden, ganz wie ich hier mit Ihnen; wir werden ihm Geld abfordern dürfen, wenn er uns etwas ſchuldet und Klage führen, wenn er es uns nimmt, ohne in Gefängnißſtrafe zu verfallen.

Alle Dinge haben ihren Fortſchritt. Zur Zeit Montaigne's hatte ein Bauer, welchen ſein Grundherr tödten wollte, den Einfall, ſich zu vertheidigen. Jedermann war erſtaunt darüber, ſowohl der Grundherr, der ſich deſſen nicht verſah, als Montaigne, der es erzählt. Dieſer Bauer ahnte die Menſchenrechte. Er wurde gehangen. So mußte es kommen! Man muß ſeinem Jahrhundert nicht vorauseilen.

Unter Ludwig XIV. entdeckte man, daß der Bauer ein Menſch und Manns genug ſei oder vielmehr dieſe Entdeckung, die von jungen Nonnen in den Klöſtern ſchon lange gemacht war, gelangte damals nur zur weiteren Verbreitung und erſchien anfänglich, wie uns La Bruyère erzählt, als ein Traum jener guten Schweſtern. „Für junge Kloſternonnen", ſagt er, „iſt der Bauer ein Mann, wie ein Andrer." Er verräth uns damit, wie ſeltſam ihm dieſe Anſicht vorkommt. Jetzt iſt ſie allgemein; und viele Leute denken über dieſen Punkt ganz wie die Nonnen, ohne dafür dieſelben Gründe zu haben. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß die Bauern Menſchen ſind. Sie aber auch als ſolche zu behandeln, davon iſt man noch weit entfernt. Es wird faſt in allen unſeren Provinzen geraume Zeit vergehn, bis man ſich daran gewöhnt, einen Bauer bekleidet, ſein eigenes Korn ſäen und ernten, mit einem Wort, einen Menſchen, der nichts iſt, etwas beſitzen zu ſehn. Ueber dieſe Neuerungen ſind die Eigenthümer wüthend, vor Allen diejenigen, die ſich nur die Mühe gaben, auf die Welt zu kommen, um es zu werden.

Zweiter Brief.

Vorſchlag zur Verbeſſerung des Ackerbaus von J. Bujault, Advokat zu Melle, im Departement der Deux-Sèvres.

Eine Broſchüre von funfzig Seiten, worin man Berechnungen, Bemerkungen und beachtenswerthe Ideen für alle diejenigen findet, die dieſe Materie ſtudiert haben. Der Verfaſſer liebt ſeinen Gegenſtand und behandelt ihn als ein unterrichteter Mann, deſſen Kenntniſſe darüber hinausgehen. Er brauchte nur zu wollen und er könnte die Gegenſtände, die er jetzt nur im Vorbeigehn berührt, erſchöpfen. Voll Eifer übrigens für das öffentliche Wohl und den Ruhm des Staats räth er der Regierung, den Ackerbau aufzumuntern. Er verlangt, *daß man die Nation der ländlichen Oekonomie zu-*

führe, daß man die *Landwirthe unterrichte* und er giebt die Mittel dazu an. Es giebt keinen beſſern und lobenswerthern Gedanken. Aber bei alle dem wird er die große Zahl von Leuten nicht zufriedenſtellen, die überzeugt ſind, daß jeder Einfluß der Gewalt der Induſtrie ſchadet und die Regierung in Allem, was die Induſtrie betrifft, für gleichbedeutend halten mit Behinderung. Dieſe werden Herrn Bujault ſagen: Laſſen Sie die Regierung Steuern erheben und Gunſtbezeugungen ausſchütten; aber veranlaſſen Sie um Gottes willen nicht, daß ſie ſich in unſere Angelegenheiten miſche. Wenn ſie uns nicht vergeſſen kann, erlauben Sie ihr, möglichſt wenig an uns zu denken. Ohne Zweifel ſind ihre Abſichten mit uns die beſten von der Welt, ihre Anſichten immer vollkommen weiſe und vor allen Dingen unintereſſirt; aber es iſt ein ſich ſtets bewährendes Verhängniß, daß Alles, was ſie ermuthigt, dahinwelkt, Alles, was ſie leitet, ſchlecht geht, Alles, was ſie erhält, zu Grunde geht; mit Ausnahme der liederlichen Häuſer und der Spielhöllen. Der Oper vielleicht würde es ſchwer fallen, ohne die Regierung zu beſtehn; aber wir, wir ſind mit dem Publikum nicht entzweit. Wir Arbeiter und Handwerker langweilen es nicht, nicht einmal durch unſern Geſang; wer arbeitet, bedarf nur der Freiheit.

Das iſt es, was man ſagen könnte und was Herrn Bujault die Anhänger der freien Entwicklung der Induſtrie gewiß ſagen werden. Aber dieſelben Leute werden es billigen, wenn er den Müßiggängern, wovon die Städte und das platte Land wimmeln, den jungen Leuten und — was gewiß bemerkenswerth iſt — den großen Grundbeſitzern ihre Verachtung des Ackerbaus vorwirft, eine Folge jener Gier nach Staatsämtern, welche ein altes Uebel bei uns iſt, und worüber Philipp de Comines ſchon vor 300 Jahren ſich in derſelben Weiſe beklagt. Er ſagt, indem er von den Franzoſen ſeiner Zeit ſpricht: „*ſie bekümmern ſich um nichts, als um Aemter und Stellen; die ſie freilich zu gut geltend zu machen wiſſen, woraus hauptſächlich Kriege und Unruhen entſtehen.*“ Die

Dinge haben ſich wenig verändert; dieſe Gier nach Aemtern und Stellen (vordem ein ausſchließendes Jagdrecht für adlige Leithunde) iſt nur noch heftiger geworden, ſeitdem Alle darauf Anſpruch machen können und macht der Regierung nicht wenig zu ſchaffen. So vervielfältigt auch heutzutage die Zahl der öffentlichen Aemter erſcheint, die ſich nur noch mit den Sternen des Himmels und dem Sand des Meeres vergleichen läßt, ſo ſteht ſie doch nicht im Verhältniß zu der Zahl der Bewerber und man iſt weit entfernt, alle Welt befriedigen zu können. Nach einem mäßigen Anſchlag des Herrn Bujault kommen jetzt in Frankreich auf jede Stelle zehn Aſpiranten, was, wenn man nur 200,000 Aemter annimmt, einen Beſtand von zwei Millionen Stellenjäger ergiebt, die in dieſem Augenblick in den Vorzimmern, den Hut in der Hand und auf allen Vieren warten, wie ein Dichter*) ſagt. Nehmen wir an (die Menſchenliebe verpflichtet uns, es zu glauben), daß ſie nichts Böſes thun, ſo könnten ſie doch etwas Gutes thun und durch eine ehrbare bürgerliche Thätigkeit den Verſuchungen zu Schlechtigkeiten entgehn. Das iſt es, was Herr Bujault wünſcht und was er allem Anſchein nach nicht erreichen wird; der Zeitgeiſt iſt dagegen. Jeder trachtet jetzt danach, eine Stelle zu bekommen, oder wenn er eine Stelle hat, ſich weiter zu bringen. Man will etwas ſein. Sobald ein junger Mann eine Verbeugung zu machen verſteht, gleichgültig ob er reich iſt oder nicht, ſetzt er ſich auf die Liſte, macht Kratzfüße und bittet um Beſoldung. Das nennt man ſich vorſtellen; alle Welt ſtellt ſich vor, um etwas zu werden. Man iſt etwas wegen des Böſen, das man thun kann. Ein Arbeiter iſt nichts; ein Menſch, der den Boden veredelt, Häuſer baut und nützliche Arbeiten ausführt, iſt nichts. Ein Gendarm iſt etwas, ein Präfekt iſt viel, Bonaparte war Alles. Das ſind die Steigerungen der öffentlichen Achtung, die Abſtufungen des Anſehns, denen gemäß Jeder Bonaparte ſein will, wo nicht Präfekt oder doch Gendarm. So iſt die allgemeine

---

*) Régnier, Satiren.

Richtung der Geiſter, ſo iſt ſie ſchon lange und wird ſich auch nicht ſobald ändern. Wäre es anders, wer könnte ſagen, wie hoch der Genius der Erfindung ſich emporſchwingen würde? wie weit mit der Zeit die menſchliche Induſtrie gedeihen würde, welcher Gott ohne Zweifel Grenzen ziehen wollte, indem er ſie jener Kunſt zuwandte, ſich klein zu machen, um zu gefallen, ſich zu erniedrigen, ſich vor ſeinen Vorgeſetzten zu verläugnen, ſich ſelbſt jedes Verdienſt, jede Tugend zu nehmen, ſich zu vernichten, die einzige Möglichkeit, „etwas zu werden?“

Dritter Brief.

Véretz, den 10. September 1819.

Mein Herr, es beklagt ſich Jemand in einem Ihrer Blätter darüber, daß man ihm, unter dem Vorgeben von Ferien, den Zutritt zu der königlichen Bibliothek verſagt habe. Ich ſehe, woran dies liegt; man hat ihn für einen jener Neugierigen gehalten, wie ſie öfter hinkommen, die nur Bücher ſehn und die fleißigen Leute geniren wollen Dieſe, die wirklichen Arbeiter, haben eine ähnliche Ausſchließung durchaus nicht zu befürchten, und für ſie hat die Bibliothek niemals Ferien. Den Andern bedeutet man beſtimmte Tage, beſtimmte Stunden, eine ſehr weiſe Anordnung. Wenn Ihr Freund nur ein wenig darüber nachdenken will, wird er ſelbſt beiſtimmen. Wenn er mir darin glaubt, ſo möge er zur Bibliothek zurückkehren, mit einem der Beaufſichtigenden ſprechen und ſich als einen jener Männer zu erkennen geben, denen bei den Büchern Schweigen, Ruhe und Muße Bedürfniß iſt; ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht Leute fände, die eben ſo bereitwillig ſind, ihm zu genügen, als fähig, ihn zu unterſtützen und bei jeder Art von Nachſuchung zu leiten. Ich habe hiervon ſelbſt die Erfahrung gemacht, Andere machen ſie noch jeden Tag zu ihrem ſehr großen Nutzen. Wenn er alsdann gereiſt iſt, wenn er geſehen hat, wie in Deutſchland die Bücher an Ketten gelegt, in Italien durch ſcheinheilige Menſchen purgirt, d. h. durchſtrichen, radirt und bekleckſt ſind, meiſtens eingeſchloſſen und nur auf einen Befehl von Oben zugänglich: ſo wird er aufhören, ſich über unſere Bibliotheken und über dieſe insbeſondere zu beklagen; zuletzt wird er eingeſtehen, wofern er aufrichtig iſt, daß dieſes Etabliſſement in den Erleichterungen, welche diejenigen, die wirklich ſtudieren wollen, daſelbſt finden, auf der Welt ſeines Gleichen nicht hat.

Was den Schweizer angeht, den er an der Thür bemerkt hat, ſo waren es unbezweifelt nicht die Adminiſtratoren, die ihn dahin geſtellt haben. Die Gelehrten ſtellen ſelten Wachen aus, wenn nicht etwa in den Kriegen der Rechtsſchule. Ich kenne die Herren von der Bibliothek nicht genau genug, um Ihnen etwas über ihre Geſinnungen zu ſagen; aber ich halte ſie für Franzoſen und bin überzeugt, wenn es auf ſie ankäme, würde man „die Schweizer" von Amiens kommen laſſen, da man ſie am Ende in der königlichen Garde haben muß.

Vierter Brief.

Véretz, den 18. Oktober 1819.

Hochgeehrter Herr, der Zufall hat einen Brief von einem königlichen Prokurator an den Kommandanten der Gendarmerie mir in die Hände fallen laſſen. Hier iſt die Abſchrift mit Ausnahme der Namen, die ich unterdrücke.

„Herr Kommandant, haben Sie die Güte, den und den aus dem und dem Orte arretiren und in's Gefängniß führen zu laſſen."

Das iſt der ganze Brief. Ich glaube, wenn Sie ihn drukken, daß man es Ihnen Dank wiſſen wird. Das Publikum iſt intereſſirt bei einer ſolchen Korreſpondenz, aber es kennt gewöhnlich nur die Reſultate derſelben. Dieſer iſt kurz, bündig; es iſt der kaiſerliche Stil, der alle Weitſchweifigkeiten und Explikationen haßt. *Haben Sie die Güte in's Gefängniß zu ſetzen*, das ſagt Alles. Man fügt nicht hinzu: *denn dies macht uns Vergnügen.* Das hieße einen Grund angeben, ein Motiv anführen und im Stil des Kaiſerreichs giebt man von nichts den Grund an. Was mich betrifft, *ich bin entzückt von dieſer kleinen Probe.*

Es könnte Jemand die Frage aufwerfen (denn man wird neugierig und heutzutage fällt die Welt auf Fragen, die in früheren Zeiten nie vorkamen), man wird vielleicht fragen, wie viel Leute in Frankreich das Recht oder die Macht haben, einzuſperren, wen ſie wollen, ohne gehalten zu ſein, das Warum anzugeben. Iſt dies ein ausſchließliches Recht der königlichen Prokuratoren und ihrer Subſtituten? Ich für meine Perſon möchte dies glauben. Dieſe Stellen werden geſucht; das geſchieht nicht des Geldes wegen. Vor Zeiten bezahlte man dafür, man bezahlte viel dafür, königlicher Prokurator zu werden. Fouquet verkaufte ſein Amt um 1,800,000, heutige 5 Millionen Franken und heutiges Tages koſtet eins noch etwas mehr als Geld. Was *rechtſchaffene Leute* ſo theuer kaufen, das iſt Ehre (nur die Ehre kann einen edlen Geiſt beſtechen), das ſind die Privilegien, die mit dieſen Stellen verbunden ſind. Giebt es in der That etwas Schöneres, etwas Großartigeres, als ſagen zu können: „Gendarm, arretire ihn, führe ihn in's Gefängniß!“ Das ſchmeckt in der That durchaus nicht nach einem Aktenmenſchen, nach einem Mann des Geſetzes. Man ſieht darin nichts von den langſamen und ſchwerfälligen Förmlichkeiten der Juſtiz, welche der Kardinal Retz mit ſo vielem Recht den Gerichten vorwirft und die ihn ſo oft raſend machten, wie er ſelbſt erzählt. Er würde ſich heutzutage nicht beklagen, Alles hat ſich verbeſſert, und noch mehr als er zu ſeiner Zeit nur immer hätte wünſchen können. Unſere Rechtspflege, unſere Geſetze ſind polizeiartig, unſere Richter müſſen ſich kurz faſſen und ſie thun es. Schnell, ſofort, ſperrt ein, tödtet; man hätte es nimmer gethan, wenn noch ſo viel Umſchweife und Umſchreibungen nöthig wären, als ſonſt. Alles trägt bei uns den Stempel jenes

Heros, des Genies der Gewalt, welches in einer Stunde eine Konſtitution, in einigen Tagen ein Geſetzbuch für alle Nationen anfertigte, zu Pferde regierte, im Poſtwagen organiſirte und beim Stiefelausziehn ein Kaiſerreich gründete, welches noch beſteht.

Alles wohl überlegt, iſt es die ſicherſte Partie, die Prokuratoren des Königs, ihre Subſtituten und ihre Schreiber ſehr in Ehren zu halten; ſie zu vermeiden, jedem Zuſammentreffen, jedem Streite mit ihnen auszuweichen; ihnen nicht blos den breiten Stein, ſondern wenn es ſein kann, das ganze Pflaſter einzuräumen. Denn am Ende weiß man es doch, ſie ſind weiſe Leute, die nur aus guten Gründen in's Gefängniß ſetzen, leidenſchaftslos, ruhig, unerſchütterlich, unter dem großen Napoleon erprobte Männer.

> Er trat mit Füßen ſie auf ſeiner Siegesbahn
> Wohl fünfzig Mal; ſie hab'n den Mund nicht aufgethan.

Aber ſie ſind keine Heilige, ſie können in Zorn gerathen. Ein Wort mit einem Namenszug, der Kommandant iſt da. Haben Sie die Güte.... und ſogleich Gendarmen auf die Beine! Gefängniſſe geöffnet! Wenn Ihr darin ſeid, wird Euch die Charte nicht heraushelfen. Ihr könnt nach Belieben über die individuelle Freiheit nachdenken. Nein, laßt ſie uns reſpektiren, die Leute des Königs, oder die Leute des Kaiſers, die Häſcher im Namen des Königs. Dies iſt der Rath, den ich mir ſelbſt und den ich meinen Freunden gebe.

Aber ich habe mich geirrt, hochgeehrter Herr, ich merke es; das iſt doch nicht der ganze Brief des königlichen Prokurators; bei dem, was ich Ihnen abgeſchrieben habe, ſteht noch etwas. Zuerſt Folgendes:

„Der Prokurator des Königs an den Herrn Kommandanten der Gendarmerie. Herr Kommandant;“ und dann: „ich habe die Ehre, Herr Kommandant, mit Hochachtung zu ſein Ihr ſehr unterthäniger und ſehr gehorſamer Diener.“

Das Ganze ſtimmt vollkommen mit dem Haben Sie die

Güte, in's Gefängniß zu ſetzen. Haben Sie die Güte das iſt wie wenn man ſagt: Erweiſen Sie mir die Freundſchaft, verpflichten Sie mich, wenn ich bitten darf; erzeigen Sie mir dieſen Dienſt; ich ſtehe wieder zu Befehl. Ich bin Ihr Diener, das verſteht ſich. Er iſt Diener des Gendarmen, der im Nothfall der ſeinige ſein wird; ſie ſind ihre gegenſeitigen Diener wider den Verwalteten, der ſie alle Beide bezahlt; denn der Mann, den man einſperrt, iſt ein Ackersmann. Es iſt ein guter Landmann, der dem Maire mißfallen hat, weil er Geld von ihm verlangte. Dieſer hat durch Vermittelung des königlichen Prokurators, deſſen Diener er iſt, den unverſchämten Bauer aburteln und beſtrafen laſſen, welchen der beſagte königliche Prokurator durch ſeinen Diener, den Gendarmen, in's Gefängniß befördern läßt. Das iſt die bekannte Geſchichte; das ſieht man aller Orten.

O! was geben unſere obrigkeitlichen Perſonen für große Beiſpiele! Welche Strenge! Welche gewiſſenhafte Genauigkeit in der Beobachtung aller Formen der Höflichkeit! Dieſer hier vergißt in ſeinem Briefe eine Kleinigkeit, wie das Erwähnen eines Urtels; aber er wird nicht vergeſſen der ſehr unterthänige Diener, die Ehre zu ſein und das Uebrige, welches viel wichtiger iſt, als das Urtheil; und Alles für den Herrn Gendarm. An den Scharfrichter, ohne Zweifel, ſchreibt er: Herr Scharfrichter, haben Sie die Güte zu köpfen und: ich bin Ihr Diener! Die Prokuratoren des Königs ſind nicht blos rechtſchaffene Leute, ſie ſind auch höfliche Leute. Ihre Korreſpondenz iſt artig, wie die Rollen des Herrn Fleurant. Aber man könnte zu ihnen auch ſprechen, wie der eingebildete Kranke: es iſt nicht genug höflich zu ſein; es iſt nicht genug für einen Gerichtsbeamten Diener der Gendarmen zu ſein, er müßte auch gut und ein Freund der Billigkeit ſein.

Fünfter Brief.

Véretz, den 12. November 1819.

Auch in der Provinz, Herr Redakteur, haben wir unſere ſchwarzen Banden, ſo gut wie Sie zu Paris, wenn ich recht berichtet bin, ſie haben. Dies ſind Leute, die nicht morden, aber Alles zerſtören. Sie kaufen große Güter, um ſie im Kleinen wieder zu verkaufen und machen ein Geſchäft daraus, die großen Beſitzungen zu zerlegen. Es iſt ein Jammer anzuſehn, wenn ein Grundſtück in die Hände dieſer Leute fällt: es verliert ſich, es verſchwindet. Schloß, Kapelle, Thurm, Alles verſchwindet, Alles geht zu Grunde. Die Alleen niedergehauen, von allen Seiten umgepflügt, es bleibt keine Spur davon. Wo die Orangerie ſtand, erhebt ſich ein Meierhof, Scheunen, Ställe voll von Kühen und Schweinen. Lebet wohl, Luſtwäldchen, Blumenbeete, Raſen, Strauch- und Blumengänge. Alles iſt unter zehn Bauern zerſtückelt und der Eine wird Bohnen, der Andere Wicken hineinpflügen. Wenn das Schloß alt iſt, löſt es ſich in ein Dutzend Häuſer auf, die Thüren und Fenſter haben, aber weder Thürme noch Zinnen, noch Zugbrücken, noch Verließe, noch alte Erinnerungen. Der Park allein bleibt ganz, vertheidigt durch alte Geſetze, die gegen die Induſtrie verhalten, denn in den beſtkultivirten Bezirken Frankreichs erlaubt man nicht, Holzſtrecken urbar zu machen, weil man ſonſt für die Nutzung der Wälder Landſtraßen eröffnen und Kanäle anlegen zu müſſen befürchtet. Kurz, die Leute, von denen ich Ihnen erzähle, können die Geißeln der Landgüter genannt werden. Sie zermalmen, pulveriſiren und verzetteln ſie noch nach der Revolution und ſind dafür überall ungern geſehen. Man borgt ihnen, weil ſie zurückzahlen und weil ſie für pünktlich gelten; aber im Uebrigen haßt man ſie, weil ſie ſich durch dieſe Spekulationen bereichern; ſie ſelbſt ſcheinen ſich deſſen zu ſchämen und wagen es kaum, ſich zu zeigen. Von allen Seiten ruft man ihnen

Hepp! Hepp! entgegen. Es giebt keine ſo winzige Autorität, die nicht ihren Triumph darin ſuchte, ſie zu überwachen. Ihre Prozeſſe ſind nie zweifelhaft, die Richter nehmen Partei gegen ſie. Dieſe Leute ſcheinen mir ſehr beklagenswerth zu ſein, mag der Erfolg, wie man ſagt, den ihre Operationen hatten, der Nutzen, den ſie daraus ziehn, noch ſo groß ſein.

Einer meiner Nachbarn, ein wunderlicher Mann, der über Alles plaudert, ſagte eines Tages, als er von ihnen ſprach: Sie thun Niemand Schaden und thun der ganzen Welt Gutes, denn ſie geben dem Einen Geld für ſein Grundſtück, dem Andern ein Grundſtück für ſein Geld; Jeder hat, was er braucht, und das Publikum gewinnt dabei. Man arbeitet beſſer und mehr. Nun erlangt man mit mehr Arbeit mehr Produkte, d. h. mehr Reichthum, mehr allgemeinen Wohlſtand und — merken Sie ſich das — mehr Sittlichkeit, mehr Ordnung im Staate wie in den Familien. Alles Laſter kommt vom Müßiggang, jede öffentliche Unordnung kommt vom Mangel an Arbeit. Dieſe Leute alſo thun Gutes, thun etwas Nützliches, ſo oft ſie ein Landgut einfach kaufen und es wieder verkaufen; etwas ſehr Nützliches und ſehr Gutes, wenn ſie von Einem kaufen, um an Mehrere wieder zu verkaufen: denn ſo viel Leute ſie einrichten, um ſo viel vermehren ſie die Arbeit, die Produkte, den Reichthum, die gute Ordnung, das Wohl Aller und jedes Einzelnen. Wenn ſie aber dieſes Grundſtück wieder verkaufen und unter Leute vertheilen, die gar kein Grundeigenthum hatten, dann iſt das Gute, das ſie ſtiften, groß, denn ſie ſchaffen Eigenthümer, d. h. nach Cosmus von Medicis rechtſchaffene Leute. Mit 3 Ellen feinen Tuchs, ſagte er, mache ich aus Jedem einen ordentlichen Menſchen; mit 3 Vierteln Landes hätte er einen Tugendhelden gemacht. In der That, jeder Grundeigenthümer wünſcht Ordnung, Frieden, Gerechtigkeit, er müßte denn ein Beamter ſein, oder es zu werden im Sinne haben. Einen Menſchen, der nur Lohnarbeiter iſt, zum Eigenthümer machen, ohne Jemand zu plündern, den Boden dem Arbeiter geben, das iſt die größte Wohlthat, die ſich in Frankreich üben läßt, ſeitdem es keine Leibeigne mehr zu befreien giebt. Das thun dieſe Leute.

Aber ein Landgut iſt zerſtört; aber das Schloß, die Erinnerungen, die Monumente, die Geſchichte ..... Die Monumente erhalten ſich, wo die Menſchen untergegangen ſind, zu Balbeck, zu Palmyra und unter der Aſche des Beſuvs; aber ſonſt überall erklärt ihnen die Alles erneuernde Induſtrie einen fortwährenden Krieg. Selbſt Rom hat ſeine antiken Gebäude zerſtört und beklagt ſich über die Barbaren. Die Gothen und Vandalen wollten Alles erhalten. Es hat nicht an ihnen gelegen, daß es nicht in dem Zuſtande blieb, und noch heute iſt, worin ſie es vorfanden. Aber ihrer Edikte ungeachtet, welche Todesſtrafe auf die Beſchädigung der Statuen und Monumente ſetzten, iſt Alles verſchwunden, Alles hat eine neue Geſtalt angenommen. Und wohin würde man gerathen ſein? was ſollte aus der Welt werden, wenn jede Zeit alle Werke der Vergangenheit um ihres Alters willen achten, verehren und heilig halten, nichts anrühren, vernichten oder von der Stelle bewegen wollte? Dies iſt das Bedenken der Frau von Harlai: um den Seſſel und die Pantoffeln des verſtorbenen Kanzlers, ihres Großvaters, nicht von der Stelle zu bewegen, blieb ſie ihr ganzes Leben hindurch lieber in einem alten, unbequemen und ungeſunden Hauſe wohnen. Herr Marcellus liebt in den Wäldern die Erinnerung an die Druiden; darum will er nicht, daß man die Holzungen benutzt, kein Baum ſoll gefällt werden und wäre er auch noch ſo baufällig, noch ſo hohl; er beſorgt, man möge ſonſt die Menſchenopfer und die blutgefärbten Götter jener guten Gallier, unſerer Vorfahren vergeſſen. Er vertheidigt ſo lange er kann, zum Andenken an das Mittelalter die Brombeerſträuche, die Gebüſche, die Feudalhaiden: aber ſie werden durch die gemeinen Felder täglich weiter erobert. Die Erinnerungen! ruft man aus. Empfehlen ſich dieſe Schlöſſer und dieſe gothiſchen Klöſter etwa durch ihre Erinnerungen? Rings um uns her, Chenonceaux, Le Pleſſis-lès-Tours, Blois, Amboiſe, Marmoutiers, welche Erinnerungen friſchen ſie in unſerm Geiſte auf? Schamloſe Ausſchweifungen, niederträchtige Verrathe, Mordthaten, Metzeleien, Hinrichtungen, Foltern, fluchwürdige Schandthaten; den Luxus und die Unzucht und die kraſſe Unwiſſenheit der Aebte und Mönche und was noch ſchlimmer, die Heuchelei. Die Monumente, man muß es bekennen, erinnern größtentheils nur an Verbrechen oder Aberglauben, deren Gedächtniß ohnehin immer lang genug dauert: und wenn ſie für die Künſte als Modelle keinen Nutzen haben, was man von einer kleinen Zahl derſelben ſagen kann, was gewinnt man dabei, ſie zu conſerviren, während man ſie zum Nutzen Aller oder auch nur eines Einzigen verwenden kann? Werden die Steine eines Kloſters entweiht, werden ſie nicht vielmehr purifizirt, wenn ſie zum Aufbau einer Landmanns-Wohnung, einer heiligen und keuſchen Stätte dienen, wo die Arbeit nie aufhört, folglich auch nie das Gebet? Wer arbeitet, betet.

Eben ſo wenig wird ein Grundſtück zerſtört; das iſt eine bloße Redensart; hingegen mit einem Marquiſat, einem adligen Titel kann dies wohl der Fall ſein, wenn das Grundſtück in bürgerliche Hände kommt. Ferner ſagt man, es müſſe bei dem Blute, bei der Race ſich erhalten und bleiben, ſo lange noch Race da iſt; ich beziehe mich hierüber auf Lafontaine, er hat geſagt: „Nehmt den Titel und laßt mir die Rente.“ Dies iſt, denke ich, ſo ziemlich die Theilung, welche ſtattfindet, wenn ein Lehen in unadlige Hände fällt, heutzutage ein gewöhnliches Mißgeſchick! Der Edelmann behält ſeinen Titel, um ihn bei Hofe geltend zu machen. Der Bauer erwirbt blos den Boden und verlangt nichts weiter, zufrieden im Beſitz der Scholle, an welche er einſt gefeſſelt war; er macht ſie auf ſeine Weiſe nutzbar, d. h. durch die Arbeit. Je mehr der Boden aber getheilt wird, deſto beſſer und ergiebiger wird er. Die Erfahrung hat dies bewieſen. Ein vor 25 Jahren verkauftes Grundſtück iſt zu dieſer Stunde in 10,000 Portionen getheilt, die ſeit der erſten Veräußerung durch zwanzig Hände gegangen ſind, von einer immer beſſer kultivirt in die andere (man weiß: neuer Eigenthümer, neue Arbeit, neue Verſuche); der Ertrag von ehemals würde die heutigen Steuern nicht mehr decken. Stellt durch das im „Conſervateur“ angegebene Verfahren das alte Leben ein wenig wieder her und jede Portion kehre von ihrem arbeitſamen Eigenthümer zu dem guten, von ſeinen Vaſallen in ſeinem Schloſſe angebeteten, Grundherrn zurück und *ſei ihm und ſeinen Erben von Mannsſtamm zu Mannsſtamm auf ewige Zeiten ſubſtituirt*; ſeine Erben werden nicht arbeiten, ſeine Vaſallen wenig. Keine Induſtrie mehr! Alles was gegenwärtig arbeitet, wird Lakei werden oder Bettler, oder Mönch, oder Soldat, oder Dieb. Der gnädige Herr wird ſeine Weidegerechtigkeit haben und ſeine Lehnsgebühren ſammt der Gnade des Hofes. Bald werden die Zinnen wieder erſcheinen, dann die Geſträuche und Dornen, dann die Wälder, endlich die Druiden des Herrn Marcellus; und das Grundſtück iſt verwüſtet.

Sie bedenken nicht, die guten Leute, die Alles unberührt erhalten wollen, daß nur Gott zu ſchaffen vermag: das man nichts aufbaut, ohne niederzureißen und daß nichts zerſtören, nichts erneuern heißt. Der Eine, um die Wälder zu konſerviren, verbietet einen Balken zu bauen, der Andere will die Steine in ſeinem Bruch konſerviren; nun baut einmal. Der Abbé de Lamennais konſervirt die Ruinen, die Reſte der Schloßthürme, die verlaſſenen Burgen, Alles, was verweſ't und fällt. Man erbaue aus den liegen gebliebenen Trümmern dieſes alten Gemäuers eine Brücke, man beſſere damit ein Hammerwerk aus; er erhebt ſich und ſchreit: „*Der Geiſt der Revolution iſt ungeheuer deſtruktiv!* Welchen Lärm hätte er erſt am Tage der Schöpfung gemacht! er hätte geſchrieen: Mein Gott, laß uns das Chaos konſerviren.

Mit einem Wort, dieſe Leute, die Güter-Zerſtörer ſind ein Segen für die Bodenkultur, ſie theilen die Arbeit, helfen der Produktion und indem ſie gute Geſchäfte machen, thun ſie mehr für die Induſtrie und den Ackerbau, als je ein Miniſter oder Präfekt, oder eine Ermunterungs-Geſellſchaft mit Genehmigung des Präfekten ausrichtete. Das Publikum achtet ſie gering.

Dagegen ehrt es diejenigen hoch, die es plündern und zertreten; jedes auf ſeine Koſten gemachte Glück erſcheint ihm ſchön und wohlerworben.

Das ſagte mir mein Nachbar. Aber ich? Mich überzeugen alle dieſe Reden nicht. Ich bin nicht von geſtern und habe ein gutes Gedächtniß. Ich habe die großen Landgüter, die reichen Abteien geſehn; das war die Zeit der guten Werke. Ich habe tauſend Arme, tauſend Näpfe mit Suppe an dem Thor von Marmoutiers empfangen ſehn. Als das Kloſter und die Güter verkauft waren, ſah ich einige Jahre lang weder Näpfe, noch Suppen, noch Arme, bis zur glorreichen Regierung des Kaiſers und Königs, die jede Art von Bettelei wieder zu Ehren brachte. Vor Zeiten habe ich die Frau Herzogin, die Pathin unſerer Glocken, am Tage des heiligen Audotius der Kirche fünfzig goldene Louis und zehn Thaler an die Armen ſchenken ſehn. Die Armen haben ihre Ländereien und ihr Schloß gekauft und geben Niemand etwas. Mit jedem Tage erliſcht die Wohlthätigkeit mehr, ſeitdem man an's Arbeiten denkt und ſie wird ſich am Ende ganz verlieren, wenn nicht die heilige Allianz ſich dareinlegt.

Sechster Brief.

Vèretz, den 30. November 1819.

Mein Herr Redakteur, man muß Schwärze anwenden und ſorgfältig abziehn. Sagen Sie das, ich bitte Sie, von mir Ihrem Drucker, wenn er einigermaßen den Ehrgeiz hat, daß ſeine Blätter lesbar aus der Preſſe hervorkommen. Ich entziffre kaum die Hälfte eines Ihrer Paragraphen vom 22ſten, worin Sie, wie ich doch wohl ſehe, die Franzoſen als ein von chriſtlichen Geſinnungen erfülltes Volk loben und unſerer Frömmigkeit, guten Aufführung, Unterwürfigkeit unter die Hirten der Kirche gerechte Anerkennung zollen. Wir ſind Ihnen dafür ſehr verbunden: das iſt edelmüthig von Ihnen in einer Zeit, wo ſo viele Leute uns ſchlechte Geſinnungen zuſchreiben und um uns zu beſſern, die fremden Mächte herbeirufen. Ihre Abſicht, wenn ich mich nicht irre, iſt, bemerkbar zu machen, daß wir die Miſſionen entbehren können und daß bei uns die guten Väter ihre Predigten nur an Bekehrte verſchwenden. Zuerſt ſagen Sie trefflich: Die Religion wird geehrt; ſodann fügen Sie etwas hinzu, was ich hätte mögen leſen können, denn der Gegenſtand intereſſirt mich. Aber in meinem Exemplare unterſcheide ich blos dieſe Buchſtaben: l. p..p.e cro.t .t p..e. So viel Mühe ich mir mit meinen Freunden „unter Beihülfe aller möglichen Brillen", wie Meiſter François ſagt, deswegen auch habe geben mögen; wir ſind noch am Rathen, ob Sie im Stile Atala's geſchrieben haben, das Volk glaubt und betet (le peuple croit et prie) oder weniger poetiſch: das Volk nimmt zu und zahlt (le peuple croit et paye). Das iſt es, worüber wir, ich und dieſe Herren, ſeit zwei Tagen in Streit liegen. Sie behaupten die erſte Lesart; ich vertheidige die zweite, ohne mich jedoch zu ärgern, denn meine Meinung läßt ſich hören; aber wie die Jeſuiten ſagen, das Gegentheil läßt ſich ebenfalls plauſibel machen.

Meine Gründe ſind gleichwohl ſehr gute. Aber ich will Ihnen zuerſt die meiner Gegner ſagen, ohne Ihnen etwas davon zu verſchweigen oder ihre Stärke zu verringern. Das Volk glaubt, ſagen ſie, das iſt offenbar. Es glaubt, daß man zu halten gedenke, was man ihm verſprochen hat, daß man auf der Stelle die Charte ausführen werde, und es bittet, daß man ſich eile, weil es ſich des Huhns im Topfe errinnert, welches man ihm vor Zeiten verſprochen hat und welches ihm durch einen jener Schliche entwendet wurde, worin das Lamm Gottes die Jünger der Geſellſchaft unterweiſt (ſchöner Ausdruck des Vater Garaſſe). Nun bemerkt das Volk in dem nämlichen Augenblick, wo man ihm die Charte darbietet, in einer Ecke „die Geſellſchaft des Lammes“ und das beunruhigt es.

Es glaubt, daß ſeine Bevollmächtigten ſeine Geſchäfte beſorgen werden. Es glaubt wohl noch andere Sachen, denn es iſt ſehr leichtgläubig. Es bittet die Regierenden, ſeiner ein wenig zu ſchonen und es glaubt, man werde es erhören. Mit einem Wort, das Volk iſt ſtets bittend und glaubend. Glauben und bitten iſt ſein Beruf, es war von jeher ſein Loos; und der Journaliſt, ein geiſtreicher Mann, kann keine andere Idee gehabt haben. Auf dieſe Weiſe erklären und komentiren ſie dieſe Stelle. Sehr gelehrt!

Ich aber ſage: das Volk nimmt zu. Es nimmt augenſcheinlich zu wie der Sohn der Gargantua, und bezahlt. Dies ſind zwei Wahrheiten, die der Journaliſt mit dieſen wenigen Worten glücklich ausgedrückt hat. Das Volk nimmt zu und vermehrt ſich; kann es onders ſein? Alle Welt verheirathet ſich. Die jungen Leute nehmen eine Frau, ſobald ſie zu wiſſen glauben, was eine Frau iſt. Wenige legen das Gelübde der Keuſchheit ab, weil ein ſolches Gelübde nach Libertinage ſchmeckt; oder man weiß vielmehr heutigen Tages, daß es keine andere Keuſchheit giebt, als in der Ehe. Auch die Mädchen warten nicht lange. In früheren Zeiten war eine Bauersfrau in dieſer Gegend ſelten unter dreißig oder fünfunddreißig Jahre alt. Gegenwärtig ſind ſie in dieſem Alter alle Großmütter und weit entfernt, ſich darüber zu beklagen. Man fürchtet ſich nicht mehr, Kinder zu bekommen, ſeitdem man Mittel hat, ſie zu erziehn und ſogar ſie loszukaufen, wenn das Gouvernement ſich ihrer bemächtigt. Faſt jeder Bauer beſitzt, was man einen Happen Brot nennt, einen oder zwei Morgen Landes in acht oder zehn Stücken, welche, beackert, umgewühlt, ohne Unterbrechung bearbeitet, die Familie ernähren. Dies iſt ein großes Uebel; aber man wird ihm abhelfen. Man will die großen Beſitzungen für die Leute, die nichts thun wollen, wieder herſtellen. Das Erdreich wird alsdann ſich ausruhn. Jeder Edelmann oder Kanonikus wird auf ſeinen Theil 1000 Morgen erhalten unter der Bedingung, daß er ſchlafe, und wenn er ſchnarcht, das Doppelte.

Was noch bewirkt, daß das Volk zunimmt, iſt der Umſtand, daß man jetzt überall beſſer lebt als ſonſt. Die Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung ſind bei weitem beſſer und die Sitten verbeſſern ſich mit der phyſiſchen Lebensweiſe. Je weniger Hageſtolze, deſto weniger Laſter, deſto weniger Ausſchweifungen. Wir haben keine Klöſter mehr; entſetzliche Dummheit die man früher beging, aller Naturordnung zuwider Männchen ohne Weibchen und Weibchen ohne Männchen in ein müßiges Kloſter zuſammen zu ſperren, wo eine Verderbniß gährte, die nach Außen von Einem zum Andern ſich fortpflanzend, Alles anſteckte. Gott wird's ohne Zweifel nicht zugeben, daß denen, welche bei uns ähnliche Wohnſtätten der Unzucht wieder herſtellen wollen, ihre Pläne gelingen. Unſere Sünden, wie groß ſie auch ſein mögen, haben dieſe Züchtigung, unſer Stolz dieſe Demüthigung nicht verdient. Man muß doch geſtehn, es wäre eine merkwürdige Erſcheinung, ein ſeltſamer Kontraſt, unter dem thätigen, arbeitſamen Volke, deſſen Induſtrie mit jedem Tage zunimmt, deſſen Arbeiten ſich täglich häufen und deſſen Sittlichkeit daher ſich läutert, da Eins aus dem Andern folgt: wenn man in Mitten eines ſolchen Volkes eine Geſellſchaft von Menſchen erblickte, die offen das Gelübde des Müßiggangs und der Bettelei, wenn man nicht noch hinzuſetzen will, der Unzucht, abgelegt haben.

Unter den Urſachen der Volksvermehrung darf man den Ruheſtand Napoleons nicht gering anſchlagen. Wenn dieſer große Mann, ſeitdem er da iſt, wohin ihn ſein Genie gebracht hat, es anzuwenden fortgefahren wäre, ſo würden 3 Millionen junger Leute, die jetzt Weiber und Kinder haben, für ſeinen Ruhm gefallen, eine Million würde unter den Waffen ſein, und ſelbſt ohne Weiber, die Weiber andrer Leute verderben. Das Volk muß daher in jeder Weiſe mit aller Gewalt zunehmen; das thut es auch, wenn es Ruhe, Hab und Gut, wenig Soldaten und gar keine Mönche hat.

Jetzt ſage ich, „das Volk zahlt“ und Keiner wird mir widerſprechen. Wenn Sie das nicht wirklich geſchrieben haben, mein Herr Redakteur, ſo hätten Sie es ſchreiben ſollen, um gar keinen Widerſpruch zu erfahren. „Das Volk betet“, iſt ein Satz, der immer noch der Prüfung ausgeſetzt iſt. „Das Volk zahlt“, iſt ein Axiom jeder Zeit, jedes Landes, jeder Regierung. Aber das franzöſiſche Volk zeichnet ſich in dieſem Punkt vor allen andern aus und thut ſich etwas darauf zu Gute, daß es reichlich bezahlt, daß es diejenigen prächtig unterhält, die ſeine Angelegenheiten beſorgen, von welcher Nation, von welcher Beſchaffenheit, von welchem Verdienſt und von welcher Güte ſie auch ſeien; eine Waare, die niemals ausgeht. Als alle ſeine Regierer eines Tages davongingen, weil ſie ihm damit einen Streich zu ſpielen und es in Verlegenheit zu ſetzen glaubten, meldeten ſich andere, die man gar nicht verlangte und niſteten ſich ein. Als darauf die Erſteren wiederkamen, zu einer Zeit, wo man am wenigſten an ſie dachte (mit einigen Nachbarn), da entſtand großer Konflikt und großer Streit, welchen aber das Volk beilegte, indem es ſie Alle bezahlte und diejenigen dazu, die ſich in die Sache gemiſcht hatten. So gutmüthiger Natur iſt es; ein herrliches, leichtſinniges, flüchtiges, wandelbares, veränderliches, wechſelndes, aber immer zahlendes Volk. Wer ſagte es doch? Bonaparte oder irgend ein Anderer: Das Volk iſt da zum Bezahlen; und leſen Sie darüber, wenn Sie begierig darnach ſind, ein Kapitel aus dem Teſtament des großen Kardinals Richelieu, worin er als tiefer Politiker und Staatsmann dieſe wichtige Frage unterſucht: „Bis zu welchem Punkt man erlauben darf, daß das Volk ſich wohl befinde. Zu viel Wohlbefinden macht es trotzig; man muß es zahlen laſſen, um ihm dieſes Uebermaß von Wohlſein zu benehmen. Zu wenig Wohlſtand hindert es, zu zahlen; man muß ihm etwas laſſen, wie man den Bienen Honig und Wachs läßt. Es muß außerdem ſogar noch ein wenig Freiheit haben, ohne welche es nicht arbeiten, nicht erwerben und wieder nicht zahlen würde. Aber wie viel? Das iſt die Frage. Herr Decazes wird es uns ſagen. Inzwiſchen zahlen wir ihm, gutes oder ſchlechtes Jahr, 900 Millionen; und zahlte er, wie wir, Alles, was man von ihm fordert, ſo würde er viel weniger Streitigkeiten haben.

Die Wahrheit zu ſagen, man chikanirt ihn wegen der Verwendung dieſer 900 Millionen. Der beſte Gebrauch, den er davon machen könnte, wäre, meiner Anſicht, ſie im Viribi zu verſpielen, oder Opernymphen dafür zu unterhalten hinter dem Rücken der Frau Comteſſe. Das wäre ganz in der ſchönen Hofmanier und beſſer für uns, als wenn wir unſer Geld an Soldaten verſchwenden ſehn, die zum Abendmahl gehn und uns in den Straßen ſelbſtmorden, die die Prozeſſion begleiten und uns im Vorbeigehn die Naſe abſchneiden; an Richter, die das Geſetz ſo hart auf den Einen, ſo ſanft auf den Andern anwenden; an Prieſter, die uns nur begraben, wenn wir nach ihrer Weiſe ſterben und gegen Bezahlung. Es könnte ſich ereignen, daß wir bald auf dieſe Leute nicht mehr rechneten und den Verſuch machten, ſie zu entbehren, uns einander ſelbſt zu bewachen, Recht zu ſprechen, zu begraben und im Nothfall uns ſelbſt ohne Soldaten zu vertheidigen, das einzige Mittel, ſagt man, gut vertheidigt zu werden. Und Alles würde dann beſſer gehn. Der Hof würde ſeine Zeit vergnüglich hinbringen, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die auswärtigen Mächte zufrieden zu ſtellen. Dies iſt der Rath, den ich Herrn Decazes durch Vermittlung Ihres Journals gebe. Aber Herr Decazes lieſt Sie nicht, er arbeitet mit Mademoiſelle.

Uebrigens iſt es wohl wahr, Herr Redakteur, und Sie ſagen mit Recht, „daß wir ein religiöſes Volk ſind“ und jetzt mehr als jemals. Wir halten die Gebote Gottes beſſer, ſeitdem man ſie weniger predigt. Nicht ſtehlen, nicht tödten, nicht begehren weder die Frau noch den Eſel, Vater und Mutter ehren. Alles dieſes beobachten wir beſſer, als unſre Väter gethan haben und beſſer, als gegenwärtig unſere Prieſter thun; nicht alle, aber einige, die aus weiten Landen zurückgekommen ſind.

Die Welt durchlaufen, macht ſelten beſſer: aber ein Geiſtlicher nimmt durch ein herumſchweifendes Leben ſonderbare Gewohnheiten an. Meſſire Johann Chouart war ein guter Menſch, lebte lediglich ſeinem Brevier und ſeiner Heerde; er war ſanft und demüthigen Herzens, kam dem Bedürftigen zu Hülfe, ſtärkte den Leidenden, ſtand dem Sterbenden bei; er legte Streitigkeiten bei und verſöhnte die Familien. Siehe, da kommt er aus Deutſchland oder England zurück; eine Art Huſar im Chorrock, deſſen kecker Blick unſre jungen Mädchen erröthen macht und deſſen Zunge Verwirrung und Unfrieden ſäet; kühn, zänkiſch, ſtreitſuchend; das iſt ein drolliger Kerl, gleich bereit, Feuer auf die Blauen zu geben, beim erſten Wink ſeines Biſchofs. So ſind unſre Prieſter, wenn ſie aus der Emigration zurückkehren. Sie bedürfen guter Beiſpiele, und werden ſie unter uns finden. Aber wenn wir die Gebote Gottes beſſer erfüllen als ſie, ſo erfüllen ſie dagegen beſſer die Gebote der Kirche, deſſen hauptſächlichſtes, wie ich glaube, iſt: all' ſein Vermögen für den Himmel hergeben. Ihr fragt mich, ſagte jener gute Prediger Barlette, wie man in das Paradies gelangt? Die Kloſterglocken ſagen es Euch: Gebet, gebet, gebet. Das Latein des Mönchs iſt hübſch. Vos quaeritis a me, fratres carissimi, quomodo itur ad paradisum? Hoc dicunt vobis campanae monasterii, dando, dando, dando.

Siebenter Brief.

Véretz, den 20. Dezember 1819.

Hochgeehrter Herr, Jeder legt hier die Eröffnungsrede des Königs auf ſeine Weiſe aus. Es giebt Leute, die ſagen, man ſtellt einen Kultus nicht wieder her. Die Ruinen eines Hauſes, ſagt jener gute Mann, laſſen ſich wieder herſtellen, nicht die Ruinen eines Kultus.

Gott hat geſchehen laſſen, daß die römiſch-katholiſche Kirche ſeit Leo X. bis auf dieſen Tag in immer größeren Verfall gerathen iſt. Sie wird nicht zu Grunde gehn, weil geſchrieben ſteht: Die Pforten der Hölle... Aber ſollen unſre Miniſter mit dem Telegraphen ſie wieder aufrichten oder Herrn von Marcellus mittelſt einiger Grimaſſen? Um in Rom das Heidenthum wieder herzuſtellen, thaten die Kaiſer alles, was ſie vermochten und ſie vermochten viel; ſie kamen nicht zum Ziele. Maria in England und andre Souveräne verſuchten ebenfalls, den alten Kultus wieder herzuſtellen; es gelang ihnen nicht, und es ging ſelbſt einigen ſchlecht dabei, wie man weiß. In Sachen der Religion, wie der Sprache, geht das Geſetz vom Volke aus; das Volk hat von jeher die Könige bekehrt. Es hat ſie zu Chriſten gemacht, als ſie Heiden waren; aus Chriſten, Katholiken, Schismatikern, Heretikern wird es ſie vernünftig machen, wenn es ſelbſt vernünftig wird; damit muß es aufhören.

Andere ſagen, es gäbe ein Mittel, wenn man allen Ernſtes den Eifer für die wahre Religion in den etwas lauen Herzen wieder entzünden wollte. Das Mittel beſtände darin, ſie zu verfolgen; ein unfehlbares, tauſendmal und ſelbſt in unſern Tagen erprobtes Rezept. Die Religion verdankt den Leuten von 1793 mehr, als denen von 1815. Wenn ſie noch ſiecht und dem herrſchenden Kultus ein Bischen Hülfe Noth thut, wie die Miniſter verſichern, ſo iſt die Sache ganz einfach. Statt die Prieſter zu beſolden, werft ſie ins Gefängniß und verbietet die Meſſe; morgen wird das Volk fromm ſein, ſo fromm als es heutzutage bei der Arbeit ſein kann. Denn der Abbé de Lamennais hat eine Wahrheit ausgeſprochen: das Uebel unſeres Jahrhunderts in religiöſen Dingen iſt nicht die Ketzerei, der Irrthum, die falſchen Lehren: es iſt ein viel ſchlimmeres, es iſt die Gleichgültigkeit. Die kalte Indifferenz hat alle Stände ergriffen, alle Individuen, nicht einmal den Abbé de Lamennais und andere Prediger der heiligen Sache ausgenommen, die ſich nichts mehr darum bekümmern und es ſich deutlich genug merken laſſen. Dieſe Freunde des Altars nähern ſich ihm wenig:

Ich bemerke nicht, daß ſie die Kirchen ſtürmen. Wer iſt der Beichtvater des Herrn von Chateaubriand? Wahrlich, diejenigen, welche uns vorpredigen, ſind keine Tartüffs, ſie ſind nicht Leute, die dadurch Anſehn erlangen wollen. An ihren Werken ſieht man, daß ſie es ſehr ungern ſähen, wenn ſie für fromm gälten, wenn ſie irgend Jemanden täuſchen ſollten; ſie haben die Maske in der Hand.

Du biſt es, gelehrter Abbé, der es beim Namen genannt hat, unſer Uebel und das Deinige: die Gleichgültigkeit gegen die Religion. Er hat ein Buch darüber geſchrieben, wie jene Aerzte, welche Abhandlungen über eine Krankheit ſchreiben, wovon ſie ſelbſt befallen ſind und um ſo beſſer darüber ſprechen. Er ſagt an einer Stelle, und ich habe ein gutes Gedächtniß: Disputirt man nicht mehr aus Mangel an Eifer, oder eifert man nicht mehr aus Mangel an Disput. Ich für meinen Theil finde, daß man genug disputirt und daß der Eifer nicht fehlt; aber ſeit einiger Zeit hat er ein anderes Objekt: denn auch in den Schriften über die Religion, wovon iſt da die Rede? Von der realen Gegenwart Chriſti? Ganz und gar nicht. Von dem häufigen Abendmahl? Keineswegs. Vom Lichte Thabors, von der unbefleckten Empfängniß, von der Acceſſibilität, von der Konſubſtantialität des Vaters und des Sohnes? Eben ſo wenig. Wovon handelt ſich's denn? Von den Einkünften der Prieſter, von den verkauften Gütern, vom Zehnten und von den Waldungen des Klerus, ob es Kraft oder hochſtämmiges Schlagholz iſt; darüber disputirt man. Fügen Sie hinzu die Schenkungen, die Teſtamentslegate, das Silber, das gemünzte Gold, die courshabenden Geldſorten, das iſt es, was den Eifer unſrer Doktoren entflammt; das iſt es, worüber man argumentirt, aber „vom Caro kein Wort!“ Vom Dogma ſpricht man gar nicht; es ſcheint, daß darüber alle Welt einig iſt; man ſchiert ſich wenig darum, ob in dem Buche des Janſenius die fünf Propoſitionen ſind oder nicht. Die Frage dreht ſich darum, ob die Biſchöfe genug haben zum Unterhalt ihrer Pferde, ihrer Lakeyen und ihrer …

Man fragte neulich den Großvikar von S....: Welche Anſichten haben Sie über die Gnadenwirkung, über die Freiheit, welche Gott uns zur Befolgung der Gebote giebt? Wie vereinigen Sie die mandata impossibilia volentibus et conantibus, mit dem freien Willen? Was denken Sie von der Suspendirung des Sakraments in den fremden Körpern, und glauben Sie, daß es davon abhängt, wie die Subſtanz von dem Accidenz? Ich denke, erwiederte er zornig, wie ich meine Priorey wieder bekomme, und ich glaube, daß ich ſie wieder bekommen werde.

Das iſt ein Menſch, den man kennen muß, dieſer Großvikar von S..., ein Mann, der ein gutes Haus macht, und ein vortrefflicher Geſellſchafter. Man ſagt mit Recht: der leichte Ton erwirbt ſich nur bei der Armee. Er hat ſo viel die Welt geſehn, ſein Leben iſt ein Roman. Er iſt es, deſſen Abenteuer zu London ſo viel Lärm machte, als ſein junges Beichtkind, wahrhaftig ein ſchönes Mädchen, den Grafen von R... der Kavallerieoffizier war, heirathete. Nach Verlauf von 14 Tagen, ſiehe da kommt ſie nieder. Ihr Mann ärgerte ſich; fragt mich nicht warum? und der Abbé machte ſich klugerweiſe davon nach Böhmen. Dort erhob man ihn zum Feldprediger eines Kroatenregiments. Dieſes Leben ſagte ihm zu. Geſund, luſtig und bebend, eben ſo gut zu Pferde als bei Tiſche ſitzend, las er tapfer ſeine Meſſe auf einer Trommel und konnte nicht leiden, daß junge Offiziere ohne Maitreſſe blieben, wenn er tugendhafte Mädchen kannte, die keinen Geliebten hatten. Da er ſehr höflich und zu Allem zu gebrauchen war, nahm ihn der Quartiermeiſter eines Tages zu ſeinem Sekretair an. Sehr kurze Zeit nachher befand ſich die Kaſſe in einem entgegengeſetzten Zuſtande, wie das Beichtkind. Kurz, der Abbé machte ſich diesmal wieder davon, und, ſeit einigen Monaten nach Frankreich zurückgekehrt, predigt er daſelbſt gute Sitten und die Entſchädigung der Emigranten.

Achter Brief.

Véretz, 12. Februar 1820.

Meine Herren, Sie erzürnen ſich über Herrn Decazes und ich glaube, daß Sie Unrecht haben. Er verachtet uns, ſagen Sie. Allerdings das iſt nicht in der Ordnung. Aber zunächſt bitte ich Sie, woher können Sie wiſſen, daß Herr Decazes uns verachtet? welchen Beweis haben Sie davon? Er hat es geſagt. Schöner Grund! Sie ſchließen von dem was er ſagte, auf das was er denkt. In Wahrheit, Sie ſind einfältig. Und wenn er das gerade Gegentheil ſagte, würden Sie es ihm glauben? Es bedürfte nicht mehr, um Sie zu überzeugen, daß der Herr Graf uns ehrt, ſchätzt und hochachtet und ihm nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als uns zufrieden zu ſehn? Ein Hofmann, handelt der, ſpricht der, wie er denkt? Er hat es geſagt, ich will annehmen, mehrmals, öffentlich und bei voller Verſammlung, rechts, links. Nun gut! was beweiſt das? Daß es zu einer tiefen politiſchen Kombination, die wir Beide nicht kennen, ihm gerade paſſend ſcheint, ſich ſo auszuſprechen, ſich als einen Mann zu geben, der ſich aus uns und aus unſeren Deputirten wenig macht; der Gott und den Kongreß fürchtet und keine andre Furcht hat; der ſich über den Adel und über den dritten Stand gleich luſtig macht und nur Achtung vor dem Klerus hat. Das iſt es ſicher, was er gern von ſich glauben machen möchte, aber davon können Sie durchaus nicht auf das ſchließen, was er denkt, noch ſelbſt Vermuthungen darüber aufſtellen: wären Sie auch ſein genaueſter Freund, ſein Vertrauter oder beſſer — ſein Kammerdiener. Denn das iſt dem Menſchen nicht gegeben zu wiſſen, was ein Hofmann denkt, noch ob er denkt. O altitudo!

Sie haben daher von dieſen Geſinnungen, welche Sie dem erſten Miniſter zuſchreiben, keinen Beweis und würden ihn auch nicht haben können. Aber wenn Sie ihn hätten, wenn wir gewiß wären (wie es, die Wahrheit zu ſagen, für mich den Anſchein hat), daß Herr Decazes nicht viel Achtung für uns hat, dürften wir uns darüber beklagen und verwundern? Er ſieht uns ſo klein von den hohen Regionen aus, in welche ihn die Hofgunſt trägt, daß er uns kaum unterſcheidet; er kennt uns nicht mehr; er erinnert ſich der Dinge hier unten nicht mehr und daß auch er einſt Grübchen geſpielt hat. Und in einem andern Sinne, Herr Decazes iſt von Hofe; er iſt nicht von Paris, von Goneſſe oder von Rouen, wie wir z. B. aus unſrer Gegend ſind, jeder aus ſeinem Dorfe und alle Franzoſen; ſondern er ſagt: *Der Hof iſt meine Heimath, ich kenne keine andere*; und in der That, giebt es eine andere? Man weiß es, in der Idee aller Höflinge iſt der Hof das Univerſum; ihre Coterie iſt die Welt; darüber hinaus iſt das Nichts. Die Natur beſchränkt ſich für ſie auf das Oeil de boeuf. Die Gunſt, die Ungnade, das Lever, das Stiefelausziehn, das ſind die Phänomene. Darum dreht ſich Alles. Fragt ſie nach der Urſache der Wiederkehr der Jahreszeiten, der Fluth des Oceans, der Sphärenbewegung: es iſt das petit coucher ihrer Herren. Herr Decazes, ganz und gar verſunken in die Betrachtung der Etikette, der Vorſtellungen, des Thronſeſſels, der Vorſitze, verachtet uns daher nicht im eigentlichen Sinne; er ignorirt uns.

Aber es ſei darum, ich nehme an, um ſie zufriedenzuſtellen, daß er ſeinen Gedanken ausgeſprochen habe, wie ein gewöhnlicher Menſch, naiv, ohne Umſchweife, wie er es hätte thun können, bevor er war, was er iſt; kurz daß er uns im wahren Sinne des Worts verachte, daß er jene ſtolze Verachtung für uns empfinde, welche auf ſeinem Standpunkte Mazarin, Bonaparte, Alberoni, Dubois dem regierten Pöbel gegenüber zeigten; ich verzeihe ihm dennoch und wie ich, meine Herren, werden Sie ihm verzeihen, wenn Sie dem Aufmerkſamkeit ſchenken, was ich Ihnen jetzt ſagen will. Von dem, was man ſieht, ſchließt man auf das, was man nicht ſieht, von dem Theile, den man vor Augen hat, auf das Ganze. Schwachheit unſerer Sinne und des menſchlichen Begreifens! Man urtheilt von einer Nation, von einer Generation, von allen Menſchen, nach denen, womit man frühſtückt; und jener Reiſende ſagte, als er ſeine Wirthin ſah: Die Frauen hier zu Lande ſind haarig. So macht es Herr Decazes, ſo machen wir Alle es. Dieſe Nation, welche er verachtet, ſchätzen wir; warum? weil ſich unſeren Augen Leute zeigen, deren ganzes Leben ſich lobenswerthen Dingen widmet und deren Exiſtenz auf die Arbeit, die Erzeugerin guter Sitten, auf Treue in den Verträgen, öffentliches Vertrauen, Beobachtungen der Geſetze gegründet iſt. Ich ſehe Ackersleute von früh Morgens an auf dem Felde, mit der Sorge für ihre Familie beſchäftigte Mütter, Kinder, welche die Arbeiten ihres Vaters erlernen, und ich ſage (vorausgeſetzt, daß ſie die Faſten halten): Es ſind rechtſchaffne Leute. Sie ſehen in der Stadt Gelehrte, Künſtler, die Zierde ihres Vaterlandes, reiche Fabrikanten, geſchickte Handwerker, deren Fleiß bei uns, obwohl von der Natur begünſtigt, gegen die Auflagen und die Aufmunterungen ankämpft; eine für jede Art von Studien und ſchönen Kenntniſſen begeiſterte Jugend, unterrichtet aus eignem Antrieb von dem, was dem Menſchen am wiſſenswertheſten iſt und beſſer durch eigenes Gefühl als durch Unterweiſung über die wahren Pflichten aufgeklärt: ich glaube, Sie werden ſich hüten, von den Franzoſen ſchlecht zu denken, dieſe Nation zu verachten, die Sie von ſolchen Seiten kennen. Aber der Graf Decazes, woher kennt er uns? und was ſieht er? Den Hof.

Als Mazarin König war, ſagte er vertraulich zu den Großen, welche ihn umgaben: Alle (in ſeinem Traſteveriner-Dialekt) Ihr hattet mich ſehr getäuſcht, signori Francesi, bevor ich die Ehre hatte, Euch ſo zu ſehn, wie ich jetzt thue. Ich will impiso ſein, wenn ich anfänglich zu Eurem Charakter mich verſehen habe. Ich fand an Euch einen Zug von Stolz, von Muth, von Generoſität. Nein, ich ſcherze nicht, ich glaubte, Ihr hättet Herz. Ich erinnere mich deſſen noch ſehr gut, obgleich es lange her iſt. — Dies iſt eine bemerkenswerthe Aeußerung und kommt mir zu Statten. Julius Mazarini, als er mit leichtem Gepäck, ein unbedeutender Menſch, aus ſeiner Heimath anlangt, achtet er die Franzoſen, weil er die Nation ſieht;

nachdem er Kardinal, Miniſter geworden, verachtet er ſie, weil er den Hof ſieht, und gleichwohl war der Hof damals ſein gebildet.

Ich ſehe ihn nicht, mein ganzes Leben habe ich ihn nicht geſehn und werde ihn hoffentlich auch nicht ſehn; aber ich habe unterrichtete Leute darüber reden gehört. Die Zeugniſſe ſtimmen überein und durch alle dieſe Berichte, wie auch durch Berechnung nach geodäſiſcher und trigonometriſcher Methode, bin ich dazu gelangt, mein Herr, den Hof beſſer zu kennen, als diejenigen, die nicht davon weichen; wie man ſagt, daß d'Anville, der, glaube ich, niemals aus ſeinem Studierzimmer gegangen war, Egypten beſſer kannte als ein Egypter; und ich werde Ihnen zunächſt etwas ſagen, was Sie überraſchen wird und was ich zuerſt erkannt zu haben glaube: der Hof iſt ein niedriger, ſehr niedriger Ort, ſehr unter dem Niveau der Nation. Wenn das Gegentheil einen Anſchein hat, wenn jeder Höfling ſich vermöge ſeiner Stellung mehr oder weniger erhaben vorkommt und zu ſein ſcheint, ſo iſt das ein Geſichtsfehler, was man eigentlich optiſche Täuſchung nennt, die leicht zu beweiſen iſt. A ſei der Punkt, wo ſich Herr Decazes zu dieſer Stunde befindet (anſcheinend ſo hoch, wie ein papierner Drache ſein würde, deſſen Leine ſich bis zu den Tuilerien, nach London oder nach Wien, ganz gleichgültig, erſtreckte), B ſei der tiefſte Punkt, Fallpunkt genannt, wo Herr Benoit mit dem Abbé de Pure liegt; verſtehen Sie dies recht, denn das Uebrige hängt davon ab: wenn der Geſichtsradius aus einem dünnen und reinen Mittelpunkt, demjenigen wo wir leben, in einen dichteren, die berauſchende und mit Miasmen geſchwängerte Atmoſphäre des Hofes gelangt, ſo entſteht nothwendig Strahlenbrechung; was Oben ſcheint, iſt in Wirklichkeit Unten. Sie begreifen jetzt, oder ſollte Ihnen noch einige Schwierigkeit bleiben, ſo fragen Sie die Gelehrten, den Marquis von Laplace, den Ritter Cuvier; dieſe Edelleute, wenn ſie nicht alle ihre Geometrie über dem Studium der Wappenkunſt und der Etikette verlernt haben, werden Ihnen ſagen können, um wie viel Grade der Hof ſich unter dem Na-

tional-Horizont befindet; und bemerken Sie auch, all' un
Geld geht dahin, Alles bis auf den letzten Sous; nie kon
uns von daher etwas wieder. Ich frage Sie, unſer Geld,
ſer durch ſeine Schwere nach Unten ſtrebende Körper! So
ſchickt und ſorgfältig Alles an ſich zu ziehn, man ſich He
Decazes auch vorſtelle, ſollte er ſeine Sache ſo gut machen,
ihm nicht ein Weniges davon zwiſchen den Fingern entgli
das vermöge ſeiner bloßen Schwere natürlich zu uns zur
kehren müßte, wenn wir unten wären? Alles läuft herab, im
von uns zu ihm: folglich iſt ein Abfall da, folglich ſind wir o
Herr Decazes unten, das iſt ganz klar; und der Hof iſt ein
keine Höhe, wie es den Augen des dummen Pöbels vorkom

Weiß man übrigens nicht, daß dieſes ein ſchmutziger
enthalt iſt, wo die Tugend vergiftete Luft einathm
wie der Dichter ſagt, und auch ſelten wohnt. Was
vorgeht, iſt bekannt: man ſtreitet da über die Preiſe verſchi
ner Geldſorten und Valuten, deren Summe jedes Jahr ſich
mehr als 800 Millionen beläuft. Ohne Zweifel Stoff
Wetteifer, und das Objekt dieſer vor alten Zeiten geſtifte
ſeit Kurzem durch Napoleon den Großen erneuerten, erhö
und vervielfältigten Preiſe beſteht darin, jede Art von La
jede Art von Korruption zu begünſtigen und mit königli
Freigebigkeit zu belohnen. Es giebt dort Preiſe für die
und alle ihre Unterabtheilungen, wie Schmeichelei, Spitzbübe
Verläumdung, Betrug, Heuchelei und das Uebrige. Für
Niederträchtigkeit giebt es da viele und ſehr beträchtliche,
weniger für die Dummheit, die Albernheit, die Unwiſſenh
andere für den Ehebruch und die Proſtitution, die begehrte
von allen, wovon ein einziger oft die Größe einer Familie
macht. Aber für dieſe letzteren konkurriren die Frauen;
krönt die Ehemänner; im Uebrigen keine Gunſt, kein unger
ter Vorzug; die Palme gehört dem Niedrigſten, die Ehre
Kriechendſten, ohne Unterſchied der Geburt; ſo will es
Charte und der König hat ſie beſchworen. Dieſes iſt ein
die Konſtitution garantirtes, mit allem Blut der Revolu

erkauftes Recht; der Bürgerliche kann beanſpruchen zu leben und ſich zu bereichern, wie der Edelmann ohne Induſtrie, Talent, gute Sitten und Rechtſchaffenheit, worüber der Adel wüthet und deshalb ſeine alten Privilegien zurückfordert.

Alle Welt indeß nutzt ein erworbenes Recht, wie wenn man fürchtete, es nicht lange zu genießen. Jeder rennt; nein: bei Hofe ſchleicht man ſich ein, ſchmeichelt man ſich ein, befördert man ſich. Der iſt nicht einer guten Mutter Sohn, wer nicht Alles im Stich läßt, um vorgeſtellt zu werden, ſeine Reverenz zu machen mit der gegründeten Hoffnung, wenn ſie gefällt, Fuß oder Flügel, wie man ſagt, vom Budget zu erhaſchen und Theil an den Gnadenbezeugungen zu haben. Die Gnadenbezeugungen regnen bei Hofe Abends und Morgens, und einmal zugelaſſen, müßte man doch mit dem Schickſal ſehr zerfallen ſein, ſehr wenig Geſchmeidigkeit oder eine recht dumme Frau beſitzen, wollte man nicht etwas erwiſchen, wenn man wachſam iſt, ſeinen Ekel überwindet und ſich nicht abweiſen läßt. Ohne Laune, ohne Ehre! heißt es hier; und der Wahlſpruch: *Wer keinen Schimpf zu verſchlucken verſteht*...

Wachſam muß man ſein. Viele Leute halten den Hof für eine Heimath der Müßiggänger, wo das Glück Einen aufſucht, ſobald man den Fuß hineingeſezt hat, wo die Glücksgüter im Schlafe kommen; Irrthum! Die Höflinge thun nichts, es iſt wahr; kein Werk, keine Arbeit kommt zum Vorſchein. Gleichwohl haben die Galeerenſklaven weniger Plage und der Graf von St. Helena ſagt, daß die Galeeren dagegen Ruheörter ſind. Der Tagelöhner, der Handwerksmann, der jeden Abend ſein Geld einnimmt und die Anſtrengungen des Tages in der Nacht ausgleicht, das ſind wahre Faullenzer. Der Höfling ſchläft niemals, und man hat mathematiſch ausgerechnet, daß die Hälfte der in den Vorſälen verſchwendeten Sorgen, die Hälfte der Arbeit, der Anſtrengungen, der Standhaftigkeit, welche erforderlich ſind, um blos mit einem angeſtellten Narren zu reden, auf nützliche Gegenſtände verwendet, hinreichen würde, die Produkte der Induſtrie in Frankreich zu verzehnfachen und alle Künſte an eine Stufe der Vervollkommnung zu bringen, wovon man keine Idee hat.

Aber vor Allem Geduld — die Geduld bei Hofleuten iſt das, was bei den Gläubigen die Wohlthätigkeit — ſie vertritt die Stelle jedes andern Verdienſtes. „Gnädiger Herr, ich werde warten“, ſagte der Abbé de Bernis zum Miniſter, der ihm zuſchrie: „Sie werden nichts erhalten“, ihn fortjagte und beim Kragen hinauswarf. Ich weiß Leute, die ſich hier raſch entſchloſſen, auf irgend eine Weiſe den gnädigen Herrn zu entbehren und durch ſich ſelbſt zu leben geſucht hätten, wie der Fiakerkutſcher: Der Hof ſchmäht mich, ich werde ihm...; d. h. ich werde arbeiten. Gemeines Wort, Redensart eines bürgerlichen Menſchen, geboren, um es ewig zu bleiben. Der Edelmann Ludwigs des XIV., adlich von Race, ſagt: ich werde warten. Der Edelmann Bonaparte's, adlich durch Gnade, ſagt: Werdens woarten. Und alle Beide faſſen ſich bei der Hand, umarmen ſich und ſind Hoffreunde.

Neunter Brief.

Véretz, den 10. März 1820.

Herr Redakteur, die Buchdruckerkunſt macht die Welt ſchlecht. Der gegoſſene Buchſtabe iſt ſchuld, daß man ſeit der Schöpfung mordet, und Cain las im irdiſchen Paradieſe die Journale; man darf nicht daran zweifeln; die Miniſter ſagen es, die Miniſter lügen nicht, zumal auf der Tribüne.

Verflucht ſei der Urheber dieſer verdammten Erfindung und mit ihm diejenigen, die den Gebrauch derſelben verewigt oder die jemals die Menſchen ſich ihre Gedanken mitzutheilen gelehrt haben. Für ſolche Leute hat die Hölle nicht genug ſiedende Keſſel. Aber beobachten Sie, mein Herr Redakteur, den ſtets wachſenden Fortſchritt der Verderbniß. In dem von Jean Jacques mit ſo vielem Recht geprieſenen Naturſtande, wo der Menſch von allem Laſter und von der Verdorbenheit der Zeiten, worin wir leben, frei war, ſprach er nicht, ſondern ſchrie, brummte oder grunzte, je nach ſeiner augenblicklichen Stimmung. Damals war es ein Vergnügen zu regieren. Keine Pamphlets, keine Zeitungen, keine Petitionen für die Charte, keine Reklamationen wegen der Steuer. Glückliches Zeitalter, das nur zu kurz dauerte.

Bald kamen Philoſophen, welche vom Satan zum Umſturz einer ſo ſchönen Ordnung der Dinge angeſtiftet, mittelſt der Zunge und der Lippen Töne artikulirten, Silben ausſprachen. Wo warſt Du, Séguier? Hätte man gleich Anfangs dieſe ſtrafbaren Exceſſe des anarchiſchen Geiſtes unterdrückt und den Erſten, der ſich einfallen ließ ba be bi bo bu zu ſagen, eingeſperrt, ſo war die Welt gerettet; der Altar über dem Thron, oder der Thron über dem Altar mit dem Tabernakel für immer befeſtigt: zu keiner Zeit hätte es Revolutionen gegeben. Die Penſionen, die Beſoldungen würden ſich mit jedem Jahr vermehren. Die Religion, die Sitten.... Ach! wie würde Alles ſchön gehn! Opernnymphen, Ihr hättet noch immer Antheil an den Tafelgeldern der Aebte und an dem Einkommen der Armen. Aber thut man je etwas zur rechten Zeit? Aus Mangel an vorbeugenden Maßregeln geſchah es, daß die Menſchen redeten und auch ſogleich anfingen, die Obrigkeit zu verläumden, die es natürlich nicht gut hieß, beſchimpft, erniedrigt zu ſein behauptete und Geſetze gegen den Mißbrauch des Wortes erließ. Die Redefreiheit wurde auf 3000 Jahre ſuſpendirt und kraft dieſes Befehls jeder Sklave, der unter den Hieben das Maul zum Schreien aufthat oder Brot forderte, gekreuzigt, geſpießt, erdroſſelt, zur großen Zufriedenheit aller rechtſchaffnen Leute. So gingen die Sachen gar nicht ſchlecht und die Regierung war geachtet.

Als aber ein Phönizier (ich denke mir, es war ſo ein Manufakturiſt ohne Titel, ohne Geburt) die Menſchen gelehrt hatte, das Wort zu malen und durch Zeichen dieſe flüchtige Stimme zu fixiren, da begannen die vagen Unruhen derer, die müde waren, für Andere zu arbeiten, und zu gleicher Zeit die monarchiſche Hingebung derer, die mit allen Kräften wollten, daß man für ſie arbeite. Die erſten hingezeichneten Worte waren Freiheit, Geſetz, Recht, Billigkeit, Vernunft; und von da an ſah man wohl, daß dieſe ſinnreiche Kunſt geradezu bezweckte. die Penſionen und Gehälter zu beſchneiden. Von dieſer Epoche datiren die Sorgen der Angeſtellten und Höflinge.

Dies wurde noch viel ſchlimmer, als der Mann von Mainz (ich glaube eben ſo wenig adlich, wie der von Sidon) ſeinerſeits ausgedacht hatte, das Blatt, welches ein Anderer aus in Teig verwandelten Lumpen machte, zwiſchen zwei Brettern zu preſſen; ſo geſchickt iſt der Teufel, zum Verderben der Seelen, aus Allem Nutzen zu ziehen. Indem der Deutſche durch ein ſolches Mittel dieſe Züge der hingezeichneten Figuren, die der Phönizier erfunden hatte, vervielfältigte, vervielfältigte er um eben ſo viel die Worte, die der Gedanke erzeugt. O entſetzlicher Einfluß dieſes Geſchlechts, das nicht Gott, nicht dem Könige dient, beigeſellt den weltlichen Wiſſenſchaften, den gemeinen mechaniſchen Künſten! Verderbliche Brut, was würde ſie nicht Alles thun, wenn man ſie gehn ließe, ſie ohne Zaum dieſem unglückſeligen Hange nach Erkenntniß, Erfindung und Vervollkommnung überließe! Ein unbekannter, erbärmlicher Arbeiter verfertigt in ſeiner Werkſtatt einen Kleiſter aus einigen Lumpen und aus dieſem Kleiſter Papier, welches ein Anderer den Einfall hat, mit einem Bischen Schwärze zu bedrucken; und ſiehe, die Welt iſt umgekehrt, die alten Monarchien erſchüttert, die Kanonikate in Gefahr. — Teufliſche Induſtrie, Wahnſinn zu arbeiten, ſtatt die Heiligen zu feiern und Buße zu thun! Es giebt nichts Gutes, wie Herr von Couſſergue ſagt, als die Mönche, der vorgeſtellte Adel und die Herren Lakeien. Alles Uebrige iſt verdorben, alles Uebrige raiſonnirt oder wird bald raiſonniren Die kleinen Kinder wiſſen, daß zwei und zwei vier macht. O tempora, o mores! O Herr Clauzel von Couſſergue, o Marcaſſus von Marcellus!

Es iſt ſo weit gekommen, daß es nur noch ein Mittel giebt zu regieren, zumal ſeitdem ein andrer Abgeſandter der Hölle dieſe andere Erfindung gemacht hat, jeden Morgen ein Blatt an 20—30,000 Abonnenten zu vertheilen, worin man Alles lieſt, was die Welt ſagt und denkt, ſowohl die Pläne der Regierenden als die Befürchtungen der Regierten. Wenn dieſer Mißbrauch fortdauerte, was könnte der Hof unternehmen, das nicht im Voraus kontrollirt, unterſucht, beurtheilt, bekrittelt, abgeſchätzt würde? Das Publikum würde ſich in Alles miſchen, in Alles ſein kleines Intereſſe einflicken, mit dem Schatz rechnen, die hohe Polizei überwachen und ſich über die Diplomatie luſtig machen. Die Nation würde zuletzt die Regierung in Gang ſetzen, wie einen Kutſcher, den man bezahlt und der uns fahren muß, nicht wie er will, ſondern wohin wir Luſt haben und auf dem uns anſtändigen Wege; entſetzlicher Gedanke, dem göttlichen Rechte und den Kapitularien zuwider.

Aber als ob es an allen dieſen Machinationen gegen die guten Sitten, die weitläufigen Beſitzthümer und Privilegien der hohen Stände noch nicht genug wäre, hören Sie hier ganz etwas Andres. Man meldet aus Berlin, daß der Doktor Kirchhauſen, ein berühmter Mathematiker, vor Kurzem neue Buchſtaben erfunden hat, auch eine neue Handpreſſe, die leicht beweglich und tragbar iſt, in die Taſche geſteckt werden kann und überaus ſchnell arbeitet, deren Gebrauch darin beſteht, daß man eben ſo ſchnell und leicht ſchreibt, wie man ſpricht; das iſt eine Tachytypie. Man kann in einem Salon, ohne daß ſich Jemand deſſen verſieht, Alles, was geſprochen wird, drucken und auf dem Fleck die ganze Unterhaltung, ſo wie ſie vor ſich geht, in 1000 Exemplaren abziehn. Die Feder wird auf dieſe Weiſe faſt zu nichts mehr gebraucht, wird unnütz werden. Eine Frau wird in ihrer Haushaltung den Waſchzettel oder das Tagebuch über ihre Ausgaben ſtatt zu ſchreiben, wie man ſagt, drucken, um ſchneller fertig zu werden. Ich gebe Ihnen zu bedenken, mein Herr, welche Fluth uns überſchwemmen und was die Cenſur gegen einen ſo reißenden Strom vermögen wird. Aber man fügt hinzu und dies iſt das Schlimmſte für Jeden, der eine gute Geſinnung hat, oder Gehalt bezieht, daß die Zuſammenſetzung dieſer Buchſtaben ſo einfach, ſo klar, ſo leicht begreiflich iſt, daß der dümmſte Menſch in einer Stunde leſen und ſchreiben lernt. Der Doktor hat öffentliche Proben damit angeſtellt, die den erſchreckendſten Erfolg hatten, und ein Bauer, der Tags zuvor kaum ſeine Finger zählen konnte, hat nach einem Unterricht von acht bis zehn Minuten eine kleine Rede zuſammengeſetzt und unter die Anweſenden vertheilt, mit ſehr hübſchen Wendungen, in gutem Deutſch und mit den Worten beginnend: Despotes ho nomos, das heißt, ſo wie man es mir überſetzt hat, das Geſetz muß regieren. Großer Gott, wie ſieht es mit uns aus! Was ſoll aus uns werden! Glücklicherweiſe hat die Obrigkeit Kenntniß davon erhalten und Maßregeln für die Sicherheit des Staates ergriffen: es ſind Befehle ertheilt; die Polizei von ganz Deutſchland iſt hinter dem Doktor her; ein Preis von 100,000 Gulden iſt dem zugeſichert, der denſelben todt oder lebendig liefert und man erwartet mit jeder Minute die Nachricht von ſeiner Ergreifung. Die Sache iſt von keinem geringen Belang; wenn eine ſolche Erfindung in unſerm Jahrhundert zur Verbreitung gelangte, ſo wäre es um alle Grundlagen der geſellſchaftlichen Ordnung geſchehen; es würde für das Publikum nichts mehr heimlich bleiben. Adieu dann ihr Hülfsquellen der Politik: Intriguen, Komplotte, geheime Noten; keine Heuchelei mehr, die nicht bald entlarvt, keine Verſtellung, die nicht Lügen geſtraft würde. Wie wäre da noch zu regieren?

Zehnter Brief.

Véretz, den 10. April 1820.

Ich finde wie Sie, mein Herr, daß unſere Redner Außerordentliches für die Freiheit der Preſſe geleiſtet haben. Es läßt ſich nichts Kraftvolleres, nichts ſchöner Gedachtes vorſtellen, als was ſie über dieſen Gegenſtand geſagt haben und ihre Beredtſamkeit entzückt mich, während ich gleichzeitig ihren geringen Scharfſinn in vielen Dingen bewundere. Der Eine antwortet den Miniſtern, die ſich über die Zügelloſigkeit der Preſſe beklagen, die königliche Familie ſei niemals ſo geachtet geweſen, man ſchreibe nichts gegen den König. Wahrhaftig, man müßte nicht hinter dem Ofen fortgekommen ſein, um zu glauben, daß es ſich um den König handelt, wenn man ſchreit: „Rächet den König.“ Wie jener gute Mann, der, als er im Theater eine Vorſtellung des Tartuffe ſah, ſagte: Warum haſſen denn die Frommen dieſes Stück ſo ſehr? es enthält nichts gegen die Religion. Der Andre, nicht minder naiv, verwundert ſich, findet, daß überall Alles ruhig iſt und fragt, weshalb man ſich beunruhige. Dieſer hat gewiß kein Amt und geht nicht zu den Miniſtern; denn dort würde er ſehn, daß die Welt (die Welt, wie Sie wiſſen, ſind die Beamten), weit entfernt, ruhig zu ſein, im Gegentheil ſehr beunruhigt iſt durch die Beſorgniß des größten aller Unfälle, der Verringerung des Budgets, womit die Welt in der That bedroht iſt, wenn die Regierung dem nicht abhilft. Dieſes Unglück abzuwenden, dahin gehen ſeine väterlichen Sorgen, geſegnet von dem Herrn bis auf dieſen Tag. Denn ſeit fünf oder ſechshundert Jahren, mit Ausnahme vielleicht einiger Epochen unter Ludwig XII. und Heinrich IV., hat das Budget unaufhörlich zugenommen, wie die Geometer ſagen, in umgekehrtem Verhältniß die Habgier der Hofleute zu der Geduld der Völker.

Aber von Allen, die bei dieſer Gelegenheit geſprochen haben, iſt der ſpaßhafteſte Benjamin Conſtant, der zu den Miniſtern ſagt: Was! keine freien Journale! Keine öffentlichen Blätter! (Die Ihr cenſirt, ſind für Euch allein!) Wie werdet Ihr erfahren, was vorgeht? Eure Agenten werden Euch täuſchen, Eurer ſpotten, Euch tauſend Albernheiten begehen laſſen, wie ſie thaten, bevor die Preſſe frei war. Beweis davon die Lyoner Affaire. Denn, mit zwei Worten, was war ſie? Man berichtet Euch, es gebe dort eine Verſchwörung. Wohlan, man ſchlage die Köpfe herunter, antwortet Ihr ſogleich, gut. Der Befehl geht ab, und dann nach einiger Ueberlegung ſchickt Ihr Jemanden ab, um ſich ein wenig zu erkundigen, was es iſt. Das unbedeutendſte freie Journal hätte es euch zu rechter Zeit geſagt, viel beſſer als ein Marſchall und mit viel weniger Koſten. Was erfahrt Ihr durch den Bericht Eures Sendlings? Wenig. Zuletzt druckt man es, Alles wird öffentlich und es findet ſich, daß keine Verſchwörung ſtattgefunden hat. Inzwiſchen waren die Köpfe heruntergeſchlagen. Das war ein raſender Schnitzer, ein Verſehn, das theuer zu ſtehen kam und das die Freiheit der Journale Euch ſicher erſpart hätte. Solche Eſelsſtreiche richten großes Unheil an und da habt Ihr's, was es heißt, die Preſſe an Ketten legen.

Das Miniſterium, ſagt man, habe ſich darüber des Lachens kaum enthalten können und Herr Pasquier beluſtigte ſich folgenden Tags auf Koſten des ehrenwerthen Mitgliedes nicht ohne Urſache. Denn man konnte zu Herrn Benjamin Conſtant ſagen: Ja, die Köpfe ſind herunter, aber Monſeigneur iſt Herzog; mehr bedarf es nicht, nun iſt er Prinz mit vollem Rechte. Die Verſehn der Miniſter koſten viel, es iſt wahr, aber nicht den Miniſtern. Es lohnt beſſer einen Marquis tödten, ſagen die Aerzte, als hundert Bauern kuriren: für den Arzt lohnt es beſſer; für den Miniſter, nein; für ihn lohnt es beſſer, hundert Bauern zu tödten; die Fehler, je nach ihren Folgen, wechſeln den Namen. Das Publikum befriedigen, ſich ſeine Achtung verſchaffen, iſt ſehr gut; darin liegt gewiß nichts Böſes, und Lafitte hat Recht, ſich ſo zu benehmen, wie er thut, weil er der Achtung, des Vertrauens des Publikums bedarf, denn er iſt Geſchäftsmann, ein Bürgerlicher, nicht Herzog. Aber für einen Miniſter iſt die Sache, Miniſter zu bleiben, und hierfür muß er wiſſen, nicht was in Lyon vorgefallen, ſondern was beim Lever geſprochen werden iſt, wovon die Journale nicht reden. Wenn die Preſſe frei iſt, giebt es keine Verſchwörungen, ſagt Ihr Herren von der Linken. Wahrlich, man weiß es wohl; aber wie ſoll man ohne Verſchwörungen den Staat, den Thron, die Monarchie retten, und was ſollte mit den Sicherheitsagenten, den Aufpaſſern werden? Wie der Skandal nothwendig iſt zum größeren Ruhme Gottes, ſo die Verſchwörungen zur Aufrechthaltung der hohen Polizei. Sie entſtehn machen, ſie erſticken, die Mine laden, ſie ſpringen laſſen, das iſt die große Kunſt des Miniſteriums, die Quinteſſenz der Wiſſenſchaft der Staatsmänner, das iſt die transcendente Politik bei uns, die durch in dieſem Genre ausgezeichnete Männer ſeit Kurzem vervollkommnet iſt, die der neidiſche Engländer nachahmen will und nachmacht, aber plump. Wenn es keine Komplotte, noch Ränke, noch Verzweigungen giebt, was ſoll dann ein Miniſter mit ſeinem Genie und mit ſeinem Eifer für die Dynaſtie anfangen? Welche Intrigue kann man anſpinnen mit der Hoffnung, ſie zum Guten zu lenken, wenn Alles noch deſſelben Tags ausgehängt wird? Welchen Anſchlag könnte man auf's Tapet bringen? Die Journale unterrichten die Miniſter, was das Publikum ſagt, höchſt gleichgültige Sache; ſie unterrichten das Publikum, was die Miniſter thun, höchſt intereſſante Sache; oder was ſie thun wollen, noch wiſſenswerther. Es iſt keine Gleichheit: der Nutzen iſt ganz auf meiner Seite: außer daß die Miniſter, ſobald man weiß, was ſie thun wollen, ſogleich es nicht mehr thun wollen oder können. Bekannte Politik, verlorne Politik; Staatsangelegenheiten, Staatsgeheimniſſe, Staatsſekretaire! Das Geheimniß mit einem Worte iſt die Seele der Politik und die Oeffentlichkeit iſt nur gut für's Volk.

Da haben Sie zum Theil, was man den Rednern der Linken hätte antworten können, die übrigens bewundernswürdig ſind in Allem, was ſie zur Vertheidigung unſrer Rechte geſagt haben, gleich ſtarke Logiker, wie unerſchütterliche Dialektiker, Ihre Reden werden auf die Nachwelt kommen als Meiſterſtücke der Kunſt, Fragen zu erörtern und ins gehörige Licht zu ſtellen, Sophismen zu widerlegen, zu unterſuchen, zu ergründen. Muth, meine Herren, Muth, die Miniſter machen ſich luſtig über uns, aber wir raiſonniren viel beſſer wie ſie. Sie führen uns in's Gefängniß und wir willigen darein; aber wir führen ihnen den

Beweis ihres Unrechts und ſie willigen ebenfalls darein. Mag dieſe Hand voll Günſtlinge des Generals Foy uns binden, uns ausbeuten und erdroſſeln; es wird doch immer wahr bleiben, daß wir ſie auf die ſchönſte Manier angeführt haben; wir haben ihnen ihre Handlungsweiſe hübſch vorgehalten, gleichwohl nur in überlegter, vorſichtiger, anſtändiger Weiſe. Der Anſtand darf in einem konſtitutionellen Staate nicht verletzt werden.

Aber was mich an dieſen Reden wundert, die ſich im „Moniteur" ſo ſchön ausnehmen, ſo gut durchgeführt, ſo ſchlagend durch ihre Gründe ſind, daß es ſcheint, man könne kein Wort darauf erwidern; was mich in Erſtaunen daran ſetzt, iſt die Wahrnehmung, wie gering die Wirkung iſt, die ſie auf die Zuhörer hervorbringen. Unſere Cicero's mit aller ihrer Beredtſamkeit haben Wenige überzeugt, die nicht ſchon ihrer Meinung waren, bevor ſie ſie gehört hatten. Ich kenne den Grund, den man davon angiebt: Der Bauch hat keine Ohren und es giebt keinen ſchlimmeren Tauben als ein Hungriger.

Soll ich Ihnen meinen Gedanken ſagen? Es ſind geſchickte, weiſe Leute, die zu ſprechen verſtehn, mit einem Worte Redner: aber ſie verſtehn nicht von der Apoſtrophe Gebrauch zu machen, einem der wirkſamſten Hülfsmittel der Rhetorik, oder ſie haben ſich derſelben im Laufe dieſer Diskuſſionen nicht bedienen wollen, aus Höflichkeit, denke ich mir, aus demſelben Prinzip des Anſtandes, was einen Beweis für die gute Erziehung giebt, die ſie von ihren Eltern erhalten haben; denn die Apoſtrophe iſt nicht fein, darin bleibe ich mit Herrn von Corday einverſtanden. Aber finden Sie mir doch eine Wendung, die lebendiger, belebter, kraftvoller, geeigneter wäre, eine Verſammlung zu bewegen, das Miniſterium zu treffen, die Rechte in Staunen zu ſetzen, den Bauch aufzurütteln. Die Apoſtrophe, mein Herr, die Apoſtrophe, das iſt die Kartätſche der Redekunſt. Sie haben es geſehn, als Foy, der Artilleriſt von Fach iſt… Ohne Apoſtrophe ſollen Sie es wohl bleiben laſſen, eine Majorität wankend zu machen, wenn ſie ſich gut vorgeſehn hat. Verſuchen Sie es einmal, auf die Leute, die bei Herrn Pasquier zu Mittag geſpeiſt haben, den Syllogiſmus und das Enthymema in Anwendung zu bringen. Ich gebe Ihnen alle Figuren Quintilians, alle Tropen Dumarsais und alles Sublime des Longinus; gehen Sie hin, einen Herrn Poyféré von Cerre damit anzugreifen. Werfen Sie Marcaſſus, werfen Sie Marcellus die Metapher, die Antitheſe, die Hypothypoſe, die Katachreſe an den Kopf, feilen Sie ihren Stil und wählen Sie Ihre Ternen; fügen Sie zu der Kraft des Gedankens den Strom des Wohllauts in Ihren Sätzen, um das Ohr eines Präfekten zu bezaubern oder das Herz eines Miniſters zum Mitleid mit ſeinem Lande zu ſtimmen,

Und ſprecht, ſo viel Ihr wollt, wenn Ihr zu Ende ſeid,
Sind alle Herzen kalt, und morgen bleibt's wie heut

Kein Einziger wird Sie anhören; Sie werden die Rechte gähnen, das Miniſterium ſich ſchnäuzen, den Bauch ſeinen Geſchäften nachgehn ſehn. Aber laſſen Sie Foy in dieſem Moment der Begeiſterung unter dem Beifallsruf ganz Frankreichs eine Art von Apoſtrophe anſtimmen, ohne übrigens vielleicht daran zu denken; ſogleich ſpitzt man die Ohren, die Lärmtrommel iſt im Lager, die Stummen reden, Alles geräth in Bewegung und hätte er in dieſem Ton fortgefahren (aber er zog es vor, den höheren Ständen ſeine Ergebenheit zu zeigen), hätte er dieſen Stil durchſetzen können, ſo änderte ſich die Scene. Herr Pasquier, betroffen wie ein Glockengießer, hätte ſeine Geſetze wieder in die Taſche geſteckt und ich kleiner Grundeigenthümer würde meinen Weinſtock beſchneiden ohne Furcht vor den rechtſchaffnen Leuten. O Macht der Apoſtrophe!

Dies iſt, wie Sie wiſſen, eine Redefigur, mittelſt welcher man das Geheimniß gefunden hat, zu Leuten zu reden, die nicht da ſind, eine Unterhaltung mit der ganzen Natur anzuknüpfen, in der Entfernung Todte und Lebende zu befragen. **Ou ma tous en Marathôni!** rief Demoſthenes in Eifer. Dieſes **Ou ma tous** iſt von einer großen Kraft und Foy hätte es ſo überſetzen können: Nein, bei den Todten von Waterloo, die mit dem Vaterlande fielen; nein, bei unſeren Wunden von Auſterlitz und

Marengo; nein, niemals ſolche Elenden.... Sie begreifen die Wirkung einer ſolchen, ſo weit ſie gehen will, hingeſchleuderten Figur, und im Munde eines Mannes wie Foy; aber er zog es vor, die Verfaſſer der geheimen Noten zu umarmen.

Ich, wenn ich da geweſen wäre (ich bin ſtark in der Apoſtrophe und ich ſpreche ſelten anders; ich ſage niemals: „Nikolaus, bring mir meine Pantoffeln“: ſondern ich ſage: „O meine Pantoffeln! und du, Nikolaus, und du ...“), wenn ich da geweſen wäre als Deputirter der untern Volksklaſſen meines Departements, wie man dieſe Frage der Preßfreiheit verbrachte, ich hätte folgendermaßen das Wort ergriffen:

„Milord Caſtlereagh, bekümmern Sie ſich um Ihre Angelegenheiten; um Gottes willen, Herr Metternich, laſſen Sie uns in Ruhe; und Sie, mein lieber Hardenberg, denken Sie daran, Ihr Sauerkraut gut zu kochen.“

Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſe Wendung hätte Eindruck auf die Verſammlung gemacht, hätte ihre Aufmerkſamkeit erweckt, das erſte Erforderniß der Ueberredung, die erſte Vorſicht des Ariſtoteles. Man muß ſich Gehör zu verſchaffen ſuchen, ſagt er; und hieran haben unſere Deputirten von der Linken nicht gedacht, irgend ein Hülfsmittel anzuwenden, wie ſie die Redekunſt liefert, um Gehör und Zuſtimmung zu finden. An nichts Anderem hat es ihnen gefehlt: denn Beredtſamkeit, die hatten ſie, und Gründe haben ſie blicken laſſen, Erfindungsgabe und Vortrag: und bei alle dem haben ſie ſich kein Gehör zu verſchaffen gewußt, denn was fehlte? die Apoſtrophen, dieſe lebendigen Apoſtrophen an Menſchen und Götter im Sinne der Alten. Ohne dem Banck Zeit zum Wiedereinſchlafen zu laſſen, hätte ich nachſtehend fortgefahren:

Excellente Miniſter der hohen fremden Mächte, verlaßt Euch nicht zu viel auf Eure Freunde dieſſeits. Sie binden Euch was auf mit ihren geheimen Noten. Nicht daß ich ſie in Verdacht hätte, Euch verrathen zu wollen; es ſind rechtſchaffene, treue Leute, worauf Ihr rechnen könnt, deren Dienſte Euch erworben, deren Erkenntlichkeit Euch für ewig geſichert ſind; nicht fähig.

ihrem Euch gegebenen Verſprechen untreu zu werden, ihre Verpflichtungen gegen Euch zu vergeſſen. Ich meine hiermit nur, daß ſie ſich irren und bei dem reinſten Eifer für Eure fremden Excellenzen, Euch täuſchen. Kommt, es iſt hier gut; kommt ſchnell, ſagen ſie Euch. Dieſe Nation iſt feig. Sie ſind keine Franzoſen, ſind der Schrecken Europa's, die Bewunderung der Welt nicht mehr. Sie waren groß, ſtolz, edel. Aber nunmehr durch Napoleon gebändigt, darniedergeworfen, verſtümmelt und entmannt, laſſen ſie ſich beſchlagen und vom erſten Beſten beſteigen. Es giebt nichts Gemeines, das ſie zurückwieſen, keine Schläge, die ſie empfänden, kein Joch, das zu demüthigend für ſie wäre. Als wir zuerſt hinter Euch her in dieſes Land zurückkamen, fürchteten wir ſie: dieſer Name, dieſer Ruhm imponirten uns, und lange Zeit wagten wir nicht, ihnen in's Geſicht zu ſehn. Aber jetzt trotzen wir ihnen; alle Tage verhöhnen wir ſie, und nicht allein daß ſie es leiden, ſondern, ſollten Sie es glauben? ſie fürchten uns; uns, die Ihr in der Schmach, im Kothe erblickt habt, überall fortgejagt, die allen Poliziſten Europa's als Spione, als Gauner ſignaliſirt waren: wir ſind hier der Schrecken derer, die Euch zittern machten, und mit uns droht man ihnen, wenn man ihnen Gehorſam einflößen will. Kommt daher, lauft herbei: ſichrer Fang, leichte Beute und Schatzungen erwarten Euch: oder rückt nicht von der Stelle, verlaßt Euch auf uns. Mit ſieben Mann nehmen wir es auf uns, für Eure Rechnung den Franzoſen zu ſcheeren und zu ſchinden, vorbehaltlich eines Antheils an der Beute und einer Belehnung, wie es Recht iſt.

Das iſt es, was ſie Euch von Herrn von Montloſier melden. Hütet Euch, es zu glauben, hört nicht auf ſie, ihr auswärtigen Mächte, denn ſie würden Euch weit von der Wahrheit abführen. Ihre Noten ſind keine Evangelien. Fragt Fouché, was er davon hält und wie oft er ſelbſt angeführt worden iſt, wenn er durch ihre Hülfe Andere zu faſſen glaubte. Dennoch muß man zugeben, es iſt Wahres in dem, was ſie Euch ſagen. Wir dulden Dinge ... Menſchen .... Fünfzehn Jahre Galeere.

ſagen wir es gerade heraus, haben unſern ſtolzen Charakter erniedrigt und ſind die Urſache, daß wir unſere Korreſpondenten dulden; was ſie mit gutem Recht Wunder nimmt. Dem Bagno Napoleons glücklich entronnen, haben wir indeſſen noch Männer und ſind nicht ohne alle Kraft. Zeugniß davon geben die vielen Maſchinen, die man anwendet, um uns an männlichen Thaten zu verhindern, und ſelbſt mit dieſen bewirkt man es nicht. Präfekten, Telegraphen, Gendarmen, Cenſur, Verdachtsgeſetze, nichts führt zum Ziel; Miſſionäre, Jeſuiten, Almoſeniere verſchwenden ihr Bischen Latein daran: und man hat gut predigen, drohen, liebkoſen, verſprechen, abſetzen; ſobald es ſich ums Wählen handelt, fallen die Wahlen auf Männer. Sei es Zufall oder Malice, wir zählen ihrer 115 in einer einzigen Kammer, wo noch mehr ſein würden, wenn Niemand vom Hof und aus den Antichambern der Miniſter hineingelangte. Britten, deren „öffentlichen Geiſt“ man uns hier rühmt; da Ihr das Wort gebildet habt, ſo habt Ihr die Sache gewiß; aber aufrichtig, haltet Ihr Eure Miniſter für ſehr behindert, die unbeſtechliche Bürger aus dem Wege zu räumen; ſich jener Leute zu entledigen, die ſich durch nichts gewinnen, die ſich nicht abfinden laſſen, nichts als ihr Mandat kennen, die ihr eigenes Wohl nur in dem Gemeinwohl Aller erblicken, die öffentliche Achtung den angetragenen oder erworbenen Aemtern, den Standeserhöhungen, den Ehrenſtellen, dem Gelde und, was braucht man es zu ſagen? dem Leben verziehn, das den Menſchen weniger theuer, weniger nothwendig iſt, denn ſähe man es ſie ſonſt ſo billig verkaufen? Würden wir im Lauf unſerer Revolutionen ſo viele Dummköpfe die Probe der Gefahr beſtehen, der des Goldes und der Diskuſſionen aber unterliegen, und oft in dem tapferſten Soldaten den feigſten Höfling geſehen haben, wenn es nicht wahr wäre, daß man die Schätze und die Ehrenſtellen mehr als das Leben liebt? Wer für ſein Vaterland ſtirbt, thut weniger, als wer den Geſetzen zuwider zu regieren verweigert. Nun, dieſe Art Leute, wir haben ſie, wir haben ſolche Männer, die ein Portefeuille zurückzugeben, eine Präfektur, eine Landdirektion zu verachten wiſſen, und welche, ehe ſie Euch, meine Herren vom Kongreß, dieſes Land preisgeben, Euch oder Euren Getreuen, darin ſterben werden und mit ihnen noch viele Andere. Denn das ganze Volk iſt mit ihnen und es iſt nicht ſchwach, niedergeworfen, furchtſam, wie man es Euch ſchildert. Dieſe Nation iſt nicht herabgewürdigt; als Ihr ſie zum Kampf herausgefordert hattet, machte ſie Euch in Folge ihres Sieges zu Sklaven und wurde es mit Euch, weil es nicht anders ſein kann. Unſinn, ſich einzubilden, man könne Andere unterjochen, ohne ſich ſelbſt zum Sklaven zu machen; aber nun ſie zerbrochen iſt, die gemeinſame Kette, bleibt Euch mehr davon als uns.

Beeilt Euch daher ja nicht, kommt nicht ſo haſtig herbeigelaufen, gebt nicht ſo raſch den Wünſchen derer nach, die Euch rufen, und traut den Verſprechungen, die man Euch macht, nicht zu viel: Ihr lauft Gefahr, Euch getäuſcht zu finden, wenn Ihr kommt, denn ich will Euch ſagen, wie Ihr werdet empfangen werden, wenn Ihr der geſchäftskundigen, ſtarken und zahlreichen Partei zu Hülfe kommt.

Die Miſſionäre werden für Euch predigen, die Nonnen vom heiligen Herzen werden zu Gott beten, nicht daß er Euch bekehre, ſondern daß er Euch nach Paris führe, und ihre unſchuldigen Hände zum Himmel erheben zu Gunſten der Panduren. Sie werden den unendlich erbarmungsreichen Herrn in ſchlechtem Latein anflehn, die gottloſe Race zu vertilgen, der Rache des Schwertes die Feinde ſeines heiligen Namens zu überliefern, das heißt diejenigen, die den Zehnten verweigern und an einem Steine die Köpfe ihrer Kinder zerſchmettern. Aber unglücklicherweiſe iſt bei uns nicht Alles Mönch.

Die Nation (laſſen wir jene höheren Stände bei Seite, für die der General Foy ſo viel Achtung hat, ſeit dem er ſie nicht mehr in Schutz nimmt; dieſe Hand voll Euch ganz ergebener Getreuen, die Euch nicht entbehren kann und kein Vaterland hat, als durch Euch), die Nation wird eingetheilt in Adlige und Bauern; von den Adligen ſind wieder die Einen es durch die Gnade Gottes, die Andern durch einen Einfall Napoleons. Welcher iſt beſſer? Man weiß es nicht. Es ſind zwei Körperſchaften, die ſich gegenſeitig achten, ſagt Foy, ſich bewundern und gern vornehme Mienen von einander annehmen. La Tulipe, der Hofmann, hat ſeinen Säbel abgeſchafft und ſich rothe Schuhe zugelegt; man kann ſagen, er iſt jetzt ein vollkommner Kavalier, voll Lebensart und Delikateſſe, man hat keinen beſſeren Ton als Monſieur oder Monſeigneur, der Graf von La Tulipe. Dann iſt da der Huſar Dorante. Seit wann? ſeit dem Frieden. Er riecht nach der Kaſerne, wenn nicht vielleicht nach dem Bivouak. Unter der Laſt von zwei enormen Achſelblättern ſchwört er wie Lannes, ſchlägt ſeine Leute wie Junot und in Ermangelung von Wunden hat er Rheumatismen, eine Folge des Krieges, verſteht ſich, jener Feldzüge von Hyde-Park und Bond-Street; geſtiefelt, geſpornt, erwartet er das Signal zum Aufſitzen. Bonaparte's Geiſt iſt nicht auf St. Helena, er iſt hier bei den hohen Ständen. Man träumt, nicht von Eroberungen, ſondern von der großen Parade; man ertheilt die Parole, man nimmt Revüen ab, man iſt ſehr befriedigt. Man geht nicht piſſen ohne ſeiren Generalſtab und der Fürſt von M.. ſchläft in einer Polizeimütze. Die alte Garde ſchnarrt mittlerweile und parfümirt ſich. Dies iſt die Bewunderung, die ſie ſich gegenſeitig zollen, dieſe Leute aus zwei dem Anſcheine nach ſo entgegengeſetzten Syſtemen. Sie ahmen ſich nach, kopiren ſich. Weder die Einen, noch die Andern kommen in Verlegenheit. Ihr werdet bei dem alten Adel Manieren, bei dem neuen Formen finden. Die gnädigen Herren werden Euch mit jener wahrhaft franzöſiſchen Grazie, mit jener chevaleresken Höflichkeit empfangen, die eine Ausſtattung der hohen Geburt iſt. Unſere liebenswürdigen Barone, nach dem Muſter Ellevious gebildet, werden Euch die ſchöne Haltung von Berthier's Generalſtab und die Etikette der Marſchälle lehren, ohne die Ergebenheit, den Enthuſiasmus, das heilige Feuer zu vergeſſen. Alles, was von Race erzeugt, oder Race zu machen beſtimmt iſt, verſtändigt ſich ohne Schwierigkeit mit Euch. Dieſe Leute, die ſo oft geſchworen haben, zu ſterben; dieſe Leute, die ſtets bereit ſind, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen für einen geliebten Herrn, eine erhabene Familie, eine geheiligte Perſon zu verſpritzen, dieſe Leute, die ſterben und ſich nicht ergeben, ſind von gefälliger Art und Ihr wißt es wohl. Aber es giebt bei uns einen, wenn auch weniger hohen, doch beſſer erzogenen Stand, der für Niemand ſtirbt und der ohne Ergebenheit Alles ſchafft, was geſchieht, der baut, kultivirt, verfertigt, ſo viel ihm erlaubt wird, lieſt, nachdenkt, rechnet, erfindet, die Künſte vervollkommnet, Alles weiß, was man jetzt weiß und ſich auch zu ſchlagen weiß, wenn ſich ſchlagen eine Wiſſenſchaft iſt. Es giebt keinen Bauer, der nicht ſeine Lehre darin beſtanden hätte und darin klüger wäre, als die Nachkommen derer von Guesclin. Georg der Arbeiter, Andreas der Winzer, Peter, der brave Jakob und Karl, der ſeine 300 Morgen Landes bewirthſchaftet, und der Kaufmann, der Handwerker, der Richter, der Advokat und unſer würdiger Vikarius: ſie Alle haben die Waffen getragen, ſie Alle haben gegen Euch Krieg geführt. Ach, hätten ſie nie den großen Mann an ihrer Spitze gehabt.... ohne den goldbetreſſten Haufen, die Grafen, die Herzöge, die Fürſten, die vornehmen Offiziere.... wäre das Bürgerthum in Frankreich nie erniedrigt worden, und die Kraft nicht ausgeartet in Adelsweſen, unſere Frauen hätten niemals Eure Trommeln rühren gehört.

Dieſe und ihre Kinder, die ſeit Waterloo herangewachſen, nun, ſie ſind bei uns nicht in ſo geringer Zahl, daß es ihrer nicht einige Millionen gäbe, die weder die Manieren von Verſailles noch die Etikette von Malmaiſon kennen, und die, ſo wie Ihr einen Fuß auf ihr Eigenthum ſetzt, Euch zeigen werden, daß ſie ſich ihres alten Handwerks erinnern. Denn es giebt keine Allianz, die ewig hielte; und wenn Ihr im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit kommt, um ſie zu plündern, ſo werden ſie im Namen ihrer Familien, ihrer Felder und ihrer Heerden Euch mit Flintenſchüſſen bedienen. Da ſie zu ihrer Vertheidigung nicht mehr auf das Genie des Kaiſers, noch auf die Heldenkraft ſeiner unbeſiegbaren Garde rechnen, ſo werden ſie anfangen, ſich ſelbſt zu vertheidigen, ein verdrießlicher Entſchluß, wie Ihr wohl wißt, der die Taktik irre führt, den Krieg auf bündige Weiſe zu führen hindert und die auf's Wiſſenſchaftlichſte entworfenen Pläne des Angriffs und der Vertheidigung zerſtört. Erinnert Euch ſodann, wenn Ihr klug ſeid, des Raths, den ich Euch gebe. Wenn Ihr durch Lothringen, durch das Elſaß marſchirt, kommt den Hecken nicht nah, vermeidet die Gräben, geht nicht an den Weinbergen entlang, haltet Euch fern von den Waldungen, nehmt Euch vor den Büſchen, den Bäumen, den Holzſchlägen in Acht, traut den hohen Gräſern nicht; geht nicht zu nah an den Meierhöfen, den Weilern her und durchſchreitet die Dörfer mit Vorſicht; denn die Hecken, die Gräben, die Bäume, die Büſche werden von allen Seiten Feuer auf Euch geben, nicht ein ununterbrochenes oder Pelotonfeuer, ſondern Feuer, das richtig zielt, das tödtet; und wo Ihr geht und ſteht werdet Ihr keine Hütte, keinen Hühnerſtall finden, der nicht Garniſon gegen Euch enthielte. Schickt keine Parlamentäre aus, denn man wird ſie zurückbehalten, keine Detaſchements, denn man wird ſie vernichten, keine Kommiſſäre, denn ..... Nehmt Lebensmittel mit; führt Schafe, Kühe, Schweine bei Euch, und dann vergeßt nicht, ſie gut zu eskortiren, ſo wie Eure Bagagewagen, Brot, Fleiſch, Futter und das Uebrige, habt von Allem Vorräthe; denn Ihr werdet, wo Ihr vorbeikommt, nichts finden, wenn Ihr vorbeikommt, und Ihr werdet unter bloßem Himmel ſchlafen, wenn Ihr Euch niederlegt. Denn wir wiſſen, wenn wir Euch nicht hinausjagen können, daß es beſſer iſt, unſere Häuſer wieder aufzubauen, als ſie von Euch zu kaufen; das iſt raſcher geſchehn und koſtet weniger. Uebrigens verliert den Muth nicht, wenn Ihr in dieſer Art von Kriegführung einige Unbequemlichkeiten finden ſolltet. Es iſt wenig Vergnügen bei Leuten zu erobern, die nicht erobert ſein wollen und wir wiſſen Geſchichten davon zu erzählen. Nichts iſt widerlicher bei dieſem Handwerk, als es mit den untern Volksklaſſen zu thun zu haben. Aber laßt den Muth nicht ſinken, denn wenn Ihr zurückſchrecktet, wenn Ihr umkehren müßtet, ohne Frieden geſchloſſen, ohne Entſchädigungen feſtgeſetzt zu haben: dann, ja dann möchten Wenige unter Euch ſo weit kommen, ihren Kindern zu erzählen, was Frankreich iſt, wenn es ſich in Tirailleure auflöſt und weder Helden, noch Haſenfüße hat. Vernehmet, ſagt der Prophet, Ihr Großen der Erde; das heißt meine Herren vom Kongreß, entſaget den alten Thorheiten. Unterrichtet Euch, Schiedsrichter der Welt; das heißt, Excellenzen, ſeht, was vorgeht und macht Euch klug, wenn es angeht. Spanien verhöhnt Euch und Frankreich fürchtet Euch nicht. Eure Freunde haben gut ſprechen und thun; wir ſind nicht geſonnen, uns nach Euren Befehlen zu regieren; und weder ſie mit ihren ſieben Mann, noch Ihr mit Euren 700,000 jagt uns die geringſte Furcht ein. Folglich ſehe ich gar keinen Grund, unſern Gang Euch zu Gefallen zu ändern und beantrage ſchließlich, jedes Geſetz, das von ihnen oder von Euch kommt, zu verwerfen.

So hätte ich nach dem General Foy geſprochen, wenn ich, ein unwürdiger Deputirter, nach ihm die Tribüne hätte beſteigen können.

An die Herren Präſekturräthe in Tours.

(1820.)

Meine Herren, ich bezahle in dieſem Departement 1314 Franken Steuern und kann nicht dazu gelangen, in die Wahlliſte eingeſchrieben zu werden. Auf der Präſektur ſagt man mir, ich hätte mein Domizil zu Paris, ich dürfe hier nicht wählen und verweiſt mich auf den Artikel 104 des bürgerlichen Geſetzbuches, der wie folgt lautet:

„Das Domizil iſt an dem Orte der Haupt-Niederlaſſung.

„Die Veränderung des Domizils wird bewirkt durch die Thatſache einer wirklichen Wohnung an ſeinem andern Orte, verbunden mit der Abſicht, daſelbſt ſeine Haupt-Niederlaſſung zu begründen.

„Der Beweis der Abſicht entſpringt aus einer ausdrücklichen Erklärung, ſowohl bei der Municipalität des Ortes, welchen man verläßt, als bei der des Ortes, wohin man ſein Domizil verlegt hat.“

Dieſe Erklärung habe ich nirgends abgegeben, weder in Paris, noch ſonſt wo, meine Haupt-Niederlaſſung iſt das Haus meines Vaters zu Luynes; dort iſt das Feld, das ich bebaue und wovon ich mit meiner Familie lebe, dort mein väterliches Dach, die Aſche meiner Vorfahren, das Erbe, das ſie mir hinterlaſſen haben und das ich nur verließ, als ich es an der Grenze vertheidigen mußte. Da ich an keinem Orte irgend eine von den Förmlichkeiten erfüllt habe, welche dem Geſetze zufolge einen Wechſel des Domizils bewirken, ſo bin ich in dieſer Hinſicht zu betrachten, wie wenn ich mich nie aus meinem Hauſe zu Luynes gerührt hätte. Dies iſt die Meinung der Geſetzkundigen, welche ich darüber befragt habe, und ich habe Mehrere befragt, welche in allem Uebrigen widerſtreitende Anſichten (denn ſie folgen verſchiedenen Parteien in unſern unglückſeligen Zwiſten) nur in dieſem einzigen Punkte eine und dieſelbe Meinung haben. In der Kürze ſagen ſie ſo:

Mein geſetzliches Domizil iſt, dem Geſetzbuch gemäß, Luynes. Mein thatſächliches Domizil iſt Véretz, wo ich ſeit zwei Jahren Haus, Weib und Kinder habe. Da dieſe beiden Gemeinden in demſelben Arondiſſement des Indre- und Loire-Departements liegen, ſo iſt mein Domizil auf jede Weiſe in dieſem Departement, wo ich als Wähler eine Stimme haben muß. Wenn ich die Rechtsgelehrten angäbe, von denen ich dieſe Entſcheidung habe, würden Sie erſtaunt ſein, meine Herren, Sie würden es bewundern, wie ſich bei Menſchen von ſo entgegengeſetzten Geſinnungen, beſonders in Wahlangelegenheiten, ein Punkt habe finden können, worüber ſie alle einig ſind, und das iſt es, was ihrer Entſcheidung ein um ſo größeres Gewicht giebt.

Was ſoll man demnach aber zu einer Note ſagen, die man mir als Beweisſtück vorbringt, und zwar Seitens einer unwiderleglichen, entſcheidenden Behörde? Dieſe Note iſt vom Maire zu Véretz an den Präfekten von Tours gerichtet und ſagt mit klaren und beſtimmten Worten: Courier, Grundbeſitzer, wohnhaft in Paris. An dieſen wenigen Worten, meine Herren, finde ich zweierlei zu bemerken. Erſtens, daß der Maire, welcher mich ſeit zwei Jahren vor ſeiner Thür etablirt ſieht, in dieſer Gemeinde, deren erſter Beamter er iſt, und wohin er mir ſelbſt Ladungen im Domizil hat zuſtellen laſſen, nichts deſto weniger nicht will, daß ich daſelbſt domizilirt ſei; zweitens, was ſehr merkwürdig iſt, daß er gleichzeitig erklärt, ich hätte mein Domizil in Paris. Der Präfekt nimmt Akt von dieſer Erklärung und fußt darauf. Meine Sache iſt gemacht, oder die ſeinige vielmehr, ich meine die des Präfekten. Er verweigert mir, ich mag reklamiren ſo viel ich will, die Zulaſſung zum Rang der Wähler und ſiehe, ich bin meines Rechts verluſtig.

Was bedeutet gleichwohl dieſe Angabe des Maires? worauf iſt ſie gegründet? Er konnte mein Domizil in der Gemeinde Véretz leugnen, wenn ich gar keine geſetzliche Erklärung darüber gemacht hatte; aber behaupten und verſichern, mein Domizil ſei in Paris, wo ich nicht eine Stube, nicht ein Bett, nicht ein Meubel habe, das heißt doch ein wenig kühn ſein, wie mir ſcheint. Woher ihm auch dieſe Inſtruktionen zugekommen ſein mögen, und wäre es ſelbſt von Paris, er iſt ſchlecht unterrichtet. Eben ſo ſchlecht unterrichtet iſt der Präfekt, der in dieſer Sache beſſer gethan hätte, auf die öffentliche Notorietät zurückzugehn, die von den Miniſtern als ein gutes Mittel zur Vervollſtändigung der Wahlliſten empfohlen iſt. Dieſe Notorietät hätte ihn belehrt, daß Niemand beſſer in dieſem Departement etablirt und domizilirt iſt, als ich, und daß ich in meinem Leben kein Domizil in Paris gehabt habe, ſo wenig wie in Wien, in Rom, in Neapel und in den übrigen Hauptſtädten, wohin nach einander die Wechſelfälle des Krieges oder das Studium der Künſte mich führten, und wo ich länger gewohnt habe, als in Paris, ohne deshalb mein Domizil an dem Orte meiner einzigen Niederlaſſung im Indre- und Loire-Departement zu verlieren.

Als ich an den Ufern der Donau bivouakirte, war mein Domizil dort ſicher nicht. Als ich in dem Staub der italieniſchen Bibliotheken die verlornen Meiſterwerke des griechiſchen Alterthums auffand, hatte ich meine Wohnung in dieſen Bibliotheken nicht. Und als ich 1815, damals allein, das Schweigen des geknechteten Frankreichs brach, war ich wohl in Paris, aber nicht daſelbſt domizilirt. Mein Wohnſitz war in Luynes, in der damals ſo unglücklichen Gegend, deren Vertheidigung ich zu führen wagte.

Wenn ich mich in Paris, wo ich domizilirt ſein ſoll, als

Wähler meldete, ſo würde der Präfekt von Paris, ohne Zweifel eben ſo gewiſſenhaft, wie dieſer hier, nicht verfehlen, mir zu ſagen: Sie ſind aus der Touraine, gehen Sie nach Tours wählen, Sie haben hier keinen Wohnſitz genommen, Ihr Etabliſſement iſt in Luynes. Und wenn ich es beſtritte, würde er mir einen gedruckten Aufſatz zeigen, der von mir unterzeichnet und der ganzen Welt bekannt iſt. Es iſt dies die Petition, die ich 1816 für die Gemeinde Luynes an die beiden Kammern gerichtet habe und die mit den Worten anfängt: Ich bin ein Tourainer, ich wohne in Luynes ... Sie ſehen wohl, würde er mir ſagen, daß Sie ſich als Einwohner von Luynes betrachteten, als Sie für die Bewohner dieſes Ortes, die damals von den Behörden verfolgt und als Feinde behandelt wurden, in dieſer Weiſe das Wort nahmen. Zeigen Sie mir, daß Sie ſeitdem Ihr Domizil nach Paris verlegt haben und ich will Sie wählen laſſen. Der Präfekt von Paris hätte einiges Recht, mich ſo anzureden; die Miniſter würden es unzweifelhaft billigen und das Publikum könnte ihn nicht tadeln. — Aber hier iſt der Fall verſchieden; ich habe oben den Beweis geführt und brauche nicht darauf zurückzukommen. Ich werde blos hinzufügen, daß, um mir mein Domizil und das Wahlrecht in dieſem Departement, worin mein väterliches Haus ſich befindet, zu nehmen, man mir beweiſen müßte, daß ich einen Wohnſitz anderswo gewählt habe, und nicht blos einfach es behaupten, ſtatt daß meine negative Angabe genügt, wenn man ihr keinen Beweis entgegenſetzt; und nicht ich habe dieſe Negative zu beweiſen, was nicht menſchenmöglich iſt, ſondern diejenigen, die mir den Gebrauch meines Rechts nehmen wollen, haben zu zeigen, daß ich es verloren habe, ſonſt beſteht mein Recht und kann mir durch das bloße Wort des Präfekten nicht genommen werden.

Ein Wort noch darüber, meine Herren. Ich beweiſe mein hieſiges Domizil nicht blos durch die Thatſache meines ererbten Etabliſſements zu Luynes, ſondern durch unendlich viele Akte, Ladungen, Urtheile, zu verſchiedenen Zeiten von mir geſchehene Käufe und Verkäufe von Grundſtücken in dieſem Departement.

Um dieſe Beweiſe zu entkräften, müßte man mir einen förmlichen Akt über eine anderweite Wahl eines Wohnſitzes entgegenſtellen.

Das ſind Dinge, die aller Welt bekannt ſind und ſelbſt mir, der ich von dergleichen Materien nichts verſtehe.

Sie ſind erſtaunt, meine Herren, wenigſtens wer von Ihnen in dieſer Gegend meinen Vater, meine Mutter und meinen Großvater gekannt und geſehn hat, daß ich an ihre Stelle getreten bin, die wiſſen, daß ich nicht nur die Güter meines Vaters in dieſem Departement behalten habe, ſondern daß ich anderswo nichts beſitze und nur hier, in dem Hauſe meines Vaters, in Luynes heimiſch ſein kann, wo ich nie aufgehört habe, ich ſage nicht mein hauptſächliches, ſondern mein einziges Etabliſſement zu beſitzen, das Jeder kennt, der mich kennt. Die Perſonen, die dies Alles wiſſen, werden denken, was mir da begegnet, ſei eine außergewöhnliche Sache, und werden ſicher nicht begreifen, wie man vor Ihnen meinen Wohnſitz unter Ihnen läugnen könne, denn es würde daſſelbe ſein, in meiner Gegenwart meine Exiſtenz zu läugnen. Ja, dergleichen Chikanen ſind außergewöhnlich. Dies iſt neu, überraſchend und ich verzeihe Allen, die es nicht glauben wollen, wenn ſie es nur geſprächsweiſe gehört haben, Jetzt hören Sie aber eine, ſoll ich ſagen unglaublichere? nein, bizarrere, eigenthümlichere Geſchichte.

Wenn ich in dieſem Departement domizilirt ſein würde (wie es klar iſt, daß ich es nicht bin, da der Maire es dem Präfekten verſichert), wenn ich ſelbſt in dieſem Departement meinen Wohnſitz haben würde, da ich 1300 Franken Abgaben bezahle, ſo würde dies noch nicht genügen; ich müßte, um meine Rechte als Wähler auszuüben, dem Herrn Präfekten beweiſen und ihn, was mehr iſt, überzeugen, daß ich nirgend anderswo gewählt habe, nirgend ſeit 4 Jahren. Verſtehen Sie dieſes recht, meine Herren, ich will es wiederholen. Damit man mir meine Bürgerrechte in dieſem Departement auszuüben geſtatte, muß ich dem Präfekten durch poſitive Dokumente, durch unverwerfliche Beweiſe klar darlegen, daß ich als Wähler nicht in

Lyon geſtimmt habe, daß ich nicht in Rouen geſtimmt habe, nicht in Bordeaux geſtimmt habe, noch in Nantes, noch in Lille, noch.... Aber nehmen Sie die Liſten aller Departements; dieſe ergeben erſt den Beweis des Nichtvotirens und der Nichtausübung meiner Rechte, den ich dem Präfekten liefern ſoll; ungerechnet daß, wenn ich bewieſen haben werde, daß ich dieſes Jahr nicht votirt habe, mir derſelbe Beweis obliegt für's vergangene Jahr, für's künftige Jahr, kurz für alle Jahre, für alle Departements-Hauptſtädte, wo ich hätte votiren können, ſeitdem man votirt. Verſtehen Sie jetzt, meine Herren? wenn Sie mir nicht glauben wollen, leſen Sie das gedruckte Cirkular des Präfekten vom 16. September; Sie werden darin dieſen Paragraphen finden:

> In dem Fall, daß Sie Ihr Wahlrecht in dem Departement noch nicht ausgeübt haben würden (Dies iſt der Fall, meine Herren, worin ich mich befinde), iſt es nothwendig, daß Sie mir gütigſt einen Akt einſenden, welcher darthut, daß Sie dieſes Recht ſeit 4 Jahren in keinem andern Departement ausgeübt haben.

Was halten Sie davon, meine Herren? Was mich betrifft, ich hielt mich, als ich dieſes las, des Rechtes, das die Charte mir bewilligt, auf immer für verluſtig und ohne mich darüber beklagen zu können, weil das Geſetz dies ausſprach. Das Geſetz, welches der Präfekt umſtändlich citirte, hatte es ſo angeordnet. Denn eben dieſem Paragraphen fügt das Cirkular hinzu: Wie das Geſetz vom 5. Februar 1817 es vorſchreibt. Das Mittel, ich bitte Sie, meine Herren, den Beweis zu liefern, welchen man verlangte? Wie ſollte ich dem Präfekten auf eine ihn befriedigende Weiſe darthun, daß ich ſeit 4 Jahren in keinem der 84 Departements geſtimmt habe, welche mit dieſem das ganze Frankreich ausmachen? Hierzu hätte ich nicht blos eines Aktes, ſondern 84 Akte, eben ſo vieler gleich aufrichtiger und biederer Präfekten, wie der von Tours iſt, bedurft: dennoch könnte ich durch alle ihre Beſcheinigungen nicht darthun, daß ich gar nicht geſtimmt habe. So abſurd an ſich mir auch die Forderung eines ſolchen Beweiſes, des Beweiſes einer negativen Thatſache erſchien, ſo hielt ich doch in meiner Unſchuld, ich bekenne es, dieſe Anforderung durch das Geſetz, das man mir citirte, für autoriſirt, und ſetzte keinen Zweifel in dieſe Angabe, ſo wenig kannte ich die Feinheiten, die Tiefen....

Ich bewunderte, daß es der geſunden Vernunft ſo widerſprechende Geſetze geben könne. Nun hat man mich dieſes Geſetz einſehen laſſen, worin ich das geleſen habe, was auf den citirten Artikel folgt:

> Der politiſche Wohnſitz jedes Franzoſen iſt in dem Departement, worin er ſeinen wirklichen Wohnſitz hat. Nichts deſto weniger kann er ihn in jedes andere Departement verlegen, wo er direkte Steuern bezahlt; nur iſt er gehalten, ſechs Monate vorher eine ausdrückliche Erklärung darüber vor dem Präfekten des Departements, worin er ſein gegenwärtiges politiſches Domizil hat und vor dem Präfekten des Departements, wohin er daſſelbe verlegen will, abzugeben.
>
> Die Verlegung des wirklichen oder politiſchen Domizils ertheilt die Ausübung der politiſchen Rechte rückſichtlich der Deputirtenwahl nur demjenigen, welcher ſie in den vier letztvergangenen Jahren in keinem andern Departement ausgeübt hat.

Alles dies erſcheint ſehr vernünftig; aber findet ſich darin ein einziges Wort, welches den Präfekten ermächtigt, einen ſolchen Akt zu verlangen, wie der, wovon im Cirkular die Rede iſt, und das mich ihn beizubringen verpflichtet? Es handelt ſich da um nichts anderes, als um Verlegung des Domizils, und man wendet dieſen Artikel auf mich an, der ich das Erbe meines Vaters und Großvaters bebaue, und aus dieſer Anwendung entſpringt die Forderung eines negativen Beweiſes, den kein Geſetz fordern kann.

Ich muß mich gleichwohl entſchließen, der Präfektur zu zeigen, daß ich nirgends votirt habe. Ohne dieſes kann ich hier nicht votiren, ohne dieſes verliere ich mein Recht, und das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß es meine Schuld ſein wird. Das nämliche Cirkular ſagt es ausdrücklich und endigt mit folgenden Worten:

> Ich habe Urſache zu glauben, daß Sie es ſich angelegen ſein laſſen werden, mir den Akt zu überſenden, deſſen Niederlegung das Geſetz vorſchreibt (obgleich das Geſetz davon nichts ſagt), damit Sie nicht des Vortheils verluſtig gehen, bei nützlichen und ehrenvollen Wahlen mitzuwirken. Man würde Ihnen mit Recht Ihre Nachläſſigkeit zum Vorwurf machen, wenn Sie ſich eine ſolche in dieſer Rückſicht zu Schulden kommen ließen.

Schöner Schluß! Wenn ich vernachläſſige zu beweiſen, daß ich nirgends votirt habe, wenn ich nicht einen Akt beſchaffe, der gar nicht zu beſchaffen iſt, ſo bin ich meines Rechts verluſtig und überdies durch meine eigene Schuld. Himmel, gieb uns Geduld! Das nennt man hier verwalten und anderer Orten regieren.

Ich werde mich nicht weiter aufhalten, meine Herren, Ihnen das Lächerliche der an mich geſtellten Forderung fühlbar zu machen. Die Sache iſt ſelbſtredend; ich habe Keinen geſehn, der nicht von der Abſurdität derartiger Anforderungen betroffen und gleichzeitig betrübt geweſen wäre über das Geſicht, das diejenigen das Gouvernement machen laſſen, die in ſeinem Namen ſo jammervolle Spitzfindigkeiten anwenden, unter dem Vergeben, ihm zu dienen. Gott bewahre uns, Sie und mich davor, jemals in dieſer Weiſe bedient zu werden! Nein, unter ſo vielen Individuen, die in Angelegenheiten von dieſer Eigenſchaft faſt Alle verſchiedener Meinung ſind, und von denen man mit Recht ſagen kann, ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne, ſo viel verſchiedene Geſichtspunkte: habe ich nicht ein einziges gefunden, das die Vorwände hätte begreifen können, deren man ſich bedient, um mich aus der Wahlverſammlung zu entfernen. Und weshalb will man mich entfernen? Was befürchtet man von mir, der ich ſeit dreißig Jahren ſo viel neue Gewalten entſtehn, ſo viel Regierungen auf einander folgen ſah, mich allen untergeordnet und nur die Mißbräuche getadelt habe, der ich erklärter Anhänger jeder begründeten Ordnung, jedes erträglichen Zuſtandes, Freund jeder Regierung bin, ohne von einer etwas zu fordern? Woher mag es kommen, meine Herren, daß man dieſes Syſtem der Ausſchließung gegen mich anwendet, gegen mich allein? Denn ich glaube nicht, daß man irgend einem Andern dieſelben Schwierigkeiten bereitet hat und habe Urſache anzunehmen, daß gedruckte, dem Scheine nach an alle Wähler dieſes Departements gerichtete Briefe meinethalben verfertigt worden ſind. Wodurch habe ich mir dieſe Aufmerkſamkeit, dieſe Auszeichnung zugezogen? Ich weiß es nicht und ſehe in meinem Leben, in meinem Betragen bis auf dieſen Tag nichts, was den Verdacht einer ſchlechten Geſinnung, der Kabale, Intrigue, Selbſtſucht oder Parteiſucht erwecken, noch irgend Jemandem Mißtrauen gegen mich einflößen könnte. Iſt es perſönlicher Haß des Herrn Präfekten? Hält er mich für ſeinen Feind, weil es mir begegnet iſt, mich frei gegen ihn auszuſprechen? Er würde ſich ſehr täuſchen; nicht erſt heute und nicht mit ihm allein iſt dies meine Art. Ich habe wohl andere Beſchwerdegründe gegen ihn, ich, Courier, dem er das ſchönſte, das theuerſte, das koſtbarſte Recht zu nehmen ſucht, und doch habe ich gar nichts gegen ihn. Ich weiß, wozu ein Amt verpflichtet, oder ich weiß es vielmehr nicht und beklage die Leute, die nach ihrer Ueberzeugung weder ſprechen, noch handeln können, wenn ſie eine Ueberzeugung haben.

Mein Recht iſt evident, handgreiflich, unbeſtreitbar. Alle Welt giebt dies zu, ausgenommen der Präfekt. Ich bitte Sie daher, meine Herren, mich in die Liſten einzuſchreiben, worin mein Name ſtehen muß und woraus er nur durch die höchſte Gewiſſenloſigkeit weggelaſſen werden konnte. Ich bin Wähler, ich will es ſein, und alle Rechte eines ſolchen ausüben. Ich werde nie darauf verzichten und erkläre hier vor Ihnen, meine Herren, vor Allen, die meine Stimme vernehmen können, ich rufe ſie zu Zeugen an, daß ich hier gegen jede Maßregel proteſtire, die der Wahlkörper ohne mich faſſen könnte und jede Wahl als nichtig betrachte, die von ihm ausgehn dürfte, es müßte denn zuvor ein geſetzlicher Entſcheid über das Geſuch ergangen ſein, welches ich die Ehre habe an Sie zu richten.

Privatbriefe.

Erſter Privatbrief.

Tours, den 18. Oktober 1820.

Ich habe Ihr Schreiben vom 12ten erhalten. Unſere Meier ſind Schelme, die das Huhn dem Fuchs verkaufen; ihre Knechte ſcheinen mir, wie Ihnen, die boshafteſten Schlingel zu ſein, die man ſeit langer Zeit geſehen hat. Sie haben die Scheunen angezündet und jetzt rufen ſie die Diebe herbei, um das Feuer zu löſchen. Was iſt zu machen? Soll man die Sturmglocke läuten? Die Hülfe iſt beinahe eben ſo ſehr zu fürchten, wie das Feuer. Glauben Sie mir, laſſen Sie uns ganz allein, ohne Skandal die Flammen erſticken, wenn es angeht. Später werden wir ſehen; wir werden einen andern Pachtvertrag mit andern Spitzbuben abſchließen. Man muß dieſem Bedientenvolk einen Antheil geben, weil man nicht umhin kann und vor Allem gar keinen Weinkauf.

Dies iſt meine Meinung von dem, was Sie uns melden. Dagegen vernehmen Sie die Landesneuigkeiten. In Saumur hat es eine Schlacht abgeſetzt, Gewehrfeuer, Todte; alles aus Veranlaſſung Benjamin Conſtant's. Man erzählt es auf zweierlei Weiſe.

Die Einen ſagen, Benjamin habe, als er in ſeiner Poſt-Chaiſe mit ſeiner Frau Gemahlin in Saumur anlangte, auf dem Paradeplatz die ganze Garniſon, die er unter den Waffen fand, und insbeſondere die Reitſchule inſultirt. Das befremdet mich nicht; er hat ſo ein Raufboldgeſicht, vorzüglich in der Nachtmütze, denn es war Morgens. Zwölf Offiziere, alle Edelleute ihres Namens, treten hervor und gehen auf Benjamin Jos, um ſich mit ihm zu ſchlagen; halten ihn an und greifen als entſchloſſene Leute ſogleich nach dem Degen. Er ſetzt ſeine Brille auf, um zu ſehn, was es gäbe. Sie forderten ihn zur Raiſon auf. Ich ſehe wohl, ſagte er, daß dieſe es iſt, die Euch fehlt. Ihr habt ſie nöthig, aber ich kann nichts dazu thun. Ich werde Euch dem guten Doktor Pinel empfehlen, der mein Freund iſt. Mittlerweile langt die Behörde an, in Amtstracht, in Scherpen, in geſticktem Rock, und inſinuirt Benjamin den Befehl, die Gegend zu räumen, und ſofort eine Stadt zu verlaſſen, die ſeine Gegenwart in Unruhe verſetzte. Aber er erwiedert: Ich bin der, den man beunruhigt. Ich beunruhige Niemand und ich werde gehn, meine Herren, wenn es mir beliebt. Während er ſtritt, und eben ſo abzureiſen wie ſich zu ſchlagen verweigert, bewaffnet ſich die Nationalgarde und rückt unaufgefordert proprio motu auf den Platz. Man geht auf einander los, man faßt ſich, man giebt von beiden Seiten Feuer. Es war eine heiße Affaire. Die Edelleute allein haben die Ehre davon gehabt. Die bürgerlichen Offiziere und die Unteroffiziere weigerten ſich zu ſchießen; ſie hätten wenig Luſt, ſagten ſie, mit dem Adel zu kämpfen und wenig von ihm zu hoffen. So lautet der eine Bericht.

Aber bemerken Sie im Vorbeigehn, daß die Unteroffiziere den Adel gar nicht lieben. Dies iſt eine ſeltſame Sache: denn am Ende macht ihnen der Adel nichts ſtreitig, nicht ein Edelmann macht Anſpruch darauf, Korporal oder Sergeant zu werden. Im Gegentheil, der Adel will dieſe Stellen denen ſichern, die ſie inne haben und thut was er nur kann, damit die Unteroffiziere niemals aufhören es zu ſein und als Unteroffiziere ſterben, wie vordem in der guten Zeit. Nun wohl! bei all' dem ſind ſie nicht zufrieden. Kurz, die Unteroffiziere, oder die es geweſen ſind, welche man jetzt Glücksoffiziere nennt, ſtehen ſich ſchlecht mit den Offizieren von Geburt und das iſt nicht von heute.

Wirklich, ich erinnere mich, die Unteroffiziere waren es, die früher die Revolution machten. Da haben Sie es, warum ſie vielleicht diejenigen durchaus nicht lieben, die ſie aufheben wollen und dies wird wahrſcheinlich durch folgendes, angeblich authentiſche Zwiegeſpräch zwiſchen einem adligen Lieutenant der Garniſon von Saumur und ſeinem Feldwebel.

Nimm Deinen Säbel, Franciscus, wir wollen dieſen Benjamin Conſtant todtſchlagen. — Allons, mein Lieutenant, aber wer iſt dieſer Benjamin? — Das iſt ein Spitzbube, ein Revolutionsmenſch. — Allons, mein Lieutenant, laufen wir ſchnell, ihn todtzuſchlagen. Es iſt doch einer von den Leuten, die ſagen, Alles ſei ſchlecht gegangen zur Zeit meines Großvaters? — Ja. — O, der böſe Menſch! und ich wette, er ſagt, daß heutzutage Alles beſſer gehe? — Ja. — O, der Böſewicht! Sagen Sie mir, mein Lieutenant, man will doch Alles wieder ſo herſtellen, wie es früher war? — Ganz gewiß, mein Lieber. — Und dieſer Benjamin will nicht? — Nein, der Spitzbube will nicht. — Und er will, daß aufrecht erhalten werde, was jetzt iſt? — So iſt's. — Welcher Halunke! Sagen Sie mir, mein Lieutenant, dieſe gute Zeit da, das war doch die Zeit der Stockprügel und der Ruthenhiebe für die Soldaten? — Was weiß ich davon? — Das war die Zeit der flachen Säbelhiebe? — Wie kannſt Du das von mir wiſſen wollen? Wahrhaftig, ich bin nicht dabei geweſen. — Ich war auch nicht dabei; aber ich habe davon gehört; und, wenn es Ihnen gefällt, ſagt er, dieſer Herr Benjamin, daß alles dieſes nicht gut wäre? — Ja, das iſt ein Schelm, der nur ſeine Revolution liebt; er tadelt in der Regel alles, was damals geſchah. — Konnten wir Sergeanten damals Offiziere werden, mein Lieutenant? — Gewiß nicht, zu der Zeit nicht. — Aber die Revolution änderte dieſes, glaube ich, machte uns zu Offizieren, hob die Stockprügel auf? — Kann ſein, aber was ſoll das? — Und dieſer Benjamin, ſagen

Sie, mein Lieutenant, billigt die Revolution, will nicht, daß die Sachen wieder auf den Fuß kommen, wo ſie ſtanden? — Welche Redensarten; laß uns aufbrechen. — Gehen Sie, mein Lieutenant, gehen Sie und erwarten Sie mich. — Ah, Schurke, ich errathe Dich, Du denkſt wie Benjamin, Du liebſt die Revolution. — Ich haſſe die Stockprügel. -- Du haſt Unrecht, mein Freund; Du weißt nicht, was das iſt. Sie entehren durchaus nicht, wenn man ſie von einem Vorgeſetzten, oder auch von einem Kameraden empfängt. Wenn ich, Dein Lieutenant, Dir die Baſtonnade gebe, Du giebſt ſie den Soldaten in Deiner Eigenſchaft als Sergeant; ſo würde keiner von uns, verſichre ich Dich, entehrt ſein. — Sehr gut. Aber, mein Lieutenant, wer hätte ſie Ihnen zu geben? — Nun, ich hoffe Niemand. Ich bin Edelmann. — Ich bin Menſch. — Du biſt ein Dummkopf, mein Lieber. So war es ehemals. Alles ging gut. Das ancien régime iſt beſſer als die Revolution. — Für Sie, Herr Lieutenant. — Dann iſt dies die Heereszucht der auswärtigen Mächte: Engländer, Schweizer, Deutſche, Ruſſen, Preußen, Polen, alle ſchlagen ſie den Soldaten. Dies ſind unſre guten Freunde, unſre getreuen Verbündeten; man muß es machen, wie ſie. Die Kabinette werden ſich ärgern, wenn wir immer nach unſern Ideen leben und uns regieren wollen. Meiſter Stock befehligt die Truppen der heiligen Allianz. — Meiner Treu, mein Lieutenant, ich habe keine große Luſt, unter dieſem General zu dienen, und dann, ich geſtehe es Ihnen, liebe ich das Avancement. Ich möchte Feldmarſchall werden, wenn es möglich wäre. — Ja, ich verſtehe, Feldwebel. — Nein das meine ich nicht. — Wie! Feldſcherer? — Nein. — Aufrühreriſcher Vorſatz. Du richteſt Dich zu Grunde, Franziskus. Welcher Teufel ſetzt Dir dieſe Ideen in den Kopf? Du weißt nicht, was Du ſagſt. Du träumſt, mein Freund, oder Du kennſt wohl nicht den Unterſchied der Stände. Ich, ein Edelmann, Dein Lieutenant, ich bin von hohem Stande. Du, der Sohn meines Pächters, biſt von niedrigem Stande. Verſtehſt Du jetzt? Nun muß Jeder in ſeinem Stande bleiben, ſonſt würde es Unordnung.

Wirrwar geben, es würde Revolution geben. — Verzeihung, mein Lieutenant, ich bitte Sie, antworten Sie mir. Sie wollen, denke ich mir, Kapitän werden? — Ja. — Sodann Oberſt? — Sicher. — Und dann General? — Wenn ich dran bin. — Dann Marſchall von Frankreich? — Warum nicht? Ich kann eben ſo gut darauf hoffen, wie ein Anderer. — Und ich bleibe Sergeant? — Was, das iſt nicht genug für einen Menſchen Deiner Art, einen Bauernlümmel von Geburt, Sohn eines Bauern? Bedenke doch, mein Lieber, daß Dein Vater ein Landmann iſt. Du möchteſt mich vielleicht kommandiren? — Mein Lieutenant, der Marſchall Herzog von ..., der uns Revüe paſſiren läßt, iſt der eines Bauern Sohn? — Man ſagt es. — Er kommandirt Sie. — Ei, wahrlich, das iſt das Uebel. Das iſt die Unordnung, die die Revolution erzeugt hat. Aber man wird dem abhelfen, und bald, ich bin deſſen gewiß, mein Onkel hat mir's geſagt, man wird dies troß Benjamin arrangiren, der zuerſt gehangen werden wird, wenn wir ihn nicht gleich todt ſchlagen. Komm, Franziskus, mein Freund, mein Milchbruder, mein Kamerad, komm, laß uns dieſe Bürgerlichen alle niederſäbeln mit ſammt ihrem Benjamin. Komm, Franziskus, Du weißt wohl, in Paris haben ſie es ſich gefallen laſſen. — Gehen Sie, mein Lieutenant, mein Kamerad, gehen Sie voran und erwarten Sie mich. — Franziskus, höre mich; wenn Du Dich gut aufführſt, wenn Du dieſe Bürgerlichen niederſäbelſt, ſobald ich es Dir befehle, wenn ich zufrieden mit Dir bin, ſo werde ich an meinen Vater ſchreiben, daß er Dich zum Lakey, Jagdhüter oder Thürſteher ernennt. — Gehen Sie, mein Lieutenant. — O! das ſchlechte Subjekt. Geh, Du ſollſt daran würgen im Gefängniß; ich verſpreche Dir's.

Andre erzählen anders. Die Ankunft Benjamins, die in Saumur angekündigt war, machte den jungen Leuten Vergnügen, und ſie wollten ihm ein Feſt geben; nicht daß Benjamin jung wäre, ſondern ſie ſagen, ſeine Ideen wären von dieſem Jahrhundert und ſagten ihnen ſehr zu. Die Jugend taugt nirgend was, wie Sie wiſſen; in Saumur iſt ſie ſchlimmer als anderswo. Sie gehen dem Deputirten der Linken entgegen und empfangen ihn mit Muſik, Geigen, Querpfeifen, Oboen. Die Adligen der Garniſon, die weder vom Jahrhundert, noch von ſeinen Ideen reden hören wollen, fanden dieſe da ſehr ſchlecht und entſchloſſen, das Feſt zu ſtören, greifen ſie die Urheber des Ständchens an, in der Meinung, dabei keine Gefahr zu laufen. Aber die Nationalgarde in dieſer Gegend läßt die jungen Leute in den Straßen nicht niederſäbeln, auch wird ſie von keinem Herzog befehligt. Die bewaffnete Nationalgarde ließ gegen die adligen Belagerer Front machen, welche, ſchlecht angeführt, unter Zurücklaſſung von den Ihrigen das Schlachtfeld verlaſſen. So iſt der zweite Bericht.

Zu Noyeut-le-Rotrou darf man nicht tanzen, noch dem Tanzen zuſehn, wenn man nicht Gefahr laufen will, ins Gefängniß zu wandern. Dort ſind die Kommunalſteuern kürzlich gerade während eines ländlichen Feſtes exerzirt worden. (Dies iſt das Wort, wir nennen es vexiren.) Man jagt meine Schurken zum Teufel. Sogleich rücken Gendarmen an; ins Gefängniß Ball und Geiger, Tanzer und Zuſchauer, die ganze Welt ins Gefängniß! Ein Maire nimmt ein Protokoll auf, ein königlicher Prokurator (man könnte ſagen ein ſchriftkundiger Wolf) ſieht darin Komplotte, verzweigte Machinationen. Was ſieht nicht der Dienſteifer eines Prokurators des Königs! Er zieht zwanzig arme Leute vor die Aſſiſen, die nicht wußten, daß der König einen Prokurator hatte. Die einen ſind Handwerker, die andern Feldarbeiter, einige Verwandte des Maires, alle ohne Rettung zu Grunde gerichtet. Wer ſoll ihren Acker beſtellen? Wer wird ihre Arbeit verrichten während der ſechs oder mehr Monate Gefängniß? Wer wird ihre Familie verſorgen? Und entlaſſen, wenn man ſie entläßt, was ſoll nachher aus ihnen werden? Bettler oder Diebe mit Gewalt, neuer Stoff für den Dienſteifer des Herrn Prokurators des Königs.

Hier eine Scene von minderer Wichtigkeit; es handelt ſich um den Vorſitz. In der Kirche war große Cermonie, Hochamt, Kerzenſchein, ein einförmiges Muſikſtück, Prozeſſion, die Glocken im Schwunge; das Gedränge der Gläubigen und dieſe pompöſe Ordnung waren ein Vergnügen zu ſehn. In der Mitte des ſchönen Chors ſchimpfen, prügeln ſich zwei goldbetreßte Helden. — Fort von hier. — Nein, dies iſt mein Platz. — Es iſt der meinige. — Du lügſt. Fußtritte, Fauſtſchläge. Du biſt kein Royaliſt. — Ich bin's mehr als Du. — Nein, ich bin es mehr als Du; ich werde es Dir beweiſen, ich werde es Dir zeigen. Eure Mutter, die heilige Kirche, betrübt über den Skandal, wollte ihm ein Ende machen. Der Diener des Höchſten mit Stab und Mütze kommt herbei. Ah! Herr General! Ah! Herr Kommandant der Nationalgarde! Mein lieber Graf! Mein lieber Chevalier! Laſſen Sie doch dieſen Stuhl, Herr General; ſtecken Sie Ihren Degen wieder in die Scheide, Herr Kommandant. Unglücklicherweiſe war der Zahlmeiſter nicht da, denn er hätte den Streit gleich Anfangs beigelegt, indem er dieſen Herren zu wiſſen gethan, wie viel jeder von ihnen monatlich vom Staate bezieht; man hätte in Franken ausrechnen können, um wie viel der eine mehr Royaliſt war, als der andre, und den Rang ohne Zank beſtimmen. Die Stelle eines Zahlmeiſters ſollte ſtets mit der des Ceremonienmeiſters verbunden ſein. Ich habe es Perceval, einem unſrer Deputirten geſagt; er wird eine Propoſition deshalb machen, ſobald er Staatsrath wird.

Aber ich bitte Sie, ſagen Sie mir, der Sie viel gereiſt ſind, kennen Sie ein Land, wo es weder Gendarmen, noch Kellerratten, noch Maire, noch Königliche Prokuratoren, noch Dienſteifer, noch Beſoldung (ich wollte ſagen Hingebung), noch Generäle, noch Kammandanten, noch Adlige, noch Bürgerliche giebt, die adlich geſinnt ſind? Wenn Sie ein ſolches Land auf der Weltkarte wiſſen, zeigen Sie mir es doch und beſorgen Sie mir einen Paß.

Siehe, Perceval iſt auf gutem Wege. Kriegsſekretair! das heißt man ſeinen Kopf aus der Schlinge ziehn. Das iſt ein geſchickter Burſche, er wird dabei nicht ſtehen bleiben. Wie der Mann, ſo brät man ihm die Wurſt. Die Dummköpfe erwiſchen nichts; einige ſetzen dabei zu. Er wagt es nicht, ſagt man, hierher zurückzukommen, aus Furcht vor einer Serenade. Welche Schwachheit! ich würde lachen, ſowohl über die Serenade, als über meine Kommittenten. Bellart iſt zu Breſt nicht davon geſtorben. Ein andrer unſrer Deputirten, Herr Gouin Moiſan iſt hier ein wenig verdrießlich, wie man ſagt, darüber, daß er von den Miniſtern noch nichts hat erlangen können, weder für ſich, noch für ſeine Frau. Dieſer Herr Gouin Moiſan iſt ein rechtſchaffner Kaufmann, den die Nobleſſe verachtet, und der mit ihr ſtimmt, ohne daß ſie ihn weniger verachtet, wie Sie wohl wiſſen. Für die Dienſte, die er der Adelspartei geleiſtet hat, wünſchte er geadelt zu werden; er würde ſich mit dem Baronstitel begnügen. Der franzöſiſche Adel hat gar keinen Baron Gouin und vermißt ihn nicht; aber Gouin vermißt den Adel. Seit drei ganzen Jahren erhebt und ſetzt er ſich mit der rechten Seite in der Hoffnung eines Diploms. Wenn man um dieſen Preis die Leute glücklich machen kann, muß man ein recht miniſterielles Herz haben, ſie ſchmachten zu laſſen. Der adlige Dienſt iſt hart und bringt wenig ein; man opfert ihm alles; man verläugnet ſeine Freunde, ſeine Thaten, ſeine Worte; man ſchwört die Wahrheit ab; ſtets ſprechen und widerrufen gegen ſeine Ueberzeugung; das Unwiderlegbare bekämpfen und lügen, ohne zu betrügen; es wundert mich nicht, daß Herr von Serre krank davon iſt. Jeder Art von Aufrichtigkeit, Selbſtbewußtſein und Anerkennung entſagen, dem öffentlichen Verlangen und Unwillen die Stirn bieten! und für wen? für Undankbare, die Euch mit einem Ordensband bezahlen und ſagen: Der Herr Lainé, der beſagte von Villèle, ein gewiſſer Donnadieu. Ei! guten Tag, mein Freund, macht Ihr Vater immer noch gute Stiefeln? Wohlan, Sie werden bei mir ſpeiſen, wenn ich Niemand bei mir habe. Das iſt die Belohnung. Geh hin, verrathe Dein Mandat für ſolche Leute und überliefere der Fremde Dein Vaterland und Deine Götter. So ſpricht ein Fremder, wenn er der guten Geſinnung überdrüſſig iſt; aber der flüchtigſte Sonnenblick der Gnade gewinnt ihn wieder, wie Soſias, und bringt das Gewiſſen, das Vaterland und das Mandat zum Schweigen.

Wir ſind nahe dabei, neue zu machen, ich meine Deputirte, Gott weiß was für welche, ſchwarze oder weiße, aber gute Leute auf jeden Fall. In Erwartung dieſes Tages lacht man über Pauls Streitigkeiten mit dem Präfekten;*) es iſt eine Wahlaffaire. Paul will Wähler werden, der Präfekt will ihn nicht zulaſſen und ſpielt ihm die ſpaßhafteſte Chikane... Paul hat kein Domizil, ſagt der Präfekt, da er Soldat geweſen iſt; er hat Frau und Kinder in dieſem Departement, bebaut ſein Erbe, bewohnt das Haus ſeines Vaters und ſeines Großvaters, zahlt 1300 Franken Steuern: alles dieſes thut nichts zur Sache. Er iſt ſechzehn Jahre lang Soldat geweſen, widerſpänſtig gegen die fremden Mächte, gegen die Kabinette Europa's; er hat das Land verlaſſen. Warum blieb er nicht zu-Hauſe? Oder wenn er ausgewandert wäre.... Er iſt ein ſchlechtes Subjekt, ein Landſtreicher, unwürdig ſogar, Wähler zu ſein. Dieſe Schnurre erheitert die ganze Stadt, und das Departement, und den guten Paul, der ſein Feld beackert und die Kabinette auslacht. Adieu bleiben Sie geſund. Doch daß Alles dies unter uns bleibt!

Zweiter Privatbrief.

Tours, den 28. November 1820.

Sie ſind ſchwatzhaft und zeigen meine Briefe, oder Sie verlieren ſie wohl; ſie gehn von Hand zu Hand und fallen in die Zeitungen. Das Uebel wäre gering, wenn ich Ihnen nur Neuigkeiten vom Pont-Neuf meldete; aber auf dieſe Weiſe erfährt alle Welt unſere Angelegenheiten. Und glauben Sie, ich bitte Sie, daß ich, der immer ſchlechte Geſellſchaft floh, Vergnügen daran finde, mich in der Gazette zu erblicken? Unſer

---

*) Siehe den vorhergehenden Brief an den Präfekturrath.

Weinberg iſt nicht ſo ſchlecht, wie man es wohl glauben machen möchte. Die alten Stämme, es iſt wahr, ſind bis auf's Mark faul und die Früchte davon nicht viel werth; aber eine neue Anpflanzung erhebt ſich, welche die Herrſchaft gewinnen und bald Alles bedecken wird. Laſſen Sie ſie nur noch eine fünf oder ſechs Jahre mit dieſer Kraft, dieſem Saft wachſen und Sie werden mir Neues davon ſagen.

Wenn Sie mir verſprächen, den Mund zu halten, würde ich Ihnen erzählen … Aber nein; denn Sie gingen Alles ausplaudern, und ich bin gewarnt; ich würde Ihnen unſere Wahlen erzählen, wie Alles zugegangen iſt, die Meſſe in der Heiligengeiſtkirche, der adlige Pair und ſeine Urne, der Klub der Edelleute, die Verlegenheit des Präfekten und andere nicht weniger wiſſenswerthe als angenehme Dinge. Aber was! Sie können nicht ſchweigen; ein Bischen Verſchwiegenheit iſt heutzutage ſehr ſelten. Die Leute würden eher berſten, als daß ſie nichts ausplauderten, und Sie ganz zuerſt. Sie werden diesmal nichts erfahren, nicht ein Wort, keine Neuigkeit; um Sie zu beſtrafen, will ich Ihnen nichts ſagen, wenn ich kann.

Ja, meiner Treu, das war eine luſtige Geſchichte anzuſehn. Denken Sie ſich auf einer Eſtrade einen ganz mit Ordensſternen bedeckten Mann, vor ihm ein Tiſch und auf dem Tiſch eine Urne. Wenn Sie mich fragen, was dieſe Urne zu bedeuten hat, ſo hatte ſie mir ganz das Anſehn einer tannenen Schachtel. Der Mann, das war der Präſident, Graf Villemanzy, ein adliger Pair, deſſen Vater weder Pair noch adlig war, ſondern Fiskalprokurator oder etwas Aehnliches. Ich bemerke dies für Sie, der Sie den neuen Adel lieben. Vor Zeiten war La Rochefoucauld Ihrer Anſicht, er wünſchte ihn ganz neu; neu verkaufte er ſich damals und ſtand höher im Werthe. Der alte verkaufte ſich nicht. Was mich betrifft, mir iſt es eins, der alte, der neue; La Tremouille oder Godin, Rohan oder Ravigot, ich gebe keinen Pfifferling für den Unterſchied.

Er zog eine lange Schrift aus der Taſche (ich rede vom Präſidenten) und las: Der König könnte die Geſetze ganz allein erlaſſen, er hätte dazu das Recht und die Machtvollkommenheit; aber vermöge ſeiner väterlichen Güte ohne Gleichen will er unſere Meinungen vernehmen. Das Uebrige verſtand ich nicht, man ſchrie: es lebe der König, die Prinzen, die Prinzeſſinnen und der Herzog von Bordeaux. Dann erhob ſich der Präſident. Wir waren im Parterre unſerer zweihundertfunfzig, gewählt vom Präfekten, um Andere zu wählen, die Rechenſchaft von ihm fordern ſollen. Der Präſident gab ſtehend uns die Zettel, worauf Jeder von uns zwei Namen ſchreiben ſollte; aber zuerſt mußte man ſchwören. Wir ſchworen Alle. Wir hoben mit dem beſten Anſtand von der Welt und als geübte Leute die Hand auf, dann beſchrieben wir unſere Zettel, die der Präſident blos mit dem Zeigefinger und dem Daumen, die Manſchetten zurückgeſchlagen, uns abnahm und wieder in die Schachtel legte, woraus wir einen Ultra-Royaliſten und einen Miniſter hervorgehn ſahen.

Ohne ſein Gevatter zu ſein, hätte ich hierauf gewettet und vermöge eines einfachen Raiſonnements im Voraus gerathen, was aus der Schachtel oder Urne hervorgehn müſſe. Hier iſt es. Es waren unſer dreierlei Sorten von Leuten durch den Präfekten einberuſen; Leute von der Rechten, die leicht zu zählen waren; Leute von der Linken, eben ſo wenig zahlreich; und Leute von der Mitte im Ueberfluß, die, nach welcher Seite ſie ſich wenden, den Sieg der Partei bewirken und ſich ſtets nach der Seite wenden, wo man ißt. Nun wußte ich beim Eintritt, daß Alle von der Rechten bei dem Präfekten oder bei dem Manne mit den Ordensſternen mit denen von der Mitte zu Tiſche und daß die von der Linken nirgends geladen waren. Ich ſchloß daraus ſofort, daß ihre Sache gemacht ſei, daß ſie die Partie verlieren und das Diner bezahlen würden, wovon ſie nichts aßen; ich habe mich nicht getäuſcht.

Ich war da der kleinſte der großen Eigenthümer und wußte nicht, wohin ich mich ſetzen ſollte unter ſo vielen honneten Leuten, die alle mehr bezahlten, als ich; rathen Sie, wen ich antraf? Cadet Rouſſel, eine alte Bekanntſchaft, zu dem ich, auf ihn zugehend, ſagte: Was haſt Du, Cadet? Dann verbeſſerte ich mich: Was haben Sie, Herr von Cadet? (Denn es iſt ein neuer Einfall von ihm ein von vor ſeinen Namen zu ſetzen, ſeitdem er wählbar und Maire ſeiner Gemeinde iſt.) Ich ſehe Sie beſorgt unruhig. Das iſt nicht ohne Urſache, erwiderte er mir. Ich habe drei Häuſer, wie Sie wiſſen: das eine iſt von meinem Vater, worin ich nicht wohne; das andere gehörte vor dieſem dem Herrn Marquis von .... Dingskirchen, der zur Zeit der Revolution, ich weiß nicht weshalb, davon ging. Ich kaufte ſein Haus, während er auf Reiſen war. Es iſt daſſelbe, worin ich wohne und mich ſehr wohl befinde. Das dritte gehörte Gott und ich habe mich ebenfalls daran gewöhnt. So eben habe ich da unten zur Rechten Leute geſehn, die von Reſtituiren ſprachen und ſagten, von meinen drei Häuſern müßte das letztere wieder an Gott kommen, die beiden andern könnten dazu dienen, für den Marquis ein großes Gut wieder herzuſtellen. Nach dieſer Rechnung würde ich kein Haus mehr haben. Ich geſtehe Ihnen, daß mich dies nachdenklich gemacht hat. Es iſt Schade für Sie, erwiderte ich, daß Andere, die wie Sie keine Freunde der Reſtitution ſind, ſich nicht hier befinden. Man hat ſie nicht eingeladen und ich wundere mich, Sie hier zu ſehn. Ach, ſagte er mir, daran denke ich wohl. Ich bin nicht geſinnt, wie die Kanaille. Ich ſehe vornehme Geſellſchaft, oder werde ſie wenigſtens bald ſehn, denn mein Sohn ſoll mich ſeinen Verwandten vorſtellen. — Wer? welchen Verwandten? — Ei! ja, mein Sohn in La Rouſſelière verheirathet ſich; wiſſen Sie das nicht? er heirathet ein Mädchen aus einer Familie .... Ah, er wird binnen Kurzem Etwas ſein. Ich hoffe durch ſeine Vermittelung Alles zu arrangiren. — Ich verſtehe, Sie wollen durch ſeine Vermittelung die vornehme Geſellſchaft ſehn und nichts reſtituiren. — Richtig. — Das Haus des Dingskirchen behalten und den Marquis daſelbſt empfangen. — So iſt es. — Sie werden Mühe haben.

Wie ich neugierig überall umherſah, bemerkte ich in einer Ecke Germain, der mit einigen von der Linken ſprach. Er ſchien ſich zu ereifern und als ich näher trat, ſah ich, daß es ſich zwiſchen ihnen davon handelte, was man auf die kleinen Zettel ſchreiben ſollte. Schreibt, ſagte er, ſchreibt den braven Paul auf, der dort auf dem Abhang des Chere wohnt. Er iſt kein Jakobiner, aber er will ganz und gar nicht, daß man die Jakobiner hänge; er liebt Bonaparte nicht, aber er will nicht, daß man die Bonapartiſten einſperre: wählt ihn, glaubt mir. Er verſteht zu ſchreiben, zu ſprechen; er wird Euch gut vertheidigen: zum wenigſten ſeid Ihr ſicher, daß er Euch nicht verkaufen wird; das iſt in dieſer Zeit etwas. Nein, antworteten ſie, dieſer Paul iſt nicht von den Unſrigen. Er wird es bald ſein, erwiederte Germain, denn man hat ihn immer auf Seiten der unterdrückten Partei geſehn. Ariſtokrat unter Robespierre, 1815 liberal, wird er für Euch ſein und Euch nur entſagen, wenn Ihr ſtark, das heißt, unverſchämt werdet. — Nein, wir wollen Einen von den Unſrigen. — Aber den will Keiner; Ihr werdet allein ſtehn und was denkt Ihr zu thun? Nichts, wir wollen dieſe einmal. Sie wiſſen nicht groß was und es iſt ihnen vielleicht nicht viel zu trauen. Aber ſie ſind unſere Gevattern und Paul, von dem Ihr redet, iſt von Niemand Gevatter. Auf dieſes Gerede verſetzt Germain: Meine Freunde, ich glaube, Ihr werdet gehangen werden, Ihr und die Eurigen; ja, aufgehangen an Euren Pflaumenbäumen und es wird mir Vergnügen machen, dazu beigetragen zu haben. Denn ich werde mich ſtehenden Fußes zu den Herren von der Rechten ſchlagen und mit ihnen ſtimmen. Was thut mir noth? Die Miniſter über den Haufen werfen? Dafür ſind die Ultra's eben ſo gut, wie Andere, wenn nicht beſſer. Adieu.

Ich wollte mit ihm an der Seite der honnetten Leute vorbeigehn. Aber auf dem Wege traf ich Miniſterielle, die von Plätzen ſprachen und ſagten: Es giebt keinen, der ſicher wäre. Da ich mich auf's Fortifikationsweſen ein wenig verſtehe, ſo blieb ich ſtehn, um ſie zu hören. Es giebt keinen, ſagten ſie, worauf man zählen könnte. Ohne Zweifel, ſagte ich ihnen, weil die Wälle nicht gut im Stande gehalten ſind, oder aus

Mangel an Verproviantirung? Sie ſahen mich verwundert an. Ja, verſetzte Einer von ihnen, ich will ſterben, wenn es jetzt einen Platz giebt, den irgend eine Aſſekuranz-Geſellſchaft auf einen Monat verſichern möchte. Gleichwohl, ſagte ich ihnen, ſcheint es mir, daß mit großen Halbmonden, mit geradlinigten Werken und einer guten Schutzwehr man ſich eine gewiſſe Zeit behaupten muß. Sie ſahen mich noch verwunderter als das erſte Mal an, und derſelbe Menſch fuhr fort: Meiner Treu, wenn man ihre geringe Sicherheit bedenkt, ſo haben die Plätze heutigen Tags keinen großen Werth. Sie wollen ſagen, erwiderte ich ihm, daß die beſten dem Feinde überliefert worden ſind.

Da ich ſie zu genieren ſchien, ſo ging ich fort, ärgerlich darüber, dieſe Unterhaltung zu verlaſſen und begegnete weiter dem rechtſchaffenen Prokurator, der dafür gilt, der Führer der ganzen hieſigen Adelspartei zu ſein. Man nennt ihn, glaub' ich, Calas oder Colas; ein Burſche von wahrem Verdienſt. Haben Sie bemerkt, daß ſeit einiger Zeit die Adligen nirgendwo etwas ausrichten, wenn ſie nicht von Bürgerlichen geführt werden? Was ſind da ein Lainé, von Villèle, Ravez, Donnadieu, Martainville, alle Führer des Adels, anders als Bürgerliche? Was würde ohne ſie aus der Partei der auswärtigen Mächte werden, die auf Herrn von Marcellus reduzirt war? und was hätte bei dieſen Mächten die deutſche Nobleſſe ausgerichtet, wenn die Bürgerlichen ſie nicht gegen die Armee Bonaparte's fortgeriſſen hätten, die ihrerſeits ſehr gut ging, ſo lange ſie von Bürgerlichen angeführt, ſofort ſchlecht, als ſie von Adligen befehligt wurde? Ein zweiter bemerkenswerther Punkt. Aber wo waren wir doch? bei Colas, Prokurator und Chef der Nobleſſe. Ich bin zufrieden, ſagt er, ja, ich bin ſehr zufrieden mit Herrn von Duras; er hat Charakter, und ich hätte nicht geglaubt, daß ein Edelmann, ein Herzog ... ich habe ihn auch zum Präſidenten des Karmeliterklubs gemacht, Klub von anſtändigen Leuten. Wir verſammelten uns geſtern, er Präſident, ich Sekretär; wir haben alle in die Hände des Herrn Herzogs einen Eid geſchworen. Sie haben geſchworen, ſo wahr ich Edelmann bin;

ich, ſo wahr ich Prokurator bin; und ich habe das Sitzungsprotokoll geführt. Aber das Schönſte bei der Sache iſt, daß der Präfekt ſich einfallen ließ, etwas da hineinzureden. Da haben wir es ihm gut abgegeben und Herr von Duras hat gezeigt, was er iſt: Mein Herr, hat er ihm geſagt, ich verbiete Ihnen im Namen meiner Regierung, ſich in die Wahlen zu miſchen. Das heißt reden, und das nenne ich eine Feſtigkeit. Der arme Präfekt wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ich verſichere Sie, daß der Adel ſein Gutes hat und wenn Gott hilft, mit den fremden Mächten etwas ausrichten wird. Alles dies erfordert nur ein Bischen Leitung und das iſt meine Sache.

Er fuhr fort und ich hörte ihn mit großem Vergnügen, als der Präſident mich rief und mir einen von den Zetteln gab, worauf man zwei Namen ſchreiben mußte. Ich meinestheils wollte Ariſtides und Cato darauf ſchreiben. Aber man ſagte mir, ſie wären nicht auf der Wahlliſte. Ich ſchrieb Bignon auf und einen Andern; Bignon, Sie kennen ihn; ich glaube derſelbe, der nicht will, daß man proſcribire; und ich ging fort wie ich gekommen war, mitten durch die Gendarmen.

Ich möchte dieſem Zeitungsſchreiber wohl antworten; denn ich liebe das Plaudern ſehr, wie Sie wiſſen. Ich befaſſe mich mit Jedem und verachte Niemand; aber ich glaube, er iſt böſe. Er nennt mich Jakobiner, Revolutionär, Plagiarius, Dieb, Giftmiſcher, Fälſcher, Verpeſter oder Peſtverbreiter, Raſender, Betrüger, Verläumder, Libelliſt, fürchterlicher Menſch, Zotenreißer, Fratzenſchneider, Lumpenſammler. Das iſt Alles, wenn ich Gedächtniß habe. Ich ſehe wohl, was er ſagen will; er meint, daß er und ich von verſchiedener Geſinnung wären; vielleicht täuſcht er ſich.

Er liebt die Miniſter und ich liebe ſie auch; ich bin ihnen zu ſehr verpflichtet, um ſie nicht zu lieben. Niemals habe ich mich an ſie gewendet, ohne daß ſie mir gute und prompte Juſtiz hätten angedeihen laſſen. Sie haben mich dreimal aus den Händen ihrer Agenten befreit. Das iſt wohl, wenn Sie wollen, ein wenig, was der Römer nennt beneficium latronis, non occidere. Aber am Ende iſt es doch ein beneficium. Und wenn alle Welt Dieb iſt, iſt der der Beſte, der nicht tödtet.

Ich liebe die Miniſter weit mehr, als die von dem Präfekten ernannten Herrn Geſchwornen, bedeutend mehr, als die vom Präfekten gewählten Wähler, bedeutend mehr, als meine Richter, die man natürliche nennt, und von denen ich nie eine Senteuz habe erlangen können, die im Mindeſten nach Billigkeit ausſähe. Ich habe hundertmal lieber die miniſterielle Regierung, als ein Spiel, eine Gaunerei, einen Schatten von Regierung, der ſich auf „el“ reimt; ich bin miniſterieller als der Herr von der Zeitung, und wenn ich es bin, unentgeltlich.

Er ſagt, wir wären frei, und ich ſage ganz daſſelbe; wir ſind frei, wie man es am Tage vor ſeiner Einſperrung iſt. Wir leben glücklich, fügt er hinzu, und nichts genire uns jetzt. Ich empfinde dieſes Glück und ich genieße es, wie Arlequin, der, ſagt man, von der Höhe einer Glocke ſtürzend, bevor er auf's Pflaſter fiel, in der Luft ſich ganz wohl befand.

Man muß ſich nur verſtändigen. Dieſer Mann und ich, wir ſind gewiſſermaßen einig und verſahen uns deſſen nicht. Er beklagt ſich über meine Sprache. Ach, ich bin nicht zufriedener damit, als er. Mein Stil mißfällt ihm; er findet meine Redensart dunkel, verworren, ungeſchickt. O, wie hat er meines Erachtens Recht! Er kann nicht ſo viel Schlimmes von meiner Ausdrucksweiſe ſagen, daß ich nicht noch ſchlimmer davon dächte, noch die Schwäche, das Ungenügende der Worte, die ich anwende, mehr verdammen, als ich. Wie ſehr die Meiſten ſich bemühen, ihren Gedanken zu verſchleiern, ſo ſehr verdrießt es mich, den meinigen ſo wenig hervortreten laſſen zu können. Ach, könnte meine Sprache ſagen, was mein Geiſt ſieht, könnte ich den Menſchen die Wahrheit ſo zeigen, wie ſie mir vor die Seele tritt, ſie beſtimmen, von den falſchen Größen, denen ſie nachgehn, den Blick abzuwenden und die Freiheit anzuſchaun; Alle würden ſie lieben, nach ihr verlangen! Sie würden erröthend bekennen, daß man beim Herrſchen nichts gewinnt; daß es keinen Tyrannen giebt, der nicht gehorchte, noch einen Herrn, der nicht Sklave wäre; und das traurige Gelüſte nach gegenſeitiger Unterdrückung aufgebend, würden ſie leben und leben laſſen. Wenn es mir gegeben wäre, das Weſen der Freiheit, wie ich es empfinde, zu ſchildern, ſo würde Decazes den Pflug ſeines Vaters wieder ergreifen und der König, wollte er Miniſter haben, wäre genöthigt, ſie zu verſchreiben, oder dieſen Dienſt als Frohnde bei Geld- und Gefängnißſtrafe die Reihe umgehn zu laſſen.

Auf die Beleidigungen ſchweige ich; er weiß davon mehr als ich; ich hätte ſchlimmes Spiel dabei. Aber er nennt mich *luſtik* und dabei will ich ihn faſſen. Er ſagt, indem er von mir ſpricht, und glaubt gut zu ſprechen, *der Luſtike der nationalen Partei* und macht da, ohne ſich deſſen zu verſehn, einen Fehler, der gute Mann. Dies iſt ein Fremdwort. Wenn man das Wort der fremden Mächte nimmt, ſo muß man es nicht verändern. Die fremden Mächte ſagen *luſtig*, nicht *luſtik*, und ich glaube, daß er nicht einmal weiß, was der Luſtige in einem deutſchen Regiment iſt. Es iſt der Scherztreiber, der Joviale, der alle Welt amüſirt und das Regiment zu lachen macht, ich meine die Soldaten und die Unteroffiziere; denn alles Uebrige iſt adlig und lacht, wie es Recht iſt, für ſich. Wenn auf einem Marſch der Luſtige lacht, ſo lacht die ganze Kolonne und fragt: Was hat er geſagt? Das darf kein Dummkopf ſein. Um Leute lachen zu machen, die Stockſchläge, flache Säbelhiebe bekommen, muß man einiges Talent haben und mehr als *ein* Journaliſt würde dabei in Verlegenheit gerathen. Der Luſtige zerſtreut ſie, amüſirt ſie, verhindert ſie zuweilen, ſich zu erhängen, wenn ſie nicht deſertiren können, macht ſie für einen Moment die Ruthenhiebe, das ſchwarze Brot, die Ketten, die Inſolenz der adligen Offiziere vergeſſen. Iſt dies das Amt, das man mir giebt? Ich will Arbeit haben. Aber was ſchadet's? Ich werde mein Beſtes dabei thun. Wenn wir nicht zuſammen lachen, obgleich es kommen kann, ſo wird es nicht an mir liegen, denn ich bin immer der Anſicht des Kanzlers Thomas Morus geweſen: Nichts gegen das Gewiſſen thun und lachen bis zum

Schaffót incluſive. Da dieſes Amt übrigens unbeſoldet iſt, auch von den Miniſtern nicht abhängt, ſo paſſe ich dafür um ſo mehr.

Alles dies wäre nichts und ich würde nicht ungeduldig werden wegen der Namen, die er mir giebt. Aber jetzt kommt Schlimmeres als Injurien. Er droht mir mit dem Säbel, nicht mit dem ſeinigen, ich weiß nicht einmal, ob er einen hat, ſondern mit dem des Soldaten. Hören Sie wohl zu. Wenn der Soldat, ſagt er (geben Sie Acht; jedes Wort iſt offiziell, vom Cenſor approbirt), wenn der Soldat dieſe Leute ſieht, die die vornehmen Stände nicht lieben, ſo legt er die Hand ſogleich an das Gefäß ſeines Säbels. Du mein Gott, das ſind keine Pflaumen. Da war der Lumpenſammler doch beſſer. Man ſäbelt mich noch nicht, wie Sie ſehn, aber man wird nicht lange anſtehn; man erwartet nur das Signal vom Adligen, der kommandirt. Benutzen wir dieſen Augenblick; ich verlaſſe meinen Journaliſten und begebe mich zum Soldaten. Kamerad, ſpreche ich zu ihm. Bei dieſem Wort ſieht er mich an: Ach, ſind Sie es, mein guter Paul. Wie befinden ſich mein Vater, meine Schweſter, meine Brüder und alle unſre guten Nachbarn? Ach, Paul, wo iſt die Zeit, da ich mit denen und Ihnen lebte, erinnern Sie ſich noch? da ich mein Feld bebaute, das an dem Ihrigen liegt. Wie oft haben Sie mir nicht Ihre Ochſen geliehn, wenn die meinigen müde waren! Auch half ich Ihnen oft ſäen, oder Ihre Garben binden, wenn ein Gewitter drohte. Ach, braver Mann, wenn jemals … Rechnen Sie darauf, mich wieder zu ſehn. Sagen Sie meinen guten Eltern, daß ſie mich wiederſehn werden, wenn ich nicht ſterbe. — Du haſt alſo, ſage ich ihm, Deine Eltern nicht vergeſſen? — Nicht mehr, als den erſten Tag. — Noch Deine Heimath? — O nein! Land meiner Jugend, das mich entſtehen ſah! — Mein Freund, Du biſt traurig. Du gehſt allein ſpazieren, Du fliehſt Deine Kameraden. Du haſt das Heimweh. — Wir haben es Alle, lieber Paul. —

Von Mitleid gerührt, ſetzte ich mich nieder und er fährt fort: Sie wiſſen, Vater Paul, wie ich zu Hauſe lebte; immer arbeitete ich, grub meinen Weinberg um oder ſtutzte die Stöcke zu, beſang die Weinleſe oder die Ernte und erwartete den Sonntag, wo ich mit meiner Sylvine in den Aſſembleen von Véretz oder St. Avertin tanzte. Man hat mich dort fortgenommen, warum? um die Prozeſſion zu begleiten, oder wohl ins Gewehr zu treten, wenn der liebe Gott vorbeikommt. Man lehrt mich das Laden in zwölf Tempo's. Wozu nützt das? Für welchen Krieg? Man benimmt ſich danach, niemals Krieg mit den fremden Mächten zu bekommen. Warum denn laden und auf wen Feuer geben? Ich diene, aber wozu diene ich? Zu nichts, guter Paul. Alles dies iſt uns zum Ekel und erweckt in uns Sehnſucht nach der Heimath in unſern Kaſernen. Ach, Véretz! ach Sylvine! ach meine Ochſen! meine ſchönen Ochſen! Fauveau mit dem ſchwarzen Strich und der andere, der einen Stern auf der Stirn hatte! Erinnern Sie ſich deſſen, guter Paul?

Hierauf, ohne zu antworten, laſſe ich dieſes Wort fallen: Weißt Du wohl, was man mir von Dir geſagt hat? Aber ich glaube nichts davon. Ich habe mir ſagen laſſen, Du wollteſt uns niederſäbeln. — Ich, Euch niederſäbeln, Väterchen? Wer Ihnen das geſagt hat, iſt ein .... — Ja, mein Freund, es iſt ein cenſirter Zeitungsſchreiber.

Aber was machſt Du? Wie befindeſt Du Dich in Deinem Regiment? Sag mal, biſt Du mit Deinen Vorgeſetzten zufrieden? — Sehr zufrieden, Väterchen, ich ſchwöre es Ihnen. Unſere Sergeanten und unſere Korporale ſind die beſten Leute von der Welt. Sehn Sie, da unten Franziskus, unſer Feldwebel, ein braver Soldat, ein gutes Kind; er hat die Feldzüge in Egypten und Rußland mitgemacht und geht heute zum erſten Mal zur Kommunion. — In allem Ernſt? — Ja, wahrhaftig; heute iſt Nummer 5 dran; morgen kommt Nummer 6 an die Reihe. — Wie, was willſt Du ſagen? — Wir kommuniziren nach den Kompagnienummern, die gerade zuerſt. — Sehr gut. Deine Offiziere? — Meine Offiziere? Meiner Treu, ich kenne ſie gar nicht. — Wir ſehn ſie auf der Parade. Wir Soldaten, guter Paul, wir kennen nur unſre Sergeanten. Sie leben mit uns, ſie wohnen mit uns, ſie führen uns in die Vesper. — In Wahrheit? Gleichwohl mußt Du wiſſen, ob Dein Kapitain Dir wohl will. — Unſer Kapitain iſt nicht beim Regiment, wir haben ihn nie geſehn. Er hält im Süden Miſſionspredigten. — Gut! Aber Dein Oberſt? — O, den lieben wir Alle. Es iſt ein hübſcher Junge, wohl gewachſen, zum Malen, ein ſchöner Menſch in Uniform, jung; er iſt kurze Zeit vor der Emigration geboren. — Sag', hat er gedient? — O ja, in England hat er Meſſe gedient, und das ſieht man, denn er liebt ſtets England und die Meſſe.

So weit ich ſehen kann, machſt Du Dir keine große Sorge darum, beim Regiment zu bleiben, die militäriſche Laufbahn bis ans Ende zu verfolgen. — Wohin würde ſie mich führen? Nach zwanzig Jahren Sergeant, ſchöne Ausſicht! — Aber nach dem Gouvionſchen Geſetz kannſt Du da nicht auch Offizier wenden? — Ach, Glücks-Offizier! Wenn Sie wüßten, was das iſt! Ich ziehe es vor, zu arbeiten und meinen Pflug gut zu führen, als hier Lieutenant zu ſein und von den Adligen ſchlecht behandelt zu werden. Adieu, guter Paul, die Retraite ruft mich. Auf Wiederſehn, mein Guter. — Auf Wiederſehn, mein Freund.

Vier Schritte weiter treffe ich den gnädigen Herrn des von Haubert'ſchen Lehns und ſage zu ihm: Mein edler Herr, Sie werden niemals dieſe Leute gewinnen. — Warum, wenn's beliebt? — Weil ſie das Avancement geſchmeckt haben. Ihr wollt alle Stellen, aber ganz beſonders wollt Ihr alle Offizierſtellen und Ihr habt Recht, denn ohne die kein Adel. Sie wollen avanciren. Der Marquis mag machen was er will, dies iſt eine Marotte, die er ihnen nicht nehmen wird. Ich ſehe gar kein Mittel, Euch zuſammenzubringen. Herr Quatremère von Quinzy, Bürger von Paris, wird Euch bewilligen, was Ihr wollt: Privilegien, Penſionen, Beſoldungen, und die Reſtitution, und die Subſtitution und das große Grundeigenthum. Ihr werdet ihn leicht gewinnen, wenn Ihr ihn mein lieber Freund nennt und ihm zuweilen die Hand ſchüttelt. Aber die Soldaten laſſen ſich mit dieſer Münze nicht bezahlen. Für ihn iſt das ancien régime eine bewundernswerthe Sache; es iſt die Zeit der ſchönen Manieren; aber für die Soldaten iſt es die Zeit der Stockſchläge. Ihr werdet ſie nicht leicht für dieſen Rückſchritt ſtimmen. Sodann iſt das Volk für ſie. Man weiß, daß ein guter Soldat ein guter Offizier und ein guter General iſt, ſo lange er ſich nicht zum Edelmann machen läßt. Ehemals wußte man es nicht. Mit einem Wort, Ihr werdet nie in dieſem Lande eine Armee für Euch haben. — Wir werden die Gendarmen und den Prokurator des Königs haben.

P. S. Herr le Tiſſier, der letzte unſerer Deputirten (ich meine der zuletzt ernannte) verſichert uns in einem Circular, daß er tugendhafter iſt, als wir glauben. Er wird, ſagt er uns, weder Aemter, noch Titel, noch Geld annehmen. Schönes Opfer! denn ohne Zweifel wird man nicht unterlaſſen, ihm Alles anzubieten. Sein Redetalent, ſeine ſeltenen Kenntniſſe, ſein großer Ruf werden ihm einen erſtaunlichen Einfluß auf die Verſammlung der Vertreter der Nation geben. Die Miniſter werden Alles verſuchen, um einen Mann, wie Herr le Tiſſier, zu gewinnen, aber ihre Bemühungen werden vergebens ſein; er wird nichts annehmen, ſagt er, und wollte man ihn auch zum Edelmann machen und über die Garderobe ſetzen.

Man hat hier einem armen Teufel wegen eines Mordverſuchs den Hals abgeſchnitten. Er beklagte ſich und ſagte zu ſeinen Richtern: Geſetzt ich hätte wirklich einen Menſchen tödten wollen; Sie kennen Leute, die halb Frankreich durch die fremden Mächte tödten zu laſſen verſucht haben; ſie wollten Geld und ich auch. Der Fall iſt ganz ähnlich; gegen mich habt Ihr nur zweifelhafte Beweiſe, von ihnen habt Ihr ihre von ihnen unterſchriebenen geheimen Noten; mir ſchneidet Ihr den Hals ab und ihnen macht Ihr Verbeugungen.

Mit großem Vergnügen leſe ich die Memoiren von Montluc. Es iſt ein merkwürdiger Menſch, was der für Sachen erzählt! Z. B. Folgendes: Eines Tages hatte er 1500 Hugenotten ergriffen, und da er nicht wußte, was er mit ihnen anfangen ſollte, ſo berichtete er an den Hof. Der König befiehlt ihm, ſie gut zu behandeln. Die Königin läßt ihm ſagen, er ſolle ſie tödten. Der König, welcher damals mit ihrer Partei verhandelte, hoffte auf eine Ausgleichung. Aber die Königin-Mutter wollte keine Ausgleichung. Da iſt der gute Marſchall zwiſchen zwei ſo widerſprechenden Befehlen in Noth. Endlich entſcheidet er ſich. Ich glaubte, ſagt er, nicht fehlen zu können, wenn ich der Königin gehorchte. Ich tödtete meine Hugenotten und das war ſehr gut: denn der Vertrag kam nicht zu Stande, der Krieg wurde fortgeſetzt und die Königin wußte mir für Alles Dank. Dieſes Buch iſt voll von ähnlichen Zügen. Aber um die Feinheiten zu verſtehn, muß man die Geſchichte jener Zeit kennen. Es gab damals in Frankreich zwei Regierungen.

Iſt es denn wahr, daß man nicht mehr weiß, wohin die geheime Noten richten, und daß da unten Alles ſich veruneinigt? Ihre europäiſche Excellenzen, ſagt man, wollen ſich die Gurgel abſchneiden; der Engländer fordert den Deutſchen heraus. Dieſer iſt ſchlauer und ſpielt ihm einen Diplomatenſtreich, beſticht den Poſtillon von Mylord, der Seine Gnaden in ein Loch wirft, in der Abſicht, ihm das Genick zu brechen. Aber der Engländer rollt ohne aufzuwachen bis auf den Grund und ſchläft ſeinen Rauſch aus; dann ſteht er auf und fordert Genugthuung. Solche Mährchen erzählt man uns und wir hören Alles an. Wie glücklich ſind Sie zu Paris, daß Sie Alles wiſſen, was vorgeht und die Dinge in der Nähe ſehn, insbeſondere die Garderobe und Rapp in ſeinem Amte! Ich beneide Sie darum.

Einfache Anſprache

von

Paul Louis, dem Winzer der Chavonnière

an

die Mitglieder des Kommunalraths von Véretz, im Indre- und Loire-Departement, aus Veranlaſſung einer von Seiner Excellenz dem Miniſter des Innern proponirten Subſcription zum Ankauf von Chambord.

(1821.)

Hätten wir ſo viel Geld, daß wir es nicht zu laſſen wüßten, waren unſre Schulden bezahlt, unſre Wege ausgebeſſert, unſre Armen erleichtert, unſre Kirche zunächſt (denn Gott geht Allem vor) gepflaſtert, neu bedacht und mit Fenſtern verſehen, und bliebe uns eine kleine Summe übrig, die außerhalb dieſer Gemeinde verwendet werden könnte, ſo glaube ich, meine Freunde, daß wir mit unſern Nachbarn dazu beitragen müßten, die Brücke von St. Avertin wieder herzuſtellen, die den Transport von hier nach Tours um eine ſtarke Meile verkürzend, durch den ſchnellen Abſatz unſerer Lebensmittel den Preis des Bodens und ſeiner Produkte in dieſer ganzen Gegend erhöhen würde; dies wäre, glaube ich, die beſte Verwendung unſres Ueberfluſſes, wenn wir welchen hätten. Aber Chambord für den Herzog von

Bordeaux zu kaufen, der Anſicht bin ich nicht und möchte es nicht, ſelbſt wenn wir die Mittel dazu hätten, weil es meines Erachtens für ihn, für uns und für Chambord ein ſchlechtes Geſchäft iſt. Ihr werdet dies hoffentlich einſehn, wenn Ihr mich anhört; es iſt Feſttag und wir können plaudern.

Zwölftauſend geſchloſſene Morgen Acker, die der Park von Chambord enthält, ſind ein ſchönes Geſchenk für Jemand, der ſie zu bearbeiten verſteht. Sie und ich kennen Leute, die nicht in Verlegenheit deshalb wären, denen ſo etwas ſehr erwünſcht käme; aber er, was ſoll er damit anfangen? Sein Handwerk iſt, eines Tages zu regieren, wenn's Gottes Wille iſt, und ein Schloß mehr wird ihm nichts helfen. Wir müßten uns einſchränken und unſre Schulden vermehren, unſre dringenden Ausgaben auf andre Zeiten verſchieben, um ihm etwas zu ſchenken, was er nicht nöthig hat, was ihm nicht dienen kann, und Andern dienen wird. Was er zum Regieren bedarf, ſind nicht Schlöſſer, es iſt unſre Zuneigung; denn ohne dieſe giebt es keine Krone, die nicht drückte. Dies iſt das Gut, welches ihm Noth thut, das er aber nicht mit unſerm Gelde zugleich beſitzen kann. Genug Leute da unten werden ihm das Gegentheil ſagen, unſre Deputirten ganz zuerſt, und ſein Hof wird ihm wiederholen, je mehr wir zahlen, deſto liebendere und getreuere Unterthanen ſeien wir, unſre Ergebenheit wachſe mit dem Budget. Aber wenn er die Wahrheit wiſſen will, ſo möge er hierher kommen; er wird ſehn, daß wir in dieſem Punkte und in vielen andern von den Höflingen in unſren Geſinnungen ſehr abweichen. Sie lieben den Prinzen nach dem, was er ihnen giebt; wir nach dem, was er uns läßt; ſie wollen Chambord, der eine, um Schloßgouverneur, der andere, um Schloßvoigt zu werden, um guten Lohn, gute Wohnung und gute Koſt zu bekommen, ohne Arbeit zu verrichten; das Uebrige kümmert ſie wenig. Das Geſchäft wird für ſie immer ein gutes ſein, wenn es auch für den Prinzen ſchlecht ſein würde, wie es dies nach meiner Behauptung wirklich iſt; denn indem er mit unſrem Gelde für eine Million an Land erwirbt, verliert er für hundert Millionen wenigſtens an unſrer Freundſchaft. Um dieſen Preis würde ihm Chambord zu theuer zu ſtehen kommen; ſolche Erwerbungen müßten ihn bald zu Grunde richten, wenn es wahr iſt, was man ſagt, daß die Könige nur durch die Liebe der Völker reich ſind. Der Kauf ſcheint vortheilhaft für ihn zu ſein, denn wir geben und er empfängt, er hat nur die Mühe zu nehmen; aber ohne wirklich zu zahlen, ſetzt er doch viel von dem Seinigen zu, und zu viel, wenn er das Kapital in den Herzen ſeiner Unterthanen vergeringert. Das heißt ſchlecht ſpekuliren und ſich großes Unrecht thun. Wer ihm ſo räth, iſt ſein Freund nicht, oder, wie das Sprüchwort ſagt, beſſer wäre ein kluger Feind.

Aber wie! ich ſage Ihnen doch, es ſind Höflinge, deren Einbildungskraft täglich dieſe wunderlichen Rathſchläge erzeugt; dies haben ſie eher erfunden, als die Fellenbergſche Säemaſchine oder gar das Dampfſchiff. Man hat die Idee gehabt, ſagt der Miniſter, Chambord von den Gemeinden Frankreichs für den Herzog von Bordeaux ankaufen zu laſſen. Man hat dieſen Gedanken gehabt! Wer denn? Etwa der Miniſter? Er würde kein Hehl daraus machen, ſich nicht mit der Ehre begnügen, bei einer ſolchen Gelegenheit blos gutzuheißen. Der Prinz? Behüte Gott, daß dies ſein erſter Gedanken geweſen wäre, daß er hiernach früher verlangt hätte, als nach Bonbons und kleinen Mühlen! Die Gemeinden alſo dem Anſchein nach? Die unſrigen, auf dieſer Seite der Loire, ſo weit ich ſie kenne, nicht; aber vielleicht jene da, die die doniſchen Koſacken zweimal in Quartier gehabt haben. Hier empfinden wir zwar hinreichend die Wohlthaten der heiligen Allianz; aber noch bei weitem anders iſt es da, wo man ihre Gegenwart genoſſen, wo man Sacken und Platow gehabt hat; da natürlich kommt man auf den Einfall, Schlöſſer für Prinzen zu kaufen, und dann erſt denkt man daran, Haus und Heerd auszubeſſern.

Zur Zeit des guten Königs Heinrich IV., des Volkskönigs, des einzigen Königs, deſſen Andenken es bewahrt hat, wurden ſeinem neu gebornen Sohn ähnliche Geſchenke angeboten; man hatte die Idee, alle Gemeinden Frankreichs zu Ehren des königlichen Kindes zuſammenlegen zu laſſen, und von der Stadt la Rochelle: allein brachten Deputirte 100,000 Thaler in Gold, eine zu jener Zeit enorme Summe. Aber der König ſprach zu ihnen: „Meine Freunde, das iſt für Brei zu viel; behaltet es und wendet es zum Wiederaufbau deſſen an, was der Krieg bei Euch zerſtört hat, und hört nie auf diejenigen, die Euch rathen möchten, mir Geſchenke zu machen, denn ſolche Leute ſind meine Freunde nicht, noch auch die Eurigen.“ So dachte dieſer König, ein erklärter Beſchützer des kleinen Beſitzes, der ſein ganzes Leben mit den auswärtigen Mächten in Streit lag und den Höflingen, den Günſtlingen den Kopf abſchneiden ließ, wenn er ſie beim Anfertigen geheimer Noten betraf.

Dies ſei abgemacht und auf die Idee, Chambord zu kaufen, zurückkommend, geſtehen wir es, daß nicht wir armen Landleute es ſind, die der Himmel mit dieſem Einfall begünſtigt hat; aber was iſt am Ende daran gelegen? In den Kreiſen der vornehmen Geſellſchaft hat ſich ein Menſch gefunden, der Geiſt genug beſaß, auf dieſe glückliche Idee zu kommen; ſei es nun ein anfänglicher Hofmann, ein ehemaliger Penſionär Fouché's, oder ein in der Garderobe angeſtellter Edelmann Bonaparte's; für uns, die wir dabei niemals ein andres Verdienſt haben können, als zu zahlen, für uns iſt dies ganz gleichgültig. Laſſen wir den Höflingen, was Schmeichelei betrifft, die Ehre der Erfindung, wenn wir ſie nur ausführen; uns gehn blos die Koſten an; der Erfinder wird ſich ſchon namhaft zu machen, ſein Patent einzufordern wiſſen, und uns Einwohnern von Véretz mag es genügen, daß er nicht aus dieſer Gegend iſt. Neu iſt ſie gewiß, die Idee, die der Miniſter bewundert und uns in's Werk zu ſetzen beauftragt. Man hatte mit ſolchen Geſchenken große Dienſte, ausgezeichnete Handlungen belohnen geſehen; Eugen, Marlborough empfingen am Abend ihres ruhmreichen Lebens dieſe Beweiſe der öffentlichen Dankbarkeit von den Nationen, die ſie zu vertheidigen gewußt hatten und (ohne ſo weit nach Beiſpielen zu ſuchen) Chambord ſelbſt, das man dem Prinzen für ſeine Wiege ſchenken will, wurde für den Grafen von Sachſen der Preis eines Sieges, der Frankreich zu Fontenoi rettete. Frankreich, durch ihn frei, ich wollte ſagen unabhängig, vom Auslande befreit, blühend im Innern, nach Außen geachtet, machte mit dieſem Landgut ſeinem Befreier ein Geſchenk, der von dreißigjährigen Kämpfen dort ausruhte. Monſeigneur ſaugt erſt ſechs Monat an der Amme, und man muß zugeben, zwiſchen Moritz dem Sieger und dem Prinzen in der Wiege iſt doch ein kleiner Unterſchied, man möchte dann vielleicht ſagen wollen, da er ſein Leben da beginne, wo der andre es geendigt hat, ſo werde er es damit beendigen, womit Moritz begann, uns von den auswärtigen Mächten zu befrein. Ich wünſche es und hoffe es von dem Blute dieſes Heinrichs, der die Spanier aus Frankreich jagte; aber ihn jetzt ſchon belohnen, das halte ich für eine Narrheit und billige keinesfalls, ihm eine Invalidenpenſion zu geben, bevor er die Windeln verlaſſen. Ein Kind dafür, daß es auf die Welt gekommen iſt, ſo zu belohnen, wie den Feldherrn, der Schlachten gewann und durch glückliche Unternehmungen dieſem Lande Frieden und Ruhm ſicherte, das hat man noch nicht erlebt, das iſt eine neue Idee, auf die wir ohne die offizielle Anzeige nicht gekommen wären. Um ſie zu erfinden, und an die Stelle der Ulanen des Grafen von Sachſen die Wickelfrauen zu ſetzen, dazu muß man nicht das Talent, ſondern das Genie der Kriecherei beſitzen, welches nur da ſich findet, wo dieſer Induſtriezweig mächtig aufgemuntert wird; dieſer Zug entſpringt aus gemeiner Niedrigkeit, und ſchließt ſeinen Urheber, wer es auch ſei, von der Zahl der Hofſchmeichler aus. Er verſpottet ganz offenbar ſeine Kameraden, die den breitgetretenen Weg der alten abgenutzten Fuchsſchwänzereien verfolgend, nichts Neues zu erfinden wiſſen; man wird ihm jetzt nachahmen, bis ein Andrer ihn übertrifft.

Als in früheren Zeiten der Erzieher eines jungen Königs zu ſeinem Eleven ſagte: Herr, alles iſt Ihr Eigenthum; dieſes Volk gehört Ihnen, Leib und Gut, Vieh und Leute; machen Sie damit, was Sie wollen; ſo wurde hierauf geachtet. Der

Salon, die Antichambre und die Galerie wiederholten: Herr, Alles iſt für Sie, was in der Sprache der Höflinge ſagen will, Alles iſt für uns. Denn der Hof giebt alles den Fürſten, wie die Prieſter alles Gott geben, und dieſe Dämonen, dieſe Apanagen, dieſe Civilliſten, dieſe Budgets ſind ſelten etwas Andres für den König, als die Einkünfte der Abteien für Jeſus Chriſtus. Kauft, ſchenkt Chambord, der Hof wird es verſchlingen; der Prinz wird damit nicht ſchlimmer und nicht beſſer daran ſein. Auch gehen dieſe ſchönen Ideen, uns auf ſo verſchiedenartige Weiſe in Kontribution zu ſetzen, ſtets von den Höflingen aus, die ſehr wohl wiſſen, was ſie thun, wenn ſie dem Prinzen unſer Geld anbieten. Das Opfer iſt nie für den Heiligen, noch unſer Sparpfenning für die Könige, ſondern für dieſen gefräßigen Schwarm, der unaufhörlich um ſie herumſummt, von ihrer Wiege bis St. Denis.

Denn als die Fürſten durch den Unterricht des weiſen Erziehers jener Zeit, wovon ich rede, einer guten Zeit, wie Ihr wißt, gelernt und einmal begriffen hatten, daß alles ihnen gehöre, lehrte man ſie verſchenken. Ein Lehrer, ein Hof-Abbé, flößte ihnen beim Leſen der Geſchichte für den Kaiſer Titus Bewunderung ein, der, pflegt man zu ſagen, mit vollen Händen gab und den Tag für verloren hielt, an dem er nichts verſchenkt hatte, von dem man niemals fortging, ohne glücklich zu ſein, durch eine Penſion, irgend eine Gratifikation oder Rentenkoupons; ein Fürſt, der von Allem angebetet wurde, was hoffähig war oder in Karoſſen fuhr. Der Hof vergötterte ihn; aber das Volk? das Volk? Es gab kein's; die Geſchichte ſagt kein Wort davon. Damals gab es nur anſtändige Leute, d. h. vorgeſtellte Leute; das war die Welt, die ganze Welt und die Welt war glücklich. Thun Sie desgleichen, Herr; man wird Sie anbeten, wie dieſen guten Kaiſer; der Hof wird Sie ſegnen; die Dichter werden Sie loben und die Nachwelt wird darin den Dichtern glauben. Dies ſind die Elemente der Geſchichte, die man damals die Fürſten lehrte. Im Uebrigen geſchieht ſolcher Könige, wie Louis XII. und Heinrich VI. wenig Erwähnung; ſie wurden zu ihrer Zeit vom Hofe verflucht, weil ſie nicht ſo großmüthig, ſo prächtig, wie andere, nichts deſto weniger aber mit Wahl zu geben verſtanden. Dem Reichen geben, dem Starken helfen, dies iſt die Maxime der guten Zeit, dieſer guten Zeit, die wir auf der Stelle wieder haben werden, ohne den mindeſten Zweifel, es möchten denn die Jungen nicht groß werden und die Alten nicht ſterben.

Aber die Jugend wächſt bei uns und ſieht mit ſich ſeine Fürſten wachſen; ich ſage mit ſich und ich weiß, was ich ſage. Unſere Kinder, glücklicher als wir, lernen ihre mit ihnen erzogenen Prinzen kennen und werden von ihnen gekannt werden. Siehe, ſchon beſucht der älteſte Sohn des Herzogs von Orleans, wie ich aus guter Quelle weiß und ihnen feſter verſichern kann, als wenn Sie es aus den Zeitungen hätten, ſchon beſucht der Herzog von Chartres das Kollege in Paris. Etwas ganz Natürliches, werden Sie ſagen, wenn er das Alter hat zum Studiren. Natürlich, ohne Zweifel; aber neu für Perſonen dieſes Ranges. Man hat bisher keinen Prinzen im Kollege geſehen; dieſer iſt, ſo lange es Kollegien und Prinze giebt, der erſte, den man auf dieſe Weiſe erzieht und der die Wohlthat des öffentlichen und gemeinſchaftlichen Unterrichts genießt, und von allen neuen Erſcheinungen unſerer Zeit iſt dieſe nicht die unbedeutendſte. Ein Prinz ſtudiren, in die Klaſſe gehn! Ein Prinz Kameraden haben! Bis jetzt haben die Prinze Diener gehabt und ſind in keine andere Schule, als in die des Unglücks gegangen, deren harte Lehren zuweilen verloren waren. In jedem Alter iſolirt, von aller Wahrheit entfernt, die Verhältniſſe und die Menſchen verkennend, lebten und ſtarben ſie in den Feſſeln der Etikette und des Ceremoniells; nichts ſehend als die Schminke und die trügeriſchen Farben, die man vor ihnen ausbreitete; ſie ſchritten über unſere Köpfe und bemerkten uns nur, wenn ſie fielen. Heutiges Tages, wo ſie den Irrthum erkennen, der ſie von den Völkern trennte, als ob der Schlußſtein eines Gewölbes, um mich dieſes Vergleichs zu bedienen, außerhalb deſſelben und ohne Verbindung damit ſein könnte, wollen ſie Menſchen ſehn, das Wiſſenswerthe erlernen und die Schule des Unglücks entbehrlich machen; ein ſpäter Entſchluß, der, früher gefaßt, wie viele Fehler ihnen und wie viel Unglück uns erſpart hätte. Chriſtlich und monarchiſch, ich hoffe aber auch ein wenig konſtitutionell im Kollege erzogen, wird der Herzog von Chartres bald gelernt haben, was zu unſerm großen Schaden ſeine Vorfahren nicht wußten, ich meine nicht das Latein, ſondern dieſe einfachen Begriffe gewöhnlicher Wahrheiten, die der Hof den Fürſten verſchweigt und die ſie davor bewahren würden, auf unſere Koſten fehl zu gehn. Nie Dragonaden, noch Bartholomäusnächte, wenn die Könige, mitten unter ihren Völkern erzogen, dieſelbe Sprache reden, ohne Dolmetſcher, ohne Mittelsperſon ſich mit ihnen verſtändigen werden; eben ſo wenig Jacquerien, Liguen, Barrikaden. Das vom jungen Herzog von Chartres den Thronerben gegebene Beiſpiel werden ſie ſich zweifelsohne zu Nutze machen. Ein eben ſo glückliches, als neues Beiſpiel! Wie viel Veränderungen, wie viel Unordnungen waren in der Welt nothwendig, um dieſes Kind dahin zu bringen. Und was würde der große König ſagen, der König der anſtändigen Leute, Ludwig der Stolze, der nicht einmal leiden konnte, daß ſeine Baſtarde ſich mit dem Adel des Königreichs vermiſchten, ſeine Baſtarde! ſo ſehr befürchtete er, auch die kleinſte Partikel ſeines Blutes herabzuwürdigen! Was würde dieſes Muſter des monarchiſchen Stolzes ſagen, wenn er einen ſeiner Enkel mit allen Kindern der unterthänigen Race in derſelben Schule ohne Pagen und Jeſuiten ſeine Studien verfolgen und ihnen die Preiſe ſtreitig machen ſähe, bald ſiegend, bald beſiegt, nie, wie man ſagt, vorgezogen oder in irgend einer Weiſe geſchmeichelt; ein ſogar beim Kollege auffälliges Verhältniß (denn wohin bringt nicht dieſe Peſt der Erziehung?), aber doch glaublich, wenn man bedenkt, daß die öffentlichen Preisvertheilungen die Parteilichkeit erſchweren, daß die Schüler mit einander wenig Komplimente machen und Ehrenbezeugungen ſelten freiwillig abtreten, weil ſie in der Verſtellung noch nicht geübt ſind, die man anderwärts Nachgeben, Rückſicht, Schonung nennt und die der Abſcheu vor der Wahrheit erzeugt hat? Hier im Gegentheil ſagt man Alles, alle Dinge haben ihren wahren Namen und denſelben Namen für Alle; da iſt Alles Gegenſtand der Belehrung und die beſten Lektionen ſind nicht die der Lehrer. Kein Abbé Dubois, keine Prinzenführer, Niemand, der dem jungen Prinzen ſagte: Alles iſt Ihr Eigenthum, Sie können Alles, es iſt Zeit, daß Sie wollen. Mit einem Worte, es geht das allgemeine Gerücht, daß man daſelbſt den Herzog von Chartres wie alle Kinder ſeines Alters erziehn; keine Auszeichnung, kein Unterſchied, und die Söhne der Banquiers, der Richter, der Kaufleute haben nichts vor ihm voraus; aber ſo gebildet, wird er vor Allen viel voraus haben, die dieſe Erziehung nicht erhalten haben. Es giebt, wie Sie wiſſen, keine beſſere Erziehung als die der öffentlichen Schulen, und keine ſchlimmere, als die des Hofes. Ach! wenn ſtatt der Schenkung Chambord's an den Herzog von Bordeaux man uns ſagte, wir möchten ſeine Penſion am Kollege bezahlen (und wollte Gott, er wäre in dem Alter, daß ich ihn mit meinen Augen dort ſehn könnte), wenn davon die Rede wäre: aus voller Seele würde ich beiſtimmen und votiren, ſo viel man wollte, und ſollte es mich auch meine beſte Kleeernte koſten. Dieſe Ausgabe brauchten wir nicht zu bereuen, es handelt ſich dabei für uns um Alles. Ein ſo erzogener König würde uns nicht als ſein Eigenthum betrachten und niemals denken, daß er uns von Gott oder irgend einer Macht in Pacht habe.

Aber was wird er in Chambord lernen? Was Chambord und der Hof lehren können. Da iſt Alles Erinnerung an ſeine Ahnen. Gerade deshalb finde ich ihn da nicht an ſeinem Orte, und ſähe lieber, daß er mit uns als mit ſeinen Vorfahren lebte. Da wird er überall die Schriftzüge einer Diana, einer Chateaubriand finden, deren Namen, die ehemals durch ihre Gegenwart verpeſteten Wände noch beſchmutzen. An Dolmetſchern, um dergleichen Sinnbilder zu erklären, wird es ihm, darf man annehmen, nicht fehlen; und welche Lehren für einen Jüngling, der zu regieren beſtimmt iſt! Hier lebte (dies iſt das Wort bei

Hoſ) Ludwig, das Muſter der Könige, mit der Frau Montespan, mit dem Fräulein La Vallière, mit allen Frauen und Jungfrauen, die er zu ſeinem Vergnügen ihren Männern, ihren Eltern entriß. Damals war die Zeit der guten Sitten, der Religion, und er nahm täglich das Abendmahl. Durch dieſelbe Thür trat Abends ſeine Maitreſſe und Morgens ſein Beichtvater ein. Dort that Heinrich Buße unter ſeinen Lieblingen und Mönchen; Sitten und Religion der guten Zeit! Hier iſt der Ort, wo eine in Thränen zerfließende Tochter um das Leben ihres Vaters flehte und (um welchen Preis!) von Franz Gewährung erhielt, der da an ſeinen guten Sitten ſtarb. In dieſer Kammer, ein andrer Louis...; in dieſer hier Philipp... ſeine Tochter... O Sitten! o Religion! Zu Grunde gegangen, ſeitdem Jeder arbeitet und mit ſeinen Kindern lebt. Ritterlichkeit, Scheinheiligkeit, was iſt aus euch geworden? Welche Erinnerungen bewahrt dieſes Monument, worin Alles die Unſchuld der monarchiſchen Zeiten athmet! Und welcher Schade wäre es geweſen, dieſen Tempel der alten Sitten, der alten Galanterie (ein anderes Hofwort, das ſich nicht ehrbar überſetzen läßt) der Induſtrie zu überlaſſen, ſeine Familien und unadlige Wirthſchaften unter dieſem Tafelwerk wohnen zu laſſen, den Zeugen ſo vieler erhabenen Ausſchweifungen! Dies Alles würde Chambord dem jungen Prinzen erzählen, der übrigens dort wohnen würde, wie Franz I. und wie Niemand von uns wohnen möchte. Gott bewahre jeden ehrbaren Menſchen davor, jemals in einem Hauſe zu wohnen, das von einem Primaticcio erbaut iſt! Die Wohnungen unſerer Vorfahren ſagen uns heutigen Tages nicht beſſer zu, als ihre Geſetze und da wir in jeder Beziehung beſſer ſind als ſie, was man, wie mir ſcheint, ohne Eitelkeit behaupten kann, da man ſie nur nach dem Betragen ihrer Fürſten zu beurtheilen braucht, die, glaube ich, nicht ſchlimmer waren, als ihre Unterthanen; da wir in jeder Weiſe beſſer leben als ſie, ſo wollen wir auch beſſer wohnen als ſie und thun es wirklich.

Wenn nun die Erwerbung von Chambord für denjenigen nichts werth iſt, dem man es ſchenkt, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, wieviel für uns, die wir es bezahlen. Ich ſehe darin mehr als ein Uebel und die Nachbarſchaft des Hofs iſt nicht das Geringſte. Sechs Meilen von uns der Hof, das gefällt mir gar nicht. Geben wir den Großen, was man ihnen ſchuldig iſt, aber halten wir uns ſo weit als möglich von ihnen entfernt und nähern wir uns ihnen niemals; trachten wir dahin, daß ſie ſich uns nicht nähern, weil ſie uns Böſes zufügen können und Gutes nicht erzeigen werden. — Am Hofe iſt Alles groß bis auf die Küchenjungen. Da giebt es nur Großoffiziere, große Herren, große Eigenthümer. Dieſe Leute, die nicht leiden können, daß man mein Feld, mein Haus ſagt; die wollen, daß alles Gut, Park, Schloß und alle Welt gnädiger Herr, oder Lackei, oder Bettler ſei. Dieſe Leute ſind nicht alle am Hofe. Wir haben ſie hier auch, und aus ihnen macht man ſogar unſre Deputirten; bei Hof giebt es gar keine andern. Ihr wißt, mit welcher Miene ſie uns behandeln und was die gute Nachbarſchaft zu bedeuten hat. Jung, jagen ſie mitten durch unſer Getraide mit ihren Hunden und Pferden, durchbrechen unſre Hecken, verderben unſre Gräben, fügen uns tauſend Uebel zu, ſpielen uns tauſend dumme Streiche; und beklagt Euch mal ein wenig, wendet Euch an den Maire, beſchwert Euch bei den Richtern, beim Präfekten, dann werdet Ihr mir Neues davon erzählen, wenn Ihr aus dem Gefängniß kommt. Alt, iſt noch ſchlimmer; ſie prozeſſiren mit uns, ziehen uns aus, ruiniren uns in Form Rechtens durch Urtel der Herren, die mit ihnen zu Mittag ſpeiſen, rechtſchaffne Leute, wie ſie, nicht im Stande, am Freitag Fleich zu eſſen, oder Sonntags in der Meſſe zu fehlen; die ein verdienſtliches Werk zu verrichten und das ancien régime wieder herzuſtellen glauben, wenn ſie ihnen Euer Beſitzthum zuſchlagen. Nun ſagt, wenn ein einziger dieſer wählbaren Ehrenmänner in Eurer Nähe genügt, um Euch raſend zu machen und öfter aus der Gegend zu vertreiben; was wird es geben, wenn in Chambord ein Hof iſt, wenn Ihr daſelbſt alle Größen um einen noch Größern als ſie verſammelt haben werdet? Glaubt mir, meine Freunde, wohin Ihr auch geht, welches Geſchäft Ihr auch habt, geht da nicht vorüber; lenkt lieber ab, nehmt einen andern Weg, denn wenn es Euch begegnete, daß Eure Tritte einen Haſen aufſcheuchen, dann bedaure ich Euch. Sogleich laufen die Wächter herbei. Bei den Prinzen iſt Alles bewacht. Weit und breit um ſie herum ſchläft man nur unter dem Lärm der Trommeln und dem Schuß der Bajonette; Schildwachen, Poſten beobachten, halten Wache; Infanterie, Kavallerie, Artillerie in Schlachtordnung; Ronden, Patrouillen Tag und Nacht; eine fürchterliche Armee für Jeden, der nicht Ausländer iſt. Hier eine Probe: Wer da? Wellington, oder laßt Euch ergreifen und in's Gefängniß führen. Ihr Glücklichen, wenn man in Eurer Taſche keine Zündhütchen findet! Dies, meine Freunde, ſind einige Unannehmlichkeiten der Nachbarſchaft der Großen. Da fortkommen, iſt beſchwerlich, da bleiben, unmöglich; für Jeden wenigſtens, der nicht Bedienter oder Bettler ſein will.

Ihr würdet bald das Eine, wie das Andere ſein. In ihrer Nähe wohnend, würdet Ihr es wie alle Andern machen, die ſie umgeben. Dort dient alle Welt, oder will dienen. Der Eine reicht die Serviette, der Andere das Trinkgefäß. Jeder empfängt oder verlangt Belohnung, ſtreckt die Hand aus, empfiehlt ſich, bettelt. Betteln iſt bei Hof keine Schande, daraus beſteht das ganze Leben des Höflings. Von früher Jugend an darauf eingeübt, aus Ehre dieſem Stande hingegeben, benimmt er ſich dabei ganz anders, als diejenigen, welche aus Faulheit oder Noth betteln. Er verwendet darauf eine gewiſſe Sorgfalt, Kunſt, Geduld, Beharrlichkeit und auch Auslagen, einen baaren Fonds; Alles und in Allem iſt eine Art von Induſtrie. Was kann der Bettler mit dem Bettelſack ausrichten? Der Höfling bettelt in einer Karoſſe mit ſechs Pferden und erwiſcht eher eine Million, als der Andere ein Stück Schwarzbrot. Thätig, unermüdlich, ſchläft er nie ein; er wacht Tag und Nacht, paßt auf die Zeit zum Betteln, wie Ihr zum Säen, und beſſer. Keine Verſagung, kein ſchlechter Erfolg macht ihn muthlos. Verwendeten wir auf unſere Arbeiten die Hälfte dieſer Ausdauer, jedes Jahr würden unſere Scheunen brechen. Es giebt keinen Schimpf, keine Herabwürdigung, Beleidigung oder Verachtung, die ihn zurückſchrekken könnte. Hinausgewieſen, bleibt er ſtehn; zurückgeſtoßen, hält er Stand; man jage ihn fort, er kommt wieder; man prügle ihn, er legt ſich zu Boden. Prügle, aber höre und gieb. Uebrigens iſt er zu Allem bereit. Man müßte noch einen ſo niedrigen Dienſt, eine ſo feige Handlung erſinden, die der Hofmann, ich ſage nicht, von ſich wieſe, das wäre unerhört, unmöglich, deren er ſich vielmehr nicht rühmte und ſeine Ergebenheit damit bezeugte. Die Ergebenheit für die Perſon eines Herrn iſt groß; die Perſon iſt es, der man ſich hingiebt, der Perſon in Rock und Wamms, und zuweilen ſogar gewiſſen Theilen der Perſon, was beſonders ſtattfindet, wenn die Prinzen jung ſind.

Die Tugend ſcheint ihre Grenzen zu haben. Dieſe großartige Höhe, welche einzelne Seelen erreicht haben, hat ein gewiſſes Maß. Cato und Waſhington zeigen, wie hoch das ſchönſte und edelſte aller Gefühle, die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit ſich zu erheben vermag. Darüber hinaus giebt es nichts. Aber die letzte Stufe der Gemeinheit iſt nicht bekannt, und führt nur diejenigen nicht an, die den Vorſchlag machen, Schlöſſer für die Prinzen zu kaufen, ihre Garde durch eine neue Garde zu vermehren: denn man wird tiefer ſinken und ſie ſelbſt werden morgen neue Erfindungen erſinnen, die dieſe vergeſſen machen.

Wenn Ihr geſehen haben werdet, wie die Reichen die Hände ausſtrecken, wie Jeder nach ſeinen Glücksverhältniſſen abgemeſſene Almoſen empfängt, wie alle anſtändigen Leute die Arbeit verſchmähn und nichts ſo ſehr, als den kleinſten Verdacht fliehn, daß ſie einmal mit Leuten, die jemals Arbeit verrichteten, in Verbindung geweſen ſind: ſo werdet Ihr Euch des Pfluges ſchämen, die Erde, Eure Mutter, verläugnen und ſie verlaſſen, oder Eure Söhne werden Euch verlaſſen, um am Hofe Bediente von Bedienten zu werden, und Eure Töchter brauchen von dem, was dort vorgeht, nur erzählen zu hören, um die Luſt an der

Häuslichkeit zu verlieren. Denn macht Euch nur eine Vorſtellung davon. Der Hof.... da giebt es weder Frauen, noch Kinder. Hört: der Hof iſt, wenn man will, ein ehrbarer, gleichwohl ſehr ſeltſamer Ort. Von dem heutigen weiß ich wenig Neuigkeiten, aber ich kenne den Hof des großen Ludwig XIV. und wer kennt nicht dieſes Muſter aller Höfe, den Hof par excellence, über den wir ſo viele Memoiren beſitzen, daß man jetzt Alles weiß, was Tag für Tag dort vorgegangen iſt! Das iſt etwas Merkwürdiges; z. B. ihre Art, mit Frauen zu leben... Ich weiß gar nicht, wie ich es Euch ſagen ſoll. Man nahm ſich, man verließ ſich, oder, wenn man ſich gefiel, kam man überein. Die Frauen waren nicht alle Allen gemeinſchaftlich; ſie lebten nicht bunt durch einander. Jeder hatte die ſeinige und ſie heiratheten ſich ſogar. Dies iſt außer Zweifel. So finde ich, daß eines Tages zwei Frauen, welche im Salon einer Prinzeſſin beim Spiele, wie es wohl geht, ſich gegen einander erboſt hatten, eine zur andern ſagte: Mein Gott, wie viel Geld verſpielen Sie, wie viel geben Ihnen denn Ihre Liebhaber? So viel, erwiderte dieſe, ohne außer Faſſung zu kommen, ſo viel wie Sie den Ihrigen geben. Und die Chronik fügt hinzu: Ihre Männer waren zugegen. Sie waren verheirathet, was ſich vielleicht erklärt, wenn man ſagt, daß jede die Frau eines Mannes und die Maitreſſe Aller war. Solcher Züge giebt es eine Menge. Dieſer König hatte unter Andern einen Miniſter, der die Frauen ſo ſehr liebte, daß er ſie alle haben wollte; ich meine die am Hofe, die der Mühe werth waren: er bezahlte und hatte ſie. Es koſtete ihn etwas. Einige hielten ſich auf einen hohen Preis, da ſie ſeine Manie kannten. Aber am Ende hatte er ſie Alle, wie ſein Wille war, bis auf die des Königs, das heißt ſeine damalige Maitreſſe, die er auch haben wollte und um ſie feilſchte, worüber ſich der König erboſte und ihn in's Gefängniß ſetzen ließ. Ob er wohl daran that, iſt ein Punkt, den ich der Beurtheilung überlaſſe; aber man murrte darüber. Die Höflinge beſchwerten ſich. Der König will, ſagten ſie, unſere Frauen unterhalten, unſere Schweſtern !......

und uns ſeine.... ich ſage Euch das Wort nicht, unterſagen; aber dies iſt hiſtoriſch, und wenn ich meine Bücher hätte, könntet Ihr es leſen. Solche Reden wurden geführt und es liegt darin der Beweis, daß es wenigſtens eine Art von Gemeinſchaft gab, unbeſchadet der Heirathen und anderer Abkommen.

Ein ſolches Leben, meine Freunde, kommt Euch unglaublich vor. Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, daß bei ſolchen Zügelloſigkeiten eine Familie, ein Haus beſtehen könne, noch weniger, daß es jemals einen Ort gegeben habe, wo alle Welt einen ſolchen Lebenswandel führte. Aber was? Es ſind Thatſachen, und meine Anſicht iſt auch, daß Ihr ſchlecht raiſonnirt. Euer Hausweſen, ſagt Ihr, würde zu Grunde gehn, wenn es da ſo herginge. Ich glaube es. Bei Euch lebt man von der Arbeit, von Sparſamkeit, bei Hofe von Gunſt. Bei Euch bereichert der Mann durch ſeinen Gewerbfleiß das Haus, worin die Frau ſchafft, anordnet, jede Angelegenheit regelt. In der Hofhaltung dagegen ſtrengt die Frau ſich auswärts an. Sie iſt es, die die guten Geſchäfte macht. Sie bedarf Verbindungen, Verhältniſſe, Freunde, viele Freunde. Wiſſet, daß es in Frankreich nicht eine einzige adlige Familie giebt, ich meine aber adlig von Race und von altem Urſprung, die ihr Vermögen nicht den Frauen verdankte; Ihr verſteht mich. Die Frauen haben die großen Häuſer geſchaffen; nicht, wie Ihr wohl glaubt, dadurch, daß ſie die Hemden ihrer Männer nähten, oder ihre Kinder ſäugten. Was wir eine ehrbare Frau, eine Familienmutter nennen, worauf wir einen ſo hohen Werth legen, für uns ein Schatz, würde der Ruin eines Höflings ſein. Was ſollte er mit einer Dame Honeſta machen, ohne Liebhaber, ohne Intriguen, die unter dem Vorwand der Tugend, in ihre vier Pfähle eingeſperrt, ſich zu ihrem Manne hielte? Der arme Mann würde Gnadenbezeugungen um ſich herum regnen ſehn und nie etwas erwiſchen. Das Vermögen adliger Familien hat ganz andere Urſachen, als da ſind: Beute, Erpreſſung, Mord, Proſcriptionen und vor Allem Konfiskationen. Aber man ſehe zu und man wird wahrnehmen, daß keins dieſer Hülfsmittel hätte in Anwendung gebracht werden können ohne die Gunſt eines Großen, die irgend eine Frau verſchafft hatte. Denn um zu plündern, muß man einen Befehl, eine Regierungsgewalt beſitzen, die man nur durch Frauen erlangt; und es war nicht damit abgethan, Jacques Coeur oder den Marſchall d'Ancre zu ermorden: um ihre Güter zu erlangen, bedurfte man der Laune, der Genehmhaltung des Königs, das heißt der Frauen, die den König oder ſeinen Miniſter damals beherrſchten. Andere Gunſtbezeugungen waren die Ausplünderungen der Hugenotten, der Anhänger der Fronde, der Steuerpächter, Wohlthaten, die aus eben ſo ſchmutziger Quelle floſſen als die Kanäle, durch welche ſie ſich verbreiteten. Kurz, wie es für uns Bürgerliche nie ein anderes Glücksmittel giebt, gegeben hat und geben wird, als die Arbeit, ſo giebt es auch für den Adel nur eins, und dieſes iſt .... dies iſt die Proſtitution, da man es, meine Freunde, bei ſeinem Namen nennen muß. Der Bürgerliche hilft ſich bisweilen damit, wenn er Hofmann wird, aber nicht mit ſo gutem Erfolg.

Es iſt genug über dieſen Gegenſtand und vielleicht zu viel. Sprecht nicht ein Wort von alle dem in Euren Familien; es ſind keine Erzählungen zur Abendzeit in Gegenwart Eurer Kinder. Hof- und Höflingsgeſchichten ſind ſchlechte Beiſpiele für die Jugend, die von uns nicht lernen ſoll, wie weit ein ſchlechtes Leben gehn kann, noch nur vermuthen, daß es ſolche Sittenverderbniß in der Welt giebt. Deshalb fürchte ich mich auch vor einem Hof in Chambord. Wenn ſie einmal reden hören von dieſem ehrbaren Leben und von einem nicht weit entfernten Orte, wo man mit Zerſtreuungen und Nichtsthun ſein Glück macht, wo man nur einen Augenblick zu gefallen braucht, um für immer reich zu ſein, was Jeder für leicht hält, wenn kein Mittel geſchont wird: ſo frage ich Euch, wer wird ſie, wenn ſie dieſe Neuigkeit erfahren, davon abhalten können, zuerſt hinzugehn und zu ſehn, was es iſt; und haben ſie es geſehn, lebet wohl Eltern, leb wohl Acker, der, eine Arbeit ohne Ende, ſo ſchlecht lohnt und für ſo viel Anſtrengung und Schweiß am Ende des Jahres einige Garben liefert. Man will jeden Monat Gehalt beziehn und ſich nicht bis zur Ernte gedulden; man will dienen, nicht arbeiten. Daraus, meine Freunde, entſpringt die Trägheit, die noch fruchtbarer iſt, wenn ſie ſich mit der Knechtſchaft paart. Der Hof als Mittelpunkt der Korruption, verbreitet überall ſeinen Einfluß, es giebt Keinen, der ihn nach der Entfernung, worin er ſich befindet, nicht verſpürte. Die Verderbteſten ſind die nächſten; und wir, die der gütige Himmel hundert Meilen weit von dieſem Schlamme geboren werden ließ, wir ſollten zahlen gehn, um ihn vor unſerer Thür zu haben. Dafür bewahre uns der Himmel.

Daſſelbe ſagte mir ein harmloſer Landmann aus der Gegend von Chambord ſelbſt, den ich jüngſt in Blois traf; denn als ich ihn fragte, was man bei ihm von dieſer Sache halte und welches der Wunſch der Einwohner ſei, erwiderte er mir: Den Prinzen möchten wir ſchon haben, aber nicht den Hof. Die Prinzen ſind im Allgemeinen gut und wäre ihre Umgebung nicht, es würde ein Vergnügen ſein, in ihrer Nähe zu wohnen, ſie würden die beſten Nachbarn von der Welt ſein; mildthätig menſchlich, hülfreich Jedermann, frei von den Laſtern und Leidenſchaften, welche die Sucht nach Emporkommen erzeugt, da ſie kein Glück zu machen brauchen. Ich meine die Prinzen, die als Prinzen geboren ſind. Was die übrigen betrifft, hätte man ohne dieſe jemals geahndet, wie weit die Unverſchämtheit gehn kann? Wir Einwohner von Chambord wiſſen davon zu erzählen. Aber dieſe Prinzen, ſeien ſie, wie ſie wollen, von altem oder neuem Datum, von Gottes oder irgend eines Andern Gnaden, leutſelig oder brutal, wir ſehn ſie am Ende wenig; wir ſehn ihre Bedienten, Edelleute oder Bürgerliche, die Einen ſchlimmer wie die Andern; ihre Karoſſen, die uns zerquetſchen, und ihr Wild, das uns auffrißt. Zu allen Zeiten lebten wir mit dem Wild im Kriege. Ein einziges Mal wurde es beſiegt, 1789; wir aßen es auch einmal. Herren unſeres Erbes zu jener Zeit, begannen wir für uns zu ſäen, als der Heros auftrat und aus Deutſchland Verwandte oder Bundesgenoſſen unſerer im Feldzuge von 1789 getödteten Feinde kommen ließ. Es langten zwanzig Paar Hirſche an, um die Wälder wieder zu bevölkern und die Felder zum Vergnügen eines Menſchen zu verwüſten, und der ſo wieder entzündete Krieg dauert fort. Seitdem müſſen wir auf unſrer Hut ſein, da wir täglich von einer neuen Invaſion des Rothwilds bedroht ſind, an deſſen Spitze Marcellus oder Marcaſſus ſtehn. Paris wird davon zu erzählen wiſſen und wenigſtens ſo viel daran denken, wie wir. Paris war 800 Jahre vom Rothwild bloquirt und ſeine jetzt ſo reiche, ſo fruchtbare Bannmeile brachte nicht ſo viel hervor, um die Jagdhüter davon zu ernähren. Was mich betrifft, der ich in ähnlichen Verhältniſſen an alles dies denke, reiflich überlege, mir, was ich in jungen Jahren geſehn habe und von deſſen Wiederherſtellung man ſpricht, ins Gedächtniß zurückrufe; ich ſehne mich nach der „ſchwarzen Bande“, die meines Erachtens beſſer iſt, als die weiße Bande, da ſie den Staat und den König mehr fördert. Ich bitte Gott, ſie möge Chambord kaufen.

Sie kaufe es wirklich für ſechs Millionen, das iſt das Geringſte, den Morgen zu 500 Franken gerechnet: mancher Morgen Hochwald iſt zehn mal mehr werth; das Ganze ſoll um acht Millionen an 3 oder 4000 Familien wieder verkauft werden, wie wir hier und andrer Orten ſo viel Güter zertheilen geſehn haben.

Ich finde hierin viele und groſe Vortheile für das Publikum und für eine unendliche Anzahl von Privaten. Erſtens, Käufer wie Verkäufer werden reich dabei, arbeiten, kultiviren zum Nutzen Aller und eines Jeden. Sodann nimmt der Staat, der Schatz oder der König, oder wer es ſonſt iſt, an Steuern und Kaufſtempel in zwanzig Jahren den Werth des ganzen Grundſtücks ein: acht Millionen, das macht jährlich 400,000 Franken, um welche das Budget ſich vermindert, wenn das Budget ſich vermindern kann. Wir Nachbarn von Chambord, wir werden vor Allen dabei gewinnen. Kein Wild mehr, das unſer Getraide zerſtört, keine Wächter mehr, die uns quälen, kein faullenzeriſches, verdorbenes, verderbendes, unverſchämtes Bedientenvolk mehr in unſerer Nähe. An der Stelle alles deſſen eine glückliche, thätige, arbeitſame Niederlaſſung, deren Beiſpiel nicht minder als ihre Arbeit uns zu einem glücklichen Leben von Nutzen ſein wird; eine Kolonie, die nichts koſtet, weder Transport, noch Ausrüſtung, noch Flotte, noch Garniſon; keine Koſten für Generalſtab, noch Gouverneur; keine Erlaubniß oder Protektion Englands erforderlich: das iſt eine andere Sache als der Senegal. Und wirklich, bedenken Sie, ſagte er zu mir, daß man zu uns hierher Miſſionäre ſchickt und nach Afrika Leute, die Grundeigenthum brauchen, das iſt ein doppelter Irrthum. In Afrika braucht man Miſſionäre, in Frankreich Kolonien. Dieſe guten Väter müſſen dahin gehn, wo ſie Heiden, Muſelmänner, Götzendiener zu bekehren haben werden; hier, wo es noch ſo viel urbar zu machen giebt und wo die Krondomänen ſich noch in demſelben Zuſtand befinden, worin ſie König Pharamond vorfand, hier müſſen die Anbauer bleiben.

Dieſer Gedanke gefiel mir; aber die Leute von Chambord haben wenig Luſt, wie Ihr ſeht, ſich bei einer Apanage zu betheiligen und glauben vielleicht, daß es beſſer ſei, ſein eigener Herr zu ſein, als dem beſten Prinzen anzugehören, abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe, das Jeder dabei haben kann. Denn ich glaube, es iſt nicht Einer unter ihnen, der nicht lieber ein Stück von Chambord für ſich ſelbſt, als das Ganze für die Höflinge kaufte. Sie haben auch lieber gute Landleute, Ackerwirthe, kleine Eigenthümer, wie ſie, zu Nachbarn, als einen Großen, einen Protektor, einen Prinzen, und ſo weit es uns berührt, bin ich derſelben Anſicht. Ich bete zu Gott für die ſchwarze Bande, der an ſich Gott gewogen ſein muß, denn ſie trägt zur Erfüllung ſeines Worts bei. Gott ſagt: Wachſet und mehret Euch, füllet die Erde, das heißt bearbeitet ſie gut; denn wie kann ſie ſonſt bevölkert werden? und theilet ſie, wie kann ſie ſonſt bearbeitet werden? Dieſe Theilung iſt nun zu bewirken durch gegenſeitige Uebereinkunſt, freundſchaftlich, ohne Zank, ein Geſchäft, dem die ſchwarze Bande ſich unterzieht, ein ſo gutes und heiliges Werk, wie es nur eins giebt.

Aber es giebt Leute, die es anders verſtehn. Nach ihrer

Anſicht iſt die Erde nicht für Alle und insbeſondere iſt ſie nicht für die Landleute, ſondern gehört von „Gottes Gnaden" denen, die ſie nie ſehn und am Hofe ſich aufhalten. Täuſcht Euch nicht darin: Die Welt iſt für die Adligen geſchaffen. Der Antheil, den man uns daran überläßt, iſt reine Konzeſſion, von hoher Stelle ausgegangen und daher widerruflich. Das kleine Eigenthum kann als ſolches aufgehoben werden und wird es auch bald, denn wir treiben Mißbrauch damit, wie mit der Charte. Uebrigens iſt das große Eigenthum einzig und allein ergiebig und das iſt die Sache. Man wird nicht mehr ernten, man wird Hungers ſterben, wenn der Boden getheilt wird und Jeder ſo viel davon bekommt, wie er bewirthſchaften kann. Dem Landmann, der für ſich allein arbeitet, ohne Pacht, ohne Grundzins, erträgt der Boden nichts. Er bezahlt ihn ſehr theuer; er kauft den Morgen acht- oder zehnmal theurer, als der reiche Wählbare, der zwei ein halb Prozent daraus macht; das iſt der Grund, weshalb er nichts daraus zieht. Wenn dem ſo iſt, daß er ihn bearbeitet, der kleine Beſitzer: der Spaten, der unadlige Spaten, ſagen unſere Deputirten, entehrt das Erdreich und iſt höchſtens dafür gut, eine Familie zu ernähren, und was für eine Familie! in Kitteln, in Gamaſchen, in Holzſchuhen. Das Schlimmſte iſt, daß der Boden, wenn er zerſtückelt und einmal in den Händen des frohnbaren Pöbels iſt, nicht wieder herauskommt. Der Bauer kauft von dem Herrn, nicht dieſer von jenem, welcher, ſo theuer er auch gekauft hat, noch theurer wieder verkaufen würde. Der anſtändige Mann, durch das kleine Eigenthum in ſeinem eigenen Hauſe belagert, kann in ſeiner Umgebung nichts zukaufen, ſich nicht ausdehnen, arrondiren (es würde zu hoch kommen), noch das Schloß der Wieſen, die es verloren hat, wieder habhaft werden. Iſt das große Eigenthum einmal zerſplittert, ſo kommt es nicht wieder zuſammen. Ein Lehn, eine Abtei ſind ſchwer wiederherzuſtellen, und da mit jedem Tage Leute von der beſten Geſinnung, Todtfeinde des kleinen Beſitzes, durch den Preis verlockt, dennoch ihre Güter morgen- oder ruthenweiſe verkaufen und die möglichſt kleinſten

Parzellen daraus machen, ſo gewinnt der Spaten Terrain, die Bauernfamilie baut ein Haus und laßt ſich nieder, ohne deshalb nach Amerika oder Indien zu gehn; die großen Güter verſchwinden, und der Kapitaliſt, müde zu hoffen, das Steigen oder das Fallen zu fürchten, weiß nicht mehr mit ſeinem Gelde wohin. Es gäbe ein Mittel, ſich einen großen Beſitz ohne den Ankauf kleiner Strecken zu verſchaffen; es müßte unbebautes Land urbar gemacht werden. Aber der Teufel! man darf nicht, die Geſetze ſind dem entgegen, um zu konſerviren; man wird gleichwohl dahin kommen, wenn die Zerſtückelung fortfährt: die Steppen, die Haideländer werden zu Grunde gehn. Welcher Jammer! welcher Schade! O, Ihr vom Präfekten ernannten Geſetzgeber, beugt dieſem Unglück vor, macht Geſetze, verhindert, daß alle Welt lebe! Nehmt mittelſt guter Privilegien, guter Zünfte dem Landmann ſein Grundſtück, dem Handwerker die Arbeit; beeilt Euch, die Induſtrie, auf dem Lande wie in den Städten, umzingelt Alles, verjagt überall die antike und adlige Barbarei. Man ſagt es Euch, man ſchreit es Euch in die Ohren, was ſäumt Ihr noch? was kann Euch zurückhalten? Volk, Vaterland? Ehre? wenn Ihr Aemter, Geld, Ordensbänder vor Euch ſeht und den Baron von Frimont.

An die frommen Seelen der Pfarrgemeinde zu Véretz im Indre- und Loire-Departement.

(1821.)

Man empfiehlt Eurem Gebete einen gewiſſen Paul Louis, Winzer der Chavonnière, der in dieſer Pfarre wohl bekannt iſt. Der arme Mann iſt in großer Noth, da er das Unglück gehabt hat, alles gegen ſich aufzubringen, was in Frankreich Höfling, Diener, Schmeichler, Kriecher, Augendiener, Fuchsſchwänzer heißt und ſonſtige Leute, die von Gemeinheit und Intriguen leben, deren Zahl, ſagt man, ſich auf 4 oder 500000 beläuft; alle in Reihe und Glied geordnet, unter verſchiedene Fahnen vertheilt und entſchloſſen, ihm einen ſchlimmen Streich zu ſpielen; denn ſie beſchuldigen ihn beim Beſchneiden ſeines Weinſtocks geſagt zu haben: daß ſie Höflinge, für uns Arbeiter und Induſtrielle die Urſache alles Uebels wären; — daß ſie uns ausbeuteten, uns verſchlingen im Namen des Königs, der nichts dafür kann; — daß die Heuſchrecken, der Hagel, die Raupen, der Kornwurm uns nicht alle Jahre plünderten, wogegen die genannten Augendiener aus den vornehmen Ständen ſich jedes Jahr zur Zeit des Budgets auf uns ſtürzten und von dem Ertrage unſerer Felder das Schönſte, Beſte fortnähmen, worüber der gedachte Herr und König ſich betrübte, dem aber nicht abzuhelfen vermöge; — daß alle dieſe Steuern, die man unter ſo verſchiedenen Benennungen von uns einfordert, in ihre Taſche und nicht in die des Königs wanderten, indem ſie lediglich von ihnen erfunden, erhöht, täglich zu ihrem Vortheil, wie zum Schaden des Königs nicht minder als der Unterthanen vervielfacht würden; daß die gedachten Höflinge Chambord und das ganze Königreich und uns verſchlingen wollten, mitſammt dem Volk und den König, vor dem ſie ſich niederwerfen und ihre Ergebenheit für ſeine Perſon verſichern; — daß die Fürſten gut, wohlthätig, menſchlich, Allen hülfreich und wohlgeſinnt wären, daß ſie aber von einem ſchlechten Bedientenvolk umgeben würden, das ſie von uns trennt und unaufhörlich dahin trachtet, ſie und uns zu verderben; — daß dies ein großes Uebel wäre, dem abzuhelfen es gut ſein würde, die Prinzen im Kollege, fern von jenen Höflingen, zu erziehn, wie dies in Paris bei dem jungen Herzog von Chartres der Fall iſt, einem Kinde, das eines Tages ein guter Menſch zu werden verſpricht und von dem man große Erwartungen hegt; — daß mittelſt dieſer Einrichtung die gedachten Prinzen, mit ihren Unterthanen, mit welchen ſie gleichen Unterricht genoſſen, unter denen ſie erzogen ſind und deren Sprache ſie reden, ſich gegen die gedachten Höflinge verſtändigen und vielleicht dahin gelangen würden, die Welt von dieſer verderbten, verabſcheuungswürdigen, verfluchten Brut zu befreien; — daß man folglich weder Bartholomäusnächte, noch Fronde, noch Dragonaden, noch Revolutionen, noch Kontrerevolutionen mehr ſehn würde, die nach harten Schlägen und großen Metzeleien ſämmtlich zum Vortheil des beſagten Bedientenvolks ausſchlügen; — daß eine ſolche Verbeſſerung der Zuſtände dieſer Welt, weit entfernt, unmöglich zu ſein, wie Einige glauben, ſich gewiſſermaßen von ſelbſt machte, ohne daß man ſich dazu verſähe; daß die gegenwärtige Zeit beſſer wäre, als die vergangene; daß Fürſten und Unterthanen beſſer wären, als früher; daß es unter uns weniger Laſter und mehr Tugenden gäbe; was dahin ziele, verläumderiſcher Weiſe und gegen alle Wahrheit glauben zu machen, daß ſelbſt die Höflinge, die bei den Königen das Ohrenbläſerhandwerk verrichten, gegenwärtig weniger niedrig, weniger feige, weniger ergeben, dem Schatze weniger treu ſeien, als ihre Vorfahren. — Und zum Schluß, daß die Fürſten, die gebornen Fürſten, die allein guten, liebenswürdigen wären, mit denen man leben könne. Daß die andern unter dem Namen Heroen oder Abenteurer bekannten Fürſten durchaus nichts taugten. Daß wir ſie eine Unverſchämtheit an den Tag hätten legen ſehn, die ihres Gleichen nicht habe und daß die, welche ihnen zu ihrer Zeit ſchmeichelten, jetzt aber Apoſtel der Legitimität und ihr Blut dafür zu verſpritzen bereit wären u. ſ. w., noch weniger taugten.

Welche ſkandalöſe, ruchloſe und revolutionäre Sätze von ihm geſammelt und zu Tage gefördert worden ſeien in einem Pamphlet des Titels: „Einfache Anſprache“, einer Art Faktum für die Fürſten gegen die Höflinge, das von der Polizei als wider die Penſionen, Gratifikationen und Verſchleuderungen des öffentlichen Vermögens gerichtet, mit Beſchlag belegt, von dem Herrn Prokurator des Königs als geeignet zur Aufklärung der oben gedachten Prinzen und Könige über ihre wahren Intereſſen verfolgt worden ſei.

So lauten die hauptſächlichſten Beſchwerdepunkte, die wider Paul Louis von den Vorſtehern des Korps der Fuchsſchwänzerei, Siméon, Jacquinot von Pampelune und andre, als Kläger in eignem Namen und in Vertretung der Korporation aufgeſtellt ſind.

Und, fügen die gedachten Syndiken den oben erwähnten Beſchuldigungen hinzu, es habe Paul Louis überdies und in der Abſicht, dem guten Ruf, deſſen beſagte Hofleute in der Welt ſich erfreuen, zu ſchaden, ſehr zur Unzeit, ohne darum gebeten worden zu ſein, dem erſten Beſten vergeſſene Geſchichten von ihren Vätern und Großvätern erzählt, die Abenteuer ihrer keuſchen Großmütter wieder aufgetiſcht und zu verſtehn gegeben, Art laſſe nicht von Art, und andere Reden voll Malice und Verläumdung.

Auch habe er durch mannigfache noch viel ſtrafbarere, alle Ordnung und alle Moral, wie Religion umſtürzende Reden verſucht, die gedachten Hofleute irgendwie zu ſtören in dem hergebrachten, geſetzmäßigen und gerechten Beſitze, worin ſie ſich von jeher befinden, die öffentlichen Einkünfte, den Ertrag der Steuern, unter ſich zu theilen, deren Hauptverwendung, wie Jeder weiß, darin beſteht, den Müßiggang zu unterhalten und die Niederträchtigkeit aller Nichtsthuer des Königreichs aufzumuntern.

Aus dieſem Grunde haben ſie den genannten Paul Louis aufgefordert und perſönlich geladen, vor dem Aſſiſenhof zu Paris zu erſcheinen, als beſchuldigt, die öffentliche Moral beleidigt zu haben, indem er ganz laut erzählt, was bei ihnen vorgeht, und die Perſon des Königs in den Perſonen der Höflinge; Alles in Gemäßheit des bekannten Artikels des Titels.... des Geſetzes.... des Geſetzbuchs der Höflinge, der mit dieſen Worten anfängt: Wer Cottin nicht liebt, achtet ſeinen König nicht ꝛc.

Und hat demnach der gedachte Paul, vormaliger reitender Kanonier, dermalen Winzer, Arbeiter, Holzhauer ꝛc. ꝛc., am 27ſten des gegenwärtigen Monats vor dem Aſſiſenhofe von Paris in Perſon zu erſcheinen, um ſich verurtheilen zu hören, den Höflingen, Faullenzern, Intriguanten, eine öffentliche Ehrenerklärung und gerichtliche Abbitte zu leiſten, indem er erklärt, daß er ſie für eben ſo gute, eben ſo niedrige, eben ſo gemeine, eben ſo kriechende Bedienten hält, wie weiland ihre Väter und Vorgänger waren; daß er mit Unrecht und in böswilliger Abſicht das Gegentheil geſagt hat; und zu gleicher Zeit einen Strick um den Hals und eine Fackel in der Hand, zu bekennen, daß die Vergangenheit allein gut iſt, daß die Gegenwart nichts taugt, nie etwas getaugt hat und niemals etwas taugen wird; daß es ehemals rechtſchaffene Leute und gute Sitten gegeben hat; daß aber heutigen Tages die Frauen alle ausſchweifend, die Kinder ſämmtlich Söhne von Koketten, alle unſere jungen Leute Taugenichtſe und wir alle hängenswerthe Spitzbuben ſind, wenn Bellard ſeine Schuldigkeit thäte.

Worauf der gedachte Paul feſtgenommen und in das Gefängniß von Paris geführt wird, um da Lebensart zu lernen und Buße zu thun, unter der Aufſicht eines Kerkermeiſters, eines Edelmanns von Namen und Waffen, der für ſeine Perſon ſo lange verantwortlich bleibt, als es für die vollſtändige Genugthuung der gedachten Ohrenbläſer, Hofleute, Schmeichler, Kriecher im ganzen Königreich für angemeſſen erachtet werden wird ꝛc.

Da ſeht Ihr, meine theuren Freunde, in welcher äußerſten Noth der brave Paul ſich befindet, den wir ſo viele und ſo gute Reiſerbündel in ſeinem Holze zu Larçai, ſo ſchönen Klee auf ſeinem Felde in der Chavonnière ſchneiden geſehn haben; wie weiſe, hätte er nichts Anderes vorgenommen! Man hatte ihn häufig gewarnt, daß ſeine Zunge ihm irgend einen ſchlimmen Handel zuziehn würde; aber er hat nichts darauf gegeben, weil Gott ihn ohne Zweifel züchtigen wollte, um ſeines Gleichen zu belehren, die das Schreien nicht laſſen können, wenn man ſie ſchindet. Da iſt er vor Gericht gezogen und verurtheilt, oder ſchon eben ſo gut. Denn Ihr wißt Alle, wie gewagt es bei Prozeſſen iſt. So oft man ihn hier beſtahl, war er es, der Strafe zahlte. Und kann es in der That anders ſein? Er beſucht nicht einmal die Richter. Bitten wir Gott für ihn, meine Freunde, und möge ſein Beiſpiel uns lehren, nie zu ſagen, was wir von Leuten denken, die auf unſere Koſten leben.

Prozeß Paul Louis Courier's.

(1822.)

Die Broſchüre, die den Titel einfache Anſprache führt, iſt ziemlich bekannt. Als ſie erſchien, las man ſie und ſchon dachte man nicht mehr daran, als es der Regierung einfiel, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die vergeſſene Kleinigkeit zurückzulenken, indem ſie gegen den Verfaſſer, der entfernt von Paris auf dem Lande wohnte, eine Anklage erhob. Der arme Menſch befand ſich eines Tags beim Pflügen, als er ein langes Papier empfing, das Jacquinot Pampelune unterzeichnet war, worin man ihn anklagte, die öffentliche Moral beleidigt zu haben, indem er geſagt, daß der Hof in frühern Zeiten nicht exemplariſch lebte; gleichzeitig habe er die Perſon des Königs beleidigt und hiermit nicht zufrieden, beſchuldigte man ihn noch der Provokation zur Beleidigung der genannten Perſon. Aus dieſen Gründen that Jacquinot den Vorſchlag, ihn ins Gefängniß zu ſetzen und ihn zwölf Jahre darin feſtzuhalten, nämlich: zwei Jahre für die Moral, fünf Jahre für die Perſon des Königs und fünf Jahre für die Provokation. Wenn je ein Menſch aus den Wolken fiel, ſo war es Paul Louis beim Leſen dieſes geſtempelten Papiers. Er verläßt ſeine Ochſen, ſeinen Pflug und läuft ſchnurſtracks nach Paris, wo er alle ſeine Freunde über den

Zorn dieſes Herrn Pampelune nicht minder betroffen und die Mehrzahl in großer Beſorgniß antrifft. Er macht Jacquinot keinen Beſuch, wie Einige ihm riethen, auch nicht dem Subſtituten Jacquinot's, den zu beſuchen man ihm ebenfalls anempfahl, noch dem Präſidenten, noch den Richtern, noch ihren Erſatzmännern, noch ihren Schreibern; nicht daß er ſie nicht für brave Leute und ſehr gute Geſellſchaft gehalten hätte, ſondern weil er keine Luſt hatte, neue Bekanntſchaften zu machen. Er verhielt ſich ruhig; bald erfuhr er, da Jacquinot ſeine Anklage zuvor durch ein Tribunal, ich weiß nicht welches, habe gut heißen laſſen müſſen, daß die Richter ihm die Beleidigung des Königs und die Provokation zur Beleidigung des Königs geſtrichen hätten. Dieſes war der beſte und ſchönſte Theil ſeines Requiſitionspapiers; für Pampelune eine ärgerliche Sache, ein guter Handel für Paul Louis, der ſich darüber freute, wie man denken kann, daß er dadurch von den zwölf Jahren Gefängniß los war, demungeachtet aber wegen der zwei, die noch blieben, beſorgt war, und ſich, um nichts mehr davon reden zu hören, mit Jacquinot auf zwei Jahre verglichen hätte, wenn er nicht einen jungen ſchon berühmten Advokaten, Herrn Berville, antraf, der ihm einen Vergleich einzugehn unterſagte und ſich ſtark vermaß, ihn heraus zu ziehn. Ihre Sache, ſagte er ihm, iſt unverlierbar in jeder Hinſicht, ſo etwas iſt noch nicht da geweſen und Herr Régley ſoll es mal verſuchen, eine Jury zu Stande zu bringen, die Sie verurtheilt. Wo wird Herr Régley 12 Individuen finden, die erklären, daß Sie die öffentliche Moral beleidigen, wenn Sie es den Kanzelrednern nachmachen? daß Sie die öffentlichen Sitten verderben, indem Sie die verderbten Sitten und die Korruption der Höfe tadeln? Régley wird nie 12 Männer bekommen, die dieſe Erklärung machen, die ſich mit dieſem Schimpf beladen. Gehn Sie nur, braver Mann, laſſen Sie mich ſorgen, und wenn man Sie verurtheilt, gehe ich für Sie in's Gefängniß.

Demungeachtet zweifelte Paul Louis noch ein wenig. Meiſter Berville, ſagte er ſich, iſt in den Jahren, wo man ſich einbildet, die geſunde Vernunft und die Billigkeit hätten einigen Antheil an den Händeln dieſer Welt, wo man noch nicht glauben kann,

Es ſei ein Menſch ſo ſchlecht, verderbt und laſterhaft,
Daß er das Rechte ſelbſt vor Aller Augen ſtraft.

Da er nun in dieſer Anſicht, die er von der Welt im Allgemeinen hegt, ſich offenbar täuſcht, ſo kann er ſich auch in ſeiner Anſicht über den beſondern Fall täuſchen, um den es ſich handelt. So dachte Paul Louis, gab aber doch dem jungen Manne, der einen guten Ausgang verſprach, Gehör, und überließ ſich ihm zuletzt, indem er ihm ſeinen unverlierbaren Prozeß anvertraute. Er verlor ihn, wie man ſehn wird, und wurde des Vergehns mit allen Umſtänden ſchuldig befunden von gewählten, auserleſenen Geſchwornen, lauter rechtſchaffnen Leuten, Grundeigenthümern, die, wie man ſagt, etwas in die Milch zu brocken haben und von unverdächtiger Rechtſchaffenheit. Aber durch die Milde der Richter hat er nur zwei Monat Gefängniß bekommen; das iſt ein wenig verſchieden von den zwölf Jahren des Meiſters Jacquinot, der, ſagt man, darüber ernſtlich erboſt iſt und ſich vorgenommen hat, an dem erſten beſten Autor, der ihm zwiſchen die Finger geräth, Rache dafür zu nehmen. Für eine Schrift, wie die einfache Anſprache, die ſo allgemein den Geſchmack befriedigt und bei aller Welt Beifall gefunden hat, konnte man heutzutage in der That nicht billiger davon kommen.

Am 28ſten des vergangenen Auguſt erſchien der Angeklagte beim Aufruf der Sache, wie man bei Gericht ſagt, an dem Orte, wo die Aſſiſenſitzungen gewöhnlich ſtattfinden. Der Saal war voll von Menſchen. Man urtelte zuvor einen jungen Menſchen ab, der einige dumme Streiche gemacht hatte, wie es wenigſtens ſchien, nachdem er in einem von der Regierung privilegirten Hauſe mit beſchützten, tarifirten Weibsperſonen ſein Geld durchgebracht, worauf die Regierung den Winzer Paul Louis beſchuldigte, die öffentliche Moral dadurch beleidigt zu haben, daß er eine Schrift wider die Schwelgerei verfaßt; aber ich muß alles nach der Reihenfolge erzählen. Man las den Anklagepunkt vor, dann nahm der Präſident das Wort und verhörte Paul Louis.

Präſident. Ihr Name? Courier. Paul Louis Courier. Präſident. Ihr Stand? Courier. Winzer. Präſident. Ihr Alter? Courier. 49 Jahre. Präſident. Wie haben Sie ſagen können, daß der Adel ſeine Größe und ſeine Auszeichnung nur dem Morde, der Schwelgerei, der Proſtitution verdanke? Courier. Folgendes habe ich geſagt: Es giebt für den Adel nur ein Mittel ſein Glück zu machen, eben ſo für Alle, die nichts thun wollen; dies Mittel iſt Proſtitution, der Hof nennt es Galanterie. Ich habe mich des geeigneten Ausdrucks bedienen und die Sache bei ihrem Namen nennen wollen. Präſident. Nie hat das Wort Galanterie dieſe Bedeutung gehabt. Wenn im Uebrigen die Geſchichte adligen Familien einige Vorwürfe gemacht hat, ſo ſind ſie gleich anwendbar auf Familien, die nicht adlig waren. Courier. Was nennen Sie Vorwürfe, Herr Präſident? Alle Memoiren der Zeit rühmen die Galanterie und ſie war der Stolz des Adels, der ſie als ſein ſchönſtes Privileg anſah. Der Adel behauptete, die Fürſten allein mit Maitreſſen verſehen zu dürfen, und als Ludwig XV. die ſeinigen aus dem Bürgerſtand nahm, beklagten ſich die betitelten Frauen. Präſident. Nie hat die Geſchichte der Proſtitution Lob geſpendet. Courier. Der Galanterie, Herr Präſident, der Galanterie. Präſident. Sie haben ſich des Wortes Proſtitution bedient. Sie wiſſen, was Sie ſagen. Sie ſind ein unterrichteter Mann, man läßt Ihren Talenten, Ihren ſeltenen Kenntniſſen Gerechtigkeit widerfahren. Courier. Ich habe mich dieſes Wortes bedient, weil es kein treffenderes giebt. Man müßte ein andres gebrauchen; denn, die Wahrheit zu ſagen, dieſe Art von Proſtitution iſt nicht die der öffentlichen Dirnen; ſie iſt davon verſchieden und unendlich ſchlimmer. Präſident. Warum hat die Subſcription für Se. Königliche Hoheit den Herzog von Bordeaux nur derartige Ideen in Ihnen erweckt? Courier. In dem, was ich geſchrieben habe, iſt nichts gegen die Königl. Familie enthalten. Präſident. Deſſen beſchuldigt man ſie auch nicht. Courier. Weil man es nicht gekonnt hat, Herr Präſident. Man hätte dieſe Beſchuldigung wohl gern zugelaſſen; aber es iſt kein Anhalt dafür vorhanden geweſen. Man hat nach einem ſchwereren Vergehn geſucht; man hat nur dieſen Vorwand der Beleidigung der öffentlichen Moral gefunden. Präſident. Sie verhöhnen eine Klaſſe, einen Theil der Nation. Courier. Ich verhöhne Niemand. Ich habe von den Vorfahren der gegenwärtigen Nobleſſe geſprochen, unter welcher ich ſehr ehrenwerthe Leute kenne, die gar nicht bei Hof erſcheinen. Ich habe in der Armee welche davon geſehn, die wie die Bürgerlichen ihr Vaterland vertheidigten. Hieße es die Römer beſchimpfen, wenn man ſagte, ihre Vorfahren wären Diebe, Räuber geweſen. Würde ich den Amerikanern Unrecht thun, wenn ich ſie für Abkömmlinge von Uebelthätern und zur Deportation verurtheilter Menſchen erklärte? Ich habe den Urſprung des großen Vermögens und des großen Grundeigenthums beim Adel zeigen wollen. Präſident. Sie haben die ganze Adelskorporation beleidigt, die alte und die neue, und Sie reſpektiren die eine nicht mehr als die andre. Courier. Ohne mich darüber auszulaſſen, werde ich Ihnen bemerkbar machen, Herr Präſident, daß ich den Adel von Race und alter Abkunft ſpeziell genannt und bezeichnet habe. Präſident. Nun gut, unter dem alten Adel giebt es Familien ohne Makel, die nichts den Frauen verdanken: die Noaille's, die Richelieu's... Courier. Die Richelieu's! Alle Welt kennt die Geſchichte vom Pavillon Hannover und vom deutſchen Krieg. Als Frau von Pompadour erſter Miniſter war...: Präſident. Genug, keine Perſönlichkeiten. Courier. Ich antworte auf Ihre Fragen, Herr Präſident. Ohne Frau von Maintenon würden die Noaille's... Präſident. Man verlangt dieſe geſchichtlichen Details nicht von Ihnen. Courier. Die Proſtitution, Herr Präſident, ſtets die Proſtitution. Präſident. Die Gunſtbezeugungen des Hofes erwerben ſich für Dienſte auf dem Schlachtfelde... Courier. Durch Frauen, Herr Präſident. Präſident. Demnach hätten Sie Ihren Orden der Ehrenlegion durch die Frauen erlangt? Courier. Dies iſt keine Gunſtbezeugung und ich habe mein Glück nicht gemacht; es handelt ſich um Glücksgüter. Ich habe nie Gemeinſchaft mit dem Hofe gehabt, und dann bin ich nicht adlig. Präſident. Sie haben den perſönlichen Adel, Sie ſind adlig. Courier. Daran zweifle ich, Herr Präſident, mit Ihrer Erlaubniß zu ſagen; ich bezweifle ſehr, daß ich adlig bin. Ich will es aber auf Sie ankommen laſſen, Herr Präſident.

(Bei jeder Antwort des Angeklagten erhob ſich in der Verſammlung ein Geſurre, das nach und nach in Beifallsbezeugungen überging. — Der General-Advokat glaubte dem ein Ziel ſetzen zu müſſen. Herr Präſident, ſagte er, dieſer Lärm iſt wider das Geſetz.) Präſident: Meine Herren, keine Beifallskundgebungen. Sie ſind nicht im Schauſpiel. Ich werde alle Unruheſtifter entfernen laſſen. — Angeklagter, Sie haben geſagt, der Hof verſchlinge Chambord. Courier: Ja. Was iſt darin für eine Beleidigung der Moral? Präſident: Aber was verſtehn Sie unter Hof? Courier: Es iſt ſchwer, ihn zu definiren. Indeß würde ich ſagen, der Hof iſt zuſammengeſetzt aus Hofbeamten, aus Leuten, die nichts weiter zu thun haben, als ihre Hingebung, ihre achtungsvolle Unterwürfigkeit, ihre unverletzliche Treue geltend zu machen. Präſident: Es giebt bei uns keine Hofbeamten dem Titel nach. Der Hof, das ſind die Generäle, die Marſchälle, die Männer, die den König umgeben. Und was wollen Sie ferner damit ſagen: Die Prieſter geben Alles Gott? Dies iſt wider die Religion. Courier: Höchſtens wider die Prieſter. Vermiſchen wir die Prieſter nicht mit der Religion, wie man es ſtets thun will. Präſident: Die Prieſter ſind unintereſſirt; ſie wollen nichts, als für die Armen. Courier: Ja; der Pabſt nennt ſich Eigenthümer der ganzen Erde; dies thut er demnach, um ſie den Armen zu geben. Uebrigens verletzt das, was ich geſchrieben habe, nicht einmal die Prieſter; denn es bedeutet einfach: Die Prieſter möchten, daß Alles Gott geopfert würde.

Nach dieſem Verhör, bei dem das Publikum nicht einen einzigen Augenblick gleichgültig zu ſein ſchien, ergriff der General-Advokat, Meiſter Jean de Broë, das Wort oder vielmehr ſein Papier, denn er las ab. Dies iſt ein Mann von kleinem Wuchs, der von hohen Aemtern ſpricht und verſichert, daß der Adel auf dieſe und was damit zuſammenhängt, als Ehrenſtellen und Privilegien von Rechtswegen Anſprüche habe, woraus man fehlerfrei ſchließen kann, daß er bei dieſem Handel, worin er ſeine eigene Sache zu führen und für den eigenen Heerd zu kämpfen glaubte, ſeine ganze Gelehrſamkeit aufgeboten haben wird. Er hielt eine lange Rede, die Wenige im Moniteur gedruckt geleſen haben werden, die aber Niemand verſtehn würde, wenn man ſie hier wiedergäbe, ſo dunkel ſind darin die Gedanken, ſo ungeeignet die Sprache. Wahrhaftig, dieſe barbariſche Ausdrucksweiſe der Apoſtel des großen Jahrhunderts iſt ſchwer zu begreifen. Die Freunde Ludwigs XIV. ſprechen nicht ſeine Sprache. Man hört Boſſuet, Racine, Fenelon im Stile Marats preiſen und den feinen Hof im Antichambrejargon der Fouché's. Es giebt Leute, bei welchen dieſe Bizarrerie alle Begriffe überſteigt, und wenn ich eine Redensart anführte, wie folgende: „Wer wird von einem kühnen Griff Vortheil haben? Die rechtſchaffenen Leute? Geht mir weg; ſie ſind ſo dumm!“ ſo würdet Ihr ſie irgend einem Bedienten und zwar von der ſchlechteſten Erziehung zuſchreiben. Sie iſt vom Marquis von Caſtelbajac, unter ſeinem Namen im Conſervateur gedruckt. So reden dieſe Leute, die anders als wir geboren ſind, nämlich hochwohlgeboren, die ſich mit einigem Grund für ſich halten; eine privilegirte, erhabenere, ausgezeichnete Klaſſe. Dies iſt ihre vertrauliche Sprachweiſe. Wollen Sie ſich nobler ausdrücken? es ſind lauter Hoheiten, Majeſtäten, Excellenzen, Eminenzen. Sie glauben, daß der edle Stil der des Wappens iſt. Welch ein Unglück für die Hofleute, das Volk nicht zu kennen, das die Quelle aller geſunden Vernunft iſt. Sie ſehn in ihrem Leben nichts als Große und Lakeien; ihr Weſen beſteht aus Manieren und Gemeinheiten.

Ich ſage daher, um auf Meiſter de Broë zurückzukommen, für diejenigen, die ihn benutzen,

Es iſt ein kluger Kopf, das kann man nicht beſtreiten,
Er hätte eingeſperrt die Weiſen aller Zeiten,

als Menſchen von ſchlechter Geſinnung, Unruheſtifter. Seine Proſa iſt gut für die Geſchwornen, wenn ſie Freunde von Herrn Régley ſind. Aber ſonſt könnte man kein Vergnügen daran finden. Seine Rede, die in der Staatszeitung Anfangs langweilt, wird beim zweiten Abſchnitt unerträglich und aus dieſer Rückſicht verzichte ich darauf, ſie hierherzuſetzen, wie ich die Abſicht hatte; ich müßte befürchten, daß meine Leſer davon laufen; denn wer würde bei folgender Stiliſtik Stand halten: Ein fluchwürdiges Verbrechen hatte Frankreich eines ſeiner beſten Fürſten beraubt. Gleichwohl blieb eine Hoffnung übrig. Ein Wunder wiederholte ſich, eine königliche Geburt, die bei weitem ſtaunenswerther war als die, wovon unſere Vorfahren Zeugen geweſen. Ein Schrei der Dankbarkeit und der Bewunderung ließ ſich hören. Eine alte und erhabene Wohnung hatte Theil genommen an den Einkünften der Krone. Auf der Stelle bot ſich ein edler Gedanke dar und er wurde wiederholt; es folgte ihm die Ausführung; es war ein Aufruf an die Liebe gerichtet worden.

O weh! halten wir ein bei dem Aufruf an die Liebe. — Wenn Ihr nicht eingeſchlafen ſeid, ſo ſucht mir Spaßes halber, erfindet, erdenkt mal etwas Plumperes, Widrigeres und Monotoneres als dieſen Pſalmengeſang Meiſters de Broë, womit er dennoch ſeinen Jubel an den Tag legt. Der Verfaſſer der Brochüre hat keinen Jubel hineingelegt, ſagt Meiſter de Broë der ihn wegen dieſer Auslaſſung zu Gefängniß verurtheilt. Er, aus Furcht, es zu vergeſſen, beginnt damit und freut ſich gleich zu Anfang.

Vor Wolluſt hört man ihn ſpringen, den mächtigen Wallfiſch!*)

---

*) Homer.

Aber er ſieht aus, als ob er auf Befehl, aus Pflicht, aus Standesrückſichten ſo handelt, und man möchte faſt zu ihm ſagen, was der Präſident Paul Louis ſagte: Sind das die Gedanken, die Ihnen die königliche Geburt hat einflößen können? Spricht ſo das Herz? Eine ſo traurige Freude, eine ſo klägliche Hymne ſind verdächtiger als Schweigen. Treiben wir dieſes Argument nicht auf die Spitze, wir möchten den armen Beamten in Verlegenheit ſetzen; denn es gehörte nicht viel dazu, aus ſeinem Jubel eine ausgezeichnete Beleidigung der öffentlichen Moral zu machen, wenn es wahr iſt

> . . . . . . Daß eine kalte Lobrede
> Den Helden entehrt und mit ihm auch den Autor.

Kürzen wir ſeine Rede ab, bei Gefahr, ſeinen Gründen einige Stärke zu geben, wenn wir ſie vereinigt vorbringen. Hier iſt dieſe berühmte Rede kurz und auszüglich aus dem Kauderwelſchen, wie Panurge ſagt, ins Deutſche überſetzt.

Er beginnt mit ſeinem Anfang; denn man verſichert, daß er für alle Prozeßverhandlungen dieſer Art nur einen habe; Der Herzog von Berry iſt geſtorben; der Herzog von Bordeaux iſt auf die Welt gekommen. Man hat dem jungen Prinzen Chambord anbieten wollen. Lobrede auf Chambord und die Subſcription.

Dieſem ſchon langen Eingang, der einige Seiten füllen würde, läßt er einen andern, nicht minder langen folgen, um, wie er ſagt, das Terrain zu fixiren, d. h. wie man gewöhnlich ſpricht, den in Frage ſtehenden Punkt.

Es handelt ſich bei der in Vorſchlag gebrachten Subſcription zur Erwerbung von Chambord nicht um eine Auflage und das Wort ſelbſt bezeichnet einen freiwilligen Akt. Weshalb fällt es dem Paul Louis ein, die Subſcription zu befehden, die ihn zu nichts verpflichtet, ihm nichts koſten wird? Das iſt ſehr ſchlecht von ihm gehandelt, das entehrt ihn. Ihr wollt nicht unterzeichnen? Nun gut, ſo unterzeichnet nicht. Wer zwingt Euch?

Einen Augenblick, bitte, verſtändigen wir uns, Herr General-Advokat. Ohne Zweifel werde ich nicht unterzeichnen, wenn ich nicht will; denn ich habe kein Amt, keine Stelle, die man mir nehmen könnte. Ich laufe durchaus keine Gefahr, abgeſetzt zu werden, wenn ich nicht unterzeichne. Aber wenn meine Gemeinde unterzeichnet, werde ich dennoch zahlen; ich zahle wider meinen Willen, wenn mein Maire auf meine Koſten ein Hofkompliment machen will. Und wenn ich leiſe ſage: Ich will nicht zahlen, dann ſchreien Sie, Herr von Broë: Ins Gefängniß, mit dem Zuſatz, es hänge von mir ab, ich ſei darin mein eigner Herr, die Subſcription ſei ganz freiwillig, es ſei keine Auflage. Wie verſtehn Sie das?

Dieſen edlen Gedanken, dieſe edle Belohnung, dieſe, wie man ſieht, edle und freie Subſcription, unternimmt nun der Verfaſſer zu hintertreiben. Er will die Leute, die dazu verſucht ſein möchten, vom Unterzeichnen abhalten, den Aufſchwung lähmen, die Regung etwas edlerer Herzen als das ſeinige erſtarren machen, während Meiſter Jean durch edle Reden die Herzensregung erhitzt. Aber kopiren wir ihn nicht; ich habe verſprochen, ihn zu überſetzen und vor Allem ihn abzukürzen, damit man ihn leſen könne.

Dies iſt der Gegenſtand der Brochüre. Sie iſt gegen den Aufſchwung geſchrieben, darin kann man ſich nicht irren. Sodann enthält ſie noch andere Dinge, Diatriben gegen die Könige, die Prieſter und den Adel.

Freilich ſpricht der Verfaſſer nicht von den Prieſtern, oder ſagt über ſie nur ein einziges ganz einfaches Wort, und die Prinzen lobt er überall. Aber dies ſind Fallſchirme. Er denkt nicht von den Prinzen, wie er von ihnen ſpricht und denkt von den Prieſtern, wie er nicht von ihnen ſpricht.

Zwei Bemerkungen hierauf: 1) Der Verfaſſer iſt gar nicht betrübt über den Tod des Herzogs von Berry, freut ſich gar nicht über die Geburt des Herzogs von Bordeaux. Er hat nicht ein Wort vom Tode, noch von der Geburt geſagt. Es iſt weder Jubel, noch Troſtloſigkeit in ſeiner Brochüre. 2) Der Verfaſſer ſpricht von dem jungen Prinzen, wie von einem Kinde an der Bruſt. Er ſagt einfach die Wiege, ohne zu ſagen die erhabene Wiege; das Sabberläppchen, und nicht das königliche Sabberläppchen. Er ſagt, o des Gräuels! von dieſem Prinzen, daß es eines Tages ſein Handwerk ſein wird, zu regieren.

Nachdem er ſich viel über alle dieſe Punkte verbreitet, erklärt Meiſter de Broë, daß es ſich am Ende um dies Alles nicht handle. Nicht darauf gehe die Anklage, ſagt er. Man greift nicht das Weſentliche der Brochüre an, noch auch die Nebenſachen, wovon wir ſoeben geſprochen haben, ſondern lediglich die Incidentſätze. Darob ruft er aus: Jetzt iſt das Terrain fixirt.

Sodann beginnt er einen andern Eingang.

In Händeln von dieſer Beſchaffenheit unterſucht man nur die Stellen, die, dem Geſetze zufolge, durch den Anklageakt beſtimmt ſind. Hier ſind es nun vier.

Das Geſetz iſt ſehr unzulänglich. Die Schriftſteller ſind ſo gewandt, daß ſie zuweilen dem Prokurator des Königs entſchlüpfen. Man muß ihnen das Geſetz auf eine ſchlagende Weiſe appliciren (de Broëſcher Stil). Die Schreibfreiheit genießt alle ihre Rechte; ſie iſt frei (Broë Puriſt), obwohl ſie zuweilen ins Gefängniß ſpaziert. Durch die maßloſe Geduld der Behörden geht ſie über die Zügelloſigkeit hinaus. (Broë, Broë!)

Man hatte zuerſt in dem erſten Antrage verſucht, den Verfaſſer dieſer Schrift der Beleidigung wider die Perſon des Königs anzuklagen. Man hat bei weiterem Nachdenken darauf verzichtet.

Endlich kommt die Prüfung der inkriminirten Stellen, wovon die erſte dieſe:

„Denn der Hof giebt Alles den Fürſten, wie die Prieſter Alles Gott geben, und dieſe Domänen, dieſe Apanagen, dieſe Civilliſten, dieſe Budgets ſind ſelten etwas Anderes für den König, als die Einkünfte der Abteien für Jeſus Chriſtus. Kauft, ſchenkt Chambord, der Hof wird es verſchlingen, der Prinz wird damit nicht ſchlimmer und nicht beſſer daran ſein.“

Die Prieſter Alles Gott! Ach ja, fragt die Armen. Eine Floskel der Beredtſamkeit. — Abteien! O nein! Es giebt keine Abteien mehr. Eine Tirade in geſuchtem Stil über die Revolution. Von Moral, von den angeſchuldigten Sätzen kein Wort.

Die zweite Stelle iſt folgende:

„Aber was wird er in Chambord lernen? Was Chambord und der Hof lehren können. Da iſt Alles Erinnerung an ſeine Ahnen. Gerade deshalb finde ich ihn da nicht an ſeinem Orte und ſähe lieber, daß er mit uns als mit ſeinen Vorfahren lebte.“

Meiſter de Broë unterſucht dieſen Satz eben ſo wenig; wir erfahren nicht, was darin wider die Moral enthalten ſein kann. Er führt ihn an und dabei beläßt er's, ohne ſich weiter damit zu beſchäftigen. Aber, ſagt er darauf von dieſer Anſprache, es ſind noch andere ſchauderhafte Dinge darin. Er wird ſie nicht leſen, weil der Anklageakt davon nichts ſagt. Gleichwohl ſind ſie ſchauderhaft. Schöne Aufwallung der Beredtſamkeit bei Gelegenheit dieſer Phraſen, wovon gar keine Rede iſt und die man nicht anklagt. Der Verfaſſer, ſpricht Meiſter Jean, ſtellt unſere Könige, oder wenigſtens einige derſelben ſo dar, als hätten ſie einen ſchlechten Lebenswandel geführt und zu ihrer Zeit ſehr ſchlechte Beiſpiele gegeben. Er ſchildert ſie als verderbt, ausſchweiſend und verdammt ihre Aufführung ohne Rückſicht auf den Anſtand zu nehmen. Die Bilder, welche er davon entwirſt (nicht aus ſeiner Phantaſie, ſondern nach der Geſchichte) ſind ſkandalös. Zugeſtanden, und überdies unmoraliſch, zügellos, unehrbar. Der Skandal nimmt in unſrer Zeit zu und die Brochüre vermehrt ihn noch, indem ſie die alten Aergerniſſe mit den neuen zuſammenſtellt. Das längſte von allen Kapiteln und folglich das beſte handelt von dem Unterſchied zwiſchen einem Hiſtoriker und Pamphletiſten, den er auch Libelliſt nennt. Der Eine kann die Wahrheit ſagen, weil er dicke Bücher ſchreibt, die nicht geleſen werden. Der Andere darf die Wahrheit nicht ſagen, weil man ſeine kleinen Heftchen lieſt. Der Verfaſſer der Brochüre wird Ihnen ſagen, daß er die Geſchichtsſchreiber abgeſchrieben habe: Lüge, meine Herren; gehäſſige Lüge, eben ſo gefährlich als verbrecheriſch; denn die Geſchichte iſt nicht ganz in ſeiner Brochüre. Er mußte Alles oder gar nichts abſchreiben. Er deckt das Häßliche auf und verbirgt das Schöne. Ludwig hatte Baſtarde, Lüge; denn das iſt nicht die ſchöne Seite ſeiner Geſchichte. Er konnte Ihnen wohl andere Dinge von Ludwig dem Großen erzählen. Nicht Alles ſagen, heißt nach Meiſter Broë's Anſicht lügen, und überdies die Nation beſchimpfen. Wer fühlt nicht, ſagt er, wer fühlt nicht....? Er glaubt, daß die ganze Welt dies fühlt. Rächen Sie, meine Herren, rächen Sie die Nation, die Moral.

Außer den Geſchichtsſchreibern citirt Paul Louis die Väter und Prediger, die ſchon lange verſtorben ſind. Meiſter de Broë antwortet ihm mit einer lebenden Autorität, nämlich der des gegenwärtigen Herrn Siegelbewahrers Excellenz, deſſen eigene Worte, entnommen aus einer ſeiner Reden, Seite 40, er anführt (indem er ſich verbeugt), ohne daran zu denken, daß Excellenz an einem andern Orte vielleicht das Gegentheil geſagt hat.

Und dann gehören die heilige Schrift und die Kirchenväter und die Kanzelreden von Maſſillon den rechtſchaffnen Leuten an Die Schriftſteller dürfen ſich derſelben zu ihrer Rechtfertigung nicht bedienen. Entwicklung dieſes Satzes durch Anwendung auf den Verfaſſer eines verbotenen Romans, der jüngſt ſo frech war, das Evangelium anzuführen.

Zu bemerken iſt, daß dieſe Epiſode über die ſchauderhaften Phraſen, wovon man nicht ſpricht, zwei ganze Spalten des Moniteur einnimmt.

Dritte Stelle:

„Wiſſet, daß es in Frankreich nicht eine einzige adlige Familie giebt, ich meine aber adlig von Race und von altem Urſprung, die ihr Vermögen nicht den Frauen verdankte; Ihr verſteht mich. Die Frauen haben die großen Häuſer geſchaffen; nicht, wie Ihr wohl glaubt, dadurch, daß ſie die Hemden ihrer Männer nähten, oder ihre Kinder ſäugten. Was wir eine ehrbare Frau, eine Familienmutter nennen, worauf wir einen ſo hohen Werth legen, für uns ein Schatz, würde der Ruin eines Höflings ſein. Was ſollte er mit einer Dame Honeſta machen, ohne Liebhaber, ohne Intriguen, die unter dem Vorwand der Tugend, in ihre vier Pfähle eingeſperrt, ſich zu ihrem Manne hielte? Der arme Mann würde Gnadenbezeugungen um ſich herum regnen ſehn und nie etwas erwiſchen. Das Vermögen adliger Familien hat ganz andere Urſachen, als da ſind: Beute, Erpreſſung, Mord, Proſcriptionen und vor Allem Konfiſkationen. Aber man ſehe zu und man wird wahrnehmen, daß keins dieſer Hülfsmittel hätte in Anwendung gebracht werden können, ohne die Gunſt eines Großen, die irgend eine Frau verſchafft hatte. Denn um zu plündern, muß man einen Befehl, eine Regierungsgewalt beſitzen, die man nur durch Frauen erlangt; und es war nicht damit abgethan, Jacques Coeur oder den Marſchall d'Ancre zu ermorden: um ihre Güter zu erlangen, bedurfte man der Laune, der Genehmhaltung des Königs, das heißt der Frauen, die den König oder ſeinen Miniſter damals beherrſchten. Andere Gunſtbezeugungen waren die Ausplünderungen der Hugenotten, der Anhänger der Fronde, der Steuerpächter, Wohlthaten, die aus eben ſo ſchmutziger Quelle floſſen als die Kanäle, durch welche ſie ſich verbreiteten. Kurz wie es für uns Bürgerliche nie ein anderes Glücksmittel giebt, gegeben hat und geben wird, als die Arbeit, ſo giebt es auch für den Adel nur eins, und dieſes iſt .... dies iſt die Proſtitution, da man es, meine Freunde, bei ſeinem Namen nennen muß."

Vierter Eingang, um noch einmal das Terrain zu fixiren.

Die Charte unterſcheidet Adlige, die von ihren Vätern abſtammen und andre Adlige, die nicht von ihren Vätern abſtammen, und ſodann hohe Beamte, die auch adlig ſind. Eine lange Diſſertation, in der er zuletzt erklärt, daß es ſich nicht um den Adel handle, daß er ihn nicht vertheidige.

Aber der Verfaſſer beſchimpft eine Klaſſe, eine Generalität von Individuen. Er beleidigt die Moral offenbar. Die Ehre gewiſſer Familien iſt bei der Moral betheiligt und der Verfaſſer verletzt dieſe Familien, wenn er Wort für Wort wiederholt, was die Geſchichte von ihnen ſagt und was überall gedruckt ſteht. Er verletzt die Moral; und das Schlimmſte iſt, daß er alle übrigen Familien verhindert, es dieſen nachzumachen, auf adlige Weiſe zu leben. Hemmen Sie ihn, meine Herren, hemmen Sie ihn. Ja, beſtrafen wir, beſtrafen wir. Dulden wir nicht, erlauben wir nicht ꝛc.

Meiſter Jean, der den Verfaſſer der Brochüre immer Libelliſt nennt, und ihn in ſeiner Replik zu den ehrloſeſten Schriftſtellern dieſes Genre's geſellt, fügt hinzu, daß die Habgier es ſei, die Paul Louis dies habe ſchreiben laſſen, daß er aus Spekulation ſchreibe, daß er eine Fabrik von verläumderiſchen Libellen habe, und Handel damit treibe, und als er dies ſagte, hatte Jean de Broë eben mit lauter Stimme eine Erklärung des Verlegers Bobée verleſen, des Inhalts, daß Paul für die bei ihm verlegten Werke nicht das geringſte Honorar empfangen hat. Thut nichts, dieſes Conto iſt zwiſchen dem Libelliſt und Verleger noch zu ordnen. Ei was! Meiſter Jean, Ihrer Anſicht nach geſchieht nichts unentgeltlich in der Welt, nichts aus Liebe? Alles wird bezahlt? Ich glaube es Ihnen; ſogar die Strafanträge, ſogar der Dienſteifer und die Ergebenheit.

Vierte inkriminirte Stelle:

„O, Ihr vom Präfekten ernannten Geſetzgeber, beugt dieſem Unglück vor, macht Geſetze, verhindert, daß alle Welt lebe! Unheil mittelſt guter Privilegien, guter Zünfte, dem Landmann ſein Grundſtück, dem Handwerker die Arbeit; beeilt Euch, die Induſtrie auf dem Lande, wie in den Städten, umzingelt Alles, verjagt überall die antike und adlige Barbarei. Man ſagt es Euch, man ſchreit es Euch in die Ohren, was ſäumt Ihr noch? was kann Euch zurückhalten? Volk, Vaterland, Ehre? Wenn Ihr Aemter, Geld, Ordensbänder vor Euch ſeht und den Baron von Frimont.“

Hierin liegt eine Beleidigung der ganzen Nation: denn man beſchuldigt ſie, ſie laſſe ſich von dem Präfekten an der Naſe herum führen, und letztere, ſie führe den Präfekten an der Naſe herum. Was für eine ungeheure Entſtellung! Sehen Sie die Läſterung! Die Nation einer ſo feigen Schwäche, die Präfekten einer ſolchen Kühnheit beſchuldigen, heißt das nicht die öffentliche Moral und zugleich die der Präfekten beſchimpfen? Man muß daher die Moral rächen, welche, ſagt Meiſter de Broë, das Erbgut des Volkes iſt. Ja, möchte das Volk Moral beſitzen, ſie iſt ſein wahres Erbgut. Sie iſt mehr werth, als Grundſtücke, laßt uns rächen, laßt uns ſtrafen. Variationen auf dieſe Arie: ja, rächen wir, ſtrafen wir.

Zum Schluß bittet Meiſter de Broë in ſeiner Bauernſprache die Geſchwornen, mit Macht Alle zu unterdrücken, die Franzöſiſch ſchreiben und ſich angenehm leſen laſſen. Seiner Sache ſicher, ruft er aus: Die *Geſellſchaft* wird damit zufrieden ſein! (Nämlich die *Geſellſchaft Jeſu*.)

So war im Weſentlichen das Gerede des Herrn General-Advokaten und alle ſeine Gründe, obgleich ſo weitläufig auseinander geſetzt, daß außer den Betheiligten Keiner Geduld hatte, ſie anzuhören, wurden in dem weitſchweifigen Reſumé des Herrn Präſidenten noch einmal ausgedehnt, entwickelt, vervollſtändigt, indem er von ſeinem Eignen noch hinzuthat und ſagte, der Verfaſſer der Brochüre ſchriebe, um die Proſtitution aufzumuntern und durch dieſes garſtige Wort die Unſchuld der Höflinge zu verderben. Aber dies kam ſpäter; jetzt handelt es ſich um die ſchöne Rede des Meiſters de Broë.

Dieſes Geſchwätz, ſagte man mir, iſt in den Gerichtsſälen nichts Außergewöhnliches, wo man ähnliche Dinge vor beſetztem Gericht täglich mit einer Sicherheit vorbringen hört, welche die d'Agueſſeau's nicht beſaßen. Wir ſind darüber erſtaunt, wir, denen dies neu iſt, und wir begreifen mühſam, daß ein Menſch, der, was man ſagt, im Tempel der Themis dient, der leſen kann, ein Menſch, der eine gewöhnliche Erziehung genoſſen hat, ſo alles geſunden Menſchenverſtandes, alles Unterrichts, alles

Geſchmacks ermangeln könne, um in dieſen Worten eines Bauern an einen Prinzen, es wird Dein Handwerk ſein, zu regieren, eine Beleidigung zu finden und nicht zu fühlen, daß dieſes gemeine Wort Handwerk, gerade weil es gemein iſt, den Ausdruck erhebt, veredelt, ſo daß es in einem Gedichte, in einem Werk vom erhabenſten Genre, in einer Ode zum Lob des Prinzen, dnrchaus nicht am unrechten Ort ſtehen würde. Wenn man von den übrigen vom Verfaſſer an derſelben Stelle gebrauchten Ausdrücken dies nicht ſagen kann, ſo haben ſie wenigſtens alle den Ton naiver Einfachheit, wie er der Perſon, welche redet, angemeſſen iſt, und das Publikum, ein ſouveräner Richter in dieſen Materien, hat ſich darin nicht geirrt. Kein Menſch von gewöhnlicher Einſicht hat darin etwas Beleidigendes für den jungen Prinzen erblickt, dem es zu wünſchen wäre, daß man ihn dieſe Sprache früh und ſein ganzes Leben hindurch hören ließe. Aber man darf es nicht erwarten, denn alle Höflinge ſind Jean de Broë's, welche glauben oder ſich zu glauben ſtellen, man beleidige einen Großen, wenn man mit ihm ſpricht, und ſich nicht bis auf die Erde bückt. Sie haben, wie die Brochüre ſagt, ihre guten Gründe dazu, dieſes zu behaupten und finden ihre Rechnung dabei, zu verhindern, daß je eine freie Menſchenſtirn denen ſich zeige, die ſie belagern. Gleichwohl muß man geſtehen, können Einzelne es aufrichtig meinen, die an die dummſten Uebertreibungen der niedrigſten Schmeichelei gewöhnt, wie ſie es alle ſind, am Ende alles Einfache und Ungekünſtelte für beſchimpfend, alles für Frechheit halten, was nicht kriechend iſt. Hierdurch, glaube ich, könnte man Meiſter de Broë entſchuldigen, denn er iſt mit dieſen niedrigen Geſinnungen vielleicht nicht auf die Welt gekommen. Aber ein Amt, eine Empfehlung bei Hofe… Und auf dieſe Weiſe erklärt man ſich allgemein die Verfolgung dieſer Brochüre zum großen Erſtaunen der vernünftigſten Leute ſogar von der Partei, die darin angegriffen wird. Unter dem Publikum verbreitet, iſt ſie in die Hände einiger Perſonen, wie Jean de Broë's gelangt, die, höher geſtellt und im Beſitz der Gewalt zu ſchaden, bei den bloßen Worten

Handwerk, Windeln, Sabbertuch, ohne weitere Unterſuchung, übrigens auch ohne Geſchmack und Urtheilsvermögen, und jedes ſo zu ſagen ein wenig edelmüthigen Gedankens unfähig, die Gelegenheit für günſtig hielten, ihren Dienſteifer ſpielen zu laſſen und eine Beſchimpfung geheiligter Perſonen ausſchrieen. Aber man lachte über ſie, ſie mußten dieſe Anklage fallen laſſen. Ein Herzog, ein geiſtreicher, obwohl in ſeinen Namen vernarrter Menſch, fand dieſes Pamphlet pikant, las es mehr als ein Mal wieder und ſagte: „Das iſt ein Schriftſteller, der uns ganz und gar nicht ſchmeichelt.“ Aber andere Herzoge oder Grafen und der Herr Siméon, die keine Leute danach ſind, etwas zu leſen, hatten vom Hörenſagen, in dieſer Brochüre ſei die Etikette wenig beobachtet; ſofort fingen ſie Feuer und donnerten gegen den Verfaſſer, wie jener Präſident, der einmal einen Dichter hängen laſſen wollte, weil er den Prinzen in ſeinen Verſen geduzt hatte. Wenn Meiſter Jean Ahnen hat, wenn er von irgend Jemand herſtammt, ſo iſt es dieſer gute Präſident und wenn Sie kein Abkömmling von ihm ſind, ſo müſſen Sie es ſein.*)

Aber was iſt ſo ein Hof, wo dergleichen Worte einen Aufruhr, eine Exploſion hervorbringen? Und was für eine Stellung haben Monarchen, die von der Wiege an von derartigen Leuten umgeben ſind? Armes Kind! O, mein Sohn, der Du denſelben Tag geboren biſt, um wie viel glücklicher iſt Dein Loos! Du wirſt die Wahrheit hören, wirſt mit Menſchen leben, wirſt wiſſen, wer Dich liebt; weder Schelme, noch Schmeichler werden ſich Dir nähern.

Nach dem Generaladvokaten hielt Herr Berville für ſeinen Klienten folgende Vertheidigungsrede:

Meine Herren Geſchwornen!

Wenn Sie als Diener des göttlichen Wortes die Wahrheiten der Moral den Menſchen zu verkündigen hätten, ſo würden Sie gewiß nicht als furchtſame Tadler, als leichtfertige

---

*) Molière.

Moralprediger ſich zeigen, mit der Korruption in Vergleich treten und durch pflichtvergeſſene Schonung Ihren erhabenen Beruf entwürdigen. Sie würden ſich, um ihre Pflichten zu erfüllen, mit Unabhängigkeit und Strenge zu waffnen wiſſen. Der Haß gegen das Laſter würde ſich nicht unter den eitlen Süßigkeiten einer kriechenden Sprache verbergen, Ihre Worte, von der Kraft der Tugend belebt, würden die Blitze der Entrüſtung und die ſcharfen Pfeile des Spottes Schlag auf Schlag gegen die Menſchen ſchleudern. Sie würden nicht den Armen betrüben, das Gewiſſen des Schwachen beunruhigen und vor dem mächtigen Laſter das Auge in ſchmachvoller Ehrerbietung ſenken; ſondern Ihre gleich edelmüthige als ſtrenge Stimme würde bis zum Purpur hinauf die niederträchtige Schmeichelei und Verderbniß der Höfe brandmarken. Müßte man Ihnen Beifall klatſchen oder Sie beklagen? Ich weiß es, welchen Lohn Sie verdienten; ich weiß auch, welcher Lohn Ihnen aufgehoben ſein würde! — Würden Sie als Apoſtel der Sittlichkeit, der Wahrheit ein Gegenſtand der öffentlichen Achtung ſein? Oder würde man Sie als Verbrecher vor das Aſſiſengericht ſtellen?

Was hat der Verfaſſer, den ich vertheidige, mehr gethan? Nach dem Vorgange der tugendhafteſten Schriftſteller hat er den ſchimmernden Laſtern des Hofes die Einfachheit ländlicher Tugend gegenübergeſtellt; man hat gegen ihn die Vertheidigung des Hofes übernommen: er hat ſich über die Aergerniſſe entrüſtet, man hat ſich über ſeine Entrüſtung geärgert; er hat die Sache der öffentlich beleidigten Moral geführt, man klagt ihn an, die öffentliche Moral beleidigt zu haben.

Ich darf Ihnen, meine Herren Geſchwornen, die äußerſte Verlegenheit nicht verhehlen, die ich empfand, als es ſich darum handelte, die Vertheidigung dieſer Sache vorzubereiten. In gewöhnlichen Fällen geſtattet uns die Bekanntſchaft mit den Grundſätzen des öffentlichen Miniſteriums, die wir ſelten theilen, aber wenigſtens kennen gelernt haben, das Syſtem der Anklage einigermaßen vorauszuſehn, die Irrthümer zu erkennen und unſere Entgegnung zu überſinnen. Hier, ich geſtehe es, habe ich vergeblich verſucht, das Syſtem der Anklage zu enträthſeln; es war mir eine Unmöglichkeit, zu begreifen, aus welchen, ich will nicht ſagen, vernünftigen, ſondern blos haltbaren Gründen in den inkriminirten Stellen das Verbrechen der Beleidigung der öffentlichen Moral gefunden werden könnte, und die Anklage verdankt ihrer ausſchweifenden Abſurdität ſogar den Vortheil, ihren Gegner zu überraſchen und ihn wehrlos zu treffen.

Seien wir gleichwohl gerecht und erkennen wir an, nachdem wir den Redner des öffentlichen Miniſteriums gehört haben, daß die Verlegenheit der Anklage die Verlegenheit der Vertheidigung noch hat übertreffen müſſen. Sie haben es aus der Sorgfalt entnehmen können, womit man an die eigentliche Frage zu gehen vermieden hat. Sie hatten ſich ohne Zweifel gedacht, bei einer Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral werde man damit anfangen, den Begriff der öffentlichen Moral hinzuſtellen und alsdann auseinanderzuſetzen, wodurch der Verfaſſer ſie verletzt habe. Keineswegs. Sie haben eine Menge oratoriſcher Wendungen vernommen, eloquente Ausführungen über den Klerus, über den Adel, über Franz I., über Ludwig XIV., über den Herzog von Bordeaux, über Chambord, bittre und viel zu bittre Perſönlichkeiten gegen den angeklagten Schriftſteller, aber von der öffentlichen Moral nicht ein Wort: Alles findet ſich in dem Antrag des Staatsanwalts abgehandelt, ausgenommen die Anklage.

Ich wünſchte mir Glück, in Angelegenheiten der Preßvergehen endlich einmal eine Sache zu vertheidigen, die mit der Politik nichts zu ſchaffen habe. Wenigſtens, ſagte ich mir, werde ich nicht verdammt ſein, jene ſpitzfindigen Fragen zu erörtern, an die man nur mit Befangenheit geht, die man nie mit einer vollſtändigen Freiheit beſpricht. Ich werde nicht den Zwieſpalt der Meinungen, den Einfluß politiſcher Voreingenommenheit bei meinen Richtern zu befürchten haben. Ueber die Grundſätze der Moral iſt alle Welt einverſtanden, das öffentliche Miniſterium und ich, wir werden eine gemeinſchaftliche Sprache reden, die alle Meinungen verſtehen und beurtheilen können …

Und ſiehe, man macht uns eine politiſche Moral! Man ſtrengt ſich noch an, in einer Sache, in der die Politik nichts zu erörtern hat, zu den politiſchen Leidenſchaften zu reden! — Man beginnt damit, Herrn Courier vorzuwerfen, er habe, vom Herzog von Bordeaux ſprechend, reſpektwidrig geſagt, daß es ſein **Handwerk** ſei, eines Tages zu regieren und ſich andrer, gleichfalls familiärer Ausdrücke bedient; bedenkt aber nicht, daß der Verfaſſer einen Landbewohner reden läßt und daß die Sprache eines Landmannes nicht die eines Akademikers ſein kann. Man rechnet es ihm zum Verbrechen an, einen ſolchen Gegenſtand behandelt zu haben, ohne ein einziges Wort über die erhabene Geburt des jungen Prinzen zu ſagen, ſo daß in Zukunft die Schriftſteller der Juſtiz werden Rechenſchaft geben müſſen, nicht blos von dem, was ſie ſagen, ſondern auch von dem, was ſie nicht ſagen. Endlich und in Folge einer etwas langſamen Ueberlegung, erkennt man an, daß dies nicht das Objekt der Anklage ſei, und gleichwohl hat man ſich geſtatten zu können geglaubt, ein Subjekt der Anklage daraus zu machen!

Sie ſehen es, meine Herren Geſchwornen, der ſchwankende Gang der Anklage verräth auf jeden Schritt ſeine Schwäche und ſeine Nichtigkeit. An die Stelle von Definitionen, die man nicht zu geben wagt, ſetzt man oratoriſche Gemeinplätze; in Ermangelung der Vernunft, die man nicht zu überzeugen vermag, ſucht man die Leidenſchaften aufzuregen; dem geſetzlichen Vergehen, das man nicht beweiſen kann, ſubſtituirt man das Meinungsvergehen.

Die Vertheidigung wird dieſen Weg nicht betreten; Alles wird bei ihr klar und beſtimmt ſein. Aber bevor ich zur Erörterung der Schrift übergehe, ſei es mir vergönnt, die perſönlichen Verhältniſſe des Schriftſtellers zu berühren. Sie ſind nicht gleichgültig. Bei den rein politiſchen Vergehen kann die Strafbarkeit des Schriftſtellers einigermaßen von ſeinem Charakter unabhängig ſein; die Leidenſchaft, der Irrthum, das Vorurtheil können einen rechtſchaffenen Mann zu einem ſtrafbaren

Bürger machen; aber der Urheber einer Beleidigung der öffentlichen Moral iſt nothwendig ein unmoraliſcher Menſch, ein moraliſches Leben verträgt ſich nicht mit unmoraliſchen Grundſätzen und den Verfaſſer rechtfertigen, heißt ſein Werk rechtfertigen.

Paul Louis Courier, der zu unſeren geachtetſten Gelehrten und geiſtreichſten Schriftſtellern gehört, trat, nachdem er ſeine Studien beendigt hatte, in das militäriſche Geniekorps ein. Als Artillerieoffizier von hervorragenden Talenten konnte er eine glänzende Karriere machen, aber ſobald er ſah, daß der Oberbefehlshaber der Armee die Gewalt an ſich riß und die Freiheit verſchlang, weigerte er ſich, der Tyrannei zu dienen und nahm ſeinen Abſchied. Auf's Land zurückgezogen, theilte er ſeine Zeit zwiſchen der nützlichen Beſchäftigung mit dem Ackerbau und der edlen Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und Künſten. Als Schwiegerſohn eines berühmten Heleniſten*) trat er mit Glück in deſſen Fußſtapfen; wir verdanken ſeinen Nachſuchungen die Vervollſtändigung eines der koſtbarſten Denkmäler der alten Literatur. Das Werk des Longus enthielt eine bedeutende Lücke; Herr Courier entdeckte in einem durch andere Hände vergeblich geſuchten Manuſcripte die bis dahin unbekannte Stelle und gab ſeiner Entdeckung einen neuen Werth durch die Geſchicklichkeit, womit er durch Nachahmung des alten Stils und Amyots naiver Grazie die Ueberſetzung zur ſelben Zeit, wie das Original, vervollſtändigte. Dieſer Erfolg hatte für ihn ſehr verdrießliche Folgen; durch ein ſeltſames Spiel des Fatalismus, der ihn zu verfolgen ſcheint, wurde der Verfaſſer, den man heute wegen einer moraliſchen Schrift anklagt, damals bei Gelegenheit eines idylliſchen Romans verfolgt. Seine Feſtigkeit ſiegte über die Verfolgung. Seit dieſer Zeit hat er, zurückgezogen auf dem Lande als arbeitſamer Landwirth, als Vater, Gatte, achtbarer Bürger, beſtändig fern von der Hauptſtadt gelebt, den Parteien fremd, zuweilen verfolgt, niemals Verfolger; Stellen, die man ihm mehr als ein Mal angetragen, von ſich weiſend, an dem Studium der Wiſſenſchaften von ſeinen ländlichen Arbeiten ſich erholend und aus ſeinen Werken keinen anderen Vortheil ziehend, als den Beifall des Publikums und die Achtung aufgeklärter Richter. Dort war er noch mit einer neuen, für ſein Vaterland ehrenvollen Arbeit beſchäftigt, als eine ohne Zweifel unerwartete Anklage ihn ſeinen Studien, ſeinen Feldern, ſeiner Familie entriß: ſeltſame Belohnung für Männer, die der Ruhm ihres Landes ſind!

---

*) Clavier, Mitglied des Inſtituts.

Welch' eine unbegreifliche Fügung des Schickſals, daß Alles, was es an Ruhmvollem in der franzöſiſchen Literatur giebt, nacheinander auf der Anklagebank zu ſitzen beſtimmt zu ſein ſcheint. Der geiſtreiche Redakteur der „adminiſtrativen Korreſpondenz" und der erfindungsreiche „Eremit der Chauſſée d'Antin", der Verfaſſer der „zwei Schwiegerſöhne" und der Verfaſſer der „Angeber", der Reihe nach haben ſie auf dieſe Bank ihre Lorbern getragen; Bergaſſe und Lucretelle ihre weißen Haare, der Biſchof von Mecheln ſeine biſchöfliche Toga, der Maler des Marius ſein langes Unglück. Das Aſſiſengericht ſcheint ein Hilfsinſtitut der franzöſiſchen Akademie geworden zu ſein.... Meine Herren, dieſe übertriebenen Verfolgungen, dieſe nicht aufhörenden Angriffe nicht unbedeutender Pamphletiſten, ſondern unſerer ausgezeichnetſten Schriftſteller, dieſer, dem aufgeklärteſten Theile der franzöſiſchen Nation vom öffentlichen Miniſterium erklärte Krieg, beweiſen nothwendig einen Grundirrthum in den Doktrinen von Seiten der Anklage. Wenn trotz der Verfolgungen, der Einkerkerungen, der Strafen, die beſten Köpfe in der Unkenntniß des Geſetzes verharren, wenn ſie es in einem der anklagenden Gewalt entgegengeſetzten Sinn anzuwenden fortfahren, ſo iſt es offenbar, daß dieſe Gewalt das Geſetz ſchlecht verſteht, und ſich durch ein falſches Syſtem Illuſionen macht. Das öffentliche Miniſterium wird uns Dank wiſſen, wenn wir ihm dieſen ohne Zweifel unfreiwilligen Irrthum bemerklich machen. Es betrachtet fortwährend als ſtrafbar, nicht was durchs Geſetz als Vergehen bezeichnet iſt, ſondern was den

Organen der Anklage mißfällt, ohne zu bedenken, daß die Freiheit der Preſſe nicht in der Freiheit beſteht, ſagen zu dürfen, was der Gewalt gefällt, ſondern was ihr mißfallen kann. Ein Satz verwundet uns, ſogleich ſtellen wir als Prinzip auf, daß der Verfaſſer vor Gericht gezogen werden muß. Darauf und weil man ſich doch wohl auf einen Geſetzestext ſtützen muß, um einen Menſchen vor Gericht zu ſtellen, ſuchen wir nun nach irgend einer Geſetzesſtelle im Strafkoder, die auf die in Rede ſtehende Schrift, ſo gut es gehen will, paßt. Die einen ſind zu beſtimmt, man kann ſie nicht gebrauchen; die andern ſind unbeſtimmter gefaßt und daher elaſtiſcher, man greift darnach, und auf dieſe Weiſe ſehen wir dieſe banalen Anklagen auf *Angriffe gegen die konſtitutionelle Autorität des Königs und der Kammern*, *Provokationen zum Ungehorſam gegen die Geſetze*, *Beleidigungen der öffentlichen Moral* in den Preßprozeſſen unaufhörlich wiederkehren.

Ganz daſſelbe hat ſich in dem Prozeß des Herrn Courier zugetragen. Man richtete die Anklage urſprünglich nicht allein auf *Beleidigung der öffentlichen Moral*; es war mit anderen Geſetzesſtellen verſucht worden, aber ihre zu genaue Faſſung erlaubte es nicht, ſich ihrer zu bedienen; man mußte davon abgehen. Die *Beleidigung der öffentlichen Moral* iſt allein ſtehn geblieben, weil der Sinn dieſer Worte, ſo beſtimmt er auch in den Augen der Rechtsgelehrten ſein mag, Leuten, welche die Geſetzgebung nicht ſtudirt haben, dennoch einen gewiſſen Raum und eine Willkür darbietet, woraus die Anklage Vortheil ziehen kann.

Bemerken Sie beſonders, mit welcher Sorgfalt die Anklage es vermieden hat, die *öffentliche Moral* zu definiren. Dennoch mußte ſie als gute Logikerin mit dieſer Definition den Anfang machen: wenn man ein Vergehn bezeichnet, ſo iſt die erſte Bedingung, auseinanderzuſetzen, worin das Vergehen beſteht, und dieſe erſte Bedingung hat die Anklage vergeſſen. Dies iſt leicht erklärlich; es liegt in ihrem Intereſſe, die Definition zu entfernen, damit die Unbeſtimmtheit, welche in den Worten des

Geſetzes liegen kann, die unbegrenzte Ausdehnung, welche ſie ihnen zu geben ſucht, begünſtige. Wir dagegen, deren Intereſſe es iſt, Alles aufzuklären, wir werden einen entgegengeſetzten Weg einſchlagen und vor dem Eingehen in die Diskuſſion uns fragen, was das Geſetz unter dem Vergehn der *Beleidigung der öffentlichen Moral* verſteht.

Warum leſen wir in dem Geſetze die Worte: *Beleidigung der* **öffentlichen** *Moral*? Warum hat der Geſetzgeber nicht einfach geſagt, *die Beleidigung der Moral*? Was bedeutet dieſer Zuſatz *öffentlich*, den er hinzufügen zu müſſen glaubte?

Meine Herren, es iſt nicht zu verkennen: dieſe Ausdrücke ſind eine Warnung des Geſetzgebers für die mit der Verfolgung der Vergehen beauftragten Beamten; eine Warnung, keine leichtſinnigen Anklagen zu entwerfen, aus dem Strafgeſetzbuch kein Werkzeug der Rache ihrer perſönlichen Doktrinen zu machen, nicht in dem, was ihren *Privatmeinungen* zuwiderlaufen könnte, eine Uebertretung des Geſetzes zu erblicken. Die Moral des Geſetzgebers iſt nicht die Moral eines Menſchen, einer Sekte, einer Schule; es iſt dieſe abſolute, allgemeine, unveränderliche Moral, die eine Zeitgenoſſin der Geſellſchaft ſelbſt iſt; inmitten der geſellſchaftlichen Wechſelfälle immer dieſelbe, ein Ausfluß der Gottheit und über allen menſchlichen Meinungen erhaben; ſie iſt nicht Reflexion, ſondern Ueberzeugung, nicht Vernunftſchluß, ſondern höhere Eingabe; man findet ſie nicht anders in Paris, anders in Philadelphia. Es iſt jene Moral, welche die Treue der Verträge beſtätigt, das eheliche Bett heiligt, durch heilige Bande Eltern und Kinder vereinigt; es iſt jene, welche die Lüge, den Diebſtahl, den Mord, die Unzucht brandmarkt: dieſe iſt es allein, die den Namen *öffentliche Moral* annimmt, weil ſie auf die Beiſtimmung aller Menſchen gegründet iſt und ihre beweiſende Kraft, ihre Gewähr in dem *öffentlichen* Bewußtſein hat.

Welcher Schriftſteller verletzt daher die öffentliche Moral? Der den natürlichen Anſtand, das allgemeine Bewußtſein zu belügen wagt, deſſen Sprache in allen Herzen Verachtung und Entrüſtung erweckt. Suchen Sie nirgend anders die Kennzeichen eines ſolchen Vergehens. Hier iſt jede Beweisführung vergebens: der Schrei des beleidigten Gewiſſens, dieſer iſt das Zeugniß, auf das die Anklage ſich zu berufen hat, die Stimme des menſchlichen Geſchlechts muß die Verdammung ausſprechen.

Wenn die Schrift, die Ihnen vorliegt, die öffentliche Moral wirklich beleidigte, ſo würden Sie die Verleſung der angeſchuldigten Stellen nicht mit kaltem Blute ertragen haben. Ihr Murren hätte auf der Stelle Ihren Abſcheu und Ihre Entrüſtung kundgegeben; ein Schrei der Mißbilligung würde ſich unter Ihnen erheben, Ihre Blicke würden ſich mit Widerwillen von dem unmoraliſchen Verfaſſer abgewendet haben, und Ihr Gewiſſen hätte die Trugſchlüſſe eines Redners nicht abgewartet, um ſich zu erheben.

Iſt dies, wage ich zu fragen, der Eindruck, den das Leſen des Werkes auf Ihren Geiſt hervorgebracht hat? Haben Sie Ekel, Entrüſtung empfunden? Sind Sie vom Abſcheu, den das Buch erregt hat, zur Verachtung des Verfaſſers übergegangen? Nein, ich fürchte nicht, es vor Ihnen auszuſprechen, nein, dies iſt der Eindruck nicht, den Sie erfahren haben. Ich behaupte, daß in dieſer Verſammlung nicht ein einziger Menſch ſich befindet, den Ankläger ſelbſt nicht ausgenommen, der nach aufgehobener Sitzung Anſtoß daran nähme, mit dem angeklagten Schriftſteller in derſelben Geſellſchaft zu ſitzen, der ſeine Kinder nicht dahin führen möchte; der ſich eine ſolche Geſellſchaft nicht zur Ehre ſchätzte. Jetzt verurtheilen Sie den unmoraliſchen, ſkandalöſen Schriftſteller!

Nein, nicht gegen Schriften, wie die uns hier beſchäftigende, iſt die Strenge des Geſetzes gerichtet. Das Geſetz hat jene ehrloſen Schriftſteller treffen wollen, die mit dem Heiligſten ihr Spiel treiben und deren empörende Zeilen das Schamgefühl und die Natur zugleich ſchaudern machen. Gegen dieſe abſcheulichen Schriften hat ſich der Geſetzgeber mit einer gerechten Unerbittlichkeit bewaffnet; gegen dieſe hat er der Geſellſchaft

Garantieen geben wollen, und es iſt wohl erlaubt, ſich zu verwundern, daß ſeine Abſichten ſo ſehr verkannt worden ſind, daß man einen achtbaren Familienvater, einen ausgezeichneten Schriftſteller, einen ehrenwerthen Bürger auf die für einen Herrn von Sade und Aretin beſtimmte Bank führt.

Vergeblich hat man mit einer beſſerer Sachen würdigen Kunſt verſucht, Sie über Ihre eigenen Empfindungen zu täuſchen, unter dem Schimmer oratoriſcher Verzierungen die Richtigkeit der Anklage zu verbergen. Was bedeuten in einer Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral dieſe ſpitzfindigen Beweiſe und Inſinuationen, dieſe ſubtilen Schlüſſe, dieſe beredten Deklamationen? Wie! die öffentliche Moral iſt beleidigt und das öffentliche Miniſterium muß Sie darauf aufmerkſam machen! Die öffentliche Moral iſt verletzt und die elegante Entrüſtung eines Redners muß Sie ermahnen, ſich zu entrüſten! Der Vortrag des öffentlichen Miniſteriums beweiſt wenigſtens das Eine, daß eine Beleidigung der öffentlichen Moral nicht exiſtirt, weil eine Diskuſſion nothwendig iſt, um ſie zu beweiſen.

Unterſuchen wir gleichwohl dieſe Diskuſſion ſelbſt, und da man Ihnen von dem allgemeinen Charakter des Werkes und dem beſonderen Charakter der angegriffenen Stellen geſprochen hat, ſo wollen wir der Anklage in dieſer zwiefachen Richtung folgen.

In ihrem allgemeinen Charakter betrachtet, iſt die Schrift des Herrn Courier, ich fürchte nicht es zuzugeben, eine Kritik der Subſkription für Chambord. Die Erwerbung dieſer Domäne erſcheint ihm als ein ſchlechtes Geſchäft für den Prinzen, für das Land, für Chambord ſelbſt.

Für den Prinzen. Nicht er wird Nutzen daraus ziehen, ſondern die Hofbeamten; dieſes den Gemeinden in ſeinem Namen auferlegte Opfer wird die Zuneigung ſchwächen, der er als Regent bedarf; endlich kann der Aufenthalt in Chambord, das voll unheilvoller Erinnerungen für die Sitten iſt, ſeine Jugend verderben.

Für das Land. Der Hof wird darauf wohnen, der Wohlſtand der Bewohner, ihre Unſchuld könnten unter dieſer gefährlichen Nachbarſchaft leiden.

Für Chambord. 12,000 Morgen Landes der Kultur zurückgeben, wäre beſſer, als 12,000 Morgen zu einem Luxuspark beſtimmen.

Es iſt gewiß ſchwer, in dieſen allgemeinen Ideen etwas die öffentliche Moral Beleidigendes zu finden. Die letzte Idee enthält einen politiſch-ökonomiſchen Geſichtspunkt, den ich für ſehr richtig halte, der aber auf alle Fälle mit der Moral nichts zu ſchaffen hat; die beiden erſten ſind dagegen mit den Prinzipien der reinſten Moral übereinſtimmend.

In Folge dieſer Betrachtungen tadelt Herr Courier die Erwerbung von Chambord; er hält ſie weniger für eine Eingebung der Liebe zum Prinzen und ſeiner erhabenen Familie, als der Schmeichelei und perſönlichen Intereſſen. Bei dieſer Gelegenheit erhebt er ſich im Namen der Moral wider die Kriecherei und Ausſchweifung der Höfe.

Und es iſt merkwürdig, daß die von Herrn Courier gegen die Chambord-Subſkription angeſtellten Betrachtungen ſich größtentheils in dem Bericht wiederfinden, den der Miniſter des Innern Sr. Majeſtät dem König unterbreitet hat.

Herr Courier fürchtet, dieſes Geſchenk möchte dem jungen Prinzen vielmehr läſtig, als vortheilhaft ſein. — Der Miniſter hatte geſagt, „daß man das Verlangen ausgedrückt hat, Chambord zu konſerviren, ohne an die Koſten der Bau- und Unterhaltungsreparaturen, an alle die Ausgaben zu denken, die ſeine wohnliche Inſtandſetzung und Möblirung erfordern werden.“

Herr Courier fragt ſich, ob die Gemeinden auf den Gedanken gekommen ſind, Chambord für den Prinzen zu kaufen. „Die unſrigen“, antwortet er, „auf dieſer Seite der Loire, ſo weit ich ſie kenne, nicht; aber vielleicht jene da, die die Koſacken zweimal im Quartier gehabt haben.“

Der Miniſter hatte faſt in denſelben Ausdrücken geſagt:

„Die Gemeinderäthe, welche den Ankauf von Chambord votirt haben, ſind nicht abgehalten worden durch die Finanzverlegenheiten, worin ſich **faſt alle** Gemeinden befinden, indem die einen in Folge **der Kriege, durch die Invaſion und den langen Aufenthalt der Fremden** erſchöpft, die andern durch die Geißeln des Himmels, den Hagel, die Fröſte, Ueberſchwemmungen, Feuersbrünſte verarmt ſind, und die meiſten ſich in der Nothwendigkeit befinden, zu außerordentlichen Auflagen ihre Zuflucht zu nehmen, um **ihre laufenden Schuldverpflichtungen zu erfüllen.** Unter anderen Bewandniſſen müßte die Verwaltung einer jeden Gemeinde unterſuchen, ob ihre Mittel ihrem Eifer entſprächen.“

„Wir würden“, ſagt Herr Courier, „uns geniren und unſere Schulden vermehren, um ihm (dem Prinzen) etwas zu ſchenken, deſſen er nicht bedarf.“

„Es ſteht nur Ewr. Majeſtät zu“, hatte der Miniſter geſagt, „im Namen Ihres erhabenen Mündels ein Geſchenk auszuſchlagen, **deſſen er nicht bedarf.** Genug Schlöſſer werden eines Tages zu ſeiner Verfügung ſtehen und die Kammern werden im Namen der Nation ſeine Apanage zu beſtimmen haben.“

Herr Courier ſcheint zu fürchten, daß die Gaben nicht immer frei und aus eigenem Antrieb dargeboten würden. Der Miniſter hatte dieſelben Beſorgniſſe gehegt:

„Die Gabe des Armen“, hatte er geſagt, „verdient eben ſo aufgenommen zu werden, wie der Tribut des Reichen, aber man darf ſie nicht fordern. **Es würde zu befürchten ſein,** daß man eine Art von **Zwang** in einer feierlichen Einladung erblickte, die von ſo hoher Stelle aus und **im Namen ſo einflußreicher Perſonen** erginge, deren Beiſpiel allen Verwalteten einen ſo lebhaften Impuls geben würde. Gaben, die nur deshalb annehmbar ſind, weil ſie freiwillige ſind, könnten nie als eine Folge gebieteriſcher Rückſichten erſcheinen, die Geſinnungen fremd bleiben müſſen, deren Ausdruck kein Verdienſt mehr beſitzt, wenn er nicht vollſtändig frei iſt.“

Herr Courier hat daher, indem er die Erwerbung Chambord’s kritiſirte, nichts geſagt, was nicht erlaubt, was nicht glaubbar, den Beobachtungen des Miniſters ſelbſt nicht gemäß wäre. Gleichgültig; er hat dem großmüthigen Aufſchwung der Franzoſen Einhalt thun, er hat ſich dem öffentlichen Jubel widerſetzen wollen.

Was denn! Das Merkmal einer unangemeſſenen oder eigennützigen Freudigkeit tadeln, heißt das die Freudigkeit ſelbſt tadeln? Weil ein geheiligter Name einem unklugen und tadelnswerthen Akte als Deckmantel gedient hat, ſoll der Akt ſelbſt gleichfalls ein geheiligter werden? Wenn ich es ſagen ſoll, ſo iſt meine Anſicht, daß man die Geburt des Herzogs von Bordeaux auf andere viel paſſendere Weiſe ehren konnte. Ich rede hier nicht von jenen zu ärgerlichen Gerüchten, die ſich über den Urſprung dieſer Subſkription und über die Mittel verbreitet haben, die angewendet worden, um Unterſchriften zu erlangen: ich will ſie nicht hören, noch ſie wiederholen. Aber dieſe Gaben an Geld, von Grundſtücken und Schlöſſern, die dem Erben eines Thrones dargeboten werden, dieſe Geſchenke, die man dem Reichen durch den Armen, durch erſchöpfte Gemeinden einem Neffen des Königs von Frankreich anbieten läßt, vertragen ſich, nach meinem Dafürhalten, ſchlecht mit der Zartheit, die bei allen von Franzoſen ihren Fürſten dargebrachten Huldigungen obenan ſtehen muß. Uebrigens kann ich nicht vergeſſen, daß man unlängſt gleichfalls durch die Gemeinden Adreſſen, Pferde, Soldaten dem Manne anbieten ließ, der die öffentliche Freiheit uſurpirt hatte, und ich geſtehe, ich hätte gewünſcht, daß der Erbe einer legitimen Herrſchaft auf eine andere Weiſe verehrt würde, als der Räuber einer abſoluten Gewalt.

Glauben Sie mir, meine Herren, es giebt für die Fürſten zartere und reinere Huldigungen, welche die Heuchelei nicht nachzuäffen und die Tyrannei nicht zu uſurpiren vermag. Es ſind die Freudenthränen, die man bei ihrem Anblick vergießt, die

Wünſche eines ſich um ſie ſchaarenden Volkes, die Rührungen des Armen, die Dankſpenden des Landmanns, die Segnungen der Familienmütter. Dies ſind die Huldigungen, die das franzöſiſche Volk Heinrich IV. darbrachte, die ſeine Nachkommen von Ihnen fordern, und nicht jene erbettelten Tribute, die man der Macht nie verweigert hat. Die franzöſiſchen Fürſten gleichen nicht jenen Despoten des Orients, welche die Bitte nur mit vollen Händen anzuſprechen wagt, und weit entfernt, die Armuth zur Ausſteuer ihres Ueberfluſſes zu verpflichten, widmen ſie ihren Ueberfluß der Erleichterung der Armuth.

Herr Courier konnte demnach in der Chambord-Subſkription nicht allein ohne Strafbarkeit, ſondern ohne Verletzung der ſtrengſten Schicklichkeit einen Akt der Schmeichelei oder eine ſelbſtſüchtige Spekulation erblicken. Er konnte dieſe indiskrete und verdächtige Huldigung tadeln, die unter dem Vorwande der Verehrung das Erhebendſte und Achtungswürdigſte blosſtellt, und derjenige hatte vielleicht einiges Recht, ſich gegen die Schmeichelei zu erheben, welcher unter keiner Gewalt unter den Schmeichlern bemerkt worden iſt.

Wenn das Werk im Allgemeinen vorwurfsfrei iſt, ſind dann die einzelnen Theile ſtrafbar? — Unterſuchen wir die Stellen, worauf das öffentliche Miniſterium ſeine Anklage gründet.

Jetzt, da wir den Begriff kennen gelernt haben, den das Geſetz mit dem Ausdruck öffentliche Moral verbindet, werden Sie ſich vielleicht mit Mühe des Lachens enthalten, wenn Sie dieſe Stellen leſen hören. Die meiſten haben ſo geringe Beziehung zur öffentlichen Moral, daß man ſich fragt, durch welche ſeltſame Verkehrung der gewöhnlichſten Begriffe die Anklage zwei Ideen ſo verſchiedener Art hat zuſammenwerfen können.

Herr Courier will alſo beweiſen, daß die Schenkung von Chambord nicht dem Prinzen, ſondern den Hofbeamten zu Gute kommen wird. Nach einem ziemlich ſtarken Ausfall gegen die Schmeichler führt er den Zug eines Hofmannes an, der zu ſeinem fürſtlichen Zögling ſagte: Dieſes ganze Volk gehört Ihnen; dann ſetzte er hinzu: Was in der Sprache der

Höflinge ſagen will: Alles gehört uns. Denn der Hof giebt Alles den Fürſten, wie die Prieſter Alles Gott geben, und dieſe Domänen, dieſe Apanagen, dieſe Civilliſten, dieſe Budgets ſind ſelten etwas Anderes für den König, als die Einkünfte der Abteien für Jeſus Chriſtus. Kauft, ſchenkt Chambord, der Hof wird es verſchlingen, der Prinz wird damit nicht beſſer daran ſein.

Iſt es nicht bedauernswürdig, daß man ſich in der Nothwendigkeit ſieht, eine ſolche Sprache vor Gericht zu rechtfertigen! Wie! Alſo künftig wird man nicht mehr ſagen dürfen, daß die Hofleute oft den erhabenen Namen des Fürſten, die Prieſter; den geheiligten Namen Gottes zu ihren perſönlichen Zwecken mißbrauchen, ohne ſich Händel mit der Juſtiz zu bereiten? Dieſe moraliſche Wahrheit, die durch ihre häufige Anwendung trivial geworden iſt, ſoll ein Vergehen werden, welches Gefängniß verdient? Aber Ihr beleidigt die Prieſter! Aber es handelt ſich ja gar nicht um Beleidigung der Prieſter; Ihr beſchuldigt mich der Beleidigung der öffentlichen Moral; beweiſet, daß ich die öffentliche Moral beleidigt habe. Aber eine Geſammtheit beleidigen, heißt die öffentliche Moral beleidigen. Wahrhaftig? Dann bedaure ich unſere komiſchen Schriftſteller. Künftig wird es ihnen bei Vermeidung von Geldſtrafen nicht mehr geſtattet ſein, zu ſagen, daß die Aerzte ihre Kranken tödten, daß die Schenkwirthe Schelme, daß die Frauen plauderhaft, und (da man am Ende doch ſein Unrecht eingeſtehen muß) daß die Advokaten Schwätzer ſind. Was hat der Verfaſſer übrigens vom Klerus geſagt, das der verehrungswürdige Abbé Fleury, das Maſſillon, das hundert andere nicht minder bedeutende Schriftſteller nicht ſchon vor ihm und zuweilen in einer viel ſchärferen Weiſe geſagt hätten. Aber das heißt das Unglück verleumden. Das Unglück? Sie vergeſſen, daß die Geiſtlichkeit mit 25 Millionen im Staatsbudget figurirt. Dies ſind ohne Zweifel ſehr gut angewendete Gelder, das beſtreiten wir nicht: aber da dieſe Thatſache verhanden iſt, ſo reden Sie uns doch nicht von **Unglück**, ſollte auch nur ein oratoriſcher Effekt damit beabſichtigt ſein. Laſſen wir dieſe oratoriſchen Gemeinplätze und kehren ſtets zu der alleinigen Prozeßfrage zurück: Habe ich die öffentliche Moral beleidigt? Habe ich dem Laſter eine Lobrede gehalten? Habe ich die Grundpfeiler unſerer Pflichten angegriffen?

Ich komme zur zweiten Stelle: „Ach“, ſagt Courier, „wenn ſtatt der Schenkung Chambord's an den Herzog von Bordeaux man uns ſagte, wir möchten ſeine Penſion im Kolleg bezahlen (und wollte Gott, er wäre in dem Alter, daß ich ihn mit meinen Augen dort ſehen könnte), wenn davon die Rede wäre, aus voller Seele würde ich beiſtimmen und votiren, und ſollte es mich auch meine beſte Kleeärndte koſten. Aber was wird er in Chambord lernen? Was Chambord und der Hof lehren können. Da iſt Alles Erinnerung an ſeine Ahnen. Gerade deshalb finde ich ihn da nicht an ſeinem Orte, und ſähe lieber, daß er mit uns, als mit ſeinen Vorfahren lebte.“

Man muß in der That mit einem bewundernswerthen Scharfſinn begabt ſein, um in dieſen Worten eine Beleidigung der öffentlichen Moral zu entdecken. Was mich betrifft, ich geſtehe, ich hätte in meiner Einfalt geglaubt, der Verfaſſer, weit entfernt, die Moral zu beleidigen, rede hier als guter und weiſer Moraliſt. Ja, hätte er uns die Sitten der Höfe gerühmt, ſie als Beiſpiel uns empfohlen, uns zu ihrer Nachahmung aufgefordert, dann begriffe ich, daß man ihn wegen Beleidigung der Moral anklagen könnte: aber er hat gerade das Gegentheil gethan. Dieſe ausſchweifenden, ſkandalöſen Sitten hat er getadelt; er wollte einen jungen Prinzen der Anſteckung durch ſie entreißen: und ihn, den Vertheidiger der Sittlichkeit, beſchuldigen Sie, die Sittlichkeit verletzt zu haben! Dem Sittenrichter der Höfe machen Sie den Vorwurf der Unſittlichkeit ſeiner Lehren!

Ach, wenn es ein Verbrechen in Ihren Augen iſt, vom Hofe übel zu reden, dann machen Sie doch Allem den Prozeß, was Frankreich an berühmten Schriftſtellern zählt. Verdammen Sie den unſterblichen Verfaſſer des „**Geiſt der Geſetze**.“ Was werden Sie in der That zu den Farben ſagen, womit er das Bild der Höfe zu entwerfen wagt? „Der Ehrgeiz im Müßiggang, die Gemeinheit im Stolze, die Bereicherungsſucht ohne Arbeit, der Abſcheu gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treuloſigkeit, der Vertragsbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor der Tugend des Fürſten, die **Hoffnung auf ſeine Schwächen** und mehr als alles dies die beſtändige Verhöhnung aller Tugend bilden, glaube ich, den Charakter der größeren Zahl der Höflinge, wie er ſtets und überall gezeichnet wird."

Aber vielleicht wird man die Autorität des Monteſquieu verwerfen; er iſt ein profaner Schriftſteller, ein Philoſoph. — Nun gut, hören wir einen Kirchenvater, hören wir Maſſillon: „Welche Niederträchtigkeiten, um emporzukommen! Man darf nicht ſo erſcheinen, wie man iſt, ſondern ſo, wie man uns wünſcht. Niederträchtige Kriecherei, dem Götzen, den man verachtet, ſtreut man Weihrauch und betet ihn an; niederträchtige Feigheit, man muß das Widerwärtige zu ertragen, Kränkungen zu verſchlucken und ſie beinahe wie Gnadenbezeugungen aufzunehmen wiſſen; niederträchtige Verſtellung, kein Selbſtgefühl, nur Andern nachbeten; niederträchtige Zügelloſigkeit, Mitſchuldige und vielleicht Diener der Leidenſchaften Derjenigen werden, von denen wir abhängen. Dies iſt kein Phantaſiebild, es ſind die Sitten der Höfe **und die Geſchichte der Meiſten, die dort leben."**

.....„Das Volk hält es für guten Ton, in Eure Fußſtapfen zu treten; die Stadt glaubt ſich Ehre zu verſchaffen, wenn ſie alles Schlimme vom Hofe annimmt; Eure Sitten bilden ein Gift, das in die Völker und Provinzen eindringt, alle Stände anſteckt, die öffentlichen Sitten verändert, der Zügelloſigkeit einen Anſtrich von Nobleſſe und gutem Geſchmack giebt und an die Stelle der Einfachheit unſerer Vorfahren und der Unſchuld alter Sitten Eure neuen Vergnügungen, Euren Aufwand, Eure Verſchwendungen und gottloſen Unzuchten ſetzt." (Daſſelbe hat Herr Courier geſagt.) „So geben die unzüchtigen Moden von

Euch ins Volk über, die Eitelkeit des Putzes, die Künſteleien, die ein Geſicht entehren, worauf ganz allein die Scham gemalt ſein ſollte, die Spielwuth, die Leichtfertigkeit der Sitten, die ſchnöden Unterhaltungen, die Schrankenloſigkeit der Leidenſchaften und die ganze Korruption unſers Jahrhunderts.“

Meine Herren, Maſſillon erhob ebenfalls ſeine beredte Stimme, um einem jungen Prinzen, dem letzten Sprößling eines Königsgeſchlechts, ſeine Unſchuld zu erhalten. Es iſt ein trauriger Gedanke, daß Maſſillon wahrſcheinlich auf die Bank des Aſſiſengerichts geführt werden würde, wenn er noch lebte!....

Im Uebrigen iſt dies keine trockene und von Beweiſen entblößte Behauptung, die der Verfaſſer aufſtellt. Er iſt nicht dabei ſtehen geblieben, die Sitten des Hofes zu tadeln; er hat ſeinen Tadel durch Thatſachen gerechtfertigt; ſeine Kritik iſt blos eine nothwendige Folgerung aus dieſen Thatſachen; bevor Sie die Folgerung angreifen, beweiſen Sie, daß die Thatſachen erdichtet ſind.

Dies iſt die traurige Alternative, die ich der Anklage ſtelle. Entweder, werde ich ſagen, Ihr leugnet die in der Schrift berichteten Thatſachen, und dann ſind die hiſtoriſchen Monumente da, um Euch in den Grund zu bohren: oder Ihr gebt ſie zu, übernehmt aber ihre Rechtfertigung und dann beleidigt Ihr die öffentliche Moral: oder Ihr gebt ſie zu und verdammt ſie, behauptet aber gleichwohl, daß ich ſie hätte verſchweigen müſſen, weil die Betreffenden auf dem Thron geſeſſen, oder dem Thron nahe geſtanden haben: und dann verwerfe ich noch einmal im Namen der Moral dieſe ſchändliche Doktrin. Wie! ſtrafbare Ausſchweifungen ſind begangen, und die Geſchichte, die Lehrerin der Völker und der Könige, müßte Schweigen beobachten? Der Ehebruch hat die Paläſte beſudelt, und Ihr fordert im Namen der Sittlichkeit Achtung vor dem Ehebruch? Es gäbe privilegirte Laſter? Skandale hätten ein Patent auf Strafloſigkeit? Und wenn ich beim Anblick der beleidigten Sittlichkeit meinen Unwillen ausbrechen laſſe, ſo iſt mein Unwille ſtrafbar; ich habe die Sittlichkeit beleidigt?

Meine Herren, Egypten ehrte ſeine Könige, aber es hielt Gericht über ihre Aſche und das Urtel über die Todten war eine Warnung für die Lebenden und die Nachwelt.

Was bedeutet dieſe Unterſcheidung von Geſchichte und andern Schriften, die man ſich aufzuſtellen anſtrengt? Hat die Wahrheit privilegirte Formen, um ſich zu zeigen? Giebt es eine Kategorie von Schriften, in denen die Wahrheit ſtrafbar iſt?

Dies iſt zum erſten Mal, man muß es ſagen, daß ein Schriftſteller vor Gericht geſtellt wird, weil er Thatſachen berichtet hat, deren Wahrheit man nicht beſtreitet! Dies iſt das erſte Mal, daß die Anklage die ſeltſamen Worte zu uns ſpricht: Dies iſt wahr, aber Ihr durftet es nicht ſagen. Wir hatten Lehren anklagen, Meinungen verdammen geſehen; es blieb uns noch übrig, hiſtoriſche Erinnerungen anklagen zu ſehen; es fehlte uns noch, die Wahrheit vor das Aſſiſengericht ſchleppen zu ſehen!

Ihr ſagt, das heißt den Nationalruhm angreifen, die Nation ihres koſtbarſten Erbtheils berauben.

Es würde dann blos noch eine einfache Frage der nationalen Eigenliebe, nicht mehr eine Frage der politiſchen Moral ſein.

Aber heißt es denn die Nation brandmarken, wenn man die Laſter einiger Menſchen brandmarkt, deren Namen in ihrer Geſchichte figuriren? Iſt eine Nation ſolidariſch verantwortlich für alle Individuen, aus denen ſie beſteht? Beſteht das Erbgut der Nationalehre aus den Laſtern oder Verbrechen, deren Zeugin ſie geweſen iſt? Ihr werft uns vor, wir hätten den Nationalruhm angegriffen? Habe ich denn verſucht, die Trophäen Fontenoi's, die Tugenden Sully's, die Lorbern Racine's in den Koth zu ziehn? Das iſt das Erbgut der Nationalehre; Frankreich kann auf die Solidarität des Ruhms Anſpruch machen, es wird nie die Solidarität der Schande vindiciren.

Noch nachdrücklicher hat man den dritten Anklagepunkt hervorgehoben. Folgen wir dem öffentlichen Miniſterium auf dieſes neue Terrain.

Herr Courier ſucht, wie wir geſehen haben, zu beweiſen, daß die Nachbarſchaft des Hofes für die einfachen Landbewohner ſchädlich ſei. Eins von den Dingen, die er aus der Nachbarſchaft fürchtet, iſt die Anſteckung der ſchlechten Sitten. Er drückt ſich hierüber in folgender Weiſe aus: „Wiſſet, daß es in Frankreich nicht eine einzige adlige Familie giebt, ich meine aber adlig von Race und von altem Urſprung, die ihr Vermögen nicht den Frauen verdankte; Ihr verſteht mich. Die Frauen haben die großen Häuſer geſchaffen; nicht, wie Ihr wohl glaubt, dadurch, daß ſie die Hemden ihrer Männer nähten, oder ihre Kinder ſäugten. Was wir eine ehrbare Frau, eine Familienmutter nennen, worauf wir einen ſo hohen Werth legen, für uns ein Schatz, würde der Ruin eines Höflings ſein. Was ſollte er mit einer Dame Honeſta machen, ohne Liebhaber, ohne Intriguen, die unter dem Vorwand der Tugend, in ihre vier Pfähle eingeſperrt, ſich zu ihrem Manne hielte? Der arme Mann würde Gnadenbezeugungen um ſich herum regnen ſehen und nie etwas erwiſchen. Das Vermögen adliger Familien hat ganz andere Urſachen, als da ſind: Beute, Erpreſſung, Mord, Proſcriptionen und vor Allem Konfiskationen. Aber man ſehe zu und man wird wahrnehmen, daß keins dieſer Hülfsmittel hätte in Anwendung gebracht werden können, ohne die Gunſt eines Großen, die irgend eine Frau verſchafft hatte. Denn um zu plündern, muß man einen Befehl, eine Regierungsgewalt beſitzen, die man nur durch Frauen erlangt; und es war nicht damit abgethan, Jacques Coeur oder den Marſchall d'Ancre zu ermorden: um ihre Güter zu erlangen, bedurfte man der Laune, der Genehmhaltung des Königs, das heißt der Frauen, die den König oder ſeinen Miniſter damals beherrſchten. Andere Gunſtbezeugungen waren die Ausplünderungen der Hugenotten, der Anhänger der Fronde, der Steuerpächter, Wohlthaten, die aus eben ſo ſchmutziger Quelle floſſen als die Kanäle, durch welche ſie ſich verbreiteten. Kurz wie es für uns Bürgerliche nie ein anderes Glücksmittel giebt, gegeben hat und geben wird, als die Arbeit, ſo giebt es auch für den Adel nur eins, und dieſes iſt …. dies iſt die Proſtitution, da man es, meine Freunde, bei ſeinem Namen nennen muß.“

Laſſen wir alle mehr oder minder untreuen Kommentare, die man über dieſe Stelle gegeben hat, bei Seite und führen wir ſie auf ihren einfachſten Ausdruck zurück, was entdecken wir da? Dieſen Grundſatz, von dem die ganze Paſſage nur die Entwickelung iſt: „Daß die Sitten der Höflinge verdorben ſind.“ Ich hätte mir ſchwerlich gedacht, daß dieſer Satz für die öffentliche Moral beleidigend ſei und daß die Sitten der Höfe für uns ein Gegenſtand der Verehrung ſein müßten. Seit wann iſt es denn nicht mehr erlaubt, in allgemeiner Weiſe zu ſagen, dies und das Laſter, dieſer und jener Fehler, dieſe und jene Schlechtigkeit beherrſche irgend eine Klaſſe der Geſellſchaft?

Hier rufe ich die Anklage noch einmal auf. Läugnet Ihr die Thatſachen? Ich erbiete mich, ſie zu beweiſen. Gebt Ihr ſie zu? So habe ich mit Recht behauptet, was ich behauptet habe.

Erklärt Euch endlich auf eine beſtimmte Weiſe. Klagt Ihr mich an, weil ich Thatſachen erdichtet habe? Dann handelt es ſich nur um die hiſtoriſche Wahrheit, dieſe Frage können wir durch Autoritäten entſcheiden. Beſchuldigt Ihr mich, Wahrheiten ausgeſprochen zu haben, woran einige Egoiſten Aergerniß nehmen? Dann frage ich Euch, wo iſt das Geſetz, das die Wahrheit verdammt und aus der Lüge eine Pflicht der öffentlichen Moral macht. Aber erklärt Euch wenigſtens: redet, daß man wiſſe, was Ihr wollt, was Ihr behauptet. Stellt die Thatſachen frei heraus in Abrede, oder gebt ſie aufrichtig zu, ohne Euch in leeren Deklamationen zu verlieren, die nur Eure Verlegenheit und Eure Schwäche beweiſen.

Was mich betrifft, ich will Euch ſagen, daß von jeher der Geſchichtsſchreiber, der moraliſche und ſatyriſche Schriftſteller das Recht beſeſſen haben, die allgemeinen Laſter zu tadeln und vor Allem die Laſter der Höfe. Ich will Euch ſagen, daß der

Autor, den Ihr anklagt, nur wiederholt hat, was tauſend geachtete Schriftſteller vor ihm mit vielleicht größerem Nachdruck ausgeſprochen haben. Ich habe Ihnen Maſſillon, und Monteſquieu angeführt; hören Sie jetzt Mézerai und Baſſompierre.

Mézerai ſpricht von der Einführung der Frauen bei Hofe. „Im Anfang, ſagt er, hatte dies ſehr gute Folgen, denn dieſes liebenswürdige Geſchlecht brachte Höflichkeit und feine Sitten dorthin und gab gut organiſirten Seelen einen lebhaften Antrieb zu edelmüthigen Handlungen. Aber ſobald das Unreine ſich hineinmiſchte und das Beiſpiel der Großen die Korruption autoriſirte, wurde, was vorher eine ſchöne Quelle der Ehre und der Tugend war, **ein ſchmutziger Sumpf aller Laſter;** die Ehrloſigkeit **ſetzte ſich in Kredit, die Proſtitution bemächtigte ſich der Gunſt;** mittelſt derſelben erlangte man ſie und erhielt ſich darin; kurz Aemter und Stellen wurden nach der Laune der Frauen vergeben, und da ſie, einmal entzügelt, mit größerer Unverſchämtheit als Männer gewöhnlich ſich zur Ungerechtigkeit, zu Niederträchtigkeiten, zur Rache und Bosheit neigen, ſo waren ſie die Urſache, daß ſich ſchlechte Grundſätze in die Verwaltung einſchlichen und die alte galliſche Aufrichtigkeit noch mehr verloren ging, als die Keuſchheit. Dieſe Verderbniß fing unter Franz I. an, verbreitete ſich noch allgemeiner unter Heinrich II. und überfluthete zuletzt Alles bis zur letzten Regierungsperiode Karl IX. und Heinrich III." — Mézerai, Geſchichte von Frankreich, Heinrich III., Band III. Seite 446. 447.

Sehen wir jetzt, wie Baſſompierre ſich über einen Hofmann ausläßt. Er war ein häßlicher Mann und man muß ſich wundern, daß es ihm in dieſer Zeit geglückt hat, wo man nur durch die Frauen zu etwas kam, wie es meines Erachtens zu allen Zeiten, bei allen Höfen der Fall geweſen, und ich glaube, daß man bei genauer Unterſuchung **mehr Häuſer findet, die auf dieſe, als andere Weiſe zu ihrer Größe gelangt ſind.**

Ich könnte dieſe Belege in's Unendliche vervielfachen; man muß Maaß halten; gehen wir zu einem andern Punkt über.

Auf den letzten Anklagepunkt hat man mit geringerer Beharrlichkeit beſtanden; und wenn mich noch etwas Wunder nimmt, ſo iſt es, daß man ihn nicht ganz aufgegeben hat. Sie werden ohne Zweifel mit mir übereinſtimmen, wenn ich ihn in Ihr Gedächtniß zurückrufe.

„O, Ihr vom Präfekten ernannten Geſetzgeber, beugt dieſem Unglück vor, macht Geſetze, verhindert, daß alle Welt lebe! Nehmt mittelſt guter Privilegien, guter Zünfte, dem Landmann ſein Grundſtück, dem Handwerker die Arbeit; beeilt Euch, die Induſtrie auf dem Lande, wie in den Städten, umzingelt Alles, verjagt überall die antike und adlige Barbarei. Man ſagt es Euch, man ſchreit es Euch in die Ohren, was ſäumt Ihr noch? was kann Euch zurückhalten? Volk, Vaterland; Ehre? Wenn Ihr Aemter, Geld, Ordensbänder vor Euch ſeht und den Baron von Frimont.“

Ich muß Ihnen bekennen, in meiner Einfalt hatte ich gedacht, durch einen ſeltſamen Irrthum, der aber nicht ſeltſamer iſt, als die übrige Anklage, habe das öffentliche Miniſterium die ironiſchen Rathſchläge des Verfaſſers ernſthaft genommen und es mache ihm den Vorwurf, daß er die geſetzgebende Gewalt zum Erlaß ſolcher Geſetze aufgefordert habe, welche alle Welt verhindern zu leben ꝛc. ꝛc. ꝛc.... Nur ſo begriff ich die Möglichkeit einer Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral und ich verſprach mir, Ihnen dieſen Irrthum leicht zu benehmen.

Ich hatte mich getäuſcht; die Anklage hatte einen andern Gang genommen: und hier begreife ich ſie nicht mehr.

Wenn es ſich um eine politiſche Anklage handelte, würde ich ſie blos für ſehr ſchlecht begründet halten, aber am Ende doch begreifen, da die Stelle auf Politik anſpielt; aber man bringt eine Anklage vor Sie, welche die öffentliche Moral betrifft; was haben nun der Wahlmodus der Deputirten und die Wiederherſtellung des großen Grundbeſitzes mit der öffentlichen Moral zu ſchaffen?

Es iſt eine Beſchimpfung der Nation, zu behaupten, daß ſie die Wahl ihrer Geſetzgeber ihren Präfekten überläßt. Stets Vorwürfe, die der Frage fremd ſind! Aber was hat denn Herr Courier hier geſchrieben, das die Regierung nicht ſelbſt hundertmal auf der Tribüne geſagt hätte? Haben uns die Miniſter nicht oft von der Nothwendigkeit unterhalten, der Regierung Einfluß auf die Wahlen einzuräumen? Und wie übt die Regierung dieſen Einfluß aus? Offenbar durch ihre Agenten. Und wer ſind dieſe Agenten in den Departements? Die Präfekten! Was hat denn nun Herr Courier geſagt?

Ihr beleidigt die Kammern, wenn Ihr ſie für fähig haltet, Geſetze zu erlaſſen, um dem Landmann das Brot zu nehmen. Wieder eine Anklage, die dem Prozeß fremd iſt, denn wir ſind beſchuldigt, nicht die Kammern, ſondern die öffentliche Moral beleidigt zu haben.

Ich werde mit einem einzigen Worte antworten: Wenn die Kammern ſich beleidigt glaubten, ſo hatten ſie ein Recht, Klage zu erheben und Beſtrafung zu fordern. Sie haben es nicht gethan; ſie haben ſich demnach nicht für beleidigt gehalten, und Sie haben nicht das Recht, wenn jene Stillſchweigen beobachten, ihre Klage vorwegzunehmen und ohne ihre Aufforderung zu handeln.

Bevor ich dieſe Diskuſſion verlaſſe, meine Herren Geſchworenen, will ich Ihnen einen unverwerflichen Probirſtein vorſchlagen, die Wahrheit vom Irrthum zu unterſcheiden und die Beſchwerdepunkte der Anklage zu würdigen. Sie wiſſen, es iſt eins der einfachſten logiſchen Axiome, daß das Gegentheil einer falſchen Behauptung mit Nothwendigkeit eine wahre Behauptung ſein muß. Aus demſelben Grunde müßte eine jede Behauptung, welche die öffentliche Moral beleidigte, nothwendigerweiſe eine moraliſche Grundwahrheit zu ihrem Gegenſatze haben. Wenn ſonach ein Schriftſteller eine Lobrede auf den Diebſtahl oder die Lüge hielte, ſo würden Sie ſeine Behauptung nur umzukehren haben, um zu finden, daß die Lüge, daß der Diebſtahl tadelnswerthe Handlungen ſind; dies ſind in der That unbeſtreitbare Prinzipien der Moral.

Wenn dagegen die ſo umgekehrte Behauptung nur einen nichtsſagenden, gleichgültigen oder lächerlichen Sinn giebt, ſo iſt es klar, daß die urſprüngliche Behauptung keine Beleidigung der öffentlichen Moral enthielt.

Laſſen Sie uns dieſe Prüfungsmethode auf die inkriminirten Behauptungen anwenden:

Der Hof giebt Alles dem Fürſten.

Die Prieſter geben Alles Gott.

Die Apanagen, die Civilliſten ſind nicht für die Fürſten.

Die Einkünfte der Abteien ſind nicht für Jeſus Chriſtus.

Der Prinz wird in Chambord lernen, was Chambord und der Hof lehren können.

Ich hätte lieber, daß er mit uns lebte, als mit ſeinen Vorfahren.

Die Höflinge bereichern ſich durch die Proſtitution.

Die Präfekten haben großen Einfluß auf die Ernennung der Deputirten....

Laſſen Sie uns die Sätze umkehren und ſehn, wie der Katechismus der öffentlichen Moral beſchaffen iſt, den wir nach dem Willen des anklagenden Miniſteriums anzunehmen hätten:

Der Hof giebt dem Fürſten nichts.

Die Prieſter geben Gott nichts.

Die Apanagen, die Civilliſten ſind ausſchließlich für die Fürſten.

Die Einkünfte der Abteien ſind ausſchließlich für Jeſus Chriſtus.

Der Prinz wird nicht in Chambord lernen, was Chambord lehren kann.

Ich hätte lieber, daß er mit ſeinen Vorfahren lebte, als mit uns.

Die Höflinge bereichern ſich nicht durch die Proſtitution.

Die Präfekten haben gar keinen Einfluß auf die Wahlen.

Dies ſind die erhabenen moraliſchen Wahrheiten, die das öffentliche Miniſterium uns zwingen will zu beobachten bei Vermeidung von Geldbuße und Gefängniß. Meine Herren, mehr bedarf es nicht. Es giebt keine Subtilität, keinen Sophismus, der vor dieſer eben ſo einfachen als untrüglichen Probe Stand zu halten vermöchte; Sie haben ihre Reſultate geſehen, die Anklage iſt gerichtet.

Wenn Sie nach dieſer Probe die Schrift verurtheilen, welche vor Sie gebracht iſt, dann giebt es kein Geſetz mehr, das die Bürger beruhigen, keine Schrift mehr, die nicht verurtheilt werden könnte, keinen Schriftſteller mehr, der ſicher wäre, ſein Vermögen und ſeine Freiheit zu behalten. Die Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral muß für Frankreich werden, was die Anklage auf Majeſtätsverletzung für das entartete Rom war.

An Ihnen iſt es, dem Geſetz ſeine Herrſchaft, der Freiheit ihre Garantieen zu bewahren; an Ihnen, zu verhindern, daß dieſes Schwert der Gerechtigkeit ſich nicht verirre und durch einen bedauernswerthen Mißbrauch das Werkzeug der beleidigten Eigenliebe werde. Sie wiſſen, es giebt zwei Arten von Entſcheidungen: die einen, die Früchte des Irrthums, der Vorurtheile oder der Empfindlichkeit, ſind der Schrecken der Geſellſchaft, die öffentliche Meinung klagt ſie bei der Geſchichte an, und die unerbittliche Geſchichte ſchreibt ſie in ihre rächenden Blätter; die anderen, von der Billigkeit diktirt, beruhigen den Geſellſchaftskörper, befeſtigen die Staaten und werden von der öffentlichen Erkenntlichkeit der Achtung der Nachwelt überliefert. Ein ſolches Urtel erwarten wir von Ihnen; ich wage zu glauben, daß unſere Erwartung nicht getäuſcht werden wird.

So ſprach Herr Berville mit vieler Leichtigkeit, Klarheit im Ausdruck und zuweilen mit vieler Kraft. Dieſer Rede wollte

Paul Louis einige Worte hinzufügen; aber ſeine Freunde hielten ihn davon ab, indem ſie ihm entgegenſetzten, daß er noch nie öffentlich geredet habe und es ein wahres Wunder ſein würde, wenn er die Blicke einer ganzen Verſammlung ertrüge; bei ſeiner völligen Unbekanntſchaft mit den Konvenienzen der Gerichte, wo ſich eine Art von Ceremoniel, von beengender Etikette gebildet habe, die zu errathen unmöglich ſei, würde er Fehler begehen, die ſeine Feinde ſich zu Nutzen zu machen nicht ermangeln würden, und bei dem geringſten Widerſpruch betroffen ſein; er habe dort nur das Publikum für ſich, dem man Schweigen auferlegte, deſſen Wohlwollen er ſogar durch eine ſchlecht geſprochene, ſchlecht verſtandene, unterbrochene Rede zu verlieren Gefahr laufe; die Schriftſteller, die mit weniger Nachtheil dieſe Probe gemacht hätten, wären ſelten gut davon gekommen; er dürfe ſich nicht ſchmeicheln, weil er einige erträgliche Brochüren geſchrieben, könne er mit demſelben Erfolge reden: da dieſe beiden Fähigkeiten nicht nur in mehreren Rückſichten ſehr verſchieden, ſondern eben ſo entgegengeſetzt wären, wie die Kürze, die das Verdienſt einer Schrift bedinge und die gedehnte Sprache auf der Tribüne; endlich gereizt, wie er ſei, ſowohl durch die Abgeſchmacktheit des Handels an ſich, als die Wahl der Geſchwornen, als die Tücke des königlichen Prokurators und die ſervile Parteilichkeit des Präſidenten, würde es nicht ausbleiben können, daß er ſich heftig, mit wenig Maaß ausdrücke und ſeine Sache in den Augen der ganzen Welt verderbe. Er ergab ſich dieſen Gründen und faßte Geduld, wüthend darüber, nicht einmal antworten und die böſe Abſicht ſeiner Ankläger zerſchmettern zu können, ſicherlich eine leichte Sache, denn hätte er es nicht vorgezogen, hierin dem Rathe kluger Leute zu folgen, die ihm, ſei es aus perſönlicher Zuneigung, oder aus Uebereinſtimmung der Grundſätze, wohlwollten, ſo würde er folgende Rede, oder ſo etwas Aehnliches, vorgetragen haben:

Meine Herren, in dem, was der Herr Generaladvokat Ihnen geſagt hat, iſt dieſes mir klar und verſtändlich: Er mißbilligt die Ausdrücke, deren ich mich bedient habe, um die ſeines

Erachtens ehrbare, meines Erachtens ſehr unreine Quelle der Hofglücksgüter und auch die Weiſe zu bezeichnen, in der ich von den Großen in der Schrift geſprochen habe, die er vor Ihnen als unmoraliſch, ſkandalös, zügellos, fürchterlich anklagt. Was mich betrifft, ich glaubte bei der erſten Nachricht einer ſolchen Anklage, worauf ich wenig gefaßt war, da ich meiner guten Abſicht mir bewußt bin und mir keinen Gedanken vorzuwerfen habe, der dieſen Tadel verdiente, ich hätte mich, was leicht möglich war, in dem Sinn einiger Worte geirrt und durch eine ſchlechte Darſtellung meiner Gedanken das Eine ſtatt des Andern zu verſtehen gegeben. Denn, wie Diejenigen hinreichend wiſſen, die ſich ein wenig mit Reden oder Schreiben abgeben, nichts iſt ſeltener, als der rechte Ausdruck; man ſagt faſt immer mehr oder weniger, wie man ſagen will und ſelbſt an dem Beiſpiel des königlichen Herrn Advokaten, der mich hier einen Libelliſten, gewinnſüchtigen Menſchen, Spekulanten auf Injurien und Verleumdungen nennt, haben Sie abnehmen können, um wie viel leichter es iſt, dieſe Züge hoher Beredtſamkeit zu häufen, als bei jeder Sache den Ton, den Stil, die Sprache anzuwenden, die genau dazu paſſen.

Ich glaubte daher gefehlt zu haben, meine Herren, und wunderte mich in keiner Weiſe darüber. Es iſt mir ſelten in meinem Leben begegnet, eine Seite zu leſen, von der ich befriedigt worden wäre, viel weniger noch, fehlerfrei zu ſchreiben. Aber als ich mit Leuten, die keine Luſt haben, mir zu ſchmeicheln, dieſes genau unterſuchte, das Ganze erwägend, und jeden Satz, jedes Wort, jede Silbe (ich ſage Ihnen die reine Wahrheit) einzeln, fanden wir darin nur eins zu tadeln, aber etwas Wichtiges und für den Verfaſſer wahrlich Verdrießliches, worauf der Herr Prokurator des Königs nicht gekommen iſt, nämlich: daß dieſe Schrift nichts lehrt; weder in den angeklagten Stellen, noch in dem übrigen Werke iſt irgend etwas Neues enthalten, nichts, was nicht tauſend Mal geſagt und wiederholt worden wäre. In der That, was ſieht man darin? die Laſter des Hofs, die Gemeinheit, die Feigheit, die Heuchelei, die Habgier, die Korruption der Hoſdiener. Im eigentlichen Sinne iſt der Verfaſſer dieſes Pamphlets ein Mann, der ruft: Kommt, lauft herbei, ſeht die Bosheit der Affen, das Gift der Schlangen, die Gefräßigkeit der Raubthiere: dies Alles habe ich entdeckt. Mag ſeine Naivetät Ihnen einen Augenblick Vergnügen machen, lachen Sie darüber, wenn Sie wollen; aber ihn nachher verdammen, als habe er dieſe vornehmen Klaſſen von ſchlechten Beſtien beleidigt, ihn ins Gefängniß ſchicken, das würde Gewiſſensſache ſein.

Nicht ein Wort, meine Herren, nicht ein Wort findet ſich in dieſer Schrift, das nicht überall in den Büchern ſtände, die Jeder in Händen hat und die Sie für gut halten. Mein Advokat hat es durch zahlreiche Citate gezeigt; nicht blos die Redner, die Geſchichtsſchreiber, die moraliſchen Schriftſteller, ſondern die Prediger und die Kirchenväter haben dieſelben Dinge geſagt, die ſchon vor ihnen geſagt und zu allen Zeiten bekannt geweſen ſind. Dermaßen, daß es wohl den Anſchein haben könnte, der Verfaſſer einer ſolchen Schrift, wenn er nicht etwa aus Unwiſſenheit und bäuriſcher Einfalt ſo bekannte Beobachtungen für druckenswerth gehalten hat, habe ſich über das Publikum ein wenig luſtig gemacht, indem er ihm für neu verkaufte, was die kleinſten Kinder wiſſen. Aber welches Strafgeſetz hat dieſes Vergehen vorgeſehn?

Was die Ausdrücke anlangt, die Ihnen, Herr Präſident, Herr Generaladvokat mißfallen, Ausſchweifung, Proſtitution und andere, die ich dennoch keinen Anſtand nehmen würde zu wiederholen, ſo iſt es eine große Streitfrage unter den Philoſophen, ob man durch Worte ſündigen kann, wenn der Sinn der Rede an ſich nichts Böſes enthält, wie wenn man gewiſſe Laſter tadelt, indem man ſie bei ihrem Namen nennt. Es iſt ein alter Streit und, merken Sie wohl, die ſtrengen Sekten ſind es, welche die Worte für gleichgültig halten. Wir Bauern haben dieſe Anſicht von unſern ſtoiſchen Lehrern, ehemaligen Arbeitern. Wir ſehen vor Allem auf die Handlung, auf die Sprache wenig: der Sinn, nicht die Ausdrücke in der Rede berühren uns.

Andere denken anders, und die Weiſen im Gefolge des Hofes, zu denen man die königlichen Prokuratoren zählen kann, ſind auf die Worte beſeſſen. Ihnen zufolge liegt die Moral ganz in den Worten. Man ſpiele z. B. auf Ihren Theatern Georges Dandin und andere Stücke, worin der Ehebruch dargeſtellt, das Wort ſelbſt aber nicht ausgeſprochen wird, ſie finden dagegen nichts einzuwenden, nichts gegen die öffentliche Moral und klatſchen dem Gemälde der alten Sitten Beifall, die man uns wiedergeben will. Ich, der ich mich zufällig darin befinde, ich, Mann des Pfluges, deſſen Worte Ihnen, Herr Generaladvokat, ein Aergerniß geben, ich erröthe, wenn ich ſehe, wie die ekelhafte Ausſchweifung, die verpeſtete Korruption dargeſtellt, verſinnlicht, öffentlich angeſtaunt wird; ich murre und ich bin derjenige, der die Moral beleidigt. Man wird mir's ſchon beweiſen. Ein anderes Beiſpiel: Aller Orten und ſelbſt in den Kirchen höre ich hier ſingen: Reizende Gabriele, zur großen Zufriedenheit aller ſittenbewachenden Behörden. Erfahre ich, wer dieſe Gabriele iſt, ſo rufe ich auf der Stelle aus: Infame Kreatur, wollüſtige Hure! Darauf Strafantrag, Erſcheinungsbefehl. Um die Moral zu rächen, erkennt der Prokurator des Königs auf Gefängniß. Iſt dies mein Fall? Ja, meine Herren, ich habe von den alten Sitten geſprochen, die man uns heute predigt, von der alten Galanterie der Höfe, die man uns anpreiſt, ohne meine Gedanken zu verdecken oder meine Worte zu verſchleiern, ich habe ſchmutzige Ausſchweifung, infame Proſtitution geſagt und deshalb ſtehe ich vor Ihnen, meine Herren.

Aber ich bin aus dem Volke, ich gehöre nicht zu den vornehmen Ständen, was Sie auch darüber ſagen mögen, Herr Präſident; ich kenne Ihre Sprache nicht und habe ſie nicht lernen gekonnt. Lange Zeit Soldat, gegenwärtig Bauer, der nur Feldlager und Aecker ſah, wie ſollte ich den Laſtern liebenswürdige und höfliche Namen zu geben wiſſen? Vielleicht würde ich auch nicht wollen, wenn es bei mir ſtände, unſere bäuriſche Redeweiſe für Ihre Ausdrücke und Formeln aufzugeben. — In dieſer Schrift rede ich übrigens zu meines Gleichen, zu Landleuten, Ackerwirthen, Feldbauern: und wenn man mich in Paris druckt, wiſſen Sie wohl warum? Meine Herren, es geſchieht, weil es anderer Orten Präfekten giebt, die nichts zu veröffentlichen geſtatten, als Lobreden auf ſie. Die Leute, für die ich ſchreibe, verſtehen halbe Worte nicht, wiſſen nicht, was Feinheit, Zartheit iſt und wollen für jedes Wort den franzöſiſchen Namen. Ich hatte ihnen ſehr oft geſagt: wir ſind beſſer als unſere Vorfahren (eine Behauptung, die mir ſtets ungefährlich ſchien, denn ſie beleidigt nur die Todten); um es zu beweiſen, mußte ich ihnen die Sitten der vergangenen Zeit ſchildern. Ich glaubte Wunder was zu thun, daß ich ſogar die Ausdrücke ſo vieler Schriftſteller, die uns Memoiren hinterlaſſen haben, gebrauchte; nachher findet ſich, daß an dieſen Ausdrücken der königliche Prokurator Anſtoß nimmt, der ſie an meinen Autoren billigt und anderswo überall verfolgt. Konnte ich dies rathen, vorauswiſſen, mich deſſen nur verſehen, daß koſtbare, göttliche Züge, von einer Marquiſe von Sevigé, einer Mademoiſelle von Montpenſier oder einer Prinzeſſin Conti herrührend, von mir wiederholt, Abſcheu hervorbringen und daß die eigenen Worte dieſer berühmten Frauen, die in ihren Schriften Lob und Bewunderung erregen, in den meinigen Angriffe auf die öffentliche Sittlichkeit ſein würden?

O, wie würdet Ihr betroffen ſein, brave Landleute, meine Nachbarn, meine Freunde, wenn Ihr wüßtet, daß unſere Moral in Paris für unanſtändig gilt; daß dieſelben Reden, die Euch dort unten ernſt vorkamen, hier die Schamhaftigkeit beunruhigen und bei den Behörden Anſtoß erregen! Was für eine Idee werdet Ihr von der Strenge, der Reinheit der Sitten in dieſer Hauptſtadt bekommen, wo man den Mann, der Euch gerecht erſchien und deſſen Leben im Dorfe ein Beiſpiel von Einfachheit, Friedlichkeit, Regelmäßigkeit war, in die Klaſſe der Taugenichtſe ſetzt und ſcharf ins Gebet nimmt!

In allem Ernſt, meine Herren, kann man glauben, daß dieſe Anklage ernſthaft ſei? Wie wird man es ſich denken können? Wo die geringſte Spur, den geringſten Verdacht einer

Beleidigung der öffentlichen Moral in einer Schrift finden, deren Moral das Publikum nicht allein billigt, ſondern für den gewöhnlichen Lauf der Welt ſogar zu ſtreng findet und die Manche für eine Janſeniſtenpredigt halten würden, wenn ſie nicht durch die Handlungsweiſe und das ganze Leben des Verfaſſers geſtützt und bewahrheitet würde? Aufrichtig geſtanden, ich fange an zu glauben, es ſei etwas Wahres in dem, was man mir geſagt hat. Leute, die von Ihrer Handlungsweiſe unterrichtet ſind, meine Herren Prokuratoren des Königs, haben mich davon in Kenntniß geſetzt. Sie greifen in den Schriften ſelten das an, was Ihnen mißfällt. Wenn Sie ſich auf die Moral berufen, iſt es nicht die Moral, die Sie verletzt. Nach vielem Zaudern, Zweifeln, nehmen Sie hier zur Begründung einer Anklage einzelne Stellen heraus, die ſcheußlichſten, die erſchreckendſten, die Sie entdecken konnten und dieſe Stellen, hier ſind ſie: hören Sie, meine Herren, ich bitte Sie: Richter und Geſchworne, hören Sie, wenn Sie können, ohne zu ſchaudern, dieſe Scheußlichkeiten, die man Ihnen denunzirt: Die Prieſter geben Alles Gott; die Lehren des Hofes ſind nicht die beſten; die Präfekten ſpielen zuweilen Geſetzgeber: unſere Prinzen würden beſſer mit uns ſein, als mit ihren Vorfahren. Das iſt es, was Euch in Bewegung ſetzt, Generaladvokaten und Prokuratoren des Königs! Hierum ſchlagt Ihr ſo viel Lärm? Euer Dienſteifer entzündet ſich und die Treue ... Nein, Ihr habt gut reden, es iſt etwas Anderes; wenn in dem Pamphlet, das man im Namen der Schicklichkeit und Moral verfolgt, Alles von dieſem Ton wäre, wenn Alles dieſen ſtrafbaren Phraſen gliche, man hätte keine Notiz davon genommen und die öffentliche Moral würde nicht beleidigt worden ſein. Nehmen Sie dieſes Pamphlet in die Hand, meine Herren, ſchlagen Sie die ſtrafbaren, verläumderiſchen, ſchrecklichen, von Gift und Galle ſtrotzenden Stellen auf. Sie ſind erſtaunt, Sie begreifen nicht; aber wenden Sie das Blatt um, dann werden Sie begreifen, dann werden Sie den Handel verſtehen; Sie werden bald errathen, warum man ſich ärgert und woher es kommt, daß man nicht ſagen will, worüber man ſich ärgert. Blättern Sie, meine Herren, leſen Sie: Ein Prinz... Jetzt ſind Sie dabei: ein junger Prinz, im Kollege.... Das iſt es eben. Was ſag' ich? Es handelt ſich um Moral, um die öffentliche Moral oder, ich glaube, um die meinige oder um die des Pamphlets, das iſt gleichgültig; die Moral iſt die einzige Sorge derjenigen, die mir dieſe Händel bereiten; ſie haben kein anderes Objekt, ſehen weiter nichts; ſie liebkoſen die Moral mitſammt dem Hof, beides gleichzeitig. Warum nicht? Es hat Leute gegeben, die Bonaparte und die Freiheit zugleich liebten, ungetheilt.

Aber was macht das Ihnen, meine Herren Geſchwornen? Sie ſind nicht vom Hofe, denke ich mir. Seinem Mummenſchanz fremd, dürfen Sie in Ihren Familien die wahre Sittlichkeit wollen, nicht einen Jargon, Manieren. Werden Sie, wenn Sie hier fortgehen, Ihren Frauen, Ihren Töchtern erzählen: Ein Menſch hat gewagt zu ſagen, daß die Damen von ehemals, dieſe groſſen Damen, die mit aller Welt lebten, ausgenommen mit ihren Männern, unwürdige Kreaturen geweſen: er nennt ſie Huren: ich habe dieſen Menſchen beſtraft; ich habe ihn für ſchuldig erklärt; man wird ihn zu Gunſten der Moral ins Gefängniß ſetzen? Geſchworne, wenn Ihr ihnen dies erzählet, unterlaſſet nicht, ſie darauf „Reizende Gabriele“ ſingen zu laſſen und noch hinzuzuſetzen: Ja, meine Töchter, meine Frau, dieſe Gabriele war eine charmante Perſon. Sie verließ ihren Mann, um mit dem Könige zu leben, und ohne den König zu verlaſſen, lebte ſie mit Anderen. Liebenswürdige Spitzbüberei, feine Galanterie, Koquetterie der ſchönen Welt! Es giebt Leute, meine Töchter, die dies Ausſchweifung nennen; ſie beleidigen die Moral und es ſind Schelme, die man ins Gefängniß ſetzen muß. Vermeidet vor allen Dingen die Worte, meine Töchter, die Worte Ausſchweifung, Ehebruch; und ſo lange Ihr lebet, hütet Euch vor Redensarten, die den guten Ton, die Schicklichkeit verletzen; ſo that die reizende Gabriele.

So müſſen Sie zu Ihren Familien reden, wenn Sie mich verurtheilen, und nicht blos Ihren Familien, ſondern Allen würden Sie ſolche Beiſpiele, ſolche Sitten empfehlen. So weit es bei Ihnen ſteht, werden Sie aus dem gewerbfleißigen, wiſſenſchaftlichen und weiſen Frankreich, wie es iſt, das galante Frankreich von ehemals machen; bei ſich, in Ihren Häuſern werden Sie das Laſter predigen, wenn Sie mich beſtrafen, weil ich es an andern Orten getadelt habe. Frauen, verlaßt dieſe Gewohnheiten der Ordnung, der Weisheit, der Sparſamkeit; alles dies ſchmeckt nach dem gegenwärtigen Jahrhundert. Lebet nach der Weiſe der alten Höfe, nicht wie eine Ninon de l'Enclos, die Mädchen blieb, ſich nicht verheirathete, um nach ihrem Belieben leben zu können, die vor dem ehelichen Band ſich fürchtete: ſondern wie jene, die, weniger furchtſam, ihm trotzten, die gerade deshalb eine Verbindung ſchloſſen, um keinen Zügel zu haben, ſich zu Ehegattinnen machten, um frei zu ſein; die .... Hüten wir uns, wiederholt die Moral zu beleidigen! Kurz wie jene ſchönen Damen, deren Betragen in der ſtrafbaren Schrift auf naive Weiſe dargeſtellt wird.

In Ihrem Urtheilsſpruch, wenn er wider mich ausfällt, wird das Seltſame ſein, daß, obgleich Sie die Wahrheit dieſes Gemäldes der alten Sitten nicht leugnen können (denn was läßt ſich dem Zeugniß der Zeitgenoſſen entgegenſetzen?), ja, während Sie zugeben, daß ſie ſo waren, Sie mich blos deshalb verurtheilen würden, weil ich ſie ſchlecht genannt habe. Demnach würden Sie ſie für gut halten und einen Jeden auffordern, ſie nachzuahmen; was ſich von Ihnen, als Geſchwornen, nicht annehmen läßt, Sie möchten denn Gnaden- oder Gunſtbezeugungen und Ihren Privatvortheil bei der allgemeinen Sittenverderbniß zu erwarten haben.

Eben ſo ſeltſam würde es ſein, wenn ich von Ihnen nicht freigeſprochen werden könnte, weil ich die Gegenwart auf Koſten der Vergangenheit gelobt habe, von Ihnen, Männern der Gegenwart, von Ihnen, meine Richter, die Sie, wie mir ſcheint, mit unſerer Zeit leben; wenn Sie mich's bereuen ließen, Sie für beſſer gehalten zu haben, als Ihre Vorfahren und den Muth gehabt zu haben, es zu veröffentlichen, denn gerade dies iſt in der vor Sie gebrachten Druckſchrift ausgeſprochen oder zwiſchen den Zeilen zu leſen, worin ich mit Recht oder Unrecht behaupte, daß die jetzige Welt wenigſtens eben ſo gut iſt, als die von früher, was unterſtellt, daß ich Sie den Räthen der Chambre ardente, den Richtern des Urban Grandier, Fargus, Laubardemont, Oppède vorziehe, weil ich Sie für unterrichteter, gerechter und auch .... ja, meine Herren, weniger für Sklaven der Gewalt halte. Iſt es demnach an Ihnen, mich zu widerlegen, mir zu beweiſen, daß ich mich getäuſcht habe und werde ich durch Sie beſtraft werden, weil ich Sie zu hoch achtete? Ich würde, glaube ich, mit den Todten beſſer fertig werden, von denen ich ſchlecht geſprochen, wenn die Todten über mich zu Gericht ſäßen, als mit der Lebenden, die ich gelobt habe.

Alle Schüler des Ramus, wenn ſie heute auf die Erde zurückkämen, würden ohne Mühe zugeben, daß die Unſrigen mehr wiſſen und weiſer ſind, als ſie, denn ſie tödten wenigſtens ihre Lehrer nicht. Die galanten Damen von Brantôme würden die Wahrheit deſſen, was ich von ihnen geſagt habe, bekennen und über die Sorgfalt erſtaunen, die man ihrem Ruf widmet. Wenn ich hier kraft eines Privilegs als Redner es wagte, den Schatten des großen Laubardemont zu citiren, dieſes zu ſeiner Zeit dienſteifrigen, ergebenen Prokurators des Königs, er würde für mich gegen ſeine Nachfolger Partei nehmen; er würde mit mir gegen Sie ſein, mein Herr Generaladvokat, und Ihnen ſagen, daß Sie und wir mit einander beſſer leben, als unſere Vorfahren, wie ich es geſagt habe, wiederhole und ſagen werde, ſollten Sie, meine Herren, mich für dieſes Vergehen auch zum Maximum der Strafe verurtheilen. Aber machen Sie daraus nichts und hören Sie lieber, was ich hier hinzufüge. Ich habe viel Studium angewendet, um die vergangene Zeit kennen zu lernen, die Menſchen und die Dinge von ehemals mit dem zu vergleichen, was heute iſt, und ich habe gefunden, ſo wahr ich ein Bauer bin, ich habe gefunden, daß Alles jetzt beſſer geht oder weniger ſchlecht. Wenn Andere Ihnen das Gegentheil ſagen, ſo haben ſie nicht, wie ich, alle Regiſter der Geſchichte nachgeſchlagen, um zu wiſſen, wie die Sache ſteht. Wer die Vergangenheit lobt, kennt die Gegenwart nicht.

Wenn es alſo auf Moral ankommt, meine Herren, ſo müſſen Sie mir glauben, nicht dem Prokurator des Königs. Ich weiß davon mehr, als er, ohne allen Zweifel und in dieſem Stücke übertrifft meine Autorität die ſeinige. Weshalb? Aus dem nämlichen Grunde, den ich Ihnen eben geſagt habe; das Studium macht, daß ich mehr davon gelernt habe, und noch aus anderen Gründen; denn die Moral hat zwei Theile, die Theorie und die Praxis. In der Theorie bin ich ſtärker, als die Herren Prokuratoren des Königs, da ich mehr Muße gehabt habe, als ſie, und mehr Neigung, Betrachtungen darüber anzuſtellen, was die Weiſen ſeit 3000 Jahren bis auf unſere Zeit darüber geſchrieben haben. Was meine Grundſätze betrifft, meine Herren, ſo verlaſſen Sie ſich darin auf einen Menſchen, der täglich den Ariſtoteles, Plutarch, Montaigne und das Evangelium ſogar in der Sprache Chriſti lieſt. Kann der Prokurator des Königs daſſelbe ſagen, er, der mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt? Denn die Pflichten ſeines Amts, die ſtets zahlreichen Sorgen eines lobenswerthen Ehrgeizes, ohne den man ſolche Stellen nicht annimmt, und andere Pflichten, welche die Geſellſchaft denen auferlegt, die einen Rang darin einnehmen wollen: Beſuche, Aſſembleen, Spiel, Gaſtmähler, Ceremonien, ſo viel Sorgen und Vergnügungen laſſen am Ende einem beamteten Mann wenig Zeit übrig, ſich der Moral zu widmen, die ich ohne Zerſtreuung ſtudire. Ich muß ſie beſſer wiſſen und weiß ſie beſſer, zweifeln Sie nicht daran; und ſo viel, was die Theorie betrifft. Was die Praxis anlangt, ſo würde mein arbeitſames, fleißiges, thätiges und — wohl zu bemerken — gleichzeitig betrachtendes Leben, mein Leben in der freien Natur, frei von Leidenſchaften, Intriguen, Vergnügungen, Thorheiten, in welchem Betracht ich den Vergleich auch anſtelle, mir zu viel Vortheile gewähren und ich darf, ich muß ſogar ſagen, daß ich denen eine Ehre erzeigen würde, mit welchen ich mich vergliche, und wäre es auch mit

Ihnen, Herr Prokurator des Königs. Ja, auf dieſer Bank, auf welche Sie mich führen und worauf ſo viele Andere ſich zu entehrenden Strafen verurtheilt ſahen, ſogar auf dieſer Bank ſage ich Ihnen, meine Moral ſteht über der Ihrigen in jeder Beziehung, von welchem Geſichtspunkt es Ihnen belieben möchte, ſie zu betrachten; und wenn Einer von uns dem Andern darüber Vorleſungen halten müßte, ſo würden nicht Sie es ſein, der das Wort hätte, womit ich blos zu zeigen beabſichtige, daß ich mich durch die Art von Beleidigung, die mir widerfährt, durchaus nicht für erniedrigt halte und die Schande derſelben, wenn eine ſolche darin iſt, ganz auf die fällt und auf ihnen haften wird, die ſich einbilden, mich zu beſchimpfen.

In der That, die Welt täuſcht ſich nicht und die Urtheilsſprüche der Gerichte brandmarken nicht, wenn das Publikum ſie nicht beſtätigt hat. Cato wurde fünfmal verurtheilt, Sokrates ſtarb, weil er die Moral beleidigt haben ſollte. Ich bin weder Cato, noch Sokrates und weiß, wie viel daran fehlt. Gleichwohl befinde ich mich auf demſelben Wege, verfolgt von den Heuchlern und Schmeichlern der Gewalt. Wie auch Ihr Beſchluß ausfalle, meine Herren, und Sie werden dies hoffentlich nicht übel deuten, ja, meine Herren, ich will, daß man es wiſſe, und bedaure, daß nicht mehr Leute hier ſind, um mich zu hören, ich ehre Ihren Urtheilsſpruch, aber ich warte keineswegs darauf, um zu erfahren, ob ich recht gehandelt habe. Ich hätte daran zweifeln können, bevor mir dies begegnete, da ich nur erſt das Bewußtſein meiner Abſicht hatte. Aber aus dem Böſen, das man mir zufügen will, erkenne ich, daß mein Werk ein gutes iſt. Auch hätte ich Niemanden geärgert, wenn Niemand mir Beifall geklatſcht hätte. Die öffentliche Stimme, die ſich ausſpricht, ſo weit es ihr gegenwärtig geſtattet iſt, lehrt mich, was ich von der Schrift, die man vor Ihnen anklagt, zu denken habe und was ohne Zweifel Sie mit der ganzen Welt davon denken. Unter ſo vielen Menſchen jeden Alters, jeden Standes, und ich füge ſogar noch hinzu, jeder Meinung, die ſie geleſen haben, habe ich keinen geſehen, der, was die Moral betrifft, mir nicht dadurch befriedigt ſchien und, Dank dem Himmel, ich befinde mich in einer Stellung, in Glücksumſtänden, die mich der Schmeichelei nicht ausſetzen. Es iſt daher eine ausgemachte Sache, woran ich gar nicht zweifeln kann, daß das Publikum mich billigt, mich lobt. Wenn Sie, meine Herren, mich gleichwohl für ſtrafbar erklären, ſo werde ich auf mehr als eine Weiſe darunter leiden, abgeſehen von dem Verdruß, wie ſo vielen Andern nicht auch Ihnen gefallen zu haben; aber ich ſehe lieber, daß dem ſo ſei, als wenn das Gegentheil geſchähe, und ich von Ihnen losgeſprochen würde, während die ganze Welt mich verdammte.

So wollte Paul Louis ſprechen. Dieſe Worte und ſonſtige, die er hätte hinzuſetzen können, wären vielleicht nicht verloren geweſen, denn bei ſolchen Verhandlungen hat die Stimme des Angeklagten eine große Kraft; aber vielleicht hätte er dadurch die Geſchwornen nicht abgehalten, ihn zu verurtheilen, wie ſie es einſtimmig und ſo zu ſagen ohne Berathſchlagung gethan haben; ſo klar ſchien ihnen durch die lichtvolle Rede des Herrn Generaladvokaten die Sache zu liegen. Der Präſident ſtellte zwei Fragen: Iſt Paul Louis ſchuldig? Ja. Iſt Bobée ſchuldig? Nein. Der Hof entläßt Bobée, verurtheilt Paul Louis zu zwei Monat Gefängniß und 200 Franken Strafe. Kaſſationsrekurs. Wird der Rekurs zugelaſſen, ſo wird der Angeklagte reden und Punkte berühren, die in dieſer wahrhaft ſeltſamen Angelegenheit noch nicht vorgebracht ſind.

Petition an die Deputirtenkammer für Landleute, denen man das Tanzen wehrt.

(1820.)

Meine Herren!

Der Gegenſtand meiner Bitte iſt wichtiger, als es ſcheint, denn es handelt ſich in der Wirklichkeit zwar nur um Tanz und Vergnügungen; da dies aber einerſeits Vergnügungen des Volkes ſind, und nichts, was das Volk betrifft, Ihnen gleichgültig ſein kann, andererſeits die Religion dabei ſich betheiligt, oder, beſſer geſagt, durch einen übel verſtandenen Eifer kompromittirt findet, ſo denke ich, wie wenig Uebereinſtimmung zwiſchen Ihnen auch ſein mag, daß Sie Alle mein Geſuch Ihrer Aufmerkſamkeit würdigen werden.

Ich bitte, daß es den Einwohnern von Azai, wie früher, geſtattet ſei, Sonntags auf ihrem Gemeindeplatz zu tanzen und daß alle in dieſer Beziehung vom Präfekten erlaſſenen Verbote für nichtig erklärt werden.

Wir ſind dabei intereſſirt, wir Leute von Véretz, die wir zu den Feſten von Azai gehen, wie die von Azai zu den unſrigen kommen. Die Entfernung der beiden Kirchſpiele beträgt nur ungefähr eine halbe Meile: wir haben gar keine näheren noch beſſeren Nachbarn. Sie hier, wir bei ihnen, man bewirthet ſich der Reihenfolge nach, man zerſtreut ſich Sonntags, an

Sommertagen tanzt man nach Tiſch auf dem Platze. Nachmittags kommen die Geiger und zu gleicher Zeit die Gendarmen, worüber ich zwei Bemerkungen zu machen habe.

Wir tanzen nach dem Ton der Geige, aber erſt ſeit einer gewiſſen Zeit. Ehemals war die Geige den Bällen der anſtändigen Leute vorbehalten; denn anfänglich war ſie in Frankreich ſelten. Der große König ließ Geiger aus Italien kommen und hielt eine Geſellſchaft davon, um ſeinen Hof tanzen zu laſſen, gravitätiſch, edel, die Herren in ſchwarzer Perücke, die Damen im Reifrock. Das Volk bezahlte dieſe Geiger, bediente ſich ihrer aber nicht; es tanzte wenig, zuweilen nach dem Ton der Sackpfeife oder des Dudelſacks, wie dieſer Refrain bezeugt: Da iſt der fremde Dudelſackmann, tanze Lischen, ſpring' Johann. Wir, die Neffen dieſer Johann's und Lischen's, haben die Gewohnheiten unſerer Vorfahren aufgegeben und tanzen nach dem Ton der Geige, wie der Hof Ludwigs des Großen. Wenn ich ſage wir, ſo verſtehe ich mich; wir tanzen nicht gravitätiſch, noch bringen wir neben unſeren Frauen unſere Mätreſſen und Baſtarde mit. Dies iſt die erſte Bemerkung; die andere iſt folgende:

Die Gendarmen haben in Frankreich ſich vervielfältigt, noch mehr als die Geiger, obgleich ſie für den Tanz weniger nothwendig ſind. Wir würden ſie bei Dorffeſten nicht vermiſſen, und, die Wahrheit zu ſagen, wir begehren ſie nicht; aber das Gouvernement iſt heutigen Tages überall, und dieſe Ubignität erſtreckt ſich bis zu unſeren Tänzen, wo nicht ein Pas gemacht wird, wovon der Präfekt nicht unterrichtet ſein möchte, um darüber dem Miniſter Rechenſchaft zu geben. Wem ſo viele Beſorgniſſe mißfälliger, läſtiger ſind, und wer mehr darunter leidet, die Regierenden oder wir Regierten, Ueberwachten, das iſt eine große und merkwürdige Frage, die ich aber bei Seite laſſe aus Beſorgniß, mich mit den Herren zu überwerfen, oder irgend ein Wort zu ſagen, das wer weiß wohin führt.

Außer den gewöhnlichen Tänzen an Sonn- und Feſttagen giebt es einmal jährlich eine Aſſemblee in jeder Gemeinde, die, wenn die Reihe an ſie kommt, die andere empfängt. Dieſer

Tag bringt großen Conflux, große Freude für die jungen Leute. Die Geiger bleiben da nicht aus, wie Sie denken können. Beim erſten Bogenſtrich nimmt man ſeinen Platz ein und jeder holt ſeine Angebetete. Andererſeits ſpielt man Spiele, die das Gouvernement nicht verpachtet: Wurfſtein, Kegel. Inzwiſchen ſpricht dieſer oder jener von Geſchäften; Käufe ſchließen ſich ab, manche Kuh iſt verkauft worden, die auf dem Jahrmarkt übrig geblieben war. Alſo dieſe Aſſembleen ſind nicht bloße Zuſammenkünfte des Vergnügens wegen, ſondern berühren die Intereſſen des Allgemeinen und jedes Einzelnen und der Ort, wo ſie gehalten werden, iſt nicht weniger gleichgültig. Der Platz von Azai ſcheint hierzu beſonders gemacht zu ſein; er liegt in der Mitte der Gemeinde, auf feſt geſchlagenem, nicht gepflaſtertem Terrain und eignet ſich deshalb zu jeder Art von Spielen und Uebungen; er iſt von Buden umgeben, Wirthshäuſer, Schenken ſind zur Hand, denn wenig Käufe kommen ohne Trinken zu Stande, wenig Kontretänze gehen zu Ende, ohne einige Töpfchen Bier dazwiſchen; keine Unordnung, niemals der Schatten eines Zanks. Dies iſt ein Wunder für die Engländer, die uns zuweilen beſuchen und ſo zu ſagen nicht begreifen können, daß unſere Volksfeſte ſo ruhig ablaufen, ohne Fauſtſchläge, wie bei ihnen, ohne Mordthaten, wie in Italien, ohne Todtſaufereien, wie in Deutſchland.

Das Volk iſt verſtändig, was auch die geheimen Noten von ihm ſagen mögen. Wir arbeiten zu viel, um Zeit zu ſchlechten Gedanken zu haben, und wenn das alte Sprüchwort wahr iſt, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, ſo müſſen wir frei von Laſtern ſein, beſchäftigt wie wir ſind, ſechs Tage ohne Raſt und einen guten Theil des ſiebenten, ein Umſtand, den Einige tadeln. Sie haben Recht und ich möchte, daß an dieſem Tag alle Arbeit aufhörte; Sonntags und Feſttags ſollte man ſich durch alle Dörfer im Schießen, in dem Gebrauch der Waffen üben und an die auswärtigen Mächte denken, die an uns alle Tage denken. So machen es die Schweizer, unſere Nachbarn und ebenſo müßten wir es machen, um Leute zu werden, die ſich im

Fall eines Streits mit den Starken zu vertheidigen wiſſen. Denn ſtatt uns auf den Himmel zu verlaſſen und auf unſere Unſchuld, iſt es wohl beſſer, in 12 Tempo's laden zu lernen und im Nothfall einen Koſacken auf's Korn nehmen zu können. Ich hab's geſagt und wiederhole es: ackern, bei Zeiten ſäen, von Morgens an auf dem Felde ſein, daß iſt nicht alles, man muß ſich die Ernte ſichern. Richte Deine Setzlinge, mein Freund, übers Jahr, das kommt, wirſt Du die Reben ſenken und eines Tages, wenn Gott hilft, wirſt Du guten Wein keltern. Aber wer wird ihn trinken? Roſtopſchin, wenn Du Dich nicht bereit hältſt, ihn ihm ſtreitig zu machen. Meine Herren, denken Sie daran, ſo lange es noch Zeit iſt, überlegen Sie untereinander, ob es nicht angemeſſen ſein würde, in Betracht der gegenwärtigen oder bevorſtehenden Verhältniſſe den heiligen Sonntag ohne Beeinträchtigung der Meſſe zu Uebungen zu benutzen, die der Gott der Armeen billigt, als da ſind die Ladetempo's und die Bataillonfeuer. So könnten wir mit ſehr großem Vortheil für den Staat und für uns die beim Tanz verlorene Zeit erſetzen. Unſere Frommen verſtehen es jedoch anders. Sie möchten, daß man an dieſem Tage ganz und gar nichts thäte, als beten und ſeine Horen herſagen. Dies iſt etwas Beſſeres und das einzig Nothwendige, die Sache des Seelenheils. Aber der Einnehmer iſt da; man muß für ſolche bezahlen und arbeiten, die gar nicht arbeiten. Und wie viel denken Sie, daß auf unſere Koſten leben? Kinder, Greiſe, Bettler, Mönche, Lakeien, Höflinge, wie viel Leute zu unterhalten und meiſtens prächtig! Sodann der Glanz des Thrones und dann die heilige Allianz; welche Koſten, welche Ausgaben, und will man ihnen Genüge leiſten, hat man dann jemals zu viel? Sie wiſſen es übrigens und ſehen es, meine Herren, die die Sonntagsarbeit ſo ſehr haſſen, wollen beſoldet ſein, ſchicken Exekutoren, vermehren das Budget. Nach ihrer Anſicht müſſen wir jedes Jahr mehr zahlen und weniger arbeiten.

Aber wie? Der Buchſtabe tödtet und der Geiſt macht lebendig. Als die Kirche das Gebot that, an gewiſſen Tagen ſich aller Dienſtverrichtung zu enthalten, da gab es Leibeigne, die an die Scholle gefeſſelt waren, für ſie, zu ihren Gunſten wurde die Ruhe vorgeſchrieben. Damals gab es keinen Heiligen, den das hörige Volk nicht gern ſchwänzte; der Herr allein verlor dabei, der ſie ernähren mußte und ſie ſonſt mit Arbeit überhäuft hätte; in dieſer Zeit der Unterdrückung war die Vorſchrift weiſe und das Geſetz heilſam. Aber ſeitdem es weder Lehn, noch Panzerhemd mehr giebt und wir — ein weniges fehlt noch daran — von der alten Knechtſchaft befreit, wenn die Steuern bezahlt ſind, für uns arbeiten, können wir nur auf unſere eigenen Koſten müßig gehen; uns dazu zwingen, iſt . . . iſt ſchlimmer als das Budget, denn das Budget kommt wenigſtens den Hofdienern zu gut, aber unſer Müßiggang nützt Niemandem. Die Arbeit, die man uns verbietet, was man uns zu thun verhindert, die Lebensmittel und die Kleidung, die man uns dadurch nimmt, bringen keine Penſionen, keine Gnadengeſchenke, keine Beſoldungen hervor, dies heißt uns rein umſonſt ſchaden.

Die Engländer, die unſere Feſte ſehen, zeigen alle dieſelbe Verwunderung, machen alle dieſelbe Bemerkung, aber unter ihnen giebt es welche, die ſich noch mehr darüber wundern, dies ſind die älteſten, die ehemals nach Frankreich kamen und einige Erinnerungen von der alten Touraine und dem Volk der guten gnädigen Herren haben. In der That, ich erinnere mich daran: damals, in meiner Jugend, vor der großen Zeit, wo ich als freiwilliger Revolutionsſoldat eine meiner Kindheit ſo theure Gegend verließ, habe ich die verhungerten, zerlumpten Bauern geſehen, wie ſie vor allen Thüren und auf allen Wegen, an den Zugängen der Städte, der Klöſter, Schlöſſer die Hände ausſtreckten, wo ihr unvermeidlicher Anblick die Plage derjenigen war, die der allgemeine Wohlſtand heutzutage unwillig und bekümmert macht. Die Bettelei erſteht wieder, ich weiß es, und wird, wenn es wahr iſt, was man ſagt, wunderbare Fortſchritte machen, aber lange dieſen Grad von Elend nicht erreichen. Die Berichte, die ich darüber liefern könnte, ſind matt für Solche, die es ſo geſehen haben, wie ich, den Andern würden ſie als eine ſpaßhafte Erfindung vorkommen. Hören Sie einen Zeugen, einen Mann aus dem großen Jahrhundert, einen ſorgfältigen und unintereſſirten Beobachter; ſeine Ausſage kann nicht verdächtig ſein, es iſt La Bruyère:

„Man ſieht, ſagt er, gewiſſe wilde Thiere, männlichen und weiblichen Geſchlechts auf dem Lande verbreitet, ſchwarz, bleifarbig, nackt und ganz verbrannt von der Sonne, an dem Boden liegend, den ſie mit einer unbeſiegbaren Beharrlichkeit umwühlen und bearbeiten. Sie haben eine Art von artikulirter Stimme und wenn ſie ſich erheben und auf den Füßen ſtehen, zeigen ſie ein menſchliches Antlitz und wirklich ſind es Menſchen; ſie ziehen ſich Nachts in Hütten zurück, wo ſie von ſchwarzem Brot, Waſſer und Wurzeln leben. Sie erſparen den andern Menſchen die Mühe zu ſäen, zu ackern und ihren Lebensunterhalt einzuſammeln, und verdienten alſo nicht Mangel an dem Brote zu leiden, das ſie geſäet haben.“

Dies ſind ſeine eigenen Worte; er redet von den Glücklichen, von denen, die Brot, Arbeit hatten und dies war damals die kleine Zahl.

Könnte La Bruyère wiederkommen, wie man ſonſt wiederkam, und unſeren Aſſembleen beiwohnen, er würde dort nicht bloß menſchliche Geſichter ſehen, ſondern Geſichter ſchönerer, vor Allem beſcheidenerer Frauen und Mädchen, als an dem ſo ſehr geprieſenen Hof, ohne Widerrede mit beſſerem Geſchmack angezogen, mit mehr Liebreiz, mehr Schicklichkeit geſchmückt, beſſere Tänzerinnen, dieſelbe Sprache redend (auffallend auf dem Lande), aber mit einer ſo niedlich, ſo ſanft artikulirten Stimme, daß er, glaube ich, damit zufrieden ſein würde. Er würde ſie Abends nicht in ihre Hütten ſich zurückziehen ſehen, ſondern in ihre zierlich gebauten und meublirten Häuſer. Suchte er alsdann jene Thiere, welche er beſchrieben hat, ſo würde er ſie nirgends finden, und ohne Zweifel die Urſache einer ſo großen, ſo glücklichen Veränderung ſegnen, welche es auch ſein möge.

Die Feſte von Azai waren unter allen unſeren Dorffeſten berühmt und zogen eine Maſſe Menſchen aus den umliegenden

Bauerſchaften und Gemeinden herbei. In der That, ſeitdem die Burſchen in dieſer Gegend die Mädchen zu Tanz führen, d. h. ſeit der Zeit, daß wir Bauern der Cherufer angefangen haben, uns ſelbſt anzugehören, war der Platz von Azai vorzugsweiſe unſer beſtändiger Sammelplatz für Tanz und Geſchäfte. Wir tanzten dort, wie unſere Väter und Mütter gethan hatten, ohne daß je ſeit Menſchengedenken irgend ein Skandal, irgend eine Beſchwerde daraus entſtanden wäre, und dachten gar nicht, verſtändig, wie wir ſind, und da wir keine Störung verurſachen, daß wir in der Ausübung dieſes alten, legitimen, durch ein ſo langes Herkommen erworbenen und geheiligten, auf den erſten Geſetzen der Vernunft und des ſchlichten Verſtandes gegründeten Rechts geſtört werden dürften; denn offenbar hat man in ſeinem Hauſe ein Recht, zu tanzen, und wo ſoll das Publikum denn ſein, wenn nicht auf dem öffentlichen Platz? Man jagt uns nichtsdeſtoweniger davon. Ein Firman des Präfekten, den er Beſchluß nennt und jüngſt hat bekannt machen, beim Trommelſchlag verkündigen laſſen, in Erwägung ꝛc., verbietet auf dem beſagten Platz in Zukunft zu tanzen, mit Kugeln zu ſpielen oder Kegel zu ſchieben, und dies bei Androhung von Strafe. Wo ſoll man tanzen? Nirgend, man ſoll gar nicht tanzen. Dies iſt in dem Beſchluß des Herrn Präfekten nicht geradezu geſagt; aber es iſt dies ein geheimer Artikel zwiſchen ihm und anderen Mächten, wie es ſeitdem wohl den Anſchein gehabt hat. Man ſignifizirte uns dieſes Verbot einige Tage vor unſerem Feſte, unſerer Johannis-Aſſemblee.

Die Betroffenheit war groß bei allen jungen Leuten, bei allen Boutikenkrämern und Anderen, die auf einigen Abſatz gerechnet hatten. Was geſchah? Das Feſt fand ſtatt, traurig, ohne Leben, langweilig; die Aſſemblee wurde gehalten, aber wenig beſucht und man zerſtreute ſich hierhin, dorthin. Man tanzte dem Beſchluſſe zum Trotz außerhalb des Dorfs am Ufer des Cher, auf dem Raſen, unter dem Haſelbuſch; dies iſt noch idylliſcher, als die Schuppen auf dem Markt, in einem Hirtengedicht von beſſerem Effekt, mit einem Wort poetiſcher. Aber bei uns Arbeitsleuten bekümmert man ſich darum wenig; wir haben nach dem Tanz lieber einen Speckpfannkuchen in der nächſten Schenke, als das Murmeln der Wellen und den Schmelz der Wieſen.

Unſere Sonntage in Azai ſind ſeit dieſer Zeit verlaſſen. Wenig Leute kommen von außerhalb herein und Niemand bleibt dort. Man begiebt ſich nach Véretz, wo der Zudrang groß iſt, weil daſelbſt noch kein Beſchluß den Tanz unterſagt hat. Denn der Pfarrer von Véretz iſt ein einſichtsvoller, unterrichteter Mann, beinahe ein Achtziger, aber ein Freund der Jugend, zu vernünftig, um ſie nach dem alten Schlendrian umformen und durch Bullen von Bonifazius und Hildebrand regieren zu wollen. Man tanzt vor ſeiner Thür und am öfterſten vor ihm. Weit entfernt, dieſe Vergnügungen zu tadeln, die an ſich nur höchſt unſchuldig ſind, iſt er dabei gegenwärtig, und glaubt gut daran zu thun, indem er ihnen durch ſeine Gegenwart und die Achtung, die Jeder ihm zollt, einen höheren Grad von Anſtändigkeit und Ehrbarkeit verleiht. Ein weiſer Seelenhirt, wahrhaft fromm; könnten wir ihn noch recht lange behalten zur Erleichterung der Armen, zur Erbauung des Nächſten und zur Ruhe dieſer Gemeinde, worin ſeine Klugheit den Frieden, die Sanftmuth, die Einigkeit und die Verträglichkeit aufrecht erhält.

Der Pfarrer von Azai dagegen iſt ein junger Mann von kochendem Eifer, kaum aus dem Seminar gekommen, ein Kämpfer der ſtreitenden Kirche, der mit Ungeduld nach Auszeichnung ſtrebt. So wie er inſtallirt war, griff er den Tanz an, und ſcheint Gott verſprochen zu haben, ihn in ſeiner Pfarre abzuſchaffen, wozu er ſich verſchiedener Mittel bedient, wovon das hauptſächlichſte und bis jetzt allein wirkſame die Autorität des Präfekten iſt. Durch den Präfekten gelingt es ihm, uns am Tanzen zu verhindern, und bald wird er uns das Singen und das Lachen verbieten laſſen. Bald! was ſag' ich? Es ſind ſchon welche von unſeren jungen Leuten vorgefordert, bedroht, geſcholten worden, weil ſie geſungen, weil ſie gelacht haben. Es iſt nichts Neues, wie man weiß, daß die Diener der Kirche auf den Gedanken gefallen ſind, ſich zur Bekehrung der Sünder des weltlichen Armes zu bedienen, wozu die Apoſtel, der Vorſchrift des Meiſters gemäß, nur das Beiſpiel und das Wort anwendeten. Denn Jeſus hatte geſagt: Geht und bekehrt! Aber er hatte nicht geſagt: Geht mit Gendarmen, bekehrt durch den Präſekten, und ſeitdem erklärte der Schutzengel der Schule, der heilige Thomas, deutlich, daß man zum Wohlthun nicht zwingen dürfe. Man zwingt uns nicht, es iſt wahr; man verhindert uns am Tanzen. Aber dies iſt ein Beförderungsmittel, denn dieſelben Mittel, die gut ſind, uns von der Sünde abzubringen, können und werden dazu dienen, uns zu guten Werken zu beſtimmen. Wir werden faſten, auf Befehl nicht des Arztes, ſondern des Präſekten.

Und was ich Ihnen ſoeben ſage, findet nicht bei uns allein ſtatt. Es iſt anderer Orten, in den übrigen Gemeinden dieſes Departements, die junge Pfarrer haben, ebenſo. Einige Meilen von hier, z. B. in Fondettes, an der andern Seite der beiden Flüſſe Loire und Cher, in einer reichen, glücklichen Gegend, wo man die Arbeit und die Freude mindeſtens eben ſo liebt, wie an dieſer Seite, iſt den Kreisbewohnern durch einen Beſchluß des Präſekten alles Tanzen gleichfalls verboten. Ich meine das Tanzen auf dem Platz, wo die Feſtlichkeiten einen Zuſammenfluß von mehreren tauſend Menſchen aus den benachbarten Dörfern und aus Tours herbeiführten, das nur zwei Meilen davon iſt. Die Weiler in der Nähe von Paris, die Vergnügungsörter von Marſeille, wo, nach den Erzählungen von Reiſenden, noch ein größerer Zudrang, insbeſondere aus den Städten ſtattfindet, boten weniger Vergnügen, weniger ländliche Heiterkeit. Ihr braucht deshalb nicht mehr neidiſch zu ſein, ländliche Bälle von Sceaux und auf der Wieſe St. Gervais: dieſe Feſte haben aufgehört, denn der Pfarrer von Fondettes iſt auch ein junger Mann aus dem Seminar, wie der von Azai aus dem Seminar von Tours, einem Hauſe, deſſen Eleven, wenn ſie erſt im Weinberge des Herrn arbeiten, ſofort jedes Vergnügen, jede Zerſtreuung mit der Wurzel ausrotten und aus einem lachenden

Dorfe ein finſteres Trappiſtenkloſter machen wollen. Dies iſt erklärlich: in dem Jahrhundert, worin wir leben, erklärt man Alles, nie hat die Welt über die Wirkungen und über die Urſachen ſo viel nachgedacht. Die Welt ſagt, daß dieſe jungen Prieſter im Seminar durch einen Kloſterbruder, Iſidor iſt ſein Name, erzogen werden, einen Mann, der aus den hohen Regionen der Monarchie hingeſchickt iſt, um unſere Doktoren zu unterrichten, die Lehrer zu bilden, die uns auf einen anderen Weg zu bringen beſtimmt ſind. Der Mönch macht die Pfarrer, die Pfarrer ſollen uns zu Mönchen machen. Alſo der Abſcheu dieſer jungen Leute gegen die unbedeutendſte Beluſtigung iſt ihnen durch den traurigen Mönch eingeflößt, der ſelbſt jedoch ein moraliſcher Wüſtling iſt. Indem man ſo zu den mittelbaren Gründen zurückgeht, kommt man zuletzt auf Gott, den Grund aller Dinge. Gott überläßt uns dem Kloſterbruder. „Herr, Dein Wille geſchehe in allen Dingen!“ Aber wer hätte das bei Auſterlitz gedacht?

Ein anderer Krieg, den dieſe jungen Seminariſten gegen unſere Tänzer führen, iſt die Beichte. Sie nehmen den Mädchen die Beichte ab, ohne daß man dagegen etwas einzuwenden findet und ertheilen ihnen keine Abſolution, als wenn ſie das Verſprechen geben, dem Tanze zu entſagen, was wenige unter ihnen zuſagen, welchen Einfluß auch ſowohl auf ihr Geſchlecht, als auf ihre Jugend ein fünfundzwanzigjähriger Beichtvater haben möge, dem die Bekenntniſſe, das Geheimniß und die Vertraulichkeit, die nothwendig daraus folgt, ſo viele Vortheile, ſo viele Ueberredungsmittel in die Hand geben; aber die Beichtkinder lieben das Tanzen. Meiſtens lieben ſie auch einen Tänzer, der, wenn er ſie eine Zeit lang verfolgt und geliebt hat, zuletzt ein Ehemann wird. Alles dies geht öffentlich vor ſich, alles dies iſt gut und an ſich viel ſchicklicher, als Zuſammenkünfte unter vier Augen mit dieſen jungen Leuten in ſchwarzem Habit. Iſt es zu bewundern, daß ſolche Neigungen den Sieg über die Abſolution davon tragen und daß die Zahl der Kommunikanten ſich dies Jahr, wie man ſagt, um drei Viertel vermindert findet? Die Schuld liegt allein an dem Pfarrer, der ſie in den Fall ſetzt, zwiſchen dieſer Religionspflicht und den ſüßeſten Gefühlen dieſes Lebens zu wählen, woraus ſich ergiebt, daß der Eifer in der Leitung der Seelen nicht zureicht, ſelbſt wenn er mit Wohlthätigkeit verbunden iſt. Es muß noch die Behutſamkeit hinzukommen, ſagt Paulus, die heutigen Tags bei dieſem religiöſen Geheimniß eben ſo nothwendig iſt, wie zur Zeit des Apoſtels.

Wie geſagt, das Volk iſt in der That klug, bei Weitem klüger und auch glücklicher, als vor der Revolution; aber man muß eingeſtehen, es iſt viel weniger fromm. Wir gehen Sonntags nach dem Pfarrdorf zur Meſſe, unſerer Geſchäfte wegen, um unſere Freunde oder unſere Schuldner dort zu ſehen; wir gehen hin, wie Viele kommen wieder (ich ſchäme mich gewaltig, es zu ſagen), ohne die Meſſe gehört zu haben, ohne in die Kirche gegangen zu ſein! Als der Pfarrer von Azai letzte Oſtern vier Männer haben wollte, die kommunizirt hatten, um den Thronhimmel zu tragen, konnte er ſie im Dorfe nicht finden; er mußte ſie von auswärts nehmen: ſo ſelten und klein iſt bei uns die Frömmigkeit. Die Urſache davon iſt, wie ich glaube, dieſe: Das Volk, ſeit geſtern Eigenthümer, iſt noch trunken, von ſeinem Eigenthum eingenommen, beſeſſen; es ſieht nur dies, träumt von nichts Anderem, und im Betreff der Induſtrie gleichfalls jüngſt frei geworden, ergiebt es ſich ganz der Arbeit, vergißt alles Uebrige, auch die Religion. In der früheren Sklaverei lebte es im Müßiggang, konnte Gottes Wort hören, darüber nachſinnen und an den Himmel denken, in welchem ſeine Hoffnung, ſein Troſt war. Gegenwärtig denkt es an die Erde, die ihm gehört und Unterhalt giebt. Weder für jetzt, noch für die Zukunft verlangt der Bauer mehr, als ein Stück Feld, ein Haus, das er hat oder haben will, wofür er arbeitet und zuſammenſcharrt, ohne ſich Ruhe und Genuß zu gönnen. Er hat für weiter nichts Sinn, und ihm von andern Dingen ſprechen, heißt ſeine Zeit vergeuden. Hieraus entſteht die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion, die der Abbé de Lamennais und mit gutem Recht zum Vorwurf macht. Er ſpricht ſehr wahr; wir gehören nicht zu jenen Lauen, die, nach dem Ausdruck des Apoſtel Paulus, der Herr ausſpeit, wir ſind ſtarr und das iſt das Schlimmſte. Dies iſt das eigentliche Uebel des Jahrhunderts. Um dem abzuhelfen und uns aus dieſer Gleichgültigkeit zu der Inbrunſt zu führen, die man zurückwünſcht, muß man Schonung anwenden, ſanfte und anziehende Mittel, denn andere würden eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Dabei iſt Klugheit nöthig, und darauf verſtehen dieſe jungen Pfarrer ſich ſchlecht. Ihr Eifer iſt freilich bewundernswürdig, aber nicht ſyſtematiſch genug. Auch bringt es ihr Alter nicht mit ſich.

Um hier meine Meinung darüber zu ſagen, ſo höre ich wenig auf die Deklamationen gegen die heutige Jugend und halte die Klagen, die gewiſſe Leute darüber führen, für ſehr verdächtig, indem ich mich ſtets der Worte erinnere: „Wir wollen uns durch Verleumden an ihnen rächen!“ (wenn man blos verleumdete, aber man geht viel weiter); dennoch muß etwas Wahres an dieſen Reden ſein und ich fange an, mich zu überreden, daß die weltliche Jugend, wenn ſie auch nicht niedergeſäbelt, mit Füßen getreten oder erſchoſſen zu werden verdient, heutigen Tags doch nicht viel werth ſein kann, da ſelbſt dieſe jungen Prieſter in ihrer friedlichen Beſchäftigung ſolche Neigungen offenbaren, die von der Weisheit und Zurückhaltung ihrer Vorgänger weit abweichen. Ich habe Ihnen, meine Herren, ſchon unſern guten Pfarrer von Béreß angeführt, der wie ein Vater unter uns iſt; aber der von Azai, deſſen Stelle der junge Seminariſt hat, beſaß nicht weniger Mäßigung und hatte ſich gleichfalls aus allen ſeinen Pfarrkindern eine Familie gebildet, deren Freuden und Kummer, Leiden und Vergnügungen er theilte, an denen in der That kein Tadel gefunden werden konnte. Er ſah ſehr gern, daß die Burſchen und Mädchen tanzten und beſonders auf dem Gemeindeplatz, denn dort ſah er es lieber, als an irgend einem andern Platz und ſagte, das Böſe werde ſelten öffentlich ausgeführt. Auch fand er merkwürdigerweiſe, daß die jungen Mädchen auf dieſem Platz mit ihren Schätzen lieber zuſammenkamen, als anderswo, lieber als im Geſträuch oder auf dem Felde, oder wo ſie ſonſt irgend den Blicken ſich entziehen konnten, wie es geſchehen wird, wenn unſere Feſte ganz und gar unterdrückt ſind. Er hütete ſich, dieſe Unterdrückung nachzuſuchen, oder den Tanz in die Reihe der Todſünden zu ſtellen und ſich an die Gewalt zu wenden, um unſchuldige Freuden zu ſtören. Denn, ſagte er, am Ende müſſen dieſe jungen Leute ſich doch ſehen, ſich trauen, ehe ſie ſich heirathen, und wo könnten ſie ſich je ſchicklicher treffen, als dort unter den Augen ihrer Freunde, ihrer Eltern und des Publikums, das in der That der höchſte Richter über Schicklichkeit und Anſtand iſt?

So urtheilte dieſer gute Pfarrer, den die ganze Gegend beweinte, ein braver Mann, ſo brav wie es je einen gab, untadelhaft in ſeinen Sitten und ſeinem Betragen. Und, die Wahrheit zu ſagen, die jungen Prieſter, die Nachfolger dieſer alten, ſind es auch, denn man kann kein muſterhafteres Leben ſehen, als das ihrige. Die Geiſtlichkeit lebt jetzt nicht wie ehemals, ſondern zeigt in allen Stücken eine Regelmäßigkeit, die der apoſtoliſchen Zeiten würdig iſt. Glückliche Wirkungen der Armuth! glückliche Frucht der Verfolgung, die ſie zu jener großen Zeit erlitt, wo der Herr ſeine Kirche heimſuchte! Es iſt keine der geringſten Wohlthaten, die man der Revolution verdankt, daß nicht allein die Pfarrer, ein zu jeder Zeit ehrenwerther Stand, ſondern auch die Biſchöfe ſittlich ſind.

Gleichwohl ſteht zu befürchten, daß ſo vortreffliche Beiſpiele, die geeignet wären, zur Aufrechthaltung der Religion mächtig beizutragen, durch die Unvorſichtigkeit der neuen Prieſter rein für ſie verloren gehen. Sie machen die Religion dem Volke nicht angenehm, wenn ſie dieſe als eine Feindin aller Zerſtreuungen darſtellen, traurig, finſter, ſtreng, wenn ſie zu beſtändiger Bußübung auffordern und von verdienten Höllenqualen ſprechen, ſtatt über Texte zu predigen, die ſich für die Gegenwart eignen, z. B. „Wiſſet, daß mein Joch leicht iſt", oder: „Ich bin ſanftmüthig und demüthigen Herzens." So würde man verirrte Schafe zurückführen. Die allzugroße Strenge macht ſie ſcheu.

Wie groß unſere Sünden auch ſein mögen, wir haben jetzt gar keine Zeit, Buße zu thun. Man muß ſäen und beſtellen. Wir können nicht wie Mönche leben, wie Leute, die aus der Frömmigkeit ihr Handwerk machen, deren ſämmtliche Gedanken ſich dem Himmel zukehren. Vorſchriften, welche für ſie gegeben ſind, für ſie, die, von der Erde losgelöſt, die ganze Welt für einen Miſthaufen anſehen, ſagen uns nicht zu, die wir hier unten unſer Weib und Kind, unſer Hab und Gut haben und wie der gute Alte ſagt, unglücklicherweiſe an alles dies unſer Herz hängen. Und was thun wir Böſes, wenn wir nichts Gutes thun, wenn wir nicht arbeiten? Unſere Erholungen, unſere Spiele, die Feſttage haben nichts Verwerfliches, auch nicht in irgend einem Nebenumſtande. Denn um uns zu verhindern, auf dem Platze von Azai zu tanzen, giebt man vor, dieſer Platz liege vor der Kirche, dort tanzen, hieße vor Gott tanzen, und das hieße ihn beleidigen.

Aber ſeit wann denn? Unſere Vorfahren tanzten darauf, und ſie waren frömmer, ſagt man uns, als wir; wir haben nach ihnen darauf getanzt. Der heilige König David tanzte vor der Bundes-Lade, und der Herr billigte es; er fand Wohlgefallen daran, ſagt die Schrift. Und wir, die wir weder Heilige, noch Könige ſind, aber nichts deſto weniger brave Leute, wir ſollen nicht tanzen dürfen vor unſerer Kirche; die Bundeslade aber iſt, nach den frommen Schriftgelehrten, ihr Abbild. Was Gott an ſeinen Heiligen liebt, ſoll ihn an uns beleidigen! Die Kirche von Azai ſoll durch dieſelbe Handlung entweiht werden, wodurch die Bundeslade und der Tempel von Jeruſalem geheiligt wurden.

Waren unſere Pfarrer bis auf dieſen Tag ungläubig, ketzeriſch, ruchlos, oder katholiſche Prieſter und zum mindeſten eben ſo geſcheidt, wie Seminariſten? Sie billigten dergleichen Vergnügen und nahmen Theil an unſeren Beluſtigungen, die nur den Eleven des Mönches Aergerniß geben können.

Sie werden daher entſcheiden, meine Herren, ob es nicht angemeſſen ſein würde, uns in unſer Recht, auf dem Platze von

Azai Sonntags und Feſttags zu tanzen, wieder einzuſetzen: ferner werden Sie unterſuchen, ob es an der Zeit iſt, den Mönchen zu gehorchen und Gebete zu leiern, wenn man nahe, ganz nahe auf uns anlegt, wenn um uns herum ganz Europa bewaffnet ſich im Feuer übt, die Kanonen in Batterien, mit brennender Lunte.

Vèrez, 12. Juli 1822.

Notizbuch des Winzers Paul Louis während ſeines Aufenthalts in Paris.

(Im März 1823.)

Anzeige des Verlegers.

Wir geben nur Auszüge aus des Winzers Paul Louis Notizbuch, worin ſich Vieles findet, was nur für ihn verſtändlich iſt; Anderes iſt für die gegenwärtige Zeit zu kühn und könnte ihm verdrießliche Händel bereiten. Wir haben dieſe Stellen unterdrückt oder gemildert. Man muß die von Gott auf Erden eingeſetzten Machthaber in Ehren halten und die Preßfreiheit nicht mißbrauchen. Dieſe Anzeige iſt natürlich vom Verfaſſer ſelbſt.

Herr von Talleyrand ſagte in einem Geſpräch mit dem König, den er vom Krieg abhalten wollte: Sire, ich bin alt. Dies hieß ſo viel wie: Sie ſind alt; denn ſie ſind von gleichem Alter. Der König, dem dies mißfiel, antwortete ihm: Nein, Herr von Talleyrand, nein, Sie ſind nicht alt, der Ehrgeiz altert nicht.

Talleyrand führt das große Wort und nennt ſich verantwortlich für die Reſtauration.

Alter und Tod ſind zwei harte Worte für den alten Hof. Ludwig XI. verabſcheute ſie, vor Allem das Wort Tod, und um es nicht zu hören, befahl er, wenn man ihn ſeinem Ende nahe ſähe, blos zu ſagen: „Reden Sie wenig“, um ihn von ſeinem Zuſtande Kenntniß zu geben. Aber ſeine Leute vergaßen den Befehl, und als es ſo weit war, ſagten ſie ihm das grauſame Wort, das er ſehr bitter fand. (Siehe Philipp de Comines.)

— Als Marchangy ſchon Deputirter zu ſein glaubte und ſich bei Herrn Peyronnet befand, beſichtigte er ſeine Wohnung, die ihm ziemlich bequem zu ſein ſchien. Nur den Salon hätte er beſſer verziert gewünſcht, das Vorzimmer geräumiger, um ſowohl den Hof, als die Stadt darin warten zu laſſen; auch mit der Treppe war er nicht ganz zufrieden. Der Gascogner, der ſeine Gedanken errieth, fürchtete ſich vor dieſem Ehrgeiz und beſchloß, ihm Einhalt zu thun; und er that es, indem er die Nullität ſeiner Erwählung an den Tag kommen ließ, worüber ſonſt kein Wort geſagt worden wäre.

— Vier Gardes du Corps haben das Parterre im Gymnaſe dramatique geprügelt. Man ſagt, dies ſei der Ordonnanz Ludwig XIII. zuwider, die ihnen verbietet, die Unterthanen des Königs ohne Grund zu mißhandeln oder zu ſchlagen. Aber es war ein Grund vorhanden; das Parterre will die Couplets nicht beklatſchen, die den Gardes du Corps gefallen und ihnen den Sieg in Spanien verſprechen, wenn ſie da Krieg führen, was in keiner Weiſe wahrſcheinlich iſt.

— In der Nähe des Invalidenplatzes haben ſechs Schweizer einige Fleiſcher angefallen. Dieſe haben zwei Schweizer getödtet und alle Uebrigen verwundet, welche die Flucht ergriffen und Säbel und Czako im Stich ließen. Die Fleiſcher ſollten zuweilen in's Parterre gehen und die Schweizer ſich ſtets des 10. Auguſt erinnern.

— Lebrun findet in meinem Herodot ein Bischen zu viel altes Franzöſiſch, einige ſchleppende Phraſen. Beranger iſt derſelben Anſicht, ohne gleichwohl dieſe Ueberſetzungsweiſe zu tadeln. Mit der Vorrede iſt man zufrieden.

— Die Boulevards ſind voll von Karrikaturen, alle auf das Volk. Man ſtellt es grob, ausſchweifend, thieriſch, ſinnlich, dem Hoſe ähnlich dar, aber im Häßlichen. Um es zu korrumpiren, bildet man es korrumpirt ab. Der Ehebruch iſt der gewöhnliche Gegenſtand dieſer Bilder. Ein Mann liegt mit ſeiner Frau auf dem Bett und der Galan darunter, oder vielmehr der Galan darauf und der Mann darunter. Ein Text dient zur Erklärung. In einem andern ſieht der Mann durch das Schlüſſelloch und erblickt die Zeitvertreibe ſeiner Frau, eine Scene aus den Variétés. Dieſes Theater wird bald das ausſchließliche Privileg haben, dergleichen darzuſtellen. Es wird allein die ſogenannten luſtigen Stücke ſpielen, d. h. die ſchmutzigen, anwidernden, wie die Kreſſenverkäuferin. Die Cenſoren beeifern ſich, Alles, was edle Gefühle erwecken könnte, darin zu ſtreichen. Das Stück iſt gut, wenn nur nicht von Freiheit, von Vaterlandsliebe die Rede darin iſt; es iſt vortrefflich, wenn Rendezvous allerliebſter Frauenzimmer mit allerliebſten Militärs darin vorkommen, die ihre Bedienten prügeln, ihre Gläubiger hinauswerfen, ihre Eltern betrügen; dies iſt die gute Luſt, die man empfiehlt. Das Volk korrumpiren iſt jetzt die Sache, die große Sache. In der Kirche und in den Schulen unterrichtet man es in der Heuchelei, im Theater im ancien régime und ſeiner ganzen Sittenverderbniß. Man richtet ihm Häuſer ein, wo es das Gelernte praktiſch anwendet.

In England werden — gerade umgekehrt — Karrikaturen und Farcen auf die Großen gemacht und dieſe dem Spott des Volkes preisgegeben, das auf dieſe Weiſe ſeine Sitten bewahrt und den Hof beſſert.

— Ich habe einen Menſchen geſehen, der aus Amerika kommt. Er iſt drei Jahre dort geweſen, ohne davon reden zu hören, was wir hier die Autorität nennen. Kein Menſch hat ihn nach ſeinem Namen, ſeinem Stande gefragt, noch ob er Exiſtenzmittel hätte, noch woher, warum, wie. Er hat drei Jahre gelebt, ohne regiert zu werden und ſich bis zum Sterben gelangweilt. Es giebt dort keine vornehmen Salons. Ohne Salons leben, iſt in Frankreich unmöglich, ein ausbündig höfiſches Volk. Der Hof geht durch ganz Frankreich: das erſte

Bedürfniß iſt, ſein Hofkompliment zu machen. Mancher verachtet auf der Tribüne die Großen und die Potentaten, der Abends vor X. eine tiefe Verbeugung macht und ſich bei Y. nicht niederzuſetzen wagt, während dieſer ihm auf die Schulter klopft und ihn mein Lieber nennt. Wie viel Böſes, ſagt La Bruyère, entſteht daraus, nicht allein ſein zu können.

— In Boulogne ſur Mer hatte Herr Léon von Chanlaire in einem eigens mit vielen Koſten von ihm dazu erbauten Saale eine Schule für wechſelſeitigen Unterricht begründet. Dreihundert Kinder lernten daſelbſt Arithmetik und Zeichnen. Die Reichen zahlten für die Armen, und funfzig der letzteren waren durch die Spenden der erſteren gekleidet worden. Alles ging aufs Beſte. Dieſe Kinder unterrichteten ſich und wurden nicht gepeitſcht. Die Ignorantinerbrüder, die peitſchen und nicht unterrichten, haben die Schule ſchließen laſſen und überdies von den Jeſuiten, die Herren über Alles ſind, den Saal des Herrn von Chanlaire geſchenkt verlangt. Chanlaire iſt hierher geeilt, um mit den Jeſuiten zu reden und ſein Eigenthum zu vertheidigen. (Zu merken, daß alle Händel ſich in Paris entſcheiden; die Provinzen werden wie erobertes Land behandelt.) Er geht zu Frayſſinous, der ihm mit dieſen Worten antwortet: Was ich entſchieden habe, vermag keine Macht der Welt zu ändern. Ein merkwürdiger Ausſpruch, nur eines Alexander oder Frayſſinous würdig.

Alle dieſe Eheloſen, welche die kleinen Jungen peitſchen und den Mädchen die Beichte abnehmen, ſind mir ein wenig verdächtig. Ich wünſchte, daß wenigſtens die Beichtväter verheirathet wären. Dieſe Peitſchenhelden von den unwiſſenden Brüdern müßte man, ſo ſcheint es mir, auf die Galeeren ſetzen, wenn Niemand einen beſſern Rath weiß. Den Kindern, die ſich nicht peitſchen laſſen wollen, zerbrechen ſie die Arme. Man hat es vergangene Woche in den Journalen geleſen. Welcher Wahnſinn! **Flagellandi tam dira cupido?**

— Ein Engländer hat mir geſagt: Unſere Miniſter ſind nicht beſſer als die Eurigen. Sie korrumpiren die Nation für die Regierung, belohnen die Gemeinheit, ſtrafen jede Art von Seelengröße. Sie machen falſche Verſchwörungen, in die ſie ſolche verwickeln, die ihnen mißfallen, ſodann falſche Geſchworene, um über dieſe Verſchwörungen zu entſcheiden. Dies iſt Alles wie bei uns. Aber es giebt dort keine Polizei, das iſt der Unterſchied.

Dies iſt ein großer, ſehr großer Unterſchied zu Gunſten des Engländers. Die Polizei iſt das wirkſamſte Mittel, ein Volk niedrig und feig zu machen. Welchen Muth kann ein Menſch haben, der in der Furcht vor den Gendarmen erzogen iſt, der nicht laut zu ſprechen wagt, noch ohne Paß ſich von der Stelle zu rühren, dem Jeder ein Spion iſt, und der fürchtet, daß ſein Schatten ihn beim Kragen faſſe?

Um unſere Rekruten in die Flucht zu jagen, brauchen die Spanier ſich nur als Gendarmen zu verkleiden.

— Als Marchangy in der Deputirtenkammer ſprechen wollte, war er ganz erſtaunt, ſich widerſprechen zu ſehen, und verlor ſogleich den Kopf. Da er im Palais zu ſein glaubte, entſchlüpften ihm die Worte: Man ſtreiche ihn aus dem Verzeichniß; in's Gefängniß mit den Ruheſtörern; Herr Präſident, wir fordern Sie auf..... Poſſierliche Sache, ein Marchangy auf der Tribüne, ohne Robe und ohne geſtreifte Mütze; aber in ſeiner Mütze..... Jeffries, Laubardemont! Er wird, wie man ſagt, wieder gewählt werden, und denkt die Unwürdigen auszuſchließen.

— Die Hofjournale ſchimpfen auf den Herzog von Orleans. Man haßt ihn, man fürchtet ihn, man will ihn zum Reiſen bewegen. Jüngſt ſagte der König zu ihm: Nun, Herr Herzog von Orleans, Sie gehen alſo nach Italien? — Daß ich nicht wüßte, Sire. — Mein Gott ja, Sie gehen hin, ich ſage es Ihnen und Sie verſtehen mich wohl. — Nein, Sire, ich verſtehe Sie nicht, und ich verlaſſe Frankreich nicht anders, als wenn ich muß.

— Dieſer von Effiat, der Deputirte an meiner Stelle, iſt ein Enkel von Ruzé von Effiat, der Madame Henriette von England das Cichorienwaſſer gab. Daher kommt ihr Glück;

Monſieur belohnte dieſen treuen Diener. Monſieur lebte bei dem Chevalier von Lorraine, den Madame nicht liebte. Das häusliche Leben war geſtört. Von Effiat brachte mit Cichorienwaſſer Alles in Ordnung. Monſieur trug ſeit dieſer Zeit ſtets Gegengift in ſeiner Taſche und von Effiat lieferte es ihm. Das ſind Dienſte, welche die Großen nicht vergeſſen und die eine adlige Familie in die Höhe bringen. Mein Stellvertreter iſt nicht der Mann, der Fürſten Gift [illegible]er Gegengift giebt; er würde ein qui pro quo machen. Es iſt eine Art von Blödſinnigem, der Meſſe dient und ſo häufig als möglich das Abendmahl nimmt. Er hatte, wie man ſagt, nur 50 Stimmen im Wahlkollegium; das Uebrige haben ſeine Stimmenſammler gemacht. Ich hatte 220 von bekannten Leuten.

— Der Kaiſer Alexander ſagte zu Herrn von Châteaubriand: Im Intereſſe meines Volks und meiner Religion müßte ich dem Türken den Krieg erklären; aber ich glaubte wahrzunehmen, daß es ſich zwiſchen Griechenland und dem Türken um Revolution handle, und ich habe keinen Krieg erklärt. Ich liebe mein Volk und meine Religion viel weniger, als ich die Revolution haſſe, die im wahren Sinne des Wortes mein Geſpenſt iſt. Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind, ich wollte Ihnen dies erzählen. — Welche Vertraulichkeit eines Kaiſers! Und der Romanzendichter, der dieſe Vertraulichkeit veröffentlicht! Alles in ſeiner Rede iſt bizarr.

Er hört die Worte aus dem Munde des Kaiſers herauskommen. Man hört einen Wagen oder Pferde aus dem Stall herauskommen, aber wer zum Teufel hört jemals Worte herauskommen? Und warum ſagt er nicht: Ich habe dieſe Worte herauskommen geſehen aus dem Munde meines guten Freundes, der 800,000 Mann auf den Beinen hat? Dies würde poſitiv ſein, und man würde an ſeiner hohen Gunſt beim ruſſiſchen Hofe weniger zweifeln.

Denken Sie ſich, als er dies ſchöne Stück Arbeit den Damen vorgeleſen hatte und man ihm rieth, etwas darin zu ſtreichen, bevor er es in der Kammer verleſe, wollte er es nicht thun, indem er ſich auf den Beifall der Madame Recamier ſtützte. Nun ſagen Sie noch, daß es nichts Neues giebt. Hat man dies ſchon erlebt? Wir führen die Engländer an: Fragt Canning die Lady's, die Mißtreſſes der City um Rath, wenn er zu den Friedens-, zu den Kriegskammern reden will?

Wenn die Schriftſteller Aemter bekommen, verlieren ſie gewöhnlich ihr Talent und lernen die Geſchäfte gar nicht. Bolingbroke bereute es, Adiſon und Steele zu ſich berufen zu haben.

Früher als Boiſſy d'Anglas, widerſetzte ſich Sokrates, mit Gefahr ſeines Lebens, über einen ungeſetzlichen Vorſchlag vom verſammelten Volke abſtimmen zu laſſen. Ravez hat dies nicht geleſen; denn er hätte es in der Manuel'ſchen Angelegenheit ebenſo gemacht. Freilich hatte Sokrates als Präſident der Tribus weder Beſoldung vom Hof, noch Gendarmerie zu ſeiner Dispoſition. Manuel iſt vier Tage groß geweſen; das iſt viel. Was mußte er jetzt thun? Sterben, um nicht zu fallen.

— Herr von Arlincourt hat ſich an den Hof begeben und geſagt: Hier iſt mein Einſiedler und meine andern Romane, die dem Chriſtenthum Châteaubriand's wenig nachgeben. Mein Galimatias iſt ſo viel werth, wie der ſeinige; macht mich wenigſtens zum Staatsrath. Man hat ihn nicht erhört. Aus Wuth verläßt er die Partei und wird liberal. Er iſt der Marſchall von Hocquincourt, Jeſuit oder Janſeniſt, je nach der Laune ſeiner Gebieterin und den Empfang, den er im Louvre hat.

— Ravez verwünſcht ſein Schickſal und wünſcht ſich zu allen Teufeln. In der Manuel'ſchen Sache hat er gethan, was er konnte, um die Jeſuitenpartei zufrieden zu ſtellen. Es iſt ihm nicht gelungen, Die, denen er dient, werfen ihm vor, daß er ſich ſchlecht dabei benommen habe, ſagen, er ſei ein Tölpel, er habe den Auftritt vermeiden müſſen und mit einiger Vorausſicht würde er den Menſchen am Eintritt verhindert oder ihn ohne Lärm hinausgeſchafft haben. Die Stellung eines Bedienten iſt verdrießlich! Soſias ſagt: Die Herren ſind niemals zufrieden. Ravez will's zu gut machen. Hyde de Neufville kommt beſſer fort und verſteht's zum Verwundern. Ich ſehe da unten die Miniſter meines Königs. Er hat ſeinen König wie Pardeſſus: Mein König hat mir verziehen. Dies iſt die wahre Ergebenheit. Die Ergebenheit muß immer ein bischen idiotiſch ſein. Das gefällt einem Herrn weit mehr, als die Leute, die den Fähigen ſpielen.

— Werden wir Kapuziner ſein, werden wir es nicht ſein? Das iſt heute die Frage. Geſtern fragten wir noch: Werden wir die Herren der Welt ſein?

— Als ich mich dieſen Morgen im Palais Royal erging, kam M..n...rd daher und ſagte zu mir: Nimm Dich in Acht, Paul Louis, nimm Dich in Acht, die Scheinheiligen werden Dich umbringen laſſen. — Wie ſoll ich mich in Acht nehmen? ſagte ich zu ihm. Sie haben Könige ermorden laſſen; ſie haben dagegen auf den Bruder Paul einen verfehlten Anſchlag gemacht, auf den andern Paul in Venedig, Fra Paolo Sarpi. Er iſt ihnen hübſch entwiſcht,

— Favbier ſagte mir eines Tages: Eure Phraſenmacher verderben alles; um beklatſcht zu werden, ſetzen ſie ihren esprit an die Stelle des geſunden Menſchenverſtandes, den das Volk verſtehen würde. Das Volk verſteht die pomphafte Beredtſamkeit, die langen Raiſonnements nicht. Es ſcheint Ihnen leicht, antwortete ich ihm, eine Rede für's Volk zu halten; Sie glauben, der geſunde Verſtand ſei etwas Gewöhnliches und es ſei leicht, ihn gut auszudrücken.

— Der Vicomte Foucault erzählt uns von ſeinem Geſchlecht: Seine Vorfahren, ſagt er, wären Kriegsbefehlshaber geweſen. Er führt ihre Schlachten und ihre glänzenden Thaten an. Aber wenn der Nachkomme von Alphau und Bayard nur ein Gendarm zu Befehl des Präfekten iſt, meiner Treu, ſo iſt das wenig. Der Vicomte von Foucault gewinnt keine Schlachten, er packt die Leute mit der Fauſt. Dieſe Adligen, wenn ſie nicht Hofbedienten ſein können, werden ſie Häſcher oder Gefängnißaufſeher. Alle Garde du Corps wollen Gendarmen ſein.

— Die Memoiren der Madame Campan verdienen wenig

Glauben. Für den Hof Bonaparte's, der Lektionen nöthig hatte, geſchrieben, ſind ſie ſeitdem von Perſonen nachgeſehen, die ein Intereſſe dabei hatten, ſie zu verändern. Die Verfaſſerin bezieht Alles auf die Etikette und ſchreibt den Umſturz der Monarchie der Nichtbeachtung des Ceremoniels zu. Dieſer Anſicht ſind viele Leute. Heinrich III. ſtiftete die Etikette und gleichwohl wurde er ermordet. Vermuthlich war an dieſem Tage etwas vernachläſſigt worden. Die Etikette macht die Könige zu Sklaven des Hofs.

In dieſen Memoiren wird erzählt, ein Garderobemädchen unter Madame Campan, die Kammerfrau war, habe 18000 Franken Gehalt gehabt; dies iſt ſo viel, wie heutzutage 36000 Franken. Daher wollte alle Welt in der Garderobe angeſtellt ſein. Wie viel Menſchen verbringen noch ihr Leben damit, auf ſolche Anſtellungen zu hoffen! Montaigne macht ſich an einer Stelle über diejenigen luſtig, die zu ſeiner Zeit ſich dem Ackerbau und was er häusliche Wirthſchaft nennt, widmeten. Geht zu den Königen, wenn Ihr reich werden wollt, ſagte er, und Demoſthenes ſagte: Die Könige machen den Menſchen mit einem einzigen Worte reich; bei Euch, Athenienſer, iſt dies nicht möglich, Ihr müßt arbeiten oder erben. Man ſetze in Genf einen König mit einem fetten Budget ein, jeder wird die Uhrmacherkunſt mit der Garderobe vertauſchen, und da die Bedienten eines Prinzen Bediente haben, die ſelbſt wieder Bediente haben, ſo wird ein ganzes Volk Lakai. Daher der Müßiggang, die Niederträchtigkeit, alle Laſter und eine charmante Geſellſchaft.

Madame Campan macht aus der Königin ein Muſter aller Tugend; aber ſie ſprach einſt anders von ihr, und man ſieht in O'Meara, was ſie Bonaparte über ſie ſagte, wie z. B.: die Königin habe in der Nacht vom 5ten auf den 6. Oktober eine Mannsperſon in ihrem Bett gehabt und dieſe Mannsperſon habe beim Entfliehen die Unterhoſen verloren, die ſie, Madame Campan gefunden hätte. Dieſe Geſchichte iſt ein wenig verdächtig. Herr von La Fayette glaubt ſie nicht. Bonaparte hat gelogen oder Madame Campan.

Sie ſchreibt ſchlecht und ſteht der Frau von Motteville nach, die auch Kammerfrau war. Frau von Hauſſet, eine andere Kammerfrau, wird erſcheinen. Man druckt ihre ſehr merkwürdigen Memoiren. Dies ſind die wahren Geſchichtſchreiber der legitimen Monarchie.

— Man zeigt einen Brief von Herrn Arguelles, worin es wörtlich heißt: Ihr König droht uns; er will uns einen Prinzen und 100,000 Mann ſchicken, um unſere Händel nach dem Recht von Gottes Gnaden zu ordnen. Hier unſere Antwort:

Er führe die Charte aus, oder wir werden ihm Mina ſchicken und 10,000 Mann mit der dreifarbigen Fahne; er jage ſeine Emigrirten fort und ſeine feilen Höflinge; weil wir das moraliſche Contagium fürchten.

— Horace Vernet will ein Gemälde der Manuel'ſchen Scene anfertigen. Aber welchen Moment wird er wählen? Den, als Foucault ſagt: Greift den Deputirten; — oder wo der Sergeant ſich weigert; ich hätte dieſe lieber. Denn abgeſehen davon, daß das Wort „greift“ ſich nicht malen läßt (ohne Zweifel ein großer Verluſt), würden zwei unendliche Figuren darauf ſein, Foucault und der Präſident, der zwar nicht dabei war, den man ſich aber immer denken würde. In dieſer Zuſammenſetzung würde das Gehäſſige vorherrſchen und das könnte nicht gefallen, was auch Boileau darüber ſagt. Der Moment der Weigerung dagegen bietet zwei edle Charaktere dar, Manuel und der Sergeant, die beide intereſſant ſind, zwar nicht in demſelben Grade, aber auf dieſelbe Weiſe und durch die ſchönſte Handlung, deren der Menſch fähig iſt, den Widerſtand gegen die Gewalt. Derartige Züge ſind ſelten, man muß ſie ſammeln, ſie darſtellen und dem Volke empfehlen. Andrerſeits kann man auch ſagen, daß Manuel, Foucault und ſeine Gendarmen viel zu denken geben würden, und der Präſident hinter der Leinwand, denn er iſt einer von den Gegenſtänden, die eine einſichtsvolle Kunſt .... Die Feſtigkeit Manuel's und die Niedrigkeit der Andern würden einen Kontraſt bilden: dieſe einem Herrn dienend und den Vortheil im Voraus berechnend, die

Belohnung, die der Infamie der Handlung ſtets angemeſſen iſt; jener den öffentlichen Beifall vor den Augen und den zukünftigen Ruhm.

— Die Armeelieferanten ſind ſämmtlich gute Edelleute und aus den beſten Familien. Man muß die Ahnenprobe machen, um in die Schlächterei einzutreten oder in die Abtheilung für das Fußbekleidungsweſen. Die Frauen haben ein großes Intereſſe dabei; die Maitreſſen und die Liebhaber theilen; Gräfinnen, Herzoginnen, Barone, Marquis, ſie machen alle mit den Lebensmitteln des Soldaten gute Geſchäfte. Ehemals richtete ſich der Adel durch den Krieg zu Grunde, jetzt bereichert er ſich und ſpekulirt ſehr gut auf die Treue.

— Die Schiffbrücken, die zur Achſe von Strasburg nach Bayonne geſchafft werden, werden 100,000 Franken Frachtgeld koſten und drei Monat unterwegs ſein. In Bayonne in einem Monat gebaut, hätten ſie 40,000 Franken gekoſtet. Die Munitionswagen, die man von Breſt nach Bayonne zu Lande expedirt, würden zur See gar nichts koſten. Aber es beſteht eine Geſellſchaft für Landtransporte, bei der Leute vom Hof betheiligt ſind und man zieht dieſes Beförderungsmittel vor. Man muß alten Familien wieder auf die Beine helfen, die der Monarchie wieder auf die Beine helfen werden, wenn ſie in Spanien ſtürzt.

— Die Parvenues ahmen die Leute aus guter Familie nach. Viktor, ſeine Frau, ſein Sohn greifen mit beiden Händen nach dem Gelde. Man ſpricht von 50,000 Thalern Abſtandsgeld. Alles wird bei verſchloſſenen Thüren und ohne öffentliche Bekanntmachung zugeſchlagen. So erwirbt ſich ein Landhaus nach Art des ancien régime. Inzwiſchen tanzt Marcellus mit Miß Canning.

— Am Ende wird es aller Welt zum Trotz Krieg geben. Madame will ihn nicht. Frau von Cayla ſcheint ihm ſehr abgeneigt zu ſein. Mademoiſelle, die ihre Puppe befragt hat, erklärt ſich für den Frieden, ebenſo die Amme und alle Wickelfrauen von Monſeigneur dem Herzog von Bordeaux. Kein

Menſch will den Krieg. Aber da kommt die Oſterzeit und alle Beichtväter verweigern die Abſolution, wenn man keinen Krieg anfängt; er wird daher angefangen werden.

— Der Herzog von Guiche ſagte neulich in einem Salon, auf den Beichtvater Monſieur's und andere Prieſter zeigend: Dieſe Scheinheiligen werden uns zu Grunde richten.

— Man proponirt mir Hundert gegen Eins, daß unſere Jeſuiten Spanien nicht erobern werden und ich bin verſucht, darauf einzugehen. Unter Bonaparte bot ich hundert gegen eins, daß er Spanien erobern würde; kein Menſch wollte halten; ich hätte verloren; vielleicht gewinne ich diesmal.

— Tauſend luſtige Anekdoten von dem Friedensheros, Witze, Calembourgs von allen Seiten. Er reitet die Pferde auf der Straße nach Bayonne zu Schanden, macht, ſagt man, vier Meilen in der Stunde, reiſt ſchneller als Napoleon, kommt aber nicht ſo früh an, weil ſeine frommen Uebungen ihn unterwegs aufhalten. Er beſucht die Kirchen und küßt die Reliquien. Das Volk, das dies ſieht, liebt die Kirche und die Reliquien um deſto weniger.

— Es giebt keinen Bauer auf unſerm Lande, der nicht ſagt, Bonaparte lebe und werde wiederkommen. Sie glauben's alle nicht, aber ſie ſagen's. Dies iſt unter ihnen eine Art Gaunerſprache, ein Uebereinkunftswort, um das Gouvernement zu verſpotten. Das Volk haßt die Bourbons, weil ſie es betrogen haben, eine Milliarde verſchlucken und der Fremde dienen, weil ſie immer ausgewandert ſind und nicht geliebt ſein wollen.

— Barnave ſagte zur Königin: Sie müſſen ſich beim Volke beliebt machen. — Ach, ich möchte es, ſagte ſie, aber wie? — Madame, das iſt für Sie viel leichter, als für mich. — Wie ſoll ich es anfangen? — Madame, antwortete ihr Barnave, alles iſt in einem Wort enthalten: Aufrichtigkeit.

— Man wird marſchiren, man wird in Spanien einrücken, man wird die Bulletins der großen Armee mit den Heldenthaten der Garde erneuern, anſtatt Murat wird es Laroche-Jacquelin ſein. Ohne einen Menſchen zu begegnen, wird man

Schlachten gewinnen, Städte einnehmen, kurz man wird triumphirend in Madrid einrücken und da beginnt der Krieg. Nie werden ſie Spanien erobern, Herr Ls.

Ich glaube es; aber nicht Spanien, Frankreich wollen ſie erobern. Bei jedem Bülletin Martainville's, bei jedem Sieg der Herren Gardes du Corps erzählte man hier irgend ein Stückchen aus dem ancien régime, und was ſchadet's den Jeſuiten, daß die Armeen zu Grunde gehen, wenn ſie nur dem König die Beichte abnehmen?

— In der Pairskammer ſagte geſtern Jemand: Nehmen Sie an, unſere Leute in Spanien ſollen Heilige ſein. Sie ſollen keine dummen Streiche begehen; man wird alles bezahlen und der Soldat wird kein Huhn eſſen, das nicht auf dem Markt gekauft wäre. Ordnung, wunderbare Mannszucht; man wird alles mit ſich führen, ſogar Frauenzimmer, um die Infantinnen zu ſchonen. Die Eroberung der Halbinſel wird zu Stande kommen, ohne irgend Jemand zu beleidigen und unſere Armee wird mit Segnungen überhäuſt werden. Darauf hat Herr Catelau das Wort ergriffen und geſagt: Ich weiß nicht, wie Ihr es machen werdet, wenn Ihr in Spanien ſeid; aber in Frankreich iſt Euer Betragen ſchlecht genug. Da werdet Ihr bezahlen, ſagen Sie, und hier nehmt Ihr. Da iſt eine Requiſition von 4000 Ochſen, um von Toulouſe nach Pau Eure Artillerie zu führen, die ihre Pferde hat; aber ſie ſind anderweit verwendet. Sie ziehen die Equipagen der Herzöge, der Marquis und der Gardes du Corps. Die Kanone bleibt zurück. Ihr ſpannt unſere Ochſen davor im Augenblick der Beſtellzeit. In Spanien werdet Ihr weiſe ſein, gut, ich will es glauben und Ihr werdet mit Ordnung verfahren, aber in Euren Vorbereitungen ſehe ich nichts als Verwirrung.

— Guilleminot hat einen Bericht abgeſtattet, deſſen Hauptinhalt iſt, daß die Armee nöthig hat, ſich durch eine oder zwei Altersklaſſen zu rekrutiren, um im Stande zu ſein, nicht zu marſchiren, denn dazu hat es gar keinen Anſchein, ſondern blos die Grenze zu bewachen; daß der Generalſtab gut iſt und ihm wird, was man haben will; daß die Glücksoffiziere aber, und vor allem die Unteroffiziere, wenig Neigung zeigen, ins Feld zu rücken, weil ſie denken, gegen ſie werde der Krieg geführt. Guilleminot iſt, weil er dieſe Dinge geſagt hat, abberufen und ſein Adjutant, als Correſpondent Fabvier's, verhaftet. Victor reiſt zur Armee ab.

— Ein Hof bei der Armee (ſiehe darüber die Denkſchrift von Feuquieres), das hat Bonaparte in's Verderben geſtürzt, obgleich er Bonaparte war. Der Hof ſeines Bruders Joſeph rettete Wellington mehr als einmal. Folglich, wo ein Hof iſt, denkt man an nichts, als den Hof zu machen. Der Herzog von Angoulême hat carte blanche für die Belohnungen und man weiß ſchon, wer ſich auszeichnen wird. Hohenlohe wird Marſchall werden. Dies iſt ein Deutſcher, bei dem die Prinzen als Emigranten gewohnt haben. Er wird unſere Generäle kommandiren und keiner von ihnen wird ein Wort ſagen. Der Adel gehorcht von jeher ſogar fremden Baſtarden gern, wie der Marſchall von Sachſen einer war. Was die Soldaten betrifft, die machen zwiſchen einem Deutſchen und einem Emigranten wenig Unterſchied. Sie werden ihn ſo lieb haben, wie Coigny und Vioménil. Kein Menſch wird ſich beklagen. In England würde man ſo etwas nie dulden. Wir werden das ganze ancien régime bekommen, man wird uns nicht einen Mißbrauch erlaſſen.

Proklamation.

Soldaten, Ihr rückt in Spanien ein, um das ancien régime wiederherzuſtellen und die Revolution zu beſeitigen. Die Spanier haben in ihrem Lande Revolution gemacht; ſie haben das ancien régime zerſtört und deswegen ſchickt man Euch gegen ſie; und wenn Ihr das ancien régime in dieſem Lande wiederhergeſtellt haben werdet, wird man Euch hierher zurückführen, um daſſelbe zu thun. Wißt Ihr nun aber, meine Freunde, was das ancien régime iſt? Für das Volk ſind es Steuern; für die Soldaten ſchwarzes Brot und Stockſchläge; Stockſchläge und ſchwarzes Brot, dies iſt das ancien régime für Euch. Dies ſollt Ihr wiederherſtellen, zuerſt dort und dann bei uns.

Die ſpaniſchen Soldaten haben in Spanien die Revolution gemacht. Sie waren des ancien régime müde und wollten weder ſchwarzes Brot, noch Stockſchläge mehr; ſie wollten etwas anderes, Avancement, Offiziersſtellen, ſie haben ſie jetzt und werden Offiziere, wenn die Reihe an ſie kommt, gemäß dem Geſetze. Unter dem ancien régime können die Soldaten niemals Offiziere werden …, unter der Revolution dagegen werden die Soldaten Offiziere. Ihr begreift; dies iſt es, was die Spanier bei ſich eingeführt haben und was man verhindern will. Man ſchickt Euch eigens hin, aus Furcht, daß dieſelbe Sache hier eingeführt werde und daß Ihr eines Tages Offiziere werden möchtet. Rückt daher aus, ſchlagt Euch gegen die Spanier, vorwärts, laßt Euch zu Krüppeln machen, damit Ihr keine Offiziere werdet und Stockſchläge bekommt.

Die Fremden ſind es, auf deren Geheiß wir hingehen, denn der König möchte lieber nicht. Aber ſeine Verbündeten zwingen ihn, Euch hinzuſchicken. Seine Verbündeten, der König von Preußen, der Kaiſer von Rußland und der Kaiſer von Oeſterreich folgen dem ancien régime. Sie geben den Soldaten viel Stockſchläge mit wenig ſchwarzem Brod, und befinden ſich dabei ſehr gut, ſie die Souveraine. Eine Sache jedoch beunruhigt ſie. Der franzöſche Soldat, ſagen ſie, bekommt ſeit 30 Jahren keine Stockſchläge mehr und ſiehe, der Spanier verweigert ſie auch; nimmt dies noch ein wenig überhand, dann Adieu Knute, Keiner wird ſie bei uns mehr wollen. Dem muß man abhelfen, lieber früher als ſpäter. Sie haben daher beſchloſſen, die Herrſchaft des Stockes überall wiederherzuſtellen, aber blos für die Soldaten; Ihr ſeid's, die ſie damit beauftragen. Soldaten, fliegt dem Siege entgegen, und wenn die Schlacht wird gewonnen ſein, wißt Ihr, was Euch erwartet: Die Adligen werden avanciren, Ihr werdet Stockſchläge bekommen. Rückt in Spanien ein, marſchirt mit klingendem Spiel, brennender Lunte; im Namen der auswärtigen Mächte: es lebe die Knute, es lebe der Stock; kein Avancement für die Soldaten, keine Offiziersſtellen, als für die Adligen!

Wenn Ihr von der Expedition zurückkehrt, werdet Ihr die rückſtändigen Stockſchläge bekommen, die man Euch ſeit 1789 ſchuldet. Nachher wird man dafür ſorgen, ſie immer gleich zu berichtigen.

— Die Polizei, ſagt man, wird eine große Verſchwörung entdecken, die große Verzweigungen in den Provinzen und in der Armee haben wird. Man nennt ſchon Leute, die ſicher dabei ſein werden. Aber die Arbeit iſt noch nicht fertig.

Diplomatiſches Aktenſtück.

Aus engliſchen Journalen.*)

(1823.)

An meinen Bruder, den König von Spanien.

Ihr Schreiben habe ich erhalten, mein theurer Bruder oder Vetter, da wir von leiblichen Geſchwiſtern herſtammen. So ſind Sie denn, Dank dem Himmel, bald aus den Händen Ihrer rebelliſchen Unterthanen erlöſt, worüber ich mich als Verwandter, Nachbar und Freund herzlich mit Ihnen freue, im Uebrigen ganz mit Ihnen einverſtanden über unſere legitime und geheiligte Gewalt. Wir regieren von Gottes Gnaden, der uns die Völker giebt, und von unſern Handlungen ſind wir nur Gott Rechenſchaft zu geben ſchuldig oder vielmehr den Prieſtern. Das verſteht ſich. Eine gleich unzweifelhafte Folge hieraus iſt, daß wir niemals nöthig haben, von den Unterthanen Geſetze anzunehmen, mit ihnen uns in Vergleiche einzulaſſen, oder gar durch ſolche Vergleiche, die ja vom göttlichen Rechte aus null und nichtig ſind, uns für gebunden zu halten. Es iſt für Perſonen unſeres Ranges der letzte Grad von Erniedrigung, dem Volke Verſprechungen zu machen und Wort zu halten, wie ſehr richtig unſer Großvater Ludwig XIV. glorreichen Andenkens ſagte, der ſich doch wohl auf ſein Königsgeſchäft verſtand. Unter ihm ſah man die Franzoſen nicht murren, mochte er ihnen auch noch ſo viel Laſten aufbürden und ſie nach Kräften arm machen; Keiner wagte ein Wort, ſo lange er lebte. Für ſeine Kriege, Maitreſſen, Palaisbauten nahm er ihnen den letzten Heller weg; das heißt regieren. Karl II. von England machte es beinahe ebenſo. Als er, wie wir, nach zwanzigjähriger Verbannung nach dem wirklich erfolgten Tode ſeines Vaters (Karl I.) wieder auf den Thron gelangte, erklärte er laut, daß er es vorzöge, ſich einem fremden, ſeiner Nation feindlichen Könige zu unterwerfen, als mit ihr ſich abzufinden oder in Angelegenheiten des Staates ſie zu befragen. Erhabene Geſinnungen, ſeines Blutes, ſeines Ranges und ſeines Namens würdig! Ich, mein Vetter, der ich Ihnen dies ſchreibe, ich würde der abſoluteſte König von Europa ſein, wenn ich mich blos hätte mit meinem Volk verſtändigen wollen. Nichts war leichter. Das mich der Himmel vor einer ſolchen Niedrigkeit bewahre! Ich gehorche dem Kongreſſe, den Fürſten, den Kabinetten und erhalte von ihnen Befehle, die mich oft in Verlegenheit ſetzen, immer ſehr unverſchämt ſind, aber ich gehorche dennoch. Hingegen was mein Volk will und was ich ihm verſpreche, thue ich ganz und gar nicht, ſo groß iſt der Stolz meiner Seele und das Hochgefühl meiner Race. Bewahren wir ihn, mein Vetter, dieſen edlen Stolz gegen die Unterthanen; halten wir ſorgfältig auf unſere alten Prärogative, und laſſen Sie uns nach dem Beiſpiel unſerer Vorfahren regieren, und nur auf unſere Kammerdiener, Maitreſſen, Günſtlinge und Prieſter hören; das iſt die Ehre der Krone. Komme es, wie es wolle, lieber ſollen die Nationen zu Grunde gehen, als das Recht von Gottes Gnaden.

---

*) Man ſagt, es ſei Herrn Canning durch einen geheimen Agenten zugeſchickt, welcher es von einem Kammerdiener erhalten haben ſoll, der es in der Taſche Sr. katholiſchen Majeſtät gefunden hatte.

In dieſer Hinſicht, mein lieber Vetter, gehe ich, wie Sie ſehen, in alle Ihre Anſichten ein und bitte Gott, daß er Sie darin erhalte. Nicht gleicherweiſe billige ich Ihre Abneigung gegen jene Regierungsform, welche man die repräſentative genannt hat, die ich jedoch die rekreative nenne, denn für einen

König kenne ich nichts Unterhaltenderes auf der Welt, abgeſehn von dem Vortheil, der uns daraus erwächſt. Ich liebe die abſolute Regierung, aber rückſichtlich des Einkommens iſt jene beſſer. Es iſt kein Vergleich zwiſchen beiden und ich ziehe ſie unbedingt vor. Das Repräſentative ſagt mir ungemein zu, vorausgeſetzt jedoch, daß ich die Volksdeputirten ernenne, wie wir das in dieſem Lande ſehr glücklich zu Stande gebracht haben. Das Repräſentativſyſtem in dieſer Weiſe iſt eine Schlaraffenwirthſchaft, lieber Vetter. Geld geht uns im Ueberfluß ein. Fragen Sie meinen Neffen Angoulême, wir zählen hier nach Milliarden, oder die Wahrheit zu ſprechen, wir zählen wahrhaftig gar nicht mehr, ſeitdem wir eigene Deputirte haben, eine ſogenannte kompakte Majorität; freilich eine Ausgabe, aber nur eine kleine. Hundert Stimmen, das weiß ich ſicher, koſten mich jedes Jahr nicht ſo viel, wie Frau von Cayla in einem Monat; dafür geht aber auch Alles von ſelbſt. Geld ohne Maß und Zahl, das Recht von Gottes Gnaden verliert nichts dabei und wir machen deshalb nicht weniger was wir wollen, d. h. was unſere Höflinge wollen.

Ihre Cortes haben Ihnen die berathſchlagenden Verſammlungen verleidet; aber nach einem Verſuche kann man nicht urtheilen. Mein ſeliger Bruder befand ſich ſchlecht dabei, das hat mich nicht verhindert, noch einmal darauf zurückzukommen und es ſagt mir ſehr zu.

Wollen Sie ein armer Teufel ſein wie er, der in Ermangelung elender funfzig Millionen? .... Welche Erbärmlichkeit! 50,000 Millionen, mein Vetter, ſetzen mich nicht mehr in Verlegenheit als eine Priſe Taback. Vor meiner Reiſe nach England dachte ich in Wahrheit wie Sie, ich liebte dieſes Repräſentativſyſtem durchaus nicht, aber da habe ich geſehen, was es iſt. Wenn der Türke es ahnen könnte, er würde es nicht beſſer verlangen und aus ſeinem Divan zwei Kammern machen. Verſuchen Sie es, mein lieber Vetter und Sie werden es mir wiederſagen. Sie werden bald ſehen, daß Ihr Indien, Ihre Gallionen, Ihr Peru armſelige Sparbüchſen ſind, im Vergleich zu dieſer Erfindung, im Vergleich zu einem diskutirten, von guten Abgeordneten votirten Budget. Sie müſſen ſich durch alle die Worte Freiheit, Oeffentlichkeit, Repräſentation, nicht ſchrecken laſſen. Dies ſind Repräſentationen zu unſerm Benefiz, deren Ertrag ungeheuer iſt und wobei Gefahr nicht zu fürchten ſteht, mag man auch davon ſagen, was man will. Sehen Sie, ein Vergleich wird Ihnen dieſes anſchaulich machen. Die Druckpumpe.... beſſer noch der Dampfkeſſel, der jede Minute eine fette Suppe giebt, wenn man mit ihm umzugehn verſteht, aber platzt und Sie tödtet, wenn Sie nicht aufpaſſen; ſo iſt die Sache, ſo iſt mein Repräſentativſyſtem. Es braucht nur richtig geheizt zu werden, nicht zu viel und nicht zu wenig; eine leichte Sache, das beſorgen unſere Miniſter, und die Suppe iſt eine Milliarde. Nun loben Sie mir noch Ihren Abſolutismus, der meinem ſeligen Bruder wieviel eintrug? 300 oder 400 Millionen jährlich mit ſo viel Mühe! Hier jedes Budget eine Milliarde ohne die geringſte Schwierigkeit. Wie gefällt Ihnen das, mein Vetter? Wohlan, ſetzen Sie Ihr bischen Abneigung bei Seite und kochen Sie Suppe mit uns en famille; das ſucht ſeines Gleichen. — Wir wollen uns gegenſeitig helfen, heizen, wie ſich's gehört und den Exploſionen vorbeugen.

Hätten Sie dieſen Repräſentativ-Dampfkeſſel zur Zeit der Ereigniſſe auf der Inſel Leon gehabt, ſo hätte Ihnen der Sold für Ihre Truppen nicht gefehlt und ſie hätten ſich nicht empört, ich hätte Ihnen, mein Vetter, keine 500 ſchöne Millionen ſchicken und ſie zu verſchwenden brauchen, um Sie aus dieſer Verlegenheit zu reißen. Nicht als ob ich ſie Ihnen vorhalten wollte, das iſt eine Bagatelle, ein Nichts; unter Verwandten muß Alles gemeinſchaftlich ſein. Das Geld und das Blut meiner Unterthanen gehört Ihnen ſo gut wie mir, greifen Sie nur zu, wenn Sie es brauchen. Ich werde Sie zehn Mal wieder auf den Thron ſetzen, ohne mich im Mindeſten zu derangiren und keine Obole ſoll es Sie koſten. Ich werde von Ihnen die Koſten nicht fordern, wie man es mit mir gemacht hat. Das iſt ſchmutzig von meinen Verbündeten. Im Gegentheil, ich gebe Ihnen noch Geld dazu, ſo oft ich Sie reſtaurire und Ihren Unterthanen desgleichen; fordern Sie, was Sie wollen. Geld gebe ich aller Welt und zahle überall; ich habe meine Reſtauration bezahlt und werde auch die Ihrige bezahlen, denn ich habe viel Geld und zeige mich auch gern den fremden Souveränen gefällig, die mich davor bewahren, von meinem Volke Geſetze anzunehmen. Ich bezahle ſie, wenn ſie hierherkommen, ich bezahle ſie, wenn ich zu ihnen komme. Erobert, erobernd, ich bezahle die Eroberung. Ich habe Sacken und Platow bezahlt; ich bezahle Morillo und Baleſteros; ich bezahle die Kabinette, die Mächte; ich bezahle die Cortes, die Regentſchaft; ich bezahle die Schweizer; und wenn ich dieſe Leute alle befriedigt habe, bleibt mir doch genug übrig, um nicht nur meine Garde zu unterhalten, und ein paſſables Haus zu machen, worin es doch ein wenig anders ausſieht, als bei meinem Vorgänger, ſondern auch noch Maitreſſen zu halten, die natürlich etwas koſten. Das Budget reicht für Alles aus und da ſehen Sie, was das Repräſentativſyſtem iſt, wovor Ihr da unten ſolche Furcht habt. Thorheit, Kinderpoſſen, mein Vetter, es giebt nichts beſſeres auf der Welt.

Um dieſe Maſchine bei Ihnen aufzurichten und ohne die geringſte Gefahr für Ihre königliche Perſon in Gang zu bringen, werde ich Ihnen, wenn Sie wollen, den Herrn von Villèle ſchicken, einen bewundernswerthen Mann, oder irgend einen andern von unſern Freunden mit einigen zwanzig Präfekten. Vertrauen Sie ſich ihnen nur an; in weniger als nichts werden ſie Ihnen zwei Kammern zu Stande bringen und ein Miniſterium, hinter dem Sie ſchlafen können, während man Geld für Sie ſchafft. Sie werden, wie Foy ſagt, von dem erhabenen Standpunkt aus, auf den wir geſtellt ſind, den Zeitvertreib haben, ihre Debatten anzuhören, die lächerlichſte Sache von der Welt, wahrer Hunde- und Katzenlärm, wenn die ſich auf der Straße um einen Brocken herumbalgen. Wird ihr Gekeife unbequem, ſo läßt man einige Eimer Waſſer dazwiſchen ſchütten, ſobald das Budget diskutirt iſt.

Oſtroyren Sie, mein Vetter, oſtroyren Sie eine konſtitutionelle Charte und Alles, was daraus folgt: Wahlrecht, Jury. Preßfreiheit; bewilligen Sie und ſorgen Sie für nichts. Vor Allem verſäumen Sie nicht, einen neuen Adel hineinzuflicken, den Sie mit dem alten vermiſchen müſſen, eine zweite Art von Amüſement, das Sie bei guter Laune und langer Geſundheit erhalten wird. Hätten wir das nicht, wir kämen vor langer Weile in den Tuilerien um. Wenn Sie mit Ihren libérales unter Gewährleiſtung der Mächte einen Vertrag geſchloſſen und Ihren Revolutionären Vergeſſen des Vergangenen betheuert haben, laſſen Sie gleich nach der Amneſtie fünf oder ſechs derſelben aufhängen und die Anderen machen Sie zu Herzögen oder Pairs, insbeſondere, die man früher als Tabuletkrämer oder Stallknechte gekannt hat, wenn ſolche darunter ſind. Advokaten, Schriftſteller, auch in die Gleichheit verliebte Philoſophen, die müſſen Sie mit Ordensbändern beladen, mit alten Ehrentiteln bedecken und mit neuen Pergamenten ausſtatten: Dann ſehen Sie einmal hin, ſchwerlich werden Sie unzufrieden ſein, wenn Sie dieſe Leute unter Ihren Sancho's und Gusmans erblicken, wie ſie ihre Equipagen bewappnen, ihre Schilde in Felder theilen; das iſt eigentlich eine Revolution im Kleinen, eine Komödie, deren man nicht müde wird und die Ihren Unterthanen einen immerwährenden Karneval bereitet.

Ich hätte Ihnen noch viele andere Dinge zu ſagen, die ich aber für diesmal bei Seite laſſe, indem ich Gott bitte, daß er Sie, mein Vetter, in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Gezeichnet: Ludwig.
Weiter unten: de Villèle.

Für gleichlautende Abſchrift:
P. L. Courier, Winzer.

Dorfzeitung.

(1823.)

Dieſes Journal iſt weder ſchöngeiſtig, noch wiſſenſchaftlich, ſondern ländlich. Unter dieſem Titel muß es Alle intereſſiren, die von der Erde leben, Alle, die Brot eſſen, ſei es, mit etwas Knoblauch oder mit anderen weniger einfachen Gerichten. Die Redakteure ſind bekannte Leute, größtentheils zwiſchen der Clouet-Brücke und der hohlen Eiche wohnhaft, Ackersleute, Weinbauer, Holzhauer, Brettſchneider und Heubinder, die ihre Meinungen, ihre Grundſätze nie gewechſelt haben, die, unfähig, andere Abſichten vorzugeben oder zu haben, als ihr eigenes Intereſſe, das, wie Jedermann weiß, das Intereſſe des Staates iſt, ſich um das Weitere nicht bekümmern und glauben, daß alle Welt gegeſſen habe, wenn ſie ſatt ſind. Paul Louis, der ſich ein wenig aufs Schreiben verſteht, hört ihren Erzählungen zu, ſammelt ihre Einfälle, Urtheile, bemerkenswerthen Geſpräche, ſchreibt ſie nieder und macht daraus dieſe Artikel, ohne ihnen einen andern Sinn unterzulegen. Hier muß man nicht nach großen Feinheiten ſuchen. Wir nennen die Sachen und die Leute bei ihren Namen. Wenn wir von einem Kohlkopf, von Kürbiſſen, von einer Gurke ſprechen, ſo meinen wir nicht den Hof, noch die Großen. Wenn der dicke Peter ſeine Frau prügelt, ſo werden wir nicht ſchreiben: Geſtern ging das Gerücht, daß Herr von G..... P.....; oder: in gewiſſen Salons flüſtert man ſich ins Ohr... Wir erzählen ehrlich, wie man bei uns erzählt und bedauern die Verlegenheit unſrer armen Mitbrüder, die den Leſer zu befriedigen haben, der die Wahrheit verlangt und gleichzeitig die Regierung, die der Anſicht iſt, daß es durchaus nicht gut ſei, die Wahrheit zu ſagen.

— Der Herr Maire hat auf ſeiner Tribüne die Meſſe gehört. Nach dem Gottesdienſt hat der Herr Maire in ſeinem Kabinet mit dem Herrn Brigadier der Gendarmerie gearbeitet, worauf dieſe Herren ihren Boten, genannt den Buckel, mit einem eigenhändigen Packet für den Herrn Präfekten abgefertigt haben. Wir wiſſen dies aus guter Quelle und der Bote muß mit der Antwort oder dem Empfangſchein zurückkommen: man hat ihn ſogar vor der Schenke zu den Jungfern vorbeigehen geſehn, wo er einen Schluck getrunken hat. Ueber den Inhalt der Depeſche verlautet nichts. Man vermuthet, daß es ſich um einige Menſchen von ſchlechter Geſinnung handelt, die Sonntags tanzen und am St. Gallustage arbeiten wollen.

Die Frau Gemahlin des Herrn Maire iſt unter dem Geläute der Pfarrglocken mit einem jungen Edelmann niedergekommen.

— Die Nachtigallen ſingen und die Schwalbe kommt an; dies iſt das Neueſte aus den Feldern. Nach einem harten Winter und drei Monaten ſchlimmer Zeit, wo man weder Fuhren noch Feldarbeiten verrichten konnte, beginnt endlich die beſſere Jahreszeit und die Arbeiten nehmen wieder ihren Anfang.

— Karl Avenet ſitzt im Gefängniß, weil er mit Soldaten geſprochen hat. Geſtern, als er von St. Maure zurückkam, begegnete er einigen Soldaten und führte ſie in die Schenke. Sie wurden bald gute Freunde; Avenet hat lange gedient, er iſt Mitglied, nicht Ritter der Ehrenlegion. Beim Trinken ſagte er zu ihnen: Kameraden, nichts für ungut, wohin geht Ihr mit dem Querſack? — Zur Armee, antworteten die jungen Leute. — Sehr gut. Und eine zweite Bouteille fordernd: Was wollt Ihr da machen? — Je nun, wahrſcheinlich zu Felde ziehn. — Sehr gut, erwiederte Avenet. Bei der dritten Bouteille: Sagt mal, für wen wollt Ihr zu Felde ziehn? Sie fingen an zu lachen. Man ſprach von Geſchäften. Zwei Gendarmen, die zugegen waren und Avenet kannten, riefen ihn und ſagten: Geh fort, Avenet, geh fort. Er glaubte ihnen, ging fort, die Gendarmen auch. Aber bald kam er zurück, ſetzte ſich wieder zu ſeinen Gäſten und ſetzte ſein Geſpräch fort. Alsdann arretirte man ihn. Dies waren andere Gendarmen. Man hat ihn ins Loch geworfen. Der Fall iſt wichtig; er hat geſagt, was Soldaten wohl unter einander ſagen, wenn ſie drei Bouteillen getrunken haben.

— Die Kühe ſind gar nicht zu verkaufen. In der Aſſemblee zu Béretz waren die Mädchen theuer, die Burſchen um keinen Preis zu haben. Alles verheirathet ſich wegen der Konſkription. Zweihundert Franken ein Burſche! ohne das Handgeld, Schuhe, Kittel und Hut für's erſte Jahr. Ein Mädchen 25 Thaler. Die kleine Madelon hat ſie von Johannes Bedoul ausgeſchlagen und kann noch weder Brot backen, noch Melken, ſo jung iſt ſie.

— Man ſieht bei uns auf dem Lande fremde, unbekannte Leute, die nichts verdienen und viel ausgeben. Der Eine handelt mit Schwefelhölzchen, der Andere hat ein Pferd zu verkaufen, das 20 Franken werth iſt; ſie wohnen im Gaſthofe und verzehren 10 Franken täglich. Sie machen Bekanntſchaften; Sonntags, an Feſttagen oder wenn Aſſemblee iſt, ſpielen ſie mit und geben Getränke zum Beſten. Sie ſprechen von den Bourbonen, von dem ſpaniſchen Kriege, ſchwatzen und laſſen ſchwatzen. Das iſt ihr Stand. Deshalb beſuchen ſie die Dörfer und nicht Geſchäfte halber. In der Stadt nennt man dieſe Leute Mouchards, bei der Armee Spione, bei Hofe geheime Agenten, auf dem Lande haben ſie noch keinen Namen, weil man ſie erſt ſeit Kurzem kennt. Sie vermehren und verbreiten ſich, je nachdem die öffentliche Moral ſich organiſirt.

— Der Herr Maire iſt der Telegraph unſerer Gemeinde; wenn man ihn anſieht, weiß man alle Ereigniſſe. Grüßt er uns, ſo hat die Glaubensarmee irgend eine Schlappe erlitten; Tagszeit von ihm bedeutet eine Niederlage dort unten. Geht er gerade und ſtolz vorbei, iſt die Schlacht gewonnen; er marſchirt auf Madrid, drückt ſeinen Hut ein, um in die Hauptſtadt der Spanier einzurücken. Man ſage ihn morgen heraus, er wird uns umarmen, die Hand drücken, wir ſind die alten Freunde. Er verändert ſich jeden Tag und vom Abend zum Morgen iſt er leutſelig oder brutal. Dies kann nicht lange dauern; man erwartet Nachrichten und je nachdem die Angelegenheiten eine Wendung nehmen, wird man die Gefängniſſe vermehren oder die Gefangenen.

— Peter Moreau und ſeine Frau ſind im Alter von fünf und zwanzig Jahren geſtorben. Zu viel Arbeit hat ſie getödtet, wie viele Andre. Man ſagt, arbeiten wie ein Neger, wie ein Galeerenſträfling; es müßte heißen: arbeiten wie ein freier Menſch.

— Milon war 1815 wegen ſeiner Meinung 4 Jahre im Gefängniß; inzwiſchen ſtarb ihm ſeine Frau und ſeine Tochter; er verließ es zu Grunde gerichtet; gebeſſert, nein; ſeine Geſinnung iſt die nämliche, wie früher, oder ſchlimmer. Was er vorher nicht liebte, verabſcheut er jetzt. Es giebt in der Gemeinde zehn Uebelgeſinnte, die der Maire eines Tages feſtnehmen ließ und die lange Zeit litten; zum Gedächtniß daran veranſtalten ſie jedes Jahr am 2. Mai ein gemeinſchaftliches Eſſen. Man trinkt dabei nicht auf die Geſundheit der Regierung, noch des Maire. Am 2. Mai d. J. waren ſie bei Bourbon, im Schwanen, und nach Beendigung ihres Banquets ſtanden ſie ſchon vom Tiſche auf, als Milon, der den Maire vorbeikommen ſah, ihn den Uebrigen zeigte; Jeder biß ſich in den Daumen. Einige Minuten darauf, ſei es durch Zufall oder abſichtlich, kam der Feldhüter hinzu. Milon fiel ohne Weiteres über ihn her, jagte ihn mit Fußtritten, mit Fauſtſchlägen davon und ſetzte ihm noch draußen nach, indem er ihn Spion, Mouchard ſchimpfte. Der Feldhüter verließ, übel zugerichtet, den Kampfplatz, als Meyer herankam, oder vielmehr Herr Meyer, denn er beſitzt Acker und Weinberg. Milon geht gerade auf ihn zu: Seid Ihr Royaliſt? Ja, antwortet Meyer. Der Andere wirft ihn mit einem Stoß gegen die Thür und wollte ihn noch einmal faſſen, als der Wirth hinzukam. Das iſt nun ein ſchlimmer Handel. Milon hält ſich verſteckt und daran thut er wohl. Die Andern haben indeſſen noch keine Klage geführt; der Eine behält ſeine Ohrſeige, der Andere ſeine Schläge. Der Maire ſagt kein Wort. Was wird daraus werden? Man weiß nicht. Man muß abwarten, was unſere ſpaniſche Armee für die ehrwürdigen Jeſuitenväter ausrichten wird.

— Der Pfarrer von Azai, ein junger Menſch, der das Tanzen und Arbeiten am Sonntag unterſagt, ſteht mit der Behörde gut, aber mit ſeiner Gemeinde ſchlecht. Er verliert 200 Franken, die der verſammelte Gemeinderath ihm dieſes Jahr entzogen hat; ein kühner, faſt aufrühreriſcher Beſchluß. Diejenigen, die ihn in Vorſchlag gebracht, unterſtützt und für ihn geſtimmt haben, möchten ſich nicht wohl dabei befinden. In Béretz dagegen giebt man dem Pfarrer, der tanzen läßt und mit der Behörde überworfen iſt, eine Zulage. Die beiden Gemeinden haben gleiche Geſinnung. Nichts thut den Geiſtlichen ſo viel Schaden, als die Unterſtützung der Regierung, nichts empfiehlt ſie ſo ſehr, als der Haß der Regierung.

— Simon Gabelin, der nicht Soldat werden wollte, hat all' ſeine Habe verkauft, um einen Stellvertreter zu kaufen. — Er beſaß drei gute Viertel Weinberg und einen halben Morgen Landes an ſeinem Hauſe. Im Ganzen hat er 1800 Franken gelöſt und borgt das Uebrige (denn er braucht 100 Louis), in der Hoffnung, es durch ſeine Arbeit als Hufſchmied wieder gewinnen zu können. Man mochte ihm vorſtellen, ſo viel man wollte, daß er mit ſeinem Handwerk bei der Armee mehr als hier verdienen und einſt außer ſeinem Vermögen noch einen guten Groſchen Geldes mitbringen könnte; er will nicht, wie er ſagt, gegen Malmort Krieg führen. Malmort iſt in Spanien mit 300,000 Mann, 100,000 Kanonen und ſeinem Sohn.

— In Amboiſe pflanzte man vergangenen Sonntag mit großem Pomp das Kreuz auf. Der gnädige Herr war dort, nicht unſer Biſchof, ſondern der Koadjutor, alle Pfarrer aus der Umgegend und ein Zuſammenfluß von Zuſchauern. Das Feſt war ſchön. Unter dem Haufen befanden ſich drei Karabiniere in ſchmutzigen Stalljacken, eine Polizeimütze auf dem Kopfe. Ein Miſſionär ſieht ſie und ruft ihnen zu: Mütze herunter. Sie thun, als hörten ſie nichts. Derſelbe Ruf, daſſelbe Verhalten. Meine Karabiniere rühren ſich nicht, als wären ſie gar nicht angeredet. Der zornige Prälat läßt ſeine Prozeſſion halten; die Geiſtlichkeit, die Gläubigen ſtellen ihre Litaneien ein. Das Volk ſieht zu. Endlich ergreifen die Gendarmen, denn ohne Gendarmen endigt in Frankreich keine Begebenheit, meine Trotzköpfe und führen ſie ins Gefängniß. Der Soldat iſt aus dem Volke und beſitzt keine Frömmigkeit.

— Paul Louis verrichtet auf den Höhen von Véretz erſtaunenswerthe Dinge. Er iſt der erſte Mann der Welt, einen Morgen Weinberg zu terraſſiren. Aus einem nicht ſehr nahen Holze holt er 500 Fuhren Wieſen- oder Haideerde. Er läßt ſie an der Luft trocknen, ſticht ſie mit 100 oder 150 Fuder Dünger durch, die er dazwiſchen miſcht. Sodann eröffnet er zwiſchen zwei Reihen von Weinſtöcken einen Graben und wirft dieſe Düngerde hinein; nach Verlauf von zwei Jahren ſteht ſein Weinberg, der überdies noch jung iſt und nur Nahrung gebraucht, in vollem Werthe. So verbeſſert, erträgt ein Morgen, vorausgeſetzt, daß man ihn mit Sorge, Fleiß, Geduld, Mühe und Arbeit unterhält, dem Winzer jährlich 150 Franken und überdies noch 1300 Franken den Müßiggängern bei Hofe. Die Rechnung iſt leicht.

Dieſer Morgen giebt in guten Jahren zuweilen 24 Stück Wein, zuweilen nichts: mittler Ertrag 12 Stück, die ſich jedes zu 60 Franken verkaufen, was, Irrthum vorbehalten, Summa 720 Franken ausmacht. Zieht davon ab Betriebskoſten, Steuer, Leckaſche, Unterhaltung, Aufbewahrung, die Koſten für dieſe Düngerde, die alle fünf Jahr erneuert werden muß, ſo bleiben netto 150 Franken für den braven Mann übrig.

Aber für den Hof iſt die Sache anders. Dieſe 12 Stück gehen nach Paris, wo man Burgunder daraus macht. Beim Eingang zahlt jedes Stück 75 Franken; ferner 6 Franken fürs Abſtechen, eine Taxe des Uſurpators, die legitim geworden, eben ſo viel Patentſteuer und viermal ſo viel an Plackereien, die man vereinigte Zölle nennt, ohne die übrigen Gebühren, die der Detailliſt an die Polizei zu entrichten hat; ferner 30 Franken Grundſteuer, deſſen ganzer Werth überdies durch den Kaufſtempel alle 20 Jahre in die Hände des Fiſkus gelangt. Zählt zuſammen und vergeßt nichts: Eingangsſteuer, Abſtichsſteuer, Patentſteuer, Polizeiſteuer, direkte Steuer, indirekte Steuer, ineinandergerechnete vereinigte Abgaben, Kaufſtempelſteuer; Alles dies zuſammen macht wohl jährlich 1300, oder, daß ich nicht lüge, 1296 Franken für die Höflinge aus.

Paul Louis hat zehn Morgen, die er bebaut und auf die angeführte Weiſe mit ſeiner Familie umarbeitet. Dieſe guten Leute ziehen daraus, wie man ſieht, alle Jahr 1500 Franken, wovon ſie leben, und 1300 Franken für den Glanz des Thrones. Dies iſt der Gehalt für den Prokurator des Königs, der Paul Louis ins Gefängniß geſetzt hat und ihn dafür, daß er dieſe Rechnung aufgeſtellt hat, wieder hineinſetzen wird.

— Man meldet uns aus Azai: Der Präfekt hat den Gemeindebeſchluß, der dem Pfarrer ſeinen Gehalt von 200 Franken genommen, kaſſirt. Befehl, ſich ein zweites Mal zu verſammeln, den Gehalt zu votiren. Man verſammelt ſich, man ſieht einander an, die Kühnſten zitterten. Einer ergreift das Wort: „Ich votire den Gehalt für den Herrn Pfarrer, denn er iſt ein guter Mann.“ Sofort alle Welt: „Er iſt ein guter Mann, er muß Gehalt haben.“ Die Sache wollte einſtimmig durchgehen. Es erhebt ſich Louis Beurnegal: „Was ich geſagt habe, iſt geſagt, ich nehme es nicht zurück. Der Pfarrer mengt ſich in Alles, er will Alles beherrſchen; er macht uns raſend, folglich keinen Gehalt.“ Von allen Seiten: „Keinen Gehalt.“ Man ſammelt die Stimmen; verweigert. Es donnert von Oben ſtark auf die arme Gemeinde.

— Vergangenen Freitag gingen die Gendarmen vor Johannes Ricaut's Wirthshaus vorbei und traten hinein. Unſere Deſerteure, die ſich in verſchiedenen Häuſern verſteckt hatten, denn man bedauert ſie und Jeder nimmt ſie gern auf, bekamen Furcht und entflohen; die Einen erreichten den Wald, die Andern ſchwammen durch den Fluß. Alle retteten ſich, ausgenommen Urban Chevrier. Urban, der ſeine Rekrutenzeit durchgemacht hat und ſeit Kurzem zurückgekommen iſt, durch das neue Geſetz aber ſich wieder einberufen ſah, hatte davon ſo vielen Kummer, daß er, immer allein und nachdenklich, weder Verwandte, noch Freunde mehr zu kennen ſchien. Bei dem Lärm, den die Ankunft der Gendarmen verurſachte, läuft er wie ohne Beſinnung und in dem Wahn, daß er ſchon verloren ſei, davon und ſtürzt ſich den Kopf voran in ſeinen Brunnen, woraus man ihn todt hervorgezogen hat. Sechs Wochen vorher hatte er ſich mit Röschen Deschamps verheirathet. Nie war eine Hochzeit ſo luſtig, nie ein Paar ſo glücklich, denn ſie liebten ſich ſeit langer Zeit und hatten ſich ſchon als Kinder verſprochen. Ihre Freude war von kurzer Dauer. Die arme Wittwe iſt ſchwanger und es iſt ein Jammer, ſie zu ſehn.

— Unſrer zwölf Bauern haben vor zwei Jahren die Ländereien angekauft, die von den Herren von der ſchwarzen Bande verkauft worden ſind. Sie koſteten uns 200 Franken der Morgen, den jetzt nicht Einer von uns unter 800 Franken hingeben würde und bringen wohl das Vierfache von dem hervor, was der Pächter dafür zahlte, wenn er zahlte; denn vor Hunger umkommend, legte er den Schlüſſel unter die Thür und ging von dannen, wie man weiß. Fünf Familien haben in den verfallenen Gebäuden dieſer alten Herrlichkeit Unterkommen gefunden; Jeder hat ſich darin eingerichtet; Jeder nicht blos das alte Dach ausgebeſſert, ſondern irgend eine Scheune oder Kelter mit Garten, Hanffeld, und Weideplatz neu gebaut. Es iſt ein im Entſtehen begriffenes Dorf, das ſich ausdehnen und gedeihen wird, bis die Regierung ihr Augenmerk darauf richtet.

— Briſſon konnte ſeine Schulden nicht bezahlen, er hat ſich ins Waſſer geſtürzt und iſt ertrunken. Die Frau Praut aus Azai-ſur-Cher und ein Böttcher in Mont-Louis haben dieſe Woche daſſelbe gethan, er ohne bekannte Urſache, ſie, weil man ſie beſchuldigte, im Felde Gras geſtohlen zu haben. Vergangenes Jahr gegen den Monat Auguſt hin, geht Johann Choinart, Gemeindepächter von Toucigny, ſeine Aecker beſehen, findet ſeine Ernte zu ſchön (er hatte aufs Steigen des Getreides ſpekulirt), geht wieder nach Hauſe und entleibt ſich. Dieſen Entſchluß faſſen viele Leute, die in verwickelten Verhältniſſen leben, es iſt der einzige, der keiner Reue unterworfen iſt. Man will heutzutage lieber todt, als arm ſein. Unſere Vorfahren tödteten ſich nicht. Für das Elend geboren, wußten ſie es zu ertragen. Sie trachteten nicht nach einem Acker, einem Hauſe, ſondern entbehrten dieſe Dinge, wie das Brot, hofften nichts auf dieſer Welt und hatten Furcht vor der andern.

— Um St. Annen ſind wir nun glücklich herum, eine kritiſche Zeit für unſere Schößlinge. Wenn der Weinſtock die Blüthezeit überſteht und die Beeren nicht abfallen, ſo wird man dieſes Jahr nicht wiſſen, was man mit alle dem Wein anfangen ſoll. Noch nie ſind ſo viele und ſo gut vorbereitete Sproſſen am Weinſtocke geſehen worden. Auch der Acker verſpricht reiche Ernte. Ackerwirthe und Winzer ſind bis jetzt zufrieden, was ſelten iſt; beide loben Himmel und Wetter. Aber wieviel Zufälle noch, bevor Einer und der Andere Geld aus ſeiner Arbeit ziehn, ſeine Steuer bezahlen und leben kann! Trockenheit, Regen, Gewitter, königliche Ordonnanzen, Beſchlüſſe des Präfekten; tauſend Möglichkeiten, tauſend Unglücksfälle und nichts Sicheres als die Steuer. Es giebt Leute, deren Ernte weder Wetter, noch Hagel fürchtet und es ſind nicht ſolche, die durch ſorgfältige Bearbeitung den beſten Acker ſchaffen, ſondern die ein Amt haben, nichts thun oder den Hof machen. Ohne weitere Auslage noch Mühe ernten ſie zu jeder Jahreszeit. Als der gute Mann ſagte: Arbeitet, gebt Euch Mühe, träumte er ein wenig, wie es ſcheint; um gut zu reden, mußte er ſagen:

Bezeugt Eure Ehrfurcht, macht Reverenzen, an dieſem Kapital iſt der wenigſte Mangel.

— Kein Menſch will heutigen Tags Soldat werden. Unter dem Adel, ohne Ausſicht auf Avancement, iſt dieſes Handwerk eine Galeere, eine Marter für jeden, der nicht drum herumkommen kann, lieber wird man noch Prieſter. Bauerjungen, die nichts haben, legen ſich gern ins Seminar, aber die irgendwie Hülfsmittel finden, werfen den Prieſterrock fort, ehe ſie die Weihe empfangen und laufen davon, wie neulich Berthelot Silvain, zweiter Sohn Berthelots aus Ponceau es machte. Zwei und zwanzig Jahre alt, hatte er ſtudirt, um geiſtlich zu werden. Eine Wittwe heirathet ihn und rettet ihn ſowohl vom Militärdienſt, denn ſie bezahlt einen Stellvertreter für ihn, als vom göttlichen Dienſt, der nicht viel beſſer iſt. Sie wollen auf ihrem Hof zwiſchen Pernay und Embillon glücklich leben.

— Die ſchwarze Bande kauft noch das Schloß des Ormes, das Schloß Chanteloup und das Schloß Leugny; ſie will dieſe Schlöſſer und alle daran hängende Beſitzungen zum großen Nutzen des Landes zerſtückeln. Man wird da Baumaterialien billig, Land ſehr theuer verkaufen. Mehr als 500 Häuſer laſſen ſich aus den Trümmern dieſer alten Schloßthürme, die ſeit geraumer Zeit unbewohnt oder unbewohnbar geweſen, wieder herſtellen. Ueber 6000 Morgen werden durch Eigenthümer, ſtatt durch bequeme Pächter bebaut werden. Dies iſt eine unendlich nützliche, wohlthätige, fromme Geſellſchaft, die den Grundbeſitz theilt und, dem Gebote Gottes zufolge, Jedem davon etwas zukommen läßt. Aber eine wirklich ſchwarze Bande, eine Feindin der Theilung, behauptet, daß aller Grund und Boden ihr gehöre; als Geſammteigenthümerin von Gottes und Rechts wegen, erwirbt ſie alle Tage, verkauft nichts, die ſchlimmſte Bande, die es giebt, die das meiſte Unheil ſtiften würde, wenn man ſie nicht kennte.

— Wenn Bonaparte wieder kommt oder ſein Sohn, der ja bald groß iſt, wird er die vereinigten Zölle aufheben und keine weitern Steuern erheben, als die zu den öffentlichen Bedürfniſſen erforderlich ſind. Er wird die Prieſter verheirathen, denn am Ende können dieſe Leute ohne Frauen doch nicht leben und leben nicht ohne ſie; das bringt Unordnung zu Wege. Er wird die Soldaten avanciren laſſen, unſere Kinder werden Offiziere werden. Wir werden unſere Maires, unſere Friedensrichter wählen; dies wird die gute Zeit ſein, worauf man ſchon lange wartet.

— Der Maire von Véretz hat den Pfarrer geprügelt, der tanzen läßt, und beim Prügeln ihm geſagt, er wäre ein ſchlechter Prieſter, ſeine Meſſe taugte nichts und ſo oft er ſie läſe, beginge er eine Kirchenſchändung und kreuzige Jeſus Chriſtus von Neuem. Der Pfarrer iſt ein Greis von 82 Jahren, unterrichtet und weiſe, der Maire ein junger Menſch von 30 Jahren, der ſich weit mehr um die Mädchen, als um die Meßopfer bekümmert. Die Ohrfeige, die er bei dieſer Gelegenheit ausgetheilt hat, war von der Art, daß, wie die anweſenden Zeugen ſagen, ſeit Bonifacius VIII. kein Prieſter eine ähnliche erhalten hat. Der Maire von Véretz hat keinen eiſernen Handſchuh übergezogen, wie der Geſandte that, um im Namen des Königs, ſeines Herrn, dieſen Papſt zu ohrfeigen, aber er hat den braven Mann mit einem Schlag zu Boden geſtreckt. Der Pfarrer iſt nicht wieder aufgeſtanden und hütet das Bett. Es ſcheint, Véretz wird nicht mehr tanzen.

— Dem Polen ſind 2000 Franken geſtohlen worden, die er ſich ſeit ſeinem Hierſein zuſammengeſpart hat. Jeder bedauert ihn, er iſt ein ſanfter, einfacher, guter, gefälliger Mann, wie alle dieſe Deſerteure der fremden Armeen. In unſerer Umgegend haben ſich ihrer mehrere niedergelaſſen und verheirathet, ſie leben gut und haben durchaus keine Sehnſucht nach dem Lande, wo der Gutsherr ihnen die Knute gab und den Branntwein verkaufte, ſo theuer er wollte. Für den Ackerbau taugen ſie in der Regel nicht, aber im Handhaben der Pferde ſuchen ſie ihresgleichen.

— Die Wittwe Naillard, die den Schiffsleuten Wein ſchenkt, hat einen geheimen Keller, den wir alle kennen, wovon die Steuerbeamten aber nichts wiſſen. Geſtern kam ſie daher, in der einen Hand den Schlüſſel, in der andern eine Flaſche, als beim Umbiegen in eine Straße die Beamten ſie anhielten und die Flaſche in Beſchlag nahmen. Sie ſchlägt ſie ihnen mit dem Schlüſſel unter den Händen entzwei. Alle Welt lachte darüber. Das Kontrebandiren wird nicht getadelt. Wenig Leute ſetzen heutigen Tags den wahren Kaufpreis in einen Kontrakt. Die Regierung betrügt und wer ſie betrügen kann, erhält allgemeinen Beifall. Sie lehrt ſelbſt die Heuchelei, den Betrug und die Verſtellung. Von einem ſo heiligen Reiche iſt noch nicht die Hälfte gegründet.

— Man hat dem Pfarrer von Béretz, der von dem jungen Maire geſchlagen worden iſt, gerathen, eine Klage anzuſtellen, da er Beweiſe und Zeugen hat. Er hat es gethan, er hat geklagt: die Richter.... Dieſer Pfarrer iſt aus der Revolutionszeit, er leiſtete den Eid, wurde ſogar konſtitutioneller Großvikar; als Mann, der ſich auf die verpeſtete Kanzel geſetzt hat, hat er die ganze Kleriſei gegen ſich. Alles, was gute Geſinnung hat, hält ihn für wohlverdient gezüchtigt und klatſcht dem Maire Beifall. Der Prokurator des Königs, der ohne Zweifel dies nicht wußte, nahm ſich Anfangs der Sache der beleidigten Kirche an; in ſeinem Feuereifer wollte er die Hand abhauen, die den Geſalbten geſchlagen hatte: aber er wurde gewarnt und hat ſeine Sprache geändert; zu ſpät: man verzeiht ihm nicht, daß er bei dieſem Handel ſelbſtſtändig und im Namen der Juſtiz verfahren iſt, ohne das Wort für die Jeſuiten zu nehmen. Die Herren Beamten des Königs zwiſchen dem Großkanzler und Großalmoſenier haben kein leichtes Geſchäft und ſind oft in Noth. Der Präfekt, der vorſichtiger, überdies mit Inſtruktionen verſehen iſt und von dem Koadjutor, den Mönchen, den Frommen und Seminariſten geleitet wird, nahm ſich der Partei ſeines Maire an, rief das Anathema über den Baalsprieſter und zeigte, daß er ſich auf die Tagespolitik verſtehe. Die Richter... Was läßt ſich gegen eine herrſchende Partei ausrichten? Sie ſchämten ſich gewaltig und ſahen Niemand ins Geſicht, als ſie den Sitzungsſaal nach dieſem Urtel verließen. Sie haben wohl wider ihren Willen, trotz Beweiſe, Zeugen und öffentlichen Rufes den Kläger in die Koſten verurtheilt, die armen Leute. Die Partei verlangte noch mehr, ſie beantragte eine Geldſtrafe, welche die Herren von der Juſtiz herzhaft verweigert haben. Der Geſchlagene bezahlt keine Strafe, das iſt immer etwas, es iſt viel in der Zeit, worin wir leben. Mehr darf man nicht fordern, und dieſer Muth der Richter dürfte nicht von langer Dauer ſein.

Der Maire iſt alſo Sieger über den 80jährigen Prieſter, und freut ſich, nachdem er in einer einzigen Perſon den Tanz und die Revolution gezüchtigt, mit Recht der Gunſt der mächtigen und herrſchenden Partei. Dies iſt eine glänzende That, die man ihm um ſo mehr Dank wiſſen wird, da das einzige Gut, welches er beſitzt, wenn ich es ſagen darf, ein Emigrantengut iſt und dem Herrn Marquis von Chabrillant gehört, ſein Intereſſe ihm daher ein ganz anderes Benehmen anzurathen ſcheint und er kein Freund der Kontrerevolution ſein ſollte. Aber ſeine Rechnung iſt ſchlau, er überlegt wunderbar. Indem er ſich zu denen ſchlägt, die ihn einen Dieb nennen, tobt er gegen diejenigen, die ihn in ſeinem Eigenthum aufrecht halten wollen; ein ſehr geſchicktes Betragen! Wenn dieſe letzteren triumphiren, ſo beſteht die Revolution und alle ihre Einrichtungen, er behält das Marquiſat und lacht über den Marquis. Wenn die Andern den Sieg davon tragen, denkt er nicht nur ſeine Begnadigung zu verdienen und vor dem Hängen herzukommen, ſondern erwartet Belohnung, Anſtellung und wer weiß, vielleicht irgend ein anderes konfiszirtes Grundſtück, wenn es über die Liberalen hergeht und ſie auswandern.

— Annonce. Paul Louis verkauft ſein Haus in Beauregard, welches er von David Bacot gekauft hat, der Hugenotte und doch ein rechtſchaffener Mann iſt. Die Wohnung iſt hübſch, die Lage eine der ſchönſten in der Touraine, ſogar romantiſch und reich an Erinnerungen. Das Schloß de la Bourdaiſière ſieht man in geringer Entfernung. Dort wurden von Babeau die Gunſtbezeugungen erfunden. Dort wurden die ſieben Schweſtern geboren, die galant, wie ihre Mutter, unter dem Namen der ſieben Todſünden berühmt ſind und deren eine Gabriele war, die Maitreſſe jenes guten Königs Heinrich und zugleich ſo vieler andern getreuen und höflichen Kavaliere. Von dem gnädigen Herrn ſelbſt, dem Vater der jungen Mädchen und Gemahl der Babeau, wurde dieſes Gut ein Kaninchengang voll H.... genannt. Alte Zeit, antike Sitten! Was ſeid ihr geworden? Wer Beauregard kauft, das in der Nähe von de la Bourdaiſière liegt, bekommt dieſe Erinnerungen in den Kauf.

Man würde 30 Morgen Land, Weinberg und Wieſe haben, was auf unſerm Cherufer, wo alles getheilt iſt, wo kaum Jemand zwei zuſammenhängende Morgen beſitzt, ſchon ein großes Gut ausmacht. Es ſteht dafür überdies eine beträchtliche Erhöhung des Werths oder Vergrößerung des Flächeninhalts in Ausſicht, je nach den Wechſelfällen des Krieges, der jetzt in Spanien geführt wird. Denn wenn der Trappiſt da unten die Inquiſition an die Stelle der Konſtitution ſetzt, wird Beauregard ſofort wieder, was es einſt war, Lehen, adliges Gut, wofür es erbaut iſt. Thurm, Thürmchen, Taubenhaus, Wetterfahne, nichts fehlt daran. Hahnenflug, Rockfahrt, das Recht der Brautnacht ꝛc., darüber beſitzen wir die Rechtstitel. Durch den Triumph des Trappiſten und die Wiederkehr des guten régime verſchwindet der kleine Ackerbau, der Grundherr von Beauregard arrondirt und dehnt ſich aus, mag er nun die Ländereien, die der Bürgerliche nicht mehr beackern kann, zu niedrigem Preiſe kaufen, oder ſie in Paris vor den Herren der großen Kammer, die ſämmtlich Verwandte oder Freunde der Lehnsbeſitzer ſind, ihm abprozeſſiren oder auf dem Wege der Konfiskation oder durch andere zu den Zeiten der guten Sitten erfundene und übliche Mittel. Iſt Gott Don Antonio Maraguon gnädig, dann verwandelt ſich das ganze Gehege von Beauregard, alles was jetzt Anpflanzung, Weinſtock, Obſtland, eingezäuntes Feld, Garten, Baumzucht iſt, in adliges Land und Jagdrevier für Hochwild, eine Herrſchaft von 3000 Morgen, die jährlich 1500 Livres Tourainer Währung eintragen kann und ganz ſteuerfrei iſt. Beauregard gewinnt an Domainen, Lehnbarkeiten und Erbzins durch die Kontrerevolution.

Würde Seine Eminenz dagegen in Spanien übel mitgenommen und gehangen, was Gott verhüte, dann iſt und bleibt Beauregard Haus und bürgerliches Grundſtück und zahlt unter dieſem Titel die Steuer; da aber dann der kleine Ackerbau unter dem Einfluß der Revolution fortwährt, ſo ſteigen durch die Theilung der Grundſtücke und den Fortſchritt der Induſtrie unſere 30 Morgen im Werth, nehmen mit jedem Jahre am Ertrage zu und können einſt 3, 4, 5 und 6000 Franken einbringen, die manche Leute den 1500 Livres Touräniſch vorziehn, wenn ſie auch vielleicht die Ehrenrechte und die 1000 Morgen Wolfjagdrevier zurückwünſchen. In Summa, es giebt keine beſſere, vortheilhaftere und nützlichere Verwendung, was ſich auch ereignen mag, denn ſei es, daß der Trappiſt ſiegt oder geſchlagen werde, in beiden Fällen iſt Beauregard gut und wird es noch mehr.

Nähere Auskunft ertheilt der Weinbauer Paul Louis, der in dem beſagten Hauſe oder Schloſſe, je nachdem es mit der Eroberung von Spanien gehen wird, ſeinen Wohnſitz hat.

An den Redakteur der Dorfzeitung.

Mein Herr, ich bin unglücklich; ich habe den Herrn Maire erzürnt; ich muß alles verkaufen und die Gegend verlaſſen. Es iſt um mich geſchehn, mein Herr, wenn ich nicht bald abreiſe.

Eines Sonntags im verfloſſenen Jahr, nach Pfingſten, ja, es war gerade um dieſe Zeit, jagte er noch Wachteln auf meiner Wieſe im hohen Graſe, das ſchnittreif und ſo ſchön war! es war ein Jammer. Ich, der ich dieſe Wirthſchaft ſehe, mein Herr, das Gras zertreten, verdorben, ich ſage kein Wort und doch fügte er mir dadurch einen großen Schaden zu; aber ich dachte an Chriſtoph, dem der Maire ſeine einzige Tochter nahm und nach Verlauf von acht Tagen verführt zurückgab. Ich war damals bei ihm zum Beſuch. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Chriſtoph, ſagte ich zu ihm, meiner Treu, ich würde mich beſchweren. Ach, ſagte er zu mir, iſt es nicht der Herr Maire?

Eiſerner Topf und irdener Topf ... er hatte ſehr recht, denn mit ſolchen Leuten iſt nicht gut Kirſchen eſſen und ich weiß davon zu erzählen. Weil ich mich dieſes Worts erinnerte, ſah ich zu und ließ den Herrn Maire meine ganze Wieſe zertreten, verheeren, wie nur 12 oder 15 wilde Schweine hätten thun können, als zufälligerweiſe Peter Houry von Azai, Louis Bezard und ſeine Frau, Johann Prouſt und die kleine Bodin des Weges kamen, um in die Aſſemblee zu gehen. Peter bleibt ſtehen, lacht, macht ſich luſtig über mich und ſpricht: Da haſt Du ſchönes Gras, verkauf's mir, Niklas, ich gebe Dir 10 Sous dafür und Du wirſt es mir mähen. Ich, gereizt, antworte: Was gilt die Wette, daß ich's ihm ordentlich ſagen werde! — Wie? — Eine Wette, daß ich hingehe. — Eine Flaſche, ſagt er zu mir, daß Du nicht hingehſt. — Eine Flaſche? ich ſchlage ihm in die Hand. Eine Flaſche bei Pauvert zu den ehernen Pforten. — Geh hin. — Ich mache mich auf, meinen Hut in der Hand, ich trete an den Herrn Maire heran. Mein Herr, ſage ich zu ihm, mein Herr, das iſt nicht ſchön von Ihnen; nein, das iſt nicht ſchön. So war die Flaſche gewonnen: ich war verloren. Von der Stunde an war ich ruinirt.

Was ihn am meiſten verdroß, war ſeine Geſellſchaft, jene beiden Herren und daß die Vorbeigehenden alle es mit anſahen. Der Herr Maire iſt adlig von Seiten ſeiner Frau, die ein gebornes Fräulein iſt; darum duzt er uns Bauern und fährt uns hart an, uns geringen Leute, die wir doch Freunde ſeines ſeligen Vaters waren. Er ſcheint immer zu befürchten, man möchte ihn für Unſersgleichen halten. Er würde leutſelig ſein, wenn er von ſich adlig wäre. Die Adligen von Geburt ſind minder ſtolz, im Gegentheil, ſie verkehren mit uns, haben uns lieb und haſſen nur eine Sorte von Leuten, die geadelten Bürgerlichen, die reich gewordenen Emporkömmlinge.

Er antwortete nichts und ſetzte ſeine Jagd fort. Am folgenden Tage bekomme ich eine Vorladung, ich hätte den Maire in ſeinem Amte beleidigt: man ſetzt mich zwei Monat in's Gefängniß, mein Herr, zwei Monat in der Erntezeit, wo un ſere Arbeit ſo dringend iſt! Als ich los kam, dachte ich meinen Pflug wieder zu ergreifen. Aber er machte mir einen Prozeß um einen Graben, indem er behauptete, dieſer Graben, ſtatt auf meinem Grund zu liegen, befände ſich auf dem Wege. Ich verlor noch einen Monat mit der Verfolgung dieſes Prozeſſes, den ich wahrhaftig gewann; aber ich zahlte die Koſten. Fünf ſolcher Prozeſſe hat er mir angehängt, und davon habe ich drei verloren, zwei gewonnen; aber ich bezahle ſtets die Koſten. Damit geht Zeit verloren, mein Herr, es iſt hohe Zeit, daß ich fortgehe.

Als ich Liſette Baillet heirathete, ſpielte er mir einen andern Streich. An dem feſtgeſetzten Tage, zur beſprochenen Stunde, finden wir uns in der Gemeindeſtube ein, um uns zu heirathen. Da erſt fällt es ihm ein, daß unſere Papiere nicht in der Ordnung wären, wovon er bis dahin nichts geſagt hatte und gleichwohl war die Hochzeit zubereitet, die ganze Nachbarſchaft in Putz, 3 Kälber, 36 Hammel geſchlachtet … es brachte uns um unſere Erſparniß von mehr als 10 Jahren. Was ließ ſich dazu machen? Ich mußte die Hochzeitsgäſte fortſchicken und mich nach Nantes aufmachen, um andere Papiere zu holen. Meine Braut, die fürchtete, ich möchte nicht wiederkommen, da ſie ſich ſchon mit mir eingelaſſen hatte, wollte vor Kummer und Leidweſen über ihre verlorne Hochzeit ſterben. Wir liehen zu hohen Zinſen, um eine andere Hochzeit zu bewerkſtelligen, als ich zurück war, und diesmal traute er uns. Aber Abends … dies hören Sie mal an: Wir tanzen vergnügt auf dem Platze, denn der Pfarrer hatte es noch nicht unterſagt. Der Herr Maire ſchickt ſeine Leute und Pferde, die mitten durch unſere Kontretänze getummelt werden. Sein Bedienter, der ein Italiener iſt, ſagte: Gente codarda e vile, sofrirai questo e peggio. Er behauptet, dieſer Bediente, unſere Nation ſei feig und fähig, in Zukunft alles zu ertragen; bei ihm gingen dieſe Dinge nicht durch. Sie haben, ſagt er, bei ihm zu Lande, zwei Mittel gegen die Unverſchämtheit der Herren Maires, das eine heißt die stilettade, das andere die scopettade. Dies ſind ihre Garantieen, wie er meint, viel beſſere, als unſer Staatsrath. Wo die scopettade fehlt, wird die stilettade angewendet; mittelſt dieſer ſetzt ſich das Volk in Reſpekt. Ohne dies, ſagt er, wäre kein Bleibens im Lande. Ich meinestheils weiß nicht, was daran iſt, da aber bei uns ein ähnliches Rezept nicht üblich iſt, bleibt mir nichts übrig, als meine Habe zu verkaufen und ohne Geräuſch abzuziehen. Wenn ich ihm blos begegnete, wäre ich ein verlorner Mann. Er würde mich wieder in's Gefängniß ſetzen laſſen, als hätte ich den Maire beleidigt; er erzählt in ſeinen Protokollen, was er will. Die Zeugen fehlen ihm im Nothfall nie; gegen ihn findet ſich kein Einziger. Gegen den Maire vor Gericht ausſagen, wer würde das wagen? Wenn Sie, mein Herr, in Ihrem achtbaren Blatte hiervon ſprechen, ſo bitte ich Sie, nennen Sie mich nicht. Wo ich auch ſei, er kann mich ſtets erreichen. Ein Wort an den Maire des Orts und ich bin in's Loch geſteckt. Dieſe Herren verſagen ſich ſolche Dienſte einander nie.

Ich bin, mein Herr, ꝛc.

Nota. Zu Gunſten unſerer Abonnenten, zumal in der Stadt Paris, die nicht wiſſen, was ein Dorfmaire iſt, veröffentlichen wir dieſen Brief, jedoch mit der nöthigen Vorſicht, um unſerm guten Korreſpondenten das Incognito zu ſichern. Ganz Paris bildet ſich ein, auf dem Lande lebe man glücklich von der Milch ſeiner Schafe und führe ſie auf die Weide unter dem Schutz nicht blos der Hunde, ſondern der Geſetze, unglücklicherweiſe giebt es nur in Paris Geſetze. Es iſt beſſer, dort ein erklärter Feind der Miniſter und der Großen zu ſein, als hier dem Herrn Maire zu mißfallen.

Das Pamphlet der Pamphlete.

(1824.)

Während man mich auf der Polizeipräfektur über meinen Namen, Vornamen, Charakter befragte, wie Sie damals aus den Zeitungen haben erſehen können, trat ein Mann, der ohne augenfällige Geſchäfte ſich dort befand, freundſchaftlich an mich heran und fragte mich im Vertrauen, ob ich nicht Verfaſſer gewiſſer Broſchüren wäre; ich ſträubte mich ſehr dagegen. Ach, mein Herr, ſprach er, Sie ſind ein großes Genie, Sie ſind unnachahmlich. Dieſe Bemerkung, meine Freunde, erinnerte mich an eine wenig bekannte hiſtoriſche Thatſache, die ich Euch in der Form einer Epiſode, Abſchweifung oder Parentheſe, oder wie es Euch ſonſt gefällig iſt, erzählen will; es gilt mir ganz gleich.

Ich frühſtückte bei meinem Kameraden Duroc, der damals, aber erſt ſeit kurzer Zeit, wie ich bemerke, in einem alten, nach meinem Geſchmack ſehr häßlichen Hauſe zwiſchen Hof und Garten wohnte, worin er das Erdgeſchoß einnahm. Wir waren unſerer mehrere bei Tiſche, vergnügt, und thaten uns gütlich, als plötzlich und ohne angemeldet zu ſein, unſer Kamerad Bonaparte hereinkam, der neue Eigenthümer des alten Hauſes, worin er das erſte Stockwerk bewohnte. Er kam als Nachbar, und dieſe Freundlichkeit ſetzte uns ſo in Erſtaunen, daß nicht

Einer von den Gäſten wußte, was er that. Man ſtand auf, und Jeder fragte: Was iſt da? Der Held ließ uns wieder Platz nehmen. Er war Keiner von den Kameraden, zu dem man ſagen kann: Setz dich und nimm mit uns fürlieb. Das wäre vor dem Erwerb des alten Hauſes gegangen. Stehend ſah er uns an, wußte nicht recht, was er ſagen ſollte, und ging ab und zu. Sind das nicht Artiſchocken, die Sie da verſpeiſen? Ja, General. Sie, Rapp, eſſen Sie ſie mit Oel? Ja, General. Und Sie, Savary, mit Sauce? Ich eſſe Sie mit Salz. Ah, General, antwortet der, welcher ſich damals Savary nannte, Sie ſind ein großer Mann, Sie ſind unnachahmlich.

Da habt Ihr meine Geſchichte, meine Freunde, die ich expreß erzähle; um Euch wiſſen zu laſſen, daß man mich einmal wie Bonaparte behandelt hat und aus denſelben Gründen. Nicht umſonſt ſchmeichelte man dem Konſul; und wenn dieſer gute Herr mit ſeinen ſüßen Worten mich ſo maßlos zu loben begann, daß ich faſt meine Faſſung darüber verloren hätte, indem er mich einen unvergleichlichen, unnachahmlichen Menſchen nannte, ſo hatte er, wie mir ſpäter Leute geſagt haben, die ihn kennen, ſeine Abſicht und wollte irgend etwas von mir, indem er mich auf meine Koſten zu loben dachte. Ich weiß nicht, ob er zufriedengeſtellt worden iſt. Nach vielem Reden, vielem Fragen, worauf ich ſo wenig ungeſchickt als möglich antwortete, ſagte er zu mir beim Fortgehen: Hören Sie mal, mein Herr, glauben Sie mir, verwenden Sie Ihr großes Genie auf andere Dinge, wie Pamphlete.

Ich habe darüber nachgedacht und erinnere mich, daß vor ihm Herr von Bros, ein beredter, für die öffentliche Moral eifernder Mann, in weniger ſchmeichelhaften Worten vor dem Aſſiſengericht mir daſſelbe anrieth. Gemeiner Pamphletiſt! Es war eine ſchöne oratoriſche Bewegung, als er ſich zu mir wendete, der ich auf mein Bauernehrenwort an nichts weniger dachte, und mich folgendermaßen apoſtrophirte: Gemeiner Pamphletiſt &c., ein Donnerſchlag, kein Keulenſchlag, wenn man den Redeſtil betrachtet, womit er mich ohne Rettung todtſchlug.

Dieſes Wort, welches die Richter, die Zeugen, die Geſchwornen, die Verſammlung (mein Advokat ſogar erſchien dadurch erſchüttert) gegen mich aufbrachte, dieſes Wort entſchied Alles. Von der Stunde an war ich im Geiſte der Herren verurtheilt, ſeitdem der Mann des Königs mich einen Pamphletiſten genannt hatte, worauf ich nichts zu erwiedern wußte. Denn es kam mir in meiner Seele wohl ſo vor, als hätte ich etwas gemacht, was man ein Pamphlet nennt; ich hätte es nicht zu leugnen gewagt. Ich war alſo nach meinem eigenen Urtheil Pamphletiſt, und weil ich den Abſcheu wahrnahm, den ein ſolcher Name dem ganzen Auditorium einflößte, blieb ich verwirrt.

Beim Fortgehen traf ich auf der großen Treppe mit Herrn Arthus Bertrand zuſammen, Buchhändler und einem meiner Geſchwornen, der zum Mittagseſſen ging, nachdem er mich für ſchuldig erklärt hatte. Ich grüßte ihn; er war zuthunlich, denn er iſt der beſte Menſch von der Welt, und während wir mit einander gingen, bat ich ihn, mir doch ſagen zu wollen, was er an der verurtheilten *einfachen Anſprache* auszuſetzen habe. Ich habe ſie nicht geleſen, ſagte er zu mir, aber es iſt ein *Pamphlet*, das genügt mir. Darauf fragte ich ihn, was ein Pamphlet denn wäre und welchen Sinn dieſes Wort hätte, das, ohne mir neu zu ſein, für mich einiger Erklärung bedürfte. Es iſt, antwortete er, eine Schrift von wenigen Seiten, wie die Ihrige, von nur einem oder zwei Bogen. — Von drei Bogen, verſetzte ich, wäre das noch ein Pamphlet? — Vielleicht, nach der gewöhnlichen Annahme, ſagte er; aber in der eigentlichen Bedeutung bildet das Pamphlet nur einen einzigen Bogen, zwei oder mehr bilden eine Broſchüre. — Und zehn Bogen? funfzehn Bogen? zwanzig Bogen? — Bilden einen Band, ſagte er, ein Werk.

Ich verlaſſe mich darin auf Sie, mein Herr, der Sie dieſe Dinge verſtehen müſſen. Aber ach! ich befürchte in der That, ein Pamphlet gemacht zu haben, wie der Prokurator des Königs ſagt. Auf Ihre Ehre und Ihr Gewiſſen, Herr Arthus Bertrand, da Sie Geſchworner ſind, iſt meine Schrift von ein und einem halben Bogen ein Pamphlet oder eine Broſchüre? Pamphlet, ſagte er zu mir, Pamphlet, ohne alles Bedenken. — Ich bin demnach ein Pamphletiſt? — Ich hätte es Ihnen aus Rückſicht, aus Schonung, aus Mitgefühl für das Unglück nicht geſagt, aber es iſt die Wahrheit. Im Uebrigen, fügte er hinzu, wenn Sie Reue fühlen, wird Ihnen Gott (ſo groß iſt ſein Erbarmen) in der andern Welt verzeihen. Gehen Sie nach St. Pélagie, mein lieber Mann, und ſündigen Sie nicht wieder!

So tröſtete er mich. — Mein Herr, ſagte ich zu ihm, ich bitte! noch eine Frage! — Zwei, erwiederte er, und mehr, ſo viele Sie wollen bis 4½ Uhr; aber es wird bald ſchlagen, glaube ich. — Gut, hier iſt meine Frage. Wenn ich ſtatt dieſes Pamphlets auf die Chambord-Subſkription einen Band, ein Werk gemacht hätte, würden Sie es verurtheilt haben? — Je nachdem. — Ich verſtehe, Sie hätten es zuvörderſt geleſen, um zu ſehen, ob es verdammenswerth ſei. — Ja, ich würde es unterſucht haben. — Aber das Pamphlet leſen Sie nicht? — Nein, weil das Pamphlet nicht gut ſein kann. Wer von Pamphlet ſpricht, meint eine Schrift voll Gift. — Gift? — Ja, mein Herr, und das entſetzlichſte, ſonſt würde man ſie nicht leſen. — Wenn kein Gift darin wäre? — Nein, die Welt iſt ſo, man liebt das Gift in Allem, was gedruckt wird. Zum Beiſpiel Ihr Pamphlet, das wir ſo eben verurtheilt haben, ich kenne es nicht; ich weiß wahrhaftig nicht und will auch nicht wiſſen, was es iſt; aber man lieſt es: es enthält Gift. Der Herr Prokurator des Königs hat es ausgeſagt, und ich zweifelte nicht daran. Das Gift iſt es, ſehen Sie, was die Juſtiz in dergleichen Schriften verfolgt. Denn ſonſt iſt die Preſſe frei: drucken Sie, veröffentlichen Sie, was Sie nur wollen, aber kein Gift. Sie haben gut reden, meine Herren, man läßt Sie das Gift nicht unter die Leute bringen. Bei einer guten Polizei geht das nicht, und die Regierung wird Sie wohl daran verhindern.

Gott, ſprach ich ganz leiſe zu mir ſelbſt, Gott erlöſe uns vom Böſen und von der figürlichen Sprache! Die Aerzte hatten vor, mich zu tödten, als ſie mir das Blut auffriſchen wollten; dieſer hier ſperrt mich ein, aus Furcht, ich möchte Gift ſchreiben; Andere laſſen ihren Acker ausruhen, und es fehlt auf dem Markt an Getraide. Jeſus, mein Erlöſer, erlöſe uns von der Metapher.

Nach dieſem kurzen in Gedanken geſprochenen Gebet verſetzte ich: Das Gift, mein Herr, taugt in der That gar nichts, und man handelt vortrefflich, den Verkauf deſſelben zu hindern. Aber ich wundere mich, wenn die Welt es, nach dem, was Sie ſagen, ſo ſehr liebt. Ohne Zweifel befindet ſich außer dieſem Gift in dieſen Pamphlets noch etwas .... — Ja, Dummheiten, Wortſpiele, boshafte Späße. Was wollen Sie, lieber Mann, was wollen Sie in einen erbärmlichen Bogen Vernünftiges faſſen? Welche Gedanken laſſen ſich darin entwickeln? In den ausführlichen Werken ſieht man im ſechſten Bande kaum ab, wo der Verfaſſer hinaus will. — Ein Bogen, ſagte ich, es iſt wahr, kann nicht gerade viel enthalten. — Nichts, was taugte, ſagte er zu mir, und ich leſe nicht einen ſolchen einzelnen Bogen. — Sie leſen demnach die Faſten- und Adventsverordnungen Sr. Gnaden des Biſchofs von Troyes nicht? — Ach! wahrhaftig, das iſt gewaltig verſchieden. — Auch nicht die Toulouſer Hirtenbriefe über das päpſtliche Supremat? — Ah! das iſt etwas Anderes. — Alſo iſt nach Ihrer Meinung doch zuweilen eine Broſchüre ein einfacher Bogen .... — Pfui! reden Sie mir nicht davon; Schimpf der Literatur, Schande des Jahrhunderts und der Nation, daß ſich für dergleichen Ungezogenheiten noch Verfaſſer, Drucker und Leſer finden! — Mein Herr, ſagte ich ihm, die Briefe aus der Provinz von Pascal .... — O, bewundernswerthes, göttliches Buch, das Meiſterſtück unſerer Sprache! — Nun wohlan! dieſes göttliche Meiſterſtück beſteht doch aus Pamphlets, aus Blättern, die erſchienen .... — Nein, ſtille, darüber habe ich meine Ideen, meine Grundſätze. So ſehr ich die großen Werke ehre, die verfaßt ſind, um fortzudauern und in der Nachwelt zu leben, ſo ſehr verachte und verabſcheue ich jene ephemeren Schriftchen, dieſe Papiere, die von

Hand zu Hand gehen und den Leuten von heute Geſchichten, Sachen von heute erzählen; ich kann die Pamphlets nicht leiden. — Und Sie lieben die Briefe aus der Provinz. Dieſe kleinen Briefe, wie man ſie damals nannte, als ſie von Hand zu Hand gingen. — Richtig, fuhr er fort, ohne mich anzuhören: darüber muß ich mich wundern, daß Sie, mein Herr, der Sie, wie man ſieht, von guter Geburt und beſtimmt ſind, etwas in der Welt zu werden, Pamphlete ſchreiben; denn am Ende, wer hinderte Sie, Baron zu werden, wie Andere? Ehrenvoll angeſtellt bei der Polizei, bei der Douane, als Gefängnißaufſeher oder Gendarm, würden Sie einen Rang einnehmen, eine Figur machen. Nein, ich bleibe dabei, ein Mann wie Sie, ſich ſo wegzuwerfen, ſo gemein zu machen, Pamphlets zu verfertigen! Erröthen Sie gar nicht? — Blaiſe, erwiederte ich ihm, Blaiſe Pascal war weder Gefängnißaufſeher, noch Gendarm, noch Angeſtellter des Herrn Franchet. — Bſt! Stille! Sprechen Sie leiſer, denn er kann uns hören. — Wer denn? — Der Abbé Franchet. — Sollte er uns ſo nahe ſein? — Mein Herr, er iſt überall. Jetzt iſt es 4½ Uhr; Ihr ergebenſter Diener. - Ich der Ihrige. — Er läßt mich ſtehen und läuft fort.

Das verdient Berückſichtigung, meine Freunde; drei ſo rechtſchaffene Leute: Herr Arthus Bertrand, dieſer Herr von der Polizei und Herr von Bros, eine durch Wiſſenſchaft und Amt hervorragende Perſönlichkeit, dieſe drei Männer ſind entſchiedene Feinde des Pamphlets. Ihr werdet noch genug Andere ſehen und vom beſten Stande, die einen Freund betrügen, ſeine Tochter oder ſeine Frau verführen, die ihrige herleihen, um ein ehrenwerthes Amt zu erlangen; alle Welt belügen, verrathen, ihr Wort brechen und es für eine große Unehre halten würden, in einer Schrift von funfzehn oder ſechzehn Seiten die Wahrheit zu ſagen; denn in dieſem Wenig ſteckt das ganze Uebel. Sechzehn Seiten, Ihr ſeid Pamphletiſten, und fort nach St. Pélagie. Schreibt ſechshundert, Ihr werdet dem Könige vorgeſtell werden. Unglücklicherweiſe kann ich das nicht. Als 1815 der Maire unſerer Gemeinde, derſelbe, den wir noch haben, uns bei

Nacht durch ſeine Gendarmen überfallen und arme Leute, die an der Revolution nicht Schuld hatten, aus dem Bette in's Gefängniß ſchleppen ließ, deren Weiber und Kinder umkamen, war hinreichender Stoff vorhanden, Bände zu ſchreiben, und ich wußte nur einen Bogen daraus zu ziehen, ſo ſehr mangelte es mir an Beredtſamkeit. Ich benahm mich auch noch verkehrt dabei. Hätte ich, ſtatt meinen Namen zu dekliniren, und wie ich es machte, im Eingang zu ſagen: *Meine guten Herren, ich bin Tourainer*, im Geſchmack des Abbé de Lamennais ſo anzufangen: *Chriſten, nach den unerhörten Attentaten einer infernalen Revolution* ...., ſo war es mir, einmal zu dieſer Höhe des Ausdrucks gelangt, ein Leichtes, fortzufahren und meine Schrift zu Ende zu führen, ohne den Prokurator des Königs zu erzürnen. Aber ich ſchrieb ſechzehn Seiten, ungefähr in dem Stil, wie ich zu Ihnen rede, und wurde ein Ausbund von einem Pamphletiſten, und fuhr dann, als die Chambord-Subſkription kam, in gewohnter Weiſe fort. Wäre ich klug geweſen, ſo hätte ich nichts darüber geſagt: der Gegenſtand war weder in einem, noch in hundert Bogen zu behandeln; daraus war weder ein Pamphlet, noch eine Broſchüre, noch ein Band zu machen, denn es hält ſchwer, zu der Augendienerei noch etwas hinzuzufügen, und war gefährlich, ihr zu widerſprechen, wie ich es empfunden habe. Weil ich meine Anſicht darüber mit wenigen Worten ohne Umſchweife und Umſchreibungen ſagen wollte, hieß es wieder: Pamphletiſt! und: nach St. Pélagie zwei Monat in's Gefängniß! Später bei Anlaß des Tanzens, das man uns verbot, ſagte ich meine Meinung, ſo ernſthaft ich nur konnte, verſteht Ihr, denn bei dieſer Sache war die Kirche intereſſirt; aber ich konnte es nicht durchführen und verfiel wieder — in's Pamphlet. Ich wurde angeklagt, vor Gericht geſtellt, meine unſchuldige Darſtellungsweiſe und mein furchtſames Reden fanden kaum Gnade, ich erhielt von den Richtern einen Verweis. In allem Gedruckten iſt, je nach dem Umfang des Werkes, mehr oder weniger verdünntes, mehr oder weniger ſchädliches, tödtendes Gift enthalten.

Ein Gran eſſigſauren Kali's in einer Bütte verliert ſich, iſt nicht merkbar, in einer Taſſe bewirkt er Erbrechen, in einem Löffel tödtet er, und ſo verhält es ſich mit dem Pamphlet.

Aber andererſeits ſchreibt mir der Stallmeiſter Sir John Bickerſtaff, mein guter Freund, was ich Euch ſogleich überſetzen werde. Ein ſonderbarer Mann, Philoſoph, ſo gelehrt wie nur Einer ſein kann, großer Anhänger der Reform, nicht bloß der parlamentariſchen, ſondern der allgemeinen, will er alle europäiſchen Verfaſſungen umändern, denn die beſte, ſagt er, tauge nichts. Er beſitzt in ſeinem Vaterlande ein anſtändiges Vermögen. Sein Beſitzthum hat nur eine Ausdehnung von zehn Meilen in jeder Richtung, ſein jährliches Einkommen beträgt zwei, höchſtens drei Millionen, aber er begnügt ſich damit, und lebte in dieſer ſüßen Mittelmäßigkeit, als die Miniſter, die in ihm einen Mann ſahen, der flink bei der Hand, und wie alle Gelehrten, wie auch Newton war, von verträglichem Temperamente iſt, ihm Eintritt in's Parlament verſchafften. Kaum war er darin, ſo fängt es an zu donnern, zu ſtürmen gegen die Verſchwendung des Hofes, gegen die Sinekuren. Man glaubte, er wolle ſeinen Theil davon abhaben, und die Miniſter boten ihm ein Amt an, das er annahm, und, wie es bei den Herrſchenden Brauch iſt, dem das Meiſte zu geben, der das Meiſte hat, eine ſeinem Vermögen angemeſſene Summe, die er einſtrich. Mit dieſem Gelde verſehen, kehrt er auf ſein Gut zurück, verſammelt die Bauern, die Ackerwirthe und alle Pächter der Grafſchaft und ſpricht zu ihnen: „Ich habe auf die glücklichſte Weiſe von der Welt einen Theil von dem wieder erwiſcht, was man Euch nimmt, um die Schelme und Tagediebe des Hofes zu unterhalten. Hier iſt das Geld, das ich hübſch zurückerſtatten will. Aber laßt uns bei den Aermſten anfangen. Du, Peter, wie viel haſt Du dieſes Jahr bezahlt?“ So viel; hier iſt es. „Du Paul, Ihr Iſaak und John, Eure Quote?“ Und er zahlt ſie ihnen hin und dies ſo lange, als was übrig war. Als dies geſchehen, kehrte er nach London zurück, wo er nach Beſitznahme von ſeinem neuen Amte ſogleich alle Leute freilaſſen wollte, die wegen Vergehen durch Reden, Ausfälle gegen die Großen, Miniſter, Schweizer verhaftet waren, und er hätte es ausgeführt, denn ſeine Stellung gab ihm dazu die Machtvollkommenheit, wenn man ihn nicht hurtig abberufen hätte.

Seit der Zeit hat er ſich auf Reiſen begeben, und ſchreibt mir aus Rom: „Laſſen Sie ſchwatzen, laſſen Sie ſich ſchimpfen, verurtheilen, einſperren, laſſen Sie ſich hängen, aber veröffentlichen Sie Ihre Gedanken. Es iſt nicht ein Recht, es iſt eine Pflicht, die ſtrenge Verpflichtung eines Jeden, ſeine Gedanken zum allgemeinen Beſten vorzubringen und an den Tag zu legen. Die Wahrheit gehört Allen ganz. Was Sie für nützlich erkennen, für gut, daß es Jeder wiſſe, dürfen Sie gewiſſenhaft nicht verſchweigen. Jenner, der die Kuhpockenimpfung erfand, wäre ein offenbarer Böſewicht geweſen, wenn er ſie eine Stunde geheim gehalten hätte, und da es keinen Menſchen giebt, der ſeine Ideen nicht für nützlich hielte, ſo giebt es auch keinen, der nicht gehalten wäre, ſie mitzutheilen und durch alle ihm möglichen Mittel zu verbreiten. Reden iſt gut, ſchreiben iſt beſſer, das Drucken iſt eine vortreffliche Sache. Ein in kurzen, klaren Ausdrücken dargelegter Gedanke, mit Beweiſen, Dokumenten, Beiſpielen, den man druckt, iſt ein Pamphlet, und die beſte, zuweilen muthigſte That, die ein Menſch auf der Welt ausüben kann. Denn iſt Ihr Gedanke gut, zieht man Nutzen daraus; ſchlecht, verbeſſert man ihn und zieht gleichfalls Nutzen daraus. Aber der Mißbrauch .... dummes Wort; die es erfunden haben, die ſind es wahrlich, welche die Preſſe mißbrauchen, indem ſie drucken, was ſie wollen, täuſchen, verleumden und das Antworten verhindern. Wenn ſie gegen die Pamphlets, Journale, Broſchüren Geſchrei erheben, ſo haben ſie wunderſchöne Gründe dazu. Ich habe die meinigen, und wünſchte, daß man mehr dafür thäte, daß Jeder Alles veröffentlichte, was er denkt und weiß. Die Jeſuiten erhoben gegen Pascal auch Geſchrei und hätten ihn einen Pamphletiſten genannt, aber das Wort exiſtirte damals noch nicht; ſie nannten ihn Höllenbrand, was im Pfaffenſtil daſſelbe bedeutet. Es bedeutet immer einen Menſchen, der die Wahrheit ſagt und ſich Gehör verſchafft. Anfangs antworteten ſie auf dieſe Pamphlets durch andere, aber ohne Erfolg, dann durch geheime Verhaftsbefehle, die ihnen beſſer gelangen. Daher war dies die Antwort, womit die mächtigen Leute und die Jeſuiten gewöhnlich Pamphlets erwiederten.

„Hört man ſie reden, ſo hatte dies gleichwohl gar nichts zu ſagen, ſie verachteten die kleinen Briefe als elende Poſſen, die höchſtens geeignet wären, durch Schmähſucht und Skandal auf einen Augenblick zu ergötzen; Schriften ohne allen Werth, ohne Gehalt, Konſiſtenz, noch Subſtanz, wie man jetzt ſagt; Morgens läſe man ſie, Abends wären ſie vergeſſen, in Summa eines ſolchen Mannes, eines Gelehrten unwürdig! Der Verfaſſer entehre ſich dadurch, daß er ſeine Zeit und ſeine Anlagen auf ſolche Weiſe anwende, daß er Bogen ſchreibe, keine Bücher, und Alles nach der lächerlichen Seite wende, ſtatt ernſte Unterſuchungen anzuſtellen; dies war der Vorwurf, den ſie ihm machten, ein alter abgedroſchener Zank, wenn man die Lacher nicht auf ſeiner Seite ſieht. Was geſchah? Der Scherz, der feine Spott Pascals hat bewirkt, was die Beſchlüſſe, die Edikte nicht vermocht hatten: er hat die Jeſuiten überall verjagt. Die große Körperſchaft iſt dieſen ſo hingeworfenen Blättern erlegen. Ein Pamphletſchreiber wirft dieſen von den Königen und Völkern ſo gefürchteten Koloß zu Boden. Die gefallene Geſellſchaft wird ſich nicht wieder erheben, welche Stütze man ihr auch leihe, und Pascal bleibt groß im Andenken der Menſchheit nicht durch ſeine gelehrten Werke, ſeine Erfahrungen, ſondern durch ſeine Pamphlets, ſeine kleinen Briefe.

„Nicht die Tuskulanen ſind es, die Cicero's Ruf begründet haben, ſondern ſeine Reden, wahre Pamphlets. Sie erſchienen in fliegenden Blättern, nicht um eine Ruthe gewickelt, nach damaligem Gebrauch. Die meiſten ſogar und die ſchönſten waren nicht gehalten worden. Was war ſein Cato anders, als ein Pamphlet gegen Cäſar, der ſehr gut antwortete, da er es verſtand, und als Mann von Geiſt, der ſelbſt nach Cicero gehört zu werden verdiente? Ein anderer roher Menſch, der von

Cäſar weder das Schwert noch die Feder beſaß, ließ darauf, als er in irgend einer andern Schrift mitgenommen worden, den römiſchen Pamphletiſten tödten. Gewöhnlich iſt Proſkription und Verfolgung die Belohnung Derer, die allein auszuſprechen wagen, was Jeder denkt. Auf dieſelbe Weiſe war vor ihm der große Pamphletiſt Griechenlands, Demoſthenes, um's Leben gekommen, deſſen Philippiken Muſter dieſer Schreibart geblieben ſind. Hätte er ſie bloß in einer Verſammlung geſprochen, ſo würden ſie, ſchlecht und von Wenigen gehört, ihre Wirkung verfehlt haben; aber geſchrieben las man ſie, und dieſe Pamphlets machten dem Mazedonier, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, mehr zu ſchaffen, als die Waffen Athens, das, endlich unterliegend, Demoſthenes und die Freiheit verlor.

„Und in unſern Tagen glücklich iſt Amerika, und Franklin, der ſein Vaterland frei ſah, nachdem er mehr als irgend ein Anderer durch ſeine berühmte „geſunde Vernunft“, eine Broſchüre von zwei Bogen, zur Befreiung beigetragen. Nie hat ein Buch oder ein dicker Band ſo viel für's Menſchengeſchlecht gewirkt. Denn bei den erſten Anfängen des amerikaniſchen Aufſtandes waren alle dieſe Staaten, Städte, Flecken in ihren Geſinnungen getheilt; die einen hielten feſt an England, der legitimen Gewalt nicht ohne Grund treu; die anderen befürchteten, man werde ſich nicht losreißen können, und waren beſorgt, durch den Verſuch des Unmöglichen Alles zu verlieren; mehrere ſprachen von Vergleich, und waren bereit, ſich mit einer weiſen Freiheit, mit der Bewilligung einer Charte zu begnügen, müßte ſie auch bald umgeändert, aufgehoben werden; wenige wagten bei ſo zwieträchtigen Meinungen ein glückliches Reſultat zu hoffen. In dieſem Zuſtand der Dinge ſah man, was das geſchriebene Wort in einem Lande vermag, wo alle Welt lieſt: eine neue und ganz andere Macht, als die der Tribüne. Von einer Rede werden hin und wieder einige Worte durch Zufall behalten; aber die Preſſe ſpricht zu einem ganzen Volk, ja zu allen Völkern auf einmal, wenn ſie wie in Amerika leſen, und von dem Gedruckten geht nichts verloren. Franklin ſchrieb ſeine

„geſunde Vernunft“, vereinigte alle Richtungen zu einer Unabhängigkeitspartei und entſchied jenen großen Krieg, der, dort beendigt, in den übrigen Ländern der Welt fortdauert.

„Er war gelehrt: wer würde es gewußt haben, wenn er über ſeine Wiſſenſchaft nicht geſchrieben hätte? Sprechen Sie zu den Menſchen über ihre Angelegenheiten und über die Angelegenheiten des Augenblicks, und machen Sie ſich Allen hörbar, wenn Sie einen Namen haben wollen. Verfertigen Sie Pamphlets, wie Pascal, Franklin, Cicero, Demoſthenes, wie der Apoſtel Paulus und der heilige Baſilius, denn wahrhaftig, ich vergaß dieſe großen Männer, deren Schriften die heidniſchen Völker hinſichtlich der Religion ihrer Väter enttäuſchten, einen Theil des alten Aberglaubens vernichteten und neue Nationen ſchufen. Zu allen Zeiten haben die Pamphlete die Geſtalt der Welt verändert. Sie ſtreuten bei den Engländern jene Grundſätze der Toleranz aus, die Penn nach Amerika verpflanzte, und dieſes verdankt Franklin die Aufrechthaltung ſeiner Freiheit durch dieſelben Mittel, die ſie ihm erwarben, Pamphlets, Journale, Oeffentlichkeit. Dort wird Alles gedruckt, nichts iſt geheim, was Jeden angeht. Die Preſſe iſt dort freier, wie anderswo das Wort, und man mißbraucht ſie weniger. Warum? Weil man ſich ihrer ohne Hinderniß bedient, und weil die Lüge, woher ſie auch kommen möge, durch die Betheiligten, die nichts zum Schweigen verpflichtet, bald entlarvt wird. Man ſchont keine Nichtswürdigkeit, ſelbſt wenn ſie offiziell wäre; keine Großſprecherei kann ſich halten; das Publikum wird nicht betrogen, da kein Menſch dort die Gewalt hat zu lügen, und jedem Widerſprechenden Stillſchweigen aufzuerlegen. Die Preſſe ſtiftet dort nichts Böſes, und wie Vieles verhindert ſie? Sie mögen es ſelbſt ſagen, wenn Sie alle Ihre Mißbräuche aufgezählt haben. Es erſcheinen wenig Bände, dicke Bücher gar nicht, und doch lieſt alle Welt; dies iſt das einzige Volk, welches lieſt, und auch das einzige, welches Kenntniß von dem beſitzt, was man wiſſen muß, um nur den Geſetzen zu gehorchen. Die gedruckten Blätter, die täglich in unendlicher Zahl cirkuliren, bewirken eine wechſelſeitige Belehrung jedes Alters. Denn faſt Jeder ſchreibt in die Journale, aber ohne Leichtfertigkeit; keine pikanten Phraſen, geniale Wendungen; der klare, freimüthige Ausdruck genügt dieſen Leuten. Es möge ſich um eine Reform im Staate, um eine Gefahr, eine Koaliſation der europäiſchen Mächte gegen die Freiheit, oder um den beſten Boden zum Bau der Steckrüben handeln, der Stil iſt nicht verſchieden und die Sache iſt gut vorgetragen, ſobald ſie Jeder verſteht, je kürzer, um ſo beſſer, ein nicht gewöhnliches Verdienſt, wiſſen Sie? und auch nicht leicht, in wenige Worte viel Sinn zu legen. O, wie ſelten iſt eine inhaltreiche Seite in den Büchern! und wie Wenige ſind im Stande, deren zehn ohne Dummheiten zu ſchreiben! Der geringfügigſte Brief von Pascal war ſchwieriger zu ſchreiben, als die ganze Encyklopädie. Unſere Amerikaner, die vielleicht hieran niemals gedacht haben, aber mit dem geſunden Sinn Franklins, der ſie leitet, in allen ihren Schriften kurz, ſparſam mit Worten ſind, ſchreiben ſo wenig Bücher als möglich, und veröffentlichen ſelten ihre Ideen anders, als in Pamphleten, in Journalen, die, ſich gegenſeitig berichtigend, jeden neuen Gedanken zu ſeiner Vollkommenheit bringen. Wenn Jemand etwas für das Publikum Intereſſantes erfindet oder entdeckt, wird er darüber kein großes Werk mit ſeinem Namen in großen Buchſtaben, von Herrn ...., Mitglied der Akademie, ſchreiben, ſondern einen Journalartikel oder höchſtens eine Broſchüre. Und merken Sie ſich bei der Gelegenheit, was von Deſſen, die bei Ihnen ſich mit Schriftſtellerei befaſſen, ſchlecht begriffen iſt: es giebt keinen guten Gedanken, den man nicht auf einem Bogen darlegen und hinreichend entwickeln könnte; wer ſich weiter ausdehnt, verſteht ſich oft gar nicht, oder hat nicht die Muße, wie Jener ſagte, um nachzudenken und es kurz zu machen.

„Auf die Weiſe ſchreibt, druckt, lieſt man in Amerika, ohne zu wiſſen, was Schriftſteller oder Autor heißt, eben ſo viel oder mehr als irgend ſonſt wo, und nützliche Dinge, weil es dort in Wirklichkeit öffentliche Angelegenheiten giebt, deren das Publikum ſich mit vollſtändiger Kenntniß annimmt, worüber Jeder befragt wird, abſtimmt und ſeine Anſicht ausſpricht. Die Nation, wie wenn ſie beſtändig verſammelt wäre, empfängt die Stimmen, berathſchlagt unabläſſig über jeden Punkt von allgemeinem Intereſſe, und faßt ihre Beſchlüſſe nach der Meinung, die in dem ganzen Volke ohne irgend eine Ausnahme überwiegt; dies iſt die geſunde Vernunft Franklins. Daher begeht ſie auch keine Mißgriffe, und ſpottet der Kabinette, vielleicht ſogar der Boudoirs.

„Dergleichen Ideen würden in Ihren Ländern der Boudoirs bei den Damen, ich glaube es, keinen Anklang finden. Dieſe Regierungsform verträgt ſich ſchlecht mit Pamphleten und der naiven Wahrheit. Man hätte von geſunder Vernunft ſchön reden, der Mademoiſelle von Piſſelen, der Mademoiſelle Poiſſon, der Frau von B...., der Frau von C.... von öffentlicher Meinung ſprechen. Sie würden in Gelächter ausbrechen, die liebenswürdigen Perſonen, die bei Ihnen im Beſitz des Staatsregiments ſich befinden, und dann die geſunde Vernunft, Franklin und die öffentliche Meinung in's Gefängniß ſperren. Treffliche Franzoſen! unter der Herrſchaft der Schönheit, der Grazien ſeid Ihr ein höfiſches Volk, jetzt mehr als jemals. Durch die Revolution hat ſich Verſailles in's Volk ergoſſen, Paris iſt das Oeuil-de-boeuf geworden. Alle Welt ſchneidet in Frankreich ihren Hof. Das iſt Eure Kunſt; die Kunſt zu gefallen hält bei Euch ihre hohe Schule, dies iſt das Genie Eurer Nation. Der Engländer ſegelt, der Araber plündert, der Grieche ſchlägt ſich für die Freiheit, der Franzoſe macht Reverenz und dient oder wünſcht zu dienen, er würde ſterben, wenn er nicht diente. Ihr ſeid nicht das ſklaviſchſte Volk, aber Ihr ſeid das größte Bedientenvolk auf der Welt.

„Dieſer Bedientenſinn iſt es, weshalb bei Euch Jeder Furcht hat, ein Pamphletiſt genannt zu werden. Die Herren haben es nicht gern, daß man zum Publikum, von was es auch ſei, rede, eine Thorheit Rovigo's, der, um ein Amt zu erlangen, ſtatt eines Geſuchs ein Pamphlet verfertigt, worin er ſchön ſagen hat: Wie ich gedient habe, werde ich weiter dienen; man hört ihn nicht einmal an, und da liegt er auf der Straße.

Der pamphletiſtiſche Vicomte iſt angeſtellt, aber wie? Die ihn dahin gebracht haben und ſtützen, wollen ihn nicht bei ſich. In der hohen Livree, wie in jedem Dienſt, braucht man diskrete Leute, und die Räſonneurs ſind die ſchlimmſten Bedienten: denken Sie doch, wenn er drucken läßt, und gar Broſchüren! Als Herr von Bros Sie Pamphletiſt nannte, ſo ſagte er Ihnen gleichſam: „Unglücklicher, niemals wirſt Du weder Amt noch Gehalt haben; Erbarmungswürdiger, Du wirſt in keine Antichambre gelangen, in Deinem Leben wird Dir keine Gunſt, keine Gnade, kein offizielles Lächeln, kein erhabener Blick zu Theil werden.“ Dies iſt der Grund, weshalb man ſchaudernd ſich von Ihnen entfernte, als man dieſes Wort vernahm.

„Ihr in Frankreich ſeid lauter rechtſchaffene Leute, dreißig Millionen rechtſchaffener Leute, die mit Moral und Religion das Volk regieren wollen. Um es zu regieren, weiß man wohl, daß man ihm die Wahrheit nicht ſagen darf. Die Wahrheit iſt volksthümlich, ſogar pöbelhaft, wenn man ſo ſagen kann, und ſchmeckt ganz und gar nach der Canaille, denn ſie iſt der Gegenfüßler der ſchönen Luft, das diametrale Gegentheil vom Ton der guten Geſellſchaft. Daher hat der wahrheitsliebende Verfaſſer eines Bogens oder einer Broſchüre, die ein wenig geleſen werden, mit Nothwendigkeit Alles gegen ſich, was nicht Volk ſein will, das heißt, bei Euch die ganze Welt. Jeder verleugnet ihn, ſagt ſich von ihm los. Finden ſich dergleichen durch göttliche Zulaſſung deſſenungeachtet immer, ſo kommt dies daher, weil das Aergerniß nothwendig iſt. Aber wehe dem, der das Aergerniß giebt, der über einen wichtigen Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe dem Publikum die Wahrheit ſagt. Ausgeſtoßen, verflucht, aus beſonderer Gunſt in St. Pélagie eingeſperrt, wäre er in Frankreich beſſer nicht geboren.

„Aber die Verfolgung iſt es, die ſeinen Worten Glauben verleiht. Keine Wahrheit macht ſich ohne Märtyrer geltend, mit Ausnahme derer, die Euklid lehrt. Man überzeugt nur, indem man für ſeine Meinungen duldet, und der heilige Paulus ſagte: „Glaubt mir, denn ich bin oft im Gefängniß.“ Hätte er ein

Wohlleben geführt und ſich durch das Dogma bereichert, das er predigte, niemals würde er die Religion Chriſti gegründet haben. F.... wird aus ſeinen Homilien nie etwas Anderes als Aemter und Karoſſen ziehen. Du Winzer Paul Louis, der Du allein in Deinem Lande Dich als Mann des Volks giebſt, wage es daher ferner, Pamphletiſt zu ſein und es laut auszuſprechen. Schreibe, mach' Pamphlet über Pamphlet, ſo lange es Dir nicht an Stoff fehlt. Steige auf die Dächer, predige den Nationen das Evangelium, und wenn man Dich verfolgt ſieht, wirſt Du gehört werden; denn es bedarf dieſer Hülfe, und ohne Herrn von Broë wirſt Du nichts ausrichten. Es iſt an Dir, zu reden, und an ihm, durch ſeinen Strafantrag die Wahrheit Deiner Worte zu beweiſen. Wenn Ihr Euch ſo verſteht und einander unterſtützt, wie Sokrates und Anytus, könnt Ihr die Welt bekehren."

Das iſt die Epiſtel, die ich von meinem guten Freunde Sir John erhalte, der über die Pamphlets anders denkt, als Herr Arthus Bertrand, und mir das Gegentheil räth. Dieſer kennt nichts Abſcheulicheres, der Andere nichts Schöneres. Welcher Unterſchied! und bemerken Sie: der leichtſertige Franzoſe giebt nur etwas auf ſchwerfällige Bände, der unbeholfene Engländer will Alles in fliegende Blätter ſetzen; ein ſonderbarer Kontraſt, ein ſeltſames Naturſpiel! Könnte ich darauf rechnen, daß jenſeits des Oceans die Sachen ſich ſo verhalten, wie er ſie mir darſtellt, ich würde hingehen; aber ich höre ſagen, dort wie in Europa gäbe es Excellenzen, und, was viel ſchlimmer iſt, Helden. Wir wollen nicht abſegeln, meine Freunde, noch wollen wir nicht hinübergehen. Alles erwogen, werden wir vielleicht unter Gottes Beiſtand hier eben ſo viel Freiheit haben, wie anderswo, was auch Sir John ſagen mag. Ein braver Mann, wahrhaftig! ich fürchte, er irrt ſich, wenn er glaubt, meine Beſtimmung ſei, Sokrates bis an's Ende nachzuahmen. Nein, laß dieſen Kelch an mir vorübergehen; das Gift iſt bitter und die Welt beſſert ſich von ſelbſt ſchon, ohne daß ich mit meiner geringen Perſon mich hineinmiſche. Ich würde die Fliege auf dem Wagen ſein, der mein Geſumme nicht nöthig hat. Er geht, meine theuren Freunde, und hört nicht auf zu gehen. Wenn ſein Gang uns langſam erſcheint, ſo liegt es daran, daß wir nur einen Augenblick leben. Aber welch einen Raum hat er ſeit fünf oder ſechs Jahrhunderten zurückgelegt! Und jetzt rollt er auf der Ebene dahin; nichts vermag ſeinen Lauf zu hemmen.

Antwort an die Namenloſen, die an den Winzer Paul Louis Courier Briefe gerichtet haben.

(1822.)

I.

Ich empfange zuweilen anonyme Briefe; die einen ſind ſchmeichelhaft und gefallen mir, denn ich ſehe mich gern gelobt; andere ſind ſpöttiſch, beißend und mir weniger angenehm, aber bei Weitem nützlicher; ich finde darin die Wahrheit, ein unſchätzbares Gut, und zuweilen Warnungen, die mir vielleicht Keiner von denen ertheilen würde, die mir am meiſten wohlwollen. Damit man daher fortfahre, auf dieſe Weiſe zu meinem ſehr großen Vortheil an mich zu ſchreiben, beantworte ich dieſe Briefe durch dieſen gedruckten, da ich kein anderes Mittel habe, ihn meinen Korreſpondenten zukommen zu laſſen und werde eben ſo allen denen antworten, die mir ihre Anſichten über mein Betragen und meine Schriften mittheilen möchten. Ein ſolcher Verkehr würde ohne Zweifel unter jenen ſchwachen, furchtſamen, aller Oeffentlichkeit feindlichen Regierungen einige Schwierigkeit haben, ſogar unmöglich ſein ohne die Preßfreiheit, deren wir, wie Herr von Bros richtig ſagt, ſeit der Reſtauration im weiteſten Sinne uns erfreuen. Wäre die Preſſe nicht frei, wie ſie es durch die Charte iſt, ſo könnte es geſchehen, daß ein Polizeikommiſſär meine ganze Korreſpondenz bei dem Drucker in Beſchlag nähme, daß ein königlicher Prokurator ſowohl den Drukker, als mich, als meinen Verleger und meine Leſer ins Gefängniß ſchickte. Solche Dinge ſind in Ländern thunlich, wo eine gehäſſige Gewalt herrſcht, die Einzelne zu Mitſchuldigen und Alle zu Feinden hat. Aber in Frankreich, unter der Herrſchaft der Geſetze, der Konſtitution, der beſchwornen Charte, unter einer volksfreundlichen und aller Welt theuern Regierung ſteht ſo etwas glücklicherweiſe nicht zu befürchten. Man ſagt, was man denkt, man druckt, was man ſagt und Keiner hat Furcht zu reden oder zu hören. Ich übergebe Gegenwärtiges daher dem Druck, nicht für das Publikum, ſondern lediglich für die Perſonen, die mich mit ihren Schreiben beehren, ohne mir ihren Namen oder ihre Adreſſe zu ſagen.

Paul Louis Courier, Winzer der Chavonniere, Holzhauer des Waldes von Larçay, Ackerbauer der Filonière, der Houſſière und anderer Ortſchaften, entbietet allen unbekannten Anonymen, welchen Gegenwärtiges zu Geſicht kommt, ſeinen Gruß:

Ich habe Ihr Schreiben mit der Unterſchrift: der zu verſchmitzte Marquis von Effiat erhalten; es hat mich durch die ergötzlichen Bemerkungen, die es über die alte und neue Geſchichte enthält, unterhalten und belehrt.

Und das Ihrige mit dem Stempel Béfort, ohne Unterſchrift, worin Sie mir auf eine wenig höfliche, aber freimüthige Weiſe vorwerfen, ich ſei gar nicht beſcheiden. Ich habe mich in dieſer Hinſicht unterſucht und gefunden, daß ich in der That nicht beſcheiden bin und daß ich eine hohe Meinung von mir habe, worin ich, wie ſehr viele Andere, mich irren kann. Sie fällen ein ſolches Urtheil, wie mir ſcheint, mit Unrecht und aus Neid; immerhin iſt die Warnung gut und um ſie zu nützen, werde ich Formeln gebrauchen, welche die Meinung verdecken, die Jeder von ſich hat, eine glückliche Erfindung unſerer Akademien! Ich werde von meinen Schriften, die ſicher die ſchönſten dieſes Jahrhunderts ſind, ſagen: Schwache Erzeugniſſe, welche das Publikum mit Güte und Nachſicht aufnimmt; und von mir:

Der größte Mann von der Welt, ohne Widerrede, Ihr ſehr unterthäniger Diener, obgleich unwürdiger Winzer.

In dieſem Briefe, der von Amiens kommt, gleichfalls ohne Unterſchrift, ſagen Sie, mein Herr, ich würde gehangen werden. Warum nicht? Es iſt Andern ſo gegangen, die aus eben ſo gutem Hauſe waren, wie ich: der Präſident Briſſon, ein rechtſchaffener und gelehrter Mann, wurde von den Sechzehnern, Royaliſten quand même, Vertheidigern des Glaubens, des Altars und des Thrones gehangen, weil er dem Könige gerathen hatte, den Höflingen nicht zu trauen. Er begehrte als Gnade, man möchte ihn, bevor man ihn hinge, ſeine „Abhandlung über perſiſche Sitten und Gewohnheiten“ vollenden laſſen, die, ſagte er, ein ſo ſchönes Werk werden ſollte. Es fehlte wenig daran, es wäre bald fertig geweſen. Man hörte nicht mehr auf ihn, als ſpäter auf den braven Lavoiſier und einſt auf Archimedes. Unter dieſe großen Namen alle wagen ich mich nicht zu ſetzen, unterdeſſen habe auch ich noch etwas zu beendigen: und man wird auch über mich zu Gericht gehen, ich ſehe die Sechzehner wohl. Alles ſchön, ſeir wir beſcheiden!

In dem Ihrigen, mein Herr, der Sie mir aus Paris ſchreiben, ſagen Sie mir … Hier ſind Ihre Worte: Ich zähle mich zu Ihren Freunden, mein Herr, und als ſolcher bin ich Ihnen eine Warnung ſchuldig. Man will Sie wieder in's Gefängniß ſetzen; es iſt eine ausgemachte Sache und ich weiß es aus guter Quelle, nicht wegen Ihrer Petition für Dorfbewohner, die tanzen wollen, einer unſchuldigen und wohlwollenden Schrift, worin Niemand etwas erblickt hat, was die herrſchende Partei beleidigen könnte. Dies iſt höchſtens der Vorwand, die Gelegenheit, die man ſuchte, um Sie zu verfolgen, aber nicht das wahre Motiv. Man will Ihnen zu Leibe, weil Sie Orleaniſt, beſonderer Freund des Herzogs von Orleans ſind. Sie haben ihn in einigen Brochüren gelobt, Sie ſind von der Partei Orleans. Dies iſt es, was man von Ihnen ſagt und viele Leute glauben es, ich nicht. Ich urtheile ganz anders über Sie. Sie ſind durchaus nicht Orleaniſt, Freund und Parteimann des

Herzogs: Sie lieben keinen Prinzen, Sie ſind Republikaner. — Dies ſind Ihre eigenen Worte. Bin ich denn Republikaner? Ich habe gute Schriftſteller geleſen und lange über die beſte Regierung nachgedacht. In meinen Mußeſtunden denke ich ſogar noch daran: aber ich ſchreite in dieſer Unterſuchung wenig vor, und weit entfernt, durch ſolche Studien, die entſchiedene Meinung erlangt zu haben, die Sie mir unterſtellen, finde ich, wenn ich's geſtehen ſoll, daß, je mehr ich nachſinne, deſto weniger ich weiß, woran ich mich halten ſoll, woher es kommt, daß ich in der Unterhaltung, was Viele mir zum Vorwurf machen, mich leicht, ohne irgend höflich ſein zu wollen, der Meinung derjenigen anſchließe, die mit mir reden, wenn ſie nur in dieſen großen Fragen, die in unſerer Zeit ſo heftig debattirt werden, eine Meinung und nicht bloße Intereſſen dabei haben. Ich ſtreite ſehr wenig: ich liebe die Freiheit aus natürlichem Inſtinkt. Unterhielte ich mich mit Ihnen, würde ich Republikaner ſein, denn ich ſehe wohl, Sie ſind es und würden mir alle Vernunftsgründe darlegen, die ſich zu Gunſten dieſer Regierung aufſtellen laſſen. Sie würden keine Mühe haben, mich zu gewinnen; wenn ich aber alsbald Jemanden träfe, der mir ſagte und mit ſchlagenden Gründen bewieſe, daß auch in der Monarchie Freiheit ſein kann, wenn er nicht gar ſo weit ginge zu behaupten, was die Meinung Vieler iſt, und ſie läßt ſich vertheidigen, daß nur in der Monarchie Freiheit ſei, alsdann würde ich auf dieſe Seite treten und die Republik im Stich laſſen, ſo lenkſam bin ich, ſo zweifelhaft in meinen eigenen Ideen, in Allem leicht zu bekehren, wenn man mich nur überreden, nicht zwingen will.

Und hierin liegt das Unrecht, welches die Regierenden und ihre Agenten mir anthun. Sie laſſen ſich niemals ein, antworten auf nichts. Ich ſage ihnen, man müſſe uns Chambord nicht bezahlen laſſen und beweiſe es nach Kräften, klar genug, wie mir ſcheint. Sind ſie entgegengeſetzter Anſicht, ſo dürften ſie nur geruhen, ſich zu erklären, ein Geſpräch einzugehen, man würde ihre Gründe einſehen und die kleinſte, auf irgend einen Schein von geſunder Vernunft geſtützte Erwiederung würde mich leicht glauben laſſen, daß ich mich irre, daß es das beſte Geſchäft für uns ſei, Chambord zu kaufen, und daß wir mehr als zu viel Geld haben. Man hat mir ſeltſamere Dinge eingeredet; aber ſie antworteten keine Silbe und ſetzten mich ins Gefängniß. Was für ein Argument, ich bitte Sie? Heißt das ſich ausſprechen? Seit der Zeit kein Zweifel mehr. Ich ſtehe auf meinem Kopf und laſſe nicht davon ab. Meine Bemerkung beſteht: Nun bin ich überzeugt und das Publikum mit mir, daß ſie nichts zu ſagen wiſſen, daß ſie nicht einmal ſchlechte Gründe für ſich haben, daß ſie ihren Irrthum nicht eingeſtehen und ſich nicht beſſern wollen; dies iſt ihr wahrer Aerger und ich triumphire im Gefängniß.

Ein anderes Mal benachrichtigte ich ſie, daß unſere jungen Pfarrer auf dem Lande durch einen rückſichtsloſen Eifer die Religion bloßſtellen und ſtatt das Volk ihr wieder zuzuführen, es davon entfernen. Was thun meine Regierenden darauf? Sie glauben, ſie werden unterſuchen, ob ich wahr rede, um dann abzuhelfen So benutze ich, und ich denke Sie auch, irgend eine Nachricht, die man Ihnen giebt. Aber die Miniſter, pfui! Das hieße ſich erniedrigen. Das hieße, was man bei Hofe ſich Geſetze von den Unterthanen vorſchreiben laſſen nennt. Ohne etwas zu unterſuchen, ſetzt man mich wieder ins Gefängniß und ich triumphire noch einmal, wie Wackefield in Newgate: er ſtarb darin, die Geſchichte iſt dieſe:

Er war ein wohlgeſinnter, wegen ſeiner Kenntniſſe berühmter Mann. Weil die Miniſter das Budget vergrößern wollten, rühmten ſie die Erſparniſſe und den Ruhm, den es der engliſchen Nation eintragen würde, mehr als irgend eine andere in Europa an Steuern zu zahlen. Ihrer Anſicht nach, konnten die Steuern nicht hoch genug ſein. Man nehme Jedem die Hälfte ſeines Vermögens, ſo bleibt das Verhältniß der Vermögen unter ſich daſſelbe und Niemand iſt ärmer geworden. Wenn, ſagten ſie, ein Haus um ein oder zwei Stockwerke einſänke und ſeine Höhe behielte, ſo würde es dadurch feſter werden. Die Reduktion des Vermögens Aller zum Vortheil des Schatzes befeſtigt daher den Staat und dieſe Reduktion iſt eine an ſich durchaus gleichgültige Sache. Ja wohl für Euch, ſagte Wackefield in einer damals berühmten Schrift, für Euch, die Ihr oben im Hauſe wohnt, aber wir, gnädiger Herr, wir in den untern Stockwerken werden begraben. Dieſes Wort erſchien als aufrühreriſch, als eine Beleidigung des Königs, der Moral, als Umſturz der geſellſchaftlichen Ordnung; und der gute Wackefield, vor ſeine natürlichen Richter geſtellt, die ſämmtlich von den Miniſtern abhängig waren, mit einem Advokaten, der von den Richtern abhing, hörte ſich nach einem förmlich inſtruirten Prozeß zu drei Jahren Gefängniß verurtheilen. Er blieb nicht ſo lange darin; nach Verlauf von einigen Monaten wurde er krank und ſeine Freunde legten unter ſich zuſammen, damit ſeine Frau und ſeine Kinder in der Nähe des Gefängniſſes wohnen könnten; da aber die Behörde im Namen der geſellſchaftlichen Ordnung ſich dem widerſetzte, ſtarb er ohne Hülfe, ohne Troſt, weniger beklagenswerth als ſeine Verfolger, denn er hatte die öffentliche Anerkennung, die Ueberzeugung für ſich, brav geſprochen und gehandelt zu haben. Aber jene lebten verzehrt von Sorgen, von ehrgeiziger Tollheit, oder ſchnitten ſich den Hals ab, müde, zu lügen, zu betrügen, das Budget zu vermehren und feige Hofſchranzen die Eingeweide des Volkes freſſen zu laſſen.

So ſtarb Wackefield um eines einzigen Wortes willen. — Nichts iſt ſo gefährlich, als zu Leuten zu reden, die ſtark ſind und Geld wollen. Nur mit der Börſe in der Hand darf man antworten. Nun wohlan! wenn Ihr dieſe Beiſpiele kennt, warum laßt Ihr ſie Euch nicht zu Nutze kommen? Dergleichen Lehren müßten Euch weiſe machen, wenn Ihr auch keine perſönlichen Erfahrungen gemacht hättet; nun ſagt man mir: wozu am Ende ſchreiben? und wer, Teufel, treibt Sie, drucken zu laſſen? Können Sie den Mund nicht halten und wie Boileau ſagt, das kluge Schweigen Conrarts nachahmen. Dieſer Conrart, ein Schöngeiſt von guten Grundſätzen, ſprach wenig und ſchrieb gar nichts; er hatte Glück in der Welt und wurde in die Akademie gewählt. Denn auch damals machte man diejenigen zu Akademikern, die nichts ſchrieben, ohne gleichwohl ſolche ins Gefängniß zu ſetzen, welche ſchrieben. Sie, Paul Louis, ſollten nicht blos klug ſein, ſondern ſtumm, um, wenn auch nicht in die Akademie zu gelangen, wenigſtens in Frieden zu leben. Sie müßten ſich ſtill verhalten, ihren Weinſtock ſchneiden, nicht Ihre Feder, ſich klein machen, ſich nicht rühren, um nicht im allermindeſten bemerkt, vernommen zu werden. Sie ſehen, man belauert Sie, man wird Ihnen nicht verzeihen. Warum dies, wenn's gefällig iſt, Herr Anonymus? Man hat doch dem Herrn Pardeſſus verziehen. Aber hören Sie, bevor ich antworte, hören Sie noch dieſe Erzählung, die Sie nicht lange aufhalten ſoll.

Ein berühmter Schriftſteller in England, Verfaſſer eines der beſten Werke, die man je geſchrieben hat, der Verfaſſer von Robinſon, Daniel de Foe, veröffentlichte eine Schrift, die den Zweck hatte, darzulegen, daß die Ausgaben des Hofes bedeutend wären. Sogleich überliefern die Miniſter ihn ſeinen Richtern. Man ſetzte ihn ins Gefängniß; er ſchrieb noch einmal, man ſetzte ihn in die Eiſen. Seine Freunde tadelten ihn, aber er antwortete ihnen: Es hängt nicht von mir ab, zu reden oder zu ſchweigen und wenn der Geiſt weht, muß man ihm gehorchen. Dies war die Sprache der Zeit. Man entnahm Alles aus der heiligen Schrift, wie dermalen aus Jean Jacques. Man redete die Bibel, heutigen Tags redet man Rouſſeau. Ein Abbé ſetzt den Emil auseinander, um den religiös Indifferenten zu predigen.

Was mich betrifft, ſo iſt es nicht der Geiſt, es iſt die Dummheit, die mich ins Gefängniß gehen läßt. Ich habe ehrlich an die Charte geglaubt, ich habe mich ganz auf die Charte verlaſſen, ich bekenne es zu meiner größten Schande, und doch ſind klügere Leute dabei gefaßt worden, als ich. Ohne die Charte hätte ich mir in meinem Leben nicht einfallen laſſen, zum Publikum davon zu reden, woran es Intereſſe nimmt. Robespierre, Barras und der große Napoleon hatten ſeit zwanzig Jahren mich ſchweigen gelehrt, vor Allem Bonaparte: dieſer

Held betrog nicht. Er band uns keinen Bären auf, lockte uns nie mit Preßfreiheit, noch mit ſonſtiger Freiheit. Ein wenig türkiſch in ſeiner Manier, ſetzte er dies gute Volk in ein Bagno, aber ohne es im Allermindeſten zu täuſchen und verbarg uns ſeinen königlichen Gedanken nicht, der immer dahin ging, uns blos mit unſerem Körper und unſerem Vermögen leibeigen zu haben. Aus den Seelen machte er ſich wenig: erſt nach ihm hat man die Seelen gezählt. Weil er ganz allein reden wollte, legte er zuerſt uns, dann ganz Europa Schweigen auf und die Welt ſchwieg: Niemand athmete, kein Menſch beklagte ſich darüber; es hatte das Bequeme, daß man bei ihm wenigſtens wußte, woran man war. Ich liebe dieſe Art, und ich habe die andere geſchmeckt. Die Charte kam, man ſagte mir: Redet, Ihr ſeid frei, ſchreibt, druckt, die Freiheit der Preſſe und alle Freiheiten ſind Euch gewährleiſtet. Was fürchtet Ihr? Wenn die Mächte ſich erzürnen, habt Ihr die Jury und die Oeffentlichkeit, das Petitionsrecht, Eure ſelbſtgewählten, von Euch ernannten Deputirten. Sie würden nicht dulden, daß Euch Unrecht geſchähe. Reden Sie ein Bischen, verſuchen Sie's, ſagen Sie etwas! Ich Armer, der ich dieſe aufwiegleriſche Regierung nicht kannte, denke, dies wäre völlig Ernſt, thue den Mund auf und ſage: Ich möchte, mit Ihrer Erlaubniß, Chambord nicht bezahlen. Auf dieſes Wort ergreift man mich, man ſetzt mich ins Gefängniß. Als ich heraus war, konnte ich nicht glauben, daß nicht ein Mißverſtändniß hierbei ſtattfinde, ſo ein unerfahrner Tropf war ich. Sie werden mich gewiß falſch verſtanden haben, ſagte ich zu mir. Ein Bischen gewöhnlicher Verſtand (ſeltene Sache!) hätte hingereicht, mich aus dem Irrthum zu reißen; aber voll von meiner Charte und von meinen Garantien, überzeugt, daß man mich ohne böſe Laune anhören werde, wagte ich diesmal eine andere Eingabe. Wenn es, ſagte ich, den Hut in beiden Händen haltend, wenn es Ihr gnädiger Wille wäre, uns Sonntags vor unſerer Wohnung tanzen zu laſſen .... Gendarmen, bringt ihn ins Gefängniß, das Maximum der Strafe, Geldbuße ꝛc. Von der Jury nichts Neues:

Petitionsrecht, Chanſons; meine Deputirten ſind für mich ungefähr wie mein Präfekt. Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, wiſſen Sie, mein Herr, wozu die iſt? meine Feinde, wenn ſie es für angemeſſen halten, können meine Vertheidigung in ihren Blättern drucken, mich hundert Dummheiten ſagen laſſen; ihnen iſt es erlaubt, meine Gründe dem Publikum auseinanderzuſetzen, wie ſie wollen; mir, meinen Freunden, iſt es verboten, ein Wort darüber zu ſagen, die abſurden Antworten, die Impertinenzen zu widerlegen, in irgend einer Art Lügen zu ſtrafen, die ſie mir zuzuſchreiben belieben. Dies iſt es, was ich bei der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Debatten gewinne. Glücklich, hundertmal glücklich diejenigen, die Laubardement auf Befehl Sr. Eminenz bei verſchloſſenen Thüren verurtheilen ließ! Sie wurden unterdrückt, aber nicht entehrt.

Dieſe Sprache iſt monarchiſch. Dergleichen Geſinnungen ſind durchaus nicht republikaniſch, und wenn ich mich in einer ſolchen Angelegenheit mit den unter dieſem großen Kardinal gebräuchlichen Formen begnüge, bin ich nicht ſo ein Römer, wie Sie ſich vorſtellen. Aus welchem Grunde? Ich weiß es nicht und begreife auch nicht, was Sie glauben machen konnte, daß ich weder den Herzog von Orleans, noch irgend einen Prinzen liebe. Sicher iſt nichts weiter von der Wahrheit entfernt. Im Gegentheil, ich liebe alle Prinzen und alle Welt im Allgemeinen, und den Herzog von Orleans insbeſondere (ſehen Sie, wie Sie ſich täuſchten), weil er, ein geborner Prinz, die Gewogenheit hat, ein rechtſchaffner Mann zu ſein. Wenigſtens höre ich nicht ſagen, daß er die Leute anführt. Wir haben freilich kein Geſchäft miteinander, noch Pakt, noch Vertrag, er hat mir nichts verſprochen, nichts vor Gott zugeſchworen; aber kommenden Falls würde ich ihm mein Vertrauen ſchenken, obgleich es mir mit Andern ſchon ſchlecht ergangen iſt. Wenn man überhaupt Jemandem Vertrauen ſchenken darf. Er und ich, wir würden, meines Erachtens, keine Mühe haben, uns zu verſtändigen, und wäre der Akkord gemacht, ſo denk' ich, daß er ihn ohne Betrug halten würde, ohne Chikane, ohne Zank, ohne mit alten Nachbarn, Edelleuten oder Andern, die mir nicht wohl wollen, zu berathſchlagen, oder die Jeſuiten darüber zu befragen. Was mir dieſe Meinung von ihm einflößt, iſt Folgendes: Er iſt aus unſerer Zeit, von dieſem Jahrhundert, nicht vom vorigen, denn was man ancien régime nennt, hat er, glaube ich, wenig geſehn. Er hat mit uns den Feldzug gemacht, woher es, ſagt man, kommt, daß er ſich vor den Unteroffizieren nicht fürchtet, und ſeitdem wider ſeinen Willen ausgewandert, hat er nie gegen uns gekämpft, denn er wußte zu gut, welche Pflichten er gegen den heimathlichen Boden hatte und daß man gegen ſein Vaterland nicht im Rechte ſein kann. Er weiß dies und andere Dinge, die in ſeinem Range ſelten erlernt werden. Sein Glück hat gewollt, daß er von ihm herabſteigen und in ſeiner Jugend wie wir leben konnte. Aus einem Prinzen hat er ſich zum Menſchen gemacht; in Frankreich bekämpfte er unſere gemeinſchaftlichen Feinde, außerhalb Frankreich beſchäftigten die Wiſſenſchaften ſeine Mußeſtunden. Von ihm hat man nicht ſagen können: nichts gelernt und nichts vergeſſen. Die Fremden haben ihn Unterricht ertheilen, nicht betteln geſehen. Er hat nicht Pitt gebeten, oder Coburg angefleht, unſere Felder zu verheeren, unſere Dörfer zu verbrennen, um die Schlöſſer zu rächen; nach ſeiner Rückkehr hat er keine Meſſen, Seminarien, geſtiftet, noch Klöſter auf unſere Koſten ausgeſtattet, ſondern weiſe in ſeinem Leben, ſeinen Sitten giebt er ein Beiſpiel, das beſſer predigt, als die Miſſionäre. Kurz, es iſt ein wohlgeſinnter Mann. Was mich betrifft, ich wünſchte, daß alle Prinzen ihm glichen; keiner von ihnen würde dabei verlieren und wir würden dabei gewinnen; oder ich wünſchte, daß er Gemeindemaire wäre, ich meine, wenn es ginge (reine Hypotheſe) ohne Jemand von ſeinem Platze zu treiben, ich haſſe die Abſetzungen. Er würde Vieles ins Gleiche bringen, nicht blos vermöge der Weisheit, die Gott in ihn gelegt hat, ſondern vermöge einer nicht minder beträchtlichen und zu wenig berühmten Tugend: nämlich vermöge ſeiner Sparſamkeit, einer, wenn man will bürgerlichen Eigenſchaft, die der Hof an einem Fürſten verabſcheut und die nicht Gegenſtand einer akademiſchen Lobrede oder einer Leichenpredigt iſt, aber für uns ſo koſtbar, für uns Verwaltete ſo ſchön an einem Moire, ſo … wie ſoll ich ſagen? göttlich, daß ich mit ihr alle übrigen gewiſſermaßen ausgleichen würde.

Wenn ich ſo von ihm rede, kenne ich ihn darum nicht beſſer, als Sie, vielleicht nicht einmal ſo genau, da ich ihn niemals geſehn habe. Ich weiß nur, was man ſagt, aber das Publikum iſt nicht dumm und kann Prinzen beurtheilen, denn ſie leben im Publikum. Eben ſo wenig will ich ſein Feldhüter werden, für den Fall, daß er Maire wird. Ich tauge weder für dieſes Amt, noch für irgend ein andres und bin höchſtens fähig, meinen Weinberg zu bebauen, wenn ich nicht im Gefängniß ſitze. Ich würde, glaube ich, weniger oft darin ſitzen, da aber ſelbſt dies nicht zuverläſſig iſt, ſo kann ich ſagen, daß jede Veränderung in der Mairie und den Beigeordneten für meinen Theil mir gleichgültig iſt. Was man übrigens im Allgemeinen von ihm denkt, hätten Sie dieſer Tage ſehn oder erfahren können, als er mit ſeiner Frau im Theater erſchien. Man erwartete ihn nicht; die Verſammlung war nicht zuſammengeſetzt oder vorbereitet, wie es für die Großen üblich iſt. Es war wohl das gewöhnliche Publikum und nichts ließ auf eine vorhergegangene Veranſtaltung ſchließen. Die Polizei hatte keinen Theil an den Beweiſen von Zuneigung, die ihm bei dieſer Gelegenheit gegeben wurden, oder wenn ſie wirklich da war, wie leicht glaublich, denn ſie iſt überall unſichtbar gegenwärtig, ſo war ſie es nicht, um den Herzog von Orleans zu empfangen. Er trat ein, man ſah ihn, und der Beifallsruf ertönte von allen Seiten. So viel ich weiß, hat man das Parterre nicht in Anklageſtand verſetzt, noch die Verſammlung nach dem Martinsſaal geführt. Daher glaube ich nicht, der ich nicht ſo laut gelobt habe, was er Lobenswürdiges gethan hat, daß dies der Grund iſt, weshalb man mich wieder einſperrt. Aber Sie können davon viel beſſer unterrichtet ſein.

Alſo liebe ich den Herzog von Orleans gegen Ihre Meinung, mein Herr, aber ſein Freund bin ich nicht, wie jene Leute, ſagen Sie, glauben. So viel Ehre kommt mir nicht zu und ohne unterſuchen zu wollen, was man zuweilen bezweifelt hat, ob die Fürſten Freunde haben oder ob er, der weniger Fürſt iſt als Andere, davon nicht eine Ausnahme machen könnte, will ich Ihnen ſagen, daß ich ſtets über Jean Jacques Rouſſeau, den Philoſophen gelacht habe, der Seinesgleichen nicht leiden und von ihnen nicht gelitten werden konnte und glaubte, daß er ſein ganzes Leben keinen Freund gehabt habe, als den Prinzen Conti.

Noch weniger bin ich ſein Parteigenoſſe. Denn erſtlich hat er keine Partei. Die Zeit iſt nicht mehr, wo jeder Prinz die ſeinige hatte und niemals werde ich zu einer Partei gehören. Ich werde keinem Menſchen anhängen, denn ich ſuche kein Glück in Revolutionen oder Kontrerevolutionen, die zum Vortheil Einzelner gemacht werden. Zunächſt im Volke geboren, bin ich aus Neigung darin verblieben. Es ſtand bei mir, höher zu ſteigen, wie viele Andere, die ſich zu veredeln dachten und in der Wirklichkeit ſich erniedrigten. Wenn ich nach dem Soloniſchen Geſetz wählen müßte, würde ich mich zum Volke, zu Meinesgleichen, den Bauern, halten.

Beſcheinigen Sie gefälligſt den Empfang dieſes Schreibens.

II.

Veretz, den 6. Februar 1823.

Ihrer Zwei fordern mich auf, noch Petitionen zu verfaſſen. In Ihrer Behaglichkeit reden Sie ſo und Sie kommen nicht dafür ins Gefängniß, daß Sie ſie leſen, aber ich, ſeht, was mich die letzte hätte koſten können. Fünfzehn Monat Gefängniß und 1000 Thaler Buße, ſind das Kleinigkeiten? Und wie viel fehlte daran, daß ich verurtheilt worden wäre? Die Richter haben meine That tadelnswerth gefunden und noch tadelnswerther meine Abſicht. Die Polizei ſchildert mich in ihrer Beſchwerde als einen tief verderbten Menſchen: die Herren von der Polizei haben mich für verderbt erklärt und Delaveau, Vidocq ꝛc. unterzeichnet. Ich faßte mich in Geduld. Aber dieſer Prokurator des Königs beſchuldigt mich des Cynismus! Weiß er wohl, was das heißt und verſteht er Griechiſch? Cyon bedeutet Hund: Cynismus, hündiſche Handlung. Mich griechiſch zu beſchimpfen, mich geſchwornen Hellenen! davon will ich den Grund wiſſen. Wenn ich ihn, griechiſch mit griechiſch vergeltend, des Aſinismus beſchuldigte, was könnte er antworten? Kein Wort. Er würde erſtaunt ſein. Wenn er mir mit Hund kommt, und ich ihm mit Eſel, vorausgeſetzt, daß es nicht während der Ausübung ſeiner Amtsfunktion geſchieht, ſind wir dann nicht quitt? ich glaube es.

Sehen Sie doch, meine theuren Anonymen, wie man Ihren Korreſpondenten behandelt, weil er Sonntags zu tanzen begehrt hat und, merken Sie wohl, vielleicht würde ich nicht einmal getanzt haben, wenn es mir geſtattet worden wäre: man benutzt nicht jede Erlaubniß, die man erhält. Vielleicht hätte man mich dann wider meine Neigung tanzen laſſen, denn dieſe Dinge kommen vor: Jemand, deſſen Namen ich verſchweige, bat um Krieg und war wüthend, als er gezwungen wurde, ins Feld zu rücken. Aber was würde werden, wenn ich, wie Sie wollen, die Beſtrafung des Prieſters verlangte, der ſeine Maitreſſe ermordet hat, oder die Ehe des Andern, der die ſeinige geſchwängert hat? Dann würde der Prokurator des Königs triumphiren: die religiöſe Moral würde mich verfolgen, unterſtützt von der öffentlichen Moral und allen Moralen außer der, die wir kennen, die wir lange für die einzige gehalten haben.

Uebrigens bin ich gegen dieſen Pfarrer von St. Quentin nicht ſo aufgebracht wie Sie. Ich finde in ſeinem Prieſterſtande einen Grund, nicht ihn zu entſchuldigen, aber zu bedauern. Er hätte gewiß ſeine zweite Maitreſſe nicht ermordet, wenn er die erſte, die er allem Anſchein nach auch ums Leben gebracht, hätte heirathen können, als ſie ſchwanger wurde. Man erzählt es ſich folgendermaßen, Sie ſcheinen ſchlecht unterrichtet zu ſein.

Er heißt Mingrat und war nicht viel älter als 20 Jahre, als er das Seminar verließ und Pfarrer von Saint-Opre, einem

6 Meilen von Grénoble entfernten Dorfe wurde. Dort eiferte er ſogleich heftig gegen das Tanzen und jede Art von Zerſtreuung. Er verbot Verſammlungen, Bälle, ländliche Spiele oder ließ ſie vielmehr durch den Maire und Unterpräfekten, die es ihm nicht zu verweigern wagten, verbieten und ſchloß die Schenken nicht nur während der Kirche, ſondern, wie man ſagt, an Sonn- und Feſttagen den ganzen Tag. Es koſtet mir keine Mühe, es zu glauben, wir ſahen den Pfarrer von Luynes den Winzern am Tage des heiligen Vinzent, ihres Patrons, das Trinken verbieten. Ein anderer unternahm, die Kleidertracht der Frauen zu reformiren. Die Bäuerinnen in Hemdärmeln und ganz bloßem Arm erſcheinen ihm als gräulicher Skandal.

Bemerken Sie, daß in dieſem Punkt die Prieſter ſich verändert haben. Menot predigte zur Zeit Heinrichs II. gegen das Entblößen in vielleicht undecenteren Ausdrücken, als die Sache ſelbſt war, die er tadelte. Daſſelbe thaten Maillard, Barrette, Feu-Ardent und der kleine Feuillant. Es iſt dies ſogar der gewöhnliche Text ihrer Predigten, die noch vorhanden ſind. Aber ſpäter, unter dem alten Ludwig XIV., fand es ein Pfarrer ſehr ſchlimm, daß die Herzogin von Bourgogne in einem Jagdanzug in die Kirche kam, der bis an's Kinn zugeknöpft war und Aermeln hatte. Er ſchickte ſie fort, ſich anzukleiden und wurde dafür vom König und vom Hof laut gelobt. Die Herzogin kleidete ſich um und kam bald faſt nackt wieder, Schultern, Arme, Rücken, Buſen entblößt, ſo daß die Rippen durchſchienen. Dies war ein decenter Anzug und ſie wurde zur Verrichtung ihrer Andacht zugelaſſen.

Aber der Abbé Mingrat duldete durchaus nicht, daß in der Kirche ſich ein nackter Arm zeigte und konnte ſogar nicht ohne Schrecken ſehen, wenn in dem Anzug eines Frauenzimmers die Körperform hervortrat. Ueberdies ein Freund der vergangenen Zeit, predigte er in einem Alter von 20 Jahren die alten Sitten, die Reſtauration, die Reſtitution, und donnerte gegen den Tanz und die Hemdärmeln. Die Behörden ſtanden ihm bei, die vornehmen Stände ermuthigten ihn, das Volk hörte ihm zu, auch die Gendarmen und der Feldhüter, die nie bei der Predigt fehlten. Endlich wollte er, im Verein mit ſeinen Obern, die Reinheit des ancien régime wieder herſtellen. Um beſſer zum Ziele zu gelangen, errichtete er bei ſeiner Tante, die mit ihm nach Saint-Opre gekommen war, eine Schule für kleine Mädchen, die ſie leſen lehrte und unterrichtete, um ſie für das Abendmahl vorzubereiten. Er wohnte den Unterrichtsſtunden bei und leitete den Unterricht. Zwei unter ihnen nahten ſich dem fünfzehnten Jahre und ſchienen ihm eine beſondere Aufmerkſamkeit zu verdienen. Er ließ ſie zu ſich kommen; eine von allen ihren Genoſſinnen beneidete, für ihre Eltern ſchmeichelhafte Auszeichnung. Dieſe jungen Mädchen gehen demnach zu dem jungen Pfarrer. Dies geſchieht ſeit einigen Jahren überall auf dem Lande, wie in der Stadt; die Behörden billigen es und die rechtſchaffenen Leute prophezeien daraus die baldige Wiederherſtellung der Sitten. Sie gingen öfter hin, zuſammen oder einzeln, dies geſchah, um chriſtliche Lektüre zu hören, den Katechismus zu wiederholen, Sprüche, Pſalmen, Gebete zu lernen, und ſo lange gingen ſie hin, bis endlich eine von ihnen ſich unwohl, leidend fühlte; ſie hatte Herzweh.

Leſen Sie die Geſchichte, mein Herr Anonymus, und vergleichen Sie die Vergangenheit mit der Gegenwart. Ich meinestheils, ich thue nichts Anderes, dies iſt das beſte Studium, das es giebt. Ich finde, daß zur Zeit unſerer Vorfahren Guillaume Roſe, der Pfarrer einer Pariſer Gemeinde war, junge Mädchen katechiſirte, die ſich bei einer Dame verſammelten, um fromme Lehren zu empfangen. Dahin kam unter andern fleißig die 13 bis 14jährige Tochter des Präſidenten von Neuilly, die bald von dem Abbé Guillaume ſchwanger wurde. Zur Zeit der guten Sitten trug dergleichen ſich zu, ohne daß man ſich ſehr darum kümmerte, wenn die Mädchen keinen Präſidenten zum Vater hatten. Dieſer brachte eine Klage an, man lud Guillaume vor, die Geiſtlichkeit legte ſich in's Mittel. Die Juſtiz hat gegen die Geiſtlichkeit nie leichtes Spiel, die einmal nicht will, daß man ſie vor Gericht ſtelle und die zu jener Zeit das Volk leitete. Meſſire Guillaume ſpottete des Parlaments, des Präſidenten, ſammt ſeiner Tochter und ihrem Kinde, wurde darauf Biſchof von Senlis, ergeben dem Pabſt, ſeinem Schöpfer, wie man in Rom ſagt.

Von dieſer Art iſt eine andere nicht ſo alte, aber ſchreckliche That, die deshalb der Mingrat'ſchen ähnlich iſt. Es iſt nicht 40 Jahre her, daß man in einem Kloſter bei Nogent-le-Rotrou junge Mädchen unter der Leitung eines heiligen geiſtlichen Mannes erzog, eines Abbé's, der ſie in die Beichte nahm, ſie unterrichtete, katechiſirte und dies lange Jahre trieb, ohne daß man den geringſten Argwohn gegen ihn hegte. Aber am Ende entdeckte man, daß er mehrere derſelben verführt hatte und wenn eine ſchwanger wurde, ſie vergiftete, bewachte, unter dem Vorwand der Beichte oder der Vorbereitung zum Tode alle Welt von ihr entfernte und ſie nicht eher verließ, bis ſie todt, eingeſargt, begraben war. Solche Thaten kommen ſelten zur Kenntniß des Publikums. Die heilige Perſon wurde nach damaligem Brauch heimlich aufgehoben und eingeſperrt. Kehren wir zum Abbé Mingrat zurück:

Dieſes Kind fühlte ſich ſchwanger und da es ſich nicht zu helfen wußte und vor ſeiner Mutter ſich fürchtete, begab es ſich zu dem Pfarrer eines benachbarten Dorfes, einem von Mingrat ganz verſchiedenen Manne, um ihm zu beichten. Dieſer ließ tanzen und dachte nicht an Hemdärmeln. Die Aermſte erzählte ihm ihr Unglück, weigerte ſich aber, den Urheber deſſelben zu nennen und wollte Niemanden als ſich ſelbſt anklagen. Aber, mein Kind, ſagte der Pfarrer zu ihr, iſt er verheirathet, dieſer Mann? Nein. — Du mußt ihn heirathen. — Unmöglich! Sie täuſchte ſich; denn wer kann einen Menſchen hindern, ſich zu verheirathen, wenn er es nicht iſt; diejenige zur Gattin zu machen, die er zur Mutter gemacht hat? Welches Geſetz verbietet dies? Welche Moral? Das arme Kind konnte ſagen: Gott, die Menſchen, die geſunde Vernunft, die Natur, das Evangelium und die Religion wollen es, aber der Pabſt will nicht, und deshalb ſterbe ich, deshalb bin ich verloren. So beantwortete ſie kaum, mehr mit Thränen als Worten, die Fragen des guten Pfarrers, der endlich doch dazu gelangte, daß ſie den Abbé Mingrat nannte und ſich noch den Abend zu ihm begab und mit ihm redete. Dieſer wird beim erſten Wort ärgerlich, erhebt ſich und tobt gegen das Jahrhundert, beſchuldigt Voltaire, und Rouſſeau, und die Philoſophie, und die Verderbniß der Revolution. Der brave Mann konnte ſprechen und machen was er wollte, er konnte anders nichts aus ihm herausbringen. Nach Verlauf einiger Tage verſchwand das Mädchen und nie haben weder Freunde noch Verwandte wieder etwas von ihr gehört. Man erkundigte ſich nach allen Seiten und lange Zeit nach ihr, am Ende dachte man nicht mehr an ſie. Dies iſt der erſte Theil der Geſchichte des Abbé Mingrat.

Der zweite iſt aus den öffentlichen Blättern bekannt, woraus Sie erſehen haben können, wie man ihn aus Anlaß umlaufender Gerüchte von Saint-Opre an die Pfarre von Saint-Quentin verſetzte. Dies iſt die Disziplin. Wenn ein Prieſter irgendwo Aergerniß gegeben hat, ſchickt man ihn anderswo hin. Blos in ſchweren Fällen ſuspendirt man ihn a sacris, wo er vom Meſſeleſen entbunden iſt, und wenn die Juſtiz ſich hineinmiſcht, proteſtirt die Geiſtlichkeit ſofort, denn man kann die Geſalbten nicht vor Gericht ziehen. Als der Pfarrer von Pezai und Poiton, der Abbé Gelée, ein Exkapuziner, einen groſen und ſichtlichen Fehler wider das Keuſchheitsgelübde daſelbſt begangen hatte, ſchwieg die Juſtiz trotz aller Klage und man verſetzte ihn dahin, wo er iſt und ſich nicht gebeſſert zu haben ſcheint, wie auch Mingrat nicht, der, in ſeiner neuen Stelle ſeine Strenge verdoppelnd, mehr als je dem Tanz und den Hemdärmeln den Krieg erklärte. Bald nahm ihn eine gewiſſe fromme Perſon, die Frau eines Drechſlers, jung und ſchön, zum Beichtvater und ſah ihn oft bei ſich, ohne daß man indeß davon ſprach, denn ſie galt für ſehr klug. Eines Abends, als ſie ſpät zur Beichte kam, hielt er ſie lange auf, ſchickte ſie dann zum Beſuch zu ſeiner Tante, die bei ihm wohnte, aber, wie er wußte, abweſend war und den Tag nicht zurückkommen ſollte, langt auf einem andern Wege vor dieſer Frau an, tritt ein als ſie kommt und läßt ſie eintreten. Was ſich da drinnen zugetragen hat, weiß man nicht. Er ſchleppte ſie als Leiche in eine Grotte nahe beim Dorfe, wo er ſie mit einem Taſchenmeſſer in Stücke zerſchnitt, die er eins nach dem andern in den Fluß, nämlich die Iſere, warf. Dieſe Fetzen wurden einige Zeit darauf auf dem Waſſer ſchwimmend gefunden, auch das blutbefleckte Meſſer, das in der Grotte von ihm vergeſſen worden war. Alsdann erinnerte man ſich des Mädchens von Saint-Opre.

Sie wiſſen auch, wie er ſich den Verfolgungen entzogen hat, die ohne den Maire nicht ſtattgefunden hätten. Durch den Maire allein wurden alle Thatſachen feſtgeſtellt und trotz der Frommen und der Geiſtlichkeit, die nicht wollten, daß man davon rede, veröffentlicht. Dies iſt von jeher ihre Maxime. Wenn es ſich ereignet, ſagt Fénelon, daß der Prieſter einen Fehler begeht, muß man beſcheiden die Augen niederſchlagen und ſchweigen. Da aber das Gerücht einer ſo ſchauderhaften That ſich ſchnell verbreitet hatte, verſuchte man den Argwohn auf irgend einen Andern zu werfen. Sogar ein Großvikar in Grenoble, der Abbé Bochard, hielt ganz expreß eine Predigt über die verwegenen Urtheile und ſagte: „Hütet Euch, meine Brüder, Jemand kann Euch ſchuldig ſcheinen, der durch ſeine Pflicht gehalten iſt, ein fremdes Verbrechen zu verheimlichen, ſollte es ihm auch die Ehre und das Leben koſten; und die Bosheit iſt von der andern Seite in dieſem Jahrhundert ſo groß, daß man, um ſich rein zu waſchen, nicht ſcheut, die beſtgeſinnten Menſchen zu verleumden und anzuſchwärzen." Es war der Mann dieſer Frau, den man hiermit als ihren wahren Mörder und den Pfarrer als einen Märtyrer des Beichtgeheimniſſes bezeichnete. Dieſe gottſelige Erfindung, die mit aller frommen Kabale unterſtützt wurde, hätte vielleicht Erfolg gehabt und das Publikum umgeſtimmt, hätte nicht der Maire von St. Quentin, der weder fromm noch ergeben iſt, ſondern blos ein rechtſchaffener Mann, durch eine Unterſuchung, die er bewerkſtelligte, die Juſtiz zum Einſchreiten gezwungen. Der Pfarrer wurde nicht feſtgenommen, weil der Herr geſagt hat: Hütet Euch, Hand an meine Geſalbten zu legen. In contumaciam verurtheilt, zog er ſich nach Savoyen zurück, wo er jetzt für einen Heiligen gilt und Wunder thut. Man wallfahrtet zu ihm aus Thälern und Bergen; man ſtrömt herbei, beſonders die Frauen, um ihn zu ſehen und um ſeinen Segen zu bitten. Dieſe Hand ſegnet ſie; er reicht ihnen dieſe Hand, die Frauen und Mädchen küſſen, gedankenlos ohne zu ſchaudern, obgleich ſie wiſſen, was er gethan hat, denn bei der Nähe der Oerter weiß es Jedermann. Aber man verzeiht ihm viel, „weil er viel geliebt hat“, oder vielleicht bereut er es und „dann iſt er beſſer, wie neunundneunzig Gerechte.“ Er bekomme noch einmal eine junge, hübſche Perſon in die Beichte und ſie leiſte ihm Widerſtand, er wird es mit ihr machen, wie mit den andern, ohne deshalb das Paradies zu verlieren. Der heilige Bonus hatte Vater und Mutter getödtet. Der heilige Mingrat tödtet nur ſeine Maitreſſen und gleich darauf thut er Buße.

Sie nennen ihn einen Heuchler, ich halte ihn für einen aufrichtigen Frommen, der ſich in gutem Glauben befindet. Die Frömmigkeit vereinigt ſich mit Allem. Wenn man in Italien ſeinen Feind ermorden läßt, ſo koſtet dies 10 oder 20 Dukati, je nachdem man ihn verdammen will oder nicht. Um ihn nicht zu verdammen, ſagt man zu ihm, bevor man ihn tödtet: Empfehle Gott Deine Seele, verzeihe mir und thue Buße. Er ſagt ſein in manus, verzeiht und man bringt ihn um, er geht in's Paradies ein. Will man ihn aber verdammen, ſo fängt man es anders an. Man muß ihn bei einer Todſünde zu betreffen ſuchen und am allerſicherſten ſagt man zu ihm mit aufgehobenem Dolch: Längne Gott, oder ich tödte Dich! Er längnet, man tödtet ihn und er fährt in die Hölle. Dieſe Dinge geſchehn da täglich, wo um Alles in der Welt kein Menſch am Freitag einen Tropfen fetter Suppe zu ſich nehmen möchte. Dies iſt die wahre, naive, unverſtellte, nicht geheuchelte Frömmigkeit. Die Moral, ſagt man, iſt darauf gegründet.

Dieſe Leute ſind ohne irgend einen Zweifel fromm und

Mingrat ebenfalls, überdies verliebt, d. h. für die Liebe empfänglich, die bei den Leuten ſeines Rocks ſich oft in Wuth verwandelt. Ein großer Arzt hat das Uebel beobachtet. Dieſe Krankheit, eine Art von Wahnſinn, den er Liebestollheit nennt, ſcheint den Prieſtern eigen zu ſein. Die ziemlich zahlreichen Beiſpiele, die man davon geſehen hat, ſind ſämmtlich katholiſche Prieſter, wie Jener, der, wie Henri Etienne erzählt, alle Bewohner eines Hauſes ermordete, mit Ausnahme der Perſon, die er liebte, und ein anderer, von dem Buffon redet. Dieſer genas, weil man ihn bei Zeiten zu binden und zu behandeln wußte, ſonſt hätte er ähnliche Gewaltthätigkeiten begangen. Er hat in einem ſpäter veröffentlichten Brief die Geſchichte ſeiner Tobſucht ſelbſt ausführlich beſchrieben und ihre leichtbegreiflichen Urſachen erklärt. Fromm und verliebt, jung, Beichtvater von jungen Frauenzimmern, wollte er dennoch keuſch ſein.

In der That, was haben unſere Prieſter für ein Leben, was für eine Stellung! Man verſagt ihnen die Liebe und vor allem die Ehe und giebt ihnen die Frauen preis. Sie können nicht eine haben und leben freundſchaftlich mit allen, ja, was mehr iſt, in vertraulichem, innigem Verhältniß, im Beſitz des Geheimniſſes ihrer verborgenen Handlungen, aller ihrer Gedanken. Das kleine unſchuldige Mädchen ſieht den Prieſter anfänglich unter dem Schutz ihrer Mutter, dann ruft er es zu ſich, unterhält ſich mit ihm allein und iſt der erſte, der ihm die Sünde nennt, bever es noch ſündigen kann. Hat er ſie unterrichtet, ſo verheirathet er ſie, iſt ſie verheirathet, nimmt er ihr noch die Beichte ab und beherrſcht ſie. In ihren Gunſtbezeugungen geht er dem Gatten vor und erhält ſich immer darin. Was ſie nicht wagen würde, ihrer Mutter anzuvertrauen, ihrem Manne zu geſtehen, er, der Prieſter, darf es wiſſen, fordert es, weiß es und ſoll ihr Geliebter nicht ſein. In der That, wie iſt es möglich? Iſt er nicht tonſurirt? Er hört ſich von einer jungen Frau ihre Fehler, ihre Leidenſchaften, ihr Verlangen, ihre Schwachheiten in's Ohr flüſtern, empfängt ihre Seufzer, ohne ſich aufgeregt zu fühlen und er iſt 25 Jahr alt!

Eine Frau in der Beichte haben, ſtellen Sie ſich vor, was das iſt. Ganz im Hintergrund der Kirche wird eine Art von Schrank, von Schilderhaus abſichtlich gegen die Mauer gerückt, worin dieſer Prieſter, nicht Mingrat, ſondern irgend ein moraliſcher Mann, ich nehme an, er iſt weiſe, fromm, wie ich ſie gekannt habe, aber doch ein junger Mann, wie ſie faſt alle ſind, Abends nach der Veſper ſein junges Beichtkind, das er liebt, erwartet; ſie weiß es, die Liebe bleibt der geliebten Perſon kein Geheimniß. Sie werden mir da in's Wort fallen: ſeine Eigenſchaft als Prieſter, ſeine Erziehung, ſein Gelübde.... Ich antworte Ihnen, es giebt kein Gelübde, das gehalten würde; jeder Dorfpfarrer, der geſund, ſtark und munter aus dem Seminar kommt, liebt ohne irgend einen Zweifel eins ſeiner weiblichen Pfarrkinder. Dies kann nicht anders ſein und wenn Sie es beſtreiten, will ich Ihnen noch mehr ſagen; er liebt ſie alle, wenigſtens die von ſeinem Alter, aber er giebt einer darunter den Vorzug, die ihm, wenn nicht ſchöner als die andern, beſcheidener, klüger ſcheint und die er heirathen würde; er würde eine tugendhafte, gottesfürchtige Frau aus ihr machen, wenn kein Pabſt wäre. Er ſieht ſie täglich, begegnet ihr in der Kirche oder andrer Orten, ſitzt in ihrer Nähe an Winterabenden und trinkt, der Unvorſichtige, das Gift ihrer Augen.

Tags darauf hört er ſie kommen, ſich dieſem Beichtſtuhl nähern, er erkennt ſie am Gange und kann ſich ſagen: Sie iſt's; ich bitte Sie, was geht in der Seele des armen Beichtvaters vor? Ehrbarkeit, Pflicht, weiſe Entſchlüſſe helfen hier wenig ohne eine ganz beſondere Gnade des Himmels. Er ſoll ein Heiliger ſein; entfliehen kann er nicht, er ſeufzt ſichtbarlich, er ſtöhnt, empfiehlt ſich Gott, iſt er aber nur Menſch, dann zittert er, verlangt, hofft, ohne es vielleicht zu wiſſen. Sie kommt an, wirft ſich auf die Knie, auf die Knie vor ihm, deſſen Herz hoch fliegt und zuckt. Mein Herr, Sie ſind jung oder ſind es geweſen, was halten Sie von einer ſolchen Situation? Meiſtentheils allein und ohne andere Zeugen, als dieſe Mauern, dieſe Säulen unterhalten ſie ſich, von was, ach, von allem, was nicht unſchuldig iſt. Sie ſprechen oder flüſtern vielmehr mit leiſer Stimme und ihre Lippen nähern ſich, ihr Athem vereinigt ſich. Dies dauert eine Stunde oder länger und erneuert ſich oft.

Denken Sie nicht, daß ich erfinde. Dieſe Scene ſpielt, wie ich ſie Ihnen male und in ganz Frankreich; ſie wiederholt ſich täglich bei 40,000 jungen Prieſtern mit eben ſo vielen jungen Mädchen, die ſie lieben, weil ſie Menſchen ſind, die ſie in die Beichte nehmen, unter vier Augen ſprechen, beſuchen, weil ſie Prieſter ſind und nicht heirathen, weil der Pabſt dagegen iſt. Der Pabſt verzeiht ihnen alles, nur nicht das Heirathen; er will lieber einen ehebrecheriſchen, ſchamloſen, ſchwelgeriſchen Prieſter, einen Mörder wie Mingrat, als einen verheiratheten. Mingrat tödtet ſeine Maitreſſen, man verbietet ihm die Kanzel; hier predigt man für ihn, dort kanoniſirt man ihn. Wenn er eine von ihnen heirathete, was für ein Ungeheuer! er würde nirgend eine Zuflucht finden. Man würde gute und raſche Juſtiz mit ihm machen, wie mit dem Maire, der ſie getraut hätte. Aber welcher Maire möchte es wagen?

Denken Sie jetzt nach, mein Herr, und ſehen Sie, ob es jemals möglich war, in einer und derſelben Perſon zwei widerſprechendere Dinge zu vereinigen, als das Amt eines Beichtvaters und das Gelübde der Keuſchheit; in welcher Lage dieſe armen jungen Leute ſich befinden zwiſchen dem Verbot des Beſitzes deſſen, was die Natur ſie zu lieben zwingt und der Verpflichtung zu einem vertraulichen, innigen Verkehr mit dieſen Gegenſtänden ihrer Liebe; kurz, ob dieſe monſtröſe Verbindung nicht genügt, um die Einen raſend, die Andern, ich ſage nicht ſtrafbar, denn die wirklich Strafbaren ſind die Behörden, die die Beichte junger Mädchen bei jungen Männern dulden, aber zu Verbrechern und alle äußerſt unglücklich zu machen. Ich kenne ihre Geheimniſſe.

In Livorno kannte ich den Kanonikus Fortini, der vielleicht noch lebt, einer der gelehrteſten Männer Italiens und einer der rechtſchaffenſten auf der Welt. Anfangs durch unſere gemeinſchaftlichen Studien, dann durch gegenſeitige Zuneigung an ihn gefeſſelt, ſah ich ihn häufig und weiß ich nicht, wie ich eines Tages dazu kam, ihn zu fragen, ob er ſein Gelübde der Keuſchheit beobachtet hätte. Er verſicherte es mir und ich glaube, daß er hierin, wie in allen andern Dingen, die Wahrheit ſagte. Aber, fügte er hinzu, um dieſelben Verſuchungen zu beſtehen, möchte ich nicht wieder 25 Jahr alt werden. Er war 70 Jahr alt. Ich habe gelitten, Gott weiß es und wird es mir hoffentlich vergelten, aber ich möchte nicht von vorn anfangen. Dies ſagte er mir und ich habe dieſe Unterredung ſo gut behalten, daß ich mich ſeiner eigenen Worte erinnere.

In Rocca di Papa wohnte ich bei dem Vikar, wo ich krank wurde. Er nahm ſich meiner ſehr an und ergriff dieſe Gelegenheit, um von Gott mit mir zu reden, an welchen ich mehr und öfter dachte, als er, aber auf andere Art. Er wollte mich bekehren, mich retten, ſagte er. Ich hörte ihm gern zu, denn er ſprach toskaniſch und drückte ſich in dieſer göttlichen Sprache äußerſt gut aus. Am Ende genas ich, wir wurden Freunde und da er mir immer vorpredigte, ſagte ich zu ihm: Theurer Abbé, morgen beichte ich, wenn Du Dich verheirathen und glücklich leben willſt. Du kannſt es nur mit einer Frau und ich kenne die, welche Dir Noth thut. Du ſiehſt ſie jeden Tag, Du liebſt ſie, Du gehſt zu Grunde. Er legte mir die Hand auf den Mund und ich ſah, wie ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Ich habe ſpäter ſeltſame Dinge von ihm erzählen gehört, die mich daran erinnerten, was man von Origenes lieſt.

Dahin führt ſie ihr unglücklicher Stand. Aber, werden Sie mich fragen, warum wird man Prieſter, wenn man für ſolche Eindrücke ſo empfänglich iſt? Ei, mein Herr, machen ſie ſich zu dem, was ſie ſind? Von Kindheit auf durch die päbſtliche Miliz erzogen, verführt, nimmt man ſie auf; dieſes abſcheuliche, gottloſe Gelübde, nie Frau, Familie, Haus zu haben, ſprechen ſie als junge Novizen dahin, kaum wiſſend, was es iſt; daher ſind ſie entſchuldbar, denn wer ein ſolches Gelübde mit vollſtändigem Bewußtſein ablegte, den müßte man greifen, einſperren oder weit weg auf eine einſame Inſel verbannen. Iſt dieſes Gelübde abgelegt, ſo werden ſie geſalbt und können ſich nicht mehr davon losſagen; wäre die Verpflichtung auf Zeit eingegangen, gewiß würden wenige ſie erneuern. Sogleich giebt man ihnen Mädchen, Frauen zu beherrſchen. Man bringt Schwefel und Pech zuſammen an's Feuer, denn dies Feuer, ſagt man, hat verſprochen, nicht zu brennen. 40,000 junge Leute haben mit dem Chorrock die Gabe der Enthaltſamkeit erhalten und ſind ſeitdem wie ohne Körper und Geſchlecht. Glauben Sie es? Es giebt Weiſe unter ihnen, wenn ſich der weiſe nennen kann, der die Natur bekämpft. Einige ſiegen darüber, aber wie Viele im Verhältniß zu denen, die in dieſen Verſuchungen die Gnade verläßt? Die Gnade iſt für wenige Menſchen und fehlt ſelbſt dem Gerechteſten. Wie ſollten ſie, jung, in den Jahren der Gluth, dieſe Gabe der Enthaltſamkeit beſitzen, wenn die alten ſie nicht haben?

Jener Pfarrer in Paris, den vor einigen Jahren ein Tapezirer Vautrin bei ſeiner Frau betraf, tödtete und aus dem Fenſter warf (das Abenteuer iſt in dem Temple-Viertel bekannt, man machte aus Rückſicht für den Klerus keinen Lärm davon), jener Pfarrer war 60 Jahr alt und der von Pezai 68, die ihn nicht verhindert haben, noch neulich ein bettelndes Mädchen, das mit der Fallſucht behaftet war, aus dem Kothe zu nehmen. Er machte ſeine Maitreſſe aus ihr; wieder ein Handel, der durch den Kredit der Geſalbten erſtickt worden iſt, denn der Vater führte Klage, als er ſeine Tochter ſchwanger ſah; aber die Kirche legte ſich dazwiſchen. Wer in dieſem Alter eines ſcheußlichen und anekelnden Gegenſtandes ſich nicht enthalten kann, was, denken Sie, hat der zu 25 Jahren gethan, als er Erzieher unſchuldiger und ſchöner Geſchöpfe war? Mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, ſchicken Sie ſie lieber zu einem Soldaten, zu einem Huſaren, der ſie heirathen kann, als zu dem Menſchen, der das Gelübde der Keuſchheit gethan hat, lieber als zu dieſen Seminariſten. Wie viel Händel wären zu erſticken, wenn Alles, was im Geheimen vorgeht, ſichtbare Folgen hätte, oder wenn es viele Maires gäbe, wie der von Saint-Quentin?

Welche Scheußlichkeiten enthüllen dieſe Thatſachen, die trotz des Einverſtändniſſes der Behörden, der Maßregeln, ihre Veröffentlichung zu verhindern, trotz des darüber auferlegten Stillſchweigens zum Vorſchein kommen! und ohne von den Verbrechen zu reden, welche Quellen der Unſittlichkeit, der Unordnung, der Verderbniß ſind, dieſe beiden Erfindungen des Pabſtes, die Eheloſigkeit der Prieſter und die ſogenannte Ohrenbeichte! Wie viel Böſes ſtiften ſie! Wie viel Gutes verhindern ſie! Man muß es da ſehen und bewundern, wo die Familie des Prieſters das Muſter aller Andern iſt, wo der Pfarrer nichts lehrt, was er nicht an ſich ſelbſt zeigen kann und in ſeinen Geſprächen mit den Vätern, den Gatten mit der Vorſchrift auch das Beiſpiel giebt. Dort beſitzen die Frauen nicht die Schamloſigkeit, einem Manne ihre Sünden zu ſagen: der Klerus ſteht nicht außer der Kirche, außer dem Staate, außer dem Geſetze; alle Mißbräuche, die bei uns in den Zeiten der ſtupideſten Barbarei, der leichtgläubigſten Unwiſſenheit ſich feſtgeſetzt haben und heutzutage ſchwer aufrecht zu erhalten ſind, wo alle Welt denkt und Jeder ſeine Finger zählen kann.

Literariſche Pamphlets.

Brief an Herrn Buchhändler Rénouard in Betreff eines Fleckes auf einem florentiniſchen Manuſcript.

Vorbericht.

Zum Verſtändniß des Folgenden muß man zunächſt wiſſen, daß Paul Louis, der Verfaſſer dieſes Briefes, nachdem er bei den Mönchen des Monte Caſſino zu Florenz ein vollſtändiges Manuſkript der Paſtoralen des Longus, die bis dahin in allen gedruckten Ausgaben entſtellt waren, entdeckt hatte, die Publikationen des griechiſchen Textes und eine Ueberſetzung dieſer lieblichen Schrift vorbereitete, als er die Erlaubniß erhielt, das Ganze der Prinzeſſin zu widmen, wie man in Toskana die Schweſter Bonaparte's, Eliſe, nannte. Dieſe Paul Louis durch den Präfekten von Florenz ſelbſt vor vielen Leuten angekündigte Erlaubniß ſetzte ihn in Erſtaunen. Er hatte ſich auf nichts weniger gefaßt gemacht und weigerte ſich, Gebrauch davon zu machen, indem er als Grund angab, daß das Publikum über dieſe Dedikationen ſich ſtets beluſtige. Aber dieſe Entſchuldigung erſchien frivol: das Publikum war zu jener Zeit nichts und Paul Louis galt für einen Menſchen, der der Dynaſtie wenig ergeben ſei, die alle Throne einnehmen ſollte. Er wurde als Philoſoph, Trotzkopf oder noch Schlimmeres bezeichnet und von der Protektion der Regierung ausgeſchloſſen. Sofort greift man ihn an; die Zeitungen denunziren ihn zuerſt als Philoſoph, dann als Dieb des Griechiſchen. Ein Signor Puccini, italieniſcher Kammerherr der erhabenen Eliſa, ein bischen Schriftſteller, ſchrieb nach Frankreich, nach Deutſchland; ſogar dieſe tugendhafte Prinzeſſin meldete nach Paris, ein Menſch, der durch Zufall ein koſtbares Stück Griechiſch entdeckt, ausgeſcharrt, hätte ſich deſſelben bemächtigt, um es den Engländern zu verkaufen. Dies wollte ſagen, man müſſe den Menſchen erſchießen und ſein Griechiſch konfisziren, wenn es möglich wäre, denn ſchon waren die Gelehrten im Beſitz des ausgeſcharrten Stückes, das den Longus vervollſtändigte, dieſes in der That ſehr werthvollen Fragments, das mit Paul Louis' Ueberſetzung gedruckt und gratis vertheilt worden war.

Ein anderer Florentiner, ein Profeſſor des Griechiſchen, Furia genannt, ein großer Ignorant im Griechiſchen, wie in allen Sprachen, ärgerlich über die Art von Aufſehn, das dieſe Entdeckung unter den Gelehrten Italiens machte, legt, wie der ſelige Janotus, die Hand an die Feder und verfaßt eine Brochüre. Unter dem großen Napoleon waren die Brochüren ſelten; dieſe wurde jenſeits der Berge geleſen und kam ſelbſt nach Paris. Der Buchhändler Rénouard, der in dieſem Pamphlet beſchuldigt wurde, im Einverſtändniß mit Paul Louis zu ſein, um den Mönchen das Griechiſch zu entwenden, antwortete allein; Paul Louis dachte an etwas Anderes.

Es erſchienen auch Kupferſtiche, wovon einer ihn darſtellte, wie er in einer Bibliothek ſein ganzes Dintenfaß über ein offenes Buch ausſchüttet, und dies Buch war das Manuſkript des Longus. Denn er hatte beim Kopiren, wie es in der Schrift, die man leſen wird, auseinandergeſetzt iſt, einen Fleck darauf gemacht, der einzige Vorwand der Verfolgung und ſo vielen Geſchrei's, das gegen ihn erhoben worden iſt. Man ſprengte aus, er habe den Originaltext zerſtören wollen, um den Longus allein zu beſitzen. Eine Excellenz mit Portefeuille findet dieſes Gerede bewundernswürdig und verordnet ohne weitere Nachfragen, das von Paul Louis in Rom und Florenz herausgegebene Griechiſche und Franzöſiſche in Beſchlag zu nehmen, und dies war eine ſpaßhafte Sache, denn aus Furcht, er möge für ſich allein haben, was er an alle Welt verſchenkte, hatte der Großvezir des Buchhandels, der ſo viel vom Griechiſchen, als von Manuſkripten verſtand, und eben ſo wenig Longus, als ſeinen Ueberſetzer kannte, zuerſt geſchrieben, man möge den Verkauf des Werkes, es ſei, was es wolle, ſuspendiren, und als er darauf vernahm, daß man dieſes Griechiſche und Franzöſiſche nicht verkaufe, ſondern der kleinen Anzahl von gelehrten Liebhabern dieſer Alterthümer ſchenke, ließ er Alles ſequeſtriren, um Paul Louis daran zu verhindern, es ſich anzueignen. Dieſer machte ſich daraus nicht viel und ließ ſeine Chloë in den Händen der Polizei, feſt entſchloſſen, nie einen Schritt zu thun, ſie daraus zu befreien, aber am Ende bekam er Nachricht, man ſei im Begriff, ihn ſelbſt in Beſchlag zu nehmen und zu arretiren. Dies machte ihn aufmerkſam und er begann auf Mittel zu ſinnen, ſich aus dem Handel zu ziehn, als er zu dem Präfekten von Rom beſchieden wurde, wo er ſich damals befand, um Auskunft über ſeine Aufführung, ſeine Verbindungen, ſeinen Stand, ſein Vermögen, ſeine Geburt und ſeinen Dintenfleck zu geben, Alles auf höheren Befehl. Er ſchrieb dieſem Präfekten nicht ohne Laune; hier iſt der Brief:

„Mein Herr!

Ich habe vernachläſſigt, auf die Verleumdungen zu antworten, die ſeit ungefähr einem Jahr gegen mich gerichtet worden, weil ich glaubte, daß dieſe Dummheiten auf vernünftige Leute wenig Eindruck machen würden. Da aber der Miniſter Gewicht darauf legt und ich mich endlich über dieſen jämmerlichen Gegenſtand auslaſſen muß, ſo will ich dem Publikum, vor dem man mich beſchuldigt, ſo klar und gedrängt es nur möglich iſt, meine Rechtfertigung übergeben. Sie, mein Herr, werden das erſte Exemplar dieſes kurzen Memoires erhalten, worin Ew. Excellenz die Aufſchlüſſe finden wird, die ſie wünſcht.“

Der Präfekt antwortete:

„Mein Herr!

Hüten Sie ſich, über die in Rede ſtehende Angelegenheit etwas zu veröffentlichen; Sie würden ſich in große Gefahr ſezzen und nicht minder kompromittirt würde der Drucker ſein, der Ihnen ſeine Dienſte liehe.“

Es handelte ſich zwar nur um einen Dintenfleck, aber gebt Acht, denn jede Geſchichte enthält ihre Moral, Alles iſt Stoff zur Belehrung für den, der nachdenken will; bewundert hierin die Doktrin der Gewalt: die Verleumdungen werden gedruckt, aber die Antwort, nein. Jedermann kann wohl in Pamphleten, in Journalen, zum Publikum ſagen, Paul Louis iſt ein Dieb, aber dieſer kann nicht zu demſelben Publikum ſprechen und zeigen, daß er ein rechtſchaffener Mann iſt. Der Miniſter zieht den Handel in ſein Kabinet, wo er allein darüber entſcheidet, und Paul Louis zu einem rechtſchaffnen Mann oder Spitzbuben macht, je nachdem er es dem Dienſte Sr. Majeſtät für zuträglich hält, je nachdem es Ihrer Kaiſerlichen Hoheit Madame Baciocchi Vergnügen macht.

Paul Louis, ſehr in Verlegenheit geſetzt, erwiedert dem Präfekten:

„Mein Herr, ich wußte nicht, daß es Ihrer Erlaubniß bedürfte, um mein kleines Rechtfertigungsmemoire zu drucken; da mir dieſelbe aber nothwendig iſt, ſo bitte ich Sie inſtändig, ſie mir zu überſenden.“

Er erhielt keine Antwort und hatte es wohl vorhergeſehen. Glücklicherweiſe erinnerte er ſich eines armen Teufels von Buchdrucker, Namens Lino Contadini, der in der Nähe der Sapienza wohnte, nichts als Kalender druckte und mit der neuen Cenſur wenig bekannt ſein mußte. Er ſucht ihn auf und ſpricht zu ihm: Or, sù, presto, sbrighiamola e si stampi questa cosa per l' eccelentissimo signor prefetto di polizia. Das heißt: Schnell, drucke man mir dies für Se. Excellenz den gnädigen Herrn Präfekten der Polizei (oder der Reinlichkeit, denn dies iſt daſſelbe Wort im Italieniſchen). Worauf der brave Mann erwiederte: Padron, mio riverito, come faro? Non capisco parola di francese; che vuol ella ch'io possa raccapezzar mai in questo benedetto straccio pieno di cossature? Mein lieber Herr, wie ſoll ich das machen? Ich verſtehe nicht ein Wort Franzöſiſch, wie ſoll ich dieſen Wiſch voll Raſuren verſtehen? Nun wohlan! erwiedert Paul Louis, ſo wollen wir zuſammen daran arbeiten; aber ſein wir hurtig, der Präfekt wartet. Sofort macht er ſich an die Arbeit und Paul Louis iſt Setzer, Korrektor, Drucker und alles Uebrige. Dieſer Abdruck wurde ein merkwürdiges Stück Arbeit; in jeder Zeile waren zehn Fehler, aber mit aller Anſtrengung konnte man ihn leſen. Als die Geſchichte fertig war, ſtieß dieſem guten Buchdrucker ein Bedenken auf. Müßten wir nicht, ſagte er, für das, was wir machen, eine Erlaubniß haben, un permesso? Nein, ſagte Paul Louis. Ja doch, ſagte Jener. Ei was! für den Präfekten! Warten Sie, ſagte Lino, ich komme ſogleich wieder. Er geht zum Präfekten und inzwiſchen packt Louis einige Hundert Exemplare zuſammen, die er mit ſich nimmt. Eine Viertelſtunde darauf war die Buchdruckerei voll von Sbirren, welche die Gendarmen des Landes ſind.

Nachdem Paul Louis ungefähr hatte, was er wollte, ſchrieb er einen letzten Brief an den Präfekten:

„Mein Herr!

Ich habe den Buchdrucker Lino getäuſcht. Ich habe ihm aufgebunden, daß er für Sie arbeite, ich habe in Ihrem Namen mit ihm geredet und als ſei ich von Ihnen beauftragt. Ich habe ihn zur Eile angetrieben durch die Verſicherung, Sie erwarteten mit Ungeduld das Reſultat ſeiner Arbeit; kurz, ich habe alle erdenklichen Mittel angewendet, um dieſen Mann zu täuſchen, der, in der Meinung, Ihnen zu dienen, nicht wußte, was er that. Nach einer ſolchen Erklärung halte ich Sie, mein Herr, für zu vernünftig, um ſich an ihn, und nicht an mich allein zu halten, wegen der Veröffentlichung meiner literariſchen Rechtfertigung. Ich bitte Sie nur, ſie mit dieſem Brief gefälligſt dem Herrn Miniſter zu überſenden, der begierig iſt, zu wiſſen, womit ich mich beſchäftige und wer ich bin."

Der arme Lino wurde arretirt, verhört, erhielt einen Verweis und wurde wieder freigelaſſen. Der Präfekt ſandte weder Brief, noch Brochüre an den Miniſter, bekam aber bald darauf einen derben Verweis von ſeinen Vorgeſetzten. Die Beſchwerde eines mißhandelten Menſchen drucken, veröffentlichen laſſen, welcher Fehlgriff von einem Präfekten! Die liſtige Weiſe, in der man ihn hinter's Licht geführt hatte, entſchuldigte ihn nicht in den Augen einer ſtarken Regierung. Er war verantwortlich; die Beſchwerdeſchrift war erſchienen, das war ſeine Schuld, er war dafür beſoldet, dies zu verhindern. Er hätte beinahe ſeine Stelle verloren und das wäre wahrlich Schade geweſen, er wäre nicht, was er heute iſt (Staatsrath), wenn er den Dynaſtien zu dienen aufgehört hätte.

Paul Louis lebte von da an ruhig in Rom und hörte weiter nichts vom Präfekten noch vom Miniſter. Sein Brief machte Aufſehn, ganz beſonders in Italien. Die Lombarden freuten ſich, Florenz verſpottet und als unwiſſend behandelt zu ſehen. Es erſchienen einige Schriften zu Gunſten Paul Louis; man wollte darauf antworten, aber die Regierung verbot es und legte Allen Stillſchweigen auf. Man ſcheute damals die allergeringſte Diskuſſion, worin das Publikum Richter geweſen wäre. Dieſe, ſo dumm und lächerlich ſie Anfangs war, hatte ernſtliche, verdrießliche, ſogar tragiſche Folgen. Furia wurde darüber krank. Puccini ſtarb dadurch, denn als er eines Tages bei der Gräfin Albani, der Wittwe des Prätendenten von England, zu Tiſche war, gerieth er mit einem der Gäſte, der Paul Louis vertheidigte, in Streit und wurde ſo heftig, daß er, Abends nach Hauſe kommend, einen Entſchuldigungsbrief an Frau von Albani ſchrieb, ſich zu Bett begab und ſtarb, von Jedem betrauert; denn, abgeſehen von ſeinem zornigen Temperament, war er ein braver Mann. Paul Louis war nicht Schuld daran, wie man ihm vorgeworfen hat, hätte er aber auch dies traurige Ende vorausſehen können, die Furcht, einen Kammerherrn zu tödten, hätte ihn wahrſcheinlich vom Schreiben nicht abgehalten, wenn er es zu ſeiner eignen Vertheidigung für nothwendig hielt.

Was in dieſer Brochüre mißfiel, war ein freier Ton, eine damals ſehr ungewöhnliche Miene der Unzufriedenheit, die nicht ſehr ehrfurchtsvolle Weiſe, in der man von den Beamten der Regierung ſprach und was mehr war als dies Alles, der Haß Italiens gegen dieſe Regierung und gegen den franzöſiſchen Namen, welchen man darin zur Kenntniß brachte. Bonaparte glaubte, überall bete man ihn an, ſeine Polizei verſicherte es ihm jeden Morgen: eine Stimme, die das Gegentheil verſicherte, ſetzte die Polizei ſehr in Verlegenheit und konnte die Aufmerkſamkeit Bonaparte's auf ſich ziehn, wie es der Fall war, denn eines Tages ſprach er davon, wollte wiſſen, was für ein Offizier es wäre, der in Rom Griechiſch drucken ließe. Nach dem, was man ihm über denſelben ſagte, ließ er ihn in Frieden.

Ich habe, mein Herr, Ihre Anzeige eines neu entdeckten Fragments des Longus geleſen, das heißt Ihre Schutzſchrift in Betreff dieſer Entdeckung, bei der man Sie eines ſchmutzigen Eigennutzes beſchuldigte. Es ſcheint mir, daß Sie jetzt vollſtändig gerechtfertigt ſind und ich würde mich darüber mit Ihnen freuen, wenn ich mich zu freuen vermöchte. Aber dieſer Handel, woraus Sie ſo glücklich hervorgehen, nimmt für mich eine andere Wendung, und während Sie unſern gemeinſamen Feinden entwiſchen, weiß ich in Wahrheit nicht, was mit mir werden ſoll.

Man meldet mir aus Florenz, daß dieſe arme Ueberſetzung, von deren Exiſtenz Sie das Publikum unterrichtet haben, bei dem Buchhändler in Beſchlag genommen worden iſt, daß man den Ueberſetzer aufſucht und einſtweilen, bis man ihn findet, ihm den Prozeß macht. Man ſpricht von Verfolgung, von Unterſuchung, von Zeugen und ſchweigt über das Weitere.

Sehn Sie, mein Herr, in welche ſchönen Händel Sie mich verwickelt haben, denn Sie waren es, wenn Sie ſich erinnern, der den erſten Gedanken hatte, dieſes unglückſelige Fragment zu veröffentlichen. Ich, der es ſeit zwei Jahren kannte, ich hatte nicht einmal daran gedacht, es zu leſen, als ich in Bologna mit Ihnen darüber ſprach.

O, hätt' ich dies Fragment niemals geſehn,
Wie glücklich würden meine Tage ſchwinden!

Ich hätte mich mit dieſen florentiniſchen Gelehrten nicht herumzuſtreiten, nie würde man geahnt haben, daß dieſe Herren ſo wenig von ihrem Handwerk verſtehn und ihre Unwiſſenheit, die erſt in ihren Werken zu Tage kommt, hätte kein Menſch gekannt.

Denn Sie wiſſen wohl, daß hierin das ganze Uebel liegt und daß um den Fleck, der ſo viel Lärm macht, ſich Niemand kümmert. Sie haben es nicht ſagen wollen, weil Sie klug ſind. Sie ſchließen ſich genau in die Grenzen Ihrer Rechtfertigung ein und mit einer Mäßigung, wovon es kein Beiſpiel giebt, widerlegen Sie die Lügen, die man gegen Sie veröffentlicht hat und ſchweigen über die Wahrheiten, die Ihren Verleumdern Leides zufügen konnten. Wozu diente es in der That, da Sie Ihrer Rechtfertigung ſicher waren, Leute zu reizen, die, ſo verächtlich ſie auch ſind, doch ein Patent, Gehalt, eine Livree haben, die, ohne ſelbſt etwas Erhebliches zu ſein, als Anhängſel irgend eines Großen, durch ihren Haß dennoch ſchaden können? Und dann wußten Sie ja wohl, daß ich zu ſagen verpflichtet bin, was Sie verſchwiegen haben, daß Sie daher ohne Schwertſtreich gerächt werden würden und daß, wie man wohl ſagt, der Teufel nichts dabei verlieren werde.

Ich meinerſeits habe mit meinen Freunden darüber gelacht, ſo lange ſich Alles auf einige Artikel in italieniſchen Journalen beſchränkte, auf einige obſkure Schmähſchriften von Pedanten, denn ich wußte, wie Sie ſehr richtig ſagen, daß wenige Leute ſich für dieſe Dinge intereſſiren und daß dieſe über die Motive ſo großer Wuth und ſo grober Verleumdungen ſich nicht täuſchen würden. Seit acht Monaten, wo dieſe Herren uns mit ihren Beleidigungen beehren, wiſſen Sie, mit welchen Worten ich Ihnen darüber geſchrieben habe; es wäre, ſagte ich Ihnen, eine

Kanaille,[*] die man ſchimpfen laſſen müſſe. Ich hatte Recht, ſie zu verachten; aber ich hatte Unrecht, ſie nicht zu fürchten und jetzt, wo ich mich vor ihnen in Acht nehmen möchte, iſt es vielleicht nicht mehr Zeit.

Ich ſtelle indeſſen zuweilen eine Betrachtung an, die mich ein wenig beruhigt. Kolumbus entdeckte Amerika und man ſetzte ihn nur ins Gefängniß; Galilei fand das richtige Weltſyſtem und dafür kam er mit Einſperrung davon. Ich habe fünf oder ſechs Seiten gefunden, worin es ſich darum handelt, wer Chloë küſſen ſoll: wird man mit mir ſchlimmer als mit ihnen verfahren? Ich dürfte höchſtens vom Hof einen Verweis erhalten. Aber die Strafe iſt dem Vergehn nicht immer angemeſſen und das iſt es, was mich beunruhigt. Sie ſagen, die Thatſachen ſeien notoriſch; nichtsdeſtoweniger ſtimmt Ihre Angabe mit der des Herrn Furia wenig überein. In der ſeinigen ſind viele Unwahrheiten, in der Ihrigen iſt Vieles ausgelaſſen. Sie ſagen nicht Alles, was Sie wiſſen und vielleicht wiſſen Sie auch nicht Alles; ich, der ich weniger umſichtig, beſſer unterrichtet und eben ſo aufrichtig bin, will Ihr Stillſchweigen ergänzen.

Als ich vor ungefähr drei Jahren durch Florenz kam, beſuchte ich mit einem meiner Freunde, Herrn Akerblad, Mitglied des Inſtituts, die Bibliothek der ſtädtiſchen Abtei. Außer andern Manuſkripten von hohem Alter zeigte man uns auch eins von Longus. Ich blättere darin und das erſte Buch, welches, wie Jedermann weiß, in den Ausgaben verſtümmelt iſt, ſchien mir in dieſem Manuſkript ganz zu ſein. Ich gab es zurück und dachte nicht mehr daran. Damals war ich mit ganz anderen Dingen beſchäftigt. Später, nachdem ich Frankreich, Deutſchland und die Schweiz durchwandert hatte, kam ich nach Italien zurück und mit Ihnen nach Florenz, wo ich in Mußeſtunden aus dieſem Manuſkripte abſchrieb, was in den gedruckten Ausgaben fehlte. Ich ließ mir bei dieſer Arbeit durch die Herren Furia und Bencini helfen, die beide bei der St. Lorenz-Bibliothek, wo das Manuſkript damals ſich befand, angeſtellt waren. Während ich mit ihnen arbeitete, machte ich aus Unvorſichtigkeit einen Dintenfleck darauf, der ungefähr zwanzig Worte von der unedirten Stelle, die ich ſchon abgeſchrieben hatte, bedeckte. Um dies kleine Unglück einigermaßen wieder gut zu machen, bot ich, ohne daß man es verlangte, meine Kopie, d. h. diejenige an, welche wir, ich, Herr Furia und ſein Gehülfe, gemeinſchaftlich angefertigt hatten und die ſo genau und authentiſch war, wie nur irgend eine ſein konnte, da ſie von drei Händen vom Original ſelbſt genommen und vor dem unglücklichen Ereigniß von drei Perſonen nachgeſehen worden war. Man verſchmähte ſie Anfangs, weil ſie die Stelle des Originals nicht vertreten könne, und nachher verlangte man ſie; aber da hatte ich Grund, ſie zu verweigern. Ich bezahlte dieſe Herren und kam von Florenz nach Rom, wo ich, meiner Erwartung gemäß, andere Manuſkripte des Longus fand und den Text dieſes Autors mit den Varianten von Rom und Florenz auf meine Koſten drucken ließ. Dieſe Ausgabe wird nicht verkauft: ich ſchenke ſie, wem ich will, aber das florentiniſche Fragment, welches beſonders gedruckt iſt, wird Jedem, der es haben will, umſonſt gegeben.

---

[*] Kammerherrn Kanaille! Dies ſchien ein bischen ſtark und Einige wollten, daß der Verfaſſer es unterdrücke.

In all' dieſem, mein Herr, werde ich Ihr Zeugniß nicht anrufen, deſſen ich glücklicherweiſe mich überheben kann. Ich ſehe Ihre Klugheit, gehe in Ihre Rückſichten ein und will Sie mit den Machthabern nicht kompromittiren, indem ich Sie nöthige, ſich über ſo große Intereſſen näher zu erklären. Wenn man mit Ihnen davon ſpricht, zucken Sie die Achſeln, erheben Sie die Augen zum Himmel, ſeufzen oder lächeln Sie und ſagen Sie, es ſei ſchönes Wetter.

Aber bevor ich weiter gehe, erlauben Sie, mein Herr, daß ich mich über die Art und Weiſe beklage, in welcher Sie das Publikum mit mir bekannt machen. Sie verkündigen mich als den Verfaſſer einer Ueberſetzung des Longus, die gänzlich unbekannt iſt, indem ſich von dieſer anonymen Brochüre nur eine ſehr geringe Anzahl in den Händen einiger Freunde befindet, und da man mich eben ſo wenig kennt, als meine Brochüre, unterrichten Sie Ihre Leſer, ich ſei ein ſehr geſchickter Helleniſt, wie Sie ſich ausdrücken. Schlimmeres konnte Einem nicht begegnen. Wenn ich geſchickt bin, habe ich bei dieſer Gelegenheit keine Probe davon abgelegt. Sie ſehen, welchen Nutzen ich aus der Entdeckung dieſer Kleinigkeit, die ein ſchönes, ſeit ſo vielen Jahrhunderten entſtelltes Werk vervollſtändigt, zu ziehen gewußt habe. Ich mache dem Publikum ein Geſchenk damit, und werde beſchuldigt, es nicht blos geſtohlen, ſondern vernichtet zu haben. Sie ſelbſt, mein Herr, beweinen den Verluſt. Die italieniſchen Journale bezeichnen mich als den Zerſtörer eines der ſchönſten Monumente des Alterthums; Herr Furia legt deshalb Trauer an, ſeine Kabale ſchreit nach Rache, und während dieſes Supplement durch meine Bemühungen und Geldopfer in den Händen derer iſt, die es leſen können, verbreitet man überall eine Schmähſchrift gegen mich unter dem Titel: „Geſchichte der Entdeckung und des plötzlichen Untergangs eines Fragments des Longus.“ Dies iſt meine Geſchicklichkeit. Was jedem Andern wenigſtens einige Ehre eingebracht haben würde, koſtet mich mein Geld und meinen Ruf und ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn mir nicht noch Schlimmeres begegnet. Glauben Sie mir, mein Herr, die geſchickten Literaten ſind ſolche, die wie die Jeſuiten Paskals nichts leſen, wenig ſchreiben und viel intriguiren.

Eben ſo wenig bin ich Helleniſt, wenn ich mich recht kenne. Verſtehe ich dieſes Wort recht, das, ich geſtehe Ihnen, mir neu iſt, ſo ſagen Sie Helleniſt, wie man Pianiſt, Droguiſt, Materialiſt ſagt und dieſer Analogie gemäß würde ein Helleniſt ein Mann ſein, der ſein Griechiſch auskramt, davon lebt und dem Publikum, den Buchhändlern und der Regierung davon verkauft. Was ich thue, iſt davon weit entfernt. Sie wiſſen, mein Herr, daß ich mich mit dieſen Studien lediglich aus Neigung, oder beſſer geſagt aus Zeitvertreib und wenn ich keinen andern Einfall habe, beſchäftige: daß ich keinen Werth darauf lege und durchaus keinen Nutzen daraus ziehe, daß man nie meinen Namen auf dem Titelblatt eines Buches geſehen hat, daß ich keins der Aemter begehre, zu denen man auf dieſem Wege gelangt, und hätte der Zufall mich nicht veranlaßt, einen Text von einigen Seiten der Oeffentlichkeit zu übergeben, man würde dieſen Beweis meiner Geſchicklichkeit nicht erlangt haben, ja hätten Sie, allem Anſtande zuwider und ohne die geringſte Nöthigung, mich nicht darauf entlarvt, dieſe Geſchicklichkeit, die Sie mir zu unterſtellen belieben, würde mir nicht zugeſchrieben oder noch das Geheimniß einiger Perſonen ſein, die darüber zu urtheilen im Stande ſind.

Was bedeutet, ſagen Sie mir doch, mein Herr, die Anzeige eines Buches, das nicht verkauft wird, das man wenigen Perſonen ſchenkt und ſogar nicht mehr verſchenken darf? Und was kümmert es Jemand, der ſie lieſt, ob das Buch gut oder ſchlecht iſt, wenn man es nicht haben kann? Daß Sie die Beſchuldigung einer Schlechtigkeit ablehnen, indem Sie denjenigen nennen, der ſie begangen hat, iſt ganz einfach: aber es beſchuldigte Sie Keiner, dieſe Ueberſetzung gemacht zu haben. Ich will darüber nicht zu ſehr gegen Sie grollen, auch mich nicht ärgerlicher ſtellen, als ich es wirklich bin. Sie hielten die Sache für wenig belangreich und dachten ſehr weiſe, ein ſolches Werk könne mir weder große Ehre, noch großen Nachtheil bringen. Aber am Ende brauchten Sie mich doch nicht mit Namen zu nennen, wenigſtens nicht als Ueberſetzer und hätten Sie es beſſer überlegt, Sie würden mich weder geſchickt noch Helleniſt genannt haben.

Nicht exakter ſind Sie, wenn Sie von Herrn Furia reden. Ohne weitere Erklärung bezeichnen Sie ihn als Bibliothekar, Vorſteher eines in ganz Europa berühmten literariſchen Depots. Bedenken Sie dies auch, mein Herr? Sie ſchreiben in Paris, Sie ſprechen zu Franzoſen, die Leute von anerkanntem Verdienſt, ſogar einige Italiener*) im Beſitze dieſer Aemter ſehend, nicht anſtehen werden zu glauben, der gnädige Herr Furia ſei ein durch ſein Wiſſen und ſeine Stellung bedeutender Mann. Ich begreife, daß dieſer Irrthum Ihnen gleichgültig ſein kann, daß Sie offenbar mehr Urſache haben, ihn zu ſchonen, als ſich über ihn zu beklagen und ihm daher gern die Bedeutung laſſen, die in dem Lande, worin Sie leben, ſich an ſeinen Titel knüpft. Aber ich, den er unter dem Beiſtand eines Anhangs von Pedanten angreift, mir iſt daran gelegen, daß man ihn nach ſeinem wahren Werth ſchätze, und ebenſo kann ich nicht leiden, daß man ihn mit Leuten zuſammenſtelle, deren Gelehrſamkeit und Geſchmack Italien Ehre macht.

---

*) Visconti, Marini und andere.

Wenn Sie, mein Herr, einen richtigen Begriff von den wenig bekannten Perſonen geben wollten, von denen Sie zu reden hatten, ſo mußten Sie, nachdem Sie mich einen alten Militär, einen Helleniſten und da Sie einmal wollen, einen ſehr geſchickten genannt hatten, hinzuſetzen: Herr Furia iſt ein Schulfuchs, ehemaliger Schuſter, wie ſein Vater, Aufſeher einer Bibliothek, die er noch auskehren müßte, der früher keine guten Stiefeln machen konnte und jetzt ſchlechte Bücher ſchreibt, ein ſehr ungeſchickter Helleniſt mit 800 Franken Gehalt, der Griechiſch für Geld kopirt, Schüler und Nachfolger des Herrn Bandini, deſſen Unwiſſenheit berühmt iſt. Und Sie mußten nicht blos ſagen, wie Sie thun, daß dieſer Menſch in den einfachſten unglücklichen Zufällen eine Verſchuldung ſucht, ſondern daß es ſein Intereſſe iſt, ſie herauszufinden, weil er ein jähzorniger Schulfuchs iſt, deſſen Wuth und grauſam verletzte Eitelkeit dem Haß*) zum Werkzeug dienen, der auf keine andere Weiſe hervorzutreten wagt. Ueber dieſe Dinge beobachten Sie ein kluges Schweigen. Fontenelle, ſagt Voltaire irgendwo, war voll von dieſen Rückſichten. Er hätte für Alles in der Welt nicht einmal in's Ohr geſagt, daß F... ein Gaſſenjunge iſt. Voltaire verbarg ſeine Gedanken weniger. Aber es iſt ſicherer, Fontenelle nachzuahmen. Unglücklicherweiſe ſteht die Wahl nicht in meiner Gewalt und ich bin verbunden, Alles zu ſagen.

---

*) Die Franzoſen waren jenſeits der Berge damals ſo verabſcheut, wie gegenwärtig die Deutſchen. Die Regierung wußte nichts davon und wollte nichts davon wiſſen. Dieſe Stelle und andere ähnliche weiter unten, machten in Italien ſehr lebhafte Senſation und mißfielen der Regierung, die über alles fürchtet, daß man drucken laſſe, was jeder denkt.

Um mit den Gründen anzufangen, die der hohe Herr Furia haben kann, bei dieſem Handel nicht ſo unintereſſirt zu ſein, als man glauben möchte, muß man Folgendes wiſſen. Das koſtbare Fragment des Longus iſt in einem Manuſcript entdeckt, worüber Furia lange Jahre gearbeitet hat und das er gewiſſermaßen als ſein Eigenthum betrachtete. Dieſe Entdeckung wurde gerade zu der Zeit gemacht, wo der hohe Herr Furia dem Publikum eine ſehr weitſchweifige und ſeines Erachtens ſehr exakte Notiz über daſſelbe Manuſkript übergeben hatte, worin Seite für Seite und ſehr ausführlich Alles enthalten iſt, was Herr Furia darin wahrzunehmen vermochte. Die Bearbeitung dieſes Bändchens, welches lange vorher angekündigt worden, hatte ſechs Jahre gedauert, während welcher er nicht aufhörte, es zu durchblättern und mit einer ſeltenen Geduld abzuſchreiben. Wie er ſagt, hat er ſogar viele Varianten aus den vorgeblichen Aeſopiſchen Fabeln excerpirt und am Ende ſeiner Notiz abgedruckt, denn dieſe Albernheiten von irgend einem Mönch, womit man auf der Schule das Studium der griechiſchen Sprache beginnt, finden ſich in dieſem Manuſkript am Ende des Longus'ſchen Romans und Herr Furia hat nicht unterlaſſen, ſeinen Nutzen daraus zu ziehen. Als er endlich mit Mühe ſein Werk vollendet hatte, das er ſelbſt verkaufte und worin er Alles, was ſich über das göttliche Manuſkript ſagen läßt, erſchöpft zu haben glaubte, kommt zufällig ein Menſch, der auf den erſten Blick ſieht und veröffentlicht, was allein in dieſem Manuſkript wirklich intereſſant iſt und was allein Herr Furia nicht darin bemerkt hat.

Man ſchreibt heutzutage ſehr häufig über diejenigen Dinge, die man am wenigſten verſteht; der kleinſte Schüler reckt ſich zum Doktor auf. Sieht man, was täglich gedruckt wird, ſo möchte man glauben, Jeder halte ſich für verbunden, eine Probe ſeiner Ignoranz abzulegen. Aber Proben von dieſer Stärke ſind nicht gewöhnlich und der gnädige Herr Bandini ſelbſt, der Lehrer und Vorgänger des gnädigen Herrn Furia, der durch ſeine derartigen Schnitzer berüchtigt iſt, hat nichts gemacht, was dem gleichkommt.

Wir haben Reiſeberichte, deren Verfaſſer in dem Verdacht ſtehen, nie aus ihrer Stube gekommen zu ſein, und wie Viele haben Berichte über Schlachten geliefert, wovon ſie ſich ferngehalten hatten? Aber Bemerkungen über ein Buch von Jemandem, der es gar nicht geleſen hat, iſt eine ganz neue Schnurre, wofür das Publikum dem Herrn Furia Dank wiſſen muß.

Ich will hiermit nicht ſagen, daß er es nicht mit vieler Aufmerkſamkeit unterſucht habe. Im Gegentheil ich bewundere, wie er in alle dieſe Details eingehen und zwei Bände daraus verfertigen konnte. Sein Werk, das ich geleſen habe (denn ich rede beinahe davon, wie er vom Manuſkript) wird dem Buchbinder einſt zur Vermeidung von Irrthümern in der Lage der Blätter dienlich ſein. Mit einem Worte, in dem Berichte, den er über dies Buch giebt, welches, ſeines Erachtens, ſo intereſſant iſt, welches ihn 6 Jahre beſchäftigte, hat er an Alles gedacht, ausgenommen es zu leſen.

Es iſt verdrießlich für Sie, mein Herr, daß Sie nicht Zeuge der Wirkung geweſen ſind, welche die erſte Wahrnehmung dieſer Lücke in dem gedruckten Buche und der unedirten Stelle, welche dieſelbe in dem Manuſkript ausfüllte, auf ihn hervorgebracht hat. Sein Erſtaunen war außerordentlich und als er ſich überzeugt hatte, daß dieſe Stelle nicht blos einige Linien, ſondern mehrere Seiten umfaßte, flößte er mir Mitleiden ein, das verſichere ich Sie. Anfangs blieb er ſtumm, Sie hätten vielleicht darüber gelacht; aber bald wären Sie in Furcht gerathen, denn in einem Augenblick wurde er wüthend. Ich hatte nie einen raſenden Pedanten geſehen; Sie glauben nicht, was das iſt.

Der Vierfüßler ſchäumt und ſein Auge funkelt.

Hätte er mit den Augen beißen können, es wäre mir ſchlecht ergangen.

Von da an hielt ſich der Herr Furia für einen entehrten Mann. Sie wiſſen, daß Vatel ſich umbrachte, weil beim Abendeſſen ſeines Herrn der Braten fehlte. Er beſaß, wie der König bei der Nachricht von ſeinem Tode ſagte, ein Ehrgefühl auf ſeine Weiſe. Herr Furia brachte ſich nicht um's Leben, weil er gleich darauf die Hoffnung erfaßte, ſeinen Ruf auf Koſten des meinigen ein wenig wiederherzuſtellen, denn es war, glaube ich, der zweite Tag darauf, als ich auf das Manuſkript dieſen Fleck machte, wofür er mir in ſeinem Herzen ſo viel Dank weiß, obſchon er ſich ſo laut darüber beſchwert. Nachdem ich die ganze unedirte Stelle abgeſchrieben hatte, vollendete ich mit dieſen Herren die Kollation des Uebrigen. Um in dem Buche die ergänzende Stelle zu bezeichnen, legte ich einen Bogen Papier darauf, ohne zu bemerken, daß es unten mit Dinte beſchmiert war. Dieſes Papier klebte ſich an das Blatt feſt und machte einen Fleck darauf, der mehrere Worte in einigen Linien bedeckte. Herr Furia hat die Geſchichte dieſes Ereigniſſes in poetiſcher Proſa beſchrieben. Dies iſt ſein beſtes Werk, wie man ſagt, es iſt wenigſtens das einzige, welches geleſen worden iſt. Sowohl in den Umſtänden als im Stil iſt vieles vom ſeinigen, aber der Fonds iſt aus den Pharſalen und den Tragödien des Seneka.

Ich geſtehe, daß dieſes Unglück mir ſehr geringfügig erſchien. Ich wußte nicht, daß dieſes Buch das Palladium von Florenz ſei, daß das Schickſal dieſer Stadt an den Worten hänge, die ich verwiſcht hatte; ich hätte gleichwohl wiſſen können, daß dies heilige Gegenſtände für die Florentiner ſeien, denn ſie berühren ſie niemals. Kurz ich fühlte mein Blut nicht gerinnen, meine Haare ſich nicht auf meinem Kopfe ſträuben, ich blieb nicht einen Augenblick ohne Stimme, ohne Puls und ohne Athem. Herr Furia giebt an, dies Alles ſei ihm begegnet, aber ich ſah ihm ſteif in's Geſicht und ſchwöre Ihnen, daß ich von dieſen beunruhigenden Symptomen einer nahen Ohnmacht keines an ihm wahrnahm, außer als ich ihm, wie man ſagt, mit der Naſe auf die griechiſche Stelle ſtieß, die er ohne mich nicht geſehen hatte.

Die Ausdrücke, womit Herr Furia ſeine Betroffenheit ſchildert, die er bei dem Erblicken dieſes Fleckes empfand, welcher, wie ich Ihnen geſagt habe, ungefähr zwanzig Worte bedeckte, ſind vom erhabenſten Stil und von einem ſelbſt in Italien ſeltenen Pathos. Sie ſind davon betroffen geweſen, mein Herr, ohne ſich an deren Ueberſetzung zu wagen. Vielleicht haben Sie geglaubt, daß unſere matte Sprache dieſe Erhabenheit nicht erreichen könne; ich bin kühner und glaube, was auch Horaz darüber ſagen möge, daß man den Verſuch machen kann, Pindar und Herrn Furia zu überſetzen, was ganz daſſelbe iſt. Hier iſt meine wörtliche Ueberſetzung.

„Bei einem ſo gräßlichen Anblick“ (er ſpricht von dem Klecks, den ich auf ſeine alte Schwarte gemacht habe) „erſtarrte
„das Blut in meinen Adern; ich wollte ſchreien, reden, aber
„die Stimme blieb mir in der Kehle ſtecken, ein eiſiger Froſt
„bemächtigte ſich aller meiner ſtarren Glieder ....“

Sehen Sie, mein Herr? Dieſer Fleck iſt für ihn das Haupt der Meduſe. Er iſt ſtupid, er verſichert's und dies iſt die einzige Verſicherung, die durch ſein Buch bewieſen iſt; aber in dieſem Geſtändniß liegt ſo viel Bosheit als Offenherzigkeit, denn er will glauben machen, ich ſei es, der ihn zum großen Nachtheil der Literatur dazu gemacht. Ich behaupte, er iſt lange bevor er dieſen fürchterlichen Fleck ſah, deſſen bloße Erinnerung ihn mit Schrecken und Unwillen erfüllte, ſtupid geweſen; er war ſchon ſtupid, oder wenigſtens fehlte nicht viel daran, als er dieſes kleine Buch in die Hand nahm, durchblätterte, unterſuchte, abſchrieb und jede Seite auf's Sorgfältigſte aufzeichnete, ohne ſeinen Inhalt auch nur zu ahnen.

Als ſein Direkter oder Konſervator, wie er ihn zuweilen nennt, der Herr Thomas Puzzini,*) dieſes unglückliche Ereigniß durch die ſchmetternde Poſaune des öffentlichen Gerüchts erfuhr, die ſtets unermüdlich, ihm zu Ohren drang… Kurz, als man ihm das Abenteuer mit dem Dintenfleck erzählte, wurde er von Schrecken ergriffen; er ſchauderte bei der Nachricht von einer ſo ſcheußlichen Handlung. In der That giebt es größere Verbrechen, aber kein ſchwärzeres. An einer andern Stelle ſchildert Herr Furia Florenz als troſtlos, eine ganze Stadt in Thränen, die Bürger in Beſtürzung, er ſeinerſeits, wie Sie wohl begreifen, ſchonte ſich nicht bei dieſer öffentlichen Trauer, wo alle Welt weinte. Seitdem ſeine Stimme ihm in der Kehle ſtecken geblieben, ſprach er kein Wort und ohne Zweifel dachte er auch nicht, denn er war ſtupid geworden. Aber Nachts, in ſeinen Träumen, ſtellte dieſes grauſige Bild (er wagte nicht zu ſagen blutige) ſich ſeinen Blicken dar. Und er erklärt in ſeiner Vorrede, daß die Nothwendigkeit, worin er ſich befindet, dieſe Thatſache zu erzählen, ihm drückend, eine ungeheure Laſt iſt, weil ſie (die Nothwendigkeit) das Bittere eines Ereigniſſes ihm lebendiger ins Gedächtniß zurückruft, das freilich keine Zeit bei ihm mit Vergeſſenheit bedecken kann, woran er aber nicht denken kann, ohne ſich durch und durch von Grauſen ergriffen zu fühlen. Ich überſetze wörtlich. Dies iſt Virgil, erweitert nach Verhältniß des Gegenſtandes, denn was der Dichter von der Ermordung eines ganzen Volkes geſagt hat, ſchien Herrn Furia für einen Dintenflecks zu ſchwach.

---

*) Sein wirklicher Name war Puccini. Der Verfaſſer wollte ſich einen

Bewundern Sie nicht, mein Herr, daß ein Menſch, der in dieſem Stil ſchreibt, dem Text des Longus, der die Einfachheit ſelbſt iſt, ſo viel Wichtigkeit beimißt? Es iſt der Eifer für alte Scharteken, der Herrn Furia in Flammen ſetzt und ihn wie einen Propheten reden läßt. Uebrigens iſt die Hyperbel ihm eigenthümlich und gelingt ihm am beſten. Wollen Sie ein ſchönes

---

Spaß machen und machte daraus Puzzini, ein italieniſcher Spottname, der Iltis, Stänker, puantini bedeutet und auf die Perſon paßt, denn, wie Reynier ſagt, er roch viel ſtärker als Roſe, aber nicht beſſer. Der Name verblieb ihm. Es giebt keinen ſo ſchlechten Witz, der gegen den Hof, die Kammerherren, die Garderobe nicht glückte.

Beiſpiel davon? Einer ſeiner Protektoren (denn er hat viele, die alle von demſelben Eifer brennen und gegen mich wüthen) befaßt ſich mit dem Druck eines ſeiner Bücher, das die Verleger ablehnen; ſofort verkündigt Herr Furia ihn in ſeiner Zueignung als den erſten Mann ſeines Jahrhunderts und verſichert ihm, daß kein kommendes Zeitalter von ſeinem Lobe ſchweigen werde. Cicero ſagte einſt daſſelbe zu den Eroberern der Welt *). Wenn nun ein Menſch Altäre verdient, der funfzig Thaler verſchwendet, um die Dummheiten des Herrn Furia zu drucken, ſo iſt es klar, daß derjenige, welcher, wenn auch unfreiwillig, die Unwiſſenheit des gedachten Herrn Jedem ſichtbar und fühlbar macht, aller Todesarten würdig iſt; dies iſt die Subſtanz der Schmähſchrift, die er gegen mich veröffentlicht hat.

Wir ſind über die Thatſachen und Umſtände, die er erzählt, einverſtanden; die meiſten ſind ſeine Erfindung und im Grunde gleichgültig. Was verſchlägt's in der That, daß er zuerſt dieſen Fleck bemerkt hat, wie er ſagt, oder ob ich ihn ihm gezeigt habe, ſobald ich ihn ſelbſt ſah, wie die Wahrheit iſt? Ob er mich auf dieſes Manuſkript des Longus aufmerkſam gemacht hat, oder ob ich es ſchon lange vorher kannte, wie Sie, mein Herr, und ſo viele Andere wiſſen, denen ich davon geſagt und geſchrieben hatte? Ob ich, wie er erzählt, die ganze Ergänzung nach ſeinem Diktat niedergeſchrieben, oder ob ich ihm die Stellen entziffert und erklärt habe, die er nicht leſen konnte, weil er ihren Sinn nicht verſtand, wie jene Abſchrift ſelbſt beweiſt? Alles dies thut nichts zur Sache.

Ich habe den Fleck gemacht, den fürchterlichen Fleck, und ich habe Herrn Furia darüber meine Erklärung gegeben, ohne daß er daran dachte, ſie mir abzufordern, was er auch darüber ſagen mag. Nachdem ich ihm meine Abſchrift angeboten hatte, die er eben ſo wenig von mir verlangte, habe ich ſie ihm verweigert. Ich bin weit davon entfernt, es zu bereuen und Sie werden ſehn, warum.

---

*) Nulla aetas de tuis laudibus conticescet. (Cicero)

Anfangs bot ich dieſe Kopie, wie geſagt, aus eignem Antrieb Herrn Furia an, und er nahm mein Anerbieten an, ohne daß er ſich etwas daraus zu machen ſchien, indem er ſehr richtig bemerkte, daß keine Kopie das dem Manuſkript widerfahrene Uebel gut machen könne. Ich ſetzte meine Arbeit fort; zwei Tage darauf trafen Sie ein und ſahn das Mißgeſchick, wie Herr Furia es nennt. An dieſem Tage, ſo weit ich mich erinnere, dachte er noch ſehr wenig an die verſprochene Abſchrift; gleichwohl erſehe ich aus Ihrer Notiz, daß davon die Rede war, und ohne Zweifel verſprach ich ſie noch. Erſt am zweiten Tage, als Sie nicht mehr in Florenz waren, forderte Herr Furia dieſe Kopie mit vieler Lebhaftigkeit. Ich ſagte ihm, es mangle mir an Zeit, um eine zweite zu fertigen, daß ich aber gleich nach vollendeter Kollation des Manuſkripts ihn zufrieden zu ſtellen bedacht ſein würde. Als ich den nämlichen Tag den Fleck in dem Manuſkript anſah, ſchien er mir vergrößert worden zu ſein und ich ſchöpfte Verdacht. Abends beim Hinausgehn aus der Bibliothek drang Herr Furia ſehr in mich, mit ihm nach meiner Wohnung zu gehn, um ihm die Kopie zu geben. Er wollte ſie auf der Stelle, weil ſie bei mir, ſagte er, verloren gehen könnte. Da ſeine Dringlichkeit das Mißtrauen erhöhte, welches ich ſchon empfand, antwortete ich ihm, nach reiflicher Ueberlegung wäre es mir angenehm, dieſe Kopie zu behalten, da ſie von drei Händen geſchrieben, der allein authentiſche und einzige Beweis ſei, den ich rückſichtlich der verwiſchten Stellen des Textes, die ich veröffentlichen würde, zu geben vermöchte. Aus eben dieſem Grunde, erwiederte er mir, wäre ſie die einzige, welche für die Bibliothek paſſe, wo ſie übrigens ſicher wäre, da ſie in ſeinen Händen bliebe. Ich ſagte ihm nicht, was ich darüber dachte, aber ich ſchlug ſie ihm rund ab. Er wurde ärgerlich, ich wurde heftig, und entließ ihn mit Worten, die ſich nicht beſchreiben laſſen.

Warnte ich Sie nicht, mein Herr, als Sie das an dem Manuſkript klebende Papier fortnehmen wollten? Rief ich Ihnen nicht zu: „Geben Sie Acht, rühren Sie nichts an, Sie wiſſen nicht, mit was für Leuten Sie zu thun haben" —? Ich gebrauchte vielleicht andere Worte, welche die Gelegenheit und meine Verachtung gegen Sie mir eingaben, aber im Ganzen war dies der Sinn, Sie erinnern ſich deſſen. Fürchten Sie nichts, mein Herr; dies kann Sie nicht kompromittiren. Sie hörten mich nicht, ſie legten die Hand an den fatalen Fleck; es iſt ihnen ſchlecht bekommen; aber Ihr Betragen bewies doch am Ende, daß Sie von angeſtellten Leuten ſtets gut denken, was ſie auch für eine Stelle haben mögen. Sie können daher, ohne ſich mit Jemandem zu überwerfen, einräumen, daß ich Sie vor dem, was Ihnen begegnen würde, gewarnt habe, und Sie werden es einräumen, denn man liebt die Wahrheit, wenn ſie Einem nicht ſchaden kann.

Sie ſehn, mein Herr, daß ich damals gleich ihre boshafte Abſicht errathen habe; ich wußte noch nicht, was ſie brüteten, als ich aber Herrn Furia meine Kopie verweigerte, wußte ich es.

Um die Wichtigkeit zu begreifen, die wir beide dieſer Kopie beilegten, muß man wiſſen, wie ſie gemacht worden iſt. Die Schrift des Manuſkripts war mir ganz neu; da die Herren Furia und Bencini es lange genug unter Händen gehabt hatten, um ſie einigermaßen zu kennen, diktirten ſie mir Anfangs, und ich ſchrieb nach, und ließ beim Schreiben an den Stellen, die ſie im Original nicht leſen konnten, weil die Buchſtaben ausgelöſcht oder verwiſcht waren, leere Räume. Als ich auf dieſe Weiſe alles, was in der gedruckten Ausgabe fehlte, geſchrieben hatte, nahm ich meinerſeits das Manuſkript, ließ mich durch den Zuſammenhang leiten und verſtand es beſſer als ſie; las oder errieth alle Worte, die dieſe Herren zu entziffern nicht im Stande geweſen waren, und jetzt nahmen ſie die Feder, ſchrieben, was ich ihnen diktirte und füllten die Stellen aus, die ich leer gelaſſen hatte. Ja, in dem, was ich nach ihrem Diktat geſchrieben hatte, befanden ſich Fehler, die ich ſie nach dem Manuſkript verbeſſern ließ, was viele Raſuren hervorbrachte. Auf jeder Seite und faſt auf jeder Linie befinden ſich alſo zwiſchen den von meiner Hand geſchriebenen Worten ſolche, die einer von ihnen geſchrieben hat, und dies beweiſt die Aechtheit des Ganzen; daher ſehn Sie, daß Herr Furia in ſeiner Diatribe wider mich die Genauigkeit dieſer Kopie beſtätigt, die er nicht leugnen könnte, ohne ſich ſelbſt Unrecht zu thun.

Mehrere Leute in Florenz, die von dem Fleck in dem Manuſkript damals mit mir ſprachen, ſchienen überzeugt zu ſein, daß es meinerſeits eine Erfindung ſei, um an einer oder der andern dunkeln Stelle den Text verändern und die Schwierigkeiten ſo beſeitigen zu können. Dieſe Gerüchte waren von Herrn Furia ausgeſtreut, der mit aller Gewalt die Ausgaben in Mißkredit bringen wollte, die Sie angekündigt hatten und worauf Sie und ich, nach ſeiner Meinung, eine der einträglichſten Spekulationen gründeten, denn er konnte nicht glauben und nicht begreifen, daß ich dies Alles unentgeltlich thäte und, obgleich jetzt gezwungen, daran zu glauben, begreift er es doch nicht.

Gerade um dieſe Zeit ſtand in der Mailänder Zeitung ein Artikel von Einem aus dem Anhang des Herrn Furia, worin das Publikum gewarnt wurde, einem Supplement des Longus, welches in Paris erſchienen, keinen Glauben beizumeſſen, da das Original-Manuſkript zerſtört ſei. Sie begreifen, mein Herr, daß bei dieſem Stande der Dinge Herr Furia der Letzte geweſen wäre, dem ich das begehrte Depoſitum anvertraut hätte. Wie konnte ich das dem Manuſkript zugefügte Leid anders wieder gut machen, als indem ich den nach einer authentiſchen Abſchrift gedruckten Text veröffentlichte? Und dieſen einzigen Beweis des Textes, den ich publiziren wollte, konnte ich ihn dem Manne überlaſſen, der mich beſchuldigte, ich hätte dieſen Text verfälſchen wollen?

Bemerken Sie, daß dieſe mir ſo nothwendige Piece für die Bibliothek völlig unnütz iſt; ſie kann in den Augen der Gelehrten nicht das Anſehn des Manuſkripts haben, folglich daſſelbe auch nicht erſetzen. Iſt in meiner Ausgabe ein Irrthum, ſo habe ich das Original ſchlecht geleſen, und meine Kopie kann nicht dazu beitragen, ihn zu verbeſſern. Sie iſt denen unnütz, die an der Treue des gedruckten Textes zweifeln möchten, deſſen

Quelle ſie nicht iſt; aber mir iſt ſie nützlich wider die Treuloſigkeit und den böſen Willen des Herrn Furia, denn hätte er ſie in Händen, er brauchte nur ein einziges Wort zu ändern, um alles Uebrige verdächtig zu machen, anſtatt daß jetzt ſeine eigne Schrift ihn zwingt, die Authenticität des Textes, die er, wenn möglich, leugnen würde, anzuerkennen.

Hätte Herr Furia dieſe Abſchrift in ſeiner Gewalt gehabt, er würde ſogleich lange Abhandlungen über die Raſuren veröffentlicht haben, deren ſie voll iſt. Seine Schlußfolgerung iſt leicht zu errathen, die Albernheit ſeiner Gründe würde nur von geſchickten Leuten erkannt worden ſein, die immer die kleinere Zahl bilden und nichts entſcheiden. Weit entfernt daher, ſie ihm anzuvertrauen, habe ich mich ſogar geweigert, ſie ihm zu zeigen; denn hätte er nur gewußt, welche Worte von ihm geſchrieben worden waren, ſo würde ihm dies genügt haben, die Zeitungen mit neuen Impertinenzen anzufüllen. Mit einem Worte, jedes Verlangen von ſeiner Seite mußte verdächtig ſein, und ſeine Dringlichkeit war das erſte Motiv meiner Weigerung.

Die Wuth dieſer Herren manifeſtirte ſich wahrlich zu offen, als daß ich mich über ihre Abſichten hätte täuſchen können. — Einige Tage nach Ihrer Abreiſe verſammelten ſich die Direktoren, Aufſeher und Konſervatoren des Herrn Furia mit ihm bei dem Aufſeher des Muſeums, Kammerherrn Puzzini; man brachte das heilige Manuſkript in feierlichem Aufzug, gefolgt von den vier Fakultäten, dorthin. Die Chemiker, welche zuſammenberufen waren, um über den Fleck ihr Gutachten zu geben, erklärten daſelbſt einſtimmig, daß ſie ſich nicht darauf verſtünden, dieſer Fleck ſei von einer ganz ungewöhnlichen Dinte, deren Zuſammenſetzung zu dieſem großen Zwecke expreß von mir erfunden ſei, jeder Analyſe unzugänglich wäre und ſich durch kein bekanntes Mittel austilgen ließe. Ueber Alles wurde ein Protokoll aufgenommen und in den Journalen veröffentlicht. Herr Furia hat weitläufig Alles beſchrieben, was in dieſer denkwürdigen Sitzung verhandelt iſt. Es iſt dies die ſchönſte Epiſode in ſeiner großen Geſchichte vom Dintenflecks und ein im

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stil des Diafoirus oder des Perückenhans geſchriebenes Stück. Ich kann nicht umhin, zu ſagen, und ſollte ich mir auch neue Feinde zuziehn: dies beweiſt nur, daß die Profeſſoren von Florenz nicht geſchickter in der Chemie als in der Literatur ſind, denn der erſte beſte Pariſer Buchbinder hätte ihnen gezeigt, daß es gewöhnliche Dinte iſt und ſie durch eine Prozedur, welche man, wie Sie wiſſen, täglich anwendet, unter ihren Augen weggeſchafft.

Aber, mein Herr, wie kommt Ihnen dieſe Andacht für alte Schwarten vor? Wenn man ſieht, wieviel Gewicht dieſe Herren auf ihre Manuſkripte legen, ſollte man da nicht glauben, daß ſie ſie leſen? Sie werden denken, da ſie dafür bezahlt werden, die Wiſſenſchaften und Künſte in Florenz zu dirigiren, inſpiziren und konſerviren, ſo ſorgen ſie für das ihnen anvertraute Gut, ohne recht zu wiſſen, was es iſt, und machen ſich aus ihrer Sorge ein Verdienſt, das einzige, welches ſie haben könnten. Aber ich verſichere Sie, dieſer Eifer für das Haus des Herrn iſt bei ihnen etwas ganz Neues; bei einem viel erheblichern Anlaß werden Sie ſehn, daß er ſich auch nicht im mindeſten gerührt hat.

Die Abtei zu Florenz, woher urſprünglich dieſer Text des Longus kommt, enthielt, wie in ganz Europa bekannt, die koſtbarſten Manuſkripte, die es giebt. Wenige hatten ſie geſehn, Jahrhunderte lang blieb dieſe Bibliothek unzugänglich, nur Mönche hatten Zutritt, das heißt, kein Menſch ging hinein. Die Sammlung, die ſie einſchloß, um ſo intereſſanter, je weniger man ſie kannte, war für die Gelehrten eine ganz neue Fundgrube; dort konnte man nicht blos einen Longus, ſondern einen Plutarch, einen Diodor, einen Polybius in größerer Vollſtändigkeit als wir ſie beſitzen, finden. Wie geſagt, ich drang endlich mit Herrn Akerblad hinein, als die franzöſiſche Regierung von Toskana Beſitz nahm, und in einer Stunde ſahen wir, was, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, alle Helleniſten der Welt in extatiſche Verzückung hätte verſetzen können: achtzig Manuſkripte aus dem neunten und zehnten Jahrhundert. Wir bemerkten vor Allem darunter den Plutarch, wovon ich ſo oft mit Ihnen geſprochen habe. Was wir davon leſen konnten, ſchien das Leben des Epaminondas zu betreffen, welches in den Ausgaben fehlt. Einige Monate ſpäter verſchwand dieſes Buch und mit ihm alles Beſſere und Schönere, was in der Bibliothek war, ausgenommen der Longus, welcher durch die jüngſte Notiz des Herrn Furia zu bekannt war, als daß man hätte wagen dürfen, ihn zu verkaufen. Auf die Beſchwerden, die Akerblad und ich erhoben, erließ die Junta Befehle, um dieſer Manuſkripte wieder habhaft zu werden. Man wußte, wo ſie waren, wer ſie verkauft und wer ſie gekauft hatte; nichts war leichter, als ſie wieder aufzufinden; dies wäre eine Aufgabe für den Eifer der Konſervatoren geweſen und wir trieben dieſe Herren ſtark an, dafür thätig zu ſein, aber ſie wollten Niemand Kummer verurſachen! ſagten ſie uns. Dabei blieb die Sache. Ich habe das Konzept eines Briefes aufbewahrt, den ich wegen dieſes Gegenſtandes an Herrn Chabau, Mitglied der Junta, ſchrieb:

„Livorno, den 30. Sept. 1807.

„Mein Herr, die Befehle, die ich empfing, zwangen mich, ſo ſchleunig abzureiſen, daß ich kaum Zeit behielt, meine Karte zu einer Stunde zu ihnen zu tragen, wo ich Sie zu ſprechen hoffen konnte, eine Weiſe, mich bei Ihnen zu verabſchieden, die meiner Abſicht entgegen war; denn nach den Beweiſen von Güte, die Sie, mein Herr, mir gegeben haben, beabſichtigte ich, Ihnen meine Aufwartung zu machen und die günſtige Stimmung zu benutzen, worin ich Sie erblickte, um das Koſtbare, was in Ihren Mönchsbibliotheken ſich noch vorfinden möchte, zuſammenzuſtellen und zu benutzen. Da mich nun aber mein Dienſt verhindert, mich an dieſem guten Werke zu betheiligen, ſo will ich wenigſtens durch meine Bitten dazu beitragen. Ich beſchwöre Sie daher, befehlen Sie doch, daß alle Manuſkripte aus der Abtei nach der St. Lorenz-Bibliothek gebracht, und daß nach denjenigen geſucht werde, die nach dem vorhandenen Katalog fehlen. Ich habe neulich bemerkt, daß einige der wichtigſten ſchon verſchwunden ſind, aber es wird leicht ſein, ihnen auf die Spur zu kommen und zu verhindern, daß dieſe Monumente ins Ausland kommen, das danach begierig iſt, oder gar in den Händen derjenigen fortkommen, die ſie verſtecken, wie es häufig ergangen iſt ꝛc.“

Man ertheilte neue Befehle zur Aufſuchung der Manuſkripte. Ich ſelbſt wurde mit Herrn Akerblad zu dieſem Zwecke von der Junta zu Kommiſſären ernannt, eine Ehre, die wir ausſchlugen, er als Fremder, ich wegen anderweiter Geſchäfte. Dieſe Sorge wurde daher den Herren Puzzini und Furia anvertraut, die Nichts veranlaſſen konnte, im mindeſten daran zu denken: *ſie wollten damals Niemandem Kummer verurſachen.* Wer die Manuſkripte hatte, behielt ſie und hat ſie noch.

Sollte man nun aber glauben, daß Leute, die bei dem Verluſt einer Sammlung von alten klaſſiſchen Schriftſtellern ſo gleichgültig bleiben, dieſelben ſind, die heute um vier Worte einer Seite aus einem Roman, vier Worte, die ſie ohne mich nie entziffert hätten, vier Worte, die gedruckt ſind und die ſie leſen würden, wenn ſie leſen könnten, mit ſolchem Eifer ſich abarbeiten, das Publikum und die Regierung gegen mich aufzuhetzen, die Zeitungen mit Injurien und lächerlichen Verläumdungen füllen und in Rundſchreiben der literariſchen Kanaille Italiens das Vergnügen verſprechen, mich bald als Staatsverbrecher behandelt zu ſehen. Herr Puzzini antwortet mir, er weiß ohne Zweifel, was er ſagt, und *meiner Treu, ich fange an, es ein wenig zu glauben,* wie Soſias ſagt.

Was Sie in Erſtaunen ſetzen wird, mein Herr, iſt, daß keiner von ihnen mich kennt. Außer dem Herrn Furia hat keiner von ihnen weder Verbindung, noch Streit, noch Beziehung irgend einer Art mit mir gehabt. Ich habe eine Viertelſtunde mit Herrn Pulzini*) geſprochen und erinnere mich nicht einmal

---

*) Dies iſt ſein abermals entſtellter Name, aber auf eine andre Weiſe. Pulcini heißt auf Italieniſch Küchlein, kleines Huhn. Daraus bildet man Pulcinella, bei uns Polichinelle. Dieſe *Lazzi*, die freilich nicht ſehr geiſtreich waren, ärgerten den armen Kammerherrn mehr als alles andre.

ſeines Geſichts, ihr Haß kann alſo nicht perſönlich ſein. Ihr Motiv zu dem grauſamen Krieg, den ſie mir wegen einer ſo geringfügigen Sache erklären, ſie, die natürlich Niemandem Leides thun wollen, iſt ein ganz anderes als eine, wenn man dies ſagen kann, individuelle Erbitterung. Die Beleidigung, die ich ſehr unfreiwillig dem Herrn Furia zugefügt habe, betrifft ihn allein, die Wuth ſeiner ganzen Klique hat einen allgemeineren Grund.

Sie entſinnen ſich des Spaniſchen Sprüchworts: Nicht als Franzoſen, ſondern als Ketzer.*) Dieſe Herren ſagen hier etwas Aehnliches, aber ich verſichere Sie, daß ſie die wahren Beweggründe ihres Haſſes ſehr wenig verbergen; alle Welt iſt davon unterrichtet. Mein erſtes Verbrechen war, ihre Unwiſſenheit offen zu legen; aber dies allein wäre noch nichts geweſen, denn wollten ſie Jeden verfolgen, der mehr weiß als ſie, wem könnten ſie verzeihn? Das zweite, das mich jeder Gnade unwürdig macht, iſt, daß ich das Wort ciceri**) nicht wie ſie ausſpreche. Dies iſt eine Art von Originalſünde, die Nichts tilgen kann.

Hätte ich den geringſten Kredit, das kleinſte Aemtchen, irgend einen Gewinn ihnen zu verſprechen, irgend einen Brocken ihnen hinzuwerfen, ſie würden Alle zu meinen Füßen liegen und ſo viele Erbärmlichkeiten erſinnen, mir den Hof zu machen, wie ſie jetzt Verläumdungen erfinden, um mir zu ſchaden. Sein Sie verſichert, mein Herr, ehe ſie beſchloſſen, mich zwiſchen zu nehmen, wie man ſagt, haben ſie ſich wohl erkundigt, ob ich keinen Rückhalt hätte, und als ſie erfuhren, daß ich keinen Anhang habe, daß ich blos mit einigen Freunden, ebenſo unbekannten Leuten wie ich, umginge, daß ich mich von den Großen entfernt hielte und daß kein Amtsmenſch ſich für mich intereſſire, erklärten ſie mir den Krieg. Geſtehen Sie, daß es geſchickte Leute ſind, denn wenn jene braven Spanier den Franzoſen auf Florida ein Auto-da-fé bereiteten, ſo war das ſicher etwas, es war Grund vorhanden, Gott zu preiſen; wenn man aber einen Franzoſen durch Franzoſen verbrennen laſſen könnte, welcher Triumph! welcher Jubel! Ich ſehe hier Leute, die dieſe traurige Furia'ſche Rhapſodie wider mich leſen: **Sein Stil iſt ſchlecht,** ſagen ſie, ſeine Abſicht gut.

---

*) Die Spanier in Alerida ließen die proteſtantiſchen Franzoſen hängen und verbrennen mit folgendem Anſchlag: Nicht als Franzoſen, ſondern als Ketzer, worauf die Flibuſtier ſpäter beim Niedermetzeln der Spanier antworteten: Nicht als Spanier, ſondern als Mörder.

**) Dies bezieht ſich auf die ſizilianiſche Vesper, wo man die Franzoſen, um ſie zu unterſcheiden, dieſes Wort auszuſprechen zwang. Die es nicht gut ausſprachen, wurden niedergemetzelt.

Die Entdeckung, die ich an dem Manuſkript gemacht, iſt nach den Reden dieſer Herren Nichts; es iſt die größte Kleinigkeit von der Welt; aber das Böſe, das ich geſtiftet habe, iſt unermeßlich. Verſtehn Sie dies wohl, mein Herr, das ganze Fragment iſt nichts; aber einige unglücklicher Weiſe ausgelöſchte Worte dieſes Fragments ſind ein unermeßlicher Verluſt, ſelbſt dann noch, wenn Alles gedruckt iſt. Herr Furia hat dieſen Verluſt ſo viel als möglich vergrößert, da der Fleck jetzt wenigſtens noch einmal ſo groß iſt als der, den ich gemacht habe, wenn die Zeichnung genau iſt, die Herr Furia davon gegeben hat. Er hat ihn ſo vergrößert, um ſagen zu können, er ſei unermeßlich, denn er wählt nicht das Beiwort zur Sache, ſondern die Sache zum Beiwort, das er anwenden will. Bei alle dem fehlt viel daran, daß der Schade unermeßlich wäre, ja hätte ich alle ſeine alten Scharteken und ihn mit in Dinte erſäuft, es würde immer noch ein kleines Uebel ſein.

So erbärmlich dieſe Entdeckung auch iſt, Herr Furia meint gleichwohl, daß ſie uns gemeinſchaftlich ſei, oder beſſer geſagt, er willigt darin, denn man ſieht übrigens wohl, daß ſie ihm ganz angehört, weil er es iſt, wie er ſagt, der mich auf dieſes Manuſkript aufmerkſam gemacht, es mir gezeigt und entziffert hat, das ich ohne ihn offenbar weder finden noch leſen gekonnt hätte. Dies iſt der wahre Zweck ſeines Libells, wohin alle von ihm erfundenen Einzelnheiten zielen, wovon ſein Bericht voll iſt Ohne viel Kunſt anzuwenden, hat er ſeine Leſer geneigt gefunden, es zu glauben und ihm die Hälfte dieſer Ehre zuzuſchreiben, denn Alles für Einen würde zu viel ſein.

Wie viel Haß begleitet den guten Ruf! wie ſchwer iſt es, der Vergeſſenheit und dem Neide zu entrinnen! Von allen Wegen, die zum Tempel des Ruhms führen, habe ich den dunkelſten gewählt: acht Seiten Griechiſch machen meinen ganzen Ruhm aus und ſiehe, man macht ſie mir ſtreitig! Herr Furia will ſeinen Antheil daran: er ſchreit in den Zeitungen, er ſpinnt und druckt ein Gewebe von Lügen, um zu dem Wort zu gelangen: Unſre gemeinſchaftliche Entdeckung. Sie, mein Herr, ſehen den Betrug und weit entfernt, ihn aufzudecken, ſuchen Sie ihn zu benutzen, um ſich zwiſchen uns Beide zu ſtecken. Sie ſcheinen jedem von uns zu ſagen: Leide, daß ich wenigſtens dein Schatten ſei; aber ich bin ſtörrig, ich will ganz allein auf die Nachwelt kommen.

Der Ruhm iſt heutzutage ſehr ſelten; man ſollte es nicht glauben, in dieſem Jahrhundert der Aufklärung und der Triumphe giebt es nicht zwei Menſchen, die ſicher wären, einen Namen zu hinterlaſſen. Was mich betrifft, ſo wird es, ſo lange man Griechiſch lieſt, immer 4 oder 5 Helleniſten geben, die, wenn ich den Text des Longus vervollſtändigt habe, von meiner Exiſtenz wiſſen. In 1000 Jahren wird irgend ein Gelehrter durch eine Diſſertation beweiſen, daß ich Paul Louis hieß, da und da, in dem und dem Jahre geboren, den und den Tag im Jahre der Gnade … geſtorben bin, ohne daß man je etwas von mir gewußt hat, und für dieſe ſchöne Entdeckung wird er Akademiker werden. Suchen wir daher zu zeigen, daß ich der wahre, der einzige Wiederherſteller des verſtümmelten Longus bin, die Sache lohnt der Mühe, es geht um nichts weniger als um die Unſterblichkeit.

Sie, mein Herr, wiſſen, wie es damit ſteht, wenngleich Sie Nichts darüber ſagen, und Herr Clavier weiß es auch, an den ich von Mailand Folgendes wörtlich geſchrieben habe:

Mailand, den 13. Oktober 1809.

Mein Herr, ſchicken Sie mir ſchnell ihre griechiſchen Aufträge; ich werde einen Monat in Florenz bleiben, in Rom den ganzen Winter, und werde Ihnen von den Manuſkripten des Pauſanias genaue Nachricht geben. Es iſt keine alte Scharteke in Italien, woran ich nicht das Geſicht verlieren will aus Liebe zu Ihnen und zum Griechiſchen. Ich werde auch für meine Rechnung in den Manuſkripten der florentiniſchen Abtei herumſtöbern. Es war dort Gutes für Sie und für mich in etwa 100 Bänden aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert; davon iſt noch vorhanden, was von den Mönchen nicht verkauft worden iſt: vielleicht würde ich für Sie Brauchbares dabei finden. Neben dem Chariton von Dorville befindet ſich ein Longus, den ich für vollſtändig halte; als ich ihn unterſuchte, fand ich wenigſtens keine Lücke darin, es iſt aber wahrhaftig Hexerei erforderlich, um ihn zu leſen. Dennoch hoffe ich damit zu Stande zu kommen, mittelſt gewaltiger Brillenverſtärkung, wie Meiſter Franz ſagt. Es iſt wirklich ſchade, daß dieſer kleine Roman von einer hübſchen Erfindung, der, in alle Sprachen überſetzt, allen Nationen gefällt, ſich in dem Zuſtande befindet, worin wir ihn erblicken. Könnte ich ihn Ihnen vollſtändig bieten, ſo würde ich meine Wege für gut angewendet und den lebenden und zukünftigen Griechen meinen Namen für hinreichend empfohlen halten. Ich bedarf nicht viel Ruhm, es genügt mir, daß man einſt wiſſe, daß ich an Ihren Studien und Ihrer Freundſchaft Theil gehabt....“

Herr Lamberti las den Brief, worin von ihm die Rede war und verſprach mir ſofort, die Ergänzungsſtellen zu überſetzen, was er beſſer als irgend ein Andrer verſtand. Er erinnert ſich aller dieſer Umſtände ſehr gut und hier iſt ſein Schreiben:

Della speranza che avevate di scoprire nel codice Fiorentino il frammento di Longo Sofista, voi mi parlaste sino dai primi momenti del vostro arrivo in Milano. Questa cosa, fu in quel tempo ancor detta ad alcuni amici, che non possono averne la rimenbranza. Si parlo ancora della traduzione italiana che sarebbe stato bene di farne, quando non fossero riusate vane le speranze della scoperta; ed io, per linfinita amizia che vi professo mi vi obligai con solenne promessa per un tale lavoro. A gran ragione adunque mi dovettero sorprendere le ciancie del Signor Furia, che nel suo scritto si voleva far credere come cooperatore partecipe di quello scoprimento.*)

Endlich hier noch ein Brief des Herrn Akerblad, der zur Genüge beweiſt, wann ich das Manuſcript zum erſten Male geſehen habe:

„Ich erinnere mich vollſtändig, als wir vor drei Jahren die Bibliothek der florentiniſchen Abtei zuſammen beſuchten, daß man uns unter andern Manuſkripten jenes zeigte, welches neben mehreren andern griechiſchen Erotiken den Longus'ſchen Roman enthält. Ich erinnere mich ebenfalls ſehr gut, daß Sie, während ich den Katalog dieſer Manuſkripte durchging, wovon die ſchönſten ſeitdem verſchwunden ſind, ſich ziemlich lange bei der Durchblätterung des Manuſkripts aufhielten, welches Ihnen das intereſſante Fragment des Longus geliefert hat, das Sie publizirt haben.“

Demnach hatte ich dieſes Manuſkript lange bevor es in die St. Lorenz-Bibliothek zu Florenz kam, in der Abtei geſehn; ich wußte, daß es vollſtändig war; allen denen, die ſo etwas intereſſiren konnte, hatte ich es geſagt oder geſchrieben. In der Bibliothek zeigte mir ſpäter Herr Furia dieſes Buch, das ich von ihm forderte und beſſer kannte, als er, ohne es ſo lange in Händen gehabt zu haben, und ich zeigte ihm in dieſem

---

*) Daß Sie Hoffnung hätten, unter den florentiniſchen Manuſkripten einen vollſtändigen Text des Longus zu finden, zeigten Sie mir in den erſten Augenblicken Ihrer Ankunft hierſelbſt an, und ich ſprach darüber mit mehreren Freunden, die ſich deſſen noch entſinnen müſſen. Wir ſprachen auch davon, die Ergänzung ins Italiäniſche zu überſetzen, wozu ich mich durch ein auf unſere gegenſeitige Freundſchaft geſtütztes Verſprechen gegen Sie verpflichtete. Daher habe ich ſpäter nicht ohne großes Erſtaunen die auffallende Dummheit und Prahlerei des Herrn Furia bemerkt, mit der er in ſeiner Broſchüre an dieſer Entdeckung Antheil zu haben behauptet.

Buche, was er in den ſechs Jahren, die er mit Abſchreiben deſſelben und Anfertigen dummer Auszüge zugebracht, nicht geſehen hatte. Man erſieht hieraus deutlich, daß der ganze Bericht des Herrn Furia und die kleinen Nebenumſtände, womit er ihn ausgeſtattet hat, um zu zeigen, daß der Zufall uns dieſe Entdeckung, die er eine gemeinſchaftliche nennt, zuſammen habe machen laſſen, eben ſo viele Lügen ſind. Wenn nun Herr Furia bei einem ſo notoriſchen Faktum mit dieſer Unverſchämtheit lügt, ſo möge man von ſeiner Wahrheitsliebe in Dingen urtheilen, die er auf ſein alleiniges Zeugniß verſichert, denn zu dieſer an ſich gleichgültigen Lüge fügt er andere Beſchuldigungen, wovon die unſchuldigſte ſicher 100 Stockhiebe verdiente. Hierauf hat er auch wohl gerechnet, um, wie der Gerichtsdiener in den Prozeßſüchtigen, ſo leidlich ſein Auskommen zu haben. Vor zwanzig Jahren hätte ich in dieſe Schlinge gehn können; aber jetzt kenne ich dieſe Schliche und rathe ihm, ſich anderswo umzuſehn. Ich könnte ſehr gut aus Zerſtreuung die ganze Dintenflaſche auf ſeine alte Schwarte fallen laſſen, prügelte ich aber den Pedanten, ſo hätte ich keine ſolche Entſchuldigung, und ich weiß, was es mich gekoſtet haben würde.

Seit dem Artikel in der Florenzer Zeitung, worin Sie die Herausgabe des Supplements und des ganzen Werkes ankündigten, war ich im vollen Beſitz meiner Entdeckung und bei ihrer Erhaltung mehr als irgend Jemand betheiligt. Alle Welt wußte, daß ich dieſes Fragment von Longus gefunden hatte, daß ich es überſetzte und drucken ließ, alſo war mein Privileg, mein Entdeckungsrecht geſichert; man konnte nicht annehmen, daß ich den Fleck abſichtlich auf das Manuſkript gemacht, um mir dieſe unedirte Stelle anzueignen, die mir gehörte. Nichtsdeſtoweniger behauptet Herr Furia dies, er ſagt, dieſer Fleck ſei gemacht worden, um ihn ſeines Antheils an dem kleinen Fund zu berauben (Sie haben aus dem Obigen geſehen, worauf dieſer Antheil ſich reduzirt) und ihn oder einen anderen ebenſo Fähigen an der Herausgabe zu verhindern. Dies iſt ſeines Erachtens durch die Verweigerung der Kopie erwieſen.

Dieſe Redensart kann nur bei denen Glauben finden, die von einer ſolchen Arbeit keinen Begriff haben, denn wer hätte ſie in Florenz unternehmen können, wenn Ihre Anzeige das Publikum von der Entdeckung und wem ſie angehörte auch nicht in Kenntniß geſetzt hätte? Glauben Sie mir darin nicht, mein Herr, und fragen Sie die Gelehrten Ihrer Bekanntſchaft; alle werden Ihnen ſagen, daß in Florenz kein Menſch im Stande iſt, nach einem einzigen Manuſkript eine erträgliche Ausgabe dieſes Textes zu geben. Dazu gehört eine nicht ſehr außerordentliche, aber doch größere Kenntniß der griechiſchen Sprache, als die florentiniſchen Profeſſoren beſitzen.

Denken Sie ſich wirklich, mein Herr, acht Seiten ohne Komma, noch Punkt, überall verſtümmelte, verſetzte, ausgelaſſene, zugeſetzte Wörter, die Gloſſen mit dem Text zuſammengeworfen, ganze Sätze durch die Unwiſſenheit und weit öfter durch die frechen Korrekturen des Abſchreibers entſtellt. Um dieſes Chaos zu ordnen, genügt die Auskunft des Schrevelius nicht, wenn man nur die Aeſopiſchen Fabeln kennt. Ich kann mich eines vollſtändigen Erfolges nicht ſchmeicheln, da mir alle nothwendigen Hülfsmittel fehlten, aber mit Ausnahme von einer oder zwei Stellen, die die Beſitzer von Büchern leicht verbeſſern werden, habe ich alles auf den Punkt gebracht, daß Herr Furia mit meiner Ueberſetzung und ſeinem Schrevelius jetzt den Sinn des Autors von vorn bis hinten ſelbſt verfolgen könnte. Dies Alles konnten andere Leute beſſer machen in Venedig oder in Mailand, aber nicht in Florenz.

Die Florentiner beſitzen Geiſt, aber ſie wiſſen wenig Griechiſch, und ich glaube, daß ſie ſich darüber wenig grämen: es giebt unter ihnen viele verdienſtvolle, ſehr unterrichtete, liebenswürdige Leute; ſie ſprechen wundervoll die ſchönſte der lebenden Sprachen: damit entbehrt man das Griechiſche leicht.

Was für eine Vorrede, bitte ich Sie, hätte Herr Furia zu dieſem Fragment liefern können, wenn er es herausgegeben hätte? Er hätte ſagen müſſen: In der weitläufigen Arbeit, die ich über dieſes Manuſkript angefertigt habe, woraus ich ſo wenig Intereſſantes zu ziehen wußte, vergaß ich zu ſagen, daß das Werk des Longus ſich vollſtändig darin befand; man hat mich deſſen belehrt, und zum Beweiſe hätte er Ihren Zeitungs-Artikel zitirt. Sie ſehen, mein Herr, aus wie vielen Gründen ich nicht leicht zu fürchten hatte, daß er oder ein Anderer die Abſicht hegen könne, mich in dem Beſitz des glückſeligen Fragments zu ſtören. Ich habe Herrn Furia nicht irgend welche Abſchrift verſagt, die ihm als Bibliothekar nützlich ſein konnte, ſondern eine beſtimmte Abſchrift, womit er als mein erklärter Feind Mißbrauch treiben wollte; und der Mißbrauch, den er damit treiben wollte, beſtand nicht darin, ſie zu veröffentlichen, denn das konnte er auf keine Weiſe, ſondern ſie zu verändern, um über meine Publikation Zweifel zu verbreiten. Dies Alles, denke ich, iſt hinreichend klar.

Will man aber durchaus, daß ich gegen mein ſichtbares Intereſſe dieſes Fragment, das ich entdeckt hatte und worüber ich Herr war, entſtellt haben ſoll, augenſcheinlich um Herrn Furia wegen des kleinen Verdruſſes, den ihm die Entdeckung verurſachte, zu tröſten, ſo müßte man doch einräumen, daß die Verehrer des Longus mir weit weniger Vorwürfe als Dank ſchuldig ſind. Iſt dieſer Text ſo heilig, ſo verdiene ich, der ihn vervollſtändigt hat, eine Statue. Iſt der Fleck, der einige Worte in dem Manuſkripte zerſtört hat, ein Staatsverbrechen, ſo iſt die Wiederherſtellung des Ganzen durch den Druck eine öffentliche Wohlthat; iſt aber das ganze Werk, wie ſehr vernünftige Leute glauben, an ſich eine Albernheit, was liegt an dieſem Fleck, wovon man ſo viel Aufhebens macht? In allem Ernſt, der Prozeß Figaro's, der auch einen Dintenflecks zum Gegenſtande hat, und der Rechtsſtreit des Appellaten ſind im Vergleich hiermit wichtige Händel.

Und hätt' ich auch aus Eitelkeit
Das ſchöne Werk verdorben,
So hab' ich doch ſeit jener Zeit
Mir auch Verdienſt erworben

durch die Ausgabe des Fragments, die unentgeltlich vertheilt wird, und die des ganzen Buches, die ich den Gelehrten geſchenkt habe, und endlich durch die Ueberſetzung, worüber Sie berichten, die den Text gewiß mehr aufklärt, als der Fleck ihn verdunkelt. Man wird Sie, mein Herr, der Parteilichkeit für mich nicht beſchuldigen. Sie finden, daß ich die Ueberſetzung von Ampot ſo geſchickt, wie Sie ſagen, ergänzt habe, daß man keine ſehr große Ungleichförmigkeit wahrnähme zwiſchen dem, was von ihm iſt und was ich hinzugefügt habe, und Sie geſtehn, daß dieſe Aufgabe ſchwierig war. Ich bin hier nicht in der Verfaſſung, um den Beſcheidenen ſpielen zu können; ein Angeklagter auf der Verhörbank, der ſeinen Handel ſchlecht ſtehen ſieht, empfiehlt ſich, womit er kann und zieht aus Allem Nutzen. Dieſe Ueberſetzung von Ampot wird allgemein bewundert und gilt für eines der ſchönſten Werke unſerer Sprache. Man könnte einen Band aus den Lobſprüchen machen, die ihr blos ſeit drei oder vier Jahren geſpendet worden ſind, ſowohl in Journalen als in den verſchiedenartigſten Büchern. Der Eine hält ſie für ein Meiſterwerk des naiven Genre's, der Andere nennt Ampot den Begründer eines unnachahmlichen Stils, ein Dritter erklärt auch dieſe Ueberſetzung für unnachahmlich und geht ſo weit, ihr den hohen Werth des Longus'ſchen Romans zuzuerkennen. Nun, dieſes unnachahmliche Meiſterſtück, dieſes Vorbild des ſchwerſten Genre's, das kein Menſch hat erreichen können, ich habe es nicht blos, wie Sie ſagen, geſchickt nachgeahmt, ſondern ich habe es überall verbeſſert, und Sie wagen nicht zu ſagen, mein Herr, daß nichts dabei verloren ſei. Das Unternehmen war von der Art, daß vor der Ausführung alle Welt ſich darüber luſtig gemacht haben würde, weil in der That ſehr Wenige es auszuführen fähig waren. Es ſind 5 oder 6 Leute in Europa, die Griechiſch verſtehen, deren, die Franzöſiſch verſtehen, giebt es eine noch viel kleinere Anzahl. Aber nicht blos das Griechiſche und Franzöſiſche haben mir zur Vollendung dieſer ſchönen Abſchrift gedient, nachdem ich das Original ſo glücklich wieder hergeſtellt hatte, ſondern noch mehr die ſchönen italieniſchen Autoren, woraus ich mehr genommen habe, als aus den unſrigen, und welche die Quelle der Schönheiten bei Amyot ſind, denn zur Ueberarbeitung und Vollendung Amyot's bedurfte es der ziemlich ſeltenen Vereinigung der drei Sprachen, die er inne hatte und die ſeinen Styl gebildet haben. Demnach konnten dieſe Kleinigkeit, wenn ſie ſchon eine Kleinigkeit iſt, und gewiß noch eine von den kleinſten, dennoch Wenige machen.

Ich begreife, mein Herr, daß Ihr Urtheil nicht das der ganzen Welt iſt und daß, was Ihnen gefallen hat, Andern lächerlich ſcheinen kann. Da das Werk indeß nur durch Ihren Bericht bekannt iſt, ſo muß das Urtheil des Publikums über mich ein günſtiges ſein, und wenn dieſes günſtige Vorurtheil gegen meine Ueberſetzung meine Freiſprechung von dem Verbrechen des verletzten Manuſkripts bewirken kann, ſo iſt es mir ſehr gleichgültig, ob man ſie nach derſelben noch gut oder ſchlecht findet.

Möge man daher unterſuchen, ob das Verdienſt, eine Erzählung, die alle Welt mit Entzücken lieſt, vervollſtändigt, verbeſſert, vervollkommnet, und den Gelehrten einen Text übergeben zu haben, der bald in alle Sprachen überſetzt ſein wird, ein Verbrechen ausgleichen kann, das in der unabſichtlichen Vernichtung einiger Worte in einem alten Schweinsleder beſteht, das vor mir kein Menſch geleſen hat und niemals leſen wird. Beſäße ich die Beredtſamkeit des Herrn Furia, ſo würde ich den Schatten des Longus hier heraufbeſchwören, und wenn ich ihm das Abenteuer erzählte, ich wette, er würde mich dafür umarmen, daß ich ſein verliebtes Werk endlich ans Licht gezogen. Sie können ſich das Geſicht denken, das er Furia machen würde, der ihn in dem ehrwürdigen Schweinsleder den Würmern zur Speiſe überließ.

Ich habe die Ehre, mein Herr, zu ſein ꝛc.

Tivoli, den 30. September 1810.

P. S. Lohnt es der Mühe, mein Herr, Ihnen zu ſagen, warum ich Ihnen weder den Text, noch die Ueberſetzung ſchicke, die ich Ihnen verſprochen habe? Beſchuldigt, mit Ihnen auf dieſes Fragment zu ſpekuliren, das ich Ihnen, wie ſie beſtätigen, zum Geſchenk machte, konnte ich da einen andern Weg einſchlagen, als es dem Publikum zu ſchenken? Ich geſtehe Ihnen auch, daß Ihr Ehrgeiz mich beunruhigte. Sie hatten mich in eine Bibliothek begleitet, wenn Sie nun ſagten und in Mailand drucken ließen: Wir haben einen vollſtändigen Longus entdeckt und werden ihn herausgeben, war es dann nicht klar, daß Sie, einmal Herr und Herausgeber dieſes Textes, wie Archimedes geſagt hätten: Ich habe es gefunden! Sie und Herr Furia ſchmückten ſich mit meinen ſchönſten Federn, und ich blieb mit meinem Dintenfleck ſitzen, den mir Niemand abſtritt. Ich wollte zwei Theile machen: den Nutzen für Sie, die Ehre für mich, Sie wollten beide haben und mir nur den Fleck laſſen. Eine ſolche Prätenſion brach alle unſere Verträge.

Ein Brief an die Herren von der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

Meine Herren!

Mit großem Verdruß und außerordentlichem Schmerz ſehe ich mich von Ihrer Akademie ausgeſchloſſen, da Sie mich am Ende doch nicht haben wollen. Gleichwohl beklage ich mich darüber nicht. Sie können dafür eben ſo gute Gründe haben, wie für die Zurückweiſung Corai's und Anderer, die mehr werth ſind als ich. Indem Sie mich ihnen gleichſtellen, thun Sie mir kein Unrecht, aber von andrer Seite macht man ſich über mich luſtig. Der Redakteur einer Zeitung, die glücklicherweiſe nicht viel geleſen wird, ſchreibt: „Herr Courier hat ſich bei den Wahlen der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften präſentirt, präſentirt ſich und wird ſich präſentiren, ſie verwirft ihn einſtimmig. Man braucht noch etwas anderes, um in dieſe berühmte Körperſchaft aufgenommen zu werden, als Griechiſch. Man hat den Vicomte Prevoſt d'Irai, einen Edelmann der

Kammer, den Herrn Jomard, den Ritter Dureau de la Malle darin aufgenommen, Leute, die freilich kein Griechiſch wiſſen, deren Grundſätze aber bekannt ſind."

Dieſe Neckereien muß ich ertragen. Ich wüßte wohl zu antworten; aber am meiſten verdrießt mich, die Prophezeiung ſich erfüllen zu ſehn, die mein Vater ehemals ausſprach: Du wirſt nie etwas werden. Bis jetzt zweifelte ich (da in den Orakeln ſtets etwas Dunkles liegt); ich dachte, er könne geſagt haben: Du wirſt nie etwas thun, was mir ſehr zuſagte und ſogar als eine gute Weiſſagung für mein Fortkommen in der Welt erſchien, denn wenn man Nichts thut, kann man Alles erreichen, ſogar Akademiker werden; ich täuſchte mich. Der brave Mann hatte ohne Zweifel geſagt: Du wirſt nie etwas werden, und er täuſchte ſich ſelten; d. h. du wirſt weder Gendarm werden, noch Kellerratte, noch Spion, noch Herzog, noch Lakay, noch Akademiker; du wirſt für ewige Zeiten Paul Louis ſein, id est nichts. Schreckliches Wort!

Es iſt thöricht, gegen ſein Schickſal anzukämpfen. Es waren in der Akademie drei Plätze erledigt, als ich mich meldete. um einen zu erlangen. Ich hatte das erforderliche Verdienſt, man verſicherte es mir, und ich geſtehe Ihnen, ich glaube es. Drei Plätze erledigt, meine Herren! und, bemerken Sie gefälligſt, kein Menſch, um ſie auszufüllen.

Alle, die dafür geeignet geweſen wären, hatten Sie verworfen. Coraï, Thurot, Haaſe, einmal zurückgewieſen, präſentirten ſich nicht wieder. Der arme Chardon de la Rochette, der ſein ganzes Leben ſo einfältig war, zu glauben, er werde durch Gelehrſamkeit einen Platz erlangen, war kaum enttäuſcht, als er ſtarb. Ich war daher ohne Nebenbuhler, die ich hätte zu fürchten brauchen. Bei dem Mangel an Kandidaten ſchienen Sie in Verlegenheit zu ſein und hatten ſchon zwei Wahlen verſchoben, weil es an annehmbaren Subjekten fehlte. Die Einen ſchienen Ihnen zu geſchickt, die Andern zu unwiſſend, denn ohne Zweifel waren Sie nicht der Meinung, daß es in Frankreich Niemanden gebe, der neben Gail zu ſitzen würdig wäre. Sie ſuchten nach jener von den Weiſen mit Recht geprieſenen Mittelmäßigkeit, kurz, was ſoll ich Ihnen ſagen, Alles begünſtigte mich, Alles rief mich zu einem Seſſel. Visconti trieb mich an, Millin munterte mich auf, Letronne ſtreckte mir die Hand entgegen, Jeder ſchien mir zu ſagen: Dignus es intrare. Ich hatte mich nur zu präſentiren, ich präſentirte mich und erhielt keine Stimme.

Nein, meine Herren, nein, ich weiß es, es war nicht Ihre Schuld. Sie wollten mir wohl, deſſen bin ich gewiß. Dies zeigte ſich bei den Beſuchen, die ich damals die Ehre hatte, Ihnen zu machen. Sie empfingen mich auf eine Weiſe, die nicht erheuchelt ſein konnte, denn warum ſollten Sie mir ſchmeicheln? Sie erkannten meine Rechte an. Die Meiſten unter Ihnen machten ſich über meine adligen Mitbewerber mit mir ein wenig luſtig, denn wenn Sie ihnen auch vor mir den Vorzug geben, ſo wiſſen Sie doch recht gut, ſie zu beurtheilen, und ſind zu unterrichtet, um mich mit dieſen Herren aus dem Oeil-de-Boeuf zuſammenzuſtellen. Endlich ließen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, indem Sie einräumten, daß ich derjenige wäre, dem eine der drei zu beſetzenden Stellen in der Akademie gebührte. Aber wie! es iſt meine Beſtimmung, nichts zu werden. Sie konnten noch ſo viel aus mir machen wollen, mein Schickſalsſtern behielt ſtets die Oberhand, und Ihre Stimmen, durch jene höhere Macht gelenkt, fielen ohne Zweifel, weil Gott es wollte, auf den gewöhnlichen Edelmann.

Der Adel iſt keine Chimäre, ſondern etwas ſehr Reelles, ſehr Solides, ſehr Gutes, deſſen ganzen Werth man kennt. Jeder will davon ſchmecken, und die ſonſt den Ekeln ſpielten, haben ſeit einer gewiſſen Zeit ihre Anſicht geändert. Es giebt keinen Bürgerlichen, der nicht, um ſich ein Bischen abſchleifen zu laſſen, vom König zum Uſurpator und vom Uſurpator zum König liefe, oder in Ermangelung des Beſſern ein von vor ſeinen Namen ſetzte, wahrlich aus guten Gründen. Denn ſehn Sie, was es iſt, welchen Unterſchied man zwiſchen einem Edelmann und einem Bürger ſogar in dem Lande der Gleichheit, in der Republik der Wiſſenſchaften macht. Chardon de la Rochette, trotz dieſes pomphaften Namens ein Bauer, wie ich, nur gelehrt, rechtſchaffen und ſittlich, kurz ein Nichtsmenſch, verſenkt ſich in die Wiſſenſchaften, verſchwendet ſein Vermögen in Büchern, auf Reiſen, beſucht Griechenland und Rom, die Bibliotheken, die Gelehrten, wird ſelbſt einer der gelehrteſten Männer Europa's, als ſolcher durch ſeine Werke bekannt, meldet ſich bei der Akademie und wird einſtimmig verworfen. Nein, dies iſt nicht richtig; man bemerkte ihn nicht, man hörte ihn nicht an. Er ſtarb davon; große Thorheit! Der Vicomte Prevoſt bringt ſein Leben auf ſeinen Gütern zu, wo er, im Duft ſeiner Blumen ſchwelgend, ein Couplet macht, um ſeine ſüßen Träumereien zu unterhalten. Die Akademie, die dies hört (nicht die franzöſiſche Akademie, wo zwei Verſe für ein Werk gelten, ſondern die Ihrige, meine Herren, die Akademie auf us, die der Barthelemy's, der Dacier's, der Saumaiſe's) bietet furchtſam dem Herrn Vicomte einen Platz in ihrem Schooße an; er giebt zu verſtehn, daß er ihn annehmen werde und ſiehe, er wird einſtimmig ernannt. Nichts iſt einfacher als dieſes: ein Edelmann von Namen und Waffen, ein Mann, wie der Herr Vicomte, iſt Soldat, ohne in den Krieg zu ziehn, Mitglied der Akademie, ohne Leſen zu können. Die franzöſiſche Sitte leidet nicht, ſagt Molière, daß ein Edelmann etwas verſtehe, und dieſelbe Sitte leidet, daß ihm jede Stelle übertragen werde, ſogar eine in der Akademie.

Napoleon, Genius, Schutzgott der alten und neuen Racen, Reſtaurator der Titel, Heiland der Pergamente, ohne Dich hätte Frankreich ſeine Etiquette und ſeine Heraldik verloren, ohne Dich... Ja, meine Herren, dieſer große Mann liebte, wie Sie, den Adel, nahm die Edelleute, um aus ihnen ſeine Soldaten zu machen oder machte vielmehr aus ſeinen Soldaten Edelleute. Was wären ohne ihn die Vicomte? Nicht einmal Akademiker.

Sie ſehn, meine Herren, daß ich Ihnen deshalb nicht böſe bin. Ich treibe Scherz mit Ihnen, und hätte ich mich in der That zu beklagen, ſo wäre es über mich, nicht über Sie.

Welcher Satan ſtachelte mich, Akademiker zu werden, und was hatte ich ein Gelehrtenpatent nöthig, ich, der ich ſo viel Griechiſch weiß, wie ein Menſch in Frankreich, und bei allen Gelehrten Deutſchlands bekannt und unter den Namen Correrius, Curierus, Hemerodromus, Cursor gefeiert bin, mit dem Zunamen vir ingeniosus, vir acutissimus, vir praestantissimus, d. h. Mann von Gelehrſamkeit, von Fähigkeit, wie der Doktor Pankratius? Ich hatte ſtudirt, um etwas zu lernen und hatte es zu etwas Ordentlichem gebracht, nach dem Urtheil der Sachverſtändigen. Was brauchte ich mehr? Welcher tolle Einfall von mir, der ich vierzig Jahre über literariſche Koterien gelacht hatte und, entfernt von aller Kabale, in Ruhe lebte, mich mitten in dieſe verächtlichen Intriguen zu ſtürzen?

Offen geſprochen, meine Herren, iſt dies der Verlegenheitspunkt meiner Rechtfertigung; an dieſer Stelle fühle ich mich ſchwach und möchte mich verſtecken. Gründe, dieſe Thorheit zu bemänteln, habe ich nicht, auch keine zuläſſige Entſchuldigung. Beiſpiele anführen, heißt ſich nicht rein waſchen, heißt die Flecken Anderer zeigen. Genug Leute, könnte ich ſagen, klügere („geſchicktere"), größere Philoſophen als ich (erſchrecken Sie nicht, meine Herren) haben denſelben Fehler begangen und ſind auf dem nämlichen Wege eben ſo tölpiſch geſtolpert. Was beweiſt dies? Welchen Vortheil kann ich daraus ziehn, ja wird man nicht denken, nur in dieſem Punkte gliche ich ihnen? Aber Corai, meine Herren, ... unter denen, die die Schriftmonumente des griechiſchen Alterthums zum Gegenſtand ihrer Studien gemacht haben, behauptet Corai doch den erſten Rang; Keiner hat ſich berühmter gemacht; ſeine zahlreichen Werke, wenn auch nicht frei von Fehlern, erregen die Bewunderung Aller, die darüber ein Urtheil haben; Corai, das glückliche und friedliche Haupt der Helleniſten, mit einem Wort der Patriarch des gelehrten Griechenlands, der von Jedem verehrt wird, der Alpha und Omega leſen kann: Corai hat einmal Akademiker werden wollen. Sage mir nicht, mein theurer Lehrer, was ich und alle Welt weiß, daß Du gar wenig Neigung dazu gehabt haſt und daß es Dir nie in den Sinn gekommen wäre ohne das Drängen einiger Freunde, die es vielleicht weniger Deinethalben als der Akademie wegen betrieben, für deren Ehre ſie es hielten, daß Dein Name auf der Wahlliſte ſtehe, daß Du mit Mühe nachgabſt und Nichts eiliger zu thun hatteſt, als Dich zurückzuziehen. Alles dies iſt wahr und Dir mit mir gemeinſam, ebenſo gut wie der Erfolg. Du haſt erſt, wie ich, Dein unwürdiger Schüler, Akademiker werden wollen. Dies hieß ohne Widerrede nach Erniedrigung trachten. Es iſt Dir gegangen, wie mir auch, d. h. man macht ſich über uns Beide luſtig. Und mehr als ich, haſt Du Deine Anfrage ſchriftlich an die Akademie gerichtet, die Deinen Brief beſitzt und aufbewahrt. Geben Sie ihn ihm zurück, meine Herren, ich bitte Sie, oder zeigen Sie ihn wenigſtens nicht. Eine Kokette zeigt die Briefe des verſchmähten Geliebten, aber ſie wird ſich vor Jomard nicht proſtituiren.

Jomard auf dem Platz von Visconti! Herr Prevoſt d'Iral Nachfolger Clavier's! Das ſind wüthende Argumente gegen den Fortſchritt der Aufklärung, und wenn die Ignorantinerbrüder dieſe Ernennungen Ihnen nicht ſelber diktirt haben, ſo müſſen ſie Ihnen dafür Dank wiſſen.

Jomard in dem Seſſel Visconti's! Ich glaube wohl, meine Herren, daß Sie ſich jetzt daran gewöhnt haben; man findet ſich in Alles, und die ſeltſamſten Kontraſte hören mit der Zeit auf zu beluſtigen. Aber geſtehen Sie, zuerſt hat Sie dieſer Spaß ergötzt. Seine Aufnahme anzuſehn, muß hübſch geweſen ſein, denke ich mir. Sie würde der von Diafoirus nichts nachgegeben haben, wenn der neue Ankömmling ſo viel Latein gewußt hätte. Jetzt verſuchen Sie (die Natur gefällt ſich in Gegenſätzen*) auf den Platz eines Eſels einen Gelehrten, einen Helleniſten zu ſetzen. Bei der erſten Vakanz würden Sie Ihren Zeitvertreib damit haben; ernennen Sie einen von Denen, die Sie bis jetzt zurückgewieſen haben.

---

*) Ausſpruch Ludwigs XI.

Aber dieſer Herr Jomard, Zeichner, Kupferſtecher oder etwas Aehnliches, den ich übrigens nicht kenne und den, glaube ich, Wenige kennen, was iſt denn das für ein Mann, ich bitte Sie, der ſich ſo zwiſchen zwei Edelleuten, den Ritter und den Vicomte, niederläßt! Iſt es ein Edelmann, der ſich herunterläßt, etwas zu thun, oder wohl ein geadelter Künſtler, wie der Marquis von Canova? oder ſollte es ein bloßer Bürgerlicher ſein, der eine gute Geſinnung hat? Die gutgeſinnten Bürgerlichen gehen mit dem Adel um; ſie ſprechen nie von ihrem Vater, aber man ſpricht davon oft mit ihnen.

Gleichwohl weiß Herr Jomard etwas, er verſteht in Kupfer zu ſtechen oder Kupferſtechen zu dirigiren, und die Kupferſtiche eines Buches beweiſen, daß er als Kupferſtecher meiſterhaft iſt. Aber was weiß der Vicomte? Sein Geſchlechtsregiſter; und was für Titel hat er, um Clavier in einer Akademie zu erſetzen? Adelstitel. Merkwürdig, meine Herren, daß unter Ihnen vierzig Gelehrten, wofür man Sie doch hält, die verſammelt ſind, um über den Platz für einen Gelehrten, Helleniſten zu verfügen, nicht Einer den Einfall hat, einen Gelehrten oder Helleniſten vorzuſchlagen; nicht ein Einziger denkt an Coraï, Niemand an Thurot, an Haaſe, an mich, der dieſelben Anſprüche auf Ihre Akademie hatte, wie Andere; Sie alle einſtimmig möchten den Vicomte, alle dieſe vielen Helden möchten Childebrand. Die Geſellſchaften, wie man weiß, erröthen überhaupt nicht, und die Akademieen! .... Ach, meine Herren, wenn es eine Tanzakademie gäbe und die Großen darin ſein wollten, wir ſähen eines Tages an Veſtri's Stelle Herrn von Talleyrand, den die Akademie bekomplimentiren, ſchmeichelhaft aufnehmen und am nächſten Tage aus der Liſte ſtreichen würde, wenn es nur den geringſten Anſchein hätte, daß ſie die Machthaber dadurch erzürnten.

Solche Geſchichten machen Sie. Herr Prevoſt d'Irai iſt kein ſo großer Herr, aber er paßt zu Ihren Studien, wie der Andere zum Tanzmeiſter. Und, guter Gott, wie viel Childebrands haben Sie gewählt und einſtimmig unter Ausſchluß jeder

Art von Wiſſenſchaftlichkeit proklamirt! Prevoſt d'Irai, Jomard, Dureau de la Malle, Saint-Martin, ſind ſämmtlich Edelleute. Mit den Vicomten, den Rittern, vermiſchen Sie das Bürgerthum. Die akademiſche Gleichheit leidet nicht darunter, denn Einer iſt nicht gelehrter wie der Andere, und der Adel iſt zum Eintritt in die Akademie nicht ſtreng erforderlich, die hinreichend bewieſene Unwiſſenheit genügt.

Was man auch davon halten möge, dies iſt natürlich. In einer Geſellſchaft von Leuten, die aus Geiſt und Wiſſen ein Handwerk machen, will Keiner einen Tüchtigeren neben ſich, aber wohl einen Adeligeren, Reicheren und in den gelehrten Körperſchaften im Allgemeinen ſtößt kein Unterſchied ſolches Mißtrauen ein, als der des Talents. Einen Herzog und Pair rechnet die franzöſiſche Akademie ſich zur Ehre, während ſie Boileau nicht will, La Bruyère zurückweiſt, Voltaire warten läßt, aber Chapelain und Conrart ſogleich aufnimmt. Eben ſo wird von der griechiſchen Akademie der Vicomte eingeladen, Corai zurückgeſtoßen, aber Jomard tritt hinein, wie in eine Mühle.

Aber am meiſten zu bewundern iſt die Klugheit der Akademie, womit ſie nach Clavier's und Visconti's faſt gleichzeitigem Tode auf den Erſatz dieſer Verluſte bedacht, um beſſer zu wählen, ihre Wahlen aufſchiebt, Zeit gewinnt, das Ganze au ſechs Monate hinausrückt: eine bemerkenswerthe und unendlich weiſe Vorſicht. Es gehörte Bedenkzeit dazu, die Nachfolger zweier ſo gelehrter, ſo berühmter Männer zu ernennen. Man mußte zuſehn, unter den Gelehrten die zwei Gelehrteſten auszuwählen, ohne den Andern unrecht zu thun; man mußte die öffentliche Meinung zufriedenſtellen, den Fremden zeigen, daß mit Clavier und Visconti nicht alles Wiſſen bei uns ausgeſtorben iſt, ſondern daß der Geſchmack für antike Kunſt, für das Studium der Geſchichte und der Sprachen, der Monumente des menſchlichen Geiſtes in Frankreich eben ſo lebendig iſt, wie in Deutſchland und England. Dies Alles wollte reiflich überlegt ſein, meine Herren, und nach Verlauf von ſechs Monaten, nachdem Sie hinreichend nachgedacht, das Verdienſt, die Rechte eines jeden Prätendenten erwogen, ernennen Sie am Ende .... Wenn ich's wiederholte, würde der Ernſthafteſte lachen, und ich ſchreibe nicht, um Lachen zu erregen. Sie wiſſen es wohl, wen Sie an die Stelle Viſconti's berieſen. Corai war es nicht, auch ich nicht, noch Einer von denen, die dafür bekannt ſind, irgend einen Zweig der Literatur bearbeitet zu haben: es war ein Adliger, ein Vicomte, ein Edelmann aus der Kammer. Dieſer wird ſagen können, wer es in der Kriecherei am weiteſten gebracht hat, der Hof oder die Akademie, denn er gehört beiden an; eine ſonderbare Frage, meine Herren, die in dieſer letzteren Zeit zu Ihren Gunſten entſchieden zu ſein ſcheint, wo Sie wirklich Nichts anders thaten, als Ihre Privilegien aufrecht zu erhalten und die Vortheile zu wahren, die Ihre Vorgänger erworben hatten. Die Akademiker haben von jeher in jeder Art von Geſinnungsloſigkeit den Preis davon getragen, und nie hat ein Hof einen Abbé de Saint-Pierre proſkribirt, weil er unter Ludwig XV. etwas frei über Ludwig XIV. ſich geäußert und verfiel nicht auf die Frage, welche Tugend des Königs die fadeſten Elogen verdiene.

Kurz die Helleniſten ſind von einer Akademie ausgeſchloſſen, deren ganzen Ruhm ſie ausmachten und worin ſie den erſten Rang behaupteten; Coraï, la Rochette, Haaſe, Thurot und ich, unſer fünf, wenn ich richtig zähle, die wir Andern, als Leuten vom Hof oder Anhängern des Hofes wenig Hoffnung ließen. Dies iſt es nicht, meine Herren, was ihr Stifter, der Miniſter Colbert, fürchtete. Er verband mit dem Sitze in der Akademie keinen Gehalt, damit die Höflinge ihre Bedienten nicht hineinbrächten, wie die Memoiren jener Zeit beſagen. Ach! ſie thun viel Schlimmeres, ſie bringen ſich ſelbſt hinein und dann noch ihre Schützlinge, Bediente ohne Gehalt, ſo daß bald alle Welt von der Akademie ſein wird, ausgenommen die Gelehrten, wie man von einem ehemaligen Großen erzählt, alle Leute ſeines Hauſes hätten Einkünfte gehabt, ausgenommen der Almoſenier.

Aber haben Sie auch nachgedacht, meine Herren, ehe Sie das Griechiſche proſkribirten? Denn was wollen Sie am Ende ohne Griechiſch machen? Wollen Sie mit Chineſiſch, einer koptiſchen oder ſyriſchen Bibel den Homer und Plato überflüſſig machen? Werden Sie das Parthenon für die Pagode von Jagarnaut, die Venus des Praxiteles für die Baviane von Fo-hi-Can aufgeben? Und was ſoll aus Ihren Memoiren werden, wenn ſie ſtatt der Kunſtgeſchichte dieſes genialen Volkes nur noch die Inkarnationen des Visnou, die Legende der Fakirs, die Religionsgebräuche des Lamismus oder das langweilige Bülletin der tartariſchen Eroberer darbieten? Nein, ich erkenne Ihre Gedanken; die Gelehrſamkeit, die Unterſuchungen über die Sitten und die Geſetze der Völker, das Studium der Meiſterwerke des Alterthums und jener Kette von Monumenten, die auf die älteſten Zeiten zurückgehn, Alles dieſes brachte Sie von dem Zweck Ihres Inſtituts ab. Colbert gründete die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, um für die Tapiſſerieen des Königs Deviſen zu verfaſſen, und, wenn es erforderlich war, denke ich mir, für die Bonbons der Königin. Dies iſt Ihre Beſtimmung, der Sie ſich wieder zuwenden und ausſchließlich widmen wollen; dafür entſagen Sie dem Griechiſchen, dafür, muß man zugeben, iſt der Vicomte beſſer als Coral.

Uebrigens, meine Herren, wenn man es recht nimmt, thun Sie den Gelehrten kein ſo großes Unrecht. Die Gelehrten möchten allein in der Akademie ſitzen und nur ſolche darin dulden, die vom Latein des Thomas a Cempis ein wenig verſtehn. Dies ärgert, beunruhigt die rechtſchaffenen Leute unter Ihnen, die Nichts darin ſetzen, ihre Grammatik einmal auswendig gewußt zu haben; wenn Letztere jene ausſchließen, die ſie ausſchließen wollen, iſt das etwas Böſes, eine Ungerechtigkeit? Wenn man ſie hörte, würden ſie noch verlangen, die einzigen Lehrer zu ſein, unter dem Vorwande, daß man etwas wiſſen müſſe, um zu unterrichten; eine mindeſtens verwegene, anſtößige Behauptung, indem ſie dem Klerus die öffentliche Erziehung entzieht, und weiß man, wie weit dies führen könnte?

Alsdann würden diejenigen, die das Evangelium predigen, es zu hören verpflichtet ſein. Kurz, wenn die Gelehrten etwas werden, Stellen erlangen wollen, mögen ſie es machen, wie es Andre machen; dies iſt ein regelmäßiger Gang, die Mittel dazu ſind bekannt und Jedermann zur Hand. Viſiten, Verbeugungen, ein Rock von beſtimmtem Schnitt, Empfehlungen von einigen angeſehenen Leuten. Man weiß z. B., daß man nur zwei Menſchen zu gefallen braucht, um in Ihre Akademie zu gelangen, Herrn von Sacy und Herrn Quatremère de Quincy, und ich glaube, noch einem dritten, deſſen Name mir wieder einfallen wird; aber gewöhnlich genügt die Stimme eines der drei, weil ſie ſich unter einander verſtehn. Iſt man mit einem dieſer drei Herren befreundet, und dies iſt leicht, denn es ſind gute Leute, ſofort iſt man jeder Art von Verdienſt, Wiſſen, Talent überhoben; giebt es etwas Bequemeres, und kann man billiger davon kommen? Was wäre es dagegen, wenn man das ganze Publikum gewinnen, ſich einen Namen, einen Ruf erwerben müßte? Iſt man einmal von der Akademie, ſo kann man auf demſelben Wege weiter kommen, Aemter und Würden regnen auf Einen herunter. Alle Pflichten, die man hat, ſind in zwei Lehrſprüchen von eben ſo leichter, als ſicherer Anwendung begriffen, die die Mönche, die erſten Erfinder aller Regeldisziplin, in ihrem Latein ſo ausdrückten: Bene dicere de Priore, facere officium suum taliter qualiter; das Uebrige folgt nothwendig: Sinero mundum ire quomodo vadit.

O, der glückliche Gedanke, den der große Napoleon hatte, die ſchönen Künſte ſowohl wie die Wiſſenſchaften zu organiſiren und die Steuern; ein wahrhaft königlicher Gedanke, ſagte Herr von Fontanes, Ruhm und Lorbeern, die Verſprechungen der Muſen, in baares Einkommen zu verwandeln. Hierdurch ebnet ſich Alles in der Literatur, hierdurch iſt dieſe früher ſo mühevolle Laufbahn leicht und einfach geworden. Ein junger Mann macht ſeine literariſche Karriere, kommt weiter, wie in einem Salz- und Tabackkram. Bei guter Aufführung, einem ſanften Charakter und einem anſtändigen Weſen iſt er ſicher fortzukommen, wenn er an der Reihe iſt, Anſtellung, Gehalt, Koſt und Wohnung zu erhalten, vorausgeſetzt, daß er es nicht anders mache, wie alle Welt, ſich nicht auszeichne, nicht ſtudire. Die jungen Leute treiben die Studien zuweilen mit Eifer; das iſt der ſichere Untergang eines Jeden, der nach einem Amt in der Literatur ſtrebt; es iſt der Tod jeder Beförderung. Das Studium macht faul: man vergräbt ſich in die Bücher, man wird träumeriſch, zerſtreut, vergißt ſeine Pflichten, Viſiten, Aſſembléen, Feſtmahle, Ceremonien; aber, was noch ſchlimmer iſt, das Studium macht ſtolz, wer ſtudirt, bildet ſich bald ein, er wiſſe mehr als Andere, ſtrebt nach Erfolgen, verachtet ſeines Gleichen, vergeht ſich gegen ſeine Oberen, vernachläſſigt ſeine Protektoren und wird nie in den Wiſſenſchaften etwas leiſten.

Hätte Gail ſtudirt, hätte er Griechiſch gelernt, würde er dann jetzt Profeſſor der griechiſchen Sprache, Akademiker der griechiſchen Akademie, kurz der beſtgeſtellte unter allen Gelehrten ſein? Haaſe hat dieſe Thorheit begangen, er hat einen Gelehrten aus ſich gemacht, und jetzt iſt er fähig, jede Stelle auszufüllen, die für Gelehrte beſtimmt iſt, aber nicht ſie zu erlangen. Viel beſſer hat ſich Herr Raoul Rochette bedacht, dieſer galante Vertheidiger der Kirche, dieſer Champion der alten Zeit. Er konnte ſo gut wie Andre durch Studien etwas lernen, ſah aber wohl, daß dies zu Nichts führe, und wollte ſich lieber zeigen, als ſich unterrichten, lieber zehn gelehrte Aemter haben, als einem gewachſen ſein, das ihm nicht geworden wäre, wenn er ſich vorgeſetzt hätte, es zu verdienen, wie der arme Haaſe, ein nach meiner Beurtheilung gelehrter, aber nicht geſchickter Mann, der ſich halb todt ſtudirt, ſeine Zeit und ſein Griechiſch verliert, während er dieſen Gail vor Augen hat, dieſes Muſter von Betragen, einen vollkommenen Literaten, der ihn vor einem ſolchen Fehler hätte bewahren müſſen. Gail weiß gar Nichts, verſteht keine Sprache; iſt aber ein Amt durch Bewerbung zu gewinnen, ſo trägt er über den Gelehrteſten den Sieg davon.

Um das Amt eines Konſervators der Manuſkripte bewerben ſich tüchtige Leute; man giebt es Gail, der nicht einmal Gedrucktes leſen kann. Ein Lehrſtuhl des Griechiſchen wird vakant, der einzige, den es damals in Frankreich gab, man ernennt dafür Gail, deſſen Unwiſſenheit im Griechiſchen ſprüchwörtlich geworden iſt;*) ein Seſſel bei der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, man giebt ihn Gail, der ſo ohne Ahnung vom Griechiſchen, alle Preiſe der griechiſchen Gelehrſamkeit davon trägt, alle Belohnungen auf ſich allein übertragen findet, die vor ihm unter den ausgezeichnetſten Männern dieſes Faches vertheilt wurden. Haaſe würde es nicht wagen, dies Alles zu verlangen, weil er Griechiſch ſtudirt, weil er die griechiſchen Manuſkripte entziffert, erklärt, drucken läßt, weil er Bücher für ſolche ſchreibt, die Griechiſch leſen, kurz weil er Alles weiß, blos nicht das, was man wiſſen muß, um ein von der Regierung patentirter Gelehrter zu ſein. O! wie viel beſſer verſteht es Gail! Er hat ſich nie getäuſcht, iſt nie in einen ſolchen Irrthum verfallen, nie iſt ihm der Gedanke gekommen, das zu lernen, worin zu unterrichten ſeines Amtes iſt. Wahrlich ein Mann wie Gail muß in den Bart lachen, wenn er fünf oder ſechs gelehrte Beſoldungen bezieht und ſieht, wie die Gelehrten vergebens warten.

Da ſehn Sie, meine Herren, was eine gute Aufführung ausmacht. Daher nützt es, wie man einräumen muß, einem Menſchen in ſeinem Fortkommen, einen Herzog oder Pair ehemals durchgepeitſcht zu haben, das giebt einen fürchterlichen Ruck, und wie der Dichter ſagt:

Dieſer Weg hat ſtets zu Amt und Würden geführt.

Der Pedant Karl's V. wurde Pabſt, der Karl's XI. wurde Großalmoſenier von Frankreich; aber Beide konnten leſen, anſtatt daß Gail Nichts verſteht, und das Glück, das er als Gelehrter gemacht hat, iſt um ſo mehr zu bewundern, da ihn alle Welt als einen Nichtswiſſenden kennt.

Sie wiſſen nicht, wie unintereſſant das Lob iſt, welches ich ihm ſpende. Ich habe keinen Grund, ihm zu ſchmeicheln, ich bin fremd dieſem ſüßen Handel mit Lobſprüchen, den Sie unter einander treiben. Herr Gail iſt mir Nichts, weder Freund, noch Feind, wird in ſeinem Leben mir Nichts ſein und kann mir in ſeinem Leben weder nützen, noch ſchaden. Die reine Liebe zum Griechiſchen veranlaßt mich daher, in ihm den erſten unſerer Helleniſten zu feiern, ich meine nämlich den erſten durch ſeine literariſchen Würden. Ich weiß, das Publikum zollt ihm hinreichende Gerechtigkeit, aber man kennt ihn noch nicht. Ich beurtheile ihn ohne Vorurtheile, und ich kenne Wenige ſeines Verdienſtes, ſelbſt unter Ihnen, meine Herren. In Deutſchland, wo, wie Sie wiſſen, jede Art von Gelehrſamkeit in Blüthe ſteht, kenne ich etwas Aehnliches, ja ſogar annäherungsweiſe Aehnliches nicht. Dort werden alle akademiſchen Stellen an Männer vergeben, die Beweiſe ihres Wiſſens abgelegt haben. Dort würde Coraï Präſident der Akademie der Inſchriften, Haaſe Konſervator der Manuſkripte ſein, irgend ein Andrer würde den Lehrſtuhl des Griechiſchen einnehmen, und Gail . . . was würde man mit ihm machen? Ich weiß es nicht, die Induſtrie, worin er ſich auszeichnet, iſt in dieſem Lande ſehr wenig geſchätzt. Dieſe dem Anſchein nach plumpen Leute erkennen kein anderes Recht zu literariſchen Aemtern an, als die Fähigkeit, ſie auszufüllen, die bei uns ein Grund der Ausſchließung iſt.

---

*) Davon verſtehſt Du ſo viel, wie Gail vom Griechiſchen, iſt ein Schulſprüchwort.

Was ich bis jetzt geſagt habe, bezieht ſich jedoch nur auf Ihre Akademie, meine Herren, auf die der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften; die übrigen können andre Grundſätze haben, und ich möchte nicht behaupten, daß bei der Akademie der Wiſſenſchaften ein Kandidat lediglich deshalb zurückgewieſen werde, weil er ein guter Naturforſcher oder tiefer Mathematiker iſt. Ich höre, daß man es da nicht ſo ſtreng mit den Beichtzetteln nimmt, und einer meiner Freunde wurde voriges Jahr aufgenommen, ohne daß man ihn fragte, ob er in der Oſterzeit zum Abendmahle geweſen wäre; Aergerniſſe, die bei Ihnen nicht ſtattfinden.

Aber, meine Herren, ich ſehe mich ſehr weit entfernt vom

Zwecke meines Brieſes. Während ich mit Ihnen rede, vergeſſe ich, was ich zu Ihnen geſagt habe, und das Vergnügen, Sie zu unterhalten, bringt mich von meinem Gegenſtande ab. Ich wollte auf die boshaften Scherze jenes Journals antworten, welches ſagt, ich hätte mich präſentirt, präſentirte mich noch und würde mich nochmals präſentiren, um unter Sie aufgenommen zu werden. In dieſen drei Angaben iſt eine Wahrheit, daß ich mich präſentirt habe, aber einmal und nicht mehr, meine Herren. Um zu Ihnen zu gehören, habe ich nicht mehr als 40 Viſiten gemacht und 80 Verbeugungen, zwei auf die Viſite gerechnet. Dies iſt wenig für Jemand, der akademiſche Aemter aspirirt, aber viel für mich, der ich von Natur wenig geſchmeidig und in dieſen Künſten ein Neuling bin.

Ich bin davon noch nicht ganz wieder hergeſtellt, aber ich bin vom Ehrgeiz geheilt und betheuere Ihnen, meine Herren, ich dürfte des Erfolges gewiß ſein und würde doch nicht wieder anfangen.

Was er über die Grundſätze derjenigen hinzufügt, die Sie gewählt haben, Grundſätze, die bekannt wären, wie er ſagt, ſo ſoll dieſe Redensart merken laſſen, daß die meinigen nicht bekannt ſind, was mir Unruhe verurſacht. Wenn es Ihnen jemals gelingen ſollte, die heilige Inquiſition in Frankreich einzuführen, wie man ſagt, daß Sie es Willens wären, ſo möchte ich nicht, daß man mir eines Tages vorwerfen könnte, eine ſolche Rede unbeantwortet gelaſſen zu haben. In dieſer Hinſicht habe ich Ihnen daher zu ſagen, daß denen, die mich kennen, meine Grundſätze bekannt ſind, und dabei könnte ich es bewenden laſſen. Damit man mir aber nicht weiter davon rede, will ich ſie in wenigen Worten auseinanderſetzen.

Meine Grundſätze ſind, daß zwiſchen zwei Punkten die gerade Linie der kürzeſte Weg iſt; daß das Ganze größer iſt, wie ſein Theil; daß zwei Größen, die einer dritten gleich ſind, auch unter ſich gleich ſind.

Auch nehme ich an, daß zwei und zwei vier ſind; aber deſſen bin ich nicht gewiß.

Dies ſind meine Grundſätze, meine Herren, worin ich, Gott ſei Dank, erzogen bin und in denen ich leben und ſterben will. Wenn Sie weitere Aufklärungen von mir fordern (denn man kann ſagen, ſo verſchieden die Gegenſtände, ſo verſchieden die Grundſätze, wie die Grundſätze der Grammatik; es handelt ſich um dieſe nicht, da dieſe Herren weder Griechiſch noch Latein verſtehn: Grundſätze in der Religion, Moral, Politik), ſo werde ich Sie mit derſelben Aufrichtigkeit desfalls zufrieden ſtellen.

Meine religiöſen Grundſätze ſind die meiner Amme, welche als katholiſche Chriſtin ohne eine Spur von Ketzerei geſtorben iſt. Der Hauptmannsglaube und der Köhlerglaube ſind ſprüchwörtlich geworden. Ich bin Soldat und Holzhauer, dies iſt gleich Köhler. Wenn mich Einer wegen meiner Rechtgläubigkeit anfeindet, appellire ich deshalb an das zukünftige Konzilium.

Meine moraliſchen Grundſätze ſind in dem Spruch enthalten: Was du nicht willſt, daß man dir thu, das füg' auch keinem Andern zu.

Was meine politiſchen Grundſätze betrifft, ſo iſt dies ein Symbol, deſſen Glaubensartikel ſtreitig ſind. Unternähme ich es, ſie auseinanderzuſetzen, ſo könnte ich es ſchlecht machen und Ihnen Veranlaſſung geben, mich mit Leuten zuſammenzuwerfen, die ich nicht im Sinne habe. Ich will Ihnen lieber mit einem Worte ſagen, was mich von allen Parteien unterſcheidet und trennt und mich zu einem in unſerm Jahrhundert ſeltnen Menſchen macht: ich will kein König werden und vermeide Alles ſorgfältig, was mich dahin führen könnte.

Dieſe Erklärungen kommen zu ſpät und könnten überflüſſig ſcheinen, da ich auf die Ehre verzichte, unter Ihnen, meine Herren, zugelaſſen zu werden, und Sie ohne Zweifel eben ſo wenig Luſt haben, mich aufzunehmen, als ich, in irgend eine literariſche Körperſchaft aufgenommen zu werden. Gleichwohl macht es mir Vergnügen, einige Perſonen zu enttäuſchen, die auf die Verſicherung dieſes Journaliſten glauben könnten, ich hätte mir vorgenommen, wie ſo viele Andre, durch meine Zudringlichkeit Ihre Weigerung zu beſiegen. Daran iſt nichts, ich verſichere Sie, ich bekenne offen, daß Gott mich nicht geſchaffen hat, um in die Akademie zu gelangen, und daß der Rath, mich einmal zu präſentiren, ein ſchlechter geweſen iſt.

Paris, den 20. März 1819.

Bittſchrift an Se. Excellenz den gnädigen Herrn Miniſter.

Gnädiger Herr!

Alle die Verfolgungen, die mir im Departement Indre und Loire widerfahren, zu erzählen, wäre zu weitläuftig. Folgendes ſind die Hauptzüge daraus:

Am 12. Dezember v. J. fällte man in meinem Forſt von Larçai vier ſtarke hochſtämmige 80jährige Eichen und führte ſie fort. Mein Forſtwärter brachte ſeine geſetzliche Klage an und verlangte von dem Maire von Véretz die Erlaubniß, nach Vorſchrift des Geſetzes das geſtohlene Holz aufzuſuchen. Man wußte, wo es war. Der Maire ſchlug dies ab, trotz der Verleſung des Geſetzes, das ihn bei Strafe der Abſetzung verpflichtet, bei dieſer Nachſuchung den Forſtwärter in Perſon zu begleiten. Alles iſt durch Protokolle feſtgeſtellt.

Einige Zeit hernach fällten dieſelben Leute in demſelben Forſte die neunzehn ſtärkſten und ſchönſten Eichen, die da waren. Ein Protokoll wurde aufgenommen, und Klage bei dem Maire und bei dem Staatsprokuratorgeführt, aber dieſe bedrohten nicht die Diebe, ſondern mich und meinen Forſtwärter mit ſeiner Unterſuchung.

Noch ganz kürzlich hat man wieder in demſelben Forſt ihrer einzelnen ſtarken, hochſtämmigen, 75jährigen Eichbaum gefällt und an verſchiedenen Stellen Feuer anzulegen verſucht. Die Urheber dieſer Verbrechen ſind bekannt, und es iſt nicht nur keine gerichtliche Verfolgung gegen ſie eingeleitet worden, ſondern man widerſetzte ſich auch beharrlich der geſetzlichen Nachſuchung nach dem geſtohlenen Holze.

Mein Forſtwärter Blondeau hat in dieſem Jahr in meinem Auftrage verſchiedene Ausholzungen zur Forſträumung vorgenommen. Man hat ihn das Holz fällen und zurichten laſſen; aber im Augenblick des Verkaufs läßt man ihn unter den widerſinnigſten Vorwänden zu einem Monat Gefängniß verurtheilen, ohne Nachſicht und Aufſchub. So iſt er gänzlich, und ich zum Theil zu Grunde gerichtet. In dem Protokoll, das ſcheinbar gegen ihn, in Wahrheit gegen mich aufgenommen iſt, klagt man ihn an, daß er zu dem Maire (vor dem er eine tödtliche Furcht hat) geſagt habe: Gehn Sie zum Teufel! Das iſt das Verbrechen, welches man ihm zuſchiebt, und wofür man die ganze Exiſtenz und die Umſtände eines 60jährigen Familienvaters, der immer untadelhaft gelebt hat, zerſtören will.

Ich übergebe, gnädiger Herr, die lächerlichen Prozeſſe, die man gegen mich einleitet, und in denen ich allemal verurtheilt werde. So oft ich beſtohlen werde, leiſte ich Schadenerſatz, und mit Zinſen. Wenn man mich ſchlüge, würde ich Schmerzensgelder zahlen. Man droht mir jetzt, das Haus anzuſtecken. Wenn das geſchieht, werde ich wegen Brandſtiftung verurtheilt werden.

Und nicht, weil ich in der Gegend verhaßt bin. Ich lebe für mich und habe mit Niemand Umgang oder Streitigkeiten. Alles dies geſchieht zum Wohlgefallen des Herrn Maire, der Herren Richter, des Herrn Staatsanwalts und des Herrn Präfekten, Leute, die ich nie geſehn habe und nicht einmal dem Namen nach kenne.

Endlich weiß alle Welt im ganzen Departement, daß man mich beſtehlen und über mich herfallen kann, und macht täglich von dieſer Erlaubniß Gebrauch. Ich bin vogelfrei, weil ich vor zwei Jahren Leute, die man zu Grunde richten wollte, mit Erfolg vertheidigt habe. Der, ſagt man mir, iſt der wahre Beweggrund zu der Verfolgung, die man jetzt gegen mich anſtiftet.

Ich bitte Ew. Excellenz inſtändigſt, zu befehlen, daß Alle, die mich beſtehlen oder beſtohlen haben, geſetzlich verfolgt werden und daß man mich in Zukunft in Ruhe läßt. Wider meinen Willen nehme ich meine Zuflucht zu der Staatsgewalt in einer Sache, wo die Geſetze mich ſchützen müßten. Aber die Angelegenheit iſt dringend, und ich fürchte, daß mein Forſt nächſter Tage in Flammen aufgeht. Mit Hochachtung, gnädiger Herr, bin ich

Ew. Excellenz
unterthänigſter und ganz gehorſamſter Diener.

Paris, den 30. März 1847.

Prozeſſe, Memoiren.

Peter Clavier, genannt Blondeau, an die Herren Richter des Zuchtpolizeigerichts zu Blois.

Meine Herren!

Ich habe große Fehler begangen, aber ich bin dafür ſchon hinlänglich beſtraft durch Alles, was ich gelitten habe, und wenn Sie mein Betragen berückſichtigen, werden Sie ſehn, daß in mir armen und einfältigem Dorfmenſchen mehr Dummheit als Bosheit ſteckt.

Mein erſter Fehler war, bei dem Herrn von Beaune, dem Maire unſrer Gemeinde, in Dienſt zu treten. Ich kannte ihn. Herr von Beaune iſt ein heftiger, auffahrender, in ſeiner Rache gewaltthätiger junger Mann. Ich wußte dies; ich hätte Herrn von Beaune meiden und vorherſehn müſſen, was geſchah: aber ach! man muß leben, ich hatte keine andere Hülfsquellen und er war noch nicht Maire; er machte keine Protokolle, man ließ nur Gefahr, in ſeinen Dienſten ums Leben zu kommen. Ich trat bei ihm ein und benahm mich mit ſo viel Klugheit, daß ich nach Verlauf von zwei Jahren ohne Quetſchung oder Wunde von ihm fortging. Hierin war ich nicht dumm

Aber unglücklicherweiſe war er damals Maire. Als der Herr Maire mich fortſchickte, zahlte er mir meinen dreimonatlichen Lohn, 50 Franken, die er mir ſchuldig war; ich forderte ſie ihm ab. Dies war mein zweiter Fehler, ein ſchlimmerer, als der erſte; für mich bedürftigen Mann, ohne Stelle, ohne Arbeit, waren 50 Franken viel, ſie waren nichts für den Herrn von Beaune. Und was glauben Sie, was er mir ſagte, als ich mein Geld von ihm forderte? Du ſollſt es mir bezahlen, ſagte er mir, und nie, meine Herren, habe ich etwas Anderes aus ihm herausbringen können.

Als ich dies ſah, meine Herren, ließ ich ihn belangen. Ach, ein unwiederbringlicher Fehler! Meinen Vorgeſetzten, meinen Maire, den reichſten Grundbeſitzer in der ganzen Gemeinde, vor Gericht ziehn! Ich armer Bauer, entlaſſener Bedienter, von ihm meinen Lohn fordern! Ich beging dieſe Thorheit, die ich bereue, und ſchwöre Ihnen zu, nie in meinem Leben, und ſollte ich Hungers ſterben, wird es mir wieder begegnen, einen Maire belangen zu laſſen. Wozu nützt es auch wohl? Herr von Beaune erſchien vor dem Friedensrichter, leiſtete einen Eid, hob die Hand in die Höhe, daß er mir Nichts ſchuldig ſei, und ich verlor meine 50 Franken, und immer wieder: Du ſollſt es mir bezahlen. Er hat mir Wort gehalten; ich bezahle ihm richtig das Geld, was er mir ſchuldig war.

Von da an rieth man mir, die Gegend zu verlaſſen. Mach' Dich fort, Blondeau, mach' Dich fort, ſagte mein Nachbar zu mir. Was willſt Du hier machen, nachdem Du den Maire erzürnt haſt? Hier iſt der Maire ſelbſtſtändigerer Herr als in Paris der König. Prozeſſe, Geldbußen, Gefängniß, dies erwartet Dich. Du haſt keine Ruhe mehr, kannſt in Frieden nicht mehr arbeiten. Der Biſſen im Munde wird Dir nicht bekommen, ſeitdem Du den Maire beleidigt haſt. Mach Dich fort, armer Blondeau.

Er hatte nur zu ſehr Recht, als er ſo ſprach. Ich mußte ihm glauben, fortgehn, mein Viertel Land verkaufen, meine Familie mitnehmen. Aber um dieſe Zeit fand ich Gelegenheit, mich, wie es mir vorkam, ſehr vortheilhaſt zu verdingen. Herr Courier nahm mich zum Aufſeher ſeiner Holzungen, und ich ſchätzte mich glücklich, in ſeine Dienſte zu treten. Ich dachte, bei ihm, der für einen braven Mann gilt, obgleich wenig Leute ihn geſehen haben und Keiner ihn kennt, könnte ich ruhig leben. Hierin täuſchte ich mich, wie Sie ſehn werden.

Kurz darauf wurde ich beſchuldigt, ich hätte zu dem Herrn Maire während eines Geſprächs mit ihm in ſeinem Park geſagt: Gehn Sie Ihrer Wege! Dies iſt die Ausſage einiger der Zeugen, die Sie abgehört haben. Andre ſagen, ich hätte geſagt: Gehn Sie zum T.....; Andre endlich geben an, ich hätte ganz und gar nichts geſagt. Der Handel war ernſtlich. Ich hatte Alles zu befürchten, wenn ich die Zahl und den Glauben derjenigen bedachte, die mich angriffen, denn Jeder miſchte ſich hinein. Der Maire ſtellte Klage an, der Prokurator des Königs verfolgte mich aufs Aeußerſte, die Domaine drohte, mir mein Gehalt als Privatförſter zu nehmen. Sogar der Präfekt geruhte mehr als einmal an die Richter wider mich zu ſchreiben. Die Machthaber von Tours hatten ſich verbündet, um Blondeau zu zerſchmettern.

Und die Veranlaſſung zu all' dem war, daß ich in der That mit dem Herrn Maire geſprochen hatte, gewiß eine große Unklugheit. Hätte ich dies vermeiden können? Aber wie ging das an? Man hatte in unſern Waldungen vier dicke Bäume geſtohlen, und um dieſe Bäume bei den Dieben, die hinreichend bekannt waren, in Beſchlag zu nehmen, bedurfte ich nach dem Geſetze nicht blos der Ermächtigung des Herrn Maire, ſondern ſeiner Gegenwart. Ich ſuchte ihn auf und requirirte ihn, mein Protokoll in der Hand, mich zu begleiten, ich las ihm das Geſetz vor, Alles vergebens; er ſchlug es ab und war ſchuld daran, daß man uns acht Tage darauf zwanzig andre im ganzen Walde ausgeſuchte Bäume fällte, die allergrößten, die ſchönſten und mit demſelben Erfolge; und ſeitdem noch ein ander Mal ... aber davon handelt es ſich nicht. Er weigerte ſich, mit mir zu gehn, aus keinem andern Grunde, als aus

Vergnügen, und nahm daraus ſogar einen Vorwand, mir einen Prozeß zu machen, ſich zu beſchweren, indem er ſagte, ich hätte ihn inſultirt. Mit welchem Schein von Recht? Ich konnte nur darüber lachen. Als ich aber ſo viel Feinde gegen mich ſah, als Alle, die mir ſchaden konnten, ſich eifrig dazu hergaben, nahm ich meine Zuflucht zu Herrn Courier. Helfen Sie mir, ſagte ich zu ihm, es iſt Ihre Sache. Reden Sie, laſſen Sie Ihre Freunde handeln. Aber er antwortete mir: Meine Freunde ſind in Rom, in Neapel, in Paris, in Konſtantinopel, in Moskau. Meine Freunde beſchäftigen ſich viel damit, was man vor 2000 Jahren that, wenig damit, was man jetzt thut. Wenn dem ſo iſt, erwiederte ich, wer wird mich beſchützen, wer meine Vertheidigung übernehmen? Ich habe alle Welt gegen mich.

Alsdann antwortete er mir: Blondeau, was ſeid Ihr einfältig. Legt Feuer an in meinen Wäldern, ſtatt ſie zu bewachen, und es wird Euch an Beſchützern nicht fehlen. Ihr werdet Alles zum Beiſtand haben, was im Departement von guter Geſinnung iſt. Der verachtetſte, der gemeinſte, der verworfenſte Menſch in der ganzen Provinz hat Freunde, Vettern ſogar unter dem Gerichtsperſonal von Tours gefunden, ſeitdem er mir etwas Böſes hat zufügen wollen, und erhält von mir 2000 Franken Schadenerſatz, weil er meine Frau aus ihrem Hauſe geworfen hat. Der Spitzbube, der mich vergangenes Jahr um einen halben Holzſchlag beſtahl, erhielt von der Billigkeit der Richter eine kleine Aufmunterung von 500 Franken, die ich ihm als Entſchädigung zahle. Dieſe Leute hauen mir jetzt unter dem Schutze aller Behörden meine ſchönſten Bäume um, ſchleppen ſie nach Hauſe, und es iſt verboten, ſie zu ſtören. Morgen werden ſie wegen des Diebſtahls, den ſie an mir begangen haben, mich verklagen und ſie werden ſicher gewinnen. Macht es, wie ſie, Ihr werdet eben ſo begünſtigt werden. Wenn Ihr, anſtatt mich zu plündern, mein Eigenthum vertheidigt, werdet Ihr ins Gefängniß marſchiren, macht Euch darauf gefaßt.

Ganz wie er es geſagt hatte, iſt die Sache gekommen. Ich wurde verurtheilt, oder, um genau zu reden, ich wurde zu einem

Monat Gefängniß verdammt, ohne Beweiſe, ohne Zeugenverhör. Die Zeugen, meine Herren, ſind, wie Sie wiſſen, erſt hier vor Ihnen nach meiner Berufung von dem zu Tours wider mich erlaſſenen Urtel vernommen worden. Zu Tours wollten die Richter aus Furcht vor Skandal ohne Zweifel nicht unterſuchen, ob ich geſagt hätte: Gehn Sie Ihrer Wege! oder: Gehn Sie zum Teufel! eine zarte Frage, die über den Unterſchied zwiſchen dem Worte Ihrer Wege und dem andern Worte ſchwebte. Es wurde auf das bloße Protokoll des Herrn Maire entſchieden, daß ich ihn beleidigt hätte; ſogleich verurtheilt man mich zu einem Monat Gefängniß. Meine Feinde finden, ich ſei wohlfeilen Kaufs davon gekommen. Denn er konnte eben ſo gut in ſein Protokoll ſetzen, ich hätte ihn beſtohlen oder getödtet, und Sie ſehn, was daraus folgte, da ſeinem Worte geglaubt wird, ohne daß er nöthig hätte, etwas zu beweiſen.

Aber ich, ich halte die Sache noch nicht für abgemacht: was er nicht gethan hat, wird er noch thun. Schon verbreitet ſich das Gerücht, ich hätte ihn bedroht. Schon hatte er es mit ſeiner Hand in das Gemeinderegiſter eingetragen. Noch mehr, er hat es in der Pfarrpredigt verkündigen laſſen. Ja, meine Herren, in der Predigt, an einem Sonntag iſt alle Welt durch die Stimme des Pfarrers benachrichtigt worden, Blondeau bedrohe den Herrn Maire. Dies wundert Sie, meine Herren, weil Sie die Geſetze kennen; aber ich, ich kenne den Herrn Maire, und ich weiß, daß ein Monat Gefängniß, meine verlorne Arbeit von einem Jahre, meine troſtloſe Familie, ein Prozeß, der mich zu Grunde richtet, für ihn keine Rache iſt. Was mich wundert, daß er mit ſo viel Mäßigung zu Werke geht, ſo viel Vorſicht anwendet und ſich ſogar vor der Beendigung dieſes Handels Beweiſe zu einer ſchwereren Beſchuldigung verſchafft, als ob er nicht ſtets ſeine Protokolle hätte, die für die Herren Richter von Tours ein Evangelium ſind. Sobald es ihm gefallen wird, geſchlagen oder gar ermordet worden zu ſein, wer wird ſeinen Angaben widerſprechen? Fürchtet er, man werde s ſich einfallen laſſen, die Umſtände zu unterſuchen? Daß der königliche Prokurator, der Präfekt im nöthigen Fall ihm fehlen, daß dieſe Herren eines Tages ihre gute Geſinnung ändern und ſich ein Gewiſſen daraus machen, einen Unglücklichen zu verderben, weil er in Dienſten des Herrn Courier's iſt? Und wenn man Beweiſe, Zeugen forderte, hat er nicht ſeine Pächter, die er, wie Sie geſehn haben, meine Herren, in einer Kutſche hierher fährt, wohlgeſinnte Leute, wie er, die es wenig koſtet, die Hand in die Höhe zu heben und vor den Richtern zu ſchwören! Kann es endlich an Unterſchriften jemals dem Verfaſſer eines Aufſatzes fehlen, den ich Ihnen, meine Herren, zu leſen geben werde? Es iſt das Original der Verkündigung, die der Herr Pfarrer von der Kanzel gegen mich erlaſſen hat.

Durch Urtel des Zuchtpolizeigerichts zu Tours vom 5. März d. J. iſt Clavier Blondeau, Privatförſter, zu 30 Franken Geldbuße, zur Confiſcation ſeiner doppelläufigen Flinte und zu den Prozeßkoſten verurtheilt worden, weil er Jagdgeräthſchaften geführt und ohne Erlaubniß zur Waffentragung die Jagd ausgeübt hat.

Ferner zu einem Monat Gefängniß, weil er den Herrn Maire von Véretz bedroht und beleidigt hat.

Für gleichlautende Ausfertigung des Urtels
gez. Bouraſſe, Gerichtsſchreibergehülfe.

Für gleichlautende Abſchrift v. Beaune, Maire.

Ich Unterzeichneter beſcheinige in meiner Meßpredigt am Sonntag den 21. März des gegenwärtigen Jahres 1819 die Abſchriften des umſtehenden Urtels, gemäß der an mich ergangenen Aufforderung des Herrn von Beaune, Maires dieſer Gemeinde, verkündigt zu haben.

Marchandeau, ſtellvertretender Pfarrer von Véretz.

Meine Herren, dies hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel der Wahrheit verkündigt, als einen authentiſchen Akt den Pfarreingeſeſſenen kund gethan. Dennoch iſt in dieſem, ganz von der Hand des Herrn von Beaune geſchriebenen Aktenſtücks nichts wahr, als ſeine alleinige Unterſchrift. Das Uebrige kann man von ihm erfunden oder gemäß ſeinen Abſichten zuſammengeſetzt nennen. Es iſt durchaus nicht wahr, daß man mich wegen Bedrohung und Beleidigung des Maires verurtheilt hat. Es iſt eben ſo wenig wahr, daß dies ein Auszug aus dem wider mich erlaſſenen Urtel wäre. Es iſt noch weniger wahr, daß dieſer angebliche Auszug von dem Hülfsgerichtsſchreiber ausgegangen iſt. Endlich iſt es falſch, daß dieſer Gerichtsſchreiber jemals dergleichen unterzeichnet, und ſein dahingeſetzter Name iſt eine reine Erfindung des Herrn Maire. Der Gerichtsſchreiber konnte keinen Auszug geben, der dem Urtel nicht gemäß iſt, daher lehnt er ihn auch ab und läugnet ihn vor Allen, die mit ihm darüber geſprochen haben. Das Urtel ſagt nicht, daß ich Jemand bedroht oder beleidigt hätte, ich bin verurtheilt worden, weil ich den Herrn Maire von Beretz durch Worte verletzt haben ſoll. Die Richter haben eine Verletzung in den Worten: Gehn Sie zum Teufel! gefunden; aber ſo viel Luſt ſie auch hatten, den Herrn Maire zu verpflichten, konnten ſie hierin keine Drohungen finden, ſelbſt wenn der Herr Präfekt in zwanzig Briefen es ihnen eingeſchärft hätte. Wenn der Maire Drohungen wollte, wenn es in ſeiner Abſicht gelegen hätte, bedroht worden zu ſein, ſo mußte er es in ſein Protokoll ſetzen, und dies hätte keine größere Schwierigkeit verurſacht. Aber damals dachte er daran nicht. Um dieſe Unterlaſſung nachzuholen, verſuchte er ſpäter, auch in Gegenwart von Zeugen, dieſe Drohungen ſelbſt geſtehn und unterſchreiben zu laſſen, wobei er eine Liſt anwendete, die ihm gelingen mußte, wenn man nicht gewarnt hätte. Dies iſt abermals ein Zug des erfinderiſchen Geiſtes des Herrn Maire, und ich bitte Sie, meine Herren, Acht darauf zu geben.

In der Mitte des Prozeſſes, in der größten Wuth ſeiner Verfolgungen, als ſein Feldhüter, ſeine Zettelchen, ſeine Gerichtsdiener mir keine Ruhe ließen, ſtellte er ſich auf einmal beſänftigt, als wenn er Mitleid mit mir hätte, mich leben laſſen wollte; man ſagt mir, er habe erklärt, daß er ſich mit einer geringen Genugthuung begnügen wolle; wenn ich ihn um Entſchuldigung bitten würde, ſollte alle Verfolgung wider mich aufhören. Ich, ich glaubte mich der Hölle entronnen, als mir die erſte Nachricht hiervon kam, und brachte Gott meinen Dank dar und verſprach, folgenden Sonntag nach der Meſſe mich bei dem Herrn Maire einzufinden, um ihm alle Entſchuldigungen, alle Demüthigungen zu gewähren, die er nur wollte. Der Sonntag kommt, ich ſtelle mich zur verabredeten Stunde ein; auf der Mairie finde ich den verſammelten Rath, viele Leute und den Herrn Maire, bei dem ich ſo unterthänig wie möglich mich entſchuldigte (weshalb? Großer Gott!), ihn um Verzeihung bat, daß ich ihn beleidigt hätte, ohne zu ſagen wo, noch wie, aus Furcht, zu lügen, und verſprach, in Zukunft es nicht wieder zu thun. Er ſchien zufrieden, alles ging aufs Schönſte. Zum Schluß ſchlägt man das dicke Gemeinderegiſter vor mir auf, lieſt eine lange Erzählung vor, wovon ich nicht ein Wort verſtand: man ſagte mir, ich möchte unterſchreiben; ich war im Begriff zu unterſchreiben, da ich gar keinen Argwohn hatte, als Jemand mich zurückhielt: Sieh Dich vor, ſagte er zu mir, Du willſt unterſchreiben, daß Du den Herrn Maire inſultirt, daß Du ihn bedroht, gewaltſam bedroht haſt, an dem und dem Tage, an dem und dem Orte, zu der und der Stunde; Du willſt unterſchreiben .... was weiß ich noch? Dieſe Worte gaben mir zu denken; ich weigerte mich, begehrte, mir Raths zu erholen, worauf der Herr Maire ſprach: Du wirſt ins Gefängniß marſchiren. Das Weitere hörte ich nicht, denn man ließ mich hinausgehn, meine Entſchuldigungen und meine Drohungen und andere Sachen ſind daher in den Gemeinderegiſtern Gottlob von mir ununterſchrieben geblieben.

Dies ſind die Pfiffe des Herrn von Beaune, und ich bin recht froh, meine Herren, daß Sie gewarnt ſind, um ſich davor zu hüten, denn er iſt der Mann dazu, Sie ſagen zu laſſen, was er will. Steht ihm Ihr Erkenntniß, ſo wie Sie es geſprochen haben, nicht an, den andern Tag arrangirt er es in der Pfarrpredigt, und was die Unterſchriften betrifft, meine Herren, ſo glauben Sie nur, er wird es daran nicht fehlen laſſen, ſo wenig als an der des Hülfsgerichtsſchreibers Bouraſſe. — Wie er übrigens die Erkenntniſſe der Gerichte nach ſeinem Vorgänger einzurichten verſteht, eben ſo verſteht er auch, ſie zu umgehen, ihnen zuvorzukommen. Geben Sie nur mal Acht, meine Herren; das Urtel gegen mich iſt vom 3ten, ich berufe mich dagegen am 10ten und 11ten Tage darauf, am 21ſten, noch ehe meine Berufung Ihnen zugekommen war, läßt Herr von Beaune meine Verurtheilung veröffentlichen. Dies ſetzt Sie in Erſtaunen, meine Herren; Sie dachten, Ihr Urtel könnte etwas zu der Sache thun; aber bedenken Sie gefälligſt, Herr von Beaune iſt Maire und Herr von Beaune hatte ſein Protokoll gemacht. Nun hat aber dem Protokoll des Herrn Maire niemals etwas widerſtanden, insbeſondere auf einem Brief des Präfekten geſtützt, wie es iſt. Hiernach iſt Ihr Urtelsſpruch nur eine reine Formalität; übrigens ziemlich gleichgültig, den er nicht abwarten zu brauchen glaubte, oder den er, beſſer geſagt, nicht abwartete, da er ſeiner Sache vollſtändig ſicher war und keinen Zweifel hegte.

Wie viel Herr von Beaune ſich aus der richterlichen Autorität macht, iſt in dieſem Handel noch beſſer zu Tag getreten, als die Richter von Tours ihn um irgend einer Auskunft willen vorluden. Die Antwort war einfach: Er hätte keine Zeit, der Herr Maire hat keine Zeit. Dies ließ er ihnen durch ſeinen Feldhüter ſagen, der der Mann des Maire iſt, wie der Maire der Mann des Präfekten iſt. Welche Würde in dieſen wenigen Worten an ein verſammeltes Tribunal! Der Herr Maire hat keine Zeit. Dies war, als wenn er geſagt hätte: Der Herr Maire iſt auf der Jagd, oder der Herr Maire iſt jetzt in dem Vorzimmer des Präfekten, der Herr Maire macht ſeine Aufwartung; es gebricht ihm an Muße, vor dem Gerichte zu erſcheinen. Wie groß iſt ein Maire in ſeinem Dorfe! Alles beeilt ſich, ihm zu gefallen, Alles zittert vor ſeinem Wort. Er verfolgt, zerdrückt Jeden, der das Unglück hat, ſeinen Zorn auf ſich zu laden. Er trifft ihn mit ſeinem Protokoll, und wenn die Richter Erläuterungen von ihm fordern, antwortete er, er habe keine Zeit. Dürſen Sie demnach ſich wundern, meine Herren, daß der Herr Maire von Béretz ihren Urtelserlaß nicht abgewartet hat, um mich für verurtheilt zu erklären! Man muß vielmehr erſtaunen, daß er nicht damit angefangen hat, mich ins Gefängniß zu ſetzen.

Dies hätte ich lieber gehabt, als mein Einſperrungserkenntniß in der Kirche, in der Predigt, ableſen zu hören, eine neue und unerhörte Brandmarkung, eine Art von für mich allein durch den Herrn Maire expreß erfundenem Pranger, der dieſe Strafe aus eigner Machtvollkommenheit der wider mich verhängten Strafe hinzufügt. Ich hätte lieber geſehn, daß er die Dauer meiner Haft verdoppelte und, da er doch einmal thut, was er will, ſtatt eines Monats mich ſechs im Gefängniß feſthielte. Als 60jähriger Familienvater mich in meiner Gegenwart, in voller Verſammlung, vor allen meinen Freunden, meinen Nachbarn, meinen Verwandten beſchimpft, alle Blicke auf mich gerichtet, von dem Paſtor mit dem Finger auf mich gewieſen zu ſehn, welcher Schimpf, welche Schande! Ich hätte todt ſein mögen, und als ich wußte, daß dieſer Schimpf nur ein Vergnügen des Herrn Maire war, daß die Richter ihn nicht hatten verordnen können, ich ſage Ihnen nicht, meine Herren, was mir durch den Kopf ging. Ich habe die grauſamen Proben ertragen, auf die mich der Haß des Herrn von Beaune geſtellt hat, ohne daß bis jetzt Gottlob die Geduld mich verlaſſen hat. Ein Glück für ihn, daß die Jahre mich klug gemacht haben, er weiß es und rechnet darauf; gebe der Himmel, daß er ſich nicht täuſche, und daß meine Geduld eben ſo lange daure, als ſeine Verfolgungen!

Alle Geſetzkundigen, die ich um Rath gefragt habe, erklären dieſen Akt des Maire für ungeſetzlich, und nicht allein den Geſetzen, ſondern den gewöhnlichſten Begriffen von Polizei und Verwaltung, dem geſunden Verſtande zuwider. So urtheilen die Geſetzkundigen allgemein darüber; ihr Vorgeſetzter und der Ihrige, meine Herren, deſſen Autorität in dieſer Frage, abgeſehen von ſeiner Stellung, groß ſein würde, Se. Exzellenz der

Herr Siegelbewahrer, von dieſem Vorfall unterrichtet, wollte es nicht glauben und ſagte: **Dies iſt unmöglich**, und als er ſpäter durch Beweiſe von der Wahrheit deſſen überführt wurde, was er Anfangs für unmöglich hielt, ſagte er: **Dies iſt unglaublich.** Ich wage, Ihnen dieſe Worte anzuführen und ſie vor Ihnen geltend zu machen, da dieſe Worte in dem Unglück, worin ich mich befinde, mein Troſt ſind und ein großes Gewicht haben, da ſie beſſer, als ich es vermag, zeigen, mit welcher Kühnheit Herr von Beaune in ſeinem Benehmen gegen mich alle Gerechtigkeit mit Füßen getreten hat. Sein Benehmen in dieſer Sache iſt in jeder Hinſicht unglaublich geweſen.

Uebergehn wir den Eid, der mich 50 Franken koſtet. Aber ſeine Weigerung, die Nachſuchung nach dem Herrn Courier geſtohlenen Holz zu genehmigen, was halten Sie davon, meine Herren? Ein Maire, die einzige Behörde, zu der man, entfernt von Städten, gegen die Diebe ſeine Zuflucht nehmen kann, macht ſich offen zu ihrem Beſchützer, zum Mitſchuldigen, zum Hehler eines gewiſſermaßen öffentlichen und offenkundigen Diebſtahls, einer Reihefolge von Diebſtählen, iſt das glaublich? Meine Herren, ſehn Sie darin die geringſte Wahrſcheinlichkeit? Ferner dieſer Einfall, ſich für inſultirt zu erklären, wenn ich wider meinen Willen (ich wollte nicht, man zwang mich dazu) hingehe, ihm eine geſetzlich nothwendige Aufforderung in einer ſchleunigen Sache mache; iſt das, noch einmal, glaublich? Und darauf dieſe Wuth, dieſer heftige Krieg, dieſe Bemühungen, Alles gegen mich aufzuhetzen, was einen Schatten von öffentlicher Gewalt im Departement beſitzt, dieſe von einer verſtellten Sanftmuth gelegte Schlinge, um mich Geſtändniſſe unterſchreiben zu laſſen, die mich verderben ſollten, dieſe Veröffentlichung, dieſe Erweiterung des Spruchs, der mich verurtheilt, dieſe Unterſchrift des Gerichtsſchreibers, dieſer angeblich gleichlautende Auszug: Alles dies, meine Herren, ſcheint mir nicht möglich und iſt nur für Diejenigen glaubbar, die Zeugen davon geweſen ſind oder die auf dem Lande wohnen und wiſſen, was das heißt, ein Maire.

Aber hat die Klage ſelbſt, die dieſem Prozeſſe zu Grunde liegt, einen Schein von Sinn? Und iſt es möglich, daß ein Menſch, ich ſage nicht ein Maire, ſondern ein Menſch, im Alter der Verſtandesreife, über die Schwächen der Kindheit hinaus, ſich durch ein Wort für beleidigt halte (denn ich gebe zu, ich will dieſes Wort geſagt haben), durch ein allerſchlimmſtens grobes Wort, das weder die Ehre, noch den Ruf, noch die Rechtſchaffenheit, noch die Sittlichkeit deſſen angreift, an den man es richtet, und nur demjenigen ſchaden kann, der es ausſpricht, daß er wegen dieſes Worts einen armen Dienſtboten verfolgen, vertilgen will, daß er die Richter ermüdet, Akten aufhäuft, Zeugen herbeiführt, Leute im Amte beunruhigt, öffentliche Akte mißbraucht, um zu erlangen, was? Daß dieſer Unglückliche, zu Grundegerichtete, Kranke, Beſchimpfte nach ſechsmonatlichem Verdruß einen Monat im Gefängniß ſchmachte.

Ein Monat, meine Herren! Sie werden daran denken, hoffe ich, ehe Sie dieſes Urtel beſtätigen. Hätte ein Soldat zu ſeinem Vorgeſetzten das Wort geſagt, worüber Herr von Beaune ſich beklagt, man hätte dieſen Soldaten vielleicht zwei Tage ins Gefängniß geſetzt, und wegen deſſelben Wortes des Bauern gegen den Maire wollen Sie einen Monat derſelben Strafe verhängen? Der Soldat, der zwei Tage im Gefängniß ſitzt, ſieht darin Soldaten, wie er iſt, geht ohne Unehre hinaus und hat keine Familie, deren Schickſal ihn beunruhigt. Ich, ich würde einen Monat mit Böſewichtern zuſammen ſein (man wird es wenigſtens glauben), mein troſtloſes Haus und hülfloſe Kinder verlaſſen, mit Schande bedeckt würde ich zu ihnen zurückkehren. Welch' ein Unterſchied, meine Herren. Iſt es an Ihnen, Richter, dieſen Unterſchied zu Gunſten des bewaffneten Menſchen zu begründen? Iſt das bürgerliche Geſetz härter, als die Disziplin im Felde?

Aber nein, meine Herren, ich habe den Herrn Maire gar nicht beleidigt. Sogar ſeiner Angabe gemäß, habe ich ihm nichts geſagt, worin man eine Beleidigung finden könnte. Mag er Beweiſe häufen, geſtützt auf ſein Protokoll, ſeine Pächter, ſeine Schuldner, ſeine Leute als Zeugen verführen: ich habe ihn nicht beleidigt. Ich hätte ihn beleidigt, wenn ich ihn Lügner, Fälſcher, Meineidiger, feiger Verfolger des Schwachen genannt hätte, und ich würde jeden Menſchen beleidigen, dem ich die Hälfte von dem vorwürfe, was Herr von Beaune mir angethan hat. Aber das Wort, deſſen er mich beſchuldigt, iſt für keinen Menſchen eine Beleidigung. Gegen ihn ſich nur dieſes Worts bedienen, hieße ihn ſchonen, hieße von meiner Seite eine ſeltne Klugheit, und dennoch, es iſt wahr, ſogar dieſes Worts habe ich mich nicht bedient.

Befürchten Sie übrigens nicht, meine Herren, wenn Sie mich freiſprechen, daß das Anſehn des Herrn Maire dadurch geſchwächt, daß die Achtung vor ihm deshalb geringer ſein, daß man weniger Furcht haben werde, ihn zu beleidigen. Es iſt kein Menſch in der Gegend, den mein Beiſpiel nicht abſchreckte, und der nicht zitterte, einen ähnlichen Prozeß zu gewinnen. Ich habe ſechs Monate lang weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. Ich zahle ungeheure Koſten und verliere meine Arbeit von einem Jahr. Von einem Holzſchlag, wobei ich einiges Intereſſe habe, habe ich kaum den vierten Theil fertig bringen können. Wie es auch komme, welches Urtel Sie auch fällen, zweifeln Sie nicht, ich werde immer hinlänglich dafür beſtraft ſein, Herrn von Beaune erzürnt zu haben, und auf lange Zeit werden ſeine Dienſtboten ihren Lohn nicht vor Gericht von ihm fordern, wenn ſie in der Gemeinde Véretz wohnen wollen.

Literariſche Fragmente.

Unterhaltung bei der Gräfin von Albany in Neapel, den 2. März 1812.

....„Ich ſagte zu ihnen, ich weiß nicht, bei welcher Veranlaſſung, daß unſer Jahrhundert wohl beſſer ſei, als das Ludwig's XIV. Fabre widerſetzte ſich dem: Guter Gott! welcher Unterſchied, unter Ludwig XIV. ſtand Alles in Blüthe. — Wenn Sie von den Künſten reden, antwortete ich ihm, zu welcher Zeit hat man ſie in größerer Blüthe geſehn, als heutzutage? Ich wollte ihn ein wenig geſprächig machen. Die Gräfin verſtand mich und in meinen Gedanken eingehend, ſagte ſie: Es iſt wahr, daß die Künſte heutigentags ſehr gepflegt und aufgemuntert werden ... — Man ſpricht ſtark davon, ſagte Fabre. — O, man thut mehr, als davon ſprechen. Ich unterſtützte dieſe Anſicht der Frau von Albany und führte zum Beweiſe den Salon im Pariſer Louvre an, wo alle Jahre .... Ja, ja, unterbrach mich Fabre, und ſich dem Fenſter nach dem Pauſilipp zu nähernd: Wohin gehn denn dieſe Truppen alle die Chiaja (Kai) entlang da unten nach der Grotte (den Tunnel durch den Pauſilipp) zu? — Ich weiß nicht, erwiederte ich.

Aber zum Beiſpiel dieſes Gemälde von Gérard, das wir geſtern beim König ſahn, iſt das nicht ein ſchönes Stück, welches auch zur Zeit Leſleur's und Pouſſin's dafür gehalten worden wäre? — Meiner Treu, ſagte er, unſre Nachbarn, die Kanoniere ſteigen zu Pferde. Es iſt gewiß irgend eine Parade. Der König wird von Caſerta zurück ſein. So ſuchte er das Geſpräch abzulenken, aber ich fiel ein: Und David, iſt David nicht der Gründer einer neuen Schule? Guerin, Gerödet und Sie ſelbſt, macht Ihr nichts, was etwas taugte? Er erwiederte mir: — Nun gut, ja, es iſt mein Handwerk, ich kann darüber reden, und ich ſage Ihnen, daß manches Gemälde von Pouſſin allein größern Werth hat, als Alles, was ſeitdem gemacht iſt.

„Ich war froh, ihn da zu ſehn, wo ich ihn haben wollte. Ich unterhielt ihn über dieſen Gegenſtand und er fing an, uns zu erzählen, was die Künſte unter Ludwig XIV. waren, indem er die damaligen Werke mit den heutigen verglich und dem vergangnen Jahrhundert in Allem den Vorzug gab, außer daß er geſtand, daß man ſeit einiger Zeit von dieſem abſcheulichen Geſchmack, von dieſer Miſere bei uns zurückkomme, worin unſere Schule nach ihren ſchönen Tagen ſo früh verfiel. Wir hörten ihm zu und ich meinestheils hätte nie daran gedacht, ihm in die Rede zu fallen, denn wahrlich er ſpricht über Alles gut, aber über dieſe Dinge, worin er ſachverſtändig iſt, iſt es ein Vergnügen, ihn zu hören. Die Gräfin ſagte ihm: Wie es mir ſcheint, ſind wir in dieſem Genre Ihrer Anſicht nach mehr werth als unſre Eltern, und weniger als unſere Großeltern. Ich halte Sie gewiß für fähiger als irgend Jemand, gut darüber zu urtheilen: aber miſcht ſich in das, was Sie ausſagen, nicht ein wenig Leidenſchaft, ein Körnchen Parteilichkeit für Ihren Lieblingsmaler? Denn am Ende iſt es mit dieſem Gemälde Pouſſin's, als wenn Sie einer Lafontaine'ſchen Fabel den Vorzug geben.... Merkwürdig, ſprach er; in der That, für eine ſchöne Fabel von Lafontaine könnte man leicht alle Verſe des achtzehnten Jahrhunderts hingeben. — Sie machen Spaß! Die Henriade, die Tragödien Voltaire's! — Warum nicht? Wenn

Voltaire ſelbſt der Anſicht iſt? — Wie? — Gewiß, ſagt er nicht, und ich glaube an mehr als einer Stelle, daß ſeit dem goldenen Zeitalter unſrer Poeſie kein Menſch zwanzig gute Verſe nach einander zu machen verſtanden hat? Das goldne Zeitalter unſrer Poeſie iſt das Jahrhundert Ludwig's XIV. — Nun wohlan, was thut das? — Sie werden ſehn, wenn Sie mich nur ein wenig anhören wollen.

„Zwanzig in einer Fabel auf einander folgende gute Verſe machen eine gute Fabel, nicht wahr? — Wie meinen Sie das? fragte Frau von Albany. Ich meine, da eine Fabel gewöhnlich nicht viel mehr als zwanzig Verſe hat, daß die Fabel gut iſt, wenn in dieſer Fabel zwanzig gute Verſe ſind. — Ganz gewiß. — Nun giebt es aber, fuhr er fort, manche Fabel von Lafontaine, worin ſich nicht blos zwanzig gute Verſe hintereinander befinden, ſondern worin alle Verſe ſehr gut ſind. Irre ich mich? O, hierin nicht. — Dieſe Fabel iſt folglich gut? — Ohne Widerrede. — Und eine gute Fabel iſt ein gutes Werk? — Wer zweifelt daran? — Jetzt ſind nach dem eignen Geſtändniß Voltaire's weder in der Henriade, noch in den Tragödien Voltaire's zwanzig aufeinanderfolgende gute Verſe? — Wieſo? — Ei! ja wohl. Sind dieſe Verſe nicht alle nach der Regierung Ludwig's XIV. gemacht, d. h. als die Zeit vorüber war, wo man zwanzig aufeinander folgende gute Verſe zu machen verſtand? Und ſchwierige Leute finden darin nicht zehn. Nun bitte ich Sie, Madame, ein Werk in Verſen oder ein großes Werk, worin ſich nicht zehn aufeinander folgende gute Verſe unter mehreren Tauſenden finden, iſt das ein gutes Werk? — Aber, ſagte ſie, es könnte ein mittelmäßiges Werk ſein. — Nein, verſetzte er, denn das Mittelmäßige wird von den Dichtern nicht anerkannt. Alles, was Gedicht heißt, nach der Anſicht der Meiſter dieſer Kunſt, iſt gut oder ſchlecht; keine Mittelſtraße. Das Mittelmäßige und das Schlechteſte iſt ganz einerlei. Sie kennen den Vers von Boileau. — Was! wollten Sie behaupten, die Tragödien Voltaire's wären ſchlechte Werke? — Nach Boileau, ſagte er: in der That, Sie ſehn es; da ſie nicht gut ſind, weil nicht zwanzig gute Verſe darin aufeinander folgen, und es mittelmäßige in der Poeſie nicht giebt, ſo ſind ſie nothwendig ſchlecht. Aber ich nehme, aus Liebe zu Ihnen, Madame, an, daß Boileau, Horaz und die ganze Poetik ſich irren, daß es mittelmäßige Dichtwerke gebe, und daß die Henriade ſo gut wie die Tragödien dazu gehören, ſo werden Sie mir doch einräumen, daß ein einziges gutes Werk mehr werth iſt, als hundert ſchlechte Werke, mehr als alle ſchlechte Werke, die in hundert Jahren gemacht werden könnten? — Das ſcheint mir auch, ſagte ſie. — Sogar mehr als alle mittelmäßigen Werke? — — Ei, das möchte ich nicht zugeben. — Wie, die Sache ſcheint Ihnen nicht klar? — Ei doch, aber, ſagte ſie, z. B. zehn Thaler, worin die Hälfte blos Zuſatz und das Uebrige feines Silber iſt, ſind mehr werth als ein guter Thaler ohne Zuſatz. — Sehr gut, wenn Sie von der Materie ſprechen. Aber zieht man nur die Kunſt in Betracht, ſo hat eine Medaille von Pikler mehr Werth als alle Piaſter Peru's: und dann das Verdienſt der Ausführung, die Ueberwindung der Schwierigkeiten; wenn ein Springer zehn Schritte ſpringt und nach ihm welche kommen, die etwa fünf oder ſechs Schritte ſpringen, ſo haben ſie Nichts geleiſtet, und wäre ihre Zahl zehntauſend. Und dies iſt ganz daſſelbe, ſehn Sie. Lafontaine ſpringt die zehn Schritt, er ſetzt über den Graben. Voltaire und alle Uebrigen, die nicht daſſelbe thun können, ſtürzen bunt durcheinander in den Grund. — Dies iſt ein Vergleich .... ſagte die Gräfin. Er gab zu, daß es ein ſeltſamer ſei. — Aber man muß doch das Ziel erreichen, um den Preis zu erlangen. Sie mögen noch ſo nahe daran ſein, das zählt für nichts; und ſo verſteht es Boileau, oder ich bin wohl getäuſcht worden. Was halten Sie davon? Um Gottes willen, ſagte ſie, kommen Sie zum Schluß und reden wir dann nicht mehr davon. — Nein, Madame, nein, dies iſt ein Aerger, den ich Ihnen erſparen will; denn Sie ſehn, wo es hinausgeht. Es würde ſich ſofort finden, daß der Eſel und der Hund von Lafontaine Orosman und alle Helden Voltaire's in Schatten ſtellen. Aber was mein Gemälde Pouſſin's betrifft, nehmen Sie, welches Sie wollen, die Entzückung des heiligen Paulus, oder die Ehebrecherin oder eines der Sakramente, Sapperment! ſolchen Werken das gegenüberzuſtellen, was man jetzt macht, dies hieße den Geſchmack beleidigen, die Künſte entweihn!

„Sein Zorn und dieſe Dialektik unterhielten uns; wir geben zu, er müſſe in einer andern als der David'ſchen Schule geweſen ſein, um ſo zu argumentiren. Wiſſen Sie wohl, ſagte Frau von Albany, was Sie am Ende mit Ihrer Logik und mit Ihren Spitzfindigkeiten ausgerichtet haben? Sie haben mich ganz und gar nicht überzeugt. Niemals werde ich glauben, die Tragödien Voltaire's ſeien ſchlecht oder mittelmäßig. — Aber, Madame, beweiſe ich es Ihnen nicht auf handgreifliche Weiſe? Finden Sie auf meine Gründe etwas zu erwiedern? — Was weiß ich, wenn ich darüber nachdenken wollte, ſprach ſie. Sie, Sie ſind auf dieſe Gegenſtände vorbereitet. Sie haben gutes Spiel gegen uns, wenn es ſich um Kunſt und Literatur handelt. — In der That, Madame, ſagte ich, da iſt er auf ſeinem Gebiet. Um beſſern Handel mit ihm zu haben, muß man ihn auf ein anderes verſetzen. Wenn es wahr iſt, ſagte ich hierauf, an ihn mich wendend, daß man damals beſſer zu malen und zu ſchreiben verſtand, als heute, haben nicht wir, wir über dieſes Jahrhundert weit größere Vortheile errungen? Die Wiſſenſchaft, die Politik, der Krieg .... — Ach, ſagte die Gräfin, was iſt das Alles im Vergleich zu den Gemälden und Fabeln? Der heilige Paulus und zwanzig aufeinander folgende Verſe, darin liegt der Ruhm eines Jahrhunderts. Alles Uebrige iſt Kleinigkeit.

„Er begann zu lachen und ſagte zu uns: Meiner Treu, Ihr verſetzt mich nicht blos auf ein anderes Gebiet, ſondern Ihr ſchifft mich nach unbekannten Meeren ein. Die Wiſſenſchaften, der Krieg, die Politik ſind für mich böhmiſche Dörfer. — Aha! ſagte die Gräfin, jetzt giebt er klein bei. Und mir einen Wink gebend: vorwärts, Sie, feſt, vollenden Sie es, in zwei oder drei Schlägen iſt's vollbracht. — Wie, ſagte er, iſt denn kein Verſtändniß möglich? und wenn man Ihnen für dieſes Jahrhundert den Krieg und die Wiſſenſchaften überließe, würden Sie dem andern die Künſte, die Höflichkeit, den Geſchmack nicht einräumen? — Gut, Sie möchten, glaub' ich, die Sachen gleichmachen. Nein, kein Pardon, oder Sie unterſchreiben, daß wir in allen Stücken Ihren Ludwig XIV. übertreffen und daß Jeder ein Uebertreiber, ein lächerlicher Menſch iſt, der das Gegentheil hat behaupten können. — Sie halten mich für aus dem Felde geſchlagen, ſagte er, Sie ſetzen mir den Dolch auf die Bruſt. Nun wohlan! kein Vergleich mehr, kein Frieden mehr; ich nehme Alles wieder zurück, was ich Ihnen einräumen wollte, und ich werde hartnäckig bis zum letzten Trugſchluß dabei verbleiben, daß jenes Jahrhundert dem Eurigen in Allem ſo überlegen iſt, wie die Ceder dem Iſop. — In den Wiſſenſchaften? fragte ich. — In den Wiſſenſchaften, in allen Wiſſenſchaften von der Aſtronomie bis zum ABC. — Und im Kriege? — Ja. — Welche Thorheit! — Ich will es Ihnen beweiſen, zu Fuß und zu Pferd.

„Sie glauben, er macht Spaß, ſagte mir Frau von Albany, aber er iſt der Mann, ſich mit einer ſolchen Sache zu befaſſen. — Warum nicht. — Sie wollen uns beweiſen, ſagte ich zu ihm, daß man heutigentags weniger Phyſik, Mathematik weiß. — Keinesweges; darum handelt es ſich nicht. — Wie? — Nein es iſt nicht in Frage, ob unſre Gelehrten mehr davon wiſſen, als jene, da ſie nach ihnen gekommen ſind. Denn zunächſt haben ſie von jenen gelernt, was ſie wußten, und es wäre ſeltſam, wenn ſie nicht ſpäter etwas zugelernt haben ſollten, was jene nicht wußten. Man müßte die Fortſchritte betrachten, die die Einen und die Andern die Wiſſenſchaften haben machen laſſen, und die Erfindungen gegen einander abwägen. — Ei, damit käme man aber nicht zu Ende, ſagte ich ihm. — Nein, verſetzte er, die großen Erfindungen ſind nicht zahlreich. Die unſrigen, die unſrer Väter, dies Alles wäre bald berechnet, und wenn man zuſammenſtellte, was ſie uns hinterlaſſen und was wir ſelbſt errungen haben, ſo würde man mit einem Blick ſehn, daß alle Grundlage nur von ihnen kommt und daß wir ſeit langer Zeit auf dieſem Gebiete wenig hinzu erwarben; und dann das nicht geringe Verdienſt, daß ſie uns den Weg eröffnet und die Hinderniſſe fortgeräumt haben. — O, was ſie für uns gethan haben, thun wir für Andre. — Ja wohl, aber der erſte Schritt koſtet Mühe. — Sie erndteten, ſagte ich, wir halten die Nachleſe. Uebrigens, ſetzte ich hinzu, haben Sie vielleicht in einem Sinne recht, und ich glaube, es ließe ſich genug dafür und dawider ſagen. — Wahrlich, ſagte Frau von Albany, es iſt eine ſchöne Materie, und es wäre für Euch Beide etwas, dieſen Streitpunkt aufzuklären, wenn Ihnen nicht fehlte .... — Was? ſagte Fabre. — O, nichts, eine Kleinigkeit, zu wiſſen, wovon Sie reden. — Was das betrifft, ſagte er, das iſt kein Gegenſtand. Ich glaubte auch lange, man würde nicht Doktor, ohne ſeine Grade durchzumachen, und um von den Dingen zu ſprechen, müſſe man ſie kennen; aber ich höre alle Tage ſo viele Leute über die Künſte ſprechen, ohne daß ſie die geringſte Idee davon haben, dicke Bücher darüber ſchreiben und Schule darüber halten, daß ich meiner Seele in Nichts mehr Ignorant ſein will und auf der Stelle will ich als unterrichteter Laie mit Ihnen vom Kriege ſprechen. Denn ich zweifle, daß Sie mich auf dieſem Gebiete erwarten. — Sie bleiben demnach Ihrem Vorſatz bis an's Ende treu, fragte ich ihn? — Durchaus. — Vorwärts, wir wollen ſehn, wie Sie ſich herausziehn werden. — Ja, ſagte die Gräfin, wir wollen ſehn, erzählen Sie uns von Schlachten.

„Er ſtand eine Weile träumeriſch gegen die Fenſtermauer gelehnt, gen Capri blickend und antwortete nicht auf einige Worte, die wir ihm ſagten; dann kam er zu uns und ſagte: Zunächſt muß die Streitfrage feſtgeſtellt werden. — Welche Frage? ſagte ich zu ihm, es iſt keine Frage. Sie ſtellen es an die Spitze der Behauptung, daß wir heutzutage nicht ſo kriegeriſch ſind, als man zur Zeit Ludwig's XIV. war; nennen Sie dies... — Ja, das iſt wahr, wir ſind nicht ſo kriegeriſch, dies will ich beweiſen. Was verſteht man nun aber unter kriegeriſch? — Kriegeriſch, ſagte ich, ſind die Leute, die Krieg führen. — Alſo, ſagte er, würden die kriegeriſchſten diejenigen ſein, die am meiſten Krieg führen? — Sicher. — Nein, verſetzte er, dies iſt die Frage nicht; habe ich recht, ſie genau beſtimmen zu wollen? Nichts iſt ſeltner, als ſich zu verſtändigen und zu wiſſen, worüber man ſtreitet. Erinnern Sie ſich deshalb, daß es ſich um den Ruhm des Jahrhunderts handelt, der nicht darin beſteht, viel Krieg zu führen, ſondern ihn gut zu führen; he? — Ohne Zweifel. — Denn, ſetzte er hinzu, wenn Sie mir in unſrer erſten Diskuſſion ſagten, daß man jetzt mehr malt als zur Zeit Pouſſin's, ſo war ich einverſtanden; aber nicht ſo gut; und daß man mehr ſchreibt, ohne Widerrede; aber wie? das iſt die Sache. Nun, mit dem Kriege iſt's, meiner Anſicht nach, daſſelbe. — Ich verſtehe wohl, ſagte ich; Sie behaupten, man habe ihn damals beſſer geführt, mit mehr Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit als heutzutage. — So iſt's.

„Frau von Albany lachte und ſagte zu ihm: Nächſtdem werden Sie uns Ihre Feldzüge, Ihre Belagerungen, Ihre Schlachten erzählen, denn um von dieſen Dingen zu reden, müſſen Sie wohl einige Erfahrung darin haben. — Was mich betrifft, antwortete er, ſo glaube ich an dieſe Nothwendigkeit nicht. — Wie! Sie wollten verſtehen, wer den Krieg beſſer oder ſchlechter geführt hat, ohne ihn jemals mitgemacht zu haben, ohne vom Handwerk zu ſein? — Sehr gut. Kann ich die Schauſpieler nicht beurtheilen, wenn ich nicht ſelbſt Schauſpieler bin? und darf ich meine Meinung über das Stück nicht auszuſprechen wagen, wenn ich nicht Schriftſteller bin? Aber Sie, Madame, ich bitte Sie, haben Sie jemals die Küche beſchafft? — Nein, ſagte Sie, ſo viel ich mich erinnere. — Nun wohlan! im Tiſche Ihrer Frau Schweſter erklärten Sie neulich ihren Koch für den beſten in Neapel und im Königreiche. Obgleich Sie die Kunſt nie ausgeübt, ſprachen Sie ſich kühn über das Verdienſt des Künſtlers aus, und in der That, am Werk erkennt man den Werkmeiſter, ohne daß man in die Zunſt eingeſchrieben ſein braucht. Kurz man führte zu jener Zeit beſſer Krieg und folgendermaßen beweiſe ich es. — Einen Augenblick, ſagte ich, antworten Sie mir. Warum führt man Krieg? — Warum? — Welches iſt das Ziel, das man ſich beim Kriegführen ſteckt? Den Feind zu ſchlagen, nicht wahr? — Ohne Zweifel. — Und ihn auszubeuten? — Sehr gut.

„In vierzehn Tagen ſchlagen wir mehr Feinde und machten mehr Eroberungen, als man damals in Hundert zu machen verſtand. — Laſſen Sie mich auch einen Augenblick reden, ſagte er zu mir. — Welchen Zweck hat dies Spiel? zu gewinnen, wenn ich nicht irre? — Ja. — Nun gut, von zwei Spielern, die abgeſondert gegen verſchiedene Gegner ſpielen, gewinnt der eine zehn Groſchen, der andre zehn Louis, und der erſte, der zehn Groſchen gewinnt, hat drei Stunden geſpielt, der zweite drei Minuten; in drei Schlägen hat er matt gemacht und zehn Louis gewonnen. Welcher ſpielt am beſten? — Je nachdem, antwortete ich. — Wie nachdem? Bedenken Sie, zehn Louis in drei Minuten und zehn Groſchen in drei Stunden? — Aber, ſagte ich, wenn der mit den zehn Louis mit einem ſchlechten Spieler zu thun gehabt hat? — Ah, ſehn Sie, darin liegt es! In Euren Kriegen habt Ihr's mit Stümpern zu thun, die Euch in vierzehn Tagen Königreiche erobern laſſen, und in vierzehn Tagen eroberte man damals kaum eine Feſtung. Was will das anders ſagen, als daß man ſich damals ſchlug, der Gegner ſich vertheidigte? Damals gab es große Spieler, damals wurden ſchöne Schläge ausgeführt Wenn man bei Malplaquet verlor, nahm man bei Oudenarde ſeine Revanche. Die Niederlage von Ramillies glich bei Denain ſich aus. Der Geſchickteſte ſiegte. Was ſieht man heutzutage? Spitzbuben, die ordentliche Leute ausplündern.

„Er ſagte noch mehr .... Eure Schnellläufe von Paris nach Wien .... Jetzt giebt man eher die Hauptſtadt auf, als man früher einen Schritt an der Gränze wich .... Damals die Ehre, jetzt die Beute .... Und dann ſetzte er, wie ich mich genau erinnere, hinzu: Soll ich Ihnen ſagen? Man plündert, man mordet, man verwüſtet heutzutage mehr, als damals, aber gewiß ſchlägt man ſich weniger ... Denn der Krieg, der ehemals zwei Seiten hatte, den Angriff und die Vertheidigung, hat jetzt nur noch eine; und wenn es jemals eine Kunſt war, zu erwürgen, ſo iſt die Hälfte derſelben verloren. — Sicherlich, ſagte die Gräfin, nicht aus Mangel an Uebung. Was mich betrifft, ich hätte gerade das Gegentheil geglaubt; ich hielt dieſe Kunſt für die ausgebildetſte unſrer Zeit.

„Aber bemerken Sie wohl, Madame, ſagte ich, daß er ſogar bezweifelt, daß das Kriegführen eine Kunſt ſei? — Wie? Fragen Sie ihn lieber, und als ſie ihn lächeln ſah, ſagte ſie: Aber es giebt ſo viele Bücher darüber. — O, antwortete er, es giebt Bücher über Theologie und ſogar Bücher über Magie. Gleichwohl glaube ich ſo viel an eins wie an's andre. — Und was iſt denn die Taktik, die Befeſtigungskunſt, die Lagerkunſt? — Ich will ſterben, wenn ich etwas davon weiß. — O, wohl! ich, ich weiß es und ich will's Ihnen ſagen, ſprach Frau von Albany. Die Taktik iſt die Kunſt, Soldaten nach gewiſſen Regeln aufzuſtellen, um Schlachtordnungen zu geben. Mit einem Wort, es iſt die Kunſt, ſich zu ſchlagen. — Und ohne dieſe Kunſt, ſagte er, würde man ſich nicht ſchlagen? O, die gute Wiſſenſchaft! fügte er hinzu, und wie nothwendig! denn, ich bitte Sie, wie ſollten wir es anfangen, uns einander zu tödten, wenn uns große Männer die Methode nicht zeigten? — Sagen Sie, was Sie wollen, aber ſie beſteht einmal, dieſe Methode, dieſe Wiſſenſchaft, Sie werden ſie nicht wegläugnen können. — Hören Sie, ſagte er, ich will glauben, da alle Welt es verſichert, daß es eine Kriegskunſt giebt: aber Sie werden mir zugeben, daß es die einzige iſt, die keine Lehrzeit erfordert. Sie iſt die einzige Kunſt, die man verſteht, ohne ſie gelernt zu haben. Bei den übrigen iſt Studium und Zeit nothwendig: man beginnt damit, Schüler zu werden; aber in dieſer iſt man gleich Meiſter, und wenn man nur die mindeſten Anlagen mitbringt, macht man ſein Meiſterſtück zugleich mit dem erſten Verſuch. — Erklären Sie uns das, ſagte Frau von Albany, denn Ihre Idee iſt ſeltſam oder ich verſtehe Sie nicht. — Ei was! erwiederte er, z. B. als ich Maler werden wollte, gab ich mich nicht mit einem Male ans Malen. Zuerſt mußte ich zeichnen lernen; ich zeichnete nach Abgüſſen, ich zeichnete nach der Natur. Aber was glauben Sie, wie lange ich damit zubrachte, Augen, Ohren, Füße, Hände, eine halbe Figur, dann eine ganze Figur zu machen, ehe ich dahin gelangte? Und ſo weit gekommen, neue Arbeit, neue Studien nach dem lebenden Modell. Wie viel Anſtrengung, wie viel Geduld, wie viel Schwierigkeiten, und noch hatte ich nicht angefangen, zu malen! Endlich malte ich, Anfangs ſehr ſchlecht, darauf weniger ſchlecht, dann ein Bischen beſſer. Nach Verlauf von dreißig Jahren bin ich endlich ein Maler, ſo weit ich es werden konnte, und wenn ich meine Kunſt noch dreißig Jahre ſtudirte, würde ich nie ſo viel wiſſen, wie mir zu lernen übrig bliebe. Nun ſehn Sie, was ich ſagen will: in dieſer großen Kunſt, Menſchen im Kriege anzuführen, kommt die Wiſſenſchaft nicht, wie dort, allmälig, ſondern auf einmal. So wie man ſich daran giebt, weiß man gleich Alles, was davon zu wiſſen iſt. Ein junger Prinz von achtzehn Jahren kommt mit Poſtpferden vom Hofe, liefert eine Schlacht, gewinnt ſie und ſiehe, er iſt für ſein ganzes Leben ein großer Feldherr und der größte Feldherr der Welt. — Wer denn? fragte die Gräfin, wer hat ausgeführt, was Sie da ſagen? — Der große Condé. — O, der, das war ein Genie. — Ohne Zweifel, ſagte er, und Gaſton de Foix? Die Geſchichte iſt voll von ähnlichen Beiſpielen. Aber dieſe Dinge kommen in den andern Künſten nicht vor. Ein Prinz mag noch ſo großes Genie vom Himmel bekommen haben, macht nicht, geſtiefelt wie er vom Pferde ſteigt, das Stabat von Pergolèſe oder die heilige Familie von Raphael.

„Wünſchen Sie, fragte ich ihn, daß ein Prinz Maler oder Kapellmeiſter ſei? — Nein, ſagte er, Gott behüte mich vor dieſem Gedanken. Molière, erinnere ich mich, ſagt: Das Herkommen leidet bei uns nicht, daß ein Edelmann etwas verſtehe; um wie viel weniger ein Prinz. Aber dieſe Leute, die Nichts verſtehn, verſtehn ſich auf den Krieg, nicht wahr? —

Gewiß und beſſer als Andre. — O, beſſer, das iſt eine andre Sache. — Ich habe Leute von jeder Profeſſion, von jeder Haarfarbe, von jedem Alter, wie Lafontaine ſagt, den Soldatenſtand ergreifen geſehn und Krieger werden, ohne daß ſie jemals vorher daran gedacht haben. Ich habe Maler geſehn, von meinen eignen Kameraden, die die Palette dahin warfen und Truppen ins Feld führten, als ob ſie in ihrem Leben nichts Anderes gethan hätten. Ich zweifle, daß es einen Marſchall giebt, der nicht in Verlegenheit käme, wenn der Kaiſer ihm ein Geſchichtsgemälde auftrüge. — Ich glaube, wie Sie, daß Wenige es gut ausführen würden, und Sie würden wahrſcheinlich in derſelben Noth ſein, wenn man Ihnen aufgäbe, ein Armeekorps zu kommandiren. — Vielleicht. — Wie, Sie zweifeln daran? — Aus dem Grunde, weil in der That ein großer Unterſchied darin liegt. — Und welcher? — Der Marſchall weiß gewiß, daß er kein Gemälde machen kann. Er hat's nicht nöthig zu verſuchen; aber ich, ich kann nicht gewiß wiſſen, ob ich nicht gut kommandiren würde, bevor ich den Verſuch damit gemacht hätte. — Warum, ſagte ich, ſollten Sie weniger als er wiſſen, was Sie zu thun vermögen, oder er beſſer als Sie, wozu er unfähig iſt? — Ach! deshalb, weil man noch nie einen General malen geſehn hat, während Maler ſchon öfter kommandirten und Leute aus andern Gewerben, oder ſogar ohne Gewerbe, unter welche ich nicht demüthig genug bin, mich zu ſtellen und auch nicht glaube, daß man ſo beſcheiden zu ſein braucht.

„In allem Ernſt, ſagte Frau von Albany, würden Sie ſich morgen an die Spitze einer Armee ſtellen? — Ich würde mich nicht anbieten, ſagte er, aber wenn man mich bäte . . . — Sie würden ſich dazu hergeben? — Und wie ſollte ich mich deſſen weigern? Ich hätte gut ſagen, ich wäre Maler, ein armer Teufel, in meinem Geſchäft verſtünde ich vielleicht etwas, außerdem, was es immer ſei; man wird mir antworten, die Prinzen, die gar nichts wüßten, thäten, was man von ihnen fordert, und was ein Prinz thue, könne alle Welt thun. Zu ſagen, ich hätte in meinem Leben keine Linie von ihrer Taktik geleſen, noch auch nur die Parade geſehn, dies wäre eine ſchlechte Entſchuldigung. Die Herren die und die, am Leben oder ſeit Kurzem verſtorben, haben ohne größere Praxis und Theorie, als Sie, ſolche Befehlshaberſtellen übernommen und mit allgemeinem Beifall verwaltet: was ſollte ich antworten?

„Aber, verſetzte Frau von Albany, am Ende giebt es doch Regeln im Kriege und dieſe Regeln muß man wiſſen. — Wünſchen Sie, Madame, daß ich Ihnen darüber meine Anſicht ſage? Ich fürchte, es iſt mit dem Kriege wie mit der Sprache. Es giebt Sprachregeln und dieſe Regeln machen eine Kunſt aus, die man die Grammatik nennt. Nun hat man beobachtet, daß die Meiſter in dieſer Kunſt und Alle, die ſich bemühn, regelmäßig zu ſprechen, ſchlechter ſprechen als die Andern. — So iſt's, ſagte ſie, und die Prinzen und die Hofbeamten, die dieſe Regeln nicht wiſſen, ſind diejenigen, die am beſten ſprechen und ſo führen ſie auch Krieg. — Ohne zu wiſſen, was ſie machen, verſetzte Fabre. — Wie Herr Jourdan Proſa verfertigt. — Man könnte in Wahrheit Ihnen ſagen, Madame, daß die Sprache des Hofs ... — Wie? wollen Sie mir dies noch abſtreiten und haben Sie beſchloſſen, uns nichts einzuräumen? Erklären Sie uns vielmehr, wenn es ſo gewöhnlich iſt, Leute Krieg führen zu ſehn, die es nicht gelernt haben, und wenn dies ſo eine leichte Sache iſt, warum es ſo wenig große Feldherrn giebt. — Aber ſind ihrer wirklich ſo wenig, Madame? Zählen Sie von jedem Jahrhundert die Bildhauer und die Maler, ich ſage die guten, deren Werke ſich zweimal anſehn laſſen; zählen Sie die Dichter; von Zeit zu Zeit, in einigen ſeltnen und glücklichen Epochen, werden Sie in irgend einem Winkel Europa's einige finden. Denn von den vier Welttheilen ſind drei für die Künſte unfruchtbar, und der Boden, der in dieſer Hinſicht von der Natur am meiſten bevorzugt iſt, hat in zehn Jahrhunderten nichts hervorgebracht. Zehn Jahrhunderte vergehn, ohne daß man einen erträglichen Maler oder Schriftſteller ſieht. Aber große Generale giebt es immer, zu jeder Zeit, überall. — Mein Gott, ſagte ich, im Gegentheil, es giebt nie mehr als einen. Sie werden in der Geſchichte nirgend zwei gleichzeitige Eroberer finden und unter Alexander gab es mehrere große Maler, mehrere ausgezeichnete Bildhauer, Dichter, Redner, aber nur einen Alexander. — Was ſagen Sie? Es gab Tauſend, denen Nichts fehlte, als eine Armee, und ſein Schreiber ſogar, der im Felde nur Feder und Schreibzeug trug, zeigte ſich als großer Feldherr, ſobald Gott es wollte, und ſchlug einen Caſſander, einen Polyſperchon und alle Säbelhelden. Gehn Sie, in Alexander's Armee gab es hundert Offiziere, die eben ſo fähig waren, ſie anzuführen, wie er, und außer der Armee 1000 Individuen, die, ohne es zu wiſſen, Alles in ſich vereinigten, was einen Alexander ausmacht. — Und glauben Sie, ſagte ich, daß es nicht Tauſende von unbekannten Menſchen giebt, die alle Eigenſchaften zu einem großen Maler beſitzen? — Ohne Zweifel giebt es deren, ſagte er, aber viel weniger als ſolche, aus denen große Generäle werden könnten. — Und woran ſehn Sie das? — Poß tauſend, das iſt klar. Die Hälfte von denen, die kämpfen, ſind Sieger und große Kriegshelden. Von zwei ſich gegenüberſtehenden Generalen ſchlägt einer den andern und wird berühmt, das iſt ein Handel von einer Stunde. Wie wenige von ſo vielen Menſchen, die ſich auf die Kunſt legen, gelangen in ihrem ganzen Leben zur Mittelmäßigkeit! Fähigkeiten bringt das Studium, ein Kommando der Zufall; aber zwanzigiährige Studien machen nicht immer einen guten Maler, jeder Schlachttag macht einen großen General. — Nach dieſem Verhältniß, erwiederte die Gräfin, müſſen wir eine gute Anzahl davon haben; welche Uebertreibung! — Wahrlich, verſetzte er, ich habe Unrecht, nicht blos die Hälfte, Alle haben ſie die Anlage dazu, Helden zu werden, und Vielen fehlt das Glück, Keinem das Verdienſt. — Ich verſtehe, nach Ihrer Anſicht ſchwingt man ſich immer durch Glück auf, niemals durch Verdienſt. — Aufrichtig, ſagte er, das Verdienſt hat ſehr wenig Antheil an all' dieſem. Ein Menſch wird groß geboren, oder man macht ihn groß, ohne daß das Verdienſt ſich hineinmiſcht. David iſt nicht als Maler geboren und Niemand hat ihn zum Maler gemacht; er hat zu dem, was er iſt, ſich ſelbſt gemacht: dabei kann er ſein Verdienſt haben. Mit einem Worte, man iſt General, ſobald man eine Armee hat; man hat eine Armee, wenn man der Sohn eines Philipp oder der Schwiegerſohn eines Pompejus oder Freund eines Sylla iſt und gewinnt dann Schlachten. Iſt man Maler und kann man ein Gemälde fertigen, wenn man Leinwand und Farben hat? Geht es nur darum, Verwandter von David oder Canova zu ſein, um in den Künſten einen Rang einzunehmen? — Iſt es aber auch Alles, verſetzte ſie, eine Armee zu haben? — Iſt es nicht Alles, ſo iſt es viel; denn alsdann iſt nur noch eine Schlacht zu gewinnen, und das iſt wieder Sache des Glücks; damit aber Jemand Maler werde, dazu gehört mehr; das bekommt man weder als Mitgift, noch als Erbſchaftsvermächtniß. — Nie war der Pinſel Titian's vererbbar, Raphael verdankte Nichts dem guten Willen Michel Angelo's, es hätte Lyſippus wenig geholfen, die Schweſter des Scopas oder die Tochter des Praxiteles zu heirathen. Um den Gipfel des Ruhms in ſeiner Kunſt zu erreichen, konnte ihn weder Verbindung, noch Verwandtſchaft, noch Geburt, noch Gunſt eine der nothwendigen Stufen dieſer ſchwierigen Lehrzeit erlaſſen, und über ſeinem Modell brütend, hätte er dennoch ſeine Nachtwachen, wie ſo viele Andre, verloren, wenn ihm der Himmel nicht eine Seele verliehn, die für die Schönheiten der Natur empfänglich war, denn eine außerordentliche Empfänglichkeit und eine unermüdliche Arbeitsluſt, ein genialer Enthuſiasmus und eine allen Schwierigkeiten trotzende Geduld, eine lebendige, raſche Auffaſſung und eine gründliche Ueberlegung, alles was das Studium einer glücklichen Naturanlage hinzufügen kann, muß ſich vereinigen; ein viel ſeltneres Zuſammentreffen, als das Glück und eine Befehlshaberſtelle, und dies iſt der Grund, warum ſo Wenige in den Künſten ſich hervorthun, während ein großer General ſich überall findet, wo gekämpft wird. — Darauf kommen Sie immer wieder zurück, ſagte die Gräfin. — Und bemerken Sie gewogentlichſt, fuhr er fort, noch Folgendes: Dieſer General hat nur einen Gegner, der, mag er durch Kühnheit, Liſt, Kraft oder Zufall beſiegt ſein, ihm den Siegespreis liefert. Alle ſeine Gefährten ſind ſeine Werkzeuge, ſind für ihn und durch ihn thätig, verſchmelzen ihren Ruhm mit dem ſeinigen. Aber ein Künſtler hat ſo viel Rivalen, als er Kameraden hat, die er alle zuſammen und einzeln, mit gleichen Waffen, ohne Betrug, ohne Hinterliſt bekämpfen ſoll, und wenn er aus dieſem Kampfe als Sieger hervorgeht, hat er noch nichts gethan; man ſtellt ihm die Alten gegenüber, die in ihren Werken immer lebend gegenwärtig ſind, um ihm die Palme mit allen Vortheilen, die ein begründeter Ruhm gewährt, ſtreitig zu machen. Denn am Ende hat eine Schlacht mit der andern keine Aehnlichkeit. Die frühern Siege ſchmälern die von heute nicht; im Gegentheil verwiſcht der letzte ſtets alle übrigen: Pharſalus macht Arbela vergeſſen, und am Tage von Ceriſoles erinnert man ſich nicht mehr an Marignan. Aber Canova ſchickte eine Statue nach Paris, ſie findet daſelbſt den Apollo, den Laokoon, den Gladiator. Sein Kunſtwerk wird neben dem des Agathias aufgeſtellt, der zweitauſend Jahre todt iſt, und Jeder kann auf einen Blick beurtheilen, welcher von Beiden das beſte verfertigt hat. Nicht blos ſeine Zeitgenoſſen, ſondern alle verfloſſenen Jahrhunderte machen ihm den Triumph ſtreitig. — Wahrhaftig, ſagte die Gräfin, ich weiß nicht, ob er aufſchneidet, aber er ſpricht über die Sache, als ob er Recht hätte. Was denken Sie davon? fragte ſie mich. — Ich? Madame, ich finde, daß die Welt ſehr thöricht iſt, allein dieſen Leuten, die Schlachten gewinnen und Provinzen unterwerfen, Ehre zu erweiſen und nicht einſehn, daß Ruhm, Achtung und Bewunderung von Rechtswegen den Malern und Dichtern gehören. Schöne Helden, wahrlich, dieſe Cäſars und Alexanders, um ſie ſo zu feiern und zu vergöttern; reden Sie mir von einem Mann, der Staffeleigemälde oder Doppelreime macht. Welches Unrecht thut man Ihnen da, meine Herren! Das ſchreit nach Rache! — Aergern Sie ſich nicht, ſagte er zu mir; Alles geht beſſer, wie Sie glauben, und weder die Künſtler, noch die Dichter haben ſich über die Ungerechtigkeit der Menſchen ſo ſehr zu beklagen; denn, indem ſie für den Ruhm arbeiten, haben ſie mehr als zu viel und ſind in dieſer Hinſicht beſſer daran, als die Eroberer. — Wie? rief ich aus, durch eine ſolche Behauptung in Staunen verſetzt. — Ja, Sie und viele Andre, ſprach er, Ihr nehmt den Lärm für Ruhm. — O, wir wiſſen dies zu unterſcheiden. — Mein Gott, nein, Ihr wißt es nicht. Ihr glaubt (wenn ich Ihr ſage, ſo iſt dies die Mehrzahl der Menſchen), daß ein Mann, von dem man viel ſpricht, viel Ruhm habe. — Je nachdem man von ihm ſpricht, ſagte ich. — Eben hierüber, fuhr er fort, war ein Streit zwiſchen Boileau und dem Prinzen Conti. Sie kennen dieſen Witz? — Ich glaube nicht. — Boileau befand ſich in dem Wagen des Prinzen und man ſprach eben hiervon, vom Ruhm der Wiſſenſchaften und Künſte, die der Prinz ſehr herabſetzte, nur den hochſchätzend, der durch die Waffen erworben wird. Wie Sie wohl denken können, war Jeder der Meinung Seiner Hoheit. Nur Boileau, ein ſchlechter Hofmann, behauptete und unternahm durch lebhafte Gründe zu beweiſen, daß der Ruhm Homer's dem des Alexander gleich käme. Der Prinz rief einen des Weges kommenden Menſchen herbei und fragte ihn: Mein Freund, ſagt mal, wer war Alexander? — Ein großer Feldherr, gnädiger Herr. — Und wer war Homer? — Meiner Treu, gnädiger Herr, das weiß ich nicht. — Man ſpottete des armen Boileau. Sie ſehn, daß der Prinz den Lärm von den Eroberungen Alexander's für Ruhm nahm und triumphirte, weil dieſer Menſch etwas davon wußte, während er den Namen des Dichters in ſeinem Leben nicht gehört hatte. Aber, gnädiger Herr, fragen Sie ihn, wer Scharfrichter von Paris iſt, er wird ihn auf der Stelle nambaſt machen können; und wer erſter Hofprediger iſt, er wird Ihnen Nichts zu antworten wiſſen. Hat der Scharfrichter mehr Ruhm und würden Sie ſeinen Ruf dem des ehrwürdigen Vater Bourdaloue vorziehn? Dies konnte Boileau ſagen. Er hatte zu viel Verſtand, um über dieſe Dinge anders zu urtheilen. Er verſtand ſich auf Ruhm nicht blos in der Poeſie, und er für ſeine Perſon machte ſich aus dem des Alexander wenig. Er hielt ihn für einen

Narren, einen Raſenden: erinnern Sie ſich jener Verſe? Der, mit ſich ſchleppend die Gräuel des Krieges, — Ja, ja, mit ſeiner wüſten Thorheit ... — Dies meine ich. — Die ganze Erde erfüllt; aber wenn er von Racine ſpricht: Wer, der einſt ihn ſieht .... wie ſagt er weiter? Wird nicht zuerſt das glückſelige Jahrhundert ſegnen .... Ah! er war ein Dichter. — Einverſtanden. — Sie ſind Goldſchmidt, Herr Joſſe? — Aber die folgenden Zeiten haben dies Urtheil Boileau's zu ſehr beſtätigt, als daß man dagegen etwas einwenden könnte, und ſeine Prophezeiung erfüllt ſich täglich auf unſern Bühnen, wo ganz Paris Racine's Stücken Beifall klatſchte. Täglich ſegnet man das Jahrhundert, das dieſe herrlichen Wunderwerke entſtehen ſah. Ließ man ſich's je einfallen, das Andenken des Jahrhunderts zu ſegnen, welches die Metzeleien von Arbela und Iſſus ſah? Und bedauert man, daß Alexander nicht länger gelebt hat, um andre Schlachten zu liefern, wie man beweint, daß Racine ſich weigerte, nach der Atalin der Bühne neue Meiſterſtücke zu liefern? Mit einem Worte, was iſt Ruhm? — Der Ruhm? ſagte ich: um eine treffende Definitive zu geben, müßte man ein wenig darüber nachdenken. — O! ſagte die Gräfin, die Definition, hier iſt ſie; und ſie ergriff ein neben ihr liegendes Buch und blätterte darin: es iſt von Montaigne, ſagte ſie und las: Der Ruhm iſt die Anerkennung, welche die Welt den Thaten zollt, die wir verrichten. Und Fabre ſprach: Nun wohlan, iſt dies richtig? Scheint Ihnen dieſe Definition genau zu ſein? Und als ich durch ein Zeichen zu verſtehn gab, daß ich damit zufrieden ſei, ſagte er: So laſſen Sie uns jetzt ſehn, was die Welt mehr anerkennt, den Krieg oder die Poeſie. — Man erkennt zu ſeiner Zeit das eine wie das andere an. — Aber, erwiederte er, die Verſe erkennt man zu jeder Zeit an, wenn ſie gut ſind, wie die von Racine oder Boileau; was ſagen Sie? — Ohne Zweifel. — Und Gemälde, wie die von Raphaël, Statuen, wie der Apollo, ſind das nicht Leiſtungen, die man ſtets anerkennt? — Schöne Antwort. — Und überall? — Ich blieb damit einverſtanden. — Billigt man immer den Krieg, wenn er gut geführt wird, wie ihn Alexander und Cäſar führten. — Ich antwortete nicht gleich. — Was halten Sie davon? — Ei, ja wohl, erwiederte ich ihm, es kommt darauf an. — Worauf? — Ob er gerecht oder ungerecht iſt, und ferner kommt es auf das Intereſſe an, das Jeder dabei haben kann. — Sie ſprechen gut, antwortete er, denn z. B. diejenigen, die er zu Grunde richtet, und ihre Zahl iſt unendlich, billigen ihn keineswegs. Die Waiſen, die Wittwen, die Eltern, denen er einen Sohn in dem Alter entreißt, wo er die elterlichen Sorgen zurückzahlen kann; endlich die Väter, die Mütter, die Frauen, die Kinder, da ſehn Sie einen ziemlichen Theil der Welt, ohne von den Kaufleuten, Landwirthen, Handwerkern zu reden, die den Krieg keineswegs billigen, ſo gut man ihn auch führen mag. Auch ſind in der That die Kenner ſelten. Während vielleicht einige Taktiker, die beim Leſen eines Berichts ausrufen: O, die ſchöne Schlacht! die ſchöne Belagerung! wird der ganze übrige Theil des Menſchengeſchlechts, in Thränen gebadet, den Urheber der Schlacht oder der Belagerung verfluchen. Dies iſt die Anerkennung, die dem ſchönſten Kriege gezollt wird.

„Bei alle dem, ſagt' ich, giebt es gerechte Kriege, das werden Sie nicht läugnen. — Wie? antwortete er, ſie ſind es alle. Es giebt keinen, der nicht gerecht von der einen Seite wäre, ungerecht von der andern. — Nun gut! den gerechten Krieg billigt man. — Sie verſtehn mich nicht, ſagte er. Wir ſprechen vom Ruhm der Krieger. Der Ruhm auf dieſem Gebiet beſteht darin, viel zu tödten. Dies macht den Helden mit Recht oder mit Unrecht, das iſt gleichgültig, und wer die Schlacht verliert, iſt immer ein Elender, hätte er auch alles Recht von der Welt. Der Sieger allein iſt der große Mann, und der größte Mann iſt derjenige, der am meiſten tödtet, denn z. B. funfzehn oder zwanzig tauſend Menſchen getödtet zu haben, das wäre Nichts. Damit wird man kaum in der Geſchichte erwähnt. Um darin zu figuriren, muß man Millionen metzeln. Nun, dieſe Schlächtereien mögen nach dem Ausſpruch der Kenner noch ſo

ſchön, noch ſo bewunderungswürdig ſein, die Welt, um Mon-
taigne's Ausdruck zu gebrauchen, erkennt ſie nicht an.

„Wir drückten ihm einigen Zweifel darüber aus, ob dies
wahr ſei. Denn, ſagten wir, man bewundert bei weitem mehr
die Eroberer, als die wohlthätigen Könige, und die Gräfin
fügte hinzu, es gebe keinen Menſchen, der nicht lieber Alexander
ſein möchte, als Titus. — Es iſt möglich und ich glaube es mit
Ihnen, antwortete Fabre: vielleicht bewundert man auch einen
berüchtigten Räuber mehr, als einen weiſen Richter. Gleich-
wohl billigt man den Richter, der den Räuber hängen läßt.
Kurz, Sie und ich, ſagte er, wir bewundern Raphaël mehr we-
gen ſeiner ſchönen Madonna und des Jeſuskindes, als Cäſar,
weil er drei Millionen Menſchen in ſeinem Leben erwürgt hat,
nd die Welt iſt, wie mir ſcheint, ziemlich unſrer Meinung. Es
eſchehn alle Tage Metzeleien, welche die des Cäſar übertreffen,
ber die Welt findet wenig Vergnügen daran und vergöttert
Werke, die weit unter denen des Raphaël's ſtehn. Wenn die
Wünſche der Erde etwas dazu thun könnten, würde man weni-
r Cäſar's und mehr Raphaël's ſehn. Zweifeln Sie daran?
eshalb, weil man die Werke der Letzteren und nicht die der
ſteren billigt, und um ein Beiſpiel zu nennen, fuhr er fort,
xander, von dem wir ſprachen, iſt der Koryphäe aller Ver-
hter des Menſchengeſchlechts; in dieſer Kunſt hat ihn Nie-
nd übertroffen. Glauben Sie, daß man Alexander's Kriege
ſeiner Zeit billigte? — Alle Welt, nein. — Und von wem
uben Sie, daß ſie gebilligt worden wären? Von den Per-
, die er ausrottete? Das iſt nicht wahrſcheinlich. Von den
chen, die er zu Theben niedermetzelte? von den Makedo-
, denen ſein Ruhm ihr Blut, ihre Kinder und den ganzen
ng ihres Erbes koſtete? Aber nein von ſeinen Gefährten
eicht, von den Befehlshabern ſeiner Armee, die als Opfer
Zügelloſigkeit oder zur Strafe, ſie getadelt zu haben, das
einbüßten? Sie wiſſen, was er dem antwortete, der ihm
h Frieden zu machen rieth: Ja, wenn ich Parmenio
, d. h. wenn ich ein Menſch wäre; aber ich bin ein Heros

ich bedarf Metzeleien, jeder andre Zeitvertreib iſt meiner unwürdig, und ich will mich damit ergötzen, ſo lange es Städte zu erobern, Fluren zu verwüſten, Menſchen zu erwürgen giebt. Denken Sie mal, ich bitte Sie, wie dieſe Tollheit dem General Parmenio gefiel, der gern ſein neues Glück zu Pella genoſſen hätte und wie er das Projekt aufnahm, auf die Unterjochung Indiens und Lybiens auszuziehn. Was Boileau von Alexander Thorheit nennt, nannte man damals anders, und Niemand, glauben Sie mir, billigte dieſen Wahnſinn, nicht einmal, die Nutzen daraus zogen.

Als ich ſah, daß er inne hielt und uns anſah, um unſere Gedanken zu erforſchen, ſagte ich: Es kann darin etwas Wahres liegen. — Nun ſagen Sie mal, fing er wieder an, die Gedichte Racine's, die Gemälde Pouſſins oder aus der Zeit Alexander's die Malereien des Apelles, die Bildhauerwerke des Lyſippus, wurden von den Griechen, Makedoniern, Perſern gleichmäßig anerkannt. Fremde, Bürger, Bundesgenoſſen oder Feinde, Alle in gemeinſchaftlicher Uebereinſtimmung, lobten dieſe Werke und ihre Urheber. Wenn dies nicht niedergeſchrieben ſteht, ſo iſt es wenigſtens wahrſcheinlich. Ja? — Ich zweifle nicht daran. — Der Beifall der Welt, oder der Ruhm, nach Montaigne, gehörte daher dieſen und nicht Alexander. Was dünkt Ihnen? — Ja, wahrhaftig . . . — Und für ſie bewaffneten ſich keine Millionen Arme, um ihnen behülflich zu ſein, ſich einen Namen zu erwerben. Keine Leute zu Roß, keine Phalancen ſtanden ihnen zu Befehl; allein, ohne Europa und Aſien umzuſtürzen, ohne Piken, ohne Degen, haben ſie die Welt gezwungen, ſie zu bewundern. Ferner, fuhr er fort, was hinterlaſſen die, deren Renommee dem Menſchengeſchlecht ſo theuer zu ſtehn kommt? Einen Lärm, ein Andenken, das mit berüchtigten Niederlagen gemiſcht iſt; aber nichts, was eigentlich von ihnen wäre; kein Monument, kein Werk ihrer Intelligenz, das ſie den Menſchen darſtellt. Durch die Künſte allein, die ſie nicht kennen, leben ſie im Gedächtniß, und ihr von der Arbeit Andrer ſtets getrennter Ruhm geht unter, wenn Keiner die Sorge übernimmt, ihn zu erhalten.

„—Ich, ſagte ich zu ihm, der des Cäſar kann dieſen Dienſt leicht entbehren, und ich glaube, daß Keiner es beſſer verſtanden hat, ſich der Nachwelt ſelbſt zu empfehlen. — Gewiß, das iſt wahr, und dies unterſcheidet ihn von den gewöhnlichen Eroberern. Auch war er etwas mehr, als ein Kriegsmann. Aber Sie werden mir zugeſtehen, daß ſeine Taktik ohne ſeine Rhetorik jetzt nicht ſehr ſtrahlen würde, und daß Letztere die Erſtere wohl zur Geltung bringt. Denn was iſt am Ende ein Ruhm, der auf keinem Grunde ruht? Was iſt ein bloßer Name für die Nachkommen? Nur die Menſchen ſterben in Wirklichkeit nicht, deren Gedanke ſie überlebt. Alexander war ein großer Krieger: man ſagt es, ich will es glauben: aber Homer iſt ein großer Dichter, ich ſehe es, ich urtheile ſelbſt darüber, und wenn ich ihn bewundre, ſo thue ich es im vollen Bewußtſein, nicht auf den Glauben von Traditionen. Raphaël athmet noch und ſpricht in ſeinen Gemälden. Lafontaine iſt mir beſſer bekannt, als wenn ich ihn lebend ſähe, ohne ſeine Schriften zu leſen. Man kann ſogar ſagen, daß es für dieſe Männer ein Gewinn iſt, zu ſterben, und daß ihre Seele, die ſie ganz in ihre Werke gelegt haben, viel edler und viel reiner darin erſcheint, losgetrennt von dem, was ihnen Menſchliches anklebte. Das ganze Sein Ihrer Krieger aber beſteht in ihren Equipagen, ihrem Gefolge, ihren Tambours, ihren Trompetern, und verlieren ſie dies, ſie mögen leben oder ſterben, ſo ſind ſie Nichts.

„Wenn dem ſo iſt, ſagte die Gräfin, hätte Triſſetin Recht, der ſeinen Ruf gegen alle Ehren eines Armeegenerals nicht vertauſchen wollte. — Triſſotin, ich weiß nicht, ſagte Fabre, aber ſind Sie der Anſicht, Madame, daß alle Ehren, die man auf Befehl des Königs den Herren Marſchällen erwies, nur einigermaßen in Anſchlag kommen gegenüber jenem Ruhm, den Corneille nur ſich ſelbſt verdankte? Und Molière, der dies ſagt, hätte der den ſeinigen gegen den irgend eines Generals vertauſcht, und wäre es ſelbſt Turenne oder Condé geweſen? Hätte er den Miſanthrop für alle ihre Schlachten hingegeben? Sein Freund Boileau, glaub' ich, hätte ihm nicht dazu gerathen.

Er wußte zu gut, daß man nicht Verſe macht, wie man Städte nimmt, und daß Alles, was die Helden thun, eben ſo vor ihnen geſchehen iſt, noch nach ihnen geſchehen wird und ohne ſie geſchehen ſein würde. Die Schlacht von Rocroi würde irgend Jemand gewonnen haben, wenn Monſeigneur auch nicht dabei geweſen wäre, aber wer außer Molière hätte den Miſanthropen geſchrieben? Wann hat man Aehnliches vorher oder nachher gemacht? Und ich bitte Sie, was entbehrt man lieber, Schlachten oder gute Komödien?

„Als die Gräfin antworten wollte, trat ein Bedienter herein und meldete, daß gedeckt ſei. — Das kommt Ihnen gelegen, ſagte ſie zu Fabre, denn nun, denke ich, ſind Sie mit Ihren Gründen zu Ende. — Nichts weniger, auf Ehre. Ich habe Ihnen noch nicht den vierten Theil derſelben geſagt und nicht die beſten. Gelt, Madame, was würden Sie antworten . . .? — Nein, nein, ich gebe es Ihnen gewonnen, und ich bin einverſtanden mit Allem, was Sie wollen, damit wir uns nur zu Tiſche ſetzen. Wir ſetzten uns daran, und die Gräfin ſetzte während des Mittagmahls den Krieg gegen Fabre fort, über ſeine Weiſe zu argumentiren und ſeinen Panegyrikus der Künſte. Bei Gelegenheit der Künſte ſprachen wir von Madame Hamilton, die dieſes Haus lange bewohnte und dann bei Gelegenheit von Madame Hamilton über Nelſon. Die Gräfin hat ihn gekannt und ſagt, er ſähe Canova ähnlich. Nach dem Mittageſſen ſtieg ſie mit Fabre in einen Wagen und ich ging nach Hauſe, wo ich dies niederſchrieb.“

Nota. Dies war von Courier als abgemacht angeſehn. Nachdem er es lange in ſeinem Portefeuille gehabt, beſtimmte er es 1821 zur Aufnahme in ein periodiſches Journal, das Lyceum betitelt, wovon Herr Viollet-Leduc, ſein Freund, Redakteur war. Die Gränzen dieſer Sammlung geſtatteten nicht, einen Aufſatz von ſolcher Ausdehnung zu veröffentlichen und die Unterhaltung blieb unedirt. Sie war fünfte Unterhaltung betitelt, weil Courier, da die gegenwärtige durch andre vorbereitet war, auf Begehren der Frau von Albany ſie alle niederzuſchreiben gedachte: aber mit Ausnahme einer Unterhaltung über Alfieri, wovon man keine Spur wiedergefunden hat, obgleich ſie einigen unſerer Freunde bekannt iſt, blieb es bei dem Projekte.

Korreſpondenz Paul Louis Courier's.

Auswahl von Briefen aus Frankreich und Italien.

I. Brief. An Herrn Chlewaski in Toulouſe.

Rom, den 3. Januar 1799.

Mein Herr!

Nachdem ich Sie benachrichtigt, daß ich in Mailand bleiben würde, ſchreibe ich Ihnen von Rom, noch ganz betäubt davon, mich ſo weit aus dem glücklichen Lande fortgeſchleudert zu ſehn, wo Ihre Briefe in acht Tagen an mich gelangen konnten. Wie dies gekommen iſt, weiß ich nicht, ich bin aber wieder entſchieden Soldat geworden, folglich sine sede und lebe nach Art der Scythen, quorum plaustra vaga rite trahunt domos. Und ich befinde mich einigermaßen in Verlegenheit, Ihnen eine Adreſſe aufzugeben, um Ihre Briefe zu erhalten, die mir unentbehrlich geworden ſind, ſeitdem Sie mich einen ſo ſchönen haben koſten laſſen. Denn wir Eroberer, die wir vom Siege getragen werden, wiſſen heute nicht, wo wir morgen ſein werden, noch ob wir morgen ſein werden. Indem wir den Sieg ſuchen, finden wir den Tod. Ich gehe über dieſen Gedanken raſch hinweg, denn ich fühle, daß ein derartiger Stil mich doch und weit ablenken würde. Schließen Sie aus alle dem nicht, daß es der Mühe nicht lohne, Leuten zu ſchreiben, deren Exiſtenz ſogar ſtets zweifelhaft iſt, und ohne ſich zu beunruhigen, ob ich todt oder lebend bin, adreſſiren Sie bald einen Brief nach dieſer Welt an das Hauptquartier der Armee in Rom, und rechnen Sie darauf, wenn man mir kein andres Amt giebt, als welches ich bekleide, daß er mich ganz wohlbehalten finden und mir viel Freude machen wird.

Jener Lorbeer, den Horaz morte venalem nennt, iſt hier äußerſt wohlfeil. Derjenige, womit ich mein Haupt ſchmücke, verſichere ich Sie, koſtet mich wenig. Ich pflücke gegenwärtig davon, ſo viel ich will, und laſſe die Neapolitaner fliehn, die in dem Augenblick, wo ich Ihnen ſchreibe, auf der andern Seite des Garigliano ſind: ich gehe nicht ſo weit, um auf Feinde zu ſtoßen, und dieſe lohnen nicht der Mühe, daß man hinter ihnen herlaufe. Sie werden die Geſchichte ihrer Niederlage ohne Zweifel in den öffentlichen Blättern geleſen haben. Ich ſchweige deshalb darüber, aus Beſorgniß, es ſchlimmer zu machen.

Was ich Ihnen darüber mittheilen könnte, eignet ſich zu einer Erzählung unter den Pappeln, die Ihren Kanal einfaſſen, taugt aber nicht für einen Brief.

Aus einem ähnlichen Grunde werde ich Ihnen nichts über Lyon ſagen, wo ich zwei freudloſe und ſchmerzloſe, nach den Stoikern folglich gute, nach dem Grundſatze Epikur's ſchlechte Wochen zugebracht habe.

Mailand iſt wirklich die Hauptſtadt Italiens geworden, ſeitdem die Franzoſen Herren davon ſind. Es iſt gegenwärtig die einzige Stadt jenſeits der Berge, wo man gebacknes Brod und franzöſiſche Frauen findet, d. h. nackte. Denn alle Italienerinnen ſind bekleidet, ſogar im Winter, im Gegenſatz zu der Pariſer Mode. Als unſre Soldaten nach Italien kamen, befanden ſich diejenigen ſchlecht, die die einheimiſchen Frauen und das Brod genoſſen. Die Einen berſten vor Indigeſtion (ein Ausdruck, den mir der moderne Stil ganz gelegen liefert), die Andern verbrachten ſehr unangenehme Tage.

Sie ſtarben nicht Alle, aber Alle wurden mitgenommen, wie Lafontaine's Thiere; als ſie dies merkten, fingen die mehrſten der Unſrigen an, ſich den Gebräuchen des Landes zu fügen; die ſich aber nicht darin finden konnten und denen Kruſte noch Bedürfniß iſt (Sie laſſen mir dieſe Details hingehn, denn nach Cicero, der ſehr gut darüber ſchrieb, charta non erubescit), laſſen Frauen und Bäcker aus Frankreich kommen. Da haben Sie es, wie und weshalb Madame N.... die Alpen paſſirte. Erfahren Sie, mein Herr, daß Madame N.... die Frau eines Kommiſſairs iſt, der von der Regierung nach Malta geſchickt wurde, wohin er nicht gehn konnte; aber was er in Malta gemacht hätte, macht er hier, wie auch ſeine Frau, die ohne Widerrede die ſchönſte von der ganzen Armee iſt. Alle Beide ſchinden das Italieniſche, wie Mazarin ſagte, aber auf verſchiedene Weiſe: illa glubit magnanimos Remi nepotes, der Mann iſt Finanzagent der franzöſiſchen Armee, ein Poſten, den Napoleon aufgebracht hat, der aber ſeit ſeiner Regierung umgeändert iſt, indem er von deſſen viel machtloſeren Nachfolgern wenig abhängt. Die Dame wurde beim Rückzuge der Franzoſen in Viterbo gefangen genommen und mit dem Platz wieder erobert. Ihre Geſchichte hat einige Aehnlichkeit mit der der Helena, vielleicht in ihrer eigenen Perſon, aber zuverläſſiger in der Rolle, die ihr Mann ſpielt, der ein gefälliger Menelaus iſt, ſchweigſam, plump und taub, außerdem von den Reizen ſeiner Prinzeſſin geblendet, ja man kann ſagen erblindet. Da ich einmal bei dieſem Thema bin, Madame Pepe gehört zu der geringen Anzahl franzöſiſcher Frauen, die eine ſehr geringe Anzahl römiſcher Häuſer beſuchen: die Letztere wegen ihrer Schönheit, die Erſtere aus andern Gründen. Sie ſpielt durchaus den Schöngeiſt und will für eine Kennerin in der Malerei und Muſik gelten. Endlich kommt Madame Bascal, die Frau eines Konſuls, nicht eines römiſchen, ſondern franzöſiſchen: dies Alles verſammelt ſich mit vielen Männern bei den Fürſtinnen Borgheſe und Santa Croce und bei der Herzogin von Lante. Fügen Sie noch hinzu, eine Marquiſin von Cera (piemonteſiſches Haus).

ein ſehr angenehmes Geſicht, aber entſtellt durch jugendliche Mienen und Ausdrücke, die zu ſechzehn Jahren an ihr gefallen konnten, es iſt aber ſchon ſechzehn Jahr her.

Uebrigens wünſchte ich, ich könnte Ihnen einen Begriff von dieſen Zirkeln geben, oder gewiß ſein, daß dieſes Gemälde Sie intereſſirte. Aber ernſthaft davon reden, dies würde Sie langweilen, und es Ihnen in's Lächerliche ſchildern; iſt zu abgeſchmackt. Einige große italieniſche Herren, die ihre Häuſer hergeben und, um mit den Franzoſen auf gutem Fuß zu ſtehn, oft nutzlos ſich herabwürdigen, ſind Leute, die entweder unzu-
rieden mit den Regierungen waren, die wir geſtürzt haben,
oder durch die Umſtände gezwungen ſind, ſcheinbar das Chaos
u lieben, das an ihre Stelle getreten iſt, oder ſie ſind gegen
hr eignes Land feindlich genug geſtimmt, um uns behülflich zu
ein, es zu zerreißen und über die Flicken herzufallen, die wir
hnen übrig laſſen. So ſind in Mailand die Serbelloni, hier
ie Borgheſe und Santa Croce. Die Fürſtin dieſes Namens,
ormosissima mulier, eine Frau, die Jeder kennt, der ſie kennen
ill, und weit unter ihrem Ruf ſtehend, wenigſtens in geiſtiger
eziehung, hat ihren Sohn unter die franzöſiſchen Truppen ge-
eckt. Er hat ſich verwunden laſſen, und nun iſt er würdig,
eneral-Adjutant zu werden. Die beiden Borgheſe, die ähn-
he Ehrenſtellen weniger theuer erkauft haben, ſind zwei Gaſſen-
ngen, nicht fähig, jemals erträgliche Lakaien zu werden, eben
ungeſchickt, als platt und plump in den Schmeicheleien, die
an Leute verſchwenden, die ſie verachten. Die Uebrigen ver-
enen nicht die Ehre, erwähnt zu werden.

Sagen Sie denen, die Rom ſehn wollen, daß ſie ſich be-
en, denn jeden Tag ſchändet das Eiſen der Soldaten und die
aue der franzöſiſchen Agenten ſeine einfachen Schönheiten und
auben es ſeines Schmuckes. Ich erlaube Ihnen, mein Herr,
r Sie an die einfache und edle Sprache des Alterthums ge-
hnt ſind, dieſe Ausdrücke zu blumenreich oder gar zu geziert
finden, aber ich kenne keine traurigeren, um Ihnen den Zu-
nd von Verfall, Elend und Schande zu ſchildern, in welchen

dieſes arme Rom verſunken iſt, das Sie ſo glänzend geſehn haben und das man jetzt bis auf die Ruinen zerſtört. Sonſt, wie Sie wiſſen, begab man ſich aus allen Ländern der Welt dahin. Wie viel Fremde waren nur auf einen Winter hingekommen, die ihr ganzes Leben dort zugebracht haben! Gegenwärtig bleiben nur diejenigen fort, die nicht haben fliehen können, oder ſolche, die mit dem Dolch in der Hand in den Lumpen eines verhungernden Volks nach einem, ſo vielen Räubereien und Erpreſſungen entgangenen Gegenſtande ſuchen. Die Einzelnheiten nähmen kein Ende, und überdies darf ich Ihnen aus mehr als einem Grunde nicht Alles ſagen. Aber aus dieſer Probe eines Bildes, wovon ich Ihnen einen Zug hinzeichne, können Sie alles Uebrige beurtheilen.

Das Brod gehört hier nicht mehr zu den verkäuflichen Gegenſtänden. Jeder behält für ſich, was er zur Erhaltung ſeines Lebens gebraucht. Sie kennen das Wort panem et circenses, heutzutage vermiſſen ſie beides und noch viele andre Dinge. Wer nicht Kommiſſair oder General, noch Bedienter oder Hofgeſchöpf iſt, kann kein Ei eſſen. Alle die nothwendigſten Lebensmittel ſind den Römern gleich unzugänglich, während viele Franzoſen, und nicht von den vornehmſten, für Jedermann offne Tafel halten. Gelt, wir nehmen gute Rache an dem beſiegten Erdkreis!

Roms Denkmäler werden nicht viel beſſer behandelt, als das Volk. Die Trojaniſche Säule iſt freilich beinahe noch ſo, wie Sie ſie geſehn haben, und unſre Wißbegierigen, die nur darauf Werth legen, was man wegſchleppen und verkaufen kann, ſchenken ihr glücklicherweiſe keine Aufmerkſamkeit. Ueberdies ſind die Bas-Reliefs, womit ſie geſchmückt iſt, dem Säbel nicht erreichbar und werden folglich erhalten werden können. Anders verhält es ſich mit den Bildhauerwerken der Villa Borgheſe und der Villa Pamphili, die überall dem Deiphorus Virgil's ähnliche Statuen zeigen. Ich beweine noch einen niedlichen Hermesknaben, den ich ganz geſehn hatte, den Kopf in eine Löwenhaut gehüllt, und auf der Schulter eine kleine Keule tra-

gend. Sie ſehn, es war ein Kupido, der die Waffen des Her-
kules entwendet; ein Stück von ausgezeichneter Arbeit und grie-
chiſch, wenn ich nicht irre. Es iſt nur noch die Baſe davon vor-
handen, auf welche ich mit Bleiſchrift geſchrieben habe: Lugete
veneres Cupidinesque, und die zerſtreuten Stücke, die
Mengs und Winckelmann vor Schmerzen ſterben laſſen würden,
wenn ſie das Unglück gehabt hätten, lange genug zu leben, um
dieſes Schauſpiel zu ſehn. Alles, was bei den Karthäuſern, in
er Villa Albani, im Beſitz der Farneſe's, der Honeſti's, im
Muſeum Clementi, auf dem Kapitol ſich befand, iſt fortgeſchleppt,
geplündert, verloren oder verkauft. Soldaten haben bei ihrem
Eintritt in die Vatikaniſche Bibliothek unter andern Seltenheiten
en berühmten Terenz von Bembo, eins der geſchätzteſten Ma-
uſkripte, zerſtört, um einiges Geld, womit es geziert war, zu
rlangen. Die Venus in der Villa Borgheſe iſt von einem
Nachkommen des Diomedes an der Hand beſchädigt worden,
nd Hermaphrodite (immano nefas) hat einen zerbrochenen Fuß.

II.

An Herrn Chlewaski in Toulouſe.

Rom, 27. Februar 1799.

.... Der Antemor, den Sie erwähnen, iſt eine dumme
chahmung des Anacharſis, d. h. unter uns geſagt, eines mit-
mäßig ſtiliſirten und mittelmäßig gelehrten Werks. Man
ß recht arm an Ideen ſein, um derartige zu entlehnen. Ich
ube, daß alle Bücher dieſer Art, halb Geſchichte, halb Roman,
rin moderne Sitten ſich mit alten vermiſcht finden, den einen
e den andern Unrecht thun, von Allem ſehr falſche Begriffe
bringen und gegen den Geſchmack wie gegen die Gelehrſam-
ſündigen. Die Wiſſenſchaft und die Beredtſamkeit ſind viel-
ht mit einander unverträglich; wenigſtens kenne ich kein Bei-
l, daß Jemand in beiden zugleich ſich hervorgethan hätte.

Dies hat ganz den Anſchein eines Paradoxons, ſcheint mir aber dennoch leicht zu beweiſen, und ich würde es ihnen durch ſchlagende Gründe, wie der Fechtmeiſter des Herrn Jourdain ſagt, darthun, wenn ich Ihnen eine Abhandlung und nicht einen Brief ſchriebe und wenn ich nicht mehr Luſt hätte, Ihre Meinung zu erfahren, als Ihnen die meinige auseinanderzuſetzen. Uebrigens iſt die Geſchichte des angeblichen Manuſkripts, das unter denen von Herkulanum gefunden worden, nicht weniger jammervoll, als das Werk ſelbſt. Alles dies beweiſt, daß das Publikum neuer Bücher bedarf (denn dieſes hat nicht unterlaſſen, einigen Erfolg zu haben) und daß unſer Jahrhundert nicht an Leſern Mangel hat, ſondern an Autoren, was ſich auch von allen übrigen Künſten behaupten läßt.

Da ich bei dieſem Thema bin, ſo will ich Ihnen etwas weniges an Bemerkungen zum Beſten geben, die ich während meines Aufenthalts in Paris über die jetzige Literatur gemacht habe. Ich bin zuweilen mit Herrn Legouvé zuſammen gekommen, deſſen Namen Ihnen bekannt iſt. Ich hörte ihn bei Gelegenheit eines Stückes, das man damals zum erſten Mal gab, Dinge ſagen, die mich in Erſtaunen ſetzten. Zum Beiſpiel gefiel ihm ein von einem Liebenden geſprochener Vers, der anfangs ſeine Geliebte für untreu hält, ſich aber beruhigt, nachdem ſie ihm das Gegentheil betheuert:

Ach! ich glaube Dir mehr als der Wahrheit ſelbſt.

Dieſer Gedanke, wenn es einer iſt, wurde außerordentlich beklatſcht, nicht blos von Herrn Legouvé, ſondern von allen Zuſchauern, mich nicht ausgenommen. Ich wußte es dem Verfaſſer Dank dafür, daß er dieſen natürlichen, aber ſchon hyperboliſchen Ausdruck: *Ich glaube Dir mehr als mir ſelbſt, mehr als meinen eignen Augen*, zu überbieten ſuchte und ich begriff ſogleich, daß es nicht leicht ſei, dieſe Idee noch weiter zu treiben, noch etwas Stärkeres zu ſagen. Aber Herr Legouvé machte mir bemerklich, da man nicht immer die Wahrheit glaube, ſondern was man dafür hält, ſo habe der Verfaſſer, ein Freund von ihm, wohl ſagen wollen: Ich glaube Dir mehr als dem

Augenſchein: es ſei ihm aber nicht gelungen, dieſen Sinn mit einem Versmaaß übereinſtimmend zu machen. Ich erinnerte mich damals einer Anekdote, worin derſelbe Gedanke ſich viel weniger, wie die Chemiker ſagen, verdünnt oder verflüchtigt findet. Es handelte ſich gleichfalls um einen Liebenden und eine Geliebte: die Erſtere untreu und in einer Lage betroffen, die keinen Zweifel darüber zuläßt, läugnet die That frech ab. Aber, gte der Andre, was ich ſehe .... — Ah! Grauſamer, antwortet die Dame, Du liebſt mich nicht mehr! Wenn Du mich ebteſt, würdeſt Du mir eher glauben, als Deinen Augen!

Dieſes Stück, wovon ich mit Herrn Legouvé die erſte Vorſtellung ſah, hieß Blanche und Montcaſſin. Ich wünſchte Ihnen le Beobachtungen wiederholen zu können, wozu es uns veranlaßte. Ich ſah damals und habe es ſeitdem noch beſſer erkannt, daß ſeine Ideen ganz und gar im Geſchmack, ich wollte gen im Modeton, liegen, und ich bezweifle nicht, daß dieſer on in ſeinen Werken herrſcht, die ich übrigens nicht geleſen habe.

Kurz darauf führte man mich in ein andres Stück, das Sie lleicht kennen, Macbeth von Ducis, ich glaube eine Nachahmung Shakſpeare's und voll von jenen, die unſern Vorfahren bekannte Schönheiten waren. Ich ſah auf der Bühne, was eine recitativiſch anbringt,

Blutgetränkte Lappen und ſcheußliche Glieder,

was ſich bei ihm nirgend findet: Hexen, Träume, Mord- ten, eine mondſüchtige Frau, die faſt vor den Augen der Zuſchauer ein Kind erwürgt, einen halb entblößten Leichnam und ttriefende Kleider; dies Alles, von Schauſpielern, die ihrer lle würdig waren, geſpielt, erregte Mitleiden, wie Philoxenes t, wenn man es ſah. Die moderne Sprache und die Ausdrücke, die man in ſolchen Fällen gebraucht, ſind mir nicht geläufig genug, um Ihnen eine Idee von den Talenten zu geben, ganz Paris in Talma vergöttert. Dies iſt ein Schauſpieler, dem Sie ohne Zweifel gehört haben werden. Ich habe es empfunden, wie ſehr ſein Spiel den Rollen angemeſſen war, die er in den Stücken, wovon ich rede, darſtellte. Ueberall, wo Kraft und Empfindung erforderlich iſt, ſchwöre ich Ihnen, ſchont er ſich nicht, und in den Stellen, die nur Natürlichkeit erfordern, glauben Sie einen Menſchen zu ſehn, der ſagt: Niklas, bring' mir meine Pantoffeln; hierin folgt er ſeinen Autoren und ſcheint mir auf ihrer Höhe zu ſtehn. Man hat in der That das alte Geſetz: Der unedelſte Stil ....

(Das Uebrige fehlt.)

III.

An Herrn N.

Piacenza, den ... Mai 1804.

Wir kommen davon her, einen Kaiſer zu machen, und ich für meinen Theil bin dabei nicht hinderlich geweſen. Die Geſchichte iſt dieſe. Heute Morgen verſammelt uns d'Anthouard und ſagt uns frei heraus, ohne Einleitung noch Schluß, warum es ſich handelt. Ein Kaiſer oder die Republik, was iſt mehr nach Eurem Geſchmack? wie man ſagt, Gebratenes oder Gekochtes, Milchſuppe oder Reisſuppe, was wollt Ihr? Als er mit ſeiner Rede zu Ende war, ſahen wir Alle, im Kreiſe ſitzend, einander an. Meine Herren, was meinen Sie? Kein Wort. Niemand öffnet den Mund. Dies dauerte eine Viertelſtunde oder mehr und wurde für d'Anthouard und alle Welt peinlich, als Maire, ein junger Lieutenant, den Du kennen mußt, ſich erhob und ſprach: Wenn er Kaiſer werden will, ſo mag er es ſein, aber, um meine Meinung darüber zu ſagen, ich finde es durchaus nicht für gut. Erklären Sie ſich, ſagte der Oberſt; wollen Sie oder wollen Sie nicht. Ich will es nicht, antwortete Maire. Meinetwegen. Neue Stille. Man beginnt wieder ſich einander zu beobachten, wie Leute, die ſich zum erſten Mal ſehn. Wir würden noch dort ſein, hätte ich nicht das Wort ergriffen. Meine Herren, es ſcheint mir, Irrthum vorbehalten, daß dies uns Nichts angeht. Die Nation will einen Kaiſer, iſt es an uns, darüber zu berathſchlagen? Dieſer Beweisgrund ſchien ſo ſtark, ſo lichtvoll, ſo ad rem … was willſt Du? Ich riß die Verſammlung mit fort. Nie hatte ein Redner einen ſo vollſtändigen Erfolg. Man ſteht auf, man unterzeichnet, man geht Billard ſpielen. Maire ſagte zu mir: Meiner Seele, Kommandant, Sie reden wie Cicero, aber ich bitte Sie, weshalb wollen Sie denn ſo ſehr, daß er Kaiſer werde. Um damit fertig zu ſein und unſre Partie Billard zu ſpielen. Sollte man en ganzen Tag da bleiben. Warum wollen Sie es nicht? Ich weiß nicht, ſagte er zu mir, aber ich glaubte ihn zu etwas Beſſerem geſchaffen. Dieſe Anſicht des Lieutenants finde ich gar icht ſo dumm. In der That, ſagte ich, was bedeutet … ein Mann wie er, Bonaparte, Soldat, Oberbefehlshaber einer Armee, der erſte Feldherr der Welt, wollen, daß man ihn Majeät nenne? Bonaparte ſein und ſich zu einem Sire machen! r ſtrebt danach, herabzuſteigen: doch nein, er glaubt zu ſteigen, dem er ſich den Königen gleichſtellt, er liebt mehr einen Titel s einen Namen. Armer Mann! ſeine Ideen ſtehn unter ſeinem lück. Ich zweifelte daran, als ich ſah, wie er ſeine kleine chweſter Borgheſe gab, und glaubte, Borgheſe erzeige ihm zu el Ehre.

Die Sache macht wenig Aufſehn. Man weiß noch nicht ht, was es heißen ſoll. Man kümmert ſich nicht viel darum d wir reden wenig davon. Aber die Italiener, Du kennſt endelli, Demanelle's Wirth. Questi son salti! questi son i! un alfiere, un caprajo di Corsica che balza imperatore! Mariddio, che cosa! Sicchè dunque, commandante, per quel vedo un Corso ha castrato i Francesi.

Demanelle*) wird der Verſammlung, glaube ich, nicht beihnen. Er überſchickt ſeine Unterſchrift mit Enthuſiasmus und önlicher Ergebenheit ꝛc.

Dies ſind unſre Neuigkeiten, welche mir die aus der Ge-

---

*) Oberſt eines Artillerieregiments zu Fuß.

gend, wo Du biſt und wie die Poſſe ſich bei Euch abgeſpielt hat. Ohne Zweifel beinahe eben ſo.

Jeder küßt zitternd die Hand, die uns feſſelt.

Mit Erlaubniß des Dichters, dies iſt falſch. Man zittert durchaus nicht. Man will Geld und küßt nur die Hand, die zahlt.

Jener Cäſar verſtand es weit beſſer, und es war auch ein andrer Mann. Er nahm keine verbrauchten Titel an, aber er machte aus ſeinem Namen einen Titel, der den eines Königs überragt.

Leb' wohl, wir erwarten Dich hier.

IV.

An Herrn Leduc den Aeltern.

Aus Bologna, 14. Nov. 1805.

.... Wir brechen nach Ferrara auf. Der General Salvat hat in Ancona eine verlaufene Venetianerin gefunden, deren er ſich bemächtigt hat, oder ſie hat ſich ſeiner bemächtigt und führt ihn an der Naſe herum. Ich ſehe ſie alltäglich. Sie iſt mit uns. Ich bin der Einzige, der mit ihr ſprechen kann: ſie wiſſen nicht drei Worte italieniſch. Sollte ich Dir die Geſpräche zwiſchen ihr und mir mittheilen, die Sproposité, die Albernheiten, die kein Ende nehmen oder mit risate sbudellate sgangherate endigen. Es iſt nicht möglich, eine beſſre Dirne zu finden, ein luſtigeres, tolleres Geſchöpf, ein, was man ſagt, beſſeres Kind; ihr Venetianiſch bezaubert mich ordentlich. Salvat genirt uns einigermaßen. Er verſteht nicht ein Wort und will, daß man ihm Alles erkläre. Aber die Erklärungen ſind ſchön! Wir haben 1000 Einfälle, um ihn irre zu führen, Kriegsausdrücke ... Er, Salvat, iſt Stentarello, den Secretair hat ſie la la nanna getauft, eine gute Bezeichnung, den Adjutant nennt ſie madame cocola, nie wurde ein Wort beſſer angewendet; dies iſt die Haushälterin des Generals Salvat: er wird Großmarſchall des Pallaſtes, wenn Salvat Kaiſer wird. Im Uebrigen ein lebendiges Portrait des Herrn Biſe im Loche. Alles dies unterhält mich und wir bringen Stunden ohne Langeweile mit einander zu, aber ich fürchte, das Vergnügen wird nicht lange dauern, denn man ſagt, unſre Haushaltung gefalle Saint-Cyr ganz und gar nicht und er habe die Equipage und die Pferde und den Wagen der Prinzeſſin ſehr ſchlecht gefunden. Es wird Einem in dieſer Welt mitgeſpielt.

Monval verläßt mich und hat mir erzählt .... eine hef- ige Affaire bei la Caldiera.*) Die Unſrigen haben unterlegen. D'Anthouard und Demanelle ſind getödtet worden. Man wird a irgend eine Dummheit gemacht haben, die uns hier in chlimme Lage verſetzen könnte. Aber dieſe Leute bedienen ſich ie ihrer Vortheile, ſie ſind überzeugt, daß wir ſie ſchlagen müſſen, und wenn wir den Anſchein haben, uns hauen zu laſſen, iſt das eine Liſt; ſie errathen uns. Uebrigens weiß man noch ichts: ich werde im Hauptquartier das Nähere erfahren. Leb' ohl.

Als wir neulich eine Petition von irgend Jemand laſen, r ſeine *Ergebenheit für die Perſon des Kaiſers* be- euerte, fanden wir, daß dieſe neue Formel wenig mehr Wahr- it enthalte, als der ſehr *unterthänige Diener*, und daß an, um genau zu ſein, von einer Ergebenheit für die *Kaſſe* s *Zahlmeiſters* ſprechen müſſe. Was meinſt Du davon? as ſagt Madame davon? Du kannſt ihr dies vorleſen, aber ht den übrigen Theil meines Briefes, ſie würde mich für nütziger halten, als ich bin.

---

*) 30. Oktober.

V.

An Herrn * * *

Padua, den 13. Dezember 1806.

Ihr ſeid ſchlechte Spaßmacher und Euer Märchen taugt Nichts, die völlige Wahrheit, wie ſich die Sache zugetragen, iſt dieſe:

Sobald er den Rücken gewendet, wollte ich der Schönen ein Wort ſagen. Er ſchließt ſie ein, wie Du weißt, aber ſie hat einen Nachſchlüſſel. Ich hatte mich in der dunkeln Niſche über der Treppe poſtirt, darauf rechnend, daß ſie mir öffnen werde. Sie ſagt, ſie ſchwört, ſie habe mir nichts verſprochen, und vielleicht hatte ich mich in der That in einem Wink geirrt, den ſie mir gab: ich glaubte, ein Rendezvous zu haben. Kurz ſeit einer Stunde oder länger erwartete ich da den glücklichen Augenblick. Verſchloſſene Thür, Nichts rührte ſich weder innen, noch außen. Ich fing an, die Geduld zu verlieren, da kommt Jemand herauf: es war der Herr Sekretair. Ohne zu huſten oder zu klopfen, ohne irgend ein Signal zu geben, kommt er heran, man öffnet ihm, er tritt ein, wie Jemand, der erwartet worden.

Ich ſah's mit eignen Augen und konnt' es nicht glauben.

(Nimm dieſen Vers, ich ſchenke ihn Dir, leg' ihn zu den Deinigen.)

Weit entfernt, mich zu ärgern, lachte ich darüber von ganzem Herzen: da ich ſie durchaus nicht ſtören wollte, ging ich fort zu meinem animalaccio nach der Revue.

Dies iſt Alles und wohl hinreichend, Ihr Herren, Euch eine Zeit lang auf meine Koſten luſtig zu machen.

Aber folgenden Tages hatte ich meine Revanche und das hat man Euch nicht erzählt. Tags darauf ſah ich ſie unter den Arkaden in Cautta, ſie ſtahl ſich im Dunkeln fort und lief davon. Ich folgte ihr, ſie ging hinein, wo der Oberſt Dètrées wohnt, der Hofkavalier der Frau Mutter, der Pomademann,

h weiß nicht, ob Du ihn kennſt oder nicht. Die Frau Mutter
agte ihm einige Streiche ihres Sohnes: Um's Himmels Willen!
enn ich an Ihrer Stelle wäre, Madame, ich würde ihm den
opf mit ranziger Pomade einreiben. Davon iſt ihm der Name
blieben.

Sie ging alſo bei dem Pommadenmann hinein und ich ſo-
rt in mein Verſteck, in der ſichern Ueberzeugung, diesmal nicht
nütz zu warten. Nach Verlauf einer Viertelſtunde ſehe ich
ganz affannata die Treppen zu vier und vier hinaufſteigen.
ne mich zu bemerken, öffnet ſie und ich, zwei Schritte und
Sprung, und ich bin mit ihr drinnen: große Debatte,
raterſcene; ſie will mich fortjagen, ich bleibe; ſie wurde un-
dlich, ich lachte:

Pianse, pregò, ma in vano ogni parola sparse.

lvat konnte kommen; er kam ſogar, es war die Stunde; die
ahr wurde für ſie mit jedem Augenblick größer. Ich nannte
ohne Feinheiten und ohne unter der Blume zu ſprechen, den
is, den ich auf meinen Rückzug ſetzte. Dunque fa presto,
e ſie, ich machte presto und ging fort. Ich könnte künftig
ihr machen was ich wollte, denn ſie ſteht mir zu Gebote,
önnte ihr eine Schande zufügen, was Ihr Taugenichtſe nicht
rlaſſen würdet. Demoiſelle zum Beiſpiel ..... Aber Ihr
, daß ich nicht darauf verſeſſen bin, Euch nachzuahmen: ich
ſie, ſpreche mit ihr wie zuvor, derſelbe Ton, daſſelbe Be-
en; bei Tiſch, nicht ein Wort, das ſie in Verlegenheit ſetzen
e, mit ihr allein, nicht die mindeſte Freiheit. Was ihre
on betrifft, ſo begebe ich mich meines Anſpruchs. Ihr Ge-
niß bewahre ich, als ob ſie es mir anvertraut hätte. Ein
s Verfahren rührt ſie, erſcheint ihr ſelten und neu. Bis
hatte ſie nur Leute Eurer Art geſehn, die alle ihre Vor-
unverſchämt mißbrauchen.

Was redet Ihr von Feinden? Giebt es Feinde? Seit
hten Affaire haben wir keine Kunde davon.

Von unſern erbeuteten Pferden iſt das beſte nichts werth,
rde Dir zehn davon ſchicken, wenn Du ſie ernähren willſt.

Michel*) reitet eins davon, das er unter allen herausgeſucht hat, es hat eine Länge, wovon man kein Ende ſieht. Sein Rücken ſcheint für eine ganze Rotte eingerichtet oder für die vier Haimonskinder. Michel verſchwindet darauf, kurz es iſt ein Thier, das den Generalſtab des Genies trägt oder das Genie des Generalſtabs trägt.

Wann werden wir uns ſehn? ich weiß nicht; ich habe Dir hundert Dinge zu ſagen, die ich ganz gewiß nicht ſchreiben werde. Es iſt recht ſchade, denn viele Züge, wovon ich alle Tage Zeuge bin, würden der Mühe lohnen, und Ihr ſolltet Euch daran ergötzen. Aber für mich iſt Schreiben der Tod und dann würde ich nicht zu Ende kommen.

Tanto vi ho da dire che incominciar non oso.**)

Den Nachſchlüſſel zu dem Gefängniß der Schönen hat der Secretair machen laſſen. Er iſt es, der ſie dem General Salvat angetraut hat, er iſt es auch, den ſie aus Liebe liebt, ein grundgutes Geſchöpf, wie alle Koketten. Lebt wohl, ich umarme Euch Alle.

VI.

An Herrn M...

Artillerie-Offizier in Neapel.

Morano, den 9. September 1805.

Eine Schlacht! meine Freunde, eine Schlacht! Ich habe wenig Luſt, ſie Euch zu erzählen. Ich möchte lieber eſſen, als Dir ſchreiben, aber der General Reynier ſteigt vom Pferde und verlangt ſein Schreibzeug. Man vergißt, daß man vor Hunger ſtirbt: alle ſind ſie dabei, die Geſchichte von geſtern aufzukritzeln: ich mach's wie ſie und möchte raſend werden. Stellt Euch vor, meine theuren Freunde, die Ihr da unten alle Eure Bequemlichkeiten, gute Mahlzeit, gutes Nachtlager ꝛc. habt; ſtellt Euch einen armen Teufel vor, nicht durchnäßt, ſondern durchweicht, durchdrungen, durchbohrt bis auf die Knochen von einem zwölfſtündigen unaufhörlichen Regen, ein Schwamm, der in acht Tagen nicht trocken wird; vom frühen Morgen ohne Frühſtück oder nicht viel beſſer, bis Sonnenuntergang zu Pferde; es iſt der traurige Schreiber dieſer Zeilen, die Euch rühren werden, wenn in Euren Herzen einiges Mitleid wohnt. Trinkt und macht brindisi auf ſeine Geſundheit, meine guten Freunde, den Bauch am Tiſch, den Rücken am Feuer. Da habt Ihr in wenig Worten unſre Neuigkeiten.

---

*) Bataillonschef vom Genie.

**) Petrarka.

Die Zapolitaner haben ſich heute einmal ſchlagen wollen, aber dieſer Einfall iſt ihnen bald vergangen. Sie gehn davon und laſſen uns ihre Kanonen hier, die einige Mann vom 1ſten leichten Infanterie-Regiment durch den Fehler eines Dummkopfs getödtet haben; Du räthſt, wer es iſt. Ich werde Dir Züge von ihm erzählen, wenn wir uns wiederſehn. — Da wir keine Artillerie haben (denn unſre Gebirgsſtücke ſind zum Lachen), ſo mache ich an Tagen, wie heute, den Adjutanten, um etwas zu thun, ein ſchweres Handwerk mit gewiſſen Leuten. Wenn man z. B. die Befehle Reynier's dem Obengenannten bringt, muß man zuerſt Reynier verſtehn, dann dem Andern ſich verſtändlich machen, Dollmetſcher zwiſchen zwei Menſchen ſein, wovon der eine ſich ſchlecht ausdrückt, der andre wenig begreift; ich verſichre Dich, meine ganze Fähigkeit iſt nicht zu viel.

Es müſſen zwölf- oder funfzehnhundert Neapolitaner getödtet ſein, die Andern laufen und wir laufen morgen hinter ihnen her, ſehr wider meinen Willen.

Remacle iſt von einer großen Kartätſche mitten durch den Körper getroffen. Er ſpottet nicht ſo ſehr darüber, wie er ſagte. Du weißt, wenn man ihn hörte, machte er ſich ſo viel aus dem Sterben, wie aus dem .... aber keineswegs, dies ärgert ihn. Er ruft nach ſeiner Mutter und ſeiner Heimat.

Man plündert ſtark in der Stadt und metzelt ein wenig.

Ich würde auch plündern, potz Tauſend, wenn ich wüßte, daß es etwas zu eſſen gäbe. Ich komme immer darauf zurück, aber ohne irgend eine Hoffnung. Die Schreiberei wird fortgeſetzt, ſie werden damit nicht aufhören. Ich ſehe nur den Major Strolz, der wenigſtens noch daran denkt, Feuer anzumachen; wenn es ihm gelingt, laſſe ich Dich im Stiche.

Der Aufpaſſer hat ſich wie gewöhnlich ausgezeichnet: laß Dir das von L.... erzählen, der Zeuge war. Er war im Vortrab, der Aufpaſſer, mit einigen Voltigeur-Compagnieen. Auf einmal kommt er auf Dufour zugelaufen: Oberſt! ich bin umgangen, ich bin abgeſchnitten, ich habe die ganze feindliche Armee da. Der Andre ſagt ſogleich zu ihm: Wie, in einem ſolchen Moment verlaſſen Sie Ihren Poſten? Man geht hin, es war nichts.

Ich will des Teufels ſein, wenn der General aufhört, zu ſchreiben. Was ſoll ich Dir noch ſagen? Ich habe ein kollriges Pferd, das meine Kanoniere genommen haben. Es beißt und ſchlägt, wer ihm nahe kommt; ſehr ſchade, denn es wäre ein hübſches kalabreſiſches Füllen, wenn es nicht ſo menſchenſcheu, ich wollte ſagen wild, menſchenfeindlich wäre.

Wir ſind in einem geplünderten Hauſe, zwei nackte Leichname an der Thür, auf der Treppe auch ſo etwas einem Todten Aehnliches. Sogar in einer Stube mit uns eine genothzüchtigte Frauensperſon, wie ſie ſagt, die aber nicht davon ſterben wird: dies iſt das Kabinet des General Reynier, das Nachbarhaus im Brande, in dieſem kein Möbel, nicht ein Stück Brodt. Was werden wir eſſen? Dieſer Gedanke beunruhigt mich. Meiner Seele, ſchreibe wer Luſt hat, ich will Strolz helfen. Leb wohl.

VII.

An Madame …

Reggio in Calabrien, den 15. April 1806.

Wenn Sie ſich des geringſten Ihrer Diener nur noch erinnern, Madame, ſo werden Sie, denke ich mir, nicht böſe ſein, zu hören, daß ich mich in Reggio in Calabrien lebend befinde, am Ende Italiens, weiter, als ich je von Paris und von Ihnen, Madame, entfernt geweſen bin. Schon ſechs Monate geht mir das Projekt durch den Kopf, Ihnen zu ſchreiben; an Stoff iſt kein Mangel, aber an Zeit und Ruhe. Denn wir ſiegen im Laufe und haben erſt hier Halt gemacht, weil das feſte Land aufhört. Das heißt doch, dünkt mich, ein Königreich ziemlich leicht erobert und Sie dürfen zufrieden mit uns ſein. Aber ich, ich bin nicht befriedigt. Ganz Italien iſt nichts für mich, wenn ich Sizilien nicht dazu habe. Was ich da ſage, ſoll meinen Eroberungsſinn darthun, denn, unter uns geſprochen, kümmert's nich wenig, ob Sizilien an Joſeph oder an Ferdinand ſeine Steuern zahlt. Darin wäre mit mir leicht fertig zu werden, venn es mir geſtattet würde, dies Land zu meinem Vergnügen u durchſtreifen; aber ſo nahe dabei ſein und keinen Fuß hineinetzen zu können, iſt das nicht zum Tollwerden? Wir ſehn es vahrhaftig, wie Sie von den Tuillerien die Vorſtadt St. Gernain ſehn; der Kanal iſt meiner Treu nicht viel breiter, und leichwohl können wir nicht hinüber kommen. Würden Sie es lauben? wenn wir nur Wind nöthig hätten, würden wir es nachen wie Agamemnon: wir opferten eine Jungfrau. Gott l Dank, wir haben mehr als zu viele. Aber nicht eine einge Barke, und das iſt die Verlegenheit. Wir bekämen welche, eißt es; ſo lange ich dieſe Hoffnung habe, Madame, glauben ie nicht, daß ich rückwärts blicke nach der Gegend, wo Sie ohnen, obgleich ſie mir ſehr gefällt. Ich will das Vaterland r Proſerpina ſehn und ein wenig wiſſen, warum der Teufel s dieſem Lande ſich ein Weib genommen hat. Ich ſchwanke nicht zwiſchen Syrakus und Paris, Madame; ſo ein Maulaffe ich auch bin, ziehe ich doch Arethuſa der Fontaine des Innocents vor.

Dieſes Königreich, das wir genommen haben, iſt dennoch nicht zu verachten; ich verſichre Sie, es iſt die ſchönſte Eroberung, die man auf einer Promenade machen kann. Ich bewundre über Alles die Gefälligkeit derer, die es uns abtreten. Hätten ſie ſich's einfallen laſſen, es zu vertheidigen, wir hätten es ehrlich dabei gelaſſen, denn wir waren nicht gekommen, Jemandem Gewalt anzuthun. Da iſt ein Kommandant von Gaëta, der ſeine Feſtung nicht übergeben will; nun wohlan! ſo möge er ſie behalten! Hätte Capua es eben ſo gemacht, würden wir noch vor den Thoren ſtehen, ohne Brod und Kanonen. Man muß zugeben, daß Europa jetzt ſehr höflich mit uns verfährt. In Deutſchland brachten uns die Truppen ihre Waffen, die Gouverneure ihre Schlüſſel mit einer liebenswürdigen Güte. Das ermuthigt im Eroberungsgeſchäft, ſonſt würde man es aufgeben.

So viel iſt gewiß, wir ſind am äußerſten Ende des Stiefels, in dem ſchönſten Lande der Welt, und hätten hinreichende Ruhe, wären nicht das Fieber und die Aufſtände. Denn das Volk iſt frech, die Schurken von Bauern vergreifen ſich an den Siegern Europa's. Wenn ſie uns faſſen, verbrennen ſie uns auf die ſanfteſte Weiſe von der Welt. — — Darauf achtet man wenig, deſto ſchlimmer, wer ſich erwiſchen läßt. Jeder iſt bedacht, mit ſeinem vollen Bagagewagen oder ſeinen beladenen Mauleſeln durchzukommen und ſpottet über alles Andre.

Was die Schönheit des Landes betrifft, ſo haben die Städte nichts Bemerkenswerthes, für mich wenigſtens nicht, aber vom Lande können Sie ſich keinen Begriff machen. Das hat mit Nichts Aehnlichkeit, was Sie bisher geſehn haben. Abgeſehn von den Orangenhainen und den Citronenhecken, giebt es eine Maſſe andrer Bäume und fremder Gewächſe, die die Fruchtbarkeit des Bodens in Maſſe erzeugt, auch wohl dieſelben, wie bei uns, aber größer und entwickelter; alles dies giebt der Landſchaft einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sieht man die überall mit Myrthen und Aloes gekrönten Felſen und dieſe Palmen in den Thälern, ſo glaubt man ſich an die Ufer des Ganges oder an den Nil verſetzt, nur daß es keine Pyramiden und Elephanten giebt; dafür giebt es Büffel, die unter dieſer afrikaniſchen Vegetation neben dem Teint der Landesbewohner, der ebenfalls einer andern Welt angehört, ſich gut ausnehmen. Offen geſtanden, man ſieht die Bewohner nicht häufig mehr außerhalb der Städte, dadurch ſind dieſe ſchönen Gegenden ganz verödet, und man hat ſich in der Phantaſie die Bilder zu entwerfen, die ſich darbieten würden, wenn die heitere Arbeit der Landleute das Ganze belebte.

Wollen Sie, Madame, einen Abriß der Scenen, die ſich jetzt da ereignen? Denken Sie ſich an dem Abhang eines Hügels, längs der auf die beſchriebene Weiſe geſchmückten Felſen eine Abtheilung von einem hundert unſrer Leute in Unordnung. Man marſchiert aufs Gerathewohl, bekümmert ſich um Nichts. Vorkehrungen treffen, ſich vorſehn, wozu wäre das nütze? Seit länger als acht Tagen ſind in dieſem Kanton keine Truppen mehr niedergemetzelt worden. Am Fuß der Anhöhe fließt ein reißender Strom, über den man ſetzen muß, um nach dem andern Aufgang zu gelangen: ein Theil der Reihe iſt ſchon im Waſſer, ein Theil auf dieſer und auf der andern Seite. Plötzlich erheben ſich von verſchiedenen Seiten 1000 Bauern, Banditen, entſprungene Sträflinge, Ausreißer, von einem Unterdiakonus angeführt, gut bewaffnet, gute Schützen; ehe ſie ſichtbar ſind, geben ſie Feuer auf die Unſrigen; die Offiziere fallen zuerſt, die Glücklichſten bleiben todt auf dem Platz, die Andern dienen einige Tage lang zum Spott ihrer Henker.

Der General, Oberſt oder Befehlshaber, gleichgültig welchen Grades, der dieſes Detaſchement hat abgehn laſſen, ohne an irgend etwas zu denken, meiſtens ohne zu wiſſen, ob die Wege frei ſind, von dieſer Niederlage unterrichtet, nimmt Rache an den benachbarten Dörfern, er ſchickt 500 Mann mit einem Adjutanten dahin ab. Man plündert, ſchändet, erwürgt, und was entkommt, vergrößert die Bande des Unterdiakonus.

Fragen Sie mich noch, Madame, womit dieſer Befehlshaber in ſeinem Kantonnement ſich beſchäftigt? Iſt er jung, ſucht er nach Mädchen; iſt er alt, ſcharrt er Geld zuſammen. Zuweilen nimmt er Beides: nur darum wird Krieg geführt. Aber jung oder alt, bald ergreift ihn das Fieber, da krepirt er in drei Tagen zwiſchen ſeinen Mädchen und ſeinem Gelde. Einige freuen ſich darüber, kein Menſch iſt darüber betrübt; alle Welt vergißt ihn in kurzer Zeit und ſein Nachfolger macht's wie er.

Man denkt wenig an Einen, wenn wir uns hier abſchlachten. Sie haben ganz andere Geſchäfte, der Geldcours, das Steigen und Fallen, die Falliſſements, das Pharoſpiel; meiner Treu, Ihr Paris iſt auch eine Mördergrube, und Sie taugen nicht viel mehr als wir. Obgleich das Menſchengeſchlecht verabſcheuungswürdig iſt, muß man es nicht zu ſehr haſſen, könnte man aber für einige Menſchen, wie Sie, Madame, eine Arche bauen, und den Reſt noch einmal erſäufen, ſo wäre dies eine gute Operation. Ich bliebe ſicher draußen, aber Sie würden mir die Hand reichen oder einen Zipfel Ihres Schals (iſt dies das Wort?), denn Sie wiſſen, daß ich bin und ewig ſein werde, Madame ....

VIII.

An den Herrn General Moſſel.

Milet, den 10. September 1806.

Mein General!

Das Hemd, womit Sie mir ein Geſchenk machen, habe ich erhalten. Gott vergelt es Ihnen, mein General, in dieſer Welt oder in der andern. Nie war eine Wohlthat beſſer angewendet als dieſe. Dennoch bin ich nicht ganz nackt. Ich habe ſogar ein Hemd bei mir, dem, aufrichtig geſtanden, das Vorder- und Hintertheil fehlt und auf folgende Weiſe: man hat es mir aus Sackleinwand gemacht, die ich bei der Plünderung eines Dorfes erwarb, und dies iſt eine Geſchichte, die ich Ihnen erzählen muß. Ich ſah einen Soldaten, der ein Stück Leinwand forttrug: ohne mich zu erkundigen, ob er es geerbt oder ſonſt woher habe — ich hatte einen Thaler und keine Wäſche — gab ich ihm den Thaler und wurde Eigenthümer der Leinwand, wie man es von einem geſtohlenen Gegenſtand eben werden kann. Man machte Gloſſen darüber und das Schlimmſte war, als mein Hemd fertig war und von einem Näthermädchen im Gefolge der Armee auf meinen magern Körper gebracht wurde, daß die Frage entſtand, wie es in meine Hoſe zu bringen ſei, ich meine das Hemd, und das brachten wir, meine Nätherin und ich, nicht zu Stande. Das arme Mädchen ſtrengte ſich ohne Schonung dabei an, und ich half ihr aus allen Kräften, aber es ging nicht. Nicht Gewalt, nicht Liſt vermochte dieſen Stoff ſo zu reduziren, daß er einen vernünftigen Raum um mich herum einnahm. Ich ſage Ihnen nicht, mein General, was ich von dieſen Verſuchen zu leiden hatte, ungeachtet der Aufmerkſamkeit und der Bemühungen meiner Kammerfrau, die in dergleichen Dienſtleiſtungen die größten Erfahrungen hatte. Endlich brachte uns die Nothwendigkeit, die Mutter der Erfindſamkeit, auf die Idee, alles von dem Hemde wegzuſchneiden, was in meinem Beinkleid ſich zu logiren weigerte, das heißt, das Vorder- und Hintertheil und den Gürtel an den Hemdkörper ſelbſt zu nähn, eine Operation, die meine gute Nätherin mit einer merkwürdigen Kühnheit und aller möglichen Schicklichkeit vollführte. Es giebt kein Wortſpiel und keinen boshaften Witz, den man nicht darauf gemacht hätte, und dies hätte ſich nie erſchöpft, hätte Ihre Großmuth mich nicht in einen Zuſtand verſetzt, der mich künftig mehr zu einem Gegenſtande des Neides als des Mitleids machen wird. Ich lache nun meinestheils über die Lacher, von denen Keiner etwas beſitzt, was dem Geſchenke ähnlich wäre, das ich von Ihnen erhalten.

In der ganzen Armee war außer Ihnen, mein General, Niemand eines ſo guten Werkes fähig, denn abgeſehn davon, daß meine Kameraden meiſtens eben ſo ſchlecht in Kleidung ſind, als ich, gilt es jetzt als ausgemacht, daß ich nichts halten kann, da die Erfahrung beſtätigt hat, daß Alles, was man mir giebt, graden Weges zu den Straßenräubern wandert. Als ich nackt aus Corigliano entwiſchte, kleidete mich Saint-Vincent und füllte mein Felleiſen mit ſchönen und guten Sachen, die mir acht Tage nachher auf den Höhen von Ricaſtro genommen wurden. Der General Verdier und ſein Generalſtab ſchnürten mir ein anderes Bündel, das ich nicht viel weiter als nach la Mantea oder richtiger Ajello trug, wo ich zum vierten Male beraubt wurde. Man iſt daher müde geworden, mich zu kleiden und mir Almoſen zu geben, und glaubt allgemein, daß es meine Beſtimmung ſei, nackt, wie ich auf die Welt gekommen, zu ſterben. Bei alle dem behandelt man mich ſo gut, der General Reynier iſt ſo wohlwollend gegen mich, daß ich mein Verlangen nicht bereue, dieſen Feldzug mitzumachen, wobei ich doch eben nur meine Pferde, mein Geld, meinen Bedienten, meine Wäſche und die meiner Freunde verloren habe.

IX.

An Herrn von Saint-Croix in Paris.

Milet, den 12. September 1806.

Mein Herr!

Seit meinem letzten Schreiben, welches Sie in ſo verbindlicher Weiſe beantworteten, ſind hier Dinge vorgegangen, die uns hier als große Ereigniſſe erſcheinen, wovon man aber, glaube ich, in Ihrer Gegend wenig reden wird. Wie dem auch ſei, mein Herr, wird die Geſchichte Griechenlands in den verfloſſenen drei Monaten von einigem Intereſſe für Sie ſein, und überſende ich Ihnen deshalb mein Tagebuch*), das heiſt ein kleines Heft, worin ich die bemerkenswertheſten Gräuel und Narrenspoſſen verzeichnet habe, von denen ich Augenzeuge geweſen bin. Es iſt ſchwer, in ſo kurzer Zeit und auf einem ſo kleinen Raum mehr zu erleben. Herr de la Ch ..... beſchwert ſich damit, Ihnen dieſes Packet zukommen zu laſſen, das ich mit einem Umſchlag verſehen und verſiegelt habe. Ich bitte Sie inſtändigſt, es Niemand ſehn zu laſſen.

Wenn die abgekürzten Züge dieſer fluchwürdigen Farcen Ihnen nur Ekel verurſachen, ſoll es mich nicht wundern. Wer die Darſteller kennt, wird ſeine Neugierde einen Augenblick geſtachelt fühlen. Die Andern erblicken darin nur die Schande des Menſchengeſchlechts. Es iſt nichtsdeſtoweniger die nackte Geſchichte ohne Verzierung. Solche Skizzen ſind von einem Herodot und Thucydides ausgeſchmückt worden. Meiner Anſicht nach, verdient eine ſolche Verbindung von Albernheiten und Schandthaten, die man Geſchichte nennt, die Aufmerkſamkeit eines vernünftigen Menſchen durchaus nicht. Plutarch mit ſeiner weiſen Miene und ſeinem langen Bart flößt mir Mitleid ein, wenn er uns alle dieſe Kriegshelden anpreiſt, deren Verdienſt iſt, ihren Namen an die Ereigniſſe geknüpft zu haben, die der Lauf der Dinge herbeiführte.

Seit unſrer Vereinigung mit Maſſena marſchiren wir ſtolzer und ſind ein Bischen weniger beklagenswerth. Wir kehren um und bilden die Avantgarde dieſer kleinen Armee, indem wir mit den Aufſtändigen den gemeinſten aller Kriege führen. Wir tödten ihrer Wenige und machen noch Wenigere zu Gefangenen. Die Beſchaffenheit des Landes, ihre genaue Kenntniß deſſelben macht, daß ſie uns, ſelbſt wenn ſie überfallen werden, leicht entwiſchen, nicht wir ihnen. Die wir ertappen, hängen wir an den Bäumen auf; wenn ſie uns kriegen, verbrennen ſie uns auf die elendeſte Weiſe. Ich, mein Herr, der ich mit Ihnen rede, bin ihnen in die Hände gefallen, und es hat Wunder gekoſtet, mich wieder loszumachen. Ich war bei einer Berathſchlagung zugegen *), wo es ſich darum handelte, ob ich gefangen, verbrannt oder erſchoſſen werden ſolle. Ich wurde zur Abgabe meiner Meinung verſtattet. Mit dieſer Erzählung könnte ich Sie Tage lang unterhalten. Im Laufe dieſes Feldzugs bin ich ihnen oft hübſch entwiſcht, denn außer den gewöhnlichen Zufällen habe ich zweimal die Reiſe von Reggio nach Tarent hin und zurück gemacht, d. h. mehr als 400 Meilen mitten durch die Inſurgenten, allein oder in ſpärlicher Begleitung, bald zu Fuß, bald zu Pferd, zuweilen auf allen Vieren, zuweilen auf dem Hintern die hohen Berge herunterrutſchend oder kollernd. Auf einer dieſer Reiſen wurde ich von unſern guten Freunden gefangen. In ganz Kalabrien iſt kein Wald und keine Mordhöhle, wo ich dieſe Promenaden nicht gemacht hätte, und warum? ach, dies würde Ihnen Mitleid einflößen. Einmal wurden von ſieben Mann, die ich als Eskorte hatte, drei nebſt vier Pferden von den Bergbewohnern getödtet. **) Wir haben auf dieſe Weiſe eine Unmaſſe von Offizieren und kleinen Detaſchements verloren und verlieren noch täglich. Ein andres Mal wollte ich ein derartiges Begegniß vermeiden, beſtieg eine kleine Barke, und nachdem ich den Führer gezwungen hatte, trotz des ſchlechten Wetters abzuſtoßen, wurde ich ins weite Meer getrieben. Unſre Manöver waren ſchön. Wir ſtellten Gebete an und verſprachen der heiligen Jungfrau und dem heiligen Januarius ſo viele Meſſen, daß ich am Ende noch da bin.

---

*) Dieſes Journal hat ſich nicht wiedergefunden.

Später in einer andern Barke, kam ich an einer engliſchen Fregatte vorbei, die einige Male auf mich feuerte, worauf alle meine Ruderer ſich ins Waſſer ſtürzten und ſich ans Land retteten. Ich blieb allein, wie Ulyſſes, ein Vergleich, der um ſo richtiger iſt, da dieſes mir in der Meerenge der Charibdis begegnete, im Angeſicht einer kleinen Stadt, die noch Scylla heißt und wo, ich weiß nicht welcher Gott mich glücklich landen ließ.

---

*) In Corigliano den 12. Juni.

**) Bei Nicaſtro den 20. Juni.

Ich hatte mit meinem Säbel die Leine abgeſchnitten, die mein kleines lateiniſches Segel hielt, ſonſt wäre ich untergetaucht worden.

Bei der Plünderung meiner armſeligen Bagage hatte ich, was ich mein Brevier nannte, gerettet. Es war eine Iliade aus der königlichen Druckerei, ein ganz kleiner Band, den Sie in den Händen des Abbé Barthélemy geſehn haben müſſen; dieſes Exemplar hatte ich von ihm (quam dispari domino!), und ich weiß, daß er es auf ſeinen Spaziergängen bei ſich zu tragen pflegte. Was mich betrifft, ich trug es überall bei mir, aber eines Tages, ich weiß nicht warum, vertraute ich es einem Soldaten an, der ein Pferd an der Hand führte. Dieſer Soldat wurde getödtet und ausgeplündert. Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein Herr? Ich habe acht Pferde verloren, meine Kleider, meine Wäſche, meinen Mantel, meine Piſtolen, mein Geld. Ich bedaure nichts als meinen Homer, und könnte ich ihn wiederbekommen, ich würde das einzige Hemd darum geben, das mir übrig bleibt. Er war meine Geſellſchaft, meine einzige Unterhaltung an Ruheorten und bei Nachtwachen. Meine Kameraden lachen darüber. Ich wünſchte, ſie hätten ihr letztes Spiel Karten verloren, um zu ſehn, was ſie für ein Geſicht machen würden.

Sie können leicht glauben, mein Herr, daß ich bei ſolchen Zerſtreuungen nicht aufgelegt war, an Antiquitäten zu denken: wenn auf meinem Wege ſich einige Monumente fanden, z. B. die von Pompeji, ne visenda quidem putavi. Nicht als ob ich etwas von meinem Geſchmack für derartige Dinge verloren hätte, aber die Gegenwart beſchäftigte mich zu ſehr, um an die Vergangenheit zu denken; ein wenig auch die Sorge um meine Haut und die Kalabreſen laſſen mich Großgriechenland vergeſſen. Es iſt noch heute Calabria ferox. Ich bitte Sie, zu bemerken, daß dieſes Land ſeit Hannibal, der es in blühendem Zuſtande fand und ſechzehn Jahre lang verwüſtete, ſich niemals wieder aufgerichtet hat. Wir ſengen ohne Zweifel gut, aber es ſcheint, daß er ſich auch darauf verſtand. Wenn wir uns irgendwo aufhielten, wenn ich nur Zeit hätte, mich umzuſehn, ſo zweifle ich nicht, daß dieſes Land, wo Alles griechiſch und antik iſt, mir leicht etwas Intereſſantes darbieten würde, wodurch ich meine Briefe ihrer Keckheit würdig machen könnte. Es befinden ſich z. B. in dieſen Gegenden beträchtliche Ruinen, ein Tempel, den man der Proſerpina zuſchreibt. Der prächtige Marmor, den man daraus gezogen hat, iſt in Rom, Neapel und London. Wenn ich kann, werde ich hingehn, um zu ſehn, was davon übrig iſt, und wenn ich geſehn habe und die Sache der Mühe lohnt, Ihnen darüber Bericht abſtatten.

Was das gegenwärtige Calabrien betrifft, ſo beſteht daſſelbe aus Orangengehölzen, Olivenwäldern, Citronenhecken; alles dies an der Küſte und in der Nähe der Städte, nicht ein Dorf, auf dem Lande nicht ein Haus. Es iſt verödet, unbewohnbar, denn es fehlt an Polizei und Geſetzen. Wie baut man den Boden, werden Sie fragen? Der Bauer wohnt in der Stadt und beackert die Bannmeile. Morgens zu einer beliebigen Stunde geht er hinaus, Abends kommt er zurück, aus Furcht ... In einem Monat ſind allein in der Provinz Calabrien mehr als 1200 Mordthaten vorgekommen, dies hat mir Salicetti geſagt. Wie dürfte man es wagen, in einem Hauſe auf dem Lande zu ſchlafen. Man würde in der erſten Nacht erwürgt werden.

Die Aerndten nehmen wenig Sorgfalt in Anſpruch; dieſer ſchweflichte Boden bedarf wenig Dünger, wir finden für den Miſt unſrer Pferde keinen Käufer. Alles dies giebt den Begriff eines großen Reichthums. Gleichwohl iſt das Volk arm, ſogar elend. Das Königreich iſt reich, denn da es von Allem erzeugt, verkauft es und kauft nicht. Was machen ſie mit dem Gelde? Nicht mit Unrecht hat man dieſes Land das Indien Italiens genannt. An Bonzen iſt auch kein Mangel. Es iſt das Land der Prieſter, denen Alles gehörte. Man legt das Gelübde der Armuth ab, um an Nichts Mangel zu leiden, der Keuſchheit, um alle Weiber zu beſitzen. Es giebt keine Familie, die nicht in den geringfügigſten Neuigkeiten von einem Prieſter beherrſcht würde, ein Ehemann kauft keine Schuhe für ſeine Frau, ohne den Rath des heiligen Menſchen.

Hier muß man das Muſter einer guten Regierung nicht ſuchen, aber die Natur entzückt. Ich kann mich an dem Anblick der Citronen in den Hecken nicht gewöhnen. Und dieſe balſamiſche Luft um Reggio! man riecht ſie zwei Meilen weit, wenn der Wind vom Lande her weht. Die Orangenblüthe macht, daß man dort einen viel beſſern Honig hat, als der des Virgil; die Bienen von Hybla ſogen nur Thymian und hatten keine Orangen. Alles iſt heutzutage beſſer als ehemals.

Ich ſchließe, indem ich Sie gehorſamſt bitte, der Frau von Saint-Croix und Herrn Larcher meine Achtung zu bezeugen. Warum habe ich ſeinen Herodot nicht hier, wie ich ihn in Deutſchland hatte! Ich verlor ihn gerade, wie meinen Homer, als ich ihn auswendig wußte. Er wurde mir von Huſaren abgenommen. Was ich nie verlieren werde, ſind die Gefühle, die Sie beide mir einflößen, worin Achtung, Bewunderung und, wenn ich es ſagen darf, Freundſchaft zuſammen fließen.

X.

An Herrn …

Artillerieoffizier in Neapel.

Milet, den 16. Oktober 1806.

Ich hatte es ſchon gehört, daß der arme Michaud *) ſich habe umbringen laſſen. Ich wundre mich nicht darüber, er hatte den Kopf verloren: dies iſt keine Redensart. Ich ſah ihn in Caſſano, ſein Gemüth war krank, überall ſah er Räuber. Die Folge davon iſt, daß man ſich in die Gefahr ſtürzt, die man vermeiden will. Ein anderer Umſtand, der dieſe Leute um ihr Leben bringt, iſt das Geld, das ſie bei ſich tragen, wie Sucy und tauſend Andre, die der liebe Geldbeutel ins Unglück brachte. Uebrigens war er nicht der Einzige, dem die Furcht

---

*) Kriegskommiſſair.

den Verſtand geſtört hat. Ein Gleiches kann ich Dir von Mehreren erzählen, die den Krieg mitgemacht haben, die gute Soldaten und überall dabei geweſen ſind. Man muß zugeben, daß unſre Abenteuer nicht heiter waren. Zum Beiſpiel folgendes von Caſſano, für uns allerdings das am wenigſten tragiſche; aber es machte Aufſehn wegen des Wunders, wovon man Dir erzählt hat.

Nachdem wir, ohne zu wiſſen warum, die hübſche Stadt Corigliano geplündert hatten, langten wir an, ich nicht, ich war bei Verdier, kam aber drei Tage ſpäter; unſre Mannſchaft ſtieg gen Caſſano einen kleinen Fluß oder Strom entlang, den man noch den Sibari nennt, der nicht mehr durch Sibaris, ſondern durch Orangengebüſche fließt. Das Schweizerbataillon marſchirte voran, wie alle übrigen war es ſehr abgeriſſen und von Müller kommandirt, denn Clacel iſt bei St. Euphémie getödtet worden. Als die Bewohner von Caſſano dieſen rothen Haufen ſahn, hielten ſie uns für Engländer: Dies iſt häufig vorgekommen.[*] Sie kommen hervor, gehn auf uns zu, umarmen uns und beglückwünſchen uns, daß wir dieſe Spitzbuben von Franzoſen, dieſe Diebe, dieſe Bannbeladenen ſo gut durchgeprügelt hätten. Man ſprach diesmal meiner Seele ohne Schmeichelei zu uns. Sie erzählten uns unſre dummen Streiche und erzählten von uns noch Schlimmeres, als wir verdienten. Jeder verfluchte die Soldaten des maestro Peppe, jeder rühmte ſich pantomimiſch, einige umgebracht zu haben, die Worte: Ich habe ſechs erſtochen, ich habe zehn ermordet, mit Mienen begleitend. Einer ſagte, er habe Verdier getödtet, ein Andrer hatte mich getödtet, mich. Folgendes iſt wirklich ſonderbar. Portier, Lieutenant im Train, ich weiß nicht, ob Du ihn kennſt, ſieht in den Händen Eines von ihnen ſeine eignen Piſtolen, die er mir geliehen hatte und die mir bei meiner Beraubung abgenommen worden waren. Er ſpringt darauf zu: Wem gehören dieſe Piſtolen? Der Andre, Du kennſt ihren Stil: Mein Herr, ſie gehören Ihnen. Er glaubte nicht ſo wahr zu ſprechen. Aber von wem habt Ihr ſie bekommen? — Von einem franzöſiſchen Offizier, den ich getödtet habe. Da hielt man mich und Verdier alle Beide für todt, und als wir drei Tage darauf eintrafen, war man ſchon drauf und dran, nicht mehr an uns zu denken.

---

[*] Namentlich bei Marcel Cinara am Abend der Schlacht bei Maida.

Du ſiehſt, wie ſie ſich empfahlen und ihren Handel in Ordnung brachten. Auf dieſe Weiſe empfing man alle ihre Bekenntniſſe und ſie erkannten uns erſt, als man Feuer auf ſie gab. Es wurden Viele getödtet, zweiundfunfzig gefangen genommen und Abends auf dem Markt zu Caſſano erſchoſſen. Ein merkwürdiger Zug der Parteiwuth iſt es, daß ihre Landsleute, die uns befreundeten Kalabreſen, die guten Kalabreſen Joſeph's, ſie hinüberbeförderten und es ſich als eine Gunſt ausbaten, zu dieſer Schlächterei verwendet zu werden. Sie hatten keine Mühe, ſie zu erlangen, denn wir waren durch das Blutbad von Corigliano ermüdet. Das ſind ſybaritiſche Feſte, die Wahrheit dieſer Erzählung kannſt Du Jedem verbürgen. Das merkwürdige Wunder war, daß man einige Tage darauf in einem benachbarten Dorfe 52 von unſern Leuten, nicht mehr und nicht weniger, die, ohne Böſes zu ahnen, plünderten, erwürgte. Bei dieſem guten Geſchäft, kannſt Du glauben, hatte die Madonna Theil, und die Berichte darüber wurden ausgeſchmückt und zum Ruhm der santafedo verbreitet.

Von derſelben Art iſt die Scene in Marcellinara. Wir wurden für Engländer gehalten und als ſolche in die Stadt aufgenommen. Als wir auf dem Markt ankamen, umgab uns ein großer Haufe. Ein Menſch, bei dem Reynier logirt hatte, erkennt ihn und will fliehn. Reynier giebt einen Wink, daß man ihn feſthalte; man tödtet ihn. Die Mannſchaft giebt auf einmal Feuer, in zwei Minuten war der Platz mit Todten bedeckt. Wir fanden dort ſechs Kanoniere des Regiments halb verhungert und ganz nackt in einem Gefängniß. Man hob ſie für ein kleines Autodafé auf, das am folgenden Tage ſtattfinden ſollte.

Das Abenteuer des Großadmirals iſt ohne Zweifel wunderbar, ſchöner kann man keins erleben. Uebrigens könnten wir Dir welche erzählen, die dieſem nichts nachgeben. Es iſt noch keine vierzehn Tage her, daß wir einen unſrer Soldaten losmachten, der ſchlecht gehangen und ſchlecht erdolcht war und der jetzt ißt und trinkt, wie Du. Man tödtet ſo Viele und hat es ſo eilig, daß man die Sachen nur halb fertig macht. Alles dieſes iſt Nichts gegen die Geſchichte mit Mingrelot, die Du wiſſen mußt, da er in Neapel iſt. Er kann Dir auch erzählen, was mit Maréchal von ſeinem Regiment vorgegangen iſt, der zweimal erſchoſſen wurde und noch lebt.

Méry, der Adjutant Saint-Cyr's, war nicht ſo glücklich; er iſt todt. Er wurde in einem Hinterhalt an der Schulter verwundet und von den Wundärzten in Caſtro-Villari ihm der Garaus gemacht. Alquier und Lejeune, Bataillonschefs deſſelben Regiments, ſind bei Scigliano geblieben. Gaſtelet wurde bei St. Euphémie getödtet. Compère iſt ein Arm abgenommen und ein Bein nicht viel beſſer.

Was mich betrifft, ich denke nicht daran, mich zu beklagen. An Pferden und Effekten habe ich mehr verloren, als alle Andern; aber meine Haut iſt heil und ich habe noch meine Zahl Glieder. Ich habe mich oft genug in ſchlechter Lage befunden, aber zuweilen iſt's mir auch gut gegangen. Mit meinem Patron*) habe ich faſt immer gut geſtanden, meine Ungnade hat ſo lange gedauert, wie ſein Glück, die Dauer der Roſen. Vor alle dem hätte man mich keines Blicks gewürdigt, das Unglück humaniſirt ihn und jetzt ſind wir wieder von Neuem Freunde.

Leute, die nicht nachdenken, an deren Spitze Du mich ſtellen kannſt, finden hier noch vergnügte Momente: bei allen dieſen Teufeleien ißt und trinkt man; man befaßt ſich mit Liebeshändeln, wie ſonſt, und noch mehr, denn man thut weiter nichts. Das Land hat Ueberfluß an Allem und befriedigt jedes Verlangen: Haſen und Hühner, Fiſch und Fleiſch; Wein mehr, wie man trinken kann, und was für Wein! Weiber mehr, wie man verlangt. In der Ebene ſind ſie ſchwarz, auf den Bergen weiß, verliebt überall. Kalabreſin und Kohlengluth iſt daſſelbe. Die Tugenden, die wir mitnahmen, haben wüthende Stürme abgehalten, genommen und wieder genommen von den Engländern, Sicilianern, Kalabreſen und immer ohne Makel zurückgegeben. Madame Grabinsky, Madame Peyri, Madame François ſind von den Engländern ſehr reſpektirt worden, wie ſie ſagen; weniger loben ſie die Neapolitaner, die einen unſrer kleinen Tambouren mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt hätten. Madame Grabinsky iſt ein Engel an Sanftmuth und Freundlichkeit, ich beſuchte ſie einmal in Palmi und aß mit ihnen zu Mittag. Da er gar kein Italieniſch verſteht, und ich glaube auch keine andre Sprache, konnte ich die Schöne mit aller Bequemlichkeit unterhalten. Ich erzählte ihr ehrlich, ich hätte ſie in Bologna um eine Viertelſtunde bei der Madame Williams verfehlt, wo man erſt beim Fortgehn bezahlte. Ich beklagte mich ſehr über den Streich, den Grabinsky mir geſpielt hätte und uns Allen, daß er ſie ſo entführt habe, um ſie ins Gefängniß zu ſetzen; warum war er nicht eine Viertelſtunde ſpäter gekommen! oder Sie früher, ſagte ſie mir.

---

*) General Reynier.

Die Leute von Palmi erzählten mir Wunderdinge von Michel.*) In Scylla, das ſie vom Gebirge aus vollſtändig ſehn, hat er dreiundzwanzig Tage lang Alles gethan, was menſchenmöglich war. Es war ein Höllenfeuer zu Meer und zu Lande. Wenn ich Dir dieſe Geſchichte noch einfädle, kommſt Du gar nicht los. Schläfſt Du? ich will mich ſchlafen legen. Leb' wohl.

---

*) Bataillenschef vom Genie.

XI.

An Madame Pigal in Lille.

Milet, 25. Oktober 1806.

Sie ſollen, theure Couſine, von meiner Proſa bekommen, ſo viel Sie wollen, und im 20-Sous-Stil, d. h. dem beſten, der Ihnen nichts als das Porto koſtet. Wenn ich Ihnen nicht früher geſchrieben habe, ſo liegt dies daran, daß wir alte Vettern ſelten an unſre jungen Couſinen ſchreiben, ohne vorher zu wiſſen, wie unſre Briefe aufgenommen werden, denn wir ſind nicht, wie Ihr, immer ſicher zu gefallen. Beſchuldigen Sie mich weder der Faulheit, noch Gleichgültigkeit. Ich wollte ſehn, ob Sie daran dächten, daß ich Ihnen ſeit zwei Jahren nicht geſchrieben habe. Sie ſahn nicht danach aus, als ob Sie es bemerkten, ich, hierdurch verletzt, wollte Sie ſchelten, als Sie mir ſehr hübſch zuvorkamen; ich habe Ihre Vorwürfe gern, und Sie haben auf mein Stillſchweigen beſſer geantwortet, als Sie vielleicht auf meine Briefe gethan hätten.

Man erzählt mir Dinge von Ihnen, die mir gefallen. Sie ſprechen zuweilen von mir, Sie bekommen Kinder und Sie langweilen ſich; vivat Couſine. Das iſt eine bewundernswerthe Aufführung. Ich meinerſeits langweile mich auch, ſo lange ich kann, ganz raiſonnabel. Haben wir uns nicht verſprochen, Eins ohne das Andre nicht zu lachen? Ich meinerſeits weiß nicht, was es heißt, nicht Wort halten, und ich behalte mein ernſtes Geſicht bei und rechne darauf, daß Sie auch ernſt bleiben. Ich würde es häßlich finden, wenn es anders wäre und wenn Sie Jemand amüſirt, ſoll er ſich hüten, wenn ich zurückkomme. Zeitvertreib für Kinder, aber kein Vergnügen, meine Couſine, kein Vergnügen ohne Ihren Vetter.

Ach! um mein Verſprechen zu halten, brauche ich nur an die 500 Meilen zu denken, die uns trennen, an die zwei langen, langen Jahre, die verfloſſen ſind, ohne Sie zu ſehn, und wie viele noch in gleicher Weiſe verfließen werden. Dieſe Gedanken verlaſſen mich nicht und geben mir die Phyſiognomie von Menſchenhaß und Reue. Unſchuldige Spiele, kleine Bälle und Gartenſoireen, wo ſeid Ihr geblieben? Nein, ich bin nicht mehr der Vetter, der Sie amüſirte, es iſt nicht mehr die Zeit des Hanswurſtes, des Brummtrieſels und der ausgeſtopften Puppen. Wenn Sie mich jetzt ſähen, würden Sie mich nicht mehr kennen und nochmal fragen: Wo iſt der lachluſtige Vetter? So geht's, wenn man ſich von Ihnen entfernt. Man langweilt ſich, wird mürriſch, altert in einem Jahre um ein Jahrhundert. Um glücklich zu ſein, muß man Sie gar nicht kennen oder nie verlaſſen.

Bei Ihnen habe ich wenig gegähnt und ich glaube, Sie auch nicht bei mir, außer wenn wir auf Familienbeſuch bei unſern theuern Verwandten waren; ſeitdem ich Sie nicht mehr ſehe, gähne ich vom Morgen bis zum Abend. Sie wiſſen, die Natur hat mich mit einem, dieſe Uebung günſtigen Organ begabt. Ich gähne in Wahrheit wie eine Haferkiſte (meines Erachtens beſſer ausgedrückt, wie man ſonſt pflegt); Sie da unten, Sie müſſen, da ich abweſend bin, wie eine kleine Tabatière gähnen. Welcher Unterſchied zwiſchen uns! Sie würden es gewiß nicht wagen, ſich zu vergleichen, zu meſſen .... Dummheit, ja Dummheit, das iſt ein Zwei-Liard-Stil.

Aber wiſſen Sie, was mir begegnet, da ich nicht mehr lache? Ich werde boshaft. Stellen Sie ſich mal vor, womit ich meine Zeit verbringe. Ich ſinne Tag und Nacht auf Mittel, Leute zu tödten, die ich nie geſehn habe, die mir weder Gutes noch Böſes gethan haben; iſt das nicht artig? Ach, glauben Sie mir, Couſine, die Traurigkeit taugt nichts. Laſſen Sie uns unſer altes Betragen wieder annehmen, die luſtigen Leute ſind die beſten. Lachen wir, ſo oft ſich Gelegenheit darbietet, oder ſelbſt ohne Gelegenheit. Wenn ich mir denke, wie Sie beim Empfang dieſes Packets ſich aufblähen, welche Miene Sie machen werden, zumal über die Art und Weiſe, wie es an Sie gelangt, ſo breche ich meiner Seele, obgleich hier ganz allein, in ein Gelächter aus, als ob Sie da wären. Es findet kein Ball ſtatt, den Sie nicht in Gang bringen, das freut mich noch mehr.

Während ich Ihnen dieſe ſehr vernünftigen Zeilen ſchreibe, geht ein drolliges Abenteuer hier vor; das Haus zittert, ein Menſch, der in meiner Nähe ſchreibt, lauft davon und ſchreit: Tremoto! ich wiederhole: tremoto d. h. Erdbeben und rette mich auch in den Hof. Dort ſah ich, daß der Stoß ſtark geweſen war, oder ernſthaft, wie Sie, Couſine, ſagen würden, oder konſequent, wie Boiſard ſagt. Ein noch nicht fertiges Gebäude, deſſen Dach noch nicht gedeckt war, ſchien vom Wind hin und her bewegt zu werden; das Zimmerwerk ſchwankte und knackte. Die Erde bekommt hier oft ſolche kleine Schauder, die eine Stadt wie ein Angelſpiel umwerfen würden, wenn die Häuſer nicht expreß auf das tremoto eingerichtet wären, nicht ſehr hoch und unten breit. Diesmal iſt keins eingeſtürzt, aber eine Kirche hat, ich weiß nicht wie viel gute Seelen zerſchmettert, die jetzt im Paradieſe ſind. Sehn Sie, welche Gnade Gottes! Wir Taugenichtſe bleiben in dieſem Jammerthal.

Sie fragen, was wir machen. Hier wenig; wir erobern ein kleines Königreich für die kaiſerliche Dynaſtie. Was heißt Dynaſtie? Meot wird es Ihnen ſagen, der berühmte Traiteur Meot iſt Koch des Königs, der ſich die Zeit zuweilen mit ihm vertreibt, der einzige Menſch, ſagt man, für den Seine Majeſtät einige Rückſicht hat. Meot, ſagte der König zu ihm, Du beförderſt mir Deine Familie, Deine Nichten, Deine Vettern, Deine Neffen, Du haſt nicht einen Verwandten à la mode de Bretagne, Küchenjunge, Saucenverderber, den Du nicht anſtellen und zu einem großen Herrn machen mußt. Sire, dies iſt meine Dynaſtie, antwortete ihm Meot. Das iſt eine hübſche Geſchichte, die Sie mit vieler Anmuth zum Beſten geben werden; anders können Sie nicht.

Was die Zeit betrifft, wann wir uns wiederſehn werden, ſo iſt die Antwort nicht ſo leicht. Sie können wohl denken, daß ich vor Verlangen danach ſterbe. Aber dieſes Königreich muß fertig erobert werden, und dann muß ich die Alterthümer ſehn, deren es viele ſchöne giebt. Sie kennen meine Leidenſchaft, auf das Antike bin ich närriſch.

Soll ich Ihnen meine Achtung bezeugen? Wollen Sie, daß ich die Ehre habe zu ſein? ... Nein, ich umarme Sie ganz ehrlich .... Mein Gott! was ſind Sie dick! Ich habe Sie wie einen Fingerring geſehn, jetzt kommen Sie mir wie einer von den Notre-Dame Thürmen vor. Ach! Mamſell Sophie! was haben Sie da gemacht? Ihr Herr Gemahl braucht keine Komplimente dafür zu erwarten, Sie in dieſen ſchönen Zuſtand verſetzt zu haben.

Noch einmal, ich umarme Sie.

Der alte Vetter, der nicht mehr lacht.

XII.

An Madame Pigalle in Lille.

Regina bei Portici, den 1. Nov. 1807.

Ihre Briefe ſind ſelten, theure Couſine; Sie machen es gut, ich würde mich daran gewöhnen und könnte ſie nicht mehr entbehren. Allen Ernſtes, ich bin zornig; Ihre Sanftmuth beſchwichtigt mich gar nicht. Wie, Couſine, in drei Jahren ſchreiben Sie mir zweimal! wahrlich, Mamſelle Sophie. Aber wie! ich ſchelte Sie? Sie werden mir gar nicht mehr ſchreiben. Ich verzeihe Ihnen daher aus Furcht vor Aergerem.

Ja ſicher, ich werde Ihnen meine Abenteuer erzählen, die guten und ſchlechten, die traurigen und luſtigen, denn es begegnen mir die einen wie die andern. Laſſen Sie uns ſorgen, Couſine, wir wollen ſie Ihnen von allen Sorten geben. Dies iſt ein Vers von Lafontaine, fragen Sie Bolſard. Mein Gott! werden Sie mir ſagen, man hat Lafontaine geleſen, man kennt den Pfarrer und den Todten. Nun gut! Verzeihung. Ich ſagte alſo, daß meine Erlebniſſe verſchieden wären, aber alle ſind ſie merkwürdig, intereſſant; es iſt ein

Vergnügen, ſie zu hören, und noch ein größeres, denke ich mir, ſie Ihnen zu erzählen. Dieſe Erfahrung wollen wir eines Tages am Kamin machen. Ich bin für einen ganzen Winter damit verſehen. Ich bin im Stande, Sie zu amüſiren, folglich die ganze Zeit hindurch, ohne Eitelkeit, Ihnen zu gefallen; Sie zu rühren, Sie zum Lachen zu bringen, Sie furchtſam zu machen, Sie einzuſchläfern. Aber Ihnen Alles zu ſchreiben, ah, wahrhaftig, Sie ſcherzen: Dem würde Madame Radcliff nicht genügen. Indeſſen weiß ich, daß Sie nicht gern abgewieſen ſind und da ich, mag man davon ſagen, was man will, dienſtfertig bin, ſo erfolgt hier einſtweilen eine kleine Probe von meiner Geſchichte; aber ſie iſt ſchauerlich, nehmen Sie ſich in Acht. Leſen Sie dies nicht vor dem Schlafengehn; Sie wurden davon träumen, und für Alles in der Welt möchte ich Ihnen kein Alpdrücken verurſachen.

Eines Tages reiſte ich in Kalabrien. Dies iſt ein Land von boshaften Leuten, die, glaube ich, Niemand lieben und vor Allem den Franzoſen zu Leibe wollen. Warum, würde weitläufig ſein, Ihnen auseinanderzuſetzen, es genügt, daß ſie uns auf den Tod haſſen, und daß man ſchlechten Zeitvertreib hat, wenn man ihnen unter die Hände fällt. Zum Reiſegefährten hatte ich einen jungen Mann von einer Geſichtsbildung ..... meiner Seele, wie jener Herr, den wir in Rainey'ſahn, erinnern Sie ſich? und vielleicht noch beſſer. Ich ſage dies nicht, um Ihnen Intereſſe abzugewinnen, ſondern weil es die Wahrheit iſt. In dieſen Bergen ſind die Wege Abgründe, unſre Pferde kamen mit großer Mühe fort, mein Kamrad ging voran, und ein Fußſteig, der ihm gangbar ſchien, brachte uns vom Wege ab. Dies war meine Schuld, durfte ich mich einem einundzwanzigjährigen Kopf anvertrauen? Wir ſuchten, ſo lange es Tag war, unſern Weg durch dieſe Gehölze, aber je mehr wir ſuchten, deſto mehr verloren wir uns, und es war finſtre Nacht, als wir bei einem ſehr finſtern Hauſe anlangten. Wir traten nicht ohne Argwohn ein, aber was war zu machen? Wir fanden eine ganze Kohlenbrennerfamilie bei Tiſche, zu der man uns beim erſten Worte einlud. Mein junger Mann ließ ſich nicht bitten, wir fingen alſo an zu eſſen und zu trinken, er wenigſtens, denn ich erforſchte den Ort und die Mienen unſrer Gaſtgeber. Unſre Wirthe hatten wohl das Anſehn von Kohlenbrennern, aber das Haus hätte man für ein Arſenal gehalten. Da waren nichts als Flinten, Piſtolen, Säbel, Meſſer, Hieber. Alles mißfiel mir, und ich ſah wohl, daß ich auch mißfiel. Mein Kamrad das Gegentheil, er war familiair, er lachte, unterhielt ſich mit ihnen, und mit einer Unvorſichtigkeit, die ich hätte vorherſehn ſollen (aber wie! wenn es geſchrieben ſtände . . .), erzählte er gleich, woher wir kämen, wer wir wären; Franzoſen, ſtellen Sie ſich vor, bei unſern tödtlichſten Feinden, allein, verirrt, ſo weit von aller menſchlichen Hülfe! und, um nichts zurückzuhalten, was uns verderben konnte, ſpielte er den Reichen und verſprach den Leuten für unſern Verzehr und unſre Führer für den andern Tag, was ſie haben wollten. Zuletzt ſprach er von ſeinem Felleiſen und bat dringend, man ſolle es ſehr in Acht nehmen und es auf das Pfühl ſeines Bettes legen; er wollte, ſagte er, kein andres Kopfkiſſen. Ach, Jugend, Jugend! wie bedauernswerth iſt Eure Alter! Couſine, man glaubte, wir führten die Krondiamanten bei uns; was ihm in dieſem Felleiſen ſo viele Sorgen verurſachte, waren die Briefe ſeiner Maitreſſe.

Als das Abendeſſen eingenommen war, entließ man uns; unſre Wirthsleute ſchliefen unten, wir in der obern Kammer, wo wir gegeſſen hatten; ein ſieben bis acht Fuß hoher bretterner Verſchlag, zu dem man auf einer Leiter hinaufſtieg, war die Schlafſtelle, die uns erwartete, eine Art Neſt, in welches man gelangte, indem man unter Balken hinwegkroch, die mit Vorräthen für das ganze Jahr angehäuft waren. Mein Kamrad kletterte allein hinauf und legte ſich ganz verſchlafen nieder, den Kopf auf das koſtbare Felleiſen gebettet. Ich war entſchloſſen, zu wachen, machte ein gutes Feuer an und ſetzte mich daneben. Die Nacht war ſchon faſt ganz ruhig verfloſſen, und ich begann mich ſicher zu fühlen, als ich um die Stunde, wo der Tag mir nicht mehr ſehr fern ſchien, unter mir den Wirth mit ſeiner Frau im Geſpräch und Streit vernahm; und als ich das Ohr an den Kamin legte, der mit dem untern in Verbindung ſtand, unterſchied ich deutlich die Worte des Mannes: Nun wohlan! entſcheiden wir uns endlich, wollen wir ſie alle Beide tödten? worauf die Frau antwortete: Ja wohl. Und ich hörte nichts mehr.

Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich athmete kaum mehr, mein ganzer Körper kalt wie Marmor, hätten Sie mich geſehn, Sie würden nicht gewußt haben, ob ich todt oder lebendig ſei. Gott, wenn ich noch daran denke! . . . unſrer zwei gegen ihrer zwölf oder funfzehn, die ſo viele Waffen hatten! Und mein Kamrad todt vor Schlaf und Müdigkeit! Ihn anrufen, Lärm machen, wagte ich nicht; ganz allein entfliehn konnte ich nicht, das Fenſter war nicht ſehr hoch, aber unten zwei große Doggen, die wie Wölfe heulten. In welcher Angſt ich mich befand, mögen Sie ſich vorſtellen, wenn Sie können. Nach Verlauf einer Viertelſtunde, die lang war, höre ich Jemand auf der Treppe und durch die Ritzen der Thür ſah ich den Alten, in einer Hand ſeine Lampe, in der andern eins von ſeinen großen Meſſern. Er ſtieg hinauf, ſeine Frau hinter ihm, er öffnete, aber ehe er eintrat, ſetzte er die Lampe fort, die ſeine Frau nahm; dann tritt er mit nackten Füßen herein und ſie ſagte ihm von außen mit leiſer Stimme, wobei ſie das zu helle Licht der Lampe mit ihren Fingern verdeckte: ſachte, geh ſachte. Wie er auf der Leiter iſt, ſteigt er, das Meſſer zwiſchen den Zähnen, dieſelbe hinauf, und auf die Höhe des Bettes gelangt, wo jener arme junge Menſch in bloßem Halſe ausgeſtreckt lag, faßt er mit der einen Hand ſein Meſſer und mit der andern . . . Ah! Couſine . . . . Er ergreift einen Schinken, der an dem Balken hing, ſchneidet ein Stück ab und zieht ſich zurück, wie er gekommen war. Die Thür ſchließt ſich wieder, die Lampe verſchwindet und ich bleibe mit meinen Betrachtungen allein.

Sobald der Tag anbrach, kam die ganze Familie mit großem Lärm, um uns zu wecken, wie wir es gewünſcht hatten. Man bringt Eſſen heran, man trägt, ich verſichre Sie, ein ſehr reinliches, gutes Frühſtück auf. Dabei waren zwei Kapaunen, wovon wir, ſagte die Wirthin, einen eſſen und den andern mitnehmen ſollten. Wie ich dieſe ſah, begriff ich endlich den Sinn der ſchrecklichen Worte: wollen wir ſie alle Beide tödten? Und ich traue Ihnen Scharfſinn genug zu, Couſine, um jetzt zu rathen, was das bedeutete.

Thun Sie mir einen Gefallen, Couſine, erzählen Sie dieſe Geſchichte nicht. Erſtens ſpiele ich keine ſchöne Rolle darin, wie Sie ſehn, und ferner würden Sie ſie mir verderben. Nicht wahr, ich ſchmeichle Ihnen nicht; Ihr Geſicht würde dem Effekt dieſer Erzählung ſchaden. Ich beſitze, ohne mich zu rühmen, die zu Geſchichten, welche Furcht einflößen ſollen, erforderliche Stimme. Aber wenn Sie erzählen wollen, wählen Sie Gegenſtände, die Ihrer Phyſiognomie anſtehn, z. B. Pſyche.

XIII.

An Herrn und Madame Thomaſſin in Straßburg.

Luzern, den 25. Auguſt 1809.

Mein Herr und Madame!

Die Beweiſe von Freundſchaft, die ich bei meiner Durchreiſe durch Ihre gute Stadt von Ihnen empfangen habe, bereden mich, Sie werden es gern ſehn, von mir etwas zu hören und ein wenig zu wiſſen, was mit mir geworden iſt. Als ich Sie verließ, ging ich nach Baſel; dort beſuchte ich nur das ſehr intereſſante Haus des Herrn Haas, an den ich durch Herrn Levraut empfohlen war; eine ſich mir darbietende Gelegenheit, auf eine meinen Vermögensumſtänden ſehr zuſagende Weiſe, d. h. faſt umſonſt nach Zürich zu kommen, beſtimmte mich zu dieſer Reiſe. Hier erſt befand ich mich in der Schweiz, einem in dieſer Jahreszeit wahrhaft bewundernswerthen Lande. Die ſo ſehr gerühmte Schönheit der Landſchaften machte auf mich den gewöhnlichen Eindruck, ich war erſtaunt und bezaubert. Es befand ſich dort ein ruſſiſcher Fürſt mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, obgleich Fürſten, alle ſehr gute Leute, die beſſer franzöſiſch ſprachen, als unſre, was Sie leicht glauben werden. Ihre Bekanntſchaft war mir nützlich und angenehm. Wir beſuchten den See in einem Nachen, die Umgegend zu Wagen (wo Wagen gehn konnten), das Uebrige zu Fuß; Alles ſagte mir der Geſellſchaft wegen zu, man lachte, ſo viel man nur konnte, man führte heitre Geſpräche. Ich wagte, von ihrem häßlichen Lande mit ihnen zu reden, wovon ich im Vorbeigehn einige ziemlich ſonderbare Begriffe bekam. So war ich zwei Tage mit ihnen zuſammen, ohne mich zu langweilen, worauf die ganze Familie, Fürſt, Fürſtin, Fürſtchen, Bediente und ſehr niedliche Mägde in drei Karoſſen nach Baden ins Bad reiſte und eines Tages vielleicht auf einem Karren nach Sibirien reiſen wird. Dieſe Betrachtung machte ich, ohne ſie ihnen mitzutheilen.

Auf dem See, Gott iſt mein Zeuge, dachte ich an meine Freunde an den Ufern des Rheins, Sie inbegriffen und oben an, wenn es Ihnen recht iſt, und daß ich an Sie dachte, kam ganz natürlich ſo: ich betrachtete das Waſſer dieſes Sees, das durchſichtig iſt, wie Kryſtall, und woraus der Limat hervorgeht, der ſich in den Rhein ergießt. Sie ſehn, mein Herr und Madame, wie meine Gedanken, der flüchtigen Welle folgend, allmälig bei Ihnen ankamen. Hätten die Ihrigen nicht auch zuweilen den Strom herauffließen können? Dies iſt nicht natürlich, deshalb wagte ich es mir nicht, zu ſchmeicheln.

Nach der Abreiſe meiner Ruſſen fand ich bald eine andre, eben ſo theure Gelegenheit als die erſte, nach Luzern zu gelangen und meine Richtung wieder nach Italien zu nehmen. Hier angekommen, wollte ich, ehe ich weiter ging, die Gegend kennen lernen, wo ich viel Schatten ſah, gar keine Weinſtöcke, Tannen und von der Südſeite einen Gürtel von Bergen, die immer mit

Schnee bedeckt ſind. Ich ſchloß daraus, daß dieſer Ort ſehr geeignet iſt, den Monat Auguſt da zu verleben, und das Aſyl, das ich gegen die Hundstage ſuchte, wie Horaz ſpricht. Der Zufall verſchaffte mir die Bekanntſchaft eines jungen Barons, der ein hübſches Landhaus am Ufer des Sees, eine halbe Meile von der Stadt, geerbt hatte; wir beſahen es zuſammen, und auf ſeine Verſicherung, daß er es mit keinem Fuß beträte, nahm ich eine Wohnung darin an, worin ich Ihnen ſchreibe. Ich habe ſie ſeit einem Monat inne und denke bis Ende September darin zu bleiben, denn ich glaube nicht, daß der Theil Italiens, wohin ich will, vor dieſer Zeit bewohnbar iſt.

Meine Wohnung iſt auf der Mitte eines Abhanges, ganz gegen Süden, über einem mit Grün behangenen Thal, aber einem Grün, das Euch anderen Menſchenkindern unbekannt iſt, die Ihr, in der Nähe großer Städte, auf dem Lande zu ſein glaubt. Mir gegenüber habe ich eine Höhe, die man bei Ihnen Gebirge nennen würde, ganz mit Waldung bedeckt und dieſe Wälder ſind voll Wölfe, von denen ich jeden Morgen in meinem Hofe einen Beſuch empfange, wie Herr von Champcenetz von ſeinen Gläubigern; weiter in den Hochalpen ſehe ich den Winter über dem Frühling, rechts andre von Thälern durchſchnittene Berge, links den See und die Stadt und dann noch einmal Berge mit einem Gürtel von Buſchwerk und einer Schneekrone. Dies ſind die Anſichten, die man in der Ferne hat, aber wir Schweizer ſchenken dem nicht mehr Aufmerkſamkeit, als ein Mann vierzehn Tage nach der Hochzeit den Zügen ſeiner Frau.

Mein Leben theile ich in drei Theile: den einen, um zu eſſen und zu ſchlafen, den andern für das Bad und die Promenade, den dritten für meine alten Studien, wozu ich umfaſſen es Material mitgenommen habe. Der Gärtner und ſeine Frau, ie mich bedienen, verſtehn nicht ein Wort franzöſiſch; daher eobachte ich pünktlich das Stillſchweigen des Pythagoras und einahe ſeine Lebensweiſe. Ich gehe niemals in die Stadt, wo ch Niemand kenne, und nur in Folge eines recht drolligen benteuers von Frauenzimmern gekannt bin.

Ich bade mich alle Tage in dem See und am häufigſten an einer Stelle, die ein Schiffshafen iſt. Vergangenen Sonntag beim Sonnenuntergang hatte ich mich entkleidet, um ins Waſſer zu ſpringen. Das Waſſer dieſer Seen, nebenbei geſagt, iſt immer ſehr kalt und die Taufe darin um deſto geſunder. Aber man macht hier keinen Gebrauch davon, und ich glaube ſogar, es giebt in der ganzen Gegend keinen Menſchen, der ſchwimmen kann. Ich kenne kein andres Vergnügen, treibe es vom Morgen bis zum Abend, und befinde mich ſehr gut dabei. Ich hatte alſo meine Toilette abgelegt. Eine Baumgruppe, eine Art Waldſaum längs dem Ufer hinderten mich, einige Barken zu bemerken, die dicht neben mir landeten und mich durch eine plötzliche Ueberraſchung in dem Koſtüme Adams vor dem Sündenfall unter zwanzig Frauenzimmern verſetzten. Ich verſichre Sie, das war keine ſtumme Scene, ſondern ein Geſchrei, ein Ausbruch von Gelächter, in meinem Leben habe ich dergleichen nicht gehört, die dazwiſchen tönenden Echo's verdoppelten das Getöſe. Die Damen retteten ſich, wie ſie konnten, und ich entfloh unter die Wellen, wie die Fröſche Lafontaine's. Ich bat die Nymphen, mich in ihren tiefen Grotten zu verſtecken, aber umſonſt. Bald mußte ich die Naſe wieder aus dem Waſſer herausziehn; kurz, die Luzernerinnen kennen mich, und das hält mich vielleicht ab, ihnen den Hof zu machen.

Ich korrigire einen Plutarch, der in Paris gedruckt wird. Es iſt ein unterhaltender Geſchichtsſchreiber und von ſolchen ſehr wenig gekannt, die in ſeiner Sprache nicht leſen; ſein Verdienſt liegt im Stil. Der Thatſachen ſpottet er und greift heraus, was ihm davon gefällt; ſein einziges Streben iſt, als geſchickter Schriftſteller zu erſcheinen. Er würde Pompejus die Schlacht bei Pharſalus gewinnen laſſen, wenn das ſeine Phraſe nur im mindeſten abrunden könnte. Er hat Recht. Alle dieſe Albernheiten, die man Geſchichte nennt, haben nur Werth, wenn ſie mit Geſchmack ausgeſtattet werden.

Da ſehn Sie, mein Herr und Madame, daß ich meine Zeit, Sie können mir glauben, ſehr ſüß verbringe, aber mit einer

Schnelligkeit, die mich erſchrecken würde, wenn ich daran dächte. Ich begehe dieſe Thorheit nicht. Ich denke nur ans Leben, um Sie eines Tages wiederzuſehn, und es ſcheint mir, daß ich dafür den rechten Weg einſchlage. Daß mir die Stunden ſo reißend entſchwinden, kommt daher, weil ich ſelten müßig bin. Ich kann wie Cato ſagen: Nie war ich ſo beſchäftigt, als ſeitdem ich nichts mehr zu thun habe. Kurz, hätte ich Nachrichten von Ihnen, ich verlangte nichts, und es gäbe einen Menſchen auf der Welt, der mit ſeinem Schickſal zufrieden wäre. Schreiben Sie mir daher bald.

Erzählen Sie mir etwas von dem Roſenſtock, den Sie unter dem Namen Helena groß ziehn. Sie bilden da wahrhaftig eine ſehr liebenswürdige Dreieinigkeit, die viel beſſer zuſammengeſetzt iſt, als die andere. Sie ſind ebenfalls konſubſtantiell und untheilbar. Jedes von Ihnen iſt zur Exiſtenz Aller drei nothwendig. Ich bitte Sie, die aufrichtige Verſicherung meiner Hochachtung und Zuneigung zu genehmigen.

XIV.

An Herrn und Madame Thomaſſin in Straßburg.

Mailand, den 12. October 1809.

Mein Herr und Madame!

Ich trenne nicht, was Gott vereinigt hat und beantworte Ihre beiden Briefe mit einem einzigen. Dieſe beiden guten Briefe ſind mir mit denen zugekommen, die Sie für mich bei der Poſt abgenommen haben. Aber wenn ich Sie bat, mir die letzteren nach Luzern zu ſenden, ſo war es durchaus nicht meine Abſicht, Sie das Porto dafür zahlen zu laſſen. Die meiſten Menſchen ſind wenig gefällig, auch wenn es ihnen nichts koſtet und viele verkaufen unbedeutende Dienſte theuer. Sie ſind gefällig und zahlen: meiner Treu, es iſt ein Vergnügen, Ihr Freund zu ſein. Soviel Güte ſollte ich wenigſtens nicht mißbrauchen, aber wie es anfangen, um von Ihrer verdammten Poſt zwei oder drei Briefe zu bekommen, die ſeit längerer Zeit für mich da liegen müſſen? Dem Direktor ſchreiben, wie ich gethan habe, ehe ich zu Ihnen meine Zuflucht nahm, würde mir weder Briefe noch Antwort verſchaffen. Ich muß Sie daher immer beunruhigen, aber diesmal ohne etwas auszulegen. Ich bitte Sie, ſchicken Sie Jemand ins Büreau, der unter den Poſtreſtant-Briefen nachſieht und wenn er welche für mich entdeckt, auf der Rückſeite bemerkt: Bei den Herren Molini und Blondi, Buchhändler in Florenz; dieſer Güte werden Sie die hinzufügen, mir Nachricht darüber zu geben.

Die Briefe von Madame Thomaſſin ſind, wie man mir geſagt hatte, d. h. nach ihrer Unterhaltung, das Liebenswürdigſte, was es giebt. Aber dürfte ich frech ſein, ſo würde ich den kritiſiren, den ich empfangen habe, ich bin auch nicht zu ſehr darin geſchont.

Was ich zunächſt daran auszuſetzen finde, daß er zu kurz iſt und dann, daß Madame faſt nur von mir darin ſpricht. War ich im Rechte zu erwarten, daß ſie von ſich ſelbſt und dem ſpräche, was ſie umgiebt? Ich weiß es nicht, aber es ſcheint mir .... Warum hat ſie mir endlich nicht geſagt, wie es mit ihrem Bau ſteht? Auch hätte ich von der Kuh, vom Garten und andern Dingen Neues hören können. Aufrichtig geſtanden, als alte Bekanntſchaft hatte ich ein Recht auf dieſe Details und alles, was ihren Brief verlängert hätte, hätte ihn um ſo beſſer gemacht.

Sie wollen ſich alſo für meine Reiſen intereſſiren, Madame; bis zum 30. September habe ich keine andere gemacht, als in den Umgebungen meiner Einſiedelei. In den Hochalpen ſah ich Leute, die von Milch leben und den Gebrauch des Brotes nicht kennen; ſie ſcheinen glücklich zu ſein. Nächſtes Jahr werde ich Ihnen ſagen, was daran iſt, denn ich denke den Sommer bei ihnen zu verleben und ſpäter ins Elſaß hinabzuſteigen. Auf meinem Luzerner See habe ich ungeheure Seefahrten unternommen. An ſeinen Ufern iſt kein Felſen, auf den ich nicht gekrochen wäre, um nach einer Ausſicht zu ſuchen, nicht ein Holz, das mir nicht Schatten geſpendet, nicht ein Echo, das ich nicht tauſendmal hätte erſchallen laſſen; dies war meine einzige Unterhaltung und der See meine einzige Promenade. Dieſer See hat auch ſeine Nymphen, es iſt kein noch ſo unbedeutender Bach, der, wie Sie wiſſen, nicht die ſeinige hätte. Eines Tages ſah ich eine am Ufer, ich ſcherze durchaus nicht. Ich war hinabgeſtiegen, um die Ruinen des berühmten Schloſſes Habsburg in Augenſchein zu nehmen, aber ich ſah etwas andres, als Ruinen. Ein hübſches junges Mädchen, wie ſie da faſt alle ſind, pflückte kleine Schoten auf einem Felde. Ihr Koſtüm iſt reizend, ihr Geſichtsausdruck naiv und zart, denn im Allgemeinen ſind ſie blond, ihr Teint eine Miſchung von Lilien und Roſen; dieſe war wohl vom Lande. Ich konnte nichts mit ihr ſprechen, da ich von ihrer Sprache kein Wort verſtehe; ſie ſprach mit mir, ich verſtand ſie nicht. Da aber in Italien viele Geſchäfte durch Zeichen abgemacht werden, ſo hatte ich in dieſer Ausdrucksweiſe einige Erfahrung erworben und es gelang mir, ihr begreiflich zu machen, daß ich ſie ſchön fände. Was Pantomime betraf, ſo wußte ſie mehr davon als ich, ohne ſie ſo weit hergeholt zu haben. Wir unterhielten uns mit einander, ich wußte bald, daß ſie vom benachbarten Dorfe ſei, daß ſie ſich in Kurzem verheirathen würde, daß ihr Geliebter auf der andern Seite des Sees wohne, daß er ein junger und hübſcher Menſch ſei. Sie hätten daran gezweifelt, Madame, daß alles dies ſich ſagen ließe, ohne zu ſprechen? Ich kannte den ganzen Umfang von Grazie und Geiſt nicht, den man in eine ſolche Unterhaltung legen kann: ſie belehrte mich. Inzwiſchen theilte ich ihre Arbeit, ich trug den Korb, füllte ihn mit Schoten und wurde mit einem Lächeln bezahlt, daß die Götter ſelbſt befriedigt hätte; aber ich wollte mehr.

Dieſe ganze Geſchichte macht mir wenig Ehre und doch, ich weiß nicht, wie ich mich veranlaßt finde, ſie Ihnen zu erzählen und Sie, Madame, ſie zu leſen. Ich erlangte es von dieſer Schönen ziemlich leicht, daß ſie einen großen Strohhut nach der Mode des Landes abnahm; dieſe Hüte ſind in der That hübſch, aber er bedeckte, er verbarg, und das Tuch war noch ſchlimmer; kaum ließ es den Hals ſehn. Ich beſchwerte mich darüber und wagte zu fordern, daß es wenigſtens halb gelüftet werde. Solche Dinge werden in Italien ohne Schwierigkeit bewilligt, in der Schweiz iſt dies eine andre Sache. Ich wurde nicht allein zurückgewieſen, ſondern man ſchickte ſich auch ſofort an, mich zu verlaſſen. Sie ſetzte ihren Hut wieder auf, ergriff in aller Haſt ihren Korb und ſetzte ihn ſich auf den Kopf. Obgleich der meinige nicht ſehr ruhig war, hatte ich doch ſehr wohl bemerkt, daß dieſes Tuch, worauf man ſo viel hielt, ſelbſt nur an einer ziemlich nachläſſig angebrachten Nadel hielt. Ich benutzte eine Stellung, die keine Vertheidigung zuließ, nahm mit der einen Hand die Nadel, mit der andern das Tuch weg, als ob ich in meinem Leben nichts anders gethan hätte, als Frauenzimmer entkleiden. Was ich da ſah, hat kein Reiſender geſehn und ich zog keinen großen Vortheil aus meiner Entdeckung, denn ſofort entfloh die Schöne, indem ſie ihren Korb und ihren Hut, der hinfiel, zu meinen Füßen ließ, und ich behielt das Tuch in der Hand. Als ſie ſtehn blieb und einen entrüſteten Blick auf mich warf, konnte ich ſie zurückrufen, bitten, flehn, ſo viel ich wollte, ich vermochte ſie nicht zu überreden, zurückzukommen oder auf mich zu warten. Als ich ihren feſten Willen ſah, was ſollte ich da machen? Ich legte das Tuch mit dem Hut auf den Korb und ging fort, aber langſam, zwei Schritte vorwärts und drei zurück, wie die indiſchen Pilger. In dem Maße, wie ich mich entfernte, kam ſie wieder und als ich wiederkam, entfloh ſie. Endlich ſetzte ich mich in einiger Entfernung nieder und ließ ſie ihre Toilette wieder in Ordnung bringen, dann ſtand ich auf und wußte ihr noch einmal ſo viel Zutrauen einzuflößen, daß ſie mich herankommen ließ. Ich mißbrauchte es nicht mehr. Wir rafften die auf der Erde verſtreute Ernte zuſammen auf, und ich ſetzte ihr den Korb ſelbſt auf den Kopf, den ſie an beiden Seiten blos mit den Fingern feſthielt. Nun denken Sie ſich ihre beiden beſchäftigten Hände mit den meinigen in Berührung, ihren unter dem Korbe unbeweglichen Kopf und ich ſo nahe ... ich hatte einige Anſprüche, ſcheint mir; die Gelegenheit ſelbſt iſt einer. Ich machte beſcheidenen Gebrauch davon. Wenn ſie mich jetzt nach dem Schloß Habsburg fragen, Madame, ſo habe ich es in Wahrheit gar nicht geſehn, obgleich ich es mehr als einmal beſucht habe. Ich kam öfter wieder an den Fuß dieſer Thürme, aber ohne zu ſehn, was ich dort ſuchte.

Als ich merkte, daß die Blätter von den Bäumen fielen und die Schwalben ſich zur Abreiſe verſammelten, ſchnitt ich einen Weißdornſtock, den ich im Feuer ſich härten ließ, und machte mich auf den Weg nach Italien. Ich brachte zwei Tage in jenen Schneeregionen zu und wollte vor Kälte umkommen, denn ich hatte mich gar nicht vorgeſehn und erſt in Bellinzona taute ich auf. Gott und die Ziegen auf dieſen Bergen wiſſen allein, welchen Weg ich genommen habe. Von Straßen muß man da nicht reden. Mein Führer trug meine Bagage. Niemals hat es eine leichtere gegeben, daher konnte ich ihm kaum folgen. Dieſe Bergbewohner haben ihre eignen Beine.

Meine Abſicht war nicht, mich hier aufzuhalten, aber ich traf hier einen Freund und dieſer Freund iſt ein Mann, der Wiſſen und Geſchmack beſitzt, zwei ſelten vereinigte Dinge. So bin ich denn in Mailand, bis die Kälte mich fortjagt. In den erſten Tagen des November denke ich in Florenz zu ſein, bald nachher in Rom. Sie nennen dies laufen, aber eigentlich gehe ich nicht aus meinem Hauſe. Meine Wohnung erſtreckt ſich von Neapel bis Paris. Ich koſte mit Entzücken die Süßigkeiten der Unabhängigkeit. Obgleich ich bei dem häßlichen Handwerk, das ich ſo lange betrieben habe, weniger Sklave war, als Andre, kannte ich doch die Freiheit durchaus nicht. Wenn die Könige ſie kennten, ſie würden von ihrem Throne herunterſteigen und kein Menſch würde ihn einnehmen mögen.

Die vielen in meinem Briefe durchſtrichenen Stellen werden Ihnen, verehrter Herr und Madame, den Beweis liefern, daß ich Ihnen, wie Fontenelle ſagte, gewiſſenhaft ſchreibe, d. h. daß ich auf meinen Stil Sorgfalt verwende und mein Beſtes thue, um franzöſiſch mit Ihnen zu ſprechen. Dieſes lange Geſchwätz iſt zum Abſchreiben nicht geeignet. Schriebe ich Ihnen einen andern Brief, würde ich andre Dummheiten hineinbringen, eben ſo gut ſchicke ich Ihnen dieſes Gekritzel, wie es iſt.

Ich bitte Sie flehentlich, machen Sie doch, daß ich in Florenz von Ihnen und Ihrem Engel Nachrichten finde. Sein reizendes Geſicht iſt mir im Geiſt gegenwärtig und ich könnte Ihnen nächſtes Jahr genau ſagen, um wie viel es ſich verſchönert hat. Es iſt ein großes Glück für Sie und die Kleine, daß man die gräulichen Blattern los iſt. Da ſie mehr zu verlieren hat, als andre Kinder, hätte ſie ſich mehr beunruhigt und auch Ihnen mehr Angſt verurſacht. Dieſe Blattern ſind dennoch für Eins gut, ſie ſind eine Entſchuldigung für die Häßlichen. Ich z. B., könnte ich nicht ſagen, daß ich ohne ſie ein hübſcher Junge wäre?

XV.

An Herrn und Madame Clavier in Paris.

Tivoli, den 4. April 1810.

... Das Gerücht von dieſem Dintenklecks iſt alſo bis nach Paris gedrungen? Ich bekomme keinen Brief, der nicht davon ſpricht. Was Teufel? Neid, Mißgunſt, Verläumdung? Ganz ſchön, mein Herz, ſein wir beſcheiden; aber in Wahrheit, ſolche Ehre iſt noch Niemandem vor mir zu Theil geworden, der fünf oder ſechs Seiten überſetzte.

Renouard hat Alles geſehn; er wird Ihnen die Sache erzählen, die ſich auf ungefähr zwanzig, in eben ſo vielen Sätzen ausgelöſchte Worte reduzirt, hätte ich das Manuſkript in dem Zuſtande gefunden, worin es iſt, ich hätte leicht errathen, was jetzt unlesbar iſt. Ein Papier diente mir zur Bezeichnung der ergänzenden Stelle in dem Manuſkript; dieſes Papier hatte wo gelegen, wo es unten mit Dinte beſchmiert worden war und als es wieder in den Band gelegt wurde, entſtand, was Sie wiſſen. Das iſt der ganze Handel. Aber Bibliothekar iſt ein gewiſſer Furia, der mir nicht vergeben kann, daß ich dieſen Fund in einem Manuſkript gemacht habe, das er ſelbſt lange Zeit unter Händen hatte und woraus er verſchiedene Auszüge veröffentlicht hat; dies iſt die Wuth. Alle Schuſter, ſeine Kameraden, wie Sie denken können, machen Chorus und die ganze literariſche Kanaille Italiens aus Haß gegen den franzöſiſchen Namen. In Italien nennt man Letterati Alle, die Gedrucktes leſen können, eine ſehr zahlreiche und ſehr verachtete Menſchenklaſſe.

Uebrigens waren die Leute der Bibliothek, Aufſeher, Conſervatoren, Schreiber und Phariſäer gegenwärtig, drei unter ihnen, die ich mit Inbegriff des Bibliothekars gut bezahlt habe, halfen mir beſtändig beim Entziffern, Kopiren und mehrmaligem Durchſehn des ganzen Longus und verließen mich nicht. Die Albernheiten der italieniſchen Journale über dieſen Gegenſtand verdienen keine Antwort. Die Wahrheit zu ſagen, würden einige Stockhiebe bei dieſer Gelegenheit vielleicht gut angebracht ſein; aber dies müßte Herr Renouard beſorgen, denn er iſt mehr verletzt als ich. Für einen kleinen Thaler würden dieſe Leute ſich unter einander durchprügeln.

Die Verläumdung, wie die neapolitaniſche Krankheit, iſt den Italienern angeboren. Unter ihnen iſt ſie ohne Folge. Ein Menſch beſchuldigt Sie, Vater und Mutter umgebracht zu haben, man weiß, was das ſagen will. Es heißt, er liebt Sie nicht und das thut Ihnen keinen Schaden, wenn ſonſt alle Ihre Verwandten am Leben ſind.

Gott allein iſt Richter der Geſinnungen und Gott ſieht mein Herz, das einer ſolchen ſchwarzen That nicht fähig iſt, denn es wäre allerdings ein ſchwarzer Charakterzug, wie Frau von Pimbèche ſagt. Urtheilen Sie, mein Herr, der Sie Richter ſind, nach der Caſſiusſchen Regel cui bono? Ich konnte nicht befürchten, daß man mir die Ehre der Entdeckung nehmen würde, da Renouard ſie in den Journalen ſchon hatte ankündigen laſſen. Der Vortheil? man läßt ſich's wohl nicht einfallen, auf Griechiſch zu ſpekuliren. Ich laſſe hier den Text drucken, verkauft wird er nicht. Ich werde ihn Solchen ſchenken, die im Stande ſind, ihn zu leſen.

Ach, Madame, was für eine Bürde iſt der Ruhm!

Die Neider ſterben, aber nie der Neid.

Ich verdiene beneidet zu werden, und mehr als man glaubt, nicht wegen der ſechs überſetzten Bogen, ſondern weil ich in der That glücklich bin. Sprechen Sie wenigſtens nicht davon. Man würde noch ſtärker ſchreien. Freilich lache ich darüber. Es war einmal ein Menſch, von dem man glaubte, daß er mit ſeinem Schickſal zufrieden ſei und Jeder, wie billig, ließ ſich angelegen ſein, ihn wahnſinnig zu machen. Da ließ er unter Trompetenſchall auf allen Gaſſen ausrufen: Man thut hiermit Allen zu wiſſen ꝛc., daß der und der nicht glücklich iſt. Dieſe Erfindung glückte ihm; man ließ ihn in Ruhe. Ich wende ein andres Rezept an, das ich aus meinen Büchern gelernt habe. Ich ſage für mich, aber ganz leiſe: Meine Herren, geniren Sie ſich nicht, ſchreien Sie, keifen Sie, ſo lange es Ihnen gefällt. Wenn das Fieber nicht dazwiſchen kommt, werden Sie mich nicht abhalten, glücklich zu ſein.

Der Longus, glaube ich, wird Ihnen gefallen, denn außer dem Florentiniſchen habe ich ein Manuſkript hier, das Goldes Werth hat. Es iſt Geſchwiſterkind von jenem und wenn ſie einig ſind, kann man ſie nicht zurückweiſen . . .

Herr Labay fragt mich, was für ein Bewandtniß es mit dem Dintenklecks habe. Er hat davon gehört, man verſchweigt nur den Fund. Ihm dieſes Gekritzel abzuſchreiben, wäre zum

Sterben, es mag für Sie Beide dienen. Laſſen Sie es ihm zugehn. Er wohnt ... warten Sie ... es iſt eine Straße, die auf die rue des Cordeliers ſtößt, einer andern Straße gegenüber, die in die rue de la Harpe führt. Iſt dieſes nicht klar? Machen Sie es beſſer, nehmen Sie den Königlichen Almanach. Herr Labey iſt Profeſſor der Mathematik am Pantheon.

XVI.

An den Herrn General Gaſſendi in Paris.

Tivoli, den 12. September 1810.

Man ſagt mir, mein General, daß Sie oder der Miniſter von mir Nachrichten verlangen und daß Sie wiſſen wollen, was aus mir geworden iſt, ſeitdem ich den Dienſt verlaſſen habe.

Nachdem mein Abſchied von Sr. Majeſtät angenommen war, ging ich von Mailand nach Paris, wo ich einige Ordnung in meine Angelegenheiten brachte und als ich einige Offiziere, alte Freunde, traf, die von der ſpaniſchen zu der Donau-Armee übergingen, entſchloß ich mich bald, wieder Dienſte zu nehmen. Ich ging nach Wien mit einem Briefe des Kriegsminiſters, der den General Lariboiſſière ermächtigte, mich proviſoriſch zu verwenden. Dieſer Brief wurde durch einen andern vom Generalmajor der Armee beſtätigt, der das Verſprechen eines Patents enthielt und man ſtellte mich im 4ten Korps an, immer proviſoriſch.

Da es mir an einigem Gelde fehlte, das ich erwartete, um mich beritten zu machen, wandte ich mich an den General Lariboiſſière, der mich ſeit langer Zeit kannte. Er hatte die Güte, mir zu ſagen, ich könne rückſichtlich aller meiner Bedürfniſſe auf ihn rechnen, und auf dieſes Verſprechen mich verlaſſend, kaufte ich das einzige Pferd, das in der ganzen Armee zu verkaufen war, zu dem geforderten Preiſe. Als ich aber, um zu bezahlen, die günſtige Stimmung des Generals Lariboiſſière benutzen wollte, war ſie umgeſchlagen. Ich behielt dennoch das Pferd und gebrauchte es 14 Tage, da ich immer auf das Geld wartete, das ich von Paris erhalten mußte. Aber endlich erklärte mir mein Verkäufer, ein bayriſcher Offizier, offen heraus, er verlange Zahlung oder ſein Reitthier zurück. Dies war am 4. Juli gegen Mittag, als Alles ſich auf die Aktion vorbereitete, die Abends ihren Anfang nahm. Kein Menſch wollte mir 60 Louis leihen, obgleich Leute da waren, denen ich früher ſolche Dienſte geleiſtet hatte. Ich befand mich daher einige Stunden vor der Schlacht zu Fuß. Ueberdies war ich ſehr krank. Die Sumpfluft dieſer Inſeln hatte mir, wie vielen Andern, das Fieber gebracht, und da ich in mehrern Tagen nichts gegeſſen hatte, war ich außerordentlich ſchwach. Ich ſchleppte mich gleichwohl zu den Batterien der Alexanderinſel, wo ich ſo lange blieb, als das Feuer dauerte. Die Generäle ſahen mich und gaben mir Befehle und der Kaiſer ſprach mit mir. Ich ging mit den erſten Truppen zu Schiffe über die Donau. Einige Soldaten, die ſahn, daß ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte, trugen mich in eine Hütte, wo der General Bertrand ſich neben mir ſchlafen legte. Des Morgens zog der Feind ſich zurück und weit entfernt, dem Generalſtab zu folgen, war ich nicht einmal im Stande, mich aufrecht zu halten. Die Kälte und der gräßliche Regen dieſer Nacht hatten mich vollends aufgerieben. Gegen 3 Uhr Nachmittags trugen mich Leute, die mir die Bedienten eines Generals zu ſein ſchienen, zum nächſten Dorf, von wo man mich nach Wien ſchaffte.

In einigen Tagen war ich wieder hergeſtellt und faßte den Entſchluß, da ich eine ſo ſchöne Affaire verfehlt hatte, nicht wieder in der Weiſe, wie ich es gewünſcht, in den Dienſt zurückzutreten. Da ich überdies mit dem Chef, unter dem ich hatte dienen wollen, geſpannt war, und weder Sold noch Patent erhalten hatte, ſo hielt ich mich nicht für feſt genug verpflichtet, um mich nicht losſagen zu können, und ging nach Straßburg zurück, von wo ich vor einem Monat abgereiſt war. Von dort ſchrieb ich dem General Lariboiſſière und bat ihn, mich in allen Etats, in die ich eingetragen ſein möchte, zu ſtreichen. In demſelben Sinn ſchrieb ich an den General Aubry, der mir immer viel Freundſchaft bezeugt hatte und obgleich ich weder vom Einen noch vom Andern Antwort erhalten, habe ich nie bezweifelt, daß ſie dieſe Sache ſo geordnet hätten, daß mein augenblicklicher Rücktritt in das Artilleriekorps als nicht erfolgt angeſehen werden würde.

Seit jener Zeit, mein General, durchreiſe ich die Schweiz und Italien. Jetzt ſtehe ich im Begriff, nach Corfu überzuſetzen, um, wenn kein Hinderniß dazwiſchen kommt, von da mich nach den Archipelinſeln zu begeben und, nachdem ich Egypten und Syrien geſehn, über Konſtantinopel und Wien nach Paris zurückzukehren.

XVII.

An Herrn . . . s,

Artillerieoffizier.

Tivoli, den 15. September 1810.

Ach, mein lieber Freund, meine Händel ſind noch bei weitem ſchlimmer, als man Ihnen geſagt hat. Ich habe zwei Miniſter hinter mir, von denen der eine mich als Ausreißer erſchießen, der andere hängen laſſen will, weil ich Griechiſch geſtohlen hätte. Ich erwiedre dem erſten: Gnädiger Herr, ich bin gar nicht Soldat, folglich auch kein Ausreißer. — Dem zweiten: Gnädiger Herr, ich ſch . . . . in's Griechiſche und ſtehle keins. Aber ſie antworteten mir, der Eine: Sie ſind Soldat, denn vor einem Jahr haben Sie ſich auf der Inſel Lobau mit L . . . und ähnlichen Galgenſtricken, die Sie Kamerad nannten, betrunken, ſie folgten dem Kaiſer zu Pferde, alſo werden Sie erſchoſſen werden. — Der Andre: Sie werden gehangen werden, denn Sie haben eine Seite Griechiſch beſchmutzt, um einigen Pedanten, die weder Griechiſch, noch eine ſonſtige Sprache verſtehn, einen Poſſen zu ſpielen. Darüber beklage ich mich und ſage: Soll ich denn erſchoſſen werden, weil ich auf die Geſundheit des Kaiſers einen Schluck getrunken habe? Muß ich um eines Dintenkleckſes willen gehangen werden?

Was man Ihnen von meinen Streitigkeiten mit dieſem Pedantenvolk erzählt, iſt nicht weit ab von der Wahrheit. Der Miniſter hat für ſie Partei ergriffen, ich glaube, es iſt der des Innern, und in dem Büreau Sr. Excellenz macht man mir den Prozeß, ohne mich zu hören; man wird mich hinüberſchaffen, ohne mir zu ſagen, warum, und Alles auf offizielle Weiſe. Die andre Excellenz des Krieges, d. h. Gaſſendi, hat hierher an Sorbier geſchrieben, und ich weiß nicht, was er geantwortet hat. Eigentlich mache ich mir gar nichts daraus, ich halte mich in jeder Hinſicht für frei von aller Beziehung zu jenen Herren, ihrer Protektion und Verfolgung für entledigt.

Ich bereue nicht, in Wien geweſen zu ſein, obwohl es eine Thorheit war, aber dieſe Thorheit iſt gut für mich ausgeſchlagen. Ich habe den Flitter und die mamoucuchis in der Nähe geſehn, dies war der Mühe werth und ich ſah ſie nur ſo lange, als nöthig war, um mir Spaß zu machen und zu wiſſen, was es ſei.

Sie haben Recht, wenn Sie mich für glücklich halten, aber Sie haben Unrecht, wenn Sie glauben, Sie wären zu bedauern. Sie ſind Sklave, ei, wer iſt es nicht? Ihr Freund Voltaire ſagt, glücklich wären die Sklaven, die ihr Herr nicht kennt. Dies Glück haben Sie und darüber ſind Sie vielleicht unwillig. Gehn Sie; in Ihrem Alter, ſtark und geſund, iſt es eine Thorheit, irgend wen zu beneiden; Sie verdienen die Güte nicht, die die Natur für Sie gehabt hat.

Leben Sie wohl, Ihr Schreiben hat mir großes Vergnügen gemacht.

XVIII.

An Madame Courier.

Havre, den 25. Auguſt 1814.

Ich leſe Deinen Brief vom 14ten ſtets von Neuem, denn ich beſitze keinen andern von Dir. Du haſt mir ſeitdem gewiß Briefe geſchrieben, die hoffentlich kommen werden: aber ich habe nur dieſen erhalten. Deine Ermahnung macht mir viel Vergnügen. Du predigſt mir die Nothwendigkeit, den Leuten zu gefallen, mit denen man umgeht und dafür keine Koſten zu ſcheuen, und als ob es nur an mir läge, forderſt Du mich ernſtlich und auf die artigſte Weiſe von der Welt hierzu auf. Du kannſt nichts ohne Anmuth ſagen. Aber ich werde Dir antworten: Thun wir unſerm Talent keinen Zwang an, ſo ſagt Lafontaine. Hat mich Gott mürriſch geſchaffen, ſo muß ich mürriſch leben und ſterben und alle Anſtrengungen, die ich machte, um liebenswürdig zu ſcheinen, wären nur Verzerrungen, die mich noch garſtiger machen würden. Soll ich Dir übrigens etwas ſagen? Ich bin jetzt alt, ich kann mich nicht mehr ändern; Du könnteſt Dich beſſern, wenn Dir etwas fehlte, um zu gefallen. Und bemerke noch, Du vergleichſt mich mit Leuten ..... aber reden wir von andern Dingen.

Meine Lebensweiſe iſt ziemlich angenehm, obgleich ich hier Niemand kenne oder vielleicht befinde ich mich grade deshalb gut. Ich gehe ſpazieren, kritzle zum Zeitvertreib, aber vor Allem ſchwimme ich zweimal im Tage mit einem unendlichen Vergnügen; in dieſer Kunſt habe ich große Fortſchritte gemacht. Mein Schwimmunterricht in Paris hat mir ſehr genützt; ich habe dort neue Studien gemacht, indem ich den großen Schwimmern zuſah und nun bin ich ein ganz andrer Menſch, wie Raphael, als er die Gemälde Michel Angelo's geſehn hatte. Ich bedarf jetzt einer ſo geringen Bewegung, um mich auf dem Waſſer zu halten, daß ich ganze Stunden darin bleibe, ohne mich zu ermüden, oder nur daran zu denken, wo ich bin und daß ich einen Abgrund unter mir habe, denn ich laſſe mich in's offne Meer führen: da werde ich von den Wellen geſchaukelt, ich vergeſſe ... ſowohl meinen Verdruß als meine Thorheiten, die ſchlimmer ſind, als alles Uebrige.

Mein Glück hängt von Dir ab .... ſüße Worte, deren Du Dich jetzt vielleicht ſchon nicht mehr erinnerſt. Doch ſteht es in Deinem letzten Briefe. Nicht ſolche Sachen allein machen mir Deine Briefe lieb, ſondern weil Du wirklich gut ſchreibſt und viel beſſer als Jene, die Anſpruch darauf machen. Dein Ausdruck iſt immer der Rechte und Du haſt gewiſſe Redeweiſen .... Du malſt Dich ſelbſt in Deinem Stil und ich, der ich Dich kenne, ſehe in jedem Wort Deine Miene, Deinen Blick und jene ſo ſüße Sprache, jene Manieren, die mich zum 12. Mai geführt haben. Etwas iſt gleichwohl gegen dieſen Brief zu ſagen, Du ſprichſt ſo wenig von Dir, Du gehſt in kein Detail ein. Du ſagſt mir gar nicht, was Du treibſt, was Du ſiehſt und ohne Zweifel kannſt Du mir nicht Alles ſagen. Würdeſt Du mir z. B. erzählen, was Alles ſeit meiner Abreiſe bis zu dem Tage vorgegangen iſt, wo Ihr auf's Land gegangen ſeid? Gewiß nicht und es fällt mir nicht ein, dies zu verlangen. Ich bilde mir ein, Du würdeſt Dich einmal in der Adreſſe irren, und ich einen Brief empfangen, der für Madame Montgolfier oder für einen andern Deiner Freunde beſtimmt wäre. Ich möchte es, aber nein, ernſtlich geſprochen, ich ſehe lieber, daß dies nicht geſchehe und ich bitte Dich, darauf Acht zu geben.

Wenn ich ſage, daß ich hier bleibe, ſo iſt dies eine Redensart; ich werde bald nach Rouen zurückkehren, von wo ich nach Amiens zu gehn denke, aber ſchreibe mir immer post restante nach Rouen.

XIX.

An Madame Courier.

Tours, im November 1815.

Ich habe bei Herrn von Chavaignes in großer Geſellſchaft zu Mittag geſpeiſt, mit Chouans, Vendeern ꝛc., ausſchweifendere Royaliſten, als alles, was Du je geſehn haſt, im Uebrigen aber gute Leute. Man hat Deine Geſundheit mit Begeiſterung ausgebracht. Du haſt einen großen Ruf. Es waren zwei Pfarrer dabei, die ſich beide betrunken haben. Einer von ihnen hatte an dieſem Tage ein Begräbniß zu beſorgen; das erſte Geſchäft, das er vergeſſen hat. Bei ſeiner Rückkehr, 10 Uhr Abends, fand er den Todten und ſeinen Anhang vor, die ſeit Mittag ihn erwarteten. Er gab ſich daran, ſie einzuſcharren. Er ſang aus vollem Halſe, ſchwenkte ſeine Schelle, es war ein Höllenlärm. Der andre Pfarrer, der betrunkenſte von Beiden, wollte ſich mit mir ſchlagen. Als er hörte, daß ich eine junge und hübſche Frau hätte, machte er huſarenmäßige Bemerkungen darüber, die die Geſellſchaft ſehr ergötzten.

XX.

An Madame Courier.

Tours, den 29. Januar 1816.

Den geſtrigen Abend habe ich bei Frau von la Beraudière zugebracht. Es befanden ſich dort ein Dutzend Frauen und einige Männer, meiſtens junge Leute, deren Vater ich ſein könnte. Dies hielt mich nicht ab, viel dummes Zeug mit ihnen zu machen. Zwei Boſtontiſche und ein Blindekuhſpiel in ihrem Salon, den Du kennſt, außer Herrn Raimond und einem kleinen Mädchen ſeines Alters; Du kannſt Dir vorſtellen, wie luſtig es herging. Blindekuh trug den Sieg davon. Der Boſtontiſch wurde über den Haufen geworfen, zwei Fenſterſcheiben in dem Getöſe eingeſchlagen. Herr von Antichamp war da ohne Uniform und ohne irgend einen Orden. Er iſt wirklich liebenswürdig, ganz einfach und ſehr bei der Hand. Kurz, wir waren unſrer acht oder zehn junge Leute im Gang, uns zu erluſtigen. Ich ging um Mitternacht fort, kein Menſch dachte noch an's Nachhauſegehn. Sie haben zwanzigerlei kleine ſehr drollige Spiele geſpielt, die mir meiſtens neu waren. Es war durchaus nicht langweilig, wie die kleinen Spiele gewöhnlich ſind. Die jungen Frauenzimmer ſind aufs Beſte erzogen, faſt in dem Ton der kleinen de la Beraudière. Dieſe ſind meiner Treu allerliebſt, durchaus anſtändig, ohne den geringſten Zwang. Keine Politik, alle Welt in Stiefeln; welche Luſt! Was mich am meiſten amüſirt hat, iſt die Geſchichte von einem Ball, der dieſer Tage ſtattgefunden hat. Es waren junge Leute dazu eingeladen, die nicht hingehn und das Geld, was es ihnen gekoſtet haben würde, lieber den Armen geben wollten. Dieſes Epigramm hat einen Stoß verſetzt. Man trägt es ihnen nach. Andre dagegen erwarteten eine Einladung, und bekamen ſie nicht: dieſe ſind die zufriedenſten. Sie ſagen, es ſei ein Ball der Epurirten. Du verſtehſt, was dies heißen ſoll. Andre, die eingeladen waren, ſind gekommen und wieder fortgegangen, weil ſie den Ball nicht vornehm genug gefunden haben. Alle Kräfte des Gouvernements und der höchſten Beamten wurden zum Arrangement dieſes Balles in Anſpruch genommen, der ſchließlich Niemand befriedigt hat. Wenn Du Dich hier befunden hätteſt, wärſt Du vornehm genug geweſen? Du biſt von etwas verdächtigem Herkommen. Man hätte Dich meinetwegen zugelaſſen, der ich der Purismus ſelbſt bin, denn ich war rein zu einer Zeit, wo Alles beſudelt war. Dies iſt eine Gerechtigkeit, die man mir wiederfahren läßt. Frau von la Beraudière iſt über dieſen Gegenſtand unerſchöpflich. Der Schluß, den ich aus alle dem gezogen habe, iſt, daß, wenn wir am Cherufer in unſern Wäldern eingeniſtet ſind, wir uns da halten und keine Verbindungen mit Freunden oder Bekannten haben müſſen, außer in Paris. Du kennſt hierin mein Syſtem, worin ich durch Alles beſtärkt werde, was ich hier beobachte.

XXI.

An Madame Courier.

Tours, den 2. Februar 1816.

.... Hier eine Neuigkeit aus Luques: Der Pfarrer ging mit einer Leiche, ein Menſch kam dahergeritten. Der Pfarrer ruft ihm zu, er ſolle halten, er kehrt ſich nicht daran und reitet vorbei, ohne ſeinen Hut abzunehmen; gieb wohl acht. Der Prieſter beſchwert ſich, ſechs Gensd'armen bemächtigen ſich des Bauern, führen ihn gebunden und geknebelt zwiſchen zwei Straßenräubern ab. Er ſitzt ſeit 3 Wochen im Gefängniß und eben ſo lange hat ſeine Familie kein Brod.

Andre Neuigkeit aus derſelben Gegend. Der Pfarrer hat verboten, während der Meſſe zu trinken, alle Schänken müſſen um dieſe Zeit geſchloſſen ſein. Der Maire hat ſeine Hand im Spiele. Neulich läßt es mein guter Freund Bourdon, ein anſtändiger Schankwirth, ſich einfallen, ſeinem Schwager Frühſtück zu geben, nun war es aber Sonntag und man las Meſſe; der Maire kommt darauf zu, ſieht ſie und nimmt ſie in Strafe, die ſie ſehr gern bezahlt haben. Aber jetzt kommts ſchlimmer. Der Pfarrer hat den Weinbauern, die den Namenstag des heiligen Vincent, ihres Patrons feiern wollten, an dieſem Tag in die Schänke zu gehn unterſagt. Ich ſah den Pfarrer und ſagte zu ihm: Sie haben wohl Recht, es iſt etwas Schreckliches, in die Schänke zu gehn, beſonders an Feſttagen und Sie, Herr Pfarrer, thun ſehr wohl daran, daß Sie ſich nur an Wochentagen in guter Geſellſchaft ein Räuſchchen trinken. Indeſſen laſſen Sie uns überlegen, wenn es Ihnen gefällt; der heilige Vincent liebt die Winzer, da er ihr Patron iſt. Da er die Winzer liebt, muß er auch den Weinſtock lieben und folglich den Wein und auch die Schänke, denn alles dies folgt auseinander. Wie kann er es denn ſchlecht finden, daß man an ſeinem Namenstage in die Schänke geht? Er wußte mir nicht zu antworten.

Ich erzähle Dir Schwänke, die Poſtſtunde kommt heran, leb wohl.

XXII.

An Madame Courier.

Tours, den 6. Februar 1816.

Ich ſtehe früh auf, um Dir zu ſchreiben. Ich muß heute die Leute von der Domaine beſuchen, um das Forſthaus zu reklamiren, das uns wirklich gehört, da es zu allen Zeiten eine Pertinenz des Waldes geweſen iſt. Es iſt ſpaßhaft, zu behaupten, der Topf ſei verkauft, aber der Henkel nicht. Ich werde noch einen Weg zu machen haben, um das Haus noch einmal zu ſehn, das zu verkaufen ſteht und dann werde ich nach Paris reiſen, ich denke im Wagen mich erſt auszuruhn.

Du erinnerſt Dich der Leute, die nicht wollen, daß ein Bauer eſſe, trinke und ein Hemd auf dem Leibe habe. Neulich ging ich zu Herrn Précontais de la Rénardière, der zu unſern Schuldnern gehört und traf ihn in ſeiner Familie. Er hätte kein Geld, ſagte er; die Bauern haben alles, wenn das ſo fort geht, wird der Adel Hungers ſterben oder gezwungen ſein, etwas zu thun. Wird ein Viertel Wieſengrund verkauft, ſo kauft's ein Bauer, jeder hat jetzt ſeinen Biſſen Brod. Dieſe Leute eſſen Fleiſch, trinken Wein, haben Schuhe: iſt das zu ertragen? Ich ging in ſeine Anſicht ein und verurſachte ihm Zittern, indem ich ihm etwas erzählte, wovon ich Zeuge geweſen war. Sollten Sie es wohl glauben, ſagte ich ihm, daß Jean Coudray, der Winzer .... Hören Sie mal, ich bitte Sie. Ich komme von Jean Coudray; er war mir einiges Geld ſchuldig, das er mir auf der Stelle bezahlte. Seine Frau wollte mir zu frühſtücken geben. Aber was meinen Sie wohl, was ſie zum Frühſtück nimmt? Kaffee mit Sahne. Dieſes machte ihnen die Haare auf dem Kopfe ſträuben. Kaffee mit Sahne! Alle Welt ſchrie: Kaffee mit Sahne! Wir kamen alle darin überein, daß die Sachen ſo nicht bleiben könnten, und ich verließ ſie mit aufrichtigen Wünſchen für die Rückkehr der guten Zeit, denn ſie werden mich bezahlen, denke ich, wenn die Bauern Hungers ſterben und in Lumpen gehn.

Ich wollte Dir mehr ſagen, aber Bidaud hat ſchon um 8 Uhr Morgens nach mir geſchickt. Ich bin wie Henneschen, ich habe nicht gern, daß man mich unterbricht. Leb' wohl.

XXIII.

An Madame Courier.

13. November 1816.

Sonntag bin ich nach Luynes geweſen und habe bei den Laberaudière's gegeſſen und geſchlafen. Sie ſind ſehr böſe, daß Du nicht gekommen biſt. Es waren zwei zurückgekommene Emigrirte bei ihnen, die in der Nachbarſchaft wohnen und die drolligſten Kerle, die man auf der Welt nur ſehn kann, zwei Figuren, um ſie auf die Varietés zu bringen. Das ſind nichts als Bücklinge, Komplimente, Ceremonien, alles ſo Karrikatur, daß man vor Lachen berſten möchte. Wir haben recht darüber gelacht, als ſie fort waren. Im Uebrigen gute Leute. Von dort bin ich mit Odour zu dem Herrn gegangen, der um unſern Erzgang handelt und, wie ich glaube, ihn kaufen wird, dies Geſchäft iſt aber noch nicht zum Abſchluß reif. Wir haben bei ihm zu Mittag gegeſſen. Er hat ein reizendes Haus in St. Cyr auf dem Wege nach Luynes; Du mußt Dich dieſes Orts am Abhang des Hügels erinnern. Man ſieht Tours und die ganze Loire. Du wirſt es einmal ſehn. Sie ſind ſehr begierig, Dich zu ſehn, Du haſt einen Ruf im ganzen Lande.

Dein Plan, den Winter hier zuzubringen, iſt unausführbar; überdies muß ich meinen Eſel dieſen Winter drucken laſſen. Dies iſt keine gleichgültige Sache. Am Ende wird ſich alles machen. Stelle Dir vor, daß die Grundbeſitzer ſtets arm aber nie ruinirt ſind.

Dieſer Herr, der die Alte heirathet, wundert mich gar nicht. Es iſt hier ein Menſch geſtorben, Herr A. genannt, er hatte kein andres Geſchäft, als alte Weiber zu heirathen und ſie zu begraben. Er iſt als Wittwer der dritten und reich geſtorben, denn da er ſie bei Lebzeiten ſehr gut behandelte, belohnten ſie ihn im Tode. Ich hatte vorhergeſagt, er werde mit einem Mädchen von 18 Jahren endigen, die ihn begraben würde, aber ich habe mich geirrt.

XXIV.

An Madame Courier.

(Der folgende Brief ſpricht über den Zuſtand unſrer Bühnen eine Anſicht aus, die bei einem Manne wie Courier Niemand Wunder nehmen wird; aber er enthält gleichzeitig ein ſehr außergewöhnliches Urtheil über das Talent und die Deklamationsweiſe Talma's. Courier hätte es öffentlich nicht gewagt, ohne Gründe anzugeben, was er hier nicht thut und die Leſer werden wie wir dies bedauern. Man kann begreifen, daß ein Mann, der ſich am Alterthum gebildet hat, wie Courier, von einigen Ungenauigkeiten in den antiken Koſtümen betroffen werden konnte, die Talma mit ſo großer Mühe auf unſern Bühnen eingeführt hatte. Daß aber die Wirkungen und der Reiz von Racine's ſchönen Verſen nach Courier's Meinung durch Talma's ſo durchdachtes und harmoniſches Spiel verloren gegangen ſeien, daß er andre Flexionen, andre Accente als die der ſo tief eindringenden Stimme Talma's für möglich gehalten hat, das ſetzt in Erſtaunen.)

Saint-Germain, vom 15. zum 18. Juli 1818.

Ich bin, wie ich Dir ſagte, mit den jungen Leuten in's Théâtre-Français gegangen; ich glaubte, ſie gingen in's Parterre; ganz und gar nicht, auf die Galerien zu 4 Franken, was ich ſehr bereut habe. Es wurde Andromache gegeben. Ich habe in der Welt nichts Jämmerlicheres geſehn. Alles war empörend. Andromache war achtzehn Jahre alt und Oreſt ſechzig.

Bald heult, bald brüllt er und ſcheint zu ſagen: **Niklas bring' mir meine Pantoffeln.** Dies alles iſt an den Stellen der edelſten Poeſie mit Fauſtſtößen und Lakeibewegungen untermiſcht. Ich verſichre Dich, daß der vom Gaité-Theater, den man den Talma der Boulevards nennt, viel beſſer iſt, als ſein Modell. Talma war auf's Lächerlichſte herausgeputzt, eine ſo ſchwerfällige und ſo ſchleppende Gewandung, daß er nicht einen Schritt thun konnte: ein dicker Bauch, ein runder Rücken, ein altes Geſicht, das war ein jammervoller Liebhaber. Du weißt, daß ich kein Vorurtheil hege, ich verlangte nicht mehr, als mich zu amüſiren. Uebrigens glaube ich, daß das Parterre, ſo enthuſiasmirt es war, ſich nicht mehr amüſirte als ich. Thatſache iſt, was ich immer geſagt habe, daß das Théâtre-Français, wie alle alten Theater von Paris, die Oper zuerſt, außerordentlich langweilig ſind.

XXV.

An Madame Courier.

Paris, Sonntag den 14. Oktober 1821.

Ich bin den 11ten hier eingetreten (in St. Pélagie), ich glaube verfloſſenen Donnerſtag. Ich bin erſtaunt, daß ich ſeit der Zeit keine Briefe von Dir habe und fürchte, daß einer davon verloren gegangen iſt; das würde mich ſehr betrüben. Ich erwarte wichtige Neuigkeiten von Dir. Meinethalben ſei ruhig; ich befinde mich ſo gut, wie man in einem Gefängniß ſich befinden kann; gute Wohnung, gute Nahrung, Beſuch, wenn ich will und ſehr liebenswürdige Leute, geſunde Wohnung, vortreffliche Luft. Ich hoffe nicht krank zu werden, das war Alles, was ich befürchtete.

Erinnerſt Du Dich zweier Bände, über die Geſchichte der Malerei, die uns la Homo*) geliehen hatte? Der Verfaſſer**) hat ſie mir unter folgender Adreſſe zugeſchickt: Dem Maler Jean de Broë's gewidmet. Ich erhalte den Conſtitutionel, ohne darauf abonnirt zu ſein. Ich weiß nicht, wem ich dieſe Galanterie verdanke.

---

*) Buchhändler in Tours.

**) Herr Beyle, unter dem Pſeudonym Stendal bekannt.

Ich wohne in einer großen Stube, wie die gelbe Stube, die nach Mittag liegt; kein Kamin, im Winter ſetzt man einen Ofen, ich ſchlafe auf einem Bett von Gurten und einer Haarmatratze, die ich mitgebracht habe, habe einen kleinen Tiſch zum Schreiben, einen andern zum Eſſen. Ich eſſe in meiner Stube, man holt es mir von einem Speiſewirth, ziemlich gut und zu gewöhnlichen Preiſen. Meine Stube, wie die übrigen, führt auf einen langen Korridor. Abends neun Uhr ſchließt man mich mittelſt eines Doppelſchloſſes ein; dies iſt mir außerordentlich zuwider, obgleich ich keine Luſt zum Ausgehn habe. Mit Anbruch des Tages öffnet man. Wir haben einen Spaziergang, den vierten Theil des Fläſchenraums von Iſambert, wir genießen ihn blos zu beſtimmten Stunden. Den übrigen Theil des Tages gehört er den Schuldgefangenen, die von uns getrennt ſind. Von Außen bekommen wir Beſuch, aber man muß auf der Polizei Erlaubniß nachſuchen, die nicht verweigert wird; gleichwohl iſt es lanweilig. Manche ziehn es vor, hier, als in fremdem Lande zu ſein und ich glaube, daß ſie Recht haben, indeſſen behaupte ich immer, daß es eine Thorheit iſt, ſich ins Gefängniß zu bringen. Hier befindet ſich ein Menſch, der dieſe Thorheit begangen hat und es grauſam bereut. Cauchois-Lemaire ſieht ſeine Frau alle Tage und viele andre Leute; er ſcheint mir ſo daran gewöhnt zu ſein, daß er nicht einmal daran denkt. Mir ſind die fünf Tage, die ich hier eingeſperrt bin, ſchon lang vorgekommen und die fünfundfunfzig, die noch rückſtändig ſind, kommen mir auch lang vor.

Leb wohl, Schatz! Umarme den lieben Paul.

Berlin, Buchdruckerei der Reform, Hausvoigteiplatz 7.

Reden über Religion

ihr Entſtehen und Vergehen

an

die Gebildeten unter ihren Verehrern

von

Arnold Ruge.

Motto: Statt den Schleiermacher wollen wir
lieber den Schleierlüfter spielen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin.
Verlag der Stuhr'ſchen Buch- und Kunſthandlung
(G. Gerſtmann.)
Unter den Linden No. 8.

1869.

Seinem alten Freunde

Dr. Guſtav Schwetſchke

widmet dieſes lichtfreundliche Büchelchen

der Verfaſſer

Erſte Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

Kuhn „über die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes“, *Schwartz* „über den Urſprung der Mythologie“, *Max Duncker's* „alte Geſchichte“ und *Dupuis* „l'origine de tous les cultes“ enthalten den Stoff, über den wir uns hier verbreiten wollen. Jede Wiſſenſchaft iſt *an ſich* eine Aufhebung der Religion oder der etwas wiſſen *wollenden*, aber *nichts wiſſenden* Phantaſie; die *ſpezielle* Wiſſenſchaft iſt aber ein Gefäß, das ſeinen Inhalt wohl enthält, aber nicht kennt; erſt *die Philoſophie* hebt daher die Religion wirklich und wiſſentlich auf. Die neuere Aſtronomie hebt das Oben und Unten, den Himmel und die Hölle, den Himmel und die Erde auf; zu ihrer Einſicht paßt keine einzige Phantaſie der Religion; dennoch war *Newton* Aſtronom und abergläubiſcher Engländer zugleich. Wir werden etwas Aehnliches an einem unſerer Mythologen erleben. Der Inhalt ihrer Unterſuchungen iſt darum nicht minder willkommen, als das Oben, welches das Unten iſt und umgekehrt, wie's uns jeder Aſtronom lehren muß.

Die Religionen ſind alle darin eins, daß ſie auf *Märchen* oder *Mythen* beruhen. Das nächſte allgemeine Intereſſe iſt alſo die Entwicklung dieſer Mythen- oder Märchenbildung; und wir wollen uns 1) die Stufen der Mythologie klar machen. Wenn wir ſo 2) mit den Göttern und den Göttervätern, den Poeten, bekannt geworden ſind, müſſen wir nothwendig auf ihre Widerſacher, die Philoſophen, gerathen. Was die Dichter der Menſchheit an ihrer Wiege vorgeſungen, das dürfen wir ihr, nun ſie zu Verſtande gekommen iſt, nicht mehr zumuthen; ſtatt der Märchen erwartet ſie die Wahrheit. 3) Die Wahrheit und der Troſt der Religion ſind alſo nicht zu vereinigen. 4) Gott Vater oder unſer Gott nach dem alten Teſtament. 5) Gott der Sohn. Dupuis über die Chriſtusmythe des neuen Teſtamentes.

I. Stufen der Mythologie.

Das Gebiet der Märchen oder Mythen, auf dem alle Religionen beruhen, iſt ein ehrwürdiges, es iſt das Gebiet des Aberglaubens. Dieſer iſt der Volksglaube oder die Urweisheit der Menſchheit — eine etwas voreilige Wiſſenſchaft, die ſich das nur einbildet, was ſie lehrt, und ihre Lehren als Erzählungen oder Mythen vorträgt, immerhin aber eine Theorie iſt und mit dieſen urälteſten Eindrücken und Vorſtellungen noch immer die Menſchheit erfüllt und beherrſcht, noch immer ihre Religion iſt.

Was vor vielen Jahrtauſenden ein geiſtreicher Einfall war, nennen wir jetzt mit Recht Aberglauben, Glauben an Märchen, die wider Vernunft und Natur laufen, und durch die Wiſſenſchaft widerlegt werden.

Die Widerlegung durch die Wiſſenſchaft nimmt aber dem Märchen nichts von ſeinem Intereſſe, im Gegentheil, es wird erſt intereſſant, wenn man erfährt, daß es einen Sinn hat und was es bedeutet. Dieſe Enthüllung ſeiner Bedeutung iſt die Aufgabe der Mythologie und Religionsphiloſophie, das heißt oder Religionsphiloſophie; und erſt dieſe Enthüllung iſt es, die uns die gegenwärtigen ſowohl, als die urälteſten religiöſen Ueberlieferungen klar macht und den Urſprung und das Weſen aller Götter nachweiſt. Wie alle Philoſophieen die Philoſophie ſind, ſo ſind alle Religionen die Religion, nicht nur der Glaube an Märchen, ſondern weſentlich der Glaube an das nämliche Märchen, wie ſich zeigen wird.

An dem Aberglauben unterſcheiden wir drei Formen:

1) Die erſte Form iſt der Glaube an die rohe Natur-Anſchauung, an das Märchen, als Rohſtoff. 2) Eine ſpätere Ausbildung wird durch künſtliche und dichteriſche Bearbeitung dieſes Stoffes hervorgebracht. 3) Und die letzte Geſtaltung, deren der Aberglaube fähig iſt, erhält er durch prieſterliche Speculation über die beiden erſten Formen. Speculation über den Aberglauben iſt Theologie; Speculation über die Wiſſenſchaft iſt Philoſophie. Die Theologie iſt alſo die letzte Form des Aberglaubens.

Der natürliche oder rohe und urſprüngliche Aberglaube, die wilde Jagd, die Windsbraut, der Hexenritt nach dem Blocksberg z. B. klingt uns jetzt meiſt befremdlich, beſonders wenn er, von dem Märchen losgeriſſen als Sitte erſcheint, wie z. B. der Polterabend, der Julabend, die Johannisfeuer; manchmal iſt aber auch ſchon das Märchen ſelbſt eben ſo räthſelhaft geworden, z. B. das Märchen von dem „Knüppel aus dem Sack“, von dem himmliſchen Vater, von der Himmel- und Höllenfahrt; und wir leſen in den neuern Unterſuchungen über die Verwandtſchaft der verſchiednen, beſonders Indogermaniſchen Mythenkreiſe manche überraſchende Erklärung, meiſt einleuchtend genug dargeſtellt, ja mit ſo viel Methode, daß ſich dadurch die ganzen chriſtlichen Myſterien mit Einem Schlage aufklären ohne nur erwähnt zu ſein.

Nur einige Beiſpiele aus Kuhn und Schwartz: Wie die Blitze die Waſſer des Himmels peitſchen, die dann Regen herniederſtrömen; ſo iſt das Waſſerpeitſchen eine Nachahmung des Gewitters und ſoll Regen geben. — Die Ebereſche iſt der Gewitterbaum und das Gewitter befruchtet die Weide; damit nun die Kühe mehr Milch geben, werden ſie alſo mit Zweigen der Ebereſche geſtrichen. — Mit dem Beſen, worauf die Hexen am 1. Mai durch die Luft nach dem Blocksberg reiten, kehren ſie die Winterwolken weg und vom Blocksberge ſelbſt tanzen ſie den Schnee weg. Sie ſind „Windgöttinnen“, ſind die Frühlingswolken, die über den Himmel hinfegen und mit dem „Windgotte“, dem Teufel, auf dem Blocksberge das Frühlingsfeſt feiern. Lecky Rationalismus S. 76 zeigt, daß im Mittelalter der Teufel „Stürme“ anrichtet und gewöhnlich „der Fürſt der Luft“ genannt wird. Bei Schwartz kann man nur im Regiſter unter „Teufel“ die Stelle nachſehn, wo ſeine Luft-, Wolken- und Gewitternatur, bis auf den Geſtank, den der Blitzgott hinterläßt, nachgewieſen wird. Auch ſein Geſchlechtsverhältniß zu den Wind- und Wolkengöttinnen erhält ſeinen Sinn durch das Gewitter, welches ja als Geſchlechtsverkehr aufgefaßt wird und ſo berühmte Söhne und Töchter Gottes, wie Minerva, Bacchus, Herakles u. ſ. w. hervorgebracht hat.

Wenn der Alte dort oben im Donnerwetter Kegel ſchiebt, oder ein großer Wolf als Gewitterwolke die Sonne verſchlingt; ſo ſind dieſe Ausdrücke über die Naturerſcheinung leicht verſtändlich, während der Sinn des Polterabends, den Schwartz nachweiſt, daß er eine Nachahmung des polternden Gewitters als einer himmliſchen Hochzeit iſt, offenbar verloren gegangen iſt.

Gewöhnlich werden Thiere oder Perſonen in den Wolken in Thätigkeit geſetzt, wie ſie noch immer ein jeder nach Belieben darin erblickt. Wenn es aber heißt, der Donner ſei das Steinegerumpel, die den Wolkenberg herniederpoltern und durch Wolkenlöcher auf die Erde fallen, ſo iſt noch weder Thier, noch Menſch zu ſeiner Erklärung benutzt. Wenn ſodann ein Schmied im Donner hämmern und den Donnerkeil herabwerfen ſoll, ſo iſt dies, nach Kuhn und Schwartz, eine Vorſtellung, die ſchon auf einer höhern Kulturſtufe erzeugt ſein muß, als man nämlich ſchon ſchmiedete; und wenn der Donner ein Wagengeraſſel iſt und der Fuhrmann den Blitz durch Hammerſchläge auf die eiſernen Räder hervorbringt, ſo haben wir wieder eine Perſon; aber der Schmied und der Fuhrmann ſind noch keine Götter, eben ſo wenig, als der brüllende Stier, oder das galloppirende himmliſche Pferd gleich Götter ſind, wenn ſie Donnerer genannt werden. Sie ſind nur lebhafte Veranſchaulichungen. Wir werden ſogar einem himmliſchen Vater begegnen, der berühmt genug, aber immer noch kein Gott iſt, wenigſtens zuerſt nicht. Die Phantaſie greift, wie Schwartz ſehr richtig bemerkt, zu dem bekannten irdiſchen Vorgange, um den himmliſchen, d. h. den meteorologiſchen zu erklären. Der Himmel iſt die Wolkenregion.

Dieſe Formen der Phantaſie — ſelbſt die himmliſche Vaterſchaft — ſind urſprünglich unbefangne Erklärungen der Naturereigniſſe, die nur „Gläubigkeit" hervorbringen, wenn ſie einſchlagen und die ſpäter oft mit einander um den Vorrang ſtreiten, wo dann der Sieger der Gott, der Beſiegte der Dämon wird. Sind aber in ſolchen Erklärungen nicht gleich Götter, d. h. mit Ehrfurcht betrachtete mächtige Perſonen vorgeſtellt, ſo enthalten ſie doch Keime zu Göttern, und haben im Lauf der Zeit deutlich gezeichnete Göttergeſtalten hervorgebracht und zwar regelmäßig aus den Kampf verſchiedner Erklärungen miteinander.

Wie die Kunſt die himmliſchen Perſonen verdeutlicht, ſo verwiſcht die Prieſterſpeculation ſie wieder ins Unbeſtimmte und Ungeheuerliche, weil ſie von der Anſchauung und dem unbeſtimmten Bilde zu willkürlichen Vorſtellungen und ſpeculativen Phantaſieen fortgeht.

Mit den Göttern, die in den Wolken entſtehn, geht es dann im Laufe der Zeit eben ſo, wie mit dem Waſſerpeitſchen um Regen oder wie mit dem Polterabende; ihr Sinn geht verloren, und ſie waren ſchon zu Ariſtophanes Zeit ſo entſchieden von ihrem Urſprunge, den Wolken, losgelöſt, daß der Dichter, um Sokrates zu verhöhnen, ihm aufbürden konnte, er mache die Wolken zu Göttern; und doch war es gewiß nicht ſchwer, in Zeus die Donnerwolke zu entdecken.

Auch himmliſche Herrn ſchämen ſich ihrer geringen Herkunft, und es iſt noch heutiges Tages nicht ungefährlich, ſie ihnen nachzuweiſen, nicht wegen ihres eignen Zorns, ſondern wegen des Zorns ihres Hofgeſindes. Wenns aber einmal ſo weit iſt, daß Zeus den Blitz ſchleudert, alſo götliche Perſonen in Thätigkeit geſetzt ſind, dann tritt der Dichter hinzu und erzählt uns ausführlich den Urſprung und die Thaten dieſer hohen Herrſcher. — Zeus Liebſchaften erklären ſich aus dem Gewitter unter der Auffaſſung der Zeugung, — der Dichter erzählt uns Alles nach ſeiner Phantaſie, wenn auch immer noch aus den Wolken gegriffen, alſo immer noch durch den natürlichen Gegenſtand beſtimmt, von dem ſich die ſpeculative Prieſterphantaſie oft gänzlich losreißt. — — — Doch ſchlägt auch ſchon die Phantaſie der Dichter ins Speculative um.

Die Phantaſie iſt eine Weltmacht.*) Sie iſt der menſchliche Geiſt, ungezügelt durch Vernunft und Wiſſenſchaft. Das Reich des Aberglaubens auf unſrer Erde, das ſie

---

*) Obgleich Henry Thomas Buckle das Princip der Phantaſie nicht conſequent und überall anwendet, ſo ſpricht er es doch an verſchiedenen Stellen mit großer Klarheit aus und macht in ihnen nicht den geringſten Vorbehalt. Ich führe nur zwei Stellen an: Geſchichte der Civiliſation in England I. 35 und I. 198. Die erſte heißt: „Die Naturerſcheinung im Ganzen wirkt vorzüglich auf

---

die Phantaſie und giebt die unzähligen Formen des Aberglaubens an die Hand, welche ſo große Hinderniſſe für den Fortſchritt der Erkenntniß bilden. Und da in der Kindheit eines Volks die Macht dieſer abergläubiſchen Vorſtellungen ſouverän iſt, ſo hat die verſchiedne Naturbeſchaffenheit auch verſchiedne Nationalcharaktere erzeugt und der Nationalreligion eine Färbung gegeben, welche unter gewiſſen Verhältniſſen unauslöſchlich iſt.“

Die zweite Stelle iſt ſchön und beredt, ſie heißt: „die Entdeckungen großer Männer (in der Wiſſenſchaft) verlaſſen uns nie, ſie ſind unſterblich; ſie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben, die länger dauern, als die Kämpfe ſtreitender Religionsparteien, ja, eine Religion nach der andern in Verfall gerathen ſehen. Alle Religionen haben ihr eignes Maß und ihre eigne Regel; eine gewiſſe Meinung gilt für ein Zeitalter, eine andre für ein andres. Sie ſchwinden dahin wie ein Traum, ſie ſind das Geſchöpf einer **Phantaſie**, von dem ſelbſt die Umriſſe nicht ſtehn bleiben. Nur die Entdeckungen der Wiſſenſchaft bleiben. Ihnen verdanken wir Alles, was wir haben, ſie ſind für alle Zeitalter und für immer, nie jung und nie alt, tragen ſie den Samen ihres eignen Lebens, ſie fließen fort in einem ewigen unſterblichen Strome, ſie ſind weſentlich vermehrend, gebären die Fortſetzungen, die ſpäter gemacht werden und wirken ſo auf die fernſte Nachkommenſchaft, ja, nach dem Verlauf von Jahrhunderten wirken ſie ſtärker, als ſie es im Augenblick ihres Bekanntwerdens vermochten.“

In beiden Stellen iſt der Gegenſatz der Phantaſie, welche die Religionen, und der Wiſſenſchaft, welche die ewige Wahrheit erzeugt, ſcharf hervorgehoben. Später legt Buckle zu viel Gewicht auf Schrecken und Hülfloſigkeit der Menſchen bei Seuchen und Erdbeben, um ihren Aberglauben zu erklären. Die Erklärung liegt in der Phantaſie im Allgemeinen und in ihrer Herrſchaft über die Gemüther in der Kindheit der Menſchheit, während Buckle an andern Orten Phantaſie und Verſtand als gleichzeitig betrachtet. Wäre Wiſſenſchaft im Gegenſatz zur Phantaſie und zur Dichtung feſtgehalten worden, ſo konnte es nicht zweifelhaft ſein, daß die Wiſſenſchaft das Spätere ſein muß.

Wenn aber die Schrecken einer Erdbeben und Seuchen erzeugenden Natur auch auf die Färbung der Dichtung und des daraus folgenden Glaubens einwirken, ſo erzeugen ſie doch die phantaſtiſche und poetiſche Periode, „die Periode der Kindheit der Menſchheit“ nicht.

Bei alledem iſt es intereſſant, Buckles Ausführungen über die klimatiſchen Einflüſſe auf den Geiſt zu vergleichen.

geſchaffen, iſt daher das größte; ſeine Unterthanen ſind zahllos — alle nichtdenkenden Menſchenkinder, Gelehrte und Ungelehrte, Gebildete und Rohe, Civiliſirte und Wilde; — ſeine Verfaſſung, ſeine Diener, ſeine Entwicklung ſind weitgreifend und von erſtaunlicher Lebenskraft; ſeine Ueberlieferung iſt die gäng und gäbe Vorſtellung und die eingelebte Sitte, heilige Gebräuche, feierliche Begehungen. Soweit es eine Geſchichte hat, iſt es die Weltgeſchichte, und ſo weit die Weltgeſchichte bis jetzt geht, ſpielt der Aberglaube in ihr eine Hauptrolle. Eine richtige und vollſtändige Darſtellung der Mythologie müßte daher viele Stufen der Civiliſation, viele Revolutionen und Reactionen vor unſern Augen vorüber führen; und noch kann niemand mit Wahrheit ſagen, der Papſt ſei, ſelbſt in unſrer Zeit, ein Anachronismus, die Wiſſenſchaft beherrſche die Vorſtellungen der Menſchen, und der Kultus der himmliſchen Perſonen des Märchens gehöre der Vergangenheit an. Die religiöſe Aera iſt noch nicht vorüber. Welches ſind ihre Perioden? Schwartz in ſeinem Urſprunge der Mythologie giebt uns eine Reihe abergläubiſcher Vorſtellungen und Gebräuche, die älter als die Götter ſind; daran haben wir alſo eine Periode, die der Religion vorhergeht, und die wir nach dem Wort vorhiſtoriſch, vorreligiös nennen können. Die zweite Periode iſt dann die der Schöpfung und Verehrung perſönlicher Götter, die religiöſe Periode, die der Poeten als Göttervåter und der Prieſter als Kultusdiener. Die letzte Entwicklung des Volks- oder Aberglaubens endlich iſt die Speculation der Prieſter über die perſönlichen Götter, die Periode der Prieſter als Theologen. Den Wachsthum dieſer letzten Periode hemmt in Europa die Wiſſenſchaft und das weltliche Leben im Staat.

Die vorreligiöſe Periode mit ihren Märchen ohne Kultus iſt noch theoretiſch; die religiöſe Periode wird dann praktiſch, nicht nur, daß ſie die Götter ſchafft, ſondern dadurch vornehmlich, daß im Kultus auf ſie gewirkt und ſie zu Gunſten der Menſchen in Thätigkeit geſetzt werden ſollen. In der dritten Periode vereinigt ſich Theorie und Praxis in den ſpeculirenden und zugleich im Kultus fungirenden Prieſtern, den Theologen.

Den Stoff für die Mythologie der erſten Periode verdanken wir dem Vorſchlage Jacob Grimm's, man möge die Sache einfach hiſtoriſch nehmen und müſſe die rohen Gebräuche und Sagen, wenn ſie gegenwärtig auch noch ſo abſchreckend und unſittlich erſchienen, als den urſprünglichen Volksglauben anſehn. Daher die Märchen- und Sagen-Sammlungen und ſeine eigne deutſche Mythologie. Der abergläubiſche Gebrauch iſt hier die Anwendung des Märchens, wie das Peitſchen der Kühe mit Zweigen der Ebereſche, von dem wir oben ſprachen.

Grimm's Schüler verliebten ſich nun förmlich in den Aberglauben, wie ein Käferſammler in die Käfer. Kuhn und Schwartz bereiſten Norddeutſchland, um Ueberreſte des älteſten Volksglaubens zu entdecken und waren entzückt, wenn ſie beſonders bei Schäfern und Jägern ſo köſtliche Ueberreſte fanden, daß ſie ſagen konnten: „dieſe Sitte oder dieſer Ausdruck ließ uns indogermaniſche Luft athmen, denn ſie mußten mindeſtens 4000 Jahre alt ſein. Glücklich, daß wir noch zeitig genug zu einer ſolchen Erndte gekommen ſind, ehe die Eiſenbahnen und der Dienſt in der Armee dieſen ehrwürdigen Nachlaß unſrer Vorfahren vertilgt!“

Nach Kuhn und Schwartz wären nun alle Götter Kinder des Gewitters und des Wolkenhimmels, d. h. die Theologie wäre Meteorologie, und der bedeutendſte Kreis der Unſterblichen, die Indra-, Zeus- und Jehova-Mythe, iſt allerdings aus den Wolken gefallen, obgleich andre Kreiſe der Götter aus andern Naturerſcheinungen entſpringen, wie der Iſis- und Demeter-Mythus.

„Die alten Indier,“ ſagt **Kuhn**, „halfen Indra, ihrem Donnergott, durch ihren lauten Geſang und durch den ſtärkenden Somatrank, wenn er die Aſuras bekämpfte; und die Götter Agni, (ignis) das Feuer, und Soma ſind vom Himmel herunter gekommen, um die Menſchen zu den Göttern zu erheben.“

Nectar bringt **Kuhn** mit necare (tödten) in Verbindung und vergleicht das altdeutſche Ominis-Oel, einen Trank der Lethe, des Vergeſſens alles Irdiſchen, wie Ambroſia, der Trank der ἀθανάτων, der Unſterblichen iſt. Der Soma der Deutſchen iſt Meth. Sie ſind freilich künſtlich bereitete ſtärkende und berauſchende Getränke; ſchließlich aber erſcheinen ſie auch als **der Alles ſtärkende befruchtende Regen**, das himmliſche Naß der Wolken, das ihnen beim Gewitter entſtrömt und die Mutter Erde neu belebt. „**Agni** — ignis — iſt das Feuer zum Gott erhoben, dem die Indier Butter- und Soma-Opfer anvertrauten, damit er ſie — im Rauche — zu ſeinen Freunden in den Himmel emportrüge.“ „Im Gewitter wurde dieſes himmliſche Feuer, der Blitz, eben ſo entzündet, wie auf der Erde, nämlich durch eine Stange, die in ein Loch mitten in einer hölzernen Scheibe geſteckt und von ſtarken Männern mit einem herumgeſchlungenen Seile ſo lange gequirlt wurde, bis es Feuer gab. Das Rumpeln der Stange iſt der Donner, das ausbrechende Feuer der Blitz, die feurige Scheibe die Sonne, die nach dem Gewitter oder durch das Gewitter wieder angezündet wird.“ „Dieſe Quirlſtange und die Scheibe ſind das älteſte Feuerzeug.“ **Kuhn** bringt dieſe Stange, Pramantha, mit Prometheus, dem Feuerbringer, zuſammen. Zugleich tritt der Vorgang ſo aufgefaßt, mit der Zeugung in Verbindung, und das ganze Gewitter wird als Zeugungsvorgang angeſchaut; die Stange iſt dann der Phallus. — Die feurigen Scheiben, welche bei den Johannis- und Pfingſtfeuern erſcheinen, ſtellen dieſe neubefeuerte

Sonnenſcheibe dar. — Das Feuerrad hingegen, welches die Winzer von den Weinbergen in die Moſel laufen laſſen, iſt die Sonne, die in den Waſſern des Himmels auslöſcht, welche die Weinberge befruchten.

Das Feuer, welches durch das Drehen des Pramantha erzeugt wurde, nannte man jungfräuliches Feuer und es wurde vornehmlich zu heiligen Handlungen, beſonders gegen Rinderpeſt und andre Viehſeuchen angewendet. Nicht blos in Indien. Dazu citirt Kuhn eine engliſche Chronik von 1268, — im Jahr 1866 war dagegen die Civiliſation in England ſchon ſo weit fortgeſchritten, daß der Prediger in der Peterskirche in Brigthon nachwies, Colenſo, der freidenkende Biſchof von Cap Natal, ſei an der Rinderpeſt ſchuld. Es war a day of humiliation, — aber die Chronik von 1268 ſagt: Cum hoc anno pestis grassaretur in pecudes armenti, quidam bestiales idiotas patriae docebant, ignem confrictione de lignis educere et simulacrum erectum statuere, et per haec bestiis succurrere, zu deutſch: „Dieweil in dieſem Jahr eine Rinderpeſt wüthete, ſo lehrten einige Viehwärter unſre gläubigen Dickköpfe, Feuer durch Reibung aus Hölzern zu entzünden und ein Standbild (offenbar den Pramantha) aufzurichten und ſo dem Vieh zu Hülfe zu kommen.“ Kuhn fährt fort: „Dies beſchreibt Kemble im Mirror June 24. 1826 ſo: The fuel was ignited by willfire, that is obstained by friction; then the cattle was made to pass through the flames in order of their dignity and age, commencing with the horses and ending with the swine. Kurz: das Vieh wurde durch dies jungfräuliche Feuer getrieben, um dadurch, durch den Gott ſelbſt, gereinigt zu werden, während die heutigen Engländer dem Gewittergott nicht anders beizukommen wiſſen, als daß ſie, wie angeberiſche Schuljungen, den Ketzer Colenſo verklagen und ihre eignen Sünden bekennen.

Wenn die Sonne zu heiß brannte und Regen nöthig war, ſo half, nach der Rigveda, Indra mit einem Donnerwetter. Kuhn giebt die Stelle ſo wieder: „Vereint mit dir, o Soma," — d. h. gehörig im Schuß — „that Indra dies: er ließ Waſſer fließen den Menſchen, er überwand Ahi (die Trockniß), ließ Waſſer fließen und ſchloß die verborgnen Höhlen auf." „Mit dir vereint, o Indu, riß Indra mit Macht das Rad der Sonne nieder, das über den mächtigen Gipfeln erhoben war, und verbarg es ſicher vor dem großen ſchadenſtiftenden Feinde."

Dies erklärt Kuhn ſo: „Ahi, der Drache, ein feindlicher Dämon, hat das Rad der Sonne in ſeine Gewalt gebracht und eine ſiedende Hitze verbreitet. Indra mit Soma, dem ſtärkenden berauſchenden Tranke, dem unſterblichen Amrta (der Ambroſia, dem ewigen Naß der Wolken, aber hier ſchon zum Gott geworden) reißt die brennende Sonne vom Himmel herunter und verbirgt ſie vor Ahi. Wenn Indra in dieſem Kampfer Sieger blieb, gewährten ihm die Götter gern den Soma — den Regen nach dem Gewitter." „Wie der Göttertrank und das Feuer vom Himmel herunter geholt wurden, ſo kamen auch die Seelen oder die Kinder aus dem großen Wolkenteich herunter, der Storch bringt ſie bekanntlich, der darum auch noch jetzt Adebar (Athemträger) heißt." — Den Soma bringt Indra in der Geſtalt eines Falken. Kuhn führt aus der Rigveda an: „Geprieſen ſei der edle Vogel, der Falke, der freiwillig den Menſchen dies Opfer, das die Götter lieben, herunterbrachte. Schnell wie ein Pfeil ſchoß er mit dem Somatrank hernieder und fand Ruhm, und brachte den erfriſchenden berauſchenden Soma weit her; er hatte ihn vom Himmel geraubt."

Wie der Falke den Soma, ſo bringt Mâtariçvan, der indiſche Prometheus, den Agni, das Feuer. — Beide erſcheinen nun in der poetiſchen Periode als Götter. Die poetiſche Periode kann die Götter oder die Perſonen nicht entbehren. Um die Geſchichte oder das Märchen auszubilden, müſſen handelnde Perſonen geſchaffen werden. Dennoch erſcheinen ſelbſt in der poetiſchen Periode, die religiös iſt, weil ſie göttliche Perſonen, d. h. himmliſche Machthaber erzeugt hat, noch die wirkenden Elemente des göttergebährenden meteorologiſchen Proceſſes auch als unperſönliche reelle Elemente, als reeller Regen und wirkliches Wolkenfeuer.

Dafür daß die Dichter dieſe Götterſchöpfer ſind, haben wir alſo zuerſt die innere Nothwendigkeit, dem Märchen handelnde Perſonen zu geben, ſodann aber auch das ausdrückliche berühmte Zeugniß der Griechen, Homer und Heſiod hätten ihnen die Götter gemacht. Und ſo iſt es denn wohl nicht zu beſtreiten, die religiöſe Periode tritt ein durch dieſe poetiſche oder götterſchaffende Thätigkeit; dennoch iſt man zu ſehr an die Ewigkeit der Götter gewöhnt, als daß es nicht immer noch heißen ſollte: Götter, wenn auch vielleicht nicht gleich als ausgebildete Perſonen, hätten die Menſchen immer gehabt. — Darauf iſt zu erwidern: Sie haben ſie nicht eher gehabt, als bis ſie ſie gemacht haben; dies Machen iſt die *ποίησις*, und zu dieſer Poeſie gehört ſchon ein Grad der Kultur, der ſicherlich nicht der erſte iſt. Perſonen in die Märchen einzuführen, welche die Naturereigniſſe veranſchaulichen ſollen, oder ſolche Veranſchaulichung, wodurch ſie beſchrieben werden, durch Thaten und Leiden von Perſonen — wie z. B. die Windsbraut, die flieht und verfolgt wird — zu vervollſtändigen, iſt ſicherlich ein Luxus, den man gleich Anfangs nicht bei der Hand hatte.

Was alſo Schwartz niedre Mythologie nennt, iſt die Märchenwelt der vorreligiöſen Periode, in welcher die Märchen noch nicht zu Götterthaten vervollkommt ſind.

Aus dieſer Periode ſind viele unſrer Märchen, in denen die

Mythologen mit Recht uralte Mythologie, aber ſicherlich keine Religion gefunden haben und keine Götter, die durch ihre angebetete Macht erſt die Religion hervorbringen. Wenn „der Knüppel aus dem Sack“ der Donner iſt, ſo iſt das noch weit von Zeus oder Indra oder Jehova entfernt und ſicherlich lange vor allen dreien ins Bewußtſein getreten; denn es iſt ein viel einfacherer Ausdruck der Sache. Dahin gehören auch alle Märchen von Wundern, Teufelaustreibungen, Teufel in die Schweine treiben u. ſ. w., die ja nur dazu dienen ſollen, den Glauben an den künftigen Gott, den gen Himmel gefahrnen Menſchen, vorzubereiten, alſo in dieſem Märchenkreiſe vorreligiös ſind. Eben ſo iſt es mit den rollenden Steinen, die den Wolkenberg herunterpoltern, mit dem Mangeln oder Rollen in den Wolken, mit der wilden Jagd, den heulenden Wölfen, den Donnerhunden, den brüllenden Stieren, den ſchreienden Eſeln, den galloppirenden Pferden, die alle nach Schwartz den Donner vorſtellen, und „nicht ſymboliſch, ſondern als Realitäten zu faſſen ſind, die von der Erde in die Wolken verſetzt werden.“

Daß die wirklichen bekannten irdiſchen Vorgänge im Gewitter wieder gefunden werden und daß die verſchiednen Ausdrücke oder Veranſchaulichungen des Gewitters, welche durch ſolche Verſetzung des Irdiſchen in den Himmel zu Wege gebracht werden, verſchiedne Stufen der Kultur ausdrücken, iſt eine vortreffliche Bemerkung von Schwartz. So ſind der wilde Jäger, der hämmernde Schmied, der Wagenlenker, Anſchauungen einer höheren Kultur, als die rollenden Steine. Auch die unfläthigen und obſcönen Vorſtellungen, die als Gleichniſſe der Gewittererſcheinungen vorkommen, ſind gewiß urälteſte Urweisheit, eben weil ſie ſo roh ſind. Und die ganze Weisheit dieſer älteſten Meteorologen beſteht im Auffinden ſchlagender Bilder und Gleichniſſe.

Es iſt nun ohne Zweifel einſeitig, alle Götter aus dem Gewitter abzuleiten, aber die vielen verſchiednen Wendungen, unter welchen die Dichter das Gewitter in Scene ſetzen, ſind bewundernswürdig und von Schwartz in ſeinem Büchelchen in reicher Zuſammenſtellung vorgeführt worden.

Er zeigt, daß alle Schlangengötter aus der himmliſchen Schlange, dem Blitz, entſpringen, daß die Gorgo der Minerva die Donnerwolke iſt, an der die Blitze ſich umherſchlängeln, eben ſo iſt ſie Zeus Haupt, aus dem Athene mit der Lanze, dem Blitze, hervorſpringt, nachdem Hephaiſtos mit dem Hammer dies Donnerhaupt geſpalten, u. ſ. w.

Vieles zuſammengefaßt giebt die Beſchreibung des Gewitterdrachen Typhoeus bei Hesiod. Theog. v. 820, die Schwartz aus Voß' Ueberſetzung ſo anführt:

> „Von den Schultern
> Wanden ſich hundert Häupter des grauenvoll ſchlängelnden Drachens,
> Leckend mit finſteren Zungen umher, und der gräßlichen Häupter
> Jeglichem zuckt' aus den Augen ein Glutſtral unter den Wimpern.
> Auch war hallende Stimm' in allen entſetzlichen Häuptern
> Von vielartigem Wundergetön'; denn in häufigem Wechſel
> Lautete jetzt für die Götter Verſtändliches; jetzo hinwieder
> Scholl es wie dumpfes Gebrüll des in Wuth anraſenden Stieres;
> Jetzo gleich wie des Löwen von unaufhaltſamer Kühnheit,
> Jetzo gleich dem Gebelfer der Hündlein tönte es ſeltſam,
> Jetzo wie gellendes Pfeifen, das rings nachhallten die Berghöhn."

In dieſer Beſchreibung der Blitzesſchlangen und der Donnerſtimme finden wir verſchiedne Uranſchauungen, die vielen ſchlängelnden Häupter und die Stimmen der bellenden Donnerhunde und des brüllenden Löwen und Stieres. Dieſe urſprünglichen Gleichniſſe ſind vollkommen deutlich; das Eigenthum des Poeten, „die nur den Göttern verſtändliche Stimme", iſt dagegen das Undeutliche und Ueberſchwengliche, — die reine Arabeske, die in der That kein eigentliches Verſtändniß mehr zuläßt. Es iſt nämlich die Verwirrung in dem Bilde, daß dies Ungeheuer erſt der Embryo des wirklichen Gewittergottes iſt, deſſen Stimme dann natürlich Götterſtimme iſt, und daß dieſer Embryo dennoch neben den Göttern exiſtirt, die erſt ſeine ausgebildete Geſtalt ſind.

Uebrigens iſt die dichteriſche und künſtleriſche Ausbildung der Mythen bei den Indiern und Griechen darin gleich, daß die Dichter beſtimmte Göttergeſtalten hervortreten laſſen, darin aber verſchieden, daß die Griechen ihre Göttergeſtalten in einem ſo hohen Grade humaniſiren, daß ſie von ihrem Urſprunge, dem Naturboden, losgeriſſen und völlig in die Menſchenwelt, aus der ſie zuerſt in die Wolken gelangten, wieder zurückgenommen, ja durch Idealiſirung zu Typen der Menſchenwelt erhoben werden, während die Indiſche Poeſie und Kunſt, alſo auch die Indiſche religiöſe Anſchauung den Zuſammenhang mit der Naturanſchauung feſthält.

Die Indiſche Religion bleibt viel entſchiedner bloße Naturreligion; und gegen den Glauben an dieſe lebendigen Götter, die in jedem Donnerwetter erſcheinen, konnte die Speculation der Prieſter ſich nicht behaupten. Wie in Aegypten der Sonnendienſt der ſpeculirenden Prieſter dem Thierdienſt der Volksreligion weichen mußte, als ein König*) es verſuchte, den Sonnendienſt an die Stelle des Thierdienſtes zu ſetzen; ſo mußte in Indien die Prieſterſpeculation ſich dem Volksaberglauben anſchließen, um ſich zu halten. Wir werden dies gleich näher erörtern.

---

*) Amenophis IV. Siehe Lepſius über den erſten Aegyptiſchen Götterkreis ꝛc. in der Academie der Wiſſenſch. vom 26. Juni 1851. S. 196—199.

Zweite Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

Die Indiſche Speculation der Prieſter dringt bis zum Aufheben der Götter und der Religion vor — im Buddhismus — eine höchſt merkwürdige Erſcheinung; iſt aber nicht im Stande das Volk aus ſeinem Glauben an die angeſchauten perſonificirten Naturmächte herauszureißen.

Max Duncker in ſeiner alten Geſchichte hat dieſe Entwicklung der dritten Periode der Mythologie, der Prieſterſpeculation, nach Laſſen, Roth und Bohlen ziemlich ausführlich dargeſtellt, ſie iſt in der Kürze dieſe: Die Brahmanen, d. h. die Beter, oder Vorſteher des Gebets, hatten Indra und den übrigen Göttern die Agni- und Soma Opfer darzubringen. Ihre Kaſt ſtand in Verbindung über das ganze Land und griff über die einzelnen Staaten über, während die Kaſte der Krieger — Kſchatrija — und der Bauern und Geſchäftsleute — Vaiçja — natürlich an die Intereſſen ihrer Einzelſtaaten gebunden und lokal beſchränkt waren. Die Çudras waren die ſchwarze Urbevölkerung, unterworfen und zu Sklaven gemacht durch die Arier, die von den Feldern und Weideplätzen des Indus her ins Land gefallen. — Die alten Götter der Arier, Perſonificirungen ihrer Naturanſchauungen, hatten, wie wir ſchon geſehn, einen dunkeln Hintergrund von Dämonen und Ungeheuern, die Kehrſeite der Naturerſcheinungen zum Gegenſatz, wie Trockniß im Gegenſatz zum Gewitter. Indra, der mächtigſte, erſtgeborne heroiſche Gott, bekämpft, nachdem er ſich in Soma Muth getrunken, die Dämonen im Gewitter. Varuna, Οὐρανός, der obere klare Himmel, hat der Sonne, die auch ein Gott iſt, der See und den Sternen die Wege gewieſen und die Jahreszeiten geordnet. Die Sonne iſt ſein Auge, der Wind ſein Odem; den Menſchen giebt er Vernunft, den Pferden Kraft, den Kühen Milch.

Die Götter nährten und ſtärkten ſich durch Soma. Dadurch wurde er ſelbſt ein einflußreicher, mächtiger Gott, ja, Vater der Götter. Die Somaveda ſagt: „Soma ſtrömt, bringt den Himmel hervor, die Erde, das Feuer, die Sonne, ja, ſogar Indra und die Gedanken.“

Die Gedanken über Indra zu ſetzen iſt ſehr richtig, aber doch eine ungewöhnliche Huldigung, zu der ſich nicht grade alle Dichter erheben. Daß ſie durchs Bier oder den Somatrank erzeugt werden, iſt dagegen weniger erhaben und gilt gewiß nicht von allen Gedanken. Nehmen wir hingegen, wie Kuhn uns ſchon gelehrt hat, Soma für Regen, ſo wird ſeine Schöpferkraft ſchon klarer, denn allerdings wird durch ihn Mutter Erde und durch ſie wir alle bei unſrer Kraft erhalten. Denn was wären wir ohne Regen?

Merkwürdiger Weiſe wird nun aber dieſe Auffaſſung, daß Soma der Vater der Götter ſei, nicht folgerichtig angewendet. Er wird eben ſo wenig, als Varuna der höchſte Gott. Dies bleibt Indra, bis ein ganz unerwarteter Uſurpator ihn überholt.

Das Gebet war bei den Indiern eine Art Zauberei, und aus dieſer Zaubergewalt des Gebetes und Somaopfers, wodurch die Götter gezwungen wurden, den Menſchen zu Willen zu ſein, entſprang der neue Gott. Natürlich verſtanden ſich nur die Beter, die Brahmanen, auf dieſen Zauber, und ſchon der Name des neuen Gottes zeigt, weſſen Geſchöpf er war. Brahmanaſpati, Herr des Gebets, hieß der Prätendent auf den Thron der Welt — kein Geſchöpf poetiſcher Naturanſchauung, ſondern ein Kind des Bedürfniſſes und des Wunſches; denn er war es, der die Götter durch Somatränke nöthigte, das zu gewähren, warum die

Brahmanen beteten. So entſpringt er aus der Speculation der Brahmanen.

Dies war eine gewagte Neuerung; aber es iſt Logik darin. Brahmanaſpati iſt eine Art Soma-Agent oder ein Somareiſender. „Brahmanaſpati“, heißt es in der Rigveda, „erläßt ſeinen trefflichen Gebetsbefehl, wo die Götter Indra, Varuna und Mithra (die Sonne) reſidiren.“ Zu dem Zweck ſteigt er in den Himmel hinauf, wohnt alſo in beiden Regionen, auf der Erde und in und über den Wolken. Er iſt der heilige und der ſpezielle Gott der Brahmanen, und durch ſeine Gewalt über die andern Götter, die unbefangnen Geſchöpfe einer frühzeitigen Naturdeutung, erhebt er ſich ſofort zur höchſten Stelle und Würde.

Einmal in der Gewalt wird er Alles in Allem. Die Brahmanen ſpeculirten tief über die Natur ihres Geſchöpfes, machten ihn zur Weltſeele, und ließen Alles von ihm emaniren und in ihn zurückkehren. So wurde der Prätendent oder Uſurpator Brahma der höchſte unſichtbare immaterielle Gott, die heilige, reine Quelle der ganzen geiſtigen und materiellen Welt, natürlich auch Schöpfer der verſchiednen Kaſten und dieſer gräßlichen Tyrannei der armen Indier. Die Brahmanen entſprangen aus ſeinem Munde — obgleich ſie ſehr gut wußten, daß es grade umgekehrt der Fall war — die edlen Lords und Krieger aus ſeinen Armen, die Bauern und Bürger aus ſeinen Lenden und die armen Çudras aus ſeinen Füßen. Zum Zweck dieſes äußerſt verſtändlichen Stammbaums gaben ſie dem Immateriellen einen Körper ganz gegen die Alles durchdringende pantheiſtiſche Seelenhaftigkeit — eine Phantaſie, wodurch er ſo berühmt geworden iſt, daß man darüber ſeinen urſprünglichen Stand, die Soma-Agentur, faſt vergeſſen hat.

So wurde Brahmanaſpati, den wir gewöhnlich ſchlechtweg Brahma nennen, der oberſte Gott, das Kind der Prieſterſpeculation wurde Herr über die Kinder phantaſtiſcher Urweisheit und der Dichter. Und was wurde unterdeſſen aus den alten legitimen augenſcheinlich, nicht blos in Vorſpieglungen, wirkenden Göttern? Sie wurden mediatiſirt und als Spezialgouverneure oder Oberpräſidenten über die acht Weltgegenden geſetzt. Aus dem Herrn des Gebets und des Opfers wurde Brahma nicht nur Herr der Götter, ſondern durch weitere Speculation ſeiner prieſterlichen Väter auch noch die Alles durchdringende Weltſeele. Welch eine Laufbahn! Aber auf dem Throne der Welt war er ein unerbittlicher Tyrann gegen diejenigen armen Indier, die ihn nicht mit hinaufbefördert hatten. Freilich ſind die Brahmanen, ſeine verantwortlichen Miniſter, an allem Unheil ihres grauſamen Syſtemes ſchuld. Der Glaube iſt die Wurzel aller Tyrannei, das Wiſſen die einzig ſichre Grundlage der menſchlichen Freiheit. Man ſetzt dieſe Wendung der Indiſchen Religion zum Brahmanismus etwa 1300 Jahre vor Chriſtus.

Die Brahmanen waren aber nicht mit ihrer Eroberung des Himmels zufrieden; ſie erfanden auch noch eine äußerſt grauſame Hölle, nicht wie in der erſten Anſchauung nur die Region unter dem Horizont, aus welcher der Gewitterdrache emporſteigt und in die er zurückgedonnert wird, ſondern eine Strafanſtalt der Prieſter, deren Qualen furchtbar, aber keineswegs der Abſchluß des Elends der Gläubigen ſein ſollten; denn aus dieſer Hölle mußten die armen unſterblichen Seelen wieder auf die Welt zurück; und ein Indiſcher Sünder, beſonders wenn er etwas gegen die Brahmanen verſehn hatte, konnte, nach Manu's grauſamen Geſetzen, verwandelt werden in einen Elephanten, in einen Çudra, in einen Löwen oder Tiger, in einen Vogel, ja, ſogar in einen Tanzmeiſter. — Mit der Furcht vor dieſer Hölle und vor ſolcher Strafe bei der Wiedergeburt hielten die Brahmanen das Volk in Gehorſam und Unterwürfigkeit.

Aber eine ſchwierige Aufgabe blieb ihnen noch zu löſen übrig.

Um ihren Gott und ihre Herrſchaft legitim zu machen, mußten ſie ihr neues Syſtem mit den Vedas in Harmonie ſetzen. Sie ſcheinen auch wirklich Hand angelegt und an den heiligen Gedichten geändert zu haben; aber ein vollkommner Erfolg ließ ſich damit nicht erzielen; ſie brauchten freies Feld für ihre Speculation, mit der ſie gleich von vornherein über alle Motive der alten Naturerſcheinungen und ihrer Götter hinausgingen. Sie legten daher ihr pantheiſtiſches Syſtem in einem eignen Werke, der Mimanſa, Unterſuchungen, nieder. Das Syſtem fand im eignen Lager der Brahmanen einen Kritiker an Kapila. Er ſetzte der Mimanſa die Sankhja, die Ueberlegung oder ſeine Bedenken entgegen.

Er leugnete die allgemeine Alles durchwaltende Seele der Welt; die Seele verwirkliche ſich nur im lebenden Individuum. Die Natur ſei reell, und die menſchliche Seele, die Einſicht, das Denken, die einzige wirkliche thätige Macht.

Einige ſeiner Schüler erklärten, die Götter wären auch Seelen, von Menſchenſeelen nicht gar verſchieden; andre behaupteten, dieſe Götter exiſtirten gar nicht, und es gäbe nur menſchliche Seelen, die Vernunft und Einſicht hätten. Die logiſche Macht des Widerſpruchs trieb ſelbſt in dieſer phantaſtiſchen Speculation die Entwicklung hervor; und Kapila ſetzt ganz richtig der ſelbſtloſen Allgemeinheit Brahma's die Wirklichkeit des exiſtirenden Einzelnen entgegen.

Buddha als conſequenter Nachfolger Kapila's macht mit der Verneinung der ganzen Götterwelt Epoche; in ihm geht ſo die religiöſe und phantaſtiſche Speculation über ſich ſelbſt hinaus. Er wird 500 vor Chriſtus geſetzt, und ſein Syſtem, die Auslöſchung der individuellen Exiſtenz, heißt die Nirvana. Im Norden des Königreichs Koçala, dicht unter dem Himalaya-Gebirge, lag ein kleines Reich Kapilavaſtu, Kapila's Heimath. Der König Kuddhodana aus dem Geſchlechte der Çakhjas hatte einen

Sohn, der berühmt wurde unter ſeinem ſpätern Namen Buddha, der Erleuchtete, oder der Aufgeklärte. Der Prinz wurde zum Nachfolger ſeines Vaters erzogen. Sechszehn Jahr alt heirathete er drei ſchöne junge Damen, mit denen er ein glückliches Leben in ſeinen Paläſten führte. Einmal in ſeinem 29ſten Jahr, als er von einem Ausfluge nach Hauſe zurückfuhr, ſah er einen Kranken, einen Greis und einen Todten am Wege liegen und kam gleich darauf durch ein Dorf, deſſen Einwohner im größten Elend lebten. All dies Elend regte ihn auf. Er begann, darüber nachzudenken, woher das Elend entſpringe, das die Welt erfüllt und die Menſchheit quält. Er ſuchte in allem Ernſt die Mittel zur Linderung zu entdecken und beſchloß, die weiſen Brahmanen darüber zu hören. Er der Krieger und Nachfolger auf dem Throne der Çakhjas, wollte Krone und Reich im Stich laſſen und ſich der Speculation ergeben.

Natürlich widerſetzte ſich der König Kuddhodana einem ſo überſpannten Plane, aber Buddha verließ heimlich ſeine ſchönen Frauen und ſeine reichen Paläſte, ſchor ſich das Haupt und behielt nur einen gelben Mantel zum Andenken an ſeine königliche Abkunft. Als Bettler kam er nach der Stadt Radſchagriha und begab ſich dort in die berühmteſte Schule der Brahmanen. Bald lernte er Alles was ſie wußten, aber die Quelle des Elends konnten ſie ihm nicht zeigen, und ein Mittel dagegen wußten ſie nicht zu nennen. Er verließ ſie alſo, und beſchloß, in einſamem Nachdenken es ſelbſt zu entdecken.

Sechs Jahre verlebte er ſo als Einſiedler in Nachdenken verloren. Da ſaß er einmal unter ſeinem Feigenbaum, und plötzlich war es ihm, als ginge ihm die große Wahrheit auf. Und in der That iſt das Ergebniß ſeines Brütens unter dem Namen der Nirvana oder der Abtödtung berühmt geworden.

Mit einem Scherben in der Hand um milde Gaben bittend zog er reiſend und die Nirvana predigend im Lande umher. Er lehrte das Volk: Wer mir nachfolgt, wird lernen, was das Elend iſt, woher es entſpringt und wie es auszurotten iſt. Im 12ten Jahr ſeines Reiſens und Predigens kehrte er nach Kapilavaſtu zurück. Sein Vater hatte ihn eingeladen; und die Çakhjas bekehrten ſich zu ſeiner Lehre. Er blieb jedoch nicht in Kapilavaſtu, ſondern ſetzte ſeine Reiſen und ſeine Predigten fort.

Mit der Nirvana hat es nun eine eigenthümlich Indiſche Bewandtniß. Das ärgſte von allen Uebeln erſchien Buddha und den Indiern überhaupt zu ſein, daß das Elend mit dem Tode nicht aufhöre, ſondern daß jede Seele unaufhörlich wieder ins Leben und ins Elend zurückgeſchleudert werde und es zu keiner endlichen Ruhe bringen könne. Während andre Völker den Tod für das ärgſte aller Uebel halten und ſich von ihren Märchendichtern das ewige Leben als eine große Vergünſtigung verſprechen laſſen, erſchreckte die Indier die ewige Wiedergeburt zu neuen Formen der Exiſtenz, die ihnen in ihrer erwarteten Seelenwanderung bevorſtand und ſie ſehnten ſich nach nichts inſtändiger, als nach der Seligkeit eines gewiſſen wirklichen Todes. In dem Glauben an die Seelenwanderung oder das ewige Leben war Buddha orthodox, ſonſt hätte er nach einem Mittel gegen dieſes Uebel nicht zu forſchen brauchen.

Das Syſtem der Brahmanen, die Mimanſa, kannte einen ſolchen Weg zur Ruhe, einen Tod ohne Auferſtehung, wie ihn Buddha ſuchte, nicht. An die Sankhja Kapila's ſchließt ſich aber die Nirvana unmittelbar an. Buddha fragte ſich: „Was iſt die Urſache des Alters und aller Leiden? — Geboren zu werden. — Was iſt die Urſache der Geburt? — Sinnlichkeit. — Was die Urſache der Sinne? — Die individuelle Exiſtenz. — Und was iſt die Urſache dieſer Exiſtenz? — Unſre Denkkraft, die unſre Seele iſt, antwortet er mit Kapila. — Dieſe beruht auf der Möglichkeit des Lernens. Die bloße Möglichkeit des Lernens iſt die Unwiſſenheit. — Folglich wird die Aufhebung der Unwiſſenheit die Urſache unſrer Exiſtenz aufheben und ſo die große Aufgabe der Abtödtung des Individuums gelöſt ſein.“

Durch dieſe ſeltſame Entdeckung war nach Buddha die Abtödtung des Grundes unſrer Exiſtenz denkenden und forſchenden Geiſtern erreichbar gemacht. Wer dieſes glückliche Ziel erreichen wolle, ſagte Buddha zu ſeinen Anhängern, der müſſe dieſer Welt entſagen und in Keuſchheit und Armuth leben. Seine Anhänger nannten ſich daher Bhikſchuh — Bettler — oder Çramana — Bändiger der Sinne. Sie ſchoren ſich, wie Buddha, Geſicht und Haupt, trugen ein gelbes Gewand und gingen betteln mit einem Scherben, wenn ſie predigend das Land durchzogen.

Das Volk lehrte Buddha friedlich zu leben, berauſchende Getränke zu meiden, regelmäßig zu eſſen, ſich einfach zu kleiden, ſich gegenſeitig beizuſtehn, und das Elend der Welt zu lindern und lieber Unrecht leiden, als andern Schmerz bereiten. Darin hat dieſer Atheiſt das Chriſtenthum ſchon vor Chriſtus erfunden.

Die Nirvana drehte ſich zwar um die religiöſe Phantaſie der Seelenwandrung, aber der Buddhaismus nahm von da aus eine ethiſche Wendung und warf die ganze Naturreligion, alle Götter, und die ganze Dogmatik der Brahmanen über Bord. Buddha gewann mehrere Könige für ſeine Lehre, die ſich raſch über Indien ausbreitete. Bei ſeinen Predigten brauchte er nicht die heilige Sprache der Vedas, ſondern die Volksſprache und redete öffentlich eben ſowohl zu den Çudras, als zu den Ariern. Dies war ſchon eine Neuerung von Bedeutung; aber er ging noch weiter, hob die Kaſten auf und nahm Bettler, Verbrecher, ja ſogar Çudra-Weiber unter ſeine Jünger auf: „Jugend," ſagte er, „hänge nicht an Stand und Kaſte!"

Auf dieſe Weiſe machte er eine religiöſe und geſellſchaftliche Revolution, einen Umſchwung zur Vernunft und zum Guten, der ſeines Gleichen nicht hat, und das ohne alle Gewalt, lediglich durch die Macht der Rede.

Dies waren die Erfolge Buddha's und ſeiner Jünger, der Bhikſchus.

An dem nämlichen Orte, unter dem Feigenbaume, wo ihm die Nirvana aufgegangen war, ſtarb der gute und edle Buddha bei frommer Betrachtung, und ſtarb, um nie wiedergeboren zu werden. Die Aſche des wohlthätigen Mannes, des reinen Buddha, an dem kein Makel haftete, wurde in einer goldnen Urne aufbewahrt.

Nach ſeinem Tode breitete ſeine Lehre ſich weiter aus. Magadha hieß der Hauptſitz des Buddhaismus; und der König Açoka machte ihn zur Staatsreligion. Dies gab der Bewegung einen neuen Schwung; und einmal hielt der König eine Verſammlung, zu der 700,000 Bhikſchus erſchienen.*) Seine Majeſtät führte den Vorſitz über dieſe Verſammlung von Bettlern.

Buddha wurden Statuen errichtet; man verehrte ihn wie einen Heiligen; bald betete man ihn an. Seine Aſche wurde als heilige Reliquie an die Städte Indiens vertheilt. Auch die Fabeln und der Aberglaube, die er verbannt hatte, ſtellten ſich wieder ein. Buddha, der Feind der Märchen, wurde ſelbſt ihr Gegenſtand, und es hieß, Buddha habe die Götter Indra und Varuna zu ſeinem Syſtem bekehrt, d. h. habe ſie ſelbſt davon überzeugt, daß ſie nicht exiſtirten.

---

*) E. M. Duncker, Alte Geſchichte II. 180 u. f.

Aber den Humor dieſes Erfolges merkten die guten Indier nicht. Sie hingen an ihren Göttern, an ihrem Aberglauben, an ihren Ketten. Buddha hatte tauben Ohren gepredigt; ihnen fehlte ſeine Entwicklung zu der Einſicht, daß die Natur eine ſelbſtſtändige Wirklichkeit ſei. Sie hatten ihre Märchen noch im Kopf — grade wie unſre Gläubigen, — nach denen Perſonen hinter den Naturerſcheinungen ſtecken ſollten: Rudra der Brüller, der Donnergott, Çiva, ſeine Wirkung, die Fruchtbarkeit oder der Wachsthum, zuſammen Rudra-Çiva, das befruchtende Gewitter, tritt an die Stelle Indra's. Der Stier iſt ihm natürlich heilig. Ein andrer Gott, Wiſchnu, waltet in der angenehmen Erſcheinung der Luft und des Lichtes, des blauen Himmels und der blühenden Erde, ein neuer Varuna.

Dieſen ſichtbar wirkenden Naturgöttern war das Volk nie entfremdet worden. Es hatte ſie früher dem Spiritualismus oder Pantheismus ihrer weiſen Brahmanen entgegengeſetzt, es machte ſie jetzt geltend neben Buddha's mildem Moralſyſtem, das allen Kultus und alle Göttermärchen beſeitigen ſollte. Die Ammenmärchen ſind ſo unſterblich als die Ammen!

Dies benutzten die Brahmanen, um ihre verlorne Stellung wieder zu erlangen. Sie nahmen die Volksgötter Çiva und Wiſchnu an; nur gaben ſie ihnen eine etwas andre, eine phantaſtiſch-ſpeculative Bedeutung und ſetzten ſie dadurch in Beziehung zu ihrem Gotte. Brahma wurde der Schöpfer, Wiſchnu der Erhalter, Çiva der Zerſtörer. Dies iſt die Indiſche Trimurti — Dreieinigkeit — des wiederhergeſtellten Brahmanenthums, das etwa 230 v. Ch. dieſe Reſtauration vollzog.

Hatte Buddha als Menſch unter Menſchen gelebt, ſo mußte nun auch Wiſchnu in wiederholten Incarnationen mit jedem Frühlinge auf Erden erſcheinen, er wurde Menſch.

Auch die Nirvana konnten die Brahmanen nicht unbeachtet bei Seite laſſen; der Gewinn des ruhigen Todes ohne Auferſtehung war zu viel werth. Sie ſetzten der Nirvana die Joga, die Vertiefung ins Nachdenken entgegen, wodurch ebenfalls die Seelenwandrung vermieden und Ruhe in Brahma erlangt wurde.

In der Joga heißt es: „Wer zur höchſten Vollendung gelangen will, muß fern von Menſchen ſeine Sinne gänzlich einziehn, wie die Schildkröte ihre Glieder einzieht, und ſich jeder ſinnlichen Erregung enthalten. Er muß auf einem Sitz, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, von Kuça-Gras mit Fellen bedeckt, ſitzen, ſeinen Athem anhalten, ſeine Augen nach der Spitze ſeiner Naſe richten, und von Zeit zu Zeit den heiligſten Namen der Gottheit, Om (das) ausſprechen. Alle ſeine Gedanken muß er auf die Seele des Weltalls richten. So wird er ſich befähigen, dieſe Einheit in aller Verſchiedenheit zu erfaſſen. Und wenn er durch ſolche Betrachtung ſich ganz in ſein eignes Selbſt vertieft, wird er zu Brahma zurückkehren, er wird ſelbſt Brahma werden, und ſeine Seele in ihn aufgehn. Dann braucht er keine Wiedergeburt zu fürchten.“[*] Und für dies ſinnreiche Verfahren brauchten die Brahmanen ſogar das Wort Nirvana.

So ſchlugen dieſe pfiffigen Pfaffen ihre Gegner, die Buddhiſten, auf allen Punkten, beim Volk und bei den Gelehrten, und richteten ihre Herrſchaft wieder ein, verſteht ſich mit allen Greueln der Kaſtenunterſchiede und mit den abſurdeſten Ceremonieen des Aberglaubens, eine Reſtauration, die nun ſchon über 2000 Jahre dauert und ſich offenbar noch nicht ausgelebt hat.

---

[*] M. Duncker, Alte Geſch. II. 243.

Dritte Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

So wurden in Indien zuerſt die vorreligiöſen Märchen zu religiöſen, es wurden Götter daraus gebildet, und die Naturmythen wurden in den Vedas poetiſch und dramatiſch geſtaltet. Dieſe poetiſche Götterwelt, die auch ſchon Cultusdiener hat, wird dann Gegenſtand der Prieſterſpeculation. Der Prieſtergott, Brahmanaſpati, wird erſchaffen und ausgebildet. Es entſtehen poſitive und negative dogmatiſche Syſteme, die Mimanſa und die Sankhja, dann das antireligiöſe und atheiſtiſche Syſtem Buddha's, die Nirvana, und endlich die religiöſe Contrerevolution des Volksglaubens und des neuen Brahmanismus.

Die Vorausſetzungen der buddhiſtiſchen Speculation ſind religiöſe Dogmen; der Stoff — vornehmlich die Seelenwandrung — iſt ein phantaſtiſcher; das Hauptübel — die Unmöglichkeit des Sterbens — ein eingebildetes; das Mittel dagegen, welches die Nirvana angiebt, iſt eben ſo phantaſtiſch und pure Einbildung. Rechnet man noch freiwillige Armuth und Ertödtung der Sinnlichkeit und der Leidenſchaften hinzu, ſo wird der Widerſinn vollſtändig. Denn es wäre nicht die Reform, ſondern die Abtödtung der Geſellſchaft, wenn alle zum Bettel griffen ſtatt zur Arbeit, und zur Aſceſe ſtatt zur Naturüberwältigung und Cultur. Allerdings bleibt alſo der Buddhaismus, trotz all ſeines ethiſchen Humanismus, phantaſtiſche Speculation, die der Natur und dem Weſen der menſchlichen Geſellſchaft eben ſo zuwider läuft, als die übrigen Religionen. Zugleich iſt er negative Theologie und, was merkwürdig iſt, das einzige Syſtem auf dem Boden der Phantaſie, oder die einzige Secte, welche die Naturgötter, d. h. die Götter, gänzlich beſeitigt. Daß dieſe Aufhebung der Religion nicht vorhält, und Buddha gleich darauf ſelbſt in den Himmel verſetzt, d. h. zum Gott gemacht wird, iſt nicht die Schuld Buddhas.

An dieſem Punkt fällt ein neues Licht auf die Religionen. Kein Gott ohne Himmel, und eine naturgewaltige Perſon in den Himmel verſetzt, iſt ein Gott. Gott und Naturgott iſt alſo Ein Begriff. Religion und Naturreligion ebenfalls. Ich finde, daß Dupuis in ſeinem berühmten Buche: Origine de tous les Cultes dies ſchon geſagt. Er hebt die aſtronomiſche Seite der Götter hervor und ignorirt ihre meteorologiſche und ſociale oder humaniſtiſche. Ich will nachträglich ſeine Darſtellung mittheilen.

Buddha und Chriſtus müſſen erſt gen Himmel fahren, d. h. in die Natur und unter die Naturgötter zurückkehren, um Götter zu werden. Und die griechiſchen Ideale bleiben auf dem Olymp trotz ihrer Vermenſchlichung, d. h. ſie bleiben in der Natur, in den Wolken, und von Brahmanaſpati iſt nur zu ſagen, daß er gleich damit beginnt, zum Himmel hinaufzuſteigen, um die andern Götter durch Soma trunken zu machen und ſo zum Nutzen der Gläubigen in die richtige Gemüthsverfaſſung zu ſetzen, richtiges Wetter zu machen.

So lange der Buddhaismus noch ächt iſt und keinen Himmel und keinen Gott hat, iſt er eigentlich keine Religion, ſondern nur phantaſtiſches, ethiſches Syſtem, dem allerdings der mythiſche Urſprung noch anklebt.

Die griechiſche Phantaſie geht nicht ſo weit, als die indiſche. In Griechenland werden die Naturgötter nicht aufgehoben, ſondern nur durch Künſtler menſchlich geſtaltet: die Perſonen werden ſo aus den Wolken wieder in die Menſchenwelt zurückgenommen und ganz mit menſchlichem Maß gemeſſen; aber dieſe äſthetiſche Bewegung geht nicht über die Götter hinaus. Sogar eine Götterbildung durch ſpeculative Prieſter, — wie in Indien und Aegypten, wo Prieſtergötter neben den Volksgöttern auftreten, — finden wir hier nicht. In Griechenland gehn erſt die Philoſophen über die Götter hinaus, zuerſt die Naturphiloſophen und am gründlichſten Heraklit, der den Namen des Zeus nur benutzt, um ſeine Gedanken hineinzulegen.

In Griechenland wird die Speculation ſogleich Naturphiloſophie und Logik, d. h. Wiſſenſchaft. Aus der wiſſenſchaftlichen Speculation der Griechen entwickelt ſich ſodann in Alexandrien wieder die phantaſtiſche, theologiſche, orientaliſche Speculation, die bis zur Ekſtaſe fortgeht. An ſie, an die Alexandriniſche heidniſche Theologie ſchließt ſich das Chriſtenthum als ſcholaſtiſche Speculation an, deren Magd die griechiſche Philoſophie wird. Als ethiſcher Humanismus erinnert das Chriſtenthum ſtark an den Buddhaismus mit ſeiner allgemeinen Brüderſchaft, mit ſeinem lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun und auch mit ſeinem predigenden, reiſenden, freiwillig armen, mönchiſchen Stifter, der auch eines Königs Sprößling ſein ſoll, und auch ein reformirender Geiſtlicher wird, um die Welt vom Uebel zu erlöſen.

Wie der griechiſche oder artiſtiſche Humanismus die Naturgötter nicht los wird, ſondern ſie nur idealiſirt; ſo behält auch der chriſtliche oder ethiſche Humanismus die Naturgötter bei, aber ohne ſie zu idealiſiren, völlig geſtaltlos und ungeſtalt. Alle Verſuche den Gott des Himmels oder der Oberwelt, Gott Vater, und den Gott der Hölle oder der Unterwelt, der unter den Horizont niedergedonnert wird, den Teufel, zu humaniſiren, mußten mißlingen, da die Kunſt den allgegenwärtigen Gott eben ſo wenig geſtalten kann, als den Brahma, wenn er Weltſeele wird, da die Menſchwerdung dieſes himmliſchen Vaters keine wirkliche ſein ſoll; und da der Teufel, ſein Widerpart, die Ungeſtalt ſein und bleiben ſoll.

Bekanntlich hat Göthe im Fauſt den Teufel zum Menſchen zu machen geſucht; aber man wird nicht ſagen können, daß es ihm gelungen ſei, und doch war es zu einer Zeit, als er in Deutſchland mit dem Teufel machen konnte was er wollte. Mephiſto iſt eine Abſtraction geblieben, kein Menſch geworden.

Wir müſſen uns die Menſchwerdung im Chriſtenthum noch näher anſehn. Sie iſt nur halber Humanismus, obgleich Chriſtus wirklicher Menſch, nicht blos ein idealer Typus iſt. Dieſer Humanismus iſt im Grunde nur dem Namen nach Menſchwerdung; denn der Sohn, der auf Erden erſcheint, erkennt den Vater im Himmel noch neben ſich an, d. h. der Vater bleibt Naturgott; ja, dieſer Vater hat ihn nicht als Menſch, ſondern als ächter Gewittervater, wie Zeus den Herakles oder den Dionyſos erzeugt; er iſt der himmliſche Vater, der aus den Wolken herabkommt; aber er wird dadurch nicht Menſch, er bleibt im Himmel.

Im Griechenthum werden die göttlichen Perſonen, Väter und Söhne, aus dem Himmel auf die Erde zurückgeführt und bekommen durch die Künſtler eine menſchliche Geſtalt und völlig menſchliche Bedeutung; im Chriſtenthum erſcheint der Menſch **neben** dem Naturgott, dem himmliſchen Vater. Wenn dann auch der Menſch noch wieder gen Himmel fährt, ſo fährt mit ihm auch dieſer halbe Humanismus wieder in die Natur zurück; denn der Himmel iſt die Natur.

Wenn daher die chriſtliche Kunſt, z. B. Malerei und Skulptur, religiös bleiben will, ſo muß ſie vom Reinmenſchlichen abweichen, hat einen Menſchen, der kein Menſch, eine Mutter, die keine irdiſche Mutter, und ein Kind, das kein naives Kind ſein ſoll, darzuſtellen, fällt alſo ins Verzerrt-Menſchliche. Nur die wirkliche Mutter, das wirkliche Kind und der wirkliche Menſch, an dem Reinmenſchlichen gemeſſen, bleiben ſchön; daher denn die augenverdrehenden Heiligen und die überweiſen Kinder unſchön werden.

An Himmel und Hölle, Oberwelt und Unterwelt, Wolkenregion über dem Horizont und der Welt unter dem Horizont, haben wir ſodann im Chriſtenthum auch die ganze phantaſtiſche Oertlichkeit der Alten, d. h. der Naturreligion wieder, in der nun auch unſre, die chriſtlichen Naturgötter wohnen und trotz aller Aſtronomie und Geologie, nach denen es weder Oben noch Unten giebt, ruhig fortwohnen.

Wie man bei der Eintheilung der religiöſen oder mythiſchen, d. h. erdichteten Welt, die das Chriſtenthum macht, nämlich in Ober- und Unterwelt, Himmel und Hölle, jede Region bevölkert mit einem Haupt- und vielen Nebengöttern, vom Monotheismus des Chriſtenthums hat reden können, iſt nicht grade leicht zu begreifen. Auch wäre ja mit einer einzigen Perſon gar keine Geſchichte von irgend einem Intereſſe zu Stande zu bringen; und bekanntlich leiden wir Chriſten keinen Mangel an ächt orientaliſchen Märchen. Im Himmel über uns, in und hinter den Wolken, wohnt und regiert, läßt regnen, donnern und blitzen und „die Sonne ſcheinen über Gute und Böſe“, Gott Vater mit ſeinem Sohn und den Engeln, der Jungfrau Maria und den Heiligen und Seligen; in der Hölle unter uns wohnt und herrſcht der Teufel und die übrigen gefallnen Engel über die Verdammten. Nicht nur Dante und Milton, ſondern auch die ſchottiſchen Prieſter haben ſich angeſtrengt, uns dieſe Straf-, d. h. Marteranſtalt des Wahnſinns näher zu ſchildern; aber, wie es dabei geht, authentiſch ſind dieſe Schilderungen eben darum nicht geworden, weil wir ihre Autoren kennen, alſo wiſſen, wer uns zum Beſten hält, und weswegen er es thut.

Gott im Himmel kämpft den dunkeln Gott, den böſen Dämon, in die Unterwelt nieder, er ſchleudert den Empörer mit dem Blitz in die Hölle, unter den Horizont zurück. Natürlich trägt der Himmel den Sieg davon über „die Pforten der Hölle,“ aus denen die dunkeln Gewitterwolken über den Horizont emporſteigen. Der niedergedonnerte, in die Hölle geſtürzte Gott exiſtirte ſchon vor dem Sohne; aber der Sohn, der eingeborne (einmal geborne d. h. der mythiſche) Sohn, muß ganz eigentlich dieſen Sieg davon tragen, „die Pforten der Hölle überwinden,“ ja, ſogar „zur Hölle niederfahren“ und ſie in Beſitz nehmen. Aber wie entſcheidend das Märchen oder die Mythe uns auch dieſen einmaligen Sieg, „die Erlöſung“ vortragen mag, der dunkle Gott lebt und wirkt nach wie vor, die Gewitterkämpfe dieſer Naturgötter wiederholen ſich und von ihrer Wiederhohlung kann „die Erlöſung“ die Welt nicht erlöſen. Der dunkle Dämon, der Teufel, ſteigt immer wieder über den Horizont empor, ja, die Schotten, die ihn mit beſonderm Intereſſe ſtudirt haben, behaupten, „in der Länge der Zeit ſei er nur noch ſchlauer und gefährlicher geworden,“ und der Kampf „des Guten und Böſen“ nimmt kein Ende, „die Pforten der Hölle“ ſind trotz all' der benebelten Prieſter, die dem obern Gotte mit lautem zelotiſchem Zurufe beiſtehen, noch immer nicht überwunden. Der chriſtliche Mythus hat ebenſowenig, als irgend ein andrer Mythus die Wiederholung des Naturereigniſſes hindern können, das er bedeutet. Daß die Erlöſung der Chriſtusmythe ganz eigentlich die Erlöſung der Menſchen vom Winter bedeutet — durch den Lichtgott, der ein neugebornes Kind iſt, wenn vom 25. December ab die Tage wieder wachſen, und der triumphirt, wenn ſie Oſtern, im Frühlingsſolſtitium, wieder länger werden, als die Nächte, zeigt Dupuis in ſeinem berühmten Buche: Origine de tous les Cultes.*) Die

---

*) Das aſtronomiſche Märchen läuft offenbar neben dem meteorologiſchen her.

Chriſtusmythe giebt dieſe jährlich wiederholte Erlöſung als eine einmal in Paläſtina geſchehene Geſchichte. Durch das Dämoniſche des Böſen, meine Verehrten, das natürlich jedem noch in ſeiner Religion Befangnen als der ausſchließliche Charakter des Gottes der Finſterniß, des Teufels, einfällt, laſſen Sie ſich nicht irre machen. Die moraliſche Seite iſt immer die ſpätere, die jüngere. So kämpfte Zeus ſiegreich mit den Giganten, Apollo mit dem Drachen und Indra hatte in den Aſuras ebenfalls Dämonen und übelgeſinnte Mächte ſich gegenüber und beſiegte ſie, ermuthigt und geſtärkt durch den lauten Zuruf ſeiner braunen Verehrer und durch einen herzhaften Zug des berauſchenden Somatrankes. In der Schweiz im Kanton Schwyz läutete man während eines Gewitters, das ich dort erlebte, alle Kirchenglocken, offenbar um den richtigen Verlauf des himmliſchen Kampfes zu fördern und den Blitz von den Häuptern der Gläubigen ab und auf das Haupt des Erzfeindes hinzulenken. „Groß Macht und Liſt ſein grauſam Rüſtzeug iſt."

Die chriſtlichen Götter ſind Naturgötter, wie alle übrigen. Wie es ihr Begriff iſt, ſo iſt es ihnen auch bereits hiſtoriſch aus ihrer eignen Urkunde nachgewieſen worden (Dupuis origine de tous les Cultes. Abrégé. p. 289—413 und Duncker alte Geſch. I. 210. 211). Mit der moraliſchen Wendung kommen ſie ebenſo wenig von ihrem Weſen los, als die griechiſchen Götter mit der künſtleriſchen Vermenſchlichung; Zeus blieb der Donnergott, und unſer Gott bleibt der Wettermacher, und der Erlöſer das Kind des Winterſolſtitiums und der vom Tode des Winters auferſtandne Sieger über die Finſterniß im Frühlingsäquinoctium. Auch wird nichts damit gewonnen, daß man den Himmel ins Unendliche ausdehnt oder gar die Hölle ganz abſchafft. Ob der Gott hinter den Wolken oder, nach Schillers Einfall, hinter den Sternen wohnt, iſt vollkommen einerlei. Das perſonificirte Weltall iſt eben ſo gut ein Naturgott und ein rohes Phantaſieproduct, als das perſonificirte Gewitter, der Vater Zeus, der Donnerer; Jehova, der regnen läßt, eben ſo gut, als der Gott des Lichtes und der Gott der Finſterniß.

Vielleicht war es Chriſtus, wie Buddha, vornehmlich um den ethiſchen Theil ſeiner Reformen zu thun, gewiß iſt es, die Urkunde läßt die ganze Poeſie des alten Teſtamentes über die Naturgötter beſtehn, der Reformator wird ſelbſt zum Genoſſen dieſer Himmliſchen, neue Märchen über den neuen Gott werden in Umlauf geſetzt, ſeine Geburt, ſeine Verfolgung, ſein Schickſal mit dem alten Kampf gegen das Böſe in Verbindung geſetzt, und dies Alles, wie der Sieg als Auferſtehung und Himmelfahrt, zu der Mythe des alten Teſtamentes hinzugedichtet. Es ergeht dem Reformator Chriſtus genau eben ſo, wie es Buddha erging. Das neue Teſtament iſt aber ſchon mehr theologiſche Speculation, als Poeſie, ja, es vermeidet die Form der Poeſie und giebt ſeine Märchen als proſaiſche Lebensgeſchichte.

So entſtehn in hiſtoriſcher Zeit die chriſtlichen Götter, ſofern ſie nicht ſchon durch die Poeten der Juden geſchaffen waren. An ſie knüpft ſich dann eine weitläufige Prieſterſpeculation, die ſogar in den Concilien der Väter zu beſtimmten Satzungen eines umfaſſenden Prieſterreiches verarbeitet wird. Unter blutigen Kämpfen werden dieſe Satzungen aufrecht erhalten und das Kreuz gegen die Ungläubigen gepredigt. Dieſe Prieſterſpeculation unterwirft die philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Speculation, die ſie bei den Griechen vorgefunden, völlig ihrem Aberglauben, den ſie für etwas ganz neues hält, der aber in Wahrheit nur die uralte vorwiſſenſchaftliche phantaſtiſche Erklärung der Naturerſcheinungen iſt, zu dem die Vergötterung Chriſti und was daraus folgt hinzukam. Dieſen — durch Prieſterſpeculation ausgebildeten und eine Prieſterrepublik geſetzlich feſtgeſtellten — Aberglauben und ſeine ſeltſamen Phantaſieen hatte die Wiſſenſchaft des Mittelalters zu beweiſen; und eine lange ſchmachvolle Zeit hat ſie dieſer unfruchtbaren Aufgabe gewidmet. Das Märchen ſollte die Wahrheit ſein.

Seit 300 Jahren jedoch haben Wiſſenſchaft und Philoſophie ſich immer mehr und endlich in unſern Tagen haben ſie ſich von der Prieſterſpeculation, deren Gegenſtände die chriſtlichen Glaubensmärchen ſind, gänzlich wieder befreit. — Freilich iſt dieſe Befreiung immer noch ein ſehr vereinzeltes Ereigniß; und noch heutiges Tages giebt es wohl kaum einen einzigen Profeſſor der Philoſophie, der nicht genöthigt wäre, Chriſtus als Gott, und den Donnerer Gott Vater als „den Schöpfer der Welt" oder „Himmels und der Erden," wie die Chriſten ſich ausdrücken, anzuerkennen; ja, die Mythologen ſelbſt bedenken ſich keinen Augenblick, es wie der Dr. Schwartz zu machen, der erſt unwiderleglich nachweiſt, das Jehova der Gewittergott, daß der Teufel desgleichen, nur in überwundner Geſtalt, und daß die Cherubim Donner und Blitz ſind, um dann in den zwei letzten Perioden ſeines geiſtvollen Buches anbetend „vor dieſem offenbarten und wahr gewordnen Gotte" niederzufallen — ein Berliner Phidias!

Es iſt wahr, wer Chriſtus, den Gottmenſchen, nicht anerkennt, iſt kein Chriſt, wer nicht an Gott Vater im Himmel glaubt, iſt ein Atheiſt. So ſagen die Theologen und mit ihnen die Cultusminiſter, dieſe modernen reges sacrificuli, und darin haben ſie auf ihre Art Recht. Die Aufklärung über dieſe kitzlichen Punkte iſt daher wohl gerade jetzt wieder mehr verſchwiegen, als bekannt und eingeſtanden. „Gott und Unſterblichkeit" des alten Moſes Mendelſohn Motto, wird allenfalls gut geheißen. Aber das iſt ja nichts Andres, als völliger Rückfall in die nackte Naturreligion und das Aufgeben des ethiſchen Humanismus, daß wir alle Brüder ſind, und des mythiſchen, daß der Gott Menſch geworden. Dies ſind aber zwei Punkte, die, richtig verſtanden, der Menſchheit zu einem großen Aufſchwung verholfen haben. Der Atheiſmus ſodann, iſt, wie Heinrich Heine richtig ſagte: le dernier mot du Theisme, alſo immer noch Religion, ein practiſches Verhalten zu den Göttern. Der Wiſſenſchaft kann es aber nicht darauf ankommen, den Gott Indra, Zeus, Jehova, Gott Vater zu leugnen, ſondern nur ſeine Entwicklung zu verſtehen und zu erklären, was freilich dem Aberglauben ein Ende macht, aber ein völlig theoretiſches Verhalten zu den hohen himmliſchen Perſonen iſt.

Merkwürdig wird von hier aus der Geſichtspunkt, unter dem einige berühmte Bücher erſcheinen. 1. Das Leben Jeſu, von David Strauß und von Rénan. Beide gehen auf das Märchen mit Intereſſe ein; es wird aufgehoben, aber unmittelbar darauf wieder hergeſtellt, weil die Form der Religion von den Verfaſſern noch anerkannt wird. Strauß ſpricht ſogar von „dem religiöſen Genius" und ſeinem „Kultus." 2. Strauß Dogmatik iſt ſodann ſcholaſtiſche Ketzerei, Prieſterphiloſophie, die chriſtliche Sankhja. 3. Ludwig Feuerbachs „Weſen des Chriſtenthums" überſieht das Element der Naturreligion im Chriſtenthum und nimmt es aufs Wort an, das Chriſtenthum ſei Humanismus. Sonſt iſt der Nachweis, daß die Theologie Antropologie ſei, ganz richtig, da ja auch die Naturgötter nur Menſchen ſind, Menſchen in die Wolken, in die Oberwelt und in die Unterwelt hinphantaſirt. Die Einſicht, daß alle Götter Naturgötter und alle Religionen Naturreligionen ſind, iſt aber eine ſehr fruchtbare und nicht zu vernachläſſigen. Wie iſt es nur möglich geweſen, daß Dupuis' Origine de tous les Cultes ſo gänzlich wieder vergeſſen werden konnte? Haben denn die liberalen Gottesgelehrten Strauß und Rénan ihn gar nicht geleſen? Und warum hat Feuerbach die Dogmatik nicht auch aſtronomiſch beim Wort genommen? Ich zweifle nicht, daß er Dupuis gekannt hat; aber der Zeitgeiſt war ſeit den 30ger Jahren wieder ſo ſehr von dem Schleier des Aberglaubens verdunkelt, daß es ſchon für eine große That galt, nur die humaniſtiſche Wahrheit des Chriſtenthums zu betonen; an die natürliche Bedeutung wagte ſich noch Keiner wieder.

Die Darſtellung des Chriſtenthums als Naturreligion und ſeine Uebereinſtimmung mit den übrigen bekannten Naturreligionen brauchte nur angedeutet zu werden, um in der Hauptſache einzuleuchten. Sie bis ins Einzelne hinein durchzuführen, würde dem Hochmuth unſerer Gläubigen vielleicht zu ſtark ins Geſicht ſchlagen. Der Dr. Schwarz ſchließt daher ſeine Unterſuchungen beſänftigend folgendermaßen: „Der jüdiſche Gott iſt zwar aus der Natur hervorgegangen, hat ſich aber in der altteſtamentariſchen Geſchichte (!) offenbart, bis die Hütung des Geſetzes und die meſſianiſche Verkündigung an den übergegangen (!!), welcher kam, das Geſetz zu erfüllen und uns den Gott lehrete, welcher iſt ein Gott aller Völker, wie jedes Einzelnen Vater.“ Amen! Man ſieht, er hat beten gelernt und kennt die Litanei, ja, er weiß ſie noch zu myſtificiren, trotz alledem und alledem!

An ſeinem Beiſpiel ſieht man ferner: alle Erklärung der Mythen und Märchen, ſelbſt der jüdiſchen und chriſtlichen, macht die Menſchen nicht frei. Zu dieſer ſonſt vortrefflichen *ἐπιστήμη* (Wiſſenſchaft) gehört noch die *γνῶσις* (das Wiſſen) der Philoſophie. Und ſelbſt die Philoſophie haben wir immer noch erſt zu reinigen und ganz auf ihre eignen Füße zu ſtellen, um die Welterklärung durch Märchen und Mythen los zu werden und die wiſſenſchaftliche Welterklärung zur Alleinherrſchaft zu bringen.

Zu den indiſchen Stufen der Mythologie kam alſo zuerſt hinzu der äſthetiſche Humanismus der Griechen, der die himmliſchen Perſonen wieder in die Menſchenwelt zurücknimmt, ſodann der ethiſche und mythiſche Humanismus des Chriſtenthums, der die wiſſenſchaftliche Philoſophie der Griechen dem Aberglauben dienſtbar macht und noch jetzt die civiliſirte Welt beherrſcht.

In der neuern Geſchichte vermittelt die franzöſiſche Revolution den ethiſchen Humanismus durch ihre unſterbliche Deviſe: Egalité, Fraternité, Liberté; und in der neuern Philoſophie befreit ſich die Wiſſenſchaft immer mehr von den religiöſen Phantaſieen, bis ſie ſie ſchließlich ganz durchſchaut und erklärt. Dadurch verliert der Aberglaube die Weltherrſchaft, und auch das chriſtliche Rom wird eine Ruine.

Vierte Rede.

Verehrte Zuhörer und Zuhörerinnen!

Soviel über die Stufen der Mythologie. Faſſen wir jetzt noch etwas näher ins Auge das Verhältniß

II. Der Poeten, Götter und Philoſophen.

In der unkünſtleriſchen Phantaſie liegt ſchon der poetiſche Trieb der Anſchaulichkeit, denn nur durch ſchlagende Anſchaulichkeit kann ſich der erſte märchenhafte erklärende Ausdruck (der Naturerſcheinung) durchſetzen, und in der künſtleriſchen Bearbeitung dieſer Phantaſieen oder anſchaulichen Ausdrücke liegt ſchon das Speculative der ſpätern Periode, welche entſchieden über die Veranſchaulichung hinausgeht. Homer und Heſiod ſpeculiren ſchon, allein ihre Speculation iſt noch Sache der Anſchauung.

ſie ſpeculiren über die Formen, die Thätigkeit und die Leiden des Gottes. Dagegen verläßt die prieſterliche Speculation, wie wir an den Brahmanen geſehn haben, die Region der Anſchaulichkeit. Sie bleibt Phantaſie, ſie geht von den Kindern der unkünſtleriſchen und künſtleriſchen Phantaſie aus, aber phantaſirt ſich nun ins Ungeheuerliche und Formloſe hinein. Das Häßliche und Widerwärtige der Dämonenmärchen giebt noch phantaſtiſche Bilder, die Weltſeele und der allgegenwärtige Gott laſſen ſich dagegen nicht mehr unter beſtimmten Bildern faſſen. Das Moment des Denkens, der Dialektik der Gegenſätze, gut und böſe, das Allgemeine, das dieſer Einzelne ſein ſoll, — dies Moment des Denkens, das in dieſe phantaſtiſche Spekulation hineinſpielt, ſteht aber unter der Herrſchaft der religiöſen phantaſtiſchen Veranſchaulichung. Es iſt der Gott, Brahmanaſpati oder Jehova, der dieſe Vorſtellungen ausfüllen ſoll. Was das Allgemeine oder das Gute wirklich ſei und wie es ſich entwickle und verwirkliche, wird von dieſen phantaſtiſchen Speculanten nicht unterſucht. So iſt es in Indien, ſo iſt es ausgeſprochner Maßen im Mittelalter, die Theologie ſoll die Wahrheit, die Ueberlieferung der Märchen und ihre weitere Ausſpinnung durch Pfaffen und Pfaffenverſammlungen ſoll Offenbarung der Wahrheit, alſo Logik und Naturwiſſenſchaft ſein.

Die chriſtliche Speculation nimmt die ganze jüdiſche Mythologie auf; die Juden haben uns unſre älteſten Götter gemacht. Wir Chriſten haben keine eigne poetiſche oder künſtleriſche Periode. Dieſe liegt im alten Teſtament. Die Märchen, die wir Chriſten haben, geben ſich für Biographie und Geſchichte aus, ſind Proſa und gehn offenbar ſchon von der prieſterlichen Speculation aus. Daß dem Chriſtenthum die Periode der Poeten oder der künſtleriſchen Bildung ſeiner Götter fehlt, und daß es gleich mit der prieſterlichen phantaſtiſchen Speculation beginnt, kommt daher, daß ihm die griechiſche Philoſophie unmittelbar vorhergeht. Die griechiſche Philoſophie iſt aber die Periode der Ueberwindung der poetiſchen Speculation, wie wir Heſiod und Homer wohl nennen können, da man ſie ja von den griechiſchen Philoſophen immer ſo behandelt ſieht. Mit dem Chriſtenthum werden nun, nur unter anderm Namen, grade wie in Indien, die Naturgötter wieder hergeſtellt. Es entſteht ein förmlicher Götterkampf; und die heidniſchen Götter, die ſo gut Gewittergötter und Himmelsgötter ſind, als Jehova und Chriſtus, werden für Dämonen erklärt und ihre Tempel und Altäre gewaltſam umgeſtürzt. Auch das Hinzufügen des Prieſtergottes zu den urſprünglichen Naturgöttern finden wir in der chriſtlichen Reſtauration grade wie in Indien. Die Verwendung, wenn auch die mißbräuchliche, der griechiſchen Philoſophie und die Fortführung des ethiſchen Humanismus des chriſtlichen Religionsſtifters — ſind zwei Momente, die das Chriſtenthum entwicklungsfähig machen und es über ſich hinaus, 1) in die politiſch-ethiſche und 2) in die wiſſenſchaftliche Sphäre hineintreiben.

Natürlich denkt man bei chriſtlicher Dichtung an Dante, Milton und Klopſtock. Aber alle drei finden die chriſtliche Götterwelt fertig vor, und ſind nicht im Stande, irgend welche Volksanſchauungen weſentlich zu bilden oder umzubilden. Sie ſchaffen keine Götter. Dies Geſchäft war lange vorher von andern Händen beſorgt worden, ehe ſie zur Welt kamen. Ihre Bemühungen ſind alſo, religiös genommen, überflüſſig, ſpielen ohnmächtig nebenher und können nur als Spiel in Betracht kommen, da kein Menſch je an ihre Dichtungen geglaubt hat. Sie ſind keine Götterbildner, ihre Werke keine heilige Geſchichten und keine heilige Schriften geworden, ja, ſie verblaſſen ſogar gegen die Märchen des alten Teſtaments und gegen die prieſterliche Ueberlieferung im neuen Teſtament, die ſpeculative Urmythe des Chriſtenthums, die ſie ihren

Dichtungen zu Grunde legen mußten. Das plaſtiſche, maleriſche und poetiſche Intereſſe wird in der Entwicklung des Chriſtenthums von vornherein durch eine überſchwengliche Speculation verdrängt. *Milton's* Eva, wenn man ſie auf ſeine übeln Erfahrungen in der Ehe, und die Teufelscharaktere, wenn man in Satan Cromwell, den Abtrünnigen, wiederfindet (ſiehe Liebert's Milton) ſind intereſſant, aber religiös haben ſie nicht eingreifen können, ſind vielmehr verhältnißmäßig unbekannt geblieben.

Dieſen Dichtern konnte die Welt nicht glauben, da ſie ja ſelbſt ihre Dichtung nicht für Wahrheit ausgaben. Ueberhaupt hat die alles offenbarende Zeit unſer Verhältniß zu den alten Märchen practiſch und theoretiſch unwiderruflich feſtgeſtellt. Das practiſche Verhältniß, uns die Götter durch den Kultus gnädig zu ſtimmen, können wir unmöglich mehr haben, ſobald die göttlichen Perſonen nach ihrem Urſprung und ihrer Bedeutung erkannt ſind: ſo wenig als Zeus, kann irgend ein anderer Wettermacher etwas leiſten. Das theoretiſche Intereſſe, uns die Naturerſcheinungen, ja, die Entſtehung der Welt durch Märchen der Vorzeit zu erklären, können wir ebenfalls nicht mehr hegen: wir verlangen mit Recht eine wiſſenſchaftliche Erklärung. Nur das Denken und die Arbeit der Wiſſenſchaft können uns das Geheimniß der Natur und des Geiſtes offenbaren. Das theoretiſche Intereſſe der Religion wird daher durch Wiſſenſchaft und Philoſophie erſetzt. Statt der *Phantaſieen* über die Natur verlangen wir *Erkenntniß* der Natur.

Der Menſch hat allerdings von Anfang an — und die Märchen ſind älter, als die Wiſſenſchaft — den Trieb, ſein Weſen, die Vernunft, in Allem wieder zu finden. Darum verſetzt er vernünftige Perſonen in die Wolken und macht ſie zu Lenkern der Stürme und des Wetters, ja, zu Werkmeiſtern der Natur. Dieſer Trieb beherrſcht die Mythen und Märchen bildende Phantaſie. Sie erklärt ſich die

Natur durch die Perſonen, die ſie in den Himmel und in die Erde hineindichtet. Für uns iſt nun wieder die Erklärung des Weſens ſolcher erdichteten Perſonen oder des Märchens, in dem ſie handeln, die Naturerſcheinung. Das Märchen erzählt, Indra ſpaltet die dunkle Wolke mit dem Blitzſtrahl; wir ſagen, Indra iſt alſo das Gewitter. Für uns iſt das Gewitter unmittelbar der Prozeß, in dem Vernunft iſt. Aus dem Triebe der Phantaſie hingegen, Vernunft in die Naturerſcheinung hineinzubringen, entſteht das *Märchen* oder der *Mythus*, d. h. *die Verwandlung der Naturbegebenheit in eine Geſchichte*. Dies iſt die älteſte Meteorologie, deren voreilige Erklärung durch den Gott noch immer neben der Wiſſenſchaft herläuft und bei weitem populärer iſt, als ſie.

Das *Märchen* iſt daher nicht abſolute Willkür, wie die Romantiker es gefaßt haben, ſondern es hat ſeinen Sinn und ſein Regulativ an der Naturerſcheinung, die es bedeutet. Es kann ſie auch an den Geſetzen der ethiſchen Welt haben; immer aber muß es die Wahrheit, die es *nicht* iſt, *bedeuten*. Dies iſt der Grund, weswegen das Märchen, als nicht Selbſtzweck, eine untergeordnete Dichtungsform, ähnlich der Fabel, iſt. Das Märchen iſt dann oft zu höheren Formen und wieder zum Selbſtzweck erhoben worden, z. B. die Mythen in den griechiſchen Dramen.

Offenbar iſt nun hauptſächlich das *Gewitter*, der vollſtändige und impoſanteſte atmoſphäriſche oder himmliſche Prozeß, in Mythen oder Märchen, d. h. in *menſchliche Geſchichten*, in denen Perſonen thätig ſind, umgewandelt worden. Indra, Zeus und Jehova beweiſen das. Sie ſind die berühmteſten Wettermacher und Götterkönige. Das Gewitter iſt auch für den erſten Beobachter die Hauptbegebenheit des Wolkenhimmels, und die Wolkenregion gilt hier ſo gut für den Himmel, als die Sternregion und das äußerſte Gewölbe. *Kuhn* und *Schwartz* bringen alle möglichen Mythen und Götter mit Gewitter, Donner, Bliß, Regen, Verdüſterung, Kampf und Wiederaufklärung des Himmels in Verbindung.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß unter den mannigfaltigen Darſtellungen, welche uns darnach die Phantaſie unſrer Vorfahren vom Gewitter giebt, einige Bilder ohne, andre mit Göttern erſcheinen. Die Mythen ohne Götter werden nun wichtig für das Verſtändniß der Götterbildung. Es fragt ſich nämlich, wann und wodurch der im Gewitter als handelnd Vorgeſtellte, das Subject des Gleichniſſes, ſei er Thier oder Menſch, zum Gott wird.

Die Märchen vom Gewitter laſſen, wie Schwartz nachweiſt, im Donner Steine über den Wolkenberg hinabrollen, der Bliß ziſcht in ihnen als Schlange durch die Wolken und fliegt als Feuervogel herab; der Donner iſt ein Pferdegalopp, ein Stiergebrüll, ein Wagengeraſſel, ein Hammerwerfen; der wilde Jäger mit bellenden Donnerhunden folgt der Windsbraut, die dem Gewitter im Wirbelwinde vorauftanzt; — Alles dies giebt eine Umwandlung des Naturereigniſſes in eine einmalige Begebenheit, in eine Geſchichte, die eine Allegorie iſt — Märchen, Mythe, — die immer etwas anders erzählt, als ſie bedeutet, wobei himmliſche Thiere und Menſchen eine Rolle ſpielen, ohne daß ſie darum gleich Götter ſind.

Dieſe Thiere und Menſchen, die in dem himmliſchen Ereigniß wieder gefunden werden, haben zuerſt offenbar nur den Charakter der irdiſchen Veranſchaulichung oder Erklärung des himmliſchen Vorgangs: Der Stier brüllt aus der Donnerwolke: und urſprünglich iſt es der Mund des Erzählers dieſer Geſchichte, der die Perſonen oder Figuren des Dramas von der Erde in die Wolken verſetzt.

Erſt wenn dieſe veranſchaulichende Geſchichte ſich vom Munde des Erklärers *loslöſt*, erſt wenn der Accent auf die *himmliſchen* Figuren gelegt wird, erſt wenn dieſe — Stiere, Löwen, Menſchen — als *Urheber* der himmliſchen Vorgänge in einem authentiſchen, urheberloſen Bericht erſcheinen, und nicht mehr als blos *irdiſche Schauſpieler* in den Wolken, die irgend ein Menſch dort hindichtete, erſt wenn die himmliſchen Figuren aus erdichteten Acteuren ſelbſt zu *Poeten*, d. h. zu *unabhängigen Urhebern* des Dramas (des Gewitters) erhoben werden, erſt damit ſetzen ſie ſich in *Götter* um. Erſt hier tritt „der gläubige Standpunkt“ ein. Sie werden nun göttliche oder himmliſche Charaktere, die nicht mehr von Menſchen gemacht, ſondern nun ihrerſeits Väter der Menſchen ſein ſollen. *Götter* ſind ſie erſt als Perſonen, die nicht blos gleichnißweiſe das Naturereigniß aufführen, ſondern ſeine wirklichen *mächtigen Urheber*, alſo Urheber ihres eignen Urſprungs — des Gewitterdramas — und Väter der Menſchen, alſo Väter ihrer Väter, Poeten ihrer Poeten, Schöpfer ihrer Schöpfer ſind, und um deren Gunſt und Gnade die Menſchen ſich durch den *Cultus* zu erwerben haben, obgleich ſie Anfangs den Himmliſchen immer noch mit Bier, Butter, Fleiſch und andrer Speiſe beiſtehn, die auch Jehova im Anfange ſich ausbedingt, wie die Bibel uns richtig offenbart.

Wenn der Gott ſich auf dieſe Weiſe von ſeinem Schöpfer emancipirt hat, dann hat der *Künſtler* vor ſeinem Werke niederzufallen und es als ſeinen *Autor* anzubeten. Durch Cultus, Gebet, Zauber, ſucht der Gläubige dieſe mächtigen Herrn im Himmel gnädig zu ſtimmen.

Die griechiſchen Götter, Zeus, Apollo und die übrigen bleiben mehr weltliche Poeten mit nützlichem Beruf unter den Menſchen; Brahma iſt urſprünglich Opferdiener und fungirender Prieſter, hat alſo nur einen phantaſtiſchen Beruf; Buddha und unſer Herr

Chriſtus ſind reformirende Geiſtliche, die offenbar an der Zähigkeit des alten Aberglaubens ſcheitern.

Das Gewitter macht nun allerdings den mythiſchen Hergang an den Hauptgöttern der indiſchen, griechiſchen und chriſtlichen Religion, dem Indra, dem Vater Zeus und dem Jehova oder Gott Vater am klarſten; und nimmt man das Gewitter nur als die hervorſtechendſte, nicht als die einzige Naturerſcheinung, aus der die Götter entſpringen, ſo iſt es auch richtig, in ihm eine Erklärung der Hauptgötter, auch der gegenwärtig regierenden Dynaſtie zu finden, da ja ihr Haupt ohne Zweifel „regnen und donnern und die Sonne ſcheinen läßt über Gute und Böſe.“ Dagegen iſt es nicht minder richtig, daß die Religion auch eben ſowohl aus andern Naturanſchauungen, als aus der des Gewitters entſpringt, ſelbſt die Erlöſungsmythe aus dem Sonnenmythus. Iſis (Hes), das ſchwarze Fruchtland Aegyptens, Oſiris (Heſiri), das Auge der Hes, der Befruchtende, der auferſtehende Frühlingsſieger, das himmliſche Auge, Horus (Har pa crut), die Frucht und das Erzeugniß Aegyptens —, dieſe ägyptiſche Naturbegebenheit, die durch die Ueberſchwemmung des Nils herbeigeführt wird und dem Iſismythus, wie dem ganzen Thierdienſt Aegyptens zu Grunde liegt, iſt nicht auf das Gewitter zurückzuführen. (Beiläufig ſei bemerkt, daß die Mythen, die uns bekannt ſind, den Einfall der Engländer, als ſei die Religion vornehmlich aus dem Schrecken und Entſetzen der Menſchen in Erdbeben, Orkanen und Seuchen hervorgegangen, nicht rechtfertigen; im Gegentheil wir finden die böſen Dämonen in allen Mythen immer unterliegen.)

Eben ſo iſt der heitre Himmel, Varuna, wohl zuweilen als Product des himmliſchen Gewitterkampfes gefaßt, aber auch als Product der Nacht und der täglichen Umwandlung. Darum nun aber die tägliche Umwandlung mit Abend- und Morgenröthe, Sonne, Mond und Sternen zur einzigen Wurzel der Geſchichten oder Mythen zu machen, die uns die Natur mit Göttern bevölkern, wie dies Max Müller im 2. Th. ſeiner Vorleſungen über die Sprachwiſſenſchaft verſucht, wäre ohne Zweifel weniger glücklich, als wenn man das Gewitter zur einzigen Grundlage machte, das dramatiſcher iſt, und aus dem ohne Widerrede die drei berühmteſten Götterkönige mit ihrem ganzen Haushalte, Indra, Zeus und unſer Gott entſpringen. Auch aus dem Grunde iſt dies ein mythologiſcher Mißgriff, weil das Gewitter der einmaligen Begebenheit, der Geſchichte, der Mythe oder dem Märchen näher ſteht, als die tägliche Umwandlung in Tag- und Nacht-Himmel. Hiergegen iſt nicht einzuwenden, der Mythus und das Märchen habe ja grade den Charakter einer einmaligen Geſchichte nicht, ſondern ſei oder bedeute wenigſtens das immer wiederkehrende Naturereigniß. Denn was der Mythus bedeutet, iſt nicht der Mythus, es iſt nicht die Geſchichte, ſondern ihr Sinn.

Dieſer Sinn und dieſe Bedeutung der Märchen von Zeus und Gott Vater, Sohn und heiligem Geiſt ſind nun nicht ſo einfach, als ſie in der Indiſchen Religion ſind, weil die Indiſche Religion die Naturgötter nicht künſtleriſch oder ſpeculativ in die Menſchenwelt zurücknimmt.

In der Griechiſchen und Chriſtlichen Götterwelt haben wir daher einen zwiefachen Sinn und eine zwiefache Bedeutung, die Götter, die die Naturereigniſſe bedeuten, und dieſelben Götter, die die Menſchenwelt bedeuten, alſo ihren natürlichen und ihren humaniſtiſchen Sinn. Wenn bei der Griechiſchen und Chriſtlichen Religion der natürliche Sinn merklich zurücktritt, wie die Athener in Ariſtophanes' Wolken die Mütter ihres Zeus nicht mehr erkannten und wie es keinem Chriſten einfällt an den meteorologiſchen oder aſtronomiſchen Sinn der Himmel- und Höllenfahrt zu denken, ſo nahe auch Beides liegt, — wenn im Griechiſchen und Chriſtlichen Bewußtſein der natürliche Sinn der Götter ſich verloren hat, ſo liegt dies daran, daß der Betrachtende noch zu ſehr in dem Gegenſtande befangen iſt, wie er grade geglaubt wird, und die Entwicklung der Mythen bis dahin gar nicht mitgemacht hat, ſondern nur die letzte Ueberlieferung, die humaniſtiſche, oder, im Chriſtenthum, die ethiſch-phantaſtiſche Speculation *auswendig* weiß. Selbſt die philoſophiſche Betrachtung iſt alsdann, wie wir an *Feuerbach* geſehn haben, im Stande einſeitig zu Werke zu gehn.

So erſcheint Zeus einerſeits als *Gewittergott*, dann aber auch als *Herrſcher* und *Vorſitzender* des Götterrathes, der größtentheils aus Vertretern der *Menſchenwelt* beſteht. Dies iſt ſeine *zwiefache* Offenbarung.

Eben ſo iſt der Chriſtliche Gott einmal der Naturgott im *Himmel*, und dann wird er *wirklicher Menſch auf Erden*. Dies iſt wiederum ſeine *zwiefache* Offenbarung? Wenn wir nun erklärend ſagen: „Die Menſchwerdung iſt unſers Gottes Offenbarung," ſo ſtimmt das, wie *Hegel* apologetiſch bemerkt, wörtlich mit dem Glauben überein, — iſt aber doch nicht mehr *das Geheimniß* des Glaubens, ſondern die *Enthüllung dieſes Geheimniſſes*, denn wir nehmen die Menſchwerdung als Begriff, weil uns der Gott *ein für allemal* Menſch iſt, — da alle Götter Menſchen ſind, die durch ihre Dichter von der Erde in den Himmel verſetzt wurden, — während der Gläubige dagegen nur die *einmalige*, die mythiſche Menſchwerdung (Chriſti) kennt. Der Gläubige weiß die *heilige Geſchichte* auswendig, aber er verſteht ſie nicht. So wie ihre *Bedeutung* erkannt, ſo wie ſie begriffen iſt, iſt ſie keine *Geſchichte* mehr, die *einmal* in Paläſtina geſchehen iſt, ſondern der Humanismus iſt überall genöthigt, die himmliſchen Perſonen aus den Wolken wieder in die Menſchenwelt zurückzunehmen, weil ſie ſchon Menſchen waren, als ſie in die Wolken verſetzt wurden.

In der religiöſen Menſchwerdung wird daher keine wirkliche Menſchwerdung geleiſtet; die heilige Geſchichte iſt nicht die Geſchichte des Menſchen, das Märchen der Menſchwerdung iſt nicht die Entwicklung des Menſchen, in welcher das wahre Weſen des Menſchen fortwährend verwirklicht wird, und der Menſch immer mehr ſeinen Begriff erreicht. Die heilige Geſchichte iſt das Märchen, das einmal in Paläſtina geſchehen ſein ſoll; die profane Geſchichte iſt die wahre Geſchichte, die wahre Menſchwerdung, die wahre Offenbarung; denn ſie iſt die Entwicklung der gegenwärtigen Menſchenwelt, von der Wiſſenſchaft und dem Willen ihrer Mitglieder zu Wege gebracht, in der nicht nur alle Geheimniſſe der Götter, der Natur und des Geiſtes ans Tageslicht kommen und offenbar werden, ſondern auch überall aus dem Barbaren erſt der Menſch wird.

So verſchieden ſind die gläubige und die wahre Menſchwerdung; die eine iſt ein Märchen, die andre die Weltgeſchichte. Und ſie ſind unerbittliche Feinde. Das Märchen iſt nicht mit der Wahrheit und die Wahrheit nicht mit dem Märchen zu verſöhnen. Durch den Verlauf der Weltgeſchichte wird der Glaube aufgehoben.

Fünfte Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

Dem Chriſtenthum geht der griechiſche artiſtiſche Humanismus und die griechiſche philoſophiſche Wiſſenſchaft vorher. Beide werden von ihm theils polemiſch, theils aneignend aufgenommen. Und ſo ſteckt dem Chriſtenthum der Humanismus und die Philoſophie der Griechen im Leibe.

Beide werden von ihm auf ſeine Weiſe verdaut, der humane Gott, unſer Herr Chriſtus, „fährt gen Himmel“, alſo in die Natur zurück, und die Philoſophie hört auf Wiſſenſchaft zu ſein und wird Prieſterſpeculation über die Märchen und Dogmen der Religion, d. h. Scholaſtik.

Wie im Mittelalter Humanismus und Wiſſenſchaft ins Chriſtenthum untergingen, ſo geht nun in der neuern Geſchichte das Chriſtenthum, d. h. der Aberglaube an den Naturgott im Himmel und an das Märchen von der einmaligen Menſchwerdung in Paläſtina wieder in Wiſſenſchaft und Humanismus unter. Wie die franzöſiſche Revolution mit dem *ethiſchen* Humanismus des Chriſtenthums Ernſt machte, wie ſeitdem die Menſchenrechte und die Humanität ſich immer mehr verwirklicht haben, iſt bekannt. Sogar unter den Engländern findet dies jetzt Anerkennung. So ſagt *Lecky* in ſeinem Buch: Geſchichte des Rationalismus, Seite 185, welches durchaus chriſtlich ſein will, über die große Schule der „franzöſiſchen Freidenker“: „Sie iſt durch und durch poſitiv und in ethiſcher Hinſicht durch und durch chriſtlich, ſie bewegt ſich um eine Reihe durch und durch chriſtlicher Vorſtellungen: *Gleichheit, Brüder-*

ſchaft, die Unterdrückung des Kriegs, die Aufhebung der Armuth, die Liebe zur Wahrheit und die Verbreitung der Freiheit. So dreht ſie ſich um das chriſtliche Ideal und hebt ſeinen Geiſt hervor, ohne das dogmatiſche Syſtem und die übernatürlichen Märchen des Chriſtenthums. Dieſen beiden kehrt ſie unbedenklich den Rücken, zieht dagegen alle ihre Nahrung und Kraft aus der chriſtlichen Ethik.“ Dies iſt ein großes Zugeſtändniß von Seiten eines gläubigen Engländers. Er glaubt zu glauben, indem er den Glauben aufhebt. Ohne die Wiſſenſchaft, d. h. ohne die Freidenker blieb freilich die chriſtliche Ethik phantaſtiſch, d. h. religiös, ſie wurde in dieſer Welt nicht angewendet; durch die Wiſſenſchaft und ihre Aufklärung kommt ſie erſt dazu, daß wenigſtens Ein Theil der Geſellſchaft ſie ernſtlich nimmt und die franzöſiſche Revolution nicht für einen unpractiſchen Enthuſiasmus erklärt. So ſteht es mit dem ethiſchen Humanismus des Chriſtenthums.

Der Sinn und die Bedeutung der chriſtlichen Mythologie werden ohne Zweifel in größter Ausdehnung in der deutſchen Gelehrtenwelt verſtanden. Die mythologiſchen Forſcher geben die Thatſachen, die Philoſophie den Begriff. So wird die Religion practiſch und theoretiſch aufgehoben, und das iſt ihre Verklärung, ihr Uebergang in den abſoluten Geiſt der Freiheit.

Nachdem wir die Religion zu dieſer ihrer Verklärung begleitet haben, wenden wir uns noch einmal zur Kunſt, um ihr Verhältniß zu den Mythen und Märchen näher anzuſehn.

Der erſte Erzähler des Märchens oder der Mythe hat das himmliſche Naturereigniß vor ſich, und erklärt es durch ähnliche irdiſche Vorgänge; er verſetzt ſeine Welt in die Wolken und in den Himmel; er phantaſirt ſie dort hin. Und er weiß dies.

Bekanntlich hat man ſich bei den Volksdichtungen und Volksſagen den erſten Urheber ganz wegzuphantaſiren geſucht, weil dieſe Märchen und Sagen im Laufe der Zeit allerdings in aller Leute Mund kamen, und ſo natürlich auch eine Fortbildung erfuhren; aber keine Phantaſie, kein Gedanke läßt ſich von dem freien Einzelnen loslöſen, er iſt deſſen Bethätigung ſelbſt, und das Volk als Volk dichtet und denkt nicht; alle Einzelne vereinigen ſich dagegen wohl in dem allgemeinen Gedanken oder der allgemeinen Dichtung, die das einzelne Subject denkt oder dichtet. Schwartz ſpricht ſich nicht darüber aus, wie er ſich dieſe Mythenbildung vorſtellt, nimmt aber gleich den „gläubigen Standpunkt“, d. h. das Verhalten des Volks zum gegebnen Märchen als Ausgangspunkt an. Es iſt möglich, daß die Mythologen behaupten werden, gleich der erſte Erzähler des Märchens, wenn er auch wiſſe, daß er dichte, glaube doch an ſeine Dichtung. Man kann nur ſagen, er glaubt, daß er richtig erklärt habe. Während die ſpäteren Gläubigen dieſe Erklärung für die Sache ſelbſt nehmen, weiß er, daß ſeine Erklärung von dem Naturereigniß verſchieden iſt. Er weiß, daß er den Alten, der dort oben Kegel ſchiebt, mangelt, Steine rollt, mit dem Wagen fährt, daß er die galoppirenden Pferde, den brüllenden Stier, den Jäger und die wilde Jagd dorthin verſetzt. Wenn er das himmliſche Feuer und die Wiedergeburt der Sonne wie das irdiſche Feuer, durch die Stange entſtehen läßt, die mit Seilen in einer Scheibe gedreht wird, wenn er ſolche Erzeugungen und Geburten in den Wolken vor ſich gehen läßt, wie ſie auf der Erde vor ſich gehen, ſo kennt er offenbar ſowohl den natürlichen Gegenſtand, z. B. das Gewitter, als auch ſeine eigne naive Erklärung, und je mehr er nach dem Motto verfährt: Naturalia non sunt turpia, deſto ſicherer darf man überzeugt ſein, daß dieſe erſte Anſchauung noch nicht gläubig iſt. Denn die Zote iſt eine Form des bewußten Komiſchen oder des Witzes. Die dumme Gläubigkeit, welcher ſelbſt die Zote heilig wird, iſt von ſpäterem Datum und ſicherlich unfähig, die Zote zu erfinden. Honi soit qui mal y pense!

Wenn uns dann die Kunſt des Dichters einen ausführlichen Kampf Indra's mit den Dämonen, welche die Sonne in ihre Gewalt gebracht, ſchildert, und ihn mit dem Donnerkeil die Gegner erlegen läßt, ſo hat ſie die urſprüngliche Erklärung der Erſcheinung ſchon weiter ausgebildet.

Offenbar nimmt die Kunſt in den Hymnen und Epen ſchon die Sage und deren Anſchauung, nicht das Naturereigniß ſelbſt zu ihrem Ausgange, und wenn ſich auch der Dichter noch von dem Naturereigniß leiten läßt, ſo kleidet er es doch ſo reich in ſeine ſchönen Umhüllungen ein, daß die göttlichen Perſonen zwar immer beſtimmter hervortreten, Charakter bekommen, aber ſich auch faſt von ihrem Urſprunge, den Wolken z. B. loslöſen. Wäre dies nicht der Fall, wie hätte Sokrates — was wir ſchon oben bemerkt — damit komödirt werden können, daß Ariſtophanes ihm aufbürdet, er mache die Wolken zu Göttern, während ja Zeus ſelbſt nichts andres iſt, als die Donnerwolke?

Wie die Aufklärung und der Glaube über die Menſchwerdung wörtlich übereinſtimmen, ſo ſtimmt der Hohn des Komikers wörtlich mit der Wahrheit überein, und iſt doch nicht die Offenbarung dieſer Wahrheit.

So ſehr löſt die humaniſirende Kunſt die Götter wieder aus den Wolken los; ſie entnimmt und entfremdet ſie der Natur und nimmt ſie in die Menſchenwelt hinüber oder wieder zurück. Die griechiſche Kunſt humaniſirt durch das Maß der Schönheit die Mythen, d. h. ſie mißt die Götter an dem Begriff des Menſchen; und der Adler, der Blitzvogel, und der Blitz ſelbſt, alſo die Vorſtellungen von dem Naturereigniß, ſinken zu Attributen des Götterkönigs herab. Die griechiſche Kunſt zieht alle Göttergeſtalten immer mehr *aus der Natur heraus* und immer tiefer *in die Menſchenwelt herein*, ohne daß jedoch bei aller Vermenſchlichung die Götter aufhören Olympier, d. h. *Naturgötter* zu ſein.

Bei dieſer Vermenſchlichung der Götter bildet nun die griechiſche Kunſt auch die Menſchenwelt, d. h. ſie idealiſirt ſie durch und durch. Den Herrſcher, den Vater der Götter und Menſchen, den Zeus, den Sänger Apollo, den Schmied Hephäſtos, den Handelsmann Hermes, den Krieger Ares, die Geliebte Aphrodite, — all dieſe Erſcheinungen des Menſchenlebens erhebt ſie zu *unſterblichen Typen*. Dieſe Geſtalten ſind wahr, ſie ſind wahre Geſtaltungen, denn ſie zeigen das Allgemein-menſchliche in weſentlicher vollkommner Geſtalt. Dieſe Ideale ſind die unübertreffliche für immer geltende Rettung alles Menſchlichen in den Himmel der Schönheit. In dieſe unſterbliche Welt ſchöner und wahrer Formen ſehn wir uns aus den wüſten Naturphantaſien Indiens, Aegyptens, überhaupt des Orients, durch die Griechen gerettet.

Es iſt eine Befreiung, ja, aber nur eine Befreiung der Phantaſie aus ihrer Willkür durch ihre Bändigung unter dem Geſetz des Reinmenſchlichen und überhaupt unter dem Begriff, dem das einzelne Kunſtwerk jedesmal zu entſprechen hat. Selbſt der Eber wird Ideal; ſelbſt das Haus des Gottes, „das ſäulengetragene herrliche Dach" iſt keine Willkür, ſondern der reine Begriff der Träger und des Getragnen, die das Haus bilden und deren richtige Verhältniſſe es ſchön machen.

Die *Kunſt* regelt ſich durch die *Anſchauung* des rein Menſchlichen, überhaupt der Idee der Erſcheinung, und bringt dadurch das *Ideal*, oder die *ſchöne Erſcheinung* hervor; die griechiſchen Götter ſind keine Ungeheuer mehr, weder verzerrte Menſchen, noch verzerrte Thiere, aber ſie *ſind*, und ſind grade wie die unſrigen, mit der ganzen Weihrauch-Wolke der Mythen und Märchen, *heilig*, d. h. Gegenſtände der religiöſen *Anbetung* — d. h. *unerkannte*, von ihrem Mutterboden, der Naturerſcheinung, losgeriſſne *Götter*. Ja, es wird ſogar vergeſſen, daß ſie nun Geſchöpfe des Künſtlers und ſeiner idealiſirenden Phantaſie ſind; und der Künſtler *betet* ſein eignes Werk *an*.

Kein Gott kann das Licht der Erkenntniß aushalten; ſo lange er alſo noch *angebetet* wird, iſt er noch nicht offenbar als das, was er in Wahrheit iſt; obgleich die *Kunſt* ihn vollkommen anſchaulich vorführt. Der Gläubige kennt den Zeus, aber er weiß nicht, was er iſt. Die Kunſt idealiſirt ihn nur, ſie offenbart ſein Weſen nicht; obgleich ſie ſich von der *Anſchauung* dieſes Weſens (des Menſchen) leiten ließ, und dadurch zur Schönheit gelangte, *ſo begreift ſie doch ſein Weſen nicht*. Dies thut erſt die *Philoſophie*.

Erſt der Philoſoph erkennt, daß alle Götter Naturgötter ſind, daß ſie urſprünglich durch Märchenphantaſie, dann durch poetiſche Weiterbildung derſelben und endlich durch phantaſtiſche Prieſterſpeculation geſchaffen werden, und daß dieſer Schöpfung die phantaſtiſche Behandlung der Natur und der Menſchenwelt zu Grunde liegt.

Dieſen Geſchöpfen der Mythen, der Dichtung und der phantaſtiſchen Speculation — mögen ſie den Gläubigen noch ſo heilig ſein, — von der Wiſſenſchaft kann ihnen keine andre Ehre widerfahren, als daß ihr Sinn nachgewieſen wird, und an die Stelle der gläubigen die *wiſſende Weltanſchauung* tritt. Eine Philoſophie der Mythologie oder des geſammten Aberglaubens hat zu zeigen, wie zuerſt über Natur und Menſchenwelt phantaſirt worden, wie dann dieſe Märchen künſtleriſch und ſpeculativ weiter gebildet; wie ſich dieſe Phantaſieen und Kunſtgebilde im Laufe der Zeiten vermenſchlicht, auch gelegentlich wieder verworfen haben.

In dieſen religiöſen Anſchauungen und Vorſtellungen finden wir nun allerdings die Urweisheit der Menſchheit. Je älter, je roher; und ſie ſind eben darum auch *vor*, nicht *über* die Wiſſenſchaft zu ſetzen; ſie ſind *noch nicht* Wiſſenſchaft und Wahrheit.

Wenn der *Gläubige* ſagt: Der Gott iſt Menſch geworden, ſo geht er von ſeiner Phantaſie des Gottes aus und erzählt uns ein Märchen. Dies Märchen iſt ſehr verſchieden von der Wahrheit: der Menſch iſt die höchſte Verwirklichung der Idee oder: das höchſte Weſen iſt der denkende Menſch.

Davon iſt auch alle Verwirklichung der Idee durch das *Ideal*, alle Geſtaltung der Idee, alle *Anſchauung* der Idee weit verſchieden. Auch in dem reinſten Ideal kommt der Künſtler nicht zur denkenden Selbſterkenntniß. Der Inhalt iſt ihm gewiſſermaßen gleichgültig: Hans Eber, Menſch, Tragödie, Komödie, — was es auch ſei; er drückt die Wahrheit der Sache, nicht ſeine eigne Wahrheit aus. Aber ein Künſtler kann der denkende Menſch ſein, ein *Gläubiger* kann er nicht ſein. Er kann das viel überſchätzte Genie des Intuitiven, er kann den viel geprieſnen Inſtinkt des Schönen, das unklare Anſchauen des Muſikanten, des Malers, des Poeten haben, er kann die Idee *als irgend welches Ideal veranſchaulicht darſtellen*, aber er kann ſie nicht *anbeten*, ohne die Idee dranzugeben und ſein Wiſſen zu vergeſſen. Eben ſo kann der Gläubige, der Religiöſe, der Theologe, den Gott des Phydias, die Madonnen Raphaels, ſo verſchieden ſie auch von einander ſind, er kann die Olympier Homer's anerkennen, er könnte Thorwaldſen's oder Dannecker's Chriſtus ſelbſt ausgehauen haben, und immer noch beim Glauben bleiben; aber den Sinn und die Bedeutung dieſer Götter, den die Wiſſenſchaft ausſpricht, kann er nicht anerkennen, ohne den *Glauben* an ſeinen Gott aufzugeben. Der *Gläubige* kann alſo kein *Wiſſen* von ſeinem Gotte haben.

Auf der andern Seite erkennt weder das Wiſſen des Denkens von ſich, noch das Wiſſen von der Natur, noch das Wiſſen vom Geiſt die Märchen und die märchenſingenden Göttervåter, dieſe vortrefflichen Poeten, als wiſſenſchaftliche Autoritäten an; dagegen iſt in der Weltgeſchichte und Politik das Eingreifen des Glaubens, dem die Völker ergeben ſind, natürlich von großer Wichtigkeit; und noch vor Kurzem war der religiöſe Glaube eine Hauptrückſicht der Politiker und die Urſache von Revolutionen und Kriegen.

Alle Religionen, Theogonieen und Theologieen ſind alſo wohl Gegenſtände der Wiſſenſchaft; aber Wiſſenſchaft und Wahrheit ſelbſt ſind ſie ſo wenig, als Heſiod's und Homer's Gedichte, als die Veda's, der Koran, die Bibel und das Buch der Mormonen.

Die verſchiednen Religionen, die alle nur Formen der Einen Naturreligion ſind, erſcheinen nun theils als Vorſtufe des Denkens, theils auch wieder als Abfall von ihm. Und auf beiden Standpunkten haben ſie die bitterſte Feindſchaft gegen das Denken und die Wiſſenſchaft gezeigt, und mußten ſie zeigen.

Als Vorſtufe des Denkens erzeugen Religion und Kunſt ſich in der Philoſophie ihren eignen Gegenſatz; die phantaſtiſche Weltanſchauung erzeugt die denkende; und die Fehde bricht aus, ſobald die Wiſſenſchaft den Nachtwandler bei Namen nennt, und ihn unſanft aus dem Traume ſeiner Weltherrſchaft reißt. Anaxagoras, Socrates und Ariſtoteles erfuhren den Zorn der gläubigen Athenienſer.

In derſelben Gemüthsverfaſſung finden wir den Abfall vom Denken, wie er im Chriſtenthum vorliegt. Eben weil dieſer chriſtliche Glaube verderbte heidniſche Weisheit iſt, muß dieſe Weisheit allmälig wieder rein und reiner aus ihm hervorgehn. Zuerſt bringt die Theologie es allerdings dahin, die Philoſophie zu „ihrer Magd“ zu machen, aber ſie hat nun „die Magd“ immer in Verdacht, ſie möge ſich wieder aus dem Dienſte befreien. Um dies zu verhindern, hat das Chriſtenthum ſich als Hierarchie oder als republikaniſchen Prieſterſtaat conſtituirt, und mit deſſen Macht viel ſyſtematiſcher, als das Heidenthum, die Wiſſenſchaft verfolgt; ja, die Regenten der Gläubigen haben unter dem Namen der *Ketzer* einen eignen Verdammungstitel für die Oppoſition erfunden, und aus der Oppoſition als ſolcher, d. h. aus jedem freien Gedanken, ja ſogar aus den Abweichungen auf dem Felde des Aberglaubens ſelbſt, Verbrechen gemacht, und mit Feuer und Schwert dagegen gewüthet.

Die Herrſchaft des Prieſterſtaates und ſeines Hauptes, des Papſtes, hat nun zwar durch die Reformation einen Stoß erlitten, den ſie nie wieder verwinden wird: es iſt ihr faſt überall die Macht entſchlüpft, die Wiſſenſchaft und das Denken zur Verantwortung zu ziehn, und wegen Abweichung vom Aberglauben zu verurtheilen; aber das *wiſſenſchaftliche Denken* iſt, ſelbſt innerhalb der civiliſirten Welt noch nicht in die Mehrheit der Köpfe gedrungen. Es hat in dieſer Welt bis jetzt nur das *Vorurtheil*, keineswegs die volle Einſicht für ſich: auch ohne Papſt und Prieſterſtaat, ſelbſt in ihrer anarchiſchen Auflöſung iſt *die Religion noch ſehr mächtig, ſie iſt noch immer der Alles durchdringende Volksgeiſt*; und um deſſen Verdunklung oder Erleuchtung ſtreiten ſich die Denker und die Nachbeter.

Die Harmloſigkeit der Religion ſchreibt ſich erſt von der Aufklärung her, deren unſterbliches Verdienſt um Wiſſenſchaft und Staat nicht genug zu preiſen iſt. Die Harmloſigkeit der Religion hört aber wieder auf, ſo wie ſie ſich der Politiker bemächtigt. Gläubige, d. h. abergläubiſche Regenten und Geſetzgeber ſind in unſern Tagen grade wieder ſehr geneigt, Philoſophie und Aufklärung noch einmal, wie im Mittelalter, im Aberglauben untergehn zu laſſen. Sie ergreifen, wie zu ihrer Zeit die Jeſuiten, das

Mittel der Erziehung, geben die Schulen in die Hände pfäffiſch auferzogner Lehrer, und überſchwemmen die Köpfe der Jugend mit den wieder aufgewärmten Phantaſieen orientaliſcher Märchen, die ſie ihnen als heilige Wahrheit einprägen.

Auf der einen Seite freilich reißt die Arbeit der Civiliſation an der Ueberwindung der Natur und der Unwiſſenheit der Menſchen unſre Zeitgenoſſen immer mehr aus der Phantaſiewelt der Religion heraus und in eine werthvolle mächtige Wirklichkeit, den Staat und die Wiſſenſchaft, hinein. Auf der andern Seite haben wir aber ein endloſes Heer von Phantaſten, alle Religiöſen, faſt alle Frauen und faſt alle Künſtler, die ſich von den Phantaſieen der Vorzeit nähren. Sie alle ſtehn in feindſeliger Spannung mit der Philoſophie und ſuchen die Staatsmacht gegen ſie aufzuhetzen. Ihre Polemik freilich geht nicht viel weiter, als daß ſie ſchreien: das iſt Voltaire! das iſt Hegel! Beide verſtehn ſie nicht, ſonſt würden ſie ſelbſt dieſen Ausruf nicht wagen, denn er könnte zum Leſen der Wahrheit führen.

Die Wirkung des unwiſſenden Predigens und der gläubigen Dichtkunſt, der katholiſchen Malerei und der heiligen Muſik, die alle mehr oder minder dem Mittelalter ergeben ſind, iſt aber nicht gering anzuſchlagen; und nach den Erfolgen, welche die Dummheit, ja, der mönchiſche Wahnwitz gegen die griechiſche Philoſophie gehabt hat, wäre es tollkühn, dem antiquariſchen, phantaſtiſchen und romantiſchen Treiben unſrer Zeit gar keinen Erfolg zuzutrauen.

Dieſer Sturmbock gegen die denkende Wiſſenſchaft putzt ſich mit Kenntniſſen auf, wühlt ſich in die Vergangenheit ein, die ſeinem Herzen natürlich wohlthut, und ſucht das Heiligthum der Wiſſenſchaft von Innen heraus zu zerſtören. Selbſt die Philoſophie zieht er mit gewohnter Gewandtheit aus dem Denken in die Phantaſie hinüber, und wir ſehn die Scholaſtik im Umſehn wieder hergeſtellt. Nur die Naturwiſſenſchaft und der Mechanismus des Gewerbweſens bieten unſern Phantaſten keine Handhabe; es war daher ein verrätheriſcher Vorſchlag, den neulich ein bekannter Naturforſcher that, die denkende Speculation aufzugeben, und nach Lord **Bacon's** Vorgang die Naturforſchung ein Abkommen mit dem Glauben treffen zu laſſen.

Unter dieſen Umſtänden iſt es nöthiger, als je, die Philoſophie in ihrem eignen Gebiete zur Herrſchaft zu bringen. Eine zweite und eine gründlichere Aufklärung iſt uns nöthig; und kann die Wiſſenſchaft in ihrer ſtrengen Form nicht an Alle herangebracht werden, ſo kann es doch ſicherlich noch einmal eben ſo gut zum Vorurtheil werden, daß man philoſophiren, als daß man die uralten Märchen glauben müſſe. Das Vorurtheil für die Wiſſenſchaft iſt eben ſo nützlich, als das Vorurtheil für den Aberglauben ſchädlich iſt.

Sich vor der Wahrheit fürchten, iſt Rohheit; ſich vor dem Aberglauben nicht fürchten, iſt ein großer Mangel an Einſicht. Denn ſein Werk ſind unzählige Land und Leute verderbende Gräuel der Geſchichte, wie in Indien die Geſetze Manu's, wie in Spanien die Inquiſition, und wie faſt noch in unſern Tagen die Hexenprozeſſe. Sein Werk ſind ſicherlich die abgefeimteſten Syſteme der Knechtſchaft, das Indiſche, das Aegyptiſche und das Päpſtliche. Gelangt der Aberglaube zur Gewalt, ſo unterwirft er ſich Vernunft und Wiſſenſchaft, und dadurch auch den Willen und die Freiheit.

Sechste Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

Die Götter, die wirklich und unwiderleglich Kinder der menſchlichen Phantaſie ſind, und ihr Daſein den Märchen verdanken, welche in grauer Vorzeit die Revolutionen des Wolkenhimmels und die übrigen Naturerſcheinungen erklären wollten, — dieſe Götter verehren Sie ohne Zweifel nicht mehr; aber ein Zweifel wird wohl immer noch in Ihrem Herzen zurückgeblieben ſein, ob nicht doch noch unſer Gott eine Ausnahme bilde und ob nicht doch die Religion die Menſchheit beglücke, indem ſie den Armen, den Unterdrückten und den Sterbenden „mit dem Himmel“ und „der Verheißung der ewigen Seligkeit“ tröſte.

Reden wir alſo zuerſt von dieſer „Verheißung“ und von dieſem Troſt der Religion und zuletzt noch einmal von dem Urſprunge „unſers Gottes“ und von dem „gläubigen“ Standpunkte.

Wir zürnen den Göttern nicht. Dieſe naiven Kinder einer naiven Phantaſie haben nie anderes, als eingebildetes Unheil und nie andre als eingebildete Wohlthaten verhängt. Zeus hat keine Ehen gebrochen und Apollo keine Peſt verhängt; und ſeit Zeus abgeſetzt iſt, regnet und donnert es ſo gut, als zu ſeiner Zeit. Alles Unheil und alles Gute ſchafft der Menſch; auch wenn er es von der Natur erfährt, zieht er ſichs zu. Die Menſchen ſind Urheber der ſchönen Märchen und der idealen Göttergeſtalten, aber auch der grauſamſten, häßlichſten und widernatürlichſten Vorſtellungen und des namenloſen Unheils, das der Glaube an die Götter, vornehmlich der chriſtliche Glaube über die Welt gebracht, indem er die Dichtung und die Prieſterphantaſie zum heiligen unwandelbaren Geſetz und jede Abweichung davon zum todeswürdigen Verbrechen machte.

Als der Aberglaube Geſetz war, wurde der Wahnſinn Richter; als der wahnſinnige Eifer für geheiligte Phantaſieen herrſchte und Fanatiker die Welt regierten, wurde die Menſchheit mit Blut überſchwemmt, und durch das Sündenbewußtſein zur Verzweiflung an ſich ſelbſt getrieben. In ſeinem Aberglauben fühlte der Menſch ſich verworfen und in ſeiner Erwartung geängſtigt von allen Schrecken der Hölle.

Der Glaube an den rächenden Gott und die ewige Verdammniß aller Sünder führte zur abſoluten Verzweiflung, der Fanatismus, der mit dieſem Wahnſinn Ernſt machte, zur Verwüſtung und Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft — die Welt iſt ihm vom Uebel; und dennoch ſoll der Glaube der Grundpfeiler der Geſellſchaft und die Religion eine Tröſterin ſein. Dieſe Verſicherung iſt übrigens eine ziemlich neue Auskunft.

So lange der Prieſter noch herrſchte und mit blutiger Geißel und mit allen Schrecken ſeiner Hölle die armen Menſchen zu Paaren trieb, — verachtete er dieſe Welt und fragte nicht darnach ſie zu ſtützen, er ſtützte nur ſeine Phantaſiewelt im Gegenſatz zu dieſer Welt, der Wirklichkeit. Als Grundpfeiler der Geſellſchaft wird daher der Glaube erſt angeprieſen ſeit er zugiebt, daß dieſe Welt, d. h. die Geſellſchaft überhaupt etwas werth iſt, alſo erſt der milde, der lahmgewordene, der ungläubige Glaube der neuſten humaniſirten Zeit will der Grundpfeiler der menſchlichen Geſellſchaft ſein, während der alte conſequente Aberglaube es nur damit zu thun hatte, die göttliche Geſellſchaft oder „die Gemeinſchaft der Heiligen“ zu ſtützen und von der menſchlichen Geſellſchaft ſogar ſoweit zu abſtrahiren, daß er ſeine Anhänger in die

Wüſte trieb und zu Einſiedlern machte. Erſt ſeit der weltliche Verſtand Herr geworden iſt über den Wahnſinn, die Welt und die Wirklichkeit um einer Phantaſie willen zu verwerfen und zu verleumden, ſoll der Glaube auch weltlichen Nutzen ſtiften und nicht nur die erträumte ununterbrochne Langeweile der Seligkeit nach dem Tode bewirken. Ja der Glaube kann den Unglücklichen in dieſer Welt erſt mit dem Himmel oder der Seligkeit hinter dem Grabe tröſten, wenn er mit der Hälfte ſeines phantaſtiſchen Reiches, mit der Hölle, ſeine Grauſamkeit und ſeine Martergelüſte verloren hat. Erſt ſeit den Fanatikern, d. h. den Eiferern für ihren Wahnſinn, die Hölle und der Teufel, ihr Platzkommandant, abhanden gekommen ſind, läßt ſich der Himmel allen Menſchen verſprechen, die im Unglück ſind. Erſt wenn der Himmel allen geſichert iſt und man die Sünde, d. h. das theologiſche Verbrechen aus der Landesſprache hinaus und hinter die Dominikaner herwirft, hat die Unſterblichkeit ein nur roſiges Anſehn, denn erſt dann fällt, neben der „ewigen Seligkeit“, die ewige Unſeligkeit oder „die Höllenqual“ weg. Die Engländer freilich haben dieſes Zugeſtändniß noch nicht gemacht. Alsdann, wenn der Teufel noch im Schwange iſt, kann ihm nur jeder Einzelne ein Schnippchen ſchlagen, wie es jenem Mecklenburger Edelmann gelungen war; denn man lieſt in Dobberan auf ſeinem Grabſtein:

Wiek, Düvel, wiek, wiek wiet von mi,
Ick scheer mi nich een Haar üm di:
Ick bün een Mekelnburgsch Eddelmann,
Wat geht di, Düvel, mien Supen an?
Ick supp mit mien'n Herrn Jesus Christ,
Wenn du, Düvel, ewig dösten müsst;
Ick supp mit em de Söt-Kolleschaal,
Wenn du sitst in de Höllenquaal.

Trotz ſeines Saufens iſt er ſeiner Aufnahme in den Himmel ſo gewiß, daß er den Teufel noch verhöhnt und ohne Weiteres mit dem Herrn Chriſtus Brüderſchaft trinkt. Aber die Grabſchrift ſelbſt beweiſt, daß der alte Zecher doch ſeine Bedenken gehabt, ſonſt wäre ja die Beſchwörung ſowohl, als der Triumph überflüſſig geweſen.

Offenbar iſt alſo die Vertheidigung der Religion mit ihrer Wohlthat des Troſtes mehr eine Rede der Aufklärer, als ein Thema der Vollblutgläubigen, die durchaus ſo zärtlich nicht denken, viel lieber mit den Schrecken ihrer Scheiterhaufen und des hölliſchen Feuers, als mit paradieſiſchen Ausſichten wirken und Charaktere entwickelt haben, gegen die Danton und Robespierre lammherzige Gefühlsmenſchen genannt werden müſſen.

Wie wir in unſerm Gott, der der wahre ſein ſoll, das Product unſrer Tage vor uns haben, ſo haben wir in dem Troſt der Religion ebenfalls das Vorurtheil der zwar gedankenloſen, aber gutmüthigen Bildung unſerer menſchlichen Zeit vor uns. Man möchte alle Zweifel gelöſt haben mit Einem großen Wort, mit dem Namen Gottes, und alle Uebel gemildert mit Einer großen Verheißung: „Wer hier duldet, iſt dort groß.“

Leider iſt Beides nur Einbildung; oder vielmehr, es iſt kein Unglück, daß wir Menſchen uns die Wahrheit ſowohl, als den Troſt erarbeiten müſſen; und was die Phantaſie nicht leiſten konnte, das hat die Wiſſenſchaft geleiſtet; und was die Gemeinſchaft der Heiligen nicht leiſten konnte, das hat die menſchliche Geſellſchaft geleiſtet, oder noch zu leiſten.

Obgleich wir nun im Weſentlichen natürlich nichts Neues mehr ſagen können, — denn das einmal ausgeſprochne Prinzip muß alle unſre Reden durchdringen — ſo wollen wir doch die Gläubigen über den Troſt der Religion und über den gläubigen Standpunkt anhören, und uns über ihre Verſicherungen noch etwas eingänglicher verſtändigen; denn in der Angſt vor der Wahrheit flüchtet der Aberglaube immer zu den practiſchen Wohlthaten, die er gewähre, und wenn alle andern Götter erkannt und offenbart ſind, ſo ſoll unſre Religion noch die wahre und unſer Gott noch der große Unergründliche, und eben darum Gott ſein.

Der Troſt iſt allerdings ein Verwandter des Glaubens, er iſt im Uebel der Glaube an die gute Wendung, die bevorſtehe. Wenn dieſe Zuverſicht wohl begründet und der Natur der Sache angemeſſen iſt, ſo iſt die Beruhigung oder der Troſt verſtändig; wenn dagegen die Zuverſicht unbegründet und naturwidrig, eine leere Hoffnung, keine Realität iſt, ſo iſt der Troſt phantaſtiſch.

Von der letzten Art iſt der Troſt der Religion. Wer nun, in unbegründeter Zuverſicht eine Wohlthat ſieht, der wird ſie ſicherlich feſthalten; und wer über ſeine Religion nie die Wahrheit erfährt, dem wird dieſe Wohlthat, ſich über eine unglückliche Gegenwart mit Phantaſieen künftiger Glückſeligkeit zu tröſten, ſicherlich nicht entzogen. Wer aber erfährt, was der Gott und die Religion in Wahrheit ſind, der kann unmöglich darauf beſtehn, ſich und Andre durch Vorſpiegelungen noch ferner täuſchen zu wollen; er muß dem Uebel abhelfen wollen, oder wenn er ihm nicht abhelfen kann, muß er tapfer zu Grunde gehen — ein Verfahren, das ohnehin überall von der Gewalt der Verhältniſſe erzwungen wird.

Was iſt nun aber der Troſt der Religion? „Die Religion tröſtet, ſagt der Gläubige, den Armen und Elenden mit einer zukünftigen beſſern Welt.“

Kennt er dieſe beſſre Welt? nein! aber er bildet ſie ſich ein.

„Sie tröſtet den Kranken mit Hoffnung auf Geneſung von allem Leiden“ — natürlich wieder in jener Welt —; und den Sterbenden mit Hoffnung auf Unſterblichkeit, den Unterdrückten mit Beſtrafung ſeiner Tyrannen in jener Welt, und die verkannte Tugend mit Belohnung im Himmel.

Nun, das heißt doch, ihr Troſt liegt jenſeits des Grabes und hat keinen andern Halt, als die Wünſche der Gläubigen und die Gewißheit, daß die Todten nicht wiederkehren, alſo auch die Getäuſchten nicht aufklären können.

Die Religion tröſtet, d. h. ſie vertröſtet, ſie verſpricht, aber ſie hält nicht Wort, ſie verſpricht, was ſie nicht halten kann, das Unmögliche ſelbſt, ſie vertröſtet den Armen und den Kranken, ja den Sterbenden auf Hülfe, ſie hilft ihm nicht. Der wahre Troſt des Armen iſt die Geſellſchaft, die den Menſchen nicht in Armuth verſinken läßt. Der wahre Tröſter des Kranken iſt nicht der Prieſter, ſondern der Arzt, der dem Uebel nicht durch ein Wunder, ſondern auf natürlichem Wege abzuhelfen ſucht. Als noch alle Welt an Wunderkuren glaubte, waren ſie allgemein im Gebrauch und Chriſtus mußte, eben weil er ein Geiſtlicher war, ſolche Kuren gemacht haben. Die Religion ſollte das leiſten. Jetzt iſt dieſer Anſpruch an die Religion verſchwunden. Glaubte der Gläubige an die Erhörung ſeines Gebetes um Heilung, wenn er das Bein gebrochen, ſo brauchte er freilich den Wundarzt nicht. Aber ſelbſt der Frömmſte wird ſich das gebrochne Bein vom Arzte einrichten und heilen laſſen, ſtatt ein wächſernes Bein in die Kapelle zu hängen. Vor den wirklichen Mitteln der Wiſſenſchaft verſchwinden die eingebildeten Mittel des Aberglaubens.

„Aber,“ ſagt der Gläubige, „wenn nun der Arzt nicht helfen kann?“ — Alsdann kann auch der Prieſter nicht helfen, und Beide müſſen der Natur ihren Lauf laſſen.

Aber ſelbſt dem Sterbenden kann der Arzt noch mit ſchmerzſtillenden Mitteln eine weſentliche Erleichterung gewähren, während ihm der Geiſtliche ſein Ende nur erſchweren kann, indem er einen Leidenden zu phantaſtiſchen Speculationen zwingt, die ſeine Leiden nur ſchärfen und aus einem ſonſt vielleicht unerwarteten Tode gar oft eine feierliche Hinrichtung machen.

Mancher Arzt hat ſchon gefährlich Erkrankte am Leben erhalten, kein Geiſtlicher, wenn er nicht den Arzt machte, irgend Einen; manchem Sterbenden hat der Arzt den Abſchied erleichtert, indem er ſeine Schmerzen linderte; dem Tode nimmt keine Phantaſie ſeine herbe Wirklichkeit, wenn er alle Verhältniſſe löſt und eine Leere hinterläßt, die das Scheiden des Menſchen aus ſeinem Kreiſe um ſo fühlbarer macht, je wichtiger ſein Leben war.

Aber der Menſch hat ſich auch im Tode der Natur nicht mit unbegründeten Phantaſieen zu widerſetzen; ſondern wie er aus ihr hervorging, ſo ſich darein zu finden, daß er nun auch wieder in ſie zurückzukehren habe. Der Nothwendigkeit entrinnen zu wollen, iſt ein kläglicher Einfall. Und der Troſt der Religion, dem Sterbenden zu verſprechen, er werde nicht ſterben, und ſelbſt wenn er ſtürbe, ſei er doch unſterblich, iſt die leichtfertigſte Art mit dem Tode umzugehn, die nur erdacht werden kann, und tröſtet ſicherlich gerade den am wenigſten, der es eben nöthig hat; denn er nimmt ihm die herbe Wirklichkeit des Sterbens nicht ab.

Welch eine unverzeihliche Feigheit iſt es aber für die Lebenden, ihr allgemeines Loos, den Tod, für einen Schein zu erklären, und wie der Vogel Strauß den Kopf in den Buſch zu ſtecken, ſtatt dem Unvermeidlichen in's Geſicht zu ſehn! Und um den Tod für ein Glück oder für ein Unglück anzuſehn, dabei kommt es immer noch darauf an, ob der Menſch indiſch oder europäiſch geſchult iſt, ob er in dem Fortleben nach dem Tode eine Plage oder eine Seligkeit erblickt. Wir haben dies bei Gelegenheit des Buddhaismus und der Nirvana hinlänglich erörtert. Vernünftig angeſehn, iſt ſicherlich nur ein beſchwerliches und ſchmerzliches Sterben ein Unglück, der Tod hingegen, die vollendete Gleichgültigkeit, an ſich kein Uebel. Wer aufhört zu fühlen, hört doch gewiß auf ſich unglücklich zu fühlen. Trauer und Schmerz zu fühlen überläßt der Abgeſchiedne den Zurückgebliebnen.

Hier erinnert ſich wohl mancher an den hirnloſen Vers:

„Ein Wahn der mich beglückt,
Wiegt eine Wahrheit auf,
Die mich zu Boden drückt.“

Die Wahrheit drückt nur den Wahn zu Boden, nicht den ſie davon befreit. Dieſen erhebt ſie aus dem Wahnſinn zur Geſundheit. Man leſe alſo:

„Die mich dem Wahn entrückt,
Die Wahrheit nur beglückt.“

Hat man ſich an das Dunkel gewöhnt, ſo blendet das Licht; aber wie das Auge für das Licht, ſo iſt der Geiſt für die Wahrheit, nicht für den Wahn. So fühlte ſich Jener glücklich, weil er wähnte, alle Schiffe im Hafen von Athen gehörten ihm, ein Andrer, weil er wähnte, er habe die Welt geſchaffen; aber für Beide war dieſer Wahnſinn kein Glück, ſondern eine Geiſteskrankheit.

Der wahre Troſt über die Uebermacht der Natur, die uns Elend, Noth, Krankheit und Tod bringt, die uns bei jedem Schritte hemmt und uns mit Sturm, Feuer und Waſſer zu Leibe geht, iſt nicht der Troſt der Religion, ſolche Wirklichkeit wegzuleugnen, ſondern der Troſt der Cultur, nämlich auf die Natur und ihre Geſetze einzugehen, wodurch wir uns ihre Macht dienſtbar machen, Häuſer und Blitzableiter errichten, mit Dampfeseile über Land und Meer fahren, Früchte erzielen, die uns nähren und laben, und ſelbſt gegen Krankheit und unzeitigen Tod Mittel entdecken.

Wie die Religion mit ihrem *Troſt* weiter nichts leiſtet, als daß ſie die Wirklichkeit umgeht und einen Wahn erzeugt, der die ganze Weltanſicht der Menſchheit verfälſcht und geradezu verkehrt; ſo leiſtet ſie eben ſo wenig etwas Erhebliches mit *ihrer Furcht vor den Göttern, welche die Menſchen in Ordnung* halten ſoll. Der Menſch hält ſich nur durch Vernunft in Ordnung; der unvernünftige Gläubige mag morden und rauben, im Namen ſeiner Religion hat er die furchtbarſten Gräuel gegen ſeine Mitmenſchen begangen, der vernünftige Denker thut es nicht. Nicht die Furcht vor der Hölle, ſondern die Vernunft, von der die humanen Sitten durchdrungen ſind, vermindert die Verbrechen.

Ebenſo wenig brauchen wir die Heiligkeit des Eides, der mit dem Zorne Gottes droht, um Treu und Wahrheit zu gewinnen. Ein Quäker, der nicht ſchwört, iſt ein eben ſo guter Zeuge und Bürger als der Abergläubige mit all ſeinen Eiden. Wer den Aberglauben los wird, fällt nicht aus dem Vollen ins Leere, ſondern aus dem Naturwidrigen ins Wahre. Wem aber ein alter Gebrauch — wie das Weihnachtsfeſt, der Polterabend, das Oſterlamm — lieb iſt, dem dient er eben ſo gut mit ſeiner Erklärung, als ohne Einſicht in ſeinen Sinn; und harmlos ſind alle Gebräuche, welche das volle Licht der Wahrheit ertragen können und der Freiheit des Staats und der Geſellſchaft nicht im Wege ſtehn.

Ebenſo braucht niemand zu fürchten, die eingelebten Phantaſieen würden zu ſchnell verloren gehn oder gar die Phantaſie ſelbſt den Menſchen abhanden kommen, wenn ſie keine andre Wahrheit anerkennen, als die vor Natur und Wiſſenſchaft ſtichhält. Es iſt den Dichtern nicht mehr möglich uns neue Götter, neue Himmel und neue Höllen zu machen, aber es bleibt ihnen unbenommen, uns neue Ideale zu ſchaffen und das Wahrhaftmenſchliche in tauſend Formen vorzuführen und aus harten Kämpfen zu retten; nur laſſen wir uns auch die reizendſten Märchen nicht länger für Wahrheit verkaufen. Ja, es gereicht ſelbſt der Phantaſie zum Vortheil, daß ſie ihre Herrſchaft im Gebiete des Geiſtes an das Denken verliert, wie der Sklavenhalter durch den Verluſt ſeiner Sklaven ſelbſt nur befreit wird aus der Ungeheuerlichkeit ſeiner Ungerechtigkeit und Unvernunft.

Siebente Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

In Dunckers alter Geſchichte und in Schwartz Urſprung der Mythologie werden die jüdiſchen d. h. auch die chriſtlichen Mythen auf dieſelbe Weiſe erklärt, als die heidniſchen. Wir haben dies ſchon angeführt; es iſt nur noch näher zu belegen, und zu der Auffaſſung der chriſtlichen Götter als Gewittergötter, wobei die Erlöſung bei Seite gelaſſen wird, werden wir ſchließlich noch die Deutung der chriſtlichen d. h. der Chriſtus- oder der Erlöſungs-Mythe durch den aſtronomiſchen Umlauf oder durch den Kampf des Tages mit der Nacht hinzufügen, wie dieſen Dupuis dargeſtellt. Duncker Th. I. S. 210. 211 giebt die Belege aus der heiligen Schrift, alten Teſtaments, wer Jehova iſt und daß er „auf Wolken einherfährt,“ „im Donner antwortet,“ und „ein freſſendes Feuer iſt.“ „Der älteſte Name des Gewittergottes Jehova iſt Elohim (der Plural), El heißt der Starke, El-Eljon — El der Erhabene, El-Schaddai — El der Mächtige.“ „Der Geiſt, der über den Waſſern ſchwebt,“ ſind offenbar ſeine Wolken. „Auf Bergen wurde Jehova angerufen, hier wurden ihm Opfer gebracht und er pflegte in Wolken auf die Berge nieder zu ſteigen.“ Exodus 19, 3. 20. „Moſes aber ſtieg hinauf zu Gott (auf den Sinai) und Jehova ſtieg herab auf die Spitze des Berges.“ Er iſt eine eben ſo wirkliche Erſcheinung, als Indra in ſeiner Donnerwolke; er genießt auch etwas zu ſeiner Stärkung; denn die Opfer waren ſeine Speiſe. Numeri 28, 17. „Meine Opfergaben, meine Speiſe zu meinen Feuerungen, meinen lieblichen Geruch ſollt ihr Acht haben mir darzubringen zu ſeiner Zeit,“ damit er ordentlich ſeine regelmäßigen Mahlzeiten halten kann. Er wohnt im Himmel und fährt am Himmel auf Wolken daher und öffnet den Schatz und die Schleuſen des Himmels (ganz wie Indra). Moſes 5, 33, 26: „Jehova fährt am Himmel daher, Dir zur Hülfe und in ſeiner Majeſtät auf Wolken.“ Und 5, 28, 12: „Jehova wird Dir ſeinen guten Schatz des Himmels aufthun, daß Du Regen haſt zu Deiner Zeit.“ Dann Moſ. 2, 3, 2; — 19, 18: „Der ganze Berg Sinai rauchte, weil Jehova auf ihn herabgeſtiegen war mit Feuer, und es ſtieg ſein Rauch auf, wie der Rauch des Ofens. Und das Volk ſah die Donner und die Flammen und den rauchenden Berg und Gott antwortete im Donner.“ Das Gewitter hat eingeſchlagen und auf dem Berge einen Brand angezündet. Hiob 1, 16 heißt es: „Feuer Gottes“ — der Blitz — „fiel vom Himmel und brannte unter den Schafen und fraß ſie.“ Moſes 4, 16, 35: „Und Feuer ging aus von Jehova und fraß die 250, welche Rauchwerk dargebracht.“ „Da ging Feuer aus von Jehova und fraß ſie (Nadab und Abihu) und ſie ſtarben vor Jehova.“ Die Seraphs ſind feurige Schlangen, der Cherub des Paradieſes (Geneſis 3, 24) hat ein feuriges Schwert und Ezechiel 1, 13 beſchreibt „die Cherubs, auf denen Jehova einherfährt, gleich brennenden Feuerkohlen.“ Und im 4. Verſe wird der Gewittergott mit Wirbelwind und Blitz eingeführt: „Und ſiehe, es kam ein ungeſtümer Wind von Mitternacht her, mit einer großen Wolke voll Feuer, das allenthalben umherglänzte, und mitten in demſelben war es wie Licht helle.“ Mit alledem zuſammen iſt der Gewittergott deutlich genug beſchrieben, und daß dieſer Gott unſer Gott, der Urheber der zehn Gebote und der Vater des Herrn Chriſtus iſt, ſagt ja die Heilige Schrift ſelbſt.

Die ſo aus der alten Urkunde dargelegten Thatſachen ſind allerdings ſchon an ſich beredt genug und in Wahrheit ſchon ein Verlaſſen des Glaubens, denn der Gläubige entdeckt auch den augenfälligſten Sinn ſeiner „heiligen" Ueberlieferungen nicht; ſo iſt für Luther das hohe Lied kein Liebeslied, obgleich die Schönheiten der Liebſten für unſer Zartgefühl nur gar zu deutlich hervorgehoben werden; Luther ſieht in alle dem nur eine Verherrlichung — der Kirche, es iſt aber, ſelbſt nach der urkundlichen Darſtellung des Judengottes als Gewittergottes, dennoch verſucht worden, zur vollen „Gläubigkeit" zurückzukehren. So macht es Schwartz, wie wir geſehn haben, in den letzten Sätzen ſeines hübſchen Büchelchens.

Dieſe unerwartete „Gläubigkeit" nach einer ſo gewiſſenloſen Ketzerei verdunkelt auch die erſte Auffaſſung der Naturereigniſſe durch die jugendliche Menſchheit, wie ſie in der Mythenbildung geweſen ſein ſoll. Sie ſoll gleich „gläubig" geweſen ſein. Schwartz führt in ſeiner Vorrede einen Ausſpruch Jacob Grimms an, der ihn offenbar zu einer falſchen Auffaſſung verleitet hat. Grimm ſagt: „Die Anfänge der Mythologie hätten es mit mehr oder minder rohen Anfängen des menſchlichen Glaubens zu thun." Wenn dies richtig iſt, ſo muß das Ende ſich aus dieſem Anfange entwickeln, was denn auch wirklich der Fall iſt: alle Religionen ſind nichts als die Ausbildung der urſprünglichen Märchen von den naturgewaltigen Perſonen, den himmliſchen Mächten. Jacob Grimm hat viel mehr geſagt, als er ſagen wollte. Andrer Seits, wenn wir hinter dem Glauben ſtehn, wie wir es thun, ſo haben wir ſeine Anfänge in den Anfängen der Mythologie zu ſuchen, dieſe Anfänge oder „der Urſprung der Mythologie," von dem Schwartz handelt, iſt aber von dem Anfange des Glaubens ſo verſchieden, wie der Vater vom Sohn.

Der Anfang der Mythologie geht dem Anfang des Glaubens vorher. „Der Anfang des Glaubens" — an was? Doch wohl an die Mythe, an das Märchen, oder den einſchlagenden Ausdruck? Und den ſchafft doch die erregte Anſchauung des Naturereigniſſes. Dieſe geht alſo doch ſicherlich dem Glauben an das Märchen vorher. Wenn daher Schwartz „die Anfänge des Glaubens“ „den gläubig volksthümlichen Standpunkt“ nennt, ſo giebt dies leicht die ſchiefe Auffaſſung, als ſei die Mythenbildung von Anfang an „gläubig.“

Der poetiſche Ausdruck der Anſchauung, welche durch die Naturerſcheinung in der Phantaſie des Dichters erregt wird, iſt offenbar noch nicht „der gläubig volksthümliche Standpunkt,“ die Poeſie muß vorher „eigenthümlich“ ſein, ehe ſie „volksthümlich“ werden kann, obgleich man allerdings in dieſem eigenthümlichen Ausdruck, in dieſer Geſchichte, in dieſem Märchen, den „Anfang“ des Volksglaubens, des von allen wiederholten Märchens, finden kann. Offenbar giebt erſt die eingelebte und oft wiederholte Geſchichte „den Glauben“ an ſie oder gar „den gläubigen Standpunkt.“ Dieſe nachher, wenn auch vielleicht gleich beim erſten Anhören des Märchens oder des maleriſchen Ausdrucks — eintretende Gläubigkeit iſt ſchon eine Verwendung der erklärenden Phantaſie oder Dichtung, die ohne Zweifel als Theorie und aus rein theoretiſchem Intereſſe entſteht.

Die Erklärung, welche die dichtende Phantaſie z. B. mit dem Gewitter vornimmt, iſt nach Schwartzens Darſtellung das Hineinbilden der irdiſchen Geſchichte in die himmliſche Erſcheinung, wobei der Dichter alſo, wie wir ſchon oben bemerkten, doch nothwendig wiſſen muß, daß er dichtet, oder dieſe phantaſtiſche Erklärung vorbringt. Dieſe Hineinbildung der irdiſchen Geſchichte in die Wolken weiſt nun Schwartz mit großer Klarheit und Anſchaulichkeit nach. Er ſchildert, wie man ſich „das himmliſche Terrain“ gedacht, „als einen Wolkenberg,“ als „ein Wolkenmeer,“ und „wie dort dann in

Sturm, Blitz und Donner die himmliſchen Schlangen, Wölfe, Stiere, Pferde, Böcke und Hunde auftreten, die Wolkenvögel erflogen kommen und die Wolkenſchweine ſich in den himmliſchen Waſſern baden." „Dort oben lebte man, dem Glauben nach, wie hier unten," ſagt Schwartz. (Vorr. X.)

„Dem Glauben nach," der an dieſe Dichtung glaubte. Der Dichter, der die Geſchichte zuerſt erzählte, wer er auch ſei, kann aber doch auch nicht in dem Sinne „gläubig" geweſen ſein, wie der, dem ſeine Mähr zur Genüge wiederholt wurde, der ſie auswendig gelernt, oder dem ſie gar als ehrwürdige und heilige Sage überliefert wurde. Denn wer die Geſchichte hervorbringt, um das Naturereigniß darin zu malen, kann nicht gleich vergeſſen, daß ſein Ausdruck der ſinnige iſt, er kann nur finden, wie wir ſchon bemerkt, daß er treffend iſt und daß ſein Märchen das richtig ausdrückt, was es ausdrücken ſoll. Der Gläubige hat dann freilich keine Wahl mehr und entſchlägt ſich aller Prüfung, während die erſte Phantaſie nothwendig kritiſch, alſo „nicht gläubig" iſt; denn ſie iſt willkürlich und hat die Wahl z. B. zwiſchen den Hunden, die im Donner bellen und dem Stier, der darin brüllt oder dem Wagen, der darin raſſelt 2c.

So fiel es dem Verfaſſer des Buchs der Mormonen, der ein New Yorker Schriftſteller war, nicht ein, daran zu glauben; die Mormonen aber ſind „gläubig." „Gläubig" iſt überhaupt nur ein rückſichtsvoller Ausdruck für abergläubiſch und blödſinnig. Es iſt denn das demokratiſche Stichwort der gefährlich Kindiſchen geworden im Gegenſatz zu den wenigen Ariſtokraten, die nichts unbeſehens in den Kauf nehmen.

Schwartz bietet die anziehende Eigenheit dar, daß er, man möchte ſagen, zu gleicher Zeit in beiden Lagern erſcheint, wobei er aber offenbar ſtark auf die „Gläubigkeit" des Einen Lagers rechnet.

Er ſagt in der Vorrede S. XXII: „Die deutſchen Götter **verjüngen** ſich an den Strahlen des Gewitterbornes, wie Holda aus **dem Gewitterbade** neu hervorgeht, ja, ſelbſt im hebräiſchen Glauben **Jehovas** fehlt der Baum des ewigen Lebens nicht.“ „Dort,“ fährt er fort, „ſind die gläubigen Vermittlungen zur allmählig erfolgten **Vorſtellung** der ewigen Götter.“ — Der ewigen Götter! — nun, wie die Dichter ſagen. Aber, obgleich das Gewitterbade **doch immer nur** ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Inhalt vermittelt **haben kann**, alſo das geſchichtete das geglaubte Märchen, der **gläubige Standpunkt** den Donnerer oder die ganz ſinnliche Annahme des Märchens als Wahrheit, ſo läßt ſich doch Schwartz **verleiten**, nicht nur „die ewigen Donner- und Gewittergötter,“ **ſondern** „die ewige Wahrheit“ ſich durch dieſe ſinnreichen deutſchen, **indiſchen**, griechiſchen und jüdiſchen Märchen vermitteln zu laſſen. **Wir haben** ſchon erzählt, wie er aus der chriſtlichen Lehre Communion (Öl **des** Sorgebornes) für alle ſeine gelehrten Erklärungen trinkt. **Aber der Trank** muß ja durch dieſe Erklärungen ſelbſt ſeine Wirkung verlieren. Z. B. durch folgende (Vorr. XVI): „Abergläubiſche **Sitten** und Gebräuche und der Cultus ſind dann weiter **Nachbildungen** der himmliſchen Vorgänge.“ So bildet der Feierabend das Gewitter nach. So muß der Gott auch immer wirklich **in Fleiſch** und Blut verwandelt werden, damit er wirklicher **Menſch werde** — wirklich ſich aber er zu werden; denn wenn **auch Wein** und Brot wirklich in Fleiſch und Blut verwandelt **werden**, ſo iſt es doch nur Phantaſie, daß dort der Gott ſei. Es **iſt das Waſſer**ſpritzen Nachahmung der Regenmacher ohne freilich **Regen zu machen**, und ſo bringt das Feuer die Götter und den **Sonnentrank**, die dem verzehrt werden, nicht zu Juden; aber es **wird gemeint**, gewollt und — geglaubt. Wer es einmal zu dieſer ſyriſchen Element in den Cultus gebracht hat, kann nur gewaltſam wieder in den Schooß — des Culturmenſchen zurückkehren.

„Die Schlange,“ ſagt Schwartz in der Vorr. S. XVIII, „namentlich der [illegible] und [illegible] als die ſtärkſten ſind dasjenige Element von allem geweſen, welches als das lebensvollſte und herrſchende im himmliſchen Geſchehen überall den Mittelpunkt der Handlung hergegeben hat, und ſo auch als der Kern- und Ausgangspunkt der göttlichen Perſönlichkeiten anzuſehen iſt.“ — „Die an dieſe Gewittererſcheinungen ſich anſchließenden und durch die ganze Mythologie hindurchgehenden Vorſtellungen von himmliſchen Schlangen, brüllenden Löwen und Stieren, verbunden mit Wolkenſchwanenvögeln, gruppiren ſich eben ſo um den Thron des Herrn Jehovah, der im Sturmwind von der Stiftshütte von ihnen umgeben hervorbricht, wie auch in ſeinem himmliſchen Hauſe Schlangen, Apfelbaum und Baum des Lebens dann wiederkehren.“

Das ſoll doch wohl nicht als leere Redensart und Arabeske gelten? Es iſt ſicherlich nicht der „gläubige Standpunkt“, ſondern einfach dieſelbe Erklärung, als die des Indra und des Zeus, aus derſelben Naturerſcheinung, in der der Gott ſich bethätigt.

Nachdem nun Schwartz den Urſprung aller, auch der jüdiſchen und chriſtlichen Götter des Paradieſes und der Stiftshütte auf dieſelbe Weiſe dargethan, macht er einen Unterſchied in der Märchendichtung, der noch weiter von dem gläubigen Standpunkt abführt, als der Umſtand, daß der Göttervater nicht gleich an ſein Geſchöpf glauben kann, und nennt, wie wir ſchon erwähnt haben, den Theil der Mythologie, der noch ohne Götter iſt, niedere Mythologie.

Er ſetzt die handelnden Thiere, ja ſelbſt die Heroen, dieſe Abbilder und Ebenbilder der Götter, früher, als die Götter, und nennt Götter ganz richtig die Perſonen oder Thiere, die als Herrn der Naturerſcheinungen ihren Einfluß fühlbar machen und dafür den Cultus erlangen. Und dieſe Reflexion auf die Wirkung der Naturerſcheinungen iſt eine ſpätere.

Aber der Cultus entſteht ja nicht aus der beobachteten Wirkung der Naturereigniſſe ſelbſt, ſondern aus der Achtung gegen die in ihnen wirken ſollenden Perſonen und Thiere; ſonſt könnte das praktiſche Verhältniß oder die Wirkung der Stürme und Gewitter den älteren Beobachtern und Märchenvätern wohl ſchwerlich entgehen. Dagegen iſt die Bezeichnung „der niedern Mythologie", welche wir eben die vorreligiöſe Periode genannt, gewiß richtig. Wenn Thiere verehrt werden, ſo wird ihnen ebenfalls die Macht, ſich den Menſchen nützlich zu machen und menſchlicher Wille und ihre Entſchließung zu ſolcher Wohlthat angedichtet. Immer aber iſt die erſte phantaſtiſche oder dichteriſche Verſetzung der Thiere und Perſonen von der Erde in die Wolken — dieſe Beſtialiſirung oder Humaniſirung der meteorologiſchen Proceſſe — noch eine Thätigkeit der Theorie, der anſpruchsloſen Dichtung; und erſt die Verwendung dieſer poetiſchen Naturkunde zur theologiſchen Heilkunde, zur Zauberei durch Sühn- und andere Opfer, zur Beſchwörung, zum Beten, zu einer förmlichen „Heilsordnung", giebt die Praxis der Religion, den Cultus, d. h. allerdings die Religion. Dieſe Praxis iſt ohne die Theorie nicht zu verſtehen, wenn aber die Theorie einmal vorhanden iſt, ſo braucht man ſich nicht länger bei der Praxis aufzuhalten, auf die ohnehin die Menſchheit viel zu viel Kraft verſchwendet hat. Wie wir an die Stelle der Märchen die Wahrheit, an die Stelle des Aberglaubens die Wiſſenſchaft ſetzen, ſo ſetzen wir an die Stelle des Cultus die Cultur.

Wer aber die Religion in die Begeiſterung für das Wahre, Gute und Schöne ſetzt, der verliert ſicherlich ihren Inhalt nicht, wenn er die Geſtalten des Aberglaubens durchſchaut und darum ihren Cultus bei Seite ſetzt. Es iſt richtig: nur die Wahrheit macht uns frei.

Und hiermit glaube ich den Gebildeten unter den Verehrern der Religion klar gemacht zu haben, welche Gegenſtände der Begeiſterung und Verehrung ihnen noch übrig bleiben, ſeitdem die Meteore der Vorwelt ſich in ihre Elemente aufgelöſt.

Achte Rede.

Verehrte Verehrer und Verehrerinnen!

Nachträglich noch einige Worte über

Dupuis' aſtronomiſche Erklärung des Chriſtus-Mythus.

Dupuis in ſeinem Werk Abrégé de l'Origine de tous les Cultes an VI de la République, à Paris, chez Aimé André, libraire, quai des Augustins No. 59 behandelt ſchon ganz richtig alle Religionen als Naturreligionen. Er ſagt aber nicht: la religion c'est la météorologie, ſondern c'est l'astronomie. Um ihm nicht Unrecht zu thun: er nimmt die ganze Natur als Gott — l'Univers Dieu — hebt aber nicht die Gewitteranſchauung hervor, ſondern den jährlichen Kampf des Tages mit der Nacht und den Sieg des Tages mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders, mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Der Widder iſt das Lamm, das Oſterlamm.

Die Aſtronomie iſt nun ſchon Wiſſenſchaft, und die Prieſter ſpeculation, der ſie zum Grunde liegt, iſt nicht die erſte Anſchauung der Natur, noch die erſte Naturerklärung durch Gleichniſſe. Die Dichter, welche dieſen Stoff kennen, ſind daher ſpätere, gelehrte Dichter, und dieſe ſpäteren Dichter erklärt daher auch Dupuis vorzugsweiſe: 1) Die Herakleis oder die 12 Arbeiten des Herakles in der Ordnung, die Diodorus Siculus angiebt, wo ſie dem Sonnenlauf durch den Thierkreis entſprechen; 2) die Dionyſiaca von Nonnus; 3) die Argonautica von Apollonius Rhodius; er zeigt dann weiter, daß dieſen aſtronomiſchen Mythen oder dem Siege der Lichtgötter die chriſtliche Legende genau entſpricht, daß alſo das Chriſtenthum Licht- und Sonnendienſt ſei, wie der Parſismus, der allen dieſen Mythen zum Grunde liegt.

Dies iſt ſchlagend dargethan, und wenn Dupuis wieder in Vergeſſenheit gerathen, die Arbeit wieder abgeſchafft und der weltliche Pfaffe wieder eingezogen iſt in Paris, ſo zeigt das nur, wie furchtbar harthörig die Menſchen ſind. Sein Augenmerk war die Erklärung der chriſtlichen Mythen, die allerdings ſchon Prieſterſpeculation ſind, die daher auch ganz natürlich auf die entſprechenden Prieſterſpeculationen der vorchriſtlichen Mythen zurückweiſen.

Um den Urſprung aller Religionen darzuthun, beginnt er alſo nicht mit der ungelehrten Märchenbildung und der ungelehrten Poeſie, ſondern mit der Theologie der aſtronomiſch gelehrten Prieſter und der eben ſo gelehrten Poeten. Ja, er geht noch weiter und ſetzt die Natur als Ganzes voraus, (l'univers Dieu), deſſen Glieder dann die Götter ſind. So iſt es freilich für uns, aber ſo war es nicht für die erſten Mythenbildner. Zwar ſagt Dupuis ganz richtig: les Poètes furent les premiers Théologiens, die Dichter waren die erſten Gottesgelehrten, allein er unterſcheidet nicht die ungelehrten Poeten, die der Prieſterſpeculation vorhergehen, von den gelehrten Poeten, die ihr folgen, wie Nonnus und Apollonius Rhodius, und daß den Kunſtpoeten die ausführlichere Dichtung vorbrachte, ſagt er uns vollends nicht. Kurz, obgleich er auf den Urſprung aller Religionen ausgeht, geht er doch nicht hiſtoriſch zu Werke, ſondern ſyſtematiſch; er weiſt überall daſſelbe Syſtem auf, welches doch natürlich erſt aus den einzelnen Bauſteinen zuſammengeſtellt ſein kann, die daher früher ſind, als das Syſtem.

Daher ſetzt er, wie die ganze Schule es thut, die Natur weit über den Menſchen. Seine Abhängigkeit von der Natur habe den Menſchen erſt den Naturgott gelehrt. Schleiermacher macht aus „Abhängigkeit von der Natur“ den Schleier „Abhängigkeitsgefühl“ — von irgend Etwas, denn ſonſt hätte ja unſer romantiſcher Freund den Naturgott herausgebracht, den er aber auf der Kanzel unverſchleiert nicht brauchen konnte. — Dies iſt aber auf jede Weiſe, verſchleiert und unverſchleiert, nicht der Anfang, nicht das Erſte in dieſem phantaſtiſchen Vorgange, aus dem alle Religion entſpringt; das Erſte iſt die Theorie, d. h. die Anſchauung, nicht ihre Anwendung, die Praxis, der Cultus; ſoll aber die Religion erſt mit dem Verhältniß des Menſchen zu den Göttern anfangen, ſo iſt es ſchon richtig, daß darin ein Gefühl der Abhängigkeit von der Natur den Cultus erzeugt; aber in allen Mythologieen finden wir die Götter eben ſo abhängig von den Menſchen. Sie geben ihnen zu Eſſen und zu Trinken und ſtehen ihnen in ihren Kämpfen ermuthigend bei.

Der Humanismus der Griechen und Chriſten erſcheint Dupuis nur als Verderbniß der Naturreligion, d. h. der Naturallegorieen. Wenn die Bedeutung des vermeintlichen Helden nicht mehr verſtanden wurde, ſo nahm man ihn für eine wirkliche geſchichtliche Perſon, ſo den Herakles und den Herrn Chriſtus. Les agens de la Nature se trouvent déguisés dans les allégories religieuses; et la Divinité —

la Nature — **abaissée** au niveau de l'homme. Die **wirkenden** Naturkräfte haben ſich verkleidet in den religiöſen Allegorien oder in religiöſe Allegorien eingekleidet; und die Gottheit — die Natur — wird zum Menſchen **herabgeſetzt.**

Dieſe **Auffaſſung** corrigirt ſich von ſelbſt durch das hiſtoriſche **Verfahren unſerer** heutigen Mythologen, denen wir natürlich auf dem **rechten Wege**, deſſen ſie ſich wohl bewußt ſind, gern gefolgt. **Sonſt**, d. h. wenn wir dieſen Mangel ergänzen, iſt Dupuis' **Werk eine** große freie That, die himmelweit über die Mährlein **und Ohrenbeichten** der deutſchen und altfranzöſiſchen Mantel- und **Rechnungsträger** hinausgeht, theoretiſch und practiſch auf den Boden **der wiedergeborenen** Menſchheit tritt und im Weſentlichen dankbar **anzuerkennen und** feſtzuhalten iſt. Iſt die ausſchließliche Rückſicht **auf die aſtronomiſchen** Götter einſeitig, ſo iſt ſie darum nicht minder **eine weſentliche und** gerade hinſichtlich der chriſtlichen Prieſterſpeculation eine ſehr intereſſante Seite der Sache.

Zur Darſtellung der hiſtoriſchen Anfänge der Mythologie **fand er** zu ſeiner Zeit keinen Stoff vorbereitet, ſie werden daher **weggelaſſen**, und dies führt Dupuis dazu, daß er damit beginnt, **Plutarch und** ſogar Heraklitiſches beim Plutarch anzuführen, um **auf dieſe** Gegenſätze alle Götter zu gründen: active — zeugende, — **und** paſſive — empfangende, — gute und böſe, Götter und **Dämonen**, Götter des Lichts und der Finſterniß, Ormuzd und **Ahriman**. — Plutarch ſagt: „der Himmel iſt den Menſchen als **Vater erſchienen**, der ſeinen Saamen der Erde in den Schooß **ſchütte" und** Virgil: „Im Frühling öffne ſich die Erde der Umarmung des Himmels." „C'est également au printemps et au 25 Mars, que les fictions sacrées des Chrétiens supposent que l'Eternel se communique à leur Déesse Vierge, pour réparer les malheurs de la Nature et régénérer l'Univers."

„Eben ſo laſſen die heiligen Fabeln der Chriſten im Frühling und am 25. März den ewigen himmliſchen Vater mit ihrer Göttin, der Jungfrau, Gemeinſchaft pflegen, um das Unglück der Natur abzuſtellen und die Welt wieder in Ordnung zu bringen.“

Dupuis erwähnt hier, daß ſpäter im Phallus- und Lingam-Cultus und den ithyphalliſchen Feſten das Geſchlechtsverhältniß auch abſtrakt genommen worden. S. 85 des Abrégé führt er Plutarch noch einmal an: „Immer habe man zwei Götter mit entgegengeſetzter Thätigkeit (métier) angenommen. Der Eine wirke das Gute, der andre das Böſe in der Welt. Den Erſteren nenne man vorzugsweiſe Gott, den Andern den Dämon.“ Dupuis beginnt nun von den Perſern und Juden und zeigt an Beiſpielen von den Griechen bis zu den Hottentotten herunter, daß dies Dogma allen Theologen angehöre. „Die Hottentotten,“ ſagt er, „nennen das gute Princip den Kapitän von oben, und das böſe den Kapitän von unten“ — ganz wie die europäiſchen Hottentotten; nur darin ſind die afrikaniſchen Lottis geſcheidter, daß ſie ſagen, „den guten Kapitän brauchten ſie nicht zu bitten, der thäte das Gute von ſelbſt, nur den böſen Kapitän müßten ſie bitten, daß er keinen Schaden thäte.“ „Les prêtres sont intéressés; la religion n'est qu'un commerce par échanges.“ p. 92.

Im Heraklesmythus, — ſeine 12 Arbeiten ſtellt Dupuis mit dem Durchgang der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreiſes zuſammen, — im Zuge des Gottes Bacchus und des Argonautenführers Jaſon ſind die Kämpfe des Lichtgottes mit dem Gott der Finſterniß dargeſtellt, das Aehnliche in dem chriſtlichen Mythus. Zeus und Jehova, die Gewittergötter, gehören Heſiod, Homer und dem alten Teſtament, Bacchus und Chriſtus gehören Nonnus und dem neuen Teſtamente an. Die Gewittergötter ſind natürlich die Väter der aſtronomiſchen Götter.

Nonnus ſagt: „Zeus will, ſein Sohn (Dionyſos) ſoll der Erlöſer der Welt vom Uebel werden. Er wird mit ihrem Widerſtande zu kämpfen haben, die aber Heil bringen und dann zum Himmel emporſteigen, um ſich zur Seite ſeines Vaters“ — der ihn mit der Jungfrau Semele als Gewittergott gezeugt — „niederzuſetzen.“

Bacchus oder Dionyſos kehrt von ſeinem Indiſchen Feldzuge ſiegreich nach dem Norden zurück im Frühling, zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleiche; und Chriſtus triumphirt um Oſtern im Zeichen des Lammes oder des Widders, dem Zeichen der Tag- und Nacht-Gleiche des Frühlings, über ſeinen Widerſacher, den Dämon der Finſterniß und des Winters, und hält dann, wie Bacchus und Herakles, ſeine Himmelfahrt. — Daß Nonnus in dem Dionyſiszuge den Jahreslauf darſtellt, iſt unwiderleglich bewieſen.

Die Argonautenfahrt iſt nicht der ganze Cyclus, wie die Herakleis- und die Bacchusmythe, ſondern nur der Abſchnitt, nur der Frühlingsſieg. Der Widder mit dem goldnen Vließ, das die Argonauten von Kolchis wieder nach Weſten bringen, iſt das goldne Sternbild des Widders.

„C'est alors que Jupiter, métamorphosé en pluie d'or, donne naissance à Persée, dont l'image est placé sur le Bélier céleste, appellé Bélier à toison d'or, dont la riche conquête est attribuée au Soleil vainqueur des ténèbres et réparateur de la Nature.“

„Und um dieſe Zeit verwandelt ſich dann Jupiter in den goldnen Regen und zeugt den Perſeus, deſſen Sternbild über dem Widder am Himmel ſteht, welcher Widder ein goldnes Vließ hat, das die ſiegreiche Sonne als reiche Beute davontragen ſoll durch ihre Wiederherſtellung der Natur“ — im Frühling.

Wie nun das Lamm den Frühling und die gute Jahreszeit der die Nacht überwachſenden Tage, ſo bringt die Schlange, im Zeichen der Waage, das Herbſtäquinoctium und die böſe Jahreszeit der überwiegenden Nächte und läßt Eva den Apfel koſten, die Herbſtfrucht, welche ſie das Gute und das Uebel (den kommenden Winter) kennen lehrt. S. 301 führt Dupuis aus der Zendaveſta an: „Ormuzd habe den Menſchen Iran, den Ort der Wonne — das Paradies — gegeben, dann komme Ahriman voll des Todes, erzeuge in den Flüſſen die große Schlange (im Sternbild der Waage), die Mutter des Winters, welche die Kälte im Waſſer, in der Erde und in den Bäumen verbreite.“

„Donc,“ ſagt Dupuis, „le mal introduit dans le monde est l'hiver.“ „Alſo iſt das Uebel, welches die Schlange in die Welt bringt, der Winter.“ „Wer ſoll uns nun vom Winter erlöſen? Der Gott des Frühlings oder die Sonne, wenn ſie ins Lamm tritt,“ „das Lamm Gottes, das der Welt Sünden (Leiden) trägt.“

S. 303: „Zwar ſagt die jüdiſche Mythe nicht, die Schlange bringe den Winter herbei, der das Leben der Natur tödte, wie dies die Perſiſche noch thut, aber es heißt in der Bibel, der Menſch habe das Bedürfniß gefühlt, ſich zu bekleiden und habe arbeiten müſſen.“

Selbſt ſolche Leute, wie Maimonides und Origenes gäben zu, daß ſie Allegorie, nur Auguſtin verlange, ſie ſolle daneben auch reelle Geſchichte ſein — weil ihm die Erlöſung, die ja darauf beruht, wahre Geſchichte iſt.

S. 316: „Der Tagesgott iſt ein Kind des Winterſolſtitiums, geboren in dem Augenblick — am 25. December — wo der Tag zu wachſen beginnt. Mithra und Chriſtus werden an demſelben Tage geboren, am Geburtstage der Sonne, Mithra in einer Grotte, Bacchus und Jupiter in einer Höhle, Chriſtus in einem dunklen

Stalle. Die Magier, die Prieſter der Sonne, beten den Heiland an. Ein Stern, die Aſtronomie, ihre Wiſſenſchaft, benachrichtigt ſie von der Geburt des Gottes. Und dieſer Gott, der Herr Chriſtus, ruht in den Armen der himmliſchen Jungfrau, deren Sternbild am 25. December aufgeht. Hier vereinigt ſich der junge Gott mit ihr. So gebiert ſie ihn und bleibt Jungfrau. — Eben ſo gebiert die Jungfrau von Saïs die Sonne am 25. December."

Das Frühlingsäquinoctium iſt dann die Zeit, wo Chriſtus triumphirt und wieder gut macht, was die Menſchen durch den Winter gelitten. Das Oſterfeſt heißt daher bei Juden und Chriſten das Uebergangsfeſt, denn im Zeichen des Lammes geht das Reich vom Gotte der Finſterniß auf den Gott des Lichtes über und das Lichtgeſtirn, welches der Natur ihr Leben wiedergibt, erſcheint wieder in unſerer Hemiſphäre.

S. 333: „Das Frühlingsfeſt — Oſtern — fiel urſprünglich auf den 25. März. Am 23. ſtirbt Chriſtus, am 25. ſteht er wieder auf. — Dieſer Tod und dieſe Auferſtehung kommen in allen Sonnenmythen vor. Oſiris wird von Typhon ums Leben gebracht und von Iſis wieder auferweckt. Adonis hat ſeinen Tod und ſeine Auferſtehung, eben ſo Bacchus und der Phrygiſche Atys, und immer zu derſelben Zeit des Frühlingsanfangs, des Ueberganges zum Siege des Lichtes durch längere Tage über kürzere Nächte. Agnus occisus ab origine mundi, — obgleich die Aegypter und Perſer den Stier hatten, wo wir das Lamm haben, weil im Laufe der Zeit das Aequinoctium ſich vom Stier bis zum Widder, dem Lamm, verrückt hat. — Das Lamm iſt die älteſte Abbildung des chriſtlichen Gottes, das Lamm am Fuße des Kreuzes. Erſt 680 wird durch die Synode von Conſtantinopel beſchloſſen, es ſolle der Menſch am Kreuze ſein."

Wie Chriſtus ans Kreuz geheftet wird — wie noch jetzt die finſtern Mächte zum Ziel kommen — ſo wird Atys bei den Phrygiern in ſeinen Leiden an einen Baum gebunden und am Fuße des Baumes liegt das Lamm oder der Frühlingswidder, der Erlöſer von den tödtlichen Feſſeln des Winters. Die Myſterien der Atys dauerten ebenfalls 3 Tage — drei Trauertage; dann, am 25. März, traten die Feſttage ein. Auch Adonis' Auferſtehungstag iſt der 25. März, auch Bacchus heißt „der Erlöſer" und auch der Perſiſche Sonnengott Mithra wird den 25. December geboren. Er ſtirbt und wird beklagt. Man zündete ihm Fackeln an und ſalbte ſein Bild. Dann ruft ein Prieſter: „Faſſe Muth, heilige Heerde der Eingeweihten, Dein Gott iſt erſtanden und ſeine Qualen und Leiden werden Dir zum Heil gereichen!" — Auch gute und böſe Engel, Paradies und Hölle, Kindertaufe und Hierarchie haben die alten Perſer — ganz wie ihre Nachfolger, die Chriſten. Und Tertullian geſteht, die aufgeklärten Orientalen hätten von jeher im Chriſtenthum nur eine Perſiſche Secte erblickt, deren Gott die Sonne wäre.

Ganz richtig bringt dann **Dupuis** S. 302 ꝛc. die ſpätern chriſtlichen Phantaſieen, die Trinität, den heiligen Geiſt u. ſ. w. mit der griechiſchen Philoſophie in Zuſammenhang. Er erinnert an Pythagoras' Trias und die Neuplatoniker. Hinſichtlich der Indier erwähnt er Wiſchnus Incarnationen, deren natürlich mehrere ſind und die jedesmal in den März fallen. Der Wiederherſteller der Natur erſcheint „mit jedem jungen Jahr" — im Frühling.

S. 305 ſagt **Dupuis**: „Ob Chriſtus als Menſch wirklich exiſtirt habe, ſei ganz unerheblich, die Evangelien kennten ihn nur als mythiſchen Chriſtus und Tacitus ſage nur, daß die Sage exiſtire; er habe wahrſcheinlich eben ſo wenig gelebt, als Herakles, deſſen 12 Arbeiten ebenfalls nicht von dieſer Welt ſeien."

Und S. 308: „Die in Chriſtus nur einen Geſetzgeber ſehen oder Einen, der uns um etwas habe weiß machen wollen, glauben nicht an ſeine Gottheit und haben die Fabel von ihm nicht genugſam mit den Sonnenmythen verglichen, um in ihm den Helden einer prieſterlichen Dichtung zu erblicken."

„C'est une vieille Fable: ruft er S. 401 aus, rajeunie par des hommes peu instruits, qui n'ont cherché qu'à y lier les élémens de la morale sous le nom de doctrine de Christ, fils de Dieu, dont les mystères se célébraient depuis bien de Siècles sous les noms de Mithra, d'Adonis et d'Atys." — „Es iſt eine alte Geſchichte, wieder aufgewärmt durch Leute, die nicht eben gründlich unterrichtet waren und ihre Moral damit zu verbinden ſuchten unter der Autorität des Sohnes Gottes, deſſen Myſterien ſchon Jahrhunderte lang unter den Namen von Mythras, Adonis und Atys gefeiert worden waren."

„Wir überlaſſen die Menge," ſagt Dupuis, „den Prieſtern. Genug, daß eine glückliche Revolution, die ganz und gar für die Vernunft gemacht werden mußte, wie ſie es durch ſie wurde, ihnen die Macht zu ſchaden raube."

Freilich wäre das ſchon etwas; aber wer die Maſſe hat, der hat am Ende auch die Macht zu ſchaden. Die Siege der Contre-Revolution in Frankreich haben es wohl bewieſen; und die Enkel Dupuis' beſchützen den Papſt in Rom. S. 423 ſagt er: „Der Zweck aller Religionen iſt, eine Verbindung der Menſchen mit den Unſichtbaren, die man Götter nennt, herzuſtellen, um ſie für die Bedürfniſſe der Menſchen zu intereſſiren. Die Mittelsperſonen zur Herſtellung dieſer Verbindung ſind pfiffige gewandte Leute, die man Prieſter nennt, und die ſich für intime Vertraute der Götter ausgeben und von ihnen eine dämoniſche Hülfe zu erſchwindeln unternehmen."

Und S. 453: „Wir können leicht darthun, daß die Religion eben ſo wenig für die Geſetzgebung und die Sitte etwas leiſtet, als ſie Regen und ſchönes Wetter giebt. Wir brauchen ſie alſo nicht. Wir brauchen nur die Geſetze und die Sittlichkeit, und beide laſſen ſich ohne Wunder einführen. Sie haben all ihre Macht aus ihrer Weisheit und Nützlichkeit zu ziehn, aus der Energie der Staatsgewalt, die ſie ausführt, und aus einer guten Erziehung, welche die Staatsbürger auf ſie vorbereitet.“

Nachdem er das namenloſe Unheil, das zu allen Zeiten aus dem Aberglauben gefloſſen, angedeutet, fährt er fort: „Il est donc faux, qu'il soit plus utile de tromper les hommes, qu'il ne l'est de les instruire, que la réligion soit un bien et que la philosophie, qui n'est autre chose, que la raison éclairée, soit un mal.“

„Tel est le sort, telle est la nature du bien, de ne pouvoir naître que des sources pures de la vérité et de la philosophie.“

„Es iſt das Loos, es iſt die Natur des Guten, daß es nur aus den reinen Quellen der Wahrheit und der Philoſophie entſpringen kann.“

Es iſt wahr, die große Frage iſt die Unterrichtsfrage und die ganze Schwierigkeit iſt, Lehrer zu finden, die von allem Aberglauben frei ſind

Wenn aber ein großer Augenblick den Freien die Staatsgewalt in die Hände legt, dann haben dieſe vor allen Dingen Seminarien zu gründen, in denen ſich ſolche Lehrer bilden können. Verſäumen ſie es, freie Lehrer an die Stelle abergläubiger Schwindler zu ſetzen, ſo werden die verdummten Maſſen ihre eigne Freiheit freiwillig wieder zerſtören, wie wir dies wiederholt erlebt haben.

Angeregt von den Gedanken eines gelehrten und großen Franzoſen, eines der Weltbefreier des 18. Jahrhunderts, preiſen wir ihn glücklich, daß er's nicht erlebte, was geiſtig und ſittlich verderbte Menſchen aus ſeinem Vaterlande gemacht haben.

Nachtrag.

I.

Eine Berichtigung.

K. Heinzen ſagt im Pionier vom 25. März: in meiner Schrift „Acht Reden über die Religion“ werde „jede Religion, auch die chriſtliche, auf die verkehrte Naturauffaſſung zurückgeführt.“ Wie hätt' ich das wohl thun können? Die Macht des Märchens oder Mythus beſteht ja gerade darin, daß es ein ſchlagender Ausdruck, eine treffende Allegorie des Naturereigniſſes iſt, und wäre dieſe Dichtung „verkehrt,“ wäre ſie nicht ſo ſinnreich und der poetiſche Ausdruck dem Naturereigniß nicht ſo entſprechend, wie hätt' er wohl Jahrtauſende die Gemüther der Menſchen beherrſchen können?

Er meint dann weiter: „Wie der theologiſche Glaube aus der Unkenntniß der Natur hervorgegangen, ſei heutzutage jedem Unbefangenen auch ohne langes Studium klar.“

Aber wahrlich nicht „aus Unkenntniß der Natur,“ ſondern aus lebhafter und eindringlicher Kenntnißnahme vom Gewitter, vom Siege des Lichts im Winterſolſtitium, vom Eintritt des Frühlings, von der befruchtenden Nilüberſchwemmung ꝛc. entſtanden die epochemachenden Culte. Und ſo ſcheint Heinzen dieſer Hergang, ſelbſt nach langem Studium“ noch unklar geblieben zu ſein. Er behauptet aber, die Sache ſei ihm ſo klar, daß ſie ihn im Einzelnen nicht intereſſire.

Warum intereſſiren ihn nun aber dieſe Epoche machenden, weltbeherrſchenden Poeſieen und ihre wahrlich ungemein genialen Deutungen durch die Mythologen, Sprachvergleicher, Aufklärer und Philoſophen nicht? Weil dieſe Verruchten Heinzens Katechismus nicht daran anknüpfen, weil ſie nicht ſagen: „ceterum censeo: der Materialismus iſt das Wahre!“ ja weil ich ſogar finde, man müſſe ein großer Faſelhans ſein, um im 19. Jahrhundert noch Materialiſt zu ſein.

Ob nun aber K. Heinzen ſich für die Mythologieen und Poeſieen unſerer Vorfahren intereſſirt oder nicht, iſt freilich ſehr gleichgiltig. Ein Mann, der in die Worte ausbrechen kann: „Würde jemals in der ganzen Welt von Religion die Rede geweſen ſein, wenn **von Anfang an** die Wahrheit geherrſcht hätte?“ iſt noch nicht reif über die Entwicklung der Menſchheit mitzureden. Er ſelber denkt ſich ohne Zweifel etwas bei dieſer Herrſcherin von Anfang an; ſo wie ich aber davon ſpreche: „die Wahrheit trete an die Stelle des Märchens und die Cultur an die Stelle des Cultus,“ ſo fährt er mich mit der Frage an: „worin beſteht die Wahrheit?“ Ich habe in den Reden darauf geantwortet, will aber hier noch einmal antworten: In der Geſchichte der Wiſſenſchaften. In ihr hat ſie ſich allmälig entwickelt und entwickelt ſich noch. Dieſe Wahrheit und ſelbſt Heinzens Wahrheit, der Materialismus, hat ſich nie fertig vorgefunden, und es iſt das Abgeſchmackteſte, was es geben kann, davon zu reden: „wenn die Wahrheit von Anfang an geherrſcht hätte!“ Mit ihrer Herrſchaft hat's dann wieder ſeine Bewandtniß. Wer ſich nicht von ihr beherrſchen laſſen will, dem kann ſie nicht bekommen, oder warum iſt es mir ſonſt unmöglich geweſen, in acht Reden aus dieſem Heinzen'ſchen Holz eine Herme und ihm begreiflich zu machen, warum man nothwendig mit der Phantaſie anfangen müſſe und warum noch jetzt die Phantaſie ſo viel Macht hat? Die Wahrheit iſt darum ſo ſchwer zur Herrſchaft zu bringen, weil man das Pferd Heinzen wohl ans Waſſer führen, aber nicht zum Saufen zwingen kann. Selbſt dieſe Reden, die vieler Männer mühevolle Studien zur kurzen Ueberſicht leicht zuſammenfügen, ſind ihm noch eine „ermüdende Lectüre." Wer aber die Wahrheit erfahren will, darf ſich nicht ſchon an wenigen Bogen müde leſen.

Nachdem wir geſehen, wie falſch Heinzen geleſen und nachdem er ſich müde geleſen, will er nun alles ſchon gewußt haben, was ich vorbringe. Das iſt eine kühne Verſicherung. Er weiß es ja offenbar noch immer nicht. Das Weſentlichſte drückt er falſch aus. Weder die Entſtehung, noch das Vergehen der Religion, weder der Urſprung, noch die Entwicklung der Wahrheit iſt ihm klar geworden. Vieles ſollte er allerdings gewußt haben, was er offenbar nicht weiß; Manches aber hab' ich ſelber erſt beim Niederſchreiben entdeckt und hat vorher noch keine Seele niedergeſchrieben, auch nicht gewußt, namentlich nicht die nothwendige Vereinigung des Humanismus und Naturalismus in allen Religionen. Hegel hat die Identität aller Religionen in der Phänomenologie ausgeſprochen; Dupuis nennt alle Religionen Naturreligionen; Feuerbach nennt die Theologie Anthropologie. Feuerbach läßt die Naturreligion, Dupuis den Humanismus bei Seite, und Hegel weiſt die Identität nicht im Einzelnen nach. Die Einheit aller Religionen aber iſt dieſe, daß ſie alle den Menſchen in den Himmel, d. h. in die Wolken und in die Sterne verſetzen und gelegentlich auch wieder aus der Natur — denn das iſt der Himmel — in die

Menſchenwelt, aus dem Himmel wieder auf die Erde zurücknehmen. Dies iſt ein höchſt folgenreicher Nachweis.

Das Alles will nun Heinzen längſt gewußt haben; er, der es noch jetzt nicht weiß, denn ſonſt könnte er dieſen ganzen Hergang, der die Aeſthetik der Griechen, den Humanismus der Chriſten und die ganze phantaſtiſche Spekulation umfaßt, nicht „eine verkehrte Naturauffaſſung“ nennen, noch behaupten, „der theologiſche Glaube ſei aus Unkenntniß der Natur hervorgegangen.“

Allerdings haben wir die Poeſie, welche uns die Erlöſung vom Winter, die Auferſtehung der todt geweſenen Natur, das Erſcheinen des befreienden Gewitters im Frühling u. ſ. w. beſchreibt, nicht für Wiſſenſchaft zu nehmen; aber darum iſt dieſe Poeſie noch keine Lüge, ſie iſt ein Spiel der Phantaſie, keine ernſtliche Natur-Erklärung, und es war nur eine falſche Verwendung, das Spiel für Ernſt zu nehmen. Nehmen wir die Poeſie als Poeſie, ſo iſt ſie ſicherlich harmlos. Oder iſt Freiligrath ein Lügner, weil ſein Löwe ohne Aufenthalt auf der Giraffe quer durch ganz Afrika reitet? Iſt Schiller ein Lügner, weil ſein Taucher unmöglich ſo lange unter Waſſer bleiben kann, als er es thut, oder weil ſein Glockengießer die Rede nicht wirklich gehalten hat, die er ihn halten läßt? Noch mehr, bin ich ein Lügner, wenn ich mich in irgend einer Behauptung irre? Heinzen aber ſagt von mir: „es ſei eine Lüge, daß die Religion, der Inbegriff alles blinden Aberglaubens, alles blutigen Fanatismus, aller barbariſchen Verirrungen in der Begeiſterung für das Wahre, Gute und Schöne beſtehen könne.“ „Dennoch hält Ruge, wie andere ehemalige Theologen, an dieſer ſchon früher von ihm aufgeſtellten Lüge feſt.“

Was kann fanatiſcher ſein als dieſer Heinzenſche Satz! Würde dieſer tugendhafte Mann meine vermeintliche Unſittlichkeit im Staate der Materialiſten dulden, wenn er ihn beherrſchte? Würde er es bei dem bloßen Schimpfworte bewenden laſſen? Iſt ihm alſo der Materialismus und der correcte Atheismus nicht Religion in dem Sinne, in welchem ich das Wort gebraucht habe, d. h. iſt er nicht ſtark dafür eingenommen? begeiſtert, ſo fern er ſich die Gemeinſchaft der Materialiſten äußerſt ſchön denkt? fanatiſch, ſo fern er Jeden moraliſch ächtet und einen Lügner ſchilt, der ſeiner Gemeinde — wenn er eine hat — nicht beitritt? Correcter Atheismus und entſchiedner Materialismus ſind offenbar ſeine Religion, der Idealismus die meinige.

Ob ich nun das Recht habe, das Wort Religion ſo zu brauchen, wie ich eben gethan? Bekanntlich war Religion (Religio) urſprünglich Opferverein, wie Legio Waffenverein; Opferverein, um Schweine, Schafe, Rinder (suovetaurilia) zu ſpenden. Dann wurde Religion der ganze Cultus, nicht bloß das Beſchenken und Bewirthen der Götter; es kamen auch die Bitten und Beſchwörungen hinzu, womit „die himmliſchen Perſonen“ angegangen wurden. Die himmliſchen Perſonen galten für „das höchſte Gut“ und da ſie Perſonen waren, für die wahren Weſen. Die Götter waren „ideale Menſchen.“ Venus das ideale Weib, Zeus — der ideale Heinzen; alſo wird nun ſchon Religion die Begeiſterung für das wahre Weſen des Menſchen, für den idealen Heinzen. So war alſo die Religion ſchon zu Zeus' Zeiten nicht ſo ganz von allem guten Inhalt verlaſſen, als der materialiſtiſche Heinzen in ſeiner Unwiſſenheit meint. Wenn der ideale Menſch ihr Inhalt war, ſo war ſie nur beim Wort zu nehmen, und dieſer Menſch überall wirklich zu idealiſiren, d. h. zu ſeinem wahren Weſen zu erheben, um der alten Opfergemeinſchaft einen richtigen Inhalt zu geben. Ob dieſer Inhalt richtig oder falſch ſei, kommt immer wieder auf die Bildung des Individuums an. So z. B. halte ich Heinzen für einen Fanatiker, weil er mich einen Lügner ſchilt, wenn ich unter Zeit „Religion“

für Wahrheit, Freiheit und Schönheit zuſchreibe, während er ſelbſt dieſen Fanatismus eine edle Begeiſterung nennen wird für den idealen Heinzen, der nicht lügt, der ſich ganz aufknöpft, der ſeinem Materialismus die Ehre giebt, und ein Donnerwetter ergehen läßt über alle Ketzer, die keine Materialiſten, ſondern philoſophiſche Großhändler oder gelehrte Kleinkrämer ſind.

Aber der edle Donnerer verhaut ſich, wenn er ausruft: „Fort mit dem Wort Religion, wie mit dem Inhalt der Religion!“ Alſo fort mit der Gemeinde, die dem Menſchen zu ſeinem wahren Weſen verhelfen will? die begeiſtert, ja fanatiſch für die Verwirklichung der Freiheit iſt? Fort mit der medicäiſchen Venus? Fort mit — dem idealen Heinzen?! Der Vortreffliche hätte wohl nicht gedacht, daß er mit ſeinem Ausruf ſich ſelbſt und ſeine feurigſten Wünſche abſchaffen würde, und Alles der leidigen Materie zu Liebe! Und dieſe Materie, die Elemente, die undankbaren, reißen ſie ihm dafür nicht die Haare aus, ſchlagen ſie ihm nicht die Zähne ein, ſchwächen ſie nicht ſeine Geiſteskraft ſo ſehr, daß ihn ſchon meine leichte Broſchüre beim Durchblättern — denn ordentlich geleſen hat er ſie nicht — ermüdet?

Heinzen ſchüttet das Kind mit dem Bade aus. Legio und Religio, beide gehören nun einmal mit dazu, die Wörterbücher laſſen ſich von Karl Heinzen nicht commandiren. Beide bekommen im Lauf der Zeit einen andern Inhalt; dieſen Lauf der Zeit kann wieder kein Fanatiker, gläubig oder ungläubig, aufhalten, und wir, die wir Lateiniſch und Philoſophie verſtehen, haben nur dahin zu ſehen, daß die alten Worte den wahren Inhalt bekommen; aber weder die Begeiſterung für den idealen Menſchen, noch die alten Typen, die Venus, den Apollo, noch die großen Poeſieen, den Homer, die Vedas, und andre im Lauf der Zeit heilig gewordne

Bücher werfen wir darum zum Fenſter hinaus, nur halten wir ſie nicht mehr für heilig, ſondern — für Poeſie.

Sollte Heinzen nicht wiſſen, weswegen Poeſie keine Lüge iſt?

Zu allen Märchenvätern ſagen wir nur, wie zu unſerm Freunde Freiligrath: „Aber lieber Freund, Sie verlangen doch nicht, daß ich's Ihnen glauben ſoll, Ihr Löwe ſei wirklich auf ſeiner Giraffe quer durch Afrika geritten."

Dieſe Verwahrung iſt vollkommen ausreichend, um Naturgeſchichte und Geographie durch den berühmten Löwenritt nicht verdorben zu ſehen, und mit allen andern Fabeln, heiligen und unheiligen, iſt daſſelbe Verfahren und derſelbe Humor anzuwenden. misc. sign. detur.

Dr. Arnold Ruge.

II.

An Herrn Friedrich Münch über das neue Obdach.

Brighton, England, den 20. April 1868.

Hochgeehrter Herr, Sie ſagen in dem belletriſtiſchen Journal vom 10. April in Bezug auf meine 8 Reden über die Religion: „Ich erblicke ein uraltes Gebäude in Trümmern; aber nach einem neuen Obdache ſehe ich mich vergebens um;" Sie vergeſſen, was Göthe ſagte: „Wer Wiſſenſchaft hat, der braucht keine Religion; wer keine Wiſſenſchaft hat, der habe Religion;" und fragen: „Was iſt nach Ruge's Philoſophie das Gute?" Ja, am Ende ſogar: Was iſt nun Ruge's „Vernunft?" „Ich kann es aus den Reden nicht errathen!"

Wenn ich von „der vermißten Vernunft“ anfinge, dann zum „Guten dieſer Welt“ gelangte, und endlich „das neue Obdach“ — „ſäulengetragenes herrliches Dach“ — nachwieſe, wäre Ihnen das recht? Ich vermuthe es. Darf ich aber vorher noch ſagen, was die 8 Reden leiſten ſollten?

Sie ſind ſoweit entfernt vom Niederreißen, daß ſie vielmehr ein ſchönes Gebäude weiterbauen wollen. Sie haben nicht den Zweck, irgend ein Märchen, irgend eine Poeſie, irgend einen Sohn der Dichter, d. h. irgend einen Gott, ja, ſie haben auch nicht den Zweck, die Prieſterſpeculation z. B. über Brahma, über die Dreieinigkeit zu vertilgen, „niederzureißen“, zum Fenſter hinaus zu werfen, ſondern, ſie haben den Zweck, die Entſtehung und die Entwicklung der Märchen und der Götter theoretiſch aufzuklären.

Dabei hat ſchon die „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts ein großes Verdienſt, was ich in den Mittheilungen aus dem gelehrten und edlen Dupuis, anerkannt. Sodann hat Hegel in der Phänomenologie die grandioſeſten Enthüllungen der religiöſen Myſterien (ſ. abſoluter Geiſt S. 509) gegeben. Leſen Sie nur dieſen Einen Satz: „Die Reihe der verſchiednen Religionen ſtellt ebenſo ſehr nur die verſchiednen Seiten einer einzigen dar, und zwar jeder einzelnen; und die Vorſtellungen, welche eine wirkliche Religion vor einer andern auszuzeichnen ſcheinen, kommen in jeder vor. Allein zugleich muß die Verſchiedenheit auch als eine Verſchiedenheit der Religionen betrachtet werden.“ Cultus der Natur, des Thieres, des Menſchen. Nun entſteht die Frage: Wie erſchafft die phantaſtiſche Geiſtesthätigkeit, die Poeſie, die Gegenſtände der verſchiednen Culte, die alle weſentlich ein und daſſelbe ſind?

L. Feuerbach's Antwort kennen Sie. Homo homini Deus citirt er ſchon aus den Alten, und der Wunſch, das Bedürfniß, alſo die praktiſche Geiſtesthätigkeit, ſchafft ihm die Götter.

Dies iſt nicht unrichtig, ſie erhebt die erdichteten Urheber z. B. des Gewitters erſt zu Göttern, aber es iſt nicht *genug*. Die himmliſchen Perſonen ſind nämlich in Märchen und Poeſien ſchon vorhanden, ſchon erſchaffen, ſie ſind ſchon *theoretiſche* Erklärungen — z. B. der Donnerer des Donners, — ehe die Praxis, die Verehrung, der Cultus eintritt, wodurch der Donnerer erſt *ein Gott* wird, während er vorher nur eine poetiſche Figur war.

In den neuſten mythologiſchen Arbeiten liegt ein herrlicher Schatz vor, aus dem ſich nothwendig *die hiſtoriſche* Auffaſſung der Mythenbildung und alſo auch die Religionsbildung ergiebt. Siehe die Indiſche Entwicklung. Darf ich nun um die Erlaubniß bitten, in den Reden *dieſen hiſtoriſchen Gang*, und zwar ohne die ermüdenden Details, alſo in usum Delphini, eingeſchlagen zu haben? Gewiß, Sie geben es zu. Die Bauſteine waren da, und ich habe denen die Ehre gegeben, die ſie gebacken, aber „das hiſtoriſche Gebäude“ hatten ſie weder Luſt noch das Handwerkszeug aufzuführen, ſo unendlich nahe der Zug lag, mit dem es geſchieht.

Endlich war es nöthig zu zeigen, wie alle Religionen *Humanismus*, reſp. *Animalismus*, aber auch alle, ſelbſt die chriſtliche, *Naturreligionen* ſind; und nicht nur das, auch das Verfahren war nachzuweiſen, wie die vergötterten Menſchen aus der Natur wieder in die *Menſchenwelt* zurückgenommen werden.

Darf ich mit Ihrer Erlaubniß auch dieſen Nachweis den Reden zuſchreiben?

Und damit, verehrter Herr und Freund, hab' ich zugleich geſagt, was in dieſer Sache, alſo auch in den 8 Reden, *meine* Vernunft iſt, „die Sie“, wie Sie mit Unrecht ſagen, „nicht entdecken oder errathen können“, mit Unrecht, da Sie ſie ja in ihrem Auszuge ganz gut angeben.

So wollte ich in den Reden das ſchöne Gebäude der Aufklärung über die Religion ausbauen und das Entſtehen des Glaubens *aus der Phantaſie* und ſein Vergehen *durch Philoſophie*, oder *das Erſetzen der poetiſchen durch die wiſſenſchaftliche Welterklärung* nachweiſen.

Weil nun unſer Freund *Feuerbach* dieſe *theoretiſche* Seite nicht hervorgehoben hat, ſo haben Sie, verehrter Herr, dieſe auch nicht aus ihm lernen können. Anders iſt es mit Hegels Phänomenologie, die allerdings, wie Sie aus obiger Anführung ſehn, weit über Feuerbach und Strauß oder gar Hans Renan hinaus geht.

„Groß iſt, Mutter Natur (der geiſtigen), deiner Erfindungen Pracht." Und dieſes herrliche Gebäude kommt Ihnen wie Schutt vor? Im Römiſchen Pantheon Logik zu leſen, wäre würdiger für das hübſche „Obdach", als Meſſen darin zu leſen, und wer von uns, wenn er den Homer lieſt, glaubt an ſeine Götter? Wir brauchen ihn alſo nicht mehr, wie Plato, vor die Thür unſrer Republik zu ſetzen.

Ich habe nun zwar ſchon meine von Ihnen vermißte Vernunft; ich habe „ein neues Obdach", ja, ich könnte ſagen, ich hätte auch ſchon „das Gute" nachgewieſen; denn dieſe „Vernunft" und „dieſes neue Obdach", die erkannte und gerettete Menſchenwelt, der Nachweis des großen, des einzigen Befreiungskampfes der Menſchheit, das ſei gewiß gut, wenn auch noch nicht „das Gute ſelbſt." Aber ich will mein Programm ehrlich halten, und nicht ſo verſtohlen zum Ziel kommen.

Ueber „*meine* Vernunft" kann ich mich kurz faſſen. Eine *eigne* Vernunft hat kein Menſch, alſo auch ich nicht. Sie meinen mit Ihrer Frage auch wohl nur, was ich unter Vernunft verſtehe. Der berühmte Satz: „Alles was iſt, iſt vernünftig", bedurfte der Kritik. Ich habe daher von 1838—42 in den „Jahrbüchern", dann in meinen „geſammelten Schriften", 10 Bänden, ſpäter in „Unſrer Philoſophie, unſrer Politik und Geſellſchaft und in der Religion unſrer Zeit," drei kleinen Broſchüren, dann in „der Loge des Humanismus" und neuerdings im 4. Bande, „aus früherer Zeit", auf die Frage, was Vernunft ſei, zu antworten geſucht. Ich habe namentlich in dieſem 4. Bande, der ſoeben erſchienen iſt, die Philoſophie hiſtoriſch, ſyſtematiſch und kritiſch dargeſtellt, alſo auch den Materialismus, dieſen Baſtard der Wiſſenſchaft, der mit jedem Wort — weil das Wort ideal iſt — gegen ſich ſelber ſpricht, kritiſirt und zur „Vernunft" gebracht. Wollen Sie mir nicht die Ehre anthun, dieſes Buch, auf das ich einen langjährigen Fleiß verwandt habe, zu leſen?

Wenn Sie nichts Neues darin finden, ſo entſchuldigen Sie mich, wie bei den Reden, mit dem Gegenſtande, der Wahrheit, die kein Einzelner, ſondern nur ſie, die Alles enthüllende Zeit, enthüllt, die aber auch kein Geheimniß der Prieſter zu Sais iſt, ſondern die Weltgeſchichte, die ich daher auch ſchon in den Reden, „die einzig richtige Offenbarung" genannt habe.

Eine andre Vernunft kenne ich nicht, und ſein Sie überzeugt, giebt es auch nicht. *Die Vernunft iſt der Geiſt der Menſchheit, wie er ſich in ihrer Geſchichte, d. h. in der Geſchichte ihrer Wiſſenſchaft entwickelt.*

Ich komme nun zu dem „*Guten* dieſer Welt." Denn Sie fragen: „was iſt nach *Ruge's* Philoſophie *das Gute*?" Wie ein Bürger der großen Republik fragen kann, was iſt das Gute, wenn er mitten darin ſitzt; wie er zweifeln kann, was ein alter Platoniker, wie ich, darunter verſteht, da ſchon Plato ſein Werk über das Gute „*die Republik*" genannt, iſt ſchwer zu ſagen. Oder ſahen Sie den Wald vor lauter Bäumen nicht? *Das Gute* iſt der freie Staat, die ethiſche Welt, die *Freiheit*, und das Princip des Guten iſt der vernünftige Wille. Was vernünftig ſein ſoll, ſagt Sitte und Geſetz. Die Entwicklung Beider liegt aber in der Entwicklung der Intelligenz der Nationen, und ſo kommen wir zum Guten dieſer Welt in einem beſſern Sinne, als in dem Göthiſchen, wo es nur Geld und Gut bedeutet, das wir aber durchaus nicht aus-, ſondern einſchließen; denn nur in der freien Geſellſchaft wird der Reichthum richtig erzeugt und richtig an den Mann gebracht.

Wie das Wahre die werdende Wiſſenſchaft, ſo iſt das Gute die werdende Freiheit, und endlich iſt das Schöne das rechte Kunſtwerk.

Machen Sie ſich nun „ein ſäulengetragenes herrliches Dach“ über dem Tempel des Wiſſens, über dem Heiligthum von Sitte und Geſetz, über der Glyptothek, der Pinakothek, dem Odeon, dem Theater, und wenn Ihnen dies „neue Obdach“ des Geiſtes nicht beſſer gefällt, als das alte, ſo ſein Sie verſichert, es liegt nicht an der Idee, ſondern nur an ihrer Ausführung. Dies iſt „das neue Obdach, nach dem Sie ſich vergebens umſehen.“ Sie werden es nicht länger überſehen, wenn ich Sie bewegen kann, nur einen Augenblick meine Brille aufzuſetzen, und Sie werden finden, daß der Hüter des Vaticans und Ludwig der Baier größre Heiden ſind, als ſie ſichs je haben träumen laſſen.

Ich hätte mein Verſprechen nun gelöſt; aber Sie werden mir vielleicht nicht zugeben, daß eine ſolche Cultur der höchſten Güter, daß die Cultur des denkenden Geiſtes in den Wiſſenſchaften, die Cultur der Geſellſchaft, des Staates oder des freien Menſchengeiſtes und die Cultur der Kunſt oder das Schöne den Cultus der Himmliſchen erſetze. Vielleicht ſagen Sie, dieſe Cultur leiſte mehr, ſie leiſte wirklich Alles; aber Religion ſei ſie nicht zu nennen, und das religiöſe Gefühl erſetze ſie nicht. Sie iſt aber wirklich ſchon unſre gegenwärtige Religion. Seit 1789 haben wir uns für dieſe Ideale begeiſtert, bis zum Fanatismus erhitzt, und égalité, fraternité und liberté ſind ſo ausdrücklich, wie was nur ſein kann, aus dem ethiſchen Idealismus des Chriſtenthums entſprungen. Der Gott ließ ſich freilich nicht weiter bilden, weil die Wiſſenſchaft Herr geworden war über die Phantaſie, die allein Götter bildet; aber wem iſt die Freiheit, die Schönheit und die Wahrheit ſeitdem nicht unmittelbar das Heilige, nicht unmittelbar das höchſte Gut? Wer cultivirt ſie nicht je nach ſeinem Vermögen? Und welche Opfer haben wir ihnen nicht freudig gebracht? Der Eine hat all ſein Hab und Gut, der Andre ſeine Ruhe und Freiheit, und Tauſende ihr blühendes Leben der Freiheit, dem Gemeinweſen geopfert. Haben Sie es nicht ſo gut, als ich erlebt?

So tritt in dieſer neuen Religion, weil wir immer noch den Krieg und die Empörung gegen das Gute nicht los ſind, ſogar noch das Opfer und „Menſchenopfer ohne Zahl“ auf.

Der aber iſt wahrlich ein Barbar, der für das Schöne, die Freiheit und den herrlichen Bau der philoſophiſchen Wiſſenſchaft nicht wärmer fühlt, als er es je vermocht, zu fühlen für die Juden, die den chriſtlichen Himmel bevölkern, und für den elenden Egoismus eines nackten ewigen Lebens, dem keine Phantaſie einen andern Inhalt zu geben vermocht, als „die ewige Langeweile“ ſelbſt.

Stoßen Sie mit mir an: ein Hoch im beſten Weine der Welt „für das neue Obdach“!

Mit aufrichtiger Hochachtung einen Händedruck über den Ocean

Arnold Ruge.

III.

Die Controverſe und der Materialismus.

Antwort an Karl Heinzen.

1. Die Controverſe.

K. Heinzen wirft im Pionier vom 27. Mai den Reden über die Religion Religioſität vor, und verſucht ſeine unbedachten Ausdrücke: „verkehrte Naturauffaſſung“ der Märchenväter und „Unkenntniß der Natur“ als Entſtehung der Religion zu vertheidigen. Dies iſt ihm nicht gelungen, wie ich gleich zeigen werde, und konnte ihm unmöglich gelingen, da die Naturauffaſſungen, wie ſie im Homer und Heſiod ꝛc. erſcheinen, noch immer als treffende und paſſende Auffaſſung bewundert werden und da die aſtronomiſchen Götter ſogar eine nicht verächtliche Himmelsbeobachtung, alſo Naturkenntniß vorausſetzen.

Heinzen wirft mir ſodann vor, „ich flüchte mich feig vor der Controverſe über den Materialismus.“ Was nicht im Pionier vorkommt, exiſtirt für ihn nicht; mit dem Pionier iſt es nach ihm wie mit dem Koran: die Wahrheit, „der Materialismus“ iſt darin, die andern Bücher ſtimmen entweder mit Heinzens Koran überein, gut, dann ſind ſie überflüſſig oder ſie ſtimmen nicht damit überein, dann ſind ſie ſchädlich: er lieſt ſie alſo nicht. Sonſt würde er aus Prutz Muſeum, das Jahr vor der Schillerfeier, und aus dem IV. Band „aus früherer Zeit (1867)“ S. 34. 52. und 156 geſehen haben, daß ich den Materialismus keineswegs vernachläſſigt. Er meint aber, ich hätte bei dieſer Gelegenheit — etwa im Pionier? — davon reden ſollen, und es nicht gethan, während ich doch die Reden mit einem Auszuge aus Dupuis gelehrtem Buch ſchließe, und weiß Heinzen denn nicht, zu welcher Schule Dupuis gehört?

Heinzen iſt aber erſt bei Gelegenheit ſeiner zweiten Rede gegen mich bis zu meinen Citaten aus Dupuis, d. h. bis ans Ende der Broſchure gekommen; das erſte Mal hat er „dieſe intereſſante Partie“ nicht entdeckt, denn das erſte Mal fand er in dem Pamphlet „gar nichts, das ihn intereſſirte“ weil er voreilig annahm, das Richtige ſtünde ſchon im Pionier, und was nicht im Pionier ſtünde ſei unrichtig.

Er weiß es nicht, daß ich mich über den Materialismus und Idealismus, ja über beide, wo ſie in der Geſchichte der Philoſophie nur auftreten, erklärt habe. Darum muß ich es „feige vermieden haben,“ und zwar „weil ich nicht männlich und offen genug ſei, mit meiner Vergangenheit ehrlich zu brechen, und einer Wahrheit die Ehre zu geben, zu deren Begründung ich nichts beigetragen;“ alſo, ich hätte darum nicht gekämpft, weil ich die Waffen nicht ſtrecken wollte! d. h. ganz naiv: erſt die Controverſe und dann die Confeſſion, wie die Juden in Toledo!

Wenn ich die Controverſe aufnehme, muß ich doch wohl meine Vergangenheit richtig finden; aber ich ſoll dennoch „mit ihr brechen“ und „dem Materialismus die Ehre geben“ — wörtlich, wie der alte Deputirte vom Lande in der Sächſiſchen Kammer im Jahr 1843 mich andeklamirte:

„Der Herr iſt Gott, iſt unſer Gott,
Gebt unſerm Gott die Ehre!“

Dieſer Brave wäre wohl noch mit irgend einem Bekenntniß des Aberglaubens zufrieden geweſen. Heinzen hingegen iſt auf keine andre Weiſe zu befriedigen, als durch ſeine eignen Artikel im Pionier. Selbſt wenn ich ſeinem Gott, dem Materialismus „die Ehre gäbe,“ er würde es entweder nicht entdecken, weil es zu weit hinten in der Broſchure wäre oder er würde unzufrieden ſein, weil ich es nicht auf die richtige Weiſe thäte. Grade wie ich ihm die

Religion nicht auf die richtige Weiſe aufhebe und folglich ein ſchauerlich frommer Duckmäuſer, ein Leo, ein Knak, ein „Antipapſt“ bin. Denkt Heinzen, daß er mich bei den Leſern der 8 Reden wirklich in den Ruf eines frommen Mannes bringen wird? Ich wette mit ihm, kein Menſch in Amerika und Europa lieſt ſie mit ſolchem Unverſtande, wie er.

Dennoch, obgleich Heinzen bei ſeiner „verkehrten Auffaſſung, daß ich ein Ausbund der Frömmigkeit ſei,“ bleiben mag, will ich es ihm doch nicht hingehen laſſen, daß „die verkehrte Naturauffaſſung der Dichter“ die Religion oder vielmehr die Götter gemacht habe. Verſtünde er nur einen Satz von Dupuis z. B. nur den l'Univers Dieu, ſo könnte er das nicht behaupten. Der bildliche Ausdruck, den das Märchen braucht z. B.: „Der Donner brüllt,“ iſt kein verkehrtes Bild, keine „verkehrte Auffaſſung,“ ſo wenig es ein verkehrtes Bild iſt, wenn ich ſage, Heinzen iſt ſchief gewickelt, obgleich er ſchon gar nicht mehr gewickelt, ſondern ein bemooſtes Haupt iſt.

Nun bürdet er mir auf, ich gebe die dichteriſche Auffaſſung der Natur für die richtige Erklärung des Phänomens aus. Habe ich denn aber geſagt, „bildliche oder dichteriſche Erklärungen und Ausdrücke ſeien wiſſenſchaftlich richtige?“ Nein, ich nenne ſie „entſprechende“ d. h. ſchlagend und, wie die Erfahrung gezeigt hat, einſchlagend veranſchaulichende „Auffaſſungen“ der Naturereigniſſe.

Heinzen will nun aber den Unterſchied von „entſprechender bildlicher Auffaſſung“ und „wiſſenſchaftlich richtiger Erklärung“ nicht hören und verdreht mir die Worte im Munde.

Heinzen iſt in dieſem Punkt nicht nur ſchiefgewickelt, was er ſagt iſt auch „verkehrt“ und eine Verdrehung der Frage.

Sodann ſoll es von mir Sophiſterei ſein, wenn ich ſage:

„nicht aus Unkenntniß, ſondern aus lebhafter Kenntnißnahme z. B. vom Gewitter ſeien die Hauptgötter, Indra, Zeus und Jehova entſtanden. Er meint: „Kenntniß hätt' ich nicht ſagen können." Er irrt ſich: Kenntnißnahme giebt Kenntniß. Freilich iſt nicht jede Kenntniß eine Erkenntniß der Sache. So geht es Heinzen mit ſeiner Kenntnißnahme und Kenntniß von meiner Broſchüre. Auch der Märchendichter, der keine wiſſenſchaftliche Kenntniß von der Naturerſcheinung hat, hat ſicherlich eine Kenntniß derſelben, ſonſt könnte er ſeine Dichtung dem Volke nicht einleuchtend machen. Wie ſollte das Volk wohl finden, daß ſein Märchen paßte, wenn weder er noch das Volk Kenntniß von dem Naturereigniß hätte?

Heinzen alſo, verhaut ſich koloſſal, wenn er den Glauben an die Märchen über die angeblichen Urheber der Naturerſcheinung aus Unkenntniß der Natur hervorgehen läßt; im Gegentheil der Glaube geht daraus hervor, daß dem Gläubigen das Bild des Dichters nur zu ſehr als ein treffendes einleuchtet und ſich ihm immer wieder aufdrängt, wenn er den Donner von neuem hört.

Nicht einfach auf Kenntniß oder Unkenntniß, ſondern auf den Unterſchied der phantaſtiſchen und der wiſſenſchaftlichen Welterklärung kommt es hier an. Wer, wie Heinzen, auf dieſen Unterſchied nicht eingeht, kommt der Sache nicht bei, ſondern verhaut ſich nothwendig, ſowie er den Mund aufthut.

Jedermann weiß, wie ſehr ſowohl die Dichter und Prieſter, als ihre Zöglinge, das große Publikum, noch immer von der phantaſtiſchen Weltanſchauung beherrſcht werden. So heißt es noch immer: „Gott ſpricht aus jeder Blume, Gott ſpricht aus dem ganzen Wunderwerk der Schöpfung. Wie ſollte wohl die Welt ſo zweckmäßig eingerichtet ſein, wenn ſie nicht von einer Perſon eingerichtet wäre, die ſo vernünftige Zwecke hatte und ſolche Weisheit beſaß, als dieſes großartige Werk erfordert?

„Doch noch kein Auge ſchaute,
Den Meiſter der es baute.“

Dieſer unſichtbare Baumeiſter iſt die Phantaſie der Mehrheit der jetzt lebenden civiliſirten und unciviliſirten Menſchen; und Heinzen wird nicht ſagen wollen, daß Schiller, der geweſene Arzt, und andre Leute, die ſo reden, keine Kenntniß von der Natur oder von der Welt hatten. Verſtanden etwa Newton und Leibnitz keine Aſtronomie, und war nicht Newtons Aberglaube ſehr ſtark und Leibnitz der Verfaſſer der Theodicee?

Sind ihm die zu alt, ſo iſt Th. H. Buckle gewiß neu genug. Nun, Buckle verſtand ſicherlich etwas mehr von den Naturwiſſenſchaften als Karl Heinzen; dennoch iſt er bis zum Myſticismus abergläubiſch und predigt den phantaſtiſchen Glauben an die himmliſche Perſon mit ganz unglaublichem Eifer, nachdem er eben die Herrſchaft des Aberglaubens mit allen Gründen der Wiſſenſchaft bekämpft hat.

Und ſo ſteht es nicht nur mit Th. H. Buckle, der die Geſchichte auf die Naturwiſſenſchaften gründet; — die Mehrheit derer, die in Naturwiſſenſchaften und allen möglichen exacten Wiſſenſchaften höchſt reſpectable Kenntniſſe beſitzen, ſind trotzdem noch immer Anhänger des Glaubens an eine himmliſche Perſon, wenn ſie ſich auch noch ſo viel Einreden gegen ſeine Weltſchöpfung und ſein weiteres Regieren durch Wunder erlauben.

Was iſt daraus zu lernen?

Nicht aus „Unkenntniß der Natur,“ ſondern aus überlieferter phantaſtiſcher Auffaſſung glauben dieſe Leute, d. h. nicht die Kenntniß, ſelbſt nicht eine eminente Naturkunde; ſondern nur die Erkenntniß, die denkende Erkenntniß, die Philoſophie, befreit den Menſchen aus der Knechtſchaft, in der ihn die phantaſtiſche Welterklärung, das Märchen, nun ſchon ſo viele Jahrhunderte feſtgehalten hat und in vielen Himmelsſtrichen noch viele kommende Jahrhunderte feſthalten wird.

Gegen Heinzens leichtfertigen Ausdruck: „der Glaube entſpringe aus Unkenntniß der Natur," ſtatt aus der (noch immer herrſchenden) phantaſtiſchen Naturerklärung, hätte ich mich daher viel ſchärfer erklären können, als ich's gethan, und ich hätt' es gethan, wenn ich dieſen Schriftſteller in dieſer Sache für zurechnungsfähig hielte, — wie denn jedermann finden wird, daß er gegen eine Sache zu Felde zieht, deren Förderung man von ihm erwarten ſollte.

Ich gehöre darum noch lange nicht zu denen, die ſein unüberlegtes Dreinpoltern für ſchädlich erklären. Manchmal, wie mit den Schweinen, Schafen und Rindern, auf die der Opferverein noch immer ausgehe, macht er gute Witze, manchmal gehts ihm wie Falſtaf, daß er Andern Gelegenheit giebt, welche zu machen.

Auch irrt er ſich, wenn er denkt, ich zürne ihm. Gleichen Wind und gleiche Sonne! Hab' ich ihn „ein Pferd" genannt, warum ſoll er nicht „mit dem Wallach" retour fahren? Als ich ihn berichtigte, that ichs nicht aus Zorn, ſondern weil ich es für nützlich hielt, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den Umſtand zu richten: „daß es ſich hier um den noch lange, lange nicht ausgefochtenen Kampf der phantaſtiſchen und der wiſſenſchaftlichen Welterklärung handle."

Eben ſo wenig ſind die 8 Reden „aus Eitelkeit oder Rivalität mit Schleiermacher" entſtanden, wie Heinzen inſinuirt. Der Titel iſt nur eine Herumdrehung des Schleiermacherſchen, der ſich „an die Verächter der Religion" wandte, wie ich „an die Verehrer" derſelben. Die Lorbeern, die mich nicht ſchlafen laſſen, ſind nicht die Schleiermacherſchen; nicht ihn beneid' ich um ſeine Erfolge, ſondern Voltaire und Leſſing. Schleiermacher und die

Romantiker ſtrengten ſich an für die Wiederherſtellung des Chriſtenthums aus dem Unglauben einer aufgeklärten rationellen Zeit. Nicht ohne Erfolg halfen ſie „der Phantaſie" wieder auf die Beine. (Man leſe Tiecks Phantaſus und A. W. Schlegels Vorleſungen zu Gunſten „des Aberglaubens" in Berlin.) Sie haben ihre heilloſen Doctrinen mit Unverſchämtheit, Beharrlichkeit und Genialitätsduſel auf den Thron, in die Miniſterien, auf die Univerſitäten, in die Schulen gebracht. Mitten in Berlin erklärt jetzt Einer von ihnen, die Erde ſtehe ſtill; und ſeine Collegen helfen ihm zu dem Antrage, ſich ausſchließlich in Beſitz des Unterrichts der Jugend zu ſetzen.

Ob unter ſolchen Umſtänden ein dem Schleiermacherſchen entgegengeſetzter Erfolg zu wünſchen ſei, darüber ſollte man ſich mit Ernſt entſcheiden; und es iſt wenigſtens gut, daß Knak dem Faß den Boden ausgeſchlagen und die Wiſſenſchaft reſolut angegriffen hat. Es iſt ein Gegenſtoß eingetreten; und wenn unſre Partei die Sache jetzt eben ſo eifrig aufnimmt, als ihrer Zeit die Romantiker die Schleiermacher-Schlegelſche Reſtauration, dann allerdings werden wir ebenfalls große Erfolge haben; und ob ich einmal unter denen genannt zu ſein wünſche, die der Propaganda für die Reſtauration des Aberglaubens und des Mittelalters entgegengetreten ſind, darüber will ich Heinzen durchaus nicht im Zweifel laſſen. Dieſe Broſchüre iſt nicht der einzige Titel, auf den ich einen ſolchen Anſpruch gründe; aber viele Menſchen ſind nicht durch philoſophiſche Bücher zu belehren, einer großen Anzahl iſt ſelbſt durch Broſchüren nicht beizukommen, und endlich giebt es noch genug, denen ſogar durch Zeitungsartikel kein Licht aufzuſtecken iſt.

Alſo ſchon die Propaganda gab einen genügenden Beweggrund zu der Broſchüre, und Heinzens und Herrn Münchs Bemerkungen gewährten mir einen willkommnen Anſtoß zu Zeitungsartikeln. Der Widerſpruch iſt Einem, der ſich um die Aufklärung bemüht, kein Schreckniß, ſondern nur ein Reiz.

Bei dieſer Gelegenheit war aber nicht, wie Heinzen denkt, Materialismus und Idealismus, ſondern phantaſtiſche und wiſſenſchaftliche Welterklärung die Controverſe oder der Widerſpruch, um deſſen Löſung es ſich handelte und noch lange handeln wird.

2. Der Materialismus.

Ich habe den Materialiſten Dupuis gewiß nicht anders, als mit der größten Hochachtung behandelt; daß der Materialismus nach der Kritik der Begriffe aber eine ganz andre Frage wird, als vor aller logiſchen Beſinnung der Philoſophirenden, daß ſogar Voltaire's Klarheit jetzt wieder einer Aufklärung bedarf; ſolche Fragen gehörten nicht in meine Broſchüre, auch nicht in die Zeitungsartikel zu ihrer Vertheidigung.

Kennte Heinzen die Akten des großen Proceſſes, in dem die Wahrheit ſich immer mehr durchſetzt, kennte er die Geſchichte der Philoſophie, ſo wüßte er, daß der Materialismus von der Philoſophie allerdings auf die Seite der wiſſenſchaftlichen Welterklärung geſtellt und mit ſeiner Anſchauung, daß die Natur alles ſei, ſofern anerkannt wird, als er in ihr ganz richtig die Vernunft wiederfindet oder „die Wahrheit in der Wirklichkeit ſucht," wie Heinzen dies richtig ausdrückt. Die Wahrheit in der Wirklichkeit ſuchen, heißt aber vorausſetzen, daß dieſe Wirklichkeit ein vernünftiges Syſtem ſei, d. h. Idealiſt ſein. Die Kritik muß daher den Materialismus in ſo fern für ſehr überſichtig, d. h. für Faſeler erklären, als er nicht merkt, daß er damit ſelbſt Idealismus treibt, denkt, ſyſtematiſirt, d. h. die Natur zu einem Vernunft-Syſtem erhebt.

Der Materialismus iſt aber keineswegs das Neuſte oder eine Erfindung unſrer Tage, er findet ſich ſchon am Anfange der Philoſophie und an mehreren Punkten, wo ſeine Kritik (durch die großen Logiker, wie Zeno und Heraklit, Plato den Erfinder der Idee, und Ariſtoteles, den Gründer der Logik) wieder in Vergeſſenheit gerathen war, ſchlägt er von friſchem wieder aus.

Schon die Mileſiſchen Naturphiloſophen waren Materialiſten. Sie erklärten die Welt aus materiellen Principien und „Anaximander läßt ſogar ausdrücklich aus dem Unendlichen, aus dieſem Einen, der Materie überhaupt, Alles hervor und darin wieder zurückgehn.“*)

„Ariſtoteles ſagt von ihnen, ſie gäben blos die Elemente des Körperlichen, aber nicht des Unkörperlichen an, und ihrem Allgemeinen fehle es an der Thätigkeit.“ Hegel aber lobt ſie, daß ſie denn doch in Allem eine allgemeine Subſtanz und dieſe bildlos gefaßt hätten, — was allerdings der Anſatz zur Wiſſenſchaft und der Schritt aus dem Orient oder aus der Phantaſie heraus iſt.**)

---

*) Ruge aus früherer Zeit IV, 26. In dieſem Buche habe ich nachgewieſen, daß die Hegel'ſche Philoſophie nicht die Philoſophie dieſes einzelnen Gelehrten, ſondern die Verarbeitung und Syſtematiſirung aller epochemachenden Syſteme iſt. Dieſe große Arbeit der Gelehrſamkeit und des Denkens, auch die Vollendung der Methode (Zenos, Heraklits und Platons) gehört Hegel, aber wie der Mathematiker die Mathematik nicht nagelneu erfindet, ſo thut das ebenſowenig der Philoſoph mit der Philoſophie.

Die Götter werden nun nothwendig gleich von den erſten griechiſchen Denkern bei Seite gelegt. Die griechiſche Religion geht in die griechiſche Philoſophie unter. Dieſe geht dann wieder ins Chriſtenthum und in mittelaltrige Barbarei unter. Indem ſich aber die Philoſophie ſeit Des Cartes vom Chriſtenthum, von dem ſie zur Magd unterjocht worden war, erſt wieder zu befreien hatte, wurde es für meine Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Philoſophie nöthig, die phantaſtiſchen, d. h. religiöſen oder chriſtlichen Auswüchſe auszuſcheiden, die den neuern Philoſophieen bis zur franzöſiſchen Aufklärung anhängen und ſpäter immer noch wieder, den Principien zum Trotz, in die Syſteme hineinwuchern. So bei Kant, Fichte, Hegel. Dabei mußte ich mir die phantaſtiſche Welterklärung und ihre eigne Entwicklung klar machen. Dies that ich

Ariſtoteles' und Hegel's Bemerkung zuſammen enthalten die Kritik und zugleich die Anerkennung, die der Materialismus nothwendig erfahren muß.

Der Materialismus, der uns näher liegt, beginnt mit der Auflehnung des engliſchen Geiſtes gegen die Scholaſtik. Mit der Zunge iſt die ganze moderne engliſche Philoſophie (bis auf J. St. Mill) chriſtlich, in Wahrheit iſt ſie durch und durch materialiſtiſch. Die Engländer werden ſich über ihre Inconſequenz nicht klar, aber ſie iſt ihnen leicht nachzuweiſen, und die Franzoſen, die an Locke anknüpften, haben ganz richtig die Conſequenz des Materialismus und Atheismus aus ihnen gezogen, zum Erſtaunen des ſogenannten Skeptikers Hume, der dies erſt an Holbach's Tafel in Paris entdecken ſollte.

Wenn der Engländer Baco die Sprache verurtheilt, ſo thut er das natürlich mit der Sprache; wenn er „die Natur ſelbſt reden laſſen will durch das Experiment", ſo iſt freilich das Experiment erſt die Frage, die an die Natur geſtellt wird, und ein Dummer kann weder die Frage aufwerfen, noch die Antwort verſtehn. Der Experimenteur ſtellt die Frage und veranſtaltet die Antwort. So wird der Empiriker, der Alles von Außen erfahren will, weder

---

in den 8 Reden. Das Buch über die rein philoſophiſche Entwicklung (der IV. Band aus früherer Zeit) wäre mir aber zu ſehr angeſchwollen, hätt' ich dieſen Gegenſtand, das Entſtehen und Vergehen der Religion, noch mit hineinnehmen wollen. Ich ſonderte ihn daher ab, aber die Auffaſſung des Unterſchiedes der europäiſch wiſſenſchaftlichen und der aſiatiſch phantaſtiſchen Weltanſchauung geht durch das Buch hindurch und wird gelegentlich von dem Geſichtspunkt der betreffenden Philoſophie aus erörtert, wie gleich obige Ausführung zeigt.

Schon die erſten Bände habe ich gänzlich vom Aſiatismus der phantaſtiſchen und despotiſchen Weltanſchauung gereinigt und hoffe, unſre Landsleute werden dies noch eines ſchönen Morgens entdecken. Daß ich es geſagt habe, nützt freilich nichts, wenn man nicht darauf hört. An dem Brief iſt es viel wichtiger, wie er geleſen wird, als wie er geſchrieben wurde.

die Sprache, noch das Denken, noch die Initiative los. Aber er gebehrdet ſich, als wäre er ſie los geworden, indem er ſie in Thätigkeit ſetzt. Er ſagt und denkt: er rede und dächte nicht; die Natur ſpräche zu ihm durch das Experiment.

Wie Baco ſich gegen die Sprache erklärt, indem er ſie ausübt, ſo erklärten ſich bekanntlich die Franzoſen des 18. Jahrhunderts gegen die Metaphyſik, ebenfalls indem ſie ſie ausübten, denn jeder Gedanke iſt metaphyſiſch. Aber auch jedes Wort iſt metaphyſiſch und übernatürlich. So wie alſo der Materialiſt den Mund aufthut und ſpricht, verläßt er den Boden der Natur und tritt in das Reich des Unſichtbaren und des Geiſtes ein.

Das Wort iſt nicht bloß hörbarer Schall, ſondern articulirter Ton, der als Begriff vernommen und verſtanden wird; es iſt der geäußerte Gedanke; als Aeußerung iſt er nur Zeichen: die Schrift thut es daher ſo gut, als die Rede.

Jedes Wort iſt alſo allgemein; es kann kein hier Exiſtirendes ausdrücken, das Natürliche, das Aeußerliche läßt ſich nicht ſagen. Wenn ich „Pferd“ ſage, ſo bedeutet das immer alle Pferde, ſelbſt das Wort. „dies“ gilt für Alles und ohne den hindeutenden Zeigefinger, oder womit ich ſonſt zeige, kann ich „dies“ nicht beſtimmen. Das Wort bedeutet die Gattung, oder die Art; wenn man aber das ſinnlich exiſtirende Individuum ſagen wollte, würde man — wie dies ſchon die Griechiſchen Sophiſten entdeckt haben — das Unmögliche verſuchen; denn in der Sprache iſt das Einzelne, jedes Wort, ſchon allgemein, weil es Gedanke iſt. Nun exiſtirt das Allgemeine in der Natur: Raum, Zeit, Bewegung, Materie, Licht, Leben. Dies ſind alſo äußerlich exiſtirende Kategorien oder Gedanken.

Aber ſie ſind nicht denkende Gedanken, nichts Geiſtiges. Das Wort drückt nun auch dieſes Allgemeine, die Thätigkeit des

Denkens, aus; der Bewegung des Denkens kann es aber nur als Verſchwindendes nachkommen. Das Wort iſt unfähig, dem Gedanken anders nachzukommen, als dadurch, daß es ſich fortdauernd aufhebt, ſich verneint, und ſo Mittel einer Entwicklung wird, zu der es in ſeiner Vereinzelung nur der Keim iſt. Die Entwicklung der Gedanken macht die Worte zu ihren Stufen. So wird die Sprache dialectiſch.

Dieſe Entwicklung iſt Metaphyſik. Erſt die Metaphyſik lehrt den Menſchen denken und menſchlich reden. Die Metaphyſik alſo iſt allgemein menſchliches Eigenthum. Denn des Redens überhaupt, des Gebrauchs und der Flüſſigmachung der Begriffe kann ſich kein Menſch enthalten. Selbſt der Materialiſt muß reden, Ideen entwickeln, d. h. Idealiſt ſein.

Der Materialiſt iſt unbewußter Idealiſt; das Philoſophiren muß aber kritiſche und bewußte Metaphyſik ſein, und nicht in den unbewußten und ungeſchulten Empirismus und Materialismus der Engländer und vieler unſrer heutigen Naturforſcher zurückfallen. (Vergl. Ruge aus früherer Zeit IV a. a. O.)

Der Fehler dieſer Erfahrungswiſſenſchaft iſt: ſie leugnet das Ueberſinnliche, das ſie nicht ſieht; das Ueberſinnliche ſoll nicht erkennbar ſein. Iſt etwa dieſe Behauptung, die wir doch wohl erkennen ſollen, etwas Sinnliches?

„Die Conſequenz des engliſchen Empirismus, welche die Franzoſen denn auch gezogen haben, iſt der Materialismus. Dieſer ſagt: das Ueberſinnliche, welches nicht erkennbar iſt, iſt gar nicht; die Materie iſt Alles und das ſogenannte Geiſtige nur ihre Thätigkeit und ihr Produkt; ſchlage ich den Kopf ab, ſo ſchlage ich den Geiſt todt.“ (Hegel, Encycl. I, 78.)

Aber der Materialiſt ſagt weder was die Materie, noch was die Thätigkeit, noch was das Denken, dieſe Thätigkeit des Kopfes, iſt.

Und es iſt wahrlich nicht leichter zu ſagen, was die Materie denn nun ſei, als was der Geiſt iſt. Ohne die Gedanken des Geiſtes, ohne die Sprache, die wir ſchon als das Ueberſinnliche nachgewieſen haben, läßt ſich doch ſicherlich nicht ſagen, was die Materie denn eigentlich ſei; und der Materialiſt diſputirt mit den Gedanken gegen das Denken.

Läßt ſich nun aber der Materialiſt das Reden und das Denken ſchenken, ſo dürfen wir uns vorläufig wohl auch die Materie ſchenken laſſen, die ſichtbare Wirklichkeit, die ſinnliche Welt. Wenn Heinzen dies lieſt, welche Materie hat er dann vor ſich? Die Buchſtaben, die gedruckten Worte. Dieſe ſind ja aber nur Zeichen der Gedanken; die Gedanken erhält er alſo völlig immateriell. Und dieſes Immaterielle iſt die Seele alles Materiellen — doch reden wir nur von menſchlichen Dingen, nicht gleich von der Natur. — Wir zwei alſo die in dieſen Gedanken, wenn wir ſie verſtehn, eins ſind, ſind über den Ocean herüber und immateriell eins, und wenn Einer zu Hunderten ſpricht und ſie verſtehn was er ſagt, ſo ſind dieſe Hunderte immateriell eins mit ihm, die körperlich jeder für ſich ſind und auch jeder geiſtig für ſich ſind. Ja, wenn man dem Sprecher den Kopf abſchlüge, ſo würde ſie das nicht im Mindeſten hindern, nach wie vor mit ſeinen Gedanken eins zu bleiben, wie denn bis auf den heutigen Tag alle denkenden Philoſophen mit Ariſtoteles darüber einig ſind, daß den Materialiſten die Principien des Unkörperlichen fehlen.

Dieſe völlige Einheit der völlig Unterſchiedenen macht die Ausbreitung des Ich über alle Andern möglich; und dieſe Allgemeinheit des Denkens erzeugt die geiſtige Welt, die Thätigkeit des Kopfes erzeugt die Algebra der Sprache und der Ideen; und die Meiſter der Ideen ſind die Herrn der Welt.

Und wo iſt in unſrer Zeit der Philoſoph, der die Ideen verwirft, oder den Materialismus zum Syſtem macht? Es ſind Schriftſteller und Naturforſcher, die ihn beiläufig herausbeißen; aber es iſt kein berühmter Name vorhanden, der mit dem Verlauf der philoſophiſchen Wiſſenſchaft bekannt wäre und es unternommen hätte, aller Logik zum Trotz ein materialiſtiſches Syſtem aufzuſtellen.

Es kann auch nicht anders ſein. Wenn der Materialismus ſich von der Phantaſie der Theologen und von der unkritiſchen und darum theologiſch gefärbten Metaphyſik weg, und der Wirklichkeit der Natur zuwendet, ſo hat er Recht; wenn er ſich aber der Kritik der Kategorien verſchließt, wenn er ſich von der Wiſſenſchaft, welche die Gedanken ordnet und ſichtet, verbindet und auseinander entwickelt, wegwendet, wie das jetzt der Fall iſt, ſo fehlt er, repetirt die Franzoſen und ſetzt ſeine beſchränkten Beobachtungen einer Bildung entgegen, die ſo weit über ſeinem Horizonte liegt, daß ihm der Kopf zu ihrer Thätigkeit fehlt. Die Wiſſenſchaft wird aber nicht durch Unverſchämtheit und Unwiſſenheit wegdekretirt; wer ſie nicht verſteht, der bleibt von ihrer Halle ausgeſchloſſen und wäre er Rector magnificus oder gar Rex sacrificulus.

Durch die Revolution von 1848 wurden die Menſchen in die Wirklichkeit hereingeriſſen und Natur, Geſellſchaft und Staat wollte man ſich aneignen. Die Unterdrückung der Freiheit verkümmerte dann eine Zeitlang die politiſche Bewegung und warf die Menſchen auf die Natur und Oeconomie, auf das Materielle und die materiellen Intereſſen, wie die Eroberung des politiſchen Lebens 1848 das alte Leben in der abſtracten Theorie beendigt hatte.

Dieſe ganze Bewegung, nicht irgend ein eminenter Kopf, nicht irgend ein klarer Denker, hat den materialiſtiſchen Zug erzeugt, der unſrer Zeit eigen iſt. Der Materialismus iſt der Drang der Menſchen unſrer Zeit, ſich die Wirklichkeit in Staat, Verkehrswelt und Natur zu unterwerfen und dabei iſt er ein Gegenſtoß gegen die frühere Trennung der Theorie und der Praxis, gegen die abſtract theoretiſch artiſtiſche Geiſtesfreiheit. Daher die Vernachläſſigung ſowohl der Philoſophie, als der ſchönen Formen, daher aber auch das Aufſchießen des unbeachtet, unbewacht und ungezügelt gelaſſenen Aberglaubens in unſerm Vaterlande.

Hat doch Einer von den materialiſtiſchen Schriftſtellern — ich dächte, es wäre Büchner geweſen — geradezu vorgeſchlagen, „man ſolle den Idealismus den Pfaffen überlaſſen und unbeirrt um ihn ſich ganz der materiellen Welt widmen," ein verhängnißvoller Irrthum! Die Pfaffen brauchen eben ſo ſehr die materielle Welt, als wir, und ſind ſo wenig harmloſe Nachbarn, daß es unmöglich iſt, ſie aus den Augen zu laſſen, um nicht ſofort an ihnen ſich die grauſamſten Tyrannen zu erziehn.

Zum Bändiger der phantaſtiſchen Welterklärung und des Glaubens iſt der materialiſtiſche Drang nicht ausreichend; dazu iſt die philoſophiſche Einſicht nöthig, welche die ganze geiſtige und natürliche Welt mit ihrer Aufklärung durchdringt.

Wir ſehn dies an den Engländern, bei denen Materialismus und Aberglauben nun ſchon ſo lange neben einander herlaufen, und an unſrer Geſchichte in Deutſchland, wo ſich in den letzten 20 Jahren Orthodoxie und pfäffiſcher Schwindel neben dem Materialismus zur ſchönſten Blüthe entfaltet haben. Warum? Weil über dieſer ſonſt löblichen Richtung auf die Eroberung der wirklichen Welt, auf politiſche Freiheit und Naturbeherrſchung, die Geiſtesfreiheit vernachläſſigt wird.

Faſt hat man ſie vergeſſen, und

„Ich beſah es doch einmal
Was ſo köſtlich iſt!“ —

Während wir alſo dem practiſchen Drang des Materialiſmus und dem Eifer des Naturforſchers, der die geiſtige Welt über die Außenwelt vergißt, alles Gute nachſagen, verkennen wir nicht, daß der Materialiſmus eine gefährliche Einſeitigkeit und eine theoretiſche Faſelei iſt.

Selbſt in ſein eignes Gebiet, in die Natur dringt ja das Immaterielle ein, ja es trägt und hält und erzeugt ja die ganze Natur in Raum, Zeit und Licht.

Die Materie iſt doch im Raume, der Raum iſt doch die unendliche Ausdehnung, alſo das Alleräußerlichſte von Allem. Der Raum iſt alſo doch ſicherlich nichts Geiſtiges, nichts Innerliches; iſt er denn aber materiell? Kein Menſch wird den Raum Materie nennen. Sinnlich iſt er; denn was im Raume iſt, das iſt in der Außenwelt, in der Sinnenwelt: aber er iſt zugleich das Unſinnliche, das völlig Unkörperliche, die reine Ausdehnung, nichts als dieſe Ausdehnung, die wir aber vor uns, unter uns, über uns, hinter uns haben. Er iſt das Eine Element der Natur und trägt und hält ſie in ſeinem ſinnlich-unſinnlichen Schooße.

Eben ſo iſt es mit ihrem andern Elemente, mit der Zeit. Alles iſt in der Zeit. Sie iſt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So iſt ſie die ewige Revolution, die unendliche Bewegung. Was iſt nun aber die Bewegung? „Immer in demſelben Orte zugleich zu ſein und nicht zu ſein,“ ſagt Heraklit, und ſo iſt in der Gegenwart immer in demſelben Zeitpunkt die Vergangenheit vergangen und die Zukunft eingetreten, oder vielmehr: die Gegenwart iſt das Vergehen und das Entſtehen der beiden in demſelben Moment; und die Zeit iſt immer dieſe reine Bewegung.

In der Bewegung ſind nun wir und iſt die ganze Materie.

Kein Punkt der Materie iſt unbewegt. „Die Bewegung iſt die Seele der Materie.“ Iſt ſie nun etwas Materielles? Zeit und Bewegung ſind dieſe äußerlich vor ſich gehende Löſung des alles ergreifenden Widerſpruchs, aber ſie ſind eben ſo das unſinnlich Sinnliche, als der Raum; den ſie ſind nicht geiſtig.

Beide, Raum und Zeit, ſind nicht materiell und dennoch ſind ſie die ewigen Elemente und die allumfaſſenden und alldurchdringenden, alles haltenden und alles bewegenden Formen, die äußerlichen, die ausgedehnten und die bewegenden Formen der Materie. Alles Natürliche iſt in Raum und Zeit, in dieſem immateriell Materiellen. Mit ihrer Allgemeinheit ſind ſie dem Geiſte verwandt, aber ſie ſind nicht geiſtig.

Noch ſchlagender dringt das Immaterielle in die Materie ein, offenbart und belebt ſie als Licht, als dieſes materielle Immaterielle, als die leuchtende, imponderable widerſtandsloſe Ausbreitung, welche die dunkle Materie aufklärt, alles Lebendige beſeelt, belebt und mit ſeinem Glanze ſchmückt, die Seele der Pflanzenwelt und das eigne Licht der Thierwelt iſt; denn

> „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
> Wie könnt' es wohl das Licht erblicken?“

Wie der Kopf und der Gedanke, ſo verhält ſich der Lichtkörper und das Licht.

Das Licht iſt nicht ohne den Lichtkörper, aber das Licht iſt nicht körperlich.

Der Gedanke iſt nicht ohne den Kopf zu erzeugen, aber der Gedanke iſt nicht materiell; er iſt ſeine eigne Bewegung in ſeinem eignen Elemente, den Begriffen und den Worten.

„Ich denke und ſo bin ich!“

ſagt der Unſterbliche. Das iſt das Gewiſſeſte von allem Gewiſſen. Keine Erfahrung ohne dieſe Erfahrung, keine Wahrheit ohne dieſe

Wahrheit, kein Syſtem ohne dieſe Thatſache! Iſt ſchon das Licht der Natur immateriell, ſo iſt das Licht des Geiſtes, die Thätigkeit des Kopfes, das Denken, noch in einem viel eminenteren Sinne immateriell: Die rein in ſich ruhende, rein von ſich ausgehende und rein ſich in ihrer Bewegung erfaſſende Thätigkeit, die einzig völlig freie Thätigkeit, die einzige volle Selbſtbefriedigung in der Welt.

Freilich ſind wir nicht ohne die Erde und nicht ohne das Sonnenſyſtem, nicht ohne die Pflanzen, nicht ohne die Thiere, nicht ohne den Kopf.

Wer aber ſo viel Kopf hat, um die Wiſſenſchaft und ihre Eroberungen auf dem Felde der Natur und des Geiſtes zu verſtehn, der weiß auch, daß die materielle Welt in der immateriellen ruht, ſich bewegt und durch ſie ſich belebt, befreit und begeiſtet, daß Seele und Begriff in der Natur verkörpert ſind, daß aber auch Logik, Begriff, Geiſt und Wiſſenſchaft aus der Natur ſich befreien — abſtrahirt werden und als immaterielle Macht ihr eignes Reich, das Reich des Geiſtes in Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt errichten.

Dies iſt der Idealismus und die ewige Wahrheit.

Von ihm ſpricht Buckle I, ii, 181, wenn er mit populären Worten ſagt:

„Der große Lichtkörper mit all' ſeinem himmliſchen Glanz iſt kein würdigerer und mächtigerer Gegenſtand als der menſchliche Geiſt in unſrer Welt. Dem menſchlichen Geiſt und ihm allein verdankt jedes Volk ſeine Wiſſenſchaft. Und was anders, als der Fortſchritt und die Verbreitung des Wiſſens giebt uns unſre Künſte, unſre Wiſſenſchaften, unſre Fabriken, unſre Geſetze, unſre Ueberzeugungen, unſre Sitten, unſre Bequemlichkeiten, unſern Luxus, unſre Civiliſation, kurz Alles was uns über die Wilden erhebt, die durch ihre Unwiſſenheit auf eine Stufe mit den Thieren herunterſinken, mit denen ſie in der Wildniß umherziehn?“

Ob ich mich nun den Materialiſten mit alledem verſtändlich gemacht? Vielleicht nicht Allen, aber ſicherlich ſehr Vielen. Denn bei den Meiſten iſt der Materialismus nur die Frage? Wie exiſtirt denn aber der abſtracte Geiſt, der abſtracte Begriff, das abſtracte Wort? Sie hätten's freilich leicht, wenn ſie nur die Güte haben wollten die Geſchichte der größten aller Wiſſenſchaften, der Philoſophie, zu ſtudiren.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Lit. germ. 54000

Wanderbuch.

Wanderbuch

1825—1873

gedichtet

von

Arnold Ruge.

I

Ausgabe für die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

* * *

25 D Kue 401

Leipzig,
Verlag von Ernſt Keil.
1874.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

Inhalt.

I. Lieder und Elegieen.

Seite

Entſchuldigung 3
Dahin! 4
Mit einer Bernſteinleier . . 5
An die angenem. Bernſteinleier 6
Liebe in der Schloßkoppel . . 8
Ritter Fuke 10
Seefahrt 11
An E. Schliemann 12
An die Verehrte 13
Der Verſtand 15
Erinnerung an die Schweiz . 16
Elegie aus dem Gefängniß . 18
Im Jannar 1830 22
Einem jungen Mädchen . . 23
Die Göttin der Schönheit . . 24
Gedenken will ich Dein . . 25
Der Auswanderer 26
Das Kind am Strande . . . 33
Das verlaſſene Kind 34
Abſchied von Rügen 36
Die weiten Felder 37
Heimweh 38
Der junge Schiffer 40
Abſchied von Berlin 41
Auf dem Wege nach Jena . . 42
Am Wege 43
Geſtändniß 44
Die Quelle und ihr Quell . 46
Neue Gefangenſchaft 47

Seite

An Luiſe 48
Nachtfahrt in Italien . . . 49
Wandervögel 50
Was ich ſuche 52
Tanz und Kuß 53
Wiegenlied 54
Mein Wunſch 55
Thalfahrt 56
Abſchied von Zürich 57
Die Lüneburger Haide . . . 58
Ephemeriden 60
1. Am Ufer 60
2. Auf dem Schiffe . . . 61
3. In der Fremde 62
4. In der Dämmerung . . 63
5. Nach Calabrien 65
6. Der Britte 66
Luna 67
Erd' und Menſch 68
Erinnerung 69
Der Hirt auf der Alp . . . 71
Poeſie 72
Im Sternenlicht 74
Am Ufer Altenglands . . . 75

Lenſchen.

1. Der Spielmann 76
2. Aus früherer Zeit . . . 78
3. Das Kind auf der Fuchsjagd 79

Seite
Die jungen Sperlinge . . . 81
Der Traum 83
Der Wolkenhimmel 85
Bei den Nibelungen 87
Die Nacht 88
Mein Troſt 94
Meine Taube 96
Am Feuer 97
Am Himmel 99
Weltgeneſung 100
Die Fünfe 101
I. Die Schwalbe 101
II. Die Waldvögel . . . 102
III. Wer verrieth es dir? . 103
IV. Die Nachtigall . . . 105
V. Die Lerche 106

Geburtstagsgedichte.

An die Geliebte 107
I. Zum 23. Juni 1839 . 107
II. Der 23. Juni 1856 . 108
III. Mit einem Schleier . 109
IV. Zum 23. Juni 1862 . 110
V. Zum 8. October 1858 . 111
VI. Derſelben 1860 . . . 112
Die Eine 113
Von drüben ein Gruß . . . 114
Ständchen 115
Lieb' und Luſt 116
Die Flüchtlinge 117
Seite
Auf See 118
Zuverſicht 119
Trinklied 120
Kühler Burſch 121
Erwartung des Geliebten . . 122
Rizzios Marienlied 125
Der Schottiſche König . . . 126
Parabaſe 127
Widmungen. I. 128
II. Die Heimath 130
III. Den Genoſſen . . . 132
IV. Halle und Italien . . 134
Das Meer 135
Mein Tag iſt aus 136
Herbſt 137
Der Eichbaum 138
An das Glück 139
Was nennſt du Glück? . . . 141
Der Abend 143
Mit goldgefaßten Korallen . . 144
Mein Schatz 145
Weil ſie mir gefällt 146
Unerreicht 147
Der Dampfzug 148
An den Himmel 149
O wär' ich ein Vogel! . . . 150
Widmung d. Hrn. Klappenborg 151
Abſchiedsgeſang 152
Parodie 153

II. Diſtichen. Epitaphien der Weltgeſchichte. Satiren. Räthſel. Julklapps. Denkſprüche.

Seite

1. Diſtichen.

Das große Geheimniß . . . 157
Am Horizont 157
Seite
Wahlſpruch 157
Dem philoſoph. Schulrector . 158
Redefreiheit 159

Seite
Preßfreiheit 159
Die Geſetze 159
Der Züricher Feſtungswall . 159
Schelling 160
Feuerbach an die Sophiſten . 160
Das Göttliche 160
Das Unſterbliche 160
Das Abſolute 161
Die Natur 161
Religion 161
Freiheit 161
Der Aſtronom als Denunciant 162
Als ihn 12 ſeiner Collegen wieder zu Ehren bringen wollten 162
Tieck und A. W. von Schlegel 162
Die Dantepietiſten 163
Ein Hageſtolz der Vernunft . 163
Ein Practiſcher 163
Leo und Knak 163
An Heinrich Wuttke 164
Ein Reiſender 165
Beide Kammern 165
Rom 165
Ein Quartett 166

2. Epitaphien der Weltgeſchichte.

Leipzig 1813 168
Belle-Alliance 1815 168
Spanien 1820 168
Paris 1830 169
Juli 1830 169
In den Alpen 1846 169
An die Schleswiger 1846 . . 173
Dänemark u. die Herzogthümer 173
Das Jahr 1848 173
Italien, Frankreich u. Deutſchland 1848 174
Seite
Das Jahr 1849 174
Der Sieger 1863 174
Europa. Jungitalien 1859 und 1860 175
Lincoln 1860 175
Umſturz 1862 175
Aus der Fremde 1862 . . . 176
Die Schleswig-Holſteiner 1865 176
Nach Grant's Siegen 1865 . 177
Die Preußen 1866 177
Wirkung 1866 178
Die Deutſchen 1870 178
Der Bürgerkrieg 1871 . . . 178
Das Credo d. 19. Jahrhunderts 179

3. Satiren.

Flöten gehn 182
Rath der Franzoſen 184
Vorſchlag zur Güte 184
Oskar von Redwitz 184
Die Vorſehung 185
Blätter zum Lorbeerkranze . 186
  1. O wärſt du ꝛc. 186
  2. An die Deutſchen . . . 187
  3. Epigramme für das Nichts 188
Hochverrath 189
Preßfreiheit 190
Die gläubigen Mythologen . 190
Text zu Daus' Siegespredigt 191
Diogenes ſucht d. d. Mann . 192
Oll Moder Knakoch 202
Die Realiſten 203
Die Schillerfeier 203
Etwas Weltgeſchichte . . . 204
  1. Die Spinne 204
  2. Die Fliegen 205
  3. Der richtige Weg . . . 206

Seite
Grabſchrift 207
Ein erfahrner Mann . . . 207
Guter Rath 208

4. Räthſel.

1. Die Feder 209
2. Das Dampfſchiff 210
3. Das Räthſel 211
4. Der Geiſt 211
5. Paris 212
6. Das Räthſel der Sphynx . 212
7. Das Meer 213
8. Die Luft 213

Seite

5. Julklapps.

1. Mit einem Reiſetäſchchen . 215
2. Mit einem Dintenwiſcher . 215
3. Mit einem Keſſelhalter . . 216
4. Mit einem Blatthalter . . 216

6. Denkſprüche.

1. Der Menſch 217
2. Das Denken 217
3. Das Weſen 219
4. Götterdichtung 219
5. Weltregierung 220
6. Die Probe 220
7. Der Tag iſt unſer . . . 221
8. Das Denken wider Willen 221

III. Antikes und Modernes.

Seite

1. Antikes.

Das Harmodiuslied 225
Ein Diſtichon von Plato . . 227
Grabſchrift der Dreihundert . 227
Heſiods Spruch 227
Hylas 228
Helena's Brautkammerlied . 234
Antigone. Erſter Auftritt . 237
Hirtenhochzeit von Theokrit . 243

2. Modernes.

Reiterlied 252
Sklavenlied 254
Zu Blum's Todtenfeier . . . 257
Unſerm guten Genius . . . 258
Seite
Klage 259
Einladung 260
Das Vaterland 262
Gebet 264
Die Deutſchen 266
Verwundet zum Tode . . . 268
An's Volk 269
Es iſt Zeit 271
Die Staffette 272
Freiheit und Gleichheit . . 273
An die natürlichen Verbündeten 274
Der Freiheitskrieg ohne Bundesgenoſſen 276
Gallia und Germania . . . 277

I.

Lieder und Elegieen.

Entſchuldigung.

Du, das ewig uns umſchlungen,
Allgeliebtes Himmelsblau,
Wer hat dir kein Lied geſungen,
Weil er ſchlürfte deinen Thau,
Weil ihn noch die Luft umwallte,
Die du ihm zu athmen ſchickſt,
Daß ſie im Geſang erſchallte,
Weil du gar zu freundlich blickſt?

Dahin!

1871.

Warum find' ich die goldene Küſte
Nicht wieder im blauen Meer?
Warum ziehn nicht mit blankem Gerüſte
Die Schiffe dahin und daher?

Warum leuchten die funkelnden Sterne
Nicht heiter vom Himmel herab?
Warum lockt mich die duftige Ferne
Nicht zu ſich am Wanderſtab?

Warum ſchwinden die luſtigen Farben
Der Blumen, ſobald ich ſie ſeh?
Warum iſt mir das Herbſten der Garben
Nur des Todes unendliches Weh?

Wärſt du wieder ſo jung und ſo golden,
Du himmliſche ewige Welt!
Wär' ich wieder zur glücklichen, holden,
Zur muthigen Jugend geſellt!

Mit einer Bernſteinleier am Halsband.

1826.

Des lauten Ruhmes ſüßen Melodieen
Verſchließt ſich oft ein kluggeſtimmtes Ohr,
Und wie die Stimmen nah'n, und wie ſie fliehen,
Es kennt den ächten, oft nur leiſen Chor;
Ja, willſt du tiefer zu der Wahrheit dringen,
Muß oft auch Stummes dir vernehmlich klingen.

So hat auch dieſe Leier ihre Weiſen,
Und unvernommen weißt du ihren Sinn.
Nicht wahr, ſie darf, ſie wird ſich glücklich preiſen?
Denn ſelbſt umkränzte dürfen nimmer hin,
Und weihten in ein ſolches Heiligthum
Doch gerne ſich und ihres Klanges Ruhm!

An die angenommene Bernſteinleier.

1826.

Wohl warſt du weich gebettet
In Meeres Mutterſchoß,
Wohl, wenn du dich gerettet
Vom Wellenſchlag in's Moos,
Das ehrfurchtsvollen Steinen
Zum weichen Pfühl entquillt, —
Wohl hat der Wiege Weinen
Dir Sonn' und Moos geſtillt:

Doch nimmer, Kind der Tiefe,
Du gold'ne Leier nun,
Ob Meer und Moos dir riefe,
Du möchteſt dort nicht ruh'n;
Denn wo ihr Buſen blühet,
Wie Morgenduft ſich wiegt,
Wo Liebchens Herze glühet,
Dein ſüßes Lager liegt.

Du durfteſt ſie begleiten,
Am Herzen ruhſt du ihr;
Mich trennen öde Weiten,
In Feſſeln lieg' ich hier.
Dich küßt ſie jede Stunde,
Du hörſt den holden Traum;
Mich grüßt nicht Blick, noch Kunde
Vom dunkeln Himmelsſaum.

Ach, wie des Sommers Freuden
Mit Schwalb' und Lerche zieh'n,
Sah ich mit Liebchens Scheiden
Den Glanz der Tage flieh'n, —
Den ſonſt durch flücht'ge Schleier
In ew'ger Frühlingszier
Mit junger Sonnen Feuer
Mir ſtralt' ein Blick von ihr.

O flieht, ihr, träge Sonnen,
Ihr Nächte ſonder Ruh;
Denn iſt das Jahr verronnen,
So eil' ich Liebchen zu.
Dort in des Abends Bogen
Schwebt ihre Lichtgeſtalt:
Strömt hin, Geſangeswogen,
Vor mir, wo Liebchen wallt!

Die Liebe in der Schloßkoppel.

1827.

Der Frühling lacht, die Sonn' enthüllt
Sich Knoſpen voll und viel;
Im Duſte, der den Wald erfüllt,
Treibt's Vöglein luſtig Spiel:
Die Loſe trägt ihr Hochzeitskleid,
Doch flieht ſie ſeinen Kuß;
Den leichten Kinderſinn erfreut,
Nur Flucht im Lenzgenuß.

Sie ſchwingt ſich tief, ſie ſchwingt ſich hoch,
Der Buhle folget ihr,
Sie birgt ſich, jetzt ſieht er ſie noch,
Jetzt iſt ſie nicht mehr hier; —
Und laute Klag' und Liebesruf
Dringt durch den dichten Hain,
Sie hört es wohl und merkt, ſie ſchuf
Ihm herbe Liebespein.

Er weint von Zweig' zu Zweigen fort,
Verſenkt in ſeinen Schmerz;
Und ihr entgeht kein Trauerwort,
Senkt Reu' ihr in das Herz.
Sie hüpft herbei, ſie bäte gern,
Verſchämt naht ſie ſich mehr;
Er jauchzt herbei; wie blieb' er fern?
Wie zürnt' er wohl ſo ſehr?

Wie ſie mit Küſſen ihn verſöhnt!
Wie ſtolz der Fant ſich hält!
Wie ihm darauf die Kleine fröhnt,
Als Gattin zugeſellt,
Im Neſterbau mit Sorg' und Müh',
In Angſt um zarte Brut!
Ach! und verlor ſo ſchnell, ſo früh
Den leichten Jugendmuth!

Der Ritter Fuke.

1827.

Der Ritter Fuke leeret täglich
Viel Stiefel und viel Humpen,
Und ſchnalzt beim Biere gar behäglich,
So lang' die Wirthe pumpen.

Sieht er ein Stiefelglas, er malet
Es braun mit Gerſtenlabe;
Und lacht und duftet's nun, pokalet
Er friſch die Gottesgabe.

So läßt er euch kein Glas nicht leer,
Kein volles ruhig ſtehen,
Er ließe's Trinken nimmermehr,
Und ſollt' er zu Grunde gehen.

Die Seefahrt.

1828.

Still fließt der See um ſtolze Bergesufer;
Vom jähen Pfad begrüßen hohe Rufer
Des Schiffes Lauf, die Felſenwände fliehn
Durch Wolkenflor und Himmelsblau dahin.

Doch um des Berges ſchroffe Zinnen ſtreiten
Sich Wind und Wolken, die ſich überbreiten.
Das Wetter thürmt ſich an der Bergeswand;
Es zuckt, es brodelt, und es iſt entbrannt.

Nun murrt der Donner, ein unendlich Wogen,
Von Berg zu Berg im Widerhall gezogen,
Bis plötzlich von der Alpe weißem Dach
Dazwiſchen prallt ein greller Wetterſchlag.

Das Waſſer ziſcht, das Schiff wogt, wie ſie ſchäumet,
Die Welle, die zum Sturz ſich überbäumet,
Und wieder hebt. — Du glücklicher Pilot!
Der Blitz vermied, die Welle führt dein Boot!

Du weißt den Weg, und dir iſt es beſchieden,
Du führſt uns in des Hafens ſichern Frieden
Aus Sturm und Nacht. Dein Arm ermüde nicht
Der See wird ſtill; vom Ufer blinkt das Licht!

An E. Schliemann,

als er die Studien der Alten und das Gefängniss verliess. 1829.

Der Kerker ſchwieg, ein Ton gebar
Sich aus der Stille Schooß,
Drang voller vor von Jahr zu Jahr,
Riß dich empor und los,
Geweihter Geiſter weltbefreiend Tönen, —
O ſelig, wen ſie werbend ſich gewöhnen!

Der Kerker ſchweigt, der Riegel klirrt;
Strömt Lebensſtrudel ein,
Und wie er wallet, ſchwankt und irrt
Und feſſelt, biſt du ſein.
Auch dem Bewegten ſollſt du dich vertrauen,
Doch ſteuernd auf die feſten Sterne ſchauen!

Werbung.

An die Verehrte. Aus dem Gefängniſs. 1828.

Willſt du dem vollen Buſen wehren?
Dem raſchen Lied' ihn aufzuthun?
Kein Dank ſoll dir allein gehören,
Und kein Gefühl verborgen ruh'n.

Den Andern iſt's in dir geboren,
Sie fordern was ſie dir gewährt;
Doch iſt dir ſelten eins erkoren,
Dem ganz dein Inn'res mit gehört.

Und was vernehmlich dich verkündet!
Dich offen zeigt durch Liedes Macht,
Kein Fremder hat es doch ergründet,
So viel er auch umhergedacht.

Geheim, wie du es dir erzogen,
Lebt all dein herrlichſtes Gefühl,
Ob du es gleich mit Sangeswogen
Hinſtrömeſt in das Weltgewühl.

Nur wer es ſchuf und dir gewogen
Ein Bruderlicht im Buſen trägt,
Ihm iſt zur Freud' es mit erzogen
Und eigen in den Sinn gelegt

So führt mein Lied auf leiſen Flügeln
Melodiſch die Gefühle fort,
Ich darf den ſcheuen Flug nicht zügeln,
Und irrend trifft es ſeinen Ort.

Der Verſtand.

1828.

Manneskraft, Verſtandestiefe,
Du dringſt zu der Weisheit Born,
Selbſt der Dichtung Zauber ſchlieſe,
Wärſt du ihr nicht mitgebor'n.

Regeſt, wirkeſt, läßt uns ſchauen
Was im vollen Tageslicht
Auf den allbeſeelten Auen
Leiſe ſich zu Wundern flicht.

Und der Menſch iſt groß geworden,
Weil du auf der Wahrheit Spur
Ihn geführt durch viele Pforten
Zum Geheimniß der Natur.

Heil'ge Kraft, ergreif' und wende
Feſt den Geiſt auf ſeine Bahn,
Daß er ſchaffe und vollende
Was die Welt nur halb gethan!

Erinnerung an die Schweiz.

1829.

Du trittſt hervor, hier blinkt der See
Dort ragt ſein wald'ger Bord,
Und Wolkenzelt und Gletſcherhöh'
Sie glüh'n verſchwiſtert dort.

Es ruft der Senn, die Heerde zieht
Zur duft'gen Kräuterhöh',
Der Gärten Obſt und Reb' umblüht
Die Weiler an dem See.

Aus Felſen quillt, vom Felſen fällt
Der Quelle Silberſtral,
Beſucht, den Blumen zugeſellt,
Ihr engumhegtes Thal.

Zu ihrem Bord, zum Blüthenduft,
Wenn ſie nur wacht und ſpricht,
Die Nachtigall ihr Liebchen ruft
Im ſtillen Sternenlicht;

Oft hergeführt, oft hier verweilt
Hat der Geliebte mich,
Oft ſind wir ſpät zurückgeeilt,
Wenn ſchon der Mond entwich.

Du enges Thal, ihr ſtolzen Höh'n,
Wo ich die Freude fand,
O dürft' ich euch doch wiederſeh'n
An ſeiner lieben Hand!

Elegieen.

1. Aus dem Gefängniss. 1829.

Wenn aus der Erde Gewalt holdgaukelnde Träume dich löſen;
Ueber die wogende Saat, über die ſchäumende See
Wanderſt du, ſchwingſt dich beflügelt empor durch funkelnde Sterne,
Und aus dem Himmel herab ſchwebſt du zu ſüßerem Glück.
So, mein Freund, iſt es mir, den der Welt ſein Kerker entwöhnte.
Strahlt mir gefangenem Mann wirklich von neuem das Licht,
Welches die Freien umgiebt in des Lebens wogender Strömung,
Wahrheit, ſchön wie Gedicht, Liebe, die mehr als ein Traum?
Trüge die Erde, wie ſonſt, auch mir im bräutlichen Teppich
Schwellende Gräſer, auch mir Blumen? — ich weiß es ja noch! —
Frühe von Düften umwallt naht leiſe der roſige Morgen,
Wecket die Lüftchen zuerſt, ſendet ſie dann durch die Flur.
Und wie ſie flattern und koſen, entquillt leicht athmendem Schlummer
Luſtiges Leben; es ſchwirrt hoch in das graue Gewölk

Lerchengeſang und begrüßt die kommende Sonne noch drüben —
Jetzt erſt blitzet ihr Strahl über den flammenden Rand.
Schnell durchſchwimmt nun die Fluren der goldene Schimmer des Aufgangs,
Und ſieh! Sterne von Thau blicken aus jeglichem Kelch!
Mir auch blüht nun, ihr Blumen, auch mich hüllt, liſpelnde Gräſer,
Wieder in euer Gewog', wieget die Lüftchen mir zu!
Wieder umhaucht mich, ihr Buchen, mit wolligem Laube des Frühlings,
Wieder mit Düften des Walds friſchet die Seele mir auf!
Wie mich aus rauſchenden Kronen mit Jubel die Sänger begrüßen!
Singt, und zählet auf mich, was ihr auch jubelt und preiſ't.
Und wenn der Lenz nun ſchwindet, und drückende Mittagsſchwüle
Goldene Saaten umarmt, aber die Nerven erſchlafft;
Dann führt wieder mein Pfad, ſeit lange zuerſt mich zum Meere,
Und in die kühlende Flut taucht mich ein rüſtiger Sprung.
Flieht nicht, ſpielende Wellen, o weilt zu ſüßer Umarmung,

Daß uns, ſchwimmend geſellt, wiege das ſchwimmende Meer
Weit in die See! — Dort ſegelt — o nein, dort rollet auf Rädern
Dampfend ein freier Vulkan; — führe mich, mächtiges Schiff!
Fern zu der leuchtenden Inſel Brittannien fliege der Wimpel;
Und bei dem freieſten Volk weil' ich, ein glücklicher Gaſt.
Aber es zieht mir das Herz zu der Heimath trauterem Boden;
Laßt mich zurück, und des Rheins muntere Wirbel mich ſchau'n.
Find' ich euch wieder, mit Villen beſät, ihr rebengeſchmückten
Felſen, ihr Zwinger des Stroms, der mit Geſtrudel enteilt?
Sei mir gegrüßt im Spiegel der brüderlich ziehenden Ströme
Freundliches Mainz, ſei gegrüßt, ferne mir winkender Thurm
Auf dem Gebirg', und ihr, weinſpendende, ſonnige Thäler,
Welche der Neckar durchbrauſt, ſtürmend in's freiere Land!
Liebliche Thäler und Höhen des Schwarzwalds, leuchtender Rheinſtrom,
Haltet mich nicht, denn es ziehn dort mich die Alpen heran

Erſt zum Gipfel des Rigi! Dort lagern die rieſigen Häupter
Hoch vor Italien; hier glänzen unzählige See'n,
Freundlich mit Städten umſä't und bunt. in der Ebne der Felder;
Jetzt zu dem Aether der Alp, dann in den Süden hinab!
Ja, mir ſchlägt noch das Herz, wie ſonſt im Buſen, ich fühle,
Neu geboren iſt mir, wiedergewonnen die Welt.
Nehmt mich zurück, ihr Lebend'gen, und bliebt ihr Männer der Freiheit,
Welche die Menſchen verſteh'n, und die vermenſchlichte Welt;
Soll es die Erde nicht ſein, nicht der Himmel des herrlichen Südens,
Welchem die Sehnſucht gilt, welchem die Seele ſich weiht!

2. Im Januar 1830.

Tief in Nebel und Nacht, an der Oſtſee wüſtem Geſtade
Liegen die Kerker, die uns grauſam die Jugend geraubt,
Weil wir Freiheit und Ruhm, wie Timoleon oder die Gracchen
Glühend geliebt und den Geiſt griechiſcher Männer im Ernſt
Ueber das Land der Teutonen heraufzuführen geträumet.
Träume ſind Schäum'! Ade, Kerker und Nebel und Nacht!
Unter dem ſonnigen Himmel Italiens oder in Hellas,
Will ich's vergeſſen dein Loos, armes verlorènes Volk.

* * *

Einem jungen Mädchen

zu ihrem 13. Geburtstage. 1829.

Mit den kleinen Wogen
Durch den bunten Plan
Tändelnd fortgezogen
Spielt dein leichter Kahn,

Wie der Morgen heiter
Unter Blumen tritt,
Fröhlich hüpfſt du weiter
Und die Blumen mit.

Frühe Farben ſchwimmen
Um des Mädchens Kleid,
Frühe Liederſtimmen
Hört es weit und breit.

Holde Knoſpen ſchließet
Lind der Morgen auf,
Spätre Früchte ſüßet
Schwüler Sonnenlauf.

Glücklich, wer ihn trinket
Froh den Morgenduft,
Wo die Freude winket,
Wo die Freude ruft!

Die Göttin der Schönheit.

1829.

Sinnend weilt' ich ſtill am Meeresſtrande,
Sah den Wellen träumend nach;
Da erſchien im güldenen Gewande
Eine Göttin mir, und ſprach:
Deine Träume kenn' ich lange,
Nach dem Schönen ſteht dein Sinn;
Und du fragſt das Schickſal bange,
Ob ich nicht dein eigen bin?
Lerne denn der Götter Weiſe:
Nur im Augenblick ergreift
Uns der Menſch, ſein Auge ſchweift
Selten aus dem ird'ſchen Kreiſe;
Eil', und wo du kannſt, erlooſe
Alles Schöne, alles Große!

* * *

Gedenken will ich Dein.

1829.

Du lieber Ort, wo wir als Kinder ſpielten,
Gedenken will ich dein, will dich nicht wiederſehn;
Was damals meine Sinne ſelig fühlten,
Sie könnten's heute doch nicht mehr verſtehn. —
Du liebes Lied, wir ſangen Deine Töne,
Doch wir verſtanden nicht der Töne Sinn;
Da hör' ich's wieder, ſüß, in gleicher Schöne,
Doch jenes Unverſtandne iſt dahin, —
Und immer, wenn es wieder mir erklinget,
Das g'rade iſt's, wonach mein Herze ringet! —

Der Auswanderer.

I. Conträrer Wind. 1829.

Der Weſt erbrauſt und wühlt im Meere,
Die Wog' erhebt ſich, ſchäumt und kracht,
Und auf der Nordſee Wäll' und Wehre
Stürzt Fluth auf Fluth mit Meeresmacht:
Da bringt kein Schiff zur ſchönen Küſte
Hinüber zu der neuen Welt;
Wenn ich ihn doch zu wenden wüßte,
Den Sturm, der mich gefangen hält!

O Freiheitsport, die Stürme neiden,
Die Wogen mir dein theures Glück;
Auf ewig glaubt' ich hier zu ſcheiden,
Sie werfen tobend mich zurück:
Doch ſtill, mein Herz, in wenig Stunden
Verbrauſt der Wind mit Giſcht und Schaum;
Die Seele ſiegt und überwunden
Wird Meeresberg und Himmelsſaum.

Vergebens putzt mit goldnem Flitter,
Den ſie Jahrtauſende geſpart,
Die alte Welt ihr Kerkergitter;
Mir bleibt der freie Sinn bewahrt:

Hier iſt kein Leben, das mich rühret,
Kein Ton von edlem Halt und Klang;
Vom Sturm gefeſſelt und entführet
Komm' ich zurück den Quai entlang.

II. Guter Wind. 1829.

Was ſeh' ich dort? am glatten Rande
Der See ein Mädchen? — Wie ſie ringt;
Und mit dem flatternden Gewande,
Stets neu geringelt, ſich umſchlingt!
Der Schleier ſchwirrt, der Hut verbogen, —
Dicht um- und angegoſſen liegt
Ihr reiches Kleid, und ſchwellend wogen
Die ſchönen Formen unbeſiegt.

O eile, eil' auf Sturmesflügeln
Zu Hülf' ein Lootſe dieſem Kampf!
Jetzt naht des Meers beſchäumten Hügeln
Ihr Fuß, berührt der Brandung Dampf,
Und jetzt — ſie wankt in Sturmes Nöthen!
Mein Arm faßt rettend um ſie her.
O welch' ein himmliſches Erröthen!
Dank ſei's dem Sturme, Dank dem Meer!

Das Glück des Retters zu belohnen,
Nimmt ſie geduldig mein Geleit. —
O, wohnte ſie in fernen Zonen!
Ich ginge gern unendlich weit:
Um ihre weiche Hand zu halten,
Um ihrer Stimme Silberton,
Um ihrer Seele ſüß Entfalten,
Um meinen vollen Retterlohn.

Könnt' ich nur dieſe Thür entrücken! —
Wir ſind am Ziel; hier kehrt ſie ein.
O karge Welt! ein Händedrücken,
Ein guter Blick ſoll Alles ſein?!
Leb' wohl, leb' wohl! In Meer und Wellen
Verrauſcht ſo jung mein ſchönſtes Glück,
Und wenn die Segel weſtwärts ſchwellen,
Drängt ewig nun mein Herz zurück!

Die Nacht brach ein; auf hartem Pfühle
Hielt mich mein Herz laut ſtürmend wach;
Ich lag in unruhvoller Schwüle
Allein mit meinem Ungemach:
Bis mit dem erſten Tagesblicke
Der Schiffer Sang und Ruf erſcholl.
Schon wimmelt die beſchwingte Brücke,
Schon ſind vom Oſt die Segel voll.

Mir ſchwillt das Herz, ich kann nicht ſcheiden,
Ach, ohne Abſchiedskuß nicht ziehn,
Die Hoffnung wohnet bei den Leiden;
Dring' ich noch einmal zu ihr hin? —
Und wie ein Pfeil zum Ziel geſchoſſen,
Flog ich zu ihrer Gartenthür,
Erſtieg die ehrnen Gitterſproſſen,
Und drang zu ihr, hinein zu ihr.

Der Morgen rief mit ſeinem Schimmer
Der Lerche frühſtes Lied hervor,
Und ſandte durch das traute Zimmer
Den erſten Stral aus ſeinem Thor;
Sie ruhte ſanft zurückgebogen,
Geſchmückt auf ſeidner Ruhebank,
Vom Roſenlicht der Früh' umzogen
Und von des Himmels Spiel und Sang.

In's Heiligthum der ſcheuen Minne,
Verwegner, drangſt du ſtürmend ein!
Mir ſchlug durch die bewegten Sinne
Ein Wonneſtral; o könnt' es ſein!
Sie ſchlummert leicht, die Lippe bebet,
Sie regt ſich, ha! nun wird ſie wach! —
Sie neigt zu mir ſich, und es ſchwebet
Vom Roſenmund' ein träumend Ach.

In wilder Wallung hingegoſſen,
Kniet' ich und hing an ihrem Mund,
Und Traum und kühne Liebe ſchloſſen
Den ſchönen räuberiſchen Bund:
Wir hielten innig uns umfangen
In unverwandtem Liebeskuß: —
Da blickt ſie auf, und ihre Wangen
Erglühn zum holdverſchämten Gruß:

„Ich träumte nicht? dein Kuß und Koſen
Du lieber Frevler, weckt mich auf?
Dich reißet nicht des Sturmes Toſen,
Nicht fort der Wogen wilder Lauf?
Nun mögt ihr eure Schiffe tragen,
Raſtloſe Wellen, weit und fern!
O Angſt der Nacht! o ſel'ges Tagen!
Ja, ich bekenn' und büß' es gern!“

Glückſel'ger Wind, wohlthätig Wetter,
Du ſelber wurdeſt mein Pilot!
Wer kennt den Dämon, wer den Retter
Aus Zweifel und aus Liebesnoth?
Fahrt wohl, ihr Schiffer, dieſe Stunde
Hat mich gefeſſelt, hält mich hier;
Von meines Liebchens ſüßem Munde,
Amerika, iſt weit zu dir!

III. Der Hafen. 1830.

Sie.

O Liebesſtern und holder Traum,
Nie konnt' ich dich erreichen,
Zogſt immer fern am Himmelsraum
Ein flüchtig leiſer Wolkenflaum; —
Und nun biſt du mein eigen!

Er.

Du trautes Weib, ſo wohl und weich
Ruht ſich's in deinem Schooße;
Daß nur ein neuer Sturm ſogleich
Aus dieſem jungen Himmelreich
Nicht wieder mich verſtoße!

Sie.

Laß von der Stirn die Wolke dir,
Wie du es liebſt, mich küſſen;
Der Freiheitsſturm, das Kriegspanier,
Was ſoll es dir, was ſoll es mir,
Wenn wir uns ſcheiden müſſen?

IV. Der Sturm. 1830.

Der Mann.

Sie läuten Sturm, laß mich hinaus,
Die Freiheitsſchlacht zu ſchlagen!
Die Sklaven fliehn das Herrenhaus,
Der Markt iſt voll! Zum heißen Strauß
Will ich ihr Banner tragen!

Das Weib.

O dürft' ich mit und ſchirmend ſtehn,
Wo deine Fahnen fliegen!
Sie mögen wehn, zum Siege wehn,
Doch werden wir uns wiederſehn?
Wirſt du nicht ſterbend ſiegen?

Der Mann.

Des Schickſals Mächte ſind verſöhnt,
Die Zwinger ſtürzen nieder!
Horch, wie die Lärmkanone dröhnt,
Horch, wie die Freiheitshymne tönt!
Leb' wohl, wir ſehn uns wieder!

1. Das Kind am Strande.

Die Ausgeſetzte erwacht. 1830.

Der Strand iſt öd' und um mich her
Nur Steine, Moos und Luft und Meer;
Ich bin allein, von allen Lieben
Iſt nur die Sonne bei mir geblieben;
O liebe Sonne mit deinem Schein
Gieß Troſt in mein einſames Herz hinein!

2. Das verlaſſene Kind.

1830.

In des Schlummers weichem Schooße
Auf dem grünen Uferſaum,
Meergeſchenkte ſüße Roſe,
Emma, welches war dein Traum
Bei des wilden Meeres Brauſen,
Bei der Buchenblätter Sauſen,
In dem luft'gen Schlafgemach
Unter hohem Himmelsdach?

Im erwachten Sonnenſcheine
Auf dem fremden Meeresſtrand,
Wie dein Rufen, arme Kleine,
Mutters lieben Troſt nicht fand,
Nur des kalten Windes Sauſen,
Nur des wilden Meeres Brauſen;
Welcher namenloſe Schmerz
Drang in dein verwaiſ'tes Herz!

In der Liebe ſanftem Schooße,
Wo die Wonne ruht und träumt,
Träume ſüß, du ſüße Roſe,
Denke nie, was du verſäumt;

Und auf wald'gem Uferpfade
An dem leuchtenden Geſtade,
Wo du weinend aufgeblickt,
Wandle künftig nur beglückt.

Abſchied von Rügen.

1830.

Du Land mit deinen Bauern,
Du Stadt mit deinen Höhn;
Ihr hellen Ufermauern,
Die in der Brandung ſtehn,
Ihr hohen Wogen voll Schaum und Wuth,
Ihr kleinen Inſeln in tiefer Fluth,
Lebt wohl!
Ihr lieben Heimathfluren!
Der erſten Freude Spuren,
Der erſten Liebe Glück
Laß ich in euch zurück. —
Wohl zieht mich's in die Ferne,
Doch blieb' ich auch ſo gerne:
Mir wird ſo abſchiedsweh zu Muth,
Lebt wohl, ihr Lieben, und bleibt mir gut!

Die weiten Felder.

1830.

Die weiten Felder ſind noch friſch
Vom kühlen Schnee gebadet,
Durch Wieſenweiher fährt der Fiſch,
Wo Sommers Klee ſich ſchwadet.

Da blinkt ein milder Stral durch's Feld,
Er blinket auf die Weiher;
Und Lerch' und kühlem Fiſchlein ſchwellt
Er Bruſt und Herz zur Feier.

Das Fiſchlein hüpfet hoch empor,
Kann ſeine Luſt nur ſpringen,
Doch in den Lüſten wiegt ein Chor —
O könnt' ich mit euch ſingen,

Ihr leichten Flügler, leicht genug,
Dem erſten Stral zu trauen;
Ihr hohen Segler, hoch genug,
Um in den Mai zu ſchauen!

Heimweh.

1830.

Ihr Schwalben, ihr habt Flügel,
Und meine Seele weint,
So fern von Thal und Hügel,
Wo meine Sonne ſcheint.

Lehrt mich durch blaue Lüfte
Die flügelſchnelle Flucht,
Und über Waſſerdüfte
Zu meiner Uferbucht;

Wo weiße Meereswellen
Zum wald'gen Ufer ziehn,
Zum Meer hinab die ſchnellen
Umblühten Bäche fliehn;

Wo ſich viel Veilchen ſonnen,
Wo duft'ge Maien wehn,
Und in den höchſten Kronen
Viel frohe Sänger ſtehn;

Und wo wir Kinder ſangen
Vom Mai das liebe Lied,
Und nach den Silphen ſprangen
Durch Blumen, Moos und Riet.

Ihr ſchnellen dunkelblauen,
Ihr lieben Schwalben, hört!
Will euch noch mehr vertrauen,
Ob ihr mir's nicht gewährt.

Doch ach, die Schwalben ſchwinden,
Und laſſen mich zurück;
Wann werd' ich's wiederfinden,
Der Heimath tiefes Glück?

Und in den Wehmuthsthränen
Schwimmt trüb' ihr liebes Bild;
Ach! unſer liebſtes Sehnen
Wird nimmer wohl geſtillt!

Der junge Schiffer auf dem Uferberge.

Ihr goldnen Küſten, übers Meer
Zu euch möcht' ich hinüber fahren,
Und weit vom Morgenlande her
Käm' ich zurück mit ſeidnen Waaren.

Ich brächte Gold und Elfenbein,
Korallen, Perlen und Geſchmeide;
Das Alles ſollte euer ſein,
Ihr Mädchen, mein die Augenweide,

Wenn ihr es um den Nacken ſchlügt
Und vor dem Spiegel blitzen ließet,
Wenn ihr es ſtolz beim Tanze trügt
Und mein Geſchenk den Fremden wieſet.

Wär' nur ein Segelboot zur Hand:
Ich glitte gleich mit dieſem Winde
Durch's blaue Meer zum fernen Strand
Und holte Seid' und Gold geſchwinde.

Abſchied von Berlin.

1830.

Ihr ſeid ſo leer, ihr menſchenvollen Gaſſen,
Denn kein befreundet Auge leuchtet mir;
Ihr ſeid ſo todt, ihr ſtolzen Marmormaſſen,
Denn kein geliebtes Weſen weilet hier.

So laßt mich fort zu den Geliebten fliegen,
Mit jedem Räderſchwunge leb' ich mehr,
Und wenn wir wieder Herz an Herzen liegen,
Iſt Alles ſchön und königlich umher.

Auf dem Wege nach Jena.

1839.

Wenn ich durch Berge voller Reben eile,
So denk' ich Euch in jedes Winzerhaus;
Wenn unterm Buchendach ich ruhend weile,
So ſchneid' ich Eure lieben Namen aus.
Wie ſchnell mich Fuß und Räder weiter tragen,
Ihr eilet zu mir auf dem ſchnellſten Wagen.

Am Wege.

1830.

Viele Wandrer, doch nicht einer,
Den zu mir die Liebe bringt;
Viele Blicke, doch nicht einer,
Der zum Herzen niederdringt!

Viele Grüße, doch ſie ſagen
Nur die leeren Formeln auf;
Viele Mädchen, doch ſie klagen
Nicht nur meinen Reiſelauf.

Anders, wo im Lebensreigen
Traute Blicke ſich verſtehn,
Und aus tiefſter Seele ſteigen
Und zu Herzensgrunde gehn.

Anders, wo in jedem Gruße
Eine Welt voll Liebe lebt,
Und in jedem Liebeskuſſe
Ein unendlich Sehnen bebt!

O ich will nicht weiter ziehen;
Immer fremder wird die Welt,
Will zurück zur Heimath fliehen,
Wo mich Alles liebt und hält!

Geſtändniß.

(Nach dem Schwediſchen.)

1830.

Tochter:
Sei nicht böſe, liebe Mutter,
Alles will ich dir geſtehn,
Innig bat er mich um Liebe
Und der Knabe war ſo ſchön.

Mutter:
Ach, mein Kind, dein junges Herze
Kennt noch dieſe Bitte nicht,
Die es erſt ſo ſüß verlocket
Und ſo oft die Treue bricht.

Tochter:
Seine Worte ſind ſo traulich,
Seine Augen ſind ſo gut,
Ach, und, Mutter, ſeiner Lippen
Süßer Kuß voll Liebesgluth.

Mutter:
Armes Kind, ach, unter Roſen
Lauern Dornen und ihr Weh;
Lieb' iſt ſel'ge Meeresſtille,
Doch auch ſturmbewegte See.

Tochter:

Mutter, Mutter, laß mich lieben,
Wenn ich Weh erdulden muß,
Heilt mich von den tiefſten Schmerzen
So ein einz'ger Liebeskuß.

Die Quelle und ihr Quell.

1832.

„Leute hin! Leute her!“
Das Bächlein kugelt ſich munter,
Und mahnten und ſchölten ſie noch ſo ſehr,
Es überſtürzt ſich bergunter.

„Bächlein flink, Bächlein kraus,
„Wie ſoll dein Sturz wohl enden?
„Dir geht doch zuletzt noch der Athem aus,
„Du ſollteſt ihn nicht verſchwenden!“

Well’ auf Welle ſprudelt fort,
Antwortet nur durch Laufen,
Sie kennt ja des Quells unverſieglichen Hort
Hoch über dem zweifelnden Haufen.

Neue Gefangenſchaft.

1832.

Des Königs Wort hielt mich gefangen,
Fuhr mich in's feſte Gitterhaus;
Ich ſollte ſchnell hineingelangen,
Und o, wie lange nicht heraus!

Jetzt arretir'n mich deine Mienen,
Verurtheilt mich dein Richterwort;
Will dir in ew'gen Banden dienen,
Schick' den Gefang'nen nur nicht fort!

An Luiſe.

1832.

Zum Geiſte dringt der Geiſt hinüber
Auf der bewegten Lüfte Schwung;
Doch iſt für Tön' und Worte lieber
Ihm oft des Lichts Gedankenſprung;

Und wunderbar von Aug' zu Augen
Begleitet er den Stralenpfeil,
Darf tief in Aug' und Seele tauchen
Wie mit des eignen Flügels Eil.

Doch ſollt' auch dies ihm nicht genügen,
Zum Boten macht er, was die Welt
Auf allen Erd- und Himmelszügen
Zum Zeichen gönnt, als Sinnbild hält.

Und ſo hat er vertrauten Gaben
Sich mitgetheilt und Sinn geſchenkt,
Daß ſie die Macht des Wortes haben,
Das Herzen rührt und Herzen lenkt.

Nachtfahrt in Italien.

1832.

„Den Lüftchen, dieſen lauen,
„Wie bin ich ihnen gut!“
Darfſt ihnen doch nicht trauen
Nach dieſes Tages Gluth!

„Vom Mond hernieder fächeln
„Sie wie ſein Schimmer mild.“
Sie tödten, wie ſie lächeln,
Sirenen ſind ihr Bild!

„Ich will ſie froh genießen, —
„So Holdes tödtet nicht, —
„Die aus dem Himmel fließen
„Und wehn zum Morgenlicht!“

Wandervögel.

1833.

Knabe.

Wenn die Welt ſo wohnlich wäre,
Als des Königs ſchönſtes Schloß,
Wenn die Wüſten ohne Fähre
Trügen Mann, Kameel und Roß,
Wenn die Wuth empörter Winde
Ueber Wogen-Schwall und Wucht,
Umgewandelt in gelinde
Lüfte, labte Meer und Bucht, —
Wenn mit raſchen Ruders Rauſchen
Dampfbeflügelt unſer Schiff
Könnte Küſt' um Küſte tauſchen,
Unbeirrt durch Nacht und Riff; —
Wollten wir nicht aller Wege
Reiſend um den Erdkreis ziehn,
Und der engen Heimath Pflege
Wie die Wandervögel fliehn? —

Junger Mann.

Fühle bei des Herzens Drange
Nur das Glück in deinem Seld,
Und es zeigt auf jedem Gange
Dir gewärtig ſich und hold.

Auf dem harten Holze träume
Dir des Königs weichen Pfühl,
Und durch Wüſt' und Berge ſäume
Mit des Herrſchers Machtgefühl.
Kämpfe dich durch Sturm und Wellen,
Selbſt am Steuer dein Pilot;
Und der Buſen wird dir ſchwellen
Höher als des Wetters Noth.
Doppelt fühlen wir den Segen
Der Befreiung, wenn die Hand,
Die in Feſſeln feſtgelegen,
Selbſt der Feſſel ſich entwand.
Oder willſt du mir vertrauen,
Meinem Stern und meiner Kraft,
Städt' und Länder laß uns ſchauen,
Abenteuer märchenhaft.

Knabe.

Nun, ſo laß uns aller Wege
Reiſend um den Erdkreis ziehn,
Und der Heimath enge Pflege
Wie die Wandervögel fliehn!

Was ich ſuche.

1834.

Was mich ſo reizt? was ich verlange,
Wenn dir ins Aug' ich trunken ſeh,
Wenn ich an deinen Lippen hange
In ſüßer Luſt und ſüßem Weh?

Ich ſuch' im Eifer deine Seele
Mit Händedruck, mit Aug' und Mund,
Und daß ich ja ſie nicht verfehle,
Umfaß' ich feſte dich und rund.

Tanz und Kuß.

1834.

Nelkengedüft' und der Roſ' und blauer und goldner Violen
Weht mir dein Lockengekoſ' und blüht um die ſchwingenden Sohlen,
Kommt von den zaubriſchen Wogen des ſchwellenden Buſens gezogen;
Aber kein bluminger Gruß
Duftet, kein Blüthengenuß
Tränkt mit berauſchendem Guß
So wie dein Odem und Kuß.

Wiegenlied.

1838.

Lüſtchen, huſch, huſch,
Spielen im Buſch,
Bienchen mit goldenen Flügeln
Summen bei Tag' auf den Hügeln;
Nachts ſchlafen Lüſtchen und Bienchen ein,
Schlafen und warten auf Sonnenſchein.

Sonnenſchein ruft
Bienchen und Luft,
Wieder in Blüthen zu ſchwärmen,
Und ſich die Flügel zu wärmen.
Morgen kommt wieder, dann ſpielen wir ſchön,
Bienchen ſummen und Lüſtchen weh'n!

Mein Wunſch.

1840.

Ich wünſch' ihn mir immer,
Ich wünſch' ihn mir her
Hier wieder in's Zimmer
Ueber Land und über Meer.

Aus iſt er geflogen
Mit Wellen und Wind,
Nach Weſten gezogen
Wo die Goldwölkchen ſind.

Wie die Sonne ins Meer ſinkt,
So fuhr er dahin;
Wie der Morgen ſie herwinkt,
So wünſch' ich mir ihn.

Warum kommt er — o Wonne! —
Nach düſterer Nacht
Nicht heim, wie die Sonne
Des Morgens erwacht?!

Thalfahrt.

1846.

Haslithal, im Juli.

Aus friſchen Bergeslüften,
Wo aus des Eiſes Klüften
Die Quellen ſich befrei'n,
In's heiße Thal hinein!

Trink' ich aus jeder Quelle,
Singt mit mir mein Geſelle;
Und jeden freien Mann
Zieht unſer Jubel an.

So fahren wir zu Thale:
Da hemmt mit einem Male
Des Stromes Catarakt
Den luſt'gen Reiſetakt.

In ſeinem Donner endet
Die Luſt, die wir verſchwendet,
Und unſre Quellen all'
Zerſchäumt der Eine Fall.

Abſchied von Zürich.

1846.

Der Wagen rollt; ich wende von der Brücke
Den Blick noch einmal nach der Silberkrone
Der Schweiz und nach des Südens heitrer Zone,
Der mich entführt des kalten Schickſals Tücke.

Ein Lebewohl dem Land und ſeinem Glücke!
Und einen Gruß dem gaſtlichen zum Lohne,
Wenn wieder ich im ſtummen Deutſchland wohne
Und traurig mich vor ſeinen Schergen bücke!

Dann ihr Gedanken ſollt ihr her mich tragen,
Zu dieſen Bergen, die am Himmel liegen
Und frei und leuchtend aus den Wolken ragen;

Zum rüſt'gen Volk, wo bald die Freien ſiegen,
Bald die Bethörten die Befreier ſchlagen, —
Doch immer neu des Kampfes Banner fliegen.

Die Lüneburger Haide.

1849.

Ich fuhr auf Schienen
Mit Dampfes Haſt
Durch Lüneburg's Wüſte
Von Haid' und Moraſt.

Die Augen ſandt' ich
Im ſchwarzen Meer,
Nach Geſtalt, nach Farbe
Und Licht umher;

Und als ich ſie troſtlos
Zurück gewandt,
Da ſeufzt' ich ſo für mich:
Welch trauriges Land!

Ein Alter aus Celle
Vernahm das Wort;
Faſt zürnt' er mir drüber,
Und ſagte ſofort:

„Was? traurig die Haide
Voll Bienen und Torf,
Voll Schafe, voll Wälder,
Kein Armer im Dorf!“

„Sie iſt mir die ſchönſte
Oaſe der Welt,
Die glückliche Menſchen
Beſcheiden erhält!"

„Doch wollt' ihr die Bienen
In Blüthen ſehn,
So müßt ihr zu Fuße
Durch die Haide gehn!"

Ephemeriden.

1852.

1. Am Ufer.

Noch winkſt du mir, dein heller Saum
Dringt vor in den Kanal,
Mein Frankreich, über Wog' und Schaum
Grüß' ich dich noch einmal;
Verlaſſen ſteh' ich und verbannt
Auf dieſem Felſen hier,
Ich fliehe dich, mein theures Land,
Und weiß, du fühlſt mit mir. —

O denk' daran, was wir gewollt; —
Mein Wort verhallt, verliſcht:
Die Woge toſ't, der Seekies rollt
Betäubend in den Giſcht;
Doch du wirſt reden, wie du denkſt,
Wenn ſich dein Aug' erhellt;
Und dein erhab'nes Wort du ſenkſt's
In's Herz der ganzen Welt.

2. Auf dem Schiffe.

Du trägſt mich fort, grauſames Boot,
Aus meinem Paradies,
Von meinen Freunden, die in Noth
Und Ketten ich verließ;
Doch aus dem Herzen reißeſt du
Mir nie den Sonnenſchein
Italien's, und meine Ruh
Wird nur die Rache ſein.

Ja, nicht umſonſt iſt dieſes Blut
Gereift in deinem Licht,
Es glüht, mein Land, mit deiner Gluth
Den Frevlern zum Gericht,
Die deine Beſten tief empört,
Das Recht hinausgefegt,
Und unter Greueln unerhört
Die Städte wüſt gelegt.

Leb' wohl, du klares Himmelsblau,
Du goldner Sonnenſchein,
Ihr ſoll't im Meer, auf Berg' und Au'
Mir unvergeſſen ſein,
Und unvergeſſen auch dein Loos,
Das du, mein Volk, vergißt, —
O ſieh's, und zürne frei und groß,
Daß du ein Sklave biſt!

3. In der Fremde.

Ich ſtieß die Heimath mit dem Fuß zurück,
Ein ſtolzes Schiff erhob den freien Bug,
Zertrümmert war im Oſten all mein Glück,
Entehrt mein Volk und alles Wahre Lug.
So fall' ich nackt an Englands weiße Bruſt:
Gieb du mir Freiheit, heile den Verluſt!

Ich ſuche Cromwell, wie er kämpft und glaubt,
Ich ſuche Milton, den des Augenlichts,
Doch nicht des Geiſtes ſein Geſchick beraubt,
Ich ſuche Locke, Hume, und finde nichts
Von ihnen in dem Strom der Heuchelei,
Und Milton's Republik, ſie iſt vorbei.

Doch ſeh' ich hier und in dem Mutterland
Altenglands ein Geſchlecht mit treuem Sinn
Den Samen pflegen, den die edle Hand
Der Denker ſä'te; ſie ſind nicht dahin!
Unſterblich, ihr Germanen, iſt der Geiſt,
Der Gott und Welt in ſeine Wirbel reißt.

Ihr wart es, ihr beſeeltet ſeinen Flug;
Und von dem freien Boden, der mich trägt,
Lauſch' ich hinüber auf den leiſen Zug,
Der Deutſchlands dichte Nebel mir bewegt,
Und drunter eine friſche Saat enthüllt,
Die denkt wie wir, und Alles uns erfüllt.

4. In der Dämmerung.

Es weicht die Nacht mit ihrem Schatten; ſchon
Kühlt Morgenluft die Schläfe mir, und flüſtern
Hör' ich mit mir des Lebens neuen Ton
Im Nebeldufte; ſchon umziehn die düſtern
Gewölke ſich mit Gold- und Pupurſäumen,
Schon will dem Meer ein Stralenkranz entſchäumen.

Dort blitzt es aus des Tages goldnem Thor,
Dort wirſt du aufgehn, Sonne, die verborgen
Schon wirkt und herrſcht; noch ſchläft der Völker Chor,
Doch regt es ſich allmälig, und dem Morgen
Sehnt aus dem Traume ſich der Menſch entgegen;
So komm hervor und ſpende deinen Segen!

Du zeigſt dich, holde Lebensweckerin,
Befreierin, unendlich groß im Heile
Wie im Verderben, ſtreckſt die Frevler hin,
Die Brut der Nacht, mit deinem Stralenpfeile:
Und das Geſchlecht der neuen Niobiden,
Es ſinket dir zum Opfer und dem Frieden.

Nein! ſie empören ſich mit frechem Hohn,
Noch einmal rafft die Rotte ſich zuſammen
Und droht der ew'gen Revolution
Des Alls, die dich mit deinen heil'gen Flammen
Uns täglich ſchenkt, ein unerhörtes Ende:
Das Schlachtfeld dampft, damit ſich Alles wende —

Sich wende zu der unbewegten Nacht!
Die tauſendjährig bleiern auf den Geiſtern
Geruht! O rühmt mir nicht des Lichtes Macht!
Wenn wir ſie diesmal gründlich nicht bemeiſtern,
Und dann nicht täglich unermüdet ſtreiten,
Liegt noch der Tag des Rechts in fernen Weiten.

Wohlan! der Dampf beflügle unſer Boot,
Es trag' uns rauſchend zu der ſchönen Küſte,
Wo Heil und Unheil kämpfen, Sieg und Tod
Sich theilen in die große Völkerwüſte.
So eilt ein Schwimmer aus dem Sturm zu landen,
Wo Fels und Meer ſein naſſes Grab umbranden.

Des Menſchen Loos iſt Licht und wieder Nacht,
Und nichts will dauern, als des Werdens Wogen,
Der Umſchwung, der ſich ewig ſelber macht,
Und uns um keinen Morgen noch betrogen.
So ſtürzt auf Tod und Leben in die Wellen
Der Geiſter, ſie mit eurem Geiſt zu ſchwellen!

5. Nach Calabrien.

1860.

Die Wellen tummeln ſich, es ſchäumt
Kopf über Kopf hervor,
Wie die ſich ſilberſtralend bäumt,
Wo jene ſich verlor.

Und nun, mein Schifflein, ſchwelle du
Die Segel in dem Wind,
Fahr' auf die blaue Küſte zu,
Und land' uns dort geſchwind!

Hinaus, hinaus, wir ſind am Ziel!
Dank! freundlicher Pilot!
Grüß mir die Freunde drüben viel,
Fahr wohl mit deinem Boot!

„O Herr, fahrt wieder mit zurück,
„Traut dieſem Lande nicht!“
Leb' wohl, ich traue meinem Glück
Und dieſem Sonnenlicht.

6. Der Britte.

1860.

In alle Fernen ſteuert Schiff um Schiff,
Die Welt umgürtet ſeine Friedensflotte,
Er kennt am Wege jedes Felſenriff,
Ihn kennt der Hindu und der Hottentotte;
Und es verbreitet überall der Britte
Sein gutes Recht und ſeine freie Sitte.

Luna.

1853.

Steig' auf am blauen Himmelszelt,
Du goldne Leuchte; ſtill
In Ruh' und Liebe träumt die Welt,
Die nicht erwachen will.
Sie träum' in deinem milden Lichte
Fort mit verklärtem Angeſichte.

Ich wach' allein und wende dir
Mein wandernd Auge zu,
Erleuchte mir den Weg zu ihr,
Auch mir zu Lieb' und Ruh;
Und ſinken unſre Augenlider,
So ſchwebe leiſ' am Himmel nieder!

Erd' und Menſch.

1853.

Uralter Erdball, der du frei im Aether ſchwimmſt,
Der du von ſeinem Oden ſchwelgend lebſt,
Im Angeſicht der ew'gen Sonnenflammen blühſt,
Und doch dein Stiefkind, dieſen Menſchen peinigſt,
Der du ihm ſeines Namens Ehr' und Geltung nimmſt,
Die meiſten feſſelſt, wenige erhebſt;
Ob du vor Scham am Himmelszelte wohl erglühſt?
Ob von der Schande endlich wohl dich reinigſt?!

Erinnerung.

1854.

Im Sonnenſchein in der Sommerpracht,
Am Wald auf dem Blumenbett,
Da lauſcht' ich dem Vogelgeſang ſo ſacht;
Die ſangen all' in die Wett':
Lioli, lioli, lioli!
Tütü, tütü, tü!
Tin, tin, tin!

So lag ich in Blumen am Waldeshang
Und lauſchte und träumte ſo fort,
Und träumte mir unter den Vogelgeſang
Ihr lieblich melodiſches Wort.
Lioli ꝛc.

Auf einmal da rauſcht es und fächelt mich an,
Und ſchüttet mit Blumen mich voll,
Sie war es, ſie lachte, ſie hatt' es gethan,
Daß mein Herz vor Wonne mir ſchwell.
Lioli ꝛc.

Du roſiger Tag, und du Waldesduft!
Du einziger heimlicher Ort!
Ihr geraubten Küſſe, du Balſamluft
In ihrem erſtickenden Wort!
Lioli ꝛc.

Hier war es! Da lieg' ich am Waldeshang
Auf dem ſchwellenden Blumenbett;
Da hab' ich ihn wieder, den Vogelgeſang;
O daß ich mein Mädchen auch hätt'!
Lioli ꝛc.

Der Hirt auf der Alp.

1854.

Auf Bergeshöhn
In der reinen Luft,
Beim Lawinengetön'
In der Felſenkluft,
Bei des Bergſtroms mächtigem Fall,
Hört! hört der Schalmeien Schall!
Was wären die Thäler, die Höhn
Ohne Lied und Liebe? Nicht ſchön!
Drum Ehre dem Schäfer und ſeiner Schalmei
Er iſt dort die Seele, wer immer er ſei!

Poeſie.

1854.

Die mächt'ge Harmonie der Sphären,
Die durch den ew'gen Aether rauſcht,
Die Göttin, die in goldnen Aehren
Das Licht mit Hades Wohnung tauſcht,
Die Stiere, die mit Dampf und Eiſen
Durch Kolchis' Fabelfluren reiſen,
Sind Poeſie.
Und, gleich wie ſie,
Die wahre Welt der hohen Sphären
Die ſich im ſichern Tanze trägt,
Ein Abbild ſelbſtbewußter Ehren,
Der Duft, den Wald und Blüthe pflegt,
Und durch des Frühlings Abendflöre
Der Nachtigallen ſüße Chöre
Sind Poeſie.
O lauſch' auf ſie!
Der Menſch mit ſeelenvollem Leibe —
Schön formt er ſich und ſein Geſchlecht, —
Der Bürger emſiges Getreibe,
Der Freien Kampf um Gut und Recht,
Des Dampfes Flug, des Blitzes Briefe,
Des Wiſſens Macht, des Geiſtes Tiefe
Sind Poeſie.
Und, gleich wie ſie,

Sei's Liebe dir mit ſanften Zügeln,
Sei's dir des Hauſes Heiligthum;
Des Kindes Geiſt auf Traumes Flügeln,
Der Jugend Luſt, des Alters Ruhm,
Der unvergeßlichen Pänaten
Verſöhnung durch des Mannes Thaten
Iſt Poeſie;
O wirb um ſie!

Im Sternenlicht.

1854.

Ihr geliebten goldnen Sterne,
Aus der tiefen blauen Ferne
Stralt ihr Hoffnung mir in's Herz.
Mit des Himmels hellen Blicken
Wollt ihr mir die Freude ſchicken;
Ihr ſeid frei von Angſt und Schmerz.

Ruhig, ſeelenvoll und heiter
Schaut ihr unverändert weiter,
Wenn mein Auge ſinkt und bricht.
O dann leiht mir eure Stralen,
Und in ihrer Trauer Qualen
Send' ich den Verlaſſnen Licht.

Ihr vermögt's, ihr ſeid die Quelle,
Die des Lichtes goldne Welle
Durch den dunkeln Aether ſchickt,
Und befreit den vollen Buſen,
Den, in eurem Glanz, der Muſen
Und der Schönheit Gunſt erquickt.

Leuchtet fort, daß auf der Erde
Jede Zone menſchlich werde
Und am herrlichſten, wo nun
Unter eurem ſchönſten Feuer
Nur im Wald die Ungeheuer
Und der träge Wilde ruhn.

Am Ufer Altenglands.

1854.

Und ſiehſt du die Segel nicht ſchwellen? —
Sie wollen zum Heimathſtrand, —
Und jagen die ſchäumenden Wellen? —
Sie rollen an's deutſche Land.

Auf! auf! zu den heimiſchen Stätten;
Es gilt ja noch immer, wie je,
Und du wirſt deine Seele erretten
Aus dem Sturm der umwogenden See.

Und ſollten die Sterne dir trügen,
Und ſollteſt du das Land nicht ſehn,
Den brauſenden Stürmen erliegen
Und kämpfend zu Grunde gehn;

So werden ſie doch dein gedenken
Beim fröhlichen Siegesmahl,
Sie werden die Hüte dir ſchwenken
Und grüßen mit dem Pokal.

Denn du ſuchteſt, ein treuer Pilote,
Den Hafen der Freiheit für ſie,
Und vertrauteſt dem ſchwankenden Boote,
Was All dir im Herzen gedieh!

Leuſchen.

1. Der Spielmann.

1855.

Flüchtend aus dem Schneegeſtöber trat ein Spielmann in den Wald
Schweren Schrittes; ganz ermüdet winkt ihm hier ein Aufenthalt,
Wo er vor dem ſcharfen Winde waldeswarm geborgen ſaß;
Und er dacht' an beſſre Zeiten, und er träumte dies und das:
Wie ſo mancher Wurf gelungen, den er jung und kühn gewagt,
Einſt in Liebesnoth und Schlachten, jetzt im Wandern unverzagt.
Ha! du winkſt mir ſchwerbeladen, alter Tannenbaum voll Schnee:
„Schultre, ſprichſt du, deine Bürde, fort und wandre, wandre, geh!
„Weile nicht im tück'ſchen Froſte, wo ich ſelbſt erſtarrend ſteh!" —
Laß mich weilen und gewähren, Alter, du verſtehſt es nicht,

Wie des Schlummers Nacht und Stille Tageslärm und grelles Licht,
Wie mit himmliſchem Entzücken Ruh das Wandern unterbricht!
Welche Laute, welche Töne, welche Worte hör' ich hier?
Aus dem warmen Myrthenſchatten flötet, ſinget, ruft es mir,
Nun erſcheint ſie. Hold umgeben, unter Locken ſchön und mild, —
Laß mich weilen und gewähren, o geliebtes, theures Bild! —
Und ſo blieb er mit Entzücken, warm in Winters kaltem Schooß;
Aus den ſüßen Schlummerträumen riß ihn kein Erwachen los!

2. Aus früherer Zeit.

1867.

Auf meiner Schulter trug ich dich
Durch Buſch und Feld und Wieſen,
Doch ließeſt du des Weges mich
Nicht ohne Zoll genießen.
„Papa! noch eins! erzähle doch
„Noch eine Thiergeſchichte:
„Vom Wollhund in dem Katzenloch!
„Sie pruſt ihm in's Geſichte.“
Nun gut, noch eine! dann nicht mehr.
„Auch wie die Schafe tappen
„Und ſtampfen, das erſchreckt ihn ſehr;
„Der Hund geht durch die Lappen.“
Und huſcht in Angſt durch Heck' und Zaun,
In's Katzenloch geräth er;
Die hat ihn tüchtig durchgehau'n;
So ging's dem armen Köter!
(Der Alte ſetzt den Quälgeiſt nieder.)
„Und nun?“ — Nun lauf, mein liebes Kind,
Die Andern woll'n uns fiſchen;
Spring, wie der Wollhund, ſo geſchwind,
Daß ſie uns nicht erwiſchen.

3. Das Kind auf der Fuchsjagd.

1868.

Ein Kind das wollte mal jagen gehn,
Es hatte noch nie den Fuchs geſehn,
Der Fuchs, der wohnt ja im Walde.
Es nahm ſein Gewehr mit dem Schnepperdraht
Und hängte ſich's über, wie's Väterchen that;
Na warte, nun kriegſt du es balde!

Es geht mit dem Hund in den Wald hinein;
Wo mag der Fuchs wohl zu Hauſe ſein?
Hier ſind ſo viel Weg' und viel Stege
Durch's raſchelnde Laub, über's glitſchige Moos!
Jetzt ſind ſie dem Walde ſchon tief in den Schooß
Und kommen dem Fuchs in's Gehege.

Die Buche biegt ſich ſo über'm Pfad,
Hier iſt es ſo ſtill, weiß mir keinen Rath!
Da ſeh' ich ihn, ſpitz iſt die Schnauze;
Er ſchnüffelt und lauert, was hat er nur vor?
Sein rother Pelz in dem grünen Thor!
Den ſchieß' ich mit lautem Geplauze.

Da ſteht er! da! ſiehſt du ihn nicht, Milord?
So warte doch! — aber der Hund iſt fort! —
Den Fuchs, den muß er ja greifen.

Der Fuchs iſt zu Bau mit eins, zwei, drei;
Nun ſpringt auch Milord im Galopp herbei:
Doch der Fuchs der wird ihm was pfeifen.

So haben ſie Beide den Fuchs geſehn,
Doch dem iſt ja nichts zu Leide geſchehn,
Sie ſahen ihn auch Beide verſchwinden.
Nun aber hier ſind wir im tiefſten Wald
Der Füchs' und der Haſen ihr'm Aufenthalt;
Wie ſoll'n wir zu Hauſe wohl finden?

Sie legten ſich müde in's weiche Moos,
Der ſchlief; der wacht' und blinzelte blos;
So hütet' er treulich den Kleinen.
Und als der erwacht, geht der Hund ihm voran,
Er wußte die Richtung, er kannte die Bahn;
Und bracht' ihn nach Haus zu den Seinen.

4. Die jungen Sperlinge.

1868.

Die Dame (aus dem Garten).
Was habt ihr gefangen,
Was tragt ihr im Hut?
Die Jungen.
Ein Neſt voller Vögel.
Die Dame.
Die arme Brut!
Die Jungen.
's ſind ſingende Vögel,
'ne Nachtigall,
Und Hänſling' und Finken,
Sie ſingen dir all!
Die Dame (beſieht ſie).
Das ſind ja nur Spatzen;
Was wollt ihr dafür?
Die Jungen.
Für jeden zwei Batzen;
Es ſind ihrer vier.
Die Dame.
Die will ich euch geben,
Wenn ſie flügge ſind.
Laßt den da mal fliegen!
Die Jungen.
Der iſt noch ein Kind.

Die Dame.
Werft'n über die Mauer
In'n blühenden Buſch.
Die Jungen.
Da flurrn die drei ander
Auch 'nüber im Huſch.
Die Dame.
Hier habt ihr die Batzen!
Die Jungen.
Und du hüt' die Katzen!

Der Traum.

1855.

Einſam auf dem Lager harrt' ich
Bei der lichten Sterne Schein;
Eine Himmliſche gewahrt mich,
Und ſie läßt mich nicht allein.

Wollt' ich nun mich zu ihr neigen,
Hob ſie hold und wunderbar
Mich empor, ich war ihr eigen
Und verlor mich ganz und gar.

Auf des Traumes Zauberpfaden
Lockt ſie mich zum Sirius,
Dem Orion, den Plejaden
Fort mit flücht'gem Scherz und Kuß.

Endlich auf dem Silberflaume
Des Gewimmels ruhen wir,
Unter dem azurnen Saume
Unſers Himmels koſen wir.

Und ſie öffnet mir die Schätze
Aller Weſen ohne End':
„Schwärme, ſpricht ſie, und ergötze
„Dich an dieſem Firmament.

„Nimm dir von den ſchönſten Sternen,
„Diamanten-Farb' und Schein,
„Daß ſie's drunten endlich lernen:
„Alles Himmliſche ſei dein.

„Auch den Donner ſollſt du haben
„Und den Blitz in deiner Hand,
„Wirf ihn in das Land der Schwaben;
„In das dunkle Preußenland.

„Ueber ihren ſchönen Fluren,
„Ueber ihren Städten ſehn
„Sie des Ew'gen goldne Spuren:
„Daß ſie's lieben und verſtehn.“ —

Der Wolkenhimmel.

1858.

Ihr Wölkchen,
Die ihr den blauen Himmel zierlich ſchmücket,
Mit Silberflocken ſeine Wölbung überdeckt,
Die Sonn' umflorend unſer Aug' entzücket,
Und, ſtill entfaltet, Fried' im Herzen uns erweckt,
Ihr Wölkchen, weilet, weilet mit der Sonnen
Am blauen Dome, den ihr zart umſponnen,
Weilt, laßt des ſchönen Tages mich genießen,
Nicht all den Glanz in Nebels Grau zerfließen.

Ihr Nebel,
Die ihr den Himmel trübt und, überbreitet,
Geſtaltlos eure Schatten vor die Sonne zieht,
Jetzt das Gebirge deckt und überſchreitet,
Jetzt eilend vor dem Winde flieht und weiter flieht,
Ihr Nebel, feucht und kalt, zieht, zieht von dannen!
Es iſt umſonſt! den Himmel zu umſpannen
Seid ihr nicht mächtig, eure Schleier fallen,
Und glänzend öffnen ſich die hohen Hallen.

Ihr Wolken,
Die thürmend ihr den blauen Himmel zieret
In wandernder und viel verwandelter Geſtalt,
Der Erde Schooß, der Pflanzen Trieb regieret
Mit Regenſtrömen und mit flammender Gewalt,

Ihr Wolken, thürmet, thürmet euch in Schaaren,
Rückt an, wie ſich im Streit die Kämpfer paaren,
Und nach der Waſſer Guß und Ueberſchäumen
Labt uns als Duft in allen Himmelsräumen.

Bei den Nibelungen.

1858.

O könnt' ich doch den Schatten ſuchen,
Vom Schatten in die Sonne ſehn,
Und unters junge Dach der Buchen
Zu ſommerlicher Labung gehn!

Hier ſuch' ich jeden Stral der Sonne,
Der durch Altenglands Nebel dringt;
O wär' ich, wo an der Garonne
Die Nachtigall im Schatten ſingt!

Wär' ich im hellen Vaterlande,
Bei Freunden, feurig wie der Wein,
An meines Stromes Sonnenſtrande;
In welchem Glanze würd' ich ſein!

Die Nacht.

Hymne. 1859.

Du willſt verſchwinden? Und du biſt ſo ſchön,
Du liebe Sonne, aller Schönheit Quelle!
O weiche nicht von unſers Himmels Höh'n!
Verweil', o weile über der wogenden Welle!
Schon hebt ſie ſich zu deinem Rand empor: —
Du tauchſt hinein, ſinkſt hin, und ich verlor
Dein leuchtend Angeſicht, du Göttergleiche;
Nacht droht herein mit ihrem Schattenreiche.
Der Glanz des Tages weicht aus Wieſ' und Wäldern,
Das Meer wird matt, des Himmels Farben fliehn,
Nur in den allerhöchſten Wolkenfeldern
Siehſt du noch einen Roſenſchimmer ziehn.
Noch ſegeln dort die Schwalben in die Wette
Geſellig kreiſend durch den Thau der Luft;
Nun düſtert's mehr; dort ſchlüpfen ſie zu Bette:
Die Eule ſchwirrt, der Habicht huſcht und ruft.
Ein jeder Glückliche ſucht eine Stätte,
Wo er ſich ruhend heg' und ſicher bette.
Mich ruft ein lieber, ſüßer Laut,
Geſang und Spiel, zu meiner Braut.
Da horch' ich noch in ihrer Fenſterlaube;
Es iſt ſo ſchön hier! Liebe, o verzeih',
Daß ich entzückt den Augenblick dir raube:
Du biſt ja doch und ſie iſt auch dabei!

Und weiter zieht es mich und näher
Zu ihr, zu ihr ins Zimmer, wie ſie ſingt;
Sie hört den Lauſcher, ſieht den Späher,
Der ins Geheimniß ihres Herzens dringt,
Und opfert ihm ihr Spiel und den Geſang:
„Daß du mir kommſt! mir war ſo weh und bang!“
„„O laß mich dir zu Herzen ſinken,
Mich ruh'n an deiner lieben Bruſt,
Mich deines Kuſſes Odem trinken
Und ganz vergehn in Lieb' und Luſt!““
„Und daß es niemand, niemand weiter wiſſe,
Hüllt ihr uns ein, ihr weichen Finſterniſſe!“
Der holden Scham dient ihr als Aetherflor,
Und allumhüllend, aber doch gewährend,
Steht ihr den holden weichen Formen vor,
Weltzeugend in der Nacht und weltgebärend,
Der Schönheit Glanz erneut zu offenbaren
Mit jedem Tag, doch Nachts geheim zu wahren.
O holde Mutter Nacht, du öffneſt mir
Der Liebe himmliſch ſtilles Heiligthum,
Machſt mich zum Prieſter d'rin und ſel'gen Gott,
Und breiteſt deine tiefe Azurwölbung
Mit tauſend Sternenaugen über uns.
Seid ihr dann meines Glücks vertraute Zeugen!
Thut eure klaren Aeuglein auf,
Ihr Stern' am Himmelszelt!
Nacht flog heran im leiſen Lauf,
Flort' ein die müde Welt.

Da ſollt' ihr golden Wache ſteh'n
Vor ihrem Kämmerlein,
Ihr, ihr nur ſollt ſie ſchlummern ſeh'n,
Ihr Stern', und ich allein!
Euch will ich ihre Schöne zeigen,
Zu euch mag ſie mit Blick und Kuß ſich neigen;
Denn ihr und euer Himmel gaben
Uns all' dies Glück der Liebe, das wir haben,
Uns unſre Nacht
Und eure Wacht!
Sie ſchlummerten in traulicher Umarmung;
Da löſ'te ſich vom fernen Morgenroth,
Das ſchon den Ind'ſchen Fabelfirn umglühte,
Ein leicht beſchwingter ſchöner Traum.
Und wie die Nachtigall in's Laub ſich kauert,
So ließ er ſich zu ihr im Pfühle nieder
Und ſang in ihrem Ohr Erinnerungen
Aus ihrem eignen jungfräulichen Morgen wach:
„Von Lampen taghell iſt der Saal erleuchtet,
Mit ſchmucken Burſchen füllt der Raum ſich an;
Wir Mädchen ſitzen züchtig allumher
Bei unſern Müttern, Blumen in dem Haar;
Nun ſchallt Muſik, zum Tanze fordert ſie
Die muth'ge Jugend, manchem zuckt der Fuß,
Wie ungeduldig wohl das kühne Roß,
Bevor es fortfliegt, im Geſchirre ſcharrt;
Dann eilen alle in die holden Reih'n
Der Mädchen; — und du kamſt zu mir.

Ich ſah dich kommen, drängen, kaum zuerſt
Durchdringen, doch es glückte dir und mir.
Und ſtolz, als hätten wir den größten Sieg errungen,
So flogen wir zuſammen, feſt und froh umſchlungen,
Durch Tänzergruppen in dem Saal umher.
Schön war die Welt, doch ſah'n wir ſie nicht mehr;
Wir hielten uns —“
hier flog der Traum zu ihm.
Und wie er ſchlummert, ſetzt der gold'ne Traum
Sich ihm zu Häupten auf des Lagers Flaum,
Und flüſtert ihm des Tages Bilder zu.
Und was er that, er hört es jetzt in Ruh';
Auch hört' er neues rühmliches Gelingen,
Doch ſchwebt' es auf vergangnen Traumes Schwingen
„s'iſt dir gelungen, glücklich hältſt du ſie!
Vor Vielen glücklich, und mit ihren holden
Und kinderſanften ſchönen Formen hält
Die Schönſte vieler Schönen dich umſchlungen;
Ja, du biſt glücklich! reich biſt du, o Jüngling;
Und gerne preiſ' ich dir dein ſchönes Loos!
Doch ſieh' die Sterne an, die ewigen,
Die vieler Menſchen Augen ſchon erblickt;
Willſt du nicht ihnen gleich ein goldnes Zeichen
Den Menſchen ſein? Haſt du den Ruhm vergeſſen,
Der einſt dein Herz erhoben, wenn die Helden
Der Vorzeit dir erſchienen? Raff' dich auf!“
Und wie ein Lichtmeer ſchwimmt's vor ſeinen Blicken:
Es zieht das Volk mit Fackeln und Geſang

Und mit Poſaunen dicht gedrängt heran.
So feiert es den Helden ſeiner Wahl.
Und ſeine Rede, die den Markt, die Straßen
Mit ihrem Wohllaut füllt, ſie ruft zum Streit.
Es regt ſich, ordnet ſich; in Waffen zieh'n
Die Reihen blitzend zum Entſcheidungskampf.
Laut donnern durch die Nacht die Wurfgeſchütze;
Erſt zünden ſie ſich ihre Leuchte an,
Dann ſchleudern ſie die Bomben hinterdrein:
Die Erde dröhnt, die Thürme ſind geſprengt.
Dort brennt die Veſte, und der Feind zieht ab.
Die Brücke trägt in langen dichten Reihen
Die flüchtigen Barbaren über's Haff.
Doch nein! mit fürchterlichem Drange ſtürzt
Der Zug ſich in die Fluth; das Ungeheure
Es iſt geſcheh'n. Europa's Morgen tagt.
Die Veſte, die das Banner der Barbaren
Noch geſtern krönte, heute hebt der Boden,
Auf dem ſie ſtand, wie ein Vulkan ſie auf,
Und ſtreut die Trümmer krachend weit umher.
Es war des Kriegs entſetzliches Verwüſten.
Wohin verſchlägſt du mich mit wüſten Bildern,
Verführeriſcher Traum? Mir hebt den Buſen
Ein beſſrer Ehrgeiz, als der wüſte Kampf
In den die finſtern Gegner uns geſtürzt.
Die Geiſterſchlacht, in der wir rühmlich ſiegen
Und ohne Blut, die zeige mir!

Gehorſam

Führt ihn der Traum durch den geſtirnten Himmel,
Durch alle Länder, über's weite Meer.
Die Kunſt und ihre Schätze breitet er
Vor ſeinen Blicken aus, entzückt ſein Ohr
Mit ſchönen Liedern und mit weiſen Lehren.
Halt! Die ergreif' ich! Laß mich Alles wiſſen!
Und ihm erſchloß ein klarer Tempel ſich;
Bei jedem Schritt umfing ihn neuer Glanz;
Das Höchſte und das Schönſte wird ſein eigen,
Und aller Welt mag er die Schätze zeigen.
Hier ſchwand der Traum. Es ſchlug ihr Wonnelied
Die Nachtigall aus ſchwellendem Gebüſch.
Sie hörten Beide ſelig ſchlummernd zu,
Bis wo der Morgen durch die Wolken brach,
Die Sonne leuchtend aus dem Meere ſtieg,
Und vieler Vögel ſchmetternder Geſang
Sie weckte, der in ihren Schlummer drang.

Mein Troſt.

1859.

Es ſinkt dein warmes Angeſicht,
O Tageskönigin;
Mit deiner Farben Luſt und Licht
Stirbt alles Leben hin,
Zieht Nacht ihr düſtres Faltenkleid
Um Berg und Himmelsduft,
Und hüllet mich mit meinem Leid
In graue Nebelluft.

Da winket ſtill mit goldnem Gruß
Der Mond aus Wolken mir,
Und ſeines Lichtes milder Guß
Fließt über mein Revier,
Strömt Muth mir in's beklomm'ne Herz,
Zieht mich aus Nacht und Leid;
Und mit ihm wandert wolkenwärts
Mein Geiſt, den er befreit.

Schier alle Sorgen ſind geſtillt,
Die Freude bringt hervor;
„Nun ſchwebt auch ein geliebtes Bild
Mir lächelnd wieder vor.“
Ich ſeh' in deiner Augen Glanz
Mein langentbehrtes Glück,
Er ruft dein liebes Weſen ganz,
Er giebt dich mir zurück!

Meine Taube.

1860.

O lehre mich den ſchnellen Flug!
Ich möchte mit dir ſchwimmen,
Und mit den Wolken Zug um Zug
Empor am Himmel klimmen,
Mich wälzen in der freien Luft,
Wie du es thuſt, o Taube,
Und trinken ſüßen Himmelsduft
In deiner Wolkenlaube.

Am Feuer.

1860.

Wohlthätig Feuer, ſtröme vom Himmel nieder,
Flamme von innen hervor aus der Erde Schooß
Und nähre dich an tauſend
Stoffen in unſerer wohnlichen Werkſtatt,
Der Menſchen geſelliger Heimath!

Grau ſeh' ich's ziehn und kalt umwölkt ſich der Tag mir,
Blaß und entſeelt verſchwindet dein Angeſicht,
Du gold'ne Feuergöttin!
Wirthliches Dach, ſo beſchütze denn du mich
Und ſprühe mir Feuer vom Heerde!

Goldglänzend Feuer, Wärme verbreitendes
Göttliches Feuer, du nährſt und belebſt uns!
Denn du biſt ja lebendig,
Biſt ja das Leben, das wirkende ſelber,
Das Todte verzehrſt und beſeelſt du!

Licht wie Gedanken, leuchtend wie Geiſtesblitze,
Stralſt du aus dunklen Kohlen, o Feuerblick;
Und goldner als Goldglanz
Lebt in dir ſterbend, und ſtirbt in dir lebend
Das Todte in deiner Verklärung.

Südſturm und Regen ſchüttelt die Fenſter, ſtrömend
Klirrt das gepeitſchte Schauer und rieſelt herab,
Es donnert im Kamine,
Aber die Gluth ſchlägt auf und erleuchtet
Die dichten Verhänge des Fenſters.

Am Himmel.

1860.

Die Wolken reiten, das Windesroß
Führt ſtürmend ſie durch den blauen,
Den ſonnigen Himmel; da ſinkt der Troß
In's Meer, wo der Weltkreis zu ſchauen.

Die Wolken-Götter, ſie ſinken in's Meer,
Die donnernd und mächtig gewaltet,
Und der Himmel, er wölbt ſich darüber her
Zum reinen Kryſtall entfaltet.

Weltgeneſung.

1860.

Weltgeneſung, Frühlingsſonne,
Neuen Lebens neue Wonne!
Darf ich noch einmal,
Selbſt geneſen, deine Lüfte
Nach ſo langer Qual
Wieder trinken? Deine Düfte
Wieder athmen und den ſtarren Zwang
Mit des Lebens jugendwarmem Drang
Fröhlich wirkend überwinden?
Laß, o laß dich wiederfinden!

Die Lüfte.

I. Die Schwalbe.

1860.

Schwimmerin im blauen Aether,
Schwalbe, loſe Schwätzerin,
Sage mir's, ſei ihr Verräther,
Sage mir, wo iſt ſie hin?

Leer ſind ihre Prunkgemächer,
Leer die Gartenlauben hier;
Schwebend über Bäum' und Dächer,
Schwalbe, ſahſt du nichts von ihr?

O, ich merk' es, dorthin wiegſt du,
Zu dem kühlen Buchenhain,
O, ich ſeh' es, dorthin biegſt du
Deinen Flug, da wird ſie ſein.

Und es öffnet ſich die Halde,
Du entſchwebſt, ich bin allein;
Doch es ahnt mir, balde, balde
Find' ich ſie in ihrem Hain.

II. Die Waldvögel.

Vöglein, unter Laubeshülle
  Tiefverborgen, ſüße Töne
Singet ihr in reicher Fülle,
  Singt in Schlummer meine Schöne.

Und nun lächelt ſie im Traume!
  Möchte wiſſen, was ſie ſinnet,
Wenn ihr Vögel auf dem Baume
  So mit Liedern ſie gewinnet;

Ob ſie wohl von mir ſich träume,
  Oder euch nur zuzuhören?
Iſt es Spott, daß ich noch ſäume,
  Sie mit Küſſen aufzuſtören?

Nun erwacht ſie, und erröthet!
  Was ihr auch aus eurem Laube
Schmettert, locket oder flötet;
  Sie iſt mein, die holde Taube!

III. Wer verrieth es dir?

Sie.
Wer verrieth es dir?
Er.
Die Schwalbe.
Sie.
O, verrätheriſche Schwalbe!
Dieſe Laub' in meinem Walde,
Dies Geheimniß meiner Halde,
Dieſes Heiligthum des Hains,
O, es iſt nun nicht mehr meins!
Wo melodiſch laut und doch verſchwiegen
Meine Sänger ſich auf Zweigen wiegen,
Die Genoſſen meines ſtillen Ruhmes,
Die Vertrauten meines Mädchenthumes,
Alles das verriethest du an ihn,
Böſe Schwalbe, nie wird dirs verziehn!
Er.
Nur an mich! ich wills verſchweigen,
Ich verrath' es niemand mehr!
Sie.
Schwörs bei Denen in den Zweigen,
Den Vaſallen um mich her!
Er.
Bei dir ſelbſt und den Vaſallen
Schwör' ich dir Verſchwiegenheit.

Sie.
Bei den ſtillen Buchenhallen,
Er.
Und bei deiner Lieblichkeit,
Ja, bei deinem ſüßen Munde
Und bei deiner Reizgeſtalt,
Bei dem Glücke dieſer Stunde
Und des Gottes Allgewalt!
Sie.
Schweig', du haſt genug geſchworen, —
Zügle Zung' und Phantaſie! —
— Aller Zügel war verloren,
All mein Denken war nur ſie.

IV. Die Nachtigall.

Hörſt du wohl die Nachtigall?
Vor dem Fenſter in der Laube?
Dieſer Mainacht Liebesſchall
Er gilt uns, du meine Taube!

Dir ſingt ſie mit leiſem Girren,
Dich belehrt ihr Flötenton,
Dich will ſie zur Güte kirren;
Hör', o hör'! ich höre ſchon!

Und ihr Glucken und ihr Küſſen
Singt ſie ſicherlich an mich;
Und du wirſt es lernen müſſen,
Denn ſie ſingt es auch an dich.

V. Die Lerche.

Im Kleefeld ſummt ein Bienenchor;
Und goldner Sonnenſchein
Lockt bunte Schmetterling' hervor,
Und Käfer ſurren drein.

Das Kleefeld duftet honigſüß
Ein Purpurblüthenfeld;
Wer iſt es, den ich hier begrüß,
Wer hat mich herbeſtellt?

Wer hat ſein Neſt in dieſe Pracht
Verborgen eingebaut?
Wer lauſcht im Klee bei feuchter Nacht,
Singt, wie der Morgen graut?

Sie ſchwebt, ſie wirbelt ſich empor,
Kaum, daß ich ſie noch ſeh',
Singt's Wiegenlied den Jungen vor,
Die ſchlummern im Neſt im Klee.

Komm her zu ihr, daß ſie dichs lehrt
Ihr himmliſch Wiegenlied,
Und daß es auch dein Bübchen hört,
Das mir ſo ähnlich ſieht!

Geburtstagsgedichte.

An die Geliebte.

I. Zum 23. Juni. 1839.

Er kehret wieder mit der Roſenblüthe,
Er iſt des Sommers, wie dein erſter Tag;
Es ward mit ihm dein heiteres Gemüthe
Zu ſeiner rechten, eignen Stunde wach.

Der holde Duft der reichverſchloſſ'nen Roſe,
Der heitre Tag der ſommerlichen Welt,
Der milden Lüfte anmuthvoll Gekoſe
Hat weihend deine Wieg' umwogt, umhellt,

Doch blieb mir ungerühmt und ungenoſſen
Ihr Duft, ihr Schein, ihr milder Harfenlaut,
Als du noch meinen Sinn nicht aufgeſchloſſen,
Als ihr Verdienſt mir du noch nicht vertraut:

Dein Auge weiht des Tages heitern Schimmer,
Dein Wort erweckt und ſtimmet erſt mein Ohr;
O, rufe du denn immer mir und immer
So neu verklärt die ſchöne Welt hervor.

II. Der 23. Juni. 1856.

Der Nebel weicht aus dieſem ſchönen Thale
Der kräft'ge Gott tritt aus dem Purpurthor
Zu dem Triumph des Sommers mit dem Strale
Des ſchönſten Morgens feierlich hervor.

Und all den Segen, den der Sommer bringt,
Die Blüthen und die Früchte, dieſe ſüßen,
Und jeden Ton, der ihm zum Preiſe klingt,
Den legt er huldigend zu deinen Füßen.

So ſollſt du wachſen in den milden Tagen,
Sein Lieblingskind und unſer theures Haupt,
Nichts will er dir verbieten und verſagen,
Denn was du wünſcheſt, das iſt ja erlaubt.

III. Mit einem Schleier. 1857.

Nur ein zartes Spinngewebe,
Fein, wie deine zartgewob'ne Seele,
Daß es leicht voran dir ſchwebe
Und dein ſchönes Auge nicht verhehle,
Wenn's auf deinen Sklaven niederblitzt
Und ſein Herz mit neuer Lieb' erhitzt.

IV. Zum 23. Juni. 1862.

Ich ſeh' die Roſen wiederkehren,
Sie blühn im Garten, blühn im Hag,
Sie duften um mich her und lehren
Mich, dieſes ſei dein erſter Tag.

Mit ihnen ſei'ſt du einſt geboren;
Wie ſie, das Schönſte auf der Flur,
Sei'ſt du noch mehr, denn ſchnell verloren,
Wie ſie erblühn, ſei ihre Spur;

Du aber blüheſt, unſre Roſe,
Jahr aus, Jahr ein zu unſ'rer Luſt,
Und jedem, auch dem ernſten Looſe,
Begegneteſt du froh bewußt.

Das lehrten ſie mit Roſenworten,
Als ich ſie wieder blühen ſah.
So ſei und bleib' es aller Orten,
Kein Kummer trete je dir nah!

V. Zum 8. October. 1858.

Mögen alle Tage roſig,
Alle Abende dir koſig,
Alle Nächte ſanft entfliehn,
Die dies Jahr vorüberziehn.

Möge jeder Tag dir bringen
Was die ſchönſten Lieder ſingen,
Und das Beſte, was du willſt,
Wenn du deine Wünſche ſtillſt!

VI. Derſelben. 1860.

An Englands Ufer trug dich mein Geſchick
Mit jenem Hauch des Geiſtes, der an deinem Tage
Zugleich mit deinem erſten lieben Blick
Erwacht; und immer hält der Kampf ſich noch die Wage,
Den damals wir in tiefer Nacht entzündet;
Er trieb uns aus vom heimathlichen Hage,
Kaum daß wir neu hier unſer Haus gegründet.

Des Hauſes und des Heerdes ſichern Grund,
Wo uns der Willkür und des Wahnes rohe Horden
Nicht mehr erreichen, dieſer neue Bund
Mit Englands mächt'ger Fahne iſt dir werth geworden;
Du ehrſt mit mir die rettende Standarte
Altenglands, ſeiner Schützen freien Orden,
Und fühlſt dich heimiſch auf des Erdballs Warte.

Und ſollte dich des Herzens mächt'ger Zug
Hinüberführen zu dem armen Heimathſtrande,
So ſammelteſt du Stolz und Geiſt genug,
Um feſtzuhalten an des Hauſes ſchönem Bande,
Das mit dem großen Kampfe dich verbindet,
Der jetzt die Welt erneut und in dem Lande
Der Römer hell ſein Feuer angezündet.

Die Eine.

1860.

Was mach' ich mir aus den Blumen,
Ich liebe nur die Marie;
Was mach' ich mir aus den Bäumen,
Ich ſuche darunter nur ſie.

Der Himmel iſt roſig und heiter,
Doch ſchöner biſt du, Marie;
Die Sterne ſind goldene Lichter,
Doch küſſen werd' ich ſie nie.

Ich liebe den Mond und die Sonne,
Doch lieb' ich noch mehr die Marie;
Sie blicken ſo lieblich hernieder,
Ich weiß es, ſie ſehn nur auf ſie.

Ihr Blumen, ihr Bäum' und ihr Sterne,
Euch wind' ich zum Kranz für Marie;
Und der Mond und die Sonne am Himmel-
Vergolden die Welt mir für ſie.

Von drüben ein Gruß.

1860.

Weltumſegelnde Vögel,
Luftdurchſchiffendes Volk,
Die ihr auf rüſtigem Flügel
Eilet von Wolke zu Wolk', —

Grüßet mir drüben die Störche,
Grüßet die Nachtigall mir,
Grüßet im Himmel die Lerche,
Grüßet ſie all' im Revier!

Denn mich verlangt nach dem Dache
Unſerer Störche im Neſt,
Auch nach dem Sproſſer am Bache
Und ſeinem Frühlingsfeſt.

Heim, als ob ich mit müßte,
Zieht mich, in blauer Luft
Blühend, die heimiſche Küſte,
Lockt mich ihr Waldesduft.

Ständchen.

1861.

Höre mich!
Aus dem Lande des Geſanges,
Der von Berg' zu Bergen dringt,
Was von dort dir holden Klanges
Meine Seele wiederklingt; —
O höre mich!

Höre mich!
Was ich von der Lerche lernte
Oder von der Nachtigall,
All' die ganze Waldeserndte
Weih' ich dir in Einem Schall; —
O höre mich!

Höre mich!
Was du ſelber mir geſungen,
Wie ſo manches Herz geglüht
Und ihm Lieb' und Kuß gelungen,
Nimm's dir ſelber zu Gemüth!
Erhöre mich!

Lieb' und Luſt.

1862.

Verwegen, wer, wie friſche Blüthen
Der Sturm geſetzlos niederbricht,
Die Schönen in der Liebe Wüthen
Mit ungeweihtem Arm umflicht,
Wer in dämoniſch wildem Triebe
Verachtet ſeines Herzens Halt,
Und mit dem heil'gen Recht der Liebe
Wirbt um die Liebe der Gewalt;
Frei fließt der ew'gen Güter Quelle,
Weh' ihm, er trübt die reine Welle.

Ihm öffnen ſich die ſel'gen Pforten
Zu dem verborg'nen Heiligthum
Der Liebe nie; und ſeinen Worten
Und ſeinem Gelde, ſeinem Ruhm
Begegnet, wie ſie Beute ſinnet,
Der täuſchenden Sirene Fuß;
Ihn trifft, wenn er ein Herz gewinnet,
Das er verräth, der Rache Gruß;
Er ſelber weckte die Dämonen,
Die in der Bruſt des Menſchen wohnen.

Die Flüchtlinge.

(Auf dem Schiff.)

1862.

Lauf, Schiffchen, und rudre geſchwinde,
Sonſt fängt er den Dieb mit dem Kinde.
Soll ich dich frei'n,
Aennichen mein,
Müſſen wir morgen in Schottland ſein.

Lauf, Schifflein, und trag' uns von hinnen,
Laß die Liebenden glücklich entrinnen
Will er mich frei'n,
Würd' ich ja ſein,
Und müßt' es auch fern in der Fremde ſein.

Lauf, Schiffchen, und rudre geſchwinde,
Daß uns der Verfolger nicht finde.
Hinter uns drein
Mag er dann ſchrein,
Daß wir zur Prob' ihm entronnen ſein.

Auf See.

(Aus dem Probekuß.)

1862.

Auf See muß man trinken!
Beim Steigen und Sinken
Des Schiffleins durch ſchäumende Wellen,
Beim Wanken und Blinken
Der Sternlein, der fernen, der hellen,
Auf See muß man trinken!
Ja, trinken auf See!
Ja, trinken auf See!

Zuverſicht.

(Aus dem Probekuß.)

1862.

Ich weiß es. Siegen werden wir, wohin wir auch
Verſchlagen werden, jeder Baum und jedes Gras,
Wo wir verweilen, iſt wie eingeweiht, uns liebt,
Wer uns begegnet. Wie die Nachtigall den Hain
Beglückt und einweiht, wo ſie Neſter baut und ſingt,
So, wenn wir kommen, lacht den Menſchen all das Herz
In ihrer Bruſt. Sie fühlen, daß ſie im Olymp
Bei ſel'gen Göttern ſind, wenn ſie uns nah'n.

Ein eignes Indien zu erobern, wir allein
Mit unſerm Thyrſus, wie Gott Bacchus ziehn wir hin,
Und wie die Vögel ſingen wir uns durch die Welt.

Trinklied.

(Aus dem Probekuß.)

1862.

Wir kamen zu Fuß durch das Böhmerland,
Da hungerten wir, da durſteten wir
Wir fuhren zu Roß in das Bayerland,
Da hatten wir Knödel und Wurſt und Bier.
Drauf fuhren wir durſtig hinab zum Rhein,
Da tranken wir Eins von dem guten Wein.
Doch mehr, als nach Bier und nach Würſten,
Thät uns nach dem guten Wein dürſten.
So iſt für den Menſchen kein Mittel erfunden,
Wie viel er auch trinke, vom Durſt zu geſunden.

Kühler Burſch.

1862.

Wüchſen die Mädchen auf luſtigen Bäumen,
  Ueppig im Laub, wie die Pfirſchen,
  Süß wie die Traub' und die Kirſchen,
Wollt' ich nach ihnen ſteigen und räumen,
  Die an mein Herz und die an den Mund,
  Küßt' an den Halden mich froh und geſund.
Aber durch Klagen und endloſes Werben,
  Durch der Guitarre Geſtöhne
  Mühſam zu kirren die Schöne,
Iſt mir ein Treiben, verhaßt bis zum Sterben.
  Fällt mir nicht irgend ein plötzliches Glück,
  Bleib' ich allein und verlaſſen zurück.

Erwartung des Geliebten.

(Aus Maria Bluntfield.)

1864.

Katharina Mowbray.

Das wird er ſein; das kommt von ſeinem Flügel; —
Es iſt ein raſcher Schritt und geht vorbei.
Er war es nicht, ich kenne ſeinen Gang,
Aus tauſenden fühlt' ihn mein Ohr heraus;
Ich hör' ihn noch, als er uns rufend nachſchritt;
Da eilt' er, doch mit langgemeſſnem Schritt,
Es war als hielt er mitten in der Eile,
So trat er ruhig vor uns hin und ſtillte
Die Angſt der Mädchen, ach, und meine Angſt
Mit Einem Wink und mit gelaſſ'nen Worten,
Und geſtern, als er fortging, lauſcht' ich ſeufzend
Auf jeden Fußtritt, der ihn mir entführte.
Er ging entſchloſſen und gelaſſen fort;
Und ganz beruhigt, ganz beſeligt ſank
Ich in den ſüßen Arm des ſchönen Traums.
Ich ſchlief noch einmal durch, was mir ſo ſchön,
So märchenhaft im Wachen unter tauſend
Hellſchimmernden Lampen, im Gewühl der Tänzer
Und doch in heil'ger Stille mir begegnet.
— — Der Traum war ſüß, der zweite, wie der erſte, —
Ach, Beides iſt ja Traum. Denn er iſt fort.

Und wie der erſte Vogel heut im Garten,
Der munter vor der Morgenröthe ſchlug,
Mich weckte, kam die Angſt des hellen Tags
Gleich über mich, als wär' all dieſes Glück
Der Nacht verſchwunden. Denn ich hab' ihn nicht;
Kaum hoff' ich's noch, daß er mir wiederkommt;
Ich fürchte, daß er plötzlich uns verläßt —
Es ſäh' ihm gleich — und den unſel'gen Kampf
So leicht beginnt, als wär's ein Ringelreiten.
O, Heinrich, ſei nicht grauſam! Deine Braut
Hat dich noch nie bei Tageslicht geſeh'n;
Erſcheine denn und flieh' nicht mit der Nacht!
Komm, ſieh, der Morgen will kein Ende finden,
Die Stunden ſchleichen, 's iſt noch immer früh;
Komm du, und lehre ſie, wie über Nacht,
Beflügelt zu enteilen, nichts zu ſein,
Als ein unendlich holder Augenblick.
Komm und erſcheine du, mein wahrer Morgen,
Mein ſeliges Erwachen aus der Nacht
Der Angſt, o komm' und end' auch dieſe Stunde,
Die ohne dich, wie eine Ewigkeit
Voll Qualen, auf mir laſtet. Zeige mir,
Daß du uns nicht verlaſſen!

Welch ein Dämon
Erfand den Krieg und ſtürzt' in rohen Hader
Die Männer, die vernünftigen, die Herrn
Der Welt, daß ſie, wie wilde Wüſtenthiere,
Ihr Herzblut ſuchen und ſich elend morden,

Wenn ſie ſich ſtreiten?
Heinrich, fühlſt du nicht
Was ich, dein Mädchen fühle? Du biſt mehr,
Als all der Plunder, werth, um den du rechteſt.
O ſetze nicht dein Leben auf den Wurf
Und ſpiele nicht um unſer ganzes Glück!
Komm endlich mein Geliebter!
Horch, er kommt!

Rizzios Marienlied.

(Aus Maria Bluntfield.)

1864.

Vor allen Jungfrau'n jugendſchön
Wurdeſt du allein von des Himmels Höh'n
Mit Huld und Gnaden angeſeh'n,
O holdeſte Jungfrau Maria!

Vor allem Namen mit ſüßem Klang
Klingt deiner aus innerſtem Herzensdrang
In tauſendſtimmigem Hochgeſang,
Du holdeſte Herrin Maria!

Der Schottiſche König.

1864.

Der ſchottiſche König ſitzt hoch zu Roß,
Es hat aus der Schlacht ihn getragen,
Er reitet in Haſt auf ſein feſtes Schloß,
Ihn haben die Meutrer geſchlagen.
Und als er die Feſte geſchloſſen,
Hat drinnen ihn Einer erſchoſſen.
Da wollte kein Menſch mehr König ſein,
Und die Königin wagte kein Prinz zu frein.

Parabaſe zu Maria Bluntfield und dem Probekuß.

1864.

Hört zu, Ihr Deutſchen, was Euch zum Gewinn der Dichter von ſeiner Perſon ſagt:
Denn er fürchtet, daß Ihr ſein Verdienſt um Euch ſchon längſt in den Schornſtein geſchrieben;
Deswegen erſcheint er im weißen Gewand vor Euch und lobt ſich nach Noten,
Daß Ihr Euch beſinnt, welchen Schatz Ihr an ihm in der Fremde habt und den Schatz hebt.
Das könnt Ihr durch Gunſt, durch Lob und durch Kauf, womit Ihr ſein Buch und Euch ſelbſt ehrt.
Oft hat er Euch ſchon mit der Pritzſche den Sitz und die Lenden verfehlt, als Ihr ſelbſt noch
In Eſelshaut, Schweinsleder und dick in Juchten gebunden zu Markt kamt,
Als Kladeradatſch noch ſein Ei nicht gepickt und der März nur duſtige Veilchen
Für die Mädchen gebracht, nicht des Volkes Sieg und die Roſen germaniſcher Freiheit.
Ja, er gab Euch ſogar das ergötzliche Spiel mit pudergefüllten Perücken,
Die er gründlich geklopft und in heitrer Geſtalt für die luſtige Jugend verewigt.
So bedient' er Euch wahrlich als richtiger Freund und dachte nur Dank zu erwerben;

Doch die Welt ward, wie immer, zum Narren gehabt, und dem Freunde gab ſie den Fußtritt,
Und ſtenzt' ihn hinaus über Land und Meer; und er hauſ'te ſich ein in der Fremde.
Da verlor er nun Euch und den heimiſchen Markt voll ergötzlichen Krams aus den Augen;
Nur im hinterſten Fache des Herzens behielt er noch immer ein Stückchen der Heimath;
Dies giebt er Euch hier mit dem Engliſchen Spleen in drolligen Schwänken verſchwiſtert.
Seid vernünftig und leſ't es mit mehr Verſtand, als das Pack der Sudelpoeten,
Die Ihr wohl dreißig mal aufgelegt zur Schande für Euch und die Muſen,
Daß einſt Eure Kinder nicht Euren Geſchmack und Eüre Entſcheidung verrufen;
Denn unſterblich iſt doch nur der freie Geiſt in der Schönheit roſigem Mantel.
Dann zeigt er Euch noch, aus dem Schottiſchen Kampf wider Königsmacht und den Adel,
Die unendliche Schuld, die ein ſchönes-Gemüth und den heimiſchen Heerd untergraben,
Bis endlich die Rache, die er ſich erzeugt, den Frevel ſühnet und auslöſcht;
Denn rein iſt das Herz und das rächende Schwert, das der Sohn für Mutter und Braut zückt.

Widmungen

(der Erinnerungen aus früherer Zeit).

1862.

I.

Auf Wahrheit denkſt du, auf den Sinn der Welt,
Der ſich vor deinem Aug' und Geiſt entfaltet,
Erinnerung, du freie Europäerin?

Ich dank' es dir, du machſt mich wieder jung;
Noch einmal tränket mich dein Wunderbecher
Mit meiner Jugend Glück, mit Siegesfreude
Aus jener Zeit, als wir uns ſelbſt erfüllt,
Was wir im Jugendrauſch uns zugeſchworen
Und was die Weisheit und die Wiſſenſchaft
Des menſchlichen Jahrhunderts uns gelehrt.

Wollt ihr es mitgenießen? Nehmt und trinkt
Aus dieſem Quell; er fließet Freund und Feind.

II. Die Heimath. Elegie.

1862.

Liebliche traute Geſtalten, ihr, blühende Mädchen und Knaben,
Jung und ſchön, wie ihr wart, lebt in der ewigen Welt
Schöner Formen fortan und bewohnt die freundlichen Geiſter
Edler Menſchen, die euch lieben, wie wir uns geliebt,
Oder wie wir uns noch heute begeiſtert wieder ins Auge
Blicken, wenn ihr noch lebt und wir erneuen den Gruß,
Der uns von Jugend auf in Einem Sinne vereinigt.
Du, mein väterlich Haus, öffne noch einmal dich mir!
Laß mich des Traumes der Jugend an ſchöner Stätte gedenken,
Und was den Buſen bewegt, als du die Sinne entzückt,
Heimathinſel, du goldenes Land! Hochfliegende Träume
Haben dich eingeweiht; ſei mir noch einmal gegrüßt!
Ob ſie dem Manne gelungen, ob ihm's die Strenge des Schickſals
Grauſam verſagt; dir bleibt immer die Ehre des Plans.
Du bleibſt ruhn; wie die Erde in unvergänglicher Schönheit
Stolz durch den Aether ſchwimmt, ruhſt du im ſchwimmenden Meer.
Goldene Küſten umarmt mit blauen Wogen die Oſtſee,
Dränget Buchten ins Land, rauſchet ins Herz dir hinein;

Und aus ſchäumender Milch der gebändigten Brandung erhebt ſich
Inſel um Inſel mit Wald oder mit üppigem Korn.
Sei der Altar denn, auf dem ich den Kranz der erſten Erinnrung
Niederlege, der dir, nährende Mutter, gebührt!

III. Den Genossen.

1862.

Euch, all' den Tauſenden, die ihr das Haupt
In ſchöner, gotterfüllter Jugend hoch
Und frei trugt, Euch, den Vielverſprechenden —
Ein Augenblick iſt eine ganze Welt,
Und einen Augenblick wart ihr ja frei, —
Dann Euch, Ihr Andern, die Ihr alle Schlachten
Als freie Männer, fallend oder ſiegend,
Mit uns, den alten Ungebrochnen, ſchlugt,
Euch widm' ich, Euch, den Vätern unſers freien
Noch ungebornen Staates, dieſen Gruß.

Nun ſind zwar manche Räthſel ſchon gelöſt,
Die uns gemeinſam lange vorgeſchwebt
Als Sprüche unſrer Zeit, der Pythia;
Ihr aber, langerprobte Freunde, wißt,
Was dieſe Europäerin, die uns
Mit griechiſchen Gedanken aus dem Bann
Der Herrn und Fabelknechte losgemacht,
Uns auferlegt, und was ſie wahrgeſagt.

Die wir mit Blitzen unſre Briefe ſenden,
Die wir des Raums mit Dampfeseile ſpotten,
Wir ſahn das freie Denken freier Männer,
Den Muth der Kämpfer und den edlen Geiſt
Der Menſchen zeitigen in unſern Tagen,
Doch nicht die Welt vom Orient befreit.

Die Eierſchale ſahn wir wohl gebrochen,
Und eignes Leben wirkt und fühlt ſich ſchon;
Doch immer reckt ſich, noch des Perſerkönigs
Gewaltiger Arm mit ſeinen Schrecken aus,
Und immer noch beherrſcht die Fabelburg
Altſyriens die Geiſter all des Volks.

Mit neuen Waffen neue Stürme denn!
So lang' wir athmen, ehren wir die Luſt
Mit unſerm Wort. Und wenn wir's nicht erreichen,
So geben wir den Jüngern doch das Zeichen.

IV. Halle und Italien.

1863.

Der neuen Heimath und der neuen Freunde
Zu raſch verſchwundnes Bild will ich erneun,
Der Liebe Glück, Italiens Leid und Luſt,
Und neue Trauer, die den Blick umflort,
Und neue Flucht zum Himmel des Gedankens,
Dem ſichern Ordner alles ird'ſchen Schwankens.

Das Meer.

1863.

1.

Des Himmels Schooß liegt blau umhergezogen,
Da leuchtet ſpiegelhell und ohne Wogen
Das Meer! Das Meer!
Im Schlummer deckt's der Himmel zu;
Die weißen Boote ſtehn und ruhn darin,
Kein Segel ſiehſt du ſchwellend weiterziehn;
'ſ iſt ſtille Meeresruh!

2.

Da beſteig ich deine Brücke,
Edler Dämpfer, keuch' und rücke
Du aus eignem Trieb von binnen,
Laß die Räder Strudel ſpinnen
Weit umher
Im ſtillen Meer!
Anker hoch! da regt er ſich,
Schlag um Schlag bewegt er ſich;
Eine Silberfurche ſpült
Um den Kiel, der weiter wühlt
Und den Spiegel trennt,
Den er ſchnell durchrennt!

Mein Tag iſt aus.

1865.

Hier tret' ich in den Schatten, denn mich ruft die Pflicht
In dieſes dunkle Haus;
Leb' wohl, du warmer Himmel, goldnes Sonnenlicht,
Lebt wohl! mein Tag iſt aus!

Herbſt.

1865.

Dämmert drüben die Kapelle
Und das Städtchen durch das Laub;
Plätſchert hier die Wieſenquelle;
Wirbelt dort des Weges Staub.

Herbſtlich ſtill und ſonnenheiter!
Schäfchen ziehn am Himmel hin;
Und ſo wandr' ich immer weiter,
Herbſtlich klar iſt mir zu Sinn.

Bräunt der Herbſt die volle Eiche,
Stockt ihr Trieb vor Froſtgewalt,
Bleibt ſie doch die immer gleiche
Ungebrochne Kraftgeſtalt!

Der Eichbaum.

1865.

Durch die Eiche rauſcht des Himmels Oden,
Und vom warmen Angeſicht der Sonne
Stralt ein Liebesgruß und malt ſich auf dem Boden,
Wie die mächt'ge Kron' im Winde wallt vor Wonne.
Leben iſt ihr ja des Windes Braus,
Seel' iſt ihr das Licht im ew'gen Blau,
Und die Erde labt aus ihrem dunkeln Haus
Ihren Liebling mit des Himmels reinem Thau.

An das Glück.

1867.

Ich weiß es wohl, du ſchmollſt mit mir,
Nur halb giebſt du dich her;
Für meinen Leichtſinn grollſt du mir,
Und trauſt mir nun nicht mehr.

Mein Wort dringt durch; du läßt's geſchehn,
Und lohnſt dafür den Klotz:
Mich ließeſt du zu Grunde gehn,
Lebt' ich nicht dir zum Trotz.

Doch kenn' ich dich; mit Jugendmuth
Erzwingt man's doch von dir;
Glaub' nur an mich, die alte Gluth
Lebt immer noch in mir.

So ſchwinge, Göttin, deinen Stab
Und zaubre du mir Sieg,
Brich endlich mal dein Maulen ab,
Und lohne mir den Krieg. —

Den Krieg, du weißt es ja, wofür,
Den ich mit dir begann!
Gieb dich noch einmal wieder mir!
Ich war's, ich bin dein Mann!

Ich frage nichts nach deiner Gunſt
Im grauen Schattenreich,
Nichts nach Symbol und Heuchelkunſt!
Sei wahr und ſei es gleich!

Was nennſt du Glück?

1867.

Dreimal willkommener Vogel, du ſchwebſt mit ſtrahlendem Fittig
Wenigen über dem Haupt; und dennoch verehren dich Alle.
Aber wer biſt du? wer kennt dich und weiß dich bei Namen zu nennen?
Biſt du's dem Sieger in Strömen von Blut und im Donner der Schlachten?
Oder dem Redner mit lieblichem Wort und edlen Gedanken?
Oder von Ruhm und Erfolg begleitet dem herrſchenden Staatsmann?
Sind es die Lippen, die endlich der Kuß der Gewährung beſeeligt?
Sind es in Wiſſen und Kunſt die Kundigen und die Geprieſ'nen,
Die du beſeligſt und ſtralend mit magiſchem Fittig umfächelſt?
Nenn' ich ſie glücklich, wenn lohnend der tauſendzüngige Ruhm ſie
Glänzenden Städten der Welt und mächtigen Völkern verkündigt?
Biſt du der Ruhm des Königs, der Glanz des goldenen Thrones,

Oder das Gold, das den Reichen zum Freien erhebt und zum Herrſcher?
Oder wohneſt du nur in des heitern Geiſtes Vollendung,
Welcher ſich ſelbſt und die Welt harmoniſch ſtimmt und beweget?
Denn wo wollteſt du weilen, als nur in harmoniſchen Seelen?

Der Abend.

1868.

Am Himmel, Joch erhaben
Mit flockigen Wölkchen beſä't,
Da folg' ich dem ziehenden Raben,
Er ſegelt zur Küſte ſo ſpät!

Die andern, die ſchoſſen bei Zeiten
Hinüber auf himmliſcher Bahn;
Du folgſt ſo allein und von weiten;
So führſt du die Nacht uns heran.

Als zögſt du ſie mit dir am Flügel,
So legt ſie ſich über das Land,
Umſchleiert den waldigen Hügel;
Hat ſie dich als Boten geſandt?

Nun will er im Nebel verſchweben,
Er gewinnt noch den heimiſchen Forſt;
Ich fühle die Nacht mich umweben,
Und müde ſuch' ich den Horſt.

Mit goldgefaßten Korallen

zum 25. Juni.

Aus dem Meer und tief aus des Berges Schooß
Gelangt' es in künſtliche Hände,
Doch heute erfüllt ſich ſein beſſeres Loos,
Daß es dir zur Freude ſich ſpende.

Es wünſcht ſich nichts beſſres, als alle Zeit
Dich zu ſchmücken und dir zu gefallen
Bei mancher Feier, ſo glücklich, als heut,
Und auch bei der ſchönſten von allen.

Mein Schatz.

1869.

Mein Schatz iſt wie der Himmel,
So rund und ſo klar;
Wie herrliche Wolken,
Ihr leuchtendes Haar.

Wie die Sonne, ſo ſcheinen
Den lieblichen Tag
Ihre freundlichen Augen
Des Morgens mir wach.

Mein Schatz iſt mein Himmel,
Ich bete ſie an;
Sie hat's meiner Seele
So angethan.

Weil ſie mir gefällt.

1869.

Es giebt doch nichts Ründ'res,
Als doppeltes Rund',
Es giebt doch nichts G'münd'res
Als roſiger Mund!
Es duftet kein Veilchen,
Keine Roſe ſo ſüß,
Als wenn i ſie umfaß',
Als wenn i ſie küß';
Es giebt doch kein Mädchen,
Wie mein's in der Welt,
Und die Welt iſt mein eigen,
Weil ſie mir gefällt.

Unerreicht.

1870.

Dort ſingt's, wie die Nachtigall flötet,
Und lockt, wie ſie lockt, wenn ſie liebt;
Und komm' ich, ſo flieht ſie erröthet,
Bis Gras und Gebüſch ſie umgiebt.

Nun folg' ich durch Büſch' über Berge
Und Thäler der Flüchtigen nach,
Sie ſchwirrt, wie am Himmel die Lerche,
Sie ſchlägt, wie der Sproſſer am Bach;

Doch läßt ſie ſich nimmer erreichen,
Die Windungen kennt ſie zu gut,
Kein Wort will den Wildfang erweichen:
Weiß ſie denn nicht, wie mir zu Muth?

Der Dampfzug.

März 1870.

Die Welt iſt lahm; doch kräftig donnerſt du daher,
Mein Feuerroß; aus deinen Nüſtern ſchnaubſt du weiß
Gekräuſelt deine Wolkenwelle in die Luft,
Und praſſelnd wirfſt du dich mit blendend blanker Bruſt
Jetzt ins Gebüſch, jetzt in die Schlucht, jetzt tauchſt du gar
Hinunter in die Erde, juſt als wär's das Meer
Und du der Taucher in die Fluthen, der Delphin;
So ganz mit deinem Wolkenzug verſchwindeſt du
Mit dem Gepraſſel, mit dem Dampfespuff und Pfiff; —
Doch nein, es öffnet ſich das finſtre Thor und laut
Und ſchrill ertönet deine Pfeife; mächtiger
Rollt ſich zurück dein Wolkenſchweif, ſchwirrt Rad um Rad:
Dort ſteigſt du ins unendliche Gefild' hinaus,
Die Schlange, die den Erdball raſch umringeln will
Und uns in weichen Polſtern trägt von Ort zu Ort;
Du mächtige, im Buſen ſtärkſt du mir das Herz,
Wenn irgend mich ein zweifelndes Gefühl und Angſt
Um Haus und Heerd und um mein ſchwankend Glück beſchlich;
Denn du biſt unſers Geiſtes weltbezwingend Kind.

An den Himmel.

Erinnerung. 1870.

Nimmer werd' ich dir's vergeſſen,
  Wie ich dich ſo ganz genoß,
Wie entzückt ich dich beſeſſen,
  Blaues luſt'ges Zauberſchloß,
Wo die raſchen Felſenbäche
  Bei dem vollen Sonnenſchein
Rauſchten zu der Wieſenfläche
  Schäumend fort von Stein zu Stein;

Wie wir in den Blumen lagen
  Ein verſtecktes Kinderpaar,
Wollt', ich könnt' es wiederſagen,
  Wie mir's da zu Muthe war!
Horch! die Lerch! Es ſummt der Käfer
  Dort heraus! Die Biene fliegt
Surrend um das Paar der Schläfer,
  Das auf ihren Blumen liegt.

O wär' ich ein Vogel!

1870.

O wär' ich ein Vogel! im vollen Laub,
So weich und ſo wollig, verſchwänd' ich;
Mein Neſtchen im Kühlen, geborgen vor Staub,
Und drinnen mein Liebchen, das fänd' ich.

O wonniges, wallendes, welliges Laub,
Von Wolken des Himmels umfangen!
Die Wellen des Windes, ſie küſſen im Raub
Dem ſträubenden Walde die Wangen.

O wär' ich ein Vogel und mitten darin!
Gewiegt in dem windigen Reigen,
So wogt' ich im Meere des Laubes dahin
Und ſchaukelt' im Wald auf den Zweigen!

Widmung des Herrn Klappenborg.

1872.

Da ſteht Herr Klappenborg! In Erz
Und Marmor ſtünd' er dir nicht ſtrammer;
Erfreuen ſoll er manches Herz,
Das Ambos war und wird jetzt Hammer.

Die Zeit ſoll ihn umſonſt benagen,
Der Geiſterchor vorüberziehn;
Euch in den allerſpät'ſten Tagen,
Ihr freien Enkel, widm' ich ihn.

Abſchiedsgeſang.

(Aus Herrn Klappenberg.)

Na Huus! 1872.

Stimmt an! ſtimmt an!
All Mann, all Mann!
Adjüs, Herr Klappenborg, nu gahn wi,
Grad' up de Been noch ſtahn wi.
Schön'n Dank för den Fiſch unn den Braden
Unn wat wi ſüſſ noch genaten;
Schön'n Dank för den Punſch unn den Koken,
Unn för den Toback, den wi roken!
roken, paſſ! paſſ!
roken, paſſ, paſſ!
Unn för den Toback, den wi roken!

Parodie.

(Aus Herrn Klappenberg.)

1872.

Wär' ich im Schlamm des Nils geboren,
Dann ſtreichelte wohl dieſe Hand
Des ſtarken Nilpferds glatte Ohren,
Des Krokodiles Ringgewand!

Ich ſchlüpfte unter ihrem Bauche
Im warmen Nileswaſſer hin
Fern von der Städte Qualm und Rauche,
Womit ich jetzt umfangen bin.

Ich ſäße bei den Pyramiden
Im Sande warm; und dicht dabei
Belauſchte ich der Sonne Brüten
Und ein gehecktes Straußenei.

Du junges Vieh, mit deinen Federn
Schmückt' ich, am Libanon vielleicht,
Mein Liebchen, wandelnd unter Cedern,
Sobald dein Schwanz die Zier gezeigt!

II.

Diſtichen. Epitaphien der Weltgeſchichte. Satiren. Räthſel. Julklapps. Denkſprüche.

Diſtichen.

Das große Geheimniß.

Dem wahren Sinn vermähl' ein ſchönes Wort,
Und dein Gebilde lebt unſterblich fort!

Am Horizont.

1829.

Was unſer Leid' und unſer Schickſal ſei?
„Durch Feſſelträger wird die Erde frei.
„Wo ſich die Kerker wölben um den Freien,
„Wird einſt die Welt humane Tempel weihen.“

Wahlſpruch.

1864.

Dein Schwert iſt die Vernunft,
Dein Sieg des Feindes Leben
Im vollen Glanze der Vernunft;
Nicht ſtürzen willſt du ihn, willſt ihn erheben!

Einem philoſophiſchen Schulrector,

Wieck zu Merſeburg, zu ſeinem Jubiläum. 1841.

Als ſich die Kämpfe der Philoſophie und der ſyriſchen Büßer
Flammend erhoben, da ſtandſt treulich den Griechen du bei;
Nun iſt Troja noch immer nicht unſern Waffen gewichen,
Aber es weicht, und du ſiehſt, wie wir die Thürme bedroh'n.
Glücklicher Neſtor, erzähle von deinen gelungenen Thaten,
Sag' uns warnend und wahr richtige Pläne der Schlacht;
Denn wir geloben es heute zur Ehre der feſtlichen Stunde,
Deine Fahne, ſie führ' unſer Geſchlecht in die Burg!
Was dir die Jahre bewährt und der Rector menſchlicher Dinge,
Klarer Verſtand, das ſei unſre Deviſe, ſie ſei
Lange noch immer von neuem aus deinem Munde verbreitet,
Und manch jugendlich Herz jauchze begeiſtert dir zu!

Redefreiheit.

Als man Buffon befragte, warum denn der Affe nicht ſpräche?
Gab er zur Antwort: Nun, weil er zu ſagen nichts hat.

Preßfreiheit.

Gäb' euch Kodrus den Purpur und ließe Perikles regieren,
Und ihr bliebt ihr ſelbſt, — würde die Preſſe nicht frei.

Die Geſetze.

Eure Geſetze ſind gut, ſie verſprechen euch alle die Freiheit;
Aber ein freies Geſetz richten die Menſchen in's Werk.

Der Züricher Feſtungswall als Todtengarten.

Hier wo der Landmann einſt dem ſtädtiſchen Herren im Frohndienſt
Feſtungswälle gebaut, ebnet er jetzt ihm das Grab.

Schelling.

Weder des Gottes Fluch, noch des Menſchen Fall in die Sünde,
Nur dein Fluch und Fall ward evident in Berlin.

Feuerbach an die Sophiſten.

Scheltet mich immer noch Prieſter: der Kopf iſt meine Kapelle:
Als ich den Gott euch nahm, warum verlort ihr den Kopf?

Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht.

Das Unſterbliche.

„Eins iſt Allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich?"
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte dir minder, als Thaten geläufig, ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben,
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

Das Abſolute.

Was iſt das Abſolute? Des Menſchen Freiheit; vergebens
Sucht es der Sklav', drum ſeid kühn, ihr Halunken, und nehmt's!

Die Natur.

Natur iſt Alles, Geiſt iſt dein Geſicht,
Aus dem vernehmlich ihr Geheimniß ſpricht.

Religion.

Geht, ihr verzweifelt, die ihr aus allen Regiſtern darein fahrt;
Unſer Accord hält aus, bis er die Menſchen ergreift.

Freiheit.

Freiheit wohnet im Herzen, kein König kann ſie gewähren;
Fühlet wie Männer, und frei athmet ein glückliches Volk.
Seid ihr ſelber dabei, ſo fehlet, ſo treffet es; denn frei iſt
Wer ſich ſelbſt das Geſetz giebt und es ſelber vollbringt.

Der Aſtronom als Denunciant.

Er wollte den Planeten denunciren,
Den Leverrier entdeckt,
Da hat ihm Einer dieſer Philologen
Vor's Sucherrohr geſteckt.

Als ihn 12 ſeiner Collegen „wieder zu Ehren bringen“ wollten.

Hätten die Zwölfe geſchwiegen, wer hätt' es da draußen erfahren
Was dir fehlt und wozu ſie dich zu bringen verſucht?

Tieck und A. W. von Schlegel.

1840.

Tieck ging wieder dahin, von wannen der Gott ihn hervorrief;
Hades der Freiheit, verſchlingt auch die Romantik Berlin.
Ihm ſchließt rüſtigen Schritts, verjüngt in Pariſer Friſuren,
Wilhelm von Schlegel ſich an, wieder einmal in Berlin,
Wo er vor dieſem mit gutem Erfolg von Wundern und Hexen
Und von ſonſtigem Spuk zierliche Dogmen gelehrt.
Wie wird jetzt in Berlin der berühmte Romantiker wirken?
Aufgeklärt: er edirt oeuvres de Fréderic II.

Die Dantepietiſten.

Nicht von Dante begeiſtert vereint ſich das Dantiſche Kränzchen;
Er läßt kalt, ſie erwärmt nur der geſellige Thee.
Hätten ſie Dante begriffen, ſie würden ihn flieh'n, wie das Feuer;
Nichts als Mythologie iſt ihm der pfäffiſche Kram.

Ein Hageſtolz der Vernunft.

„Wir umfaſſen die nackte Vernunft auf offener Straße?"
Aber du zeugſt mit ihr auch im Verborgenen nicht.

Ein Practiſcher.

Er iſt nicht Republikaner, er iſt nicht Royaliſt;
Er fährt für beide Parteien, wenn ſie's bezahlen, den Miſt.

Leo und Knak.

Herr Leo giebt zu, daß ſie ſich bewegt,
Doch Knak giebt es nicht zu:
Der Eine hält ſich blos die Ohren,
Der Andre das ganze Geſicht zu.

An Heinrich Wuttke,

als er in der Augsburger Zeitung, während der russischen Executionen, gegen die Polen schrieb.

1. Edle Deutſche.

Alſo die Freiheit, die willſt du in edelſter Faſſung begrüßen?
Nun, ſo ſuche ſie nur, wo du die Gegner erblickſt.
Dächten ſie alle wie du, und predigten neben dem Galgen
Wider die Polen, ja dann dächten die Deutſchen gemein.
Edel hingegen ſind die, mit denen du arg dich verfeindeſt,
Welchen der Held und ſein Recht, ſelbſt bei den Feinden, gefällt.

2. Vergeblicher Vorwurf.

Sagt' ich, der deutſche Character ſei niederträchtig? Du meinſt es,
Und das ſchreckliche Wort hielt dir die Feder nicht auf?!

3. Bewährung.

Lockt euch der Ruhm, daß ihr groß und frei zu denken gewohnt ſeid;
Nun wohlan denn, ſo laßt ſolche Gedanken uns ſeh'n!

Ein Reiſender.

Als ich das Heimathhaus, in die Fremde reiſend, zurück
ließ,
Hört' ich die Hunde zu Hauſ' bellen, ſie wären zu Haus.
Doch kein einziger bellte: das Haus gehöre den Hunden:
Jetzt mit dem Stock in der Hand will ich doch ſeh'n,
ob ihr bellt.

Beide Kammern.

Beide beſchließen's, ſie woll'n uns öffentlich jetzt con
demniren.
Macht uns frei, gleichviel öffentlich oder geheim;
Und wir werden euch Wunder der Macht und Weisheit
bewirken
Mündlich und öffentlich, wo ſelbſt der Miniſter ſich fügt.

Rom.

1847.

Ewiges Rom, du erneuſt uns immer die Feſſeln des Geiſtes,
Und erhältſt dich im Zorn ewiger Geiſter; wie groß!
Möge der Donner, der fern dir über dem Haupte herantoſt,
Ferne verhall'n und der Blitz achten dein heiliges Haupt.
Unter den Hymnen, die ſiegend auf deinen Trümmern ſie
ſängen,
Fände die chriſtliche Welt ihr philoſophiſches Grab.

Ein Quartett.

Der Revolutionär.

„Werdet was ich euch befehl' und ehrt hier dieſen Altar mir;
„Hund iſt Anubis der Gott, der auf dem eurigen ſitzt."

Das Volk.

„O wie würden wir gern zu deinem Gott uns bekehren,
„Wären wir nicht ſchon ſelbſt reichlich mit Göttern verſehn!"

Der Politiker.

„Männer, ihr müßt diſcutiren und jeder den andern belehren,
„Bis ein mächtiges Mehr dies oder jenes beſchließt."

Der Philoſoph.

„Mehr? Mir iſt es verhaßt, den Pöbel über die Wahrheit
„Mit dem plumpen: „Ich will's!" ſo judiciren zu ſehn."

Das Volk.

„Pöbel iſt dein Product, der du ihn zu bilden verſäumteſt,
„Aber ſo dumm er auch iſt, ſein iſt doch immer die Welt,

„Sein, denn er trägt ja die Waſſen und füllt andächtig die Hallen,
„Wo ihr gebietend „Ich will's!" jegliche Zeit proclamirt."

Politiker.

„Nun denn, ſo diſcutirt und bildet euch gründlich einander,
„Und ihr werdet Vernunft finden in euch und im Volk."

2. Epitaphien der Weltgeſchichte.

Leipzig 1813.

Mit Barbaren vereint, mit Oeſtreichs läſſigen Horden
Und mit dem ſchwediſchen Heer ſchlugen wir Deutſche den Feind.
Viele Tauſend, die hier für Deutſchlands Freiheit geſtritten,
Fielen für Kaiſer und Papſt, Wodan und Bog und den Czarn.

Belle-Alliance 1815.

Raſch erhoben vom Fall hat hier mit Englands Getreuen
Preußens begeiſtertes Heer Einen Tyrannen geſtürzt.

Spanien 1820.

Spanien lehrte zuerſt die Tyrannen Europa's die Volksmacht,
Und die Tyrannen daheim ſein unveräußerlich Recht.

Paris 1830.

Wie ſich die Franken erholen! Es muß auch den Deutſchen gedeihen,
Sanfter weht von Paris, als von der Newa der Wind.

Juli 1830.

Wie? iſt Alles verwandelt? ſind plötzlich die Feſſeln gefallen?
Eure Herzen bewegt? Euere Stimmen geweckt?
Siegreich wogen die Fluthen der Volksmacht über die Ufer,
Seit von der Seine der Sturm einen Despoten verſchlang?
Nun, ſo mögen die Kranken Italiens Zone beſuchen;
Mir iſt der Buſen befreit, mir iſt es Sonne genug,
Wenn ich in euren Augen, ihr Männer, das Feuer der Freiheit
Blitzen ſeh', das vordem unſere Jugend beſeelt!

In den Alpen 1846.

Sind Jahrhunderte hier ſpurlos an den Felſen geſcheitert?
Waren die Schlachten für uns, waren die Opfer umſonſt?

Nein, der Hader iſt alt, doch neu ſind die Menſchen, die Fahnen;
Ziehn wir noch einmal in's Feld wider den ſtörriſchen Feind!
Gürte dein Schwert, mein Gefährte, der Krieg ſitzt Allen im Herzen,
Erſt im Siege des Rechts finden wir Frieden und Ruh.
Hier iſt die Grenze, du ſiehſt auf dem Gotthardt, wende dich dorthin,
Und du betrittſt das Gebiet denkender Männer von Bern.
Wo ſich die Aar in die Schlünde geſpaltener Felſen hinabſtürzt,
Winken von Dorf zu Dorf, luſtig bewimpelt am Maſt,
Freiheitsbäume; die Berge ſind leuchtende Feuerſignale,
Und von der Felswand prallt donnerndes Echogeroll.
Denn Kanonen verkünden den Sieg der Freien im Lande:
„Zählt auf Bern, ſeid frei, wagt es, wie wir es gewagt!“
Nicht unwirthliche Höh'n, nicht „der Urzeit ſtarrende Gletſcher
Binden den Geiſt; kein Thal löſet ihm ſicher den Flug.
Wende dich drüben nach Wallis, nach Uri, über den Brünig,
Sieh, dort ziehn um den Geiſt tückiſche Prieſter den Flor.
Reich ſind die Fluren Luzerns, in Schwyz blüh'n ſonnige Thäler;

Doch erſt Zürich erwarb Palmen im ethiſchen Kampf.
D'rum wir geben dem Feinde die Burg der gewaltigen Alpen,
Geben die Stadt nicht preis, räumen ihm nirgends das Land;
Steigen vielmehr zur Quelle, die nie verſiegend den Höhen
Reiner Gedanken, wie Milch flüſſig dem Gletſcher, entquillt:
Und mit befruchtendem Strom durchziehn wir die Berg' und die Ebne,
Bilden die Menſchen und ſehn endlich ein freies Geſchlecht.
Sorglos pflegen die Bürger die Frucht der beſeelenden Freiheit:
„Alle die Knaben ſind einſt ſichere Männer im Staat!“
Aber da öffnen die Winkel der Stadt ihr widrig Gemäuer:
Wüſtes Gewürm entſteigt plötzlich dem dumpfen Verließ.
Betend begrüßt es der Bauer, und ihn führt rufend der Pfarrer:
„Schießt mit Gott und zerſtört dies radicale Geſchlecht!“
Und es gelang! — Die Vernunft ſchläft unter den Flügeln des Chorrocks,
Wie ſie der neue Vampyr heuchleriſch fächelnd bewegt.
Lüſtern trinkt er dein Blut, Helvetia, ſchnöde verrieth er
Den Jeſuiten das Thor, welches du Zürich vertraut.
Schon entbrennet der Kampf, vom Morde färbt ſich die Rhone,

Wälzt in den trauernden See freie Walliſer hinab.
Edle Männer empört die Gewalt und es ſchaaren ſich viele
Frei auf Sempachs Feld, zu den Verbannten Luzerns,
Ziehn zum Kampf und erliegen am Ziel dem tückiſchen Schickſal.
„Rettet die Ehr', ihr verliert Freiheit und Ehre zugleich!"
Schmach brennt Allen im Buſen, in Zürich tagen die Männer,
Bern wird frei vor Scham, zornig erſchallet ſein Wort:
„Reinigt das eigene Haus von Volkstrug und Jeſuiten;
„Und die Befrei'ten erneu'n beſſer gerüſtet den Kampf!"
Ueber die zürnenden Wogen des Leman wälzet der Ruf ſich;
Und die Tyrannen von Genf weichen dem kämpfenden Volk.
Jetzt wohnt Rouſſeau's Geiſt im eigenen Hauſe, doch immer
Hart daneben der Feind, drohend mit neuem Exil;
Auch ihm zucket das Schwert in der Scheide, geſchliffen und locker:
Alte Bellona, wir ſpäh'n, wo du noch einmal erwachſt,
Einmal noch und zuletzt! ein einziger Donner befreie
Unſere Alpen und rings eure beklommene Welt!

An die Schleswiger 1847.

Edelſte Männer, ihr wollt zum Bunde der Deutſchen gehören?
Alſo verzweifelt ihr nicht, daß uns der Bund noch gelingt?

Dänemark und die Herzogthümer.

Nur Souveräne ſind frei; ihr ſolltet euch reiflich bedenken,
Dänemark wird es vielleicht, nimmer ein Herzog, es ſein.

Das Jahr 1848.

Den Opfern der Gefängniſſe vor Allen,
Die ihre Jugend für das Vaterland,
Das undankbare, willig hingegeben,
Soll ehrend dieſes Lied erſchallen;
Dann unſre Helden, die mit tapfrer Hand
Den Sieg erfochten, ſoll es hoch erbeben.
Sie wagten's; und das Blatt hat ſich gewandt:
Die Macht des Unrechts wankt, ſie iſt gefallen,
Und unſer, unſer iſt das Vaterland.

Italien, Frankreich, Deutſchland 1848.

Helden der Freiheit, ihr fielt, und keine geweihete Stätte
Blieb euch! Die ganze Welt ward euch ein heiliges Grab.

Das Jahr 1849.

Die Rache kommt, ihr Mörder, eure Boten
Sind diesmal Sieger; und in ſeinem Blut
Liegt hier und dort das Heer der Patrioten;
Doch diesmal nur! unſterblich iſt die Brut
Der freien Menſchen; ihre Söhne rächen
Mit dem Geſetz Gewaltthat und Verbrechen.

Der Sieger.

1853.

Nein, ich beneid' ihn nicht auf ſeinem Thron,
Nicht um Europa's Spott und Hohn,
Nicht um die Schatten der Erſchlagenen,
Nicht um die Ketten, die ertragenen,
Nicht um den Tag, wo dieſe Ketten brechen,
Und die Erinnyen ſeine Thaten rächen.

Europa. Jungitalien.

1859 und 1860.

Wendet ſich's? Fühlt ihr den Odem der wiederbelebten Europa?
Ihr ſchlägt zornig das Herz, wie das Gewiſſen euch ſchlägt.

Lincoln.

1860.

Aus Baden und aus Preußen kommen wir
Mit unſrer freien Stimme über's Meer,
Und um die Urne ſcharet treu ſich hier
Zu deinen Wählern unſer deutſches Heer.
Was uns mißlang am Neckar und am Rhein,
Es glück' uns hier: die Sklaven zu befrein!

Umſturz.

1862.

Die Welt geht aus den Fugen überall,
Ihr ſtützt umſonſt, und donnernd rollt ihr Fall
Dahin mit alten Kirchen, Ketten, Thronen,
Und Raum wird für befreite Millionen.

Aus der Fremde.

1862.

Menſchen ließ ich zurück und der Heimath freundliche Fluren,
Doch nicht den Stolz und den Muth, welcher die Menſchen befreit;
Und es bewegt kein Hauch die gehäſſige Wolke der Knechtſchaft,
Welche des Volkes Gemüth wider die Freien empört,
Und die Vertriebnen am Ufer der gaſtlichen Fremde zurückhält,
Bis ſie der Tod umarmt, treu bei der Fahne des Rechts.

Die Schleswig-Holſteiner 1865.

Was ihr ſo lange gewünſcht, das iſt euch endlich gelungen,
Seid die Dänen jetzt los; wie gefall'n euch dagegen die Deutſchen?
„Noch am beſten von ihnen, die denen kein Wort wir verſtehen,
„Und die am weiteſten weg ſind, die Ungarn und die Kroaten.“

Nach Grants Siegen

vom 31. März bis 2. April und der Einnahme von Richmond.

1865.

Die Sonne ſteigt, die dunkeln Schatten fliehn
Und fließen klar in Nebelſtreifen hin,
Doch ſteigt ſie diesmal nicht im Oſten auf,
Von Weſten her wälzt ſie den Donnerlauf.
In England wird ſie aufgehn und an Spaniens Küſten
Seh' ich ſie ſchon die Morgenröthe rüſten,
Ja, ſelbſt des Pantheons befreite Zinnen
Im Stralenkranz mit junger Gluth umſpinnen,
Seh' ſie auf deutſche Siegesfahnen ſcheinen,
Die unſer Volk befreien und vereinen.

Die Preußen 1866.

Müßt Ihr Euch funfzig Jahr bedenken,
Eh' Euch der rechte Hieb gelingt?
Und immer wollt Ihr noch nicht ſchwenken
Wohin der mächt'ge Geiſt Euch zwingt?
Links um! marſch, marſch! in die Carré's
Der morſchen Vorzeit eingehaun;
Und die erſtaunte Welt verſteh's,
Daß wir im Sieg den Morgen ſchaun!

Wirkung von 1866.

Endlich ein richtiger Schuß! Zaunkönige ſtürzen und Kaiſer,
Und Germania ſenkt halb in die Scheide das Schwert.

Die Deutſchen 1870.

Krieg um den Rhein! Da erhebt ſich in Waffen das Volk der Germanen,
Und im Schloß zu Verſailles gründen die Sieger das Reich.

Der Bürgerkrieg von 1871.

Trauernd ſehn wir den Sturz des franzöſiſchen Volks und der Weltſtadt
Blendende Pracht durch die Hand feindlicher Bürger zerſtört!
Rettet, ihr Deutſche, die Laren der Freiheit aus dieſer Verwüſtung,
Werdet, wofür ihr gekämpft, Führer des Menſchengeſchlechts!

Das Credo des 19. Jahrhunderts.

1872.

Glaubt mir, ich glaube an Zeus, an Gott, an Jehova den Vater,
Vater der Götter und Menſchen, den Zeuger im Donnergewölke —
Denn im Gewitter mit Donner und Blitz, da hält er ja Hochzeit —
Und ſo zeugt er und ſchafft den Himmel uns klar, und die Erde
Fruchtbar; er tränket ſie ſelbſt mit des Regens himmliſchem Nektar —
Und an den Sohn, den Apollo der Griechen, den Chriſtus der Syrer,
Glaub' ich, den glänzenden Gott, den geſalbten. Er wurde geboren
Unter der Sonnenwende, dem Sternenbilde der Jungfrau,
Schon im Frühling empfangen und richtig im voraus verkündet.
Drauf um Lichtmeß öffnet das Kindlein verſtändig die Augen,
Und bis Oſtern erwächſt es zum Jüngling, der ſchwindenden Nacht gleich.
Nun erheben die Gleichen, der Finſterniß Gott und der Lichtgott,

Furchtbaren Kampf, und die Obmacht bleibt bei den finſtern Gewalten.
Denn drei Tage gebunden und feſt am Kreuze des Stillſtands
Hängt der Erlöſer der Welt vom Winter, die wärmende Sonne,
Senket ihr Haupt und fährt verlöſchend zur Hölle hinunter —
Unter den himmliſchen Kreis ins unterirdiſche Nachtreich.
Aber am dritten Tage beſiegt er die Feſſeln des Todes,
Glänzend erhebt ſein geſalbtes Haupt der herrliche Jüngling;
Auferſtanden im Oſten verließ er den Hades der Todten,
Wandelt im Licht, er ſelber das Licht, und beſieget den Winter,
Bis er in Glorie hoch und verklärt zum Himmel hinauffährt.
Und dort ſitzet und wirkt er, erhöht zur Rechten des Vaters,
Seines Vaters, der ſommerlich waltet und herrſcht im Gewitter,
Donnernd und blitzend mit ihm, — von wannen er kommt zu beleben,
Oder die Dürre zu tödten und Regen zu ſpenden auf Erden —
Regen, das himmliſche Naß, den Nektar der durſtigen Göttin.
Alſo kommt er und richtet die lebende Welt und die todte.

Dies hat Chriſtus, der glänzende Gott, für die froſtige Menſchheit,
Wachſend und kämpfend und leidend und endlich ſiegend, vollendet,
Und ſie vom Winter erlöſt; wer wollt' an den Sommer nicht glauben?
's folgt ihm der Herbſt und das Eſſen vom Baum der Erkenntniß des Guten,
Das wir geerndtet, und wieder des Böſen, des nahenden Winters,
Aber es folgt auch wieder die Wendung der Sonne zum Aufſchwung
Und die Erlöſung der Menſchen durch ſie von den finſtern Gewalten.
Und ſo glaub' ich, vom Wahne geneſ't der verſtändige Weltgeiſt,
Wenn er das Unverſtandne, des Märchens bedeutſame Dichtung,
Endlich begreift, ein geheilter Geiſt, wenn Gemeinſchaft des Wiſſens
Denkenden Menſchen die Welt und den Himmel auf Erden erobert.

3. Satiren.

Flöten gehn.

1869.

Sie hielten brav und hielten feſt
Und ritterlich die Stange,
Und ſaßen hoch im Adlerneſt,
'ſ war ihnen gar nicht bange.
Allein von unten wackelte
Der Pöbel an der Stange,
Und Sturm und Regen fackelte
Mit ihrem Neſt nicht lange:
Da gingen ſie denn flöten.

Sie waren in die Frankenſtadt
Mit Kriegsmacht eingezogen,
Der Kaiſer, der war ſchach und matt,
Das Glück hatt' ihm gelogen.
Da ſaß der legitime Wächter,
Und ſtützte ſich auf Nonn' und Pfaffen,
Befreite Ferdinand — den Schlächter
Von ſeinen Cortes mit den Waffen . .
Allein dann ging er flöten.

Ein And'rer folgte, liberal
Fing dieſer an zu pfeifen;
Darum gelang's ihm überall,
Man konnt's mit Händen greifen.
Allein ſie wollten Alle wählen —
Das konnt' er nicht begreifen —
Und ſeinen Staatsminiſter quälen;
Da mußt' er ſich wohl ſteifen.
So ging auch er denn flöten.

Das Volk iſt frei; es ſchickt ſie Alle flöten;
Nun aber wählt's, ſich ſelbſt zum Schabernack,
Die Böck' zu Gärtnern und in ſeinen Nöthen
Zieht es den Neffen vor dem Cavaignac.
Paris geſchlagen und die Rothen ausgerottet,
Frankreich entehrt, die Republik verſpottet!
Das Land verſchuldet und verhottentottet!
Wer wird? wird Er, wird Frankreich ausgerottet?
Wie Iſabella ging, ſo geht er flöten.

Das Flötengehn iſt ſicher, doch dem Tanzen
Des Volkes fehlt der Rhythmus noch, der rechte,
Die Seele lebt noch immer nicht im Ganzen,
Und ihre Ketten lieben dieſe Knechte!
Die Herren gehn, wann gehn die Knechte flöten?

Rath der Franzoſen.

Wie wir uns vor Räubern bewahren ſollen?
Wir müſſen ihnen geben, was ſie haben wollen;
Und wenn wir uns einen Tyrannen wählen,
So brauchen wir uns nicht mehr ſelbſt zu quälen.

Vorſchlag zur Güte.

„'s iſt ſchrecklich, die Kinder ſind unanſtändig,
„Sie kommen ungenirt ganz nackt auf die Welt,
„Und gleich ſind ſie hungrig und ſchrei'n unbändig,
„Thun Alles und Jedes ganz unverſtellt:
„Warum werden ſie nicht gleich zehn Jahr alt geboren
„In Hoſen und Wamms und trocken hinter'n Ohren?

Oskar von Redwitz.

Bei ihm läufts Bächlein den Berg hinauf;
Er giebt ihm entſchloſſen den chriſtlichen Lauf.
Der Blödſinn und die verkehrte Welt
Hat ſich dieſes Genie zum Propheten beſtellt.

Die Vorſehung.

Die Vorſehung hat es ſehr bequem,
Erhöhet dieſen und ſtürzet den,
Und fragt der Geſtürzte: warum, ach, warum?
So bleibt ſie, — denn ſo iſt ſie ja — ſtumm.

Doch der Pfaffe ſagt: mein lieber Sohn!
Warum ſie dich geſtoßen von deinem Thron,
Das mußt du ſorgfältig dich ſelber fragen,
Und nicht die göttliche Vorſehung plagen.

Blätter zum Lorbeerkranz eines „Verſchollenen“.

Eine fromme Neujahrsgabe
von einigen „Nichts-Wütherichen“. 1845.

I.

Motiv: „Es giebt kein Leben nach des Leibes Tod. —
Sehr ſchön! ſpricht Michel, ſind Verſtorb'ne todt,
So — — mäſt' ich mit den Kindern meine Schweine!
Und lebe flott, Gentz-Friedrich oder Heine,
Emancipirt vom Spleen Iſcharioth.“

Fliegendes Blatt eines Verſchollenen
(L. Follen's) an die gottloſen Nichts-Wütheriche.

O, wärſt du ein Verſcholl'ner doch geblieben,
Auf deinen Polſtern, hinter dem Pokale!
Du wärſt geſtorben als dèr Liberale
Und hätteſt dieſe Schmach dir nicht erſchrieben!

Das Jenſeits erſt lehrt dich die Kinder lieben?
Und wer's nicht glaubt, giebt ſie den Säu'n zum Mahle? —
Nicht Michel, fürcht' ich, ſpricht als Kannibale,
Ward gleich die Höllenangſt ihm ausgetrieben.

Du aber, mit der Glaubenshöll' im Buſen,
Du zeigſt uns kannibaliſche Gelüſte,
Du biſt kein Grieche, biſt kein Freund der Muſen,

Du trankeſt nie der Menſchheit reine Brüſte,
Den Geiſt der Freiheit ſcheuſt du, wie Meduſen; —
O wenn die Welt dein Inn'res doch nicht wüßte!

II. An die Deutſchen.

Motiv: „Laßt euch gewarnt ſein! — Wenn in's Herz des Volkes
(Nein, lieber rückwärts zur Poſtille Schwelcke's!)
Jemals vermag zu bringen euer Sparren;
Vom Hirne bis zur großen Zehe muß
Im Nu ſein Nervus sympatheticus
Am ſchnöden Hundskrampf rettungslos erſtarren.“
Der Verſchollene.

Ja, ſeid gewarnt vor dieſer heil'gen Lanze,
Vor dem Naturwuchs, vor dem deutſchen Rocke,
Vor Görres Freunden, vor dem Völkerſtocke,
An dem nicht Roſe ſei der ſchnöde Franze,

Vor Anno dreizehn, das zum Todtentanze
Verſcholl'ne Turner führt auf wälſcher Socke,
Zum Stündli läutet die Sonettenglocke
Und die Vernunft verſchmäht im nackten Glanze!

Denn ihr erfuhrt es: Knecht iſt jeder Rohe;
Nur die Vernunft befreit und ihr Gebilde.
Drum kühn umfaßt die himmliſche, die hohe,

Und zeugt mit ihr des neuen Geiſtes Milde.
Des Hauptes Licht, des Herzens reine Lohe,
Verklärt ſie eu'r entgöttertes Gefilde.

III. Epigramme für das Nichts gegen den Verſchollenen.

Argumentum ad Hominem.

Du glaubſt: Gott ſchuf die Welt aus Nichts?
Das iſt nur „Märe“ des Gedichts;
Du ſiehſt's an dir: aus Nichts wird Nichts!

Ehre dem Nichts.

Honi soit qui mal y pense.

Du ſollteſt auf das Nichts nicht ſchelten,
Du willſt doch ſelber etwas gelten?

Nutzen des Verſchollenen.

Stellt man die Null an ihren Ort,
So ſchreitet man zehn Schritte fort.

Apologie des Nichts.

Die ſeligen Götter eſſen Nichts,
Und ewig heitern Angeſichts
Bedürfen ſie nur — Nichts, nur Nichts; —
Das Nichts, worauf man gar nichts hält,
Das Nichts iſt Götterfutter.
Und ſchuf aus Nichts der Herr die Welt;
Was ſchiltſt du auf ihre Mutter,
Auf ihren Urſtoff, auf das Sein,
Das mit der Welt du haſt gemein,
Als ſie noch ungehobelt war
Und aller Götterformen bar?

Hochverrath.

Immer iſt es Hochverrath,
Frei und groß zu denken,
Immer wird die kühne That
Feige Seelen kränken.
Sage, wer Oſiris iſt,
Und der Pfaffe zetert;
Sage, wer du ſelber biſt,
Und der König wettert.

Sprich, der Sklav' iſt Menſch, und frei;
Und der Sklavenhalter
Uebertäubt dich mit Geſchrei,
Er und ſein Verwalter.
Und die ſchrei'n, ſie kennen ſich,
Wie ſich Brüder kennen,
Und verſuchen, hüte dich,
Stets dich zu verbrennen.

Und wenn Feuer 's nicht mehr thut,
Greifen ſie zum Raube,
Zieh'n dich aus bis auf das Blut,
Solches wirkt der Glaube!
Solches wirkt das Eigenthum
Unter ſeines Gleichen,
Solches wirkt das Königthum
In Barbaren-Reichen.

Preßfreiheit.

1860.

Was ihr nicht ſelbſt zu denken wagt,
Druckt man bei den Huronen;
Und was man in St. Louis ſagt,
Das fährt euch in die Kronen.

Wär' nur ein Winkel zu behüten,
So könntet ihr des Geiſtes Brüten
Verkümmern; doch der ganzen Welt
Seid ihr zu Wächtern nicht beſtellt.

Die gläubigen Mythologen.

„Eins ſind ſie all', ſind alle die Natur,
In jeder Fabel findeſt du die Spur
Des holden Aberglaubens unſrer Tage,
Er iſt das Kind der allerält'ſten Sage:
Die alten Götter alle ſind Idole,
Doch unſern ſchmückt der Wahrheit Aureole.
Zwar iſt er ſelber Einer von den Alten,
Wir aber woll'n ihn dennoch beibehalten!"

Text zu Daus' Siegespredigt

nach Herrn Klappenborgs Robbenſchlag. 1872.

Sieg über das Robbenheer!
Sieg über Eis und Meer!
Vom Tod in der Tiefe gerettet,
Wo Vineta liegt golden gebettet, —
So treten wir her und warten der Rede
Ueber den glänzenden Sieg in der Winterfehde;
Und wiederum iſt unſer Text zu leſen
In der Offenbarung aller Märchen, die heilig geweſen:
„Und er ſchlug den Drachen und donnerte ihn
„In den tiefſten Abgrund der Hölle hin!
„Das macht er aber ſo:
„Erſt faßt' er ihn mit der Fauſt beim Schopf,
„Dann keilt' er ihm mit dem Donner auf den Kopf,
„Und warf ihn mit Donnergepraſſel
„In einem gewaltigen Sturz
„Mit Gekoller und Schwefelgeſ . . .
„Auf das Schwellengerüſt,
„Wo der Himmel die triefende Erde küßt
„Und Regen in's endloſe Waſſer gießt.
„Dort geht's dann von des Himmels Schwelle
„Hinab in die unendliche Hölle.
„Hier nämlich verſetzt er ihm ſeinen Fußtritt
„Und ſchickt ihn auf den ewigen Weltritt.
„Rummel di puff, puff, puff!
„Rummel di puff, puff, puff!“

Diogenes ſucht den deutſchen Mann.

1865.

Erſter Auftritt.

Der Dichter. Dann Diogenes mit der Laterne.
(Die Scene iſt in England.)

Der Dichter (auf ſeinem Lager.)

Ich höre ſchon längſt ein Rumoren im Stall
von rollenden Fäſſern und Rülpſen;
Wer kann das nur ſein, der mich ſo aus dem Schlaf
mit griechiſchem Knoblauchgeruch ſtört?

Diogenes (tritt ein und leuchtet ihm in die Augen.)

He! hab' ich dich endlich! Ich komme grad' her
aus dem Stall vom Schläfchen im Fäßchen;
Denn der Weg von Athen zu Fuße hierher,
der hatt' mich ein wenig ermüdet.
Dich ſuch' ich; du biſt's der den Menſchen entdeckt,
den ich ſelbſt mit der Leuchte nicht auffand.
Und weil du nun dieſen mir weggeſchnappt,
ſo ſuch' ich was Andres und Beſſres.
Ich höre ſo viel von dem „deutſchen Mann,“
daß ich nun nach ihm auf der Jagd bin.

Dichter (richtet ſich auf.)

Und da kommſt du zu mir und erwarteſt, ich ſei's?
Das iſt ja recht artig, mein Junge!

Ich glaub' auch wirklich, ich hab' es verdient, —
doch deine verwetterte Leuchte,
Die blendet mich! 's iſt noch ſo früh! Komm' her!
Löſch' ſie aus, und lege dich zu mir!

Diogenes.

Was denkſt du, verweichlichtes Ungethüm?!
auf dem Pfühle mich ſtrecken und recken?!
Iſt das eure Art? Liebt ihr nicht die Bauch-
und die Rückenwell' und den Barren?

Dichter.

Die Jungen, die thun's: doch ſage mir, Herz,
du ſchätzeſt in mir den Kollegen,
Nicht wahr? und denkſt, daß der „deutſche Mann“
vor allem ein Erzphiloſoph ſei?

Diogenes.

Hm! höre! die Prob' iſt, wie reitet er ſich?
Denn der deutſche Mann iſt ein Rittling.

Dichter.

Mein' Seel'! Du ſchrittſt mit der Zeit mit fort,
daß du dieſes erkannt, doch da muß ich
Wohl ganz aus der Art geſchlagen dir ſein,
denn mich juckt's gar nicht nach der Peitſche.

Diogenes.

Doch die Ehr' iſt groß, denn der deutſcheſte Mann,
der eigentlich deutſche zu heißen,
Das thu' ich dir an, wenn der Ritt mir genügt,
drum ſtrecke dich, und laß dich reiten!

Dichter.

Nun ſo was! das lebt nicht! mir träumt es wohl nur!
doch kann ich mich nicht widerſetzen;
Komm her, alt's Haus, da bin ich, ſteig' auf
und gieb mir den Orden der Deutſchheit!

Diogenes (ſetzt ſeine Leuchte hin und beſteigt den Dichter.)

So trotte mal rund! — — Du reiteſt dich gut!
Nun tſchwitzſche mir mal mit dem Schwanze

Dichter.

Du, ſei nicht abſurd! Das ſiehſt du ja wohl,
daß ich dies nicht vermag, denn da fehlt's ja!

Diogenes.

Das hab' ich gedacht! Du biſt engliſirt,
ſonſt hätt' ich dich wahrlich behalten,
Und die Krone des Ruhms dir verlieh'n, daß in dir
den deutſcheſten Mann ich gefunden.

Der Dichter (ſteht auf.)

O weh, mir entgeht das Diplom! — Hätt' ich das
euch gedacht, als ich über'n Kanal fuhr?!

So nutzt' mir der Humanismus zu nichts,
und das Pferdethum und das Deutſchthum,
Sie nützen mir nichts, weil der ſchnippende Schwanz
als letzte Weihe mir abgeht.
Doch höre, Diogenes, lauf mir nicht fort;
komm nimm eine Taſſe zum Frühſtück!
Ich gebe dir Seuchen und Eier und Speck!
Nichts Beſſeres giebt es in England.

Diogenes.

Ich eſſe nur Schwarzbrot und Wurſt; das mußt
du aus Hegel und Tennemann wiſſen:
Doch hier im Norden, da tunk' ich mir die
in Branntwein ein, nicht in Waſſer.

Der Dichter.

Gut; ſetze dich her; ich klingle nach Schnaps;
und bediene mit Wurſt dich und Schwarzbrot.
Nun iß! lang' zu!
Doch ein herrlicher Blitz
ſchießt juſt bei der Wurſt durch den Kopf mir.
Wir könnten zuſammen nach Deutſchland gehn
und den deutſcheſten Mann dir da ſuchen.
Ich kenne noch Manche aus früherer Zeit,
und die jungen, die lernen wir kennen.
Was ſagſt du dazu? Ich führe dich hin,
und helfe den Deutſchen dir ſuchen.

Diogenes.

Dein Branntwein iſt gut, auch das Brot und die Wurſt!
hier in England lebt ſich's vortrefflich!
Doch den deutſcheſten Mann, den find' ich hier nicht;
gut denn, ſo führ' mich hinüber.

Der Dichter (ſtimmt ſich die epiſche Lyra.)

Nun erzähle mir, Muſe, die Seefahrt, wie bei Cuxhafen
Sich die Delphine gewälzt, als ſollte Diogenes reiten,
Wie er aber die Fiſche für Griechen erklärt' und nicht aufſaß;
Wie er darauf dem Senat telegraphiſch gemeldet, er käme.
Dieſer verſammelte ſich auf dem Rathhaus und es beſchloſſen
Wohlbedächtig und weislich die Väter, dem griechiſchen Weiſen
Griechiſch gekleidet entgegen zu gehn als Archonten der Freiſtadt.
Doch kaum hatten die Väter ſich noch in die Chlaina geworfen,
Als mit Donner und Blitz der Geiſt des ſeligen Jahn kam,
Deutſch gekleidet, den Kragen herab, den Bart auf den Buſen,
Und für den deutſcheſten Mann auch deutſcheſte Tracht dekretirte.
Aber er blieb als Geiſt mit dem Rock, wie früher im Leben,
Gegen die Mod' in der Minorität und warf ſich im Zorne

Neben dem griechiſchen Rath zum Candidaten auf deutſch auf.
Aber Diogenes ſprach, es handle ſich nicht um Verſtorbne,
Sondern um Lebende. Und ſo beſtieg er den würdigen Präſes
Des wohlweiſen Senats des handelsgewaltigen Hamburgs,
Der gleich vorgalloppirt' auf allen Vier'n wie ein Pferdchen.
Auf ſaß cyniſch genug Diogenes und vor dem Rathhaus
Ritt er den Burgemeiſter umher zum Scandale der Bürger;
Darauf hielt er ihn an und befahl ihm, die Ohren zu ſtrecken.
Dieſe erſchienen von ſchrecklicher Länge. „Oh!“ ſagte der Weiſe,
„Biſt du ein Ariſtokrat! und liegt dir die hungrige Sippſchaft
„Stets in den Ohren und dehnt ſie dir aus! Den Preis für das Deutſchthum,
„Haſt du dir nicht verdient, denn die Ohren ſind kosmopolitiſch!“
Sprach's und entrollte mit Dampf nach Mecklenburg, dem feudalen.
Hier umringten ihn nun breitſchult'rige, biedere Maſſen
Und verlangten für ihren Humor, womit ſie gemüthlich
Adel- und Prügelſyſtem ertrügen die Palme des Deutſchthums.
Doch der Cyniker führte ſie ab: „ein richtiges Reitpferd
Brauche ja gar nicht die Peitſche, das zeigten die übrigen Deutſchen.“

Höchlich beſtürzt vernahmen die reitverſtändigen Granden
Mecklenburgs dieſe Entſcheidung, Schwerin war ernſtlich geſpalten,
Und die Verfaſſung des Prügelſyſtemes bedenklich erſchüttert,
Bis ein kräftiger Trumpf aus Berlin das Kleinod gerettet.
Bismarck war indeß das Gerücht von Diogenes Ankunſt
In Berlin zu Ohren gekommen noch ehe der Dampfzug
Alle den Sand durchmeſſen, der zwiſchen Schwerin und Berlin liegt.
Und der entſchloſſene Mann behauptete trotz des Conflictes,
Er ſei der deutſcheſte Deutſche und lud den Hort des Cynismus
Freundlich zum Glaſ' ächt bairiſchen Biers per Staats-Telegramm ein.
Doch, wie Berlin nun iſt, es entſtand ein furchtbarer Auflauf
Niederen Volks, das auf den Miniſter und Junker erboſ't war;
Und als Diogenes offen und arglos aus dem Wagen trat,
Wurd' er als Aufruhrſtifter beim Kragen gefaßt und verhaftet.
Nun bewährt ſich der Dichter als treuer Gefährte des Griechen,
Ruft ein geflügeltes Wort des Troſtes ihm zu aus der Droſchke,

Die im wilden Galopp, wie nur Berliner ihn fahren,
Gradeswegs zum Geſandten Lord Loftus den raſſelnden Lauf lenkt.
Ihm nun erklärte der Dichter Diogenes' Engliſchen Anſpruch,
Daß er der Chef der Araber ſei, die die Straßen der City
Zier'n und naturaliſirt nach der Regel des Hauſes of Commons.
Dieſes begriff Lord Loftus und ſchrieb eine Note an Bismarck,
Welcher ſofort das berüchtigte Haupt der Cyniker freigab.
Großer Jubel! Doch wußte man nicht, ob Loftus, ob Bismarck
Ihn verdient, ob er nur Diogenes galt, dem Befreiten.
Dieſer bezog auf Tivoli nun, wo man bairiſches Bier braut,
Ein allmächtiges Faß und erklärte bei einem Glas Bockbier:
„Wäre Lord Loftus ein Deutſcher, ſo würd' er der deutſcheſte Mann ſein.“
Drob ergrimmte gewaltig der Staatsminiſter von Bismarck,
Kam in Perſon in's Faß und bedrohte Diogenes ernſtlich
Mit Ausweiſung aus all'n Spundfäſſern des Preußiſchen Staates,
Wenn er ihm nicht den Preis des Deutſchthums wolle verleihen.

Als der Cyniker d'rauf dem Miniſter den Rücken gewieſen,
Riefen die Excellenz: „Diogenes möge beſchließen,
Was ihm belieb', trotzdem ſei er der deutſcheſte Deutſche,
Und er pfiffe ſich was auf die Fach- und Faßphiloſophen!“
Starker Tabak war das! und als nun Kladderadatſch auch
Und Laſſall's Verehrer mit Haſelſtöcken die Tonne
Heimzuſuchen erſchienen und Bismarck's Sache verfochten,
Wurde Diogenes wild und warf ſie alle zum Ding 'naus.
Dresden lockt' ihn zunächſt, von Beuſt, dem Erzdiplomaten,
Hatt' er durch Tante Voß ſogar beim Hades vernommen,
Und auf dem Bahnhof harrt der berühmte Miniſter der Prüfung,
Senkte ſogleich die Arm' und das Haupt und machte ſich fertig
Zum entſcheidenden Trott für des Deutſchthums ehrende Krone.
Aber Diogenes' Blick erſpäht wie das Auge des Adlers
Gleich im Gedränge Fidelio, ſo war nämlich die Schröder-
Devrient aus den Couliſſen herbeigeeilt, ihn zu ſehen.
Aug' in Aug' und Hand in Hand, ſo ſah man die Beiden,
Und der Grieche, gerührt von ſo viel männlicher Haltung,
Prüfte nicht erſt. „Hier habe den deutſcheſten Mann er gefunden!“
Rief er entzückt und küßte das endlich gefundene Kleinod.
Höchlich darob erſchrocken berieth ſein Gefährt' ihn im Stillen:

Wie er ſich arg verſeh'n, ſie ſei ja ein Weib von der Bühne!
Deſto beſſer, erwiederte er, ſo nehm' ich ſie mit mir
Als mein Ehegemahl. Sie wußte die Ehre zu ſchätzen.
Und von Beuſt erbot ſich, den Hochzeitsvater zu machen.

Parabaſe.

Zwar iſt es zu arg, wie's Diogenes trieb,
doch ihr ſeht, ich konnt' es nicht wiſſen.
Verzeiht mir's daher, ihr Deutſche, daß ich
den Rüpel euch brachte nach Deutſchland.
Was kann man auch Aergeres ſein als er,
Communiſt, ein Rother und cyniſch?
Und wenn ihr ſelber auch Manches begeht,
ſo muß man doch niemals vergeſſen,
Die Andern ſind wahrlich nicht beſſer als ihr,
und euch nicht noch extra verſpotten.

Oll Moder Knaksch ut'n Himmel.

Jung', du wisst et nich liern, dat se flüggt un dat se sich 'rümdreigt?
Kümmst du in'n Himmel, so kümmst du upp 'en Esel, min Söhn!
Uns' Herr Christus ist slimm, Jesum Christum liert he di kennen
Mit den Bakel, wenn du nix von de Stiernkens verstehst.
Denn he is süllst de Sün'n un bos't un argert sich smälich,
Bootsch to gahn üm de Ird'; — dat hät he gänzlich verliernt. —
Na denn, min Söhn, wenn du nich mit eens herunn in de Höll wisst,
Gah in de School un liern d'Sün'n un de Stiernkens verstahn.

Die Realiſten.

1857.

Grunzet, ihr Herrn: „wir ſind dreckwirkliche Erzrealiſten
„Und der Schiller iſt nur idealiſtiſcher Menſch.
„Göthe gefällt uns ſchon beſſer, er ließ ſich niemals verleiten
„Weder zur Revolution, weder zur Philoſophie,
„Immer bracht' er zurück vom rein phantaſtiſchen Pindus
„Auf den Weimarſchen Miſt ſeine geliebte Perſon.
„Selbſt den Tyrannen zu ſtürzen, als ganz Europa ſich aufſchwang,
„Dünkt' ihm ein freveler Wunſch; war doch der Schuft ein Genie!“

Die Schillerfeier.

Nun, was ſagt Ihr dazu? So iſt er ja doch nicht vergeſſen!
Nennt Ihr das noch nicht reell? Tretet doch in's Comité!

Etwas Weltgeſchichte.

1863.

I. Die Spinne.

Es war einmal eine Spinne,
Die baute ſich 'nen Staat
Aus vielen tauſend Fäden,
Die ſie gewoben hatt'.

Die Fäden und die Netze
Die ſind von ihrem Blut,
Und fangen ihr die Fliegen,
Die ſie verzehren thut.

Den Fliegen, die da ſummen
Von beſſ'rer Politik,
Wehrt ſie das Ueberſtürzen,
Bricht ihnen das Genick.

Die Fliegen, die da brummen
Die ſchüttelt ſie im Garn,
Und läßt ſie dann zur Ader:
So treibt ſie die zu Paar'n.

Nun kam einmal die Spinne
Zu einem Krieg am Rhein,
Da ſollten all' die Fliegen
Ihr großes Kriegsheer ſein.

Die Summer und die Brummer,
Die noch am Leben war'n,
Verſammelten die Fliegen
In unermeſſ'nen Schaar'n.

Und ſagten zu den Fliegen:
„Laßt dieſe Spinn' in Stich;
„Wenn all' ihre Stricke reißen,
„Sind wir ein freies Viech."

II. Die Fliegen.

Die Fliegen aber ſprachen:
„Von Gottes Gnaden iſt
„Die Spinne und ihr Rachen,
Der euch, wie billig, frißt.

„Was braucht ihr auch zu ſummen
„Von beſſ'rer Politik?
„Und mitten im Netz zu brummen,
„Wie in der Republik?"

Und zogen hin und ſchlugen
Den Feind am deutſchen Rhein.
Und zogen heim und trugen
Mit Stolz die alte Pein.

Denn was den alten Fliegen
So lange wohlgethan,
Das wollt'n nach ihren Siegen
Die jungen gleichfalls ha'n.

III. Der richtige Weg.

1873.

Glaubſt du, ganz vernünftig denken, ſei das Beſte; irrſt du dich:
Etwas Pferd ſein unter Pferden, ſo empfiehlt man ihnen ſich;
Und, nur wohl als Pferd empfohlen, wirſt du in den Rath gewählt
Und den Größen, die am beſten 's Volk vertreten, zugezählt.
Haſt du dieſe Stufe glücklich hinter dir, ſo ſei kein Thor,
Thu' dich nicht mit Neuerungen und Vernünftigkeit hervor.
Erſt mußt du die Ruſſen loben, Oeſt'reich oder gar den Papſt;
So empfiehlſt du dich dort oben, da du doch nach oben trabſt.
Bringſt du dann mit ſchlauer Wendung einen richt'gen Fußtritt an,
Wo du eben erſt geprieſen, ſo biſt du ein großer Mann;
Wie der Papſt, wirf dann die Krücke deinen Pferden an den Kopf:
Und du zogſt dich aus dem Sumpfe ſelbſt bei deinem eignen Zopf!

Grabſchrift,

worauf die Bewunderer antragen.

Ein Märtyrer der guten Sache,
Wir ließen ihn ſelbſt zu Grunde gehn!

Der Märtyrer

aus dem Grabe.

Es iſt mein Troſt und meine Rache,
Euch wird das Nämliche geſcheh'n!

Ein erfahrner Mann.

Ich rath' euch ab, das Vaterland zu retten.
Columbus, der Amerika entdeckt,
Sie lohnten's ihm mit Kerker und mit Ketten.
Und haſt du ſie am Abgrund aufgeweckt,
So ſtürzen ſie dich ſicher ſelbſt hinab,
Drum rath' ich dir von allem Wecken ab.
Drum rath' ich dir, laß ſie zuerſt in Stich,
Es denkt ja Jeder immer nur an ſich.
So machts das Oberhaus mit Jagd- und Korn-Geſetzen;
Was willſt du dich dem Weltlauf widerſetzen?!

Guter Rath.

Niemals mit dem Gäng' und Geben,
So gewinnſt du eignen Ruhm —
Und mit Dampf kannſt du's beweiſen,
Ohne Pferde muß man reiſen; —
Aber willſt du glücklich leben,
Geh' mit dem Philiſterthum!

4. Räthſel.

I.

Am höchſten wird durch mich gehoben,
Was zu den ird'ſchen Höhen ſtrebt,
Was Geiſt verfaßt, den Geiſt zu loben,
Mit meinem Zauber wird's gewebt.

Doch wen ich ganz mit Leib und Seele
In meiner Sänfte fortgeführt,
Der wird, wie ſchön den Blick ich wähle,
Von keiner Schönheit doch gerührt:

Es iſt dem Größeſten hienieden
Nicht dieſer ſchöne Dienſt von mir,
Nur ein beſcheiden Theil beſchieden,
Und jener ſchöne bleibt dem Thier.

Es kann das Flüchtigſte auf Erden
Gar wunderbar zu ew'gem Preis,
Doch auch zur Schmach gefeſſelt werden
Durch meinen Lauf und meinen Fleiß;

Denn wie des alten Königs Waffe
Ihm ſelber in den Schenkel fuhr,
So tret' ich auch, indem ich ſchaffe,
Zum öftern der Zerſtörung Spur.

Doch meiſt iſt Segen mein Geleite,
Viel-Hunderttauſend ruh'n auf mir,
Der Staat und aller Weisheit Beute,
Des Lebens Macht und ſchönſte Zier.

II.

Mit Wind und Dunſt komm' ich geflogen,
Ihr ſchickt mich fort, wohin ihr wollt,
Mit weißem Fittig über Wegen,
Von Rädern brauſend hingerollt.

Den Donner weiß ich mitzubringen;
Habt ihr mich nicht, ſo herrſcht ihr nicht,
Wo ſich des Erdballs Wege ſchlingen,
Und wo ſich Weg' an Wege bricht;

Doch laſſet meinen Dienſt beginnen,
Gleich kauft ihr Macht, mit Gold geſellt,
Die ganze Welt läßt ſich gewinnen,
Umfliegen ſich die ganze Welt.

III.

Du ſiehſt mich und erkennſt mich nicht,
Verkündeſt mich und nennſt mich nicht.
Du liebſt mich, und ich quäle dich,
So lang' ich bin, verhehl' ich mich,
Ziehſt du mich vor, ſterb' ich am Licht;
Willſt du mich gläubig zu den Wundern zählen,
Darfſt du den Kern nicht aus der Schale ſchälen.

IV.

Ich reiße mich vom Boden los,
Ich fahre mit der Schwere,
Fahr' in der Erde tiefen Schooß
Und über Land und Meere;

Doch das iſt mir nicht weit genug,
Ich dringe zu den Sternen,
Ermeß' in unbegrenztem Flug
Des Weltalls fernſte Fernen.

Mein Größtes aber iſt die Welt,
Die ich und meine Söhne
In's Unſichtbare hingeſtellt
Voll Wahrheit und voll Schöne:

Dort findeſt du dich erſt zurecht
Dort lebſt du in der Fülle,
Dort erſt wird auch mein Adel ächt
Und ſinkt die letzte Hülle.

V.

Im Munde der Franzoſen das Centrum der Welt;
Im Munde der Griechen ein ſchöner Held.

VI. Das Räthſel der Sphynx.

1852.

Sein eignes Räthſel und er ſelbſt die Löſung,
Sein eigner Prieſter und ſein eigner Gott,
Das Spiel der Welt und ſeiner Welt Verböſung,
Der Zeiten Stolz und des Jahrhunderts Spott:
So iſt der Menſch. Die finſtern Mächte ſchwören,
Er werde nur vergebens ſich empören,
Doch in des Hauptes ſtillem Heiligthum
Bereitet er des Sieges ew'gen Ruhm,
Und bricht mit allgewaltigen Gedanken
Durch aller Zeiten, allen Raumes Schranken.

* * *

VII.

Was iſt im Innern tief und unbeweglich ſtill,
Das draußen rauſcht und raſtlos um die Erde reiſ't,
Die es in klarem Saphir herrlich faſſen will,
Wie ſie um mächt'ge Silberknöpf' im Fluge kreiſ't?

So liegt's unnahbar vor dir, ſo beſchränkt es dich,
Und dennoch, wunderbar gefügig, trägt und hebt
Es dienend dich empor, und ſo beſchenkt es dich
Mit Allem, was dich reich macht und dein Herz belebt.

Doch auch den Tod und Nimmer-Nimmer-Wiederſehn
Brüllt dir's entgegen, wenn's dich lockend fortgeführt
Von deiner Heimath, wo die feſten Säulen ſtehn,
Und dein verlaſſ'nes Weib am Heerd die Flamme ſchürt.

Es iſt des Menſchen Schickſal und iſt ſein Gedeih'n,
Läßt ihn die Erd' umwandern und die Welt befrei'n.

VIII.

Du ſiehſt es nicht, ob's dir gleich Alles zeigt,
Was ſich am Himmel und auf Erden findet;
Und wehe, wenn es jemals von dir weicht,
Es tödtet dich, ſo wie es dir entſchwindet;

Es iſt das Meer, in dem wir Alle ſchweben,
Der Abgrund ſelbſt, in den der Dunſt verſinkt,
Der Schaumtrank iſt's, von dem wir Alle leben,
Der Odem ſelbſt, den das Lebend'ge trinkt;

Und doch verzehrt's das Eiſen und den Stein,
Setzt ſich in Aufruhr, peitſcht des Meeres Wellen,
Erkracht im Donner und Gewitterſchein
Und ſchwellt des Berges unverſiegte Quellen.

Es hegt des Feuers ungeheure Kraft,
Die weltverzehrend bildet und erſchafft.

5. Julklapps.

1. An eine junge Dame

mit einem gestickten Reisetäschchen.

Nichts iſt beſſer, als auf Reiſen
Alle Sorgen von ſich weiſen,
Und in's Blaue, über Meere
Mit des Dampfes ſchneller Fähre
Nach dem Rhein, nach Bonn, nach Bingen
In die Berge ſich zu ſchwingen!

Doch man ſpannt ſich immer noch
Durch viel Sack und Pack in's Joch.
Darum ſei dies leichte Päckchen
Koffer dir und Reiſeſäckchen!

2. Julklapp

mit einem Dintenwischer.

So polirt man ſeine Waffen
Nach dem Streit,
Weiß ſie faſt wie neu zu ſchaffen
Für die Zeit,
Wo wir wieder Schlachten ſchlagen,
Oder Freunden Liebes ſagen.

3. Julklapp an Frau . . . . .

mit einem Kesselhalter.

Sollt' einmal den Labungsbringer
Mit dem Waſſer im Kamin
Keines Andern harter Finger
Aus der heißen Flamme ziehn, —
So ergreif' mit dieſer Feſſel
Selbſt getroſt den heißen Keſſel,
Ohne Schaden hältſt du ihn!
Willſt du ihn gar Andern leihen,
Wird auch ſo der Thee gedeihen.

* * *

4. Julklapp

mit einem Blatthalter.

Einer jungen Dame.

Alle Blätter, die du liebſt,
Merk' ich, wenn du ſie mir giebſt.
O, ich weiß, in allen Fällen
Giebt es wenig gute Stellen!

6. Denkſprüche.

1. Der Menſch.

Die denkende Natur
Denkt den Gedanken der Natur;
Von Allem findet nur
Der Menſch in ihr der Wahrheit Spur:
Nichts Größeres als er, im Himmel und auf Erden,
Drum ſuche Jeder wahrer Menſch zu werden.

2. Das Denken.

Sehn iſt Denken,
Denken iſt Sehn,
Nicht durch des Pfaffen
Brille zu gaffen,
Sondern mit eignem
Verſtande verſtehn;
Das iſt lebendiges Denken und Sehn.

Hier ſtrahlt das Aug' und das Licht der Sonne,
Hier iſt des Himmels unendliche Wonne,
Hier wirkt der Erde vertrauliches Leben,
Hier ſchafft des Geiſtes verſtändliches Weben,
Hier wirkt des Menſchen gewaltige Kraft,
Der Arbeit That und der Wiſſenſchaft.

Nicht im Arabiſchen feurigen Strauche,
Nicht im gothiſch geweihtem Rauche,
Nicht einer ſklaviſchen feigen Seele
Auf dem ſyriſchen Leitkameele,
Nicht den phantaſtiſchen Aſiaten
Wurde das große Geheimniß verrathen,
Nein, nur der freien Europäerin,
Der harten Arbeit, und des Wiſſens Thaten
Enthüllt ſich aller Weſen wahrer Sinn,
Erblühn der Schönheit und der Wahrheit Saaten.
Des Menſchen eigne Welt und eigener Gewinn.

3. Das Weſen.

Was dir erſcheint, iſt das Weſen;
In dem Auge magſt du leſen,
Was die Seele denkt und will;
In den ſchönen Formen
Reden mächtig, wenn auch ſtill,
Ew'gen Geiſtes Normen.

Und wäre der Ton
Nicht des Geiſtes Sohn,
Wär' er nicht die Seele des Todten,
Wie würd' er zum redenden Boten
Der lebendigen Herzen,
Ihrer Freud' und Schmerzen?

4. Götterdichtung.

1873.

Kein Wunder, daß die herrliche Natur,
Der Himmel, der gewalt'ge Donnerer,
Des Mondes anmuthvolle ſtille Spur,
Der Sonne Allmacht und das Sternenheer,
Der Kampf des Tages und der kalten Nacht
Die große Götterdichtung angefacht;
Doch Wunder nenn' ich's, daß die ganze Welt
Den Sinn vergißt und ſo den Gott behält.

5. Weltregierung.

Est etiam in magno quaedam respublica mundo.

Das Leben iſt ein Feuer, das ſich ſelber ſchürt,
Die Welt ein Leben, das ſich immer rührt,
Der Menſch verdaut das Leben zum Gedanken
Und faßt ſich in dem Wirbel ohne Wanken.
Daß aber Leben, Welt und Denken ewig ſei,
Erſchaffen immerfort ſich ſelber dieſe drei.
Und wenn du dieſes durch und durch begreifſt,
Ereignet ſich's, daß du zum Menſchen reifſt!

6. Die Probe.

1852.

Treu deiner Jugend gutem Triebe,
Treu ihrem offnen, freien Sinn,
Treu ihrer unbeſtechnen Liebe
Bring' alle deine Tage hin.
Nichts Großes und nichts Schönes kann gedeihen,
Dem wir nicht unſre Jugendträume weihen!

7. Der Tag iſt unſer.

Genieß' des Tages Glück! das Künftige
Hat mit dem Unglück einen alten Bund
Und führet Todesangſt im ſchwarzen Schilde;
Drum weckſt du leicht mit jedem Wort von ihm
Des Menſchen tiefverwahrte Furcht im Herzen.

8. Das Denken wider Willen.

Das Denken ſcheint ihn hart zu ſtrafen,
Er iſt nicht froh, er kann nicht ſchlafen.
Gar leiſe wächſt das Gras,
Fern klingt der Gang der Sphären;
Erſt hört' er es zum Spaß,
Nun muß er's immer hören!
Kein Menſch entrinnt dem mächt'gen Geiſte;
Bleibt ihm auch unbewußt das Meiſte,
Was ihm das Herz bewegt;
Quält ihn auch das Beſinnen,
Wenn er ſich ſelber frägt; —
Er kann ihm nicht entrinnen.

III.

Antikes und Modernes.

Zeitloſes und das tiefſte Herz der Zeit,
Derſelben Muſe ſei es hier geweiht.

I. Antikes.

Das Harmodiuslied.

1824.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
  Wie Harmodius es trug,
Und Ariſtogitons Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
  Den Tyrannen niederſchlug.

O, Harmodius, du lieber,
Nicht geſtorben, nur hinüber
  Zu dem ſel'gen Inſelreich
Biſt du und mit dem Tydiden
Und dem raſchen Aeaciden
  Sagt man, wohnſt du dort zugleich.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
  Wie Harmodius den Stahl
Und Ariſtogiton trugen,
Die Hipparch, den Herrn erſchlugen
  Bei Athenens Opfermahl.

Ewig, ewig wird auf Erden
Euer Ruhm gefeiert werden,
Die ihr dieſe Waffe trugt,
Die ihr mit der kühnen Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
Den Tyrannen niederſchlugt!

Ein Diſtichon von Plato.

Blickſt nach den Sternen hinauf, mein Stern, o, wär' ich der Himmel,
Wie viel Augen von mir blickten dann wieder auf dich!

Ἀστέρας εἰσαθρεῖς, ἀστὴρ ἐμός· εἴθε γενοίμην
Οὐρανός, ὡς πολλοῖς ὄμμασιν εἴς σε βλέπω.

Grabſchrift der Dreihundert bei Termopylä.

Wandrer, bringe dem Volk der Spartaner die Kunde, wir liegen
Hier begraben, getreu ſeinem Geſetz und Gebot.

Ὦ ξεῖν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε
Κείμεθα τοῖς κεινῶν ῥήμασι πειθόμενοι.

Heſiods Spruch.

Sei kein Thor, und bedenke, die Hälft' iſt mehr, als das Ganze!

Νήπιοι, οὐ γὰρ ἴσασι, ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.

Hylas.

Idylle von Theokrit. 1825.

Nicht nur uns, wie wir wähnen, o Nikias, zeugte den Eros
Jener Unſterbliche, der ſich den mächtigen Knaben erzielte;
Nicht uns ſtralet allein was ſchön iſt, ſchön in die Augen,
Uns, die wir Sterbliche ſind und den morgenden Tag nicht erreichen.
Nein auch Amphitryons Sohn mit dem ehernen Herzen gerüſtet,
Welcher dem grimmigen Löwen im Streit ſtand, liebte den Knaben
Hylas, den holden, der lockenumweht ſein zierliches Haupt trug,
Uebt ihn in jeglicher Kunſt, wie ein Vater den eigenen Sohn übt,
Und was er ſelber ſo rühmlich betrieb, das lehrt' er den Knaben.
Nie verließ er den Burſchen, nicht wenn ſich Phöbos erhoben
Und mit weißem Geſpann zu Zeus aufrollt' in der Frühe,

Noch wenn der Küchlein Schaar zur Ruh' laut wimmernd ſich wandte,
Während die Glucke ſich ſchon auf dem rußigen Wiemen geräuſpert.
So ſollt' ihm nach Wunſch der Knabe ſich müh'n und erſtarken,
Ihm nacheifern und ſelbſt erblüh'n zum vollendeten Manne.
Doch als Jaſon zum goldenen Vließ nach Kolchis hinausfuhr,
Jaſon, der Aeſonid', und die Tapferſten, ihn zu begleiten,
Rings aus den Städten gewählt, als treffliche Helfer erſchienen;
Kam nach Jolkos geſegneter Stadt auch der mühenverſuchte
Held, Alkmenen's Sohn, der Mideatiſchen Fürſtin.
Und bei ihm ſaß Hylas auf künſtlicher Bank in der Argo,
Jenes Schiffs, das den quetſchenden Stoß vom Kyaniſchen Riff mied
Und durchfuhr — da entrollte die Wog' in des ſtrömenden Phaſis
Tiefe mit Adlereil', und das Meer hat Ruh' von den Felſen.
Als ſich das Siebengeſtirn erhob, wenn wieder die Weide
Junge Lämmer ernährt und der Frühling wieder entfliehet;

Da war's, daß ſich die Blüthe der göttlichen Helden zur Seefahrt
Wendete; und, in die weitumwölbende Argo gelagert,
Fuhr'n ſie zum Hellespont drei Tage mit günſtigem Südwind,
Ankerten dann in der Bucht der Propontis, wo der Kyanen
Stiere die Furchen ziehn mit blankgeſcheuerter Pflugſchar;
Und am kyaniſchen Ufer bereitet' ihr Mahl für den Abend
Jegliche Bank. Hier ſtreckte ſich Ein Graspolſter für Viele;
Denn ſie fanden zum Lager ein weiches Wieſengefilde,
Wo ſie üppigen Woppen ſich mähten und ſchneidendes Rietgras.
Dann ging Hylas, der blonde, zum labenden Born, um den Nachttrunk
Für Herakles zu ſchöpfen und Telamon, denn als Genoſſen
Pflegten die Helden ſich immer an Einem Tiſch zu ernüchtern.
Hylas, den ehernen Krug in der Hand, entdeckte die Quelle
Bald in der Senkung des Thals. Hier wucherten Binſen die Fülle,
Dunkeles Schöllkraut wogt' und blaßroth blühendes Frau'nhaar,

Auch friſchgrünender Eppich und wieſendurchflechtende Gräſer.
Mitten im Brunnen da tanzten geſchlungene Reigen die Nymphen,
Nimmer ruhende Nymphen — der Landmann fürchtet und ehrt ſie, —
Malis und Eunika und frühlingblickend Nycheia.
Sieh, nun ſenkt der Knabe die ſprudelumfaſſende Vaſe,
Will in den Born ſie tauchen; — da heften ſich All' an die Hand ihm, —
Denn ſie alle durchzuckt' im zärtlichen Buſen die Liebe
Zu dem Argiviſchen Knaben; — er ſinkt in die dunkelen Waſſer
Jählings hinab, wie plötzlich vom Himmel ein leuchtender Stern fällt
Und in die Meerfluth taucht. Zu den Schiffern ſprach ein Genoſſe:
„Rüſtig, ihr Burſche, beſorget das Tauwerk; denn es iſt Fahrwind!“
Doch die Nymphen, die wiegten auf ihrem Schooße den Knaben;
Und da er weint', ſo boten ſie Troſt ihm mit freundlichen Worten.
Doch der Amphitryonid' in verwirrender Angſt um den Knaben
Stürmet hinaus, bewehrt mit dem krummen mäotiſchen Bogen

Und mit der Keule, — die führt' er immer in nervigter Rechte.
Dreimal ruft er den Knaben, ſo laut es aus mächtiger Bruſt ſchallt,
Dreimal erwidert's der Knabe, doch dumpf nur kommt aus dem Waſſer
Seine Stimme; ſo nahe ſie war, fern ſchien's zu ertönen.
Wie wenn der bärtige Löwe von fern aus waldigen Schluchten
Blökende Rehe vernimmt und dann ſich, lechzend vor Blutdurſt,
Aus dem Lager hervor zum ſicher bereiteten Mahl ſtürzt;
Alſo ſtürmte Herakles durch nimmer betretene Wälder, —
Ach, ihn verlangt nach dem Knaben! und ſtrich durch unendliche Strecken.
O! wer liebt, iſt elend! durch wie viel Wälder und Berge
Irrt' er verzweifelt umher! und dachte nicht länger an Jaſon.
Längſt die Segel geſpannt, lag wartend das Schiff mit den Helden
Bis in die Nacht, das Verdeck war allbereit und geſäubert;
Nur Herakles fehlte. Doch Er, wohin auch der Weg ging,

Raſ't ihm nach; dem Gott fraß Wuth das Herz in dem Buſen.
— So wurd' Hylas, der Helde, geſellt den ſeligen Göttern,
Und der Amphitryonid' untreu von den Helden geſcholten,
Denn er verließ das Schiff, die dreißigrudrige Argo;
75. Aber er kam zu Fuß nach Kolchis' unwirthlichem Fluſſe.

Helenas Brautkammerlied.

1826.

Geſang vor Helena's und Menelaos Brautgemach.

Einſt in der Sparterſtadt bei dem braungelockten Atriden
Ordneten Mädchen im blühenden Schmuck, hyacinthenumduftet,
Sich zum Tanz vor der friſch geſchmückten bräutlichen Kammer,
Zwölf von den Erſten der Stadt, zwölf Perlen ſpartaniſcher Frauen,
Als mit Tyndaros Tochter im Brautgemache ſich Atreus'
Jüngerer Sohn einſchloß, der umworbenen Helena Gatte.
Da begannen ſie alle nach einerlei Tact zum Geſange
Füßeverwickelnden Tanz und es hallte das Haus von dem Brautlied:
„Schon ſo früh vom Schlummer bewältigt, Bräutigam, Trauter?
„Biſt du denn gar zu ermüdet und gar zu ſchlummerbegierig?
„Trankſt du dir etwa zur Nacht ein Räuſchchen über dem Schlaftrunk?
„Wenn du bei Zeiten zur Ruh' verlangteſt, mochteſt du ſchlafen,
„Aber dem Mädchen ihr Spiel bei der Mutter und ihren Geſpielen

„Bis zum dämmernden Morgen vergönnen, ſie blieb dir ja morgen,
„Und Jahr aus, Jahr ein, Menelaos, blieb ſie dein Bräutchen.
„Glücklicher Bräutigam, dir hat ein Gönner günſtig genieſet,
„Als du mit andern Helden nach Sparta kamſt, o du Glückskind!
„Kein Halbgott freit mehr zum Vater ſich Zeus den Kroniden,
„Nun Zeus Tochter mit dir auf demſelben Pfühl ſich gebettet.
„Schön iſt ſie wie kein andres Achäer Mädchen auf Erden;
„Schenkte ſie dir ein Bild der Mutter, es wäre was Großes;
„Denn wir Altersgenoſſen, die wir, als Genoſſen des Wettlaufs,
„Rüſtig wie Männer uns ſalben, dem Strom Eurotas entſtiegen,
„Wir Jungfrau'n, die Sechzig mal vier in blühender Jugend,
„Finden nicht Eine von uns vollkommen, wenn Helena auftritt.
„Ja, wie die hehre Nacht aufrollend ihr ſtralendes Antlitz
„Herrlich enthüllt; wie der Frühling nach Wintertagen uns anlacht,

„So ſtralt' Helena ſchön im Reigen die goldige Jungfrau.
„Ja, wie im Fruchtgefild aufblühend und ſchlank die Cypreſſe
„Oder im Garten prangt; wie ein Theſſalerroß vor dem Wagen,
„So prangt Helena herrlich, die roſige Zier Lakedämons!“

Antigone.

Erſter Auftritt.

Antigone.

O Schweſter, Du mein andres Herz, Ismene,
Weißt Du ein Leid aus Oedipus Vermächtniß
Das Zeus zu unſrer Zeit nicht ſchon verhängt?
Auch keins, wie ſchmerzlich und wie unverſchuldet,
Wie ſchmachvoll, wie entwürdigend es ſei,
Find' ich vergeſſen unter unſern Leiden.
Und nun der Ausruf wieder, den der König
So eben, hör' ich, an das Volk erließ! —
Weißt Du's, haſt Du's mit angehört? Wie? oder
Weißt Du noch nicht, daß gegen unſre Freunde
Aus Feindesreihn das Ungemach heranrückt.

Ismene.

Ich weiß kein liebes Wort, Antigone,
Und auch kein herbes von den Lieben, ſeit
Wir beid' an Einem Tage beide Brüder,
Im Wechſelſtoße hingeſtreckt, verloren;
Und ſeit nun Argos Heer in dieſer Nacht
Verſchwunden, hab' ich weiter nichts erfahren,
Wodurch mein Wohl ſich höbe, noch mein Weh.

Antigone.

Ich wußt' es wohl und rief Dich vor den Palaſt
Heraus, um Dir allein es mitzutheilen.

Ismene.

Was giebt's? Du haſt ein ſchweres Wort im Sinn.

Antigone.

Und hat nicht Kreon Einen unſrer Brüder
Entehrt, nur Einen ehrenvoll begraben?
Eteokles ließ er, ſagt man mir, nach Recht
Und Brauch, wie ſich's geziemt, zur Erde
Beſtatten; und ihn ehrt die Unterwelt:
Doch Polynikes unglückſel'gen Leichnam,
Den ſoll, ſo hab' er's in der Stadt befohlen,
Kein Grab umhüllen und kein Menſch beklagen,
Den ſoll man, unbeweint und unbegraben,
Zum angenehmen Fund den Geiern laſſen,
Die ſich zum Mahl herniederlaſſen wollen.
So heißt es, habe Dir der edle Kreon
Und mir, ich ſag' auch mir entbieten laſſen,
Und werd' erſcheinen, um es allen hier,
Die's noch nicht wiſſen, deutlich zu verkünden.
Und nicht zur Kurzweil' unternehm' er es;
Vielmehr, wer irgend was von dem begeht,
Der ſei der Steinigung vom Volk gewärtig.
Siehſt Du, ſo ſteht's, und bald wirſt Du beweiſen,
Ob Du noch edel biſt, ob ausgeartet.

Ismene.

Unſel'ge, wenn es ſo weit iſt, kann ich
Die Feſſel da noch löſen oder ſchärfen?

Antigone.

Prüf', ob mit mir Du Noth und That willſt theilen?

Ismene.

Bei welchem Wagſtück? Was haſt Du beſchloſſen?

Antigone.

Willſt Du mit mir auf Deinen Arm ihn nehmen?

Ismene.

So willſt Du ihn trotz dem Verbot begraben?

Antigone.

Ja, meinen Bruder, und wenn Du nicht willſt
Auch Deinen; ich will treu erfunden werden.

Ismene.

Verweg'ne, wenn's Dir Kreon unterſagt?

Antigone.

Er kann, was mein, mir nicht vom Herzen reißen.

Ismene.

O Gott! Bedenke Schweſter, wie uns Vater
So ſchlimm berüchtigt und verabſcheut umkam.
Er, der um ſelbſtenthüllter Frevel willen
Mit eigner Hand ſich beide Augen ausriß,

Wie dann die Frau und Mutter doppelnamig
In ſchmählich ſelbſtgeflocht'ner Schlinge ſtarb,
Und endlich unſre beiden Brüder ſich
An Einem Tag' mit Einem Wechſelſtoß,
Die ärmſten! brudermörderiſch erſtachen.
Und nun, die wir allein noch übrig ſind,
Bedenke, wie viel ſchmählicher wir wohl
Zu Grunde gingen, wenn wir mit Verbrechen
Des Königs Macht und Willen überträten!
Nein, Du mußt dies erwägen, wir ſind Weiber
Und ſollen Männern nicht entgegenkämpfen
Und, einmal in der Hand des Stärkeren,
Jetzt und noch ſchmerzlicher als jetzt gehorchen.
Ich alſo bete zu den Hingeſchied'nen,
Daß ſie's verzeih'n, weil ich gezwungen werde,
Und will der Obrigkeit Gehorſam leiſten.
Denn über's Maaß ſtrebt nur die Unvernunft.

Antigone.

Auch dring' ich nicht, und ſelbſt wenn Du es wollteſt,
Jetzt wär' mir Deine Hülfe nur zuwider.
Denk' wie Dir's gut dünkt; ich will ihn begraben.
Ich ſterbe ſchön, wenn ich es ausgeführt,
Und lieb dem Lieben werd' ich bei ihm ruh'n
Im heil'gen Frevel; denn viel längre Zeit
Als hier iſt Beifall mir dort unten nöthig.
Dort bleib' ich ewig. — Doch verachte Du,
Wenn's Dir ſo gutdünkt, was die Götter achten.

Ismene.

O, ich veracht' es nimmermehr; ich fühle
Mich nur zu ſchwach, der Staatsgewalt zu trotzen.

Antigone.

Magſt Du ſo ſagen, ich dagegen will
Des lieben Bruders Grab bereiten gehn.

Ismene.

Du Aermſte, o wie iſt mir Angſt um Dich!

Antigone.

Spar' Dir's um mich, und ſichre nur Dich ſelbſt.

Ismene.

So ſage Niemand wenigſtens die That;
Halt ſie geheim, ich will es mit Dir thun.

Antigone.

O, zeig' es an! Du biſt mir viel verhaßter,
Wenn Du's verſchweigſt, als wenn Du's Allen ausrufſt.

Ismene.

Dein Herz iſt heiß zum ſchauerlichen Werk.

Antigone.

Weiß ich nur Lob, wo mir's am meiſten gilt.

Ismene.

Wenn Du's vermagſt! Du willſt Unmögliches.

Antigone.

So werd' ich's laſſen, wenn die Kraft verſagt.

Ismene.

Gleich unterläßt man das Unmögliche.

Antigone.

Mit dieſem Wort machſt Du Dich mir verhaßt.
Und mußt mit Recht des Todten Feindin heißen.
Laß du nur mich und meine Thorheit treffen,
Was ſie bedroht; ſo Schlimmes trifft mich nicht,
Daß ich nicht ſchön noch ſollte ſterben können.

Ismene.

So geh'; wenn Du ſo meinſt und wiſſe, Du
Gehſt thöricht, aber treu und lieb den Lieben.

Die Hirtenhochzeit von Theokrit.

1857.

Kora.

Und der Schelm, der die Helena ſtahl, war auch nur ein Hirte.

Daphnis.

Lob' ich mir mein Helenchen! bin auch nur ein Hirt und ſie küßt mich.

Kora.

Prahle nur nicht, mein Bürſchchen, ein Kuß hat nichts zu bedeuten.

Daphnis.

Auch die nichtigen Küſſe ſind voll der ſüßeſten Labung.

Kora.

Nun, ich waſch' mir den Mund, und ſpüle den Kuß in die Quelle.

Daphnis.

Haſt Du die Lippen gewaſchen, ſo reich' ſie noch einmal zum Küſſen.

Kora.

Küſſe doch lieber die Dirnen und nicht eine züchtige Jungfrau.

Daphnis.

Prahle nur nicht, wie ein Traum vergeht Dir die flüchtige Jugend.

Kora.

Trockene Trauben ſind ſüß und welke Roſen noch duftig.

Daphnis.

Komm, hier unter die Ulmen, ich ſpiele Dir eins auf der Flöte.

Kora.

Spiele Dir ſelber eins auf; ich mag das Geflöte nicht hören.

Daphnis.

Ei, ei, Mädchen, ſo fürchte den Zorn der Paphiſchen Göttin!

Kora.

O um die Paphierin! Nur Artemis ſoll mich beſchützen.

Daphnis.

Rede nicht ſo! Sie trifft Dich und ſteckt Dich in ſchmutzige Wäſche!

Kora.

Treffe ſie mich, wie ſie will; mir hilft doch Artemis wieder.

Daphnis.

Halte die Hand nicht vor, und reich' mir noch einmal das Mäulchen!

Kora.

Greif' mich nicht an! Jetzt muß ich noch einmal die Lippen mir waſchen.

Daphnis.

Eros entgehſt Du ja doch nicht; noch nie entging ihm ein Mädchen.

Kora.

Ich entgeh' ihm gewiß, wenn Du auch ewig ſein Joch trägſt.

Daphnis.

Wenn Du nur nicht, wie ich fürchte, Dich dann einem Schlechteren hingiebſt.

Kora.

Viele bewarben ſich ſchon, doch keiner von ihnen gefiel mir.

Daphnis.

Nun, ſo komm' ich denn auch, und werb' um Dich mit den Andern.

Kora.

Und was räthſt Du mir Freund? Die Eh' iſt gar zu verdrießlich.

Daphnis.

Gar kein'n Schmerz und Sorge, nur Hochzeit giebt's in der Ehe.

Kora.

Aber man ſagt, daß die Frau'n vor ihren Männern ſich fürchten.

Daphnis.

Umgekehrt, ſie regieren das Haus; wen ſollten ſie fürchten?

Kora.

Ach und die Weh'n der Geburt, und die ſchweren Pfeil' Ilithyens!

Daphnis.

Nun da hilft Dir die mächtige Artemis, Deine Beſchütz'rin.

Kora.

Aber ich fürcht', ich verliere die blühende Schönheit im Kindbett.

Daphnis.

Neue Geſtirne erblickt in den Söhnen die glückliche Mutter.

Kora.

Und was ſchenkſt Du mir Hübſches zur Hochzeit, wenn ich Dir zuſag'?

Daphnis.

All' das Vieh, das Gehölz und all' die Weide ſoll Dein ſein.

Kora.

Schwöre, Du wolleſt mich nicht nach der Hochzeit böslich verlaſſen.

Daphnis.

Niemals, nie, beim Pan, und wenn Du ſelbſt mich hinauswürfſt.

Kora.

Wirſt Du ein Hochzeitsbett und Haus und Hof mir bereiten?

Daphnis.

Freilich bekommſt Du ein Bett und prächtiges Vieh auf der Weide.

Kora.

Aber was ſoll ich zu Hauſe, was ſoll ich dem Vater nur ſagen?

Daphnis.

O, er billigt's gewiß, wenn Du meinen Namen ihm nenneſt.

Kora.

Nun ſo ſag' ihn mir mal; man hört doch gerne den Namen.

Daphnis.

Ich bin Daphnis, mein Vater iſt Lykidas, Mutter Nomaia.

Kora.

's iſt ein gutes Geſchlecht; doch meins iſt eben ſo vornehm?

Daphnis.

Nun es iſt gerade ſo arg nicht; Dein Vater iſt Meiſter Menalkas.

Kora.

Zeige mir Dein Gehölz und wie das Gehöfte gelegen.

Daphnis.

Sieh, dort liegt es, da drin in den blühenden ſchlanken Cypreſſen.

Kora.

Weidet, ihr Ziegen, damit ich des Hirten Beſitz mir beſehe.

Daphnis.

Weidet mir artig, ihr Rinder, damit mein Mädchen den Park ſieht.

Kora.

Was unterſtehſt Du Dich, Burſch? Was greifſt Du mir ſo in den Buſen?

Daphnis.

Das ſei die erſte Weihe für Deine blühenden Brüſtchen.

Kora.

O, beim Pan, Du erſtickſt mich; ſo zieh doch die Hand aus dem Mieder!

Daphnis.

Fürchte Dich nicht, lieb's Mädchen. Was zitterſt Du? Sei nicht ſo ängſtlich.

Kora.

Wirf mich doch nicht ſo ins Gras, mein ſchönes Kleid wird ja ſchmutzig.

Daphnis.

Aber ſo ſieh' doch, ich breite den weichen Pelz Dir ja drunter.

Kora.

O, nun haſt Du mir auch den Gürtel zerriſſen! Wozu denn?

Daphnis.

Um ihn der Paphierin als erſtes Opfer zu widmen.

Kora.

Wart', Verwegner, wie leicht kommt Jemand! Ich höre was rauſchen!

Daphnis.

Nur die Cypreſſen erzählen einander ſich Deine Vermählung.

Kora.

Nun zerreißt Du mir gar mein Kleid; Du ziehſt mich ja nackt aus!

Daphnis.

Herzchen, ich geb' Dir dafür ein andres und ſchöneres wieder.

Kora.

Alles verſprichſt Du mir jetzt, und hernach giebſt Du mir wohl gar nichts.

Daphnis.

O, könnt' ich ſie Dir geben, ich gäbe noch drein Dir die Seele.

Kora.

Artemis, zürne mir nicht; Dein Mädchen wurde Dir untreu.

Daphnis.

Eros opfr' ich ein Rind, Aphroditen ſelbſt einen Farren.

Kora.

Kam ich als Jungfrau her; als Frau nun geh' ich nach Hauſe.

Daphnis.

Frau und Mutter, die Kinderchen pflegt und Jungfer geweſen.

Und ſo zwitſcherten ſie mit einander in holdem Gekoſe
Blühenden Wechſelgeſangs. Das verſtohlene Lager erhob ſich;
Und vom Rauſch erwacht, ging ſie, die Lämmer zu weiden,
Zwar mit verſchämten Geſicht, doch froh im innerſten Herzen.
Und er ging zu der Heerde, beſeligt durch ihre Umarmung.

2. Modernes.

Reiterlied

(aus „Schill und die Seinen").

Nachklang des Freiheitskriegs.

1825.

Es ſtürmen die Reiter, es bebt das Feld
Und es rüttelt die Erde
Die ſchlummernde Heerde
Der Menſchen, beweiſet der ſtaunenden Welt
Wem's blutend um Freiheit zu werben gefällt:
  Der Soldat iſt in Ehren und ſeine That,
  Wenn vergeblich der Kluge geklüget hat.

Hell blinket der Säbel in Reitersfauſt
Auf der Jagd, die wir jagen,
Wenn Alle verzagen;
Im Felde regiert er, im Wald' er hauſt,
In den Feind bricht er ein, der vorüberbrauſt:
  Wen das Leben nicht beuget, den hält's nicht feig,
  Und die Erd' iſt ihm frei, wie das Geiſterreich.

So ſauſet der Reiter zum wilden Strauß,
Und die Welt läßt er ſchwinden,
Um neu ſie zu gründen;
Ihn reizet kein ſicheres Friedenshaus,
Die Freude der Waffen, ſie treibt ihn hinaus:
Wer ſich ſelber nicht achtend auf's Höchſte denkt,
Dem wird alles das Andre dazu geſchenkt.

Und kehrt er vom Sieg, iſt das Friedensmahl
Vom Bürger gerüſtet.
Wonach ihn gelüſtet,
Das bietet die Schüſſel, das blinkt der Pokal;
Und die ſtolzeſten Mädchen ſind ſeine Wahl:
Denn ſo oft, wie verjüngt, er dem Tod' entrinnt
Er die Herzen der Frauen ſich mehr gewinnt.

Und fällt er auf bebendem Boden der Schlacht
In dem blitzenden Toben,
So trägt's ihn nach oben
Was den Himmel bewegt und der Erde Macht;
Kein ſchönerer Tod iſt geſehn und erdacht:
Drum die Welt muß ihm dienen im Leben und Tod.
Selbſt der Tod ihn begrüßen wie's Morgenroth.

Sklavenlied.

(Spartacus.)

Am Vorabend der Revolution.

1847.

Seid kühn, ihr Sklaven, brecht einmal
Die Ketten eurer Noth
Und löſet endlich eure Qual
In Freiheit' oder Tod!
Immer mehr
Ins Gewehr!
Und die Trommeln laſſet rühren
Und mit Hörnern blaſet Sturm!
Zum Sturm
Soll unſer Zorn uns führen,
Der Zorn ſoll Hauptmann ſein;
Haut ein, haut ein, haut ein!

Des Lebens Luſt und all' ſein Glück
Hat uns die Welt entwandt,
Wir fordern unſer Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!
Immer mehr
Ins Gewehr! u. ſ. w.

Unmenſchlich iſt die Menſchenwelt.
So weit die Erde rund,
Iſt ſie für uns noch nicht beſtellt,
Sind wir noch nicht im Bund!
Immer mehr
Ins Gewehr!

Gedüngt von unſrer Väter Blut
Beſtellt von unſrer Hand
Iſt der Tyrannen ſchnödes Gut,
Dies fluchbeladne Land!
Immer mehr
Ins Gewehr!

Des Sklaven menſchlich Angeſicht
Verhüllet blut'ger Schweiß,
Wir wollen durch zum ew'gen Licht,
Uns wird die Seele heiß!
Immer mehr
Ins Gewehr!

Den Menſchennamen und ſein Glück,
Sie haben's uns entwandt;
Wir fordern unſer Theil zurück,
Die Waffen in der Hand!
Immer mehr
Ins Gewehr!

Wir brechen kühn mit einem Mal
Die Ketten unſrer Noth
Und löſen kämpfend unſre Qual
In Freiheit oder Tod!
Immer mehr
Ins Gewehr!

Zu Blum's Todtenfeier,

den 9. November 1852.

Geſang.

Melodie: Eine feſte Burg ꝛc.

Die alte Noth bricht wieder los,
Der Feind iſt in den Thoren,
Und aus der Völker finſterm Schooß
Wie Drachenbrut geboren,
Bewältigt er die Welt
Mit Wolluſt, Mord und Geld;
Das Herz der Menſchheit bricht,
Und wie im Weltgericht
Gehn zu Grunde die mächtigen Völker.

Auf, Brüder, rafft euch endlich auf,
Die Erd' iſt unſer eigen,
Des Schickſals allgewalt'ger Lauf
Muß unſerm Will'n ſich neigen!
Was Helden kühn vollbracht
Giebt Macht zu unſrer Macht,
Ihr Blut färbt unſre Fahn'
Und leuchtet uns voran
Zum Sturze der finſtern Gewalten.

Unſerm guten Genius.

1853.

Nach dem Rauſche, nach dem wüſten Schlummer
Bade dich geſund, Eugenius,
In der Dichtung Quell; ein leiſer Kummer
Adle deine Züge; der Genuß
Ewiger Gedanken und Gedichte
Strale dir vom hohen Angeſichte.

Mit des Morgens goldnem Stral erlege
Die Geſpenſter; dein befreites Herz
Schwelle in lebend'ger Weisheit Pflege,
Wieg' auf edlen Rhythmen himmelwärts,
Suche ſtolz auf ihren eignen Bahnen
Den Olymp unſterblicher Germanen!

Klage.

1854.

Ich hab' eure Schlachten geſchlagen
  Im offenen rühmlichen Streit,
Eu'r freies Banner getragen
  Daheim und draußen ſo weit,
Hab' Ehr' euch und Kränze gewonnen,
  Die höchſten, die Menſchen erreicht;
Nun ſind alle die Güter zerronnen,
  Die Kränze ſind ſad' und verbleicht:
Wollt ihr den letzten Strauß nicht wagen,
  Wie ſoll Europa's Morgen tagen?

Einladung.

1855.

O ſtütze nicht dein edles Haupt
So gramvoll mit der Hand;
Sieh her! der Wald iſt grünbelaubt
Und heiter iſt das Land.
Die Sonne leuchtet drüber hin
Und von dem Walde winkt
Das Haus der ſchönen Winzerin,
Wo man Tokaier trinkt.

— „Mich tröſtet kein Tokaier mehr,
Kein ſchönes Angeſicht;
Iſt dieſer Wald ein lebend Heer,
Das für die Freiheit ficht?
Iſt dieſe Sonn' ein freier Geiſt,
Der volle Wahrheit lehrt;
Und alle Herzen mit ſich reißt,
Daß man ſie wieder ehrt?“

— Ehrt man ſie nicht, wenn man vor ihr
In Waffen Wache ſteht?
Und noch daneben in der Thür
Den ſchweren Schlüſſel dreht?

Ehrt man ſie nicht mit Angſt bei Tag,
Mit Träumen in der Nacht?
Komm mit, wir warten beim Gelag
Bis unſer Morgen lacht!

— „Ach, dieſer Morgen lachet nie
Dem müßigen Geſchlecht,
Ob es ſich in Melancholie
Ob ſich's in Wein bezecht!
Doch denk' ich's hier im Stillen aus
Des neuen Kampfes Wort,
Und findet ihr's beim frohen Schmaus,
Sei's uns derſelbe Hort!“

Das Vaterland.

März. 1855.

Der König und ſein Regiment
Spricht: „Ihr ſeid nun verbannt,
Geht, ſuchet euch am andern End
Der Welt ein Vaterland!“

Wir gehn, doch mit uns zieht der Geiſt
Des Volks zum fernſten Strand,
Und was es liebt, und was es preiſ't,
Das iſt mit uns verbannt.

Verbannt ſein Denken und ſein Wort,
Das Herz aus ſeiner Bruſt;
Es wohnt mit uns am fernen Ort
Was es gewollt, gewußt.

Wir ſind ſein Weſen, frei und groß,
Sein ungebeugtes Haupt; —
Wofür's ſein theures Blut vergoß
Uns iſt es nicht geraubt,

Die Ehre nicht, die Mannheit nicht,
Das Herz nicht, das noch ſchlägt,
Und nicht des Menſchen Angeſicht,
Auf dem der Zorn ſich regt.

Wir ſind ſein Leben, ſind ſein Blut,
Das für die Freiheit wallt,
Sein Stern, ſein Hort, ſein höchſtes Gut,
Wir ſind die Volksgewalt.

Ihr ſeid mit Leib' und Seel' ein Spiel
In des Barbaren Hand,
Nicht ihr, wir ſelber, das Exil,
Wir ſind das Vaterland!*)

---

*) Eine Disharmonie, welche die Rückkehr vieler ausgezeichneter Verbannter und der Kanonendonner von 1866 und 1870 für die Ideen und Ziele von 1848 hoffentlich gelöſ't hat.

Gebet.

1856.

O, ihr großen guten Götter,
Wann beweg' ich euch einmal?
Dieſe Mörder, dieſe Spötter,
Schlagt ſie mit der Rache Stral!
Oder iſt der Blitz verglommen,
So ergreift das Bajonet;
Keiner ſollte mir entkommen,
Wenn ich eure Waffen hätt'.

Wenn ich Millionen Hände
Mir zu Willen, meinem Geiſt
Unterthan, gewärtig fände;
O, ihr Ewigen, beweiſ't,
Daß ihr lebt, daß euch der Böſe
Erd' und Himmel nicht entwandt,
Höret mich, und ich erlöſe
Euch und uns aus dieſer Schand'!

Aus den blutbefleckten Händen,
Die des Menſchen freien Sohn
Mordeten und aller Enden
Unſer Heiligthum bedroh'n,

Daß der Wahrheit keiner trauet,
Sich die Lüge frech erhebt,
Und den Tag des Jammers ſchauet
Wer die Freiheit überlebt.

Die Deutſchen.

1857.

Der Himmel trübt ſich, eure Blicke
Sind in die Nacht zurückgewandt,
Entmuthigt von dem Weltgeſchicke
Erniedrigt ihr das Vaterland:
Im Staub der Erde nur nach Golde wühlen,
Das heißt nicht edel ſein und menſchlich fühlen.

O dürft' ich euch die Alten nennen?
Euch dank' ich Alles, was ich bin,
Ihr lehrtet mich den Himmel kennen,
Ihr ſchärftet Auge mir und Sinn,
Dem Pol der Wahrheit ſtetig zuzuſteuern,
Dem meinen und, geſteht's nur, auch dem euern.

Euch dank' ich ihn, der mich bethörte,
Den Wahn, daß dieſes ſelt'ne Glück
Euch theuer ſei, euch ganz gehörte,
Und ehrlich gab ich's euch zurück.
Euch gab ich Alles, was ich hatt' zu geben,
Gab euch die Freiheit, bot euch ſelbſt das Leben.

Ihr raſ'tet, doch den Kerkerthoren
Entſchlüpft' ich und der Unterwelt,
Und fand mich hier, wie neu geboren,
Zu niederdeutſchem Volk geſellt;
Denn hier iſt Hamburg, Stralſund oder Rügen,
Gold iſt ihr Pol, der Wahrheit Sterne lügen.

Sie gelten nur für Schiff' und Steurer
Durch Waſſerwüſten ohne Land;
Der Stern der Wahrheit, der uns theurer
Als alles Gold iſt, er verſchwand.
Maſchinen bau', das Andre kannſt du glauben,
Und Indiens Schätze mit den Waffen rauben.

Ich kenne ſie, ich bin von ihrem Blute,
Aus dieſer Proſa flüchtet' ich zu euch,
Als ihr begeiſtert und mit Jugendmuthe,
Den Griechen und den alten Römern gleich,
Des Denkers und des Dichters Lorbeern truget
Und ihn, den Welttyrannen, niederſchluget.

O, fallt nicht ab von eurer eignen Ehre,
Europens Schickſal hängt an eurem Sinn!
Entartet ihr, ſo iſt die große Lehre
Der Zeit und alle Freiheit iſt dahin;
Denn nur der Deutſche Geiſt hat ſie empfunden,
Rein wie ſie ſich der Zeiten Nacht entwunden.

Verwundet zum Tode.

1858.

Ich hab' genug! Der Morgen iſt nicht werth,
Daß ich die Augen ihm entgegenwende,
Denn dieſe feige Welt, ſie bleibt verkehrt,
Ob ich mein beſtes Herzblut ihr auch ſpende.

Genug hab' ich von dieſem Sklavenleben,
Genug von dieſem ew'gen Einerlei;
Den Elementen will ich meine Seele geben,
Frei will ich ſein, ich geb' ſie frei!

An's Volk.

1864.

Auf! deutſches Volk, das Schwert zur Hand!
Wirf die Despoten nieder!
Sie ſtahlen dir das Vaterland,
Steh' auf, und nimm es wieder!
Nimm, was dir ſelber zugehört,
Dein Land und deine Leute,
Die Freiheit, die ſie dir zerſtört,
Und ew'gen Ruhm zur Beute!

Willſt du noch länger Sklave ſein?
Was riefen deine Sänger?
Was deine Denker im Verein?
„Sei frei! duld' es nicht länger!"
Verfolge ſie mit raſchem Speer,
Die dir die Seele morden,
Und wirf ein ſtolzes Freiheitsheer
Auf ihre Sklavenhorden!

Den letzten Schergen reute aus,
Den Schergen unter Waffen,
Den Schergen in der Themis Haus,
Den Büttel und den Pfaffen,

Die Hungerpfoten-Sanger all,
Die ſich dem Duns verſchreiben, —
Die ſtürze friſch in Einem Fall,
So wirſt du Meiſter bleiben;

Wirſt ſelber ſein dein eignes Heer;
Und deines Landes Marken
Schützt deines Namens Ruhm und Ehr'
Die Freien ſind die Starken!
Sie ſitzen ſelber zu Gericht,
Sie ordnen Dorf und Städte,
Und zu des Wiſſens reinem Licht
Verklärt ſich dumpf Gebete.

Dies iſt dein Recht, o deutſcher Mann!
Um all dies Gut zu retten,
Steh' auf, brich durch den alten Bann,
Und ſchleudre deine Ketten
Den Herrn in's finſtre Angeſicht!
Wie aus der Donnerwolke
Der Stral in hellem Wetter bricht,
So brech' er aus dem Volke!

Es iſt Zeit.

1865.

So ſei er denn gegründet
Der freie deutſche Staat,
Ob eins, ob frei verbündet, —
Gleichviel, kommt nur zur That!

Uns gilt's auch gleich zu einen
Im Groß- und Kleinen Rath
Die Großen und die Kleinen;
Nur ſei's ein freier Staat!

Nur ſchafft die Staatsgewalten,
Schafft die Soldaten ab;
Dem Rechte nur, dem alten,
Gebt den Kommandoſtab!

Was alle Welt verſprochen,
Den alten heil'gen Eid,
Den alle Welt gebrochen,
Erfüllt ihn! es iſt Zeit!

Die Staffette.

1866.

Spring' an, mein muthig ſcharrend Roß,
Trag' mich durch Nacht und Nebel,
Und ſtürze nicht, laß ihr Geſchoß,
Laß Bajonet und Säbel
Der Feinde dich nicht irren,
Die drohend uns umſchwirren.

An deinem Muth, mein edles Roß,
An deinen kräft'gen Füßen,
Hängt unſers Vaterlandes Loos:
Den Helfer zu begrüßen
Sind wir allein geſendet,
Eh' ſich die Schlacht gewendet, —

Gewendet gegen uns, mein Roß!
Greif' aus, reiß mich hinüber!
Siehſt du die Lichter dort im Schloß?
Halt' aus! — bald iſt's vorüber!
Schon lauſcht er deinen Hufen,
Den wir zu Hülfe rufen.

Freiheit und Gleichheit.

Januar 1870.

„Freiheit und Gleichheit hört man erſchallen,“
Und das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!
Auf allen Straßen, in allen Hallen
Wird's wieder ertönen; es iſt kein Wahn:
Es iſt des Menſchen Begriff und Tugend,
Des Alters Weisheit, der Geiſt der Jugend;
Es iſt der Trieb, der die Welt bewegt,
Sich in jeder menſchlichen Seele regt!
Der Menſch will auf Erden
Kein Paria werden,
Und was er mit künſtleriſch hehem Beruf
Sich erdachte, erfand und mit Mühe erſchuf,
Seine Welt, ſeines Genius Stätte,
Daß er die vor den Räubern ſich rette.
So lernt es doch nur in der Kinder Mitte,
Nur Freiheit iſt Ordnung, nur Gleichheit iſt Sitte!
Treibt jedem Menſchen das Raubthier aus,
Nur ſo wird die Erde ein wohnliches Haus.

1870 im August.

An die natürlichen Verbündeten.

Heraus, du ſtolzes Albion!
Wo haſt du deine Wellington,
  Wo deines Nelſons Flotten?
Und trotz Europas Spott und Hohn
Hilfſt du dem Schuft Napoleon
  Und ſeinen Meuchelrotten?!

Heraus, Italien jung und frei!
Die letzte Feſſel brich entzwei,
  Womit dich Frankreich ſchändet!
Den Kaiſeraffen und den Papſt,
Dem du ſchon eins den Laufpaß gabſt,
  Treib' aus! Sei nicht verblendet!

Seht uns an, wir ſind aufgewacht,
Die deutſche Einheit iſt vollbracht,
  Die Freiheit lebt in Allen;
Wir ziehn hinüber, Mann für Mann,
Noch einmal ſoll der Volkstyrann
  Vor unſern Waffen fallen.

Und du, o Frankreichs Republik,
Steh' auf, erkenne dein Geſchick,
  Wir ſchlagen, die dich morden!
Wir reichen dir die Bruderhand;
Schlag' ein, befrei dein Vaterland
  Von dieſen Räuberhorden!

Der Freiheitskrieg

ohne Bundesgenoſſen.

Juli 1870.

Zum Rhein! zum Rhein! 's bricht wieder los;
Der Feind ſteht vor den Thoren;
Dem deutſchen Volke, frei und groß,
Hat er den Tod geſchworen:
Der alte böſe Feind
In ſeinem Trotze meint:
Auf Erd'n ſei nicht ſeines Gleichen!

Zum Rhein! zum Rhein! wir retten ihn!
Zu ſeinen heil'gen Fluthen
Laßt uns aus allen Landen ziehn!
Der freien und der guten,
Der ganzen Volkesmacht
In todeszorn'ger Schlacht
Muß der mächtige Unhold weichen!

Gallia und Germania.

Nach Sedan 1870.

Gallia.

O, bei der Freiheit allgemeinem Sterne!
Halt' ein! Zerreiße nicht mein ſchönes Land!
Rück' nicht den Frieden in die Nebelferne,
Drück' mir das Schwert nicht in die blut'ge Hand:
Die Deutſchen ſind in Frankreich keine Sklaven,
Die Freiheit lebt, und todt ſind die Zuaven!

Germania.

Ergieb dich! Du ergriffſt zuerſt das Schwert
Zum Länderraub und trugſt den blaſſen Tod
An meinen ſtillen friedgewohnten Heerd;
Ich rettete dich aus der Knechtſchaft Noth.
Leb' frei daheim, ergieb dich ganz dem Frieden,
Doch deutſches Land iſt Frankreich nicht beſchieden.

Gallia.

Deutſch oder Wälſch, es iſt zu mir gewöhnt,
Hat meine Kämpfe gegen dich getheilt —

Germania.

Und ſeinen Urſprung freventlich verhöhnt;
Das iſt vorbei, die Wunden ſind geheilt!

Gallia.

So ruf' ich Alles; Alles zu den Waffen,
Die Republik, die Eine, neu zu ſchaffen!

Germania.

Die Republik? Wer hat ſie denn verrathen?
Wer mit Millionen ſie hinweggeſtimmt?
Wo ſind die Freien, wo die Freiheitsthaten?
Ihr wollt nicht frei ſein; ihr ſeid nur ergrimmt,
Die Rache wollt ihr und den Ruhm des Sieges;
So habt ſie denn, die Noth des grauſen Krieges!